Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XIV. Jahrgang 1896/97.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann.

Beuthstraße 8.

Jahrgang XIV. der „Nation“.

Oktober 1896 — Oktober 1897.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des vierzehnten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Nr. 1. Berlin, den 3. Oktober 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Rostock spielt sich ein Vorgang ab, der unter Umständen von nicht geringer prinzipieller Bedeutung für die Entwicklung der nächsten allgemeinen Wahlen zum Reichstag werden kann. Ueber das, was dort vorgeht, gibt der nachstehende Briefwechsel Auskunft:

Rostock, den 14. September 1896. Fischbank 11.

An den Vorstand des „Liberalen Wahlvereins“ hier.

Nachdem bereits in anderen mecklenburgischen Wahlkreisen von liberaler Seite Verhandlungen bezüglich der Kandidaturen für die nächste Reichstagswahl eingeleitet sind, dürfte es nützlich sein, die Kandidaturfrage für den 5. mecklenburgischen Wahlkreis zu erledigen, und stellt sich der unterzeichnete Vorstand Ihnen zur Verfügung, um über eine gemeinsame Kandidatur zu verhandeln. Es wird für den späteren Erfolg wichtig sein, die Vorbereitung für die Wahlen, insbesondere die Nominirung des Kandidaten, frühzeitig zu treffen, zumal bei der Unsicherheit unserer inneren politischen Zustände eine Auflösung des Reichstags und die Ausschreibung von Neuwahlen vor 1898 nicht zu den Unmöglichkeiten gezählt werden kann. — Bestimmungen von Ort und Zeit der Verhandlung überlassen wir Ihnen, bitten indeß, die Sache nicht zu verzögern.

Hochachtungsvoll ergebenst

der Vorstand des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei für den V. mecklenburgischen Wahlkreis.

(gez.) Emil Eggerß.

Der Vorstand des Liberalen Wahlvereins antwortete:

Rostock, den 20. September 1896.

Auf Ihr Schreiben vom 14. d. M. erwidere ich nach genommener Rücksprache, daß wir die Zeit für Erwägung der Kandidaturfrage noch nicht für gekommen erachten können. Wir werden aber nicht verfehlen, seiner Zeit Ihnen Vorschläge in dieser Angelegenheit zu machen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

(gez.) Fr. Dornblüth, Dr.

Rostock, den 24. September 1896.

An den Vorstand des Liberalen Wahlvereins beider Mecklenburg hier.

Unsere Vorschläge zu einer gemeinschaftlichen Besprechung der Kandidaturfrage für unsern 5. mecklenburgischen Wahlkreis sind zu unserem lebhaften Bedauern durch Ihr Schreiben vom 20. cr. kurzer Hand abgelehnt worden. Wir haben uns daher gezwungen gesehen, nun in der Sache selbstständig Entschließungen treffen zu müssen.

Hochachtungsvoll ergebenst

der Vorstand des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei für den 5. mecklenburgischen Wahlkreis.

(gez.) Emil Eggerß.

Wir meinen, es ist nicht zutreffend zu sagen, „Vorschläge wurden kurzer Hand abgelehnt“, wenn die Gegenseite „nicht verfehlen will, Vorschläge in dieser Angelegenheit zu machen“. Aber das ist von untergeordneter Bedeutung.

Thatsächlich bestanden die selbständigen Entschließungen des Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei darin, daß sie nunmehr einseitig die Kandidatur des Herrn Krüger „in der Oeffentlichkeit weiteren Wählerkreisen unterbreitet“; diesen Ausdruck wählt die „Freisinnige Zeitung“.

Ueber eine Kandidatur, welche nur der Oeffentlichkeit „unterbreitet wird", hat natürlich zunächst der betreffende Wahlkreis selbst zu entscheiden, und wir bezweifeln nicht, daß das in Rostock geschehen wird.

Allein der Vorgang hat zugleich doch auch seine allgemeine Bedeutung.

Wie liegen die Verhältnisse in Rostock?

Bei der letzten Reichstagswahl erhielten dort die Sozialdemokraten 7304, die Konservativen 6281 und der Kandidat der freisinnigen Vereinigung 5865 Stimmen; gewählt wurde in der Stichwahl der reaktionäre Agrarier Herr von Buchka mit 10805 gegen 9184 sozialdemokratische Stimmen. Eines ist also absolut klar, jedes Vorgehen, das dazu führt, das geschlossene Auftreten der freisinnigen Vereinigung und der freisinnigen Volkspartei irgendwie zu verhindern, das von den gemeinsamen Kräften auch nur einen Theil absplittert, macht die Wahl irgend eines Freisinnigen unmöglich; es macht den Aufgestellten zu einem einfachen Durchfallskandidaten. Es würde vielleicht dem Sozialdemokraten zum Siege verhelfen, oder, was nach Lage der Verhältnisse in Rostock weit wahrscheinlicher ist, einem erzreaktionären Agrarier.

Wer durch ein einseitiges Vorgehen das Zusammenarbeiten aller Freisinnigen verhindert, der bringt damit augenscheinlich das Folgende zum Ausdruck. Auf den Sieg seines Kandidaten kann er freilich nicht rechnen, aber die Verhinderung der Wahl des anderen freisinnigen Kandidaten erscheint ihm so werthvoll, daß er den Sieg eines Sozialdemokraten oder voraussichtlich eines extremen Reaktionärs nicht scheut. Vorurtheilslose Politiker, die die Verhältnisse in Rostock einigermaßen kennen, oder die auch nur die Zahlen der letzten Reichstagswahl in Betracht ziehen, können über diesen Punkt verschiedener Ansicht nicht sein.

Nun entsteht ja natürlich die Frage: Welche freisinnige Richtung soll der andern in den einzelnen Wahlkreisen die Führung überlassen? Es gibt Wahlkreise, wo diese Frage nur bei sehr gutem Willen und bei politischer Weitherzigkeit auf beiden Seiten zu entscheiden ist; aber bei Rostock liegen die Verhältnisse durchaus nicht besonders schwierig. Wir legen noch nicht das entscheidende Gewicht darauf, daß in Rostock ein liberaler Wahlverein vorhanden ist, der über 500 Mitglieder zählt und überdies in Bützow ein zweiter liberaler Verein mit 100 Mitgliedern besteht, während ein Verein der freisinnigen Volkspartei daselbst nur um 100 Mitglieder herum haben soll. Mögen diese Zahlen angezweifelt werden, Thatsache ist es aber jedenfalls, daß bei der letzten Reichstagswahl 5865 Stimmen für den Kandidaten der freisinnigen Vereinigungen abgegeben worden sind, während Stimmen der freisinnigen Volkspartei überhaupt nicht in die Erscheinung traten. Wir fragen nun, wird die freisinnige Volkspartei in einem Wahlkreis, in dem sie fast 6000 Stimmen auf ihren Kandidaten vereinigt hat, plötzlich abdanken und einer anderen Partei die Aufstellung des Kandidaten überlassen. Diese Frage aufstellen, heißt, sie beantworten.

Gibt es also ein Prinzip, das das Verhalten der freisinnigen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung und der süddeutschen Volkspartei, — wie wohl in Beziehung auf sie die Frage fast nur theoretische Bedeutung hat, — zu einander regeln kann, so würde es lauten: Vor allem gegenseitige Achtung des Besitzstandes; zweitens wäre jener Partei in den zu erobernden Wahlkreisen die Führung zu überlassen, die augenscheinlich die stärkere ist. Ueber diese Linie hinauszugehen, ist schwieriger, aber bei gutem Willen nicht aussichtslos und nach unserer Auffassung heilsam für den entschiedenen Liberalismus in Deutschland. Eine Reihe von glücklichen Nachwahlen der Freisinnigen beweist, wie zweckmäßig diese Grundsätze für alle Richtungen sind. Gleichwohl soll der Versuch gemacht werden, sie für Rostock außer Uebung zu setzen.

Damit kehren wir zu dem Zustand zurück, der bei den letzten allgemeinen Reichstagswahlen geherrscht hat.

Von der freisinnigen Volkspartei war damals der Antrag der freisinnigen Vereinigung abgelehnt worden, solche Vereinbarungen zu treffen, die verhindert hätten, daß die Kräfte im Kampf gegeneinander aufgerieben wurden. Dieser Standpunkt der Volkspartei war begreiflich unter der Voraussetzung, daß man die eigene selbständige Kraft der Aufgabe des Kampfes gegen die Vereinigung und gegen alle anderen Parteien mit Ausnahme der süddeutschen Volkspartei, die eine unmittelbare Hilfe nicht leisten konnte, gewachsen erachtete; das traurige Ergebniß war, daß nicht ein einziger Volksparteiler im ersten Wahlgang gewählt wurde und nur ein Kandidat der freisinnigen Vereinigung, so daß die Trümmer des Freisinns nur in den Stichwahlen gerettet wurden mit den Folgen, die in der beklagenswerthen Gesetzgebungsarbeit des jetzigen Reichstages zur Erscheinung treten.

Wir hegen freilich die Ansicht, daß sich die Aussichten des Freisinns seit den letzten allgemeinen Wahlen gebessert haben, aber so optimistisch sind wir nicht, um anzunehmen, daß nicht fast überall die Aussichten der freisinnigen Kandidaten zu Nichte gemacht werden könnten, wenn allseitig nach dem Programm verfahren werden sollte, das bei den letzten allgemeinen Wahlen geübt wurde und das in Rostock zum ersten Male wieder auftaucht.

Wäre die Zersplitterung der Stimmen schon ein verhängnißvolles Uebel, so ist es doch nicht das einzige. Der widerwärtige Hader, der alsdann naturgemäß folgt, hat gleichfalls die übelsten Folgen. Ohne Hoffnung, als Freisinnige ihre Stimmen wirkungsvoll zur Geltung bringen zu können, schwenkt alsdann ein Theil derselben, ohne Sozialdemokraten zu sein, doch zu diesen sogleich über; andere Freisinnige enthalten sich der Stimmabgabe, abgestoßen von diesem selbstmörderischen Treiben, und welche Ermuthigung fänden wohl jene nationalliberalen Wähler, die ihre Partei zu einer Fühlungnahme nach links veranlassen möchten bei solchem Zustande der Linken?

Wird der künftige Wahlkampf seitens der Freisinnigen wie der bei den letzten Reichstagswahlen geführt, so würden die Folgen natürlich auch wieder die nämlichen sein, und wir werden dann eine gesetzgeberische Arbeit zu erwarten haben, gegenüber der die bisherigen Leistungen noch harmlos erscheinen dürften.

Wie kann das vermieden werden?

Augenscheinlich nur auf eine Weise. In der Bevölkerung muß der Boden nicht vorhanden sein, der es ermöglicht, eine Politik der gegenseitigen Abschlachtung der Freisinnigen zu betreiben. Treten nur deutlich und nachdrücklich genug Symptome zu Tage, die zeigen, auf welchen Widerstand ein solches Treiben stoßen würde, dann schwindet allmählich die Gefahr so gut wie völlig. An der Presse wird es daher auch sein, ihr bestes zu thun, um bei Zeiten der Bevölkerung in ruhiger Sachlichkeit die Dinge, wie sie liegen, und die Aussichten, wie sie sich darstellen, zu schildern.

So unerfreulich auch der Vorgang in Rostock ist, ein gutes hat er; er setzt klar schon jetzt die Frage auf die Tagesordnung, von der vor allem die nächste Zukunft des deutschen Liberalismus abhängt. Die Frage lautet nackt: Sind die heutigen Fraktionen der Linken geeignete Instrumente für einen wesentlichen Aufschwung des Liberalismus? Sind sie es nicht, dann wird die Bevölkerung, die sie dazu nicht zu erziehen verstanden hat, nach weiteren traurigen Erfahrungen, diese Instrumente schließlich zerbrechen und durch weitere Siege der Reaktion und des Bundes der Landwirthe belehrt, die so nöthige friedliche Cooperation aller liberaten Kräfte später erzwingen.

Rekriminationen und gehässige Polemik mit ihren verbitternden Wirkungen sind vom Uebel; was wir brauchen ist kühle, nüchterne Ueberlegung, und wenn die Presse der verschiedenen freisinnigen Richtungen ohne Voreingenommenheit die Frage erörtert, wie der Liberalismus allein vorankommen kann, dann sind wir über die Antwort nicht zweifelhaft.

Eine werthvolle Antwort liegt bereits vor. Die „Vossische Zeitung", dieses angesehene Berliner Organ, das seinen altfortschrittlichen Charakter nie verläugnet hat, erörtert den Rostock-Vorgang in unserem Sinn und gelangt zu dem Schluß:

„Heute erscheint nichts angemessener, als dem von den Bündlern geplanten neuen Kartell ein liberales Kartell entgegenzustellen, dergestalt, daß unter Achtung des bisherigen Besitzstandes die freisinnige Volkspartei, die freisinnige Vereinigung, die deutsche Volkspartei und der den Agrariern feindliche Flügel der nationalliberalen Partei allenthalben wie eine feste Phalanx zusammenständen und sowohl gemeinsam marschirten als gemeinsam schlügen".

Das ist es.

Hugo Hinze ist in Wiesbaden, nachdem er schon längere Zeit mit einem Herzleiden zu kämpfen gehabt hat, im frühen Alter von 57 Jahren gestorben. Er war ursprünglich Offizier, hatte das eiserne Kreuz und war Major geworden. Dann verließ er die militärische Laufbahn und widmete sich öffentlichen Angelegenheiten. Er wurde für Friedeberg-Büdingen und später für Oldenburg in den Reichstag gewählt. Bei der Reichstagswahl im Jahre 1887 fiel er durch, und damals wurde er in ein ehrengerichtliches Verfahren verwickelt, weil er eine Herausforderung zum Duell abgelehnt und in sozialdemokratischen Versammlungen gesprochen hatte; die Folge war, daß der Major a. D. zum vormaligen Major a. D. geworden ist. Bei den letzten allgemeinen Wahlen unterlag Hinze in Oldenburg, auch ein Opfer der Zersplitterung der freisinnigen Stimmen. Der Nationalliberale erhielt rund 7300, Hinze rund 4200, Eugen Richter 2500 und der Sozialdemokrat 4400 Stimmen; die Folge war, daß weder Richter noch Hinze in Oldenburg gewählt wurden, sondern der nationalliberale Enneccerus mit 12000 Stimmen; ein Beispiel, wie gemacht zu den obigen Ausführungen.

Hugo Hinze hat auch nach der Wahl regen Antheil am politischen und öffentlichen Leben genommen, er war eine charaktervolle, kluge und stets bis in seine Krankheitszeit arbeits- und opferbereite Natur. In ihm paarte sich der sympathische Lebensoptimismus unseres thatkräftigen Offizierstandes mit jener Unabhängigkeit und Vorurtheilslosigkeit des Urtheils, wie sie freien Naturen eigen ist. War Hinze zu einer Ueberzeugung gelangt, so blieb er ihr treu, ohne Schroffheit in der Form, aber mit aller Festigkeit. Diese Eigenschaft war es denn auch, die bei der Militärvorlage vor den letzten Wahlen seine Stellung bestimmte. Daß diesen trefflichen Mann, der lange das Büreau der deutsch-freisinnigen Partei und noch bis in die jüngste Zeit das Büreau der freisinnigen Vereinigung geleitet hat, so früh der Tod ereilte ist ein ernster, trauriger Verlust.

In der Türkei herrscht eine gewisse Stille, freilich nur eine gewisse, denn an einzelnen Orten schneidet man sich noch immer die Hälse ab; bedeutungsvoll aber ist, daß bei Eröffnung des Eisernen Thores erneut die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Rumänien zu Tage traten. Die Haltung Rumäniens ist eine wesentliche, erfreuliche Stütze für die Friedenspolitik des Dreibundes.

* * *

Der preußische Städtetag.

Am 29. und 30. September hat im Berliner Rathhause eine Versammlung von Vertretern preußischer Städte stattgefunden, die in regelmäßigen Zeiträumen wiederholt werden soll. Die Städte bis zu einer Bevölkerungszahl von 25000 herab waren eingeladen und die meisten waren diesem Rufe gefolgt. Den ersten Anstoß dazu, daß die Städte sich zu gemeinsamer Berathung verbinden, hatte im Frühjahr d. J. die finanzielle Bedrohung gegeben, welche durch den Entwurf des Lehrerdotationsgesetzes gegeben war; man hatte damals eine Versammlung einberufen und bei dieser Gelegenheit wurde der Beschluß gefaßt, solche Versammlungen in Zukunft regelmäßig abzuhalten. Der preußische Städtetag hat sich nun gebildet und sich ein Statut gegeben. Auf dieser zweitägigen Versammlung konnte noch nicht viel mehr geschehen, als daß man einen Ueberblick über das gewaltige Arbeitsgebiet gewann, das sich vor den Städten aufthut, wenn die Interessen des Bürgerthums, der Gedanke der Selbstverwaltung und damit die Wohlfahrt des Staates gesichert werden sollen.

Als nach der Schlacht von Jena das Staatsgebäude Friedrich des Großen einzustürzen drohte, waren es drei große Maßregeln, durch welche man es stützte, die Befreiung der Bauern von den Fesseln der Erbunterthänigkeit, die Befreiung der Bürger von den Fesseln des Zunftzwanges und der Erlaß einer Städteordnung, welche den Staatsangehörigen wieder Raum zur Entfaltung eigener Thätigkeit gewährte. Die ergriffenen Maßregeln müssen wohl gut gewesen sein, denn unter ihrem Einflusse erstarkte das Volk in wenigen Jahren so, daß es die Fesseln der Fremdherrschaft wieder abwerfen konnte. Eine Staatsregierung, die ihre Aufgabe erkannt hätte, hätte die Gedanken, auf denen diese schnell entworfenen Reformen beruhten, weiter ausbilden sollen. Was statt dessen geschehen ist, weiß man; die Gewerbefreiheit ist durchlöchert und wir haben uns im Zeitalter der Maschinen gegen den Plan von Zwangsinnungen zu wehren. Statt an der alten agrarischen Gesetzgebung festzuhalten, hat man die Erbpacht in Form von Rentengütern wieder eingeführt. Und die städtische Selbstverwaltung steht unter Polizeiaufsicht; bei Vermeidung von 300 Mark Strafe darf eine Petition nicht abgesendet werden, die dem jeweiligen Minister des Innern nicht gefällt.

Die Gegenströmung gegen die Gedanken des Freiherrn von Stein hat schon früh begonnen. Die Städteordnung von 1808 wurde schon im Jahre 1831 durch eine revidirte Städteordnung ersetzt, welche der Büreaukratie größeren Spielraum ließ, und auf diesem Wege ist man seitdem ununterbrochen fortgeschritten. In den Jahren seines Sturmes und Dranges sprach Fürst Bismarck es aus, daß die großen Städte vom Erdboden vertilgt werden müßten, und wenn er dieses Wort auch in der Zeit, wo er die Macht in Händen hatte, nicht wiederholt hat, losgesagt hat er sich von ihm ebensowenig. In seinen Augen blieben die großen Städte kommunale Republiken, welche in den Händen von fortschrittlichen Republikanern waren. Als im Jahre 1883 ein „Sturm auf das rothe Haus" in Berlin unternommen wurde, lieh ihm der Minister von Puttkamer durch Auflösung der Stadtverordnetenversammlung bereitwillige Unterstützung

Schritt für Schritt sind die Städte in ihrer Selbstthätigkeit beschränkt worden. Am grellsten tritt das hervor auf dem Gebiete der Schulverwaltung. Gerade in der Zeit, als die städtischen Schuldeputationen begannen, die Gestalt des Schulwesens zu verbessern, zog man die Zügel der Aufsicht straffer an. Das Provinzialschulkollegium befiehlt und die Schuldeputation führt die Befehle aus. Von der Gestaltung der Lehrpläne an bis zur Aufstellung der Spucknäpfe in den Klassenzimmern herab gibt es keinen Gegenstand in Betreff dessen die städtische Verwaltung selbständige Anordnungen treffen könnte. Sie hat das Recht, die Lehrer vorzuschlagen, aber das Provinzialschulkollegium bestätigt, und oft nimmt es aus geringfügigen Gründen Veranlassung, die gemachten Vorschläge zu beanstanden. Die Beschlüsse, welche in Berlin die Gehaltsverhältnisse der Lehrer verbesserten, konnten erst nach mühseligen Verhandlungen zum Abschlusse gebracht werden. Der Minister nimmt für sich das Recht in Anspruch, in jeder die Schule betreffenden Frage das allein Richtige zu finden und das nennt man die Selbstverwaltung aufheben. Für die Kreisschulinspektion nimmt man das Recht in Anspruch, jeden einzelnen Beschluß der Schuldeputation zu beanstanden und das gescheiterte Schulgesetz ging darauf aus, die Thätigkeit der Gemeinde als solcher durch die Thätigkeit decentralisirter Schulvorstände zu ersetzen. Im Rahmen dieses Gesetzes wäre für einen Stadtschulrath kaum noch Platz gewesen

Das neue Gemeindesteuergesetz, dessen ausgesprochener Zweck dahin ging, die Gemeinden in finanzieller Beziehung selbständig zu stellen, hat in der That den Erfolg gehabt, daß es nur selten einer Gemeinde gelingt, ihren Haushalt von ministerieller Genehmigung unabhängig zu gestalten. Anstatt eine Grundlage zu schaffen, auf welcher es der Gemeinde möglich ist, für die Zwecke, deren Erfüllung ihr das

Gesetz auferlegt, die Mittel auf gesetzlichem Wege aufzubringen, wird sie überall darauf hingestoßen, die Genehmigung der Aufsichtsbehörde oder des Ministers nachzusuchen.

Gewisse Zweige der Verwaltung, die der Natur der Sache nach den Gemeinden gebühren, werden ihnen vorenthalten. Der Stadt Berlin traut man nicht zu, ihre Feuerwehr selbst zu unterhalten. Ein Beamter des Polizeipräsidiums ist Chef der Feuerwehr und schmerzliche Erfahrungen haben dargethan, daß der Staat nicht immer die geeigneten Personen wählt. Die Uebertragungen wohlfahrtspolizeilicher Einrichtungen auf die Gemeinden sind an unerfüllbare Bedingungen geknüpft.

Das Polizeikostengesetz legte den Gemeinden eine Steuer auf, deren Höhe nicht nach feststehenden Grundsätzen geregelt war, sondern durch die Willkür des Gesetzgebers festgesetzt wurde. Der Entwurf des Lehrerdotationsgesetzes zeigte die unverhüllte Absicht, den Landgemeinden aufzuhelfen und die Städte dafür zu Leistungen heranzuziehen. Jede Landgemeinde war arm und jede Stadtgemeinde war leistungsfähig, mochte die Landgemeinde auch einen Magnaten zu ihrem Träger haben, und mochte die Stadtgemeinde auch in der Lage von Spandau sein, wo der Fiskus durch Anlage und Erweiterung von industriellen Etablissements die Kommunallasten fortdauernd vermehrt, ohne einen Pfennig zu ihnen beizutragen.

Daß einseitige Begünstigung der Landwirthschaft eine ausgesprochene Tendenz unserer Gesetzgebung ist, war längst bekannt; daß damit eine Benachtheiligung der Städte auch ihrer finanziellen Lage Hand in Hand gehen muß, ist selbstverständlich. Aber dazu gesellt sich noch eine Beschränkung der Bewegungsfreiheit. Es ist schmerzlich, eingestehen zu müssen, daß es soweit nicht hätte kommen können, wenn nicht des Bürgerthums sich schon seit geraumer Zeit ein großer Indifferentismus bemächtigt hätte. Hoffentlich ist der Zusammentritt des Städtetages ein Symptom dafür, daß dieser Indifferentismus allmählich zu weichen beginnt. Eine andere Hilfe für das Bürgerthum giebt es nicht.

Alexander Meyer.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

III.

Canton (Ohio), 17. Sept. 1896.

Bourke Cockran — John P. Altgeld — William McKinley: diese drei Männer, deren Bekanntschaft ich in den letzten Tagen machen konnte, repräsentiren zur Zeit ein gut Theil des politischen Lebens der Vereinigten Staaten, jeder in seiner Art. Cockran ist ein ausgezeichneter Redner irischer Abstammung. Sein Blut verleugnet sich nicht in der Form seiner Beredsamkeit. Für unseren Geschmack ist diese Eloquenz der übertriebenen Gefühle, begleitet von den lebhaftesten Gesten, etwas zu künstlerisch. Wir sind an eine gemessenere Redeweise gewöhnt; und ein Politiker, der vor unserem Publikum den Marc Anton spielen wollte, würde den gewünschten Eindruck nicht machen. In Amerika ist das anders. Der Amerikaner neigt zu Superlativen. In den richtigen Parteiblättern wird die eigene Partei, in ihren Bestrebungen wie in ihren Siegesaussichten, immer ganz rosig, die gegnerische Partei immer ganz schwarz geschildert. Das geschäftliche Leben bewegt sich fortgesetzt zwischen boom und bankruptcy. Kein Wunder, daß auch in der Redekunst — und gerade da — das Superlativische, das Uebertriebene, wirkt. Berücksichtigt man diese Neigung des amerikanischen Volkes gebührend, so muß man zugeben, daß Bourke Cockran seine Zuhörerschaft meisterhaft zu behandeln versteht.

Er ist zur Zeit unter den Gutgeldleuten eine der populärsten Figuren. Früher unterstützte er Tammany Hall; aber die in Chicago aufgestellte demokratische Platform hat ihn zu einem der entschiedensten Vorkämpfer der Goldwährung gemacht. In demselben Madison Square Garden zu Newyork, woselbst Bryan sein erstes empfindliches Fiasko erlebte, hat Cockran vor einer Versammlung von 15000 Personen den Frontangriff gegen die Silbermänner eröffnet. Von der amerikanischen Gutgeld-Liga, derselben, die auch Carl Schurz nach Chicago gerufen hatte, wurde Cockran alsdann aufgefordert, ebenfalls in Chicago, dem gegenwärtigen Brennpunkte des amerikanischen politischen Lebens, eine Rede zu halten. Er hatte den riesigen Theaterraum des Auditorium-Hôtels, der 5000 Sitzplätze faßt, als Versammlungsort gewählt. Der gewaltige Raum, so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, bot in seiner strahlenden elektrischen Beleuchtung einen prächtigen Anblick. In den Logen saßen elegant gekleidete Damen mit Blumensträußen, auf der Bühne waren reichlich 500 der angesehensten politischen Männer der Stadt postirt, und bis oben an das Dach hinauf wimmelte es von den schwarzen Schaaren der erwartungsvollen Menge. Nebenbei bemerkt, wie einfältig ist es, bei uns dem weiblichen Geschlecht die Betheiligung an politischen Versammlungen zu verbieten. Nicht nur, daß die Ladies derartigen Versammlungen erhöhten Reiz verleihen, ihre Anwesenheit emollit mores nec sinit esse feros.

Schon beim Eintritt wurde Cockran mit einer stürmischen Ovation, mit Schwenken von Taschentüchern und einem eigenartigen, den Kriegsrufen der Indianer ähnelndem Gejauchze empfangen. Dann ließ der Redner alle Seiten seiner Beredsamkeit auf sein Publikum wirken: Pathos, Humor, Indignation. Die Zuhörer reagirten auf jede Anspielung. Es war ein vorzügliches Instrument, auf dem der Redekünstler spielte. Jeder wesentliche Passus wurde beifällig aufgenommen. Als der Redner am Schluß die Arme zu dem über ihm hängenden Sternenbanner emporhob und die Hoffnung aussprach, daß diese Sterne allen Wolken zum Trotz am 3. November in strahlender Klarheit hervortreten würden, da kannte der Jubel keine Grenzen. Diese Raserei ist — auch wieder echt amerikanisch — jedoch immer nur die Raserei des Moments. Wenige Minuten später entleerte sich der Riesenraum ganz ruhig und in den Kommentaren, die sich an das eben Gehörte anschlossen, trat die Kritik bereits voll in ihre Rechte. Der Vergleich mit der vor acht Tagen gehörten Rede von Carl Schurz lag nahe, und fiel nicht zu des Letzteren Ungunsten aus. Jedenfalls ist Schurz' Rede als campaign document von ungleich größerem Werth, und es ist begreiflich, daß die Nachfrage nach dieser Rede aus allen Theilen des Landes in wachsendem Maße hervortritt. Das republikanische Hauptquartier zu Chicago hatte während der ersten acht Tage nach Schurz' Rede bereits Verwendung für $1^1/_2$ Millionen Exemplare allein in deutscher Sprache.

Nachdem ich am letzten Sonnabend Bourke Cockran gehört hatte, fuhr ich am folgenden Tage nach Springfield, der politischen Hauptstadt des Staates Illinois, um den Gouverneur John P. Altgeld kennen zu lernen. Altgeld ist das geistige Haupt der Partei Bryan's. Seine Gegner nennen ihn mit Vorliebe einen Anarchisten. Er wird bitter gehaßt, aber als intellektuelle Kraft und wegen seiner unleugbaren administrativen Fähigkeiten auch von seinen Gegnern respektirt. Es ist ein Vortheil meiner neutralen Stellung als Fremder, daß mir beide Lager zugänglich sind. Diesem Umstande verdanke ich es, daß ich in dem Hause des Gouverneurs volle vier Stunden, an einem der Ruhe gewidmeten Sonntagnachmittage, mit diesem interessanten Politiker über alle möglichen Gegenstände des öffentlichen Lebens, über Erziehungsfragen, über die Stellung der Eingewanderten, über die Verstaatlichung der Eisenbahnen, über den Charakter des amerikanischen Volks und seiner politischen Führer, sowie — und zwar am ausgiebigsten — über die Währungsfrage mich unterhalten konnte. Altgeld ist Deutscher von Geburt, jedoch bereits im Säuglingsalter nach Amerika

gekommen und nie nach Deutschland zurückgekehrt. Er spricht gebrochen Deutsch, versteht es aber gut. Auf seinem Schreibtisch lag unter Anderem ein Band Heine. Sein Urtheil über Menschen und Dinge war ungewöhnlich scharf und bitter, aber instruktiv. Keine Spur von einem Schwätzer. Es steckt viel von dem Radikalismus unserer Sozialdemokratie in ihm, nur mit dem Unterschiede, daß dieser „Sozialdemokrat" vier Jahre an der Spitze eines großen Staates gestanden hat und deshalb das, was administrativ möglich ist, klarer erkennt. Altgeld erblickt in der gegenwärtigen politischen Auseinandersetzung vor allem einen Kampf gegen die Plutokratie mit ihren allenthalben verzweigten kapitalistischen Einflüssen. Auch die free coinage-Bewegung betrachtet er wesentlich unter diesem Gesichtspunkte. In seinen Augen ist es der Kampf der Massen gegen die Klassen. Das Volk hat daher auch die alten Führer abgeschüttelt und nimmt sein Geschick selbst in die Hand; es hat die alte Politik der Redensarten satt. Seine Anschauungen waren in mancher Beziehung anfechtbar, und es war insbesondere nicht schwer, gerade vom Standpunkte der unteren Volksklassen aus die Absurdität der free coinage-Forderung nachzuweisen. Immerhin vertrat Mr. Altgeld seine Sache mit mehr Geschick, als ich sie bisher hier von demokratischer Seite habe vertreten hören.

Höchst charakteristisch ist es, daß die freihändlerischen Freisilberleute eigentlich genau so argumentiren, wie ihre republikanischen Gegner, die sich zugleich für Goldwährung und für Schutzzölle erklärt haben. Das Hauptargument der Ersteren für die freie Ausprägung von Silber läuft darauf hinaus, daß durch die Einführung von mehr Silber in den Geldverkehr eine allgemeine Aufmunterung der Produktion eintreten müsse, die schließlich auch den Arbeitern einen Vortheil bringen werde, der größer sei, als der sichere Nachtheil, der ihnen zunächst unzweifelhaft daraus erwächst, daß sie für ihren in entwerthetem Gelde bezahlten Lohn weniger kaufen können als vordem. Genau so argumentiren andererseits McKinley und dessen protektionistische Freunde, wenn sie die schutzzöllnerische Medizin anpreisen. Auch Schutzzölle sollen ja — genau wie die freie Silberprägung — eine künstliche Preissteigerung bewirken, und von dieser künstlichen Preissteigerung müssen — genau so wie bei der freien Silberprägung — die Lohnarbeiter, die dann weniger für ihren Lohn kaufen können, einen Nachtheil haben. Ueber dies Bedenken setzen sich die Republikaner — obgleich es eines ihrer Hauptbedenken gegenüber der free coinage-Forderung ist — mit derselben unklaren Vorstellung hinweg, indem sie auf eine allgemeine Produktionssteigerung verweisen, die unter erhöhten Schutzzöllen sicher eintreten und dann die den Arbeitern aus der Preissteigerung erwachsenden Nachtheile mehr als ausgleichen werden.

Daß es sich um eine künstliche Preissteigerung handelt, deren Folgen in beiden Fällen ganz ähnliche sind; daß es im Wesentlichen auf dasselbe hinausläuft, ob ich das Geld entwerthe oder die Waare vertheuere; — daß somit der Kampf für Schutzzoll und gegen free coinage genau so unlogisch ist, wie der Kampf für free coinage und gegen Schutzzoll: das ist bisher in diesem Präsidentschaftswahlkampfe nur den Golddemokraten völlig klar geworden. Die Hauptparteien, die Parteien Bryan's und McKinley's, dagegen kämpfen eine jede mit den Waffen der andern.

Ob auch Gouverneur Altgeld trotz seines Scharfsinns diesen Zusammenhang der Dinge nicht erkennt, wage ich nicht zu behaupten. Er sitzt jetzt einmal in einem Boot, mit dem man nur landen oder scheitern, aus dem man aber während der Fahrt nicht aussteigen kann. Die persönliche Bedeutung des Gouverneurs Altgeld wird auch dadurch charakterisirt, daß gar mancher, der nicht den geringsten Zweifel an der Niederlage Bryan's in Illinois hegt, es doch für wohl möglich hält, daß Altgeld am demselben 3. November als Gouverneur wiedergewählt wird. Inzwischen ist er wegen angeblicher finanzieller Unregelmäßigkeiten während seiner Amtszeit heftig angegriffen worden, und er hat sich nicht so resolut gewehrt, wie es sonst seine Art sein soll. Selbst viele politische Gegner, die in ihm einen rothen Teufel sehen, hielten ihn bisher für incorruptible. Fest steht, daß er bei einer Gelegenheit, wo eine große Gasgesellschaft zu jedem finanziellen Bestechungsopfer bereit war, um ein bestimmtes Gesetz durch die Legislatur zu bringen, dies Gesetz mit seinem Veto belegt und so zu Falle gebracht hat. Ein politischer Gegner Altgeld's der um jene Zeit ein einfaches Mitglied der Legislatur war, erzählte mir, man habe ihm 25 000 Dollars für seine Stimme und seinen Einfluß geboten, wenn er sich für das betreffende Gesetz erkläre. Mit welchem Angebot mag man an den Gouverneur herangetreten sein, damit er sein Veto nicht ausübe!

Jedenfalls ist dieser in Deutschland geborene Gouverneur eine interessante Persönlichkeit, aus guten und aus gefährlichen Eigenschaften seltsam gemischt, ein Mann, dessen Rolle wohl noch lange nicht ausgespielt ist, wenngleich er mit einer Anwandlung von philosophischer Resignation — ein deutsches Erbtheil — davon sprach, daß er des politischen Treibens müde sei und sich nach einem zurückgezogenen Leben als Farmer in einem Winkel von Illinois sehne.

Altgeld und McKinley! Ein echter republikanischer Parteigänger würde es für einen Mangel an Respekt halten, beide Namen in einem Athem zu nennen. McKinley ist in den Augen seiner Anhänger der Musterbürger, geschmückt mit allen Bürgertugenden. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit steht außer jedem Zweifel, sein Familienleben ist untadelig. Sein Aeußeres hat eine frappante Aehnlichkeit mit den Bildern des ersten Napoleon aus der Kaiserzeit. Wenn ihm etwas Haar in die Stirn fällt, ist die Aehnlichkeit besonders groß. Im Charakter aber scheint McKinley nichts vom ersten Napoleon zu haben. Er ist besonders deshalb ein starker Präsidentschaftskandidat, weil man ihm persönlich nichts Böses nachsagen kann. Niemand setzt andererseits besondere Erwartungen auf ihn. Er wird ein bonus ac diligens pater reipublicae sein. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie er zwei Delegationen empfing, eine Abordnung alter Kriegskameraden und eine Abordnung von Farmern aus Pennsylvanien. Es ging alles sehr würdig und ordentlich zu. Die Ansprachen nahm McKinley unter dem Portikus seines Hauses — ein paar Schritte hinter ihm die Frau des künftigen Präsidenten, eine Dame mit feinen, etwas leidenden Gesichtszügen, in einem Lehnsessel — in vortrefflicher Haltung entgegen, und seine Erwiderungen mit dem Händeschütteln zum Schluß wurden mit Begeisterung aufgenommen. Wie der Moniteur von Canton am folgenden Tage meldete, lauschten die Zuhörer to one of the best of those front porch campaign classics. Es handelte sich darum, den Farmern den Segen der Protektion klar zu machen, was in Amerika mit seinen exportirenden Getreidebauern noch erheblich schwerer ist, als bei uns. Auf mein ungläubiges freihändlerisches Gemüth wirkte die Ansprache nicht überzeugend. In der sich anschließenden Privatunterhaltung habe ich übrigens nicht die Anschauung gewonnen, als ob die Wahrscheinlichkeit der Einführung extremer schutzzöllnerischer Maßregeln bestände. McKinley dürfte am Allerwenigsten ein Mann der Extreme sein. Leider fürchte ich, wird er auch nicht viel Energie darauf verwenden, nach erfochtenem Siege die Währungsverhältnisse der Vereinigten Staaten durch Verstärkung der Goldbasis für das massenhafte Papiergeld des Landes definitiv zu regeln. Er glaubt, der Kredit des Landes werde rasch hergestellt sein, sobald nur erst die republikanische Partei wieder am Ruder sei.

Der Ort Canton in Ohio — wie ich aus dem Verzeichniß der Bahnstationen ersehe, gibt es in den Vereinigten Staaten 22 Cantons mit Eisenbahnverbindung — ist gegenwärtig ein richtiges politisches Mekka. Beinahe jeden Tag kommt bald dieser bald jener Verein, zum Theil aus weiter Ferne, um McKinley seine Hochachtung zu bezeigen. Die dabei gehaltenen Ansprachen werden dann durch die Presse urbi et orbi mitgetheilt. Derartige Empfänge sind eine erhebliche Strapaze, wenngleich es nichts ist gegen die Thätigkeit Bryan's, der im ganzen Lande umherzieht und oft an einem Tage an zehn verschiedenen Orten zum Volke redet.

Wohin man übrigens kommt, stößt man auf das intensivste Interesse für die Entwicklung des Wahlkampfes. Als die Nachrichten von dem überwältigenden Siege der Republikaner im Staate Maine bekannt wurden, war ich gerade auf der Bahn. An jeder Station riefen sich die Leute die neuesten Zahlen zu. Auch trifft man kaum einen Menschen, der nicht einen Knopf mit dem Bildniß seines Präsidentschaftskandidaten trüge. Schaufenster, manchmal auch ganze Häuserseiten, sind bedeckt mit den Bildern von McKinley und Hobart oder Bryan und Sewall, nicht selten in monumentaler Größe und in den lebhaftesten Farben. Das enorme Anwachsen der republikanischen Majoritäten bei den Staatswahlen von Vermont und Maine hat den Muth der Anhänger McKinley's sehr gehoben. Das Anwachsen der demokratisch-populistischen Majorität bei den Staatswahlen von Alabama und Arkansas kann dagegen nicht so ins Gewicht fallen, weil in diesen beiden Südstaaten kein rechter Wahlkampf vorher gegangen war. Die Erklärung Clevelands und seines Finanzministers Carlisle zu Gunsten der Golddemokraten und ihrer in Indianopolis formulirten Platform wird andererseits ohne Zweifel zur weiteren Lockerung des Gefüges der regulären demokratischen Partei dienen. Die Aussichten für einen glänzenden Sieg der Gutgeldparteien sind daher im Wachsen. Unklar ist noch, wohin sich die Trades Unions schlagen werden. Ihre Presse ist bisher — auch im Osten — ganz überwiegend für Bryan.

Ich gehe jetzt von hier zunächst nach Kentucky und dann voraussichtlich nach Louisiana.

Theodor Barth.

Die Frauen im Berliner Rathhaus.

Die Tage des Internationalen Frauenkongresses sind vorüber. Die Tagespresse hat, mit Ausnahme einiger ausgesprochenen Parteiblätter, den Verhandlungen einen bei öffentlichen Veranstaltungen von Frauen sonst ungewöhnlichen Beifall gezollt; sie hat mit großer Milde — die als Symptom erfreulich erscheint — die Mängel der äußeren Organisation kaum, die der inneren gar nicht berührt. Um so mehr wird gerade der Freund der Frauenbewegung die Pflicht haben, hier kritisch nachzuprüfen und die wahren Resultate von den Scheinresultaten zu sondern.

Ein äußerer Erfolg ist zunächst zweifellos vorhanden. Er möchte seinen Grund, außer in der Zeitgemäßheit des Unternehmens, nicht zum wenigsten in einem für den ganzen Kongreß charakteristischen Umstande haben: einem gewissen bequemen intellektuellen Mittelmaß der rednerischen Leistungen — die formell, wie üblich, zwischen gewandt und unzureichend schwankten — einem Mittelmaß der Gedanken, das es auch dem Durchschnittshörer ermöglichte, sie im Fluge zu erfassen, zu taxiren und ihnen zuzustimmen. Wuchtige Einzelleistungen mit tiefgründigen Gedanken fehlten ganz, man muß es leider gestehen; doch klug und fein sprach manche Rednerin; wir erwähnen nur Frau Stritt, Frau Schwerin, Frau Henriette Goldschmidt, Fräulein Käthe Schirmacher. Markantere Persönlichkeiten fanden sich insbesondere hie und da unter den Ausländerinnen, unter denen die Baronin Gripenberg, Mrs. Ormistan Chant, Mlle. Dupont und die Dottoressa Montessori hervorragten. Auch der äußere Hergang des Kongresses bot zu besonderen Epigrammen nicht Stoff; er war ein durchaus angemessener. Eine Ausnahme machte höchstens das Auftreten der bekannten sozialdemokratischen Rednerin, die in der eleganten Toilette der Generalstochter den grundverderbten bürgerlichen Kreisen das Elend der Arbeiterinnen zur Last zu legen pflegt.

Ein solches Durchschnittsmaß der Gedanken und der Persönlichkeiten stellt einem Kongreß kein übles Prognostikon, was den momentanen äußeren Erfolg betrifft. Die Zuhörer fühlen Gedankencentren angeregt, die schon einigermaßen eingeübt sind; Neues, unbequem Großes, für das die Anpassungsfähigkeit fehlt, drängt sich nicht auf. Die Probe auf dies Exempel ist auch diesmal gelungen. Wir sind nicht übel damit zufrieden: denn das semper aliquid haeret gilt im guten wie im bösen Sinne. Es ist nun gebrochen mit der Ueberlieferung, öffentliche Veranstaltungen der Frauen nur als Stoff für „Ulk“ und „Kladderadatsch“ zu betrachten — die Leistungen der Witzblätter waren, nebenbei bemerkt, hervorragend unbedeutend — man hat über den Frauenkongreß ebenso wie über andere referirt, ihn nicht nur glossirt. Das ist ein entschiedener Fortschritt. Wir verzeichnen ihn mit Freuden.

Im übrigen aber scheint es dringend geboten, daß gerade die Frauen selbst den Kongreß und seine Leistungen nicht mit dem gleichen kritiklosen Beifall aufnehmen, der das Publikum im Rathhause für den humoristisch gestimmten Philosophen zu einem so interessanten Studium machte. Geklatscht wurde auf jeden Fall, ob eine tüchtige Leistung wirklich Beifall verdiente, ob endloses Zahlenmaterial vorgeführt wurde, ob tönende Phrasen — denn auch an diesen hat es nicht gefehlt — vom Katheder erklangen, ob fortschrittliche oder rückläufige, konservative oder sozialistische Ansichten geäußert wurden. Ja, sogar die ausgesuchten Beleidigungen, die Frau Braun den „bürgerlichen Frauenrechtlerinnen“, die da so zahlreich versammelt waren, ins Gesicht schleuderte, wurden von der Mehrzahl durch minutenlangen stürmischen Beifall quittirt, den das Zischen der kritischen Minderheit nicht zu hemmen vermochte.

Für die Kritiklosigkeit eines Theiles des Publikums kann natürlich die Leitung nicht verantwortlich gemacht werden. Indirekt mag aber die Wahl- und Ziellosigkeit des Programms, die dieser zur Last fällt, dazu beigetragen haben, das Urtheil der Hörer zu verschieben. Ueber hundert Nummern mußten heruntergearbeitet werden; eine Zuspitzung auf anzubahnende konkrete Ziele, ein bewußter Aufbau war nicht zu erkennen. Es war, als ob man eine ganze Speisekarte wahllos herunteressen mußte. „It is a wholesale slaughter,“ meinte eine fremde Theilnehmerin des Kongresses; man wußte nicht recht, ob ihr die Zuhörer oder die Vortragsobjekte als leidender Gegenstand dabei erschienen. Die Durchführung des Programms erwies sich auch als unmöglich; etwa eine Viertelstunde (!) konnte von rechtswegen auf die einzelne Rednerin kommen; eine Zeit, die sich natürlich als gänzlich unzureichend zur Behandlung der zum großen Theil sehr umfassenden Themen erwies. So wurde sie überschritten, was wieder eine Beschränkung der nächsten Rednerin zur Folge hatte. Die steten Mahnungen zur Kürze vom Vorstandstisch aus wirkten auf den zu historischen Reminiscenzen geneigten Zuhörer wie das „Eile! Eile!“ der römischen Priesterschaft, das den messelesenden Luther so entsetzte. Dazu kam der Fortfall der Diskussion in den Hauptversammlungen, so daß weder Ergänzungen, noch Berichtigungen, noch Vertiefungen möglich waren.

Das erschien mir als der größte Fehler des Kongresses. Solche Veranstaltungen sollen doch mehr sein als ein Schauturnen. Die Gegenstände, die der Kongreß auf seine Tagesordnung gesetzt hatte, hätten bequem für ihrer fünf gereicht. Wir können einer nicht am Kongreß Betheiligten nicht Unrecht geben, wenn sie ihr Fortbleiben mit den Worten motivirte: „Hundert Vorträge von je 15 Minuten: was kommt dabei heraus? Das ist mehr breit wie tief; das gibt Geplätscher, aber keinen tragfähigen Strom. . . . Dies unterhaltende Redemosaik um einen Stein zu vermehren, erschien wirklich überflüssig.“

Daß bei dieser Art zu arbeiten von positiven Resultaten nicht die Rede sein wird, liegt auf der Hand. Vielleicht schauen solche bei den wenigsten Kongressen heraus; aber es wird doch meistens eine wirkliche Klärung in Einzelfragen erzielt. Auch das wird hier nicht erreicht werden. Was dennoch gewonnen werden wird, ist oben angedeutet: Der Kongreß wird seinen Theil dazu beitragen, breitere

Schichten an die Erscheinung der Frau im öffentlichen Leben und an den Gedanken ihrer Theilnahme an der Kulturarbeit zu gewöhnen. Die Presse, die augenblicklich, verblüfft durch die Thatsache, daß Frauen in ihren Durchschnittsleistungen als Rednerinnen sich neben Durchschnittsmännern ganz gut sehen lassen können, sich in überschwänglichem Lob ergeht, wird sich später nicht gänzlich dementiren können. Das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Ohne Zweifel hätte mehr erreicht werden können. Man zerbricht sich den Kopf darüber, warum der Kongreß einen eigentlich repräsentativen Charakter nicht gehabt hat da sehr bekannte Führerinnen der Frauenbewegung sich daran nicht betheiligt haben. Die Lösung ist, wie man mir mittheilt, einfach genug. Die Vorsitzenden der führenden deutschen Frauenvereine haben an den Abmachungen mit dem International Council festgehalten, wonach nur alle fünf Jahre ein internationaler Kongreß einberufen werden soll, ein Beschluß, den sie auf private Veranlassung hin nicht umzustoßen gewillt waren. Vielleicht wäre es besser gewesen, diesen führenden Vereinen, die in Bezug auf Organisation und Konzentration schon ungleich Besseres, wenn auch mit weniger show, in Scene gesetzt haben, den erwähnten Abmachungen gemäß die Initiative zu überlassen; der Kongreß würde dann in der That Deutschland — soweit es von der Frauenbewegung ergriffen ist — hinter sich gehabt haben, anstatt eines, trotz der großen Zahl der Theilnehmerinnen doch begrenzten Ausschnittes der Berliner Gesellschaft: auch die bedeutendsten Namen des Auslandes würden sich diesem Ruf nicht versagt haben. Vielleicht aber ist es gut, daß eine bedeutsame Vorarbeit in der öffentlichen Meinung durch diesen Kongreß geschehen ist und für eine spätere Tagung mancherlei gelernt, aber auch vermieden werden kann.

Der Freund der Frauenbewegung muß sich des frischen Lebens freuen, das seit einigen Jahren auf diesem Gebiete herrscht. Auch als Theilnehmer am Berliner Kongreß hat er manches Tüchtige gesehen, manche Persönlichkeit kennen gelernt, die weitere glückliche Entwicklung verspricht. Eine Betrachtung aber mußte sich ihm aufdrängen, die zum Schluß noch erwähnt werden möge.

Die deutsche Frauenbewegung ist erstarkt durch Frauen, die sich arbeitend in den Dienst ihres Geschlechts gestellt haben. Sie waren in geringerer Zahl auf dem Kongreß vertreten als die agitirenden Frauen. Nun hat die deutsche Frau unzweifelhaft die Agitation, dies unentbehrliche Reklamemittel der Neuzeit, früher zu sehr vernachlässigt. Dringend zu wünschen aber ist es, daß nicht etwa das umgekehrte Verhältniß jetzt eintritt; das hieße die berauschende Kraft des Alkohols der Nährkraft des Brotes gleichsetzen. Auch in Zukunft wird die Frauenbewegung, der auch der auf dem Boden moderner Anschauungen stehende Mann eine Durchführung bis in ihre letzten Konsequenzen wünschen muß, ihre eigentliche Kraft nur aus der Arbeit, aus imponirenden Leistungen, nicht aus Reden ziehen.

A. Gerber.

Die Feier am Eisernen Thor.

Die Sperrschnur an dem Schiffahrtskanal am Eisernen Thor ist Sonntag durch den Dampfer durchrissen worden, welcher den Kaiser Franz Josef und die Könige der beiden Uferstaaten trug, und dieses Ereigniß markirt ein geschichtliches Datum. Nach fast sechsjähriger Arbeit sind die Schiffahrtshindernisse beseitigt die den freien Verkehr an der unteren Donau hemmten und einengten; die Katarakte, die Felsenbarrieren, die Nadeln und Spitzen der ausgedehnten Felsenfelder, die nur beim höchsten Wasserstande größeren Schiffen die Durchfahrt durch das Eiserne Thor gestatteten, sind unschädlich gemacht durch einen neuen Triumph der modernen Technik. Der Gedanke, der einst Kaiser Trajan vorgeschwebt hatte, welchen der „größte Ungar“, Graf Stephan Széchényi, mit seinen Bemühungen um die wirthschaftliche Regeneration seines Vaterlandes, von der er die politische Erweckung erhoffte, mit genialem Blicke aufgegriffen hat, er ist nun seiner Verwirklichung zugeführt worden. Ungarn hat die Feier seines tausendjährigen staatlichen Bestandes mit der Vollendung dieses stolzen Werkes gekrönt, welches mit den Milleniumsdenkmälern wetteifernd, die längs der Grenzen des Landes errichtet wurden, fernen Geschlechtern die Erinnerung an das große Jubeljahr überliefern wird. Denn Ungarn hat die Durchführung des Werkes, welches durch den Berliner Vertrag der österreichisch-ungarischen Monarchie übertragen worden ist, auf sich genommen; es wollte die Regulirung des Eisernen Thor allein und selbständig bewerkstelligen, und so erntet es heute auch allein den Ruhm, das große Problem zur Lösung gebracht zu haben.

In begeisterten Festgrüßen hat in den letzten Tagen die ungarische Presse die Vollendung des Gigantenwerkes und die Eröffnung der neuen Wasserstraße, ihre wirthschaftliche und politische Bedeutung gefeiert. Mit Recht wurde dabei eines Dahingegangenen gedacht, des Handelsministers Gabriel Baroß, welcher mit der ihm eigenen Zähigkeit und fast brutaler Energie das Regulirungswerk in vollen Gang brachte, dessen Beendigung er nicht mehr erleben sollte. Wohlweislich aber verschwieg man in diesen Jubelhymnen die Thatsache, daß die Regulirung des Eisernen Thores in Ungarn nicht immer den gleichen Enthusiasmus erntete, wie in den letzten Wochen und Monaten. Als Ungarn nach dem Abschlusse des Berliner Vertrages die Verpflichtung auf sich nahm, die Schiffahrtshindernisse an der unteren Donau zu beseitigen, da geschah dies zunächst zu dem Zwecke, um die Ausführung der Aufgabe zu verzögern und zu verzetteln. Zwölf Jahre vergingen, ehe auch nur ein Spatenstich gemacht wurde. Die Mission, die Graf Andrassy vom Berliner Kongreß für die Monarchie heimgebracht hatte, war in Ungarn eine sehr unpopuläre. Der kleinlichen und selbstsüchtigen wirthschaftlichen Anschauung, die damals in breiten Kreisen Ungarns die maßgebende war, erschienen die Felsenbarren am Eisernen Thor als willkommene Hindernisse, um Rumänien, Bulgarien und eventuell auch Südrußland mit ihrem Cerealienexport von der Konkurrenz mit Ungarn auf den westlichen Märkten abzuschneiben. Hütete man doch geradezu ängstlich auch die natürlichen Hindernisse der Schiffahrt auf der mittleren Donau und verschob man doch von Jahr zu Jahr die Regulirung der Donau bei Gönyö, die Beseitigung der Untiefen, die sich durch die Versandung des Stromes gebildet hatten. Erst die wirthschaftliche Erstarkung Ungarn brachte diesen ökonomischen Köhlerglauben ins Wanken, und das übrige that der stetige Druck, den der Minister des Aeußern Graf Kálnoky mit regelmäßig wiederkehrenden Mahnungen und die österreichische Regierung mit ihren Forderungen ausübten. Die Forderungen der österreichischen Regierung waren berechtigt. Oesterreich hatte als Kompensation für die Regulirung des Eisernen Thores durch Ungarn den Bau der Arlbergbahn auf sich genommen, die Ungarn angesichts der Bismarck'schen Zollpolitik ein freies Ausfallsthor in die Schweiz und nach Frankreich sicherte. Nun konnte und mußte Oesterreich fordern, daß Ungarn seine Gegenverpflichtung erfülle und damit zugleich die Zusage einlöse, welche die Monarchie an Europa gemacht hatte. Ungarn zögerte lange; als es aber zur That schritt, war es eine echte und große.

Ueber die wirthschaftliche Tragweite der Beseitigung der Schiffahrtshindernisse ist kaum mehr ein Wort zu verlieren. War bisher die Donau scharf in zwei Theile zerschnitten, so wird sie künftig ein einheitliches Stromgebiet bilden und Schiffe bis zum Fassungsraum von 2000 Tonnen werden vom schwarzen Meer bis zum oberen Lauf vordringen können. Um den neuen Wasserweg kulturell und politisch vollständig ausnutzen zu können, dazu hat Oesterreich-Ungarn mit der Herstellung zu lange gezaudert. Ein Dezennium früher und die freie Donaustraße hätte der Monarchie den Weg zu einer namhaften Ausdehnung ihrer moralischen Machtsphäre im Osten geboten, und

sie wäre wohl im Stande gewesen, die Politik Stambulow's in Bulgarien ausgiebig und nachdrücklich zu unterstützen und Bulgarien durch wirthschaftliche Bande von dem russischen Einfluß loszulösen. Zehn Jahre früher und vielleicht wären der Monarchie und Rumänien die Bitternisse des Zollkrieges erspart geblieben, welche der agrarische Eigennutz in Ungarn wie in Oesterreich über die beiden Reiche gebracht hat, die von Natur bestimmt sind, einander zu fördern und zu unterstützen, nicht einander zu bekriegen. Die Erbitterung über die trostlose wirthschaftliche Lage, in welche Rumänien durch den Zollkrieg versetzt wurde, hat dort die Romania irredenta zu neuem Aufflackern gebracht und ihre feindselige Agitationen gegen Ungarn haben wieder in diesem Lande Erregung und strenge Maßnahmen gegen die aufgewiegelten ungarischen Rumänen erzeugt. Erst seitdem Graf Goluchowski auf dem Ballplatze eingezogen, ist in dem Verhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien eine Aenderung eingetreten, und man hat in Ungarn eingesehen, daß man dem vormaligen Gesandten in Bukarest Unrecht gethan, als man ihn der Indolenz in der Wahrung des ungarischen Interesses gegenüber Rumänien beschuldigte. Die festliche Eröffnung der großen Wasserstraße nach dem Orient bringt zugleich die Besiegelung der wiederhergestellten Freundschaft zwischen den beiden Monarchien und deren Staaten. Diese Freundschaft äußert sich nicht nur in der Wärme der Begrüßungen, welche Kaiser Franz Josef und König Carl in Herkulesbad und Bukarest austauschten, sondern noch mehr in der Herzlichkeit des Empfanges und der Aufnahme, welche dem Kaiser-König in allen Kreisen der rumänischen Bevölkerung zu Theil wurde. Auch derartige Momente sind bedeutungsvoll für die Stimmungen und Strömungen einer Bevölkerung; der Jubel am rumänischen Donauufer und in Bukarest ist nicht minder symptomatisch, wie die Kälte auf dem serbischen Ufer. Vielleicht vollzieht sich in Bukarest in diesen Tagen sogar ein Ereigniß von großer politischer Tragweite.

Die formelle Angliederung Rumäniens an den Dreibund war seit jeher ein lebhafter Wunsch der leitenden Staatsmänner des Dreibundes, in erster Linie ein Wunsch der Männer, die in der Wiener Staatskanzlei seit zwei Jahrzehnten an der Spitze der Geschäfte standen. Aber die neue junge Freundschaft ist eine zarte Pflanze und sie bedarf der sorgsamen Pflege, und gerade die Freunde Ungarns müssen an dieses Land die ernste Forderung richten, daß von dieser Seite die berechtigten politischen und wirthschaftlichen Empfindlichkeiten Rumäniens geschont und berücksichtigt werden. Wer sich einen Freund erhalten will, darf nicht immer empfangen wollen, sondern muß auch zu geben bereit sein.

An der Eröffnung des regulirten Eisernen Thores hat auch König Alexander von Serbien theilgenommen. Ihm wurden alle Ehren erwiesen und den Worten, in denen Kaiser Franz Josef Serbiens gedachte, wohnte zweifellos warmes Wohlwollen inne. Und doch wurde hier wieder offenbar, daß das Verhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien der inneren Wärme und der Herzlichkeit entbehrt. Das heutige Serbien hat als Freund und Bundesgenosse für die österreichische Monarchie kein großes Interesse, weil es von Krisen zerrüttet, durch eine korrupte Verwaltung zersetzt, keine Gewähr für den dauernden Fortbestand einer Regierung und einer politischen Richtung bietet. Wird der junge König die feste Hand besitzen, deren es bedarf, um Ordnung in das serbische Chaos zu bringen? Von der Beantwortung dieser Frage hängt vielleicht das Schicksal der Dynastie Obrenovich und die künftige Gestaltung der Entwicklung in Serbien ab, der man hier nicht ohne Besorgniß entgegensieht.

Den Festen in Orsova und Herkulesbad fern geblieben ist der Fürst des vierten Donaustaates, Ferdinand von Bulgarien. An ihn ist eine Einladung nicht ergangen; man hat ihm in der Wiener Hofburg den jähen Wandel nicht verziehen, den er durchgemacht, die Zusagen, die er nicht gehalten, die Lossagung von Stambulow, den Abfall von Oesterreich und das Buhlen um die russische Gunst. Seit dem Tage, da Stambulow fiel, ist Fürst Ferdinand in der Wiener Hofburg nicht mehr empfangen worden, und was seither geschehen ist, war nicht geeignet, für ihn eine mildere Beurtheilung zu bereiten. Die Festtage von Orsova, Herkulesbad und Bukarest weisen auch ein Passivblatt auf: auf demselben steht Bulgarien verzeichnet.

Wien, 28. September. **Austriacus.**

Die interparlamentarische Friedenskonferenz in Budapest.

Die interparlamentarische Konferenz, welche in der vorigen Woche in der prächtigen Hauptstadt Ungarns tagte, lieferte einen erfreulichen Beweis für die Zunahme der allgemeinen Friedensbewegung. Die Zahl der Parlamentarier, die als Mitglieder der Vereinigung sich haben einzeichnen lassen, weist ein erhebliches Wachsthum auf. Die Versammlung in dem Sitzungssaale des ungarischen Oberhauses bot einen stattlichen Anblick und in dem Verzeichnisse der Theilnehmer der Budapester Konferenz finden sich Namen angesehener und berühmter Staatsmänner in Fülle. Das Deutsche Reich anlangend, so war dieses Mal nicht nur die liberale Partei vertreten: auch das Centrum hatte sich in der Person des Reichstagsabgeordneten Szmula betheiligt und noch ein anderes Mitglied der Centrumspartei war wenigstens angemeldet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß für die Zukunft noch eine stärkere Betheiligung des Centrums bevorsteht; die katholische Kirche fängt anscheinend an, sich für die interparlamentarische Friedensbewegung zu interessiren, wie denn z. B. auch der Führer der klerikalen Partei Belgiens, der ehemalige Minister Beernaert, nicht nur erschienen war, sondern auch als Redner mehrfach auftrat. Aus den Verhandlungen ist hervorzuheben, daß nach den Mittheilungen Stanhope's das gegenwärtige konservative Ministerium Englands die unter dem früheren liberalen Ministerium begonnenen Bemühungen fortsetzt, mit den Vereinigten Staaten in Amerika einen allgemeinen Vertrag zur Erledigung von Streitigkeiten durch Schiedsgericht abzuschließen. Sodann gelangte der Antrag der deutschen Gruppe mit sehr großer Mehrheit zur Annahme. Der Antrag, der von Prof. v. Bar vertreten wurde, empfiehlt den Parlamenten als ein Mittel indirekt den Frieden zu sichern, eine billige und wohlwollende Behandlung der im Staatsgebiete sich aufhaltenden Fremden. Die Theilnehmer der Konferenz sollen dafür sorgen, daß 1. nach den Gesetzgebungen ihrer Länder Fremde, welche die Gesetze des Landes beobachten, alle sog. bürgerlichen Rechte genießen, Grundeigenthum erwerben und Gewerbe ungehindert betreiben können, und 2. daß Ausländer gegen willkürliche Ausweisung geschützt werden. Der erste Satz ist zwar bereits in den Gesetzgebungen vieler Kulturstaaten sanktionirt; indeß bei dem gegenwärtig so vielfach genährten Hasse gegen fremde Konkurrenz war es nicht unwichtig, daß die interparlamentarische Konferenz das Prinzip mit ihrer Autorität deckte. Der zweite Theil des die Ausländer betreffenden Beschlusses adoptirt die vom Institut für internationales Recht aus vorbereiteten Bestimmungen. Der Inhalt derselben ist den Lesern der „Nation" bereits früher mitgetheilt; da indeß seitdem vier Jahre vergangen sind, sei hier bemerkt, daß 1. Massenausweisungen, soweit sie nicht als rein vorübergehende, z. B. in Folge von Unruhen nothwendige Maßregeln sich darstellen, nur kraft eines Gesetzes erfolgen sollen, 2. daß individuelle Ausweisungen nur aus bestimmten, gleichwohl aber für Sicherheit des Staates gebotenen Gründen für zulässig erklärt werden, 3. daß individuell ausgewiesenen Personen gegen die Ausweisung ein Rekurs an einen unabhängigen Gerichtshof

(oder Verwaltungsgerichtshof) zu gewähren ist; 4. daß über die erfolgten Ausweisungen den Parlamenten periodisch Bericht erstattet werde. Indem die interparlamentarische Konferenz dabei zugleich den auch vom Institut für internationales Recht formulirten Satz annahm, daß der Schutz der nationalen Arbeit niemals ein Grund sein dürfe, Ausländern den Zutritt und die Niederlassung zu wehren, hat sie über alle entgegengesetzten Bestrebungen, welche in engherziger Weise Ausländer, d. h. ausländische Arbeitskraft und Intelligenz ausschließen möchten, den Stab gebrochen, und in den Eingangsworten hat die Konferenz auf Antrag des belgischen Senators Descamps sich ausdrücklich zu dem Satz bekannt: „qu'un traitement des étrangers conforme à la justice et à l'équité, est un moyen important de cimenter la paix.“

Ein von dem früheren ungarischen Minister Hieronymi verfaßte und verlesene interessante Denkschrift betraf die Frage: unter welchen Voraussetzungen ein Staat seine immer währende Neutralität erklären könne. Ein Beschluß der Konferenz hierüber bedarf noch weiterer Vorbereitung.

Die ungarische Gastfreundschaft bewährte während der Konferenz sich in glänzender und zugleich liebenswürdigherzlicher Weise. Die aus der Ferne gekommenen Theilnehmer der Konferenz werden mit den besten Eindrücken über Ungarns Staat und Volk und mit der Ueberzeugung heimkehren, daß Ungarn in den letzten Decennien Fortschritte gemacht hat, die alle Erwartungen übertreffen. Sie werden aber auch mit Anerkennung der vorzüglichen Leitung der Verhandlungen durch den früheren ungarischen Minister, jetzigen Präsidenten des Abgeordnetenhauses v. Szilagyi, der freundlichen Sorgfalt des Empfangskomitee, insbesondere der Herren Kol. von Szelt, von Pazmandy und von Dessewffy mit besonderer Anerkennung gedenken und die glänzende und zugleich bescheidene und herzliche Abschiedsrede Szells im Gedächtniß behalten.

Budapest. •••

Die Anfänge der neuen deutschen Kunst.

Auch die deutschen Maler in Rom bildeten unter dem Tiroler Landschafter Koch einen kleinen Kreis, in dem das Andenken an Carstens hochgehalten wurde. Das Verständniß der antiken Kunst wurde gefördert durch den Schleswiger Zoega, den Balten v. Stackelberg und den Dänen Bröndstedt, die wissenschaftliche Kenntniß der italienischen Malerei begründete der Holsteiner v. Rumohr. Es ist merkwürdig, wie der Norden damals die Führung übernahm und damit erklärt sich auch zum Theil das gedankenvolle kühlere Element in der ganzen Kunstbetrachtung dieser Zeit. Der Mittelpunkt aber für alle geistigen Bestrebungen war das Haus des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt. Das war der Mann, der durch Tiefe der Bildung und allumfassenden Geist wie kein anderer unsere klassische Epoche verkörpert. Ihn kennzeichnet das eine Wort, das er sprach, als er einmal mit dem Philologen Gottfried Herrmann das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „ja sehen Sie, Liebster, Reiche gehen zu Grunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.“ Mitten in dem Ränkespiel der Diplomatie, die den Zusammenbruch des alten Europa aufhalten sollte, behielt er die Klarheit einer Seele, die einzig dem Gedanken dient, dem Herrscher der Welt. Sein Haus, Villa Malta, später auf Trinità dei Monti war der Sammelplatz der Gebildeten. Zu den steten Gästen dieses Hauses gehörten der Landschafter Reinhart und die Malerin Angelica Kaufmann. Gerade 1805 kehrte der Bruder Alexander von Humboldt ein. Er war eben von seinen Reisen in Amerika zurückgekommen und schilderte die fernen Welten in der wissenschaftlich-künstlerischen Weise, wie sie Niemand vor ihm gesehen. Was er erzählte, gestaltete der Maler Gottlieb Schick zu rasch hingeworfenen Zeichnungen. Er war ein Württemberger und erst unter Dannecker, dann in Paris in der Schule David's gebildet. Wie er die französische Erneuerung der antiken Formen sich angeeignet, zeigt ein liebenswürdiges Gemälde des Kölner Museums. Eva sieht ihr Bild im Flusse. Der Maler war von den Versen seines Landsmannes Schubart angeregt, der in seiner Ode an Seraphine sagt:

> Dir floß das Haar
> Wie Eva's Haar, als sie sich sanft belächelnd
> Am Pischon stand und mit den Rosenfingern
> Die goldnen Locken kämmte.

Die mädchenhafte Mischung von Scham und Neugier ist vortrefflich gelungen und in der strengen Modellirung der lebenswahren reinen Körperformen ist ein technisches Vermögen ausgesprochen, wie es damals der deutschen Kunst fremd geworden war.

Ein anderer Hausgast bei Humboldt's war der Archäologe Welcker, der später in Bonn eine weitreichende Thätigkeit entfaltete. Niemand aber wurde so ganz Mitglied der Familie wie Rauch und er blieb es auch als Humboldt Rom verließ, um in das Unterrichtsministerium einzutreten. 1810 ging auch die Frau nach Deutschland zurück und Rauch fühlte sich einsam und verlassen. Da kam ein Brief von Humboldt, der über sein Leben entscheiden sollte. Als im Juli dieses Jahres die Nachricht vom Tode der Königin Louise nach Rom gekommen war, hatte er ihre Büste vollendet und nach Berlin geschickt. Jetzt wurde er aufgefordert (mit Thorwaldsen und Canova) Entwürfe für ein Denkmal einzusenden. 1811 kehrte er nach Berlin zurück.

Es war eine schwere Zeit. In dem Jahre, da die preußische Monarchie auf dem Schlachtfelde von Jena zusammengebrochen war, erschien die Schrift, die dem armen Palm das Leben kostete: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. In Wahrheit war der deutsche Geist zu schöner Männlichkeit herangereift. Durch Lessing, Kant, Herder, Schiller und Goethe hatte das deutsche Volk sich eine weite und freie Weltanschauung erworben. Die deutsche Sprache war zu einem formenreichen Ausdruck hoher Gedanken und warmer Empfindungen geworden. Die ganze Welt tiefinnerster Gefühle, den Kampf des edlen Menschengeistes mit dem Schicksal in reinster Kunstform auszusprechen war Beethoven gelungen. 1803 und 1804 entstanden die Eroica und der Fidelio. — Eine neue Generation war dann herangewachsen, welche die Ideale der Dichter und die Lehren der Philosophie auch im Leben verwirklicht sehen wollte. Die Romantiker griffen zurück in die Herrlichkeit deutscher Vergangenheit, die Noth der Zeit entflammte den Geist der That in den Reden Fichte's und den Schriften von Ernst Moritz Arndt und Stein und Scharnhorst legten in der Bauernbefreiung, der Städteordnung und der allgemeinen Wehrpflicht den Grund für den neuen deutschen Staat. Für die bildenden Künste war in diesen Nöthen wenig Platz, am wenigsten für die Architektur, die am meisten kostet. Die großen Werke Schinkel's sind erst nach 1815 entstanden, aber er gehört dieser älteren Generation an, denn er ist 1781 geboren. Auch seine künstlerische Größe beruht auf einer ungewöhnlich reichen Bildung. Auch er begriff die große Forderung der französischen Revolution, die Rückkehr zum reinen Menschenthum und er träumte mit Goethe und Schiller, Carstens und Thorwaldsen den Traum von einem idealen Griechenthum, in dessen Formen die schöne Menschlichkeit verwirklicht war. Dann schwärmte er mit den Romantikern für die deutsche Bauweise, die sie in den gothischen Domen und Rathhäusern zu erkennen glaubten, und versenkte sich in die Schöpfungen aller Zeiten und Völker. Nicht die äußerliche Kenntniß der Stile, das Wesen der Form dachte er zu finden und in seinen zahllosen Entwürfen — Dichtungen müssen wir sie nennen — suchte er nicht das Bauwerk allein, sondern die ganze Umgebung, Stadt und Landschaft, in künstlerischer Einheit und inniger Verbindung mit Skulptur und Malerei zu gestalten. Sein letztes Ziel war die dreifache Zweckmäßigkeit des

Baues in der Durchführung des Planes, der Konstruktion und des Schmuckes und wenn er schließlich auf die griechischen Formen zurückkam, so war es nicht, um die Antike zu kopiren, sondern weil er in ihnen den reinsten Ausdruck für den architektonischen Gedanken zu finden glaubte. Gleich bei dem ersten Werk, das er ausführte, sollte er mit Rauch dauernde Freundschaft knüpfen.

Dieser hatte im Oktober 1811 das Gipsmodell für das Denkmal der Königin vollendet und ging dann wieder nach Rom zurück. Das Modell, das er vorausschickte, war mit Uebersetzungen griechischer Klassiker gefüllt. Auf der Reise besuchte er in München den Kronprinzen Ludwig von Bayern, der gerade damals über den Ankauf der Aegineten verhandelte und half ihm den Ilioneus erwerben, jetzt eine der schönsten Antiken in der Glyptothek. Auch übernahm er mehrere Büsten für die künftige Ruhmeshalle Deutschlands, die Walhalla. Drei Jahre war er dann theils in Carrara theils in Rom. In den einsamen Steinbrüchen des alten Luna lernte er, was Marmor ist, und wie man ihn bearbeitet. Die Ausführung des Denkmals leitete sein ebenbürtiger Freund und Genosse, Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters. Während der Arbeit waren beide Künstler tief erregt von den politischen Nachrichten aus Deutschland, zuletzt in Angst und Jubel über die gewaltigen Kämpfe und Siege, die den Sturz Napoleons herbeiführten. 1815 kam Rauch nach Berlin zurück. Noch einmal hatte Napoleon Europa zum Kampfe aufgerufen, und an dem Tage als Blücher zur Armee ging, konnte Rauch noch beim Nachtischkaffee das Modell zu der berühmten Büste des Feldmarschalls vollenden. Die Statue der Königin, die man einem englischen Schiffe übergeben hatte war von einem amerikanischen Kaper genommen und von einem englischen wieder abgefangen. Als sie eben aufgestellt war, kam König Friedrich Wilhelm vom Wiener Kongreß zurück und ging noch an demselben Abend mit allen seinen Kindern das Werk zu sehen.

Der Wunsch des Königs, vor Allem ein Abbild seiner geliebten Gemahlin zu haben, hatte auf die einfache Form geführt, welche dem Denkmal gegeben ist. Die Königin liegt da wie eine Schlummernde, den einen Fuß über den andern geschlagen, die Arme über dem Busen gekreuzt, das Haupt leise zur Seite geneigt. Ein Diadem schmückt das Haar, ein langwallendes schlichtes Sterbegewand legt sich um die schönen Glieder bis über den Fuß herab. Das Bahrtuch ist mit einer Reihe von Adlern und Kronen geschmückt, der Sarkophag mit den reinsten griechischen Ornamenten geziert. An den Schmalseiten stehen zwei stattliche Adler mit gelichteten Flügeln. Sie haben dieselbe Gestalt, die Schinkel später zu Akroterien auf dem Museum umbildete, daneben zwei Kandelaber, der eine mit den Horen von Tieck, der andere mit den Parzen von Rauch. Der ganze Raum ist heute leider verändert und gibt nicht mehr die weihevolle Stimmung, die hier ursprünglich geschaffen war, aber das Marmorbild hat seine Bedeutung behalten. Zu ihm zieht uns nicht bloß die menschliche Theilnahme für die hochgesinnte Frau, die der Glaube an das Vaterland in den Tagen des Unglücks mit den Besten ihres Volkes vereinigte. In dieser Statue ist das Gefühl für die antike Schönheit verbunden mit der Wahrheit der geschichtlichen Erscheinung. Es ist das erste große Werk der neuen deutschen Kunst.

Die Erinnerung an den großen Befreiungskampf stellte damals der bildenden Kunst die höchsten Aufgaben. Alles blickte hoffnungsfreudig in die Zukunft. Schinkel wurde beauftragt, einen mächtigen Dom zu entwerfen, ein Denkmal des Dankes für die Befreiung. Er plante ein gewaltiges gothisches Gebäude vor dem Potsdamer Thor. Die Skulptur sollte daran wie im Mittelalter unendliche Arbeit finden.

Gleichzeitig sollte die Kenntniß aller Kunstepochen in einem großen Museum dem Volke eröffnet werden. Die erste Anregung gab die Zurückführung der geraubten Kunstschätze aus Paris. Dort war auch die giustinianische Gemäldesammlung gekauft, die meist Italiener enthielt, und für die altdeutsche und niederländische Malerei suchte Schinkel die Kölner Sammlung der Gebrüder Boisserée zu erwerben. Daneben sollten in Gipsabgüssen alle bedeutenden antiken Skulpturen vereinigt werden.

Endlich entwarf Schinkel einen Umbau der Stadt Berlin. Aus allen diesen Plänen wurde zunächst nichts. Nur der grüne Graben am Opernhausplatz wurde überwölbt und Schinkel beauftragt, dort eine neue Wache zu bauen. Vor der Wache sollten die Statuen Bülow's und Scharnhorst's stehen und Rauch ging wieder nach Rom. Hier traf er alles verändert.

Ein Häuflein deutscher Maler hatte die Erneuerung der Kunst im Sinne der Romantiker begonnen. Man nannte sie die Klosterbrüder von San Isidoro, weil sie in den Ruinen des alten Klosters sich eingenistet hatten, spottweise auch die Nazarener. Ihr Hauptmann war der Düsseldorfer Peter Cornelius, nach ihm das bedeutendste Talent Friedrich Overbeck aus Lübeck. Dazu kamen u. A. Philipp Veit, der Sohn von Dorothea Mendelssohn, und Wilhelm Schadow, ein Sohn des Bildhauers. Auch diese jungen Leute waren Revolutionäre und führten wie Carsten's den Krieg gegen den akademischen Zopf. Auch sie wollten Gedankeninhalt, Wahrheit und Tiefe der Empfindung an Stelle des eitlen Formenspiels. Aber nicht griechisch, sondern deutsch und christlich war die Lösung. Im Jahre 1797 waren die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ erschienen. Der Verfasser war ein Jurist Namens Wackenroder. Da er jung starb, gab Ludwig Tieck seine „Phantasien über die Kunst“ mit eigenen Zusätzen heraus. Da war das Ideal eines ehrlichen, frommen und hochherzigen Künstlers geschildert und besonders, wie schon früher von Goethe, auf Albrecht Dürer als Vorbild hingewiesen. Allerdings war das Bild, das sich Wackenroder von dem großen Nürnberger machte, ebenso unwirklich und phantastisch wie alle Vorstellungen der Romantiker vom Mittelalter. Vor Allem verkannte er, da er selbst kein Künstler war, die Bedeutung der handwerksmäßigen Ausbildung und die letzten Schlußfolgerungen seiner rückwärts gewandten Begeisterung zog Ludwig Tieck, indem er die Geschichte ausführte, wie ein Schüler Dürer's nach Italien zieht, in Raphael die Vollendung seines Kunstideals findet, eine Römerin heirathet und durch diese veranlaßt wird katholisch zu werden. Wohl selten ist die Erfindung eines Buches so vollständig verwirklicht worden wie damals im Leben Overbeck's. Es wäre aber ungerecht, Overbeck und seine Freunde für unklare Schwärmer zu halten. Wenn sie die weichliche Gefälligkeit der akademischen Malerei verachteten, und auf die flaue, schwankende, gesinnungslose Zeit schalten, so suchten sie selbst in einer festen, klaren Zeichnung die Wahrheit der Natur zu erfassen. Und diese Wahrheit im scharfen Umriß fanden sie nicht nur bei Dürer, sondern auch bei den Italienern des Quattrocento. Es war ein vollkommen richtiger Instinkt, der sie zu Präraphaeliten machte. Denn wenn die großen schönen Formen verschliffen und leer geworden sind, wenn man wieder aufs Neue lernen will die Natur zu sehen und nachzuahmen, wird man am Besten bei denen in die Schule gehen, die selbst noch lernten und in jedem Zuge die Arbeit fühlen lassen, welche die Kunst zur Vollendung geführt hat. Hatte Overbeck ein mildes, inniges Gemüth, so war durch Cornelius ein wetterfester und kampfesfreudiger Charakter in die Gesellschaft gekommen. Die Richtung auf das eigenthümlich deutsche Wesen hatte er gleich in seinen ersten Arbeiten bekundet, Illustrationen zu Faust und den Nibelungen. Hier in Köln hatte er in den Sammlungen der Boisserée's und Wallraf's seine Vorbilder gefunden. Mit den Faustbildern erzwang er sich selbst Goethe's Anerkennung. Wir sehen hier in Federzeichnungen von 1813 und 1815 die hohe gestaltende Kraft, daneben auch die schroffe, zuweilen ungefüge Art des Künstlers. In Romeo und Julia ist der mildernde Einfluß Italiens nicht zu verkennen. Am bedeutendsten ist das Titelblatt zu den Nibelungen vom Jahre 1817 dem treuen Beistand des Malers, dem Historiker Niebuhr gewidmet, der 1816 als Nachfolger Humboldt's nach Rom gekommen war. Wir erkennen deutlich das Studium der Florentiner und Umbrier und doch den eigenen Stil eines

großen Künstlers. Es ist in einem reichen Bilde menschlichen Lebens von Freuden und Hochzeiten, von Weinen und Wehklagen und großer Arbeit. Ganz unten über den Leichen sitzt der alte Etzel in tiefen Schmerz versunken, eine von den Erfindungen des Malers, die sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen. Eine mächtige Anregung brachte dem begeisterten Streben der jungen Künstler die große Erhebung von 1813. Veit hatte den Krieg mit Eichendorff bei den Lützowern, dann mit Fouqué bei den Brandenburger Kürassiren mitgemacht.

Sie brannten darauf, ihr Talent in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Cornelius bezeichnet in einem Schreiben an Görres als Fundament für eine neue, dem großen Zeitalter und dem Geiste der Nation angemessene Richtung die Wiedereinführung der Freskomalerei. Zur Verherrlichung des öffentlichen Lebens sollte die Kunst dienen und in der Wiedergeburt des Volkes ihre eigene Wiedergeburt feiern. Aber in Deutschland war kein Platz für Wandgemälde. Da half der preußische Generalkonsul in Rom, wieder ein Mitglied der Familie Mendelssohn, Jakob Bartholdy, der mit klarer Einsicht in das, was den rathlosen Künstlern Noth that, sie beauftragte, seine Wohnung in Casa Zuccari mit Wandgemälden zu schmücken. Die Bilder stellen die alttestamentliche Geschichte Josephs dar. Sie sind 1887 von der Wand genommen und in die Berliner Nationalgalerie gebracht. In der fremden Umgebung sehen sie dürftig und verkommen aus. Viel Farbe haben sie nie gehabt, denn zunächst mußte die Technik der Freskomalerei aufs Neue erfunden werden. Cornelius hatte überhaupt wenig oder gar keinen Farbensinn. Er fand sich aber am schnellsten in die neue Arbeitsweise und sein großes Bild, wie Joseph sich den Brüdern zu erkennen gibt, ist am besten gelungen. „Seit Lionardo's Abendmal ist wohl kein Werk geschaffen, in welchem ein Gedanke so reich ausgeprägt wäre.“ Alles ist durchdrungen von der wunderbaren Entdeckung und in jedem Einzelnen ist je nach dem Charakter Ueberraschung, Angst, Scham, Verzweiflung, Hoffnung und Vertrauen ausgesprochen. Unter den andern Bildern ragen noch zwei hervor. Veit hat den fröhlichen Ueberfluß der sieben fetten Jahre in heiterer Anmuth gemalt, Overbeck die sieben mageren Jahre in festen, herben Zügen, die er später niemals wiedergefunden hat. Der Erfolg in Rom war groß. Selbst Canova empfahl die Deutschen für Malereien im Vatikan und der Marchese Massimi gab neue Arbeit für seine Villa bei S. Maria Maggiore. Vortreffliche Beispiele der bescheidenen und tüchtigen Art der Nazarener sind zwei Bilder des späteren Konservator Ramboux im Kölner Museum. Das eine schildert Adam und Eva nach dem Sündenfall. Es ist sehr gut gezeichnet, liebenswürdig in der Auffassung und in der Landschaft sogar recht wirkungsvoll. Noch höher steht das treu und scharf ausgeführte Doppelporträt der Brüder Eberhard, von denen der ältere ein sehr begabter bayrischer Bildhauer war. Den ganzen Kreis vereinigte noch einmal in Eintracht und Begeisterung das Künstlerfest von 1818, das zu Ehren des bayrischen Kronprinzen gefeiert wurde. Diesem war es ernst damit, in seinem Lande der Kunst eine Stätte zu bereiten. Im folgenden Jahre wurde Cornelius nach München geholt, um die Worte zu verwirklichen, die der Prinz den Künstlern in Rom zugerufen:

Und mit seinen lebensfrohen Aesten
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz
Und von Nord nach Süd von Ost nach Westen
Wird die Heimath überstrahlt von Glanz

In München sind so wenig wie in Berlin diese Hoffnungen erfüllt, aber blicken wir zurück auf jene Zeit vom Anfang des Jahrhunderts, so erkennen wir, wo die Wurzeln von Deutschlands Größe liegen. Was sind das alles für große reine Menschen! Während die Kunstgeschichte sonst so viel von Eifersucht und Zank zu erzählen weiß, verbindet Rauch, Thorwaldsen, Tieck und Schinkel, Cornelius, Overbeck und Veit neidlos treue Freundschaft. Und alle, mögen es Beamte, Staatsmänner oder Feldherrn, Gelehrte oder Künstler sein, sie sind erfüllt von großen Ideen, von einer tiefgegründeten Weltanschauung. Daher bei Allen in Kampf und Noth eine Freudigkeit, die nur die feste furchtlose Gesinnung gibt, der Glaube, der die Welt überwindet. Das ist die Zeit, in der das neue Deutschland geboren ist. Und als der alte Kaiser Wilhelm zum Kriege gegen Frankreich zog, ging er am Abend vor der Abreise allein zum Grabe seiner Mutter, zum Mausoleum der Königin Louise.

C. Aldenhoven.

Von der 68. Naturforscherversammlung

I.

In Frankfurt a. M., der Stadt Goethe's, der Wirkungsstätte Senkenberg's, der hier das unseres Wissens in Deutschland einzige private medizinische Institut begründete, indem er hierfür 1792 sein ganzes Vermögen von 95 000 Gulden hinterließ, in der Stadt, wo Schopenhauer und der große Anatom, Physiologe und Physiker Samuel Thomas von Soemmering ihr Leben beschlossen, begann am 21. September die diesjährige 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Von den alten freien Reichsstädten, deren politisches Dasein noch der neueren Zeit angehört, haben Frankfurt, Bremen und Hamburg auch die Wissenschaft und besonders die Naturwissenschaften mit Liebe und Freigebigkeit gepflegt. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch Bremens als der Stadt des Treviranus und Hamburgs zu gedenken, wo vor zwanzig Jahren die Naturforscherversammlung unter Vorsitz des ehrwürdigen Bürgermeisters und Entomologen Dr. Kirchenpauer tagte und eine so liebevolle Aufnahme fand, wie an wenigen Orten nachher.

Der Eröffnung der Versammlung unter der lokalen Leitung des ausgezeichneten Laryngologen Dr. Moritz Schmidt (er ist jetzt ein betitelter Herr und heißt Geheimer Sanitätsrath Schmidt-Metzler) ging am Sonntag die Grundsteinlegung zu einem Denkmal Soemmering's, als des Erfinders des ersten elektro-galvanischen Telegraphen, voran. Man ist in Frankfurt ganz besonders auf diesen Gedanken Soemmering's stolz, obwohl seine eigentlichen Verdienste auf anatomischem Gebiete liegen. Seine Erfindung war allerdings genial, wurde aber niemals praktisch verwerthet; es ging ihm damit, wie dem Frankfurter Physiker P. Reis, der 1860 schon das erste Telephon konstruirte, damit aber dem späteren Graham Bell'schen Apparat schon weit näher kam, als der Apparat Soemmering's den späteren Telegraphen. Es ist vielleicht für die Leser von Interesse, von dieser geistreichen Erfindung eine ungefähre Vorstellung zu erhalten.

Soemmering benutzte eine Volta'sche Säule, verband mit ihren Polen so viele Drähte, als dem Alphabet und einigen anderen Zeichen entsprachen, und isolirte die Drähte zuerst mit Siegellack, später mit Schellack und Kautschuk und leitete den Strom zu den am Ende der Drähte befindlichen Zapfen, welche den Buchstaben entsprachen. Von hier ging der Strom an das Ende der Drähte, die mit Goldspitzen versehen und in einen Wassertrog eingelassen waren. Ueber jedem Goldstift befand sich ein kleiner an einem Hebel befestigter umgekehrter Löffel an einem Hebel, von dessen kleinerem Arm der Draht nach dem anderen Pole der Volta'schen Säule zurückließ. Das Interessante an dem Aparate besteht darin, daß er auf der Benützung der Elektrolyse, der Wasserzersetzung durch den elektrischen Strom, beruhte, indem durch Gasentbindung über demjenigen Draht, dessen eines Ende angeschlagen war, der Löffel am anderen Ende in die Höhe gehoben und so ein Glockenzeichen vermittelt wurde. Der Apparat, den Soemmering 1809 der bayerischen Akademie vorführte, wurde durch die Vermittelung des berühmten Chirurgen Larrey in Paris Napoleon vorgeführt, der aber an der Leichtigkeit

der Ausführung zweifelte und die Sache mit den Worten ablehnte: „C'est une idée germanique.“ Larrey imponirte sie aber doch so, daß er sie mit einer Abbildung in seine Memoiren aufnahm. Jedenfalls bewies Soemmering mit seinem Apparat die Fortleitung des Stromes auf eine größere Entfernung, in welcher sich ebenfalls die Gasentwicklung zeigte. Noch nach 47 Jahren, als der Sohn Soemmering's im Frankfurter physikalischen Verein den Apparat vorführte, funktionirte dieser tadellos. Es war ganz gut, daß ein kleines Heftchen, welches der hiesige physikalische Verein den Theilnehmern der Versammlung widmete, die von den Söhnen von Soemmering und Reis veröffentlichten Daten wieder aufgefrischt hat.

In der Versammlung selbst lag das Hauptgewicht diesmal weniger in den allgemeinen Sitzungen, deren Zahl ganz ohne Noth von der Leitung der Gesellschaft von drei auf zwei herabgesetzt wurde, als in den zahlreicher als sonst abgehaltenen vereinigten Sitzungen mehrerer Sektionen; über eine davon, die an die Stelle der zweiten allgemeinen Sitzung trat, wollen wir vor Allem etwas eingehender berichten. Vorher sei aus den Vorträgen der ersten allgemeinen Sitzung am 21. derjenige von Prof. Richard Lepsius, einem Sohne des berühmten Aegyptologen, hervorgehoben. Der Redner, Professor der Geologie an der technischen Hochschule in Darmstadt, sprach über „Kultur und Eiszeit“. An Darstellern, welche mit lebhafter Phantasie die ganze versteinerte Vergangenheit unserer Erde zu einer malerischen Geschichte unseres Planeten ausgestaltet haben, fehlt es bekanntlich seit Jahrzehnten nicht und besonders für populäre Illustrationswerke ist dies ein hübscher Vorwurf. Allein Lepsius schien uns der Erste zu sein, der die Kulturgeschichte des Menschen von dessen vorgeschichtlichen Anfängen über die Grenzschranke des Beginns geschichtlicher Ueberlieferung durch die ganze Welthistorie bis zu uns herauf unter dem Gesichtspunkte eines fortwährenden Umwandlungsprozesses der Erdoberfläche betrachtet und dabei den menschlichen Einfluß so gering wie möglich veranschlagt. Von den drei Eiszeiten, welche über Europa hinweggingen, war die mittlere die stärkste, sie reichte über ganz Deutschland bis über die Alpen hinweg und bot keinen Sitz für den Menschen. Dieser tritt erst in der Diluvialzeit zwischen jener Eiszeit und der jüngsten auf, welche ihre Alpengletscher nur noch bis über den Bodensee erstreckte, aber immer noch kalt genug war, um in Mitteleuropa die Temperatur, die Fauna und Flora Sibiriens zu erzeugen und das Renntthier zum charakteristischen Nutzthier des bereits roh behauene Steinwerkzeuge gebrauchenden, in Felle gehüllten und in Höhlen wohnenden Menschen zu machen. Der Leitgedanke von Prof. Lepsius, zu dessen Bekräftigung er historische, sprachliche, kunstgeschichtliche Thatsachen, auch wiederholt Entdeckungen seines Vaters, sowie Beobachtungen eigener Reisen in Griechenland und Palästina anführte, besteht darin, daß er ein ursprünglich gemäßigtes, durch das damals subarktische Klima Deutschlands bedingtes Klima in den Mittelmeerländern ältester geschichtlicher Zeit annimmt und daraus auf zunehmende Erwärmung von Süden nach Norden folgert, in deren Gefolge die orientalischen Länder, die einst die Wiege der Kultur waren, wie Indien, Babylon, Aegypten ein trockenes, für höhere Kultur ungeeignetes Klima bekamen und dadurch das Uebergewicht an die nördlicher wohnenden Völker verloren: Aegypter an Griechen, diese an die Römer, die Römer an die Germanen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Lepsius hierfür manche blendende Argumente beibrachte. Die Sinaihalbinsel könne zu Moses Zeit nicht das öde Felsengebiet von heute, sondern müsse eine fruchtbare Alpenlandschaft gewesen sein, weil sonst die Israeliten dort nicht hätten viele Jahre lang sich aufhalten können. Die Olympischen Spiele, welche zur Zeit der Sommersonnenwende gehalten wurden, könnten nicht bei der heutigen Temperatur von Olympia, welche im Schatten 40 Grad betrage, vor Zehntausenden im Freien sitzender Zuschauer gehalten worden sein.

Attika, wo Sokrates, nach Platons Erzählung, in Begleitung des Phädrus seine Füße an den Ufern des Ilissus gebadet, ist heute eine dürre Oede. Nicht die Völker entarteten nach Lepsius' Ansicht, sondern das immer heißer werdende Klima verderbte sie, machte sie widerstandsunfähig gegen die Eroberer aus rauheren Gegenden, die ihrerseits nachher dem gleichen Schicksal anheimfielen. Der Redner schloß im Rückblick auf unsere verregneten Ferien mit dem humoristischen Satz: freuen wir uns unserer regenreichen, gemäßigten Sommer und kalten Winter, denn ihnen verdanken wir die Erhaltung unserer Kultur. Aber sein Gedankengang, der zu den verschiedensten Folgerungen anregt, hat nichts Erfreuliches, sondern etwas Unheimliches. Es überläuft uns eine Gänsehaut, wenn wir annehmen sollen, all unser geistiges Ringen sei vergeblich und jedes Volk ohne Rücksicht auf die Individuen in seinem Schicksal von den physikalischen Bedingungen der Erdoberfläche und der Atmosphäre abhängig. Diese aber sind unberechenbar, jedenfalls aber unserem Willen entrückt; denn daß auch die menschliche Kultur ihrerseits auf das Klima einwirken kann, scheint Lepsius nicht zuzugeben. Und unser eigenes, kulturfreundliches Klima? Unser Verdienst ist es nach seiner Meinung sicher nicht, wir verdanken es zum guten Theil dem Golfstrom, der von Mexiko aus seine wohlthuenden Fluthen erwärmend über den atlantischen Ozean zu uns herübersendet, Westeuropa mit milden Lüften überhaucht und noch in Drontheim die Maulbeere reifen läßt. Dem war aber nicht immer so. Nach den geologischen Forschungen Seebach's und Anderer lag die centralamerikanische Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika einst tiefer und über sie hinweg gingen die Fluthen des Golfstroms nicht östlich in den atlantischen, sondern westwärts in den stillen Ozean. Das war wohl die Zeit, wo im Gebiet der rheinischen Rebe, die wir übrigens dem römischen Kaiser Probus verdanken sollen, das Renntthier mit dem Menschen hauste. Welches Glück für uns, daß der Panamakanal mißglückt ist, der alte Lesseps hätte der alten Europa vielleicht ahnungslos die Kultur abgegraben und ein sibirisches Klima bereitet. So sehr man sich gegen diese Anschauungsweise sträuben muß, so gewiß vieles in Lepsius' Ausführungen unbewiesene Hypothese ist — denn sie stellen eine Vereinigung moderner prähistorischer Anschauungen mit einer Hinnahme der von den Anthropologen bestrittenen Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung dar — so muß man doch anerkennen, daß die Schicksale der südlichen Völker, wie uns ein Blick auf Griechenland, Italien, Spanien und die Türkei zeigt, im Großen ihm Recht zu geben scheinen. Der klimatische Gesichtspunkt wird jetzt jedenfalls eine größere Rolle als bisher in der Kulturgeschichte beanspruchen dürfen. Vielleicht werden sich bei vergleichender Betrachtung der Kulturen der ganzen Erde tröstlichere Ausblicke ergeben.

Solche eröffnen sich beispielsweise in der neueren Gehirnforschung, über deren Ergebnisse Professor Flechsig aus Leipzig, Edinger aus Frankfurt, Ewald aus Straßburg von verschiedenen Seiten neues Licht verbreiteten. Flechsig, der unter der Benutzung der von ihm ausgebildeten entwicklungsgeschichtlichen, der Gudden'schen Methode der sekundären Degeneration und der verbesserten mikroskopischen Methoden Karl Weigert's, des jetzt von allen Seiten gefeierten Pathologen am Frankfurter Senckenbergianum, die feinere Gehirnanatomie in dem Bestreben studirt hat, die Lokalisation der Funktionen der Großhirnrinde zu erkennen, zeigt uns, daß wir darin erheblich weiter fortgeschritten sind. Die Lokalisation der feineren Sinne ist schärfer abgegrenzt, des Sehgebiets im Hinterhauptslappen, der Hörsphäre im Schläfenlappen, der Sprachfunktion in ihren verschiedenen Stufen im Stirnlappen, vor allem aber der sogenannten Organgefühle im Scheitelgebiet, in der Centralwindung des Großhirns. Ihnen schreibt Flechsig weit größere Bedeutung als den eigentlichen Sinnen zu, weil sie als der Sitz der Körpergefühle, die eigentliche Persönlichkeit ausmachen und zwar schon beim Kinde, ehe die anderen Sinne rege sind. Für die Verbindung zwischen den Sinnessphären nimmt Flechsig besondere Centren der Assoziation an, deren Existenz jedoch von Anderen, darunter

von dem von Flechsig selbst hochgeschätzten Monakow in Zürich bestritten wird, während ihm Hitzig noch die Priorität des Gedankens streitig macht. Ewald's Vortrag lag auf experimentellem Gebiete und sollte den Nachweis liefern, daß dem Labyrinth des Ohres nicht nur eine dem Hören, sondern auch eine den Bewegungen dienende Funktion innewohne. Wie können hier nicht näher auf die interessante Mittheilung eingehen. Sehr anregend war der Vortrag Edinger's über die Entwicklung der Hirnbahnen in der Thierreihe, worüber der ausgezeichnete Frankfurter Forscher bereits früher einige Arbeiten publizirt hatte. Er gerade ist es, der die Aussicht auf immer weitergehende Vervollkommnung des Gehirns eröffnet. Vom Regenwurm ausgehend bis zu den höchstgearteten menschlichen Gehirnen zeigte er, wie in der thierischen Entwicklungsreihe — vielleicht hätte er besser gesagt „Stufenleiter" — die einzelnen Hirngebiete in dem Maße mächtiger werden, als sie durch die Thätigkeit des Thieres in stärkerem Grade beansprucht werden. Das Kleinhirn, der Regelung des Körpergleichgewichts dienend, ist klein bei der Eidechse, größer bei dem zum Schwimmen genöthigten Aligator, sehr groß bei der zum Schweben in den Lüften genöthigten Vögeln. Die Hirnrinde, der Sitz der höchsten Geistesfähigkeiten und der Assoziationen, entwickelt sich ähnlich. Beim Vogel, der vor allem des Auges bedarf, ist die Rinde der Sehsphäre stark ausgebildet. Die vollkommenste Hirnrinde hat der Mensch und hier sind nach Edinger wiederum diejenigen Partien der Großhirnrinde am stärksten und feinsten ausgebildet, welche der hervorstechendsten Eigenschaft des Menschen entspricht, so z. B. bei Gambetta, dessen Gehirn bloß ein mittleres Gesammtgewicht hatte, die Rinde des Sprachcentrums. Wenn auch Professor Benedikt aus Wien nachher sich gegen diese Ansicht wandte und meinte, auch bei einer beliebigen Klatschbase könne diese Entwicklung vorhanden sein, so trifft dieser Einwand nicht den richtigen Kern des Edinger'schen Prinzips.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Frankfurt, September. Emil Schiff.

Musikalisches aus und über England.

Zu der Ausrüstung, die jeder gute Deutsche nach England mit hinübernimmt, gehört auch die Ueberzeugung, die Engländer seien nicht musikalisch. Beruht diese Ueberzeugung auf Wahrheit oder auf einem Vorurtheil? Ich habe während eines mehrjährigen Aufenthalts in England versucht, große deutsche und andere kontinentale Künstler, mit denen ich gesellschaftlich in Verkehr stand, diese Frage entscheiden zu lassen, überzeugte mich aber sehr bald, daß sie zu solcher Entscheidung nicht berufen sind. Die Gabe objektiver Beurtheilung künstlerischer Verhältnisse oder künstlerischer Leistungen zeichnet die Schaffenden in der Regel bekanntlich sehr wenig aus, aber unter diesen ist das Urtheil der Musiker am wenigsten verläßlich. Meist stecken sie so sehr im Dunstkreis eigener Empfindungen und subjektiver Sympathien oder Antipathien, daß sie von diesem Grunde aus den Begriff ruhiger Vergleichung und gerechter Würdigung nicht erreichen können. Die durchreisenden Virtuosen gefallen sich in riesigen Uebertreibungen, sie sind bald übermäßig entzückt, bald übermäßig kritisch, werfen mit den vernichtendsten und verächtlichsten Urtheilen wie mit Federbällen um sich und betrachten die Welt schließlich doch nur vom Standpunkt ihres eigenen Erfolges. Ganz ebenso unzulänglich sind aber meist auch die Berichte der Zeitungskorrespondenten, welche nur Augenblicksvorgänge verzeichnen und überdies nicht selten beeinflußt sind. Mehr ins Gewicht fällt schon das Urtheil musikalisch gebildeter Deutschen in London. Wenn von den Wundern der italienischen Oper im Covent Garden oder dem üppigen Konzertleben die Rede war, so fehlte selten der spöttisch verächtliche Zusatz, daß man für das meiste Gold wohl auch die beste Kunst erhandeln könne, in der Musikgeschichte aber England das magerste Kapitel bilde, das heißt, ohne den Aufenthalt Händel's und ohne die freundlichen Beziehungen Haydn's, Mendelssohn's und anderer großen Tondichter zu dem Inselreich, in musikalischer Hinsicht ganz im Dunkel geblieben wäre. Ein ungewöhnlich musikalischer Wiener Freund, der in den Traditionen der klassischen Musikstadt an der Donau aufgewachsen ist und mit Hanslick'scher Aesthetik großgefüttert wurde, verhielt sich besonders ablehnend. Er vertocht mit wüthender Beredsamkeit die These, daß selbst die Größten der Großen, die Joachim und Rubinstein, nicht mehr die seien, als welche man sie daheim verehre, wenn sie in der St. James' Hall sich produzirten. Nur die Varietätenbühne oder die Pantomime, ein von dem Vergnügungsmeister Londons, dem kürzlich verstorbenen Sir Augustus Harris, aus den schauderhaftesten und abgenutztesten Theaterrequisiten zurechtgestutztes Spektakelstück, vermöchten, neben dem Rennsport, das träge angelsächsische Blut in Wallung zu bringen; alles Andere rausche eindruckslos an der Mehrzahl der Konzertbesucher vorüber. Eine auf innerer Theilnahme beruhende Wechselbeziehung zwischen Podium und Publikum bestehe nicht, und für solche Leute sei das Rasoumowski-Quartett oder die Kreuzersonate nicht geschrieben. Wo aber die Begeisterung in Siedehitze überschäume, da liege entweder eine durch den allgemeinen Mangel an Geschmack erklärbare Schätzung, oder aber eine pathologisch zu nehmende Erregbarkeit zu Grunde, die mit Kunstverständniß nichts zu thun habe. Gemeint war mit diesem Ausfall der Taumel, in welchen englische Musikliebhaber vornehmlich weiblichen Geschlechts durch den bloßen Anblick Paderewskis gerathen, der im englisch sprechenden London geradezu vergöttert wird.

Das Urtheil schien übertrieben hart. Wahr ist freilich, daß für uns die Musik in England nur als reproduzirte, das Publikum nur als genießendes in Betracht kommt. Bis auf schottische Volkslieder und irische Balladen, in welchen sich nationale Eigenart kundgibt, ist die moderne englische Produktion eine Treibhauspflanze. Das hübsche eklektische Talent Sterndale Bennetts, das sich in Mendelssohnschen Geleisen ziemlich zahm und korrekt auslebte, gilt zwar mit seinen wohlanständigen Erzeugnissen als eine Art Maßstab für die Späteren, die Epigonen Mackenzie, Cowen, Villiers Stanford, Parry u. a., — aber was ist uns Bennett, die wir sogar schon Mendelssohn zuweilen bläßlich und schwächlich zu finden wagen? Sie verlieren sich Alle im Anschauen der von den großen Meistern geschaffenen Typen, wie die Platoniker in der Betrachtung der göttlichen Ideen, sie studiren sie emsig und eifrig, sie einverleiben den Kontrapunkt ihrem Gedächtniß und schreiben zur Prüfung — das Bakkalaureat der Musik wird auf den Universitäten erworben — eine tadellose Fuge zu einem gegebenen Thema, aber was nützen uns ihre Titel, wenn sie die Kunst uns schuldig bleiben! Ein Abend Mackenzie ist eine Strafe, die man seinen Feinden kaum wünschen möchte. Seine Opernpartituren (Colombo, Troubadour) sind notenköpfige Ungeheuer. Und dabei ist dieser Mann, ein Schüler Mendelssohn's, ein vorzüglicher Musiker, der alles kennt und versteht. Andererseits sind gefällige Talente wie Thomas Goring, der in England hochgeschätzte Liederkomponist, uns kaum sympathischer: ein süßlicher Engländer gehört nicht zu den schönsten Erscheinungen auf Gottes Erdboden. Der einzige Sullivan zeigt frisches Talent und hat eigene Einfälle. Aber schon verlieren wir, indem wir ihn nennen, die hohe Vorstellung von der Musik als Kunst, von der wir ausgegangen, und an die man schon gar nicht denken darf, wenn von den englischen Liederfabrikanten der Gegenwart die Rede ist. Sie laufen drüben zu Hunderten herum und wirken als die gründlichsten Geschmacksverderber, gegen die öffentlich ein Kreuzzug gepredigt werden müßte. Dieser Kunstbetrieb wird ganz von merkantilen Grundsätzen beherrscht. Der Verleger zahlt für so einen Schmarren ein paar Pfund (im Durchschnitt 5 Pfd. Sterl.) und übergibt ihn dann gegen ein bestimmtes Entgelt einem bekannteren

Künstler männlichen oder weiblichen Geschlechts zur Kolportage, worunter die Verpflichtung zu verstehen ist, das Machwerk ja und so oft in den Provinzen zu produziren. Das Londoner Publikum der besseren Konzerte wird jedoch seltener durch diese Kunstgenüsse erfreut: es ist kritischer, anspruchsvoller und darum vorsichtiger zu behandeln.

Auch das musikalische Publikum Londons ist, wie das englische überhaupt, kein solches, aus dem die produktiven Talente, die führenden Geister in der Musik herauszuwachsen pflegen, und insofern demjenigen untergeordnet, das sich in kontinentalen Auditorien zusammenfindet. Aber es hat doch, soweit die Erfahrung reicht, Urtheil bewiesen und beweist es noch. Joachim's Darbietungen wurden und werden noch immer mit Bewunderung aufgenommen: ist das ein schlechtes Zeichen? Der Patti Ruhm ging von London aus und verbreitete sich von dort über die ganze Welt: zeugt das von schlechtem Geschmack? Rubinstein wurde in England vergöttert: hat es darin gefehlt? Und wenn das Londoner Publikum in die Brüder de Reszke, die Melba, die Calvé, die Alvarez, de Lucia, Ancona, Plançon vernarrt ist: wer will ihm das verdenken, wer nicht, im Gegentheil, es ihm als ein Zeichen seiner ästhetischen Formensinnes auslegen, der nun das Glück hat, sich befriedigen lassen zu können? Einen Instinkt für das musikalische Schöne haben die Engländer denn doch, und wenn sie auf der einen Seite der schöpferischen Gestaltungskraft wie der tieferen Empfänglichkeit des Kontinentalen ermangeln, so lassen sie sich doch nicht, wenigstens nicht in der Hauptstadt und dem als hyperkritisch unter den Künstlern gefürchteten Manchester, auf die Dauer von Kritik und Rezensenten in den Himmel gelobte Pseudogrößen aufschwatzen. Es hat Jahrzehnte hindurch das Beste auf allen Gebieten der Tonkunst gehört und dadurch eine Geschmacksbildung erreicht, die wir gewöhnlich zu unterschätzen geneigt sind. Dazu kommt, daß es, selber im Besitze eines guten Gehörs (den die englische Rasse u. E. ohne Zweifel hat), des Gefühls für Rhythmik und Sauberkeit der äußeren Form, in Bezug auf den musikalischen Vortrag die Forderung stellt, wonach zunächst den aus solchen Eigenschaften fließenden Bedürfnissen genügt werden muß und welche deutsche Gesangskünstler nicht selten unbefriedigt lassen. Wir werfen ihren besten Künstlern, den Lloyd, Ben Davies, der Russell, Macintyre, Klara Butt, ja selbst der außerordentlichen Melba (einer Australierin) Mangel an Temperament vor, was zum Theil wohl berechtigt ist; aber rein musikalisch genommen sind sie einwandsfrei: Muster jener Schule, welche in der vornehm-ruhigen Tongebung, in der bis zur vollendeten Plastik ausgefeilten Figurengestaltung ihr Ideal sucht und in England viel tiefere Wurzel geschlagen hat als gegenwärtig in Deutschland. Auf dem Gebiet des Oratoriengesanges, wo in England eine wirklich musikalisch werthvolle, durch den religiösen Charakter des Volkes erklärbare Tradition besteht, kommt dieser Formensinn natürlich zur höchsten Geltung; Strenge der Form ist unerläßlich, um den Eindruck der Erhabenheit hervorzubringen. Gleichzeitig liegt aber in dieser Thatsache der Grund, weswegen neuerdings so viele deutsche Gesangskünstler beiderlei Geschlechts, selbst die hervorragendsten, drüben eine so zweifelhafte Aufnahme gefunden haben. An ihnen findet die englische Kritik, die sich viel enger als bei uns an die Schulmaßstäbe anschließt, gesangliche Unmanieren sowie die Mißachtung der durch die Forderungen des bel canto dem Gemüthsausdruck gesetzten Grenzen zu tadeln. Es wäre darum zu wünschen, daß die deutschen Künstler, die im Vertrauen auf die musikalische Ueberlegenheit ihres Volkes nach dem so nahen Mekka des Goldes pilgern, sich über die Bedingungen des Erfolges in England unterrichten ließen. Das dramatische, von innen treibende Gefühl, wie die zerfließende, gefühlsselige, deutsch-romantische Auffassung verfangen bei dem einfachen, vergleichsweise simpleren Gemüth des Durchschnitts-Engländers wenig, falls nicht die schöne, tadellose Form ihr Vehikel ist. So mußten sich fast sämmtliche erste deutsche Sänger und Sängerinnen, die in den letzten Jahren in Drury Lane auftraten, die Mängel ihrer Gesangskunst tagtäglich vorhalten lassen. Ueberhaupt zeigt der Vergleich zwischen der italienischen Oper (im Covent Garden) mit der deutschen (in Drury Lane), den ich mehrere Jahre hindurch in London anzustellen Gelegenheit hatte, wie sehr die deutsche Gesangskunst in rein technischer Beziehung im Argen liegt: eine Bemerkung, die von den Berufensten daheim schon oft gemacht wurde. Aus mißverstandenem Patriotismus pflegen die Vertreter der deutschen Presse über diesen dunklen Punkt hinwegzugleiten, und es kann bei diesem Verfahren nicht Wunder nehmen, daß immerfort Zuzug von Sängern und Sängerinnen aus Deutschland, welche meist die dürftigen Reste einer nie sonderlichen Kunst zuguterletzt den biederen John Bull wollen zu Gute kommen lassen, auf der Bildfläche erscheint, die Konzertnoth noch steigert und Angesichts des durch das beste italienische, französische und deutsche Künstlermaterial gesättigten Marktbedürfnisses mit geknickten Hoffnungen und nach leereren Taschen nach Hause zurückkehren muß.

Es scheint uns jetzt überhaupt an der Zeit, an die deutsche Musikwelt nachdrücklichst eine Warnung vor übereilter Uebersiedlung nach England zu richten. Mit Nachdruck wird seit Jahrzehnten an der musikalischen Erziehung des Volkes gearbeitet. Der Hof und der englische Hochadel machen zu diesem Zweck von ihren unbeschränkten Mitteln reichen Gebrauch. Wundervoll organisirte Hochschulen für Musik mit dem denkbar besten Lehrpersonal und pädagogisch einwandsfreier Leitung, wie die Royal Academy of Music (Direktor: Sir A. Mackenzie, der Komponist), die Guildhall School of Music und ähnliche mehr, haben bereits an die Tausende trefflicher englischer Musiker aller Arten gebildet, die, was man auch gegen ihre Auffassung zu sagen hätte, sich im Orchester vorzüglich bewähren. Das infolge ökonomischer Depression immer eigensinniger zum Ausschluß fremder Elemente drängende Nationalitätsgefühl gibt bei der Möglichkeit der Wahl dem Engländer unbedingt den Vorzug. Die ganz Großen werden jetzt wie vordem geholt: noch gibt es keine englischen Joachims, Richters, Mottls, Rosenthals, d'Alberts, Hausmanns, Reisenauers u. s. f. Aber diese Fälle eignen sich nicht zur Verallgemeinerung. Greift man einige Schattirungen tiefer, so begegnet man schon Künstlern wie Leonard Borwick oder Fanny Davies, denen die nationale Eitelkeit einen über Gebühr hohen Rang einräumt und denen man um so eher den Vorzug vor kontinentalen Künstlern gibt, als man sich in Bezug auf die musikalische Produktion vollkommen von derjenigen des Festlandes abhängig weiß. Großer aber auch nur tüchtiger kontinentaler Künstler wird England freilich in absehbarer Zeit nicht entbehren können, aber gute Empfehlungen, Ausdauer, eigene Mittel und Zugang zu wohlhabenden Privatkreisen sind unerläßlich, um festen Fuß fassen zu können. Auf keinen Fall ist die Uebersiedlung nach England für einen kontinentalen Musiker ein unbedenkliches Unternehmen mehr. Man erinnere sich nur, daß vor etwa zwei Jahren Sir A. Harris sein deutsches Opernorchester unter Hinweis auf die Wünsche der Presse, welche auf Verwendung der vielen englischen Musiker drang, kurzer Hand entließ.

London. S. Cantor.

Hanswurst, Menschenschöpfer und Hanswurst.

(Lessing-Theater: Georg Engels.)

Die schauspielerische Laufbahn des Herrn Georg Engels ist abgesehen davon, daß die Lebensäußerungen einer genialen Persönlichkeit an sich interessant sind, auch für unsere allgemeinen Theaterzustände von Bedeutung. Auch hier finden wir Vergeudung starker Kräfte, einen rechten Mann am unrechten Platz.

Engels ist vom Malerhandwerk in die Schauspielkunst hineingerathen. Er war, was mehr geworden, als Stubenmaler; er war Dekorationsmaler beim Theater. Von hinter den Kulissen gelangte er vor die Kulissen; das erste Aufsehen erregte er in Hamburg, der Stadt, die entweder sein Geburtsort ist, oder der sein Geburtsort an Meilenzahl wie Stammverwandtschaft recht nahe liegt.

Vor fünfundzwanzig Jahren machte er den Weg von Hamburg nach Berlin, um bei Wallner in das zusammengeschrumpfte Komikerhäuflein junges Blut einzuführen. August Neumann und Reusche waren gegangen, Helmerding war allein geblieben. Neben den breiten Brustkasten dieses echten Humoristen trat der Hamburger Neuling als ein dünnes, quecksilbernes, urwüchsiges Hanswürstchen. Ueber den Alten konnte man lachen und weinen, über den Jungen nur lachen. Dieser Unterschied wurde stark empfunden, der Abstand blieb bestehen. Aber Engels, der nicht nur mit schlauen Aeuglein blinzelte, sondern auch Schlauheit im Herzen trug, schlängelte sich schmiegsam an den Meister heran und ging auf dessen Spielart ein.

Das Repertoir kam zu Hilfe. Seit den „Mottenburgern" war die Berliner Gesangsposse gesunken; ein kleiner hungriger Theaterkapellmeister und Gerichtszeitungsredakteur, Namens Adolf L'Arronge, der dort auf die Bühne, hier ins Leben geblickt hatte, sammelte seine beiderlei Erfahrungen auf einen und denselben Punkt. Er gab der Posse, wie man damals zu sagen pflegte, die „höhere Richtung", indem er, freilich nicht allzu tief, ins Volksleben hineingriff. Es kam nicht viel dabei heraus, eigentlich war der alte Kohl nur etwas gerührter geworden, aber Helmerding fand Gelegenheit, unvergeßliche Volksfiguren zu schaffen, wie den Registrator auf Reisen und den alten Berliner Schuster, dessen einzige Passion sein verbummelter Leopold ist.

Neben dieser ersten Geige durfte Engels die zweite spielen. Gleichfalls unvergeßlich stand neben dem dreischultrigen Registrator ein quirlichter Reporter, der den neugierigen Kopf in jede Suppenschüssel steckte, neben dem Schuster der langmähnige und langhälsige Klaviermensch, der unablässig in die Luft Fingerübungen fuchtelte, dem sich die ganze Atmosphäre in Rhythmus zu verwandeln schien. Das waren nicht mehr putzige, sondern schon komische Gestalten, gutherzige Zerrbilder wunderlichen Menschenthums.

L'Arronge ging über „das solide Volksstück" noch einen Schritt hinaus. Auch dieser Schritt sollte ins „Höhere" führen, zum „sogenannten" Lustspiel. Der Moser'schen Situationskomik sollte durch Auftrag bürgerlicher Moral ein tieferer, lehrreicher Hintergrund gegeben werden. L'Arronge wollte nicht mehr an Kalisch, sondern an Molière gemessen sein, und wirklich glaubte damals ein so fein parodirender Litteratursatiriker, wie Fritz Mauthner, in den Adern der L'Arronge'schen Muse etliche Tropfen Molière'schen Blutes zu entdecken.

Helmerding machte diesen Weg zum „höheren Lustspiel" nicht mehr mit. Er war bei den Possencouplets, die der Kladderadatschgelehrte so meisterhaft schliff, fünfundfünfzig Jahre alt geworden, was war ihm Molière? Er blieb kopfschüttelnd unten stehen und ging dann seine eigenen Wege. Wer aber den Weg zum weichen Kern in rauher Schale, den Weg zum „Doktor Klaus" mitmachte, war Engels. Zwar zunächst spielte er, hinter einem alten invaliden „Charaktervater" her, auch nur die zweite Geige; nicht den Doktor, sondern dessen Diener. Er war nur ein Kutscher, aber er war ein Kutscher Lubowsky. Und schon im zweiten höheren Lustspiel, in L'Arronge's „Kompagnon" ging der Ruf „Herr Voß! Herr Voß!" beherrschend durch das ganze Stück. Engels hatte nun eine Rolle, wo er dem braven Bürger einen Spiegel vorhalten konnte, wo er, wie einst Helmerding als alter Schuster, den lachenden Familienvätern im Wallnerparterre zeigen konnte, wie sie nicht sein müßten, und wie sie, wenn sie so sind, sich blamirten. Nun war es Engels, der die erste Geige spielte; ob er als Herr oder Knecht auftrat, ob er alt oder jung, ein Biedermann oder ein Taugenichts zu sein hatte, immer war er die Zugkraft der alten Berliner Lokalbühne, immer war er wirksam; kein Hanswurst mehr, sondern ein Komiker, dem bisweilen schon im verschmitzten Aeugelein die Thräne der Empfindung stand.

Ein bedeutender Wendepunkt unseres Berliner Theaterlebens, der Herbst 1883 kam heran. Das schlecht verwaltete Wallnertheater barst in allen Fugen, aber Georg Engels war eine Weltstadtgröße geworden. Da hieß es, er habe sich von seinem alten Stanzrollenversorger L'Arronge für die „höchste" Richtung, das Deutsche Theater verpflichten lassen. Berlin O rang die Hände: Was soll aus dem Wallnertheater ohne Engels werden? Berlin W schüttelte den Kopf: Was soll der Possenreißer bei Schiller und Wildenbruch? Einige dünkelhafte Societäre mögen sich vor Schreck gewunden haben. Aber L'Arronge blickte ruhig schweigsam, finster hinter seiner Doktor Klaus-Brille drein und lachte innerlich Alle aus. Er wußte, was er that. Er wird auch noch gelacht haben, als Engels, mit einer Hundeangst in allen Knochen, beim ersten Auftreten im Deutschen Theater mißglückte. Engels gab den Wirth in Lessing's „Minna von Barnhelm". Der gegenwärtige Direktor des Deutschen Theaters, Otto Brahm, schrieb damals in seiner Kritik: „Herrn Engels Engagement war ein Wagniß, das wir loben, und wie es in Wien gelungen ist, Beckmann von der Posse zum Lustspiel hinüberzuziehen, so gelingt es hoffentlich bei uns mit Engels. Sein Wirth löst zunächst kein sicheres Urtheil zu: das Weitere muß sich finden."

Das Weitere fand sich. Zunächst schrieb Oscar Blumenthal einige Leibrollen, mit denen sich Engels ins doch nicht so rein klassische Repertoir einnistete; dann thaten Schönthan und Kadelburg das Ihrige, damit sein lustiges Blut in Wallung blieb und der Faden von Wallner her nicht ganz abriß; aber viel mehr, ihn über das alte Niveau zu heben, geschah noch nicht. Den eingebildeten Kranken gab nicht Engels, sondern der saftlosere August Förster, den Falstaff gab nicht Engels, sondern der kraftlosere Sigwart Friedmann. Aber Engels rächte sich und stellte gerade neben diesen Falstaff einen Friedensrichter Schaal hin, der den scheindicken Ritter vollkommen schlug. Mit dieser kostbaren Figur eroberte sich Engels über Schiller und Wildenbruch hinaus Shakespeare und den Shakespearestil. In diesem aschgrauen, trippligen, albernen Greislein lag mehr „Stil", als in der ganzen übrigen Vorstellung.

Und auf den Friedensrichter Schaal folgte der Klosterbruder aus Lessing's „Nathan". Engels beherrschte (seine alte Schwäche) den Text der Rolle nicht — man denke, bei Lessing'schen Versen! Aber diese äußere Hilflosigkeit (beim Genie werden auch Fehler zu Tugenden) unterstützte zum Theil den Eindruck des rührend schüchternen, harmlosen, alten Männchens, das so sanft dreinblickte, so sanft flüsterte, und dessen Sanftmuth die lammfrommste Treuherzigkeit war. So oft ich das Nathangedicht lese, wird mir der Klosterbruder nie anders mehr vor Augen stehen, als in der schlichtsinnigen Gestalt, die Engels hier auf dem Wege einer grandiosen Selbstentäußerung geschaffen hatte. Wäre Berlin wirklich eine Theaterstadt, in der das Theater als Kunst behandelt wird, so hätte wochenlang von diesem Klosterbruder gesprochen werden müssen. Aber er ging ziemlich spurlos vorüber, und vielleicht wußte Engels selber nicht, wie vollendet er war.

Desto selbstbewußter trat und tritt Herr Engels als College Crampton auf. Unabhängig von der Gestalt, die der Dichter selbst, Gerhart Hauptmann, sah, schuf er ein Menschenbild aus dem Vollen. Hier wuchs ihm plötzlich der breite Brustkasten Helmerding's, hier fand er den großen Stil der menschlichen Tragikomödie. Er hatte Töne und Blicke, die tief erschütterten, und die erschütternd blieben, auch als Engels später immer mehr in Routine und in Respektlosigkeit gegenüber dem Stück und der Rolle verfiel.

Nun war Engels nicht nur eine Lokalberühmtheit, sondern der begehrteste Schauspieler Berlins geworden. Sein Schaffensgebiet schien ins Riesenhafte zu wachsen. Das Deutsche Theater, das dem modernen wie dem klassischen

Drama die reichlichste Nahrung dietet, hätte nun erst seinem genialsten Künstler rechten Spielraum gegeben; nun wäre nicht mehr Schaal, sondern Falstaff selbst an die Reihe gekommen, und der Dorfrichter Adam, Polonius, Argan und Orgon hätten nicht lange auf sich warten lassen.

Engels, der gewiß nicht bei der Lampe schwitzt und Bücher liest, sondern in seiner freien Zeit entweder auf die Jagd geht oder an irgend einem Stammtisch, tausend Schnurren im Kopfe, pokulirt, hätte seine Lebenseindrücke auch hier unmittelbar in große Kunst umgesetzt.

In diese üppige Kunstentwicklung griff eine rauhe Menschenhand hinein; und diese Hand gehörte Herrn Engels selbst. Wie jener Hamburger Herr Senator, aus dem er eine so köstliche Figur macht, fing Engels an, auf die unglückliche Stadt Berlin einen Groll zu werfen. Spötter meinten, es wurme ihn, daß die jungen Damen ihm nicht so viel Blumen in die Garderobe schickten, wie seinem Kollegen Kainz. Engels verließ Berlin, nutzte zwei kostbare Jahre lang seinen Ruhm zu Gastspielen diesseits und jenseits des Ozeans aus, der Komiker verlor sein Nothwendigstes, die Fühlung mit einem festen Publikum, dem Charakterdarsteller fehlten die Aufgaben, und jetzt ist doch Berlin die einzigste Rettung aus künstlerischer Noth.

Aber er kehrt nicht ans Deutsche Theater zurück, wo er den weitesten Spielraum hätte, er wirdt nicht um die Hofbühne, wo für ihn neben Vollmer's leiserer, verhaltener Komik vollauf Platz wäre, sondern er läßt sich auf das Lessing-Theater ein, um neben dem possenhafter gewordenen Crampton nichts anderes zu spielen als Paradeeffektrollen, die ihm L'Arronge und Blumenthal auf den Leib geschrieben haben. Er scheut sich nicht vor der Gefahr, wieder ganz zu verwahrlosen.

Der Heimgekehrte, froh und herzlich Begrüßte wird wiederum sehr schlecht auf Berlin zu sprechen sein. Denn Berlin ließ sich durch die Rücksicht auf den treulosen Liebling nicht hindern, die erste Novität, die er brachte, Oskar Blumenthal's innerlich und äußerlich faules Lustspiel „Das Einmaleins“, in dem Engels einen menschenunmöglichen Trottel zu geben hatte, unzweideutig abzulehnen. Ueber die fade Posse, die sich mühsam von Witzchen zu Witzchen ringt, verlohnt es kein Wort zu verlieren. Wohl aber verlohnt sichs ein ernstes Wort an die lustigste Person der gegenwärtigen deutschen Bühne zu richten, das Mahnwort: Respektire dein Genie!

Paul Schlenther.

Theater.

Theater des Westens: Eröffnungs-Vorstellung. „Tausend und eine Nacht.“ Märchendichtung in 5 Bildern von Holger Drachmann.

Nach der Eröffnungsvorstellung des Theaters des Westens rief das Publikum den Erbauer des Hauses. „Hanc domum artis colendae causa condidit Bernhard Sehring“, wie auf der Façade in Stein gehauen zu lesen ist.

Ich habe diesen Bau entstehen sehen. An den Renaissance-Vorderbau schloß sich der Hinterbau in Sehrings eigengestaltetem, malerisch altdeutschem Stil; die Renaissance-Façade wurde künstlerisch ganz frei belebt und Einzelheiten von diskreter, schalkhafter Wirkung wurden angebracht; der Fabrikschornstein des Maschinenhauses wandelte sich in einen altdeutschen Wartthurm und über den Fensterwölbungen des Vorderhauses grüßten langhalsig, humoristisch stilisirte Vogelgestalten. Man verlor sich vor diesem Bau mehr und mehr in ein Bewundern der Einzelheiten. Er ist ganz eigenartig concipirt und in kecker Unabhängigkeit von allem Dagewesenen errichtet — für mich sind diese Mauern leider nicht zu künstlerischem Leben erwacht. Sie haben, will mir's scheinen, ihre Schwere behalten, sie lasten auf der Erde. Sie predigen nicht von der Ueberwindung des Materials durch den Gedanken. Die vielen echt künstlerischen Einfälle haben ihre Einheit nicht gefunden, sie glitzern wie Irrlichter neben einander auf — ein Sonnenstrahl ist wärmer. Und diesen einen Sonnenstrahl, den man früher die „Idee“ nannte und für den man heute neue Namen sucht und der doch aller Zeiten derselbe bleibt, ich vermisse ihn im Bau des neuen Theaters.

Die Stimmung, die das Haus versagte, gab sich in den lichterfüllten Innenräumen. Im Wandelgang des ersten Ranges, der weiß in weiß gehalten ist — von der Decke fällt das elektrische Licht weiß und gedämpft hernieder — und im Foyer, in dem die Wände schmucklos den Reiz der architektonischen Form rein wirken lassen, im Zuschauerraum mit seinen säulenlosen Rängen und dem klugen Aufbau des verkürzt erscheinenden Parketts — die Farben sind in ihrer Wirkung harmonisch abgelöst — in alledem ist künstlerische Stimmung. Freilich auch im Innern ist stellenweise eine Pracht entfaltet, die nicht vornehm wirkt. Ein Kneipzimmer im Stil der Markuskirche zu Venedig vermag ich nicht zu schätzen; selbst wenn die Mosaiken an den Wänden von großer Schönheit sind — oder gerade dann nicht.

Mit Holger Drachmann's Märchendichtung „Tausend und eine Nacht“ wurde das neue Haus eröffnet. Das Publikum wußte was es that, wenn es nach dieser Vorstellung den — Erbauer des Hauses rief.

Holger Drachmann ist eine ganz eigenartige Künstlernatur. In seinen Gedichten ist das dänische Volkslied, weich und schlicht, wiedererstanden. Er hatte den Muth, sich von jedweder litterarischen Partei zurückzuziehen, und den größeren Muth, naiv zu sein. Wie ein Fischer spricht, so hat er seine Fischergeschichten erzählt. Man wähnt beim Lesen seiner Seegeschichten in einer Strandhütte beim trüben Licht der flackernden Lampe im Kreise der Schiffer zu sitzen und der alten zahnlosen Frau zuzuhören, die ihren Taback raucht und dazwischen in abgebrochenen Sätzen erzählt, während ringsum die Netze geflickt werden. Und ein Vorgänger Rudyard Kiplings, hat Holger Drachmann die landschaftliche Stimmung zu menschlichen Gestalten verdichtet: ein armer Wahnsinniger steht am Strand und wirft ein Tau immer wieder ins Meer hinaus — in der Gestalt dieses Fischers, der über dem Schreckensanblick wahnsinnig gewordenist, schildert Drachmann die Strandung eines Schiffes.

Aber über seine Märchendichtung „Tausend und eine Nacht“ weiß ich nichts Gutes zu sagen. Eine Geliebte Harun al Raschid's (Lilli Petri) verliebt sich in einen jungen Burschen (Ferdinand Bonn) und beide werden vom Kalifen grausam bestraft. Ihre Liebe trotzt allen Gefahren und bezwingt zu guterletzt das Herz des Widersachers. Die Vorgänge sind ganz einfach und kindlich, und die Personen eben nur mit dem Märchengriffel skizzirt. Dagegen ließe sich schlechterdings nichts einwenden, ruhte auf der Dichtung der narkotische Duft des orientalischen Märchens. Der aber fehlt. Diese Phantastik ist gar zu zahm; sie baut ihre Welt zu vorsichtig, zu sehr nach dem Richtmaß der Alltäglichkeit.

Die schauspielerischen Leistungen des neuen Ensembles an dieser Märchendichtung zu messen, wäre vielleicht ungerecht. Genug, daß keiner der Schauspieler in seiner Rolle Märchenstimmung gab (am ehesten that es noch Ferdinand Bonn). Die Inscenirung aber blieb hinter billigen Anforderungen zurück. Das Volkstreiben auf dem Markt zu Bagdad im ersten Akt war sehr statistenhaft, und in der Lagerscene des Schlußbildes theilte sich die Sonne etwas zwanglos ihr Amt mit einem elektrischen Beleuchtungsreflektor.

Das alles muß in dem neuen Hause besser werden — artis colendae causa; — der Kunst wegen.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 10. Oktober 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Vorgänge in Paris, wo die republikanische Bevölkerung den Zaren bejubelte, und dieser die Ovationen mit verbindlicher Liebenswürdigkeit entgegennahm, haben ihre Bedeutung gewiß nicht in dem Umstand, daß dort neue Vereinbarungen von weittragender Bedeutung zum Abschluß gelangen. Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; ja kann so gut als ausgeschlossen betrachtet werden.

Die Pariser Ereignisse sind nicht als die Einleitung neuer Vereinbarungen zu betrachten, sondern als die Besiegelung eines bestehenden Verhältnisses, für welches das Wort „Allianz" vorsichtig in den Reden verantwortlicher Personen vermieden worden ist. Ob eine Allianz besteht oder nicht, das ist verhältnißmäßig gleichgültig; als sicher kann jedoch betrachtet werden, woran seit Jahren nicht zu zweifeln war, daß ein Angriff Deutschlands auf Frankreich auch Rußland zu Gunsten der Republik auf den Kampfplatz rufen würde, und daß Rußland in einem Kampfe gegen Deutschland auf französische Unterstützung zu rechnen hätte. Beide Möglichkeiten brauchen uns nicht zu schrecken, denn wir beabsichtigen keinen Ueberfall gegenüber unserem westlichen Nachbar und ein realer Interessengegensatz zwischen uns und Rußland, der sich zu gefährlichen Konsequenzen entwickeln müßte, ist nicht vorhanden. Also die russisch-französischen Beziehungen sind wahrscheinlich zunächst bedrohlicher für England und seine Interessen in Aegypten und in Asien, als für uns.

Würde in Frankreich die Politik nur von kühl denkenden Ministern gemacht, so wäre die obige Rechnung in ihrer Folgerichtigkeit ganz tadellos; allein in hohem Grade ist seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Frankreich die Politik und insbesondere auch die auswärtige Politik durch Volksstimmungen beeinflußt worden. Der Krieg von 1870 vor allem war schließlich das Produkt der Volkswillens; der Aufschwung Deutschlands seit 1866 wurde an sich schon als eine Demüthigung Frankreichs empfunden; das Selbstgefühl der „Grande Nation" ertrug nicht die näher rückende Möglichkeit der Konsolidirung eines starken centraleuropäischen Reiches. Diese Empfindungen, nicht reale Interessen drängten zum Kampfe.

Solche Stimmung übermäßig gesteigerten Selbstgefühls war in Frankreich seit dem Kriege von 1870 verschwunden, und vielleicht entbehrte die französische Nation nichts schmerzlicher, als daß sie in dem Bewußtsein nicht mehr schwelgen konnte, Paris sei das Herz der Welt und der Mittelpunkt der europäischen Politik.

Man kann nicht sagen, daß die jetzigen Pariser Kaisertage den alten Zustand der Dinge, wie er bis 1870 bestand, wieder herstellen; Frankreich ist nicht wieder die führende politische Macht in Europa geworden, die, wie zur Zeit Napoleons III., schönes und schlechtes Wetter von der Seine her aufziehen ließ. Frankreich bedarf der russischen Hilfe; aber gemeinsam mit dem Zarenreich, fühlt man sich jeder politischen Aufgabe gewachsen. Die eigene Sicherheit fühlt man verbürgt, und man ist jetzt zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren wieder voll der Zuversicht, daß Frankreich an der Seite von Rußland tief eingreifend an den politischen Weltgeschicken mitarbeiten kann.

Bei einem Volke von dem Stolze und dem Selbstgefühl des französischen mußte die Stunde, da dieses Bewußtsein vor die Seele der Massen trat, zu einem Freudenrausche ohne gleichen werden. Ihn durchlebt jetzt die Bevölkerung, ohne daß wohl zunächst die Gedanken sich ausschließlich in einer Richtung bewegen, etwa nur um Elsaß-Lothringen, oder Aegypten, oder um Eroberungen in Asien. Nicht die einzelne Frage ist es, die die hoffnungsfreudige Erregung hervorruft, sondern alle jene Fragen und Wünsche zusammengenommen; der Gedanke, bis zu jenem Punkte politisch wieder gelangt zu sein, wo Frankreich frei seine Flügel regen kann. Man kann sagen, der Aufenthalt

des Zaren in Paris schafft die allerersten Voraussetzungen, um den Franzosen es zu ermöglichen, sich von Neuem politisch als die „Grande Nation" zu fühlen.

Die „Grande Nation" im Westen von uns hatte eine Reihe sehr unbequemer Eigenschaften für die Ruhe Europas; die Frage bleibt offen, ob mit dem wiedererrungenen Selbstgefühl auch die alte Unrast, der alte internationale Bethätigungstrieb und die alte gefährliche Reizbarkeit in auswärtigen Fragen wiederkehren. Wohin solche Volksstimmungen schwache Ministerien, wie es die jetzigen republikanischen sind, reißen können, das zeigt die Geschichte der schwachen Ministerien unter Napoleon III.

Ob Rußland immer und überall ein genügend starker Hemmschuh sein wird, ist gleichfalls eine offene Frage, und jedenfalls müßte der jetzige Zar ein Charakter von ganz ungewöhnlicher und bewundernswerther Solidität und Festigkeit sein, wenn nicht die Huldigungen, die er überall empfängt, auch sein Selbstgefühl über die Maßen steigern sollten. Das gesteigerte französische Selbstgefühl und das gesteigerte zarische Selbstgefühl werden nur dann ungefährlich bleiben, wenn der Kaiser von Rußland in edler Beharrlichkeit das Ziel verfolgt, die französisch-russischen Beziehungen nur den gleichen friedlichen Aufgaben dienstbar zu machen, denen der Dreibund seit seinem Bestehen gedient hat.

In Hubertusstock hat ein Kronrath stattgefunden, und da bei uns die eruptiven politischen Umwälzungen zu den Erscheinungen gehören, die mit periodischer Regelmäßigkeit wiederkehren, so argwöhnte man im ersten Augenblick auch diesmal ähnliches. Es scheint jedoch, daß es sich im vorliegenden Falle vor Allem um eine Berathung über die Konversionsfrage gehandelt hat und wie offiziös mitgetheilt wird, ist die Entscheidung gefallen; die Konversion auf 3½ Proz. soll durchgeführt werden, insbesondere um eine Aufbesserung der Beamtengehälter zu ermöglichen. Von der Vertheilung wie die einzelnen Beamtenkategorien bedacht werden, hängt es wesentlich ab, mit welchen Augen die Konversionsfrage alsdann zu betrachten sein wird.

Der nationalliberale Parteitag ist zu Ende gegangen, wie zu erwarten war. Nur in einigen ganz wenigen Fragen gelangte man zu einer klaren und erfreulichen Stellungnahme, und so ist denn dieser Parteitag nicht durch das bemerkenswerth, was auf ihm von der Majorität beschlossen wurde; es entspricht leider meist der bisherigen Taktik; wohl aber durch das, was von der Majorität verworfen worden ist; das ist vor Allem der Antrag Bueck und Genossen in ganz wesentlichen Theilen.

Dieser Antrag, für den schließlich nur 50 Delegirte stimmten, und der von prinzipieller Bedeutung ist, lautet in vollem Umfang:

„Die nationalliberale Partei wird auf wirthschaftlichem Gebiete ihren Charakter als Mittelpartei bewahren. Die nachdrückliche Förderung der Interessen der Landwirthschaft wie des gewerblichen Mittelstandes wird sie sich auch fernerhin angelegen sein lassen. Sie muß jedoch Forderungen zurückweisen, welche in einseitiger Berücksichtigung der Interessen eines Berufsstandes andere Berufsstände zu schädigen oder die Grundlagen unseres Erwerbslebens und der staatlichen Ordnung umzustoßen geeignet sind. Sie verwirft den Antrag Kanitz und jeden anderen Versuch, die Versorgung der Bevölkerung mit nothwendigen Lebensmitteln monopolistisch zu gestalten; sie weist das Bestreben zurück, an die Stelle der Handelsvertragspolitik ein System des Zollkrieges zu setzen; sie verlangt die Aufrechterhaltung der gesetzlich bestehenden deutschen Währungsordnung; sie erklärt sich gegen jede Gesetzgebung, welche bestehende Formen redlichen Geschäftsverkehrs zerstört oder den Verwaltungsbehörden die Vollmacht zu derartigen Eingriffen ertheilt; sie fordert die Ablehnung des preußischen Antrags auf Handwerksorganisation und jedes andern, auf Wiederherstellung des Zunftzwangs gerichteten Vorschlags. Derartigen Bestrebungen entgegenzutreten, erachtet die nationalliberale Partei für ihre wie für die Pflicht einer das Staatswohl allein zur Norm nehmenden Regierung."

Die Bedeutung dieses Antrages, der charakteristischer Weise mit dem Programm des „Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe" die wesentlichsten Berührungspunkte hat, wächst noch dadurch, daß vor Allem die angesehenen Delegirten aus dem Osten ihm zustimmten, und daß zu seinen Vertheidigern der Abgeordnete Bueck, der Generalsekretär des Centralverbandes deutscher Industrieller, und der Bergwerksdirektor Krabler aus Altenessen gehörten; beide sind hervorragende Repräsentanten der großen rheinisch-westfälischen Industriecentren, und es ist gewiß bemerkenswerth, freilich auch nur natürlich, daß diese Kreise die zu dem alten Ausgangspunkt der Partei zurücklenkende zeitgemäße Politik der „Nationalzeitung" unterstützen.

Auf dem Parteitage konnte man diesen Antrag Bueck in wesentlichen Punkten ablehnen und doch die formale Einigkeit aufrecht erhalten; die Frage bleibt nur, ob die Wähler eine Einigkeit auf solcher Grundlage ratifiziren werden.

Unter diesen Umständen ist der nationalliberale Parteitag nicht als das letzte, sondern vielmehr als das erste Glied einer neuen Entwicklung zu betrachten. Die Gegensätze, die man ausgeglichen zu haben glaubt, sind vielmehr in ihrer Gesammtheit der Partei durch die Verhandlungen zum klaren Bewußtsein gebracht und wie stark auch der Wunsch bei allen Fraktionen ist, in den bisherigen politischen Formen weiter zu leben, es gibt doch Gegensätze so vitaler Art, daß sie nicht zu überbrücken sind.

Man kann nicht den Bimetallismus ablehnen und mit den Agrariern auf gutem Fuße bleiben; man kann nicht über die Frage der Handelsverträge und den Antrag Kanitz hinwegschlüpfen und damit zugleich den Bund der Landwirthe und die Antiagrarier befriedigen.

Erreicht ist eines; innerhalb der Partei hat sich ein einflußreicher, wenn auch kleiner Kreis von Kräften zusammengeschlossen, der kaum geneigt sein dürfte, sich ferner von den Agrariern in stillschweigender Duldung mißbrauchen zu lassen.

Herr Dr. Crüger hat nach Rostock die Mittheilung gelangen lassen, daß er daselbst nicht zu kandidiren gedenke.

Dieser Schritt birgt eine nachahmenswerthe Lehre; es verdient beherzigt zu werden, daß ein angesehener politischer Mann durch seine Handlung klar und deutlich zu erkennen gibt, er danke für die angenehme Lage, in die man ihn gebracht; er danke dafür als Sturmbock gegen andere liberale Richtungen zu dienen und politisch nutzlos als Durchfallskandidat verbraucht zu werden. Daß eine solche Haltung vorkommenden Falls Nachahmung finde, wäre in hohem Grade zu wünschen.

Erfreulich ist es auch, daß mit dem Abschluß dieser unerquicklichen Rostocker Affäre ein Funken der Zwietracht im deutschen Genossenschaftswesen, deren Anwalt Dr. Crüger ist, sogleich erstickt wurde; denn auch daran sollten alle Freisinnigen und Liberalen das regste Interesse haben, daß dem segensvollen Schulze-Delitzsch'schem Werke alle Elemente einer möglichen Zersetzung ferngehalten werden.

Wenn dieser Abschluß erzielt wurde, so trug hierzu ganz wesentlich und vor Allem die Haltung der Presse bei, die durch zahlreiche ihrer verbreitetsten und angesehensten Organe in Beziehung auf Rostock nachdrücklich und klar Partei ergriffen hat. Soll es überhaupt einen Modus der Verständigung geben, so war ein Vorgehen wie in Rostock nicht zu billigen, das wurde in den verschiedensten Organen zum Ausdruck gebracht, und allmählich wird die Zahl der Zeitungen verschwindend klein, in denen statt des Wortes „Verständigung" Invektiven gegen jede andere freisinnige Richtung zu lesen sind.

Als charakteristischer Ausdruck dieser Entwicklung kann es gelten, daß die „Vossische Zeitung", diese älteste Repräsentantin des Berliner fortschrittlichen Bürgerthums, in der vorliegenden Frage genau auf dem Standpunkt des „Berliner Tageblattes" steht. Auch in einem zweiten Artikel erklärte die „Vossische Zeitung" klipp und klar Folgendes:

„Ueber eine Frage wird man sich allerdings einigen müssen. Wem gebührt, wo Wähler der verschiedenen liberalen Fraktionen vorhanden sind, die Aufstellung des Kandidaten? Wir glauben, daß man bei sonstiger Bereitwilligkeit, den Frieden zu erhalten und der Sache zu dienen, leicht die Antwort finden wird. Wo ausgesprochene Mehrheiten vorhanden sind, wird man billig der Mehrheit das entscheidende Wort

lassen müssen. Wo eine der liberalen Fraktionen im Besitz ist oder bei den früheren Wahlen im Besitz war, wird füglich dieser Besitzstand geachtet werden müssen."

Und der Artikel schließt:

„Ueber der Fraktion muß die Partei stehen, über dem Vortheil an einem einzelnen Punkt der Nutzen für die Gesammtheit. Sobald die Einigkeit der freiheitlichen Gruppen gesichert ist, wird der Liberalismus eine viel ausdrücklichere Unterstützung durch das Bürgerthum finden als in den letzten beiden Jahrzehnten. Dann wird man sich auch an maßgebenden Stellen der Nothwendigkeit nicht verschließen können, die Linke für ebenso regierungsfähig zu halten wie die Rechte. Wir hoffen auf einen kräftigen Aufschwung des Liberalismus. Aber weil wir ihn wünschen und in ihm allein die Voraussetzung einer gedeihlichen politischen Entwicklung sehen, können wir nicht dringend genug die Mahnung wiederholen, zu beherzigen, was noth thut: die Vermeidung aller persönlichen Kämpfe und die Förderung jedes sachlichen Ausgleiches unter den Freisinnigen. Wird diese Mahnung nicht beherzigt, so ist das Ende kein anderes als die Schadenfreude der gemeinsamen Gegner, der Gegner jeder freiheitlichen Entwicklung des Reichs und der Festigung und Mehrung der Volksrechte."

Das ist auch unsere Ansicht.

Die „Volks-Zeitung" endlich, die in Berlin auf der äußersten Linken, den Standpunkt der süddeutschen Volkspartei repräsentirt, resumirt ihr Urtheil über die Vorgänge in Rostock dahin:

„Damit ist der Streit, der den Gegnern des Liberalismus großen Spaß machte, vorläufig beigelegt."

In der That Spaß und politischen Vortheil können an solchen Zwischenfällen nur die Gegner des Liberalismus haben.

Die wichtige Aufgabe der Presse und der öffentlichen Meinung wird es bleiben, jenen Bestrebungen nach allen Seiten entgegenzutreten, die zu einer Zerfleischung der Liberalen unter einander führen müssen.

Aus Königsberg ist ein erfreulicher Vorgang zu verzeichnen; in der Börsengartenaffäre, die nicht leben und nicht sterben kann, beschloß die Generalversammlung, sich mit dem Vorstande solidarisch zu erklären. Dieser Beschluß zeigt jenen Bürgerstolz, der in Preußen schon angefangen hatte, beängstigend selten zu werden.

Lord Rosebery ist von der Führung der liberalen Partei zurückgetreten. Es war seit langem bekannt, daß er innerhalb der Partei auf Opposition gestoßen war; jetzt ist die Krisis dadurch zum Ausdruck gekommen, daß Lord Rosebery in der orientalischen Frage sich mehr dem vorsichtigen Standpunkt Salisbury's nähert und ein Gegner der Gladstoneschen Entrüstungspolitik ist.

* * *

Die Nationalliberalen.

Das Unternehmen, die nationalliberale Partei zu wirthschaftlichen Grundsätzen zurückzuführen, die den unsrigen näher stehen als die, welche sie in den letzten Jahren bekundet hat, ist selbstverständlich von unserer Seite mit den lebhaftesten Sympathien begleitet gewesen, aber es war so kühn, daß es von Anfang an keine Aussicht auf vollen Erfolg hatte, und der Erfolg ist ausgeblieben.

Wer nicht entschlossen ist, in politischen Urtheilen jede Rücksicht persönlicher Billigkeit außer Augen zu setzen, wird einem Andern zwar Vorwürfe darüber machen können, daß dieser verkehrte Ansichten hegt und er wird sich bemühen, ihn von diesen Ansichten abzuwenden, aber darüber, daß Jemand, der verkehrte Ansichten hegt, auch diesen verkehrten Ansichten gemäß stimmt, kann man ihm unmöglich einen Vorwurf machen. Wir sind nun seit langer Zeit davon unterrichtet gewesen, daß ein großer Theil der nationalliberalen Partei auf einem ausgesprochen agrarischen Standpunkte steht, und eher seinen Anschauungen über andere politische Fragen als seinen agrarischen Bestrebungen entsagen würde; die Streitigkeiten, in welche wir mit dem uns näher verwandten Theile der nationalliberalen Partei verwickelt worden sind, führten oft genug auf den Punkt zurück, daß diese noch immer an der Hoffnung festhielten, über die agrarische Bewegung in ihrem eigenen Lager Herr zu werden, während wir dieser Hoffnung längst entsagt hatten.

Die Zeit ist in keiner Weise dazu angethan, Meinungsverschiedenheiten, die innerhalb der liberalen Parteien bestehen, zu verschärfen und zu übertreiben; darum ist es angemessen, stark zu betonen, welche Bande noch gegenwärtig zwischen den Freisinnigen und den Nationalliberalen bestehen. Die nationalliberale Partei hat sich vor vier Jahren das große Verdienst erworben, daß an ihrem festen Widerstande das Schulgesetz des Herrn von Zedlitz scheiterte. Das gab damals im Reichstage zu einer bewegten Scene Veranlassung, in welcher der grundsätzliche Gegensatz zwischen Liberalen und Konservativen so lebhaft betont wurde, wie es seitdem niemals wieder geschehen ist. Und noch in der letzten Session des Landtags war es den Nationalliberalen zu verdanken, daß der berühmte Assessorenparagraph scheiterte. Diese beiden Punkte zeigten, in welchen Stücken wir auf die nationalliberale Partei zählen können; in anderen Stücken können wir nicht auf sie zählen; darüber können Illusionen nicht bestehen.

Die Geschichte der nationalliberalen Partei füllt ein sehr erfreuliches Blatt in der Geschichte des Reiches aus. Diese Partei hat es möglich gemacht, daß nach dem Zerfall des deutschen Bundes und nach zwei blutigen Kriegen eine neue staatsrechtliche Ordnung begründet werden konnte. Sie hat die deutsche Reichsverfassung, das Münzgesetz, das Bankgesetz, die Justizgesetze, also alle wesentlichen Stücke dieser neuen Staatsordnung unter Dach gebracht. Sie hat es verhindert, daß der Aufschwung des Jahres 1866 im Sande verlief. Sie hat alle diese Gesetze nicht allein gerettet, sondern auch so weit verbessert, als es nach den gegebenen Verhältnissen möglich erschien. Die Behauptung, daß sie, wenn sie alle diese Gesetze abgelehnt hätte, auf eine bessere Ordnung der Dinge hingewirkt haben würde, ist von Anfang an unbewiesen gewesen und durch den seitherigen Verlauf der Entwicklung sicher nicht bestätigt worden. An dieser Thätigkeit der nationalliberalen Partei lebhaften Antheil genommen zu haben, wird für uns stets eine zufriedenstellende Erinnerung bleiben.

An dem Tage, an welchem Delbrück sich veranlaßt sah, aus der Regierung zu scheiden, verlor die nationalliberale Partei zwei Güter zugleich, mittelst deren sie bis dahin ihre Erfolge erreicht hatte, den Einfluß auf die Regierung und den Einfluß auf die alte Mehrheit der Volksvertretung. Jahre lang hatte Fürst Bismarck im Stillen den Entschluß vorbereitet, die Politik aufzugeben, die er ein Jahrzehnt hindurch verfolgt hatte und völlig neue Bahnen einzuschlagen. Ein Theil derjenigen, die bis dahin zur nationalliberalen Partei sich bekannt hatten, die Sezessionisten, konnte auf diesem neuen Wege nicht folgen. Sie sahen, daß ein Opfer ihrer Grundsätze verlangt wurde, und daß sie mit diesem Opfer nicht einmal praktische Erfolge erreichten. Noch heute können wir uns zu dem Schritte der Sezession offen bekennen und es aussprechen, daß der Verlauf der Dinge seitdem in uns die Ueberzeugung befestigt hat, daß dieser Schritt zum rechten Augenblick erfolgt war.

In einer Beziehung haben wir allerdings dem rechten Flügel der Nationalliberalen Unrecht gethan und dieses Unrecht wollen wir bekennen. Wir nahmen damals an, daß dieser rechte Flügel aus Nachgiebigkeit gegen den Fürsten Bismarck seine Grundsätze preisgab, sich zur Beschränkung der Gewerbefreiheit, zum Schutzzoll, zur Verstaatlichung der Eisenbahnen bekannte. Seitdem haben wir einsehen müssen, daß der Wandel in der Politik des Fürsten den Wünschen dieser Gruppe entsprach, daß sie von Herzen Gegner der Gewerbefreiheit, des Freihandels und Anhänger des Staatssozialismus waren oder wurden und nur widerstrebend der

früheren Politik gefolgt waren. Daß ein Gegensatz zwischen einem rechten und einem linken Flügel der Partei vorhanden war, hatten wir von jeher gewußt; wie tief dieser Gegensatz war, hatten wir nicht gewußt, und daß wir es seiner Zeit nicht gewußt haben, ist vielleicht ein Glück gewesen.

Der Heidelberger Parteitag von 1884 und darauf der Abschluß des Kartells im Jahre 1887 haben uns volle Aufklärung über die Bestrebungen der nationalliberalen Partei verschafft. Seitdem konnte es für uns keine Ueberraschungen mehr geben. Nachdem einmal der Grundsatz proklamirt war, daß für eine politische Partei die Fragen von wirthschaftlicher Natur keinen Grund zur Trennung abgeben könnten, verstand es sich von selbst, daß die Sonderinteressen in Beziehung auf Zucker, Branntwein und Quebrachoholz sich in der Partei Geltung verschaffen, und da der Kampf gegen die Freiheit der Börse ein Hauptziel aller agrarischen Bestrebungen ist, konnte es auch keine Verwunderung erwecken, daß die nationalliberale Partei für das Börsengesetz eintrat und die Erwartung, daß sie auf einer Versammlung von Delegirten sich von dem lossagen werde, was sie im Reichstage beschlossen hatte, haben wir nicht getheilt.

Der Verlauf des Parteitags ist ungefähr so gewesen, wie wir es vorhergesehen haben. Daß man wenigstens zu Gunsten der Goldwährung einen einmüthigen Beschluß herbeigeführt hat, daß man in Beziehung auf den Antrag Kanitz wenigstens die Zuversicht ausgesprochen hat, die Bewegung für ihn werde ihren Höhepunkt überschritten haben, ist sogar mehr, als wir ursprünglich erwartet haben. Daß wir mit dem größeren Theile der gefaßten Beschlüsse nicht einverstanden sind, braucht kaum ausgesprochen zu werden; eine Partei, die in Resolutionen ihren Standpunkt darlegt, erwartet freilich auch keine Zustimmung von anderen Parteien.

Daß alle diejenigen, welche agrarische Ueberzeugungen haben, auch agrarische Bestrebungen verfolgen, erscheint uns selbstverständlich und wir beklagen uns darüber nicht; auf der anderen Seite aber erwarten und hoffen wir, daß alle diejenigen, welche die agrarischen Bestrebungen für verderblich halten, sich aufraffen und den Kampf dagegen energischer führen als bisher. Daß eine Abspannung in alle Klassen des Volkes tief eingedrungen ist, daß die Unlust sich an politischer Thätigkeit zu betheiligen, immer weitere Fortschritte macht, ist eine Thatsache, die nicht abzuleugnen ist und unter der alle Parteien gleichmäßig leiden. Keine hat Veranlassung, der andern darüber Vorwürfe zu machen oder sie zu verspotten. Vielmehr hat jede Partei in gleichem Maße Veranlassung und Pflicht, dieser Abspannung und Unlust zu wehren. Die agrarischen Bestrebungen bedrohen zahlreiche Klassen der Bevölkerung mit schweren Nachtheilen und diese Klassen müssen wachgerufen werden, sich gegen diese Bestrebungen zu wehren, gleichviel welcher Partei sie selbst angehören und von welcher Partei diese Bestrebungen ausgehen. Wer wirthschaftliche Interessen zu schützen hat und den Schutz bei seiner politischen Partei nicht finden kann, wird ihn schließlich dort suchen müssen, wo er ihn finden kann.

Alexander Meyer.

Die Währungsfrage vor dem nationalliberalen Parteitag.

Der Beschluß zu Gunsten der Goldwährung, welcher der nationalliberale Parteitag gefaßt hat, verdient mit großer Genugthuung begrüßt zu werden. Er bedeutet für die Erhaltung dieser Grundlage deutscher Wohlfahrt eine neue und wirkungsvolle Bürgschaft. Sein Gewicht stellt sich um so größer heraus, als er, neben dem Beschluß zur Abwehr des Zunftzwanges, der einzige ist, über welchen sich die Versammlung in einer großen wirthschaftlichen Frage mit erdrückender Mehrheit den agrarischen Zielen entschieden gegenüber stellt. Diese prägnante Thatsache kann nicht verfehlen, auf die verbündeten Regierungen einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Es könnte ja sein, daß bei einer Abstimmung im Reichstag die den Konservativen aus dem Centrum und den Antisemiten in dieser Sache zuwachsenden Stimmen wieder einmal einem bimetallistischen Antrag eine Mehrheit verschaffen möchten. Aber der moralische Druck, den eine solche Abstimmung auf die Regierungen ausüben könnte, würde durch die jüngste Demonstration und die danach zu bemessende Haltung der Nationalliberalen im Reichstag, auf Null reduzirt werden. Einzig und allein der schwächlichen Stellung, welche diese Partei vor zwei Jahren gegenüber dem auf Berufung einer internationalen Konferenz eingebrachten Antrag einnahm, war die ebenso schwächliche und unklare Haltung des Reichskanzlers bei jenem Anlaß zuzuschreiben, die eben aus diesem Grunde auch entschuldbar ward. Denn wie soll die Ansicht der leitenden Staatsmänner dem Zweifel nicht zugänglich werden, wenn solcher Zweifel ihr aus der Mitte einer Partei zugetragen wird, welche vorzugsweise einen mit dieser Angelegenheit seinem Beruf und seiner täglichen Erfahrung nach am besten vertrauten Bestandtheil des betriebsamen Bürgerthums repräsentirt? Nicht umsonst hat selbst ein so warmer Anhänger des Bimetallismus, wie der englische Minister Balfour, erklärt, daß keine englische Regierung es jemals wagen würde, in der Währungsfrage sich über die Ansicht der Londoner City hinauszusetzen. Was aber für eine englische Regierung die Ansicht der City in dieser Sache bedeutet, das muß für eine deutsche in noch viel höherem Maße die Ansicht einer Versammlung bedeuten, welche die ansehnlichsten Elemente des Handels- und Gewerbestandes aus dem gesammten Deutschland hinter sich hat. Und wie auch ein Glück selten allein kommt, so ist das Schauspiel, welches Amerika jetzt bietet, ebenfalls wie dazu geschaffen, den deutschen Regierungen über die innere Natur des bimetallistischen Treibens ein Licht aufzustecken. An dem amerikanischen Beispiel wird auch dem blödesten Auge klar, was die aufmerksame Beobachtung längst erkennen mußte. Die treibenden Elemente aller bimetallistischen Agitation sind da, wo nicht einseitiger Silberbesitz dazu anspornt, durchaus demagogischer Natur. Ja man würde sogar nicht sagen können, sie seien sozialistischer Natur, denn der methodische, innerhalb seiner Prinzipien logisch räsonnirende Sozialismus ist bekanntlich in Deutschland dem Bimetallismus abhold, und anderwärts nur hier und da mit ihm verquickt. Aus den Programmen und Reden aber, welche für die Wahl eines Silberpräsidenten kämpfen, spricht vielmehr einfach der Geist einer wüsten Demagogie, welche nur chaotischen Anstürmen aller unzufriedenen und beutelustigen Schaaren der verschiedensten Volksschichten die Schranken öffnen möchte, um verheerend in die geordneten Verhältnisse des Staats- und Wirthschaftslebens einzubrechen. Der Gedanke, auf den Spuren dieser Bewegung zu gehen, oder gar, wenn sie siegreich wäre, mit ihr ein ewiges Bündniß zu schließen, kann wahrlich den deutschen Regierungen nicht im Traume beikommen. Daß zwischen der katilinarisch-populistischen Agitation in Amerika und der agrarischen Deutschlands eine innere Seelenverwandtschaft besteht, war zwar schon von selbst einleuchtend. Zum Ueberfluß ist es aber noch schriftlich bescheinigt worden durch die überschwängliche Liebeserklärung welche die Herren Führer von Pest an Herrn Bryan entsandt haben.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht angebracht sei, den amerikanischen Wählern und namentlich denjenigen deutscher Abstammung, eine Warnung zukommen zu lassen vor dem Mißbrauch, welchen die Silberleute drüben mit Fürst Bismarck's noch weniger als platonischer Liebeserklärung an den Bimetallismus machen könnten. Er habe aber darauf von vornherein mit Recht geantwortet, Karl Schurz, ein begeisterter Verehrer des Fürsten und selbst von diesem hoch geschätzt, werde das schon drüben am besten besorgen. Jetzt kann man noch eine viel bessere Antwort geben. Der nationalliberale Parteitag hat dieselbe ertheilt, indem er gleichzeitig dem

ehemaligen Reichskanzler eine von ihm dankbar erwiderte warme Huldigung darbrachte und sich für die unbedingte Aufrechterhaltung der deutschen Goldwährung aussprach. Er hat stillschweigend damit angedeutet, daß ihm in der Antwort des Fürsten die Stelle am meisten einleuchtete, in welcher derselbe sagt, daß er ungeachtet seiner „Vorliebe" für Doppelwährung, sich so lange er im Amte war, den Sachverständigen gegenüber nicht für unfehlbar gehalten hat.

L. Bamberger.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

IV.

Pewee Valley in Kentucky, 23. Sept. 1896.

In einem Landhause nahe der Blaugrasregion Kentucky's schreibe ich diese Zeilen. Es ist ein reizendes Fleckchen Erde. Welliges Terrain, allenthalben Gruppen von Bäumen, Eichen, Buchen, Sykomoren, deren Blätter sich gerade zu verfärben beginnen. Dazwischen weidendes Vieh; hie und da ein Maisfeld, ein Weinberg oder Obstgarten. Man glaubt sich in eine englische Grafschaft versetzt. Der Blaugrasdistrikt Kentuckys ist berühmt wegen seiner Zucht von Rassepferden und wegen seines fancy cattle, das auf dem englischen Markte zeitweise Phantasiepreise erzielte. Inzwischen hat der Druck der agrarischen Weltkonkurrenz auch hier manchen Wandel und manche Unzufriedenheit geschaffen. Die Farmer klagen über niedrige Preise, und sie haben mehr Grund dazu, als der Grundbesitzer bei uns in Deutschland, wo alle landwirthschaftlichen Produkte ungleich höher im Preise stehen. Unzufriedene Landleute aber sind auch hier in Amerika der wirthschaftspolitischen Quacksalberei besonders zugänglich. So hat man sich denn „der Magie ergeben". Die free coinage-Bewegung hat unter den unzufriedenen Farmern erstichtlich zahlreiche Anhänger. Je mehr der Farmer zurückgekommen ist, je mehr Schulden er hat, je weniger Intelligenz, je weniger wirthschaftliches Geschick er besitzt, desto leichter fällt er den Silberapostein zum Opfer. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit vielen Landleuten in dieser Gegend zu reden. Sie lassen sich auf Argumente kaum ein. Sie wollen einen Wechsel, weil sie annehmen, daß jeder Wechsel ihre Lage bessern werde; und da sie sehen, daß die Städte und die Wohlhabenderen unter ihren Nachbarn, die eigentlichen Kentucky Gentlemen, nahezu wie ein Mann gegen Bryan sind, so glauben sie vielfach auch hier, Bryan vertrete die Sache des gemeinen Volks, der Mühseligen und Beladenen, der Massen gegen die Klassen, der Armen gegen die Reichen. Das gibt diesem Kampfe um Silberfreiprägung allenthalben im Lande seinen bedrohlichen Charakter. Es sind viel weniger politische Parteien, als soziale Schichten, die in diesem Präsidentschaftswahlkampfe einander gegenüberstehen. Deshalb auch die in der Geschichte des Landes so stark nach nie dagewesene Zersetzung der Parteien. Die Zersetzung tritt um so deutlicher hervor, je weiter man nach dem Süden kommt. Während im Norden und Osten der Union die sozial und wirthschaftlich höher stehenden Volksschichten zumeist der republikanischen Partei angehören, ist es im Süden, und schon hier im Staate Kentucky, gerade umgekehrt. Hier war von je die demokratische Partei die sozial und wirthschaftlich einflußreichere. In diese demokratische Partei ist nun durch die Silberfanatiker gerade an der Stelle ein Keil eingetrieben, wo die gebildeten, wohlhabenden und führenden Elemente sich von den Massen scheiden. Diese Elemente haben sich hier in Kentucky nahezu vollzählig von dem alten Parteiverbande losgesagt und werden entweder für das third ticket — Palmer und Buckner — oder — das erste Mal in ihrem Leben — direkt für den republikanischen Präsidentschaftskandidaten stimmen. Alte Veteranen aus dem Sezessionskriege, die gegen die Nordstaaten vier Jahre unter den Waffen gestanden haben, denen die republikanische Partei zeitlebens ein Greuel war, die noch vor sechs Monaten es als eine persönliche Beleidigung angesehen haben würden, hätte man ihnen zumuthen wollen, mit den Republikanern gemeinschaftliche Sache zu machen, haben mir versichert, sie würden diesmal ohne weiteres für McKinley stimmen. Selbst Leiter und Führer der third ticket-Bewegung werden vielfach — statt für ihre eigenen Kandidaten — für republikanische Elektoren votiren, um die Niederlage Bryan's sicherer und niederschmetternder zu machen.

Diese Haltung der demokratischen Sezessionisten hat etwas moralisch geradezu Erhebendes. Es sind die besten Patrioten des Landes, die sich hier zusammengefunden haben: keine Aemtersucher, keine ehrgeizigen politicians. Das Wohl des Landes, die Zukunft der freien Verfassung, geht ihnen über die Partei, deren angesehenste Führer sie waren, und deren Führer sie leicht bleiben könnten wenn sie ihre bessere Ueberzeugung zum Opfer brächten. Sie haben diese Ueberzeugung über die Partei gestellt, für lange Zeit auf jeden Antheil an der Macht verzichtet und thun nun in der aufopferndsten Weise ihre Schuldigkeit im Wahlkampf als echte Patrioten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Konvention von Indianapolis, die daselbst am 3. September tagte, die beiden braven Generale Palmer und Buckner als Präsidentschaftskandidaten nominirte und ein Programm entwarf, wie es nicht befriedigender gedacht werden kann, qualitativ die beste war, welche die Vereinigten Staaten seit Jahrzehnten gesehen haben. Diese Männer, die in Indianapolis aus 41 Staaten der Union zusammengekommen waren, wußten ganz genau, daß sie keine Aussicht haben würden, mit ihren Kandidaten durchzudringen, aber sie wollten Zeugniß ablegen, daß sie nicht gewillt seien, sich den Diktaten einer gefährlichen Demagogie innerhalb der eigenen Partei zu fügen.

Der moralische Einfluß, den diese demokratischen Sezessionisten ausüben, ist denn auch ein ganz bedeutender. Wenn der Staat Kentucky, was immerhin noch zweifelhaft ist, der Partei Bryan's verloren geht, so ist es diesen Sezessionisten zuzuschreiben. Die Stärke dieser Bewegung wird nicht in den Stimmen zum Ausdruck kommen, die Palmer und Buckner erhalten, sondern in den Stimmen, die dem regulären demokratischen ticket entzogen werden. Die Newyorker „Sun", ein altes demokratisches Blatt, brachte nach der Nomination von Palmer und Buckner einen Artikel mit der Ueberschrift: A splendid ticket, don't vote for it! Das war — so paradox es klingt — recht eigentlich im Sinne dieser third ticket-Bewegung geschrieben. Wer es über sich gewinnen kann, gleich für McKinley zu stimmen, der soll es thun. Nur wer ein solches Opfer nicht zu bringen vermag, für den sind Palmer und Buckner als Kandidaten aufgestellt, damit auch er seine Opposition gegen die Partei Bryan's am Wahltage zum Ausdruck bringen kann.

Die Kandidaten Palmer und Buckner wissen das recht gut. Vielleicht stimmen sie selbst für McKinley. Sie haben ihre Position eingenommen wie brave Generäle, die bereit sind, zu fallen, wenn nur der Feind besiegt wird. Den alten General und Ex-Gouverneur Buckner lernte ich in Louisville kennen. Es ist eine höchst sympathische Persönlichkeit: der richtige Kentuckier, hochgewachsen, ein kühnes Gesicht, dem der weiße Henry quatre vortrefflich steht. Der alte Herr hat seinen Landsitz im Innern Kentuckys verlassen und unterzieht sich den Strapazen des Wahlkampfes mit kriegerischer Pflichttreue. In Louisville wirkte er auf einem Massenmeeting mit, auf dem Senator Lindsay aus Kentucky, Colonel Fellows aus Newyork und ein prächtiger alter Gutsbesitzer aus dem Innern des Staates, Namens Hill, als die Hauptredner auftraten. Die Reden waren ganz ausgezeichnet und das Auditorium musterhaft. Nebenbei bemerkt, wurden viele prachtvolle Männer- und Frauengestalten in der Versammlung bemerkbar. Die echten Kentuckier sind ein auffallend schöner Menschenschlag.

Louisville, die größte Stadt des Staates, besitzt auch ein starkes deutsches Element. Es sind wohl 30 000 Seelen deutscher Abstammung in der Stadt. Eine der bedeutendsten deutschen Zeitungen des Landes, der „Louisville Anzeiger", erscheint in Louisville unter der geschickten Leitung eines adligen ehemaligen preußischen Offiziers.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie angesehen die Deutschen im Lande sind und wie dies Ansehen beständig gewachsen ist. Seitdem ich das erste Mal, vor zehn Jahren, in den Vereinigten Staaten war, ist mir das immer wieder aufgefallen. Vor drei Jahren trug der große Erfolg der deutschen Industrie auf der Chicagoer Weltausstellung nicht wenig dazu bei, dies Ansehen zu heben; und gegenwärtig ist es die Haltung der hiesigen Deutschen in der Währungsfrage, die allenthalben Respekt einflößt. Wohin ich komme, mache ich dieselbe Wahrnehmung — und Jedermann bestätigt mir das —, daß die deutschen Wähler nahezu einmüthig für ehrliches Geld sind und dem Silberschwindel ernstlich zu Leibe gehen. Unter den Hunderten von deutschen Blättern, die in der Union erscheinen, sind jene Zeitungen, die für Bryan eintreten, an den Fingern abzuzählen. Das ist schmeichelhaft für den deutschen Menschenverstand und die deutsche Ehrenhaftigkeit, die den gesetzgeberischen Betrug durch Geldentwerthung verwirft. Unsere Bimetallisten in Deutschland sollten sich ein Beispiel daran nehmen. Wenn deshalb am 3. November die Silberdemagogie hier zu Lande gründlich aufs Haupt geschlagen wird, so hat man das nicht zum geringsten Theile dem German vote zu verdanken. Die Deutschen werden sich dabei um ihr Adoptivvaterland ebenso verdient machen, wie seiner Zeit, als sie zu Gunsten der Erwählung Lincoln's den Ausschlag gaben.

Man kann sich leicht denken, wie peinlich unter solchen Umständen auf die Deutschen Amerikas das Schreiben des Fürsten Bismarck an den Gouverneur von Texas, C. A. Culberson gewirkt hat, das hier von der Bryan'schen Presse mit begreiflichem Jubel begrüßt und von Bryan selbst sofort rednerisch ausgebeutet wurde. Vor mir liegt der „Cincinnati Enquirer", ein Hauptsilberblatt. Es bringt in seiner Nummer vom 21. September auf der ersten Seite in Riesenlettern und in besonderer Umrahmung den Brief des Gouverneurs von Texas an den Fürsten Bismarck und dessen Antwort aus Friedrichsruh vom 24. August unter der Ueberschrift: Prince Bismarck favors silver. Words of wisdom from the Iron Chancellor. Diese „Worte der Weisheit" sind nun allerdings bei näherer Betrachtung recht doppelsinnig abgefaßt, ganz im Stil des Orakels: „Wenn Krösus über den Halys geht, so wird er ein großes Reich zerstören". „Wenn das Volk der Vereinigten Staaten es mit seinen Interessen für vereinbar hält, eine unabhängige Aktion in der Richtung des Bimetallismus vorzunehmen, so kann ich nur glauben, daß solch eine Aktion den heilsamsten Einfluß auf das Zustandekommen einer internationalen Vereinbarung ausüben wird."*) Ich weiß nicht, ob der englische Wortlaut, den ich vorstehend wortgetreu übersetze, eine richtige Uebertragung des deutschen Textes darstellt, oder ob Fürst Bismarck etwa die Antwort in englischer Sprache gegeben hat; jedenfalls steht fest, daß dieser Brief hier von der Silberpartei als ein Indossement der demokratisch-populistischen Platform fruktifizirt wird.

Der „heilsame Einfluß" würde zunächst in einer Weltkrisis zu Tage treten, wie sie unsere Generation noch nicht gesehen hat. Niemand ist davon lebhafter durchdrungen, als der Deutsch-Amerikaner, der es in diesem Lande geschäftlich zu etwas gebracht hat. Bei dem großen Ansehen, das Fürst Bismarck unter den hiesigen Deutschen genießt, ist es aber nichts destoweniger wohl möglich, daß einige Zehntausend deutsch-amerikanische Wähler der Union, die in ihren Ansichten noch schwankend waren, durch den unvorsichtigen Brief des Fürsten Bismarck der Partei Bryan's zugeführt werden. Das wäre denn allerdings ein höchst bedauerliches Resultat. Zugleich liegt eine weltgeschichtliche Ironie in der Thatsache, daß Fürst Bismarck mit seiner universellen Autorität gerade den destruktivsten Elementen der amerikanischen Union zu Hilfe kommt, während hier alle „staatserhaltenden" Elemente des Landes den letzten Nerv anspannen, um die Nation vor einem unabsehbaren Unheil zu bewahren. Mit einer einfachen free coinage-Akte käme man nicht gar weit. Bevor dieselbe in Kraft treten könnte, wären die meisten Hypotheken auf Farmländereien gekündigt und die Farmer völlig ruinirt. Ein Zwangsmoratorium ist deshalb der nächste Schritt; der Umsturz der Autorität des obersten Gerichtshofs, welcher einer reaktionären Gesetzgebung im Wege steht, der weitere. Darüber täuscht sich hier kein tiefer Blickender: der Sieg Bryan's wäre der erste Schritt zu einer sozialen Revolution.

Theodor Barth.

*) Anmerkung der Redaktion. Dem Sinne nach der deutschen Version durchaus entsprechend.

Von der 68. Naturforscherversammlung.

II.

Aus der reichen Fülle der kombinirten Sektionsverhandlungen wollen wir eine anführen, welche Sensation machte, den Vortrag des Breslauer Zoologen Prof. Born über Doppelwesen, die er bei Amphibien dadurch erzeugte, daß er Froschlarven, denen er einzelne Körpertheile abschnitt, mit anderen zusammenwachsen ließ. Seine ersten Versuche wurden bereits vor zwei Jahren bekannt. In Frankfurt aber führte er uns die lebenden Proben seiner Versuche vor. Es wuchsen nicht nur zwei beim Hinterkopf angeschnittene und in der Art des Januskopfes mit den Schnittflächen aneinandergefügte Froschlarven rasch zusammen, sondern sie machten sogar die Metamorphose durch und wurden ein Doppelfrosch. Die Verwachsungen konnten in den verschiedensten Stufen bewirkt werden, entweder wurden kleine Theile einer Larve an eine andere angesetzt und es fand nur eine Vereinigung der Blutgefäßsysteme statt, aber es erfolgte eine völlige Vereinigung zweier Wesen, von denen jedes seinen Kopf und die Extremitäten behielt. Voraussetzung ist nur, daß ein gemeinsames Herz und ein durchgängiges Darmrohr vorhanden ist. Es klingt unglaublich, was für Vereinigungen möglich sind. Der Kopf einer Larve wuchs auf dem Rumpf einer anderen an und sein Gehirn wurde durchaus das Organ für das Nervensystem des geköpften Thierchens. Es gelang auch die Verwachsung von Fröschen verschiedener Arten, des grauen und des Laubfrosches zu Stande zu bringen, ja sogar von der Kröte und vom Frosch, also von verschiedenen Gattungen verwuchsen die Larven; diese jedoch gelang es nicht, bis zur Metamorphose zu bringen.

Ferner sei noch eine Mittheilung rein hygienischer Natur erwähnt, weil sie sicher von sich reden machen wird, nämlich die des Berliner Arztes Dr. Paul Rosenberg über eine neue Anwendungsform des Formaldehyds, welche er nicht nur zur Konservirung und Desinfektion, sondern mit vielfachem Erfolg bereits bei schweren Infektionskrankheiten angewandt zu haben behauptet. Während bisher in letzter Zeit das Formalin, eine wässerige Lösung dieser Substanz, angewandt wurde, jedoch manche Uebelstände, namentlich einen schwer erträglichen Geruch aufwies, sollen diese Uebelstände bei den von Rosenberg angewandten Stoffen, die er Holzin, Holzinol und Sterisol benannt hat, durch die Anwendung alkoholischer Lösung und Verbindung mit Menthol wegfallen.

Die nach der gegenwärtigen Praxis leider erst spät erscheinenden offiziellen Berichte werden sicher nicht nur eine große Fülle von Arbeit, sondern auch manche wichtige Fortschritte bezeugen, die besonders in den Sektionen für Chemie und Physik, ferner auch in einigen biologischen Abtheilungen mitgetheilt wurden. Hierher wären die Vorträge von van 't Hoff und Victor Meyer über merkwürdige Vorgänge bei verlangsamter Oxydation, von Emil Fischer, dem Nachfolger A. W. von Hofmann's in Berlin, über die Synthese des

Coffeïns, von Prof. Chun in Breslau über Facettenaugen und das Sehen der Tiefseethiere, vor Allem aber verschiedene Vorträge zu rechnen, deren Gegenstand die Roentgenschen Strahlen, das größte naturwissenschaftliche Ereigniß dieses Jahres, bildeten. Die Physiker, unter denen auch der bedeutendste Kenner der Kathodenstrahlen, von denen Roentgen's Entdeckung ausging, Professor Lenard aus Aachen, Des Coudres u. A. das Wort ergriffen, zeigten durch eine lebhafte Debatte, in welche Bewegung die Gelehrten durch Roentgen's Entdeckung gerathen sind, zugleich aber auch, daß über das Wesen der X-Strahlen noch lange keine Uebereinstimmung der Ansichten herrscht. Die Einen wollten sie für Wellen besonderer Art, Andere für losgelöste feinste Materie halten, wie denn auch Crookes, einer der ersten Forscher auf diesem Gebiete, schon von strahlender Materie sprach. Von Interesse waren auch die medizinischen Vorträge über den Gegenstand. Professor Benedikt aus Wien, der bekannte geistreiche Neurologe, zeigte in einem Vortrag über die Bewegung des Herzens in Roentgenbeleuchtung, daß uns diese willkommene Aufschlüsse über bisher bestrittene Erscheinungen der Herzbewegung liefert, indem der sogenannte Herzspitzenstoß bei der Zusammenziehung des Herzens nicht in einem Stoß an die Brustwand, wie Skoda annahm, sondern in einer Annäherung der Herzspitze an die Basis des Herzens besteht und bei tiefem Einathmen das Herz sich vom Zwerchfell abhebt. Von praktischer Wichtigkeit waren die Berichte eines jungen Berliner Laryngologen, Dr. Max Scheier, über die Verwerthung der Roentgenschen Strahlen für die Erforschung der Nase und der Knochenhöhlen des Gesichtsschädels, die mit ihr in Verbindung stehen. Sowohl den Zustand einzelner dieser Höhlen, wie das Vorhandensein von Fremdkörpern in der Nase gestattet die Durchstrahlung mit den Roentgenstrahlen festzustellen. Dieser Arzt lieferte aber auch neue Beiträge zur Verwerthung dieser Methode bei der Hirnchirurgie und der Ermittelung von Geschossen im Schädelinnern.

Wir haben aus der ersten und letzten der allgemeinen Sitzungen noch eine Gruppe von Vorträgen herauszuheben, welche eigentlich die pièce de résistance dieser Sitzungen bilden sollten und die insofern zusammengehören, als sie alle sich mit den heutzutage sorgfältiger studirten feineren Vorgängen in der Physiologie und Pathologie der Zellen beschäftigten. Es waren dies die Vorträge von Prof. Hans Buchner in München über „Biologie und Gesundheitslehre", von Prof. Max Verworn in Jena über Erregung und Lähmung und von Prof. Carl Weigert in Frankfurt über neue Fragestellungen in der pathologischen Anatomie. So wichtig die mikroskopische Biologie der Gegenwart ist, so ist sie doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Zweig der modernen Naturwissenschaft und es war von der Geschäftsleitung kein glücklicher Griff, drei Vorträge aus engverwandten Gebieten zusammenzuhäufen, dagegen alle anderen Naturwissenschaften so gut wie ganz bei Seite zu lassen. Keine Versammlung der letzten Jahre hat eine so geringe Abwechslung der Vorträge für die allgemeinen Sitzungen dargeboten, wie die von Frankfurt und es ist kein Wunder, wenn sich aus der Mitte des Vorstandes der Gesellschaft heraus eine gewichtige Stimme erhob, um dazu anzuregen, daß die Naturforscherversammlung künftig nur alle zwei Jahre stattfinden solle, eine Neuerung, die für die Volksthümlichkeit der Naturwissenschaften wenig zuträglich wäre und die durch geschickte Auswahl der Gegenstände sich sehr wohl vermeiden läßt. Was nun die erwähnten drei Vorträge betrifft, so ging Buchner, der als Mitbegründer der heutigen Lehren von der Heilwirkung des Blutserums bekannte Forscher, in dem Bestreben, für die Gesundheitspflege positive Grundlagen zu suchen, von den Forschungen an den Zellen aus und behandelte ihre Erregbarkeit im Allgemeinen, wie im Besonderen die durch gewisse Lockreize bedingte Erregbarkeit. Als solche Lockreize bezeichnete er namentlich die Nährsubstanzen und zeigte, wie nach Versuchen Sicherer's in Buchner's Laboratorium weiße Blutkörperchen selbst außerhalb des Körpers durch kleine Haarröhrchen hindurch auf nahe gebrachten Weizenkleber zueilten. Sodann ging er auf die sogenannte „Chemotaxe", die Anziehung von Blutkörperchen durch gewisse chemische Reize über, behandelte die im Blute selbst gegen die infektiösen Keime sich bildenden Abwehrstoffe, die er „Alexine" genannt hat, besprach in Verbindung damit die eitrigen und fieberhaften Krankheiten als solche Abwehrkämpfe im Großen und nahm dann einen ziemlich unvermittelten Uebergang zu seinem eigentlichen Ziel, der Befürwortung körperlicher Uebung in der menschlichen Erziehung, als eines Hauptmittels zur Stärkung jener abwehrenden Thätigkeit des Organismus. Offenbar sollte für die Erscheinungen der Ermüdung und Uebung eine Grundlage aus der mikroskopischen Physiologie der Zelle dargeboten werden. — Professor Max Verworn, einer der angesehensten unter den heutigen Physiologen der Zelle, begann damit, daß er sich mit den Gegnern des wieder neu aufstrebenden Vitalismus auseinanderzusetzen und für diesen eine annehmbarere Formel zu geben suchte. Er unterscheidet zwischen einem mechanischen und einem psychischen Vitalismus und den ersteren, zu dem er anscheinend sich am nächsten stellen will, bezeichnet er als die „Ansicht, daß zwar die Lebenserscheinungen im Grunde auch auf der Wirksamkeit physikalischer und chemischer Faktoren beruhen, daß aber chemische und physikalische Kräfte in den lebendigen Organismen zu einem so eigenartigen, bisher noch unerforschten Komplex verkettet sind, daß man diesen vorläufig als eine besondere, nur das Geschehen in den lebendigen Organismen charakterisirende Lebenskraft allen Kräften der anorganischen Natur gegenüber stellen muß". Als eine Grunderscheinung des Lebens betrachtet Verworn wie Buchner die Reizbarkeit. Reiz sei, allgemein genommen, jede Veränderung der äußeren Lebensbedingungen, die Lebenserscheinungen selbst aber ein fortwährendes Zusammenspiel von Stoffwechselvorgängen in den Zellen, wobei Verbrauch und Verarbeitung, Dissimilation und Assimilation in stetem Ausgleich mit einander begriffen seien. Steigerung dieser Thätigkeiten sei Erregung, ihre Herabsetzung Lähmung durch äußere Reize. Der Redner brachte aus seinen eigenen Untersuchungen anziehende Beispiele dafür, wie in einzelnen Fällen einzellige Wesen, Amoeben und Rhizopoden bei Zunahme äußerer Reize, z. B. bei Erwärmung, ihre Thätigkeit steigern, bei einer gewissen Höhe des Wärmereizes dagegen ihre Beweglichkeit einbüßen. Selbst in der Thätigkeit der höheren Sinnesorgane, wie z. B. des Auges findet Verworn unter Anlehnung an Hering, nur den Ausdruck gleichzeitiger entgegengesetzter Stoffwechselvorgänge bei den sogenannten simultanen Kontrasten, wo z. B. ein grauer Papierstreif auf rother Unterlage grün erscheint. Am Interessantesten war die Anwendung dieser Anschauung auf die Erscheinungen der Hypnose, die er von dem Schlangenwunder des Moses, wo die Schlange bei der Berührung zum Stab erstarrte, bis zur modernen hypnotischen Starrheit auf ein gleichzeitiges Vorhandensein erregender Momente im Mittelhirn mit lähmenden in der Großhirnrinde zurückführt. Wollte er ja selbst das berühmte Experimentum mirabile Gallinae, das Regungslosmachen einer Henne durch einen vor ihren Augen gezogenen Kreidestrich an Hühnern ausgeführt haben, denen er die Großhirnhälften entfernt hatte.

Professor Weigert endlich unterzog die bisherigen Anschauungen vom Zustandekommen der krankhaften Vorgänge in den Zellen einer eingehenden Revision und zum Theil einer Kritik von solcher Schärfe, wie sie bei dem wechselnden Charakter der pathologischen Lehren kaum gerechtfertigt sein mochte. Er stellt zwei wesentliche Formen der Reizung, die bisher angenommen wurden, die nutritive und formative, die ernährende und die neue Zellen bildende, als von Grunde aus verschieden der funktionellen Reizung, wie sie mittels der Nerven zu Stande kommt, gegenüber, weil bei den ersteren neue Zellsubstanz geschaffen, bei letzterer verbraucht wird. Jene beiden nennt er „bioplastische", die letztere „katabiotische" Prozesse. Zugleich führt er in die Pathologie den physikalischen Begriff

der kinetischen und potentiellen Energie ein, indem er die kinetische Energie den Zellen während des Wachsthums, die potentielle nach beendetem Wachsthum beimißt. Während der letzteren würden die Zellen gegenseitig von einander in Spannung erhalten, die nur so lange dauert, als die physiologischen Wachsthumshindernisse vorhanden sind. Sobald solche fortfallen, ist der Spielraum für krankhafte Zellwucherung gegeben. Die Auffassung Weigerts erhält nach zwei Richtungen Bedeutung; einmal ist er seit Jahren Gegner der älteren Lehre, daß durch äußere Eingriffe Zellwucherungen entstehen können. Nach seiner Auffassung entsteht nicht diese, sondern zunächst nur eine Gewebschädigung durch den äußeren Eingriff und von ihr erst wird eine krankhafte Zellwucherung hervorgerufen. Die Auffassung, die er bekämpft, stellt Weigert auf eine Stufe mit der Urzeugung und ein solcher Ausdruck hat heutzutage in der Physiologie und Pathologie etwas herabsetzendes. Der Vergleich ist aber nicht ganz gerecht, weil bei der von Weigert wohl mit Recht verworfenen pathologischen Auffassung denn doch nicht wie bei der Urzeugung ein Entstehen organischer Substanz aus nichts angenommen wird. Andererseits gewinnt seine Ansicht Bedeutung für die Auffassung gewisser Gewebsarten, deren Ab- und Zunahme bei vielen krankhaften Gebilden sehr wesentlich ist, nämlich der Bindegewebe, wie Knochen, Bänder &c. Weigert sieht sie nicht als eigentliche lebende Gewebe an, wenn sie auch von lebendigen Zellen durchsetzt sind, und sie spielen hauptsächlich als Stütze und als Wachsthumsschranke eine Rolle. Ihr Fortbestehen, bedingt durch Druck oder Zug an den Knochen und Bändern, giebt den Organen Halt und Stütze. Fällt diese statische Inanspruchnahme weg, so verfallen die Bindesubstanzen, sie werden aufgesogen durch die Thätigkeit der von Metschnikow als Phagocythen bezeichneten farblosen Blutzellen und mit dem Wegfall des Wachsthumshindernisses ist der Neubildung die Bahn frei. Als einen weiteren Punkt von Wichtigkeit bezeichnete Weigert die genauere Physiologie des Zellleibes, welche im Vergleich zu dem bisher vorwiegend studirten Zellkern erst in neuerer Zeit sorgfältiger untersucht werde. Von ihrem Studium hofft Weigert Aufschlüsse über die sogenannten Funktions-Hypertrophien, sowie über die Atrophien durch Nichtgebrauch der Organe, welche Erscheinungen er vorerst nur im Allgemeinen behandelte, indem er auf die natürlichen Ausgleichungsvorgänge durch Zerstörung und Wiedererzeugung neuen Zellmaterials als einen unentbehrlichen Kunstgriff der Natur hinwies. Wo dieser Ausgleich versage, dort beginne der Niedergang des Organismus. „Die bioplastischen Kräfte sind zwar noch eine recht lange Zeit nach Beendigung des Wachsthums anscheinend vollkommen in der Lage, die Gewebe nach Funktionsschädigungen wieder auf den alten Zustand zurückzuführen, aber allmählich nimmt die Fähigkeit zur vollkommenen Reparation deutlich ab. Die Gewebe werden nur unvollkommen restituirt, endlich versagt eines oder das andere, was zum Leben absolut nothwendig ist und es tritt ein, was unser aller Schicksal ist: der Tod."

Warum aber dieser Wandel im Bereich des Lebendigen eintritt, vermochten wir auch aus Weigert's höchst anregender Ausführung nicht zu erkennen, es wäre denn die Andeutung, daß der feinen Differenzirung des Keimplasmas der höheren Organismen nicht der gleiche Grad der Reparationsfähigkeit entspricht. Für die von ihm aufgestellten „Gesetze" — die exakten Wissenschaften verstehen unter Gesetz etwas Bestimmteres, nämlich die Norm für die unabänderliche Wiederkehr eines Vorganges unter gleichen Bedingungen — nimmt Weigert Geltung im ganzen Bereich des Lebendigen, dem Thier- und Pflanzenreich in Vergangenheit und Gegenwart in Anspruch, ja selbst für die phylogenetische Variation, wiewohl er selbst die bioplastischen Prozesse im Eingang seines Vortrages als präitabilirt bezeichnet und sagt, daß „die bioplastischen Prozesse durch äußere Einflüsse niemals über das von vornherein festgestellte Ziel hinausgeführt werden können." Niemals sei durch reichliche Ernährung ein Individuum einer kleinen Rasse in das einer großen, nie durch sehr viel Futter ein Mops in einen Neufundländer verwandelt worden. Mit diesem hübschen Witz scheint er uns aber das Problem der individuellen Variation bloß zu umgehen, die denn doch die Voraussetzung der Artenvariation sein muß. Indessen will Weigert selbst die Erscheinungen der Variation im Sinne der schönen Verse Goethe's mit denen er schloß, verstanden wissen:

So zeigt sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Aber im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung geschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie,
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich —
Siehst du daher dem einen Geschöpf besondern Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wie leidet es etwa
Mangel anderswo und suche mit forschendem Geiste.
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.

Wir haben versucht, den Gedankengang, mit dem ein Forscher, den die moderne Anatomie des Gehirns, die Bakteriologie wie die Pathologie als einen Meister der Methodik, welche sie alle befruchtete, verehren, den schwierigsten Problemen der Lehre vom Leiden nachspürt, anzudeuten. Auch ihm gelten, wie allen edlen Ringern auf diesem Felde, die Schlußworte jenes Goethe'schen Gedichts:

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Emil Schiff.

Das Schiff im Nemisee.

„Welches Wunder begibt sich?" — Immer wieder, wenn aus den verborgenen Tiefen der Erde die Werke längst versunkener Geschlechter ans Tageslicht steigen, fallen uns Schiller's Worte ein, mit denen er die schönen Hexameter auf Pompeji und Herculanum beginnt. Wie ein Wunder erscheint es noch heute, sieht man in einem der neuausgegrabenen traulichen Häuschen am Fuß des Vesuv unter der sorgsam geführten Bürste Schicht um Schicht von brauner Aschenerde zu Boden fallen und dann, mit feuchtem Schwamme abgewaschen, die rothe Zimmerwand hervortreten, den springenden Löwen in der Mitte, die Pfauen, die Vögel, so glänzend frisch, als hätte der Maler sie gestern vollendet. Und ist es nicht auch wie ein Wunder, was Schliemann zu Troja fand, zu Mykenae; wie in Olympia der praxitelische Hermes dem tausendjährigen Grabe entstieg? „Verscholl'ne Sagen, uralte liebliche Märchen", — sie werden wahr. Fände man Vineta morgen, es würde Niemanden so sehr überraschen. Was man im vergangenen Herbst im Albanergebirge aus dem See von Nemi geholt hat, das ist auch so ein sagenhaftes Traumgebilde, urplötzlich aus der Wassertiefe ins helle, klare Tageslicht unseres neunzehnten Jahrhunderts emporgestiegen. Mit allen gründlichen Forschungsmethoden der Wissenschaft, mit den Errungenschaften modernster Mechanik gehen sie ihm zu Leibe, aber es schwindet nicht davor, es bleibt bestehen, — das Märchen ist Wahrheit!

Im Museo Kircheriano zu Rom, über der Thür zu einem schmalen Nebenzimmer mit griechischen und etruskischen Handspiegeln und der durch ihre wunderschönen Zeichnungen berühmten ficoronischen Cista, ist ein alter Balken angebracht, morsch, zerfallen und zerbröckelt, mit zahllosen Nägeln wie bespickt. Er solle aus dem Nemisee stammen, hieß es immer, von einem Schiffe des Tiberius, oder Caligula, oder Trajan, das dort versenkt läge. Die

Gelehrten, wenn sie dran vorübergingen, haben ihre Köpfe geschüttelt, sagt Professor Barnabei in dem Bericht, den er dem Minister Professor Baccelli über die jetzigen Funde ablegt. Ein Schiff im Nemisee, der so klein ist, daß man ihn in nicht viel mehr als einer Stunde umgehen könnte, ein Schiff mit Zimmern, Kammern, Marmorfußböden, Röhren, die vom Lande das Wasser hinüberleiten, — es klang zu fabelhaft, als daß man, ohne jegliche Bestätigung durch antike Schriftsteller daran hätte glauben sollen. Denn die Geschichtschreiber des alten Rom, die wahrlich sich nicht scheuten, von den Kaisern irgend eine Extravaganz, eine tolle Laune mehr zu berichten, sie wissen nichts von dem Schiffspalaste. So nahm man lieber an, die Reste, von welchen die Fischer von Nemi erzählten, daß ihre Netze drin hängen blieben, rührten von vorgeschichtlichen Pfahlbauten her, oder von einer Villa Cäsar's, die dieser hier in der Gegend errichten und wieder niederreißen ließ, weil sie ihm nicht gefallen hatte, und deren Trümmer wohl auf eine oder die andere Weise in das Wasser hinabgespült sein mochten.

Seit mehr als vierhundert Jahren freilich hatte schon das Fischermärchen Gelehrte und Künstler zu Forschungen angeregt. Leon Battista Alberti, einer jener großen Renaissancemenschen, die ihre Augen und ihre Sinne für jegliche Wissenschaft, für alles Seiende offen hatten, Geometer, Architekt, Dichter und Musiker, hat im Auftrage des Kardinals Prospero Colonna, dem damals der Nemisee gehörte, im Jahre 1446 die ersten Taucherversuche machen lassen. „Und es kamen vom römischen Hofe die schönsten Geister sich anzusehen, wie die Sache gemacht sei." — Alberti selbst schrieb das Schiff oder die Schiffe dem Trajan zu. Andere, wie Aeneas Sylvius (Papst Pius II.), der in seinen Memoiren erzählt, daß er die Funde gesehen habe, sprechen von Bleiröhren, welche den Namen des Tiberius zeigten. So genau waren schon diese frühen Berichte, daß sie eingehend beschrieben, wie den Schiffskörper aus dreifingerdicken Lärchenholzbrettern eine gute Leimschicht bedeckte, darüber Bleiplatten, von sehr vielen bronzenen Nägeln festgehalten, die das Schiff und den Leim gegen das Wasser schützen sollten. Trotzdem glaubte man einmal nicht daran. Es klang zu phantastisch, was zum Beispiel der Architekt de Marchi in seinem hübschen, alterthümlichen Italienisch aus dem sechzehnten Jahrhundert erzählt — (wir entnehmen auch das dem Berichte des Professor F. Barnabei) — wie er selber in einem Taucherinstrument von Meister Wilhelm von Lothringen erfunden, hinabgestiegen sei, wie durch das Glasfensterchen in der Maschine ihm die Fische, die nicht größer waren, als an seiner Hand der kleine Finger, armsdick erschienen, drei Palmen wohl lang. Und wie ihm die Fischchen nicht Ruhe ließen und wie ihm die Ohren, weil er sich trotz Meister Wilhelms Zureden nicht entschließen gekonnt, sie durch Baumwolle mit Moschus oder anderen Wohlgerüchen zu verstopfen, unter Wasser solche Schmerzen machten: una passione tanto grande che pareva che mi fosse posto un stillo d'azzalo, che mi trapassasse dall'una orecchia all'altra; — als sei ihm ein Dolchstich hindurchgegangen. Welcher Art sein Taucherinstrument dabei war, das hat de Marchi gelobt zu verschweigen, so lange der Erfinder am Leben bliebe. Doch erzählt er mit Stolz, daß sein Hut von carmoisinrother Seide mit einer Menge weißer Federn darauf, so trocken aus dem See heraus gekommen sei, wie derselbe gewesen, als er hinab gestiegen war. Nun, die Gelehrten, argwöhnisch wie sie sind und ein Jeder nur dem Zeugniß der eigenen Augen vertrauend, sie glaubten wohl, es wären dem Mann im Federhute die Schiffstrümmer drunten im Seegrund so viel vergrößert und so wunderbar vorgekommen, wie die winzigen Fischchen. Als dann nach zu Anfang dieses, unseres Jahrhunderts abermals Versuche unternommen wurden und ein Cavaliere Fusconi jenen Balken des Museo Kircheriano, sowie andere, jetzt verschollene Bruchstücke zu Tage brachte, da wollten die Volkssage, die das Schiff dem Trajan zuschrieb, die Ansicht des Archäologen Nibby, der nur an die Villa des Cäsar dachte und die Inschriften der Bleiröhren, die, wie es damals hieß, den Namen des Tiberius zeigen sollten, erst recht nicht zu einander stimmen.

Jetzt aber endlich, mit den verbesserten Tauchergeräthschaften unserer Tage, ist man gründlich ans Werk gegangen. Und was man nun im vergangenen Herbste aus dem See herausgefischt hat, das läßt keinen Zweifel mehr, daß da drunten zwei Schiffe liegen, genau so wie die Fischersage längst erzählt hat, wie de Marchi sie sah, und wie sie den gelehrten Herren gar zu märchenhaft scheinen wollten. Und auch die Frage, wer sie erbaut hat, ist gelöst. Nicht Trajan nach Tiberius war es, sondern Caligula, der dritte, berüchtigtste der römischen Cäsaren. Daß er quer über die Bucht von Bajae eine Schiffsbrücke schlagen ließ und einen Tag lang zu Pferde, am folgenden als Wagenlenker über dieselbe Triumphzüge hin und zurück geführt hat, das ist ja bekannt genug. „Auch hat er", — so berichtet der Kaiserbiograph Suetan — „zehnruderige Liburnerschiffe bauen lassen, mit vergoldetem Hinlertheil und buntfarbigen Segeln, in deren weitem Raum Bäder und Säulengänge und Speisezimmer sich befanden, nebst einer Menge von verschiedenen Weinstöcken und Obstarten. Auf diesen Schiffen lag er vom frühen Nachmittag an bei Tafel und befuhr unter Tänzen und Musik die Küsten Campaniens."

Nun, von demselben kaiserlichen Schwelger rührte auch dieses Schiff her, denn die jetzt aufgefundenen Röhren, die bestimmt waren, frisches Wasser aus den Quellen am Ufer hinüber zu leiten, sie zeigen unzweifelhaft und deutlich seinen Namen. Durch einen glücklichen Zufall bin ich gewürdigt worden, diesen Stempel auf den antiken bleiernen Röhren selbst zu sehen.

An einem Tag im März war es, beim blauesten Himmel, der frischesten Luft und dem sonnigsten Sonnenschein. An der Bahnstation zu Albano hatte uns ein junger Kutscher augenblicks in Beschlag genommen. Der fuhr nun in gestrecktem Trabe, alle anderen Wagen weit hinter sich lassend, über den herrlichen Viadukt nach Ariccia hinüber, unter uns in der Kratertiefe jener Park Chigi, von dem Goethe schreibt, wie der Fürst ihn, den Künstlern zu Liebe, „auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen, wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen." Aber nicht nur an die Schönheit der Landschaft denkt man bei solcher Fahrt durchs Albanergebirge, sondern zugleich an ihre Vergangenheit, ihre Geschichte. Wir befinden uns auf dem Wege nach Nemi und wir lasen schon zu Hause in Deutschland von Funden im Nemisee. — „Wie ist es", fragen wir unseren Kutscher, „können wir heute irgendwo die Trümmer sehen, die man aus dem See geholt hat?" — Der wendet sich herum auf dem Bock: „Nein!" macht er mit dem Kopf und den Augen und bestätigt es zum Ueberfluß noch mit dem Zeigefinger der Linken, „das ist ganz unmöglich, die darf nur sehen, wer von Rom einen speziellen Permesso mit herausbringt." Und er kehrt sich rasch wieder zu seinen Pferden, denn auf dem Platz von Ariccia gilt es Acht geben. Zu den beiden epheuumwachsenen hübschen Brunnen zieht Mensch und Thier, sich zu erquicken, Kinder spielen im Wege, von der Straße, die neben dem Palast Chigi herführt, die unsere kreuzend, kommen Ochsenkarren und Esel, auf denen die Jungen schreiend baumeln. Aber sobald wir den Ort verlassen haben, dreht der Kutscher sich rasch wieder zu uns herum, ohne dabei die Schnelligkeit der Fahrt zu hemmen und mit einem Auge stets bei seinen Pferden, ruft er uns zu: „Vielleicht geht's doch! Es ist gerade der da, der den Schlüssel hat. Wir wollen sehen, was sich thun läßt." So kommen wir in die breite Hauptstraße von Genzano und er hält an und springt vom Bock und rennt zurück, mit dem „der den Schlüssel hat" zu unseren Gunsten zu verhandeln und kommt wieder mit Siegermiene: „Ja, er erlaubt's. Belieben Sie nur hineinzuspazieren."

Wir aber sind durch diese Erlaubniß beinahe bedrückt. Denn da aus einem der leichten Wagen, die wir überholten, steigt ein Herr mit weißem Kopfe. Schon in Rom und in Albano auf dem Bahnsteig hatten wir ihn bemerkt.

Nicht nur wir Deutschen, ein jeder in Rom, Fremde wie Einheimische, kennen, verehren ihn. Neutich noch in der Vaticana versprach der liebenswürdige Monsignore, der uns in den von Pius dem Neunten erbauten Räumen seine geschichtlichen Nachschlagewerke zeigen wollte, außer diesen sollten wir noch eine Merkwürdigkeit sehen: unseren großen Landsmann, Mommsen! Und mit ihm zugleich, wir Unbefugten, sollen wir nun durch Kutschers Gnaden hier bewundern, was wir lang zu betrachten wünschten. —

Durch einen Thorweg gelangen wir in den Hof der Casa Orsini, — denn diesem Geschlechte, nicht mehr den Colonna, gehört der See jetzt, gehören die Funde; — und steigen eine offene Holztreppe hinauf. Der, „der den Schlüssel hat," geht voran. Er ist, wie wir erst nachträglich erfahren, durchaus kein Kustode, sondern Professor Barnabei in eigener Person, der Leiter dieser Ausgrabungen und Herausgeber der Funde. Es sei gut, meint der lebhafte kleine Herr, daß keine schnöden Photographirmaschinen bereit seien, dies eigenthümliche Museum aufzunehmen. Allerdings, sehr vielversprechend sieht der Zugang nicht aus. Von der Treppe kommen wir in eine halbdunkele Kammer, in der eine etwas ältliche Donna mit grauen, ungekämmten Haaren eben damit beschäftigt ist, ihr Bett zu machen. Und aus diesem Vorgemach betritt man das Heiligthum, in welchem am Fußboden und längs der Wände die Fundstücke liegen, lehnen, stehen, wie sie zu Tage gefördert wurden. Ein schuppenartiger, länglicher Raum mit schrägem Holzdach, Staub, Erdspuren, zerbröckelnde Balken, geborstene Röhren und Trümmer und Schutt. Aber der eifrige Italiener strahlt vor Freude ob der Ehre, seinen Meister, den Nestor aller Archäologen und Historiker Europas führen zu dürfen. Und der alte Herr hört zu, den Kopf etwas vorgeneigt, die milden Augen mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit auf den Vortragenden geheftet, als sei er der Schüler, der nur daran denkt, jedes Wort und jede Schlußfolgerung sich gut einzuprägen. So gehen sie von einem zu dem anderen Stück, ein jedes zu prüfen.

Zuerst das Schönste: die prachtvollen bronzenen Löwen- und Wolfsköpfe mit Ringen im Maul. Als Bekrönungen der seitlich vom Schiffsrand hervorragenden Balken dienten sie wahrscheinlich dazu, die Taue oder Ketten zu halten, welche das Fahrzeug an den ähnlich verzierten Pfosten des Landungsplatzes befestigten. Sie sind alle von trefflichster Arbeit, bei den Wölfen besonders zeigt ein jeder Zahn, jedes Härchen, auch an den seitlichen, minder sichtbaren Partien die feinste, sorgfältigste Ausführung. Ein Medusenhaupt folgt, gleichfalls auf einem bronzenen viereckigen Kasten, die Schlangen sind unter dem Kinn zu einem Knoten verschlungen und aus dem wilden Haargelock ragen über der Stirn zwei Flügelpaare in die Höhe. Dann ein Arm mit ausgestreckter Hand, überlebensgroß; — doch gehört dies letzte Fundstück dem zweiten Schiff an, das näher an Genzano liegt und von dem bisher, da die Taucherarbeiten später begonnen wurden, man noch weniger Genaues weiß. Daß jenes aber ein Schiff war, ein wirkliches Schiff mit gerundetem Kiel, und durchaus nicht ein flaches Floß, noch ein Bau auf einem Pfahlrost, bewies Barnabei an der gebogenen Form der erhaltenen Balkenreste, sowie aus den Berichten der Taucher. Er zeigte eine Abbildung des Sees aus der Vogelperspektive, auf der man deutlich die ovale Schiffsform erkennt, wie sie durch schwimmende Korkstückchen, welche mit Fäden unten an die Austänser des Wracks gebunden waren, auf der Oberfläche des Wassers sich darstellt. Weiter holte er aus einem Behälter Marmorscheiben und schmale, halbkreisförmige Streifen rothen, weißen, grünen Glases, die aneinandergefügt das Muster des Mosaikfußbodens gebildet hatten. Der Marmor ist in so feine Lagen zerschnitten, wie man ihn mit modernen Maschinen nicht schneiden könnte, fast durchsichtig, daß der goldige Glanz der Unterlage von reinem Kupfer hindurchschimmern konnte. Bronzene Nägel hielten auf dem Schiffsgerippe aus doppelten Holzbalken die Schicht von wasserdichtem Stoff und von kleinen Bleiplatten fest. Die Köpfe dieser Nägel zeigen ein kreuzweises Ornament mit kleinen vortretenden Punkten dazwischen, damit der Hammer desto besser sie treffen, desto tiefer sie in die eichenen Keile eintreiben konnte; sie sind von jetzt ungewöhnlicher Länge — bis zu 40 Centimeter — und verbogen, ja zu Spiralen aufgerollt, je nach den Jahresringen der Stämme, in die sie eingedrungen waren. Und an einen jeden Nagel und jedes Holzrestchen und jeden Marmorsplitter knüpft der Gelehrte seine scharfsinnigen Folgerungen, aus der Form jedes Buchstabens auf den zerbrochenen Ziegeln weiß er Belehrung zu schöpfen über Zeit und Art der Erbauung. — „Sind Sie zufrieden?" so wendet er dazwischen in seiner südlichen Lebhaftigkeit sich an die jungen Damen, die Mommsen begleiten und zugleich an uns Fremde, „ja? ist das nicht interessant und schön? und hatten Sie erwartet so etwas zu sehen?"

Aber nachdem wir Alles betrachtet, kommt noch das Wichtigste. Da am Boden an der hinteren Schmalwand des Schuppens liegen die gebogenen Bleiröhren mit den Stempeln darauf. Barnabei bückt sich eines der schweren Dinger halb aufzuheben. Aber Mommsen ist schon niedergekniet, die Inschriften ganz genau und selber studiren zu können. Während er prüfend eine mit der anderen vergleicht, blicken wir ihm über die Schulter und lesen es mit ihm: C. Caesaris. Aug. Germanici. — Cajus Cäsar Augustus, des Germanicus Sohn, ist der offizielle Titel des Kaisers. Den Beinamen Caligula, Stiefelchen — von den Soldatenstiefeln, die er schon als Kind im Lager getragen haben soll, — konnte man denn doch nicht gut zu seinen Lebzeiten von Staatswegen an einem Bauwerk anbringen.

Und dann hat der große Gelehrte den Kalkstaub und die Erde sich von den Knieen abgeklopft und alle sind langsam durch den Schuppen zurückgewandert, wieder vorüber an den herrlichen bronzenen Wolfsköpfen, den Löwenmasken und der Meduse. Durch den halbdunklen Vorraum, in dem das Bett jetzt geordnet steht, über die wackelige hölzerne Treppe verlassen wir mit frohem Dank für das Gesehene die Casa Orsini.

Eine Viertelstunde später standen wir allein unten am Wasser des Sees. Uns gegenüber, nahe bei dem Städtchen Nemi liegt der Hain, der heilige Nemus, von dem des Ortes Namen herstammt. Die Alten und die Dichter noch heute nennen den See hier den Spiegel der Diana, weil sich dort drüben ihr Tempel befand, — vielleicht auch, weil seine kreisrunde Form an die der antiken Metallspiegel erinnert. Wie jetzt der frische Frühlingswind die blaue Fluth zu kräuseln beginnt, da scheint es, als wolle er in den lieblich glatten Spiegel so wundersame Zeichnungen ritzen, von Göttinnen und von Heldenthaten, wie jene uralten Geräthe sie tragen. Die jungen Rosen blühen noch kaum; die Taxussträuche und Lorbeer und Myrthen spenden in der Mittagssonne würzigen Duft, und auf den schmalen Gartenwegen im Schatten ihres immergrünen, dichten Laubes wandelt sich's gut in der sanften, feuchten Kühle und träumt es sich gut. Da, nahe dem jenseitigen Ufer, unterhalb des Tempelhaines, der jetzt il giardino genannt wird und in welchem die frischen Quellen entspringen, da steht im Wasser des Sees ein Pfahl mit einem weißen Fähnchen daran. Der Gärtner, der uns durch den Park des Palazzo Cesarini bis hier unten geführt hat, wies uns die Stelle. Dort sind im Herbst 1895 die Reste des antiken Schiffes gefunden worden, dort will man in diesem Sommer abermals hinabtauchen, um wenn irgend möglich das Ganze, das drunten liegt, herauf zu heben. Inmitten der lächelnd schlummernden Fluth, im Kreis von diesen grünen Hängen, unter dem blauen latinischen Himmel stellt man sich vor das Schiff zu sehen, eine kaiserliche Lustyacht, wie jene die Sueton beschreibt, mit vielfarbigen Segeln, Obstbäumen und Blumen. Und die herrlichen bronzenen Thierköpfe ragten vor zu beiden Seiten und aus ihren Rachen gingen die Ketten hinüber zum Lande, wo wieder an Pfosten Löwenhäupter in ihren Zähnen die Ringe festhielten. So lag es sicher. Nur hin und wieder, wenn der Wind, wie jetzt eben, die Wasserfläche kräuselnd berührte, tanzten die Wellchen mit leisem, gluckendem Singen um die festgefügten Planken und schaukelten spielend das bunte Wunderwerk im Takte mit

der Weise, die drinnen die Knaben und die Mädchen zum Flötenspiel sangen ....

Man denkt es sich, wie schön das wohl war. Und man denkt sich, wie herrlich es wäre, wenn man das Bauwerk wieder sehen könnte, wenn es ganz und unversehrt, so reich und golden wie es war vor nunmehr bald neunzehnhundert Jahren, aus dem Schlamm und dem Sand, die es treulich bewahrten, ans Tageslicht wieder emporstiegen könnte, daß alle die Räthsel, die jene Bruchstücke jetzt den Forschern aufgeben, von selber sich lösten.

Wäre das wirklich so wünschenswerth? Das Schiff da unten – man baut auch heute noch, Kaiser zu ehren, wohl Schiffe oder gar Inseln in Seen, — das Schiff des Caligula, wie prächtig es auch gewesen sein mag, wenn es in voller, goldener Herrlichkeit jetzt plötzlich hier vor unseren Augen läge, es würde uns kaum so sehr erfreuen, wie das, was wir mühsam aus seinen Trümmern uns ausdeuten ließen.

Es ist schön hier am See, poetisch schön! Und der Blick ins Alterthum, den jene Fragmente uns eröffneten, war vom höchsten Interesse, bereicherte unsere Kenntnisse, schärfte uns das Verständniß für weite, vorher uns verschlossene Gebiete. Aber das Beste, was der sonnige Märztag uns brachte, das war doch das Anschauen des Forschungseifers der beiden Gelehrten. Wie da in dem niedrigen Schuppen der bald Achtzigjährige am Boden kniete und wie der Jüngere zu ihm gebeugt stand und Beide die verwitterten Buchstaben auf den verstaubten Bleiröhren lasen, — es war ein Bild, das, wer es sah, fürs Leben mit sich nehmen mußte, sich selber zum Antrieb. Denn das Edelste und das Höchste des Menschengeistes ist solche ideale Gelehrtenarbeit, einzig um der Arbeit willen; und köstlicher als je ein Erreichtes ist das Streben, Suchen und Forschen.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Münchener Eindrücke.

Drei große Kunstausstellungen hat man hinter sich, und man ist müde und schlaff. Im Monat August würde die Zumuthung, zu Dreien, die man ohne wesentliche Schäden an Leib und Seele kaum verdaut hat, zwei weitere Kunstgenüsse hinzuzunehmen, fürchterlich gewesen sein. Aber es kommt der kühlere September, und der Gedanke, eine Münchener Kunstfahrt anzutreten, naht in schwankenden Formen aufs Neue. Er nistet sich ein, wird plausibel, endlich verlockend. Es endet damit, daß man sich bittere Vorwürfe macht, just in diesem Jahre die Münchener Leistung übersehen und umgehen zu wollen. In diesem Jahre, da die Stunde der „Sezession" um zu sein scheint, und die Dinge wieder auf des Messers Schneide stehen. Es ist beängstigend still davon in der deutschen Zeitungswelt. In München ist die Publizistik immer sehr bequem gewesen; es gibt eine Reihe von Leuten dort, die fein und nett schreiben können über Kunst und künstlerische Kultur, aber sie schwingen sich zu litterarischer Leistung nicht auf, weil sie im Grten so dauerhaft wohnen dürfen und ernsthafte Kämpfe nicht mehr auszufechten haben. Die „Sezession" und auch der Glaspalast machen merkwürdig wenig Gebrauch von der Reklame. Man denke nur nach, was in Berlin geschähe, wenn ein so reiches Kunstleben sich hier entwickelt hätte: Die Abraham Römers würden bei uns wie Pilze aus der Erde schließen. Den Münchenern aber ist es kaum ins Bewußtsein getangt, wie in den fünf Jahren der „Sezession" in der Malerei das Niveau der Leistung sich fortschreitend gehoben hat; höher, wie es heute liegt, kann es nicht leicht steigen. Eine andere Frage freilich bleibt: Ob die Einzelleistung sich heute sehr wesentlich über dieses so bedeutend emporgediehene Niveau erhebt. Sie ist keineswegs ohne weiteres mit ja zu beantworten. Gleichviel; es ist Freude und Schmerz zugleich, einen letzten Eindruck von der „Sezession" aus diesen glänzenden Tagen ihrer Geschlossenheit wegzuhaschen. Freude, weil sich das Gefühl künstlerischer Stärke in uns erneut; Schmerz, weil die so harmonische Offenbarung dieser Stärke nicht wiederkehren wird. Hört die „Sezession" auch nicht auf da zu sein, so hat sie doch ganz sicher ihre größte Epoche hinter sich. Solang sie allein stand, war sie am mächtigsten; in sich selbst hatte sie das Maß aller Beurtheilung, — der Maßstab ändert sich jetzt und damit auch der Ausdruck ihrer Macht.

Sie hat ohne Zweifel sehr tief in das Münchener Kulturleben eingegriffen. Schon rein äußerlich. Es wäre gewiß verkehrt, die großen Umwälzungen in der äußeren Erscheinung der Stadt unmittelbar auf ihre Initiative zurückzuführen. Aber es ist doch kein leerer Zufall, daß sie in diesen fünf Sezessionsjahren vor sich gingen: dieser Trieb, dekorativ zu verfahren in der Architektonik neuer Gebäude, in der Anlegung großer Plätze, im inneren Schmuck der Häuser; dieses Streben, viel Licht und viel Luft zu schaffen. So wunderbar wie die Wege Gottes sind die Wege der Kunst. Durch drei Epochen wurde München künstlerisch groß: Die Zeit des ersten Ludwig, die Zeit Gedons, die Zeit der „Sezession". Monumentalität, Romantik, Intimität. Die künstlerische Temperatur machte eine merkwürdige Steigerung von der kühlen Klarheit zur intensiven Gefühlswärme durch. Die Uebermacht Münchens über andere Städte, in denen die Kunst wesentlich betrieben wird, bestand in der Konzentration vielseitiger Kunstbemühungen. Zweimal waren es überragende Persönlichkeiten, die diese Konzentration ermöglichten, ein drittes Mal war es ein Gemeingefühl. Die „Sezession" mußte in dem Augenblicke entstehen, da der Troß der Mittelmäßigkeit die Kunst mit einer Versumpfung bedrohte. Daß die eigentliche Neubildung so merkwürdig schnell und sicher vor sich ging, ist natürlich zunächst der glücklichen Fügung zu danken, daß München während der letzten beiden Jahrzehnte eine rechte große Anzahl von Individualitäten gesammelt hatte; dann aber sicher auch der Tradition. So sehr der Sezessionist als schaffender Künstler die Ueberlieferung verachtete, so sehr war sein vornehmes Standesgefühl von der Ueberlieferung abhängig.

Ich habe im heiteren Kunstheiligthum der Prinzregentenstraße meinen Freunden Lebewohl gesagt. Die letzte Frage war: „Und was geschieht mit Eurem prächtigen Hause?" „Es wird auf Abbruch verkauft", so lautete die trübe Antwort. Ich bin nicht sentimental, aber dieses „auf Abbruch" schnitt mir doch durch die Seele. Der schönste Herbstnachmittag sandte sein rothgalbenes Licht und verbreitete eine Abschiedsstimmung. Während ich dem Englischen Garten zuschritt, wo ein buntes Volk, nach regnerischen Tagen, in die halbwarme, halbkühle Natur gelockt, lebhaft sich bewegte, dachte ich an die vergangene Zeit, suchte ich versprengte Eindrücke zu sammeln. Es waren böse Zeiten, als sich die Heerlager trennten und die latente Feindschaft in offenem Zwist aufflammte. Es floß kein Blut, aber, was schlimmer war, die ältere Partei liebte es, statt einer sachlichen Auseinandersetzung, Gladiatoren in die Reihen einzustellen, die mit gemeinen Waffen Kampf führten gegen Personen. Ich entsinne mich der Tage, da Bruno Piglhein, der weichste Mensch der Welt, der Gegensatz zur Kämpfernatur, von Atelier zu Atelier schlich, um mit dem liebenswürdigsten „wagen wirs" zur Auswanderung aus dem Glaspalast aufzufordern. Es mußte weit gekommen sein, wenn selbst ein Kinderherz revolutionirt ward. Uhde wetterte, Albert Keller spöttelte, — aber Piglhein, das große Kind, setzte es durch. Ich sah seine Traurigkeit hier in Berlin, als er (vergeblich!) erschienen war, um für die „Sezession" ein Obdach zu erbitten; ich sah seine Herzensfreude, als er, die Hände in den Hosentaschen, mit gespitztem Munde, als pfiffe er ein Liedchen des Uebermuthes in sich hinein, durch die zwölf Säle des frisch errichteten Sezessionshauses hüpfte und tänzelte. Und von den Meistern jener Tage sollte er allein die Erfüllung der Zeit nicht mehr erleben. Der Kampf hat ihn 'was gekostet. Uns Ueber-

lebenden aber erscheint jetzt auch der Kampf in goldenem Lichte; ich, für mein Theil, möchte die Erinnerung an jene gährende, stolze, schlimme Zeit nicht missen. Nicht leicht zweimal wird dem Menschen das Glück zu theil, mitten in solchen Kampf gestellt zu sein. Von allen Kunstinteressen abgesehen, — es ist eine Art moralischer Feuerprobe. Der Welt, der kompakten Masse, die im Herkommen gesichert wohnen will, erschienen vor sechs Jahren die „Sezessionisten“ als die Letzten, — und die Letzten wurden die Ersten.

Was sie gebracht haben, das war zunächst: die Vereinfachung des Ausstellungswesens. Ihre Jury war streng und milde, wie man's nehmen will. Sie wies auch „große Männer“ ab und nahm auch „kleine Leute“ auf. Die Jury an den großen staatlichen Ausstellungen ist eine Kompromißeinrichtung und kann wohl auch nichts anderes sein: Sie hat Reibungen zwischen den Akademien und offiziellen Genossenschaften zu vermeiden und muß in Bausch und Bogen annehmen, was die Diplomatie, vornehmlich im Auslande, für sie erreicht hat. That sie dem Einzelnen Unrecht, so geschah's aus ganz realem Zwange; bereitete die sezessionistische Jury dem Einzelnen ein Leid, so geschah's aus Idealismus: die künstlerischen Persönlichkeiten sollten und mußten durchgesetzt werden. Wo die Faiseurs mit ihrer Waare blieben, das war ihr völlig gleichgültig. Durch dieses charaktervolle Abwägen hatte sie ihr Institut zunächst noch vor dem betrüblichen Schicksal des Pariser Marsfeldsalons bewahrt: nach den Zeilen kampffroher Sammlung wieder breiter, schwächer, blasser zu werden.

Dann: die Sezession hat die Technik gefunden, das moderne Kunstwerk zu insceniren, es von malerischem Hintergrunde wirken zu lassen, und so die Empfänglichkeit des Beschauers zu befruchten. Im Glaspalaste und auch sonstwo ehrt man noch beim inneren Ausbau den Grundsatz kalter Monumentalität, der für eine ganz andere Kunstepoche geschaffen war, eine Art heroischer Dekoration: Hohe, langgestreckte Saalwände, Arkaden, weite Hallen, Springbrunnen, ragende Edelpflanzen, wuchtige Plastik, palastartige Stufen. In der Sezession ist alles auf behagliche Einschränkung, auf die Wirkung von Licht, Farbe, Stoff, gestellt. Vor allem strebte man, eine gleichmäßige Intensität des Lichtes zu erzielen, das Licht zu fangen. Sobald die Sonne die Mittagshöhe überschritten hat, fangen im Glaspalast die Malereien thatsächlich an stark nachzudunkeln; im Sezessionshause bleibt ein gutes, die Werthe nicht umwerthendes Licht bis in einen sehr späten Nachmittag aufgespart. Die moderne Kunst verlangt Wärme; in Frankreich und England erwarb man Anregungen zu einem dekorativen Stil, der Galeriewirkungen ausschließt und auf das Häusliche, Gesellschaftliche ausgeht. Lenbach hat etwas Aehnliches schon im Glaspalaste gemacht, gewiß; er hat es aber nur für sich gemacht, indem er zwei Kojen abtheilte und sie renaissancelich-fürstlich ausstaffirte, wie's Gedon etwa gethan hätte. Das ist für Lenbach immer ein Privatvergnügen, ein „heiteres Spiel, ein Fest, das er sich selbst und seinem Herzen gibt“ in der Kunstbarbarei um ihn herum. Aber sind Böcklin und Feuerbach auch solche Barbaren? Diese Frage taucht auf, wenn man die jetzt neugeordnete Schackgalerie besucht. Man sollte meinen, was billig ist für Lenbach, das ist für Böcklin und Feuerbach nicht zu theuer. Diese Neuordnung ist durchaus in majorem triumphum Lenbach's besorgt worden. Man denke: Lenbachs Kopien alter Meister sind, in Lenbachart, gesondert in reichausgestatteten, mit allem Raffinement der Antike versehenen Gemache untergebracht, während die Originale Böcklin's und Feuerbach's in kalten Galerien hängen. Ist Herr von Lenbach der Besitzer der Schacksammlung oder der deutsche Kaiser?

Auch das gehört gegenwärtig zu den „Münchener Eindrücken“, doch keineswegs zu den erfreulichen. Nicht allein dekorative Ideen sind's, die die „Sezession“ befruchtete, auch eine andere Kunst, die in Deutschland niemals gut berathen war, lebte durch sie wieder auf, drang durch sie nicht nur in das künstlerische, auch in das litterarische und Kulturleben ein: die Zeichenkunst. Viel floß aus dem Japanismus, mehr vielleicht noch aus der englischen Präraphaelitenrichtung zusammen. Hier ward eins der segensreichsten Resultate geborgen, deren die internationale Richtung der „Sezession“ sich rühmt. Das feine Kabinet der graphischen Künste hat in jedem Jahre, vornehmlich aus Paris, einen Reichthum an Blättern gebracht, der den Münchenern zeigen mußte, was sie in der Kunst noch zu erobern hatten: durch die lebendige Linie malerische Eindrücke zu geben, Stimmungsgehalt zu finden. Das nothwendigste Aggregat zu dem ein wenig ziellos aufschwellenden Kolorismus. Unbekannte Techniken waren zu gewinnen, und sie sind gewonnen worden. Für Jungmünchens Zeichnerschule ward Hirth's Zeitschrift „Jugend“ ein nicht zu unterschätzendes Organ. Helleu und Antonio de la Gandara, die vom Präraphaelitismus stark berührten Schilderer der Frauenseele, Lautrec und Lunois, die Zeichner der Sitten und der prickelnden Lebensfreude, die die japanische Linie lehrten, der tiefsinnige Legrand, der lebens- und gefühlvolle Sozialkritiker Steinlen, der groteske Jossot, der satanische, brünstig-phantastische Rops, Besnard und Zorn als Radirer — sie und sonst noch zeichnerische Begabungen, die man nur in Paris bei verschwiegenen Amateur-Marchands sehen und erstehen kann, sind durch die „Sezession“ in Deutschland bekannt gemacht worden. Sie stießen auf günstigen Nährboden, — auf die Lust, sich formale Fähigkeiten in strengerer Künstlerarbeit anzueignen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß aus diesem neuen Entwicklungselemente individuelle Leistungen reich und reif hervorbringen werden.

Es sind hier einige Punkte herausgehoben worden, die abseiten der gewöhnlichen Diskussion liegen. Sie machen indessen die Hauptfrage nicht überflüssig: wie steht die Münchener Malerei an diesem — vorläufigen — Ende der sezessionistischen Dinge da?

Die Begründung der „Sezession“ ist im Grunde auf das eine Motiv zurückzuführen: den jungen Kräften zur Daseinsbethätigung und Wirkung zu helfen, den Einzelnen durch reichliche Aufnahme ihrer Werke das eigene Spiegelbild vorzuhalten, durch wechselnde Anregungen ihrer Leistungsfähigkeit immer neues Feuer unterzulegen. Freilich brachen hier viele Schalen auf, denen der Kern fehlte, aber der jungen Maler, die eine Persönlichkeit aus sich entwickelt haben, sind doch nicht Wenige. Als der Glaspalast verlassen wurde, da stand das objektive Naturstudium durchaus im Vordergrunde: Manet's Geist war herrschend. Die kreidige Periode war überwunden, und man war dran, die Farbe zu entdecken. Besnard's Phantasie (Frankreichs größter Kolorist, Degas, wirkte nur durch seinen Mittelsmann Besnard) und das halb pantheistische Evangelium der Schotten, die in das Gefühlsgeheimniß der Natur zu dringen suchen, fangen langsam an, die Gemüther zu beschäftigen, die Anschauungen zu wandeln; im Porträt ist es Whistler, der den Geschmack läutert. Auf der anderen Seite ist das Bild mit dem sozialkritischen Zuge, das heute noch im Glaspalast wie ein Gespenst schreckt, durchaus eine auf rein malerischer Auffassung des Weltlebens gerichteten Sittenschilderung gewichen; der Künstler, der diesen Namen verdient, sucht in der Natur seine Symbole nicht voll Absicht und kehrt sie voll Absicht hervor, er legt sie naiv hinein. In Keller-Reutlingen's, Meyer-Basel's, Benno Becker's, Kaiser's, Crodel's, Landenberger's, Angela Jank's Natureindrücken liegt ebenso sehr ein Stimmungsgehalt, der die Seele über das irdisch Nächste und Sachliche hinaushebt, wie in den farbigen Visionen Slevogt's und Ludwig von Hofmann's, denen aus dem bunten Schimmer des Lebens sichtbarere, greifbarere Sinnbilder wachsen. Es geht ein Zug nach Vertiefung durch die Münchener Kunst; die privilegirten Märchenmaler mit der seichten Phantasie und den litterarischen Gelüsten kommen nicht weit, auch die Dekorationsmache Stuck's findet schnell ihre Grenze: Aber Uhde und Keller und Exter erleben neue Epochen. Das Dichterische und Schwärmende, das mehr oder weniger in ihren Naturen begründet liegt, ist durch ein merkwürdig aufgefrischtes Naturstudium verstärkt worden.

Liebermann mit seiner ruhig-robusten und Kuehl mit seiner heiter-verfeinerten Auffassung des klaren Wirklichkeitsmotives stehen nach wie vor fruchtbar und groß auf dem Posten führender Meister. Durch seine malerische Formenfülle interessant und interessanter wird Hugo von Habermann. Seine volle, seelisch bewegte Natur versteht Rembrandt und versteht Degas; und er stellt eine seltsam weiche Harmonie zwischen diesen frisch auf ihn wirkenden Kräften in sich her. Im farbigen Ausdruck die menschlichste Wesenheit.

Die Sezession hat eingelöst, was sie versprachen. Sie ist die einzige Kunstgenossenschaft in Deutschland, die am Ende des Jahrhunderts ein greifbares Ergebniß aufzuweisen hat. Sie hat den Geist der Zeit erfaßt und sendet dieses Geistes einen starken Hauch durch die Lande. Ihr Haus wird „auf Abbruch“ verkauft, doch von dem ehrlichen und muthigen Künstlersinne, der in diesem Hause gewaltet hat, wird die Geschichte wissen.

Julius Elias.

Musikalisches aus und über England.

II.

Was die Konzerte betrifft, so liegt nach unserem Empfinden auf den während der großen Saison (Anfang April bis Ende Juli) stattfindenden meist keine rechte Weihe, was begreiflich wird, wenn man hört, daß in einer Woche zuweilen 90 Konzerte gezählt werden. Instrumental-, Vokal- und Orchesterkonzerte, Massenaufführungen der großen Chorgesellschaften, Musikfeste in den leicht zu erreichenden Provinzialstädten, wo die neueste englische Produktion der Mackenzie, Cowen, Hubert Parry, Stanford Villiers (den Bülow bei uns einführte), Sullivan und der gelehrten Doktoren der Musik zu Worte kommen; sie alle drängen sich in wilder Hast und empfehlen sich in aufdringlichen, sich bandwurmartig durch die Riesenspalten der englischen Zeitungen schlängelnden Anzeigen, die sich in Anpreisung der angebotenen Genüsse überbieten. Selten bleibt ein auf dem Kontinent geheiligter Name von der Reklameornamentik verschont, und wie die meisten der in England ansässigen Musiker vom Kontinent auf ihren Visitenkarten nicht verfehlen, die Preise anzugeben, die sie etwa auf der berühmten Hochschule zu X erhalten haben, so wird auch von dem neu auftretenden Virtuosen gleich in der Annonce angezeigt, wessen Schüler er ist, und dem auf dem Kontinent bekannten Künstler das Prädikat „eminent“ oder gar „berühmt“ gleich hier beigefügt.

Wohin bei diesem Massenwettlauf um die Gunst des Publikums nicht selten die Kunst geräth, wird man sich leicht vorstellen können. Die Kunst leidet gerade darum, weil die Künstler, unter dem Antrieb einer unerhörten Konkurrenz, das Beste geben wollen; sie müssen unter diesen Umständen die Ruhe, Sicherheit und Sammlung verlieren, aus der künstlerische Stimmung geboren wird. Ich habe zu Zeiten fast sämmtliche große Geiger und Pianisten der Welt beinahe zugleich in London gehört, aber ich hätte sie dort hören können, wenn mich angesichts dieses Heißhungers nach Erfolg, der sich in dem aufgeregten Gethue der Agenten, Klavierfabrikanten und Preßcliquen spiegelte, nicht der Ekel ergriffen und aus dem Konzertsaal getrieben hätte. Das betrifft hauptsächlich die Virtuosenkonzerte, aber schon beginnt dieser Unsegen des geschäftlichen Betriebes der Kunst auch die großen Orchesterkonzerte zu berühren und zu entstellen, nachdem kaum durch Richters Bemühungen für sie ein absolut hoher Maßstab und eine Tradition, daneben auch ein Vereinigungspunkt für die vorzüglichsten Orchesterspieler geschaffen worden war. Der alte ehrliche Manns, der im Krystallpalast eine Pflegstätte für die klassische, also vor Allem deutsche Musik hergerichtet und eine große Gemeinde englischer Enthusiasten um sich versammelt hatte, hat eigentlich schon ausgespielt. Das wäre an sich vielleicht nicht zu beklagen gewesen, wenn aus höherem, „gebildeterem“ Bedürfniß die Mottl, Nikisch, Siegfried Wagner herbeigerufen worden wären; denn daß genialere Interpretationen der musikalischen Meisterwerke denkbar sind, als sie dem guten Manns aber Sir M. Mackenzie als Direktor der Philharmonischen Konzerte oder selbst dem durchaus tüchtigen Georg Henschel (der seit Jahren Symphoniekonzerte im Centrum der Stadt veranstaltet) zu Gebote stehen, war sogar auf dem Kontinent erzogenen englischen Musikern schon längst nicht mehr zweifelhaft. Aber da die Kapellmeistervirtuosen entweder zu gleicher Zeit oder dicht nach einander „auftreten“, so gewinnen ihre Konzerte doch wieder den Charakter sensationeller Veranstaltungen, nur dadurch von anderen ähnlicher Art unterschieden, daß sie bisher ihren Unternehmern sicheren Gewinn eindrachten.

Man kann sich denken, wie auch drüben bei solchem Massenangebot der Kultus der Freibillets blüht, der ja in Berlin, Paris und Wien nichts zu wünschen übrig läßt. Es bleibt trotzdem erstaunlich, wieviel Billets in London wirklich noch gekauft werden. Die Aufführungen der Chorgesellschaften und die großen Orchesterkonzerte haben ihre feste Kundschaft, ebenso die schönen sogenannten Volkskonzerte in der St. James' Hall, in welcher unter Mitwirkung der berühmtesten Virtuosen am Sonnabend Nachmittag und Montag Abend besonders die Kammermusik eine vorzügliche Pflege findet. Die Virtuosen müssen dagegen, Ausnahmen abgerechnet, gute, opferwillige Freunde und Gönner für den Vertrieb der Billets in Anspruch nehmen, und hierbei erweisen sich gediegene Cityhbekanntschaften als sehr einträglich, da drüben auch die Geldaristokratie das noblesse oblige bethätigt. Bei den kleineren Künstlern sind jedoch gute Kritiken wichtiger als große Einnahmen, da es dem Agenten dann nicht schwer fällt, sie in die Privatfamilien zur Mitwirkung an den ‚at homes‘ zu bringen. Hieraus erwächst ihnen ein guter Verdienst, nicht Nebenverdienst, wie bei uns, weil drüben fast bis in kleinbürgerliche Kreise hinab in dem Ausgabenetat für eine Gesellschaft der Posten „Musik“ nie fehlt. Bei der ungeheueren Anzahl reicher Leute in London und ihren voruehmen Gepflogenheiten sind es vorzugsweise die Musiker, die den Nutzen daraus ziehen.

Wenn man von konzertirenden Virtuosen spricht, so denkt man vor Allem an das Heer von Pianisten, das die europäischen Hauptstädte überfluthet und von dort aus in die Provinzen sich ergießt. Daß London von ihnen nicht verschont bleibt, versteht sich von selbst, aber ich bezweifle sehr, ob irgend einer von den großen Pianisten der Gegenwart, d'Albert und Moritz Rosenthal nicht ausgenommen, durch seine Kunst allein beträchtliche Ueberschüsse über die Konzertspesen in London zu erzielen vermochte. Da aber doch gelebt werden muß, so artet die ganze Konzertspielerei allmählich in einen Kampf zwischen den einzelnen Klavieren aus, die von den Klavierhelden ins Treffen geführt werden, während die Kosten der Kriegführung von den großen Klavierfirmen bestritten werden: ein unwürdiger Zustand, der mit der Kunst wenig zu thun hat. Und diese Firmen stehen dann ihrerseits wieder mit den Agenten im Kartell, die für ihre Klienten „arbeiten“. So schrumpfen schließlich die „großen“ Klavierspieler zu Reklamemitteln für die Instrumente zusammen, deren sie sich bedienen, oder die sich vielmehr ihrer bedienen. Ob diese Entwicklung nothwendig war, weiß ich nicht, aber sie ist nicht schön. Gerade in den Londoner Konzerten der Pianisten ist es mir aufgefallen, wie sehr bei ihnen das geschäftliche Beiwerk den künstlerischen Kern der Veranstaltung überwuchert: am Klavier prangt in großen Lettern der Name seines Erbauers (Steinway, Erard, Blüthner, Bechstein, Ibach, Broadwood); im Konzertsaal meist eine aus allen Ecken und Winkeln der Weltstadt bunt zusammengefegte Menge, die je nach der Wichtigkeit, die der Agent der Veranstaltung beilegt, von verschiedenem Kaliber zu sein und in die erste, zweite u. s. w. Garnitur eingetheilt zu werden pflegt; endlich die Programme, in denen dem Bilde des neuesten Musik-

wunders eine Biographie beigegeben ist, an deren marktschreierischen Uebertreibungen sich jeder halbwegs vernünftige Mensch den Magen verderben muß. Das ganze Treiben ist ekelhaft; daß ernste Künstler sich dagegen nicht auflehnen, ist der beste Beweis dafür, einen wie schweren Konkurrenzkampf sie bestehen müssen.

Einer allein ist von diesem jetzt ausgenommen, und der heißt Paderewski. Rosenthal, Reisenauer, d'Albert, Hofman, Sauer, Sapelnikoff, die Menter, Careño, Essipoff: sie haben alle in London gespielt, zuweilen alle zusammen in einer Saison, manchmal sogar mehrere von ihnen an einem Tage in einer Saison; aber Paderewski's Ruhe und Stellung haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Ihm allein werden, von einigen Sternen der Italienischen Oper abgesehen, königliche Ehren erwiesen. Er hypnotisirt das Publikum, vielleicht mehr noch als Liszt und Rubinstein in ihren besten Tagen. Wenn die schlanke, biegsame, magere Gestalt auf das Podium tritt, und durch die Bogenfenster der St. James' Halle die warme Nachmittagssonne der ersten Sommertage sich auf das blasse, weiche, lyrisch verträumte Gesicht des Virtuosen legt, und helle Lichter in seinem künstlich zerstäubten brandrothen Haar herumhuschen: dann hört man den Athem der Zuhörerschaft in kürzeren Stößen ausströmen, dann sieht man, besonders aus den weiblichen Gesichtern, nicht selten eine trunkene Erregtheit stieren, die nach jeder Piece in bacchantischen Jubel ausbricht und ganz merklich die eng zusammengedrängte Menschenmasse durchzuckt. Ich werde mich hüten, von den Fabelpreisen zu sprechen, die der Wundermann in Großbritannien, Amerika und den englischen Kolonien erzielt: man könnte mich am Ende für einen seiner Agenten halten. Auf dem Kunstmarkt wurden sie bislang kaum für die trillerreichsten Kehlen notirt. Nie haben geniale Klavierhände ähnliche Summen erspielt. Paderewski ist gewiß ein außerordentlicher Künstler. Er ist als Lyriker auf dem Klavier gegenwärtig ohne Rivalen, nachdem ein grauses Geschick den unvergleichlichen Carl Heymann der Kunst entrissen hat. Seine Lebendigkeit ist spukhaft, seine Kantilene schmelzend und doch rhythmisch, sein Anschlag weich und duftig, sein Vortrag trotz aller Zartheit und allen Schwunges von einem bewußt gliedernden Verstande beherrscht. In dieser Beschränkung ist Paderewski ein Meister: dem Heroischen, Wuchtigen, Erhabenen ist er nicht kongenial. Seine Physiognomie zeigt auch kleine Dimensionen. Im Gesicht ist nichts Eckiges und Kantiges. Nase, Kinn und Ohren sind zierlich, und die Hände so biegsam, wie wen ihnen die Knochen fehlten; aber aus den blauen, etwas angewässerten Augen spricht neben der verhaltenen Leidenschaft des Künstlers der Kalkulationstrieb des Slaven. Nicht umsonst ist bald hier, bald dort, aber stets irgendwo irgend eine Notiz, ein Anekdötchen, ein Erlebniß, eine Erinnerung, ein Kunsturtheil, eine völkerpsychologische Bemerkung, eine interessante, mit Ziffern gespickte Drahtung (natürlich über den neuesten Triumph) des großen beziehungsweise über den großen Paderewski zu lesen, und man geht wohl nicht fehl, wenn das Verdienst für diese Kunst, das Publikum wissen zu lassen, was die polnische Unsterblichkeit thut, nicht einzig dem findigen Agenten Daniel Mayer aufs Konto gesetzt wird.

Im Mittelpunkte des Saisontreibens stehen jedoch keineswegs die Virtuosenkonzerte, sondern steht die Oper. Es wäre allerdings richtiger, in der Zeitform der Vergangenheit zu reden, seitdem ihr Leiter Sir Augustus Harris das Zeitliche gesegnet hat. Was dieser rührige und unglaublich betriebsame Mann sonst ans Licht gebracht, gehörte kaum in den Bereich der Kunst, seine Oper aber konnte sich sehen und hören lassen. Auch diente sein Programm, das Beste zu nehmen, woher er's bekam, am ehesten dem Zwecke, das Publikum zu bilden. Mit welch' riesigem Apparat dieser Mann arbeitete, geht daraus hervor, daß in der verflossenen, etwa 10 Wochen zählenden Spielzeit der Oper, nicht weniger als 20 verschiedene Werke aufgeführt wurden, von denen die 8 deutschen (Don Juan, Hänsel und Gretel, Martha, die Meistersinger, Lohengrin, Tannhäuser, Tristan, die Walküre) die höchste Aufführungsziffer (28) erreichten. Traditionell für London war allezeit, daß seine Oper an Kehlvirtuosität vereine, was ganz Europa davon besitzt. Ohne diesen Ruhm seines Instituts zu opfern, hatte Harris in seinem Personal Kräfte genug, um neben der schönen auch die charakteristische Kunst zu pflegen, diese freilich in französischer und italienischer Ausgabe. Das heißt: die Rollen, deren kleinste womöglich mit einem Gesangsstern erster Größe besetzt wird, stehen an erster, das Ensemble, die Unterordnung aller Einzelnen und aller Einzelheiten unter eine Gesammtauffassung, die von Verständniß für Idee und Stimmung des aufzuführenden Werkes getragen ist, steht erst an zweiter Stelle. Es kam gar nicht auf Stilgemäßheit der Auffassung an, auch war das Werk der Willkür des Regiedilettantismus preisgegeben, worunter besonders Wagner litt, wenn nur sonst Alles schön aussah und sich schön anhörte. Dessen aber konnte man sicher sein, wenn die Brüder de Reszke, Plançon, Ancona, die Melba und Andere ihres Gleichen in der Besetzung waren. Neuerdings freilich beginnen neben den alten Forderungen, wonach zunächst Auge und Ohr in der Oper befriedigt werden müssen, andere Ansprüche und Maßstäbe sich geltend zu machen, welche aus Deutschland geholt sind. Die englische Kritik fängt eben an, mit den Luchsaugen ihrer kontinentalen Schwester zu sehen und zu messen, sie rügt sinnentstellende Uebersetzungen aufs Stärkste, verbittet sich Kürzungen, die den Zusammenhang des dramatischen Vorganges aufheben, und verlangt eine philologisch genaue Wiedergabe der Partitur. Mit der englischen Naivetät auf musikalischem Gebiete scheint es dahin zu sein, ob die Engländer aber mit der philologischen Akribie, die sie dagegen eingetauscht, musikalische Produktivität erlangen werden, ist vorerst noch mehr als fraglich.

S. Cantor.

Wie die Neuern den Tod gebildet?

Deutsches Theater: „Morituri" von Hermann Sudermann. („Teja", Drama in 1 Akt, „Fritzchen", Drama in 1 Akt; „Das Ewig-Männliche", Spiel in 1 Akt.)

Von dem Todesbangen des Priamussohnes, der bei Homer die Kniee Achills umklammert, zu der Todesmystik des Mittelalters und der Todeshumoristik der Reformationszeit; von dem elegischen Todesabschied des Brutus bei Shakespeare: „sehn wir uns wieder, nun so lächeln wir" zu der sinnlichen Todeserotik der Romantiker und dem blasirten Todeshumor des jungen Deutschlands — jede Epoche tieferer Kunstgestaltung hat ihre eigene Todesstimmung. In dem Bilde, das sie vom Tode ahnend schafft, gibt jede Zeit ihrer Stimmung letztes Geheimniß; nicht zum mindesten die unsere.

„Es ist der Weg des Todes, den wir treten, mit jedem Schritt wird meine Seele stiller." Denn es ist ein Heimweg bei Goethe, dieser Weg des Todes. Er führt zurück in den Mutterschoß der Natur. Ein pantheistisches Heimweh und ein Sehnen nach dem Frieden der Bewußtlosigkeit sind die beiden Todesgenien in der Goetheschen Dichtung. Der Sterbende sieht sich nicht mehr in der Umgebung, die ihn zufällig umgibt; ein Ahnen trägt ihn hinaus in den stillen Bereich der rauschenden Baumwipfel und der freundlich blinkenden Sterne. Darum wird seine Seele stiller. Wenn Faust die Giftphiale an die Lippen setzt, schwinden die engen Wände und der Wissensmoder, der ihn umgibt: er sieht am Strande des Meeres und der Himmel wölbt sich über ihm und die Spiegelfluth erglänzt zu seinen Füßen. Und wenn Orest seinen Todestraum träumt und sich im Kreise der Ahnen seines Hauses sieht, dann ist es die Natur, die ihm das Traumlied singt: ein Gelispel hört er in den Zweigen und ein Geräusch aus

jener Dämmerung säuseln. Keine Todesfurcht und kein Todestrotz, sondern ein stilles Todessehnen nach dem Ruhen in kühler Erde und nach dem Wiederverwachsen mit der still schaffenden Natur. Das ist die Todesstimmung, die Goethe's ganze Lyrik durchdrungen hat und eins ist mit seinem Naturgefühl: „Warte nur, balde".

Ein Mägdlein steht Abends in ihrer Kammer vor dem Spiegel und denkt der Zeit, in der sie Braut sein wird. Da verlöscht die Kerze. Ihr ist, als umschlänge sie die Nacht mit weichen Flügeln, als ergriffe ihre Hand der Tod. So hat Hebbel, der Mystiker dieser selben Sterbestimmung, das Hinüberschwinden der Seele in das All verdichtet. In der Nachtstimmung liegt bei ihm das Todesahnen stärker als in dem Naturempfinden an sich. Und ganz eigenartig hat er in einem kleinen Gedicht erzählt, wie ein Maler ein Mädchen malt. Wie das Gemälde entsteht, so gleichzeitig vergeht sie; als es vollendet, ist sie gestorben. So fällt das Leben leise von den Menschen ab; in dem Dunkel der Nacht greift das All mit weichen Armen nach seinen Kindern. Und auch das friedeheischende Todessehnen ist dasselbe wie bei Goethe: „das Grab war aufgeworfen, matt sank mir Arm und Bein, ich hatte nichts mehr zu wünschen und legte mich selbst hinein." Und wiederum dieselbe Sehnsucht und auch derselbe pantheistische Drang bei Anzengrubers armem Steinklopferhanns. Sterbenskrank ist er in das Gras der Waldwiese gesunken. Ueber ihm der blaue Himmel, um ihn herum das Geschrill der Heupferde und das Flattern der Vögel, die Sonne im Untergehen und die Sterne nah, wie zum Greifen — da flüstert ihm der Todesfriede seine Eingebung zu. Die moderne pantheistische Todesstimmung wird hier zur Lebenströsterin: „es kann dir nix g'schehn!"

Frederik Walker, der die neueste englische Landschaftsmalerei tief beeinflußt hat und den selbst 35jährig der Tod gebettet hat, hat diese selbe moderne Todesstimmung in ihrem tiefen Einssein mit dem Naturempfinden in einem Gemälde in Erscheinung treten lassen. Es heißt „Hafen der Zuflucht" und hat jetzt in der Londoner Nationalgalerie Aufstellung gefunden. Vor einem Siechenhaus sitzen gebückt Greise und Greisinnen, während im Vordergrunde auf der Wiese ein junger kräftiger Bursche das Gras schneidet. Nicht etwa soll dieser Gärtnerbursche den Tod bedeuten; in der landschaftlichen Stimmung, in der Beleuchtung, in den sehnenden Blicken, mit denen die Alten den Schwung der Sense verfolgen und auf das fallende Gras hinschauen, in alledem zusammen gibt sich dies moderne Todesgefühl wie in seiner Versinnbildlichung. Aber nicht auf das eine Gemälde kommt es mir an, sondern auf das Typische des darin ruhenden Empfindens. Darum nannte ich diese Todesstimmung die moderne Todesstimmung, weil das pantheistische Sehnen dessen bestes Theil ist, der gesammten modernen Landschaftsmalerei den unterscheidenden Ausdruck und den lebendigen Odem gegeben hat. Aus ihm heraus hat sich die Landschaftsmalerei verjüngt.

In dieser Todesstimmung gibt sich die Stimmung unserer Zeit in ihrer Tiefe. Unser lyrisches Empfinden wurzelt in ihr.

Es ist für Sudermann charakteristisch, und darum habe ich die sanfte Lyrik des Sterbeempfindens unserer Zeit in ihrer Eigenart skizzirt, daß er in seinen neuen Dramen „Morituri", in denen er Sterbestimmung dramatisch gestalten wollte, die Gestalten so gewählt hat, daß für diese Lyrik kein Raum sein konnte. Anders stirbt ein Ostgothenkönig und ein in Standesrücksichten auf nobles Sterben gedrillter Lieutenant, anders ein moderner Mensch. Bezeichnend für die Eigenart Sudermann'scher Dichtung im Guten wie im Schlimmen ist es, daß er die Sterbestimmung nur in dem Individuell-Charakteristischen gesucht hat; daß es ihn nicht verlangt hat, dem subjektiven Empfinden seiner Künstlernatur Ausdruck zu geben. Seine Dichtung ist arm geworden an Lyrik. Für die Sterbestimmung unserer Zeit sind seine „Morituri" ohne Bedeutung. Aber gerade weil Sudermann in kluger Erkenntniß dessen, was sich seinem Gestaltungsvermögen entzieht und dessen was er ganz beherrscht, in der Stoffwahl schon der Lyrik entsagt hat, hat er innerhalb des selbstgesteckten Rahmens in seinem „Teja" und ungleich stärker in „Fritzchen" individuelle Sterbestimmung dramatisch packend gestaltet.

Teja, der Ostgothenkönig, lagert mit den armen Trümmern seines Volkes zu Füßen des Vesuvs. Das Heer des Narses hält sie eingeschlossen. Der Hunger wüthet in dem Gothenlager, und ihr letztes Hoffen späht nach den Schiffen aus, die sie aufnehmen sollen. Da trifft die Nachricht ein: die Schiffe sind zum Feinde übergegangen. Teja's Entschluß ist gefaßt; er heißt für ihn und die Seinen, Sterben. Er überzeugt die Führer von der Nothwendigkeit des Todesganges; der Abend dunkelt herein, sein letzter Abend; der nächste Morgen wird ihn sterben sehen. — Und um den letzten Abschied zu nehmen, kommt Lieutenant Fritz von Drosse in das Haus seiner Eltern. Vor Jahren hat er vor seinem Vater gestanden und hat ihm erklärt, er habe die Cousine Agnes lieb, er wolle sie heirathen. Darauf hat ihn der alte, forsche Herr bedeutet, er sei zu jung; erst etwas erleben; es so machen, wie sein Vater und Großvater es gemacht. Und nun hat Fritzchen das erlebt, was ihm das Leben kostet. Er hat mit der Frau eines benachbarten Gutsbesitzers ein Verhältniß angeknüpft, ist von dem Mann überrascht und öffentlich am hellen Tage gepeitscht worden. Weiterzuleben ist ihm, seinem ganzen Empfinden nach, unmöglich gemacht. Erklärt ihn das Ehrengericht noch für satisfaktionsfähig, dann läßt er sich vom Gegner niederknallen. Es trifft die Nachricht ein, daß das Duell gestattet worden ist. Vor ihm steht, wie vor Teja, das Sterben.

Teja wie Fritzchen haben beide Sterben gelernt. Sie gehen den Todesweg — mit ruhigem, festen Heldenschritt der eine, mit „Haltung" der andere. Aber gerade in dem unterdrückten Zittern der Kreatur hat Sudermann sein Künstlerthum bekundet. Wie Teja, der Unerschrockene, beim Hereindunkeln des Abends fröstelt, wie er seinen Speerträger wie zufällig fragt, ob er bei ihm bleibe, wie es ihn zu einem letzten Aussprechen drängt; und Fritzchen, wie er Wein und dann Wasser krampfhaft hinunterstürzt, wie er der Mutter gegenüber gedankenlos zusammenfährt, „Zu Befehl, Mutter," bis zu dem gepreßten Aufschrei „Hab doch Erbarmen mit mir, Vater" — das alles ist von Sudermann mit tiefgehender Charakteristik echt menschlich gestaltet.

Und auf das Sterben Beider fällt das Abendroth einer Liebe. Nach dem Willen des Volkes, gegen den eigenen, ist Teja mit Bathilda verheirathet worden. Die beiden kennen sich nicht, und er fragt nichts nach ihr. Der Abend vor seinem Tode ist sein Hochzeitsabend. Wie er allein ist, kommt sie zu ihm. Er weist sie von sich, aber dann gewinnt sie sein Herz. Zum ersten Mal fühlt er sich verstanden und zum ersten Mal theilt er sich mit. Sehr fein hat Sudermann das Weh seines Herzens in den Zwang, grausam zu sein, gelegt und in den verzehrenden Neid gegen den gütigen Totilas, seinen Vorgänger auf dem Throne, der geliebt und lächelnd in den Tod ritt. In ein kinderfrohes Liebeständeln verliert sich dann diese Selbsthingabe des Teja. Und das ist für mich die Stelle, in der die Dichtung versagt. Hier rächt sich an Sudermann, trotz der klugen Wahl des Stoffes, der Mangel an tieferem lyrischen Empfinden. Nicht als ob die Liebeständelei unwahr wirkte, aber man erwartet hier aus der großen Stimmung heraus Seelentöne. Man glaubte an das Meer geführt zu werden, und man steht an einem hellglitzernden Bach. Nicht der Leidenschaft bedurfte es, das hat Sudermann richtig gefühlt, wohl aber mußte die Liebe dieser groß angelegten Menschen angesichts des Todes Worte finden, in denen sich ihr ganzes Empfinden in nackter Größe gab. Daß dies fehlt, thut zwar nicht der Stimmung, wohl aber dem künstlerischen Gehalt der Dichtung Abbruch. Und gerade dieser Scheidegruß der Liebe bedeutet in „Fritzchen" in seiner sanften Innigkeit eine Vertiefung der Charakteristik. Beim letzten Abschied tritt Fritz an das Mädchen heran, das er damals von seinem Vater sich erbeten hatte. Es sind nur ein paar Worte, die die Liebenden wechseln: „Ich hab' dich lieb!" —

„Ich werd' dich immer lieb haben, Fritz"; aber in der Schlichtheit dieser wenigen Worte erschließt sich die Gefühlssphäre ihres ganzen Liebeslebens.

Nie sind Sudermann Stoff und Form so rein in einander aufgegangen, wie in seinem „Fritzchen". Zwanglos und wie selbstverständlich die Exposition mitten in die Stimmungswelt hinein: seine Briefe bleiben aus; die Familie ist besorgt um ihn. Sicher und tiefgreifend die Charakteristik, vorzüglich in der Gegenüberstellung von Vater und Sohn. Und es ist echte Sterbestimmung in diesem Drama. Nicht das lyrische Todesgefühl, von dem ich sprach; die Stimmung ist ganz objektivirt. Während der Sohn in den Tod geht, sitzt die kränkelnde, zarte Mutter, die ein halbes Traumleben führt, in ihrem Lehnstuhl und erzählt, wie sie ihren Jungen im Traume der letzten Nacht gesehen hat; wie ihn der Kaiser durch den hohen Saal mitten durch die Generäle geführt, und wie der Kaiser mit ihm gesprochen hat.

In dem dritten Stück der „Morituri", „das Ewig-Männliche" hat Sudermann die Todesstimmung in graziösem Spiel in ein heiteres Allegretto übergeleitet. Ein phantastischer Hofstaat und auf dem Throne eine kleine, kokette Königin. Kniefall und Liebesgeständniß soll ein leicht entflammbarer Maler mit dem Tode büßen. Sein Rival, der Marschall, fordert ihn. Aber statt des Todes, nur Todesspiel. Der Maler überredet den Marschall, sich todt zu stellen, um zu erproben, wie es die Königin mit ihnen meint. Und dieses lustige Spiel hat die erwünschte Wirkung: Arm in Arm verlassen beide den Hof. Denn an diesem Hofe vertritt das „Ewig Männliche", vertritt auch den guten, alten König, Jean, der Kammerdiener. — In leichter, metrischer Form und heiter klingenden Reimen hat Sudermann ein Milieu geschaffen, das wie ein Eckchen aus der Molièrewelt, mit Rokokozieraten herausgeputzt, anmuthet. Es ist eine Schäferwelt, nur ein wenig schwerfällig, solide, robust, und darunter leidet der Menuettschritt; aber doch eine Schäferwelt, in der sich die Paare leicht zusammen- und auseinanderfinden, ohne daß der Tanzrhythmus gestört wird. In dieser Welt würde der Tod im schwarzen Abbékleide mit Spitzenjabot den Reigen mittanzen und seines Amtes vergessen: ich fürchte nur, daß in dem Sudermann'schen Spiel ihn mancher schwerfällige Pas und manche etwas tendenziöse Reflektion ärgerlich daran erinnern würde.

Die Aufführung des Deutschen Theaters war eine der besten in der Geschichte dieser Bühne. In allen drei Stücken standen sich Josef Kainz und Agnes Sorma in den Hauptrollen gegenüber, und der starke Verwandlungszwang ließ die Wahrheit ihres Spiels unbeeinträchtigt. Und diese Aufführung war noch mehr als eine Interpretation der Dichtungen; mit feinem Verständniß war das Spielende der Liebesscene in „Teja" gemildert, während in „Fritzchen" stummes Spiel die Lakonik der gesprochenen Worte stimmunggebend ergänzte.

Für den starken vollberechtigten Erfolg der Sterbedichtungen Sudermann's ist es bei der Wahl der Stoffe gleichgültig geblieben, daß er der Sterbestimmung unserer Zeit seine persönliche Note nicht gegeben hat. Nicht so für ihn selbst. Für ihn gibt es, meinem Empfinden nach, nur einen Weg, der in die Höhe führt, und der führt durch die Lyrik zu reicherem Subjektivismus. In unserm Falle heißt das: „Stirb und Werde".

Ernst Heilborn.

Sur l'origine du Monde. Théories cosmogoniques des anciens et des modernes, par **H. Faye**, de l'Institut. Troisième édition. Paris 1896. Gauthier-Villars et fils.

Den französischen Vertretern der exakten Wissenschaft wohnt die Neigung, an das Volk sich zu wenden und sich in gemeinverständlicher Darstellung über die höchsten Fachprobleme frei zu ergehen, von altersher weit mehr als ihren deutschen Kollegen inne. Schon die Sprache scheint hierzu aufzufordern; sie eignet sich nun einmal, wie auch zahlreiche mathematische und astronomische Lehrbücher bezeugen, ganz vorzüglich für solche Zwecke und gewährt dem, der sie beherrscht, jene hohe Bewegungsfreiheit, die, offen gestanden, dem deutschen Idiome nicht in gleichem Maße eigen ist. Zumal auf astronomischem Gebiete hat sich diese Erfahrung schon gar häufig bewährt, und wiederum sieht man dieselbe bestätigt durch die Reihe geistvoller Essays über die Entstehung der Weltkörper, welche man dem Altmeister der französischen Sternkunde verdankt. Herr Faye nennt sich mit Stolz und Dankbarkeit einen Schüler F. Aragos, dessen Andenken er auch sein Buch gewidmet hat, und in dessen Geiste er zeitlebens gewirkt hat; war doch der intime Freund A. v. Humboldt's ein ebenso vollendeter Beherrscher der Kunst populärer Vortragsweise wie jener. Gerade jetzt, da man bei uns allseitig den höchsten Fragen des Seins und Werdens ein so lebhaftes Interesse entgegenbringt, verdient Faye's Werk auch in Deutschland gelesen zu werden. Wie man weiß, gehört der hochbetagte Gelehrte zu Jenen, welche neben dem strengen Kalkul auch der Spekulation und der Phantasie ein gewisses Recht einräumen, wenn auch natürlich dieser letzteren kein derart weiter Spielraum gegönnt ist, wie etwa in der Konjekturalastronomie Camille Flammarions. Auch wer im einzelnen nicht mit dem Verf. übereinstimmt, wird sich durch Meinungsverschiedenheiten nicht den Genuß der Lektüre verkümmern lassen.

Mit der mosaischen Lehre von Hexaëmeron beginnend, führt unsere Vorlage durch die Hypothesenwelt des klassischen Alterthums hindurch, um dann länger bei Descartes, dem eine entschiedene Vorliebe entgegengebracht wird, und bei Newton zu verweilen. Günstig und anerkennend lautet auch das Urtheil über Kant's „Naturgeschichte des Himmels", und dies dürfen wir einem französischen Forscher um so höher anrechnen, weil in Wahrheit doch erst Laplace dem etwas abstrusen, schwer zu durchschauenden Systeme des Königsberger Philosophen eine verständliche Form ertheilt hat. Natürlich findet auch Laplace hier die volle Würdigung, welche er verdient, aber ebenso bestimmt wird hervorgehoben, daß auch diese verbesserte Fassung nicht vollständig zu befriedigen vermöge. Die fehlenden Ergänzungen hinzuzufügen, ist der Zweck des zweiten Theiles, in welchem Faye seine eigenen Anschauungen entwickelt, indem er sich auf die Ergebnisse der neueren Astrophysik stützt. Die Art und Weise, wie der bei Kant-Laplace völlig unerklärt gelassene, primordiale Anstoß zu Drehbewegungen eingeführt wird, kann an diesem Orte nicht näher gekennzeichnet werden. Freilich hätten wir gewünscht, daß auch auf analoge, in Deutschland hervorgetretene Bestrebungen, wie namentlich auf diejenigen des verdienten Jesuiten P. K. Braun, Rücksicht genommen worden wäre, allein, da dies nicht geschah, so können wir das aus einem Gusse erwachsene Lehrgebäude eines scharfen Denkers doch immerhin mit Befriedigung entgegennehmen. Jedenfalls werden Faye's Ausführungen zu neuer Beschäftigung mit den kosmogonischen Grundvorstellungen die mannigfachste Anregung geben.

München. S. Günther.

Briefkasten der Redaktion.

„Fa.:" „Le Monde économique" und der „Economist" sind ausschließlich Finanz- und Handelsfragen gewidmet; politische und litterarische Interessen behandeln zugleich „Revue politique et litteraire" und der „Spectator".

Wiesbaden: Freundlichen Dank.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 17. Oktober 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die ersten Wirkungen des Pariser Zarenbesuches zeigen sich bereits in Frankreich; wir hatten schon vor acht Tagen darauf hingewiesen, welcher Art sie voraussichtlich sein würden. Zahlreiche Blätter fragen mit lauter und immer lauterer Stimme, welchen Nutzen werden unsere Beziehungen zu Rußland für die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen haben. Wir in Deutschland nehmen an, gar keine; denn Rußland wird nicht geneigt sein, in uneigennütziger Liebe zu Frankreich einen europäischen Krieg zu entfesseln, bei dem direkt russische Interessen zunächst gar nicht in Frage kämen.

Daß Frankreich sich gleichwohl dem Zarenreich zur Verfügung halten wird, ist für eine absehbare Zeit durchaus wahrscheinlich; freilich wird sich dann der französische Thatendrang nach einer anderen Seite Luft zu machen suchen, und Rußland wird wohl daran denken müssen, in irgend einer Weise die französischen Leidenschaften durch Ablenkung zu befriedigen. Vielleicht wird zu diesem Zwecke die ägyptische Frage mit größerer Betriebsamkeit in den Vordergrund geschoben werden; vielleicht wird der republikanisch-autokratische Bund in Asien gemeinsame Unternehmungen in Angriff nehmen. Jedenfalls kann man von den russisch-französischen Beziehungen einen stärkeren Wellenschlag in der internationalen Politik erwarten.

In Bezug auf Elsaß-Lothringen fürchten wir zwar gar nichts; aber auch eine nervöse Politik, die uns nicht unmittelbar in Mitleidenschaft zieht, wird für die Ruhe Europas nicht erfreulich sein.

Es verdient in hohem Grade Beachtung, daß die „National-Zeitung“ in Verfolgung ihres einmal eingeschlagenen Weges, nunmehr ihre Parteigenossen in Ostelbien auffordert, gemeinsam mit den Freisinnigen die Agrarier zu bekämpfen. Zunächst bietet sich zur praktischen Anwendung dieses Grundsatzes in West-Havelland Gelegenheit, wo Herr Blell als Kandidat der Freisinnigen Volkspartei einen Wahlkampf gegen den konservativ-reaktionären Landrath und gegen den Sozialdemokraten durchzuführen hat. Die „National-Zeitung“ zieht die Konsequenz ihres Programms und verlangt von ihren Parteigenossen, sogleich für Herrn Blell einzutreten; das ist in hohem Grade erfreulich, wenngleich es fraglich sein mag, wie stark unter den Nationalliberalen in West-Havelland der Liberalismus noch vertreten ist, da die offiziellen nationalliberalen Führer im Gegensatz zur „National-Zeitung“ für den Landrath werben; es sind jedenfalls erhebliche Bruchtheile für den Freisinn verloren. Gleichviel, der Anfang der Scheidung unter den Nationalliberalen ist gemacht worden, und es ist für die politische Entwicklung in Deutschland zweifellos ein wichtiges Datum, an dem ein einflußreiches und angesehenes nationalliberales Blatt im Gegensatz zu den lokalen Führern die Parole für die Parteigenossen ausgibt: für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei und gegen den agrarisch-konservativen Landrath.

Daß natürlich auch die freisinnige Vereinigung mit diesem Zusammenschluß aller Liberalen zur Förderung einer Kandidatur der Volkspartei einverstanden ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Das ist nach der bisherigen Haltung, die die freisinnige Vereinigung stets einzunehmen bereit war, selbstverständlich.

So spielt sich denn hier ein Wahlkampf ab, bei dem die beiden freisinnigen Richtungen mit dem linken Flügel der Nationalliberalen zusammenwirken. Wir hoffen, daß unter diesen Umständen das Endergebniß ein günstiges sein wird.

Nunmehr werden wir uns erlauben, den Lesern ein anderes Bild zu zeigen.

Der „Niederschlesische Anzeiger" in Glogau veröffentlicht einen Bericht über die erste Winterversammlung, die daselbst der freisinnige Volksverein abgehalten hat.

Herr Redakteur Dr. Stanjek hielt den politischen Vortrag am Abend und äußerte sich unter Anderem folgendermaßen:

„Leider wird es auch bei uns in Glogau über kurz oder lang zu Auseinandersetzungen kommen müssen. Der Kreis ist durch einen Vertreter der freisinnigen Vereinigung vertreten, die Mitglieder der Vereinigung auf dem Lande kann man aber mit der Laterne suchen. Die freisinnigen Bauern sind Volksparteiler und nicht Anhänger der Vereinigung. Bei dem Verhalten unseres Abgeordneten Maager darf man sich nicht wundern, wenn das Häuflein seiner Anhänger im Kreise sich auf ein Minimum reduzirt hat. Wenn gleichwohl die Vereinigung, die ja in unserer Stadt einigen Anhang besitzt, sich bei den nächsten Wahlen den Luxus einer eigenen Kandidatur leistet, so wird der Kreis einfach den Gegnern in die Hände gespielt werden. Von der Volkspartei können die Offiziere der Vereinigung nicht erwarten, daß sie, die ungleich stärker ist, sich diesmal ihnen wieder opfert. Es ist traurig, daß man in einer Zeit, wo eine Einigung aller liberalen Elemente dringend Noth thut, sich mit solchen Zwistigkeiten beschäftigt, wir haben es aber sicher nicht verschuldet, wenn der Zwist sich in einer derartigen Weise verschärft. Schließlich wird die Volkspartei noch einen Pachnicke und Rickert überwinden; überall, wo sie in letzter Zeit vorging, hat sie die schönsten Erfolge zu verzeichnen, und so hoffen wir, daß doch einst der Sieg unser sein wird."

Da Herr Dr. Stanjek selbst Chefredakteur des „Niederschlesischen Anzeigers" ist, so kann das Referat in seinem eigenen Blatte natürlich als vollständig zuverlässig gelten.

Nun muß man sich vergegenwärtigen, daß bei den letzten Wahlen in Glogau 5332 Stimmen für den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung, 4617 konservative und 2373 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden sind. Im zweiten Wahlgang siegte dann der Kandidat der freisinnigen Vereinigung Maager mit 7342 gegen 4942 konservative Stimmen. Stimmen der freisinnigen Volkspartei waren bei dieser Wahl überhaupt nicht in Erscheinung getreten.

Sollte jedoch die freisinnige Vereinigung ihren Besitzstand in diesem bei den letzten Wahlen von der freisinnigen Volkspartei gar nicht in Angriff genommenen Wahlkreis zu wahren unternehmen, so kündet Herr Stanjek an, daß man den „Kreis einfach den Gegnern in die Hände spielen werde". Also lieber ein reaktionärer Konservativer als ein Mitglied der freisinnigen Vereinigung; nicht die Konservativen zu überwinden erscheint bei Weitem als erste Aufgabe der freisinnigen Volkspartei — wenigstens nach Dr. Stanjek — wohl aber einen Pachnicke und Rickert.

Eines steht unter diesen Umständen fest, wenn die Richtung des Herrn Dr. Stanjek den nöthigen Einfluß in der freisinnigen Volkspartei haben sollte, dann könnte der Bund der Landwirthe sein Geld für bezahlte Agitatoren sparen; dann wird deren Arbeit geleistet werden durch freisinnige Agitatoren, denn viel mehr, als daß Wahlkreise den Konservativen in die Hände gespielt werden und daß man einen Pachnicke und Rickert überwindet, mit den sich dann wiederum anschließenden Folgen für die freisinnige Volkspartei, kann auch der Bund der Landwirthe nicht wünschen und erwarten.

Die „Vossische Zeitung" bringt die Mittheilung dieser Vorgänge und fügt hinzu:

„Nur mit Bedauern wird man eine solche Ankündigung des Streites in einem Augenblick lesen können, in dem nach dem eigenen Geständniß des Redners „die Einigung aller liberalen Elemente dringend noth thut"."

Das ist ein etwas anderes Bild, als in Westhavelland.

Einigkeit kann bekanntlich nicht einer allein herstellen; dazu gehören wenigstens zwei. Ob die Volkspartei für dieselbe zu haben ist, das hängt von dieser selbst ab. Ist aber die Richtung, die wir der Kürze wegen in diesem Falle als die des Dr. Stanjek bezeichnen wollen und die sich in neuester Zeit wieder besonders bemerkbar macht, die obsiegende, dann hegen wir über den Ausgang gar keinen Zweifel. Warum sollte er anders sein, als im Jahr 1893, wo der Freisinn fast vernichtet worden ist? Solchen Ausgang zu vermeiden, werden wir stets bereit sein; aber das verbürgt nicht den Erfolg, sondern der ist erst einigermaßen gesichert, wenn man auch in der freisinnigen Volkspartei es als ein besonders erstrebenswerthes Ziel nicht mehr betrachtet, vor allem mit einem „Rickert und Pachnicke fertig zu werden".

Wie diese innere Frage der freisinnigen Volkspartei schließlich gelöst wird, das haben wir abzuwarten; freilich glauben wir, wenn wir auf die Haltung der Presse bei Gelegenheit von Glogau und von Rostock blicken, daß die Weisheit des gegenseitigen Halsabschneidens zum Nutzen der Gegner als besonders ersprießlich für den Freisinn nicht betrachtet wird. Um sich zu diesem Standpunkt durchzuringen, dazu bedarf es freilich auch nur eines Mindestmaßes politischer Vorurtheilslosigkeit.

Soll ein neues zerschmetterndes Unglück von dem Freisinn abgewandt werden, dann wird die öffentliche Meinung immer nachdrücklicher und rückhaltloser eine Politik verwerfen müssen, die es sich glaubt gestatten zu können, einen freisinnigen Wahlkreis „den Gegnern in die Hände zu spielen".

In Ulm hat die süddeutsche Volkspartei ihren Parteitag mit erfreulichem Ergebniß abgehalten; die dort gefaßten Beschlüsse sind gesund in Bezug auf die „uferlosen" Flottenpläne, die Militärgerichtsbarkeit, die Handwerkerfrage wie in Bezug auf die Frauenfrage, bei deren Erörterung betont wurde, daß dem weiblichen Geschlecht insbesondere neue Erwerbsquellen und das Studium erschlossen werden müssen. Man hat auch das schwierige Problem einer kommunalen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in Angriff genommen, freilich ohne zunächst zu einem endgültigen Resultat zu gelangen.

Vor allem erfrischend ist aber der Geist, der die süddeutsche Volkspartei belebt, die in dem Bewußtsein gehoben ist, endlich einmal ein deutsches Land, Württemberg, ganz für den Freisinn erobert zu haben.

Hinter dem sozialdemokratischen Parteitag haben sich die Thüren noch nicht geschlossen; aber fruchtbar waren die Verhandlungen nicht und furchtbar auch nicht, eher zu einem Lächeln reizend, wenn man sieht, wie hier, um Quisquilien auszukämpfen, Vertreter einer ganzen Partei zusammenberufen werden, die über alles und jedes berathen, sogar über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Naturalismus in der Kunst. Dieser Parteitag mit seiner Geschäftigkeit gegenüber dem Größten und Kleinsten, freilich meist gegenüber dem Kleinsten, ist ein Spiegelbild dessen, wie es im Zukunftsstaat zugehen wird. Auch dort wird das souveräne Volk über alles abstimmen und reden und berathen; man könnte fragen, ob über dem Abstimmen, Reden und Berathen noch Zeit zum Arbeiten übrig bleiben wird.

Rudolf Virchow hat seinen 75 Geburtstag gefeiert, geehrt vor Allem von seinen engeren Parteigenossen, der freisinnigen Volkspartei, bei einer abendlichen Zusammenkunft; aber erklärlicher Weise auch weit über diesen Kreis hinaus. Virchow, der mit seinem wissenschaftlichen Ruhme keiner Partei angehört, hat stets politisch für den entschiedenen Freisinn gewirkt und gearbeitet, und die politische Linke war stets stolz darauf, eine solche intellektuelle Kraft zu den ihren zu zählen.

* * *

Die wirthschaftliche Bedeutung der Donauregulirung.

„Ueber die wirthschaftliche Tragweite der Beseitigung der Schiffahrtshindernisse ist kaum mehr ein Wort zu verlieren. War bisher die Donau scharf in zwei Theile zerschnitten, so wird sie künftig ein einheitliches Stromgebiet bilden und Schiffe bis zum Fassungsraum von 2000 Tonnen werden vom Schwarzen Meer bis zum oberen Lauf vordringen können.“ So schreibt „Austriacus“ in Nr. 1 dieses Jahrgangs der „Nation“. Es mag sein, daß man in Oesterreich und Ungarn sich über die wirthschaftliche Tragweite dieses Werkes völlig klar ist — obgleich das auch nur in einem recht beschränkten Theil der dortigen Bevölkerung der Fall sein dürfte, — in Deutschland aber bestehen vielfach noch so unklare Ansichten darüber, daß eine eingehendere nüchterne Darlegung wohl am Platze ist.

Wenn — günstigenfalls Ende 1898 — die Regulirungsarbeiten am „Eisernen Thor“, d. h. auf der Donaustrecke Alt-Moldawa bis zum sogenannten kleinen Eisernen Thor (unterhalb des großen) beendet sein werden, wird man von der Sulinamündung bis Orsowa (oberhalb des Eisernen Thores) eine Fahrstraße von 3 Meter Tiefe bei Niedrigwasser besitzen. Allerdings bei Wiederkehr des im Jahre 1834 beobachteten niedrigsten Wasserstandes würde sich eine um fast einen halben Meter geringere Tiefe ergeben; doch ist ein auch nur annähernd so niedriger Wasserstand seitdem selbst in den regenärmsten Jahren nicht wieder beobachtet worden. Oberhalb Orsowas ist dagegen die Regulirung nur auf 2 Meter unter Niedrigwasser durchgeführt und zwischen Pest und Wien dürfte auch diese Fahrtiefe noch lange nicht immer zu haben sein; oberhalb Wiens muß man mit wesentlich geringeren Tiefen rechnen.

Bei 3 Meter Fahrwasser wird man den Schiffen eine Tauchtiefe von 2,60 Meter, bei 2 Meter eine solche von 1,70 Meter allerhöchstens geben können; die ersteren müßten, um voll beladen 2000 Tonnen Ladung fassen zu können, bei 12 Meter Breite circa 95 Meter Länge haben und würden sie bei Niedrigwasser oberhalb Orsowas kaum mehr als 1200 Tonnen laden können; die größten auf dem Rhein verkehrenden Schiffe fassen 1800 Tonnen; daß man in absehbarer Zeit auf der mittleren Donau noch größere Fahrzeuge als diese verwendet, dürfte kaum anzunehmen sein; allein der Umstand, daß an einzelnen Stellen die Strömung so stark ist, daß schon halb so große Schiffe nur einzeln über dieselben geschleppt werden können, der weitere, daß das Navigiren solcher Kolosse in der starken Strömung und der gerade an den gefährlichsten Stellen nur 60 Meter breiten Fahrrinne mit großen Gefahren verbunden ist, spricht gegen die Verwendung zu großer Schiffe. Schließlich erweisen sich solche doch nur dort als vortheilhaft, wo regelmäßig große Massenfrachten zu bewältigen sind. Daß das auf der Donau nicht der Fall ist, wird weiterhin erörtert werden. Auch der Umstand, daß vielfach die Donauschiffe für den Verkehr auf Drau, Save, Kulpa und Theiß Verwendung finden müssen, wird dahin führen, daß die große Mehrzahl der Schiffe wesentlich geringere Dimensionen haben werden; im Durchschnitt dürfte die Tragfähigkeit in absehbarer Zeit kaum 500 bis 600 Tonnen erreichen, wenngleich jetzt schon auf der mittleren Donau doppelt so große Schiffe verkehren.*) Daß größere Seeschiffe nach der mittleren Donau, ja nur bis Orsowa vordringen ist ausgeschlossen. Immerhin wird die Donau nach beendeter Regulirung nächst dem Rhein die beste natürliche Binnenwasserstraße Europas sein.

Die Frachten auf der Donau sind heut — trotzdem sowohl die k. k. privilegirte Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, wie auch die neugegründete ungarische Gesellschaft sehr bedeutende staatliche Subventionen bekommen und keine oder ganz geringe Dividenden vertheilen, und trotzdem Schiffahrtsabgaben auf der Donau nicht erhoben werden meist mehr wie doppelt so hoch, als auf den deutschen Strömen und den frequenten Kanälen Nordfrankreichs. Hat dies zum Theil seinen Grund in den theuern Dampferbetriebskohlen, in dem in Folge der Schutzzölle sehr theuern Schiffsmaterial und in den Hindernissen, mit denen der Schiffer auf dem durch Stromschnellen und Riffe gefährlichen Strom zu thun hatte, so sind diese Umstände doch nicht entfernt ausreichend, um diese Höhe der Frachten zu erklären.

Die Schiffsfracht ist in erster Linie abhängig von der Ausnutzung des Schiffsraumes und diese wird bedingt durch die verfügbare Menge an Frachtgut für die Hin- und Rückfahrt. Dabei werden sich die Frachten da, wo es an zu Thal gehenden Gütern nicht mangelt — die nennenswerthe Schleppkosten nicht verursachen, da sie mit der Welle stromab schwimmen — niedriger sein, als wo überwiegend Berggüter verfrachtet werden müssen. Hier stellt sich nun das Verhältniß für die Donau im höchsten Grade ungünstig; die einzigen verfügbaren Massengüter derselben sind Getreide und allenfalls Holz und beides sind Güter, die bergwärts gegen die starke Strömung gefahren werden müssen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt: „Die Donau sei eine ausgezeichnete Wasserstraße, sie habe nur den einen Fehler, sie laufe verkehrt.“ Bei Oder und Elbe besteht das Verhältniß, daß die Bergfrachten zwischen $^1/_2$ und $^1/_3$ der Thalfrachten ausmachen, weshalb trotz der ungenügenden Beschaffenheit dieser Wasserstraßen sich die Frachten auf denselben so niedrig gestalten. Freilich für den Oberrhein liegt das Verhältniß nicht ganz so günstig, indem hier die wichtigsten Schwergüter Kohle und Getreide bergwärts gehen; allerdings stehen hier auch nicht unwesentliche Mengen von Thalgütern zur Verfügung wie Holz, Steine, Erden, Baumaterialien &c., aber die Bergfrachten überwiegen doch erheblich; es hat dies auch zur Folge, daß auf dem Rhein diese Frachten — trotz der großen Tragfähigkeit der Schiffe, trotz der günstigen Wasserstände kaum niedriger als die Bergfrachten auf Oder und Elbe sind. Aber der Rhein hat den Vortheil, daß er während der ganzen Schiffahrtssaison (die meist das ganze Jahr hindurch dauert) stets Bergfrachten besitzt: Kohlen werden — wenn auch im Winter mehr, — so doch zu allen Jahreszeiten gebraucht und das stromauf gelangende Getreide, das aus Rußland, Rumänien, Nordamerika und Argentinien stammt, wird — da es großentheils aus den großen Getreidelagerhäusern erst in das Seeschiff gelangt und dann eine mehr oder weniger lange Reise zu machen hat — unabhängig von der Erntezeit, während des ganzen Jahres auf dem Rhein bergwärts verfrachtet; es kommt noch hinzu, daß die Ernte in Argentinien in den Dezember fällt.

An der unteren Donau, der Theiß und Save dagegen wird das Getreide zum großen Theil auf dem Felde neben den Feimen ausgedroschen; Lagerhäuser in großem Umfang sind — abgesehen von Galatz und Braila — kaum vorhanden; die Körner müssen so rasch wie möglich ins Schiff gebracht werden und die Folge ist, daß sich das Frachtgeschäft auf den Herbst konzentrirt — wo noch dazu die Wasserstände meist ungünstig sind — während des größeren Theils der Schiffahrtssaison es aber an Frachten mangelt. Gewiß, durch Anlage großer Speicher an den wichtigeren Verschiffungspunkten ließe sich eine größere Gleichmäßigkeit in den Verladungen erzielen, aber der Umstand, daß Schiffsraum als Lagerraum meist sehr billig zu haben ist, ja daß gegenwärtig der Donauschiffer auf Laden und Löschen oft 4 Wochen und länger warten muß, ohne Ueberliegegelder zu erhalten, wird nicht gerade zu derartigen Anlagen ermuntern.

Die mittlere Donau durchströmt günstig gelegene, mächtige Lehmlager, aber Backsteine sind ein so geringwerthiges und so schwer ins Gewicht fallendes Gut, daß sie nur in ganz vereinzelten Fällen eine längere Wasserreise vertragen; sie donauaufwärts zu verschiffen, ist bei den hohen

*) Die durchschnittliche Tragfähigkeit der auf der Oder verkehrenden Kähne beträgt 200 Tonnen, der Elbkähne wenig über 300 Tonnen.

Schleppkosten ausgeschlossen und am Unterlauf ist der Bedarf nach größeren Mengen nicht vorhanden.

Wohl liegt das Steinkohlenbecken von Fünfkirchen nahe der Donau, aber die Produktion desselben ist zu unbedeutend, die Qualität der Kohle nicht gut genug, um mit der englischen an der untern Donau konkurriren zu können, ganz abgesehen davon, daß die Produktionskosten derselben zu hoch sind, um auch bei billigerer Wasserfracht in Galatz und Braila den Wettbewerb aufnehmen zu können.

Daß das südrussische Getreide seinen Weg nicht mehr über Rotterdam und rheinaufwärts nach West- und Süddeutschland nehmen werde, sondern Donauaufwärts ist ausgeschlossen; die Fracht Odessa bis Mannheim dürfte 6–8 Mk. pro Tonne gegenwärtig nicht übersteigen;*) allein von Galatz oder Braila bis Regensburg würde sie mindestens 18–20 Mark betragen, auch wenn die Frachten gegen jetzt um $^1/_3$ bis $^1/_2$ zurückgingen. Für das aus Ungarn, Serbien, Bosnien nach Süddeutschland und der Schweiz gehende Getreide ist durch die Regulirungsarbeiten des Eisernen Thores nichts geändert worden.

Gewiß wird schlesisches Eisen im Donauumschlagsverkehr künftig billiger als jetzt an die untere Donau gelangen und damit in etwas größeren Mengen darthin kommen; beträgt doch jetzt die Fracht im Donauumschlagsverkehr nach Galatz 2 Mark pro Tonne mehr als von der oberschlesischen Hüttenstation über Hamburg im sogenannten Levanteverkehr, aber das Mehr wird kaum ein halbes Dutzend Schiffsladungen betragen.

Gewiß wird auch manches andere Industrieerzeugniß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns künftig in stärkerem Maße nach Rumänien und Bulgarien gelangen, aber das wird, so vortheilhaft es für die betheiligten Industriellen auch sein mag, nicht zu einer wesentlichen Vermehrung des Schiffsverkehrs führen.

Die Donau wird auch in Zukunft im Vergleich zu Rhein, Elbe, ja auch zur Oder ein verkehrsarmer Strom sein, ihm werden die regelmäßigen Massenfrachten, vor allen Dingen die Thalfrachten mangeln.

Will man sie wirklich zu einer großen Verkehrsader machen, so ist es nothwendig, ihr Massenfrachten zuzuführen; zwei Wege kommen dafür in Betracht, billige Umschlagstarife und Kanäle.

Der erstere Weg ist sofort beschreitbar und kann auf demselben, wenn auch nicht entfernt Ausreichendes, so doch immerhin Etwas geleistet werden.

Gegenwärtig bestehen eigentlich nur für Wien und Pest Donauumschlagstarife, sie sind aber zu hoch, um einen lebhaften Umschlag herbeizuführen; durch wesentliche Herabsetzung derselben sowohl für Industrieerzeugnisse aller Art, wie namentlich für solche Schwergüter wie Kohle, Walzeisen, Cement ließe sich hier immerhin ein beachtenswerther Umschlag für thalwärts gehende Güter schaffen; freilich die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche im Besitz eigener Kohlengruben bei Fünfkirchen ist, wird wenig geneigt sein darauf einzugehen. Aber nicht nur für Wien, auch für Preßburg, namentlich aber für Pest müßten entsprechende Umschlagstarife geschaffen werden. Will man aus dem engherzigen Grunde, der das Bedürfniß zwar weder qualitativ noch quantitativ im Entferntesten genügenden ungarischen Kohle die Konkurrenz fernzuhalten, den allgemeinen Tarif für Kohle nicht ermäßigen, so würde allermindestens ein billigerer Tarif für Dampferkohle und für Donauabwärts nach außerungarischen Plätzen gehende Kohle nothwendig sein. Daß mit demselben Ostrauer und oberschlesische Kohle bis nach Galatz-Braila, ja auch nur bis nach Rustschuck oder Giurgewo, dem Hafen Bukarests, gelangen könnten, ist freilich nicht zu hoffen; immerhin würde eine gewisse Belebung des Verkehrs auf der mittleren Donau eintreten.

Pest ist von dem Ostrauer und dem oberschlesischen Industriereveier in der Luftlinie kaum weiter als Wien entfernt, wenn auch freilich der Bahnweg ein größerer ist; letzterer läßt sich aber durch Fortführung der im Granthal gehenden Bahn über Leva hinaus wesentlich verkürzen, was ohnehin im Interesse der besseren Verbindung Pests mit Norddeutschland unumgänglich ist. Da Pest 288 Kilometer unterhalb Wiens liegt, so würde es für den Umschlag der Donauabwärts gehenden Güter wesentlich günstiger liegen; ebenso besitzt es in seiner Lage Vortheile für den Weiterversand des bergwärts kommenden Getreides nach Ostdeutschland, wo dieses bereits in Cosel oder Breslau den weiteren Wasserweg in der Richtung nach Berlin erreicht.

Die ungarische Regierung plant die Anlage eines großen Umschlaghafens in Pest und wird zweifellos nicht verfehlen, die Tarifmaßnahmen zu treffen, welche diesem Hafen einen entsprechenden Verkehr sichern.

Aber man täusche sich nicht: Wenn sich auch durch eine solche Beförderung des Güterumschlages von Bahn zu Schiff und umgekehrt eine gewisse Verkehrssteigerung auf der Donau erreichen läßt, das erforderliche Quantum thalwärts gehender Massengüter ist damit nicht heranzuziehen und so lange dieses fehlt, bleiben die Frachten hoch, die Schiffahrt wenig rentabel, der Verkehr in engen Grenzen. Soll die Donau wirklich eine kommerzielle Bedeutung erlangen, die der Brauchbarkeit dieser Schiffahrtsstraße entspricht, so gilt es, die letztere bis in die Nähe der Produktionsstätten der Massengüter fortzusetzen, eine direkte Schiffsverbindung mit den großen Kohlenrevieren Schlesiens und Nordböhmens zu schaffen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die wirthschaftliche Bedeutung des Donau-Oder- und des Donau-Moldaukanals einzugehen und zu untersuchen, wem von Beiden die größere zukommt. Meines Erachtens sind im Interesse Oesterreich-Ungarns Beide nothwendig. Hier handelt es sich nur darum, welcher dieser Kanäle ist für den Donauverkehr von größerer Wichtigkeit, und da kann nicht der geringste Zweifel darüber herrschen, daß dies der Donau-Oderkanal ist. In Ungarn, wo man lediglich an die Hebung des Donauverkehrs ein Interesse hat, steht man denn auch dem Projekt des Donau-Moldaukanals höchst gleichgültig gegenüber, die Chancen des Donau-Oderkanals verfolgt man mit gespannter Aufmerksamkeit.

Abgesehen davon, daß die Donau-Oderverbindung kürzer ist und weniger Haltungen aufweisen wird, als die der Donau mit der Elbe, werden die Ostrauer Gruben direkt ins Schiff verladen, die oberschlesischen freilich ebenso wie die nordböhmischen eine Bahnvorfracht haben. Bei gleicher, größerer Entfernung wird stets die Kohle bevorzugt werden, welche, wenn auch bei höherem Grubenpreis, den höheren Brennwerth hat; in Folge dessen verbraucht Wien auch ganz überwiegend Ostrauer und schlesische Steinkohlen, sehr wenig böhmische Braunkohlen,*) obgleich es von beiden Kohlenbecken ziemlich gleich weit entfernt ist und der Grubenpreis der böhmischen Braunkohle wesentlich niedriger ist, als der der Ostrauer, ja auch der oberschlesischen. Je größer die Transportlänge und damit die Fracht, um so konkurrenzunfähiger wird Kohle von geringerem Brennwerth. Daß selbst nach Bau des Donau-Moldaukanals böhmische Braunkohle an der unteren Donau der englischen Steinkohle Konkurrenz machen könnte, ist ausgeschlossen, während dies Ostrauer und schlesische Steinkohle mit dem Donau-Oderkanal sehr wohl können würden. Nur der letztere kann also der Donau ausreichende Thalgüter bringen.

Aehnlich liegt das Verhältniß für einige andere thalwärts zu verfrachtende Schwergüter wie Eisen, Blei, Zink, Cement, Chamottesteine u. s. w., wie denn überhaupt von dem Versand Deutschlands nach Oesterreich-Ungarn rund zwei Drittel über die schlesische Grenze geht.

Auf der anderen Seite aber ist der Weg, welchen ungarisches u. s. w. Getreide nach Berlin zurückzulegen hat, auf dem Donau-Oderkanal wesentlich kürzer, als über die Elbe, so daß auch hier das Interesse der unteren Donaustaaten in erster Linie auf die Verbindung mit der Oder geht.

---

*) Diese Angaben bezogen sich auf den September; inzwischen sind die Getreidefrachten von den Schwarze Meerhäfen bedeutend gestiegen, werden sich aber auf dieser Höhe nicht dauernd halten.

*) 1895 ca. 72 000 Tonnen, 1894 ca. 54 000 Tonnen.

Das Projekt einer Donau-Main-Rheinverbindung ist bis jetzt nicht über den Rahmen allgemeiner Wünsche und Vorschläge hinausgekommen; die sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten sind ganz außerordentliche, der Weg, den Ruhrkohle auf dieser Wasserstraße bis zur Donau zurückzulegen hätte, wäre zu weit, als daß sie als Thalfracht unterhalb Wien noch in Betracht kommen könnte.

Die Donau ist auch nach beendeter Regulirung, in wirthschaftlicher Beziehung, ein Torso; die Hoffnungen, die man auf sie jetzt, werden so lange Illusionen bleiben, als man die Wasserstraße nicht bis zu den Produktionsstätten der Massengüter fortführt.

Breslau, den 5. Oktober 1896.

Georg Gothein.

Der juristische Vorbereitungsdienst.

Bis zum Jahre 1879, in welchem Deutschland eine einheitliche Gerichtsverfassung erhielt, galten für die Vorbereitung zum Richteramt in den verschiedenen Staaten Deutschlands zwei grundverschiedene Systeme. In den meisten und größten Staaten erzog sich der Staat seine zukünftigen Richter selbst; die Rechtskandidaten hatten, sobald sie die Universität verlassen hatten, ein Examen abzulegen, das etwa einem Gesellenstück in der Zunft zu vergleichen war, wurden in den Staatsdienst aufgenommen, thaten in diesem unentgeltliche Dienste, deren Dauer und Reihenfolge genau vorgeschrieben war, legten dann nach Verlauf einiger Jahre noch ein Examen, auch wohl mehrere ab und hatten nun erst die Befähigung zum Richteramt erworben. Nach dem anderen System schloß sich an das Universitätsstudium sofort die Ablegung des entscheidenden Examens ab. Das Bestehen dieser Prüfung berechtigte zur Niederlassung als Rechtsanwalt und der Staat suchte sich seine Richter und sonstigen Justizbeamten aus denjenigen aus, welche die Prüfung bestanden hatten, zumeist aus denen, die in der Thätigkeit als Rechtsanwälte ihre Tüchtigkeit bewährt hatten. Als das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz erlassen wurde, acceptirte man ohne jede Diskussion das erste System; die Staaten, in denen das andere galt, waren zu wenig zahlreich und zu schwach, als daß sie abweichende Wünsche in die Wagschale hätten werfen können. Es mag indessen nicht überflüssig sein, die Vortheile und Nachtheile der beiden Systeme jetzt noch gegen einander abzuwägen.

Vor etwa hundert Jahren, als die Friedericianische Gesetzgebung in Preußen in Kraft trat, war zweifellos der Staatsdienst diejenige Stelle, an welcher man sämmtliche Lebensverhältnisse am Besten kennen lernen konnte. Handel und Gewerbe waren noch wenig entwickelt, die Kraft zur Selbstthätigkeit im Bürgerthum gering. Der Richter schaute in alle Verhältnisse hinein und war an geschäftlicher Erfahrung den Privatleuten im Durchschnitt überlegen. Es war befähigt, die Erfahrungen, die er besaß, auf die jungen Leute, die ihm zur Ausbildung übergeben wurden, zu übertragen. Vor nahezu fünfzig Jahren habe ich in Gneist's Vorlesungen ihn aussprechen hören, die Vorbildung der preußischen Richter sei bisher eine gute gewesen; aber, fügte er bedenklich hinzu, jetzt lernen die jungen Leute nicht mehr genug.

Die Formen des gerichtlichen Verfahrens hatten sich geändert. Die Mündlichkeit im Civilprozeß und Strafprozeß, an sich eine sehr heilsame Neuerung, entzog dem Richter einen Theil der Geschäfte, die er bisher ausgeübt hatte und entzog dem Rechtskandidaten die Gelegenheit, in diese Geschäfte Einblick zu erlangen. Bot ihm schon die Universität nicht ausreichende Gelegenheit, die Verhältnisse des heutigen Lebens ausreichend kennen zu lernen, so fand sich diese Gelegenheit auch im Vorbereitungsdienst nicht. Allerdings sind einige Monate dieses Vorbereitungsdienstes bei einem Rechtsanwalt zuzubringen und hier fände sich wohl die Gelegenheit, recht viel zu lernen. Aber ein Rechtsanwalt findet es seinem eigenen Interesse am meisten entsprechend, die ihm überwiesenen jungen Leute nicht anzustrengen und diese wissen seine freundliche Gesinnung zu schätzen. Die Station beim Rechtsanwalt bleibt für den ganzen Vorbereitungsdienst oft die unfruchtbarste.

Das Leben eines jungen Referendarius, der in den Staatsdienst eintritt, gestaltet sich dahin, daß er einige Stunden des Tages bei einem Richter dictando schreibt; nur allmählich, und gewiß nicht in höherem Maße, als er sich selbst dazu drängt, wird er zu kleineren selbständigen Arbeiten herangezogen.

In den Hansestädten, in denen früher ein Vorbereitungsdienst nicht bestand, hielt es ein junger Anwalt seinem Interesse für entsprechend, sich am öffentlichen Leben zu betheiligen. Er trat etwa in einen Gewerbeverein oder in eine ähnliche Vereinigung ein, hielt Vorträge, betheiligte sich an den Diskussionen. Das war eine anständige Art, sich seinen Mitbürgern bekannt zu machen und eröffnete ihm mannigfaltigen Einblick in das Thun und Denken der erwerbsthätigen Kreise des Volkes. Er bereicherte hier seine Anschauungen. Bei dem Referendarius kann davon keine Rede sein. Er ist Beamter und in vielen Fällen zugleich Reserveoffizier; er kann sich also nicht mit Schneider und Handschuhmacher an denselben Tisch setzen, sondern muß vor allen Dingen auf einen „standesmäßigen" Umgang halten. Das heißt, er muß fortfahren, das ganze bürgerliche Leben aus der einseitigen Perspektive des Berufsbeamten zu betrachten. Es kann nicht ausbleiben, daß sich auf diese Weise eine Entfremdung zwischen bürgerlichen und amtlichen Anschauungen vollzieht, daß es dem Juristen immer schwerer wird, sich die scientia omnium rerum humanarum zu erwerben, die nach Justinian seine Aufgabe sein soll.

Es ist ein Fehler, Jemanden ein Amt zu übertragen, ohne das volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit in ihm zu erwecken, das mit der Ausübung jedes Amtes verbunden sein muß. Ein mündiger und darum selbständiger Mann muß wissen, daß er keinen Fehler begehen kann, ohne daß ihn die Folgen dieses Fehlers treffen. Einem im Vorbereitungsdienst befindlichen, mit akademischer Bildung ausgestatteten, bereits durch eine Prüfung gegangenen jungen Mann wird kaum eine Arbeit übertragen, die nicht an seiner Stelle ein Lohnschreiber ebenso gut verrichten könnte. Ja das Referendariat hat die Folge, daß der Staat sich die Ausgaben erspart, die er anderenfalls für die Anstellung einer Anzahl von Lohnschreibern machen müßte. Unter dem Vorwande, daß er auch im Büreaudienst ausgebildet werden muß, werden ihm eine Reihe rein mechanischer Dienstleistungen übertragen. Es ist unendlich schwer, daß ein junger Mann, der sich etwa vom 22. bis zum 27. Lebensjahre, also in einer Zeit, in welcher man in jedem anderen Berufsstande um seine Existenz kämpft, in einer so völlig verantwortungsfreien und unselbständigen Stellung befunden hat, sich nun bei Erlangung des Amtes mit dem vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit erfüllen soll.

Weder in England noch in Frankreich, vielleicht auch in keinem anderen Kulturland, kennt man Etwas, das dem deutschen juristischen Vorbereitungsdienst ähnlich sieht. Das Referendariat ist eine Eigenthümlichkeit Deutschlands, und es ist angebracht, sich ernstlich zu überlegen, ob diese Eigenthümlichkeit zu den berechtigten gehört.

Alexander Meyer.

Der amerikanische Präsidentschafts-wahlkampf.

V.

New-Orleans, den 30. Sept. 1896.

Der Süden der amerikanischen Union ist wirthschaftlich und politisch der bei Weitem schwächere Theil des ungeheuren Gemeinwesens der Vereinigten Staaten. Die geschäftliche Energie hat nicht die gewaltige Spannkraft, wie im Norden; der Kampf mit der Natur wird nicht so siegreich geführt. Der starke Antheil der Farbigen an der Bevölkerung erschwert zudem die geistige Kulturarbeit ungemein. Diese Farbigen haben im öffentlichen Leben formell dieselben Rechte, wie die Weißen, aber eine in ihren Mitteln nicht gerade wählerische politische Praxis hat die Ausübung dieser Rechte in den meisten Südstaaten zu einer Farce gemacht. Dort, wo die Neger in der Mehrheit sind und etwa Neigung verspüren, eine eigene politische Meinung zu haben, werden sie zumeist durch Einschüchterung oder durch Betrug beim Stimmenzählen um ihr Wahlrecht gebracht. Diese viele Jahre geübte ungesetzliche Praxis hat natürlich auch nicht dazu beigetragen, die politische Moral der Weißen gegenüber Weißen zu verbessern. Da die demokratische Partei im ganzen Süden die ausgesprochene Oberherrschaft besaß, so schlossen sich die Schwarzen nach ihrer Emanzipation begreiflicher Weise der republikanischen Partei an; und diese, von der ja auch die Sklavenbefreiung ausgegangen war, fand es nicht nur mit ihren Grundsätzen, sondern auch mit der politischen Taktik wohl verträglich, sich der Neger im Süden nach Möglichkeit anzunehmen. Die Gerechtigkeit spielte dabei wohl weniger eine Rolle als die Aussicht, ein großes Stimmenmaterial sich dienstbar zu machen. Diese ganz wesentlich durch die Stellung zu den Schwarzen bedingte gegensätzliche Haltung der beiden großen Parteien des Landes brachte es mit sich, daß das sozial und wirthschaftlich dominirende Element — im Gegensatz zu dem Norden des Landes — sich in den Südstaaten der demokratischen Partei anschloß. Auch diese alte historische Entwicklung ist jetzt durch die free coinage-Bewegung unterbrochen. Gerade die besten Elemente der alten demokratischen Partei haben die Parteifesseln gelöst. Der Zahl nach nicht so groß, schließen diese Sezessionisten auch in den Südstaaten die eigentliche Elite der früheren demokratischen Partei ein. Nur wird es diesen Sezessionisten im Süden viel schwerer, als im Norden, sich mit den Republikanern zu verbinden, ja auch nur mit ihrer abweichenden Meinung hervorzutreten. Viele ziehen es unter diesen Umständen vor, sich an der Wahlbewegung überhaupt nicht zu betheiligen. Die im Süden von je herrschende demokratische Partei erscheint deshalb hier nur qualitativ erheblich geschwächt, während gerade diese qualitative Verringerung die Fusion mit den Populisten erleichtert.

Eine der interessantesten Erscheinungen in diesem Parteiwirrwarr ist der kürzlich aus Cleveland's Kabinet geschiedene Sekretär für das Innere Hoke Smith. Derselbe stammt aus Georgia. Er besitzt einen maßgebenden Einfluß auf die eine der beiden großen in Atlanta erscheinenden Tageszeitungen, das „Atlanta Journal“. Diese Zeitung trat seiner Zeit sehr lebhaft für Cleveland ein, und diesem Umstande verdankte es Hoke Smith, neben seiner persönlichen Tüchtigkeit, daß ihn Cleveland in sein Kabinet berief und das wichtige Departement des Innern ihm anvertraute. Als nun die diesmalige Präsidentenwahl näher rückte, erklärte Hoke Smith — in der irrigen Voraussetzung, daß die Golddemokratie die Parteikonvention beherrschen werde — es für eine Pflicht der Minderheit der Partei, sich den Beschlüssen der Mehrheit zu fügen. Als dann in Chicago die Silberleute in der Partei die Oberhand bekamen, hatte er für sich eine höchst unbequeme Position geschaffen. Er zog in der Weise die Konsequenzen seiner früheren unvorsichtigen Erklärung, daß er aus Cleveland's Kabinet austrat, das Programm seiner Partei, insbesondere betreffs der Währungsfrage, verwarf, aber für die auf dieses Programm verpflichteten Kandidaten Bryan und Sewall zu stimmen sich bereit erklärte. Dieselbe Haltung nimmt bekanntlich auch der frühere Beherrscher von Tammany Hall, Senator Hill von Newyork, ein. Beide Männer rechnen augenscheinlich mit der Niederlage ihrer Partei bei der gegenwärtigen Wahl und hoffen dadurch, daß sie formell in der Partei bleiben, sich für später einen erneuten Einfluß zu sichern. Eine solche Politik ist jedoch zu spitzfindig, als daß Angesichts der alles aufwühlenden Silberagitation diese Taktik Erfolg verspräche. Einstweilen sitzen diese überklugen Parteitaktiker jedenfalls zwischen zwei Stühlen.

Mr. Hoke Smith lernte ich in Atlanta kennen. Niemand ist sich klarer, als er, über die Absurdität einer free coinage-Akte; Niemand sieht die wirthschaftlichen und die politischen Gefahren eines Sieges der Anhänger Bryan's deutlicher. Sein Blatt, das „Atlanta Journal“, bringt denn auch gelegentlich die Anschauungen der Golddemokraten treffend zum Ausdruck. So erschien unter Anderem in dieser Zeitung die gelungene — seiner Zeit auch in Deutschland reproduzirte — Satire über die Demonetisirung des Eisens und die Nothwendigkeit, free coinage of iron einzuführen. Aber die Konsequenz aus dieser sachlichen Stellungnahme, die Bekämpfung Bryan's, wird nicht gezogen. Die Konkurrentin des „Atlanta Journal“, die „Atlanta Constitution“, hat diese zwiespältige Haltung des Rivalen dann natürlich auch benutzt, um ihrerseits mit besonderem Nachdruck nicht bloß für Bryan, sondern auch für dessen Silberplatform einzutreten. Die „Atlanta Constitution“ ist gegenwärtig im ganzen Süden das führende Blatt der Silberpartei. Es macht gar kein Hehl daraus, daß es in dieser Währungsfrage einen großen sozialen Kampf erblickt, einen Kampf der Massen gegen die Klassen, eine Auseinandersetzung der Besitzlosen mit den Besitzenden. Bei uns in Deutschland nennt man das den Kampf gegen den Kapitalismus. Nur sind unsere Sozialdemokraten zu gescheit, um nicht zu erkennen, daß das Mittel einer Geldentwerthung, das jetzt in Amerika den Besitzlosen als Allheilmittel angepriesen wird, gerade die Arbeiter am Stärksten schädigt. Wegen der Verhetzung der Besitzlosen gegen die Besitzenden stellte Fürst Bismarck im Jahre 1878 bekanntermaßen die Sozialdemokratie unter ein Ausnahmegesetz. Diesen selben Fürsten Bismarck von dem Herausgeber der „Atlanta Constitution“ wegen seines Briefes an den Gouverneur von Texas mir gegenüber als den grand old man preisen zu hören, konnte deshalb auch anspruchsvolle Liebhaber weltgeschichtlicher Ironie befriedigen.

Das Bismarck'sche Schreiben wird hier fortgesetzt eifrig kommentirt, speziell mit Rücksicht auf die Wirkung, die es auf die Wähler deutscher Abstammung haben kann. Die Hoffnung der Einen und die Befürchtung der Anderen, daß es Bryan manches Tausend deutscher Stimmen zuführen werde, scheint jedoch nicht in Erfüllung zu gehen. Allenthalben hat die deutsch-amerikanische Presse sich, wie es scheint mit Erfolg, bemüht, der Wirkung des Bismarck'schen Briefes entgegenzuarbeiten. Diese deutsch-amerikanische Presse hat in diesem Wahlkampfe überhaupt eine musterhafte Stellung eingenommen. Sie ist beinahe einmüthig für honest money. So ist z. B. die „Deutsche Zeitung“ von New-Orleans unter allen Blättern dieser großen Stadt das einzige, das mit voller Entschiedenheit gegen Bryan Stellung genommen hat. Selbst in Texas, woselbst die Silberleute in überwältigender Mehrheit sind, hat von den etlichen zwanzig deutschen Zeitungen des Staates nur eine einzige sich bereit finden lassen, für die freie Silberausprägung einzutreten.

Was nun im Allgemeinen hier im Süden die Wahlchancen anlangt, so glaube ich nach den Informationen, die ich in Chattanooga (Tennessee), Atlanta (Georgia) und zuletzt hier in New-Orleans (Louisiana) einziehen konnte, nicht, daß — wenn man Kentucky, Maryland und West-Virginia ausnimmt — auch nur ein einziger südlicher Staat die alte demokratische Parteiverbindung lösen und republi-

kanisch stimmen wird. Man setzte, mit Rücksicht auf die schutzzöllnerisch gesinnten Zuckerpflanzer einige Hoffnung auf Louisiana, ja sogar auf Texas, woselbst die sonst fast allenthalben bereits durchgeführte Fusion der Demokraten und Populisten bisher nicht gelungen, vielmehr eine sehr sonderbare Cooperation zwischen Populisten und Republikanern im Werke ist, aber ich glaube nicht, daß diese Hoffnungen sich verwirklichen werden. Texas, Louisiana, Alabama, Arkansas, Tennessee, Mississippi, Georgia, Florida, South-Carolina, North-Carolina, Virginia, Missouri: diese eigentlichen Südstaaten, die allesammt bei den letzten vier Präsidentschaftswahlen demokratisch gestimmt haben, werden voraussichtlich auch diesmal sämmtlich die Elektoren der demokratisch-populistischen Vereinigung wählen. Das repräsentirt 129 Elektorenstimmen für Bryan. Wohl ebenso sicher sind diesem die westlichen Staaten Colorado, Idaho, Kansas, Nevada, Utah, Wyoming und North-Dakota mit zusammen 29 Elektorenstimmen. Das wären insgesammt 158 Elektoren, auf welche die Silberleute mit Sicherheit rechnen und wohl auch rechnen können. Wahrscheinlich fallen ihnen auch Oregon und South-Dakota mit je weiteren 4 Elektoren zu. Kommen endlich — was durchaus möglich ist — noch Nebraska mit 8, Californien mit 9, Washington mit 4 und Delaware mit 3 Elektoren hinzu, so stiege damit die Gesammtzahl der Bryan-Elektoren auf 190. Dann fehlten an der zur Präsidentenwahl nothwendigen Majorität, die 224 Stimmen beträgt, noch 34 Stimmen. Es könnten den Republikanern danach selbst die 3 zweifelhaften Staaten Maryland, West-Virginia und Kentucky — die, nebenbei bemerkt, seit 20 Jahren bei jeder Präsidentenwahl demokratisch gestimmt haben — mit zusammen 27 Stimmen verloren gehen, und sie würden des Sieges immer noch sicher sein, wenn sie alle anderen Staaten, speziell auch Illinois, Indiana, Iowa, Minnesota und Michigan, woselbst der Kampf am heißesten entbrannt ist, auf ihre Seite ziehen. Der weitere Verlust auch nur eines dieser fünf Staaten würde dagegen bewirken, daß Bryan zum Präsidenten gewählt wird. Von einem zweifellosen Siege der Republikaner zu sprechen, ist deshalb sicher noch voreilig. Man rechnet im republikanischen Hauptquartier allerdings auf eine zerschmetternde Niederlage Bryan's. Aber man steht in Chicago und Newyork zu sehr unter dem Einflusse einer politisch intelligenten Umgebung und überschätzt deshalb vielleicht den common sense des amerikanischen Volkes. Ich erfahre an mir selbst, was die Umgebung thut, und wie anders man die Wahlchancen ansieht, ob man im dunkeln Süden oder im hellen Norden sich aufhält. Nichtsdestoweniger glaube ich auch unter dem Einfluß der im Ganzen deprimirenden Eindrücke, die der Süden bietet, an einen Sieg des ehrlichen Geldes.

Aber die fünf Wochen bis zur Wahl müssen doch noch tüchtig ausgenutzt werden, um den ehrlichen Wählern die Absurdität und die Gefahren der Silberfreiprägung begreiflich zu machen. Der Kampf ist jedenfalls ungeheuer ernst. Siegt Bryan, so ist es ein Sieg der intellektuellen und moralischen Barbarei. Hier im Süden, wo die Silberleute sich stärker fühlen, machen sie aus ihrem Herzen auch durchaus keine Mördergrube und erklären Einem ganz offen, daß das eigentliche Ziel auf Repudiation, auf die Abstoßung der Hälfte aller Schulden durch Geldentwerthung, gerichtet sei. Einen Silbermann, der mir gegenüber das Zugeständniß machte, fragte ich, ob es nicht einfacher sei, dies Ziel durch ein direktes Repudiationsgesetz zu verfolgen, worauf er ganz naiv erklärte: das ginge nicht, die öffentliche Meinung würde das als robbery ansehen. Die ganze free coinage-Bewegung läuft in der That auf nichts anderes, als auf eine disguised robbery, auf eine verschleierte Räuberei hinaus.

Es ist ein großer Mangel an taktischem Geschick, daß der Präsidentschaftskandidat McKinley Angesichts dieser Gefahren, die eine Sammlung aller gegnerischen Kräfte so zwingend erheischt, bei jeder Gelegenheit den alten Protektionsgaul tummelt. Da er alle Tage, von Morgens früh bis Abends spät, sich von höchst zwecklosen Delegationen, die ihn in Canton aufsuchen, anseiern läßt, so scheint er das Gefühl für die Schwierigkeiten dieses ganz exzeptionellen Wahlkampfes verloren zu haben. Mit seinen unvorsichtigen schutzzöllnerischen Reden stößt er gerade in den zweifelhaften Staaten, wo es auf die energische Mitwirkung der Golddemokraten ganz wesentlich ankommt, seine besten Bundesgenossen vor den Kopf. Bryan ist ihm darin überlegen. Er setzt Alles auf die eine Karte und nimmt seine Bundesgenossen, wo er sie findet.

Unzweifelhaft hat er durch seine Wanderreden schon das Eine erreicht, im ganzen Lande bekannt zu werden. Jeder will ihn einmal sehen und hören. Wo immer er sich zeigt, strömen deshalb viele Tausende zusammen. Durch diese Riesenmeetings wird dann wieder Stimmung gemacht, und solche Stimmungen sind ansteckend.

Ist es so komplizirten politischen Erscheinungen gegenüber schon schwer, den Ausfall der Präsidentenwahl richtig abzuschätzen, so ist das noch weit mehr der Fall betreffs des Ausfalls der Repräsentantenhauswahlen. Hier kommen noch eine ganze Anzahl staatlicher und Distriktsinteressen, Neigungen und Abneigungen persönlicher Natur ins Spiel. Bei diesen Wahlen haben vielfach die Golddemokraten eine gute Chance, ihren Kandidaten durchzubringen. Sie sind im Stande, eine große Anzahl ausgezeichneter und lokal einflußreicher Kandidaten gerade in solchen Wahlkreisen zu stellen, die bisher demokratisch vertreten waren. Die Republikaner haben vielfach begriffen, daß es ihr Interesse ist, diese Kandidaten zu unterstützen und ihnen gegenüber auf die Aufstellung eines eigenen Kandidaten zu verzichten. Diese Taktik sichert ihnen andererseits die direkte oder indirekte Unterstützung der Golddemokraten für die McKinley-Elektoren. Selbst in den Südstaaten werden deshalb manche Anhänger einer gesunden Währung in den Kongreß gewählt werden. Hier in New-Orleans rechnet man z. B. darauf, einen honest money-Mann durchzubringen. Selbst wenn Bryan gewählt werden sollte, ist es daher wohl möglich, daß das Repräsentantenhaus eine Majorität von Gegnern aufweist. Aber es ist fraglich, ob dadurch viel gewonnen würde. Die Panik würde kaum minder groß sein und die Geschäftsstockung chronisch werden. Der gedankenlosen Masse aber würde man dann wahrscheinlich mit Erfolg vorreden, dieses unglückliche Hängen und Würgen käme nur daher, daß der Kongreß nicht die erleuchteten Ansichten des Präsidenten Bryan theile. Persönlich wäre das für Bryan die bei Weitem angenehmste Position.

Ich gehe heute von New-Orleans wieder nach Norden; zunächst nach Missouri und dann nach Nebraska.

Theodor Barth.

Die armenische Frage.

Der nachstehend veröffentlichte Brief von Herrn James Bryce knüpft, wie ersichtlich, an einen vorhergegangenen schriftlichen Meinungsaustausch privater Natur an. In den früheren Briefen war die zwischen England und Deutschland herrschende Mißstimmung berührt worden und vor Allem war die Frage behandelt worden, was kann geschehen, um die entsetzlichen Zustände zu beseitigen, unter denen das armenische Volk zu leiden hat. Unsere Antwort nach England hatte resignirt gelautet, ganz entsprechend dem Standpunkt, den die „Nation“ von Anbeginn an vertreten hatte. Die Initiative zu einer politischen Intervention zu ergreifen, ist Deutschland unter den jetzigen internationalen Verhältnissen nicht in der Lage; auch Herr Bryce gibt das zu; so bleibt denn nur für uns übrig, das unsere dazu beizutragen, damit die Mildthätigkeit die furchtbaren Leiden der Armenier lindere, soweit dies möglich ist. Das ist schon von verschiedenen Seiten in Angriff ge-

nommen, und es wird gerade jetzt von der konservativen Presse ein Aufruf für Geldsammlungen zu Gunsten der Armenier verbreitet; wenn man eines bedauern kann, und zwar nur um der Sache willen, so wäre es, daß zu den Unterschriften nicht Männer der verschiedensten politischen Richtungen hinzugezogen worden sind; man hätte auf diese Weise Organe gewonnen, um in den verschiedensten Theilen des Volkes das Interesse für die unglückliche Rasse im Orient rege zu machen, genau wie es seiner Zeit bei dem modernen Seitenstück dieser Verfolgungen, bei den russischen Juden-Massacres, geschehen ist.

In einer Beziehung endlich betrachten wir die Verhältnisse nicht durchaus unter dem nämlichen Gesichtspunkt wie Herr James Bryce; er vertritt die in England von einem Theil der Bevölkerung so eifrig aufgegriffene Idee einer Entthronung des jetzigen Sultans. Eine Frage von geringerer Bedeutung ist es, wer soll an die Stelle kommen und hat man eine Person, die bessere Garantien für menschliches Verhalten bietet; schon das erscheint zweifelhaft. Entscheidend jedoch ist die Frage, kann ein solcher Versuch friedlich und doch im Gegensatz zu Rußland enden. Gewiß nicht. Der Schlüssel für die jetzigen Schwierigkeiten liegt in Rußland und nur in Uebereinstimmung mit Rußland lassen sich die orientalischen Verhältnisse bessern; unter dem Widerspruch Rußland jedoch nur, wenn man auch die Verantwortung für die schwersten kriegerischen Verwicklungen nicht scheut, wozu augenscheinlich keine Großmacht entschlossen ist. Gleichwohl ist zu hoffen, daß schon die empörte Stimmung des civilisirten Europa einigen Einfluß auf die Türkei ausüben wird, da auf dieses nämliche Europa schon in sehr kurzer Zeit der Sultan im Hinblick auf die Reorganisation der Finanzen angewiesen sein dürfte.

Wer endlich Herr James Bryce ist, brauchen wir unseren Leser nicht zu sagen; er ist der Verfasser von The American Commonwealth, dieses ausgezeichneten Buches über die Vereinigten Staaten, das bei uns als klassisch geschätzt wird, und er war im letzten liberalen Ministerium Präsident des Handelsamtes, was wir Handelsminister nennen.

Mit besonderem Vergnügen veröffentlichen wir seine Zuschrift, die zeigt, daß in England, woran wir nie gezweifelt haben, die Bevölkerung sich der armenischen Frage aus menschlichem Mitgefühl bemächtig hat. Diese Zuschrift mit ihren guten Worten für Deutschland wird aber bei uns auch manche Bitterkeit England gegenüber zu beseitigen geeignet sein und daran muß auch uns in Deutschland viel liegen.

Wenn hervorragende und aufgeklärte Männer der verschiedenen Nationen sich häufiger an das Nachbarvolk zur Erörterung internationaler Angelegenheiten wenden wollten, so wäre dies sicher der beste Weg zur Beseitigung von Mißverständnissen und Vorurtheilen.

Wir geben nunmehr Herrn James Bryce das Wort:

London, 9. Oktober 1896.

Werther Herr!

In Erwiderung auf Ihren Brief erlauben Sie mir zu sagen, daß in der Haltung der öffentlichen Meinung bei Ihnen zwei Dinge in Bezug auf die armenische Frage Ueberraschung und Sorge dem Freunde Deutschlands in England verursacht haben. Zunächst ist es der Verdacht, der im Hindlick auf die jetzige englische Bewegung zu Gunsten der armenischen Christen ausgesprochen worden ist. Ich leugne nicht, daß die Haltung Englands gegenüber den östlichen Fragen manchmal in der Vergangenheit durch Egoismus sich charakterisirt hat. Im Jahr 1878 war sie nach meiner Meinung zugleich egoistisch und kurzsichtig. Allein die jetzige Bewegung, der von manchen deutschen Zeitungen selbstsüchtige oder gewundene Motive untergeschoben werden, ist durchaus uneigennützig. Ihr einziges Ziel geht dahin, die Fortsetzung der entsetzlichen Grausamkeiten zu verhindern, und ein christliches Volk vor der Vernichtung zu retten. Diese Bewegung ist nicht von der Regierung ins Leben gerufen worden, und sie ist ihr sogar nicht genehm gewesen. Die, welche bei dieser Bewegung die führenden Männer waren, sind dieselben Personen, die der orientalischen Politik des Lord Beaconsfield sich entgegenstellten und die, wie Mr. Gladstone, die Annektion von Cypern verdammten. Sie sind zugleich jene, die vor Allem den Zug nach Transvaal im letzten Dezember tadelten. Viele von ihnen mißbilligen auch die englische Okkupation von Aegypten. Andererseits ist jener Theil der englischen Presse und des englischen Publikums, der eine ausgreifende und aggressive Politik befürwortet, gerade derjenige, welcher die geringste Sympathie mit der gegenwärtigen Bewegung gezeigt hat, oder der ihr sogar offen entgegengetreten ist. Die Bewegung ist mit einem Worte vollständig spontan und ausschließlich humanitär mit keinem weiteren politischen Hintergedanken.

Was wir des weitern bedauern, ist das verhältnißmäßig geringe Interesse, welches das deutsche Volk und insonderheit die großen religiösen Gemeinschaften bis zum gegenwärtigen Augenblick dem Anschein nach an den Leiden eines alten christlichen Volkes nehmen, das um seiner Religion willen vernichtet wird. Mehr als 60 000 armenische Christen sind im Verlaufe der letzten zwölf Monate hingeschlachtet worden und mehr noch sind hungernd zu Grunde gegangen durch die zügellose Vernichtung ihrer Häuser und ihrer Nahrungsmittelvorräthe. Viele wurden unter schrecklichen Torturen getödtet; Tausende sind gezwungen worden, ihrem Glauben zu entsagen, und Tausende sind als Märtyrer gestorben, weil sie sich weigerten, ihre Religion abzuschwören. Ueber diese Thatsachen gibt es keinen Zweifel. Durch vertrauenswürdige Zeugen, eingerechnet die amerikanischen Missionare und die europäischen Konsuln sind sie durchaus bestätigt; unsere parlamentarischen Blaubücher sind voll davon. Auch darüber gibt es keinen Zweifel, daß diese Massacres fast in jedem Falle unprovozirt losgebrochen sind und sogar sorgfältig geplant und vorbereitet waren von Seiten des Sultans und der verworfenen Kamarilla, die ihn umgibt, und durch die der Sultan — er thut es nicht mehr durch die Minister — sein Reich regiert. Es erscheint befremdlich, daß die Nachrichten von solchen Greuelthaten, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts von einer Regierung begangen werden, die sich durch Vertrag gegenüber den sechs Mächten verpflichtet hat, ihre christlichen Unterthanen zu schützen, nicht einen Schrei der Entrüstung bei dem deutschen Volke hervorgerufen haben und es veranlaßten, darauf zu achten, daß der mächtige Einfluß Deutschlands in Bewegung gesetzt werde, auf daß solche Greuelthaten aufhören. Wir müssen annehmen, daß die Thatsachen noch nicht vollständig zur Kenntniß Ihrer Landsleute gebracht worden sind, deren edles Herz sicherlich eine Antwort für den Hilferuf der Dulder haben würde. Wir verstehen die delikate internationale Lage Deutschlands, auf die Ihr Brief hinweist, und wir haben niemals erwartet, daß Deutschland, dessen Interesse an den orientalischen Angelegenheiten nur ein indirektes ist, irgend einen Schritt thun könnte, um diese Frage zu einer Krisis zu bringen; das wissen wir, Deutschland wünscht den Frieden Europas aufrecht zu erhalten; England wünscht das nicht weniger von Herzen. Aber wir sind der Ansicht, daß die Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben, durch Pflicht und Ehre gebunden sind, so viel sie können, die Ueberbleibsel der Christen im Osten zu retten. Wir sind der Ansicht, daß der beste Weg zu diesem Ziele die Absetzung des Sultans wäre, der der Urheber der Massacres ist. Und wir meinen, daß der Einfluß, den Deutschland in dieser Richtung ausüben könnte, die Gefahr eines europäischen Krieges vermindern würde, der fast unvermeidlich erscheinen könnte, wenn dem Sultan gestattet würde, seine unsinnige Regierung fortzusetzen.

Ich schreibe als einer, der stets die wärmsten Empfindungen Ihrem Lande gegenüber gehabt hat; ich habe auf einer deutschen Universität studirt, und ich habe viele geschätzte Freunde unter Ihren Landsleuten. Ich habe in Deutschland vor 1866 gelebt; ich lernte nicht nur den deutschen Geist bewundern, sondern ich sympathisirte auch von Herzen mit Ihrer großen Bewegung für nationale Einheit. Die Kühle, die, wie Ihr Brief bemerkt, in Deutschland gegen England Platz gegriffen hat, wird hier bedauert bei vielen Engländern, die der Ansicht sind, daß es keinen realen Interessengegensatz zwischen den zwei Ländern gibt, und daß Afrika insbesondere groß genug für beide ist. Dieser Zustand wird vor allem bedauert in jenem Augenblick, wo wir gehofft hatten, Ihr

Volk mit seiner alten Liebe für Gerechtigkeit und Freiheit werde sich mit uns in dem Verlangen verbinden, daß die Mächte gemeinsam die unglücklichen Opfer der Türkei vor Mord und Martyrium bewahren sollten.

Ich bin Ihr ganz ergebener

James Bryce.

Eine bedeutsame Wandlung im Protestantismus.

Kant hielt es für den größten Vorzug einer geoffenbarten Religion, daß sie sich auf niedergeschriebene Urkunden berufen könne; diese Grundlage sichere ihr Dasein durch alle Wechselfälle hin. Kant sprach also als ein echtes Kind der Reformation, die durchgekämpft worden war mit dem „Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes". „Das Wort sie sollen lassen stahn", das war der Kriegsruf gewesen sowohl in dem Geisteskampfe zwischen Wittenberg und Rom, als auch später in dem unser Vaterland verheerenden Ringkampfe zwischen Wallenstein und Gustav Adolf. Die Unmittelbarkeit des Gottesbewußtseins, welches Luther durchdrang, reichte nicht aus, die Kirche zu reformiren; er bedurfte zur geschichtlichen That eines objektiven Prinzipes, aus dem er seine Waffen schmieden konnte zum Angriff auf die dreifachen „strohernen und papiernen Mauern", mit denen die Romanisten sich umzogen hatten, und dieses Prinzip konnte gemäß dem Stande der historischen Entwicklung kein anderes sein, als die ausschließliche Autorität der Schrift. Alle vorreformatorischen Bestrebungen hatten sich nothwendig auf den Kanon des christlichen Glaubens, die Schrift, berufen bei Angriff und Abwehr gegen Rom; und die nachreformatorische Theologie erfand die Lehre von der mechanischen Inspiration der biblischen Autoren durch den hl. Geist, um die Grundlage und Quelle des Glaubens außerhalb jeder Kritik und damit für alle Ewigkeit sicher zu stellen. Mochte man dann späterhin die Schrift als mechanisch inspirirt oder psychologisch richtiger als Gottes Geist athmend bezeichnen, so machte das nur schulmäßige Unterschiede aus; unverrückbare Lehre bleibt, daß die Schrift für die evangelische Kirche „der untrüglich kritische Maßstab des religiös-sittlichen Verhaltens, die unbedingt reine Quelle desselben und die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung" ist. Mit dem Formalprinzip der Schriftautorität in diesem Sinne steht und fällt die Kirche der Reformation; nur so lange es lebendig fortwirkt, kann sie bestehen; ist es zweifelhaft geworden oder widerlegt, so muß sie vergehen und hat nur in dem Maße die Hoffnung und Gewißheit einer Weiterentwicklung, als von neuem eine reformatorische Kraft ein Prinzip aufstellt, das, in seiner Nothwendigkeit durch die geschichtlichen Umstände erwiesen, Geltung gewinnt für ein neues Zeitalter des Glaubens.

Wie aber ist es nun mit dem Schriftprinzip der evangelischen Kirche bestellt? Was ist denn „die heilige Schrift"? Die römische Kirche hat es leicht, auf diese Frage zu antworten, und sie hat auch zu allen Zeiten ein und dieselbe Antwort auf sie ertheilt. Die Schrift ist ein Produkt der Tradition; deren unanfechtbare Wahrheit gewährleistet ist in der Succession der Bischöfe und Apostel. Den ersteren Satz erweist unsere heutige Kenntniß von der Entstehung des Kanons als richtig. Schon darum wendet sich der Ansturm, welchen Luther gegen die Tradition der Kirche eben vermittelst der Berufung auf die Schrift vollführte, gegen die letztere selbst zurück. Ist die Tradition ansechtbar, so ist es auch ihr Produkt, der Kanon der biblischen Bücher. Für die römisch-katholische Kirche indessen ergibt sich aus der Unterordnung der Schrift unter die von ihr getragene Tradition zunächst der andere Satz, daß nur sie allein die berechtigte Auslegerin der Schrift ist. Deren wahres Verständniß fließt nur aus den Kirchenvätern und Konzilien, sagte Thomas von Aquino; heute fließt es aus dem ex cathedra redenden Papste. Durch ihre Exegese bestimmter Schriftstellen rechtfertigte die römische Kirche ihre Hierarchie und ihre Macht über Leib und Seele der Gläubigen bis über das Grab hinaus, ja bis in Ewigkeit. Aber dieser schrankenlose Machtanspruch der Kirche rächt sich selbst; jene Exegese der Kirche war nur die ihrige, gestützt zum Theil auf direkte Textfälschung. Um kein unberufenes Auge in die dunklen Tiefen und die morschen Grundlagen der kirchlichen Macht blicken zu lassen, mußten Konzilien das Lesen der Schrift verbieten; sie dem Volke geben, hieße Perlen vor die Säue werfen und sie selbst zu Fabeln des Aesop erniedrigen, meinte noch der Kardinal Hosius auf dem Tridentiner Konzil. Aber die Erfindung des Buchdrucks hatte dieses Hüten des Drachenschatzes endgültig unmöglich gemacht; was schon Tertullian erfahren hatte, ereignete sich im größten Maßstabe: die Ketzer schöpften ihre Kräfte aus der Schrift, auch der Schriftgeübteste konnte gegen die Andersgläubigen nicht aufkommen. Luther wetterte gegen die Römlinge, daß sie „die heilige Schrift frech, frei und unverschämt zerreißen"; und er selbst, Melanchthon, Calvin u. A. wurden wegen ihrer Schriftauslegung späterhin von Bellarmin Betrüger, Verleumder und grobe Lügner genannt. Während Luther gegen die Karlstädter in Orlamünde predigte, welche auf Grund ihrer Schriftauslegung Bilder stürmten und Vielweiberei einführten, mußte er sich von einem bibelfesten Schuster sagen lassen, daß er verdammt sei, „so lange er wider Gottes Wahrheit redet und lieset". Der Beichtvater Karl V., Jean Glapion, machte auf dem Reichstage zu Worms dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber geltend, die Bibel, auf die allein Luther sich berufe, sei ein Buch wie ein weiches Wachs, das man zerren und dehnen könne nach eines Jeden Gefallen; wäre es wohlgethan, Ketzerei und Irrthum einzuführen, so könne er aus einzelnen Worten der Bibel noch viel seltsamere Dinge beweisen, als Luther vorgebracht habe. Die Jesuiten nannten die Schrift eine wächserne Nase und eine Scheide, in die jedes Schwert passe. Von den reformatorischen Bestrebungen, die sich Rom gegenüber auf die Schrift beriefen, gewannen kirchenbildende Bedeutung nur diejenigen, an deren Spitze ein Luther und ein Zwingli standen.

Für die lutherische wie für die reformirte Kirche blieb, wie oben ausgesprochen, die Schrift unbedingt eine Quelle und ausschließliche Norm des Glaubens und der Lehre; aus ihr wird nach wie vor die römische Lehre als falsch erwiesen, und nach wie vor römischerseits jeder Schriftauslegung Recht und Verständniß abgesprochen, welche nicht die Taube des heiligen Geistes dem Papste ins Ohr flüstert: „Schismatiker und Evangelische fälschen die heilige Schrift gerade so, wie der Satan Matth. 4 V. 6 die Worte des Psalmisten gefälscht hat", so sagte Pius IX. in einer am 18. Februar 1872 gehaltenen Allokution.

Alle jene Einwände gegen ihre Grundlage, das Schriftprinzip, hat die Kirche der Reformation siegreich überdauert; nun aber macht sich aus ihr selbst eine unwiderstehliche Macht geltend, welche diese Grundlage auflöst und erfolgreich an ihrer Beseitigung arbeitet, indem sie dieselbe im Lichte der Forschung und der Vernunft als thatsächlich nicht mehr haltbar erweist. Diese Macht ist nach der theoretischen Seite hin die Kritik, nach der praktischen die Pädagogik. Seit John Locke arbeitet die Erziehungswissenschaft an der Entfernung der Vollbibel aus der Schule, die „Schulbibel" ist ein stehender Berathungsgegenstand der Lehrertage in Deutschland geworden; und obwohl ein preußischer Ministerialerlaß vom 18. November 1814 bei uns die Bewegung auf ein halbes Jahrhundert hin zum Stillstand brachte, obwohl der 7. deutsche Kirchentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1854 unter Führung des Berliner Generalsuperintendenten Hoffmann einstimmig votirte, daß nach wie vor die ganze Bibel in der Schule zu lesen sei, obwohl gleichzeitig die preußischen Regulative aus Angst vor der Forschung in ganz katholischer Manier die Bibelkunde aus dem Lektions-

plan der Seminare gestrichen wissen wollten — es hat Alles nichts genützt. Sprach sich auch noch die preußische Generalsynode am 15. November 1894 fast durchgehends gegen die Schulbibel aus, so zog sie doch bereits nur, durch keine Resolution mehr Stellung zu der Frage zu nehmen. Der Gewalt der Gründe weichend, begutachtete schon vorher der evangelische Oberkirchenrath den Gebrauch der Schulbibel von Völker und Strack (dem Berliner Theologieprofessor) empfehlend; und darnach hat sie das preußische Unterrichtsministerium durch Verfügung vom 29. August 1893 für den Schulgebrauch genehmigt. Sie ist bereits eingeführt in Berliner Schulen, an den höheren Schulen in Frankfurt a. M., in Wiesbaden, Hanau, Köln, Wesel, Elberfeld, Essen, Kassel, Mühlheim a. d. Ruhr, Eberswalde, Tilsit u. s. w.; außerdem in anderen Bearbeitungen in Bremen, Koburg-Gotha, fakultativ in Württemberg, und ihre Einführung in Hamburg, Sachsen-Weimar, Bayern u. s. w. ist nur eine Frage der nächsten Zeit.

Unter den Gründen, welche wiederkehrend und wie wir sehen, siegreich gegen den Gebrauch der „heiligen Schrift" in der Schule und für die Einführung eines Bibelauszugs geltend gemacht worden sind, ist, abgesehen von dem Generalgrunde, daß die Bibel nicht pädagogisch zubereitet sei, als Hauptgrund immer aufgeführt worden, daß sie auch anstößige Stücke enthalte, deren Lektüre sittliche Gefahren für die Kinder mit sich bringen. Gerade dieser Grund ist auch der durchschlagende endlich bei den kirchlichen Behörden, z. B. im Gutachten des evangelischen Oberkirchenraths, geworden; damit ist aber nichts anderes zugegeben, als daß die Bibel „der untrüglich kritische Maßstab des religiös-sittlichen Verhaltens" eben nicht mehr ist, ebenso wenig, wie „die unbedingt reine Quelle desselben". Wer ein Auge hierfür hat, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß dieses eigene Urtheil der Kirche über ihre Grundlage, die Schrift, dem Absägen des Astes gleichkommt, auf dem man sitzt. Weder die Kirche, noch die Schule wird, wenn auch aus verschiedenen Gründen, das zugeben wollen; und doch weiß derjenige, welcher die Geschichte der Schulbibel kennt, daß der Widerstand der Kirche gegen die letztere sich immer wieder auf die Verletzung des Formalprinzipes der evangelischen Kirche, der Schriftautorität, durch die Schulbibel berief. Die Vertreter der Pädagogik thaten demgegenüber allerdings häufig am klügsten, den Sturm durch Schweigen zu beschwichtigen. Wodurch die Schulbibel aber überhaupt möglich geworden ist, das ist die wissenschaftliche Bibelkritik. Sie hat erst den Glauben an eine in welcher Form auch immer erfolgte Inspiration der Schrift als Ganzes als unhaltbar erweisen müssen; und wie still und sicher ihre Macht bis in die Hochburgen orthodoxer Kirchenbehörden eingedrungen ist, beweist eben, daß es schließlich für möglich fanden, den pädagogischen Anforderungen auf die Entfernung der Vollbibel aus der Schule nachzugeben. Der Entfernung der ganzen Bibel aus der Schule wird aber allmählich und unausbleiblich ihre Entfernung aus dem Volke folgen. Auch das Volk weiß ebenso wenig wie die Kinder irgend etwas anzufangen mit den vielen unfruchtbaren und dunkeln Kapiteln der Bibel; auch das Volk nimmt Anstoß an den unserem sittlichen Empfinden nicht entsprechenden Kapiteln derselben. Es wird wieder eine bibellose Zeit kommen, wie diejenige vor der Reformation war, das heißt eine Zeit, in der die Vollbibel nicht mehr Gemeingut der Nation ist; aber sie wird einen ganz anderen Charakter tragen, als jene.

Nur noch ein Wort. Ist durch den Auszug der Schulbibel anerkannt, daß die Schrift nicht mehr „die unbedingt reine Quelle des religiös-sittlichen Verhaltens" ist, so ergibt sich als ein weiterer Schritt der Erkenntniß von selbst, daß sie auch nicht mehr „die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung" ist. Für den Gebildeten bedeutet diese Erkenntniß nichts Neues; die Schulbibel aber, der ja Vieles fehlt, was also nicht „maßgebend" sein kann, trägt sie mit friedlich überzeugender Gewalt hinaus ins Volk. Mußte bereits der badische Oberkirchenrath in einem Erlaß vom 22. März 1895 erklären, daß derjenige Geistliche, welcher in der Bibel Ungenauigkeiten und Widersprüche zu finden meint, die Autorität der Heiligen Schrift in Sachen des Glaubens und der Lehre nicht in Frage stelle; so wird die nächste Generation, die Schulbibel in der Hand, erklären, daß sie den Anspruch keiner Kirche auf den ausschließlichen Besitz der Wahrheit in ihrer Lehre mehr anzuerkennen vermöge. Volk und Forscher werden sich in dieser geschichtlich gezeitigten Erkenntniß dann die Hand reichen; und damit wird der Boden bereitet sein zu einer neuen Schöpfung, deren bildendes Prinzip das sein wird, worauf, nächst der Schrift, sich schon Luther in Worms berief: die Vernunft. Nicht jene Pseudovernunft der französischen Revolution, auch nicht jene Lilputvernunft der Rationalisten; sondern die Vernunft, welche mündig geworden ist, selbständig neben den Schriftstellern des Neuen Testaments in Jesus den Heiland der Seele zu finden. Sie wird ihn nicht verstehen als den dem innersten Menschen fremd bleibenden Gottessohn der Maria und Wunderthäter, sondern, wie schon Pestalozzi und vor ihm andere „Sektirer" ihn verstanden, als den Bergprediger, dessen Seele die Hoheit der kontemplativen Darstellung des Johannesevangeliums athmet. Das wird der praktische Anfang vom Ende jeglicher Herrschaft einer der heutigen Kirchenlehren und damit die bedeutsamste Gewährleistung für den religiösen und bürgerlichen Frieden der Völker sein. Die Bibel, befreit von jeglicher dogmatischen und magischen Prätension, wird dem Volke dann erst völlig jenes ehrwürdige Buch werden können, was es an der Schwelle der modernen Bildung einem Goethe gewesen ist, das Tagebuch der Menschheit, wie es Renan nannte; die Theologie wird dann eine geschichtliche Wissenschaft, das Christenthum die Religion der Humanität werden.

Johannes Müller.

Spanische Stimmungen

Wir erhalten von einem Freunde unseres Blattes, einem Kenner Spaniens, der augenblicklich wieder die pyrenäische Halbinsel bereist, die nachstehenden Aufzeichnungen.

Wenn es eine Nation gibt, die im Laufe der Jahrhunderte nichts gelernt und nichts vergessen hat, so ist es die spanische. Der Spanier, und zwar nicht nur der „gemeine Mann", sondern auch der Durchschnittsmensch der gebildeten Klassen, ist fest davon überzeugt, daß sein Volk noch heute das erste der Welt ist; wenn es nicht mehr, wie im sechzehnten Säkulum, den Erdtheil unterjocht und beherrscht, so hat dieser solche Schonung lediglich spanischer Großmuth und gleichgültiger Genügsamkeit zu verdanken. Einen Zweifel an dieser Thatsache auszudrücken, galt bisher als unpatriotisch, ja einfach lächerlich. Die tiefe Unwissenheit in Betreff aller Dinge, die sich außerhalb der entlegenen Halbinsel zutragen, und von denen nur schwache Lichtstreifen durch die Spiegelung der „Agence Havas" und des französischen „Temps" auf Spanien fallen, erklärt zum großen Theil die selbstgefällige Verblendung seines Volkes.

Natürlich erstreckte sich die nationale Selbstvergötterung ganz besonders auf das Heer. Sämmtliche Generale sind „glänzend", „kühn", „berühmt". Daß der spanische Soldat, dessen militärische Vorzüge sich freilich zu allen Zeiten bewährt haben, „unvergleichlich", „heroisch", „unbesiegbar" ist, bildete einen Glaubenssatz, der auf der pyrenäischen Halbinsel unbestrittenere Geltung besaß, als selbst die Dogmen der katholischen Religion.

Im Laufe der letzten beiden Jahre ist nun das spanische Volk recht unsanft aus so süßen Träumen aufgeschüttelt worden.

Zunächst durch die Gestaltung der Dinge in Kuba.

Ungeheure Streitkräfte führte man über das Meer in die aufrührische Kolonie: erst 100 000, dann 50 000, dann abermals 50 000 Mann Soldaten, und der Nachschübe an Truppen und Material ist kein Ende. Aber alle diese „illustren" Generale und unvergleichlichen Krieger konnten bislang mit den 20- bis 30 000 ungeübten und schlecht

bewaffneten Aufständischen nicht fertig werden. Ob dieser unerwarteten Erscheinung hat sich des Heimathlandes eine wahre Verzweiflung bemächtigt. Man hat Martinez Campos im Oberbefehl durch Weyler ersetzt — das Ergebniß ist das gleiche geblieben. Was hilft es, daß die spanischen Befehlshaber von Zeit zu Zeit ein Dutzend wehrloser Landleute erschießen lassen — ist irgend ein Notabler darunter, so avancirt er post mortem zum „Rebellenhäuptling“ — und dann von „Siegen“ sprechen, die sie über die Empörer davon getragen haben? Die öffentliche Meinung läßt sich von so rohen Spiegelfechtereien nicht mehr täuschen und sieht mit erbitterter Hoffnungslosigkeit die frucht- und ziellose Vergeudung ungeheurer Mengen kostbaren spanischen Gutes und Blutes und vor allem die tiefe Beschämung des spanischen Namens. Muß man doch, ohne sich rächen zu können, ja mit geduldiger Miene die Kränkungen einstecken, die die Vereinigten Staaten unaufhörlich der stolzen Nation zufügen, deren offene Verhöhnung ertragen, mit der sie die Kubaner gegen deren Herren unterstützen.

Dazu kam der Aufstand auf den Philippinen. Im ersten Augenblicke hat er, mit Unrecht, im Mutterlande eine noch tiefere Entmuthigung hervorgerufen, als selbst die Vorgänge in Kuba. Auf der großen Antilleninsel waren es doch Nachkommen oder mindestens Mischlinge des eigenen Volkes, die den Kampf gegen die Metropole aufnahmen, und zwar zum öfters wiederholten Male. Aber auf den ostasiatischen Eilanden wagten es überraschender Weise halbnackte Wilde, sich, und zwar zunächst mit Erfolg, gegen die spanische Herrschaft zu erheben. Der „illustre“ General, der hier den Gouverneurposten bekleidet, Blanco, hat sich als so unfähig erwiesen, daß er von dem seit vielen Monaten sorgfältig und im weitesten Umfange vorbereiteten Aufstande schlechterdings nichts gemerkt hatte. Es war zu beschämend für das spanische Selbstbewußtsein!

Die Bekämpfung dieser Aufstände erfordert Geldmittel, wie sie durch die regelmäßigen Einkünfte des armen Landes nicht aufgebracht werden können. Die Regierung bemühte sich also in Paris und London um Kontrahirung eines Anlehens von tausend Millionen Pesetas. Allein sie fand taube Ohren bei denselben Geldmännern, die soeben Rußlands pekuniären Wünschen auf das bereitwilligste nachgekommen waren. Nur unter der Bedingung kolossaler Opfer von Seiten Spaniens und förmlicher Kontrolirung durch dessen Gläubiger wollten die auswärtigen Bankiers dem wankenden Reiche zu Hilfe kommen. „Sind wir denn schon auf die Stufe der Türkei und Griechenlands gesunken“, klagen die Madrider Blätter, „daß man an uns solche Forderungen zu stellen wagt?“

Die Regierung erkennt in vollem Umfange die ungeheuren Schwierigkeiten der Lage an. Vor wenigen Tagen berief der Ministerpräsident Canovas del Castillo, von dem man sonst derartige Liebenswürdigkeiten nicht gewohnt ist, die Vertreter der hauptstädtischen Presse zu sich und entwickelte ihnen den ganzen Ernst der Umstände, um dann an ihren Patriotismus Berufung einzulegen: sie möchten nicht durch ungünstige Nachrichten über die kriegerischen und finanziellen Vorgänge die öffentliche Meinung inner- und außerhalb Spaniens gegen die Madrider Regierung einnehmen und dadurch deren Situation noch erschweren. Das heißt ganz einfach: die bisherige Vogel-Strauß-Politik soll mit verstärkten Kräften fortgesetzt werden. Als ob diese in Spanien wie im Auslande eine andere Folge haben könnte, wie die, daß Jedermann immer das Unvortheilhafteste für wahr hält, und daß über die kriegerischen Vorgänge die tollsten Gerüchte gerade im eigenen Lande umherlaufen.

Den einzig vernünftigen Weg, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen einzuschlagen wäre, hat die in den letzten Tagen des vergangenen Monats in Alfosua stattgefundene Versammlung der republikanischen Partei bezeichnet: der Nothwendigkeit Rechnung tragend, sofort auf Kolonien verzichten, die vom Mutterlande nichts wissen wollen und ihm unerschwingliche Lasten auferlegen. Allein dieses Opfer ist dem nationalen Selbstgefühl der Spanier allzu schmerzlich — und seien wir gerecht, andere Völker würden in ähnlicher Lage nicht anders denken und handeln. Um so schwerer jedoch würden es die Spanier empfinden, wenn die furchtbaren Anstrengungen und Leistungen, die ihnen der Doppelkrieg in Kuba und den Philippinen auferlegt, den Verlust auch nur der ersten Insel nicht verhüten und dabei den militärischen und finanziellen Zusammenbruch des Mutterlandes herbeiführen würden. Alle Welt ist der Meinung, daß dieses Endergebniß nicht etwa einen Minister- und Parteiwechsel, die beliebte Ersetzung des Herrn Canovas und der sogenannten Konservativen durch den Herrn Sagasta mit seinen nicht minder fadenscheinigen Liberalen zur Folge haben würde, sondern einen abermaligen Sturz der Monarchie und einen erneuten Versuch mit der republikanischen Verfassungsform. Der patriotische Unwille des kräftigen und stolzen spanischen Volkes würde wiederum die Bourbonen wie Spreu von der Tenne wegfegen. Sogar entschiedene Alfonsisten haben dessen kein Hehl.

Die Republikaner haben beschlossen, in der furchtbaren Krisis des Vaterlandes einstweilen der Regierung keine Schwierigkeiten zu machen, sondern ihr Zeit zu dessen Rettung zu gewähren. Aber um so größer und ernster ist die Verantwortlichkeit der leitenden Kreise gegenüber der Nation. Bringt die nächste Zukunft keinen günstigen Umschwung der Lage, zerfließen der Regierung die Hunderttausende von Truppen und die Hunderte von Millionen an Geld fernerhin nutz- und ruhmlos zwischen den Fingern: dann wird die überwiegende Mehrheit des Volkes hinter die Republikaner treten und mit einem gewaltigen Stoß den grundstürzenden Umschwung bewerkstelligen. Darauf sollte man sich im übrigen Europa bei Zeiten gefaßt machen.

Madrid, 6. Oktober 1896.

—n—n.

„Trilby.“

Der Verfasser von „Trilby“ ist todt. Die Nachricht wurde von London aus allen Blättern und Blättchen wie ein Weltereigniß durch den Draht vermittelt, denn „Trilby“ ist Jedermann bekannt, das wie kurzes Vogelgezwitscher klingende Silbenpaar hat längst die Reise um die Erde vollendet, vielleicht malen die Chinesen den idealen Fuß des Modells auf Porzellan, wie sie einst Werther und Lotte diese Ehre erwiesen. Der Verfasser von „Trilby“ ist todt — wie viele wissen, wie dieser Verfasser hieß, was er im Leben sonst gewirkt und gewesen? Der arme Du Maurier wurde über seiner Schöpfung vergessen, fürwahr ein großes Lob, denn genau so ist es den Verfassern gerade der volksthümlichsten Dichtungen gegangen. Der beispiellose Erfolg des Romans und die an das Wunderbare, Unbegreifliche grenzende Anziehungskraft des Theaterstückes, das seit dem Herbste des vorigen Jahres dem glücklichen Direktor des Haymarkettheaters Abend für Abend das Haus füllt, ohne daß sich irgend welche Abnahme des Interesses merken ließe — das ist ein litterarisches Ereigniß ersten Ranges, ein Kasus, der zu denken gibt. Schon das persönliche Moment hat etwas Romanhaftes an sich. Ein Zeichner, der in seinem Fache ganz Tüchtiges leistet, aber nie in der ersten Reihe der Künstler anzutreffen war, entdeckt auf seine alten Tage sein schriftstellerisches Talent, und siehe da! gleich der erste Wurf, nämlich die Novelle Peter Ibbetson (1891) ist ein Treffer, und der zweite, „Trilby“, ist materiell der größte Erfolg selbst in der an großen materiellen Erfolgen so überaus reichen Geschichte der englischen Litteratur. Ein Jahr „Trilby“ machte den bescheidenen Zeichner vom „Punch“, der weit draußen auf der Hampstead-Heide seine behagliche, aber nichts weniger als glänzend eingerichtete Villa bewohnte, zu einem halben, manche sagen zu einem ganzen Millionär! Um die Mitte des vorigen Winters war das „Trilby“-Fieber über die Leute gekommen wie eine Manie, „Trilby-Fuß“ wurde ein geflügeltes Wort, Gladstone, Salisbury, sogar der Goldmensch aus Südafrika, Barney Barnato, standen an Popularität hinter der Heldin von Du Maurier's Roman zurück. Wer ist „Trilby“? Ein Pariser Modell mit einem allerliebsten Gesichte, einer klassischen Büste, einem bezaubernden Temperament, einer reizend naiven Sündhaftigkeit — aber nur im Roman; im Schauspiel kommt zu allen Vorzügen noch die der Unbeflecktheit hinzu — und den schönsten Fuß von Paris. Der Fuß ist die Hauptsache, denn er ist das Ideal eines Fußes, der reine Begriff eines Fußes, er ist eine Vollkommenheit von einem Fuß. Die herzlosen Pariser Künstler malen den Fuß, küssen die Besitzerin des Unikums von einem Fuß und denken sich weiter nichts Besonderes dabei. Anders die drei britischen Landsleute des Modells. Der Schotte, Wallijer und Engländer, alle drei

Künstler, verlieben sich gleichzeitig in den Fuß und ein wenig auch in das schöne Gemüth der Grisette. Der Engländer nimmt sich und das Modell wahnsinnig ernst, und es bedarf der Dazwischenkunft Mamas, um Trilby zu einem großmüthigen Verzichte auf Willy, Lirbillee, wie die Pariser sagen, zu bewegen. Sie verschwindet, kein Mensch weiß, wohin. Willy verfällt in ein Nervenfieber; als er sich vom Krankenbette erhebt, hat er seine Vergangenheit, soweit sie auf Trilby Bezug hat, vollständig vergessen. Die Trilby-Episode hat aber auch jede warme Empfindung in dem Künstler getödtet.

Nach fünf Jahren sieht er „Trilby" wieder — als die erste Sängerin der Welt. Aber sie ist jetzt Madame Svengali, die Frau eines skrupellosen Musikers, der sie in der Hypnose für sich gewonnen und durch seinen Unterricht zu dem gemacht hat, was sie ist. Das Erkennen führt auch in „Trilby" wie in der alten Tragödie die Katastrophe herbei — durch Willy wird auf eine etwas unwahrscheinliche Art der Zauber des bösen Svengali gebrochen, Trilby findet sich und ihre Liebe wieder, verliert aber ihren Gesang. Uebrigens ist ihre Gesundheit untergraben, und die letzten Aufregungen beschleunigen ihren Tod.

Ist das Alles? Und das macht die Reise um die Welt? Pessimisten werden sagen, der Geschmack sei aufs tiefste gesunken, pyrrhonistisch angelegte Geister werden höhnisch die Nichtigkeit aller ästhetischen Formeln aus dem Erfolge dieser litterarischen Seifenblase deduziren, Kenner des englischen Theaters der Gegenwart werden behaupten, die dramatische Schaffenskraft der englischen Schriftsteller sei dermaßen reduzirt, daß jede Abweichung von der melodramatischen Methode der Buchanan und Pettit und Alles, was an Phantasie erinnert, nach den nüchternen ausgeklügelten Thesenstücken der letzten Jahre dem Publikum wie eine Erlösung aus der Theatermisère erscheine. Ich muß gestehen, daß mir „Trilby", der Roman, einige recht vergnügte Stunden bereitet hat, und es wäre undankbar, nachträglich sich der gestrengen Aesthetik zu erinnern und ein amüsantes Buch mit einem Maßstabe zu messen, als wäre es für die Ewigkeit geschrieben. Gewiß, die Formeln, welche jetzt im Umlauf sind, werden von Du Maurier vollständig ignorirt. „Trilby" ist nicht realistisch, nicht psychologisch, nicht einmal symbolisch — sie ist nichts als eine Erinnerung an ein Modell, dem der Schriftsteller sein eigenes liebenswürdiges Temperament gibt, und das er mit all der Glorie der für immer verlorenen Jugendherrlichkeit idealisirt.

Du Maurier war Franzose vermöge seiner Abstammung und seiner Erziehung; die erste Jugend verlebte er in Paris, er rühmte sich sogar, auf der Sorbonne bei einer Prüfung durchgefallen zu sein. Die Jahre, die er dann zusammen mit Whistler, Poynter und Armstrong in Pariser Ateliers und in den Kneipen des Faubourg St. Michel verbrachte, die goldenen Träume von Künstlerruhm und Frauenliebe aus jener glücklichen Zeit, alles das steckt in „Trilby", nur wunderbar verklärt durch die Entfernung und den milden entsagenden Humor des reifen Mannes: Alles, was er in den Träumen der Jugend für sich erhoffte und niemals in Erfüllung gehen sah, häuft er verschwenderisch auf den Helden seines Romans. Willy wird der große Maler, der Du Maurier hätte werden sollen und nicht geworden ist, „Trilby" gibt er eine Macht des Gesanges, die er stets ahnte, deren Wirkungen er herbeisehnte, aber niemals in Wahrheit an sich erfuhr. Insofern hat „Trilby" ein starkes autobiographisches Element, und diese Wahrheit des Buches verschaffte ihm gewiß einen großen Theil seines Erfolges.

Freilich ging dieses Stück Wahrheit bei der dramatischen Bearbeitung zu Grunde, und die groben Effekte des Buches traten auf der Bühne noch weiter vergröbert hervor. Und das ist eben das Beispiellose an diesem Erfolg. Sonst lehrt die Erfahrung, daß die Bearbeitung einer Novelle zu theatralischen Zwecken stets Autor, Schauspieler und Publikum enttäuscht. Rider Haggard's „She" war das litterarische Ereigniß des Jahres 1888, auf der Bühne nahm sich die Geschichte aus wie eine Posse und wurde auch thatsächlich nicht mehr als zwei oder dreimal gespielt. Robert Louis Stevenson's „Dr. Jekyll und Mr. Hyde" wurde wohl ein Erfolg in der Hand eines so genialen Künstlers wie Mansfield, aber die gewöhnlichen Schauspieler machten daraus eine Karikatur. Du Maurier's „Trilby" wurde erst auf den Brettern so recht lebendig, gegen alle Erfahrung und zum größten Staunen des Schriftstellers selbst. Der ausgezeichnete englische Kritiker William Archer traf das Richtige, als er die Verwandtschaft von Du Maurier's Hypnotiseur Svengali mit den überlieferten Gestalten des deutschen Zaubermärchens erkannte.*) Svengali, wie ihn der Direktor des Haymarkettheaters, Beerbohm-Tree, darstellte, schmutzig, von abschreckender Häßlichkeit, mit rabenschwarzen fliegenden Haaren, die bald an einen Zigeuner, bald an den Musiker der Volksphantasie erinnerten, dieser Svengali ist ein direkter Abkömmling des Rattenfängers von Hameln und sehr nahe mit dem Teufel der mittelalterlichen Mysterien und unseres Mephistopheles verwandt. Mit anderen Worten: Bei der Schöpfung des Svengali war Du Maurier mit dem Teufel im Bunde. Und der Teufel war nicht das einzige volksthümliche Element, mit dem „Trilby" die Massen gewann. Die Gegenüberstellung der Schönheit und Häßlichkeit, der Unschuld und Bosheit, der Wehrlosigkeit und Gewalt ist eine uralte Antithese, die stets kleinen und großen Kindern gefiel. Trilby und Svengali bilden eine solche Antithese, die an das Märchen vom Bären und der Jungfrau erinnert — Beauty and the Beast!

Der Humor Du Maurier's hat in seinen Zeichnungen aus der Gesellschaft im besten Falle ein Lächeln, niemals ein Lachen erzeugt, dazu waren sie zu fein, zu natürlich, zu weit von der karikirenden Uebertreibung entfernt. Leech, Doyle, Barnard Patridge, Phil. May, seine Kollegen vom „Punch", greifen am liebsten dort ins volle Menschenleben, wo das Derbe, das Grobkomische gedeiht; Du Maurier hat nie einen richtigen Kanalputzer, nie einen besoffenen Straßenkehrer zur Zufriedenheit seiner Bewunderer gezeichnet. Im Sinne Zola's war er niemals Realist. Seine komischesten Gestalten, die Postlethwaite, Maudle, Bunthorne, Mrs. Ponsonby de Tompkyns, Sir Gorgius Midas, Prigsby, die Herzogin von Stilton, wirken durch ihre menschlichen Schwächen auf unsere Eigenliebe, nicht durch jene hinreißende animalische Possenhaftigkeit, durch welche in neuester Zeit der „Punch" sein Publikum amüsirt. Genau dieselbe Art von Humor zeigt Du Maurier in „Trilby", wo der Roman nach dem Leben porträtirt; Svengali kommt für diese Betrachtungsweise natürlich nicht in Betracht. Die drei Briten, der Schotte, Walliser und Engländer, „les trois Angliches", sind für die Pariser unbegreifliche Geschöpfe; für den englischen Leser liegt aber in dem Staunen der Franzosen eine Quelle köstlichen Behagens und süßer Selbstbespiegelung. Die Svengali unbegreifliche Empfindlichkeit der Briten ist natürlich englische Ritterlichkeit und englische Ehre; die Berserkerwuth des Laird, mit der eine entsprechende Muskelkraft Hand in Hand geht, ist im Lande des Sport und der Athletik ein Gegenstand grenzenloser Bewunderung und jauchzenden Beifalls. Seht, sagt der Roman Du Maurier's, gegenüber den schwächlichen, degenerirten, lasterhaften, herzlosen Parisern, was sind die Briten für mächtige, unverdorbene, gemüthvolle Helden ohne Furcht und Tadel! Ich weiß nicht, ob der brave Du Maurier, der Franzose war bis in die Fingerspitzen, der seinem französischen Blute die Anmuth und bestrickende Liebenswürdigkeit in seiner Person wie in seinen Werken verdankte, daran dachte, der Eigenliebe der Engländer zu schmeicheln, als er seine britischen Recken so königlich auszustatten sich entschloß; aber sicher ist, daß der englische Zuschauer im Haymarket-Theater schon durch den vielleicht nicht gewollten Gegensatz in die behaglichste Stimmung geräth.

Zum Schlusse sei mir ein schulmeisterliches haec fabula docet gestattet. „Trilby" ist als Roman wie als Bühnen-

*) Vergl. The Theatrical World of 1895. Walter Scott. Ltd. London.

stück in erster Reihe eine Phantasie, ein Märchen. Und ein Phantasiestück hat, nachdem das Independent-Theatre und andere Bühnen seit fast einem Jahrzehnt den naturalistischen Geschmack den Londoner trainiren, den größten Erfolg seit vielen Jahrzehnten davongetragen. Das läßt nur eine Folgerung zu: Jagt die Natur zur Thüre hinaus, sie kehrt durchs Fenster wieder zurück.

Wien. L. Kellner.

Zu Fuß den Lago Maggiore entlang.

Furchtbar hatte das Wetter in der letzten Augustwoche dieses Jahres die Schweizer Alpen abgeräumt. Nicht nur hoch gelegene Bergwirthshäuser wie Grimselhospiz, Furka u. a. wurden eingeschneit, die Winterlandschaft reichte am 28. August bis tief in die Thäler hinab, im Urnerland z. B. bis gegen Amsteg (522 m) an der Gotthardbahn. Traurig tönte auf allen Alpenstraßen das Geläute der Heerden, denn nicht fröhliche Alpfahrt bedeutete es, sondern ein zu frühes Scheiden von den würzigen Grastriften, nach kurzem, kargem Sommer plötzliche Rückkehr in den engen Stall.

Und da, wie schon im Prediger Salomonis zu lesen, „es dem Menschen wie dem Vieh ergeht", so verließen nicht nur die Kühe und Schafe, sondern auch die Touristen ihre kalten Standquartiere in den Bergen. In Schaaren eilten sie den größeren Mittelpunkten des Saisonlebens, Luzern, Interlaken u. s. w. zu, viele verließen wohl im ersten Schrecken überhaupt die Schweiz.

Was sollten nun aber Leute beginnen, denen vielleicht ihr Arzt oder ihr eigener Verstand längere Fußtouren verordnet hatte, Männer z. B., die das Jahr hindurch vorzugsweise mit ihren Nerven arbeiten und daher in ihren Ferien einmal auch ihr Muskelsystem gehörig in Anspruch nehmen möchten? Solchen konnte es nicht passen, sich in Pensionen am Genfer See oder sonst irgendwo behaglich niederzulassen; in den kalten, nebligten Bergen zu wandern, war aber ebenfalls weder räthlich noch genußvoll.

Ich befand mich im hochgelegenen Piora (1830 m), als diese Frage durchaus nicht akademisch, sondern rein praktisch an meine eigene Person herantrat. Denn obwohl Hotel Piora (oberhalb Airolo) auf der Südseite der Alpen und an windgeschützter Stelle liegt, hatte es doch ebenfalls Schnee bekommen und garstige Nebel machten den Ritomsee, der so zu sagen den Fuß des Hotels bespült, halbe Tage lang unsichtbar. Da erinnerte ich mich eines längst gehegten Lieblingsplanes, einmal den ganzen Lago maggiore entlang zu Fuß zu gehen. Jetzt oder nie mußte hierfür der rechte Zeitpunkt gekommen sein. Was wir in den Bergen in der reinlichen, zierlichen Form des Schnees erhalten hatten, war an den italienischen Seen als Regen niedergegangen; folglich waren die Straßen staubfrei. Und unsicheres Wetter, oft bewölkter Himmel — das schien für die Fußwanderung in einer Gegend, wo man nichts so sehr zu fürchten hat als die Sonnenhitze, eine wahre Begünstigung.

So verließ ich Piora und schlug den Weg gegen Bellinzona und Locarno ein, indem ich, die Gotthardbahn erst unten in der Ebene benutzend, das Livinenthal zu Fuß durchpilgerte. Auch diese Wanderung sollte viel öfter gemacht werden, als es geschieht. Wie herrlich ist an kühlen Spätsommertagen dieses rasche Bergabwärtsschreiten auf der wohl erhaltenen Gotthardstraße zur Seite des grünen, weißschäumenden Tessinflusses! Die Schluchten Stalvedro (gleich hinter Airolo), Biaschina (zwischen Lavorgo und Giornico) — Niemand wird sie vergessen, der zu Fuß diese wildromantischen Gegenden durchwanderte. Und wie nun unterhalb Faido die Landschaft immer mehr einen südlichen Charakter annimmt, wie die edeln Kastanienbäume, dunkel im Holz, mächtig in ihren eichenähnlichen Laubkronen und jetzt voll der hellgrünen, stachlichten Fruchtkapseln, in Menge auftreten, wie auch der Weinstock nun zum Vorschein kommt, die Reben hier aber als ein dichtes Blätterdach auf hohen Granitsäulen ruhen und die Trauben uns zu Häupten hängen, — das Alles ohne Hast und Eile im Vorüberwandern zu betrachten und dabei immer noch einer echten Gebirgslandschaft mit zahllosen Wasserfällen zu beiden Seiten der Straße sich zu erfreuen, das ist ein Genuß, den man wirklich von Zeit zu Zeit ruhig auskosten, nicht immer nur im Vorüberfliegen auf der Gotthardbahn bloß nippend berühren sollte.

Von Locarno, dem schweizerischen Hauptort am Lago Maggiore, bis Pallanza beträgt die Entfernung 40 Kilometer; es würde somit einem rüstigen Fußgänger nicht schwer fallen, diesen Uferspaziergang an einem Tage auszuführen. Aber weit rathsamer ist es, ihn auf zwei Tage zu vertheilen, dies nicht nur, damit man die Reize dieser wundervoll anmuthigen Gegend gemächlicher kennen lerne, sondern auch, um allenfalls für diese Wanderung zwei volle Nachmittage zur Verfügung zu haben. An Nachmittagen nämlich liegt dieses ganze Ufer, die kurze Strecke von Intra nach Pallanza ausgenommen, im Schatten seiner eigenen Berge, so daß man also auch bei größter Hitze im Hochsommer auf dieser Tour von der Sonne nirgends würde belästigt werden. Im Spätherbst oder bei bedecktem Himmel braucht man allerdings den Nachmittagschatten nicht abzuwarten, aber auch dann thut man wohl daran, sich Zeit zu lassen und in dem alten, interessanten Städtchen Cannobio zu übernachten, wo man unten am Strand einen sehr guten Gasthof, gleichen Namens mit dem Städtchen, antrifft und Abends oder Nachts die interessante Unterhaltung hat, zwei italienische Torpedoboote, die auf Schmugglerschiffe Jagd machen, mit ihren Scheinwerfern alle Gegenden des Sees auf- und abwärts taghell beleuchten zu sehen.

Hier befinden wir uns nämlich in einem berühmten Schmuggelbezirk. Das letzte schweizerische Dorf ist das schöne Brissago (mit den prächtigen alten Cypressen auf dem Platz vor der Kirche); die Brissago-Cigarren, die hier in großen Fabriken angefertigt werden, den österreichischen Virginias ähnlich, aber in Italien noch mehr geschätzt als diese, sind der Hauptartikel der hier (übrigens nicht von Schweizern, sondern von Italienern) betriebene Contrebande. Natürlich bietet der See zum Schmuggel die beste Gelegenheit, das Wasser hinterläßt keine Spur und ein in dunkler Nacht mit Vorsicht gerudertes Boot mag wohl durchzuschlüpfen hoffen. Auch bedienen sich die Schmuggler mancher geschickten Kriegslist. So haben sie in neuerer Zeit gegen die gefährlichen Scheinwerfer der Torpedowachtschiffe Spiegel angewendet, die den allfällig ihre Boote treffenden Schein zurückwerfen und die Wächter glauben lassen, irgend eine Welle habe den Lichtstrahl gebrochen. Und wird so ein Schmugglerschiff dennoch von den Doganieri gestellt, so ist deren ganze Mühe gleichwohl zuweilen vergebens, da sich die verbotene Ladung, wasserdicht verpackt, im Wasser unterm Kiel der Boote befindet; in verzweifelten Fällen genügt ein rascher Messerschnitt, diese Ladung zu versenken und so die Schmuggler, wenn sie auch ihre Fracht nicht durchbringen, wenigstens vor der außerordentlich hohen Strafe sicher zu stellen, der sie, wenn auf frischer That ertappt, verfallen würden. Am Lande wird in dieser Gegend weniger Contrebande betrieben, letzteres geschieht hauptsächlich bei Chiasso gegen Como hinüber, wo die italienische Dogana seit einigen Monaten gegen die zum Schmuggel abgerichteten Hunde höchst geschickt konstruirte Netzapparate in Anwendung gebracht hat, die bei der Berührung eines sie streifenden Hundes elektrische Alarmsignale geben.

Solche Dinge erfährt man, wenn man im Kaffeehaus zu Brissago ein Stündchen der Unterhaltung der jungen Leute zuhört. Und am hohen offenen Portal des auf die Straße hinausgehenden Lokals ziehen unterdessen in Schaaren die Cigarrenarbeiterinnen vorüber, ihre Zoccoli (hölzernen Sandalen) klappern auf dem holperigen Steinpflaster, die Mädchen halten einander unter den Armen angefaßt, und

wenn wir vielleicht auch keine Carmen unter ihnen entdecken, so fällt uns doch manches ausdrucksvolle, von nachtschwarzen Haaren umrahmte Gesicht auf, manches leuchtende Augenpaar, das Blitzen weißer Zahnreihen, was, in Verbindung mit den hier zu Lande beliebten grellrothen oder grünen und gelben seidenen Busentüchern einen hübschen Gesammteindruck gewährt.

Welche Strecke des ganzen Weges von Locarno bis Pallanza als die landschaftlich schönste zu bezeichnen ist, läßt sich schwer sagen; jede hat ihren besondern Zauber. Hat man, bald hinter Locarno, das breite Flußbett der wilden Maggia auf eiserner Brücke überschritten, — mit köstlichem Blick in die Berge des schönen Maggiathals, — so erreicht man zunächst das villenreiche Dorf Ascona, von dessen Gärten man sich nicht leicht trennt, wenn man für die edeln Pflanzen des Südens, für die stolze Magnolia grandiflora, für seltene Arten prächtiger Coniferen und Palmen Sinn hat. Ueberhaupt werden Pflanzen- und Gartenfreunde auf dieser Wanderung von einem Entzücken ins andere gerathen; mit jeder halben Stunde weiter südlich gewinnt die Vegetation einen — ich möchte sagen — tropischeren Charakter. In den Villen von Oggebbio und Ghiffa bis nach Intra sind die stattlichsten Eukalyptusbäume mit ihren langen, wohlriechenden, die Malaria vertreibenden Blättern durchaus keine Seltenheit mehr. Auch die Oliven treten auf, hier und da eine einzelne Pinie, bei Cannero ein Citronenhain mit zum Theil noch dunkelgrünen, zum Theil schon gelben Früchten. In wilder Ueppigkeit wächst überall Kirschlorbeer, bald als Strauch, bald als Baum; auch wild wachsende Feigenbäume mit Früchten traf ich und an den Felsen oberhalb der Straße Agaven, die mit ihren lanzenartig starrenden Keulenblättern der Landschaft einen beinahe mexikanischen Charakter geben. Und doch ist diese Landschaft zugleich noch alpin, wenigstens zwischen Locarno und Cannobio. Ueberall rauschen hier die frischesten Wasser zu Thal. Während der Wanderer zu seiner Linken fortwährend den See hat, über dem sich die vortreffliche, staubfreie Straße in mäßiger Höhe hinzieht, hat er zur Rechten reich bewaldete Berge mit tiefen Schluchten, aus denen, zum Theil als Wasserfälle, jene frischen Quellen hervorbrechen. Und eingebettet in dieses Waldgebirge liegen malerische Dörfer und Wallfahrtskirchen oder einzelne Villen, so daß das Auge, wohin es blickt, immer von einem anziehenden Gegenstand überrascht wird. Natürlich hat man auch fortwährend die Aussicht des jenseitigen Ufers, da die Breite des Sees selten über 4–5 Kilometer, meistens weniger beträgt. Am jenseitigen Ufer wäre eine solche Wanderung nicht thunlich, denn dort gibt es keine fortlaufende Straße; was eine solche zu sein scheint, ist die über Pino, Luino, Laveno laufende Eisenbahnlinie, deren Tunnels und sonstige Kunstbauten sich aus der Entfernung außerordentlich gut ausnehmen. Uebrigens ist auch dieses linke Seeufer reich an schönen und großen Ortschaften; ich nenne, außer den oben angeführten, das malerische Maccagno, Cannobio gegenüber. Hier wie bei Luino und Laveno öffnen sich Thäler, die den Einblick gestatten in ein mit Hügeln und Bergen sich aufthürmendes Hinterland, durch das, von Luino aus, eine kühn angelegte Bergbahn nach dem Luganersee (Ponte Tresa) hinüberführt.

Kaum ein Stündchen war ich über Brissago hinaus, als ich die italienische Grenze und zugleich das Häuschen der Zollwache erreichte. Mit einer langen, quer über die Straße reichenden Kette wird hier Nachts Italien abgesperrt, was mir eine lustige Einrichtung schien; Velocipedisten dürften sie weniger lustig finden. Meinen kleinen Tornister, der nur die nöthigste Wäsche enthielt, mußte ich doch aufschnüren und noch gründlicher wurden die Tragkörbe einiger Bäuerinnen untersucht, die Obst nach Cannobio zu Markt brachten. Und jetzt erst befand ich mich im eigentlichen Italien, was sich sehr bald durch eine graziöse Ueberraschung zeigte. Mitten auf der einsamen, zwischen dem See, den Bergen und den Bergschluchten sich entlang ziehenden Straße stand nämlich ein architektonisch schönes Stadtthor, auf dem zu lesen war, hier beginne die Gemeinde San Bartolomeo. Und als ich eine Viertelstunde weiter gegangen war, ohne inzwischen auf ein einziges Haus zu treffen, stand wieder ein solches Stadtthor da, das mich aus dem Weichbild der Kommune von San Bartolomeo entließ. Die Ortschaft selbst aber liegt oberhalb der Straße am Berge verborgen in ihren Kastanienwäldern. Nun frage ich: wo in der Welt außer Italien würde man auf einen so artigen Einfall treffen, daß eine auf ihre Gemeindewürde offenbar stolze Bürgerschaft ihre Stadtthore mitten auf die Landstraße hinabstellt, um dem fremden Wanderer, der sich in das entlegene Bergnest doch schwerlich verirren würde, da zu imponiren, wo er ganz gewiß durchkommen muß?

In Cannobio, wo ich die Nacht zubrachte, hatte ich nicht bloß an den bereits erwähnten Scheinwerfern der Torpedoboote, sondern auch an dem vergnügten abendlichen Strandleben der Bevölkerung meine Freude und fand das winklige Städtchen mit seinen im Verhältniß zur Armuth der Leute nur zu vielen und zu stattlichen Kirchen so anziehend, daß ich später auf der Rückreise mich hier noch zwei Tage aufhielt. Mailändische Familien, die eine billigere und stillere Sommerfrische suchen, als man sie in Pallanza oder am Comersee findet, beleben den Gasthof am Strande mit ihrem fröhlichen Treiben; als ein Klavier auf Rädern vorüberkam, das seine Musik wie ein Leierkasten durch die Drehungen einer Kurbel hergab, tanzte[illegible]gen Damen und Herren auf dem freien Platze vor dem Hotel [illegible]e auf offener Straße und daß auch die beiden Kellner und zwei Hausmädchen an dem improvisirten Balle theilnahmen, genirte Niemand. Ein andermal langte aus Mailand eine Gesellschaft von 300 Personen an, für die hier Tags zuvor ein Mittagessen war bestellt worden. Man hatte ihnen Bänke und Tische am Ufer bereitet, daselbst kochten auch in ungeheuern Kesseln an offenem Feuer die Minestra und Maccaroni. Um die Schmausenden stand die Bevölkerung der ganzen Ortschaft versammelt und freute sich sichtlich, daß es den fremden Gästen so gut schmecke. Ich fand dieses phäakische Festmahl auch dadurch merkwürdig, daß keine einzige Tischrede gehalten wurde; wenn hin und da ein allgemeines Bravo losbrach, so galt es nur einem Lieblingsgericht, das soeben aus dem Thor des Hotels auf den freien Platz herausgetragen wurde. Der Wirth hatte zum Bedienen so zahlreicher Gäste die artigsten Mädchen von Cannobio als Tageskellnerinnen ausgesucht; Bezahlung erhielten sie nicht dafür aber die Vergünstigung, nach der Abfahrt des Extraschiffes, das diesen Mailänderverein gebracht hatte, ihrerseits behaglich tafeln zu dürfen. Das geschah denn auch und heute noch, nach mehreren Wochen, sehe ich die vergnügten, ja strahlenden Gesichter der hübschen Mädchen vor mir, und glaube das lustige Lachen und Schwatzen zu hören, mit dem sie ihre Schmauserei begleiteten.

Durch eine gute Bergstraße steht Cannobio mit Domodossola, also mit der Simplonroute, in Verbindung; [illegible] nahe bei Cannobio gewährt diese Straße höchst malerische Ansichten, so bei dem reizend über einer Waldschlucht mit [illegible] Gebirgswasser gelegenen Badeetablissement „La Salute“. Die Heilquelle soll in ihrer Zusammensetzung Aehnlichkeit mit der von Vichy haben, doch sind die Badeeinrichtungen sehr primitiv. Dafür gefällt sich eine poetische Inschrift in pikanter Wortspielerei: „Orrido“ heißt im italienischen [illegible] „Waldstrom“ aber auch „Häßlich“, „Furchtbar“. Die Inschrift sagt nun, da die Schönheit oft der Ursprung gewisser Krankheiten sei, müsse man es ganz in der Ordnung finden, wenn die Gesundheit hier beim Häßlichen (Orrido) wiedererlangt werde.

Tetra di morbi origine
È la Beltà sì spesso,
Che la Salute dell' Orrido
S'è ricovrata appresso.

Eine hübsche lateinische Inschrift fand ich über der Pforte des cypressenbeschatteten Friedhofes:

Decessoribus Cannobii bene dormientibus, donec veniat immutatio.

Die zweite Hälfte der Fußwanderung von Cannobio bis Pallanza war nicht weniger genußvoll als die erste, doch will ich sie nicht schildern, um den Leser am Ende nicht müder zu machen, als ich selbst es wurde. Nur der beiden mittelalterlichen Kastelle auf den Inselklippen bei Cannero muß ich noch Erwähnung thun, da die Straße ganz nahe an diesen Raubschlössern vorüberführt und dieselben, wie sie so plötzlich bei einer Biegung des Weges auftauchen, den Wanderer nicht wenig überraschen. Die noch sehr stattlichen Ruinen sind die Ueberreste einer Raubburg der Brüder Mazzarda, richtiger Riffpiraten der Lago Maggiore, die im 15. Jahrhundert von hier aus die Ortschaften am See brandschatzten und sich auf ihren steil aus dem Wasser aufragenden, festen Schlössern vor aller Vergeltung sicher fühlten. Jetzt sind die Castelli di Cannero Eigenthum der Grafen Borromeo, welche vor einiger Zeit den Antrag einer englischen Gesellschaft, sie ihnen zur Einrichtung eines großen Inselhotels käuflich abzutreten, entschieden ablehnten, wofür man ihnen nur dankbar sein kann.

Von hier weg löst nun ein Villenpark den andern ab, ohne daß deshalb die Gegend den Charakter steifer Gartenkultur bekäme; denn diese Anlagen ziehen sich alle bergan und sind in die natürliche üppige Vegetation des Landes so geschickt eingefügt, daß man kaum merkt, wo der Park in die freie Wildniß, in die Kastanienwaldung des Berges übergeht. Süßer Duft exotischer Blüthen fliegt über die Straße. Unten plätschert die Welle des Sees. Fern gegen Arona hinab werden wieder blaue Höhenzüge sichtbar, hinter denen die weite lombardische Ebene liegt. Solche ferne Hügellinien am Horizont — wie sie das Herz schwellen mit Sehnsucht nach einem unbekannten Wunderlande, auch wenn man genau weiß, was sie verbergen! Ich besuchte jene Gegend am folgenden Tage, machte der Kolossalstatue des hl. Borromäus auf einem Hügel zwischen Arona und Meina meine Aufwartung, fand, daß Arona mit seiner großstädtisch breiten Strandpromenade und einem Uferfelsen, dessen Form an den Monte Pellegrino erinnert, ein kleines Palermo des Lago Maggiore sei; auch das Einhorn auf der obersten Gartenterrasse der Isola bella grüßte ich zutraulich als alten, oft besuchten Bekannten. Pallanza aber mit seinen steifen Hotels und seiner auf die Fremden lauernden, lungernden Bevölkerung konnte mich nicht fesseln; lieber blieb ich — das war nun schon auf dem Rückweg — ein paar Stunden in dem lieben, gemüthlichen Städtchen Intra, wo es aber heute geräuschvoller als gewöhnlich zuging. Ein Velocipedwettfahren hatte stattgefunden und zum Schluß gab es eine Wettfahrt am Quai von Damen und Herren mit blumenbekränzten Maschinen, wobei das am schönsten geschmückte Fahrrad den Preis erhalten sollte. Daß hierbei Wundervolles geleistet wurde in einem Lande, das ein einziger großer Garten ist und dessen Bewohner durch seinen, künstlerischen Geschmack sich auszeichnen, braucht nicht erst versichert zu werden. Indessen ist ein Zweirad ein Ding, das zum Anbringen von Blumen nicht viele geeignete Stellen besitzt; daher kam es, daß meistens auch hinten an dem Sattel lange, nach rückwärts weit hinausstehende Blumenschweife befestigt waren, die nun aber bewirkten, daß die auf so geschmückten Maschinen daherfahrenden Damen an Fasanen oder Paradiesvögel erinnerten, was indessen nicht hinderte, daß sie alle mit frohen Zurufen begrüßt wurden.

Noch viel hätte ich zu erzählen von kleinen artigen Zufälligkeiten, wie sie nur der Fußwanderer erlebt, von der Einkehr in gemüthlichen Osterien, von zwei kleinen Mädchen, die mich in den väterlichen Obstgarten mitnahmen und sogar mein mich auf dieser Wanderung begleitendes Hündchen mit Pfirsichen füttern wollten. Aber auch das ...her Angeführte dürfte genügen, eine Fußwanderung den ... Maggiore entlang als ein Ding erscheinen zu lassen, ...man für schöne Herbst- oder Frühlingstage ernstlich in ...t ziehen möchte. Ich will nur noch beifügen, daß ...er Zeit auch den Gardasee entlang zu Fuß gegangen ...e Wanderung am Lago Maggiore jedoch für die weitaus lohnendere halte, dies unter anderem auch, weil man immer dicht am See bleibt, was bei der Wanderung von Riva oder Limone nach Salò nicht durchweg der Fall ist.

Bern. J. V. Widmann.

Rudolf Lothar und sein Eugen Zabel.

Rudolf Lothar, ein über Wien nach Berlin gekommener deutsch-ungarischer Schriftsteller, der sich zuerst durch kritische Feuilletons bekannt gemacht hat und im vorigen Jahr einen sehr niedrigen Schwank „Frauenlob“ auf die königliche Bühne eskamotirt hatte, ist dieses Mal etwas höher gestiegen. Sein neues, ebenfalls im königlichen Schauspielhause am 9. Oktober aufgeführtes Stück, „Ein Königsidyll“, füllt, wenn es nicht wünschenswerther Weise gekürzt wird, den Abend, ist in Versen verfaßt und trägt historisches Nationalkostüm. Die frische, farbenfrohe Inszenirung und Darstellung des königlichen Schauspielhauses (von den Berufensten waren die Auserwähltesten im Spiel) half dem Autor zu einem Erfolge.

Rudolf Lothar geht einer alten Schablone des Liebes-Intriguenspiels nach: hier Herr und Dame, dort Diener und Dirne; hier feine, dort derbe Minne. In das verliebte Viereck kommt Verwirrung, weil der Herr die verkleidete Dame für eine Bäuerin hält, und weil sich der Diener seiner Dirne gegenüber als einen Anderen ausgibt. Mit diesen Verkleidungs- und Verstellungskünsten sollen die komischen Wirkungen des Autors erreicht werden. Er schrickt in diesem Bemühen nicht davor zurück, fünf gerade sein zu lassen und Unmögliches auf Unmögliches zu bauschen. Da er aber doch innerlich keine Schalksnatur ist und keinen übermüthigen Spaß in freier Laune auszutollen vermag, so verlangt er von uns, daß wir mitten im Ulk ernsthafte Mienen aufsetzen. Er muthet uns zu, von einem Operettenkönig weise Lehren über die Erhabenheit des Monarchenberufs zu empfangen. Hier liegt eine Stillosigkeit, die dem Stück gefährlich geworden wäre, wenn das Schauspielhauspublikum weniger genügsam wäre. Rudolf Lothar sehe sich einmal hintereinander Shakespeare's „Was ihr wollt“ und Shakespeare's „Komödie der Irrungen“ in den tüchtigen Aufführungen des königlichen Schauspielhauses an. Er wird genau erkennen, wie weit ein wirklicher Dichter den Spaß dort treibt, wo er nur spaßen will, und wie er den köstlichsten Humor in den Schranken der Menschenmöglichkeit hält, wo er auch des Lebens ernste Seite zeigt. Nun, du lieber Gott, daß ein Feuilletonist der Neuen Freien Presse gleich ein Shakespeare sei, wird ja Niemand verlangen; aber wenn unsere großen Meister die Epigonen auch nicht lehren können, wie man Meisterwerke schafft, so üben sie doch eine geschmackbildende Kraft aus, die vollends einen Aesthetiker vor der Stillosigkeit bewahren sollte. Wenn Rudolf Lothar nach dem alten Rezept der Stegreifposse Prügelscenen aufführt, streitsüchtige Betrunkene aus dem Wirthshaus auf die Straße fliegen und einen König den Degen mit dem Dreschflegel vertauschen läßt, so ist das sein gutes Komikerrecht und, wenn der Spaß kurzweilig ist, so lachen wir mit und klatschen in die Hände. Wenn aber gleich daneben in einer sinnig-innig-minnigen Scene Herr Matkowsky, sich räuspert und zu seiner Partnerin sagt: „Einen Momang, liebe Poppe, ich muß jetzt die Melancholie und Raserei unserer Liebe für einige Augenblicke bei Seite stellen und erst dem verehrlichen Publikum eine kleine Mittheilung über das machen was ein pflichtgetreuer König seinem Volke schuldig ist“, so werden wir vielleicht auch lachen, aber nicht in die Hände klatschen, sondern den pflichtvergessenen Aesthetiker an das gemahnen, was er seiner Kunst schuldig ist.

Hoffentlich gelangt die ästhetische Erziehung des Publikums noch dahin, derartige Stilwidrigkeiten nicht mehr zu genehmigen. Bis wir aber soweit sind, blühe der Weizen Rudolf Lothar's, dem ich gern bescheinigen will, daß, wie über jedes Ding, auch über sein „Königsidyll" zweierlei Meinung sein kann. Eugen Zabel in der „Nationalzeitung" z. B. urtheilt ganz anders als ich. Er erblickt im „Königsidyll" ein Zeichen, daß unser deutsches Drama sich von Ibsen abwendet und also wieder „gesundet". Diese Wahrnehmung begründet der Kenner Lope's damit, daß „Ein Königsidyll" einen romantisch-phantastischen Stoff behandelt, in Versen verfaßt ist und so „den Durst nach Schönheit" verräth. Ich gönne dem Herrn Rudolf Lothar das Wohlwollen Eugen Zabel's von Herzen. Aber wenn man das wenige Hochgewachsene, was der Kunst unsere Zeit geboren hat, durch kleine Kletterpflanzen überranken will, wenn man etwa versucht Lenbach durch Traute Steinthal, Zola durch Felix Holländer, die Duse durch Frau Reisenhofer, Ibsen durch Rudolf Lothar zu schlagen, so ist Protest am Platz; heißen Gemüthern mag es Anstrengung kosten, vor solchem Erkühnen gemüthlich zu bleiben, aber dieses Unterfangen ist doch so drollig, daß behaglichere Naturen gleich wieder vergnügt werden. Und so wollen auch wir uns durch derartige Werthverschiebungen die Laune nicht trüben lassen, sondern unsern theuren Eugen Zabel fragen: was nützt der Durst nach Schönheit, wenn er nicht gelöscht wird? Und was nützen die Verse, wenn sie klappern? Wer Verse dichten kann, wie es Zabel's herrlicher Kronzeuge Grillparzer und mein alter, nicht minder herrlicher Versefeind Ibsen vermochte, der sei hochgelobt und hochwillkommen. Hoffentlich aber sind die Verse, in denen Sie, o Eugen Zabel, Lope de Vega übersetzt haben, grillparzerischer gerathen als diejenigen Ihres Rudolf Lothar. Sie sind, Verehrtester, auf Henrik Ibsen noch immer bitterböse, daß er einmal vor Jahren in einem Privatbrief an die Schauspielerin Heiberg von Versen im Drama nichts mehr hören wollte. Wissen Sie, das geschah aus derselben Stimmung heraus, in der Ibsen's gewaltige Dichterseele jenen Entschluß faßte, den Dialog des modernen europäischen Dramas von der Buchsprache zu befreien und die eigenen künstlerischen Gesetze des Prosadialogs wieder zu finden. Ohne seine geflissentliche Abkehr vom Versstil wäre dieser Entschluß niemals zur That geworden, und es würde uns gegen Blumenthal's Feuilletonfloskeln, gegen L'Arronge's Papierdeutsch, gegen Heyse's schöne Geölheit, gegen Wildenbruch'schen Bombast an dem großen Beispiel einer natürlichen, charakteristischen Kraft des lebendigen Worts noch immer fehlen. An dieser Kraft, mein lieber Zabel, konnten sich unsere jungen Dichter, sofern sie wirkliche Dichter sind, erst wieder aufrichten, um von der erdgeborenen Prosa zu einem eigenen Versstil gen Himmel zu streben.

Nun, Kollega von der Nationalzeitung, kommen Sie auch noch mit der Romantik und der Phantasie! Sie citiren ein bis zur Trivialität richtiges Sprüchlein Grillparzer's und lassen durchblicken, auf dem grandiosen Dichterwege vom Fest auf Solhaug über Brand und Peer Gynt bis zur Thurmspitze des Baumeisters Solneß und zur Krücke des kleinen Eyolf gebe es Strecken, die der Dichter ohne Phantasie und Romantik hätte zurücklegen können. Sie necken uns, Landsmann!

Doch zurück zu Ihrem Schoßkinde, dem Mitarbeiter der Neuen Freien Presse! Wir sahen, wie er sich an die älteste Schablone der Verstellungs-, Verkleidungs- und Prügelfarce hielt — heißt Phantasie? Wir könnten auch sehen, wie die viel bescholtene Morgenscene in Gerhart Hauptmann's Erstlingsdrama (Hähne kräh'n, Lerchen zwitschern, Einer schleicht aus Liebchens Kammer) von Rudolf Lothar mit kluger Vorsicht aus dem Freien Bühnenthum ins Hoftheatermäßige übersetzt worden ist — heißt Romantik? Er suchte das Pußta-Milieu und wollte ein recht realistisches Lokalkolorit seiner magyarischen Heimath geben, mit Czardas, Zigeunermusik und Schafspelzen; er suchte nach einer populären historischen Heldengestalt und taufte daher seinen Faschingprinzen auf den Namen des Königs Mathias Corvinus des Großen. Aber die Pußta ist Kouliffe, der König ist Kostüm geblieben. Mit einem Federstrich ließe sich das ganze Stück auch nach Italien oder in das von Eugen Zabel bevorzugte Spanien oder auch nach Rußland verlegen, wo Eugen Zabel gleichfalls heimisch ist. Und eben weil das alles weder ethnographischen noch historischen Charakter hat oder, was dasselbe ist, eben weil es unrealistisch ist, darum redet der idealistische Gönner Rudolf Lothars von Romantik und von Phantasie.

Hand aufs schönheitstrunkene Herz, Eugen mein Zabel, Sie glauben ja selbst nicht, daß Romantik, Phantasie, Poesie, Schönheit und wie die herrlichen Dinge alle heißen, durch bloße Wahl des Stoffes und des Versmaßes schon verbürgt sind. Nicht wahr? Wir sind einig.

Paul Schlenther.

Die Kolonialgesetzgebung des Deutschen Reichs von Kolisch, Amtsgerichtsrath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Fruchtbar an Erfolgen ist unsere Kolonialpolitik nicht gewesen; um so fruchtbarer aber an Gesetzen. Die Rechtsvorschriften über die Schutzgebiete im Allgemeinen und für die einzelnen Schutzgebiete im Besonderen füllen einen Band von 820 Seiten, den der freisinnige Landtagsabgeordnete Kolisch soeben herausgegeben hat. Der Politiker, der Beamte, der Publizist findet dort alles bei einander, was seit Beginn der so wenig glücklichen Flaggenhissungen über Schutzgewalt und Schutztruppe, über die Dienstkleidung und den Geldverkehr, über das Recht des Schürfens und den Sklavenhandel, über Missionsgesellschaften und die Benutzung von Wasserstellen zusammenreglementirt worden ist. Ja sogar eine Waldordnung für Usambara und eine Verordnung über die Schonung des Wildstandes in Deutschostafrika, trifft man in diesem Buche an. Und kaum erschienen, bedürfte es schon wieder einer Ergänzung; denn inzwischen hat der „Reichsanzeiger" bereits einige neue Verfügungen gebracht. Unablässig klappert die Verwaltungsmühle; schade nur, daß sie so wenig Mehl gibt. Die deutsche Kolonialpolitik wird fortgesetzt, weil sie begonnen wurde. Solange sie aber fortgesetzt wird, ist eine Sammlung, wie sie Kolisch veranstaltet hat, sehr nützlich.

H. P.

Jules Claretie de l'Académie française: Brichanteau, comédien. Paris. Charpentier.

„Sie kennen doch den Großherzog X. Y." — „Oberflächlich" — „Das genügt; dann kennen Sie ihn durch und durch." Dieses muntere Wort eines unserer trefflichsten Dichter gilt auch für Herrn Claretie. Er ist augenblicklich als der ständige Vertreter der jeweiligen Mittelmäßigkeit seiner Zeit in der Akademie; als Geschichtsschreiber so unbedeutend, wie als Romancier; als Feuilletonist seiner dünnen Geschwätzigkeit wegen im „Temps" gern gelesen — ehedem selbst von Renan, der sich bei diesen Causerien von schwerem Nachdenken erholte, wie Andere beim Kartenspiel. Brichanteau ist ein kleiner Ausschnitt aus der unendlichen Epopöe von Komödianteneitelkeit. Harmlose Genrestücke, eher überzuckert, als übersalzen: im Ganzen nicht übel als Lektüre zum behaglichen Einschlafen.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4 Berlin, den 24. Oktober 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser von Deutschland und der Kaiser von Rußland haben nochmals Besuche mit einander ausgetauscht. Unser Kaiser begab sich nach Darmstadt und der Zar nach Wiesbaden und hier und dort blieben die Monarchen einige Stunden bei einander.

Die offiziöse deutsche Presse betont, daß diese Begegnungen mit der Politik gar nichts zu thun haben, und aus ihnen sei nichts herauszulesen, als daß die engen Familienbeziehungen, die zwischen den Höfen bestehen, naturgemäß auch Familienbesuche zur Folge hätten.

Diese Darstellung ist zweifellos vollständig zutreffend; aber obgleich sie zutreffend ist, blieb die politische Wirkung dieser unpolitischen Besuche in Frankreich doch nicht aus.

Dieser Austausch erneuter Freundlichkeit gibt jener französischen Legende einen Stoß, die behauptet, es bedeuten intime Beziehungen zwischen Rußland und der französischen Republik Feindschaft zwischen Deutschland und seinem östlichen Nachbar. Für eine solche Auffassung der politischen Lage, die sich in Frankreich einzunisten begonnen, spricht gar nichts, und daß eine Thatsache jenen nicht ganz ungefährlichen Irrthum der Franzosen aufklärt, der ihren chauvinistischen Bedürfnissen entgegenkommt, ist zweckmäßig für Rußland, für Deutschland und für Frankreich selbst. Nicht früh genug im allgemeinen Interesse wie im Interesse der französischen Republik konnte die bedenkliche Politik der internationalen Illusionen abgethan werden, die verwirrend auf die Gemüther hätte wirken können.

Herr Dr. Kayser ist aus seinem Amte als Kolonialdirektor des Auswärtigen Amtes geschieden und an seine Stelle ist der Geh. Legationsrath Frhr. v. Richthofen getreten, der seit Jahren Mitglied der internationalen Kommission für die ägyptische Schuldenverwaltung in Kairo gewesen ist.

Kairo ist freilich nicht Ostafrika und nicht Westafrika; aber bis zu einem gewissen Grade gestattet Kairo doch auch eine Bekanntschaft mit afrikanischen Kolonialverhältnissen, und vor Allem ist diese Stadt geeignet, Beobachtungen für die koloniale Rivalität von Engländern und Franzosen anzustellen. Solche Kenntniß kann Herrn von Richthofen zu gute kommen, den als liebenswürdig und entgegenkommend überdies alle jene in gutem Angedenken haben, die mit ihm in Kairo als Deutsche in Berührung gekommen sind.

Wir haben für die Kolonialpolitik, wie sie von Deutschland betrieben worden ist, niemals Sympathieen gehegt, und ein besonderes Interesse für den geschiedenen Kolonialdirektor zu fühlen, hatten wir auch keine Veranlassung. Aber eines muß man Dr. Kayser nachrühmen, er war ein kenntnißreicher, außerordentlich arbeitsamer und ein geschickter und gewandter Mann; vielleicht war er nach allen Seiten zu gewandt, um gleichzeitig die nöthige Festigkeit besitzen zu können, die zur Ausfüllung seines Postens nothwendig war. Er hat sich lange Zeit redliche Mühe gegeben, nirgends eine lebhaftere Feindschaft gegen sich rege zu machen, an allen Klippen vorüber zu steuern, und doch seiner Kolonialpolitik noch eine Physiognomie mit leidlich verständigen Zügen zu geben. Alle seine Biegsamkeit aber konnte es nicht verhindern, daß er sich zahlreiche Feinde gemacht hat, die seine Entlassung freilich nicht direkt herbeigeführt haben, aber die schließlich den Boden doch so unterhöhlten, daß Dr. Kayser sich wohl veranlaßt fühlte, den Kampf aufzugeben.

Dr. Kayser hat im Kolonialrath, die Intriguen, die gegen ihn gesponnen worden sind, mit einer leidenschaftlichen Offenheit geschildert, wie scheidende Beamte das in Deutschland nicht zu thun pflegen. Diese Explosion zeigt, wie viel Erbitterung sich in der Brust dieses Mannes angehäuft hatte.

Wir haben gar nichts dagegen, daß ein Beamter, der seinen Posten verläßt frei von der Leber fortspricht, und daß jene Bismarck'sche Tradition fällt, die zur Bequemlichkeit des damaligen Reichskanzlers jeden früheren Mit-

Arbeiter für Lebenszeit, bei Strafe als unpatriotisch zu gelten, ein Schloß vor den Mund legte und ihn zwang, seinerseits jede Verunglimpfung über seine bisherige Amtsthätigkeit als stummer Büßer über sich ergehen zu lassen. Daß eine Natur, wie Fürst Bismarck, diesen Grundsatz, den er für die anderen aufgestellt hatte, für seine Person nicht gelten ließ, ist selbstverständlich und auch natürlich; daß nunmehr dieses Recht der Vertheidigung auch ein kleinerer für sich in Anspruch nimmt, ist ein weiterer Fortschritt, und an der Rede des Herrn Dr Kayser, die mit starker und überzeugender Wahrheit gegen seine Gegner nicht spart, ist gar nichts auszusetzen. An der Vergangenheit des Herrn Dr. Kayser ist freilich auszusetzen, daß er, so lange er im Amte war, statt dieselbe Energie gegen dieselben Menschen anzuwenden, lieber dem Diplomatisiren den Vorzug gab, auch dann, wenn rücksichtslose Entschiedenheit am Platze gewesen wäre. Das ist es, was auch jetzt seiner Position gegenüber seinen Gegnern schadet; sie können darauf hinweisen, wie angelegen es sich lange Zeit Herr Dr. Kayser hat sein lassen, um die heute von ihm Bekämpften zu Widersachern nicht zu haben.

Es genügt, die Namen jener Gegner zu nennen, um die Qualität ihrer Opposition zu ermessen; da ist vor Allem der Silber-Arendt, der überall dort zu finden ist, wo eine zweifelhafte phantastische Sache Stoff zu lärmender reklamehafter Bethätigung bietet; da ist Herr Schröder, der ein Vertheidiger und Beschützer seines Bruders blieb, obgleich dieser Bruder in seiner afrikanisch kolonisatorischen Thätigkeit für das Zuchthaus reif und überreif wurde; da ist endlich der Dr. Peters, der in Afrika den Nietzsche'schen Uebermenschen auf seine Art spielte, der in seinen Schriften mit Vorliebe den unglücklichen Philosophen citirt, und der den Cäsar, der jenseits von Gut und Böse wandeln darf, dadurch bethätigte, daß er ungefährliche, geflohene Wilde zum Zeitvertreib mit der Büchse von den Bäumen „herabholte“; diese moderne Umbildung des Don Quixote, der mit dem alten die Phantastik gemein hat, aber der statt des Größenwahns des Idealismus echt modern den Größenwahn der realistischen Brutalität als bewegendes Motiv in seinem Innern besitzt.

Diese schöne Vereinigung zu Gegnern zu haben, ist rühmlich und erweckt noch immer ein gutes Vorurtheil.

Der Gesetzentwurf über die **Militär-Strafprozeßordnung** ist an den Bundesrath gelangt; das ist ein Schritt vorwärts, aber auch nur einer. Wie dieser Entwurf beschaffen ist, welche Umgestaltungen er unter Umständen noch erfährt, das muß abgewartet werden, und wir vermögen leider die Zuversicht nicht zu hegen, daß dieses mühsame Werk schließlich liberalen Anschauungen entsprechen wird. Und doch kann sich die Regierung nicht darüber täuschen, daß die Bevölkerung eine Berücksichtigung ihrer gerechten Anforderungen heute dringender als je verlangt; wie dringend und bis in welche Kreise hinein solches Verlangen besteht, das zeigt die Behandlung, die Seitens der Presse das Niederstechen eines flüchtenden, wehrlosen Bürgers in Karlsruhe durch den Premierlieutenant von Brüsewitz erfahren hat.

Uns scheint, daß immer noch viel zu viel Nachdruck der Erörterung der Frage zugewendet wird, ob der **Premierlieutenant von Brüsewitz** in irgend einer Weise provozirt worden ist. Ob provozirt, ob nicht provozirt, eins steht fest, der Lieutenant handelte nicht im unmittelbaren Affekt; er stach nicht unmittelbar nach der angeblichen Provokation seinen Gegner nieder; das wäre eine Handlung, die in ihrer Leidenschaftlichkeit immer noch eine gewisse Entschuldigung gehabt hätte; er überlegte vielmehr; er ließ erst eine Zeit verstreichen; er ließ seinen Gegner das Lokal verlassen und ging dann dem Wehrlosen nach, trieb ihn, der seinerseits um Entschuldigung bat, mit dem Degen auf dem Hof in die Enge und ermordete ihn dort; oder, wie sich Herr von Brüsewitz nach seiner That befriedigt ausdrückte, „streckte ihn“, um, — gemäß seinen eigenen Worten — seine Ehre wieder herzustellen, um seine Offiziersepaulettes zu retten, und gerade auf dieses Letztere kam es ihm an.

Also die Begehung eines Mordes um die eigene Stellung sich zu erhalten und zwar eines Mordes gegen einen völlig Wehrlosen. Die Wehrlosigkeit des einen und die selbstsüchtige Ueberlegung des anderen, die dahin geht, im Nothfall selbst durch einen Mord, die Uniform zu behalten, machen die That so ganz besonders abstoßend.

Für die Oeffentlichkeit entsteht nun die Frage, wie wird nach den heutigen militärischen Anschauungen ein Mann beurtheilt, der auf Grund egoistischer Erwägung einen Wehrlosen über den Haufen sticht. Die öffentliche Meinung freilich hat ihr Urtheil gebildet.

Aber daß man über das Urtheil der Militärbehörde überhaupt im Zweifel sein kann, dies zeigt die absolute Reformbedürftigkeit unserer Zustände in dieser Beziehung. Versucht man daran festzuhalten, daß der Offizier seine Extraehre und der Soldat sein Extrarecht habe, will man dem Heer weiter den Charakter der Absonderung erhalten, den der Berufssoldat in der absolutistischen Zeit hatte, dann darf man sich auch nicht wundern, daß Heeresfragen parlamentarisch nicht nur unter dem Gesichtspunkt der militärischen Zweckmäßigkeit und der finanziellen Möglichkeit, sondern zugleich als Fragen betrachtet werden, bei denen wohl zu erwägen ist, daß ein der Gesammtheit des Volkes verderblicher Geist nicht eine weitere Ausbreitung erhalte.

Ueber die unerquicklichen Vorgänge im Wahlkreise **Glogau** hatten wir in der letzten Nummer der „Nation“ berichtet. Seitdem haben in diesem Wahlkreise zwei Versammlungen stattgefunden; eine in dem großen Marktflecken Quaritz, die andere in Glogau selbst; in Quaritz sprach der jetzige Abgeordnete des Wahlkreises, das Mitglied der freisinnigen Vereinigung, Maager und der Abgeordnete Pachnicke; in Glogau selbst hielt den politischen Vortrag des Abends Herr Pachnicke allein, da Herr Maager durch einen Trauerfall in der Familie am Erscheinen verhindert war. Beide Versammlungen sind ganz vortrefflich verlaufen; sie werden dadurch charakterisirt, daß am Schluß der vom Stadtverordnetenvorsteher Hoffmeister geleiteten Versammlung in Glogau der Justizrath Gallus die Anwesenden aufforderte, an dem bewährten Abgeordneten Maager festzuhalten, und daß die ohne jeden Mißton verlaufene stattliche Versammlung ein Hoch auf den bisherigen Vertreter ausbrachte. Mit diesem Zeugniß für die Stimmung des Wahlkreises kann man zufrieden sein, und wer wünscht, daß der Sitz nicht durch Verhetzung der Freisinnigen untereinander den agrarischen Reaktionären anheimfalle, der wird gerne auf jede weitere Polemik, so sehr sie herausgefordert werden mag, verzichten. Wir verzichten mit Vergnügen auf dieselbe, denn wir sehen unsere Aufgabe nicht darin, die Erbitterung von Freisinnigen gegen Freisinnige zu schüren.

Justizrath M. Levy, von dem die „Nation“ eine Reihe so werthvoller juristischer Artikel, wie die über das bürgerliche Gesetzbuch, erhalten hat, und der noch kürzlich bei uns über den in Berlin abgehaltenen Anwaltstag berichtete, ist der ruchlosen That einer Anzahl halbwüchsiger verbrecherischer Bengel zum Opfer gefallen; sie stiegen in seine Wohnung ein, verletzten ihn tödtlich und seine Frau leichter und mußten dann fliehen, ohne einen Raub ausführen zu können. Wenn diese That neben der Brutalität etwas auszeichnet, so ist es die stupide Dummheit des Planes.

Mit Justizrath Levy ist ein Anwalt gestorben, der auf der Höhe der Wissenschaft stehend, die Wissenschaft fortbilden half; seine mit G. v. Wilmowski zusammen herausgegebene „Civilprozeßordnung mit Kommentar“ ist berühmt genug; und der als Rechtsanwalt in Mitten des Lebens stehend die Fühlung mit den praktischen Bedürfnissen des Tages nie verloren hat; der deshalb auch auf seinem Gebiet ein hervorragender populärer Schriftsteller gewesen ist, wie er denn mit seinen Artikeln bei uns über das bürgerliche Gesetzbuch sich ausgesprochener Maßen das Ziel gesetzt hatte, das Verständniß und das Interesse für das Zustandekommen

des großen nationalen Werkes außerhalb der engen Zunft der Juristen zu fördern. Diese Fähigkeiten für das praktische Leben waren es zugleich, die diesen Mann der Wissenschaft und diese noble Natur seine Kräfte für zahlreiche humanitäre Bestrebungen einsetzen ließ.

* * *

Der deutsche Getreidehandel unter agrarischem Regiment.

Wer gemeint hat, daß mit der Annahme des Börsengesetzes zwischen den über die Börse streitenden wirthschaftspolitischen Parteien wenigstens auf eine solche Frist ein Waffenstillstand eintreten werde, daß die praktischen Wirkungen des Gesetzes übersehen werden können, hat sich arg geirrt. Noch ist das Gesetz nicht in Kraft getreten und schon ist eine neue heftige Fehde zwischen den Vertretern des Börsenhandels und den im Bunde der Landwirthe vereinigten Führern der Agrarier entbrannt. Von amtlicher Seite sind kaum die ersten Schritte gethan, um eine dem neuen Gesetz entsprechende Neuordnung der Börsenverhältnisse in die Wege zu leiten; von dem Erlaß der Ausführungsvorschriften seitens des Bundesraths verlautet noch nichts. Aber auf eine Aufforderung des preußischen Handelsministers hin haben die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft erklärt, daß sie sich von der Mitwirkung außerhalb der Börse stehender Personen, welche mit dem Börsenwesen und dessen Technik nicht auf das Innigste vertraut sind — wie Landwirthe, Brenner, Zuckerfabrikanten, Müller — im Vorstande der Berliner Produktenbörse keinen sachlichen Nutzen versprechen können, zumal unter den Mitgliedern der Produktenbörse sich eine genügende Anzahl von Personen befinde, welche selbst Landwirthschaft oder landwirthschaftliche Nebengewerbe betrieben, auch der Staatskommissar auf schnelle Abstellung etwa hervorgetretener Mißstände hinwirken könne. Diese Erklärung ist dem Bund der Landwirthe Grund genug gewesen, sofort beim Handelsminister einen Protest zu erheben. Die Aeltesten haben es auch in Konsequenz ihres Standpunkts abgelehnt, sich an der Ausarbeitung neuer Schlußscheine für das effektive Getreidegeschäft nach dem 1. Januar 1897 zu betheiligen; der Bund der Landwirthe erblickt darin einen handgreiflichen „passiven Widerstand“ gegen die Ausführung des neuen Börsengesetzes. Die „Freie Vereinigung der Berliner Produktenbörse“, eine auf denselben gesetzlichen Grundlagen wie jeder andere wirthschaftliche Verein gebildete selbständige Vereinigung, hat aber sogar neue Schlußscheine ausgearbeitet, welche für das Getreidelieferungsgeschäft nach dem 1. Januar 1897 gelten sollen, und nun hält es der Bund an der Zeit, dem Minister einen vollständigen Plan für die Neugestaltung der deutschen Getreidebörsen mit der Dringlichkeit, über welche nur ein solcher politischer Agitationsverein verfügt, zur „hochgeneigten Berücksichtigung“ vorzulegen.

Der Kampf um den Schlußschein wird darnach den Mittelpunkt des Kampfes um die Ausführung des Börsengesetzes bilden, und jedenfalls ist der schon jetzt entbrannte Kampf in hervorragendem Maße charakteristisch für beide Parteien.

Die Berliner Getreidebörse, ebenso wie alle übrigen deutschen Getreidebörsen, ist nicht etwa eines schönen Tages auf Grund gesetzgeberischer Weisheit konstituirt worden; sie ist mit allen ihren Einrichtungen allmählich im Laufe von Jahrzehnten, man darf sagen: geworden. Denn wenn auch Sachkunde und Intelligenz der Betheiligten in allen Stadien der Entwicklung die einzelnen Organisationen geschaffen haben, so sind diese selbst doch wieder durch die unaufhaltsamen Wandlungen des Weltverkehrs nöthig gemacht, denen sich die Börseneinrichtungen immer aufs Neue anzupassen hatten. Die Börse hat auch die Kraft gezeigt, einzelne Mißstände, welche sich herausgebildet, in einer der Gesammtorganisation dienenden Weise selbst zu beseitigen. Der neue Schlußschein der Freien Vereinigung der Produktenbörse sucht von dieser Organisation zu erhalten, was sich im Rahmen des neuen Börsengesetzes erhalten läßt. Das Börsengesetz verbietet den „börsenmäßigen Terminhandel“ in Getreide und Mühlenprodukten; die neuen Schlußscheine sollen wenigstens das „handelsrechtliche Lieferungsgeschäft“ in Weizen, Roggen, Hafer, Futtergerste und Mais auch weiter ermöglichen. Die Vertragsformulare schließen von vornherein alle „Börsengebräuche“ ausdrücklich aus; von einer Lieferung in bestimmten Terminsmengen und von einer amtlichen Feststellung von Terminpreisen ist darin nicht die Rede. Für die Einzelbestimmungen sind vornehmlich die Schlußscheine (Kontrakte) der Londoner Börse, an welcher kein börsenmäßiger Terminhandel besteht, als Muster genommen. Selbst auf die Benutzung des fachmännischen Börsen-Schiedsgerichts wird verzichtet, alle Streitigkeiten sollen durch die ordentlichen Gerichte entschieden werden. Allein die Erfahrung kann lehren, ob sich mit diesen Schlußscheinen an der Berliner Börse ein Getreide-Lieferungsgeschäft erhalten läßt; die Verfasser werden sich selbst nicht der Hoffnung hingeben, von vornherein in allen Einzelheiten das Richtige getroffen zu haben, und ihre Arbeit nur als einen Versuch ansehen, auch gegenüber dem neuen Börsengesetz das Getreide-Lieferungsgeschäft auf einer unanfechtbaren gesetzlichen und zugleich die Bedürfnisse des Verkehrs berücksichtigenden Grundlage zu erhalten.

Demgegenüber will der Bund der Landwirthe mit einem von ihm entworfenen Schlußscheinformular ein ganz neues System setzen, welches angeblich den Interessen der Landwirthschaft auf das Schönste entsprechen soll. In dem Entwurf der Freien Vereinigung erblickt er nur eine Umgehung des neuen Börsengesetzes, er will dem „Effektivgeschäft“ zur ausschließlichen Geltung verhelfen. Zu diesem Zwecke soll an allen Getreidebörsen der Verkäufer dem Börsenvorstande oder seinen Vertretern bei jedem Verkaufe alle erforderlichen Beweise vorlegen, daß er das Verfügungsrecht über das betreffende Getreide besitzt, auch nachweisen, an welchem Orte und in welchem Speicher sich das Getreide befindet oder welcher bereits rollenden oder schwimmenden Ladung es entnommen werden soll! Der Verkäufer soll überdies in der Regel eine Probe der abgeschlossenen Waare bis zur Abwickelung des Geschäfts an einer dafür einzurichtenden Börsenstelle deponiren und von dieser Verpflichtung nur in besonderen Fällen entbunden werden, in denen dann aber auch eine genaue, nach den vom Bundesrath festzusetzenden Typen aufgenommene, jeden Zweifel an der Identität der Waare ausschließende Beschreibung niedergelegt werden muß. Will man diesen Vorschlag kurz charakterisiren, so kann man nur sagen, daß er die Einführung des Paßzwangs für Getreide bedeutet. Er steht gegenüber dem modernen wirthschaftlichen Verkehr auf gleicher Höhe, als wenn man heute im politischen Leben zu einem Paßzwange Metternich'scher Art greifen wollte. Nur zu Gunsten der Produzenten soll insofern eine Ausnahme gemacht werden, als der Landwirth berechtigt sein soll, aus seiner Ernte auf Lieferung soviel zu verkaufen, als er, in Betracht des Umfangs seines Betriebs, voraussichtlich aus dem Erträgniß der laufenden Ernte gewinnen wird; eine ähnliche Begünstigung ist für den Müller entsprechend dem Umfange seines Betriebs vorgesehen. Aber auch in diesen Fällen muß das Signalement des Verbrechens von der Polizei im Passe — oder, wie sich der Bund der Landwirthe beschönigend ausdrückt, die genaue Beschreibung der Waare vom Börsenvorstand im Schlußschein niedergelegt werden.

Der Bund der Landwirthe muthet dem Bundesrath bezw. dem Handelsminister allen Ernstes zu, den Ausführungsvorschriften zum neuen Börsengesetz diese Vorschläge zu Grunde zu legen, da nur auf diese Weise der Umgehung des gesetzlichen Verbots des börsenmäßigen Terminhandels wirksam entgegengetreten werden könne. Aber für eine solche Aktion der Verwaltung fehlen alle

rechtlichen Grundlagen. Das Gesetz verbietet nur den „börsenmäßigen Terminhandel" (§ 50) und unter diesen Begriff fallen (§ 48) nur solche Lieferungsgeschäfte, welche „nach Geschäftsbedingungen geschlossen werden, die von dem Börsenvorstande für den Terminhandel festgesetzt sind und für die an der betreffenden Börse eine amtliche Festsetzung von Terminpreisen erfolgt." Der Bund der Landwirthe will aber jedes Lieferungsgeschäft verboten wissen, wofern der Verkäufer nicht im Augenblick bereits das Verfügungsrecht über die zu verkaufende Waare besitzt. Keine Bestimmung des Börsengesetzes ertheilt dem Bundesrath oder irgend einem Landesminister die Vollmacht, eine diesem Vorschlage entsprechende Ausführungsvorschrift zu erlassen. Im Gegentheil steht vielmehr in Preußen ebenso nach dem Handelsgesetzbuch wie nach dem Allgemeinen Landrecht jedem Kaufmann, ja jedem Bürger das Recht zu, mit voller gesetzlicher Wirkung eine Waare zu verkaufen, über welche er im Augenblick des Verkaufs noch nicht verfügen kann — wenn er dafür nur einen Käufer findet. Den zur Ausführung des Börsengesetzes berufenen höchsten Reichs- und Landesbehörden muthet demnach der Bund der Landwirthe mit seinen Vorschlägen nichts Geringeres zu, als eine handgreifliche Ungesetzlichkeit zu begehen.

In wirthschaftlicher Hinsicht ist es um seine Vorschläge nicht einen Deut besser bestellt. Die Wortführer des Bundes muthen dem Bundesrath und dem preußischen Handelsminister die Einführung eines Systems zu, das in keinem einzigen Kulturstaate besteht. Getrieben von dem Wahn, daß vor Allem dem „Papiergetreide", dem auf Schlußscheine im Termingeschäft gehandelten Getreide der Garaus gemacht werden müsse, fordern sie die völlige Abschaffung des Lieferungshandels in einem Umfange, daß sie sich mit allen Bedürfnissen des wirthschaftlichen Lebens unserer Zeit in schroffen Widerspruch setzen. Nur in den Anfängen des Handelsverkehrs und heute noch im kleinen Konsumverkehr ist es üblich, daß der Verkäufer allein die Waare verkauft, die er unmittelbar in Händen hat. Im größten Theil alles Handelsverkehrs und aller Gewerbethätigkeit erfolgen Verkaufsabschlüsse, ohne daß der Verkäufer bereits über alles Material verfügt. Man denke sich z. B. eine Lokomotivausschreibung mit langer Lieferung. Die Submittenten verfügen sicher sämmtlich noch nicht bis zur letzten Niete über das für ihre Produkte erforderliche Material; manches Eisen, das sie verwenden werden, mag noch nicht aus dem Hochofen gekommen sein, manche Kohle, die zu allem Material erforderlich, mag noch ungebrochen in der Zeche ruhen, und für beide mögen feste Abschlüsse noch ausstehen. Der Einzelne kann sich auch gar nicht anders versorgen, weil er nicht weiß, ob er den Auftrag erhält. Insgesammt aber bieten darum die Submittenten auch viel mehr Lokomotiven an, als zu liefern sind, gewissermaßen Papierlokomotiven. Man verfolge nur einmal den Geschäftsbetrieb in tausend anderen Branchen und man wird überall zu ähnlichen Ergebnissen kommen.

Würde denn auch das neueste Handelssystem nur der Landwirthschaft wirklich Nutzen bringen? So lange der Terminhandel besteht, kann der Provinzhändler das Getreide, welches er dem Landwirth abkauft, alsbald auf Termin an einer Getreidebörse verkaufen, sein Risiko also auf ein Minimum verringern und in Folge dessen dem verkaufenden Landwirth den verhältnißmäßig besten Preis zahlen. Ist der Provinzhändler aber nicht mehr im Stande, sich in solcher Weise gegen Verlust zu decken, so muß er entsprechend dem größeren geschäftlichen Risiko auf einen höheren Gewinn rechnen und dem Landwirth verhältnißmäßig weniger zahlen. Auf den Landwirth selbst müssen die Folgen eines Zwangssystems zurückfallen, welches angeblich im Interesse der deutschen Landwirthschaft den heute hochentwickelten deutschen Getreidehandel zerschlagen will, um dann von einem verkümmerten Geschäft bessere Preise für das deutsche Getreide zu erzielen! Der wirthschaftspolitische Grundfehler der agrarischen Wortführer liegt darin, daß sie, um die Getreidepreise zu steigern, ihr Augenmerk nur auf eine zwangsweise Verminderung des Angebots von Getreide seitens des Handels richten, ohne zu bedenken, daß sie durch diesen Eingriff in das wirthschaftliche Leben auch eine entsprechende oder noch stärkere Verminderung der Nachfrage seitens des Handels als nothwendige Folge heraufbeschwören. Die jetzt von dem Bunde der Landwirthe aufgestellten Forderungen gehen weit hinaus über das, was ihnen das neue Börsengesetz bereits gewährt hat; sie erstrecken sich auch viel weiter, als der Wirkungskreis der Berliner Produktenbörse reicht. Sie wollen z. B. den sogenannten Vorbörsen (Frühbörsen) für jetzt und alle Zukunft ein Ende machen; alle solche „Ansammlungen von Interessenten zwecks Abschlusses von Getreidegeschäften sollen überhaupt verboten und durch die Staatsgewalt wirksam verhindert werden". Mit einiger Phantasie kann man sich vorstellen, wie solche Zusammenrottungen von Verbrechern, die Abschlüsse auf Getreide machen wollen, durch die Schutzmannschaft oder Gendarmerie, nöthigenfalls durch die alarmirte Garnison zu Paaren getrieben werden. Aber auch der gesammte Handel in allen Agrarprodukten soll unter polizeiliche Kontrolle, verschämterweise staatliche genannt, gestellt werden. Nach dem Wunsche des Bundes der Landwirthe soll nämlich eine Centralstelle eingerichtet werden, welche den gesammten Handelsverkehr in Agrarprodukten fortlaufend kontrolliren, alle Preisdisparitäten prüfen und auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung Anregungen und Anträge produziren soll. Mit anderen Worten, der gesammte Handel in allen Agrarprodukten soll in Deutschland dem Willen des Bundes der Landwirthe unterstellt werden.

Wenn es dessen noch bedurft hätte, so müßte dieses neueste Vorgehen der Agrarier den deutschen Handelsstand in allen seinen Zweigen lehren, weß Geistes Kind die heutige agrarische Bewegung ist. Mögen manche Theile des Handelsstandes bei der Beschränkung des Börsenverkehrs noch gleichgültig, in vereinzelten Fällen vielleicht beifällig zugesehen haben. Die neueste Elaboration des Bundes der Landwirthe muß auch in den hoffnungsreichsten Kreisen alle Illusionen zerstören, denn sie proklamirt eine Verfolgung des Handels, die vor keinem einzelnen Zweige mehr Halt machen kann; jeder kann das „agrarische Regiment" kennen lernen. Nur das Vertrauen auf die politische Macht, welche sie zu besitzen glauben, kann die Agrarier zu solchen Forderungen veranlassen, welche die Thorheit und Ueberhebung selbst sind; nur ein entschlossener und einmüthiger, mit aller Kraft auf ein Ziel gerichteter Widerstand Aller, die dem Handelsstande angehören, wird auf politischem Gebiet einen erfolgreichen Widerstand wirksam unterstützen können.

M. Broemel.

Die Berliner Polizei.

Vor einigen Jahren wurde ein Gesetz erlassen, welches die Pflicht der Städte, die mit staatlicher Polizeiverwaltung versehen sind, regelt, zu den Kosten dieser Polizeiverwaltung beizutragen. Das Gesetz ist ein Steuergesetz, aber ein Steuergesetz von ganz besonderer Art. In allen übrigen Fällen stellt der Gesetzgeber die Grundsätze fest, nach denen die Steuer erhoben werden soll; in diesem Gesetze sind die Steuersätze festgestellt, welche dem einzelnen Steuerpflichtigen auferlegt werden. Der Stadt Berlin wurde ein Satz für den Kopf der Bevölkerung auferlegt, welcher den Satz, der in anderen Städten erhoben wird, in ganz unverhältnißmäßiger Weise übersteigt. Die Höhe dieses Satzes haben die Staatsregierung und die beiden Häuser des Landtages aus der Tiefe ihres Gemüthes geschöpft, denn irgend eine objektive Norm zu finden, nach welcher man den Satz berechnen könnte, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Den konservativen Mehrheiten des Landtages ist es offenkundig ein Vergnügen gewesen, die Stadt Berlin hochzunehmen. Berlin

kann ja zahlen; Berlin ist reich und die Landwirthschaft leidet Noth. In ein Steuergesetz, das auf Prinzipien beruht, kann man sich finden, selbst wenn man die Prinzipien, auf denen es beruht, für falsch hält; ein Gesetz, bei welchem die Höhe der Steuersätze von dem willkürlichen Ermessen dessen abhängt, der die Steuer zu empfangen hat, wird immer den Eindruck der Ungerechtigkeit hervorbringen. Es ist zu bedauern, daß der Minister Herrfurth, der mit manchen guten Absichten, die er gehegt hat, gescheitert ist, mit dieser schlechtesten seiner Schöpfungen Erfolg gehabt hat.

Für das viele Geld, welches die Berliner für die Polizeiverwaltung aufbringen müssen, ist ihnen wenigstens das Recht zuzugestehen, an den Leistungen der Polizei Kritik zu üben und diese Kritik kann unmöglich günstig ausfallen. Es sind in den letzten Jahren und noch in den letzten Monaten eine Reihe von Mordthaten verübt worden, deren Thäter unentdeckt geblieben sind. Eine vollständige Aufzählung derselben ist mir unmöglich; einige sind darunter, bei denen es schwer begreiflich ist, wie sie unentdeckt bleiben konnten. An einem mondhellen Sonnabend wird an einer belebten Stelle des Thiergartens eine Frau durch einen Pistolenschuß getödtet. In einer anrüchigen Wirthschaft wird ein liederliches Frauenzimmer in bestialischer Weise abgeschlachtet. In beiden Fällen entkommen die Thäter, obgleich ihnen anfänglich Menschen auf der Spur sitzen. Vor einiger Zeit wurde folgender Fall berichtet: Im Thiergarten wird ein Raubanfall gemacht und ein in der Nähe postirter Schutzmann wird um seine Hilfe angerufen. Er soll darauf erwidert haben, er dürfe seinen Posten am Kreuzwege nicht verlassen. Hoffentlich ist diese Darstellung falsch, aber obwohl sie in der Presse stark unterstrichen wurde, ist sie niemals berichtigt worden.

An Eifer fehlt es der Polizei nicht, aber sie entwickelt diesen Eifer zuweilen an einer falschen Stelle. Noch in den letzten Tagen, als eine ungewöhnliche Bluthat die Bevölkerung Berlins in große Aufregung versetzte, wird folgende Thatsache berichtet. Ein junges Mädchen aus tadelloser Familie wird in früher Morgenstunde aus dem Hause geholt, gezwungen, eine bestimmte Kleidung anzulegen und in dieser der Polizei vorgeführt. Sie war genöthigt gewesen, wiederholt einen Zahnarzt aufzusuchen und in dem Hause, in welchem der Zahnarzt wohnte, wohnte in einem anderen Stockwerke eine der Kuppelei verdächtige Person. Die Vernehmung auf der Kriminalpolizei endigte damit, daß man ein vorgefallenes Mißverständniß bedauerte.

Die Berliner Polizei ist zahlreich genug, um den Sicherheitszustand der Stadt aufrecht zu erhalten, aber die Kräfte werden an falscher Stelle eingesetzt. Rudolph von Gneist hat einmal den bestehenden Zustand sehr treffend gezeichnet, indem er sagt, die Polizei sei ein schreibendes Gewerbe geworden. Der Büreaudienst nimmt eine Reihe von Personen in Anspruch; das Meldewesen, die Kotrolle darüber, ob die Marken der Altersversicherung gehörig geklebt sind, nimmt eine ungezählte Menge von polizeilichen Arbeitsstunden in Anspruch. An jeder Ecke sieht man einen Schutzmann, der in sein Buch eine Notiz einschreibt; sehr viel seltener sieht man, daß er einschreitet, um den Uebelstand, den er soeben notirt, auf frischer That abzustellen. Die unzweckmäßige Einrichtung des reitenden Schutzmanns an den belebten Straßenecken besteht jetzt schon seit mehr als zwanzig Jahren; der Mann kann von seinem Pferde herab unmöglich Hand anlegen, um einem Mißstand abzuhelfen. Wie anders wird in London oder Wien der Wagenverkehr durch das Eingreifen der Polizei geregelt. Hier hält man es für das Wichtigere, einen befriedigenden Zustand sofort herzustellen, während man in Berlin sein Augenmerk hauptsächlich darauf richtet, daß der welcher gegen eine Polizeiverordnung verstoßen hat, ein Strafmandat erhält. Welche Thätigkeit zuweilen die Polizeibeamten sich gestatten, ist aus dem Falle des Schutzmanns Ihring in lebhafter Erinnerung. Die polizeiliche Beaufsichtigung von Vereinen, in denen ruhestörende Verbrechen gewiß nicht begangen werden, absorbirt gleichfalls eine Menge von polizeilicher Kraft.

Die Mörder des Justizraths Levy sind entdeckt; der eine befindet sich in Haft, der andere ist seinem Namen und seiner körperlichen Erscheinung nach bekannt und wird ohne Zweifel lebend oder todt ermittelt werden. Der Fall hatte um der Persönlichkeit des Ermordeten willen, einer lauteren, hochgestimmten Natur, ungewöhnliches Aufsehen erregt und das Debetkonto der Kriminalpolizei hätte sich wesentlich erhöht, wenn sie auch diesmal wieder einen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt hätte. Aber ihre Umsicht und Thätigkeit zu rühmen, hat sie auch diesmal keine Veranlassung gegeben. An sich ist es doch erstaunlich, daß in der Morgendämmerung zwei Menschen mit blutbedeckten Kleidern durch die Straßen der Stadt weite Wege laufen können, ohne einem Sicherheitsorgane aufzufallen. Dann aber ist es ein Gegenstand des Vorwurfs, daß eine Mordthat, die am Sonntag früh verübt worden ist, erst im Laufe des Montags durch die Druckerpresse öffentlich bekannt gemacht wird, weil die Sonntagsruhe hindernd im Wege stand. Freilich versuchte die Polizei eine öffentliche Bekanntmachung herbeizuführen; aber es blieb eben bei dem Versuch. Es lag daher die Gefahr vor, daß die Spuren der Thäter verwischt werden, und wenn die Entdeckung doch gelungen ist, so ist das ein Glücksfall, aber kein Verdienst der Polizei.

Wir haben einen neuen Minister des Innern und einen neuen, noch jungen Polizeipräsidenten. Beiden muß die Erwägung nahe liegen, daß in der Berliner Kriminalpolizei Reformen dringend nothwendig sind. Die Formen der polizeilichen Recherchen müssen sich mehr den Verhältnissen einer Großstadt anpassen. Man wird die Kräfte auch in anderen Kreisen suchen müssen, als denen der versorgungsberechtigten Unteroffiziere. Als Direktor der Berliner Kriminalpolizei fungirt seit undenklicher Zeit derselbe Herr; er muß inzwischen ziemlich alt geworden sein. Die Zeitungen rühmen ihm nach, daß er nach jedem großen Verbrechen, sei es Mord, Brandstiftung oder sonst etwas, an der Stätte des Verbrechens erscheint und sie in Augenschein nimmt. Das ist etwas, aber kaum genug. Das Bedürfniß, die Organisation der Kriminalpolizei von Grund aus umzuändern, ist ein dringendes und um es zu befriedigen, wird es frischer Kräfte bedürfen.

Alexander Meyer.

Die hessischen Landtagswahlen.

In einer Zeit, in welcher so viel von den Differenzen, die in der nationalliberalen Partei offen zu Tage treten, geredet und geschrieben wird, dürfte es angezeigt erscheinen, einen Rückblick auf die jüngst erfolgten hessischen Landtagswahlen zu werfen.

Zum Verständniß sei vorausgeschickt, daß die zweite Kammer der Landstände 50 Abgeordnete zählt, welche indirekt gewählt werden. Die Städte Darmstadt und Mainz wählen je 2 Abgeordnete, die Städte Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms und Bingen je 1 Abgeordneten, die übrigen 40 Abgeordnete nominiren die aus Städten und Landgemeinden gebildeten Wahlbezirke.

Die nationalliberale Partei hat lange Jahre in der Kammer eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt, nicht zum Segen des Landes; begreiflicherweise; denn man braucht sich nur zu erinnern, daß Herr Osann, Graf Oriola und Freiherr von Heyl, reaktionäre Agrarier, wie sie im Buche stehen, die Repräsentanten des hessischen Nationalliberalismus im Reichstage sind. Die nationalliberale Partei hat bei uns eine unbegreifliche Eisenbahnpolitik der Regierung unterstützt, die mit dem Verkauf des hessischen Antheils der Main-Weserbahn an Preußen begann und mit dem Aufgehen der Ludwigsbahn in diesem Bundesstaat ihr Ende gefunden hat. Fast fünfundzwanzig Jahre hat diese Partei unumschränkt geherrscht; die Opposition bestand nur aus wenigen Freisinnigen und dem Centrum, welches über eine Anzahl fester Sitze verfügt.

Ein lebhafteres Tempo und damit mehr Interesse kam in die gemüthlichen Kammerverhandlungen, als die Sozialdemokraten sich für die Landtagswahlen interessirten. Vor sechs Jahren eroberten sie Mainz und setzten sich in der Umgegend von Offenbach fest. Rein sozialistische Interessen zu vertreten, war für sie bei den engen Kompetenzen eines Landtags nicht gegeben; in richtiger Erkenntniß der Lage wandten sie sich mehr der Vertretung sozialpolitischer Gesichtspunkte zu und sie haben z. B. mit dazu beigetragen, daß die Fabrikinspektoren vermehrt wurden, sie sind es gewesen, die die Frage der Anstellung eines weiblichen Fabrikinspektors aufs Tapet gebracht haben.

Die wichtigste Vorlage, die bezeichnender Weise dem XXIX. Landtage kurz vor seinem Schlusse noch vorgelegt wurde, war der Eisenbahnvertrag mit Preußen und die Verstaatlichung der Ludwigsbahn. — Die Zeit zum Studium der Entwürfe war recht kurz bemessen, doch die Regierung drängte zur Entscheidung. Sie verhehlte sich wohl dabei nicht, daß man doch nicht sicher sein könne, welches Gesicht der neue Landtag zeigen werde und in dieser Erwägung handelte sie. Vergebens erbat die Opposition Aufschub der Berathung bis zum Herbst, dabei betonend, daß sie gar keine prinzipielle Gegnerin der Verstaatlichung der Ludwigsbahn sei; die nationalliberale Majorität blieb taub, ihr Führer war für die Regierungsvorlagen und damit war ihre Verabschiedung gesichert. Dieses Vorgehen der nationalliberalen Partei hat im Lande böses Blut gemacht, und die Opposition hat geschickt operirt, indem sie die Bahnfragen zur Wahlparole machte.

Die Nationalliberalen fingen an, sich unsicher zu fühlen, als die kräftige Agitation der Gegner einsetzte. Die Opposition darf mit ihren Resultaten in gewissem Sinne zufrieden sein; sie hat erreicht, daß die nationalliberale Majorität nur mehr 26 Stimmen beträgt gegen 24 der geschlossenen Opposition, zu welcher letzteren alles gehört, was nicht nationalliberal ist. Das ist etwas, wenngleich wir freilich wünschten, daß die Opposition einen anderen Charakter hätte, als sie hat, daß sie vor Allem aus Freisinnigen bestände; immerhin ist es uns wohl, daß der Druck der Parteidespotie der Nationalliberalen von uns genommen ist. Diese Herren besetzten das Büreau mit Leuten ihrer Schattirung und mit wenig Ausnahmen sandten sie nur ihre Anhänger in die Ausschüsse. Das wird jetzt wohl anders werden; man wird jetzt auch den Gegnern gerecht werden und ihnen im Büreau und den Ausschüssen eine geeignete Vertretung gewähren müssen, so daß auch damit ein regeres politisches Leben in der Kammer sich zum Vortheil des Landes entwickeln dürfte.

Darmstadt. Lindl.

Aus unserem Citatenschatz.

„Das Vaterland retten, sagt Gentzen's erster Mensch, heißt den preußischen Adel wieder in seine Rechte einsetzen, ihn unbesteuert zu lassen, damit er, nach einer kurzen Negoziazion, dem Monarchen sein don gratuit frei darbringen könne. Dazu muß der Mensch unauflöslich an den Boden gefesselt bleiben." Wie die Montmorency's der Ukermark sich müssen gefreuet haben, was nutzlos in ihren armen Seelen lag, in so schulgerechte Dogmen gegossen, in so gebildeter Sprache von einem talentvollen Schriftsteller ausgedrückt zu sehen! An Raum und Zeit ist dieser Kastengeist nicht gebunden. Gespensterartig wird er sich drohend einst wieder zeigen, wenn ich nicht mehr sein werde. . . . Benjamin Constant hat diesen unbeweglichen Erbtheil der Gesinnung sehr hübsch in der Parabel des Schiffbruchs ausgedrückt: ‚Grand Dieu, je ne suis pas assez indiscret pour vous prier de nous sauver tous. Sauvez-moi tout seul.'

A. v. Humboldt an Varnhagen, 8. Juni 1839.

Zwei sicilische gelehrte Patrioten.

Michele Amari*) und Saverio Cavallari.

Es ist ein interessanter und wichtiger Briefwechsel, den der berühmte Litterarhistoriker und Professor zu Pisa, A. d'Ancona, in trefflichster Weise veröffentlicht hat: interessant und wichtig wegen des geschichtlichen Inhalts vieler hier mitgetheilten Briefe und vor Allem um der Person willen, die seinen Mittelpunkt bildet. Auch die Briefe zahlreicher Korrespondenten Amari's sind von allgemeiner Bedeutung. Finden sich doch unter ihnen die politisch und litterarisch wichtigsten Italiener unseres Jahrhunderts und Männer wie Walter Scott, Renan, Michelet u. A. vertreten. Zu dem Elogium, das der Herausgeber seinem Freunde in der Accademia della Crusca in Florenz gehalten, hat dieser autobiographische Aufzeichnungen, die allerdings schon früher benutzt waren, und Mittheilungen von Familienangehörigen und Freunden verwerthet, ein möglichst vollständiges Verzeichniß der zahlreichen Schriften und parlamentarischen Arbeiten des überaus thätigen Gelehrten geliefert und in den Anmerkungen zu den Briefen sehr sorgfältige Nachweisungen über die Lebensschicksale der in den Briefen auftretenden Personen gegeben. Das schön ausgestattete Buch ist mit einem trefflich gelungenen Porträt Amari's geschmückt. So vereinigt sich bei dieser Publikation Alles, um sie zu einer wohlgelungenen zu machen.

Der Unterzeichnete, der mehr als zwanzig Jahre in einer ununterbrochenen, anfänglich nur wissenschaftlichen, dann aber später freundschaftlichen Korrespondenz mit dem italienischen Gelehrten und Patrioten gestanden hat, muß hier darauf verzichten, auch nur eine Skizze seines Lebens zu geben. Die Redaktion der „Nation" würde ihm nicht den nöthigen Raum zur Verfügung stellen können, um die ganze Persönlichkeit seines Freundes und die so heterogenen Richtungen der Thätigkeit desselben, seine großen wissenschaftlichen Verdienste und seine hervorragenden politischen Dienste, die er in entscheidenden Epochen der Geschichte Siciliens und Italiens seinem Vaterlande geleistet hat, auch nur einigermaßen in ihrem Zusammenhange und Umfange in das rechte Licht zu setzen. Seiner Freundespflicht ist er auch schon durch einen Nachruf im Septemberhefte der „Deutschen Rundschau" von 1889 gerecht geworden. Das Elogio von A. d'Ancona entwirft auch ein so wohl ausgeführtes Bild des Mannes, daß wir auf es nach jeder Richtung hin verweisen können. Es mag uns deshalb hier nur verstattet sein, auf die wesentlichsten Bestandtheile des Carteggio, nebst kurzen Hinweisen auf das Leben des Briefschreibers, mit wenigen Worten aufmerksam zu machen.

Eröffnet wird die Briefsammlung durch ein merkwürdiges Schreiben, das Walter Scott in seinem Todesjahre (1832) von Neapel aus an den sechsundzwanzigjährigen Beamten in der neapolitanischen Kanzlei zu Palermo richtete, um ihm für seine Uebersetzung des bald vergessenen Gedichtes „Marmion" zu danken und der Uebersetzung desselben den pekuniären Erfolg zu wünschen, den das Original ihm gebracht habe. Es folgen dann Briefe von litterarisch thätigen Sicilianern an Amari, der sich durch einzelne Aufsätze historisch-politischen Inhalts früh einen Namen gemacht hatte. Hätte der junge Beamte, der täglich acht Büreaustunden hatte, nicht eine „eiserne Konstitution" gehabt, wie hätte er neben seinen amtlichen Geschäften und der Erfüllung seiner Pflichten als Familienhaupt noch ernste wissenschaftliche Studien treiben können? Denn nachdem sein Vater, Ferdinand Amari, der gleichfalls eine kleine Beamtenstelle innegehabt hatte, wegen seiner Betheiligung an einer der zahlreichen Verschwörungen zur Wiederher-

*) Alessandro d'Ancona, Carteggio di Michele Amari. Raccolto e postillato coll'Elogio di lui letto nell'Accademia della Crusca. Vol. I. e II. Torino. 1896. Roux, Frassati e C.

stellung der einzig legalen Verfassung Siciliens von 1812 zum Tode und dann zu einer dreißigjährigen Arbeitshaft begnadigt worden war, mußte dessen siebzehnjähriger Sohn die Familie ernähren. War er doch schon, elf Jahre alt, Student zu Palermo geworden, um „Eloquenz, Poetik und Arithmetik“ im ersten Jahre zu studiren. Religionsunterricht im engeren Sinne gab es damals unter den frommen Bourbonen in Sicilien nicht. Amari selbst hat im zwölften Jahre zum letzten Male kommunizirt. Im dreizehnten Lebensjahre bestritt er in philosophischen Disputationen an der Universität die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele mit solchen Gründen, daß sein Professor, ein Theatiner, ihn nur durch einige Schläge mit seinem Hute widerlegen konnte. So hat Amari selbst erzählt. Von alle dem erfahren wir aus unseren Schriftstücken leider nichts. Denn der früheste Brief, der von Amari selbst herrührt und hier mitgetheilt ist, stammt aus dem Jahre 1839. Nachdem er 1838 in ein Ministerium nach Neapel versetzt worden war, dort im Archiv sehr eifrige Studien zur Geschichte des mittelalterlichen Siciliens gemacht hatte, veröffentlichte er 1841 nach seiner Rückversetzung nach Palermo von hier aus das Werk, das die Geschicke seines Lebens entschied, und den Gegenstand zahlreicher hier mitgetheilter Briefe an ihn und von ihm bildet. Wegen dieses seines Buches über die sicilische Vesper mußte Amari nach Paris fliehen, wo er rasch in Verbindung mit hervorragenden französischen Gelehrten und italienischen Patrioten aller Richtungen kam. Es würde zu weit führen, hier alle die Korrespondenten Amari's, welche in unserem Carteggio vertreten sind, zu nennen. Es seien nur, um die verschiedenen politischen Richtungen derselben anzudeuten, Massimo d'Azeglio, Antonio Panizzi, G La Farina, Guerazzi, Niccolini genannt. Von Briefen Amari's an G. Mazzini und umgekehrt hat sich nichts erhalten. In diesen Briefen wiegt natürlich das politische und patriotische Element vor. Dann gesellt sich zu ihm aber bald auch ein wissenschaftliches. Denn Amari hatte sich in Paris auf das Studium der Quellen des arabischen Siciliens geworfen, hierbei von angesehenen Männern ganz Italiens durch eine mäßige Geldsumme unterstützt. Aus den Vorarbeiten hierzu riß ihn die sicilianische Revolution von 1848 heraus. Nach Palermo zurückgekehrt, wurde er zum Deputirten gewählt und später auf den besonders dornenvollen Posten eines Finanzministers der Regierung berufen. Aber fast noch dornenvoller war seine Stellung in Paris, wohin er als Geschäftsträger des sicilischen Gouvernements neben dem Baron Friddani geschickt war, um die französische Republik zur Anerkennung der provisorischen Regierung in Palermo zu bewegen, eine Geldanleihe zu Stande zu bringen und Waffen, Munition und Schiffe zu beschaffen. Der auf diese Dinge sich beziehende Briefwechsel Amari's, namentlich mit dem Vorstande des Auswärtigen Amtes in Palermo, dem trefflichen Marchese Torrearsa, bildet die größere Hälfte des 1. Bandes des Carteggio. Er ist nicht nur für die Geschichte Siciliens in dieser stürmischen Epoche von höchster Bedeutung. Monsieur Thiers tritt z. B. hier auch in seiner ganzen politischen Einseitigkeit und französischen Beschränktheit auf. Nach dem Fehlschlagen der Revolution floh Amari, der seinen Freunden in Palermo bei dem Zusammenbruche ihrer Hoffnungen nicht hatte fehlen wollen, wieder nach Paris und nahm seine Storia dei Musulmani di Sicilia mit aller Energie wieder auf. Seinen Unterhalt verdiente er sich zum großen Theile durch die Abfassung eines Katalogs der arabischen Handschriften der großen Pariser Bibliothek. Er erhielt 200 Franks monatlich für eine tägliche Arbeitszeit von circa 5 Stunden. Daneben arbeitete Amari eine Preisaufgabe der Pariser Akademie aus, unterstützte den Duc de Luynes bei seinen Studien über Unteritalien und schrieb den 1. Band seiner Geschichte der Araber in Sicilien, der 1854 erschien. Kein Wunder, daß der unermüdlich fleißige Gelehrte einmal hier und da in seinen Briefen über die Last der Arbeit aufseufzt. Aber rasch ist er wieder guter Dinge und rühmt seine Schaffenskraft. Doch sollte er sein großes Werk in Paris nicht vollenden. Der 2. Band desselben war 1858 erschienen. Da brach der französisch-österreichische Krieg aus und Garibaldi zog 1860 nach Sicilien. Noch nach dem berühmten Jahresgruße Napoleons III. an den Baron Hübner traute Amari der Entwicklung der Dinge nicht. Er meint in einem auch sonst sehr bemerkenswerthen Briefe an Atto Vannucci (II. 57), alle „Ultramontanen“ seien Feinde Italiens; doch ließe sich vielleicht aus ihren Zwistigkeiten jetzt etwas gewinnen, wie diese seit 15 Jahrhunderten aus der Zwietracht Italiens Vortheil gezogen hätten. Dieses Mal kam es aber besser, als der schon einmal schwer getäuschte Flüchtling gefürchtet hatte. Er wurde als Professor des Arabischen 1859 nach Toskana berufen, ging 1860 nach Sicilien, wurde vorübergehend dort Minister der provisorischen Regierung und kehrte dann nach Florenz zurück, um hier eine Schule für italienische Arabisten zu bilden und sein großes Werk zu vollenden. Doch auch jetzt sollte ihm noch keine dauernde Muse hierzu erblühen. Ende 1862 berief ihn Farini in sein Ministerium als Unterrichtsminister. Sehr gegen seine Neigungen mußte er aus patriotischen Gründen annehmen und blieb in seiner Stellung bis zum September 1864. Von da an hat er sich nur noch als eifriges Mitglied des Senates des Königreiches und als hervorragender Mitarbeiter des höchsten Unterrichtsrathes Italiens an den Geschäften betheiligt. Seine Zeit widmete er seit 1864 sonst ganz den Studien. Ihre Früchte hier aufzuzählen geht nicht an. So zahlreich sind sie. Denn bis zu seinem Tode (16. Juli 1889) erfreute er sich des besten Wohlbefindens. War ihm doch auch noch 1865 durch seine Vermählung mit Louise Boucher, der Adoptiotochter seines Freundes François Sabatier, ein Familienleben erblüht, wie es kaum glücklicher gedacht werden kann.

Die Briefe, welche er mit seinen Familienangehörigen gewechselt hat, sind prinzipiell von unserer Veröffentlichung ausgeschlossen geblieben. Hatte dieselbe dadurch den Reiz verloren, uns Amari auch von seiner gemüthlichen Seite zu vergegenwärtigen, so klingen doch auch manche Töne der treuesten und zartesten Liebe zu seiner Frau und den Kindern durch die Freundesbriefe hindurch. Doch ist der vorliegende Briefwechsel durch die so ganz verschiedenen und plötzlich wechselnden Lebenslagen A.'s, durch die Mannichfaltigkeit der Interessen, die in ihm zur Aussprache kommen, schon so reich und vielseitig, daß wir diesen Ausfall leichter verschmerzen können. Natürlich nimmt derselbe, nachdem sich Amari von der politischen Bühne zurückgezogen hatte, einen immer mehr wissenschaftlichen oder familiären Charakter an. Doch wirft er auch hier und da noch scharfe Streiflichter auf die politische Lage. So sehen wir z B. aus ihm, daß Amari es war, der zuerst auf die bedeutenden Gaben des Marchese Rudini hingewiesen hat.

Es läge nahe, zum Schlusse dieser kleinen Anzeige noch eine Parallele zu ziehen zwischen dem Briefwechsel dieses italienischen Gelehrten und denen einiger deutscher Männer der Wissenschaft, die in letzter Zeit viel von sich reden gemacht haben. Aber es könnte kaum dabei eine Parallele herauskommen. Der ganze Gegensatz der modernen deutschen Entwicklung und der Italiens würde dabei zum Vorschein kommen. Der Sicilianer war auch aus ganz anderem Holz geschnitten als z B die vorzugsweise in ästhetischen Genüssen sich auslebenden Strauß und Billroth, wenn auch in manchen Grundanschauungen des menschlichen Lebens sich bei ihnen eine größere Uebereinstimmung herausstellen sollte, als das auf den ersten Blick den Anschein hat. Und der gelehrte Sicilianer hat auch ein viel glücklicheres Ende gefunden als diese beiden langsam dahin siechenden Deutschen. Trotz aller der Aufregungen, die Amari's Leben von früher Jugend an aufzuweisen hat, trotz der Noth und der ungeheuren geistigen und körperlichen Anstrengungen die er zu ertragen gehabt hat, wurde er, fast dreiundachtzig Jahre alt, mitten aus einer reichen Thätigkeit plötzlich am 26. Juli 1889 aus dem Leben gerufen. Er sah in seinem Alter sich umgeben von der treuesten Liebe der Seinigen, sein heißgeliebtes Vaterland geeinigt und von der Fremdherrschaft befreit. Gewiß, das Wort Menander's, das Gaethe

dem ersten Theile seiner Selbstbiographie vorgesetzt hat, hat auch auf Amari seine volle Anwendung gefunden. Aber auch in überreichem Maße das andere, das an der Spitze des 2. Theiles von „Wahrheit und Dichtung“ steht: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Der Briefwechsel eines bedeutenden Menschen, an dessen Leben sich diese Worte bewahrheitet haben, ist darum nicht nur interessant, sondern auch trostreich und erhebend.

Es möge mir gestattet sein, zu diesen schon vor Wochen geschriebenen Zeilen hier noch eines anderen hochbegabten Sicilianers zu gedenken, der soeben gestorben ist, ein naher Freund Michele Amari's (Carteggio II. 62) war und einer der ganz wenigen, vielleicht der einzige, Sicilianer gewesen ist, der selbständige Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Die Lebenswege von Dr. Francesco Saverio Cavallari sind dazu auch recht verschlungene gewesen.

S. Cavallari, geboren am 2. März 1809 zu Palermo, war von früher Jugend an, ebenso wie Amari, die Stütze seiner Familie. Sein Vater war früh gestorben. Es war ein großes Glück für den talentvollen jungen Zeichner, der fast als reiner Autodidakt radiren und Kupferstechen gelernt hatte, daß der Herzog von Serradifalco auf ihn aufmerksam wurde, als er bei Abfassung seines großen Werkes über die Alterthümer Siciliens einer tüchtigen jungen Kraft bedurfte. Die späteren Bände dieses Werkes hat Cavallari nicht nur mit seinen Stichen geschmückt, sondern auch einen großen Theil der Aufnahmen und Messungen der Tempel u. s. w. selbst vorgenommen. Auch an dem Prachtwerke, das der Herzog über die normannischen Kirchen Siciliens veröffentlichte, hat Cavallari mitgearbeitet. Hierdurch kam er in Verbindung mit dem ausgezeichneten Kenner der christlichen Baudenkmäler Unteritaliens H. W. Schulz, mit dem er zeichnend und messend Unteritalien durchzog und 1837 nach Rom ging. Nachdem er hier dem Deutschen bei der Illustrirung von dessen monumentalem Werke über die mittelalterlichen Denkmäler Unteritaliens beigestanden und eifrigst Architektur studirt hatte, ging er nach Sicilien zurück, um seit 1840 an dem großen Werke, das Professor Wolfgang Sartorius von Waltershausen über den Aetna veröffentlichen wollte, mitzuarbeiten. Die Beziehungen beider Männer gestalteten sich zu einer lebenslänglichen Freundschaft, und Waltershausen nahm den Sicilianer und dessen Familie mit nach Göttingen, damit dieser ihm hier seinen großen Atlas über den Vulkan steche. Das hat auch Cavallari gethan, daneben aber auch in Göttingen sich eifrigst weiter fortgebildet und hier zwei Schriften in deutscher Sprache erscheinen lassen. Die eine handelt über die Topographie des alten Syrakus (1845), die andere über „die geschichtliche Entwicklung der Künste seit der Trennung des römischen Reiches“ (1847). Am 15. Mai 1848 wurde Cavallari rite zum Dr. phil. der Georgia Augusta promovirt, verließ aber dann Deutschland, um eine Professur in Palermo anzunehmen. Doch war seine Anstellung nicht von langer Dauer. War er doch im Generalstabe der sicilischen Armee der neapolitanischen mit entgegengezogen und bei der Vertheidigung Catanias verwundet worden! Doch gelang es seinen Freunden, seine Ernennung zum Professor der Architektur in Palermo 1851 zu erreichen. Aber es litt den sicilischen Patrioten nicht in dem bourbonischen Sicilien. Er folgte 1853 einem Rufe an die Architekturschule zu Mailand, den ihm der Frankfurter Baron Bernus vermittelt hatte, und ging 1856 nach Merika, um Direktor der Akademie der schönen Künste in der Hauptstadt dieses Landes zu werden. Einer seiner Söhne begleitete ihn. Hier erbaute er vor Allem das Akademiegebäude und war als viel gesuchter Architekt ein wohlhabender Mann geworden, als der Sturz der bisherigen Regierung und der Bankerott seines Bankiers ihn seines ganzen Vermögens beraubte. Da nahm sich sein Freund Amari, der damals Unterrichtsminister war, des Armen an und berief ihn als Direktor der Kommission für die Alterthümer Siciliens. Es war das eine Ernennung, wie in sachlicher und persönlicher Rücksicht keine bessere getroffen werden konnte. Unermüdlich fleißig und thätig hat Cavallari an der Erforschung der Alterthümer und der Topographie des alten Siciliens von 1864 an mit gearbeitet und in zahlreichen mehr oder weniger wichtigen Werken und Abhandlungen zur antiken Topographie Siciliens und Unteritaliens (Sybaris) die werthvollsten Beiträge geliefert. Sein Hauptwerk wird die Topografia archeologica di Siracusa bleiben, welche er in Verbindung mit seinem Sohne Christoforo und dem ausgezeichneten Geschichtschreiber des alten Siciliens Adolf Holm 1883 bis 1891 in drei Quartbänden und einem Folioband Karten in Palermo hat erscheinen lassen. In ihm wollte der greise Gelehrte wetteifern mit den besten topographischen Aufnahmen anderer berühmter Städte der alten Welt. Die volkreichste Stadt der Hellenen sollte nicht hinter Athen und anderen Metropolen zurückstehen. Das Werk wird auch stets eine Zierde der archäologischen Topographie bleiben. Die glänzenden Entdeckungen Orsi's können es nur ergänzen.

Nachdem Cavallari bei Umgestaltung des archäologischen Dienstes in Italien zu einem der Oberingenieure der Ausgrabungen ernannt worden war, lebte er seit einigen Jahren im verdienten Ruhestande in Palermo, geistig bis in die letzten Jahre hinein frisch und angeregt. Umgeben von seiner Familie hat ihm am 1. Oktober die letzte Stunde geschlagen. — Cavallari war ein liebenswürdiger, weit gebildeter Mann, der Deutschland als das Land, dem er den größten Theil seiner Bildung verdanke, hoch hielt und die Deutschen liebte. Auf dem Trümmerfelde von Selinunt haben wir uns vor mehr als dreißig Jahren zuletzt ins Auge gesehen. Aber durch manchen Brief hat er dem Freunde sein Andenken frisch im Gedächtnisse erhalten.

Halle a. S. O. Hartwig.

Das Polarproblem.

Die glückliche Rückkehr Nansen's hat wieder die Augen der ganzen gebildeten Welt auf die in ewigem Schnee und Eise starrenden Erdzonen im äußersten Norden und Süden gelenkt, und fast wächst das Interesse an diesen unwirthlichen Gegenden von Neuem bis zu jenem Grade an, den es, dank A. Petermann's ausdauernder Agitationsarbeit, schon einmal, vor etwas mehr denn einem Vierteljahrhundert, bei uns erreicht hatte. Allerdings sind es wesentlich auch rein menschliche Gefühle, welche die große Menge der Theilnehmenden bewegen und leiten; Viele kümmern sich weniger um das, was die Reise der unerschrockenen Normannen der Erdkunde an positivem Gewinne zugebracht hat, sondern die Schicksale, welche die Reisenden selbst im Kampfe mit einer feindseligen Natur durchlebt haben, bilden den eigentlichen Anziehungspunkt. Es wäre verwunderlich, wenn es sich anders verhielte, denn bei jeder Polarfahrt spielt das rein persönliche Moment eine gewichtige Rolle, und selbst der Fachmann, welcher mit sehr nüchternen Absichten an die Lektüre derartiger Reisebeschreibungen herantritt, wird durch den spannenden Roman, der sich vor ihm entwickelt, gar häufig derart in Anspruch genommen, daß er zunächst diesem und dann erst den Ergebnissen Beachtung schenkt. Allein nachdem nun der erste, wahrlich wohl berechtigte Begeisterungsrausch vorüber ist, und nachdem bereits Nansen's Name mit ganz anderen Problemen und Projekten polarer Natur in Verbindung gebracht wird, erscheint es doch an der Zeit, an die Beantwortung der zweifellos Vielen auf den Lippen schwebenden Frage heranzutreten: Was wird durch diese polaren Expeditionen erreicht? Ist es, wie der landläufige Glaube will, nur Sportneigung und Ruhmbegierde, welche ehrgeizige Männer dazu antreibt, ihr Leben für die Lüftung des jene unerforschten Gebiete ver-

hüllenden Schleiers in die Schanze zu schlagen, oder handelt es sich thatsächlich um höhere und wahrhaft ideale Ziele? Wir halten dafür, daß letzteres der Fall sei und hoffen in vorliegendem Aufsatze diese unsere Auffassung rechtfertigen zu können.

Die bewegende Ursache freilich, welche zu allererst die Menschen veranlaßte, sich in Sunde und Archipele zu wagen, welche zu durchkreuzen bei dem damaligen Stande der nautischen Kunst ganz besonders hohen Muth voraussetzte, war hier, wie sonst auch, der Trieb nach Gewinn, der Wunsch, neue Handelswege ausfindig zu machen. Der vom Papste sanktionirte Vertrag, welchen die Kronen Spanien und Portugal zu Anfang des XVI. Jahrhunderts mit einander über die Theilung der Erde abgeschlossen hatten, sperrte den nördlichen Völkern die natürlichen Straßen nach den Gold- und Gewürzländern des Ostens wie des Westens, und wenn auch weder England noch die Niederlande gewillt waren, sich diese Monopolisirung des Welthandels gefallen zu lassen, so mußte sich ihnen doch der Gedanke aufdrängen, ob denn nicht, sei es um Amerika, sei es um Asien herum der Zutritt zu den tropischen Gewässern und Erdtheilen ebenfalls erzwungen werden könne. Seit Cabotto und Frobisher steht die nordwestliche, seit Willoughby und Barentz steht die nordöstliche Durchfahrt auf der wissenschaftlichen Tagesordnung, und wenn während dreier Jahrhunderte mit äußerstem Aufwande von Geistesarbeit, Kapitalkraft und edlen Menschenleben um die Klarstellung der einschlägigen Aufgaben gerungen ward, so hatten dabei die Interessen des Verkehrs stets ihre Hand im Spiele. Nach dieser Seite jedoch ist die Entscheidung gefallen, und die Hoffnung, daß wirklich ein Paß durch die arktischen Meere eröffnet werden könne, mußte als eine illusorische aufgegeben werden. Allerdings haben zwei ausdauernde Schiffsmannschaften unter kühnen Führern die in Rede stehenden Wege wirklich zurückgelegt; an die Namen Mac Clures und A. E. v. Nordenskiölds knüpft sich der Ruhm dieser geographischen Siege, allein die Schwierigkeiten, welche es dabei zu überwinden galt, sind so überaus große, daß sie den regelmäßigen Verkehr ein für alle mal abschrecken müssen. Nach dieser Seite hin ist mithin dem Thätigkeitstriebe des Menschen kein lockendes Ziel in Aussicht gestellt, und auch nach einer anderen Seite sind die materiellen Vortheile, welche die Erkundung des Eismeeres im Gefolge haben kann, nicht annähernd mehr mit denjenigen zu vergleichen, welche ein unternehmender Schiffer noch vor einigen Jahrzehnten einheimsen zu können hoffen durfte.

Fischfang und Jagd auf Thranthiere bildete in früheren Jahrhunderten den hauptsächlichsten Anreiz für diejenigen, welche die Eiswelt aufsuchten, und es soll nicht vergessen werden, daß wir mehreren dieser Praktiker — es sei nur an Martens, Scoresby, Johannsen und Weddell erinnert — die werthvollsten Bereicherungen unseres erdkundlichen Wissens zu danken haben. Das alles ist jetzt anders geworden, nachdem rohe Mord- und Gewinnlust die Jagdobjekte in ganz ungeheuerlicher Weise dezimirt oder zur Auswanderung nach den unzugänglichsten Schlupfwinkeln genöthigt hat. Endgültig vorüber ist die Zeit, da auf Spitzbergen die holländische Sommerkolonie Smeerenberg in hoher Blüthe stand, die Briten und Niederländer sich wegen streitiger Jagdgründe blutige Gefechte in den arktischen Buchten lieferten. Noch immer wirft zwar für den Kenner der hochnordischen Thierwelt der Walfisch- und Robbenfang einen ganz guten Gewinn ab, und die Anzahl der Schiffe, welche alljährlich aus den Häfen der Shetlands- und Orkney-Inseln, aus Tromsöe, Hammerfest und Archangelsk, aus Kanada und Neu-Fundland zu diesem Zweck auslaufen, ist keine geringe, wie denn auch die Hoffnung, daß die Bezirke jenseits des südlichen Polarkreises eine gute Ernte liefern möchten, neuerdings sich wesentlich gesteigert zu haben scheint. Allein daß dieser Zweig des Erwerbslebens noch eine sehr beträchtliche, über das gegenwärtig erreichte Maß weit hinausgehende Förderung erreichen werde, ist kaum zu erwarten, und für die Polarforschung als solche kommen rein praktische Rücksichten der hier gekennzeichneten Art nur noch sekundär in Betracht. Zumal durch Nansen ist, wie unser früherer Artikel bereits hervorhob, die wichtige Thatsache ermittelt worden, daß die Verbreitung der höher entwickelten Thiere, und nur auf solche kommt es hier an, gewisse polare Grenzen aufweist, jenseits deren die allergrößte Armuth an Organismen eintritt. Von diesen Grenzlinien aber sind die norwegischen und russischen Walfänger und Robbenschläger jetzt schon gerade nicht mehr allzuweit entfernt.

Wir glaubten diesen Sachverhalt schildern zu sollen, um darzuthun, daß die Rücksicht auf materielle Interessen, auf greifbare Errungenschaften bei der Erkundung der Polargebiete zwar keineswegs ganz in den Hintergrund tritt, aber doch auch weit davon entfernt ist, in erster Reihe zu stehen. Wir müssen es vielmehr, als ein in unserem Zeitalter der Interessenjagd wohlthuend berührendes Faktum, anerkennen: der Trieb nach Erweiterung unserer Erkenntniß ist es, welcher immer und immer wieder den Menschen zu höheren Breiten führt. Daß ein unendlicher Reiz darin gelegen ist, die Fahne des Kulturmenschen auf einem stets mehr dem Pole genäherten Punkte aufzupflanzen, liegt auf der Hand, aber es ist nicht bloß dieses subjektive Moment, welches wir zu würdigen haben, sondern es ist auch eine hohe kulturelle Pflicht, welche es zu erfüllen gibt. Dem Menschengeschlecht wird schon durch die Heilige Schrift die Herrschaft über den von ihm bewohnten Planeten zugesprochen, und zu dieser Beherrschung gehört doch zunächst die volle Kenntniß der Erdoberfläche. Wer würde nicht ein geheimes Gefühl der Beschämung empfinden, wenn er vernimmt, daß die uns zugekehrte Seite des Mondes uns sehr viel genauer bekannt ist, als sehr große Stücke der Erde, daß wir sogar auf Mars und Jupiter im Allgemeinen besser Bescheid wissen, als im Bereiche unserer Polarterritorien? Vor allem also kommt die Geographie als solche, als reine Länderkunde, in Betracht. Uns drängt es, zu erfahren, wo jenseits der Polarkreise sich Wasser, wo Land befindet, in welchem Zustande wir das Meer zu erwarten haben, aus welchem Elemente insbesondere die nähere Umgebung der Pole selbst besteht. Hierüber uns zu unterrichten, hatte Andrée's Projekt, den Nordpol zu überfliegen, sich vorgesetzt. Dasselbe ist, wie man aus den Zeitungen erfuhr, für das laufende Jahr aufgegeben worden, weil der allein das Gelingen ermöglichende Südwind sich nicht einstellen wollte; allein an der Wiederaufnahme des Versuches haben wir vor der Hand noch kein Recht zu verzweifeln*), und falls es gelingen sollte, würden wir über die obige Kardinalfrage am allerersten Auskunft erhalten. Mit Detailuntersuchungen können Ballonfahrer aus nächstliegenden Gründen sich nicht abgeben, allein gerade die Vertheilung von Meer und Festland würde von ihnen aus der Vogelperspektive mit größerer Sicherheit ermittelt werden können, als von einem Seefahrer, dessen höchsten Aussichtspunkt das „Krähennest“ seines Hauptmastes gewährt. Und für alle künftigen Vorstöße wäre eine gewisse Vertrautheit mit diesen Dingen, von denen man ja bei Aufstellung des Reiseplanes gar nicht genug wissen kann, von höchster Bedeutung.

Die Kugelkappe, welche auf der Nordhalbkugel unserer Erde noch als eine vollständige Terra incognita anzuerkennen ist, hat in neuester Zeit und namentlich eben durch Nansen eine gewaltige Verkleinerung erfahren, und es besteht für uns, als ein die berechtigte Wißbegierde einigermaßen eindämmender Umstand, kein Grund, zu vermuthen, daß innerhalb der vier uns noch unerschlossenen Breitengrade die Natur einen Anblick darbieten werde, wesentlich ver-

*) Zwischen den selbst der Ballontechnik kundigen Meteorologen waltet in der Beurtheilung des Andrée'schen Planes durchaus keine Uebereinstimmung ob. Berson z. B., dessen Stimme, nachdem er sich am weitesten unter allen Sterblichen von der Erde erhoben hat, gewiß gehört zu werden verdient, äußerte sich ganz skeptisch über eine Unternehmung, welche er offenbar nur im Lichte einer heroischen Tollheit betrachtet. Andererseits kommt Baschin, der wieder die Vertrautheit mit den Polarregionen für sich hat, zu dem Schlusse, daß der aëronautischen Lösung der Polarfrage keineswegs ein ungünstiges Prognostikon gestellt zu werden brauche.

schieden von dem, den wir eben für unsere Arktis als typisch bereits kennen. Ganz anders jedoch verhält es sich mit dem Südpolarlande, welches schon räumlich das unbekannte Geschwistergebiet des Nordens ganz bedeutend, vielleicht sechsfach, überragt. Der weiße Fleck unserer Karten, welcher den Südpol umgibt, entspricht nach Ratzel's Schätzung einem Areale von mindestens 300 000 geogr. Quadratmeilen. Man hat sich dabei gegenwärtig zu halten, daß von ernstlichem Bemühen, auch hier Entdeckungen zu machen, erst in verhältnißmäßig später Zeit gesprochen werden kann. Die älteren Geographen begnügten sich damit, in ihre Atlanten einen phantastischen Australkontinent einzuzeichnen, der ihnen zur Erhaltung des Gleichgewichtes gegenüber der Ansammlung von Ländermassen auf der Nordhemisphäre nothwendig erschien, und es war eigentlich erst Cook, der große Weltumsegler, der in diese Welt dunkler Hypothesen mit der Fackel wirklicher Beobachtung hineinzuleuchten wagte. Seit seinem Auftreten hat unser antarktisches Wissen im einzelnen wohl manchen Fortschritt zu verzeichnen gehabt, aber trotzdem fehlt es noch an jeder Sicherheit, und die Konturen der allermeisten Festlandbruchstücke, welche man als Ellis-Land, Melville-Land, Palmer-Land u. s. w. dem eisernen Bestande unseres geographischen Arsenales zuzurechnen pflegt, sind höchst unsicher. Nur soviel ist uns mit Sicherheit bekannt, daß hinsichtlich ihres Naturcharakters Arktis und Antarktis sich gegenseitig durchaus nicht in dem Maße ähneln, wie man es an und für sich erwarten sollte. Hierfür ist hauptsächlich die Verschiedenheit der Eisverhältnisse verantwortlich zu machen. Während im hohen Norden die niedrigen, mannigfach durch und in einander verschobenen Packeisfelder den landschaftlichen Ton angeben, und während die bizarren, von Gletschern abgetrennten Eisberge daneben nur dekorativ wirken, stößt im fernen Süden der Schiffer allenthalben auf hohe, keinen Durchpaß gestattende Eisbarrieren, vor denen schon mancher Entdecker widerwillig umkehren mußte. Auch mit Rücksicht auf die im Wasser treibenden Eiskonglomerate hat der scharfe Blick des Geophysikers Abweichungen herausgefunden.*) Daß trotzdem auch zahlreiche Analogien vorhanden sind, versteht sich so von selbst, daß dessen kaum besondere Erwähnung gethan zu werden braucht. Ratzel hat die Momente, in denen die beiden Polarzonen mit einander übereinstimmen, lichtvoll wie folgt, charakterisirt**):

„In ihrer Oberflächengestalt sind dieselben ausgezeichnet durch den Mangel der meist mit größeren Systemen fließenden Wassers zusammenhängenden, oft ausschließlich von diesen gebildeten Schwemmtiefländer, wodurch ein Vorwalten der Oberflächenformen von beträchtlicher Erhebung und ein auffallender Mangel an Zusammenhang der einzelnen orographischen Elemente hervorgerufen wird; ferner durch das Zurücktreten mächtiger zusammenhängender Gebirgsbildungen unter ausgedehnten schichtenhaft auftretenden Schnee- und Eismassen (Landeis); in hydrographischer Beziehung durch das Fehlen größerer Massen stehenden oder fließenden Wassers, welches vielmehr weit vorwiegend in Schnee- und Eisform erscheint; in klimatischer durch die Niedrigkeit der Mittel- und Minimaltemperaturen, das Ueberwiegen der kalten Jahreszeit, vor welcher die Wirkungen der wärmeren oft kaum zur Geltung kommen können, und durch damit zusammenhängendes, geringes Maß absoluter Feuchtigkeit und Geringfügigkeit der Niederschläge; in Bezug auf das organische Leben durch dessen ärmliche Entwicklung und Gleichförmigkeit, in Bezug auf den Menschen durch die geringen Zahlen, in denen dieser auftritt, so daß sehr viele Gebiete menschenleer bleiben, und den niedrigen Stand der Kultur, auf welchem ihn der Druck der äußeren Verhältnisse festhält“.

Eine Anthropogeographie der Antarktis scheint überhaupt nicht zu existiren, während im Norden menschliche stabile Ansiedlungen immerhin bis zum 81. Breitengrade hinaufreichen. Das von einer in den allerbeschränktesten Zuständen lebenden Rasse bewohnte Feuerland ist, soweit wir zur Zeit wissen, der südlichste Punkt der antarktischen Subpolarzone mit autochthonischer Bevölkerung; daß es sich sogar noch unter höheren Breiten wohnen läßt, haben mehrfache freiwillige und unfreiwillige Ueberwinterungen auf Süd-Georgien, im Kerguelen- und Crozetarchipel allerdings zur Genüge bewiesen. Jenseits des antarktischen Polarkreises dagegen sind noch niemals Spuren einer auch nur dereinstigen Anwesenheit von Menschen vorgefunden worden, und die Wahrscheinlichkeit, daß es bei weiterem Vordringen einmal anders kommen könne, ist eine minimale. Auch der Verbreitungsbezirk der Eskimos dürfte jetzt als ein in den Grundzügen wohlbekannter gelten, und so viele und werthvolle Ergebnisse die Völkerkunde auch noch auf diesem Arbeitsfelde zu erwarten hat, so werden doch die geographischen Eroberungen, welche wir von der Zukunft erhoffen, gerade hierfür ziemlich belanglos bleiben.*) Der Biologie überhaupt sind eben doch engere Grenzen gezogen als der physikalischen Geographie, welche recht eigentlich den bei allen polaren Forschungsreisen meist betheiligten Wissenszweig repräsentirt, und deren Tendenzen wir jetzt etwas ausführlicher zu besprechen verpflichtet sind.

Ehe wir jedoch damit beginnen, wollen wir zuvor noch eine Vorfrage streifen, die gerade für die Werthschätzung der Versuche, den Umdrehungspol selbst zu erreichen, bedeutsam erscheint. Kann nicht der nämliche Zweck, den solche mühselige und immerhin abenteuerliche Schiff- und Schlittenreisen anstreben, auch auf anderem, minder gefährlichem und in methodischer Hinsicht vielleicht noch sichereren Erfolg versprechendem Wege erreicht werden? Schon vor 21 Jahren ist diese Frage aufgeworfen und eifrigst diskutirt worden. Als im Jahre 1875 die Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Graz zusammentrat, da machte der Sachkundigsten einer, der österreichische Kapitän Weyprecht, den Vorschlag, man solle auf die Bezwingung der doch uneinnehmbaren Feste am Endpunkt der Erdachse verzichten und dafür lieber einen Gürtel wissenschaftlicher Stationen in den Außenwerken der Festung anlegen, von denen aus die systematische Erforschung der erdphysikalischen Fragen, welche sich im Polargebiete aufthun, mit Ruhe und Konsequenz bewerkstelligt werden könnte. Der Gedanke war gut und richtig, und auf Weyprecht's Anregung hin sind denn auch jene internationalen Polarstationen eingerichtet worden, durch welche wir in den letzten Jahren so viel Neues und Bemerkenswerthes erfahren haben. Abgeschlossen sollte und konnte freilich die Forschungsthätigkeit mit diesem neuen Systeme einer geregelten Beobachtungsarbeit nicht sein; wer dies geglaubt hätte, der würde nicht mit jenem dunklen, aber unwiderstehlichen Drange in der Menschenbrust gerechnet haben, der schließlich alle Schranken durchbricht, und so hat man denn auch in unserem Falle zwar das eine gethan, ganz so, wie es Weyprecht sich ausgedacht

*) Nach Feicke (die Entstehung und Verbreitung des antarktischen Treibeises, Leipzig 1893) sind quantitativ die schwimmenden Gletscherfragmente im nördlichen Eismeere gegenüber den durch Winterfrost entstandenen Eisfeldern sehr in der Minderheit; im südlichen Eismeere hingegen verhält es sich gerade umgekehrt. Der Grund des gegensätzlichen Verhaltens wird durch die Eigenart der Südhemisphäre gegeben, auf welcher das Festland gegen die Ozeane ganz und gar zurücktritt. Uebrigens gibt es auch noch andere Verschiedenheiten. So sind z. B. die antarktischen Treibeismassen gewöhnlich mit weit mehr Schutt- und Gesteinsmassen bedeckt als die arktischen, ohne daß man einstweilen noch mit Bestimmtheit sagen könnte, wo diese Festlandbestandtheile herstammen.

**) Für den fünften deutschen Geographentag (Hamburg 1885) hatten (s. o.) Geh. Admiralitätsrath Neumayer (Hamburg), sowie die Professoren Ratzel (Leipzig) und Penck (Wien) Referate über den Stand und die Absichten der Polarforschung, mit besonderer Berücksichtigung derjenigen auf der Südhalbkugel, übernommen. Die oben wiedergegebene Darlegung ist den Verhandlungen jenes Kongresses entnommen, und ebenso stützen sich darauf zum Theile auch die weiter unten folgenden, mehr theoretischen Erörterungen.

*) Welche Fülle merkwürdiger Gesichtspunkte jetzt schon das Studium der allmählich fortschreitenden Verbreitung des Eskimostammes durch die heutzutage von ihm besetzten Landstriche gewährt, thut sehr deutlich eine Abhandlung von K. Hassert dar, welche unlängst die neue, in Leipzig erscheinende und aller Empfehlung würdige „Geographische Zeitschrift“ gebracht hat. Die neuere Erweiterung unseres geographischen Horizontes ist vorzugsweise nur für die Prähistorie dieses Volkes, für die Kenntniß der Oertlichkeiten, an denen es früher ein[illegible] gelebt, fruchtbar geworden.

hatte, nicht aber das andere gelassen. Heute ist man zu der Ansicht gekommen, daß beide Methoden berechtigt sind, und daß die eine die andere durchaus nicht ausschließt. Ja, es darf sogar behauptet werden, daß gerade auch diejenigen Forschungsgebiete, in deren Dienst zuvörderst die permanenten Beobachtungsplätze gestellt sein sollen, durch diese allein noch nicht all das Material erhalten, dessen sie bedürfen. Um nur einer einzigen Spezialität zu gedenken, sei daran erinnert, daß über die Art und Weise, wie die Erscheinungsform des Polarlichtes von der geographischen Breite sich abhängig zeigt, nur wirkliche Reisen den ausreichenden Aufschluß zu erbringen vermögen, weil eben für ein und dieselbe Stelle das Phänomen stets wesentlich unter den gleichen Verhältnissen wiederkehrt. Gar manche Aufgabe, das ist zuzugeben, bedarf einer stetigen Ortsveränderung des Forschers gar nicht oder doch nur in geringerem Ausmaße, aber in vielen Fällen ist solche eine dringende Nothwendigkeit, und die Polarfahrt im eigentlichen Sinne tritt in ihre alten Rechte.

Wir sind hier bereits zu jenem Abschnitte der tellurischen Physik geführt worden, welcher an der Erkundung der Polarwelt zu allererst interessirt ist. Dies ist die Lehre vom magnetischen Verhalten der Erde, zu welcher wiederum als ein Spezialkapitel die Lehre von den Polarlichten hinzutritt. Ehedem war begreiflicher Weise nur vom Nordlicht die Rede; seit Cook's Reisen ist bekannt geworden, daß es auch ein Südlicht gibt, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß jedem Aufleuchten dieses eigenartigen Glühlichtes auf der einen ein eben solches auch auf der anderen Erdhalbkugel entspricht. Die noch vor nicht sehr langer Zeit vielfach gehegte Ansicht, daß man es hier mit den allbekannten Erscheinungen der Spiegelung und Lichtbrechung zu thun habe, ist eben auch durch die Fortschritte der Polargeographie widerlegt worden, und es waltet darüber kein Zweifel mehr ob, daß ein ähnlicher magnetelektrischer Ausgleich vorliegt, wie er in den durch schärfere elektrische Spannungen ausgezeichneten Ländern der gemäßigten Zone sich als St. Elmsfeuer und Gewitter offenbart. Man hat sogar auf hochnordischen Bergen künstliche Polarlichter zu erzeugen gelernt, und noch jede arktische Ueberwinterung hat unseren Wissensstand von dieser Aeußerung der erdmagnetischen Kraft mit neuen Einzelheiten bereichert. Aber diese Kraft selbst sind wir solange nicht vollständig zu beurteilen vermögend, als wir über ihre Bethätigung in den Polarregionen nur unvollkommen unterrichtet sind. Freilich auch davon, wie sich dieselbe in dem wenig bekannten Inneren von Südamerika, Afrika und Australien verhält, machen wir uns vorläufig noch kein klares Bild, allein das hat nicht viel zu sagen, denn eben diese Gebiete haben einen so neutralen Charakter, daß man, wenn nicht vielleicht unwesentliche, örtliche Störungen eingreifen, die magnetischen Linien durch Interpolation auch über weite Räume weg konstruiren darf, ohne auf beträchtlichere Fehler gefaßt sein zu müssen. Ganz anders sind die Dinge in der Nähe jener Brennpunkte der magnetischen Kraft gelagert, welche man als Magnetpole bezeichnet. Den einen derselben hat John Roß schon im Jahre 1831 aufgefunden, aber der andere, der Südhemisphäre angehörige, ist noch unbekannt, und seine endliche Entdeckung ist eine der vornehmsten Aufgaben, welche man der antarkischen Forschung zu stellen hat. Mit der Markirung dieses Punktes, in dessen Nähe der Kompaß seinen Dienst versagt, auf der Landkarte ist übrigens noch lange nicht allen Anforderungen Genüge gethan, vielmehr bedarf es wohl im günstigsten Falle noch vieler Jahrzehnte ausdauernder Beobachtungsthätigkeit, bis die Grundlagen für die Theorie des Erdmagnetismus in so ausgiebigen Zahlenreihen vorliegen, daß die Berechnung der Richtung und Größe der fraglichen Kraft für jeden beliebigen Erdort mit zufriedenstellender Genauigkeit erfolgen kann. Vor allem aber ist hierfür die bessere Kenntniß des magnetischen Zustandes im südlichen Polarmeere unbedingtes Erforderniß.

Nächst dem soeben besprochenen Wissenszweige hat die Geologie am meisten Ursache, sich über die Beschaffenheit der beiden Polarhauben zu unterrichten. Durch Nansen's Fahrt hat die Vermuthung, daß bis nahe an den Nordpol hin das wechselseitige Verhältniß von Felsgerüst, offenem, halb- und ganz gefrorenem Wasser ziemlich das bisher bekannte sein werde, die willkommenste Bestätigung erhalten, und nur in einem einzigen Punkte zwingt sie uns zu einer Modifikation der bisherigen Anschauungen, daß wir nicht mit seichten Meeren, sondern — worauf schon unser früherer Artikel hinwies — mit einer wirklichen Tiefsee in der Cirkumpolarregion zu rechnen haben. Die Antarktis dagegen ist für uns noch ein Land der Räthsel. Ein jüngerer Geologe wollte mittelst eines rein spekulativen Verfahrens herausgebracht haben, daß rings um den Südpol sich ein gewaltiger Kontinent ausbreite, indessen abgesehen davon, daß diese Behauptung auch in fachmännischen Kreisen auf starken Widerspruch stieß, sprechen auch klimatologische Erwägungen dafür, daß sehr viel Wasser, selbstredend mit eingelagerten Inseln, dort anzutreffen sein werde. Des weiteren besteht auch für uns Hoffnung, manch neuen Einblick in das Wesen der vulkanischen Eruptionen erlangen zu können. Von zwei aktiven Feuerbergen der antarktischen Zone, dem Erebus und Terror, besitzt man ganz bestimmte Kunde; ja, die bis jetzt angestellten Untersuchungen haben bisher dortselbst noch gar kein sedimentäres, durch Niederschlag aus dem Wasser entstandenes Gebirge erblicken lassen, wie solches den Grundstock aller Kontinente bildet, sondern alles Gestein, mit dem man bislang Bekanntschaft machte, ist aus feurigem Flusse erstarrtes. Wie Ratzel bemerkt, fand man sogar bei der Zerlegung derjenigen Vögel, welche als Steinverschlucker bekannt sind, nur vulkanische Fragmente. Wohl wäre es verfehlt, nunmehr gleich den antarktischen Archipelen das Vorkommen geschichteten Landes gänzlich abstreiten zu wollen, denn solches kann ja durch den überall auflagernden dichten Mantel gefrorenen Wassers verdeckt sein, aber eine höchst beachtenswerthe Thatsache ist das Vorwalten der Laven doch immerhin, und begreiflich wird es, daß der Geologe mit besonderer Spannung auf nähere Nachrichten aus dem Räthsellande wartet.

Die Südhalbkugel ist weiterhin „das ausgedehnteste Gebiet von Schnee- und Eiswirkungen, das wir kennen". Die dem Gletscherwanderer und auch dem arktischen Polarfahrer wohl bekannten Erscheinungen des Thauens treten in der Antarktis ganz zurück, denn selbst die lange währende Sonnenstrahlung der Sommertage ist dem dortigen gigantischen Eispanzer gegenüber anscheinend machtlos. Welche Perspektiven für die Forschung bieten sich angesichts dieses Charakters der Gegend demjenigen, welcher sie näher kennen zu lernen das Glück hat! Ebenso, wie die Erkenntniß, daß Grönland unter ewigem Binneneise begraben liegt, unser bis dahin wesentlich nur von gewöhnlichen Gletschern und Firnfeldern abstrahirtes Wissen von Eis und Schnee in vorher ungeahntem Maße vertieft hat, ebenso werden antarktische Reisen uns mit neuen Gesichtspunkten nach dieser Richtung ausstatten. Wie wird, um nur noch einiger Materien Erwähnung zu thun, das Meerwasser der Südpolarzone beschaffen sein; wie werden sich für seine Temperatur die an anderen Meeren gewonnenen Erfahrungen bewahrheiten oder korrigiren lassen; welche Strömungen werden das cirkumpolare Becken durchfurchen, wird durch Vertikalcirkulation kaltes Südpolwasser auch den Oberflächen wärmerer Meerestheile zugeführt, so wie dies betreffs arktischer Zuströme bereits nachgewiesen worden ist? Wie dringend die Pflanzengeographie auch ihrerseits auf der Erschließung der Antarktis bestehen muß, hat einer der besten Kenner dieses Faches, Professor Drude in Dresden, mit Hinweis auf die selbständigen Anfänge einer neuen organischen Welt im hohen Norden betont. Freilich kommen dabei nicht bloß die noch jetzt dort lebenden Gewächse in Frage, die nach Arten- und Individuenzahl vielleicht noch spärlicher vertreten sind, als unter gleicher nördlicher Polhöhe, sondern gerade die Pflanzenversteinerungen liefern den Schlüssel zur Ermittelung der Klimaverhältnisse, welche in älteren geologischen Zeitaltern am fraglichen Orte die herrschenden waren. Und wenn die Arktis von deutlich wahrnehmbaren Klima-

schwankungen betroffen worden ist, weshalb sollte nicht für die Antarktis das gleiche angenommen werden dürfen? Die Paläontologie, die Lehre von den fossilen Organismen, darf somit gleichfalls von dem die Südpolarforschung neu belebenden Zuge günstiges für sich erwarten, aber sonder Zweifel wird auch die Thierkunde als solche mit ganz neuen oder doch mit eigenthümlich differentiirten Lebewesen Bekanntschaft schließen müssen.*) Wie man sieht, gibt es kaum einen Bestandtheil der allgemeinen Wissenschaft von der Natur, der nicht durch intensiveres Betreiben der antarktischen Forschung auch für sich günstige Folgen zu erwarten das Recht hätte.

So wird man denn auch darüber sich nicht wundern können, daß der Wunsch, ja die Forderung nach weiterer Erschließung eines uns nur in seiner äußersten Randzone bekannten Erdtheiles sich immer lauter und gebieterischer geltend gemacht, daß bei den Zusammenkünften der Geographen und Naturforscher die Südpolarfrage mehr und mehr zu einer beherrschenden Stellung gelangt. Zwar bleibt auch im Norden noch genug zu leisten übrig, aber insofern ist dieser Theil des gemeinsamen Polarproblemes doch etwas minder wichtig geworden, als die Großthat Nansen's uns das Recht gegeben hat, vorläufig bei der erreichten Etappe stehen zu bleiben. Die Agitation für die Erforschung der Antarktis andererseits nimmt unausgesetzt an Lebhaftigkeit zu, und es ist insonderheit das Verdienst Neumayer's, den Regierungen der Kulturstaaten ebenso wie den vom Glücke vor ihren Mitmenschen begünstigten Bewohnern dieser Länder die Ehrenpflicht zu Gemüthe zu führen, welche es zu erfüllen gilt, und welcher ohne ein stattliches Aufgebot materieller Mittel nicht genügt werden kann. Allein nicht dabei beruhigt sich der genannte Gelehrte, sondern unermüdlich ist er gleichzeitig bestrebt, durch sorgfältigste Abwägung aller geographischen und geophysikalischen Bedingungen die Wege aufzuzeigen, durch deren Betretung die Ueberwindung der hemmenden Eisschranken am ehesten gesichert erscheint. Noch weiß man nicht mit Gewißheit, ob Nansen in der That gewillt ist, seine den reichsten Schatz polarer Erfahrungen in sich schließende Person in den Dienst der antarktischen Sache zu stellen; geschieht es, so ist die Hoffnung keine allzu optimistische, daß in wenigen Jahren ein die südliche Polarzone behandelnder Aufsatz mit positiveren Angaben vor seinen Lesern erscheinen kann, als es der gegenwärtigen Skizze vergönnt war. Deren Zweck konnte nur der sein, in weiteren Kreisen das Interesse für das Polarproblem von Neuem entfachen zu helfen und Fernerstehenden zu zeigen, daß es auch für unser Volk geboten ist, an die Vorbereitungen zur Lösung der anderen Hälfte des in seinem ersten und älteren Theile schon weit geförderten Problemes mit Energie heranzutreten.

München. S. Günther.

*) In seinem oben namhaft gemachten Berichte hat Prof. Penck den hier nur berührten Fragen seine Aufmerksamkeit gewidmet und insbesondere die Pole in ihrer Eigenschaft als Entwicklungscentren der lebendigen Bekleidung unserer Erdkugel gewürdigt. Es ist leicht einzusehen, daß dieses Forschungsgebiet auch in inniger Verbindung steht mit der Lehre von den Eiszeiten, von denen noch nicht festgestellt ist, ob sie abwechselnd oder gleichzeitig beide Erdhälften betroffen haben.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

VI.

St. Louis, 8. Oktober 1896.

St. Louis hat sich in den zehn Jahren, seitdem ich es zum ersten Male gesehen, außerordentlich entwickelt. Daß es in diesem Jahrzehnt um mehr als fünfzig Prozent an Einwohnerzahl zugenommen hat — St. Louis zählt heute über 600 000 Seelen —, fällt dabei nicht einmal so sehr in die Waagschale, wie das Wachsthum an innerer wirthschaftlicher Kraft. St. Louis wird mehr und mehr die wirthschaftliche, insbesondere auch die finanzielle Hauptstadt des Südwestens. Es gewinnt für diesen Landestheil dieselbe überwiegende Bedeutung, wie Chicago für den Nordwesten. Chicago's Entwicklung hat sich noch rapider vollzogen, aber die Riesenstadt am Michigan-See trägt etwa die Zeichen des pilzartigen Wachsthums, während die Beherrscherin des Mississippi wie ein kräftiger Baum aufgeschossen ist. Keine Stadt der Union hat denn auch die gefährliche Krisis des Jahres 1893 besser überstanden, als St. Louis. Der finanzwirthschaftliche Wirbelsturm, der damals über das Land hinfegte, hat diese Stadt in ihrer fortschreitenden Entwicklung ebenso wenig aufzuhalten vermocht, wie der rasende Tornado, der im Mai dieses Jahres St. Louis heimsuchte, einige Tausend Häuser zerstörte, mehrere Hundert Menschen tödtete und einen Schaden von mindestens 10 Millionen Dollars anrichtete. Zu der soliden Kraft dieses Gemeinwesens trägt, nebenbei bemerkt, der deutsch-amerikanische Theil der Einwohnerschaft ganz beträchtlich bei.

Die glänzende Blüthe von St. Louis spielt auch in den gegenwärtigen politischen Debatten eine Rolle. Die free coinage Redner sprechen beständig von dem crime of 1873, von dem im Jahre 1873 begangenen Verbrechen der Demonetisirung des Silbers. Wie wirksam ist dem gegenüber der Hinweis auf die Entwicklung von St. Louis seit 1873. „Im Jahre 1873 zählte die Stadt 220 000 Einwohner, im Jahre 1896 620 000. Im ersteren Jahre schätzte man den Werth der Immobilien auf 95 Millionen Dollars, im letzteren auf 340 Millionen. Damals gab es 80 Meilen Pferdebahnen, heute gibt es 360 Meilen elektrische oder cable car Linien". In dieser Weise wird das Lob der Stadt gesungen, und es ist begreiflich genug, daß Angesichts solcher Folgen des „Verbrechens von 1873" die ganze Geschäftswelt von St. Louis gegen den Silberschwindel Front macht. Die Haltung einer solchen kommerziellen Hauptstadt mit ihrem Reichthum an Kapital und Intelligenz fällt natürlich stark ins Gewicht, besonders in dem gegenwärtigen Wahlkampfe, dessen Schwerpunkt in den Mittelstaaten liegt. Chicago und St. Louis sind heute die politischen Hauptstädte des Landes, Chicago allerdings in noch höherem Grade als St. Louis. Schon der Umstand, daß sowohl die Republikaner als auch die Demokraten und die Populisten ihre Parteikonventionen entweder in Chicago oder in St. Louis glaubten abhalten zu müssen, deutete diese Präponderanz an. Später verlegten alle Parteien, auch die demokratischen Sezessionisten, ihr Hauptquartier nach Chicago. Von dort aus wird der ganze Feldzug geleitet. Der Staat Missouri, dessen Hauptstadt St. Louis ist, hat bei den sechs letzten Präsidentschaftswahlen regelmäßig demokratisch gestimmt. Unter normalen Umständen würde deshalb das Votum von Missouri kaum zweifelhaft sein. Bei der in der demokratischen Partei eingetretenen Spaltung, den gesteigerten Kraftanstrengungen und der entschieden goldfreundlichen Haltung der beiden großen Städte des Staates, St. Louis und Kansas City, erscheint es diesmal aber nicht ausgeschlossen, daß die Elektoren der republikanischen Partei gewählt werden. Missouri ist in den letzten Wochen ein doubtful state geworden. Liest man die Presse der Silberpartei, so sollte man allerdings meinen, Missouri sei Bryan absolut sicher. Sich ganz sicher zu stellen, gehört aber mit zum politischen Geschäft. Die Presse der republikanischen Partei ist im „claimen" von Staaten — wie der deutsch-amerikanische Ausdruck lautet (von to claim, beanspruchen) — nicht minder stark. Wer sich bloß aus der Parteipresse des Landes ein Urtheil über das muthmaßliche Wahlresultat bilden wollte, würde arg in die Irre gehen. Der Amerikaner ist ein erfindungsreicher Odysseus, wenn es sich darum handelt, Stimmung zu machen. Nicht genug damit, daß jeder in seinem Parteiorgan jeden Morgen auf Grund der „sichersten" Informationen, unter namentlicher Aufzählung der „zuverlässigsten" Gewährsmänner, den überzeugendsten Beweis dafür erhält, daß der von ihm bevorzugte Kandidat „zweifellos" gewählt wird

und daß in sichtbarster Weise die Fluth der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten anläuft, so hat man auch, um das Siegesgefühl der eigenen Anhänger zu steigern, vielfach geradezu Wettbureaus eingerichtet, in denen die Chancen der Präsidentschaftskandidaten abgemessen werden. So kann man z. B. in dem „St. Louis Star", einer republikanischen Abendzeitung, jeden Tag eine Rubrik finden, wonach so und so viel Wetten auf den Erfolg McKinleys bei der Expedition der Zeitung, unter Sicherstellung des Geldes, angemeldet seien. Dann erfolgt die Aufzählung: „200 Dollars gegen 140, daß McKinleys Mehrheit in Illinois mindestens 25 000 Stimmen betragen wird;" „100 gegen 100, daß Newyork für McKinley eine Mehrheit von 150 000 Stimmen aufbringen wird;" „100 gegen 50, daß die Staaten Illinois, Indiana, Wisconsin, Minnesota sämmtlich McKinley wählen werden;" „100 gegen 20, daß McKinley Ohio gewinnt". So geht es weiter. Man wettet auf den Sieg in Kentucky, Maryland, West Virginia, Nebraska u. s. f. Auch auf die Mehrheit in St. Louis wird gewettet; nicht jedoch — in der mir vorliegenden langen Wettliste — auf den Sieg in Missouri. Da es sich hier um Wetten handelt, bei denen wirkliches Geld verloren oder gewonnen werden kann, so kommt die Ueberzeugung der Wettenden darin ohne Zweifel zum Ausdruck; und wenn nun eine solche Wette lange Zeit offen bleibt, so beeinflußt das natürlich die Stimmung. Insofern sind derartige Wetten keine ganz schlechten Anzeichen dafür, woher der Wind weht. In das Kapitel der Stimmungsmacherei gehören auch die Paraden, Fackelzüge und Huldigungs-Deputationen. Neuerdings sind auch die Eisenbahnstreifzüge sehr in Aufnahme gekommen, von denen herab die zusammengeströmten Massen angeredet werden. Mr Bryan selbst hält jetzt täglich im Durchschnitt seine Dutzend Ansprachen. Jeder will ihn einmal sehen und hören. Er gehört recht eigentlich heute zu den „Sehenswürdigkeiten" des Landes. Aber auch die Gegner lassen es an chief attractions nicht fehlen. Die populären Unionsgeneräle Alger, Sigel, Howard, Sickles, Stewart haben gemeinsam einen Extrazug genommen, auf dem sie das Land kreuz und quer durcheilen. Wo sie Halt machen, sammelt sich die Menge, die berühmten Krieger zeigen sich und das Reden beginnt. Natürlich fehlt es auch nicht an weißgekleideten Jungfrauen, Gedichten, Musik und patriotischen Gesängen.

Das Volk ist dabei von einer wahrhaft bewundernswerthen Aufnahmefähigkeit. Ich wohnte hier in St. Louis zwei Versammlungen — am Sonnabend und am Montag — bei, die jede von wenigstens 20 000 Personen besucht war. In der einen sprach Bryan, in der anderen Bourke Cockran. Ich habe über beide Redner mich schon früher geäußert. Interessant war mir dabei die Verwandlung, die in den abgelaufenen vier Wochen mit Mr. Bryan vorgegangen war. Er war nicht mehr der joviale Schwerenöther, sondern schon ganz Prophet geworden. Der feurige Wein der Popularität ist ihm augenscheinlich zu Kopf gestiegen. Was er sagt, ist inhaltlich entsetzlich flach und absurd, aber er trägt es vor wie der Priester das Allerheiligste zeigt. Von Zeit zu Zeit fällt er dann in den natürlichen, sogar humoristischen Ton zurück, und dann ist er nicht übel. Aber er degenerirt sichtbar zum Propheten. Seine Anhänger schrieen Beifall wie die Besessenen. Sollten seine Anhänger die Mehrheit des amerikanischen Volkes bilden? Ich glaube es heute weniger als je. Gerade die letzten Tage haben mir große Zuversicht eingeflößt.

Die demokratischen Klubs der ganzen Union hielten in St. Louis ihre Jahresversammlung ab, und auch Bryan war zur Verherrlichung dieser Feier nach St Louis gekommen. Die demokratisch-populistische Presse hatte auf diese Zusammenkunft als auf etwas epochemachendes hingewiesen, aber es war ein völliger Mißerfolg. Die Jahresversammlung war schlecht besucht und in den Verhandlungen, denen ich beiwohnte, fehlte jeder Schwung. So sieht keine siegreich vorrückende politische Armee aus. Bryan selbst kam erst am Abend zu dem Massenmeeting und „zog" dann auch. Augenscheinlich legte er und seine Parteigenossen auf die Sensationserfolge von Bryan's rednerischer Tournée ein viel zu großes Gewicht. Die levée en masse bedeutet heute in politischen Kämpfen gegenüber den regulären Parteiarmeen nicht viel mehr, als in einem modernen Feldzuge der Landsturm gegenüber dem technisch ausgebildeten Heerkörper. Und nun gar in den Vereinigten Staaten mit ihrer so außerordentlich komplizirter Wahltechnik!

Diese Komplizirtheit der Wahltechnik ist zugleich die eigentliche Ursache der Herrschaft der bosses, der Wahlmacher. In normalen Zeiten kümmert sich der ruhige Bürger nur wenig um öffentliche Angelegenheiten. Speziell das wichtige Geschäft der Aufstellung der Kandidaten für öffentliche Aemter in den Parteiversammlungen überläßt er in der Regel den Berufspolitikern. Der boss kann deshalb mit verhältnißmäßig wenigen sicheren Leuten die Kandidatenliste aufstellen, speziell bei den lokalen Wahlen, den städtischen und County-Wahlen. Da jede Partei ihre Wahlmacher hat, so hat der brave Bürger, der sich nicht rechtzeitig um die Aufstellung von Kandidaten gekümmert hat, dann meistens nur noch die Wahl zwischen verschiedenen Uebeln. Die Aspiranten für die einzelnen Aemter aber wissen, daß sie ohne die Unterstützung des Partei-boss keine Aussicht haben, auch nur auf die Kandidatenliste zu kommen. Sie werden dem Wahlmacher deshalb tributpflichtig.

Aus diesen Verhältnissen erwächst jene politische Korruption, die sich besonders bei den Munizipalwahlen und darnach in der Munizipalverwaltung geltend macht. Bei den Wahlen der Präsidentschaftselektoren tritt der Einfluß der Wahlmacher natürlich viel weniger in die Erscheinung; schon bei den Staatswahlen ist er beträchtlich geringer. Allenthalben da, wo die Wahlmacher auf die Bezeichnung der Kandidaten keinen entscheidenden Einfluß haben, sind sie verhältnißmäßig unschädlich. Sie sind dann wohl oder übel gezwungen, mit ihrer Partei in einer Linie zu marschiren und riskiren ihren ganzen Parteieinfluß, wenn sie — was in vereinzelten Fällen auch wohl vorgekommen ist — auf eigene Rechnung Wahlgeschäfte abschließen. Andererseits müssen diese Wahlmacher bei den großen Wahlkämpfen auch — um ihr Prestige aufrecht zu erhalten — zeigen, was sie im Zusammentrommeln von Wählern leisten können. Man sieht leicht, welche Bedeutung unter solchen Umständen die bessere oder schlechtere Organisation einer Partei bedeutet. An Organisation und auch an den sogenannten sinews of war, den finanziellen Mitteln zur politischen Kriegführung, ist die Partei McKinley's aber derjenigen Bryan's bei Weitem überlegen.

Es ist ferner noch ein Umstand, der an sich mit der Politik nichts zu thun hat, hinzugekommen, um die Wahlaussichten der Silberleute zu verschlechtern.

Die beiden großen Ackerbauprodukte des Südens und des Westens, Baumwolle und Weizen, haben seit einer Reihe von Wochen eine für die Produzenten günstige Preisentwicklung aufzuweisen. Das dient natürlich dazu, die radiate Stimmung der Farmer zu mildern. Zugleich ist diese Preisentwicklung, da gleichzeitig der Silberpreis nicht mit gestiegen, sondern gefallen ist, ein ausgezeichnetes argumentum ad hominem gegenüber der absurden Behauptung der Bimetallisten, daß ein Fallen der Silberpreise nothwendiger Weise auch ein Fallen der Ackerbauprodukte zur Folge haben müsse.

Aus allen diesen verschiedenartigen Anzeichen schöpfe ich eine verstärkte Zuversicht, daß Bryan am 3. November eine gründliche Niederlage erleiden wird.

Ich gehe von hier nach Nebraska, in den Heimathstaat Bryans. Wie ich höre bestätigt sich dort der — sonst bei amerikanischen Präsidentschaftswahlen nicht anwendbare Satz, daß der Prophet in seiner Heimath am wenigsten gilt.

Theodor Barth.

Platen.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Wie der verständige alte Herr in Hauff's Träumereien seine Schalttage feiert, an denen er den Lebenden die Thür seines Zimmers verschließt, um mit den lieben Todten stille Zwiesprache zu halten, so hat das litterarische Leben seine Schalttage, an denen sich die Todten vor das Forum einer neuen Zeit stellen. Und in dem Todtenrichteramt, das jede Zeit übt, richtet sie mit den Todten sich selbst. Daher das Bedürfniß aus dem Geiste der eigenen Zeit heraus die langgekannten Profile der Größen vergangener Epochen neu zu skizziren. Fragt man heute, an dem hundertjährigen Geburtstage Platen's, (geb. 24. Oktober 1796), nach dem, was von seinen Dichtungen wahrhaft lebendig geblieben ist, so kann man nur auf ein Paar Balladen deuten, „Der Pilgrim von St. Just“, „Das Grab am Busento“, „Der Tod des Carus“, „Der alte Gondolier“. Und all diese Balladen klingen in den einen müden Ton aus: o Welt, wie bist du nichtig!

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen.“ Als junger Offizier hat Platen noch die letzte Campagne gegen Napoleon mitgemacht. Es folgte die Zeit der großen Liquidation all der schönen Freiheits- und Vaterlandsgefühle, die Europas Monarchen als Kriegsparole auszugeben für gut befunden hatten, und deren weitere Verwerthung man brüsk ablehnte. Das Sternbild der heiligen Allianz war an dem europäischen Himmel aufgegangen, und Frau von Krüdener deutete als autorisirte Prophetin die Zeichen der Zeit. Es war dieselbe Zeitspanne, in der Grabbe an Vaterlandslosigkeit zu Grunde ging, während seine Dichtung in Gehaltlosigkeit verkümmerte. Und so wenig wie Grabbe fand Platen, obwohl er ein ernsterer Sucher war, den Platz, an dem zu wirken er Verlangen getragen hätte. Er hatte das Unglück, die Freiheit zu lieben. Er hatte das Unglück, die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände klar zu durchschauen. Er verließ Deutschland, um in Italien dauernd zu leben. „Und doch empfinde ich, wie wenig Italien die Heimath eines Deutschen sein könne, wie gleichsam seine ganze Natur sich ändere“, so schrieb er in sein Tagebuch.

Er suchte das Land der Schönheit in seiner Dichtung. Nicht wie ein begeisterter Pilger, sondern wie ein Schiffbrüchiger. Daß die Zeit ihm den Gehalt für seine Dichtung versagte, wußte er. Ein reiches Innenleben war ihm nicht gegeben, und auch dessen war er sich bewußt. „Vielleicht könnte mir die Liebe noch einige Akkorde entlocken“, heißt es in seinem Tagebuch, „aber ich fühle mich kalt.“ Und ein andermal notirt er mit köstlicher Philiströsität „ich muß mich beklagen über meinen Mangel an poetischen Augenblicken.“ So zog er, der Unromantische, Nüchterne, Kühle dieselbe Straße, die vor ihm die Romantiker beschritten hatten; nur daß er sie in vorsichtiger Würde ging und nie sein Herz von der Kontrolle des Verstandes frei gab. Sein Herz verlangte wohl auch nicht danach.

„Ein Sklave bin ich des Schönen.“ In Platen's Gedichten kehrt das Wort „schön“ immer wieder. Es ersetzt ihm jede andere Bezeichnung. So wenig es einen faßbaren Begriff gibt, ihm ist es Inbegriff alles Sagenswerthen. „Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.“ Er spricht es immer wieder aus, wie ein müder Wanderer sich sein Reiseziel beständig nennt, die Weite des Weges zu kürzen. Das Schöne allein ist ihm begehrenswerth, aber auch alles Begehrenswerthe ist ihm schön. Nie drängte es ihn, den Begriff der Schönheit näher zu fassen, die Linien seiner Schönheit zu ziehen. Nur daß der Bereich der Schönheit räumlich und zeitlich fernab von der Welt, in der er lebte, zu suchen wäre, deß war er sich bewußt. Und daß dieser Bereich eins sein müsse mit dem Reich der Kunst, das war sein künstlerisches Glaubensbekenntniß.

Wo halbzerfallene Marmorsäulen antiker Tempel zwischen dunklen Cypressen emporragen und da wo Hafis rosenbekränzten Jünglingen heitere Weisheit kündet, in der Welt der Griechen und zwischen ihren Trümmern und im Bereich des westöstlichen Divan's suchte er zumeist die Schönheit. Aber er flüchtete auch, denn sein Schönheitssuchen war ein Flüchten, in die Zeit der Troubadoure und in die höfisch stilisirte Ritterzeit; er sattelte seinen Hippogryphen zum epischen Ritt in die Wunderwelt Harun al Raschids. Und er fand überall Schönes. Aber er hatte nicht die Gestaltungskraft, eine Welt in Schönheit erstehen zu lassen. Er war nicht der Plastiker, das Haus zu bauen, dessen Dach auf Säulen ruht und in dem Marmorbilder den Wanderer ansehen. So oft er die Schönheit bei ihrem Namen rief — sie kam, man hört ihr Gewand rauschen, aber sie zeigte sich nicht in greifbarer Gestalt. Nicht nur, daß es Platen's Dichtung an Gefühlsinnigkeit und an dem Stimmungselement gebricht, er ist auch nicht im Stande gewesen, die Schönheit, die vielleicht klar vor seiner Seele stand, zu gestalten. Sie blieb die verschleierte Göttin. Sie mußte es wohl auch bleiben, da er von vornherein darauf verzichtete, ihre Spuren in der Wirklichkeit zu suchen.

Und um das verschleierte Bild seiner Göttin, der Schönheit, drehte sich ihm die gesammte Welt „Weltgeheimniß ist die Schönheit.“ Er löste damit Leben und Wirklichkeit in ein leeres Spiel auf, und das ist die Tragik, die sich hinter seiner schönheitseligen Dichtung birgt, daß er seinem Empfinden gemäß dazu gezwungen war, da die Wirklichkeit, die ihn umgab, ihm noch leerer und bedeutungsärmer erscheinen mußte, als das leere Spiel. „Spiele du nur mit, und sei ein Kind nur, schöne Spiele sind es, die das All spielt.“ Und erschreckender noch offenbart sich die geistige Dürre seiner auf den todten Begriff der Schönheit gebauten Weltanschauung in den Versen: „Sich selbst zu schau'n, erschuf der Schöpfer einst das All, das ist der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu sein.“ Wenn Platen's Dichtung in alledem selbst nur Spiegel der Philosophie seiner Zeit war — es macht das die Tragik dieser Periode deutscher Krankheitsgeschichte nur augenfälliger.

Platen war sich voll bewußt, daß es ihm versagt war, seine Welt der Schönheit in plastischer Anschaulichkeit erstehen zu lassen. Er glaubte, im rein formalen Element Ersatz dafür zu finden. Und er hat in seiner nüchtern klaren Selbsterkenntniß auch diesem Irrglauben Worte geliehen: „Such', o moderner Poet, durch Geist zu ergänzen des Stoffs Fehl, durch vielseitigen Stil decke die Mängel der Zeit.“

Ein feinsinniger Stilkünstler und Meisterer der Sprache, und andererseits ein Prokrustes, der in fremden, künstlichen Versmaßen die Sprache vergewaltigt — Platen war das eine wie das andere. Er hatte ein Recht, seine Verse mit dem Gewog im Silbererz zu vergleichen, und seine antiken Odenmaße athmen in ihrer Stilvollendung feierliche Ruhe, besänftigende Hoheit. Und Platen's ganzes Leben war ein hartes Ringen um die Meisterschaft des dichterischen Wortes; man muß seine Gedichte in ihrer chronologischen Folge lesen, um zu würdigen, wie schwer dieser Kampf war, wie ehrlich und — wie vergeblich. Heut, an Platen's hundertjährigem Geburtstag, mag man sich fragen, ob diese Wort- und Verskunst auf dem Wege liegt, den unsere Litteratur in ihrer Fortentwicklung beschritten hat. Und man muß die Frage mit Nein beantworten. Die fremden Versmaße sind uns fremder geworden, die künstlichste Form hat sich nicht als die vollendete Form erwiesen, es gibt für uns keine Emanzipation mehr des Stils vom Stoffe. Die Litteratur ist über Platen und sein Werk hinweggegangen.

Wie Grabbe, aus derselben Stimmung heraus und unter demselben Druck leidend, hat sich auch Platen der Satire zugewandt. Nicht der politischen Satire — das wäre damals einem Manne dieses Charakters unmöglich gewesen; daß es keine Politik im rechten Sinne des Wortes gab, das war ja das Leiden der Zeit. Hart angegriffen, hat Platen litterarische Fehden geführt, zumal gegen Immermann und Heine. Und in der litterarischen Satire, in seinem „Romantischen Oedipus“ und seiner „Verhängnißvollen

Gabel' hat Platen meiner Meinung nach das Beste seiner Kunst gegeben. Die aristophanische Rüstung war freilich für den schmächtigen Epigonen etwas schwer, aber er hat die künstlichen Versmaße, die sich seiner ernsten Dichtung oft versagten, zu großer und starker komischer Wirkung gebracht. Er hat, freilich auch darin den Spuren der Romantiker nachgehend, die dramatisirte litterarische Satire zu einer selbständigen künstlerischen Gattung erhoben. Dennoch bleibt die Frage offen, wo eigentlich die Ursachen des großen Erfolges, den Platen gefunden hat, zu suchen sind.

Ich entsinne mich, ohne die Quelle bestimmt angeben zu können, aus irgend welchen Memoiren einer liebenswürdigen Scene. Zwei junge Leute begegnen sich auf der Straße, der eine legt seinen Arm in den des andern und zieht ihn mit sich in das nächstgelegene Kaffeehaus. Da holt er seinen Platen aus der Tasche und deklamirt dem Freunde die schönsten Gedichte begeistert vor. Die Scene spielt in Berlin. In Berlin hatte die Romantik ihr Hauptquartier aufgeschlagen, aber Berlin war immer antiromantisch gewesen und geblieben. Im Berliner Publikum fand die Romantik nur spärlichen Widerhall. Wenn Platen sie verständig, kühl verspottete, so lieh er nur den Gefühlen des Berliner Publikums witzigen Ausdruck. Der Rationalismus fand in ihm wieder seinen Dichter. Ein stattliches Heer Platen'scher Gedichte ist eben nur eine formvollendete Versifizirung popularphilosophischer Gedanken, zum Theil sogar moralisirender Plattitüden. Damit ist wahrlich nur ein Theil Platen'scher Dichtung getroffen; ihm aber verdankte er nicht zum geringsten seinen Erfolg. Das Publikum fand den alten Stoff zu einem neuen Rock verarbeitet, dessen Eleganz verblüffte. Es sah befriedigt seine Gedanken und Gefühle im feierlichen Gewande antiker Metren einherstolziren. In Platen's Land der Schönheit ging es nicht unvernünftig zu. Und wenn Platen den Rationalisten und Philistern aus dem Bewußtsein seiner doch echten Künstlernatur heraus, Krieg kündete, das Publikum suchte ihn, wo es ihn finden konnte, und meinte mit seinen Augen sich selbst übersehen zu können. Mit Platen'schen Spottversen lachten die Rationalisten über die Rationalisten, ohne zu ahnen, daß sie über sich selbst lachten und spotteten.

Wunderbare Gegensätze, die in Platen und seiner Dichtung vereint sind: eine Verstandesnatur geht die Wege der Romantiker, und hinter glättesten Versen und klingendsten Reimen birgt sich die Tragik einer tief unglücklichen Zeit. Aber die Gegensätze versöhnen sich nicht zu einer Harmonie, sondern eine gekünstelte Harmonie tänzelt über die Gegensätze hinweg.

Ernst Heilborn.

„Die bunte Reihe".

Inwiefern die Berliner Verhältnisse, welche Fritz Mauthner*) in seinem jüngsten Roman „Die bunte Reihe" behandelt, wahrhaftig gesehen und richtig wiedergegeben sind, kann ich in Wien natürlich nicht beurtheilen. Ich meine nur zu wissen, daß Aehnliches bei uns kaum und gewiß nicht so unverhüllt sich findet, ob zwar wir am Ende auch nicht die Stadt der Tugendprotzen sind. Mir will es beinahe scheinen, als sei es diesmal Mauthner so gegangen, wie noch Jedem, der eine bunte Reihe, um sein Lieblingswort zu gebrauchen, von Erscheinungen an die Kette eines Schlagwortes gliedern will. Nicht der Kehrreim wächst, wie es sein sollte, aus dem Liede heraus — die Strophen sind vielmehr zu dem schon vorhandenen Refrain gemacht und müssen sich seinem Zwange fügen; das scheint mir eine Verwechselung zwischen Ursprünglichem und Sekundärem.

Mauthner's Roman ist ein neues Ding. Er ist ein Intriguenroman. Die Zettelungen gibt er aus einem klaren und durchaus schätzenswerthen Einblicke, wie sie sich um kleine wie große Ereignisse im Leben einer Weltstadt immerhin abspielen mögen. Ein harmloser Schulmeister, den der liebe Gott oder sonst sein Schöpfer mit einer sehr ansehnlichen Aussteuer an Barnirtheit begabt hat, sieht sich durch die Laune einer Berliner Kokette plötzlich in die bunte Reihe der Gesellschaft hineingezogen. Nach der dürftigen und klemmenden Enge seiner Wohnung unter den Frankfurter Linden, wo sein verbittertes Weib haust, sieht sich Johannes Bohrmann in die Ueppigkeit des Heims von Mascha Lose, des reichen Bierbrauers Lose Weib versetzt. Er tanzt den tollen Reigen mit ungelenken Füßen, immer bunte Reihe, immer ein Mann an jeder Hand eine Frau, die ihn zu fördern, ihm einen Platz an der reichbeschickten Tafel des Lebens zu sichern sucht. Er soll berühmt werden; das Stück aus dem alten Testament, das er einmal begonnen, soll an einem neu zu gründenden Theater, dem Kronprinzentheater, gespielt werden. Mascha hat es zwar nicht gelesen — aber sie will es und sie wird's schon machen.

Um dieses „hohe Lied" und um diese Bühne nun drehen sich alle Intriguen. Das Haus ist gebaut; es gehört einem Schwager der Lose, einem Grundspekulanten Neumann. Aber wer soll es leiten, wer den nothwendigen Betriebsfonds hergeben? Für das Geld sorgt der Liebhaber einer schönen Schauspielerin; aber nun beginnt erst das Wettlaufen um die Direktion. Der zuerst in Aussicht genommen ist, ein Schauspieler, hat wohl nach gemeinem Aberglauben das dazu nothwendige eine Requisit — Glück; das nothwendigere aber, eine Konzession, hat er nicht und kann es aus wahrscheinlich höchst triftigen und einer löblichen Behörde genau bekannten Gründen nicht erlangen. Ein bummeliger Zigeuner, der im Besitze einer Konzession ist, wird im Asyl für Obdachlose aufgetrieben und nominell an die Spitze des Unternehmens gestellt. Verträge werden gemacht: das „hohe Lied" wird in allem Ernste zur Aufführung bestimmt in Ostende, wohin Bohrmann zur Lose gereist ist, um mit ihr auf hoher See ein Schäferstündchen zu verleben. Aber der tolle Einfall, der Gesellschaft ein Frühstück geben zu wollen, stürzt den armen Schulmeister in solche Verlegenheiten, daß er froh ist, die Frucht auf dem Halme, sein Stück um einen Bettel dem gerissensten der ganzen Bande, dem Dramaturgen, sammt allen Autorrechten, selbst dem des Namens verkaufen zu können. Nachdem der nun das Drama hat, kommt er, immer durch die bunte Reihe, auch in den Besitz der Direktion. Bohrmann aber kehrt heim: unter seinem eigenen Dache beginnt zwischen dem konzessionirten Theaterdirektor und des armen Schulmeisters Weib eine Liebelei, die damit endigt, daß sie ihm mit dem älteren Töchterchen und dem Freunde durchgeht. Eine ansehnliche Schuldenlast und seinen Sohn läßt sie ihm zurück und er, den auch Mascha fallen gelassen, müßte verzagen und verkommen, wenn sich nicht die zwei Besten des ganzen Sündenpfuhles seiner erbarmten: eine alte Reiche, die ihn aus seinen schlimmsten Nöthen hilft, eine Junge, Schöne, Reine, eine Schauspielerin, die um ihrer Ehrbarkeit willen nirgends ankommt und sich dem Hungertode gegenübersieht, die sich des gebrochenen Mannes erbarmt. Die flüchten aus dem Sündenpfuhle aufs Land und werden mit einander glücklich werden. Aber auch hier bunte Reihe, von Anfang bis zum Schlusse, überall bunte Reihe.

Einen Vorzug werden auch die Gegner Mauthner's seinem jüngsten Roman lassen müssen: er ist eine durchaus unterhaltende Arbeit. Es ist ordentlich ein Wunder, wie gewandt er mit einem dünnen, eigentlich unzulänglichen Stoffe zu operiren weiß, ohne daß nur einmal im Leser ein Gefühl der Leere entstünde; man sieht sich vielmehr selbst einer Fülle gegenüber. Eine wichtige und offene Frage, die nach der Klique, die ja unstreitig einen großen Einfluß auf das öffentliche wie das Privatleben in unseren großen

*) Verlag von Albert Langen. 1896.

Städten wie vordem in Städtchen und Flecken zu nehmen beginnt, die Größen macht und Erfolge entscheidet, ist mit Ernst und sittlicher Tüchtigkeit gestellt. Einzelnheiten sind mit erstaunlicher Schärfe und Eindringlichkeit so dargestellt, daß sie einen schwer verwischbaren Eindruck hervorrufen. So die Wirthschaft beim Schulmeister — so dürftig, so mühsam angelesen sein Bischen Bildung sei, so steht doch sein Weib noch immer thurmtief unter ihm. Er selber, der in Mascha Lose immer noch das „hehre Weib“ sieht und sucht, nachdem er am Ende schon genügend Kenntniß vom Gegentheil empfangen, macht auf die Dauer allerdings einen etwas dümmlichen Eindruck. Mag sein, daß Mauthner das in seiner Absicht hatte — man muß nicht immer weltfremd, man muß selbst ein Esel sein, um ohne Schädigung an sich aus der Gesellschaft zu kommen, in die der Dichter des hohen Liedes gerieth. Famos ist, daß seine Frau bei all ihrer Bornirtheit dennoch das Unbedeutende, das Unzulängliche in ihrem Manne genau erkennt: sie glaubt keinen Augenblick an sein Können. Famos, wie die ganze saubere Bande einander mißtraut. Wie immer der Schlaue den Schlaueren wittert und wie sie sich allesammt auf die Rechtschaffenheit des Schulmeisters so gar keinen Reim wissen. Ist er nicht vielleicht der Geriebenste unter ihnen? Es macht Mauthner Spaß, seine „bunte Reihe“ recht toll durcheinander zu wirbeln. So entstehen Szenen, die einmal in einem feinen Lustspiel, dann wieder nach dreister Laune und allerdings auch nach geringer Glaubwürdigkeit in einer Posse stehen könnten. Eine dramatische, auf das Gegenwärtige gerichtete Begabung spricht sich überall kräftig aus und über der Gestalt des verkommenen Theaterdirektors, der von seiner Konzession lebt, liegt ein echter Zigeunerhumor.

Mauthner's Art zu charakterisiren ist die des Karrikaturisten, wenn man das Wort und die Manier recht versteht. Gerade die Karrikatur kann nämlich nur dann wirken, wenn sie nur die wesentlichen Elemente einer Erscheinung aufnimmt: sie müssen selbst in ihren Verhältnissen zu einander richtig gesehen und gegeben sein. So umreißt er seine Gestalten mit raschen und sicheren Strichen. Immer meint man das Urbild zu wittern, sogar es bestimmen zu können. Dazu gehört eine große technische Sicherheit, wie sie nicht viele besitzen. Im Umriß und in der Schilderung wirkt alles gesehen und glaubhaft: nicht alles in der Bewegung, am mindesten wohl die trotz ihres Falles rein gebliebene Schauspielerin, die dann des verunglückten Dramatikers Gefährtin wird. Ein Schwan auf einem Sumpfe — das ist melancholischer als wahrscheinlich. Am wohlthuendsten aber berührt an der ganzen Arbeit Eines: ein männlicher Zorn gegen manchen schlimmen Unfug, unter dem Jeder litt, gegen den sich mancher auflehnte, ohne das rechte Wort dawider zu finden und sich zuzutrauen. Es wird da eine rein menschliche Wirkung erzielt, — freilich auf Kosten der Künstlerischen.

Wien. J. J. David.

Ludwig Jacobowski: Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Berlin, S. Calvary & Co. 1896.

Manche erfreuliche Dichtungen hat uns Jacobowski schon beschert. Seine neuen Gedichte weisen einen Fortschritt auf. Der Gesammteindruck der vorliegenden Sammlung ist trefflich. Nahezu ein jedes Gedichtchen hat seinen eigenen künstlerischen Reiz. Bescheiden und anspruchslos geben sich diese Poesien in Inhalt wie in Form und dennoch genügen sie selbst strengeren Forderungen. Eine echte Dichterbrust will sich da erschließen. Das reine menschliche Gefühl von Glück und Liebe, der milde Hauch natürlichen Empfindens, die unbewußte Kraft, ern(«t) zu schauen, was die Seele einmal gepackt hat, einfach und klar es auszudrücken, wenn eine glückliche Stunde zum Schaffen lädt, das macht den lyrischen Dichter. Wer fragte da nach Schule und Richtung, nach Quelle oder Vorbild. Man wird gern mitgezogen. Und diese Wirkung ist Jacobowski in der Mehrzahl der Stücke gelungen. Man erquickt sich an den heiteren Tönen, die der „Jungen Liebe“ ein studentisches Gepräge aufdrücken, an den Cyklen „Natur“, „Martha“, „Silhouetten“, „Elfriede“ und man wird sich vielleicht für die „Lieder an eine junge Frau“ als für die individuellste Leistung entscheiden. Sie führen sich ein mit den innigen Worten:

> Was in Wehmuth ich erzähle,
> In den Liedern dir gesteh',
> Träume sind's aus tiefster Seele.
> Thun dir meine Träume weh?

Unter diesen sind es namentlich die kleineren Gedichte, die mit epigrammatischer Schärfe wie ein Stimmungsblitz niederfahren in des Lesers Gemüth. In den „Phantasien“, die sich schließlich anreihen, verdrängt ein männlicher Verstand das zartere Gefühl. Wir blicken in des Dichters Vorrath an ernsten Gedanken über Welt und Menschen und folgen gerne bis zu der mystischen Höhe, wo ihm das Lebensräthsel entgegentritt. Wie gesund auch diese Mystik ist, davon zeugt das Gedicht „Die Auferstehung“, das man übrigens mit doppelter Freude am Schlusse der ganzen Dichtung gesehen hätte.

Jacobowski's Gedichte können recht wohl in dem Publikum unserer Zeit den abhanden gekommenen Geschmack für reine Gefühlslyrik wiederum wecken helfen. Die geeignetste Vermittlung dazu wäre das anpassungsfähige Talent eines Komponisten, das aus der gebotenen Fülle sangbarer Motive die dankbarsten auswählte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß viele der Liedchen, die an sich schon mit echten volksthümlichen Elementen durchtränkt sind, so daß man bei der Lektüre geradezu oft den Eindruck hat, als ob dem Dichter eine bestimmte Volksweise bei der Abfassung vorgeschwebt hätte, durch Verbindung mit Musik rasch Popularität erlangen könnten.

R. R.

Ludwig Anzengruber: Gesammelte Werke. Dritte Auflage Stuttgart, Cotta, 1896.

Zu Lebzeiten Anzengruber's konnte Erich Schmidt, sein treuer Anwalt, einmal schreiben: seine Stücke lägen wie Blei in Rosner's Lagermagazinen. Ich hatte mir kurz vorher alle Dramen gekauft und, in Erfüllung dieser litterarischen Herzenspflicht ein Sümmchen gezahlt, für das ich mir, wenn ich nicht irre, heute 2 Exemplare der Gesammtausgabe — alle Komödien und Dorfgeschichten — anschaffen könnte. Nachdem nämlich innerhalb 6 Jahren zwei Auflagen der Gesammelten Werke vergriffen waren, entschloß sich die Cotta'sche Verlagshandlung (offenbar ermuthigt durch den guten Erfolg der Volksausgabe von Grillparzer) die 10 Bände in dritter Auflage neu drucken und in Lieferungen zum Gesammtpreise von 24 Mark erscheinen zu lassen. Niemand wäre mit diesem Vorhaben froher einverstanden gewesen, als Anzengruber selbst, der für das Volk schrieb und vom Volke gelesen sein wollte.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

Straßburg i. Els. Es ist nicht angängig, bezahlte Inserate, die gegen die gute Sitte nicht verstoßen, abzulehnen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

r. Berlin, den 31. Oktober 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es ist ein neues erfreuliches Symptom dafür zu verzeichnen, daß die Bevölkerung im Lande eine Verhetzung der Freisinnigen unter einander nicht will.

Um eine schließlich nur der Reaktion und den Agrariern dienende Verbitterung unter den Freisinnigen zu fördern, war bekanntlich auch ein Cirkular der Freisinnigen Vereinigung angezogen worden, das zum Eintritt in den liberalen Wahlverein aufforderte. Diese Aufforderung, die an Hunderte von Adressen ergangen war, und dabei auch an einige Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei gelangt zu sein scheint, wurde bezeichnet als „unlauterer Wettbewerb" und als eine Machination, um die Freisinnige Volkspartei zu zersetzen. Man kann über die Naivetät der Auffassung lächeln, als könne es die Absicht sein, einer Partei treue Anhänger dadurch abspenstig zu machen, daß man ihnen ein gedrucktes Cirkular ins Haus schickt. Gleichviel; eine solche Auffassung sollte voll Entrüstung gegen die Freisinnige Vereinigung in öffentlicher Versammlung auch Rechtsanwalt E. A. Müller in Gotha vertreten haben, einer der angesehenen Führer der Volkspartei in jener Stadt; auch er wurde als Kronzeuge in einigen wenigen Organen der Volkspartei dafür genannt, wie die Freisinnige Vereinigung Unfrieden zu säen suche.

Daß dieser Mann sich zu solchen Aeußerungen sollte verstanden haben, war ebenso unwahrscheinlich, wie daß Herr Crüger, der Anwalt der Genossenschaften, sich hätte bereit finden lassen sollen, einen Kampf zu Gunsten der Reaktion und gegen die Freisinnige Vereinigung nach Rostock zu tragen.

Und was erklärt nun Herr Müller in den „Gothaer Neuesten Nachrichten". Er macht kein Hehl daraus, daß er nicht in jeder Beziehung der Haltung der Freisinnigen Vereinigung zustimmte; er wünschte die Partei volksthümlicher und schreibt ihr die Schuld zu, daß die alte Freisinnige Partei gesprengt worden sei; wir glauben, Herr Rechtsanwalt Müller hat mit diesem Vorwurf durchaus Unrecht. Allein es ist klar, würde dieser führende Mann der Volkspartei in Gotha nicht gegenüber der Freisinnigen Vereinigung gewisse Bedenken hegen, so gehörte er eben zu uns, und so stände er eben politisch nicht dort, wo er jetzt steht.

Obgleich er aber zur Freisinnigen Volkspartei gehört, was erklärt er in den „Gothaer Neuesten Nachrichten" gegenüber jenem falschen Berichte des „Gothaischen Tageblattes" und einiger anderer volksparteilicher Blätter über seine Rede; er sagt:

„Da der Bericht dem Wunsche der Parteileitung nach einem friedlichen Zusammengehen der Freisinnigen Vereinigung und der Volkspartei hinderlich sein könnte, so muß ich eine Berichtigung für nöthig halten. Es genügt nicht, daß ich Einiges hervorhebe, was ich nicht gesagt habe, ich muß das, was ich gesagt habe, dem Sinne nach und im richtigen Zusammenhange wiedergeben.

Ich habe nicht gesagt, daß das Gebahren der Freisinnigen Vereinigung darauf hinauslaufe (das klingt, als wenn ihr die Absicht untergeschoben werden solle), den Besitzstand der Freisinnigen Volkspartei zu schmälern und eine Spaltung innerhalb derselben herbeizuführen.

Ich habe nicht gesagt: wie es mit dem liberalen Geiste der Freisinnigen Vereinigung bestellt sei, hätte die Erfahrung zur Evidenz gelehrt.

Ich habe nicht gesagt, daß die Freisinnige Vereinigung den jüngsten Landtagswahlkampf mit Erbitterung gegen die Freisinnige Volkspartei geführt und Uneinigkeit und Verwirrung hervorzurufen verursacht habe."

Also nicht ein Wort davon, was ihm fälschlich als sein Standpunkt untergelegt worden ist.

Herr Müller sagt dann noch ausdrücklich:

„. . . Wir dürften uns nicht abhalten lassen, daran festzuhalten, daß wir mit der Freisinnigen Vereinigung auf gutem Fuße zu bleiben suchen müssen."

Selbstverständlich und mit Recht wird eine gleiche versöhnliche und jeder kleinlichen Fraktionsrankune entsagende Gesinnung auch von der Freisinnigen Vereinigung verlangt. Daß solches Verlangen in jeder Beziehung seine Erfüllung finde, dafür sind wir in der „Nation" stets eingetreten, und daß die Aussichten für eine derartige segensvolle Verständigung trotz aller Vorkommnisse der letzten Zeit wachsen, dessen sind uns ein Zeugniß die oben mitgetheilten Aeußerungen eines der führenden Männer der Freisinnigen Volkspartei in Gotha.

Von Gotha ist auch jener Aufruf ausgegangen, den wir auf unserm Umschlag zum Abdruck bringen. Er wendet sich in kernigen Worten gegen das Duell, gegen die Cultivirung einer besonderen Offiziersehre und gegen die heutige Militärstrafprozeßordnung, Schäden, die so deutlich der Fall Brüsewitz dem deutschen Volke vor Augen geführt hat. Wir können nur wünschen, daß die Gothaer Petition Tausende und Tausende von Unterschriften erhält.

Challemel-Lacour ist gestorben; er war einer jener französischen Radikalen, die gegen das Kaiserreich ankämpften, die verbannt wurden, die Stützen der Republik gewesen sind und die dann als gesättigte machtvolle republikanische Würdenträger geendigt haben. Challemel-Lacour gehörte neben Spuller zum engsten Generalstab Gambetta's; und er hat als solcher Jahre hindurch an dem Bau der heutigen französischen Zustände mitgearbeitet; ein Charakter oder eine Intelligenz von originaler Bedeutung ist er nicht gewesen.

Aus China kommt die Nachricht, daß Li-Hung-Chang zum Minister des Aeußern ernannt worden ist; da es diese Stellung bisher in China nicht gab, so glaubt man, daß er nur Mitglied der Tschungli-Yamen geworden ist. Welche Bedeutung diese Ernennung schließlich haben wird, läßt sich noch nicht überblicken; jedenfalls ist sie ein Zeichen, daß man in China künftig das Urtheil eines Mannes nicht entbehren will, der mit der europäischen Civilisation vertrauter ist, als irgend ein anderer Chinese.

Was will Fürst Bismarck jetzt?

Zwei Publikationen in den „Hamburger Nachrichten" und der „Neuen Freien Presse", welche auf den Fürsten Bismarck zurückgeführt werden und jedenfalls aus seinem Kreise zu stammen scheinen, haben in den letzten Tagen lebhafte Erörterungen der Presse und sogar eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen, da die Mittheilung in den „Hamburger Nachrichten" ein nachträgliches Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Absichten Bismarck's beim Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn, die zweite Mittheilung besonders bei dem italienischen Verbündeten zu verstimmen geeignet erschien.

Fürst Bismarck, der einst gegenüber entlassenen Ministerkollegen es als eine Art Verpflichtung von ihrer Seite aufstellte, daß sie ihre „militante Thätigkeit" mit ihrem Rücktritte einzustellen hätten, schuf sich eine in der Geschichte inaktiver Staatsmänner ganz einzige Stellung, indem er beinahe zu jeder größeren Frage, namentlich der auswärtigen Politik, entweder persönlich oder durch eine dienstfertige Presse das Wort ergreift, das Gewicht seines Namens in die Wagschale wirft und gegenüber seinen Nachfolgern sehr ungnädig wird, wenn sie seinen Rath nicht befolgen oder seine Meinung im Voraus zu errathen nicht das Glück gehabt haben. Während der Amtszeit des Grafen Caprivi hatte diese Thätigkeit des ersten Kanzlers etwas Erbitterteś und Erbitterndes. Unter dem Fürsten Hohenlohe, zu dem Bismarck seit fast zwanzig Jahren in angenehmen Beziehungen stand und der bei seiner Ernennung so klug war, sich mit dem großen Einsiedler von Friedrichsruh gut zu stellen, ohne dabei auf Selbständigkeit zu verzichten, nahm die außeramtliche politische Thätigkeit des entlassenen großen Staatsmanns ruhigere Formen und den Charakter anscheinend freundschaftlicher Rathertheilung an, wenngleich bei einzelnen, besonders wirthschaftlichen Fragen das Mißvergnügen über die eigenen Wege des zweiten Nachfolgers immer noch gelegentlich hervorbrach. Immerhin haben die neueren Auslassungen und besonders die jüngst erörterten keine persönliche Spitze gegen den Fürsten Hohenlohe; sie könnten sie höchstens, insofern Vergangenes behandelt wird, gegenüber dem Staatssekretär von Marschall haben, der ja für die vom Fürsten Bismarck am härtesten beurtheilte auswärtige Politik Caprivi's mit verantwortlich war; doch hat sich die jüngste Kritik der Bismarck'schen Presse in Hamburg und Berlin äußerlich nur gegen Caprivi gerichtet.

Daß also Fürst Bismarck dem jetzigen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe mit den jüngsten Artikeln Schwierigkeiten bereiten wollte, ist ebensowenig anzunehmen, wie daß er beabsichtigt haben sollte, das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und Italien, das er selbst abschloß, nachträglich zu diskreditiren; denn Niemand stellt sich absichtlich in schlechtes Licht und Fürst Bismarck wohl am Allerwenigsten. Was hat er also bezweckt? Uns scheint, daß die Tendenzen seiner Thätigkeit seit 1890, Wahrung seines diplomatischen Rufes und Ausübung eines gewissen Einflusses auf die aktiven Politiker, auch zur Erklärung seiner jüngsten Aktion genügen. Unter dem Eindruck des so lange für unwahrscheinlich gehaltenen Besuches des Kaisers von Rußland bei dem Präsidenten der französischen Republik und man kann sogar sagen beim französischen Volke in Paris, Versailles und im Lager von Chalons, eines Ereignisses, welches dem deutschen Volke die Gefahr einer verbundenen Gegnerschaft gegen Frankreich und Rußland stärker als Kronstadt, Toulon und Brest vor Augen führte, hat sich in der deutschen Presse erst allmählich, dann stärker anschwellend eine lebhafte rückschauende Kritik der Bismarck'schen auswärtigen Politik seit 1870 und besonders seit 1881 entwickelt, die unter dem Reichskanzler Bismarck als anker und über dem profanen Urtheil stehend verpönt war und, wo sie sich doch hervorwagte, energisch niedergehalten wurde. Der unausgesprochene, aber deutlich erkennbare Kern dieser Kritik geht dahin, daß Fürst Bismarck durch sein Verhalten gegenüber Rußland, besonders seit der Thronbesteigung Alexanders III. eigentlich der Urheber der französisch-russischen Freundschaft gewesen sei. Offenbar hat der Fürst das Gewicht dieser Beurtheilung, die übrigens bereits in den Tagen von Kronstadt in ausgesprochenen Zweifeln an der Richtigkeit der Bismarck'schen Politik ihren Ausdruck fand, ernstlich empfunden. Unausgesetzt hat er sich seit 1890 bemüht, die Verantwortung für die deutsch-russische Entfremdung seinem Nachfolger zuzuschieben und ist dabei in Deutschland, wie in Rußland immer nur einem ungläubigen Lächeln begegnet, mochte er noch so sehr seine freundlichen persönlichen Beziehungen zu Alexander III. aber die Freundschaftsdienste, die er dem russischen Reiche früher erwies, herausstreichen. Diese Bemühungen standen in zu grellem Widerspruch gegen die von den Zeitgenossen miterlebten Thatsachen, die, wie selbst die Verehrerin Bismarck's, die „Nationalzeitung", bemerkt, weltbekannt waren, gegen die Zunahme der panslavistischen Strömung in Rußland und die mächtigen russischen Rüstungen an der deutschen und österreichischen Grenze bald nach der Thronbesteigung Alexanders III., sie standen im Widerspruch mit Bismarck's eigenen Handlungen, den Massenausweisungen polnischer und russischer Unterthanen aus Deutschland 1885 und 1886, dem Verbot der Lombardirung russischer Werthe an der Reichsbank und vor Allem mit der besonders die russische

Ausfuhr treffenden Einführung enormer Getreide- und Viehzölle. Die letztere Maßregel war zwar nicht gegen Rußland allein gerichtet, aber in Verbindung mit den übrigen und bei der nun einmal vorhandenen Verstimmung empfand sie Rußland besonders schwer. Jedenfalls heißt es einen ungewöhnlichen Grad von Naivetät beim europäischen Publikum voraussetzen, wenn man es glauben machen will, das Verhältniß Deutschlands zu Rußland sei bei solchen Zuständen freundlicher gewesen, als unter Caprivi, der alle diese Maßregeln, eine nach der anderen, beseitigte oder milderte und die Abschließung des Handelsvertrags mit allen Kräften erstrebte.

Wenn General Caprivi bei alledem eine politische Annäherung an England suchte und den Polen Zugeständnisse machte, so rief er damit nicht die französisch-russische Intimität hervor, sondern zog nur zum Zweck der Abwehr möglicher Gefahr die Konsequenzen des Zustandes, der sich unter Bismarck entwickelt hatte. Caprivi handelte dabei mehr als militärischer Diplomat und mag vielleicht nach beiden Richtungen zu weit gegangen sein: immerhin fehlte während seiner Amtszeit dem Verkehr zwischen Deutschland und Rußland der Charakter der Bitterkeit, der während der letzten Bismarck'schen Jahre bestand und von Seite der Presse des Fürsten vergebens wegzuinterpretiren versucht wird.

Er seinerseits mochte mit den Maßregeln gegenüber Rußland während der achtziger Jahre nicht beabsichtigt haben, diese Macht zu verletzen, im Gegentheil wollte er ihr vermuthlich nur den Werth guter Beziehungen zu Deutschland vor Augen führen, und er ging dabei von einem Irrthum aus, der auch gegenüber Oesterreich bei ihm wahrzunehmen war, daß wirthschaftliche Bekämpfung einer Macht die politische Freundschaft zu ihr nicht zu beeinträchtigen brauche, was jedoch beim Lombardirungsverbot russischer Papiere geradezu undenkbar erscheint. Allein die bloße Erinnerung an früher von Deutschland bewiesene Freundschaftsdienste zog nun einmal in Rußland unter Alexander III. nicht und die seit Jahren von der Bismarckpresse dafür gehäuften Zeugnisse bekunden bloß, daß Fürst Bismarck sich in einer grandiosen Selbsttäuschung befand, wenn er annahm, daß Alexander III. ihm glaube und vertraue. Erst in dem Artikel der „Hamburger Nachrichten" wird endlich das Zugeständniß gemacht, daß, wie die „Vossische Zeitung" betont hatte, der 1883 verstorbene Fürst Gortschakow nicht das einzige Hinderniß des guten Einvernehmens, daß die Verstimmung seit 1875 bestand und sich nach dem Berliner Kongreß durch die Enttäuschung über die Ergebnisse, welche der russische Krieg mit der Türkei für Rußland brachte, fortgesetzt steigerte. Ob diese Verstimmung Rußlands berechtigt war, ist eine andere Frage; aber sie war jedenfalls vorhanden und zwar bereits unter Alexander II. in bedrohlicher Form, wie die Reise Kaiser Wilhelms I. nach Alexandrowo 1879 bewies, auf welche Bismarck seine Wiener Reise als Gegendemonstration setzte. Später beklagte Fürst Bismarck selbst in seiner Rede vom 6. Februar 1888, daß Rußland die guten Dienste, die er „als vierter russischer Bevollmächtigter" dieser Macht auf dem Kongreß geleistet haben wollte, nicht gewürdigt habe.

Es hat einen gewissen tragischen Zug, daß Fürst Bismarck, durch dessen ganze politische Thätigkeit seit den fünfziger Jahren sich die Anlehnung an Rußland hindurchzieht, gerade bei Rußland keinen dauernden Dank erntete. Für die Unterstützung, die er dieser Macht während des polnischen Aufstandes gewährt hatte, glaubte sich Rußland durch seine Neutralität während des preußisch-österreichischen Krieges 1866 genügend dankbar bewiesen zu haben, obwohl dabei für Rußland die Rancüne gegen Oesterreich wegen dessen Haltung während des Krimkrieges ausreichender Grund war. Für seine Neutralität während des deutsch-französischen Krieges dagegen erwartete Rußland, beunruhigt und eifersüchtig geworden durch die neue deutsche Macht, eine ganz andere Entlohnung, als sie ihm, nachdem es durch Bismarck in den orientalischen Krieg hineingetrieben worden war, durch die Kürzung der Ergebnisse von San Stefano zu Theil wurde. Hier strafte sich die affektirte Art, mit welcher Fürst Bismarck den Beginn der Orientkrise mit dem „Bischen Herzegowina" 1875 behandelt hatte. Erst wurde die öffentliche Meinung Rußlands durch die deutsche offiziöse Presse, die damals ausnahmsweise mit Gladstone marschirte, zu dem Kriege angestachelt; während des Krieges bewies die deutsche Regierung der russischen alle moralische Unterstützung und erbot sich sogar, wie der jüngst veröffentlichte Brief Bismarck's an Kaiser Wilhelm vom 11. August 1877 zu offiziren sucht, bei den Friedensverhandlungen „billige Wünsche Rußlands diplomatisch zu unterstützen". Als aber der Frieden von San Stefano einen Machtzuwachs für Rußland ergab, der zur Lahmlegung und Umklammerung Oesterreichs führen mußte, da mußte Fürst Bismarck im eigenen deutschen Interesse auf die Einschränkung dieser Ergebnisse und den Schutz Oesterreichs bedacht sein. Er that freilich noch ein Uebriges, indem er im Einverständniß mit Disraeli die österreichische Okkupation Bosniens unterstützte und Oesterreich den Weg nach Salonichi wies, wie dem Schreiber dieses aus einer mündlichen Mittheilung Lord Odo Russel's erinnerlich ist. Der Botschafter wies dabei auf die Karte von Bosnien, mit dem Finger auf Salonichi zeigend, und fügte hinzu: Wir sagten Oesterreich „to take it". Aber da war es mit der thurmhohen russischen Freundschaft zu Ende, kein Liebeswerben nachher vermochte Rußland wieder für die preußische Freundschaft zu gewinnen und noch zu Lebzeiten Alexanders II. war Fürst Bismarck genöthigt, im Bündniß mit Oesterreich-Ungarn Rückendeckung gegen Rußland zu suchen. Rußland suchte Fühlung mit dem ihm naturgemäß entgegenkommenden Frankreich, wo sich in der Mitte der achtziger Jahre eine kriegerische Stimmung herausbildete, und vollzog den Truppenaufmarsch an der deutschen und österreichischen Grenze; es kam zu einer wirklichen Kriegsgefahr, welcher Fürst Bismarck nur durch die große rednerische Demonstration vom 6. Februar 1888, der zwei Tage früher die Publikation des Allianzvertrages mit Oesterreich vorherging, beschwören zu können glaubte. Die Frage, ob diese Veröffentlichung nothwendig und nützlich war, ist in der Diplomatie nicht allseitig bejaht worden. Jedenfalls war sie eine weitere Anspornung für Frankreich und Rußland zu engerem Zusammenschluß und insofern hat Fürst Bismarck Antheil an der Beförderung dieser Verbindung, über deren Charakter beide Mächte, abweichend von Bismarck's Vorgang, auch jetzt noch ein gewisses Dunkel zu erhalten die Klugheit haben.

Das eine Ziel also, welches Fürst Bismarck mit jenen neueren Kundgebungen zu verfolgen scheint, seine Verantwortlichkeit für die russisch-französische Intimität zu verringern und dadurch sein diplomatisches Ansehen zu erhalten, hat er zwar unausgesetzt im Auge, doch scheint er es, nach dem Eindruck, den die retrospektiven Liebesbetheuerungen für Rußland machen, nur in bescheidenem Maß zu erreichen. Daß Fürst Bismarck bei dieser Gelegenheit kein Bedenken trägt, sich selbst in den Schein der Zweideutigkeit zu setzen, kann nur diejenigen befremden, die etwa je die Illusion gehabt haben, als hätte Fürst Bismarck das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und mit Italien aus Wohlwollen für diese beiden Staaten geschlossen, mit dem Vorsatz, ihnen beizustehen, wenn ihre Interessen gefährdet würden.

Der Bündnißvertrag mit Andrassy sieht den Bundesfall nur für den Angriff auf Deutschland oder Oesterreich-Ungarn von Seiten Rußlands vor. Deutschland hatte sein 1870 erobertes Gebiet zu schützen, welches als solches immer gefährdet war. Ein direkter russischer Angriff auf Oesterreich gehörte kaum zu den Wahrscheinlichkeiten; dafür aber, daß nicht etwa ein Eingriff Rußlands in die österreichische Interessensphäre im Osten als Bundesfall angesehen würde, sorgte genügend die offiziöse deutsche Preßinterpretation unter Bismarck. Als wir im Winter 1887 einen deutschen Diplomaten fragten, ob ein russischer Einmarsch in Serbien nicht als Angriff auf Oesterreich und als Bundesfall angesehen werden würde, erhielten wir eine ausweichende Ant-

wort. Daß die Politik Bismarck's gegenüber Oesterreich nicht ohne Hintergedanken war, brauchte man nicht erst aus dem letzten Artikel der „Hamburger Nachrichten“ zu erfahren. Im Jahre 1891 erschien zum Zweck der Agitation gegen den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn die Schrift „Was für einen Kurs haben wir? Eine politische Zeitbetrachtung von Borussen“, welche einem der federgewandtesten Anhänger des Fürsten Bismarck zugeschrieben wurde und die nach Form und Gedankengang auch nur auf den verstorbenen Lothar Bucher zurückgeführt werden kann. Dort hieß es wörtlich über Bismarcks Politik gegenüber Rußland: „Von dem Grundgedanken beherrscht, daß vom egoistischen deutschen Standpunkte uns ein festes Bündniß mit Rußland natürlicher gewesen wäre, als das mit Oesterreich, daß andererseits für Oesterreich-Ungarn das Interesse am Bündniß mit Deutschland aufhören würde, sobald es seine Lebensbedingungen nicht mehr von Rußland bedroht sähe, was leicht früher eintreten könnte, als Frankreich aufhören würde, unsere Existenz zu gefährden, mußte Bismarck in erster Linie ein scharfes Auge — das darum keineswegs ein mißtrauisches zu sein brauchte — auf das ohnehin von so starken russophilen Regungen getragene Oesterreich haben, um nicht bei Ablauf der Verträge durch die Thatsache einer österreichisch-russischen Verständigung überrascht zu werden. Um sich gegen eine solche Ueberraschung völlig zu sichern, ließ Fürst Bismarck den Kaiser von Rußland offen und freimüthig allezeit wissen, daß der Preis, den Oesterreich an Rußland im Orient etwa sollte zahlen wollen, um vom Bündniß mit Deutschland loszukommen, mit derselben Bereitwilligkeit auch von Deutschland zu haben sein würde; so daß Rußland, falls die jetzige europäische Konstellation aufhören sollte, freie Hand hätte, seine Wünsche an der Seite Oesterreichs oder an der Seite Deutschlands zu realisiren“. — Dies war die von Hamburg so vielgerühmte Politik der zwei Eisen im Feuer, die übrigens auch leicht zu einer Politik zwischen zwei Stühlen werden konnte, wenn der Kaiser von Rußland auf das Anerbieten Bismarck's, welches seine Bundestreue gegenüber Anderen so hell beleuchtete, nicht einging. Die Borussenschrift von 1891 berichtet auch nichts von einem Erfolg jenes Schrittes und meint nur, „die Entscheidung Rußlands würde sich, wenn man nicht annehmen sollte, daß sich ernsthafte Politiker bei großen Entschließungen von „sentiments“ leiten ließen, nach der Schätzung der militärischen Machtmittel der beiden Konkurrenten gestaltet haben“.

Inzwischen hat der Reichsanzeiger zu der „Enthüllung“ der Hamburger Nachrichten am 27. Oktober Stellung genommen in einer Erklärung, daß die „kaiserliche Regierung auf eine Klarstellung verzichten müsse“, weil „diplomatische Vorgänge der von den Hamburger Nachrichten erwähnten Art zu den strengsten Staatsgeheimnissen gehören“. Sie zu wahren beruhe auf einer internationalen Pflicht, deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde. Die kaiserliche Regierung, so wurde hinzugefügt, werde jenen Auslassungen gegenüber weder Falsches berichtigen, noch Unvollständiges ergänzen, in der Ueberzeugung, „daß die Zuversicht in die Aufrichtigkeit und die Vertragstreue der deutschen Politik bei anderen Mächten zu fest begründet sei, als daß sie durch derartige „Enthüllungen“ erschüttert werden könnte“. Man hat in dieser Erklärung das Zugeständniß erblicken wollen, daß das von den Hamburger Nachrichten behauptete Abkommen mit Rußland wirklich vorhanden gewesen sei. Diesen Schluß halten wir nicht für zwingend. Die Erklärung des Reichsanzeigers spricht nur von „diplomatischen Vorgängen der von den Hamburger Nachrichten erwähnten Art“ und, wenn sie in der Lektion, welche dem Urheber jener Auslassung ertheilt wird, andeutet, daß durch eine weitere Erörterung darüber das Vertrauen anderer Mächte in die Vertragstreue der deutschen Politik wenigstens für die Vergangenheit erschüttert werden könnte, so ist dies sehr wohl möglich, auch wenn publik würde, daß bloße Verhandlungen nach jener Richtung stattgefunden haben. Die angeführte Borussenschrift gibt für die Frage, ob wirklich von 1883 bis 1890 ein deutsch-russischer Neutralitätsvertrag bestand, bemerkenswerthe Anhaltspunkte. Im Anschluß an die vorhin citirten Worte sagt sie: „Wir dürfen uns, dank den Opfern, die das deutsche Volk unausgesetzt für seine Wehrkraft gebracht hat, zu der Annahme berechtigt halten, daß Rußland in diesem Falle für Deutschland optirt haben würde. Die gegentheilige Entscheidung würde zur einfallenden Zeit nicht nothwendig, aber wahrscheinlich einen neuen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zur Folge haben. Auch wenn diese beiden Kämpfer ohne Verbündete auf dem Felde erschienen, wäre Deutschland dann insofern in einem ungeheuren Nachtheile, als es auf die dauernde Neutralität derjenigen seiner beiden Nachbarn, die es mit ihren Grenzen umklammern, mit Sicherheit nicht würde rechnen dürfen“. Ausdrücklich wurde hinzugefügt, dies Kapitel betreffe diejenigen Staaten, mit denen kein Vertragsverhältniß besteht und als solche nannte der sichtlich über die Geheimnisse der Bismarck'schen Staatskunst genau informirte Verfasser insbesondere Rußland, Frankreich und England. Hätte bis 1890 jene gegenseitige deutsch-russische Assekuranz wirklich bestanden, so hätte dieser Trumpf gerade 1891, wo es galt, die neue Vertragspolitik Caprivi's zu diskreditiren, gegen diesen ausgespielt werden müssen.

Nach Alledem scheint jenes deutsch-russische Einverständniß entweder nur in der Phantasie derjenigen journalistischen Gehilfen des Fürsten zu bestehen, die bei den jüngsten Kundgebungen herangezogen wurden, oder es war eine der vielen zurückgewiesenen oder ignorirten Werbungen um die verlorene Gunst Rußlands. Dafür, daß es thatsächlich nicht bestanden hat, ist vielleicht der beste Zeuge Fürst Bismarck selbst, der in seiner Rede vom 6. Februar 1888, als er die russischen Truppenaufstellungen an der deutschen Ostgrenze möglichst harmlos zu deuten suchte, sagte: „Ich gehe so weit in meinem Vertrauen, daß ich überzeugt bin, selbst dann, wenn wir durch irgend eine explosive Erscheinung in Frankreich, die Niemand vorher berechnen kann und die von der heutigen Regierung in Frankreich sicher nicht beabsichtigt wird — wenn wir uns durch deren Eintreten in einen französischen Krieg verwickelt fänden, daß darauf der russische nicht unmittelbar folgen würde, überhaupt nicht nothwendig folgen würde; umgekehrt, würden wir in einen russischen Krieg verwickelt, so würde der französische ganz sicher sein“. Also bloß „nicht unmittelbar“ — „nicht nothwendig“. So spricht man nicht, wenn ein „volles Einverständniß“ mit Rußland bestand, für den Fall eines Angriffs auf eine der beiden Mächte wohlwollende Neutralität zu beobachten. Was hätte damals auch Rußland für ein Interesse gehabt, auf solche Vereinbarung einzugehen, die lediglich zu Deutschlands Gunsten gewesen wäre? Denn ein Angriff Oesterreichs auf Rußland oder gar ein Angriff der niedergeworfenen Türkei auf Rußland stand außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit. Es bleibt also nichts übrig, als ein unkontrollirbarer Versuch, mit der Verantwortlichkeit für die russisch-französische Entente eine Schiebung zu Gunsten Bismarcks und zu Lasten Caprivi's vorzunehmen, ein Versuch, der heute, nachdem der damalige Zar und sein Minister des Aeußern verstorben sind, auch nicht mehr richtiggestellt oder nachgeprüft werden kann, falls es sich nur um ein angebliches mündliches Einverständniß gehandelt haben sollte, das, vielleicht mit Absicht, nur auf die Person Bismarck's zugeschnitten war. Gab es aber ein solches Abkommen in schriftlicher Form, dann beweist die Situation von 1887 bis Februar 1888, daß es das Papier nicht werth war, worauf es geschrieben stand.

Berlin, 27. Oktober.

****

Parallelen zu den „Enthüllungen" der „Hamburger Nachrichten".

Daß diese Enthüllungen, wie, sie in Gänsefüßchen der „Reichs- und Staatsanzeiger" nennt, vom Fürsten Bismarck direkt oder indirekt herstammen, nimmt alle Welt an, da der frühere Reichskanzler die ihm allseitig zugeschriebene Autorschaft nicht abgelehnt hat. Nun gibt es zwei Möglichkeiten, entweder diese „Enthüllungen" entsprechen der Wahrheit oder sie entsprechen nicht der Wahrheit. Der „Reichs- und Staatsanzeiger", der sich mit dem betreffenden Artikel der „Hamburger Nachrichten" beschäftigt, ließ diese Frage offen. Er schreibt:

„Die Kaiserliche Regierung muß daher auf jede Klarstellung verzichten, sie wird jenen Auslassungen gegenüber weder Falsches berichtigen noch Unvollständiges ergänzen."

Damit bleibt es unentschieden, bis zu welchem Grade die Bismarck'schen „Enthüllungen" „Falsches" und „Unvollständiges" enthalten.

Enthielten sie Wahres, so ist damit ein neuer Beweis erbracht, daß die Bismarck'sche Staatskunst gegen Schluß ihrer Laufbahn nur Mißerfolge zu verzeichnen hatte. Denn bestand diese „Assekuranz", so war sie eine solche, die uns nicht assekurirte, die uns wohl aber der Gefahr aussetzte, bei unseren Bundesgenossen Oesterreich und Italien jeden Kredit zu verlieren.

Daß diese letzte Gefahr nahe lag, zeigen die rückschauenden Aeußerungen der führenden Organe beider Staaten, und daß diese „Assekuranz" absolut keine Versicherung gegen russische Gefahren war, beweisen die äußerst gespannten Verhältnisse, die gerade zur Zeit des Bestehens jener angeblichen „Vereinbarung" zwischen Deutschland und dem Zarenreiche vorhanden waren, die in zahllosen offiziösen Artikeln ihr Echo fanden, und die zur Ausschließung russischer Werthe von der Lombardirung bei uns führten — dieser schwerste Fehler Bismarck'scher Politik, der Rußland zunächst finanziell in die Arme Frankreichs trieb. Das Facit dieser Zustände zog Fürst Bismarck in seiner großen, gegen Rußland gewandten Rede am 6. Februar 1888; er sagte damals:

„Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland . . . Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältniß wieder zu gewinnen, aber wir laufen Niemand nach . . . Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."

Eine schöne assekurirende Vereinbarung, wenn man dem Partner bescheinigt, daß man um „Liebe" nicht ferner „werbe", daß man darauf verzichtet, „das alte vertraute Verhältniß wieder zu gewinnen"; und daß man als letzten Trumpf es ausspricht, auf die Assekuranz verlassen wir uns nicht, sondern auf uns selbst und auf Gott.

Bestand also eine solche Vereinbarung, so war sie — nach dem eigenen Ausspruch des Fürsten Bismarck — werthlos, um Rußland an uns in Freundschaft zu fesseln, wohl aber war sie geeignet, uns durch russische Indiskretionen bei Oesterreich und Italien zu diskreditiren. Wenn Graf Caprivi einen solchen einerseits werthlosen, andererseits gefahrvollen Ballast über Bord geworfen hat, so wäre dies zur Korrektur Bismarck'scher Fehler eine staatsmännische That gewesen, für die ihm das deutsche Volk dankbar zu sein hätte.

Und da unser Verhältniß zu Rußland seitdem sich keineswegs verschlechtert hat, so beweist dies, daß man der Bismarck'schen „Vereinbarung" nicht traute, und daß man der Caprivi'schen Politik, gerade weil sie eine solche zweideutige und hinterhaltige „Vereinbarung" nicht eingegangen ist, Vertrauen entgegenbrachte. Wie denn in der That Graf Caprivi sich in Petersburg des besten Rufes erfreute, und auf seine Verläßlichkeit und Ehrlichkeit dort gebaut wurde; ganz im Gegensatz zu den Stimmungen, die gegenüber dem Fürsten Bismarck daselbst geherrscht haben, dem man so „vertraute", daß man rüstete und rüstete trotz der „Vereinbarung", und daß Fürst Bismarck trotz der „Vereinbarung" diese Rüstungen mit Drohungen beantwortete. Fürst Bismarck wurde in Rußland gefürchtet; politischen Kredit hatte er daselbst nicht mehr. Wer Beziehungen zu Rußland hat, weiß das, und wenn die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten" auf Wahrheit beruhen, so sind sie erst recht ein ganz ausschlaggebender Beweis für unsere Behauptung.

Die Wirkung war daher, daß unser Verhältniß zu Rußland unter dem Fürsten Bismarck ein ungünstiges und ungünstigeres wurde, und daß es seitdem gelang, zu einer handelspolitischen Verständigung und zu normalen und durchaus erwünschten ruhigen politischen Beziehungen zu Rußland zu gelangen.

Weil Fürst Bismarck ein Mann gewesen ist, der geniale Fähigkeiten in der praktischen Politik entwickelt hat, darum wird vielfach geglaubt, daß jede seiner Handlungen einen tief durchdachten und vor Allem auch einen tiefen politischen Sinn haben müsse. Aber Fürst Bismarck hat im letzten Abschnitte seines Lebens nicht nur sehr große politische Fehler gemacht; ebenso oft waren seine Aktionen in ihrer Behandlung von Wahrheit und Dichtung auch durch nichts anderes bestimmt als durch persönliche Ranküne oder durch den Wunsch, die Verirrungen der eigenen Politik auf andere Schultern zu laden, oder den Ruhm deutscher Erfolge für sich allein zu reklamiren und zwar selbst dann, wenn die Nebenwirkungen solcher Abrechnungen überaus bedenklich sein mußten.

Um das zu erhärten, sei auf zwei eklatante Beispiele zu paralleler Vergleichung mit den jetzigen Vorgängen hingewiesen. Auf des Fürsten Bismarck „Enthüllungen" über die Emser Depesche und auf seinen Immediatbericht über das „Tagebuch des Kaisers Friedrich"; der zuerst genannte Vorgang charakterisirt den Fürsten Bismarck als er nicht mehr Reichskanzler war, der zweite, als er sich noch im Amte befand.

Auf Rechnung des Fürsten Bismarck läuft eine gleichfalls in die Oeffentlichkeit lanzirte Darstellung über die Geschichte der Emser Depesche, die kurz folgendes besagt. Der damalige König Wilhelm I. ermangelte jener Festigkeit gegenüber den französischen Ansprüchen, die nothwendig gewesen wäre; er war zu einer Stellungnahme, die der Würde Preußens entsprochen hätte, nicht leicht zu bewegen; mit dieser Darstellung wurde die persönliche Haltung Wilhelms I bedacht, und seine politische Haltung empfing die nöthige Beleuchtung zugleich durch die Mittheilung, daß der damalige Graf Bismarck den Monarchen zu dem international nothwendigen Kriege so ziemlich gegen seinen Willen, gewissermaßen zwangsweise vorwärts schieben mußte. Um dies zu erreichen, machte angeblich der damalige Bundeskanzler aus jenem bekannten Schriftstück, das den Namen die Emser Depesche führt, und das im Wortlaut eine „Chamade", ein Signal Frankreichs zum Rückzug gewesen sein soll, eine „Fanfare", also ein Signal Frankreichs zum Angriff, so daß nunmehr ein Zusammenstoß zwischen den beiden großen Nationen unvermeidlich wurde.

Diese Darstellung konnte nur einen Zweck haben; sie war dazu da, das Verdienst, durch den deutsch-französischen Krieg unser Vaterland zur Einheit geführt zu haben, allein und ausschließlich für den Fürsten Bismarck zu reklamiren; so großen Werth legte Fürst Bismarck darauf, diesen Anspruch vor der Welt fest zu halten, daß er bereit war, die Gestalt Wilhelms I. herabdrücken zu lassen, und daß er bereit war, sich dem ihm thatsächlich gemachten Vorwurf auszusetzen, er habe einen der furchtbarsten Kriege durch die Fälschung einer Depesche zum Ausbruch gebracht.

Wie aber waren die Thatsachen?

Die Scene spielt sich in einer jener denkwürdigen Sitzungen ab, die das alte Reichstagsgebäude erlebt hat. Graf Caprivi erhob sich am 23. November 1892; vor ihm dicke, blaue Aktenfascikel. Er kam in seiner damaligen Rede, einer

der besten, die er gehalten hat, auch auf die Emser Depesche am 13. Juli 1870 zu sprechen; er sagte:

„Ich komme von hier auf eine Bewegung, die die Gemüther jetzt vielfach erregt hat dadurch, daß in Bezug auf den Beginn des Krieges 1870/71 Publikationen und Aeußerungen stattgefunden haben, die geeignet sind, das öffentliche Urtheil zu verwirren. Man hat die Behauptung aufgestellt, Deutschland und in erster Linie Fürst Bismarck habe durch gewisse Manipulationen — man ist selbst bis zum Ausdruck „Fälschungen“ gegangen, die in einer Depesche vorgenommen wären — fälschlich den Glauben erregt, daß Frankreich uns zum Kriege provozirt habe, während faktisch wir und zunächst der Fürst Bismarck der Provozirende gewesen seien. Die ausländische Presse hat daran einen Entrüstungssturm geknüpft, der, wenn man diesen Zeitungen glaubt, die Ueberzeugung zurücklassen mußte, daß alles, was wir seit 22 Jahren geglaubt haben, eitel Lug und Trug gewesen wäre. Dem ist nicht so. Ich bin in der Lage, auf Grund aktenmäßigen Materials den Beweis zu führen, erstens, daß Deutschland Frankreich nicht provozirt hat, zweitens, daß der Fürst Bismarck Depeschen nicht gefälscht hat, und drittens, daß, was von einigen Journalen behauptet, angedeutet worden ist, weil sie sich einen Vers aus der Sache nicht machen konnten, daß der alte Kaiser Wilhelm zu versöhnlich gewesen sei oder vielleicht in dem Verkehr mit den Franzosen den Accent nicht getroffen habe, der dem berechtigten Bewußtsein der deutschen Nation entsprach, falsch ist. Ich rufe ins Gedächtniß zurück, daß der hochselige Kaiser Wilhelm sich am 13. Juli 1870 in Ems befand, daß er da auf der Morgenpromenade von dem französischen Botschafter Grafen von Benedetti angeredet wurde, daß der König ihm eine abweisende Antwort gab, daß der Graf Benedetti den Versuch, sich dem König zu nähern, wiederholte, und der König seinen Flügeladjutanten schickte und sagen ließ, daß, wenn er nochmals eine Audienz nachsuchte, um auf die Sache zurückzukommen, der König sie ihm nicht gewähren würde. Die Erzählung dieser Dinge ist niedergelegt in einem Promemoria, daß der Flügeladjutant Prinz Anton Radziwill am Abend des 13. Juli aufgezeichnet hat. Dieses Promemoria ist erst am 17. Juli in Berlin eingegangen, wie das Präsentat in den Akten ergibt, nicht telegraphisch, sondern am 17. Juli, also nach der Rückkehr des Königs. Die erste Depesche, die aus Ems am 13. Juli an den Fürsten Bismarck ergangen ist, also die sogenannte echte Depesche, die bisher nie publizirt worden ist, ist von dem Wirklichen Geh. Legationsrath Abeken verfaßt. Sie ist aufgegeben am 13. Juli 1870, 3 Uhr 50 Minuten Nachmittags in Ems, und angekommen in Berlin 6 Uhr 9 Minuten Nachmittags. Die Entzifferung lautet: „Seine Majestät der König schreibt mir: Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsehe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.“

Es bezieht sich dies darauf, daß Benedetti dem König gesagt hat, er wisse aus Madrid über Paris, daß die Hohenzollernsche Kandidatur zurückgezogen sei. Um die Zeit, als Benedetti das dem König sagte, hatte der König noch keine Nachricht darüber. Nun fährt Herr Abeken fort: „Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten (des alten Fürsten von Hohenzollern) bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumuthung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag, beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen: daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Seine Majestät stellt Eurer Excellenz (das ist der damalige Bundeskanzler Graf Bismarck) anheim, ob nicht die neue Forderung Benedetti's und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitgetheilt werden sollte.“

Das ist geschehen. Die Depesche, die Graf Bismarck einem Beamten diktirt hat, lautet:

> Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienste sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

Also nachdem Seine Majestät der König Wilhelm dem Kanzler anheimgegeben hat, diese zwei Dinge mitzutheilen, führt der Graf Bismarck diesen Auftrag aus und erläßt am 13. Juli 11 Uhr 15 Minuten Abends die Depesche, die ich eben vorgelesen habe und die, wenn man sie der anderen gegenüberstellt, sich lediglich als eine Ausführung der königlichen Anheimgabe charakterisirt. Es kann hier von einer Fälschung keine Rede sein; der Bundeskanzler führt aus, was der Monarch ihm aufgetragen hat, und führt das vollkommen korrekt aus.

Um nun aber der Insinuation, als sei der hochselige Kaiser Wilhelm nicht der Mann gewesen, der selbst für seine Ansichten eingetreten wäre, entgegenzutreten, will ich noch einen zweiten Beweis liefern, einen Beweis von demselben Tage. Nach der Unterhaltung mit Benedetti bekam der König Wilhelm ein Schreiben von dem damaligen Gesandten Herrn von Werther aus Paris vom 12. Juli, in welchem Herr von Werther eine Unterhaltung schildert, die er mit französischen Ministern gehabt hat, und die auch darauf hinauskommt, daß man sich mit der hohenzollernschen Entsagung auf den spanischen Thron nicht zufrieden geben könne, sondern noch einen weiteren Schritt verlange. Es ist hier ein eigenhändiges Billet des Kaisers Wilhelm an Herrn Abeken in den Akten enthalten von demselben 13. Juli: ‚Es ist doch nothwendig an Werther zu chiffriren, daß ich indignirt sei über die Grammont-Ollivier'sche Zumuthung und mir das Weitere vorbehalte.‘

Es bleibt mir nur noch übrig, nachdem ich von dem Grafen Bismarck den Verdacht der Fälschung abgelenkt habe, nachdem ich gezeigt habe, daß Kaiser Wilhelm nicht der schwache Mann war, sondern daß er in seiner treuen Pflichterfüllung auch hier das Richtige getroffen hat — der Beweis dafür, daß Europa damals die Sache so auffaßte, wie Deutschland und wie Kaiser Wilhelm. Ich habe zwei Depeschen hier, die eine von dem Grafen Bernstorff, der damals unser Botschafter in London war:

> Lord Lyons telegraphirt von gestern Abend, daß die französische Regierung mit dem Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern nicht befriedigt sei und heute in einem Konseil über weitere Beschlüsse berathen werde. Er habe stark remonstrirt. Lord Granville hat sogleich zurücktelegraphirt, um den Botschafter anzuweisen, noch vor dem Konseil bestimmt zu erklären, daß Frankreich befriedigt sein müsse. Herr Gladstone, der mir dies eben vertraulich sagt, ist der Meinung, daß wir bis an die äußerste Grenze der Versöhnlichkeiten gegangen sind, und Frankreich im flagrantesten Unrecht sein würde, wenn es trotzdem den Krieg anfinge.
>
> Bernstorff.

Ein zweites Dokument! Der Kanzler Fürst Gortschakoff war damals in Berlin; zugleich war unser Gesandter in Petersburg, Prinz Reuß, in Berlin. Prinz Reuß zeichnet auf:

> Berlin, den 13. Juli 1870, 6 Uhr Abends. Fürst Gortschakoff hat soeben in meiner Gegenwart ein Telegramm an Okuniew und Brunnow*) diktirt folgenden Inhalts (in deutscher Uebersetzung): Wir begreifen nicht, daß nach der freiwilligen und vollständigen Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern die französische Regierung den preußisch-französischen Zwischenfall nicht als erledigt ansieht, im Interesse des Friedens, den Frankreich, wie man uns versichert, will.

Ich könnte außer diesen beiden Depeschen auch aus anderen Hauptstädten von anderen Regierungen ähnliche Depeschen vorlesen. Ich halte hiernach für erwiesen, daß, nachdem die Kandidatur Hohenzollern zurückgezogen war, nicht allein in Deutschland, sondern auch außerhalb Deutschlands die Ansicht die herrschende war, daß nunmehr für Frankreich kein Grund vorläge, mehr zu verlangen. Wenn Frankreich trotzdem mehr verlangte, so konnte es nur entweder den Krieg oder die Demüthigung Deutschlands wollen. Daß es das nicht erreicht hat, verdankt es den Männern, die damals an der Spitze Preußens standen. Es wäre aber auch nach meinem Dafürhalten für Deutschland nie möglich gewesen, eine Demüthigung, wie sie Frankreich uns zumuthete, hinzunehmen.

Uns ist es nicht gleichgültig, ob gleichzeitig von einer anderen Seite der Verdacht erregt wird, als hätten wir vor 20 Jahren provokatorische Absichten gehabt. Das würde auf uns zurückwirken, und um der fides der deutschen Regierung willen, um des Vertrauens willen, das Deutschland selbst braucht, das Ausland von uns braucht, habe ich Werth darauf gelegt, diese Depeschen zu veröffentlichen“.

Mit aller Deutlichkeit zeigt diese dokumentarische Darstellung, daß jene auf den Namen des Fürsten Bismarck laufende Version, welche ihm alle politische Initiative und Haltung zuschiebt, unwahr ist; und diese Unwahrheiten zu Ehren Bismarck's kosteten Deutschland die Sympathien eines Kreises in Frankreich, der als die vorurtheilslose Elite

*) Russische Vertreter in Paris und London.

der Nation zu betrachten ist. Diese hatte sich daran gewöhnt, in dem Zusammenbruch des Jahres 1870 das selbstverschuldete Unglück des eigenen Volkes zu sehen, und sie begann sich mit diesem selbstverschuldeten Unglück abzufinden; heute schwören auch diese Vorurtheilslosen auf „die Bismarck'sche Fälschung" der Emser Depesche; sie gewöhnten sich daran, Frankreich als heimtückisch vergewaltigt zu betrachten, und die alte Leidenschaft erwachte leider auch in diesen Kreisen wieder.

Und nun weiter.

Als am 27. September 1887 der „Staatsanzeiger" im amtlichen Theil den „Immediatbericht" des Fürsten Bismarck an Kaiser Wilhelm II veröffentlichte, da konnte man staunen über dieses minderwerthige Machwerk, das nichts als leidenschaftlichen Zorn verrieth.

In diesem Immediatbericht nannte Fürst Bismarck das Tagebuch wörtlich eine „verleumderische Publikation", die „in erster Linie sich gegen den Kaiser Friedrich richtet"; und über dieses „verleumderische Tagebuch gegen Kaiser Friedrich" wird in demselben amtlichen Aktenstück zugleich argumentirt, als sei es echt.

„Wenn es echt wäre, so würde auf jene Veröffentlichung meiner Ansicht nach Artikel 92 des Strafgesetzbuches Anwendung finden."

Neben solch groteskem Widerspruch finden sich Behauptungen über Behauptungen, die alle in kürzester Zeit von den verschiedensten Seiten als gänzlich unwahr erwiesen worden sind. Damals brachte die „Nation"*) einen zusammenfassenden Artikel unter der Ueberschrift „Die Bilanz des Immediatberichtes", der Schritt für Schritt eine der haltlosen Angaben der Bismarck'schen Ausführungen nach der anderen erwies, und dieser Artikel kam demgemäß zu der Schlußfolgerung:

„Das Schriftstück, das im Augenblick vor uns liegt, ist das schwächste, angreifbarste, unzulänglichste, das je aus der Hand des Reichskanzlers hervorgegangen ist."

Der Ausgang des Prozesses gegen Professor Geffcken lieferte alsdann den endgültigen Beweis hierfür.

Was aber las die vom Fürsten Bismarck abhängige Presse damals aus dem Immediatbericht heraus. Statt vieler Citate eines; damals schrieb die „Post":

Es muß gezeigt werden, „daß der damalige Kronprinz, weit davon entfernt, der Urheber, oder auch nur der thätige Förderer der Einheit Deutschlands unter dem Kaiserthum der Hohenzollern zu sein, eines der schwersten Hindernisse für die Verwirklichung des Einheitsgedankens und der Kaiseridee bildete."

Das war die „nationale Politik", die die „staatserhaltenden Parteien" damals unter dem Bismarck'schen Einflusse betrieben, und diese Politik, die auf unwahren Voraussetzungen aufgebaut das Andenken an einen Hohenzollern zu untergraben bestimmt war, — wie die unwahre Version über die Emser Depesche, das mit einem zweiten Hohenzollern besorgte, — sie verfolgte kein anderes Ziel, denn dieses, den Fürsten Bismarck als die einzige und ausschließliche Säule deutscher Größe darzustellen.

Um den Abstand zu ermessen, der zwischen den „strafbaren Indiskretionen" des Hohenzollern'schen Tagebuches und der jetzigen Publikation der „Hamburger Nachrichten" besteht nur dieses eine. Im Tagebuche heißt es:

„30. November. Ein Konzept Bismarck's für den Brief des Königs wegen der Kaiserwürde an Se. Majestät ist nach München gegangen; der Großherzog sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben und Holstein bringt ihn."

Von diesen Indiskretionen nach vollen achtzehn Jahren sagte der Immediatbericht, und das deutsche Volk hörte das damals leider ohne zu lachen mit an, daß sie

„wenn sie wahr wären, ganz zweifellos in die Kategorie der Staatsgeheimnisse und der Nachrichten fielen, deren Veröffentlichung den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reichs, die auf der Einigkeit seiner Fürsten wesentlich beruhen, gefährdet."

Das Tagebuch verblieb der Oeffentlichkeit; Geffcken wurde entlassen, und die deutsche Einheit war nicht gefährdet.

Der Abstand aber kann uns stolz machen, daß an die Stelle der kleinlichen Bismarck'schen Verfolgungen aus persönlichen Motiven, wir heute selbst Deutschland thatsächlich schädigende unwahre Darstellungen wie die über die Emser Depesche oder wie die neuesten Ausstreuungen der „Hamburger Nachrichten" ertragen ohne den Strafrichter zu inkommodiren oder ohne nach einem Bismarckparagraphen zu rufen, wie Bismarck einen Arnim-Paragraphen verlangt hat.

Ein starkes Reich kann sich das gestatten als einen Tribut der Dankbarkeit gegen einen Staatsmann, der dankbar und rücksichtsvoll gegen Niemanden gewesen ist, nicht gegen seine Monarchen, nicht gegen seine Mitarbeiter und nicht gegen sein Vaterland.

Wozu dies Alles?

Niemand kann ein Interesse daran haben, mit dem Greis in Friedrichsruh alte Kämpfe von Neuem durchzukämpfen. Aber gegen das politische Dynamit, das die „Hamburger Nachrichten" ausstreuen, muß Schutz zu schaffen gesucht werden. Dieser Schutz liegt darin, daß nichts dazu zwingt, diese Ausstreuungen für glaubwürdig zu halten; sie können, wie eine Beleuchtung der Vergangenheit lehrt, ebenso gut ganz oder überwiegend, kurz in jeder Mischung unwahr sein.

Wäre dies aber nicht der Fall, so tritt damit in hellstes Licht, daß Fürst Bismarck trotz seiner „Vereinbarungen" Vertrauen in Rußland nicht mehr fand, und daß ohne Vereinbarungen die nachbismarck'sche Politik Deutschlands, die auf nutzlose Zweideutigkeiten freiwillig verzichtete, gerade mit dieser Haltung Vertrauen in Rußland wieder zu erlangen vermochte, und vor allem das vollste Vertrauen seiner Bundesgenossen, Oesterreichs und Italiens, verdient.

Wenn die erste Ueberraschung sich gelegt hat, wird sich mehr und mehr diese Ueberzeugung Bahn brechen, die freilich nicht jener eifrigen Theile der „Hamburger Nachrichten" entspricht, daß Alles, was in Deutschland ohne den Fürsten Bismarck geschehen, schlecht, und daß alles, was durch ihn geschehen, gut war und gut ist

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

VII.

Des Moines, 14. Oktober 1896.

Dies ist der letzte Bericht, der den Lesern der „Nation" vor der Wahlentscheidung übermittelt werden kann. Ich will mich deshalb gerade in dem vorliegenden Briefe etwas eingehender mit jener Gruppe der amerikanischen Bürger mich befassen, deren Stimmen gegenwärtig am meisten unwarden werden und die recht eigentlich in diesem Wahlkampfe den Ausschlag gibt. Ich meine die Klasse der Farmer, insbesondere der westlichen Farmer.

In der letzten Woche habe ich in Nebraska und Iowa, den beiden großen Ackerbaustaaten westlich vom Missisippi, mich umgethan und nach Möglichkeit zu ergründen gesucht, inwieweit die Klagen über die agrarische Nothlage begründet sind.

Es traf sich gut, daß der Ackerbauminister in Cleveland's Kabinet, J. Sterling Morton aus Nebraska, wenige Tage vorher in Chicago eine Rede gehalten hatte, in der

*) Jahrgang VI, Nr. 3.

auf Grund ganz neuer statistischer Aufnahmen die angebliche Ueberschuldung der amerikanischen Farmer in höchst anschaulicher Weise beleuchtet war. Danach sind in dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten bloß 28,22 Proz. der Farmer überhaupt mit Hypothekenschulden belastet. Von diesen 28,22 Proz. nahmen ferner drei Viertel die Hypothekenschuld nur auf, um den Preis für gekauftes Land bezahlen oder ihr Farmgut verbessern zu können. Die Lage erscheint noch günstiger, wenn man die Höhe der Hypothekenschulden mit dem Werthe der Farmländereien vergleicht. In dem Census von 1890 ist der Gesammtwerth dieser Farmländereien veranschlagt auf rund 13¼ Milliarden Dollars oder etwa 54 Milliarden Mark. Diesem Werthe stehen aber gegenwärtig nach den neuesten Erhebungen des Ackerbauministers nur 1 123 152 471 Dollars Hypothekenschulden gegenüber. Das ist eine Verschuldung von ungefähr 8 Proz. des Werthes. Da 71,78 Proz. aller Farmer schuldenfrei sind, so vertheilt sich diese Schuldenlast allerdings auf den Rest von 28,22 Proz. und drückt diese entsprechend härter. Die Verschuldung ist am stärksten in den altbesiedelten östlichen Staaten. Der Staat New-Jersey steht am ungünstigsten. Die Hypothekenlast der gesammten Farmen von New-Jersey beziffert sich auf 16,17 Proz. des geschätzten Werths dieser Farmen, während sie fast genau 50 Proz. des Werthes der wirklich hypothecirten Farmen ausmacht. Im Staate Illinois liegen die Verhältnisse schon wesentlich besser. Die Hypothekenlast ist dort mit 7,84 Proz. des Werthes der gesammten Farmländereien bereits unter dem allgemeinen Durchschnitt von 8 Proz., während sie 34,63 Proz. vom Werthe der wirklich belasteten Landgüter ausmacht. Das Verhältniß wird im Allgemeinen noch günstiger, je weiter man nach Westen kommt.

Es liegt danach auf der Hand, wie wenig man berechtigt ist, von einer Schuldenlast zu sprechen, unter welcher der amerikanische Landmann zusammenbrechen müsse. Sehr mit Recht weist Sterling Morton darauf hin, daß allein der Werth der exportirten Ackerbauprodukte in den Jahren seit 1890 zusammen viermal so groß gewesen ist, als die gesammte gegenwärtige Hypothekenlast der amerikanischen Ackerbauer. Kein anderer Hauptzweig der nationalen Produktion hat eine ebenso günstige Entwicklung aufzuweisen. Insbesondere ist die Lage der städtischen Grundbesitzer, was die Hypothekenverschuldung anlangt, eine in jeder Beziehung ungünstigere.

In Wirklichkeit ist es denn auch nur der Vergleich der mageren letzten Jahre mit früheren fetten, der das Gerede von einem vorhandenen schweren Nothstande gerade dort hervorgerufen hat, wo es sachlich am Wenigsten gerechtfertigt ist. In Papillion, einem kleinen Landflecken Nebraskas, woselbst ich einer Grafschaftsversammlung beigewohnt hatte, fragte ich einen biederen Landmann, der vom Silberschwindel erfaßt war, wie viel er seiner Zeit für das Land bezahlt habe, das er bewirthschafte. Es stellte sich heraus, daß er vor ungefähr 20 Jahren sich in Nebraska niedergelassen und damals 10 Dollars für den Acker bezahlt hatte. Auf meine weitere Frage: wie theuer das Land heute sei? lautete die Antwort: Unter 40 Dollars per Acker würde er es nicht verkaufen. Diese Vervierfachung des Werthes seiner Farm nahm der Mann als ein selbstverständliches Ergebniß hin, aber der niedrige Preis für Mais, das Hauptprodukt Nebraskas, machte ihn rebellisch. „Sehen Sie — meinte er — vor zwei Jahren war eine große Dürre und wir hatten eine Mißernte; im letzten Jahre hatten wir nur eine halbe Ernte. In diesem Jahre ist die Ernte reichlich, aber die Preise sind miserabel.“ Uebrigens trifft das Letztere gegenwärtig, wo alle Farmprodukte im Steigen begriffen sind, auch schon nicht mehr zu. Man hat berechnet, daß im Vergleich zu den Preisen im Sommer dieses Jahres die amerikanischen Produzenten von Baumwolle und Cerealien, wie Weizen, Mais, Hafer ꝛc., zur Zeit etwa 300 Millionen Dollars mehr erlösen. Der Preis der diesjährigen Maisernte allein ist seit wenigen Wochen um mindestens 80 Mill. Dollars gestiegen.

Jener Bauer war im Uebrigen ganz wohlhabend, nicht einmal verschuldet; aber die absurde Lehre, daß man im Wege der Gesetzgebung — durch free silver — der Landwirthschaft aufhelfen müsse und könne, war ihm zu Kopfe gestiegen, wie so vielen Andern. Nicht wenig trägt zu der allgemeinen Konfusion, speziell in Farmerkreisen, das Wort free, frei, bei: free coinage, free silver. Man erzählt hier die Anekdote von einem Landwirth, der zur nächsten Eisenbahnstation fährt, um sich zu erkundigen, ob ihm bei Bryan's Wahl das free silver auf seine Farm gesandt werde, oder ob er es sich von der Station abholen müsse.

Uebrigens hat die intensive Agitation der letzten Monate doch zu Wege gebracht, daß es in den Köpfen der Landleute zu dämmern beginnt. In Iowa z. B., wo es vor sechs Wochen noch sehr bedenklich ausgesehen haben soll, haben die Gutgeldleute heute thatsächlich die Schlacht gewonnen. Iowa ist ein „sicherer“ Staat geworden, obgleich er westlich vom Mississippi liegt, in einem Territorium, das die Silberleute in Bausch und Bogen als ihre Domäne reklamiren. In Iowa sind es wiederum gerade die Deutschen, die mit dem besten Beispiel vorangegangen; hier in Des Moines werden etwa 700 deutsche Stimmen abgegeben. Davon haben 600 früher regelmäßig demokratisch gestimmt. Von diesen 600 Demokraten verlassen neun Zehntel jetzt das regular ticket und stimmen ohne weiteres für die McKinley-Elektoren. In dem demokratischen Davenport, einer Grenzstadt Iowas am Mississippi, woselbst die Deutschen das Heft völlig in der Hand haben, stimmt nahezu alle Welt gegen Bryan. Dies Davenport ist, nebenbei bemerkt, ein kleines amerikanisches Musterstädtchen. Von den etwa 30000 Einwohnern spricht mindestens die Hälfte deutsch, ja noch mehr, Plattdeutsch. Schleswig-Holstein hat sich hier an dem Ufer des Mississippi angesiedelt. Der Vater der Ströme wird von unseren Plattdeutschen wie die Elbe behandelt, und von dem gegenüberliegenden Illinois spricht man wohl als von der Provinz Hannover. Wenn man Jemanden auf der Straße anredet, so kann man ziemlich sicher sein, im holsteinischen Dialekt eine Antwort zu erhalten. Selbst Negerjungen sprechen Plattdeutsch. Die Stadtverwaltung ruht in deutschen Händen — der gegenwärtige Mayor heißt Vollmer — und zeichnet sich durch ihre moralische Sauberkeit aus. Zwei deutsche Zeitungen erscheinen in der Stadt, die seit Jahren die demokratische Partei unterstützten, die aber sofort nach der Chicagoer Konvention das popokratische Lager — so nennt man spöttisch die populistisch-demokratische Verbindung — verließen und gegen Bryan energisch Front machten. Auch bei den deutschen Bauern ist der Verstand am raschesten wieder eingekehrt. Sie fangen an zu begreifen, daß es sich diesmal um Kopf und Kragen handelt, und daß sie eigentlich gar keinen rechten Grund zum Klagen haben. Dies Iowa ist ein prachtvoller Staat. Wenn man durch die rolling prairie, das wellige fruchtbare Land fährt, sieht man auf jedem kleinen Hügel schmucke Farmhäuser mit Bäumen umgeben. Wohl bestellte Aecker, wohin das Auge blickt; abwechselnd mit Weiden, auf denen prächtiges Vieh grast. Auch die Menschen machen gerade auf dem Lande durchweg einen behäbigen Eindruck. Die Sparkassen in Davenport haben zusammen circa 9 Millionen Dollars Einlagen, die zumeist aus dem flachen Lande kommen. Das zeigt ebenfalls, daß die agrarische Noth nicht gar so schrecklich ist. Auch kommt ein demokratisch regierter nothleidender Ackerbaustaat nicht leicht in die Lage, Prachtbauten aufzuführen. Das kürzlich hier in Des Moines, der Hauptstadt des Staates, erbaute Kapitol hat mehr als 12 Millionen Mark gekostet.

In Nebraska stehen die Dinge weit weniger günstig. Omaha, die kommerzielle Hauptstadt Nebraskas, ist pilzartig emporgeschossen, der Wohlstand des Staates ist nicht so konsolidirt, wie in Iowa. Einzelne Theile des Staates Nebraska ermangeln auch der Fruchtbarkeit, so daß Ansiedler zu Tausenden wieder fortgewandert sind. Immerhin sind auch dort, speziell in dem äußerst fruchtbaren Missourithal, die Dinge nicht zum Verzweifeln. In all diesen westlichen Farmerstaaten hat die städtische Bevölkerung unter der Un-

gunst der letzten Jahre, die ja ganz wesentlich ein Produkt der mangelnden Stabilität der Währung in Folge beständigen Kokettirens mit den Silberleuten ist, viel mehr gelitten, als die Farmer. Ich glaube deshalb auch, daß gerade in den eigentlichen Farmerstaaten Bryan's Chancen, trotz aller lärmenden äußeren Erfolge, von Tag zu Tage schlechter werden. Die eindringlichen Warnungen der Besten des Landes vor einem Experiment, das den Wohlstand der Republik auf lange Zeit hinaus zerrütten würde, und vor Allem der Hinweis auf die höchst gefährlichen sozialen Unruhen, die ein Sieg Bryan's im Gefolge haben kann, haben den im Ganzen auch hier konservativen Bauer stutzig gemacht. Den Geldsäcken eins auszuwischen, die eigenen Schulden billig los zu werden und seinen Farmknechten in einem dollar with less purchasing power einen gesetzgeberisch sanktionirten Lohnabzug beizubringen, das gefällt gar manchem, aber daß diese Operation möglicherweise den Frieden des Landes kosten kann, das macht den Besonneneren den Versuch doch allzu riskant.

Ich selbst komme mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß Bryan's Wahl dies Land unmittelbar an den Rand des Abgrundes bringen würde, nicht bloß finanziell. Wird Bryan am 3. November gewählt, so fliegt sofort die Goldreserve des Staatsschatzes auf; es setzt unmittelbar ein Goldagio ein; die ausbrechende Panik ergreift nothwendiger Weise alle Banken und damit das ganze Kreditsystem des Landes. Niemand wird sich auf irgend eine neue Unternehmung einlassen, jeder die laufenden Unternehmungen nach Möglichkeit einschränken. Zu Tausenden und Abertausenden werden deshalb die Arbeiter brotlos werden; und statt der versprochenen Fülle und Prosperität würde der kommende Winter Millionen zu den härtesten Entbehrungen zwingen. Eine solche gewaltige Enttäuschung würde vermuthlich die heftigsten Ausbrüche der Volkswuth hervorrufen, die sich vielleicht gegen die Urheber des Unheils, Mr. Bryan und Genossen, vielleicht gegen die Geldmächte des Landes, jedenfalls aber gegen den allgemeinen Frieden richten würden.

Es ist eine lebensgefährliche Krisis, die dieses Land gegenwärtig durchmacht. Und das begreifen allmählich alle, die etwas weiter blicken. Die Einen sehen das mögliche Unheit deutlich vor sich, die Anderen ahnen es instinktiv. Diese letzten Wochen vor der Wahl verlebt das Volk deshalb auch in fieberhafter Aufregung und Unruhe. Man betäubt sich durch Demonstrationen aller Art und durch die ungeheuersten Siegesprophezeiungen. Man schwört und wettet darauf, daß der common sense des amerikanischen Volkes die Probe bestehen werde, während die Gegenseite triumphirend auf die begeisterten Massen hinweist, die Bryan umjubeln, wo er sich blicken läßt, und den Sieg ihrer Sache vorhersagen.

Ich zweifle meinerseits heute nicht mehr daran, daß Bryan's Niederlage eine gründliche sein wird. Auch die katholische Kirche, die eine so feine Witterung für den politischen Erfolg und ein so gutes Verständniß für das politische Risiko hat, wendet sich, wenigstens soweit die intelligente höhere Geistlichkeit in Frage kommt, mehr und mehr der honest money Partei zu. Gerade jetzt hat der Erzbischof Ireland von St. Paul einen Brief der Oeffentlichkeit übergeben, in dem er die Gefahren der Bryan-Bewegung in überzeugender Weise darstellt. Das wird hoffentlich den gegnerischen Eifer des niederen katholischen Klerus und der katholischen Presse, die zum Theil in höchst gefährlicher Weise mit dem Feuer spielen, etwas zügeln. Es ist charakteristisch, daß auch die deutsche katholische Presse, im Gegensatz zu der überwältigenden Majorität der deutsch-amerikanischen Presse überhaupt, vielfach den Silberleuten in die Hände arbeitet. So ist z. B. die in St. Louis erscheinende „America", die unter den deutschen Katholiken stark verbreitet ist, durchaus unsound.

Die Tage bis zum 3. November werden allen Parteien dieses Landes noch eine heiße Arbeit bringen. Das geschäftliche Leben erscheint, soweit es überhaupt möglich ist, zum Stillstand gebracht. Man hat die Segel eingezogen, wie bei einem schweren Sturme. Das Staatsschiff ist den Wellen einer stürmischen Agitation preisgegeben. Wird es an einen Felsen geworfen werden oder in den Hafen gelangen? Kein Zweifel, die Wahl am 3. November entscheidet über die Möglichkeit einer Fortdauer der demokratischen Institutionen dieses Landes.

Th. Barth.

Hochzeit in Rom.

Es ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem die Ehen der Fürsten aufgehört haben, die Beziehungen der europäischen Mächte zu beeinflussen. Sie haben nur noch in den seltensten Fällen politische Folgen; sie sind aber sehr oft Symptome politischer Zustände. Der Vater sowohl als der Großvater des Königs Humbert hatten Frauen aus dem Hause Habsburg. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen aber zu den österreichischen Kaisern haben Beide nicht verhindert, die Befreiung Italiens von der österreichischen Herrschaft als ihre heilige Pflicht zu betrachten. Der Eine stieg vom Thron, weil er ihr nicht gerecht werden konnte, der Andere hat sie in blutigen Kriegen gegen Oesterreich erfüllt. Aber als Beide heiratheten, waren die Habsburger die unumschränkten Herren fast der ganzen appenninischen Halbinsel: sie gingen unter den Ehebaldachin wie unter ein caudinisches Joch; ihre Vermählungen waren Symptome dafür, daß die Zeit noch nicht reif war zur Abschüttelung der Fremdherrschaft. Die Frauen, die von Fürsten geheirathet werden, haben die traurige Pflicht, ihr Vaterland zu vergessen, wenn sie nicht schon von Geburt der Nationalität ihrer Gatten angehören, wie die jetzige Königin Italiens. Versuchen sie, die Interessen ihrer Heimath im neuen Vaterlande geltend zu machen, so laufen sie Gefahr, ihre ganze Volksthümlichkeit zu verlieren, die sie sich etwa erworben haben. Marie Antoinette starb unter der Guillotine vornehmlich deshalb, weil das Volk sie anklagte, nicht mit allen ihren Empfindungen Französin geworden zu sein. Alle anderen Gründe, die vor dem Blutgerichte gegen sie geltend gemacht wurden, fielen neben diesem wenig ins Gewicht.

Ich huldige nicht jener mechanischen Geschichtsauffassung, die sich anmaßt, für die politische Entwicklung der Völker Naturgesetze finden zu können, an deren Unerschütterlichkeit auch der mächtigste Einzelwille scheitert. Ich glaube vielmehr, daß jede geistige Bewegung — und mit geistigen Bewegungen, wie sie sich auf den verschiedensten Gebieten bethätigen, hat es die Geschichtswissenschaft zu thun — von großen historischen Gestalten geleitet wird, und eine andere Richtung nehmen würde, wenn irgendein von jenen angeblichen Naturgesetzen wahrlich nicht abhängiger Zufall diese großen geschichtlichen Personen gar nicht oder anders hätte werden und sich entwickeln lassen. Und darum halte ich es auch heute noch für denkbar, daß die Ehe von Fürsten — deren Individualitäten, man mag sagen, was man wolle, auf die politischen Schicksale der meisten europäischen Länder einen tiefgreifenden Einfluß haben können — die Beziehungen ihrer Staaten zu andern Staaten verändern. Aber ich halte es nicht für wahrscheinlich, weil erstens zur Ausübung eines solchen Einflusses nur Frauen von so gewaltigen Geisteseigenschaften befähigt sind, wie sie kaum in jedem Jahrhundert einmal geboren werden, und weil zweitens die meisten Fürsten ihre Frauen schon mit Rücksicht auf die Stellung wählen, die ihre Staaten in der Familie der Völker einnehmen.

Die Vermählung der Prinzessin Helena von Montenegro mit dem Prinzen Victor Emanuel von Savoyen, die am 24. Oktober im römischen Königsschlosse durch den Präsidenten des Senates vollzogen und gleich darauf in der Kirche Santa Maria degli Angeli eingesegnet wurde, wird nicht eine von den selten gewordenen Fürstenehen begründen,

die politische Folgen haben. Die Prinzessin Helena ist die Tochter eines Fürsten, der kaum halb so viel Unterthanen hat wie die Hauptstadt Italiens Einwohner. Die politische Bedeutung Montenegros beruht allein auf seinem Verhältniß zu Rußland. Seitdem der Vater des Zaren Nicolaus den Fürsten Nikita für seinen einzigen Freund erklärte, ist sein Ansehen gestiegen. Aber der Glanz, der durch diese Heirath auf das kleine, arme Bergland fällt, ist doch bei Weitem größer, als der, mit dem es die russische Freundschaft bestrahlte. Wenn diese Ehe also überhaupt politische Folgen haben könnte, so wäre es viel wahrscheinlicher, daß Montenegro durch sie den russischen Interessen entfremdet würde, als daß sie Italien den russischen Interessen dienstbar machte. Wollte sich aber auch dieser Wahrscheinlichkeit zuwider russischer Einfluß in der italienischen Politik durch die Vermittlung der montenegrinischen Prinzessin geltend machen, so würde solches Beginnen deshalb scheitern müssen, weil die Savoyer es seit der Einführung der Verfassung für ihre heiligste Pflicht hatten, nichts Anderes zu sein als die Vollstrecker des Volkswillens, wie er in den gesetzgebenden Körperschaften zum Ausdruck kommt, und darum ihre persönlichen Neigungen und ihre Familienverbindungen die Richtung ihrer Politik nicht bestimmen.

Selbst Victor Emanuel, der eine kräftige Initiative besaß und eigene Gedanken hatte, ist diesem Grundsatze sogar dann nie untreu geworden, wenn er ihm seine Ueberzeugungen opfern mußte. Viel weniger noch ist das von König Umberto und seinem Sohn zu erwarten, die Beide weniger temperamentvoll sind als der „Vater des Vaterlandes“ und fast gar keine Initiative besitzen. Wenn darum die Mehrheit der Volksvertretung von einer Förderung russischer Interessen durch Italien nichts wissen will, so wird die italienische Politik durch die schwarzäugige Tochter Cernagoras gewiß nicht aus ihren Bahnen gelenkt werden.

Man sagt, der Prinz von Neapel habe die Montenegrinerin heimgeführt, weil er sie liebte. Von anderen wieder wird behauptet, er habe unter den katholischen Prinzessinnen keine Frau finden können, weil der Einfluß des Papstes alle seine Werbungen an den katholischen Höfen Europas hintertrieb, und habe sich schließlich, da er um der Erhaltung der Dynastie willen doch heirathen mußte, die griechisch-orthodoxe Helene en faute de mieux gewählt, der diese Heirath wie ein großes Glück erscheinen mußte. Wer nicht in das Herz des italienischen Kronprinzen blicken kann und in die Intrigen des Vatikans nicht eingeweiht ist, der wird schwerlich entscheiden können, ob dies eine oder dies andere Gerede der Wahrheit entspricht. Es ist auch möglich, daß beide Beweggründe zusammenwirkten. Daß aber, wie von dritter Seite behauptet wird, die Heirath das Produkt einer *politischen Spekulation* gewesen ist, die eine Trennung Italiens vom Dreibunde und seinen Eintritt in die russisch-französische Waffenbrüderschaft zum letzten Ziele haben sollte, das scheint mir die Ausgeburt einer die realen Verhältnisse vollständig verkennenden Phantasie zu sein. Erst vor wenigen Monaten ist der Bund zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich für sechs Jahre verlängert worden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß in jener Zeit die Hochzeit des Kronprinzen bereits eine beschlossene Sache war. Wäre sie der Vorbote der Abwendung Italiens vom Dreibunde, so hätte sie mit dessen Verlängerung nicht fast zusammenfallen können. Wäre sie der *Vorbote* eines engeren Anschlusses Italiens an Rußland und Frankreich, so wäre es nicht zu verstehen, daß der Zar außer der Türkei auf seiner europäischen Rundreise keine andere Großmacht ignorirt hat als gerade Italien. Wohl ist es möglich, daß die Vermählung der Tochter von seines Vaters einzigem Freunde mit dem italienischen Kronprinzen den Zar veranlassen könnte, etwas wärmer und entschiedener für die Befreiung der italienischen Soldaten aus der Gefangenschaft des Negus einzutreten. Wer aber behauptet — und es gibt politische Kannegießer, die das mit weisen Mienen thun — daß die Hoffnung auf solche Fürsprache des Zaren beim Negus die Wahl des Prinzen von Neapel nur im entferntesten beeinflußt hat, der muß auch annehmen, daß Italien zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken ist und darauf verzichtet, im Konzert der europäischen Staaten jemals wieder irgend ein Instrument zu spielen. Ich brauche den Lesern der „Nation“ wohl nicht auseinander zu setzen, warum diese Annahme, die auch in der Presse schon vertheidigt worden ist, die Würde Italiens geradezu beleidigt.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß in bestimmten italienischen Kreisen die Sympathien für den Dreibund im Abnehmen begriffen sind, und daß der Wunsch einer Annäherung an Frankreich bestimmte Personen stärker beherrscht als vor Jahresfrist. Die Vortheile, die das Bündniß mit den Centralmächten Italien gebracht hat, sind auf politischem Gebiete rein negativer Natur. Die große Masse des Volkes aber hat nur für positive Ergebnisse Verständniß. Immer wenn die öffentliche Meinung in Italien die diplomatische Unterstützung der Centralmächte verlangte, mußte ihr klar gemacht werden, daß die Verträge zu solcher Unterstützung die Verbündeten nicht verpflichteten. Und allzu oft ist in solchen Fällen schon die Frage aufgeworfen worden: „Was haben wir von unseren Bundesgenossen?“ Daß man im Bunde mit Frankreich und Rußland sich in Afrika die Niederlagen erspart hätte, die eine so große Erschütterung des ganzen Staatskörpers, der Finanzen, des Ansehens der Armee zur Folge hatten, darüber herrscht hier auch in politischen Kreisen kein Zweifel. So kurzsichtig auch diese Ueberzeugung ist, weil sie, nur den großen Einfluß der Franzosen und Russen in Abessinien ins Auge fassend, den Gegensatz der italienischen und der russisch-französischen Interessen daselbst ignorirt, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß sie eine Anzahl von einflußreichen Personen beherrscht. Auf wirthschaftlichem Gebiete hat der Abbruch der Handelsbeziehungen zu Frankreich gerade den ergiebigsten Produkten des italienischen Bodens den kaufkräftigsten Abnehmer entfremdet. Die Handelsverträge mit den Centralmächten haben ihnen zwar neue Absatzwege eröffnet, aber abgesehen davon, daß die Preise durch den Ausfall des zahlungsfähigsten Käufers gedrückt worden sind, sind die Eroberungen des italienischen Handels in Oesterreich und Deutschland im besten Falle Kompensationen für den Verlust des französischen Marktes, aber als positive Vortheile, welche die Dreibundpolitik Italien gebracht hat, werden sie nicht betrachtet. Besonders im Süden, in Apulien, Calabrien und Sicilien ist zudem die Ansicht verbreitet, daß durch den Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich und die Wiedereröffnung der alten Handelswege die neu eroberten Absatzgebiete auch dann nicht verloren gehen würden, wenn eine politische Annäherung an Frankreich und die Lockerung der Dreibundverträge damit verbunden wäre, weil die Handelsverträge mit den Centralmächten die politischen Verträge mit ihnen überdauern, und auch Deutschland und Oesterreich ein Interesse an ihrer Erneuerung haben. Auch solche Blätter, die früher begeisterte Vertheidiger des Dreibundes waren, spiegeln solche Ueberlegungen wieder. Ebenso wird im Parlament die franzosenfreundliche Strömung stärker und die Regierung, die ihre parlamentarischen Siege der Unterstützung der gallophilen Radikalen verdankt, thut wenigstens bisher nichts, um ihr entgegenzuwirken.

Wenn die Stimmen der Unzufriedenen im Lande so laut werden, daß sie eine Wandlung der auswärtigen Politik Italiens veranlassen, sobald der Dreibund abgelaufen ist, dann wird es nicht an schlauen Köpfen fehlen, die den Umschwung der Dinge der montenegrinischen Heirath zuschreiben, indem sie sich auf den hinkenden Syllogismus stützen: Post hoc ergo propter hoc. In Wahrheit aber kann der *Eindruck*, den die montenegrinische Heirath im Lande machte, nur als ein *Symptom* der politischen Wandlung betrachtet werden, die eben beginnt, sich zu vollziehen, nimmermehr sie selbst als ihre Ursache. Die Zahl derer, die mit ihr nicht einverstanden sind, würde viel größer sein, wenn eine Annäherung an Rußland und Frankreich noch so viele Gegner hätte wie vor einigen Jahren. Auch so noch erscheint sie in weiten Kreisen wie

eine Mißheirath, und das den Patrioten bedrückende Gefühl, daß der Erbe des geeinten Königreichs nur die Tochter eines der untergeordnetsten Fürsten Europas als Gattin finden konnte, wird noch verstärkt durch die bittere Empfindung, daß im Königshause frohe Feste gefeiert werden, während achtzehnhundert Landessöhne in der Gefangenschaft des Negus schmachten. Fast mehr noch als durch die Wahl der Frau das Nationalgefühl, wird durch die Wahl des Zeitpunktes der Vermählung das menschliche Empfinden der Italiener verletzt. Ob mit Recht, erscheint sehr zweifelhaft, wenn man sieht, wie die italienische Presse mit Briefen von Gefangenen aus Abessinien überschwemmt worden ist, aus denen nichts weniger als Verzweiflung spricht, und daß sogar der gefangene General Albertone einen fast begeisterten Lobeshymnus auf Menelik und die Königin Taitu in die Heimath gesendet hat.

Wie bei allen Ereignissen politischen Charakters, die sich auf dem Boden Italiens abspielen, ist die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Papst und dem italienischen Königshause auch bei dieser Vermählung wieder hell beleuchtet worden. Man warb zuerst bei der Kurie um einen Kardinal für die kirchliche Trauung, und als er rundweg verweigert wurde, begnügte man sich mit dem Prior der Kirche von San Nicola in Bari, vor dem die Prinzessin Helene ihren Glauben schon abgeschworen hatte, und der als Priester einer palatinischen Kirche sich in einer gewissen Abhängigkeit vom Könige befindet. Es giebt nicht Wenige, die glauben, daß das wiederholte Werben um Gunstbezeugungen des Vatikans den Gegensatz der feindlichen Mächte nur verschärfen konnte, weil es das Selbstgefühl der Kirche steigert. Gerade diese Vermählung hätte dem Hause Savoyen eine prachtvolle, so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit geboten, der Kirche zu zeigen, daß man sie entbehren kann. Die bürgerliche Trauung, die nach dem italienischen Gesetz allein die Gültigkeit der Ehe bedingt, hätte für den ersten Savoyer, der in Rom den Ehebund schließt, als der wichtigste und mit dem größten Pomp zu feiernde Akt bei dieser Gelegenheit betrachtet werden sollen. Sie hätte auf dem Kapitol oder im Senat — da sie ja der Präsident des Senats vollziehen muß — im Beisein des Hofes und aller Minister, der Volksvertretung und der Vertreter der auswärtigen Mächte gefeiert werden sollen. Im intimsten Familienkreise hätte dann in der Hauskapelle des Quirinal vom Hauskaplan der königlichen Familie die Ehe kirchlich eingesegnet werden können. Das wäre die Konsequenz gewesen, welche die Entwicklung des modernen italienischen Staates verlangte, der in dem Augenblick, da der päpstliche Größenwahn den Zenith seines Fluges erreichte, jene unsinnige Verbrüderung von geistlicher und weltlicher Macht zerstörte, welche die Quelle so vielen Unglücks nicht nur für das arme Italien, sondern auch für andere europäische Staaten gewesen war.

Eine solche Konsequenz zu ziehen wäre freilich in einem Lande nicht ganz gefahrlos gewesen, in dem die klerikale Partei fast eine Gemeinde nach der andern erobert, in dem die feierliche Mitwirkung der Kirche bei allen Familienfesten von der großen Mehrheit des Volkes wie eine unentbehrliche Nothwendigkeit betrachtet wird, in dem das Verständniß für die Segnungen, welche die Befreiung des Staates von allen kirchlichen Fesseln im Gefolge hat, nur in den Köpfen der wenig zahlreichen Gebildeten aufgegangen ist. Es wäre vielleicht nicht ganz gefahrlos gewesen, aber es wäre doch einmal wieder eine auch im Auslande Eindruck machende Bethätigung liberalen Geistes gewesen, die, wenn keinen anderen, doch den Erfolg gehabt hätte, den schwarzen Gewalten zu zeigen, daß man sie nicht fürchtet.

Rom, 26. Oktober.

E. Mühling.

M. Levy.

Der Justizrath Meyer Levy ist hier — wie bekannt — in seiner Wohnung, in belebtester Gegend Berlins, fast am hellen Tage durch den Dolch eines unreifen Mordbuben schlafend in ruchlosester Weise hingeschlachtet. Mußte schon der, unter solchen ungewöhnlichen Umständen ausgeführte Mord, anscheinend zum Zwecke der Beraubung begangen, eine erschütternde Wirkung haben, so wurde die Theilnahme um so mehr erregt, als das Opfer der Blutthat ein in weiten Kreisen angesehener Mann war, welcher hervorragend gemeinnützig gewirkt und noch mitten in fruchtbarer Thätigkeit eine fernere reiche Wirksamkeit versprach.

Der Justizrath M. Levy war einer der Trefflichsten in jeder Beziehung. Das weiß Jeder, der ihm näher stand. Mit Rücksicht auf seine umfassende Thätigkeit verdient er auch allen ihm ferner Stehenden durch eine Skizzirung seines Lebensbildes näher gebracht zu werden. Die „Nation“, deren mehrjähriger Mitarbeiter er gewesen ist, fühlt sich dazu um so mehr berufen, als sie seiner Thätigkeit so manche geistige Anregung verdankt.

Seine äußeren Schicksale sind bis auf seinen unheilvollen Tod die gewöhnlichen eines preußischen Juristen. Am 17. Januar 1833 zu Wollstein in der Provinz Posen geboren, ist er im Jahre 1836 mit seinen Eltern nach Berlin übergesiedelt und hat dann hier auch die fernere Kinderzeit und die Gymnasialzeit (auf dem grauen Kloster) zugebracht. Auch die Universitätszeit hat er nur in Berlin genossen; er hatte sich besonders an den Professor Keller angeschlossen, und war dessen Lieblingsschüler geworden. Er hat für ihn manche Arbeiten, das corpus juris betreffend, geliefert und vorbereitet, auch das Register zu dessen Werke über den römischen Civilprozeß bearbeitet. Im Jahre 1854 absolvirte er sein erstes juristisches Examen und lag dann auch in Berlin beim damaligen Stadtgericht seinem praktischen Vorbereitungsdienste als Auskultator und Referendar ab. Im Jahre 1859 Gerichtsassessor geworden, war er zunächst wieder als Bagatellrichter beim hiesigen Stadtgerichte thätig, bis er Anfangs der 60er Jahre als Rechtsanwalt zu Fraustadt in der Provinz Posen seine erste Anstellung erhielt. In Fraustadt hat er eine vielseitige gemeinnützige Thätigkeit entfaltet, den dortigen Vorschußverein gegründet, längere Zeit als Stadtverordneter und Stadtverordnetenvorsteher fungirt, und mehrfach in Vereinen Vorträge, so unter Anderem über Geld und Kredit, gehalten. Im Jahre 1872 wurde er als Rechtsanwalt zum Stadtgerichte zu Berlin versetzt; und wie er schon bis dahin mit Ausnahme der Thätigkeit in Fraustadt wesentlich Berlin angehört hatte, so ist er auch seit 1872 immer Berlin treu geblieben; seit der, mit dem 1. Oktober 1879 ins Leben getretenen Justizorganisation als Rechtsanwalt beim Kammergericht.

Neben seiner reichen anwaltlichen Thätigkeit hat er sich mit Eifer und Vorliebe der juristisch-litterarischen Beschäftigung gewidmet. In Verbindung mit dem Unterzeichneten hat er einen Kommentar zur deutschen Civilprozeßordnung, in erster Ausgabe 1878 und dann stets vermehrend und verbessernd bis zur siebenten Ausgabe 1895; ferner Vorträge über die Civil-Prozeßordnung, sowie die deutschen bundesstaatlichen Ausführungs- und Uebergangsgesetze zur Civil-Prozeßordnung (1880) und eine Handausgabe der Civil-Prozeßordnung und des Gerichts-Verfassungsgesetzes mit kürzeren Anmerkungen (3. Ausgabe 1894) herausgegeben. Außer diesen umfassenderen Werken lieferte er eine reiche Anzahl von Aufsätzen und Rezensionen in den Gruchot'schen, dann Rassow-Küntzel'schen Beiträgen zur Erläuterung des deutschen Rechts, in der von Schultzenstein und Vierhaus redigirten Zeitschrift für deutschen Civilprozeß und in unserer Zeitschrift „Die Nation“. Die „Nation“ namentlich verdankt ihm noch aus letzter Zeit eine Reihe von Artikeln zur Orientirung über den letzten Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, welche in

seinem eifrigen Bestreben zur thatsächlichen Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs ihre Quelle hatten; sowie in allerjüngster Zeit ein Referat über den deutschen Anwaltstag vom September 1896. — Seit mehreren Jahren Mitglied der ständigen Deputation des deutschen Juristentages ist er bei deren Verhandlungen vielfach als Gutachter, Referent und Redner thätig gewesen; hauptsächlich für Fragen, welche das bürgerliche Gesetzbuch und die sonstige zeitweilige deutsche Gesetzgebung betrafen. Weiter ist seine Thätigkeit in reichem Maße dadurch in Anspruch genommen, daß er seit mehreren Jahren Mitglied des Vorstandes der Anwaltskammer zu Berlin war, und noch mehr dadurch, daß er seit einer Reihe von Jahren Vorsteher des Vereins der Berliner Anwälte war. Als solcher hat er durch seine Leitung der Versammlungen, durch die Anregung und Beleitung wissenschaftlicher juristischer und anwaltschaftlicher Erörterungen und Interessenfragen dem Berliner Anwaltsvereine, welcher bis zu seiner Vorsteherschaft nur eine kümmerliche, interesselose Existenz führte, ein reges geistiges Leben gegeben, wie er auch bei dem kürzlichen, gesellig und sachinhaltlich interessanten Berliner Anwaltstage vom September d. J. an der Spitze des Lokalausschusses in Verbindung mit dem Vorstande des allgemeinen deutschen Anwaltsvereins sich bewährt hat.

Alle diese äußeren Evolutionen seiner Thätigkeit zeigen den wahren Werth seiner geistigen Kraft nur erst, wenn man dem geistigen Gehalte seiner Thätigkeit näher tritt. Mit einem umfassenden theoretischen Wissen auf fast allen Gebieten der heutigen Jurisprudenz verband er einen intuitiven Sinn für die praktischen Konsequenzen und Kombinationen, und einen lebendigen Gerechtigkeitssinn, welcher unter Vermeidung doktrinärer Prinzipienreiterei in Verfolgung einzelner Gesetzesvorschriften niemals den Gesammtzusammenhang des Systems und den Einfluß anderweiter Vorschriften, sowie der Verschiedenheit der Thatbestände außer Augen läßt. Sein Scharfsinn bei der Beurtheilung der Grenzen, in welchen je ein Prinzip in Kollision mit anderen Rechtsgrundsätzen zu modifiziren ist oder zu weichen hat, sowie bei der Anwendung der Rechtssätze auf die verschiedenen Thatbestände eignete ihn besonders zur Lösung von praktischen Problemen und zur Thätigkeit als Kommentator. Dabei ließ ihn sein energischer Fleiß, unterstützt durch eine rasche Auffassungsgabe und durch die Kraft und Gewöhnung schnellen Arbeitens niemals ermüden.

Grund und Richtung seiner Thätigkeit waren stets sachlich; er kannte und übte keine äußere Rücksicht. Dies entsprach der Lauterkeit seines ganzen Charakters. Er wollte stets nur der Sache selbst dienen; seine Ziele waren die höchsten; die Schriftstellerei und die allgemeinen Interessen lagen ihm mehr am Herzen, als seine Anwaltspraxis. Er hatte in seinen juristischen Bestrebungen eine ideale Richtung, wenngleich ihm sein praktischer Sinn wohlthuend die Grenzen und Schranken für die Verwirklichung des Gewollten erkennen ließ. Dies zeigte sich besonders bei seinen Bestrebungen zur Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches und bei der Behandlung der Fragen, welche die Stellung der Rechtsanwaltschaft betreffen.

Er war im beruflichen, wie im persönlichen Verkehre durch und durch ein Ehrenmann, gefällig bis zu Opfern, insbesondere mit Rath und That für Fach- und Berufsgenossen im Sinne wahrer Kollegialität, uneigennützig im größten Maßstabe der Anständigkeit, treu und hingebungsvoll dem Freunde und verdiente in jeder Beziehung auch als Mensch die unbedingte Hochschätzung. Der Unterzeichnete, durch gemeinsame Thätigkeit und persönlichen Verkehr Jahrzehnte lang mit ihm verbunden, schätzt es sich zur Ehre, sein Freund gewesen zu sein.

Selbst sein Zeitvertreib hatte eine ideale Richtung; in Mußestunden liebte er es, Schach zu spielen und Schachaufgaben zu studiren. Er war ein gewandter Schachspieler und galt als Meister in der Kunst.

Im heiligen Eifer für das deutsche bürgerliche Gesetzbuch nahm er in Aussicht, in Verbindung mit anderen Rechtsanwälten das bürgerliche Gesetzbuch zum Zwecke praktischer Orientirung für Juristenpraktiker zu kommentiren. Er freute sich über diese große Aufgabe und hatte bereits Vorbereitungen dazu getroffen, namentlich eine Fülle von Materialien und Litteraturbeiträgen gesammelt, als der gewaltsame Tod am 18. Oktober d. J. allen Entwürfen ein Ende machte. Es wird schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß der reiche Geist, welcher noch so viel versprach, und im Alter von 63 Jahren noch körperlich und geistig ungeschwächte Rüstigkeit zeigte, durch das Bubenstück vom 15. Oktober d. J. aller Wirksamkeit entzogen ist. Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten wird er immer unvergeßlich bleiben. Ehre seinem Andenken!

v. Wilmowski.

Zur Geschichte des Philhellenismus.

Ein historisch gebildeter Zeitungsleser hätte sich in den letzten Monaten mutatis mutandis um mehr als zwei Menschenalter zurückversetzt meinen können. Man vernahm von beredten Aufrufen, „ein zertretenes Volk vor völligem Untergang zu bewahren“. Man hörte flammende Worte der Entrüstung über „die empörenden Greuelthaten des mohammedanischen Fanatismus“. Sammlungen wurden eingeleitet und sind noch im Gange, deren Erlös den unglücklichen Wittwen und Waisen, Kranken und Hungernden zu Gute kommen soll, die dem Mordstahl und den Flammen entgangen sind. Neben dem ergreifenden Appell an die allgemeine Menschenliebe kam das Gefühl der Christenpflicht im Hinblick auf die leidenden Glaubensgenossen zu entschiedenem Ausdruck, und es verdient als ein einzelnes Merkmal dieser Bewegung beispielshalber erwähnt zu werden, daß am letzten Bettag allein in den reformirten Kirchen der Stadt Zürich zu Gunsten der heimgesuchten Armenier 15 712 Francs als Liebesteuer eingegangen sind.

Gemahnt diese Bewegung nicht an die des Philhellenismus? Ist sie ihr nicht auch darin ähnlich, daß sie als eine internationale auftritt, daß sie die Schranken der Parteien überspringt wie die Grenzen der Staaten? Man wird sehr geneigt sein, dies zuzugeben und doch die großen Unterschiede von einst und jetzt nicht verkennen dürfen. Damals handelte es sich nicht nur darum, Noth und Elend durch werkthätige Liebe zu lindern, sondern noch weit mehr um die Unterstützung der Kämpfenden mit Geld, Waffen und Zuzug. Ein Volk, dessen Erhebung das bestehende System der fälschlich sogenannten heiligen Allianz mit der ersten großen Erschütterung bedrohte, sollte in seinem verzweifelten Ringen um Unabhängigkeit nicht allein gelassen werden. Und dies Volk hatte, trotz seiner Mischung mit anderen Elementen, den ungemeinen Vortheil, für den Sprößling und Erben der antiken Größe und Herrlichkeit zu gelten. Daher steuerte der alte Voß tausend Gulden aus seinem geringen Vermögen „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung“, und die fruchtbare Muse des freigebigen Kronprinzen Ludwig von Bayern feierte das Heimathland der Kolokotronis und Karaiskakis als „der edleren Menschheit treue Wiege“. Will man die Vergleichung von Gegenwart und Vergangenheit noch weiter ausspinnen, so wird man sich auch des Wandels in den Beziehungen von zwei Großmächten zur Türkei erinnern müssen. Damals forderte ein russischer Gesandter in Konstantinopel seine Pässe und der englische hieß der „beste Freund“ der Pforte. Heute könnte man eine Vertauschung der Rollen nicht für unmöglich halten. Die Thatsache, daß russische Offiziere die Dardanellenfestungen besichtigen durften, mit deren Kanonen ein englischer Admiral beim Versuch einer Einfahrt zu rechnen hätte, spricht deutlicher als viele Bände geschichtlicher und staatsrechtlicher Werke.

Man sieht, wie viel Vorsicht es erfordert, historische Parallelen zu ziehen. Aber man wird sich doch in der richtigen Stimmung befinden, einen Beitrag zur Geschichte des Philhellenismus als eine sehr zeitgemäße Gabe zu begrüßen. Einen solchen Beitrag bietet uns R. F. Arnold in einer umfangreichen Arbeit des Euphorion, der trefflichen von August Sauer herausgegebenen Zeitschrift für Litteraturgeschichte.*) Er hat zwar nur den deutschen Philhellenismus im Auge, aber er läßt an passender Stelle auch Streiflichter auf die philhellenische Bewegung anderer Völker fallen. Mit vollem Rechte darf auf diese Arbeit das oft mißbrauchte Wort angewandt werden, daß sie eine fühlbare Lücke ausfülle. Gervinus, dessen großartige universalhistorische Leistung heute allzu häufig unterschätzt wird, war, wenn irgend einer, für diesen Gegenstand begeistert. Er hatte, wie seine Autobiographie uns lehrt, mit jugendlichem Feuer sogar selbst der Anwerbung des gewesenen Landwehrhauptmanns von Dalberg als philhellenischer Freischärler folgen wollen. Als er aber die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schrieb, konnte er dem deutschen Philhellenismus nur in dem großen Gesammtbilde „Theilnahme des Abendlandes an der Griechensache" eine Stelle anweisen. Heinrich von Treitschke mußte sich in seiner deutschen Geschichte ebenfalls auf eine Skizze beschränken, die nur hie und da schärfere Ausführung des Einzelnen aufweist. Es blieb also die Möglichkeit nicht nur einer spärlichen Nachlese, sondern einer reichen Ernte.

Entsprechend der Neigung des Verfassers und dem Charakter der Zeitschrift, in der er seine Arbeit veröffentlicht, zielt sie in erster Linie darauf ab, dem Leser die litterarischen Erzeugnisse des deutschen Philhellenismus vor Augen zu führen. Zwar werden die freiwilligen Kämpfer, die dem Griechenvolk zu Hilfe zogen, von denen so viele auf klassischem Boden ihr Grab fanden, so manche bitter enttäuscht in die Heimath zurückkehrten, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Namen des Grafen Normann und Franz Liebers sind nicht die einzigen aus dieser Zahl, die genannt werden. Ergänzungen wird man in Mendelssohn-Bartholdy's und Hertzberg's Geschichte Griechenlands suchen müssen. Eine vollständige Namensliste der deutschen philhellenischen Kriegsmänner hat Arnold nicht geben wollen. Auch war es nicht seine Absicht, zahlenmäßig, soweit das überhaupt möglich, nachzuweisen, was der deutschen philhellenischen Begeisterung an Geldspenden zu danken gewesen ist. Er sucht vor allem die geistigen Fäden aufzudecken, die das deutsche Gemüthsleben, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst mit der Erhebung der Griechen verknüpften. Hierbei geht er zurück auf die philologisch-ästhetischen Einwirkungen von den Tagen des Erasmus und Reuchlin bis zu den Tagen Heinse's und Hölderlin's. Er gedenkt der Verklärung des Kotzebue'schen Stückes „Die Ruinen von Athen" durch Beethoven. Er zeigt, wie regen Antheil Goethe, ganz abgesehen von der Euphorionscene im Faust, an Politik, Kultur und Poesie des neuen Hellas genommen hat. Er erkennt in Jean Paul's Traumgesicht vom Jahre 1821 („Gesichte einer griechischen Mutter im Traum") den letzten Ausläufer der deutschen Griechendichtung aus der „Blüthezeit", während ihm Tiedge, Baggesen, Amalie von Helwig-Imhof, Luise Brachmann, Friederike Brun, sämmtlich „im Banne des Schiller'schen Pathos", nur „als symptomatische Erscheinungen in Betracht kommen".

Ein besonderes Kapitel ist Wilhelm Müller gewidmet. In der That verdient er es, und er allein, als Schöpfer einer wenn auch nicht monumentalen, ja doch aufs tiefste eingreifenden und ergreifenden philhellenischen Dichtung deutscher Zunge gepriesen zu werden. „Seine Griechenlieder wurden, um die Worte seines Sohnes zu gebrauchen, eine geistige Macht, die der griechischen Sache mehr nützte als manche sogenannte Bundesgenossen." Arnold setzt feinsinnig auseinander, welche technischen Mittel Wilhelm Müller anwandte, um die jeder politischen Dichtung drohenden Klippen, „Monotonie und Phrasenhaftigkeit" zu vermeiden. Nicht das geringste dieser Mittel war, daß er auf scheinbar ganz kunstlose Art den neugriechischen Volksliedern Motive, Wendungen und sogar Metra entlehnte. Blieb dies Vorbild auch für Chamisso, Heinrich Stieglitz, Anastasius Grün nicht ganz unverloren, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die spätere Produktion wesentlich durch Schiller'sche und Körner'sche Klänge beherrscht wurde. Wir lernen diese Nachfolger in landschaftlicher Gliederung kennen. Die schwäbische Schule und das vormärzliche Oesterreich, Bayern, wo „der Philhellenismus regierungs- und hoffähig" wurde, Mittel- und Norddeutschland stellen ein Heer namhafter und vergessener Lyriker. Auch Episches, mit vorwaltendem Byron'schen Einfluß, ist auf Lager. Dramatisches, meistens von „halb lächerlicher, halb betrüblicher Kläglichkeit", liegt in erschreckender Fülle vor. Wenig besser steht es mit dem künstlerischen Werth der einschlägigen Stücke der Erzählungslitteratur, die sich bis in die dreißiger und vierziger Jahre fortsetzt.

Es ist nicht klar, warum dieser Gruppe auch Schriften von rein historiographischem Charakter, wie Johann Daniel Elster: Das Bataillon der Philhellenen (zuerst im Morgenblatt, danach 1828) eingereiht werden. Sie hätten für sich behandelt werden müssen, etwa in Verbindung mit den Erzeugnissen der Tagespresse, die vornehmlich dazu bestimmt waren, für die Sache der Griechen Propaganda zu machen. Hierbei würde sich eine noch viel größere Fruchtbarkeit der philhellenischen Publizistik herausgestellt haben, als Arnold's Sammelfleiß sie ahnen läßt. Die deutsche Schweiz böte dafür das beste Beispiel. Arnold hebt hervor, wie hier der altrepublikanische Geist mit dem der helvetischen Litteratur von jeher eigenen streitbaren Charakter zusammenwirkte. Aber er scheint die Bedeutung des Züricher Philhellenen-Vereins zu unterschätzen, der vor dem Eintreten des Genfer Eynard für die Griechen den Mittelpunkt der philhellenischen Bestrebungen in der Schweiz abgab. Von hier ging außer Johann Kaspar von Orellis Uebersetzung der „politischen Ermahnungen" des Neugriechen Korais noch eine Sammlung der Verfassungsurkunden des „befreiten Griechenland" aus, die derselbe große schweizer Gelehrte 1822 veranstaltete. Der Schrift von Konrad Melchior Hirzel: „Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreiung Griechenlands", die drei Auflagen erlebte, schloß sich die Broschüre eines Pfarrers Müller in Embrach an: „Einige Gründe, warum der Schweizer mehr als kein anderer Weltbürger den Griechen das Glück der Erlangung einer edlen Freyheit wünschen und gönnen soll" (1822). Auch erschien in Zürich eine Uebersetzung jenes offenen Schreibens Thomas Erskine's an den Grafen Liverpol, das die Bundesgenossenschaft zwischen der englischen Regierung und dem Sultan — den Gladstone heute „den großen Mörder" nennt — mit glühenden Worten brandmarkte. „Ein letzter Nachhall" jener geistigen Schwingungen des damaligen Zürich tönt, wie Arnold bemerkt, aus dem „Grünen Heinrich" Gottfried Keller's, dessen Vater selbst zu den eifrigen Philhellenen gehörte.

Es war so, wie Keller es ausdrückt: „Der griechische Freiheitskampf erweckte zum ersten Mal in der allgemeinen Ermattung wieder die Geister und erinnerte, daß die Sache der Freiheit diejenige der ganzen Menschheit sei." Dies sichert ihm seine weltgeschichtliche Bedeutung und macht den Philhellenismus, so viel kühler mancher Nachgeborene über den Griechenenthusiasmus denken mag, zu einer ehrwürdigen, unvergeßlichen Erscheinung der zwanziger Jahre.

Zürich. Alfred Stern.

*) Der deutsche Philhellenismus. Kultur- und litterarhistorische Untersuchungen. Von Robert F. Arnold in Wien. (Euphorion. Zweites Ergänzungsheft. Bamberg. C. C. Buchner. 1896.) Zu den kleinen Irrthümern des Verfassers gehört, daß er S. 99 Hans von Gagern noch 1821 Bundestagsgesandten sein läßt. Weniger verzeihlich ist die Behauptung S. 76: „1820 bricht in Portugal der Aufstand gegen Dom Miguel aus."

Abendstunde hat Gold im Munde.

Durch Marie Ebner's Garten der Erkenntniß wandelt in Abendstille und Dämmerfrieden ein Menschenpaar. Aus beider Zügen spricht durchlebtes Leid und errungene Ruhe. Eine tiefe sichere Herzenszärtlichkeit schlingt ihre Hände in einander Die Leidenschaft liegt ferne und die Stürme. Schon färben sich die Blätter gelber, Herbststimmung und Schlafesehnsucht liegt über dem Land. Doch kein Bangen, keine Oede weht den Mann und die Frau an, der Herbst und der Abend ist ihnen kein Verblühen und Vergehen, er ist ihnen Erfüllung. Eine Erfüllung ohne die grellen Farben des Hochsommers, ohne die schwüle Hitze der Julinächte: eine Erfüllung in Ruhe, da die Sonne milder scheint. Diese Menschen seufzen nicht die Goethische Liedesklage: Ach wer bringt die schönen Tage, jene holde Zeit zurück; sondern der Mann sieht der Späterrungenen liebevoll in die Augen, denen die Zeit nichts nehmen konnte, und er sagt reif erkenntnißvoll: „Die schönen Tage sind vorbei, nun werden die guten kommen".

In immer neuer Gestalt grüßt uns dies Paar aus den Büchern der Ebner-Eschenbach. Charakteristisch personifizirt es die Art, wie die Liebe in dem Werk dieser Künstlerin aufgefaßt wird.

Mehr die Güte, als die Schönheit umschwebt sie, nicht Liebesgötterchen umflattern sie tändelnd begehrlich, sondern die Charitinnen schreiten segenspendend ihr voraus. Es ist die späte Liebe, die Herbstliebe, die zwei Menschen nach Lebenskampf und Lebensnoth, in den Hafen führt. Die Luft stürmischen Verlangens ist erloschen, aber köstlicher, unwandelbarer lebt in den Herzen das aufathmende Gefühl des Heimgefundens, höchsten Vertrauens, das die Menschen nicht mehr stören können.

Marie Ebner's Kunst ist vielseitig und tönereich. Man kann sie nicht auf eine Note stimmen. Sie zeichnet mit adligen Händen leise und gedämpft in matten Farben und sie spricht wohl gern mit halber Stimme. Aber sie kann auch fest zugreifen und derbe Scenen meistern, wie im Gemeindekind die Wirthshausschlacht. Und sie kann ironisch sein und herbe. So ist sie denn auch in ihrem Liebesdichten der Leidenschaft nicht aus dem Wege gegangen. Durch „Unsühnbar", durch die Novelle vom „Schädlichen" und durch die Geschichte von der treuen Magd Bozena weht der verzehrende Hauch unheilvoller Passion, die den Menschen verstrickt. Doch aus der Betrachtung solch verwirrender, zerstörender Sucht klingt ein bangendes Flehn, wie in dem Eichendorff'schen Gedicht von den zwei Gesellen: „Ach Gott führ uns liebreich zu Dir".

Und diese Führerschaft zum Gottesfrieden einer ruhevollen Liebe hat sie, wenn sie vom Zug der Herzen sprach, eben immer am meisten gelockt. Ihre Liebespaare zeigen das. Lotti, die Uhrmacherin, die sich nach den Enttäuschungen in die Arme Gottfried's flüchtet, der so lange mit stummer Treue um sie geworben. Das Paar aus der „Vision", das sich vordem in seinen Herzen geirrt, und das sich doch noch fand. Der Baron und die Gräfin aus dem Dialog „Bettelbriefe". Marko und Emma in dem Spiel „Ohne Liebe". Hier treibt sogar Marie Ebner schalkhaft Scherz mit ihrem Lieblingsmotiv, sie behandelt es humoristisch, indem sie Marko als ein Opfer allzu zärtlicher Jugendliebe hinstellt und ihn sich nach der Sympathie, ruhiger Kameradschaft sehnen läßt. Sie variirt das Thema überhaupt. Sie zeigt nicht nur die Paare, die sich finden und sich gegenseitig neu entdecken, sie zeigt auch Paare, die in der Jugend einst zusammengingen, dann sich verloren, und erst im Schatten des Alters in der Abendstunde wieder zu einander heimgelangen. Das ist das Motiv des feinen Dialoges „Am Ende": „Wenn ich eine alte Frau geworden bin, wenn er nicht mehr jung sein wird, dann treffen wir uns, wie zwei Freunde, die tagsüber verschiedene Wege gewandert sind, am Abend vor der Hüttenthür und halten da ein Plauderstündchen, eine kurze Rast, ehe wir zu langer Rast ins stille Haus treten". Tragisch und ergreifend ist das Thema in der Novelle „Nach dem Tode" behandelt. Hier erwacht im Mann das Gefühl tiefer Herzensliebe, festester Zusammengehörigkeit Hand in Hand, erst dann, als die Frau ihm entrissen ist. Er wandelt nun in dem Herbstgarten allein unter den Spätbeglückten und sucht ein blumengeschmücktes Grab.

Den Zug schließt jetzt ein neues Paar, Rittmeister Dietrich Brand und Frau Sophie.*) Feiner als je sind in ihrer Geschichte die Gründe, die ein frühes Vereinigen verhindern und die beiden erst spät sich finden lassen, nicht in äußeren Schicksalen gesucht, sondern in inneren. Aus den Charakteren kommt diesen Menschen ihr Schicksal.

Dietrich Brand ist einer jener Aufrechten und Stolzen, die die Ebner so liebt Sie, die selbst in ihrer Kunst etwas Erziehendes hat, schildert hier mit Freude einen Mann nach ihrem Herzen, einen Erzieher. Dietrich Brand ist Soldat geworden, um den Erzieherberuf, den er in sich wirksam fühlt, bethätigen zu können. Und er bringt dieser Aufgabe seine Liebe zum Opfer. Ein verheiratheter Offizier, der heute hiehin, morgen dorthin verschlagen werden kann, ist ihm, der in seinem Leben Ordnung haben will, ein Widersinn. Und sie, die er liebt, ist zu stolz, ihm ihre Gegenliebe zu zeigen, denn sie ist die Tochter eines tiefverschuldeten Adligen und will ihn nicht mit ihrem Schicksal belasten. Sie nimmt den ersten, besten Mann. Das ist alles Vorgeschichte, die Marie Ebner mit einer gewissen chronistischen Sachlichkeit erzählt. Ihre Novellen fangen meistens knapp, fast trocken an. Man muß sie sich erst erobern. Es ist, wie wenn man einem Fremden vorgestellt wird. Er gibt sich uns ganz reservirt, konventionell, wortkarg. Aber wenn wir Geduld haben, dann kommen wir näher, dann können wir in ein Inneres blicken, das uns nie kalt lassen wird.

Die Novelle selbst handelt nun von dem späten Werben Brand's, der in gerechter Sache sich mit seinem Oberst geschlagen und nun nicht mehr Soldat ist, um Sophie, die arme Wittwe, die sich mit ihren Kindern mühsam durchschlägt.

Ein Stoff für eine Rührgeschichte, an unzähligen Klippen reich. Mit welchem wunderbaren künstlerischen Takt und welcher leisen Diskretion hat ihn die Ebner behandelt.

Frau Sophie ist eine Schwester der Claire aus der Novelle „Wieder die Alte". Eine der Ebner'schen Lieblingsfiguren, auf die der Aphorismus gemünzt ist: „verschämte Armuth ist den Göttern heilig". Eine jener innerlich adligen Gestalten, die ihre Armuth scheu und vornehm tragen, die sich nicht helfen lassen. Sie ist jetzt unerreichbarer denn je für Brand, den Wohlhabenden. Nun ist es fein, daß Dietrich durch das, was ihn einmal von ihr getrennt hat, sie erringt, durch das Erziehen. Er wird der Freund ihrer Kinder, der Lehrer ihres Sohnes, und durch ihre Kinder erringt er sie sich.

In dieser Novelle sind die schönsten Kindergeschichten, die die Ebner geschrieben. Sie hat ja auch aus dem Tiefsten ihres eigenen Herzens geschöpft, wenn sie schildert, wie ein Einsamer die Kinder anderer zu sich kommen läßt — sie, die selbst von sich in einem Gedicht gesagt hat, „die Kinderlose hat die meisten Kinder". Anton Bettelheim hat neulich so hübsch von ihr geplaudert, wie sie die Kleinen um sich versammelt, ihnen erzählt, ihnen vorliest. Genau so macht es Rittmeister Brand, der jenes Verswort in seiner aus seiner pädagogischen Art heraus etwas pedantischen Prosa so formulirt: „Den besten Trost für den Mangel an eigenen Kindern findet man in der Liebe zu denen der anderen."

Georg, Sophiens Sohn, der Kinderheld dieser Novelle tritt neben Pawel, das Gemeindekind. Wie dieser berührt ihn die Noth des Lebens früh; wie diesen reift ihn die Sorge um die kindliche Schwester. Aber Pawel ist ein Einsam, verstörrt und verbittert. In seiner Seele, die immer nur gerüttelt wurde, wuchert Wildniß und selbst die gute Regung äußert

*) Rittmeister Brand Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen. Berlin. Gebr. Paetel 1896.

sich in unfreiwillig Schlimmen. Mit gütigen Händen hat Marie Ebner das Schädliche, das Unkraut gerodet, und diese Natur aus den dunklen Wirren der Jugend sich zum kraftvollen strebend sich bemühenden Manne entwickeln lassen.

Georg ist kein Einsam, Mutterliebe umhegt ihn. Aber diese Mischung aus Liebe und der frühen Erkenntniß des Elends macht ihn mürbe. Der Zwiespalt der Empfindung reibt ihn auf. Pawel, den Elternlosen, schmiedet die Noth stark, der arme Muttersohn Georg geht an ihr zu Grunde.

Um dieses frühreife Kind schwebt eine traurig weiche Poesie.

Schwächlich und hilflos, mit blassem Gesichtchen, und doch so ohne Weichlichkeit ist er, daß er alle Schmerzen klaglos in sich birgt; ein kleiner Mitleidskünstler, der das Leid mit einer Sanftmuth trägt, die in den Evangelien herrscht.

Und die schönsten Scenen sind, wie Dietrich Brand am Krankenbett des Kleinen sitzt und ihm erzählt. Hier ist sie, die Erzählerin, selbst sich Modell gewesen, wenn sie von dem hygienischen Fabuliren spricht, von dem „Erfinden während des Erzählens".

Und wir sitzen mit in der Stille der Krankenstube:

„Die Mutter schläft", flüsterte Georg, „lassen wir sie schlafen, und Du erzähle mir eine schöne Geschichte."

„Eine schöne Geschichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?"

„Etwas von Feen, das habe ich am liebsten." Das Kind richtete seine fieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er besann sich. Der Kopf war ihm so seltsam wüst. „Von Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann sich nicht vorstellen, wie alt sie sind."

„Aber Du, Herr Rittmeister, kannst Dir's vorstellen, Du kannst alles, Herr Rittmeister," sprach Georg aus tiefster Ueberzeugung.

„Glaub doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen", versetzte Brand in einschläferndem Ton. „Sie haben graue Kleider an, mit Schleppen, und schweben hin und her. Denk Dir, wie das Pendel an einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel; so schweben die grauen Feen hin und her."

„Es kommen aber auch rothe und die tanzen."

Richtig, Brand sah richtig rothe Feen tanzen, wie Funken unter Blumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landschaften vorbei von wundersamer Schönheit; und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen-, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und von dem sich einen Begriff nur machen kann, wer es geschaut hat, denn schauen muß man's, nicht sehen" . . . Er unterbrach sich. Was er da alles zusammenredete. . . .

„Sag nur weiter," bat Georg, „ich weiß, was das heißt — ich sehe Dich und schau die Feen." —

Wie findet nun Sophie zu Dietrich? Durch einen letzten großen Schmerz. Georg stirbt. Sie hat nicht die Kraft, es ihm zu sagen, sie bringt es nicht über das Herz. Sie schreibt es ihm: „Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu sagen, und konnte nicht. Sie haben mir zu leid gethan. . . ." Brand liest nicht weiter. Sie hatte es ihm nicht sagen können „aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen — — nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr".

Damit verklingt die Novelle. Marie Ebner weiß, daß das Unausgesprochene stärker ist, als das Ausgesprochene. Sie führt die letzte Erfüllungsscene nicht aus. Sie macht keinen dicken Schlußpunkt. Aber in der Ferne sehen wir, sichtbarer als wäre es ausgemalt, ein Bild: an einen schmalen Grabhügel treten zwei Menschen Hand in Hand. Aus Thränen und Schmerzen wird ihnen ein spätes, gedämpftes Glück erblühen. Was sie in der Jugend wünschten, wird ihnen das Alter bringen: Die schönen Tage sind vorbei, nun werden die guten kommen.

* * *

In dem Liederbuch der Marie Ebner, das den Schatz der Aphorismen und ihre Verse birgt, steht neben dem Gedicht, das durch die Geschichte des Rittmeisters Brand hindurchtönt, neben dem Gedicht, daß in dem Worte austönt: „die Kinderlose hat die meisten Kinder" ein anderes, in dem sie die Qual des Schaffens besingt: „Sie sagen mir, das Dichten reibt dich auf" —

Ist's möglich denn, zu lieben
Was Dir das Höchste raubt, die Selbstbestimmung?
Was Dir mißgönnt die unbefangene Freude:
Entwerthet Deinen edelsten Genuß
Durch seiner Flüsterstimme rastlos Mahnen:
— Besinne Dich! was machst Du wohl daraus?
Gäbs nicht ein Bild — ein Streiflicht — ein Detail?
Der Dämon nimmt Dein Herz, stiehlt Dir die Seele,
Er füllt allein Dein ganzes Denken aus.
Du hast nur ihn; ja Dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stillstes Sehnen, Dein geheimster Traum —
In seinem Dienst wird alles ausgemünzt.

Und es verhallt in dem sehnsüchtig süßen Wunsch:

Dünkt Euch dies Schicksal so beneidenswerth,
Ertrüg es Einer, der es wenden könnte?
O Himmel! wenn ich könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden.

So steht in dem neuen Novellenbuch neben der Geschichte vom Rittmeister Brand die Geschichte Bertram Vogelweid's, die Geschichte eines Menschen, der erdrückt wird unter der ewigen Last des Produzirenmüssens, den die Sehnsucht verzehrt nach einem Leben voller Ruhe, voller Frieden, nach einem stillen Hause mit grünen Fensterläden fern vom Getriebe im Schatten der Bäume.

In der Figur Halwigs, aus der Novelle „Lotti, die Uhrmacherin", hatte die Ebner schon einmal Töne aus der Tragödie des Schaffenmüssens angeschlagen. In der Geschichte von Bertram Vogelweid kommt sie mehr tragikomisch, ja sie schreckt hier sogar nicht vor der Burleske zurück, was man mit Befremden sieht. Doch diese lediglich auf die Situationskomik gestellten Scenen, die schildern, wie alle die für harmlos gehaltenen Sommerfreunde des unglücklichen Feuilletonisten, den vor der Litteratur auf das Land Flüchtenden hier mit ihren poetischen Versuchen bedrängen, kann man vergessen. Der echt Ebner'sche Kern bleibt uns auch hier erhalten.

Diese Novelle zeigt uns in ihren ersten Partien den charakteristischen Humor der Dichterin. Ein Humor der Güte, ein Mitleidshumor, der nicht spottet und nicht höhnt. Ein Humor, der antheilsvoll im Komischen das Rührende, und im Rührenden das Komische findet. In ihren Originalen den Gemperlein's, der Kamnitzky's, den Habrecht's und den Weberlein's suchte sie hinter den Lächerlichkeiten des äußeren Lebens das Gold der Güte. Vor allem aber in der Geschichte vom „guten Mond". Auch im Rittmeister Brand hat ihr überlegenes kluges Frauenauge die kleinen Sonderbarkeiten, die manchmal schrullige und lächerliche Hülle der Menschenliebe ihres Helden nicht übersehen. Und so schlingen sich doch unsichtbare Fäden zwischen die hier zusammengesperrten äußerlich etwas disparaten Novellen.

Und auch Vogelweid findet seinen Liebesfrieden im stillen Gartenhaus mit den bürgerlichen Empiremöbeln, in dem er in der Abendstunde von seinen Tagen ausruhen mag.

Der Herbst ihres Lebens hat der Dichterin die reichste Erfüllung gebracht, ihre Jugend verging ihr, die Früchte reiften spät. Man versteht es wohl, daß sie in ihren letzten Werken ihre Gestalten in ruhevoll behagliche Abendstille einziehen läßt: „Die schönen Tage sind vorbei, nun werden die guten kommen."

Felix Poppenberg.

Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Ueberwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage. Von Dr. Franz Oppenheimer. Leipzig. 1896. Duncker und Humblot.

Es liegt uns hier ein neuer Versuch vor zur Lösung der sogenannten sozialen Frage, d. h. zur Beseitigung aller Unzufriedenheit, welche trotz der Anstrengungen, die vor dem Verfasser des vorliegenden Werkes schon gar manche andere Weltverbesserer — von Plato bis Bellamy und Hertzka — gemacht haben, noch immer vorhanden ist.

Der Verfasser sucht die Lösung des Problems in einer Art von Agrargenossenschaft, in welcher sich Produktiv- und Konsumtionsgenossenschaft vereinigen, und welche zugleich die Vereinigung der gewerblichen und der industriellen Produktion, d. h. die Verlegung der ländlichen und der industriellen Etablissements auf das platte Land, herbeiführen soll. Alles das will der Verfasser ohne jeden Zwang, einzig und allein durch die Vortheile, welche seine neue Genossenschaft den Betheiligten bieten wird, herbeiführen. Zu diesen Vortheilen gehört natürlich auch der Ausgleich zwischen Produktion und Konsumtion, damit die jetzt vorhandene Reserve-Arbeiterarmee aus der Welt geschafft, und so die Möglichkeit gegeben wird, daß jedem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit zu Theil werde. Wenn wir uns hier die bescheidene Frage erlauben, was denn eigentlich unter dem Ausdruck „voller Ertrag seiner Arbeit“ zu verstehen ist, so wollen wir daran keine eingehende Diskussion über diese Frage knüpfen, sondern nur bemerken, daß der Verfasser jedenfalls die Verzinsung des in der Produktion, sei es der landwirthschaftlichen, sei es der industriellen, arbeitenden Kapitals bei der Berechnung dieses Ertrages ganz außer Acht gesehen lassen will, denn die Abschaffung des Kapitalzinses gehört mit zu den Grundlagen, auf denen der Verfasser seine neue Weltordnung aufbauen will. Er schreibt darüber: „Daß ein anderer einfach auf Grund der Thatsache, daß ihm ein Vorfahr eine Million Thaler hinterlassen hat — mag diese Million nun das Ergebniß ehrlichen Verdienstes sein oder verbrecherischer Handlungen — für alle Zukunft berechtigt ist, der Produktion anderer Leute jährlich für 30–50 000 Thaler Werthe zu entnehmen, ohne eine Hand zu rühren, das ist die Einrichtung, der der Kampf gilt. . . .“ Man soll in der neuen Siedlungsgenossenschaft allerdings sein Einkommen durch Fleiß und Geschicklichkeit steigern können, und man darf auch den Ueberschuß des Verdienstes über den Verbrauch sparen und kann diesen Ueberschuß auch seinen Kindern hinterlassen, aber man kann das Ersparte nicht verzinslich anlegen, denn der Kapitalzins ist abgeschafft.

Ob die menschliche Gesellschaft jemals für eine solche Veränderung der Basis unserer jetzigen Gesellschaftsordnung empfänglich sein wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage; nach Ansicht des Verfassers ist dies möglich, wir sind der entgegengesetzten Ansicht, und eine Verständigung darüber ist wohl nicht zu erzielen.

Anders steht es um die Beantwortung der Frage, ob die Beurtheilung unserer jetzigen Zustände, von welcher der Verfasser bei dem Aufbau seines neuen Systems ausgegangen ist, richtig ist oder nicht. Dabei handelt es sich um Thatsachen, und wenn wir finden, daß der Verfasser diese Thatsachen unrichtig erkannt hat, so muß er uns gestatten, seinen ganzen Aufbau als in der Luft schwebend zu betrachten.

Zuerst wird man sich wundern, weshalb der Verfasser, da er doch sein ganzes Projekt auf genossenschaftlicher Grundlage aufbaut, nicht einfach die Prinzipien der Schulze-Delitz'schen Genossenschaften acceptirt hat. Er selbst belehrt uns darüber, indem er schreibt, daß das Genossenschaftswesen bisher — praktisch genommen — lediglich privatwirthschaftliche Wirksamkeit entfaltet hat, und daß die theoretischen Grundlagen des Genossenschaftswesens in seiner heutigen Gestalt derartige sind, daß es auch keine andere als privatwirthschaftliche Wirksamkeit entfalten kann. Der Verfasser verlangt im Gegensatz dazu eine volkswirthschaftliche Wirksamkeit; wir möchten wissen, wie hoch er seine Ansprüche in dieser Beziehung stellt, denn an einer anderen Stelle theilt er mit, daß in England etwa 10—11 Proz. der Bevölkerung durch die Zugehörigkeit zu den Genossenschaften in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen aufgebessert worden sind, ein Resultat, welches doch wohl als eine eminent hohe wirthschaftliche Wirksamkeit bezeichnet werden kann. Wenn in Deutschland der Erfolg ein wesentlich geringerer ist, so wundern wir uns, gegenüber den Hindernissen, welche von oben her der Entwicklung der Genossenschaften in den Weg gelegt worden sind, nicht darüber. Außerdem muß man berücksichtigen, daß Schulze in seiner altmodischen Bescheidenheit nicht unsere ganze Gesellschaftsordnung umgestalten, sondern die wirthschaftliche Lage des einzelnen in ruhiger Entwicklung des bestehenden Gesellschaftsrechtes verbessern wollte, wobei er von der wohl nicht unbedingt zu verwerfenden Ansicht ausging, daß der Staat eine Gesammtheit von Einzelexistenzen sei, und daß derselbe sich umsomehr verbessere, je mehr Einzelexistenzen man verbessere.

Zweitens erscheint dem Verfasser eine gänzliche Umgestaltung unseres Gesellschaftswesens um deswillen nothwendig, weil der Mittelstand verschwinde und der Gegensatz zwischen arm und reich sich verschärfe. Die erste Behauptung wird durch die Steuerlisten aller Länder, in welchen eine Vermögens- oder Einkommensteuer existirt, auf das Entschiedenste widerlegt, die Unrichtigkeit der zweiten Behauptung ist durch die historischen Forschungen über die Kultur- und Sittenzustände früherer Jahrhunderte festgestellt.

Wer die soziale Entwicklung aufmerksam studirt hat, der muß erkannt haben, daß sich mit der steigenden Kultur der Gegensatz zwischen arm und reich verringert, die Behauptung des Gegentheils ist ein beliebtes sozialdemokratisches Schlagwort, welches dadurch, daß es immer wieder und wieder den Arbeitern vorgepredigt wird, nicht an Richtigkeit gewinnt, ebenso wenig wie die weitere Behauptung, daß es den Lohnarbeitern immer schlechter gehe, daß der Lohn höchstens gleich bleibe, zumeist aber sogar sinke. Bei dem Fleiß, mit welchem der Verfasser alles Material über das Genossenschaftswesen und auch über die Lage besonders der ländlichen Arbeiter zusammengetragen hat, ist es verwunderlich, diese absurde Behauptung in seinem Buche zu finden, aber freilich, wenn man zugibt, daß sich die Lage der Arbeiter unter der Herrschaft der jetzigen Gesellschaftsordnung gebessert hat, dann braucht man nicht mit einer neuen zu experimentiren.

G. L.

Fiat Money Inflation in France. How it came, what it brought, and how it ended. By Andrew D. White. New and revised Edition. New-York, D. Appleton & Co. 1896.

Als der Verfasser der vorliegenden Schrift vor mehreren Jahren seine eingehenden Untersuchungen über die finanzielle Geschichte der französischen Revolution anstellte, hatte er gewiß nicht geahnt, daß bei der Präsidentenwahl in seinem eigenen Vaterlande eine große politische Partei sich für die freie Silberprägung und den allmählichen Uebergang zur ebenso freien Ausgabe von Papiergeld entscheiden, und dadurch den von der französischen Nationalversammlung im Jahre 1790 begangenen währungspolitischen und wirthschaftlichen Mißgriffen nochmals nachstreben würde. Bei der gegenwärtigen Entwicklung der Dinge in den Vereinigten Staaten ist das Erscheinen dieser etwa 90 Seiten starken Broschüre höchst zeitgemäß und deren massenhafte Verbreitung dürfte wohl zur Belehrung des Volkes über die mit der Ausführung der von den demokratischen Parteiführern in Chicago gefaßten Beschlüssen verbundenen Gefahren durch ein warnendes und äußerst abschreckendes Beispiel ungemein viel beitragen.

Gegen das Ende des Jahres 1789 befand sich die französische Regierung in einer schlechten und scheinbar fast trostlosen Finanzlage, da die großen politischen Umwälzungen die Staatsschuld bedeutend vermehrt und die zur Verzinsung und allmählichen Tilgung derselben nöthigen Einnahmen in bedenklicher Weise vermindert hatten. Eine weise und vorsichtige Verwaltung wäre mit den vorhandenen Hilfsmitteln aus dieser Bedrängniß und Verlegenheit wohl allmählich herausgekommen, aber gegen die Ansichten des Ministers Necker griff die Nationalversammlung unter Mirabeau's Führung zur Schöpfung des Papiergeldes und zur Ausgabe von Assignaten, deren verhängnißvolle Folgen jedem Geschichtskenner hinlänglich bekannt sind.

Die Geschichte dieses unseligen Wahns, der das ganze Land mit Noth und Elend erfüllte und die ärmere Bevölkerung am allerschwersten erdrückte, hat Herr Dr. White in gedrängter Darstellung mit großer Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit erzählt. Höchst bezeichnend und auch bedenklich ist es, daß Bryan's „Speeches“ an die von Martineau, Petion und Rochefoucauld vor hundert Jahren gehaltenen Reden auffällig erinnern und die Artikel in manchem Organ der Freisilberprägungspartei die tollen Ergüsse Marat's im „Ami du Peuple“ ins Gedächtniß zurückrufen. Darin liegt auch eine Lehre für die konservativen Freunde Bryan's in Deutschland. Hoffentlich wird das amerikanische Volk sich eines Besseren belehren lassen und die einzige feste Grundlage einer gedeihlichen Volkswirthschaft nicht leichtsinnig oder muthwillig zerstören.

München. E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 7. November 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Leider ist im Wahlkreise Westhavelland der Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Herr Bleß-Brandenburg, nicht in die Stichwahl gekommen; er erhielt 4818 Stimmen gegen 6183 Stimmen die auf den konservativen Landrath v. Loebell und 7864 Stimmen, die auf den Sozialdemokraten Peus gefallen sind. Es hat also Stichwahl zwischen dem Konservativen und dem Sozialdemokraten zu erfolgen.

Auch in Westhavelland hat sich gezeigt, daß die freisinnigen Parteien unter allen Umständen auf dem flachen Lande in höherem Grade als bisher Boden zu gewinnen versuchen müßten. Sie sollten dahin streben, die kleinen und mittleren Grundbesitzer von dem Bund der Landwirthe und den Konservativen loszulösen, mit denen jene die Gewohnheit und ein altes Verhältniß der Bevormundung, aber innere Interessengemeinschaft nicht verbindet.

Steht man auf diesem Standpunkt, dann muß man mit besonderer Freude jene Bewegungen begrüßen, die jetzt einsetzen, und die es erstreben, die bäuerliche Bevölkerung vom Bunde der Landwirthe und von den Konservativen loszulösen. Mit gutem Erfolge vor Allem in Pommern, aber auch in Ost- und Westpreußen und in Brandenburg arbeitet an dieser Aufgabe der Bauernbund „Nordost“, und nach seinem Vorbild tritt gerade jetzt ins Leben ein zweiter solcher Bauernbund, der insbesondere für die Mecklenburgischen Verhältnisse zugeschnitten ist.

Namentlich die Erbpächter daselbst haben immer von Neuem erfahren, wie schlecht ihre Interessen beim Bunde der Landwirthe und bei den Konservativen aufgehoben sind; ihre Mißstimmung haben diese Elemente schon wiederholt zum Ausdruck gebracht und so bedurfte es eigentlich nur des erfreulichen Vorangehens der Berufsgenossen im Bauernverein „Nord-Ost“, um auch hier eine analoge Bewegung entstehen zu lassen.

Von ihrer kräftigen Entfaltung haben die Freisinnigen das Beste zu erwarten; und jede Förderung sollte jeder liberale Mann diesen Bestrebungen zu Theil werden lassen.

Es hat fast den Anschein, als zögen für Italien neue abyssinische Stürme herauf. Einzelne italienische Zeitungen berichten bereits von neuen Kämpfen in der Erythrea; andere melden wenigstens, daß von Neuem Heeressäulen des Negus sich gegen die vorgeschobenen italienischen Posten in Bewegung setzen. Eins scheint sicher zu sein; die Situation der Italiener in Afrika beginnt von Neuem unheimlich zu werden; und daß solche Gefahren im nahen Bereich der Möglichkeit liegen, wird man wenigsten nicht bestreiten können.

Italien befindet sich einem halbbarbarischen Gegner gegenüber, für den der Krieg zu den unerwünschten Unterbrechungen des Daseins nicht gehört, und dieser Gegner ist bisher zu einem Friedensschluß nicht zu bringen gewesen. In jedem Augenblick sind also neue Ueberfälle zu gewärtigen.

Es ist auf das Tiefste zu bedauern, daß es gerade der Bundesgenosse Deutschland's ist, der den bittersten Tropfen im Kelche der Kolonialfreuden zu kosten bekommen haben.

Sehr schnell sind die Hoffnungen herabgestimmt worden, welche sich an die angebliche Ernennung von Li-Hung Chang zum Minister geknüpft haben. Er ist nur Mitglied des Tschungli-Yamen geworden und seine Ernennung verliert noch dadurch an Bedeutung, daß ihm sogleich eine Strafe zudiktirt worden ist. Damit erfahren von Neuem die Erwartungen für einen schnellen Aufschluß Chinas eine Enttäuschung.

Das große Ereigniß dieser Woche ist die Wahl in den Vereinigten Staaten. Wie groß die Niederlage des Bimetallismus ist, das ersehen unsere Leser aus einem besonderen Telegramm, das wir von Dr. Barth aus New-York erhalten haben.

Die deutschen Bimetallisten finden sich mit der Thatsache dieser Niederlage unter Zuhilfenahme jener pfäffisch-pfiffigen Dummdreistigkeit ab, die ob der schlechten Welt die Augen verdreht und nun wiederum auf eine andere fernere Zukunft als die Zeit endlicher Erfüllung weist. Auf wie viele solcher Zukünfte haben die Bimetallisten schon gehofft.

Zu dem Ereigniß gehört noch eine kleine Begleiterscheinung als Satirspiel.

Durch seinen Brief an den Gouverneur Culberson hatte Fürst Bismarck noch gerade zur rechten Zeit, um sein Ansehen zu schädigen, sich kokettirend dem Bimetallismus genaht. Diese vorsichtige Koketterie des alten Fürsten hatte dann der junge Graf Herbert mit gewohnter massiver Ungeschicklichkeit dahin schriftlich interpretirt, daß die Bismarcks „voll und ganz“ für den Bimetallismus einzutreten bereit sind.

Diese Erklärung zu Gunsten einer von dem Volke eines ganzen Welttheils verurtheilten Sache erfolgte so unmittelbar vor der endgiltigen Niederlage, die in der ganzen zivilisirten Welt — ausgeschlossen Dr. Arendt, Graf Mirbach und der Bund der Landwirthe — bejubelt wird, daß man die Geschicklichkeit, mit der diese Bloßstellung herbeigeführt wurde, als groß genug bezeichnen kann, um Deutschland zu beglückwünschen ob des Umstandes, daß die Bismarckische Dynastie jetzt Politik nur noch für Privatrechnung betreibt.

* * *

Die Wahl in den Vereinigten Staaten.

Das Resultat.

Wir erhielten am Freitag Morgen das folgende Telegramm aus New-York:

McKinley hat gesiegt nach den letzten Nachrichten mit mindestens 264 Elektoralstimmen von 447. Man hält es nicht für ausgeschlossen, daß er bis 280 Stimmen erhält. Bryan siegte in Arkansas, Colorado, Florida, Georgia, Idaho, Montana, Nevada, North Carolina, South Carolina, Texas, Utah, Mississippi, Virginia, Alabama, Tennessee, Missouri, Nebraska, Louisiana, Kansas, Washington; zweifelhaft sind Kentucky und Wyoming. Alle andern der 45 Staaten, welche die Union bilden, sind McKinley zugefallen. Die Silberparteien sind um mehr als 1 Million Volksstimmen hinter denen der verbündeten Goldparteien zurückgeblieben. Im nächsten Repräsentantenhause werden unter den 357 Mitgliedern höchstens 140 Silberleute sein; im Senat von den 90 Mitgliedern voraussichtlich 42. Ungeheurer Jubel bei den Anhängern von honest money. „Free coinage“ ist todt.

Barth.

So reden die Thatsachen.

Freund und Feind waren längst darüber einig, daß der Kampf zwischen Gold und Silber zu einem der großartigsten und merkwürdigsten Phänomene des modernen Entwicklungsganges emporgestiegen sei. Und auch darin traf man von beiden Seiten zusammen, daß anerkannt wurde: die amerikanische Präsidentschaftswahl dieses Herbstes bezeichnet in dieser immer höher anschwellenden Bewegung den nicht mehr zu übersteigenden Höhepunkt, auf dem die Entscheidung fallen muß. Die frappante Thatsache, daß die westliche Hemisphäre des Erdenrundes in ihrem größten, führenden, imposanten Bundesstaat bei dem Wahlkampf ganz von selbst dahin gekommen war, Sieg oder Niederlage ausschließlich an die Fahnen des Für oder Wider in diesem sachlichen Streit zu heften, wurde zum unwiderleglichen Beweis, daß er einen Inhalt von welthistorischer Bedeutung in sich trage.

Und darum verstand es sich ganz von selbst, daß die Welt mit der äußersten Spannung auf das Wahlergebniß des 3. November hinschaute.

Jetzt aber ist diese Entscheidung gefallen, gefallen mit wuchtiger Gewalt und nach den unerhörtesten Anstrengungen von beiden Seiten. Braucht es da noch eines Beweises, daß folgerichtig auch die Wirkung dieser Wahlschlacht auf derselben Höhe unanfechtbarer Bedeutsamkeit steht, wie der ihr vorausgegangene Kampf?

Zwar, es wird an neuen Auflehnungen, Anzweifelungen, Appellations- und Revisionsgesuchen nicht fehlen, nachher so wenig wie es vorher daran gefehlt hat. Aber all dieses immer krampfhafter werdende Sträuben gegen ein unwiderruflich gewordenes Verdikt des realen Verlaufs der Dinge wird in seiner Nichtigkeit und Falschheit doch immer mehr sich der Erkenntniß auch derer aufdrängen, denen wegen unzureichenden Interesses oder unzureichenden Verständnisses noch nicht früher die Augen genugsam aufgegangen waren, um zu sehen, wohin der Zeiger der Jahrhunderte vorrückt.

Der Augenblick, in welchem die Kunde von der entscheidenden Niederlage der Silberpartei die Welt durchläuft und wie eine Erlösung begrüßt wird, fordert natürlich zu endlosen Betrachtungen über seine innere Bedeutung heraus. Schon der Grad, zu welchem sich die politische Berechtigung der amerikanischen Staatsverfassung dabei bewährt hat, führt in die tiefsten Wurzeln aller Probleme moderner Gesellschafts- und Staatsevolution hinab. Aber es gilt jetzt vor Allem, sich auf das Eine zu konzentriren, das im Vordergrund steht: den Kampf um die Währung.

Thatsächlich sei hier nur zur Charakteristik des Geschehenen ganz kurz eingeschaltet, daß für die Wucht der Entscheidung die zur Stunde noch nicht ganz feststehende Ziffer der Elektorenstimmen von untergeordneter Bedeutung ist. Die Gewißheit, daß eine überwiegende Mehrheit für die Goldwährung gesichert ist, genügt. Dies war von Anfang an das höchste Ziel, das deren Anhänger sich unter obwaltenden Umständen stecken konnten. Auch kommt es, diesen Sieg einmal in der Hand, nicht sowohl auf die Zahl der gewählten Elektoren als auf die Zahl der Wähler an, die ihre Stimme für ehrliches und gesundes Geld abgaben. Und diese Zahl ist schon jetzt als überwältigend festgestellt.

Nun aber wenden wir uns zurück auf den weltgeschichtlichen Gang dieser Entscheidung und lernen wir aus ihm mit einer unvergleichlichen Evidenz ermessen, wohin die Reise geht. Wir werden gewahren, daß auch dies letzte Ereigniß, großartig und folgenschwer wie es ist, nur eine neue Etappe auf dem Vormarsch ist, in welchem das Phänomen der Währung seit länger als zwanzig Jahren seinen Lauf durch die civilisirte Welt genommen hat.

In den Jahren 1871 bis 1873 betrat Deutschland entschlossen den Weg zur Goldwährung, nicht willkührlich, sondern erkennend, daß keine Ewigkeit ihm den unwiederbringlichen Moment zurückführen werde. Skandinavien folgte ihm. Die Staaten des Lateinischen Münzbundes, Frank-

reich an der Spitze, konnten und mochten nicht folgen, aber sie konnten sich nicht der Konsequenz entziehen, die sie auf halbem Wege nachzog. Sie mußten ihre Münzanstalten dem Silber verschließen, anfänglich zögernd und bedingt, nach wenigen Jahren peremptorisch, unrettbar. Die Niederlande, obwohl ganz nach der Gegenseite neigend, mußten dem Beispiele folgen. Nun tauchten die Versuche auf, dem Gang der Dinge Einhalt zu thun und sie rückwärts zu führen, durch internationale Kongresse, welche der Doppelwährung einen Weg bahnen sollten. Vergebliches Bemühen! Die mit allen dekorativen Künsten in Scene gesetzten Kongresse in Paris und Brüssel in den Jahren 1878, 1881 und 1892 dienten nur dazu, die Ohnmacht der Versuche zu besiegeln. Einzelne Staaten, die ihr Münzwesen zu reformiren unternahmen, bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg wie Italien und Rumänien, mußten doch im Prinzip sich für die Goldwährung erklären. Auch die Versuche, welche auf dem Pariser Kongreß von 1885 aus Anlaß der Erneuerung des Lateinischen Münzbundes gemacht wurden, führten nur zu dem Resultat, die Herstellung einer paritätischen Anerkennung von Silber und Gold mißlingen zu machen. Die sogenannte Goldklausel, welche zwischen den Staaten dieses Bundes vereinbart wurde, besiegelte in ihrer Weise die Diskreditirung des Silbers als vollwerthigen Metalls. Dann kam das Jahr 1893 und brachte die großartigen Entscheidungen, welche zwei Jahrzehnte nach der Verkündung der deutschen Goldwährung allen über die Welt verbreiteten Bestrebungen, das Silber in sein früheres Reich wieder einzusetzen, den Todesstoß beibrachten. Das große indische Reich Englands verschloß seine Prägeanstalten dem Silber, welches in seinen weiten menschenreichen Gefilden seit einem halben Jahrhundert wahrhaft das Heimathland des weißen Metalls geworden zu sein schien. Und die Maßregel, deren Gelingen damals angezweifelt wurde, hat sich in diesen drei Jahren als richtig berechnet herausgestellt. Schlag auf Schlag brachen dann die Vereinigten Staaten durch die Beseitigung der Sherman-Bill mit dem seit fünfzehn Jahren eingebürgerten System der künstlichen Hochhaltung des Silbers, und beide Neuerungen vereint kamen in der Werthverminderung dieses Edelmetalls, die sich seitdem als eine feste und dauernde erhalten hat, zum Ausdruck. Silber ist, entsprechend seiner künftigen geringeren Bedeutung im Geldverkehr der Nationen auf die Hälfte seines Preises gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts zurückgegangen und ist dabei geblieben. Was seitdem an Versuchen aufgewendet worden ist, gegen diesen Urtheilsspruch der Weltgeschichte wieder aufzukommen, ist verhältnißmäßig wenig, doch möge es verzeichnet werden.

Falsche Verkündigungen, falsch wie immer, über die nachtheiligen Folgen, welche die indische Maßregel für den Goldbestand Europas haben würde, bewogen die deutsche Regierung, besonders auch in dem Hinblick auf die versöhnliche Stimmung, welche sie für den Abschluß der russischen Handelsverträge auf diesen Punkt zu konzentriren wünschen mußte, dem Andringen der Silberfreunde einen beruhigenden Trank anzubieten. Zu diesem Zweck wurde die sogenannte Silberkommission im Frühjahr 1894 berufen, welche weder denen, die der Belehrung nicht bedurften, noch denen, welche sie nicht wünschten, einen wesentlichen Dienst leistete. Für den Gang der Dinge war sie indifferent. Nicht so schien es mit den Ankäufen, welche darauf die deutsche Silberpartei nach Verabredung mit ihren Freunden in Amerika, England und Frankreich nahm, um einen parlamentarischen Druck auf die deutschen Regierungen zu ihren Gunsten auszuüben. Sowohl im Reichstage wie in den beiden Häusern des preußischen Landtages erfocht die Silberpartei einen Scheinsieg, der ihr theils durch die unklare Formulirung ihrer Anträge, theils durch die zaudernde Haltung der Reichs- und preußischen Staatsregierung erleichtert wurde. Aber die Verhandlungen mit England, welche als das handgreifliche Ergebniß dieses Sieges zu Tage treten sollten, endeten schließlich mit einem gewaltigen Fiasko, das noch durch eine ganz besondere Fatalität aufs grellste beleuchtet wurde. Der neue Schiffbruch der silbernen Armada vollzog sich nämlich unter der Steuerung desjenigen englischen Staatsmannes, auf dessen Haupt alle siegreichen Hoffnungen und Prophezeiungen der deutschen Bimetallisten als den kommenden Retter aus den Währungsnöthen hingewiesen hatten.

Solcherweise ist der Pfad der Silberkämpfer seit einem Vierteljahrhundert von Etappe zu Etappe nur mit Leichensteinen bezeichnet, und was noch gefehlt hatte, um zu dokumentiren, daß ein für allemal der Gang der Weltgeschicke sein Urtheil gesprochen hat, das kommt jetzt mit Donnerstimme von jenseits des Ozeans zu uns herübergebraust.

Da gilt es sich zu erinnern, was als Kern der Wahrheit, um die es sich hier handelt, von Anfang an sich herausschälen mußte: nicht davon, ob viel oder wenig Silber, nicht ob mehr oder weniger Gold aus dem Schoß der Erde gewonnen wird, hängt in letzter Instanz die Entscheidung dieser Frage ab. Wie sehr immer, je nach Momenten und Regionen, diese Nebenumstände ins Gewicht fallen, den Ausschlag geben sie nicht; den Ausschlag gibt der Gang der Gesittung, der Lebensweise, der Verkehrsverhältnisse im wirthschaftlichen Dasein der modernen Völker, zu deren höherem Geldwesen das Silber nicht mehr geeignet ist. Diesem inneren Trieb, der von keiner Berechnung ausgeht und weder mit wahren noch mit falschen Rechenkünsten zu besiegen ist, gehorcht der Gang der Dinge, den ich einst als die „Entthronung eines Weltherrschers“ vor nunmehr zwanzig Jahren bezeichnet habe. Die soeben in Amerika gefallene Entscheidung wird diesen Gang in Europa, den selbst das entgegengesetzte Resultat nicht aufgehalten hätte, noch wesentlich fördern. Wir wissen, daß Oesterreich und besonders Rußland sich reichlich mit dem Gold versehen haben, das ihnen gestattet, sich den übrigen Nationen, die diese Wahl getroffen, rückhaltlos anzuschließen. Sie werden es um so eher thun können, nachdem das amerikanische Volk den Versuch zurückgewiesen hat, das System wieder aufzurichten, welches nach der Versicherung der Doppelwährungsleute dem Prinzip der freien Silberprägung die vollkräftige Sanktion seines Lebens zu geben im Stande gewesen wäre. Diese haben immer beklagt, daß Frankreich durch den Verzicht auf das Verhältniß von 15½ zu 1 in der freien Münzprägung dies Gleichgewicht unmöglich gemacht habe. Nun hätten sie, wenn Bryan gesiegt, dies Experiment auf dem Boden einer doppelt so großen Bevölkerungszahl unternehmen können. Aber die Amerikaner waren doch zu klug, um sich als anima vilis für dieses halsbrechende Experiment herzugeben. Wer aber sollte Lust haben, nunmehr an ihrer Stelle diese Rolle zu übernehmen?

Wie gesagt, an Deutungen und an neuen Anpreisungen wunderbarer Heilmittel wird es auch künftig nicht fehlen. So viel ehrliche und anständige Menschen auch unter den Anhängern der geschlagenen Partei zu finden sein mögen, es ist doch nicht zu leugnen, daß im Lauf der Zeiten die Silberbewegung in ihren repräsentativen Personen sehr oft und sehr stark einen charlatanistischen Charakterzug enthüllt hat. Niemals aber war das so zum Ausdruck gekommen, wie in der Person und der Art des Kandidaten, den sich die amerikanischen Silbermänner auserkoren hatten. William Bryan ist durch sein Auftreten und durch gewisse Elemente seines Anhangs immer mehr zu einer histrionischen Figur geworden, zu der der Held des berüchtigten Pamphlets, der silberne Wunderknabe aus Boy's financial School, das Vorbild geliefert hatte. Der histrionische Zug ist auch diesseits an mehr als einem Fahnenträger seiner Gesinnungsgenossen längst bemerkt worden. Hätte noch etwas gefehlt, um diese psychologische Verwandtschaft ins Licht zu rücken, so hat das überschwängliche Begrüßungstelegramm, das auf dem agrarischen Kongreß in Budapest an Bryan gesandt wurde, den gemeinsamen Zug des Histrionismus zwischen dem Erkorenen und denen, die ihm zujauchzten, urkundlich festgestellt. Unter den Faktoren, die in Zukunft dahin wirken werden, alle neuen Ankäufe von vornherein mit Unfruchtbarkeit zu

schlagen, ist auch der Zug unfreiwilliger Komik zu rechnen, der den lautesten Verkündungen dieser Richtung unauslöschlich und heute mehr als jemals aufgeprägt ist.

L. Bamberger.

Die Eisenbahnpolitik.

Zeitungen, die aus offiziösen Quellen schöpfen, versichern, daß zwischen dem Finanzminister Herrn Miquel und dem Eisenbahnminister Herrn Thielen eine ernste Meinungsverschiedenheit bestehe. Herr Thielen hatte, ehe er zum Minister ernannt wurde, eine politische Rolle niemals gespielt. Er war Präsident einer Eisenbahndirektion und hatte sein Portefeuille offenbar seiner Qualifikation als Fachmann und nicht seinem politischen Glaubensbekenntniß zu verdanken. In den ersten Jahren seiner Amtsführung schloß er sich augenscheinlich nahe an den Finanzminister an, und es machte den Eindruck, als ob er sich ihn zum Mentor ausersehen habe. Inzwischen scheinen sich seine fachmännischen Kenntnisse gegen die staatsmännischen Gesichtspunkte des Herrn Miquel aufgelehnt zu haben.

Der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit wird dahin bezeichnet, daß der Eisenbahnminister 15 Millionen für die Anschaffung neuer Betriebsmittel ausgeben will, und daß Herr Miquel sich dagegen aus finanziellen Gründen sträubt. Man sollte glauben, daß in einer solchen Frage der Eisenbahnminister allein den Ausschlag zu geben hat. Er ist verantwortlich dafür, daß die Eisenbahnen einen ordnungsmäßigen Betrieb aufrecht erhalten, und welcher Mittel er hierfür bedarf, kann er allein beurtheilen. Wenn es sich darum handelt, die Ueberschüsse der Eisenbahnen beispielsweise zum Bau neuer Linien zu verwenden, hat der Finanzminister den Anspruch, gehört zu werden. Aber Ueberschüsse sind erst vorhanden, wenn die Mittel des Betriebes gedeckt sind. Was zu deren Bestreitung erforderlich ist, steht vor der Linie und entzieht sich der Kritik des Finanzministers. In der Staatsbahnverwaltung fällt dem Finanzminister ungefähr die Rolle zu, die in der Privatbahnverwaltung die Generalversammlung der Aktionäre zu spielen hat, und wehe der Privatbahn, bei welcher die Aktionäre den Direktor in der Anschaffung von Lokomotiven und Wagen beschränken können.

Vor vierzig Jahren, zur Zeit der Landrathskammer, kam es einmal vor, daß der damals sehr einflußreiche Herr Hermann Wagener als Mitglied des Abgeordnetenhauses aus Sparsamkeitsgründen die Mittel zum Bau einer Telegraphenlinie verweigern wollte. Er fiel damit hinten über; man bedeutete ihm, daß neue Telegraphenlinien die Einnahmen des Staates erhöhen, und daß es daher eine schlechte Sparsamkeit sei, sie zu verweigern. Wenn der Finanzminister heute der Anschaffung von neuen Lokomotiven und Wagen widerspricht, kann er morgen der Einlegung neuer Züge widersprechen, um Kosten zu sparen. Dann werden die Eisenbahnen überhaupt nicht mehr von einem Fachmann verwaltet, sondern nach Gesichtspunkten, die mit der Technik des Eisenbahnbetriebes nichts mehr zu thun haben.

Als die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Angriff genommen wurde, versicherte Herr von Maybach einmal über das andere, die Verwaltung des Staatsbahnnetzes werde nicht nach fiskalischen Rücksichten, sondern nach volkswirthschaftlichen zum Vortheil der Gesammtheit geführt werden. Die freisinnige Partei hat dieser Versicherung nicht geglaubt, weil sie wußte, sie könne nicht erfüllt werden. Es ist unmöglich, daß der Fiskus ein wirthschaftliches Unternehmen nach anderen als fiskalischen Rücksichten verwaltet. Man könnte ebenso gut behaupten, das Tabaksmonopol solle nicht eingeführt werden, um aus demselben Geld zu lösen, sondern nur zu dem Zwecke, um den Rauchern den Genuß einer auserlesenen schönen Cigarre zu verschaffen.

So lange wir Privatbahnen haben, ist das Eisenbahnwesen in ununterbrochener Entwicklung geblieben. Die Entwicklung war eine langsame, aber der Stillstand wurde vermieden. Der Durchschnittssatz für die Fracht einer Centnermeile sank von Jahr zu Jahr um den Bruchtheil eines Pfennigs, aber er sank. Die Konkurrenz, welche die Privatbahnen einander machten, war eine schwache, aber der Einfluß auch einer schwachen Konkurrenz macht sich fühlbar. Seit der Verstaatlichung der Eisenbahnen ist ein Zustand eingetreten, den man nur als Stagnation bezeichnen kann, unterbrochen durch gelegentlichen Rückschritt. Die Einführung der Platzkarten für die D-Züge ist eine Vertheuerung des Personenfahrgeldes, die uns kein anderer Staat hat nachmachen wollen. Sie ist mit einer gewissen verhüllenden Kunst in das Werk gesetzt, indessen diese Kunst hätten die Privatgesellschaften wohl auch noch gelernt, wenn man ihnen nur die Erlaubniß gegeben hätte, sie zu üben. Die Stagnation im Tarifwesen war die naturnothwendige Folge der Verstaatlichung und wer der letzteren zugestimmt hatte, mußte sich in die erstere fügen. Die Stagnation der Tarife war der Triumph der Fiskalität über volkswirthschaftliche Gesichtspunkte.

Jetzt aber handelt es sich um etwas anderes. Jedem wirthschaftlichen Unternehmen müssen die Mittel gewährt werden, die erforderlich sind, um das Verlangte zu leisten. Weise Sparsamkeit im Betriebe ist eine schöne Sache, aber die weise Sparsamkeit besteht darin, daß man mit geringen Mitteln die gleichen Leistungen erzielt. Wenn man Schienen herstellt, die dauerhafter sind, als die bisher verwendeten, wenn man die Kunst erlernt, einen größeren Theil der in den Kohlen ruhenden Heizkraft in effektive Energie umzuwandeln, wenn man überflüssiges Schreibwerk beseitigt, so ist das weise Sparsamkeit. Wenn man aber verlangt, die Eisenbahn solle mit verminderter Zahl der Wagen und Lokomotiven dieselben Transportmengen bewältigen, wie früher, so muthet man ihr das Unmögliche zu.

Die Anhänger des Herrn Miquel versichern, die Eisenbahneinnahmen seien ein so hervorragender Faktor in dem Staatshaushalt geworden, daß der Finanzminister gar nicht umhin könne, sein Augenmerk auf die Einzelheiten zu richten. Daß die Eisenbahneinnahmen der bedeutendste Posten im Budget geworden sind, ist richtig, und das hat Jedermann vorhergesehen. Die freisinnige Partei hat aber noch mehr vorhergesehen, nämlich daß eben um dieser Bedeutung willen der Finanzminister ihnen eine Aufmerksamkeit zuwenden würde, die mit dem wirthschaftlichen Landesinteresse in Widerspruch kommen muß. Und sie hat mit ihren Warnungen Recht behalten. Knappheit in den unerläßlichen Betriebsmitteln ist der Anfang des Verfalls.

Die gegenwärtige Finanzlage nöthigt zu einer solchen Knappheit nicht. Indessen ein alter Studentenvers, der die möglichen Gründe zum Trinken aufzählt, nennt als einen der wichtigsten unter ihnen die „Furcht vor künftigem Schmachten". Seitdem Herr Miquel Finanzminister geworden ist, bestimmt ihn auf allen Wegen die Furcht vor künftigem Schmachten. Er ist überall bemüht, sich Vorräthe hinzulegen, die ihn vor Durst schützen sollen, wenn einmal eine Zeit der Dürre eintritt. Aus diesem Motiv ging sein Automatengesetz hervor, ebenso der „Ausgleichungsfonds", der jetzt geschaffen werden soll. Die echte Finanzkunst besteht aber darin, dem steuerzahlenden Bürger nicht größere Lasten aufzuerlegen, als das Bedürfniß des Augenblicks fordert. Die fünfzehn Millionen, um die es sich handelt, werden dem Staate mehr nützen, wenn sie in rollendem Material, als wenn sie in blankem Golde bestehen.

Alexander Meyer.

Die Bismarck'sche „Assekuranz".

Es ist nicht schwierig, sich die politischen Verhältnisse ins Gedächtniß zurückzurufen, die zur Zeit herrschten, da die sogenannte „Assekuranz" gegenüber Rußland ins Leben getreten sein soll, und die dann auch für die spätere Zeit den Dienst angeblich nicht versagt hat. Glücklicherweise gibt es Sammelwerke auch für die jüngste Vergangenheit, die einen nicht zu unterschätzenden Dienst für die gedächtnißmäßige Wiederauffrischung der abgelaufenen politischen Entwicklungen gewähren können. Ein solcher willkommener Führer ist unter anderen der bekannte europäische Geschichtskalender von Schultheß*), dessen späterer Herausgeber Prof. Delbrück wurde. Sein Motto lautet: facta loquuntur. Was besagen nun die Thatsachen.

Am 20 Januar 1884 brachte die „Kölnische Zeitung" eine Enthüllung über unser Bündniß mit Oesterreich und mit Italien, die Tripelallianz; diese Mittheilungen waren im Wesentlichen, wie sich später herausstellte, richtig. Es wurde vor Allem darauf hingewiesen, daß nur, wenn Rußland rüsten und sich anschicken sollte, mit Frankreich verbündet an einem Kriege — nämlich gegen Deutschland — Theil zu nehmen, — daß nur dann Oesterreich zur Bundeshilfe verpflichtet sei und ebenso Italien.

Auf diesen Voraussetzungen beruhte das feste Fundament der deutschen Politik.

Rußlands damalige internationale Lage hinwiederum wird durch einen Umstand charakterisirt. Merw in Turkestan unterwarf sich angeblich am 12. Februar „freiwillig" dem russischen Reiche, und dieser wesentliche Fortschritt des Zarenreiches in der Richtung auf die indischen Grenzen erregte in England ernste Beunruhigungen. Es kam für England die Frage der Vertheidigung Indiens in nähere Erwägung und für Rußland die Frage eines Zusammenstoßes mit den vereinigten Königreichen, und demgemäß mußte man in Petersburg besonderen Werth auf eine Rückendeckung in Europa legen; von enormer Bedeutung war es unter diesen Umständen natürlich für Rußland, festzustellen, welche Haltung Deutschland einnehmen würde, wenn Rußland in Asien engagirt sei.

In jenem nämlichen Februar verließ Fürst Orloff seinen Pariser Botschafterposten und kam am 20. Februar nach Berlin; unmittelbar darauf traten Erscheinungen zu Tage, die sich als Zeugnisse größter Intimität zwischen Preußen-Deutschland und Rußland darstellten.

„Zu dem 70jährigen Jubiläum des deutschen Kaisers als Ritter des russischen St Georg-Ordens schickt am 26. Februar das Zarenreich den Großfürsten Michael mit einer zahlreichen militärischen Deputation nach Berlin. Auch preisen jetzt dieselben russischen Blätter, deren Spalten von giftigen Angriffen gegen Alles, was Deutsch hieß, überflossen, jetzt die deutsch-russische Waffenbruderschaft der Freiheitskriege in geradezu überschwenglicher Weise."

Am 15. April erfolgt eine 15 Mill. Pfd. Sterling-Anleihe der russischen Regierung, die vor Allem durch die Berliner Börse vermittelt wurde, und für diese Anleihe brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen mit großer Wärme geschriebenen empfehlenden Artikel. Es heißt in demselben:

„Nichts charakterisirt die gewaltige Veränderung der gesammten Tendenz der russischen Politik so deutlich, als daß die Kunde von einer großen russischen Finanzoperation, welche vor wenigen Jahren eine tiefgehende Beunruhigung verursacht haben würde, heute als ein weiterer Schritt zur Konsolidirung der inneren Verhältnisse des Zarenreiches mit vertrauensvoller Zuversicht aufgenommen wird. Eine sehr wesentliche Verstärkung erhält dieser Eindruck dadurch, daß unter den Kontrahenten der Anleihe die Seehandlungs-Sozietät in Berlin, ein unter staatlicher Leitung stehendes Bankinstitut, mit in erster Reihe steht."

Als im Mai der russische Thronfolger in Petersburg volljährig erklärt wurde, war der einzige Vertreter daselbst aus einem regierendem Hause Prinz Wilhelm.

„Die Aufmerksamkeit wird in Petersburg sehr geschätzt."

Im Juni war man noch einen Schritt weiter.

„Den Liebenswürdigkeiten, welche seit einiger Zeit zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg ausgetauscht werden, gehen Akte der Verbrüderung zwischen dem russischen und deutschen Heere an der deutsch-russischen Grenze zur Seite."

Diese politische Entwicklung hatte eine feindselige Spitze gegen Oesterreich nicht: das muß man hervorheben; denn vom 15. bis 17. September fanden die Kaiser von Deutschland, Oesterreich und Rußland sich in Skierniwice zusammen.

Endlich fand in diesem Jahre die Kongokonferenz statt, an die anknüpfend sich auch in Afrika eine Konstellation entwickelte, die Deutschland besonders günstig war.

Dieses Jahr bezeichnet in der That die Erreichung eines hohen Grades internationaler Sicherung für Deutschland.

Es war dies zugleich ein Jahr, — was wohl zu bemerken ist, — in dem die russische Aktion gegen Asien und indirekt damit gegen England gewendet war, wodurch das Zarenreich stets gezwungen ist, freundliche, ihm günstige Verhältnisse an seinen europäischen Grenzen zu schaffen.

Das neue Jahr, 1885, begann mit neuen preußischen Liebesdiensten für Rußland: dem russischen Auslieferungsvertrage, der auf liberaler Seite seiner weitgehenden Bestimmungen wegen und weil er nur auf Preußen beschränkt war, Anfeindungen erfuhr. Dagegen accentuirte man in Berlin im Anschluß an die neuerdings betriebene deutsche Kolonialpolitik eine steigende Entfremdung England gegenüber, so daß Lord Granville in einer Depesche vom 7. Februar begütigend und mit einigem — Erstaunen folgendes zum Ausdruck brachte:

„Die Gesinnungen hierselbst verbleiben, wie sie es stets waren, die dem Deutschen Reiche freundlichsten, und sind weit entfernt von irgend einem Wunsche der britischen Regierung, in irgend einer Weise der Ausdehnung der Kolonialpolitik Deutschlands Hindernisse zu bereiten, da sie mit großer Befriedigung die Aufschließung neuer Länder und die Entwicklung des Handels von einem Volke wahrnimmt, das so lange durch eine Gemeinschaft der Gefühle und Interessen, und durch alle Bande, die zwei Nationen verbinden können, mit den Engländern verbunden ist."

Trotz dieser Ausführungen Lord Granville's, denen analoge Ausführungen des englischen Botschafters Malet in Berlin entsprachen, unterstrich man noch immer in Berlin zur Befriedigung Rußlands die kleinen kolonialen Reibungen, die mit England stattfanden.

Der Umschlag trat unmittelbar mit dem Jahre 1886 ein, obgleich nach 1885 im Juni Graf Paul Schuwaloff, diese dem Fürsten Bismarck besonders genehme Person, als russischer Botschafter in Berlin eingezogen war.

Am 21. August 1886 fand nämlich der Staatsstreich in Bulgarien statt: Fürst Alexander wurde vertrieben und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte diese Nachricht mit der diktatorisch-lakonischen Bemerkung:

„Deutsche Interessen werden durch diese oder andere bulgarische Bewegungen nicht berührt."

Damals kam — nicht der thatsächlichen Richtung der deutschen Politik wegen, — denn Niemand wollte, daß wir uns für den Fürsten Alexander in einen Krieg stürzten — sondern ihrer Form wegen das Wort vom „Wettkriechen" vor Rußland in Umlauf.

Gerade in diesen ernsten Tagen, am 26. August, besuchte Fürst Bismarck Herrn von Giers in Franzensbad. Welche entscheidende Stunde die russische Politik damals herangekommen glaubte, geht aus dem Umstand hervor, daß bei Herrn von Giers sich der russische Botschafter in London von Staal, der Botschafter in Paris von Mohren-

*) H. Beck'scher Verlag, München.

heim, der Geschäftsträger in Wien Fürst Kantakuzenos, der Gesandte in Kopenhagen und in Washington Graf Toll und von Struve befanden.

Es war von Neuem jener Augenblick eingetreten, wo Rußland sich aus Asien zurück gegen die Balkanhalbinsel wandte.

Die dadurch geschaffene Situation behandelte Lord Salisbury auf dem Lord-Mayors-Bankett am 9. November und Graf Kalnoky im Budgetausschuß der ungarischen Delegation am 13. November ziemlich übereinstimmend.

Eine entscheidende Stelle in der Rede Lord Salisbury's lautet:

„Die Politik Oesterreichs wird in hohem Grade die englische beeinflussen."

Und weiter:

„Ich hoffe, daß die bedrohten jungen Freiheiten nicht angetastet werden."

Was Graf Kalnoky aber auf diese Worte gewissermaßen erwiderte, lautet:

„Was die österreichisch-ungarischen Interessen verlangen und was die gemeinsame Regierung anzustreben hat, ist, daß keine den Verträgen widersprechende Schädigung der von Europa den Bulgaren gewährleisteten Selbständigkeit platzgreife."

Die Spannung zwischen Rußland einerseits und dem von England sekundirten Oesterreich-Ungarn andererseits war jetzt bereits so stark, daß Deutschland mit seiner Politik der „Assekuranz" in eine fast unbequeme Lage kam.

Die russische Presse, die vor noch nicht langer Zeit die Waffenbrüderschaft mit Deutschland „überschwenglich" gefeiert hatte, war voll der bittersten Angriffe gegen Deutschland, dessen Unterstützung in der bulgarischen Frage für nicht ausreichend erachtet wurde, und doch verstimmte diese von Rußland als unzureichend erklärte, von Deutschland offiziös so stark accentuirte Unterstützung zugleich in Oesterreich-Ungarn. Schon damals im November drohte Katkow in der russischen „Moskauer Zeitung", man werde sich aus Salisbury's und Kalnoky's Reden in Rußland gar nichts machen.

„Gleichzeitig werde Rußland über den Kopf Oesterreichs und Deutschlands einem sicheren Bundesgenossen die Hand reichen und in entscheidendem Augenblick keinesfalls allein stehen".

Wer war dieser sichere Bundesgenosse?

Zwar übertrug Rußland nach der Abberufung seiner Vertreter aus Bulgarien den Schutz seiner Unterthanen für Bulgarien noch an Deutschland, aber für Ostrumelien bereits — an Frankreich.

Deutschland war jetzt wieder einmal vor die Frage der Optirung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland gestellt, und was nutzte uns in dieser Lage unsere russische „Assekuranz"? Gar nichts, wie die Weiterentwicklung mit völliger Sicherheit zeigt.

Die Enttäuschung über die Haltung Deutschlands, die man trotz mancherlei Entgegenkommen nicht für ausreichend erachtete, wuchs nunmehr rapide im Zarenreiche, obgleich Fürst Bismarck noch im Januar 1887 bei Vertretung der Militärvorlage im Reichstage von unserer „über jeden Zweifel erhabenen Freundschaft mit Rußland" gesprochen hatte. So wollte man die Lage diesseits der Grenze betrachten; anders sah man sie bei unserem östlichen Nachbar an. Warschauer Notable sandten gerade in den nämlichen Tagen dem französischen General Saussier einen kunstvollen Speisetopf, „das russische Symbol der Brüderlichkeit" als Anerkennung für eine Rußland verherrlichende Rede; es folgte ein prachtvoller Kosakensäbel aus Petersburg für General Boulanger mit dem Motto: „Wage, dem Kühnen hilft Gott".

Am 20. Februar brachte der russische offiziöse Brüsseler „Nord" über die künftige russische Politik folgende nicht mißzuverstehende Auseinandersetzung:

„Rußland werde in nächster Zeit ausschließlich die Vorgänge am Rhein überwachen und die Orientfrage erst in zweiter Linie in Betracht ziehen. Das Interesse Rußlands verbiete, einem möglicherweise ausbrechenden neuen deutsch-französischen Krieg mit der gleichen wohlwollenden Neutralität zuzusehen wie 1870, da das St. Petersburger Kabinet eine neuerliche Schwächung Frankreichs unter keinen Umständen zulassen kann. Um für diesen Fall freie Hand zu haben, werde Rußland jeden Konflikt mit Oesterreich und England vermeiden und die bulgarischen Vorgänge ihre Entwicklung nehmen lassen".

Das war von der „Assekuranz" übrig geblieben.

Die Preßpolemik wurde heftiger; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" warnte schon im April ernstlich Rußland. Vom Juni bis September entbrannte dann der erbitterte Kampf der deutschen offiziösen Presse, der „Post", der „Kölnischen Zeitung", der „Berliner politischen Nachrichten" der „Kreuzzeitung" gegen die russischen Werthe. Im Oktober brachte die „Post" eine offiziöse Note, in der sie sagte, man mache sich aus dem eventuellen Besuch des Zaren in Berlin blutwenig. Warum?

„Es liegt die Vermuthung nahe, daß die russische Politik, um ihre Deutschfreundlichkeit in den Augen der Panslavisten auszugleichen, und Nachsicht für dieselbe zu erhalten, in ernsteren Dingen als Besuchsfragen sind, nur um so antideutscher aufzutreten sich veranlaßt sehen würde".

Am 10. November machte die deutsche Reichsbank bekannt, daß sie russische Papiere nicht mehr beleihe; die preußische Seehandlung folgte unmittelbar.

Nach langem Zögern kam endlich am 18. November der Zar auf einige Stunden nach Berlin, „weil er durch die Erkrankung seiner Kinder an den Masern zu lange in Kopenhagen aufgehalten, den Weg über See in der winterlichen Jahreszeit nicht mehr nehmen könne". Die „Post" bezeichnete eine derartige Ankündigung des Besuches als eine „Beleidigung" und fuhr fort:

„Das Verhältniß der beiden Staaten müsse nach einem solchen Akt entweder besser, oder, wenn man diesen Erfolg nicht habe, noch schlechter werden".

Fürst Bismarck aber erschien in Berlin nur, wie die „Norddeutsche Allg. Ztg." hervorhob, „auf Befehl des Kaisers"; der Reichskanzler hatte dann eine einstündige Unterredung mit dem Zaren.

Ein Rundschreiben an die Vertreter Rußlands im Auslande vom November bezeichnete als Ergebniß der Zusammenkunft des Zaren mit dem Fürsten Bismarck folgende Punkte:

„Erstens, daß Kaiser Alexander und Fürst Bismarck nach Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse in der Lage gewesen seien, festzustellen, daß kein Grund zu einem Bruche zwischen Deutschland und Rußland vorliege, zweitens, daß Fürst Bismarck erklärt habe, in der bulgarischen Angelegenheit die vollständigste Neutralität einhalten zu wollen, drittens aus der Unterredung habe sich ergeben, daß alle Mißverständnisse auf die feindselige Sprache der Presse beider Länder zurückzuführen seien. Beiderseits habe man sich das Versprechen gegeben, auf die Haltung der offiziösen Presse mäßigend einzuwirken."

Trotz der „Assekuranz" war man also so weit, daß man sich bescheinigte, es liege „kein Grund zu einem Bruche vor"; man stand vor dem Abgrund.

Es fiel auf, daß in diesem Rundschreiben der sogenannten „gefälschten Bulgarischen Aktenstücke" mit keinem Worte Erwähnung geschah, jener Aktenstücke, denen Fürst Bismarck alle Schuld an der Entfremdung zuschob, und die für Rußland den Beweis erbringen sollten, daß der deutsche Reichskanzler in Bulgarien ein doppeltes Spiel gespielt habe.

Was das Versprechen schließlich in Beziehung auf die offiziöse Presse anbelangte, so schloß die „Kölnische Zeitung" das Jahr mit Berichten über die russischen Truppenansammlungen an der Westgrenze des Zarenreiches und der „Russische Invalide" sagte am 16. Dezember:

„Es bleibe für Rußland nur das eine übrig, die Wehrbereitschaft seiner Festungen und die Truppenstärke in den Grenzbezirken, um nicht überrascht zu werden, zu erhöhen."

Die Schlußsätze des Artikels aber bezeichneten den „Sieg Rußlands über die gesammte Friedenslage als unzweifelhaft".

Damals wurde das folgende Wort des Zaren, als er Berlin verlassen hatte, berichtet: Man dürfe den Fürsten Bismarck nicht reizen, aber ihm auch nie vertrauen, und damals waren wirklich trotz der „Assekuranz" die Drähte nach St. Petersburg so gut wie abgerissen.

Die internationale Lage blieb dunkel im Jahr 1888. Die „Post", die „Kölnische Zeitung" brachten alarmirende Artikel: am 3. Februar wurde, als einer der stärksten Trümpfe, der deutsch-österreichische Bündnißvertrag vom 7. Oktober 1879 im Reichsanzeiger veröffentlicht, und es folgte die große Februarrede des Fürsten Bismarck über die internationale Politik mit den schon vielfach angezogenen Worten:

„Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland."

Im Juli fuhr Kaiser Wilhelm II. nach Kronstadt. Die „Moskauer Zeitung" begleitete diese Reise mit folgenden Worten:

„Frankreich hat zu der Zusammenkunft in der vernünftigen Ueberzeugung Stellung genommen, daß Rußland es im kritischen Augenblick doch nicht verlassen wird".

Als die „Nowoje Wremja" besonders zur Beruhigung Frankreichs hervorgehoben hatte, daß die Initiative zu dieser Kaiserreise von Berlin ausgegangen sei, erwiderte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit folgender Liebenswürdigkeit:

„Die Initiative zu dem Besuche ist, wir wiederholen es, natürlich von Berlin ausgegangen, oder die Folgerung daraus, daß man das Bedürfniß nach einer Annäherung bei der Regierung Deutschlands stärker empfinde, als in St. Petersburg, ist eine Ueberschätzung asiatischen Hochmuths und asiatischer Unwissenheit".

Das war unmittelbar vor einer neuen Kaiserzusammenkunft die Sprache, als — die „Assekuranz" gegenüber Rußland bestand.

Im November sagte General Gurko bei einem zu Ehren des Grafen Schuwaloff gegebenen Festessen:

„Jedermann bei unseren Nachbarn ist Rußland feindlich, die Presse und die öffentliche Meinung. Man verspottet das russische Heer. Und doch können wir, wenn es der Zar befiehlt, in 24 Stunden beide Grenzen überschreiten und der Welt zeigen, daß wir sehr wohl die Wege kennen, die nach Berlin und Wien führen".

Kundgebungen dieser Art gehörten zur Tagesordnung.

Im nämlichen November trat aber auch die Folge ein, welche der Vertreibung der russischen Werthe aus Deutschland durch den Fürsten Bismarck haben mußte. Eine Anleihe von 500 Millionen Francs, die in Paris zu Gunsten Rußlands aufgelegt ward, gab den trefflichen Beziehungen Rußlands zu Frankreich aufs eine starke materielle Unterlage. Statt der Verbrüderung an der preußisch-russischen Grenze tritt Verbrüderung durch den Telegraphen und durch Toaste zwischen Russen und Franzosen — zur Zeit der Bismarck'schen „Assekuranz".

Die antideutsche Preßhetze, dieses wichtige Symptom russischer Politik, blieb dann 1889 im Zarenreich ruhig im Gange. Die deutsche Politik hatte inzwischen auch die bekannten unbequemen Verwicklungen mit der Schweiz herbeigeführt. Damals schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" im Mai, bisher war uns Frankreich und Rußland „wildes Land" gewesen, jetzt sei auch die Schweiz dazu zu rechnen.

Am 30. Mai trank Kaiser Alexander von Rußland in Peterhof auf das Wohl des Fürsten von Montenegro, „des einzigen aufrichtigen und treuen Freundes Rußlands", trotz der „Assekuranz" mit Deutschland.

Im Juli 1889 berichtete die offiziöse Pariser „Agence Havas" von einem kürzlich zu Stande gekommenen Vorvertrag zu einem russisch-französischen Schutz- und Trutzbündnisse.

Dazu bemerkte die „Wiener Allgemeine Zeitung":

„Das zu Stande gekommene Abkommen besitzt vorläufig nur den Charakter eines Präliminarvertrages, welcher zu einer gegebenen Zeit endgültigen Stipulationen Platz machen soll. Die russisch-französischen Vereinbarungen sind nach dem Vorbilde des österreichisch-deutschen Bündnißvertrages gleichfalls defensiver Natur und schließen die Grundzüge einer beschränkten gegenseitigen Gebietsgarantie in sich. Der vorstehenden Meldung haben wir nur noch hinzuzufügen, daß keinerlei Widerspruch, komme er von welcher Seite immer, die Thatsächlichkeit derselben zu erschüttern im Stande sein wird."

Gleichviel ob diese Mittheilung richtig oder falsch war, die politische Situation, die durch den Fürsten Bismarck heraufgeführt worden war, schuf namentlich in Anbetracht der unausgesetzten russischen Truppenverschiebungen gegen die westlichen Grenzen die soliden Voraussetzungen für die Glaubwürdigkeit solcher Angaben.

Zu Beginn des Jahres 1890 am 20. März hatte Fürst Bismarck alsdann aufgehört Kanzler des Deutschen Reiches zu sein.

Wie damals unsere Beziehungen zu Rußland waren, ist nicht zweifelhaft. Gleichwohl versuchte thatsächlich Fürst Bismarck sich als Kanzler zu halten, indem er sich schon damals als denjenigen ausgab, der allein die deutsch-russischen Beziehungen, die unter ihm völlig in die Brüche gegangen waren, wieder einzurenken im Stande sei. Er suchte auch direkt russische Hilfe für sich einzuspannen, indem er, auf die Friedensliebe des Kaisers von Rußland rechnend, den Grafen Waldersee, in dem Fürst Bismarck seinen Nachfolger vermuthete, als Kriegstreiber gegen Rußland offiziös zu diskreditiren unternahm.

Vorübergehend machten diese Ausstreuungen in Rußland auch wirklich einigen Eindruck, bis man zu der Ehrlichkeit der Politik Caprivi's, der die schwere Bismarck'sche Erbschaft statt des Grafen Waldersee angetreten hatte, völliges Vertrauen gefaßt hatte. Seitdem ist die Stimmung in Rußland vollständig umgeschlagen; in welchem Grade, das zeigen die Antworten, die die Bismarck'schen neuesten Enthüllungen in Rußland gefunden haben.

Es genügt, statt vieler Zeugnisse die offiziösen Petersburger Auslassungen in der „Pol. Korrespondenz" hierher zu setzen:

„Kein Kenner der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte kann vergessen haben, daß Niemand anderes als gerade der erste deutsche Reichskanzler es war, der Deutschland in einen Antagonismus zu Rußland gebracht hat, und zwar nicht nur durch seine Haltung im Berliner Kongresse und die Zweideutigkeit seines Verhaltens in der bulgarischen Frage, sondern auch durch die von ihm ausgegangenen Verfolgungen russischer Unterthanen in Deutschland, durch die Kampagne gegen die russischen Werthe und durch den erbitterten Zollkrieg, den er gegen Rußland geführt hat. Die Feindseligkeit seines Auftretens hatte damals einen solchen Grad erreicht, daß zu wiederholten Malen, namentlich in den Jahren 1887 und 1888, ernste Konflikte zwischen den beiden Reichen auszubrechen drohten. In Folge dieser Vorgänge geschah es denn auch, daß Rußland eine ernste Annäherung an Frankreich einleitete. Der von dem genannten Hamburger Organ gegen den Grafen Caprivi erhobene Vorwurf, daß er die Erkaltung der russisch-deutschen Freundschaft herbeiführte, ist durchaus ungerecht; es ist vielmehr eine unbestreitbare Thatsache, daß Graf Caprivi für die Verbesserung der durch seine Vorgänger getrübten Beziehungen zu Rußland außerordentlich viel gethan hat."

In der That war Graf Caprivi derjenige, der freilich keine Neigungen für Bismarck'sche Assekuranzpolitik hatte, der auch in Rußland keine übertriebenen Hoffnungen erregte, die regelmäßig nach Enttäuschungen zu den schwersten Rückschlägen führten, wie nach dem Berliner Kongreß und wie nach der Alexander- und der Kaulbarsepisode in Bulgarien — gerade wegen der „Assekuranz" —, sondern der die Dreibundpolitik auf ihrer geschlossenen friedlichen Basis festhielt, und der darum Mißtrauen in Rußland zerstreuen und eine relative international Beruhigung herbeiführen konnte.

Die Politik des Fürsten Bismarck Rußland gegenüber, über die er sich schwerlich selbst Illusionen macht, aber über

die er anderen Illusionen suggeriren möchte, war völlig gescheitert an dem absoluten Mißtrauen, dem schließlich der erste deutsche Reichskanzler bei jeder seiner Handlungen in St. Petersburg begegnete.

Daß diese „Assekuranz" thatsächlich für Deutschland bedeutungslos war, zeigte die vehemente Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen in dem ersten kritischen Augenblick, beim Ausbruch der bulgarischen Wirren, eine Verschlechterung, die Fürst Bismarck nicht wieder aus der Welt zu schaffen vermocht hat.

Doch auch rein theoretisch, abgesehen von der konkreten Entwicklung, hatte die „Assekuranz" für Deutschland absolut keine Bedeutung; sie sollte uns bei einem Angriff Frankreichs im Rücken schützen; aber ein solcher Angriff gehört zu den unwahrscheinlichsten Dingen von der Welt; die Franzosen werden uns nicht angreifen, wenn sie der russischen Hilfe nicht sicher sind, und daß Rußland die Fäden gerade zur Zeit Bismarck's trotz der „Assekuranz" nach Frankreich hinüberzog, das ist aus den letzten Jahren von 1890 erwiesen. Die „Assekuranz" ist als Sicherung gegen Frankreich also nichtig; sie bot höchstens Rußland eine Handhabe, uns aus der „Leitung nach Wien und Rom" in einem entscheidenden Augenblick „den Strom zu nehmen". Freilich auch ohne „Assekuranz" brauchten die Drähte nach Petersburg nicht abzureißen, und sie sind nicht abgerissen, denn wie viel günstiger stehen wir thatsächlich zu Petersburg, seitdem von der gealterten, nur noch Mißtrauen erregenden Staatskunst des Fürsten Bismarck Deutschland nicht mehr geleitet wird.

Diese Bismarck'sche Politik war politisch unzweckmäßig, und gerade der Umstand, daß politische Klugheit und politische Ehrlichkeit dasselbe verlangen, er muß unseren Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, die absolute Gewißheit geben, daß ohne jede gesuchte Interpretation die Dreibundpolitik die ausschließliche Grundlage unserer internationalen Haltung ist und bleiben wird.

Daß Fürst Bismarck die „Assekuranz" mit Rußland schloß und durch neue russische Enttäuschungen, die gerade auch aus dieser „Assekuranz" erwuchsen, uns Rußland tief entfremdete, und Rußland damit dann zuerst näher an Frankreich herantrieb, das ist einer der großen Fehler des letzten Abschnittes seiner damals von Fehlschlag zu Fehlschlag führenden Politik, jener Politik, die so stark auch das grobe Signum „Herbert Bismarck" trägt. Daß Fürst Bismarck aber heute zur Erörterung dieser Thatsachen selbst drängt, zeigt, in welchem Grade dieser einst so überlegene Staatsmann aufgehört hat Politiker zu sein und nur noch verbitterter Malcontenter ist.

ignotus.

Die ungarischen Reichstagswahlen.

Das Interesse Oesterreichs war in den letzten Wochen auf Ungarn gerichtet und was sich dort ereignete, verdiente trotz der sensationellen Enthüllungen, die von Friedrichsruh ausgehend, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, einige Beachtung auch außerhalb der Habsburg'schen Monarchie. Man hat während der ganzen kirchenpolitischen Kämpfe, welche drei Regierungen verschlangen und dennoch mit dem Triumphe der freiheitlichen Ideen endeten, Ungarn öfter ein Eiland inmitten der reaktionären Strömung genannt, welche ganz Europa durchzieht. Die Reichstagswahlen, die in den letzten acht Tagen stattgefunden haben, bestätigen die Richtigkeit dieses Wortes von Neuem. 413 Mandate haben die Wählerschaften Ungarns und des ehemaligen Siebenbürgen zu vergeben. Von diesen 413 Mandaten sind bisher 281 der liberalen Partei zugefallen. Sie zählt zur Stunde bereits um 63 Mitglieder mehr als am Schlusse des vorigen Reichstages, um 76 mehr als in den kriegsreichen Tagen der kirchenpolitischen Kämpfe, als einzelne Hyperkluge daran dachten, sich für die Zukunft zu salviren. Selbst wenn an den letzten Wahltagen der liberalen Partei kein einziges Mandat mehr zufallen sollte, würde sie die Fraktionen der Minorität um 149 Stimmen überragend, eine einheitliche, geschlossene Partei unter einheitlicher Führung bilden. Seit den Flitterwochen der Fusion im Jahre 1875, als die Deakpartei und das linke Centrum Koloman Tisza's sich einigten und unter des Letzteren Führung stellten, ist die liberale Partei in solcher Stärke nicht mehr auf dem Plane erschienen. Das Schlagwort zur Erklärung dieser verblüffenden Erscheinung ist bereits ausgegeben. Einzelne Kavaliere haben es aus dem Adelskasino und Jockeyklub gebracht und die Herren von der „Vereinigten Deutschen Linken", die sich zu Tode diplomatisirt haben und mit scheelen Augen auf die Erfolge einer wirklich liberalen Partei blicken, beten es nach: die ungarischen Wahlen wurden durch Korruption und Gewaltthätigkeit gemacht. Man nennt die Höhe der Summe, die Baron Banffy ausgegeben haben soll, die Stärke der Truppenkörper, die aufgeboten wurden. Man thut hier so zimperlich, als ob die Wahlen in Wien keinen Kreuzer kosten würden, als ob hier nie Militär konsignirt wäre, als wüßte man von der Anpassung der Wählerlisten, von Wahlmanövern und Agitationen, vom Eingreifen der Bezirkshauptleute und Gendarmen, von den Einflüssen der nationalen Sparkassen, Vorschußvereinen und Zalažnas nicht mehr als ein neugeborenes Knäblein, als gäbe es keine galizischen Wahlen, vor welchen man malkontente Wähler verhaftet und keine dalmatinischen, bei denen Todte stimmen und der Vater als Kommissionsmitglied den Sohn nicht agnoscirt. Nun ja, man ist in Ungarn in Wahlsachen nicht skrupulös, man hat da kein allzu zartes Gewissen und in der Hitze des Wahlkampfes greift man zu Mitteln und Praktiken, die unter dem Gesichtspunkte der Moral einer strengen Prüfung nicht Stand halten. Das ist in Ungarn nicht erst seit heute so, das war so auch in dem Jahre 1848 und die Wahlmoral, die man sich zurecht gelegt hat, ist eine antike, von den Vätern ererbte. Die schlimmste Wahlkorruption wurde ja in der vormärzlichen Zeit von der österreichischen Regierung durch ihre Organe — Peesooiese so nannte man dieselben — gezüchtet, wenn es sich um die Bekämpfung der Kandidaten der liberalen Opposition handelte und die Opposition suchte mit den Waffen, über die sie verfügte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Diese traditionelle Wahlmoral wurde und wird gleichmäßig von allen Parteien geübt, weil keine dieselbe entbehren kann, und wenn auch die unterliegenden Fraktionen stets über Gewalt und Korruption rufen, so stehen sie in Wirklichkeit auf dem Standpunkte: hanc veniam damus petimusque vicissim. Als Graf Albert Apponyi, der im Brustton der Ueberzeugung die Reinheit und Makellosigkeit der Wahlen vertritt, im Jahre 1877 zum ersten Mal in Szent-Endre im Pester Komitat gewählt wurde, soll seine Wahl 100000 Fl. gekostet haben und die Vorgänge bei derselben waren so skandalöser Natur, daß das Abgeordnetenhaus das Mandat für nichtig erklärte. Und von der letzten Wahl am vorigen Mittwoch in Jaszberény, bei welcher Graf Apponyi mit etlichen und siebzig Stimmen siegte, wird behauptet, daß der Wahlpräsident ein ergebener Anhänger des Grafen, über 120 Wähler unter den nichtigsten Vorwänden von der Wahl ausgeschlossen hatte. Daß für die Jaszberényer Wahl kein oder nur wenig Geld von Seiten der Apponyipartei ausgegeben worden sei, dürfte Graf Apponyi selbst nicht behaupten.

Mit alledem will nur gesagt sein, daß man in Ungarn Wahlpraktiken anwendet, ohne dabei heuchlerisch die Augen zu verdrehen, während man anderwärts dieselben Wahlpraktiken macht mit der Miene der Scheinheiligkeit und unter dem Schutze der Heimlichkeit. Bei zweifelhaften Wahlen, bei denen es sich um 100–150 Stimmen auf- oder abdreht, sucht jede Partei das Glück zu korrigiren und der Sieg gehört in der Regel nicht denjenigen, welche über mehr Geld und über die Gewalt verfügt, sondern häufig denjenigen, welche zahlreichere, geschicktere und geriebenere Kortesche (Agitatoren) besitzt. Für den Charakter der letzten ungarischen Wahlen ist es vielmehr bezeichnend, daß 60–70

Mandate, also etwa der sechste Theil überhaupt nicht durch Abstimmung, sondern durch Akklamation vergeben wurden. Diese Mandate waren fast ausschließlich solche der liberalen Partei. In nahezu doppelt so viel Wahlbezirken siegte die liberale Partei mit starken zum Theil kolossalen Majoritäten, so daß die Zahl der liberalen Wähler jene der oppositionellen um 300, 500, 600, 800, ja in einzelnen Bezirken um 1800 überstieg. Der eigentliche leidenschaftliche und rücksichtslose Wahlkampf beschränkte sich somit auf etwa den dritten Theil der Bezirke.

Indessen das Ergebniß der Wahlen in Ungarn ist eine zu gewaltige Erscheinung, als daß der Neid der Unfähigen sie verkleinern könnte. Was diese Erscheinung besagt, ist unschwer zu fassen. Zum ersten Mal seit der Vollendung der kirchenpolitischen Reform ist die Bevölkerung zum Worte und in die Lage gekommen, zu dem Resultate eines riesenhaften Ringens mit ihrem Votum Stellung zu nehmen. Nun hat das in den Comitien versammelte Volk gesprochen. Sein Urtheil ist eine imposante Zustimmungskundgebung an die liberale Partei, welche die kirchenpolitische Reform mit Zähigkeit und Muth erkämpft hat, eine Dankeskundgebung an jene beiden großen Kabinette, welche im Kampfe sich verblutet haben, eine Vertrauenskundgebung für die gegenwärtige Regierung, welche die Reform zum Abschluß gebracht und ins Leben eingeführt hat. Die 280 liberalen Mandate sind zugleich ein flammender Protest gegen den Versuch reaktionäre Bestrebungen von außen nach Ungarn zu impartiren, mit der Freiheit zugleich die staatliche Selbständigkeit Ungarns niederzuwerfen, die sich so stolz und selbstbewußt im Glanze einer tausendjährigen Vergangenheit gerade in den letzten Monaten präsentirt hat. Wohl ist es der ultramontanen Partei gelungen, zwanzig Mandate für eine katholische Volkspartei zu erringen, das Ergebniß einer furchtbaren drei Komitate aufwühlenden Agitation. Man ist sich aber in Budapest sehr wohl des Umstandes bewußt, daß die Komitate, in welchen der Ultramontanismus sich einnistete und eine antisemitische Propaganda entfesselte, an Niederösterreich und Steiermark unmittelbar angrenzen, daß die Bewegung, die man in Oesterreich von Regierungswegen so lange theils offen, theils heimlich begünstigte, über die Leitha hinübergerückt und daß auch der österreichische Klerus der Grenzbezirke und Grenzdiözesen dem Grafen Ferdinand Zichy und Moritz Nic. Esterházy werkthätigen Beistand geleistet haben. Baron Banffy und seine Kollegen werden zweifellos den österreichischen Freundschaftsdienst zur geeigneten Zeit quittiren; das österreichische Rezept wird aber in den drei Komitaten Oedenburg, Wieselburg und Zala nicht zur Anwendung kommen.

Das Wahlergebniß hat aber noch eine zweite große Bedeutung in staatsrechtlicher und politischer Beziehung. Die liberale Partei ist zugleich die Partei, welche in Ungarn die unbedingte Stütze des dualistischen Ausgleiches und des gemeinsamen Zollgebietes ist. Der eklatante Wahlsieg der liberalen Partei bedeutet also, daß der überwiegende Theil der ungarischen Nation den Dualismus auch in Zukunft als die Organisation der Monarchie aufrechthalten, daß sie in demselben die Quelle der Entwicklung Ungarns in politischer, finanzieller und wirthschaftlicher Hinsicht erblickt, daß sie die Erneuerung des Quotengesetzes und des Zoll- und Handelsbündnisses wünscht. Die Schwächung der Apponyischen Nationalpartei, die Vernichtung der Ugron-Fraktion sind bezeichnende Symptome. Die Ugron-Fraktion war der reaktionäre Flügel der Unabhängigkeitspartei, welcher den Ausgleich faktiös bekämpfte; die Apponyi-Partei hat ebenso durch ihr Schwanken in den einzelnen politischen Fragen wie durch ihre chauvinistischen Spielereien den Kredit verloren. Gestützt auf eine große Majorität wird Baron Banffy den Ausgleich abschließen können, aber man gebe sich in Wien keiner Täuschung darüber hin, in der entscheidenden Frage der Quotenfrage, wird er die Bedingungen diktiren. Eine höhere Quote als eine 35 prozentige wird kein österreichisches Ministerium erlangen und 35 Prozent bedeuten eine Kleinigkeit mehr, als was Ungarn durch das neue Uebereinkommen über die Vertheilung der Verzehrungssteuer erhält.

Ob die Majorität von über 280 Mann auf die Dauer zusammengehalten werden kann, oder ob Baron Banffy sie wird zusammenhalten können, ist eine Frage der Zukunft. Heute ist es das erfreuliche Ergebniß der Wahlen, daß das ungarische Volk in einer Zeit, in welcher die meisten europäischen Parlamente in Faktionen aufgelöst und deshalb zur Ohnmacht und Abhängigkeit von den Regierungen verurtheilt sind, in sein Parlament eine mächtige, einheitliche Majorität entsendet, welche das überlieferte parlamentarische System festhalten und behaupten wird. Das ist die entscheidende Thatsache. Noch als die liberale Partei im letzten Parlament zu einer Minorität von 205 Mitgliedern zusammengeschmolzen war, fand sie den Muth und die Kraft, den Versuch, ein unparlamentarisches Regime zu errichten, zurückzuweisen und zu vernichten. Diese Tradition ist auf die imposante Majorität übergegangen, welche am 23. November in das bescheidene Deputirtenhaus einzieht, aus welchem seit fast dreißig Jahren die Geschicke Ungarns gelenkt wurden.

Und Oesterreich? In dem prachtvollen griechischen Tempel auf dem Wiener Franzensring liegt ein Parlament im Sterben und eine einst große Partei in den letzten Zügen. Niemand hat eine bestimmte Vorstellung, wie das nächste Parlament beschaffen sein wird, nur die Vermuthung besteht, daß in dasselbe eine klerikal-reaktionäre Majorität einziehen wird. In schmerzlichen Zuckungen windet sich die sterbende Leiche. Die Majorität ihrer Mitglieder kann sich vom Grafen Badeni nicht trennen und nur die deutschen Abgeordneten aus Böhmen, welche von Prag und dem deutschen Norden Böhmens gebundene Marschroute haben, sind im Begriffe aus dem Klub auszutreten. Welche unwürdige Komödie wurde da mit dem Frage- und Antwortspiel an den Ministerpräsidenten aufgeführt, um nur einen Strohhalm vom Grafen Badeni zu erhaschen, an den man sich klammern konnte: Wie jämmerlich klangen die beschwörenden Worte, mit denen man beim Grafen Badeni um ein freundliches Augenzwinkern bettelte! Und um die Deutsch-Böhmen im Klub zu erhalten, bot man ihnen an, die Abstimmung über den Dispositionsfonds und über das Budget frei zu geben. Und das sollte noch eine politische Partei sein, die es für gleichgültig erklärt, ob ihre Mitglieder für oder gegen das Budget stimmen! War es zu hart, wenn wir diese Partei vor einigen Monaten eine vollständig demoralisirte nannten. Und hat diese Partei, welche nicht würdig zu leben wußte und nun nicht würdig zu sterben vermag, ein Recht darauf, etwas von den freiheitlichen Schöpfungen für sich zu reklamiren, welche die einstige Verfassungspartei in den Zeiten ihres Glanzes und ihrer freiheitlichen Begeisterung den Mächten der Reaktion abrang? Seitdem sind Decennien ins Land gegangen und diese Partei ist zu einer bureaukratischen Maschine verknöchert, welche mit Leidenschaft diplomatisirte und nur ein Ziel kannte, für Herrn v. Plener ein Ministerportefeuille zu erobern. Mit ihrer Diplomatie hat sie die Fühlung mit dem Volke verloren und die Wählerkreise haben sich von ihr abgewendet. Noch in ihren letzten Stunden diplomatisirt sie, um ihren Todeskampf zu verlängern, ihr ruhmloses Ende noch unrühmlicher zu gestalten.

Wien, Anfangs November.

Gustav Steinbach.

Aus unserem Citatenschatz.

In Friedrich von Raumer's Lebenserinnerungen und Briefwechsel, Band II. S. 146 (Leipzig Brockhaus, 1861), findet sich das folgende Bruchstück eines Briefes Raumer's an Manso:

„Berlin, den 22. Oktober 1823.

— — — Den allgemeinsten und lautesten Beifall erhält und verdient eine vortrefflich gedachte und gefaßte

Kabinetsordre des Königs.*) Sie widerspricht aufs bestimmteste der thörichten, rechtswidrigen Ansicht von einer Soldatenlehre, welche über alle Gesetze erhaben und durch kein Gesetz erreichbar sei; weshalb der Offizier einen eigenen Kodex der Rechte und Pflichten habe, der ihn von seinen Mitbürgern schlechthin sondere, und in Blutdurst und Mord gerechte und nothwendige Mittel zeige. Mit vollem Rechte nennt der König diese Lehre verdammungswürdig, und mehrere tüchtige Offiziere, die ich sprach, äußern, daß nach dieser bestimmten Erklärung dem heillosen Vorurtheil nicht mehr nachzugeben, sondern dasselbe überall zu bekämpfen sei. — Gott gebe, daß dies geschehe!"

Dazu die Anmerkung Raumer's von 1861:

„Dies ist leider gar nicht geschehen!"

Ein Kunstgespräch.

Neumann. Unser Jahrhundert hat den Kampf gesehen, in dem die bildende Kunst von den Banden alter Autoritäten sich loswand, von den irreführenden Vorbildern glänzender, aber vergangener Kunstepochen, den Kampf um das Recht mit eigenen Augen zu sehen, sich selbst den Trunk zu schöpfen aus dem Quell ewiger Offenbarung, aus der Natur. Wir stehen noch in den Anfängen dieser Bewegung.

Altmann. Und gegen wen richtet sich dieser Kampf?

Neumann. Vor Allem gegen die Haupt- und Staatsaktionen. Das Gift des Rationalismus, das berufen ist zu zerstören und zu heilen, wie die Lanze des Telephus in der alten Sage, hat gewirkt und vernichtete die Schablone.

Altmann. Schön. Also die modernen Maler wollen keine Historienbilder malen. Aber wer zwingt sie denn dazu? Cornelius und Overbeck haben auch keine gemalt.

Neumann. Sie wollen auch keine Idealbilder malen, denn auf Dinge, die man nicht gesehen, kann eine wirklichkeitsgemäße Technik nicht einfach übertragen werden.

Altmann. Ich glaube, aus Böcklin ließe sich das Gegentheil beweisen. Allein, lassen wir das. Sie wollen also Genrebilder malen.

Neumann. Nein. Die neue Schule kämpft gegen das alte Genre nicht weniger als gegen die Historie.

Altmann. Also, was wollen sie denn malen?

Neumann. Das Gleichgültige und das Alltägliche.

Altmann. Das Alltägliche wäre am Ende nichts Neues. Greift nur hinein ins volle Menschenleben! — Und das Gleichgültige? Nun ja, der Düsseldorfer Jutz malt Jahr aus Jahr ein seine Hühner und Enten und ein bescheidenes Gemüth freut sich an dieser kleinen Welt, aber dann ist sie wieder nicht gleichgültig.

Neumann. Sie mißverstehen mich. Man hat gelernt, der linienärmsten und trostlosesten Ansicht malerischen Reiz zu extrahiren, sie sozusagen malerisch anbaufähig zu machen.

Altmann. Ich begreife. Sie suchen das Detail in der Natur. Ich habe immer ein Auge dafür gehabt. Als Knabe schon konnte ich mich beglückt fühlen durch den Blick auf einen Graben am Waldesrand: darin das welke Laub, gelb und braun, und darüber ein Streifen mattblauen Himmels! In solchem Eckchen liegt ein unendlicher Reiz.

Neumann. Sie verstehen mich noch immer nicht. Der moderne Maler sucht einen ganz reizlosen Gegenstand. Es handelt sich für ihn darum, sein Auge für das Schwierige und Undankbare zu schärfen. Diese Bemühungen, Holzböden von Dachstuben oder Rübenfelder oder Regenpfützen malerisch genießbar zu machen, haben etwas Rührendes. Ihr Verdienst erhellt erst ganz, wenn wir sie im Zusammenhang der gesammten Vorwärtsbewegung der malerischen Technik betrachten.

Altmann. Ich kann Ihnen nicht nachfühlen. Gerührt war ich, als vor dreißig Jahren einst ein alter berühmter Landschaftsmaler in meine Heimath kam und seinen Klappstuhl über die Felder trug, um seine Anschauung von Laub und Gras, von Sonnenlicht und Wolkenschatten aufzufrischen. Aber wenn junge Leute Farbe und Licht studiren, so finde ich darin nichts Besonderes. Uebrigens möchte ich doch fragen, warum sie nicht dabei geblieben sind? Ich bin eben durch die Ausstellung der Münchener Secession gegangen. Da fand ich Reizloses genug, wie z. B. Exter's abscheuliche Kreuzigung, aber durchaus keine gleichgültigen Gegenstände. Im Gegentheil, die Wahl des Gegenstandes wie die Behandlung — selbst im Porträt — machte mir durchweg den Eindruck: das soll was sein!

Neumann. Allerdings. Eine Gegenströmung ist eingetreten. Warum? War es zu „verdrießlich" wie „der Wesen unharmonische Menge" durcheinander klang? Genug, an die Stelle des Grauen und Nüchternen trat eine farbige Stimmungsmalerei, an Stelle des rein sinnlichen Eindrucks trat ein Gedachtes, Verstandanregendes, an Stelle der Nüchternheit die Phantastik; statt des Natürlichen und Einfachen kam das Gesuchte, Auffällige und Seltsame. Dies ist die Kunstbewegung, die wir heute haben. Es gibt Leute, die sie Neuidealismus taufen: ich denke, es wird eine Episode sein, nichts weiter.

Altmann. Glauben Sie? Ich meine, die moderne Kunst, die man uns als ein hadsinniges Naturkind vorstellen wollte, hat sich als eine vielerfahrene Coquette ausgewiesen und nun stehen die Verehrer verwundert da und seufzen: wie kam es nur!

Neumann. Es ist wohl möglich, daß die Ursache des Tiefstandes unserer Kunst, ihres unsicheren Tappens, ihrer Unruhe im Zustand des Publikums zu suchen ist.

Altmann. Und was verlangen Sie vom Publikum?

Neumann. Ein Publikum, das Kunst fordert, um sein Dasein zu bereichern und zu schmücken, das von der Kunst Trost sucht und Erquickung, schließlich ein Publikum, welches Geld genug hat, um die Kunst zu bezahlen: ein solches Publikum ist eine nothwendige Voraussetzung für das Dasein der Kunst und beeinflußt ihre Gestalt in wesentlichen Stücken. Darauf beruhte die Gesundheit und Größe der mittelalterlichen Kunst.

Altmann. Am Bezahlen fehlt es doch wirklich nicht. Eben wieder sind 600000 Mark auf der Berliner Ausstellung für Kunstwerke gezahlt. Ich glaube nicht, daß zu irgend einer Zeit so viel Geld für bemalte Leinwand ausgegeben ist wie heute. Ich könnte Ihnen Dutzende von Malern nennen, die für jedes mittelgroße Bild 10, 20, 30000 Mk. erhalten, von den ganz Berühmten gar nicht zu reden.

Neumann. Aber was wird gekauft? Wir sehen zweierlei Kunst: einmal die der Kunsthändler, die, um Geschäfte zu machen, Marktwaare anbieten, die dem Publikum schmeichelt, sauber und geleckt gemalte Sachen, beliebte Motive. Daneben eine schroffe, fast polemische Kunst, die jene anderen Bilder verächtlich „Verkaufsbilder" nennt und sorglich davon unterscheidet, was nur das künstlerische Gewissen diktirt.

Altmann. Ganz so schlimm ist es doch nicht. Ich erinnere nur an Schönleber. Können Sie mir einen Modernen nennen, der ihn an Feinheit der Beobachtung überträfe? Und er wird theuer bezahlt. Freilich malt er keine Studien, sondern Bilder.

Neumann. Ausnahmen gibt es. Jedoch das Publikum, das die Ausstellungen besucht und Bilder kauft, ist dasselbe, was die Mode macht.

Altmann. Ich will das Kunstverständniß unseres Publikums gewiß nicht loben, aber hier muß ich es doch in Schutz nehmen. Die neuesten „Richtungen" sind ihm gewaltsam aufgedrungen, vor Allem durch die Kunstgelehrten und die Presse.

Neumann. Die Presse hat die schöne Aufgabe, das Verständniß für die Intentionen der modernen Künstler zu vermitteln.

*) (Vgl. die Kabinetsordre vom 9. Okt. 1823, abgedruckt „Allgem. Zeitung" 1823 S. 1199.)

Altmann. Das hat sie reichlich gethan. Alles, was über Kunst schreibt, hat seit Jahren die „Modernen“ empfohlen. Wir „alten Onkel“ oder „Zöpfe“ genießen in der Litteratur mitleidige Verachtung. Die ganze Kunstgelehrsamkeit — Woermann, Bode, Seidlitz, Tschudi, Lichtwark — Alles ist modern und schließlich hat ein Litterat von dem alleinigen Aneignungsvermögen eines Muther drei dicke Bände in den selbstlosesten Stilarten zur Verherrlichung der neuesten Malerei geschrieben und ist dafür ordentlicher Professor geworden. Und was haben alle diese Anstrengungen genützt? Die große Menge steht den wechselnden Bestrebungen der Modernen noch immer rathlos und mißtrauisch gegenüber.

Neumann. Das ist es ja gerade. Das Unheil der modernen Kunstzustände war von Anbeginn und ist es noch immer, daß sich kein sicherer Geschmack hat bilden wollen, der Kunst den Weg zu weisen.

Altmann. Wie bildet sich denn der Geschmack? In erster Linie dadurch, daß die innerlichen Zustände, Neigungen und Bedürfnisse — gute und schlechte — in den Werken der Künstler zum Bewußtsein kommen. Also die Künstler müssen doch das Beste thun. Und sie haben es auch gethan. Rauch, Rietschel, Hildebrand — Cornelius, Lessing, Rethel, Schwind, Menzel, Makart, Böcklin — sie alle haben dazu beigetragen, daß wir am Ende des Jahrhunderts bestimmte Forderungen an ein Kunstwerk stellen. Das fühle ich doch in mir selbst. Freilich, wenn ich dann vor ein Werk trete, von dem ich sagen muß, daß es heute erst geschaffen werden konnte, dann gebe ich mich froh und dankbar der neuen Offenbarung hin. So ist es mir erst jetzt gegangen vor dem Münchener Brunnen Hildebrand's und vor der Berliner Amazone von Tuaillon.

Neumann. Weiter verlangen ja auch die Modernen Nichts.

Altmann. Verzeihen Sie! Die beiden Skulpturen, die ich genannt habe, sind vollendete Kunstwerke. Das sind die meisten der modernen Bilder eben nicht. Mögen die Leute ihre Augen schärfen! Niemand hindert sie daran. Allein, Sie können nicht im Ernst behaupten, daß das Publikum in Licht- und Farbenstudien, die es nicht versteht, „Kraft und Erquickung“ findet.

Neumann. Das gebe ich zu: eine Kunst, die das Laienelement ignorirt und nur Atelierprobleme behandelt, zieht sich vom Leben zurück und verfällt dem technischen Spintisiren und drotlosen Virtuositäten.

Altmann. Man redet heutzutage so viel von Technik. Gehören zu den technischen Mitteln nicht auch Zeichnung und Komposition?

Neumann. Sicher. Unser Unglück ist, daß, jemehr das Interesse sich auf sinnlich scharfe Beobachtung warf, die geistige Hälfte künstlerischer Leistung unterschätzt und sogar in ihrer Berechtigung bestritten worden ist.

Altmann. Jetzt reden Sie ganz wie ein „alter Onkel“.

Neumann. Ja, die moderne Kunst ist noch ganz absorbirt von dem Bemühen, Studien zu sammeln und Beobachtungen und schätzbares Material. Sie ist eben noch jung. Die moderne Malerei hat mit der früheren nichts zu thun; sie ignorirt die Vergangenheit, die nähere und die entferntere.

Altmann. Das glaube ich Ihnen nicht. Diese ganze Theorie von einer absolut neuen Kunst hat mir nie eingeleuchtet. Ich sehe die Uebergänge — nicht die persönlichen — von Schleich zu Schönleber, von Schwind zu Thoma. Und unsere beiden Alten, Menzel und Böcklin, üben meines Erachtens auch heute eine große und heilsame Wirkung. Haben sie etwa nicht aus der Natur geschöpft? Allerdings haben sie keine unfertigen Studien auf den Markt gebracht und ihre Werke sind voll Geist und Phantasie.

Neumann. Das habe ich ja immer behauptet, daß wir es einmal zu einer Kunst bringen müssen, die es nicht mehr möglich macht zwischen Form und Gehalt zu scheiden. Aber indem mit der Komposition im Sinne der älteren Schulen eine wesentliche Geistesarbeit wegfiel, konnte das ganze frische Interesse sich dem Licht- und Farbenproblem zuwenden. Und das werden Sie mir zugeben, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Gewisse Dinge werden deswegen heute feiner gemalt als früher, weil der Beobachtungssinn nach gewissen Seiten erregt und geschärft ist. Denken Sie nur an Max Liebermann und seine Frau mit den Ziegen auf der Düne.

Altmann. Ich habe das Bild immer für eine Allegorie gehalten: das häßliche alte Weib ist die moderne Kunst und die halsstarrige Ziege das dumme Publikum, das sich nicht zur Höhe der modernsten Kunstanschauung emporziehen lassen will, weil es meint, daß nichts dahinter ist. Doch Scherz bei Seite! Ich achte Liebermann. Aber ist er nicht ein glänzendes Beispiel für den Zusammenhang der neuesten Kunst mit der älteren? Steht er nicht auf den Schultern des alten Israels? Ueberhaupt sehe ich in der „Vorwärtsbewegung der Technik“, in der „zunehmenden Feinheit des malerischen Empfindens“ etwas ganz Selbstverständliches. Von Cornelius zu Liebermann, von der Linie zu Farbe und Licht, geht eine naturgemäße Entwicklung, die in der Kunstgeschichte ja nichts Neues ist.

Neumann. Das ist die langsame Wirkung des Naturalismus. Das ist heute die unaufhaltsame und definitive Auflösung dessen, was man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts für Kunst ausgab.

Altmann. Die großen Männer vom Anfange dieses Jahrhunderts halte ich noch heute für die Väter unserer neuen deutschen Kunst. Ich weiß wohl, daß die Gegenwart in ihren Werken das vermißt, was sie Leben nennt. Aber war Polygnot deshalb kein Künstler, weil er der Natur sehr viel weniger Stoff entnahm als die Rhyparographen? Allerdings malte er Historienbilder, und was man heute so nennt, ist betrübend.

Neumann. Die Niederlage der Historienmalerei ist entschieden: wo eine wohlgepflanzte Tradition ihr zur Seite steht wie in Spanien ist der Widerstand stärker; in Deutschland, wo häufig technisches Unvermögen ihrer Vertreter ihren Anspruch um so hohler erscheinen läßt, ist sie so gut wie überwunden.

Altmann. Das gilt besonders für die monumentalen Schöpfungen des preußischen Staates. Vielleicht ist da mangelnde Einsicht der Behörden Schuld.

Neumann. Der moderne Staat als Pfleger zeitgenössischer Kunst ist nur ein Nothbehelf. Während in der guten Zeit Alles auf persönlicher Ueberzeugung und Gunst beruht, kann der Staat kaum anders als voller Gerechtigkeitsgefühl die Mittelmäßigkeit bevorzugen.

Altmann. Ich glaube, die Gerechtigkeit hat damit weniger zu thun als die Konnexion, denn die meisten Aufgaben werden in Preußen auch heute nach „persönlicher Ueberzeugung und Gunst“ vergeben. Die Privatleute machen es freilich nicht besser: die Gemälde, die der Verein für historische Kunst anfertigen läßt, sind durchweg von geringem Werth. Doch ich begreife nicht, wie man die Sache bessern will, wenn man überhaupt keine Historienbilder malen läßt. Und warum wollen Sie das eigentlich nicht?

Neumann. Das sogenannte Historienbild verkörpert die dienende Stellung der Malerei. Man will keine Tendenzmalerei mehr, sondern reine Kunst.

Altmann. Reine Kunst war auch der Zeus des Phidias und doch diente er dem religiösen Gedanken. Sie beriefen sich einmal auf das Mittelalter. Damals gab es überhaupt nichts Anderes als Historienbilder. Die Kunst diente der Religion und gerade darauf beruhte das ideale Verhältniß zum Publikum, das Sie heute vermissen. Uebrigens rechne ich nicht mit der Vergangenheit. Nur das Eine möchte ich der geschichtlichen Betrachtung entnehmen: bei dem Gegensatz zwischen der Kunst vom Anfange und der vom Ende des Jahrhunderts handelt es sich, wie mir scheint, nicht bloß um einen Gegensatz der Technik oder gar um Können und Nichtkönnen. Sie sprachen vorhin von dem Verzicht auf einen Theil der geistigen Arbeit. Ich möchte

weiter gehen: die Betonung von Farbe und Licht gegenüber der Form bedeutet überhaupt ein Ueberwiegen der Sinnlichkeit über den Geist.

Neumann. Das hängt wohl zusammen mit dem Ueberwiegen der Landschaft, die unsere gesammte Malerei in eine Milieumalerei verwandelt hat. Man kann von dieser Seite das Vorwiegen des Orchesterstils in der modernen Musik vergleichen.

Altmann. Sehr richtig. Die Musik ist sogar der bildenden Kunst vorangegangen und auch hier führt eine ganz naturgemäße Entwicklung von Mozart über Beethoven und Schumann zu den modernsten Wagnerianern.

Neumann. Das Herabdrücken der Figur unter die Landschaft, allgemein gesprochen: eine Auffassung des Menschen, die sein Untheilbares in eine Summe äußerer Einflüsse auflösen möchte, ist kein der Malerei eigenthümlicher Zug. Er findet seine Parallele überall im Leben wie in der Litteratur unserer Zeit.

Altmann. Da haben Sie Recht und ich möchte deshalb der Landschaft nicht die Schuld zuschieben. Ich sah vor Kurzem in einem Berliner Theater Halbe's „Jugend“. Das war moderne Kunst: die Helden unreife Kinder, das Schicksal in der Hand eines Cretins, — Alles ein Spiel des Blutes, ein Fazit der Erbschaft, der Umgebung und des Zufalls, — Niemand verantwortlich.

Neumann. Was wollen Sie? Seit Jahrzehnten führt uns die Litteratur, besonders die französische unter Führung von Hippolyt Taine, die Auflösung des Charakters vor Augen, die Abhängigkeit des Menschen von Zeit und Umgebung, mit einem Wort: die völlige Unfreiheit des Menschen. Ohne diese nun schon so lange angehörte Predigt wäre es nicht möglich, daß die Weltanschauung des Sozialismus es als etwas Naturnothwendiges verkündigen könnte, der Einzelne müsse zwangsweise dem Ganzen geopfert werden. Die Infektionskraft dieser Lehren könnte nicht so stark sein, wenn sie nicht aus der Erfahrung unserer Zeit geschöpft wären. Was die Aerzte die zunehmende Nervosität nennen, ist die gesteigerte krankhafte Anlage, äußeren Einflüssen Zugang zu gewähren. Wo Wille, Charakter, Ganzheit schwinden, treten jähe Entschlüsse, Stimmungen, Eindrücke, Launen an die Oberfläche.

Altmann. Dann ist nur folgerichtig, daß auch die Kunstkritik Konsequenz und Verantwortung ablehnt. Ich habe keine Grundsätze, proklamirt der moderne Kritiker, ich gebe meine Impressionen wieder, heute so und morgen anders. Aber Kunst und Litteratur sollten doch nicht die Krankheiten der Zeit allein zum Ausdruck bringen.

Neumann. In einer Zeit, welche die Energie der Persönlichkeit geschwächt findet und halb aufgelöst in einem unsicheren „Milieu“ ist nicht zu erwarten, daß die Kunst allein eine Ausnahme macht.

Altmann. Sie entschuldigen, wo ich tadle. Aber ich fürchte: Ihre Vertheidigung ist der modernen Kunst gefährlicher als meine Angriffe und vielleicht denke ich besser von der neuen Kunst, weil ich weniger von der modernen halte.

C. Aldenhoven.

Anmerkung. Sollte Herr Carl Neumann der Meinung sein, daß ich seine Gedanken nicht vollkommen richtig wiedergegeben habe, so wird er mir wohl verzeihen, wenn ich den Lesern der „Nation“ angelegentlich empfehle, sein Buch: „Der Kampf um die neue Kunst“ (Berlin, H. Walther) zu lesen, in welchem nicht nur die modernen Kunstzustände, sondern auch Rauch, Feuerbach und Böcklin ausführlich behandelt sind.

Ratzel's Grundlegung der Politischen Geographie.

Als vor nunmehr fünf Jahren der zweite Band von Friedrich Ratzel's „Anthropogeographie“ das Licht der Welt erblickte, da sprach der Verfasser im Vorworte es als seine Hoffnung aus, daß er den Freunden solcher Studien in Bälde auch eine im ähnlichen Sinne gearbeitete „Politische Geographie“ werde vorlegen können. Völlig in dieser Form hat sich der große und umfassende Plan nun allerdings nicht verwirklichen lassen, denn ein selbständiges Werk der bezeichneten Art haben wir bislang nicht erhalten; wohl aber wurde in einer Reihe kleinerer Abhandlungen, deren jede einzelne als vorbereitend für den genannten Endzweck gelten kann, das Hauptproblem von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen, und die Studien über die Grenzen, über politische Räume u. s. w. mochten einen Vorschmack davon geben, wie sich der Leipziger Geograph die neue Disziplin zurechtlegte. Denn daß es um eine solche sich handle, konnte Niemandem zweifelhaft sein, der sich aus eigener Jugendzeit erinnerte, wie man die Staatenkunde einfach als eine Unterabtheilung der Statistik — und zwar zumeist als eine sehr trockene und geistlose — abzuhandeln pflegte. Aus solcher Stoffansammlung einen diesen Namen verdienenden, selbständigen Zweig der Erdkunde zu machen, das war eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe. Eine neue, größere Veröffentlichung,*) die jedoch von ihrem Autor gleichfalls noch nicht als abschließend betrachtet wird, gewährt wieder einen neuen und tieferen Einblick in die Anschauungsweise, welche für den Aufbau einer das Grenzgebiet zwischen Geographie auf der einen, Politik und Soziologie auf der anderen Seite darstellenden Disziplin maßgebend wurde.

Diese Anschauungsweise läßt sich am einfachsten dahin kennzeichnen, daß sie weder eine abstrakt-philosophische noch eine lediglich aus der Geschichte der Kulturvölker abgezogene ist, wiewohl natürlich die philosophisch historische Forschung stets die werthvollsten Hilfen gewähren muß. Der Grundgedanke, unter welchem hier die Abhängigkeit einer Staatengründung von der Erdstelle, auf welcher sie sich vollzog, aufgefaßt wird, kann vielmehr als ein ethnologischer aufgefaßt werden. Seit wir nicht nur eine Thatsachen eifrig sammelnde Ethnographie, sondern auch eine in diesem Thatsachenwuste die Gesetze des Völkerlebens aufsuchende Ethnologie besitzen, konnte gar manche alte, längst vorhandene Wissenschaft unter ganz neue Gesichtspunkte gebracht werden. So ist die vergleichende Religionswissenschaft zu der Religionsphilosophie hinzugetreten; so ist eine ethnologische Jurisprudenz entstanden; so hat insonderheit die Gesellschaftswissenschaft das bei aller Verdienstlichkeit der Bestrebung doch allzu formalistische Gewand, welches ihr H. Spencer angezogen, wieder abgestreift, und der Gelehrte, dem Deutschland das beste, zugleich populäre und sachlich eingehende Werk über den neuesten Stand der Völkerkunde verdankt, war wohl von vornherein auf den Boden angewiesen, dessen Eigenart wir soeben mit wenigen Worten zu charakterisiren versuchten. Zu dem soziologischen Elemente tritt jedoch noch ein weiteres hinzu. Wir lesen in der oben citirten Vorrede u. a. den folgenden Satz:

„In dem zur Einleitung vorausgesandten Abschnitte ist eine andere größere Verbindung zum Zwecke der Fundirung der Politischen Geographie herzustellen gesucht worden, nämlich die Vereinigung der Pflanzen- und Thiergeographie mit der Anthropogeographie zu einer allgemeinen Biogeographie, einer Lehre von der Verbreitung des Lebens auf der Erde.“

Eben diese Tendenz, Menschliches und allgemein Organisches in enge, ursächliche Verbindung zu bringen, spricht sich auch in den einleitenden Abschnitten der uns gegen-

*) Der Staat und sein Boden geographisch betrachtet. Von Friedrich Ratzel. Leipzig 1896. Bei S. Hirzel. (Nr. IV des 17. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.)

wärtig vorliegenden Untersuchung aus und verleiht dieser dadurch wiederum ein ganz originelles Gepräge.

Ratzel ist mit Fug der Meinung, gewisse allgemeine Aussprüche mancher Historiker, denen diese sämmtliche Gesetzeskraft beimessen wollen, müßten erst gründlich auf ihren wahren Werth an der Hand der die Beziehungen zwischen Volk und Boden regelnden Normen geprüft werden. Indem er nun zunächst den „Staat als bodenständigen Organismus“ betrachtet, prüft er die Analogien zwischen einem Staatswesen und einem einheitlich-organischen Wesen, wie solche durch Carey, Menger, Schäffle aufgestellt worden sind, und erörtert an Beispielen, welche der Völkerkunde Afrikas entnommen sind, die Entstehung ganz primitiver menschlicher Gemeinschaftsformen, die man als „elementar-organisch“ zu bezeichnen ein gutes Recht hat. Es liegt eine unverkennbare Uebereinstimmung mit einem Zellgewebe vor, und die Eigenschaften des Terrains, auf welchem diese primitiven Staaten erwuchsen, haben deren Eigenthümlichkeit ebenso beeinflußt, wie etwa eine Korallenkolonie nur auf dem Untergrunde, auf welchem sie erwuchs, sich so, wie wir sie jetzt erkennen, darstellen konnte. Und aus kleinen, unscheinbaren Anfängen ist dann weiterhin das „Staatsgebiet“ entstanden, welches vielfach noch über seine eigentliche Grenzen insofern hinausreicht, als es andere, oft weit entferntere Staaten in seine „Interessensphäre“ einzubeziehen sich bestrebt. Damit ist dargethan, daß dem Worte „Staat“ nicht ohne weiteres ein eindeutiger, an sich verständlicher Begriff zu Grunde liegt, daß es vielmehr einer tiefer dringenden Analyse der abschwebenden Begriffe bedarf.

Das achtzehnte Jahrhundert, angewidert durch die trostlose Einförmigkeit einer einzig und allein auf dynastische Verhältnisse Rücksicht nehmenden Länderkunde, kam auf die Einführung des Schlagwortes der „natürlichen“ Grenze, und C. Ritter nahm diese Definition zum Ausgangspunkte für weitere Erörterung. Hier nun wird das „Naturgebiet“ dem „politischen Gebiete“ zur Seite gestellt, wobei insbesondere das geschichtliche Werden der Schweiz, eines dereinst durch ärgste Zersplitterung unvortheilhaft ausgezeichneten Landes, zum Exempel dienen kann. Die Art und Weise, wie ein Staat wächst, über sein anfängliches Bereich hinausgreift, sich neue Grenzen aufsucht, läßt stets bei genauerem Zusehen die natürlichen Bedingungen wahrnehmen; als die spanischen Conquistadoren den von ihnen zum größeren Theile eroberten Kontinent Südamerika in Verwaltungsbezirke zerfällten, waren deren Abgrenzungslinien äußerst verwickelter, willkürlicher Art, aber seitdem aus den Provinzen autonome Staaten geworden sind, mußte auch nach und nach — sei es durch Krieg oder friedliche Auseinandersetzung — die Konfiguration der Grenzen eine andere werden. Geographische und politische Selbständigkeit bedingen sich eben wechselseitig. Hinsichtlich der Lage wie auch nach dem Boden differentiiren sich die staatlichen Gebilde, und gewisse Flächen bleiben der Allgemeinheit reservirt, der freien Benützung durch die Einwohner entzogen. Je unkultivirter der Staat, um so ausgedehnter dieser Gemeinbesitz, wogegen bei fortschreitender Entfaltung des politischen und individuellen Lebens dieses letztere auch bezüglich des Raumes immer energischer seine Ansprüche geltend macht. Auch das Korrelationsgesetz der Biologen läßt sich im Staatsleben nachweisen, nicht minder die räumliche Vertheilung und Auslese der Leistungen (Bedeutung gewisser Alpenpässe am heutigen Tage gegenüber derjenigen, welche ihnen vor Jahrhunderten zukam). Je unvollkommener ein Staatswesen, um so weiter ist es auch davon entfernt, seinen einzelnen Gliedern, deren jedes nur für sich allein und gleichgültig gegen die übrigen seine Pflichten verrichtet, ein organisches Ineinandergreifen zuzumuthen, während auf höherer Stufe die Bedeutung des Einzelgliedes für das Ganze im großen Zusammenhange einleuchtender wird, worauf dann der Staat diesem Gliede auch erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet (zähes Festhalten des Königreiches Ungarn an Fiume). Ein sich durch die Gunst der Umstände selbständig aus der Fluktuation der Produktions- und Verkehrsbedingungen herauskrystallisirendes Wirthschaftsgebiet tritt in die Rolle eines integrirenden Organes am Staatskörper, durch dessen Verlust der letztere eine mehr oder weniger empfindliche Schädigung erleidet. So verstand Rom das ihm angegliederte Aegypten auszunützen, und die Engländer sind auf dem besten Wege, es ihren römischen Lehrmeistern nachzuthun.

Menschen sind zwar in allererster Linie nothwendig, um einen Staat entstehen zu lassen, allein besteht derselbe erst einmal, ja sind für ihn selbst starke Menschenverluste — durch Auswanderung, Seuchen, Krieg — nicht von so tief einschneidender Wichtigkeit wie Bodenverluste. So liegt denn auch ein wesentliches Merkmal kultureller Entwicklung darin, daß im Laufe der Geschichte von den Bewohnern Eigenschaften des Raumes förmlich entdeckt werden, welche zwar schon vorher da, als solche aber nicht gewürdigt waren. Je niedriger die Stellung eines Volkes, um so inniger erweist es sich mit dem bloßen Boden, wenn auch derselbe keineswegs ein irgend ergiebiger ist, verwachsen. Morgan's Entgegenstellung von societas und civitas vermag gerade vor den der Ethnologie entnommenen Argumenten nicht standzuhalten, und auch gegen die Annahme des verdienten amerikanischen Völkerforschers Brinton, daß alle menschlichen Vereinigungen entweder auf die Blutsverwandtschaft oder auf das Gebiet oder endlich auf einen bestimmten Zweck begründet seien, erhebt Ratzel Einsprache. Derselbe weist hin auf die von Haeckel für die organische Entwicklungsgeschichte wahrscheinlich gemachte Wiederholung der generellen Phylogenie in jedem Einzelfalle der Ontogenie und stützt seine Theorie durch allerdings trefflich stimmende Belege aus der Jugendzeit der englischen Kolonien in Nordamerika, deren Angehörige von einzelnen, den Lebenssitz repräsentirenden „Towns“ aus Um- und Hinterland zu erwerben und gegen Rückschläge zu vertheidigen sich bemühten. Völker, die kein oder nicht genügend Land besitzen, können durch ebenfalls nur kleine Bodenflächen beherrschende, aber von geistiger Potenz getragene Mächte auch zu Staatengründern gemacht werden (Kalifat-Seldschuken, Papstthum-Normannen); herrenlose Gebiete sind auch so gut wie volklos (Wüsten), aber der Expansionsdrang der wirklichen Staaten duldet Gebiete dieser Art überhaupt nicht mehr innerhalb der Oekumene. Der Halbkulturstaat, wie wir ihn etwa in den Negerkönigreichen um den Tsadsee herum ausgeprägt finden, legt noch weniger Gewicht auf den mit seinen Machtmitteln doch nicht auszunützenden Boden, aber er gibt Anlaß dazu, daß um die engeren Grenzen sich „Ausnützungsgebiete“ herumlegen, deren Besitz eben den kolonisirenden Europäer anlockt. So kennzeichnet Nachtigal ganz allgemein die Sudanländer. Was einem Primordialstadium werthloser Besitz war, nicht würdig, sich darum zu zanken, erhebt sich später zu viel umstrittenen Territorien (Ziehung neuer Grenzen auf dem Pamirplateau oder in den chilenischen Kordilleren).

Die „Einwurzelung des Staates durch die Arbeit des Einzelnen“ macht unser Autor im vierten Theile seiner Schrift zum Gegenstande der Besprechung. Auf dem eigenen Boden befestigt die Thätigkeit der Staatsbürger den Besitz, und durch „friedliche Eroberung“ wird — hierfür ist Australien das typische Land — neuer Boden diesem Besitze einverleibt. Der angelsächsische „Landbedarf“ sichert dieser Rasse den unbezweifelten Vorsprung vor den nur oberflächlich kolonisirenden Romanen. Der Ackerbau geht zu immer höheren Bewirthschaftungsformen über, aber die entsprechende Bodenform (Pampas) läßt auch den Nomadismus und Halbnomadismus bis zu einem gewissen Grade zu Staatenbildnern werden, und als Endergebniß mannigfacher Entwicklungstypen steht endlich die wohlorganisirte Gesellschaft des modernen Staates vor uns. Eine Fülle instruktiver litterarischer Anmerkungen gewährt dem Fachmanne die Möglichkeit, sich über die zahllosen Detailfragen, welche die Ausführungen des Verfassers nur streifen, des Näheren zu unterrichten. —

In früherer Zeit kam es nicht selten vor, daß die Gelehrten, wir erinnern nur an Kant und Schopenhauer, das Wesen des Ideenkreises, in welchem sich ihrem Dafürhalten

nach eine ganz neue oder auf neuen Grundlagen aufzubauende Wissenschaft zu bewegen hatte, durch Voraussendung einer „Prolegomena“ betitelten Programmschrift dem Publikum vor Augen führten. In diesem Sinne enthält auch Ratzel's hier besprochene Studie die Prolegomena zu einer künftigen Politischen Geographie in sich, und es soll uns diese, wenn wir auf sie von ihrem Vorläufer aus schließen, nicht minder willkommen sei.

München. S. Günther.

Theater.

(Deutsches Theater: „Freiwild“. Schauspiel in 3 Akten von Arthur Schnitzler.)

Es war in einem Kasernenzimmer im alten, freien Weimar. Ein Major erklärte seinen Offiziersaspiranten den Begriff der soldatischen Ehre; er sagte zögernd, wenn ein Offizier einen Schlag bekäme, ganz ohne sein Verschulden, auf der Straße etwa, dann bliebe ihm nichts übrig als den Säbel zu ziehen und den Betreffenden niederzustechen. Der Mann war über die Jahre der Schneidigkeit hinaus und sprach davon, wie von einer ernsten, schmerzlichen Nothwendigkeit. Vielleicht gerade deshalb machten mir seine Worte Eindruck. Es mußte jedem klar werden, daß es mit dieser Welt kein Paktiren gibt; daß man sich ihr zu entziehen hat, ehrlich, von vornherein, will man nicht all ihren Forderungen sich unterwerfen.

Die Vorkommnisse der letzten Wochen haben mir diese Scene schmerzlich vor Augen geführt, und bei der Aufführung von Arthur Schnitzler's Schauspiel „Freiwild“ im Deutschen Theater mußte ich wieder der Worte des alten, braven Herrn gedenken. Denn Schnitzler hat sein neues Drama aus diesen Schmerzen der Zeit heraus gestaltet.

„Freiwild“ ist ein Konfliktsdrama von zwingender Folgerichtigkeit. Ein Lieutenant, gereizt durch eine Abweisung, die er erfahren hat, spricht von einer jungen Schauspielerin in schwer beleidigenden Ausdrücken, in Gegenwart des Mannes, der sich für sie, wie er weiß, interessirt. Er wird dafür geohrfeigt. Beide Gegner werden getrennt, und am andern Morgen weist Paul Rönning die Forderung des Lieutenants ab. Nicht weil er prinzipiell ein Gegner des Duells wäre, sondern weil er mit dem Buben, den er genügend gezüchtigt hat, nichts mehr zu thun haben will. Er wird dadurch zum „Freiwild“. Dem Lieutenant aus dem Wege zu gehen vermag er nicht, das erschiene feige: so wird er von ihm bei nächstem Zusammentreffen niedergeknallt.

Schnitzler hat diesen Konflikt durch eine fein ersonnene Scene verschärft und vertieft. Nachdem Rönning das Duell abgewiesen hat, kommt der Sekundant des Gegners noch einmal zu ihm. Er bietet ihm ein Scheinduell an. Er bittet ihn, darauf einzugehen, weil sein Freund unfähig sei weiter zu leben, wenn seiner Ehre nicht Genugthuung geschähe. Aber Rönning weist auch diesen Vorschlag zurück, das Schicksal seines Gegners ist ihm gleichgültig.

Und andererseits hat Schnitzler, und auch dies ist künstlerisch richtig, den Konflikt als solchen geschwächt: Rönning schlägt den Lieutenant, nicht um die Ehre einer Beleidigten zu schützen, sondern weil er in ihr beleidigt ist, weil er sie liebt. Auch sie ist „Freiwild“. Als junge Anfängerin ist sie an das Theater des Badeortes gekommen. Die Herren stellen ihr nach, der Direktor belästigt sie und verlangt von ihr obendrein, daß sie die Besucher seines Theaters nicht „abstoße“. In Rönning hat sie ihren Beschützer gefunden, und in einer Scene voll Herzensaufrichtigkeit beschließen die zwei ihren Weg durchs Leben gemeinsam zu gehen. Aber ihr Schützer ist selbst ein Schutzloser.

In scharfer, durchsichtiger Disposition hat Schnitzler seinen Stoff in drei Akte gegliedert. Die Schwere des Konflikts ruht auf dem zweiten Akt, im ersten und dritten sind die Tragsäulen der Handlung mit reichem episodischen Blätterwerk umgrünt. Es ist etwas Zwingendes in der Durchführung des Konfliktes, und die Charakteristik ist scharf und klar. Schnitzler's neues Drama hat den sehr starken Erfolg, den es gefunden hat, theatralisch vollauf verdient. Ich meine auch, daß wir ein Recht darauf haben, daß uns die Fragen, die unsere Zeit bewegen — ich wollte sie bewegten sie etwas mehr — auf der Bühne vorgeführt werden. Die Litteratur hat zu allen Zeiten die Wellen geschlagen, die Zeitforderungen und Zeitwünsche geboren haben. Und wer einen Zeitkonflikt so klar und überzeugend, mit so greifbarer Charakteristik zu gestalten weiß, wie Schnitzler es gethan, der verdient Dank.

Aber vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, und Schnitzler hat ein Recht darauf, daß man den seinen Werken gegenüber einnehme, sieht sich sein neuestes Drama ganz anders an. Der schwere dramatische Konflikt mußte sich in der Brust des Lieutenants abspielen, der seine Ehre mörderisch rächt. Nimmt er, nach Charakter und Erziehung die Bluthat auch leicht, wie er sich innerlich mit ihr abfindet, das ist das dramatisch Belangvolle; und das ist Schnitzler schuldig geblieben. Die rein menschliche Antheilnahme an den Vorgängen auf der Bühne ist deshalb, und nicht nur deshalb, gering; konnte sie bei der Wahl dieses Konflikts überhaupt eine starke sein? Die Ueberzeugung des Lieutenants, daß er seine Ehre, nach Ablehnung des Duells, durch den Mord Rönning's wiederherzustellen habe, ist eine unsittliche. Die Vorstellung, daß Rönning durch Verweigerung des Zweikampfes zum Freiwild werde, ist nicht minder unsittlich. Das Unsittliche ist aber immer unkünstlerisch. Wenn sich in ein paar Jahren, was doch zu hoffen frei steht, die Anschauungen über Offiziersehre wandeln — was bleibt dann von Schnitzler's Schauspiel übrig? Der Konflikt ist eben nur ein zeitlicher, kein menschlicher. Oder sogar nur ein national-zeitlicher.

Es ist auch schwer, den Weg nachzuweisen, auf dem Schnitzler in seiner künstlerischen Entwicklung zu seinem neuen Drama gekommen ist. Ein feiner, elegischer, leicht gekünstelter Stimmungszauber, wie er auf einer Welt des verstaubten Rococo liegt, etwas vorzeitig Herbstliches, träumerisch Elegantes, schmerzlich Wollüstiges webte in seinen früheren Dichtungen. In „Liebelei“ war dieser ganze Stimmungszauber schlichter und gesunder, voll Innigkeit gegeben. Er fehlt in „Freiwild“. Etwas Lustloses lagert über diesem Drama. Und nur in dem Episodischen, in der Grazie, mit der die Nebenpersonen, die Leute des Badeorttheaters, hingestellt sind, ist etwas von Schnitzler's eigener Kunst zu spüren.

Und etwas Persönliches, es klingt das paradox, liegt auch in der ganz unpersönlichen Art, mit der Schnitzler den Konflikt gestaltet hat. Das Für und Wider ist mit absoluter Unparteilichkeit erörtert, die Schatten, denn von Licht kann man nicht wohl reden, sind ganz gleichmäßig vertheilt. Darin gibt sich das Zuschauermäßige, die Weise des unbetheiligten Betrachters in Schnitzler's Natur kund. Und es wirkt das auch in seinem neuen Drama sympathisch. Nur soll man sich hüten, das Künstlerische schlechthin darin zu sehen; der eine Name Anzengruber's sollte davor bewahren.

Die Darstellung des Deutschen Theaters war nach den Anforderungen, die diese Bühne zu stellen berechtigt hat, nicht voll gelungen. Rittner gab in der Rolle Rönnings allzu sehr sich selbst, Sauer wußte den Lieutenant nicht in sich einheitlich zu gestalten und Annie Trenner blied in der Rolle der Schauspielerin das Beste und noch manches andere schuldig. Dagegen boten Reicher und Thielscher glänzende Leistungen. Wie schnell hat sich Thielscher in das Ensemble des Deutschen Theaters eingelebt!

Arthur Schnitzler's „Freiwild“ steht dicht neben Otto Erich Hartleben's „Ehrenwort“, das eben im Schillertheater aufgeführt wird. Beide Künstler haben an dem gleichen Konflikt dieselben Erfahrungen gemacht. Wenn die Kunst alles Menschliche in ihr Bereich zu ziehen vermag, so rächt

sich jeder menschenunwürdige Wahn in ihr ganz von selbst. Wir aber haben kein Recht an eine rein menschliche Kunst. Kein Recht mehr, oder noch kein Recht?

Ernst Heilborn.

Der amerikanische Präsidentschafts-wahlkampf.*)

VIII.

Washington, 23. Oktober 1896.

Es ist gewagt, sich in Berichten, die vor einer Wahl geschrieben und nach dieser Wahl gelesen werden, auf Prophezeiungen über den Wahlausfall einzulassen. Wie sich jedoch die Dinge in dem diesjährigen amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfe entwickelt haben, kann es heute — zehn Tage vor der Wahl — einem ernsthaften Zweifel nicht mehr unterliegen, daß die Silberpartei, trotz Bryan's heroischer Demagogie völlig aufs Haupt geschlagen werden wird. McKinley wird als Sieger aus der Wahlurne hervorgehen, nicht weil die Bevölkerung für ihn besonders eingenommen wäre, sondern weil seine Wahl ein nationales Unheil ernstester Art verhütet.

Die Entscheidung fällt nach einer so heißen Wahlschlacht, wie sie die Vereinigten Staaten noch nicht erlebt haben. Welchen Umfang die Wahlbewegung zuletzt angenommen hatte, mag man daraus ermessen, daß allein die republikanische Partei in diesem Jahre nicht bloß sechsmal soviel englische und zwanzigmal soviel fremdsprachige Campagne-Litteratur verbreitet hat wie sonst üblich war, sondern daß sie nach und nach auch gegen 8000 Redner ins Feld gestellt hat; und die litterarischen und rednerischen Kraftanstrengungen der anderen Parteien, sowie der sound money Liga waren im Verhältniß nicht minder gewaltig. Bryan redet gegenwärtig durchschnittlich fünfzehnmal am Tage. Aber selbst ein so ernsthafter Mann, wie der frühere Präsident der Vereinigten Staaten Harrison, hat auf einer Stumptour durch Indiana es auf ein Dutzend Reden täglich gebracht. Alle Welt ist auf dem Stump. Senatoren, Repräsentanten, Mitglieder von Clevelands Kabinet, wie Carlisle und Sterling Morton so gut, wie der Redakteur der kleinen Dorfzeitung, die Gouverneure der Einzelstaaten und die Arbeiterführer. Der Sprecher des Repräsentantenhauses, Thomas Reed, reist von Maine nach Californien, um dort zu sprechen. Unterwegs wird an zahlreichen Orten Station gemacht. Er hält allenthalben Ansprachen. In Folge von Ueberanstrengung versagt ihm plötzlich die Stimme. Er geht nach Chicago, unterwirft sich einer Gewaltkur und erscheint bereits nach drei Tagen wieder als Redner bei zwei Riesenmeetings in Chicago. Ich wohnte einem dieser Meetings am vorigen Montage bei. Es waren wenigstens 6000 Menschen versammelt und alles lauschte andächtig auf die noch heisere Stimme des Mannes, der sich durch seine energische Handhabung der Geschäftsordnung im Repräsentantenhause den Namen der „Zar“ erworben hat.

Reed ist gegenwärtig der an Charakter und Intelligenz bedeutendste Mann, den die republikanische Partei aufzuweisen hat, und wenn es in Republiken nicht mehr die Ausnahme als die Regel wäre, den tüchtigsten Staatsmann einer Partei zum Kandidaten für das oberste Amt zu nominiren, so würde Reed und nicht McKinley der Bannerträger seiner Partei in dem gegenwärtigen ernsten Wahlkampfe gewesen sein.

Reed macht auch unter vier Augen den Eindruck eines ganzen Mannes. Der massive Kopf mit dem bartlosen Gesicht und den entschlossenen Zügen eines harten Geschäftsmannes, die schwere Gestalt, die bestimmte knappe Ausdrucksweise, die logische Geschlossenheit und der trockene Humor seiner Rede lassen ihn schon beim flüchtigen Begegnen als eine politische Potenz erscheinen, mit der zu rechnen ist. Bei näherer Berührung tritt auch die intellektuelle Kraft unmittelbar und ungezwungen zu Tage. Ich hatte Gelegenheit, eine halbe Stunde mit ihm zu verplaudern und habe auch aus dieser Privatunterhaltung großen Respekt vor den amerikanischen Staatsmännern dieses Schlages gewonnen.

Seiner geistigen Anlage nach hat Reed große Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Präsidenten Cleveland.

Grover Cleveland genießt zur Zeit bei der thörichten Menge jene ehrenvolle Unpopularität, die sich charaktervolle Männer im öffentlichen Leben gar leicht zuziehen, wenn sie bei der Verfolgung gesunder Grundsätze den Vorurtheilen der Masse keine Konzessionen machen. Die demokratischen Demagogen, welche sich gegenwärtig zusammen mit den Populisten um Bryan geschaart haben, liebten ihn nie. Sie hätten ihn gewiß nicht zum zweiten Male zum Präsidenten gemacht, wenn sie es hätten vermeiden können. Cleveland's Prestige aber war vor vier Jahren so groß, daß er als Präsidentschaftskandidat nicht umgangen werden konnte. Nachher aber haben die kleinen Stänker alles gethan, um dem Erwählten der eigenen Partei Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Bei der Zolltarifreform wie in der Währungsfrage waren es Cleveland's Gegner im eigenen Lager, die seine besten Absichten und Pläne durchkreuzten und seine zweite Amtsdauer zu einer im Großen und Ganzen unfruchtbaren machten. Sie haben denn auch das Geschick der Partei mit der free coinage-Bewegung verknüpft, und dadurch die zu erwartende Niederlage am 3. November wirksam vorbereitet, zugleich aber auch den Anstoß zu jener heilsamen Sezession gegeben, die zur Sammlung der Elite der demokratischen Partei um die Platform von Indianapolis führte. Diese alten geheimen Gegner Cleveland's greifen den Präsidenten jetzt offen an. Er ist in ihren Augen ein Renegat, — weil er seine Ueberzeugungen nicht zu Gunsten der Chicago platform of fraudulent money opfern wollte. Aber, wenn nicht alles täuscht, wird Cleveland's Ansehen als charaktervoller und einsichtiger Staatsmann gar bald wieder hergestellt sein. Schon heute lassen ihm die Stimmen der unabhängig Denkenden volle Gerechtigkeit widerfahren, und es ist kaum wahrscheinlich, daß sein Nachfolger im Weißen Hause seinen Ruhm überschatten wird.

Präsident Cleveland hat übrigens von seiner gelassenen Ruhe im Urtheil und seiner Bestimmtheit im Handeln nichts eingebüßt. Er hat volles Vertrauen zu dem common sense des amerikanischen Volkes und sieht dem späteren Urtheil über seine Wirksamkeit im Weißen Hause ohne Bangen entgegen. Jedenfalls hat er durch seine entschiedene Haltung in der Währungsfrage dem Lande den größten Dienst geleistet. Es ist charakteristisch für die Kenntniß vom amerikanischen Leben, die bei unseren deutschen Bimetallisten herrscht, daß sie diesen Mann vor noch nicht langer Zeit im Reichstage — durch den sachverständigen Mund des Herrn von Kardorff — als einen der Ihrigen zu reklamiren wagten. Ich habe bereits damals im Reichstage hervorgehoben, daß Präsident Cleveland sich für die Ehre bedanken werde, ein Gesinnungsgenosse der Herren von Kardorff und Dr. Arendt zu sein. Mr. Cleveland nahm bei unserem heutigen Zusammentreffen Gelegenheit, mir das unter Bezugnahme auf jene Reichstagsscene nachdrücklich zu bestätigen.

Nebenbei bemerkt, theilen die aufgeklärtesten amerikanischen Politiker durchaus die Meinung der Goldwährungsmänner in Deutschland, daß internationaler Bimetallismus ein aussichtsloser Schwindel ist. Niemand spricht das ungeschminkter aus, als der ausgezeichnete Ackerbauminister Sterling Morton, ein ungewöhnlich unterrichteter und klarer Kopf. Ich wollte, wir könnten den Mann als Minister der Landwirthschaft nach Preußen verpflanzen.

Die wirthschaftspolitischen Grundsätze Clevelands ver-

*) Anm. d. Red. Unmittelbar vor Schluß der Redaktion erhalten wir noch diesen Brief, der die Stimmung in den letzten Tagen vor der Wahl zum Ausdruck bringt.

tritt Morton mit der größten logischen Schärfe. Die Berücksichtigung dieser Grundsätze im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten aber wird vielleicht in der nächsten Zukunft ebenso nöthig sein, wie sie es gegenwärtig ist. Die Gefahr, daß die republikanische Partei nach ihrem Siege von ihrer neuerworbenen Macht einen unweisen Gebrauch macht, ist nicht gering. Der Grundirrthum, welcher der Freisilberbewegung zu Grunde liegt, daß nämlich der Staat mittelst gesetzgeberischer Künste Wohlstand, prosperity, schaffen könne, steckt ja auch den republikanischen Schutzzöllnern tief im Blute. Es ist derselbe Glaube an gesetzgeberische Patentmedizinen, der auch der Temperenzbewegung zu Grunde liegt. Fiat money — fiat prosperity — fiat morality! Die große politische Krankheit der Zeit ist die Ueberschätzung der heilsamen Wirkungen gesetzgeberischer Maßnahmen. Der Durchschnitts-Amerikaner ist sehr geneigt, die Vielregiererei in europäischen Monarchien als Tyrannei zu betrachten, ohne zu begreifen, daß man unter demokratischen Staatsformen genau so tyrannisirt werden kann, wie unter despotischen. Die Vorzüge der Demokratie liegen nicht in der größeren Weisheit der Regierenden, sondern in der erzieherischen und belebenden Kraft der Selbstverwaltung. Niemand hat das treffender zum Ausdruck gebracht, als Alexis de Tocqueville in seiner vor sechzig Jahren verfaßten „Démocratie en Amérique“. „Was liegt mir schließlich daran — so führt er einmal aus —, daß eine Autorität existirt, die beständig auf den Beinen ist, die darüber wacht, daß meine Vergnügungen ungestört sind, die vor mir herfliegt, um alle Gefahren abzuwenden, ohne daß ich nöthig hätte, selbst darüber nachzudenken, wenn diese Autorität zur selben Zeit, wo sie in dieser Weise auch die kleinsten Dornen von meinem Wege beseitigt, sich zur absoluten Herrin meiner Freiheit und meines Lebens macht; wenn sie die Bewegung und das Leben in solchem Grade monopolisirt, daß alles um sie erschlaffen muß, wenn sie erschlafft, daß alles schläft, wenn sie schläft, daß alles untergeht, wenn sie stirbt.“

In der That, es ist nicht die Weisheit der Gesetzgeber oder des souveränen Volks, wodurch die Vereinigten Staaten sich vor Europa auszeichnen — im Gegentheil, die gesetzgeberischen Absurditäten sind eher größer — sondern die staunenswerthe politische Lebenskraft, die, aus der Selbstregierung hervorgehend, auch die schwersten Krisen überwindet. Eine solche schwere Krisis war der Bürgerkrieg der sechziger Jahre, der die Sklaverei beseitigte; eine solche gefährliche Krisis ist die gegenwärtige Repudiationsbewegung mit der Mobilmachung der Massen gegen die Klassen. Von dem Rechte, zu irren und die gefährlichsten Irrthümer agitatorisch zu verbreiten, ist der ausgiebigste Gebrauch gemacht, aber die ernste Gefahr hat auch Männer gefunden, die der Gefahr zu begegnen wußten. Die Energie, mit der dieser Kampf geführt wurde, ist bewunderungswürdig.

In gewöhnlichen Zeiten ist der Amerikaner nur allzu geneigt, in der Politik Fünf gerade sein zu lassen. Die Korruption, wie sie besonders in den Verwaltungen der großen Städte sich vielfach in skandalöser Weise breit macht, erträgt er mit einer bedauerlichen Langmuth. Elende Vorstadtpolitiker, die nur die politischen Drähte geschickt zu ziehen verstehen, halten nicht selten das politische Geschick von Mittelpunkten des geistigen und wirthschaftlichen Verkehrs in ihren schmutzigen Händen. Der Parteibann, in dem der Einzelne steckt, ist nicht selten bis zur Härtigkeit entwickelt. Man hat dafür einen charakteristischen Ausdruck gefunden. Man spricht von yellow dog-Demokraten, d. h. Parteigängern, die bereit sind, einen yellow dog, einen „gelben Hund“ als Kandidaten zu acceptiren, wenn derselbe nur ordnungsmäßig von der Partei nominirt ist.

Aber das alles gilt nur für gewöhnliche Verhältnisse. Sobald eine große Frage auftaucht oder ein Mißstand unerträglich wird, so macht sich der gesunde Kern dieses Volkes mit einem Nachdruck geltend, der nicht mißzuverstehen ist.

Die Art, wie dieser Wahlkampf geführt ist, und der schließliche Ausgang des Kampfes, den ich nicht bezweifle, bilden ein Ruhmesblatt in der Geschichte des amerikanischen Volkes und in der Geschichte der demokratischen Institutionen.

Theodor Barth.

E. W. Middendorf. Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthaltes. III. Band. Das Hochland von Peru. Mit 79 Textabbildungen und 93 Tafeln nach eigenen photographischen Aufnahmen sowie einer Karte. Berlin 1895. Robert Oppenheim (G. Schmidt).

Ueber die zwei ersten Bände dieses inhaltsreichen Werkes ist in der „Nation“ bereits berichtet worden. Ihnen schließt sich der Schlußband würdig an; ja er darf wohl als der am meisten interessante bezeichnet werden, weil hier die inneren, von Reisenden nur selten besuchten Theile der Republik an die Reihe kommen. Der Verfasser kleidet seine Schilderung in das Gewand einer Reisebeschreibung; er hat selbst das Quellgebiet des Amazonenstromes und das Hochplateau des Titicaca-Sees besucht und vermag deshalb aus eigener Anschauung sicher und lebenswahr zu berichten. Daß er dabei auch die Grenzdistrikte von Bolivia mit hereinzieht, sich also nicht ängstlich an Peru im engeren Sinne bindet, wird man nur billigen können. Die sehr zahlreichen bildlichen Darstellungen sind großentheils vortrefflich und tragen erheblich dazu bei, uns mit den wichtigen Oertlichkeiten bekannt zu machen; es gilt dies insbesondere für die zahlreichen Ruinen und Bauüberreste aus der Inkazeit. Die stete Rücksicht auf das geschichtliche Moment bildet überhaupt eine auszeichnende Eigenthümlichkeit wie des ganzen Werkes, so besonders auch dieses dritten Bandes. Sowohl das peruanische Alterthum, wie auch die spanische Periode und die neuere Zeit mit ihren steten Reibungen und Kriegen werden sorgfältig berücksichtigt, aber auch die Entdeckungsgeschichte kommt nicht zu kurz. So erhalten wir (S. 269 ff.) eine für den Geographen werthvolle, gar manches Neue darbietende Geschichte der ersten Versuche, den Lauf des obersten Amazonas zu erforschen, wobei neben De la Condamine, dem in dieser Hinsicht ja wohlbekannten französischen Naturforscher, einem aus Böhmen gebürtigen Missionar des XVII. Jahrhunderts, Pater Samuel Fritz, das größte Verdienst zuerkannt wird. Gründlich in der südamerikanischen Ethnographie erfahren, liefert uns der Verfasser ferner werthvolle Beiträge zur Kenntniß der peruanischen Indianer, ihrer Gebräuche, Sprache und Sagen, und es versteht sich von selbst, daß die prähistorische Archäologie, falls man eben erst mit der Ankunft Pizarros die Geschichte des Landes ihren Anfang nehmen läßt, zu ihrem vollsten Rechte gelangt.

Die früher gemachte Bemerkung, daß die naturwissenschaftliche Seite der Landeskunde etwas zu kurz komme, läßt sich jetzt nur noch zum Theile aufrecht erhalten. Ueber Fauna und Flora werden zu verschiedenen Malen werthvolle Mittheilungen gemacht; ein Gleiches dürfen wir von der merkwürdigen peruanischen Bergkrankheit sagen, über welche der Verfasser wiederholt am eigenen Leibe Studien gemacht hat, und über deren Namen („Soroche“) er uns etymologisch aufklärt. Sicherlich hat er recht, wenn er annimmt, daß zu der allerdings hochgradigen Verdünnung der Luft auch noch andere Momente hinzutreten müssen, um die bekannten pathologischen Wirkungen hervorzubringen, denn es ist wahrscheinlich auch der relative Sauerstoffmangel der Hochregionen nicht ohne Einfluß. Der anorganischen Natur jedoch hätte sich wohl noch manche, für den Leser wichtige Seite abgewinnen lassen, wie man denn wohl erwarten durfte, mehr von Erdbeben und vulkanischen Erscheinungen zu erfahren. Daß dem Verfasser auch hierfür der Blick nicht fehlte, beweisen u. a. seine Angaben über die Thalbildung in den Anden, welche bedauern lassen, daß derartige Exkurse nur so sparsam sich eingestreut finden.

Es kann uns das selbstverständlich nicht hindern, von dem Werke mit einem Gefühle aufrichtiger Hochachtung Abschied zu nehmen. In der Fremde begonnen, unter oft schwierigen Verhältnissen fortgeführt, ist dasselbe, wie das Vorwort erkennen läßt, im Vaterlande zum Abschlusse gebracht worden, ein Zeugniß echt deutschen Fleißes. Dem Geographen, der sich mit der Länderkunde Südamerikas beschäftigt, wird dasselbe schlechthin unentbehrlich sein.

S. G.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 7 Berlin, den 14. November 1896. 14. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die letzten Wahlen in Westhavelland, in Gießen, in Mainz scheinen einen gewissen Eindruck bei den führenden nationalliberalen Politikern hervorgebracht zu haben.

Westhavelland ging den Nationalliberalen vollständig verloren und wurde ein Gewinn für die Sozialdemokraten, leider nicht für die freisinnige Volkspartei; auch Gießen ist von der freisinnigen Volkspartei bedauerlicherweise nicht erobert worden. Immerhin haben die Freisinnigen Stimmen gewonnen, während die Nationalliberalen in Gießen und Mainz aus der Stichwahl herausgefallen sind, in die sie 1893 noch hineingekommen waren. Im Großherzogthum Hessen aber ist der Nationalliberalismus verkörpert durch die agrarischen Reaktionäre Osann und Heyl und Oriola. Der Ausgang dieser Wahlen ist daher eine eklatante politische Rechtfertigung jener Richtung der nationalliberalen Partei, die ihre Vertretung vornehmlich in der „National-Zeitung" findet.

In Gießen steht die Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem Antisemiten; in Mainz zwischen einem Ultramontanen und einem Sozialdemokraten. Solche Erscheinungen legen es erklärlicher Weise den nationalliberalen Parteiführern nahe, sich zu besinnen, wie einem weiteren Verfall der Fraktion Einhalt zu thun sei, und der „Hannoversche Courier" kommt dabei zu folgendem Vorschlag. Es müsse ein Anschluß gesucht werden der Nationalliberalen nach rechts, wie nach links; es sei eine Cooperation anzustreben zwischen gemäßigten Konservativen, Nationalliberalen und gemäßigten Freisinnigen.

Wir wollen die Frage gar nicht erörtern, ob es gemäßigte Konservative gibt; wünscht man aber die Freisinnige Vereinigung als gemäßigte Freisinnige zu bezeichnen, so hat man in Hannover jedenfalls über das Maß dieser Mäßigung eine ganz falsche Vorstellung.

Innerhalb der Freisinnigen Vereinigung ist man sich bewußt, daß die Enge eines einseitigen Fraktionsstandpunktes, wie die Verhältnisse historisch mit ihren ererbten Sympathien und Antipathien geworden sind, nicht die Basis für eine große freisinnige und liberale Partei zunächst bilden kann; aber wenn man sich damit auf den Standpunkt stellt, daß auch außerhalb der eigenen Fraktionen werthvolle Stützen für eine freiheitliche Staatsentwicklung sich befinden, so bedeutet diese, wenn man so will, gemäßigte oder besser vorurtheilslose Auffassung doch keineswegs, daß irgendwelche Freisinnige, in dem Wunsche zu einflußreichen politischen Gruppirungen zu gelangen, sich und andere über reale politische Gegensätze hinweg zu täuschen bereit seien. Davon kann gar keine Rede sein, und es verräth mehr politische Verlegenheit als politische Einsicht in einem Augenblick Freisinnige nach rechts führen zu wollen, wo unter dem Drucke der politischen Nothwendigkeit geistig und sozial so einflußreiche Elemente der nationalliberalen Partei sich nach links in Bewegung zu setzen beginnen.

Unter den Freisinnigen gibt es denn auch keine Politiker, die in einer Verwässerung oder Abschwächung ihrer politischen Anschauungen das Ziel der Zukunft erblickten; auf dem alten Boden wird man selbstverständlich fest stehen bleiben, aber dieser alte Boden ist mit Fraktionsvorurtheilen umgeben, die die Annäherung neuer Elemente, die der Linken so nothwendig sind, erschweren. Diese alten Vorurtheile zu zerstreuen gilt es; es gilt der Anschauung zum Durchbruch zu verhelfen, daß große Parteien nur bei einer relativen politischen Weitherzigkeit möglich sind, aber diese Weitherzigkeit findet absolut ihre Grenze in Prinzipienfragen, und

zwar in jenen Prinzipienfragen, die in den freisinnigen Programmen niedergelegt sind.

Ist es daher schon völlige Phantastik von einem Zusammengehen freisinniger und gemäßigt Konservativer zu sprechen, so ist jene Phantastik doch kaum geringer, die über die tiefe Scheidelinie hinweg sieht, die die Freisinnigen von der nationalliberalen Fraktion, wie sie heute ist, trennt. Das parlamentarische Verhalten der nationalliberalen Fraktion war fast stets in ganz entscheidenden Fragen dem der Freisinnigen entgegengesetzt. Die Frage der Zukunft liegt daher nur darin, ob jene Theile der nationalliberalen Wählerschaft, die sich zur Fraktion in Opposition gesetzt haben, ihre Ansichten innerhalb der Partei oder in erneuten Formen werden zur Geltung bringen. In dieser Entwicklung liegen Keime der Neubildung nicht in in den utopischen Versuchen trotz realer Gegensätze ein formales Schema für Neugruppirungen aufzustellen.

In Neumünster hat der Parteitag der schleswig-holsteinischen deutsch-freisinnigen Partei stattgefunden. Er ist glanzvoll in jeder Beziehung und ohne jeden Mißklang verlaufen. Das Erfreulichste auf ihm aber war, mit welchem Nachdruck der Gedanke ausgesprochen wurde, daß der entschiedene Freisinn zu gesunder Entfaltung nur durch Zusammenfassung aller Kräfte gelangen könne. Es ist augenfällig, daß diese Idee sich jetzt immer weitere Kreise erobert und es verdient als gutes Zeichen hervorgehoben zu werden, daß auf dem soeben in Liegnitz abgehaltenen Parteitag der freisinnigen Volkspartei in der öffentlichen Diskussion gleichfalls jede Erörterung vermieden worden ist, die den Zwiespalt unter den Freisinnigen zu schüren geeignet gewesen wäre.

In dieser Richtung liegt das politische Ziel der Zukunft, und es ist zweifellos, der Gedanke der friedlichen Cooperation, der an uns stets einen Vertreter hatte, marschirt — trotz Allem — siegreich vorwärts.

Lord Salisbury hat diesmal eine Rede auf dem Lord Mayor's Bankett gehalten, die den vollendeten Gegensatz zu seiner vor einem Jahr gehaltenen Rede bildet. Auf die Türkei will England nur noch im Rahmen des europäischen Einverständnisses einwirken. Das bedeutet eine heilsame Wandlung der englischen Politik, und das ist eine neue Garantie für ruhige europäische Zeiten.

England ist überdies einer politischen Sorge ledig geworden. Mit den Vereinigten Staaten ist in Bezug auf Venezuela ein Schiedsgerichtsvertrag zu Stande gekommen. Das ist ein realer politischer Vortheil für England, aber es ist auch ein großer neuer Gewinn für eine Idee, für die Idee der Beilegung internationaler Streitigkeiten durch Schiedsgerichte. Gegenüber diesem Ergebniß ist es von untergeordneter Bedeutung, ob bei Austragung der vielen Gegensätze, bei Zusprechung dieses oder jenes Landfetzens an diese oder jene Macht, sich noch Reibungen ergeben können.

In Frankreich ist durch eine Broschüre von Bernard Lazare der Prozeß Dreyfus von Neuem auf die Tagesordnung gesetzt. Sind die Mittheilungen dieser Broschüre richtig, so ist Dreyfus ohne ausreichende Beweise verurtheilt; er ist dann ein Opfer der Intrigue und des Fanatismus.

Da auch deutsche Zeitungen diese Ansicht zum Ausdruck gebracht haben, so fragt die „Kreuzzeitung" nach dem Grunde solchen Eintretens, und sie findet ihn in folgendem Umstande:

„Es bleibt also nur das Stammesinteresse übrig, das seine Solidarität auch hier bewährt und, wie gesagt, auch die „arischen Hintermänner" nöthigt, an dem großen Werke theilzunehmen. So viel ist gewiß, daß sich um das Schicksal eines „christlichen" Offiziers, der in Frankreich wegen des Dreyfus nachgesagten Vergehens verurtheilt worden wäre, bei uns kein Mensch bekümmern würde: es geht uns ja thatsächlich auch nichts an".

Glücklicherweise haben aber nicht nur Juden und jüdische Zeitungsschreiber die Empfindung für Gerechtigkeit und für Mitgefühl mit einem unschuldig Verurtheilten und lebendig Begrabenen gepachtet. Solche Empfindungen sind nach unserer Ansicht zugleich „arisch"; es gibt gute Beispiele dafür; freilich, wie es scheint nicht, von jener „arischen Art", wie sie in der „Kreuzzeitung" zum Ausdruck gelangt, die so lange den Vorzug der Leitung durch Herrn von Hammerstein genossen hat.

* * *

Die Interpellation über die Bismarck'schen Enthüllungen.

Graf von Hompesch hat mit Unterstützung seiner Fraktion eine Interpellation folgenden Inhalts im Reichstage eingebracht:

„Ist der Herr Reichskanzler in der Lage, Auskunft darüber zu geben,

1. ob bis zum Jahre 1890 ein geheimer Vertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland bestanden hat;
2. im Falle ein solcher Vertrag bestand, welche Vorgänge dazu geführt haben, ihn nicht zu erneuern;
3. welchen Einfluß die jüngsten Veröffentlichungen über diese Angelegenheit auf die Stellung Deutschlands im Dreibunde und sein Verhältniß zu den übrigen europäischen Mächten geübt haben?"

Die Besprechung dieser Interpellation ist für den nächsten Montag auf die Tagesordnung gesetzt worden.

Zweifellos hat jede Fraktion das gute Recht, eine Angelegenheit von der Bedeutung jener, die das Centrum in seiner Interpellation aufgegriffen hat, zur Sprache zu bringen. Allein jede Fraktion wird sich auch gefallen lassen müssen, daß man ihr Vorgehen entsprechend den Motiven, die man für dasselbe glaubt voraussetzen zu dürfen, beurtheilt. Und da kommt denn das Centrum in eine seltsame Lage.

Ueber die vulgäre politische Geschmacklosigkeit sind wir ja glücklicherweise weit hinweg, das Centrum als einen der hauptsächlichsten Bestandtheile der Schaar der „Reichsfeinde" zu betrachten; davon kann keine Rede sein. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß in jenen Jahren, da die festen Grundmauern für das Reich gelegt wurden, das Centrum seine Aufgabe darin nicht sah, die Granitblöcke für das Fundament herbeischaffen und bearbeiten zu helfen. Die Gründung des Reiches bedeutete die Errichtung des protestantischen Kaiserthums, und es hat lange gedauert, bis der deutsche politische Katholizismus sich mit dieser Thatsache ausgesöhnt hat. Daß diese Aussöhnung heute vorhanden ist, zeigt die oben mitgetheilte Interpellation, durch die das katholische Centrum sich nach außen und wahrscheinlich vor Allem nach oben als jene Partei zu affichiren sucht, der die Sicherheit des Reiches ganz besonders warm am Herzen liegt.

O, quae mutatio rerum! o welch ein Wandel der Dinge seit jener Zeit, da der streitbare Centrumsmann Majunke seine umfangreiche „Geschichte des Kulturkampfes in Preußen und Deutschland" nicht eindrucksvoller glaubte schließen zu können, als indem er die „Weissagungen" des Kardinals Wiseman und des Bischofs Dupanloup zum Abdruck brachte. Majunke schloß sein Werk so:

„Es gibt zwei Weissagungen aus dem 19. Jahrhundert über das Ende des Protestantismus.

Die eine des Kardinals Wiseman:

„Der letzte Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus wird auf dem märkischen Sande ausgefochten werden".

Die andere des Bischofs Dupanloup:

„Wenn der Protestantismus 350 Jahre durchlaufen haben wird, wird er sein, was heute der Arianismus und der Gnostizismus ist".

Wir leben in der Zeit, in welcher sich die Worte jener erleuchteten Männer erfüllen".

Vor nur kurzen zehn Jahren ist das gedruckt worden und fand großen Beifall in der katholischen Welt, und das ist ein einigermaßen anderer Geist wie jener, der in der Interpellation des Grafen Hompesch und Genossen vom Centrum zum Ausdruck kommt.

Solcher Wandlung kann man sich uneingeschränkt freuen, und solche Wandlung verdiente vor Allem die Aufmerksamkeit des Auslandes. Die Deutschen sind gewiß über sehr vieles nicht einig, und diese Uneinigkeit entbehrt nicht der verbitterten Schärfe, aber darüber sind wir einig, daß an der Größe des Deutschen Reichs, so wie es ist, nicht gerührt werden darf, und deß zum Zeugniß hat sich eine Situation von weltgeschichtlicher Ironie herausgebildet, vor der wir jetzt stehen.

Das Centrum tritt als Vertheidiger der Wohlfahrt des Reiches gegen den Begründer des Reiches auf, der die Einheit in ihrem heutigen Zustand gegen das Centrum geschaffen hat und schaffen mußte, und der in der besten Zeit deutscher Entwicklung seine Schöpfung gegen diese nicht ungefährlichen Gegner zu vertheidigen gezwungen war.

Man braucht diese Sachlage nur klar ins Auge zu fassen, um nicht im Zweifel darüber zu sein, ob es besonders zweckmäßig war, daß gerade das Centrum jene Interpellation eingebracht hat. Würde man sich vergegenwärtigen, daß Fürst Bismarck im Reichstage als Abgeordneter zu erscheinen in der Lage wäre, so müßte sich eine Situation von einer politischen Komik herausbilden, bei der die Lage des ersten deutschen Reichskanzlers jedenfalls die unglücklichere nicht wäre. Aber auch in Abwesenheit des Fürsten Bismarck wirft die Vergangenheit auf diese Interpellation einen Schatten, der den Männern, die über den „getreuen Eckardt" des Reiches zu deklamiren Lust verspüren, ihre Aufgabe ganz wesentlich erleichtert.

Es ist wahrscheinlich, daß sich die berechnenden Köpfe des Centrums dies gleichfalls gesagt haben, und wenn sie gleichwohl ihren Vorstoß unternommen haben, so kam es ihnen wohl vor Allem auf zweierlei an; sie wünschten etwas zu thun, von dem sie zum wenigsten vermutheten, daß es das Centrum in der höchsten Höhe beliebt mache, und sie wünschten zugleich zu dokumentiren, daß heute das Centrum Trumpf ist. Weder das eine Motiv noch das andere ist nach unserem Geschmack, und durch solchen Beigeschmack wird die Interpellation politisch nicht schmackhafter.

Was nun die Sache selbst anbelangt, so haben wir uns über die „Rückversicherung" schon hinlänglich geäußert. Die Geschichte hat sie als nutzlos einerseits und als kompromittirend andererseits erwiesen; es kann überdies nicht zweifelhaft sein, daß solche Veröffentlichung einen vernichtenden Tadel verdient, und es ist klar, daß sie auch die schwerste gesetzliche Ahndung hätte finden müssen, wenn ein anderer als der Begründer des Reiches als ihr Urheber zu vermuthen gewesen wäre.

Wir wissen freilich, daß es abstrakte Gerechtigkeitsfanatiker gibt, die den Ausspruch fiat justitia, pereat mundus zu dem ihrigen machen; und dieser Ausspruch ist für Deklamationen über ungleiches Maß in der Vertheilung von Recht und Unrecht außerordentlich geeignet. Allein es ist nothwendig, in einer Angelegenheit von ganz ausschließlich politischem Charakter den politischen Gesichtspunkt festzuhalten, wie das denn auch in der That die bisherige Haltung der Staatsregierung und ihre freilich etwas zu marklose Erklärung im „Reichsanzeiger" gethan hat. Also nach dem Strafrichter zu rufen, ist ausgeschlossen und ist auch in Deutschland, so weit wir sehen, kaum geschehen.

Es gibt noch eine andere Form Gerechtigkeit zu üben, als die durch den Strafrichter; nämlich das Verdikt der öffentlichen Meinung, und die hat mit einer solchen Deutlichkeit gesprochen, daß Fürst Bismarck sich seit drei Jahrzehnten wohl niemals in einer gleichen Vereinsamung in Deutschland befunden hatte; die Gefolgschaft des Fürsten Bismarck schmolz zusammen auf Herrn von Ploetz und seine Leute und auf einige Journalisten von jener Art, die Fürst Bismarck am besten kannte, und die er selbst mit so ausgezeichnetem Kennerblick charakterisirt hat, als er sagte: anständige Menschen schreiben doch nicht für mich.

Gänzlich mesquin wurde schließlich die Sachlage, als jene Bismarck'schen Bannerträger diesen offenkundigen Verrath von Staatsgeheimnissen damit zu rechtfertigen suchten, daß dem Fürsten ein Zarenbesuch entgangen sei, oder daß die offiziöse Presse nicht mit genügendem Eifer die Größe des ersten Reichskanzlers seinen politischen Gegnern gegenüber gepriesen hätte. In diesen Vorgängen liegt ein Zeugniß dafür, welche Werkzeuge heute nur noch dem Fürsten Bismarck zur Verfügung stehen und mit welchem inferioren Geiste diese inferioren Werkzeuge gehandhabt werden.

Und auch für die internationale Situation ungefährlich betrachteten wir die gesammten Indiskretionen trotz dem Aufsehen, das sie erregt haben; gerade weil das Experiment der Rückversicherung sich für Deutschland in der Praxis als gänzlich unbrauchbar erwiesen hat.

Zieht man nun in Rechnung, daß durch die Erklärung des „Staatsanzeigers" die Reichsregierung schon zum Ausdruck gebracht hat, sie gedenke auf die entscheidenden Punkte, den Abschluß des angeblichen Rückversicherungsvertrages und die Gründe für sein Fallenlassen, nicht einzugehen, so wird es gänzlich unwahrscheinlich, daß Punkt 1 und 2 der Interpellation zu mehr führen wird, als zu einem Dialog von Reichstagsabgeordneten mit Reichstagsabgeordneten, bei dem sicherlich so gut wie nichts heraus kommen wird.

Was aber die Regierung, wenn sie überhaupt spricht, zu Punkt drei sagen kann, das vorauszuahnen, braucht man nicht besonders prophetisch veranlagt zu sein. Solche Fragen werden beantwortet nach dem Schema jener Alltagsthronreden, wenn zu Allarmirungen keine Veranlassung ist. Und diese Veranlassung liegt im Augenblick gewiß nicht vor.

Es bleibt schließlich abzuwarten, welche allgemeine Ausbeute die Rede des Interpellanten und die nach § 33 der Geschäftsordnung des Reichstages mit Leichtigkeit herbeizuführende Besprechung im Anschlusse an die Interpellation gewähren kann.

Mit einiger Geschicklichkeit würde es wohl möglich sein, aus der Diskussion, wenn sie beliebt werden sollte, für das Land einen Eindruck herbeizuführen, der dem analog ist, den die Preßerörterungen geliefert haben, und es wäre gewiß ein Gewinn, den Grafen Herbert Bismarck von Herrn von Ploetz und Herrn Liedermann von Sonnenberg und einigen anderen dieser Art gestützt zu sehen.

Nun ist die Situation, die Fürst Bismarck sich selbst geschaffen hat, schon bisher so ungünstig nach allen Richtungen für ihn, daß nichts weiter im Reichstage geschehen kann, als den geschaffenen Zustand festzuhalten und zu besiegeln. Aber es besteht auch die Gefahr, daß durch eine taktlose Vehemenz die Stimmung in ihr Gegentheil verkehrt wird, denn wie wenig Illusionen wir uns auch über die persönlichen Charaktereigenschaften des Fürsten Bismarck machen, — er ist in seiner guten Zeit doch eine geniale Kraft gewesen und er ist der Einiger des Reiches. Mit solchen Trümpfen in der Hand gehört nicht viel dazu, um die Stimmung auch wieder zum Umschlagen zu bringen.

Politisch liegt kein Gewinn darin, aus alter Rankune alle Rechnungen dem Fürsten Bismarck vor den Augen des deutschen Volkes nochmals zu präsentiren; er hat eine Gegenrechnung, die die Phantasie der Tausende immer noch erklärlicherweise gefesselt hält. Politischer Gewinn kann also nur dadurch erzielt werden, daß jener Prozeß fortschreitet, der die Schaar der blinden Bismarckverehrer zusammenschmelzen läßt, und der diesen Elementen die Selbständigkeit des politischen Denkens wiedergibt. Diesen Prozeß hat Niemand so wesentlich gefördert und konnte Niemand in gleichem Grade fördern, wie Fürst Bismarck selbst. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet haben uns die letzten Enthüllungen ein Stück Weges vorwärts gebracht. Dem politischen Takt und der politischen Selbstbeherrschung gerade der ehemaligen Gegner des Fürsten Bismarck im Reichstage liegt es aber ob, daß wir nicht wiederum eine Strecke Weges zurückgeworfen werden.

Und daß unser Volk ausgiebiges Verständniß für eine kluge Zurückhaltung hat, das gerade muß Fürst Bismarck zu seinem Leidwesen jetzt erfahren. Er gibt sich die leidenschaftlichste Mühe, das Bild des Grafen Caprivi, „des Troupiers“, herabzuwürdigen, und das Ergebniß ist, daß dieser schweigsame vornehme Staatsmann beständig mehr Relief dadurch erhält, daß die Bismarck'sche in ihren Angriffen gegen ihn nie ermüden. Man muß schon ein Gegner von besonderer Qualität sein, um trotz eigener Zurückhaltung solche erbitterte Gegnerschaft zu erregen. Manchmal wirken die nicht gesprochenen Worte weit stärker als die gesprochenen. Das freilich ist eine Lehre, die nicht leicht für den Reichstag zur Anwendung zu bringen ist, der nur zum Sprechen und vom Sprechen lebt.

Daß eine Angelegenheit von dieser Bedeutung, die so stark die Gemüther in Bewegung gesetzt hat, unter allen Umständen im Reichstage zur Sprache gekommen wäre, wenn nicht in der Form der Interpellation, so bei den Berathungen des Etats, ist zweifellos; und da ist es denn bei einem Gegenstand so voller internationaler Dornen und Stacheln immer noch zweckmäßig, daß die Debatte in die festen Formen der Interpellation gebannt bleibt, bei denen es ermöglicht ist, bestimmte Grenzen zu ziehen und mit Voraussicht bestimmten Zielpunkten entgegen zu gehen.

Es wird eine groteske Situation sein, die am nächsten Montag zur Entwicklung kommt. Im deutschen Reichstag, den Fürst Bismarck ins Leben gerufen hat, werden die Schädigungen erörtert werden, die Fürst Bismarck dem Deutschen Reiche soeben zugefügt hat oder unter Umständen hätte zufügen können, und diejenigen, die diese Debatten zum Schutze des Reichs angeregt haben, sind die langjährigen offenen oder versteckten Gegner der Reichseinheit. Welche lehrreiche Ironie steckt in dieser Konstellation.

Sie ist für jene am blutigsten, die die blindesten Verehrer des Fürsten Bismarck gewesen sind. Wenn es so weit gekommen ist, daß heute so ziemlich alle Welt darüber einig ist, es müsse das Reich gegen den Schöpfer des Reiches geschützt werden, so belastet diese Thatsache besonders stark den bisherigen anbetenden Anhang des Fürsten Bismarck. Nur die schrankenlose Servilität eines großen Theiles des deutschen Volkes konnte den Fürst Bismarck bis zu jener äußersten Grenze des Selbstgefühles führen, daß er glaubt, Deutschland sei er, und in diesem Deutschland gebe es für ihn weder Gesetz, noch Herkommen noch eine Schranke irgend einer Art.

Gegenüber solchen historisch gewordenen Anomalien gibt es kein anderes Strafgericht als das durch die öffentliche Meinung, die, wie in der Presse, so hoffentlich nun auch im Reichstag das richtige besonnene Wort — es bedarf nicht vieler Worte — der Größe der Situation entsprechend, finden wird; denn daß ein Mann, der der Gründer des Reiches ist, zu so vandalischem Thun gegen das Reich sich hinreißen läßt, dies ist eine Situation, der mit ehrenwerther Bezirksvereinsberedtsamkeit oder mit sozialdemokratischen Invektiven nicht beizukommen ist.

Ignotus.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

IX.

Die Heerschau vor der Entscheidungsschlacht.

Newyork, 1. November 1896.

Die Wahlvorbereitungen sind zu Ende. Die Wanderredner, die zuletzt in der ungeheuren Zahl von mehr als 17000 — allein von Seiten der Gutgeldparteien — der Aufklärungsarbeit oblagen, kehren heim, um selbst zu stimmen. Für die Verbreitung von Stimmzetteln haben die Parteien nicht zu sorgen, da jedem einzelnen Wähler ex officio im Wahllokal ein Stimmzettel oder vielmehr — da neben den Elektoren gleichzeitig allenthalben auch zahlreiche Staats- und Kommunalbeamte zu wählen sind — ein großer Stimmbogen überreicht wird, auf dem er, der Beobachtung durch einen Verschlag entzogen, unter den Kandidaten sämmtlicher Parteien, die er auf dem Bogen gedruckt vorfindet, in Ruhe durch Ankreuzen mit einem schwarzen Bleistift die Auswahl treffen kann. Auf je 50 Wähler entfällt ein Wahlverschlag. Jeder Wähler kann 5 Minuten in diesem Verschlage bleiben. Sollte er sich verschreiben, so erscheint er aufs Neue vor dem Wahlvorstande und erhält einen neuen Stimmbogen ausgehändigt, mit dem er sich erneut zurückzieht. Ist das Ankreuzen zur Zufriedenheit erledigt, so faltet der Wähler den Stimmbogen vorschriftsmäßig zusammen, tritt hinter dem Verschlage hervor und übergibt dem Wahlvorstande den zusammengefalteten Bogen. Mit der Einführung dieses sogenannten austra[...]lischen Systems sind hier in Newyork die früheren schlimmen[...] Wahlbetrügereien völlig verschwunden. Auch der Stimmenkauf [...] ist nicht mehr in Uebung, da sich nicht kontrolliren läßt, wie [...] der Einzelne stimmt. Bekanntlich haben Freund Rickert un[...]d ich seit Jahren immer wieder einen Antrag im Reichstage [...]ingebracht, der zur besseren Wahrung des Wahlgeheimnisses [...]dasselbe System in Deutschland eingeführt wissen will. Sch[...]ließlich ist es auch gelungen, im Reichstage dafür eine [...] Mehrheit zu erlangen, aber die verbündeten Regierungen h[...]aben leider bisher von ihrem Rechte, einen vernünftigen Besch[...]luß des Reichstags ohne Begründung abzulehnen, noch he[...]artnäckig Gebrauch gemacht. Ich hoffe, ein erneuter Beschlu[...]ß des Reichstags wird sie einsichtiger machen. Das System [...] operirt hier, wo es wegen der zahlreichen gleichzeitig vorzuneh[...]menden Wahlen ungleich schwieriger zu handhaben ist, ganz [...]ausgezeichnet.

Die Wahlarbeit ist also, soweit die Par[...]teien in Frage kommen, thatsächlich zu Ende. Am Sonnta[...]g[...]en ist es in Amerika nicht Sitte, Wahlversammlungen abz[...]uhalten; am letzten Tage vor der Wahl, also morgen, ist di[...]e rednerische Bearbeitung der Wähler ebenfalls eingestellt, [...]a.

So war denn der gestrige Tag, der 31. Ok[...]tober, thatsächlich der letzte Zeitpunkt, um noch einmal den [...] Wählern des Landes die ungeheure Tragweite des von i[...]hnen am 3. November abzugebenden Votums eindringlich v[...]or Augen zu führen. Man wählte dazu eine Demonstra[...]tion, die alles Aehnliche aus vergangenen Jahren an Gro[...]ßartigkeit übertroffen hat. Es war die Parole ausgegeben, [...] daß die Gutgeldleute, unabhängig von ihren sonstigen Parte[...]iverbindungen, am 31. Oktober unter der Flagge des Lan[...]des sich versammeln und in einer mächtigen Heerschau ihre [...] Stärke zeigen sollten. Das ist denn auch geschehen, und aus [...] zahlreichen größeren Plätzen des Landes liegen heute Nach[...]richten vor, wie imposant diese Demonstration ausgefallen i[...]st. Die Stadt Newyork ist dabei allen anderen Städten m[...]it dem großartigsten Beispiel vorangegangen.

Es war hier in Newyork eine Heerschau üb[...]er volle 100000 Mann, die in Reihen von je 16, den[...]en ein Sektionsführer voranschritt — 16 zu 1 — aus der [...]unteren Stadt, wo das Riesengeschäft der Handelsmetropole si[...]ch abwickelt, über den Broadway und einen Theil der [...]Fifth Avenue hinaufmarschirt kamen: jeder Einzelne eine Landesflagge tragend, und geschmückt mit einer gelben Chrysanthemumblüthe als Zeichen seiner Zugehörigkeit zu den Goldparteien.

Es war ein ganz eigenartiges Schauspiel. Der schönste blaue Himmel, die Häuser der Feststraße mit Flaggen geschmückt, Hunderttausende als Zuschauer auf den Trottoirs der Straßen und in den Fenstern der Häuser. Das Wetter war so warm, daß man ruhig im Freien sitzen konnte, ohne sich unbehaglich zu fühlen.

Alle Vorbereitungen mit organisatorischer Meisterschaf[t] getroffen; nirgends Gedränge, nirgends Stockungen, nirgend[s] Lücken im Zuge. Allen Abtheilungen schritten Musikbande[n] voraus. In straffen Marschschritt ging es vorwärts, u[nd] doch brauchte der Zug volle acht Stunden, um einen [ge]gebenen Punkt zu passiren. Ein Flaggenmeer, wohin [...]

Auge sah; ein unendlicher Strom gut gekleideter und gut aussehender Bürger, vom kleinen Commis bis zum vielfachen Millionär, vom unbekannten Handwerker bis zum Schriftsteller mit Weltruf, angesehene Rechtsanwälte zu Hunderten, die ersten Vertreter der Baumwollbörse, der Produktenbörse, der Finanzwelt.

Es war kein Aufzug mit Prachtwagen, historischen Kostümen, malerischen Gruppen und symbolischen Frauengestalten. Es war ein eintöniges Schauspiel. Und gerade in dieser Eintönigkeit lag das Fesselnde. Das sind die Armeen der Demokratie, die ausziehen, um an der Wahlurne darüber zu entscheiden, wie sie regiert sein wollen. So kommt das government by the people demonstrativ zum Ausdruck.

Das Verhalten aller dieser Hunderttausende, die da marschirten und die zusahen, war musterhaft. Hier und da wurden ein paar gutmüthige Spottverse von den Marschkolonnen gesungen, aber nirgends kam es zu verletzenden Zänkereien. Zumeist wurde der Meinungsaustausch mit dem Publikum durch kurze stereotype Fragen und Antworten hergestellt; z. B. eine Abtheilung marschirt vorüber und ruft:

What is the matter with Mc Kinley?

Sofort antworten Hundert und Tausende:

He is all right!

Oder es marschirt eine Abtheilung von Beamten der Newyork Central Railway (N. Y. C.) vorüber und ein Theil stimmt den Ruf an:

Rah, rah, rah. Who are we?

worauf ein anderer Theil antwortet:

We are the boys of the N. Y. C.

Zwischendurch werden patriotische Lieder angestimmt. Besonders populäre Männer, die vorüberziehen, werden gelegentlich durch dreifache cheers ausgezeichnet.

Da Geld die Farbe des Tages ist, so tauchen ganze Abtheilungen mit gelben Schärpen, mit großen Goldkäfern (goldbugs), mit gelben Hüten auf. Je sinnreicher die gelbe Farbe angebracht ist, desto größer ist der Beifall des Publikums. — So zieht die Armee der Gutgeldleute in endlosem Strome vorüber.

Die Arbeit, die an Alltagen von diesen hunderttausend Wählern verrichtet wird, umfaßt den ganzen Erdenrund, setzt Millionen von Arbeitern, Milliarden von Kapital in Thätigkeit.

Und diese Repräsentanten eines weltumspannenden Handelsverkehrs von unabsehbarer Großartigkeit verlassen ihre Arbeitsstätten, um in einer scheinbar leeren Parade gemeinsam durch die Hauptgeschäftsstraße der Stadt zu marschiren. In einer *scheinbar* leeren Parade! Schließlich bekommt jede menschliche Handlung ihren Werth immer nur durch den Gedanken, aus dem sie hervorgeht. Und der Gedanke, aus dem diese Demonstration hervorging, ist der moralische Grundgedanke des wirthschaftlichen und insbesondere des kaufmännischen Lebens. Unsere ganze wirthschaftliche Kultur steht und fällt mit dem, was man Treue und Glauben nennt, das heißt mit der ehrlichen Erfüllung übernommener Verpflichtungen. Die free coinage-Bewegung ist ein gefährlicher Angriff auf dies oberste Prinzip des wirthschaftlichen Lebens. Sie läuft auf eine Repudiation der Schulden hinaus. Sie will das, was heute den einzelnen Geschäftsmann infam macht, den Vertrauensbruch, den Bruch des gegebenen Zahlungsversprechens, durch einen Akt der Gesetzgebung legalisiren, und so die Gesetzgebung des Landes tief unter die Privatmoral seiner Bürger herabdrücken. Dagegen vor Allem wollten die hunderttausend Geschäftsleute, deren ganze wirthschaftliche Existenz auf der strikten Beobachtung von Treu und Glauben aufgebaut ist, protestiren. Wenn man die Demonstration unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man einräumen müssen, daß sie keine kindische Spielerei, sondern eine Sache von sittlichem Ernst war.

Die Flagge, die ein jeder in der Hand trug, erschien als ein Symbol der geschäftlichen Ehre des Landes, die fleckenlos zu bewahren die Millionen Wähler des Landes in dieser eindrucksvollen Demonstration aufgerufen wurden.

Carl Schurz, mit dem ich die Philosophie solcher politischen Demonstrationen besprach, meinte, von diesen Demonstranten würden, wenn es darauf ankäme, die Union mit ihrem Blute zu vertheidigen, Zehntausende sofort gewillt sein, die Muskete auf die Schulter zu nehmen, wie es ja auch nach Ausbruch des Bürgerkrieges ohne Weiteres geschehen sei.

That settles it!

Theodor Barth.

Der Lehrer unter den höheren Beamten.

Die Klagen der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten in Preußen über Zurücksetzung hinter den andern höheren Beamten sind alt und häufig erörtert. Nachdem eine Erhöhung der Gehälter sämmtlicher anderen Beamtenkategorien stattgefunden, ist auch die Lage der Lehrer seit Einführung des Normaletats im Jahre 1892 unleugbar eine wesentlich günstigere geworden. Aber trotzdem ist ihre Klage nicht verstummt. Die Berechtigung derselben an der Hand eingehender statistischer Untersuchungen nachzuweisen, unternimmt Dr. Heinr. Schröder in der vor kurzem erschienenen Schrift: Oberlehrer und Richter in Preußen.[1]) Die Ergebnisse dieser Statistik sind so überraschend, daß sie die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen. So lange der Misere, welche aus diesen Zahlen unerbittlich spricht, nicht durch die Gesetzgebung oder durch entsprechende Maßregeln der Verwaltung der Boden entzogen ist, wird der lernenden Jugend mit allem Ernst abgerathen werden müssen, sich einem Studium zu widmen, welches unter den gegenwärtigen Verhältnissen voraussichtlich spät zum Ziele führt und auch dann noch weit davon entfernt ist, die Hoffnungen zu erfüllen, die man bei der Wahl eines Berufs zu hegen pflegt.

„*Die künftige Gleichstellung in der Besoldung der Gymnasialdirektoren und Lehrer mit den Besoldungen der Direktoren und Richter erster Instanz rechtfertigt sich dadurch, daß beiderseits die Betheiligten Universitätsstudien gemacht haben müssen, sowie durch die in jeder Beziehung gleiche amtliche und soziale Stellung*", so lautete schon im Jahre 1863 die Erklärung der preußischen Staatsregierung im Hause der Abgeordneten. Aehnlich äußerten sich an derselben Stelle am 16. April 1885 Minister v. Goßler, und auch Graf v. Zedlitz-Trützschler theilte diese Auffassung im Jahre 1892, nur erklärte er in Rücksicht „auf die Enge unserer Finanzbejähigung" eine völlige Durchführung dieses ganz berechtigten Gedankens im Etat vorläufig für nicht ausführbar.

Was ergibt nun ein Vergleich zwischen den Aussichten derjenigen, welche die Rechte studieren, und der Studierenden des höheren Lehrfachs?

Das Studium der Letzteren *soll gesetzlich* sechs Semester dauern, an diese *soll* sich nach bestandener Prüfung eine zweijährige Thätigkeit als Seminar- und Probekandidat schließen, nach welcher Zeit das heiß begehrte Amt erlangt werden *kann*.

In *Wirklichkeit* beträgt die Dauer des Studiums bis zum bestandenen Examen nach statistischen Untersuchungen mehr als 14 Semester. Die Statistik der

[1]) Lipsius und Tischler, Kiel.

Jahre 1891—1895 ergibt als Durchschnittsalter der Kandidaten nach bestandener Prüfung pro facultate docendi das 26.—27. Lebensjahr! Eine weitere Tabelle ergibt, daß der Kandidat nach zurückgelegter Militär-, Probe- und Seminarzeit (inkl. Ergänzungsprüfung) ein Durchschnittsalter von 31—32 Jahren erreicht, ehe er anstellungsfähig wird. Jetzt erlangt er im günstigsten Falle eine Hilfslehrerstelle mit einem Jahrgehalt von ganzen 1500 Mark und der tröstlichen Aussicht, nach einem Zeitraum von weiteren drei Jahren diese Summe auf 1800 Mark — möglicherweise! — wachsen zu sehen. Das sind die Glückspilze unter den künftigen Oberlehrern. Der bei weitem größere Theil lebt während der Wartezeit von ungewisser Dauer entweder aus der Tasche der Eltern oder erwirbt seinen Unterhalt als Hauslehrer oder durch Privatunterricht.

Wie ist es mit seinem gleichaltrigen Kameraden von der Schulbank her, welcher dem juristischen Studium sich zugewendet hat? Der ist im Allgemeinen mindestens kommissarisch beschäftigter Assessor geworden, bezieht also ein Gehalt von 2400 Mark jährlich — 600 Mark mehr als der best bezahlte Hilfslehrer — und, was das Wichtigste ist, seine Amtsthätigkeit wird ihm vom Tage der beendeten Staatsprüfung an als Dienstzeit angerechnet, während der Lehrer froh ist, wenn ihm, was er mehr als vier Hilfslehrerjahre hinter sich hat, dereinst nach Erlangung einer definitiven Anstellung zu seiner Dienstzeit hinzugerechnet wird.

Nach Erlangung einer definitiven Anstellung! Das ist leichter gesagt als geschehen. Als Durchschnittsalter für dieselbe ergibt sich aus einer Statistik der Jahre 1892—1895 das respektable Alter von 35—36 Jahren! Gut Ding will eben Weile haben. Und daß das, falls nicht durchgreifende Abhilfe eintritt, in absehbarer Zeit nicht anders wird, dafür bürgt die Thatsache, daß nach dem Ausweis des ministeriellen Centralblatts für das höhere Schulwesen der jährliche Bedarf an Kandidaten für feste Stellen 214 beträgt, während gegenwärtig nach dem Kunze-schen Kalender für das höhere Schulwesen Preußen im Februar ds. Jahre vorhanden waren: 1454 anstellungsfähige Kandidaten, 187 Probekandidaten und 186 Seminarkandidaten, in Summe 1827 Aspiranten. Diese Ueberproduktion wird noch durch 326 Studierende des höheren Lehrfachs aus dem Schuljahr 1894/95 und 390 aus 95/96 vermehrt.

Es kann daher nicht dringend genug vor weiterem Zuzug gewarnt werden.

Auch über die Ansprüche, welche das höhere Lehramt an die physische Kraft des Beamten stellt, gibt eine Statistik interessante Aufschlüsse, welche die Dauer der Dienstzeit von Lehrern und Juristen vergleicht. Obwohl die Zahl der Lehrer fast um die Hälfte höher ist, als die der in Betracht kommenden Richter, erreichen ein Dienstalter von über 40 Jahren: 6 mal soviel Richter als Oberlehrer; mehr als 4 mal soviel ein Dienstalter von 35 Jahren, fast 3 mal soviel ein solches von 30, fast die doppelte Zahl ein solches von 27 und um die Hälfte mehr ein Dienstalter von 24 Jahren. In den Jahren 1894—96 waren 50 Jahre im Amte: 3 Richter, kein Lehrer; 45 Jahre 30 Richter, kein Lehrer; 40 Jahre 69 Richter, 18 Lehrer; 35 Jahre 221 R., 78 L.; 30 Jahre 493 R., 259 L.; 27 Jahre 640 R., 485 L.; 24 Jahre 757 R., 824 L. Diese Verhältnißzahlen find beredt genug, um es nicht wunderbar erscheinen zu lassen, daß, wie eine fernere Tabelle ergibt, das Durchschnittsalter beim Scheiden aus dem Dienste durch Tod oder Dienstunfähigkeit bei den Direktoren der höheren Lehranstalten das 63., bei den Oberlehrern das 57. Lebensjahr ist.

Noch eine Thatsache spricht für die Richtigkeit dieser Statistik. Während von Juristensöhnen, die sich dem Studium widmen, 46 pCt. den Beruf des Vaters ergreifen, von denen der Mediziner 49 pCt., der Theologen 46 pCt., der höheren Verwaltungsbeamten 58 pCt., so folgen von Oberlehrersöhnen nur 15 pCt. dem Beruf des Vaters. Jeder weiß eben am besten, wo ihn der Schuh drückt.

Noch viel interessanter ist ein Vergleich mit den auf gleicher Stufe stehenden Militärs. Es würde jedoch zu weit führen, auf die interessanten Ergebnisse dieser Untersuchung näher einzugehen. Der Offizier, der etwa Hauptmann wird, wenn der gleichaltrige Philologe im Staatsdienst das Amt eines Oberlehrers erhält, hat bis dahin ca. 30000 Mark mehr vom Staate bezogen, als der Philologe, der so glücklich war, ca. $2^{1}/_{2}$ Jahre das Amt eines Hilfslehrers im Staate zu bekleiden.

Wie ist diesen Uebelständen abzuhelfen? Einmal durch Verminderung der Verwendung von Hilfslehrer. Es ist ein trauriges Kapitel der Schulverwaltung, das Kapitel vom Hilfslehrer. Die Breslauer städtische Schulverwaltung beispielsweise hatte bis vor kurzer Zeit in dieser Beziehung sich rühmlich ausgezeichnet. Leider scheint man auch hier neuestens geneigt, von dieser löblichen Gepflogenheit abzugehen und dem Beispiel Berlins zu folgen, wo das Hilfslehrerunwesen in höchster Blühe steht.

Ein zweites Mittel wäre die Rückkehr zu der früheren Praxis, die Zahl der Pflichtstunden betreffend. Man hat die frühere Maximalstundenzahl zur Pflichtstundenzahl gemacht. In Oesterreich beträgt die Höchststundenzahl der Lehrer an höheren Anstalten 18, in Frankreich 12 bis 16, in Sachsen im Durchschnitt 20, in Preußen hat der jüngere Oberlehrer, d. h. bis etwa zum 14. Dienstjahr, 24, der ältere 22 Stunden zu geben. Nicht im Interesse der Schule. Es leidet unter dieser Anspannung des Lehrers nicht bloß dieser, sondern auch der Unterricht und der Schüler, und es liegt im allgemeinen Interesse, ebenso eine Ueberbürdung des Lehrers, wie die der Schüler zu vermeiden. Und eine Ueberbürdung liegt vor. Der Lehrer braucht Zeit für Vorbereitung, für Korrekturen, für Fortbildung im eignen Fache, für Umschau auf anderen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens — alles im Interesse eines gedeihlichen Unterrichts, will man nicht einen Handwerker statt eines anregenden Lehrers aufs Katheder stellen.

Wer in dieser Weise für eine zweckmäßige Entlastung der Lehrer sorgt, wird am besten die Interessen der Schulen und der Schüler wahren.

Dr. Schröder hat durch sein Buch sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst nicht bloß um die Lehrerwelt erworben. Nicht geringerer Dank aber gebührt den verdienten Herausgebern des oben erwähnten, erst seit einigen Jahren erscheinenden Kunze'schen Kalenders für das höhere Schulwesen Preußens, ohne deren mühsame Thätigkeit die Schröder'sche Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Jetzt erst ist die Voraussetzung geschaffen, um einen klaren Einblick in diese Verhältnisse zu erlangen.

Breslau. F. Rath.

Zwei Briefe:

An Lord Rosebery.

Ein Brief interessanten Inhalts wird uns in Uebersetzung zur Verfügung gestellt. Das Original ist in englischer Sprache abgefaßt.

.... 28. Oktober 1896.

An Lord Rosebery

London.

Mylord!

Es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben sein, welch großes Aufsehen in Deutschland die Rede gemacht hat, in der Sie Ihre Landsleute vor der Ueberflügelung in Industrie und Handel durch deutschen Wettbewerb warnen.

Gestatten Sie einem deutschen Standesgenossen, der, wenn auch aus ganz anderen Gesichtspunkten, als Sie, aus Interesse am wahren

Wohl Deutschlands, sich mit Ihren Zielen begegnet, Ihnen seine aufrichtige Meinung über diese Dinge zu sagen, in der — wenn auch entfernten Hoffnung, daß wir uns schließlich in unserem Wirken für das wahre Wohl beider Länder zusammenfinden könnten.

Aber zunächst eine gonz praktische Bemerkung. Sie glauben Ihrem Lande einen Ansporn zur Hebung seiner Industrie und seines Handels geben zu sollen, indem Sie auf Deutschlands wachsende Ueberlegenheit auf diesen Gebieten hinweisen. Wollen Sie nicht einmal überlegen, ob diese Anreizung nicht gerade ihrem Zweck entgegenarbeiten könnte? Erinnern Sie sich an die Folgen, welche das Gesetz über die Waarenmarken gehabt hat. Das Made in Germany sollte vom Kauf deutscher Fabrikate abschrecken. Bekanntlich hat es gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt. So wird es auch jetzt wieder gehen. Ihre Landsleute allerdings hören Ihren Waenungsruf und mögen ihn zu Herzen nehmen. Aber auch meine Landsleute hören ihn, und er wird seine Wirkung bei ihnen nicht verfehlen. Nun erst recht werden sie sich anstrengen und ermuntert fühlen, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und ich vermuthe, der Vorsprung, den sie vor ihren englischen Nebenbuhlern berrits gewonnen haden, wird noch zunehmen.

Nicht nur auf unsere gewerblichen und kaufmännischen Kreise wird diese Ausspornung wirken, sondern auch auf unsere Regierungen. Sie wissen ja, welchen Werth von jeher die Deutschen auf die Meinung des Auslandes gelegt haben. Auch unsere regierenden Kreise bis in die höchsten Stufen hinauf sind von dieser Schwäche nicht frei. Seit einiger Zeit ist es einer großen Vereinigung deutscher Patrioten, mit denen auch unser größter Staatsmann sympathisirt, gelungen, unsere Regierungen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche für Deutschland selbst mit dem treibhausartigen Aufschießen industrieller und kommerzieller Thätigkeit verbunden sind. Ich enthalte mich der Aufzählung dieser Schäden und begnüge mich zu erwähnen, daß es in einem, wenn auch noch lange nicht genügenden, Grade gelungen ist, in die Gesetzgebung eine Reihe von Vorschriften einzuführen, welche bezwecken, dem Uebereifer jener einseitigen modeenen Bestrebungen Halt zu gebieten, Deutschland vor dem Unglück der Ausortung in einen Industrie- und Handelsstaat zu bewahren, und den Ackerbau, auf dem seine Ernährung und Vertheidigung in erster Reihe beruhen, wieder zum vorherrschenden Maßstab für alle öffentlichen Maßregeln zu machen. Um nur das eine zu nennen: die gegen die schrankenlose Freiheit der Börse gerichteten Gesetze versprechen, auch über ihr nächstes Gebiet hinauswirkend, der maßlosen Verwerthung kapitalistischer Mittel in Handel und Industrie einen Zaum anzulegen. Anträge auf Verstaatlichung des Getreidehandels und auf Einfuhrung der Doppelwährung sind vorerst leider an dem Eigensinn gescheitert, mit welchem der Egoismus des beweglichen Kapitals sich ihnen entgegenstemmt und unseren Regierungen noch zu imponiren versteht. Aber wir geben die Hoffnung nicht auf, die letzteren noch zu uns herüberzuziehen, denn der Mehrheit im Reichstag sind wir sicher. Viel besser steht es bereits mit den Aussichten auf Stärkung des Handwerks, d. h. auf Einschränkung der Großindustrie. Wir werden in Bälde ein Gesetz zur Einführung von Zwangsinnungen zu Stande bringen, und unmittelbar daran wird sich mit logischer Nothwendigkeit das, was man Befähigungsnachweis nennt, schließen, und was Ew. Lordschaft unter dem früheren Namen der zünftigen Gewerksverfassung bekannter sein dürfte. Ein Punkt ist mir besonders aufgefallen in Ihrer Rede. Sie weisen auf die Förderung hin, welche Deutschlands widernatürlicher Industrialismus letzter Zeit durch die gewerblichen Fortbildungsschulen erlangt hat. Hier ganz besonders begegnen sich wieder unsere Ziele, wenn auch obermals nicht unsere Gesichtspunkte. Auch wir unsererseits sind bemüht, diesem nimmersatten Bildungsdusel (that insatiable culturomania) entgegenzuarbeiten, und wir haben es wenigstens durchgesetzt, daß der Gottesdienst am Sonntag ihn auf ein bescheideneres Maß beschränkt hat. Wenn Sie aber fortfahren, diese Schulen als einen Segen für Deutschland zu preisen, werden Sie nur denen Schwierigkeiten bereiten, welche ihnen noch einige Hindeenisse entgegenstellen.

Ich beschränke mich auf diese kurzen Andeutungen, obwohl der Gegenstand damit keineswegs erschöpft ist. Aber Sie werden verstehen, wo der Schwerpunkt meiner Auseinandersetzung liegt: In der letzten Zeit hat eine beklagenswerthe Verstimmung zwischen den beiden Nationen Fuß gefaßt. Ohne Zweifel hat die Furcht vor der Konkurrenz Deutschlands in Handel und Industrie dabei auf englischer Seite starken Einfluß ausgeübt. Das Heil und der Friede wird aber nicht kommen, so lange von England aus Deutschlands Handel und Industrie durch Reden wie die Ihrigen angefeuert werden, sondern wenn Sie und Ihre einsichtsvollen Landsleute zu der Erkenntniß kommen, die wir diesseits überall zu verbreiten bemüht sind, daß die Gesetzgebung der übertriebenen Förderung dieser einseitigen nationalen Bethätigungen starke Hindernisse entgegensetzen muß.

Genehmigen Ew. Lordschaft die Versicherung meiner aufrichtigen Ergebenheit.

gez. X. X.

Der Name des Verfassers dieses Briefes ist uns nicht mitgetheilt worden. Manche wollen ihn dem Sohne eines Staatsmannes zuschreiben, der persönlich mit Lord Rosebery befreundet ist. Andere rathen auf den Grafen A. Aber für den Freund Rosebery's finden wir den Ton zu wenig intim, und dem Grafen A. trauen wir zu wenig Fähigkeit zu, um einen, von diesem Standpunkt aus so klugen Brief zu schreiben.

* * *

Andrew D. White an Gouverneur Culberson.

Andrew D. White, der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in Berlin, der später nach St. Petersburg versetzt wurde, nimmt in einem offenen Brief an den Gouverneur Culberson von Texas Stellung zu dem Schreiben, das Fürst Bismarck in Sachen des Bimetallismus über den Ozean gerichtet hat. Dieser interessante Brief von Andrew White ist unter anderem auch in der Diplomatic and Consular Review vom 10. Oktober zum Abdruck gelangt.

Andrew D. White wirft zunächst den amerikanischen Bimetallisten vor, daß sie durch Fälschung jenen Brief des Fürsten Bismarck ihren Zwecken noch mehr angepaßt haben. Dann heißt es in dem offenen Schreiben an den Gouverneur Culberson:

„Als Gesandter der Vereinigten Staaten in Deutschland während der Jahre 1879, 1880 und 1881 beobachtete ich sorgfältig die Demonetisirung des Silbers in Deutschland, die ihren Höhepunkt gerade in jenen Jahren erreichte. . . . Vielleicht wird es Mr. Bryon und Eure Excellenz überraschen zu erfahren, daß der kontrollirende und leitende Beamte bei dieser Demonetisirung kein anderer als Ihr liebenswürdiger Korrespondent, der Fürst Bismarck selbst, gewesen ist, zu jener Zeit der allmächtige Kanzler des Deutschen Reiches. Er ordnete diese Demonetisirung an; sah ihrer Ausführung zu und brachte die deutsche Währung auf eine Goldbasis, auf der sie sich noch befindet."

Um diese Thatsache mit der jetzigen Stellung des Fürsten Bismarck in der Währungsfrage in Einklang zu bringen, setzt Mr. White charakteristischer Weise voraus, daß es dem Fürsten Bismarck durch sein Schreiben nur darauf angekommen ist, die Amerikaner in die Dummheit des Doppelwährungsexperimentes hinein zu setzen, denn

„Er würde zweifellos froh sein, einen Dummkopf gleicher Art auf dieser Seite des Ozeans zu finden und damit den Rest (des in Deutschland verbliebenen Silbers) bei den Vereinigten Staaten abladen zu können, zu — sagen wir — dem doppelten Marktwerth."

Es ist mindestens interessant, daß ein Mann, der die Intelligenz des Fürsten Bismarck kennt, sich dessen Brief an Culberson auf andere wie diese Weise nicht erklären kann.

Bemerkenswerth ist dann noch eine Thatsache, die Mr. White mittheilt:

„Als eine einfache Thatsache, von der ich direkt und offiziell Kenntniß hatte, kann ich mittheilen, daß Fürst Bismarck durchaus abgelehnt hat, an irgend einem bimetallistischen Plan ohne Mitwirkung Großbritanniens theil zu nehmen, abgleich die Vereinigten Staaten und Frankreich gemeinsam und offiziell ihre Anstrengungen vereinigten, um ihn seiner Regierung aufzunöthigen. Und als unser State Department einen Spezialexperten von hervorragendem Namen und hervorragender Bedeutung George Walker, später General-Konsul der Vereinigten Staaten in Paris, hinübersondte, mit strikten Instruktionen diesen Plan mit dem Kanzler zu erörtern, weigerte sich Fürst Bismarck sogar in irgend solche Diskussion einzutreten oder überhaupt nur Mr. Walker zu empfangen.

Es ist erklärlich, daß Mr. White unter diesen Umständen zu der Erklärung gelangt, Fürst Bismarck habe mit seinem Brief nur die Amerikaner hineinlegen wollen, damit sie „Deutschland solche Bagatelle, wie sagen wir — 50 Millionen Dollars schenkten“. — Wir in Deutschland freilich folgern anderes; aber immerhin mag es unsere Regierung und unsere Bimetallisten zum Nachdenken anregen — wozu diese Letzteren freilich wenig Fähigkeit besitzen — daß Fürst Bismarck, so lange er verantwortlicher Minister war, nicht einmal die französisch-amerikanischen Pläne für den Bimetallismus zu diskutiren bereit war.

Thadden-Trieglaff.

Gehörte nicht zu den zahlreichen antikonservativen Eigenschaften unserer merkwürdigen Konservativen auch eine hervorragende Undankbarkeit, so hätten sie am Beginn dieses Jahres den hundertsten Geburtstag eines ihrer besten Männer feiern können, der der Sache, die ihm heilig war, selbst das allerschwerste Opfer gebracht hat: er scheute es nicht, um ihretwillen den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu nehmen. Noch heute lebt er, soweit man überhaupt noch seinen Namen kennt, nur als barocke Persönlichkeit in der Erinnerung und man citirt von ihm höchstens jenes Wort, er wolle wohl die Preßfreiheit — aber mit dem Galgen daneben, eine jener kühnen Verkoppelungen der Gegensätze, die 1848 Mode waren, als man in Baden „die Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze“ forderte. George Hesekiel, der erste Publizist, der den wirklichen Bismarck an Stelle des herkömmlichen Zerrbildes zeigte (und der denn auch selbst nach an seinem Begräbnißtage die konservative Undankbarkeit an sich erfahren mußte), ist auch der Erste gewesen, der Thadden-Trieglaff von jenem Fluch zu befreien suchte, freilich nur gelegentlich, eben in seinem „Buche vom Grafen Bismarck“. Was haben die Konservativen seitdem für den Ruf ihres wackeren und unsträflichen Vorkämpfers gethan? Da haben wir das Monumentalwerk der Allgemeinen deutschen Biographie, dessen politische Artikel neuerdings fast durchweg in hochkonservativem Geist gehalten sind; über Zweiten urtheilt da z. B. H. v. Petersdorff, der Geschichtschreiber der „Vereine deutscher Studenten“, kurz und einfach: „Seine politische Wirksamkeit stellt einen großen Irrthum dar“ (B. 39, 37). Nun, in dieser großen nationalen Bildergalerie steht (B. 37, 634) ein knapper, nüchtern-kühler Artikel über Thadden, der das Thatsächliche nicht schlecht mittheilt, von der eigenthümlichen Bedeutung des Mannes, von seiner Originalität und Selbständigkeit kaum die leiseste Andeutung gibt. Das ist aber natürlich. Was Thadden-Trieglaff an hervorragenden Eigenschaften besaß, das bedeutet fast ebenso viel schwere Vorwürfe für die Konservativen von heute und wenn er schon bei Lebzeiten mit seinen Parteigenossen schwer auskam — heute würden sie ihn längst ausgestoßen und nach beliebter Art mit höhnischen Personalien verfolgt und nach Möglichkeit unterdrückt haben. „Sollen die sein deine Freunde, denen das Wesen, wie du bist, ein beständiger Vorwurf ist?“

Aber wir dürfen dem Spruch Goethe's ein anderes Citat entgegensetzen: „Ohne Kranz bleibt keine gute That.“ Thadden's Leben, das wirklich nur Eine gute That war, hat einen würdigen Kranz geerntet: eine Biographie, die in ihrer schlichten Anmuth das Modell ehrt wie den Maler. Die Fürstin (Eleonore Reuß*)) hat dies Lebensbild gezeichnet, eine Tochter jenes „frommen Harzgrafengeschlechtes“ (wie es Treitschke nennt), der Stolberg, auf denen seit Jahrhunderten nach dem Ausdruck eines holländischen Theologen eine „Erbgnade“ ruht, eine Bewahrung tiefer aufrichtiger Frömmigkeit, die auch, wer ihr noch so fern steht, ehren muß. Gerade diese Eigenschaft aber war für eine Biographie Thadden-Trieglaff's vor allen unentbehrlich. Denn tiefe lebendige Frömmigkeit ist das Grundelement seines Wesens.

Die katholische Kirche pflegt wohl der protestantischen gegenüber sich auf ihre Heerschaar von „Heiligen“ zu berufen; daß aber ein „heiliger Mann“ auch in der lutherischen Konfession möglich ist, und in unserer Zeit, und, wie es Luther wollte, in der Mitte der Lebenskämpfe, nicht abseits in Kloster oder Einsiedelei, das hat eben dieser Mann bewiesen. Nicht etwa, daß er dem Bilde grämlicher Askese, angstvoll-egoistischer Seelenbewachung oder trivialer Wunderthäterei geglichen hätte, das man vielfach sehr mit Unrecht mit dem katholischen Heiligenideal ohne weiteres identifizirt. Er glich vielmehr jenem Typus, den am vollkommensten der auch Goethe so sympathische römische Heilige vertritt, Sankt Filippo Neri, dem unser großer Heide in der „Italienischen Reise“ eine so antheilsvolle Schilderung gewidmet hat. Mit dem theilt er den hervorstechendsten Zug: den Humor, und den wichtigsten: die Demuth. Beides vereinigt sich, um sie zu einer Originalität gehen zu lassen, vor der gewöhnliche Musterheilige aller Konfessionen schaudernd zurückschrecken; aber solche Naturen scheuen es nicht, sich von der Welt verlachen zu lassen. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch diese Tugend ihren Sündenfall hat: Filippo Neri so gut wie Adolf v. Thadden wußten ganz gut, daß sie Originale waren, thaten sich was darauf zu gut und kultivirten ihre Sonderbarkeiten ein wenig; Gerlach, der politische Generaladjutant Friedrich Wilhelm IV., hat es dem Freunde in freundschaftlicher Seelsorge selbst vorgeworfen. Es ist seltsam, wie jene frommen Männer, die auf die Eitelkeit und Individualitätssucht der Neueren schalten, durchweg auf ihre Individualität so eitel waren, daß sie auch „zierende Flecken“ ihres Charakters nicht ablegen wollten; am weitesten ging darin Heinrich Leo, der Historiker und Publizist, den (ähnlich wie Thadden) sein Kraftwort von dem „frischen fröhlichen Krieg, der das skrophulöse Gesindel zertritt“, wie eine selbst gewählte Maske vor der Nachwelt unkenntlich macht. Leo beantwortet jeden Tadel seiner Fehler trotzig mit einem „Ich bin nun einmal so“ und verlangt nur von den Gegnern Besserung. Aber bei Thadden vertrug eine behagliche Freude an der eigenen Originalität sich recht wohl mit wahrer Demuth. Denn er war voll von einer Eigenschaft, die in jenem Kreise fast nur er besaß, nicht Gerlach oder Leo, nicht Stahl oder Wagener oder Roon oder Blanckenburg: echte Herzensgüte.

„Einmal kam er mit der Nachtpost in Rametow an, ging die zehn Minuten durchs Dorf und fand auf meinem Hof den in der Erntezeit von der Scheundiele abgeschobenen Kutschwagen, setzte sich hinein und brachte drei bis vier Stunden darin zu, um Niemand zu belästigen. Ein anderes Mal im Winter erreichte er früh um vier eine einsame Poststation. Es war bitterkalt, wir nur leicht bekleidet und ich wollte daher eilig die Klingel ziehen; er aber hielt mich zurück mit den Worten: ‚Denken Sie, die Mädchen liegen im tiefen Schlaf im warmen Bett; wie werden sie bei dem plötzlichen Klingeln erschrecken, halb angezogen aus dem Bett fahren, sich erkälten. Wir sind nun doch einmal durchkältet, etwas Gehen wird uns gut sein‘. Und wir spazierten denn auch noch fünf Viertelstunden, bis das Haus geöffnet wurde“.

Hier empfand der ultrakonservative Redner wie der liberale Dichter, der gerade damals den „Dienstbotenschlaf“ zu schonen bat; der Durchschnittsjunker hätte natürlich jenen Gedanken eiligst mit dem beliebten Hinweis auf den von Gott gewollten Unterschied der Stände abgethan.

Aus dieser Güte heraus, die die Biographie auch mit reizenden Briefstellen illustrirt, aus dem Herzen vielmehr als aus irgend welcher biblischen Vorschrift quoll auch jene unvergleichliche Mildthätigkeit Thadden's, die wieder an Heiligenfiguren der Legende erinnert. Wie viele Fromme haben den heiligen Martin citirt, der seinen Mantel mit dem Bettler theilt; aber er hat ja gehandelt. Sein Sohn bescherte ihm einen neuen Mantel, als der alte gar zu ehrwürdig geworden war.

*) Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild, gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde von Eleonore Fürstin Reuß. Berlin W. Hertz.

„Zu Ostern ist Gerhard in Trieglaff; er fährt mit dem Vater über Land und ist entrüstet, den alten Mantel wieder zu sehen. Er macht ihm Vorstellungen und Thadden gesteht, er hätte den neuen Mantel nicht mehr. Vor Kurzem war ein wegen Austritt aus der Landeskirche abgesetzter Schullehrer zu ihm gekommen, halb verhungert und erfroren in dünnen Kleidern. Da war ihm das Wort des Herrn eingefallen (Math. 10, 10) von den zwei Röcken. Aber den alten Mantel hatte ja Gerhard selbst so schlecht gemacht, daß er ihn keinem mehr anbieten konnte, ja mußte es denn der neue sein.“

Mit diesem rührenden Schlußsatz vergleiche man es einmal, was unsere heutigen Adeligen über die „Repräsentationspflichten“ ihrer Söhne in Korps und Armee auseinanderzusetzen pflegen!

Natürlich war aber ein Mann, der nach den Grundsätzen, die alle Konservativen bekennen, wirklich auch handelt, damals schon eine Seltenheit und ein Aergerniß für die große Masse der Parteigenossen. Das gilt in religiöser Hinsicht wie in politischer. In religiöser ist der Mann, der fest auf dem Bekenntniß Luthers stand, aus der Landeskirche ausgeschieden, als die Union durchgeführt ward — jene künstliche Amalgamirung mehrerer Bekenntnisse, die der hochorthodoxe Hengstenberg mit so überraschendem Geschick zu vertheidigen wußte, nachdem er früher die Bedeutung der Unterscheidungspunkte so energisch hervorgehoben hatte! Dazu war Thadden nicht Diplomat genug; in einer langen Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums hat er die offizielle Kirche so scharf angegriffen, wie nur irgend vor seiner Zeit Lamennais und Kierkegaard oder nach seiner Zeit — die Christlich-Sozialen Naumann'scher Richtung.

„Was die Welt Kirchlichkeit nennt, ist gewöhnlich nichts anderes, als ein großes, stehendes Wasser, das bereits zum Sumpf geworden ist.“

Und den symbolischen Büchern, „die sich organisch und historisch erweitern und erläutern“, stellt er so zeitgemäß wie möglich entgegen „landesherrliche Erlasse, die sich leicht widersprechen können, und aus denen sich ebensowohl ein papiernes Recht entwickeln kann.“

Für Thadden's wirkliche Humanität bei all seiner streng gebundenen Religiosität ist es dabei charakteristisch, daß er selbst in dieser durchaus pietistischen Abhandlung Schiller citirt und sogar die Götter Griechenlands. In einer Epoche, in der Mühler und Stiehl die „sogenannten Klassiker“ nach Möglichkeit vom Bücherbrett herunterzuwerfen strebten, lebte der geistvolle Mann so recht in unsern Dichtern, die er mit Leidenschaft citirte — gelegentlich (wie Fürst Bismarck) so falsch, wie man nur gute Freunde citirt. In seiner Vertrautheit mit der „schönen Litteratur“ stand er freilich in der Zeit der Radowitz und Bunsen nicht so vereinzelt, wie in der Epoche des Ministers von Köller ein konservativer Mann stehen würde, der unsere großen Dichter liest und liebt. Hat doch sogar der Minister Manteuffel in einem entscheidenden Moment Goethe's Wort angeführt: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan“ — ein Citat, das wir Liberalen auf eine gewisse der konservativen Partei nahestehende sogenannte Partei anzuwenden viel zu höflich sein würden.

Auch in seiner berühmten Rede gegen die Emanzipation der Juden hat Thadden Goethe citirt. Es ist vielleicht das barockste unter seinen barocken Manifesten; und wenn er die Meinung, daß das Einmaleins nicht christlich oder jüdisch sein könne, durch die Bemerkung zu widerlegen sucht, es könnten zum Einmaleins Amendements gestellt werden, wie das Hexeneinmaleins im „Faust“ zeige, so ist der geistreiche Mann der Gefahr, überoriginell zu sein und etwas zu sagen, was man sonst einfach „Unsinn“ nennt, nicht entgangen. Aber nicht nur, daß er von unseren Antisemiten recht weit absteht, wenn er mit der Aufforderung schließt, „daß wir Alle Missionare werden, daß wir unsere trauernden jüdischen Brüder mit Adlerfittigen hintragen zu denjenigen Schätzen, die wir selbst als die höchsten und heiligsten erkennen“ — noch viel bezeichnender ist die Stellung, die er einnahm, noch ehe die Emanzipation doch Gesetz geworden war. Im Jahre 1842 hielt er einen Vortrag über den „Schacher mit Rittergütern“, der jedem Agrarier an den Spiegel gesteckt werden sollte, wenn er die Schuld für den Herabgang der Landwirthschaft nur dem Handel und den bösen Juden in die Schuhe schiebt.

Er sagt da:

„Wir verdienen, daß man uns die Reichskleinodien nimmt, wenn wir selbst das Rittergut zu einer Handelswaare herab sinken lassen . . . Wer übrigens sein Rittergut ganz allein als Erwerbsquelle betrachtet, wer z. B seinen Jährlingsstall täglich, seine Dorfschule niemals, den Viehmarkt immer, den Kreistag nimmer besucht; wer auf den sauren Arbeitsschweiß seiner Tagelöhner lospreßt und ihnen dann nicht mal zur rechten Zeit den wohlverdienten Lohn gibt, wer einen treuen Arbeiter, welcher fünfzigjährig wird, gern über die Grenze schickt, wer seine Leute, direkt oder indirekt, zwingt, des Sonntags zu arbeiten, der — und wenn er auch noch so adelig titulirt ist — der thut sehr wohl, sein Gut an einen wirklichen Rittergutsbesitzer zu verkaufen, und dafür in dem Theil des freien Nordamerika eine Plantage zu erwerben, wo sogar die Damen statt des Fächers (stets für die Sklaven) einen Kantschuh bei sich führen.“ „Wer sich aber in dem unglücklichen Fall befindet, sein Rittergut zum Verkauf stellen zu müssen, der sehe sich seinen Nachfolger wenigstens genau an, ob das Eingeweide des Käufers auch irgendwie von einer Seele erwärmt wird, oder ob er nur ein vertrockneter Hering ist, dem die Seele gelegentlich herausgenommen werden kann.“

Und von dieser Forderung macht er nun, ganz konsequent von seinem Standpunkt, eine Anwendung: „die Juden mögen die Freiheit behalten, sich Rittergüter zu kaufen. uns erlaube man einstweilen die selbsterwählte Schranke, ihnen keine zu verkaufen.“ Das ist frei und von einem Mann, wie er, begreiflich gedacht. Unsere Junker aber machen es umgekehrt; die Rechte der Juden wollen sie beschränken. aber eine Gelegenheit, im Geschäft einen Vortheil zu machen, lassen sie um solcher Bedenken willen nicht leicht fahren. Und so ist es denn gekommen, wie er vorhersagte:

„Ueber das inhaltsleere Junkerthum, das Jahn nach sehr gnädig als „die Herren von Sonst, Bleibe und Rückwärts“ passiren läßt, über die Konservativen, die sich bloß selbst konserviren wollen — lacht man mit Recht und sucht statt dessen das Vollblut allein unter den vierbeinigen Kreaturen.“

So dachte und so sprach vor mehr als einem halben Jahrhundert der konservativste und frömmste Adelige Preußens, der Lehrer und Freund Bismarck's und Roon's. Freilich, er hat auch den Zweikampf zwar für einige äußerste Fälle vertheidigt, aber „das gewöhnliche Duell für die eigene Ehre“ als „intendirten Selbstmord zu zweien“ gebrandmarkt.

„Die Ehre, allerdings das höchste irdische Gut, so beim Soldaten die erste Bedingung seiner Standesexistenz, wird zu einem höchsten gemacht, dem durchaus Blut geopfert werden muß.“

Er hat auch die Landwirthe, die mehr als für ihren eigenen Bedarf nöthig ist, Brennerei treiben, Sklavenhändler, Kettenfabrikanten genannt. Man sieht, es war recht viel Tolstoi in Adolf von Thadden-Trieglaff, und können wir uns auch seine Grundanschauungen nicht aneignen — betrachten wir den Mann, so möchten wir fast mit Fontane rufen:

Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran!

Berlin. R. Emmery.

Schottische Erzähler.

Schottland ist eigentlich eine eroberte Provinz, und die Engländer, die bösen „Southourners“ der älteren schottischen Ballade, haben sich lange genug als überlegene Sieger benommen. Namentlich in der Litteratur wurde Alles, was jenseits des Tweed entstand und das Gepräge schottischer Eigenart trug, als böotische Ungeschliffenheit von den Londoner Witzbolden mit ungeheurem Behagen belacht. Mit

welcher Souveränität hat nicht noch Dr. Johnson schottische Sprache, schottische Sektirerei und schottisches Schriftthum bei Seite geschoben! Heute hat sich das Alles gründlich geändert, so gründlich, daß das Verhältniß der besiegten Schotten zu den siegreichen Engländer uns thatsächlich an das römische Wort vom Verhältnisse des eroberten Griechenland zum siegreichen Italien erinnert: Graecia capta ferum victorem cepit! Die einzigen Centennarien der Jahre 1895 und 1896, welche breite Schichten des Publikums interessirten, waren die von Carlyle und Burns — diese Thatsache hat eine symptomatische Bedeutung. Die Schotten beherrschen gegenwärtig die englische Litteratur. Freilich ist jetzt englische Litteratur fast gleichbedeutend mit Romanlitteratur; die Epik scheint vollständig vergessen, die Lyrik ist durch wenige Berufene vertreten, und im Drama sind selbst Pinero und Jones noch nicht über das Tasten und Experimentiren hinausgekommen. Wirklich Bedeutendes wird fast nur auf dem Gebiete des Romans geschaffen — und da genießen die Werke schottischer Abkunft die größte Papularität. Man kann ruhig sagen, daß seit den Tagen Walter Scotts schottisches Leben und schottische Geschichte nicht so vortreffliche Schilderer gefunden haben wie jetzt, und den Leistungen entspricht die Würdigung von Seiten der englischen Leser, welche nicht müde werden, sich der einst verachteten nördlichen Eigenart mit immer neuer Bewunderung zu freuen.

Freilich ist der schottische Roman nicht von heute und gestern. William Black hat seine Landsleute mit genauer Kenntniß und innigster Theilnahme porträtirt, die schottische Landschaft hat er wie kein zweiter in allen ihren Reizen mit dem Auge eines Malers gesehen und mit geschickter Hand aufs Papier gezaubert, und Carlyle, der mit seinem Lobe so sehr kargte, machte ihm das Zugeständniß, „ye ken our Scotland well“. George Macdonald hat nicht die Kunst Black's, aber er ist die tiefere Natur, und er hat uns das innerste Geheimniß der celtischen Volksseele enthüllt; wie Black, beherrscht auch er den schottischen Dialekt vollkommen, im Gebrauche desselben geht er weiter als irgend ein Prosaschriftsteller vor ihm. Einige Erzählungen Macdonald's sind wegen des gar zu fremdartigen Wortschatzes auch niemals über die Grenzen seiner engeren Heimath gedrungen.

Aber diese sehr bedeutenden Schriftsteller kamen für das englische Publikum um ein Vierteljahrhundert zu früh, oder sie waren die Pioniere, die Wegmacher für ihre jüngeren glücklicheren Genossen; der erste in der Gruppe der neuesten schottischen Erzähler, der Führer und Finder, dessen Einfluß dem schottischen Dialekte in erster Reihe zu seiner heutigen Stellung verhalf, war der überaus gewinnende Robert Louis Stevenson,*) der voriges Jahr fern von der Heimath, auf einem Berge von Samoa, dis zum letzten Augenblicke von gemeinen Sorgen gequält, sein junges Leben beschloß. Stevenson gewann nicht als Schotte das Ohr seiner englischen Verehrer. Seine ersten Erzählungen und Gedichte sind in einem vorzüglichen Englisch geschrieben, nicht einmal Johnson hätte an der Sprache und dem Stile der Kinderlieder (A. Child's Garden of Verse) etwas auszusetzen gefunden; freilich, was den Inhalt dieser Lieder anlangt — wie schade, daß wir nicht die Stimme eines „Klassikers“ aus dem vorigen Jahrhundert über diesen Modernsten aller Modernen hören können! Dr. Johnson hätte auf diese Gedichte hin den Autor mitsammt seinen Lesern in ein Asyl für unheilbar Wahnsinnige geschickt. Zwei Pröbchen aus der Sammlung sollen einigermaßen den Geist des Ganzen illustriren.

A Thought.

It is very nice to think
The world is full of meat and drink,
With little children saying grace,
In every Christian kind of place.

*) Vergleiche auch Nation Jahrg. 12 Nr. 18.

Ein Gedanke.

Wie lieb ist es zu denken:
Die Welt ist voll von Speisen und Getränken,
Und voll von Kindlein beim Tischgebet,
Wo immer nur ein Kirchlein steht.

Rain.

The rain is raining all around,
It falls on field and tree,
It rains on the umbrella here,
And on the ships at sea.

Regen.

Der Regen regnet für und für,
Er fällt auf Baum und Klee,
Es regnet auf die Schirme hier,
Auf Schiffe in der See.

Der Mann, der eine Freude daran fand, die reizenden englischen Kinderreime (Nurseryhymes) nachahmen zu wollen, hatte sein ganzes Leben lang eine mächtige Sehnsucht nach naiver, kindlicher, idyllischer Natur. Wie überraschend aber wirkt der Gegensatz, wenn man nach dem „Liedergarten“ eine Erzählung aus dem Werke „Neue Tausendundeinenacht-Geschichten“ (New Arabian Nights) zu lesen bekammt! Es ist der Mühe werth, gleich die erste Geschichte zu analysiren; der ganze Stevenson mit seinem phantastischen Raffinement, seiner Detailkunst, seinen haarsträubenden Wirkungen ist schon in dieser Geschichte vorhanden.

Prinz Florizel von Böhmen — Name und Charakter sind natürlich dem „Wintermärchen“ entnommen — weilt mit seinem treuen Begleiter, dem Obersten Geraldine, in London. Da der Prinz sich öfters in der Rolle eines Harun al Raschid gefällt, treibt ihn die Laune eines Abends in eine gemeine Schenkstube (public bar) in der Nähe des „Strand“. Die Trinkgesellschaft bietet seiner Beobachtung nichts Neues, und er schickt sich an, das Lokal zu verlassen, als ein junger Mann, von zwei Stadtträgern gefolgt, in den Bar stürmt. Er reicht die Rahmtorten, welche die Männer auf Theebrettern tragen, der Reihe nach den Gästen herum. Als die Reihe an den Prinzen kommt, stellt dieser die Bedingung, daß der sonderbare junge Mann auch seine Gastfreundschaft an diesem Abend annehmen möge, sonst müsse er das Geschenk zurückweisen. Der Tortenspender erkennt sofort, daß er es mit einem Gentleman zu thun hat und sagt zu. Als die Torten zu Ende sind, zieht er die ziemlich gut gefüllte Börse, zahlt den Stadtträgern in Gold, den Rest aber wirft er mit kräftigem Schwunge auf die Straße. Dann folgt er dem Prinzen und dessen Begleiter zum Souper. Beim Champagner wird das Verhältniß der drei Sonderlinge immer vertrauter, und der Prinz versteht es, dem jungen Mann sein Geheimniß zu entlocken. Er hat stärker gelebt, als es sein Einkommen erlaubte. Da er sich eines Tages ernstlich verliebte und mit der Vergangenheit zu brechen versuchte, mochte er die Entdeckung, daß sein Vermögen auf die Lappalie von 400 Pfund zusammengeschmolzen war. Als Mann von Geschmack kann er natürlich mit einer solchen Summe nicht an Liebe und Ehe denken; daher hat er die vielen Thorheiten seines Lebens an jenem Abend mit der allergrößten beschlossen. Also ein Selbstmordskondidat! Der Prinz geht auf die Stimmung des armen Teufels ein, indem er sich und seinen Begleiter ebenfalls für lebensmüde ausgibt. Das macht den Tortenspender noch vertraulicher, und nachdem er beiden das Ehrenwort auf Diskretion abgenommen, ladet er sie ein, dem Klub der Selbstmörder beizutreten, dessen Mitglied er schon sei. Der Klub habe sich die Aufgabe gestellt, seine Mitglieder in unauffälliger bequemer Weise von der Last des Lebens zu befreien. Keine schlimmen Folgen für die Nachkommen oder Verwandten, keine Aufregung, kein Skandal.

Die Neugierde des Prinzen ist aufs lebhafteste erregt. Er will sofort in den Klub. Vergeblich ermahnt ihn der Freunde, vor dem entscheidenden Schritte noch einmal ernstlich mit sich zurathe zu gehen; vergeblich fleht der treue Geraldine seinen Herrn an, das verhängnißvolle leichtsinnige Experiment zu unterlassen — der Prinz will, und alle drei begeben sich zu Wagen in den Klub. Vor einem mächtigen Gebäude in der Nähe der Themse machen sie Halt. Durch einen großen finstern Hof führt der Fremde sie über eine schmale, ebenfalls unbeleuchtete Treppe in das Lokal; sie werden angemeldet und dann vor den Präsidenten des Klubs geführt. Noch einer kurzen Prüfung und nachdem sie je 40 Pfund Sterling gezahlt, werden sie in den Klub aufgenommen. Eine Anzahl von etwa zwanzig Leuten sehr verschiedenen Alters — es sind alle Stufen von 18 bis 70 Jahren ver-

treten — unterhalten sich gruppenweise in lautem Gespräch, das von Zeit zu Zeit durch das Knallen von Champagnerpfropfen unterbrochen wird. Die Unterhaltung dreht sich um die Vergangenheit, hie und da auch um die Zukunft der Klubmitglieder. Der Prinz findet die Gesellschaft sehr pledejisch, es reut ihn fast, unter sie gerathen zu sein. Da tritt der Präsident ein, ein Spiel Karten in der Hand. Alles erhebt sich und eilt in das anstoßende Zimmer. Man setzt sich um einen grünen Tisch, der Präsident beginnt die Karten zu mischen. Der Prinz und sein Begleiter lassen sich von einem Mitgliede die Bedeutung des Spiels erklären. Wer Herz-Aß zieht, wird noch in derselben Nacht von einem Klubgenossen in irgend einer unauffälligen Weise getödtet! Die Karten gehen herum, kalter Schweiß steht dem Prinzen auf der Stirne, das Herz schlägt ihm zum Zerspringen. Endlich ist das Spiel entschieden — weder der Prinz noch sein Begleiter haben die schreckliche Karte gezogen. Der Mörder aber und sein Opfer sitzen sprachlos, zermalmt, todtenbleich in ihren Stühlen. Rasch verläßt der Prinz das Lokal, draußen aber prägt er sich die Lage des Hauses ein. Am andern Morgen steht in der Zeitung zu lesen: Gestern Nacht stürzte der allgemein geachtete Greis N. N., als er mit einem Freunde über die Treppen von Trafalgar Square schritt; der Tod trat augenblicklich ein. Die Aerzte konstatiren einen Schlaganfall als Ursache des Sturzes.

Der erste Gedanke des Prinzen ist, die fürchterliche Höhle dem Gerichte zu übergeben, oder er hat mit seinem Ehrenworte Schweigen gelobt, und er — schweigt. Mehr als das. Am Abend begibt er sich trotz allen Flehens seines treuen Freundes wieder in den Klub. Diesmal nimmt das Spiel mit der Gefahr eine furchtbare Wendung: der Prinz zieht das Herz-Aß. Während dieser halbohnmächtig zurücksinkt, hat Geraldine rasch das Zimmer verlassen. Der Prinz hat wieder seine Fassung erlangt; festen Schrittes geht er von dannen, von seinem Mörder gefolgt. Kaum aber hat er die Straße betreten, als sich drei Männer auf ihn stürzen und ihn in einen geschlossenen Wagen schleppen — Florizel sinkt seinem getreuen Geraldine weinend um den Hals. Die Bestrafung der Höllenbande versteht sich von selbst.

So überraschend es ist, den Verfasser des „Liedergartens“ als einen Mann zu finden, der wie ein abgelebter Weltmann sich gerne an Reizen derbster Art wieder erfrischt, so erstaunlich ist die Thatsache, daß der freilich nicht große Kreis von Verehrern, den Stevenson mit diesen Geschichten erwarb, aus Oxforder und Cambridger Dons bestand, der Blüthe der modernen Ueberfeinerung und englischen Kultur. Gerade die Leute, welche zu Allem eher aufgelegt sind, als zur Aufregung und zum Extrem, gerade die überempfindlichen, fein organisirten Litteraten berauschten sich an der Fülle von Abenteuern in den neuen Geschichten; die überlegene Art, mit der Stevenson die höchsten Güter des Lebens, das Leben selbst wie irgend einen werthlosen Spieleinsatz behandelt, entzückte gerade jene Kreise, deren tägliches Leben so weit entfernt ist von Abenteuern und wirklichem Thun. In Oxford und Cambridge wurde der Abenteuerroman als eine litterarische Offenbarung begrüßt, und eine kleine, aber überaus einflußreiche Schaar wurde nicht müde, den Namen Stevenson in Tages- und Wochenblättern dem Publikum immer wieder in die Ohren zu gellen. Trotzdem war bis zum Jahre 1888 der Name noch nicht in die offiziellen Litteratenlisten gedrungen; die Gedichte wie die „Arabischen Nächte“ und selbst die „Schatzinsel“ hatten den jungen Schotten noch immer nicht zum berühmten Manne gemacht. Das besorgte mit einem Schlage das seltsame Buch von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“. Im Sommer und Herbst 1888 hatte es den Anschein, als hätten sich alle Londoner vorgenommen, Stevenson zum berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts zu machen. Daß sein Name einem auf Schritt und Tritt begegnete, daran hatte man sich gewöhnt; nun aber wurde die Reklame auch von den Theatern übernommen. Der geniale amerikanische Schauspieler Mansfield hatte die genannte Erzählung dramatisirt und steigerte allabendlich das ohnehin nicht geringe Raffinement des Schriftstellers durch alle Künste eines erfahrenen Komödianten, so daß mehr als eine Zuschauerin in Krämpfe und Ohnmachten fiel; ein Londoner Theaterdirektor war von dieser dramatischen Leistung so entzückt, daß er Dr. Jekyll zum Helden einer Oper machte, und als die Londoner vom Anfang der Saison nichts anderes zu hören bekamen als Stevenson, Dr. Jekyll und Mr. Hyde, hielt es der Direktor eines Burleskentheaters für gerathen, den mächtigen Strom dieser Popularität auf seine Mühle zu lenken, Dr. Jekyll wurde der Held einer Parodie, und Stevenson hatte somit die Höhe zeitgenössischer Hochachtung erreicht.

Der Kern der merkwürdigen Erzählung ist der alte Gedanke vom Doppelwesen im Menschen. Die eine, die stärkere Hälfte, ist aus Gemeinem gemacht; die andere, die schwächere, ist göttlichen Ursprungs, die Schöpferin alles Guten, aller Kultur. So lange das System unseres physischen und geistigen Lebens regelmäßig funktionirt, seht ihr den Kulturmenschen in seiner ganzen Herrlichkeit, und ihr ahnt nicht, daß es nur „Einer“ ist, die schwächere Hälfte des Ich; zerbröckelt aber die Mauer, welche die Gesellschaft um das Innerste errichtet hat, dann bricht das Raubthier mit elementarer Gewalt hervor, „der Andere“ zeigt seine grauenhafte Gestalt. Dr. Jekyll findet das Arkanum, mittelst dessen er das Doppelwesen in seine Bestandtheile zerlegen will; aber statt des „Einen“ geht der „Andere“, das Raubthier, aus dem Prozesse hervor.

Mit diesem Werke hatte Stevenson die breitesten Schichten für sich gewonnen. Die Ueberfeinerten schätzten den tiefen allegorischen Sinn, die geschliffene Sprache, die Meisterhand, die sich in jedem kleinsten Detail der Erzählung offenbart; die Massen aber fesselte das Grauen, ihnen wurden durch das Büchlein und noch mehr durch die dramatische Verballhornung alle Schauer einer gelungenen Detektivnovelle in hundertfachem Maße bereitet.

Das Buch von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ war ein großer litterarischer und materieller Erfolg, vielleicht der größte, den Stevenson jemals gehabt hat. Aber dem innersten Wesen des Schriftstellers sagte diese Gattung doch nicht zu; es sieht ganz so aus, als hätte er durch ein Zugeständniß an dem Geschmack der Massen sich sein Publikum erobern wollen, um es langsam für seine wirkliche Eigenart vorzubereiten und zu erziehen. Stevenson fand eine Menge Schüler, welche den von ihm sozusagen neuerfundenen Abenteurerroman pflegten und bei dem Geschäfte Landgüter und Würden erlangten; er selbst, der Meister, wandte sich der Geschichte seiner schottischen Heimath zu und wurde der Walter Scott unserer Zeit. „Der Herr von Ballantrae“, „Menschenraub“ (Kidnapped) und „Catriona“ sind Anregung und Muster geworden für eine Schaar von Novellisten, welche in der Manier, aber nicht mit der Kunst Stevenson's, der englischen und schottischen, in neuester Zeit auch der französischen und deutschen, sogar der mexikanischen Geschichte ihre Stoffe entlehnen. Seit Stevenson's erstem Erfolge auf diesem Gebiet gibt es in England wieder einen historischen Roman.

Und kaum war diese Richtung in Mode gekommen, so war ihr Finder wieder der erste, der sie verließ. Ein schweres Brustleiden zwang ihn, die milden Lüfte der Südsee aufzusuchen, und von seinem Idyll auf Samoa aus eröffnete er seinen Landsleuten wieder eine neue Welt: in den „Inselnächten“ und noch mehr in den Briefen und dem Werke „Eine Anmerkung zur Geschichte“ schilderte er mit kaum merklichem und doch tief ergreifendem Pathos die zauberische Natur der Südsee und die letzten Vertreter eines sterbenden Geschlechts. . . . . Im Jahre 1890 kam er nach Samoa, und schon nach wenigen Monaten kehrte ihm Gesundheit, Lebenslust, Humor und Arbeitskraft zurück. Und die Freude am Leben kam nicht allein in den litterarischen Arbeiten zum Ausdruck. Er nahm den lebhaftesten Antheil an den Schicksalen Samoas, zankte sich mit den Behörden, eiferte in englischen und amerikanischen Blättern für eine bessere Verwaltung und nahm sogar den Anlauf, das Schein- und Traumleben eines Buchmenschen mit der Thätigkeit eines Naturkindes zu verbinden. Aber der arme, überaus feinfühlige Dichter verstand sich so wenig wie seine Schicksalsgenossen Burns und Scott auf Geschäfte, er kam aus einer Verlegenheit in die andere, und die praktische Thätigkeit eines Farmers, die ihm ein Jungbrunnen hätte sein sollen, wurde ihm eine Quelle endloser Bitternisse. Am 3. Dezember überraschte ihn der Tod. Die Samoaner trugen den geliebten Fremdling auf den höchsten Punkt der Insel und gruben ihm weinend sein Grab.

Die an Vergötterung grenzende Verehrung, welche

Stevenson seit Jahr und Tag in England, Amerika und allen britischen Kolonien genießt, berechtigt zu der oft ausgesprochenen, wenn auch übertrieben klingenden Behauptung, daß die schottische Litteratur der letzten Zeit dem Verfasser von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ mittelbar ihre Entstehung verdankt. Drei Richtungen sind deutlich in dieser Prosadichtung zu unterscheiden, von denen nur zwei sich direkt auf Stevenson zurückführen lassen. Der historische Roman wird von Vielen gepflegt, aber nur ein Schriftsteller, S. R. Crockett, hat mit seinen „Freibeutern“ (The Raiders) ein Werk in größerem Stile und im Geiste Stevenson's zu Stande gebracht; auf ihn ist wohl auch in dieser Richtung der Mantel des Meisters gefallen. Conan Doyle hat die abenteuerliche Geschichte zu seinem Spezialgebiete gemacht, wenn er sich auch hier und da mit Erfolg an einem historischen Stoffe versucht. Gleich Stevenson's Dr Jekyll, ist Doyle's Detektivgestalt Sherlock Holmes als typische Figur in die Litteratur und sogar in die tägliche Umgangssprache gedrungen, wie Thackeray's Becky Sharp aber Micawber von Dickens.

Die dritte Richtung hat Stevenson keinerlei Anregung und Muster, wohl aber einen großen Theil ihrer Erfolge zu verdanken. Die Schilderungen aus dem schottischen Leben der Gegenwart haben erst seit Stevenson ein so großes und so dankbares Publikum gefunden. J. M. Barrie ist der Musaget der neuesten schottischen Realisten; seine humoristischen und zugleich sentimentalen Bilder aus den kleinen schottischen Gemeinden (Windom in Thrums, Stickit Minister) werden in England fast ebenso sehr bewundert und gelesen wie die romantischen Erzählungen Stevenson's; sein Drama „Die Liebesgeschichte des Professors“ hat zwei Sommer hindurch allabendlich das Garricktheater gefüllt. Gabriel Seton's „Robert Urquhart“, Fraser's "Whaups of Durley", Mrs. Hartley Perls „Im Farrenkraut“ gehen auf seinen Einfluß zurück. Aber keiner, dieser Erzähler, vielleicht nicht einmal Barrie selbst, hat eine solche Popularität und in so kurzer Frist erworben wie Maclaren mit seinem dünnen Bändchen Dorfgeschichten „Unter dem Rasenstrauch“ (Beside the Bonnie Brier Bush). Das Büchlein, welches das litterarische Ereigniß der Saison im Jahre 1895 war und die vor Kurzem erschienene Fortsetzung „Aus der guten alten Zeit“ (The Days of Auld Langsyne) geben in engem Rahmen einen sehr guten Begriff vom Geiste der ganzen schottischen Realistenschule und gewähren einen Einblick in eine eigenartige Welt. Es ist ein seltsames Volk, diese Schäfer, Bauern und Kleinkrämer in Thule, ein ganz eigenes, uns Südländern kaum verständliches Dasein, dieses halb spiritualistische halb ordinäre Leben der armen Leute im äußersten Norden von Schottland. Die sechs Wochentage sind dort eine zwar unentbehrliche, aber recht nebensächliche Zugabe zum Leben; Schäfer, Ackerbauer, Schuster und Schneider gehen mechanisch ihren Arbeiten nach. Von Montag bis Samstag sind die Leute von Drumtochty — in dieses Hochlandsdorf versetzt uns das Büchlein Jan Maclaren's — weniger als gewöhnliche Menschen, denn der unfruchtbare Fleck Erde, den sie bewohnen, macht hart und beschränkt; aber in der Nacht von Samstag auf Sonntag vollzieht sich in aller Stille jede Woche die Wandlung, vermöge der knickerige Kleinbauern, arme Handwerker und Krämer sich plötzlich als Idealisten und Philosophen entpuppen. Der Sonntag — in Schottland sagt man „Sabbath“ — ist das Herz der Woche, vom Sonntagsgottesdienst in der „Kirk“ empfängt die Gemeinde ihre geistige Nahrung, ihr Leben für die ganze Woche. Ein neuer Pfarrer ist ein welterschütterndes Ereigniß, die erste Predigt der Gesprächs- und Denkstoff für Wochen und Monate hinaus. Es ist nicht eitel Behagen und Freude am Dasein, was uns Jan Maclaren (recte John Watson) in diesen Skizzen aus Drumtochty vorführt, es hat vielmehr jeder sein redlich Theil von Bitterniß zugemessen. Aber trotzdem regt sich der stille Wunsch in dem Leser, uns einmal aus dem betäubenden Getümmel unseres geräuschvollen Stadtlebens in die wohlthuende Enge und Stille von Drumtochty zu flüchten. Und diese Empfindung ist eigentlich der Schlüssel des Erfolges, den jede schottische Novelle von Neuem erringt. Es geht ein Zug von Kulturmüdigkeit, sogar von Weltflucht durch die englische Gesellschaft; das zeigt sich in der stetigen Ausbreitung der katholischen Propaganda, und die große Beliebtheit der Dorfgeschichte ist die litterarische Erscheinungsform jenes weltmüden Gefühls. Das englische Dorf ist nicht mehr weit genug von der Kultur, die englischen Dialekte nicht weit genug von der Schriftsprache entfernt; die schottische Ultima Thule mit ihrer fremdartigen Sitte und kaum verständlichen Bauernsprache kommt dieser Sehnsucht nach Natur gerade zur rechten Zeit.

Wien. L. Kellner.

Aus dem Berliner Hoftheater.

Nachdem die Saison im königlichen Schauspielhause mit einer Rudolf Lothar'schen Maskerade begonnen hatte, folgte an zwei anderen Theaterabenden Verdienstlicheres. Der erste Held und Liebhaber der Hofbühne, der prachtvolle, kraftstrotzende Adalbert Matkowsky, lieferte die Bearbeitung eines alten spanischen Schauspiels, und der junge norddeutsche Schriftsteller Max Dreyer fand Zugang durch einen derben Schwank im altdeutschen Stil. Beide Werke befremdeten das Publikum der Hofbühne, das mit Schönthan's und Kappel-Ellfeld's widerlichen „Renaissance“-Tändeleien wahrscheinlich einverstandener gewesen wäre. Beide Stücke aber entsprachen mehr der litterarischen Würde des königlichen Kunstinstituts.

Franziska de Rojas' Schauspiel „Außer meinem König keiner“ ist seit zwei Jahrhunderten eins der populärsten Stücke der spanischen Bühne. Der spanische Litterarhistoriker Ochoa nennt es das bekannteste aus dem ungeheuern dramatischen Repertorium Spaniens und versichert, jeder halbwegs gebildete Jüngling dort wisse Stellen daraus auswendig. Er setzt es an Bedeutung für spanische Art und Kunst der „Donna Diana“ des Moreto gleich, und Rojas steht ihm nicht viel tiefer als Calderon. Auf einer spanischen Reise sah Matkowsky das Stück vor einigen Sommern in Madrid. Die Theilnahme des spanischen Publikums, das ihn umgab, mag beigetragen haben, das feurige Temperament des genialen Schauspielers hinzureißen, zumal da ihm aus dem Drama eine sogenannte Glanzrolle verführerisch entgegen schimmerte. Er sah im Geiste schon sich selbst als diesen Garcia del Castañar auf der Bühne, und als er in die Heimath zurückkehrte, erfuhr er, daß das Stück seit einem halben Jahrhundert in der deutschen Uebersetzung C. A. Dohrn's vorliegt. Die Uebersetzung war gut, aber nicht bühnenfähig. Matkowsky holte seine Kenntniß des Spanischen hervor und fing an, das Stück für unser Theater zu bearbeiten. Er verwandelte die kurzen Reimpaare in unsern Blankvers, er beschnitt das überreiche Blättergezweige südlicher Vegetation und pflanzte dafür mit Laienhand nordische Kahlheit in diese Verse ein. Aber kein Regiestift führte er mit sachkundiger Hand und so kam auf Kosten der Dichtung ein Theaterstück zu Stande.

Flugs trug er es voll Finderglück und Pflegevaterfreude auf die königliche Intendanz und rief mit jenem kindlich-hellen Jubelton, den nur er besitzt (wie wenn ein Knabe einen seltenen Schmetterling gefangen hätte): „Seht her, was ich da habe!“ Schon hier mögen ihm Bedenken entgegengetreten sein. Aber er setzte sein Stück durch und ahnte schwerlich schon, wie sehr man es ihm verargen wer-

Der freie, weltfremde Künstler hatte nur an die geniale Wirksamkeit eines seelischen Kampfes gedacht, und nun drahten ihm plötzlich allerlei politische Finger entgeg-

„Ei, ei! mein Junge! Du bist ein Reaktionär!“ Ein altes „Omega“ im sozialdemokratischen Vorwärts wäre am liebsten mit einem Stock auf die Hofbühne gesprungen, um diesen Don Matkowsky tüchtig durchzuwalken. Aber auch in liberalen Leitartikeln stieg Unmuth auf. Tag aus, Tag ein, sagte man sich, kämpfen wir gegen den Duellunfug und gegen den konventionellen Ehrbegriff vorgedrängter Stände, und nun kommt uns dieser Mime gar mit der Hidalgoehre, die Halt vor dem Könige macht. Garcia del Castañar glaubt, der König habe sein Weib angesehen, ihrer zu begehren. Jeder andere, der das thäte, fiele von seiner Hand. Aber für die Brust seines Königs hat der spanische Edelmann keinen Dolch. Diese hyperroyalistische Auffassung hat Rojas zur Grundlage eines seelischen Konflikts gemacht. Schon die Thatsache an sich beweist, daß diese Auffassung bestand. Freiere Politiker und Kulturförderer stoßen sich mit Recht am Servilismus dieser Anschauung und wünschen nicht, daß dieses Uebermaß der Unterthänigkeit noch einmal verwirklicht werde.

Aber diese praktische Erwägung beeinträchtigt weder den Kunstwerth noch die kulturhistorische Zeugnißkraft des Dramas. So wenig eine heutige Aufführung der Sophokleïschen „Antigone“ heutige Schwestern ermahnen oder warnen will, auf ihre todten Brüder Asche zu streuen, so wenig wird der altspanische Edelmannsgrundsatz: „Außer meinem König — keiner“ unseren preußischen Hofchargen gefährlich werden. Und wenn das sozialdemokratische Omega gegenüber einem Spanierstück des 17. Jahrhunderts keinen andern Standpunkt hat, als den der Tagespolitik, so ist das ebenso geistig reaktionär, wie die Brandreden, die Genosse Liebknecht und Cicero Frohme auf ihrem Siebtebener Parteitag gegen die moderne Kunstentwicklung gehalten haben.

Jene bevorzugte Stellung des Monarchen, der in seinem Willen absolut und in seiner Person unverletzlich auch als Ehebrecher bleibt, ist für das unpolitische Kunstempfinden gar nichts anderes, als die Prämisse zu einem Seelenkonflikt. Ein Mann, dem die Ehre über alles geht, fühlt sich aufs schändlichste beschimpft, und ein höheres Gesetz seines eigenen Empfindens verbietet ihm, Rache zu üben. Ehre und Rache einerseits, Unterthänigkeit andererseits stecken ihm gleich tief im Blute, nun kocht dieses Blut im heißesten Widerstreit empor. Wenn das nicht ein großes und tiefes dichterisches Motiv ist, so gibt es keine solchen Motive.

Man hat sich nicht bloß an diesem Motive geärgert, sondern fast noch mehr an einem zweiten, das nur die natürliche Konsequenz des ersten ist. Garcia sieht, wie nächtens vor der Kammer seines Weibes ein Fremder steht. Er hält diesen Fremden für den König. Er darf ihn daher nicht tödten. Er kann ihm nur in Ehrerbietung die Thür weisen. Garcia ist der Sohn eines verstoßenen Edelmannes; er wuchs als Bauer auf, er lebt als Bauer, er nahm eine Bäuerin zum Weibe, der König und sein Hof halten ihn für einen Bauer. Der König, der dieses Weib begehrt, wird des niedrigen Bauern nicht achten und ihm auf irgend eine gewaltthätige Art sein Weib abtrotzen! Das ist Garcias sehr begründeter Gedankengang. Aber er geht noch weiter in diesen Gedanken: er kann sein Weib vor seinem König nur dadurch schützen, daß er sie tödtet. Mit dem Entschluß, es zu thun und ihr dann zu folgen, tritt er auf die ahnungslose Schöne zu, die über den gezückten Dolch, über das ganze wilde und verwirrte Gebahren des geliebten Mannes entsetzt ist. Er aber kann das furchtbare Werk nicht vollbringen. Halb besinnungslos stürzt er zu Boden und mahnt sie sehr menschlich zur Flucht vor ihm selbst. Leider sind wir nicht Zeugen dieser gewaltigen Scene, die eines großen Dramatikers würdig wäre, sondern wir erfahren nur das Vorhaben durch ein langes Selbstgespräch Garcias und dann den Vorgang selbst durch eine ebenso lange Erzählung der flüchtig umherirrenden Frau. Und hier, in den langen Monologen und Berichten, nicht in den altspanischen Motiven liegen die Antiquirtheiten und Schwächen des Dramas. Den Hauptausschlag aber für den künstlerischen Mißerfolg gab die Reizlosigkeit der trivialen und charakterlosen Sprache, die im Spanischen gewiß ihren poetischen Zauber ausübt. Von diesem Zauber hat Dohrn noch Einiges in die deutschen Reime gerettet, während Matkowsky's Verse zumeist skandirte Prosa sind. Was aber Matkowsky, der schwache Versifex, gesündigt hatte, vermochte auch Matkowsky, der starke Schauspieler, nicht wieder zu sühnen. Er spielte namentlich die letzte Scene, wo er nach Aufklärung aller fatalen Mißverständnisse und Verwechselungen den Räuber seiner Ehre, der nun nicht mehr sein König ist, niedersticht, mit wahrhaft tragischer Größe. Aber das Publikum blieb auch hierbei kalt.

So wenig hier die Behandlung des Stoffes dem Stoffe genügt, so steht doch dieser „Graf von Castañar“ litterarisch und künstlerisch thurmhoch über allen den neuerlichen Versuchen strebsamer Bretterscribenten, die mit Versgeklingel und in bunten Kleidern den Ritt ins alte romantische Land wagen. Selbst Matkowsky als Versemacher steht hoch über der Aalglätte Rudolf Lothar's und über den Knallbonbonreimen der neu geheckten Brüder Schönthan und Koppel-Ellfeld. Von diesen her überfällt uns jetzt noch einmal ein verlogener Larvenunfug, gegen den die einst von Paul Heyse abgefertigte „Butzenscheibenlyrik“ erhabene Wahrheit gewesen ist. Man wird Julius Wolff und Rudolf Baumbach nicht so tief herabsetzen wollen, um sie mit diesen neueren Reimschmieden gleich zu stellen, die jetzt unter dem freundschaftlichen Beistand einiger Recensen unser Publikum kirren.

Zu diesen Reimschmieden gehört Max Dreyer keineswegs. Er hat den Zutritt zu unserer vornehmsten Bühne vollauf verdient. Sein Schwank „Eine“ ist heraufgeholt aus echter deutscher Vergangenheit. Wie sich die moderne Geschichtsforschung nicht mehr allein mit den großen Haupt- und Staatsaktionen befaßt, sondern auch auf die kleinen Verhältnisse der Volksmassen eingeht, so wird auch der Dichter nicht zu kurz kommen, der mit Humor auf das Kleinleben der Altvordern zu blicken vermag; und hier wird auch für die Bühne das zu finden sein, was sich mit dem alten guten vielmißbrauchten Worte Schwank am treffendsten bezeichnen läßt. Daß er für diesen altteutschen „Schimpf“ Sinn hat, verräth Dreyer in jedem seiner prächtigen Knittelreime. Er hat den Stil ganz ausgezeichnet getroffen, und wem durch diesen Stil die handfeste Derbheit des Stoffes nicht geadelt wird, verdiente ein Siebtener Genosse Cicero Frohme's zu sein. Leider ist in Max Dreyer der Dichter nicht stark genug. Die Erfindung ist arm, der Schmuck der Phantasie zu wenig üppig, der Humor zu zaghaft. Was hätte aus der köstlichen Situation, in der ein junger Landsknecht von seinen drei Weibern gepeinigt wird, und aus der er reumüthig zu seiner „Einen“ zurückkehrt, Gottfried Keller nicht alles ersonnen! Weil Max Dreyer zu wenig wagte, nahm man ihm das Gewagte übel, und so hat auch dieser löbliche Versuch, die Hofbühne mit der modernen Dichtkunst zu befreunden, scheitern müssen.

Paul Schlenther.

Theater.

Neues Theater. „Die sittliche Forderung“. Komödie in 1 Akt von Otto Erich Hartleben.

Otto Erich Hartleben hat die echt künstlerische Freude am Philister und den menschlich echten Haß gegen Philistermoral; das ist eine gute Mischung, die guten Klang gibt.

Der Philistermoral gegenüber ist Hartleben ein kluger und lustiger Hasser. Er fährt nicht satirische Kanonen gegen den thönernen Riesen auf, ihm genügt es, ihn bloßzustellen und dann selbst zu lachen, herzhaft, breit, dröhnend. Er deckt hier einen Zipfel und da einen Zipfel von der

Staatslivree des thönernen Unholdes auf und hat seine Freude dran, wenn der Wicht sich dann selbst in seiner irdenen Ungeschlachtheit offenbart. Und diese lustigen Scharmützel führt Hartleben zur eigenen Belustigung; man hat nicht den Eindruck, daß er im Dienste einer positiven Weltanschauung kämpfe; thut er's doch, so hat er sie bisher trefflich zu verstecken gewußt. Sein Lachen ist selbst ein rein persönliches. Er sieht den Menschlein zu und freut sich ihrer selbstbereiteten Nöthe, in dem Gefühl der eigenen Ueberlegenheit und des eigenen Klügerseins. Freilich auch in dem andern, edleren Gefühl größerer innerlicher Freiheit. So gehört Hartleben zu den litterarischen Tirailleuren, die den Feind umschwärmen und belästigen: zu entscheidenden Schlägen müssen andere Truppen anrücken. Und überall finden sich in Hartlebenschen Werken überraschend glückliche Ansätze zu dem, was unserer Litteratur am schmerzlichsten gebricht, zur Komödie. Aber es sind eben nur Schößlinge, die veredelt werden müßten an selbständiger, in sich selbst trostreicher Weltanschauung. Man ist noch kein Arzt, wenn man auf Wunden deuten kann.

Solch ein wilder, lustiger Komödienschößling ist auch „die sittliche Forderung", die eben im „Neuen Theater" zur Aufführung gelangt ist. Es ist im Grunde nur eine Scene, die sich zwischen zwei Menschen abspielt. Aber in dem leicht und mit großem künstlerischen Geschick gehandhabten Dialog tritt eine Fülle anschaulicher Bilder in Erscheinung. Friedrich Stierwald, Inhaber der Firma „C. W. Stierwald Söhne", hat in der internationalen Konzertsängerin Nila Revera seine Jugendliebe, Erna Hatlenbach, wiedergefunden. Er tritt ihr mit der sittlichen Forderung gegenüber: wirf den unsittlichen Flitterglanz von Dir und werde mein Weib. Und während die beiden in dem eleganten Boudoir der Sängerin mit einander verhandeln, huschen die Bilder aus der Vergangenheit an dem Zuschauer vorüber: eine schämige Jugendliebe mit heißen, jungen Küssen im friedlichen, engen Rudolstadt; ein unsanftes Erwachen aus den holden Träumen, denn der Vater Stierwalds wirbt geldprotzig um die Geliebte des Sohnes, und der Sohn vermag es nicht über sein Herz zu gewinnen, dem Vater Einhalt zu gebieten; die brüske Flucht des jungen Mädchens. Und weitere, traurige Bilder aus der Leidensschule der jungen Sängerin: wie sie sich in Gesanglokalen mit dem Teller in der Hand zwischen den Tischen durchschiebt und um ein Almosen für ihre Kunst bittet, bis sie sich auf die Bühnenhöhe des „Wintergartens" aufschwingt; ein Lebensgang, der bei allen Schäden, die er mit sich führt, doch auch ein Stück innerlicher Freiheit übermitteln kann. In dem Augenblick nun, in dem ihr der Jugendgeliebte gegenübertritt, ist sie pekuniär gesichert, und er ist des Rivalen durch den Tod seines Vaters überhoben. Seiner sittlichen Forderung setzt sie ein rundes Nein entgegen.

Ich meine, das ist durchaus sittlich. Denn wie Hartleben die Sängerin geschildert hat, hat sie mit der oft aus Noth und oft aus Uebermuth mißbrauchten äußeren Freiheit eine innere Freiheit sich erobert; und die aufzugeben, wäre für sie eine Lebenslüge. Und eine Lüge wäre auch die Heirath mit dem braven Chef der Firma Stierwald Söhne. Die Lüge aber kann nie eine sittliche Forderung sein. Freilich, es ist dann weniger sittlich als — lustig, wenn sich die beiden zu guterletzt ohne Ehe und ohne sittliche Forderung zusammenfinden. Man muß den Tirailleuren einen Schuß über das Ziel hinaus zu gute halten.

Hartleben's neues Komödiensegment ist nicht ohne Stimmung, und die im Ganzen geschmackvolle Aufführung des Neuen Theaters übermittelte diese Stimmung sympathisch, trotzdem Heinz Senger der rührend philiströsen und doch zugleich mannhaften Gestalt des jungen Kaufmanns nicht gerecht wurde. Marie Reisenhofer's Spiel in der Hauptrolle war reizvoll und zumeist auch wahr. Was Hartleben selbst schuldig bleibt, das allerdings kann keine Bühneninterpretation seinen Stücken geben: seine Charakteristik ist immer scharf, oft sogar frappirend, aber er faßt die Gestalten nicht tief. Die Prägnanz seines Dialogs täuscht darüber hinweg; er ist ein geschickter Schweiger. Wann aber wird ihm ein Gott zu sagen geben, was er bisher verschwiegen hat?

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Der Besuch des Zaren in Paris.

(„Cosmopolis").

Der Vicomte Emile Melchior de Vogüé, dessen politische Artikel stets mit dem ganzen Reize, den eine Dichterphantasie zu gewähren im Stande ist, ausgestattet sind, äußert sich über die Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Paris. Dieser Artikel, der in keiner Zeile die politische Schablone verräth, ist gleichwohl von bemerkenswerthem politischen Inhalt.

Herr von Vogüé geht auf die Vergangenheit zurück und zeigt, daß das Interesse schon häufiger als ein Mal Frankreich zu den überraschendsten Alliancen geführt hat. Man braucht nur zu erinnern an die Verbindung des allerkatholischsten Frankreich mit dem Großtürken zur Zeit von Franz I. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen allen diesen früheren Verbindungen und der jetzigen. Sie waren damals das Ergebniß der klugen Berechnung diplomatischer Köpfe; sie sind diesmal das Ergebniß des Volkswillens, der, wie Herr v. Vogüé nachweist, erst langsam für die Annäherung an Rußland gewonnen wurde, um dann die regierenden Minister seinerseits auf der nun einmal eingeschlagenen Bahn vorwärts zu treiben. Herr von Vogüé hätte sagen können, daß er vor allem durch seine feinen Studien über Rußland das Zarenreich der französischen Phantasie und dem französischen Herzen näher gebracht hat.

Herr von Vogüé stellt dann — und das ist der entscheidende Punkt seiner Studie — die Hypothese auf, es steige einer der Mitkämpfer vom Jahre 1870 aus dem Grabe heraus. „Hätte man ihn nach Cherbourg, nach Paris, nach Châlons geführt, so würde er augenblicklich ausgerufen haben: Das ist also die Revanche! Wann marschiren wir? Alle würden dann traurig über diesen Anachronismus gelacht haben. Nein, das ist nicht die Revanche früherer Zeit, in dem Sinne, wie man das Wort vor fünfundzwanzig Jahren gebrauchte, das ist einfach der Friede für die Zukunft. . . . So weit ein klarer Blick zu dringen vermag, erscheint die Entente franco-russe ausschließlich defensiv und friedlich. Um hierüber sich zu irren, muß man in besonderem Grade sich über den realen Zustand unseres Landes täuschen; muß man in besonderem Grade den Gedanken Rußlands, der so deutlich ist, verkennen. So sollte denn diese Entente günstig aufgenommen werden in Europa, wie in Frankreich, von allen denen, die üble Pläne nicht hegen."

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 21. November 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Wirkung der Verhandlungen im Reichstag über die Bismarck'schen Enthüllungen ist im Auslande, vor Allem bei den uns verbündeten Staaten, eine ganz ausgezeichnete gewesen. Und das begreift sich, denn sowohl die kurzen Erklärungen des Fürsten Hohenlohe, wie die vortrefflichen, vorsichtigen und klaren Ausführungen des Freiherrn von Marschall, der ein so überaus schwieriges und dornenreiches Thema zu behandeln hatte, boten jede Garantie für die Loyalität der deutschen Politik. Man darf wohl annehmen, daß die Debatten des Reichstages geeignet gewesen sind, die internationale Lage Deutschlands zu festigen.

In eine besondere Lage ist die konservative Presse gekommen. Nicht zum Wenigsten aus agrarischer Anhänglichkeit stellt sie sich unbedingt auf die Seite des Fürsten Bismarck, aber sie wagt doch nicht zugleich zu sagen, daß sie auch bei dieser besonderen Gelegenheit gegen die Regierung Opposition machen wolle. So erklärt sich denn die agrarisch-reaktionäre Presse einerseits mit dem Vorgehen des Fürsten Bismarck einverstanden, und ebenso einverstanden andererseits mit der internationalen Politik der jetzigen Reichsregierung.

Man könnte mit gleichem Recht seine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß zwei mal zwei sowohl vier wie auch fünf ausmache. Denn die jetzige Regierung betonte ausdrücklich, daß das Fallenlassen der Rückversicherung zur Zeit des Grafen Caprivi geboten war; Fürst Bismarck macht aber aus der Nichterneuerung des Vertrages seinem Nachfolger den allerschwersten Vorwurf; und verfolgen die Bismarck'schen Enthüllungen überhaupt ein politisches und nicht nur ein persönliches Ziel, dann sind sie bestimmt, die jetzige Staatsregierung vor der von ihr gebilligten Politik eindrücklich zu warnen, und die öffentliche Meinung durch Anwendung eines ganz außergewöhnlichen und gefährlichen Mittels gegen die drohenden Gefahren dieser falschen Politik mobil zu machen.

Diese Regierungspolitik, die nach Bismarck'scher Ansicht zu entgleisen droht, zuzustimmen, und der Warnung vor eben jener Regierungspolitik auch seinen Beifall zu spenden, das bringen nur unsere Reaktionäre fertig, die jeden festen politischen Boden, unter dem ein Fundament von Prinzipien liegt, seit langem unter den Füßen verloren haben, und die sich drehen und wenden, je nachdem sie ihren materiellen Interessen förderlich zu sein glauben — unter Umständen dadurch, daß sie der Krone und einzelnen Ministern unbequem zu sein trachten.

Aus den jetzigen denkwürdigen Verhandlungen wird ferner für die Charakteristik unserer Konservativen festgehalten werden müssen, daß sie damit einverstanden sind, wenn die öffentliche Meinung — denn das that Fürst Bismarck zur Bekämpfung einer falschen auswärtigen Politik mobil gemacht wird; konservativ war das früher nicht; aber es ist ein gesunder demokratischer Standpunkt. Unsere Konservativen sind auch damit einverstanden, daß vor „englischen Einflüssen" auf unsere Politik gewarnt wird; früher nannte man es konservativ, daß man die Politik, die Deutschland befolgt, als den unmittelbaren Ausfluß des „Willens Seiner Majestät des Kaisers und Königs, unseres allergnädigsten Herrn" hinstellte. Daß man diesen Boden verlassen hat, ist konservativ im alten Sinne gewiß auch nicht; es ist der moderne konstitutionelle Standpunkt, der nur die Verantwortung der Minister kennt, und der berechtigter Weise diese Minister nach allen Richtungen hin zu kritisiren sich das Recht beimißt.

Man sieht, die Konservativen sind gelehrig und an diese ihre Gelehrigkeit wird man sie erinnern, wenn es sich einmal nicht um den Fürsten Bismarck — der gegen die Krone frondirt und der die agrarische Fronde damit stützt

— und nicht um den „Mann ohne Ar und Halm“ — der nach Bismarck'scher Ausstreuung nur der Ausführer der Befehle eines Höheren war — handeln sollte.

Man bestreitet es, daß durch eine Entscheidung des Prinzregenten in Bayern die Duellfrage in ein anderes Stadium getreten ist; gleichwohl liegt hier ein Novum vor, das bemerkenswerth ist. Die Thatsache ist folgende: Bei einer ehrengerichtlichen Verhandlung wird festgestellt, daß der eine, gegen den verhandelt wurde, ein Reserveoffizier, unbedingter Gegner des Duells ist. Daß eine solche Feststellung überhaupt vorgenommen wurde, wird als ein unberechtigtes Vorgehen des Ehrengerichts bezeichnet; angeblich soll ein Ehrengericht nicht befugt sein, prinzipielle Erklärungen darüber einzufordern, wie der Einzelne zur Frage des Duells sich stellt; das mag sein. Aber den Kernpunkt trifft diese Erörterung gar nicht. Es kommt nicht darauf an, ob das Ehrengericht zu seiner Frage befugt oder nach den üblichen Satzungen nicht befugt war. Entscheidend ist allein eines. Was hat zu geschehen, wenn es zweifellos fest steht, daß ein Offizier sich nicht duelliren würde; auf welche Weise diese Feststellung herbeigeführt wurde, ist gleichgültig. Bisher war man der Ansicht, und diese Ansicht stützte sich auf Thatsachen, daß ein als prinzipieller Gegner des Duells ermittelter Offizier in der Armee nicht bleiben könnte. In Bayern ist er unbeschadet der Ermittlung auf direkte Intervention des Prinzregenten der Uniform nicht verlustig gegangen. Das ist ein erfreulicher Vorgang, und es ist nur zu wünschen, daß man sich nicht schließlich aus Schwäche den Folgerungen, die in dieser Thatsache liegt, wieder entzieht.

Zur Charakteristik der hessischen Nationalliberalen ist jetzt noch ein neuer Zug hinzuzufügen, wodurch die letzte Grenzlinie zwischen den Konservativen und ihnen verwischt wird. Die nationalliberale lokale Parteiorganisation hat nämlich beschlossen, in Gießen für den Antisemiten zu stimmen. Agrarisch sind die hessischen Nationalliberalen, die Osan, von Heyl und Oriola; liberal sind sie gewiß nicht; daß sie auch antisemitische Wahlen zu besorgen bereit sind, macht sie reif für die engste Bundesbrüderschaft der von Ploetz und Liebermann von Sonnenberg.

Herr Stöcker ist in einem Prozeß gegen den Pfarrer Witte auf Grund des § 187 — Beleidigung wider besseres Wissen, verleumderische Beleidigung — zu 600 Mk. Geldstrafe verurtheilt worden. Der intime Freund und der Schützer des Zuchthäuslers Hammerstein — so lange es ging, — kann durch diese Verurtheilung eine neue Bloßstellung nicht erfahren; seine Vergangenheit ist schon reich genug an charakteristischen Ereignissen verwandter Art.

Italien ist mit Abessynien endlich zum Frieden gelangt. Daß dieser Friede der italienischen Kolonialpolitik engere Grenzen zieht, mag dem Selbstgefühl der Italiener peinlich sein; ihrem staatlichen Wohlbefinden wird diese Schranke ein Segen werden. Und so beglückwünschen wir unsere Bundesgenossen jenseits der Alpen denn aufrichtig zu diesem Ausgang. Nur in einem Punkte kann man sich der Sorge nicht entschlagen. Die Festsetzung der Grenze zwischen der Erythrea und Abessynien ist späterer Vereinbarung vorbehalten. Da der Friede sicher nur unter russisch-französischer Zustimmung seitens Abessyniens acceptirt worden ist, so muß man befürchten, das russisch-französische Hände versuchen werden, Italien mit dieser Schlinge ihren Zwecken dienstbar zu machen, wenn nicht das römische Kabinett nach diesem der Ehre genügenden Abschluß sich zum Standpunkt des Herzogs von Sermonetta bekennt, und die werthlose Kolonie gänzlich aufgibt.

In der französischen Deputirtenkammer ist jetzt die Affaire Dreyfus zur Sprache gekommen. Ob Dreyfus schuldig, ob er nicht schuldig, das können wir nicht entscheiden; aber eines steht nach den neuesten Veröffentlichungen von Lazare fest; die Beweise für die Schuld stehen jedenfalls auf ungewöhnlich schwachen Füßen. Wenn gleichwohl sich nicht ein einziger französischer Deputirter fand, der bei so anfechtbaren Schuldbeweisen, auch nur einem Zweifel Ausdruck gab, und die Möglichkeit richterlichen Irrthums erörterte, so beweist das eins. Für die Franzosen hört die kühle Ueberlegung auf, sobald ihre Leidenschaft gegen Deutschland gereizt wird; und Dreyfus soll ja ein Verräther zu Gunsten Deutschlands gewesen sein.

Auf den moralischen Muth, gegen diese Strömung zu schwimmen, verzichtet man und fühlt sich verpflichtet hierzu aus Patriotismus. Es ist das ein gefährlicher Patriotismus, derselbe Patriotismus, der Napoleon III. mit Hurrah in den Krieg trieb.

* * *

Börse und Börsengesetz.

Die Vorbereitungen für das vollständige Inkrafttreten des Börsengesetzes am 1. Januar 1897 sind in vollem Gange. Vor Allem an der Börse der Reichshauptstadt, auf welche naturgemäß alle anderen deutschen Börsenplätze als die führende blicken, sucht man für die bevorstehende Neuordnung Geschäftsformen zu finden, mit denen auch unter den Fesseln des neuen Gesetzes der Börsenverkehr in einer seinem Zweck und seiner Bedeutung entsprechenden Weise erhalten und fortgesetzt werden kann. Es ist ein eigenartiges Schauspiel. Intelligenz und Ehrenhaftigkeit der Geschäftswelt ringen mit einer Gesetzgebung, zu welcher Unkenntniß und Gehässigkeit einer irreleitenden Agitation so viel beigetragen haben — nicht um eine Umgehung des Gesetzes zu Wege zu bringen, die ja doch nur von sehr kurzem Bestande sein könnte, sondern um mit neuen Geschäftsformen ohne das Gesetz auskommen zu können. Die Berliner Produktenbörse ist mit der Ausarbeitung neuer Schlußscheine für Getreide vorangegangen, durch welche an Stelle des verbotenen börsenmäßigen Termingeschäfts das gesetzlich durchaus zulässige handelsrechtliche Lieferungsgeschäft gesetzt wird und in denen demgemäß auf jede Benutzung der Börseneinrichtungen für den Terminhandel verzichtet wird. Am 12. d. M. haben in einer großen Versammlung die Interessenten der Berliner Fondsbörse über die Eintragung in das Börsenregister verhandelt und nahezu einstimmig beschlossen, alle Schritte zu thun, um die Eintragung in das Register entbehrlich zu machen, d. h. die Zeitgeschäfte allein auf Treu und Glauben zu stellen und auf die Klagbarkeit der aus solchen Geschäften entstandenen Forderungen zu verzichten.

In beiden Fällen handelt es sich — das muß von vornherein festgehalten werden — um einen Versuch, dessen erfolgreiche Durchführung zweifelhaft ist; in beiden Fällen wird auch bei erfolgreicher Durchführung eine starke Einschränkung des Geschäftsverkehrs unausbleiblich sein. Aber es besteht zwischen beiden Fällen doch auch ein wesentlicher Unterschied. Die Produktenbörse hat sich bei ihren neuen Schlußscheinen mit dem vollständigen Verbot des Getreideterminhandels einfach abfinden müssen; bei dem Kampf um das Börsenregister fällt vor Allem das kaufmännische Ehrgefühl gewichtig in die Waagschale.

An allen deutschen Börsen hat man den Vorschlag eines Börsenregisters für Termingeschäfte, sobald er auftauchte, als eine Kränkung der kaufmännischen Ehre angesehen und bekämpft. Das hat freilich den Reichstag nicht abgehalten, das Register, welches in der Bundesrathsvorlage nur für Termingeschäfte in Waaren vorgesehen war, auch für Termingeschäfte in Werthpapieren in das Gesetz einzufügen. Der Kernpunkt liegt in § 66 des Börsengesetzes, nach welchem durch ein Börsentermingeschäft ein Schuldverhältniß nicht begründet wird, wenn nicht für den betreffenden Geschäftszweig beide Parteien in einem Börsenregister eingetragen sind. Mit anderen Worten, dasselbe Geschäft, welches, zwischen Eingetragenen abgeschlossen, rechtlich anderen Handelsgeschäften gleichsteht, gilt als Spiel, aus welchem klagbare Forderungen nicht entstehen können, wenn auch nur einer der Kontrahenten nicht im Register eingetragen ist. Es ist begreiflich, daß dieser Einrichtung,

welche in keinem Lande, in dem Börsen vorhanden sind, besteht, alsbald die Bezeichnung „Spielerregister“ angeheftet wurde. Bisher hat allerdings das Reichsgericht in seinen Entscheidungen bei Prozessen über Termingeschäfte in immer ausgedehnterem Maße den Einwand gelten lassen, daß es beim Geschäftsabschlusse nur auf die Zahlung einer Differenz abgesehen, daß es sich demnach um einen Spielverlust handle, der nicht eingeklagt werden könne. Das Register sollte unter diesen Umständen den Börsen dadurch schmackhaft gemacht werden, daß, wenn auch nicht vollständig, so doch in weit größerem Umfange als bisher der Einwand des Spiels für alle Fälle beseitigt wurde, in denen der Geschäftsabschluß zwischen eingetragenen Personen stattgefunden. Aber dieser Vortheil konnte doch über den eigentlichen Charakter des Registers nicht hinwegtäuschen. Sein praktischer Werth ist überdies sehr gering. In das Register, welches durch den „Reichsanzeiger“ veröffentlicht und überdies Jedermann zur Einsicht zugänglich gemacht werden soll, werden sich überhaupt nicht leicht Privatpersonen, welche der Börse nicht angehören, eintragen lassen und seien es selbst Rentiers, denen innerhalb verständiger Grenzen ein Börsengeschäft gar nicht verübelt werden könnte. Bei Termingeschäften mit Privatleuten würde also voraussichtlich nach wie vor im Prozesse der Einwand des Spiels gemacht werden können. Bei Geschäften zwischen Börsenmitgliedern unter einander würde andererseits auch kein besonderer Nutzen geschaffen werden, denn bei solchen Geschäften ist auch bisher — wie in der erwähnten Versammlung konstatirt wurde — im Streitfalle niemals von einer Seite der Spieleinwand gemacht worden.

Trotzdem bleibt es fraglich, ob ein Termingeschäft an der Berliner Fondsbörse ohne jede Benutzung des Börsenregisters praktisch durchführbar ist. Der Referent in der erwähnten Börsenversammlung, Justizrath Dr. Riesser, hat in einem ebenso sachkundigen wie lichtvollen Vortrage die rechtlichen Schwierigkeiten dargelegt, mit welchen man bei einem allein auf Treu und Glauben gestellten Zeitgeschäft zu rechnen haben würde. Da bei solchen Geschäftsabschlüssen kein Schuldverhältniß begründet würde, so würde im Falle eines Konkurses der Konkursverwalter die etwa entstandene Differenzschuld nicht als berechtigte Forderung anerkennen können; in ähnlicher Lage würde sich im Erbfalle ein Vormund befinden. Eine sehr wesentliche Schwierigkeit droht auch daraus zu entstehen, daß die Vorstände von Aktienbanken, welche ohne rechtliches Schuldverhältniß aus solchen Geschäften herrührende Forderungen begleichen, sich der Gefahr aussetzen, hierfür von Aktionären regreßpflichtig gemacht zu werden, und wenn auch diese Schwierigkeit durch allgemeine Nichteintragung der Börsenmitglieder wesentlich herabgemindert werden könnte, so wird sie praktisch doch vielleicht am schwersten ins Gewicht fallen. Zur Behebung dieser und ähnlicher Schwierigkeiten sind auch vollständige andere Organisationen vorgeschlagen worden, durch welche man an die Stelle des Zeitgeschäfts das Kassageschäft setzen könnte. Ueber alle diese Fragen wird die von der Versammlung eingesetzte Kommission erst noch mit der Vereinigung der großen Banken zu verhandeln haben, ehe die definitive Entscheidung für die große Mehrzahl der Interessenten der Fondsbörse getroffen werden kann.

Es bleibt deshalb immer noch der Ausgang möglich, daß die inneren Schwierigkeiten einer Neuordnung das fast einmüthige Streben der Börse, die ganze gesetzgeberische Registerweisheit thatsächlich kalt zu stellen, zuletzt doch vereiteln, daß die Börsenmitglieder alsdann trotz alles Widerstrebens schließlich genöthigt sein werden, sich in das Register eintragen zu lassen. Aber die Bedeutung jener Versammlung hängt nicht von diesem heute noch zweifelhaften Ausgange ab, sie liegt in dem Verlaufe, ja in der Thatsache der Versammlung selbst. Die Mitglieder der Berliner Fondsbörse haben bewiesen, daß sie ernstlich und einig entschlossen sind, jeden nur denkbaren Versuch zu machen, um das Joch, das ihnen von der Gesetzgebung — oder sagen wir richtiger, von den Agrariern, welche heute die politische Macht in die Hände bekommen haben — auferlegt werden soll, nicht auf sich nehmen zu müssen.

Ich klage nicht und ich lasse mich nicht verklagen — erklärte einmal auf einem der früheren volkswirthschaftlichen Kongresse stolz ein Hamburger Kaufmann, indem er die Entbehrlichkeit staatlicher Hilfe, selbst auf dem Gebiete des Rechtsschutzes, vertrat. Er wollte damit sagen, daß er nur solche Geschäfte abschließe, bei denen er alle entstehenden Verpflichtungen ohne jeden gerichtlichen Zwang loyal zu erfüllen entschlossen und menschlichem Ermessen nach auch zu erfüllen im Stande sei, und daß er nur mit solchen Personen Geschäfte mache, die dächten wie er. Aber es ist wohl ein noch nicht dagewesener Vorgang, daß eine große Gemeinschaft von Kaufleuten in der Bedrängniß ihrer Interessen und ihres Ehrgefühls den Entschluß proklamirt, für einen nach Milliarden zählenden Geschäftsumsatz auf jeden staatlichen Rechtsschutz verzichten, alle Verpflichtungen auf Treu und Glauben stellen zu wollen. Und wenn der vorgeschlagene Ausweg sich nur als gangbar erweist, wenn nur, vielleicht bis auf eine kleine Minderheit, alle Börsenmitglieder gemeinsam diesen Weg gehen — der Pakt würde gehalten werden, das ist die Ueberzeugung aller Betheiligten, die Ueberzeugung Aller, die ein Verständniß für das Wesen des Handelsverkehrs besitzen. Wenn sich auch vielleicht einmal ein Einzelner fände, welcher sich den Mangel eines rechtlich gültigen Schuldverhältnisses zu Nutzen zu machen suchte, er würde von jedem Geschäft, selbst vom Kassageschäft ausgeschlossen sein, das ehrenhafte Gemeingefühl der ganzen Kaufmannschaft würde ihn seine unehrenhafte Handlung schwer büßen lassen. In der agrarischen Anschauung, die unter dem Einfluß einer wüsten Agitation entstanden, ist die Börse nicht viel anderes als eine Versammlung von Leuten, von denen Einer den Anderen begaunert und die Alle zusammen das Privatpublikum begaunern. Und doch werden in dieser Versammlung Tag für Tag Geschäftsabschlüsse über Hunderttausende, über Millionen gemacht, denen nichts zu Grunde liegt als ein einfaches Ja oder gar nur ein Kopfnicken. Aber der Fall soll erst noch nachgewiesen werden, in dem ein derartig bewirkter Abschluß nicht volle rechtliche Anerkennung gefunden hätte! Die von den Agrariern diktirte Gesetzgebung hat das **Mißtrauen gegen die Börse** in ihren Bestimmungen zum schärfsten Ausdruck gebracht; die Mitglieder der Berliner Fondsbörse haben ihm am 12. d. M. das Beste entgegengesetzt, was sie ihm entgegensetzen können: das **Vertrauen zu sich selbst.**

Und darum, wenn auch der schließliche Ausgang alle Anstrengungen als vergeblich erscheinen lassen sollte, wenn die Eintragung in das Register zur bitteren Nothwendigkeit würde, die Berliner Fondsbörse hat sich durch ihren jüngsten Beschluß ein Ehrenzeugniß ausgestellt. Dieser Beschluß wird auch in jedem Falle nicht ohne Nutzen bleiben. Der oben genannte Referent in der Versammlung am 12. d. M. hat bereits darauf hingewiesen, daß er bei den Bestrebungen auf Wiederbeseitigung einer verkehrten Gesetzgebung ins Gewicht fallen würde. Es ist bisher immer für die Aufgabe einer dem Verkehr wohlwollenden, aufbauenden Gesetzgebung erachtet worden, für die geschäftlichen Formen, welche sich im Laufe der Zeit im Handel herausgebildet, soweit es nöthig war, eine feste gesetzliche Grundlage zu schaffen; hier liegt eine übelwollende, zerstörende Gesetzgebung vor, welche die ausgebildeten Formen eines gewaltigen und unentbehrlichen Geschäftsverkehrs unmittelbar oder mittelbar zu zertrümmern sucht. Es wird in unserem öffentlichen Leben auch einmal die Zeit kommen, wo mit dieser Gesetzgebung wieder aufzuräumen möglich ist, und dann wird der Beschluß der Berliner Fondsbörse, gleichviel ob er **jetzt** praktischen Erfolg hat oder nicht, von erfolgreicher Mithilfe sein.

M. Braemel.

Staatsbahnen und Förderung des Wirthschaftslebens.

Allen denen, welche den sozialistischen Staat für praktisch unausführbar halten, die von einer Organisation des wirthschaftlichen Lebens von Staatswegen viel ungünstigere Resultate erwarten als von dem freien Wettbewerb wirthschaftlicher Kräfte, müßten die Erfahrungen, welche man in Preußen mit der Verstaatlichung der Eisenbahnen gemacht hat, eigentlich eine große Befriedigung gewähren.

Freilich in finanzieller Beziehung hat der Staat ein brillantes Geschäft gemacht und auch die schwierige Organisation einer so kolossalen Verwaltung ist dank der hervorragenden Leistungen Einzelner, der sich auch hier wieder bewährenden Tüchtigkeit des preußischen Beamtenstandes in einer Weise bewerkstelligt worden, der — wenn auch im Einzelnen Vieles zu bemängeln bleibt — doch aufrichtige Anerkennung gezollt werden kann.

Aber darüber, daß die Staatsverwaltung an der Aufgabe, zu deren Lösung die Verstaatlichung seiner Zeit erfolgte, die Eisenbahnen ausschließlich im wirthschaftlichen Gesammtinteresse des Vaterlandes zu verwalten, vollständig gescheitert ist, darüber herrscht heut auch bei den begeistertsten Befürwortern jener Aktion — wenigstens soweit sie Frachtinteressenten sind und nicht lediglich theoretisch für das System der Staatsbahnverwaltung schwärmen — kaum ein Zweifel mehr. Es ist heut ordentlich humoristisch, die feierlichen Versprechungen aus jenen Jahren zu lesen, „daß an Stelle des Aktionärs, dem das Ergehen von Landwirthschaft und Industrie gleichgültig sei und der nur ein Interesse — das möglichst hoher Dividenden — kenne, die Fürsorge des Staats gesetzt werden müsse, der die Bahnen zum Zwecke der wirthschaftlichen Förderung des Landes planmäßig verwalten werde." Man gab zwar auch damals manchmal zu, daß das Interesse des Aktionärs sich eigentlich mit dem der Verkehrsentwicklung decken müsse, aber an Stelle des planlosen Zufalls des Wettbewerbs sollte die zielbewußte Thätigkeit des Staates gesetzt werden.

Allerdings der Staat besteht ebenfalls aus Menschen und muß von Menschen verwaltet werden, die unter Umständen auch nicht mit einer höheren Weisheit begabt sein können als Direktion und Verwaltungsrath einer Privatbahn (von denen unbedingt zugegeben werden soll, daß sie bisweilen auch kurzsichtig handelten). Um hier Mißgriffe zu vermeiden, hat man daher neben die Staatsverwaltung noch Interessentenbeiräthe — die Bezirks-Eisenbahnräthe und den Landes-Eisenbahnrath gesetzt, welche über die wirthschaftliche Tragweite der Tarif- und Fahrplanmaßnahmen ihr sachverständiges Gutachten abzugeben berufen sind, also an Stelle ungeregelterer Konkurrenz die bestorganisirte Vertretung wirthschaftlicher Interessen, denn die Handelskammern und wirthschaftlichen Vereine entsenden ihre sachkundigsten Mitglieder in diese Beiräthe. Die Protokolle der letzteren sind eine ausgezeichnete Quelle, um sich über Produktions-, Absatz- und Konkurrenzverhältnisse der einzelnen Zweige unseres auf die Gütererzeugung gerichteten Erwerbslebens zu unterrichten; eine Fülle von Sachkenntniß, von wirthschaftlichem Verständniß — bisweilen auch große Gesichtspunkte — sind hier zu finden, und bei dem Meinungsaustausch in den Sitzungen ist Alles gewiß noch viel besser zum Ausdruck gekommen als es in den Protokollen steht. Und doch werden sich nur sehr wenige ihrer Mitglieder aus den Interessentenkreisen darüber im Unklaren sein, daß die Wirksamkeit dieser Organisationen eine sehr dürftige ist.

Dieser Mißerfolg liegt nicht an den betheiligten Menschen, er ist in den natürlichen Umständen begründet:

Um nicht den Vorwurf ständiger Ungerechtigkeit auf sich zu ziehen, um nicht in reine Willkür zu verfallen, mußte die Staatsbahnverwaltung ihren Tarifen ein möglichst gleichmäßiges Schema zu Grunde legen; jede Abweichung von demselben zu Gunsten eines Erwerbszweiges, eines Produktions- oder Konsumtionsgebietes zieht naturgemäß sofort die gleiche Forderung aller anderen Interessen nach sich; man legte also ein Schema an, welches den Schein der größten Unparteilichkeit und Gleichmäßigkeit besitzt: das kilometrische Tarifsystem, bei dem einmal die Kosten für die Arbeit des Abfertigens (Bahnhofsgebühren, Expeditionsgebühren) und sodann die der Beförderung nach der Transportlänge (Streckengebühren) letztere derart erhoben wurden, daß für jedes durchlaufene Tonnenkilometer für das gleiche Gut derselbe Einheitssatz erhoben wird; die Streckenfracht erhöht sich also in arithmetischer Progression der Entfernung.

Dies System bedeutet aber trotz scheinbarer Gleichmäßigkeit eine starke Benachtheiligung aller auf größere Entfernungen Verfrachtenden, indem einmal die Betriebskosten der Bahnen nur einen Bruchtheil (circa 25 Prozent der Gesammtselbstkosten) ausmachen, sodann die Abgabe, welche der Verfrachter über die Selbstkosten der Bahnen hinaus in der Fracht bezahlen muß, im prozentualen Verhältniß der Entfernung steigt.

Da nun — trotzdem in Preußen das Staatseisenbahnmonopol mit nicht in Betracht kommenden Ausnahmen durchgeführt ist — doch für verschiedene Relationen konkurrirende Transportmittel — Seeschiffahrt, Binnenschiffahrt, ausländische Bahnen — in Betracht kommen, bei deren Benutzung die natürliche den Selbstkosten sich anschmiegende Tarifbildung eintritt, so konnte die Staatsverwaltung — wollte sie nicht sehr erhebliche Frachten überhaupt verlieren — an ihrem Schema nicht streng festhalten, sondern mußte niedrigere Ausnahmetarife in bestimmten Verkehrsrichtungen einstellen; in einer Anzahl von Fällen geschah dies außerdem zu dem Zweck, um dem heimischen Produkt den Wettbewerb mit dem unter günstigeren Bedingungen verfrachtenden des Auslandes zu ermöglichen. Es hat dies dazu geführt, daß heut bereits mehr als 60 Prozent aller Güter nicht zu den regulären, sondern zu Ausnahmetarifen gefahren werden; gewiß die beste Kritik der Verfehltheit des kilometrischen Tarifsystems. Daß das letztere unbrauchbar ist, wird von allen Fachleuten anerkannt; es sei nur an die ausgezeichneten Schriften des früheren vortragenden Raths im Arbeitsministerium, jetzigen Eisenbahn-Direktionspräsidenten Ulrich, an zahlreiche parlamentarische Aeußerungen des Ministers Thielen erinnert. Wenn man ohne Schema nicht auskommen kann, — und daß man das in einem derartigen Staatsbetrieb unmöglich kann, ist klar — so erweist sich die Tarifbildung nach fallender Skala mit zunehmender Transportlänge (sogenannte Staffeltarife) als viel zweckmäßiger.

Aber warum geht man denn zu dem nun einmal als zweckmäßiger erkannten System der Staffeltarife nicht über, noch dazu, da sich herausgestellt hat, daß dasselbe für das finanzielle Interesse der Bahnen sehr viel vortheilhafter als das kilometrische System ist? Die Antwort lautet: das geht nicht, das erlaubt die wirthschaftliche Weisheit des Staates nicht. Zwar kann man gar nicht im Unklaren sein, daß infolge der daraus hervorgehenden, wesentlichen Erniedrigung der Frachten auf große Entfernungen eine allgemeine Belebung nicht nur von Handel und Industrie, sondern auch der Landwirthschaft eintreten würde, daß nicht nur der Konsum im Innern vermehrt, sondern auch die Produktionskosten ermäßigt und damit ebenfalls die Ausfuhr gesteigert werden würde; aber eine solche Maßnahme würde zu einer Verschiebung der Absatzgebiete führen; gewisse unter dem jetzigen System privilegirte Gegenden bezw. Produktionszweige würden das bisherige Privilegium verlieren; sie würden unter dem Wettbewerb anderer Gegenden des Staates nicht mehr in ihrem bisherigen Absatzgebiet so hohe Preise wie bisher erzielen können; eine oder die andere Produktion würde in einer Gegend vielleicht auch nicht mehr lebensfähig bleiben.

Einige Jahre bestanden Staffeltarife für Getreide, Mehl und Malz, welche einen lebhaften Versand dieser

Artikel vom Osten nach dem Westen und Süden Deutschlands hatten; daß sie einen Preisdruck in diesen Gegenden zur Folge hatten, ist nicht einmal erwiesen, aber die Thatsache, daß diese Produkte nunmehr konkurrirend mit denen der dortigen Landwirthschaft auftraten und die Preise im Osten nicht mehr um denselben Betrag niedriger standen als im Westen, erregte einen solchen Sturm in den Kreisen der Landwirthe, Müller und Mälzer Mittel-, West- und Süddeutschlands, daß diese Tarife — trotzdem sie der Staatsbahnverwaltung mehrere Millionen brachten — wieder aufgehoben werden mußten. Es war dies der Preis, von welchem die Agrarier jener Gegenden ihre Zustimmung zum russischen Handelsvertrag abhängig machten. Ich habe damals verschiedene unserer schlesischen Agrarier auf diese Gefahr aufmerksam gemacht; sie vermochten sie dadurch abzuwenden, daß sie für den ihre Interessen in keiner Weise schädigenden russischen Handelsvertrag eintraten; das erlaubte aber die Fraktionspolitik nicht.

Die Zuckerinteressenten Sachsens, Braunschweigs, Hannovers, Mecklenburgs, Rheinlands sind nicht nur die entschiedensten Gegner von Staffeltarifen für Zucker, der ihnen die Konkurrenz der ostdeutschen Zuckerfabriken (namentlich Schlesiens und Posens) näher bringen könnte, sie perhorresciren aus demselben Grunde überhaupt jede Frachtermäßigung für diesen Artikel, selbst einen niedrigeren Ausfuhrtarif über See, da derselbe den schlesischen Fabriken bei größerer Transportlänge eine erheblichere Frachtermäßigung als ihnen selbst bringen würde.

Genau ebenso ist die Stellung der Braunkohlenproduzenten Mitteldeutschlands, die ihr Absatzgebiet in geringer Entfernung der Förderstätten haben und die von jeder generellen Frachtermäßigung für Brennstoffe die stärkere Konkurrenz der großen Steinkohlenreviere fürchten; ebenso sind die Waldenburger Steinkohlengrubenbesitzer Gegner jeder allgemeinen Herabsetzung der Kohlentarife, am meisten Gegner der Staffeltarife, die den mächtigeren Kohlenrevieren Oberschlesiens und der Ruhr größere Ermäßigungen nach den wichtigsten Absatzpunkten (Berlin, Sachsen) bringen und damit ihnen den Wettbewerb daselbst erschweren würden; ähnlich liegen die Verhältnisse für die Aachener Kohlengruben.

Getheilt sind die Herzen der Oberschlesier; für Kohlen, Zink, Blei, Schwefelsäure, Theer sind ihnen niedrige Frachten insbesondere Staffeltarife hoch erwünscht, für Eisen wäre ihnen eine allgemeine Detarifirung höchst ungelegen; die dortige Eisenindustrie arbeitet unter ungünstigen Bedingungen, mit hohen Selbstkosten; einen Theil ihres Absatzgebietes kann sie nur behaupten, wenn der Westen nicht mit billigeren Frachten nach demselben vordringen kann.

So stränden sich andererseits die Chamotte- und Verblendsteinwerke des Westens und der Mitte Deutschlands gegen Staffeltarife, indem sie dann die schlesische Konkurrenz auf den Hals zu bekommen fürchten; so schreien die Waldbesitzer Rheinland-Westfalens bei dem Gedanken Holz billiger zu verfrachten, und so giebt es kaum einen Artikel, wo nicht der Eine für, der Andere gegen billigere Tarife ist. „Wat dem Einen sin Uhl, ist dem Annern sin Nachtigall", sagt Reuter.

Nun kommen die Anträge auf Tarifermäßigung an den Bezirkseisenbahnrath; hier, — wo verhältnißmäßig selten auseinandergehende Interessen bestehen, gehen sie, wenn gehörig motivirt —, meist durch, denn innerhalb der Bezirkseisenbahnräthe stimmen Handel, Industrie und Land- und Forstwissenschaft meistens mit einander; man unterstützt die Wünsche des Andern in der Hoffnung, dieser werde das Gleiche bezüglich der eigenen Wünsche thun. Darauf werden aber auch die anderen Bezirkseisenbahnräthe über den Antrag gehört und die gegentheiligen Interessen kommen zum Wort; man spricht sich natürlich dagegen aus. Die Sache kommt vor den Landes-Eisenbahnrath und da müssen schon Zeichen und Wunder geschehen, wenn derselbe — wo nur irgend ein Schein divergirender Interessen besteht — für eine Tarifermäßigung eintreten soll. Außer den Düngemittel- und Futtermitteltarifen, einigen Exporttarifen und solchen Ermäßigungen, welche nothwendig waren, um die Frachtmengen der Bahn zu erhalten und nicht auf konkurrirende Verkehrswege übergehen zu lassen, ist kaum etwas Nennenswerthes als positiver Erfolg aus der Thätigkeit der Eisenbahnbeiräthe herausgekommen. Gerade die mehrfache Destillation der wirthschaftlichen Weisheit im Landes-Eisenbahnrath hat wesentlich zu dem Stillstand in der Tarifentwicklung geführt, zu der wir seit der Verstaatlichung mit geringen Ausnahmen verurtheilt sind.

Nicht anders liegt das Verhältniß im Abgeordnetenhaus: was über die Stellung der Abgeordneten zur Frage der Getreidestaffeltarife gesagt worden ist, kann als typisch für die Behandlung dieser Fragen seitens der Majorität angesehen werden; wenn die günstigeren Produktions- und Absatzverhältnisse im Westen und Süden Deutschlands zu einem höheren Preise von Grund und Boden daselbst geführt haben als im Osten, so darf diesem nicht die Möglichkeit gewährt werden mit seinen Produkten dorthin zu kommen um so einen allmählichen Ausgleich der Bodenpreise und Arbeiterlöhne herbeizuführen. Wer benachtheiligt ist, muß weiter benachtheiligt werden, wer ein faktisches Privilegium hat, muß es behalten; das ist der Weisheit letzter Schluß, wenn die wirthschaftliche Einsicht eines Interessentenkollegiums über die Bildung der Tarife zu entscheiden hat, und es läßt sich nicht verschweigen, daß leider auch die gesetzgebenden Körperschaften mehr und mehr zu Interessentenvertretungen sich umgewandelt haben — wenn nicht zu solchen lokaler, so doch beruflicher Art.

(Schluß folgt.)

Breslau. Georg Gothein.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

X.

Die Entscheidung.

Newyork, 6. November 1896.

Die Wahl ist vorüber. Die Mehrheit des amerikanischen Volkes hat das Vertrauen, das die Freunde seiner freien Verfassung in den Verstand und die Ehrenhaftigkeit der Nation gesetzt hatten, glänzend gerechtfertigt. Die demokratischen Institutionen des Landes und das allgemeine Stimmrecht sind aus dieser gefährlichen Krisis gekräftigt hervorgegangen. Freiheit ist die beste Erzieherin der Völker; selten ist diese Wahrheit wirksamer zu Tage getreten.

Der Amerikaner trägt sein Haupt heute höher, als seit langer Zeit. Sein nationales Ehrgefühl ist gestärkt, sein Glaube an die Zukunft des Landes und an eine baldige neue wirthschaftliche Blüthe befestigt. Er fühlt sich als Bürger eines großen freien Staates, dessen Bau auch die schwersten Stürme der öffentlichen Meinung auszuhalten vermag.

Die Wahl selbst vollzog sich hier in Newyork ganz glatt und einfach. Von all den alten Räubergeschichten über turbulente Newyorker Wahlen ist nichts mehr zutreffend. Die Wahl am vorigen Dienstag war ein Muster von Ordnung, und der Wahlapparat funktionirte tadellos. Die Stadt war in 1392 Wahldistrikte eingetheilt und die Abstimmung ging theils in gemietheten Räumen, theils in ad hoc aus Wellblech hergestellten Stimmbuden, die in den

Straßen standen, vor sich. Der Wahlvorstand besteht aus acht Bürgern — vier Wahlinspektoren, zwei Ballot Clarks und zwei Poll Clarks —, welche für die Arbeit am Wahltage theils zehn, theils fünf Dollars pro Person Entschädigung erhalten. Die Inspektoren haben vorher bereits an vier Tagen gegen eine Entschädigung von fünf Dollars pro Tag und Person gebient, um die Registrirung der Wähler vorzunehmen. Niemand kann wählen, der nicht zuvor durch ordnungsmäßige Eintragung in das Wahlregister sich als stimmberechtigt ausgewiesen hat.

Der registrirte Wähler erscheint am Wahltage mit seiner Registerkarte im Wahllokal. Er tritt durch eine bestimmte Thür ein, erhält von dem einen Poll Clark den Wahlbogen, der vor seinen Augen vorschriftsmäßig zusammengefaltet wird, und begibt sich dann in einen der fünf bis sechs Verschläge, die angebracht sind, um das Ankreuzen der Namen unbeobachtet vornehmen zu können.

Bei der Wahl vom 3. November hatte der Newyorker Wähler gleichzeitig 42 Wahlen vorzunehmen, nämlich die Wahl von 36 Präsidentschaftselektoren, sowie die Wahlen des Gouverneurs, des stellvertretenden Gouverneurs, eines Richters im Appellationsgericht, eines Coroners, eines Mitgliedes des Repräsentantenhauses in Washington und eines Mitgliedes der Staatslegislatur. Auf dem Wahlbogen sind die Kandidaten für sämmtliche durch Wahl zu besetzende Aemter rubrikenweise nach Parteien geordnet, und vor jedem Namen ist ein Viereck für die Ankreuzung angebracht. Die letzte Rubrik ist leer, so daß der Wähler, wenn ihm keiner der von den Parteien vorgeschlagenen Kandidaten gefällt, in der Lage ist, auch andere Namen einzutragen.

Auf dem diesjährigen Newyorker Stimmbogen waren sechs verschiedene Parteien mit vollen Kandidatenlisten vertreten, nämlich die Republikaner (McKinley), die Demokraten (Bryan), die Nationaldemokraten (Palmer), die Prohibitionisten (Levering), die Sozialisten (Matchett) und die außerhalb der Fusion mit den Demokraten gebliebenen Populisten (Bryan und Watson). Die meisten Wähler treffen nun unter den 252 Namen des Stimmbogens in der Weise die Auswahl, daß sie einfach für das gesammte Ticket ihrer Partei stimmen. In diesem Falle haben sie nur unter dem Emblem ihrer Partei, das über der betreffenden Rubrik angebracht ist, in einem vorgezeichneten Kreise mit einem schwarzen Bleistift ein Kreuz zu machen; dann gilt die ganze Parteiliste als gewählt. Will der Wähler dagegen neben einer Parteiliste im Allgemeinen für ein einzelnes Amt aus einer anderen Rubrik einen Kandidaten wählen, so malt er vor diesem Kandidaten ein besonderes Kreuz.

Da jeder Wähler die Parteiembleme kennt — die McKinley-Leute hatten diesmal einen Adler, die Bryan-Partei einen dunklen Stern, die Golddemokraten ein Segelschiff, die Prohibitionisten einen Springbrunnen, die Sozialisten einen Arm mit Hammer, die Populisten ein Kleeblatt gewählt, so ist es selbst den Analphabeten möglich, das Wahlrecht auszuüben.

Der Wahlapparat ist nicht in allen Staaten der Union der gleiche. Die Einzelstaaten haben betreffs des Wahlreglements freie Hand. Sie können sogar das allgemeine Wahlrecht beschränken oder dasselbe, wie z. B. in Colorado und Utah geschehen, auf die Frauen ausdehnen. Sie haben auch zu bestimmen, ob nach Distrikten oder — was heute allgemein ist — im Listenskrutinium die Elektoren zu erwählen sind. Ebensowenig bestehen betreffs des Beginns und des Schlusses der Wahlhandlung Bundesvorschriften. Hier in Newyork begann die Wahl bereits um 6 Uhr Morgens und der Wahlakt schloß Nachmittags um 5 Uhr.

In anderen Staaten wurde zwischen 7 und 6, zwischen 8 und 7, ja selbst zwischen 9 und 4 Uhr gewählt. Das Wahlresultat wird deshalb auch aus den verschiedenen Staaten zu ungleichen Zeiten bekannt. Daneben kommt nach der Zeitunterschied zwischen der atlantischen und der pazifischen Küste in Betracht. Unter diesen erschwerenden Umständen ist es geradezu Staunen erregend, daß die sichere Entscheidung über die Wahl McKinleys bereits um 11 Uhr Abends am Wahltage in den Straßen Newyorks verkündet werden konnte.

Das öffentliche Leben Newyorks am Abend dieses dritten November war von einem ganz eigenartigen Reiz. Bereits gegen sieben Uhr begannen sich die Straßen zu füllen. Auf dem Broadway und in dem Viertel, wo die Preßpaläste stehen, war bald kein Fleckchen Trottoir mehr frei. Mühsam nur konnten die Straßenbahnen auf dem Fahrdamm vorrücken. In den weniger belebten Nebenstraßen vergnügte sich die Jugend damit, Freudenfeuer anzuzünden. Welche Partei sich zu freuen haben werde, war noch zweifelhaft. Allenthalben huschen fregele Zeitungsjungen durch die Menge und schreien verfrühte Extrablätter aus. Die Masse wächst mit jeder Minute an; sie schiebt sich vorwärts und rückwärts. Die Hunderttausende betragen sich durchweg gesittet, so daß auch die zahlreichen Frauen und Kinder in der Menge ungefährdet sind. Nur mit Knarren und Blechtrompeten wird ein Höllenlärm gemacht.

Plötzlich erscheinen auf den riesigen Transparenten vor den Gebäuden der großen Zeitungen die ersten Wahlnachrichten. Schon bald nach acht Uhr weiß man, daß die Stadt Newyork für sound money gewonnen ist. Die Nachricht wird mit Jubel begrüßt. Bald kommen ähnliche gute Nachrichten aus Brooklyn, dann in rascher Folge aus dem Staat. Schon vor neun Uhr besteht kein Zweifel mehr, der Staat Newyork hat eine Mehrheit von über 200 000 Stimmen für McKinley aufgebracht. Enthusiasmus ergreift die Menge. Hochrufe, patriotische Gesänge und Trompetengetute werden häufiger. Dann folgen Schlag auf Schlag weitere Siegesbotschaften. Massachusetts, Pennsylvanien bewähren ihren alten Ruf als Hochburgen des amerikanischen common sense. Sie melden riesige Majoritäten. Aber wie steht es mit den Mittelstaaten? Sie geben die Entscheidung. Die ersten Mittheilungen aus Chicago laufen ein. McKinley hat einen Vorsprung vor Bryan, der Vorsprung wächst, er wird immer größer. Bryan ist in Chicago, wo er seine größten äußeren Triumphe feierte, furchtbar aufs Haupt geschlagen. Weitere Nachrichten zeigen, daß auch der Staat Illinois für ihn verloren ist. Ueber 100 000 Stimmen Mehrheit für McKinley in Illinois und Altgeld als Gouverneur geschlagen! Damit ist der Höhepunkt der Spannung erreicht und die Straßen Newyorks gleichen zeitweilig einem wahren Hexenkessel. Feuerwerk wird abgebrannt, die Scheinwerfer fahren mit ihren Lichtgarben hin und her, ein rasender Lärm entsteht; und nun erscheinen auch die Zeitungsjungen, die sich wie Eidechsen allenthalben durchdrängen, und alle paar Minuten mit neuen Extrablättern angelaufen kommen.

Inzwischen waren auch Nachrichten aus Michigan, Iowa, Indiana eingetroffen. Sieg auf der ganzen Linie. Dann hieß es plötzlich: Kentucky für McKinley! Brausender Jubel. Noch nie, so lange Kentucky als Staat besteht, hat es für einen republikanischen Präsidentschaftskandidaten gestimmt. Jetzt haben die Golddemokraten den Staat in das Lager der Gutgeldleute hinüber gebracht. Sie haben sich nicht damit begnügt, für Palmer und Buckner zu stimmen, sie haben ganze Arbeit gemacht und gleich die McKinley-Elektoren gewählt. Der solid South ist durchbrochen. Maryland und West-Virginia folgen Kentuckys Beispiel. Aber selbst Tennessee, ja sogar North Carolina sollen gewonnen sein. Man ruft es sich zu, aber es ist nur ein Gerücht. Es taucht aber hartnäckig wieder auf. Die Ueberschwänglichen rechnen bereits auf 350 Elektoren für McKinley. Spätere Nachrichten gießen wieder etwas Wasser in den Wein der Parteibegeisterung. Aber um 11 Uhr weiß man mit Sicherheit, daß McKinley und Hobart gewählt sind. Die Spannung ist vorüber. Man geht in die Klubs, beglückwünscht sich und sendet den Gewählten Begrüßungstelegramme. In den Theatern haben die Siegesbulletins solche Erregung hervorgerufen, daß nicht weiter gespielt werden kann. In den Vorhallen der Hotels, woselbst die Wahltelegramme ebenfalls von Minute zu Minute angeschlagen werden, summt es wie in einem Bienenschwarm.

Nach Mitternacht wird das Leben allmählich schwächer. Die Sieger wissen, daß sie glänzend gesiegt haben. Sie werden morgen aus den Zeitungen erfahren, wie groß der Sieg war

Und all diese Aufregung, dieser Jubel und dies Gedränge, die überschäumende Freude der Einen, die tiefe Enttäuschung der Andern hat keine Scene der Brutalität, keinerlei ernste Unordnung hervorgerufen. Das Alles ohne besonderes Aufgebot von Polizei und Militär. Das ist die Folge einer langen Gewöhnung in der Freiheit; das ist die erzieherische Kraft demokratischer Institutionen!

Es hat dann einige Tage gedauert, bis der Rauch und Staub des Schlachtfeldes sich soweit verzogen hatte, daß man das Endresultat deutlich erkennen konnte.

Danach hat Bryan den ganzen Süden — mit Ausnahme von Maryland, West Virginia und Kentucky — gehalten, wenn auch mit stark gegen früher verminderten Majoritäten. Daß North Carolina und Tennessee für McKinley gewonnen seien, bestätigt sich nicht. Auch Kentucky ist, wenn überhaupt, was noch nicht völlig feststeht, nur mit sehr geringer Mehrheit den Silberleuten entrissen. Dagegen haben Maryland und West Virginia zweifellose Mehrheiten für McKinley ergeben. Von den Staaten der pazifischen Küste sind Californien und Oregon gleichfalls McKinley zugefallen. Läßt man Kentucky und Wyoming mit zusammen 16 Stimmen, bei der Unsicherheit des dortigen Wahlausfalls, zunächst außer Betracht, so ergibt sich danach folgende Gruppirung: Bryan sind 167 Elektorenstimmen aus den 20 Staaten Alabama, Arkansas, Colorado, Florida, Georgia, Idaho, Kansas, Louisiana, Mississippi, Missouri, Montana, Nebraska, Nevada, North Carolina, South Carolina, Tennessee, Texas, Utah, Virginia, Washington zugefallen, während McKinley die 264 Elektorenstimmen der übrigen 23 Staaten, nämlich Californien, Connecticut, Delaware, Illinois, Indiana, Iowa, Maine, Maryland, Massachusetts, Michigan, Minnesota, New Hampshire, New Jersey, Newyork, North Dakota, Ohio, Oregon, Pennsylvanien, Rhode Island, South Dakota, Vermont, West Virginia und Wisconsin bekommen hat. Selbst wenn — was nicht einmal wahrscheinlich ist — Kentucky und Wyoming beide schließlich Bryan zugezählt werden sollten, so bleibt McKinley's Mehrheit eine stattliche. Fügt man dann hinzu, daß McKinley's popular vote, das heißt die Zahl der Stimmen, die in der ganzen Union auf McKinley Elektoren gefallen sind, um etwa eine Million Stimmen dem popular vote Bryan's voraus ist; daß ferner die Silberleute im Kongreß in die Minderheit gebracht sind — die Anhänger von sound money werden im nächsten Repräsentantenhause mindestens eine Dreifünftelmehrheit, im Senat eine Mehrheit von etwa 6 Stimmen haben — so muß man zugeben, daß ganze Arbeit gemacht ist.

Daß sich die überschwänglichen Hoffnungen der Parteioptimisten, die etwas ganz Unerhörtes prophezeiten, nicht erfüllt haben, ist begreiflich genug.

Die Leser meiner früheren Berichte werden einen ungefähren Begriff von den ganz außerordentlichen Schwierigkeiten des Wahlkampfes bekommen haben. Es ist nur der ungeheuren Kraftanstrengung der Gutgeldparteien zu verdanken, daß der Kampf zu einem so glücklichen Ende geführt ist. Es war eine Krisis, die das Land näher an den Abgrund geführt hat, als man sich in Europa im Allgemeinen vorstellte. Niemand hat sich in dieser Krisis um die Union mehr verdient gemacht, als die Golddemokraten. Die über alles Erwarten kleine Stimmenzahl für Palmer und Buckner zeigt, daß diese Partei die patriotische Aufopferung schließlich auch noch dadurch bethätigt hat, daß sie in ihrer ganz überwältigenden Mehrheit sofort für die McKinley Elektoren stimmte. Diese Patrioten haben in Wahrheit das Wohl des Landes über die Partei gestellt, eine Handlung, die bekanntlich leichter verlangt als praktisch ausgeübt wird.

Die nächste Frage ist nun: Ist die free coinage-Bewegung wirklich todt oder wird sie aufs Neue nach vier Jahren die Zukunft der Vereinigten Staaten in Frage stellen? Ich nehme keinen Anstand, diese Frage dahin zu beantworten, daß nach meiner festen Ueberzeugung free coinage niemals wieder den Mittelpunkt eines Präsidentschaftswahlkampfes bilden wird. Von diesem Wahnsinn wird die Union nicht wieder heimgesucht werden. Alle Versuche, die Idee politisch am Leben zu erhalten, werden sich gar bald als völlig aussichtslos herausstellen. Das ist die dauernde Frucht dieses Erziehungsfeldzuges. Man wird diese Meinung vielfach als zu sanguin ansehen. Man vergegenwärtige sich deshalb noch Folgendes:

Der Kern der Armee von Wählern, welche sich diesmal ganz unzweideutig gegen den Silberschwindel ausgesprochen haben, steckt in den sechs Neu-Englandstaaten, den vier alten „Mittelstaaten" Newyork, Pennsylvania, New-Jersey und Delaware, in Maryland und den sieben großen westlichen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Iowa, Michigan, Wisconsin, Minnesota. Diese 18 Staaten repräsentiren allein die Mehrheit der Elektoren, nämlich 238 von 447, und diese Staaten haben sich allesammt mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, gegen free coinage erklärt. Dieser Theil des Landes, diesseits und jenseits der Alleghenies, hat bei dieser Wahl allein eine Mehrheit von 1½ Millionen Stimmen im popular vote aufzuweisen. Dieser halbe Theil des Landes umfaßt aber ferner — wie die heutige „Evening Post" ausführt — mehr als 56 Proz. der Gesammtbevölkerung der Union, mehr als 64 Proz. des Gesammtreichthums, neun Zehntel aller großen kommerziellen Plätze und die bei Weitem größte Intelligenz und geschäftliche Tüchtigkeit in dem Gemeinwesen der Vereinigten Staaten.

Ein politisches Verdikt, das von diesem wesentlichsten Theile der Union so unzweideutig ausgesprochen ist, kann keine bloß provisorische Bedeutung haben. Selbst wenn alle anderen Staaten — was ja thatsächlich durchaus nicht eingetroffen ist — auf die andere Seite getreten wären, so hätte dieses Bollwerk gegen Absurdität genügt. Die Situation war nur solange wirklich gefährlich, als es ungewiß blieb, ob der Erziehungsprozeß in diesem Kern des Landes seine Wirkung ausüben werde. Seitdem das völlig klargestellt ist, hat die free coinage-Bewegung keine Chance mehr. An politischen Quacksalbern wird natürlich nach wie vor kein Mangel sein, aber die spezielle free coinage-Medizin wird kein Glück mehr machen.

Anders liegt die Sache betreffs des Klassenhasses, der so reichlich ausgesät ist. Der Kampf gegen Wallstreet, gegen plutocracy, gegen die money power wird seinen Fortgang nehmen.

Diesem Kampfe durch weise Mäßigung den gerechten Vorwand zu nehmen, muß die Hauptaufgabe der Sieger sein. Ob die republikanische Partei diese Weisheit haben wird, muß sich bald zeigen. Ich glaube nicht, daß sie augenblicklich zu Exzessen geneigt ist. Dieser Ritt über den Bodensee, bei dem die Kräfte der Tiefe so deutlich vernehmbar wurden, hat die klügeren Männer der Partei sehr nachdenklich gestimmt, und ich bin mit keinem dieser Männer zusammengekommen, der nicht eine starke Abneigung gegen neue gesetzgeberische Exzesse verspürt hätte; insbesondere auch auf dem Gebiete der Zollpolitik.

Im Großen und Ganzen kann man deshalb der Zukunft dieses Landes heute mit mehr Zuversicht entgegenblicken, als seit langer Zeit.

Ich selbst schiffe mich morgen wieder nach Europa ein und verlasse dieses Land überzeugter von dem erzieherischen Werthe demokratischer Institutionen, als ich es vor neun Wochen betrat.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

I.

Die Justiznovelle, mit welcher der Reichstag seine Berathungen begann, vermochte, so wichtig sie für die Rechtssicherheit des Bürgers ist, die Aufmerksamkeit weder der Abgeordneten noch des Publikums in gebührendem Maße auf sich zu lenken. Nur die Juristen waren bei der Sache. Doch das matte parlamentarische Bild erhielt sofort lebhaftere Farben, als am Montag Fragen aufgeworfen wurden, welche die internationalen Beziehungen und einen Mann betrafen, der auch noch in seinen Schwächen interessant ist, und der trotz seiner Inaktivität die Kraft besitzt, die Ruhe Europas zu stören. Fürst Bismarck wollte die Verantwortlichkeit für die Annäherung Rußlands an Frankreich von sich abwälzen und gab deshalb das bisher gehütete Geheimniß preis, daß er mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag geschlossen hat, dessen nochmalige Verlängerung im Jahre 1890 nur durch den „Caprivismus“ und durch „englische Einflüsse“ verhindert worden sei. Die Amtspflicht der Verschwiegenheit hat er damit verletzt; er durfte nicht Verhandlungen veröffentlichen, deren Geheimhaltung ausdrücklich vereinbart war. Aber nicht nur, daß der Vertrag veröffentlicht wurde, sondern auch, daß er überhaupt geschlossen wurde, bildet kein Ruhmesblatt in der Geschichte Bismarck's. So glänzend sich sonst seine auswärtige Staatskunst bewährt haben mag, in diesem Falle versagte sie.

Das Gegentheil vermag nach dem Verlauf der Montagsdebatte nur noch die blindgewordene Bismarckschwärmerei zu behaupten, welche ihren Helden nach menschlichem Maß zu messen ganz verlernt hat. Für alle anderen Bevölkerungskreise fällt zunächst die thatsächliche Mittheilung des Fürsten Hohenlohe ins Gewicht, daß die unbedingte Geheimhaltung verabredet worden ist. Kein Kontrahent darf also einseitig den Zeitpunkt bestimmen, wann die Pflicht zur Sekretirung aufhört, am wenigsten eine aus dem Amt geschiedene Einzelperson, welche die Folgen der Indiskretion gar nicht ausreichend zu übersehen in der Lage ist. Ferner aber konnten die kritischen Erwägungen des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt über den Werth des Nebenvertrags auf vorurtheilslos denkende nicht ohne Eindruck bleiben. Herr v. Marschall hielt sich im Rahmen von Andeutungen, die nicht zu viel und nicht zu wenig sagten; er gab weder die Thatsache des Vertragsabschlusses zu, noch leugnete er sie — zugeben durfte er's nicht, weil ihm die Zunge gebunden war, leugnen durfte er's nicht, weil ein Faktum vorlag —; aber er schilderte doch die möglichen, ja wahrscheinlichen Schwierigkeiten, die ein solcher Vertrag nach sich ziehen kann, so überzeugend, daß man dem Fürsten Hohenlohe beistimmen muß, wenn er die Gründe, die die deutsche Politik bei der Nichterneuerung des Vertrages leiteten, als vollwichtig anerkannte.

Der Artikel I des Vertrages, den der deutsche Kaiser am 7. Oktober 1879 mit dem Kaiser von Oesterreich abgeschlossen hat, lautet wörtlich:

„Sollte wider Erwarten und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden Hohen Kontrahenten Eines der beiden Reiche von Seiten Rußland angegriffen werden, so sind die Hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesammten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen.“

Der geheime Nebenvertrag verpflichtet dagegen Deutschland, neutral zu bleiben, wenn Rußland angegriffen wird. Formell schließt ein Vertrag den andern nicht aus, und darum konnte Herr v. Marschall mit gutem Recht erklären, daß von deutscher Seite nie etwas verabredet worden sei, was unvereinbar wäre mit bestehenden Verträgen. Aber in der Praxis sind bei einer Rückversicherung Verwicklungen unvermeidlich, von denen Niemand behaupten kann, daß er sie sicher lösen werde.

Die schwache Stelle der Rückversicherung liegt darin, daß der Rückversicherte im entscheidenden Augenblick von der einen Seite um wohlwollende Neutralität, von der andern Seite um Unterstützung mit der ganzen Kriegsmacht angegangen würde und sich selber die Entscheidung darüber vindiziren müßte, wer der angreifende Theil ist. Nun behauptet aber jeder der kriegführenden Theile, daß der andere angefangen habe; das Odium des Angriffs will keiner auf sich nehmen. Eine solche Stellung könnte für den umworbenen Dritten vortheilhaft erscheinen, wenn dabei nur nicht den andern Staaten die Lust verginge, seine Bündnißfähigkeit hoch zu bewerthen, und wenn die andern nicht Lust bekämen, sich ebenso wie er den Rücken zu decken.

Bei der Debatte kam es darauf an, den Gegenstand des Streites scharf zu umgrenzen. Beschränkte man sich auf die Frage des Abschlusses und der Veröffentlichung des Vertrages, so war der Gegner matt gesetzt. Ging man über diese Grenze hinaus und griff die Gesammtpolitik des ersten Kanzlers an, so gab man dessen Vertheidigern Waffen in die Hand. Nicht alle Redner der Linken überschauten diese Situation klar genug, und darum operirten nicht alle klug genug. Die Herren v. Manteuffel, v. Kardorff und Paasche brauchten doch nur vor die Frage gestellt zu werden, ob sie allen entlassenen Beamten einen Freibrief für Verrath von Amtsgeheimnissen geben wollen, oder, wenn nicht allen, so welchen, und wo die Grenze zu setzen sei. Sie hätten sich dann darüber erklären müssen, ob es ihren staatserhaltenden Tendenzen entspricht, mit den altpreußischen Traditionen zu brechen, denen zufolge es eine Rechts- und Ehrenpflicht früherer Beamten ist, über alles zu schweigen, was sie in ihrer Eigenschaft als Beamte erfahren haben? Es wäre eine Verleugnung des konservativen Prinzips gewesen, hätten sie aus Anlaß dieses Einzelfalls eine laxere Moral gepredigt. Statt dessen spitzte sich die entgleisende Diskussion mehrmals auf die Frage zu, ob Fürst Bismarck ein großer Mann sei oder nicht. Und da konnten seine Anhänger flugs feurige Loblieder anstimmen.

Außerdem war auf den materiellen Werth der Friedensbürgschaft, die jenes Abkommen enthalten sollte, das grellste Licht wie mit einem Scheinwerfer zu konzentriren. Dann konnte nicht darüber diskutirt werden, ob Fürst Bismarck überhaupt Staatskunst bewiesen, sondern nur darüber, ob er sie in diesem Fall bewiesen habe. Und das Ergebniß der Prüfung wäre nicht zweifelhaft gewesen.

Wie schwach an sich die Position der Bismarckpartei war, ging schon daraus hervor, daß der Nächstberufene, der Abgeordnete Graf Herbert Bismarck, schwieg. Taktgefühl, auf das er sich in einer persönlichen Bemerkung bezog, war es schwerlich, das ihn vom Reden abhielt. Dem Taktgefühl des Sohnes hätte es vielmehr entsprechen müssen, dem angegriffenen Vater zur Hilfe zu kommen. Das Taktgefühl des Politikers hätte es erfordert, Angriffe, die so lange aus gedeckter Stellung erfolgten, nun endlich offen zu vertreten. Im Lichte eines überfeinen Zartsinns wollte Graf Bismarck der Welt erscheinen; doch wir fürchten, daß die böse Welt eher auf Unzulänglichkeit als auf Zartsinn schließt. Er konnte nicht, und darum ließ er's bleiben, so hieß es im Reichstag. Der Augenblick zu einer Auseinandersetzung Stirn gegen Stirn war gekommen; der Vertreter des Hauses Bismarck hat ihn nicht benutzt. Vorsichtig war dieses Ausweichen, rühmlich war es nicht.

Der Rechten war es lieb, daß diese Debatte bald ihr Ende fand. Einem Antrag auf Vertagung widerstrebte sie, und so konnte sich der Reichstag schon am folgenden Tage mit einem anderen Gegenstand beschäftigen. Die Duellfrage mußte parlamentarisch erörtert werden, und das Mittel dazu bot nach der Geschäftslage eine Interpellation. Die freisinnige Vereinigung hatte eine solche vorbereitet, sie aber fallen lassen, als die Volkspartei ihren ursprünglichen Initiativantrag in eine Interpellation umwandelte. Der hierdurch gegebene erneute Anstoß bringt vielleicht in die schwebenden Verhandlungen ein rascheres Tempo. Die Erklärungen des Fürsten Reichskanzlers würden günstigere Aussichten eröffnen, wenn ihnen nicht diejenigen des preußischen Kriegsministers gefolgt wären.

Fürst Hohenlohe will Bestimmungen treffen, welche den Zweikampf, wenn nicht völlig beseitigen, so doch auf ein Mindestmaß zurückführen sollen. Es ist eine Aenderung der Verordnung über die Ehrengerichte dahin geplant, daß die Entscheidung niemals auf eine Nöthigung zum Zweikampf oder auf eine Zulassung desselben hinauslaufen dürfe. Zusammen mit der Zusicherung, daß die Regierung auch auf dem Gebiete des Duellwesens den gesetzlichen Vorschriften in allen Kreisen der Bevölkerung ohne Unterschied des Standes oder Berufes Achtung zu verschaffen gedenke, könnte die Erklärung befriedigen, mehr wenigstens als die weitere Eröffnung, daß möglicherweise auch schärfere Bestimmungen über die strafrechtliche Sühne von Beleidigungen getroffen werden sollen. Doch Herr v. Goßler, der Kriegsminister, vertheidigte gleich darauf vorbehaltlos den hochgespannten Ehrbegriff des Offizierkorps, sprach ohne die erforderlichen Einschränkungen von dem Recht der Nothwehr und schien größeren Werth darauf zu legen, mit seinem Debüt im Kasino als im Parlament zu gefallen. Und auch am zweiten Tage der Debatte verwischte er nicht wesentlich diesen Eindruck.

Einstweilen wird man sich indeß mehr an die wohlerwogene Auskunft des Reichskanzlers als an die minder bedachten und minder geschickten Auslassungen des Kriegsministers halten dürfen. Das Versprechen ist gegeben; das ist zu registriren.

Bei dieser Debatte befand sich die Linke mit ihren Rednern vollkommen auf der Höhe der Situation, und besonders der Abgeordnete Lenzmann förderte die Diskussion durch das neue bemerkenswerthe Material an Thatsachen, das seine treffliche Rede enthielt.

Proteus.

Die Offiziersehre in Lessing's Minna von Barnhelm.

Eine nationale Epoche schuf das nationale Drama. Die Anleihe, die deutsche Dichter bei Franzosen und Engländern machten, schien endlich verbraucht. Die Thaten des siebenjährigen Krieges, das strategische Genie des großen Königs, der sie vollführte, waren der Weckruf zu einer deutschen Reformation der deutschen Litteratur. Goethe schreibt:

„Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Eines Werkes, aber der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich vor Allem ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Inhalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm."

Gleim schrieb seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" zur Verherrlichung der tapferen Soldateska, zur Huldigung für den großen König. Lessing that mehr. Er gab dem Soldaten Fleisch und Blut — er führte ihn auf die Bühne — er zeichnete ihn uns in allen seinen tapferen und liebenswerthen Zügen in dem Major von Tellheim.

Lessing nannte sein Drama „Minna von Barnhelm" — aber der Held ist Tellheim. Als Begleiter des General von Tauenzien, mit dem er auf gutem Fuße stand, kam der Dichter sehr viel in militärische Kreise. Seine Stellung wollte es so. Er lernte die Offiziere kennen, nicht wie sie dann und wann sich geben, sondern wie sie im täglichen Leben waren, mehr, er lernte sie lieben und in ihrem Umgange sich gefallen. Aus ihrer Mitte heraus schuf er Einen. Er lieh ihm Kleist's Züge und dessen Begeisterung, er gab ihm den eigenen Verstand und Ernst — er gruppirte alle verschiedenen Züge um Einen, der ihr Centrum war. Der hieß die Ehre des deutschen Soldaten, des preußischen Offiziers. Lessing gab seinem Stück den Beinamen: „Das Soldatenglück", er hätte bezeichnender sagen können: „Soldatenehre", ja „Offiziersehre", denn Tellheim ist füglich nichts anderes als der verkörperte Ehrbegriff des Soldaten.

Es ist wunderbar, wie unsterblich die Gestalten großer Dichter sind — gerade für unsere Tage gewinnt dieser Tellheim, als der Repräsentant wahrer Offiziersehre, eine weitgehende Bedeutung. Ueber seiner ganzen Erscheinung steht ein Motto: „Nichtswürdig der Soldat, der nicht sein Alles setzt an seine Ehre!" Freilich die wahre Ehre muß es sein, an die ein Tellheim Alles setzt — nicht jene, die kaum zurechnungsfähig mehr durch die erhitzten Köpfe der spanischen Kavaliere in Lopes und Calderon's Dramen spukt, welche ihre verletzte Ehre nur mit dem Säbel zurecht zu hauen vermögen — jene Ehre nicht von heutzutage, die ihrer vermeintlichen Gefährdung in gegenseitiger Lebensbedrohung bei gesellschaftlicher Gleichstellung oder in einseitiger, wo diese Bedingung nicht zutrifft, Genugthuung schafft — nein, jene allein darf es sein, die zu der ideellen Höhe eines Ehrbegriffs gelangt ist, wie er sich ausgebildet hat in der Schule des unsterblichen Preußenkönigs, unter dem ein Tellheim gedient.

Hat dieser Tellheim eine besondere Standesehre?

Man sagt, eine besondere Begeisterung für seinen Stand habe dieser preußische Major nicht gehabt — der Beruf selber habe ihn wenig angezogen, man belegt das leicht und billig mit seinen Worten V, 9:

„Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen."

Ganz recht. Man vergißt dabei nur Eins: daß in der Regel der Soldatenberuf jener Zeit nicht der ständige, das Leben allein erfüllende war wie heute, daß viele Männer ihn ergriffen, wenn der König rief und es etwas zu leisten gab, und wieder gingen, wenn die Arbeit gethan war und man seine Kräfte im Frieden besser bethätigen oder anderen Dienst suchen konnte. — Wie Tellheim damals, so dachte sein Vorbild: der hervorragende Major Ewald von Kleist, den die Noth bestimmt hatte, aus der „gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen" den aber der Gamaschendienst im Frieden anekelte, — dachten viele andere hervorragende Männer.

Derselbe Tellheim heute als Major im preußischen Dienste würde anders gedacht und gesprochen haben. Indessen soviet ist klar, daß Tellheim vom Soldatenstand eine sehr hohe Meinung hat und ebenso hohe Anforderungen an seine Träger stellt.

„Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts"

sagt er zu Werner, ja aus allen seinen Worten, mehr aus seinem ganzen Verhalten geht evident hervor, daß kein anderer Stand wie dieser den männlichen Muth und das Gefühl für Ehre haben und fördern kann — in diesem Sinne hat er eine Standesehre.

Aber eine Standesehre im Sinne einer Ehre, die anderen Ständen abgeht, hat er nicht, nicht jenen seichten Begriff von Ehre, die durch jeden Unwissenden und Ungebildeten gar dem Offizier wie ein Portemonnaie gestohlen werden kann, nicht jenen kindlich hochmüthigen Dünkel von Standesehre, wie er sich in den Köpfen von halbreifen Jünglingen findet. Dazu war die Schule in die ein Tellheim gegangen, zu heilig, zu groß die Zeit und zu ernst die Zucht. Denn nichts anderes als der glühende Durst nach Thaten für das Vaterland, die Begeisterung für die Sache des großen Königs hatte jene Männer Soldaten werden lassen, und was ihr Stand und ihre Zeit von vornherein sie lehrte, das war nicht der maßlos überspannte Begriff einer sehr peinlich empfindlichen Standesehre, sondern eine strenge Selbstzucht, die Eitelkeit und Weichlichkeit mit harter Hand

umfaßte und kraftvolle Naturen heranbildete, fern von Eigensucht und Prahlerei.

Darum kannte Tellheim keine Offiziersehre im Sinne eines todten Götzenbildes, das „Standesehre“ heißt, wohl aber eine Ehre, die in dem Stande, dem er angehört, in ihrer höchsten Potenz erscheint, die als Offiziersehre die Stimme des ängstlichsten und subtilsten Gewissens ist. Diese seine Offiziersehre ist nicht nur das Prinzip Tellheim's — sie ist sein einziges, sein rücksichtloses Prinzip — rücksichtslos freilich nicht gegen andere Menschen, gegen jede kleine Schwäche oder Unhöflichkeit — sondern rücksichtslos gegen sich selber. Diesen Mann, unerbittlich streng gegen das eigene Herz mit seinem Wollen und Wähnen, gegen Liebe und Glück und Besitz, so wie von ihnen aus der leiseste Schatten auf seine Ehre als Offizier fällt, beurtheilt Herder am richtigsten, wenn er ihn in erster Linie als einen von allen Seiten geprüften militärischen Charakter auffaßt.

Und welche Prüfungen, und wie besteht er in ihnen!

Großmüthig hat er den thüringischen Ständen, welche die auferlegte Steuerlast nicht tragen konnten, aus eigenen Mitteln eine bedeutende Summe vorgeschossen. Als er ihren Wechsel an die Kriegskasse einreicht, verdächtigt man ihn als bestechlich — er erhält ohne Weiteres seine Abdankung, eine genaue Untersuchung wird angeordnet, er selber durch schriftliches Ehrenwort gebunden, die Stadt nicht zu verlassen. Seine Offiziersehre ist in den Augen der Welt auf das empfindlichste gekränkt. Aber jeden Weg, diese Ehre äußerlich wieder herzustellen, verschmäht er. Jenen infamen Verdächtigungen gegenüber wäre wahrlich Grund genug zu Forderungen und Duellen gewesen. Nichts von alledem! Er zieht sich in die Stille zurück, er trägt sein Unglück mit jener Größe, die nur heroischen Naturen zu eigen — kein Wort der Klage, der Anfeindung, des Hasses. Eine vornehme Fassung, ein Muth des Leidens und des Tragens, der viel größer ist als das wilde Pochen einer gewaltsamen Wiederherstellung der Ehre durch Pistole oder Schwert. Freilich weicht er deshalb nicht — — er harrt der Entscheidung seines Königs und der Gerichte. Er will kein Gottesurtheil, er will nicht einmal Gnade, er will Gerechtigkeit.

Woher diese seelische Kraft die schwersten Verdächtigungen mit der Fassung des Soldaten zu tragen? Weil er in der Schule Friedrich des Großen gelernt hat, daß die Ehre des Mannes nicht Urtheil der Welt heißt, durch dieses weder zerstört noch hergestellt wird, sondern daß wahre Ehre nichts anderes ist als die verborgene Sprache eines subtilen Gewissen, dessen Zustimmung sie macht, dessen Verurtheilung sie aufhebt.

Immer heller zeigt sich seine Auffassung von wahrer Ehre. Er ist verlobt mit einer reichen Erbin, die ihn liebgewonnen, seiner hochherzigen That wegen. Er löst diese Verlobung, er flieht Minna von Barnhelm, weil er sich ihrer Hand für unwürdig hält, so lange der schimpfliche Verdacht noch über seinem Haupte schwebt. Er kann sich über ihn mit vornehmer Verachtung hinwegsetzen im Bewußtsein seiner fleckenlosen Ehre. Aber eine Andere hineinziehen in sein Unglück, in die Verachtung der Welt, der sie angehört, das kann er nicht. Der Konflikt zwischen Liebe und Ehre wird damit zum eigentlichen Thema des Lessing'schen Drama. Die Ehre erweist sich stärker, als die Liebe Das ist bei der Anlage eines Tellheim nur zu natürlich. Man ist immer noch zu sehr geneigt, die Absage Tellheims als einen launenhaften Stolz hinzustellen, der durch Minna's klug ersonnene List kurirt wird. Ja, ein namhafter Interpret der Minna von Barnhelm setzt die Worte Minna's: „Auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz“ als Leitmotto auf die erste Seite seiner langathmigen Erläuterung und ist freilich damit so liebenswürdig, Einem die Lektüre derselben zu ersparen, weil er mit diesem Einen fehlgegriffenen Motto schon zur Genüge zeigt, daß er von dem geringsten Verständniß des großen Lustspiels weit entfernt ist. Aber auch viel bedeutendere und feinsinnigere Kenner Lessing's, als jener, legen ein viel zu großes Gewicht auf den „Unglücksstolz“ Tellheims, auf den Egoismus der aus dem Ehrbegriff Tellheims resultire.

„Sein gutes Gewissen geht ihm nicht über die gekränkte Ehre“. „Er denkt eigentlich nur an sich und will in jener stolzen Isolirung des Unglücks, worin jede Wohlthat abgelehnt wird, keinem die Freude gönnen, ihm zu helfen, könnte er seinen Stolz opfern wie sein Geld, so wäre allen geholfen“ schreibt einer der Hervorragendsten.

Es ist immer das Auge, mit dem die liebeglühende Minna ihn sieht: „Ein wenig zu viel Stolz scheint mir in seiner Aufführung zu sein“. — Wenn man nun von einem krankhaften Irrthum, von einer Umwandlung Tellheims, so von einer Wiederherstellung seines „wahren“ Charakters spricht, so will mir dies Verfahren nicht als eine ganz richtige psychologische Behandlung des Mannes einleuchten, dem die Ehre Alles ist, der eben aus dem peinlichen und subtilen Ehrgefühl heraus gar nicht anders handeln kann als er handelt. Dieses nothwendig aus seinen innersten Anschauungen resultirende, dieses durch und durch charaktergemäße Verhalten Tellheim's darf man nicht launenhaften Stolz nennen. Man wird Tellheim nie anders verstehen, als wenn man zum einzigen Centrum all seines Thuns und Seins nur ein Wort macht: die Ehre. Dann aber wird es selbst dem unglaublichen Scharfsinn aller Ausleger nicht mehr gelingen, einem die durchsichtige Klarheit dieses Charakters zu rauben.

Freilich etwas Einfacheres und Besseres konnte es ja gar nicht für ihn geben, als mit beiden Händen zuzugreifen, wo sich das Glück ihm förmlich aufdrängte Man vergegenwärtige sich nur die Situation: Tellheim in den Augen der Welt entehrt, verabschiedet, jeder Mittel baar, von einem schurkischen Wirth aus dem Quartier getrieben! Mit einem Male taucht eine Dame auf die selbst als den Zweck ihres Aufenthalts in der Stadt angibt, ihn zu kapern. Diese Dame ist jung, schön und blühend. Ihre Stellung in der Gesellschaft ist die denkbar angesehenste und vornehmste. Sie ist dazu reich, sehr reich sogar. Was fehlte ihr das Herz eines Offiziers zu beglücken — vor allem eines Offiziers in seiner Lage! Dazu liebt sie ihn. Und wie sie ihn liebt. Sie läßt kaum locker. Tellheim kann thun, was er will — ein Entrinnen ist nicht möglich. Die ältere Kritik hat sehr unliebenswürdig diese Minna zu liebenswürdig genannt: „Sie läuft ihm, das ganze Stück hindurch nach“ — ja, sie muß es sich gefallen lassen von Weiße einem verbuhlten Mädchen ähnlich genannt zu werden, das bloß durch seinen Besitz ihre sinnliche Lust zu befriedigen denket“. Das ist so albern wie grob. Aber so viel ist klar, und das allein kommt hier in Betracht: Schwer macht es das Fräulein von Barnheim dem Major nicht. Manch anderer hätte sich nicht lange besonnen. Ja, man erzählt von Männern der ersten Stände, die in nicht unähnlicher Lage wie Tellheim durch die Heirath mit einer reichen Dame ihre etwas angegriffene Position blitzschnell wieder hergestellt haben, die deshalb in ihrer Ehre unantastbar waren, ja von Alt und Jung als höchst einsichtsvolle Männer gepriesen wurden. Ob sie dabei die Dame ihrer Wahl immer so lieb gehabt wie Tellheim seine Minna, vermag ich nicht zu wissen. Eins aber weiß ich: Für die Offiziersehre eines Tellheim ist solch eine Heirath füglich unmöglich. Seine entschiedene Absage ist für seinen Ehrbegriff Nothwendigkeit, dieser „launenhafte Stolz“ ist nichts als sittlicher Zwang. Anders als seinem Charakter gemäß kann eben Niemand handeln. Daß derselbe Ehrbegriff ihn später treibt, Minna um ihre Verbindung mit ihm förmlich zu bestürmen, nachdem er nämlich in ihre Falle gegangen und sie für verarmt, seinetwegen enterbt und lediglich auf ihn angewiesen hält, das ist einleuchtend genug. Aber wohl bezweifle ich, ob diese List Minnas allein seine Begriffe von Ehre wie Sandhaufen, die Kinder bauen, hätte umstürzen können. Das konnte nur eine förmliche Rehabilitirung seiner Ehre vor den Augen der Welt durch den großen

König. Erst als diese eintritt, kann Tellheim aus ganzer Seele, versöhnt mit seinem Schicksale sprechen:

„Nun ist mein ganzer Ergeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger zufriedener Mensch sein.“

In dieser Beziehung ist das Handschreiben des großen Königs die eigentliche Lösung des Knotens und erst in zweiter Reihe die List Minnas, die so geschickt auf Tellheims Charakter angelegt war. Ich bin mir wohl bewußt in dieser Auffassung mit vielen Interpreten das Drama uneins zu sein, aber ich meine, so wie dieser Tellheim einmal auf Ehre und immer wieder auf Ehre aufgebaut ist, und diese die eigentliche essentia seines Lebens und seines Denkens bildet, würde das Handschreiben des Königs allein, auch ohne jede List Minnas, seinen Effekt erreicht haben, diese aber ohne jenes wäre vergeblich gewesen.

Ein Punkt bleibt noch, der so recht den Begriff der Offiziersehre eines Tellheims in das richtige Licht rückt: ich meine das Verhältniß dieses Offiziers zu ihm untergeordneten Persönlichkeiten und zwar einmal unter dem Militär sodann unter den Bürgerlichen

Disziplin ist die Seele des militärischen Körpers. Soll ich etwa noch hervorheben, daß einzig und allein diese eiserne Disziplin die preußische Armee zu dem gemacht, was sie heute in ganz Europa ist.

Aber strenge Disziplin herrschte schon unter Friedrich dem Großen. Wer übte sie mehr als Tellheim?! Er ist abgedankt, er hat eigentlich nichts mehr zu sagen. — Mit welcher Ehrfurcht aber, welchem willenlosen Gehorsam begegnet ihm der Wachtmeister Werner, ja der rüde Just. Welche Scene spräche beredter für die stramme Zucht, mit der ein Tellheim seine Mannschaft im Dienste erzogen, als jene, in welcher der Wachtmeister Werner als Ordonnanz Tellheim's zum Fräulein von Barnheim geschickt wird. Diese Feierlichkeit, diese Steifheit in Haltung und Schritt, diese gravitätische Miene, dieses knapp gemessene Wort! Und Franziska, mit der er sonst so gut zu schäkern weiß, sie wird dieses Mal nicht Eines Blickes gewürdigt, geschweige denn eines Wortes. Er ist ja im Dienste. Sein Major hat ihn herkommandirt. Ob dieser Major abgedankt ist oder nicht, ob er noch der Wachtmeister in seinem Bataillon ist oder nicht, das ist nebensächlich, daran denkt er garnicht. So stark ist der fast magische Einfluß der Disziplin. Er ist unzerstörbar, er wirkt in die Ferne. „Hier nicht Frauenzimmerchen — es ist wider den Respekt, wider die Subordination!“ so wird die kleine Franziska aufgeklärt, die für so heilige Dinge wenig Verständniß zeigt. Wahrlich eine Disziplin, wie man sie besser nicht wünschen kann!

Aber widerspricht einer so strengen Subordination das herzlichste Interesse für die Persönlichkeit des Untergebenen, die wärmste Theilnahme für all sein Thun und Leben?! Ich kenne in der ganzen Litteratur kaum ein erquicklicheres, erhebenderes und auch natürlicheres Verhältniß als das zwischen Tellheim und seinem Wachtmeister Paul Werner. Tellheim bleibt stets der Major, Werner ist nie etwas anderes als sein Wachtmeister. Und doch sind sie Kameraden, die für dieselbe Sache leben und sterben. Aus Einer Feldflasche haben sie getrunken — Einer hat für den Anderen sein Leben in die Schanze geschlagen. Zu Schuldnern einander hat sie der Krieg gemacht. Schuldner einander bleiben sie im Frieden. Und wie zu seinem Wachtmeister stellt sich Tellheim zu jedem gemeinen Mann seines Bataillons: oft genug hat ihn Werner für den einfachen Soldaten sein Leben wagen sehen, wenn er in das Gedränge gekommen.

Weil er seine Untergebenen liebt, weil er väterlich und aufopfernd für sie sorgt, weil sie es fühlten, daß er in ihnen nicht Zahlen im Frieden und ein gefügiges Material für Kanonen im Kriege sieht, sondern seine Nächsten, seine Kameraden — darum hängen sie an ihm, darum dieser Respekt, diese meisterliche Subordination und Disziplin in seinem Bataillon, die unvergänglich dieselbe bleibt, auch nachdem er abgedankt ist.

Und wie der Major Tellheim mit dem gemeinen Mann umzugehen weiß, das sehen wir recht aus seinem Verkehr mit seinem Burschen Just. Wo hören wir je ein unfreundliches oder gar ein grobes, ein polterndes Wort?! Wo mehr als die striktesten Anweisungen in ruhig gebietendem Tone?! Und mit diesem Just war gewiß nicht leicht auszukommen; keinem anderen gelingt es. Wie geschmeidig, wie willenlos gehorsam aber ist er gegen seinen Herrn — wenn er den Anderen gegenüber den Mund noch so gern vollnimmt, kein Sterbenswörtlein zu viel wagt er gegen seinen Herrn.

Nichts liegt Lessing wohl ferner als in seinem unsterblichen Werke Anweisungen oder gar pedantische Moral für die Soldateska oder das Offizierswesen geben zu wollen — aber daß wahre Offiziersehre und Vornehmheit sich gerade im Verhältniß des Vorgesetzten zu seinem Untergebenen am erkennbarsten zeigt, daß sie ohne freundliche Behandlung, ohne Menschlichkeit, Aufopferung, Großmuth nicht denkbar ist. das hat er uns treffender als mit leeren Worten in dem Bilde gezeigt, in dem er den Major von Tellheim so seinem Wachtmeister und Burschen gegenüberstellt.

Bliebe noch das Verhalten dieses Offiziers gegen Civilpersonen. Ich denke naturgemäß an den Wirth. Dieser kriechende Spießbürger treibt es etwas stark. Er wagt es, unter dem nichtigsten Vorwande von der Welt, den verdienten Offizier aus den ihm zu recht gehörenden Zimmern hinaus zu weisen, ihm eine erbärmliche, kaum tapezirte Hinterwohnung am Taubenhaus anzuweisen, nur weil er fürchtet, nicht genügend von dem armen Offizier bezahlt zu werden. Das Alles thut er hinterrücks, in der Abwesenheit des Majors, ohne ihn vorher um seine Erlaubniß zu fragen, ohne nachher seine Verzeihung zu erbitten.

Wahrlich ein Verhalten, einen in Harnisch zu bringen. Eine Kränkung der Stellung und Ehre eines Offiziers, die ungesühnt nicht bleiben darf. Was Wunder wenn da der Degen aus der Scheide fährt, die verletzte Ehre mit dem Blute rein zu waschen. Das wäre ungefähr die Ansicht eines Just. Eine solche Handlungsweise hätte seiner massiven Natur entsprochen:

„Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn hätte ich ihn mit diesen Händen erdrosseln, mit diesen Zähnen zerreißen wollen.“

Man höre nur!

Aber Tellheim?

„Ich bin Ihnen schuldig. Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus. Sie müssen bezahlt werden; ich muß wo anders unter zu kommen suchen. Sehr natürlich.“

Das seine einzige Entgegnung für den unverschämten Wirth.

Woher diese stolze Verachtung?

Weil solch ein Mann wie dieser Wirth einen Tellheim nicht beleidigen, gar seine Offiziersehre entwerthen kann. Je höher er diese hält, je peinlicher und ängstlicher das eigene Gewissen sie bewacht, um so weniger kann ein anderer sie rauben — und nun gar ein ungebildeter Mann wie dieser! Es ist stets das Zeichen hochdenkender Naturen dem weniger Gebildeten gegenüber Großmuth oder, wo sie nöthig ist, Verachtung zu zeigen. Durch den Mangel an Bildung sich reizen lassen wie wenig vornehm, einen weit unter der eigenen Bildung Stehenden für seine Ungebildheit hart zu strafen wie herzlos wäre es. Eines Tellheim's Offiziersehre ist über dergleichen erhoben; sie bedarf des Säbels nicht, um sich Anerkenntniß und Respekt zu schaffen. Unfaßlich, daß es unter gebildeten Männern, andere Ansichten geben kann. Doch genug, über dieses Thema ist in der letzten Zeit mehr als viel verhandelt worden; es gehört auch nicht in den Rahmen dieser Studie.

Wir ziehen vielmehr ihr Facit.

In jener vornehmen Idealisirung, die nie sich aufdrängt und deshalb um so wirksamer wird, das Bild der preußischen Armee unter Friedrich dem Großen, vor allem

ihres Offiziers Tellheim und der in ihm gleichsam verkörperten Offiziersehre uns zu zeigen ist der Gedanke der Lessing'schen Minna von Barnhelm. — Ihr Held ist überall der vornehme Offizier und der tapfere Krieger, dem die Ehre das höchste Gut ausmacht, weil sie ihm gleichbedeutend ist mit edler Menschlichkeit und weil sie in ihrem Gefolge zwei große soldatische Tugenden führt: Tapferkeit im Felde — Humanität und Mitleid im Frieden!

Wenn Lessing an Nicolai schreibt: „dieses Ding“ (er meint damit Minna von Barnhelm) „war zu seiner Zeit recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt vom Theater verdrängt wird“ — welch ein Irrthum glücklicher Weise in dieser stolzen Bescheidenheit! Dieser preußische Major von 1763, dieser Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, der sich nie etwas einbildet auf sein bloßes Soldatenthum und nie das Phantom einer aufgebauschten Standesehre großthuerisch verficht — aber um so kräftiger und männlicher bis zur Aufopferung seines Selbst eintritt für wahre Ehre, ragt hinein in unsere Zeit, in unsere Tage als das unsterbliche Monument des preußischen Offiziers voller Plastik und Leben.

Wie unglücklich deshalb der Versuch allzu geistreicher Männer, den Ehrbegriff eines Tellheim auch nur in die leiseste Abhängigkeit von jenem zu bringen, der die Mantel- und Säbelhelden der spanischen Dichter auszeichnet. In der Offiziersehre eines Tellheim spiegelt sich vielmehr sichtbar das Ritterthum des Mittelalters, „dessen Form zwar untergegangen, dessen Geist aber in dem idealen Ehrbegriff des Offiziers lebt, wie er sich durch Friedrich den Großen gebildet hat und in so vielen edlen Gestalten der Neuheit in diesem Stande gleichsam wieder hergestellt hat.“

Lessing hat damit nicht nur etwas Neues — er hat etwas schlechthin Unvergängliches geschaffen. „Vor ihm“, schreibt die Karschin unter dem 29. III. 1768 an Gleim, „hat's noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, den Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen habe.“

Und heute? Möchte diese Begeisterung für wahre Ehre und wahre Größe unserer Zeit immer lebendiger werden. Wir können sie brauchen.

Danzig.

Arthur Sewett.

Rußland und Westeuropa in historischer Beleuchtung.

„Der Zar diktirt der Welt seinen Willen“: dieser servile Ausspruch eines französischen Blattes ist natürlich als unrichtig zurückzuweisen, aber er charakterisirt doch immerhin die heutige politische Situation. Rußland besitzt in der That eine Stellung in Europa, die einem kurzsichtigen französischen Politiker wohl als eine Art Neubelebung Napoleonischer Machtfülle erscheinen mag. Aehnliche Höhepunkte weist übrigens die russische Politik auch schon früher in diesem Jahrhundert auf: sie ist wiederholt für Westeuropa maßgebend gewesen.

Und nun zwei Jahrhunderte zurück! In der europäischen Politik keine Spur einer Antheilnahme, geschweige denn eines Einflusses des Moskowiterreiches. Es existirt kaum für Westeuropa. Man verbindet mit ihm dunkle, nebelhafte Vorstellungen. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts meinten, wie ein russischer Agent klagt, die Franzosen, „es liege am äußersten Ende der Welt und stoße mit seiner äußersten Grenze an Indien“. Und ebensowenig tritt in Rußland vor Peter dem Großen ein allgemeineres stärkeres Bedürfniß der Annäherung an die abendländische Kulturwelt hervor, wenn sich auch die Symptome eines immer stärkeren Zuges nach Westen schon vor ihm zeigen und seine Stellung nicht als eine gänzlich unvermittelte erscheinen lassen.

Es muß von höchstem Interesse sein den Prozeß, der zu dieser Annäherung führt, genauer kennen zu lernen. Es ist unmöglich, das heutige Rußland, die Eigenthümlichkeiten seiner Entwicklung, den Gang und das Ziel derselben zu verstehen, wenn man die Geschichte Rußlands erst seit seinem Eintritt in die Reihe der europäischen Mächte kennt.

„Der Fortschritt in der Geschichte Rußlands liegt in der Verwandlung Rußlands aus einem asiatischen Staate in einen europäischen“. So sehr dies anerkannt wird, so sehr mangelte bisher ein Werk, das von diesem Standpunkt aus die russische Geschichte entwickelte und charakterisirte.

Jetzt liegt dieses Werk oder wenigstens der erste Band desselben vor. Es ist das ausgezeichnete Buch von A. **Brückner**, Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts *)

Es ist ein Werk, wie es nur Jemand schreiben konnte, der sein Leben der Erforschung der russischen Geschichte gewidmet hat und der nun gleichsam als Abschluß seiner litterarischen Thätigkeit die Summe derselben zieht, um uns die Entwicklung dieser Nation in großem Zusammenhang vorzuführen.

Wenn ich dieses Buch meines älteren Freundes Brückner**) hier anzeige, so bin ich mir sehr wohl bewußt, daß mir eine Legitimation dazu in Bezug auf die genaue Kenntniß der russischen Geschichte mangelt. Aber derartige genaue Kenner gibt es in Deutschland außerordentlich wenig. Und es würde mir als ein Unrecht erscheinen, wenn nur diese wenigen auf die Bedeutung des Buches hinweisen dürften. Denn die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdient dasselbe in hohem Grade.

Ein fesselnder Stoff wird ihnen in höchst fesselnder Darstellung vorgelegt. Das Lob, das man unseren Fachgenossen nicht allzu häufig ertheilen kann, verdient dieses Buch: es ist gut geschrieben.

In der Anordnung des Stoffes unterscheidet es sich übrigens in bemerkenswerther Weise von anderen historischen Darstellungen. Brückner ordnet nicht chronologisch an, sondern sachlich „nach dem Prinzip längerer Thatsachenreihen“, er zieht dem hergebrachten Querschnitt den Längsschnitt vor. So ergeben sich Abschnitte, wie: Russische Diplomaten, Hof, höhere Stände, Volkssitten, Städte, Verkehrsadern und so fort. Ganz ohne Bedenken bin ich diesem Kompositionsprinzip gegenüber nicht. Für jeden Stoff wird es sich nicht empfehlen: man läuft Gefahr, den Zusammenhang der verschiedenen Erscheinungen in den einzelnen Perioden zu übersehen. Handelt es sich indessen, wie hier, um ein „Verständniß der Bedeutung lange Zeit hindurch sich fortsetzender historischer Prozesse“, „um die Betrachtung der Ergebnisse des Fortschritts innerhalb mehrerer Jahrhunderte“, so ergibt sich allerdings ein Vortheil dieser Behandlungsweise. Man gelangt, meint Brückner sehr richtig, „indem durch die Massenbeobachtung eine Verallgemeinerung ermöglicht wird, durch eine Vergleichung zwischen früher und später, sonst und jetzt, zu einer sicheren Auffassung von mehr oder weniger, schlechter oder besser, zur quantitativen und qualitativen Abschätzung historischer Werthe“.

Für denjenigen also, der eine genaue Uebersicht der Ereignisse der russischen Geschichte in chronologischer Folge wünscht, der auf die Vollständigkeit der Erwähnung historischer Thatsachen Werth legt, ist Brückner's Buch nicht geschrieben. Brückner operirt mit dem Detail, aber er legt es nicht in extenso dar.

Für mich gewinnt das Buch noch einen besonderen Werth durch die hervorragende Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Elements. Es ist wesentlich Kulturgeschichte,

*) Band I. Gotha, F. A. Perthes, 1896 (XXII, 638 S.).

**) Anm. d. Red. Professor Brückner ist die Vollendung seines Werkes nicht möglich gewesen; der hervorragende Gelehrte ist gerade in diesen Tagen am 17. d. Mts. gestorben.

was Brückner bietet. Dem Stoffe, aber auch der Auffassung nach. In dieser Beziehung ist auch seine ausgesprochen kollektivistische Geschichtsauffassung hervorzuheben. Er betont dieselbe ausdrücklich in der Vorrede, und auch am Schluß des Bandes tritt dieses Grundprinzip noch einmal scharf hervor. „Nicht einzelne Menschen machen die Geschichte: große Entwicklungsreihen, wie die Europäisirung Rußlands, spielen sich ab unabhängig von dem Wollen und Wirken selbst eines Peter".

„Wie Rußlands Europäisirung begann", das ist der Hauptvorwurf des vorliegenden Bandes. Vom westeuropäischen Standpunkt aus darf man, obwohl ein russischer Staat seit dem 9. Jahrhundert existirte, von einer geographischen Entdeckung dieses Landes im 16. und 17. Jahrhundert sprechen. Diese räumliche Annäherung bildet die Einleitung der Brückner'schen Darstellung. Im Vordergrund stehen des päpstlichen Arztes Paolo Giovio's Schrift von 1525, des Freiherrn von Herberstein Reisewerk, die Entdeckungsreisen der Engländer im sechzehnten Jahrhundert und die „Beschreibung der Muskowitischen und der Persischen Reise" des holsteinischen Bibliothekars Olearius aus dem siebzehnten, die an Nachrichten und Kenntnissen alle früheren Schriften übertrifft. Die späteren Schriftsteller konnten nur noch Ergänzungen bringen. — So war Osteuropa aus dem Dunkel, das bisher seine Entwicklung bedeckte, herausgetreten. Die naheliegende Frage aber, aus welchen Gründen sich das bisherige Sonderleben erklärt, diese Frage beantworten das dritte und das vierte Buch des Bandes, die ich in Folge dessen schon hier erwähnen will. „Byzanz" ist das dritte betitelt. Brückner bemerkt:

„Der Umstand, daß Rußland den christlichen Glauben aus einem Land erhielt, welches gerade um jene Zeit mit der Kirche des Abendlandes, der höher kultivirten Nationen zerfiel, aus einem Lande, welches den Keim des Niederganges in sich trug, einen politischen, moralischen und geistigen Verfall erlebte, um schließlich eine Beute der Osmanen zu werden, ist für die Entwicklung Rußlands, der Kirche, der Gesellschaft nicht günstig gewesen".

Dieser chronische byzantinische Einfluß ist eines der Hinderungsmomente für die Annäherung an den Westen. Freilich verdankt ihm Rußland nicht nur das Christenthum, sondern kulturelle Anregungen höchst mannigfacher Art, namentlich dem kolonisatorisch wirkenden Mönchsthum. Aber die Signatur der griechischen Kirche war doch der Stillstand, die Unmöglichkeit geistiger Fortschritte. Der Gegensatz zur lateinischen Kirche ergab einen Haß gegen die lateinische Bildung. „Ein allgemeiner Kulturhaß war das Ergebniß der Jahrhunderte währenden Abhängigkeit Rußlands von der byzantinischen Kirche". — Und dazu kam ein zweites Moment, das eine Gemeinschaft Rußlands mit dem Westen hinderte. Die mongolischen Horden, die im 13. Jahrhundert aus Asien hervorbrachen, setzten auch Westeuropa in Schrecken. Aber an seinen Grenzen brachen sich die Wellen, während sie Rußland dauernd überflutheten. Es setzt eine Periode des Mongolenjochs ein; „Tatarisirung" ist der entsprechende Abschnitt bei Brückner betitelt. Rußland „kam für lange Zeit in die Schule des Orients, deren korrumpirende Wirkung in vielen Stücken ein chronisches Siechthum am Volks- und Staatskörper wahrnehmen läßt". Orientalische Lebensgewohnheiten und orientalische Anschauungen, orientalisches Fühlen und Empfinden wurden für die Russen maßgebend; sie erklären nicht nur die frühere Isolirung Rußlands, sondern auch zahlreiche Züge der späteren, ja der heutigen Russen. Brückner befindet sich in der Werthung dieses tatarischen Einflusses in einem starken Gegensatz zu dem russischen Historiker Ssolowjew: aber wer den Abschnitt Tatarisirung bei Brückner aufmerksam gelesen hat, wird von der Richtigkeit seiner Anschauungen einen starken Eindruck empfangen.

Byzantinischer und mongolischer Einfluß sind es also, die jene auffällige Abgeschlossenheit Rußlands wesentlich erklären. Der Gegensatz zwischen Rußland und Westeuropa dauert auch nach der geographischen „Entdeckung" Rußlands an. Man kann bei Brückner lesen, wie Rußland bis ins 17. Jahrhundert hinein viel mehr geneigt war, diplomatische Beziehungen zu orientalischen Reichen zu unterhalten, als sich Europa zu nähern. Es ist orientalischer Hochmuth, wenn bei den beginnenden politischen Beziehungen die Russen sich den Europäern gegenüber für unendlich überlegen hielten. Auf der anderen Seite wieder legt Brückner dar, wie auch westeuropäischen Mächten die beginnende Europäisirung Rußlands bedenklich und gefährlich erschien, und auch diese die Isolirung Rußlands fortdauern zu lassen bemüht waren.

Man könnte nun gegen diese behauptete Isolirung eine historische Thatsache schon aus dem Mittelalter anführen, die derselben zu widersprechen scheint. Abgesehen von russischen Gesandschaften, von europäisch-russischen Fürstenehen im Mittelalter, die keinerlei symptomatische Bedeutung haben, ist es der hansisch-russische Handel, dem man eine Kulturmission leicht beilegen kann. Man braucht nur das Wort Nowgorod zu nennen. Hirsch meint in seiner Handelsgeschichte Danzigs (S. 160) sogar: „Man darf annehmen, daß unter den in den Danziger Schöppenbüchern öfters genannten „Reussen", welche in Danzig ihre Geschäfte abschließen, auch Kaufleute aus dem Innern Rußlands gemeint sind". Aber die Möglichkeit eines Einflusses seitens der Nowgoroder Republik war nach Brückner doch nicht vorhanden. Er legt in einem besonderen Abschnitt den Gegensatz des eigentlichen Rußlands zu den Grenzgebieten dar. Das blühende Nowgorod mit halbhansischem Anstrich unterlag den Moskauer Fürsten, die das kulturfeindliche Element darstellen und durch die Verwüstung Nowgorods den Beziehungen zu Westeuropa ein Ende machten. Ebensowenig konnte von Livland aus Rußland beeinflußt werden: im Gegentheil auch Livland unterlag den Moskowitern. Und endlich bestand ein chronischer Gegensatz zu Polen, das keineswegs Rußland beeinflußte, wohl aber „als eine Vorburg der Christenheit gegen das orientalische Moskau" galt.

Die Möglichkeit einer politischen Annäherung zwischen Rußland und dem Westen lag auf einem ganz anderen Gebiet. „Die orientalische Frage" ist der Abschnitt bei Brückner betitelt, der diese politische Interessengemeinschaft in ihrem ersten Entstehen verfolgt. Der Gedanke einer Allianz gegen die Türken ist das verbindende Element. Er taucht aber in Westeuropa zuerst auf; er findet anfangs in Rußland keinen Widerhall. Erst die Regierung des Zaren Alexei im Jahre 1672 ist es, die in dieser Sache die Anfänge einer russischen Initiative zeigt. Der Eintritt Rußlands in das europäisch-politische System war erst durch das Uebergewicht über Polen, das Rußland von Westeuropa bis dahin abgesperrt hatte, möglich geworden. —

Das 16. und das 17. Jahrhundert sind also die Zeit, die Rußland überhaupt stärker in den Gesichtskreis Europas treten und wichtigere gegenseitige Berührungen erkennen läßt. In einem höchst interessanten Kapitel: „Eindrücke und Urtheile" schildert Brückner lebhaft und anschaulich das Ergebniß dieser Berührungen. Von Seiten Westeuropas ist das Urtheil über Rußland überaus ungünstig. Die Art der Regierung, die Justiz, die gesellschaftlichen Mißstände erweckten Abscheu; von der russischen Kriegführung vernahm man das schlimmste. Eingehend schildert Brückner den Eindruck, den dann russische Repräsentanten im Westen, die russischen Diplomaten, hervorriefen; in einem zweiten Abschnitt: „Ausländische Diplomaten in Rußland" die peinlichen Eindrücke, die wieder die Europäer von Rußland selbst empfingen. Insbesondere charakterisirt er nach solchen ausländischen Berichten „den Habitus des Hofes, die Allüren der Büreaukratie, die Sitten und Gebräuche der niederen Klassen". Das Kapitel schließt mit dem ersten bemerkenswerthen Zeichen des Fortschritts. Die Russen werden im 17. Jahrhundert gegen die ungünstigen Schilderungen empfindlich. Der Hochmuth gegenüber Europa sowohl wie die Gleichgültigkeit gegen dasselbe zeigen sich damit erschüttert. Die Russen beginnen mit der Feder die ungünstigen litterarischen Schilderungen zu bekämpfen.

Haben wir bisher unsern Standpunkt mehr außerhalb Rußlands genommen, so versetzt uns das zweite Buch

Brückner's: „Land und Leute" in das Land selbst und macht uns mit einer Fülle von interessanten Thatsachen und Beobachtungen bekannt. Daß Brückner die geographischen Verhältnisse nicht ausschließt, finde ich überaus dankenswerth. Natürlich handelt er sie nicht im trockenen Ton eines Lehrbuches ab, sondern macht durch die Geographie die geschichtliche Entwicklung anschaulich. Nach allgemeinen Darlegungen folgt ein Kapitel über die Geschichte der Städte, das den Unterschied zwischen Ost und West betont. Es war für die Europäisirung Rußlands von höchster Wichtigkeit, „daß es im Westen, in Litauen, Polen und den Ostseeprovinzen Gebiete mit wirklichen Städten in westeuropäischem Sinne erwarb". Dies Gebiet mußte vermittelnd und belehrend zugleich wirken. Wie diese Städteschilderung, so zeigt auch das nächste Kapitel über die Verkehrsadern den belebenden Einfluß Europas, ebenso wie den Unterschied von Europa. Die Beziehungen der Bevölkerung zum Boden schildern ein weiteres Kapitel, das die durchgreifenden Wandlungen auf diesem Gebiet aufzeigt. Es folgt ein wichtiger Abschnitt über die Bevölkerungsverhältnisse. Und zwar behandelt Brückner nicht nur die ethnographische Seite die „Warjagerfrage", d. h. die Frage von der Nationalität der angeblichen Gründer des russischen Reiches, die späteren Bevölkerungsmischungen durch asiatische Elemente, durch Griechen, Kleinrussen, Polen, Deutsche — sondern er erörtert auch die populationistische, die Frage von der Menge und Bewegung der Bevölkerung. Mit Recht legt er den statistischen Verhältnissen, für die unsere Kenntniß des damaligen Rußlands freilich nur schwache Unterlagen bietet, großen Werth bei: er verfolgt die Entwicklung der Sterblichkeit, die Veränderungen in der Wirkung von Hungersnöthen und Epidemieen, in dem Einfluß von Krieg und Despotismus auf die Bevölkerungsziffer. Zur Feststellung der in dieser Beziehung gemachten Fortschritte greift er dabei oft über Peter den Großen hinaus, oft bis zur Gegenwart. Noch jetzt besteht in diesen Dingen zwischen Rußland und Westeuropa ein gewaltiger Unterschied, wenn sich auch gerade durch den Einfluß Westeuropas die Verhältnisse günstiger gestaltet haben.

In die geistige Entwicklung Rußlands führt uns das nun folgende Buch „Byzanz", in die politische das weitere Buch „Tatarisirung" ein. Beide Einflüsse als für die Geschichte Rußlands überaus wichtige Elemente habe ich schon oben berührt. Den ausführlichen Darlegungen Brückner's hier zu folgen, erlaubt der Raum nicht.

Die geistige Entwicklung Rußlands ist wesentlich bedingt durch die geistliche, die kirchliche. Sie ist der eigentliche Gegenstand des Buches „Byzanz". Vielfach auf Golubinsky's Studien gestützt, verfolgt Brückner die Einführung des Christenthums, das mit dem Heidenthum bis heute eigenthümlich gemischt ist, das Verhältniß von Staat und Kirche, dessen Entwicklung zum Glück für Rußland sich langsam auf eine Emanzipation des Staates von dem schädlichen Uebergewicht der Kirche richtete, das Klosterwesen, das recht eigentlich den byzantinischen Einfluß repräsentirt und eine Art Schule für Rußland bildete, andererseits dem russischen Leben vielfach einen mönchischen Charakter aufdrückte, die Bildungsstufe der Geistlichen, deren tiefer Stand für den geringen geistigen Fortschritt der Gesammtheit von größtem Einfluß gewesen ist, und im Zusammenhang damit das Sektenwesen, das wesentlich ein Erzeugniß der krassen Unbildung des Volks war und zu einem großen Theil das Widerstreben der Masse gegen den europäischen Einfluß erklärt. Am Schluß entwickelt Brückner das Verhältniß zu den andern Kulten, mit andern Worten den Grad der Toleranz. Wie in den früheren Abschnitten werden uns Thatsachenreihen immer bis auf die Zeit Peters des Großen vorgeführt. Und so gewinnen wir auch aus dem Buch Byzanz wieder die Auffassung, daß sich allmählich ein Fortschritt unter europäischem Einfluß vollzog. Und zwar war der Staat auf geistlichem Gebiet der Kirche gegenüber der Träger dieses Fortschritts. Die Emanzipation vom byzantinischen Einfluß war „eine Bedingung des ferneren Gedeihens Rußlands". Aber eine nicht minder wichtige diejenige von dem Einflusse der Tataren. In die Zeit des Mongolenjochs fällt die Ausbildung der Staatseinheit, Moskau kam unter tatarischer Aegide empor, und so legt Brückner diese politische Entwicklung im Zusammenhang mit der Tatarisirung dar. Aber die Staatseinheit war theuer erkauft, die Regierung Iwans des Schrecklichen ist gewissermaßen „die Konsequenz der Tatarisirung Rußlands", der russische Staat erhielt einen orientalischen Charakter. Auf die eingehende Schilderung dieses Charakters bei Brückner weise ich noch einmal nachdrücklich hin. Es galt, „sich von asiatischen Grundsätzen des Verhaltens der Staatsgewalt zu den Unterthanen loszusagen".

So ist uns klar geworden, von wo für Rußland das Heil zu erwarten war, lediglich vom Westen. Langsam war die Wendung dahin eingetreten. Nicht nur unbewußt, auch bewußt. Lange schon vor Peter dem Großen gab es Leute, die dem Chinesenthum der russischen Menge gegenüber die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Europäisirung vertraten. Der Ausdruck Sapadniki, „Westlinge", läßt sich schon auf diese Vorkämpfer des Fortschritts anwenden. Mit ihnen beschäftigt sich der erste Theil des Schlußkapitels. Es sind Fürsten, wie Boris Gadunow, Demetrius, Alexei, Minister wie Golizyn, Schriftsteller, wie Kotoschichin, Krishanitsch, Possoschkow. Treffend hebt Brückner auch den Einfluß der Reisen von Russen in Westeuropa hervor. Auf der andern Seite mußten die immer zahlreicher nach Rußland von der Regierung berufenen Ausländer anregend wirken. Aber die Masse widerstand den Ideen der Regierung; man haßte die Ausländer und wollte sie vertreiben. So bedurfte es des Eingreifens eines Diktators, wie es Peter der Große war. Diesem Manne, „dem genialen Herrscher, dem aufrichtigen Patrioten", wie ihn Brückner einmal nennt, ist der Schlußabschnitt gewidmet. Eine neue Richtung hat Peter nicht eingeschlagen, aber er erreichte mehr als ein anderer zuvor, weil ihm das Ziel der Reform klar und weil seine Willenskraft großartig war. Weder in den Mitteln noch in seinem Charakter verleugnet er dabei den Russen, aber er stand immer im Dienste des Fortschritts. Seine großen Erfolge in der auswärtigen Politik errang er, weil er bei dem Westen in die Schule ging. Durch Peter wurde Rußland eine europäische Großmacht. Wenn die Gegner glaubten, daß mit seinem Tode diese Herrlichkeit wieder in das Nichts sinken würde, so irrten sie. Man sieht, daß Peter von einer nothwendigen Strömung getragen wurde. „Der Anschluß an Europa war unvermeidbar, der Gewinn für Rußland wie für die Welt ein bleibender."

Das sind die letzten Worte dieses Buches, dessen leitende Ideen ich kurz zu skizziren versuchte. Möge dieser Versuch die Aufmerksamkeit aller politisch und historisch Gebildeten auf das Werk vermehren.

Jena. Georg Steinhausen.

Zum dritten Bande von Hans von Bülow's Briefen und Schriften.

Nachdem beim gleichzeitigen Erscheinen der beiden ersten Bände von Hans von Bülow's Briefen und Schriften in diesem Blatte (Nr 18 und 19 des abgelaufenen Jahrgangs) bereits mit allem Nachdruck auf den Werth dieser Veröffentlichung war hingewiesen worden, dürfen wir uns jetzt, da der dritte Band*) des Werkes vorliegt, ganz nur auf ihn beschränken und uns etwas kürzer fassen, da sein

*) Hans von Bülow. Briefe und Schriften. II. Ausgewählte Schriften 1850–1892 herausgegeben von Marie v. Bülow. 3. Band. (Leipzig, Verlag Breitkopf und Härtel 1896.)

Inhalt sich mehr, als das bei den früheren Bänden der Fall war, an Fachgenossen des bedeutenden Mannes und an die musikalischen Kreise im engern Sinne des Wortes richtet. Dieser Band besteht nämlich im Wesentlichen aus einer Zusammenstellung der zahllos zu nennenden Aufsätze über Musik, die Hans von Bülow in der zwiefachen Eigenschaft eines Streiters und eines Lehrers in den ihm zu Gebote stehenden Zeitungen und Zeitschriften während mehr als vierzig Jahren seines rastlosen Lebens erscheinen ließ. Gegen 600 Seiten umfaßt der Band und doch hat die Herausgeberin manche Berichterstattung Bülow's über jetzt längst in Vergessenheit gerathene musikalische Kompositionen weggelassen und in einzelnen Artikeln Vieles gekürzt.

Die Zusammenstellung ist nach dem chronologischen Prinzip erfolgt. Was Bülow im Berliner Universitätsjahr (1850) und dann in den beiden folgenden Jahren seines Weimarer Aufenthaltes in Zeitungen schrieb, bildet den Anfang, seine Rede, gehalten bei Gelegenheit des 50sten der von ihm geleiteten Philharmonischen Konzerte in Berlin (28. März 1892) den Schluß dieser öffentlichen Vernehmlassungen Bülow's über Musik. Dazwischen liegt, was der unermüdliche und seiner Aufgabe als eines Regenerators des musikalischen Geschmackes wohl bewußte Mann auf seinen vielen Reisen und während dem zweiten Berliner Aufenthalt publizirte. Den Schriftsteller also, den musikalischen Journalisten ersten Ranges läßt uns dieser Band erkennen, wobei es unnöthig ist, zu versichern, daß der universell gebildete und genial veranlagte Mann oft auch in die verwandten Kunstgebiete der Poesie (des Dramas besonders) oder Malerei sich gelegentliche Exkursionen gestattet und daß seine Urtheile der Ausdruck seiner allgemeinen ästhetischen und philosophischen Weltanschauung sind. Proben werden dies am besten veranschaulichen. In einem 1852 geschriebenen Aufsatze Bülow's über Hektor Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini“ treffen wir z. B. auf eine Stelle, deren Uebereinstimmung mit gewissen Gedanken der Philosophie Nietzsche's auch der Herausgeberin aufgefallen ist (wie sie durch eine Anmerkung beweist). Bülow schreibt:

„Die Kunst steht über aller Moral: der Künstler, der würdige Priester seiner Kunst, hat, sei er im Uebrigen auch, was er wolle, gerechten Anspruch auf höhere persönliche Geltung als der einfache gute Mensch und Bürger. An dem Leben eines Künstlers ist mehr gelegen, als an dem jedweden andern Nichtkünstlers. Darf man schon sagen, daß die Existenz eines großen Kunstwerkes nicht zu theuer erkauft wäre mit den Existenzen unterschiedlicher menschlicher Monaden, und dürfte dieser Behauptung wohl kein vernünftiger, ernstlicher Widerspruch entgegenzusetzen sein, so läßt sich um so weniger etwas gegen die Forderung einwenden, daß der Künstler, der Inhaber jener schöpferischen Kraft, als der Erzeugerin einer unbestimmbaren Anzahl möglicher Kunstwerke, gewisse Vorrechte in der bürgerlichen Gesellschaft genießt und — warum nicht unter diesen auch eine bedingte Straflosigkeit für gewisse, von ihm gegen diese Gesellschaft verübte Vergehen?“

Nicht als ob wir dieser etwas kühnen Gedankenreihe Bülow's zustimmten, haben wir sie hier hervorgehoben, sondern nur, um zu zeigen, daß die schriftstellerischen Arbeiten Bülow's, wenn auch hauptsächlich von Musik handelnd, alle möglichen Lebensgebiete streifen. Hierfür gleich noch ein anderes Beispiel! Im Mai 1882 befand sich Bülow in Christiania, wo soeben die damals gefeiertste dortige Schauspielerin Frau Johanna Reimers, erst 34 Jahre alt, einer tückischen Krankheit erlegen war. An dem Leichenbegängnisse betheiligte sich so ziemlich die ganze Bevölkerung. Aus diesem Anlasse schrieb Bülow (in seinen „skandinavischen Konzertreiseskizzen“, „Allgem. Deutsche Musikzeitung“):

„In einem Lande, wo der Tod eines Künstlers Veranlassung zu einer nationalen Trauer gibt, hat man sicher Recht, den Geburtsadel abgeschafft, ihn durch den des Talentes und Verdienstes ersetzt zu haben. Hat doch heute der Geburtsadel als Kaste nur in denjenigen Staaten noch Existenzberechtigung, deren gesellschaftliches Leben einen mehr oder minder verkleideten — Johannes Scherr unterscheidet sehr treffend „süßen“ und „sauren“ Pöbel — zahlreichen Mob stellt, zu welchem er dann theils einen harmonischen Gegensatz, theils eine logische Ergänzung („süß“) zu bilden berufen ist. In ganz Skandinavien gibt's keinen Pöbel, auch in der größten Stadt, in Kopenhagen nicht. Man darf deshalb den Dichter Björnson nicht grollen, wenn er gegenwärtig den Musendienst mit demokratischen Missionspredigerreisen vertauscht hat. Wo eine Demokratie sich auf der Grundlage allgemeiner Gesittung und Höflichkeit entwickelt, hat der eingefleischteste Aristokrat nichts einzuwenden: kann er ja doch darin nur die Verbreitung seiner eigenen Prinzipien begrüßen. Ja sogar, sogar, sogar in der Presse glänzt der Pöbel durch seine Abwesenheit“.

Es sind besonders die auf Reisen geschriebenen Zeitungsartikel Bülow's, die von packenden Bemerkungen, geistreichen und witzigen Einfällen strotzen. So berichtete er den „Signalen für die musikalische Welt“ im Jahr 1878 von seinen Londoner Eindrücken. Die Artikelserie führt den Titel: „Autokritisches von einer Reise in den Nebeln“. Bei Anlaß eines Besuches im Cirkus schrieb Bülow, er könne sich einer respektvollen Bewunderung des Muthes von Akrobaten, Kunstreitern, Gymnastikern nicht erwehren.

„Ich denke mir immer, wenn so ein übermüthiger Tenor, so eine üppige Primadonna bei jedem „Paver“ ihre Extremitäten, ja ihre ganze Haut aufs Spiel zu setzen hätte, welches entsetzliche Ragout von defekten Gliedmaßen nach dem Fallen des Vorhangs auf der Bühne abzuräumen sein würde“.

In demselben Bericht spendet Bülow den englischen Clowns größtes Lob, kann dagegen den englischen Schauspielern durchaus keinen Geschmack abgewinnen.

„Richard III. wird agirt als ein cholerischer, worttrunkener Schulmeister, Othello als melancholische Bestie, Hamlet als Theologiekandidat“.

Zur Eigenthümlichkeit genialer und witziger Menschen gehört es, daß auch zufällige Eindrücke des Alltagslebens, der Straße u. s. w. für sie nicht verloren sind; im rechten Augenblick stellen sie sich ein. So veranlaßten bei einem Sommeraufenthalt in Baden-Baden die dort häufig an die Adresse der Vorübergehenden gerichteten Anschlagszettel: „ânes à louer“ Bülow zu einem humoristischen Wortspiele über die kritische Aufgabe des dortigen ständigen Musikreferenten, „Esel zu — loben“. (S. 360). Solche Späße tragen nicht wenig dazu bei, manche Artikel Bülow's, die dem Gegenstande nach veraltet sind, doch unterhaltlich und anziehend zu machen. Uebrigens hat diese oder jene Notiz über frühere Musikzustände in gewissen Städten einigen historischen Werth. So treffen wir einmal (im Jahre 1853) auf einen Vergleich zwischen München und der kleinen Stadt Winterthur in der Schweiz, der ganz zu Gunsten der letzteren ausfällt.

„Das kleine Städtchen Winterthur, wo der geistvolle Theodor Kirchner und der begabte Carl Eschmann ein von reichstem Erfolge begleitetes künstlerisches Leben entfalten, kann sich eines so echten und innerlichen musikalischen Lebens rühmen, wie München, wenn es auf seinem Wege beharrt, nie erreichen wird. Winterthur ist um mehrere Decennien München voraus und ein musikalisches Aranjuez gegen dieses todte Madrid“.

Der betreffende Aufsatz Bülow's („die Opposition in Süddeutschland“ Neue Zeitschrift für Musik) richtete sich besonders gegen Franz Lachner, „den musikalischen Autokraten von Süddeutschland“. Was Winterthur betrifft, dürfen wir hier beifügen, daß nach Kirchner's Weggang ein Schüler Bülow's, Hermann Götz, der zu früh verstorbene Komponist der Oper: „Der Widerspänstigen Zähmung“, die gute Tradition Kirchner's so lange fortführte, bis Gesundheitsrücksichten ihn zur Niederlegung seiner Stelle zwangen.

Daß nun dieser die gesammte Musikschriftstellerei Hans v. Bülow's umfassende dritte Band seiner „Briefe und Schriften“ eine Unzahl bedeutender Aussprüche über Musik im Allgemeinen, wie über einzelne, hervorragende Werke enthält, werden unsere Leser mit Recht voraussetzen. Die Fülle des in dieser Hinsicht Gebotenen ist so groß, daß das Buch für ausübende Musiker wie für musikfreundliche Dilettanten, nicht zum wenigsten auch für Konzert- und Opernreferenten, zu einer Fundgrube interessantesten Materials wird, wobei nicht bloß diejenigen Gedanken in Betracht

fallen, welche Bülow's geistiges Eigenthum sind, sondern auch die von ihm gelegentlich in Umlauf gebrachten Aussprüche Anderer. Von letzteren heben wir hier zum Schlusse zwei hervor. „La musique, c'est la fête de la mémoire". Mehrmals kommt Bülow auf dieses „treffliche" Wort „des „unmusikalischen französischen Musikreferenten B. Jouvin" zustimmend zu sprechen; der Sinn ist, daß diejenige Musik am besten genossen wird, die der Hörer sich bereits assimilirt hat. Der anfängliche Mißerfolg auch hochbedeutender Werke beim erstmaligen Hören erklärt sich im Zusammenhang mit diesem Gedanken. In einem anderen Aufsatze citirt Bülow Brahms. „So schön wie Mozart können wir heute nicht mehr schreiben; was wir jedoch können, das ist: uns bemühen, ebenso rein zu schreiben, als Er schrieb". Bülow sagt von diesen „goldenen Worten unseres größten zeitgenössischen Meisters Johannes Brahms", daß sie würdig seien, „auf der Musikanten-Eingangspforte zum nahen, neuen Jahrhundert zu prangen".

Bern. J. V. Widmann.

Der neue Museumsverein in Berlin.

Die erstaunliche Entwicklung der Londoner National-Gallery bietet ein zum Nachdenken anregendes Bild allen denen, die mit Interesse auf das Gedeihen öffentlicher Kunstsammlungen blicken. Die jüngste unter den großen Sammlungen Europas und die einzige, die nicht auf der Grundlage eines fürstlichen Besitzes aufgebaut wurde, ist in den letzten Jahrzehnten zur schlechthin ersten Gemäldegalerie — wenigstens nach den Vorstellungen des heute herrschenden historisch gebildeten Geschmacks — herangewachsen. Neben den besonders günstigen Verhältnissen des englischen Kunstmarktes und der Höhe der vom Staate aufgewendeten Mittel war es namentlich der stolze, in dem reichen Lande rege Gemeinsinn, der das überraschende Ergebniß ermöglichte. Das glänzende Beispiel energischen Eingreifens der reichen Gönner, der 1891 auf private Anregung hin und zum Theil mit privaten Mitteln bewirkte Ankauf der drei Porträts aus Longford Castle ist noch in aller Gedächtniß.

In Deutschland fehlt weder der Gemeinsinn, noch fehlen dem deutschen Gemeinsinn die Mittel, aber die starke Dezentralisation führt zu einer gefährlichen Zersplitterung der Kräfte.

Mit partikularistischen Neigungen wird allenthalben in Deutschland ein wenig gestiftet, geschenkt und hinterlassen, überall werden Museen gebaut und Erwerbungen für die Museen mit relativ bescheidenen Mitteln gemacht. Da den vielfältigen Bestrebungen der Maßstab des Bedeutenden gewöhnlich fehlt, und ein solcher historischer Sinn die Vervollständigung der Stilgruppen und Kunstgattungen überall fast erwünscht erscheinen läßt, ist Deutschland in beklagenswerthem Grade Eldorado der Kunsthändler geworden, die minderwerthige Stücke zu mäßigen Preisen unterzubringen haben. Der Grundsatz, daß nur das Beste der älteren Kunstübung der öffentlichen Erwerbung und Schaustellung würdig wäre, ist nicht überall in Deutschland beachtet worden und war namentlich dort schwer hochzuhalten, wo die Privatsammler mit an sich dankenswerthem Eifer ihren Besitz der Oeffentlichkeit zu Gute kommen ließen.

Der Stadtpatriotismus scheint ein weit stärkerer Antrieb als das Nationalgefühl zu Schenkungen und Stiftungen. Je kleiner das Gemeinwesen ist, desto deutlicher fühlt der Einzelne die Möglichkeit und zugleich die Pflicht, ein würdiges und nützliches Opfer zu bringen. Das Deutsche Reich, der preußische Staat erscheinen als zu große Mächte, etwa auch als zu weite und abstrakte Begriffe, als daß der Einzelne sich berufen dächte, freiwillig einzugreifen. Den reichen und relativ selbständigen Handelsstädten, wie Köln, Frankfurt a. M., Leipzig ist der mit Kunstliebe gepaarte Gemeinsinn am glücklichsten zu Gute gekommen, während in den Hauptstädten der deutschen Staaten den Regierungen die Sorge überlassen wurde.

In Berlin war das beruhigende Gefühl überall verbreitet, daß die Sache der öffentlichen Sammlungen in den besten Händen wäre und den Einzelnen durchaus nicht anginge, namentlich seit die Regierung — nach 1870 — offenbar energisch und erfolgreich vorging. Es war schwer, die Privatsammler für die Berliner Museen zu interessiren. Daß es dennoch gelungen ist, zeigt ein Spaziergang durch die Abtheilung der christlichen Bildwerke im Alten Museum. Sehr viele Stücke rühmen hier den Namen ihrer Schenker.

Immerhin war es nur ausnahmsweise möglich, die von verschiedenen Seiten mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Kräfte zusammenzufassen und den Aufgaben dienstbar zu machen, die der Museumsverwaltung vorschwebten.

Vor Kurzem haben sich diejenigen Herren, denen das Gedeihen unserer Gemäldegalerie und der Abtheilung der Renaissanceplastik am Herzen liegt, zu einer Gesellschaft vereinigt. Hervorragende Privatsammler Berlins und einige Herren in anderen Städten, die zumeist durch persönliche Beziehungen mit der Verwaltung der Sammlungen verbunden sind, haben bereits ihren Beitritt angemeldet, so daß der junge Verein eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern besitzt und eine erhebliche Kaufkraft vertritt. Wie man hört, wird die Gesellschaft den Namen „Kaiser Friedrichs Museumsverein" annehmen zur Erinnerung an den Fürsten, dessen Theilnahme die Reorganisation und das Aufblühen der Berliner Sammlungen zu danken ist. Namentlich im Hinblick auf die näher gerückte Aussicht eines würdigen Neubaues, in dem die Gemälde der älteren Schulen und die Originalplastik des Mittelalters und der Renaissance zu einem organischen Ganzen zusammengegliedert werden sollen, und mit Berücksichtigung des Umstandes, daß die Möglichkeit wichtiger Neuerwerbungen mit jedem Jahre fast verringert wird, erscheint die Begründung dieses Vereines als ein höchst erfreuliches Ereigniß. Die Gesellschaft wird nicht nur der Museumsverwaltung größere Summen leihweise zur Verfügung stellen können in Zeiten, da der regelmäßige Etat erschöpft ist, etwa in der Art, wie der holländische Verein „Rembrandt" gewirkt hat und wirkt; sie wird die Sammlungen auch unmittelbar durch Zuwendungen bereichern, dabei aber stets diejenige enge Fühlung mit der Direktion des Museums bewahren, die eine Einheitlichkeit der Prinzipien bei allen Erwerbungen verbürgt. Der neue Museumsverein hat schon, ehe von seiner Existenz etwas in die Oeffentlichkeit drang, eine sehr energische Thätigkeit entfaltet. Die auffällig reichen Neuerwerbungen, die zur Zeit in der Vorhalle der Gemäldegalerie ausgestellt sind und zu denen auch das aus Frankfurt stammende herrliche Votivbild Fouquet's gehört, konnten bereits zum allergrößten Theile aus den Mitteln des Vereines angeschafft werden.

M. J. F.

Herr Redakteur!

Herr Paul Schlenther hat in seinen Aufsatz, welchen die letzte Nummer der „Nation" veröffentlicht, einige Wendungen hineingeheimnißt, die nicht für den general reader, sondern für mich persönlich bestimmt waren, und ich bitte in Folge dessen um die Erlaubniß, mich auch kurz zur Sache zu äußern. Ich kenne „Del Rey abajo ninguno" von Rojas in der meisterhaften Uebertragung von Dahn seit meinen frühesten Jugendjahren und habe es stets als ein Meisterwerk bewundert, habe auch wohl in der Zeit, wo man noch schöner Wallungen fähig ist, den Wunsch gehegt, es einmal über die deutsche Bühne gehen zu sehen. Aber es war mir stets unzweifelhaft, daß man dem Stücke sein spanisches Kleid, den Trochäus lassen müsse. Indem man es in den uns geläufigen Blankvers übersetzt, stellte man uns die Zumuthung, den fremdartigen Inhalt des Stückes nicht allein in unser ästhetisches, sondern auch in unser sittliches Empfinden aufzunehmen. Und das ist unmöglich. Es wundert mich, daß ein so feinsinniger Beurtheiler wie Herr Schlenther nicht bemerkt hat, daß der fünffüßige Jambus das Stück zum Mißerfolg verurtheilt. Mit vollem Recht zieht Herr Schlenther eine Parallele mit Sophokles' Antigone, die auch den uns geläufigen sittlichen Voraussetzungen widerspricht. Nun, Antigone ist auf der deutschen Bühne nur im Trimeter und mit Chorgesang möglich; im Blankvers würde sie unverständlich werden. Mit dieser Darlegung sind alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn Schlenther und mir gehoben.

Alexander Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 28. November 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Einen Parteitag haben sich die Deutschkonservativen in diesem Jahre nicht gestattet; sie begnügten sich damit, Delegirte bei geschlossenen Thüren über das Schicksal der Partei berathen zu lassen.

Auf dem Tivolitage war es anders. Damals trat man in die Oeffentlichkeit hinaus; damals suchte man auf die breiten Schichten zu wirken; damals gedachte man die konservative Partei mit einem Programm auszustatten, dessen agitatorische Kraft stark genug sein sollte, um, den demokratischen Zeitläufen entsprechend, die Massen der Bevölkerung zu gewinnen, und um so den reaktionären Großgrundbesitzern, die sich konservativ und zwar mit Unrecht nennen, jenen selbständigen Rückhalt zu verleihen, der sie auch unabhängig von der Regierung zu machen im Stande sei.

Das sollte erreicht werden, indem man den radikalen Antisemitismus für sich einspannte; auf Tivoli ließ man den verlumpten Schwindler Ahlwardt hochleben, und man wählte ihn mit konservativen Stimmen in den Reichstag; man fraternisirte mit den Christlich-Sozialen und den Zünftlern; sie sollten das antisemitisch-pietistische Kleinbürgerthum werben, das mit verschwommenen sozialistischen Zukunfts-Utopien und mit verstaubten Zunftplänen der Vergangenheit geködert wurde; Herr Stöcker war nach der „zweite Luther“, und einigen zünftlerischen Obermeistern gestattete man, sich in dem Lichte der Herren Grafen und Barone zu sonnen; man brachte die agrarische Demagogie großen Stiles auf die Beine; es entstand der Bund der Landwirthe, und Herr von Ploetz war der große Feldherr dieser Armee. Wird einmal die innere Geschichte der deutschkonservativen Partei geschrieben werden, dann wird man sehen, daß diese Politik der Ködeung der Massen mit ihren gewagten und mit ihren unlauteren Mitteln zu einem ihrer Haupturheber, den Freiherrn von Hammerstein gehabt hat; er und Herr Stöcker, sie beide mit ihrer intellektuellen Kraft und ihrer moralischen Skrupellosigkeit gedachten die Demagogie in den Dienst der konservativen Partei zu stellen. Das Resultat liegt nunmehr vor. Hammerstein sitzt im Zuchthaus! und Stöcker ist wegen moralischer Defekte jetzt endlich politisch unmöglich geworden, und die verwaiste konservative Partei besiegelt durch ihren jetzigen geheimen Delegirtentag den Zusammenbruch jenes politischen Schwindels, der seit jenem sich offen an die Massen wendenden Tivolitage das Lebenselement unserer Reaktionäre gewesen war. Selten aber hat eine politische Liquidation einen so erbärmlichen Status der Masse ergeben.

Zwischen sich und den reinen Antisemiten macht man jetzt einen dicken Strich. „Vor den Antisemiten warnte Freiherr v. Manteuffel“, so zu lesen — man denke — in der „Kreuz-Zeitung“ mit der Anmerkung: „sehr richtig“. Nicht aus Toleranz oder Humanität erfolgte diese Schwenkung, sondern weil man die Erfahrung machen mußte, daß die antisemitische Partei nur lebte, indem sie konservative Mandate sich aneignete. Nichts natürlicher als dies; denn zurückgebliebene konservative Wahlkreise sind genügend in reaktionärer Gesinnung und in politischer Unbildung befangen, um für den Antisemitismus und für die politischen Thorheiten der Antisemiten empfänglich zu sein, und sie sind durch den reaktionären Druck der Konservativen genügend verärgert, um sich für den Radikalismus auf antisemitische Art zu begeistern. Ebenso übel fuhr man schließlich mit den Christlich-Sozialen des Herrn Stöcker, deren beste Elemente fahnenflüchtig wurden, und deren Rest unter dem Herrn Hofprediger a. D. unbrauchbar durch die Unlauterkeit des Führers geworden ist. So sprach denn der jetzige Delegirtentag es aus, daß die Zugehörigkeit zur konservativen Partei, es ausschließe, einer anderen Partei anzugehören, während doch Herr Stöcker so lange eine Leuchte der konservativen Partei und der Führer der Christlich-Sozialen gewesen ist. Auch diese Episode ist zu Ende. Mit den Zünftlern freilich wollen die Konservativen die Fühlung noch aufrecht er-

halten; aber sie bedeuten politisch so gut wie nichts. Dagegen hat auch ein sichtbares Abrücken vom „Bunde der Landwirthe“ auf dem konservativen Delegirtentage stattgefunden, und die folgenden Preßerörterungen machen die Scheidung noch deutlicher. Man fühlte sich veranlaßt, es auszusprechen, daß man eine „lediglich agrarische Partei“ nicht bilden wolle; dieses Zugeständniß hat natürlich auch einen taktischen Werth; es ist ein Brocken für jenen Theil der Bevölkerung, der zu den Agrariern nicht gehört; aber dieses Zugeständniß hat zugleich die Bedeutung, daß einflußreiche Kreise der konservativen Partei von der Demagogie des „Bundes der Landwirthe“ genug haben, und daß andere Konservative, die gegen die Agrardemagogie nichts einzuwenden hätten, den „Bund der Landwirthe“ als ein Instrument zu betrachten beginnen, das von Tag zu Tag an Werth verliert; man kann sich darüber nicht täuschen, auch der „Bund der Landwirthe“ steht in gegebener Zeit vor seinem Zusammenbruch, und das aus inneren Gründen.

Seine kleinen Mittel sind ein vollständiges Fiasko, und seine großen Mittel sind ein ebenso großes Fiasko. Die Gesetzgebung gegen die Börse schädigt zwar den Handel, aber der Landwirthschaft nützt sie nichts, das beginnt man auf dem Lande einzusehen. Der Zusammenbruch der Zuckersteuergesetzgebung ist eine Lehre, die von den Landwirthen nicht so schnell vergessen wird; der Antrag Kanitz ist als „zur Zeit unausführbar“, auch auf dem Delegirtentage bei Seite gelegt worden, und, um an den Bimetallismus zu glauben, dazu gehört nach den Erfahrungen der letzten Zeit das unverwüstliche Vertrauen zu sich selbst und seine eigene „gräfliche Größe“, das Graf Mirbach repräsentirt, und dieses Vertrauen ist ein Phänomen, das in Deutschland nur selten vorkommt. Wenn daher Herr Graf Mirbach in seiner „sorgfältig ausgearbeiteten“ Rede auf dem Delegirtentage, in Bezug auf die Währungsfrage betonte, daß „die Möglichkeit zu einer Lösung vorhanden, und in absehbarer Zeit entschieden zu erwarten sei“, so ist das auch durchaus unsere Meinung. Die Schließung der indischen Münzstätten, die Entscheidung Oesterreich-Ungarns und Rußlands für die Goldwährung, die Erklärungen des bimetallistischen Ministers Balfour für England und die Niederlage Bryans in den Vereinigten Staaten, das sind ebenso viele Etappen zu einer endgültigen Lösung, und es wird schwerlich noch sehr lange möglich sein, die bimetallistische Bewegung auf einem höheren Niveau zu erhalten als auf jenem, auf dem sich die Bewegung der Gegner des Impfens befindet.

Ueberblickt man die Beschlüsse des konservativen Delegirtentages, so ergibt sich die vollendetste Inhaltlosigkeit; nicht ein neuer politischer Gedanke trat zu Tage; nichts als Redensarten und dazu die alten Ladenhüter; aber auch diese vermindert um einige der ansehnlichsten Stücke; was nützt die Margarine- und die Quebracho-Thorheit, wenn die bimetallistische Heilslehre sich mehr und mehr in Dunst auflöst, und wenn der Antrag Kanitz langsam in die politische Rumpelkammer geschoben werden muß. Man kann nicht glauben, daß die konservativen Führer selbst so einsichtslos sein sollten, den Beschlüssen auch nur die geringste werbende Kraft zuzutrauen. Sie müssen auch in den konservativen Kreisen des Landes die größte Enttäuschung hervorrufen.

Auf diesem Delegirtentage der konservativen Partei ist der mißglückte Versuch begraben für die Interessen eines kleinen Kreises von Großgrundbesitzern große Theile der Bevölkerung durch demagogische Verführung einzufangen. Diese Hammerstein-Stöckersche Unternehmung führte zu keinem bleibenden Erfolge; ohne festen und selbständigen Rückhalt in der Bevölkerung und intellektuell ausgepowert, bleibt der reaktionären Junkerpartei nichts übrig, als die Hand offen zu halten für die Gaben, die ihr die Regierung zuzuwenden bereit ist, und sie bleibt auf die politische Unterstützung angewiesen, die der Beamtenkörper auf dem Lande zu gewähren vermag. Man wird durch Mangel an Bescheidenheit auch jetzt noch möglichst viel herauszuschlagen versuchen; aber über die Thatsache ist nicht hinwegzutäuschen, daß das Junkerthum nach dem mißglückten Hammerstein-Stöcker'schen Versuch nur von der Gnade der Regierung und nicht aus eigener politischer Kraft zu leben vermag. Wie sollte sich auch die Bevölkerung für den Egoismus einiger tausend junkerlicher Existenzen zu begeistern vermögen.

Die Konsequenzen aus dieser Sachlage muß der Liberalismus sich zu ziehen bemühen, und die Regierung, wenn sie dazu fähig ist. Von der Scheingröße der agrarisch-junkerlichen Macht braucht sie sich Konzessionen nicht mehr abtrotzen zu lassen.

Aus einem der Splitter, die sich vom Körper der konservativen Partei losgelöst haben, ist jetzt versucht worden, ein selbständiges Gebilde zu gestalten. Aus der Gährung, die Stöcker in die konservativen Reihen hineingetragen hat, ging die christlich-soziale Partei hervor und aus dieser die Naumann'sche Richtung, die sich nunmehr auf einem Delegirtentage in Erfurt noch nicht zu einer Partei, oder zu einem Verein, der sich über ganz Deutschland erstrecken soll, organisirt hat. Unklarheit und Verschwommenheit sind vielfach bei den Berathungen zu Erfurt hervorgetreten, aber in einer Beziehung trugen die Reden doch ein durchaus sympathisches Gepräge; eine Anzahl gebildeter, idealgesinnter Männer, die nichts für sich und nichts für eine enge Interessengruppe wollen — und das bedeutet in Deutschland viel — stellen sich auf den Standpunkt, „daß die lieblose Bekämpfung der Sozialdemokraten falsch ist“.

Wir fürchten, daß die Wege, die man einschlagen wird vielfach Irrwege sein werden; wir bedauern es auch, daß durch dieses neue politische Gebilde lebensfähigen und gesunden Parteien Kräfte entzogen werden. Gleichviel, die Zeit unklarer Gährung, die unabwendbar war, nachdem die alten Parteien durch das politische Verschwinden Bismarck's aus ihren alten Bahnen herausgeschleudert sind, muß überwunden werden, und als einen der Gährungsprozesse, die schließlich vielleicht doch noch einen guten Wein liefern können, sind die Naumann'schen Bestrebungen zu betrachten. Sie sind schon darum ein Gewinn, weil ein neuer Kreis intellektuell und sozial angesehener Elemente sich von der Politik des Sozialistengesetzes und der Ausbeutung der Massen zu Gunsten einiger Klassen, vor Allem der Junkerklasse, lossagt.

* * *

Zwei Anklageschriften.

Eine recht unerfreuliche und deshalb von staatsfeindlichen Elementen mit offener Genugthuung und innerer Schadenfreude begrüßte Erscheinung ist es, daß seit geraumer Zeit die Klagen über verfehlte Anschauungen und mangelhafte Einrichtungen innerhalb unseres Beamtenkörpers im Vordergrunde der öffentlichen Diskussion stehen. Ob die Versagung des polizeilichen Organismus bei der Ermittelung eines Mörders, ob die Verzerrung des Ehrbegriffs innerhalb unseres Offizierkorps, ob die bedenklichen Erscheinungen unserer Rechtspflege das Thema abgeben, immer handelt es sich doch in gleicher Weise um die Fragen: Leisten die Institutionen, die zur Verwirklichung der Staatszwecke geschaffen worden, und die aus der Tasche der Bürger erhalten werden, in der That der Allgemeinheit die Dienste, derentwegen sie überhaupt bestehen? Haben im Laufe der Zeit ungesunde Triebe und Auswüchse die Lebenskraft eines aus kräftigster Wurzelung entsprossenen Stammes zerstört? Ist der Nimbus, der die sprüchwörtlich gewordene altpreußische Beamtentüchtigkeit umwoben, im Deutschen Reiche zu einem frommen Wahn geworden?

Man wird bei objektiv gerechter Erwägung nicht allen diesen Klagen ein gleiches Gewicht beilegen dürfen. Mangelnde Kenntniß von grundlegenden Prinzipien und gesetzlichen Vorschriften zeitigen manche schiefe Beurtheilung in der Oeffentlichkeit, subjektive Entrüstung über am eigenen

Leib erfahrene Willkür verleitet zu Uebertreibung und Ungerechtigkeit.

Aber doppelt schwer wiegen solche Klagen, wenn zweifelsfrei sachkundiger Mund solcher Männer sie ausspricht, die selbst der Beamtenklasse angehört haben, die sie jetzt bekämpfen; denn dann werden die Klagen zu Anklagen. Und zwei solche Anklageschriften sind in kurzer Aufeinanderfolge erschienen. Angeklagt ist in beiden die richterliche Objektivität und Ehrlichkeit und das Urtheil soll beide Mal sprechen als höchste Instanz die öffentliche Meinung. „Der Achtung unwürdig"*) ist der Titel der einen und der Verfasser derselben ist der frühere Landgerichtsrath G. Pfizer in Ulm, und „Die gesetzlich unmöglichen Verurtheilungen des Amtsgerichtsrath Seidler durch die Disziplinarsenate des Kgl. Kammergerichts. Aktengetreu dargestellt und kritisch beleuchtet vom Verurtheilten"**) nennt sich die zweite. Mit dem Motto „Recht muß doch Recht bleiben!" tritt die letztere vor ihre Leser, und als ein „im Kampf ums Recht gegen eine furchtbare Uebermacht wenigstens äußerlich überwundener Mann" bezeichnet sich im Vorworte der ersteren ihr Verfasser. Auch sonst sind die beiden Schriften aus dem gleichen Geiste geboren, von der gleichen flammenden Empörung erfüllt und dienen der gleichen Tendenz und darum ziehe ich auch die ältere von Pfizer hier nochmals heran.

In beiden Fällen treten reife Männer, die in vieljähriger richterlicher Thätigkeit dem Staate gedient, als Ankläger gegen Ihresgleichen auf; sie sind Beide durch Spruch der zuständigen Disziplinarbehörden ihres Amtes entsetzt worden, weil sie „die Pflichten, die ihnen dasselbe auferlegt, verletzt und sie sich durch ihr Verhalten im Amte der Achtung und des Ansehens, die ihr Beruf erfordert, unwürdig gezeigt haben". Und Beide haben dann nach ihrer Entlassung die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft erlangt und dadurch die Beglaubigung erbracht, daß nach der Auffassung der zuständigen Anwaltskammern durch die Feststellung ihrer richterlichen Verfehlungen ihre Mannesehre keinen Schaden genommen.

Das Schicksal Pfizer's knüpft sich, wie bekannt, an eine von ihm veröffentlichte Broschüre „Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege", die weit über die Grenzen Württembergs hinaus großes Aufsehen erregte. Pfizer hatte als richterlicher Beisitzer bei einer schwurgerichtlichen Verhandlung in Ulm fungirt, in welcher der Tagelöhner Willibald Ilg wegen Brandstiftung zu einer $3^1/_2$jährigen Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Selbst die Darstellung Pfizer's von der eigenthümlichen Art, wie der Staatsanwalt die Anklage begründete, und wie der Vorsitzende die Verhandlung leitete, lassen es kaum glaublich erscheinen, daß die Geschworenen auf Grund eines so jämmerlich brüchigen Indizienbeweises zur Bejahung der Schuld des vorher nie bestraften, gut beleumundeten 42jährigen Angeklagten gelangen konnten. Die spätere Erklärung des Vorsitzenden, daß er es für „seine Aufgabe halte, die Verhöre mit der Anklage so viel als möglich in Uebereinstimmung zu bringen" und die nachträglich ermittelte Thatsache, daß der Obmann der Geschworenen, ein blinder Verehrer des Staatsanwalts, im Berathungszimmer mit Nachdruck darauf hinwies, wie dem Angeklagten während der Rede des Staatsanwalts Thränen in die Augen getreten seien, „offenbar Thränen der Reue und des Schuldbewußtseins", liefern einen für sich selbst sprechenden Kommentar zur Verurtheilung.

Der § 317 der Strafprozeßordnung gestattet dem Gericht die ausnahmsweise Kassirung des Geschworenenspruches, wenn es einstimmig der Ansicht ist, daß die Geschworenen sich zum Nachtheile des Angeklagten geirrt haben. Pfizer beantragte im Berathungszimmer von dieser Bestimmung Gebrauch zu machen. Der Vorsitzende wie der andere Richter lehnte dies ab, sie seien allerdings von der Schuld des Angeklagten nicht ganz überzeugt, aber ebenso wenig sei die Unschuld klar erwiesen — eine höchst bedenkliche Auffassung: denn der Richter darf kein Schuldig sprechen, wenn er von der Schuld nicht „ganz" überzeugt ist, und die, sämmtlichen Richtern innewohnende Ansicht, daß das mangelhafte Beweisergebniß zur Begründung einer „ganzen" Ueberzeugung nicht ausreiche, involvirt daher mit Nothwendigkeit die Ansicht, daß sich die Geschworenen „geirrt" haben, wenn sie trotz dieses mangelhaften Ergebnisses schuldig gesprochen.

Nun that Pfizer einen ungewöhnlichen Schritt. Hundert Andere wären ruhig nach Hause gegangen und hätten, mit dem Bewußtsein, ihre richterliche Pflicht getreulich erfüllt und ihre eigene Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben zu haben, sich das Mittagbrot deshalb um nichts weniger schmecken lassen. Ihn aber ließ der Gedanke, daß da ein Menschenleben gebrochen und mit dem „reponantur acta" ein Schicksal unwiderruflich besiegelt sein solle, nicht ruhen. Er verfaßte eine ausführliche Denkschrift über den Fall und die Vorgänge in der Verhandlung und überreichte dieselbe dem Minister, um Gnade für den seiner festen Ueberzeugung nach unschuldig verurtheilten Mann zu erbitten. Nach länger als einem Jahre kam die Antwort: nicht die Begnadigung Ilg's, sondern — die Einleitung der Disziplinaruntersuchung gegen Pfizer, weil er in seiner Denkschrift in Beziehung auf die Thätigkeit des Vorsitzenden und des Staatsanwalts Angaben gemacht und Urtheile ausgesprochen habe, die den Vorwurf pflichtwidrigen Handelns gegenüber diesen Beamten in sich schlossen. Auf den ihm dieserhalb von der Disziplinarbehörde ertheilten „Verweis" reagirte Pfizer später durch Veröffentlichung des „Willibald Ilg". Der Inhalt dieser Broschüre führte zur Einleitung eines neuen Disziplinarverfahrens, und dieses schloß mit der Entlassung aus dem Amte. Wie Pfizer in diesem Verfahren für sein Recht und seine Ehre gekämpft, möge man in seinem Appell an die öffentliche Meinung nachlesen, den er unter dem oben erwähnten Titel „Der Achtung unwürdig" publizirte. Mit starken — mehr als starken Worten greift die Schrift namentlich genannte Männer in höchsten richterlichen Stellungen an. „Infam" nennt er an einer Stelle das gegen ihn eingeschlagene Verfahren und wissentliche Herbeiführung der Bestrafung eines Unschuldigen macht er ihnen zum Vorwurf. Wieder und immer wieder fordert er, daß man Strafantrag gegen ihn wegen dieser schweren Beleidigungen stelle, damit er in der Lage sei, die Wahrheit seiner Beschuldigungen zu erweisen. Der Strafantrag ist nicht gestellt worden.

Auf mehr fachwissenschaftlich-juristischem und für die Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift daher nicht im Einzelnen darstellbarem Gebiete spielt sich die Vorgeschichte der Entlassung des früheren Amtsgerichtsraths Seidler aus dem Amte ab. Ein Kompetenzkonflikt zwischen Richter und Staatsanwalt und die daraus weiterhin sich ergebende Frage, ob ein Richter, der nach der Verfassung „keiner anderen Autorität" als der des Gesetzes unterworfen ist, einen gesetzwidrigen Beschluß (auf Verhaftung) eines im Instanzenzuge höchsten Gerichtshofes, weil dieser nunmehr formal Rechtskraft erlangt hat, ausführen muß, zeitigte den ersten Konflikt zwischen Seidler und der Justizverwaltung und führte die erste disziplinare Bestrafung mit einer „Mahnung" herbei. Eine neue amtliche Differenz mit dem Staatsanwalt endigte zu seinen Ungunsten mit der Aussprechung eines Verweises. Zum dritten Male zog er den Kürzeren und wurde wiederum mit einem „Verweise" bestraft, weil er in einer sachlich als gerechtfertigt erachteten Beschwerde gegen eine andere Verwaltungsbehörde, derselben „nicht diejenige Achtung habe angedeihen lassen, welche sie als solche zu fordern berechtigt sei." „Bewußte Richtachtung eines amtlichen Vorgesetzten" und „hartnäckig unbotmäßiges Verhalten" findet ein viertes Disziplinarerkenntniß in den bezüglich der Vollstreckung dieser Verweisstrafen von Seidler eingereichten Beschwerdeschriften, und diesmal lautete das Urtheil auf Strafversetzung in ein anderes Richteramt. Er sollte sich desselben nur wenige Jahre erfreuen. Das Talent, sich mit seinen Vorgesetzten „gut zu stellen", scheint Seidler

*) Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

**) Landsberg a. W., 1896, Kommissionsverlag von Friedrich Schäffer & Comp.

gründlich abzugehen. So führte denn ein an sich höchst unbedeutender Vorgang, die Beschwerde eines Zeugen, den er in einer schöffengerichtlichen Verhandlung ein wenig barsch behandelt haben sollte, zu einer Reibung mit dem Landgerichtspräsidenten. Seidler fühlte sich durch dessen Intervention verletzt, und beschwerte sich darüber, weil der § 177 G. V. G. die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Sitzung dem Vorsitzenden anvertraut und weil er deshalb die Einmischung des Präsidenten als einen Eingriff in die Unabhängigkeit seines Richteramtes empfand. Mit einer nach der Darstellung Seidler's ganz unbegreiflichen Außerachtlassung der Bestimmung des § 23 Ges. vom 9. April 1879, wonach, falls ein richterlicher Beamter die Beschwerde eingelegt hat, die Einleitung der Disziplinaruntersuchung „nicht stattfindet", blieb die Beschwerde gegen den Landgerichtspräsidenten unerledigt und wurde das Disziplinarverfahren gegen Seidler dennoch eingeleitet. Es führte zu der Feststellung, daß Seidler

„zwar offenbar in der Sache selbst fest geglaubt habe, im Rechte zu sein",

und daß er auf Grund dieser Rechtsanschauung bestimmt worden sei, einen solch sträflichen Ton gegenüber dem Landgerichtspräsidenten anzuschlagen und beizubehalten,

„weil er sich gegen vermeintliche Uebergriffe des Vorgesetzten wehren und seine Rechtssphäre wahren zu müssen geglaubt habe".

Immerhin sei also sein Vorgehen einem

„als nicht unehrenhaft zu bezeichnenden Motive"

entsprungen. Aber es sei unmöglich, ihn in seiner amtlichen Stellung zu belassen, denn

„bei seinem hochgradig gesteigerten und starren Selbstbewußtsein liege die Gefahr nahe, daß er auch in Zukunft (!) jederzeit bei beliebigem geringfügigem Anlaß sich wiederum zu einem solchen mit den Pflichten der Subordination durchaus unverträglichen Verhalten hinreißen lassen werde".

Und darum — der Achtung unwürdig und entlassen!

Wie Seidler nach jenem Urtheil und innerhalb der verschiedenen Disziplinarverfahren seine Sache geführt, wie er jeden Fußbreit seines Rechtes vertheidigt, alle denkbaren Instanzen und Rechtsmittel erschöpft, stets bewaffnet mit allem Rüstzeuge seiner Wissenschaft und der Gesetze, bis auch er zuletzt mit seinem Buche vor die breite Oeffentlichkeit hintrat, bitter und scharf protestirend gegen ihm widerfahrenes Unrecht, das ist ein Stück moderner Michael Kohlhas-Geschichte, die im Speziellen zu verfolgen über den Rahmen dieser Erörterungen hinausgehen würde. Auch ist für Seidler selbst das Persönliche schon längst nicht mehr die Hauptsache. Aus seiner Schrift hallt wider, was sein Leidensgefährte Pfizer in einer Denkschrift an den König schrieb:

„Ich bin ein einzelner Soldat im Kampf ums Recht; wenn ein solcher fällt, so ist dies kein allgemeines Unglück. Aber ein allgemeines Unglück wäre die Erschütterung des Glaubens des Volkes an eine unparteiische Rechtspflege."

Und mir will scheinen, als ob in der That die Anklageschriften der beiden Männer gegen die Institution, der sie Jahrzehnte angehört, eine Menge banger Fragen aufwerfen, auf die wir vergeblich nach zufriedenstellender Antwort suchen.

Sind das wirklich zwei Männer, die „der Achtung, welche der Richterberuf erfordert, unwürdig" scheinen? Gibt es vielleicht auch ein Zerrbild der Richterehre, wie wir schaudernd ein solches der Offiziersehre kennen gelernt haben? Und ist etwa ein wesentliches Substrat dieser Ehre die Subordination und Botmäßigkeit gegen den Vorgesetzten? Als aufrechter Mann, nur sich selbst getreu und nur dem Gesetze unterthan durchs Leben zu gehen, das galt früher als die Ehre und der Stolz des preußischen Richters.

Und ferner: Wie unerfreulich bestätigt wird hier aus dem Munde von Männern, die die Verhältnisse aus vieljähriger Praxis kennen, die lauter und immer lauter werdende Klage von dem unheilvollen Uebergewicht staatsanwaltlicher Gewalt in unserer Justiz. Von einem „System der Unterdrückung der richterlichen Unabhängigkeit durch die Staatsanwaltschaft" spricht Pfizer, und „kann man sich wundern", fragt Seidler, „daß die gesammte Strafrechtsprechung des Kammergerichts (des höchsten Gerichtshofes für preußisches Landesstrafrecht) überwiegend den einseitigen Geist der Strafverfolgung athmet, der so oft mit dem lebendigen Volksbewußtsein in Widerspruch kommt", wenn man erwägt, daß unter den 6 Mitgliedern des kammergerichtlichen Strafsenats im vorigen Jahre nur zwei früher nicht, die übrigen vier aber 12, 16, 21 und 29 Jahre ihres Lebens Staatsanwälte gewesen sind?

Und endlich, welche Einblicke im Einzelnen in die Werkstatt richterlicher Thätigkeit eröffnen die beiden Schriften. Es ist richtig, sie rühren von Männern her, denen subjektive Erbitterung die Feder geführt hat. Aber sie bringen altenmäßige Beläge und die Verfasser sind sich bewußt, daß ihre Behauptungen die schwersten Vorwürfe gegen lebende Beamte bedeuten, und daß sie mit ihrer Person eintreten müssen für die Richtigkeit derselben. Ja, sie verlangen, daß Strafanträge gestellt werden, damit sie beweisen können, was sie behaupten. Und was sie behaupten, das ist im Allgemeinen nicht mehr und nicht weniger als die vorsätzliche Rechtsbeugung, die der § 344 des Reichsstrafgesetzbuches schwer bestraft. Und im Speziellen außerdem noch eine ganze Menge einzelner Vorwürfe, die aus dem Munde von Männern, welche hinter die Coulissen der feierlichen Gerichtsverhandlungen geschaut, ein fatales Gewicht haben. Ist es wirklich denkbar, daß Richter bei der Fassung ihres Urtheils den Sinn der Worte des Angeklagten so ins Gegentheil verdrehen, wie Pfizer dies schildert; ist es glaublich, daß gegen einen richterlicherseits festgestellten Thatbestand (der bekanntlich in der Revisionsinstanz unangreifbar ist) mit Recht die Anklage einer „an Fälschung grenzenden Unwahrheit" erhoben werden kann; und beruht es auf seiner Amtsthätigkeit gewonnenen Erfahrungen, wenn Pfizer an anderer Stelle sagt: „Wenn ein Richter für seine Behauptungen keine oder schlechte Gründe hat, dann erklärt er die Richtigkeit seiner Behauptung für selbstverständlich?"

Es ist unmöglich, die unerfreuliche Gedankenreihe hier fortzuspinnen, die die beiden Schriften anregen. Man braucht nicht Alles und Jedes zu unterschreiben, was sie enthalten und ruhige objektive Erwägung mag manche, aus dem leidenschaftlichen Gefühl erlittenen Unrechts geborene Ansicht für bedenklich erachten. Aber in der Hauptsache kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß hier zwei Männer als wuchtige Ankläger gegen Institutionen auftreten, zu deren Beurtheilung sie befähigt sind wie wenig Andere, und daß die Wunden, die sie beklagen, nicht nur ihnen selbst geschlagene, sondern am Rechtsleben des ganzen Volkes zehrende Schäden sind. Sie verdienen ernst und eingehend gelesen zu werden, die beiden dünnen Bändchen, in denen so viel warmes Herzblut in nüchterne Druckerschwärze umgesetzt ist, nicht nur der Rechtfertigung der beiden Verfasser wegen gegenüber dem Verdikt ihrer früheren Berufsgenossen, sondern auch als Beitrag zu der Frage, ob überall im Deutschen Reiche schon die Worte Erfüllung finden, mit denen bei der Einweihung des neuen Reichsgerichts der Präsident die hohe und heilige Aufgabe des Richters dahin verkündete: „Wir werden getreulich Wacht halten, daß das Recht hier sicher und gut geborgen sei und daß das Unrecht keinen Einlaß findet!"

Breslau.

Ernst Mamroth.

Staatsbahnen und Förderung des Wirthschaftslebens.

(Schluß).

Bei den Verhältnissen, die im vorigen Artikel geschildert worden sind, könnte man für Schwärmer, die immer wieder einen Anlauf nehmen, eine Besserung auf dem Gebiet der Gütertarife herbeizuführen, nur ein Lächeln haben, wenn nicht die eine Hoffnung bliebe, daß diese Paralysirung alles Fortschritts schließlich doch einmal in den weitesten Kreisen die Ueberzeugung zeitigte, daß es so unmöglich weiter gehen könne, wenn wir nicht gegenüber dem Ausland vollständig ins Hintertreffen kommen wollen und vielleicht liegt der Zeitpunkt, wo sich diese Ueberzeugung Bahn bricht, nicht gar so weit. Daß sie im Landes-Eisenbahnrath rasch zum Durchbruch gelangt, glaube ich nicht, viel eher bei der Regierung und in der Volksvertretung. Freilich viel kann die letztere auf diesem Gebiet nicht leisten, denn auch bei dem besten Tarifsystem wird man nicht ohne zahlreiche Ausnahmen auskommen, die unmöglich alle von der Volksvertretung berathen werden können, auch das beste System wird ein höchst unvollkommenes sein, aber das darf nicht hindern, an Stelle des ganz schlechten das weniger schlechte zu erstreben.

Einmal war auch allerdings der Landes-Eisenbahnrath bereit, an einer bedeutsamen allgemeinen Tarifermäßigung mitzuarbeiten, an der Einführung des sogenannten Rohstofftarifs; aber charakteristisch ist, daß die Anregung dazu nicht aus dem Landes-Eisenbahnrath selbst herauskam, sondern von der Regierung ausging; ersterer hatte nämlich nur eine Ausgleichung der im Osten und Westen theilweis verschieden hohen Expeditionsgebühren verlangt, worauf (Sitzung des Landes-Eisenbahnraths vom 7./8. Dezember 1888) regierungsseitig die Erklärung abgegeben wurde, daß mit dieser Ausgleichung eine weitergreifende Tarifirung für eine Anzahl geringwerthiger Massengüter in Aussicht genommen sei, derart, daß bei einer gleichen Expeditionsgebühr (von 7 Pf. für 100 kg) auch für Entfernungen unter 100 km die Streckensätze gleichmäßig nach dem Silberpfennig (1 Silberpfennig für die durchfahrene Centnermeile = 2,2 Pf. für das Tonnenkilometer) berechnet, und bei einer Entfernung von über 350 km ein weiter ermäßigter Satz von 1,4 Pf. für das Kilometer angestoßen würde

Dieser Tarif sollte gelten für:

1. geringwerthige Brennstoffe (Kohlen, Koks, Brennholz),
2. Erze,
3. Erde, Sand, Kies, Thon, Lehm und ähnliche Artikel,
4. geringwerthige Düngemittel,
5. Rüben und Kartoffeln.

Den Einnahmeausfall veranschlagte die Bahnverwaltung auf 15 Millionen Mark, wovon 11 Millionen auf Brennstoffe entfielen; man war zu diesem Opfer bereit, weil

„eine umfassende Frachtermäßigung für einzelne der wichtigsten Massenartikel des allgemeinen Verbrauchs, wie die geplante, zur rechten Zeit gewährt, von solcher Bedeutung für die wirthschaftlichen Interessen des Landes erscheinen muß, daß trotz der beträchtlichen Einnahmeeinbuße und trotz der erheblichen Mehrausgaben der Sache doch alsbald näher zu treten ist".

Das war natürlich bevor Miquel Finanzminister wurde. Freilich das „zur rechten Zeit" in der Erklärung der Regierung fand eine eigenartige Auslegung. Der Landes-Eisenbahnrath genehmigte diese Vorlage der Regierung zwar einstimmig, denn dieselbe brachte fast allen Interessenten Vortheile und, wo sie das nicht that, wollte man noch durch besondere Tarife helfen, aber ebenso einstimmig trat er der Auffassung des Ministers bei, daß

„angesichts der gegenwärtigen ungewöhnlichen Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse namentlich auf dem Gebiet der Montanindustrie (es war die Hochkonjunktur 1889) eine so beträchtliche und umfassende Aenderung der die Montanindustrie berührenden Gütertarife, vor Allem der Steinkohlentarife in dem gegenwärtigen Zeitpunkt und so lange auf überwiegende Bedenken stößt, als nicht die wirthschaftliche Bewegung wieder in ruhige Bahnen eingelenkt ist".

Man sah also der weiteren Entschließung des Ministers entgegen, und er entschloß sich wirklich, denn der Landes-Eisenbahnrath erhielt eine Vorlage vom 28. März 1891 und gab dazu am 22. Mai 1891 einstimmig folgendes Gutachten ab:

„Daß es im allgemeinen öffentlichen Interesse geboten erscheine, die Frachtsätze des Ausnahmetarifs für Erden, Düngemittel, Kartoffeln und Rüben vom 1. Januar 1890 (Rohstofftarif) nunmehr auch auf die Artikel: Stein- und Braunkohlen, Koks, Brennholz, Torf, Erze aller Art, sowie auf Holzkohlen und Torfkohlen auszudehnen.

Der Landes-Eisenbahnrath erachtet die Gewährung von Frachtermäßigungen für Eisenerze, welche über die für Brennstoffe und Erze aller Art in Aussicht genommenen hinausgehen, als ein öffentliches Verkehrsbedürfniß.

Der Landes-Eisenbahnrath befürwortet . . . als Grundlage für den einzuführenden Tarif auf Entfernungen bis zu 100 km die Sätze des Rohstofftarifs unter Anstoß von 1,5 Pf. für das tkm zu gewähren."

Der Vertreter des Ministers erklärte:

„Die Vorlage sei ein weiterer Schritt zur einheitlichen Gestaltung und planmäßigen Fortbildung der Gütertarife. — — Die geplanten Frachtermäßigungen seien ferner dazu bestimmt, das einheimische Gewerbe in seinem Wettbewerb gegen die unter günstigeren Bedingungen arbeitende Industrie des Auslandes zu unterstützen und den dahin gerichteten wiederholten Anträgen der Interessenten Rechnung zu tragen."

Aber man hatte die Rechnung ohne den — Miquel gemacht; er erschien auf der Bildfläche; die Finanzlage hatte sich mit der Wirthschaftslage verschlechtert und die Durchführung des Rohstofftarifs, den die Regierung vorgeschlagen, der Landes-Eisenbahnrath einstimmig angenommen hatte, wurde inhibirt, jede Tarifreform auf unbestimmte Zeit vertagt. Man hatte die schöne Zwickmühle gefunden, die Tarifermäßigung einmal zu versagen, weil die Wirthschaftslage sie nicht nöthig mache, das nächste Mal sie zu verweigern, weil die Staatsfinanzen den davon zu befürchtenden Einnahmeausfall nicht erlaubten; da nun entweder gute Wirthschaftslage und gute Finanzlage oder schlechte Wirthschaftslage mit schlechter Finanzlage herrschen, so kann man mit diesen Argumenten jede Reform ad calendas graecas vertagen, d. h. so lange als man geneigt ist, sich damit abspeisen zu lassen. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses huldigte dieser Neigung und der Berichterstatter der Budgetkommission v. Tiedemann-(Bomst) sprach in der Sitzung vom 20. Februar 1892 das Bedauern aus, „daß die Finanzlage des Staates die Einführung dieses Tarifs, der von allen Betheiligten als dringend im Interesse der wirthschaftlichen Lage gelegen bezeichnet worden ist, verhindere."

Damit war der Rohstofftarif für Brennstoffe und Erze zu den Akten gelegt; weder im Landes-Eisenbahnrath noch im Landtag kam man darauf zurück.

Gewiß, ein Frachtausfall von 11 Millionen Mark ist keine Kleinigkeit, und in Zeiten starken Defizits wird man Bedenken tragen können, darauf einzugehen; es frägt sich nur, erstens: ob unter Umständen das Beibehalten ungesund hoher Tarife nicht noch schädigender auf die Finanzen und die Wirthschaftslage wirkt und zweitens, ob das Defizit ein wirkliches, oder nur ein rechnerisches, ob es ein chronisches oder ein vorübergehendes ist.

Da mir die oberschlesischen Verhältnisse am Genauesten bekannt sind, will ich die erste Frage an dem Beispiel des oberschlesischen Kohlenverkehrs zu beantworten versuchen:

Die Förderung der oberschlesischen Steinkohlengruben stieg von 1891 bis 1895 um eine Drittel Million Tonnen (à 1000 kg); in derselben Zeit ging ihr Versand nach dem Inland (über die Grenzen des eigenen Bezirks den Regierungsbezirk Oppeln hinaus) im Fernverkehr um 674 878 t zurück. Da an diesem Rückgang nicht die näher liegenden Bezirke, sondern lediglich die entfernten betheiligt waren, so wird man annehmen müssen, daß der Minderversand sich auf

eine durchschnittliche Transportlänge von 5—600 km bezog*) Nimmt man nur 500 km mittlere Transportlänge an, so berechnet sich der Frachtausfall auf 11,8 Millionen Mark, bei 600 km auf 13,8 Millionen Mark und zwar nur für den Rückgang oberschlesischer Kohlen. Wenn man weiter fragt: woher wurde der Kohlenbedarf, den Oberschlesien nicht mehr lieferte, gedeckt, so bietet Berlin ein lehrreiches Beispiel. In dem genannten Zeitraum ging der Konsum Berlins an oberschlesischen Kohlen um 124 607 t zurück, der englischer Kohlen erhöhte sich um 125 606 t. Da die englischen Kohlen zu Wasser nach Berlin kommen, so hat die preußische Staatsbahnverwaltung davon gar keinen Nutzen. Genau ebenso stellte sich das Verhältniß in den Ostseeprovinzen, wo die englische Kohle in dieser Zeit siegreich gegen die schlesische vordrang. In ungünstigen Wirthschaftszeiten sinken sofort die Schiffsfrachten erheblich; die zu Wasser verfrachteten Produkte können ihr Absatzgebiet dann erweitern, die auf hohe stabile Bahnfrachten angewiesenen büßen einen großen Theil desselben ein. Daß mit einer entsprechenden Tarifermäßigung das Absatzgebiet der heimischen Steinkohlen erhalten und erweitert worden wäre, zeigt deutlich das Beispiel Stettins. Im Frühjahr dieses Jahres entschloß man sich, den Kohlentarif dorthin auf demselben Einheitssatz aufzubauen, auf dem die von Westfalen nach Bremen und Hamburg beruhen. Der Einnahmeausfall der Bahn durch diese Tarifermäßigung hätte 4—500 000 Mk. jährlich betragen müssen, wenn dieselbe nicht zu einer Verkehrsvermehrung geführt hätte, die Zunahme der Sendungen war aber eine so große, daß sich die Tarifermäßigung für die Bahn als finanziell höchst vortheilhaft erwiesen hat.

Elf Millionen Mark betrug der Verlust, den sich die Bahn bei Durchführung des Rohstofftarifs ausrechnete, falls derselbe keine Verkehrsvermehrung zur Folge hatte; 12–13,5 Millionen Mark betrug allein der Verlust, den sie in Folge des Minderversands oberschlesischer Kohlen durch Hochhalten der Tarife erlitt.

Es war wahrlich nicht der Gesichtspunkt eines weitblickenden Staatsmannes, den Rohstofftarif zu inhibiren; es war der Standpunkt eines Kalkulators, der nur mit den 4 Spezies rechnen kann. Wenn Oberschlesien nicht eine schwerere Krisis erlebte, so war das der steigenden Aufnahmefähigkeit Oesterreichs mit seinen rationell gebildeten Staffeltarifen, schließlich dem Aufschwung der Eisenindustrie in Folge des russischen Handelsvertrages zu danken; immerhin ging von 1892—95 die Zahl der in der oberschlesischen Montanindustrie beschäftigten Arbeiter um fast 4000 zurück.

Und die Finanzlage, die für all dieses Unheil den Grund abgeben mußte?

Nach den Finalabschlüssen hat das wirkliche Defizit in den Etatsjahren 1891/2 bis 1894/5 zusammen 108 Millionen Mark betragen; dem stehen aber in dieser Zeit allein 100 Millionen Mark kapitalisirter Vermögenssteuer gegenüber, so daß das Defizit dieser 4 Jahre thatsächlich auf insgesammt 8 Millionen Mark zusammenschrumpft, dem aber mehr als 200 Millionen Mark an Schuldentilgung und Vermehrung des werbenden Vermögens in diesem Zeitraume gegenüberstehen. Der Etat 1895/6 veranschlagte das Defizit noch auf 34 Millionen Mark, der Finalabschluß ergibt statt dessen einen Ueberschuß von mehr als 60 Millionen Mark. Für das laufende Etatsjahr ist ein Defizit von 13 Millionen Mark veranschlagt, statt dessen dürfte sich ein Ueberschuß von über 100 Millionen Mark herausstellen.

Aber da figurirt noch das berühmte „latente Defizit“ die nothwendige Erhöhung der Beamtenbesoldungen. Gewiß, sie ist nöthig, aber der Betrag dafür ist zum größten Theil durch die Zinsersparniß aus der Konversion der 4 proz. Anleihen gedeckt, so daß auch dieser Vorwand die Tarifreform hintanzustellen nicht mehr zieht.

Wir tilgen zu wenig Schulden — jammert der Offiziosus; — bedenkt, im Jahre 1956 geht das ganze Eisenbahnnetz Frankreichs unentgeltlich in den Staatsbesitz über; wollen wir dann wirthschaftlich nicht von Frankreich völlig ins Hintertreffen gedrängt werden, so müssen wir durch Amortisation unsere Eisenbahnen bis dahin schuldenfrei besitzen.

Nun, wenn jener fürchterliche Fall statt in 60 Jahren schon heute einträte, so würde dem Besitz der Bahnen in Frankreich eine 4½ mal so große Schuldenlast gegenüber stehen, wie in Preußen, ganz abgesehen davon, daß bei uns den Schulden noch das werbende Vermögen unserer Domänen, Forsten, Bergwerke und Hütten 2c gegenüber steht, (Einnahme daraus in 1895 ca. 70 Millionen) während Frankreich nur 42 Millionen Francs Einnahmen aus Staatsvermögen hat. Die Schuldenlast Frankreichs beträgt 33 Milliarden Frcs. und wollte es heut die Eisenbahnen erwerben, so müßte es rund weitere 18 Milliarden Francs aufwenden, während die gesammte Staatsschuld Preußens 6476 Millionen Mark, und unter Hinzurechnung von ⅗ der Reichsschulden rund 7¾ Milliarden Mark beträgt.

Gewiß wird es auch in Preußen nothwendig sein die Eisenbahnschuld zu verringern und die einigen 60 Millionen Mark Ueberschuß des vorigen, der auf mindestens 100 Millionen Mark zu veranschlagende des laufenden Etatsjahres werden neben den in den Etats vorgesehenen Tilgungsbeträgen eine recht ansehnliche Amortisation darstellen; da ein Nachlassen des wirthschaftlichen Aufschwungs nicht zu spüren ist, dürfte auch das kommende Etatsjahr ähnlich günstige Verhältnisse aufweisen und eine solide Finanzwirthschaft wird mit angemessenen Amortisationen fortfahren. Aber es liegt kein Grund zur Angst vor, wenn wir in 1956 noch nicht die ganze Eisenbahnschuld amortisirt haben, denn abgesehen davon, daß der Betrag unserer sonstigen Anleihen Frankreich gegenüber ein verschwindender ist, weisen die deutschen Bahnen einen ganz anderen Güterverkehr wie die französischen auf; beförderten sie doch (in 1894) 247,9 Millionen t Güter gegen 103,3 Millionen t in Frankreich; entfiel doch auf das Kilometer Betriebslänge bei uns im Verkehr von 551 310 tkm gegen 347 015 tkm dort, und durch geeignete Tarifmaßregeln läßt sich dieser Verkehr ganz außerordentlich steigern. Denn gerade in der Billigkeit der Gütertarife stehen wir noch weit hinter Frankreich zurück; die Transportlänge der Güter auf deutschen Bahnen ist in ständigem Rückgang und betrug 1894 durchschnittlich nur 98¾ km gegen 126 km in Frankreich; im finanziellen Interesse der Bahnen ist es gerade erwünscht, daß die Güter auf möglichst große Entfernungen verfrachtet werden. Die kurze Transportlänge der deutschen Bahnen ist aber eine Folge des verfehlten kilometrischen Tarifsystems und der hohen Tarife, wie das ja weiter oben am Beispiel des oberschlesischen Kohlenverkehrs evident nachgewiesen worden ist.

Die verkehrteste Eisenbahnpolitik, die wir verfolgen können, ist zweifellos die — um eine möglichst rasche Tilgung der Schulden herbeizuführen — die Tarife hochzuhalten, die Betriebsmittel knapp zu gestalten, den Neubau von Bahnen einzuschränken.

Die Ausgaben für neue Bahnen sind Vermögensanlagen, die meist nicht nur eine sehr gute direkte Verzinsung, sondern außer dieser noch eine hochwichtige indirekte bringen, indem sie den bestehenden Bahnen neuen Verkehr zuführen und damit deren Rente heben und indem sie das Land wirthschaftlich erschließen und kräftigen. Würden wir etwa Frankreich gegenüber 1956 wirthschaftlich gleich kräftig sein, wenn wir zwar ohne Eisenbahnschuld wären, aber ein nur halb so dichtes Bahnnetz wie dieses Land besäßen! Sind wir doch heut bereits darin weit hinter ihm zurückgeblieben und ist es dringend nöthig, hier Versäumtes nachzuholen.

Um die Eisenbahnschuld zu tilgen, nicht an eine Herabsetzung der Tarife zu gehen, wäre das Verfahren eines Industriellen, der um sein Anlagekapital rasch zu amortisiren, die Preise seiner Erzeugnisse recht hochhält; nun die Kon-

*) Die durchschnittliche Entfernung oberschlesisches Revier—Berlin beträgt 544 km; die Haupteinbuße im Absatz erlitten die oberschlesischen Gruben aber nach den noch weiter entfernten Stationen.

kurrenz würde ihn bald in den Hintergrund gedrängt haben. Aber auch der Gedanke, von unnatürlich hohen Tarifen mit einem Sprung auf Tarife, die lediglich den Betriebskosten entsprächen, überzugehen, ist wirthschaftlich ein durchaus verkehrter; er würde statt segensreich vielfach vernichtend wirken; das Wirthschaftsleben braucht allmähliche Uebergänge in neue Verhältnisse, um sich in diese einzuleben, nicht einen Salto mortale.

Die Forderung, an der Beschaffung der Betriebsmittel zu sparen, ist schließlich eine so unsinnige, daß kein Wort weiter darüber zu verlieren ist.

Wir können uns deshalb nur freuen, daß Rußland, Frankreich, Belgien u. a. m. — so unbequem uns die Konkurrenz dieser Länder stellenweis sein mag — eine so vernünftige Tarifpolitik treiben, denn die Furcht, von dem Ausland ganz überflügelt zu werden, ist die Rettung vor dem Erstarren unserer Gütertarife in den inneren Interessengegensätzen. Und diese Angst, nicht ganz zurückzubleiben, erweist sich schließlich auch ab und zu einmal im Landeseisenbahnrath stärker als die Sorge der lokalen Beeinträchtigung; freilich an der Spitze marschiren können wir damit nicht, wir hinken langsam hinterdrein; doch auch das ist besser als absoluter Stillstand. Und wenn jetzt endlich die Regierung geneigt ist, entsprechend meinem in der vorigen Session gemeinsam mit dem Abg. Bueck gestellten Antrag, den Rohstofftarif für Brennstoffe und Erze und weitergehende Ermäßigungen für Eisenerze zum 1. April 1897 einzuführen, so werden zwar diese Frachtsätze noch wesentlich höher als die entsprechenden der belgischen und französischen Bahnen sein, aber das ganze Land wird doch einen wesentlichen Vortheil davon haben und was vielleicht noch wichtiger ist: in die Miquel'sche Zwickmühle das eine Mal die Tarifermäßigung zu verweigern, weil es der Industrie zu gut gehe, das andere Mal, weil es mit den Finanzen schlecht stehe, ist der sperrende Stein geschoben worden; für einen Fortschritt auf diesem Gebiet ist der Weg geöffnet; es gilt unermüdlich zu arbeiten, daß wir nicht aufs Neue stehen bleiben, sondern Schritt vor Schritt — nicht im Sprunge — auf dem Wege einer gesunden Tarifreform fortfahren.

Nicht dem Eisenbahnmonopol des Staates werden wir eine solche Reform danken können, sondern der Konkurrenz des Auslandes und anderer Verkehrsmittel.

Das Monopol ist der Stillstand, die Konkurrenz ist der Fortschritt.

Breslau. Georg Gothein.

Friedrich List und der Liberalismus.

Zu seinem fünfzigjährigen Todestage 30. November 1846.

Mit dem Namen Friedrich List verbindet sich zwar untrennbar die Erinnerung an die Schutzzollpolitik, und unter diesem Eindrucke ist man zu einer Zeit, wo man das Leben und Wirken List's nicht eingehend verfolgte, auch geneigt gewesen, seine allgemeinen politischen Anschauungen in dieser Richtung zu konstruiren. Dies ist indessen jetzt vollständig als unrichtig erkannt und die fünfzigjährige Wiederkehr seines Todestages soll den Anlaß bieten, an den Kampf zu erinnern, den dieser gewaltige Streiter, einer der größten praktischen Nationalökonomen, den unser Jahrhundert gezeugt hat, gegen reaktionäre Tendenzen in der staatlichen Entwicklung Württembergs gekämpft hat. Die Tragik hat diesem ganzen Leben den Stempel aufgedrückt, der Haß der Büreaukraten hat brutal in eine Entwicklung eingegriffen, die segensreich begann, deren Leitstern immer das Wohl des Vaterlandes, die Freiheit des Volkes war.

Friedrich List wurde am 6. August 1789 in der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen geboren als der Sohn eines Weißgerbers. Der Geist des freien, bisweilen trotzigen Bürgerthums wehte über diesen alten Reichsstädten, unter denen, was geistige Regsamkeit anlangt, Reutlingen im süddeutschen Kreise immer einen ersten Platz hatte; und dieser Geist modelte auch die Menschen. Zum Handwerk erwies sich der junge List wenig tauglich, man entschloß sich deshalb, ihn Schreiber werden zu lassen. Er machte die Vorstufen dieser Laufbahn als Incipient und Substitut schnell durch, und etwas über 20 Jahre alt finden wir ihn als Steuer- und Grundbuchkommissar in Schelklingen bei Ulm und dann im Oberamte in Tübingen. Der reine Büreaudienst konnte eine solche thatkräftige Natur nicht befriedigen, mit voller Energie nutzte List die Freizeit zum Besuche von Vorlesungen an der Universität aus, wodurch er bald befähigt war, schnell als Beamter aufzusteigen. 1816 wird er zum Oberrevisor mit dem Titel Rechnungsrath ernannt. Man betraute ihn mit verschiedenen Kommissorien, die seine Erfahrungen in Bezug auf das geistlose, theilweise sogar brutale Büreaukratenregiment in Württemberg vermehrten und damit zugleich in ihm eine Abneigung gegen diese Art von Verwaltungsschematismus erzeugten, die ihm später verhängnißvoll wurde. Schon in Tübingen hatte List die Bekanntschaft eines unserer besten Staatsmänner, des Ministers von Wangenheim gemacht, der die Bedeutung des jungen Beamten schnell erkannte und ihn zur Mitarbeit bei dem Plane heranzog, Württemberg eine moderne Repräsentativverfassung zu geben, deren Grundprinzipien die Freiheit der öffentlichen Meinung, Selbstverwaltung der Gemeinden, freie Volksvertretung, Geschworenengerichte u. s. w. den Idealen List's so sehr entsprachen, daß er mit Feuereifer in den Kampf gegen die „Altrechtler" eintrat; vorläufig allerdings nur akademisch, indem er den neugegründeten Lehrstuhl für Staatskunde und Staatspraxis in Tübingen bestieg, der errichtet war, eine Generation tüchtiger Verwaltungsbeamten heranzuziehen. Nicht lange freilich, so begannen die ketzerischen, freiheitlichen Ideen des jungen Professors den Reaktionären sehr verdächtig zu werden; zumal man auch in der Praxis den neuen Geist wehen fühlte. Der Widerstand der Altrechtler setzte energisch ein und führte zunächst zum Sturze Wangenheim's; damit war die Seele und Stütze der freiheitlichen Verfassungsbestrebungen in Staat und Gemeinde entfernt, List stand ziemlich allein, und bald begann man auch seine Stellung zu unterminiren; die Thatsache, daß List zum Konsulenten und Geschäftsführer des deutschen Handels- und Gewerbevereins gewählt worden war, mußte den Anlaß dazu hergeben. Die Regierung verbot ihm die Fortführung dieses Amtes und List gab seine Professur auf, um mit ganzer Energie den Bestrebungen dieser jungen Vereinigung dienen zu können; hier waren praktische Aufgaben zu lösen, und das war das eigentliche Feld, auf dem er Großes zu leisten sich berufen fühlte; daher verwand er den Schlag, mit dem seine Absichten für das Wohl des Landes der büreaukratischen Kurzsichtigkeit weichen zu müssen, noch ziemlich leicht, und auch die offenbare Verletzung der Verfassung, mit der man ihm den Eintritt in die Ständeversammlung verweigerte, in die seine Vaterstadt Reutlingen ihn nunmehr sofort wählte, traf ihn zunächst nicht so hart, da sein Geist mit wichtigeren Dingen beschäftigt war.

Der Wegfall der Kontinentalsperre hatte in Deutschland mißliche Verhältnisse geschaffen. Die Industrie und der Handel hatten sich einerseits auf ihren Schutz eingerichtet, und hatten andererseits den Vortheil der ausgedehnten Grenzen des französischen Kaiserreichs genossen. Nun erstanden überall wieder die Zolllinien an jeder Staatengrenze, und so war vor allem in Süddeutschland der Gewerbefleiß einerseits der zugleich hereinbrechenden englischen Konkurrenz ausgesetzt, andererseits vom inländischen Markte überall durch Zollgrenzen abgeschlossen, und zugleich ging die wenigstens äußerlich nothdürftig hergestellte Einheit des deutschen Gebietes wieder verloren. So regte sich denn an vielen Stellen das Bedürfniß nach einer Freiheit der deutschen Lande wenigstens in handelspolitischer Beziehung; der Gedanke der Beseitigung der Binnenzölle wurde immer

energischer laut. Freilich war von der Erkenntniß der theoretischen Richtigkeit der inländischen Zollfreiheit bis zur Ausführung noch ein weiter Weg, und der, der die praktische Agitation hierfür aufnahm, war Friedrich List. Hierzu wurde der Handelsverein 1819 geschaffen, dessen Aufgabe später mit dem Zollverein seine Lösung fand. Was List im Handelsverein geleistet hat zur Durchführung dieser Ideen ist erstaunlich; nicht nur schrieb und leitete er das Blatt des Vereins „Das Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand“ ganz allein, er reiste unermüdlich von einem Hofe zum anderen, von Süddeutschland nach Oesterreich, von da nach Berlin, um die Regierung für seine Pläne zu gewinnen; freilich speiste man ihn überall mit mehr oder weniger nichtssagenden Redensarten ab. Selbst die Hansestädte, von denen man noch am ehesten Verständniß für die Frage der Handelseinheit Deutschlands hätte erwarten sollen, versagten vollständig.

Die Art, wie List in seiner Zeitung die Fragen behandelte, die Handel und Verkehr betrafen, ist einzig. Nie bleibt er am Einzelnen hängen, stets ist es der große nationale Gedanke, der seine Pläne und Anregungen bestimmt. Wir finden da weitausschauende Projekte, vor denen die Engherzigkeit der Kleinstaatler angst und bange wurde. Eine Menge wichtiger Reformen werden hier schon gefordert: Einheit des Postwesens, gemeinsame Gewerbegesetze, Erfindungspatente; eine deutsche Kolonialpolitik; Gründung einer Gesellschaft zur Hebung des Exportes deutscher Waaren ins Ausland; der Plan zu einer allgemeinen deutschen Industrie- und Gewerbeausstellung, die auf den Messen in Frankfurt und Leipzig stattfinden sollte, wird breit ausgesponnen u. s. w. u. s. w.

So wenig positive Maßnahmen auch durch die mit rastloser Energie betriebene Agitation erreicht wurden, so hatte man doch so viel erlangt, daß diese Ideen populär wurden, daß Männer, wie Maaßen, Eichhorn, von Humboldt, Graf Baden, Becher ihre eigenen Gedanken hier wiederfanden und in ihrem Wirken bestärkt wurden. Aber, wie gesagt, die Agitation List's, die Weitsichtigkeit, mit der er alle Einzelfragen unter große, nationale Gesichtspunkte faßte und nicht in der Verfolgung engherziger Einzelinteressen verkümmern ließ, erfüllte die Mitglieder des Handelsvereins mit einer geradezu kläglichen Angst. List war ihnen zu groß, sie konnten ihm in die Höhe nicht folgen, und setzten ihn nun, nachdem er alles für sie und nichts für sich gethan hatte, in brutaler Weise beiseite, als der erste Schritt vorwärts mit der Einberufung des Darmstädter Handelskongresses 1820 gemacht wurde. Man übertrug die Vertretung des Handelsvereins auf diesem Kongresse untergeordneten Naturen. Das war das zweite Mal, wo List den Undank zu kosten bekam.

List kehrte nach Württemberg zurück und wurde wiederum in die Kammer gewählt. Daß er die Wahl annahm, war unklug, denn der Haß der Altrechtler gegen ihn war nicht erloschen. In der ersten Zeit seines Wirkens in Württemberg stand er auf Seiten der Regierung; sowohl König Friedrich, als Wilhelm wollten dem Volke eine Verfassung oktroyiren, die ein tüchtiges Wahlgesetz, Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen und der Gerichte, eine tüchtige Gemeinde- und Korporationsverfassung enthielt; die Stände verweigerten in thörichter Verblendung die Annahme der Verfassung, und so war List Gegner der Ständeversammlung. Inzwischen war der Wind umgeschlagen, die ehemals oppositionellen Altrechtler hatten jetzt die Ministerien und die gesammte Regierung besetzt, und so konnte von der Durchführung einer freiheitlichen Verfassung mit Hilfe dieser Regierung nicht mehr die Rede sein. List stand also nun auf Seiten der oppositionellen Ständeversammlung gegen die Regierung, ging mit dem ihm eigenen Feuereifer und vollständig rücksichtsloser Ehrlichkeit der Reaktion zu Leibe und legte der Kammer der Abgeordneten sogleich ein vollständiges Programm zum Ausbau der konstitutionellen Verfassung in dem freiheitlichen Sinne vor, der heute allgemeingültige Anschauung geworden ist. Diese energische, kühne Art, das Gute zu verfechten, ließ das Schlimmste für die Zukunft von List befürchten, und da man ihn rechtmäßig nicht beseitigen konnte, beging man kalten Blutes einen Justizmord an ihm.

Man leitete gegen ihn, als den Verfasser des Reformprogramms, das zwar freimüthig geschrieben war, aber keine gesetzlich gegebenen Schranken überschritt, eine Untersuchung ein; in der Kammer erhob sich ein Sturm für und wider die Rechtmäßigkeit des Verfahrens; eine zur Untersuchung dieser Frage eingesetzte Kommission entschied zu Ungunsten der Regierung und urtheilte dahin, daß man List nicht aus der Kammer ausschließen dürfe. In namentlicher Abstimmung beschloß dann die Kammer, daß List doch austreten müsse.

Die Untersuchung gegen ihn wurde in einer ganz unerhörten Weise geführt; man bedrohte ihn bei der Weigerung, sich gegen die aus der Luft gegriffenen Anschuldigungen zu vertheidigen, mit Stockprügeln, zog die Untersuchung sechzehn Monate lang hin und verurtheilte ihn 1822 zu zehnmonatlicher Festungsstrafe „wegen Ehrbeleidigung der Gerichts- und Verwaltungsbehörde und Staatsdiener Württembergs &c.“ Das einzige Mittel gegen dies Urtheil war Zeit zum Rekurs zu gewinnen und List flüchtete daher zunächst von Frau und Kindern nach Straßburg, wo er still zu leben und neben dem Betreiben seiner Prozeßangelegenheit litterarische Pläne ausführen wollte. Doch auch von dort mußte er weichen, da die württembergische Regierung seine Auslieferung verlangte. Dasselbe Spiel wiederholte sich in Baden, von wo er nach Paris ging, von da nach Basel, Aarau und anderen Orten der Schweiz. Er trug sich dann auf eine Anregung Lafayette's mit dem Plane, nach Amerika auszuwandern. Schließlich ließ er sich doch verleiten nach Württemberg zurückzukehren, wo man ihn ohne Weiteres auf dem Hohenasperg, der so Manchen unschuldig hat leiden sehen, festsetzte, und es an Chikanen nicht fehlen ließ.

Das war das dritte Mal, daß List einem Gegner unterlag, der diesmal nicht aus Kurzsichtigkeit, sondern aus boshafter Rachsucht ihn zu vernichten trachtete. Die Aufregungen dieser Jahre hatten dem Schwergeprüften das Vaterland verleidet. Obwohl er mit Erlaubniß der Regierung vom Hohenasperg entlassen wurde, bekam er keine Ruhe. Die Regierung verfolgte den „entwichenen Sträfling List“, wie er in den Schreiben der Behörden genannt wurde, auch ferner und hintertrieb seine Niederlassung in Straßburg. Er mußte Europa verlassen und wandte sich mit seiner Familie nach den Vereinigten Staaten. Lafayette empfing ihn mit offenen Armen, und diese Empfehlung öffnete ihm schnell die Thüren allerwärts.

Damit schließt die Epoche seines Lebens, in der er unmittelbar für den liberalen Gedanken wirkte und litt. Ein freisinniger Mann ist er immer geblieben, so sehr auch die Maßnahmen der praktischen Volkswirthschaftspolitik, die er später befürwortete, den Anschein des Gegentheils erwecken mögen. Die Wissenschaft der älteren freihändlerischen Schule hat ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß seine Bestrebungen durchaus nicht von den engherzigen Gesichtspunkten des heutigen Protektionismus getragen wären und daß es namentlich keinen entschiedeneren Gegner des heutigen agrarischen Schutzzolls geben kann, als es Friedrich List gewesen wäre.

Hellmut Thüring.

Parlamentsbriefe.

II.

Die Verhandlungen des Reichstags über die Justiznovelle gestatten bisher noch nicht eine Vermuthung über den schließlichen Ausgang auszusprechen. Einige Abgeordnete sind in allen Parteien vorhanden, welche die Einführung der Berufung für ein so unschätzbares Gut halten, daß sie

zu jedem Opfer bereit sind, um dieselbe zu sichern; andere stehen dieser Frage kühler gegenüber und es fehlt auch nicht an solchen, welche ohne jeden Kummer die ganze Vorlage scheitern sehen würden, weil sie in dieser nur ein kümmerliches Flickwerk und nicht eine auf fruchtbaren Gedanken beruhende Reform erblicken. Jede Abstimmung, die bisher erfolgt ist, war mit dem Hintergedanken behaftet, daß in der dritten Lesung sich ein anderes Resultat herausstellen kann, zumal die Präsenz des Hauses eine sehr mangelhafte ist. In der dritten Lesung wird ein Kompromiß versucht werden; die Mehrheit des Hauses wird in einigen Punkten nachgeben; die Regierung wird in einigen Punkten nachgeben. In dieser Lage sammeln beide Parteien Kompensationsobjekte, die sie später verwerthen können. Je erfahrener Jemand in parlamentarischen Kämpfen dieser Art ist, desto bestimmter sagt er sich selbst, daß der schließliche Ausgang nicht im Voraus berechnet werden kann.

Gerettet ist für die zweite Lesung die Bestimmung, daß die Strafkammer mit fünf Mitgliedern besetzt bleiben soll; gerade hier ist es aber sehr zweifelhaft, ob diese Bestimmung auch in der dritten Lesung wird aufrecht erhalten werden können; im Hintergrunde steht der drohende Herr Miquel, der sagt, eine solche Besetzung der Strafkammern sei ihm zu theuer. Wir müssen gestehen, daß wir es für eine entsetzliche Verschlechterung halten würden, wenn die Möglichkeit herbeigeführt wird, daß ein Mensch mit zwei gegen eine Stimme zu langen Freiheits- und Ehrenstrafen, selbst auch nur in erster Instanz verurtheilt werden kann.

Beseitigt ist die Möglichkeit, daß, nachdem der verantwortliche Redakteur als Urheber eines Artikels ermittelt worden ist, noch bei Setzern und Druckern Nachfrage gehalten werden kann, um den wirklichen Verfasser zu ermitteln; aufrecht erhalten ist dagegen der Zeugnißzwang gegen den Redakteur, um den sogenannten Verräther eines Amtsgeheimnisses zu ermitteln. Bisher hat man von diesem Zeugnißzwang immer nur Gebrauch gemacht, um den Verräther eines kleinen Geheimnisses zu entdecken; wenn wirklich schwere Staatsgeheimnisse verrathen werden, drückt man die Augen zu.

Im Ganzen handelt es sich bei diesem Gesetze um kleine Fragen, und doch liegt Veranlassung genug vor, die große Frage aufzuwerfen, ob die ganze Strafprozeßordnung von 1876 dem heutigen Bedürfnisse genügt, und nicht durch ein völlig neues Werk zu ersetzen ist.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich in seiner ersten Arbeitssitzung — die voraufgegangenen Sitzungen waren der Erledigung von Formalien gewidmet — sogleich mit zwei wirthschaftlich und finanziell wichtigen Vorlagen beschäftigt: mit dem Erwerb der Hessischen Ludwigsbahn für den preußischen und hessischen Staat und mit der Umwandlung der vierprozentigen konsolidirten Staatsanleihe in eine dreieinhalbprozentige.

Es kam nicht zu hitzigen Debatten, aber die Temperatur im Hause war sehr warm. Keine der beiden Vorlagen konnte ihrem Zwecke nach an das Gefühl appelliren, und doch ist bei beiden recht viel aus dem Herzen gesprochen worden, bei der einen mit freudig ausschauender Hoffnung, bei der anderen mit zurückschauender Wehmuth. Die Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn bezweckt, die bedeutendste zur Zeit noch bestehende deutsche Privatbahn in Staatsbesitz zu bringen, speziell für das preußische Staatsbahnsystem den Anschluß an die großen Verkehrsstraßen des Südens und Ostens rechts und links des Rheins zu gewinnen. Denn auf den von Mainz und Frankfurt a. M. nach allen Himmelsrichtungen ausgehenden Linien dieser Bahn kreuzen sich, wie der Minister Thielen zutreffend hervorhob, die großen Verkehrsströme zwischen Osten und Westen, Norden und Süden. Aber mit dem gemeinschaftlichen Ankauf dieser Bahn durch den preußischen und hessischen Staat ist auch eine Betriebs- und Finanzgemeinschaft verbunden, wie sie bisher Preußen mit einem deutschen Mittelstaate noch nicht erreicht hat. Herr Minister Thielen feierte unter diesen Umständen den Abschluß der Verträge von vornherein als ein Moment in der Geschichte der deutschen Verkehrspolitik, welches auch für die Zukunft hohe Bedeutung besitze, um so mehr, da in dem preußisch-hessischen Staatsvertrage die Aufnahme anderer deutscher Eisenbahnverwaltungen in die neue Gemeinschaft vorgesehen sei. Das Thema wurde von einem nationalliberalen Redner dahin variirt, daß es sich um den verheißungsvollen Anfang einer deutschen Reichseisenbahnpolitik handle. Seid umschlungen Millionen — klang es gar aus dem Munde eines freikonservativen Redners, der den übrigen deutschen Staatsbahnen zurief: Kinder, die Thür ist offen, ihr könnt herein! Ob das deutsche Volk sich über eine solche Weihnachtsbescheerung wirklich zu freuen Ursache hätte? Die Erfahrungen in Preußen haben gelehrt, daß eine centralisirte staatliche Eisenbahnverwaltung zwar in der technischen Ausbildung der Anlagen und des Betriebes Manches leisten kann, daß sie aber für Verbesserungen im wirthschaftlichen Interesse des Landes, namentlich für Reformen im Tarifwesen, in Folge ihres gewaltigen büreaukratischen Apparates, der auf ihren Linien einander widerstreitenden geschäftlichen Interessen und der Verquickung ihrer Erträge mit den Staatsfinanzen, ein schwer überwindliches Hinderniß bildet. Es gehört ein Feuergeist, wie er sich in der Eisenbahnverwaltung selten findet, und ein praktisches Talent, das noch seltener ist, dazu, um dieses Hinderniß zu überwinden. Ungarns Glück war es, daß es in dem verstorbenen Handelsminister von Baroſch an der rechten Stelle einen Mann besaß, der beide Eigenschaften in sich vereinigte und eine Reform unternahm, die trotz mancher angreifbaren Einzelheiten in ihren folgerichtigen Grundgedanken und in ihrer erfolgreichen Durchführung schwerlich ihres Gleichen in der Geschichte des Eisenbahnwesens hat. Was soll es uns frommen, wenn in der That auf Grund besonderer Staatsverträge eine gewisse Uniformität im deutschen Eisenbahnwesen erreicht würde? Man stelle sich nur einmal vor, unter welcher Schwerfälligkeit der Verwaltung und unter welcher erdrückenden Last wirthschaftlicher und finanzieller Sonderinteressen der einzelnen Reichstheile ein System zu leiden hätte, welches für alle deutschen Bahnen eine „Betriebs- und Finanzgemeinschaft" herstellte! Gegenwärtig kann sich doch wenigstens noch in einzelnen süddeutschen Staatsbahnverwaltungen ein energisches Bestreben nach Reformen, z. B. im Personentarifwesen, selbständig geltend machen, während die größte Staatsbahnverwaltung, die preußische, in unverantwortlicher Stagnation verharrt. Und selbst wenn die Fata Morgana eines centralisirten Reichseisenbahnsystems Wirklichkeit würde, die inneren Mängel, welche durch das Eingreifen der Regierungen und der Landesvertretungen unvermeidlich hervorgerufen werden müssen, würden durch das Mitsprechen des Bundesraths und der wechselnden Mehrheiten des Reichstags nur noch gesteigert und komplizirt werden. Darum, wenn auch der Ruf nach einem einheitlichen, nationalen Eisenbahnwesen jedes patriotische Herz höher schlagen macht, die ruhige Ueberlegung, die doch auch den nationalen Interessen zu dienen sucht, muß zu dem Schluß führen, daß ein Reichseisenbahnsystem in irgend einer Form ein Unglück von unabsehbaren Folgen für das Wirthschaftsleben der deutschen Nation sein würde. Den alten, parlamentarischen Kämpen aber, Dr. Hammacher, der in den Lenzestagen des jungen Reiches, 1874–1876, für das damals lebhaft diskutirte, jetzt beinahe vergessene Projekt eines Reichseisenbahnsystems schwärmte, und heute nach zwanzig Jahren sich noch feurig zu seiner alten Liebe bekennt, darf man wohl mit Rückert fragen: Herz, schon so alt und noch immer nicht klug?

Auch die Konvertirung der vierprozentigen konsolidirten Staatsanleihe verlangt an sich nichts anderes als eine kühle Berechnung der daraus für den Staat sich ergebenden Vortheile und eine sachgemäße Beurtheilung der Lage des Geldmarktes, von welcher der Erfolg der Maßregel naturgemäß abhängig ist. Die Zinsherabsetzung, mindestens von vier auf dreieinhalb Prozent, ist in der öffentlichen Diskussion, namentlich von freisinniger Seite, längst gefordert worden, weil sie bei der Lage des Geld-

marktes ausführbar und in Rücksicht auf die Interessen der Staatsfinanzen und der Steuerzahler geboten sei. Seit dem Jahre 1894 sind die meisten europäischen Staaten mit Zinsherabsetzungen ihrer Anleihen auf dreieinhalb, zum Theil auf drei Prozent, vorgegangen; nicht die Staaten allein, die Städte, andere Korporationen, Pfandbriefinstitute und Hypothekenbanken haben denselben Weg beschritten. Endlich, endlich, nachdem nicht einmal mehr ein Vorwand, geschweige denn ein ernstlicher Grund, für die Hinausschiebung der Maßregel zu finden ist, tritt die preußische Staatsregierung an den Landtag mit dem Vorschlage einer Herabsetzung des Zinsfußes von vier auf dreieinhalb Prozent heran, wobei die endgültige Bestimmung der Termins für die Kündigung auch noch dem Finanzminister überlassen bleiben soll. Es ging hoch her bei der Berathung der Vorlage im Abgeordnetenhause. Von hochwichtigen Finanzinteressen des Staates, der bei dieser vorsichtigen Umwandlung eine jährliche Ersparniß von nahezu 18 Millionen Mark erzielen wird, war im Grunde wenig die Rede. Am Ministertische wie aus dem Hause entschuldigte man sich fast, daß man den kleinen Leuten, den Wittwen und Waisen, den Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, die ihre bescheidenen Mittel in vierprozentiger preußischer Rente angelegt, die vier Prozent, die sie bisher erhalten, nicht weiter zahlen könne, da nun einmal unglücklicher Weise der Zinsfuß allgemein derartig gesunken sei, daß die Fortzahlung von vier Prozent gar nicht mehr zu rechtfertigen sei. Alles war eitel Edelmuth und Mitgefühl für den „kleinen Mann", ob Greis, Weib oder Kind — selbstverständlich auf Kosten anderer Leute, nämlich der Steuerzahler. Nur zwei freisinnige Redner, die Abgeordneten Ehlers und Rickert, waren hartherzig genug, vor Allem ihre Befriedigung über die endlich kommende Zinsherabsetzung auszusprechen, ja sogar eine Minderung der den Inhabern der konsolidirten Staatsschuld in der Vorlage gemachten Zugeständnisse zu fordern.

Unzweifelhaft darf ein Staat bei der Herabsetzung des für seine Anleihen einmal bedingten Zinsfußes nicht mit Rigorosität verfahren, vor allem in seinem eigenen Interesse nicht. Will er darauf rechnen können, für seine Papiere dauernd einen Kreis sicherer Abnehmer zu haben, welche dieselben behalten und nicht durch plötzliche Abstoßung den Kurs drücken, so muß er sie, gleich einem erfahrenen Geschäftsmanne, mit einer gewissen Coulanz und da er weitaus der größte und geldbedürftigste Geschäftsmann ist, auch mit noch etwas größerer Coulanz als jeder andere behandeln. Daraus erklärt sich unmittelbar das Interesse, welches der Staat daran hat, daß nicht durch eine voreilige, schroff durchgeführte Zinsherabsetzung viele Besitzer von Staatsanleihen gedrängt werden, die Rückzahlung des Kapitals zu fordern und ihre Mittel in anderen, minder sicheren Papieren anzulegen. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch durchaus zu rechtfertigen, daß nach der Vorlage noch bis zum 30. September 1897 die vierprozentige Verzinsung fortdauern soll; eine solche Uebergangszeit wird unzweifelhaft weiten Kreisen der gegenwärtigen Besitzer es erleichtern, sich mit der Verminderung ihrer Zinsbezüge abzufinden, also den Abfluß von Kapital in andere Anlagegelegenheiten, ausländische Anleihen, schlechte und deshalb billige Industriepapiere u. s. w. zu verhindern. Auf einem anderen Blatte steht dagegen die in der Vorlage enthaltene Konzession, daß die auf Grund des jetzigen Gesetzes umgewandelten Staatsschuldverschreibungen den Gläubigern vor dem 1. April 1905 nicht zur Rückzahlung gekündigt werden dürfen, mit anderen Worten, daß bis zum angegebenen Termin eine weitere Zinsherabsetzung, etwa auf drei Prozent, nicht eintreten soll. Diese Bestimmung ist deshalb auch im Abgeordnetenhause mit Recht bemängelt worden. Der Staat hält bei allen Schuldverschreibungen, auch bei Ausgabe von Konsols, darauf, sich das Recht jederzeitiger Kündigung auszubedingen; hier würde er sich dieses Rechtes auf einen Zeitraum von acht Jahren begeben, in denen der Rückgang des Zinsfußes sicher erhebliche Fortschritte machen könnte, ohne daß der preußische Staat daraus Nutzen zu ziehen vermöchte. Man hat deshalb die Streichung oder wenigstens die Herabminderung dieser Fristbestimmung verlangt.

Wie man sieht, läßt sich aus dem eigensten Interesse des Staates ein nicht unbedeutendes Entgegenkommen gegen seine gegenwärtigen Gläubiger rechtfertigen. Auf ein fast uferloses Meer aber schifft man hinaus, wenn man an die Stelle des wohlverstandenen Staatsinteresses den Grundsatz der Wohlthätigkeit setzen will. Ging doch einem konservativen Redner die in der Vorlage geübte Rücksicht auf die kleinen Leute noch gar nicht weit genug. Viel zu wenig ist in der Debatte jedenfalls die Lage betont worden, in welcher sich beim Rückgange des Zinsfußes alle anderen, auch die kleinsten Darleiher befinden, welche ihr Geld gerade nicht in vierprozentigen Konsols angelegt haben. Ob Wittwe oder Waise, wer sein Geld vor zehn Jahren in Hypotheken angelegt hatte, hat sich inzwischen eine viel stärkere Zinsherabsetzung als um ein halbes Prozent gefallen lassen müssen; den Inhabern von Sparkassenbüchern, die zumeist sich erst für spätere Jahre eine bescheidene Sicherung ihrer Zukunft erarbeiten und ersparen wollen, sind ihre Zinseinnahmen in gleichem Maße gekürzt worden. Die ausnahmsweise Bevorzugung der Personen in ähnlicher Lebenslage, welche ihre Mittel in preußischen Konsols angelegt haben, erscheint aber in zweifacher Beziehung völlig ungerechtfertigt. Neben ihnen, die sicherlich nur den geringsten Theil der $3^1/_2$ Milliarden betragenden vierprozentigen Konsols besitzen, würde derselben Bevorzugung eine große Zahl von Personen theilhaftig werden, die eine der Lage des Kapitalmarktes entsprechende Verkürzung ihrer Einnahmen sehr wohl ertragen können. Die Mittel zu dieser Bevorzugung müßten aber andererseits zum Theil wenigstens in ihren Steuern mit von jenen kleinen Leuten aufgebracht werden, welche, weil sie ihre Ersparnisse anders als in Konsols angelegt haben, unbarmherzig an ihrem eigenen Leibe von dem Rückgang des Zinsfußes getroffen werden. Auch die Begünstigung bei der Konvertirung trägt deshalb die charakteristischen Züge, welche jede staatliche Sonderbegünstigung trägt: Zuwendung von Vortheilen auch an die Großen unter dem Vorwande, daß man die Kleinen schützen müsse, und Abwälzung der entstehenden Lasten auf die breite Masse der Kleinen. Eine Finanzpolitik, welche das wohlverstandene Interesse der Allgemeinheit voranstellt, wird darum auch in Wahrheit die humanste Finanzpolitik sein.

Die Berathung der Vorlage über die **obligatorische Schuldentilgung**, welche künftig ein halbes Prozent betragen soll, und die Bildung eines **Ausgleichsfonds** von achtzig Millionen Mark, durch welchen die Wirkungen der starken Schwankungen in den Ueberschüssen der Staatsbahnverwaltung für den Etat möglichst gemindert werden sollen, vollzog sich an zwei Tagen unter ganz veränderten Verhältnissen. Es herrschte eine recht kühle Temperatur, die nüchterne Beurtheilung kam zu ihrem Rechte, und „So viel Köpfe, so viel Sinne" war das Ergebniß. Nur bei den Konservativen fand Herr Miquel volle Zustimmung. Die Redner der anderen Parteien verwarfen zum Theil beide in der Vorlage angestrebten Zwecke, aber wenn der Eine die obligatorische Schuldentilgung gut hieß, so erklärte er sich doch gegen den Ausgleichsfonds, während der Andere eine umgekehrte Stellung einnahm. Uebereinkamen aber alle Redner, mit Ausnahme des konservativen, in der Forderung, daß die Eisenbahn-Ueberschüsse künftig mehr als bisher im wirthschaftlichen Interesse des Landes zur Durchführung von Reformen im Eisenbahnwesen, namentlich zu Tarifermäßigungen, verwendet werden müßten. Man wünscht deshalb eine Scheidung der Eisenbahnverwaltung von der allgemeinen Finanzverwaltung durch Herstellung einer Grenze, über welche hinaus die Ueberschüsse nicht für allgemeine Staatsausgaben verwendet werden dürfen. Herr Miquel will hiervon nichts wissen. Die Kommission, an welche die Vorlage verwiesen wurde, wird demnach mit doppeltem Rechte den Namen Ausgleichskommission führen.

Um die Pflichten parlamentarischer Berichterstattung

vollständig zu erfüllen, sei nach erwähnt, daß im Abgeordnetenhause die vereinigten freisinnigen Parteien auch diesmal, wie seit 1893, doch eine Vereinigung gefunden haben. Freilich nur nothgedrungen, denn die Freisinnige Volkspartei zählt zur Zeit dort nur dreizehn, die Freisinnige Vereinigung nur sechs Häupter, so daß sie nur vereinigt als eine Fraktion (die mindestens fünfzehn Mitglieder zählen muß) gerechnet und bei der Besetzung der Kommissionen betheiligt werden können. Man nennt das parlamentarisch mit dem durch studentische und industrielle Verbindungen etwas anrüchig gewordenen Ausdruck „Kartell". Tausende der draußen, treuesten Anhänger des entschiedenen Liberalismus werden sich die Frage vorlegen, ob denn die politische Bedrängniß des Liberalismus nicht längst so hoch gestiegen sei, daß für das Zusammengehen beider Richtungen auch draußen im Lande ein unabweisbares Bedürfniß bestehe, und diese Frage aus voller Seele bejahen.

Proteus.

Wiener Kultur und das junge Wien.

Der Dichtung in Oesterreich war es beschieden, daß sie von jeher, ohne engeren Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Litteraturentwicklung, ihren eigenen Weg ging; darauf beruht ihre Stärke wie ihre Schwäche. Vor allem hängt damit ihr Mißgeschick zusammen, daß sie „draußen im Reich" meist nur wenig Beachtung fand und keinen irgend nennenswerthen Einfluß auszuüben vermochte. Das Schicksal traf einen Grillparzer, einen Raimund, einen Nestroy, die denn auch in mancher deutschen Litteraturgeschichte einfach ignorirt werden; und erst Anzengruber sollte die angeblich regelbestätigende Ausnahme machen. Nach ihm kam's wieder ins alte Geleise; und so hört und liest man seit ein paar Jahren zwar viel vom jungen Berlin, dagegen wenig oder gar nichts vom jungen Wien. Und doch ist hier reichlich ebenso viel Talent vorhanden wie dort; und doch wird auch hier produzirt, freilich lange nicht so ausgiebig wie dort.

Das hängt mit einem der tiefstgegründeten Charakterzüge des Stammes zusammen. Die famose österreichische Gemüthlichkeit läßt keine Streberei aufkommen, nicht jenes rücksichtslose Drängen und Stoßen, wie es in den modernen Großstädten und zumal in dem über Nacht zur Weltstadt aufgeschossenen Berlin an der Tagesordnung ist; dafür kennt sie auch fast gar nicht jenes angespannte, beharrliche, zielbewußte Arbeiten, das selbst einem geringeren Talente den sicheren Erfolg verbürgt. Gestalten wie Gutzkow und manche Neuern, die ohne ausgesprochene poetische Begabung allein durch ihren machtvollen Willen es zu einer litterarischen Stellung gebracht haben, wären in Wien undenkbar, wo die Regel sogar zu verlangen scheint, daß eine poetische Kraft sich vor der Zeit in feuilletonistischer Kleinarbeit erschöpfe. Und die Erinnerung an das lange niedergehaltene politische und künstlerische Leben, das Bewußtsein selbstbereiteten Unglücks und selbstverschuldeter Mißerfolge haben ein Mißtrauen gegenüber allem einheimischen Talent gezüchtet, das nur sehr schwer überwunden wird. In diesem Falle sind es nicht die Juddäer, sondern die Galiläer selbst, die da sagen: Was kann aus Galiläa Gutes kommen!

Man fühlt überhaupt kein sonderliches Bedürfniß nach Talent. Die Zeit, da man sich nur harmlos unterhalten durfte, liegt nicht allzu weit zurück; was Wunder, wenn sich die Mehrzahl immer noch nur harmlos unterhalten möchte! Talente aber stören die Gemüthlichkeit. Dieses Bewußtsein hält sich vornehmlich in der Presse lebendig; allen bedeutenden Neuerscheinungen zeigt sie ein unverhältnißmäßig geringes Entgegenkommen, das sich in der Litteratur, wenigstens bis vor Kurzem, auf ein Minimum beschränkte aber gar in ausgesprochene Abneigung überging.

Es sind aber auch, wie gesagt, die jungen österreichischen Dichter selbst daran schuldig, wenn man so wenig von ihnen hört. Diese Jugend, die ausnahmsweise einmal Tugend hat, vermeidet alles, was einem kecken Experimente gleich sähe, was die allgemeine Aufmerksamkeit, sei es im günstigen, sei es im ungünstigen Sinne, auf sich lenken müßte. Allem Radikalen geht sie behutsam aus dem Wege und sucht lieber Fühlung mit dem bewährten Alten. Auf solche Weise schafft man vielleicht reizvolle Werke; allein man schafft keine Werke, die durch originale Bedeutung in der Welt von sich reden machen.

Aehnlich, vielleicht noch etwas schlimmer ist es ja in der bildenden Kunst. Wenn man eine Jahresausstellung des Wiener Künstlerhauses durchwandert, so gewahrt man unter den Hunderten von Bildern, deren tändelnde Grazie das Auge anlacht, ohne es zu fesseln, wohl das eine oder andere, das einem Problem auf den Leib rückt, das von größeren technischen Fertigkeiten, von vorgeschritteneren malerischen Anschauungen spricht als seine Umgebung. Nur, daß das alles noch wie im Keime liegt, sich nur ganz schüchtern erst hervorwagt. Für die Wiener Malerei ist immer noch Makart typisch, der Mann mit dem farbenberauschten Auge und dem kindlichen Verstande; wie für die Plastik Tilgner typisch ist, der Meister der süßen, koketten Porträtbüste und des spielerischen Barockornaments. Zum Höchsten, dessen ein Tilgner fähig war, hat er sich im Mozart-Denkmal aufgeschwungen; aber auch Mozart barg in seiner Seele noch Tiefen und Winkel, in die der Bildhauer nicht hineinzuleuchten vermochte — der Komponist des „Don Giovanni" ist eben kein ganzer Wiener gewesen.

Als vor mehr denn dreißig Jahren Fr. Th. Vischer in Wien auf Besuch war, brachten ihn Eitelberger und Hanslick eines Abends zu dem damaligen Minister Thun. Die Rede kam auf Musik; Vischer, der bekanntlich wenig musikalisch war und den Abschnitt „Musik" seiner Aesthetik von seinem Freunde Köstlin hatte bearbeiten lassen, schwieg. Lange suchte man den berühmten Mann zum Reden zu bringen; endlich platzte er heraus: „Ach was! die Leute sind nur darum so musikliebend, weil die Musik die Gedanken nicht zur Logik zwingt. Alle Menschen sind im Grunde Wiener." Derselbe Ausspruch sollte dann in Vischer's „Auch einer" wiederkehren, — ein Beweis, wie tief er dei seinem Urheber Wurzel gefaßt hatte. Und ich fürchte fast, Vischer wird mit seiner Beurtheilung des Wienerthums Recht behalten. Musik, zumal Walzermusik, elektrisirt dies leichtlebige Völkchen immer; die Füße beginnen sich im Tanze zu regen, während die hübschen, gedankenlosen Augen strahlen. Man verehrt Brahms, und Johann Strauß betet man an. Schön wird diese Leidenschaft des Wieners der unteren Stände, das heißt des echten und rechten Wieners, von J. J. David gezeichnet:

> Verlaufen Volk in dichten Reihen,
> Ein fernes Hörnergellen,
> Und schrill und schriller klirrt darein
> Das Rasseln der Tschinellen.
> Die Burgmusik! Sie zieht herauf —
> Da leeren sich die Stuben.
> Dahinter kommt ein wüster Hauf,
> Das sind die Kappelbuben.
>
> Das jauchzt und johlt, durchpfeift den Wind,
> Gibt seine Lust den Lüften:
> Dazwischen geht ein schönes Kind
> Und wiegt sich in den Hüften.
> Es jubelt mit, schlägt Hand in Hand,
> Als wenn's im Himmel wäre —
> Die Seligkeit für ein Gewand!
> Für einen Tanz die Ehre!

Und der Walzertakt, er herrscht auch in der Malerei, auch in der Litteratur. Bei den Jungen nicht so ausschließlich und ausgesprochen, wie bei den Alten, das sei zugegeben;

in ihre Fröhlichkeit mischen sich melancholische Klänge, und hie und da bricht selbst ein schriller, erschütternder Ton durch, als sei eine Saite im Spielwerk gesprungen. Aber das bedeutet dann nur vereinzelte traurige Zwischenfälle eines Lebens, das trotzdem und vielleicht gerade ihretwegen erst recht lebenswerth bleibt; trübsinnige Schwarzseher, überhaupt Seher gibt es unter den jungwienern Künstlern nicht, und extreme Versuche eines monotonen, formeterstarrten Naturalismus, wie etwa in Berlin „Die Familie Selicke", wären hier ganz unmöglich.

Einzig ein Unterschied des Grades besteht zwischen der gehenden und der kommenden Generation; etwas mehr oder etwas weniger — das ist alles. Während in Berlin die Modernen sich in bewußten Gegensatz zu den früheren gestellt haben und von ihrer unbedingten Verdammung höchstens den alten Fontane ausnehmen, den sie aber für sich beanspruchen, redeten sie in Wien auch während des heftigsten Kampfes mit aller Achtung von Ferdinand von Saar und bewunderten die Ebner-Eschenbach reichlich ebenso aufrichtig, wie dies Erich Schmidt, der Germanist, gethan hat, der sie den „ersten aller lebenden deutschen Schriftsteller" nennt. Und die vermittelnden Talente sind hier nicht wie in Berlin erst dann aufgetaucht, nachdem beide Parteien in Theorie und Praxis ihren Standpunkt schroff ausgesprochen hatten; sondern ehe noch die Jungen, die Schnitzler und Loris, die Dörmann und Beer-Hoffmann, auch nur eine Zeile veröffentlicht hatten, waren ein David, ein Torresani bereits mit einer ansehnlichen Zahl von Werken ans Licht getreten. Die neueste Wiener Litteratur hat sich nicht in Gegensätzen entwickelt, sondern in gradliniger und wenig auffälliger Folgerichtigkeit.

Sie hat Tradition; wie überhaupt viel Tradition vorhanden ist. Von allen deutschen Städten besitzt diese alte Kaiserstadt an der Donau am meisten Tradition und Stil, die bedeutendste Kultur im höheren Sinne. Es existirt hier eine Gesellschaft, ja sogar etwas wie eine anerkannte Gesellschaftssprache; ganz natürlich, daß dem jungen Burgtheaterdichter die Worte so glatt und schmeichlerisch von den Lippen gleiten. Es existirt eine gewisse allgemeine künstlerische Bildung, deren Niveau gar nicht so tief liegt. Die Prachtbauten, die Theatervorstellungen, die musikalischen Aufführungen, weniger die Museen gewähren ihr stets reiche Nahrung: sie können das um so leichter, als nicht übermäßig gearbeitet wird und die Kunst trotz allem, was man dagegen sagt und gesagt hat, denn doch einmal eine vornehme, hocharistokratische Dame ist, die mit schwieligen Händen und dem Schmutz der Fabriken nicht gern Gemeinschaft macht. Man spricht von einem Burgtheaterstil. Man glaube nur die feinsten Kenner und eifersüchtigsten Hüter dieses Stils sitzen hoch oben auf der letzten Gallerie; es sind das alles Leute, deren Mittel ihnen keinen besseren Platz gestatten, die aber nichtsdestoweniger bei keiner bedeutenden Vorstellung fehlen und so in ihrem Gedächtniß eine ungeheure Menge von theatralischen Thatsachen, Eindrücken und Einsichten aufgespeichert haben. Ich kannte zwei Brüder, die im Stande waren anzugeben, welches Stück an einem bestimmten Tage vor drei oder auch vor sechs Jahren in der Burg aufgeführt worden und wie es besetzt gewesen sei. Solcher Theaterfreunde und -Freren gibt es noch genug, ob sich gleich schon Friedrich Schlögl bitterlich darüber beklagt hat, daß die alte Liebhaberei allmählich aussterbe. Anderswo als in der stetig fließenden Tradition ließe sich auch kaum eine Erklärung finden für die befremdende Thatsache, daß in Wien nicht bloß Theater gespielt wird, sondern selbst Theaterstücke geschrieben werden. Denn was hat das Weiche, Lyrische des Volkscharakters gemein mit den fest umgrenzten Konturen, dem energischen Gange des Dramas? Die Liebe zum Theater hat diese Wiener zu Theaterdichtern gemacht.

Das steht also fest: Wien hat Stil. Trotzdem wird der aufmerksame Beobachter sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß hier viel Disparates zusammengeströmt ist, und daß die Grenzlinien sich nicht überall ganz verwischt haben; vor allem wird er gerade in allerjüngster Zeit das Einsickern neuer, fremder Elemente nicht außer Acht lassen können. Auch in der jungwiener Produktion kreuzen sich die verschiedenartigsten Einflüsse. Wien steht an der Grenze von mehr als zwei Welten. Eine deutsche Stadt, verräth es schon eine sanfte Neigung zum Süden; eine alte Kulturstätte, empfindet es die lebhafteste Sympathie für die noch ältere und raffinirtere Kultur der französischen Kapitale; der Mittelpunkt eines vielvolkigen und vielsprachigen Reiches, vereinigt es in sich ein buntes Völkergemenge, das sich zum Theil assimilirt hat, zum größeren Theil aber unvermittelt neben einander wohnt. Und gerade auf geistigem Gebiet ist bis zu einem gewissen Umfang die Führung vom germanischen Elemente weg in die Hände des Judenthums übergegangen. Von alledem finden sich Spuren in der neuesten Litteratur.

Die schärfere Tonart, der kritische Zug sind durch die Juden in die Wiener Litteratur gekommen; man vergleiche nur Nestroy's Possen, und mögen sie in ihrer Art noch so scharf und gallenbitter sein, etwa mit den Skizzen eines E. Schwarzkopf, und man wird wissen, worauf ich ziele. Es würde überraschen, ein so neues Element in verhältnißmäßig so kurzer Zeit eindringen zu sehen, bestände nicht zwischen dem Wiener- und dem Judenthum in einem Betracht eine große Verwandtschaft. Beide sind sentimental, und von der Sentimentalität eines Heine bis zu der Sentimentalität des „goldenen Herzens von Wien" ist kein so großer Sprung, als man vielleicht annehmen möchte. Darum geht auch, von Grillparzer an bis zu den jüdischen Dichtern der Gegenwart, durch die Wiener Litteratur ein und dieselbe Note: ein träumerisches, weichliches, empfindsames Sichgehenlassen, dem dort die gewaltsamen Aufwallungen eines trotzigen, verschlossenen Gemüthes, hier der keck zugreifende, agitatorische und praktische Zug des Stammes doch etwas wie ein festes Rückgrat verleihen. Dieses Stück Judenthum bewahrt die Wiener Dichtung vor der Verschwommenheit. Wo es zu weit in den Vordergrund kommt, stoßt sich unsere Kritik vielleicht an dem Skeptizismus einer nur scheinbaren Katastrophe, wie bei Schnitzler's „Mährchen"; oder an der Kleinheit oder Verschrobenheit des reformatorischen Motivs, wie wenn Altenberg für eine andere Auffassung und Behandlung der Kinder plädirt — nicht als mit Kindern, sondern als mit großen Menschen müsse man mit ihnen umgehen; oder, wie bei Dörmann, an dem weit ausholenden, Grelles und Kühnes häufenden Pathos der Darstellung. Wo es mehr zurücktritt, sehen wir die beiden Elemente sich aufs schönste das Gleichgewicht halten und reine, ansprechende Kunstwerke zu Tage fördern; so in manchem von Schnitzler oder Loris. Man kann wohl sagen: die Juden sind für Wien ein eminenter Glücksfall gewesen und sind es noch. Wenn sie im praktischen Leben die Stelle des Hechts im Karpfenteich vertreten, läßt sich ihr Einschlag in das geistige mit dem Sauerteig vergleichen, der das Brot würzt.

Die meisten der jungwiener Schriftsteller leben nicht oder wenigsten nicht ganz vom Ertrag ihrer Feder. In Berlin wirken die Berufsschriftsteller, in Wien blühen die Dilettanten. Ich bitte das richtig aufzufassen; es gibt nämlich eine Art von Dilettantismus, in dem Sinne von Nichthandwerksmäßig, dem die Dichtung sehr schöne und edle Gaben zu verdanken hat.

So bei den Wienern; und sie dokumentiren dieses Verhältniß auch äußerlich, indem fast keiner die Litteratur zum Broterwerbe macht, sondern jeder nebenher noch einen bürgerlichen Beruf betreibt. Sie sind Advokaten, Aerzte, Studenten, Journalisten oder auch reiche Leute, deren Zinsen ihnen gestatten, nach ihrem Gefallen zu leben. Wer die Wiener Litteratur oder die Wiener Litteraten nur flüchtig kennt, wird es für durchaus ausgeschlossen erachten, daß diese Leute bloß Dichter sein könnten. Sie sehen so gar nicht danach aus, als könnte sie ihre Ernte beschleunigen und mit Gewaltmitteln, durch Treibhauswärme zu vorzeitiger Reife bringen; hier braucht alles seine richtige Zeit, um gut zu werden. Die Wiener gehen ihrem Geschäft und

dem Vergnügen nach, finden sich im Kaffeehause zusammen, wo sie bei Kaffee und Eis viele Stunden verplaudern, mehr witzig als sachlich, mehr oberflächlich als gründlich, aber immer anregend und geistreich, ob sich gleich auch hier nicht verhehlen läßt, daß die Extreme nahe beisammen wohnen, und daß man manchmal nur schwer unterscheiden kann, ob etwas nach höchst geistreich oder schon recht läppisch gesagt sei; dabei setzen sie sich in Szene trotz des ältesten, erfahrensten Komödianten, bis sie zwischen der ursprünglichen und der erworbenen Natur selbst nicht mehr so recht zu unterscheiden vermögen; — und das Ergebniß, wenn sich die Zeit erfüllt hat, ist eine Novelle oder ein Drama oder ein Band Lyrik. Den einen wird dies Treiben anmuthen, den anderen wird es abstoßen; schließlich aber werden wir doch wieder darauf hinaus kommen: Treib es jeder, wie er's mag!

In einer von Hans Hoffmann's Gymnasialnovellen treffen wir zwei Lehrer, höchst originelle Käuze, die sich so sehr aneinander gewöhnt, so tief in einander hineingelesen haben, daß sie zuletzt ganz davon abgekommen sind, regelrechte, auch einem Dritten verständliche Gespräche mit einander zu führen. Wenn das Stichwort von der einen Seite fällt, so bewegt der andere den Kopf oder er gibt einen unartikulirten Laut von sich, und die beiden haben sich verstanden. Für die Zwecke der Dichtung reicht ein solcher Meinungsaustausch wohl kaum aus. Und doch verkehren die jungwiener Autoren mit ihren Lesern selten anders. Ich meine damit nicht Altenberg; bei dem versteht sich das von selbst, denn er hat die Manier, gar nichts zu sagen und den Leser alles errathen zu lassen, wozu er ihn allerdings wie kaum ein zweiter in die richtige Stimmung zu bringen versteht, er hat diese Manier, sag ich, zum künstlerischen Prinzip erhoben, mit dem man rechnen muß. Aber die anderen haben die Manier auch, obgleich lange nicht so ausgebildet und einseitig. Wenn daher das langweiligste Genre das ist, wobei alles gesagt wird, so müßte, woferm eine beliebte Schlußform nicht falsch wäre, das jungwiener Genre kurzweilig genug wirken. Schon in dem ersten charakteristischen Buch das aus diesem Kreise hervorgegangen ist, der von Maupassant und der Gyp beeinflußten geistreichen Bluettensammlung „Anatol", wird die Kunst des Andeutens, des Errathenlassens bis zur Virtuosität geübt; schon damals hatten verständige Kritiker die reizvollen Empfindung, um diese feinciselirten Stücke einer reizvollen Kleinkunst ganz zu würdigen, müsse man eigentlich doch einer bestimmten durch Geburt, Bildung, Ideenkreis und Ausdrucksweise engverbundenen Gesellschaftsklasse — ich vermeide das Wort: Kotterie — angehören.

Es wäre sicher verfehlt, zu sagen, die jungwiener Produktion sei nur auf einen ganz beschränkten Kreis berechnet, außerhalb dessen sie nicht verstanden werden könne; aber aus einer gewissen Tradition, einem gewissen festen Bestand an Anschauungen, Formen und Meinungen ist sie allerdings hervorgegangen, und wer die Tradition nicht hat, dem fehlt der wichtigste Schlüssel für das Verständniß, ja die rechte Empfänglichkeit für den Sinn dieser Litteratur der halben, gebrochenen Töne. Darum wird sich an dem alten Schicksal der österreichischen Dichtung, ihren eignen Weg zu gehen und „draußen im Reich" sich keinen nennenswerthen Einfluß erringen zu können, auch jetzt, nach dem Berliner Erfolge der „Liebelei", wenig aber gar nichts ändern. Und vielleicht ist das gut für die österreichische Dichtung.

Bern.

Friedr. M. Fels.

Trochäen, Trimeter und Lindau's Abend.

Bevor ich mich mit meinem eigentlichen, etwas dürftigen Thema, „dem Abend" Paul Lindau's an den „general reader" wende, gestatte Herr Alexander Meyer noch einige persönliche Bemerkungen. Als ich hier vor zwei Wochen über Rojas' „Garcia del Castañar" sprach, deutete ich auf eine publizistische Auslassung hin, zu deren Autorschaft sich inzwischen unser verehrter Mitarbeiter bekannt hat. An dieses Geständniß knüpft er einige ästhetische Glossen, durch die er mich widerlegt zu haben versichert. Seine Replik schließt der Machtspruch, daß damit „alle Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir gehoben" seien. Ich aber, halsstarrig wie ich bin, theile beim vorliegenden Streitfall seine Meinung noch immer nicht.

Er verlangt für „Garcia del Castañar" auch von der deutschen Bühne den Trochäus, „das spanische Kleid des Stückes". Es ist überflüssig, einen so gründlichen Kenner daran zu erinnern, daß schon C. A. Dohrn in seiner Uebersetzung, welche Herr Meyer noch höher bewerthet, als ich, die kurzen trochäischen Reimpaare durch den gereimten fünffüßigen Jambus gerade dort ablöst, wo die äußere und innere Aktion leidenschaftlicher, also dramatisch bewegter wird; Dohrn ist gewiß auch darin dem Originale treu gefolgt.

Ich theile die Vorliebe des Herrn Meyer für trochäische Reimpaare. Im „Philemon und Baucis"-Idyll des Goethischen „Faust" wirken sie zur Abwechselung gerade so stilgerecht und stimmungsgemäß, wie in den Helenascenen desselben „Faust" die klassischen Trimeter. Auch Grillparzer kannte für das märchenhaft-sinnbildliche seines Dramas „Der Traum ein Leben" kein glücklicheres Versmaß wählen, als dasjenige, welches Calderon für sein Drama „Das Leben ein Traum" gewählt hatte. Wenn aber derselbe Grillparzer schon vorher die Schicksalsschauer der „Ahnfrau" diesem hüpfenden, im kurzen Reime gleichsam mit den Stiefelabsätzchen zusammenschlagenden Schritt anvertraute, so ist dieser Schritt nicht unbetheiligt daran, daß trotz airtuosester Sprachbehandlung „Die Ahnfrau" schon frühzeitig, oft mit Unrecht, paradistisch empfunden und nicht ernst genommen wurde. Wo sich eine große Tragik mit allen ihren Konsequenzen des Mitleids und der Furcht entfalten soll, wie in „Garcia del Castañar", vermag ihr der deutsche Trochäus auf die Dauer eines Theaterabends nicht beizukommen.

Ich berufe mich auf einen unserer kongenialsten Nachdichter alter poetischer Größe. Adolf Wilbrandt hat schon längst Calderon's „Richter von Zalamea" aus den spanischen Reimtrochäen in den reimlosen deutschen Blankvers übersetzt, und erst dadurch für alle Zeit das frischeste, lebendigste Meisterwerk des spanischen Dramas der deutschen Bühne neu erobert. Schade, daß mein verehrter Opponent nicht gleich mir vor etwa fünfzehn Jahren im Wiener Burgtheater die alten Matadore Baumeister und Gabillon gesehen und nicht gehört hat, wie gewaltig zu Zalamea ihr Wort im verschmähten Blankvers wirkte.

Zur selben Zeit und auf derselben Bühne hätte er, vermuthlich unter gleich starkem Eindruck, auch hören können, wie mit den Lippen der Wolter die Sophokleische Antigone und die Sophokleische Elektra mächtig erschütternd im Blankvers sprachen. Wiederum war es Wilbrandt, der nach dem musterhaften Beispiele der Schillerschen Euripidesübersetzungen das Wagniß unternahm, auch bei Sophokles die griechischen Trimeter in deutsche Blankverse zu verwandeln. Das geschah schon vor dreißig Jahren. Wo seitdem Sophokleische Tragödien auf deutschen Bühnen zur Wirkung kommen, verdanken sie es allein den Bearbeitungen Wilbrandt's. Diese theatergeschichtliche Thatsache halte ich meinem verehrten Opponenten entgegen, wenn er versichert: „Antigone ist auf der deutschen

Bühne nur im Trimeter und mit Chorgesang möglich; im Blankvers würde sie unverständlich sein".

Mein verehrter Opponent wehrt sich dagegen, daß er ein fremdartiges Stück, welches den uns geläufigen sittlichen Voraussetzungen widerspricht, nicht nur in sein ästhetisches, sondern auch in sein sittliches Empfinden aufnehmen soll, und diese Zumuthung sieht er an sich gestellt, sobald für den fremdartigen Inhalt die einheimische Form, also hier der Blankvers, gewählt wird. Nach meiner unmaßgeblichen Ueberzeugung ist die Wahl des Versmaßes eine Angelegenheit der künstlerischen Form, die unser sittliches Empfinden gar nichts angeht. Die Wahl des Versmaßes hängt einerseits von der dichterischen Art des Stoffes ab, andererseits vom spezifischen Geiste der Sprache. Wo tragische und heroische Stoffe behandelt werden, widerstrebt der Geist der deutschen Sprache auf die Länge eines Dramas sowohl dem Trochäus wie dem Trimeter. Aus deutschen Trimetern klappert uns mit der Zeit ein Leierkasten entgegen; in deutschen Trochäen bläst ein romantisches Hirtenbüblein auf seiner Schilfrohrpfeife. Was aber von der Menschheit Lust und Qual ein großer Meister den Saiten seiner Geige zu entlocken vermag, das hat in germanischen Tragödien, von Shakespeare bis herab zu Gerhart Hauptmann, stets der Blankvers geleistet.

Ich maße mir nicht an, auch nur zu hoffen, daß „durch diese Darlegung alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn Meyer und mir gehoben sind." Aber ich behaupte nach wie vor, daß nicht die Wahl, sondern die Behandlung der Blankverse den schwachen Erfolg des „Grafen von Castañar" verschuldet hat. Mitschuldig ist allerdings auch unser Publikum, das den fremdartigen Motiven des Stückes nicht in ästhetischer Freiheit und künstlerischer Unbefangenheit gegenüberstand, sondern befangen und gebunden durch die sittlichen Regeln der eigenen Zeit.

Auf die sittlichen Regeln unserer Zeit brauchten sich weder Sophokles noch Calderon und Rojas zu stützen; wohl aber muß von ihnen ein Autor ausgehen, der wie Paul Lindau in seinem neuen, am Lessingtheater aufgeführten Schauspiel „Der Abend" ethische Zustände der Gegenwart zur Debatte stellt. Seine Personen müßten daher in Redeweise, Gebahren und Verfahren so beschaffen sein, daß man sie für unsere Mitbürger halten kann. Erst dann wird uns das Glück oder das Unglück, das sie sich schmieden, zu Herzen gehen, erst dann werden wir an ihre Leiden und Freuden glauben. Diesen psychologischen Anspruch zu erfüllen, hat sich Paul Lindau dadurch sehr erschwert, daß er noch dem altfränkischen Rezept der moralischen Komödien einen seelischen Umwandlungsprozeß sich vollziehen läßt.

Sein Stück ist ein Lehrgedicht. Es lehrt, daß Niemand vor seinem Alter glücklich zu preisen ist: Ein leichtfertiges Gemüth erkennt im grauen Haar den bitterlichen Ernst des Daseins. Zeitlebens ist er umhergehüpft und hat gesungen: O wie wohl ist mir am Morgen! O wie wohl ist mir am Mittag! O wie wohl ist mir zur Vesper! Nun seufzt er: O wie weh ist mir am Abend... Zeitlebens hat er gelacht, nun weint er.

Wer die muntere und immer genußreiche Freude hatte, mit Paul Lindau gesellig zu verkehren und dabei seinen Lebenslauf näher beobachtete, wird hinter dieser wehen Abendstimmung ein autobiographisches Motiv vermuthen. Paul Lindau, durch Pariser Genüsse erzogen, war ein Vierteljahrhundert lang in unserer werdenden Weltstadt der lebenslustigste Mann. Ein erstaunlich fleißiger Arbeiter daneben, versäumte er keine Daseinsfreude, und überall, wo es hoch herging, vom Hoffest bis zum Verbrecherball, war seine „ungezogene Grazie" ganz vorn dabei. Wie ein Jüngling feierte er mit wahrhaft polykrateischem Uebermuth seinen fünfzigsten Geburtstag. Gleich darauf traten ärgerliche Vorfälle an ihn heran, die ein ernsterer Mann seelenruhig von sich gewiesen hätte, die aber gerade diesen „Lebenskünstler" über alle Gebühr niederdrückten. Sein Berlin wurde ihm vergällt, er gab alles auf, was ihn hier so lange und so mächtig angezogen hatte, er ging still und traurig in kleinstädtische Einsamkeit, wo ihm jetzt nur das Wohlwollen eines edlen und klugen Fürsten Ersatz für die verlorenen Grundbedingungen seiner früheren Lebensführung zu bieten vermag.

Spät ein neues Leben anzufangen, dieses Schwere hat Paul Lindau lernen müssen. Und wenn er ein ebenso bedeutender Poet wäre, wie er ein interessanter Mensch ist, so könnte er aus den Tiefen seines Gemüths eine Abenddichtung schaffen, wie wir sie in der Litteratur nicht wieder besitzen. Aber Paul Lindau nimmt jetzt mit seinen 57 Jahren nur das Leben schwerer, als früher. Seine Kunst nimmt er fast noch leichter als sonst. Weil sein Stück von Erlebtem und Empfundenem ausgeht, hat es auf manchen standhafter gewirkt als Lindaus frühere Sachen. Aber, genauer besehen, ist auch dieses Stück flach und falsch und verdient nur seines interessanten Autors wegen erwähnt zu werden.

Wenn ein Schriftsteller eigene Zustände darstellen will, so überträgt er sie mit Vorliebe auf einen Vertreter der Nachbarkünste. Daher kommen so viele Musiker und Maler auf unser Theater. Lindau wählte einen Maler. Dieser Maler mußte ein alter Maler, ein leichtsinniger Maler, ein dummliger Maler sein. So gerieth Paul Lindau von ungefähr auf das Milieu des „Kollegen Crampton". Der äußere Vergleich mit dieser genialen Charakterstudie Gerhart Hauptmann's drängte sich im Lessingtheater dadurch erst recht auf, daß Georg Engels hier wie dort den alten Maler zwar in verschiedener Maske, aber mit denselben Mitteln gab. Auch bei seinen befreundetsten Rezensenten konnte dieser Vergleich für Paul Lindau nur Schaden anstiften. Und ich zweifle auch sehr daran, daß Lindau Hauptmann kopiren wollte. Früher wenigstens verhielt er sich gegen Gerhart Hauptmann's Kunst ebenso ablehnend, wie ich mich zur Kunst Paul Lindau's ablehnend verhalte, und es ist nicht anzunehmen, daß er jetzt einen Dichter geflissentlich nachahmen wollte, der das Publikum ganz andere Geschmackswege führt.

Die Aehnlichkeit beider höchst verschieden zu bewerthender Stücke ist in der That nur äußerlich. Kollege Crampton bleibt, der er ist, und liebende Kinderhände bauen ihm ein warmes Altersnest, in dem Bier und Cognac und die vagen Wahnvorstellungen so wenig fehlen dürften, wie in früheren Akademie- und Kneipenzeiten. Lindau's Malprofessor hingegen läßt nach dem Zusammenbruch seines heiteren Lebensprinzips das einzige Kind in die Welt hinaus ziehen und wird nicht nur ein ernster, sondern auch ein einsamer Mann. Kollege Crampton erleidet keinen Charakterbruch, sondern seine Natur bleibt natürlich wie sie war. Lindau's Maler hingegen ändert sich mit 64 Jahren von Grund seines Wesens aus. Wenigstens sollen wir es glauben, wenn er im ersten Akt der Ausbund von einem leichtsinnigen Kerl ist, im zweiten ohne jede Ursache telepathisch von bösen Ahnungen geplagt wird, im dritten seinen Schicksalsschlag erhält, um in Folge dessen im vierten Akt als Trauerweide vom bengalischen Theaterabendroth hochpoetisch-sentimental beleuchtet zu werden. Wird er nun im nicht geschriebenen fünften Akt Trauerweide bleiben oder wieder ein leichter, lustiger Greis werden? Diese Frage beantwortet Paul Lindau zu Gunsten der Trauerweide. Wir aber schütteln dazu lachend und ungläubig den Kopf und sagen: „Lindau, das gibt es nicht!"

Des Malers Schicksalsschlag besteht darin, daß sich seine Tochter ganz gegen ihre ernste, vorzügliche Natur mir nichts dir nichts vom ersten besten jungen Fant verführen läßt. „Du hast Dich verkauft?" schreit der Vater. „Nein, Vater!" „Also gegeben!" Und er schleudert sie weg von sich aufs Kanapee, worauf beide herzbrechend weinen und die Weinenden oben von den Weinenden unten der beglückte Vorhang trennt. Durch diesen meisterhaft von Engels ausgeführten Theatercoup rettete der geniale Schauspieler den dritten Akt, aber zu Lindau sagen wir auch hier: „Das

gibt es nicht!" Und auch das gibt es nicht, daß ein junges Mädchen ihrer intimsten Freundin Herzensgeheimnisse anvertraut, ohne dabei den Namen des Auserwählten zu nennen; wodurch allein nicht nur der ganze Vorfall motivirt wird, sondern auch ein Thesenkrieg zwischen der betrogenen reichen Braut und der verführten armen Geliebten entstehen kann. Wenn aber dieses Wesentlichste im Stück nicht denkbar ist, so sind damit meine Bedenken noch lange nicht erschöpft. Doch ich breche ab, und beklage mich nur noch darüber, daß ein edler fleißiger junger Mann im Stück so wirkt, als sei ihm noch auf der Generalprobe drei Viertel seiner Rolle gestrichen worden. Man hat die Nebenleute des Kollegen Crompton tadeln wollen, weil einige von ihnen mit voller künstlerischer Berechtigung in dem Rembrandt'schen Dunkel stehen, aus dem Crompton's Kopf so gewaltig hervorleuchtet. Aber nun vergleiche man alle diese prächtigen Hauptmann'schen Gestalten mit den Gliederpuppen Lindau's, für die das Kunstniveau der Herren Sucke, Stahl, Stockhausen, der Fräulein Wirth und Elsinger gerade hoch genug ist.

Durch die Kunst des Herrn Engels, neben dem Herr Schönfeld und Fräulein Umlauft als nettes leichtes Pärchen laufen, wird „Der Abend" noch einige Abende das verödende Lessing-Theater ausfüllen, aber schwerlich werden über die feuilletonistische Prosa und die sittlichen Grundlagen dieses Stücks noch zwei oder drei Jahrhunderten ein überlegener Politiker und ein bescheidener Kunstrezensent in Harnisch gerathen.

Paul Schlenther.

Benvenuto Cellini von Hector Berlioz.

„. . . Ich bin überzeugt, daß wenn Sie die Partitur näher angesehen, Sie meiner Meinung beistimmen werden, daß der Cellini, mit Ausnahme der Wagner'schen Opern, welche nie in Vergleich gebracht sein dürfen, das bedeutsamste, originellste musikalisch-dramatische Kunstwerk ist, welches die letzten zwanzig Jahre aufzuweisen haben." So schrieb am 4. Januar 1854 der Weimarer Hofkapellmeister Franz Liszt an den aus Wagner's Lebensgeschichte bekannten Chordirektor Wilhelm Fischer in Dresden und gab damit den mächtigen Grundton zu jenen Lobeshymnen an, mit denen fast ein halbes Jahrhundert lang die Fähigsten unserer Kapellmeister vom deutschen Opernschlendrian die Aufführung des merkwürdigen Berlioz'schen Opernerstlings zu ertrotzen suchten. Am 21. November 1896 ward nun schließlich, nachdem Liszt 1852 und 1856 zu Weimar, Bülow 1876 zu Hannover, Mottl, Levi und Schuch in den achtziger Jahren zu Karlsruhe, München und Dresden dem Werke die Bühne erschlossen hatten, auch in Berlin die Gelegenheit geboten, jenes günstige Urtheil auf seine Richtigkeit, diese Lobpreisungen auf ihre Berechtigung zu prüfen. Und siehe da, der Erfolg der von Felix Weingartner bis ins Feinste vorbereiteten und mit hinreißender Begeisterung geleiteten ersten Berliner Aufführung des „Benvenuto Cellini" bildete eine glänzende Rechtfertigung für die muthigen und einsichtigen Fürsprecher der verrufenen Sache.

Erwägt man, daß der Beifall einem Werke galt, daß vor beinahe zwei Menschenaltern entstanden ist und bei seiner ersten Aufführung in der Pariser großen Oper, am 3. September 1838, unbarmherzig ausgelacht und ausgepfiffen wurde, so wird man den Werth des späten Erfolges um so höher einzuschätzen haben, und gegenüber der darin sich kundgebenden Lebenskraft der Cellinipartitur bei der Beurtheilung der alten Opernnovität zu vorsichtigster Verwendung alter und neuer kritischer Maßstäbe sich verpflichtet fühlen.

Als im Oktober 1838 die deutschen Musikblätter die ersten Nachrichten über das Pariser Opernereigniß brachten, da war schon zu lesen, daß der „Cellini" für die Zukunft todt sei, weil das Libretto gar zu schlecht gerathen und nicht unwahrscheinlich klingt die Nachricht, daß wesentlich die Längen und allzu derben Späße des Buches den Unmuth der Pariser Opernbesucher heraufbeschworen habe. In der That ist das Theaterstück, welches Léon de Wailly und August Barbier nach der Autobiographie des Cellini sehr frei zurecht geschneidert haben, selbst vor den weitherzigen dramaturgischen Anschauungen der alten Opernzeit nicht zu vertheidigen und heute erscheint es in seiner losen Fügung, in der rein äußerlichen Folge seiner Begebenheiten und dem völligen Mangel an psychologischer und dramatischer Folgerichtigkeit als ein wahres Musterbild der überwundenen schlechten Opernschablone. Schon auf den ersten Blick befremden die altmodigen a parte, die unzeitgemäßen musikalischen Einlagen und das immer allzu rechtzeitige Erscheinen nöthiger Theaterfiguren und hilfreicher Maschinengötter und selbst ein so überzeugter Verehrer des Berlioz'schen Genius wie Hans von Bülow konnte und wollte sich daher den Ausspruch nicht ersparen, daß „Cellini" ein dramatisches Kunstwerk in höherem Sinne nicht sei.

Durfte solches ein Bülow schon vor vierzig Jahren erkennen und bekennen, so stünde es wahrlich traurig um den künstlerischen Fortschritt unserer Zeit und die uns durch Wagner's Lebenswerk gewährte Einsicht in das Wesen der musikdramatischen Kunst, wenn diese Erkenntniß heute nicht eine allgemeine wäre oder durch parteiische Darstellungen noch verdunkelt werden könnte. Am allerwenigsten werden zu derlei Versuchen die Schildträger moderner Kunst, Beruf und Neigung verspüren, denn wie die Berlioz'sche Oper in ihrer unglücklichen Sonderart die glänzendste Rechtfertigung der Lehre Wagner's ist, so bestätigt das bessere Schicksal seiner Partitur das Urtheil jener vielgeschmähten „neudeutschen Schule", jener tapferen Künstlergruppe der Liszt, Bülow, Cornelius, Raff, Ritter und ihrer Gesinnungsgenossen, die einer ganzen Kunstphilisterwelt zum Trotze die Genialität des Musikers Berlioz proklamirten. Wie der Vordersatz der Bülow'schen Kritik so bewährt sich nach den jüngsten Erfahrungen nämlich auch deren Nachsatz, der den „Cellini" als dramatische Studie eines musikalischen Genies bezeichnet, denn nur einem aus dem Tiefsten schöpfenden Künstlergeiste ist es gegeben, so viele und bedeutende Hindernisse zu überwinden, wie sie der Wirkung der Cellinimusik in unserer Zeit entgegenstanden.

Fragt man nun, womit der Tondichter die Schwächen und Mängel des ihm als Unterlage dienenden Theaterstückes überwunden habe, womit er den öden Eindruck überlebter musikalischer Formen vergessen mache, so wird einem zunächst, nicht ohne tadelnde Bemerkung über den äußerlichen Charakter des Mittels, die farbenprächtige und prunkvolle Orchestration als die wahre Panacee der Berlioz'schen Musik bezeichnet. Zweifelsohne ist dies im Allgemeinen auch richtig. Am häufigsten und sichersten wirkt der Schöpfer der phantastischen Symphonie durch die instrumentalen Mittel, so bedeutend, tief und eigenartig aber wirkt er damit doch nur, weil er die Orchesterfarben nicht zum Zierroth sondern zum Ausdruck gebraucht und damit zu charakterisiren versteht. Was Berlioz dadurch für die musikdramatische Kunst geleistet und erreicht hat, kann wohl nur würdigen, wer damit die Orchesterbehandlung der damals in ihrer Sünden Maienblüthe stehenden „großen Oper" mit ihrer Kunst der instrumentalen Schminke und der orchestralen Schönheitspflästerchen vergleicht. Mindestens ebenso bezeichnend und vielfältig wie im Instrumentalklang äußert sich aber das Wesen und die schöpferische Kraft der Berlioz'schen Musik in der eigenartigen Rhythmik des Werkes. Bestürzt meldeten die französischen Berichterstatter noch der schlimmen Première, Berlioz wolle nicht nur den Rhythmus entthronen

sondern auch den Takt und gute wie schlechte Takttheile sollten ihr Recht verlieren, um eine melodische Revolution hervorzubringen. Heute kann man in der Entfesselung des Rhythmus nur mehr eine förderliche künstlerische That erblicken und die lebendige Schilderung des römischen Karnevals im symphonischen Zwischenspiel sowohl als in der musikalisch dramatischen Darstellung, dem Höhepunkt der ganzen Oper beruht nicht zum wenigsten auf der neuartigen, frischen Rhythmik dieser Stücke.

Erscheint neben diesen schöpferischen Fähigkeiten ersten Ranges die Melodie bildende Kraft des Tondichters weniger reich entwickelt, die Kunst der Harmonik weniger kühn und fortschrittlich als man erwarten könnte, so bietet doch gerade der „Benvenuta Cellini“ auch nach diesen Richtungen hin Eingebungen von großem Reiz und persönlicher Eigenart. Man beachte im ersten Akte besonders das merkwürdige Ständchen und das im Charakter der italienischen opera buffa gehaltene Terzett, im Schlußakt den elegischen Gesang des Cellini und das stimmungsvolle Lied der Erzgießer. Wenn für uns Deutsche heute neben dem Tonmaler und Charakteristiker der Lyriker in Berlioz allzu sehr zurücktritt, so ist, zumal bei seiner Erstlingsoper, zur Erklärung dafür nächst der Stoffwahl und den Mängeln des Librettos vor allem auch die Verschiedenheit nationaler Empfindungsweisen in Betracht zu ziehen. Als letzten Grund aber werden auch wir dafür gelten lassen müssen, was Wagner, der Berlioz liebte und von ihm für die Kunst etwas erwartete, im Jahre 1852 Liszt gegenüber äußerte: Gebraucht ein Musiker den Dichter, so ist dies Berlioz und sein Unglück ist, daß er sich diesen Dichter immer nach seiner musikalischen Laune zurechtlegt, bald Shakespeare, bald Goethe sich nach seinem Belieben zurichtet. Er braucht den Dichter, der ihn durch und durch erfüllt, der ihn vor Entzücken zwingt, der ihm das ist, was der Mann dem Weibe ist.“ Berlioz hat diesen Dichter, der ihn zum musikalischen Dramatiker ersten Ranges hätte machen können, nicht gefunden; er hat überdem in der Vereinsamung und Verbitterung seines Mannesalters sich immer weiter von dem Pfade entfernt, der ihn vielleicht zum Drama hätte führen können, aber er hat in „Benvenuta Cellini“ einen werthvollen und eigenthümlichen Versuch hinterlassen, im Rahmen der alten Opernform durch neue, freiere und charakteristische musikalische Mittel zu einer lebendigen realistischen Darstellung der Bühnenvorgänge zu gelangen und sich damit als einen künstlerischen Vorläufer des alten Verdi und seiner commedia lirica einen merkwürdigen Platz in der Geschichte der Oper gesichert.

Heinrich Welti.

Die Lehrer in Württemberg.

Wir erhalten aus Württemberg die folgende Zuschrift:

Mit dem Artikel über die Stellung der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten in Preußen den anderen höheren Beamten gegenüber („unter den höheren Beamten“, wie die Ueberschrift ominös genug lautet; hat die „Nation“ sich den Dank dieses ganzen Standes verdient. Die preußischen Lehrer werden bei der jetzt, wie es scheint, unmittelbar bevorstehenden Beamtenaufbesserung sicherlich nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Kultusminister Dr. Bosse in der Audienz vom 1. Juli 1895 dem Vertreter der höheren Lehrerschaft u. a. erklärt hat, „daß er ganz auf dem Standpunkte der Erklärung des Ministers v. Goßler vom 17. April 1885 stehe, welche Gleichstellung der höheren Lehrer mit den Richtern in Rang und Gehalt verlangte; nur halte er das Ziel zur Zeit für nicht erreichbar, dagegen sei es ernstlich zu erstreben bei Gelegenheit der allgemeinen Aufbesserung der Beamten“, — eine Erklärung, zu deren Bekanntmachung der Minister ausdrücklich seine Zustimmung gab.

Die Berufsthätigkeit der höheren Lehrer ist in allen Landen des Reiches dieselbe, ihre materielle und soziale Stellung ist allenthalben unbefriedigend, freilich in sehr verschiedenem Grade; verhältnißmäßig am besten ist sie in Bayern, was vielleicht in einem gewissen Kausalzusammenhang damit steht, daß dort mehrere hervorragende Schulmänner zugleich hervorragende Politiker sind; in Baden ist es den kräftigen und zähen Bemühungen des dortigen Lehrervereins gelungen, vor Kurzem einen Schritt nach vorwärts herbeizuführen. Besonders unerfreulich dagegen liegen die Dinge in Württemberg, wo jüngst an maßgebender Stelle die Aeußerung gefallen ist, die Bestrebungen der höheren, d. h. der akademisch gebildeten, Lehrer nach Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz seien ganz unberechtigt, weil sie wesentlich Gemeindebeamte seien. Dies ist nicht richtig, aber auch wenn es richtig wäre, so dürfte es eben nicht so bleiben; übrigens dienen in Württemberg vielleicht weniger als in allen anderen Staaten die höheren Lehranstalten ausschließlich städtischen Interessen, vielmehr liefert die ländliche Bevölkerung einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil ihrer Schüler; man hat in der Erneuerung des Blutes der oberen Stände aus den unteren, die dadurch herbeigeführt und möglich wird, stets eine große Wohlthat erblickt, und es erklärt sich zum Theil daraus die mehr demokratische Denkweise der höheren Stände Württembergs im Vergleiche namentlich zu den norddeutschen; — freilich der Reserveoffizier sorgt auch dort dafür, daß es einem dabei nicht gar zu wohl wird.

Jener Aeußerung entsprechend nun, um wieder darauf zurückzukommen, ist denn auch von derselben Stelle nachdrückliche Bekämpfung einer auf jene Gleichstellung hinzielenden Eingabe des Gymnasiallehrervereins an die Stände in Aussicht gestellt worden; bei anderen Departements und in anderen Ländern pflegt der Finanzminister es zu sein, der Einsprache erhebt, wenn die Departementschefs sich für Besserstellung ihrer Untergebenen verwenden. Aber auch ein so überschußwüthiger Finanzminister wie Miquel stellt sich nicht immer auf den fiskalischen Standpunkt; als es sich im Jahre 1891 um das System des Aufrückens nach festen Altersstufen handelte, führte er aus: „Dadurch kommt der Beamte in die Lage, seine eigene Zukunft zu berechnen Das Gefühl der Sicherheit in seiner ganzen Lebensstellung, das Gefühl der Beruhigung über seine ganze Zukunft ist sehr viel werth. Auch das Gefühl seiner Würde wird gestärkt werden durch das neue System. Gegen wirklich bösartige oder pflichtvergessene Beamte gibt es doch disziplinarische Mittel. Unser Ziel muß sein, die Zufriedenheit in unseren Beamtenklassen zu befestigen, und ich hoffe, daß auch dieser Schritt dazu beitragen wird.“ Die württembergische Unterrichtsverwaltung aber hat sich in demselben Jahre gegen dieses System ausgesprochen u. a. auch deshalb, weil bei dem reinen Alterszulagesystem ein äußerer Antrieb zur Anspannung der Kräfte nahezu aufgehoben würde. Das also hat es auf sich mit der idealen Auffassung der Berufspflicht, die man sonst dem Lehrerstande nachzurühmen pflegt, — wenn man beweisen will, daß seine Besserstellung überflüssig sei Gegenwärtig nun handelt es sich in Württemberg wieder um die Einführung jenes Vorrückungssystems und der höhere Lehrerstand glaubte sich der sicheren Hoffnung hingeben zu können, daß sein veraltetes, an schweren Mängeln leidendes Gehaltswesen endlich neugeordnet werde, und nun sieht er sich in dieser Hoffnung abermals getäuscht, mit welchen Gefühlen, das bedarf wohl keines Wortes.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 5. Dezember 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Gegen zwei dunkle Ehrenmänner, die sich Journalisten nennen, gegen den früheren Offizier von Lützow und gegen einen früheren Handlungslehrling Leckert, der eben das zwanzigste Lebensjahr überschritten hat, spielt ein Prozeß, der des politischen Charakters nicht entbehrt. Sie haben gemeinsam über den viel berufenen Toast, den der Zar bei seiner Anwesenheit in Breslau ausgebracht hatte, Artikel fabrizirt, in denen behauptet wurde, daß die ursprüngliche Mittheilung über den Trinkspruch ihren Ursprung englischem Einfluß verdanke. Englischer Einfluß sei es gewesen, daß das Wolff'sche Telegraphenbüreau die Ansprache des Zaren in der nachstehenden Fassung verbreitete:

„Je puis vous assurer, Sire, que je suis animé des mêmes sentiments traditionels que Mon Père!"

Während der Czar gesagt hatte: „que Votre Majesté". Der Unterschied ist einleuchtend; da der verstorbene Zar durchaus nicht besonders freundliche Gefühle für Deutschland gehegt haben soll, so konnte der Trinkspruch des jetzigen russischen Kaisers wie seine Ironie erscheinen. Eine solche Ironie hätte die bestehenden Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland als wenig freundliche erscheinen lassen; und diesen Eindruck hervorzurufen sei der englischen Politik erwünscht gewesen. Englische Einflüsse an unserem Hofe sollen es daher auch gewesen sein, die in der Antwort des Zaren durch die Aenderung von zwei Worten einen ironisch zu deutenden Ton absichtlich hineingeschmuggelt hätten.

Daß Leckert und Lützow journalistische Freibeuter sind, steht fest. Sie erlogen Nachrichten, um sie für Geld an den Mann bringen zu können; und sie erlogen Beziehungen, um für ihre erfundenen Nachrichten Abnehmer zu finden. Das macht diese Leute noch nicht interessant; eine andere Frage ist es, ob sie nicht zugleich durch den Charakter, den sie ihren Erfindungen gaben, im Auftrage von Hintermännern bestimmte politische Zwecke verfolgten.

Das Auswärtige Amt muß diese Ueberzeugung durchaus hegen, denn sonst hätte man nicht einen derartigen Apparat in Bewegung gesetzt, wie es geschehen ist; sonst würden nicht die amtirenden Excellenzen sich als Zeugen vernehmen lassen, um die politischen Schwindeleien eines zwanzigjährigen unreifen Burschen und eines gescheiterten Offiziers aufzudecken.

Wer sind die Hintermänner der Leckert und Lützow? Urtheilt man nach dem Inhalt des politischen Klatsches, den sie in die Zeitungen zu bringen hatten, so fällt in einem Punkte eine merkwürdige Uebereinstimmung mit jenen politischen Anschauungen auf, die in der Bismarck'schen Presse vertreten werden. Die Bismarck'schen Blätter kämpfen gegen den englischen Einfluß am Berliner Hofe, von dem Niemand etwas weiß, und gegen diesen Einfluß zu kämpfen, fühlen sich auch die Lützow und Leckert berufen. Der Augenschein lehrt, daß in dieser Beziehung zwischen den Angeklagten und der Bismarckpresse thatsächlich Waffenbrüderschaft herrscht.

Die Frage, wer die Hintermänner sind, ist aber schließlich immer noch von untergeordneterer Bedeutung. Weit wichtiger ist es, daß politische Intriguanten mit Mitteln und unter Benutzung von Individuen, wie sie hier zu Tage traten, politische Wirkungen glaubten erzielen zu können. Daß einem Vorstoß solcher Art aber auch von Seiten des Reichskanzlers und des Freiherrn von Marschall, unserer höchsten Reichsbeamten, die ernsteste Bedeutung beigelegt wurde, zeigt der Ernst, mit dem dieser Prozeß durchgeführt worden ist.

Und damit kommt man zu der bedenklichsten Erscheinung, die dieser Prozeß enthüllt, und die recht eigentlich seinen politischen Charakter bedingt.

Daß es politische Intriguanten auch bei uns gibt, ist nicht wunderbar, und das weiß man seit langem. Aber aufmerksamste Beachtung verdient es, daß unsere höchsten Beamten sich durch die plumpen Schwätzereien journalistischer Beutejäger ernstlich bedroht fühlen können und daher die Gelegenheit benutzen, um dieses Treiben vor der Oeffentlichkeit zu enthüllen, an dem sich mit Berechnung vor Allem die antisemitische „Staatsbürger Zeitung“ und das Organ des Bundes der Landwirthe, die „Deutsche Tageszeitung“, zu betheiligen pflegen.

Unmittelbar bringt dieser Vorgang es wiederum in Erinnerung, daß auch Graf Caprivi, der seine Stellung als Reichskanzler von Neuem für vollkommen befestigt erachten mußte, fiel, weil ein Zeitungsartikel zwischen ihm und dem Kaiser ganz plötzlich von Neuem Zwietracht gesäet hatte.

Man kann zur Stetigkeit unserer Politik kein großes Zutrauen haben, wenn windige Zeitungsartikel derartige Wirkungen hervorzurufen vermögen, und den Intriguanten ist ihr Handwerk außerordentlich erleichtert, wenn etwas Druckerschwärze auf Papier, geschickt den individuellen Verhältnissen angepaßt, sie bereits zum Ziele führen kann.

Dieser Prozeß wird eine heilsame Wirkung unter einer Voraussetzung haben; nämlich dann, wenn er dem Monarchen in klarer Beleuchtung die plumpen Mittel zeigt, mit denen versucht wird, seine Entschließungen zu beeinflussen, und zugleich die Erbärmlichkeit der Werkzeuge, mit denen die politischen Intriguanten arbeiten. Eine solche Erfahrung sollte genügen, um unsere führenden Männer von der Gefahr bleibend zu befreien, das Opfer irgendwelcher Preßmanöver, entweder der interessirten Presse, oder der wider ihr eigenes Wollen geschickt mißbrauchter anständiger Organe zu werden.

Minister Rudini hat im Parlament eine erneute Besprechung der italienischen Afrikapolitik zu bestehen gehabt, und bei dieser Gelegenheit zeichnete sich mit ziemlicher Klarheit die Stellung der Parteien gegenüber dem Kolonialproblem. Die Kolonialschwärmer sind fast vollständig verstummt, und heute ist nur noch in Frage, soll Italien die Erythräa überhaupt aufgeben, oder soll man in so bescheidenen Grenzen die Kolonie halten, daß die Gefahr neuer kriegerischer Verwicklungen auf ein möglichst geringes Maß herabgemindert erscheint; zu dem letzteren Standpunkt bekennt sich vorläufig der Minister Rudini; er faßt dieses Programm in die Worte zusammen, statt einer militärischen Kolonie solle die Erythräa eine Handelskolonie werden. Diese Worte klingen ganz gut, allein um eine Handelskolonie zu werden, dazu muß ein Land die Vorbedingungen für die Entwicklung des Handels bieten. Thut das die Erythräa? Schwerlich; bisher sprechen alle Erfahrungen dagegen; und eine Handelskolonie wird in dem Augenblick den Charakter einer militärischen Kolonie wiederum erlangen, wenn es böswilligen Nachbarn beliebt, die friedliche Entwicklung der kolonialen Bestrebungen zu hindern und zu unterbrechen. Wie leicht kann diese Wendung in der Erythräa wieder eintreten.

Es ist wahrscheinlich, daß der vorsichtige Minister Rudini gleichfalls diese Gefahren würdigt, und wenn er sich heute noch gegen ein vorbehaltloses Aufgeben der Kolonie ausspricht, so mag er vielleicht der Ansicht sein, daß die Bevölkerung zur Zeit für einen solchen Schritt nicht zu haben ist, und daß das Verlassen der Kolonie in einem gut gewählten Zeitpunkte Italien außerdem noch gewisse politische Vortheile unter Umständen eintragen kann.

Immerhin zeigten die Verhandlungen in Rom, daß man in Italien gewillt ist, sich durch die afrikanische Schlinge nicht ferner festhalten zu lassen, und zu diesem Entschlusse ist unser Bundesgenosse jenseits der Alpen aus vollem Herzen zu beglückwünschen. Minister Rudini, der die Vorbedingungen geschaffen hat, damit nunmehr die afrikanische Wunde, die Italien so viel kostbare Kräfte entzogen hat, heilen kann, hat hierdurch seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, und wenn es ihm ferner glückt, seinen schwierigen Feldzug gegen die öffentliche Korruption glücklich durchzuführen, so wird er für sein Vaterland viel vollbracht haben.

Die höhere Instanz in Kairo hat entschieden, daß die Engländer zu Unrecht aus den ägyptischen Kassen die Kosten für den Sudanfeldzug entnommen haben; da dieser Entnahme auch der deutsche, der italienische und der österreichisch-ungarische Vertreter zugestimmt hatten, so sind diese gleichfalls im Prozeß unterlegen. Damit ist England insbesondere ein Nadelstich versetzt worden, aber auch nur ein ganz bedeutungsloser Nadelstich. England wird nunmehr die Aegypter anhalten, das Geld in anderer Weise herbei zu schaffen, das zunächst von London vorgestreckt wird; den Russen und Franzosen aber bleibt dann kein politischer Gewinn, aber eine moralische Genugthuung; sie können sagen: Il y a des juges au Caire.

* * *

Das „perfide“ Albion.

Es gibt gewisse politische Albernheiten, die unsterblich zu sein scheinen. Dahin gehört die von Zeit zu Zeit immer wieder vorgebrachte Mär von dem englischen Golde, das in fremden Ländern zur Korruption braver Staatsbürger Verwendung findet. In früheren Zeiten war es vornehmlich der Cobdenklub, der ungemessene Summen auf dem europäischen Kontinent oder auch in den Vereinigten Staaten von Amerika dazu verwandte, um fremde Länder zum Freihandel zu verführen. In Amerika versuchte man in dem jüngsten Wahlkampfe eine alte Geschichte wieder neu aufzuwärmen, wonach im Jahre 1873 Emissäre der englischen goldbugs über das große Wasser gegangen seien um durch reichlich verausgabte Hundertpfundnoten das sogenannte „Verbrechen von 1873“, d. h. die Sistirung der Ausprägung von Silberdollars, im Kongreß zu Washington durchzusetzen. Allerdings hatte diese Räubergeschichte diesmal nur einen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen.

In dieselbe Kategorie gehört der gegenwärtig bei uns kolportirte Verdacht, daß es die selbstsüchtigen englischen Kapitalisten seien, welche den großen Streik in Hamburg angezettelt haben und im Gange erhalten. Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete und Professor der Volkswirthschaft, Herr Paasche, zeigte sogar auf der Tribüne des Reichstages pantomimisch, wie die englischen Rheder sich ob des Streiks in Hamburg die Hände reiben, und die „Hamburger Nachrichten“ sprechen bereits von einer großen Verschwörung, hinter der die engliche Regierung steckt. „Allerdings kann man es nie beweisen“ — so fügen sie à la Basilio hinzu — „daß solche Brandstiftungen von der englischen Regierung ausgehen; dazu ist die englische Politik zu raffinirt; aber es bleibt doch Thatsache — und gerade die letzten Jahre zeigen dies wieder —, daß solche Zettelungen und Unternehmungen nur dann auftreten, wenn die englische Politik ein Interesse daran hat, daß den betreffenden Staaten Schwierigkeiten erwachsen“. Und an einer anderen Stelle in demselben Artikel steht zu lesen: „Wie mag englisches Gold die Fortschritte der Sozialdemokratie gefördert haben!“

Zur Ehre Hamburgs muß übrigens hinzugefügt werden, daß die anderen großen Hamburger Blätter von diesem Veitstanz nicht mit ergriffen sind. Sie setzen im Gegentheil ganz sachgemäß auseinander, daß die englischen Rheder, die sich angeblich wegen des Hamburger Streiks die Hände reiben, in ihrem allereigensten kapitalistischen Interesse wünschen müssen, daß der Hamburger Streik nicht mit der Niederlage der Arbeitgeber endigt. Und es gehört in der That nicht viel Nachdenken dazu, um zu begreifen, daß ein siegreicher Streik der Hamburger Hafenarbeiter nur dazu beitragen kann, entsprechende Kämpfe um höheren Lohn unter

den englischen Dockarbeitern hervorgerufen. Eben dieses Zusammenhanges wegen erschien ja auch der englische Arbeiterführer Tom Mann in Hamburg, um die dortigen Arbeiter in ihrem Vorgehen zu beeinflussen. Ueber diesen englischen Agitator wird nun obendrein gleichzeitig die ganze Schale nationalen Zorns ausgegossen. Ich vermuthe, daß Mr. Mann kein Wort Deutsch versteht, und daß deshalb seine Beredsamkeit praktisch nicht gerade von großer Bedeutung geworden ist. Erst durch seine Ausweisung hat er ein Relief bekommen, das er vordem nicht besaß. Man versteht aber wenigstens, weshalb die englischen Dockarbeiter mit dem Vorgehen ihrer Hamburger Kameraden sympathisiren; es ist das sogar so leicht verständlich, daß Herr Tom Mann sich gar nicht über den Kanal zu bemühen brauchte, um diese Sympathie festzustellen. Unsere nationalen Berserker aber dringen es fertig, die englischen Rheder und die englischen Arbeiterführer, die den Rhedern das Leben sauer machen, zu **einer** großen internationalen Verschwörergesellschaft zu vereinigen, die darauf ausgeht, die soziale Ruhe Deutschlands im selbstsüchtigen Interesse Englands zu untergraben.

Kann man die politische Absurdität weiter treiben?! Ernst ist bei diesen Vorwürfen nur das eine: daß darin eine Antipathie gegen England zum Ausdruck kommt, die selbst vor keiner Lächerlichkeit zurückschreckt.

Dem gegenüber kann man nicht oft und nachdrücklich genug die Frage aufwerfen: was haben wir für ein nationales Interesse, uns ganz überflüssigerweise mit England zu verfeinden? Es fällt mir nicht ein, diese Kindereien etwa tragisch nehmen zu wollen. Auch die Engländer werden von dem Menschenverstande der Deutschen nicht so gering denken, um derartige Ausschreitungen Einzelner dem ganzen deutschen Volke zur Last zu legen. Aber die Hetze gegen England wird ja von gewissen Seiten mit ganz besonderer Vorliebe betrieben, gerade so, als ob die schlimmsten politischen Interessengegensätze zwischen Deutschland und England beständen.

Nun steht das Eine allerdings unzweifelhaft fest, daß zwischen Deutschland und England auf allen Märkten der Erde ein lebhafter Wettbewerb besteht. Diese Konkurrenz wird vermuthlich im Laufe der Zeit noch stärker werden. Man kann nicht sagen, daß Deutschland dabei in letzter Zeit der verlierende Theil gewesen wäre. Die einfachste Gerechtigkeit aber erfordert das Anerkenntniß, daß die englische Konkurrenz die Grenzen des erlaubten Wettbewerbes im Großen und Ganzen ebenso respektirt, wie die deutsche. Was aber die englische Handelspolitik anlangt, so steht sie den deutschen Arbeitsprodukten schon ihres freihändlerischen Grundcharakters wegen weniger hindernd gegenüber, als die noch immer unter schutzzöllnerischen Vorurtheilen leidende deutsche Handelspolitik englischen Arbeitserzeugnissen.

Und was die allgemeine Politik anlangt: wo ist die nationale Lebensfrage, die England und Deutschland von einander trennt?

Bei dieser Sachlage ist es, wie mir scheint, gerade vom nationalen Interessenstandpunkt aus geboten, der beinahe zum politischen Sport gewordenen Hetze gegen England konsequent entgegenzutreten. Deutschland braucht England ebensowenig nachzulaufen, wie Rußland oder Frankreich. Es ist selbstverständlich, daß Deutschland auch England gegenüber seine Interessen, wo sie etwa mit denen Englands kollidiren, kühl und kaltblütig zu wahren hat. Aber das vorausgeschickt, ist ein freundschaftliches Verhältniß zwischen England und Deutschland ein natürliches Gebot der Vernunft; und ferner ist es ein Gebot internationaler Schicklichkeit, daß man sich unbeweisbarer Verdächtigungen enthält, selbst wenn sie so albern sind, daß sie nicht ernsthaft widerlegt zu werden brauchen.

Th. Barth.

Die Ausführung des Börsengesetzes.

Mit der Ausführung des recht cum ira et studio gemachten Börsengesetzes haben alle dabei betheiligten Faktoren, der Bundesrath und die Landesregierungen, die Börsenmitglieder und die Agrarier ihre liebe Noth. Der Haupttheil der Ausführung, dem Umfange nach, fällt den Landesregierungen zu, welche die neue Organisation der einzelnen Börsen anzuordnen und zu genehmigen und ebenso dauernd die im Gesetz vorgesehene staatliche Aufsicht auszuüben haben. Nicht ohne Neid werden dabei die übrigen deutschen Börsenplätze auf die Börsen der drei Hansestädte blicken, deren Regierungen gewissermaßen im Handel selbst wurzeln und ein volles Verständniß dafür haben, daß das neue Gesetz einer Ausführung bedarf, welche dem deutschen Börsengeschäft, neben den gesetzlich festgelegten Beschränkungen desselben, auch die Grundlagen für ein Fortbestehen und eine Entwicklung bieten muß, die gar nicht ohne die schwerste Schädigung des nationalen Wirthschaftslebens entbehrt werden könnten. Dem Bundesrath sind nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen des Gesetzes besondere Befugnisse zugewiesen, aber es handelt sich dabei fast durchweg um Bestimmungen, in welchen die börsenfeindliche agrarische Tendenz dieser Gesetzgebung recht eigentlich zum Ausdruck kommt. Insbesondere ist der Bundesrath befugt, für bestimmte Geschäftszweige die Benutzung der Börseneinrichtungen zu untersagen oder von Bedingungen abhängig zu machen; er kann über die amtliche Feststellung von Börsenpreisen Vorschriften erlassen; er hat über die Zulassung von Werthpapieren zum Handel an der Börse und über die Aufgaben der Zulassungsstellen Bestimmungen zu treffen, und er ist endlich befugt, den Börsenterminhandel von Bedingungen abhängig zu machen oder in besonderen Waaren oder Werthpapieren zu untersagen. Zur Begutachtung über alle diese Angelegenheiten hat der Bundesrath sich einen Beirath zur Seite zu stellen, den Börsenausschuß, dessen Mitglieder, mindestens dreißig, er selbst wählt; den Börsenorganen steht nur ein Vorschlagsrecht für die Hälfte der Mitglieder zu.

Dieser vorläufig gebildete Börsenausschuß hat nun in vergangener Woche getagt. Das ihm vorgelegte Berathungsmaterial war von verschiedener Art und verschiedenem Werthe. Wie schon der oben gegebene Auszug aus dem Börsengesetz erkennen läßt, sind dem Bundesrath theils Befugnisse beigelegt, theils ist ihm der Erlaß von Bestimmungen zugewiesen. Der Bundesrath hat nun offenbar vor Allem die ihm direkt übertragene Aufgabe rechtzeitig vor dem Inkrafttreten des Gesetzes erfüllen wollen, die Ausübung der ihm weiter zustehenden Befugnisse aber als eine cura posterior angesehen, über deren Erledigung er noch den erst nach dem 1. Januar zu bildenden definitiven Börsenausschuß hören wolle. Dem vorläufigen Ausschuß hat er deshalb nur den Entwurf von Bestimmungen für die Zulassung von Werthpapieren vorgelegt, betreffs der Produktenbörse aber nur die beiden ihm selbst zugegangenen Denkschriften des deutschen Landwirthschaftsraths und des Bundes der Landwirthe mitgetheilt. Die Berathungen des Ausschusses sind denn auch in zwei Theile recht verschiedenen Charakters zerfallen. In der ersten Hälfte der Verhandlungen wurde trotz gelegentlicher scharfer Zusammenstöße, namentlich über Geschäftsordnungsfragen, im Ganzen sachlich berathen und unter dem Einflusse der die Mehrheit bildenden sachverständigen Mitglieder wurden auch sachgemäße Beschlüsse gefaßt. Ein anderes Bild bietet der zweite Theil der Berathungen. Da keine Vorlage des Bundesraths zur Verhandlung stand, wurde von Abstimmungen abgesehen, und den agrarischen Mitgliedern stand nunmehr ein Tummelplatz zur freien Verfügung, auf dem sie alle ihre kunterbunten Vorschläge zum angeblichen Heil der Landwirthschaft vorreiten konnten, und wie die durch die Presse gegangenen Berichte erkennen lassen, auch vorgeritten haben. An der Hand der beiden Denkschriften konnten sie auseinander setzen, wie ein rechter Agrarier sich die voll-

ständige Trennung der Produktenbörse von der Fondsbörse, die Preisnotirungen, die Aufstellung von Getreidetypen, den Ausschluß des Blankoverkaufs von Getreide ꝛc. in nächster Zukunft denkt. Die sachkundigen Mitglieder des Ausschusses sind ihnen die Antworten nicht schuldig geblieben, und wenn die stenographisch aufgenommenen Protokolle veröffentlicht werden, was im Interesse der Sache sehr zu wünschen ist, so wird sich nicht nur für den Bundesrath, sondern für alle einigermaßen unbefangen Urtheilenden überzeugend herausstellen, daß wie die Mehrheit der Stimmen auch das Gewicht der Gründe weitaus auf Seite der Nichtagrarier war. Als eine charakteristische Einzelheit sei hier erwähnt, daß u. A. von agrarischer Seite auch vorgeschlagen wurde, künftig solle nicht nur allgemeiner Schlußnotenzwang bestehen, sondern auch von jeder Schlußnote sofort an der Börse dem Börsenvorstand ein drittes Exemplar eingeliefert werden, damit Menge und Preis benutzt werden könnten, um richtigere Kurse festzustellen, als jetzt notirt würden. Mit Recht wurde darauf erwidert, daß der einzelne Kaufmann doch nicht täglich seine Geschäftsabschlüsse anderen Kaufleuten offen vorlegen könne; selbst wenn die Mitglieder des Börsenvorstandes ihres Amtes noch so gewissenhaft walteten, so könnten sie doch, wenn sie nun selbst Geschäfte abzuschließen hätten, die auf solche Weise erworbene Kenntniß von den Geschäften eines Konkurrenten nicht einfach ignoriren, sie müßten nothgedrungen davon Gebrauch machen und ihre geschäftlichen Operationen danach einrichten. Die Geheimhaltung geschäftlicher Abschlüsse ist in der That geradezu die Vorbedingung für allen Geschäftsverkehr. Auch dieser agrarische Vorschlag beweist recht deutlich, was man heutigen Tages mittelst gesetzlichen Zwanges dem an der Börse handelnden Kaufmann glaubt auferlegen zu können.

Neben den Verhandlungen im Börsenausschuß ging aber auch außerhalb in der agrarischen Presse ein großer Lärm über den Ausschuß her. Mit den heftigsten Vorwürfen gegen den Bundesrath und die Reichsregierung wurde die Zusammensetzung des Ausschusses bemängelt. Insbesondere die Berufung zweier Kaufleute von hervorragendster Sachkenntniß und Geschäftserfahrung, neben den fünfzehn von den Börsenorganen präsentirten Kaufleuten, und die Heranziehung zweier Professoren der Nationalökonomie, die bei mehreren Gelegenheiten ein Verständniß für die wirthschaftliche Bedeutung und die geschäftliche Eigenart des Börsenverkehrs in seiner heutigen Entwicklung bekundet haben, erregten hellen Zorn; die Agrarier sahen sich in der Minderheit, während sie im Bunde mit gleichgesinnten Industriellen auf die Hälfte der Mitglieder des Ausschusses Anspruch machten. Und doch hatte die Reichsregierung ihnen schon weit über das Nothwendige nachgegeben, indem sie eine ganze Schaar der agrarischen Vorkämpfer gegen die Börse — Graf Arnim, Graf Kanitz, Graf Schwerin, Geheimrath Gamp — in den Ausschuß genommen.

Von offiziöser Seite versuchte man die Reichsregierung durch die Darlegung zu vertheidigen, daß die Zusammensetzung durchaus in Uebereinstimmung mit der Auslegung stehe, welche bei den Verhandlungen im Reichstage dem § 3 des Gesetzes selbst von den agrarischen Wortführern gegeben sei; man suchte den Grimm der Herren, die ihre Minderheit nicht verschmerzen konnten, auch durch den Trost zu beschwichtigen, daß die Reichsregierung ja nicht einfach die Stimmen zählen, sondern die vorgebrachten Gründe wägen werde, ehe sie ihre Entscheidung treffe. Es hat nichts geholfen, ja nach Beendigung der Ausschußberathungen sind die Angriffe von agrarischer Seite erst recht losgegangen. Bei Zusammensetzung des Ausschusses wird der Reichsregierung direkt eine Umgehung des Gesetzes schuld gegeben; ihre unparteiische Haltung gegenüber den beantragten Vorschriften für die Produktenbörsen wird dahin ausgelegt, daß sie dem Jobberthum ein Hinterthürchen öffnen und somit gegen den Zweck des Gesetzes handeln wolle.

Wie die Dinge sich bisher entwickelt haben, ist anzunehmen, daß Reichsregierung und Landesregierungen bestrebt sind, das neue Gesetz strikt, aber sachgemäß zur Ausführung zu bringen. Die Vertreter der Börsen weist ihr unmittelbares, wohlverstandenes Interesse ebenfalls darauf hin, an einer praktischen Handhabung des Gesetzes mit aller ihrer Sachkunde und Urtheilsfähigkeit mitzuwirken. Einen ganz anderen Standpunkt nehmen die Agrarier ein. Die börsen- und handelsfeindliche Tendenz, welche ein so wesentliches Stück ihrer ganzen Agitation bildet, wollen sie auch in die Handhabung des Gesetzes hineintragen; ihr Bestreben geht dahin, das, was sie nicht unmittelbar in das Gesetz hineinbringen konnten, nachträglich bei der Ausführung neben oder auch gegen das Gesetz durchzusetzen. Wird doch in ihrem Hauptorgan z. B. offen erklärt, die dem Bundesrath ertheilte Befugniß, den Börsenterminhandel in bestimmten Waaren zu untersagen, bedeute, daß derselbe diesen Handel auch in anderen Waaren als Getreide allmählich verbieten müsse. Himmel und Hölle suchen sie für ihre Zwecke in Bewegung zu setzen, sie appelliren an den Willen des Kaisers und berufen sich auf den Willen des Volkes. Bundesrath und Reichsregierung können über ihre Stellung diesen Bestrebungen zu diesen Einschüchterungsversuchen gegenüber nicht im Unklaren sein. Sie haben wider bessere Einsicht bei dem vollständigen Verbot des Getreideterminhandels, das in ihrem Gesetzentwurfe nicht stand, den Agrariern nachgegeben, denen dieser Erfolg nur Anstoß zur weiteren Anwendung derselben agitatorischen Methode geworden ist. Sie müssen wissen, daß unausbleiblich ein Moment kommen wird, wo sie hier, wie beim Antrage Kanitz, dem agrarischen Treiben um der Sache willen entschiedenen Widerstand entgegen zu stellen haben, und daß sie nicht weiter eine Nachgiebigkeit beweisen dürfen, die ihnen die Unterstützung anderer Kreise der Bevölkerung entziehen müßte, ohne ihnen den Dank, ja auch nur die vorläufige Befriedigung agrarischer Begehrlichkeit einzutragen.

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

III.

Der Reichstag hat nach einer Verhandlung von zwölf Tagen die zweite Lesung der Justiznovelle zu Ende geführt. Vor der dritten Lesung eine Ruhepause eintreten zu lassen, war schon aus dem Grunde geboten, weil das Budget seiner ersten Lesung harrte. Die Zahl der Differenzpunkte, welche sich zwischen der Regierung und der Reichstagsmehrheit aufgethan haben, ist eine ungewöhnlich große und einzelne Differenzpunkte sind sehr schwerer Art. In der dritten Lesung vollzieht sich ja bei solchen Gesetzen regelmäßig eine gewisse Annäherung; in diesem Falle aber ist es sehr zweifelhaft, ob die Nachgiebigkeit von beiden Seiten ausreichen wird, um das Werk zum Abschluß zu bringen.

Wir haben die ganze Vorlage von Anfang an mit sehr gemischten Gefühlen begleitet. Die Bestimmungen über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter wünschen wir allerdings zum Abschluß gebracht zu sehen, aber gerade diese Bestimmungen lassen sich aus dem Zusammenhange, in den sie gebracht sind, herauslösen und als ein selbständiges Gesetz publiziren. Daß die Strafprozeßordnung mangelhaft und der Reform bedürftig ist, wissen wir, aber ob die Zeit erfüllt ist, wo Regierung und Reichstag diese Reform herbeiführen können, wissen wir nicht. Im Jahre 1876 versagte die rechtsschöpferische Kraft vor der Aufgabe der Strafprozeßordnung; es blieb eine Anzahl von Meinungsverschiedenheiten übrig, die noch nicht ausgetragen waren, und man kam schließlich zu einem schwächlichen Kompromiß. Ob der Gährungsprozeß inzwischen wesentliche Fortschritte gemacht hat, bezweifle ich. In den Verhandlungen der Kommission wie des Plenums vermißten wir den Einfluß einer mächtigen Persönlichkeit, welche die Führung der Geister übernehmen konnte. Beim bürgerlichen Gesetzbuch war in

Herrn Planck eine solche Persönlichkeit gegeben, der sich ausreichendes Vertrauen auf allen Seiten erworben hatte und in Folge dessen berufen war, das Lootsenamt zu übernehmen, so oft sich Klippen ankündigten. Hier aber fehlte eine solche mild ausgleichende Persönlichkeit vollständig.

Wir können jenen liberalen Politikern, die seit Jahren auf die Einführung gedrängt haben, den Vorwurf einer gewissen Naivität nicht ersparen. Sie haben geglaubt, daß man mit wenigen Paragraphen in ein bestehendes Gesetz eine Idee hineinarbeiten könne, welche diesem Gesetze fremd war, ohne dabei an vielen Punkten Anstoß zu erregen. Wir theilen ganz und gar die Ueberzeugung, daß wir eine bessere Strafprozeßordnung brauchen, aber wir sind ebenso fest überzeugt, daß wir eine bessere Strafprozeßordnung erst erhalten werden, wenn wir eine andere Regierung und eine andere Reichstagsmajorität haben werden, und wir haben die Resignation, bis dahin zu warten.

Ein Intermezzo bildete eine Interpellation, welche die Sozialdemokraten wegen des Vorgehens der sächsischen Regierung eingebracht hatten, die den Konsumvereinen durch Steuermaßregeln das Leben über alle Gebühr erschwert hat. Wir vermögen nicht nachzuweisen, daß das Vorgehen der sächsischen Regierung gegen einen bestimmten Buchstaben der Reichsgesetze verstoße; wir vermögen in Folge dessen auch nicht zu bestreiten, daß dem Reichskanzler zur Zeit die Handhabe fehlt, um die sächsische Regierung an ihrem Vorgehen zu hindern. Dagegen ist es für uns außer Zweifel, daß die Anordnungen der sächsischen Regierung gegen den Geist der Reichsgesetze verstoßen und der wirthschaftlichen Natur der Dinge widersprechen, und daß darum ein Reichsgesetz erlassen werden muß, welches Maßregeln, wie die sächsischen, unmöglich macht. Diese Maßregeln bilden ein einzelnes Glied in einer großen Kette, die darauf berechnet ist, eine gewisse Klasse des sogenannten Mittelstandes in ihrem Verdienste zu schützen, zugleich gegen die wirthschaftliche Selbsthilfe der arbeitenden Klasse und gegen die Unternehmungen des Großhandels. Umsatzsteuern zur Unterdrückung der Konsumvereine und Steuern auf die großen Bazare sollen zusammenwirken, um eine Anzahl von kleinen Ladengeschäften zu erhalten, welche durch die wirthschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit immer mehr entbehrlich werden. Alle Bestrebungen, welche die wirthschaftliche Freiheit unterdrücken, kranken an einem inneren Widerspruch. Man betrachtet den Handel mit feindseligen Augen und bezeichnet ihn als eine Ausbeutung der produktiven Stände, da wo der Handel wirklich kaufmännisch betrieben wird; und da, wo der Handel unkaufmännisch betrieben wird, will man ihm ein Recht zusichern, sich Gewinne zu verschaffen, die er nicht verdient.

Die erste Lesung des Budgets berührte wie gewöhnlich eine große Anzahl von Fragen, ohne eine zu erschöpfen. Für das Zuckersteuergesetz, das am Schlusse der vorigen Session als ein großer Sieg betrachtet wurde, will jetzt Niemand die Verantwortlichkeit übernehmen. Ein Jeder sagt, daß das Zuckersteuergesetz vortrefflich geworden sein würde, wenn es nach seinen Vorschlägen zu Stande gekommen wäre. Nun ist es aber in der Form zu Stande gekommen, in welcher es allein zu Stande kommen konnte. Und da es in dieser Form Unzufriedenheit erregt, auch bei denen, welche sich danach gesehnt haben, so wäre es besser gewesen, wenn es nicht zu Stande gekommen wäre.

Dem Auftreten des Herrn von Richthofen, der als Präsident des Kolonialamts Nachfolger des Herrn Kayser geworden ist, sah man mit einiger Spannung entgegen, und wir können nun mit voller Sicherheit voraussagen, daß in der kommenden Zeit die Kolonialpolitik zu lebhafteren Erörterungen führen wird, als bisher. Herr von Richthofen trat nicht als ein Debütant auf, der um Nachsicht und Unterstützung bittet, sondern als ein erfahrener Staatsmann, der im Stande ist, Rathschläge darüber zu ertheilen, wie ein wohlerzogener Reichstag sich zu benehmen haben wird. Wir haben keine besondere Vorliebe für Herrn Kayser gehabt und haben ihn ohne Bedauern scheiden sehen; wir werden gegen seinen Nachfolger keinen Angriff erheben, den wir nicht gegen ihn selbst mit derselben Stärke erhoben hätten. Anders steht es mit dem Centrum, welches für Herrn Kayser eine Vorliebe gehegt hat und sich durch den Ton, den Herr von Richthofen angeschlagen hat, sichtlich unangenehm berührt fühlt. Gegen die Stimmung des Centrums eine Kolonialpolitik durchzuführen, wird aber wohl schwer sein.

Die Forderungen, die für die Marine gestellt werden, sind in diesem Jahre so hohe, daß sie bei allen Parteien Anstoß erregt haben. Es wird im Laufe der Session darüber noch viel zu sagen sein.

Im Abgeordnetenhause ist eine lange Pause eingetreten; die erste Lesung des Budgets ist zu Ende geführt und die Kommissionsarbeiten haben eine Hemmung dadurch erlitten, daß Herr Miquel in eine Krankheit verfallen ist, von der noch nicht abzusehen ist, ob sie durch politische Bacillen verschlechtert werden wird. In einer kurzen Plenarsitzung sind die Konvertirungsvorlage und der Entwurf, betreffend den Erwerb der Hessischen Ludwigsbahn, unverändert durch die zweite Lesung gebracht.

Proteus.

Das Schicksal des Börsenregisters.

Die Entwicklung der in der letzten Zeit so lebhaft erörterten Frage des Börsenregisters ist gegenwärtig an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt: während die deutschen Provinzbankiers, wie die übereinstimmenden Kundgebungen aus den verschiedensten Städten des Reiches deutlich bewiesen, sowie die überwiegende Mehrzahl der Berliner Bankkommissionäre sich gegen die Eintragung in das Register erklärt haben, hat ein im Ganzen aus achtzehn Firmen (zehn Banken und acht Bankhäusern) bestehender Bankierverein der Berliner Börse — mit Ausnahme von zwei Banken (Darmstädter Bank und Deutsche Genossenschaftsbank) — den Beschluß gefaßt, die Eintragung vorzunehmen und vom ersten März n. J. ab an der Berliner Börse nur mit eingetragenen Firmen Termingeschäfte abzuschließen. Damit ist eine Wendung eingetreten, die den gesetzgeberischen Intentionen am allerwenigsten entsprechen dürfte. Die Abschreckung des Publikums von der Börsenspekulation sollte durch das Register erstrebt werden, und ein — Kampf zwischen dem Großkapital der Berliner Börse und der übrigen deutschen Bankwelt ist die thatsächliche Folge dieser Einrichtung. Gelassen sieht das Publikum dieser Entwicklung zu in dem sicheren Bewußtsein, mit dem Register verschont zu bleiben und unter günstigeren Bedingungen wie bisher sich am „Börsenspiele“ betheiligen zu können.

Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte, um darzuthun, daß das Publikum für die Eintragung in das Register nicht zu haben ist, so ist es die übereinstimmende Haltung der Provinzfirmen, die gewissermaßen das Sprachrohr der großen Provinzkundschaft bilden und deren ablehnendes Votum den unverkennbaren Widerwillen des Publikums gegen dies Register zum Ausdruck bringt. Durch die Stellungnahme des Publikums gegen das Register war der Bankwelt gleichsam ihr Weg vorgezeichnet; war das Publikum nicht zur Eintragung zu bewegen, so waren die Bankierkreise, wollten sie das Geschäft nicht überhaupt aufgeben, genöthigt, sich auf dasjenige Terrain zu begeben, auf dem das Publikum zum Abschluß von Ultimospekulationsgeschäften bereit war. Aus dieser Konstellation ergab sich zunächst die Ueberflüssigkeit der Registereintragung von Seiten der Bankiers; denn da zur Rechtsgültigkeit von Börsentermingeschäften die Eintragung beider Kontrahenten im Register erforderlich ist, so war die Eintragung des Bankiers ohne die des Kunden vollkommen werthlos. Dasselbe gilt natürlich auch für eine

Aktiengesellschaft, die, wie besonders hervorgehoben sein mag, vom 1. Januar n. J. ebenfalls nur rechtsgültige Börsentermingeschäfte abschließen kann, wenn nicht nur sie, sondern auch ihr Gegenkontrahent im Register eingetragen sein wird.

Gleichwohl haben die oben erwähnten Firmen einen von den Beschlüssen der übrigen Bankkommissionäre abweichenden Standpunkt eingenommen und dieses Verhalten in einer öffentlichen Erklärung zu motiviren gesucht. Das Hauptargument, mit dem diese Firmen die Nothwendigkeit der Registereintragung unterstützen, liegt in der Erklärung, daß es mit der Verantwortlichkeit von Aktienbankdirektoren unvereinbar sei, nach Inkrafttreten des Börsengesetzes einen anderen Weg zu beschreiten, als entweder das Termingeschäft überhaupt aufzugeben, „oder bei Aufrechterhaltung des Börsentermingeschäftes den gesetzlichen Erfordernissen für die Rechtsgültigkeit desselben zu genügen". Eine solche Motivirung ließe sich hören, wenn sie unterschiedslos jedem Kontrahenten gegenüber angewendet würde; wenn aber das Verantwortlichkeitsgefühl der „Aktienbankdirektoren und persönlich haftenden Gesellschafter" nur lebendig wird dem Kontrahenten an der Börse gegenüber, während es durch die Nichteintragung der Kunden nicht in die geringste Erregung versetzt wird, so ist das eine merkwürdige Elastizität des Verantwortlichkeitsgefühls. Das Ultimatum, sich bis zum 1. März n. J. eintragen zu lassen, wird in dem erwähnten Cirkular der betreffenden Bankiervereinigung lediglich der Börse gestellt, während man sich in Bezug auf die Kundschaft in ein beredtes Schweigen hüllt. Die Ursache hierfür liegt klar am Tage: der Versuch, der Kundschaft eine gleiche Bedingung zu stellen wie der Börse, würde die erstere ohne Weiteres in die Arme der Konkurrenz treiben, die sich bereits jetzt erbietet, außerhalb des Registers die Spekulationen auszuführen. Das wissen die Banken, und deshalb sind sie außer Stande, dem Publikum die Bedingungen vorzuschreiben, die sie gegenwärtig durch ihre Kapitalsübermacht der Berliner Börse aufzunöthigen suchen. Die Eintragung der betreffenden Firmen in das Register bedeutet daher auch nicht im Entferntesten ein Eingehen auf die Intentionen des Gesetzgebers, denn gerade das, was der letztere durch das Register erschweren wollte, die Spekulation mit dem Publikum, wird außerhalb des Registers auch von den Großbanken fortgesetzt. Der von ihnen gethane Schritt stellt sich im Wesentlichen als eine Mißtrauenskundgebung der Börse gegenüber dar, welche jene Bankfirmen von der Eintragung in das Register nicht dispensiren zu können glaubten.

Am 2. Februar d. J. erklärte in der großen Protestversammlung ein Redner — nebenbei bemerkt Leiter einer großen Bank, die sich gegen die Eintragung ausgesprochen hat — wörtlich:

„Dem gegenüber können wir mit aller Ruhe behaupten, daß an keinem Orte der Welt Treu und Glauben höher gehalten werden, als an der Börse. (Lebhafter Beifall.) Ein Kopfnicken, ein Wink, ein Wort genügt, um Hunderttausende von Geschäften, die bedeutendsten wie die unbedeutendsten zum Abschluß zu bringen (sehr richtig!) und unter Hunderttausenden solcher Geschäfte ist selten eins, welches zu einem Streit Veranlassung gibt. Die Leute aber, die, wenn sie verloren haben, den Einwand des Spiels erheben, nachdem sie vorher den Gewinn ruhig eingestrichen haben sind nicht in Börsenkreisen zu suchen (Bravo!)"

Es wäre die blutigste Satire auf diese Versammlung, wenn die Entwicklung der Dinge dahin führen würde, daß die Börsenleute sich unter einander durch das Register schützen müßten, während sie mit dem Publikum, dem der Differenzeinwand ziemlich geläufig geworden ist, auf Treu und Glauben Termingeschäfte abschließen würden. Schrieb doch sogar die „Nordd. Allg. Ztg." unlängst aus Anlaß dieser Frage, im Verkehr unter Bankiers sei das Register allenfalls zu entbehren, aber mit dem Publikum habe es seine Bedenklichkeiten, außerhalb des Registers Terminabschlüsse zu machen. Die Großfinanz scheint entgegengesetzter Meinung zu sein; nach ihrer Auffassung genügt zwar auch fernerhin „Ein Kopfnicken, ein Wink, ein Wort", aber — innerhalb des Registers!

Das Publikum aber sieht den Kämpfen der Bankwelt gelassen zu und — „spielt" ruhig weiter. Es wird fortan außerhalb des Registers Börsentermingeschäfte machen, die vielleicht „handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte" genannt und durch Depot gesichert werden. Genau so, wie es sich der Gesetzgeber nicht vorgestellt hat.

Ernst Heinemann.

Muß der Berliner botanische Garten fallen?

Seit Jahr und Tag besteht in Berlin die Sorge um das Schicksal des botanischen Gartens. Daß diese Sorge entstehen konnte, ist bezeichnend für den Geist, in welchem die heutige preußische Regierung, insonderheit der Finanzminister Miquel und Herr Bosse, der mehr Kultus- als Unterrichtsminister zu sein scheint, die Pflege der Kulturaufgaben im preußischen Staate auffassen. Andererseits kennzeichnet die Art, wie dieser Gegenstand im Publikum bisher behandelt wurde, den eigenthümlichen Zug von Lässigkeit und Fatalismus, mit dem hierzulande Maßregeln der Regierung, auch wenn man sie als höchst lästig und ungerechtfertigt erkennt, geduldig hingenommen werden und man sich nicht so sehr bemüht, die Maßregeln selbst, von denen man empfindlich betroffen wird, zu verhindern, als vielmehr höchstens ihre schlimmsten Folgen abzuwenden, nachdem sie einmal in Kraft gesetzt sind. Lange wurde die Verlegung des botanischen Gartens, ehe sie vor den Landtag kam, angekündigt und, wiewohl nie ein Bedürfniß nach einer solchen erstaunlichen Veränderung laut geworden war, viele Tausende von Bewohnern Berlins vielmehr an der Erhaltung des prächtigen Gartens interessirt sind, rührte sich keine Hand. Erst als die Sache in der vorigen Session an den Landtag gekommen war, und der Minister Miquel, der ironisch erklärte, daß „einige Berliner" mit dem Projekt nicht einverstanden seien, sich von der agrarischen und der Reichshauptstadt nicht eben wohlwollenden Mehrheit des Abgeordnetenhauses die erste Rate der Kosten für die geplante Anlegung des neuen Gartens hatte bewilligen lassen, da begann innerhalb des Berliner Bürgerthums eine Bewegung, welche bezweckte, den botanischen Garten wenigstens als Park zu erhalten. Diese Bestrebungen hatten von vornherein einen falschen Ausgangspunkt; denn es kommt hier nicht so sehr auf einen Park mehr oder weniger an, wiewohl eine fürsorgliche Regierung bei dem heutigen Stande der Städtehygiene eine große Bevölkerung nicht so leicht der Gefahr aussetzen wird, einen Park einzubüßen und gegen Häuserreihen einzutauschen, sondern es ist bisher viel zu wenig darauf Gewicht gelegt worden, daß die öffentlichen Interessen die Erhaltung des botanischen Gartens als Anstalt für Wissenschaft und Unterricht erheischen. In einem einzigen Blatte, dem Organ des Fürsten Bismarck, lasen wir vor ungefähr einem Jahre die schärfste Mißbilligung der geplanten Aenderung; die Verlegung des botanischen Gartens wurde dorin als „ein durch nichts gerechtfertigter Vandalismus" bezeichnet. Vielleicht dachten andere Publizisten ebenso, aber, was die „Hamburger Nachrichten" sich gestatten dürfen, kann bei dem heutigen Stande der Preßfreiheit nicht jede Zeitung wagen. So wenig man die Politik der „Hamburger Nachrichten" und ihres Inspirators billigen mag, nicht selten ist er der Einzige, der in Deutschland eine rücksichtslose Kritik von Regierungsmaßregeln sich gestattet. Wir hätten gewünscht, daß jenes Wort vom Vandalismus größere Beachtung gefunden hätte.

Die ganze Angelegenheit hat daher ihren Ausgang genommen, daß Herr Miquel auf den ingenieusen Gedanken

gekommen war, für den Umbau des Charité-Krankenhauses, der unabweislich geworden ist, die gute und geduldige Stadt Berlin aufkommen zu lassen. Muß sie nach der verstaubten Verordnung des hochwürdigen Consistorii von 1573 evangelische Kirchen bauen, warum sollen ihr nicht auch die Unkosten für den Neubau eines staatlichen Krankenhauses, welches vorwiegend militärärztlichen und erst in zweiter Reihe unterrichtlichen Zwecken dient, aufgehalst werden? Da dies aber so ohne Weiteres nicht gut anging, so erinnerte man sich, daß der Staat da oben im Westen einen sehr hübschen Grundbesitz im botanischen Garten hat, durch dessen Verkauf in Parzellen für den Häuserbau ein nettes Sümmchen erzielt werden könnte. Für den botanischen Garten als Anstalt konnte man ja minder kostbaren Grund und Boden aussuchen und es wurde dafür denn auch mit rührender Freigebigkeit ein großes Terrain auf der staatlichen Domäne Dahlem ausgesucht, welches bisher und noch diesen Sommer großentheils dem Weizenbau gedient hat. Die Beseitigung eines Parks, einer „Lunge“ des städtischen Gebietes, hat aber doch einen nicht ganz feinen Anstrich und so wurde der botanische Garten zunächst der Stadt Berlin vom Finanzminister zum Kauf angeboten, in der Erwartung, die Stadtverwaltung werde ein Odium, das er gelassener trug, nämlich die Hauptstadt eines großen Parks zu berauben, nicht auf sich sitzen, sich nicht lumpen lassen und die geforderten Millionen bezahlen. Aber die Erwartung des Herrn Ministers erfüllte sich bisher nicht, die Angelegenheit ist immer noch nicht recht vom Fleck gerückt, da der Finanzminister, wiewohl er inzwischen ein ganz klein wenig entgegenkommender sich zeigte, doch im Wesentlichen auf seinem fiskalischen Standpunkt beharrt, die Stadtverwaltung sich aber nicht leicht entschließen kann, das Opfer, welches ihr unerwartet zugemuthet worden, zu bringen.

Da muß man denn doch endlich einmal fragen: ist denn die ganze Sache berechtigt, nothwendig und nützlich? Deputationen, welche Herrn Miquel weicher zu stimmen suchten, erhielten die Antwort, er sei nicht in der Lage, der Stadt Berlin auf Staatskosten Geschenke zu machen? Nicht gerade wörtlich, aber dem Sinne nach war dies sein Bescheid. Ist das ein berechtigter Standpunkt? Schenkt eine Regierung der Bevölkerung etwas, wenn sie eine seit mehr als zwei Jahrhunderten bestehende Staatsanstalt von europäischem Ruf und ruhmvoller Vergangenheit, von vorzüglicher Einrichtung, die ihren Zwecken entspricht, diesen Zwecken nicht entzieht und sie nicht auf Abbruch verkauft? Darüber soll man sich nicht täuschen, daß die sogenannte Verlegung des botanischen Gartens nach Dahlem für lange Zeit seiner gänzlichen Beseitigung gleichkommt, während er auch, nachdem eine ansehnliche Anpflanzung sich nach Jahrzehnten entwickelt haben wird, durch seine Hinausrückung an eine ganz entlegene Stelle jedenfalls dem großen Publikum entzogen werden wird. Dahlem liegt beim Steglitzer Fichtenberg zwischen dem Bahnhof Steglitz und dem Jagdschloß Grunewald, vom Bahnhofe bei gutem Wetter noch über eine Viertelstunde entfernt. Den botanischen Garten dort aufzusuchen, wird künftig eine kleine Reise sein und, wenn auch die Berliner sehr ausflugslustig sind, so ist der Weg nach Steglitz, namentlich für die Bewohner des Centrums oder gar der entfernteren Stadttheile, eben ein Ausflug, während heute der Weg zum botanischen Garten einfach ein Spaziergang und für viele Leute aus dem minder wohlhabenden Mittelstande es ein wahres Labsal ist, sich in der Stadt an dem Anblick herrlicher Pflanzengruppen zu erfreuen und ihr Wissen auf leichte angenehme Weise zu bereichern.

Für die Nothwendigkeit, den Garten als wissenschaftliche Anstalt zu verlegen, wurden die fadenscheinigsten Gründe angeführt. Die großen Nadelhölzer, sagte man, vertrügen die Stadtluft, die ihnen immer mehr auf den Leib rücke, schlecht. In Dahlem könne man, da dort allerdings dem Garten die vierfache Fläche des jetzigen eingeräumt würde, Anpflanzungen in größerem Stile anlegen, ausgedehntere Kulturversuche mit Pflanzen zu Kolonialzwecken anstellen, in Dahlem soll eine ganze Gruppe neuer, zusammenhängender Schauhäuser erbaut, von den bisherigen nur das Viktoriahaus dorthin übertragen und vor Allem ein noch stattlicheres Palmenhaus erbaut werden; das jetzige ist 17 Meter hoch, das neue soll 25 Meter hoch werden und um so viel höhere Tropenbäume beherbergen können. Dabei muß man bedenken, daß das gegenwärtige Palmenhaus, welches 1858 unter der Direktion Alexander Brauns, erbaut wurde, eines der stattlichsten seiner Art und vortrefflich eingerichtet ist. Die Wissenschaft, wie das Publikum werden nichts verlieren, wenn sie sich auch künftig im botanischen Garten mit 17 Meter hohen Palmen werden begnügen müssen. Wer den schönen Baumbestand des Gartens kennt, wird die stattlichen Baumriesen seines Arboretums nicht für nothleidende Gewächse ansehen können, was sie bei der ausgezeichneten Pflege, die dort allen Gewächsen zu Theil wird, auch nicht zu sein brauchen. Vor allem aber soll man bedenken, daß ein solcher Garten nicht nur dazu da ist, um einem rührigen Direktor und seinen Assistenten weiten Spielraum für ihre Thatenlust zu gewähren, sondern in erster Linie zur Pflege der Wissenschaft unter der jüngeren Generation, nicht bloß für die Studirenden, sondern auch für die breite Masse der Bevölkerung. Es ist nicht richtig, daß der botanische Garten bloß ein Erholungsort für Spaziergänger und für Mütter und Kindermädchen mit ihren kleinen Pfleglingen ist. Gerade unter seinen letzten Leitern, dem allzufrüh verstorbenen Professor Eichler und dem gegenwärtigen Direktor Professor Engler ist der botanische Garten ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Belehrung weiter Kreise geworden. Neben der systematischen Anlage, in welcher die wildwachsenden Staudengewächse nach ihrer natürlichen Verwandtschaft übersichtlich angepflanzt sind, wurde das Alpinum geschaffen, das auf einem kleinen, künstlichen Gebirgszug die Pflanzen der Alpenwelt darstellt, die große pflanzengeographische Anlage, die im kleinen Raume ermöglicht, ein Bild von der Physiognomie der Pflanzendecke verschiedener Erdtheile zu gewinnen, die ausgebreiteten Anlagen von Nutz- und Wasserpflanzen. Hierher führt der Lehrer gern seine Schüler und auch die Kinder, die zunächst nur um Luft zu schöpfen in den botanischen Garten geführt werden, gewöhnen sich, sobald sie nur lesen können, auf die charakteristischen Bäume und Kräuter zu achten, deren wissenschaftliche Namen zu lesen und so spielend die ersten Belehrungen über die Pflanzenwelt zu empfangen.

Man übersehe andererseits nicht, daß die Botanik heutzutage leider nicht die Beliebtheit genießt, deren sie sich in früheren Jahrzehnten erfreute. Für die Mediziner, denen heute eine betriebsame Industrie nicht mehr die alten Drogen, sondern schon deren fertig präparirte wirksame Substanzen fabrikmäßig liefert, ist die Pflanzenkunde entweder ein gänzlich fremder Gegenstand oder ein oberflächlich betriebener Sport geworden; sehr mit Unrecht, weil die Physiologie der Pflanze werthvolle Berührungspunkte mit der menschlichen und thierischen hat und außerdem, weil die Arzneimittellehre noch keineswegs ihr letztes Wort darüber gesprochen hat, ob nicht in vielen Fällen die Arzneipflanze als solche den aus ihr mühsam durch Analyse gewonnenen Stoffen vorzuziehen ist. Jedenfalls hat man heutzutage nicht mehr wie früher jeden Arzt als gebildeten Botaniker anzusehen; es gilt vielmehr unter dem jüngeren medizinischen Geschlecht die Liebe zur Pflanzenwelt erst mühsam und liebevoll von Neuem zu erziehen, was man aber nicht damit erreichen kann, daß man die bequem zugängliche Lehrstätte durch eine solche ersetzt, zu deren Erreichung der Student erst eine Reise machen muß. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Jüngern anderer Zweige der Naturwissenschaft; ihnen allen würde ein botanischer Garten bei Steglitz so gut wie gar keiner sein, er wäre eine Anstalt für eine kleine Anzahl von Gelehrten, nicht aber für das große lernbegierige Publikum.

Schon die Pietät müßte dazu führen, daß man noch in letzter Stunde von dem unerquicklichen Unternehmen absieht. Der gegenwärtige botanische Garten wurde im Jahre 1679 vom großen Kurfürsten an die Stelle eines mit

einer Brauerei verbundenen Hopfenbruchs gesetzt, mit Obstbäumen und Küchen-, wie anderen Nutzgewächsen bepflanzt. Hier brachte der große Kurfürst mit Vorliebe seine Mußestunden in gärtnerischen Arbeiten zu, er wachte über die Pflege des Gartens und machte ihn zu einem Musterinstitut für das ganze Land. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Garten in erfreulicher Weise und nahm besonders unter Gleditsch, dessen Namen in einer bekannten Pflanzengattung durch seinen großen Freund Linné verewigt ist, einen großen Aufschwung. Eine besonders glänzende Periode hatte der Garten aber von 1801 bis 1812 unter dem hervorragenden Botaniker Willdenow und die Bedeutung des Gartens nahm unter seinen Nachfolgern H. F. Link (1815 bis 1851), Alexander Braun (1851 bis 1877), Eichler bis 1888 und unter dem jetzigen Leiter Engler noch zu. Besonders unter der Leitung Links und der Gunst des Ministers von Altenstein hob sich der botanische Garten, für dessen Bereicherung hervorragende Gelehrte in ferne Länder ausgesandt wurden. Maire und Mund, Bergius und Krebs bereisten zu diesem Zwecke das Kapland, Sello 17 Jahre lang Brasilien. Gottfried Ehrenberg und Hemprich im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts Aegypten, Nubien, Arabien, Schomburg Guyana, Karl Ehrenberg Westindien und Mexiko. Die lebenden Ergebnisse dieser Reisen ragen heute noch in die Lüfte und erfreuen die Besucher des Gartens. Soll diese Anstalt, mit welcher unlöslich die Namen Willdenow's, Gleditsch's, Alexander Braun's, dessen edel männliche Züge seine im Garten aufgestellte Bronzebüste verkörpert, Chamisso, an den die leider verfallene Chamissolaube erinnert, verknüpft sind, allen Ernstes dem Untergange geweiht werden, damit aus ihrem Erlös die Charité luftigere Räume erhalte? Sollen die Bewohner des Westens von Berlin mit ihren Lungen für die Charitékranken bezahlen?

Unter dem sparsamen König Friedrich Wilhelm III wurde der Etat des botanischen Gartens vervierfacht; neben Willdenow wurde Seidel aus Dresden mit vierfachem Gehalt als Gärtner berufen. Selbst in der Kriegszeit duldete der König nicht, daß dem Garten die Mittel versagt wurden und, als im Kriegsjahre 1807 die Akademie die Herabsetzung des Etats wünschte, wurde auf Willdenow's energische Vorstellungen davon abgesehen. Und am Ende dieses Jahrhunderts, bei einem Ueberschuß der Staatsfinanzen um 52 Millionen Mark sollte es möglich sein, daß diese schöne Schöpfung, welche die Ahnen des gegenwärtigen Kaisers begründeten und in den schwierigsten Zeitläuften aufrecht erhielten, zerstört werde, um für die Kosten eines Krankenhausbaues damit ein fiskalisches Geschäft zu machen und eine ganz problematische Neuerung an ihre Stelle zu setzen? So weit können die Vorbereitungen für den neuen Garten noch nicht gediehen sein, daß es nicht noch an der Zeit wäre, davon abzustehen. Man thue es jetzt noch; die betreffenden maßgebenden Herren dürfen überzeugt sein, daß sie der Würde des preußischen Staates mehr nützen, wenn sie den botanischen Garten in Berlin unangetastet lassen.

Medicus.

Ein französischer Staatsmann als Biograph Richelieu's.

Es gab eine Zeit in Deutschland — sie liegt beinahe ein halbes Jahrhundert hinter uns — wo der Gelehrte und der Schriftsteller als die berufensten Politiker, als die Inhaber staatsmännischer Weisheit galten. Die Uhland, Prutz, Rotteck, Welcker, Dahlmann, Arndt, Droysen, Vogt, — um nur einige berühmteste Namen hervorzuheben — waren die politischen Führer der Nation. Allein das völlige Scheitern der idealistischen Bewegung von 1848, sowie das Aufkommen und Gelingen einer, aller grundsätzlichen Erhebung feindlichen „Realpolitik“ ließen die Männer des Geistes und Denkens in Anderer und in ihren eigenen Augen als durchaus unfähig für praktische staatsmännische Thätigkeit erscheinen. In der Gegenwart endlich, wo man in Deutschland nicht einmal mehr den Grundsatz bekennt, keine Grundsätze zu haben, muß Jemand entweder durch langjährigen Büreaudienst im Staatsamte oder durch das Mirakel der alleinseligmachenden adligen Geburt den vollgültigen Beweis staatsmännischer Befähigung erbringen, um an der Leitung der vaterländischen Geschicke betheiligt zu werden.

In anderen Ländern, die durchschnittlich mit mindestens gleich großem diplomatischen und ökonomischen Erfolg regiert werden, wie Preußen, besteht solche Unvereinbarkeit zwischen gelehrter und schriftstellerischer Thätigkeit auf der einen, politischer Wirksamkeit auf der anderen Seite nicht. England hat keinen Nachtheil dadurch erlitten, daß Romanschreiber, wie Disraeli und Bulwer, Historiker, wie Macaulay, Archäologen, wie Gladstone, maßgebende Stellungen in seinem Staatswesen eingenommen haben. In Frankreich sind zwei Geschichtschreiber, Guizot und Thiers, zwei Jahrzehnte hindurch schlechthin die leitenden Männer gewesen, hat dann Thiers sein Vaterland in den auf den großen Krieg folgenden Jahren geradezu gerettet, hat die dritte Republik, nebst vielen anderen Gelehrten, Naturforscher, wie Bert und Berthelot in den Vordergrund des politischen Lebens gestellt. Hier hegen, anstatt der steifen und pedantischen Anschauungen, wie sie in Deutschland herrschen, die anderen Kulturvölker eine freiere und großmüthigere Auffassung.

Gegenwärtig ist der geistvolle und erfolgreiche Leiter von Frankreichs auswärtiger Politik von Hause aus ein, und zwar vortrefflicher, Historiker: Gabriel Hanotaux. Seine „Geschichte des Kardinals Richelieu“ ward, mit vollem Rechte und unter allgemeinem Beifall der Fachgenossen und des Publikums, von der Akademie mit der höchsten Belohnung, dem großen Gobert-Preise, bedacht. Glaubt man nun in der That, daß der bürgerliche Geschichtenschreiber Hanotaux die Interessen Frankreichs schlechter wahrgenommen hat, denn unsere heutigen alt- und hochadligen, als Soldaten oder Diplomaten grau gewordenen Staatsmänner? Niemand, der durch Beschäftigung mit der fremden Presse oder durch Aufenthalt im Auslande in den Stand gesetzt ist, der öffentlichen Meinung Europas den Puls zu fühlen, wird über die Antwort im Zweifel sein.

Die ersten vier Monate dieses Jahres bilden eine Pause in der staatsmännischen Thätigkeit Hanotaux'; er hatte es abgelehnt, dem radikalen Kabinette Bourgeois anzugehören, dessen kurze Lebensdauer er weislich voraussah, und mit dessen Schicksal er das eigene nicht verknüpfen wollte. So erhielt er Gelegenheit, die unterbrochenen historischen Studien wieder aufzunehmen, und als Frucht seiner Muße erschien zuerst in der Revue des deux Mondes, dann in Buchform der erste Band des zweiten Theiles seiner Lebensbeschreibung des großen Kardinals. Dieser Band umfaßt die Jahre 1614 bis 1617, das erste politische Auftreten Richelieu's sowie sein erstes Ministerium.*)

Die vier Jahre, die unser Geschichtschreiber hier behandelt, sind in mehr als einer Hinsicht für das Schicksal Frankreichs sehr bedeutsam gewesen. Zum letzten Male unter dem alten Regime — bis zu den revolutionären Etats généraux des Jahres 1789 — traten da die Generalstände des Reiches zusammen: ihr klägliches Scheitern zeigte, daß in dem Frankreich, wie es aus den religiösen Bürgerkriegen hervorgegangen war, nicht mehr eine Mitregierung der in mittelalterlicher Weise organisirten Bevölkerung, sondern nur noch der Absolutismus der Krone möglich war. Bald nach dieser Katastrophe des Ständewesens trat dann die der Regentschaft Mariens von Medici ein; die Wittwe Heinrichs IV. mußte das Scepter ihrem jungen Sohne überliefern, der es freilich nur unter der Leitung seiner Günstlinge handhabte.

*) Histoire du cardinal de Richelieu. Tome II, première partie. Paris, Firmin Didot, 1896.

Gegenüber modernen Versuchen, Ludwig XIII. in der historischen Auffassung zu „retten“, stellt mit unbefangenem Sinne Hanotaux von dem Könige wieder dasjenige Bild her, das längst in der Ueberlieferung galt. Physisch und geistig mit beabsichtigter Zweckwidrigkeit erzogen, verkümmerte der unglückliche Fürst: völlig nach innen gekehrt, kalt, lieblos, furchtsam, mißtrauisch und doch stets dem Willen Anderer unterthan, mit Hinneigung nur zu körperlicher Bewegung und mechanischer Thätigkeit. So bedurfte er durchaus fremder Leitung. Nach langem, beinahe tödlichem Umhertasten halte endlich er — oder vielmehr Frankreich — das Glück, daß diese auf ein Genie, wie Richelieu war, überging.

Politisch trat der Bischof von Luçon zum ersten Male auf der Versammlung der Generalstände von 1614 hervor. Wiederholt ward er dort zum Redner des geistlichen Standes gewählt. Und da ist es wunderlich zu sehen, wie der mit allen Mitteln nach Einfluß und Macht strebende junge Prälat, in Uebereinstimmung mit der Mehrheit seiner Standesgenossen, die Sache des Ultromontanismus und der päpstlichen Oberherrschaft gegen die der Unabhängigkeit Frankreichs von Rom vertheidigt und ferner dem Einflusse der Geistlichkeit auf die Staatsleitung das Wort redet — er, der später der bestgehaßte Widersacher der französischen Klerikalen werden sollte. Nicht minder gab er sich als beredter Anwalt der zu Spanien neigenden Politik der Königin-Regentin — er, der ein Jahrzehnt darauf grundsätzlich und beharrlich den Vernichtungskampf gegen die spanische Macht aufnahm, um ihn bis zu seinem Lebensende durchzuführen. Er wußte aber 1614 sehr wohl, weshalb er Dinge und Personen anpries, die er als gleichermaßen nachtheilig für Frankreich erkannte: indem er in jeder Weise den Neigungen Mariens von Medici schmeichelte und mit Erfolg diente, hoffte er bei ihr Gunst und eine maßgebende Stellung zu erlangen.

Die Lage des Reiches war allerdings derartig, daß Maria des Beistandes kräftiger Persönlichkeiten dringend bedurfte. Sie selber als Fremde mit Abneigung betrachtet; ihre Günstlinge und Landsleute, das Ehepaar Concini, allgemein bitter gehaßt; die alten Minister, „die Graubärte“, uneinig und machtlos; der junge König vernachlässigt und gereizt; der Hochadel in stetem Aufruhr; die öffentliche Meinung unzufrieden und nach einem Umschwung begehrend, der Ruhe, Ordnung und eine starke nationale Regierung herbeiführen sollte. Unter solchen Umständen mußte es die Medicäerin mit Freuden begrüßen, daß ein von aller Welt als hochbegabt und zukunftsreich angesehener Mann, wie Richelieu, sich zu ihrem Dienste erbat. Im August 1615 wurde er als Almosenier der jungen Gemahlin Ludwigs XIII. an den Hof berufen, dann neben den geistlichen auch mit wichtigen weltlichen Geschäften betraut, und, nachdem er solche mit Geschick erledigt, auch dafür in wachsendem Umfange Würden und Pensionen eingeerntet hatte, im November 1616 zum Staatssekretär, das heißt zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Freilich hatte er sich so eifrig um die Gunst des Concinischen Ehepaares beworben, daß die öffentliche Meinung ihn als Liebhaber der Florentiner Dame bezeichnete; deren Gatten, den er später recht scharf verurtheilen sollte, umschmeichelte er auf alle Weise und verhieß ihm treue Ergebenheit. Der vornehme und sich seines Werthes so voll bewußte Prälat ließ es sich gefallen, daß der italienische Emporkömmling ihn, wie die übrigen Minister, mit Verachtung, als seine Bedienten, behandelte. Jedenfalls erreichte Richelieu mit solcher Selbsterniedrigung sein nächstes Ziel: durch jene beiden Persönlichkeiten erwarb er sich das Vertrauen der Regentin, die er bald unter den Zauber seines gewaltigen Geistes und seiner unwiderstehlich wirkenden Herrschernatur zwang.

Ueberhaupt, so viel Bewunderung uns auch das Genie des Mannes einflößt — wir sehen an ihm von neuem, mit wie schweren Opfern an sittlicher Größe die weltliche Macht erkauft zu werden pflegt. Wie er sich den Mächtigen gegenüber kriechend zeigt, so gegen gefallene Gönner treulos und verrätherisch. Den hochbegabten Minister Barbin, der ihn am Hofe eingeführt hatte, dort sein hauptsächlicher Beschützer und Förderer und überdies sein Lehrer in der Politik gewesen war, dem er seine Schwester hatte zur Gemahlin geben wollen, ließ er, nach ihrer gemeinschaftlichen Entlassung, in Verbannung und Armuth verderben; selbst auf der Höhe unbeschränkter Macht hat Richelieu nie etwas für einen Staatsmann gethan, dessen ehemalige Gunst sein stolzes Gemüth bedrückte, und dessen Geist und Thatkraft in ihm die Besorgniß möglicher Rivalität erweckte. Die Ernennung zum Almosenier der jungen Königin schuldete Richelieu den Bemühungen des Bischofs von Bayonne, Bertrand d'Eschaux; später ist dessen Erhebung zum Kardinal einzig an dem Widerspruche des allmächtigen Premierministers gescheitert, dem jede Verpflichtung ein Grund zum Hasse wurde.

Als Staatssekretär galt Richelieu zunächst als Anhänger derjenigen Richtung, die er auf den Generalstaaten vertheidigt hatte, und die doch seinem Charakter wie seiner Einsicht gleich widerstrebte: der spanisch-ultramontanen. Der Nunzius frohlockte über seine Ernennung, der kastilische Gesandte bezeichnete ihn als seinen „intimen Freund, dem in Frankreich Niemand an Eifer für den Dienst Gottes und der spanischen Krone gleichkommt“. Uebrigens zeigte er damals noch nicht die stolze, unnahbare Würde, mit der wir ihn auf den Bildnissen seines späteren Alters umkleidet sehen: als Bischof trat er nur bei öffentlichen Schaugepröngen auf, sonst als ein munterer junger Hofmann, ungezwungen in seiner Haltung, der modisch redete, auf Bällen und Maskeraden sich zeigte und „auf Kavaliersehre“ zu schwören pflegte. Freilich ein anderer Richelieu, als wir ihn uns vorzustellen gewohnt sind!

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik vermochte ihn sein scharfer Blick für das Interesse und die Ehre seines Vaterlandes bald, die von der Regentschaft bisher eingeschlagenen Pfade zu verlassen und mit wachsender Bestimmtheit den Bestrebungen Spaniens entgegen zu treten, das Frankreich zum blinden Werkzeuge für seine Pläne der Weltherrschaft machen wollte. Bei Beurtheilung der inneren Verhältnisse riß ihn allerdings sein thatkräftiger, noch mit jugendlichem Ungestüm erfüllter Charakter dazu hin, die Schwierigkeiten der überaus verwickelten Zustände zu unterschätzen und stets gewaltsame Maßregeln gegen alle Widersacher der Regierung anzurathen.

Allein es war ihm dieses Mal nicht vergönnt, seine Absichten zu verwirklichen, seine Pläne durchzuführen. Schon nach fünfmonatlicher Dauer fand sein erstes Ministerium durch die auf des jungen Königs Befehl vollzogene Ermordung Concinis, durch die Verbannung der bisherigen Regentin vom Hofe und durch die Herrschaft des neuen Günstlings Luynes ein jähes Ende (April 1617). Er hatte die Katastrophe seit Wochen vorhergesehen und mit der ihm eigenen „Unabhängigkeit des Gewissens“ sich heimlich Concinis Todfeinde, eben dem Herrn von Luynes, mit verrätherischen Freundschafts- und Diensteserbietungen genähert. Dieser unbedenklichen Schlauheit hatte er es zu verdanken, daß er nunmehr zwar seines Ministerpostens enthoben, sonst aber nicht in das Unglück seiner bisherigen Genossen verwickelt wurde. Luynes benutzte ihn als Vermittler zwischen der neuen Regierung und der Königin-Mutter, die man von jedem Versuche gewaltsamen Widerstandes abhalten wollte. Und so begann Richelieu seine neue Rolle zu spielen, die ihm nach wenigen Jahren endgültig zum Besitze der Macht verhelfen sollte: er wurde der Berather und Günstling Mariens von Medici und zugleich der Vertrauensmann des Königs bei seiner Mutter. Das Glück, das ihm schon häufig seine Gunst bewiesen hatte, blieb ihm selbst bei dem furchtbaren Zusammenbruche treu, der ihn vernichten zu sollen schien: mit seinem kurzen Ministerium endeten auch diplomatische Verhandlungen wegen Italiens, die zu ungünstigstem Abschlusse zu führen drohten, und die zu erwähnen er sich in seinen Denkwürdigkeiten wohl gehütet hat. Die Ergebnisse seiner Jugendfehler in der Politik fielen seinen Nachfolgern in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs zur Last.

Ein praktischer und erfahrener Staatsmann und zugleich ein gründlicher und psychologisch gebildeter Denker ist es, der uns hier in die öffentliche Laufbahn des größten französischen Politikers einführt. Wir erhalten in dieser Biographie nicht nur, nach dem jüngsten Schlagworte, „individualistische Geschichtschreibung“. Vielmehr finden wir in der Darstellung Hanotaux' zugleich ein gutes Stück Kulturgeschichte, so in Thatsachen verkörperter, aber deshalb nicht weniger allgemein gültiger Seelenlehre; und das alles nicht als Gebilde freischaffender Einbildungskraft, wie etwa bei dem hochbegabten, aber phantastischen Michelet, sondern als geistigen Niederschlag eingehender und kritisch geschulter Quellenforschung.

Nicht am wenigsten interessant aber sind die Grundsätze, die der Verfasser für jeden Leiter der auswärtigen Angelegenheiten eines Landes erörtert, in einer Weise, die auf die Prinzipien seiner eigenen Geschäftsführung einen Rückschluß gestattet (S. 160): „Die politischen Systeme, die eine Generation der Thätigkeit eines Staatsmanns darbietet, sind wenige und einfache. Einmal im Besitze der Gewalt, gibt er sich schnellen Entschlusses dem Systeme hin, dessen Verwirklichung er für seinen Lebenszweck hält. Aber die Gefahr so natürlicher und starker Willensbewegungen liegt in der Uebertreibung. Bei seinem hastigen Vorwärtsschreiten bemerkt der Mann brennender Einbildungskraft nicht immer, daß man ihm nicht folgt, daß er bald allein bleibt. Zumal junge Leute haben es eilig und wollen den Jahren keinen Kredit geben, die ihnen doch immer mit Wucher heimzahlen.“

Mögen so ruhige und besonnene Anschauungen stets den französischen Minister des Aeußern leiten; dann wird er, zum Segen auch seines Vaterlandes, hoffentlich ein Förderer des europäischen Friedens sein und bleiben!

M. Philippson.

Spanische Schelme.*)

Fulano — Zutano — Mengano — Perengano — — wer nicht einigermaßen in der spanischen Sprache bewandert ist, wird zum dickleibigen Lexikon der Madrider Akademie greifen müssen, um sich über den Sinn dieser krausen, sämmtlich auf ano auslautenden Wörter klar zu werden; denn Eigennamen sind's nicht, das sieht man auf den ersten Blick, und eine Biographiensammlung zeitgenössischer spanischer Schriftsteller, auch wenn es eine solche gäbe, wüßte den nach Herrn Fulano und Konsorten Fragenden keine Antwort zu geben. Noch am besten ließen sich die Pseudonyma durch X. Y. Z. übersetzen, wenngleich die quatorviri, die sich hier zusammenfanden, im Alphabet noch um einen Buchstaben weiter zurückzugreifen zwingen. Und da ist es denn gut, daß mit derselben Post, die uns das Buch mit den vier Siegeln brachte, auch ein Schreiben eines guten alten Freundes kam, welcher den Schleier, mit dem sich die Urheber des merkwürdigen Schriftchens umgaben, zuvorkommend lüftete. Ein glückliches Geschick fügt es, daß gerade derjenige, welcher unter Spaniens heutigen Dichtern wohl als poeta laureatus nicht von Königs, sondern von Gottes Gnaden gelten darf, jener schönen Jahre, die er in deutschen und österreichischen Landen verlebt hat, nicht vergißt, seine Freunde und Verehrer diesseits der Pyrenäen stets wieder aufsucht und mit liebenswürdigen Gaben erfreut. Freilich, der Brief, den wir erhielten, war nicht von Juan Valera's eigener Hand geschrieben. Das körperliche Auge des greisen Litteraten ist schon zu sehr geschwächt, um längeres Schreiben zu vertragen. Dafür ist aber sein geistiges Auge noch immer ungetrübt, der Seherblick des Dichters hat sich womöglich noch geschärft, er selbst ist mit zunehmendem Alter reifer und abgeklärter geworden gleich den edlen Weinen seiner andalusischen Heimath.

Diese bewundernswerthe geistige Regsamkeit, welche Juan Valera innewohnt, läßt ihn auch jetzt, da er nach langjähriger diplomatischer Laufbahn des otium cum dignitate genießen kann, auf schriftstellerischem Gebiete immer neue Pläne aushecken und ausführen. Er schreibt:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß ich mich bereits ganz vom Staatsdienst zurückgezogen und auf alle politischen Würden für alle Zukunft verzichtet habe. Das einzige, das ich nicht lassen kann, oder, besser gesagt, das mich nicht läßt — denn es ist eine unheilbare Krankheit — ist die Leidenschaft, zu schreiben. Im ‚Liberal‘, im ‚Imparcial‘, in der ‚España moderna‘, in der ‚Revista critica‘ und in andern Zeitschriften veröffentlichte ich zahlreiche Aufsätze und will es auch weiter so halten. Auch habe ich unter Mitwirkung von drei Freunden ein nicht wenig seltsames (no poco extravagante) Buch, enthaltend: Erzählungen und Märchen aus Andalusien, geschrieben. Ob ihrer Seltsamkeit, die bald ins anstößige, bald ins unreinliche ausartet, haben wir Redakteure uns auf dem Titelblatte nicht genannt, aber alle Welt weiß hier, daß wir die Sache zusammengestellt haben. Ich bin der Herr Fulano und zeichne mit einem *, die übrigen drei sind Don Narciso Campillo, Professor an dem Institut des Kardinals Jimenez de Cisneros, der Graf de las Navas, Bibliothekar in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Königs, und der berühmte Doctor Thebussem, von dem Sie wohl schon gehört haben werden. Wie man über uns auch denken mag, — mir scheint es, daß die Erzählungen und Mährchen leicht und angenehm zu lesen sind. Mit Vergnügen sende ich Ihnen ein Exemplar, damit Sie das Buch lesen, und, falls es Ihnen an Zeit und Lust hierzu nicht gebricht, von demselben in einer deutschen Zeitschrift sprechen; vielleicht übersetzen Sie sogar eines oder das andere von den Geschichtchen, aber wohl eines der unschuldigeren, welches Schamgefühl und Nase nicht beleidigt.“

Es bedarf keiner Begründung, daß man gerne ein Buch aufschlägt, in dem ein Juan Valera andalusische Erzählungen verspricht. Steigt doch sofort vor dem geistigen Auge die helle Gestalt seiner Pepita Jeminez auf, jenes lichtumflossenen Wesens, in dem der Dichter alle Schönheit, alle Zartheit und Frömmigkeit, aber auch alle Energie und Leidenschaft verkörpert, welche das Weib in seinem engeren Heimathlande beseelen. Dann denkt man wieder an Valera als Märchenerzähler, zum Beispiel an seinen Pájaro verde (grüner Vogel), den uns Carl Nedebay so hübsch ins Deutsche übersetzt hat. Da ist alle Phantasie des Orients, die leuchtendsten Farben aus Tausend und eine Nacht von Andalusier ins Spanische, nein, ins Andalusische übertragen worden.

Wenn etwas unsere Erwartungen noch höher spannen kann, so ist es die vortrefflich geschriebene Einleitung zu dem Buche. Valero nennt sie freilich mit einem Anflug von satirischer Laune: erudita y algo filosófica, „gelehrt und etwas philosophisch“, und man kann sich leicht vorstellen, daß der Dichter, welcher in der Volksseele lebt und webt, spöttisch die Mundwinkel verzieht und die klugen Augen schelmisch unter den buschigen Brauen leuchten läßt, wenn man ihm zumuthet, das Sagen und Singen seines Stammes in Kategorien und Klassen einzutheilen. Mit Recht betonen aber die Autoren, daß die Sammlung spanischen Volkswitzes, in der Library of humour — von der ein Band auch Spanien behandelt — noch gar manche Bereicherung zuläßt.

„In der Zusammenstellung, welche wir dem Publikum bieten, beschränken wir uns auf eine einzige, aber überreiche Gattung; auf die Erzählungen und Märchen, und zwar nicht auf solche, die allerorten erzählt werden, sondern auf diejenigen, welche wir in Andalusien gehört haben; fast alle diese unterscheiden sich durch ein gewisses Kolorit, einen gewissen Gehalt, welche jener Erde eigen sind. Damit soll nicht behauptet werden, daß sie alle andalusischer Erfindung ihren Ursprung danken. Dieses bei allen Erzählungen festzustellen, ist schwer, fast unmöglich. Was wir aber bestimmt behaupten, ist, daß die in diesem Buche enthaltenen Erzählungen und Märchen durchwegs in Andalusien von Mund zu Mund gehen. . . . Jede Geschichte ist getreulich nacherzählt, so wie das Volk sie berichtet, ja wir waren bestrebt, die natürliche Einfalt des Volksstiles nachzuahmen. — —“.

*) Cuentos y chascarillos andaluces tomados de la boca del vulgo. Coleccionados y precedidos de una introducción erudita y algo filosófica por Fulano, Zutano, Mengano y Perengano. Madrid, Fernando Fé. 1896.

Man ist wirklich begierig, auf diese Behauptung die Probe zu machen. Leider kann nicht gesagt werden, daß die Rechnung ohne Rest aufgeht. Die Erzählungen, welche Valera sammt seinen Mitarbeitern bietet, sind, wie ja wohl selbstverständlich, durchwegs vollendet in der Form, in der Erzählungsart, nicht zum mindesten harmonisch in den Tönen des castilischen Idioms, welches, wie man weiß, selbst gesprochene Musik ist. Das ist aber Technik, nicht die Seele der „Erzählungen". Unsere Autoren geben zu, daß sie nicht sämmtlich andalusischen Ursprungs sind. Das ist zweifellos. Ob aber auch, wie so bestimmt und nachdrücklich zu wiederholten Malen versichert wird, auch wirklich Volksdichtung? Man verstehe uns recht. Wir unterscheiden zwischen dem, was der in Spanien ja besonders regen und schöpferischen Phantasie des Volkes entspringt, und dem, was, in dasselbe einmal als Wortwitz oder Anekdote hineingetragen, wohl rasch die Runde macht und ja bald in Dörfern und Städtchen von Gevatter Apotheker, Sakristan oder selbst vom Herrn Pfarrer, falls es nicht zu saftig ist, — der spanische Ausdruck hierfür heißt verde — wieder und wieder erzählt wird. Auch wäre die Annahme verfehlt, die geschichtenspinnende Kraft des Volkes bewege sich nur auf dem Gebiete der Riesen und Zwerge, der Gespenster und Dämone, der Heiligen und Helden. Aber es geht nicht an, an Musäus, die Gebrüder Grimm und Andersen zu erinnern, wie es die Herausgeber thun, und dann die zwar gelungene aber langathmige portugiesische Inschrift auf den famoso cantor (Sänger) Madureira mitzutheilen, oder die Geschichte von dem gottesfürchtigen Frauchen, das sich vor dem Pfarrer brüstet, das ganze Vaterunser lateinisch auswendig zu wissen, und betet: Don Cotidiano, Doña Bishodie; das sei, erklärt sie, ein Ehepaar. Dasselbe gilt von einigen entsetzlich lateinisch-spanischen Wortwitzen, in deren einem sogar die Endung von sae-culorum eine Rolle spielt. Andere Histörchen wieder sind so wenig andalusisches, ja auch nur spanisches Gut, daß sie uns nur zu bekannt vorkommen; so hat z. B. die altbekannte Geschichte vom Herrn Kanitverstan (hier merkwürdigerweise in deutscher Form: Et Sr. Nichtverstehen) in den cuentos andaluces Aufnahme gefunden. Stark an lange zuvor Gehörtes erinnert die Anekdote vom Bauer, der in die Stadt kommt, um sich Brillen zu kaufen, damit er lesen könne. Er probirt zwei, drei davon, kann aber noch immer nicht lesen. Diese Beispiele sind aber doch nicht allzu häufig. Wir haben in der Regel den nationalen oder doch in nationales Kostüm gesteckten bufon (Schalk) vor uns, der seine Possen treibt. Vor allem bekommen die Portugiesen, dann die reisenden Engländer den Schalksnarren auf den Nacken gesetzt. Auch die echt nationale Figur des schlauen, geriebenen gitano spielt eine große Rolle. Wird da der Pfarrer zu einem todtkranken Zigeuner gerufen, ihm die Beichte abzunehmen. Der würdige Herr ist entsetzt ob des voll gerüttelten Scheffels der Vagabundensünden. Die Frau vertheidigt ihren Mann: er sei ein Muster eines Gatten. Gleich nach dem Weggehen vermißt der Pfarrer seine silberne Tabaksdose. Er kehrt um und findet sie unter dem Kopfpolster des Schwerkranken. „Und Euer Hochwürden wollen noch immer nicht glauben," rief die Frau, „daß er ein guter Familienvater ist? Eine Biene für sein Haus! Wie schade um ihn, jammerschade!"

Ein ander Mal werden ein Zigeuner und ein Engländer beim Pferdekauf handgemein und es gibt schallende Ohrfeigen. Der Sohn der Kulturnation fordert den armen Teufel zum Duell auf Pistolen heraus und rühmt sich noch mit seiner Treffsicherheit. Der Zigeuner schlägt ein, aber unter der Bedingung, daß der Engländer jede beliebige Körperstelle treffe. Der Engländer nimmt an. „Ei, wenn Ihr so gut treffen könnt, so schießt mir doch mitten in — den Rücken!" „Gut, da müßt Ihr Euch aber umdrehen." „Ah, dann kann jeder treffen", antwortet der Zigeuner und zieht lachend ab.

Warum wohl der Witz der Spanier, des frömmsten Volkes der Welt, sich so oft gegen die Kirche und ihre heiligen Gebräuche kehrt? Die Herausgeber des Büchleins geben die Antwort hierauf: weil die katholische Wahrheit und die Reinheit des Glaubens, welche Spanien, ohne je eine Trübung zuzulassen, treu bewahrt, so hoch stehen, daß es keinen Scherz gibt, welcher ihnen schaden oder sie verletzen könnte. So hören wir denn auch unter den andalusischen Geschichten das Märchen vom frommen Anachoreten, der sich in der Einöde kasteit, bis ihn die Prinzessin, die als Bettlerin verkleidet bei ihm Schutz sucht, zu Falle bringt. Gleich darauf verwandelt sich die Schöne in den fürchterlichsten Dämon. „Siehst Du, Elender, das ist meine wahre Gestalt" ruft sie dem armen Sünder zu. „Oh", meint dieser, „bleibe nur stets bei solcher Täuschung wie heute, dann mögst Du alle Abende wiederkommen". Ein braver Sakristan bekleidet sich gar, um einen verrufenen Don Juan auf gute Wege zu bringen, mit dem Mantel des Heiligenbildes auf dem Altare und setzt sich die Dornenkrone auf. So glaubt er dem Missethäter, den er zur Kirche bestellt, durch schaurig wahrhafte Gestalt im Innersten zu treffen. Wirklich glaubt dieser, der Heilige sei lebendig geworden. „Wie bereue ich meine Sünden", betet er, „selbst diesen heiligen Ort habe ich nicht geschont und mich mit der Frau des Sakristans vergangen". Tableau.

Doch genug. Diese wenigen Posten werden genügen, um die Summe zu ziehen, deren Gehalt wir oben schon angedeutet haben. Viel hübsches an Inhalt, noch hübscher an Gestaltung und Darstellung findet sich in den cuentos. Nur mit ihrem Beisatze: tomados de la boca del vulgo — aus dem Munde des Volkes — darf man es nicht allzu genau nehmen. Mag sein, daß Valera und seine Gefährten sie unter dem Volke verbreitet gefunden — wir wollen an der Gewissenhaftigkeit dieser Gewährsmänner nicht zweifeln. Aber sie sind zum guten Theil in das Volk hineingetragen, wie etwa durch den „belletristischen" Theil eines Volkskalenders eines „hinkenden Boten", oder wie diese Art „Volksbücher" heißen mögen. Wie die cuentos heute gesammelt vorliegen, machen sie nicht den Eindruck, daß sie der Bauer, wenn er Abends müde von der Arbeit heimkehrt, den Seinen, die auf der Bank vor der Hausthür um ihn versammelt sind, erzählt, wie er sie auf der letzten feria, dem Jahrmarkt, gehört, sondern haben weit eher das Gepräge des Unterhaltungsstoffs bei den Gesellschaften, die ja auch in andalusischen größeren Flecken unter den Honoratioren gang und gäbe sind. Nur wird dieser Stoff kredenzt, wenn man gut getafelt hat, Kaffee trinkt, Cigarelten raucht und wenn man das schöne Geschlecht sehr, sehr weit entfernt weiß. Denn daß die überwiegende Mehrzahl dieser Geschichten nicht für Frauen bestimmt ist, kann man bereits aus den Andeutungen entnehmen, die gelegentlich gemacht wurden. Und in uns steigt der Verdacht auf, daß auch die trefflichen Herausgeber dies ganz gut gewußt haben. Darum vielleicht das „erudito y algo filosófico" der Einleitung zu einer Witzsammlung, die weit mehr ausgelassen und ungebunden, als volksthümlich, mehr verde als popular ist. Die spanischen Schelme mögen nicht ungehalten sein, daß wir ihnen also die Maske vom Gesichte ziehen. Wir senden ihnen gleichwohl herzlichen Dank und Gruß hinüber, über die Pyrenäen, sei's auch nur, weil sie uns auf's Beste zum Besten gehalten haben.

Wien. Rudolf Beer.

Theater.

Deutsches Theater: „Die versunkene Glocke". Ein deutsches Märchendrama in 5 Akten von Gerhart Hauptmann. — Berliner Theater: „Kaiser Heinrich". Tragödie in 5 Akten von Ernst von Wildenbruch. — Theater des Westens (dramatische Gesellschaft): „Die Fahnenweihe". Komödie in 3 Akten von Josef Ruederer.

Die letzte Theaterwoche brachte drei volle, starke Erfolge: dem Deutschen Theater mit Hauptmann's Versunkener Glocke, dem Berliner Theater mit Wildenbruch's zweitem Theil der König Heinrich-Dichtung, dem Theater des Westens mit Ruederer's Fahnenweihe. Aber es sind ungleiche Kränze,

die das Publikum vertheilt hat; zumal sich in den einen die Dornen des Schillerpreises heften.

Eine Dichtung voller Waldesmärchenpoesie und Sonnensymbolik ist Gerhart Hauptmann's neuestes Drama die „Versunkene Glocke". Im Mondschein schlingen Elfen ihren Reigen, und dem golddeschwingten Leuchtkäfer wird ein Auftrag ins Ohr geflüstert, daß er sich summend auf den Weg macht, ihn auszuführen. Böcklin'sche Gestalten strecken sich breit behädig im Sonnenschein; wenn's ringsum menschenleer ist guckt Nickelmann, mit dick gedunsenem, grünlich-grauem Kopf aus dem Brunnen und der Waldschrat scheuert sich, Muthwill sinnend, an den Bäumen. Und Rautendelein, des Waldes liebstes Kind, steht vor ihrer Hütte; sie selbst, in ihrem goldenen Haar, die Poesie des Waldes. Nickelmann begehrt sie und sie muß auch sein eigen werden und mit ihm auf dem krystallenen Grund des Brunnens ihre Tage vertrauern. Vorerst aber erschließt ihr Kuß und ihr Lieben einem Sterblichen das sonnige Reich der Waldespoesie.

Eine Faustiade hat Gerhart Hauptmann in den Rahmen dieser Waldpoesie hineingewebt. Faustisch ringt ein junger Glockengießer um die Kunst, die von den trüben Schlacken irdischer Arbeit frei ist, um die Sonnenkunst. Sein bestes Werk, das ihm dennoch zu schlecht war, liegt im Waldsee versenkt; der Waldschrat hat es zu Fall gebracht. Er selbst ist sterbensmüde, als ihn Rautendelein's Kuß zu neuem Leben und dem höchsten Schaffen erweckt. Er wird die Glocke gießen, deren Klang nichts mehr von irdischer Schwere hat. Weib und Kinder läßt er hinter sich und folgt Rautendelein in das Bergbereich. Die Menschen kommen und verdächtigen ihn und greifen ihn an; er schlägt sie zurück. Ihn richtet dann aber das Werk, das über seine Kraft ist. Und zu dem Gericht ertönt die irdische Glocke drunten im Bergsee und ruft ihn erdwärts; sein verlassenes Weib hat im Bergsee den Tod gesucht, darum tönt im Bergsee die versunkene Glocke. Er verstößt Rautendelein; vor ihm selbst aber steht das Sterben: „ich bin ein Mensch. Kannst du dies fassen Kind? fremd und daheim dort unten — so hier oben fremd und daheim." Im Sterben aber sieht er Rautendelein wieder, und im Tode eröffnet sich ihm das Sonnenleben. Rautendelein aber muß hinab in den kühlen Brunnen zu dem häßlichen, begehrlichen Nickelmann, denn Balder-Faust ist todt. Und Liebe zu ihm gab ihr die Seele, deren Symbol die Thräne ist.

Im Walde rauscht es und flüstert's. Mit herber Innigkeit hat Gerhart Hauptmann die Poesie des deutschen Gebirgswaldes verdichtet. Leichtfüßig schweben seine Verse mit dem Elfenreigen, sie plätschern mit dem Gebirgsquell und trotteln behaglich mit dem Waldschrat dahin. Der treuherzige naive Ton des deutschen Volksmärchens ist hier wieder lebendig geworden; nirgends süßliche, blaudlumige Romantik. Und mit Böcklin'scher Gestaltungskraft und einem ihm ebenbürtigen lebenstrotzenden Realismus sind die Waldgeschöpfe gestaltet. Sie sind nicht willkürliche Erfindungen spielender Phantastik, sie sind aus dem Wesen ihres Elements heraus geboren, sie haben ein eigenes, individuelles Dasein und in ihnen lebt die Landschaft. Sie sind die Gestaltungen deutscher Landschaftsstimmung wie die Kipling'schen Lebewesen die der Urwaldstimmung sind. Diese Waldespoesie in Gerhart Hauptmann's neuestem Drama wird unsere Zeit überleben und von unserem Naturgefühl späteren Zeiten erzählen.

Und es geht ein starker, persönlicher Zug durch diese Dichtung. In der „Versunkenen Glocke" hat Gerhart Hauptmann das lyrische Empfinden seiner Jugendzeit, die er im schlesischen Waldgebirge verlebte, gegeben. Und diese Lyrik ist wahr und ist reich. Und überall sind die Fäden sichtbar, die von diesem neuen Drama zu den früheren Dichtungen Hauptmann's führen. An die Stimmung in Hannele's Himmelfahrt fühlt man sich gemahnt, und in dem Verhältniß des jungen Glockengießers zu seinem Weibe klingen Töne aus den „Einsamen Menschen" wieder. Hier wie dort die schmerzhafte Tragödie des Nichtverstehens.

Die Schwäche der Dichtung, und sie besteht, liegt in der faustischen Partie des Dramas. Es ist ein Ringen um die Sonnenkunst, die das Menschliche überwindet, und mit tiefsinnigem Symbolismus ist deshalb das Baldermotiv angeschlagen. „Urmutter Sonne! dein und meine Kinder, durch deiner Brüste Milch emporgesäugt, sie sollen künftig all ihr Jubeljauchzen gen deine reine Bahn zum Himmel werfen". Der Klang der neuen Glocke wird die Neugeburt des Lichtes in die Welt rufen, die Schöpfung wird sich verjüngen und in reiner Sinnlichkeit läutern. An die Symbolik in Ibsen's „Baumeister Solneß" erinnert diese Sonnenkunstsymbolik, aber sie ist hier ärmer. Hier fehlt es Gerhart Hauptmann dennoch an der Lyrik Tiefe. Und es geht eine Disharmonie meinem Empfinden nach durch die Verbindung dieser Sonnensymbolik mit deutscher Waldespoesie. Beide sind in engstem Zusammenhang gedacht; der Kuß Rautendelein's erschließt dem jungen Glockengießer das Reich der Sonnenkunst. Aber besteht dieser Zusammenhang? Es ist das nur eine Frage landschaftlicher Stimmungsauffassung; ich aber glaube den Zusammenhang für meinen Theil leugnen zu müssen. Diese Sonnensymbolik bedurfte in ihrer landschaftlichen Begründung der Hochalpenstimmung. Die Firnenwelt aus Byron's „Manfred" war hier mehr am Platz als die des deutschen Waldgebirges.

Und Hauptmann hat den Glockengießer bei der Arbeit gezeigt und im Ringen um den überirdischen Preis. Aber er mußte in seinem Werk allein unterliegen und in seiner Arbeit scheitern; und das hat Gerhart Hauptmann nicht rein zum Ausdruck gebracht. Das Gespinnst einer rein menschlichen Tragödie greift in das der Faustiade über. Die rein menschliche Schwäche um das Sterben seines Weibes stürzt ihn; das nur scheinbar überwundene Werk schlackiger Menschenkunst ruft ihn in die Tiefen. Das Alles ist dichterisch echt und ergreifend, aber es leidet darunter die kühle Reinheit der Idee. Nicht sein Gretchen und nicht der Erdgeist, nur sein Werk darf Faust in letzter Instanz richten. In Hauptmann's Faustiade als solcher aber ist die Spitze umgebogen; die Katastrophe liegt nicht nur im Centrum, sondern auch in der Peripherie verankert; die Motivirungen kreuzen sich und heben sich deshalb auf. In gedanklicher Reinheit und Schärfe lassen auch Ibsen's und Björnson's Faustiaden Hauptmann's „Versunkene Glocke" weit hinter sich zurück.

Und Hauptmann, der in individualistischer Charakteristik über ein starkes Können gebietet, ist in Gestaltung der faustischen Persönlichkeit selbst nicht glücklich gewesen. Sie ist ihm nur blaß und etwas knochenlos gerathen. In das wirkliche Leben gestellt, würde sie nur einen kärglichen Schatten werfen. Ihr fehlt die breite Bethätigung ihrer Wesenheit nach allen Seiten hin. Man wird sich nicht klar, wie weit er Faust sein sollte, wie weit nur Faustulus. Und es ist charakteristisch, daß Hauptmann für ihn die eigenartige Sprechweise nicht gefunden hat. Sobald er spricht, wird die Diktion farblos; sollte das ein Mittel der Charakteristik sein, so mußte die Farblosigkeit als solche charakteristischer sein; aber ihr fehlt eben nur jede Farbe. Ich meine, hier liegen die Grenzen von Hauptmann's Talent und Können; hier sind sie zum Theil überschritten.

Und dennoch, das alles wiegt nicht überschwer. Es geht ein Strom poetischer Kraft von Gerhart Hauptmann's neuem Drama aus, der fortreißt. Es liegt ein Duft auf dieser Dichtung, süß und stark, wie Waldesduft im Sommersonnenschein. Das Märchen mit seinen schmalen Kinderfingerchen hat es gesegnet, und nur ganz selten hat sich die Volkspoesie so schlicht und innig verjüngt wie hier. Wenn zum Schluß ganz leise und ersterbend der Refrain sich wiederholt: „Du!" — „Wer?" — „Rautendelein", dann fühlt man sich im Banne einer dichterischen Kraft, die innerhalb ihrer, vielleicht nicht gar weiten Grenzen, ganz echt, ganz rein, ganz lauter ist.

Viel von seinem starken Erfolge hatte die Dichtung auch der Darstellung zu danken. Mit liebevollem Verständniß war jeder Stimmung des Dramas auf der Bühne Rechnung getragen; in der Darstellung war kein falscher

Ton. Wo Josef Kainz in der Rolle des Glockengießers, oder Marie Meyer in der Nebenrolle der alten Wittichen versagten, lag die Schuld an dem Dichter. Selten aber ist wohl eine Märchenfigur mit so viel Humor und Echtheit verkörpert worden, wie der Nickelmann durch Hermann Müller. Agnes Sorma war als Rautendelein stellenweise ein wenig zu kokett, ohne daß die Gestalt, die sie mit viel poetischem Reiz schuf, darunter arg gelitten hätte.

* * *

An die 150. Aufführung des ersten Theils der König Heinrich-Dichtung Wildenbruch's, schloß sich mit starkem Erfolg die des zweiten. Das spricht für die theatralische Schlagkraft des Dramas lauter, als alles, was ich zu ihrem Lobe sagen könnte.

Einen Werdeprozeß hat Wildenbruch in seiner Dichtung zu gestalten unternommen. Wie Heinrich IV. und sein Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich V., in dem Kampfe und durch den Kampf mit der Kirche werden, das ist der große Vorwurf seines Dramas. Nicht von Spiel und Gegenspiel im Sinne der alten historischen Tragödie kann hier die Rede sein: wie ein Baum, der hart an eine Mauer mit vielen Vorsprüngen und überragenden Zinnen gepflanzt ist, die Mauer zu sprengen sucht und, da er es nicht vermag, die Vorsprünge umwächst bis er die Zinnendeckung mit seiner Krone abhebt, so sollte Heinrich sich wandelnd werden und in seiner Entwicklung den Werdeprozeß seines Sohnes bedingen. Die Vorbedingung für das Gelingen dieses kühnen dichterischen Unterfangens war, daß Wildenbruch in der Gestalt Gregors, des Papstes, und seines Nachfolgers Paschalis, soweit er Träger derselben Idee ist, die feste, steinige, in sich einheitliche Macht zu gestalten im Stande war. Und schon darin hat sein Können versagt. Papst Gregor ist, je nachdem es Wildenbruch für die theatralische Wirkung der jeweiligen Scenen gerathen schien, ein Heiliger, ein Herrschsüchtiger oder ein Wortbrüchiger; und seine Rolle geht im zweiten Theil des Dramas in die Hände Paschalis', eines Statisten, über. Damit hat Wildenbruch sich des Mittels beraubt, die Einheitlichkeit des werdenden Charakters in der gleichen Aufnahme gleicher Eindrücke darzuthun. Und so ist ihm die Persönlichkeit König Heinrichs in eine Vielheit grundverschiedener Charaktere zerfallen, die miteinander nichts gemein haben, als nur den Namen. Es fragt sich, ob es überhaupt möglich ist, in den Wandlungen eines Charakters über ein ganzes Menschenleben hin die Einheit des Ichs an den Tag treten zu lassen.

Worauf beruht die dunkle Empfindung des sich gleich bleibenden Ichs in allem Wechsel des Wollens und Fühlens? Es gibt für jeden Menschen Erlebnisse, bei denen die Erinnerung ungläubig fragt, bist du wirklich derselbe Mensch, der einmal so fremd empfunden hat? Und die wissenschaftliche Psychologie hat sich bislang um die endgültige Lösung dieses Problems vergeblich gemüht. Aber die Grenzen der Kunst liegen auch hier hinter denen der Wissenschaft. Dichterisch ist das Problem zu lösen, weil im Temperament die sich gleich bleibende Kraft sich bethätigt, die auch unterdrückt, wie eine vermauerte Quelle sich immer neuen Ausgang sucht. Wildenbruch nun hat die geschichtlichen Wendepunkte in König Heinrichs Geschichte zu Marksteinen innerer Wandlungen gesetzt. König Heinrich geht nach Canossa, weil ein innerer religiöser Drang in ihm erwacht; er bekämpft den Papst von neuem, weil die päpstliche Lüge ihm auch den Glauben an Gott genommen hat; er scheidet sich (im zweiten Theil des Dramas) innerlich von dem Wollen seiner beiden Söhne, weil er eine neue Lebensauffassung und mit ihr eine neue politische Ueberzeugung überkommen hat. Das alles war dichterisch möglich und dankbar, wenn in der Motivirung der Wandlungen und Geschehnisse immer wieder das gleiche Temperament sich offenbarte. In der König Heinrichtragödie, wie Wildenbruch sie vielleicht innerlich vor sich sah, war Wahrheit und Unwahrheit eine Frage der Motivirung.

Und Wildenbruch hat den Kuppelbau des Dramas über die persönlichen Schicksale König Heinrichs hinaus gewölbt. König Heinrich stirbt im dritten Akt des zweiten Theils der Tragödie. Der vierte Akt stellt seinen Sohn, Heinrich V., dem neuen Papst Paschalis gegenüber; der fünfte Akt gibt die Abrechnung der jungen Generation unter einander am Sarge des Vaters. Und dennoch besteht die Einheit der geschichtlichen Idee. Gedanklich ist es tief konzipirt, daß die Entwicklung des Vaters durch den Kampf mit der Kirche den Sohn, der ihm innerlich gleicht, von ihm loslöst, und so den Sohn befähigt, die Kirche zu überwinden. Auch in dieser geschichtlichen Tragödie war Wahrheit und Unwahrheit eine Frage der Motivirung.

Wildenbruch hat in mehr als einer kleinen Erzählung, und das soll ihm nie vergessen werden, echt künstlerisches Können bewiesen. Aber auf der Bühne reißt ihn seine temperamentvolle Begeisterung in nebelige Höhen und Tiefen. Dem Theaterteufelchen hat er eine jede Motivirung der äußeren wie der inneren Vorgänge überlassen, und dieser Mephisto begnügt sich, Theaterrequisiten anzubohren, wo es gilt, den echten Wein dichterischer Wahrheit zu schenken. Auf die Motivirung kam es in der König Heinrich-Tragödie an: an Stelle jeder einzelnen Motivirung steht ein Theatereffekt.

König Heinrich entschließt sich aus neu erwachtem religiösen Empfinden, den Gang nach Canossa anzutreten. Warum? Weil Dorfkinder seinem Söhnchen den Weihnachtsbaum bringen. König Heinrich, vom Bann gelöst, aber an Gott irre geworden, nimmt den Kampf mit dem Papst wieder auf. Warum? Weil er in der Umgebung des Papstes auf den ihm bestellten Gegenkönig stößt. Der Sohn empört sich gegen den Vater. Wodurch entschließt er sich zu dem folgenschweren Schritt? Ein paar Adlige spielen vor ihm das Dreiständespiel, in dem die kaiserliche Majestät verspottet wird! Nur eine, und vielleicht die wichtigste Motivirung fehlt ganz. König Heinrich hat seinen Frieden mit sich selbst in einer stillen, warmen Resignation gefunden. und er ist ein Friedefürst geworden. So setzt der zweite Theil der Dichtung ein; zwischen ihm und dem ersten klafft die unausgefüllte Lücke. Und es ist charakteristisch, wie leichthin Wildenbruch den Theatereffekt als solchen motivirt. Dem sterbenden Gregor stellt er König Heinrich in einer Effektscene gegenüber. Als vermummter Ritter kommt Heinrich in das belagerte Rom. „Den haben die Römer eingelassen?" fragt der Präfekt. Und die motivirende Antwort lautet: „sie haben ihn hereingelassen und hergeführt zum Kastell." Der Regisseur hatte wohl nichts dagegen.

Und dennoch waren die Geschehnisse, so, wie Wildenbruch sie sah, menschlich und geschichtlich zu motiviren. Als den Städter-, Juden- und Bauernkönig hat Wildenbruch mit Recht Kaiser Heinrich geschildert, und Gregor der Große dachte und fühlte als der Zimmermannssohn auf dem päpstlichen Sitz. Eine starke demokratische Bewegung ging in Wahrheit durch die Zeit Heinrichs IV. Es war dieselbe Welle, die König und Papst trug und die sie darum beide zusammenschleuderte. Aus dieser Zeitstimmung heraus mußten alle Geschehnisse motivirt werden. Wildenbruch hat das versäumt; und deshalb steht seine Tragödie ganz außerhalb der Zeit, in der sie spielt; sie ist zeitlos und somit unwahr. Zum Theaterspiel vor dem Publikum hat Wildenbruch Heinrich und sein Geschlecht auf die Bühne entboten.

Nicht ein ehrliches, liebendes Versenken in die Geschichte, sondern ein Rausch von irgendwelcher geschichtlichen Größe deutscher Vorzeit war es, der Wildenbruch und einzelne seiner Generation begeistert hat. Es war Gegenwartsstimmung, die die Vergangenheit in willkürlicher bengalischer Beleuchtung sah. In solcher Beleuchtung ist die König Heinrichtragödie gestaltet worden; Gruppen werden in pathetischer Haltung gestellt, gleichviel, ob und wie sie in ihren Zusammenhängen motivirt sind. Und mit der Fackel wird ein Menschenschicksal beleuchtet, und im Rausch

der Begeisterung wird darüber gerichtet. Eine Tragödie hat Wildenbruch sein Drama genannt? König Heinrich geht nicht unter, er strandet elend. Mit einem Fluch sieht er dem Tod ins Auge: „sei verflucht, wer da Gutes thun will den Menschen — und die Krone, die da leuchtet dem undankbaren Land sei sie“ — — da geht die Morgensonne auf und man sieht auf die Wellen des Rheins und König Heinrich sagt: „einen Becher bringt mir vom Wasser des Rheins, eine Hand voll Erde von seinem Ufer.“ Mit diesen Worten flattert Wildenbruch über die Untiefe hinweg — beurtheile ich ihn richtig so ahnt er selbst nichts von den Klippen, die da liegen. Er spricht im Rausch der Begeisterung: „so weih ich mich selbst mit deinem Wasser, du Strom meines Lebens, du heiliger Rhein.“ Aber die Liebe spricht anders, denn sie ist schämig. Es ist auch etwas Liebloses und Gewaltthätiges in dieser Art des Nichtmotivirens, denn sie versagt den selbstgeschaffenen Gestalten ihr Recht auf Verständniß und damit auf Antheilnahme. In nichts ist Wildenbruch seinem großangelegten Plan gerecht geworden. Es ist, als wenn Jemand einen Bau unternimmt, aber nur die Grundmauern aufführt und das kahle Mauerwerk mit der wehenden Fahne auf dem Giebel in bengalischer Beleuchtung der Schaulust der Menge preisgibt. Ist das Theaterfeuer abgebrannt, so pfeift ein kalter Wind tieblos durch das leere Gebäude.

Die Aufführung des Berliner Theaters arbeitete die Effekte möglichst effektvoll heraus. Daß dabei das Unwahrscheinliche unwahrscheinlicher wurde, ist natürlich. Man säete Wind und erntete den Sturm des Erfolges. Otto Sommerstorff bemühte sich dabei nicht ganz vergeblich, die Gestalt Heinrichs zu vermenschlichen, und Arthur Kraußneck stand ihm darin treu zur Seite. Maria Pospischil aber als Kaiserin Praxedis war in ihrem Pathos so unerbittlich, daß selbst über theaterfeste Herzen ein fröstelnder Schauer lief; wie aus der Todtengruft einer, gottlob, überwundenen Zeit.

* * *

Zukunftverheißend offenbarte sich ein kraftvolles Talent in der Komödie von Josef Ruederer „Die Fahnenweihe“, die die dramatische Gesellschaft in ihrer ersten Matinee zur Aufführung brachte. Siegreicher aber als dies Talent ward etwas anderes, in unserer Litteratur selten Gewordenes, für den bislang unbekannt gebliebenen Autor: die Lebensreife, die sich in seiner Komödie kundgab. Wer über die Schlechtigkeit der Menschen, da wo sie triumphirt, so kraftbewußt und so ganz ohne Frivolität zu lachen weiß, wie Ruederer es in der „Fahnenweihe“ gethan, der hat eine der schwersten Lektionen aus der Schule des Lebens gelernt. Und Ruederer hat auch die andere Fähigkeit, sein Lachen dem Publikum mitzutheilen.

Es wird im Namen der Gerechtigkeit gerichtet und die Gesellschaft richtet und es triumphiren durch dies Gerichtetwerden die Bösen: das ist der gedankliche Inhalt von Ruederer's „Fahnenweihe“. Die verdammende Gerechtigkeit ist selbst auch die große Kupplerin, die die Schlechten zusammentreibt, indem sie sie verfehmt und so eine lustige Hölle auf Erden schafft; und die Gesellschaft richtet feig und heuchlerisch den Unwürdigen nur dann, wenn er außer Stande ist, die wohlanständige Larve vor das Gesicht zu binden. Durch dieses Doppelgericht wirren und lösen sich gleichsam von selbst die Fäden in Ruederer's Komödie: der Posthalter in dem kleinen bayerischen Gebirgsdorf, der aus der Schande seiner Frau Kapital schlägt, triumphirt, weil er verfehmt wird und mit ihm alle Würdenträger des Dorfes gemeinsam verfehmt werden.

Die Fahnenweihe des Findelhausvereins steht bevor. Unter dem Vorwand, ein Findelhaus zu bauen, in Wirklichkeit um ein Hotel zu gründen, will der Posthalter die Gemeindewiesen billig an sich bringen. Zahlen muß der Galan seiner Frau, der mit Münchener Freunden zu dem Fest eingetroffen ist. Pfarrer und sonstige Obrigkeit des Dorfes hat der Posthalter für sich gewonnen. Im letzten Augenblick aber regen sich die Gegner; das Verhältniß seiner Frau, um das ohnehin alle wissen, wird den Leuten öffentlich in die Ohren gerufen. Die Volksgerechtigkeit wappnet sich gegen ihn: ihm wird das Haberfeldtreiben angesagt. In dem schwächeren zweiten Akt dann vollzieht sich an ihm das Gericht der Gesellschaft, gleichzeitig aber gelingt es ihm, die Wiesen durch Erhöhung des Kaufpreises an sich zu bringen. Verfehmt von der Gesellschaft rüstet er mit Beginn des dritten Aktes das Fest; die Gesellschaft bleibt aus. Gleichzeitig bricht die Volksfehme, das Haberfeldtreiben über ihn herein. Aber man hat nicht nur ihm, sondern auch all den anderen dörfischen Würdenträgern das Haberfeld getrieben. So finden sich alle bei ihm ein; eine Verlobung des Galans seiner Frau beruhigt die Gesellschaft vollends, das Fest beginnt, Mann, Frau und Galan werden zu Ehrenmitgliedern des Findelhausvereins ernannt und Münchener Choristinnen, die hübsch ungenirt im Dorfe herumgetollt haben, schwingen als Friedensengel Palmen über die Gesellschaft.

Worin besteht die komische Wirkung, die starke und reine Komödienstimmung dieses Triumphes der Schlechtigkeit? Kein Raisonneur geht durch das Stück, die Schlechten zu brandmarken. Nirgends greift der Dichter persönlich in das sich abspinnende Getriebe ein. Aber die menschliche Gerechtigkeit in ihrem täppischen Zugreifen und die menschliche Gesellschaft in ihrer Rechtsheuchelei offenbaren sich in ihrer nackten Nichtigkeit. Darum die schlagende Ironie der Thatsachen, weil kein Raisonneur da ist und der Dichter nicht eingreift. Und mit künstlerischem Geschick hat Ruederer die Motive bloßgelegt und die Schlechtigkeit augenfällig gemacht. Auch in der antiken Komödie trägt das Schlechte oft genug den Sieg davon: das verstehende Lachen der Zuschauer hält hier die Stelle des Chors in der antiken Komödie.

In Holzschnittmanier, die Linien grob und scharf, die Charakteristik derb und typisch, hat Ruederer seine Komödie ausgeführt. Aber die Innerlichkeit, die den einzelnen Gestalten fehlt, tritt doch ein wenig zu Tage, läßt man sie in ihrer Gesammtheit und in ihrer Gegenüberstellung auf sich wirken. Und in der Gestalt des Galans der Frau Posthalter, den Ferdinand Bonn sehr glücklich verkörperte, hat Ruederer doch auch Ansätze zu individualistischer Charakteristik gemacht, die zukunftverheißend zu sein scheinen. Und Ruederer beweist in dieser Erstlingskomödie ein bemerkenswerthes technisches Geschick; ein wenig jugendlich brüstet er sich sogar damit und zieht mehr Personen auf die Bühne, als eben nothwendig und dienlich ist. Aber indem er dauernd das volle Orchester heranzieht, verdeckt er das Tonarme und Sanglose der Einzelstimmen. Und doch besteht diese Tonarmuth. Man darf vorerst noch nicht an Anzengruber denken, will man sich der „Fahnenweihe“ als eines Versprechens auf die Komödie der Zukunft freu.n.

Mit der Aufführung der Fahnenweihe aber hat die dramatische Gesellschaft ihre Existenzberechtigung erwiesen und das Theater des Westens bisher seine beste Leistung geboten. Jeder der zahlreichen Mitspielenden stand an seinem Platze und eine angestrengte Regieführung ließ die Kräfte zusammenwirken.

Der Kranz, der, ungleich dem Schillerpreise, wahrhaft ein Symbol dichterischen Könnens in der dramatischen Kunst ist, hat auch die Kraft in sich, seinen Träger kenntlich und beliebt zu machen.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 12. Dezember 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was nicht zweifelhaft war, bestätigt der „Reichsanzeiger"; der Prozeß Leckert-Lützow wurde eingeleitet auf Beschluß eines Kronrathes unter Vorsitz des Kaisers.

Der bedeutende Streik, der in Hamburg zum Ausbruch gekommen ist, wurde leider bisher nicht beendet.

Anzuerkennen ist eines; daß nämlich die Arbeiter sich bisher in ihrer Gesammtheit durchaus ruhig und gesittet verhalten haben. Das muß hervorgehoben werden. Im Uebrigen ist es zu bedauern, daß ein Ausgleich sich noch immer nicht hat finden lassen. Die Gegensätze materieller Art sind nicht solche, daß man zu einer Verständigung nicht hätte gelangen können; aber, wie es leider so oft zu sein pflegt, tritt in dem Augenblick, da der Kampf in ein akutes Stadium getreten ist, die Besonnenheit, die nur wirthschaftliche Zwecke im Auge hat, hinter die Leidenschaftlichkeit zurück, die jedenfalls ihr Ziel erreichen will, und die den bittern Gedanken nicht zu ertragen vermag, der darin liegt, schließlich eine Niederlage einzugestehen.

Die Geschicklichkeit derer, die hier den Frieden erwirken wollen, muß darin bestehen, diese verbissene Stimmung aus der Welt zu schaffen; mit kühler Besonnenheit müssen die wirthschaftlichen Ziele des Streikes in den Vordergrund gerückt werden, um so für beide Theile jene sachliche Unterlage zu schaffen, auf der durch nüchternen Ausgleich der Frieden geschlossen werden kann. Denn der Friede ist stets zum Heil für beide Theile, während der längere wirthschaftliche Kampf beiden so große Wunden schlägt, daß selbst für den Sieger schließlich der errungene Vortheil kaum je so groß sein kann, um damit die empfangenen wirthschaftlichen Wunden heilen zu können. Diese Erfahrung lehrt die Geschichte Hunderter und Hunderter großer Streiks und diese Wahrheit sollte man in Hamburg sich auf beiden Seiten gegenwärtig halten.

Die deutsch-soziale Reformpartei hat in der Tonhalle eine Versammlung abgehalten, die äußerst schwach besucht war, und die sich nur dadurch auszeichnete, daß Herr Liebermann von Sonnenburg, der immer das Bindeglied zwischen den Konservativen und den Antisemiten gebildet hatte, sich veranlaßt fühlte, wegen der Beschlüsse des Delegirtentages der Konservativen mit diesen abzurechnen.

Er sagte folgendes:

„Wollen die Konservativen ferner unsere Unterstützung haben, na, dann müssen sie zu uns kommen! Denn wir können doch nicht zu denen kommen, die vor uns gewarnt haben! Kommen die Konservativen aber zu uns, so geben sie ihrer Parteileitung das Mißtrauensvotum, daß diese durch ihre Beschlüsse daneben gehauen hat; kommen sie nicht, so müssen sie unserer Hilfe entbehren! So sitzen sie nun in einer Zwickmühle, und wir stehen vergnügt mit gefalteten Händen da und warten, bis die Herren kommen. Dann werden wir aber festere Zugeständnisse verlangen."

Diese Worte wiegen sehr leicht, denn die Antisemiten werden sich hüten, allzuweit von der konservativen Krippe fortzugehen, aus der es immer noch etwas zu erhaschen gab. Diese Worte besagen nur eines: den Antisemiten gefällt die jetzige konservative Partei weniger als jene, in der sich noch der Freiherr von Hammerstein befand. Antisemitisch sind zwar auch heute noch die Konservativen, aber darauf kommt es weniger an; wohl aber darauf, daß sich mit dem Freiherrn von Hammerstein bessere und angenehmere Geschäfte machen ließen, als mit denen, die sich nur dazu aufschwangen, einen Hammerstein zu dulden.

Politisch bedeutet dieser Gegensatz, daß die Konservativen vor der Wahl stehen, entweder die nicht immer angenehmen Landsknechtsdienste der reinen Antisemiten von Neuem zu erstehen, oder die Kläffer, die sie gegen die Parteien der Linken abgerichtet hatten, werden ihnen in die hochgeborenen Waden noch häufiger als bisher fahren.

Es scheint, daß die Spanier jetzt zum ersten Male seit langer Zeit wieder einen gewissen Erfolg auf Cuba errungen haben; vor Allem bedeutungsvoll wäre dieser

Erfolg, wenn in dem Kampfe der energische Führer der Aufständischen, Maceo, gefallen wäre. Immerhin bleibt nicht abzusehen, wie Spanien schließlich diesen Kampf beenden will, der die Insel verwüstet und an dem das Mutterland verblutet. Böte sich die Gelegenheit für die Vereinigten Staaten zu interveniren, so wäre der Menschlichkeit damit ein Dienst erwiesen.

* *

Von Liebenberg nach Moabit.

Es sind jetzt zwei Jahre und etwa zwei Monate her, da erfolgte der Sturz des Grafen Caprivi und des Grafen Eulenburg. An diese Vorgänge, die sich an eine Reise des Kaisers nach Liebenberg zur Jagd anschlossen, gemahnen die neuesten Vorgänge, die sich vor dem Gerichtshof in Moabit abgespielt haben.

Im Sommer des Jahres 1894 krachte unsere Regierungsmaschine beständig in allen Fugen. Die Bismarckblätter und ihr Anhang, der damals noch sehr groß war, verlangten ein neues Sozialistengesetz; es war allseitig bekannt, daß auch Graf Eulenburg, der preußische Ministerpräsident, das schärfste Vorgehen gegen die Sozialisten verlangte; seine gesetzgeberischen Vorschläge waren derartig, daß, als man sie einer bekannten Persönlichkeit mittheilte, diese ausrief: Ih, da kann man ja nicht mehr ruhig auf dem Sopha liegen bleiben. Zu solchen extremen Maßregeln war Graf Caprivi nicht bereit; und zwar augenscheinlich aus zwiefachen Gründen; er hielt sie zur Erreichung des Zweckes, der erstrebt werden sollte, für ganz unbrauchbar, und er war überzeugt, daß sie sich weder mit dem vorhandenen, noch mit einem durch Neuwahlen geschaffenen Reichstage würden durchsetzen lassen. Er war klug und weitblickend genug, wie sich deutlich zeigte, um zu sehen, daß das Ergebniß dieser ganzen Bewegung, wenn man sich von ihr würde treiben lassen, kein anderes sein konnte, als den Staat und die Regierung in unlösbare Schwierigkeiten zu stürzen. Der Zusammenbruch der bestehenden Regierung, die in solche Lage sich hätte dringen lassen, wäre dann zunächst erfolgt. So riethen denn politische Einsicht im Interesse des Staatswohls und der Selbsterhaltungstrieb gleichmäßig sich nicht betäuben zu lassen von dem Geschrei, daß der Polizeisäbel uns von dem Sozialismus zu erretten habe. Und nur ganz zögernd, beständig Widerstand leistend und widerwillig machte Graf Caprivi der von der Bismarckpresse erregten öffentlichen Meinung, den konservativ-agrarischen Reaktionären und dem Grafen Eulenburg einige Konzessionen.

„Die Nation" hat damals immer erneut darauf hingewiesen, daß die Bekämpfung der Sozialdemokratie nur der Vorwand sei, um die Regierung des Grafen Caprivi zu stürzen; sie sollte hinweggeschwemmt werden, entweder weil sie sich den Forderungen der „staatserhaltenden Parteien" und des Fürsten Bismarck widersetzte, oder wenn sie diese Forderungen zu den ihren machte, war sie erschlagen, weil sie eine unlösbare Aufgabe auf sich nahm. Die Warnung, sich durch diese Machenschaften nicht mißbrauchen zu lassen, war großen Theilen der Bevölkerung gegenüber und gegenüber einflußreichen Preßorganen leider vergeblich.

Die spätere Zeit hat gezeigt, daß die Kreise, die damals in höchste Erregung künstlich gebracht worden waren, das Thema alsbald fallen ließen, nachdem die Hintermänner — sie gibt es schon hier, — von der weiteren Schürung vorläufig abstanden, weil sie zunächst zum Ziele gelangt waren. Nicht den Mißbrauchten — und ihre Zahl war noch sehr groß — wohl aber den vorausschauenden Mißbrauchern kam es nur auf eines an, die Regierung zu stürzen und den Platz frei zu machen für neue, für andere Männer. Daran muß man festhalten; und festhalten muß man auch daran, daß diese Politik ihre bewußte Förderung fand in der Bismarckpresse und in der agrarisch-reaktionären Presse bis herab in ihre populären Ausläufer, die antisemitischen Zeitungen der Gosse.

Innerhalb der Regierung mußte schließlich der sachliche Gegensatz zwischen dem Grafen Caprivi und dem Minister Botho Eulenburg zum Austrag gebracht werden.

Am 24. Oktober brachte damals die „Kölnische Zeitung" aus Berlin, die folgende Nachricht:

„Sicherem Vernehmen nach hat die gestrige Unterredung des Kaisers mit dem Reichskanzler die im Staatsministerium hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten über die Bekämpfung der Umsturzparteien zum Gegenstand gehabt. Der Kaiser hat dem Reichskanzler sein volles Vertrauen und zugleich das Einverständniß mit den Anschauungen ausgedrückt, die Graf Caprivi von Anfang an in dieser Frage festgehalten hat".

An der Richtigkeit der Nachricht kann nicht gezweifelt werden.

Die Verhältnisse waren geordnet — scheinbar —; der Reichstag wurde einberufen; die stimmführenden Mitglieder der anderen Bundesstaaten versammelte Graf Caprivi um sich, und er konnte ihnen mittheilen, wie bekannt, daß die inneren Schwierigkeiten behoben seien. Der Kaiser reiste nach Liebenberg zur Jagd, wo ihn ein Eulenburg neben dem anderen empfing; und die stimmführenden Bundesrathsmitglieder reisten beruhigt nach Hause.

Da erschien am 25. Oktober in der „Kölnischen Zeitung" ein Artikel, dessen entscheidende Sätze es verdienen, hier nochmals wiederholt zu werden:

„. . . . Graf Caprivi hat es . . . wiederholt betont, daß es besser und wirksamer sei, etwas positives unter thunlichst einheitlicher Zustimmung aller Ordnungsparteien zu erzielen, als weitgehende Forderungen aufzustellen, die thatsächlich lediglich die bürgerlichen Parteien zersetzen und dadurch nur den Zielen gerade der Umsturzparteien dienen würden. . . . Einen schroffen Gegensatz zu dieser Anschauung nahm der preußische Ministerpräsident Graf Botho Eulenburg ein. Er hatte Vorschläge gemacht, von denen ihm selbst von vornherein klar sein mußte, daß er sie weder in dem gegenwärtigen noch in einem neugewählten Reichstag werde durchsetzen können. Graf Eulenburg hat inzwischen diese seine Vorschläge selbst zurückgezogen; aber wenn er dann auch im Grundsatz die Caprivische Gesetzgebung zur Grundlage der weiteren Behandlung machte, so stellte sich doch bald bei der Berathung heraus, daß auch auf dieser Grundlage eine Verständigung schwer zu erzielen war. Der Reichskanzler hält daran fest, daß keinerlei Bestimmungen getroffen werden dürften, die . . dazu führen könnten, in Zeiten scharfer politischer Kämpfe auch gegen die bürgerlichen Parteien ausgenutzt zu werden. . . . In der einstündigen Unterredung, die er gestern mit dem Kaiser hatte, sind nun alle diese Anschauungen, wie uns verbürgt mitgetheilt wird, zur vollen Geltung gelangt. . . ."

Was hier gesagt war, ist sachlich zutreffend und war einer nicht geringen Anzahl von Personen erklärlicher Weise bekannt. Die Informationen, die den berufenen Mitgliedern des Bundesraths durch den Grafen Caprivi ertheilt wurden, konnten sich nur auf jene Thatsachen, Vorgänge und Erwägungen stützen; das ist einleuchtend.

Mit promptester Schnelligkeit gelangte nun der obige Artikel der „Kölnischen Zeitung" nach Liebenberg; und nachdem dieser Artikel am 25. Oktober erschienen war, war Graf Caprivi — freilich auch Graf Eulenburg — am 26. Oktober entlassen, und zwar, wie aller Welt sogleich unzweifelhaft war, wegen einer Auseinandersetzung, die über obigen Artikel zwischen dem Kaiser und seinem Reichskanzler stattgefunden hatte.

Dieser Vorgang lehrt, welche tief einschneidende Bedeutung Zeitungsartikel für die Entwicklung unseres Staatslebens haben können. Dieser Vorgang lehrt aber auch weiter, daß es ein leichtes sein muß, durch geschickt inspirirte und später geschickt benutzte Zeitungsartikel solche Wirkungen nach Bedürfniß hervorzurufen; findige, vorurtheilslose Köpfe konnten mithin geraden Wegs auf den Einfall kommen, ihre politischen Aspirationen durch solche Mittel zu fördern.

Schließlich muß man noch auf einen Punkt hinweisen.

Solche Zeitungsartikel können nur dann wie eine Bombe wirken, wenn der innere Zusammenhalt des Ministeriums bereits genügend gelockert ist. Stehen sich die Ansichten einzelner Minister in entscheidenden Fragen schroff und unvermittelt gegenüber, so ist natürlich bei selbstbewußten Naturen ein Zusammenarbeiten nicht mehr möglich, wenn plötzlich die Oeffentlichkeit erfährt, dieser oder jener Minister ist mit seiner Ansicht vollkommen unterlegen. Wo soll der Unterlegene nach solcher Enthüllung die Autorität zum Weiterregieren hernehmen, wenn nicht nunmehr wiederum entgegen den Thatsachen behauptet wird, daß überhaupt Niemand der Unterlegene sei. Aber machte schon vorher der sachliche Gegensatz das Zusammenarbeiten schwierig, so tritt alsdann zu dem politischen Gegensatz der Verdacht, daß der eine den anderen habe öffentlich diskreditiren wollen und bereit sei, ihm ein Bein zu stellen.

Aus dieser Situation ergab sich im Oktober 1894, daß der Gegensatz zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg naturgemäß auf die Spitze getrieben wurde.

Für diejenigen, welche dem Grafen Eulenburg zum Siege verhelfen wollten, mußte die Annahme naheliegend sein, daß er als der öffentlich Bloßgestellte eine Genugthuung erfahren werde, und daß daher sein Gegner allein fliegen würde. Das war insofern ein Fehlschluß, als es denn doch unmöglich gewesen wäre, für eine Politik, die eben erst festgelegt war, jenem die Durchführung in die Hand zu geben, der diese Politik bekämpft hatte. So waren denn damals gewiß Enttäuschte vorhanden; aber größer war die Zahl der Befriedigten, und das waren alle jene, und sie sind zahlreich, denen allgemeine Beunruhigung und zwei leere Ministersessel lieber sind, als ein leerer Ministersessel.

Da zeigt sich denn, daß das Verlangen nach einem homogenen Ministerium, nach einem Ministerium, in dem die führenden Männer in gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger politischer Anlehnung denselben Zielen zustreben, keineswegs eine theoretische Liebhaberei des parlamentarischen Liberalismus ist; diese Forderung ist eine absolute Nothwendigkeit im Interesse des Staatswohles.

Ein Staat ist ein organisches Ganze und ebensowenig, wie die einzelnen Regimentskommandeure eines Armeekorps verschiedene und immer nur widerwillig und nur nothdürftig bei entscheidendem Anlaß in scheinbare Uebereinstimmung gebrachte Manöver ausführen dürfen, ohne die ganze Heeresabtheilung in die größte Gefahr zu bringen, ebenso sicher müssen die verschiedenen Ressortminister, gleichviel nach welchen Prinzipien sie den Staat regieren, Unheil stiften, wenn sie ihrer Individualität nach zusammen zu arbeiten nicht in der Lage sind.

Ein Monarch aber kann die mangelnde Einheitlichkeit nicht herstellen; das muß im Interesse der Monarchie und des Staates unumwunden ausgesprochen werden; das Bismarck'sche Wort, Wilhelm II wird sein eigener Kanzler sein, ist nichts als ein Fallstrick. Denn der Monarch findet nicht die Zeit, die komplizirte moderne Staatsmaschine in allen ihren Theilen und in allen ihren wichtigen Funktionen aufmerksam zu überwachen, um so den Zusammhang herzustellen.

Gewiß hat der Monarch die freie Wahl der Minister; diese Wahl ist gleichwohl insofern aus innerer Nothwendigkeit beschränkt, als ein Ministerium nicht aus einer Anzahl Beamter neben einander bestehen kann, sondern ein gleichartiges Kollegium sein muß, das in seinem Wollen einig ist und das, wenn diese Einigkeit aufhört, durch ein anderes einiges Kollegium ersetzt werden muß. Das schreibt kein Paragraph der Verfassung vor; diese Vorschrift ist bedingt, — was mehr ist — durch das Wohl des Staates und wir hoffen, daß sich endlich Männer finden werden, die dem Monarchen gegenüber diesen Standpunkt vertreten.

Ist dieser Standpunkt verlassen, so beginnt eine Entwicklung, für die jene Vorgänge, die zum Sturze des Grafen Caprivi führten, ein wahres Paradigma sind.

Graf Caprivi und Graf Eulenburg gerathen in Gegensatz; aber sie werden gezwungen, gemeinsam weiter zu arbeiten; sie sollen nichts sein, als die Vollstrecker des kaiserlichen Willens, und sie sollen das auch ferner bleiben; welch ein Irrthum! Für alle jene, welchen daran liegt, für andere Personen die Ministerien zu öffnen, ist jetzt das Feld eröffnet. Bedeutsame Gegensätze bleiben ganz unmöglich im ministeriellen Konferenzsaal eingeschlossen. Die Thatsachen sickern durch. Die öffentliche Meinung wird dann durch die „Hintermänner“ gereizt, mit Leidenschaft Partei zu ergreifen; dadurch wird die Lage der Minister zu einander schwieriger; gelingt es noch, Gift durch Indiskretionen auszustreuen, so ist schließlich die Verhetzung der Minister so weit gediehen, daß ein Zeitungsartikel die Katastrophe herbeiführen kann, und weil der Monarch das Unmögliche wollte, nämlich heterogene Elemente zusammen zu halten, so ist nicht seine Absicht, wohl aber ist die Absicht der Hintermänner erreicht; deren Spiel machte der Monarch, nicht das seine.

Das ist Liebenberg mit dem, was vorangegangen ist.

Und Moabit ist ja nichts als dasselbe Schauspiel, nur mit anderen Akteuren, und von anderem Standpunkt aus betrachtet. Man sitzt nicht im Parquet, von wo aus das Spiel noch einigermaßen anständig aussieht; so war es bei den Liebenberger Vorgängen; sondern man ist auf dem Schnürboden und erblickt die schmutzigen Hände, mit denen die fadenscheinigen Coulissen geschoben werden, und die Drähte tanzen sichtbar genug über der Bühne.

Wieder sind die Verhältnisse ganz dieselben. Die Minister, die keinen einheitlichen, festgefügten Körper bilden, werden gegen einander aufgebracht; sobald sich zeigt, daß ein Gegensatz zwischen ihnen besteht, wird dieser Gegensatz bis zur Verhetzung gesteigert. Diese Verhetzung kompromittirt den einen Theil und den andern Theil gleichmäßig vor der Krone; der eine und der andere verliert damit bei der Krone Einbuße an Vertrauen.

Diesmal sind es Köller und Bronsart; die stürzen über Stöcke, die man dem einen und dem anderen vorhält, und wieder reiben sich jene die Hände, die Ministersessel frei haben wollen und jene anderen, die, wenn sie nicht selbst darauf gelangen, doch wollen, daß man sagt: So etwas war unter dem alten Kurs ganz unmöglich. Man erregt das Wasser, so viel man nur vermag, und dann sagt man: Seht, wie das Schiff schaukelt; die Männer, die heute steuern, verstehen ihr Metier nicht; da war es unter Bismarck anders; oder wie die „Deutsche Tageszeitung“, das Organ des Bundes der Landwirthe und des Herrn v. Ploetz in Anschließung an die Moabiter Vorgänge wörtlich schreibt:

„Wer glaubt wohl, auch wenn er den Fürsten Bismarck höllisch haßte, daß unter ihm solche Dinge möglich gewesen wären.“

Die Dummen sagen: Ja; und das Obige ist auch in seiner Art wahr, denn damals, zur Zeit des Fürsten Bismarck, gab es außerhalb der Regierung keine so geschickten und so verwegenen Hände, die gegen die regierenden Männer solche Sturmfluthen zu erregen unternommen hätten. Die gibt es erst, seitdem die Bismarcks außerhalb der Regierung sind.

Wer waren denn nun die Leute, die in Moabit auftraten.

Von den Hundertmarkjägern Leckert und Lützow braucht man nicht zu sprechen; höchstens wäre zu erwähnen, daß Lützow wiederum die Galerie der catilinarischen Adligen vervollständigt; von Tausch gehört auch hierher. Leckert, dieser grüne Junge und Lützow, dieser gescheiterte Offizier sind, was ihre Person anbelangt, gänzlich uninteressant; von traurigem Interesse ist es nur wiederum, wie solche Gesellschaft dazu gelangen konnte, jene Wirkungen auszuüben, die sie ausgeübt haben.

Man denke sich, daß Herr Leckert oder Herr von Lützow Artikel veröffentlichten: Wen würde es interessiren, die politische Weisheit dieser Elemente kennen zu lernen. Weit gefehlt; solche Elemente mit Herrn v. Tausch und Herrn Normann-Schumann im Bunde konnten eine politische Macht werden.

Sie waren eine Macht, weil sie es zu Wege gebracht hatten, einen Rückhalt beim Ministerium des Innern und beim Berliner Polizeipräsidium zu haben.

Herr von Tausch rückt an die Stelle des bekannten Herrn Krüger, als Fürst Bismarck gegangen war; einer der Agenten des von Tausch war zugleich Norman-Schumann, der frivolste Geldmacher und Abenteurer, der selbst bei kühner Phantasie sich nur denken läßt.

Er verrieth die Antisemiten und schrieb bluttriefende antisemitische Artikel. Er hat dem Prozeß Buschhoff jene gefahrdrohende Gestalt gegeben, die er schließlich angenommen hat; und er ließ sich nach Xanten schicken, um durch die Entdeckung des wahren Mörders die Unschuld Buschhoff's zu erweisen. Er schrieb über die Xantener Vorgänge die verlogensten Berichte, die dann Herr Stöcker, der Zuchthäusler Hammerstein und die konservative Presse verwertheten, und er wurde von der politischen Polizei beauftragt, die unbekannten Urheber jener antisemitischen Artikel festzustellen, die er selbst geschrieben hatte. Er lieferte kompromittirendes „Material“ aus der Vergangenheit des Justizministers von Schelling, um diesen den Antisemiten gefügiger zu machen, worauf Stöcker seine einschüchternden Angriffe gegen Herrn von Schelling im preußischen Abgeordnetenhaus richtete; er machte Propaganda für den Grafen Waldersee, als dessen Vertrauensmann er auftrat, und er hetzte als Bismarckbegeisterter gegen den Kaiser, den Grafen Caprivi und den Herrn von Marschall.

Fest steht auch, daß er von Wien aus die Sprengbombe gegen Herrn von Bötticher schleuderte. Und als der Charakter dieses röthlich-blondbärtigen, gewissenlosen Schwerenöthers, der immer beweglich und überall gegenwärtig war, durch den Grafen Caprivi und den Freiherrn von Marschall evident festgestellt ist, und sie seine Entlassung aus dem Dienst der politischen Polizei verlangten, da versagte der damalige Minister des Innern, Graf Botho Eulenburg; und dem eulenburgischen Ministerium des Innern blieb jener Mann attachirt, der im Interesse der Bismarckpartei gegen den Kaiser und den „Neuen Cours“ intriguirte, und der, um den Herrn von Bötticher unmöglich zu machen, über die Geheimnisse des Welfenfonds aus Quellen gespendet hat, die in der Nähe jener Quellen sich nur befinden können, die über die Rückversicherung mit Rußland zu sprudeln in der Lage waren.

Daß das Auswärtige Amt sich unter diesen Umständen von der politischen Polizei zurückzog, ist nicht verwunderlich.

Sicher betried Norman-Schumann auch ohne Auftrag politische Geschäftsintrignen; aber daß er überdies gemäß ihm gewordener Direktiven handelte, ist ebenso sicher. Er, der unter dem Grafen Eulenburg für den Reichskanzler unerreichbar blieb, muß durch Bismarck'sche Einflüsse in den Stand gesetzt worden sein, den Pfeil gegen Herrn von Bötticher abzuschießen. Und diese zwei Thatsachen sind bemerkenswerth.

Soll man annehmen, daß die Leckert-Lützow ganz ausschließlich auf eigene Hand gearbeitet haben?

Der erste Artikel, den sie in der „Welt am Montag“ veröffentlichten, ist zwar stilistisch Reportergeschwätz, aber der zweite Artikel enthält das Gift in gar nicht übel geschliffener Fiole. Sind die Leckert und Lützow dazu fähig? Ist ein Leckert fähig die Chancen, die der Breslauer Kaisertoast bot, auszunutzen, um, ganz wie die Bismarckblätter, an den Nagel, den Herr de Graal eingeschlagen hatte, den englischen Einfluß anzuhängen. Sicher ist eins; das was die Leckert und Lützow zusammenbrauten, gefiel Herrn von Tausch außerordentlich; vielleicht darum, weil jene schon vorher wußten, was Herrn von Tausch gefallen würde. Und sicher ist noch eins, daß Herr de Graal, ein Petent bei Napoleon III. und später „als bedichter Mann“ ein namhafter Antisemit, — Vorsitzender des Vereins „Bismarck“ und Angestellter des Bismarck-Luckhardt — neben von Tausch in Königsberg wirkte, und daß der eine nunmehr durch seine unglückliche Redaktion des Kaisertoastes für die politische Ausnützung der Sache dem Herrn von Tausch die Voraussetzungen lieferte. Endlich steht fest, daß Herr von Tausch, dem Graf Botho von Eulenburg es nicht verschränkte, einen Norman-Schumann weiter zu beschäftigen, der Ansicht war, daß der Artikel der Leckert-Lützow den anderen Eulenburg besonders interessiren würde.

Vor diesen Einzelheiten die Augen zu verschließen, hat man gar keine Veranlassung; aber man soll nicht mehr in festen Umrissen zu sehen wähnen, als das, was sich vorläufig thatsächlich erblicken läßt.

Am Ende aber ist das Fahnden nach den Zusammenhängen in dieser Richtung doch nur von ganz bedingter politischer Nützlichkeit. Aus welchen Impulsen die Schumann, Lützow, Leckert, Tausch gerade so ihr Metier betrieben haben und nicht anders, diese Frage verliert jede Bedeutung, wenn die „politische“ Arbeit solcher Gesellschaft zur Unfruchtbarkeit verurtheilt ist. Wenn mit diesen Instrumenten sich politisch nicht agiren läßt, wird Niemand sich die Mühe nehmen, diese Instrumente zu ergreifen.

Mit ihnen ließ sich nur unter einer einzigen Voraussetzung arbeiten; dem, was sie schrieben, mußte eine Bedeutung untergeschoben werden, die nicht vorhanden war, und dem, was sonst an verwerthbaren Notizen zur Intrigue in Zeitungen auftauchte, mußte eine Interpretation gegeben werden, die nicht darin zu liegen brauchte. Tausch ließ seine Kreaturen schreiben und sorgte für die Verwerthung; Tausch griff Notizen auf, aus denen Kapital für seine Zwecke zu schlagen war und ließ seine Agenten zu diesen Notizen dann erlogene Berichte machen. Mit diesem Material ging er zu dem Berliner Polizeipräsidenten aber zu den verschiedenen Ministern, die er verhetzte, nur nicht zum Auswärtigen Amt, das unter dem klugen Herrn von Marschall so vorsichtig war, ihm die Thür zu schließen. Und über die Minister und über den Polizeipräsidenten wirkte nun Herr v. Tausch schließlich durch seine erlogenen Berichte direkt auf den Monarchen und richtet das an, was wir erlebt haben und wogegen durch die Provokation eines öffentlichen Gerichtsverfahrens einen entscheidenden Schlag zu führen Herr v. Marschall die hoch anzurechnende Kühnheit gehabt hat.

Wie die Dinge bis zum Monarchen hinauf wirkten, ist durch die Gerichtsverhandlung klargestellt.

Die Verhetzung der Minister Köller und Bronsart von Schellendorf war eingeleitet. Dieser Vorstoß konnte aber zu folgenschwerer Bedeutung für die beiden Minister nur dann gelangen, wenn der Monarch selbst Kenntniß von diesen Machenschaften erhielt, die ein so übles Licht auf die beiden Staatsbeamten warfen. Das Letztere ist zwar nirgends im Prozeß bezeugt; wohl aber ist vom Oberstlieutenant Gaede gesagt, daß Herr von Bronsart der Intrigue nachgehen mußte, um der „Pflicht der Selbsterhaltung zu genügen und gleichzeitig seine Sache zum guten Ende zu führen.“ Ueber die Erhaltung der Minister entscheidet aber nur einer: der Monarch. Hier sieht man mit völliger Deutlichkeit, wohin über das Polizeipräsidium hinaus Tausch und seine Hintermänner und seine Helfer wirkten, und zwar unter Umgehung des Ministeriums des Innern, denn Herr von Köller hatte natürlich von dem Netze, das ihn umstellte, gar keine Ahnung.

Wenn in der Hand des Polizeipräsidiums Ermittelungen von so großer Tragweite lagen, und wenn das Polizeipräsidium Durchgangsstation für die Weiterleitung falscher Angaben war, von denen das Schicksal von Ministern abhängig sein konnte, dann muß man voraussetzen, daß hier mit höchster Sorgfalt das zugetragene Material geprüft worden ist.

Was sich im Polizeipräsidium zutrug, das schildert der Prozeß.

Die Szene spielt zwischen dem Freiherrn Marschall v. Bieberstein und dem Berliner Polizeipräsidenten von Windheim. Herr von Marschall sagte als Zeuge aus:

„Als ich mit dem Herrn Polizeipräsidenten darüber sprach und ihm mittheilte, daß Herr Dr. Ploetz gesagt hätte, daß Herr von Lützow diesen Artikel verfaßt und mich als Urheber des Artikels angegeben habe und daß Herr von Lützow Agent der geheimen Polizei sei, hat er mir

erklärt, von einem von Lützow wisse er nichts, er habe von Herrn von Tausch nur die Meldung erhalten: Diese Nachricht kommt aus dem Auswärtigen Amt. Davon also, daß dahinter Leckert und von Lützow standen, kann in der ersten Meldung des Herrn von Tausch an den Herrn Polizeipräsidenten nichts enthalten gewesen sein. Es hat mir der Herr Polizeipräsident sogar ausdrücklich gesagt, von Herrn von Lützow wisse er nichts, er wisse auch nicht, daß er im Dienst der Polizei stehe. Erst nachdem auf meinen Wunsch der Herr Polizeipräsident die Ermittelungen gemacht hatte, und er mir das Schriftstück brachte, sagte er mir, er habe dem Herrn Kriminalkommissar von Tausch auf meine Bitte Befehl gegeben, er möge genau angeben, auf welche Thatsachen und auf welche Quellen er seine Behauptungen gründe, und auf diese Weise sei das Schriftstück entstanden. Das ist der Verlauf meiner Unterredung mit dem Herrn Polizeipräsidenten, die ich ihm gestern noch einmal mitgetheilt habe, und den er mir bestätigt hat."

Und Herr Oberstaatsanwalt Drescher ergänzte:

„Ich bin bei der Konferenz des Herrn Staatssekretärs mit dem Herrn Polizeipräsidenten zugegen gewesen und kann hinzufügen, daß der Herr Polizeipräsident nicht bloß das mitgetheilt hat, sondern auch eine Mittheilung gemacht hat, aus der heraus ich die Ansicht gewonnen habe, daß er auf Grund des von Herrn von Tausch erstatteten Berichts die Sache für sehr ernst genommen hat. Denn er hat noch hinzugefügt — und ich bitte, den Herrn Staatssekretär darüber zu vernehmen —: als ich das hörte, habe ich sofort gedacht: nun aber nicht mit der Hand daran rühren! Wenn das der Fall ist, scheint der Herr Polizeipräsident es doch für einen sehr ernsten Bericht gehalten zu haben."

Herr Polizeipräsident von Windheim sagte also nicht zu Tausch: Mensch, wo haben Sie die Nachricht her, daß solche „Infamien" getrieben werden; er fühlt sich nicht bewogen, die Angaben von Tausch zu prüfen, und die Quelle sich nennen zu lassen; er ging nicht Allem bis in alle Einzelheiten nach. Dazu veranlaßte ihn erst Freiherr von Marschall. Er nahm die Nachrichten des von Tausch für so feststehend hin, daß er sich dachte: „Nun aber nicht mit der Hand daran rühren."

Wenn der Vorgesetzte des Herrn von Tausch in dieser Weise die Geschäfte führte, dann freilich, aber auch nur dann, konnten Kreaturen, wie die Angeklagten in Moabit, zu einer Bedeutung für die politische Entwicklung Deutschlands gelangen. Und genau in der Weise, wie Herr von Windheim, muß sein Vorgänger, der verstorbene Freiherr von Richthofen, der Gönner des Freiherrn von Hammerstein, gehandelt haben; denn unter ihm kam durch Tausch die Intrigue gegen den Minister von Köller zur Entwicklung, die Köller stürzte und den Kriegsminister zwang, für seine „Selbsterhaltung" zu kämpfen; voraussichtlich aber blieb auch die Stimmung gegen den Kriegsminister noch ungünstig genug, so daß auch sein späterer Sturz von jenen Ausstreuungen beeinflußt sein wird.

Wenn Freiherr von Marschall auch seinerseits sich wegen der gegen ihn und seine Mitarbeiter ausgestreuten „Infamien" in die Oeffentlichkeit flüchten mußte, das heißt auch für seine Selbsterhaltung und vor Allem für seinen ehrlichen Namen zu kämpfen hatte, so zeigt dies erneut, welche gefahrbringende Rolle durch seine Geschäftsführung das Polizeipräsidium als eingeschobene Instanz zwischen dem Monarchen hier und seinen Ministern nebst der übrigen Staatsverwaltung dort gespielt hat.

Auch das war eine Vorbedingung für die zu Tage getretenen Uebel.

So wirkte denn zusammen, daß die Incohärenz unserer Ministerien den Intriguanten die Möglichkeit gab in die Risse ihr zersetzendes Gift zu träufeln; über die Ursachen der künstlich gesteigerten Verhetzung der Minister liefen dann die erfundenen Berichte beim Polizeipräsidenten ein, und solche schwerwiegenden Berichte, die — so unglaublich es klingt — erst durch den jetzigen Prozeß einer Klarheit schaffenden Nachprüfung unterzogen wurden, sie müssen schließlich dem Monarchen zu Gehör gekommen sein.

Damit jene Angaben der Tausch und Genossen ihre volle Wirkung thun konnten, dazu war freilich noch eines nothwendig; jene Abgeschlossenheit von großen Theilen des Volkes, in der der Monarch lebt. Mit ihm kommen gewiß zahlreiche Personen in Berührung, die mit den ununterbrochenen Hetzereien der reaktionär-agrarisch-antisemitischen Presse gegen den neuen Kurs sympathisiren; daß der Monarch aber mit freidenkenden Elementen in bleibendem Meinungsaustausch steht, die diese Hetzereien auf das richtige Maß zurückführen könnten, die die Schuld und das Verdienst des neuen Kurses von ihrem Standpunkt aus beleuchteten, die jene Intriguen aufzudecken sich bemühen, welche beständig gesponnen werden, — davon hat man nie etwas gehört.

Ein Monarch aber, in dessen Händen, bedingt durch die historische Entwicklung eine solche Machtfülle liegt, wie in denen des deutschen Kaisers, er muß das Opfer falscher Informationen und von Irreleitungen werden, wenn er nicht den Kreis derer, die ihn orientiren können, so weit wie irgend möglich zieht.

Und die Kreise, die bisher zum Ohre des Kaisers gelangen können, sie müssen sich sicher genug fühlen. Es haben zwar die Enthüllungen, die wir erlebten, in beschämender Weise gezeigt, wie man Ministersessel frei macht für andere und genehmere Personen, und wie man alle nachbismarck'schen Regierungen untergräbt, um den Glanz des Bismarck'schen Regimentes um so heller erstrahlen zu lassen; der **Betrieb des Kompagniegeschäftes verschiedener Interessenten für den politischen Umsturz** zeigt sich in seinen Hauptlinien gewiß deutlich genug; das legt aber die Interessenten doch nicht lahm, denn sie arbeiten schon weiter; die alten Fäden werden in der antisemitisch-agrarisch-reaktionären Presse ruhig fortgesponnen und so siegesgewiß ist man, daß man in diesen Kreisen mit der Prophezeiung nicht zurückhält: Gerade in Folge des Prozesses, der den Freiherrn von Marschall zu einem **populären** Mann in Deutschland gemacht hat, würde in drei Monaten der Staatssekretär, ein politisch todter Mann sein; er, der die Handelsverträge abschließen half, was man ihm bei den Agrariern nicht verzeiht; er, der sich auf den Stuhl des Grafen Herbert Bismarck setzte, was ihm die Betheiligten ebenso wenig verzeihen, und er, der überhaupt einen Platz innehält, für den andere ehrgeizige Bewerber vorhanden sind.

Ob sie mit ihrer Prophezeiung Recht behalten? Ein solches Symptom für die Zustände Deutschlands wird man abzuwarten haben.

Freiherr von Marschall, der politisch gewiß nicht unser Mann ist, hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er den Sitz einer ernsten Erkrankung unseres Staatsorganismus aufdeckte, so daß die Oeffentlichkeit die Heilung nun verlangen kann; sehr zum Verdruß der antisemitisch-agrarisch-reaktionären Umsturzorganisation.

Genau diesen selben Elementen mußte die Oeffentlichkeit die Preisgebung der Catilinarier Ahlwardt und Hammerstein, und des früheren Hofpredigers Stöcker abtrotzen; aber es gelang bisher nicht einmal, alle Protektoren eines Hammerstein aus dem öffentlichen Leben in das ihnen zu gönnende Dunkel zurückzustoßen.

Gegenüber Gefahren, wie sie Rachsucht, gekränkter Ehrgeiz der einen, gewissenloses politisches Streberthum der anderen und Habsucht auf wirthschaftspolitischem Gebiet heraufbeschwören, hat sich als erfolgreiche Waffe bisher nur die öffentliche Meinung erwiesen. Diese heilsame Macht wird um so segenbringender wirken können, wenn die gesunden und modern denkenden Elemente unseres Volkes trotz kleinerer politischer Gegensätze zur Bekämpfung der von Intriguanten benutzten agrarisch-reaktionären Umsturzbewegung näher an einander rücken.

Ignotus.

Die Abänderung des Strafverfahrens.

Bei der einheitlichen Ordnung des Rechts im Deutschen Reiche ist das Strafverfahren am schlechtesten weggekommen. Wenigstens hat bisher Niemand diesen Satz bestritten, der freilich nicht ausschließt, daß einzelne, für besondere Fälle gegebene Gesetze noch anfechtbarer sein mögen. Die Gelegenheitsgesetze kommen hier nicht in Be-

tracht; unter den allgemeinen ist keins der Abänderung bedürftiger, als die Ordnung des Strafverfahrens.

Die Wünsche nach Abänderung sind daher auch ebenso alt, wie die Geltung des Gesetzes selbst. Allein die Ungunst, welche über diesem Theil der gesetzgeberischen Arbeit geschwebt hat, scheint fortzudauern. Abgesehen von denjenigen, die Rechtswissenschaft oder Rechtsübung zu ihrem Beruf erkoren haben, gibt es wenige, welche den Berathungen über Umgestaltung unseres Strafverfahrens Theilnahme entgegenbringen. Vielleicht, weil von denjenigen, die bei dem Verfahren mitzuwirken haben, die Laien der Regel nach nur als Angeklagte in Betracht kommen; denn auf die Pflicht der Zeugen hat die Gestaltung des Verfahrens nur einen untergeordneten Einfluß. Daß man aber in die Stellung eines Angeklagten ohne Verschulden gerathen kann, mögen die wenigsten sich eingestehen; bequem jedenfalls ist es, sich darüber erhaben zu fühlen.

Aber die Sicherung der Strafrechtspflege ist wichtiger noch, als die Sicherung des bürgerlichen Rechts. Die Rechtssicherheit selbst galt früher als Grundlage der Staaten. Hat sie auch ein gutes Theil davon an eine breitere Grundlage — das Heer — inzwischen abgeben müssen, für das innere Leben des Staates besteht der alte Satz noch zu Recht. Daß der Schuld die Strafe folge und der Unschuldige nicht verurtheilt werde, geht auch den an, der sicher zu sein glaubt, niemals selbst in eine Untersuchung verwickelt zu werden.

Daß für die Ermittelung der Schuld dem Staate und dem Staatsanwalt genügende Machtmittel zu Gebote stehen, wird nicht bezweifelt. Neuerdings wegen des § 53 St.-P.-O. etwa hervorgetretene Bedenken werden sich verhältnißmäßig leicht beseitigen lassen. Mit dem Schutz des Unschuldigen gegen die Folgen bloßen Verdachts und eines darauf hin vielleicht zu schnell gesprochenen Urtheils ist es schwieriger bestellt.

Zwei Wünsche waren es vornehmlich, welche seit länger als einem Jahrzehnt im Volke und demnächst auch im Reichstage sich geltend gemacht haben; der Wunsch nach Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern und der Wunsch nach Einführung der Entschädigungspflicht des Staates für unschuldig erlittene Strafe, ein Wunsch, der vielfach darüber hinaus auf eine Entschädigung für unschuldig erlittene Haft ausgedehnt wurde.

Beiden Wünschen trägt die Gesetzesvorlage der verbündeten Regierungen Rechnung, dem letzteren freilich nur in der beschränkteren Gestalt. Der Streit über die Berechtigung dieser Wünsche an sich ist damit vorläufig in den Hintergrund getreten. Der namentlich gegen die Berufung geltend gemachte Grund, daß sie mit den leitenden Grundsätzen des Verfahrens in Widerspruch trete, ist in der That auch übel angebracht einem Gesetz gegenüber, dem mit Recht vorgeworfen werden muß, daß ihm die Einheitlichkeit eines Grundgedankens überhaupt fehlt. Sicher ist, daß der Grundsatz der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens nicht ausgereicht hat, große Irrthümer zu verhüten, deren Verbesserung im Wege des Rechts nach dem geltenden Verfahren unmöglich ist.

So würde denn anscheinend der geplanten Verbesserung des Strafverfahrens nichts im Wege stehen. Die Möglichkeit, beide vorgeschlagenen Neuerungen einzuführen, ohne im Uebrigen den wesentlichen Inhalt des bestehenden Gesetzes zu ändern, wird durch die im Reichstage in zweiter Lesung gefaßten Beschlüsse dargethan. Der Geist des Gesetzes, der über den Schöffengerichten schwebt, soll in Zukunft auch über den Strafkammern walten. Und wenn es dabei an vielen Punkten Anstoß erregt, so liegt das nicht an den wenigen Paragraphen, welche die Befürworter der Berufung in das Gesetz hineinarbeiten wollen, sondern im Gegentheil an den vielen Paragraphen, welche die Regierungen hinauszuarbeiten beabsichtigen.

Die verbündeten Regierungen nehmen in dem eingebrachten Gesetzentwurf den Standpunkt ein, daß sie für die neuen Einrichtungen, welche sie zu gewähren bereit sind, als eine der Gegenleistungen vom Reichstage das Aufgeben anderer bewährter jetzt geltender Einrichtungen zu fordern haben. Wer die Berechtigung dieses Standpunktes zugibt, hat Recht, wenn er den gegenwärtigen Zeitpunkt für eine Verbesserung unseres Strafverfahrens überhaupt nicht für geeignet hält, und eine andere Regierung und eine andere Reichstagsmehrheit abwarten will. Aber das Warten kann lange dauern, und die hervorgetretenen Uebel werden so schwer empfunden, daß der Versuch gemacht werden muß, auch schon vor einer immer wünschenswerth bleibenden durchgreifenden Aenderung des gesammten Strafverfahrens ihnen Abhilfe zu schaffen.

Der Standpunkt der verbündeten Regierungen ist nicht gerechtfertigt. Es handelt sich nicht um eine Gefälligkeit der Regierungen gegen die Volksvertretung, welche die letztere zu Gegenleistungen verpflichten könnte. Ist die Verbesserung der Strafrechtspflege Bedürfniß, so muß sie ohne Gegenleistungen gewährt werden. Nur sachliche Einwendungen, welche eine Unvereinbarkeit der neuen Einrichtungen mit den bestehenden begründen, verdienen Berücksichtigung.

Einen solchen sachlichen Einwand stellt, wie vorweg bemerkt werden mag, die Kostenfrage nicht dar. Daß Einführung der Berufung und Entschädigung unschuldig Verurtheilter eine neue Kostenlast für den Staat herbeiführen, ist unbestreitbar. Daß aber diese Kostenlast so groß sei, daß sie vom Staate nicht getragen werden könnte, hat bisher Niemand behauptet. Eine an sich für nothwendig erkannte Verbesserung der Rechtspflege darf aber am Kostenpunkt nur dann scheitern, wenn die neu aufgebürdete Last für den Staat unerschwinglich ist. Davon kann bei einem Aufwande von wenigen Millionen bei einem Reiche nicht wohl die Rede sein, welches für seine Wehrhaftigkeit nach außen — und die Rechtspflege ist die Wehrhaftigkeit nach innen — ungezählte Millionen unbedenklich zu verwenden gewohnt ist.

Entscheidend könnte nur ein sachlicher Zusammenhang wirken, dahin gehend, daß die Einführung des weiteren Rechtsmittels sich mit dem Bestehen einzelner vorhandener Einrichtungen nicht verträgt. Ein solcher Zusammenhang liegt aber bei denjenigen Forderungen der verbündeten Regierungen nicht vor, welche die Hauptstreitpunkte zwischen ihnen und dem Reichstage bisher gebildet haben und vermuthlich den Gegenstand der zwischen zweiter und dritter Lesung zu machenden Ausgleichsversuche bilden werden.

Bei der Schaffung der gegenwärtigen Ordnung des Verfahrens hat man ein in Preußen bis dahin nicht gekanntes Vorverfahren eingerichtet, welches dem entscheidenden Urtheil vorausgeht, und bestimmt ist, einen Ersatz für das nach der Entscheidung fehlende ordentliche Rechtsmittel zu bieten. Man hat geglaubt, auf diese Weise eine zweimalige thatsächliche Prüfung des Sachverhalts einzurichten und durch die Vorprüfung die Nachprüfung zu ersparen. Aus diesem Grunde fordern die Regierungen, daß mit der Wiederherstellung der Nachprüfung die gegenwärtig geltende Vorprüfung in Wegfall komme.

Der Reichstag hat diesem Verlangen mit Recht, sowohl in der Kommission, wie bei der zweiten Lesung, Widerstand entgegengesetzt. Denn wenn auch die der Eröffnung des Hauptverfahrens vorangehende Verhandlung über die Anklage und der gesetzliche Zwang, den Angeschuldigten zu hören, bevor die Eröffnung geschieht, sich nicht als ausreichend erwiesen haben, für die mangelnde thatsächliche Nachprüfung in einem Berufungsverfahren vollen Ersatz zu bieten, so haben sich diese Einrichtungen doch bis zu einem gewissen Maße bewährt, und in einer, wenn auch begrenzten, Zahl von Fällen den Angeschuldigten die Möglichkeit gegeben, das öffentliche Verfahren mit allen für sie damit verbundenen Unzuträglichkeiten überhaupt zu vermeiden. Diese Erwägung reicht aus, um das Fortbestehen der damit für den Angeschuldigten geschaffenen Gewähr zu rechtfertigen. Der Fortfall derselben kann auch nicht dadurch gerechtfertigt werden, daß die durch Einführung der Berufung bewirkte Verlängerung der Dauer des Verfahrens die Abkürzung der Dauer des Vorverfahrens bedinge. Denn die mit der Mittheilung der Anklageschrift an den Angeschuldigten und mit der Gegenerklärung des letzteren vor der Beschlußfassung ver-

bundene Zeitversäumniß ist im Verhältniß zur Dauer der Untersuchung überhaupt, ja sogar zur Dauer der Berufungsinstanz, von völlig untergeordneter Bedeutung.

Das geltende Recht legt ferner dem Angeklagten die Befugniß bei, auf den Umfang der Beweisaufnahme einen wesentlichen Einfluß dadurch zu üben, daß er das Gericht verpflichtet, die sämmtlichen von ihm gehörig geladenen Zeugen, soweit sie erschienen sind, zu vernehmen, und die von ihm herbeigeschafften sonstigen Beweise zu erheben. Man ist darüber einig, daß hierin ein werthvolles Recht für den Angeklagten liegt, dessen Benutzung sich in nicht allzu seltenen Fällen als entscheidend für das ergehende Schlußurtheil herausgestellt hat. Auch diese Befugniß war eingeräumt, um für die Richtigkeit der thatsächlich unangreifbaren Endentscheidung eine Bürgschaft mehr zu schaffen. Der Schluß aber, daß diese Befugniß zugleich mit der Unangreifbarkeit des Urtheils fallen müsse, ist ein Fehlschluß. Denn wenn die Wirkung des dem Angeklagten eingeräumten Rechtes auch nicht soweit gegangen ist, eine unbedingte Richtigkeit der Würdigung der Beweisaufnahme durch den ersten Richter herbeizuführen, so hat sie doch immerhin eine wesentliche Verbesserung dieser Beweiswürdigung verursacht. Sie allein gibt dem Angeklagten die Beruhigung, daß dem Richter alles dasjenige, was er als günstig für sich betrachtet, auch wirklich zu Ohren und zur Erwägung gekommen ist. Diese Beruhigung wird durch Einführung einer Nachprüfung seitens des Berufungsrichters nicht ersetzt. Im Gegentheil würde man mit Recht bezweifeln können, ob nicht eine einmalige, aber vollständige, einer wiederholten aber unvollständigen Prüfung der Thatsachen vorzuziehen sei.

Der Reichstag hat geglaubt, für das Verfahren vor den Strafkammern den Wünschen der verbündeten Regierungen soweit entgegen kommen zu können, daß er einen einstimmigen Beschluß des Gerichts zur Einschränkung der Beweisaufnahme für zulässig erklärt hat; für das Verfahren bei den Oberlandesgerichten aber soll es bei dem unbeschränkten Recht der Angeklagten bleiben. Mit diesem Beschluß ist wenigstens die Möglichkeit für den Angeklagten gewahrt, wenn auch spät, so doch überhaupt zu seinem Rechte zu kommen. Der Beschluß stellt daher die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit dar, bis zu welcher bei diesem Punkte gegangen werden kann.

Heftig ist der Streit ferner um die Besetzung der Strafkammern in der Hauptverhandlung. Richtig ist, daß die Erhöhung der früheren Zahl von drei Mitgliedern auf fünf mit Rücksicht auf den Wegfall der Berufung geschehen war. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht auch bei dem Fortbestehen der Berufung eine an sich höchst zweckmäßige Verbesserung gewesen sein würde. Die gesetzliche Bestimmung, daß nur von vier Richtern unter fünf eine Schuldigsprechung des Angeklagten ausgehen kann, ist für diesen ein starker Schutz gegenüber der Möglichkeit, daß schon zwei Richter unter dreien genügen, um zu einer Verurtheilung zu gelangen. Die Erörterung eines zweifelhaften Falles unter fünf Richtern muß voraussichtlich eine gründlichere sein, als unter einer geringeren Zahl. Die Verstärkung der Zahl der Richter bessert also das Verfahren. Hätte man das nicht angenommen, so hätte man seiner Zeit nicht in der Verstärkung der Zahl eine Art Ersatz für die Berufung finden können. Der neuerlich gemachte Versuch, sogar einen Vorzug der Dreizahl vor der Fünfzahl darzuthun, ist nicht ernst zu nehmen. Es steht fest, daß die Herabsetzung der Zahl eine Verschlechterung der Strafkammern herbeiführen muß.

Nun ist der Wunsch nach Einführung der Berufung hauptsächlich deshalb laut und lebhaft geworden, weil auch nach dem gegenwärtigen Verfahren der Spruch der Strafkammern nicht überall ausreichend erschien, um als unanfechtbare Grundlage von Verurtheilungen zu dienen. Ist das richtig, so vermag man schwer einzusehen, warum das gegenwärtige Verfahren erst noch weiter verschlechtert werden muß, um die Einführung der Berufung zu rechtfertigen; das Rechtsmittel wird gegeben, um in Ausnahmefällen Hilfe gegen einen Fehlspruch des ersten Richters herbeizuführen. Der Regel nach wird und soll der erste Spruch der richtige sein. Es würde ein verhängnißvoller Fehler sein, auf eine gute Rechtsprechung im ersten Rechtsgange zu verzichten, weil sie in der Berufungsverhandlung nachgeholt werden könne.

In der That sind die Bedenken bei diesem Punkt wesentlich finanzieller Natur. Denn auch der geltend gemachte Einwand, daß das zweite Gericht stärker besetzt werden müsse, als das erste, daß man also bei fünf Spruchrichtern I. Instanz für die Oberlandesgerichte deren sieben verlangen müsse, trifft nicht zu. Abgesehen davon, daß das Verlangen bisher nicht gestellt ist, so ist auch bei der jetzt geltenden Berufung in Uebertretungs- und Privatklagesachen derselbe angebliche Mißstand vorhanden, da die Entscheidung jedesmal von drei Richtern getroffen wird. Die höhere Stellung des in der Berufung entscheidenden Gerichts genügt, ohne Verstärkung der Zahl, um das Ansehen des zweiten Richterspruches zu sichern.

Ein Festhalten an den bisher erörterten Beschlüssen erscheint unbedingt nothwendig. Eine Verschlechterung des geltenden Verfahrens in einem dieser Punkte würde so wesentlich sein, daß die damit erkaufte Einführung der Berufung zu theuer bezahlt erschiene, und zwar um so mehr, als es nicht gelungen, auch bei den Mehrheitsverhältnissen im Reichstage aussichtslos ist, die Berufung der Staatsanwaltschaft einzuschränken oder ganz zu versagen.

Nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Regelung des Strafverfahrens steht die vorgeschlagene Entschädigung unschuldig Verurtheilter, so daß es vielleicht zweckmäßiger gewesen sein würde, diese Angelegenheit in einem besonderen Gesetzentwurf zu regeln. An und für sich entspricht der Gesetzentwurf den früher vom Reichstag angenommenen Beschlüssen. Es ist zu bedauern, daß nicht allgemein für unschuldig erlittene Entziehung der Freiheit — auch in der Form der Untersuchungshaft — Entschädigung in Aussicht gestellt werden soll. Indessen liegt in dem mangelhaften Umfange der Gewährung kein Grund, die Gewährung überhaupt abzulehnen. Man kann das gegenwärtig Gebotene annehmen, ohne damit grundsätzlich auf das Mehrgewünschte zu verzichten.

Da die Entschädigung nur für unschuldig erlittene Strafe gewährt wird, so wird sie regelmäßig nur in dem Falle eintreten, wo ein rechtskräftiges Strafurtheil in dem außerordentlichen Wege der Wiederaufnahme des Verfahrens beseitigt wird. Hier liegt der Zusammenhang zwischen der einzuführenden Entschädigungspflicht des Staates und der Ordnung des Strafverfahrens. In der That wird denn auch — nach dem Grundsatz, daß nicht gegeben werden soll, ohne daß zugleich genommen wird — eine Einengung des Wiederaufnahmeverfahrens in dem Entwurf der verbündeten Regierungen vorgeschlagen, und mit Rücksicht auf die Entschädigungspflicht, zugleich aber mit Rücksicht auf die Einführung der Berufung begründet, welche letztere die Wiederaufnahme in vielen Fällen unnöthig machen werde.

Der letztere Grund ist ohne Weiteres abzuweisen. Berufung und Wiederaufnahme des Verfahrens äußern ihre Wirkung auf ganz verschiedenen Gebieten, was sich schon daraus ergibt, daß die Berufung an eine kurze, die Wiederaufnahme an gar keine Frist gebunden ist.

Die Verbindung der Einschränkung mit der finanziellen Entschädigungsfrage aber ist noch weniger zu billigen.

Das bestehende Gesetz läßt die Wiederaufnahme des Verfahrens unter anderem dann zu,

> wenn neue Thatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, welche allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung des Angeklagten oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind.

Auf Grund dieser Bestimmung wird in den bei weitem häufigsten Fällen eine Wiederaufnahme zur Zeit nachgesucht

und erlangt. Der Entwurf schlägt vor, statt dessen die Wiederaufnahme nur zu gestatten,

wenn neue Thatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, aus welchen allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen sich die Unschuld des Verurtheilten, sei es bezüglich der ihm zur Last gelegten That überhaupt, sei es bezüglich eines die Anwendung eines schwereren Strafgesetzes begründeten Umstandes ergibt.

Der Unterschied liegt klar auf der Hand. Allgemeiner Grundsatz der Strafrechtspflege ist es, daß derjenige, dessen Schuld nicht bewiesen werden kann, freizusprechen ist, daß also der Zweifel dem Angeklagten zu Gute kommt. Dieser Grundsatz findet auch bei dem bestehenden Wiederaufnahmeverfahren Anwendung. Ist durch die beigebrachten neuen Thatsachen oder Beweismittel das thatsächliche Bild der Sache gegen dasjenige, welches der Verurtheilung zum Grunde lag, derart verändert, daß Zweifel an der Schuld nicht mehr zu beseitigen sind, so muß nach dem jetzt geltenden Recht die Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren erfolgen. Es genügt also die Hervorrufung von erheblichen Zweifeln an der Schuld; nach dem Entwurf dagegen müßte jeder Zweifel an der Unschuld beseitigt werden. Es ist unbestritten, daß damit einer Reihe wirklich unschuldig verurtheilter Personen die Wohlthat der Wiederaufnahme des Verfahrens abgeschnitten wird.

Dagegen darf nicht geltend gemacht werden, daß das gegenwärtige Verfahren auch zu ungerechtfertigten Freisprechungen führen kann. Die Möglichkeit ist bei der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen selbstverständlich nicht abzuweisen. Der Nachweis, daß ein solcher Fall wirklich eingetreten sei, ist aber niemals zu führen. In allen Fällen, in welchen die Sache schließlich unaufgeklärt bleibt, werden die Meinungen über Schuld oder Unschuld immer auseinandergehen. Es liegt aber gar keine Veranlassung vor, der die Schuld behauptenden Meinung etwa deshalb vor der entgegengesetzten den Vorzug zu geben, weil sie vielleicht von der Staatsanwaltschaft, der strafverfolgenden Behörde, getheilt wird.

Jedenfalls sind die Fälle der Wiederaufnahme des Verfahrens zu Gunsten des Angeklagten an sich selten; nur ein Theil derselben führt zur Freisprechung; nur in einem Theil der freisprechenden Urtheile bleiben Zweifel bestehen, und diese Zweifel sind gewiß nur zum Theil gerechtfertigt. Eine dem wirklichen Recht zuwider laufende Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren ist daher, wenn sie überhaupt vorkommt, so verschwindend selten, daß darauf gesetzliche Neuerungen nicht begründet werden können.

Wäre aber eine solche Neuerung dennoch geboten, so war es ein höchst unglücklicher Gedanke, sie mit der Entschädigungspflicht des Staats in Verbindung zu bringen. Es wird damit die Auffassung nahe gelegt, als wenn der Staat aus Sparsamkeitsrücksichten die neu zu übernehmenden Verbindlichkeiten, deren Uebernahme die Gerechtigkeit fordert, soviel als möglich einschränken wolle, und als ob ihm Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit seiner bestehenden Einrichtungen erst da gekommen seien, wo aus denselben für ihn eine Geldverpflichtung zu entstehen im Begriff war.

Es hilft nichts, daß man diesen Gedankenzusammenhang von Seiten der Regierungen mit Entschiedenheit ablehnt. Die Absicht wird ja wohl in der That nicht bestehen; der unbewußte Zusammenhang aber läßt sich kaum leugnen.

Nun sagt man zwar, daß es nicht für den Staat, wohl aber für das Volk unerträglich sein würde, wenn Jemand, dessen Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren das Volk für ungerechtfertigt hält, nun obenein außer der nicht verdienten Freisprechung mit Geld aus der Staatskasse entschädigt werde. Diese Berücksichtigung der öffentlichen Meinung ist als solche an und für sich dankenswerth; sie findet sich aber leider am unrichtigen Platze. Kann es die öffentliche Meinung ertragen, daß im Gegensatz zu ihr Jemand freigesprochen, die Freisprechung auch durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht wird, so wird sie auch die Auszahlung einer Entschädigung für die bis dahin von ihm erduldete Strafe ertragen können, und jedenfalls ertragen lernen müssen. Wenn sich damit die Ueberzeugung Bahn bricht, daß der Staat einem Jeden für den Raub an seiner persönlichen Freiheit Entschädigung bietet, welchem gegenüber er den Beweis seines Rechtes zur Freiheitsentziehung nicht nachweisen kann, so wird eine solche Ueberzeugung das Rechtsbewußtsein nicht schwächen, sondern stärken. Und wenn die Hinzufügung der Geldentschädigung zu der feierlichen Aufhebung der früher erkannten Strafe den Glauben von der Richtigkeit des freisprechenden Erkenntnisses stärken sollte, so wäre damit nichts verloren, sondern im Gegentheil gewonnen. Denn nichts trifft den Freigesprochenen schwerer, als das Fortbestehen eines Verdachts gegen ihn, der sich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen läßt.

Die Beschränkung des Wiederaufnahmeverfahrens ist also vom Reichstage mit Recht abgelehnt worden; es empfiehlt sich, lieber auf die Entschädigung für jetzt zu verzichten, als einer dauernden Verschlechterung des Verfahrens zuzustimmen.

Der Reichstag hat die Gelegenheit wahrgenommen, um eine Reihe anderweitiger Veränderungen der Strafprozeßordnung vorzunehmen, welche größtentheils Verbesserungen des gegenwärtigen Verfahrens darstellen, und an und für sich, wie z. B. die Bestimmungen über die Presse, von erheblichem Interesse sind. Sie stehen aber nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der Einführung der Berufung und der Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Auf sie zurückzukommen wird Zeit sein, wenn sich übersehen läßt, was davon in dritter Lesung übrig bleibt. Auch der Entwurf enthält noch eine Reihe meist vom Reichstage angenommener Anträge über anderweitige Begrenzung der Zuständigkeit der Schöffengerichte, Strafkammern und Schwurgerichte, auf welche hier nicht eingegangen werden kann. Hier handelte es sich nur darum, einige Hauptpunkte festzustellen, in welchen eine Nachgiebigkeit des Reichstags gegen den Entwurf nach meinem Dafürhalten nicht zulässig ist, ohne die Annahme des gesammten Gesetzentwurfs unmöglich zu machen.

A. Munckel.

Parlamentsbriefe.

IV.

Aus der verflossenen Parlamentswoche sind nur die Reichstagsverhandlungen über die Postdampfersubventionsvorlage hervorzuheben. Bekanntlich wurde im Jahre 1885 ein Gesetz erlassen, wonach eine Reichssubvention von jährlich 4 400 000 M. für den Postdampferdienst nach Ostasien und Australien auf 15 Jahre bewilligt wurde. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen übernahm die Ausführung dieses Dienstes und bezog die jährliche Subvention, die vor einiger Zeit infolge des Wegfalls einer australischen Zweiglinie um 300 000 M. ermäßigt wurde. Die gegenwärtige Vorlage sieht anstatt der bisherigen vierwöchentlichen vierzehntägige Fahrten nach Ostasien vor; obendrein sollen schnellere Schiffe zur Verwendung kommen; und dafür soll als Aequivalent die dem Norddeutschen Lloyd zu gewährende Subvention um $1\frac{1}{2}$ Millionen jährlich — und zwar auf weitere 15 Jahre — erhöht werden.

Die Aufnahme, welche die Vorlage im Reichstage bei der ersten Lesung gefunden hat, war keine günstige. Dieselbe war sogar weniger günstig, als die Aufnahme, welche jene Vorlage erfuhr, durch die das Postdampfersubventionswesen im Jahre 1885 bei uns neu eingeführt wurde. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß der jetzige Gesetzentwurf zur Ablehnung kommt. Speziell das Centrum,

welches zunächst allerlei Bedenken erhoben hat, wird vermuthlich bei den Kommissionsverhandlungen zu dem Standpunkt der Regierung bekehrt werden. Man wird dem Centrum einige kleine Konzessionen in Nebendingen machen, und dann wird die Sache erledigt sein.

Immerhin ist es interessant, zu sehen, wie viel skeptischer und nüchterner der Reichstag im Vergleich mit seiner Haltung im Jahre 1885 zu dieser neuen Subventionsvorlage sich stellt. Die Konservativen, welche vor 12 Jahren Feuer und Flamme für jene nationale That waren, gaben durch Herrn v. Leipziger zu verstehen, daß sie dieser neuen Vorlage, bei der für die nothleidenden Großgrundbesitzer nichts herausschaut, kühl bis ans Herz hinan gegenüberständen; während die äußerste Linke, die Sozialdemokratie, welche bei der früheren Subventionsvorlage durch ihren Parteiredner, Herrn Dietz, dem Regierungsentwurf so weit entgegengekommen war, wie es bei dieser Partei höchst selten der Fall ist, sich diesmal völlig ablehnend verhielt. Herr Dietz hatte am 16. März 1885 seine Rede Namens der Partei mit den Worten begonnen: „Wir glauben, daß wir mit der Annahme der Vorlage der deutschen Industrie und den deutschen Arbeitern einen Dienst erweisen", und er hatte seine Rede mit den Worten geschlossen: „Wir sind der festen Ueberzeugung, daß diese subventionirten Linien thatsächlich im Stande sind, unseren deutschen Handel, unsere deutsche Industrie und namentlich auch unseren deutschen Arbeiterstand in seinen Erwerbsverhältnissen zu fördern". Ja sogar die freisinnige Partei hielt es damals für nöthig, aus taktischen Erwägungen heraus ihre Opposition vornehmlich gegen die australische Linie zu konzentriren und der ostasiatischen Linie gegenüber sich auf den Standpunkt des tolerari posse zurückzuziehen. Mit anderen Worten: hätte man die australische Linie beseitigen können durch Annahme der ostasiatischen Linie, so würde man in diesen sauren Apfel gebissen haben.

Man sieht aus allem diesem, wie stark seiner Zeit der Zug nach dem Subventionssystem war. Wir selbst sind stets grundsätzliche Gegner dieses Systems gewesen, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil wir davon durchdrungen waren, daß es kaum möglich sein werde, das einmal angenommene System wieder los zu werden. Nachdem die Linien einmal eingerichtet sind, nachdem der Norddeutsche Lloyd sehr erhebliche Aufwendungen für diese Linien gemacht hat, nachdem unter beträchtlichen Verlusten er 12 Jahre hindurch die Linien gehalten hat, nachdem die verschiedenartigsten Interessen mit dieser Subventionslinie verknüpft sind, kann man nicht leicht das ganze Unternehmen wieder aufgeben. Das würde nicht nur den Norddeutschen Lloyd, die größte Schiffahrtsgesellschaft der Welt, auf welche Deutschland alle Ursache hat, stolz zu sein, in die schwersten finanziellen Ungelegenheiten bringen, — vielleicht sogar in seiner Existenz bedrohen —, sondern jetzt auch die Position Deutschlands im Weltverkehr schwächen. So wenig zugänglich wir für die Argumentation waren, daß Deutschland es seiner Stellung als wirthschaftliche Großmacht schuldig sei, solche Subventionslinien einzurichten, so wenig können wir verkennen, daß das Wiederaufgeben dieser Linien, nachdem sie 12 Jahre bestanden haben, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, unbequem wäre. Hoffentlich entwickeln sich die Subventionslinien demnächst auch finanziell günstiger, so daß man wenigstens in einer späteren Zukunft mal daran denken kann, die Subvention zurückzuziehen oder zu ermäßigen. Daß die Verdoppelung der Fahrten nach Ostasien und die Erhöhung der Fahrtgeschwindigkeit an sich geeignete Mittel sind, um die ganze Linie rentabler zu gestalten, müssen wir zugeben.

Ob es unter solchen Umständen zweckmäßig ist, noch weitere $1\frac{1}{2}$ Millionen jährlich aus Reichsmitteln in das Unternehmen hineinzustecken, darüber können die Meinungen — selbst unter Gesinnungsgenossen — auseinandergehen. Hierbei sind keine grundsätzlichen, sondern Zweckmäßigkeitserwägungen entscheidend. Proteus.

Amerikanisches.

Nach der gewaltigen nationalen Kraftanstrengung, wie sie in dem jüngsten Präsidentschaftswahlkampfe zur Entfaltung kam, hat sich in den Vereinigten Staaten jetzt wieder alles der geschäftlichen und politischen Tagesarbeit zugewandt. Das erhoffte Wiederaufleben der wirthschaftlichen Thätigkeit ist sofort eingetreten, wenn auch nicht in jenem Umfange, wie es der amerikanische Optimismus erwartete. Das Newyorker „Journal of Commerce" konstatirt, daß binnen 10 Tagen nach der Wahl des Präsidenten 307 industrielle Etablissements neu ins Leben getreten seien, während 217 solcher Unternehmungen ihre Produktion gesteigert und die Arbeitskräfte vermehrt hätten. Auf ähnliche Angaben über das Wiederaufleben der Geschäfte stößt man allenthalben in der amerikanischen Presse.

Daneben ist auch die politische Diskussion neu aufgenommen, und man erörtert eifrig, was nun werden soll, nachdem der free coinage-Bewegung das Lebenslicht ausgeblasen sei. Die Meinung, daß diese Bewegung in den Vereinigten Staaten niemals wieder den Mittelpunkt eines Wahlkampfes bilden werde, befestigt sich mehr und mehr. Kein Preßorgan hat das nachdrücklicher zum Ausdruck gebracht, als der „Times-Herald" in Chicago, dessen Haupteigenthümer, H. H. Kohlsaat, einer der intimsten Freunde McKinley's ist. „Seit 20 Jahren" so schreibt das einflußreiche Chicagoer Blatt, „ist die Silberfrage ein störendes Element in unserer Politik gewesen, und schließlich hat das Volk Gelegenheit gehabt, sich gründlich darüber auszusprechen zu können. Kann irgend Jemand glauben, daß nach einem Wahlfeldzuge, wie wir ihn eben erlebt haben, ein erneuter Angriff auf das Blut des Geschäftslebens und auf die wirthschaftliche Wohlfahrt zugelassen werden würde? Wer das annimmt, kennt den amerikanischen Charakter und das amerikanische Temperament sehr wenig." Diese Anschauung wird auch durch die Haltung zahlreicher demokratischer Preßorgane, die in dem letzten Wahlkampfe auf Seiten Bryan's gestanden haben, bestätigt; einige derselben erklären rund heraus, daß die free coinage-Frage erledigt sei.

Das alles bezieht sich zunächst allerdings nur auf die freie Silberausprägung, nicht auch auf etwaige Pläne zur Herbeiführung eines internationalen Bimetallismus. Dieser internationale Bimetallismus spielte im Wahlkampfe gegenüber der Chicago platform of fraudulent money nur eine ganz untergeordnete Rolle. Die republikanische Partei hatte in ihrem Wahlprogramm allerdings die internationale Regelung der Währungsfrage in Aussicht gestellt, aber weder in Reden, noch in Schriften wurde dieser Passus der republikanischen Platform ernst genommen. Niemand zweifelte daran, daß es sich hier nur um einen taktischen Zug handelte, und unter der Hand gestanden selbst Führer der republikanischen Partei es offen ein, daß man es mit einer politischen Seifenblase zu thun habe. Möglich ist es ja allerdings, daß mit Rücksicht auf den betreffenden Passus im Wahlprogramm die Administration McKinley's demnächst einen Versuch macht, den alten Cirkusschimmel noch einmal in der internationalen Arena zu tummeln, aber ernst wird ein solcher Versuch nicht zu nehmen sein, und die europäischen Großmächte werden sich in einem derartigen Falle den Dank der amerikanischen Regierung verdienen, wenn sie von vornherein es ablehnen, etwaigen formalen Anträgen dieser Regierung näher zu treten.

Eine andere, viel ernstere Frage ist die, ob es möglich sein wird, in den Vereinigten Staaten eine positive Währungsreform durch Zurückziehung wenigstens eines Theiles der greenbacks herbeizuführen. Diese greenbacks im Betrage von rund 346 Mill. Dollars werden heute bei Präsentation im Schatzamt auf Verlangen gegen Gold eingelöst, zu welchem Zwecke eine Goldreserve von mindestens 100 Mill. Dollars vorgesehen ist. Die eingelösten greenbacks müssen aber wieder in Cirkulation gesetzt werden; es bleibt deshalb die Gefahr bestehen, daß bei heftigen

Krisen mittels der greenbacks in allerkürzester Zeit die Goldreserve leer gepumpt und damit die Unmöglichkeit geschaffen wird, die greenbacks gegenüber Gold auf dem Parikurse zu erhalten.

Dies ist der wundeste Punkt der gegenwärtigen amerikanischen Währungsverhältnisse. Jede positive Reform, die etwas bedeuten soll, muß deshalb an diesem Punkte ansetzen. Nun hat sich unmittelbar nach der Wahl bereits eine beträchtliche Agitation entwickelt, die auf Beseitigung oder wenigstens Einschränkung der greenbacks und Ersetzung dieses Staatspapiergeldes durch verzinsliche Bonds abzielt. Höchst einflußreiche Zeitungen des Landes, wie die Newyorker Blätter „Times", „World", „Herald", „Evening Post", ferner der „Eagle" in Brooklyn, der „Philadelphia Ledger", der „Cleveland Leader", der „Boston Transkript", der „Baltimore American", der „New Orleans Picayune", haben einen kräftigen Feldzug gegen die greenbacks eröffnet, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die ganze Geschäftswelt, speziell im Osten, mit ihren Sympathien hinter diesen Preßorganen steht.

Nichtsdestoweniger ist es höchst zweifelhaft, ob dabei ein positives Resultat herausspringen wird. Der großen Masse der Bevölkerung begreiflich zu machen, daß es zweckmäßig und für die gesammte Volkswirthschaft des Landes vortheilhaft ist, statt eines unverzinslichen Papiergeldes Staatsschuldscheine auszugeben, deren Zinsen durch Steuern aufzubringen sind, ist keine leichte Arbeit, und wenn das amerikanische Volk in dem jüngsten Präsidentschaftswahlkampfe auch einigermaßen volkswirthschaftlich erzogen ist, so darf doch kaum erwartet werden, daß es schon heute für diese komplizirtere Wahrheit reif ist. Man wird der Newyorker „Railroad Gazette" beistimmen müssen, daß eine solche Reform nur dann möglich sein wird, wenn die Staatskasse statt eines Defizits — wie augenblicklich — Ueberschüsse zeigt.

Seit mehreren Jahren leidet die amerikanische Union an sehr beträchtlichen Defizits. Dasselbe betrug in dem am 1. Juli abgelaufenen Fiskaljahre 1895/1896 rund 100 Mill. Mark. Dieses starke Defizit hat nicht wenig zur Verschlimmerung auch der Währungsverhältnisse beigetragen. Es ist nun zwar keineswegs ausgeschlossen, daß bei einem lebhaften geschäftlichen Aufschwunge das Defizit durch die natürliche Steigerung des Ertrages der Zölle und Inlandsteuern beseitigt wird, auch könnte das Ausgabenbudget der Vereinigten Staaten noch wesentlich reduzirt und auf diese Weise das Gleichgewicht hergestellt werden: — aber das sind zunächst alles ungefangene Fische, und die Forderung derjenigen, welche das Defizit durch erhöhte Abgaben beseitigen wollen, ist schwer abzulehnen.

Wäre es allen Theilen nur um die Steigerung der Staatseinnahmen zu thun, so würde man sich auch unschwer über eine Steuererhöhung einigen können; aber die engagirten Schutzzöllner in der republikanischen Partei wünschen diese Gelegenheit zu benutzen, um unter der Maske einer Steuerreform erhöhte Schutzzölle für amerikanische Industrieprodukte einzuschmuggeln. Ihnen liegt deshalb auch nichts an einer Beseitigung des Defizits, solange der gegenwärtige Präsident Cleveland noch am Ruder ist, weil sie wissen, daß dieser jeder Erhöhung der gegenwärtigen Schutzzölle sein Veto entgegenstellen würde; sie hoffen dagegen, daß der Schutzzöllner McKinley gleich nach seiner Inauguration am 4. März eine Extrasession des nächsten Kongresses anberaumen werde, um diesem Kongreß Gelegenheit zu geben, nicht nur das Defizit zu beseitigen, sondern zugleich eine Zolltarifreform in schutzzöllnerischem Sinne durchzuführen.

Ob sie damit Glück haben werden, ist immerhin fraglich. Zwar im nächsten Repräsentantenhause, welches neben 202 Anhängern einer gesunden Währung 155 Silberfreunde zählen wird, ist die muthmaßliche Mehrheit für erhöhte Schutzzölle voraussichtlich noch eine größere als die für gesundes Geld; im nächsten Senate dagegen, in dem die Silberleute nahezu die Hälfte aller Stimmen haben, können diese — mit den freihändlerischen Golddemokraten zusammen — schutzzöllnerischen Maßregeln erfolgreichen Widerstand leisten. Und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß sie es thun werden.

Andererseits hat auch die republikanische Partei in ihren besonnenen Führern durchaus keine Neigung zu einer eingreifenden Veränderung des Zolltarifs. Mit Rücksicht auf den starken Halt, den man beim letzten Wahlkampfe gerade in der großen Geschäftswelt und bei den freihändlerischen Golddemokraten gefunden hat, wünscht man jede erheblichere Erschütterung des Vertrauens in die Stabilität der bestehenden Verhältnisse zu vermeiden, und wenn nicht das drohende Defizit wäre — was unter Umständen eine Extrasession des Kongresses unvermeidlich macht —, so würde voraussichtlich die Frage der etwaigen Zolltarifreform bis zu dem ordentlichen Zusammentritt des nächsten Kongresses, d. h. bis zum Dezember des künftigen Jahres, vertagt werden.

Was unter diesen Verhältnissen schließlich geschehen wird, ist schwer vorauszusagen; nur das eine wird man mit ziemlicher Sicherheit behaupten können, daß, wenn es zu einer Extrasession kommt, die Zolltariffragen eine wesentliche Rolle spielen werden, und daß dabei Wolle und Wollfabrikate die größte Gefahr laufen, den protektionistischen Angriffen zum Opfer zu fallen.

Unverkennbar ist ferner, daß die demnächstige Administration Mc Kinley's eher geneigt sein wird, bei wirthschaftlichen Streitigkeiten mit anderen Völkern die rauhe Seite nach außen zu kehren. In Cleveland's Kabinet sitzen heute die besten Freihändler, die Amerika aufzuweisen hat; insbesondere Carlisle, der Finanzminister, und Sterling Morton, der Ackerbauminister, sind Männer von höchst unbefangenem Blick in wirthschaftlichen Dingen, die auch nicht die geringsten protektionistischen Neigungen haben.

Es liegt deshalb für Deutschland ein dringendes Interesse vor, die kleinen Reibereien, wirthschaftspolitischer Natur, die zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland seit einiger Zeit im Gange sind, wenn irgend möglich noch aus der Welt zu schaffen, so lange Cleveland am Ruder ist. Es wird später weit schwieriger sein, zu einem befriedigenden Resultat zu kommen. Ich theile nicht die Meinung derjenigen, die da glauben, daß die jetzt erfolgte Geltendmachung der Tonnenabgaben gegenüber deutschen Schiffen als eine Retorsionsmaßregel im eigentlichen Sinne des Wortes zu betrachten sei; es erscheint mir vielmehr wahrscheinlicher, daß konkurrirende Rhedereiinteressen im Spiele sind, die sich hinter den nicht ganz klaren Wortlaut einer bestehenden Verordnung gesteckt und schließlich obgesiegt haben, weil das lang andauernde Defizit im Staatsschatze naturgemäß allen Agitationen entgegenkommt, die erhöhte Einnahmen in Aussicht stellen. In zweiter Linie mag dann ja allerdings auch die Erwägung eine Rolle mitgespielt haben, daß Deutschlands Verhalten amerikanischen Arbeitsprodukten und amerikanischen Versicherungsgesellschaften gegenüber eine besondere Rücksichtnahme nicht erheische.

Die Behandlung des amerikanischen Viehes und sonstiger amerikanischer Ackerbauprodukte in Deutschland, und noch mehr die Behandlung der großen amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaften in Preußen, haben in Amerika eine starke Mißstimmung hervorgerufen.

Es ist begreiflicher Weise sehr schwer, die Amerikaner von der Berechtigung dieser Maßregelungen zu überzeugen, wenn sie gleichzeitig sehen, daß dasselbe Vieh und dieselben Fleischprodukte, die in Deutschland aus gesundheitlichen Gründen beanstandet werden, in England in ungeheuren Mengen seit Jahr und Tag eingeführt sind, ohne daß dort jene Gefahren zu Tage treten, vor denen sich Deutschland schützen zu müssen glaubt.

Ferner wird man es dem Amerikaner, der auf seine großen Lebensversicherungsgesellschaften, wie „Equitable" und „Mutual" mit vollem Recht außerordentlich stolz ist, nie begreiflich machen, daß es ein legitimes Interesse außerhalb des Konkurrenzinteresses gebe, welches den Ausschluß solcher Gesellschaften vom Wettbewerb in Preußen gerechtfertigt erscheinen läßt. Es kommt dabei viel weniger

die verlorene Möglichkeit, in Preußen Versicherungsgeschäfte abzuschließen, in Betracht, als der geschäftliche Ehrenpunkt. Große Versicherungsgesellschaften, die nicht bloß im eigenen Lande, sondern auf dem ganzen Erdenrund Geschäfte machen, fühlen sich begreiflicher Weise in ihrer geschäftlichen Reputation verletzt, wenn die Solidität ihres Geschäftsgebahrens in einem Lande, wie Preußen durch behördliche Verfügungen in Zweifel gestellt wird. Hierzu kommt, daß die büreaukratische Manier, mit der man diese ganze Angelegenheit seit Jahr und Tag in Preußen behandelt, in den Vereinigten Staaten, wo der Beamtenhochmuth keine Stätte findet, unverständlich geblieben ist.

Nun kann man sich ja leicht auf den nationalen Grundsatz zurückziehen, daß ein Staat wie Preußen nicht nöthig habe, sich in seinen Verwaltungsprinzipien von fremden Anschauungen beeinflussen zu lassen. Das ist — vom beschränkten Geheimrathsstandpunkte aus betrachtet — ja ganz zutreffend; nur schade, daß dieser selbstbewußte Satz bei rücksichtsloser Durchführung gar leicht zu internationalen Mißhelligkeiten führt, die hundertmal mehr Schaden anrichten, als die schönste büreaukratische Verfügung jemals Nutzen stiften kann.

Die Hauptsache bleibt doch, ob die großen Versicherungsgesellschaften, um die es sich handelt, wirklich solvent und solide sind, und das kann vernünftigerweise nicht bestritten werden. Ist das aber der Fall, läuft also der deutsche Versicherungsnehmer keine ernste Gefahr, geschädigt zu werden, wenn er sich mit diesen amerikanischen Versicherungsgesellschaften einläßt, so kann das Vaterland doch auch unmöglich in Gefahr gerathen, wenn jene Verfügung aus dem Ministerium des Innern, welche den amerikanischen Gesellschaften Bedingungen auferlegt, die sie nach der ganzen Natur ihrer Geschäftsbehandlung nicht erfüllen können, einer wohlwollenden Revision unterzogen wird.

Mit den sanitären Bedenken gegenüber amerikanischen Ackerbauprodukten wird die Sache kaum anders stehen. Auch dabei giebt es in der Regel einen Weg, der die eigenen nationalen Interessen ausreichend schützt und bei Fremden nicht den Glauben erweckt, als ob die Beschränkungen, die man ihnen auferlegt, ein bloßer Vorwand für protektionistische Velleitäten seien.

Ich sollte meinen, das nationale Interesse, welches sowohl in Deutschland, wie in den Vereinigten Staaten freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Ländern wünschenswerth und vortheilhaft erscheinen läßt, ist so groß, daß es unmöglich schwer sein kann, alle diese, an sich verhältnißmäßig unbedeutenden, Reibereien bei einigem guten Willen von beiden Seiten aus der Welt zu schaffen. Es besteht in den Vereinigten Staaten durchaus keine Animosität gegen Deutschland, ebenso wenig, wie das bekanntlich betreffs der amerikanischen Union bei uns der Fall ist; aber büreaukratische Ungeschicklichkeiten haben schon oft großes Unheil angerichtet, und deshalb wäre es gut, wenn man nicht erst wartete, bis die gegenwärtige Mißstimmung größere Dimensionen angenommen hat. Es wäre erwünscht, wenn das Auswärtige Amt sich mit der Regelung aller dieser Dinge befassen könnte und nicht durch die Ressorteifersucht preußischer Minister daran verhindert würde.

Th. Barth.

Ernst Engel †.

Ein Stück Statistik gehört heute zu den täglichen litterarischen Genüssen des Kulturmenschen. So war es nicht immer. Und insbesondere nicht, als vor nunmehr 36 Jahren an die Spitze des preußischen statistischen Büreaus der Mann berufen wurde, der vor wenigen Tagen in seiner engeren Heimath, in der er sich nach vollbrachter Lebensarbeit niedergelassen, die müden Augen für immer schloß. Wohl hat die ganze Entwicklung des wirthschaftlichen und sozialen Lebens die Ausbildung statistischer Erhebungen begünstigt, welche die ziffermäßige Darstellung von Thatsachen zum Zweck haben, die in den Massenerscheinungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu beobachten sind. Aber diese Ausbildung selbst hat doch eine zweckmäßig geleitete und unablässig fortgesetzte Arbeit zur Voraussetzung und in dieser Arbeit hat auf deutschem Boden Niemand mehr geleistet als Ernst Engel, den man wohl den Statistiker Deutschlands nennen kann, wie man Melanchthon praeceptor Germaniae genannt hat.

Es war ihm nicht beschieden, in regelrechtem Bildungs- und Lebensgange die fürsorglich vorbereitete Stufenleiter büreaukratischen Staatsdienstes glatt hinaufzusteigen. In dürftigen Verhältnissen aufgewachsen konnte er sich nur mit Hilfe eines Gönners auf der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen dem Bergfach widmen und später mehrere Jahre hindurch größere Studienreisen in Deutschland und im Auslande unternehmen. Ein größerer Wirkungskreis erschloß sich ihm, als er, erst 29 Jahre alt, 1850 zum Vorsteher des in Dresden neu errichteten sächsischen statistischen Büreaus ernannt wurde; seine Arbeiten in dieser Stellung verschafften ihm bald eine erste Stelle unter den damals lebenden Statistikern. Er schied, vom sächsischen Ministerium in seinen Bestrebungen wenig unterstützt, aus dieser Stellung 1858 um eine Hypothekenversicherungsgesellschaft zu begründen und bis zum Jahre 1860 zu leiten. Dann erfolgte die Berufung an die Spitze des preußischen statistischen Büreaus. Hier hat er 22 Jahre lang eine für die Theorie wie die Praxis der Statistik bahnbrechende Wirksamkeit entfalten können, bis seine Thätigkeit das Mißfallen des Machthabers im Deutschen Reiche erregte und er im Jahre 1882 nicht freiwillig seinen Abschied nahm.

Engel war in der Leitung des 1805 begründeten preußischen statistischen Büreaus der Nachfolger nicht unbedeutender Vorgänger; die Namen J. G. Hoffmann und K. F. W. Dieterici sind um ihrer volkswirthschaftlichen und statistischen Arbeiten willen auch heute nicht vergessen. Aber mit Engel zog doch ein neuer Geist in diese Behörde ein. Es lag in seiner Natur etwas Schaffendes, ja wenn der Ausdruck auf einen Statistiker anwendbar ist, etwas Geniales. Er schuf eine neue Organisation des Büreaus und aller statistischen Erhebungen, die auf immer neue Gebiete des wirthschaftlichen und sozialen Lebens ausgedehnt wurden. Ebenso war er einer der thätigsten Mitarbeiter an der Einrichtung und an den Verhandlungen der internationalen statistischen Kongresse. Sein Hauptverdienst aber hat er sich durch die eigenartige Bearbeitung des durch die statistischen Erhebungen gelieferten Materials erworben. Ihm lieferte die Statistik nicht todte Zahlenreihen, er verstand es in ihnen das Spiegelbild des Lebens selbst zu erblicken. Ausgerüstet nicht nur mit der ganzen Wissenschaft seines Faches, sondern auch mit einer umfassenden Lebens- und Weltbildung, sah er Vieles, was kein anderer seiner Fachgenossen sah, vermochte er zu Schlußfolgerungen zu kommen, die außerhalb des Gesichtskreises aller anderen lagen. Ein paar schöne Beispiele solcher Arbeiten, deren Zahl sehr groß ist, sind die Schriften „Der Werth des Menschen“ und „Das Zeitalter des Dampfes“. In der erstgenannten Schrift sucht Engel den volkswirthschaftlichen Werth des Menschen festzustellen, d. h. er stellt eine Berechnung über die Kosten des Unterhalts, der Erziehung und der Ausbildung eines Menschen aus den verschiedenen Lebenskreisen an, um daraus den Betrag zu ermitteln, welcher von dem Menschen erworben werden muß, wenn bis zu seinem Tode das gewissermaßen in ihm angelegte Kapital verzinst und amortisirt werden soll. Das Zeitalter des Dampfes ist eine ebenso umfassende wie eingehende Monographie über die Ausbreitung und die Wirkungen der Dampfkraft in der Industrie und im Transportwesen — eine Monographie, welche durch die 1876 begangene Säkularfeier der Erfindung der Watt'schen Dampfmaschine veranlaßt wurde und nicht nur Deutschland, sondern alle Kulturstaaten behandelt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die neue Belebung der Statistik durch Engel auch zuweilen die alten statistischen

Ermittelungen durch die Natur der Dinge gesteckten Grenzen zu überschreiten suchte. Der Eifer zu zählen, was nur irgend zählbar ist, mußte sich damals manchen harmlosen Spott gefallen lassen, so z. B., wenn erzählt wurde, daß im Statistischen Büreau ein Vorschlag ausgearbeitet sei, um eine Zählung der Eier vorzunehmen, welche im preußischen Staate alljährlich von sämmtlichen Hühnern des Landes gelegt würden. Auch der Werth der Statistik für die Erkenntniß wirthschaftlicher Zustände, ihrer Veränderungen und ihres ursächlichen Zusammenhangs wurde damals manchmal überschätzt, wie er auch heute noch nicht selten überschätzt wird. Es ist thöricht, mit dem Ausspruch „Zahlen beweisen" ein paar herausgegriffene Zahlen als unwiderlegliches Beweismaterial hinstellen zu wollen; es ist aber ebenso thöricht, mit dem Diktum „Mit Zahlen läßt sich Alles beweisen" die ganze Statistik als werthlos verwerfen zu wollen. Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit sind bei der Benutzung statistischen Materials ebenso unentbehrlich wie bei Benutzung jeglichen anderen Beweismaterials. Am wenigsten aber wird man Engel den Vorwurf machen dürfen, daß er durch seine Arbeiten einer unwissenschaftlichen Verwerthung statistischer Zahlen irgend wie Vorschub geleistet hätte.

Die enge Verbindung zwischen Statistik und Volkswirthschaft war in Preußen dadurch zum Ausdruck gekommen, daß Engel's Vorgänger zugleich Professoren an der Berliner Universität waren. Engel begründete das Statistische Seminar, in welchem die Mitglieder des Statistischen Büreaus, vor Allen er selbst, Vorlesungen über volkswirthschaftliche und statistische Themata hielten. In wahrhaft liberalem Geiste gewährte er Zutritt zu diesen Vorlesungen nicht nur angehenden Staatsbeamten, wie Referendaren und Assessoren, sondern auch Männern aus anderen Berufskreisen, Kaufleuten, Journalisten, Privatdozenten. Auch ich habe auf diesem Seminar einen Kursus durchmachen können und gedenke noch heute in dankbarer Erinnerung dieser Lehrzeit. Engel's Vortrag litt unter stilistischen Mängeln; es war auch, als ob in diesem Kopfe sich die Gedanken in Fülle drängten, so daß zuweilen ein einzelner etwas voreilig ans Tageslicht kam. Aber aus der Gesammtheit des Vortrages hob sich doch die Meinung des Vortragenden klar, ja anschaulich heraus, und die mannigfache Anregung, welche er bot, fesselte dauernd den Hörer. Manche Leser dieser Zeitschrift, welche Engel's Vorträge in der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft gehört haben, werden sich dieser Vorzüge auch erinnern. Wie fesselnd er als Lehrer wirken konnte, zeigte sich u. A. an dem wirthschaftspolitischen Attaché einer auswärtigen Botschaft, der sich wieder einmal zu den Engel'schen Vorlesungen über Volkswirthschaft meldete mit der Erklärung, er werde sie nun zum sechsten Male hören. „Mein lieber Herr von X.", erwiderte Engel mit gutem Humor, „das ist eigentlich nicht schmeichelhaft für mich; wie wenig muß ich es verstehen, meine Anschauungen klar darzustellen, wenn ein Mann von Ihren Geistesgaben sie nach fünfmaligem Hören noch nicht vollständig verstanden hat!" Engel war auch ein Freund humorvoller Geselligkeit. Fast regelmäßig nach Schluß der Abends stattfindenden Vorlesungen zogen um 10 Uhr Lehrer und Schüler gemeinsam vom statistischen Büreau nach einer Weinstube in der Markgrafenstraße und der Genuß eines Schtummerpunsches im Kaiserhofcafé beendete dann das Zusammensein in der zweiten Morgenstunde. Engel zeigte sich bei solchen Gelegenheiten als eine Art geistigen Verschwenders; aus dem Schatze seiner Kenntnisse, Erfahrungen und Gedanken streute er freigiebig nach allen Seiten aus.

In demselben liberalen Geiste schuf und verwaltete er die Bibliothek des statistischen Büreaus, die unter seiner systematischen Pflege für die Gebiete der Statistik, der Volkswirthschaft und der Sozialpolitik eine der bestausgestatteten in Deutschland geworden ist. Diese reiche Büchersammlung betrachtete er nicht als ein Stück des staatlichen Verwaltungsapparats, sondern als eine im allgemeinen Interesse geschaffene Einrichtung. Er öffnete sie deshalb bereitwillig weiteren Kreisen zur Benutzung. Nach dem Beispiel des Britisch Museum traf er dabei die Anordnung, daß kein Buch außerhalb des Hauses verliehen werden sollte, und demnach stets alle Bücher für den Besucher des Lesezimmers zur Verfügung standen. Mit Strenge hielt er darauf, daß keine Abweichung von dieser Vorschrift stattfand. Bei einem Besuche in seiner Wohnung — dieselbe befand sich im Parterre des statistischen Büreaus — erlebte ich es, daß ein Bibliotheksdiener mit der Meldung kam, oben im Lesezimmer werde ein Buch verlangt, das z. B. der Herr Geheimrath habe. Ohne Weiteres suchte es Engel aus dem Bücherhaufen heraus und übergab es dem Diener, nur die Bestimmung hinzufügend, daß es ihm nach Gebrauch wiedergebracht werde.

Wie er politisch ein freisinniger Mann war, so bekannte er sich auch zu den Grundsätzen wirthschaftlicher Freiheit. Ende der sechziger und Anfangs der siebziger Jahre näherte er sich wohl in seinen Anschauungen den damals zuerst in der akademischen deutschen Nationalökonomie hervortretenden sozialistischen Lehren. Bald aber kehrte er auf seinen selbständigen Standpunkt in der Volkswirthschaft zurück, und als im Jahre 1879 die zollpolitische Reaktion in Deutschland hereinbrach, trat er in die erste Reihe der Gegner der Bismarck'schen Zollpolitik. Seine Schrift über „Deutschlands Getreideproduktion, Brotbedarf und Brotbeschaffung", welche er unter dem Pseudonym Chr. Lorenz im Jahre 1881 in den „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" veröffentlichte, ist eine der besten und gründlichsten Schriften gegen Getreidezölle. Seine unerschrockene Wahrheitsliebe zog ihm die schärfste Verfolgung seitens Bismarck's zu, der, nach altem Rezept, daß Angriff die beste Vertheidigung, im Reichstage ihm offen tendenziöse Zahlengruppirung vorwarf; im folgenden Jahre war er genöthigt, seinen Abschied aus dem preußischen Staatsdienst zu nehmen. Aber in demselben Jahre, da er ein freier Mann geworden, sprach er auf dem Volkswirthschaftlichen Kongresse in Mannheim über Manchesterthum und schlug folgende Resolution vor, die, vom Kongresse einstimmig angenommen, zugleich seine eigene Meinung treffend ausspricht: „Der Volkswirthschaftliche Kongreß protestirt mit aller Entschiedenheit gegen die auf ihn und seine Theilnehmer angewandte Bezeichnung, Vertreter des „Manchesterthums" zu sein, wenn damit gemeint ist, daß er und seine Theilnehmer Feinde der deutschen Arbeit und der deutschen Arbeiter seien; der Kongreß acceptirt dagegen diese Bezeichnung mit Genugthuung, wenn damit gemeint ist, daß er der freien Bewegung des Handels und der Gewerbe Vorschub leisten, vor Allem aber der Nichtbelastung der wichtigsten Nahrungs- und Hilfsstoffe für die Industrie mit Zöllen und Steuern Bahn brechen will."

Nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienste zog er sich nach einem in der Nähe Dresdens gelegenen Landhause zurück, dem er, in sinniger Umwandlung des Horazischen Wortes, die Inschrift gab: Procul numeris — Weit ab von allen Zahlen! Aber wie könnte ein Statistiker von den Zahlen lassen. Er hat dort emsig weiter gearbeitet, vor Allem an einem umfangreichen Werke über die Messung des Volkswohlstandes, bis ihm schwere Krankheit die Feder aus der Hand nahm.

Zu den Lieblingsgedanken Engel's gehörte der Vorschlag, eine Mitwirkung der Bevölkerung an der Statistik durch die Begründung statistischer Vereine zu organisiren. In einem seiner Berichte an den internationalen statistischen Kongreß, in denen er so viele seiner werthvollsten Anregungen ausgesprochen, hat er diesen Vorschlag besonders befürwortet, freilich ohne praktische Erfolge zu erreichen. Ebenso vertrat er gern die Idee, daß Jedermann ein kleines statistisches Vademecum, ein Büchlein mit statistischen Angaben, die von besonderem Interesse für ihn seien, immer bei sich führen müsse. Auf diese Idee kam er unter Anderem in geistvoller Weise bei einer kleinen Feier zu sprechen, welche ihm im Jahre 1881 damalige und frühere Schüler seines Seminars zu seinem sechzigsten Geburtstage veranstalteten. Mit sechzig Jahren, führte er ungefähr aus, hat

man die Mittagshöhe des Lebens weit überschritten und befindet sich schon tief auf dem abwärts führenden Wege. Aber meine Wissenschaft gewährt mir einen nie versagenden Trost. Ich schlage mein statistisches Vademekum auf und finde darin, daß die Sechzigjährigen im Durchschnitt noch dreizehn Jahre leben. Habe ich dann die 73 erreicht, so entnehme ich daraus, daß ich noch auf eine durchschnittliche Lebensdauer von 7 Jahren zu rechnen habe und bei 80 Jahren sehe ich noch immer eine durchschnittliche Lebensdauer von 5 Jahren vor mir. So läßt meine Wissenschaft mich niemals Lebenshoffnung und Lebensfreude verlieren.

Es war ihm beschieden, die erste der aufgezählten Perioden noch voll zu durchleben. Dann aber zeigte es sich, daß, gleich allen irdischen Dingen, schließlich auch statistische Berechnungen eitel sind. Im 76. Lebensjahre ist er dahin gegangen, wo er in Wahrheit weitab von allen Zahlen ist. So lange aber Deutsche statistische Zahlen ermitteln und bearbeiten werden, wird der Name Ernst Engel damit unvergeßlich verbunden bleiben.

M. Broemel.

Landschaftsseele.

In nordischer Einsamkeit haben mich zwei kontrastirende Stimmungen immer am tiefsten berührt.

Auf den weiten Fahrten durch die Fjorde schwimmt man, wie auf Unterweltgewässern, die Felswände lasten schwer herab, schwarzgrau verwittert mit Riesenrunen; aus einem Schluchtenkessel steuert das Schiff in den andern. Plötzlich weitet sich da die Enge, ein blinkender Spiegel öffnet sich, meergleich, die Ufer treten zurück und begrenzen in Fernen den Horizont. Wie von Nacht und Grauen erlöst, athmen wir. Und am Ufer hoch überragt von dem urweltlichen Gebirgsmassen einer eisigen Eis- und Schneeriesenwelt taucht aus dem Grün der Niederungen, ein lachendes weißes Dörfchen heraus. Rothe Dächer schimmern, und die hellen Badehäuschen am Strand, und die schaukelnden Nordlandsboote. Still sicher eingebettet in einer Bucht liegt die Idylle, und der Kirchthurm überragt grüßend mit seinem Haupt die kleine Gemeinde. Ein Boot stößt ab und bringt die Post an Bord unseres Schiffes, denn das schwerfällige Ungethüm selbst kann nicht heran an diese Kleinwelt.

Und sie winkt so ruheverheißend, so erlösend, so friedevoll, daß sich alle Sehnsucht stillen möchte, doch es ist keine Zeit zum Rasten. Man sieht die glückliche Insel nur von Ferne. Die Glocke schrillt, und weiter, weiter geht's auf endloser Fahrt.

Und eine andere, ganz andere Stimmung wird oft am Lande wach, in den kleinen weltabgelegenen, rings von himmelhohen Bergen eingeschlossenen Fjordplätzen, in denen man den Dampfer erwartet, der uns weiter führt. Da drückt die schwere Einsamkeit auf der Seele. Die Welt scheint völlig abgeschlossen, wie durch Kerkerwände. Kein Ausweg zeigt sich. Das düstere Wasser ruht still und tief. An einem Morgen aber liegt plötzlich ein schwarzes Schiff auf der Fläche, wie ein Bote aus der fernen Welt. Bald schreit die Glocke mit gellem Ton an die Felswände, die Maschine ächzt und stöhnt, der Koloß setzt sich in Bewegung, er steuert langsam aus der Bucht heraus, um die Felsecke und entschwindet.

Nun ist alles wieder todt und reglos erstorben. Wer aber am Strand zurückbleibt, den faßt ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit, als wäre nun alles vorbei.

Diese Stimmungen, die ich selber erlebt, stiegen mir neulich wunderbar wieder auf aus dem jüngst durch eine deutsche Uebersetzung uns gewonnenen Buch des finnischen Novellisten Juhanni Aho: „Ellis Ehe“*)

*) Deutsch von Ernst Brausewetter. Berlin. Verlag von Schuster & Löffler.

Dies Buch ist stofflich fast inhaltlos. Es erzählt von dem Aufenthalt des jungen Olaf Kalm, der aus Paris kommt, die Welt gesehen hat, in dem kleinen Küstenpfarrdorf bei seinen Jugendfreund dem Pastor Aarnio. Des Pastors Frau Elli ist Olaf's Spielgefährtin gewesen. Das Leben hat sie getrennt. Er ging fort. Und sie nahm den Anderen, einen gutmüthigen, plumpen Taps, der ihr Feingefühl fortdauernd unwissentlich kränkt.

Jetzt beginnt, hin- und herschwebend, zwischen dem Gast und Elli wie Sommerfäden sich allerlei anzuspinnen. Auf seiner Seite wirkt die träge wohlige Ruhe der Ferienmuße; das Erwachen alter Erinnerung in dem jetzt durch nichts gefesselten Sinn; die bei ihm zur Gewohnheit gewordene Neugierde auf jedes Weib, das seinen Weg kreuzt. Bei ihr spielen stärkere Federn. Dieser elegante vornehme Mensch, der zu ihnen in die Enge kam, birgt in sich all das, was sie sich ersehnt, die Welt, die strahlende Freude, das Erleben. Er dringt es für kurze Zeit in ihren stillen Winkel. Und sie jauchzt ihm entgegen, und sie hängt an seinem Munde. Aber sie hat nicht das Talent, sich ein Glück zu erobern; viel weniger es zu halten. So geht er; das Intermezzo langweilt ihn, da ihm die Früchte nicht in den Schoß fallen.

* * *

Der Reiz dieser Geschichte beruht nicht in der psychologischen Handlung.

Sie ist fein und echt und enthält keinen falschen Ton in ihren Steigerungs- und Abwandelungsskalen, aber sie bringt uns nicht viel Neues, nicht viel, was wir nicht ebenso fein schon einmal gelesen hätten.

Der Reiz dieses Buches besteht in der ganz wunderbaren Kunst, mit der hier die Menschen und ihr Gefühl im Zusammenleben mit der Landschaft gezeichnet sind.

Das moderne pantheistische Naturempfinden, das in der Landschaft und ihrem Leben den unbekannten Gott, den Gott, der uns im Busen wohnt, mit starkem, drängendem Gefühl sucht und seine eigene Seele dort sich neu entdeckt, hat der Landschaftschilderung in der bildenden Kunst und in der Dichtung wunderbare Tiefen erschlossen. Und diese Offenbarungen sind den Kulturvölkern gemeinsam; dem einen erwachten früher, dem anderen später die Augen für die Wunder; dem Unterschiede im Naturgefühl zwischen Germanen und Romanen nachzuspüren wäre reizvoll.

Die klingende Resonanz der Seele, das tiefe innere Erleben ist den Germanen eigen, und unter ihnen führen die Skandinavier und die Engländer. Die Namen George Moore, Rudyard Kipling, die schwedische Landschaftsmalerei, Jacobsen, Knut Hamsun's „Pan“ sprechen deutlich.

Die fruchtbarste Nahrung für diese Naturanschauung gibt der Norden.

Die große Einsamkeit, die Wortkargheit, das Verpflanztsein mitten hinein in die majestätische Natur führt zu einem innigen Versenken und Verwachsen. Von der weiten Außenwelt abgeschlossen, an den entlegenen Küsten grübeln sich die Menschen tiefer in sich hinein. Die Dinge gewinnen für sie eine persönliche Bedeutung, sie legen ihr eigenes Innenleben, ihre eigene Seele in sie hinein.

Das Buch des Finnen Aho ist nun — wenn es auch nicht an die Musik des berückendsten Waldwebens im „Pan“ heranreicht — so ungemein charakteristisch für die markant nordischen Nuancen des modernen Naturgefühls.

Vor allem sind es jene zwei Stimmungswellen, die ich als selbstempfunden im Eingang skizzirte, auf denen sich die Geschichte wiegt.

In Olaf die Stimmung des ruhlos Reisenden, der vom Bord aus sehnsüchtig nach einer Insel der Verheißung, nach einer friedvollen Stätte blickt. Das Roth des Pfarrhofs guckt in der tiefen Bucht zwischen grünen Saatfeldern hervor. Seine weißen Fensterkreuze leuchten über den weiten Fjord. Die Bucht

des Pfarrhofes liegt fern vom Landeplatz, fern von der großen Fahrstraße der Welt und ihrem Menschenstrom. Auf dem Felsengrund die Badehütte, der Bootshafen und das Schwimmhaus. „Das niedrige Schwimmhaus mit seinem weißen Steg, der in den Sand hinunterführte, das lichtblaue Boot, das so stattlich auf seinen glatten Rollen ruhte, das Kornfeld mit seinem Feldweg, die Himbeersträucher an der Hofhecke, der Garten zwischen dem Kornfelde — alles war wie von zarter Frauenhand geformt." Und wenn ein Reisender an Bord seinen Feldstecher dorthin richtete, dann konnten ihm wohl die Gedanken kommen: „da sieht es friedlich aus, da muß man glücklich leben können."

Aber Aho findet auch die andere Seele dieser Landschaft, die der in sie hinein fühlt, der mit Lebensdrang in der Brust in ihre allzu träge, regtose Ruhe gebannt ist. Da wird plötzlich die Atmosphäre eine ganz andere. Der Abend schwül, unheimlich die Stille, nur eintönig, in trostloser Monotonie das Plätschern der Wellen, das Beben des Espenlaubes. Nur hier und da sieht man eine Thür sich öffnen, hört die Gartenpforten knarren oder eine Kuh brüllen. Sonst konnte es so still sein, unbeweglich und todt, „daß eine scheue Wildente wagte, mit ihren Jungen zum Bootstrande heraufzuschwimmen und der Kuckuk herbeiflog und sich auf einen der Pfähle des Gartenzaunes setzte". An solchen Abenden lag ein Gefühl unerklärlicher Traurigkeit in der Luft, ein heimliches, trostloses Vermissen, ein ungesprochenes Bangen nach ewig Versagtem. Und das Dampfschiff, das dann plötzlich auftaucht mit schrillen Lauten und rauschend und schnaubend den Horizont streift, wird zur Personifizirung eines unerbittlichen Geschickes. So empfindet Elli. „In die Welt hinausblicken" nennt sie es, wenn sie an der Spitze der Landzunge in der Vertiefung des Felsens sitzt, die weitästige Birke hinter sich und in die weite offene See blickt, nach dem Fahrwasser der Dampfboote da draußen. Das ist für sie das einzige, was sie mit der fernen großen Außenwelt eint, der Welt der andern Menschen, jener geheimnißvollen Welt, „von der sie bereits als kleines Mädchen geträumt hatte, von der sie in Büchern gelesen und von der sie glaubte, daß dort die Menschen ein Leben führen in Reichthum, Ueberfluß und Glück".

Und wie bei Ibsen's „Frau vom Meere" entwickelt sich aus Enttäuschung, Einsamkeit und sinnendem Dahinträumen auf das Meer phantastisch-abergläubische Vorstellungen von einem unfaßbaren fernen Glück, einer Erfüllung aller Hoffnungen, die mit den Wellen auch einmal an den entlegenen Strand kommen müssen.

Und wie ihr am Anfang das Dampfschiff fern am Horizont alles Erwartungsreiche und die blühende kommende Zukunft verkörperte, so ist es ihr am Ende, als Olaf mit der lustigen Gesellschaft aus der Hauptstadt, die ihn heimholt, wieder abfährt, das grausame unerläßliche waltende Schicksal, das ihr für immer alles entreißt und sie in Einsamkeit und Oede rettungslos zurück läßt. Das Leben zieht ihr nun wieder fern von weiten nur, ewig unerreichbar vorbei: „ewig würde das Dampfboot hier vorbeigehen, ewig würde die Welt ihr von der düstern Hoffnungslosigkeit und von der Leere des Lebens singen".

Und so entquellen alle Stimmungen der Landschaft und umgekehrt alle seelischen Vorgänge reflektiren sich auf die Landschaft.

Die selige Ruhe eines stillen, stummen Glücksgefühls, als Olaf und Elli zum ersten Mal sich in dem gleichen Herzschlag einig wissen: „es kam ihm so vor, als ob sie bereits ihre Hochzeit gefeiert hätten und nun die Ruhe des Zusammenlebens genössen. Es war ein so stiller, halbbedeckter Sommermorgen, wo der Himmel sich langsam aufklärt, behutsam und ohne Wind; unsichtbar, unmerklich verdünnt sich der Nebel, steigt immer höher hinauf und verschwindet in der Höhe, als wären es nur Düfte vom Felde. Bevor der Rand der Sonnenscheibe sichtbar wird und sie zu wärmen beginnt, erscheinen bereits Schatten, die sie hervorruft. Und wenn sie dann zu scheinen beginnt, verbleibt doch die See ruhig und das Laub rührt sich nicht. Himmel und Erde bewundern gleichsam einander, betrachten ihr Bild in den Augen des andern. Die Wolken sind unbeweglich und stehen wie weiße Marmorbilder am Himmel, ohne ihre Form zu verändern".

Als der Regen dann einmal taglang, nachtlang niedergeht; als die gemeinsame Gartenarbeit ruhen muß; als der Hofplatz voll Pfützen, trüb und naß ist; ewig graue Schleier zwischen Hof und Wald liegen und verwaschene graue Nebelfetzen die Aussicht um den Pfarrhof verengen, da stagnirt auch die Liebe und Elli ist es „als wäre das Leben wieder in seine alten Bahnen zwischen häßlichen niedrigen Ufern eingeengt".

So, fast statistisch resümirt, mögen diese Beziehung zwischen landschaftlichen, klimatischen, atmosphärischen und seelischen Zuständen vielleicht konstruirt wirken. Wer es aber selbst in sich erfahren hat, wie um so intensiver im Norden, durch die weite Einsamkeit, durch die mystisch hellen Nächte des Sommers, durch die unendliche Nacht des Winters, durch die erdrückenden Riesenproportionen der Natur, die Menschen stärker sich auf sich selber besinnen, inniger und erschauernder die Wurzelfasern, die sie mit dem Boden verbinden, fühlen; wie sie alle die Dinge der Außenwelt auf ihr Innenleben projiziren, der wird sich von diesem Buche wunderbar berührt fühlen.

Olaf spricht einmal die ganze Essenz dieses geheimnißvollen Zusammenhangs von Landschafts- und Menschenseele aus:

„Ich habe später oft daran gedacht und es mir zu erklären gesucht — und ich glaube, es kommt davon, daß in diesen einförmigen Gegenden, wo alles nur von der Sonne lebt, und wo alles sie vermißt, sobald sie verschwunden ist, sich auch die Sehnsucht nach Glück so ungezügelt hervordrängt. Und das Schweigen, das einen umgibt, läßt dieses Sehnen sich ohne Hindernisse mit aller Macht entwickeln und, wie die Schatten in der Nacht, wachsen; und da man weiß, daß das Glück so kurz ist wie die Sommernacht, so kommt es einem zugleich so unmöglich vor, es zu erreichen."

* * *

Juhanni Aho, der Finne, dem wir in Deutschland noch nicht allzu oft begegnet sind, ist ein stiller feiner Lyriker. Ein Dichter jenes latenten Lyrismus voll, der jede Schilderung mit schwebendem Stimmungsduft durchtränkt, der die Atmosphäre der Worte, das „Klima der Begebenheit" mit lustigen Fäden wie einen Sommernachtstraum spinnt. Das kleine knappe Stimmungsbild gelingt ihm am besten. In der „Frau" las ich einmal ein kurzes Stück „Heimfahrt", die Schilderung der Nachtfahrt eines eben vermählten Paares in Schlitten durch den Winterwald zum Pfarrdorf. Hier ist mit den ach so groben und einförmigen Mitteln der Worte eine Wirkung erreicht, die fast musikalisches Fühlen auslöst. Wie die Fahrt da im Mondschein durch den Wald geht, an den verschneiten Meilensteinen und Schneepflügen vorbei. Und da „singen die Schellen einen Wiegensang für die ganze Landschaft. Ihr Laut ist so zart, daß er nicht den Schnee zum Herabfallen von den hängenden Zweigen bringt", und wenn das Pferd im Schritt geht, dann klingen sie kaum hörbar, „wie ein in der Ferne rieselnder Waldbach."

Diese feine Kunst, die ihr Bestes im Gedicht in Prosa erreicht, entgeht bei einem schon äußerlich etwas groß angelegten Roman, wie „Ellis Ehe", nicht der Gefahr einer gewissen Einförmigkeit. Die Art, wie sie einen solchen Stoff ausgestattet, trägt das umfängliche Gebäude nicht sicher genug. Ein liebevolles Versenken in das Detail, das beim Halm am Wege stehen bleibt, ein feinfühliger Kultus des Einzelnen herrscht vor. Aho erobert sich keine Leser, er wird nur die erfreuen, deren Gefühlssaiten zu den seinen von vornherein stimmen.

Er ist kein großer Regisseur der Schicksale und er kann nicht allzuviel Menschen inszeniren. Er ist auch kein stürmendes Temperament, kein Fühler und kein Schilderer der großen Leidenschaft. Etwas Herbstlich-Müdes und Abgedämpftes liegt über seinen Menschenkindern. Am glücklichsten zeigt sich so eine Eigenart in der Schilderung dunkler Lebensintermezzi, flüchtiger Augenblicke voll Feiertagsgefühl und Sonnenstrahlen, über die aber schon die Schatten der Vergänglichkeit ziehen, transitorische Momente von eines Herzschlags Länge.

So ist jene Szene in der „Heimfahrt", als die beiden nun zu Hause ankommen, während der Schnee lautlos sinkt. Sie fahren im blassen Mondschein gleichsam schleichend in den Hof. Niemand hört sie. Das Pferd biegt von selbst um die Ecke, die Blumen und die weißen Tüllgardinen am Fenster des Eckfensters tauchen auf. Und da, als die junge Frau ihre neue Heimath sieht in tiefer Stille und Nachteinsamkeit, da verläßt sie die Angst und sie schmiegt sich in seinen Arm. „Und dieser kurze Augenblick mitten in der Stille auf unserem eigenen Hof — das war vielleicht der glücklichste und seligste Augenblick unseres Lebens. Es dauerte nur so lange, daß wir es hören und erfassen konnten. Denn in selben Augenblick schüttelte das Pferd sein Sielenzeug, man erwachte drinnen, es erschien Licht am Fenster und wir stiegen aus dem Schlitten."

An solchen zart und intim erfaßten Scenen aus dem Zwischenspiel des Lebens ist auch der Roman Aho's reich.

Die Nachtstimmungen des Sommers, wenn durch die dämmerhelle Stille der verhallende Schlag eines einsamen Ruders tönt, die Glocken der Heerde vereinzelt anklingen und der Bugsirdampfer wie ein mächtiges Insekt in den fernen Inseln summt. Und die Winterabende, wenn man nichts anderes hört, als das Ticken der Uhr an der Wand des Eßzimmers und von draußen hie und da das Knirschen des Brunnenschwengels. Der bleiche Schein des Mondes wandert herum im Raume und zieht von Fenster zu Fenster. Dann heraus und auf Schneeschuhen über das Eis und der Schnee weht gespenstisch vor ihnen her.

Der Sensenklang im Hochsommer, wenn das Meer sonnendurchstrahlt transparent durch das Gezweig der Uferbäume blicken und tausendfach glitzert. Die Nächte auf dem Tanzplatz mit der kraftdurchglühenden Jugend des Dorfes und dann am Morgen mit der Büchse über der Schulter in die Einöde auf die Wildenten.

Und den starken, fast ermattenden Athem der Natur fühle ich in diesen Bildern voll Gegenwartskraft, voll flimmernder Luft und weiter Fernen; voll heimlichem Dämmern und Unendlichkeitssehnsucht, als führe ich noch einmal zur Sommerszeit durch Nordlands helle Nacht.

Felix Poppenberg.

Der alte Moor.

Die nachstehenden Betrachtungen sind angeregt durch zwei Aufführungen der „Räuber", welche uns unser Wiener Burgtheater einem geistvollen und gerne mit sich und seiner Kunst experimentirenden Künstler, Friedrich Mitterwurzer, zu Liebe innerhalb einer Woche veranstaltete. So unmittelbar hinter einander gesehen, drängten sich alle Widersprüche des brausenden Werkes zugleich mit einer Art Lösung für sie auf. Es scheint nämlich, als müßte die Erklärung für alle Lücken in der Motivirung, für alle Sprünge und Unmöglichkeiten des ungestümen Stückes in der Figur des alten Moor, also mehr in seiner Vorgeschichte, als in der Geschichte selbst gesucht werden.

In der Regel wird der alte Moor als ein durchaus gebrochener, hilf- und willenloser Greis dargestellt. Er ist die Güte und die Milde selbst; eitel Versöhnung. So gab ihn auch Mitterwurzer, nur daß der alte Hofmann in der Vornehmheit der Haltung durchleuchtete und daß einmal etwas von jenem ungestümen Wesen aufblitzt, welches man am König Lear ja schon gewöhnt ist. Und er selber vergleicht sich einmal mit diesem unseligen Fürsten und schwerlich allein der äußeren Aehnlichkeit wegen, daß beide Väter von ihren Kindern verrathen sind.

Spielt man den alten Moor nach der Ueberlieferung, so entsteht sofort ein großes Räthsel. Wie hat dieser edle Vater solche Söhne erzeugen können? Ich denke hier durchaus nicht an Vererbung, nur an Erziehung. Man erwäge: ein gut gehaltener Junge aus reichem Hause, durchaus gut gewöhnt, bezieht die Universität und ergibt sich sofort allen Ausschweifungen, nachdem er sich zu Hause vortrefflich benommen; denn seine edeln Anlagen werden immer wieder betont. Das widerspricht aller Erfahrung; das kann man nur bei solchen beobachten, bei denen ein unbarmherziger Zwang Jahre lang ungestüme Triebe mehr niederzwang, als bändigte. Wenn aber selbst bei Karls Libertinage Schwäche des alten Grafen vorläufig allein zur Motivirung seines Verhaltens an der Hochschule auslangen sollte, für die Charakterentwicklung Franz' reicht man nicht damit. Denn dieser blieb immer daheim und ward dabei ein Heuchler. Naturanlage gerade für dieses Laster gibt es nicht, wie jeder weiß, der vernünftig behandelte Kinder zu beobachten Gelegenheit hatte. Heuchelei entwickelt sich nur dort, wo ein starkes Wollen vor einem stärkeren zurückgehalten wird, wo mächtige Neigungen sich an unverrückbaren Schranken müde stoßen. Wem die offene Heerstraße zu seinen Wünschen verlegt ist, der wählt die Schleichpfade der Heuchler. Niemals hat Shakespeare, der sich schon als Schauspieler und Direktor auf diese Eigenschaft der Menschennatur gründlich verstand, es anders zu zeichnen auch nur versucht. Man denke an seine großen Schurken, besonders an Edmund im Lear, der sonst Franzen vielfach nahe steht. Edmund ist aber Bastard, also durchs Gesetz von dem abgesperrt für immer, dem er zustrebt. An ihm und von ihm begreifen wir ins vornhinein Alles.

Nun also: Karl sei an der Universität geworden, wie er ist. Was wir von ihm hören, das übersteigt in nichts das Maß dessen, was sich adlige Herrchen sonst in jener Zeit an hohen und gelahrten Schulen zu gestatten pflegten. Wir haben ja ziemlichen Eindlick in das wüste und zügellose Treiben jener Tage. Allerdings hatte Schiller, eingespannt in den engen Umkreis einer fast klösterlichen Schule, wenig Kenntniß jenes eigenthümlichen wie des Lebens überhaupt. Ihm, nach der Reinheit seines Sinnes, möchten also die Sünden, die Schürzenjagd, das Schuldenmachen, das bunte Wesen seines Helden unverzeihlich erschienen sein. Aber mit dem streitet, daß er mit seiner Theilnahme durchaus auf Karls Seite ist, daß dieser selbst seine Vergehungen nur als täßlich, das harte Urtheil seines Vaters als völlig unverdient empfindet. Gegen diesen ungerechten Spruch lehnt er sich doch eben auf, persönliche Unbill drückt ihm das Rächerschwert für alle Vergewaltigungen, an der Menschheit geübt, in die Hand. Wie aber konnte er die plumpe Falle seines Bruders nicht wittern, wenn das Schreiben, welches ihm Franz im Namen seines Vaters sendet, wirklich der Denkungsart des alten Grafen gänzlich widerspricht? Wenn er nicht Ursache hat, seinen Vater unter Umständen einer so erbarmungslosen Härte für fähig zu halten? Und nicht einmal kommt ihm während des ganzen, weiten, mühseligen Weges von Leipzig in die böhmischen Wälder, während dieser Wanderung, die doch unmöglich ein Spaziergang gewesen sein kann, der Gedanke, den Einfluß seiner Persönlichkeit auf den theuren Greis zu versuchen. Der Reiz des Abenteuerlichen, die Führerschaft, das Zujauchzen der Gefährten, sie können doch unmöglich während dieser ganzen Zeit, die man doch wohl auf Wochen veranschlagen muß, vorgehalten haben. Und man verstocke sich, so viel man mag: ein Augenblick der Frage muß bei einem Menschen kommen, der an Güte glaubt, weil er sie kennen gelernt hat, muß kommen, ehe sich noch etwas begeben hat,

was den Rückweg in geordnete Bahnen für immerdar abschneidet.

Die unnatürlichsten Gedanken von Kindern gegen die Eltern sind, sollte man meinen, immer noch nicht an der Tagesordnung. Und dennoch ist der alte Moor in einer Weise jeder Verdächtigung zugänglich, die doch mindestens merkwürdig ist. Er schwankt zwischen blindem Vertrauen und nicht minder grundlosem Argwohn, der selbst bei einem Schwachkopf von seinem Kaliber nicht wohl ohne jede Motivirung begreiflich ist. In der Regel aber sieht sich nur einer verfolgt, der sich bewußt ist, Nachstellungen verdient zu haben, der mindestens eine Gedankenschuld in sich weiß. Als den gänzlich gebrochenen Greis, als den wir ihn finden, haben wir uns den alten Moor gewiß nicht immer zu denken. Karls Abwesenheit und die üblen Posten von seinem Liebling mögen ihn noch so mitgenommen haben; — aber Franz und Karl, ehe er sich nach Leipzig gewandt, haben ihn ganz anders gekannt — als einen Grandseigneur jener Zeit, der sich am Hofe seine Sitte erworben, der aber auch jene Rücksichtslosigkeit sich zu eigen gemacht, welche den Hochadel gerade unmittelbar vor Beginn der französischen Revolution ausgezeichnet. Und heute noch braust uns der Sturm, der bald durch alle Geister wehen sollte, aus den Blättern der Räuber entgegen. Der alte Moor bewegt sich zwischen höchster Liebenswürdigkeit, zwischen wirklicher Vornehmheit und kalter Härte; er besitzt Unterthanen — aber im ganzen Verlaufe des Stückes, in dem doch so viel und über alles Mögliche gesprochen wird, gedenkt man nicht einmal ihrer und ihres Loses. Jedes raschen Entschlusses fähig, so muß er Karl im Gedächtniß stehen, der nicht weiß, wie sehr die Zeit seiner Abwesenheit den Vater gebrochen, wie mächtig die lange unterdrückte Zärtlichkeit immermehr nach Ausdruck und Bethätigung strebt. Dann ist eine der größten Unwahrscheinlichkeiten der Fabel mühelos beseitigt. Ohnedies waren es ähnliche Persönlichkeiten, welche dem jugendlichen Brausekopf entgegentraten und auf ihn drückten. Da ist zunächst Herzog Karl selber, dann der eigene Vater, der weiland Werbeoffizier, den wir uns auch nicht gut eitel Honigseim und Sanftmuth zu denken brauchen. Und auch das Tyrannos des Titelblattes gewinnt dann eine viel bestimmtere Bedeutung. Es gilt allerdings auch weiterhin der Gesellschaftsordnung, die schwer genug auf Allen lastete, aber es gilt nicht mehr ihr allein, nicht ein nebelndes Abstraktum ist es, gegen das sich der zornige Dichter ausschließlich richtet: es sind vielmehr die Tyrannen, die Väter nämlich, welche den Söhnen im Wege stehen und nicht wollen, daß sie sich selber und ihrer eigenen Natur leben sollen. Dann sieht man viel unmittelbarer den persönlichen Kern des inneren Erlebnisses, um den sich Schillers heftiger Erstling krystallisirt hat, man sieht, wie die Erfahrung auf ihn abgefärbt und zurückgewirkt hat. Der Doppelweg jedes Kunstwerkes: äußerer Anstoß, innere Gestaltung liegt klarer und anschaulicher vor, und dem ausgezeichneten Logiker und Berechner jeder Bühnenwirkung, als der sich Schiller späterhin erwies, brauchen wir auch in seinen Anfängen nicht mehr Ungereimtheit zuzumuthen, als unbedingt nöthig.

Man hat der Gestalt des alten Moor überhaupt von Anfang an vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Eine frühe Tradition hatte sich gerade für dieses Stück gebildet. Der ganze Antheil galt den Söhnen; und besonders die Gestalt des Franz, die schon bei der ersten Aufführung in den Händen des besten seiner Zeit, Iffland's lag, war immer ein Objekt, an dem sich die Kunst jedes probirenden Schauspielers gern versuchte. Der Vater blieb ganz im Schatten und seine Rolle wurde und wird gern bis ins Sinnlose zusammengestrichen. Er steckt ein für alle mal in der Episode und gehört doch höchstens nach Umfang, durchaus nicht nach Belang seiner Aufgabe da hinein. Gerade aus dieser Verborgenheit läßt sich, sollte man meinen, ein Licht aufstecken, das manches Dunkel dieses Stückes erhellt. Man spiele ihn immer gebrochen, so viel man mag; aber man leihe ihm heftigere Töne, jäheres Aufwallen, sprunghafteres Empfinden, halte ihn nicht ganz Grau in Grau, wie es sonst im Allgemeinen geschieht. Die Vornehmheit des Kavaliers muß immer gewahrt bleiben, des Mannes, der auf seinen Gütern und in seinem Hause genau so unumschränkt den Gebieter spielte, wie sein Fürst in seinem Lande. Er ist allerdings eine Ruine, aber man muß erkennen, diese Ruine war einmal eine drohende Burg, die jeden Zugehörigen und Alle, die in ihrem Umkreis lebten, bannte, zwang und festhielt.

Wien. J. J. David.

Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors Karl Jansen und ergänzt von Karl Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Wiesbaden, 1897. J. F. Bergmann.

Das Schicksal Schleswig-Holsteins — die Befreiung der Elbherzogthümer vom dänischen Joche und ihre Eingliederung in den deutschen Staatenverbond — ist seiner Zeit zum Angelpunkt der deutschen Frage geworden. In der großen Idee des deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung sind die auf die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins unter der Herrschaft seines angestammten Fürstenhauses gerichteten Bestrebungen, obwohl ihnen das historische Recht, der Wille der Bevölkerung und die Sympathie von ganz Deutschland zur Seite gestanden hatten, untergegangen. Eine machtvolle Realpolitik setzte die Einverleibung der befreiten Lande in den Großstaat Preußen durch. Seither ist ein Menschenalter verflossen, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum großen Deutschen Reich, wenn auch nur als ein Bestandtheil des mächtigsten Bundesgliedes, hat die Wunden geheilt, welche damals dem Rechtsgefühl geschlagen worden waren; die neuen Verhältnisse haben sich vollständig befestigt, Niemand kann und will mehr daran denken, irgend ein Ergebniß der Ereignisse rückgängig zu machen. Land und Herzogshaus haben ihren aufrichtigen Frieden mit Preußen geschlossen, ja die Tochter des Fürsten, dem sein Recht entwunden worden, theilt jetzt den Thron des deutschen Kaisers und preußischen Königs. Damit ist die Zeit gekommen, den eigentlichen Verlauf der Ereignisse und den Gang der Politik, der bisher theils nur unvollständig, theils in entstellter Form bekannt war, völlig klar zu stellen. Dieser Forderung geschichtlicher Gerechtigkeit sucht das vorliegende Werk zu dienen. Es leben noch Viele, welche mehr oder minder thätig mitgewirkt haben und in der Lage sind, vor der Mitwelt wahrhaftiges Zeugniß für die Vergangenheit abzulegen; andererseits erheischt es das Andenken Dahingeschiedener, daß ihre Bestrebungen und ihre Gesinnung gegen tendenziöse Entstellung und fälschliche Legendenbildung verwahrt werden. Das Werk stammt aus dem Nachlasse des verstorbenen Geschichtsforschers Professor Jansen in Kiel und ist von dem Sohne des schleswig-holsteinischen Staatsmannes Samwer, welcher letztere in jener Zeit als Rathgeber des Herzogs Friedrich den thätigsten Antheil an der Gestaltung der Verhältnisse zu nehmen in der Lage war, herausgegeben, zum Abschlusse geführt und mit einer außerordentlichen Fülle authentischer Nachweisungen und bisher unbekannter Urkunden bereichert worden. Befreit von dem Geiste echter Pietät, getragen einzig von dem Streben nach Wahrheit, stellt das Buch den edlen, patriotischen und aufgeklärten Charakter des Herzogs und die echt deutsch gesinnte Politik seiner Rathgeber wie die gegnerischen Triebfedern und Hilfsmittel in das helle Licht unleugbarer Thatsachen. Kein künftiger Geschichtschreiber wird dieses sorgfältig gesichtete und beglaubigte Material unbeachtet lassen dürfen. Der versöhnliche Geist, in dem das Werk ausklingt, die echt deutsche Tendenz werden demselben auch bei dem Theile der Leser ein weitreichendes Interesse sichern, dem der Nachweis mancher der hergebrachte Auffassung dementirender Thatsachen unerwünscht erscheinen mag.

K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 19. Dezember 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es hat ein nicht geringes Interesse zu beobachten, welche politischen Nachwirkungen durch die Enthüllungen über Leckert-Lützow-Tausch gezeitigt worden sind.

Die Zahl derer, welche den Prozeß als eine Nothwendigkeit betrachten, ist außerordentlich groß, und wie die Verhältnisse liegen, so muß der Ausweg, der unter Zustimmung des Kronraths gewählt worden war, durchaus als der zweckmäßigste erscheinen. Es mußte in voller Oeffentlichkeit das Uebel bloß gelegt werden, weil gerade damit die beste Garantie der Heilung geboten war.

Hatten unterirdische Einflüsse es zu Wege gebracht, die wichtigsten politischen Entscheidungen durch Intriguen der verschiedensten Art zu beeinflussen, so gab es nur eine Möglichkeit, den Vorder- und Hintermännern das Handwerk zu legen. Ihr Treiben an höchster Stelle bekannt zu geben, konnte keinen ausreichenden Erfolg haben; denn sie ihrerseits hatten sich ja auch als einflußreiche Denunzianten erwiesen. Behauptung hätte dann gegen Behauptung gestanden, ganz abgesehen davon, daß eine endgültige Sühne für das Vorgefallene überhaupt nur durch die Gerichte herbeizuführen war. Von unabhängigen Richtern mußten daher die Thatsachen aufgeklärt werden, und das ist durch die Geschicklichkeit des Freiherrn von Marschall über Erwarten gelungen. Damit erhielt die Krone das Material zu einer unabhängigen Beurtheilung der Sachlage, und die Oeffentlichkeit desgleichen, die nunmehr in der Lage ist, ihrerseits den Kampf gegen die intriguirenden Umsturzmänner aufzunehmen.

Ein Erfolg von dieser Bedeutung muß natürlich allen jenen überaus unbequem sein, denen daran liegt, daß mit immer erneuten Erschütterungen der Regierung fortgefahren werde, bis sich andere Männer am Regiment befinden, und zwar solche, die den einzelnen Mitwirkenden an der „staatserhaltenden“ Thätigkeit des Ministerstürzens die Genehmeren sind.

Wahrscheinlich arbeiten die einzelnen Koterien, die dieser Aufgabe obliegen, für ganz verschiedene Kandidaten; aber was thut das; der Einigkeit schadet das solange nicht, als es sich nur darum handelt, die Plätze frei zu machen; so lange ist man einig, und diese Einigkeit wird erst dann in die Brüche gehen, wenn die Entscheidung fällt, ob aus der Familie Bismarck oder aus dem Clan Eulenburg, ob Graf Waldersee oder ein anderer der Erbe oder die Erben sein sollen, und endlich gibt es auch solche, denen an Personen gar nichts gelegen ist, sondern nur daran, daß die Regierung endlich mit Agrariern besetzt werde, die nur eine einzige kleine Aufgabe zu lösen bereit sein müssen; endlich muß doch einmal ein Ministerium kommen, das den Großgrundbesitzern, welche Schulden haben, diese — aus den Mitteln anderer Bürger bezahlt, — und allen Großgrundbesitzern, ob sie Schulden haben oder nicht, — gleichviel — die

Einnahmen — wiederum aus den Mitteln anderer Bürger — erhöht, und zwar wesentlich und ganz außerordentlich erhöht. Kleine vierzig Millionengeschenke für die Brenner genügen natürlich nicht.

Zwei Gruppen in dieser tapferen Schaar von Kämpfern kann man mit vollständiger Deutlichkeit erkennen; die anderen mögen sich zurückhalten; aber mit offenem Feldzeichen treten auf die Agrarier, an ihrer Spitze die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, und dann jene anderen Organe, die kurzweg als die Bismarck-Presse zu bezeichnen sind. Die Bismarck-Blätter und die Blätter des Bundes der Landwirthe handeln in wohldisziplinirter Uebereinstimmung.

Die Bismarck-Blätter, die die Unfehlbarkeit ihres Herrn und Meisters zu verkünden haben, erhalten durch den Bund der Landwirthe die agrarischen Massen zugeführt und Massen sind heute für politische Aktionen nicht zu entbehren; die Agrarier des Bundes der Landwirthe aber, die eingeschworen sind, für Brot und Butter oder, besser gesagt, für Champagner, Rennpferde und Badereisen zu kämpfen, sie erhalten durch die Cooperation mit dem Fürsten Bismarck einen Nimbus, den das Verlangen nach hohen Getreide-, Spiritus-, Zucker- und Fleischpreisen noch nicht gewähren würde; die Allianz dieser Elemente ist also nützlich für beide Theile und ihr entspricht überdies jene innere Verwandtschaft, die das agrarische Junkerthum mit dem agrarischen Junker verbindet, mag er sich auch durch geniale Anlage von seinen gar nicht genialen Vettern noch so sehr unterscheiden.

Aus der abstrakten Deduktion in die reale Wirklichkeit übertragen sieht das Bild folgendermaßen aus:

An der Berliner Börse gibt es einen Herrn, der heißt Herr Mahnke; er besitzt die „Bank- und Handelszeitung", die agrarische Artikel veröffentlicht und die Leser nach dem Urtheil von Kennern in erheblicher Anzahl nicht besitzen soll. Aber die Zeitung hält sich gleichwohl aus Gründen, die an der Berliner Börse kein Geheimniß sind. Dieser Herr Mahnke brachte in seinem Blatt die Nachricht, daß der russische Zar den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh aus dem Grunde nicht besucht habe, weil Einflüsse die von der Wilhelmstraße und dem Königsschloß ausgegangen seien, dies verhindert hätten. Die Nachricht wird durch den „Reichsanzeiger" als unwahr erklärt. Aber Herr Mahnke behauptet an der Börse: Wenn man seine Quelle nur kennen würde, dann werde man anders urtheilen; allein er müsse schweigen; und als man lächelte, holt er einen Brief mit der Unterschrift Chrysander hervor, der ihn ob seiner Diskretion belobt, — so berichtet die „Vossische Zeitung"; daß er diesen Brief aber zeigte, war nicht diskret. Herr Mahnke, der damit seine Beziehungen zu Friedrichsruh zu erweisen sucht, ist andererseits der Vertrauensmann des Grafen Arnim, der Agrarier und des Bundes der Landwirthe, die so oft sie eine Autorität in Börsenangelegenheiten brauchen, jenen Herrn und sein Blatt anführen; noch einen Schritt weiter und die Beziehungen führen unmittelbar in den Prozeß Leckert-Lützow hinein. Herr v. Lützow, der Polizeiagent des Herrn v. Tausch, genoß den Vorzug, durch die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, einen Sitz auf der Journalistentribüne des Reichstages erhalten zu haben.

Die Bismarckblätter und die Bündlerblätter werfen sich nun gegenseitig den Ball zu, um die Diskussion darüber fortzusetzen, wie politisch verderblich der Prozeß Leckert-Lützow gewesen sei. Vom Standpunkt dieser Blätter aus ist diese Behauptung durchaus richtig; es wäre für ihre Zwecke weit nützlicher gewesen, daß das Treiben der Leckert, Lützow, Tausch, Normann-Schumann so lange hätte ungehindert und ungestört fortgesetzt werden können, bis die aufgesteckten Ziele erreicht waren. Das kann man zugeben. Eine kleine Falschheit ist es dagegen, wenn die Organe, die auf den Herrn von Ploetz, und die anderen Organe, die auf den Fürsten Bismarck schwören, behaupten, solche Sachen müßten bei verschlossenen Thüren erledigt werden; sie sagen, wenn man ja schmutzige Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit dringe, dann sei ein solches Ereigniß als ein „inneres Düppel" zu bezeichnen.

Wir sind überzeugt, daß der Versuch die Wunde in der Stille auszubrennen, eine ebenso ungünstige Beurtheilung in den Organen des Herrn von Ploetz und des Fürsten Bismarck erfahren hätte. Wäre solch eine geräuschlose Operation überhaupt denkbar gewesen, — sie hätte freilich mißlingen müssen, — so würden dieselben Bündler- und Bismarckblätter behauptet haben, innerhalb der Regierung fänden Vorgänge statt, die das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hätten; Intriguanten seien dabei, die verdienstvollsten Polizeibeamten abzumurksen, die unter dem Fürsten Bismarck schon gewirkt hätten und denen der Staat zu größtem Danke verpflichtet sei. Man behaupte freilich, sie hätten sich gegen die Träger der Regierungsgewalt vergangen; aber wer könne solches glauben. Wenn Fürst Bismarck solcher Konspiration auf die Spur gekommen zu sein wähnte, dann griff er zu, und ein Prozeß in der Oeffentlichkeit war die Folge, wie damals bei dem Grafen Arnim, und wie damals bei Herrn Geffcken — oder würde man die Erinnerung an den Immediatbericht nicht wieder auffrischen wollen? —; aber jetzt? — jetzt sei von solcher Kraft und solcher Kühnheit und solcher Offenheit, wie zur Zeit des Prozesses Arnim, nichts, aber auch gar nichts mehr vorhanden; jetzt arbeite man heimtückisch im Dunkeln; es sei klar, wir sind angelangt bei unserem „inneren Düppel".

Und auch in diesem Falle hätte die „Deutsche Tageszeitung", den „Hamburger Nachrichten" und die „Hamburger Nachrichten" der „Deutschen Tageszeitung" bestätigt, daß ein „inneres Düppel" ganz augenscheinlich zu konstatiren sei.

Daran müssen wir uns gewöhnen und gegen diese Unkenrufe müssen wir uns abhärten. Alles was sich ereignet, hört erst dann auf ein „inneres Düppel" zu sein, wenn die Bismarcks befriedigt und der Bund der Landwirthe auch befriedigt sind. Und das wäre doch etwas kostspielig zu erreichen

Die Aussäeung solchen Giftes ist auch heute noch nicht ganz ungefährlich, aber die Gefahren haben sich doch bereits außerordentlich vermindert. Wenn man an die Zeit des Grafen Caprivi zurückdenkt, so findet man, daß im Banne dieser Art von Verführung sich damals noch der größte Theil der nationalliberalen Partei befand. Heute sind diese Zettelungen von der Oeffentlichkeit schon viel besser durchschaut, und kein einziges angesehenes Blatt der nationalliberalen Partei gibt sich noch ferner harmlos zum Werkzeug solcher Intriguen her. In der Oeffentlichkeit wirken nur noch für diese Zwecke die immer kleiner werdende Anzahl der reinen Bismarckblätter und die Organe des Bundes der Landwirthe nebst dem Organe Ahlwardt's zusammen, und diese Koalition, denen der Prozeß Leckert-Lützow-Tausch sehr unangenehm ist, verliert gerade dadurch an Bedeutung, daß die Bevölkerung von Tag zu Tag klarer zu erkennen beginnt, welchen Charakters dieser „gemischte" Truppenkörper ist.

Wir haben gewiß in Deutschland noch unser „inneres Düppel" zu liefern; daß die Masse der Bevölkerung immer deutlicher sieht, was zu erobern, ist ein Glück, und daß die Masse des Bürgerthums immer inniger in der Ueberzeugung wird, daß der Sieg gegen die agrarischen Haufen und ihre intriguirenden Hintermänner verschiedener Art nur durch eine Cooperation aller ernstlich liberalen und freisinnigen Elemente erstritten werden kann, auch das ist ein Glück.

In Greifswald hat der Geheime Regierungsrath Prof. Franz Susemihl seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, und gerade auch bei dieser Feier wurde die Nothwendigkeit betont, daß Freisinnige und Liberale zusammenwirken müßten. Die Adresse, die dem Jubilar überreicht worden ist, war von angesehenen Männern der verschiedensten liberalen politischen Richtungen unterzeichnet, und so konnte denn Prof. Susemihl in seiner Danksagung nach Uebergabe des Schriftstücks das Folgende sagen:

„Ich halte es für Pflicht des Bürgers in einem freien, konstitutionellen Staate sich auch am politischen Leben mit zu betheiligen, aber das kann er freilich nur, indem er sich nach seiner Ueberzeugung irgend

einer Partei anschließt, sie gelegentlich vor Uebertreibungen und Uebergriffen warnt, aber dabei fest und treu zu ihr hält. Es hat daher Niemanden mehr geschmerzt als mich, daß zeitweilig ein volles Zusammengehen aller Liberalen unseres Wahlkreises durch die Verhältnisse unmöglich gemacht ward. Wenn ich also wirklich einen erheblichen Antheil daran gehabt habe, daß sich jetzt Sie alle von der äußersten Linken wieder zu gemeinsamen Handeln und Arbeiten zusammengefunden haben, so bin ich um so mehr darüber hoch erfreut. Und wenn Ihre Adresse mir damit zu viel Ehre beilegen sollte, wie ich glaube, so mindert das meine Freude darüber nicht im Mindesten, daß wir jetzt wieder zusammenstehen und uns erhoben haben von dem Verfall der gemeinsamen Sache, welcher die nothwendige Folge dieser Zerklüftung war, und daß wir so endlich einmal die Hoffnung wiedergewonnen haben auf die Möglichkeit eines Sieges. Und wahrlich es ist hohe Zeit, daß der Liberalismus wieder einen größeren Spielraum gewinnt in unserem Staatsleben. . . ."

Anzeichen folgt auf Anzeichen, und wenn wir auch nur langsam marschiren, so geht es doch unverkennbar und trotz allen Hindernissen dem für Deutschland unbedingt zu erstrebenden Ziele zu: der Cooperation und dem friedlichen Zusammenwirken aller jener Elemente unseres Volkes, die mit Uneigennützigkeit an der Verwirklichung des modernen Staatsgedankens zu arbeiten bereit sind.

Herr von Nelidow soll den Plan für die Reform der Türkei aus St. Petersburg nach Konstantinopel mitgebracht haben, und er soll für seinen Vorschlag auf der Durchreise in Wien auch die Zustimmung Oesterreichs erhalten haben. An den einmüthigen Beginn der Aktion wollen wir wohl glauben, aber die Frage bleibt, bis zu welchem Punkt des Weges sich die Partie wird zusammenhalten lassen? Die Vergangenheit läßt in dieser Beziehung sanguinische Hoffnungen nicht aufkommen.

* * *

Der Sultan und das türkische Parlament.

Tag um Tag treffen jetzt aus Konstantinopel Nachrichten über zahlreiche Verhaftungen und Abschiebungen politisch verdächtiger Persönlichkeiten nach Kleinasien ein — diesmal weit weniger von Armeniern, als von Türken und anderen Muselmännern. Es handelt sich dabei um Männer, die die Wiederherstellung der ottomanischen Reichsvertretung von 1877—1878 erstreben. Der umfangreiche Briefwechsel, den ich seit Mitte dieses Jahres mit einer Anzahl Hauptführer der jung-türkischen Partei gepflogen habe, läßt keinen Zweifel darüber, daß die genannte Bewegung weit und tief um sich gegriffen hat und eines Tages zu bedeutungsvollen Ereignissen führen kann.

Wie einst in Preußen freisinnige Männer auf Erfüllung der von Friedrich Wilhelm III. gemachten Zusage der Gewährung einer Verfassung drangen, bis endlich, nach dem kurzlebigen, mittelalterlich zugeschnittenen „Vereinigten Landtage" seines Nachfolgers, 1848 der Sturm einer Volkserhebung folgte: so verlangen jetzt die „Jungtürken" die Vollziehung des von Abdul Hamid vor achtzehn Jahren gegebenen Versprechens. Als damals mitten im Kriege der Sultan das Parlament vertagte, erklärte er: dasselbe werde nach geschehenem Friedensschlusse mit Rußland wieder einberufen werden. Diese Zusage ist nicht erfüllt worden. Die Forderung, daß sie endlich wahr gemacht werde, ist heute die Losung der gesammten jung-türkischen Partei. Zu ihr gehören nicht bloß Leute des jüngeren Geschlechts, wie man etwa aus dem gewählten Namen schließen könnte, sondern auch manche gereifte Männer, die schon vor zwanzig Jahren im Vordergrund der Bewegung standen. Es sei hier nur Vassif Effendi genannt, der frühere Schriftführer Midhat's, des Urhebers der Verfassung von 1876.

Eine Anzahl fortschrittlich Gesinnter, wie Vassif Effendi, verschiedener Abkunft, Sprache und Religion — Türken, Armenier, Syrer und Andere — haben sich zu öffentlicher oder mehr unter der Hand betriebener Wirksamkeit in Ausschüssen zusammengethan. Es bestehen solche Ausschüsse in Kairo, in der Bulgarei, in Makedonien, in Smyrna, Beirut, Trapezunt, im Archipel, in Tripolis, in Paris, Brüssel und London. Die von ihnen ausgehenden Schriften sind theils in türkischer, theils in arabischer, theils in französischer Sprache gehalten, und es liegen mir deren seit Monaten eine Menge vor.

Ein neuliches Schreiben des oben erwähnten Vassif enthält einige bedeutsame Bemerkungen. Es erinnert daran, daß der Sultan zur Zeit, als die Verfassung ins Leben trat, den europäischen Mächten feierliche Mittheilung von diesem eingetretenen Wechsel in der Regierungsform machte. Weiter theilt Vassif mit, daß „seines Wissens mehrere Gesandte der Mächte bei der Hohen Pforte sich jetzt gegen die Wiederherstellung der Midhat'schen Verfassung ausgesprochen und dadurch den Reformbestrebungen großen Nachtheil zugefügt haben". Vassif drückt sich darüber mit großer Entrüstung aus. Bei den guten vertraulichen Beziehungen, die ihm in Konstantinopel fortwährend zu Gebote stehen, darf man seine Angabe für unbedingt sicher halten.

Wer sind nun diese Mächte, die dem Sultan abrathen, den Weg der verfassungsmäßigen Regierung wieder einzuschlagen und dadurch das Reich vor dem Zerfall, Europa vor der Möglichkeit eines darauf folgenden allgemeinen Krieges zu bewahren?

Darf man annehmen, daß Deutschland im Yildiz-Palast so schlimmen Rath ertheilt hat? Vom Petersburger Hofe muß man dessen eher gewärtig sein. Hier mag an einen Bericht erinnert werden, den der englische Gesandte Layard (der berühmte Entdecker assyrischer Alterthumsbauten) über die Art erstattete, mit der man russischerseits die türkische Verfassungsbewegung von 1876—1878 aufnahm. Layard schrieb damals an Lord Derby:

„Ein russischer Herr bemerkte mir: Rußland betrachtet die Einführung einer Verfassung und eines Parlamentes durch die türkische Regierung als eine ihm angethane Beleidigung und trotzige Herausforderung. Das Vorhandensein dieser Einrichtungen würde uns allein schon einen genügenden Grund zur Kriegserklärung gegen die Türkei liefern. Wir werden niemals zustimmen, als die einzige Macht in Europa dazustehen, die keine parlamentarischen Einrichtungen besitzt; und da wir für diese nicht vorbereitet sind, so können wir, das ist klar, der Türkei nicht erlauben, solche zu besitzen —!—"

Sollte sich der Gesandte der französischen Republik neuerdings dieser autokratischen Auffassung angeschlossen haben? Und wie stellen sich die Regierungen von Oesterreich-Ungarn, von Italien, von England — alles Länder mit verfassungsmäßigen Regierungsformen — zu der jetzigen berechtigten Forderung der türkischen Reformfreunde?

Der ehemalige englische Gesandte in Konstantinopel, Sir Henry Elliot, einer der besten Kenner der dortigen Zustände, hat sich unlängst öffentlich und ausführlich für die Wiederherstellung der ottomanischen Reichsvertretung erklärt, die er als das einzige Rettungsmittel aus den gegenwärtigen Wirrnissen bezeichnet. Hat aber Lord Salisbury irgendwelche Weisung in diesem Sinne nach Konstantinopel hin ertheilt?

Außer dem Schreiben Vassif Efendi's liegt uns ein „Offener Brief an Se. Majestät den Sultan" vor, den man im Yildiz-Palast wohl beherzigen sollte. Folgende Stellen werden einen Begriff von der darin enthaltenen Warnung geben:

„Die jüngsten Ereignisse haben in den Ländern arabischer Zunge das Ansehen (le prestige) des Khalifen von Konstantinopel stark vermindert. Die Araber und Syrer in Ihrer Majestät Umgebung sinnen daher darauf, das ottomanische Khalifat in ein arabisches oder syrisches Khalifat umzuwandeln. Wenn Alles gesagt werden soll, so darf man hinzufügen, daß der Sherif von Mekka diesen Anschlägen nicht fremd ist, die er mit seinem ganzen Einflusse und seiner religiösen Autorität unterstützt."

Nach einer Auseinandersetzung, daß von dieser, obwohl mohammedanischen, aber nicht eigentlich türkischen Seite dem Sultan falsche Rathschläge aus seiner nächsten Umgebung eingeflößt werden, heißt es weiter:

„Was haben diese natürlichen Feinde des Stammes Osman, die Ihre Krone in Gefahr setzen, zu befürchten? Was haben die Araber und die Syrer bei einer Theilung der Türkei zu verlieren? Vielleicht Konstantinopel? Oder ein Stück Kleinasien? Was liegt ihnen an Konstantinopel oder an denjenigen Theilen Kleinasiens, die nicht arabischer Sprache sind? Bereitwillig würden sie die ollen türkischen Eroberungen preisgeben, wenn dies Opfer ihnen die Wiedererlangung der alten Herrschaft der Khalifen von Bagdad eindrächte. Im Geiste dieser Ränkeschmiede, die Sie zu Vertrauten Ihrer geheimsten Gedanken machen, ist jede Schwächung Ihrer Macht eine Stütze für ihre eigenen Pläne ..... Wer sind die Personen, die Ihre Majestät zu Rathe zieht? Türken? Osmanli? Getreue Männer des herrschenden Stammes? Verläßliche Anhänger Ihres Hauses? Wenn Sie um sich blickten, wären Sie ohne Zweifel betroffen, zu entdecken — — doch lassen wir jegliche üble Nachrede gegen Alles, was nicht Türke ist; gibt es ja doch ehrliche Männer ebensowohl bei den Arabern, wie bei den Christen des Reiches. Allein diese ehrlichen Männer sind, im Namen des in Gefahr gerathenen Vaterlandes, aus ihrer Vereinsamung erst herbeizurufen. Mit ihnen, Sire, sollten Sie regieren! Ihr Heil und das Heil des Reiches liegt in den Falten des noch reinen Gewandes dieser Männer. Gleichviel, ob sie der alt-türkischen oder der jung-türkischen Partei angehören, vor Allem müssen es ehrliche Männer sein."

Zum Schlusse erinnert der Verfasser des Offenen Briefes den Sultan daran, daß die Partei der Jung-Türken diejenige Partei ist, der er seine Krone verdankt. Gleichwohl wollten die Jung-Türken alles seither Geschehene vergessen, wenn Abdul Hamid in dieser letzten, noch zur Umkehr übrig bleibenden Stunde einen guten Entschluß fasse.

Von Halil Ganem, dem ehemaligen syrischen Mitgliede der ottomanischen Volksvertretung von 1877—1878, liegt im „Meschweret" ein Aufsatz vor, der in wenigen, aber eindringlichen Worten auseinandersetzt, daß Rußland ein Interesse daran hat, den Wirrwor in der Türkei fortdauern zu lassen (de faire durer le gâchis qui existe en Turquie), und daß Frankreich, dessen Interesse es wäre, die freisinnigen Bestrebungen der Jung-Türken zu begünstigen, diese Partei zurückstößt, wohl wissend, daß jede französische Theilnahmebezeigung in Petersburg übel vermerkt würde. (Elle (Frankreich) nous repousse, sachant bien que tout témoignage de sympathie à l'égard de la Jeune Turquie serait mal vu à St.-Pétersbourg.)

Wie richtig das Alles ist, zumal was Halil Ganem über die russische Politik sagt, ist denen am Besten bekannt, die sich der berüchtigten Denkschrift des russischen Gesandten Pozzo di Borgo in Paris aus dem ersten Jahre des Krieges von 1828—1829 erinnern. Er führte aus:

„Als die kaiserliche Regierung die Frage erwog, ob es rathsam sei, die Waffen gegen die Hohe Pforte zu ergreifen, hätten vielleicht Zweifel an der Dringlichkeit dieses Schrittes vorhanden sein können in den Augen derer, die nicht genügend die Wirkungen der Reformen bedachten, welche von dem Haupte des Ottomanischen Reiches kurz vorher mit so furchtbarer Gewaltthätigkeit vollzogen worden waren. Als man jedoch sah, daß diese Reformen die Wirkung hätten, das Ottomanische Reich zu befestigen, da habe die russische Regierung nicht länger zögern dürfen."

„Der Kaiser (Nikolaus I)" — heißt es dann weiter — „hat das türkische System geprüft, und Se. Majestät hat gefunden, daß es einen Anfang physischer und moralischer Organisation erlangt habe, den es bisher nicht besaß. Wenn der Sultan schon in der Lage war, uns einen entschlossenen und regelrechten Widerstand zu leisten, während er noch kaum die Elemente seines neuen Planes der Reformen und der Verbesserungen ordnungsmäßig zusammengebracht hatte: um wie viel bedrohlicher würden wir ihn gefunden haben, hätte er Zeit gehabt, dem neuen System mehr Festigkeit zu verleihen und dadurch jene Schranken undurchdringlich zu machen, die zu übersteigen wir so viel Schwierigkeit haben, obwohl die Kunst bis jetzt wenig gethan hat, um die Natur zu unterstützen! Da die Dinge nun so liegen, so müssen wir uns Glück wünschen, daß wir zum Angriff geschritten sind, ehe die Reformen uns gefährlich wurden; denn ein Aufschub hätte unsere Stellung nur verschlimmert und uns nur größere Hindernisse in den Weg gelegt, als denen wir jetzt begegnen."

Dies ist eine wörtliche Uebersetzung aus dem französischen Text. Sie entspricht der deutschen Schreib- und Denkart sehr wenig; allein ich habe es der größeren Genauigkeit halber vorgezogen, die Wendungen ganz so zu geben, wie der russische Gesandte sie wählte. Man kann eben im Französischen viel hübscher, als im Deutschen, durch die Blume reden. Indessen ist Alles verständlich genug. Kurz gesagt: Der Weg nach Konstantinopel darf nicht für Rußland durch wirklich tiefgreifende Verbesserungen in der Türkei verlegt werden.

Der von Pozzo di Borgo ausgesprochene Grundsatz ist der Leitstern der Petersburger Politik geblieben. Sir Henry Layard's bereits erwähnter Bericht zeigt, daß vor achtzehn Jahren die russische Auffassung dieselbe war, wie vor achtundsechzig Jahren. Nelidoff's bekannter Brief vom vorigen Jahre an den armenischen Patriarchen ist ein Stück von demselben Zeug.

Angesichts dieser geschichtlichen Thatsachen erscheint die jung-türkische Bewegung als ein Vorgang von unmittelbarem internationalem Interesse.

London. Karl Blind.

Die Session der Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche.

Die Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche, welche verfassungsmäßig alle drei Jahre zusammentreten, haben in diesem Herbst wieder ihre regelmäßigen Versammlungen abgehalten, welche diesmal noch eine besondere Bedeutung für sich in Anspruch nehmen durften, da sie auch berufen gewesen sind, für die im nächsten Jahre sich vereinigende Generalsynode — das oberste gesetzgebende Organ der preußischen Landeskirche — die Deputirten zu bestimmen. Mit besonderen Erwartungen für eine ersprießliche Thätigkeit, sowohl was die Kirche für sich als auch was deren nach dem Stande der gesetzlichen Bestimmungen in Preußen nun einmal gegebene Beziehungen zum Staate anlangt, hat wohl Niemand, dem ein friedliches und für das Gemeinwohl förderliches Verhältniß beider Organismen nothwendig erscheint und daher am Herzen liegt, den Verhandlungen derselben entgegensehen können. Ist doch durch deren verkehrte Zusammensetzung mittelst eines dreifachen Filtrirsystems (Wahl der Gemeinden für die Kreissynoden, dieser für die Provinzialsynoden, der Provinzialsynoden für die Generalsynode) dafür gesorgt, daß auf jeder höheren Stufe der kirchlichen Repräsentation die Vertretung in immer einseitigerer Weise sich vollzieht, was um so mehr ins Gewicht fällt, als schon auf der untersten Stufe der Wahlkörperschaften — bei den Gemeinden — durch die gesetzliche Vorschrift, daß nur diejenigen wahlberechtigt sind, welche sich für die Ausübung des Wahlaktes speziell anmelden, eine Sichtung unter den Gemeindegliedern vorgenommen wird, welche naturgemäß dazu angethan ist, von vornherein das Parteiwesen in die Kirche einzuführen. Wenn man bei Emanation der Kirchenverfassung gemeint hat, ein gewisses Heilmittel gegen diesen dem verfassungsmäßigen Kirchenkörper bei seiner Geburt eingeimpften Krankheitskeim in dem der Krone eingeräumten Recht, auf allen Stufen der

Synoden eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern durch landesherrliche, also unter Kontrasignatur auch des Kultusministers erfolgende Berufungen hinzuzufügen, so hat dieses Mittel — wie die Erfahrung gelehrt hat — seinen Dienst vollständig versagt. Die Ernennungen erfolgen nach den jeweiligen persönlichen religiös-kirchlichen Dispositionen des Trägers der Krone, wobei also das Moment, die Synoden zu einem Spiegelbilde der thatsächlich in der Kirche mit einander ringenden und dieselbe bewegenden religiös-kirchlichen Strömungen zu machen, vollkommen verschwindet. So sind denn auch die diesmaligen landesherrlichen Ernennungen für die Provinzialsynode durchaus in positiv-orthodoxem Sinne erfolgt, was natürlich nicht dazu angethan gewesen ist, den die Synoden ohnehin beherrschenden Parteigeist an die Pflicht wenigstens der Mäßigung zu mahnen. Im Gegentheil hat derselbe sich nur ermuntert gefühlt, mit besonderer Dreistigkeit auf sein Ziel loszusteuern und die letzten Rücksichten bei Seite zu setzen.

In der preußischen Landeskirche ringen bekanntlich vier Gruppen oder Parteien um deren Ausgestaltung: die lutherisch-orthodoxe, gemeinhin die konfessionelle genannt, welche auf dem Boden des Buchstabens des lutherischen Katechismus und der Augsburgischen Konfessionsurkunde die evangelische Kirche ausschließlich unter das Gesetz des geistlichen Amtsbegriffs stellen will und die landeskirchliche Union daher als eine von der Entwicklung der Kirche wieder zu überwindende Verirrung betrachtet; die Partei der sogenannten positiven Union, welche neben den lutherischen auch die reformirten Bekenntnißschriften, in streng konfessioneller Unterscheidung neben einander gelten läßt und daher die Union und das dieselbe vertretende Kirchenregiment unter dem Gesichtspunkte einer Konföderation anerkennt; die liberale Partei, welche die Kirche um das die verschiedenen christlichen Bekenntnißurkunden gleichmäßig durchleuchtende und von der theologischen Wissenschaft immer klarer und reiner herauszuarbeitende Licht des Evangeliums sammeln und aufbauen will; und endlich die sogenannte Mittelpartei, auch evangelische Vereinigung genannt, von welcher man nicht recht weiß, zwischen wem sie vermitteln will, ob zwischen den beiden Gruppen, welche die Konfessionsurkunden als Scheidewände für den christlichen Glauben in der Kirche und unter sich betrachten und behandeln, oder zwischen diesen konfessionellen Gruppen und der liberalen Partei.

Wie der Einzelne zu diesen verschiedenen Richtungen in der evangelischen Kirche auch stehen mag, darüber sollte ein Zweifel nicht bestehen können, daß die evangelische Kirche gegenüber den anderen Konfessionen, und insbesondere gegenüber der gewaltigen Organisation der römisch-katholischen Kirche nur dann den Anspruch erheben darf, als ein geschlossener kirchlicher Organismus anerkannt zu werden, und daß sie überhaupt nur dann die Wirkung eines starken kirchlichen Faktors im Staatsleben auszuüben vermag, wenn sie Willens ist und sich fähig erweist, alle geschilderten Richtungen und Gruppen und die in denselben lebendigen Kräfte zusammenzufassen und auf ein Ziel zu richten. Wenn sich den Parteien und Gruppen diese Aufgabe im Eifer der kirchlichen Agitation und Arbeit begreiflicherweise leicht verdunkelt, so sollte es aber eben darum eine um so dringendere Pflicht derer bleiben, welche die Verantwortlichkeit des Regiments für die evangelische Kirche tragen und übernommen haben, auf die Erfüllung jener kirchlichen Aufgabe hinzuweisen und sich dieselbe an ihrem Theile angelegen sein zu lassen. Leider ist davon nichts wahrzunehmen. Wohl sprechen die berufenen Stellen und Personen gelegentlich von ihrem Wunsche, zum Besten der Ehre, des Friedens und des Wohles der evangelischen Kirche die verschiedenen in derselben vorhandenen Richtungen zu vereinigen, aber sie bewegen sich und handeln dabei nur im Fahrwasser jenes Parteiwesens und Jargons, welche nur die eigene Auffassung als die kirchliche gelten lassen und auf diesem Wege dahin gelangen, nach Art der Taschenspieler die ihnen nicht genehme andere Richtung und Gruppe anscheinend verschwinden zu machen. Auf diese Weise arbeiten die herrschenden Parteien und das Kirchenregiment in vollem Einklang mit einander daran, aus den kirchlichen Vertretungskörpern die liberale Richtung und Partei vollkommen zu eliminiren. Für die Provinzialsynoden ist ihnen dies schon soweit gelungen, daß ganz allein nur noch in diejenigen der Provinzen Brandenburg und Schlesien eine kleine liberale Minorität, in die Generalsynode aber nur noch durch eine zufällige Entscheidung der schlesischen Synode eine — sage **eine** — liberale Stimme Eingang gefunden hat. Alle Provinzialsynoden haben der liberalen Partei innerhalb der Landeskirche jede Vertretung grundsätzlich versagt. Wenn dennoch von einer Vertretung der Kirche durch diese Synoden gesprochen wird, dann treibt man eine Täuschung, der gegenüber allerdings die Frage am Platze ist: Wen gedenkt man damit eigentlich zu täuschen?

Seit die landeskirchliche Verfassung in Preußen ins Leben getreten ist, haben sich solchergestalt unter mehr oder minder ausgesprochener Konnivenz der kirchlichen und staatlichen Behörden die Parteiverhältnisse in den Synoden fortschreitend so entwickelt, daß jetzt die beiden orthodox-konfessionellen Parteien die unbedingte Herrschaft in der Landeskirche haben. Nicht nur ist die liberale Partei aus der kirchlichen Vertretung in der angegebenen Weise vollständig ausgemerzt, vor dasselbe Schicksal findet sich jetzt auch die Mittelpartei gestellt, welche im Wesentlichen in ihrer schon mehr als bescheidenen Stellung nur noch durch die Scheu gehalten wird, welche das staatliche Kirchenregiment zur Zeit noch aus politischen Gründen dagegen empfindet, vollständig in die Arme der konfessionellen Parteien zu sinken und damit den letzten Rest von Selbständigkeit zu verlieren. Aus der pommerschen, westfälischen und ostpreußischen Provinzialsynode ist auch die Mittelpartei schon vollständig verdrängt. In der brandenburgischen und schlesischen befindet sie sich nur noch in verschwindender Minderheit. In der rheinischen, sächsischen, westpreußischen und posenschen Synode hat sie die frühere Majorität ebenfalls verloren und ist auch da, wo sie verhältnißmäßig noch am stärksten vertreten ist — in der sächsischen — gezwungen, gegenüber der Leitung der Geschäfte durch die konfessionelle Mehrheit Schritt für Schritt ihre Grundsätze — wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann — preiszugeben oder abzuschwächen. Sie bietet ein treues Spiegelbild der Stellung, welche die nationalliberale Partei in unseren Parlamenten einnimmt. Auch sie glaubt sich nur noch im Anklammern an eine Regierung aufrechterhalten zu können, welche ihrerseits ihre Stütze thatsächlich bei den Gegnern sucht. Diesem Stande der Dinge entsprechend haben die Wahlen der Provinzialsynoden der nächsten Generalsynode eine so überwältigende orthodox-konfessionelle Mehrheit gegeben, daß deren Stellung auch durch die landesherrlichen Berufungen selbst dann nicht erschüttert werden könnte, wenn dieselben im gegnerischen Sinne erfolgen sollten, woran aber unter dem Beirath der Krone seitens der Herren Minister Bosse und Oberkirchenrathspräsident Barckhausen natürlich nicht zu denken ist.

So haben denn die herrschenden Parteien auf dem Wege zu dem Ziele, welches sie sich gesteckt haben, ein Hinderniß nicht mehr zu befahren, und sie sind — zunächst auf den diesmaligen Provinzialsynoden — denn auch ohne Umschweife darauf losgegangen. Vergeblich hat der königliche Kommissar und geistliche Vizepräsident des Oberkirchenrathes, Probst Freiherr von der Goltz, bei Eröffnung der rheinischen Synode wenigstens diese an den früher von ihr bewährten freieren und weitherzigeren Geist mit der Mahnung erinnert: „Behalte was Du hast!“ und hatte versichert: „Das Kirchenregiment blicke auf sie mit ganz besonderem Vertrauen.“ Auch diese Synode hat sich strikte in Reih und Glied mit der Engherzigkeit und Beschränktheit der anderen Synoden gestellt. Selbst einer Aenderung der Verfassung der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung von 1835 hat sie zu dem Zwecke zugestimmt, — nach dem kümmerlichen Vorbilde der altpreußischen Kirchenverfassung — für die Wahl der Gemeindepresbyterien die exklusiven Wählerlisten einzuführen, um — wie zur Befürwortung

gesagt wurde — „ungeeignete Elemente fernzuhalten". Einen anderen Antrag aber, welcher — ebenfalls nach dem Muster der altpreußischen Verfassung — auf eine Vermehrung der Zahl der Synodalvertreter aus dem sogenannten Laienstande gerichtet war — haben die Synoden der rheinisch-westfälischen Kirche abgelehnt „um der großen Städte willen; dort herrsche der Liberalismus, der sich allmählich der kirchlichen Verhältnisse angenommen habe, dem dürfe man aber die Thür nicht weiter öffnen".

Eine nützliche Thätigkeit sind bei diesem Stande der Dinge die Synoden nur noch in der Lage, auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit zu entfalten, wo sie sich aber durch die rühmliche Thätigkeit der freien Vereine in der sogenannten äußern und innern Mission thatsächlich auch in die zweite Linie gedrängt sehen. Sie können diese Thätigkeit nur unterstützend begleiten, ohne sie doch wirklich leiten und bestimmen zu können. Es ist anzuerkennen, daß was in diesen bescheidenen Grenzen von den Provinzialsynoden hat geschehen können, geschehen ist und an diesem Verdienst soll man auch nicht mäkeln.

Der Schwerpunkt der synodalen Berufsarbeit liegt aber im Bereiche derjenigen Beziehungen, in welche die Synodalorgane durch die preußische Gesetzgebung zu den staatlichen und den andern Organen gesetzt sind, in welchen sich unser deutsches Volk auslebt. Und da ist als Ergebniß der letzten Verhandlungen der Synoden wiederum ein erhebliches Vorschreiten in der Dreistigkeit zu erkennen, mit welcher die dieselbe beherrschenden Parteien beflissen und entschlossen sind, die evangelische Kirche als organisirte Anstalt unter die engherzigste Gesetzesherrschaft dogmatischen Buchstabenglaubens zu dringen, trotzdem aber die Wirksamkeit der solchergestalt thatsächlich entchristlichten Kirche auf immer weitere Gebiete des öffentlichen Lebens auszudehnen. Die Synoden arbeiten hierin ganz nach römisch-katholischem Muster, an das sie sich auch in der Behandlung der Staatsgewalt halten. Sie fließen, was die Aeußerlichkeiten anlangt, wohl in Loyalität und Staatstreue über, während sie sachlich einen rücksichtslosen Angriff gegen die unveräußerlichsten und wesentlichsten Rechte der Staatsgewalt richten.

Unter dem ersten Gesichtspunkte ist die Haltung zu verzeichnen, welche die Synoden in Bezug auf die Duellfrage und die armenischen Christenverfolgungen eingenommen haben. Man hat das Duell zwar für „Sünde und als gegen Gottes Gebot verstoßend für verwerflich erklärt", im Uebrigen aber nur die Aufmerksamkeit der Generalsynode für ein kirchliches Zuchtmittelgesetz darauf gelenkt, von welchem man auch eine Regelung des Verhaltens der Geistlichen bei Beerdigung im Duell gefallener Personen erwartet. Auch in Betreff der armenischen Christenverfolgungen sind nur die pommersche und die westfälische Synode zu dem Antrage auf eine offizielle Kirchenkollekte für die Opfer derselben gelangt, wofür sie sich allerdings offiziös haben müssen abkanzeln lassen; alle anderen Synoden haben sich auf Kundgebungen des Bedauerns und auf Bitten an die private Wohlthätigkeit beschränkt. Hervorzuheben ist bei diesen Manifestationen in beiden Angelegenheiten die bedenkliche Zurückhaltung aller derjenigen Synodalmitglieder, welche in höheren staatlichen Stellungen sich befinden. Ganz besonders auffällig trat dieselbe in der pommerschen Provinzialsynode hervor, wo eine Opposition von 21 Stimmen unter Führung des als Präses der Synode fungirenden vormaligen Reichsschatzsekretärs Freiherrn von Maltzan-Gültz gegen die Beschlußfassung in der Duellangelegenheit votirt hat. Eine nicht minder bemerkenswerthe Vorsicht hat die rheinische Synode auch in dem Konflikt beobachtet, in welchen die Geistlichen im Saargebiet wegen ihrer sozialen Thätigkeit in den Arbeitervereinen mit dem Freiherrn v. Stumm gerathen sind und worüber von denselben bekanntlich eine umfangreiche Veröffentlichung ergangen ist. Auf die Bitte um Schutz gegen Herrn v. Stumm hat die Synode beschlossen:

1. In Erwägung, daß es den betreffenden Geistlichen im Saargebiete an dem Schutz der kirchlichen Behörde bisher nicht gefehlt hat und in der Erwartung, daß es denselben auch in Zukunft an diesem Schutze nicht fehlen wird, lehnt Provinzialsynode den Antrag ab.

2. Provinzialsynode spricht den Geistlichen im Saargebiet im Hinblick auf ihre bisherige Thätigkeit in den evangelischen Arbeitervereinen, wie sie durch die von ihnen selbst aufgestellten Grundsätze begrenzt ist, ihre warme Anerkennung aus, hält sich aber nicht für befugt und berechtigt, zu dem in dem genannten Gebiete ausgebrochenen Streit ihrerseits Stellung zu nehmen, richtet vielmehr an alle Betheiligten auf beiden Seiten die ernste Mahnung, im Interesse und zum Wohl der Kirche und des Vaterlandes sich die Hand zum Frieden zu reichen."

Die Beschlüsse aller Synoden auf Verschärfung der Sonntagsruhe, namentlich Ausdehnung der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen auf die Schankgewerbe, Untersagung rauschender Vergnügungen am Sonnabend Abend, Unterstellung der Konfirmirten unter weitere kirchliche Behandlung, Vermehrung des Religionsunterrichts in den höheren Schulen und Einführung desselben in die Fortbildungsschulen, sowie Erlaß eines allgemeinen Kirchenzuchtgesetzes durch die General-Synode — dürfen außer Betracht bleiben, weil dies alte Inventarienstücke im synodalen Haushalt sind. Bemerkt sei dazu nur die Mahnung des Synodalen Oberpräsidenten Dr. v. Achenbach, doch nicht immer Alles vom Staat zu erwarten; die Staatsgewalt könne die christliche und sittliche Selbstzucht nicht ersetzen.

Der Evangelische Bund hat noch immer nicht Gnade vor den Augen der Orthodoxie gefunden. Die westfälische Synode hat wohl anerkannt, daß er Fortschritte nach der Richtung positiver Gläubigkeit erkennen lasse, hat aber nicht unterlassen, in der ertheilten Censur zu bemerken, daß erst „je mehr der genannte Verein sich in allen seinen Gliedern klar und bestimmt auf den Boden der evangelischen Bekenntnisse stellen werde, um so mehr werde derselbe die Theilnahme sämmtlicher evangelischer Kreise gewinnen."

Gegen die Einführung einer Schulbibel hat sich sogar die rheinische Synode ausgesprochen.

Das entscheidende Interesse der diesmaligen Synodalverhandlungen lag in der von den Synoden erhobenen Forderung, daß die Lehrstühle der theologischen Fakultäten mit bekenntnißtreuen, d. h. buchstabengläubigen Professoren besetzt und daß, da die akademische Wissenschaft durch ihre Voraussetzungslosigkeit die Buchstabengläubigkeit zu beirren geeignet sei, Vorkehrungen gegen den Einfluß derselben auf die für den Kirchendienst sich vorbereitenden Studirenden getroffen würden, indem die letzteren in besonderen Anstalten (Konvikten und Seminaren) jenem Einfluß entzogen, daß auch bekenntnißtreue Pfarrer mit Unterstützung aus Kirchenmitteln als Dozenten in die theologischen Fakultäten gebracht würden. Diese in allen Synoden gleichmäßig erhobene Forderung ist gemäß den Beschlüssen jener landeskirchlichen Versammlung geltend gemacht, welche am 8. Mai 1895 in Berlin den ganzen Heerbann der konfessionellen Parteien für einen Ansturm gegen die theologischen Fakultäten der Universitäten aufgeboten hatte. In diesen landeskirchlichen Versammlungen organisirt sich für die evangelische Kirche das demagogische Parteiwesen, welches ganz nach dem Muster der Versammlungen der deutschen Katholiken für die römisch-katholische Kirche, die kirchen- und staatsregimentlichen Faktoren terrorisiren und seinen Zwecken dienstbar machen will. Die erste dieser Versammlungen, welche am 26. April 1887 in Berlin tagte, gab das Losungswort aus für die bekannten Kleist-Hammerstein'schen Anträge auf sog. Befreiung der evangelischen Kirche von den Fesseln des Staates, d. h. Aufhebung der der kirchlichen Gesetzgebung staatlicherseits gesteckten Grenzen, und dementsprechende Aenderung der Staatsgesetzgebung sowie reichliche staatliche Dotation der Kirche. Die Anträge haben von daher ihren Weg durch die Provinzialsynoden und die Generalsynode gemacht und das Resultat ist das denselben entsprechende vom Kultusminister Dr Bosse betriebene Gesetz vom 28 Mai 1894 und die mannigfachen Finanzgesetze zur Entschädigung für die Stolgebühren, zur Verbesserung der Gehälter und Pensionen der Geistlichen, der Dotation der Wittwen und Waisen derselben und dergl. mehr. Solche Erfolge haben nur zur Fortsetzung auf dem eingeschlagenen Wege anregen können und so hat die

landeskirchliche Versammlung vom 8. Mai 1895 nun die theologischen Fakultäten der Universitäten aufs Korn genommen. Den Vorwand dazu hat der Bonner theologische Ferienkursus des Jahres 1894 liefern müssen, auf welchem die Professoren Grafe und Meinhold Vorträge über den heutigen Stand der theologischen Wissenschaft bezüglich des alten Testaments und des Abendmahls gehalten haben. Ein rheinischer Heißsporn der bekenntnißtreuen Buchstabengläubigkeit, Pfarrer Dammann, hat bekanntlich nach Hörensagen darüber die Parteigenossen in den Gemeinden allarmirt und dann ist das Läutewerk des durch die ganze preußische Landeskirche organisirten Agitationsapparats der Orthodoxie in Bewegung gesetzt worden. Nach den Kreissynoden hat es jetzt in den Provinzialsynoden seinen schrillen Ton hören lassen, um im nächsten Jahre die Generalsynode zu erfüllen. Alle Provinzialsynoden haben in identischen Beschlüssen die Säuberung der theologischen Fakultäten, die Anstellung sog. bekenntnißtreuer Dozenten und die Züchtung solcher in Konvikten und Seminaren gefordert. Ein Unterschied zwischen den Synoden waltet nur insofern ob, als die sächsische, rheinische, posensche und schlesische Synode dem Beschluß darüber höflichere Form gegeben haben, indem sie durch Streichung der Worte „in stärkerer Weise als bisher“ demselben den Charakter eines Tadelsvotums gegen den Oberkirchenrath genommen haben. Bei der vollen Uebereinstimmung in der Sache selbst ist diese formelle Differenz selbstverständlich ohne Belang. Als typisch für den gleichen Willen der Synoden darf der Beschluß der brandenburgischen Synoden angesehen werden, dahin gehend:

„Die Synode spricht die Erwartung aus, daß das Kirchenregiment in stärkerer Weise als bisher der Staatsverwaltung gegenüber den Anspruch der Kirche auf Berufung solcher Professoren an die theologischen Fakultäten, die im Bekenntniß der Kirche stehen, zur Geltung bringen werde, und richtet an den Evangelischen Oberkirchenrath die herzliche Bitte, seinen Einfluß in dieser Richtung geltend machen zu wollen und sie ersucht die Generalsynode, den Evangelischen Oberkirchenrath aufzufordern: 1. in Gemeinschaft mit ihrem Vorstand hervorragend wissenschaftlich befähigte und zugleich fest im Bekenntniß stehende Geistliche zu veranlassen, daß sie sich — entsprechend dem der Organisation der Universitäten zu Grunde liegenden Prinzip freier Betheiligung am wissenschaftlichen Unterricht — dem akademischen Lehramt widmen. — 2. zu erwägen, durch welche Maßregeln die Absicht gefördert werden könne, wobei auch der Gesichtspunkt einer Bewilligung von Mitteln durch die Generalsynode in Betracht zu ziehen wäre.“

Die Begründung dieser Beschlüsse durch die Führer der konfessionellen Parteien in der Brandenburgischen Synode hat über Zweck und Ziel derselben nicht den geringsten Zweifel gelassen. Es gilt den völligen Ausschluß der wissenschaftlichen Theologie für die evangelische Kirche. Die Sprache der Vertheidiger der Anträge war durchaus nach dem Muster der Redeweise der agrarischen Demagogie. Wie diese von dem Giftbaum der Börse, so haben die Synodaldemagogen des Konfessionalismus von dem Gift gesprochen, das die theologischen Fakultäten und die liberale Theologie in die Köpfe und Herzen der jungen Theologen zum Verderben der Seelen derselben und der Kirche ausspritzten. In absoluter Unverfrorenheit ist die Unvereinbarkeit der biblischen Theologie und der liberalen Richtung mit dem Bestande der Kirche proklamirt worden. Herr Stöcker, der in alter Weise als das geistige Haupt und als der Leiter der Brandenburgischen Synode aufgetreten ist, hat mit dreister Stirn erklärt: „die Gleichberechtigung der beiden Richtungen (der konfessionellen und der liberalen) wäre der Tod der Kirche. Die Kirche steht höher als die Lehrfreiheit.“ Um des Begriffs der Kirche willen soll also auch in der Kirche der Reformation der Wissenschaft und dem christlichen Wahrheitssinn der Garaus gemacht und sollen die Anhänger der Vertreter derselben (die liberale Richtung in der Kirche) gewaltsam unterdrückt und von Kanzel und Lehrstuhl ausgeschlossen werden. Mit Recht hat Professor Dr. Harnack diese Tendenz eine römisch-katholische genannt, wogegen „Kreuzzeitung“ und „Reichsbote“ den Vertreter derselben in der Brandenburgischen Synode, Professor Dr. Kaftan einen Erzkonfusionarius genannt haben, weil er mit seiner wissenschaftlichen Auffassung glaube „im Bekenntniß der Kirche zu stehen“. „So kann es nicht weitergehen“ — daß nämlich die Freiheit der theologischen Wissenschaft auf den Universitäten neben der Kirche bestehen bleibt“; — dies ist die Melodie, welche durch den ganzen Chorus der Konfessionellen auf allen Synoden in mannigfachen Variationen hindurchgegangen ist, und so muß in der That auch das Schlußurtheil aller Liberalen in der evangelischen Landeskirche Preußens Angesichts der Beschlüsse der Provinzialsynoden lauten. Es fragt sich, kann die preußische Landeskirche bei solchem Auftreten der Konfessionellen in ihren verfassungsmäßigen Organen Bestand haben oder nicht? Man mag ja darüber streiten, ob die Kirche — was ja die römisch-katholische für sich durchgeführt hat und die konfessionelle Orthodoxie auch für die evangelische maßgebend zur Geltung bringen will — ein festes dogmatisches Grundgesetz haben und mit zwingender Organisation allen ihren Gliedern auferlegen muß — unbestreitbar ist, daß die Kirche der Reformation und die preußische Landeskirche der Union ohne den Grundsatz der Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen **nicht** bestehen können. Es handelt sich hier um ein kategorisches Entweder — Oder. Entweder es siegt der in den Synoden herrschende Konfessionalismus — dann ist der Untergang der Kirche der Reformation und der preußischen Landeskirche besiegelt — oder es muß die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen, auch der wissenschaftlichen und liberalen, zur Anerkennung gelangen. Der in den Synoden herrschende Konfessionalismus ist sich über diese Alternative ganz klar. Der Synodale Oberverwaltungsgerichtsrath Hahn hat unumwunden ausgesprochen: „Wenn unserm Nothschrei dauernd **nicht** Folge gegeben werden sollte, so würde der Kirche nichts übrig bleiben, als ihr Verhältniß zum (preußischen) Staate zu lösen“. Der Konfessionalismus droht also offen mit der Separation nach dem Beispiel der Altlutheraner. Daß er die Liberalen vor eine gleich zwingende Alternative zu stellen beflissen ist, kümmert ihn nicht, weil er — nach seinen bisherigen Erfolgen — von der Zuversicht getragen wird, daß das preußische Staats- und Kirchenregiment vor **seinen** Forderungen und Drohungen ebenso zurückweichen wird, wie es vor denjenigen der römischen Kirche und des Ultramontanismus zurückgewichen ist.

Welche Aussichten hat die Haltung des Kirchenregiments in den Synodalverhandlungen in dieser Beziehung eröffnet? Es muß anerkannt werden, daß der Oberkonsistorialrath und Professor Probst Freiherr von der Goltz vor der Brandenburger Synode als Mitglied derselben, wie vor der Rheinischen als Kommissar des Kirchenregiments die selbständige Stellung der theologischen Wissenschaft in und neben der Kirche mit allem Freimuth und erquickender Herzenswärme vertreten hat. Zugleich Professor eben der angegriffenen Theologie innerhalb der Universität Berlin hätte er sich auch mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, wenn er anders gehandelt hätte. Er hat sich dafür von Herrn Stöcker gleich die diesen christlichen Agitator kennzeichnende Entgegnung zugezogen: „Wenn im Evangelischen Oberkirchenrath noch mehr sind, welche die Auffassung des Freiherrn v. d. Goltz theilen, dann möchte ich neben der Stärkung der theologischen Fakultäten auch gleich diejenige des Oberkirchenraths empfehlen.“ Es ist gewiß hocherfreulich, Herrn v. d. Goltz auch an der Spitze des Oberkirchenrathes zu sehen; inwieweit die Hoffnungen, die man gern an diese Thatsache knüpfen möchte, begründet sind, wird aber doch erst abzuwarten bleiben. Mit Recht fragt Professor Dr. Beyschlag in den „Evangelischen Blättern“, ob Freiherr v. d. Golz nur als Mitglied der Synode und Professor, oder auch als Vizepräsident des Oberkirchenrathes ge-

sprochen habe? Herr v. d. Goltz ist auch Verfasser des Erlasses des Oberkirchenraths in der Angelegenheit des Apostolikums vom 25. November 1892, worin demselben der Charakter eines zwingenden Glaubensgesetzes abgesprochen wird. Trotzdem hat das Kirchenregiment für das Apostolikum in der neuen Agende eine Stellung acceptirt, welche zu den größten Zweifeln über seine rechtliche Bedeutung Anlaß gibt und die Konsistorien kehren sich an die etwaige freie Auffassung des Oberkirchenraths gar nicht. Das Breslauer Konsistorium hat diejenigen Geistlichen seines Bezirks, welche eine mit dem Wortlaut des Erlasses des Oberkirchenraths konforme Erklärung unterschrieben haben, diszipliniert, ohne daß der Oberkirchenrath dagegen hätte Remedur eintreten lassen. Leider kontrastirt mit der Haltung des Herrn v. d. Goltz auch diejenige anderer im Kirchenregiment befindlicher Personen. Generalsuperintendent Faber hat offen seinen Uebergang vom Standpunkt der (Ritschl'schen) Vermittelungstheologie zu demjenigen des Konfessionalismus erklärt und die Herren Generalsuperintendent Dryander und Konsistorialpräsident Schmidt haben erklärt, gar nicht einsehen zu können, warum man nicht sollte für die Anträge der Konfessionellen stimmen und eintreten können. Ihnen ist also der Sinn der in ihrer Gegenwart geführten Verhandlungen ungeachtet der klaren Aussprüche der Gegensätze entgangen. Präsident Schmidt hat den Eindruck empfangen, „beide Parteien wollten dasselbe" und Generalsuperintendent Dryander meinte gar: „In der vorliegenden Fassung beider Anträge könne er ihnen zustimmen und glaube nicht (!), daß die von Herrn Dr. Kahl (der als Vertreter der Mittelpartei die Anträge bekämpft halle) gegebene Begründung der Ablehnung auf das, was sie enthalten, nothwendig (!) zutreffen müsse (!). Ob irgend einer sie so verstehen will und die Tendenz hat, sie so auszudeuten, könne er natürlich nicht wissen." Kein Engel kann so unschuldig sein wie dieser hohe kirchliche Würdenträger gegenüber den Reden der Stöcker, Hahn und Konsorten. Eine gewisse Vorsicht in Bezug auf die zu erwartende Haltung des Kirchenregiments gegenüber den Synodalbeschlüssen möchte also am Platze sein, wie denn auch abzuwarten sein wird, was Minister Dr. Bosse thun wird, dem die Synoden von Westfalen und Rheinland ihr volles Vertrauen und den Dank für die Berufung des konfessionellen Strafprofessors Goebel in die theologische Fakultät zu Bonn ausgesprochen haben. In dieser Beziehung ist es gewiß nicht ermuthigend, daß selbst die von der Universität Bonn in die genannten Synoden deputirten Professoren Sachse und Sieffert statt für die Berechtigung der Handlungsweise ihrer Kollegen im Bonner Ferienkursus einzutreten, den von denselben gegebenen Anstoß nur in schwächlichster Weise — und darum natürlich ohne allen Erfolg — vor den Synoden entschuldigt haben. „Dieselben hätten bona fide gehandelt, glaubten fest im Bekenntniß der Kirche zu stehen, hällen ja auch nur im Amt stehenden Pfarrern ihre wissenschaftlichen Ueberzeugungen mitgetheilt." Die Synoden möchten deshalb „Sanftmuth walten lassen". Das ist nicht eine Haltung der Vertreter der theologischen Wissenschaft, die geeignet ist, dem staatlichen und kirchlichen Regiment gegen den Ansturm der Synoden einen Rückhalt zu geben und so mag das Verhängniß, dem die preußische Landeskirche zueilen zu sollen scheint, wohl einen starken Schritt vorwärts gemacht haben.

H. Schröder.

Parlamentsbriefe.

V.

Die Justiznovelle ist gefallen. Die Regierung hat einen von dem Reichstage gefaßten Beschluß für unannehmbar erklärt und auf die Weiterberathung verzichtet. Zu diesem einen Differenzpunkt würde sich, wenn die Diskussion fortgesetzt worden wäre, noch ein zweiter, vielleicht noch ein dritter gesellt haben und eine Verständigung war ausgeschlossen. Wir geben der Regierung Unrecht in den besonderen Fragen, um welche es sich handelt, aber wir sind ob ihrer Hartnäckigkeit nicht böse, denn sie hat es verhindert, daß ein Gesetz von zweifelhaftem Werth oder vielmehr von zweifellosem Unwerth zu Stande gekommen ist.

Zwei Jahre lang haben die Verhandlungen in der Kommission gedauert; in diesen zwei Jahren ist auch nicht ein einziges Argument vorgebracht worden, welches nicht schon im Jahre 1876, als die Strafprozeßordnung berathen wurde, geltend gemacht worden wäre. Zufallsmajoritäten haben damals entschieden; Zufallsmajoritäten haben jetzt entschieden. Ein mangelhaftes, der inneren Einheit entbehrendes Werk ist damals zu Stande gekommen; das Werk, das jetzt zu Stande gebracht werden konnte, war um nichts vollkommener. Wir hoffen, daß ein Tag kommen wird, an welchem man an die Stelle der jetzt bestehenden Strafprozeßordnung eine andere setzt, die aus einem Gusse ist. Aber bis dieser glückliche Tag eintritt, wird man besser thun, sich mit dem Bestehenden zu behelfen, als eine armselige Ausbesserungsarbeit vorzunehmen.

Wir haben sehr wenig Hoffnung, daß so lange wir die gegenwärtige Reichstagsmehrheit und die gegenwärtige Regierung haben, irgend ein organisches Gesetz zu Stande kommen wird, an dem wir eine aufrichtige Freude haben. Man kann uns als einen Beweis des Gegentheils das bürgerliche Gesetzbuch vorhalten, für dessen Annahme doch wir selbst lebhaft eingetreten sind. Allein das bürgerliche Gesetzbuch hat, wenn man uns einen recht derben Vergleich gestatten will, der Bundesrath außer dem Hause arbeiten lassen; er hat eine Kommission von Männern eingesetzt, die mit erhöhter Sachkunde ausgestattet und dem Treiben der politischen Parteikämpfe entrückt waren, und er hat das Glück gehabt, daß unter diesen Männern sich einer befand, dem es gelang, sich eine führende Stellung zu erwerben. Und trotz alledem hat der Bundesrath es verstanden, das Werk dieser Sachverständigenkommission in wesentlichen Punkten so zu verschlechtern, daß uns die Zustimmung recht schwer geworden ist.

Wir haben es nur mit Kopfschütteln begleiten können, daß freisinnige Männer sich in der Hoffnung gewiegt haben, ein Gesetz zu Stande zu bringen, welches als eine wesentliche Verbesserung der Strafprozeßordnung von 1879 zu betrachten wäre, und wir haben mit unserem Kopfschütteln Recht behalten. Die Regierung hat sich nach langem Zögern entschlossen, auf die Einführung der Berufung und auf die Entschädigung unschuldig Verurtheilter einzugehen, aber sie hat es nur gethan, um dafür als Gegenleistung Zugeständnisse zu erhalten, die gute und unentbehrliche Grundsätze der Strafprozeßordnung in Frage stellen, z. B. die Unabhängigkeit der Geschäftsvertheilung von der Einwirkung des Justizministers. In der ganzen lang ausgedehnten Berathung des Gesetzes haben wir überall nur ein kleinliches Feilschen und kein freudiges Bekenntniß zu großen durchgreifenden Grundsätzen gefunden.

Eines aber hat die Verhandlung mit großer Entschiedenheit herausgestellt; die Frage: „Was kostet das?" spielt in der Justizverwaltung und in der Justizgesetzgebung eine viel zu große Rolle. Die Zahl der Richterstellen ist in Preußen eine zu geringe; darum dauert es zu lange, ehe die einzelnen Prozesse zur Entscheidung kommen darum sind die Richter zu hastigem Arbeiten genöthigt, und wenn der Richter mit Arbeiten überladen ist, ist die Gefahr, daß er mangelhafte Arbeit liefert, eine sehr große. Das größte Unglück, das einem Angeklagten treffen kann, ist das, vor einem ermüdeten und infolge der Ermüdung unaufmerksamen Richter zu stehen. Vermehrung der Richterstellen sollte ein Augenmerk der Volksvertretungen werden; von diesem Punkte aus läßt sich den Mängeln der Rechtspflege recht wirksam entgegentreten.

Im Abgeordnetenhause hat sich die Kommission über das Gesetz, betreffend das Diensteinkommen der Lehrer, geeinigt. Es sind kleine Verbesserungen, welche vor-

genommen sind, aber immerhin Verbesserungen, sowohl in Betreff der Gehaltssätze, als in Betreff der rechtlichen Stellung der Städte. Die Klippe, an welcher das Gesetz im vorigen Jahre scheiterte, lag in dem Herrenhause. Es ist dringend wünschenswerth, daß es an dieser Klippe diesmal glücklich vorüberkommt. So anfechtbar die Tendenz der Regierung ist, die Städte in allen Finanzfragen schlechter zu behandeln als das flache Land, so dürfen doch die Streitfragen, die sich daraus ergeben, nicht auf dem Rücken der Landschullehrer ausgefochten werden, und wir hoffen, daß die Oberbürgermeister im Herrenhause in ihrem Kampfe für ihr gutes Recht nicht einen Unschuldigen werden leiden lassen.

Die Ungunst der Regierung gegen die Städte ist auch aus Anlaß einer kleinen Steuervorlage wiederum zu Tage getreten. Die letzte Novelle zur Gewerbeordnung, welche sich mit den Geschäftsreisenden beschäftigt, hat ein preußisches Gesetz im Gefolge gehabt, welches die bestehenden Bestimmungen über die Gewerbesteuer abändert. Die Handelsreisenden werden unter die Hausirsteuer gestellt. Dasjenige, was sie zu bezahlen haben, wird dem Prinzipal von seiner Steuerschuldigkeit abgerechnet, so daß eine Mehrbelastung des Steuerzahlers allerdings nicht eintritt. Es tritt nicht eine Erhöhung, sondern nur eine Verschiebung der Steuerpflicht ein. Aber im Gefolge dieser Verschiebung tritt eine eigenthümliche Wirkung hervor; die Hausirsteuer, welche von den Reisenden erhoben wird, verbleibt dem Staate, und die Gewerbesteuer, um welche der Prinzipal entlastet wird, entgeht den Gemeinden. Kaufleute, welche eine größere Anzahl von Reisenden halten, wohnen nicht auf dem Lande, sondern in den Städten und vorzugsweise in den großen Städten. So hat bei diesem Reichsgesetz der preußische Finanzminister wiederum sein Schäfchen in das Trockene gebracht.

Mit seinem Plan eines Ausgleichsfonds hat Herr Miquel kein Glück gehabt; er ist selbst von den Parteien verlassen, die ihm sonst zu folgen pflegen. Dagegen ist die Zinsreduktion der Staatsanleihen auch im Herrenhause anstandslos durchgegangen; nur hat dabei Graf Mirbach Veranlassung genommen, einen seiner weit hergeholten Angriffe gegen den Präsidenten der Reichsbank zu richten, was, wie üblich, zu einer empfindlichen Abfertigung des Herrn Grafen führte, der es in der Erkenntniß seiner volkswirthschaftlichen Unzulänglichkeit noch immer nicht weit gebracht hat.

Proteus.

Paolo Mantegazza's Erinnerungen.*)

Mantegazza, der Verfasser dieses erst in den letzten Tagen erschienenen Büchleins ist bekanntlich der Autor der bekannten Schriften „Die Hygiene der Liebe“ und „Die Psychologie des Genusses“. Das bescheidene neue Werk liefert einen werthvollen Beitrag zur neueren Geschichte Italiens seit der Einigung des Reichs. Er führt uns die letzten dreißig Jahre öffentlichen Lebens in Italien so lebendig vor Augen, daß man dem Verfasser zu Dank verpflichtet ist, vor Allem für die mancherlei Lehren, die der heutigen Generation daraus erwachsen, wenngleich man die Folgerungen, die er zieht, durchaus nicht stets als richtig anzuerkennen braucht.

Im Jahre 1867, kaum 31 Jahre alt, wird Mantegazza in Monza zum Deputirten gewählt. Und da derselbe Wahlkreis ihn dreimal wiederwählt, so hat er im ganzen während der Dauer von elf Jahren die Geschicke seines Vaterlandes als Parlamentarier betrachten können. Charakteristisch auch für die jetzigen Verhältnisse des schönen Landes ist es, daß von den 900 Wählern des Kreises Monza, nie mehr als 340 zur Wahl schritten. Mantegazza selbst brachte es nie auf mehr als 300 Stimmen. Und doch pulsirt in Monza — dem Potsdam des Hauses Savoyen — eine kleine halbe Stunde von Mailand entfernt — das politische Leben besonders intensiv.

Mantegazza nahm seinen Sitz im Parlament unter den Kollegen der Rechten ein, blieb aber immer unabhängig von jeder Partei. Die Richtung seiner Studien und die Natur seiner Werke, die in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, wiesen Mantegazza auf die hygienischen in Sonderheit der Schulfragen. Seine bedeutende Rede gegen die Unterrichtsmethode in den oberen Schulen ist noch heute gewissermaßen maßgebend. Abhängig von der allmächtigen Büreaukratie und zugleich von der alleinseligmachenden Politik, unter der Leitung von Ministern, deren Laufbahn als höchste Staatsbeamte allzu kurz war, sank seit der Einigung Italiens die höhere Schule immer tiefer. Mit Unwillen liest man, daß nicht ruhige Erwägung, sondern einige Universitätsunruhen genügten, um die verhaßten Kollegiengebühren zu beseitigen. Und mit solchen Unruhen treiben die italienischen Universitäten auch heute noch Politik; so haben gerade jetzt nach der Eröffnung des neuen Universitätsjahres die Studenten in Rom auf offener Straße gegen den Unterrichtsminister Gianturco demonstrirt, angeblich weil er dem sozialistischen Professor Labiola, der in der Eröffnungsrede die Allianzen der Regierung in Gegenwart des Ministers getadelt hat, eine Rüge ertheilte, vor Allem jedoch, weil Gianturco nichts mehr von außerordentlichen Prüfungsterminen und sonstigen Vergünstigungen wissen will. Ganz besonders übel war aber die Abschaffung der Kollegiengelder für Italien; sie bewirkte die Verarmung der überhaupt nicht reichen Universitäten, Mangel an bedeutenden Professoren, die Unmöglichkeit für Privatdozenten, sich zu habilitiren, alles Uebel, die noch heute — nach dreißig Jahren — fortbestehen. Dies und die Aufrechterhaltung aller Universitäten der aufgehobenen Regierungen — die kleinste Stadt will auf die erdärmlichste Universität nicht verzichten — haben zu der Besorgniß und Unwillen erregenden Ueberfülle von Studirenden geführt.

„Eine Verminderung dieser Schönredner, dieser ungenügend ausgebildeten Quacksalber, unwissenden Ingenieure, pflastertretenden Advokaten wird erst dann eintreten können, wenn die Zahl der Universitäten eingeschränkt worden ist, wenn nicht mehr jeder Bauer, jeder Portier seinen Sohn mit ein paar Groschen zur Universität schicken und einen Doktor aus ihm machen kann.“

So klagte schon damals Mantegazza und klagen die wenigen einsichtsvollen Minister und Professoren noch heute in Italien.

Mantegazza, diesem begeisterten Anhänger der allermodernsten Wissenschaften, der Physiologie und der Psychologie, war das unwissende, intolerante Pfaffenthum, das besonders in Italien so viel Unheil angerichtet hat und noch anrichtet, von jeher ein Greuel. Er stimmte für die Aufhebung der religiösen Orden, gegen die Garantiegesetze und brachte sofort nach der Uebersiedelung der Kammer von Florenz nach Rom einen Antrag für die unverzügliche Ausweisung der Jesuiten ein.

Die ruhmvollste Episode der parlamentarischen Thätigkeit Mantegazza's war seine Rede gegen die Barnabitermönche, die in Monza ein Seminar leiteten. Die Folge dieser Rede war, daß zwei seiner Onkel, der eine ein einfacher Geistlicher, der andere sogar Domherr, ihn enterbten. Diese Enterbung entbehrt nicht ganz eines gewissen humoristischen Anstrichs. Der Domherr — jedenfalls ein sonderbarer Kauz — schwebte dauernd zwischen der Furcht vor der Hölle und der Liebe zu Mantegazza, dem Sohn seines ältesten Bruders. Schon wiederholt hatte er den Neffen in seinem Testament enterbt, um ihn dann wieder zu seinem Erben einzusetzen. Selbst nach dem Feldzug gegen die Barnabitermönche hatte der würdige Herr noch einmal unter Thränen und mit Hinzuziehung und unter dem Bei-

*) Florenz. 1896. R. Bemporad & Figlio. Ricordi d'un fantaccino al parlamento italiano.

rath eines liberalen Notars ein neues Testament zu Gunsten seines Neffen aufgesetzt; aber kurz vor seinem Tode trug die Furcht vor der Hölle den Sieg über seine Familiengefühle davon. Der Beichtvater verweigerte ihm die Absolution, wenn er seinen Neffen nicht enterbte, und in der That vermachte der Sterbende, bis auf einige Legate an seine nächsten Angehörigen, sein ganzes Vermögen der alles verdauenden Kirche.

Mantegazza äußert sich folgendermaßen darüber:

„So kosteten mich mein Muth und meine ehrliche Gesinnung 300 000 Lire, aber sie brachten mir ein gutes Gewissen auf Lebenszeit ein und meinen Kindern eine bedeutend werthvollere Erbschaft als das Geld, nämlich das Vorbild eines bescheidenen, aber ehrenhaften politischen Lebens.“

An anderer Stelle legt Mantegazza sein Glaubensbekenntniß nieder:

„— Von den Anhängern der Pfaffen erfuhr ich nur Schmähungen, wenn es nicht gar Todesandrohungen und Verleumdungen waren. Niemals habe ich gegen die Religion gekämpft, die ich für eines der höchsten Ideale des Gedankens halte und vor allem für den herrlichsten Trost in den Mühseligkeiten dieses Lebens; aber mit offenem Visir habe ich in Büchern und vom Katheder herunter ein Anathema gegen die Industrie und den Handel mit dem Himmel geschleudert, und gegen alle heuchlerischen Formen des Mysticismus, die das religiöse Gefühl als instrumentum imperii oder als Einnahmequelle benutzen. Den Tempel habe ich immer geachtet, die Sakristei habe ich verlacht, ich habe meinen Kopf vor dem Altar geneigt, aber ich habe immer mit höchster Verachtung auf das Geschäft der Kirche herabgesehen.“

Nach seiner Rede gegen die Barnabiter wurde Mantegazza von einer wahren Fluth anonymer Briefe verfolgt, die ihm ganze Trachten Prügel und sogar Dolchstiche androhten. Einige seiner Hauptwähler stellten gründliche Nachforschungen über die Vaterschaft dieser Ergüsse an, und es ergab sich, daß die ärgsten den Küster des Doms zu Monza zum Urheber hatten. Mantegazza wünschte nicht, daß man ihm zu Leide ging, und so blieb es bei den Drohungen. Kurz darauf aber hatte Mantegazza die traurige Genugthuung, daß der Pater Ceresa, ein Mann von klassischer Bildung, der sich auch als Dichter einen Namen gemacht hatte, nach einem Prozeß, der in ganz Italien das größte Aufsehen erregt hatte, zu einer Reihe von Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, weil er sich als Leiter der ominösen Barnabiteranstalt krasse Sittlichkeitsverbrechen hatte zu schulden kommen lassen.

Im weiteren Verlaui des Buches erzählt uns Mantegazza seine kleinen Enttäuschungen und seine kleinen Freuden. So schmerzt es ihn, daß man ihn nicht in den Ausschuß für die Reform der Mittelschulen wählte, daß man ihn im Jahre 1867 nicht als Juror für die Gruppe der Hygiene und Ernährung zur Pariser Weltausstellung schickte, obwohl er sich besser als irgend ein Anderer für dieses Amt geeignet hielt. Es geht ihm nahe, daß die pfäffisch gesinnte Kommunalverwaltung zu Florenz ihm nicht gestattete, den Schädel Rossini's, gelegentlich der Ueberführung der Gebeine des Tonkünstlers von Frankreich nach der Kirche Santa Croce, der italienischen Westminster Abtei, zu messen und nachzubilden. Auch zu der Eröffnung des Grabes von Lorenzo Medici in der Mediceischen Kapelle wurde er nicht zugezogen, obwohl er Professor der Anthropologie in Florenz war. Eine liberalere Kommunalverwaltung — in Italien sind die Krisen der Munizipalität nicht viel seltener als diejenigen im Parlament — hatte ihn früher schon beauftragt, die Gebeine Ugo Foscolo's, des großen Dichters und Verfassers von Jacopo Ortis, des italienischen Werther — zu untersuchen, als dieselben aus England nach Santa Croce überführt wurden. Mantegazza erzählt, wie er sorgfältig und liebevoll die Gebeine des großen Landsmannes einzeln wusch und dann mit dreifarbigen Bändern zusammenband. Ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die bekannteste und schönste Ode Foscolo's gerade — I Sepolcri — betitelt ist, in der er die Poesie und die Weihe des Grabes so tief empfunden und erhaben besungen hat, wie kein zweiter Dichter. Auch Ariost erwies Mantegazza bei der Eröffnung des Grabes in Ferrara denselben Liebesdienst.

Das Buch läuft zum Schluß in einen unerbittlichen Angriff gegen die parlamentarische Regierungsform aus. Diesen Angriff braucht man nicht gerechtfertigt zu finden, aber er ist charakteristisch für Anschauungen, die in bestimmten Kreisen Italiens herrschen:

„Diese Art der Regierung ist eine Pflanze, die nicht auf italienischem Boden gewachsen und heimisch ist, und das ist ihr größter und hauptsächlichster Grundfehler. Diese Art der Regierung ist ein Produkt kälterer Zonen, wo der Verstand arbeitsamer ist, als das Herz, wo man langsam und behutsam denkt, wo die Kritik mehr vermag, als das Gefühl, und wo die Seelen sich in weniger ferne Regionen schwingen.“

Nach Mantegazza gibt es in ganz Italien nicht einmal die erforderlichen 508 Männer, die fähig wären, ihre Mandate würdig auszuüben. Besser hundert gute Deputirte, als ein halbes Tausend mittelmäßiger und schlechter. Bei den Parlamentswahlen spräche nicht die Befähigung des Einzelnen mit, sondern es handle sich nur um eine gewisse Taktik. Das ganze Parlamert sei ein Götzentempel für die Macht des Worts und der Sophismen.

Die Rechtsanwälte wünscht Mantegazza vom Parlament auszuschließen wegen ihrer blendenden Rhetorik — jetzt sind ein Drittel der 508 Abgeordneten Rechtsanwälte; vor allem aber sollten diejenigen Deputirten ferngehalten werden, die ihr Mandat nur zu geschäftlichen Zwecken ausnutzen wollen. Er nennt sie Deputati affaristi — Geschäftsabgeordnete. Er erzählt, wie der ehemalige Präsident Depretis einmal den Brief eines Abgeordneten zeigte, die Unterschrift mit der Hand bedeckend, dessen Nachschrift lautete: „Mögen Ew. Wohlgeboren nicht vergessen, daß ich von Provisionen lebe!“

Voller Widerwillen gegen das Parlament hatte Mantegazza schon 1872 — kaum 41 Jahre alt — doch den brennenden Ehrgeiz, Mitglied des Senats zu werden, und drückte diesen seinen Wunsch dem bekannten Staatsmann Sella gegenüber aus. Allein er erhielt einen Korb. Es war der ersten Regierung der Linken vorbehalten, und zwar im November 1876, diesen „höchsten Wunsch“ Mantegazza's zu erfüllen.

Allerdings hat auch Mantegazza's hohe Meinung vom Senat in den letzten 20 Jahren einen völligen Umschlag erlitten und das vorliegende Werk ist eigentlich nur der Epilog zu einem großen durch Mantegazza im Anfang dieses Jahres hervorgerufenen Skandal. Durch die Zeitungen ging ein Brief Mantegazza's — ursprünglich vermuthlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt — worin er über die Senatoren ein noch krasseres Urtheil fällte, als seiner Zeit über die Deputirten. In einer öffentlichen Sitzung des Senats fand wegen dieses Schreibens eine Interpellation statt, auf welche der Senatspräsident Farini erwiderte, daß ihm von Seiten Mantegazza's noch keine Mittheilung zugekommen sei. Diese unverblümte Aufforderung, seine Demission einzureichen, ließ Mantegazza unbeachtet; er richtete vielmehr ein Schreiben an Farini, in dem er behauptete, daß ihm nichts ferner gelegen habe, als die altehrwürdigen Senatoren zu beleidigen, man habe einen Brief von ihm mißbraucht. Allein die Thatsache seiner Kritik blieb bestehen. Man kann sogar die vorliegende Veröffentlichung als eine Verschärfung jenes Urtheils ansehen. Und darin liegt für Mantegazza nur Konsequenz. Denn ist das Parlament nach seiner Ansicht aus so verwerflichen Elementen zusammengesetzt, so kann der Senat nicht einwandsfrei sein. Sind doch fast alle Senatoren ehemalige Abgeordnete!

Künstlerisch wäre das Buch abgerundeter und einheitlicher, wenn ein Theil der reichlich angeführten Stimmen der Presse und der Briefwechsel mit seinen Wählern, weil von zu lokalem Interesse, fortgeblieben wäre. Im Ganzen jedoch liest es sich anmuthig und anregend wie alles, was Mantegazza schreibt.

Es bringt uns die Charakteristiken aller parlamentarischen Führer der letzten dreißig Jahre, ist voller anregender Aphorismen und amüsanter Anekdoten. Ueber den Parlamentarismus sagt dieser Hasser desselben in geistreicher Weise: „Er ist der Idealbegriff des umgekehrten Gesetzes der Bewegung, d. h. er ist eine Maschine, deren sämmtliche Kräfte sich in Reibungen umsetzen.“

Gerade in dem jetzigen Augenblick gewinnt diese herbe Kritik der italienischen Verhältnisse durch eine so bekannte Persönlichkeit, wie Mantegazza, ein besonderes Interesse.

Möchte Italien mit derselben Mäßigung und Besonnenheit, mit der es den Frieden mit Menelik zu Stande gebracht hat, Hand an die Sanirung der hier gerügten Uebelstände legen. Die Uebelstände sind da, ob die Mittel, die Mantegazza vorschlägt, zweckmäßig sind, ist eine andere Frage.

Ernesto Gagliardi.

Gaston Paris als Essayist.

Ein vornehmer Mann und ein feiner Geist, doch schwer zu schildern in der maßvollen Wirkung seines Wesens. Gaston Paris, der große französische Romanist, ist als Schriftsteller einer jener ausgeglichenen und abgeklärten Charaktere, die weniger blendend, als gründlich und wohlthuend sind. Durch die Art ihrer ganzen Persönlichkeit ist es bedingt, daß sie keine Leuchtkraft in die Ferne, noch auf die größere Allgemeinheit ausüben können. Harmonisch in der Ausbildung ihrer Eigenschaften, feingeistig in der Gewissenhaftigkeit, mit der sie zu formuliren pflegen, fehlt ihnen das Impulsive des Temperamentes, das Einseitige der Leidenschaft. Mit einem Worte, sie sind keine starken Individualitäten, weder originell, noch hinreißend, packend. Gaston Paris ist in erster Linie Gelehrter; er ist am anziehendsten, wenn er aus dem Bereiche seiner mittelalterlichen Studien für einen allgemeineren Kreis feingeistig weite Durchblicke eröffnet. Da spricht er mit jener Wärme, die aus tiefem Verständniß hervorgeht, mit jenem kritischen Gleichmuthe, der die Sympathie für den Gegenstand nicht ausschließt. Das milde Licht ruhiger Wissenschaftlichkeit durchdringt alle Ausführungen; er sucht die Thatsachen um ihrer selbst willen, mit der Gelassenheit, die dem Forscher ziemt. Das Persönliche tritt zurück, die Darstellung verliert ihre kräftigen Accente und geht in gleichmäßigem Flusse, nicht ohne innerlichen Antheil, doch ohne pathetischen Schwung dahin. Vergeblich würde man nach Interessantem forschen, insofern es auf Ueberraschung und Effekt beruht. Dieser Stil sucht seine Wirkungen nicht, denn einfach und durchsichtig wie er ist, will er nur den Gedanken klar widerspiegeln; er hat etwas Einleuchtendes. Er ist das Ergebniß einer langen und ernsten geistigen Durchbildung, der Ausdruck hoher Kultur und Selbsterziehung. Gaston Paris ist mehr, als ein wissenschaftlicher Kopf; er hat sich zum wissenschaftlichen Charakter vollendet. Er glaubt nicht nur an den objektivirenden Beruf der Wissenschaft, sondern er sucht ihn auch auszuüben. Und das geschieht im Allgemeinen seltener, als man wohl denken mag. Bisweilen geht es in den Gebieten der Forschung, wie auf der Kaulbach'schen Freske, wo die Hunnenschlacht der Erde in den Reichen des Himmels weiter gekämpft wird. Die Leidenschaften des Alltags greifen über und verwirren den Geist unparteiischer Erwägung. Wer kennt nicht die gelehrten Heißsporne mit den Posaunenstößen etwelcher Begeisterung! Wie anders sich dieser Autor seine Aufgabe vorstellt, hat er in einem Momente bewiesen, der der Größe nicht entbehrte, und wo Worte Thaten gleichkamen.

Es war am 7. Dezember 1870; während draußen vor den Wällen der französischen Hauptstadt die deutsche Armee lag, begann er im Collège de France einen Kursus über das Rolandslied. Er hätte wohl andeuten können, daß im alten Gedichte auf Ronceval ein Tag der Rache gefolgt ist; man hätte diese Anspielung verstanden und ihm Dank gewußt. Aber unbeirrt in seiner überlegenen Auffassung, erklärte er vielmehr, daß die gelehrte Darstellung von außen her keinerlei Impulse annimmt.

„Ich glaube im Allgemeinen nicht, daß der Patriotismus etwas mit der Wissenschaft zu thun hat. . . . Ich bekenne mich unbedingt und rückhaltlos zu jener Lehre, daß die Wissenschaft keinen anderen Gegenstand, als die Wahrheit, hat, und die Wahrheit um ihrer selbst willen, ohne Sorge um die guten oder schlimmen, traurigen oder freudigen Folgen, welche diese Wahrheit in der Praxis haben könnte. Der, welcher aus patriotischem, religiösem oder selbst moralischem Grunde sich in dem Thatbestand seiner Studien, in den Schlußfolgerungen die kleinste Unterschlagung, die leiseste Abänderung erlaubt, ist nicht würdig, seinen Platz in der großen Werkstätte zu haben, wo Redlichkeit noch mehr, als Tauglichkeit, zum Eintritt erforderlich ist. So verstanden, bilden die gemeinsamen Studien, in demselben Geiste in allen civilisirten Ländern betrieben, über den beschränkten, verschiedenen und oftmals feindlichen Nationalitäten ein großes Vaterland, das kein Krieg befleckt, kein Eroberer bedroht, und wo die Seelen die Zuflucht und Einheit finden, welche ihnen der Gottesstaat ehedem gewährt hat.“

Ist es zu viel, wenn man sagt, daß diese Sätze etwas Weihevolles an sich haben? oder erklären sie, in welchem Sinne bei dem Schriftsteller Gaston Paris der Mensch uns anmuthet, wenn der Stoff und Inhalt seiner Darstellungen uns interessirt?

Die Familien sind nicht selten, die in einer längeren Folge von Generationen einen Schatz von Bildung in sich weitergeben und, gleichviel ob er sich mit der Zeit vergrößert oder vermindert, auf ihre Mitglieder das Bewußtsein einer wissenschaftlichen Bestimmung oder wenigstens eine wissenschaftliche Ueberlieferung vererben. Gaston Paris ist in solch einer glücklichen Umgebung herangewachsen. Sein Vater, Paulin Paris, der Sohn eines Advokaten aus der Champagne, war für die romanistische Forschung in Frankreich bahnbrechend gewesen. Lange ehe das Studium des Mittelalters dort sein akademisches Bürgerrecht erlangt hatte, hatte er sich bereits auf diesem Gebiete ein unbestrittenes Verdienst und weitgeachteten Namen erworben. Als dann im Jahre 1853 die erste Professur für altfranzösische Sprache und Poesie am Collège de France gegründet wurde, fiel sie ihm wie ein längst bestehendes Anrecht zu. Nach ihm hat sein Sohn diesen Lehrstuhl bestiegen und hat ihn noch heute inne. Amt und Neigung, die offizielle Stellung und jene persönliche Vorliebe für das Mittelalter sind von dem einen auf den anderen übergegangen. Auch sonst scheint zwischen ihnen eine geistige Aehnlichkeit bestanden zu haben. Man könnte das schon aus dem intimen Verständniß schließen, mit dem Gaston Paris in seinem Nachrufe vom Jahre 1881 die Persönlichkeit des Abgeschiedenen erfaßt hat. Er spricht da eben von einem Manne, der nicht nur durch die Bande des Blutes, sondern mehr noch durch Geist und Denkart ihm verwandt gewesen war. Die doppelte Sympathie des Herzens und des Verstandes hat ihn geleitet und ihm die heikle Aufgabe lösen helfen, den Kritiker seines Vaters zu machen. Er hat ihn so charakterisirt:

„Er konnte jene hochfahrenden und summarischen Urtheile nicht leiden, mit denen gewisse neuere Historiker und namentlich solche, die ein großes Stiltalent zu haben glauben, eine Persönlichkeit, eine Regierung, eine Gesellschaft abthun möchten. Er liebte es vielmehr, die Dinge nach allen Richtungen hin zu prüfen, bevor er sie abschätzte: weit entfernt, die Vergangenheit an sich vorbeiziehen zu lassen, um sie mit einem oberflächlich — anmaßenden Worte zu rühmen oder zu schmälen, ließ er sich vielmehr eng mit dieser Vergangenheit ein und lebte schließlich meistens so vollständig in der Epoche und dem Milieu seines Studiums, daß er, wie sie, fühlte und dachte und sie nicht mehr von außen zu beurtheilen vermochte.“

Gaston Paris hat da zugleich seine eigene Art des Denkens und Arbeitens geschildert und den Geist aller

modernen Forschung. Die Intelligenz des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war raisonnirend gerichtet gewesen: sie trat ihrem Objekte gegenüber und zog aus sich die Prinzipien zur Beurtheilung der Dinge ringsum. Sie war selbstherrlich, das absolute und sichere Maß, das gleicherweise auf die verschiedensten Erscheinungen bezogen wurde. Der Verstand eines Zeitalters gab die Norm für alle anderen ab. Darum dekretirte man damals: so soll es oder so sollte es nicht sein; man entschied in imperativischem Sinne. So hat Lessing in allem Ernste behauptet, daß der große Corneille wahrscheinlich bessere Stücke geschrieben haben würde, wenn er den Aristoteles im Sinne der deutschen Aufklärung vom Jahre 1767 verstanden hätte. Wir meinen heute, daß Corneille der Dichter geworden ist, der er nach Anlage seiner Natur und seiner Epoche, also im weitesten Begriffe den Umständen gemäß sein konnte und mußte. Die Thatsachen wollen aus sich selbst begriffen sein, sie tragen die Gesetze ihres Seins und die vernünftige Erklärung ihres Wesens in sich. Sie haben Recht und nicht mehr der einzelne Verstand, der beobachtend von außen an sie herantritt. Es gilt jetzt, nach Gaston Paris' Worte, nicht mehr „zu urtheilen noch zu beweisen, sondern zur Kenntniß zu nehmen und zu verstehen". Wir suchen von unserer eigenen Auffassung abzulassen, um möglichst vollständig in eine andere einzugehen. Wissenschaftlich sein, heißt nun über sich selbst hinausbegehren, im Einzelnen, wie im Allgemeinen. Die Stadien der geistigen Entwicklung folgeweise in ihrem eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen, ist der letzte Beruf aller Wissenschaft, die rückblickend sich mit vergangenen Zuständen beschäftigt. „Vornehmlich das Studium der Geschichte", hat unser Schriftsteller mit Recht gesagt, „unterscheidet die civilisirten Nationen von den uncivilisirten". Der Geist ist dazu gelangt, sich selbst zu reflektiren und erkennt sich in den Wandlungen, die er durchgemacht hat.

Wie schon angedeutet, bieten diese Bemerkungen, die sich zumeist an Paris' Ideen anschließen, nichts Neues oder Persönliches. Er ist in alledem ein Typus und Vertreter des heutigen wissenschaftlichen Bewußtseins. Darin, daß er es so rund zum Ausdruck bringt, liegt seine allgemeine Bedeutung. Die académie française wählte einen modernen Mann, als sie ihm in diesem Sommer ihre Pforten öffnete. Niemand hat sich über ihre Entscheidung gewundert; höchstens darüber, daß einmal wieder einer in diese Mitte kam, dem nicht erst die Kuppel des Institutes zu einem Namen verhelfen mußte. Eher hat man sich schon gefragt, ob denn eine in sich vollwerthige Persönlichkeit nicht stolz der akademischen Ehren entrathen könne. Aber die Schwerkraft der Tradition überwiegt in Frankreich vieles. In diesem Lande der Revolutionen, die nur verpaßte Reformationen waren, ist die Anhänglichkeit an das Althergebrachte trotz allem, was dagegen zu sprechen scheint, doch außerordentlich zäh. — Bei Gelegenheit seiner Bewerbung hat Gaston Paris einen neuen Band Essays erscheinen lassen.*) Aber die berühmte Schwelle des Palais Mazarin hat ihm kein Glück gebracht; an Reiz und schriftstellerischer Vollendung kommen diese Aufsätze über Zeitgenossen den früheren über das Mittelalter nicht gleich. „Sec et laborieux" — kann man sagen.

Jene Essays über das Mittelalter sind unter dem Sammelnamen La Poésie du Moyen Age in zwei Bänden zusammengestellt. Als Vorträge oder Eröffnungsvorlesungen gelegentlich nach und nach entstanden, bieten sie in gedrängter Uebersicht die Ergebnisse von nahezu zwanzig Arbeitsjahren dar. Von gewissen Punkten und im Anschlusse an gewisse Themen geben sie in Einzelbildern ohne strengere Folge eine Idee vom Gange der mittelalterlichen Poesie bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Sie ergänzen die Litteraturgeschichte, welche Gaston Paris geschrieben hat, als eine mehr künstlerische und weitläufigere Ausgestaltung einzelner Partieen. Sie gleichen ihr darin, daß sie mit philosophischem Blicke die litterarischen Erzeugnisse auf den Grund zu deuten versuchen.

„Die Litteratur des Mittelalters ist das erste Kapitel unserer Familienmemoiren"; dieser Ausspruch hat programmatischen Werth. Er besagt, daß Gaston Paris die dichterischen Werke nicht einfach als Kuriosa der Phantasie betrachtet, als Spiele des Geistes, die unbekümmert nach eigenen Gesetzen neben der harten Nothwendigkeit einhergingen. Vielmehr ist „die Litteraturgeschichte eines Volkes die Geschichte seines geistigen Lebens, und insbesondere seines nationalen Bewußtseins". Oder wie er sich ein andermal ausgedrückt hat — denn er kommt oft auf diesen Punkt zurück — „die Litteratur ist alles in allem nur eine der Erscheinungen des Volkslebens". Sie ist der Niederschlag dessen, was sich ereignet und die Gemüther beschäftigt. Sie steht in lebendigstem Zusammenhange mit der Welt der Thatsachen; noch besser, sie ist selbst eine Thatsache, die Folge aller vorangegangenen. In ihrer Entwicklung weist sie die Spuren der Strömungen und Kreuzungen auf, welche einst den Boden durchfurcht haben. Sie ist historisches Dokument, und als solches wird sie in diesen Essays behandelt. Die Wendungen des Geschmackes und der Kunst erscheinen hier als Phasen einer allgemeineren Bewegung. Die litterarische Abhandlung erhebt sich zur kulturhistorischen Skizze.

Das Mittelalter war eine „eminent poetische" Epoche; in ihren Geschehnissen ungeregelter, überraschender, verwirrender, in ihren Gefühlsäußerungen ursprünglicher, unüberlegter, naiver, als unsere Periode. Das Denken war weniger verständig und umso phantasievoller; das Dichterische lag in der gewöhnlichen Auffassung des Lebens enthalten. Es gab keine Litteratur, die gelesen sein wollte, sondern eine, die auf Markt und Gassen erklang, die aus dem Volke kam und auf das Volk zurückwirkte. Die Nation war poetisch und darum die Poesie national. — Im zwölften Jahrhundert ändert sich dieses Verhältniß. Die Kultur steigt, die Frauen beginnen ihre Rolle zu spielen, und unter ihrem Einflusse verfeinern sich die Sitten. Eine glänzende ritterliche Gesellschaft bildet sich; eine kunstvolle höfische Dichtung entsteht, deren Hauptformen die Lyrik und der Roman sind. Die Anschauungen jener Kreise haben bekanntlich Europa erobert; wie gefährlich und sittenlösend sie aber waren, hat kein Geringerer, als Dante, bezeugt. Seine Francesca von Rimini klagt an der berühmten Stelle im fünften Gesange des Inferno einen bretonischen Roman als Ursache ihres Falles an. „Wir lasen eines Tages zum Vergnügen von Lanzelot, wie ihn die Liebe bestrickte. . . . Verführer war das Buch und der es schrieb". — Noch einmal findet dann das Mittelalter im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen künstlerischen Vorwurf, der Hoch und Niedrig wieder gleich ergreift. Es bringt die heilige Geschichte auf die Bühne. Nach dem epischen und lyrischen Zeitalter folgt das dramatische.

Das zwölfte Jahrhundert bezeichnet nach Paris' Ueberzeugung den Höhepunkt dieser langen Entwicklung. Frankreich war damals die litterarische Vormacht des Erdtheils geworden, wie abermals später im siebzehnten.

„Diese beiden großen friedlichen und wohlthätigen Eroberungen beruhen auf denselben Gründen: im zwölften, wie im siebzehnten Jahrhundert hatte Frankreich als erste das heimliche Ideal des Occidents verwirklicht; es hatte in zweimaliger Wiederholung vor allen anderen Nationen die gesellige, kulturelle und poetische Form ausgestattet, die den Bedürfnissen der Zeit entgegenkam".

Am Hofe der normännischen Könige Englands tönt seine Sprache; es überläßt an Deutschland einen großen Vorrath seiner poetischen Stoffe; Italien hängt ebenso von ihm ab. Der „Roland" des Ariosto, die Novellen des Boccaccio gehen auf französische Vorbilder zurück. Und Frankreich selbst führt wieder von außen her ein: aus dem celtischen Alterthume die Artussage, aus Indien die kleine Erzählung mit der moralischen Pointe. Es tauscht ein und aus, ist ein Stapel- und Durchgangsplatz für geistige Waare

*) Penseurs et Poètes. Paris. Calman Lévy. 1896.

geworden — das regste der abendländischen Völker. Man gab viel, weil man viel empfing. „Die geistige Welt“ — so belehrt uns der Forscher — „ist die Welt des Freihandels, und je mehr man importirt, desto mehr Aussicht hat man, zu exportiren.“ — Der Satz ist ein Epigramm gegen gewisse Bestrebungen des heutigen Frankreichs. Es gibt dort augenblicklich eine Richtung, die den Einfluß der nordischen Litteratur eindämmen möchte, angeblich, weil er dem lateinischen Genius der Rasse entgegen arbeite und ihn entstelle. Sachlich ruhig, doch deutlich wird hier geantwortet: „Sich in seine Grenzen einzuschließen, namentlich in einer intellektuell so lebhaften und fruchtbaren Epoche, wie der unsrigen, heißt für eine Litteratur zum Verkrüppeln und Verkommen verurtheilt sein.“

Wer die Bildungen unserer Schaffenssphäre als organische Wesen zu betrachten gewohnt ist, sucht naturgemäß einen bestimmten Grundcharakter in ihnen. Von den einzelnen Befunden will er allgemeineren Ansichten aufsteigen und die Gesetze des Geschehens feststellen. Er späht nach dem Geiste, in dem sich alles vollzieht, aus dem es sich erklärt. Die Wissenschaft wird philosophisch. Wer ihr diesen letzten Schritt verwehren will, zwingt sie, bloße „Erudition“ zu bleiben. Diese feine Unterscheidung, welche in etwa an ein altes Wort Montaignes erinnert, rührt von Gaston Paris her. Wie sich gezeigt hat, liebt er die gelehrte Reflexion und übt sie mit Geschick. Einmal spricht er von Karl dem Großen, der im Rolandsliede die Sarazenen Saragossas vor die Wahl stellt, entweder zu sterben oder Christen zu werden. Etwas von diesem grausamen Eifer, meint er, ist Erbgut unserer Rasse geblieben. Wir zwingen die Menschen gern zum Heil. Wie der alte Kaiser „wahre Christen“, so haben wir zu anderen Zeiten mit Gewalt „wahre Republikaner“ machen wollen. Die Bedrückung wird nur „widerlicher, wenn sie die Maske der Brüderlichkeit borgt und im Rufe steht, das Glück derer zu machen, die sie doch vernichtet“. Man wird die Freiheit dieser Selbstkritik nicht gering achten wollen.

In Deutschland ist die Philologie, welche sich mit litterarischen Arbeiten befaßt, nur zu gern im Stofflichen haften geblieben und dadurch oft verhindert worden, sich zu größeren Gesichtspunkten zu erheben. Gewiß wird kein vernünftiger Mann die Nothwendigkeit und den Werth der sorgsamsten Einzelforschung verkennen wollen; nur soll sie nicht selbstgefällig auf sich ausruhen und Endzweck bleiben. Viele, so etwa hat ein französischer Kritiker mit treffendem Bilde gesagt, schaffen Steine herbei, behauen und gestalten sie, meißeln da ein zierliches Laubwerk aus, dort ein köstliches Ornament. Aber der Ruhm fällt schließlich dem Meister zu, der die einzelnen Theile planvoll zusammenfügt und nach seiner Idee die Kathedrale aufführt. — Freilich man fürchtet, daß so ein Grundriß sich nicht ohne Hervorkehrung des Persönlichen entwerfen lasse. Doch keine litterarische Aeußerung springt über den Schatten des Subjektiven; im Grunde gibt es, kann es keine geben, die nicht den Stempel einer besonderen Eigenart an sich hätte. Das gilt im Großen und Kleinen. „Die Art und Weise, in der ein Volk die Vergangenheit versteht . . . ändert sich und muß sich mit jeder Generation ändern: diese Veränderungen selbst gehören wieder der Geschichte an und bezeichnen die Phasen der Entwicklung des nationalen Bewußtseins.“ Gaston Paris spricht so; und in diesem Satze hat er das Wesen aller Litteraturbetrachtung gekennzeichnet.

Paris.

G. Ranfohoff.

Oben und Unten.*)

Wir gestehen, daß wir von vornherein immer einiges Mißtrauen hegen gegen Alles, was sich heutzutage in erster Linie als sozial bekennt. Sozial ist eines der meist gebrauchten Schlagwörter; oft will es uns bedünken, als wäre es schon verbraucht. Von den verschiedensten Seiten her, aus den verschiedensten Lagern rühmt man sich, sozial zu sein, sozial zu wirken, sozial zu urtheilen. Die soziale Frage steht immer oben an auf der Tagesordnung; mit ihrer Lösung sind so viele beschäftigt, daß man sich wundern muß, warum sie bei so viel Aufwand von Scharfsinn, Gelehrsamkeit, leidenschaftlicher Erregung und Thatkraft nicht längst gelöst worden ist. Es scheint vergessen zu sein, daß jede Zeit soziale Fragen zu lösen hat, d. h. sich an der gesellschaftlichen Ordnung der Menschheit zu versuchen, Rechte und Pflichten der einzelnen Lebenskreise zu bestimmen und gegen einander abzuwägen hat und widerstreitende Interessen auszugleichen. Wie jedes Individuum, so ist auch das Gemeinschaftsleben der Individuen in beständiger Entwicklung begriffen und Individualismus und Sozialismus bedingen einander. Gesellschaftliche Reformen haben eine Besserung der Individuen zur Voraussetzung, umgekehrt werden verbesserte gesellschaftliche Zustände die Ausbildung der Individuen erleichtern. Aber über langsame Umbildungen kommt die Menschheit nicht hinaus; selbst die großen wirthschaftlichen Krisen, die sozialen Revolutionen können den langsamen Gang wohl unterbrechen, aber nicht beschleunigen; der Mensch vermag ebensowenig vollkommene Zustände, wie vollkommene Individuen zu schaffen; das Bild der Vollkommenheit selbst ist ein wechselndes; was die Einen als Vollkommenheit begehren und erstreben, erscheint Anderen als durchaus minderwerthig und mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu erschweren.

Den oben genannten Roman „Oben und Unten“ nennt der Verfasser, oder, wir brauchen mit dieser Enthüllung nicht ängstlich zurückzuhalten, die Verfasserin einen sozialen Roman aus der Gegenwart. Sie ist in der litterarischen Welt rühmlich bekannt durch ein vor mehreren Jahren veröffentlichtes Buch „Ein Martyrium in Genf“, welches auf Grund fleißiger Archivstudien den tragischen Untergang des Arztes Dr. Servede schildert. Frau Professor Marie Trommershausen hat von der Noth der unteren Stände viel gelesen, und auch wohl selbst gesehen; sie ist ergriffen von herzlichem Mitleid mit den beklagenswerthen Existenzen, welche sich in den sogenannten unteren Ständen tausendfältig finden; es liegt ihr nichts ferner, als diese Stände noch mehr zu verbittern; sie möchte ihnen dienen, ihnen helfen, dadurch, daß sie den begüterten Kreisen unserer Gegenwart, den oberen Zehntausend ins Gewissen redet; sie sollen selbstsüchtigen Genuß beschränken und gemeinnützig wirken; sie sollen entsagen lernen, um andere zu bereichern. Die sozialdemokratischen Grundsätze, Forderungen, Ziele bekämpft die Verfasserin; sie hält sie für irre leitend, für undurchführbar, für gefährlich und verderblich. Dagegen glaubt sie in der sogenannten christlich-sozialen Bewegung die Kräfte entdeckt zu haben, welche, wenn sie gesammelt und auf Ein Ziel geleitet werden, wohl im Stande sein werden, Oben und Unten zu versöhnen und eine wirthschaftlich glücklichere Zukunft herauszuführen.

Die Verfasserin weiß anregend zu schildern. Namentlich wo sie die Nothstände malt, welche Unten sich finden, findet sie kräftige Striche und lebhafte Farben; man folgt ihrer Erzählung mit Interesse; sie versteht es, den Leser mit sich fortzuziehen, daß er etwa auftauchende Bedenken zunächst einmal dahinten läßt; wer sich in das Buch hineintieft, wird es mit Interesse bis zu Ende lesen. Doch, so will es uns bedünken, ist das Werk nicht zu künstlerischer Vollendung

*) Sozialer Roman aus der Gegenwart. Von M. Andreae-Romanek. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1896.

gelangt. Dazu steht die Verfasserin ihrem Stoff nicht objektiv, nicht leidenschaftslos genug gegenüber. Schon die häufig wiederkehrenden Anmerkungen, welche darauf hinweisen, daß die geschilderten Zustände, Verhältnisse, Ereignisse nicht etwa erfunden, sondern dem wirklichen Leben entnommen seien, stören den künstlerischen Genuß. Der fragt nicht nach dem zufällig Wirklichen, sondern nach dem, was innerlich wahr ist. Abgesehen davon: die Verfasserin nimmt einseitig Partei für die — s. v. v. — arbeitende Klasse und unterschätzt die Stände und Männer, welche im Besitz großer Kapitalien weit verzweigten industriellen Unternehmungen vorstehen; sie sieht die Noth der Arbeiter, welche von der Hand in den Mund leben, aber sie kennt, wie es scheint, nicht die Sorgen der Kapitalisten; sie bewundert die Kunst, welche mit geringen Mitteln haushält und auskommt, aber sie würdigt unseres Erachtens nicht genug die Kunst, welche dazu gehört, ein großes Vermögen recht zu verwalten und weise zu verwenden. Sie findet harte Worte für das sozialdemokratische Phrasenthum und nicht minder harte Worte für das eitle oberflächliche Treiben der Genußmenschen in den oberen Lebenskreisen, aber sie spricht es nicht scharf genug aus, wo die letzte Ursache all des Menschenelends zu suchen ist. Nicht wenn die Einen, thöricht genug, dem doch sittlich durchaus berechtigten Luxus entsagen, um in großem Stil Wohlthätigkeit üben zu können, nicht wenn die anderen höhere Löhne und längere Ruhezeit erzielen und damit bessere Kleidung, Nahrung und Wohnung erhalten, ist die soziale Frage gelöst, sondern nur dann kommt sie einer Lösung näher, wenn die Besitzenden und Nichtbesitzenden aufhören, das menschliche Leben nach dem Maß materieller Güter zu werthen, über welches der Einzelne verfügt; wenn sie sich zusammenfinden in dem Bewußtsein, einander verpflichtet zu sein zu gegenseitigen Diensten, wenn Jeder in dem Anderen die menschliche Würde ehrt und den Anderen mithilft, daß sie von ihnen herausgearbeitet werde, wie er ihnen gewährt, ihm selbst zu gleichem Zwecke zu helfen; die Einen müssen lernen, zu haben, ohne die häßlichen Eigenschaften der Besitzenden, die Anderen dem Neid absagen. Die soziale Frage ist eine ethische Frage, nach der Ueberzeugung des Referenten im letzten Grunde eine religiöse Frage. Gelöst wird sie niemals; sie wird sich jedem Geschlechte in neuer Form von Neuem stellen.

Auch die Christlich-Sozialen werden sie nicht lösen. Abgesehen davon, daß die ganze Parteibezeichnung mehr einem dunklen Drange, als einer klaren Erkenntniß entspricht. Denn was ist christlich? katholisch oder lutherisch? reformirt oder unirt? Stöcker's fertiges Programm oder Naumann's noch werdendes Programm? Stöcker hat jüngst noch erklärt, es seien Welten, die ihn und seine Leute von Naumann's Christenthum trennen. Man sollte endlich darauf verzichten, das Wort christlich für eine Partei in Anspruch zu nehmen, wo so viele Parteien sich auf ihr Christenthum berufen, die sich untereinander aufs Aeußerste bekämpfen und leichten Muthes bereit sind, einander die christliche Ehre abzuschneiden. Der Pietismus weiß, wohin er zielt, wenn er von „christlichen Leuten", „christlichen Jünglingen" redet, einen „christlichen Zapfjungen" oder eine „christliche Ladnerin" sucht, aber eine Partei, welche die Elemente der zerbröckelnden alten politischen Parteien sammeln und zu einem neuen Ganzen vereinigen will, welche Katholiken nicht abweisen kann und gelegentlich auch Juden aufnimmt, die muß sich auf einen andern Namen besinnen; christlich-sozial thut es nicht! Denn wer ist schließlich nicht auch sozial? — Die großen Forderungen, welche die Verfasserin im Namen der Christlich-Sozialen stellt, sind nicht so einfach zu erfüllen; sie selbst hat die Wege auch nicht angedeutet, welche zur Erfüllung jener Forderungen volkswirthschaftlich gangbar gemacht werden können.

Künstlerisch befriedigend, versöhnlich ausklingend wäre ihr Roman nur dann, wenn sie uns den Reichthum gezeichnet hätte, der sich auch in dem Leben eines mit irdischem Gut kärglich bedachten Proletariers finden kann; wenn sie uns, mehr als es geschieht, die reichen Leute hätte an der Arbeit sehen lassen, die sozialen Nothstände, wenn nicht zu überwinden, doch zu erleichtern und erträglich zu machen. Was in geistlichem Gewande die innere Mission thut, was in weltlichem Kleide ihre ältere Schwester, die Humanität, unternimmt, das sind doch längst vorhandene ehrliche, auch keineswegs erfolglose Versuche, der Noth zu begegnen und die Klüfte zu überbrücken, welche die Reichen und die Armen, die oberen Zehntausend und die Welt der Arbeiter trennt. Ueberdies dürfte die Noth in den mittleren Schichten der Bevölkerung in tausend Fällen viel größer sein, als in der eigentlichen Arbeiterwelt. Ein besser situirter Beamter begreift nicht, wie eine Taglöhnerfamilie ihr Leben fristet; dafür gibt es viele reiche Leute, die es nicht fassen, wie Beamte, Lehrer, Professoren und Pfarrer durchkommen können.

Der Dissensus, welchem wir Ausdruck gegeben haben, möge dem Buche noch mehr Leser gewinnen, als das Lob, welches wir seiner lebendigen Darstellung, seiner frischen Erzählungsweise, seiner warmen Theilnahme, aus der es geschrieben ist, mit voller Aufrichtigkeit spenden. Es ist Jedermanns Pflicht, Stellung zu nehmen zu den verschiedenen Versuchen, welche mit Rath und That es unternehmen, die soziale Frage zu „lösen"; das empfohlene Buch wird alle Leser, welche mehr als flüchtig unterhalten sein wollen, anregen, nach einer bestimmten klaren Antwort zu suchen und das wird auch dann ein Verdienst des Buches bleiben, wenn die Leser über die soziale Frage und ihre Lösung anders urtheilen, als die treffliche Frau mit dem klaren Blick und dem warmen Herzen, welche es geschrieben hat.

Frankfurt a. M. Rudolf Ehlers.

Schiller und Robespierre.

„Wunderlich finden zuweilen sich menschliche Namen zusammen", wird der Leser mit den „Xenien" ausrufen. Schiller und Robespierre! Der ideale Dichter der heiligen, segensreichen Ordnung und der fürchterliche Schreckensmann; der Hofrath in Jena und der Leiter des Wohlfahrtsausschusses in Paris; Goethe's Freund und der Heilige der Revolution! Und dennoch — sie waren beide Schüler und Verehrer Rousseau's, sie waren beide Propheten der Freiheit, sie hatten beide eine souveräne Geringschätzung für den träg und dumm wie des Färbers Gaul sich im Kreis herumtreibenden Bürgersmann. Berührungen sind da; und gelegentlich reichen sie erstaunlich weit.

Ende Mai oder Anfang Juni 1797, wie man annimmt, dichtete Schiller drei zusammengehörige, lehrhafte Gedichte, alle im Versmaß und fast auch im Ton des „Reiterliedes" zum „Wallenstein": die „Worte des Glaubens", „Licht und Wärme", „Breite und Tiefe"; sie erschienen sämmtlich im „Musenalmanach für 1798". Das erste ist das bekannteste und bedeutendste. In Schiller's großer Weise behandelt es drei Worte, an die der Mensch glauben soll: Freiheit, Tugend, Gott. Das ist eine ungewohnte Zusammenstellung. Die übliche philosophische Triade Gott, Unsterblichkeit der Seele, Freiheit des Willens, der z. B. Kant's kritische Bekämpfung und dogmatische Rettung gilt, hatte zwar zehn Jahre früher ein anderer der Weimarer Großen, Wieland, auf zwei Glieder vereinfacht, was Lichtenberg zu einer oft citirten Bemerkung Anlaß gab:

„Glaube an einen Gott und — und an eine Unsterblichkeit der Seele, sagt er, sind nöthig, weil so viele Tausende unglücklich werden würden, wenn diese Grundsäulen erschüttert werden. Soll aber dieses das Kriterium der Unantastbarkeit sein, so werden wir statt zwei Säulen bald wieder eine ganze Kolonnade haben".

So schrieb der Göttinger Weltweise im Herbst 1787 an Forster; es ist noch nicht lange her, daß man seine Worte gegen des Abgeordneten Rinteln für Zweifler an Gott und Unsterblichkeit bestimmte Strafandrohungen hätte citiren können. Schiller aber hält sich für seine ideale Forderung weder an jene drei noch an diese zwei Worte. Aber auch eine berühmte andere Dreiheit läßt er bei Seite: die Formel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", deren Klang

eben damals die Welt erfüllte. Denn daran ist doch nicht zu denken, daß er in mechanischer Weise aus der philosophischen Formel Gott, aus der politischen die Freiheit genommen und aus eigenen Mitteln die Tugend dazu gesteckt hätte — wie man (um nochmals Lichtenberg zu citiren) etwas Ueberflüssiges in den Koffer packt, damit die Sachen fester liegen. Seltsam bleibt aber Schiller's Dreiheit. Probleme der Politik, der Ethik und der Metaphysik werden einander gesellt und die drei Abstrakta stehen, ohne innere Verbindung, gleichsam in einer Santa Conversazione nebeneinander — eine wirksame Gruppe, aber ohne Einheit. Man vergleiche nur das von Schiller selbst 1801 als Pendant zu den „Worten des Glaubens“ veröffentlichte Gedicht „die Worte des Wahns“. Hier handelt es sich um drei innig verbundene Begriffe, um den einstigen endgültigen Sieg des Guten, Wahren, Schönen. Könnte auch in den beiden ersten Gliedern der Gegensatz des allgemeinen und des individuellen Guten schärfer ausgedrückt sein, so bleibt doch das dereinstige Strafgericht über alle Ungerechtigkeit und Verdunklung der Wahrheit der klare Zielpunkt des Gedichtes. Bei den „Worten des Glaubens“ aber mißlingt jeder Versuch, die drei Begriffe auf einen Generalnenner zu bringen. Sie klingen, als seien aus einer größeren Vereinigung solcher Schlagworte deren drei fast zufällig herausgegriffen und zusammengebunden. Lagen sie dem Dichter als klangvolle Reminiscenzen im Ohr, wie solche so oft den Gang eines Gedichtes beeinflussen, ihn aus der Bahn lenken, wie der fabelhafte Magnetberg des Mittelalters das dahinsegelnde Schiff?

Mit Freiheit und mit Tugend hat Schiller in seinen Abhandlungen und Gedichten sich viel beschäftigt — fast nie mit Gott. Gleichmüthig braucht er den antiken Ausdruck „die Götter“, oder er spricht anthropomorphisch von dem Haß der Elemente; eine dogmatische Feststellung bestimmter Glaubensformen lag ihm fern. Das hatte er nicht von Rousseau gelernt, der in dem leidenschaftlichen Festhalten am Begriff eines persönlichen Gottes Voltaire's schwankenderen Theismus überbot. Aber Robespierre war auch hier der getreue Schüler des Bürgers von Genf. Am 7. Mai 1794 hielt er die berühmte Rede, die die Einsetzung eines Kultus des „Höchsten Wesens“ beantragte und bewirkte. Er beruft sich hier sehr nachdrücklich gerade auf Rousseau.

„Ein Mann zeigte sich durch die Höhe seiner Seele und die Größe seines Charakters würdig des Amtes, Lehrer des Menschengeschlechtes zu sein: er griff freimüthig die Tyrannei an: er sprach begeistert von dem göttlichen Wesen: seine männliche und rechtschaffene Beredsamkeit malte die Reize der Tugend mit Flammenzügen und vertheidigte die tröstlichen Dogmen, die die Vernunft dem Menschenherzen zur Stütze gibt.“

Und er bringt in seiner breit ausgreifenden Rede den Glauben an ein höchstes Wesen mit seinen anderen Lieblingsbegriffen in enge Verbindung. Er beginnt, wie dem Jakobiner selbstverständlich, mit der Freiheit. „La nature nous dit, que l'homme est né pour la liberté, et l'expérience des siècles nous montre l'homme esclave.“

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

„La liberté et la vertu“, fährt er charakteristisch und wohl mit Anlehnung an Plutarch fort, „se sont à peine reposées un instant sur quelques points du globe: Sparte brille comme un éclair dans des ténèbres immenses. Ne dis pas cependant, ô Brutus, que la vertu est un fantôme!“

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall.

Nach einer langen, rhetorisch zum Theil ausgezeichneten Gegenüberstellung des freien und tugendhaften Frankreich und des geknechteten und verbrecherischen England, das als Hauptvertreter der Feinde der Republik angegriffen wird, gelangt Robespierre dann zu seinem eigentlichen Thema: zu der Idee des Höchsten Wesens.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke. . . .

„La nature a mis dans l'homme le sentiment du plaisir et de la douleur. . . . Le chef d'oeuvre de la société serait de créer en lui pour les choses morales un instinct rapide qui, sans le secours tardif du raisonnement, le portait à faire le bien et à éviter le mal.“

Diese Worte drücken die gleiche Anschauung aus, die schon ein Jahr vor Robespierre's Rede Schiller in der berühmten Abhandlung „über Anmuth und Würde“ formulirt hatte:

„Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen.“

Hier also haben wir wieder den gemeinschaftlichen Nährboden der Lehren Schiller's und Robespierre's erreicht: die Ethik Rousseau's, die ja auch auf Schiller's Lehrer, Kant, gewirkt hatte, und der Aufklärung überhaupt, die auf dem Boden der Moral wie auf dem der Poesie Kunst in Natur verwandelt sehen wollte. Wie aber steht es mit jenen anderen Anklängen?

Unmöglich wäre es doch nicht, daß die berühmte Rede Robespierre's dem Ehrenbürger der französischen Republik im Gedächtniß nachgeklungen hätte. Aufsehen genug hatte die oratorische Meisterleistung natürlich gemacht, in der, um mit Gottfried Keller's zu wenig bekanntem „Apotheker von Chamounix“ zu reden

der Advokat von Arros
Sich die Kompetenz gewährte,
Feierlich mit rother Hand
Eine Gottheit zu verfassen.

Wendungen aus ihr flogen nach 1848 in der Paulskirche umher. Robespierre hatte von Condorcet — ungerecht genug — gesagt: „ein großer Geometer, nach dem Urtheil der Schriftsteller, und ein großer Schriftsteller, nach der Meinung der Geometer“. Diesem wirksamen Chiasmus hatte die öffentliche Meinung des ersten deutschen Parlaments, wie es scheint, ihr Urtheil über Radowitz nachgebildet:

Von ihm auch sagen die Soldaten:
Er ist ein großer Diplomat —
Und sagen drauf die Diplomaten:
Er ist ein trefflicher Soldat,

heißt es in der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ von Moritz Hartmann, und genau so meint Ludwig Kalisch, der Vater der Berliner Lokalposse, in seinen „Shrapnels“ von 1849:

„Wenn nun Sachkenner versichern, Radowitz sei ein mittelmäßiger General, so behaupten seine Freunde, er sei ein großer Diplomat; und behaupten die Diplomaten, er sei ein mittelmäßiger Staatsmann, so betheuern seine Freunde, er sei ein ausgezeichneter General“.

In Blüthenlesen wie Joseph Reinach's, des bekannten Anhängers von Gambetta, „Eloquence française“ fehlt natürlich die Rede auch nicht — ein Zeugniß ihrer fortdauernden Berühmtheit. Und so könnte sie Schiller wohl aufmerksam genug gelesen haben, um vier Jahre später aus den Schlagworten, die ihm im Ohr geblieben waren, sein Gedicht zu formen. Alsdann würde auch der Bezug auf die französische Revolution, den der Schluß der zweiten Strophe unzweifelhaft enthält, an Bedeutung gewinnen:

Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren,
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette zerbricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Gewiß hatte Schiller, der der Revolution zugejubelt hatte, Grund genug zu dieser Warnung. „Das Traurigste, was die französische Revolution für uns bewirkt hat“, bemerkte wieder Lichtenberg, „ist unstreitig das, daß man jede vernünftige und von Gott und Rechtswegen zu verlangende Forderung als einen Keim von Empörung ansehen wird“. Wir haben's erlebt! Und deshalb wäre es möglich, daß die beiden andern Gedichte eine ähnliche Absicht hätten. „Licht

und Wärme“ schildert den „besseren Menschen“, wie er fröhlich in den Kampf für die Wahrheit tritt, und dann, abgeschreckt von der Enge, in der im Raume sich die Sachen stoßen, sich in kalter stolzer Ruh verschließt; das Gedicht ist gleichsam eine politische Ausführung des allgemeiner gemeinten Distichons:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling —
Still auf gerettetem Kahn treibt in den Hafen der Greis.

„Breite und Tiefe“ erzählt von den glänzenden, lärmenden Weltverbesserern, die schließlich nichts geleistet haben, während die still Sammelnden Großes hervorbringen. Die Anwendung beider Lehrgedichte auf die Schwärmer und die Lärmer der Revolution läge nahe, ohne daß man gerade „Licht und Wärme“ auf Robespierre, „Breite und Tiefe“ auf die Girondins zu beziehen brauchte. Grund genug, mit der Entwicklung der politischen Sündfluth sich auch weiter zu beschäftigen, lag für den Universalhistoriker Schiller wahrlich auch 1798 vor; er brauchte nur einen Brief an den Citoyen Humboldt nach Paris zu adressiren, so traten alle Erwartungen und Enttäuschungen wieder vor ihn, die Paris erregt hatte. Und dann, 1801, hätten die „Worte des Wahns“ vielleicht geradezu eine Absage an seine Hoffnungen in Bezug auf die Folgen der Revolution zu bedeutet?

Doch all das will ich dahingestellt sein lassen. Wohl möglich, daß all diese Anklänge, scheinbaren Beziehungen und Widerrufe nur eben der Gemeinsamkeit des Bodens zuzuschreiben sind, dem unter verschiedensten Umständen hier Schiller's ideale Poesie, der Robespierre's furchtbare Schreckensherrschaft entsproß. Hierfür aber mindestens bilden sie sicher ein interessantes Zeugniß.

Richard M. Meyer.

Encyklopädie der Therapie. Herausgegeben von Prof. Dr. Oscar Liebreich unter Mitwirkung von Privatdocent Dr. M. Mendelsohn und Dr. A. Würzburg. 1. Band. Berlin. 1896. Verlag von August Hirschwald.

Bei der ungeheuren Häufung des medizinischen Wissens in unseren Tagen haben sich in den ärztlichen Kreisen wissenschaftliche Unternehmungen, welche diesen Schatz encyklopädisch anzuordnen bestimmt sind, steigende Beliebtheit erworben. So ist es zu erklären, daß sogar ein umfangreiches und kostspieliges Werk, wie z. B. die Eulenburg'sche Realencyklopädie der Medizin im Verlaufe weniger Jahre drei Auflagen erleben konnte. Es wurde auch mit Dank aufgenommen, daß man die encyklopädische Form auf einzelne Hauptrichtungen der ärztlichen Thätigkeit anwendete. Neben jenem großen Sammelwerk entstand eine Encyklopädie der Diagnostik und neuerdings liegt für die Hauptaufgabe des Arztes, die Behandlung oder, wie es der leidende Theil der Menschheit am liebsten hört, die Heilung der Krankheiten, der erste Band eines ähnlichen Unternehmens, einer „Encyklopädie der Therapie“ vor uns, welches der berühmte Pharmakologe der Berliner Universität, Geheimrath Professor Oskar Liebreich, der Entdecker der schlafgebenden Wirkung des Chloralhydrats, unter der Mitredaktion zweier tüchtiger jüngerer Gelehrter und der Mitwirkung einer großen Zahl von Forschern und Praktikern herausgibt. Unter ihnen befinden sich Männer vom größten Ruf in der Gelehrtenwelt, wie — wir führen einige davon alphabetisch an — Eulenburg, Ewald, Filehne, Fürbringer, Gluck, O. v. Jaksch, Jolly, v. Leyden, Oertel, Pribram, Senator, Jul. Wolff, Zuntz, neben ihnen allbekannte jüngere Forscher, wie Gottstein, Hansemann, Kirchhoff, v. Noorden, Posner, Saalfeld u. A. Da der Gesichtskreis des Werkes sich nicht auf eine bloße Heilmittellehre beschränkt, sondern auch die allgemeinen Naturwissenschaften, soweit sie der Heilkunst dienen oder sie vertiefen, in seinen Bereich gezogen sind, so finden wir im Verzeichniß der Mitarbeiter auch berühmte Vertreter der Chemie und Technologie, wie Arrhenius in Stockholm, Landolt und Witt in Berlin.

Dieses allgemeine Moment ist auch der Grund, der uns bestimmt, von dem zunächst nur für die Aerztewelt bestimmten Unternehmen auch in einem nichtärztlichen Kreise Kenntniß zu geben. Es gehört zu denjenigen Werken, welche unter peinlichster Sorgfalt für sachmännische Gründlichkeit darauf ausgehen, den Zusammenhang der Medizin mit der Gesammtheit der Naturwissenschaften zu wahren und, wie der Herausgeber im Vorwort betont, dem Arzte nicht ein der Routine dienendes Nachschlagebuch, sondern ein Mittel für die wissenschaftliche Einsicht in sein Handeln darzubieten. Schon der erste Band, welcher bis in die Mitte der Worte mit D reicht und mit dem wichtigen Kapitel über Diabetes (von Minkowski in Straßburg) abschließt, gestattet ein Urtheil darüber, in welchem Grade dieses Ziel festgehalten und seine Erreichung mit Erfolg angestrebt ist, um so eher, als gerade in diesen Band eine Anzahl von Artikeln fallen, welche einige der wichtigsten Gebiete der neueren Medizin gemäß dem neuesten Stande des Wissens behandeln. Nach der Natur des Werkes und den Grenzen, die einer kurzen Anzeige an dieser Stelle gesteckt sind, können wir uns nur auf wenige Stichproben beschränken. Wer z. B. den geistvollen Artikel über Anästhesie, allgemeine und lokale, von Dr. Schleich in Berlin liest, wird mit Dank erkennen, daß dieser Arzt, welcher sich durch bahnbrechende eigene Arbeiten auf diesem Gebiete einen geachteten Namen erworben hat, hier die Frage von der Schmerzlosigkeit der Operationen nicht mit einer schematischen Behandlung der einzelnen Narkotika, wie Aether und Chloroform abthut, sondern zunächst auf die physiologische und psychologische Seite der Betäubung eingeht, um, auf ihr fußend, die Vortheile und Schwierigkeiten jedes einzelnen Verfahrens abzuwägen. Bekanntlich begann man sich neuerdings wieder dem zuerst gebrauchten Aether zuzuwenden, weil bei ihm die Todesfälle während des Operirens seltener sind. In jüngster Zeit ließ diese Vorliebe jedoch wieder nach, weil in manchen Fällen, besonders bei Personen mit irgend welchen Krankheiten der Lunge, nachträglich üble Folgen eintraten und viele Chirurgen das Operiren mit Chloroform leichter und bequemer finden. Schon vor Schleich hatten bedeutende Chirurgen, wie Billroth, rein erfahrungsmäßig, Mischungen von Chloroform, Aether und Alkohol viel weniger gefährlich gefunden, als Chloroform oder Äther allein. Schleich hat den physiologischen Grund dieser Wahrnehmung aufgedeckt und berichtete darüber schon auf dem deutschen Chirurgenkongreß. Er fand nämlich, daß ein Betäubungsmittel um so gefahrloser ist, je mehr sich sein Siedepunkt der Temperatur des Körpers nähert, weil Mittel von höherem Siedepunkt schwerer vom Körper ausgeschieden werden. Dies ist beim Chloroform der Fall, welches bei 65 ° siedet; der Aether dagegen siedet bei 34 °. Schleich hat nun drei Mischungen von Chloroform, Petroläther und Schwefeläther hergestellt, deren Verdunstung ungefähr bei Bluttemperatur, 38 bis 42 ° erfolgt, deren Ausscheidung an die Lungen die geringsten Anforderungen stellt und hierbei wurden auch die am wenigsten gefährlichen Narkosen, selbst bei Lungen- und Herzkranken erzielt. Neben diesen Momenten behandelt Schleich im erwähnten Artikel alle anderen einschlägigen Neuerungen, wie z. B. die erfolgreiche Methode von P. Rosenberg, die Gefahr eines reflektorischen Herzstillstandes bei der Chloroformirung durch Kokainisiren der Nasenschleimhaut zu verhüten und ist bestrebt, dem Arzt bei diesem wichtigen Akte das Vorgehen nach der Individualität des Kranken zu ermöglichen. — Das Kokain, von Karl Koller 1884 zur Schmerzverhütung bei Augenoperationen eingeführt, ist überhaupt ein mächtiges Hilfsmittel der Operateure geworden, weil es örtliche Unempfindlichkeit ohne allgemeine Betäubung möglich macht. Schleich hat durch Ausbilden der sogenannten Infiltrationsanästhesie es vermocht, das Kokain selbst für größere blutige Eingriffe zu verwenden und so das Gebiet der allgemeinen Betäubung erheblich einzuschränken. Die Vorzüge und Gefahren des Kokains, die neuerdings viel von sich reden machen, behandelt ein überaus gründlicher Artikel von Nevinny in Innsbruck; die seltsame Eigenschaft mancher Betäubungsmittel, an dem oberflächlichen Endgebiet eines Nerven Unempfindlichkeit, im centralen Verlauf des Nerven dagegen Schmerz hervorzurufen, bespricht Liebreich im Artikel „Anaesthetica dolorosa“. Der Herausgeber tritt in dem Werke mit Absicht aus der Reihe seiner Mitarbeiter nicht hervor und beschränkt sich auf streng pharmakologische Artikel, die aber stets, wie z. B. die umfassende Darstellung des Arsens als Heilmittel, und als Gift, den eminenten Sachkenner verrathen. Bäder, diätetische und andere Methoden werden ebenfalls eingehend behandelt. In dieser Enzyklopädie ist eine wirkliche Bereicherung der naturwissenschaftlichen und ärztlichen Litteratur zu begrüßen; bei gleichem Fortschreiten wie bisher darf sie des Dankes der Aerzte und anderer naturwissenschaftlich Gebildeter sicher sein.

S.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 26. Dezember 1896. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Der Weihnachtsfeiertage wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Programm, das die Konservativen verschämt und der Bund der Landwirthe nebst den Bismarck'schen Landsknechten völlig offen verfolgen, lautet in nackter Klarheit folgendermaßen: der Regierung müssen so viele und so große Schwierigkeiten unaufhörlich gemacht werden, bis sie sich fügsam zeigt, — sagen die Bündler, oder bis sie andern Männern Platz macht; und das Letztere sagen die Bismarck'schen Landsknechte.

Ein Ausfluß dieser Politik war es, daß der sogenannte Rückversicherungsvertrag mit Rußland von Friedrichsruh aus der Oeffentlichkeit Preis gegeben worden ist — und dieser Verrath von Staatsgeheimnissen hat unter dem Beifall der reaktionären Agrarier stattgefunden.

Von dieser nämlichen Politik ist durch die Enthüllungen über Norman-Schumann, Mancke, Leckert, von Lützow, von Tausch der Schleier fortgezogen worden; wir legten das vorige Mal dar, wie zwischen dem Privatsekretär des Fürsten Bismarck, Herrn Chrysander und Herrn Mancke, dem Vertrauensmann des Grafen Arnim, und der „Deutschen Tageszeitung“ die Fäden hin- und herlaufen.

Diese nämliche Politik tritt in die Erscheinung bei der Behandlung, welche die wirthschaftlichen Kontroversen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland durch jene Koterien erfahren.

Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich gegen deutsche Schiffe wiederum ein Tonnengeld eingeführt, angeblich weil auch in Deutschland von Schiffen unter der Flagge der Vereinigten Staaten Tonnengelder erhoben werden. Es ist zu hoffen, daß die Vereinigten Staaten von dieser Maßregel zurücktreten werden, nachdem ihnen nachgewiesen ist, daß die Voraussetzungen, um deren Willen sie diesen Schritt thaten, nicht zutreffend sind.

Wer einen verständigen Ausgleich will, der wird sich bemühen, an die nüchterne Ueberzeugung zu appelliren; wer einen solchen Ausgleich aber nicht will, der wird es sich angelegen sein lassen, die Leidenschaften auf beiden Seiten anzustacheln, die Verbitterung zu schüren, die in den Vereinigten Staaten in Anbetracht unserer Maßregeln gegen den amerikanischen Fleischimport und gegen die amerikanischen Versicherungsgesellschaften schon in ziemlichem Maß angesammelt ist; und nach dem letzten Rezept handelt wiederum der Bund der Landwirthe und die „Hamburger Nachrichten“, das Organ des Fürsten Bismarck.

Die „Korrespondenz des Bundes der Landwirthe“ brachte einen Artikel, der unter der Ueberschrift „Die Differenzen zwischen Deutschland und Amerika“ in den „Ham-

burger Nachrichten" Aufnahme gefunden hat. Die Tendenz jenes Artikels mag durch zwei Stellen charakterisirt werden:

„Das nächste Mittel zur Sicherung unseres Handels gegen amerikanische Vergewaltigungsgelüste wäre die Einführung eines Höchsttarifs, dessen Sätze unverzüglich zwischen Reichstag und Bundesrath vereinbart und so gestaltet werden müßten, daß sie insbesondere die hauptsächlichsten Gegenstände der amerikanischen Ausfuhr nach Deutschland — u. a. Petroleum, Baumwolle — beträfen. Dieser Tarif würde in dem Augenblick in Kraft zu setzen sein, wo Amerika ernstlich Miene machte, zu weiteren Angriffen überzugehen."

Und weiter:

„Zum mindesten aber sprechen wir die entschiedene Erwartung aus, daß die Reichsregierung sich vor den frechen Yankees nicht beugt, denn das hieße so viel, als die deutsche Landwirthschaft als ein Isaaksopfer benutzen, um sich mit diesem Tribut das Wohlgefallen der unverschämten Amerikaner zu erkaufen."

Jedenfalls ist Hamburg, dieser erste Hafen Deutschlands, mit seinem riesigen amerikanisch-deutschen Verkehr zu beglückwünschen, daß ihm die Nähe von Friedrichsruh ein Organ eingebracht hat, welches gemeinsam mit dem Bunde der Landwirthe die handelspolitische internationale Verhetzung systematisch betreibt. Für solche Förderung Hamburgischer Interessen wird man Friedrichsruh eine ganz besondere Ehrung angedeihen lassen müssen.

Der Bund der Landwirthe bezweckt mit solchen Vorstößen einen handelspolitischen Kampf herbeizuführen, durch den der deutschen Landwirthschaft die ausländische Konkurrenz vom Halse gehalten werden soll; daß auch unsere Landwirthschaft auf den Export bereits angewiesen ist, vor allem in Zucker nach den Vereinigten Staaten, zieht die Umsicht so erleuchteter Politiker, wie die Herren von Ploetz, Graf Arnim und die anderen Grafen, nicht in Rechnung.

Für die Bismarck'sche Partei handelt es sich um etwas wesentlich anderes; diese Elemente werden von einem Gedankengang geleitet, der superior genug ist, um die entstehenden Folgen klar vorauszusehen.

Der zu Grunde liegende Plan ist in diesem Falle durchaus verwandt jenem anderen Plan, der gesponnen worden war, um den Grafen Caprivi zu beseitigen. Es handelt sich darum, die Regierung in eine Lage zu bringen, daß das Zurückweichen eine Niederlage ihr einbringt und das Vorwärtsgehen desgleichen.

Von dem Grafen Caprivi verlangte man ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten, das durchzusetzen unmöglich war. Darauf brachte man die öffentliche Meinung in Rage, und stürmisch mußte sie dieses Ausnahmegesetz verlangen. Als die Stimmung soweit präparirt war, und als auch unter dem Einfluß dieser Stimmung und unter Beihilfe einzelner Minister die festesten Männer der Regierung ins Schwanken gekommen waren, konnte eigentlich die Schlacht schon als gewonnen gelten. Gab die Regierung schließlich doch nicht nach, so setzte sie sich in eine gefährliche Opposition zu einflußreichen Faktoren des öffentlichen Lebens; und gab sie nach, so gerieth sie in einen Konflikt mit dem Reichstag, dessen Ende auch nur eine Niederlage sein konnte. Daß schließlich der äußere Anlaß für den Sturz des Grafen Caprivi Liebenberg war, ist ein Incidenzfall, der nur eintreten konnte, nachdem durch die angewandte Taktik der Boden genügend untergraben war.

Heute kommt wiederum jener Doppelplan zur Anwendung, der jenen bekannt genug ist, die sich mit den Methoden Bismarck'scher Politik eingehend beschäftigt haben. Diese Methode besteht darin, eine gewisse Linie der Entwicklung zu erreichen, und nachdem diese Linie erreicht ist, mag der andere thun, was er will, das Vorgehen, wie das Zurückweichen, wie das Ausweichen, das Alles bedeutet für ihn eine Niederlage.

Die Regierung kann sich unmöglich darüber täuschen, daß heute dieses Spiel wiederum beginnt. Es wird versucht, die öffentliche Meinung gegen die Vereinigten Staaten, gegen die „frechen Yankees" und die „unverschämten Amerikaner" aufzuhetzen. Leistet die Regierung durch Zeichen schwächlicher Unentschlossenheit diesem Unternehmen irgendwelchen Vorschub, macht sie dieser Strömung zunächst irgend welche Konzessionen, indem sie sich zu ein provozirendes Attitüde verleiten läßt, dann ist jenes taktische Manöver wieder als so gut wie geglückt zu betrachten. Auf die Provokation von deutscher Seite folgt natürlich ein Rückstoß von den Vereinigten Staaten und dann steht unsere Regierung vor der Alternative, zurückweichen zu müssen und unter dem Odium der Schwächlichkeit und Unentschlossenheit zusammenzubrechen, oder vorwärts zu gehen und Deutschland in einen Zollkrieg zu verwickeln, der unserer Industrie wie unserer Landwirthschaft die furchtbarsten Wunden schlagen würde, und von dem der bismarckisch-agrarische Bund behaupten würde — gleichviel wie der Zollkrieg geführt würde — daß solche Lage nur der mangelnden Geschicklichkeit der Regierung zu danken sei. Gegenüber anderen Ministern, vor allem gegenüber dem Fürsten Bismarck, wären die Yankees niemals so „frech" geworden und weil man nicht genügende Voraussicht gehabt habe, befinde man sich jetzt derartig im Sumpfe. Daß aber in solchen Schwierigkeiten die heutige Regierung unterliegen würde, ist nicht zu bezweifeln; und dann wäre man am Ziele.

Solchen Anschlägen wird die Regierung nur unter einer Voraussetzung entgehen. Sie muß zielbewußt und fest sich den Treibereien der Bismarckianer und des Bündlerthums entgegenstellen; sie darf nicht in Deutschland und nicht in den Vereinigten Staaten die Idee aufkommen lassen, daß sie schwach ist und daß sie aus Schwäche und Connivenz sich dem Programm der „Hamburger Nachrichten" und des Bundes zu nähern beginnt. Solche Schwäche kräftigt die agrarische Bewegung in Deutschland und solche Haltung treibt wiederum die Vereinigten Staaten auf der beschrittenen Bahn vorwärts; in diesem Zusammenspiel liegt aber gerade die größte Gefahr.

Welche Hoffnung aber kann man haben, daß unsere heutige Regierung, in der Zusammensetzung wie sie ist, mit Herrn von Hammerstein und Herrn Miquel in ihrem Schoße, das Gebotene thun wird, und welche Lage, daß eine Regierung auf die Fallstricke, die sie umgeben, aufmerksam gemacht wird von politischen Richtungen, die den heutigen Ministern politisch feindlich oder gleichgültig gegenüber zu stehen alle Veranlassung haben.

Auf solche Unterstützung ist die Regierung freilich angewiesen; diesmal wie bei dem Verrath von Staatsgeheimnissen, der die Konservativen veranlaßte, einen Hymnus auf den Fürsten Bismarck anzustellen, wie bei dem Prozeß Tausch-Leckert-Lützow, der den Beifall der Konservativen durchaus nicht gefunden hat.

Je weniger Veranlassung wir haben, auf die Festigkeit der Regierung zu vertrauen, um so nothwendiger ist es, die öffentliche Meinung mobil zu machen gegen jene „konservativen" Elemente, die sich aus der Bismarck'schen Fronde und aus dem Bunde der Landwirthe zusammensetzen und die — man muß es klar aussprechen — nur ein Ziel verfolgen, nämlich die Anarchie in Deutschland so lange zu steigern, bis als Retter ihre Kandidaten berufen werden, um ihr Programm durchzuführen.

Würde das deutsche Volk hierüber klar sehen lernen, so wäre solche Klarheit ein köstliches Weihnachtsgeschenk.

Aus Dänemark kommt eine gute Botschaft. Der dortige Finanzminister von Lüttichau hat dem Folkething einen Gesetzentwurf zur Reform der Zollabgaben vorgelegt, der handelspolitisch in hohem Grade verständig ist und der zugleich ein Stück Sozialreform enthält, freilich von anderer Art, als sie in Deutschland üblich ist. Der armen Bevölkerung wird ausgeholfen, indem die Lebensmittelzölle, die Zölle auf Getreide, Mehl, Kaffee, Reis, aber auch auf Petroleum, gänzlich aufgehoben werden; der Industrie und damit wiederum der industriellen Arbeiterbevölkerung wird gedient durch Freigabe der Rohstoffe für den Fabrikbetrieb, so

auf Kohlen, Blei, Eisen; Maschinen und Metallwaaren kommen ferner in eine niedere Position des Zolltarifs. Und der Ausfall wird gedeckt durch eine Erhöhung der Steuer auf Branntwein und Luxusartikel und durch die Erträge einer Vermögens- und Einkommensteuer. Um diesen Finanzminister, der kein Miquel ist, können wir Dänemark beneiden.

. . .

Ueber das Alter.

Einstmals trat ich bei einer Freundin zum Besuche ein und fand sie in verdrießlicher Stimmung. Auf die Frage nach der Ursache gestand sie: „Sie haben recht, ich zürne mir — das ist ja der bestberechtigte Grund, verstimmt zu sein, denn nur über seine eigenen Fehler, nicht über die der Anderen soll man sich grämen — ich habe soeben etwas sehr Dummes gethan. Frau N., Sie wissen ja, die langweilige, schwerfällige, hat mir zwei Stunden lang auf dem Halse gesessen. In der ersten Stunde hab' ich mich noch durchgequält mit dem alltäglichen Klatsch, aber in der zweiten wußt' ich gar nichts mehr zu sagen, und in der Verzweiflung hab' ich ihr alle meine Geheimnisse erzählt!"

So geht mir's nach der Hand mit dem Brauche, auf den ich mich eingelassen habe, alljährlich hier mit einer Weihnachtsgabe zu erscheinen. Mir ist bang, meine Charakterschwäche, die es mir schwer macht, eine freundliche Bitte abzuschlagen, verleitet mich zu demselben Fehler, dessen sich obenerwähnte Dame bezichtigte, und ich thäte besser, mich des Meisters zu erinnern, der mich vor langen Jahren in die Geheimnisse der praktischen Finanz einführte. Die Hauptkunst für einen Bankier, belehrte er mich nämlich, ist, Nein sagen zu können. Ich glaube sogar, der Spruch ließe sich noch auf andere, wenn nicht auf sämmtliche Gebiete des praktischen Lebens übertragen. Nun ist es bereits das neunte Mal, daß ich der Versuchung erliege, meine stillen Gedanken auszuplaudern, und ich könnte nicht sagen, daß es mir besonders gut bekommen wäre. Mehr als einmal, wo es mir nicht paßte, wurde ich schon mündlich oder noch öfter brieflich an etwas erinnert, was ich da früher geschrieben habe. Ich hätte mich so und so über das Briefschreiben oder über das Schenken geäußert, oder ich sei zwar gegen das Vorstellen oder gegen das Toasten, und nun habe ich doch selbst vorgestellt oder — Gott sei's geklagt! nicht selten — toastet. — Ja, rufe ich dann, Liebster oder Liebste, wenn Sie mich beim Wort nehmen, kann ich überhaupt nicht schreiben. Es ist schon an sich genugsam eine brodlose Kunst; soll man auch noch gar gehalten sein, immer vor Augen zu haben, was man einmal hat drucken lassen, dann hole der Teufel das Handwerk. Vor Zeiten sagte mir einmal eine Dame nach Jahre langem freundschaftlichem Verkehr (sie entstammte der alten feinsinnigen Generation des Faubourg St. Germain): „Was Ihnen bei unserer ersten Begegnung meine Sympathie verschaffte, das war: ich merkte alsbald, Sie sind nicht auf Ihre Ideen versessen, je remarquais que vous ne teniez pas à vos idées." Dies Bekenntniß fand ich sehr schmeichelhaft, und ich habe mich bemüht, seiner würdig zu bleiben.

Unter diesem Vorbehalt also, und ohne Verpflichtung für die Zukunft, fragte ich mich, worüber ich mich wohl diesmal ergehen könne. Man kann doch nicht immer über Silber und Gold schreiben. Die Sache war schon langweilig für die Meisten, als sie anfing, und nun sie schon so lange gedauert hat — hoffentlich am längsten — wird sie ihnen unerträglich. Einmal verfiel ich auf den Gedanken, über das Radeln zu schreiben. Es hätte den Vortheil, daß es zum allerneuesten gehört, und daß ich gar nichts davon verstehe; aber es ist schon so verbreitet und beliebt, daß ich fürchten müßte, vielfach da anzustoßen, wo es mir schlecht bekäme, meine stillen Gedanken darüber laut werden zu lassen. Der Mensch lernt doch mit den Jahren begreifen, daß zwischen dem Verlangen nach Weltverbesserung und dem nach eigener Ruhe ein gewisses rationelles Verhältniß einzuhalten wohlgethan sei. Darum hab ich mir schon seit einiger Zeit zur Regel gemacht, nichts über Homöopathie, nichts über Wagner's Musikdrama und neuerdings nichts über das Radeln zu sagen, wenn ich nicht ein ganz sicheres, kleines Auditorium vor mir habe.

Schließlich, ich weiß nicht wie, verfiel ich darauf, über das mir nahe liegende Thema des Alters oder Altwerdens einiges in beschaulichen Stunden Bedachtes zu Papier zu bringen.

Um damit ans Werk zu gehen, lagen zwei Wege vor mir. Es gibt Leute, die, wenn sie über etwas schreiben wollen, grundsätzlich ablehnen, nachzuschlagen, was Andere vor ihnen darüber gesagt haben. Sie sind der Ansicht, die Aufnahme fremder Gedanken verstopfe die Quelle der eigenen Inspiration, leite sie wenigstens in fremde Geleise, aus denen sie schwer zum Ausgangspunkt spontaner Erzeugung zurückkehren könne. Solche Erwägung hat augenscheinlich etwas für sich, aber sie übersieht die Gefahr, daß, wer ignorirt, was vor ihm gesagt worden ist, Unnöthiges wiederholt oder Widerlegtes behauptet. Und wenn den Einen das vor ihm Gedachte gefangen nimmt, so gibt es Andere, die es anregt und zum eigenen Anlauf in Gang setzt.

So geht es mir.

Also entschloß ich mich, den alten Cicero, den alten Grimm und den jüngeren Lasker wieder herbeizuholen, deren Betrachtungen über das Thema ich vor längerer oder kürzerer Zeit gelesen hatte. Die beiden ersten sprachen aus ihrer Erfahrung heraus, der letztere, damals erst in der Mitte seiner vierziger Jahre stehend, aus seiner Dialektik; doch nicht ganz ausschließlich, denn er war sich des Vorwurfs, dem er damit Raum gab, bewußt; darum bemühte er sich, seine an Anderen gemachten Beobachtungen und insbesondere Beispiele aus der Geschichte beizubringen, wie es schon vor ihm Cicero gethan hatte. Bezeichnend für ihn war, daß er, abweichend von den beiden Anderen, meinte, es ließen sich Vorschriften finden, wie man den Gebrechen des Alters, namentlich in der Jugend, vorbeugen könne. Auch war die Abhandlung nur eingeflochten in eine größere unter dem Titel: „Ueber Anlagen und Erziehung".*) Der große Optimist bildete sich ein, man könne selbst in diesem Punkt das Leben korrigiren; wenn man's nur wohlüberlegend einrichtete, könne man auch planmäßig auf ein behagliches Alter lossteuern. Er stand damals im Zenith seiner glänzenden Laufbahn, auf Händen getragen durch ganz Deutschland, geehrt von Hoch und Niedrig, im harmlosen Glücksgefühl einer unablässig angeregten Wechselbeziehung zur Oeffentlichkeit. (Wie schwer wird es, sich das heute vorzustellen!) Kaum hatte er die Feder aus der Hand gelegt, welche die Kunst, sich vernunftgemäß ein schönes Alter zu bereiten, gelehrt hatte, so befiel ihn die tückische Krankheit, die seine Gesundheit für immer untergrub, und ihn nach schweren Leiden und noch viel schwereren Enttäuschungen im besten Mannesalter dahin raffte. Die verständige Fanny Lewald dagegen, welche seiner optimistischen Doktrin widersprochen und dem bösen Alter bittere Wahrheiten gesagt hatte,**) brachte es zu hohen Jahren (achtundsiebenzig), in denen sie sich bis kurz vor ihrem Tode noch redlich die Früchte ihrer Arbeit und ihres Ruhmes schmecken ließ. Such is life! Von meinen drei Gewährsmännern ist, wie natürlich, der vortreffliche Grimm der bestberathene. Er wandelt schlicht auf dem Wege milder Weisheit. Weder lobsingt er, wie der alte Schönredner, in schwunghaften Tönen, noch verbessert er, wie der eudämonistische Dialektiker die Natur. Im Grunde sind doch alle die Verherrlichungen nur eine Vertheidigung des Alters. Man könnte sagen: qui l'excuse l'accuse. Letzteres thut nämlich die allgemeine Sinnesart der Menschen und ihre tägliche Redeweise ganz ungekünstelt seit ewigen Zeiten, und wer das in sein Gegentheil umkehren will, läuft ins Gebiet

*) „Deutsche Rundschau". I. Jahrgang 1874/75.

**) Ebenfalls in der „Deutschen Rundschau" 1875.

der Paradoxie hinaus. Drum hübsch bei der Stange bleiben, und wer was Gutes zu sagen weiß, der sage es mit Maß und nur nach der Melodie: es ist nicht so schlimm, wie man meint. So hat es der brave Grimm gehalten, der wahre Jakob. Wer sich näher damit bekannt machen will, kann es im ersten Band seiner kleinen Schriften nachlesen. Alle drei genannten Schriftsteller ergehen sich in Betrachtungen über die wirklichen oder nur scheinbar rückläufigen Bewegungen des Lebens und über die ausgleichenden Vortheile, die den Verlusten entgegenzuhalten sind. Sie erschöpfen das Thema vollständig, und Neues bleibt darüber nicht zu sagen.

Dagegen, was keiner der Genannten ins Auge gefaßt hat, ist das Phänomen des seelischen Verhaltens des Individuums zu sich selbst. Mich dünkt, hier liegt der wahre Prüfstein der Sache und zugleich der Punkt, bei dem die optimistische Auffassung, an der wir doch aus Selbsterhaltungstrieb am meisten interessirt sind, am besten einsetzt. Ich behaupte nämlich, der alternde Mensch hört nie auf, auch der junge zu sein, der er einst gewesen. Dies ist das Geheimniß der Kontinuität des Ich. Beide Theile sind untrennbar. Ohne die Kontinuität, die ununterbrochen sich fortsetzende Einheit des Bewußtseins, gäbe es überhaupt kein Ich. Diese Einheit ist seine Quintessenz. Der Andere erblickt in uns immer nur den Menschen des gegebenen Zeitpunktes, darum in fertigen Jahren den Mann, in niedergehenden den Greis. Wir selbst tragen jedoch in unserm lebendigen Bewußtsein den ganzen Menschen in der untrennbaren Totalität seines Daseins, für welche die Zeitfolge als eine untergeordnete Form der Anschauung zurücktritt, wie sie es für das abstrakte Denken thut, nur nach unmittelbarer, weil unabhängig von aller Reflexion. Darum sagt mit Recht eine oft gebrauchte Redewendung: es kommt gar nicht darauf an, wie alt man ist, sondern wie alt man sich fühlt; und das nicht durch Krankheit gebrochene Alter (es handelt sich hier überhaupt nur vom gesunden, sagen wir, um allen Einreden vorzubeugen, vom relativ gesunden Alter) fühlt sich daher immer auch nicht gänzlich unjung. Selbst das Vermissen dessen, was vordem eine entschwundene Jugend geboten hatte, ist noch ein Band mit dem Gefühl derselben, und wer im Alter Enttäuschungen erlebt, empfindet damit in seiner Weise jugendlich. In unserem Gehirn, d. h. in unserem Denkleben, sitzt doch noch, wenn auch vielfach von der Zeit verändert, der erste Ansatz des Organs, mit dem wir zur Welt kamen, und daß gerade diese erste Grundlage am meisten der Zerstörungsarbeit der Zeit Widerstand leistet, geht daraus hervor, daß die Gedächtnißeindrücke der Kindheit und frühen Jugend am stärksten haften und die späteren vielfach überdauern. Wenn diese ohne Zweifel an substantiellen Merkmalen im Gehirn haftenden Erinnerungen so lebendig erhalten bleiben, so liegt nahe, daß auch Jugendgefühle uns ins Alter begleiten, natürlich mutatis mutandis. Der Traumzustand, der unbewußt Vorhandenes im unkontrolirten Verstandeszustand auf die Oberfläche kommen läßt, liefert einen besonderen Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung. Wie oft träumen wir uns jung, erneuern weit zurückliegende Eindrücke, die sich tief ins Gehirn eingegraben haben.

Alte Leute träumen noch manchmal, daß sie im Examen stehen, und freuen sich beim Erwachen, daß es nur ein Traum war. Und wie unschuldig waren zu ihrer Zeit die Examina, und wie leicht nahm man sie! Wie schwer muß erst der Alp einst auf den Unglücklichen liegen, die heute durch dies Fegefeuer gehen! Damals hatten doch die Examinanten noch die Hauptaufgabe, die jungen Leute zuzulassen, heute dagegen, sie abzustoßen. Dies Beispiel vom Examenstraum, das ich hier herausgreife, fällt mir zunächst deshalb ein, weil es jüngst in einem Zwiegespräch mit einem berühmten Nervenpathologen zu meiner Belehrung dienen mußte. Die Unterhaltung drehte sich um die beliebten Themata des Hypnotismus und der Suggestion. Wir haben uns ja Alle mehr oder weniger mit diesen Dingen als natürlichen Erscheinungen befreundet, die nicht bloß nichts Spiritualistisches oder Mystisches an sich haben, sondern umgekehrt der sogenannten materialistischen Auffassung durchaus zu Hilfe kommen. Bei einer gewissen Wendung des Gesprächs sagte ich zu meinem Professor, es gebe Dinge, die ich trotz allem nicht glauben könne. So z. B. wenn der gelehrte Psychiater von Krafft-Ebing behaupte, er hätte einer in mittleren Jahren stehenden Frau im Zustand der Hypnose mit Erfolg suggerirt, sie sei ein siebenjähriges Kind. Ich meinte, durch einen künstlich hervorgebrachten Traum könne das Bewußtsein nicht bis zu dieser niedrigen Stufe hinabgeschraubt werden. — Aber warum nicht? warf mein Freund ein. Haben Sie nicht manchmal noch in späteren Jahren geträumt, Sie ständen im Examen? — Ich mußte bejahen, und so waren wir dahin gekommen, zu bekennen, daß das Uebrige nur ein Quantitätsunterschied sei.

Dies nie ganz entschwindende Stück Jugend ist nicht ein Geschöpf des reflektirenden Verstandes; es ist lebendige Wirklichkeit, und jeder gesunde Mensch in höheren Jahren kann es an sich erproben. Man thut auch ganz gut, es in sich zu nähren, man muß nur sich hüten, es sehen zu lassen. Denn es macht auf den Dritten, der nur unsere Gegenwart sieht, einen etwas komischen Eindruck. Ich bemerke das manchmal an einem ganz unverfänglichen Vorgang. Wenn ein alter Mensch in seiner Erzählung etwas von seiner Mutter oder gar Großmutter einflicht, so sehen ihn jüngere Leute mit einem gewissen, verwunderten Lächeln an. Ihnen erscheint als etwas Sonderbares, daß Jener auf einen Zustand zurückgreift, der so weit hinter ihnen und — wie sie meinen — auch hinter ihm liegt; ihm jedoch scheint er nah und natürlich nah zu liegen. Das Eigenste und damit oft das Beste in sich muß der Mensch in sich verschließen, ebenso wie er nach des Dichters Rath das Dümmste und Schlimmste geheim in der Brust halten muß.

Das ist ein Kapitel aus dem Abschnitt von der Schamhaftigkeit und berührt sich mit dem Satz, daß der Mensch lernen müsse, alt zu werden, d. h. unter Umständen zu verbergen, wie jung er innerlich noch sei, ein Satz, der aus der Lebenskunst wieder in die Aesthetik hinüberführt. Man hört oft sagen, daß besonders den schönen Frauen es schwer ankomme, alt zu werden. Ich verstehe das. Eine bewunderte schöne Frau zu sein, ist gewiß eine der herrlichsten Berufsarten dieser schlechten Welt, und, diesem Beruf zu entsagen, muß eine harte Aufgabe sein. Je verfeinerter eine Kultur ist, desto mehr hat sie Verständniß für diese Eigenthümlichkeit. Man kann bemerken, daß mit der Sänftigung der Sitten und der Hebung des Wohlstandes die Grenzen der Jahre für die Anerkennung der weiblichen Grazie sich erweitern. Die Franzosen, in welchen der Sinn dafür am meisten ausgebildet ist, haben das von lange her kultivirt. Die Diane de Poitiers, Ninon de l'Enclos, Recamier, die noch in hohen Jahren durch ihre weiblichen Reize herrschten, sind historische Typen, denen im Privatleben Tausende an die Seite getreten sind. Man kann auch die Maintenon dazu rechnen, denn ihre geistige Ueberlegenheit war von ihrer Weiblichkeit nicht zu trennen. Eine französische Herzogin schickte der Kurfürstin Sophie von Hannover zu ihrem siebenzigsten Geburtstag einen rosenfarbenen Schlafrock und schrieb dazu: à soixante-dix ans on reprend le rose. In großen Städten genießt die Lebensdauer weiblicher Reize längeren Spielraum als in kleinen oder auf dem Lande, und in der Gegenwart mehr als zur Zeit unserer Mütter und Großmütter.

Zu den mannigfachen Unarten unserer neusten Journalistik gehört es, mit dem Adjektiv „greis“ bei jeder Gelegenheit um sich zu werfen, ohne Zweifel, weil das Anwenden von Adjektiven überhaupt zu den beliebtesten Griffen des Handwerks gehört. Kaum hat ein Mann die „Sechzig“ hinter sich, so heißt er schon der „greise Künstler“, der „greise Akademiker“ u. s. w. Ich vermuthe, mancher noch recht muntere berühmte Mann schüttelt sein unehrwürdiges Haupt, wenn er sich mit diesem Ehrentitel verziert in seiner Zeitung findet. Der Unsinn kommt wohl auch davon her,

daß die Journalisten oft noch gar so jung sind, oder daß die berühmten Leute nach neuerem Stil sich schon beim erfüllten neunundfünfzigsten Jahre als Jubilare anfeiern lassen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

Georg von Bunsen.

Am 22. dieses Monats ist in London Georg von Bunsen gestorben, der früher längere Zeit hindurch dem preußischen Abgeordnetenhause und dem deutschen Reichstage angehört hat und dem bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages der Herausgeber dieser Zeitschrift (in Nummer 5 des XII. Jahrganges) anerkennende Worte gewidmet hat. Die Jungfernrede, die Georg von Bunsen im preußischen Abgeordnetenhause hielt, war eine persönliche Bemerkung. Das kommt nicht häufig vor und mußte besonders gerechtfertigt werden. Nicht um sich, sondern um seinen Vater, der in der preußischen Geschichte unter dem Namen „Ritter von Bunsen" lebt, gegen Angriffe zu rechtfertigen, nahm er das Wort, als in einer der zahlreichen Diskussionen über die damals brennende schleswig-holsteinsche Frage des Londoner Protokolls mit verdientem Unmuth Erwähnung geschehen war. Bunsen glaubte durchaus im Sinne des von ihm hochverehrten Vaters, dem er als dessen vierter Sohn am 7. November 1824 im Preußischen Gesandtschaftshotel zu Rom geboren war, zu handeln, indem er sich zu den Grundsätzen politischer, religiöser und wirthschaftlicher Freiheit bekannte. Ritter Bunsen hatte die Bekanntschaft Friedrich Wilhelms IV. gemacht, als dieser in Rom als Kronprinz verweilte, sein reiches kunsthistorisches Wissen und seine zur Romantik hinüberneigende Kunstanschauung hatten ihm die Freundschaft des Fürsten erworben. In der vormärzlichen Zeit bezeichnete die öffentliche Meinung Radowitz und den Ritter Bunsen als die beiden Männer, welche auf die politischen Anschauungen des Kronprinzen und späteren Königs einen überwiegenden Einfluß gewonnen hätten, denen daher auch für alle verkehrten Anordnungen die Verantwortlichkeit zufalle; die nachmärzliche Zeit hat gezeigt, wie schweres Unrecht die öffentliche Meinung beiden Männern mit dieser Muthmaßung zugefügt hat. Beiden hat das Jahr 1850 das Vertrauen des Königs vollständig und sein Wohlwollen zum größten Theile gekostet. Georg von Bunsen hat stets an der Ueberzeugung festgehalten, daß die Regierung Friedrich Wilhelms IV. sich zu einer ruhmreichen gestaltet haben würde, wenn der König dem Jugendfreunde dasselbe Vertrauen, das er ihm in Fragen der Wissenschaft und Kunst bewahrt, auch in politischen Fragen gezeigt hätte.

Die liberalen Anschauungen Georg von Bunsens waren maßvoll, aber durchaus echt. Er war ebensowenig zu bewegen, sich durch eine populäre Strömung als durch die Gunst der Machthaber aus den Wegen treiben zu lassen, die er für die richtigen hielt. Wohlhabend und an keinen bestimmten Beruf gefesselt hielt er es für selbstverständlich, daß er seine Zeit und Kraft den Ideen widmen müsse, welche die Zeit bewegten. Aber er wollte eine Pflicht erfüllen und keine Vortheile aus seiner öffentlichen Stellung ziehen. Er hat stets freudig die Arbeiten übernommen, die seine Freunde ihm zuwiesen und nicht danach gefragt, ob sie ihm Ehre einbrächten. Er war so unabhängig gestellt, daß die politische Farbe, die er trug, ihm keine materiellen Nachtheile bringen konnte, wohl aber hat sie ihm manche gesellschaftliche Unbequemlichkeit bereitet, über welche er sich ebenso gleichmüthig hinwegsetzte, wie über die Angriffe, die ihm zu Theil wurden, wenn etwa einmal in einem Bezirksverein die Ansicht auftauchte, er habe nicht ein hinreichend eisernes Rückgrat gehabt.

Er war ein entschiedener Freihändler und gehörte zu den ersten Deutschen, welche Ehrenmitglieder des Cobdenklubs wurden. In der Zeit, als die Bankette dieses Klubs für europäische Ereignisse galten, hat er auch öfter im Namen der deutschen Landsleute die Tischrede gehalten. Den deutschen Verein für Fluß- und Kanalschiffahrt, der jetzt zu einer immer steigenden Bedeutung gelangt, hat er gründen helfen und in den ersten schwierigen Jahren die Geschäfte als Vorsitzender geleitet. Dasselbe gilt von einem segensreich wirkenden Verein für häusliche Gesundheitspflege, der für die öffentliche Wohlthätigkeit neue Bahnen gebrochen hat. Ueberall, wo man von seiner Thätigkeit für gute Zwecke Gebrauch machen wollte, stellte er sie gern zur Verfügung.

Im Gedächtnisse seiner Freunde wird Georg von Bunsen fortleben als ein liebenswürdiger, anspruchsloser Mann von vornehmer Denkweise, dem die Kalokagathie im Sinne der Griechen als der höchste Zweck des Daseins galt, für den es wenig Werth hatte, zu gelten und zu scheinen, der aber stets bereit war zu wirken und zu schaffen, soweit seine Kräfte reichten.

Alexander Meyer.

Die Agrarier in den Börsenvorständen.

„Wenn ich allein die Entscheidung zu treffen hätte und allein die Folgen tragen könnte, so würde ich eher die Börse schließen und auf Abbruch verkaufen, als diese Eindringlinge in unserer Mitte aufnehmen!" — rief in diesen Tagen bei einem kaufmännischen Feste der Obervorsteher der Kaufmannschaft in einer unserer ersten Seestädte aus, als die Rede auf den Eintritt von Landwirthen in die Börsenvorstände kam, der im neuen Börsengesetz vorgesehen ist. Es hatte etwas Ergreifendes zu hören, wie der greise Kaufmann der Institution, in der er eine lange, redliche und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet, deren Mitglieder ihn über ein Vierteljahrhundert hindurch zu einer Ehrenstellung in ihrem Vorstande erwählt, in seinem Herzen lieber die volle Vernichtung wünschte, als daß sie die tiefste Demüthigung durch die Agrarier über sich ergehen lassen müsse. Und wie er, werden die Mitglieder aller deutschen Getreidebörsen fühlen, in deren Vorstände mit dem neuen Jahre die agrarischen „Eindringlinge" siegreich ihren Einzug halten werden.

Von langer Hand her und fast systematisch ist agrarischerseits dieses Ergebniß vorbereitet worden. Kaum waren die Behauptungen aufgestellt und in tendenziöser Agitation überall wiederholt worden, daß die Preisfeststellungen für Getreide an den Börsen zu Ungunsten der Landwirthe und im Widerspruche mit der wirklichen Marktlage zu niedrig gehalten würden, als auch der Vorschlag auftauchte, diesem angeblichen Uebelstande durch eine Betheiligung von Landwirthen an der Ermittelung der Börsenpreise ein Ende zu machen. Im Jahre 1894 wurde in Preußen bei dem Gesetze über die Landwirthschaftskammern zuerst der Versuch gemacht, diesen Gedanken in der Gesetzgebung zu verwirklichen. Die Vorlage enthielt die Bestimmung, daß den Landwirthschaftskammern eine Mitwirkung bei der Verwaltung und den Preisnotirungen der Produktenbörsen übertragen werden könne. Gleich die Kommission des Abgeordnetenhauses machte aus diesem „Können" ein „Müssen". Vergeblich mahnten in wohlbegründeten Eingaben die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, die Kaufmannschaften von Stettin, Danzig und Königsberg von einer solchen durchaus zweckwidrigen und für die Börsen kränkenden Bestimmung ab. Unter Zustimmung des Landtags und der Regierung gelangte sie in das Gesetz. Fast schüchtern gingen die Agrarier damals an diese Forderung heran. Einer ihrer

Wortführer erklärte: „Wir sehen es durchaus als ein Recht an, daß unserer loyalen Interessenvertretung eine feste abgegrenzte Mitwirkung an Börse und Markt eingeräumt werde. Worin kann aber diese Mitwirkung bestehen? Sie besteht einzig und allein darin, daß ein Deputirter der Landwirthschaftskammern das Recht hat, den betreffenden Sitzungen, Berathungen und Vorgängen beizuwohnen."

Der zweite Akt spielte sich im Reichstage ab. Der im Dezember 1895 vorgelegte Entwurf eines Börsengesetzes enthielt keine Bestimmung über diese Frage. Indessen war in der Begründung zu den §§ 5 und 6, welche von dem Inhalt der mit Genehmigung der Landesregierungen aufzustellenden Börsenordnung handeln, bemerkt, daß auf Grund dieser Paragraphen die Landesregierungen vorschreiben könnten, daß Vertreter der Landwirthschaft, Müllerei u. s. w. zu der Berathung und Entscheidung von Fragen, welche ihre Interessen maßgebend beeinflussen, seitens der Börsenorgane zugezogen werden müßten. Auf Antrag des Grafen Kanitz wurde aber von der agrarischen Mehrheit des Reichstags in den § 4 des Gesetzes die Bestimmung eingefügt, daß die Landesregierungen in den Börsenordnungen insbesondere die Vorschrift fordern können, daß „in den Vorständen der Produktenbörsen die Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Nebengewerbe und die Müllerei eine entsprechende Vertretung finden". Aus dem einen Deputirten der Landwirthschaft im preußischen Gesetz ist nunmehr eine entsprechende Anzahl von Deputirten der Landwirthschaft und der mit der Landwirthschaft zusammenhängenden Gewerbe geworden; aus dem einen Vertreter, der ein Zuhörer in den Sitzungen des Börsenvorstandes sein sollte, ist eine Anzahl von Vertretern geworden, die stimmberechtigte Mitglieder des Börsenvorstandes sein sollen.

Der Superlativ der agrarischen Forderungen ist uns in diesen Tagen im preußischen Herrenhause vorgeführt worden. In der Verhandlung über eine Interpellation, welche die Ausführung des Börsengesetzes gegenüber den Produktenbörsen durch die preußische Regierung betraf, wurde von allen agrarischen Rednern ohne Unterschied verlangt, daß künftig in den Börsenvorständen den Vertretern der Landwirthschaft und der Müllerei eine Zweidrittelsmehrheit gesichert werden müsse, während den Vertretern der Börse nur ein Drittel der Mitglieder zugebilligt werden dürfe. Mit anderen Worten: den Kaufleuten soll die Verwaltung der von ihnen errichteten und unterhaltenen Börse vollständig aus den Händen genommen und den Angehörigen anderer Gewerbe übertragen werden! Die Trennung der Produktenbörsen von den Fondsbörsen, die in der Verhandlung eine große Rolle spielte, soll den Agrariern nur ein Mittel zum Zweck sein, sie soll es ihnen erleichtern, die isolirte Produktenbörse recht unter ihre Herrschaft zu beugen.

Der kleine geschichtliche Rückblick lehrt sehr eindringlich, wie jeder Schritt der Nachgiebigkeit gegen die agrarischen Ansprüche unabwendbar zu weiteren Schritten auf einer abschüssigen Bahn drängt. Die Regierung hatte denn auch im Herrenhause einen schweren Stand; die beiden anwesenden Minister konnten selbst den extremen Forderungen der Agrarier nur entschuldigend mit der Betheuerung entgegentreten, daß man zur Zeit nicht weiter gehen könne, aber wenn es nöthig werden sollte, sicher auch weiter gehen werde. Der Landwirthschaftsminister, der wohl schon seine Erfahrungen gemacht haben muß, sprach seine Zweifel darüber aus, ob sich an allen Börsenorten Landwirthe finden würden, welche die Befähigung für die schwierige Aufgabe besäßen und in der Lage wären, sich dieser Aufgabe voll zu widmen, ohne ihre eigenen Berufspflichten zu vernachlässigen. Er warnte überdies dringend davor, Personen mit dieser Aufgabe zu betrauen, die nicht mehr in der praktischen Landwirthschaft ständen, die anderen Berufen angehörten, vielleicht sogar verkrachte Landwirthe seien und glaubten, daß sie aus der Vertretung der Landwirthschaft in den Börsenorganen einen Lebenserwerb machen könnten. Der Handelsminister wies darauf hin, daß die Kaufleute an den Börsen gewissermaßen auch Menschen seien und daß man ihnen doch die Verwaltung der Einrichtungen, die sie für ihre geschäftlichen Zwecke geschaffen hätten und unterhielten, nicht ohne Weiteres nehmen könne.

Vor allem aber erfuhr die Ausführung des Gesetzes, wie Agrarier und Regierung sie sich denken, in dieser Verhandlung eine charakteristische Beleuchtung. Das sachliche Moment trat ganz zurück vor der Tendenz. Mit keiner Silbe ist in der Debatte die Rede davon gewesen, daß die Einrichtungen der Börsen, die Feststellung der Preise u. s. w. durch die Theilnahme von Landwirthen, Müllern, Branntweinbrennern und Zuckerfabrikanten zweckmäßiger gestaltet werden würden. Wie ein Stück Selbsterkenntniß klang aus den Worten des Grafen Klinckowström das Geständniß, daß die Landwirthe bei ihrem Eintritt auf ein ihnen vollständig fremdes Gebiet kämen und das erst lernen müßten, was die anderen Herren im Börsenvorstande von Jugend auf gekannt und gewußt. Bis zu der Einsicht ist er freilich nicht durchgedrungen, daß Kaufleute, welche Tag für Tag im Geschäftsleben stehen und bei allen Unternehmungen ihre eigene Haut zu Markte tragen, an Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit immerdar Landwirthen überlegen sein werden, welche nur gelegentlich an den Sitzungen des Vorstandes theilnehmen. Und welches Verlangen, daß die Entscheidung über Einrichtungen, von denen das wirthschaftliche Wohl und Wehe weiter Kreise abhängt, von Gesetzes wegen in die Hände von Unkundigen gelegt werden soll, die nach ihrem eigenen Geständniß das A B C des Börsengeschäfts erst lernen müssen! Das Gefühl mangelnder Sachkenntniß schreckt freilich unsere Agrarier durchaus nicht, nun erst recht die Zweidrittelmehrheit für Landwirthe und Müller zu verlangen, denn — sagt Graf Klinckowström — wenn uns die Zahl nicht noch aufhilft, so wird unsere Thätigkeit eine minimale sein. Die beiden Minister haben sich denn auch um die Wette bemüht, die ärgsten Dränger mit der Versicherung zu trösten, daß es gerade auf die Zahl nicht ankomme; die einzelnen Vertreter der Landwirthschaft könnten ja ihre Beobachtungen machen und nöthigenfalls ihre Beschwerden einreichen, sie, die Minister würden hinter ihnen stehen und kraft ihres Aufsichtsrechtes einschreiten, um andere Einrichtungen anzuordnen und gegebenenfalls auch die Zahl der landwirthschaftlichen Vertreter zu vermehren. Diese Aussicht beruhigte in der That die aufgeregten Herren. Aber wenn die Vertreter der Landwirthschaft in diesem Sinne thätig zu sein gedenken — in welchem Lichte müssen sie dann den kaufmännischen Mitgliedern der Börsenvorstände erscheinen! Von den höflichen werden sie als kleine Staatskommissare betrachtet werden, denen man in die Börsenverhältnisse so wenig Einblick als möglich gewähren muß, von den groben werden sie als eine Art Spione oder Denunzianten angesehen werden, die man demgemäß behandeln muß.

Und gerade dieses persönliche Moment wird vielleicht mehr als alles andere dazu beitragen, die Unhaltbarkeit des vom Börsengesetz beabsichtigten Zustandes darzuthun. Die Minister haben gut die agrarischen Heißsporne zu ermahnen, verletzende Ausdrücke gegen die Börsenmitglieder zu vermeiden, denn nur unter milder und nachsichtiger Beurtheilung der oft genug sich scharf gegenüberstehenden Interessen sei ein gedeihliches Zusammenwirken aller Betheiligten in den Börsenvorständen möglich. Was aber die Mitglieder der deutschen Getreidebörsen an Verunglimpfungen und Schmähungen, die überdies großentheils unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität vorgebracht worden sind, in den letzten Jahren über sich haben ergehen lassen müssen, läßt solche Worte als gut gemeinte, aber saft- und kraftlose Ermahnungen erscheinen. Sollen etwa die Vorsteher der Königsberger Kaufmannschaft den Grafen Klinckowström nach seiner letzten Kraftleistung im Herrenhause freudig als Mitglied in ihrem Börsenvorstande begrüßen, sollen die Vorsteher der Stettiner Kaufmannschaft mit dem Grafen Schwerin-Löwitz, der die schlagend widerlegten Beschuldigungen gegen sie unbeirrt wiederholt, „gedeihlich" zusammen arbeiten, „als ob nichts passiret wär'"? Und wenn

sie es mit äußerster Selbstüberwindung zum Wohle der ihnen anvertrauten Interessen fertig brächten, würden sie denn nach allem, was voraufgegangen, auch nur einen Tag sicher davor sein können, daß nicht bei erster bester Gelegenheit einer der landwirthschaftlichen Vertreter gleichen Schlages sie ob ihres Thuns bei der Regierung denunzirt oder sie, ebenfalls unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität, öffentlich herunterreißt? Nein, er hatte schon recht, der Vorsitzende einer großen Handelskammer, der seinem Gefühl gegenüber diesen aufgedrungenen Kollegen mit den Kraftworten Ausdruck gab: Nur soweit wir durch Gesetz und Geschäftsordnung gezwungen sind, werden wir uns mit ihnen befassen, im Uebrigen werden diese Leute für uns Luft sein. Und wenn nicht Alles trügt, so werden die Herren Agrarier kaum in irgend einem deutschen Börsenvorstande auf einen anderen Empfang rechnen dürfen.

Wenn man fragt, was denn unter diesen Umständen die neue gesetzliche Einrichtung Gutes schaffen könne, so lautet die Antwort einfach: Gar nichts. Das liegt aber nicht an den Kaufleuten, sondern an der gesetzlichen Bestimmung welche, wie sie jetzt gehandhabt werden soll, gegen die Kaufleute die Unbilligkeit und Unvernünftigkeit selbst ist. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit man im Reichstage über diese Bestimmung fortgegangen ist, nachdem einmal das Eindringen der Agrarier in die kaufmännischen Börsenvorstände mit dem schönen Schlagwort „Vertretung der Landwirthschaft“ umhüllt war. Der Mehrheit lag die Erwägung ganz fern, daß eine völlig verkehrte und geradezu unerträgliche Gesetzgebung herauskommen muß, wenn man in der Hitze der gegenwärtigen wirthschaftspolitischen Kämpfe die eine Partei, die Kaufleute, mit dem Zwange des Gesetzes in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten unter die Kontrole, ja unter die Herrschaft einer anderen Partei, der Agrarier, stellen will. Allein der Abgeordnete Dr. Barth — der Herausgeber dieser Zeitschrift, muß es mir schon nachsehen, daß ich gerade ihn hier citire — charakterisirte das Demüthigende, das für die Kaufleute in dieser Bestimmung liegt, indem er ausführte, es solle etwas wie ein agrarischer Geßlerhut auf die Stange gesetzt werden, damit die Kaufleute vor der höheren agrarischen Notalität ihre Reverenz erwiesen. In der That ist von allen Bestimmungen des Börsengesetzes diese für die Kaufleute die demüthigendste. Was ist der Staatskommissar, wenn man ihn sich auch immer als den Repräsentanten polizeilicher Kontrolle denkt, was ist die Eintragung in das Register, wenn man es auch nicht mit Unrecht Spielerregister genannt hat, gegen eine Vorschrift, welche den Kaufleuten die Selbstverwaltung ihrer Börsen einfach nimmt, um ihren erbittertsten Gegnern, die obendrein selbst Interessenten sind und rücksichtslos nur nach höheren Getreidepreisen trachten, ein Mitbestimmungsrecht zu geben? Gegenseitiges Mißtrauen und fortwährender Hader in den Börsenvorständen können unter diesen Umständen nicht ausbleiben.

Man hat wohl vorgeschlagen, daß nach dem in Halle gegebenen Beispiel allenthalben die Getreidebörsen aufgelöst und freie Vereinigungen für den Getreidehandel gebildet werden müßten. Aber was für die kleine und junge Börse in Halle leicht ausführbar war, ist es — ganz abgesehen von der Frage der gesetzlichen Grundlage — nicht in gleichem Maße für alle anderen Börsen, namentlich nicht für diejenigen, welche mit großen Korporationen in engster Verbindung stehen. Diese Korporationen haben im größten Umfange wohlorganisirte Einrichtungen für Handel und Schiffahrt ihrer Plätze getroffen, einzelne, wie die Königsberger und die Stettiner, haben sogar schwere finanzielle Garantien dafür übernommen, daß der Staat aus den auf den verbesserten Fahrstraßen erhobenen Abgaben eine angemessene Einnahme erzielt. Die Leistungsfähigkeit, ja die Existenz dieser Korporationen ist aber auf ihre Börsen gestellt. Wer will freilich eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß nicht auch in diesen Fällen der Zwang des Gesetzes unerträglich wird, daß z. B. sich kein anständiger Kaufmann mehr findet, der mit agrarischen Hetzern gegen die Börsen sich im Börsenvorstand an einen Tisch setzen mag, daß nicht dann doch die Auflösung der Börse zur unabweisbaren Nothwendigkeit wird?

Wie man auch die Sache betrachten mag, man muß zu dem Schluß kommen, daß der deutsche Getreidehandel von einer vollständigen Desorganisation bedroht ist, die auch die schwersten, nachtheiligsten Folgen für die deutsche Landwirthschaft nach sich ziehen würde. Es ist dringend zu wünschen, daß die Regierungen, vor Allem die preußische, sich der Einsicht in diese Sachlage nicht verschließen. Ein Vorschlag zur Abänderung des Gesetzes würde zur Zeit wahrscheinlich aussichtslos sein, die Auflösung kann für die meisten Börsen nur als ein Akt der Verzweiflung in Frage kommen. Allein eine verständige Ausführung kann somit in diesem Falle noch etwas mildern, was die Gesetzgebung gefehlt. Nach der im Herrenhause gemachten Angabe werden für die Berliner Börse die Vertreter der Landwirthschaft vom Landwirthschaftsminister, die Vertreter der Müllerei vom Handelsminister ernannt werden. Bei den übrigen Börsen haben betreffs der landwirthschaftlichen Vertreter die Landwirthschaftskammern „mitzuwirken“. Aber der Regierung ist es unbenommen, nicht nur Vertretern der Müllerei, sondern auch ihrerseits Vertreter der Landwirthschaft zu ernennen. Wenn es nun den beiden Ministern ernst ist mit ihrem Bestreben, den neuen Börsenvorständen die Grundlage für eine gedeihliche Thätigkeit zu schaffen, so müssen sie an ihrem Theile darauf sehen, daß von diesen Vorständen Alle fern gehalten werden, welche als agrarische Agitatoren gegen die Börsen öffentlich hervorgetreten sind, so müssen sie, wie schwer es auch sein und wie nahezu unmöglich es scheinen mag, die Auswahl auf solche Männer lenken, zu denen auch die kaufmännischen Vorstandsmitglieder Vertrauen fassen können, weil sie in ihnen ein Verständniß für die Interessen des Verkehrs und ein Streben nach unbefangenem Urtheil finden. Die Verantwortung für eine solche Ausführung des Gesetzes ruht auf diesen beiden Ministern; sie können durch ihre Entscheidung dem Handel wie der Landwirthschaft gleichermaßen schweren Schaden zufügen oder auch ersparen.

M. Broemel.

Essays von Otto Gildemeister.

Als Otto Gildemeister seinen siebzigsten Geburtstag feierte, widmete ihm Ludwig Bamberger in der „Nation“ einen Artikel, in dem folgende Stelle vorkam: „Seine prosaischen Schriften hat Gildemeister nie gesammelt, bezeichnender für seine Bescheidenheit als für ihren Werth, denn seine Essays gehören ohne Zweifel zum Schönsten der Gattung, und das begreift sich. So viel Wissen, so viel feinste Beobachtung, so viel praktische Erfahrung, so viel Freude am Erkennen und dabei solche Lust an der künstlerischen Behandlung des Ausdrucks, das schießt von Natur zu einer Prosa zusammen, mit der sich auf deutschem Boden wenige messen können . . . So reinlich und zweifelsohne, so ganz ein Mann ein Wort. Alles einfach treffend, Alles schlichter Wohllaut, nicht gesucht und nicht gezwungen. Zur ruhigen Gangart der ruhige Ton, keine Nachsicht für Falschheit, aber Duldung genug für Fehler, Sinn für Menschliches, Ergründung von Altem und Neuem, kein Umherschweifen, doch ein gefälliges Verweilen beim Anziehenden, auch wenn es klein ist, immer dem Kern der Dinge nachgehen und immer dabei spielend lächeln — so wird der beste Trank gebraut.“

Was Freund Bamberger vor drei Jahren vermißte, ist inzwischen Erfüllung geworden, wenn auch nur theilweise. Ein Band Essays von Otto Gildemeister*) liegt vor uns,

*) Verlag von Wilhelm Hertz. Berlin. 1896.

ein zweiter wird demnächst folgen. In beiden Bänden zusammen werden wir aber nur eine Auswahl, keine vollständige Sammlung haben; und ich begreife es, daß die Herausgeber — „herausgegeben von Freunden“ heißt es auf dem Titelblatt des Buches — sich mehr den Kopf zu zerbrechen hatten, was sie fortlassen, als was sie hineinnehmen sollten. Gildemeister besitzt eine künstlerische Gewissenhaftigkeit, die nichts aus den Händen gibt, was nicht sauber gearbeitet wäre. Selbst in dem kleinsten Gelegenheitsprodukt seiner Feder wird man vergeblich nach Spuren von Liederlichkeit suchen. Es ist keine völlig reine Freude, die ich an dieser bewunderswerthen Gewissenhaftigkeit habe, denn sie hat es zugleich verschuldet, daß dieser geschätzte — hier das Wort nicht im banalen Redaktionssinne gebraucht — Mitarbeiter der „Nation“ seit geraumer Zeit nur noch à la suite geführt wird, während ihm die Spalten dieser Zeitschrift jeder Zeit und für jedes Thema offen stehen. Dies ricordarsi del tempo felice nella miseria ward bei mir aufs Neue rege, als ich den ersten Band der Essays durchblätterte. Das Meiste darinnen stammt aus der „Nation“. Wie gut ich mich der Aufsätze erinnere: der „Freuden des Lebens“, geschrieben im Anschluß an Sir John Lubbock's „Pleasures of Life“; der Besprechung von Roscher's „Politik“, die den berühmten Gelehrten mehr erfreute, als alles, was sonst über sein Werk geschrieben war; der feinsinnigen Untersuchung unserer Sprach- und Schreibunsitten, die im Anschluß an Wustmann's „Allerhand Sprachdummheiten“ unter dem Titel „Allerhand Nörgeleien“ zur Veröffentlichung kam. Die Anregung zu diesem und manchem anderen Essay ging von der Redaktion der „Nation“ aus, und wir rechnen es uns als Verdienst an, das Odium des hartnäckigen Bedrängers nicht gescheut zu haben. Manches, wenngleich viel zu wenig, traf aber auch ungerufen ein; alles stets willkommen. Und die Freude der Redaktion erstreckte sich selbst auf die Setzer. Es gibt keine besseren Manuskripte, als die Gildemeister'schen: die deutlichste Handschrift, höchst selten ein Wort gestrichen. Alles sauber! Der Ausdruck kommt mir zum zweiten Male in die Feder; er charakterisirt so gut Otto Gildemeister's Schreibweise. Es ist vielleicht das höchste Lob für einen Schriftsteller, sobald man den Begriff weit genug nimmt. Ich wüßte in Deutschland keinen Lebenden zu nennen, dessen litterarische Arbeiten einen reineren Stil hätten. Kein Satz ist dunkel, keine Verbindung verworren, kein Vergleich verfehlt, kein Ausdruck geschmacklos. Niemals im Harnisch, aber auch niemals im Schlafrock. Dabei ist Gildemeister's Prosa alles Andere eher als trocken oder farblos; sie beherrscht vielmehr alle Oktaven des litterarischen Sprachinstruments; am wenigsten vielleicht die hohen Töne der Leidenschaft, am vollendetsten jedenfalls die Mittellage des philosophirenden Weltmanns. Auf diesem Gebiete kann man ihm viele Stunden lang zuhören, ohne zu ermüden. Ich weiß nicht, ob es Anderen ebenso geht, wie mir: ich vermag auch schlecht geschriebene Bücher und Aufsätze zu lesen — was sollte man anfangen, wenn man es nicht könnte! — aber ich kann sie nicht vorlesen hören. Das Auge begnügt sich schlimmstenfalls mit dem stofflichen Inhalt, das Ohr verlangt nach der künstlerischen Form. Nun mache man einmal den Versuch mit Gildemeister's Essays. Man wähle irgend einen der Aufsätze des vorliegenden Bandes, einen der bereits genannten, oder den „Vom Reichthum“ oder den „Von Höflichkeit“ oder die Artikel über „Jesuitenmoral“, über „Praktisches Christenthum“ oder über die „Trostlose Wissenschaft“, und lasse ihn sich vorlesen, womöglich vor einem behaglichen Kamin und von Jemandem, dem man beim Lesen gern ins Gesicht sieht. Ein Barbar, dem es dabei nicht wohlig zu Muthe wird! Welchen Stoff Gildemeister behandelt, ist dabei fast nebensächlich. Wir würden ihn mit demselben Vergnügen zuhören, wenn er uns von den Lebensgewohnheiten der Botokuden erzählte. So sehr bedingt die litterarische Form den Werth des Inhalts. Allerdings gibt es auch inhaltlich werthvolle Bücher, die schlecht geschrieben sind; aber es gibt kein gut geschriebenes Buch, das inhaltlich werthlos wäre. Es ist im Grunde bei jedem Kunstwerk dasselbe: die künstlerische Vollendung der Form adelt jeden Stoff. Selten aber decken sich bei einem Schriftsteller die Vorzüge des Stils so sehr mit den Vorzügen des Inhalts, wie das bei Gildemeister der Fall ist. Der Klarheit des Ausdrucks entspricht die Klarheit der Gedanken. Wenn er volkswirthschaftliche Fragen behandelt, so feiert der common sense ein Fest; wenn er philosophische Probleme erörtert, so verliert der Leser selbst im Labyrinth der Meinungen von Jahrtausenden den Ariadnefaden des gesunden Menschenverstandes nie aus der Hand; wenn er die Sitten und Unsitten der Menschen, die Laster der Großen, die Vorurtheile der Menge, die Schlagworte der Politik oder den Fanatismus religiösen Eifers zur Besprechung bringt, — immer führen Vorurtheilslosigkeit und jene Billigkeit im Urtheil die Feder, die auch da Maß hält, wo sie verwirft. So entsteht die vollste Harmonie zwischen Form und Inhalt.

Otto Gildemeister wäre nicht der ausgezeichnete Schriftsteller, der er ist, wenn er nie etwas Anderes gewesen wäre, als Schriftsteller. Es ist mir schon bei den bildenden Künsten fraglich, ob sie von denen am Vollkommensten beherrscht werden, die ganz in der einen Kunst aufgehen. Die Einseitigkeit, die sich so entwickelt, schließt, wie mir scheint, gerade die höchsten Leistungen aus. In der Schriftstellerei aber ist die Einseitigkeit gewiß ein Hinderniß, um zur Vollendung zu gelangen. Niemand wird ein Meister der Sprache werden, der nur ein Spezialist ist. Weite des Blicks gehört zum guten Stil. Gildemeister hat bekanntlich nicht bloß Essays geschrieben. Er hat auch Shakespeare, Dante, Ariost und Byron ins Deutsche übertragen, und dabei im steten Kampfe mit dem passendsten Ausdruck eine Elastizität des eigenen Stils gewonnen, die sich jeder schriftstellerischen Aufgabe gewachsen zeigt. Daneben aber war er Jahrzehnte hindurch einer der Hauptlenker eines kleinen, aber durch zahlreiche kommerzielle Verbindungen mit allen Theilen der Erde verknüpften staatlichen Gemeinwesens. Hier hatte er auch Gelegenheit, als praktischer Volkswirth thätig zu sein. Selbst die Motive zu trockenen Finanzgesetzen, die seiner Feder entstammen, sind Muster guten Stils. Endlich aber war Otto Gildemeister nicht nur mehrere Jahre berufsmäßiger Journalist, sondern er ist auch Zeit seines Lebens in beständiger geistiger Fühlung mit allen wechselnden Zeitfragen geblieben. Zahllose Leitartikel der „Weserzeitung“, bis in die jüngste Zeit hinein, legen davon Zeugniß ab. So rostete seine Feder nie; zugleich aber bewahrte er sich jenen litterarischen Takt, der nie schulmeistert, sondern unmerklich erzieht. Wo immer Otto Gildemeister die Feder ansetzt, regt er an; und man darf stets sicher sein, daß er aufhört, beor der Leser ermüdet. Er hört leider nur zu früh auf!

Theodor Barth.

Griechenland und das siebente Gebot.

Mit dem 10. Dezember d. J. sind drei Jahre zu Ende gegangen, seitdem der König von Griechenland durch Unterzeichnung eines Gesetzes jene denkwürdige „Finanzoperation“ sanktionirte, für welche man in Griechenland die gefällige Bezeichnung eines „provisorischen Arrangements“ erfand, die aber von dem gesammten übrigen Europa schlankweg als ein betrügerischer Bankerott gebrandmarkt worden ist. Nicht die Suspendirung der Zinszahlung war es, welche die öffentliche Meinung in Europa, besonders aber in den zunächst betheiligten Ländern, England, Deutschland und Frankreich, in solche Erregung brachte, sondern vielmehr der unverhüllteste Raub Griechenlands an denjenigen

Unterpfändern, die den ausländischen Gläubigern in unzweideutiger Form zur Sicherung ihrer Forderungen von Griechenland überwiesen worden waren*). Drei Jahre sind seit jener Zeit verflossen, aber noch immer werden die Zinsen — natürlich nur provisorisch — nur zum kleinsten Theile bezahlt, während im Uebrigen sich zwischen der griechischen Regierung und den ausländischen Gläubigern ein Zustand herausgebildet hat, der am treffendsten durch den stereotypen Ausdruck: „die Verhandlungen schweben" gekennzeichnet wird. Wir können uns jedoch der Vermuthung nicht entschlagen, daß, wenn die Verhandlungen zwischen Griechenland und seinen Gläubigern in demselben Tempo „weiter schweben" wie sie es bisher gethan haben, die griechische Nation voraussichtlich in zweiundzwanzig Jahren ihr fünfundzwanzigjähriges Konkursjubiläum mit all demjenigen nationalen Pompe begehen wird, der bei solchen „Feierlichkeiten" am Platze ist. In Wirklichkeit sind die Verhandlungen mit Griechenland auch nicht um Haaresbreite vorgeschritten, und daß ein besseres Resultat bisher nicht erzielt wurde, liegt nach griechischer Vorstellung natürlich an der unersättlichen Habgier der Gläubiger, die nicht einmal begreifen wollten, daß die Reduktion der Zinsen von 4 pCt. auf $1^1/_3$ pCt. nur jener „hochherzigen" Empfindung Griechenlands entsprang, die das Land davon abhielt, die Zinszahlung überhaupt zu suspendiren.

Um beurtheilen zu können, was die Gläubiger wohl in Zukunft von Griechenland zu erwarten haben, wird man zunächst die gegenwärtige Konstellation der politischen Lage in Europa, sodann aber die Entwicklung des griechischen Staatsbankerotts selbst ins Auge zu fassen haben. Die Zeiten sind vorüber, da ein europäischer Großstaat es unternehmen konnte, wegen unbezahlter Forderungen eines Herrn Pacifico eine Flotte vor dem Piräus erscheinen zu lassen, die Häfen zu blockiren und den Griechen zweihundert Schiffe wegzunehmen, um jene Forderungen damit bezahlt zu machen. Heute herrscht in Europa das Dogma von dem europäischen Gleichgewicht, das um keinen Preis gestört werden darf und das für kleine Raubstaaten wie geschaffen ist, um Schulden zu kontrahiren und — nicht zu bezahlen. Das wissen die Griechen nur zu gut und sie haben sich daher auch nicht einen Augenblick besonnen, die gegenwärtige Lage in Europa in vollem Umfange auszunutzen. Ihre Taktik lief bisher darauf hinaus, den Gläubigern entweder Vorschläge zu machen, deren Unannehmbarkeit für die Gläubiger auf der Hand lag und die überhaupt nur pro forma — gewissermaßen um ein sogenanntes Entgegenkommen zu beweisen — aufgestellt wurden, oder aber mit ernsthaften Vorschlägen hervorzutreten, wenn die Aussichten auf eine — neue Anleihe greifbarere Gestalt annahmen. Viel hatte nicht gefehlt, daß dieser Plan vor zwei Jahren auch geglückt wäre, wenn nicht die mühsam erhaltene Einigkeit des Gläubigerkomitees im letzten Augenblick die damaligen Machenschaften der griechischen Regierung zu Nichte gemacht hätte.

Wenn schon diese Art des Verfahrens alles Andere als ermuthigend für die Gläubiger sein konnte, so erscheint die griechische Finanzfrage in einem noch viel hoffnungsloseren Lichte, wenn man die ganze Anschauungsweise in Betracht zieht, welche von Anfang an in Griechenland in Bezug auf den Staatsbankerott vorherrschte. Weit davon entfernt, diesen Bankerott als die schwerste Verletzung von Treu und Glauben aufzufassen, scheint man es in Griechenland geradezu als eine politische Mission betrachtet zu haben, die Gläubiger nach Möglichkeit zu betrügen. Schon die Art, wie der Bankerott seiner Zeit durch Trikupis eingeleitet wurde, war charakteristisch für die Gesinnung der Griechen: erklärte doch dieser Staatsmann kurz vor der Sanktionirung des Gesetzes vom Dezember 1893 in der griechischen Deputirtenkammer, daß die Regierung Anträge vorlegen werde „die eines sich selbst achtenden und seiner Mission bewußten Volkes würdig sind." Zu dieser Erklärung paßte denn auch der Nekrolog, den im März 1896 die griechische Zeitung „Akropolis" über Trikupis von Stapel ließ und der folgenden Wortlaut hatte:

„Für Griechenland konnte es keine bitterere Ironie geben, als daß der hochgesinnte Grieche fern von der Heimath sterben mußte, während das ganze Land von dem Jubel über das Gelingen der olympischen Spiele widerhallt. Das große Herz des Verstorbenen ließ ihn auch Griechenland groß sehen und er wagte es, Großes mit ihm zu unternehmen. Daß es ihm nicht gelungen, darüber würde heute Niemand mit ihm zu rechten wagen. Mit ihm werden viele große Hoffnungen für immer begraben."

Das „große Herz des Verstorbenen" reduzirte bekanntlich die Zinsen auf 30 Proz. ihres Nominalbetrages: wenn trotz alledem noch „Hoffnungen" in Griechenland begraben sein sollen, so kann darunter nur die Hoffnung auf eine völlige Einstellung der Zinszahlung verstanden worden sein. Wir verstehen die schmerzliche Resignation, die sich in den vorstehenden Aeußerungen des erwähnten Blattes kundgibt, und die Zeugniß ablegt von der wahrhaft nationalen Trauer, die ganz Griechenland erfaßt hat im Bewußtsein des niederdrückenden Gefühls, einen ganz geringen Theil der Schulden vorläufig noch bezahlen zu müssen.

Nicht ganz so stimmungsvoll wie in Griechenland hat man natürlich im Auslande, namentlich auch in Deutschland, die griechische „Finanzfrage" aufgefaßt. Am 5. Februar v. J. fand im „Kaiserhof" in Berlin eine Versammlung von Inhabern griechischer Werthpapiere statt, in welcher der „hochgesinnte Grieche", Herr Trikupis, ein — Räuberhauptmann genannt wurde, der ins Zuchthaus gehöre, und in einer anderen Versammlung, in der ausschließlich die sog. freie Vereinigung von griechischen Bondsbesitzern das Wort führte, wurde besagter Herr gleichfalls als Hauptmann eines Räubersystems bezeichnet, der die Gläubiger unausgesetzt bestehle und den die Emissionshäuser, anstatt ihm die Pistole auf die Brust zu setzen, „geschniegelt und gebügelt" angebettelt hätten! Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, wie dem König von Griechenland, der doch schließlich auch den Anspruch erhebt, für ein gesalbtes Haupt gehalten zu werden, zu Muthe gewesen sein mag, als er eines Morgens aus den Zeitungen ersah, daß sein erster Rathgeber ein Zuchthäusler sei — wir möchten hier nur konstatiren, daß es eigentlich ein Unrecht ist, die Schuld an dem durch das Gesetz vom Dezember 1893 sanktionirten Betrug oder, wie ihn der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr v. Marschall, am 16. März 1895 bezeichnete, an dem „schweren Rechtsbruch" ausschließlich auf die Schultern des Herrn Trikupis zu wälzen. In Griechenland kommen Gesetze zu Stande, indem der Minister den Entwurf einbringt, die Kammer ihn annimmt und der König ihn durch seine Unterschrift sanktionirt. Nur durch das Zusammenwirken dieser drei Faktoren kann in Griechenland ein Gesetz entstehen. Das „Charakterbild" des Herrn Trikupis haben wir bereits mit-

*) Der griechischen Monopolanleihe war speziell im Prospekt folgende Zusicherung gemacht worden: „Für diese Anleihe dienen als spezielle Sicherheit die Einkünfte aus den Monopolen auf das Salz, das Petroleum, die Spielkarten, die Zündhölzer, das Cigarettenpapier und den Naxos-Schmirgel. Um den Obligationen gegenwärtiger Anleihe absolute und unantastbare Garantie zu geben, hat die Königl. griechische Regierung eingewilligt, die Administration der obigen Monopole und Einkünfte unwiderruflich während der ganzen Anleihe der Société de la regie des Monopoles, welche mit einem Kapital von 10 000 000 Francs mit 25 pCt Einzahlung konstituirt ist, zu übertragen. Die Gesellschaft erhebt direkt alle Einkünfte aus den betreffenden Monopolen und hat die für die Verzinsung und Rückzahlung gegenwärtigen Anlehens erforderlichen Beträge halbjährlich dem Bevollmächtigten der Emissionshäuser abzuliefern; sollten diese Einkünfte zu gedachtem Zweck nicht ausreichen, so hat die griechische Regierung selber den erforderlichen Betrag zuzuschießen." Alle diese Versprechungen wurden durch den § 2 Abs. C des Gesetzes vom Dezember 1893 aufgehoben, der den folgenden Wortlaut hat: „Die Einnahmen, welche als Garantie für den Dienst der nationalen zinstragenden Anleihen gegeben sind und aus Steuern, Rechten, Cessionen und irgend welchen Rechten herrühren, sind vom 19. September (1. Oktober) 1893 an die Staatskasse zu entrichten." Deutlicher konnte man den Treubruch beim besten Willen nicht ausdrücken. Auch den meisten übrigen griechischen Anleihen waren sogenannte Spezialgarantien zugewiesen worden.

getheilt; das Parlament in Griechenland hat man in Deutschland auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen angefaßt; als ein „Opfer der Verhältnisse“ aber wurde bei dieser Frage gewöhnlich der König von Griechenland hingestellt, dessen Verhalten lediglich „konstitutionell“ und durch den „Zwang der Verhältnisse“ zu erklären sei. Daß der griechische König nicht gerade mit einer übermäßigen konstitutionellen Empfindlichkeit behaftet ist, hat er vor mehreren Jahren bewiesen, als er dem damaligen Ministerium Delyannis gegen den Willen der Kammer den Laufpaß gab, und die letztere dann selbst auflöste.

Die Thatsachen hinsichtlich des griechischen Staatsbankerottes reden eine so deutliche Sprache, daß man von einer Kritik derselben vollkommen Abstand nehmen kann. Es paßt jedoch in den Rahmen der griechischen Mißwirthschaft, daß gerade jetzt, zur Zeit des „Gedenktages“ des finanziellen Staatsstreiches eine königliche Botschaft ergeht, in der eine Verstärkung des griechischen Kriegsheeres gefordert wird. Die Gläubiger können sich gratuliren, daß die Anleiheverhandlungen mit Griechenland sich zerschlagen haben, denn wie wäre die Heeresreform erst ausgefallen, wenn die Gläubiger das Geld dazu hergegeben hätten! Aber auch dieses Vorkommniß ist nur dazu angethan, ihre Hoffnungen in Bezug auf die Wiedererlangung ihres bereits hergegebenen Geldes auf ein Mindestmaß herabzusetzen. „Ich werde nicht dulden, daß man sage, daß ein einziger Deutscher eine Mark wegen meiner Schwester verloren habe —“ wenn der deutsche Kaiser diese ihm vom „Figaro“ s. Z. zugeschriebene Aeußerung wirklich gethan hat, so würde sich daraus auch noch nicht die leiseste Verpflichtung ergeben, denn wegen der Schwester des Kaisers haben die deutschen Staatsbürger überhaupt nichts an griechischen Werthen verloren, sondern nur wegen ihrer vertrauensseligen Art, finanzielle Dinge zu beurtheilen. Wenn die Erwerber griechischer Werthe so — sagen wir einmal — naiv waren zu glauben, daß die Schwester des deutschen Kaisers mit ihrer Vermählung mit dem griechischen Thronfolger gewissermaßen die Verpflichtung übernehme, für die prompte Bezahlung der griechischen Schuldenzinsen aufzukommen, dann — verdienen sie eigentlich, daß ihnen die Zinsen nicht bezahlt werden. Andererseits wird man speziell in Bezug auf Griechenland die Gläubiger nicht in dem Maße wie bei andern Emissionen als leichtsinnig bezeichnen können, denn es ist noch nicht gleich leichtsinnig zu nennen, wenn man Versprechungen so unverbrüchlicher Art, wie sie Griechenland s. Zt. ertheilte, nicht ohne Weiteres für lügnerisch hält. Wohl aber mag die Unverfrorenheit Griechenlands, gegebene Unterpfänder einfach zu konfisziren, ein Wegweiser für das weitere Verhalten der Gläubiger gegenüber Griechenland sein und sie veranlassen, bei den etwaigen zukünftigen Verhandlungen (gerade jetzt verlautet von neuen Verhandlungen) mit der griechischen Regierung zunächst solche Vortheile zu erlangen, die greifbar im wahrsten Sinne des Wortes sind, während erst in zweiter Linie das Schwergewicht auf die sog. Spezialgarantieen zu legen ist, durch welche die prompte Zinszahlung gewährleistet werden soll. Von einer solchen Garantie versprechen wir uns in dem vorliegenden Falle um so weniger, als Griechenland eine Einflußnahme der Staatsgläubiger auf die Verwaltung der Staatseinkünfte nicht zugiebt; die eventuelle Garantie der griechischen Regierung kommt daher einem — Versprechen Griechenlands gleich, und was ein solches werth ist, hat die Vergangenheit Griechenlands zur Genüge gelehrt. Deshalb wiederholen wir: erst die Zinsrate und dann die „Sicherheit“. Einen besonderen Papierkorb aber mögen die Emissionshäuser für solche Arrangementsprojekte der griechischen Regierung bereit halten, die auf den Abschluß einer neuen Anleihe hinaustanzen — eine Forderung, die für die Emissionshäuser schon deshalb völlig undiskutirbar sein würde, weil das Publikum dermalen für neue griechische Anleihen unter keinen Umständen zu haben sein würde.

Ernst Heinemann.

Der dritte Band von „Gottfried Keller's Leben“.

Einer der letzten Gedichtentwürfe Gottfried Keller's ist folgendes Sterbegebet:

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh' meinen Gleichmuth und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und ich bin müde: o so nimm die Seele, die so leicht an Werth, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — Ich spähe weit, wohin wir fahren.“

Diese wunderbar schönen und ergreifenden Worte, die Bächtold in seinem Buche*) da mittheilt, wo er von Gottfried Keller's Tod spricht, stellen wir an die Spitze unserer litterarischen Würdigung des Schlußbandes des biographischen Werkes, um den Lesern mit wenigen Zeilen Keller's wieder recht ins Bewußtsein zu rufen, was die Welt in seiner Persönlichkeit und Dichtung besitzt. Man vergleiche z. B. mit der antik einfachen Hoheit dieser Sprache den stelzenden Zarathustrastil des geistvollen, originellen, aber doch meistens vor sich selber posirenden Nietzsche. Bei Keller war alles so unmittelbar, so wahr, so echt!

Der dritte Band des Bächtold'schen Buches, 670 Seiten stark, hat den in voller Reife, in der Vollendung seines Schaffens und auf der Höhe seiner Vollendung stehenden Dichter zum Gegenstande. Tagebücher sind hier keine mehr vorhanden; die Briefe, die Keller in den letzten 29 Jahren seines Lebens schrieb, bilden den Hauptinhalt, sind aber — in übersichtliche Gruppen vereinigt — durch die biographisch-litterarische Darstellung verbunden, die uns Professor Bächtold über die Lebensführung Keller's in jener Zeit und über die dahingehörigen Werke des Meisters giebt. Diese Darstellung ist eine sehr vollkommene, wie sie von unserem ersten schweizerischen Litterarhistoriker zu erwarten war, der sich des besonderen Glückes eines Jahre lang fortgesetzten, fast täglichen freundschaftlichen Verkehrs mit Keller zu erfreuen hatte. Dabei ist wohl zu beachten, daß Bächtold, der sich in die Tiefen der Dichtung Meister Gottfrieds versenkt hat wie kaum irgend Jemand und dem Dichter auch nach von ihm erfahrener bitterer Kränkung ein Herz voll treuer Liebe bewahrte, sich doch sein Urtheil weder über die Werke, noch über den Menschen durch so nahe persönliche Beziehungen trüben ließ. In letzterer Hinsicht sehen wir Bächtold sogar eine sehr freie Sprache führen. Indem er in Erwägung zieht, daß es dem Dichter „die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt eigentlich so schlecht nicht ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmuth, Argwohn, Reizbarkeit neigte“, kommt Bächtold, unter Beziehung auf Grillparzer's ähnlichen Charakter, zu dem Ergebniß:

„Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. . . . Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung, nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlte die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet. Ich kann dieses scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich Niemand zu entrüsten, noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Keller's eigene Briefe ab. Unsere Auswahl zwar mußte von Rücksichten auf die Lebenden geleitet sein. Wenn nach Jahrzehnten die Theilnahme noch so lebendig ist wie heute, werden die Briefe unverkürzt und in größerer Anzahl ans Licht treten.“

Hierzu möchte ich mir immerhin eine Anmerkung erlauben. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Keller über alle seine Freunde (den Schreiber dieser Zeilen mit

*) Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold. Dritter (Schluß-)Band: 1861 bis 1890. Berlin. 1897. Wilhelm Hertz.

eingeschlossen) zuweilen mündlich hinter ihrem Rücken und in Briefen an Andere harte Worte hat fallen lassen, die nicht immer mit dem übereinstimmten, was er den Betreffenden direkt schrieb. Aber abgesehen davon, daß von solcher Schuld kaum Jemand frei sein wird, der ein langes Leben gelebt und eine sehr ausgebreitete Korrespondenz mit Personen geführt hat, die sich zum Theil gegen seinen Wunsch an ihn herandrängten, scheint mir in Betracht zu kommen, daß eine oft zu beobachtende, auffallende Härte im Urtheil großer schaffender Geister gegenüber ringenden Zeitgenossen, die mit ihren Versuchen wenig erreichen, auf einem Naturgesetz beruht, das schon Pythagoras zu einem ethischen Gesetze zu erheben suchte durch den Ausspruch: „Man soll nicht schuld sein, daß sich die menschlichen Mühen mindern". Es ist das Darwin'sche Gesetz der nur durch Kampf und drangvolle Mühe zu erreichenden Auslese. Die Natur läßt nur das Starke zur Blüthe gelangen. Harte Götter beherrschen die Welt. Ihnen gleichen die Göttlichen unter den Menschen. Als Künstler haben sie selbst von der Heiligkeit des Schaffens eine so hohe Vorstellung und wissen so sehr, was es kostet, Großes hervorzubringen, — indem sie auf das eigene, opferreiche Leben zurückblicken —, daß sie einerseits nicht wollen, daß halbe Werthe mit dem Anspruch, für ganze genommen zu werden, den Kunstgeschmack der Menge irre führen, und andererseits ergrimmen, wenn sie mit ansehen, wie leichte Talente tänzelnd und spielend Lorbeeren des Augenblicks pflücken. Mit welcher furchtbaren, zornigen Verachtung hat Beethoven Musiker seiner Zeit, die nicht Stümper waren, behandelt und selbst von dem sanfter gearteten Mozart kennt man ein gelegentliches geringschätziges: „Esel!", das er für dergleichen unvollkommene Bestrebungen hatte. Und angenehmer dürfte es vielleicht sein, in die Höhle des Löwen zu treten, als einem Brahms eine Partitur zu überreichen.

So war Keller, so ist die Schärfe und Härte seines strengen Urtheils über Zeitgenossen zu verstehen. Nur daß man nun nicht meine, er hätte nicht auch verstanden, das Gute herzlich zu loben „Ja, ins Gesicht hinein, den Betreffenden zu Gefallen". Nein, auch hinterrücks. Einer der schönsten Beweise für diese Behauptung steht in einem Briefe an Wilhelm Petersen in Schleswig (1882):

„Meine Gedichte sind schon zu einem ansehnlichen Manuskripte angewachsen, dessen Wachsthum aber durch den Wohnungswechsel unterbrochen werden; sie werden im Frühjahr, wahrscheinlich in Berlin, an den Tag kommen. Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig, bei Häffel) kommen; es ist seit Jahren nichts so gutes im Lyrischen erschienen".

Wenn man mit diesem Lobe Meyer's hinter dessen Rücken vergleicht, daß G. Keller Meyer ins Gesicht hinein, d. h. in einem an ihn gerichteten Briefe (über Meyer's Dichtung: „Hutten's letzte Tage") ziemlich ungenirt kritisirte, so gewinnt eine neidlose Anerkennung gerade des Dichters, der Keller's eigenen Ruhm eine Zeit lang zu verdunkeln schien und dazu in seiner nächsten Nähe als Mitbürger seßhaft war, noch höhere Bedeutung. Und sollte man uns einwenden, gegenüber einer so strahlenden Erscheinung wie C. F. Meyer's Gedichte, habe Keller wohl oder übel nicht die Augen schließen können, so geben andere Briefe genugsam Zeugniß, daß Keller sich auch für die Anerkennung unberühmter, jüngerer Talente — ohne deren Vorwissen — bemühte. So schrieb er z. B. an Julius Rodenberg, das „merkwürdige" Buch von C. F. Tandem (Pseudonym für C. Spitteler) sollte durchaus in der „Deutschen Rundschau" angezeigt werden.

„Streng objektiv und mit kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Citaten und in gehöriger Ausführlichkeit würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Ansichen machen".

Ja, Keller ließ durchblicken, daß er selbst für diesen damals ganz unbekannten schweizerischen Poeten zur Feder greifen würde, wenn er nicht wüßte, daß bereits ein anderer schweizerischer Schriftsteller (A. Frey) eine bezügliche kritische Würdigung des Buches an die „Deutsche Rundschau" eingesandt habe. Leider ist, — was wir hier beifügen, — eine Kritik dieses von G. Keller so wichtig genommenen Werkes weder in der „Deutschen Rundschau" noch in einer anderen bedeutenden Zeitschrift Deutschlands erschienen, vermuthlich, weil das symbolistische Buch in der damaligen Zeit, die den jetzt Mode gewordenen Symbolismus noch nicht entdeckt hatte, von den Berufsrezensenten nicht verstanden, zu schwer befunden wurde.

Noch ein anderes Beispiel, daß Wohlwollen der Seele G. Keller's keineswegs fremd war, sei hier angeführt. Keller spricht in einem an J. Rodenberg (1877) gerichteten Briefe ironisch von der „nobeln" Gewohnheit der Revue des deux mondes, Erstlingsarbeiten von Anfängern nur mit der Ehre der Aufnahme, nicht aber mit Geld zu honoriren und sagt darüber:

„Wer die Welt kennt, weiß, daß gerade für ein junges Talent, das mit Schmerzen jenen Anfang erkämpfen muß, der Empfang eines Stümpchen Geldes zugleich mit der Ehre meistens von entscheidender Wirkung ist. Da ist jene Ersparniß für ein großes Institut doch gewiß nichts Geistreiches oder Elegantes".

Aber allerdings wohnte in Keller neben Wohlwollen und Güte, die ihm keineswegs fehlten, als seltsame Nachbarin seines wunderbaren Humors eine oft ingrimmige Verdrossenheit, die nicht bloß auf ein schwermüthiges Temperament zurückzuführen ist, wie es Aristoteles (in den Problemen, Abschnitt 30 im Anfang) als die Gemüthsgrundlage aller gewaltigen Männer bezeichnet (— er spricht vom Spartaner Lysander und nennt noch Sokrates, Plato und Herkules —); sondern Keller's Unmuth ist zum Theil auf den von ihm oft empfundenen Mangel einer behaglichen, seiner würdigen äußeren Lebensgestaltung zurückzuführen. Man stelle sich nur den alternden, mit schwerfälliger Leiblichkeit belasteten Mann vor, wie ihn Bächtold schildert und wie ihn die Briefe in seinem Mißbehagen noch deutlicher erkennen lassen, den Mann, der abgesehen von den glücklichen Stunden der Arbeit, fast nur im Wirthshaus frohe Augenblicke erlebt, die ihm auch oft verkümmert werden durch Wortkargheit oder bloß echoartiges Beistimmen der Tischgäste. Zu Hause hat er Niemand als die brummige Schwester, die nicht dazu zu bringen ist, eine Magd einzustellen, mit ängstlichem, unnöthigem Sparen an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gewiß ohne bösen Willen, aber aus Unverstand sein Heim so unwohnlich als möglich macht. Ganze Wintermonate hindurch muß Keller die Arbeit aussetzen, weil die Temperatur in seinem Arbeitszimmer höchstens auf 8° Réaumur gebracht werden könne, im Zimmer, wo er mit der Schwester die mehr als bescheidene Mahlzeit einnimmt habe es gar nur 4°. Sein sehnlichster Wunsch, die Lampe schon angezündet vorzufinden, wenn er Nachts aus dem Wirthshause heimkommt, wird ihm niemals erfüllt von dieser Lebensgefährtin, die, wie er anläßlich ihres Todes erzählt, als Sterbende sich in einer Nacht mühsam erhob und ins Nebenzimmer schleppte, um das dort neben der eingeschlafenen Wärterin brennende Licht auszublasen. Es könne nicht anders sein — meint er einmal — sie müsse „aus höherem Auftrag", d. h. im Sinne der längst verstorbenen Mutter handeln, da sie es sonst wohl nicht übers Herz brächte, ihn gar so kurz zu halten. Als sie dann selbst zu kränkeln beginnt, mit Tapferkeit lange gegen das Unvermeidliche sich wehrend, muß er „morgens den Kaffee machen, den Katzen (zwei eigenen und einer Hospitantin) das Fressen rühren, auch zuweilen die Milch sieden, daß sie nicht verdirbt und dergleichen Schweinereien mehr" und dabei solle er den Novellenband fertig schreiben! (Brief an Adolf Exner in Wien, 12. August 1877). Auch der Sturz von der Leiter seiner Bibliothek bei Anlaß seines letzten Wohnungswechsels hängt mit dieser Scheu der Schwester, fremde Hilfskräfte in Anspruch zu nehmen, zusammen; der Fall, der ihm eine bis auf den Schädelknochen gehende Kopfwunde zuzog — im November 1882 — hätte leicht seinen Tod herbeiführen können.

Doch wir wollen dieses Thema, über das freilich noch sehr viel zu sagen wäre, verlassen, um nicht schließlich das ganze unendlich reiche Buch aus einem einzigen Gesichtswinkel heraus zu betrachten.

Welche Gabe ist es für die Welt durch die hundert und hundert Gedanken wahrer Lebensweisheit, die es in sich birgt! Und diese weisheitsvollen Aussprüche wirken natürlich um so unmittelbarer, als sie in der Regel durch einen konkreten Fall hervorgerufen werden. Als Keller erfährt, Paul Heyse's Söhnchen sei gestorben, schreibt er an seinen Freund Petersen in Schleswig 1877:

„Es ist doch merkwürdig, wie das Schicksal in jedem Hause seine offene Pforte hat. Wo ihm sonst gar kein Angriffspunkt verstattet scheint, da quartirt es einfach den plumpen groben Tod als Besatzung ein“.

Ein andermal gibt er demselben Freunde, der ihn zu vielem Spazierengehen im Winter und auch zum Schlafen bei offenem Fenster gemahnt hatte, ein Beispiel, wie unrichtig es für den Menschen sei, auf Lebensverlängerung durch ein gewaltsames Regime hinzuarbeiten:

„Vor zwölf oder fünfzehn Jahren gab es hier eine Gruppe vierzig- bis fünfzigjähriger Männer, die den Winter durch kalt badeten und sich am See täglich das Eis aufschlagen ließen. Sie wollten urgesund und uralt werden; jetzt lebt von ihnen kein einziger mehr. Einige davon rannten im Sommer täglich, manchmal zweimal, im Winter wöchentlich zwei- bis dreimal auf den Uetliberg; sie sind, wo die anderen“.

Oft ist die Beobachtung in schnurrigen Worten gegeben; so schreibt Keller, als er erfahren hat, seine „alte Freundin“ Ludmilla Assing (die er eigentlich nie leiden konnte) sei von ihrem jungen Manne, dem Jägerlieutenant, verlassen worden, der ihr mit Geld und Gut durchbrannte:

„Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bischen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar so unschön ist: aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet... Nun kann ich doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen. Ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerlieutenant angezogen hätte“.

Das grimmige Behagen Keller's bei Thorheiten, die er die Menschen begehen sah, war das des großen Humoristen, der überall Beiträge zur Komödie des Lebens findet, dies sogar, wenn er selbst das Opfer närrischer Personen wird. Man lese den Brief (179) an Marie Exner in Wien, in dem er schildert, wie er, in Ueberbringung ihrer Grüße an eine Frau X in Zürich zwischen dieser und einem Fräulein Y. eine schwarze Kaffeestunde aushalten mußte:

„Mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hilfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. . . . Es war eine Weile ganz still. Bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen: . . . ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei“.

Hie und da klingt einmal der Humor etwas forcirt, meistens aber ist er echt und auch im ersteren Falle gewiß nicht von der Absicht, sich aufzuspielen, sondern lediglich von dem Wunsche eingegeben, den Briefempfänger — namentlich die etwaige Briefempfängerin — zu erheitern. Sehr viele Briefe gewähren daher schon durch die eingeflochtenen Späße und Schnurren, in denen Keller unerschöpflich ist, eine vergnügliche Unterhaltung und nöthigen selbst dem einsamen Leser mitunter ein lautes Auflachen ab, so z. B. wenn Keller an seinem Geburtstag (19. Juli) aus einem deutschen Geschichtskalender, den ihm Marie Melos in Düsseldorf geschenkt hat, für sie, die denselben Gurtstag hatte, die Tagesdaten mit folgenden Anmerkungen notirt: „Zwei griechische Feldherren fielen an diesem Tage: Rom wurde durch Nero verbrannt; und die Wiedereinführung des eisernen Kreuzes fand statt. Was letzteres bedeutet, weiß ich zwar nicht; aber es dünkt mich unheimlich und scheint mir zu der Ehegesetzgebung zu gehören, irgend einen furchtbaren matrimonialen Grundsatz zu enthalten.“

Diesen echten Junggesellenwitz dürfen auch Inhaber des wirklichen eisernen Kreuzes dem todten Dichter nicht übel nehmen; werden sie doch durch zahlreiche andere Briefstellen, namentlich aus den Jahren 1870 und 1871 belehrt, wie sehr Keller mit allen seinen Sympathien auf deutscher Seite stand. Und wie erfaßte er die Größe jener Kriegsereignisse, wenn er z. B. an Emil Kuh (November 1874) schrieb:

„Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantekämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und leibhaften Geschehen so fix und fertig für die Darstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist.“

Wohl aber scheinen ihm diese Geschehnisse „Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft.“

Daß in den Briefen des Dichters an Dichter und andere schriftstellernde Personen viel von litterarischen Dingen die Rede ist, versteht sich von selbst; in Folge dessen erhält der Leser eine große Menge höchst interessanter und werthvoller Urtheile Keller's über ältere und neuere Litteratur. Man erfährt z. B., daß Keller den zweiten Theil des „Faust“ doch wesentlich nur als einen Versuch des alternden Goethe ansah, die Dichtung selbst noch abzuschließen, damit kein Unberufener es thue und daß sie nach Keller's Meinung nicht auf die Bühne gebracht werden sollte. Ganz abfällig auch urtheilt er über Goethe's Zeichnungen, hier als Maler, der selbst unendlich Bedeutenderes leistete. Grillparzer's Dramen hingegen stellt Keller sehr hoch, lange bevor es seitens der deutschen Kritik Mode wurde, dies ebenfalls zu thun. Otto Ludwig sieht er vor lauter grübelndem Theoretisiren über die eigene Kunstübung nicht zu einem energisch produktiven Schaffen gelangen. Von den zeitgenössischen Novellisten stellt er Storm am höchsten, zu Paul Heyse hält er treu, obschon bereits im Jahre 1872 mit der gelegentlichen Bemerkung nicht zurückhält, daß „er ein bischen zu viel schreibt“. Das Verhältniß zu C. F. Meyer, der ihm in den Gedichten lieber war als in den Novellen, an denen er einmal „Affektation des Stils“ tadelt, haben wir schon berührt. Sehr schlimm kommt Nietzsche (in seinen Erstlingsschriften) weg. Er hält ihn, anläßlich der Broschüre Nietzsche's gegen Strauß für einen „Spekulirburschen, der sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen will“. Von den späteren Schriften Nietzsche's, die Keller fast alle noch erlebte, scheint er nicht Notiz genommen zu haben.

Außer solchen litterarischen Urtheilen enthalten die Briefe natürlich auch viele mannhafte Bekenntnisse Keller's hinsichtlich seiner Stellungnahme zu Tagesfragen und Tagesparteien. Die „Stöckerei“ behandelt er mit tiefer Verachtung; aber auch die sogenannte aufgeklärte Theologie, die „Reformpfaffheit“ ist seiner ehrlichen Natur tief zuwider. Die Briefstelle (an den Aesthetiker Vischer 1875 gerichtet) ist wichtig genug, hervorgehoben zu werden:

„Nach meiner tiefen Ueberzeugung ist die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, „etwas müsse sein wegen der Plebs“, wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionenthum.“

Wie vieles wäre noch aus diesen Briefen hier mitzutheilen, z. B. die Stellen, in denen Keller's humanes Interesse an einfachen Leutchen aus dem Volke, auch sein warmes „Thierherz“ zu erkennen ist; aber wir dürfen diese Einführung der Leser in den 3. Band des wahrhaft monumentalen Bächtold'schen Buches nicht weiter ausdehnen und schließen mit einem letzten Citat, das wir an dieser Stelle anbringen, da es den Leser mit der freundlichen Vorstellung

des einmal doch sich leidlich zufrieden fühlenden, an seinem Schreibtisch der Muse lauschenden Dichters entläßt:

„In meiner Wohnung leb' ich wie ein König: weiteste Aussicht und Wolken und Wetter ganze Heerschaaren. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag! Aber ich muß hin- und herrennen wie ein Jagdhund; es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich jetzt fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön und alles so still und nur meine Thorheit wach und laut!"

(An Marie van Frisch in Wien, 18. Juli 1875.)

Bern. J. V. Widmann.

Ein Blättchen Liebe.

Ein lyrisches Intermezzo aus hellenistischer Zeit.

Eine Verführte erscheint nächtlicher Weile vor dem Hause des Ungetreuen und stimmt ein leidenschaftlich bewegtes Klagelied an:

Frei wählten einander wir beide, es eint'
uns Liebe ja. Unserm Gelübde verbürgt
Kypris Bestand. Ich erschauere
bei der Erinnrung schon,
wie er mit mir gekost und, Arglist im Busen,
an den Bruch gedacht,
aus dem Frieden mein Herz aufgescheucht,
und des zärtlichen Bands Hort mich dann,
die Liebe, befing.
Nimmer verhehl' ich es, ihm gilt all mein Dichten und Trachten.

Führt, ihr holden Sterne und du o Nacht, meines Sehnens
hehre Freundin, jetzt mich zu ihm, da hin
mich ja die göttliche
Gewalt treibt und das starke Gefühl, das mich beheerscht.
Mir glüht in der Brust, mächtig entfacht,
ein Feuerbrand, der weist mir den Pfad.
Bitter kränkt es mich, schmerzlich trifft es mich.

Der Herzenbethörer, er schien edelgemuth
und betheuerte laut, Liebesgenuß
liege so ferne seinem Sinn,
und nun braust' er auf
bei dem ersten besten Verdruß.

Mir droht Wahnwitz schier, mich, die Verstoßene,
versengt Liebesgluth, verzehrt Eifersucht.

Der Geliebte, den wir uns bei einem Zechgelage gestört denken mögen, zeigt sich ihr einen Augenblick lang und wirft ihr Kranzgewinde zu.

Nur zu, so ist's recht, wirf mir die Kränze zu,
daß ich Verlass'ne mich damit zieren mag!

Er hat sich wieder ins Haus zurückgezogen:

Jage von deiner Thür mich nicht fort, o Herr,
nimm mich, freudig will ich eine Magd dir sein.

Keine Antwort. Wilderer Ausbruch:

Liebe ist Raserei, erzeugt schwere Pein,
da gilt Leidenschaft, Schweigen, Beharrlichkeit.
Schmiegst du dich Einem an, bist du von Sinnen nur:
einsame Sehnsucht stürzt in Irrwahn das Herz.

Und da noch immer keine Antwort erfolgt:

So wisse, den Busen durchtobt furchtbarer Grimm,
faßt mich einmal die Rachgier Wuth erregt
mir der Gedank' allein,
daß ich vereinsamt lieg'
und du forteilst zu schnödem Genuß.

Ein neuer Versuch, einzulenken:

Jetzt uns neu erbittern? Ungesäumt
soll die Versöhnung sein.
Haben wir nicht Freunde genug, daß sie
gerecht entscheiden, wessen die Schuld?

* * *

Auf der Rückseite eines Papyrusblattes aus der Thebais, dessen Vorderseite ein Kontrakt aus dem 8. Regierungsjahr des Königs Ptolemaeus Philometor, d. i. 173 vor Chr., einnimmt, hat sich das griechische Original der im Vorstehenden möglichst wortgetreu wiedergegebenen Szene gefunden. Aus den Schätzen des britischen Museums hat B. P. Grenfell dies seltsame litterarische Janusbild, welches Liebe und Geschäft dos à dos verbunden zeigt, ans Licht gezogen und dem unscheinbaren Lappen, nicht viel mehr als zwei Dutzend mühsam gelesenen Zeilen, in seiner jüngsten Sammlung griechisch-ägyptischer Schriftquellen*) den Ehrenplatz eingeräumt. Mit Fug und Recht, wie die ungetheilte Beachtung lehrt, welche der ebenso unansehnliche als merkwürdige Findling alsbald nach seinem Bekanntwerden bei denen, die es zunächst angeht, den Graecisten, gefunden hat. Pflegt sonst in dergleichen Fällen das Urtheil der Nachkommenden einer anfänglichen Ueberschätzung die Zustimmung zu versagen, so hat dies Stück gleichermaßen die Aufmerksamkeit derer erweckt, die ihm höchstens einen „bescheidenen Kunstwerth" zugestehen, wie anderer, die es als ein „gutes Gedicht" angesehen wissen möchten.**) Das mag denn auch den gegenwärtigen Zeilen zur Rechtfertigung dienen. Ihr Zweck ist, eben das, was an der Reliquie merkwürdig erscheint, was ihr gegenüber den großen gangbaren Typen der hellenischen Litteratur den Werth eines Unikums sichert, auch einem größeren Leserkreise näher zu rücken.

Eines drängt sich dem Leser sofort auf. Mit den ersten Worten hat ihn das Intermezzo in medias res versetzt, um sodann mit steigendem, wieder abfallendem und von neuem anschwellendem Pathos der Peripetie zuzueilen. Allein die so ungemein lebhaft geführte Szene, die wir auf eine Lösung welcher Art immer hinarbeiten sehen, bricht in abermals herabgestimmtem Ton mit einer Frage ab, und diese Frage führt ein neues persönliches Moment ein. Wir wären zu der Annahme, daß eben der Schluß verloren ist, auch dann genöthigt, wenn nicht Ueberreste einer zweiten Kolumne des Papyrus, die in zwanzig weiteren Zeilenanfängen bestehen, über den fragmentarischen Charakter der Szene keinen Zweifel ließen. Eine auch nur einigermaßen sichere Vermuthung über den ferneren Verlauf und Ablauf erlauben jene Reste nicht. Es bleibt fraglich, ob die angeregte friedliche Lösung des Zerwürfnisses zur Thatsache wurde oder die tragische Saite bis ans Ende gespannt

*) An Alexandrian Erotic fragment and other papyri. Oxford. 1896.

**) Das „fremdartig wilde kleine Capriccio" hat zuerst O. Crusius in der Beilage zur „Allgem. Zeitung" München, 7. April 1896, Nr. 80 nach Gebühr gewürdigt; eine eingehende Behandlung aus derselben Feder liegt im Philologus, Bd. LV (N. F. IX), 2, S. 353 ff. vor. In den wesentlichsten Punkten kommen mit dessen Auffassung, von der Statuirung eines Zwiegesprächs abgesehen, überein die Betrachtungen von H. Diels, „Deutsche Litt.-Zeitung" 1896, Sp. 614, von E. Rohde, „Berl. Phil. Wochenschr.", 15. Aug. 1896, von H. Weil im Sommerheft der „Revue des études grecques" und von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, „Des Mädchens Klage", eine alexandrinische Arie, Nachrichten der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1896. 3, 209 ff. Anders F. Blaß, Rhythmische Prosa aus Aegypten, Fleckeisen's Jahrbücher 1896, 347 ff.

blieb und etwa ein Nachtrag den Treubruch des Geliebten sühnte, ein Selbstmord vor seiner Thür den Schlußeffekt in dem Miniaturdrama vorstellte. Und noch ein anderes entzieht sich, wie die Dinge liegen, der Evidenz. Liegt wirklich ein Drama vor, ein Dialog des Liebespaars, wobei freilich der weiblichen Stimme ein weit vorwiegender Antheil zukäme, oder ein monologisches Gebilde, wenigstens soweit wir lesen können? Für die zweite Annahme spricht der Umstand, daß jedes verläßliche Zeichen für Personenwechsel in der Handschrift fehlt. Damit stehen nun Wendungen in Widerspruch, welche sich, so lange man dem ersten Eindruck folgt, mit monologischer Auffassung des Bruchstücks nur schwer vereinigen lassen. So sollte man meinen, um nur an das Stärkste zu erinnern, der begütigende Hinweis auf die Neutralen in dem Liebesstreit könne nicht gut derselben Person in den Mund gelegt sein, die eben nach ihrem rachedurstigen Groll einen kaum mehr steigerungsfähigen Ausdruck geliehen hat. Und dennoch kann man sich's nicht verhehlen: die jedem Umschweif abholde Unmittelbarkeit, die allen überhängenden Redeschmuck verschmähende, auch vor dem „Unpoetischen“ nicht zurückschreckende Phrasirung, namentlich aber die abrupte, in frappirenden Gedankensprüngen sich gefallende Vortragsweise ist zu bezeichnend für unser Fragment, als daß sie nicht gewollt schiene. Eine solche Absicht aber kann wohl nur in dem Bedürfniß des deklamatorischen Effekts begründet gewesen sein. Das will so viel sagen: hier liegt nicht so sehr eine Bravourszene aus einem größeren dramatischen Ganzen als ein Virtuosenstück selbständiger Natur vor, dessen alleinigem oder, falls wir die oben angedeutete einschmeichelnde Hypothese dialogischer Anlage bevorzugen, hauptsächlichem Träger die gewiß nicht leichte Aufgabe gestellt war, im denkbar engsten Rahmen, unter Ausnützung aller Mittel der Stimme und Geberde die Figur des liebenden Weibes im Sturm der Empfindungen zu verkörpern. Vertrauensselig hat sie sich hingegeben, bald ist der Buhle ihrer satt worden, und nun erst eine Beute des allgewaltigen Eros, ist sie vor sein Haus gezogen, um ihr Herz auszuschütten und das seine zu erweichen. Erst in stürmischen Klagen, dann mit demüthiger Bitte, der sie maßlose Drohworte und da auch diese nicht fruchten, gemüthliches Zureden folgen läßt.

Nicht die Lyrik, noch die Tragödie der Griechen, geschweige die kleinen Gattungen des Idylls und Epigramms haben Aehnliches aufzuweisen. Der unbekannte Verfasser spricht — mancher wird lieber sagen, er stammelt — eine Sprache, die alle Schranken der Konvention und Tradition durchbricht. Von dem edeln Maß, der ruhigen Harmonie, welche wir an Theokrit und Kallimachos nicht weniger bewundern als an Sappho und Sophokles, ist kaum ein Hauch zu verspüren. Und doch lebt alles vor unseren Augen, ergreift uns die eindringliche Gegenständlichkeit, mit der die Situation sich entwickelt. Wunderlich berührt es, unter den erwähnten Zeilenresten einem Worte zu begegnen, das einen Wächter bedeutet: wenn damit einer jener Unparteiischen gemeint ist, die zwischen den Liebesleuten vermitteln sollen, dann ist der Gedanke ans Assommoir des modernen Dichters schwer abzuweisen, dann haben wir die Helden unserer Szene und vermuthlich auch das Publikum, für das sie bestimmt war, in der Vorstadt von Alexandria zu suchen.

Von naturalistisch ängstlicher Kopie der Dinge und Reden sind wir dabei immer noch weit genug. Zwar der Sprachvorrath hat, was hier nur mit einem Worte gestreift werden kann und auch in der gegebenen Uebertragung nur stellenweise zum Ausdruck kommt, eine stark prosaische Färbung; dagegen liegt das, was sich dem Vordrängen des extremen Realismus wie ein Riegel vorlegt, die rhythmische Wortfügung unverkennbar zu Tage, mag sie auch in dem kurzen Stück noch so wechselnde Formen annehmen und bei dem Uebergang ins Deutsche, wo das Verhältniß zwischen Quantität und Accent der Silben und Wörter ein ganz anderes wird, manche Verdunklung erleiden. Und eben dieser Rhythmenwechsel, der vollendete Interpret der hin- und herwogenden Stimmungen, nöthigt dazu, die Scene lyrisch zu verstehen, sie als Arie (Monodie) zu fassen, deren Libretto sich irgend ein Interessent, ob es nun ein Mime, zu dessen Repertoire sie gehörte, oder ein Sammler litterarischer Kuriositäten war, auf das Blatt schrieb, das jetzt nach zweitausend jähriger Vergessenheit ans Licht gekommen ist.

Das Produkt solcher fast vulgären Kunst mit dem Maßstab messen zu wollen, den wir an die Schöpfungen souveräner dichterischer Geister anlegen, wäre ungerecht. Soviel läßt sich behaupten, daß es weder mit dem gleich merkwürdigen und bisher gleichfalls ohne Analogie aus so früher Zeit dastehenden Fragment des Romans vom Prinzen Ninos (worüber in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1893, 6. Mai, berichtet worden) in Verbindung gebracht werden noch zum stilistischen Schulelaborat gestempelt werden darf: schon sein melischer Charakter widerlegt beides. Ueberdies bezeugen vereinzelte Nachrichten antiker Systematiker der Litteraturzweige die (nicht theatralische) Darstellung von Charakterrollen, männlichen und weiblichen, ernsten und heiteren, durch Artisten von allerlei Art. So die Magöden, deren Force verliebte Weiber, Nachtschwärmer und dergleichen waren, die Hilaröden und Lysiöden. Von dieser Art ist der Klagegesang aus der Thebais. Er wird bis auf weiteres das alleinige Beispiel eines „lyrischen Mimus“ bilden, wie die Genrebilder des Herondas den dialogischen vergegenwärtigen. Der brüske Ton, die fast bilderlose Sprache, die knappe Kürze des Ganzen sind geeignet, sich ein Publikum zu rekonstruiren, das von den mythischen Haupt- und Staatsaktionen der dionysischen Bühne übersättigt, nach neuer Kost, nach stärkeren Sensationen verlangte. Die leichteren Reizungen befriedigte nebst der Komödie der Mimiamb, die Travestie und ähnliche Gattungen, der noch nicht verstummten Nachfrage nach Paraderollen des getragenen Stils kamen Erzeugnisse wie das hier besprochene entgegen. Sein technisch-ästhetischer Werth mag mit Recht bestritten werden, aber die Perspektive, welche es eröffnet, ist schon heute richtig erkannt und damit seine Bedeutung für die bessere Erkenntniß der alexandrinischen Epoche, einer welthistorischen Zeit, deren Kulturfülle und politischer Inhalt uns jetzt erst, dank ungezählten Funden, zu klarem Bewußtsein zu kommen beginnt. Einen kleinen, aber nicht unwichtigen Antheil hieran dürfen wir dem bescheidenen Liede beimessen, dem in einer künftigen Geschichte griechischer Dichtung und griechischer Sitte seine Stelle gewiß ist.

Wien. Siegfried Mekler.

Theater.

(Königliche Schauspiele: Der lange Preuße.)

Ein junger Offizier wird des Garnisondienstes müde. Ihn reizt das große Leben und ihn reizen die schönen Künste. Er kommt nach Berlin, befreundet sich mit Schriftstellern, Künstlern, Bühnenleuten, die „Kreuz-Zeitung“ vertraut ihm das Theaterreferat an, findet aber bald seinen Ton zu frei, zu modern; bald geht er ans Stückeschreiben, aber es fehlt der starke eigene Dichtertrieb, der zu einem bestimmten Wege und nur zu diesem zwingt. Nicht aus innerem Erleben, sondern unter äußeren Einflüssen wird dies und jenes zurechtgemacht. Der gute Kenner des Kasino- und Garnisonlebens findet, daß man in der Gestaltung dieses militärischen Milieus weiter kommen [illegible] als Moser und Schönthan, er versucht es. Dann [illegible] reizen seinen Ehrgeiz, auf der Bühne Erfolg zu hab[en] [illegible] mitzu[illegible] Sensationseffekte der Franzosen, und hiervon hat er [illegible] Inter[illegible] nicht ganz losgesagt, als von anderer Seite her der [illegible] warme[illegible] Offizier die Anregung kommt, in Patriotismus [illegible] diese Ei[illegible] Aber dieses Tasten und Suchen geschieht [illegible] monume[illegible] ohne Talent. Vieles im Einzelnen geling[t] [illegible] ausdehnen [illegible] hübsch. Es ist auch eine gewisse Redlichke[it] [illegible] an dieser St[illegible] [illegible]ichen Vorstell[illegible]

heit in diesen Arbeiten angenehm bemerkbar. Aber dem früheren Kritiker fehlt die Selbstkritik. Er steht wahllos allem gegenüber, was sich ihm bietet. Und noch ein zweites schädigt ihn: er bleibt an der Oberfläche der Erscheinungen haften, von dem, was dahinter liegt, weiß er nichts. Was er macht, ist flott, aber flach. Das muß sich bitter strafen, sobald ein Gegenstand gewählt wird, der nur aus der Tiefe des menschlichen Empfindens heraus gestaltbar ist. Rudolf Stratz, der in seiner litterarischen Laufbahn jetzt die Schwelle der Berliner Hofbühne überschritten hat, hat mit seinem „Langen Preußen" an eines der tiefsten Probleme der Weltgeschichte gerührt, an jene schwere Frage, die über der Parricidiung des Schiller'schen Tells schwebt, an jenen seelischen Kampf, der auch in der Brust Heinrichs von Kleist tobte, an die Frage: Hätten deutsche Patrioten in der Zeit zwischen Jena und Leipzig das Recht gehabt, den Kaiser Napoleon zu ermorden? Rudolf Stratz führt uns am Vorabend der Schlacht bei Friedland auf das nahe belegene Schloß einer polnischen Gräfin. In diesem Schloß verbringt Napoleon die Nacht. In demselben Schloß befindet sich ein junger ostpreußischer Edelmann, der sich von Jena bis Eylau tapfer durchgeschlagen hat und von den Franzosen als gefährlicher Feind verfolgt wird. Um das Schloß herum aber schleicht der Vater dieses jungen Edelmannes mit dem festen Vorsatz, den Kaiser meuchlings zu ermorden. Er suchte den Sohn zu dieser Rache für Jena zu gewinnen. Der ehrliche Soldat sträubt sich Anfangs gegen den Meuchelmord, dann aber überwiegt die Liebe zum Vaterland und er leistet wenigstens Hilfe zum dunklen Werk. Wäre Stratz ein rechter Dichter, so hätte er die große Scene zwischen Vater und Sohn nicht vermieden. Hierauf wäre ihm alles angekommen. Bei Stratz aber gibt es zwischen Vater und Sohn nur zwei flüchtige Begegnungen mit nichtigen, rasch hingeflüsterten Worten. Die zweite Begegnung wird überhaupt nur dadurch möglich, daß sich einem General das Ordensband lockert, während die große Armee mit der Besichtigung dieser Kostbarkeit beschäftigt ist, kann der Sohn dem Vater einen Schlüssel aushändigen, der diesen zum Schauplatz seiner That führt.

Die That kommt natürlich nicht zur Ausführung, da Napoleon erst vor Friedland und noch nicht auf St. Helena steht. Sie wird dadurch verhindert, daß die polnische Schloßherrin Lunte riecht und Verrath schreit, was sie gleich darauf sehr bereut, denn sie liebt ganz fürchterlich den langen Preußen, der nun vor ein Kriegsgericht gestellt wird, und füsilirt werden soll. Aber da der den französischen Offizier, der ihm das Todesurtheil überbringt, der Feigheit bezichtigt, so wirft dieser das Todesurtheil hin, zieht blank, ficht, fällt und muß brechenden Auges sehen, wie der lange Preuße zum Schloßfenster hinaus das Weite gewinnt mitten hinein in die Schlacht bei Friedland.

Das aber ist klarer Unsinn. Der Verfasser hat an kein menschliches Problem mehr gedacht, sondern nur noch an theatralische Knaller. Mit den Waffen Scribes und Sardous kämpft er für deutschen Patriotismus, der hier beleidigend äußerlich empfunden ist. Er weiß aber jene Waffen nicht zu führen. Das Stück macht sich jedoch in der Lektüre etwas besser, als auf der Bühne, wo es nur einem Adventsonntagspublikum erträglich ist.

Rudolf Stratz hat von der gesammten Tagespresse sehr unangenehme Dinge zu hören bekommen. Es hat keinen Zweck, das Eine oder das Andere hier noch einmal zu sagen. Wünschen wir dem liebenswürdigen Herrn, daß er künftighin ernster mit seinem Talent zu Rathe geht.

Paul Schlenther.

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien Neu-Guinea und den Molukken. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig: Wilhelm Engelmann. 1896.

In dem vorliegenden Band wendet sich Herr Professor Semon nicht an den Fachgelehrten, sondern an die ganze gebildete Lesewelt. Nach einer kurzen Beschreibung der Seefahrt von Genua nach Queensland und des flüchtigen Aufenthalts in verschiedenen südaustralischen Küstenstädten führt uns der Verfasser ins Land hinein und schildert in lebendiger Weise seine Erfahrungen im Busch am Burnefluß, wo sein erstes Kamp aufgeschlagen wurde. Der Monat August ging zu Ende und damit auch der Winter in der südlichen Hemisphäre und das Herannahen des Frühlings kündigte sich an, nicht, wie bei uns, durch die neue Belaubung der Bäume, welche ihre Blätter werfen und erneuern zu jeder Jahreszeit, sondern durch das Aussehen des Grases, welches frisch zu sprießen begann und der Landschaft eine lebhaftere Färbung verlieh. Der australische Buschwald besteht hauptsächlich aus hohen, reich verästelten und belaubten Eucalypten, deren Blätter vertikal herabhängen statt ihre Spreite parallel zum Erdboden zu stellen und deshalb fast gar keinen Schatten werfen, wenn die Sonne hoch steht. Daher kommt es, daß das Gras unter und zwischen den in Abständen von zehn bis zwanzig Metern stehenden und kein Unterholz in ihrer Nähe duldenden Bäumen üppig gedeiht und vortrefflich zur Weide dient. Tödtet man aber die Bäume durch das „Ringeln" ab, so wird der Graswuchs noch üppiger und kann mehr als die doppelte Anzahl von Weidethieren ernähren. Es gibt keinen trostloseren Anblick als eine Landschaft mit geringelten, abgestorbenen Bäumen, die meilenweit ihre dürren, blattlosen Aeste über das frisch unter ihnen grünende Gras emporrecken. Eingestreut in den lichten Buschwald findet man allenthalben Dickichte oder sogenannte „Scrubs", die für Australien höchst charakteristisch sind und mit ihrer tropischen Vegetation und massenhaften Baumleichen, die in allen Stadien des Vergehens den Boden bedecken, wie echte Urwälder aussehen. Namentlich bilden die „Malleescrubs" und „Mulgascrubs" in den südlicheren Theilen Australiens den Schrecken der Reisenden. Mit Hackmesser und Beil hat man sich seinen Weg durch diese Dickichte zu bahnen und sehr oft sind die Zwergakazien mit so furchtbaren Stacheln bewehrt und zu so dichten Hecken verflochten, daß ein Durchdringen überhaupt zur Unmöglichkeit wird.

Herrn Professor Semon's Kamp zählte ungefähr dreißig Eingeborene, Männer, Weiber und Kinder, die ihm beim Sammeln behilflich waren und wegen der guten Belohnung so eifrig ans Werk gingen, daß er den ganzen Tag vollauf zu thun hatte, die eingebrachten Beutelbären, Buschratten, Schnabelthiere, Ameisenigel und andere eierlegende Säugethiere sowie die merkwürdigen Vögel, Reptilien, Insekten, Frösche und Fische der Gegend zu untersuchen und zu konserviren. Besonders interessant sind seine über die Lebensgewohnheiten des Lungenfisches angestellten Beobachtungen, die manche irrige Angabe über dieses sonderbare Geschöpf berichtigen und die Bedeutung der Lungenathmung für den Fisch in der Trockenperiode ganz genau feststellen. Daß die größeren und stärkeren Beutelraubthiere, der Beutelwolf und der grimmige tasmanische Teufel in Australien ausgestorben und nur noch fossil zu finden sind, schreibt er jedenfalls mit Recht dem beim Nahrungstrieb mit dem besser gerüsteten und ihnen geistig überlegenen australischen Dingohunde geführten Wettkampf zu, denn nur in Tasmanien, wo der Dingo nie eingeführt worden ist, haben sie sich erhalten.

Wir wollen hier bei dieser vorläufigen Anzeige auf des Forschers Thätigkeit nach dieser Richtung hin nicht näher eingehen. Der unschätzbare Werth des mitgebrachten Materials geht zur Genüge daraus hervor, daß man heutzutage nirgends auf der Welt so gründliche Studien der australischen Fauna machen kann, wie in der Universitätsstadt Jena.

Der tägliche und vertraute Umgang mit den Eingeborenen von Australien und Neu-Guinea, die ihn monatelang auf seinen Streifzügen begleiteten, gab ihm eine vorzügliche Gelegenheit, ihre Körperbeschaffenheit, geistige Anlagen und Entwicklungsstufe, Rassenverwandtschaften, soziale Ordnungen, Sprachen, religiöse Vorstellungen und sonstige Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Es gehören also die anthropologischen und ethnographischen Abschnitte zu den anziehendsten und werthvollsten Kapiteln des Buches. Bekanntlich befinden sich die Australier noch auf einer Kulturstufe, welche der paläolithischen Periode des europäischen Steinalters entspricht, während die Papuas von Neu-Guinea bedeutend höher stehen und bis zur neolithischen Periode der Steinzeit vorgeschritten sind. Beiden Völkern ist die Nutzanwendung und Bearbeitung jeglichen Metalls gänzlich unbekannt. Diejenigen Stämme, die

mit den Weißen in Berührung kommen, erwerben zuweilen Stahlmesser und eiserne Tomahawks und ziehen sie natürlich den einheimischen Erzeugnissen vor; aber alle selbstgefertigten Waffen und Geräthe bestehen aus Stein, Muschelschale, Knochen, Holz, Pflanzenfaser und Thiersehne. Die Steinbeile der Australier sind roh behauen und nicht, wie bei den Papuas und Polynesier, glatt geschliffen und polirt, und die Kunst den Stein zu durchbohren, geht ihnen völlig ab. Jedes Werkzeug, aus welchem Material es gemacht sein mag, wird durch dieselbe Dürftigkeit und künstlerische Unvollkommenheit in der Ausgestaltung und Verzierung des Stoffes gekennzeichnet. Als Ersatz für Pfeil und Bogen, deren Gebrauch den Australiern unbekannt ist, haben sie die eigenartigste aller Jagd- und Kriegswaffen, den Bumerang erfunden, den sie mit wunderbarem Geschick zu handhaben wissen. Den paläolithischen Urmenschen Europas sind sie insofern voraus, daß sie schon bei der Einwanderung nach ihrer jetzigen Heimath ein Hausthier, den Dingohund, gezähmt hatten. Von einer Bestellung des Bodens irgend welcher Art zeigt sich bei ihnen keine Spur; sie sind nichts als nomadisirende Jäger, und diesem Umstande ist ihr Verharren auf einer so niedrigen Stufe der Geistesbildung und ihr zäher Widerstand gegen alle Einflüsse der Civilisation zuzuschreiben; denn erst durch den Ackerbau, dessen Betrieb nicht nur Ansässigkeit, sondern auch einen hohen Grad von Ueberlegung, Nachdenken, Geduld und Vertrauen auf die Zukunft voraussetzt, wird der Mensch über den thierischen Urzustand herausgehoben, entwildet und gesittet gemacht. Nach allen Richtungen hin, die mit der Jagd in Zusammenhang stehen, ist ihre Intelligenz vorzüglich ausgebildet, im Uebrigen aber äußerst beschränkt. Diesem Mangel an geistiger Entwicklung entspricht auch ihre unentwickelte Sprache, die sich bei jedem Stamm zu einer besonderen Mundart gestaltet. Auffällig ist die Armuth sämmtlicher Dialekte an Begriffs- und Zahlworten und an Bezeichnungen für Farben. So haben sie nicht einmal Kollektivnamen für Thier und Pflanze, können in der Regel nur bis drei oder fünf zählen und nur weiß: bambar, schwarz: ngurne (was eigentlich schmutzig bedeutet), und bunt: beiar unterscheiden: letzteres wird für roth, grün, blau und gelb gebraucht und es ist fraglich, ob sie den Unterschied zwischen diesen Farben, von den zarteren zusammengelegten Nuancen gar nicht zu reden, mit dem Auge wahrzunehmen vermögen. Einer der gescheitesten der Schwarzen, der etwas englisch verstand, brachte es so weit, daß er mit Hilfe der englischen Zahlworte bis zehn richtig zählen und die einfachsten Rechnenoperationen, wie $3 + 4 = 7$ vornehmen konnte; aber wo es sich um höhere Zahlen oder solche Multiplikationen, wie $3 \times 3 = 9$, handelte, hörte auch seine Sicherheit auf. Ein geriebener Bursche konnte recht wohl die Namen von acht Stammesgenossen nennen, aber die Zahl derselben selbst im Englischen nicht angeben, sondern er sprach immer von „Mengen". Daß die religiösen Vorstellungen dieser Völker, deren Sprachen so gut wie keine Worte für abstrakte Begriffe besitzen, von der primitivsten Art sein müssen, ist selbstverständlich. Götzendienst, Gebete, Opfer oder die Ausübung irgend eines Kultes kommen bei ihnen nicht vor; in dieser Beziehung kann höchstens von Dämonismus und heilloser Furcht vor Zauberern die Rede sein. Krankheit und Tod werden nicht als natürliche Ereignisse, sondern als die Folgen von fremden und feindseligen Zauberkünsten betrachtet, denen nur die Zauberer des eigenen Stammes entgegenzuwirken vermögen. Einige südliche und westliche Stämme glauben an gute und böse Geister. In diesem Fall ist der betreffende Geist der Urstammvater, dem zugleich eine kosmogonische Wirksamkeit als Weltschöpfer zugeschrieben wird, was auf eine erst im Entstehen begriffene Ahnenverehrung hinzudeuten scheint. Einige sehr einfache Märchen sind die einzigen Erzeugnisse ihrer Dichtungskraft, welche zur eigentlichen Mythenbildung nicht ausreicht. Wie bei allen herumwandernden Jägerstämmen ist die Grundlage des Zusammenlebens eine kommunistische; jeder Horde gehört ein bestimmtes Jagdgebiet, dessen Grenzen sorgfältig gehütet und von den Nachbarn durchgehends respektirt werden. Privateigenthum beschränkt sich auf so viele Waffen und Werkzeuge, als jeder mit sich schleppt. Selbst der erwählte Häuptling ist eher ein Rathgeber als ein Herrscher und durfte sich keine willkürlichen Eingriffe in die Rechte der anderen erlauben. Seine Macht erwächst aus einer anerkannten Tüchtigkeit als Jäger, Krieger oder Zauberer und knüpft sich streng an seine Person; sie vererbt sich nicht auf seine Nachkommen und seine Kinder sind um nichts besser als die übrigen Mitglieder der Horde. Merkwürdig sind die Heirathsbestimmungen, welche die kleinen Horden vor enger Inzucht und der daraus folgenden Entartung bewahren, und die äußerst drastischen Mittel, durch welche diese praktischen Malthusianer die Fruchtbarkeit gewaltsam beschränken und die Gefahr der Ueberbevölkerung abwenden. Darüber hinaus dürfte individuelle Aufopferung für das Gemeinwohl schwerlich gehen.

Die der neueren Steinzeit angehörenden Papuas bilden Gefäße aus Thon, verfertigen geglättete Steinbeile und zeichnen sich überhaupt durch einen wahrhaft erstaunlichen Kunst- und Schönheitssinn aus. Ihre Werkzeuge, Schmucksachen, geschnitzten Holzmesser, Schilf- und Strohgeflechte und anderen aus Knochen, Muscheln und Vogelfedern bestehenden Gegenstände würden durch Zierlichkeit der Form und geschmackvolle Verwendung der Farbe einem europäischen Künstler alle Ehre machen. Wie anmuthig gestaltet sind auch die Speere, Bogen und Pfeile, Ruder und Mattensegel mit ihren eigenthümlich ausgeschweiften Spitzen, und wie mannigfaltig die eingebrannten Muster auf den Bambus-Tabakspfeifen und den Kürbisgefäßen! Die aus Gras, Schilf oder Kokosnußfasern gewobenen Röcke der Frauen werden häufig durch abwechselnde Streifen hübsch gefärbt, und selbst die nette Art der Tättowirung liefert einen eigenartigen und unvertilgbaren Beweis für ihren angeborenen Formensinn und Gefallen an schönen Farben. Dieser Reichthum der Phantasie läßt sich in der Erfindung von zahlreichen Mythen erkennen, obwohl weder Poesie noch Gesang die starke Seite der Wilden zu sein pflegt. Ueber ihre religiösen Vorstellungen ist nicht viel zu sagen, da sie noch immer ziemlich schwankend und verschwommen sind; nur scheint der Ahnenkultus etwas weiter entwickelt zu sein als bei den Australiern. Die meisten Häuser ruhen auf starken, oft krumm gewachsenen Mangrovestämmen und erinnern an die ältesten schweizer Pfahlbauten. Ganze Dörfer stehen am Ufer des Meeres, wo sie zur Fluthzeit von Wasser umspült sind und die Leute der Küste vor den Angriffen der kriegerischen Gebirgsbewohner schützen. Die Verfassung dieser Dörfer ist rein demokratisch, aber nicht kommunistisch wie bei den Australiern. Hier wie überall führt der erste Fortschritt der menschlichen Gesellschaft zum bleibenden Grundbesitz und Privateigenthum. Muschelgeld ist mehr oder weniger in Umlauf, und wenn es sich um eine recht billige Währung handelt, so ist der Bivalvismus dem Bimetallismus jedenfalls vorzuziehen. Eine eigenthümliche, der Sittlichkeit förderliche Einrichtung ist die „Marea", die den Junggesellen zur gemeinsamen Schlaf- und Wohnstätte dient, und die kein Weib betreten darf. Die Leitung der „Marea" ist einem älteren Manne übertragen, und die mit feierlichen Ceremonien in dieses Heim aufgenommenen Jünglinge unterliegen einer strengen Zucht. Ob die papuanische Rasse ein selbständiger Hauptstamm des Menschengeschlechts oder ob wirkliche Verwandtschaftsbeziehungen zu den dolichocephalen, dunkelhäutigen und kraushaarigen Rassen Afrikas bestehen, wird nicht mit völliger Sicherheit ausgemacht. Der engliche Anthropolog und Physiolog Huxley hat zuerst auf die Möglichkeit dieses Zusammenhanges hingewiesen, und einige körperliche Uebereinstimmungen und Charakterzüge sprechen dafür, aber von einer Verwandtschaft der Neger- mit den papuanischen Sprachen findet sich keine Spur.

Von der Reichhaltigkeit des Semon'schen Buches haben wir in diesen Spalten nur einige Andeutungen geben können und möchten dem geneigten Leser ein eingehendes Studium desselben dringend empfehlen.

München. E. P. Evans.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 2. Januar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Des Neujahrtages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das neue Jahr beginnt, womit das alte geendet hatte: mit dem Kampf gegen das agrarische Junkerthum.

Graf Arnim hatte den Reigen eröffnet; er brachte über die Berliner Mühlen im Reichstage Behauptungen vor, welche diese große Industrie auf das Tiefste in der öffentlichen Meinung herabsetzen sollten; seine Behauptungen wurden als Unwahrheiten erwiesen; der Herr Graf aber, der nicht den moralischen Muth besaß, zu revociren, drückte sich mit Erklärungen und immer neuen Erklärungen an der Wahrheit vorbei und suchte seine mit den Thatsachen schroff in Widerspruch stehenden Verdächtigungen aufrecht zu erhalten. Nach seinem Vorbild handelte Graf Klinkowström gegenüber der Königsberger Börse und den Königsberger Mühlen; Graf Schwerin-Löwitz gegen die Stettiner Börse und Herr von Mendel-Steinfels gegen die Börse zu Halle und zu Berlin. In solchem Vorgehen liegt augenscheinlich Methode; darüber kann ein Zweifel gar nicht herrschen.

Dieser Kampf, der ein ernster und sehr schwerer ist, wird bedingt durch die Thatsache, daß das Bürgerthum einen Gegner vor sich hat, welcher die von der modernen Kulturentwicklung zur Erhaltung der bisherigen sozialen Position nothwendige Intelligenz und Arbeitsamkeit nicht aufbringt; gleichwohl wollen diese Elemente sich in der von ihnen bisher behaupteten sozialen Stellung erhalten und greifen daher wahllos zu jedem Mittel, das sich ihnen bietet. Sie sind gewillt, den Aufschwung des Bürgerthums, den Aufschwung von Handel, Gewerbe und Industrie zu untergraben und rückgängig zu machen, nur zu dem Zwecke, damit nicht die Kraft des modernen Lebens zu einer Entfaltung gelange, die zu erreichen, ihre eigene Indolenz ihnen unmöglich macht.

Das Programm ist ein sehr einfaches. Aufrechterhaltung und Aufbesserung der eigenen Lage durch direkte Besteuerung des Bürgerthums und der Arbeiterbevölkerung, und zugleich Niederhalten der wirthschaftlichen Entwicklung des Bürgerthums, damit dieses nicht trotz der stärkeren Belastung, die es erfährt, gleichwohl durch weitere Anspannung aller Kräfte dem Junkerthum sozial über den Kopf wachse.

Nachdem Deutschland durch die vereinte Kraft der ganzen Nation geschaffen war, hat zur politischen Größe die wirthschaftliche Größe ausschließlich das in der Industrie und dem Handel thätige Bürgerthum hinzu erarbeitet. Wenn Deutschland als wirthschaftliche Macht heute langsam sich

England zu nähern beginnt, so ist das eine That des deutschen Bürgerthums. Von dieser Entwicklung ist das Junkerthum bei uns gänzlich unberührt geblieben; und gerade weil es nicht die Begabung besaß, Nutzen aus diesem Wachsthum und dieser Erstarkung zu ziehen, darum ist es entschlossen, dieses Wachsthum zu hemmen und diese Erstarkung rückgängig zu machen.

Erst in solchem Rahmen betrachtet, zeigt sich, daß die Vorstöße der Arnim und Klinckowström, und Schwerin-Löwitz und Mendel-Steinfels mehr bedeuten, als ein leichtfertiges Umgehen mit der Wahrheit, und daß sie nicht aus vorgefaßter Meinung allein entsprungen sind. Diese Elemente hassen jenen wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands, den es seit 25 Jahren genommen hat, und unbekannt mit der treibenden Kraft der modernen Zeit geben sie vor oder glauben es wirklich, daß dieses Wachsthum und diese Entwicklung, die sie beneiden, nur das Werk des Schwindels und des Betruges sei.

Jene Parteien, die die politische Entwicklung Deutschlands verhindert und verzögert haben, sie suchen jetzt der wirthschaftlichen Entwicklung der Nation ein Hemmschuh zu sein.

Und darum wäre es ganz falsch, diesen Kampf, der mit dieser oder jener Produktenbörse jetzt geführt wird, nur als Duell zwischen Getreideproduzenten und Getreidehändlern zu betrachten. Solches Duell ist nichts als ein einzelner Zwischenfall; es handelt sich aber schließlich um die Interessen des gesammten Handels und der gesammten Industrie.

Der Kampf gegen die Produktenbörsen ist der Kampf um höhere Getreidepreise; höhere Getreidepreise lassen sich aber bleibend nur erreichen durch höheren Schutzzoll auf Getreide, das heißt durch die Vernichtung der Handelsverträge und damit durch einen schweren Schlag gegen unsere gesammte Exportindustrie. Aber auch große Einnahmen würden den Agrariern noch nicht genügen; sie wollen gleichzeitig ihre Schulden durch Beseitigung der Goldwährung vermindern. So hängt Ring an Ring, und jener Kampf, in dem sich heute die Börsen befinden, ist das Vorspiel des Kampfes, der dem gesammten deutschen Handel und der gesammten deutschen Industrie aufgezwungen wird. Das mag sich das deutsche Bürgerthum gesagt sein lassen. Es ist seine Sache, die durch die Börsen ausgefochten wird, und die zu unterstützen, es daher verpflichtet ist.

Als ein gutes Zeichen betrachten wir es dabei, mit welcher Kraft und welchem gesunden Selbstgefühl die Börsenvorstände von Königsberg, von Stettin, von Halle, von Berlin bisher ihre Sache geführt haben und wie sie die Herren Grafen öffentlich abführten.

Die Börse in Halle ist zuerst dazu übergegangen, sich aufzulösen, weil sie sich nicht Bedingungen unterwerfen wollte, denen sie die Berechtigung absprach. Dieser erste Schritt findet in der „Saale-Zeitung" augenscheinlich von betheiligter Seite eine Rechtfertigung, die in einigen Sätzen klar die gesammte Sachlage zusammenfaßt; da heißt es:

„Freie Männer, welche ihre Thätigkeit im Ehrenamte ausüben, können sich keine beaufsichtigende bezw. kontrollirende Thätigkeit von Vertretern der Landwirthschaft gefallen lassen, welche möglicherweise für diese ihre Thätigkeit besoldet werden. Ferner muß eine derartige Bestimmung als Eingriff in das freie Selbstbestimmungsrecht des Kaufmannsstandes empfunden werden, welchen Eingriff sich kein Stand, der auf seine Ehre hält und der die Achtung seiner Mitbürger erwartet, gefallen lassen kann und darf. Drittens muß es als eine gesellschaftliche Regel erster Ordnung angesehen werden, daß wer Rechte übernimmt, auch in entsprechender Weise Pflichten zu übernehmen hat. Keine Rechte ohne Pflichten! Der Landwirthschaft werden aber in diesem Falle einschneidende Rechte, welche sogar bis in das Vermögen anderer eingreifen, eingeräumt, ohne daß sie die geringsten Pflichten übernimmt."

Und an anderer Stelle wird gesagt:

„Es war lediglich eine Pflicht der Selbstachtung, die ministeriellen Bestimmungen glatt abzulehnen und, wenn auch mit schwerem Herzen, lieber auf die staatliche Börse zu verzichten, als durch ein kaudinisches Joch zu gehen. Hierdurch hat sie den Mannesmuth bewiesen, der eine erfreuliche Wende im bisherigen wirthschaftlichen Kampfe herbeizuführen vermag und den man früher ja vielfach bei den grundlosen Verdächtigungen und Anfeindungen, die gegen den Handel in seiner Gesammtheit und besonders gegen den Zwischenhandel gerichtet worden sind, vermißt hat. Wer sich auf offener Straße beschimpfen läßt, verdient diese Beschimpfung, und es wird nur derjenige geachtet, welcher eine scharfe Klinge führt und seine Interessen wohl zu wahren versteht. Die Männer der trockenen Pelzwäsche können eine besondere Bedeutung in der Gegenwart nicht beanspruchen".

Und endlich heißt es in diesen Ausführungen:

„Was ohne einen ernsthaften Widerstand und ohne energische Selbstvertheidigung dem Kaufmannsstande und namentlich den Börsen noch bevorsteht, erhellt aus den ministeriellen Reden gelegentlich der Interpellation des Grafen Stolberg im Herrenhause".

Gleiche Erwägungen waren es denn auch, welche die Auflösung der Getreidebörsen in Köln, in Braunschweig, in Stettin und in Berlin herbeigeführt haben; und wir vermuthen, daß auch andere Plätze noch folgen. Das Maß war in der That voll; denn zu jenen ministeriellen Reden ist vor Allem auch die bezeichnende Thatsache hinzuzurechnen, daß der preußische Handelsminister die Börsenordnung, die so tief in das ganze Verkehrsleben eingreift, volle drei Tage vor ihrem Inkrafttreten publizirt hat. Eine Regierung, die das dem Handelsstand bietet, zeigt, daß sie die gestellte Aufgabe bei Zeiten zu meistern nicht im Stande war, und daß sie schließlich in zwölfter Stunde einfach zu dem Entschlusse kam, der Partei Arnim, Klinkowström, Schwerin-Löwitz und Mendel-Steinfels nachzugeben.

Auf seine eigene Kraft muß sich das Bürgerthum besinnen und wenn es sich die Vorbedingungen der politischen Freiheit errungen hat, so ist jetzt die wirthschaftliche Gleichberechtigung zu vertheidigen, ohne die auch die bestehenden politischen Rechte nicht zu halten sind. Diesen Kulturkampf großen Stils bringt das Jahr 1897, und wenn das Bürgerthum auf dieses Ziel das Auge richtet, werden die kleinen fraktionellen Gegensätze der Linken einen kraftvollen Aufschwung des Liberalismus und des Freisinns nicht mehr behindern können.

In Ostasien hat Rußland die erste Frucht gepflückt; der Vertrag ist veröffentlicht, der dem Zarenreich das Recht verleiht, auf chinesischem Territorium Eisenbahnen zu bauen, die Korea umspannen und die bestimmt sind, am offenen Meer zu enden. Das bedeutet den ersten Schritt zur politischen und wirthschaftlichen Unterwerfung des nordöstlichen China und zugleich den Vorstoß Rußlands zum eisfreien Weltmeer.

Der Umschwung der Zeiten zeigt sich darin, daß England sich außer Stande sieht, dieser Entwicklung hemmend entgegen zu treten. Das Programm des Vereinigten Königreichs gegenüber Rußland ist kein anderes geworden; aber die Möglichkeit es durchzuführen, sieht man nicht mehr, und so läßt man es geschehen, daß das Zarenreich sich einem offenen Hafen am Stillen Ocean nähert. Diesem Vordringen Rußlands wird England solange müßig zuschauen müssen, bis es ihm gelingt, andere Staaten dadurch zu gewinnen, daß es das Interesse jener fördert und so auch die Förderung der eigenen Interessen als Entgelt verlangen kann. Das Jahr 1896 war für England das der spendid isolation, und darum ist es ein politisches Glücksjahr dem Inselreich nicht gewesen.

* * *

Ueber das Alter.

(Schluß.)

Bietet die Kontinuität des Ich dem Druck des Alters ein Gegengewicht, so mildert sie auch die Wirkung der Entbehrungen, die es auferlegt. Der Verlust an Genüssen, den die Jahre mit sich führen, wird übertrieben, weil nicht bedacht wird, daß an dem Genuß das Kennen einen großen Antheil hat. „In dem Genuß verschmacht' ich nach Begierde." Mit dem Kennenlernen des Genusses verliert derselbe für den Menschen einen Theil des Reizes, den er für ihn hatte. Ein Glück gekannt zu haben, ist ein unverlierbares Stück dieses selbigen Glückes, aber es lang und genau gekannt zu haben, ruft Sättigung hervor. In dem „Ich besaß es doch einmal, was so herrlich ist; daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt", enthält die erste Zeile einen Trost, den die zweite verleugnet, und auch in dem „nessun' maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria" liegt ein Irrthum. Ein Mädel, das alle Touren durchgetanzt hat, geht viel leichteren Herzens vom Ball als eine, die den Schimmel halten mußte. Ein Leben, das nicht ein verfehltes war, wird den Abgang der Genüsse, den das Alter mit sich bringt, viel weniger schmerzlich empfinden, als die Reflexion es sich ausdenkt. Es liegt etwas Charakteristisches darin, daß gerade Fanny Lewald es war, die ihren Freund Lasker wegen seines Altersoptimismus ziemlich scharf abkanzelte. Gewiß hatte sie kein verfehltes Leben hinter sich, als sie zu vierundsechzig Jahren ihm nachwies, was man alles mit den Jahren einbüßt. Aber sie hatte erst zu dreiundvierzig Jahren geheirathet, und ein etwas anempfundenes retrospektives Jugend-Liebesglück begleitete sie durchs Leben. Das erschien ihr nun, vorüber, um so unersetzlicher, als sie es nur in der Sehnsucht gekannt hatte. Ihr starkes Plaidoyer gegen das Alter war eine Jugendrache. Ihr wirkliches Alter war sehr befriedigt, und sie sah als Matrone auch besser aus als in jüngeren Jahren. Sie hatte sich mit den dunklen Augen, dem vollen Kinn, der würdevoll bewußten Haltung und den, wenn auch nicht autochthonen, weißen Locken einen hübschen Kopf zurecht gemacht.

Eine oft gemachte Beobachtung lehrt, daß Menschen, welche einst im Vollbesitz aller Ueberflüssigkeiten des täglichen Lebens gewesen, deren Entbehrung leichter tragen als solche, die nur wenig davon genossen haben. Alle Welt war z. B. erstaunt, mit welcher heiteren Resignation die französischen Emigranten den Uebergang aus hoher Stellung und raffinirtem Luxus zu dürftiger Existenzweise hinnahmen. Sie hatten den Ueberfluß in vollem Maße kennen gelernt und an sich erfahren, daß er zum Glück nicht so viel beiträgt, wie der dieser Genüsse Unerfahrene sich einbildet. Das Gegenstück dazu liefert der Mensch, der, wenn er im Alter die Fülle dessen erreicht, was er in der Jugend sich gewünscht hat, doch findet, daß die Zeit der unerfüllten Wünsche die bessere war. C'était le beau temps, j'étais bien malheureuse, lautet das sinnige Wort der alten Schauspielerin Sophie Arnould.

Das Gesetz der Ausgleichung, welches viel tiefer in die Rechnung von Glück und Unglück eingreift, als gemeinhin bedacht wird, spielt auch in der Abwägung von Vorzügen und Mängeln des Alters seine wichtige Rolle. Jeder Lebensgenuß unterliegt in seiner Werthschätzung dem Abwägen von Anstrengung und Befriedigung. Das verständige Alter, welches weniger Ansprüche an sich selbst und an die Anderen macht, kommt mit weniger aus, als die jungen Jahre, welche die Welt im Sturm erobern wollen und mit ihren Ansichten durchdringen zu müssen meinen, bis daß sie endlich dahin gelangen, mit dem alten Goethe zu sagen, daß man über das allmächtige Niederträchtige sich nicht beklagen dürfe, oder mit dem alternden Heine: „es begreift nicht solch ein Maulheld, warum der Mensch zuletzt das Maul hält". Nachdem die am Ende der siebziger Jahre vom Fürsten Bismarck eingeleitete rückläufige Bewegung der Geister im Laufe von anderthalb Dezennien auf dem Tollpunkt von Krähwinkelei angekommen war, auf dem unsere wirthschaftliche Gesetzgebung dermaßen sich noch weiter belustigt, hatte ich mir als Gegengift gegen den Unmuth, der mich beim Anhören gewisser Reden im Reichstag erfaßte, eingeprägt, mich daran zu erinnern, von wieviel Aberglaube die Menschheit sich von jeher auf anderen Gebieten hat beherrschen lassen, sich bis auf diesen Tag beherrschen läßt und wahrscheinlich, wenn nicht in alle, doch noch lange Zeiten wird beherrschen lassen; und daß es dennoch geht und weiter gehen wird, hauptsächlich deshalb, weil die Einzelnen in ihren persönlichen Angelegenheiten so viel besser und klüger sind als die Gesammtheiten in den ihnen überlassenen.

Bringt das Alter seine Kompensationen gegen desperate Anstrengungen und desperate Stimmungen, so darf es diesen Vortheil auch wiederum nicht zu fatalistischer Unterwerfung unter die dunklen Mächte verwenden. Dadurch würde es gerade das Beste einbüßen, die Erhaltung des Theils von Jugend, der dank der Kontinuität des Ich in uns fortlebt, und dessen Strom möglichst lang und stark fortzuleiten das Geheimniß des relativen Jungbleibens ausmacht. Ich sage: das Fortleiten des Stroms, vor zwanzig Jahren hätte ich noch gesagt: den Zufluß von Oel auf die Lampe. So müssen auch die Bilder Schritt halten mit der Zeit. Es gibt wirklich Mittel, die zu diesem Ziele fördern helfen. Der Mensch, welcher sich möglichst jung erhalten will, möge vor allen Dingen den Schuljungen in sich konserviren. Wir sind's doch alle einmal gewesen, und die meisten recht gründlich. Drum ist es nicht schwer, den ersten alten Adam weiter zu züchten. Jeden Tag was lernen zu wollen, jeden Abend eine Aufgabe gefertigt zu haben und, wenn nicht mehr vor dem Professor auf dem Katheder, doch vor dem Zuchtmeister im eigenen Busen zu zittern, wenn die schöne Zeit vertrödelt worden ist. In einem soeben zum ersten Mal publizirten Briefe der George Sand an Ste. Beuve schreibt die sechsundfünfzigjährige: „Trotz allem scheint mir, daß es ein immenses Vergnügen ist, im Altwerden seine Erziehung von Neuem zu beginnen: man hat Momente, wo man sich ganz jung glaubt und ganz naiv Schülerbetrachtungen in kleine Hefte einträgt". (Revue de Paris vom 1. Dezember 1896.)

Unter den Schatten, die auf das Alter fallen, hört man immer auch aufzählen, daß das Meiste, was uns lieb war, eben ins Reich der Schatten dahin geht und uns vereinsamt zurückläßt. Es ist wahr: Leben heißt Ueberleben. Aber Leben heißt auch Erleben, und wollen wir nur die Augen offen halten, es giebt dessen so viel und immer mehr, und „wo ihr's packt, da ist es interessant". Selbst die Dummheiten der Regierten und der Regierenden tragen zu unserer Unterhaltung bei, und dieser Stoff versagt nie. Gerade im und am Alter rächt sich ein beschränkter Egoismus, der für Menschen und Dinge außer dem Kreis seiner nächsten Angehörigen und Interessen keinen Sinn hat. Man kann beobachten, daß Menschen solchen Kalibers am meisten im Alter sich gelangweilt und vereinsamt fühlen, d. h. am frühesten alt werden. Es gibt ja auch ein Jungbleiben oder Jungbleibenwollen, das zur Karrikatur wird. Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt ein Sprichwort. Sehr mit Recht pflegte dagegen eine kluge Frau meiner Bekanntschaft hinzuzusetzen: „Doch Thorheit schützt vor Alter". Eine vorsichtige Dosis Jugendeselei mit sich zu führen, ist gar so übel nicht. Selbst das so oft des Schwindens angeklagte Gedächtniß kann durch Uebung länger bei Kräften gehalten werden, als wenn man es widerstandslos einrosten läßt. Man muß es nicht außer Gang kommen lassen, geradewie die Gliedmaßen. Beides finde ich bei Cicero bestätigt; er beruft sich auf seine eigene Uebung im hohen Alter, und an einer anderen Stelle sagt er: der Greis, in dem noch etwas Jugendliches ist, gefällt mir. „Senem, in quo est aliquid adolescentis, probo".

Wo von den Leiden des Alters die Rede ist, darf das Kapitel vom Sterben und Tod nicht fehlen. Das nahe Ende soll seinen Schatten auf die Tage voraus werfen, die

ihm immer näher rücken. Dagegen wird in der Regel der Trost gespendet, daß dies auch für das jüngste Menschenleben gelte, worauf der Pessimist jedoch mit der gesteigerten Wahrscheinlichkeit replizirt. Der Heide Cicero nimmt in ziemlich ausgedehnter Betrachtung den Trost der Unsterblichkeit der Seele zu Hilfe, während Grimm, der Christ, sich sachte an ihr vorbeidrückt. Aber auch Cicero zeigt sich nicht frei von Skepsis; er flicht dieselbe Bemerkung ein, welche so viel später Pascal in sein bekanntes Bild einkleidete: wenn ich doch über Unbekanntes wetten soll, will ich auf das wetten, was mir zu Gute kommt, falls ich gewinne, und nicht auf meinen Schaden. Die Angst vor dem Sterben ist natürlich, die Angst vor dem Todtsein ist eine Gedankenlosigkeit. Wahrscheinlich ist auch in den meisten Fällen die Angst vor dem Sterben unberechtigt. Die große Mehrzahl der Menschen stirbt, ohne daß sie es ahnt. Der Talmud sagt, das Sterben geht so sanft vor sich, wie wenn man ein Haar durch die Milch zieht. Leopardi läßt einen Mann in die Unterwelt hinabsteigen und sich mit den Einwohnern der Särge unterhalten, die er über ihr Ende ausfragt. Keiner weiß, wie es gekommen ist. Es gibt seltene Umstände, unter denen Menschen mit vollem Bewußtsein sterben und vorher noch eine schöne Anrede halten; aber am meisten geschieht dies auf der Bühne oder gar in der Oper, wo sie noch sterbend wunderschön singen. Das müßte eine herrliche Empfindung sein, solch ein stimmungsvoller Abgang. Auf jeden Fall brauchten sich die Menschen über das Todtsein nicht den Kopf zu zerbrechen, wenn sie nur das Eine bedenken wollten, daß sie doch Aeonen todt waren, ehe sie auf die Welt kamen, und daß ihnen das gar keinen Kummer gemacht hat. Ich hatte eine Freundin, die ein stilles, aber sehr heiteres Dasein bis ans Ende ihrer fünfzig Jahre geführt hatte und dann oft mit mir über die Ungerechtigkeit des Aufhörens stritt. Vergeblich stellte ich ihr vor, daß sie das Leben gerade so leicht entbehren werde, wie sie es bis vor sechzig Jahren entbehrt hatte. Sie ließ es nicht gelten und meinte, es sei eine Schändlichkeit, nun man sie es habe kosten lassen, es ihr wieder zu entziehen. Wie schlecht berechnet, ohne die Nothwendigkeit dessen, was wir Vergänglichkeit nennen! Das ist eine der bestverleumdeten Eigenheiten unseres endlichen Daseins. Zu welcher Folter würde der größte Genuß, wenn er, man braucht noch lange nicht zu sagen, ewig währte! Die kluge Madame Du Deffant, obschon hoch an Jahren und trotz oder wegen ihrer Blindheit sehr lebenslustig, schrieb doch ihrem Freund: Je ne fais pas fi du néant.

In der Hauptsache ist alles, was die Menschen über ihren Tod denken und reden, nur Sache der Reflexion und nicht des Gefühls. Das Gefühl ist aber die Hauptsache. Das Nichts, das Nichtsein zu fühlen oder auch nur sich vorzustellen, geht über die Fähigkeiten des im Sein Eingesperrten hinaus. Da sitzt auch die wahre Wurzel des Unsterblichkeitsglaubens. Die Unmöglichkeit, sich das Nichts vorzustellen, zwingt das Gefühl, sich sein eigenes Sein in eine Ewigkeit hinaus, die es doch nicht begreift, zu projiziren. Dann übernimmt der Glaube, die bereits ins Unendliche projizirte Vorstellung je nach Land und Leuten zu möbliren. Der Unterschied des Glücksgefühls zwischen denen, die an ein Jenseits und denen, die nicht daran glauben, ist lange nicht so groß, wie man gemeinhin annimmt. Auf der einen Seite ist das Aufhören zu unmöglich vorzustellen, als daß es vorempfunden werden könnte; aber auf der anderen Seite ist auch die Ewigkeit etwas so Unfaßbares, daß der lebendige Glaube daran auf einer Selbsttäuschung beruht. Renan behauptet, die Märtyrer, die für ihren Glauben in den Tod gegangen seien, hätten diesen Glauben nicht allzu stark gehabt. Für etwas, dessen man ganz sicher sei, fühle man gar nicht die Versuchung, mit dem Leben zu zeugen. Es steckt etwas schalkhafte Wahrheit in diesem Verdacht, der an den Ausspruch Proudhon's erinnert: wenn ihm etwas fataler sei als die Henker, so seien es die Märtyrer. Der Mensch wurzelt so tief und unentrinnbar im Leben, daß er sich gar nicht herausdenken kann, und diesem unbewußten Seelenzustand ist es zu verdanken, daß wir nicht nur in die Breite, sondern auch in die Länge der Fortsetzung hinaus uns eins fühlen mit der Gesammtheit nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft. Das ist in altruistischer Richtung das Nämliche, was in egoistischer der Idee des Nachruhms, des Fortlebens in der Geschichte zu Grunde liegt. Wie Viele, die einer gewissen Notorietät genießen, mögen nicht selten an den Nekrolog denken, der ihnen einst wird gewidmet werden! Wie viel schöne Stiftungen verdanken wir vielleicht dieser holden Schwäche! Von Lord Brougham, der ein raffinirter Lebemann war, erzählte man, er habe sich einmal einige Wochen lang im südlichen Frankreich versteckt und todt sagen lassen, um sich den Genuß der Lektüre seiner Nekrologe zu verschaffen.

Sein oder Nichtsein, das ist nicht die Frage, sondern der einzige entscheidende Unterschied. So lange der Mensch ist, und weil er ist, bleibt seinem Fleisch und Blut das Nichtsein unverständlich. Homo liber de nulla re minus cogitat quam de morte, der vernünftige Mensch denkt an nichts weniger als an den Tod, sagt darum der große Philosoph und berührt sich darin mit dem in ihrer Leidenszeit ausgesprochenen Satz der zartsinnigen Madame de La Fayette: c'est assez que d'être. Gesundes Alter quält sich nicht mit der Frage, wie nahe das Ende sein könnte. Einer der wenig berühmten, aber doch nicht ganz vergessenen Dichter des siebenzehnten französischen Jahrhunderts, jener wahren Blüthezeit des nationalen Ingeniums, Maucroix, dem Ste. Beuve ein liebevolles Andenken gewidmet hat (besonders im 8. Band der Causeries du lundi), hat unter anderen einen gereimten Weisheitsspruch hinterlassen, der in seinen einfachen Worten das Richtige über unser Thema zusammenfaßt. Maucroix war einer der letzten jener heiteren, feinsinnigen, gutmüthigen Generation, als deren Typus uns der „gute“ Lafontaine erscheint, sein Freund und, wie er, auch ein Freund des schönen Geschlechtes. Wie einstmals Rabelais, der muntere Pfarrer von Meudon, war Maucroix Geistlicher, Kanonikus an der Kathedrale von Rheims, und das hinderte bekanntlich nicht, ein Freund des schönen Geschlechtes zu sein. Ein anderer seiner Freunde, der ausgelassene Tallemant des Réaux, erzählt in seinen nichts weniger als schämigen Anekdoten eine lange Geschichte von der eigenthümlichen Liebschaft des Kanonikus mit der Marquise de Brosses, der Tochter des Herzogs von Joyeuse. Eine Reihe unheiliger Zerstreuungen störte den braven Domherrn auch nicht in seiner Arbeit, in welcher verliebte Gedichte mit der Uebersetzung frommer Kirchenväter, des Chrysostomus und Lactantius, abwechselten. Im Ganzen zog er das Uebersetzen dem eigenen Schaffen vor, weil er mit weniger Kopfzerbrechen der lesenden Menschheit damit besser diene. Er brachte es zu neunundachtzig Jahren, und in seinem einundachtzigsten verfaßte er das artige Sprüchlein, mit dem ich schließen will:

Chaque jour est un bien que du ciel je reçoi,
Je jouis aujourd'hui de celui qu'il me donne,
Il n'appartient pas plus aux jeunes gens qu'à moi,
Et celui de demain n'appartient à personne.

L. Bamberger.

Politische Neujahrsbetrachtungen.

Unsere Zeit zeichnet sich durch zweierlei ganz besonders aus: durch eine Fülle glücklicher Erfindungen und eine kaum minder große Fülle verunglückter Gesetze. Beide Erscheinungen ermangeln nicht eines gewissen Kausalzusammenhangs. Es scheint hier eine jener Reflexwirkungen vorzuliegen, die den Kampf ums Dasein so vielfach begleiten und durch die Tendenz charakterisirt werden, einen mühsam errungenen Fortschritt in seinen unbequem empfundenen Folgen durch eine Verstärkung der natürlichen Hemmnisse zu paralysiren.

Nirgends zeigt sich dies Bestreben nachdrücklicher, als auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Wissenschaft und Technik räumen Gebirge, Landengen und Wildnisse bei Seite, eine völlige Umwälzung der Verkehrsmittel rückt Länder und Erdtheile näher aneinander, verbilligt fortgesetzt den Transport der Menschen und den Austausch der Arbeitsprodukte, — aber gleichzeitig setzt sich eine Armee von Interessenten in Bewegung, um die erfolgreich beseitigten natürlichen Hindernisse durch künstliche zu ersetzen. Dieser Sprung rückwärts bei der Prozession der Menschheit zum Ideal der höchsten Wirthschaftlichkeit heißt Protektionismus, Schutzzöllnerei. — Eine von Wissenschaft und Kunst beflügelte Technik befreit das Handwerk von mühsamen menschlichen Dienstleistungen und überträgt kunstvollen Maschinen in immer steigendem Maße mechanische Arbeit. In einer beständigen Verbilligung der Industrieprodukte tritt dieser riesige Fortschritt des Menschengeschlechts zu Tage. Flugs ist die Gesetzgebung bei der Hand, wirthschaftlich unmöglich gewordene Arbeitsformen durch die Wiedereinführung lästiger Zunftfesseln neu zu beleben. — Zu keiner Zeit bedurfte der Handel so sehr der freien Bewegung, wie heute, wo er nicht mehr bloß den Mangel und Ueberfluß von Provinzen, sondern von Welttheilen auszugleichen hat, und wo er zum Segen der Menschheit gezwungen ist, seine Vermittlerthätigkeit unter immer kleiner werdenden Handelsgewinnen zu betreiben. Die Gesetzgeber in ihrer Weisheit aber haben nichts Eiligeres zu thun, als den Handel unter eine zumeist ganz stupide Kontrolle zu bringen, deren Absicht auf eine Erschwerung aller wirthschaftlich vollkommneren und die Begünstigung aller zurückgebliebenen Geschäftsformen gerichtet ist. Daher das Chikaniren der Konsumvereine wie der Börsen, die Abneigung gegen alle feineren Instrumente des Handelsverkehrs.

Die Beispiele lassen sich endlos fortsetzen. Wo immer die Gesetzgebung im wirthschaftlichen Leben heute Hand anlegt, fast regelmäßig stellt sie sich in den Dienst der hemmenden Kräfte. Wer heutigen Tages wirklich etwas kann und leistet, der hat allen Grund, beim Jahresanfang das Stoßgebet zum Himmel zu richten: Vorsehung, bewahre mich vor neuen Gesetzen, es sei denn, daß alte dadurch aufgehoben werden!

Dieser reaktionäre Zug in unserer gesammten Wirthschaftspolitik wird durch nichts besser illustrirt, als durch die gegenwärtigen Streitigkeiten um die Ausführung des Börsengesetzes. Unkenntniß, Voreingenommenheit und Schwäche haben das Gesetz geschaffen. Diese bösartige Krähwinkelei verursacht jetzt bei der praktischen Ausführung die schlimmsten Leibschmerzen, und scheint endlich auch die Lammsgeduld des Handelsstandes zu erschöpfen. Diese Geduld ging bei uns bis zur Schwäche. Mit vollem Recht schrieb dieser Tage die „National-Zeitung": „Der Handelsstand hat sich bei uns viel zu viel gefallen lassen. Man hat seine Angehörigen bei zahllosen Gelegenheiten nöthig und sucht sie bei jeder derselben, von den größten Dingen bis zu den kleinsten, von der Begründung eines Kolonialreichs bis zu irgend einem gemeinnützigen oder wohlthätigen Zwecke; dazwischen aber springen subalterne Parlamentarier und bankerotte Junker mit den Interessen und dem Rufe des Handelsstandes um, wie es keinem anderen Berufsstande gegenüber geschieht." Es hat sich allmählich ein geradezu banausischer Haß speziell gegen die dem agrarischen Junker unverständlich gebliebenen technisch vollkommneren Handelsoperationen herausgebildet. Der preußische Kleinadel, der sich historisch überlebt hat, sieht mit verbissenem Groll die Entwicklung einer neuen Wirthschaftsordnung sich vollziehen, bei der das wirthschaftliche Talent hohen Lohn erzielt und der wirthschaftliche Schlendrian rascher als jemals früher zum Ruin führt. Deutschland wird mit jedem Jahre mehr ein Industriestaat, in dem naturgemäß auch an die Landwirthschaft größere Ansprüche in Bezug auf Kapital wie Intelligenz gestellt werden. In beiden Richtungen ist der preußische Kleinadel hinter der Zeit zurückgeblieben. Nur seine Ansprüche ans Leben und an eine weitgehende Berücksichtigung im Staat sind gewachsen. Er verlangt nicht mehr bloß Macht und Einfluß, nicht bloß Stellungen und äußere Ehren, sondern auch die Mittel vom Staate, um seine politische Position wirthschaftlich aufrecht erhalten zu können. Um diesen Punkt dreht sich recht eigentlich seit vielen Jahren die deutsche Politik. Der Prozeß der politischen und wirthschaftlichen Liquidation des preußischen Junkerthums liegt unserer ganzen agrarischen Bewegung zu Grunde. Derselbe vollzieht sich unaufhaltsam, aber unter heftigen Reibungen. Es ist eine hartnäckige, durch langen Machtbesitz verwöhnte und nicht blöde Gesellschaft, die sich nicht leicht depossediren läßt. Und das deutsche Bürgerthum hat von jeher mehr Talent zum Amboß, als zum Hammer gehabt. Das Bürgerthum aus dieser politisch subalternen Stellung zu befreien, seine Glieder von gehorsamen Dienern zu selbstbewußten Staatsbürgern zu machen, die sich keine gesetzgeberische Unbill und keine Junkeranmaßung fürder gefallen lassen, das ist zur Zeit die wesentlichste Aufgabe einer liberalen Politik. Auf dem Felde der Wirthschaftspolitik hat der Liberalismus heute seine Hauptschläge zu führen. Kann er die Reaktion auf diesem Gebiete niederzwingen, so ist auch der Weg für rein politische Reformen offen.

Aber dieser nothwendige Kampf ist nichts Leichtes. Sein Erfolg hängt nicht zum Wenigsten davon ab, ob es möglich sein wird, die heute in zahlreichen Gruppen zerstreuten liberalen Kräfte zum energischen Zusammenwirken gegen das agrarische Junkerthum zu vereinigen. Hoffentlich bringt uns das Jahr 1897 diesem Ziele um einige Schritte näher.

Th. Barth.

Emil Du Bois-Reymond.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio?
Horatius.

Wem sind wir Preis und Ehre schuldig, wenn nicht Jenen, die das Glück und die Kraft hatten, ihr Geschlecht zu erleuchten, der Natur Geheimnisse abzulauschen, die Zeitgenossen durch ihre eigene Arbeit auf der Bahn des Erkennens weiterzuführen und ihnen über das eigene Werk hinaus neue Wege zu weisen? Einer der Ersten unter ihnen und der letzte noch Vorhandene von den großen Physiologen, die zu Johannes Müller's Füßen saßen, war Emil Du Bois-Reymond, der am 26. Dezember in den Räumen seiner herrlichen Werkstatt, die seiner Wissenschaft auf seinen Antrieb bereitet worden ist, sein körperliches Leben beschlossen hat. Dies neunte Jahrzehnt hat sie uns Alle rasch nacheinander geraubt, Ernst Brücke, Hermann Helmholtz, Carl Ludwig und nun auch ihn, den lange Aufrechten, der nie krank erscheinen, nie bedauert oder betheilnahmt sein wollte, Du Bois-Reymond. Auch diesen Mann der Kraft, den begeisterten Turner und Schwimmer, hat nach vollbrachtem, langem Tagewerk der Bändiger aller lebenden Materie, das Alter, gefällt. Aber unter den Nachlebenden wird sein Bild unvertilgbar bleiben und über unsere Lebensspanne hinaus das Andenken seines Schaffens bestehen bleiben. Der Tod seines jüngeren Jugendfreundes und Arbeitsgenossen Helmholtz im Sommer 1894 hatte ihn tief erschüttert. Nicht völlig erholt von dem Schlage, ging er daran, dem Freunde in der Akademie ein rednerisches Denkmal zu setzen. Er scheint es groß angelegt zu haben, wie die meisterhafte Denkrede, die er seinem Lehrer Johannes Müller am 8. Juli 1858 hielt; aber schon fiel ihm diese Arbeit schwer; was er davon vollendete und am 4. Juli 1895 in der Leibnizsitzung der Akademie vortrug, war zwar noch ganz getragen von dem Schwung seiner Beredsamkeit und beseelt von der Herzenswärme echter

Freundschaft, aber die Rede war unvollendet, ihre Veröffentlichung steht, soviel uns bekannt ist, bis heute aus und scheint ein Torso geblieben zu sein. Immerhin konnte Dubois — so nannten ihn kurzweg seine Freunde und Schüler — keinen würdigeren Abgang von der Oeffentlichkeit haben, als mit diesem Nachruf auf den größten modernen Naturforscher. Bald darauf legte er sein Amt an der Akademie nieder, das er fast dreißig Jahre lang ruhmvoll und mit peinlicher Sorgfalt verwaltet hatte und das ablaufende Jahr, in dem er diesen Herbst auch seine Vorlesungen, nach fünfzig Jahren des Lehrens, aufgeben mußte, zehrte endlich den Rest seiner Kräfte auf.

Im Aeußeren erschien Dubois auch im letzten Jahre wenig verändert. Ein vortreffliches Bildniß, das dieser Zeit entstammt, von Koner, brachte in diesem Sommer seinen Schülern die Züge des geistvollen Lehrers lebendig vors Auge. So, wie ihn dieser Künstler darstellt, war er uns im Gedächtniß. Die Hände an den Rand des dunkeln, marmornen Laboratoriumstisches im Hörsaal gestützt, den imponirenden Kopf mit dem spitz zulaufenden grauen Bart und dessen Gegenstück, der keck aufgesträubten Stirnlocke, ein wenig vorgebeugt, stand er in ruhiger Haltung, aber mit belebten Zügen da. Sein scharfes Auge unter gefurchter Braue blickte ruhig und sicher, wie das Auge des echten Beobachters, die Lippen, wohlgeformt, wie die des geschulten Sprechers, kräuselten sich willig für jeden Ausdruck, sei es der ruhigen Rede, begeisterten Lobes oder bitteren Spottes und herb abweisenden Tadels. Eine angenehme, frische Röthe, wie sie gerade alten Leuten wohl steht, belebte seine Wangen und der energische Ton seiner Stimme, die im Hörsaal vernehmlicher klang, als in den Sitzungen der Akademie, die Modulation seines Vortrags, in welcher der in Berlin geborene, aber in Neuchatel aufgewachsene Redner stets einen Anklang seiner französisch-schweizerischen Herkunft behielt, ließen den Hörer einen viel jüngeren Mann in ihm vermuthen. Hatten wir dies Bild des lehrenden Dubois fest, so wird es uns, zumal, wenn wir ihn uns nicht nur als Redner, sondern auch als eifrigen Demonstrator im Hörsaal, umgeben von physikalischen Apparaten und mächtigen Tafeln mit Abbildungen oder Tabellen an den Wänden, denken, der beste Führer in sein eigentliches Schaffensfeld sein.

Wir versetzen uns dazu im Geiste am Besten in sein Sommerkolleg über allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven. Auf diese hat er seine rein wissenschaftliche Lebensarbeit beschränkt und sie war, wohl vorwiegend unter dem Einfluß, den das Amt der Akademie auf ihn übte, seitdem er 1867 deren ständiger Sekretär geworden war, für ihn im Wesentlichen abgeschlossen. Auf diesem Gebiete aber, dem Studium der elementaren Vorgänge in den Muskeln und Nerven und besonders ihrer Beziehungen zur Elektrizität, hat er sich als Beobachter, Erfinder und Entdecker von bahnbrechender Bedeutung erwiesen. Mit einer, wie sein hervorragender Schüler und Interpret Julius Rosenthal sich ausdrückt, in der Geschichte der Wissenschaft einzig dastehenden Ausdauer und Beharrlichkeit hat er eine Fülle der wichtigsten Thatsachen entdeckt und zu einer Zeit, wo der Physiker und Physiologe noch sein eigener Mechaniker sein mußte, mit erfinderischem Scharfsinn auch zahlreiche Apparate hergestellt, welche der Forscher noch jetzt für seine Beobachtungen nicht entbehren kann. Blickte man in einer der Sommervorlesungen auf den Versuchs- und Demonstrirtisch, so sah man zumeist irgend einen elektrischen Apparat, etwa eine galvanische Batterie, mit ihr verbunden einen Induktionsapparat und im Bannkreis der Drähte eine Vorrichtung, in welcher ein kleines Fleischklümpchen, am einen Ende eingeklemmt, herabhing, während das andere Ende entweder Gewichte trug oder in den Stromkreis eingeschaltet war. Dies konnten bloß Leute mit sehr guten Augen auch aus einiger Entfernung sehen. Doch halfen die Apparate, mit denen Helmholtz den Muskel seine eigenen Zuckungen aufzuschreiben zwang oder Dubois' Hebeltelegraph, der mit dem Froschmuskel verbunden war, auch diese Dinge beobachten. Die Hauptsache aber mußte jeder sehen; das war ein thalergroßer Lichtschein, der sich zu Häupten des Professors an einer langen wagerechten, mit schwarzen Theilstrichen versehenen weißen Skala bewegte und bald nach rechts, bald nach links hin sprang. Es war der Wiederschein eines kleinen Spiegelchens unter der Nadel eines Galvanometers, welches in den Kreis des elektrischen Stromes eingeschaltet war, dem der Vortragende den kleinen Froschwadenmuskel oder besonders präparirte Muskelstücke von noch reizbaren Muskeln des kaltblütigen Märtyrers der Wissenschaft aussetzte. Jene Vorrichtung, die es ermöglicht, die Schwingungen einer Magnetnadel durch den mit ihr fest verbundenen und wie sie beweglichen Spiegel auf größere Entfernung zu sehen, das schon von Gauß erfundene Spiegelgalvanometer, war hier in Dienst gestellt, um die elektrischen Erscheinungen an Muskeln und Nerven zu studiren und die Entdeckungen Du Bois-Reymond's kennen zu lernen. Obwohl von starkem Selbstbewußtsein, pflegte er hierbei nicht leicht seinen Namen zu nennen. Wenn er von seinen italienischen Vorgängern Nobili, der zuerst den Froschstrom (corrente della rana) durch die Magnetnadel konstatirt hatte und von Matteucci sprach, dann fügte er, an dieser Eingangspforte seiner eigenen Entdeckungen, bloß hinzu: „Hier knüpft die deutsche Forschung an."

Nobili hatte bloß gesehen, daß, wenn Beine und Wirbelsäule eines Frosches in zwei mit Salzlösung gefüllte Gefäße tauchten, die durch Drähte verbunden waren, eine eingeschaltete Magnetnadel abgelenkt wurde und somit einen Strom anzeigte. Aber erst Dubois zeigte, daß dieser Strom die Resultante der verschiedenen Ströme ist, die aus den einzelnen Muskeln des Frosches hervorgehen, und hier begann somit erst seine eigentliche Arbeit, die Vorgänge in den Muskeln und Nerven zu untersuchen.

Aus den zahlreichen, vielfach überraschenden Entdeckungen Dubois' seien bloß einige wenige der wichtigsten herausgehoben. Wer sich einmal hat elektrisiren lassen, weiß, daß man bei dem sogenannten konstanten Strom, den galvanische Elemente erzeugen, nur bei unvermitteltem Aufhören des Stroms einen Schlag empfindet, während die Wirkung des Faraday'schen oder Induktionsstroms, der in beständigen kleinen Unterbrechungen sich vollzieht, sich durch die Empfindung von lauter kleinen Muskelstößen kundgibt, die bei einiger Dauer die Muskeln in förmlichen Krampf versetzen. Den konstanten Strom aber empfinden wir, wie gesagt, im Verlauf des Nervs nicht; nur an der Ein- und Austrittstelle haben wir zuletzt ein kleines Brennen. Nun hat aber Dubois gezeigt, daß ein Nerv, den ein konstanter Strom durchfließt, dabei keineswegs unverändert bleibt, sondern in einen Zustand veränderter Erregbarkeit versetzt wird, den er „Elektrotonus" nannte. Die Erregbarkeit des Nerven erscheint an der Eintrittsstelle des Stromes vermindert, an der Austrittsstelle gesteigert. Ist ferner ein Muskel, während ihn der konstante Strom passirt, im Uebrigen in Ruhe, so verhält er sich anders, als wenn er während dessen gereizt wird; und dies Alles gibt sich kund durch verschiedene Schwingungen der Spiegelboussole. Wir haben durch Dubois auch erst erfahren, daß der konstante Strom nur bei seiner Oeffnung und Schließung einen Muskel zum Zucken bringt, was zu dem für die Untersuchung von kranken Nerven so wichtigen Zuckungsgesetz geführt hat. Starke Ströme wirken dabei anders und zwar nicht nur dem Grade nach verschieden als schwache, frische Muskeln reagiren auf den Strom anders als ermüdete oder kranke.

Die bedeutendste Entdeckung Dubois' war aber die, daß der thierische Muskel und Nerv unabhängig von einem zugeleiteten elektrischen Strom ihre eigenen Ströme haben. Bringt man die beiden Drähte eines Galvanometers ohne jedes galvanische Element mit den beiden Enden eines noch frischen Muskels in Verbindung, so zeigt sich eine Ablenkung der Nadel, es muß somit im Muskel selbst ein Strom vorhanden sein. Auch der des Nerven beraubte Muskel, sowie der vom Muskel losgelöste Nerv bringen, wenn auch in geringerem Grade, eine Ablenkung hervor. Ein ruhender Muskel oder Nerv wirkt auf die Nadel des Galvanometers in der Weise, daß er sie nach rechts ablenkt. Wird aber während dessen

der Nerv durch einen Induktionsschlag gereizt, der Muskel zum Zucken gebracht, so schwenkt die Nadel nach links ab. Diese Entdeckung war darum von hoher Bedeutung, weil sie, während man die Thätigkeit eines Muskels auch ohnehin durch die Zuckung erkennen kann, das erste und bisher einzige Mittel darbietet, um ein äußeres Zeichen für die Thätigkeit eines Nerven zu erhalten; es ist dies das berühmte Phänomen der negativen Stromschwankung, die der Entdecker die Ablenkung der Nadel nach der entgegengesetzten Seite genannt hat. Ueber die Bedeutung des eigenen Stroms in Muskeln und Nerven, darüber, ob es sich hier um eigentliche elektrische Erscheinungen handelt und wodurch sie entstehen, herrscht noch heute keine Einhelligkeit unter den Gelehrten, aber ihr Vorhandensein, sowie die negative Schwankung bei der Thätigkeit des Nerven ist unbestritten. Bei den Muskeln hat Dubois gezeigt, daß die Erscheinung nicht nur am losgelösten Froschmuskel, sondern auch am unverletzten lebenden menschlichen Körper spielt und daß der Mensch durch den bloßen Willen die Nadel des Galvanometers abzulenken vermag. Hält man die entblößten Arme in ein Wassergefäß, in welches die Drähte eines Multiplikators führen, so erfolgt eine Ablenkung der Nadel. Bringt man nun willkürlich den zweiköpfigen Armmuskel (biceps) des einen Arms zum Zusammenziehen, so sieht man die Nadel nach der anderen Seite ausweichen.

Dubois-Reymond, der die Ergebnisse seiner Forschung in den „Untersuchungen über thierische Elektrizität“ (1848) und in den „Gesammelten Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik“ (1875—1877) niedergelegt hat, genoß die Genugthuung, daß ihnen Alexander von Humboldt, dessen berühmte Schrift „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ (1797) einen der Ausgangspunkte für diese Studien gebildet hatte, in einer nachträglichen Anmerkung zu der Stelle in den „Ansichten der Natur“, wo er den Kampf der Pferde mit den elektrischen Fischen im Gebiet des Orinoco schildert, ein ehrendes Denkmal setzte, welches Dubois stets zu seinen höchsten Auszeichnungen zählte. Humboldt sagt darüber:

„In allen organischen Theilen stehen ungleichartige Stoffe miteinander in Berührung. In allen ist das Starre mit dem Flüssigen gepaart. Wo also Organismus und Leben ist, da tritt elektrische Spannung oder das Spiel der Voltaischen Säule ein, wie die Versuche von Nobili und Matteucci, vor Allem aber die neuesten bewunderungswürdigen Arbeiten von Emil Dubois lehren. Dem letztgenannten Physiker ist es geglückt, das Dasein des elektrischen Muskelstroms am lebenden ganz unversehrten thierischen Körper darzuthun; er zeigt, wie der menschliche Körper durch Vermittlung eines Kupferdrahtes die Magnetnadel in der Ferne, bald hierin, bald dorthin ablenken kann. Ich bin Zeuge dieser nach Willkür hervorgebrachten Bewegungen gewesen und sehe unerwartet ein großes Licht über Erscheinungen verbreitet, denen ich so viele Jugendjahre mühevoll und hoffend gewidmet habe.“

Hier sei nur noch erwähnt, daß die negative Stromschwankung als Zeichen der Nerventhätigkeit, weil sie die unzertrennliche Begleiterin jeder Nervenerregung ist, sich sowohl bei Bewegungs- wie bei Empfindungsnerven bewährt hat. Wir nennen hierfür nur einen, von Rosenthal in seiner trefflichen „Allgemeinen Physiologie der Muskeln und Nerven“ erwähnten Versuch. Wenn man das Auge mit einem Stück des Sehnerven herauspräparirt, den letzteren auf passende Weise ableitet, um seinen Nervenstrom zu beobachten, und dann Licht in das bis dahin beschattete Auge einfallen läßt, so zeigt der Nervenstrom der Sehnerven am Galvanometer die negative Schwankung.

Wir müssen es uns versagen, hier noch auf die glänzenden historischen, physikalischen und physiologischen Untersuchungen Dubois' über die elektrischen Fische einzugehen, denen schon seine Doktorarbeit „Quae apud veteres de piscibus electricis extant argumenta“ (1848) gewidmet war. Es handelt sich dabei wesentlich um drei, verschiedenen Gattungen angehörende, Fische: den Zitterrochen des Mittelmeers, Torpedo, den von Humboldt beschriebenen, fast zwei Meter langen Zitteraal, gymnotus electricus, und den speziell von Bilharz anatomisch und von Dubois, als der Fisch lebend nach Europa gebracht wurde, untersuchten afrikanischen Zitterwels, malapterurus electricus. Die elektrischen Organe, womit diese Fische anderen Thieren so gefährlich werden, sind thatsächlich starke voltaische Batterien, bestehend aus einer großen Zahl neben und über einander geschichteter, feiner Plättchen in bindegewebigen Kästchen. Zu jedem Plättchen tritt eine Nervenfaser, welche von einem, zu dem ganzen Organ führenden starken Nerven ausgeht. Bei der Thätigkeit des Organs, welche von dem Thier ebenso willkürlich, wie die Zusammenziehung eines Muskels hervorgerufen werden kann, wird die eine Seite jedes Plättchens positiv, die andere negativ elektrisch und in ihrer Vereinigung stellen die Ströme dieser Plättchen sehr kräftige Batterien dar. Da Dubois gezeigt hat, daß auch in den Muskeln jedes Partikelchen für sich einen Strom hat, wie der ganze Muskel, beziehungsweise ebenso elektrisch ist, sowie daß in jedem aus einem frischen Muskel geschnittenen symmetrischen Stück ein Strom vom Längsschnitt zum Querschnitt und von diesem zum Längsschnitt geht, so liegt es nahe, auch jene merkwürdigen elektrischen Organe für den Muskeln verwandte Gebilde zu halten.

Wir haben versucht, von den wissenschaftlichen Errungenschaften, welche dem dahingeschiedenen Physiologen verdankt werden, eine ungefähre Vorstellung zu geben, weil sie dem großen Publikum wenig bekannt sind und dieses ihn fast nur als den Verfasser berühmt gewordener akademischer Reden kennt, die ihrerseits erst dadurch lauten Widerhall fanden, weil ihr Urheber für sie das Ansehen seines fest begründeten Forscherrufes einsetzte. Ueber die erste Folge dieser Reden, welche die philosophisch wichtigsten enthielt, wurde vom Schreiber dieser Zeilen hier bereits 1886 (Nr. 27 der „Nation“, 27. März) und über die zweite Folge, welche neben der Gedenkrede auf Joh. Müller die mehr sachlichen Reden und die kleinen akademischen Ansprachen umfaßte, ein Jahr darauf von Professor J. Rosenthal eingehend berichtet. Man hat Dubois' Reden öfters rhetorische Ueberladung vorgeworfen, wie uns scheint, mit Unrecht. Uns sind sie immer werthvoller geworden und sie können es Jedem werden, der sie nach Form und Inhalt, nach Ort und Beweggrund würdigt. Man wird dann stets in ihnen eine einheitliche, bedeutende und reiche Persönlichkeit finden, die hinter einer nicht wegzuleugnenden, aber nicht unschönen Pose einen kernhaften Charakter offenbart. Als der Sohn eines schweizer Uhrmachers, der durch hohe Begabung in Berlin Ansehen erlangte, besaß Dubois so zu sagen ein Erbe mechanischen und mathematischen Talents, welches letztere auch einem Bruder in besonderem Grade eigen war; unter der Schulbank des Gymnasiums trieb er zusammen mit Helmholtz analytische Geometrie. Er brachte für seine späteren Studien eine gute mathematische Schulung mit. Als ein anderes Erbe aus der französischen Schweiz wohnte ihm aber auch ein gutes Stück von Calvinischem Eifer inne. Nur aus diesen Komponenten vermögen wir uns sein anfängliches, wenn auch bald aufgegebenes Studium der Theologie, seinen echt protestantischen Haß gegen alle geistlichen Machtgelüste, vor Allem aber auch den impulsiven Eifer zu erklären, mit dem er zeitlebens für seine eigene, mechanistische Naturanschauung eintrat, welche auf der Ueberzeugung beruhte, daß es „keine anderen Veränderungen in der Körperwelt gibt, als Bewegungen“, und zwar müsse der ursächliche Zusammenhang der natürlichen Erscheinungen unter dem mathematischen Bilde der Abhängigkeit, der Funktion, vorzustellen sein. Ihren idealen Ausdruck fand diese Ueberzeugung in dem Satze, daß, „wenn nur unsere Methoden ausreichten, eine analytische Mechanik sämmtlicher Lebensvorgänge möglich wäre“. Wir entnehmen diese Fassung seiner in vollster Frische des Schaffens, im Alter von dreißig Jahren geschriebenen Abhandlung gegen die Lehre von der Lebenskraft, mit welcher er 1848 seine „Untersuchungen über thierische Elektrizität“ einleitete.

Dem Dubois von damals fehlte noch ganz der blumige Redeschmuck des späteren Sekretärs der Akademie, aber er

vertrat seine Ueberzeugung schon mit dem gleichen kraftvollen Schwung und mit der beißenden Satire, die seine nachmaligen Reden würzte. Diese streng rationalistische Anschauung war es auch, die ihn zu den Encyklopädisten, zu Diderot, Voltaire und Friedrich dem Großen hinzog, die ihn gerade als den geborenen Redner dieser Akademie erscheinen ließ. In jenen erleuchteten Geistern der Zopfzeit sah Dubois seine natürlichen Bundesgenossen; sie von immer neuen Seiten zu beleuchten, war ihm durchaus kein bloßer rhetorischer Behelf. Da konnte ihm denn auch das Mißgeschick begegnen, im rationalistischen Uebereifer über die Schnur zu hauen und allzu nüchtern gegen Faustens Geisterglauben zu wettern, als hätte er es da mit Goethe's eigenem Glaubensbekenntniß zu thun. Indessen war es für den naturwissenschaftlichen Leser nicht allzu schlimm gemeint, hinter dem scheinbaren Verkleinerer des Faust barg sich eigentlich nur der Widerspruch gegen jenen Goethe, der die Newton'sche Farbenlehre und die mathematische Physik bekämpfte. Nicht mit Unrecht durfte Dubois gegen die Angriffe auf jene Rede sagen: „Woher wissen denn die Knaben, die über meinen Faustkommentar im Feuilletons sich lustig machten, und mir (neben sich als Faust) die Rolle des Wagner zudachten, daß nicht auch in meiner Brust zwei Seelen wohnen?“ So einheitlich und geschlossen Dubois' Naturauffassung war, über den einfachen Physiker wuchs er, ähnlich wie sein Freund Helmholtz, zum Philosophen hinaus, der nicht nur über die beobachtete Erscheinung und das Experiment, sondern auch über den Verstand nachdenkt, dem sie sich darbieten. In diesem Sinne, der dem kantischen Kritizismus sehr nahe kam, wenn er auch hinter den erkenntnißtheoretischen Ausführungen von Helmholtz (in dessen „Thatsachen in der Wahrnehmung“) zurückblieb, vertiefte Dubois seine Philosophie in der Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ auf der Naturforscherversammlung in Leipzig 1872, und der ihr acht Jahre später in der Akademie gefolgten Rede über die „Sieben Welträthsel“. Es ist eine für Deutsche geradezu beschämende Oberflächlichkeit, wenn das Schlußwort jenes ersten Vortrages „Ignorabimus“, welchem am Schluß der späteren Rede ein „Dubitemus“ (zweifeln wir!) entsprach, dem Redner kritiklos in dem Sinn entgegengehalten wurde, als hätte er überhaupt jedem Naturwissen Halt zurufen wollen. Auch Haeckel kann von dem Vorwurf dieses Mißverstands nicht ganz freigesprochen werden. Die Grenzen zog Dubois nicht der Möglichkeit objektiver Erfahrung; dem Manne, der das Wort von der „analytischen Mechanik aller Lebensvorgänge“ ausgesprochen hatte, konnte nichts ferner liegen als dies. Die Grenzen erblickte er lediglich in der Natur unseres Erkenntnißvermögens, außerhalb dessen er die Aufgabe liegen sah, das Wesen des Bewußtseins, ja der einfachsten Sinnesempfindung und das Wesen der Materie zu erkennen. Nicht ganz von dem gleichen Gewicht erschienen ihm die fünf anderen Schwierigkeiten, die er in jener späteren Rede hinzufügte: drittens die erste Entstehung des Lebens, viertens die zweckmäßige Einrichtung der Natur, fünftens das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung, sechstens das vernünftige Denken und der Ursprung der Sprache, siebentens das Problem der Willensfreiheit. Als die ersten beiden Schwierigkeiten fungirten in dieser Rede nicht Materie und Bewußtsein, sondern das Problem von Materie und Kraft und der Ursprung der Bewegung. Ueber diesen Vortrag sagt er in einer Anmerkung: „Die Rede vervollständigt die Untersuchung über die der mechanischen Auffassung der Welt gezogenen Schranken und ergänzt sich mit dem Vortrage über die Grenzen des Naturerkennens zum Gesammtbilde meiner Weltanschauung. In der objektiven Zergliederung der Erscheinungswelt, wie diese Untersuchungen sie voraussetzen, sehe ich eine nothwendige Ergänzung der Erkenntnißtheorie und die wahre Naturphilosophie.“ Die Bezeichnung „Welträthsel“ sah Dubois, wie wir aus einer mündlichen Aeußerung von ihm wissen, als einen bloßen Nothbehelf an, er hätte lieber das Schwergewicht auf die Mängel unseres Intellekts gelegt; englisch würde er lieber „the seven short-comings“ gesagt haben. Ueber eine von diesen „short-comings“ — sagen wir Verlegenheiten — die Entstehung der Arten, half ihm die Lehre Darwin's hinweg, wie er denn Darwin in dem ganz kurzen, aber inhaltreichen Nachruf als den Kopernikus der organischen Welt bezeichnete, Beweis genug, daß er kein lauer Darwinianer war.

Nicht ohne Bangen mag man unter heutigen Verhältnissen der Wahl des Nachfolgers für Dubois entgegensehen. Schon in Johannes Müller's Reich theilten sich vier, fünf mächtige Diadochen, die des Meisters ganze Herrschaft nicht umfassen konnten; wie soll es erst jetzt sein, nachdem die Physiologie, die Königin der Wissenschaften, wie Dubois sie stolz genannt hat, ihr herrliches Erbe in mehrere große, gleichwerthige Wissenschaften getheilt hat. Möge man wenigstens bedacht sein, einen der Männer zu wählen, die seiner Schule entsprossen, auch einen Hauch seines Geistes verspüren lassen. Denn in Dubois war nicht nur der Forscher, sondern auch der Künstler lebendig. Ein universal angelegter Geist, in dem neben der scharfen Intuition des exakten Physikers die Gestalten Homer's und der antiken Tragödie, Shakespeare's und Goethe's, Byron's und Rousseau's lebten, hatte er in der Eleganz und der Farbenpracht seiner Sprache kein geringeres Vorbild als Alexander von Humboldt, und wie dieser schien er sich zuweilen in den Rhythmen der eigenen Prosa zu berauschen; aber nie ließ ihn darüber die Klarheit des Denkens im Stich. Nicht umsonst halten auf den Titelblättern der beiden Bände seiner Reden die Bilder Voltaire's und Galvanis Wacht, der kampfesfrohe Freigeist und der Verkünder unseres elektrischen Zeitalters.

Emil Schiff.

Hofzüge und Bahnhofsvorsteher.

Auf der Station Mürzzuschlag der Semmeringbahn, der vielbesuchten Sommerfrische in Steiermark, herrschte an einem Sonntage ein überaus lebhafter Verkehr. Außer den vielen Personen- und Güterzügen, welche täglich passiren, hatten zahlreiche Extrazüge Wiener Ausflügler gebracht, die Abends wieder heimfahren wollten; ein Feuerwehrfest hatte die Zahl der Ankommenden noch weiter angeschwellt. Dazu wurde gar noch ein Hofzug für den Kaiser von Oesterreich bestellt, der von einem Jagdausfluge nach seiner Hauptstadt zurückkehren wollte Auf 5 Uhr 20 Minuten wurde seine Abfahrt vom Bahnhofsvorsteher festgesetzt, der nach schwierigen, sorgfältigen Erwägungen den Fahrplan für den kaiserlichen Separatzug entworfen hatte. Vergeblich drängte der Hoffourier auf eine frühere Abfahrt, da der Kaiser so rasch wie möglich in Wien sein wolle; der Beamte blieb im Bewußtsein seiner Verantwortung unerschütterlich. Da kam aber auch schon der Kaiser angefahren — und fast noch eine Stunde bis zur festgesetzten Abfahrtszeit! Bald überbrachte auch ein Flügeladjudant dem Bahnhofsvorsteher die Botschaft, daß der Kaiser sofort abzureisen wünsche; der Beamte erklärte fest, daß es unmöglich sei, dem kaiserlichen Wunsche zu willfahren. Eine halbe Stunde verstreicht, da tritt der Kaiser selbst an den Vorsteher mit der Frage heran, ob er jetzt abfahren könne; ein bestimmtes Nein ist die Antwort. Noch eine weitere Viertelstunde vergeht, da kommt der Kaiser zum zweiten Male, um nunmehr dem Vorsteher den Befehl zur sofortigen Ablassung des Hofzugs zu geben. Doch auch dieses äußerste Mittel bewegt denselben nicht zu einer Aenderung des einmal aufgestellten Fahrplans. Endlich, endlich — dem braven Beamten mögen die Minuten noch viel länger geworden sein, als dem wartenden Kaiser — rückt der Zeiger auf 5 Uhr 15 Minuten, der Vorsteher läßt den Hofzug vorfahren, den der Kaiser mit deutlichen Anzeichen tiefen Unwillens besteigt. Und als der Zug zum Bahnhof hinausgerollt ist, weiß der Vorsteher, daß er gründlich in Ungnade

gefallen ist, und Alle, die den Vorgang angesehen haben oder von ihm hören, wissen es ebenso gut. In seinem Hofzuge aber sitzt der Kaiser an der Seite des zweiten Schienenstranges, er sieht in kurzen Zeitabständen Zug auf Zug vorüberfausen und mag wohl eigene Betrachtungen angestellt haben. „Am nächsten Tage ward dem Stationsvorsteher von Mürzzuschlag durch die Direktion in Wien der ihm von Seiner Majestät verliehene Franz Josef-Orden zugemittelt nebst einer allerhöchsten Anerkennung für sein vollständig korrektes Verhalten bei Ablassung des kaiserlichen Hofzuges."

An diesen Vorfall, den Arthur Achleitner*) in seinen frisch geschriebenen „Geschichten aus den Bergen" recht anschaulich geschildert hat, wurde ich erinnert, als die Presse jüngst ausführliche Berichte über die Gerichtsverhandlung brachte, in welcher ein Transportdirektor und ein Bahnhofsinspektor der sächsischen Staatsbahnen wegen fahrlässiger Gefährdung des Hofzugs des deutschen Kaisers auf dem Bahnhofe Löbau angeklagt waren. Welch' ergreifender Gegensatz zwischen den beiden Fällen! In Mürzzuschlag hält der Bahnhofsvorsteher an dem erst kurz vorher festgestellten, aber bereits allen Stationen aufgegebenen Fahrplan, trotz des persönlich vom österreichischen Kaisers ertheilten Befehls, unerschütterlich fest; in Löbau werfen der Bahnhofsvorsteher und sein Vorgesetzter den längst festgestellten Fahrplan für den Hofzug in den letzten zehn Minuten einfach um, auf die Mittheilung eines Hofbeamten hin, daß der deutsche Kaiser früher abzufahren wünsche. Der Eine erhält Anerkennung und Auszeichnung durch den Monarchen selbst, die beiden Anderen treffen entehrende Gefängnißstrafen und, wie vorauszusehen ist, vollständige Dienstentlassung. Und in Löbau handelte es sich um wenige Minuten Wartens, während in Mürzzuschlag eine Verzögerung um eine Stunde in Frage kam!

In den meisten Fällen, in denen wegen eines Eisenbahnunfalles Eisenbahnbeamte strafgerichtlich zur Rechenschaft gezogen werden, wendet das Publikum den Verurtheilten ein menschliches Mitgefühl zu. Wir haben eben alle ein Verständniß oder eine Empfindung dafür, daß der Betriebs- und Fahrdienst fast immer, vollends bei besonders gesteigertem Verkehr, außerordentliche Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Beamten stellt und daß ein im Trubel der Geschäfte, im Drange des Augenblicks begangenes Versehen in der Regel mit einiger Milde zu beurtheilen ist. Nun betrug der regelmäßige Verkehr auf dem Löbauer Bahnhof täglich 74 Züge, dazu kamen an jenem Tage noch hinzu der Verkehr zu den Manövern, die Hofzüge und größere Militärverladungen; zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei dem großen Menschengedränge auf dem Bahnhofe, das sich schließlich für den Vorsteher so verhängnißvoll erwies, hatte derselbe einen alten Gensdarmen zur Verfügung, während er selbst seit 4 Uhr Morgens auf den Beinen war. Das Gericht hat bei seiner Entscheidung auch die außergewöhnlichen Umstände und die starke Ueberlastung des Bahnpersonals berücksichtigt. Aber angesichts der ergangenen Strafurtheile werden Viele doch den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß königliche Gnade diese Momente zu Gunsten der Verurtheilten noch mehr in die Wagschale fallen lassen werde.

Auch die Frage, ob nicht ein Theil, vielleicht ein erheblicher Theil der Schuld, im Verwaltungs- und Betriebssystem, in den Dienstvorschriften u. s. w. zu suchen ist, drängt sich dem Publikum auf und wird beinahe in jedem solchen Falle Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Die Gerichtsverhandlungen lassen meist gerade diesen Punkt mehr oder minder unaufgeklärt. Nun stützt sich in diesem Falle die Anklage besonders darauf, daß die Angeklagten nach § 1 der Bestimmungen über die Sonderzüge zur „größtmöglichen Sicherung" des kaiserlichen Hofzuges verpflichtet gewesen seien. Daneben muß aber doch — was nicht aufgeklärt worden ist — auch eine Vorschrift entweder in denselben Bestimmungen vorhanden sein oder sich in der Praxis herausgebildet haben, welche den Beamten auch das größtmögliche Entgegenkommen gegen kaiserliche Wünsche als Pflicht erscheinen läßt. Ohne eine solche Ueberzeugung würde ja das Verhalten der sächsischen Beamten geradezu unverständlich sein.

Das Bautzener Gericht hat freilich diese Ansicht nicht gelten lassen. In der Begründung seines Urtheils erklärt es, daß die gefährliche Handlung des Transportdirektors nicht gerechtfertigt werden könne durch die Ausrede, er habe damit einen Wunsch des Kaisers erfüllen wollen. Das mag juristisch unanfechtbar sein, aber dann sind gewisse Fragen nicht abzuweisen. Besteht nicht doch bei vielen unserer Bahnbeamten die Auffassung, daß es, je schneller und je rücksichtsloser ein Wunsch oder Befehl des Monarchen erfüllt werde, um so wohlgefälliger vermerkt werde, und daß umgekehrt jeder Widerspruch in einem solchen Falle, wie sachlich gerechtfertigt er auch sein mag, das höchste Mißfallen hervorrufen werde? Tragen nicht vielleicht die Hofbeamten, welche die Anordnungen an die Bahnbeamten zu übermitteln haben, durch ihren Uebereifer dazu bei, daß jeder hohe Wunsch als ein absolutes Gebot erscheint?

Diese Auffassung ist, wenn sie besteht, selbstverständlich ein Wahn, ein völlig haltloser Wahn. Wer dürfte zweifeln, daß ebenso wie der Kaiser von Oesterreich, mancher andere Fürst, vor Allem der deutsche Kaiser, im gleichen Falle handeln würde? Wie wäre es denkbar, daß ein Monarch, dem in der richtigen Weise dargethan wird, die Erfüllung seines Wunsches müsse ihn selbst, sein Gefolge und noch Hunderte unbetheiligter Reisender gefährden, nicht bereitwilligst auf diesen Wunsch verzichten, sich nicht geradezu dankbar für die Aufklärung erzeigen würde? Gerade im Eisenbahnbetriebe vermehrt ja der Diensteifer im Uebermaß die Gefahr, die er verringern soll. Sind aber auch die obersten Behörden der Staatsbahnen dem Aufkommen einer solchen falschen und verhängnißvollen Auffassung der Pflichten bei ihren Beamten überall rechtzeitig und ausreichend entgegengetreten? Ueberflüssig wäre eine solche Fürsorge jedenfalls nicht gewesen. Leben wir doch in einer Zeit, in welcher Strammheit und Schneidigkeit in gewissen Kreisen als Tugenden angesehen werden, obwohl sie nur Ergebnisse der Dressur sind, und in welcher wenig von den Eigenschaften die Rede ist, die der Bahnhofsvorsteher von Mürzzuschlag in leuchtendem Beispiel bethätigt und sein Kaiser in ihm gewürdigt hat: ein klarer Kopf, der auch im ärgsten Getümmel des Verkehrs den Blick des Sachkundigen für das Nothwendige und das Mögliche nicht verliert, und ein festes, mannhaftes Herz, das auch den Höchsten dieser Erde gegenüber im Gefühl reinster Pflichterfüllung ruhig schlägt.

Auch bei der Eisenbahnverwaltung deckt man den Brunnen zu, wenn das Kind hineingefallen ist. Der Löbauer Unfall und seine traurigen Folgen für die betheiligten Beamten werden als eine sehr ernste Mahnung vor allem Uebereifer wirken. Vielleicht ergehen auch von oben Erlasse, welche neue Vorschriften bringen oder bestehende Vorschriften neu einschärfen und alles auf dem Papier vortrefflich regeln. Aber solche Erlasse gelangen doch nur an eine beschränkte Anzahl von Beamten und sie haben eine negative Tendenz. Der Werth der kleinen Geschichte aus Mürzzuschlag liegt in ihrem positiven und allgemein verständlichen Inhalt. Ich glaube, daß heute kein Monarch der Erde auf den Bahnen seiner Staaten sicherer fährt, als der Kaiser von Oesterreich. Und darum wäre es recht nützlich, wenn auch die Tagespresse die weitere Verbreitung der kleinen Geschichte übernähme, sie ist ja in unseren Tagen die große Warnerin und Mahnerin, deren Stimme am weitesten vernommen wird.

M. Broemel.

*) Fünf Bändchen dieser „Geschichten" sind in Reclam's Universalbibliothek erschienen.

Deutschgesinnte Engländer in unseren Tagen.

Es wäre eine interessante Aufgabe für einen Historiker von Fach, dem Verlauf der internationalen Beziehungen zwischen England und Deutschland gründlich und ausführlich nachzuforschen. Wir meinen hiermit nicht die offiziellen Beziehungen der betreffenden Regierungen, sondern diejenigen zwischen dem englischen und deutschen Volke. Engländer, die sich zu dem deutschen Wesen hingezogen fühlten, hat es wohl stets in großer Anzahl gegeben, seitdem die beiden stammverwandten Völker in geistige und soziale Berührung gekommen sind. Es ließe sich hier der Spruch anwenden:

Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.*)

Leider sind die Gesinnungen der deutschfreundlichen Briten nicht immer öffentlich zum Vorschein gekommen, weil ihnen entweder die litterarische Begabung oder der moralische Muth mangelte, ihren Sympathien Ausdruck zu verleihen. Somit ist es ihnen auch nur selten vergönnt gewesen, einen segensreichen Einfluß auf ihre Landsleute auszuüben. Aber Deutschland hat unstreitig diesseits des Kanals mehr aufrichtige Freunde als es selbst weiß. Sie zählen nach vielen Tausenden, ja vielleicht nach Hunderttausenden, und unter ihnen fanden sich mehrere der besten Männer der Zeit, die auf den verschiedenartigsten Gebieten, in der politischen und Litteraturgeschichte, der Dichtung und der Wissenschaft, der Musik und der Theologie Hervorragendes geleistet haben. Schon in der eben vom Schauplatz abgetretenen Generation haben mehrere bedeutende Männer gleichzeitig oder in rascher Aufeinanderfolge in ihren Schriften zu Gunsten deutschen Wesens gewirkt. Man braucht nur an die Namen von Carlyle, George Henry Lewes, Matthew Arnold, Freeman, Blackie und andere zu denken, die in neuerer Zeit ihre Stimmen zur Verherrlichung des deutschen Genius erhoben haben. Aber auch in unserer Zeit gibt es eine auserwählte Schaar deutschfreundlicher Engländer, die zur richtigen Würdigung deutschen Wesens mehr beitrugen, als in Deutschland bekannt sein dürfte, und in der folgenden Skizze, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, soll der Versuch unternommen werden, die deutschfreundliche Thätigkeit einiger zeitgenössischen englischen Schriftsteller, vorzüglich vom litterarischen Standpunkt aus, zu beleuchten. Dabei kommen natürlich nur Engländer in Betracht, die nicht nur die Produkte des deutschen Geistes vom ethischen Gesichtspunkte aus bewundern, sondern sich in ihren Schriften dem deutschen Wesen im Allgemeinen geneigt zeigen und thatsächlich für das Deutschthum als solches Propaganda machen. Wir wissen ja aus Erfahrung, daß man die Leistungen eines Volkes auf den verschiedenen Gebieten der Kunst, Litteratur und Wissenschaft bewundern kann, ohne darum das Volk selbst zu lieben. Hoffentlich dienen die folgenden Ausführungen dazu, inmitten des verwirrenden Geschreis der Tagespresse, hüben und drüben, einige Klärung zu schaffen.

Den ersten Rang unter den zeitgenössischen, deutschgesinnten Engländern müssen wir dem gelehrten Staatsmann James Bryce einräumen, der bereits vor dreißig Jahren seiner deutschfreundlichen Gesinnung Ausdruck gab in dem preisgekrönten Werke „The Holy Roman Empire", und dessen Name den Lesern dieser Zeitschrift noch erinnerlich sein wird in Folge seines an die Redaktion gerichteten Briefes in Bezug auf die armenische Frage, in dem er seine sympathische Bewunderung für Deutschland mit beredten Worten aussprach.*) Ungleich Voltaire hat Bryce einen richtigen Begriff von der politischen Tragweite des alten deutschen Kaiserreiches, von dem er in dem genannten gelehrten Werke ein klares historisches Bild entwirft — von seinem glorreichen Anfang bis zu seinem schmählichen Verfall. Bei der Würdigung dieses einzig dastehenden Instituts mit all seinen Vorzügen und Mängeln, spricht sich eine lebhafte Theilnahme für die Tüchtigkeit des deutschen Charakters aus, und diese Theilnahme überträgt sich unwillkürlich auf den Leser. Zur Zeit, als Deutschland bei seiner staatlichen Zerfahrenheit ein Spott des Auslandes geworden war, mußte eine Auffrischung der Erinnerung an das alte Kaiserreich als eine Art Ehrenrettung des deutschen Volkes erscheinen. Man konnte sich bei dem historischen Gemälde eines Gefühls der Achtung vor dem Volke nicht erwehren, von dem das Institut einst ausgegangen war, das „den Mittelpunkt und das Haupt der Christenheit" dargestellt hatte. Das Ausland schien das beinahe vergessen zu haben. Erinnerte man sich doch kaum in Deutschland daran! Noch heilsamer war indessen jene Erinnerung bei der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches, so fundamental es auch von dem ersten verschieden ist. Das Ausland lernte aus dem Buche von James Bryce, daß Deutschland kein politischer Parvenu war, und daß die Gründung des neuen Reichs, ungleich dem napoleonistischen, sich in hohem Maße auf eine historische Basis stützte.

Das Werk von James Bryce, das bereits in zehnter Auflage vorliegt, erfreut sich in englischen und amerikanischen Leserkreisen einer großen Popularität und ist auch ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt. Seine Wirkung ist noch dadurch erhöht worden, daß der Verfasser im Jahre 1873 bei Gelegenheit der vierten Auflage einen Anhang hinzugefügt hat, in dem er einen Abriß der Geschichte der Gründung des neuen Reichs liefert, das er mit freudiger Theilnahme begrüßt. Bei der Ausarbeitung dieses Anhangs, der einen der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werkes bildet, ist dem Verfasser der gelehrte Litterarhistoriker Dr. A. W. Ward behilflich gewesen, dessen Name allein schon eine genügende Garantie für die deutschfreundliche Auffassung des Gegenstandes wäre. Ward nämlich, der seine erste Erziehung in Deutschland genossen hat und des Deutschen wie seiner Muttersprache mächtig ist, hängt mit warmer Begeisterung am Deutschen, wie aus vielen seiner kritischen Schriften hervorgeht und wie er es in seiner Eigenschaft als Rektor des Owens College in Manchester und als Vizekanzler der Viktoriauniversität, die ihren Sitz in derselben Stadt hat, oft durch die That bewiesen hat. In seinem ausgedehnten Wirkungskreise hat er in hohem Grade zur Beförderung des Studiums der deutschen Sprache und Litteratur in England beigetragen. Und zwar will er das Deutsche nicht bloß zu utilitarischen Zwecken angewandt sehen, sondern als erziehliches Hilfsmittel zur Anbahnung eines theilnahmsvollen Verständnisses deutschen Wesens. Aus demselben Grunde hat er auch stets — indirekt wenigstens — die Lektüre der deutschen Klassiker als Vertreter des Humanismus begünstigt. Als Beförderer der zeitgenössischen deutschen Litteratur müssen wir in erster Linie den bekannten Schriftsteller und Kritiker Richard Garnett betrachten, der gegenwärtig das Direktorat der Druckschriftenabtheilung des britischen Museums bekleidet. Mit der deutschen Sprache und Litteratur vollständig vertraut, hat er während einer Reihe von Jahren höchst ansprechende und verständnißvolle Monatsberichte über deutsche Litteratur für die Saturday Review geschrieben. Das war in der Zeit, als diese Wochenschrift noch monatliche litterarisch-kritische Uebersichten über ausländische laufende Litteratur brachte und eine ideale Tendenz verfolgte. Garnett kritisirte nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen. Sein Urtheil war stets gerecht, ging aber zugleich so auf die Eigenart des betreffenden Schriftstellers ein, daß es uns, selbst durch Tadel, diesem näher brachte. Wer Garnett's

*) Ganz kürzlich betonte, bei einer öffentlichen Preisvertheilung, Sir Owen Richards, der unermüdliche Beförderer der englischen Erziehung, die Klassenverwandtschaft zwischen Engländern und Deutschen, und ermunterte seine jungen Landsleute, dem Beispiel ihrer arbeitsamen Stammesgenossen in ihren Studien nachzueifern.

*) Siehe Nummer 3 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift.

litterarische Berichte las, der lernte nicht nur die deutsche laufende Litteratur schätzen, sondern auch das deutsche Volk lieben. Und er hat zweifellos sehr viel dazu gethan, neuere deutsche litterarische Werke in England einzubürgern. Jetzt, wo in England so viel deutsch gelesen wird und die allerorts ausliegenden deutschen Zeitschriften die erforderliche Information über die neuesten Erscheinungen geben, sind dergleichen Monatsberichte kaum mehr unbedingt von Nöthen, obwohl sie noch immer wünschenswerth wären. Der scharfsinnige Kritiker begnügte sich indessen nicht damit, seine deutschfreundliche Gesinnung allein in den litterarischen Uebersichten nachdrücklichst an den Tag zu legen. Er that es auch in seinen Abhandlungen über Goethe, in denen er sich nicht auf die ästhetische Würdigung des Meisters beschränkte, sondern zugleich das Ideal der Humanität aufwies, das Goethe's Schriften erfüllt und ihn in eminenter Weise zum Vertreter des deutschen Volkes macht. In dem gleichen Sinne haben auch noch andere englische Goethekenner unserer Zeit gewirkt. Wir wollen hier bloß, von vielen anderen, den irischen Gelehrten Professor Edward Dowden und den gewandten englischen Litterator H. Schütz Wilson (den ehemaligen intimen Freund von Lothar Bucher) nennen, die in ihren Goetheforschungen stets das deutsche Element als solches theilnahmsvoll hervorhoben.

Auf rein belletristischem Gebiete hat sich als deutschgesinnt der Romanschriftsteller William Black ganz vorzüglich ausgezeichnet, namentlich durch seinen populären, auch in Deutschland bekannten Roman „The Strange Adventures of a Phaeton": Black fungirte während des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 als Berichterstatter für den radikalen „Morning Star", und schrieb im Interesse Preußens. In Folge seines längeren Aufenthaltes in Deutschland lernte er das deutsche Volk kennen und lieben. Besonders war es der Schwarzwald mit seinen naturwüchsigen Bewohnern, der eine starke Anziehungskraft auf ihn ausübte, so daß fast in allen seinen Erzählungen schwarzwälder Bauern geschildert werden. In dem genannten Roman jedoch, der 1872 erschien, stellte er sich eine höhere Aufgabe. Es dürfte in Deutschland kaum genügend bekannt sein, wie allgemein nach dem Jahre 1870 im Auslande Schrecken und Furcht verbreitet war, das deutsche Volk möchte, siegestrunken, sämmtliche Nachbarstaaten mit Krieg überziehen und eine Art Welteroberung vornehmen. Wie energisch die Deutschen auch gegen diese thörichte Annahme protestiren mochten, so ließ sich das Schreckensphantom nicht verscheuchen. Was jedoch den öffentlichen und privaten Protesten nicht immer gelang, das suchte Black mit seiner schlichten, scheinbar absichtslosen Erzählung zu erreichen. Der Roman schildert einfach die Tour einer englischen Familie in einem Phaeton von England nach Schottland. Die Heldin ist eine reizende Engländerin, die zu der Familie gehört, und der Held ein preußischer Ulan — der Typus der deutschen Kriegsmacht —, der die schönsten Eigenschaften eines gebildeten, humanen und liebenswürdigen Offiziers mit denen eines englischen Gentleman verbindet. Dieser Ulanenoffizier, der die englische Familie als Student in Deutschland kennen lernte, hatte sich ihr auf der Vergnügungsreise angeschlossen. Das führte zur Entstehung einer Neigung zwischen Held und Heldin, die schließlich zu einer Heirath führt. In dieser Verbindung wird symbolisch die moralische Vereinigung von England und Deutschland angedeutet. Die eigentliche Tendenz des Romans, die in keineswegs aufdringlicher Weise aus den eingestreuten Bemerkungen und Gesprächen hervorgeht, ist, klar darzustellen, daß die Deutschen kein Verlangen nach neuen Eroberungen tragen, sondern entschlossen sind, sich mit den reichen Früchten ihrer blutig errungenen Siege zu begnügen. Der Roman machte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck, und ist mit seinen mannigfachen höchst gelungenen Naturschilderungen und Charakterzeichnungen in der That ein novellistisches Meisterwerk. Die Bedeutung des Romans ist um so höher anzuschlagen, als die Engländer, obgleich sie das politisch gebildetste Volk der Welt sind, sich doch leicht von historischen Fabeln beeinflussen lassen, wofür der fast beispiellose Erfolg der imaginären „Battle of Dorking" ein frappantes Beispiel liefert. Black's Roman, der sowohl innerhalb wie außerhalb Englands viel dazu beigetragen hat, die sinnlose Befürchtung zu beschwichtigen, hat in England wie in Amerika seine Popularität auch dauernd behauptet und wird sie wohl so lange nicht verlieren, als es Leser gibt, die für reizende Heldinnen schwärmen, und Leserinnen, die für interessante Ulanenoffiziere begeistert sind.

Wir haben bisher aus der bedeutenden Anzahl zeitgenössischer deutschfreundlicher Engländer einige Schriftsteller herausgegriffen, die ihre deutschen Sympathien auf geschichtlichem, litterarhistorischem oder novellistischem Gebiete kundgaben. Auf dem Felde der Naturwissenschaften dürfte die Auswahl noch schwieriger sein. „In der Wissenschaft sind wir alle deutsch," bemerkten meine Kollegen im Kings College, die Chemiker Professor J. M. Johnson und Herbert Jackson, als ich sie ersuchte, mir einige zeitgenössische englische Naturwissenschafter zu nennen, die die Bezeichnung „deutschgesinnt" verdienten. Diese Behauptung ist wohl begründet, besonders was die Naturforscher und Chemiker betrifft, von denen so viele deutsche Universitäten besucht haben und gewöhnlich deutsche Sympathien in die Heimath mitbrachten. Zwei von den letzteren ragen in dieser Hinsicht besonders hervor. Es sind dies Sir Henry Roscoe und Prof. William Ramsay, die beide, von deutschfreundlichen Gesinnungen erfüllt, in ihren ausgedehnten Wirkungskreisen stets nicht nur für das Studium des Deutschen zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern auch für die Nacheiferung des deutschen Wesens gewirkt haben, insofern es sich in der aufopfernden Hingabe an die Wissenschaft offenbart. Der erstere, der sowohl in der politischen als auch in der wissenschaftlichen Welt eine hervorragende Rolle spielt und früher Professor der Chemie am Owens College war, ist gegenwärtig Vizekanzler der Universität London, und der letztere, der sich mit Lord Raleigh in den Ruhm theilt, das neue Element „Argon" entdeckt zu haben, fungirt als Professor der Chemie am University College zu London. Die kürzlich in England entstandene Bewegung, das deutsche wissenschaftliche Unterrichtssystem herüberzunehmen, ist ausschließlich seiner Initiative zuzuschreiben. Nebst den beiden genannten Gelehrten, die deutsche Universitäten besucht und daselbst eine Vorliebe für das Deutschthum gefaßt haben, sei hier noch erwähnt der berühmte Naturforscher Sir John Lubbock, Parlamentsmitglied für die Universität London, der seine deutschfreundliche Gesinnung durch den Umstand bethätigte, daß er seinen Sohn nach einer Universität in Deutschland gesandt hat, um sich daselbst mit dem deutschen Wesen vertraut zu machen. „Ich bin ein großer Verehrer von Deutschland," schried Sir John vor Kurzem dem Verfasser dieses Aufsatzes, „und ich, wie so viele andere Engländer, fühle mich den Norddeutschen näher verwandt, als die Süddeutschen es thun mögen."

Ich unterlasse es, eine Auswahl zu treffen aus der zahlreichen Schaar ernstdenkender Engländer, die der deutschen Philosophie huldigen, der Tonkünstler, die für deutsche Musik begeistert sind und der klassischen Philologen, die sich deutscher Gelehrsamkeit tief verpflichtet fühlen. Es sei mir indessen gestattet, auf die in unserer Zeit entstandene Gruppe der Neuphilologen in England hinzuweisen. Die meisten von ihnen haben sich eine Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur in Deutschland selbst erworben und daselbst eine so warme Hinneigung zum Deutschthum gefaßt, daß sie bei ihrer Rückkehr nach England ihre deutschfreundliche Gesinnung thatsächlich bekunden. Vorläufig seien hier nur zwei englische Neuphilologen genannt, die in ihren Wirkungskreisen eifrig bemüht sind, der englischen Jugend nicht nur das Studium des Deutschen ans Herz zu legen, sondern ihnen auch Wohlwollen an deutschem Wesen einzuflößen. Es ist dies A. C. Napier, der gelehrte Professor des Englischen zu Oxford und H. W. Eve, der Rektor der University College School, London.

Schließlich sei hier noch rühmlichst erwähnt der deutschgesinnte Vertreter einer Wissenschaft, die in England von hoher nationaler Bedeutung ist. Der gelehrte Theologe

Dr. Henry Wace, Rektor des Kings College in London, ist nicht nur ein begeisterter Verehrer Luther's, wie er in dem 1883 erschienenen Werke „Luther's Primary Works"*) auf eklatante Weise bewiesen hat, sondern auch ein Freund von Deutschland, der Wiege des Protestantismus, im Allgemeinen. Dr. Wace hat seine deutschfreundliche Gesinnung mehrfach in seinen Schriften an den Tag gelegt, und dadurch auf den in England so hochwichtigen klerikalen Stand einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt.

Man ist in Deutschland manchmal — verführt durch Zeitungsfehden — geneigt, zu vergessen, wie viele aufrichtige Freunde man in England besitzt. An sie wollte ich erinnern, indem ich einige wenige hervorragende Beispiele anführte.

London. C. A. Buchheim.

Politisches in und aus der evangelischen Kirche.

Man hat vor etlichen Monaten in den Kreisen, die es zunächst anging, sehr viel Anstoß an dem bekannten Pastorentelegramm genommen: „Politische Pastoren sind ein Unding". Eine objektive Beurtheilung wird aber immerhin feststellen müssen, daß die evangelische Kirche und ihr geistlicher Stand in ihrem Verhältniß zu den politischen Gewalten hier keinem anderen Maßstabe unterstellt wurden als dem, welchen beide Faktoren im Laufe von Jahrhunderten selber herausgebildet hatten.

Diese Entwicklung beginnt schon mit dem ersten Jahrzehnt der deutschen Reformation, als die gewaltige Bauernbewegung von 1525 die evangelische Kirche und die reformatorischen Kräfte vor die entscheidende Frage stellte, ob sie ihre Stützpunkte unten oder oben, bei den herrschenden Gewalten oder bei den Massen, nehmen sollten. Wie in so vielen anderen Stücken, so hat dem deutschen Protestantismus auch hier seine Richtung die dominirende Individualität Luther's gewiesen, der auch die Frage der Stellung des Christen zu den öffentlichen Dingen und Gewalten nicht anders als aus dem Gesichtspunkt der paulinischen Theologie heraus zu beurtheilen vermochte. Zur selben Zeit, da Ulrich Zwingli eine weitgreifende politische und soziale Thätigkeit entfaltete, um dann ein paar Jahre später selbst als Kriegsmann ins Feld zu ziehen, hat Luther, in einem Augenblick, da aller Augen auf ihn gerichtet waren und das Geschick Deutschlands an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt war, den Bauern den leidenden Gehorsam empfohlen, und dann schließlich im ersten Zorn über ihre Greuel mit seiner verhängnißvollen Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" so einseitig wie nur möglich Partei für die Herren genommen. Das lag ihm dann selber schwer auf der Seele; im Uebrigen weiß indessen jeder, der Luther's Charakter gerecht zu werden vermag, daß ihn gerade so wenig wie einen Paulus, wenn dieser den römischen Christen den Gehorsam gegen die Obrigkeit eines Nero auf die Seele bindet, irgend welche knechtselige, liebedienerische Gesinnung, sondern lediglich seine ausschließlich religiös orientirte Anschauungsweise bestimmte, außerhalb deren seinen Standort zu nehmen ihm überhaupt nicht möglich war.

Aber um so folgenreicher ward die Entscheidung, die Luther damals traf, für die evangelische Kirche. Wohl kam es ihr in den schweren Bedrängnissen der Folgezeit sehr zu statten, daß die Fittiche der fürstlichen Macht sie unter sich nahmen; aber dafür hat dann die Verquickung mit den herrschenden Gewalten, die Ausbildung des Summepiskopats und des Staatskirchenthums die evangelische Kirche in die Einseitigkeit eines selbstverständlichen Gouvernementalismus hineinwachsen lassen, den sie bis auf den heutigen Tag nicht wieder los geworden ist. Thatsächlich ist denn auch seit jenem Jahre 1525, mit welchem diese folgenschwere Entwicklung einsetzt, keine politische oder soziale Bewegung mehr aus der evangelischen Kirche hervorgegangen, die sich ernsthaft in Widerspruch zu den herrschenden Gewalten oder Zuständen gestellt hätte, oder auch nur eine maßgebende Bethätigung an einer solchen Bewegung. Es ist rein nur ein Ausfluß dieser selben Entwicklung, wenn im Allgemeinen bis auf diesen Tag jede einzelne, persönliche Ausnahme von jener Norm unten als etwas auffälliges, rollenwidriges, ungehöriges vermerkt wird, während dementsprechend oben es längst als die natürliche Ordnung gilt, von der historisch gewordenen Subordination der evangelischen Kirche die selbstverständliche Anpassung an das jeweilig herrschende System und von ihren Geistlichen die dazu gehörigen kleinen Gefälligkeiten zu erwarten. Daher lag es völlig in dieser Linie, so drastisch auch der spezielle Fall heraustritt, wenn derselbe preußische Oberkirchenrath, dem anno 1890 die bekannten kaiserlichen Erlasse Anlaß zu einer warmen Empfehlung der aktiven und öffentlichen sozialen Bethätigung der Geistlichen gaben, sofort wie nach Vorschrift einschwenkte und als sechs Jahre nachher oben der soziale Wind sich gedreht, die Chamade seines bekannten diesjährigen Erlasses ertönen ließ. Demzufolge wurden ganz naturgemäß ungefähr um dieselbe Zeit, wo königliche Landräthe gegen die Handelsverträge, gegen die „Politik Seiner Majestät" ungenirt agitiren durften, evangelische Geistliche diszipliniert, weil sie den Anschluß an die veränderte sozialpolitische Situation nicht finden konnten und wollten oder weil sie gar dem Freiherrn von Stumm auf die Zehen getreten hatten. Man wird sich aber im Grunde genommen darüber nicht wundern dürfen, denn wir haben es hier wie dort mit nichts anderem zu thun, als mit dem konsequenten Ausfluß jenes Systems, das wir vorhin des Näheren bezeichnet, eines Systems, das die evangelische Kirche selber herausgebildet und groß gezogen, an das sie die staatlichen Gewalten wie auch ihre Gemeinden gewöhnt hat, und das sich, für den praktischen Gebrauch in ein bestimmtes handliches Schema gebracht, in Kürze ungefähr auf folgende Formel zurückführen ließe: an den öffentlichen Angelegenheiten hat die evangelische Kirche kein Interesse, es sei denn im Sinne des herrschenden Systems und der bestehenden Ordnung; politisch Partei nehmen dürfen ihre Geistlichen nicht, es sei denn, daß diese Partei konservativ oder, wo das die gouvernementale Kouleur ist, nationalliberal heißt. Was darüber ist, ist vom Uebel!

Wie ganz anders — die Parallele drängt sich hier auf — ist doch die Stellung, welche in dieser Hinsicht auf ein und demselben Boden die katholische Kirche und ihr Klerus nicht nur sich selber zugesteht, sondern die Beiden gerade auch seitens der herrschenden Gewalten ohne weiteres als etwas ganz Selbstverständliches und Berechtigtes zugestanden wird! Ja, indem die römische Kirche bei uns in Deutschland auf das dem protestantischen Zustand geradezu entgegengesetzte Extrem sich entwickelte, scheint sie ihrer Volksthümlichkeit, ihrem Einfluß und nicht zuletzt auch dem Vertrauen des katholischen Volkes zu seinen Geistlichen viel mehr genützt als geschadet zu haben.

Trotzdem wird man die Vorbildlichkeit des katholischen Extrems für die evangelische Kirche aus guten Gründen durchaus ablehnen müssen; aber man wird auch zugeben, daß zwischen ihm und dem entgegengesetzten Extrem, das der deutsche Protestantismus, sehr im Unterschied von dem der Schweiz oder Englands, herausgebildet hat, noch ein Mittelweg vorhanden ist. Gewiß, die Entwicklung der Kirche zu einem so wesentlich politischen Faktor und ihrer Geistlichen zu Trägern desselben, wie uns das im deutschen Katholizismus vorliegt, ist ein Uebel, in letzter Wirkung am allermeisten für die Kirche selbst, aber ein Uebel ist auch die

*) Obiges Werk, das soeben in einer neuen stark vermehrten Auflage erschienen ist, enthält unter anderen einen von Dr. Wace verfaßten geistreichen Essay über Luther's „Lehren und Leben" und eine historische Skizze über den „Politischen Verlauf der Reformation in Deutschland" vom Verfasser dieses Aufsatzes.

umgekehrte Doktrin, die das Interesse der Kirche an den öffentlichen Dingen negirt und den geistlichen Stand wie eine Kaste von ihnen abschließen will. Man wird die prinzipielle Kampfstellung der Kirche gegenüber dem Staat, in welcher der Ultramontanismus als die wahre ecclesia militans erscheint, für ein Unglück halten, ein Unglück für beide Theile; und man weiß, daß eine solche Stellung als Prinzip auf der Seite der evangelischen Kirche überhaupt nicht möglich wäre; denn die Kirche des wahren Protestantismus und der moderne Staat sind von einem Fleisch und Blut; aber ein Unglück ist auch das entgegengesetzte Prinzip, das die evangelische Kirche entwickelt hat, das Prinzip des selbstverständlichen Gouvernementalismus, der selbstverständlichen Subordination, nicht nur weil es die Volksthümlichkeit der Kirche und das Vertrauen der Massen schädigt, sondern weil es eine Verwüstung des Charakters unter Umständen zur Folge haben kann — ganz abgesehen davon, daß es seine unbedingte Schranke finden muß an den einfachsten, verfassungsmäßig garantirten Rechten der Bürger des Staates, auf dessen Boden wir stehen.

Daß eine Reaktion gegen diese Beschränkung wie überhaupt gegen das eben gekennzeichnete Prinzip sich entwickeln mußte, ist leicht erklärlich in einer Zeit, die von so zahlreichen sozialen Fragen erfüllt ist. Unleugbar ist denn auch in den letzten Jahren in der evangelischen Kirche ein reges Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere denen sozialer Art, ein Streben nach Mitarbeit und Bethätigung lebendig geworden, so daß eine diesen Interessen dienende Vereinigung wie der Evangelisch-soziale Kongreß nicht nur möglich wurde, sondern auch von Jahr zu Jahr einen weiteren Kreis um sich versammelte, an soziale Zustände Kritik anlegen und ein bestimmtes, von Oben unabhängiges Wollen kundgeben konnte. Bereits der IV. Evangelisch-soziale Kongreß vor 2 Jahren gelangte zu einer durchaus selbständigen und scharfen Aussprache in Sachen eines wirthschaftlich, sozial und politisch so weitgreifenden Themas, wie es die Lage der Landarbeiter im Osten thatsächlich ist. Es ist beachtenswerth, daß dann trotz der daraufhin eintretenden Antipathie der offiziellen Kreise, ja unter dem unmittelbaren Eindruck des bekannten Pastoren-Telegramms, also einer scharfen Mißbilligung seitens der Instanz, die zugleich das Summepiskopat der größten evangelischen Kirche Deutschlands darstellt, der letzte Evangelisch-soziale Kongreß in Stuttgart nicht nur an Zahl der Theilnehmer, sondern auch an inhaltlicher Kraft seine Vorgänger übertraf. Seitdem hat die offiziöse Presse Hand in Hand mit den Pächtern von „Besitz und Bildung“ es sich redlich angelegen sein lassen, speziell die Richtung Pfarrer Naumann's in einen Topf mit der Sozialdemokratie zu werfen, und die feindselige Haltung der preußischen Kirchenbehörde, ihr bekannter diesjähriger Erlaß, sowie allerlei sonstige Maßregelungen lassen keinen Zweifel übrig, daß das Beschreiten dieser Bahn die beste Aussicht auf ein Martyrium eröffnet. Aber trotzdem ist es kürzlich in Erfurt unter Anwesenheit von Vertretern aus immerhin 60 Reichstagswahlkreisen, meist Geistlichen, zu einer förmlichen Konstituirung der Naumann'schen Richtung gekommen.

Man mag zu der Tendenz dieser Bestrebungen, wie zu der des Evangelisch-sozialen Kongresses sich stellen wie man will, wenn man jene oben gezeichnete Entwicklung der evangelischen Kirche für ein Uebel hält, wenn man Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils gegenüber den öffentlichen Fragen für nothwendige Attribute auch des geistlichen Standes, und zwar gerade im Interesse seiner selbst und der evangelischen Kirche hält, wenn man zum mindesten auch für sie das Recht auf unverschränkte Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte anerkennt, dann wird man Erscheinungen, wie sie aus der evangelischen Kirche in letzter Zeit hervorgingen, in gewissem Sinne eine erfreuliche Bedeutung zubilligen müssen.

Aber noch mehr. Wer der Entwicklung dieser Erscheinungen nachgeht bis auf ihren Ursprung, der stößt auf ein merkwürdiges Phänomen. Der Weg führt zurück auf Stöcker! Aber wenn es bezeichnend ist für das Charakterbild dieses Hofpredigers, daß er seine christlich-soziale Arbeiterpartei, die er seiner Zeit vor den Attentaten gründete, durch die verschiedenen Metamorphosen von Sozialismus und Antisemitismus hindurchführte bis zum Konservatismus des Herrn v. Hammerstein; ist es dann nicht noch viel beachtenswerther, daß diese Entwicklung sich trotzdem ihre eigenen Wege schuf, immer weiter weg von der reaktionären Masse der konservativen Partei? Es bedeutete den offenen Bruch mit der konservativen Partei, als der vierte evangelisch-soziale Kongreß zu der bekannten scharfen Beurtheilung des sozialen Elends der ostelbischen Landarbeiter, der Sünden des junkerlichen Großgrundbesitzes und seiner künstlichen Fristung gelangte. Es folgte dann auch die formelle Scheidung von Stöcker. Wie gegensätzlich aber zur konservativen Partei die Entwicklung während der folgenden kurzen Zeit schon sich gestaltete, zeigt die Thatsache, daß, als das Erkennungszeichen der Elemente, die in der Richtung Pfarrer Naumann's sich sammelten, ausdrücklich das Nichtkonservativsein bezeichnet wurde. Es ist ein demokratischer Boden, auf den man mit Bewußtsein sich stellt und es fand kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit statt, als man in Erfurt die nachstehenden Linien für das politische Verhalten zog:

„Wir stehen fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung und wünschen ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung. Wir sind für Unantastbarkeit des allgemeinen Wahlrechts zum Reichstag und für Ausdehnung desselben auf Landtage und Kommunalvertretungen. Wir fordern Verwirklichung der politischen und wirthschaftlichen Vereinsfreiheit und ungeschmälerte Erhaltung der staatsbürgerlichen Rechte aller Staatsbürger“.

Das sind durchaus demokratische Sätze und sie zeigen, wie groß die Distanz geworden ist gegenüber der konservativen und antisemitischen Reaktion, gegenüber dem mit ihr verquickten christlichen Sozialismus Stöckerischer Farbe. Ist es nicht ein gutes Zeugniß für die sieghafte Kraft des liberalen Gedankens, wenn aus jenem steinigen Boden, aus Kreisen, die vor freiheitlichen Forderungen sonst ängstlich wie vor Zugwind sich zu hüten pflegen, diese Keime einer politisch liberalen Anschauung herangewachsen sind?

Im Uebrigen zeigt die Bewegung allerdings zahlreiche Widersprüche und Unklarheiten.

Man fordert die Mitarbeit der Gebildeten, aber andererseits scheint man wesentlich eine Partei der Arbeiter, also die Partei einer Klasse eines Standes sein zu wollen. Mit Recht ist diesem Standpunkt entgegengehalten worden, daß das der sicherste Weg sein wird, gerade das Bürgerthum gegen sich zu haben. Die Erfahrung lehrt, daß die Sozialdemokratie, indem sie als Klassenvertretung sich etablirte, den Gegenschlag der Reaktion im Bürgerthum zur Folge hatte. Was uns aber in Deutschland Noth thut, das sind nicht neue Parteien einzelner Klassen, einseitiger, wenn auch relativ noch so berechtigter Interessen, sondern starke Parteien, die gegenüber den Sonderinteressen das Ganze, die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Interessenpolitik, die Klassenpolitik — gerade das ist eine der Wurzeln unserer öffentlichen Misere; und wo von dort her einseitig Hand angelegt wird, da wird der Weg nur tiefer in diese Misere hineinführen.

Das Problem lautet: Wie wird die politische Kluft überbrückt, die sich zwischen dem Arbeiter und dem Bürgerthum aufgethan hat? Wie wird die Gefahr überwunden, in zwei Hälften auseinanderzufallen, in zwei Hälften, die sich nicht mehr kennen und nichts mehr politisch mit einander gemein haben wollen? Wie kann — um die termini der Nationalsozialen in Anwendung zu bringen — wie kann das Nationale mit dem Sozialen und andererseits das Soziale mit dem Nationalen zu einer höheren Einheit sich verbinden? Gewiß, darum handelt es sich.

Das wesentliche Kennzeichen des Nationalen scheint aber für die Richtung Naumann auf das landläufige Genre einer möglichst weitgehenden, voraussetzungslosen Zustimmung zu den Forderungen für militärische Zwecke,

Marineforderungen, kolaniale Ausgaben u. dgl. auf die Ideen einer sogenannten Weltmachtspolitik hinauskammen zu wollen. Man fordert wenigstens:

„Politische Machtentfaltung nach außen. Ungeschmälerte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Angemessene Vermehrung der deutschen Kriegsflotte. Erhaltung und Ausbau der Kolonieen. Eine Politik der Macht“.

Wohl zeigt allerdings die Beobachtung, daß noch jede Wahlbewegung, die unter militärischen Zeichen vor sich ging, eine Klippe für die Parteien des bürgerlichen Liberalismus war aber eine befriedigende Formel, mittelst deren diese Klippe sich vermeiden läßt, ist noch nicht gefunden. Unter keinen Umständen wird eine liberale Partei eine wirkliche Volksvertretung des Rechtes der Kontrolle und eventuell auch des Widerstandes gegen ihr ungerechtfertigt scheinende militärische Lasten sich begeben können, speziell, aus wirthschaftlichen und sozialen Motiven, und am allerwenigsten in einer Zeit, der man nachsagt, daß in ihr unverantwortliche und unkontrolirbare Faktoren eines extremen Militarismus ihre Einflüsse spielen lassen. In einer solchen, etwaigen militärischen Forderungen opponirenden Haltung, die von mindestens dem gleichwerthigen Vaterlandsgefühl wie im entgegengesetzten Fall bestimmt wird, einen Mangel an nationalem Sinn erblicken, — das hieße in eine Phase unserer öffentlichen Sitten zurückverfallen, an deren schlimmen Mißbrauch des Begriffs National man nur mit Beschämung zurückdenken kann. So viel aber scheint mit Sicherheit voraus gesagt werden zu können: Wenn die nationalsoziale Richtung als eine Arbeiterpartei thatsächlich dem Begriff des Nationalen jene enge und rein äußerliche Bestimmung in der möglichsten Bewilligung militärischer, kolonialer oder Marineforderungen geben wollte, dann würde jedenfalls der Zuwachs, den sie aus den Arbeiterkreisen aber gar aon der Sozialdemokratie her erhofft, an den Fingern zu zählen sein.

Ob sie mit dem Inhalt, mit dem sie ihren Begriff des Sozialen erfüllt, um so mehr reüssiren wird, bleibt ebenfalls abzuwarten. Aus dem, was sie vorläufig in Erfurt proklamirte, läßt sich noch kein Wechsel auf die Zukunft ziehen. Es heißt da:

„Eine Vergrößerung des Antheils, den die Arbeit in ihren verschiedenen Arten und Formen in Stadt und Land unter Männern und Frauen an dem Gesammtertrag der deutschen Volkswirthschaft hat, erwarten wir nicht aon den Utopien eines revolutionären und kommunistischen Sozialismus, sondern von fortgesetzter, politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit auf Grund der vorhandenen Verhältnisse, deren geschichtliche Umgestaltung wir zu Gunsten der Arbeit beeinflussen wollen“.

Das geht nicht weit über eine Leitartikel-Redensart heraus.

Hier wie dort wird man das versprochene eingehendere Programm abzuwarten haben. Ich glaube, daß schon dann, wenn die neue Richtung sich an diese Programmarbeit macht, ihr die Schwierigkeiten eines gemeinsamen Daches zum Bewußtsein kommen werden. Es wird sich dann zeigen müssen, ob die mannigfaltigen Elemente, die bisher in den verschiedensten Parteilagern standen, und sicherlich auch sehr divergente Anschauungen mitgebracht haben, auf ein wirkliches, über Allgemeinheiten hinausgehendes Programm sich werden zusammen finden können.

Zugleich wird sich dann herausstellen, ob die Differenzen über die Stellung von Religion, Christenthum und Kirche welche schon in Erfurt den Hauptraum einnahmen, thatsächlich gehoben sind. Bei der Art und Herkunft der Partei, um die es sich handelt, muß naturgemäß hier eine wesentliche Frage liegen. Man hat sich in Erfurt auf eine möglichst weite Formel geeinigt, die es auch dem Katholiken möglich machen soll, der Partei beizutreten. Ja, man sagte, auch dem Juden! Es wird sich aber fragen, ob der junge Bach, der jetzt noch in der ersten Frische über alle Steine hinwegsprudelt, wenn er erst einmal seinen regulären und gemächlichen Lauf angenommen, nicht doch schließlich in das enge Bett eines konfessionell kirchlich aber dogmatisch abgesteckten politischen Flüßleins einmündet. Und das fehlte uns wahrhaftig noch in Deutschland, ein protestantisches Centrum!

Man hat einmal gesagt, daß England dieselben Stadien der wirthschaftlichen Entwicklung, des sozialen Prozesses durchläuft, aber just 50 Jahre uns voraus. Nun, vor bald 50 Jahren wuchs dort aus der englischen Kirche die Bewegung der christlichen Sozialisten hervor. Berühmte Namen: Kingsley, Maurice, Ludlow, Neale waren ihre Träger, und es ist unbestritten anerkannt, daß diese Männer und ihr Wirken zur Zeit jener entscheidenden Krisis um die Mitte des Jahrhunderts ein gut Theil beigetragen haben zu der Schärfung des sozialen Pflichtbewußtseins, zu der Annäherung der Klassen, deren England sich erfreut. Die christlichen Sozialisten jener Zeit haben das fertig gebracht, obwohl sie keine Partei waren, sondern nur eine Bewegung, allerdings eine von unvergleichlichem Feuer der Hingebung und des Wahrheitsmuthes erfüllte Bewegung. Obwohl sie keine Partei waren? Vielleicht gerade deswegen, weil sie keine waren!

Nimburg (Baden).

Friedrich Haldermann.

Ein Skizzenbuch Taines.*)

Aus dem Nachlasse Taine's wird hier ein Buch veröffentlicht, das in die Zeit zurückreicht, da er Mitglied der Prüfungskommission für St. Cyr war. Das Amt scheint ihm nicht sonderlich behagt zu haben, wenigstens spricht er oft mißmuthig von dem „métier“, das ihn einschränkte; doch brachte es immerhin den einen Vortheil, daß er bei seinen Rundfahrten als Examinator die französische Provinz wiederholt und näher beobachten konnte. Er that es, darf man sagen, mit dem Notizbuch und der Bleifeder in der Hand; was der Tag gezeigt hatte, trug er rasch in seine kleinen Hefte ein, umriß es, während noch der erste Eindruck nachschwang. So entstand eine Sammlung von Noten, die uns jetzt vorgelegt wird, ganz wie sie damals niedergeschrieben sind, in all ihrer provisorischen und im Ganzen etwas fragmentarischen Form.

Wenn man bedenkt, wie sie so zusammengebracht sind, beiher, als ein Tagwerk neben anderen, wird man erst recht die Arbeit würdigen, die hier niedergelegt ist. Mit einer riesigen Energie des Geistes, die nie aussetzt, gibt dieser Mann sich über seine Erlebnisse Rechenschaft. Er sieht nichts, ohne daß er es zu erfassen und zu charakterisiren versuchte. Und was vielleicht noch mehr sagen will, es gelingt ihm auch immer, die Empfindung voll zum Ausdruck zu bringen, sie zu gestalten und das Wort zu finden, welches uns anderen vorgaukelt, welches anklingt und doch nicht kommt. Wer je am Schluß eines Reisetages die wogende Stimmung klar auslösen wollte, weiß wohl, wie weit es ist vom sinnlich Begriffenen und Empfangenen bis zur geistigen Formulirung. Taine scheint dabei gar keine Schwierigkeit verspürt zu haben. Diese Arbeit war für ihn eine Erholung. Mitunter macht er sich zwischen zwei Examensstunden auf, um rasch dieses oder jenes zu besichtigen, oder besser gesagt, zu analysiren. In dem Studium entschädigt er sich für die Mühen des Berufes.

„Ordinairement on n'a que des commencements de sensations. . . . .

Pour les avoir parfaites, il faut les corriger, les compléter.“

So hat Taine selbst auf das Vorläufige, Skizzenmäßige seiner Aufzeichnungen hingewiesen. Diese ersten Blätter

*) Carnets de voyage. Notes sur la Province. 1863—1865. Paris. 1897. Hachette.

sollten ergänzt oder umgearbeitet werden. Sie waren Material, welches geformt oder wenigstens noch gegliedert werden mußte. Alles wäre nach großen Gesichtspunkten zusammengestellt worden; aus der Fülle der Einzelzüge wären die wesentlichen herausgehoben, das Bild zum Typus ausgestaltet worden. Er hätte uns das Bedeutende gegeben, in dem sich die Vielheit der unendlichen Erscheinungen zusammenschließt, statt des realistischen Einzelportraits ideale von allgemeinerer Geltung gemalt. Er hätte das einzelne unter den Zeichen der Art charakterisirt. Alles wäre systematischer, tiefer, prinzipieller geworden, und wir hätten ein Buch, wie die Notes sur l'Angleterre. Soll man es bedauern, daß es nicht geschrieben ist? Ich weiß es nicht recht, aber fast will es mir scheinen, als ob sogar die gegentheilige Ansicht etwas für sich habe. Zunächst ist uns Taine als systematischer Darsteller hinlänglich bekannt, indessen wir hier ihn einmal beim Werke belauschen dürfen, noch ehe die Elemente seiner gelehrten Beobachtungen definitiv eingegossen sind. Wir können einen Blick in die geistige Arbeitsstätte thun; und zur Beurtheilung des Mannes ist das nicht unwesentlich. Dann ferner sind diese flüchtigen Skizzen, die eben vor dem Gegenstande abgenommen wurden, von unnachahmlicher Frische und Farbenkraft. Sie athmen Gegenwärtigkeit und leben, weil sie mit erregten Sinnen das empfangene Bild ungemindert zurückwerfen; weil sie nichts wollen, als einfache Töne, Linien und Gesichte möglichst treulich wiederholen. Die Reflexion beschattet sie noch nicht zu sehr.

Freilich, um zu genießen, muß man das Buch zu lesen verstehen. Es will künstlerisch genommen werden, wie etwa die Studienmappe eines Malers. Jede Komposition geht ihm ab; die Beschreibungen stehen nebeneinander, zusammenhängend oder zusammenhanglos, wie eben der Lauf wechselvoller Wandertage es mit sich bringt. Der Weg führt ihn zwei-, dreimal in dieselben Gegenden, dann kehren die Szenen wieder, oder sie ähneln sich. Doch hat es nicht seinen Reiz — für den wenigstens, der beschaulich zu vergleichen versteht — wenn der Künstler den nämlichen Gegenstand von einem anderen Punkte, unter anderer Beleuchtung aufnimmt, oder wenn wir uns mit ihm wieder ganz in der alten Umgebung treffen? Auch sind wohl Flüchtigkeiten stehen geblieben, wie dort, wo es heißt, daß die Loire der Eisenbahn folge. Was könnte indessen für das boshafte Vergnügen entschädigen, auch einen großen Schriftsteller einmal bei etwas Unüberlegtem zu ertappen?

Taine als beschreibender Künstler ist ein Meister von Rang, und namentlich seine Landschaften sind bewunderungswürdig. Hier diese Schilderungen sind so farbig, so satt voll Leben und Empfindung, daß sie zu Gemälden von unmittelbarster Anschaulichkeit werden. Man sieht die Landstriche, man hat sie da; der Norden und der Süden treten gleicherweise in ihrer eigenthümlichen Art hervor. Mitunter fühlt man sich an George Sand's Naturbilder erinnert; er malt mit der Feder, was Corot mit zartem Pinsel hinhaucht. Duftumwoben hier diese Gegend:

„Der offene Himmel wölbt sich sanft, wie eine leuchtende Perlmutterschale; die breite Wasserfläche sendet sein Licht zurück; die doppelte Helle trifft sich und wogt verschwommen in einem zarten Nebel, der sie durchdringt. So entsteht ein ätherisch-durchsichtiger Schleier, der die Umrisse mildert; die schlanken Baume, die fernen Pappeln im Dunst, wie glückliche Schatten, die zwischen Sein und Nichtsein hinfließen, sonst, verliebt, bald schnell verschwunden, bald wieder da. Keine Farben, die hohen Gebäude recken ihre schwarzen Schatten über das Wasser hin. Rings überall griefelt und zittert es in weißer Helligkeit: der Mond tanzt auf dem Wasser, und die kurzen Wogen spielen matt an oder rauschen."

Mit zwei, drei Tönen, die scharf gegeneinander gesetzt sind, entwirft er uns „Arcachon vom Meere aus“:

„Zur Rechten und zur Linken, ganz fern, bisweilen dem Auge verloren, fast am Rande des Horizontes, dehnen und wellen sich die Sandhügel, sanft und einförmig, so wie Wind und Fluthen sie gestaltet haben. .... Ihre langen Streifen säumen das blaue Wasser mit mattem, hartem Weiß; sie glitzern nicht, doch läßt sich kein schönerer Rahmen denken, als ihre kraftvolle Farbe. — Ueber ihnen und mit ihnen wogen auf und ab die Fichtenwälder."

Weiß, Blau, Grün grell neben einander, ein ganz impressionistisches Bild! — Vielleicht am Köstlichsten sind die Meeresstimmungen aus dem Süden, jauchzend, strahlend, voll geweiteter Sinnenlust und erhöhtem Dasein:

„Vor mir das unendliche Meer in göttlicher Bläue; der Himmel dagegen fast weiß. Dieses Meer ist paradiesisch stille; nur daß man auf der breiten schimmernden Fläche, über welche die Sonne ihren glorreichen Brand ausgießt, ein leichtes Zittern gewahrt, Millionen fast unmerklicher goldener Schuppen . . . Zwei oder drei schmale Streifen von matterem Blau bezeichnen die Stelle, wo plötzlich die Tiefe zunimmt, und Erd und Himmel, also geädert, gleichen den glänzenden, marmorirten Schalen einer Perlmuttermuschel . . . . Entlang der Küste ziehen in Windungen die Risse der röthlichen Wege nieder: man wendet sich um und sieht den schroffen Absturz des verbrannten, gelben Berges, dann, ganz ferne, die Kette der Pyrenäen, welche gebläut, vergoldet im jungen, wandellosen Azur schwimmen, eingehüllt in mattes Violett“. —

Und so könnte man weiter Seite um Seite abschreiben. Daneben die Typen der Menschen, bald lärmend und expansiv, bald sinnig und in sich gekehrt Nur ein Beispiel sei gestattet. Er erzählt von den Töchtern der Bretagne:

„Bleiche Hautfarbe, bisweilen leise gelblich und krankhaft, oft von äußerster Zartheit. Manche junge Mädchen haben etwas von einer abgehärmten Madonna, einen feinen Hals, wie Johanna von Neapel, einen entzückenden Nacken, schmächtig und lang, eine unendlich sanfte Stimme, schamhafte Augen, die sie gleich niederschlagen, etwas wie zitternde Empfindlichkeit, bisweilen wie leidende Schüchternheit. Die Wirkung ist köstlich, sie sind ganz Seele“.

Zwischen den künstlerischen Partieen stehen vereinzelt hie und da politische Bemerkungen. An den Verhältnissen der Provinz mißt Taine den geistig-sozialen Zustand des Landes, welchen das überhastete Treiben von Paris wenig deutlich zur Erscheinung bringt. — Das demokratische Gleichmaß der Institutionen in Frankreich hat ihn bedrückt und erbittert Er war Aristokrat in dem Sinne, wie jede bevorzugte Persönlichkeit es sein wird durch Beanlagung und Instinkt, nicht aus Prinzip und theoretischer Erwägung. Er fühlte in sich Kräfte, um allein voran zu kommen, darum sah er mit Verachtung auf ein Leben, in dem jeder Schritt gegängelt und überwacht, alles durch Gesetzesbestimmung von vornherein geregelt war. Das überlegene Individuum braucht Platz und Spielraum, es will für sich stehen, sich nach seiner Art entwickeln, nicht mit den anderen in Reih und Glied rangiren. Das aber war hier in Frankreich nöthig, wo es von Examen zu Examen geht; wo man geduldig Queue bildet einer nach dem andern reglementsmäßig seine Nummer erhält. So hat man Schwung und Initiative erstickt; „Beamtencharaktere" mit engem Gesichtskreis herangezüchtet Man treibt eine Politik, die auf den kleinen Mann zugeschnitten worden, auf seine Ambitionen und seine Gangart. Die Mittelmäßigkeit hat hier ihr Eden gegründet; und da, wo sie aufhört, beginnt erst — immer nach Taine's Auffassung — der Mensch, der für sich allein etwas bedeutet.

Dann freilich, nach all diesen bitteren Ausfällen, die zweiflerisch-resignirte Frage, ob nicht am Ende diese ganze Gestaltung der Dinge dem Geiste und Charakter der Nation angemessen sei.

„Wir sind Gallier, die zur Eingliederung bestimmt sind, deren Ideale glänzende Hingebung und ritterliche Kühnheit sind. . . . Sich unterhalten, plaudern, gesellig leben, Witze reißen, Spottlieder anhören, hübschen Frauen den Hof machen, mit seiner Geliebten lachen und tafeln, sich tapfer schlagen, und bei der ersten Gelegenheit sich für einen General begeistern oder sonst ihn hinnehmen, wie den Schulmeister oder Polizisten, entweder seine Pflicht nicht thun oder mehr, als seine Pflicht, sich nicht schonen, sich opfern, sobald das Ziel glänzend ist oder dafür gilt, unschwer, selbst gern sich einreihen und einkaserniren lassen: alles das ist echt französisch."

und kürzer, fast epigrammatisch, charakterisirt er ein andermal diesen sprunghaft und unselbständigen Geist und seine Aeußerungen in den Worten:

„Vielleicht muß man sagen, daß wir noch Gallier sind, mit Druiden, die nicht auszurotten sind, mit einem Bercingetorix, den der Zufall bringt, und mit einer hierarchischen Ordnung, die von Rom eingeführt ist."

So enthält das Buch auch seine Probleme, Anregungen und Zweifel.

Paris. G. Ransohoff.

Theater.

Neues Theater: „Marcelle". Schauspiel in 4 Akten von Viktorien Sardou.

Viktorien Sardou's neueste Komödie „Marcelle" ist eine Dramatisirung des alten englischen Gouvernantenromans. Auf dem abgebrauchten Motiv der „verfolgten Unschuld" ruht die gesammte Handlung des Stückes. Daß Marcelle nicht Gouvernante, sondern Vorleserin einer Baronin ist, ist unwesentlich. Wesentlich ist, daß der Sohn der Baronin sie liebt und zu heirathen gedenkt und daß sie selbst vor Jahren vor dem Richter ausgesagt hat, daß sie einen Liebhaber nächtlicher Weile in ihrem Zimmer aufgenommen habe und so die schuldige Ursache eines Revolverangriffs ihres Bruders auf diesen fatalen Ehrenmann geworden sei. Im zweiten Akt jedoch betheuert sie mit ihrer Liebe dem jungen Sohn der Baronin ihre Unschuld; ihre Zeugenaussage war falsch und nur zur Rettung ihres Bruders abgegeben. Durch einen Theatertrik wird im dritten Akt der Schein ihrer Schuld bestätigt, durch einen erneuten Theatertrik im vierten Akt ihre Unschuld erwiesen.

Sardou's neueste Komödie ist ein Intriguenstück ganz im Sinne Scribe's, und es geht in Gestalt der alten Baronin ein Raisonneur durch das Drama ganz im Sinne des jüngeren Dumas. Litterarisch werthlos, wird die Komödie durch die langathmigen Auseinandersetzungen über Marcelle's Schuld oder Unschuld herzlich langweilig. — In diesem Sinne hat sich die Berliner Tageskritik über Sardou's „Marcelle" ausgesprochen und ich müßte ihr von deutschem Standpunkt aus durchaus beipflichten. Aber damit daß Marcelle für die deutsche Bühne nichts bedeutet, ist nur wenig gesagt. Was bestimmt ihre Geltung auf dem französischen Theater?

Vor mir liegt die Kritik Jules Lemaître's anläßlich der Erstaufführung im vergangenen Frühjahr auf dem „Gymnase". Nur eine Szene zeugt nach Lemaître von dichterischer Kraft, die Szene im dritten Akt, in der Marcelle dem Geliebten sagt: ich kann dein Weib nicht sein, laß mich dir rechtlos angehören — in seiner verständnißvollen deutschen Theaterbearbeitung durfte Paul Lindau diese Szene streichen. Die Abhängigkeit von Scribe und Dumas konstatirt auch Lemaître, er rügt den Mangel an Ehrlichkeit und Bonhommie. Aber die szenische Geschicklichkeit entzückt ihn, den Pariser. Die schillernde Gewandtheit und die verblüffende Logik, mit der das Unschuldig und dann das Schuldig und dann wieder das Unschuldig bewiesen wird, hat für ihn den Reiz pikanter Formvollendung. Im Theatertrik bewundert er die geistreichen Einfälle des kunstvollen Spielers, in den langathmigen Plaidoyers den scharfsinnigen Advokaten. Deutscherseits hat man an Marcelle sogar den Mangel an szenischem Geschick gerügt; sicher mit Unrecht. Stärke und Schwäche jedwedes litterarischen Urtheils beruht eben heut in Deutschland darin, daß überall der Maßstab erlebter Wirklichkeit angelegt wird. Und da erscheint jeder Tänzerpas gezwungen und unnatürlich. Es ist aber noch keine Kritik, wenn man dem Tänzer sagt: so geht man nicht.

Und noch ein Anderes ist für den Unterschied zwischen deutscher und französischer Beurtheilung des Theaters Sardou's, wie des jüngeren Dumas maßgebend. In seiner Bedeutung für das französische Theater heißt Sardou stets Sardou plus Sarah Bernhardt ganz wie man mit Alexandre Dumas plus Sarah Bernhardt rechnen muß. Ich weiß nicht, ob sie die Rolle der Marcelle gestaltet hat, aber die Eigenart ihres Spiels ist für das Drama Dumas' und Sardou's in Stoffwahl, Komposition und Dialogführung entscheidend geworden. Es hat sich zum Theil um ihr Spiel krystallisirt.

Ich habe Sarah Bernhardt im vergangenen Sommer wiedergesehen. Von den Gestalten, die sie in die Sardou'schen Dramen hineinschafft, ist in den Büchern wenig zu finden. Und nun ich ihre Eigenart andeuten möchte, versagt sich mir das letzte Wort. Und doch ist sie immer ganz sie selbst. Und ihr Sein besteht in Gegensätzen. Sie ist leidenschaftlich und apathisch, so hold wie abschreckend, hastig und sehr müde, ganz Konvention und ein Geschöpf der Dekadence und ganz Natur, Natur bis zu einer Offenbarung menschlichen Leidens, bis zu dem letzten Angstschrei der Kreatur, den man einmal gehört, nie wieder vergißt — der jähe Wechsel der Extreme als irrlichterirender Wechsel, er eben ist die Eigenart ihres Wesens und der daraus geschaffenen Gestalten. Etwas Katzenartiges ist in ihrer Natur; sie schleicht oder sie springt, aber sie geht nicht. Und etwas Fieberhaftes ist in ihrem Wesen. Ihre Natur ist ganz — und das ist das Eigenthümliche — zum Ausdruck einer bestimmten Kultur geworden, der Kultur, die das zweite Kaiserreich hinterlassen hat. Das ist das Große und Einzige ihres Spiels, daß sie mit einer Fülle schwer nachweisbarer Einzelzüge Gestalten schafft, in denen sich eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Milieu darstellt. Sie offenbart ein Zeitempfinden bis in seine letzten Stimmungen. Ihr Spiel ist gleichsam Zeithistorie. Darum kann man sie mit keiner anderen Schauspielerin, auch mit Eleonora Duse nicht vergleichen. Und zwischen den Gegensätzen, zwischen denen ihr Spiel fortdauernd sich erschöpft und neu entzündet, vermittelt ein stummes Spiel, in dem sich das Gegensätzliche eint.

Die Eigenart ihres Spiels hat das Sardou'sche Drama beeinflußt und hervorgerufen. Die meisten seiner Stücke sind eben Rollen für Sarah Bernhardt. Nur als solche soll man sie beurtheilen. Darum zumeist die Wahl von Frauengestalten, deren Leidenschaft unter einem seelischen Leiden zermürbt und müde geworden ist (wie Marcelle), darum das Hindrängen in der Komposition auf die Scenen, in denen die Leidenschaft aus Apathie nervös hervorbrechen muß, vielleicht deshalb der Mangel an jedweder Exposition der führenden Rolle, und jedenfalls deshalb die Wortkargheit und das Abgerissene im Dialog der Hauptszenen; die einzelnen Worte sollen doch nur blitzartig aus dem stummen Spiel hervorzucken. Die Sardou'sche Technik ist darum in ihren Intentionen nur zu würdigen, wenn man Sarah Bernhardt's Spiel hinzudenkt. Und das erweist sich nicht zum Wenigsten in seiner „Marcelle".

Die Aufführung des Neuen Theaters aber hielt sich so vertrauensvoll an Sardou, wie er sich vertrauensvoll an Sarah Bernhardt hält; das Ergebniß mußte naturgemäß ein negatives sein. Geschmackvoll war nur die Inscenirung; Paula Carlsen karikirte die Gestalt der alten Baronin und Elise Sauer, als Marcelle, hielt sich an die Worte ihrer Rolle, die doch absichtlich eine ungeschriebene ist. Es war als hätte man ein Libretto aufgeführt, ohne sich darum zu kümmern, woher die Musik kommen würde. Sie kam denn auch nicht.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 9. Januar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am 17. November des abgelaufenen Jahres hatte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe im Reichstage erklärt, es werde in Bezug auf Zerwürfnisse zwischen Offizieren beabsichtigt, „diese Streitigkeiten und Beleidigungen der ehrengerichtlichen Behandlung und Entscheidung zu unterwerfen mit der Wirkung, daß die Entscheidung, welche niemals auf eine Nöthigung zum Zweikampf oder auf eine Zulassung desselben lauten darf, für die streitenden Theile unbedingt verbindlich ist.“ Diese Absicht ist jetzt verwirklicht durch eine Kabinetsordre des Kaisers vom 1. Januar 1897, die ihr Seitenstück findet in entsprechenden Bestimmungen, die für Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden festgesetzt worden sind.

Die Kabinetsordre des Kaisers beginnt mit den Worten:

„Ich will, daß Zweikämpfen Meiner Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird.“

Und es sind die getroffenen Bestimmungen zweifellos auch bei entsprechender Anwendung geeignet, die Zahl der Zweikämpfe, wenigstens insofern beide Gegner Offiziere sind, einzuschränken. Gehört der eine der Betheiligten dagegen dem Offizierstande nicht an, so wird die Wirkung der Kabinetsordre schon eine weit geringere sein.

Mithin wird man sich darüber nicht täuschen können, daß diese Bestimmungen des Kaisers zwar das Uebel in größerem oder geringerem Umfange zu mildern geeignet sind, je nach dem Geiste, in dem die kaiserlichen Bestimmungen zur Anwendung gelangen; aber an die Wurzel greifen auch sie dem Unwesen nicht, das der freien Moral und den Staatsgesetzen gleichmäßig in das Gesicht schlägt.

Und daher wäre nichts falscher, als wenn die öffentliche Meinung nunmehr befriedigt sich wiederum zur Ruhe begäbe. Sie muß dem Willen des Kaisers, der den Duellen zwischen Offizieren in höherem Grade als bisher vorbeugen will, ihrerseits zur Seite treten; aber sie darf auch nicht den Umstand aus dem Auge verlieren, daß, so lange in irgend einem Falle das Duell als zulässig erklärt ist, für so und so viele andere Fälle eine gleiche Zulässigkeit konstruirt werden kann. Jeder prinzipiellen Gegnerschaft gegen das Duell ist alsdann der feste Boden entzogen, und es wird nur eine Frage wechselnder Zeitströmungen sein, ob das Duell unter veränderten Umständen wieder in stärkerem Grade sich in unsere öffentlichen Gewohnheiten einzunisten beginnt. Die Einschränkung der Zahl der Duelle kann daher nur eine Etappe auf dem Wege sein, der zu dem letzten Ziele der endgiltigen Beseitigung aller Duelle ohne Ausnahme führen muß. Und von diesem Ziele soll sich die öffentliche Meinung nicht abwenden, weil wir im Augenblick dank der Kabinetsordre des Kaisers ein klein wenig vorwärts gekommen sind.

Es ist erfreulich, daß zu jener prinzipiellen und konsequenten Stellungnahme, die hier stets vertreten worden ist, auch ein Mann wie Prof. Binding gelangt. Die deutsche „Juristen-Zeitung“ bringt in ihrer neuesten Nummer von dem genannten hervorragenden Rechtsgelehrten einen Aufsatz über „Zweikampf und Ehrengericht“, der mit unerbittlicher Logik und zugleich mit feiner und gerechter Abwägung aller scheinbar stichhaltigen Gegengründe dem Duellunwesen zu Leibe geht und zwingend zu einer Verwerfung dieser aus romanischen Ländern eingeschleppten Unsitte in jedem Falle und ohne jede Ausnahme gelangt. Prof. Binding kommt zu folgendem Endurtheil:

„Die Zweikämpfer und ihre Gehilfen sollen wahrhaftig nicht schlimmer behandelt werden als andere, die gleiches Unrecht thun, aber einen Anspruch auf bessere Behandlung haben sie wahrlich auch nicht. Und so würde der erste große Fortschritt auf diesem Gebiete sein, die völlige Beseitigung des Zweikampfverbrechens und die Unterstellung der Zweikämpfe unter die Strafgesetze über Tödtung und Körperverletzung.“

Das ist es in der That, was uns noth thut, und wenn Herr Graf Mirbach, dieser Patriot, pathetisch im Reichstag ausgerufen hat, er würde lieber sein Vaterland verlassen, als auf die Möglichkeit des Zweikampfes verzichten, so haben wir uns ja auch schon an den Verlust des Freiherrn von Hammerstein gewöhnen müssen, der durch seine nicht einmal losgehende Pistole eine so bemerkenswerthe Wirkung auf die duellfreundliche konservative Fraktion auszuüben vermocht hat.

Der persönliche Mannesmuth ist immer noch jenes Moment, das dem Duell die meiste Sympathie zuzuführen geeignet ist; aber daß die Duelldrohung auch eine Maske der feigen Verkommenheit sein kann, lehrt gerade der Fall Hammerstein.

Doch sieht man auch von jenem Falle ab, der durch Hammerstein und das Verhalten der konservativen Fraktion beleuchtet wird, so bleibt es doch wahr, was Prof. Binding sagt:

„Der größte Muth kann den größten Schurken nicht zum ehrlichen Manne machen, und wie viele große Schurken haben nicht wahren Heldenmuth besessen."

Das Strafgesetz allein freilich wird das Duell nicht auszurotten vermögen; es muß hinzukommen, daß die Sitte den Zweikampf als verwerflich brandmarkt. Dieser Fortschritt wird am schnellsten erreicht werden, wenn der Monarch einen Schritt weiter geht, als er bisher gegangen ist. Prof. Binding sagt:

„Der Monarch, der den Muth und die Weisheit besäße, mit dem alten Vorurtheil von der Unwürdigkeit des Offiziers, der sich im konkreten Fall nicht schlägt, kühn zu brechen, könnte des Dankes seines Volkes und insbesondere auch des Dankes seitens eines nicht kleinen Theils seiner Offiziere gewiß sein."

Das bisherige Ergebniß der Börsengesetzgebung faßt die freikonservative „Post" folgendermaßen zusammen:

„Zunächst ist jedenfalls der Erfolg erzielt, eine arge Verwirrung auf dem Gebiete des Getreidehandels und der Notirung der Getreidepreise hervorzurufen, und damit vielleicht auch den heimischen Getreideproduzenten manche Verlegenheit bereitet zu haben."

Das sagt nicht eine freisinnige Zeitung, sondern das offizielle Organ der freikonservativen Partei stellt diese Quittung der Gesetzesarbeit aus, die von dem Bunde der Landwirthe unter Einschüchterung der Reichsregierung und großer, nur widerwillig zustimmender Parteien des Reichstages erzwungen worden ist. Zu den Lorbeeren des Zuckersteuergesetzes hat sich Herr von Ploetz und seine Gefolgschaft auch diese Lorbeeren errungen.

Wir nehmen an, daß die Wirkung auf die besonnenen Landleute nicht ausbleiben und daß man in diesen Kreisen endlich erkennen wird, von welchem Werthe die Protektion kenntniß- und geistloser Schreier ist.

In der Presse selbst jener Parteien, die dem Börsengesetz zugestimmt haben, schreitet die Ernüchterung mit Schnelligkeit vorwärts. Die Zeitungen des Centrums und der nationalliberalen Partei lassen sich nicht durch das Lärmen der „Deutschen Tageszeitung" von Neuem einschüchtern; bei ihnen beginnt eine besonnenere Beurtheilung Platz zu greifen; bei den einen in jener ruhigen resignirten Art, wie sie sich auch in der freikonservativen „Post" findet; andere stellen sich resolut auf den Standpunkt, daß die Börsengesetzgebung ein schwerer Mißgriff gewesen ist, so von den nationalliberalen Zeitungen die angesehene „National-Zeitung", die ihre Partei stets gewarnt hatte, und deren konsequente Haltung jetzt eine neue Rechtfertigung erfährt. Eine solche Rechtfertigung wird hoffentlich auch auf die weitere Entwicklung der nationalliberalen Parteiverhältnisse ihren Einfluß ausüben.

„Unentwegt", wie das beliebte Wort heißt, halten nur die Blätter, die in der Zucht des Freiherrn von Hammerstein aufgewachsen sind, und das Blatt des Herrn von Ploetz, die „Deutsche Tageszeitung", an ihren früheren Thorheiten fest. Sie verlangen einfach, daß man dem Getreidehandel, der unter Verzicht auf alle Börsenvorrechte sich außerhalb der bisherigen Börsen abspielt, mit der Polizei zu Leibe geht. Sie verlangen den Rechtsbruch; denn wir haben nicht ein Gesetz, das den Handel in Getreide, der sich auf Grund des Handelsgesetzbuchs abspielt, reglementirt; solche Geschäfte aber betreiben jetzt allein die freien Vereinigungen. Wir haben vielmehr ein Gesetz über den börsenmäßigen Getreidehandel. Börsenmäßig im Sinne des Gesetzes aber ist ein Handel nur, insofern er ein bestimmtes Privilegium genießt, nämlich das der offiziellen Kursfestsetzungen. Was die Agrarier wollen, wäre mithin die einfache Vergewaltigung.

Daß sich auf diese gefährliche Bahn die Regierung drängen lassen wird, sind wir so höflich, vorläufig nicht zu glauben, und zwar aus mehr als einem Grunde. Verbietet man die jetzigen Vereinigungen durch die Polizei, so sind die Betheiligten entschlossen, von Comptoir zu Comptoir ihre Geschäfte zu erledigen, und man wird nicht in jedes Comptoir Schutzleute stellen können. Also ein neuer unmittelbarer Mißerfolg wäre unausbleiblich. Solch ein Vorstoß wäre aber zugleich nach unserer Auffassung ein Rechtsbruch, und wir hoffen, daß das Wort noch heute gilt: Il y a des juges à Berlin.

Ueberdies sind wir fest überzeugt, daß nach solchem Ereigniß die Bewegung gegen das Agrarierthum in ein ganz neues Stadium treten würde.

Schon die anmaßenden, unwahren Verdächtigungen des Kaufmannstandes durch die agrarischen Grafen hat die Bewegung gegen das Junkerthum mit jenem Hauche des erregten Gefühls belebt, den keine starke politische Bewegung entbehren kann. Eine Vergewaltigung durch die Polizei würde noch einen anderen Sturm entfesseln, und dann wäre die Regierung in der angenehmen Lage, daß sie diesen Sturm der öffentlichen Meinung auszuhalten hätte, und als Stütze ihr der Bund der Landwirthe verbliebe, der unaufhörlich eben diese Regierung und ihre gewandtesten und geschäftskundigsten Mitglieder zu stürzen sucht.

Solchen Ausgang wollen wir aus Achtung vor der politischen Besonnenheit der führenden Männer der Regierung nicht in Rechnung ziehen; denn dann wären wir auf jener schiefen Ebene, wo die Konsequenz der Ereignisse jeden agrarischen Vandalismus möglich machen könnte, den Antrag Kanitz, wie die schließliche Zerreißung der Handelsverträge durch immer erneute Provokationen des Auslandes und was sonst.

Das Zuckersteuergesetz wie das Börsengesetz zeigen in ihren Folgen, daß gerade auch im Interesse der Landwirthschaft der Terrorismus des Bundes der Landwirthe gebrochen werden muß. Das ist heute eine nationale Aufgabe ersten Ranges, und darum sind die bürgerlichen Parteien verpflichtet, die Börsen in ihrem Kampfe mit aller Kraft zu unterstützen, und einer Regierung, die zu vorsichtiger Besonnenheit zurückkehren will, jenen Rückhalt zu gewähren, den sie bedarf, um der agrarischen Demagogie Herr zu werden.

Das „Berliner Tageblatt" hat in der abgeschlossenen Woche das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens gefeiert. Auch Zeitungen sind Individualitäten und ein Kämpfer, der ein Vierteljahrhundert für die Verbreitung einer liberalen Weltanschauung gestritten hat, verdient den ermunternden Zuruf Jener, die für gleiche Ziele ihre Kraft einsetzen.

Die französischen Radikalen haben bei den Wahlen zum Senat eine schwere Niederlage erlitten, wenn man nämlich ihre Erfolge in Vergleich zu ihren Absichten setzt. Sie wollten eine Macht im Senat werden; das sind sie nicht geworden, und sie müssen sich mit dem schmalen Ergebniß begnügen, daß es ihnen gelang, zwei von ihnen besonders gehaßte, gemäßigte Republikaner beseitigt zu haben. Mit diesem Ausgang ist jedenfalls der Feldzug, der die Abschaffung des Senats anstrebte, zunächst gescheitert.

Eine moderne secessio in montem sacrum.

Vor ungefähr 2400 Jahren war der Uebermuth der römischen Junker so groß geworden, daß eines Tages die Plebejer beschlossen, die Stätte der Junkerherrschaft zu verlassen. Sie zogen deshalb in hellen Haufen in montem sacrum, den heiligen oder — nach der Auffassung der Junker — den verfluchten Berg. Es gelang schließlich der Ueberredungskunst des Menenius Agrippa, den Frieden wieder herzustellen, aber die römischen Junker mußten sich dabei zu allerlei Zugeständnissen an die Plebejer bequemen.

Diese lehrreiche Geschichte scheint sich jetzt bei uns — mutatis mutandis — wiederholen zu sollen. Die Börsen-„Plebejer" verlassen die Stätten ihrer früheren Wirksamkeit, woselbst die Junker sich einzunisten suchten, und was man im alten Rom mons sacer nannte, das nennt man heute in Berlin „Feenpalast". Es handelt sich hier um ein altes historisches, oft als wirksam erprobtes Mittel der Politik: wenn die Inhaber der Macht es zu arg treiben, so räumen die gesetzgeberisch Malträtirten das Feld. Das Schauspiel hat stets etwas Verblüffendes.

Man hat bei uns so viel von den „Privilegien" der Börsen gesprochen und die gesetzgeberischen Beschränkungen des Börsenverkehrs gewissermaßen als ein Korrelat zu diesen „Privilegien" hingestellt. Unter diesen Umständen ist es eine ganz logische Handlung, wenn die angeblich Privilegirten auf ihre sogenannten Vorrechte freiwillig verzichten und den Herren Agrariern es überlassen, sich in den alten Börsenräumen unter den von ihnen geschaffenen Gesetzen und Verordnungen so wohnlich einzurichten, wie sie können. Die Herren Grafen von Arnim, Klinkowström, Schwerin-Löwitz 2c., die ja ihren Beruf zur Feststellung wahrer Thatsachen bereits so glänzend erwiesen haben, sind nunmehr durch keine Sachverständige an Börsennotirungen in ihrem Sinne gehindert; sie können durch ihre Vertrauensmänner jetzt unbehelligt die höchsten Preise für Weizen, Roggen und selbst für Spiritus an der Berliner Börse notiren lassen. Aber Niemand wird auch darauf etwas geben. Sie haben jetzt die Chance, nicht bloß fünf agrarische Mitglieder in den Vorstand der Produktenbörse zu entsenden, sie können den ganzen Börsenvorstand mit lauter agrarischen Junkern und deren Hintermännern besetzen. Sie können jede beliebige Börsenkomödie aufführen und zum Amüsement der Welt viel beitragen.

Aber auch mit dieser vollständigen Souveränität sind die Agrarier nicht zufrieden. Sie schreien bereits nach der hohen Polizei, damit diese den „Feenpalast" schließe und den staatsgefährlichen Versammlungen der Getreidehändler ein Ende mache.

Das dürfte aber doch seine Schwierigkeiten haben. Das Geschäft, das bei solchen Versammlungen zum Abschluß gelangt, vollzieht sich allerdings unter allerlei Gewohnheiten und zum Theil in komplizirten Formen. Aber jeder einzelne Abschluß ist immer nur ein Kaufgeschäft zwischen zwei Parteien, und ob diese zwei Parteien in einem engen Comptoir oder in einem von Tausenden angefüllten Saale zusammen kommen, ändert an der Natur dieses Geschäftes an sich nichts.

Unter den zugleich phantastischen und konfusen Vorstellungen der Agrarier vom wirthschaftlichen Leben hatte sich eine völlige Börsenmystik herausgebildet, wonach die Börsen ganz besonders gefährliche Gebilde des wirthschaftlichen Lebens seien. Es kann nur heilsam wirken, wenn durch die Rückverwandlung der offiziellen Börsen in freie Vereinigungen von Händlern das eigentliche Wesen des Börsenverkehrs wieder klarer zu Tage tritt. Es dürfte deshalb auch seine Schwierigkeiten haben, diesen freien Vereinigungen mit den plumpen Mitteln des Polizeistaates beizukommen.

Die „Kreuz-Zeitung" hat allerdings schon herausgefunden, daß der Handel zu den öffentlichen Angelegenheiten gehört, daß deshalb jene freien Vereinigungen den Bestimmungen des Vereinsgesetzes unterlägen. Von dieser scharfsinnigen Erweiterung des Begriffs der öffentlichen Angelegenheiten ist dann nur noch ein Schritt bis zur Unterstellung der freien Vereinigungen unter ein neues Sozialistengesetz.

Diese und ähnliche Interpretationskunststückchen der agrarischen Presse deuten zur Genüge an, daß die freien Vereinigungen noch allerlei Anfechtungen ausgesetzt sein werden, und daß schließlich nicht die Rechtsfrage, sondern die politische Machtfrage die Entscheidung bringen wird.

Dadurch bekommt der ganze Vorgang ja überhaupt sein bedeutsames Gepräge. Es handelt sich bei diesen Auseinandersetzungen nicht bloß um das Schicksal des Getreidehandels, sondern um einen Kampf, bei dem jeder am öffentlichen Leben Interessirte Partei zu ergreifen hat. Zunächst der gesammte Handelsstand, dessen Ansehen und dessen politische Stellung dabei unmittelbar auf dem Spiele stehen. Sollte es möglich sein, die freien Vereinigungen trotz allem unter das agrarische Joch zurückzuzwängen, so würde dieser eklatante Sieg der Raubritter über die Pfeffersäcke naturgemäß dazu führen, daß der ganze Kaufmannsstand bei uns noch mehr als bisher durch gesetzgeberische Einfälle des agrarischen Junkerthums mißhandelt werden würde. Das wäre dann allerdings ein erbauliches Schauspiel, wenn derselbe Handelsstand, vor dessen Thatkraft, Fleiß und Geschick man auf allen Märkten der großen Welt den Hut abzieht, zu Hause vor halb bankerotten Junkern zu Kreuze kriechen müßte. Daß eine solche Degradation daheim schließlich auch die Stellung des deutschen Handels auf den Weltmärkten untergraben müßte, liegt auf der Hand. Deutschland kann aber ohne eine gedeihliche Thätigkeit im Welthandel bei seinem, Tausende von Millionen Mark umfassenden, Export überhaupt nicht mehr existiren.

Wenn die sämmtlichen preußischen Junker heute vom Erdboden verschwänden, so würde Deutschland seine Stellung unter den übrigen Kulturvölkern ungemindert aufrecht erhalten — die Lücken, welche das preußische Junkerthum in unserem Staatsleben zurückließe, würden sich außerordentlich leicht ausfüllen lassen —; die schöpferischen Kräfte aber, die bei uns in der Industrie und im Handel thätig sind, sind unersetzlich, und deshalb ist es ein hohes nationales Interesse, diese Kräfte nicht durch eine bornirte Gesetzgebung zur Verkümmerung zu bringen.

Die Regierung im Reiche wie in Preußen hat eine große Verantwortung auf sich geladen, daß sie seit vielen Jahren der agrarischen Agitation immer neue Opfer des Intellekts gebracht hat. Sie erntet jetzt die Folgen dieser Schwäche. Sie würde sehr übel berathen sein, wenn sie sich gegenüber den freien Vereinigungen als Büttel der Agrarier mißbrauchen ließe. Sie hat sich bisher das Agrarierthum zu sehr über den Kopf wachsen lassen, über kurz oder lang wird sie aber doch gezwungen sein, den Agrariern Widerstand zu leisten. Je früher das geschieht, um so besser für sie. Die freien Vereinigungen aber kann man nur dazu beglückwünschen, daß sie dem Faß den Boden ausgeschlagen haben. Hoffentlich bleiben sie standhaft, dann wird es ihnen auch an Sympathie in den weitesten Kreisen des gesammten Bürgerthums nicht fehlen.

Th. Barth.

Das leere Haus.

Die Wehklagen über den leeren Reichstag sind eine stehende Rubrik in der Presse geworden. Jeder Reporter beginnt nachgerade seinen Sitzungsbericht mit einem Achselzucken über die schwache Besetzung, auf welche er mitleidig und vielleicht auch mit dem Hintergedanken herabsieht, daß der Reichstag ein wesentlich „würdigeres" Aussehen haben würde, wenn die Vertreter der Presse statt auf der Galerie eine Etage tiefer im Sitzungssaal als Volksvertreter anwesend sein würden. Die „Pflichtwidrigkeit" der Abgeordneten ist ein

beliebtes Thema gedankenloser Kannegießerei und tendenziöser Angriffe auf den „gegenwärtigen“ Reichstag und auf die parlamentarische Institution selbst.

Es ist gewiß verkehrt, dem Gerede, das an der Oberfläche der Erscheinung bleibt, eine zu große Bedeutung beizulegen; aber es wäre andererseits uneinsichtig, zu verkennen, daß die Erscheinung selbst der Ausdruck einer politischen Situation, das Produkt vielfältiger Ursachen ist.

Wahr ist es, daß der neue glänzende Reichstagspalast schwächer besucht ist, als das alte schlichte Haus. Auch wird man bei unvoreingenommener Beobachtung bald entdecken, daß alle Parteien gleichmäßig betheiligt sind an dem Besuch und an dem Nichtbesuch des Reichstags. Eine kleine Ausnahme macht höchstens die sozialdemokratische Fraktion, da von ihr nahezu die Hälfte im Haus, wenn auch nicht im Saal, anwesend zu sein pflegt.

Ich folgere aus dieser Beobachtung, daß das vernünftige Institut der Bewilligung von Parteidiäten seitens der Arbeiterpartei noch immer und mit Recht festgehalten ist. Wenn dies zutrifft, so entbehrt der Vorgang nicht eines ironischen Reizes, weil die Verweigerung staatlicher Diäten bekanntlich als Mittel der Fernhaltung sozialistischer Abgeordneter gedacht war und weil demgegenüber durch jene Einrichtung der Beweis geliefert wäre, daß zwar die Abgeordneten aller anderen Parteien, nicht aber die der Sozialdemokratie durch die Gehaltssperre berührt werden. Auch ist mir nicht zweifelhaft, daß die staatliche Diätenverweigerung ein wirklicher Anreiz für die Parteiopferwilligkeit der Arbeiter ist und damit ein Parteiband knüpft und festigt, das die Organisation und das Solidaritätsgefühl derselben weckt, und die Abgeordneten besonders eng an die Wähler, an die Partei und an die Parteileitung kittet und kettet. Alles gerade das Gegentheil von dem, was die diätenweigernde Staatsweisheit zu erreichen wünschte.

Bei den übrigen Parteien aber gilt unzweifelhaft der Satz, daß die Einschränkung der Besuchsdauer und der Mangel jeglichen Auslagenersatzes sich für viele ihrer Mitglieder wie Wirkung und Ursache zu einander verhalten. Wer das bestreitet, hat keinen Einblick in die persönlichen Verhältnisse. Der Reichstag besteht gottlob nicht bloß aus reichen Privatiers, und der Anblick der immer beschlußfähigen und meist sehr stark besuchten Landtage zu Berlin, München, Dresden, Stuttgart und Karlsruhe ist ein unwiderleglicher Beweisgrund.

Dies alles müßte längst anerkannt sein von einer Regierung, welche die legislatorische Mitarbeit der Reichstagsmitglieder immer stärker in Anspruch nimmt, und welche die Last einer, der parlamentarischen Lage angepaßten Umarbeitung des Etats und anderer Gesetzentwürfe immer häufiger auf den Reichstag überwälzt.

Freilich nur einen beschlußfähigen, nicht aber einen vollbesetzten Reichstag würde die Diätengewährung garantiren. Denn an dem Rückgang des Reichstagsbesuchs wirken noch andere Gründe mit. Zunächst verdient ein verfassungsgesetzlicher Fehlgriff und Rückschritt, daß man auch in diesem Zusammenhang mit Fingern auf ihn deutet.

Die Erstreckung der Legislaturperiode von 3 auf 5 Jahre, die der selige Septennatsreichstag verübt hat, tritt jetzt zum ersten Mal in Kraft. Die früheren klug bemessenen 3 Jahre waren diesen Sommer abgelaufen und jetzt steht der Reichstag in seinem vierten Jahre, mit dem er gleichsam die Schwelle des Alters überschritten hat. Die Situation, die ihn geboren hatte, ist draußen längst verrauscht, aber im Reichstag selbst und seiner Zusammensetzung ist sie fossil geworden. Der erste „fünfjährige“ Reichstag, der im Februar 1890 noch unter Bismarck gewählt war, wurde bekanntlich, ehe er zu Jahren kam, von Caprivi aufgelöst. Das im Sommer 1893 neugewählte Parlament gruppirte sich höchst komplizirt um die von letzterem in seiner Militärvorlage ausgegebene Parole. Damals glaubte kein Mensch, vollends nachdem der zweite Kanzler durch eine heute endlich sichtbar gewordene Polizeiversenkung verschwunden war, daß dieser Reichstag sein natürliches Ende erreichen werde. Und nun ist er schon über die dreijährige Dienstzeit hinaus und wird wahrscheinlich älter als das Ministerium Hohenlohe. Sobald aber ein Parlament nicht das Bewußtsein in sich tragen kann, daß es der Ausdruck der politischen Lage ist, so wird dies naturgemäß lähmend auf seine Aktion einwirken, und es ist nicht überraschend, wenn die Abgeordneten, bewußt oder unbewußt, in der Form reagiren, über welche die Väter der fünfjährigen Periode in Klagelieder ausbrechen.

Auch gewisse Unzweckmäßigkeiten der Geschäftsbehandlung machen sich, selbst wenn sie unvermeidlich sein sollten, empfindlich geltend. Kein Abgeordneter kennt beim Beginn der Sitzungsperiode auch nur annähernd die Dauer derselben, keiner die Reihenfolge der Berathungen, und wenn man die letztere endlich erfährt, so ist keinerlei Verlaß und keinerlei Garantie gegen einen plötzlich und häufig zufallartigen Umschlag der Dispositionen. Alle nicht privatisirenden Abgeordneten sind dadurch der Möglichkeit beraubt, die Anforderungen ihrer Berufsgeschäfte zum Voraus nach dem Gang der Reichstagsverhandlungen einzurichten, und auch die Einzellandtage haben längst aufhören müssen, sich nach der veränderlichen Geschäftslage des Reichstags zu richten. Kürzere Dauer und ein geregeltes Arbeitsprogramm würden den Besuch des Reichstags wesentlich zu steigern vermögen. Voraussetzung eines solchen Zustands wäre freilich eine rechtzeitige Vorbereitung und Fertigstellung des Gesetzgebungsstoffs durch Bundesrath und Reichsregierung, deren hastende und tastende Geschäftsmanier die parlamentarische Geschäftslage aufs empfindlichste beeinflußt.

Noch verheerender aber hat auf den Bänken des Sitzungssaals die Vergeudung gewirkt, die man in den letzten Jahren mit der Zeit des Reichstags getrieben hat. Wenn der Reichstag sich monatelang abquälen muß, um bei schwindsüchtigen Umsturzgesetzen auf die letzte Stunde zu warten; wenn er sessionsweise genöthigt wird, den trostlosen Belebungsversuchen an todtgeborenen Kindern beizuwohnen, wie dies bei den Bier-, Tabak- und Weinsteuerprojekten, beim Automatengesetz, bei dem Antrag Kanitz und bei den Bimetallismusdebatten der Fall war; wenn sich in wichtigen wirthschaftspolitischen Fragen unter dem Protektorat der Regierung die dilatorische Behandlung und die dilettantische Behandlung gegenseitig in die Hand arbeiten, um Gesetze von der Güte des Zuckergesetzes, der Börsenvorlage und der Gewerbenovelle hervorzubringen; wenn der Dialog über die sogenannte sozialdemokratische Gefahr zwischen der Rechten und der äußersten Linken in ewig erneuten Wortgefechten immer die gleichen Argumente wiederholt; wenn man andererseits da, wo die Voraussetzungen einer fruchtbaren Reform im Parlament gegeben sind, wie bei der Militärstrafprozeßreform, die Volksvertretung trotz aller Beschlüsse Jahr für Jahr mit Vertröstungen abspeist, oder wenn man, wie bei der Justizgesetznovelle, das Werk monatelangen parlamentarischen Fleißes achselzuckend unter den Tisch befördert — dann ist es höchst begreiflich, wenn die Stätte solcher parlamentarischen Thätigkeit oder Unthätigkeit eine abnehmende Anziehungskraft ausübt.

Gerade die beiden letzten Beispiele enthüllen zugleich noch einen tieferen Grund des gegenwärtigen Zustands. Die Ohnmacht, zu welcher die unkonstitutionelle Regierungsmethode das Parlament verurtheilt, macht das Haus leer und zwar — wie der Augenschein zeigt — zunehmend genau in dem Maße, in welchem jene Regierungsmethode unzweideutige Proben ihrer Kunst ablegt. Es ist kein bloßer Zufall, daß die Bretter, welche die parlamentarische Welt bedeuten, verlassen sind in einer Zeit, in der hinter den Kulissen politisirende Polizeikommissäre ihr Spiel mit den Ministern treiben. Wozu soll man debattiren, wenn man nicht weiß, wer Koch und Kellner ist? Linker Hand, rechter Hand alles ver„tauscht“ — das war der Eindruck schon vor der Zeit, zu welcher ein Redner der Botschafterfraktion dem Reichskanzler Mißbehagen über den nunmehr aufgeklärten mystischen Zustand mit den Worten aussprach, daß „die Minister gegen einander hetzen“.

Diejenigen, welche die Anwesenheit im Reichstag für ein Gebot der „Würde“ erklären, sind durch die jüngsten Enthüllungen aufgefordert, darüber nachzudenken, ob die Rolle politischer Statisten mit der Würde der Volksvertreter vereinbar ist?

Der Wunsch, sich dieser Situation möglichst selten auszusetzen, wird selbst durch die Wahrnehmung nicht zurückgedrängt, daß die Mitglieder des hohen Bundesraths und selbst die Ministerien in einer nicht viel vortheilhafteren Rolle sich befinden. Nicht immer ist es ein Trost, Leidensgenossen zu haben.

Nun gibt es freilich sogenannte reichstreue Politiker, welche den durch die Machtenblößung des Reichstags wesentlich verschuldeten Zustand begrüßen möchten als den Anfang vom Ende, wenn nicht der Institution, so doch seiner Grundlage, des allgemeinen Stimmrechts. Aber diese reichstreue Hoffnung übersieht ein gewichtiges Moment: Der Reichstag ist gerade auch wegen seiner volksthümlichen Grundlage diejenige Körperschaft, in welcher sich für die Bevölkerung die Reichseinheit sinnfällig verkörpert, und welcher die Aufgabe zufiel, Verständniß und Vertrauen für den Werth nationaler Gemeinschaft und politischen Zusammenarbeitens immer neu zu beleben. Jede Unterbindung seines Einflusses muß ihn nothwendig weniger tauglich zur kräftigen Erfüllung dieser Aufgabe machen. Man hat allen Grund, in dieser Richtung das Schicksal des Bundesraths sich zur Warnung dienen zu lassen; derselbe hat sich, wie man mit Kopfschütteln konstatiren muß, so rudimentär entwickelt, daß er für die Volksvorstellung nächstens aufgehört hat, als nothwendige Klammer der staatlichen Gemeinschaft zu erscheinen. Es ist vielleicht an der Zeit für die Verkleinerer des Parlaments, sich die Frage klar vorzulegen und zu beantworten, wohin ein gleicher Prozeß auch des anderen Reichskollegiums, des Reichstags, führen würde. Die Inschrift im alten Foyer, daß „der Staat im Bewußtsein des Volkes vollendet werden müsse“, gilt auch vom Reich. Nichts arbeitet dieser „Vollendung“ wirksamer entgegen, als unkonstitutionelle Zustände, welche den Reichstag degradiren.

Wenn auch Anzeichen vorhanden sind, daß gerade in Folge der herrschenden Windrichtung die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der Lage mit ihrer nutzlosen Vergeudung politischer Kraft immer weitere Schichten ergreift, so wird doch allem Anschein nach das politische Aprilwetter und die immer vom gleichen Punkt ausgehende Depression nach einige Zeit fortdauern und die Präsenzliste des Reichstags wird das Barometer sein. Vielleicht haben erst die nächsten Wahlen die Kraft, ihrer Herr zu werden.

Conrad Haußmann.

Ist die Strafjustiznovelle für jetzt definitiv gescheitert?

Obige Frage wird nach den Vorkommnissen bei der dritten Plenarberathung des Reichstages in der Presse und den parlamentarischen Kreisen ohne Weiteres als selbstverständlich bejaht, überall mit lebhaftem Bedauern und je nach der Parteistellung mit energischen Versuchen, die Schuld auf die Gegner zu wälzen. Die liberalen Tagesblätter weisen den verbündeten Regierungen die Schuld zu, weil sie am letzten Ende aus finanziellen Bedenken nicht das acceptiren wollen, was die zweite Plenarberathung aus den Kommissionsbeschlüssen gemacht hat, die regierungsfreundliche Presse überhäuft die Mehrheit des Reichstages mit Vorwürfen, weil sie unbekümmert um das „non possumus“ der Regierung weit über die Kommissionsbeschlüsse hinaus Beschlüsse gefaßt hat, von denen man allerdings sagen muß, daß sie im Wesentlichen den im Volke herrschenden Anschauungen entsprechen.

Es soll an dieser Stelle nicht erörtert werden, wen die meiste Schuld trifft, und ob nicht etwa die Schuld auf beiden Seiten liegt. Derartige nachträgliche Reflexionen ändern an dem bedauerlichen Resultat nicht das Mindeste. Bedauerlich bleibt es aber nach allen Seiten und von jedem Parteistandpunkte aus, wenn die Frucht zweijähriger Kommissionsberathungen und vierzehnjähriger parlamentarischer Erörterungen unwiederbringlich verloren sein sollte. Ich will in Nachfolgendem vielmehr nur untersuchen, ob denn dieses Schicksal der Novelle in der That unabwendbar ist, ob es nicht doch noch möglich ist, ein Einvernehmen zwischen den beiden Gesetzgebungsfaktoren auch jetzt noch zu erzielen.

Formell ist eine Wiederaufnahme der Verhandlungen und eine Weiterführung der dritten Lesung zweifellos zu ermöglichen. Die verbündeten Regierungen haben keineswegs die Vorlage zurückgezogen, vielmehr haben sie nur erklärt, nachdem ein Antrag v. Buchka, die Landgerichtskammern in erster Instanz anstatt mit fünf mit drei Richtern zu besetzen, die Majorität nicht erlangt hatte, daß sie auf die Weiterberathung keinen Werth legten, weil die Fünfrichterkollegien in erster Instanz für sie unannehmbar seien. Der Reichstag selbst hat dann den Gegenstand von der Tagesordnung abgesetzt, ohne weitere Abstimmungen vorzunehmen. Es ist geschäftsordnungsmäßig nicht ausgeschlossen, die dritte Lesung zu jeder Zeit wieder auf die Tagesordnung zu setzen. Würde ein Einverständniß über einen Vermittlungsvorschlag erzielt, so würde die Sache so sich regeln, daß zunächst über den Beschluß zweiter Lesung abgestimmt würde und, wenn dieser durch Majoritätsbeschluß abgelehnt wäre, über die Regierungsvorlage. Die Vermittlungsanträge ließen sich dann nach Annahme der Regierungsvorlage an anderen Stellen anbringen.

Der Differenzpunkt, welcher zunächst die bedauerliche Entscheidung gebracht hat, besteht also darin, daß der Reichstag in zweiter Lesung die Beibehaltung von fünf Richtern auch für die erste Instanz beschlossen hat, während die Regierung den Kommissionsbeschlüssen gemäß nur für die zweite Instanz sowohl bei den Oberlandesgerichten als auch bei den Landgerichten das Fünfrichterkollegium beibehalten, für die erste Instanz aber zu dem Dreirichterkollegium zurückkehren will. Ueber den Vorzug eines Kollegiums von fünf Richtern gegenüber einem solchen von nur drei Richtern läßt sich streiten. Bemerkenswerth ist, daß vor 1879, als die Kollegien erster Instanz nur aus drei Richtern bestanden, besondere Klagen über die Zahl der Richter nicht laut geworden sind, und daß das Mißtrauen in die Strafrechtspflege erst dann in die Erscheinung getreten ist, als oder vielleicht trotzdem die Zahl der Richter um zwei erhöht war. Freilich mag das von keiner Seite jetzt noch geleugnete Mißtrauen gegen die Gerichte und ihre Straferkenntnisse auf andere Ursachen zurückzuführen sein. Bestritten kann aber nicht werden, daß früher mit drei Richtern zur vollen Zufriedenheit des Volksrechtsbewußtseins auszukommen war. Die Anzahl der Richter macht es nicht allein. Weil bedeutsamer und für den Oppositionsstandpunkt der Linken und des Centrums wohl allein entscheidend ist der Umstand, daß bei der zur Zeit geltenden Zweidrittelmajorität im Fünfrichterkollegium die Freisprechung erfolgen muß, wenn nur zwei Richter für diese votiren, bei dem Dreirichterkollegium aber das Schuldigfinden durch nur zwei Richter zur Verurtheilung genügt. Dieser Unterschied ist so sehr in die Augen springend, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Opposition in der geplanten Neuerung eine so erhebliche Verschlechterung des bestehenden Rechtszustandes fand, daß ihr gegenüber die sachlich-technischen und finanziellen Bedenken der Regierungsvertreter nicht ins Gewicht fielen, ja daß man sich nicht entschließen konnte, dieses eine Opfer für die Wiedereinführung der Berufung überhaupt und die Entschädigung der unschuldigen Justizopfer zu bringen. Wenn sich nun erreichen ließ, daß der Wegfall zweier Richter die Lage des Angeschuldigten bezüglich des Stimmenverhältnisses nicht verschlechtert, dann würden die Oppo-

sitionsbedenken schweigen müssen. Das läßt sich aber auf einfache Weise dadurch erreichen, daß man bei den **Dreirichterkollegien die Einstimmigkeit der Verurtheilung einführt.** Stellt man betreffs der in Wegfall kommenden zwei Richter die arithmetische Wahrscheinlichkeitsrechnung an, daß der eine Richter für, der andere gegen den Beschuldigten gewesen wäre, so bleiben von den bis jetzt zur Verurtheilung erforderlichen vier Richtern bei der Einstimmigkeit des Richterspruchs drei übrig, während zur Freisprechung das Nichtschuldig **eines** Richters, anstatt der bisherigen zwei, genügt.

Mit diesem Vermittelungsvorschlag fallen sammt und sonders die von den Regierungsvertretern gegen das Fünfrichterkollegium angebrachten Bedenken, sowohl die finanziellen, da die gewünschte Reduktion des Richterpersonals bei den Gerichten erster Instanz stattfinden kann, als auch die organisatorischen, weil es nunmehr möglich sein wird, die kleineren Landgerichte bestehen zu lassen und auch bei ihnen ohne Schwierigkeit eine ordnungsmäßige Besetzung der Strafkammern vorzunehmen. Schon in der Kommission ist dieser Vermittelungsvorschlag gemacht. Zur eingehenden Prüfung und Erörterung ist er um deswillen nicht gekommen, weil die Kommission mit großer Majorität das Dreirichterkollegium acceptirte, ohne die Bedenken gegen die Veränderung des Stimmverhältnisses zu theilen. Wenn der Fundamentalsatz des Strafrechts: „in dubio pro reo" die Bedeutung haben soll, daß beim Vorliegen irgend welcher Zweifel zu Gunsten des Angeklagten geurtheilt werden muß, dann stellt das Verlangen der Einstimmigkeit zur Verurtheilung geradezu eine Verbesserung des gegenwärtig geltenden Rechts dar. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß die Thatsache, daß **ein** Richter für die Freisprechung votirt, erkennen läßt, daß wenigstens bei diesem einen Richter noch Zweifel an der Schuld obwatten, daß also alle Zweifel nicht gehoben sind, mögen auch die vier übrigen Richter über alle Zweifel hinweggekommen. Die Richtigkeit dieses Satzes mag in Zukunft vielleicht dahin führen, auch bei den fünfgliedrigen Kollegien zweiter Instanz die Einstimmigkeit zu fordern. Zur Zeit ist dieses Postulat nicht zu erreichen. Wohl aber wäre es dringend zu wünschen, wenn die Verbindung der Einstimmigkeit mit dem Dreirichterkollegium die Einführung dieses einfachen, handlicheren und homogenen Institutes für die erste Instanz ermöglichte. Ueberhaupt erachte ich für meine Person ein Dreirichterkollegium mit Einstimmigkeit für das Ideal eines Strafgerichtshofes. Die Dreizahl ist die naturgemäße Zahl für jedes Kollegium. Sie verhütet die Einseitigkeit des persönlichen Entschlusses eines Einzelnen, garantirt einen gegenseitigen Ideenaustausch und bewahrt vor der Konfusion und Zerfahrenheit vielköpfiger Berathungen.

Man mag auch nicht einwerfen, daß bei der Einstimmigkeit ein einzelner querköpfiger Richter aus Eigensinn oder unmotivirter Gutmüthigkeit durch seinen Freispruch die Aufgaben der Strafrechtspflege durchkreuzen könnte. Ein Richter, der aus Eigensinn oder weil er den Muth zur Verurtheilung nicht hätte, auch bei zweifellosen Sachen das Nichtschuldig votirte, ist kein normaler Richter. Einen solchen würde das Gerichtspräsidium wohl niemals in die Strafkammer delegiren, und schließlich werden die Gesetze doch nicht für anormale, verrückte, sondern für verständige, normale Richter gemacht. Gerade die verbündeten Regierungen, die jedes Mal mit Recht entrüstet sind, wenn ein böser Sozialdemokrat sich in grundlosen Verunglimpfungen des Richterstandes ergeht, sollten sich hüten, den Verdacht auszusprechen, als ob es denkbar sei, daß ein geistig gesunder Richter aus Rechthaberei oder Schwäche gegen seine bessere Ueberzeugung ein Nichtschuldig ausspreche, wo ein „Schuldig" geboten ist.

Mit der Annahme des Dreirichterkollegiums sind freilich noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, welche Seitens der Regierungen gegen die Annahme der Novelle erhoben werden. Schon bei der Generaldebatte der dritten Lesung hat das Centrum sich dagegen ausgesprochen, daß die Berufung an das Oberlandesgericht geht und verlangt, daß bei den Landgerichten Berufungskammern gebildet werden. Die verbündeten Regierungen, namentlich die süddeutschen, haben diesen Vorschlag allerdings für unannehmbar erklärt und werden zweifellos bei ihrem Standpunkt beharren. Diese Streitfrage ist jedoch nicht von der Erheblichkeit, daß die Vorlage daran scheitern müßte.

Ob das Eine oder das Andere zweckmäßiger ist, darüber läßt sich sehr streiten. Aeußere Zweckmäßigkeitsgründe sprechen für verkehrsarme Gegenden freilich dafür, das Berufungsgericht nicht allzu weit von dem Sitze des ersten Gerichts zu entfernen, wenn anders eine ausgiebige Wiederholung der Beweisaufnahme in zweiter Instanz ohne allzu große Schwierigkeiten für Portien und Zeugen ermöglicht werden soll. Innere Gründe lassen es dringend wünschenswerth erscheinen, die Sache bei der Verhandlung in zweiter Instanz vollständig der Atmosphäre erster Instanz mit den unvermeidlichen Einwirkungen derselben zu entziehen, wie es auch das Ansehen der Berufungsgerichte nur erhöhen kann, wenn sie an Rang die Gerichte erster Instanz überragen. Aber diese Meinungsverschiedenheit braucht nicht zum unüberwindlichen Gegensatz zwischen den Gesetzgebungsfaktoren zu führen. Der Reichstag möge getrost dem Verlangen des Bundesrathes, die Berufung den Oberlandesgerichten zu überweisen, folgen. Zeigt sich in Zukunft, daß eine ordnungsmäßige Berufung bei den Obergerichten in ihrer jetzigen räumlichen Ausdehnung unmöglich ist, dann läßt sich immer noch Abhilfe schaffen, sei es durch Weiterentwicklung des Systems der detachirten Strafsenate, sei es durch Ueberweisung der Berufung an benachbarte Landgerichte, sei es durch Theilung der jetzigen, auch für die Civilrechtspflege ohnehin zu umfangreichen Oberlandesgerichtsbezirke. Wer kann bei diesem Punkte, wo jede Erfahrung mangelt, sagen, daß er Recht hat, bei diesem Punkte, wo im Reichstage selbst die Ansichten bei denselben Parteien auseinandergehen? Wer kann die Verantwortung übernehmen, bei einer so wenig geklärten Frage das ganze Werk scheitern zu lassen, nur um von seinen theoretischen Anschauungen nicht lassen zu müssen?

Ein weiterer Differenzpunkt ist der, ob in erster Instanz die Beweisaufnahme auf alle beigebrachten Beweismittel ausgedehnt werden muß oder wegen Unerheblichkeit beschränkt werden kann (§ 244) und ob in zweiter Instanz eine vollständige Wiederholung der Beweisaufnahme erster Instanz in der Hauptverhandlung zu erfolgen hat (§ 364). In ersterer Beziehung sind die praktischen Juristen, vornehmlich die Anwälte, vorwiegend der Ansicht, daß jede Einschränkung der Vertheidigung dem Angeklagten schaden kann, also eine Verschlechterung des jetzigen Rechtszustandes bedeutet. Indessen hat der von dem Bundesrathe acceptirte Beschluß der Kommission, welcher im Wesentlichen dahin geht, daß bei den Strafkammerverhandlungen erster Instanz die Erhebung eines einzelnen Beweises abgelehnt werden kann, wenn die zu beweisende Thatsache einstimmig für unerheblich erklärt wird, die Gefahr einer ungerechtfertigten Beweisverkürzung so sehr verringert, daß sie thatsächlich kaum noch in Betracht kommt, denn nicht die vermeintliche Unerheblichkeit des **Beweismittels**, z. B. wegen voraussichtlicher Erfolglosigkeit, ist ausreichend, sondern die vorgebrachte **Thatsache** muß unerheblich sein und zwar nach einstimmiger Ansicht der Richter. Nachdem die Kommission noch den weiteren Satz eingefügt hat, daß in dem Ablehnungsbeschluß die Gründe, aus welchen die Thatsache für unerheblich erachtet wird, anzuführen sind und zwar mit der Wirkung, daß die Abwegigkeit der Gründe zur Richtigkeit des Erkenntnisses führt, ist das Bedenkliche der Neuerung geradezu auf ein Minimum herabgedrückt, welches gar nicht in Vergleich gesetzt werden kann mit der durch Wiedereinführung der Berufung gegebenen Möglichkeit, in einer zweiten Instanz alles Thatsächliche nachzuholen, was in erster Instanz nicht zur Geltung gekommen ist.

Auch die Bestimmung, daß in der Berufungsinstanz die Zeugenaussagen der ersten Instanz verlesen werden **können**, ist für den Angeklagten ungefährlich, da er die

persönliche Ladung der Zeugen verlangen kann und ausdrücklich bestimmt ist, daß er auf dieses Recht bei seiner Vorladung zum Verhandlungstermin aufmerksam gemacht werden muß.

Großer Werth ist bei den Plenarverhandlungen in zweiter und dritter Lesung darauf gelegt, daß nach der Regierungsvorlage und den Kommissionsbeschlüssen das seitherige Wiederaufnahmeverfahren dahin eingeschränkt werden soll, daß die neuen Thatsachen oder Beweismittel geeignet sein müssen, die **Unschuld** des Angeklagten darzuthun, während das jetzt geltende Gesetz nur verlangt, daß sie geeignet sind, die **Freisprechung** zu begründen, also Zweifel an der Schuld hervorzurufen. Man hat diese Einschränkung der Berufung geradezu für eine unannehmbare Verschlechterung erklärt. Theoretisch betrachtet ist sie es auch zweifellos. Aber in der Praxis stellt sich die Sache durchaus nicht so schlimm. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Standpunkt der verbündeten Regierungen der richtige ist, welcher dahin geht, die Wiederaufnahme des Verfahrens nach Einführung der Berufung überhaupt für entbehrlich zu erachten, zum Mindesten es aber als einen Uebelstand zu betrachten, daß im jetzigen Wiederaufnahmeverfahren so häufig die Freisprechung erfolge, weil durch den längeren Zeitablauf die Beweise nicht mehr so bestimmt und klar sein könnten, um die richterliche Ueberzeugung von der zweifellosen Schuld festzustellen. Das Eine läßt sich aber nicht leugnen, daß das Rechtsmittel in seiner jetzigen Gestalt überhaupt einen großen Werth nicht hat, wie denn auch eine dem Kommissionsbericht beigedruckte statistische Nachweisung ergibt, daß in Preußen in den Jahren 1888 bis 1892 von zwei Millionen einhundertneunundzwanzig Tausend einhundertundsiebenzig (2 129 170) Verurtheilten nur Fünfhunderteinunddreißig (531), also noch nicht einmal $^1/_{40}$ Prozent im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen sind. Diese winzige Zahl wird sich nach Wiedereinführung der Berufung noch ganz gewaltig, vielleicht auf ein Drittel oder noch weniger reduziren, weil erfahrungsgemäß die weitaus meisten Anträge auf Wiederaufnahme sich auf sogleich nach der ersten Verhandlung hervorgetretene neue Thatsachen oder Beweismittel stützen, die also in Zukunft im ordentlichen Berufungsverfahren geltend gemacht werden können. Auch die Fassung des Kommissionsbeschlusses gibt die Garantie, daß bei der Vorprüfung nicht der volle Unschuldbeweis verlangt werden kann, sondern nur das Vorbringen solcher Momente, welche **geeignet** erscheinen, den Unschuldsbeweis zu erbringen. Wer in der Praxis steht, weiß, daß auch jetzt schon die Vorprüfung im Wesentlichen dieses Ziel ins Auge faßt, so daß es, abgesehen von doktrinären Möglichkeiten, wohl kaum vorkommen wird, daß der Richter in Zukunft die Wiederaufnahme verweigern würde in Fällen, wo er sie jetzt zuläßt. Daß aber das ordentliche Rechtsmittel der Berufung, das auf Anrufung nicht versagt werden kann, unendlich werthvoller ist, als das verschwommene vague Rechtsmittel der Wiederaufnahme, ist für den Praktiker so zweifellos, daß man es nicht begreift, wie man die Berufung an der Erhaltung des jetzigen Wiederaufnahmeverfahrens scheitern lassen kann.

Endlich wird von den Opponenten gegen die Kommissionsbeschlüsse beklagt, daß die Entschädigung der unschuldigen Justizopfer in einem so sehr beschränkten Umfange geplant sei, daß man nur die unschuldig Verurtheilten und auch diese nur für den Fall völliger Freisprechung, nicht aber auch die unschuldig Verhafteten entschädigen wolle. Diese Klage ist gewiß gerechtfertigt. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß die Entschädigung für zu Unrecht erlittene Untersuchungshaft eigentlich noch dringlicher ist, als die für unschuldig erlittene Strafhaft. Denn gegen die letztere ist der Beschuldigte durch ein mit großen Garantien ausgestattetes Verfahren und durch die relative Sicherheit ordentlicher Richtersprüche weit mehr geschützt, als gegen die Untersuchungshaft, bei der fast alle Garantien fehlen und in gewissem Grade der Wille eines Einzelnen maßgebend ist. Es ist aber nicht zu vergessen, daß das vorliegende Gesetz nur den ersten Schritt auf dem Gebiete der Entschädigung überhaupt unternimmt. Die weiteren Schritte, der weitere Ausbau müssen und werden nothgedrungen folgen. So lange aber der erste Schritt zur gesetzlichen Regelung der Entschädigung der Justizopfer überhaupt nicht gethan wird, bleiben die übrigen Schritte fromme Wünsche. Hier heißt es, zunächst den Anfang zu machen, und wer sich weigert, den ersten Schritt zu thun, weil er nicht weit genug führt, erreicht überhaupt nichts.

Bei der Berathung der Strafjustiznovelle in der Kommission und dem Plenum des Reichstages ist leider das eingetreten, wovor ich in jedem Stadium gewarnt habe. Man hat sich in Einzelheiten vertieft, hier Gegensätze hervorgesucht und unausgeglichen gelassen und dabei den klaren Blick für das Ganze verloren. Man hat alle möglichen Verbesserungen anzubringen gesucht, angebliche Verschlechterungen aufgebauscht und outrirt bekämpft, niemals aber das Facit gezogen, ob denn die unzweifelhaften Verbesserungen und Fortschritte nicht die Verschlechterungen in dem Maße aufwiegen, daß es geradezu ein Unrecht gegen das Volk ist, die Verbesserungen auf unabsehbare Zeit fallen zu lassen, weil man ein Mehr nicht erzielen und Verschlechterungen nicht verhüten kann. Wenn man diesen Maßstab an den Werth oder Unwerth des ganzen Gesetzes in seiner Totalität gelegt hätte, dann würde man vielleicht auf dem Boden der Kommissionsbeschlüsse das beklagenswerthe Resultat der zweiten und dritten Plenarberathung vermieden haben.

Es kann die Aufgabe dieser gedrängten Besprechung nicht sein, die unzweifelhaften Verbesserungen eingehend zu erörtern und den angeblichen Verschlechterungen gegenüber zu stellen. Nur eine kurze Aufzählung möge mir gestattet sein. Außer den in Vorstehendem eingehend besprochenen Verschlechterungen der Reduzirung der Richterzahl, der Beschränkung der Beweisaufnahme und der engeren Begrenzung des Wiederaufnahmeverfahrens sind als sogenannte Verschlechterungen mit dem bösesten Willen keine weiteren zu entdecken, als daß die Verbrechen des betrügerischen Bankrotts und der Beamten-Urkundenfälschung den Schwurgerichten genommen werden sollen und daß der Berichterstatter an der Hauptverhandlung in Zukunft theilnehmen darf. Ob mit Rücksicht auf die juristische Komplizirtheit der beiden genannten Verbrechensarten die Verweisung derselben an das Schwurgericht als ein Nachtheil zu bezeichnen ist, läßt sich füglich bezweifeln. Für die Zulässigkeit der Mitwirkung der Berichterstatter bei der Hauptverhandlung vermag ich allerdings einen stichhaltigen Grund nicht aufzufinden. Welche Reihe von Verbesserungen steht aber diesem einen Rückschritt gegenüber. Die bloße Wiedereinführung der Berufung, der erste Ansatz zur reichsrechtlichen Regelung der Entschädigungsfrage, also die Kardinal- und Endpunkte der ganzen Vorlage sind seit anderthalb Jahrzehnten so eindringlich Seitens der Volksvertretung, der Wissenschaft und der Presse gefordert, daß man meinen sollte, kein Opfer sei zu groß, wenn es gilt, diese Forderungen endlich zu erfüllen, kein finanzielles Opfer auf Seiten der Regierenden, aber auch kein Selbstverleugnungsopfer auf Seiten der Volksvertretung. Dazu kommen aber noch mannigfache sonstige Verbesserungen. Schon der eine neue Absatz des § 7 der Strafprozeßordnung, welcher dem Unfug ein Ende macht, daß ein Preßerzeugniß aller Orten und Enden verfolgt werden kann, wo es irgendwie zur Verbreitung gelangt, bedeutet eine gewaltige Errungenschaft der Presse, die mehr wiegt, als alle sogenannten Verschlechterungen, auf die sie aber für lange Zeit verzichten muß, wenn das Ganze scheitert, da sich die verbündeten Regierungen niemals dazu hergeben werden, diese Beschränkung des Preßforums als selbstständige Neuerung einzuführen.

Die bessere Formulirung der Bestimmungen über die Ablehnung befangener Richter, die Möglichkeit, absolut unglaubwürdige Zeugen mit dem Eide zu verschonen und dadurch eine Menge von Meineiden zu verhüten, die aus gleicher Tendenz hervorgegangene Rückkehr zu dem in der Praxis allseitig für zweckmäßiger erkannten Nacheid und

Gesammteid an Stelle des Voreides und Einzeleides, die Ausdehnung der nothwendigen Vertheidigung bis zum achtzehnten Lebensjahre, die Nothwendigkeit der förmlichen Voruntersuchung in allen Fällen, wo es sich um ein Verbrechen handelt, die Verpflichtung des Richters, in der Begründung des Erkenntnisses die Gründe seiner Ueberzeugung anzugeben, die Vorschrift, daß die Protokolle über die Hauptverhandlung die wesentlichen Aussagen der Zeugen enthalten müssen, während jetzt die Bemerkung genügt, daß der Zeuge zur Sache vernommen ist, genügt, die zwingende Direktive für den Schwurgerichtspräsidenten, sich in seiner Rechtsbelehrung jeder Andeutung über die Schuld oder Nichtschuld zu enthalten, die Zulässigkeit der Beschwerde gegen die Unterbringung in eine Irrenanstalt Zwecks Beobachtung, das Verbot, bei der Zurückverweisung in die Vorinstanz die Einzelstrafen in peius zu reformiren, die Vollstreckungsfähigkeit der Vergleiche und der Kostenerstattungsbeschlüsse bei Privatklagen — das alles sind Verbesserungen, die nur der zu würdigen vermag, der tagtäglich auf dem Gebiete der Strafrechtspflege arbeitet und dabei die Unzulänglichkeit des jetzigen Zustandes erfährt. Dazu kommt das neue Institut der summarischen Aburtheilung der sog. délits flagrants, die nicht nur im Interesse einer prompten Satisfaktionsleistung, sondern auch im Interesse des eine schleunige Aburtheilung wünschenden Angeklagten einen wesentlichen Fortschritt darstellt, und ebenso das neu eingeführte Kontumazial-Verfahren und die Zuständigkeit des forum delicti commissi, welche Einrichtungen den Beschuldigten in für ihn segensvoller Weise davor bewahren, unter allen Umständen vor Gericht erscheinen oder gar entfernte Gerichte aufsuchen zu müssen, in Fällen, in denen er sehr damit einverstanden ist, wenn auch in seiner Abwesenheit und von dem Gerichte, welches dem Thatort am nächsten liegt, über ihn Recht gesprochen wird.

Endlich sei nacherwähnt, daß auch die geplante Ausdehnung der Privatklage und die Erweiterung der Kompetenz der Schöffengerichte von weiten Schichten der Bevölkerung dringend gewünscht wird, und daß noch eine Anzahl geringfügigerer Verbesserungen, wie z. B. Besserstellung der Untersuchungsgefangenen, die Erleichterung des Verkehrs zwischen Verhafteten und Vertheidiger u. s. w. in der Vorlage, wie sie durch die Kommissionsbeschlüsse gestaltet ist, stecken.

Nach allem diesem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Annahme der Gesetzesnovelle selbst in derjenigen Gestalt, welche für die Regierung annehmbar ist, einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Strafrechtspflege bedeutet, einen Fortschritt, der an sich nicht vermindert wird, wenn es nicht gelingt, auch noch solche Verbesserungen zu erlangen, die von der Mehrheit des Volkes unzweifelhaft gewünscht werden, wie vor allem die Aufhebung des Zeugnißzwanges gegen die Angestellten der Presse. An und für sich hat die Vorlage mit dieser gewiß begehrenswerthen Beseitigung einer unwürdigen Tortur nichts zu schaffen. Nichts kann den Bundesrath zwingen, diese Materie mit einer Vorlage verquicken zu lassen, welche ganz andere Aufgaben bezielt. Und, das sollte man nicht übersehen, daß mit dem Scheitern der ganzen Vorlage mit allen ihren Verbesserungen doch der Zeugnißzwang nicht verschwindet. Weßhalb sich denn auf eine Frage kapriziren, die hier nicht zur Lösung zu bringen ist, die aber durch immer wieder erneute Initiativanträge zur endlichen Reife gefördert werden kann?

Man mag sich bei Prüfung der ganzen Sachlage nicht mit dem Gedanken trösten, daß, nachdem die Berufungs- und Entschädigungsfrage einmal bis zur eigenen Initiative der verbündeten Regierungen gediehen ist, diese Fragen nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden würden und daß schließlich der Bundesrath nachgeben müsse. Sicherlich kann und wird jeder spätere Reichstag in Form von Initiativanträgen die beiden Hauptfragen wieder anregen. Aber Dezennien und Menschenalter werden vergehen, ehe die augenblickliche Willfährigkeit des Bundesraths wieder erreicht wird. Ist es doch ein offenes Geheimniß, daß ein großer Theil der verbündeten Regierungen nur mit Widerstreben sich zu der Vorlage entschlossen hat, daß der Bundesrath in seiner Gesammtheit gar nicht unglücklich darüber ist, wenn ihm die ganze Neuerung mit ihren finanziellen Opfern und ihren unleugbaren liberalen Fortschritten erspart wird.

Noch ist es Zeit, hüben und drüben einzulenken, noch liegt die Möglichkeit vor, das große Reformwerk zum Abschluß zu bringen. Mögen beide Gesetzgebungsfaktoren sich in letzter Stunde noch auf ihre Pflicht besinnen, das ist verdienstvoller für das Heil und Wohl des Volkes als daß man prahlerisch an seine Brust klopft, und statt der so sehnlich gewünschten Reform dem Volke nur die Phrase bietet, daß der Gegner die Verantwortung trage.

Hagen i. W., den 28. Dezember 1896.

Julius Lenzmann.

Der Herzog von Schleswig-Holstein.

Erst nach Verlauf beträchtlicher Zeiträume pflegen geschichtliche Urkunden und diplomatische Aktenstücke dem Gewahrsam der Staatsarchive zu entgehen und als stumme und doch beredte Zeugen die wahre Gestalt historischer Persönlichkeiten und Ereignisse zu enthüllen. Es ist uns selten vergönnt, das helle Tageslicht so schnell über eine Reihe hochwichtiger Vorgänge verbreitet zu sehen, wie dies erfreulicher Weise über die große Epoche der nationalen Einigung Deutschlands durch die Veröffentlichung einer Fülle von Denkwürdigkeiten und Briefwechseln geschehen ist. Manche Illusion ist dadurch zerstört, aber auch manches unbillige Urtheil beseitigt oder gemildert worden. Ein solches Werk posthumer Gerechtigkeit möchte Karl Samwer in seinem jüngst erschienenen Buche „Schleswig-Holsteins Befreiung"*) für den „Augustenburger", für „Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein", den Vater der gegenwärtigen deutschen Kaiserin, vollbringen. Nicht höfische Rücksichten leiteten dabei den Verfasser, sondern das Verlangen, einem vielfach Verunglimpften endlich Recht zu schaffen, wobei der natürliche Wunsch mitsprach, daß solches auch dem Andenken von Samwer's Vater, dem hauptsächlichsten Berather Herzog Friedrichs, geschehe. Er konnte hierbei Vorarbeiten des verstorbenen Karl Jansen benutzen und hat sonst, außer auf das gedruckte Material, seine Darstellung hauptsächlich auf den schriftlichen Nachlaß seines eigenen Vaters begründet. Freilich wurde es gerade dadurch unvermeidlich, daß die ganze Basis, von der das Werk ausgeht, eine einseitige ist; auch dürften die Quellen, aus denen der Verfasser schöpft, hier und da von zweifelhafter Beschaffenheit sein, wie z. B. die „unveröffentlichten Aufzeichnungen eines preußischen Staatsmannes" (S. 193 u. sonst). Immerhin bleibt noch eine reiche Menge durchaus zuverlässigen Aktenstoffes übrig, die, mit den Veröffentlichungen der Gegenseite zusammengestellt, uns ein klares Bild der thatsächlichen Vorgänge gibt. Die Darstellung Samwer's ist durchaus schlicht und urkundlich; mit den diplomatisch feinen Schilderungen Sybel's oder dem gewaltig fortreißenden Schwunge Treitschke's dürfte sie nicht verglichen werden, aber um so überzeugender wirken ihre offenbare Einfachheit und Wahrheitsliebe.

Klar und schlagend tritt aus dem ganzen Buche die Thatsache hervor: mit der souveränen Nichtachtung des formalen Rechtes, die ihm eigen war, hat Bismarck von Beginn der schleswig-holsteinischen Verwicklungen im Jahre 1863 an die Bildung eines neuen norddeutschen Mittelstaates bekämpft, in welchem er — nach dem von Hannover und Sachsen gegebenen Beispiele — mit Nothwendigkeit einen Gegner und Rivalen Preußens erblickte. Seine am Bundestage gemachten Erfahrungen ließen ihm keinen Zweifel darüber, daß trotz augenblicklichen guten Willens

*) Wiesbaden, Bergmann, 1897.

und trotz aller, selbst aufrichtig gemeinter Versprechungen ein solcher Gegensatz sich bald herausstellen werde. Lieber noch hätte Bismarck, unter den angemessenen, die nationale Eigenart der Herzogthümer schonenden Bedingungen jene Lande in Personalunion mit Dänemark belassen; das Erwünschteste aber war ihm deren Einverleibung in Preußen. Auf letzteres Ziel steuerte er von Anfang an mit bewundernswerthem Geschick hin, das es allerdings nach Diplomatenart mit Wahrhaftigkeit und Rechtsbewußtsein nicht genau nahm, und mit einer Genialität, die Herr Sammer mir nicht genügend erkannt zu haben scheint. Ein Doppeltes, freilich in sich Zusammenhängendes, behielt hierbei der preußische Minister im Auge: einmal, seine Absichten möglichst lange zu verbergen, und dann, einen großen europäischen Krieg zu vermeiden, dem die Wehrkraft seines Staates noch nicht gewachsen war. Deshalb hat er zunächst scheinbar an dem für die Herzogthümer so verhängnißvollen Londoner Protokolle von 1852 festgehalten und alles gethan, um Dänemark völkerrechtlich ins Unrecht zu setzen — was ihm auch vollkommen gelang. Deshalb hat er sich mit Oesterreich verbündet, dessen kurzsichtige und schwächliche Staatsmänner er so lange im Schlepptau führte, bis ihm selbst die Zeit zum Bruche gekommen schien. Deshalb war er der Kandidatur Herzog Friedrichs stets abgeneigt, den er thatsächlich nie im Zweifel darüber ließ, indem er schon bei der ersten Unterredung, am 18. November 1863, ihm ganz unverblümt den Rath gab, von seinen Ansprüchen zurückzutreten (S. 686 f.). Wenn er später als Grund seiner Abneigung gegen den Augustenburger die liberale Gesinnung von dessen Räthen anführte, den Herzog in angeblich konservativem Interesse befeindete, so waren das nur Vorwände, dazu bestimmt, auf die Anschauungen König Wilhelms einzuwirken. Denn der preußische Herrscher war zunächst dem Herzoge wohl geneigt, dessen Ansprüche er — ebenso wie der Kriegsminister von Roon*) — als die bestberechtigten anerkannte. Kronprinz Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin, die mit dem Augustenburger verwandt und seit lange befreundet waren, unterstützten dessen Interessen eifrig und beharrlich bei dem Monarchen. Es kam darüber zwischen diesem und Bismarck zu förmlichen Konflikten, die zuweilen für letzteren einen geradezu bedrohlichen Charakter annahmen, aber schließlich, wie immer, mit dessen Siege endigten. Auch hier stellte es sich wieder heraus, daß König Wilhelm nur insofern auf den Namen des Großen Anspruch machen darf, als er die gewaltige geistige Ueberlegenheit seines Rathgebers erkannte und bereitwillig anerkannte, sich ihr auch, trotz seiner hohen Meinung von dem monarchischen Gottesgnadenthume, mit bewundernswerther Bescheidenheit unterordnete. Er hat die Selbstentsagung so weit getrieben, sogar förmliche Versprechungen, die er dem Herzoge gethan, unter Bismarck's Einfluß wieder zurückzunehmen (vergl. S. 204). Nun hat allerdings der Ministerpräsident noch besondere Gründe gehabt, dem Augustenburger zu zürnen und auch seinen Herrscher gegen diesen einzunehmen. Das Erscheinen des Herzogs in Holstein, im Gefolge der Bundestruppen, am 30. Dezember 1863, die Bildung einer eigenen Regierung und der Versuch zur Aufstellung eines eigenen Heeres liefen den ausdrücklichen Rathschlägen Wilhelms I. entgegen. Diese Maßregeln waren in der That geeignet, die feinen diplomatischen Schachzüge Bismarck's zu zerrütten und bedenkliche internationale Verwicklungen hervorzurufen, die leicht selbst den begründetsten Forderungen der Herzogthümer hätten gefährlich werden können. Gerechtfertigt wäre dieses Auftreten Friedrichs VIII. nur gewesen, wenn er das schleswig-holsteinische Volk zu einer abermaligen bewaffneten Erhebung gegen das Dänenthum — wie die des Jahres 1848 — fortgerissen hätte. Allein trotz aller trefflichen Eigenschaften war er hierfür nicht die passende Persönlichkeit, und auch seine wohlmeinenden und klugen Rathgeber waren nicht dazu befähigt, ihm das mangelnde Heroenthum einzuflößen.

*) Moltke's militär. Korrespondenz, Krieg 1864, herausgeg. v. Großen Generalstabe (Berlin 1892), S. 39 f.

Die Bevölkerung der Herzogthümer war dem Augustenburger geneigt, in dem sie Verkörperung und Bürgschaft ihrer nationalen Ansprüche erblickte; aber dieser wackere Herr, der unter dem Schutze der Bundestruppen behaglich in Kiel saß und wartete, bis Preußen und Oesterreicher gegen die Dänen kämpften, konnte unmöglich mit elementarer Kraft die populären Massen für sich begeistern. Diese falsche Stellung des Herzogs hat Herr Sammer meines Erachtens nicht erkannt. Entschloß sich Friedrich von Augustenburg gegen den bestimmt ausgedrückten Willen des mächtigsten deutschen Herrschers, nach Holstein zu gehen, so mußte er das durch nationale, auch das Ausland beeinflussende Thaten rechtfertigen; sonst hätte er besser gethan, seine Ansprüche auf die Herrschaft in den Herzogthümern nur öffentlich anzumelden und sie dann dem preußischen Könige anzuvertrauen.

Wie sich aber nun die Dinge gestalteten, gelang es Bismarck immer mehr, den Monarchen zu sich herüber zu ziehen. Das kronprinzliche Paar, dessen edles Rechtsgefühl es an die Sache Herzog Friedrichs fesselte, war ganz machtlos. Friedrich Wilhelm mußte es erleben, daß sein Schützling Tempelten durch den preußischen Civilkommissar von Zedlitz aus Schleswig ausgewiesen wurde; der Kronprinz wagte Zedlitz zu sagen, sei hier nur Privatmann, er — Zedlitz — aber die oberste Behörde (S. 245). Schon im Beginn des Jahres 1864 sprengten rücksichtslose Bismarckianer über das kronprinzliche Paar die später so oft wiederholte niederträchtige Verleumdung aus, es verrathe die Staatsgeheimnisse der englischen Regierung (S. 287).

Allmählich trat, gerade infolge des Bekanntwerdens von Preußens Annexionsplänen und deren Billigung durch Frankreich (S. 291), eine günstigere Lage für den Herzog ein. Die österreichische Regierung gab solchen ihr höchst unangenehmen Entwürfen gegenüber, im Mai 1864, ihre bisherige Verfechtung der dänischen Personalunion als zweckwidrig auf und zeigte sich plötzlich dem Augustenburger geneigt. Dadurch wurde auch Preußen genöthigt, offiziell für diesen einzutreten. Am 28. Mai 1864 erklärten beide deutsche Großmächte in der Londoner Konferenz jenen als den bestberechtigten und von der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung Schleswig-Holsteins gerufenen künftigen Beherrscher dieser Lande, als ihren eigenen Kandidaten. Keiner Wortklauberei und Interpretationskunst wird es jemals gelingen, diese Thatsache aus der Welt zu schaffen.

Im Grunde aber war die Erklärung vom 28. Mai von Seiten der preußischen Regierung reine Heuchelei oder, wenn man lieber will, ein diplomatischer Schachzug. Denn Bismarck sprach sich eben damals Max Duncker gegenüber zur Gunsten der längst gewünschten Annexion aus. Und König Wilhelm hatte sich seit dem Düppeler Siege mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das durch so viel preußisches Blut erworbene Land auch Preußen gehören müsse. Er hat das selber ein Jahr später seinem Sohne mitgetheilt.

Es begann nun Bismarck ein neues Spiel! von dem Augustenburger wieder loszukommen, und er führte es mit nicht geringerer und nicht minder unbedenklicher Gewandtheit, als zuvor das der Befreiung vom Londoner Protokoll. Es bestand darin, daß man im angeblichen Interesse der nationalen Aufgabe Preußens an den Herzog Forderungen stellte, die, nach jeder Zustimmung von Seiten Friedrichs VIII., von neuem und schließlich bis zum Unmöglichen gesteigert wurden. Die Abtretung Schleswig-Holsteins durch Dänemark direkt an Preußen und Oesterreich, im Wiener Frieden, gab dazu die rechtliche Grundlage. Herzog Friedrich hatte der überlegenen und rücksichtslosen Staatskunst Bismarcks nur seine und seiner Berather unzweifelhaft ehrliche deutsche Gesinnung, nicht aber ein entsprechendes Maß von Schlauheit entgegen zu setzen. Die ersten Forderungen, die weitgehend genug waren, wurden bedingungslos angenommen. Da formulirte Bismarck neue Ansprüche, die überdies Erstattung der gesammten Kriegskosten Oesterreichs und Preußens durch die Herzogthümer verlangten, wozu doch zweifellos die Genehmigung durch den künftigen schleswig-holsteinischen Landtag noth-

wendig gewesen wäre; sich selbst aber zu binden, vermied der preußische Ministerpräsident sorgfältig, sogar für den Fall unveränderter Annahme seiner Vorschläge. Darauf lockte er den Herzog unter dem Scheine freundschaftlicher Gesinnung nach Berlin*). In einer persönlichen Unterredung glaubte Bismarck's psychologische Kunst am schnellsten und wirksamsten eine Entscheidung herbeizuführen. Die Vorbehalte, die der unglückliche Prätendent gezwungener Maßen am 1. Juni 1864 Bismarck's scheinbar freundschaftlich entwickelten Bedingungen gegenüber machte, gaben den Vorwand zum Bruche, den der Ministerpräsident ja stets beabsichtigt hatte. Die ganze offiziöse Presse wurde gegen den Augustenburger, als einen Feind Preußens und der nationalen Bestrebungen, losgelassen. Endlich stellte Bismarck, in der Depesche vom 22. Februar 1865 an den preußischen Gesandten in Wien, Ansprüche auf, die den Herzog zu einem bloßen Statthalter Preußens verwandeln mußten, und die zunächst für Oesterreich, den einstweiligen Mitbesitzer Schleswig-Holsteins, unannehmbar waren. Allerdings ist es zweifellos, daß seit den Tagen von Düppel und Alsen in der großen Mehrheit des preußischen Volkes, ebenso wie bei dessen König, der Wunsch nach reiner Annektirung der Herzogthümer erwacht war und sich in Folge der unerfreulichen und bis zur Lächerlichkeit machtlosen Stellung des Herzogs von Tag zu Tage steigerte. Jetzt rächte es sich an Friedrich VIII., daß er im Anfange des Kampfes, während Andere gehandelt, nur geredet hatte. Im Sinne privater Moral war es auch sehr lobenswerth, vom Standpunkte einer kraftvollen und für ihre und ihrer Anhänger Sache zum Aeußersten entschlossenen Persönlichkeit aber verhängnißvoll, daß er bei dem Einmarsche der Preußen in Holstein (Juni 1866) dieses Land ohne jeden Versuch des Widerstandes verließ. „Um dem schleswig-holsteinschen Bundesrecht den wirksamsten Kämpfer zu erhalten und ein vergebliches Blutvergießen zu vermeiden", begründet der Verfasser (S. 612) diesen Schritt. Aber mit Rosenwasser werden nicht Reiche geschaffen; und wie sehr die „Wirksamkeit" dieses „Kämpfers" durch sein demüthiges Zurückweichen vernichtet wurde, bewies die nächste Zukunft und war schon damals mit Sicherheit vorauszusehen. Vom deutsch-nationalen Gesichtspunkte freilich kann man mit solcher Lösung nur zufrieden sein.

Späterhin war die Haltung des Herzogs eine durchaus würdige und hätte wohl verdient, daß ihm von Seiten der preußischen Geschichtschreiber größere Anerkennung zu Theil geworden wäre. Er vermied es sorgfältig — wie Georg V. von Hannover es gethan hat — seine Sache auf die Gunst Frankreichs zu stellen. Als der große Krieg von 1870 ausbrach, trat er als bayerischer Generalmajor in das deutsche Heer und machte den Kampf im Gefolge des preußischen Kronprinzen mit. Deutlicher konnte er nicht darthun, daß nach seiner Auffassung in der nationalen Krisis jeder persönliche und partikularistische Groll auf dem Altare des gemeinsamen Vaterlandes zum Opfer gebracht werden müsse.

Wir haben nicht verschwiegen, daß wir in manchen Stücken von dem rein panegyrischen Standpunkte Jansen's abweichen. Um so freudiger erkennen wir an, wie großen Nutzen sein durchaus gemäßigt und würdig geschriebenes Werk der richtigen Auffassung und genauen Kenntniß wichtiger Vorgänge der deutschen Geschichte bringt. Auch nebenbei erhalten wir durch ihn mancherlei schätzenswerthe Aufklärung. Aus dem Munde hochstehender englischer Staatsmänner und der Königin Viktoria selbst erfuhr sein Vater, daß diese Herrscherin allein den Wunsch Palmerston's, England in den Krieg an der Seite Dänemarks zu treiben, durch ihren beharrlichen Widerstand vereitelt hat (S. 268); ein neuer Beitrag zur Beurtheilung der angeblichen Bedeutungslosigkeit des britischen Königthums, wie sie von den Gegnern alles Konstitutionalismus so gern mit Emphase geschildert wird. — Die absolute Unzuverlässigkeit der berühmten Denkwürdigkeiten Herzogs Ernst von Koburg-Gotha wird von neuem an vielen Stellen erwiesen. Der Koburger, der sich dort als Förderer eines Ausgleichs zwischen Preußen und Augustenburg hinstellt, hat diesen in Wahrheit mit Heftigkeit vor Preußen gewarnt (S. 274), weil er damals noch selber an die Spitze Deutschlands zu treten hoffte. Bismarck gab dann auch seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Herzog Ernst wiederholt Ausdruck (S. 337 u. 732). — Eine unerfreuliche Parallele zu der auffallenden und seinen Zwecken sehr dienlichen Gedächtnißschwäche, die Bismarck in seinem amtlichen Berichte vom 23. September 1888 über Kaiser Friedrichs Kriegstagebuch bewiesen hat, ist die Entstellung seiner persönlichen Verhandlungen mit Herzog Friedrich vom 1. Juni 1864, in seinem nicht minder amtlichen Berichte, den am 2. Juli 1865 der „Preußische Staatsanzeiger" veröffentlichte. Die am Tage nach dieser Unterredung von dem Herzoge diktirte vertrauliche Relation derselben (Jansen. S. 731 ff.) läßt über die Unrichtigkeit der Bismarck'schen Darstellung um so weniger einen Zweifel zu, als die Wiener Regierung sofort nach jener Veröffentlichung vom 2. Juli 1865 darauf hinwies, daß der preußische Minister selber seine Gesandtschaften unmittelbar nach der erwähnten Unterredung in ganz abweichender Art über diese unterrichtet habe.

Jansen's Buch, wenn auch nicht ohne Kritik aufzunehmen, ist eine der wichtigsten und lehrreichsten Quellen zur Zeitgeschichte.

M. Philippson.

*) Brief Max Duncker's im Auftrage des Ministerpräsidenten an den Kronprinzen von Preußen, 28. Mai 1864 (S. 727).

Karl Koepping.

Die Gabe, die Koepping darstellt, ist im modernen Kunstleben, zumal in dem deutschen, eine kostbare Seltenheit. Man kann der deutschen Kunst alles nachsagen, eins fehlt ihr meist: spezifische Technik und im weiteren Sinne Geschmack. Dem Deutschen sind gewöhnlich beide Dinge sekundärer Bedeutung. Er betont in seiner Liebe zur Kunst die Lust am Denken, der deutsche Künstler die Lust am Dichten. Es fehlt die Kunst, die nicht durch das Gemüth, sondern nur durch die Sinne reagirt: die natürliche Kunst, konkret und ohne Deutung wie die Natur. Dieser ist die Malerei die Kunst des Pinsels und der Farbe; sie benutzt sie nicht als Mittel zum Zweck, um dies oder jenes, das nichts mit ihr selbst zu thun hat, auszudrücken; sie will nur Reiz sein in Strich und in Farbe. Sie will den Beschauer nicht hindern zu denken, aber sie erzwingt es nicht. Ihr liegt vor allem daran, gesehen zu werden; und wenn die deutsche Gedankenkunst, wie sie von Klinger und seinen zahlreichen Genossen getrieben wird, gar leicht zu sehen ist und erst, unter Umständen, schwierig wird in der Deutung, gilt jene dem kulturlosen Auge für des Sehens kaum werth und wirkt auf den Verstandesmenschen zwecklos. Sie beginnt erst da, wo das Auge durch lange Zucht gelernt hat, die Welt in eine unbegrenzte Zahl farbiger reizvoller Töne zu zerlegen. Zum Verständniß ihrer Reize gehört weder Verstand noch Tiefe des Gemüthes, wohl aber eine gewisse Anlage der Sinne, die sich ausbilden, aber nie aus dem Nichts heraus erlernen läßt. Und deshalb ist sie die aristokratische, die einzig traditionsreiche, die Rassenkunst, im Gegensatz zur anderen, die man in Deutschland als künstlerische Kulturstufe zu behandeln sucht. Die künstlerische Aeußerung Berlins ist in erster Linie psychologisch, verstandesmäßig, wie das streng geregelte, exakte Getriebe dieser gesündesten, thatkräftigsten, aber plebejischsten aller europäischen Großstädte; abjektiv wie seine Bewohner, die Witz, häufig sogar Geist haben können, aber wie selten Charme.

Deshalb ist Koepping in Berlin eine Ausnahme. Er galt dem oberflächlichen Beurtheiler nicht dafür, so lange

er nur radirte. Man meinte in seiner Wiedergabe Rembrandt'scher Gemälde etwas von dem Sitzfleisch Menzel's zu entdecken; man beliebte ihn zuweilen tüchtig zu nennen, eine Degradation in der Bedeutung, die man in Berlin mit diesem Worte verbindet.

Koepping's technische Kapazität aber ist gerade von der Art, die — ohne im übrigen entfernt vergleichen zu wollen — dem großen Detailkünstler Menzel in letzter Instanz nicht immer zu Gebote steht: außerordentlich auszuführen und dabei den gewollten Gesammteindruck zu erreichen. Den Kurzsichtigen gab Koepping nur einen idealen Ersatz technischer Reproduktionen nach Rembrandt; dem Kenner wurden durch ihn die Absichten Rembrandt's offenbar, Rembrandt'scher Schattenstil, Rembrandt'sches Wollen. Freilich war dafür eminente Arbeit erforderlich, die man tüchtig nennen kann, wie jene Werke, an denen die alten Renaissancemeister zuweilen ihr ganzes Leben schafften, tüchtig sind im höchsten Sinne.

Schon aus dem Takt, mit dem Koepping an Rembrandt herantrat, nicht weniger aus seinen letzten glänzenden Originalradirungen, die bis zur Vollkommenheit zeigen, was die Aetztechnik, auf die Darstellung des menschlichen Körpers angewendet, zu geben vermag, konnte man auf sein künstlerisches Empfinden schließen; dem, der Koepping's persönliche Neigungen, sein einfaches, distinguirtes Haus kannte, der seine Sammlungen gesehen hat, für den war der abseits stehende Geschmack des Künstlers längst kein Geheimniß. Trotzdem gab es keine geringe Ueberraschung, als der berühmte Radirer plötzlich, beim Beginn der letzten Pariser Wintersaison, mit einer vollkommen neuen Materie auf dem Platz erschien, seinen Gläsern, deren Art man in Paris nie einem Deutschen zugetraut hätte, am wenigsten einem Berliner.

Nun ist Koepping freilich so wenig Berliner wie die meisten modernen Künstler, die in Berlin wohnen, nachdem sie im Ausland, in Paris, in Holland studirt haben; die jeden Frühling an die Stätten, wo sie ihre künstlerische Reife erhalten haben, zurückkehren und erst allmählich, und zwar nicht durch Berlin, sondern oft trotz Berlin anfangen, dort Boden zu fassen. Koepping ist Sachse wie Klinger, sein künstlerischer Gegenpol. Auch Klinger hat gewerbliche Neigungen; sie traten bisher im Wesentlichen nur in seiner Skulptur und in den architektonischen Rahmen zu seinen Riesengemälden hervor und liefern das überzeugendste ästhetische testimonium paupertatis jener Kunst, die nur in Gedanken lebt und monströs wird, sobald sie die abstrakte Sphäre ihres engeren Gebietes verläßt. Wie Klinger verbrachte Koepping eine für seine Entwicklung wichtige Lebenszeit in Paris. Es ist merkwürdig, welch verschiedene Resultate die künstlerischste aller Schulen mit diesen beiden Deutschen erzielte; der ganze ästhetische Unterschied der beiden Nationen liegt darin. Der eine übertünchte sich flüchtig mit den Nebensächlichkeiten der französischen Kunst; er nahm nur das, was er psychologisch verwerthen konnte, die Ideen von Rops und anderen, von Goya, der damals in Paris neu entdeckt wurde. Das viel receptivere Talent Koepping's tauchte ganz unter in dem dunklen Strom der Erscheinungen, der ihm innerlich ebenso natürlich wie seinem Kollegen fremd war. Er durchsetzte sich mit all den vornehmen malerischen Traditionen, die er in Paris fand; und während Klinger die französischen Ziele gar nicht erstrebenswerth erschienen, empfand Koepping den Ehrgeiz, zunächst einmal zu erreichen, was diese Leute konnten, und mit diesen Resultaten gerüstet den eigenen Weg zu gehen. Auch er blieb Künstlern wie Rops gegenüber nicht theilnahmlos. Ihm war Rops der Techniker, der haarsträubende Gegenstände nimmt, um seine Absichten auf Linien und Flächenwirkungen zu entwickeln und Goya, der spanische Satan, reizte ihn nicht wegen seiner Teufeleien, sondern wegen der verblüffenden Schattenkontraste, die die Goya'sche Aquatinta erreicht. Es soll keinen Augenblick behauptet werden, daß Koepping mit dieser Schätzung die spezifischen Eigenschaften solcher Künstler genügend erschöpfte. Bei Goya bleibt ein enormer Rest, wenn man seine Technik abzieht, und Rops' rein technische Qualitäten sind größtentheils Spielereien im Vergleich mit einem Koepping'schen Können. Nur geben die unbestreitbar tiefen psychologischen Qualitäten den beiden Künstlern nicht ihre Künstlerschaft, sondern sind Beiträge zu ihrem Menschenthum; sie machen die beiden zu großen Menschen, nicht zu großen Künstlern. Gerade bei einem Deutschen muß diese scharfe Scheidung auffallen; er selbst ist ihr konsequentester Ausdruck: durchaus kein großer Mensch, aber ein eminenter Künstler.

Koepping blieb von 1876 bis 1890 in Paris, und in dieser Zeit entstanden seine Blätter Frufru, Munkacsy's Kreuzigung, die Staalmeester's, der Greisenkopf aus der Dresdener Galerie, das Schützenbankett nach F. Hals und andere, die seinen Namen unter den Kennern berühmt machten. Viele dieser Werke lassen sich nur bedingungsweise als Reproduktionen bezeichnen. Sehr oft wurde das Original erst in der Uebertragung zum Werk von Bedeutung. In dem Gemälde Frufru, einem großen, rohen „Schinken",*) dessen Schöpfer, George Clairin, nur in seinem Vaterlande eine höchst zweifelhafte Berühmtheit genießt, würde Niemand die Spinnwebenkunst wieder erkennen, die Koepping daraus gemacht hat. Er ging an solche Werke mit dem Bestreben, mit seiner Kunst die Absichten zu erreichen, die den Malern mißglückt waren, ja, an die sie vielleicht manchmal kaum gedacht hatten. Es war also nicht die Unfähigkeit, selbst zu erfinden, die ihn damals trieb, sich den Werken anderer zuzuwenden, sondern das Bewußtsein der geringen Bedeutung, die seiner Technik gegenüber das Gegenständliche besitzt, nicht zuletzt auch eine gewisse in seinem Charakter liegende Vorsicht, eine vielleicht übertriebene Gewissenhaftigkeit, die ihn, so lange er nicht ein ganz individuelles stoffliches Ziel vor Augen sah, drängte, sich einem bestimmten, gegebenen Objekt unterzuordnen, um jeder Gefahr der Zersplitterung zu entgehen.

Er hatte einmal vollkommen umgesattelt. Bevor er Künstler wurde, war er Chemiker gewesen. So diametral diese Materie der künstlerischen entgegengesetzt erscheint, der Wechsel war bei Koepping keine Inkonsequenz. Das Prüfende, Grübelerische, Exakte des Analytikers lag ihm und seiner Kunst, die selten auf den ersten Hieb, immer nur durch eiserne Willensanstrengung gelingen kann, im Blute. Und wie sich immer die künstlerische Produktion früher oder später der Wandlungen erinnert, die der Künstlerzeit vorhergehen, auch Koepping's vorkünstlerische Schicksale waren für seinen späteren Beruf bedeutungsvoll. Was er auf dem Dresdener Politechnikum, dann in München gelernt hatte, kam ihm ein paar Jahrzehnte später bei der Schöpfung seiner Gläser zu statten, ja, es war bei der Wichtigkeit der Rolle, die die Chemie in diesem Gewerbe spielt, Vorbedingung. Durch diese technische Grundlage unterscheidet sich der Kunsthandwerker Koepping von den allermeisten seiner neuen Kollegen, die in allen Ländern heute die reizvolle gewerbliche Bewegung mitmachen und dafür mehr oder weniger vollkommene künstlerische Qualitäten, aber keine praktischen Erfahrungen und Anschauungen mitbringen. Freilich sind die Koepping'schen Gläser alles andere, nur kein Nutzgewerbe; sie gehören wie die meisten Erscheinungen der angewandten „Moderne" zu den Luxusschöpfungen, die nur dem Auge dienen. Das Gebiet dieser Erscheinungen besitzt aber indirekt für das praktische Gewerbe größte Wichtigkeit, da es ihm Vorarbeiten liefert, die ihm ideelle Anregungen aller Art geben können, und seine Aesthetik hat nur scheinbar die Freiheit, die so manchen Künstler verleitet. Hier gilt vor allem jenes unumstößliche Gesetz, das vom Künstler die denkbar vollkommene Ausnutzung des angewandten Materials verlangt. Der Glaskünstler hat zu geben, was das Glas — und womöglich nur das Glas — geben kann. Das ist das Postulat nach der künstlerischen Seite hin; für die Beziehung zum Gewerbe tritt noch eine andere nicht so knapp zu formulirende Forderung hinzu, die wir ebenfalls bei Koepping erfüllt sehen werden. Bleiben wir zunächst bei der ersten.

*) Das Bild ist verschollen; es soll sich in Amerika befinden.

Die Technik des Glases zerfällt in zwei Hauptfragen, die der Form und die der Kolorirung; die Bedeutung dieser Fragen hat in der Geschichte des Glases eine mannigfach verschiedene Rolle gespielt und ist für die Entwicklung der Glaskunst an allen Orten und zu allen Zeiten bestimmend gewesen. Koepping war alles, was alte und moderne Glaskunst geschaffen hat, bekannt. Er sah sich einem Gebiet gegenüber, das schon im Alterthum bei den Römern, dann im Mittelalter und der neueren Zeit in Venedig und China, endlich in unserem Jahrzehnt bei den Engländern, Amerikanern und Franzosen ausgezeichnete Muster verschiedenster Art hervorgebracht und die ihm gehörige Sphäre scheinbar vollkommen ausgefüllt hat. Eins mußte ihm auffallen. Fast immer und überall hatte man auf einen der beiden Faktoren — Form oder Farbe — das wesentliche Gewicht gelegt, nicht auf das gleichberechtigte Zusammenwirken beider. Die ältere Glaskunst beschäftigte sich beinahe nur mit der Form. Venedig betrachtete es in seiner Blüthe als das Ziel seiner Bemühungen, ganz farbloses Glas herzustellen; dafür gelang ihm eine unendliche und ganz dem Material angepaßte Variation in der Form. Die geschnittenen Gläser Chinas beschränken sich im Wesentlichen auf die Farbenwirkung, denn auch die bildhauerische Bearbeitung ihrer Glasflächen kommt hauptsächlich der Farbe zu gute. An sie hat sich die jüngste Glasrenaissance in Frankreich und zwar besonders in Nancy angeschlossen, wo Gallé, Daum u. a. wiederum wesentlich als Glaskoloristen thätig sind. Den Triumph der modernen Glasfarben erreichten La Farge und Tiffany in New-York. Ihnen ist zwar die Form ihrer Vasen durchaus nicht gleichgültig und sie achten im Gegensatz zu den Nancyern darauf, keine Formen vergangener Stilepochen, sondern auch neue Linien zu verwenden. Der regierende Nerv ist aber auch bei ihnen die Farbe, der die Form nur als Mittel zum Zweck zu dienen hat.

In der Koloristik schien hier das Höchste erreicht; die alten Kirchenfenster wurden nicht nur eingeholt, sondern überwunden; Nancy hat selbst die dunkelrothe Märchenpracht romanischer Glasmalereien wieder belebt, und die amerikanischen Fenster und Vasen enthalten das Ueppigste, das moderner Farbensinn zu empfinden vermag. Ueber diese Pracht hinaus ließ sich kaum eine Entwicklung denken.

Und doch fehlte ihr etwas. Diese prächtigen Nancyer Pokale schienen aus kostbaren Gesteinen gehauen zu sein. Das Material erhielt in ihnen eine Bedeutung, die ihm nicht zukam. Die amerikanischen Sachen schienen Keramik nachzuahmen, oder Marmor, oder Porphyr; man konnte an alles Mögliche bei ihnen denken, nur nicht an Glas. Das schwere Gewicht, die gedrungenen Formen und gesättigten Farben zielten auf ein weit kompakteres Material. Koepping hatte andere Vorstellungen von dem Charakter des Glases. Er verließ ganz den vom Orient ausgehenden Pfad und wandte sich Venedig zu. Hier lag die wahre bildungsfähige Tradition des Materials; freilich nicht in der dekadenten Renaissance Muranos, deren letzte Ausläufer dem dankbaren Berlin noch heute durch die Mitbringsel jeder deutschen Hochzeitsreise vor Augen geführt werden, nicht in diesen unsoliden architektonischen Spielereien der Salviatis und Testolinis, sondern in der vornehmen Glaskunst des alten Murano. Dies beste Alte galt es modern auszugestalten, und dafür gab es in unserer Zeit nur einen Weg. Nicht das Auge des Naturalisten konnte ihn finden, noch weniger das Empfinden des Phantasten; er lag in jener Natur, die wir durch Japan sehen gelernt haben, in jenem eminent modernen Formen- und Farbensinn, das sich in Leuten wie Whistler und Degas äußert. — Japan, das kunstgewerblichste aller Länder, hat [k]eine Gläser besessen; vielleicht schreckte die in Material-[fr]agen sehr diffizilen Künstler des praktischen Volkes die [Zer]brechlichkeit. — Man könnte sagen, daß, wenn es japa[nische] Gläser gäbe, sie den Koepping'schen verwandt sein [würde]n. Das sei nicht zu wörtlich genommen; die Koepping's[chen Gläser haben] nichts Fremdes, so wenig deutsch sie auch sind; sie [tragen] unverkennbar den Stempel persönlicher Schöpfungen. [Japanisch] aber könnte man sie der Art nach, wenn man sie überhaupt registriren will, nur als ein Stück jenes gesunden Geistes betrachten, der sich in Japan befruchtet hat, um eine neue anwendbare Kunst zu schaffen. — Es wäre sehr verkehrt, deshalb Koepping als Nachtreter der gegenwärtigen Mode anzusehen; er hat sie, im Gegentheil, mitgeschaffen. Und zwar nicht jene rein äußerliche Mode, die aus Japan nur das billige und schlechte neue Zeug zu holen weiß, sondern jene, die abgesehen von ganz vereinzelten öffentlichen Sammlungen, wie dem Hamburger Kunstgewerbemuseum, von zwei oder drei Privatsammlungen und vom Pächter in Berlin, dem einzigen ernsthaften deutschen Japanhändler, in Deutschland überhaupt noch nicht gefördert wird. Lange bevor man an Japanismus dachte, fing Koepping an, alte japanische Drucke zu sammeln, die er heute vielleicht besser als irgend einer in Deutschland versteht, und seine Gläser sind die langsam gereifte Frucht jenes aristokratischen Geistes, der lange schon erkannte, was der Masse trotz aller Moden im Grunde immer ein dunkles Räthsel bleiben wird. Das Beste Japans steckt in dieser Kunst der raffinirtesten Ausnutzung einfachster Mittel; alles liegt in der koloristischen und Formenproportion der einzelnen Theile zu einander, in dieser scheinbar willkürlichen Asymmetrie, die so fein berechnet ist, in den undefinirbaren, natürlichen Gesetzen, die für den und den Fuß den und den Stengel, für den Stengel wiederum einen zum Ganzen passenden Kelch verlangen. In dieser höchst künstlichen, fast gehauchten Kunst ist nichts gekünstelt. Alles sitzt, wie es sitzen soll an den zarten Glasleibern, die organisches Leben zu athmen scheinen, so natürlich sind sie. Man fühlt sich wohl in ihrer Gesellschaft, es steckt etwas Vornehmes in ihnen, etwas schlankes, gleichsam Mädchenhaftes, Zartes, und ein Keusches, das man nicht zu berühren wagt, vor dem man einen Augenblick still steht in unserer lauten, eiligen Zeit. Und doch steckt in jeder dieser geschmeidigen Windungen, in jedem Blättchen eine Nervosität, die bis in die äußersten Spitzen vibrirt.

Die Bildung solcher Formen beruht natürlich auf einer schwierigen Technik. Koepping benützt zu den Kelchen Glasröhren, die vor dem Feuer geblasen werden, zu den Stengeln und Blättern Glasstangen. Das ist der ganze Apparat. Der Rest ist Geschicklichkeit und Formensinn, nicht zuletzt Geduld und eine eminente Findigkeit, eine gewisse Oekonomie, die den Zufall auszunutzen versteht; mancher Kelch, mancher Stengel gelingt erst nach zehn mißglückten Versuchen, manches Glas ist glücklich zusammengesetzt, da zeigt sich ein Sprung an einer der Löthstellen, der auf Differenzen in den Spannungen der verschiedenen Theile zurückzuführen ist. Aber bei diesen Versuchen werden wieder Theile zu anderen Gläsern gefunden, zu anderen Kombinationen, die immer von neuem erdacht werden müssen. Das ist das Künstlerische daran, daß nicht nach Modellen gearbeitet wird; es gibt nicht zwei Gläser unter den Hunderten, die Koepping bereits gemacht hat, die ganz identisch sind. In jüngster Zeit sind Nachahmungen — unter der Bezeichnung „Zitzmanngläser", nach dem Namen des Arbeiters, den Koepping zuerst beschäftigt hat und der die Manipulationen des Künstlers trotz gegebenen Versprechens, sie geheim zu halten, für sich verwendet — in Berlin in den Handel gekommen. Der oberflächliche Betrachter erkennt sie an dem Mangel des Signums, das Koepping, seitdem die Imitationen aufgetaucht sind, anwendet; die früheren unsignirten Originale sind alle in festen Händen. Der Kenner braucht das Zeichen nicht, um das Echte von dem Unechten zu unterscheiden; so geschickt die Nachahmungen sind, sie sind eben nachgemacht und mangeln der Ursprünglichkeit, der Freiheit der Bewegung, vor allem der Zartheit des Details, die die Originale auszeichnet.

Koepping's Geheimniß beruht in der Kolorirung. Die Stangen und Röhren, die er verarbeitet, sind in allen Farbennuancen vorhanden. Aber so reichhaltig ihm auch die Industrie diese gläsernen Palette fabrizirt, diese Töne genügen nicht annähernd seinen Bedürfnissen. Namentlich die Dünnwandigkeit der Gläser schloß jede intensive Farbenwirkung mit industriellen Materialien aus. Es galt Mittel zu finden, die auch im dünnwandigen Glas jenen Farben-

reichthum gestatten, den die Amerikaner und Franzosen nur bei ihren schweren Gläsern erreichen.

Hier kommt dem Künstler der frühere Chemiker zu Hilfe. Mit Ingredienzien, deren spezifische Anwendung für seine Zwecke er entdeckt hat, schafft er diese merkwürdige Konzentration der Farbe in den geringsten Quantitäten, den metallischen Glanz, den man so schön bisher nur bei Fayence kannte — abgesehen vielleicht von den neuesten Tiffany's, die auch in dieser Hinsicht hervortreten; — die in die Farben eingestreuten andersfarbigen Flecke, die reizvollen, rauchigen Töne. Es gelang, was er gewollt hatte, eine Kombination von Farbe mit der Form, wie sie die Glaskunst vor Koepping nicht gekannt hat.

Diese Gläser sind großer Luxus, nicht wegen der Preise, die man für sie zahlt, sondern wegen ihrer Zerbrechlichkeit. Es sind Blüthen, die eines Tages, wenn der Wind über sie geht, in Staub sinken. Ein Glück, daß unsere moderne öffentliche Kunstpflege doch schon so weit gediehen ist, daß sie sich für diese Gläser zu interessiren beginnt, um sie der Nachwelt zu erhalten, der mit ihnen ein seltenes Bild des Feinsten und Zartesten unserer vielfach so groben Zeit überliefert wird.

Aber diese Gläser sind trotz alledem auch viel mehr als Luxus, viel fruchtbarer als das meiste, allzu Dauerhafte, das das Luxusgewerbe in allen Ländern bisher hervorgebracht hat. Sie erfüllen jene zweite Bedingung des Gedichtes, die ich vorhin nur andeuten konnte; sie geben nicht nur das Höchste, das ihr Material geben kann, sondern streben auch in eine unverkennbar gewerbliche Richtung. Es sind trotz ihrer außerordentlich künstlerischen Note immer noch Gläser; weder willkürliche Phantasiegebilde, noch à la Japan stilisirte Blumen, sondern Gefäße, Pokale, die zum Trinken dienen könnten, wenn wir feinere Finger hätten. Sie äußern nicht nur einen ganz dem Material angepaßten Stil, den man fast als Glasstil bezeichnen möchte, sondern auch ein feines Verständniß für sozusagen ideale, aber immer noch natürliche Bedürfnisse. Latent ist immer noch der gewerbliche Zweck in ihnen enthalten, den auch das Luxusgewerbe nicht verlieren soll, und der bei so vielen modernen Nippes verschwindet. Und diese theoretische Qualität macht sie dem fortschreitenden Gewerbe werthvoll, das aus ihnen neue Muster ableiten kann. Die White Friars Glass Works (Powell & Sons) in London z. B. wären die Leute dazu, Gebrauchsmuster, die auch unseren groben Fingern zu widerstehen vermögen, nach ihnen zu bilden.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Der jüngere deutsche Horaz.

Unter den Benediktinerstiften nimmt Kremsmünster in Oberösterreich, welches im Jahre 777 von dem bayerischen Herzog Tassilo II. gegründet worden, einen hervorragenden Platz ein. Es war die glänzendste unter den großartigen Klosterstiftungen des Fürsten aus dem Stamme der Agilolfinger. „Tradidi, quod potui“, erklärte er in der Gründungsurkunde. Elfhundert Jahre sind über dem Münster im reizenden Kremsthale vorübergerauscht; gewaltige Stürme brausten heran und drohten sicheren Untergang, doch immer wieder erhob es sich aus Gefahr und Bedrängniß zu neuer Kraft und frischer Thätigkeit, und mit Befriedigung kann es auf die bedeutenden Leistungen zurückblicken, welche seine Bewohner im Dienste der hehren Wissenschaft und der holden Künste vollbracht haben.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts prangte der alte, kerngesunde Baum in noch nie geschautem Frühlingsschmucke. Liebevoll pflegte und hütete ihn ein trefflicher Gärtner, der Abt Placidus Buechauer, welchem das Verdienst zukommt, eine duftige Blüthe zur Entfaltung gebracht zu haben, deren bestrickende Schönheit und reiche Fruchtbarkeit diese Zeilen zu schildern unternehmen.

Simon Rettenbacher erblickte am 17. Oktober 1634 auf dem Gütchen Untergänsbrunn in dem herrlichen Aignerthale bei Salzburg, welches er als Mann in einem liedreizenden Gedichte besungen, das Licht der Welt. Nachdem er in der alten Bischofsstadt seine wissenschaftliche Vorbildung erlangt hatte, studirte er an den damals berühmten Universitäten zu Salzburg, Siena, Rom und Padua Philosophie, Geschichte und die Rechte, nebenbei auch moderne Sprachen und widmete sich endlich dem Feudalrechte. Schon stand ihm ein ehrenvolles Amt in Aussicht, als er den festen Entschluß faßte, in ein Mönchskloster zu treten. Der 2. Februar des Jahres 1661 verband den 27jährigen Juristen für immer mit dem Stifte Kremsmünster. Sein reifes Mannesalter bürgt für die ernste Ueberlegung, seine gesellschaftliche Stellung für die lautere Absicht, mit welcher er diesen für sein Leben entscheidenden Schritt that. Nachdem er die theologischen Studien in Salzburg vollendet hatte, ward er zum Priester geweiht und am 28. Oktober 1664 beging er die Feier des ersten Meßopfers. Abt Placidus kam seinem Herzenswunsche entgegen, als er ihn mit einem anderen Stiftsprofessen, P. Leopold Leichling, zur Erlernung der orientalischen Sprachen nach der ewigen Stadt, welche ihm von seiner ersten Studienzeit her unvergeßlich war, sandte. Er erreichte sein Ziel mit gewohnter Meisterschaft und erwarb sich auch durch den Umgang mit gelehrten und gesellschaftlich hochstehenden Männern, wie Leo Allatius und Kardinal Barberini, jene universelle Bildung, welche sich in allen seinen Werken spiegelt. Mit Schätzen der Wissenschaft reich beladen, kehrte er im Jahre 1667 von seinem friedlichen Römerzuge nach dem Heimathskloster zurück, wo er die Leitung des Stiftsgymnasiums übernahm und an der theologischen Hauslehranstalt die biblischen Idiome lehrte. 1671 treffen wir ihn in Salzburg, wo er an der vom Erzbischof Paris von Lodron 1620 gegründeten Universität durch vier Jahre Geschichte und Ethik mit so durchschlagendem Erfolge vortrug, daß er nicht bloß zahlreiche Studenten, sondern auch Herren vom Hofe und Professoren der Hochschule zu seinen Hörern zählte. Er legte Gewicht darauf, neben dem Kollegium über Weltgeschichte auch eines über deutsche Geschichte zu halten, „da es Jedem zieme, sein Vaterland zu kennen“. Zugleich mit seinem Lehramte versah er die Stelle eines „Pater comicus“ des Universitätstheaters. Als solcher verfaßte er für die üblichen Festaufführungen drei lateinische Dramen, welche die Tausende ähnlicher szenischer Spiele, wie sie damals an allen höheren Schulen gedichtet aber, besser gesagt, aus klassischen Erinnerungen und sagenhaften Ueberlieferungen zusammengebraut wurden, durch Stoffwahl, Ideengehalt und sprachlichen Ausdruck weit überragten.

Im Jahre 1675 verließ der ruhmgekrönte Lehrer, der Noth gehorchend, die ihm überaus lieb gewordene Stätte seiner Triumphe. Eifersucht, Mißgunst und der blasse Neid, welche sich an die Fersen eines bedeutenden Mannes so leicht heften, hatten sich gegen ihn verschworen und seine Zurückberufung nach Kremsmünster bewerkstelligt. Daheim wurde ihm das Amt eines Bibliothekars übertragen.

Großes Aufsehen erregte seine im Jahre 1678 in Salzburg pseudonym erschienene Schrift: „Misonis Erythraei ludicra et satirica“, in welcher er das gesammte geistige Leben seiner Zeit in Litteratur und Schule einer beißenden Kritik unterzieht und als pädagogischer Reformator mit ganz modernen Grundsätzen auftritt. Als echter Deutscher klagt er über die verfallene, verwilderte nationale Poesie. Er, welcher die Aufgabe der Dichtung in die Erhebung aus der Dämmerung zur Klarheit, aus dem Banne des Irdischen zu den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, setzt und demgemäß von dem Dichter echtes Talent und gründliche allgemeine Bildung fordert, fühlt sich durch die im deutschen Dichterwalde wuchernde Gelegenheitsdichtung abgestoßen. Er schwingt die Zuchtruthe über die in den Tag hineinlebenden Reimschmiede, welche mit ihrem mühsam zusammengestoppelten Versgeklingel prahlen und ihr

Geschwätz verkaufen, mit dem sie in unterwürfigster Weise schmeicheln und lobhudeln. Mit jedem Tage, läßt er sich in gerechter Entrüstung vernehmen, wächst der singende Haufe und erfüllt die Erde mit seinen widerlichen Tönen.

Zu Ehren des Besuches, welchen Kaiser Leopold I. und seine Gemahlin Eleonore dem altehrwürdigen Kloster am 13. September 1680 abstatteten, wurde das von Rettenbacher verfaßte Drama: „Prudentia victrix“ im Stiftstheater aufgeführt. Es war dies ein Drama ganz neuer Art, eine Art Singspiel, da in den Text auch Musikstücke eingefügt waren, deren Schöpfer ebenfalls Rettenbacher war. Wir lernen also in ihm einen frühen Dichterkomponisten kennen. 1682 veröffentlichte er unter dem Namen Mison Erythraeus Gänsbrunn ein deutsches Schauspiel: „Frauen-Treu, oder Herzog Welff auß Bayern durch die Liebe seiner Frauen von grosser Gefahr errettet. In teutsche Reym verfaßt. Sambt einer Zugab etlicher Gedichten.“ Ein Jahr später publizirte er eine Dramensammlung unter dem Titel: „Selecta dramata diversis temporibus conscripta et in scena recitata.“ Dabei arbeitete er auch fleißig im Weinberge des Herrn, allerdings nicht im Geschmacke der Zeit, sondern in veredeltem Geiste und in einer ihm angemessenen Form.

1689 verließ er abermals seine Zelle, um als Pfarrer von Fischlham die ihm anvertraute Heerde durch sein beredtes Wort und sein gottinniges Beispiel mit dem Geiste des Evangeliums zu erfüllen. In diese Zeit seiner seelsorglichen Thätigkeit fällt die Uebersetzung französischer und spanischer Werke ins Lateinische und die Abfassung der meisten Gedichte. 1706 kehrte er heim, um den wohlverdienten Ehrensold des Alters zu genießen. Seine reine Seele rang sich jedoch schon am 10. Mai des genannten Jahres vom Glauben zum Schauen empor.

Ob auch seine Gedichte zwei Jahrhunderte alt sind, so waren sie doch bis vor wenigen Jahren verschollen. Einem glücklichen Zufalle verdanken wir ihre Entdeckung. Der Ruhm derselben gebührt dem würdigen Pater Tassilo Lehner, welcher am Gymnasium zu Kremsmünster als hingebungsvoller Jugendbildner thätig ist.

Er hat das großartige Manuskriptenmaterial, welches die Stiftsbibliothek von Rettenbacher verwahrt, aufgefunden, zu Nutz und Frommen der deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte die Eingebungen seiner lyrischen Muse zu neuem Leben gebracht und ihnen eine von feinsinnigem Verständniß zeugende Einleitung auf den Lebensweg mitgegeben.*)

Rettenbacher hat sich nach dem Vorgange der Humanisten an den Klassikern, insbesondere an dem von ihm bewunderten Horaz in Sprache und Versmaß zum vollendeten lateinischen Dichter herangebildet. Er war aber kein Nachahmer des Horaz schlechthin, sondern ein auf eigenen Füßen stehender, den Puls seiner Zeit fühlender und aus seinem reichen Innenleben schöpfender Nachahmer des Venusiners. Er war ein „jüngerer deutscher Horaz“. Frommer Glaube und gutmüthiger Humor, Ironie und scharfer Sarkasmus, hoher sittlicher Ernst und harmlos heitere Lebenslust, weltvergessenes Stillleben unter stummen Büchern oder im Verkehre mit der Natur und mit politischem Blicke gepaarte reife Erfahrung, Kaisertreue, Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang und ein frischer demokratischer Zug drücken den Oden ihren Stempel auf. Sie sind durchlebt, innerlich empfunden, Gelegenheitsdichtungen im Goethe'schen Sinne und erzielen daher noch heute eine Wirkung. Daß uns unter ihnen manche begegnen, welche den Eindruck abgequälter und ausgetiftelter Gedichte machen, kann der Gesammtheit keinen Eintrag thun, denn auch Homer schläft bisweilen. Die Stoffe sind der katholischen Glaubens- und Sittenlehre, den Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart, der Natur mit ihren anmuthigen Reizen und dem wechselvollen Spiele des Lebens entlehnt.

*) P. Simon Rettenbacher's lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Tassilo Lehner O. S. B., Professor am Gymnasium zu Kremsmünster. Wien. Josef Roller & Comp.

Hauptsächlich nehmen unsere Aufmerksamkeit die Lieder der zweiten Gruppe in Anspruch, in denen wir den dem Weltgetriebe entrückten Mönch als deutsch-nationalen Dichter, als Apostel des patriotischen Selbstbewußtseins, welches unter den Trümmern des dreißigjährigen Krieges für immer begraben zu sein schien, begrüßen. Zu seiner Zeit tobten im Westen und Osten Europas erbitterte Kämpfe. Gewaltige Heeresmassen wälzte der Türke von Osten gegen Oesterreich heran, das Bollwerk des Christenthums gegen den Halbmond; im Westen hatte der nach Eroberung lüsterne Ludwig XIV. gegen Deutschland die Waffen ergriffen.

Der Mahnruf Rettenbacher's gilt zuvörderst dem in sich zerklüfteten deutschen Volke, welches jedes Selbstgefühls und Gemeinsinnes bar war; dann den die Sitten des französischen Hofes blindlings nachäffenden deutschen Fürsten weltlichen und geistlichen Standes, welche, vom Glanze des französischen Goldes geblendet, die Sache des Reiches verließen und im Solde Frankreichs daheim Maulwurfsarbeit verrichteten; endlich all' den Gelehrten, Studenten und jungen Edelleuten, welche sich der gerade jetzt zur klassischen Blüthe gereiften französischen Litteratur zuwandten, nach Versailles als der hohen Schule des guten Tons wallfahrteten, die deutsche Art mit ihren Idealen hintansetzten und die ehrwürdige Muttersprache in die Rumpelkammer warfen oder durch eine Mischehe mit der französischen Sprache verzerrten. Vortrefflich ist das Gedicht: „Maternae linguae neglectus“.

Nicht wenige Gesänge spiegeln die Entrüstung gegen Frankreich wider:

„Plündern, töden, brennen, rauben,
Das ist seines reiches preiß,
Halten keinem Treu und glauben,
Ist bey ihm die rechte weiß.
Wer auf diesen sich vertrauet,
Der auf Sand und Aschen bauet.“

„Erhebet euch Deutsche“, erschallt sein Wort. Bis an die äußersten Grenzen Asiens und Afrikas will er die Ungläubigen verjagt und in Constantin's Stadt das Kreuz aufgerichtet haben. Sein Herzenswunsch geht in Erfüllung: der von ihm gepredigte Kreuzzug ist von Erfolg gekrönt. Wie Horaz auf die Nachricht von dem Untergange der Königin Kleopatra in Jubel ausbricht und zu allgemeiner Freude auffordert, da „das wahnsinnige Dräuen eines Weibes zu Schanden gemacht und der gefährdete Staat wieder gerettet sei“, so stimmt auch Rettenbacher frohlockend einen Preis an zur Verherrlichung jener ausgezeichneten Männer, welche den Löwenantheil an dem Triumphe des Kampfes gegen die Türken hatten. Die dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, dem heldenmüthigen Vertheidiger der belagerten Kaiserstadt an der Donau, geweihte Ode lautet in der schwungvollen Uebersetzung des Professors Ed. Samhaber in Linz in den kraftvollsten Strophen wie folgt:

„Helden, lorbeergekrönt, leben im Liede fort.
Preisen werden auch dich einst, o Starhemberg,
Spätgeborne Geschlechter:
Ewig blüht der erhabene Ruhm.

Deine herrliche Kraft lähmte der Türken Haupt.
In Pannonien fiel rauchend schon Burg an Burg,
Doch den Schimmer des Halbmonds
Brach der flammende Sonnengott.

Gleich den Wogen des Meers wälzt sich der Feind heran;
Ueberfluthen die Welt will er im Wahnwitztraum.
Schon ist Wien, ach, umzingelt,
Zitt're Welt, wenn in Staub es sinkt!

Und da finden, o Schmach, elende Christen sich,
Die den Türken mit Gold stützen und klugem Rath;
Ja ein Rasender reicht ihm,
Sich zum Unheil, die Bruderhand.

. . . .

Heil dir, Starhemberg, Heil, der mit beherztem Muth,
Kriegserfahren und schlau keine Gefahr du kennst!
Wie die steigende Sonne
Siegreich Wolken um Wolken scheucht:

Also scheuchest auch du, was dir den Sieggang hemmt.
Zwar — es müht sich der Feind; aber dein Kriegsplan, Held,
Und die Wucht deines Schwertes
Weisen jeglichen Sturm zurück.

. . . .
. . . .

Vorwärts, Feldherr! Mit Graus brichst du der Türken Macht,
Bis in das innerste Mark zittert das Halbmondreich.
Vorwärts, tapfere Krieger,
Gebt, o gebt ihm den Todesstoß."

Ein schönes Denkmal seiner nationalen Gesinnung ist das die Deutschen zur einmüthigen Erhebung gegen Frankreich anfeuernde Freiheitslied: „Germania inviata, si coniuncta". Es verdient mit Fug und Recht den Freiheitsliedern aus den Zeiten der Napoleanischen Kriege an die Seite gestellt zu werden, und ist doppelt merkwürdig als Mahnruf jener frühen Zeit. Es lautet nach Samhaber's sinngetreuer Uebersetzung wie folgt:

„Deutsches Volk, sei einig und dulde nimmer
Schmach und Schande! Während dich drängt der Osten,
Droht der West, die mächtigen Adlerschwingen
Dir zu zerzausen.

Der einst Segen rauschte, der heil'ge Rheinstrom,
Klagt nun trauernd: schlug doch in eh'rne Bande
Ihm des Kriegsgotts Tücke die vordem freien
Ufergelände.

Wehe, seufzt er, daß dich, o Enkel, solch ein
Unruhvolles, gleißendes Volk bethörte!
Mich, den Vater, brachtest du so zum Sturze,
Armer Betrog'ner!

Hörst du, wie die Donau des Kaisers Siegruhm,
Wie sie preist die buntgeschmückten Helden,
Die mit Türkenblute die silberklaren
Fluthen geröthet!

Bruder, ruft sie, Bruder, o brich die Bande,
Mit dem Schwerte zerspalte die schwachen Ketten!
Glaubst du, daß ein Nachbar, wie dieser, jemals
Heiligt Verträge?

Halte stets das blinkende Schwert in Händen!
Oft, wie oft schon täuschte der Feinde Treuschwur
Dich, den Blinden! Oeffne die Augen! Werde
Einmal behutsam!

Keinen Kriegssturm brauchst du, o Volk, zu fürchten,
Schlingt um dich ihr mächtiges Band die Treue.
Bist du einig, wirst du allein die fremden
Horden verscheuchen."

Um Rettenbacher nur noch kurz als Volksmann und Volksfreund zu streifen, so sei erwähnt, daß er den Muth hatte, die Könige und Fürsten, welche weit entfernt davon, Hirten der Völker zu sein, diese vielmehr bedrückten, ausbeuteten und nur als misera contribuens plebs gelten ließen, an ihre Pflichten mit rücksichtslosen Worten zu mahnen. In seiner Pädagogik weist er die Jünglinge an, die Mitmenschen zu lieben, Jedem die gebührende Ehre zu erweisen, sich namentlich aber gegen die arbeitende Klasse menschenfreundlich zu benehmen; denn die Natur hat die Menschen gleich und frei geschaffen — ein merkwürdiger Mann in jener frühen Zeit.

Wien. **Bernhard Münz.**

Die Eisenbahnpolitik Frankreichs von Richard von Kaufmann. Stuttgart. 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die politische Zerrissenheit Deutschlands hat bewirkt, daß das Eisenbahnwesen in den einzelnen Staaten des jetzigen Reiches nicht eine planvolle, sondern eine zufällige Ausgestaltung erfuhr. So stark war, trotz der offenbaren Segnungen des Zollvereins, der Partikularismus, oder so arg die Verkennung der wirthschaftlichen Bedeutung der Eisenbahnen, daß jeder Einzelstaat Linien nach seinem vermeintlichen Sonderbedürfniß baute oder bauen ließ, und die Konzessionsbedingungen beinahe so mannigfaltig waren wie die politischen Verfassungen und die Briefmarken. Sogar die Schaffung des Reiches vermochte nicht mehr als eine theoretische Anerkennung der Nothwendigkeit zu Stande zu bringen, daß die Verwaltung der Eisenbahnen im Reiche nach einheitlichen Grundsätzen erfolge. Der „Reichseisenbahngedanke" rief energischsten Widerspruch hervor, so daß selbst Fürst Bismarck, der ihn anfänglich gehegt, nicht mehr auf ihn zurückzukommen wagte und es bei der Eisenbahnverstaatlichung in Preußen bewenden ließ. Der in Uebereinstimmung mit dem Fürsten Bismarck eingebrachte Lasker'sche Antrag, der die Staatsregierung ermächtigte, wegen Uebertragung des gesammten Staatseisenbahnbesitzes an das Reich mit diesem in Unterhandlung zu treten, wurde zwar vom Abgeordnetenhause angenommen, blieb aber unausgeführt. Die preußische Eisenbahnverstaatlichung selbst fand bei dem Fürsten Bismarck wesentlich in Rücksicht darauf Unterstützung, daß nach seiner Meinung andere große Staaten, die bei den Konzessionsertheilungen den lastenfreien Heimfall der Eisenbahnen nach gemessener Frist sich ausbedungen hatten, nach Ablauf dieser Zeit einen nicht mehr auszugleichenden ökonomischen Vorsprung haben würden, wenn Preußen nicht die in seinem Gebiete belegenen Privatbahnen erstünde, bewirthschaftete und aus den Ueberschüssen das Anlagekapital amortisirte. Außerdem war für den Fürsten Bismarck die Besorgniß bestimmend, es möchten in Preußen Privatbahngesellschaften so mächtig werden und so weitreichenden Einfluß gewinnen wie in Frankreich. Minister Maybach führte die Verstaatlichung mit Energie und Geschicklichkeit durch, von der Börse kräftig unterstützt, die er dafür mit der Bezeichnung „Giftbaum" entlohnte. Die mächtige, Milliarden an Vermögen bewegende Transaktion wurde von wortreichen Verhandlungen über die „konstitutionellen Garantien" begleitet, deren politische Bedeutung die parlamentarischen Redner anfänglich ungemein hoch anschlugen, während Herr von Stephan ihren politischen Werth durch den Vergleich mit „Schaumklößen auf der Suppe" weit niedriger einschätzte. Für den Staat war die Erwerbung der Privateisenbahnen jedenfalls ein ausgezeichnetes Geschäft gewesen, der eintretende industrielle Verkehrsaufschwung brachte steigende, überraschend große Ueberschüsse, und in der guten Laune, die daraus entstand, wurde weit mehr an freigebige Bewilligung neuer Ausgaben als an die Amortisation der Eisenbahnkapitalschuld oder gar an Frachtverbilligungen gedacht. Immerhin hatte man Ursache, sich über die Thatsache zu freuen, daß Dank dem Eisenbahn*geschäft* — nicht der Eisenbahn*politik* — der preußische Staat über eine Aktivrente verfügt, d. i. über einen werbenden Besitz, dessen Erträge die Anforderungen der Schuldenverzinsung übersteigen. Die Sorge aber wegen des drohenden wirthschaftlichen Uebergewichts anderer Staaten, die ohne Aufwendungen bloß zu warten brauchten, um in den kostenlosen Besitz eines Bahnnetzes zu gelangen, wurde nicht mehr erwähnt und blieb ohne Einfluß auf die Entschließungen, die Finanz- und Tarifpolitik der Regierungen wie der gesetzgebenden Körperschaften.

Das vorliegende Buch, das wegen der Fülle des in ihm enthaltenen, mit großem Fleiße übersichtlich zusammengestellten Quellenmaterials wärmste Empfehlung für alle verdient, die über einschneidende wirthschaftliche Fragen ein Urtheil selbst zu gewinnen wünschen und nicht auf eines Meisters Worte schwören mögen, gibt neuen Anlaß, kommender Zeiten Lauf zu bedenken und uns aus dem selbstzufriedenen Genügen aufzurütteln. Wir erfahren daraus, daß Frankreich, dessen Privateisenbahngesellschaften nicht im besten Rufe stehen, eine zielbewußte Eisenbahnpolitik seit Jahrzehnten verfolgt, deren Früchte in absehbarer, nicht mehr allzu ferner Zeit alle eigenen und alle privaten Aufwendungen, die für das Bahnnetz von je gemacht worden sind, dem Staate wieder zuführen werden. Für Frankreich sind seine Eisenbahnen eine riesige Sparkasse, die die eingeschossenen Beträge in vorberechneter Zeit mit Zins und Zinseszins wiedergibt. Es ist selbstverständlich, daß man auch in Frankreich nicht von Anbeginn die Umwälzung erkannt hat, die das Eisenbahnwesen dem Verkehr bringen würde. Hat doch sogar Thiers als Handelsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten im

Jahre 1823 in einer Parlamentssitzung die Einführung eiserner Bahngeleise einen Unsinn genannt, weil wegen der zu geringen Reibung die Räder auf ihnen sich nur um ihre Achsen drehen würden, und noch im Jahre 1830 gesagt, die Eisenbahnen seien gut „à servir de joujaux aux curieux". Zehn Jahre später konnte Thiers noch immer für sich und die Kammer die Zumuthung zurückweisen, Staatsbahnen zu bauen, doch forderte er Namens der Regierung (am 29. April 1833) schon die Summe von 500 000 Frs. für Eisenbahnstudien. Von diesem Zeitpunkt an und bis auf den heutigen Tag ist es fast immer die Regierung, die in Frankreich die Initiative zu Eisenbahnbauten ergreift. Es bildete sich eine communis opinio dahin, daß im Eisenbahnbau allein durch die Verbindung von Staatsgewalt und Privatkapital Großes zu erreichen sei. Staatszuschüsse wurden bewilligt, zuletzt auch die Staatsgarantie als Mittel zur Ermunterung des Privatkapitals gewährt. An der Bodenerwerbung für den Eisenbahnbau betheiligte sich der Staat in vorderster Reihe, so daß den Eisenbahngesellschaften, die nach den Konzessionsbedingungen als Pächter des Betriebes erschienen, nur der Oberbau gehörte, den sie überdies nach Ablauf des Pachtvertrages dem Staat ohne Entschädigung zu überlassen haben. In der französischen Eisenbahnpolitik kam das Prinzip zu unbestrittener Geltung, daß der Staat dem Eisenbahnwesen, dessen Beherrscher er bleibt, die Richtung seiner Ausgestaltung vorschreibt, die Ausgestaltung selbst aber — unbeschadet fortgesetzten staatlichen Eingreifens und staatlicher Beaufsichtigung — nach dem treffenden Ausdruck des Verfassers „einstweilen derselben Privatenergie und auch dem Privatinteresse überläßt, welche die Eisenbahnen geschaffen haben. Wo dieses sich zu weit vordrängt, wird es eingedämmt; wenn die erstere nicht ausreicht, die vom Staate gewollten Zwecke zu erfüllen, kommt ihr der Staat zu Hilfe, der beide zu zwingen versteht, sich vor dem Gemeinwohl zu beugen und demselben zu dienen. Der Staat aber weiß, daß ihm schließlich die Eisenbahnen und mit ihnen alle Erfolge jener privaten Initiative und Geschäftskenntniß zufallen werden. Darum unterstützt und nützt er diese: eventuell auch duldend, wenn ein Theil der Erfolge zunächst den an den Eisenbahnunternehmungen unmittelbar betheiligten breiten Kreisen seiner Bürger zufällt".

Das oben gebrauchte Bild von der Sparkasse ist ganz genau zutreffend. Der französische Staat verwendet die Ueberschüsse, die ihm aus dem Eisenbahnwesen, Steuern und sonstigen Vortheilen, über die Verzinsung der von ihm investirten Kapitalien und Bestreitung der laufenden Kosten hinaus zufließen, jeweilig zu erneuten Vorschüssen an die Unternehmergesellschaften, die dafür den Ausbau und die Verbesserung des ihnen auf Zeit konzessionirten Bahnnetzes bestreiten müssen, überdies zur Amortisirung ihrer Eisenbahnkapitalien und Schulden gehalten sind. So verzichtet Frankreich in der Gegenwart auf einen Reinertrag aus dem Eisenbahnwesen, sucht es für die Verzinsung seiner wachsenden Schuldenlast Deckung in Vermehrung oder Erhöhung seiner Steuern. Doch dieser Verzicht kommt der Zukunft zu Gute. An einem bestimmten Tage hat Frankreich, Dank dem in seiner Eisenbahnpolitik konsequent geübten Sparsystem, einen Eisenbahnbesitz, dessen Werth den gegenwärtigen Betrag seiner gesammten Staatsschuld übersteigt, dessen jährliche Reineinnahme der Verfasser heute schon auf fast eine und eine viertel Milliarde Francs berechnet. — Bei uns ist es anders, bei uns wird nicht für die Zukunft gespart, sondern die Zukunft wird hypothecirt. Man braucht nicht das Eine oder das Andere für das unbedingt Bessere zu halten; man kann recht wohl die Ansicht vertreten, es sei auch für den Staat genug, daß jeder Tag seine Sorgen habe, und bei dem rapiden Wandel aller wirthschaftlichen Verhältnisse ließen sich Werthe auf ein Jahrhundert hinaus auch nicht mit einiger Sicherheit berechnen — weiß doch Niemand zu sagen, welche Bedeutung die Entwicklung der Elektrotechnik in fünfzig Jahren den Eisenbahnen gelassen haben wird — es ist jedenfalls von Interesse, die Thatsachen kennen zu lernen, und es ist verdienstlich, ihr historisches Werden zu zeigen.

Für die Beurtheilung des französischen Eisenbahnwesens liefert der Verfasser das Material nicht bloß aus diesem Theile der Verkehrsinstitutionen selbst. Um einen gerechten und der Wahrheit entsprechenden Vergleich zu ermöglichen, zieht er auch das Kanalwesen, das in Frankreich hoch entwickelt ist, die Fluß- und Küstenschiffahrt mit in Betracht. Erst nach den Leistungen des Gesammtverkehrs läßt sich ermessen, ob die einzelne Verkehrsinstitution ihren vollen Antheil leistet. Noch ein anderer Faktor muß in Rechnung gestellt werden: der Verkehrsbedarf. Es wäre unbillig, eine Postverwaltung wegen der geringen Zahl der von ihr beförderten Briefe zu schelten, denn sie kann unmöglich mehr befördern als ihr übergeben werden. Ebenso sind Bahnverwaltungen nicht deshalb minder leistungsfähig, weil das Land, in dem sie liegen, keine reiselustige Bevölkerung hat und weil neben jeder Bahn ein Kanal sich hinzieht, der Massenfrachten gegen nicht zu unterbietenden Preis in die Ferne trägt.

Der Verfasser spitzt sein Urtheil über die deutsche und französische Wirthschaftspolitik epigrammatisch in den Worten zu: „Wir sind auf dem Gebiete der Verfassungspolitik konservativ und auf dem der Volkswirthschaft revolutionär, während Frankreich politisch revolutionär und volkswirthschaftlich konservativ ist."

Das Buch des Herrn von Kaufmann „Die Finanzen Frankreichs" (Leipzig, 1883), ist ins Französische übersetzt und von der Akademie mit rühmender Auszeichnung begrüßt worden. Sein neues Werk, das zwei starke Bände umfaßt, dürfte das gleiche günstige Schicksal haben, schon weil die Eigenart des darin niedergelegten Gelehrtenfleißes von der französischen Lebhaftigkeit nicht leicht prästirt werden kann.

K.

Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen von Julius Waldemar Grosse. Braunschweig. G. Westermann.

Ein Buch, das wir nicht ohne die tiefste Rührung, ohne einen nachhaltigen Eindruck herzergreifender Lebensempfindung aus der Hand gelegt haben. Ist es die Poesie der Sprache, der Darstellung an sich? Oder ist es nicht vielmehr die Poesie des Vergehens der Dinge, des Dahinschwindens aller Realität vor dem traumsinnig angelegten Geiste eines Mannes, der den Kelch des Lebens mit all seiner Süße und Bitterniß geleert hat, und, mit Gottfried Keller zu reden, noch einmal „die alten, grünen Pfade der Erinnerung wandelt?" Die Kunst eines Dichters, der in allen Formen epischer, dramatischer und lyrischer Darstellung Jahrzehnte lang geübt war, sie schleicht sich hier völlig absichtslos, völlig frei und unwillkürlich in die Darstellung eines Menschenlebens und seiner Schicksalswege. Sie weiß uns die Dinge in einem Maße lebendig zu machen und unmittelbar nahe zu bringen wie es nicht viele Biographieen verstanden haben. Und was hat dieser Dichter, dieser vornehm gesinnte Mann Alles zu erzählen! Von den Zeiten der Erfurter und Magdeburger Kinder- und Jugendidylle, des Hallenser Verkehrs mit Otto Roquette, Thümmel, der Jüngerschaft bei Robert Prutz — mit wie vielen Männern des Jahrhunderts hat der Lebensweg gerade Julius Grosse zusammengeführt! Wilhelm von Kaulbach, Hähnel, Genelli, Dingelstedt, Geibel, Bodenstedt und die ganze Runde der Münchener Dichterschaft, die sich um das „Krokodil" und wider das Krokodil in verschiedenen Phasen der Entwicklung gruppirte. Richard Wagner und seine musikalische Gefolgschaft, König Max und König Ludwig II. von Bayern, die zum Theil so wundersam in das Leben unseres Dichters eingreifen — es ist eine Reihe von sehr interessanten und überraschenden Bekanntschaften, die wir da machen. Die Menschenkenntniß und Menschenbeurtheilung Julius Grosse's, unterscheidet sich sehr von der anspruchsvollen Menschenbeurtheilung, die man sonst in so vielen Lebenserinnerungen findet. Julius Grosse spiegelt treu die Distanzen wieder, unter denen die Figuren sich vor ihm bewegt haben, man könnte es oft vielleicht harmlos, arglos nennen. Wie sehr aber stellt gerade diese arglose Menschenkenntniß viele Dinge ins volle Licht, wo ein schärfer zielender Beobachter vielleicht weit weniger gesehen hätte. Gewisse Dinge — z. B. die Art, wie Richard Wagner hier einem stillen, ruhigen Beobachter gegenüber mit wenigen Strichen des erlebten Lebens sich selbst sozusagen malt — wie der unglückliche Ludwig II. mit einem plötzlichen Schlaglicht beleuchtet erscheint in der denkwürdigen Unterredung mit Julius Grosse — erscheinen als Meisterstücke absichtsloser Lebensspiegelung. Niemand wird diese Grosse'schen Erinnerungen — ganz abgesehen von der Anregung, die sie jeder Wißbegier über so viele interessante Geist- und Zeitgenossen geben — lesen, ohne einen sittlichen Einfluß zu erfahren durch die Art, wie dieser Mann sein Leben und seine Zeitgenossen betrachtet. Ein Effekt, der das höchste und schönste Ziel ist, das einem Selbstbiographen vorschweben kann.

W. K.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer muß es in der Anmerkung auf S. 214 Sp. 1 statt Klassenverwandtschaft heißen Rassenverwandtschaft.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 16. Januar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4987 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Haltung der Agrarier übt allmählich ihre Wirkung aus. Die bürgerlichen Parteien, die mit Entschiedenheit dem Junkerthum entgegen zu treten bereit sind, besinnen sich auf die Voraussetzungen, unter denen der Kampf allein mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann. Die Voraussetzung ist leicht zu finden; jene, welche glauben, daß die größte Gefahr des Augenblicks die durch das Junkerthum entfachte agrarische Bewegung sei, sie müssen, über Verstimmungen und kleine Gegensätze hinwegschreitend, dazu gelangen, gegenüber dem gemeinsamen, gefährlichen Feind die gemeinsamen Kräfte so zu organisiren, daß diese Kräfte den höchsten Effekt für den Widerstand wie für den Angriff zu gewähren im Stande sind. Das Geheimniß dieser politischen Strategie lautet: keine Kräftevergeudung der Freisinnigen durch Rivalitäten gegen einander, sondern loyales Nebeneinanderarbeiten aller Kräfte zur Niederwerfung des reaktionären Bündlerthums, das die gesammte Linke, den gesammten Handel und Gewerbestand und die Ruhe Deutschlands bedroht, und das zugleich die Landwirthschaft in immer größere Schwierigkeiten hineinarbeitet.

Für solches Programm, das die Verhältnisse der politischen Einsicht aufdrängen, ist nichts nothwendig als guter Wille und Vorurtheilslosigkeit; jene Vorurtheilslosigkeit, die den Besitzstand anerkennt, und die dann nüchtern untersucht, welche einzelne Partei der Linken bei den zu erobernden Wahlkreisen die meisten Aussichten auf den Sieg hat.

Da es gänzlich ausgeschlossen erscheint, daß eine einzelne Fraktion der Linken allein die Agrarier zurückzudrängen vermag, so ergibt sich, daß alle jene Fraktionen gemeinsam die Aufgabe in die Hand nehmen müssen; das verlangt das Interesse der Gesammtheit; es ist aber auch ganz unzweifelhaft, daß bei solchem Vorgehen das Interesse jeder einzelnen Fraktion am besten gewahrt sein wird.

Diese Ideen sind hier oft genug vertreten worden; sie sind auch in anderen Preßorganen der gemäßigt liberalen, der freisinnigen und der demokratischen Richtung bald hier, bald dort zum Ausdruck gebracht worden. Aber bemerkenswerth ist es, daß jetzt solche Gedanken unter dem Eindruck des neuesten agrarischen Vandalismus immer lebhafter und immer nachdrücklicher in den Zeitungen der Linken erörtert werden. Die Presse jener Parteien ist es, die sich zu Trägern dieser Ideen gemacht hat, und gerade dieser Umstand gibt die Gewähr, daß die vertretenen Anschauungen auch fest in der Bevölkerung wurzeln. Sie entspringen nicht der ausgeklügelten Liebhaberei vereinzelter Politiker, sondern einer allgemeinen Stimmung, die beständig an Stärke zunimmt.

Daß die Tageszeitungen der Linken diese gesunde Empfindung der Bevölkerung zu pflegen und zu leiten suchen, ist ihnen als ein großes politisches Verdienst anzurechnen. Und wenn wir langsam zu besseren Verhältnissen gelangen werden, so wird die Presse in diesem Falle sich wirklich wieder als eine Großmacht und als eine segensvoll wirkende erwiesen haben. So wichtig unter Umständen auch die parlamentarischen Verhandlungen sind, — wie die Verhältnisse im Reichstag und im preußischen Landtag heute liegen, kann die Linke dort in ihrer Ohnmacht eine Arbeit großen Stils nicht leisten. Das Schwergewicht der politischen Arbeit liegt in den Vorbereitungen für die nächsten Wahlen, und die Presse der Linken ist dabei, diese Vorbereitungen mit politischer Voraussicht zu treffen.

Es fängt schon an, schwierig zu werden, den Umfang der Bewegung zu verfolgen, deren Charakter soeben bezeichnet

worden ist. Es mag genügen, ein paar charakteristische Proben dafür neben einander zu stellen, wie Blätter der verschiedensten Richtungen sammt und sonders sich in den Dienst der nämlichen Idee stellen.

Die „National-Zeitung", die jenen Flügel der Nationalliberalen Partei repräsentirt, der mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen das agrarische Junkerthum aufgenommen hat, schreibt:

„Wir hatten es für eine der Hauptaufgaben in dem beginnenden neuen Jahre, die Voraussetzungen für ein Zusammenwirken aller Liberalen bei den nächsten Wahlen zu schaffen. Ein solches — wie haben es oft gesagt — bedingt keineswegs eine Verschmelzung; aber nachdem die wichtigsten in der Vergangenheit liegenden Ursachen gegenseitiger Bekämpfung thatsächlich erledigt sind, muß ein Zusammengehen wider gemeinsame Gegner erreichbar sein."

Ein so angesehenes Blatt der Berliner Fortschrittspartei alten Gepräges wie die „Vossische Zeitung", ventilirt denselben Gedanken wiederholentlich von Neuem; sie sagt einmal:

„Seit geraumer Zeit haben wir den festen Zusammenschluß des gesammten liberalen Bürgerthums zum Kampf gegen das Agrarierthum nachdrücklich gefordert und betont, daß es noth thue, die Einigkeit auf der Linken herzustellen, ohne daß darum die heutigen Fraktionsformen zerstört zu werden brauchten. Nur wenn die gesammte Linke, also die beiden freisinnigen Fraktionen und die deutsche Volkspartei, im nächsten Wahlkampf fest zusammenstehen, werden sie nicht nur auf einen großen Theil der nationalliberalen Wählerschaft eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, sondern das gesammte Bürgerthum mit neuer Zuversicht und Arbeitsfreude erfüllen und dem Liberalismus den Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung erkämpfen, der ihm gebührt."

Derselbe Gedanke kehrt wieder im „Fränkischen Courier", den wir herausgreifen, weil er in Süddeutschland, in Nürnberg, das Hauptblatt der freisinnigen Volkspartei ist. Er schreibt:

„Was die Anregungen einzelner Parteiführer oder Zeitungen bisher nicht erreichten, das scheint die Frucht des agrarischen Feldzuges gegen den Handelsstand sein zu sollen. Die Einigung aller liberalen Elemente zu gemeinsamer Abwehr der junkerlichen Herausforderungen, die Bildung einer festen, geschlossenen Phalanx für die nächsten Wahlen ... Sollte es nicht möglich sein, die drei Fraktionen der Linken, ohne daß sie ihre bisherigen Fraktionsformen aufgeben, zu einer einheitlichen Form für den Wahlkampf zusammen zu fügen? . . . Die Bewegung, die heute um die Produktenbörsen ausgebrochen ist, kann höchst segensreich für das liberale Bürgerthum werden. Aber sie kann es nur werden, wenn man versteht, die Einigkeit herzustellen, welche die Voraussetzung des Sieges ist."

Und die „Frankfurter Zeitung" endlich, dieses verbreitetste und angesehenste Organ der süddeutschen Volkspartei, die ihrerseits die einschlägigen Aeußerungen der „Vossischen Zeitung" abdruckt, schreibt in einem selbstständigen Artikel:

„Das deutsche Bürgerthum ist zersplittert und in Parteiungen zerklüftet; persönliche Verstimmungen haben fast noch mehr als sachliche Gegensätze an seiner Zerreibung mitgewirkt, und wenn es sich nicht selbst aufgeben will, wenn es seine Stellung und seine Kulturmission zu vertheidigen gedenkt, muß es aus dieser Sackgasse unbedingt heraus. Es muß ebenso seine persönlichen Verstimmungen überwinden lernen, wie es bis zur Wiedergewinnung parlamentarischen Einflusses manche sachlichen Differenzen zurückzustellen und erst einmal bewußt und planvoll die Bekämpfung und Zurückdrängung der Reaktion vorzunehmen hat. Gelingt es nicht, hierüber bis in die entlegensten Hütten Klarheit zu verbreiten, so erscheint die Zukunft so gut wie aussichtslos."

Daß jene Zeitungen, welche der Freisinnigen Vereinigung besonders nahe stehen, gleiche Anschauungen vertreten, ist selbstverständlich. Wir versagen es, uns aus ihnen zahlreiche unzweideutige Aeußerungen dieser Art abzudrucken.

Worauf kommt es an?

Diese verständigen Gesinnungen müssen weiter gepflegt werden; es muß allseitig Alles vermieden werden, um alte Wunden wieder zum Bluten zu bringen, dann werden die nächsten Wahlen der Linken als Gesammtheit nicht wieder eine schwere Niederlage eintragen, wie die letzten allgemeinen Wahlen sie gebracht haben; wohl aber werden alle Parteien der Linken und mit ihnen die moderne Weltanschauung auf wirthschaftlichem und politischem Gebiete dann wiederum zu einer Achtung gebietenden Macht gelangen können.

Die Bewegung der Linken, die gewiß nicht verwässert werden darf, muß schließlich auch jenen Bevölkerungsschichten als eine willkommene Rettung erscheinen, die bisher keiner der drei freisinnigen Fraktionen angehörten.

Es bleibt auch jenen Industriellen, die der schwankenden Politik der nationalliberalen Partei bisher günstig gesinnt waren, gar nichts übrig, als gleichfalls gegen den Bund der Landwirthe mit Entschiedenheit Front zu machen. Dafür sorgt der Bund der Landwirthe selbst; denn welche Stellung wollen diese Kreise einnehmen, nachdem Graf Limburg-Stirum in einer Versammlung des Bundes der Landwirthe in Breslau rund heraus erklärte, daß kein Abgeordneter gewählt werden dürfe, welcher bereit ist, „Handelsverträgen seine Zustimmung zu geben, in denen eine Bindung der Zölle ausgesprochen ist". Dies heißt also für die gesammte deutsche Exportindustrie die Proklamirung einer völlig unsicheren Zukunft und die Aussicht auf internationale Zollkriege.

Daß in dieser Richtung das politische Ziel der Konservativen und des Bundes der Landwirthe liegt, ist bekannt genug; daß aber ein Führer dieser Parteien so klug gewesen ist, auf dieses Ziel offen hinzuweisen, dies muß die Klärung innerhalb der nationalliberalen Partei wesentlich fördern. Das zwingt die einen, ihren Marsch nach rechts, und die anderen, ihren Marschnach links fortzusetzen, und auch diese Entwicklung wird einer Gesundung unserer Verhältnisse zu Gute kommen.

Die Agrarier fühlen denn auch, daß sie den Bogen überspannt haben, und sie beginnen sich zu ducken. Da es ihnen nicht gelungen, auf dem Wege, denen ihnen bereitwillig der preußische Handelsminister gewiesen hat, in die Börsen als „Zuchtmeister der Börsianer" hineinzukommen, so versuchen sie es auf einem Umweg. In Stettin haben sich einige Landwirthe zur Aufnahme in die Korporation der Kaufmannschaft gemeldet, und als neugebackene „Kollegen", die über die agrarisch-feudale Jagdjoppe den Kaufmannsrock gezogen haben, glauben sie, daß sich die Kaufmannschaft alsdann ihre „Zuchtmeisterstellung" gefallen lassen wird.

Freilich das Organ des Bundes der Landwirthe sieht zugleich die andere Seite eines solchen Vorgehens; es empfindet deutlich, daß solche Maskerade nicht sehr muthig aussieht, und die „Deutsche Tageszeitung" schreibt daher:

„Die Frage, ob die Vertreter der Landwirthschaft an den Börsen in die Börsenvereinigungen eintreten sollen oder nicht, kann als eine offene behandelt werden. Im gegenwärtigen Augenblick sieht aber ein solcher Antrag einer Nachgiebigkeit ähnlich, die nicht am Platze ist."

Wir glauben, daß das Organ des Herrn von Ploetz unnöthig vor diesem „caudinischen Joch" warnt.

Sofern wenigstens Berlin in Betracht kommt, kann man auf diesem Wege überhaupt nicht vorwärts kommen, denn das „revidirte Statut der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin" schreibt in seinem Artikel 1 vor, daß der Korporation nur „gewerbemäßig Handelsgeschäfte betreibende Personen" beitreten können. Also ehe diese Bedingung seitens der Herren Agrarier nicht erfüllt ist, — und auch Herr von Ploetz betreibt nur gelegentlich die verruchten Termingeschäfte — können sie überhaupt nicht die Ehre haben, in jene Kaufmannskorporation aufgenommen zu werden, die zu verunglimpfen, sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen.

Wir meinen, der Kaufmannsstand sollte sich wohl hüten, nach einem faulen Frieden den Agrariern die Thüre zu öffnen, damit diese alsdann aus besserer Position den widerwärtigen Kampf fortsetzen können; und wir sind überzeugt, der Kaufmannsstand wird das nicht thun.

Das Gesetz hat die Aufsicht des Staatskommissars festgelegt und einem Gesetze muß man sich fügen; aber sich Privatleute durch die ministerielle Verordnung auf den

Hals zur Beaufsichtigung setzen zu lassen, einem solchen Vorgehen gegenüber muß der bisherige Standpunkt unbedingt festgehalten werden.

Leiter der auswärtigen Politik in Rußland ist Graf Murawiew geworden, dem gute Gesinnungen Deutschland gegenüber nicht nachgesagt werden. Vielleicht ist das richtig; aber wie zwischen Kronprinzen und Monarchen, so ist auch zwischen Ministerkandidaten und Ministern ein großer Unterschied. Wir bezweifeln daher nicht, daß auch Graf Murawiew der Staatsnothwendigkeit seine Empfindungen schließlich wird unterordnen müssen; auch er wird zur Erkenntniß kommen, daß gute Beziehungen zu Deutschland eine Nothwendigkeit für Rußlands asiatische und orientalische Politik sind.

Zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ist ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag vereinbart worden. Was zahlreiche Friedenskongresse anstrebten, ist jetzt erreicht. Zwei große, mächtige Reiche verzichten darauf, ihre Streitigkeiten mit den Waffen zur Entscheidung zu bringen. Das ist ein gewaltiger Fortschritt, und wenn auch zwischen den Staaten des europäischen Kontinents die Verhältnisse schwieriger liegen mögen, so wird das Vorgehen Großbritanniens und der Republik jenseits des Oceans gleichwohl auf andere Reiche eine der Nachfolge förderliche Anziehung ausüben.

Senator Wolcott, der, zusammen mit Mr. Teller, den Silberstaat Colorado im Vereinigten Staaten-Senat zu Washington vertritt, aber — im Gegensatz zu seinem Kollegen Teller — bei dem letzten Präsidentschaftswahlkampfe nicht Bryan unterstützte, sondern der republikanischen Parteifahne treu blieb, ist in London eingetroffen und — Herr Dr. Arendt ist ihm von Berlin nach London entgegengereist. Diese denkwürdige Zusammenkunft wird vermuthlich der Ausgangspunkt einer neuen bimetallistischen Reklamekampagne werden. In Kürze werden wir hören, daß nun das bimetallistische Millennium ganz nahe sei, daß bereits Mr. Balfour's Zustimmung zu einer abermaligen internationalen Währungskonferenz gewonnen sei, daß Monf. Méline kaum den Augenblick abwarten könne, wo er Dr. Arendt ans Doppelwährungsherz drücken werde u. s. w. u. s. w. In Wirklichkeit handelt es sich auch diesmal um ein gewöhnliches bimetallistisches Schattenspiel, das weder diesseits noch jenseits des Ozeans ernst genommen wird. Von ganz anderem Interesse für aufmerksame Beobachter der währungspolitischen Vorgänge ist die Entwicklung der Dinge in Rußland.

Seit einiger Zeit war in der Presse das Gerücht aufgetaucht, daß die Durchführung der Goldwährung im russischen Reich und damit auch die Stellung des Finanzministers Witte durch die Opposition gewisser einflußreicher Kreise, die eine Geistesverwandtschaft mit unseren Agrariern verbindet, ins Schwanken gekommen sei.

Wie regelmäßig jedes Jahr, ist am 13. d. M. als dem russischen Neujahrstag der Bericht des Finanzministers an den Kaiser nebst dem Budget für das Jahr 1897 in Berlin angekommen. Aus diesem höchst interessanten Aktenstück, aus welchem die Mitglieder unserer konservativen Parteien und wohl auch mehr als ein Minister viel lernen könnten, geht nun mit Evidenz hervor, daß alle jene Gerüchte durchaus der Begründung entbehren. Der russische Finanzminister widmet einen ganzen Abschnitt seines Berichts diesem hervorragenden Theil seiner Aufgabe, und die darin geführte Sprache, sowie die darin aufgeführten Daten tragen das Gepräge der vollendeten Sicherheit, daß die große Maßregel so gut wie bereits in den Hafen der Gewißheit eingelaufen und als höchst gelungen willkommen zu heißen sei. Zu Eingang dieses Kapitels erinnert der Minister daran, daß er in seinem vorigen Bericht darauf hingewiesen habe, mit welcher Vorsicht das große Unternehmen zu behandeln sei; wie ihm vor allen Dingen eine jedweder Erschütterung und Beunruhigung vorbeugende solide Basis gegeben werden müsse. Darauf folgt ein kurzer Abriß über die Erschütterung, welche ehedem unglücklicherweise das russische Geldwesen durch die von äußeren Nothwendigkeiten aufgezwungene Ausgabe von Papiergeld erlitten habe, dessen Schwankungen zu den größten Kalamitäten eines Landes gehören. Daran schließt sich die Schilderung der Anstrengungen, die gemacht wurden, um das nöthige Gold zur Durchführung der Reform anzusammeln, mit dem Resultat, daß gegenwärtig bereits ein Schatz zusammen gebracht worden, der mit 85 Millionen Rubel die Totalität des ausgegebenen Papiergeldes übersteige. „Seit dem Jahre 1890 stand der Erfolg der zur Durchführung der Münzreform ergriffenen Maßregeln außer allem Zweifel", heißt es hier. Nach einigen weiteren Ausführungen fügt der Bericht hinzu: daß gegenwärtig der Reichsrath den durch das Finanzkomitee ausgearbeiteten Entwurf zur Krönung dieses großen Werkes zu prüfen habe, dessen letzter Zweck sei, den Kreditrubel auf zwei Drittel Rubel Gold festzusetzen und die russische Bank zu beauftragen, bei offenem Schalter und permanent wie definitiv das Papiergeld in Baar einzulösen. In einem Schlußsatz sagt der Minister, daß faktisch die Währungsreform als ausgeführt angesehen werden könne, und daß die Erhebung derselben zum Gesetz diese Reform nur sichern könne, und den Kredit Rußlands in hohem Maße befestigen müsse.

Uns zugehende Privatnachrichten wollen wissen, daß Herr Witte diesen seinen Bericht dem Kaiser vorgelegt habe. Der Kaiser soll ihm erklärt haben, daß er selbst zu wenig von der Sache verstehe, um, wie sonst üblich, den Bericht mit seinen Bemerkungen zu versehen; er habe ihn einer Spezialkommission übergeben. Daher erklären sich wohl die umlaufenden Gerüchte, die sogar von einer durchaus unbegründeten Demission Witte's sprechen. Natürlich rühren sich aber seine Feinde jetzt mehr als je, wenn auch offenbar vergeblich.

* * *

Ein Jubiläum unseres Strafgesetzbuchs.

Am 1. Januar 1897 konnte unser Reichsstrafgesetzbuch ein Jubiläum feiern. Es waren 25 Jahre seit dem Tage verflossen, an dem dieses Gesetz im ganzen Reiche Geltung erlangt hat. Allerdings gilt das Strafgesetzbuch im Gebiet des Norddeutschen Bundes schon ein Jahr länger. Aber Baden, Württemberg und Bayern führten es erst vom 1. Januar 1872 ab ein. Daher muß man sagen, daß wir ein gemeines deutsches Strafrecht erst seit diesem Tage in ganz Deutschland besitzen. Es ist das erste Mal, daß ein gemeinschaftliches Strafrecht die deutschen Stämme beherrscht. Ein absolutes gemeines Strafrecht gab es früher niemals. Die größte Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Zustand besitzen die Verhältnisse, welche in Deutschland nach dem Inkrafttreten der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V., der sogenannten Carolina, herrichten. Auch die Carolina sollte dem Reiche ein gemeines Strafrecht bringen, aber dieses war kein absolut, sondern nur ein subsidiär gemeines Recht. Dank der salvatorischen Klausel blieben die geltenden Partikularrechte in Kraft bestehen. Das war ein großer Nachtheil. Denn bei den fast unerträglichen Zuständen der deutschen Strafrechtspflege zu Ende des Mittelalters war die Herstellung der Carolina als ein großer Segen und Fortschritt zu bezeichnen. Auch stand dieselbe zur Zeit ihres Erlasses entschieden auf einer relativ hohen Stufe der Vollkommenheit. Wenn ihr Ruf heutzutage kein besonders guter genannt werden kann, so beruht dies vor Allem auf dem Umstande, daß sie viel zu lange die Herrschaft auf dem Gebiete des deutschen Strafrechts ausgeübt hat. Sie ist allmählich mit den sich fortentwickelnden Volksanschauungen in immer größeren Widerspruch gerathen. Schon die Grausamkeit ihrer Strafen war auf die Dauer unhaltbar; einen Beweis für diese Grausamkeit bietet die Thatsache, daß Carpzow (geb. 1595, gest. 1666) auf Grund der Carolina nicht weniger als 20000 Todesurtheile gefällt hat.

Da jedoch die Carolina trotz des immer stärker werdenden Gegensatzes zwischen ihren Bestimmungen und den Volksanschauungen formell in Geltung verblieb, so führte dies zu Mißständen, welche kaum geringer waren, als diejenigen, welche zur Herstellung dieses Strafkodex geführt hatten. Die Praxis suchte sich mit den harten Gesetzbestimmungen nach Möglichkeit abzufinden, sie brachte dieselben in Einklang mit den allgemein herrschenden Anschauungen, sie milderte eigenmächtig die harten Strafandrohungen. Dadurch kam ein Element der Willkür in die Rechtsprechung. Um diesem richterlichen Belieben feste Schranken zu setzen, drängten die einzelnen Länder des Reichs von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an auf die Abfassung partikularer Gesetzbücher. An die Schaffung eines allgemeinen Strafgesetzbuchs war in jener Zeit absolut nicht zu denken. So hoben sich denn im Laufe dieses Jahrhunderts die meisten deutschen Länder eigene Strafgesetzbücher angeschafft, welche durch das geltende Strafgesetzbuch außer Kraft gesetzt wurden. Nur Mecklenburg, Schaumburg-Lippe, Lauenburg und Bremen haben eines partikularen Gesetzbuchs entbehrt. In diesen Landen bestand die Carolina formell noch in Geltung, als sie von unserem Strafgesetzbuch abgelöst wurde.

Das Bedürfniß nach innerer Einheit des Rechts reicht so weit, als die Geschichte Deutschlands, konnte mit Recht ein Ausschuß des seligen Bundestages im Jahre 1861 sagen. Und dieses Verlangen trat mit besonderer Intensität auf dem Gebiet des Strafrechts hervor. Hier machte sich die Verschiedenheit der in den einzelnen Staaten geltenden Gesetzesbestimmungen überaus lästig bemerkbar. Es wurde als ein großer Mißstand empfunden, daß in den allgemeinsten Grundlagen des Strafrechts ein weitgehender Unterschied bestand, daß ein und dasselbe Delikt, z. B. in Sachsen mit höchstens 5 Jahren Gefängniß, in Preußen dagegen mit dem Tode bestraft werden mußte (Tödtung eines Einwilligenden), daß dieselbe Handlung hier straflos, dort strafbar war, daß die Arten und Dauer der Freiheitsstrafen in den verschiedenen Staaten verschieden waren. So verlangte schon die deutsche Reichsverfassung vom Jahre 1849 im § 64, daß durch die Erlassung eines Gesetzbuchs über das Strafrecht die Rechtseinheit im deutschen Volke begründet werde. Die Folge war die Ausarbeitung des Entwurfs eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuchs im preußischen Justizministerium. Aber zu einer weiteren Ausführung dieses Gedankens kam es damals nicht. 1859 wurde die gleiche Frage am Bundestag angeregt, 1860 beschloß der erste deutsche Juristentag einstimmig, daß ein allgemeines deutsches Strafgesetzbuch ein dringendes Bedürfniß sei. Aber richtig in Fluß kam die Angelegenheit erst mit der Gründung des Norddeutschen Bundes.

Auf der Grundlage des preußischen Strafgesetzbuchs von 1851 kam 1869 ein erster, 1870 ein revidirter Entwurf eines Strafgesetzbuchs zu Stande. Bei der Berathung des Entwurfs wurden mannigfache Milderungen vorgenommen, doch wurde die Todesstrafe, welche vorher in einzelnen Staaten, z. B. Sachsen, beseitigt worden war, beibehalten. Im Lauf der letzten 25 Jahre hat sodann das Strafgesetzbuch, nachdem bereits am 1. Dezember 1871 der Kanzelparagraph eingefügt worden war, im Jahre 1876 eine gründliche Revision erfahren. Diese trug im Wesentlichen den Charakter einer Verschärfung des Strafgesetzbuchs. Die Zahl der Antragsfälle und das Recht der Zurücknahme des Antrags wurde eingeschränkt und eine Anzahl neuer, namentlich öffentlicher Delikte geschaffen, auch die örtliche Geltung des Strafgesetzbuchs erweitert. 1880 wurden die Paragraphen über den Wucher abgeändert, desgleichen 1893. Vorher war schon der 24. Abschnitt des Strafgesetzbuchs über den Bankerutt durch das Inkrafttreten der betreffenden Bestimmungen der Konkursordnung aufgehoben worden. Weitere Revisionen des Strafgesetzbuchs von größerem Umfange waren mit der Einbringung der sogenannten lex Heintze und der Umsturzvorlage beabsichtigt, doch sind dieselben gescheitert. Man wird diesem Ausgange heute gewiß keine Thränen nachweinen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß es wünschenswerth wäre, einzelne Lücken des Gesetzes, namentlich hinsichtlich einer Heranziehung der Zuhälter zu einer ausreichenden Bestrafung auszufüllen.

Das allgemeine Urtheil, welches auf Grund der Erfahrungen der letzten 25 Jahre über unser Reichsstrafgesetzbuch nach seiner ganzen Anlage, Ausdrucksweise und Sprache gefällt wird, ist durchgehends ein günstiges. Die großen Hoffnungen, welcher in dieser Beziehung auf das Gesetz gesetzt wurden, haben sich erfüllt. Und das verdient deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil die Benutzung des Strafgesetzbuchs nicht nur Sache der gelernten Juristen ist, sondern vielfach auch Laien, Schöffen und Geschworene, dasselbe anzuwenden haben. Durch seine kurze, klare Sprache zeichnet sich das Strafgesetzbuch nicht nur vor vielen seiner Vorgänger, sondern auch vor manchen modernen Produkten unserer Gesetzgebung aus. Als ein besonderer Vorzug des Strafgesetzbuchs ist es auch gerühmt worden, daß es nach Möglichkeit einer Kasuistik aus dem Wege zu gehen sucht, und daß es Legaldefinitionen nur da aufstellt, wo dieselben unumgänglich nothwendig sind. Dadurch wird der Richter freier gestellt, seinem Ermessen in der rechtlichen Beurtheilung ein größerer Spielraum gegeben. Das ist gewiß anzuerkennen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß dieser Spielraum sich stetig verengert, daß er von Jahr zu Jahr kleiner wird.

Heute steht der Richter lange nicht mehr so frei und ungebunden da bei der Anwendung des Strafgesetzbuchs, wie ihn der Gesetzgeber bei der Fertigstellung dieses Gesetzes zu stellen beabsichtigte. Die Praxis des Reichsgerichts, welche immer mehr zur Rechtsquelle wird, legt ihm von selbst sehr bedeutende Schranken auf. Allerdings kann das Reichsgericht keine allgemeine Rechtssatzungen aufstellen, es kann nur die Direktive für die Beurtheilung des einzelnen Falles geben. Aber thatsächlich hat sich die allgemeine Praxis unserer Strafgerichte derartig gestaltet, daß der Auslegung des Reichsgerichts in Rechtsfragen durchweg gefolgt wird. Die vortrefflichen Kommentare von Oppenhof und Olshausen vermitteln in einer sehr geeigneten Weise das Auffinden der Reichsgerichtsentscheidungen, und mögen diese Kommentatoren auch abweichender Ansicht sein, und ihnen zahlreiche andere hervorragende Kriminalisten zur Seite stehen, so ist es doch die Ansicht des Reichsgerichts, welche in der Praxis regelmäßig durchdringt. Und das ist auch durchaus verständlich. Nur in den seltensten Fällen ist es zu erwarten, daß das Reichsgericht seine bisherige Anschauung aufgibt, und wenn gar schon eine Plenarentscheidung vorliegt, so ist dies so gut wie ganz ausgeschlossen. Wie oft ist schon seitens der unteren Gerichte der Versuch gemacht worden, die Rechtsprechung des Reichsgerichts in einzelnen Fragen, in denen dieselbe nicht nur mit der allgemeinen Volksanschauung, sondern auch dem größten Theile der strafrechtlichen Theoretiker in Widerspruch steht, zu erschüttern. Man denke nur an den Versuch am untauglichen Objekt und mit absolut untauglichen Mitteln, an die weite Ausdehnung der Rechtmäßigkeit der Amtsausübung beim Widerstand gegen die Staatsgewalt, an die Annahme von Unzucht beim geschlechtlichen Verkehr von Brautleuten. Daß aber auf die Dauer eine gewisse Gefahr für das selbständige Denken unseres Richterstandes entsteht, wenn in solcher Weise die Anschauungen des Reichsgerichts ohne weiteres zur Grundlage der Entscheidung aller auftauchenden Streitfragen gemacht werden, ist gewiß nicht zu leugnen.

Die gleiche Freiheit der Bewegung, welche dem Richter hinsichtlich der Begriffsbestimmung der Delikte und namentlich hinsichtlich der allgemeinen Vorschriften gewährt wird, gibt das Strafgesetzbuch dem Richter auch auf dem Gebiet der Festsetzung des Strafmaßes. Durch eine ungemein weite Bemessung des Strafrahmens und durch zahlreiche alternative Strafandrohungen ist dem Richter gestattet, die Strafe unter eingehender Berücksichtigung und Würdigung der einschlägigen Verhältnisse festzusetzen. Hierzu tritt dann das System der mildernden Umstände, welches dem Richter in zahlreichen Fällen gestattet, noch unter das gesetzliche Mindestmaß hinunterzugehen. Nur in den wenigsten Fällen,

z. B. bei der Todesstrafe besteht eine absolute Strafandrohung. Dies steht in ganz besonderem Gegensatz zum Code pénal und den partikularen Strafgesetzbüchern, welche in Folge der Reaktion gegen die bis dahin vielfach übliche reine Willkür der Rechtsprechung dem richterlichen Ermessen auf dem Gebiet der Festsetzung der Strafen enge Schranken zogen.

Dabei muß das Strafensystem des Strafgesetzbuchs als ein durchaus mildes bezeichnet werden. Man betrachte nur die zahlreichen Leibesstrafen der Carolina, das Ausstechen der Augen, das Abschneiden der Zunge, das Abhauen der Hand oder einzelner Finger, das Abschneiden der Ohren! Oder man bedenke, daß selbst der Code pénal noch ein ungemein drakonisches Strafsystem hatte, daß derselbe auch noch das Abhauen der Hand beim Hochverrath und Vatermorde kannte. Charakteristisch für den Wandel der Anschauungen über die Höhe der Strafen ist folgender Vergleich: Nach der Carolina steht auf dem dritten Diebstahl, den Jemand begeht, der Tod. Das preußische Landrecht bestraft denjenigen, der zum 4. Male stiehlt, mit lebenslänglichem Zuchthaus. Unser Strafgesetzbuch bedroht dagegen den dritten und weiteren einfachen Diebstahl mit Zuchthaus von 1—10 Jahren, an dessen Stelle beim Vorliegen mildernder Umstände Gefängniß von mindestens dreimonatlicher Dauer treten kann.

Es ist in den letzten Jahren häufig die Behauptung aufgestellt worden, daß unsere Gerichte diese gewaltige Macht, welche ihnen durch die weite Bemessung des Strafrahmens verliehen worden sei, nicht richtig angewandt hätten. Es soll einer zu laxen Praxis dadurch stark Vorschub geleistet werden und diese nicht zu einer Abnahme, sondern zu einem Anwachsen der Verbrechen geführt haben. Nun ist es gewiß richtig, daß in den letzten Jahren eine ständige Zunahme der Verbrechen und Vergehen erfolgt ist. Seit dem Jahre 1882 besitzen wir eine Reichsstatistik, welche sämmtliche Verbrechen und die Vergehen gegen die Reichsgesetze in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Nach dieser Kriminalstatistik wurden im Jahre 1882 329 968 Personen wegen der in Betracht kommenden Delikte verurtheilt, dagegen 1894 446 070. Das ist, selbst wenn man die Vergrößerung der Bevölkerung, in Rücksicht zieht, eine sehr bedeutende Zunahme. Und ferner ist nicht zu bestreiten, daß die Strafzumessung durchgehends eine mildere wird. So wurden von je 100 Verurtheilten im Jahre 1882 4,2 zu Zuchthausstrafen, 69,1 zu Gefängnißstrafen und 28,3 zu Geldstrafen verurtheilt. Die Verhältnisse verschieben sich von Jahr zu Jahr konsequent in der Weise, daß die Anwendung der Zuchthaus- und Gefängnißstrafe seltener wird, während die Geldstrafen zunehmen. 1891 wurden nur 2,9 Prozent zu Zuchthausstrafe, 62,4 Proz. zu Gefängnißstrafe, dagegen 32,6 Proz. zu Geldstrafen verurtheilt. Auch überwiegen die kurzzeitigen Freiheitsstrafen, auf deren Nutzlosigkeit in letzter Zeit mit Recht häufig hingewiesen worden ist, stark. So wurden 1891 60 Proz. aller zu Freiheitsstrafen Verurtheilten mit einer geringeren Strafe als 1 Monat Gefängniß bestraft.

Trotzdem ist es verfehlt, wenn man ohne weiteres einen kausalen Zusammenhang zwischen den erkannten Strafen und der Zunahme der strafbaren Handlungen herstellen will, und nun daraus weiter die Nothwendigkeit folgert, daß die Straffanktionen unseres Strafgesetzbuchs verschärft werden müßten. Es kann heute keine Rede davon sein, den Richter wieder in die engen Fesseln der absoluten und hohen Strafdrohungen einzuschnüren. In einer Zeit, wo dem richterlichen Ermessen in jeder Beziehung der freieste Spielraum gewährt wird und gewährt werden muß, wie dies noch jüngst bei dem Bürgerlichen Gesetzbuch in ausgiebigstem Maße geschehen ist, kann man nicht daran denken, auf dem Gebiete des Strafrechts einen solchen Schritt nach rückwärts zu thun. Im Gegentheil haben sich die gesetzlichen Strafminima in einzelnen Fällen noch als zu hoch herausgestellt, und es ist der Erwägung werth, ob man diese nicht noch reduziren sollte. Die einzelnen Fälle liegen eben derartig verschieden, daß man unmöglich allen durch eine gleichartige Behandlung gerecht werden kann. Zum Zwecke einer Verstärkung des Abschreckungsprinzips wird man daher in unserer Zeit das bestehende Strafgesetzbuch kaum abändern können. Wohl aber dürfte in absehbarer Zeit das Besserungsprinzip, welches an sich schon von nicht geringem Einfluß auf die Gestaltung des Strafgesetzbuchs gewesen ist, etwas schärfer in den Vordergrund geschoben werden. Wir dürfen hoffen, daß die bedingte Verurtheilung auch bei uns in nicht ferner Zeit zu einer Abänderung unseres Systems der Bestrafungen führen wird.

Hiermit hängt zusammen die Frage der Bestrafung der sogenannten jugendlichen Verbrecher, d. h. der Delinquenten im Alter von 12 bis 18 Jahren. Die Zahl der verurtheilten Jugendlichen nimmt leider in einer erschreckenden Weise zu. Während 1882 nur 30 719 Jugendliche verurtheilt worden, waren es deren 1892 46 452, welche vom Richter bestraft werden mußten. Für diese dürfte die bedingte Verurtheilung eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Die Strafe des Verweises hat meist nur eine problematische Bedeutung, die Einsperrung im Gefängniß auf wenige Tage hat in vielen Fällen eine schädliche, selten aber eine günstige Folge für den jugendlichen Delinquenten. Da muß ein verschärfter Verweis, wie ihn die bedingte Verurtheilung mit der Androhung der Strafverbüßung im Fall des Rückfalls darstellt, durchaus am Platze sein. Auch ist zu prüfen, ob nicht eine Heraufsetzung des straffähigen Alters angezeigt erscheint. Das Strafgesetzbuch hat im Vergleich zu der vorhergegangenen Gesetzgebung bereits eine Heraufsetzung dieses Alters vorgenommen, indem es Kinder unter 12 Jahren von der Strafverfolgung ausschließt; vorher konnten z. B. in Bayern Kinder von 8 Jahren bereits gerichtlich bestraft werden. Trotzdem dürfte es sich empfehlen, die Grenze für die Bestrafung etwa um 2 Jahre bis zum 14. Lebensjahr hinauszurücken. Kinder von 12 und 13 Jahren eignen sich viel besser zu einer rein erzieherischen, als zu einer kriminalistischen Behandlung.

Die Milde des Gesetzbuchs soll sich nun in ganz besonderem Maße darin zeigen, daß Leib, Leben und Ehre des Menschen verhältnißmäßig weit schwächer geschützt werden, als Geld und Gut. Das ist in gewissem Sinne richtig. Auf dem Diebstahl steht ausschließlich Freiheitsstrafe, und beim dritten Diebstahl ist selbst im mildesten Fall, mag das gestohlene Objekt auch nur einen ganz geringen Werth haben, Gefängnißstrafe von mindestens drei Monaten angedroht. Das ist für manchen Fall immer noch zu viel, denn nicht immer handelt es sich um unverbesserliche Diebe, sondern häufig ist wahre Noth die einzige Triebfeder der That. Bei den Körperverletzungen kennt dagegen das Strafgesetzbuch keinen strafschärfenden Rückfall, trotzdem der Hang zum Streiten und Schlagen in vielen Menschen ebenso fest eingewurzelt ist, wie in anderen der Hang zum Stehlen. So ist es möglich, daß ein Mensch auch im Fall der dritten oder vierten Verurtheilung wegen Körperverletzung nur mit einer geringfügigen Geldstrafe belegt wird. Daß diese Möglichkeit nicht nur theoretisch denkbar ist, sondern täglich vorkommt, beweisen zahlreiche Auszüge aus den Strafregistern. Dabei ist ein starkes Anwachsen der Verurtheilungen wegen Körperverletzungen unverkennbar. So wurden 1882 56 787 und 1892 97 995 Personen wegen Körperverletzungen von deutschen Gerichten verurtheilt. Diese Zunahme der Mißhandlungen hat schon vor 20 Jahren den Gesetzgeber beschäftigt. Bei der Revision des Strafgesetzbuchs im Jahre 1876 suchte man durch die Einfügung einer besonderen Art von Körperverletzungen, der sogenannten gefährlichen Körperverletzung, für welche ein Strafminimum von 2 Monaten festgesetzt wurde, eine schärfere Bestrafung der Mißhandlungen zu erwirken; aber man gestattete dem Richter, beim Vorliegen mildernder Umstände bis auf eine Geldstrafe von 3 Mark oder von 1 Tag Gefängniß herunterzugehen. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß in annähernd 70 Proz. aller Fälle der gefährlichen Körperverletzung die Gerichte mildernde Umstände annehmen, so daß die Ausnahme zur Regel, die Regel aber zur Ausnahme geworden ist. Die Absicht des Gesetzgebers, eine schärfere Bestrafung der Körperverletzungen herbeizuführen, ist demgemäß gescheitert. Und daß die Verletzung der Person im Verhältniß zu derjenigen des

Vermögens verhältnißmäßig gering bestraft wird, ist nicht zu leugnen.

Aehnlich ist es auch auf dem Gebiet der Ehrverletzungen. Aber hier kann man dem Strafgesetzbuch keinen Vorwurf machen, sondern höchstens der gerichtlichen Praxis. Die Strafdrohungen für Beleidigung und Verleumdung genügen, sie gehen bis zur Höhe von einem, zwei und fünf Jahren. Eine Erhöhung des Strafmaximums von einem oder zwei Jahren würde gar keine praktische Bedeutung haben, denn jetzt sind Verurtheilungen zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe wegen Beleidigung nur äußerst selten. Setzt man aber für gewisse Fälle der Beleidigung ein erhöhtes Strafminimum fest, so wird man nicht umhin können, mit Rücksicht auf die große Verschiedenheit der Fälle mildernde Umstände zuzulassen, und dann dürfte man hier die gleiche Erfahrung machen wie mit der gefährlichen Körperverletzung. Eine solche Bestimmung würde nichts weiter sein als ein Schlag ins Wasser. Von gesetzgeberischen Aenderungen auf diesem Gebiet wird schwerlich ein Erfolg zu erwarten sein. Es wird Sache der Praxis sein, dafür zu sorgen, daß Ehre und Leib vom Gerichte nicht weniger geschützt werden, als das Vermögen. Es mag sein, daß das niedrige Strafmaß, welches vielfach bei Beleidigungen Platz greift, zum Theil durch die große Häufigkeit der Beleidigungsklagen verschuldet ist. Wenn man auf die Höhe der Strafen hinweist, welche bei Injurienklagen in England erkannt werden, so darf man dabei nicht übersehen, daß wegen der Höhe der Prozeßkosten Ehrenbeleidigungsprozesse in England sehr viel seltener sind als bei uns.

Zum Schlusse sei hier noch mit einigen Worten des Schlußabschnitts des Strafgesetzbuchs gedacht, welcher die Bestimmungen über die Uebertretungen enthält. Früher ist sehr viel darüber gestritten worden, ob die französische Dreitheilung der strafbaren Handlungen in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen richtig sei, und ob die letzte Klasse der Delikte überhaupt in das Strafgesetzbuch hineingehöre. Dieser Streit ist für uns seit der Fertigstellung des Reichsstrafgesetzbuchs unpraktisch geworden, da der 29. Abschnitt die Uebertretungen, freilich keineswegs erschöpfend, regelt. Hat dieser Streit deshalb heute keine Bedeutung mehr, so hat man sich dafür in der letzten Zeit um so eingehender mit den einzelnen Uebertretungen des Strafgesetzbuchs befaßt und diese Untersuchungen haben manche Reformen auf diesem Gebiet als wünschenswerth dargethan.

So erscheint es als eine wenig angemessene Regelung, daß die Bettelei prinzipiell mit einer Haftstrafe bedroht ist. Die Ueberweisung an die Landespolizeibehörde, welche regelmäßig die Ueberführung ins Arbeitshaus zur Folge hat, kann nur unter gewissen Voraussetzungen als Nebenstrafe verhängt werden. Diese Bestimmungen haben es nicht zu verhindern vermocht, daß die Bettelei immer weiter um sich greift. Mit Recht ist neuerdings darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Haftstrafe bei der Bettelei nicht die geringste Bedeutung hat. Der Gewohnheitsbettler, der heute immer Aussicht hat, dem Arbeitshause zu entgehen, wird sich regelmäßig sofort nach verbüßter Haftstrafe dem gewohnten Gewerbe wieder hingeben. Bei dieser Art von Bettlern müßte deshalb das Arbeitshaus in die Rolle der Hauptstrafe rücken. Denn wenn der Gewohnheitsbettler überhaupt noch auf einen ordentlichen Weg zurückgebracht werden soll, so ist dies lediglich durch anhaltenden Zwang zur Arbeit möglich. Auf der anderen Seite aber erscheint es grausam, einen Menschen, der arbeitslos ist und in der höchsten Noth um ein Stück Brot bettelt, dafür zu bestrafen, und sei es auch nur mit einer ganz geringfügigen Strafe. Dies ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn unsere Armeninstitutionen auf dem Gipfel der Vollkommenheit ständen, was jedoch bekanntlich heute noch durchaus nicht der Fall ist.

Des Weiteren sind Bedenken erhoben worden gegen die Behandlung der Thierquälerei im Strafgesetzbuch. Wer öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshaft quält oder mißhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu 6 Wochen bestraft. In der Praxis hat sich diese Strafbestimmung schon häufig als viel zu milde erwiesen. Wenn Jemand auf öffentlicher Straße vorsätzlich in der rohesten Weise ein Thier mißhandelt, ihm vielleicht ein Auge ausschlägt, so steht eine Haftstrafe von sechs Wochen in starkem Mißverhältniß zur That. Hier liegt überhaupt gar keine Uebertretung vor, sondern ein Vergehen, auf welchem eine erhebliche Gefängnißstrafe stehen müßte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei zahlreichen schweren Verbrechern der Weg von der Thierquälerei zum Menschenmorde genau verfolgt werden kann. Gerade die Humanität, welche unser Zeitalter auszeichnet, fordert bei derartigen Handlungen nicht eine milde, sondern eine strenge Ahndung.

Endlich muß noch hingewiesen werden auf den Grobe-Unfug-Paragraphen. Die Dehnbarkeit dieses Paragraphen hat sich in der Praxis als weit größer herausgestellt, wie der Gesetzgeber seiner Zeit annehmen konnte. Von seinem Ahnen, dem Paragraphen des Preußischen Landrechts über die Straßenstreiche muthwilliger Buben, hat sich unser Unfugparagraph so weit entfernt, daß in zahlreichen Entscheidungen der Ursprung unserer Strafbestimmung gar nicht mehr zu erkennen ist. Besonders große Bedenken muß die Ausdehnung dieser Strafbestimmung auf das politische Gebiet erregen. Denn entweder hält man gewisse politische Demonstrationen für strafbar, dann ist es in jeder Hinsicht verkehrt, gegen dieselben mit einem Paragraphen vorzugehen, der ursprünglich lediglich die Bestrafung von Gassenjungenstreichen bezweckte. Man schlägt mit einem Fliegenwedel nach einem Löwen und erreicht höchstens eine unnöthige Erbitterung und Reizung. Oder aber man hält solche politische Erscheinungen nicht für strafbar, dann liegt auch keine Berechtigung vor, auf diese Weise gegen dieselben vorzugehen. Daher läge es sicherlich im allseitigen Interesse, wenn die Gesetzgebung sich einmal daran machte, den Paragraphen über den groben Unfug auf dasjenige Gebiet zu beschränken, welches ihm nach der Absicht des Gesetzgebers beschieden sein sollte.

So sind gewiß mannigfache Reformbedürfnisse auf dem Gebiet unseres Strafgesetzbuchs hervorgetreten. Und dies ist ganz natürlich. Denn die Rechtsanschauungen wechseln und die Anschauungen der Völker entwickeln sich fort. Es ist das Verhängniß der Carolina gewesen, daß sie trotz des Fortschreitens der allgemeinen Anschauungen unverändert weiter bestand, ohne mit dieser Entwicklung in Einklang gebracht zu werden. Daher ist sie in den Ruf gekommen, daß sie überhaupt niemals eine vernünftige Grundlage für die Strafrechtspflege gewesen wäre. Und doch stand dieses Gesetzbuch zur Zeit seiner Entstehung auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Es ist ein Erforderniß, daß zur richtigen Zeit die bessernde Hand an die Gesetze gelegt wird, und diese Nothwendigkeit wird sich für unser Strafgesetzbuch voraussichtlich im Verlauf weiterer 25 Jahre als dringlich darstellen. Vor allem aber erscheint es wünschenswerth, daß nun bald als Ergänzung des Strafgesetzbuchs das Strafvollzugsgesetz zu Stande kommt. Die Strafrechtspflege kann nur dann gedeihlich wirken, wenn auch die Strafvollstreckung in einer richtigen Weise geordnet ist. Schon am 7. März 1870 hat der Reichstag bei der Berathung des § 22 des Strafgesetzbuchs eine Resolution angenommen, worin der Bundeskanzler aufgefordert wurde, eine Vorlage des Bundesraths herbeizuführen, durch welche die Vollstreckung der Freiheitsstrafen gesetzlich geregelt und die Einsetzung einer Bundesbehörde angeordnet werde, welcher die oberste Aufsicht über die sämmtlichen Angelegenheiten der Straf- und Besserungsanstalten obliege. Jetzt feiert unser Reichsstrafgesetzbuch sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, ohne daß die Aussichten auf das Strafvollzugsgesetz günstiger zu liegen scheinen, wie im Jahre 1870.

Hamburg. A. Nöldeke.

Parlamentsbriefe.

VI.

Das beklagenswertheste Ereigniß der vorjährigen preußischen Parlamentssession war der Fall des Lehrerbesoldungsgesetzes. Im Herrenhause hatten sich zwei Elemente vereinigt, um diesen Fall herbeizuführen; die äußerste Rechte wollte überhaupt nichts für die Lehrer thun, und die Oberbürgermeister wollten nicht, daß die Städte in ungerechter Weise zum Vortheile der Landgemeinden belastet würden. In dieser Session hat die Regierung den vorjährigen Entwurf wieder vorgelegt, aber daran einige Abänderungen vorgenommen, die dazu bestimmt waren, die Bedenken der Oberbürgermeister zu überwinden. Von derjenigen Partei, welche der Ansicht ist, den Lehrern gehe es ohnehin schon zu gut, scheint die Regierung nichts zu hoffen.

Die beiden Zugeständnisse, welche die Regierung gemacht hatte, waren die folgenden: die größeren Städte werden von der Verpflichtung befreit, in eine Zwangsgenossenschaft mit den kleineren Gemeinden zu treten, welche die entstehenden Kosten auf dem Wege der Versicherung auf Gegenseitigkeit ausgleichen will. Und ferner sollen diejenigen Städte, deren ungünstiger Finanzzustand durch die Anspannung der Einkommensteuer festgestellt ist, als nothleidend betrachtet werden, und es soll ihnen demgemäß der bisher gewährte Staatszuschuß belassen werden, während er im Uebrigen den Städten entzogen wird. Von diesen beiden Zugeständnissen ist das erste willkommen und das zweite ungenügend. Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat nun das erste dieser beiden Zugeständnisse zurückgezogen und das zweite nicht erweitert. Das Plenum ist den Beschlüssen der Kommission beigetreten, und die Vorlage gelangt nun an das Herrenhaus in einer Form, welche sich von der vorjährigen sehr wenig unterscheidet und daher keine anderen Chancen bietet, als die vorjährigen.

Die Vorlage setzt das Mindestgehalt der Lehrer auf 900 Mark fest und eine Erhöhung dieser Summe ist nicht durchzusetzen gewesen. Uns interessirt diese Bestimmung aus dem Grunde, weil durch sie die Thatsache klar gestellt wird, daß es heute noch im Königreiche Preußen, im Lande, das zuerst die allgemeine Schulpflicht geschaffen hat, im Lande, das auf sein Schulwesen besonders stolz gewesen ist, Lehrerstellen gibt, die ein Gehalt von 900 Mark nicht erreichen. Wir können hinzufügen, daß diese Lehrerstellen nicht gering an Anzahl sind, und daß das Gehalt hinter diesem Betrage zuweilen sehr erheblich zurückweicht. Wir können hinzufügen, daß viele Lehrerstellen unbesetzt sind, daß Lehrermangel herrscht, weil die Unmöglichkeit vorliegt, für diesen Preis in ausreichender Zahl Kräfte zu gewinnen, die sich durch eine mehrjährige Ausbildung auf diesen Beruf vorbereitet haben. Die Nothwendigkeit, mindestens dieses Gesetz anzunehmen, wenn Preußen nicht hinsichtlich seines Schulwesens auf eine sehr niedrige Rangstufe herabgedrückt werden soll, liegt für uns auf der Hand.

Freilich verurtheilen auch wir das von dem Finanzminister Miquel ausgebildete System, dem platten Lande seine Lasten möglichst abzunehmen und sie auf die Schultern der Städte zu wälzen, in der entschiedensten Weise; wir verurtheilen die Fiktion, daß das platte Land nothleidend sei und die Städte im Ueberfluß schwimmen. Aber in dem Konflikte zwischen den beiden Pflichten, unser Schulwesen vor völligem Verfall zu schützen und unsere Städte gegen ungerechte Benachtheiligungen zu schützen, scheint uns doch die erstere dieser beiden Pflichten die dringendere.

Eine Interpellation des Centrums über die Auflösung von Volksversammlungen in Oberschlesien gab dem Minister des Innern, Freiherrn von der Recke, die seltene Veranlassung, sich über seine Verwaltungsgrundsätze in längerem Zusammenhange auszusprechen. So lange Herr von der Recke schweigt, tritt seine Ueberlegenheit über seinen Amtsvorgänger Herrn von Köller in der glänzendsten Weise hervor; sobald aber Herr von der Recke spricht, ist er von Herrn von Köller kaum zu unterscheiden!

Es sind Versammlungen aufgelöst oder verboten worden, weil in denselben hochpolnisch gesprochen wurde, und der überwachende Polizeibeamte nur des Wasserpolnischen kundig war. Es war eine der ersten Thaten des vor zwanzig Jahren gegründeten Oberverwaltungsgerichts, eine solche Auffassung für unzulässig zu erklären. Der höchste ideale Zweck des Versammlungsrechts liegt nicht darin, daß der Redner sich dem überwachenden Polizeibeamten verständlich macht. Herr von der Recke sprach die Hoffnung aus, daß das Verwaltungsgericht seine Ansicht ändern werde, und zugleich seine bestimmte Meinung, daß die Regierung sich dieser Anschauung des Oberverwaltungsgerichts niemals fügen könne. Er führte dabei ein ergreifendes Schreckbild vor die Augen: es könne ja in einer Volksversammlung ein Redner auf den Gedanken kommen, lateinisch zu sprechen; was solle der Gendarm dabei anfangen! Nun, dieses Schreckbild schreckt uns nicht. Wir sind überzeugt, wenn Catilina selbst aus dem Grabe erstünde und vor den Bergarbeitern von Schwientochlowitz seine ruchlosen Ansichten in seiner Muttersprache entwickelte, selbst wenn die Versammlung nicht aufgelöst wird und das berühmte Quousque tandem? nicht gesprochen würde, man könnte in alle Welt telegraphiren: Schwientochlowitz ist ruhig!

Der Reichstag hat sich bei der Berathung des Etats des Innern in sozialpolitische Debatten vertieft. Außer manchen anderen Dingen hat die Bäckereiverordnung wieder manchen Stoff hergeben müssen. Gerade diese Debatten waren für uns sehr lehrreich. Von keiner Seite konnte behauptet werden, diese Verordnung habe sich als durchführbar, geschweige als gut erwiesen; andererseits konnte von keiner Seite geleugnet werden, daß in Betreff der Arbeitszeit der Bäckergesellen unerwünschte Zustände herrschen. Für uns geht daraus hervor, wie außerordentlich schwierig es ist, auf dem Wege der Polizeiverordnungen ideale Zustände zu schaffen, und wie man wahrscheinlich noch eher zum Ziele kommen wird, wenn man es den Arbeitern und Arbeitgebern überläßt, auf dem Wege der Vereinbarung Zustände herbeizuführen, die dem gemeinsamen Interesse entsprechen.

Bei dieser Gelegenheit wird wiederum lebhafte Klage darüber geführt, wie breit sich der Redestrom der Sozialdemokratie ergießt, und wie es keine Möglichkeit gibt, ihm durch Schlußanträge ein Ende zu machen. Wir theilen diese Klagen nicht. Uns hat die Erfahrung gelehrt, daß Reichstagsverhandlungen, die zu keinem praktischen Ziel führen, unschädlicher sind, als Reichstagsverhandlungen, die zu einem solchen praktischen Ziele führen, wie das Börsengesetz oder das Zuckersteuergesetz. Die Zerfahrenheit der Reichstagsverhandlungen ist der treue Reflex der Zerfahrenheit der Regierung und der Parteien.

Der agrarischerseits angekündigte Redefeldzug gegen die freien Vereinigungen der Produktenhändler, welche das Verbrechen begangen haben, sich den „Wohlthaten“ des Börsengesetzes zu entziehen, ist bisher nicht eingeleitet. Es scheint den Agrariern schwer zu fallen, ihre Entrüstung in Argumente umzusetzen.

Proteus.

Der „Geist“ des Börsengesetzes.

Bei den Erörterungen darüber, ob und wie man die freien Vereinigungen der Getreidehändler unter das Börsengesetz zurückzwängen könne, ist jetzt gar viel von dem „Geist des Gesetzes“ die Rede. Die Agrarier verlangen, daß auf den „Geist des Gesetzes“ Rücksicht genommen werde, eine Forderung, deren Erfüllung um so größere Schwierigkeiten bietet, als diejenigen, die ihren „Geist“ in das Gesetz hineingelegt haben, zweifellos selbst nicht immer wußten, was sie mit der einen oder anderen Bestimmung des Gesetzes

beabsichtigten. Was speziell das Börsenregister anbetrifft, so hat man sich mit dieser Neuerung relativ gut abgefunden; man schließt nach wie vor mit Jedem Termingeschäfte ab, den man für kreditwürdig hält, ohne viel danach zu fragen, ob er im Register steht oder nicht. Ungleich schwieriger gestattet sich dagegen die Sachlage bei der Verwirklichung derjenigen Bestrebungen, die darauf hinaus laufen, eine Art Ersatz für den Wegfall des durch das Gesetz verbotenen Börsentermingeschäftes zu schaffen. An der Produktenbörse hat man bekanntlich tabula rasa gemacht; man hat die bisherigen Stätten verlassen und schließt an einem anderen Ort Geschäfte auf handelsrechtlicher Grundlage ab. An der Fondsbörse dagegen haben sich an Stelle des bisherigen Ultimohandels in den auf dem Index der „verbotenen Terminpapiere" stehenden Werthe nicht weniger als drei verschiedene Arten von Geschäftsabschlüssen herausgebildet: zunächst das in der Regel von den Kursmaklern vermittelte Kassageschäft, sodann das unter Mitwirkung der Maklerbanken eingerichtete handelsrechtliche Lieferungsgeschäft und endlich das außerbörsenmäßige Ultimogeschäft. Daß ein derartiger Zustand manche Unbequemlichkeiten mit sich bringt, erklärt sich ohne Weiteres, wenn man nur in Rücksicht zieht, daß Geschäfte, die in der einen der drei bezeichneten Formen zum Abschluß gelangen, unter Umständen nur in einer anderen dieser Formen wieder zur Regulirung gebracht werden können. Daß das oft zu unüberwindlichen Schwierigkeiten führt, und daher empfindliche Störungen des Verkehrs verursacht, bedarf keiner besonderen Erklärung.

Während man aber in Bezug auf das Kassageschäft und das sogenannte handelsrechtliche Lieferungsgeschäft eine ziemlich sichere Grundlage für den Verkehr zu besitzen glaubt, hat man sich an das Ultimogeschäft in den „verbotenen" Werthen nur schüchtern herangewagt, weil hinsichtlich der Rechtswirksamkeit solcher Geschäfte bisher lebhafte Zweifel bestanden. Das Gesetz selbst enthält hierüber keine bestimmte Angabe; es versagt (§ 66) die Klagbarkeit ganz allgemein Börsentermingeschäften, wenn die Kontrahenten zur Zeit des Abschlusses nicht im Börsenregister eingetragen sind. In Bezug auf die verbotenen Termingeschäfte bestimmt der § 51 Abs. 1 lediglich, daß sie „von der Benutzung der Börseneinrichtungen ausgeschlossen sind" und von den Kursmaklern nicht vermittelt werden dürfen; desgleichen dürfen für solche (also Börsentermingeschäfte) keine Preislisten ausgefertigt werden. Ueber die Frage der Rechtsgültigkeit solcher verbotener Börsentermingeschäfte aber äußert sich das Gesetz überhaupt nicht; gleichwohl besteht in den Kreisen der Börse vielfach die Annahme, daß ein solch' verbotenes Geschäft auch schlechthin rechtsunwirksam sei. In dieser Beziehung mag daher zunächst auf eine Erklärung des Reichsbankpräsidenten in der Sitzung des Reichstages vom 6. Juni v. J. (sten. Bericht Seite 2449) hingewiesen werden. Zur Debatte stand der Antrag Arnim betreffend die Vollstreckbarkeit ausländischer Urtheile im Inlande, aus welchem Anlaß der Reichsbankpräsident sich folgendermaßen äußerte:

„Nun sagte der Herr Abgeordnete Graf Arnim gestern, wenn ich ihn recht verstanden habe, es sei ein allgemeiner Grundsatz des internationalen Privatrechts, wenn ein Geschäft verboten sei, daß dies auch civilrechtliche Unwirksamkeit bedeute. In dieser Allgemeinheit besteht aber ein solcher Grundsatz nicht, ob das Verbot eine derartige Bedeutung hat, ob es auch über die Grenzen des Inlands hinaus wirkt, ist in jedem einzelnen Falle zu prüfen. Ist ein Geschäft contra bonos mores geschlossen, so wird allerdings von selbst der ausländische wie der inländische Richter dazu kommen, ein solches Geschäft für ungültig zu betrachten. Das können Sie aber doch nicht von verbotenen Börsentermingeschäften schlechthin behaupten. Für die hier vorliegenden Verbote walten ganz andere Gründe. Sie beruhen darauf, daß aus wirthschaftlichen Gründen die deutschen Börseneinrichtungen sich den verbotenen Termingeschäften zu versagen haben. Damit ist alles Nöthige erreicht."

Nun kommt hinzu: Verboten ist nach § 50 überhaupt nur der Börsenterminhandel in Antheilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen, sowie der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten sowie in Antheilen solcher Erwerbsgesellschaften, deren Kapital nicht zwanzig Millionen Mark beträgt. Es gehört aber nach § 48 des Gesetzes die „amtliche Feststellung von Terminpreisen" zu den unerläßlichsten Voraussetzungen des Börsentermingeschäftes. Eine solche amtliche Feststellung von Terminpreisen findet jedoch gerade für diejenigen Waaren und Werthpapiere, in denen der Börsenterminhandel verboten ist, nicht statt. Es fehlt somit bei den Abschlüssen in diesen Werthen dasjenige Kriterium, welches das Termingeschäft zu einem Börsentermingeschäft im Sinne des Gesetzes macht; das betreffende Geschäft hört durch den Wegfall der amtlichen Notirung auf ein Börsentermingeschäft, mithin ein vom Gesetze verbotenes Termingeschäft zu sein. Die Voraussetzung, aus der die eventuelle Rechtsungiltigkeit des betreffenden Termingeschäftes hergeleitet werden könnte, daß das Geschäft verboten ist, liegt somit überhaupt nicht vor, und damit fallen alle weiteren Folgerungen hinsichtlich der Ungiltigkeit solcher Geschäfte von selbst zu Boden.

Man könnte, streng genommen, — anläßlich der liederlichen Fassung des § 51 — sogar deduziren, daß auch die gesammten Folgen des § 51 Abs. 1 auf die Termingeschäfte in Getreide, Montanpapieren 2c. keine Anwendung finden, weil mit diesen Folgen auch nur — Börsentermingeschäfte bedroht werden. Nur verbotene Börsentermingeschäfte sind nach § 51 von der Benutzung der Börseneinrichtungen ausgeschlossen, nur Börsentermingeschäfte in gewissen Werthen und Produkten dürfen von den Kursmaklern nicht vermittelt werden, und nur auf Börsentermingeschäften in Getreide 2c. bezieht sich das Verbot der Preislistenanfertigung. Termingeschäfte aber in Getreide und Bergwerkspapieren haben, wie dargelegt, mit Inkrafttreten des Börsengesetzes überhaupt aufgehört, Börsentermingeschäfte zu sein. Die Vertragsschließenden mögen diesen Termingeschäften jede beliebige Form geben: der Mangel der amtlichen Notirung nimmt ihnen ohne Weiteres den börsenmäßigen, mithin denjenigen Charakter, der das betreffende Termingeschäft zu einem durch das Gesetz verbotenen Abschluß machen würde. Aber wenn man die Logik auch nicht so weit treiben will, Eines bleibt bestehen:

So paradox es klingen mag: vom ersten Januar d. J. ab ist gerade in denjenigen Waaren und Werthpapieren in denen der Börsenterminhandel untersagt ist, jeder Terminabschluß erlaubt und steht nicht mit dem Verbot des Börsenterminhandels im Widerspruch, weil eben die Legaldefinition im § 48 einem jeden Termingeschäft in diesen „verbotenen" Waaren oder Werthpapieren den Charakter des allein verbotenen Börsentermingeschäftes nimmt. Auf solche Geschäfte kann höchstens der § 51 Abs. 2 zur Anwendung kommen, der den von der Mitwirkung der Börsenorgane unabhängigen Terminhandel von der Börse auszuschließen droht, soweit er sich in den für Börsentermingeschäfte „üblichen Formen" vollzieht. Allein so kautschukartig auch diese Bestimmung ist — auf ihre Wirkung kann im äußersten Falle (sofern die Thatsache, daß das Geschäft mit den üblichen Formen des Börsentermingeschäftes belastet ist, feststeht), nur den Ausschluß solcher Geschäfte von der Börse nach sich ziehen, während die civilrechtliche Giltigkeit des Geschäftes, dadurch, daß es in den Räumen der Börse zu Stande kam, nicht berührt werden kann.

Ausschlaggebend für das Verhalten und für die Maßnahmen der betheiligten Kreise gegenüber dem Börsengesetz ist bisher viel weniger der Inhalt des Gesetzes gewesen, als die unbestimmte Empfindung, vor Allem diejenigen Tendenzen ihrer Gegner berücksichtigen zu müssen, die den Zweck hatten, diese oder jene Form des Geschäftsverkehrs unmöglich zu machen. Gleich Banquo's Geist erscheint der „Geist des Börsengesetzes" der Börse allenthalben. Wir möchten empfehlen, die Sache etwas nüchterner zu betrachten. Vom Standpunkte der Interessenten würden wir es jedenfalls für zweckmäßiger halten, die etwaigen Maßnahmen nach dem Wortlaut und dem sinngemäßen Inhalt der betreffenden Gesetzesbestimmungen zu treffen, im Uebrigen

aber den „Geist“ auf sich beruhen zu lassen, den die bekannten „Sachkenner“ der Börse in das Börsengesetz nicht hineingelegt, sondern nur hineinzulegen die edle Absicht gehabt haben.

Ernst Heinemann.

Bei Fontane's Poggenpuhls.

Manchmal ist das Alter wie ein Rasthalten auf sonniger Höhe. Die Einsicht bedingt ja in menschlichen Dingen auch die Weitsicht. Es ist gleichsam etwas Symbolisches darin, daß im Alter die Augen so oft weitsichtig werden und über das Nächstliegende, Verwirrende hinweg klar in der Ferne erkennen. Wie von der Höhe aus sieht das Alter die Menschen, es hat sich gewöhnt über das Aeußerliche fortzusehen, und die Erfahrungen des eigenen Lebens erheben den Standpunkt und schärfen den Blick. Und der schärfste Blick ist Menschen gegenüber auch immer der liebevollste. Woher sonst die immer im alten Testament wiederkehrende Sehnsucht nach einem Richter, der in das Herz zu blicken vermag?

Ein Blick von sonnigster Höhe ins Menschenland hinein ist Theodor Fontane's neuester Roman „die Poggenpuhls“. Ein Roman? Warum soll man nicht einmal einen Roman ohne Handlung schreiben? Aber es ist ein Buch, das einem das Herz weitet und den Blick schärft, und die Freude am Menschen, nicht etwa an dem großen und starken, sondern an dem ganz gewöhnlichen, kleinen, engen, klingt und singt darin. Und diese Freude ist ein guter Trost.

In der Großgörschenstraße wohnt die Familie von Poggenpuhl, eine verwittwete Majorin mit ihren drei Töchtern. Vorn heraus geht die Aussicht auf den Kirchhof, aus den Hinterzimmern auf eine Bonbonfabrik. Die Einrichtung ist kümmerlich, aber noch eben standesgemäß. Ueber dem Sopha hängt der „Hochkircher“, der Major von Poggenpuhl, der bei dem Ueberfall von Hochkirch die Oesterreicher mit seinem Bataillon eine halbe Stunde lang zurückgehalten hat; irgendwo ist auch ein Bild des „Soor'schen“. Auf dem Sopha sitzt die Frau Majorin und rechnet, wenn es nicht anders ist in ihrem Wirthschaftsbuch, ob sich nicht eine kleine Ersparniß zu Gunsten ihres Leo, der bei einem Infanterieregiment in Westpreußen steht (Wendelin, der Aeltere, kommt mit seiner Gage aus) erübrigen ließe. Oder sie geht in die Küche und spricht den Fall wieder einmal ernstlich mit Friederike durch. Zuweilen gibt es auch scharfe Erörterungen über das Standesgemäße zwischen der Majorin, die eine geborene „Pütter“ schlechthin ist, und der ältesten Tochter, die durchaus poggenpuhlsch empfindet. Und winterlich einmal kommt der Onkel-General von seinem Gut in Schlesien, der Frau Schwägerin seine Aufwartung zu machen, und geht dann wohl mit den Kindern in die „Quitzow's“ und nachher noch in ein Restaurant. Und er nimmt Sophie mit auf sein Gut, seiner Frau, die auch ohne jedes „von“ auf diese Welt gekommen ist, Gesellschaft zu leisten. Und später zu seinem Begräbniß fährt die ganze Familie (die Tante hat tausend Mark geschickt) ins Schlesische, und die älteste Tochter vertritt dabei das Poggenpuhl'sche den schlesischen Adligen gegenüber und setzt es auch durch, daß die Familie in Kreppcapotten mit tiefem Stirnschneppen erscheint. Und die gute Tante hat ein Gespräch mit der Majorin, und wenn die Majorin zu Haus wieder auf ihrem Sopha sitzt und ihr Rechenbuch vornimmt, dann kann sie unter den Einnahmen sechshundert Thaler jährlich mehr verzeichnen.

Welch eine Kunst der Menschenschilderung! Das überoft gezeichnete Milieu der shabby nobility ist hier ein ganz neues geworden, denn jeder der Menschen ist individuell geschaffen. Die verängstigte und versorgte Majorin, die Töchter, jede grundverschieden von der andern, und Leo, der junge Dachs, der zwischen dem Ideal der Schneidigkeit und dem anderen Ideal, eine reiche Jüdin zu heirathen, etwas wahllos hin und her marschirt. Und von erquicklicher Lebensfrische vor allem die Gestalt des Onkel-Generals, der den leichten Gascognerzug trägt, der bei so vielen Fontane'schen Gestalten wiederkehrt, bei Van der Straaten in „L'Adultera“, dem alten Grafen in „Stine“, Schach in „Schach von Wuthenow“, Treibel in „Frau Jenny Treibel“ und den Fontane dem Bilde des eigenen Vaters, wie er ihn in den Kinderjahren geschildert, liebevoll entnommen zu haben scheint. Diese Kunst der Charakterzeichnung idealisirt nicht, sie vermenschlicht den Menschen. Und wenn Leo, der schneidige Vollblut-Lieutenant, in der Küche bei Friederike sein Abendbrot ißt und aus der Käserinde die Restchen herauspickt und dem Mädchen dabei seine Zukunftspläne vorklagt, so ist das vielleicht unwirklich, aber es ist doch Fontanesch. Seine Kunst vermenschlicht so innig und dabei so naiv, daß sie jeden Menschen verständlich und lieb und jedes Milieu interessant macht. Die eine Poggenpuhl'sche Tochter zieht in ihrem Verkehr die Banquierfamilien und unter diesen die „nichtchristlichen“ vor, und so sieht man von den Poggenpuhl's der Großgörschenstraße zu den Bartenstein's der Voßstraße hinüber. Bartenstein ist rumänischer Generalkonsul und der Kronprinz war einmal bei ihm und Frau Bartenstein ist seit einer Reihe von Jahren im Vorstand des Magdalenums thätig (Dryander zeichnet sie bei jeder Gelegenheit aus) und Flora ist der Heirath mit einem Offizier aus alter, adliger Familie nicht abgeneigt: kommt der Onkel aus Paris zu Besuch, so gibt es ein Fest, kommt der andere aus Schrimm, so schließt man etwas verlegen die Thüren. Menschen mit ihren Schwächen hier wie dort; Menschen, vielleicht um ihrer Schwächen willen zumeist liebenswerth. Diese Fontane'sche Kunst, den Menschen in seiner armen aber innerlichen Wesenheit hinzustellen, erinnert mich immer an den Ausspruch eines Kaufmanns, der vor dem Porträt seines Konkurrenten sinnend sagte: wie ich den Kerl so sehe, hat er ganz Recht, daß er mich übervortheilt hat. Das ist auch wohl das „Moralische“ in der Kunst, daß sie den Menschen lieben lehrt.

Es ist eigenartig, wie Fontane ein Milieu in einer Persönlichkeit zu schildern weiß. Ueber das Haus in der Großgörschenstraße wird kaum ein Wort verloren, wohl aber lernt man seinen trefflichen Erbauer, den Rentier August Nottebohm, ehemaligen Maurerpolier, kennen. Er steht in Hemdsärmeln in seiner Küche und nimmt die Miethe in Empfang. Und mit dem Brustton ehrlicher Ueberzeugung darf er nasse Wände ein für allemal für einen Unsinn erklären. Sein Bild ruft unmittelbar das des Hauses hervor, mit seinen schreienden Tapeten, dem billigen aber reichlichen Stuck, dem dunklen Eßzimmer und der Fassade, die man schlechthin „berlinisch“ zu nennen pflegt. Es ist das derselbe Kunstgriff der zur Schilderung des öden unwohnlichen Landrathshauses in „Effi Briest“ die Gestalt des spukhaften Chinesen ins Leben gerufen hat; ein Kunstgriff, wie ihn ähnlich schon Homer kannte und über den Lessing ein kluges Buch geschrieben hat.

Und ein Etwas tritt in Fontanes neuem Buch wieder zu Tage, das für die deutsche Litteratur von vornherein eine Bereicherung bedeuten mußte. Ich habe früher selbst viel mit Familien der hiesigen französischen Kolonie verkehrt und habe als Kind einmal wochenlang in ihrem Stiftshause gewohnt. Das ist ein langgestrecktes stilles Seitengebäude hinter dem modernen Vorderbau der Friedrichstraße. Die Fenster blicken auf einen großen Garten, da haben die alten Damen ihre Lauben und ihre Beete, in denen Stiefmütterchen wachsen und Reseda. Und wenn die Einwohnerinnen sich Besuche machen, so ist das immer sehr gemessen feierlich und doch sehr sprudelnd plauderfam, und nach ein paar Minuten ist das Gespräch immer bei allen möglichen Familienbeziehungen. Fontane hat in seinem Wesen — und das tritt einem in jedem seiner Bücher neu entgegen — unendlich viel „Kolonistisches“. Und das soll man nicht schlechthin

als ein französisches Element bezeichnen. Er gehört dieser einzigartigen Aristokratie freundlicher Vornehmheit und sauberer Arbeitsamkeit ganz innerlich an und hat ihre Eigenart in der deutschen Litteratur wohl zuerst zur Geltung gebracht. Auch in seinen Poggenpuhls spielen die Familienbeziehungen eine große Rolle, und es wird höchst ernsthaft darüber abgehandelt, ob einer mehr ins Poggenpuhlsche oder mehr ins Büttersche schlägt, oder gar den Charakter aus der Seitenlinie hat. Und Fontane besitzt den eigenen koloristischen Plauderton, der sich bei keinem anderen deutschen Schriftsteller so ausgeprägt findet. Vor allem aber hat er die liebenswürdige Herzensfreundlichkeit dem Menschen gegenüber.

Man muß bei Fontane immer wieder auf seine Liebe zum Menschen zurückkommen. Er hat mir einmal erzählt, wie er als junger Journalist in London lebte. Frau und Kind hatte er in Deutschland zurücklassen müssen, und das Gefühl der Vereinsamung packte ihn zuweilen mit aller Bitterkeit an. Dann pflegte er auf die London Bridge zu gehen und dem Hasten zuzusehen. Und es überkam ihn dann befreiend das Gefühl von der Gewaltigkeit des menschlichen Schaffens und der Kleinheit des eigenen Ichs. An derselben Stelle hat wohl mit den gleichen Gefühlen hundertundfünfzig Jahre vor ihm Addison gestanden. Und Fontane ist auch einer der Fortsetzer von Addisons Werk, ein „Zuschauer" wie er und ein Schilderer menschlichen Lebens, nicht um seiner großen Schicksale und Leidenschaften, sondern um des Menschen selbst willen.

Darum, weil er den Menschen lieb hat, kommt das Wort „gut" in seinen Büchern so entscheidend oft vor. Der alte General lernt bei seinem Besuch in Berlin einen Herrn von Klessentin kennen, der als „Herr Manfred" unter die Schauspieler gegangen ist, nachdem er den bunten Rock hat ausziehen müssen. Und es drängt sich ihm auf: „Adel ist gut, Klessentin ist gut, aber Herr Manfred ist auch gut." Und so individualistisch Fontanes Charakteristiken sind, geht man ihnen auf den Grund, so findet man immer das Eine: der Kern ist gut. Weil zutiefst in jedes Seele Rein-Menschliches ruht, und das immer gut ist. Und Fontane hat in seinem neuen Buche das innige und naive Menschenthum, das er liebt, in einer ganz innigen und naiven Erscheinungsform symbolisch gegeben. In einer kleinen Dorfkirche ist ein Gemälde von der Sintfluth. Und aus den Wassern ragen zwei Berggipfel empor. Auf dem einen steht die Arche Noäh, auf dem andern — eben die kleine Kirche. In dieser Naivetät ist ein Letztes alles Menschenthums ausgesprochen, und diese Weisheit ist so schlicht, daß sie ein Kind verstünde.

Und so schlicht und treuherzig ist auch Fontanes Kunst. Es ist alles so selbstverständlich bei ihm wie das Leben selbst. Ein reiches Herz kommt dazu und wandelt die scheinbare Wirklichkeit in Kunst. Leo sagt einmal: „Wer was hat, nun ja, der kann das Leben so nehmen, wie's wirklich ist, der kann das sein, was sie jetzt einen Realisten nennen; wer aber nichts hat, der kann ohne Fata Morgana mit Palmen und Odalisken und all dergleichen gar nicht existiren." Das ist eben auch das Geheimniß des künstlerischen Realismus: etwas haben, in sich. Wollte man daran eine Erörterung unseres heutigen Realismus schließen, sie müßte zu einer bitteren Anklage des Meisten in unserer modernen Litteratur werden. Aber wir haben ja den Reichen unter uns. Und die Freude ist Fontanescher als die Klage.

Ernst Heilborn.

Zur Geschichte der nachbiblischen Litteratur der Juden.

In diesem Jahre ist ein Werk zu Ende geführt worden, das 1891 im Druck begonnen ward, und nun in drei starken Bänden (696, 794, 922 S. gr. 8°) vorliegt.*) Auf dieses könnten wir gegenüber dem elenden Geschrei nach einer Uebersetzung des Talmud oder des Schulchan aruch hinweisen, wenn diesem streng wissenschaftlichen Werke nicht durch die Erinnerung an jenes unreinliche Treiben volles Unrecht geschehe. In der That ist dieses ausführliche Unternehmen lediglich aus der Idee einer Weltlitteratur, wie Goethe sie aufgestellt hat, geflossen und zu beurtheilen. Hervorgehoben aber muß werden, daß wir hier eine Chrestomathie erhalten, nicht bloß pragmatisch räsonnirende und charakterisirende Litteraturgeschichte. So wird der Leser überall in den Stand gesetzt, die gegebenen Aussagen über den Charakter der übersetzten Stücke zu kontrolliren. Den Herausgebern war es eben Hauptsache, die jüdische Litteratur selbst dem Leser vor Augen zu führen. Bei der Auswahl der mitgetheilten Stücke verhielten sich die Herausgeber durchaus sachlich. Nicht das Schönste, sondern das Charakteristische sollte dargeboten werden. Wie es für eine Chrestomathie das natürliche ist, ist hier auch nicht in synchronistischer Ordnung vorgegangen, welche der Litteraturgeschichte, wie mir scheint, die angemessene wäre, sondern der Stoff wird nach den litterarischen Gattungen gesondert, und nur gelegentlich wird hiervon abgewichen.

Es ist eine Reihe der besten älterer und jüngerer Gelehrten, welche, von den Herren **Winter** und **Wünsche** eingeladen, sich zu diesem bedeutsamen Werke vereinigt haben, wie Bacher, Hamburger, Bloch (Posen), Kaminka, Bäck u. A., natürlich nur Juden, weil sie allein die nöthige Kenntniß besitzen, abgesehen von Herrn Prof. Dr. Wünsche, der, ein Christ, wohl das beste Verständniß der jüdischen Litteratur unter den christlichen Theologen unserer Zeit besitzt.

Als Jost vor 60 bis 70 Jahren zuerst eine bemerkenswerthe Geschichte der Juden in mehreren Bänden herausgab, schien es dem Kritiker sehr zweifelhaft, ob das Werk einen solchen Namen verdiene. Denn, sagte man, ein politisches Leben hatten die Juden seit Titus oder allenfalls seit Hadrian nicht mehr; sie sind seitdem ohne Vaterland und ohne eigene Sprache; ihre soziale und ökonomische Lage hing von dem Volk ab, in dessen Lande sie geduldet waren. So werden sie je nach ihrem Aufenthaltsorte von allerlei Schicksalen betroffen, hier von ganz anderen als dort; aber nirgends können sie sich ihre Lage selbst schaffen, sondern müssen dieselbe hinnehmen, wie sie ihnen geboten wird.

Indessen ist dies doch mit allem, was wir Geschichte nennen, wesentlich nicht anders. Jedes Volk ist in seinem Leben von tausend Zufälligkeiten bedingt. Klima und Bodenbeschaffenheit, Lage und Nachbarschaft wirken überall auf Thaten und Leiden der Menschheit. Worauf es aber ankommt, das ist doch allemal die Frage: „was hat ein Volk unter solchen Geschenken und Schlägen des Schicksals geleistet?" wie hat es unter solchen Lebensbedingungen seinen Geist, Kultur und Civilisation gestaltet?" Nur wenn man den Satz gelten ließe, es gäbe bloß politische Geschichte, nicht aber, wie man doch vielfach annimmt, auch Kulturgeschichte, könnte man eine jüdische Geschichte völlig abweisen. Richtig aber ist: die Juden haben seit dem Verlust ihres Vaterlandes nur noch eine rein innere, eine Kulturgeschichte und zwar hauptsächlich (doch nicht ausschließlich) rein religiöse, genauer eine religiös-ethische; in dieser aber sind sie originell, so sehr wie irgend ein Volk, das sich gegen die geistigen Bewegungen der Nachbarn nicht

*) Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen (unter Mitwirkung Vieler) herausgegeben von J. Winter (Rabbiner, Dr.) und Aug. Wünsche (Prof. Dr. theol. und phil.), Trier. Sigmund Mayer.

gänzlich abschließt. Es ist die Geschichte einer religiösen Gemeinde, die allen geistigen Einflüssen von außen offen steht, aber sich dieselben aneignet und eigenthümlich umbildet nach Maßgabe ihres religiösen Prinzips. Und auch dies soll nicht heißen, daß die Litteratur der Juden nur religiös und ethisch wäre; sie war in jeder Epoche auch weltlich, in Poesie wie in Prosa; und was sie bietet, ist werth, von den Gebildeten gekannt zu sein.

Die Herausgeber unseres Sammelwerkes haben den gewaltigen Stoff der jüdischen Litteratur in folgende Abschnitte getheilt:

1. Die jüdisch-hellenistische und targumistische (Uebersetzungen der Bibel in das Chaldäische) Litteratur;
2. das talmudisch-midraschische Schriftthum;
3. die Litteratur der geonäischen Zeit (638—1038 p. Chr.);
4. das Schriftthum der Karäer;
5. Massora (Gestaltung des Bibeltextes); hebräische Grammatik und Bibelexegese (10.—16. Jahrh.);
6. die rabbinisch-halachische Litteratur (9.—18. Jahrh.);
7. die Predigt (15.—18. Jahrh);
8. die Religionsphilosophie (10.—18. Jahrh.);
9. die religiöse Poesie;
10. die weltliche Poesie;
11. die Mystik und Kabbala;
12. Geschichte, Geographie und Reiselitteratur;
13. der synagogale Gesang;
14. die jüdisch-deutsche Litteratur;
15. die Sittenlehre;
16. die Apologeten (14.—18. Jahrh.);
17. die jüdische Litteratur von Mendelssohn bis auf die Gegenwart.

So überblickt der Leser die Vielseitigkeit dieser Litteratur, zugleich aber auch, wie die Herausgeber der chronologischen Ordnung und auch der Sonderung in Gattungen, beiden zugleich, gerecht zu werden suchten. Dagegen ist die Scheidung zwischen Nationallitteratur und Fachlitteratur aufgegeben, und es wird dem Leser schon aufgefallen sein, wie sehr hier dem Talmud und den sich an denselben anlehnenden Schriften, die doch offenbar in die Fachlitteratur gehören, der weitaus größte Raum gestattet ist. Dies erklärt sich aus der Bedeutung, welche jene Bücher für das Leben und den Geist der Juden für alle Zeiten ihrer nachbiblischen Geschichte gehabt haben; und ferner daraus, daß es sich im Talmud nicht bloß um das ganze bürgerliche Recht und auch die äußeren religiösen Ceremonien — sowohl um das Mein und Dein, als auch um das Sein, d. h. das Gott Gebührende — handelt, sondern daß jene halachischen Diskussionen auch von erbaulichen Betrachtungen — Hagada — durchzogen sind; daß neben dem Talmud, von ihm gesondert, aber hier (no. 2) mit ihm unter derselben Rubrik zusammengenommen der lediglich der homiletischen Erklärung der Bibel gewidmete Midrasch besteht; und daß die Ethik nicht bloß in no. 7, 8, 11 und 15 in Betracht kommt, sondern auch in 6, 14, 16 nicht minder, und gewiß oft genug in überraschender Weise.

Der Talmud beginnt mit einem Traktat über das Gebet (ora et labora) und hat in dem juridischen Theil einen besonderen, lediglich ethische Tendenzen enthaltend, genannt: Sprüche der Väter. Von selbst versteht es sich, daß die religiöse Gesinnung sich am klarsten in der religiösen Poesie (no. 9) ausspricht, welche auf 97 Seiten vorgeführt wird.

Auch das muß bemerkt werden, daß aus dem Talmud und den folgenden halachischen Schriften auch manches andere, historisch wichtige, gelernt werden kann, wie z. B. über das praktische Leben der Juden und der Völker, unter denen dieselben wohnten, wie auch Zoologisches und Botanisches, und was den Rabbinern als Aberglaube erschien u. s. w. Den Juristen werden die Rechtsfälle und deren Entscheidung interessiren; wer die Vergleichung der Legenden, Sitten, Anekdoten bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten liebt, wird vieles finden, was ihn überraschen wird. Er hat z. B. wohl nicht erwartet, daß die Vexirfrage, wie viel der Rauch eines verbrannten Gegenstandes wiege (etwa eines Stückes Holz), wesentlich schon nun ein Jahrtausend älter ist als die Königin Elisabeth von England. Die von Goethe bearbeitete Legende: Jesus, der auf einem Spaziergange mit Petrus ein altes Hufeisen, das am Wege lag, aufhob, wird von dem Ethiker Jechiel ben Jekuthiel (lebend zu Rom in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) in der Form erzählt, daß König Friedrich II. von Hohenstaufen eine Kupfermünze aufhob, um, wie er auf Befragen sagte, den Menschen ein Beispiel zu geben.

Bekannt wird jedem Leser sein, daß in der mittelalterlichen hebräischen Poesie, den Hymnen (von Gabirol, Jude Halewi, Aben Esra u. s. w.) ein großer Schönheitssinn, Gefühl für Form, echte Phantasie sich offenbart. Es wird ihn befremden, wenn er davon in der Hagada sehr wenig oder nichts findet. Darum bedaure ich, daß ein Stück wunderbarster Phantasie in der Erzählung eines Midrasch von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels, das Karpeles (Gesch. d. jüd. Litt. S. 343—349) in wörtlicher Uebersetzung (auch das Original ist in Prosa, wie aller Midrasch) mittheilt, von unseren Herausgebern übergangen ist. Hier liegt, wie mir scheint, der Stoff zu einem Oratorium, das großartiger nicht gedacht werden kann — werth, einen geschickten Bearbeiter und einen großen Komponisten zu finden.

Die Herausgeber haben sich nicht verführen lassen, etwa solche Stücke vorzugsweise herauszuheben, welche mit Stellen der Evangelien übereinstimmende Aussprüche enthalten. Was wehrt dem Juden, sich die Aussprüche Jesu anzueignen? Und stehen diese im Talmud, so sind sie talmudisch. Und was hindert, die Synoptiker als ein Traktat des Talmud anzusehen? Ob ein Ausspruch von Jesu oder Hillel, scheint mir, da es sich um eine mündlich tradirte Litteratur handelt, schwer zu entscheiden, ist aber auch völlig bedeutungslos — um so bedeutungsloser, als z. B. die Formel des Gesetzes der Nächstenliebe „Was du nicht willst u. s. w.“ schon bei Isokrates und bei Confucius vorkommt. Auch darf gewiß nicht unbeachtet bleiben, daß sich Hillel dieser Formel einem Heiden gegenüber bedient, da es ihm doch so nahe gelegen hätte, die positive pentateuchische Formel: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ anzuwenden. Und endlich ist es Lukas 10, 25 ff. nicht Jesus, sondern der Pharisäer, der die Liebe zu Gott und dem Nächsten als das allbekannte höchste Gesetz hinstellt. Was beweisen also diese Diskussionen? wenn nicht dies: daß es leicht ist, Sittengebote nachzuplappern, schwer aber, dieselben zu erfüllen.*)

Will man aber die jüdische Ethik kennen lernen, so mag man sie im Talmud und Midrasch suchen und man wird sie finden; aber man beachte ebenso sehr die religiöse Poesie und die ethische Philosophie, und auch die Prediger, namentlich aber die volksmäßigen Sittenbücher. Die letzteren dürfen uns besonders interessiren, weil sie aus dem 13.—18. Jahrhundert und zwar zumeist aus Deutschland stammen. Es waren ursprünglich Testamente, welche der Vater zunächst für seine Hinterbliebenen geschrieben hatte und die erst später zum Allgemeinbesitz wurden. Theils sind sie hebräisch, theils aber jüdischdeutsch abgefaßt, theils aus ersterer in letztere Sprache übersetzt — eine ehemals höchst beliebte, jetzt recht unbekannte Litteratur.

Systematik aber und hohen Schwung wird man hier vermissen. Die in Italien verfaßten Bücher citiren auch Plato und Aristoteles, aber nur aus sekundären Quellen. In den Büchern der deutschen Juden wird man die treuherzige Biederkeit gern anerkennen.

*) Ueber die Ursprünglichkeit eines Ausspruches wird gewöhnlich nach der Strenge der Form und des Zusammenhanges geurtheilt. Nun wird in der Bergpredigt (Matth. 5, 33—47) gelehrt, man solle nicht bloß nicht falsch schwören, sondern überhaupt nicht schwören, sondern nur sagen ja, ja, nein, nein. Im Talmud wird gesagt: „Dein Ja sei wahr, dein Nein sei wahr“ mit einem Wortspiel in Bezug auf 3 Mos. 19, 36: „Gerechtes Maß sollt ihr haben“, wo das hebräische Wort für Maß hin der in jener Zeit üblichen Bejahungspartikel hen fast gleich lautet. Hier wird die Ausdrucksweise in echt rabbinischer Methode begründet. Was uns ein Wortspiel ist, war den Rabbinern, wie den alten Athenern, eine von der Gottheit gegebene Andeutung.

Die Apologeten sind zu charakteristisch, als daß sie hätten übergangen werden dürfen. Diese Litteratur war schon in Alexandrien entstanden. Die sibyllinischen Gedichte und das Buch der Weisheit wollen den Monotheismus den Heiden empfehlen, wie auch Philo dies in anderer Form thut. Josephus aber hat die Juden gegen Aegypter und Griechen zu vertheidigen. Seit dem 2. Jahrhundert nach Christus, etwa sieben Jahrhunderte hindurch mag wohl in Gesprächen zwischen Christen und Juden der Gegensatz des Christenthums zum Judenthum Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein. Aber erst Saadia (gest. 942) tritt zur Vertheidigung des Judenthums gegen Christenthum und Islam auf. Nur wenige Juden folgten ihm hierin bis zu den Kreuzzügen. Jetzt beginnen die berüchtigten religiösen Disputationen, und die apologetischen Schriften mehren sich. Der übliche Verlauf dieser Disputationen, die ganz der Sitte mittelalterlicher Scholastik entsprachen, war der, daß ein getaufter Jude und ein berühmter Rabbi mit einander disputirten, daß letzterer siegte, aber dafür des Landes verwiesen ward, wenn nicht noch Schlimmeres erfolgte. Da aber seitens der Christen und der getauften Juden alle möglichen Bekehrungsversuche in aufdringlicher Weise gemacht wurden, so begann jetzt erst ganz eigentlich eine apologetische Litteratur der Juden, lediglich für diese selbst, um sie vor dem Abfall zu wahren, wobei denn allerdings oft sehr scharfe Spitzen gegen das Christenthum gerichtet sind. Im 15. Jahrhundert schrieb voller Sarkasmus der spanische Jude Prophiat Duran eine Schrift an einen getauften Juden, die den Namen führt: „Sei nicht wie deine Väter", mit welchen Worten jeder Absatz beginnt.

Was in diesen apologetischen Schriften, die aus den unglücklichsten Zeiten der Juden herrühren, gegen das Christenthum eingewendet wird, kann sich jeder gebildete Christ sagen, welcher weiß, mit welchen schwierigen Spekulationen die christlichen Grunddogmen zusammenhängen. Auch die jüdische Ethik kommt hier oft genug in erhebender Weise zur Sprache.

Außer den spanischen Apologeten gibt es auch italienische, deutsche und polnische Apologeten, ja sogar einen Holländer (aus Portugal) Manasse ben Israel.

Ueber die Massora will ich bemerken, daß sie sich erstlich über den Konsonantentext erstreckte, der in den Handschriften (nach Weise der semitischen Sprachen) ganz ohne Vokale vorgelegen hatte; dann aber auch über die nicht geschriebenen Vokale, ohne welche doch der Text nicht zu lesen und bedeutungslos war; endlich über die Verbindung und Trennung der Wörter dem Sinne gemäß. Massora bedeutet Ueberlieferung, und sie ward bis ins 8. Jahrhundert nur mündlich fortgepflanzt. Um die Möglichkeit und den Werth solches Lebens einer litterarischen Thätigkeit ohne Schrift lediglich im Munde zu begreifen, wozu wir nur in Indien, sonst nirgends, etwas Gleiches kennen, bemerke ich, daß diese Tradition der Juden, wie der Inder, eine organisirte war, daß sie in Schulen ihre sichere Unterstützung fand, und daß hier das Gedächtniß, ich möchte geradezu sagen, trainirt war. Gerade so ward auch die Mischna, selbst nachdem Niederschriften von ihr existirten, mündlich tradirt. Diese Gedächtnißmenschen waren wenig geschätzt und sind nur selten auch mit Namen genannt. Statt ein Buch nachzuschlagen, ließ sich der eigentlich Gelehrte solch einen Mann kommen und fragte ihn nach einer bestimmten Aeußerung der Mischna über den fraglichen Gegenstand. Ebenso sammelte man Varianten des Bibeltextes nicht sowohl aus Manuskripten, als aus dem Munde dieser professionirten „Leser". Nach welchen Gründen man sich für die eine oder die andere Lesart entschied, wissen wir nicht. Nur dies wissen wir, daß die Massoreten sehr wenig oder eigentlich gar nichts von Grammatik verstanden. Und auch dies war zum Vortheil des Textes. Denn aus der Geschichte der lateinischen und griechischen Texte wissen wir, wie gerade die Grammatiker wegen unzulänglicher Kenntniß die Texte fälschten, in der Meinung, dieselben zu korrigiren.

Die jüdischen Grammatiker werden es in der Ergründung der hebräischen Sprache schließlich etwa so weit gebracht haben, wie Gesenius. Nur die neuere vergleichende Sprachwissenschaft fand die rechten Gesichtspunkte, um über jene hinauszugehen.

„Der synagogale Gesang in seiner historischen Entwicklung" ist in Verhältniß zu dem wenigen was wir davon wissen, sehr ausführlich (auf 58 Seiten) besprochen. Als „erwiesen" wird angesehen „nur die Unselbständigkeit des mittelalterlichen Synagogengesanges"; und darauf folgt die Darlegung des Verfalls im 18. und 17. Jahrhundert — beides ist, wie mir scheint, sehr übertrieben. Der Verfasser macht für letztere den „Vorbeterstand" verantwortlich. Er zeichnet eine wahre Karrikatur eines Vorbeters; hoffentlich gesteht er Ausnahmen zu. Wichtiger als diese müßte aber der Umstand sein, daß, weil die professionirten Vorsänger als „Narren" in sehr geringem Ansehen standen, an den strengen Feiertagen und in den kleinen Gelehrtensynagogen nicht diese Sänger, sondern die gelehrtesten und achtbarsten Männer den Dienst verrichteten. Wenn nun sogar auch letztere oft genug außerjüdische Melodien in die Synagoge mitgebracht haben, dann gewiß doch nur für solche Texte, für welche es eine seit überlieferte Melodie nicht gab, während sie mit großer Strenge darauf hielten, den Stand des Gesanges des 15. Jahrhunderts festzuhalten. Es war z. B. dem Rabbiner der Gemeinde als Ehrenamt vorbehalten, das Schlußgebet am Versöhnungstag vorzutragen. Diese Melodien, die auch heute noch ertönen, reichen gewiß um vier Jahrhunderte zurück, und sind dem Ursprunge nach schwerlich außerjüdisch, wie so manche andere, namentlich die Recitative.

Die Meinung, daß sämmtliche jüdische Melodien aus dem Volksgesang der Völker Europas und Asiens herübergenommen seien, ist schon öfter ausgesprochen, aber auch schon verlacht worden, wie ich dieselbe ebenfalls verlache. Es muß oft geschehen sein, aber immer unter dem heftigsten Widerspruche der Autoritäten.

Was nennt man denn „unselbständig"? Sämmtliche hebräische Hymnen der jüdischen Dichter in Spanien müssen so genannt werden; denn sie standen unter arabischem Einfluß, wie die früheren unter syrischem. Sind sie darum nicht selbständig? Sind die modernen Gesänge, unter denen einige von Meyerbeer und Halevy, andere und die meisten von Anderen, darum unselbständig, weil man an allen das Studium der deutschen Kirchenmusik deutlich wahrnimmt? So wird man vielfach in den älteren jüdischen Melodien den Charakter slavischen, deutschen u. s. w. Volksgesanges spüren. Das beweist gegen Werth und Ursprünglichkeit jener Melodien gar nichts. Allerdings thut hier eine scharfe Sichtung noth.

Sagen wir endlich den Herausgebern und ihren Mitarbeitern unseren rückhaltlosen Dank. Schwerlich ist irgend Jemand so gelehrt, daß er aus ihren Darlegungen, der Eine aus dieser, der Andere aus jener, nicht Beträchtliches lernen könnte; Niemand kann sagen: das war mir alles schon bekannt. Diese Chrestomathie ist ganz geeignet in weiten Kreisen Belehrung zu verbreiten, Vorurtheile zu bannen. — Aber auch der Verlagshandlung gelte unser Dank für die würdige Ausstattung.

Prof. H. Steinthal.

Wie England seine Kaufleute schätzt.

Wenn man den sinnlosen Kampf, den bei uns die agrarische Ignoranz gegen die Börse, d. h. in Wirklichkeit gegen den ganzen Kaufmannsstand führt, mit der Werthschätzung vergleicht, den derselbe Stand in England genießt, so wird man zu allerlei für Deutschland nicht gerade schmeichelhaften Vergleichen angeregt.

Aus einer solchen Stimmung ist die nachstehende

Zuschrift eines deutschen Kaufmanns, der lange in England gelebt hat, hervorgegangen. Er schreibt uns:

„Als ich vor einigen Tagen die Nachricht von dem Tode Bertram W. Currie's las und den Artikel, in dem die „Times“ die Bedeutung des Verstorbenen nach Gebühr würdigte, sagte ich mir unwillkürlich, in Preußen hätte der Mann dem Staate ähnliche Dienste nicht leisten, einen ähnlichen Einfluß nicht ausüben können, schon weil er durch und durch ein Mann der Praxis war. Da Currie in vieler Hinsicht als der Typus eines tüchtigen Kaufmannes und umsichtigen Banquiers gelten kann und zugleich im öffentlichen Leben Hervorragendes leistete, so möge es mir vergönnt sein, ein kurzes Bild des Mannes zu entwickeln, mit dem ich während meiner früheren geschäftlichen Thätigkeit in Lombardstreet oft persönlich verkehrte.

Currie war 1827 geboren, sein Vater war Banquier in der City, seine Mutter eine Tochter des Lord Wodehouse. Nach Vollendung seiner Schulbildung in Eton ging er eine Zeit lang ins Ausland, namentlich um sich Kenntnisse in den neueren Sprachen zu erwerben. Damals waren Sprachkenntnisse die schwache Seite der englischen Kaufleute und auch heute noch sind sie's bei der älteren Generation, man verließ sich eben darauf, daß die foreigners englisch verstanden. Currie beherrschte dagegen namentlich das Französische vorzüglich.

Er trat noch jung in das väterliche Geschäft ein, das 1864 mit der bekannten Bankfirma Glyn Mills & Co. verschmolzen wurde, und nahm bald hervorragenden Antheil an der Führung dieses bedeutenden Bankhauses. Schon Anfangs der siebziger Jahre war er die eigentliche Seele des Riesengeschäfts, das seitdem den ersten Rang unter den Private Bankers der City einnahm.

Currie war nebenbei Aufsichtsrath mehrerer London Foreign Banks und zwar nicht nur dem Namen nach, der allein schon genügte, den Kredit und die Stellung der betreffenden Institute wesentlich zu erhöhen, sondern er waltete auch gewissenhaft seines Amtes, trotz der emsigen Thätigkeit im eigenen Hause. Oft sah ich ihn mit der Feder hinterm Ohr aus seinem Büreau kommend, über die Straße eilend, um persönlich sich von dem Gange der Geschäfte in den seiner Obhut anvertrauten Instituten zu überzeugen. Er war in seinem Privatbüreau leicht zugänglich, allerdings ließ er sich auch nicht länger als absolut nöthig aufhalten. Schnell hatte er erfaßt, um was es sich handle, stellte Fragen, die den Kern der Sache trafen, und gab seinen Bescheid in wenig Worten kund. Er war aber nicht nur klar im Beurtheilen des Gegenwärtigen, sondern galt mit Recht auch als einer der weitblickendsten Geschäftsleute in der City, das bewies er vor der Oeffentlichkeit eklatant bei zwei Gelegenheiten.

Auf sein Betreiben geschah es hauptsächlich, daß seine Firma im Jahre 1885 beschloß, halbjährlich Bilanzen zu veröffentlichen, und zu diesem Zwecke die Form einer Gesellschaft mit unbeschränkter Haftbarkeit annahm. Dadurch konnte sie erfolgreich ihre Stellung in der Konkurrenz den großen Aktienbanken gegenüber behaupten und suchte ihren Kundenkreis, zu dem unter Anderem das General Post Office und die größten Eisenbahnen Englands gehören, stetig zu mehren.

Die zweite Gelegenheit, bei der sich Currie's praktischer Blick glänzend bewährte, war die Baring-Krisis im November 1890. Damals unternahm er nebst einem Direktor der Bank von England, Mr. Greene, im Auftrage des Gouverneurs der Bank, die Lage des bis zu jenem Falle so groß dastehenden Hauses Baring Brothers in wenig Tagen zu untersuchen, und auf seinen Bericht hin geschah es, was als Unikum in der Geschichte des Handels dasteht, daß ein Garantiefonds von 360 Millionen Mark ohne jede Entschädigung freiwillig gezeichnet wurde, um die Abwicklung der enormen Verbindlichkeiten der in Stockung gerathenen Firma zu bewirken. — Die $15^{3}/_{4}$ Millionen Pfund Sterl. betragenden Accepte Baring's wurden prompt eingelöst und alle sonstigen Passiven beglichen, ohne daß die Garanten mit einem Heller in Anspruch genommen wurden. Currie's Firma selber gehörte zu den ersten Zeichnern des Fonds mit der respektabelen Summe von 500 000 Pfund Sterl. und das Beispiel des als so vorsichtig bekannten Hauses wirkte mächtiger, als es irgend eine Pression der Regierung oder ein Aufruf vermocht hätten.

Currie war ein intimer Freund und treuer Anhänger Gladstone's und diesem Verhältnisse war es wohl zunächst zu danken, daß er 1880 zum Mitgliede des Raths von Indien ernannt wurde. Aber jede folgende Regierung schätzte sich glücklich, den praktischen Finanzmann im Amte zu behalten, bis er 1895 die Stelle niederlegte.

Er vertrat 1892 Großbritannien auf der internationalen Münzkonferenz zu Brüssel, wo er in einer denkwürdigen Rede seine Gründe für den Monometallismus darlegte und das Seinige dazu beitrug, daß die Vorschläge der amerikanischen Silberinteressenten in Europa nicht durchdrangen. Im folgenden Jahre fungirte Currie als Mitglied der königlichen Kommission, welche über die Währung Indiens zu berathen hatte und schließlich die Aufhebung der freien Silberprägung empfahl. Er bekleidete noch eine Anzahl kommunaler Ehrenämter, beschränkte in den letzten Jahren aber seine öffentliche Thätigkeit hauptsächlich auf die Errichtung und Leitung des Vereins zum Schutze der englischen Goldwährung, deren Präses er war.

In dem ihm gewidmeten Nachrufe sagt die „Times“, die City habe in Currie wahrscheinlich die erste Autorität über Bankwesen verloren. Ich halte dies Urtheil für zutreffend und seine Autorität ruhte auf dem festesten Grunde, auf der praktischen Erfahrung!“

E. S.

Theater.

(Lessing-Theater: Wer war es?)

Felix Philippi, ein Geistesverwandter Hugo Lubliner's, gleicht diesem in der emsigen Aufhäufung unverarbeiteter Stofflichkeit, will aber „aktueller“ sein, als dieser. Felix Philippi liest daher eifrigst die Zeitungen. Wenn sich im öffentlichen Leben ein „Fall“ zuträgt, so wächst seine Spannung, und er sagt zu seinem Genius: Hier, guter Felix, hat' ein, daraus wird Dein neuestes Theaterstück! Das belebende Element des neuesten Philippikon sind die anonymen Briefe, die jüngst zum Zweikampf zwischen den beiden Ceremonienmeistern des preußischen Hofes führten. Bei Philippi ringen von Bock und von Kalb um eine Oberstallmeisterstelle. In diesem Wettbewerb verfeinden sie sich tödtlich, und von Kalb schreibt es auf die Rechnung von Bock's, daß er nicht nur die Stelle nicht erhält, sondern auch seinen Abschied als Rittmeister nehmen muß. von Kalb (ein schöner Mann mit schönem Bart, nie sah Herr Emanuel Stockhausen schöner aus) verzehrt seine Pension, sei es aus Zufall, sei es aus Tücke, gerade in der kleinen Universitätsstadt, in deren nächster Nähe von Bock ein Rittergut besitzt; und wenn von Bock nicht gerade Afrika durchforscht oder in Berlin suitiirt, so lebt er auf diesem Gute, wo er sich sehr langweilen würde, wenn nicht sein bester Freund die Leuchte der Universität wäre, und wenn nicht die Frau dieses Freundes seine beste Freundin wäre. Mit ihr reitet er, mit ihr rudert er, mit ihr radelt er dergestalt, daß die Kleinstädterinnen und Kleinstädter die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Trotz diesem unsittlichen Lebenswandel würden die Honoratioren Herrn von Bock in die Ressource, zu dessen Vorstand auch Herr von Kalb gehört, aufnehmen, wenn es nicht noch einen erschwerenden Umstand gäbe.

Seit einiger Zeit schwirren nach dem berühmten Kotzemuster anonyme Briefe durchs Städtchen. Weil sichs darin im Wesentlichen um von Kalb und von Bock und um die Frau der Leuchte der Universität handelt, hält der von Bock den von Kalb für den Urheber der Briefe, und tout Krähwinkel antwortet alsbald auf die Frage: „Wer war es?“ nichts anders als: von Bock! Die Leuchte der Universität, die den von Bock fürs Kasino vorgeschlagen hat, erhält durch den von Kalb die Mittheilung, daß Gevatter Bürgermeister und Handschuhmacher die Aufnahme ablehnen, weil auch in Krähwinkel das anonyme Briefschreiben als ein Schimpf und eine Schande gilt. Nun fordert der von Bock den von Kalb und findet keinen andern Sekundanten als die Leuchte der Universität, die zwar ein prinzipieller Gegner des

Duells ist und après diner den schönsten Leitartikel darüber spricht, aber sich „aus alter Freundschaft" für den Ritterdienst breit schlagen läßt. Die Frau dieser Leuchte der Universität, obwohl sie als Sportsdame eine Anhängerin des Duells ist, sucht dieses Duell zu verhindern. Denn erstens liebt sie den von Bock „bis zur Raserei", und zweitens ist sie selbst die Rechtschuldige. Warum sie von ihrer aristokratisch-akademischen Höhe herab diese Briefe in den Krähwinkel hinein geschrieben hat, bleibt ihr und Herrn Philippi's Geheimniß. Denn Herr Philippi fragt nicht nach Gründen. Item, sie that es, und nun hat sie die Bescheerung.

In ihrer Herzensangst beichtet sie zunächst ihrem Geliebten, dann ihrem Gemahl. Das Ergebniß der ersten Beichte ist die von beiden Seiten seit langem heiß ersehnte und nun desto heißere Umarmung in offenem Gartensalon; das Ergebniß der zweiten Beichte ist respektvolle Abrechnung mit dem hochverehrten, doch nie geliebten, nie zu liebenden Gatten. Das Ergebniß beider Beichten ist (da der durch eichene Bretter sehende Raisonneur des Stücks vom Duell abredet) unblutige Trennung der Freunde. von Bock geht voraussichtlich nach Afrika, und der Leuchte der Universität (Herr Suske im Schmerz) krampft sich das Herz zusammen. Was aus der wird, die es war, weiß nur Felix Philippi.

Sollte ich für diese grausame Geschichte das Interesse einiger Leserinnen geweckt haben, so werden sie eilen müssen, das Stück im hinsiechenden Lessingtheater zu sehen; denn am Premierensonnabend war die Aufnahme laulich, und am folgenden Sonntag gähnte das Haus weniger vor Ermattung als vor Leerheit der Sitzreihen. Jedenfalls ziemt diese stumme und doch so beredte Art der Ablehnung eines unvernünftigen Theaterstücks dem Berliner Publikum eher, als die Lärmscenen, die sich früher bei solchen Anlässen in Premieren zutrugen. Denn über diese vornehmere Art der Ablehnung sich zu beklagen, hat kein Autor mehr berechtigten Grund.

Felix Philippi soll jetzt in deutschen Landen derjenige Bühnenschriftsteller sein, der die höchsten Tantièmen bezieht. Wenn dieses richtig ist, so verdankt er es vorwiegend den kleinen Städten, die sich gerne bei Philippi wiedersehen und in dieser Hinsicht ihre Unabhängigkeit von Berlin stolz beweisen. Wie unvorsichtig oder wie brav von Philippi, daß er ohne Rücksicht darauf in seinem neusten Stück die Kleinstädter von ihrer übelsten Seite zeigt! Wird sich das nicht rächen? Nun noch je ein kleines Pröbchen von Philippi'schem Dialog und von Philippi'scher Motivirung. Als es zum Duell kommen soll, drückt von Bock das so aus: „die Lärchen im Stadtwald haben schon lange kein Pulver gerochen". Recht schön gesagt! Aber ich konnte eine Nacht darüber nicht schlafen, ob sich in diesem Falle die Lerchen mit e oder mit ä schrieben. Beides wäre ihnen zuzutrauen. Das die Dialogprobe. Nun die Motivirungsprobe.

Als die Leuchte der Universität dem von Kald die Forderung des von Bock überbringen will, ruft er durch das ganze Haus: Johann, spann an! Ich fahre zu Herrn von Kald. Zu dieser Offenkundigkeit in einer diskreten Angelegenheit war der Mann genöthigt, weil der Diener antworten muß: „Verzeihen, Exzellenz, aber Herr von Kald ist hier". Herr von Kald hat zu Hause die Karte der Exzellenz gefunden und, obwohl er den herausforderischen Zweck dieser Visite wissen mußte, eilt er spornstreichs zur Exzellenz, um eine Exzellenz nicht nochmals zu bemühen. So geschieht es, Philippi sei Dank, daß wir Publikum dabei sind, wenn die Zwei mit einander reden.

Von allen Käuzen dieses Stücks ist die Exzellenz der wunderlichste. An Wissenschaft ein Helmholtz, an Vermögen ein Bleichröder, und aus beiden Gründen nagelneu geadelt, spielt er (das alles muß der arme Herr Suske spielen) jeden Vormittag in einer Philisterkneipe mit seinen besten Freunden Schach. Von diesen beiden Spezis (so nennt es Philippi) ist der eine ein ganz alter sackgrober Arzt (jene derb-ehrliche Haut, die in solchen Stücken immer so wohlthut), der andere ein flotter junger Viveur. Mit dem Viveur spielt das Weltwunder der kleinen Universitätsstadt besonders gern am Vormittag in der Philisterkneipe Schach. Warum thut dieses Weltwunder so etwas? Sehr einfach! Damit der Gegenspieler, der ja mit Ihrer Exzellenz radelt, reitet und rudert, zu ihm sagen kann: „Eduard, wenn Du nicht aufpaßt, dann nehm' ich Dir Deine Königin", und damit so beim ersten langsam bedeutsamen Vorhangfallen Philippi zu Publico sagen kann: Spiritus, merkst Du was? Denn Felix Philippi kann auch symbolisch werden, wenn er will. O ja!

Paul Schlenther.

Petit Dictionnaire Politique et Social par Maurice Block, membre de l'Institut. Paris 1896.

Dieses „kleine" Wörterbuch umfaßt 806 Seiten in Großquart. Der Autor hat es nur deshalb als klein bezeichnet, weil es auf einem relativ kleinen Raum einem Bedürfniß Genüge zu leisten unternimmt, für welches sonst zahlreiche aber wenigstens mehrere Bände in Anspruch genommen werden. Er hat das Buch in diesem Sinne klein angelegt, weil er es für ein möglichst großes Publikum bestimmt, das weder die Zeit noch das Geld hat, umfangreiche Werke in Gebrauch zu nehmen. In seiner Vorrede sagt er selbst, daß die Anregung zu seinem Unternehmen ihm aus dem Grundgedanken entstanden ist, daß die Welt und insbesondere Frankreich im Zeichen des allgemeinen Wahlrechts steht und daß die Nothwendigkeit immer mehr dazu drängt, daß die Massen, die das Regiment in die Hand bekommen haben, sich mit den Elementen ihrer Aufgabe bekannt machen müssen. Diesem Plan entsprechend ist Inhalt und Form des Buchs angelegt. Es bringt nicht bloß Aufklärung über Begriffe, Lehren und Thatsachen, sondern es bemüht sich auch, gesunde Anschauungen über alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens zu verbreiten. Neben den Erläuterungen über spezifisch volkswirthschaftliche Themata, wie z. B. „Kapital" oder „Koalition", finden wir kleine Abhandlungen über „Nationalität", über „Eroberung", über „Disziplin" u. dergl. m. Der Verfasser hat sein Wörterbuch ein „politisches und soziales" genannt. Er hätte es auch nach der Klasse der Akademie, deren Mitglied er ist, nämlich des Sciences morales et politiques, nennen können. Aber er setzte an Stelle der Moral schlechthin die Besonderheit des Sozialen, weil nach seiner Auffassung, und wohl mit Recht, die öffentliche Moral in unsern Tagen hauptsächlich sich mit den sozialen Problemen beschäftigt. Herr Block ist der Nestor der Nationalökonomen des alten Stils, aus der Schule der Smith und Say, und hat sich von allen Evolutionen und Revolutionen, deren Zeuge und Beobachter er seit zwei Menschenaltern gewesen ist, nicht in seinen Grundsätzen beirren lassen. Er hält am Prinzip der freien Bewegung und individuellen Entwicklung fest und sieht in den sozialistischen Bestrebungen nur ein vorübergehendes Phänomen der Reaktion gegen den großen Fortschritt der vorausgegangenen Zeit. In diesem Geist ist sein Werk geschrieben und hat zum Zweck, diesem Geist zu dienen. Er ist ein alterfahrener und bewährter Praktiker auf dem Gebiet der Lexikographie, hat schon eine ganze Reihe von allgemeinen und speziellen Wörterbüchern und Führern vor Jahrzehnten verfaßt und gibt z. B. in jährlicher Folge seit 1856 ein Annuaire de l'économie politique et de la statistique heraus. Unter seinen zahlreichen größeren Werken verdient am meisten hervorgehoben zu werden das vor einigen Jahren in zwei starken Bänden unter dem Titel Progrès de la science économique depuis Adam Smith erschienene, von dem gegenwärtig eine zweite Ausgabe in Vorbereitung ist.

Block ist von Geburt Deutscher, kam aber als fünfjähriges Kind nach Paris, trat als ganz junger Mann unter der Julimonarchie in das statistische Büreau des Ministeriums für Handel und Ackerbau ein und gelangte zu einer höheren Stellung darin. Im Jahr 1861 zog er sich ins Privatleben zurück und widmete sich seitdem ausschließlich seinen statistischen und ökonomischen Studien. Er spricht und schreibt deutsch eben so gut wie französisch, hielt von jeher die Verbindung mit der deutschen Wissenschaft aufrecht und hat dies auch nach dem Krieg fortgesetzt. Früher war er ein gern gesehener Gast auf den volkswirthschaftlichen Kongressen und noch vor zwei Jahren bereiste er Deutschland zum Zweck näherer Einsicht in die sozialpolitischen Institutionen der Reichsgesetzgebung. Der heute mehr als Achtzigjährige führt in seinem freundlichen Gartenhäuschen in Auteuil ein beschaulich fleißiges Leben und weiß den Ernst der Arbeit mit dem liebenswürdigsten und heitersten Wohlwollen für alle, die ihn aufsuchen oder kennen, zu verbinden.

L. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 23. Januar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Gegen eine ganze Reihe von Redakteuren war in Preußen das Zeugnißzwangverfahren eingeleitet worden. In irgend einem Blatt, in der „Frankfurter“ oder in der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ oder in der „Vossischen Zeitung“ in Berlin erschien eine Notiz, die vom Verrath von Staatsgeheimnissen weit entfernt war; darauf internirte man den verantwortlichen Redakteur, der den Verfasser des Artikels nicht angeben wollte, oder man hielt, wie in der „Vossischen Zeitung“, eine Haussuchung ab, mit einem Aufgebot an Geheimpolizisten, als handele es sich darum, einem fürchterlichen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Diese Verfolgungen dauerten eine Zeit lang; dann schlug der Wind um, und die wegen Zeugnißverweigerung in Haft befindlichen Redakteure wurden entlassen, obgleich im einzelnen Falle der Uebermittler der Nachricht, wegen welcher die Verfolgung eingeleitet worden war, vorher genau so unbekannt war wie er nachträglich geblieben ist.

Dieses Vorgehen und Zurückweichen ist zunächst wiederum charakteristisch für die Konsequenz, mit der die Regierungsbehörden bei uns handeln. Nun ist es zwar gewiß verständig, daß man den falschen Weg nicht weiter beschritten hat; aber diese gesunde Auffassung kann übermorgen wiederum anderen Stimmungen Platz machen. Darum muß das Uebel an der Wurzel angefaßt werden.

Zweifellos kann sich ein Staat gezwungen sehen, gegen den Verrath von Staatsgeheimnissen vorzugehen; daß man andererseits selbst den Verrath von Staatsgeheimnissen wichtigster Art nicht verfolgt, zeigen die unbehelligt gebliebenen Hamburger Veröffentlichungen über den sogenannten deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag. Welche Verletzung des Gefühles der Gleichheit vor dem Gesetze liegt nun darin, daß man gegen Zeitungen der Linken mit aller Schärfe wegen politischer Nichtigkeiten verfährt, beispielsweise wegen der Veröffentlichung von Nachrichten, die bestimmt waren, so und so viel Stunden später aller Welt bekannt gegeben zu werden, und daß man bei der Preisgabe eines Staatsgeheimnisses die Augen schloß, das bestimmt war, der allgemeinen Kenntniß strengstens vorbehalten zu bleiben. Es gibt daher nur eine Abhilfe.

Veröffentlichungen, die nach dem Gesetze unzulässig sind und die das Staatswohl gefährden können, sind strafbar; und der Redakteur, der sie unter seiner Verantwortung publizirt, trägt die Verantwortung. Aber ihn durch ein Zeugnißzwangverfahren, durch Haft veranlassen zu wollen, den Verräther zu spielen, damit wird thatsächlich an den Betreffenden ein Verlangen gestellt, das seinem Gefühl als eine Unmoralität erscheinen muß; und so macht man ihn zum Märtyrer, auf dessen Seite die öffentliche Meinung ganz unzweifelhaft dann steht, wenn der Anlaß zur ganzen Prozedur in büreaukratischem Schematismus und nicht in wohlbegründeten Ansprüchen des Staatswohles zu suchen ist, wenn die Nachricht als solche das Staatsinteresse in keiner Weise in Gefahr zu bringen geeignet ist, und wenn man nur feststellen will, auf welchem Wege diese irrelevante Nachricht aus einem staatlichen Büreau in die Oeffentlichkeit gelangt ist, bevor das offizielle Glockensignal hierzu gegeben worden ist. Ein Verfahren, das sich auf solcher formalistischen Handhabung der Disziplin aufbaut, findet in der Oeffentlichkeit kein Verständniß, und die neuesten Zwischenfälle gemahnen die Regierung daran, die ihr zustehende Befugniß mit besonderem Takt zu handhaben, und sie sind eine Mahnung für die Volksvertretung, auf die Beseitigung des Zeugnißzwangsverfahrens überhaupt hinzuwirken. Auch das Gesetz muß dem Versuch entsagen, durch eine modernisirte, mildere Tortur ein Geständniß zu er-

pressen; es muß sich damit begnügen, daß es in dem verantwortlichen Redakteur über eine Person verfügt hat, die dem Gesetze gegenüber alle Folgen einer Veröffentlichung zu tragen hat.

Wir lesen folgende Ausführungen:

„Wochenbericht über den Berliner Getreideverkehr. . . . Die Auswanderung aus den offiziellen Börsenräumen hat, wie es in der Versammlung der Interessenten der Produktenbörse vom 30. Dezember 1896 beschlossen worden war, stattgefunden, dafür hat sich eine Privatbörse, denn so kann man wohl die täglichen Versammlungen der „Freien Vereinigung“ in den Räumen des „Feenpalastes“ nennen, aufgethan. . . . Werden diese Versammlungen, in denen sich gegenwärtig der Getreidehandel Berlins in der Hauptsache abspielt, für immer bestehen bleiben? Werden die bisherigen Interessenten am offiziellen Verkehr wieder in die alten Räumlichkeiten zurückkehren, und wird sich der jetzige Privatverkehr wieder in einen amtlichen umwandeln? Das sind die Fragen, die fast tagtäglich bald eingehender, bald kürzer behandelt werden. Der jetzige Zustand dürfte für die Dauer aus mehr als einem Grunde kaum haltbar sein; vor allen Dingen hat der Handel wie der Landwirth ein weitgehendes Interesse daran, daß offizielle, amtliche Notirungen vorliegen, auf die hin ein geordneter Verkehr zwischen Produzent, Handel und Konsument stattfinden kann. Denn daß an dem und dem Ort im privaten Handel der oder jener Preis bezahlt worden ist, das gibt noch lange keine allgemein verpflichtende Notiz, das sind Privatpreise, bei deren längerem Bestehen eine große Verwirrung in allen am Getreideverkehr irgendwie betheiligten Kreisen angerichtet werden muß; es wird dem Gesammtverkehr die feste Grundlage genommen, deren er für eine gedeihliche Entwicklung unbedingt bedarf. Daß eine solche und zwar neue Grundlage geschaffen wurde, war eine zu lösende Aufgabe vor Inkrafttreten des neuen Börsengesetzes, deshalb sind wir seiner Zeit noch zuletzt für eine längere Uebergangszeit eingetreten, weil wir sie auf Grund jahrelanger Erfahrungen für nöthig hielten und weil wir derartige Komplikationen, wie sie sich jetzt herausgebildet haben, voraussehen. . . .

„Im hiesigen Getreideverkehr läßt sich für diese Woche ein fester Vergleich nicht geben, da entsprechende Vergleichsziffern fehlen. Was die Preisveränderungen, die wir ausdrücklich hervorheben wollen, nur ungefähr schätzen können, anbelangt, so hat sich Weizen um etwa 7½ Mark, Roggen und Hafer um etwa 1½—2 Mark gebessert.“

Und an gleicher Stelle finden wir acht Tage später, für die am vergangenen Sonntag beendete Woche, die nachstehenden Ausführungen:

„Die zu Ende gehende Woche hat in die ziemlich unklaren und verworrenen Verhältnisse, in die der Berliner Getreidehandel durch die Auswanderung der „Getreidebörse“ hinüber in die Räume des Feenpalastes gerathen ist, keine Aufklärung gebracht. Die Lage hat sich eher noch dadurch zugespitzt, daß, wie bereits mitgetheilt worden ist, sowohl die hiesige „freie Vereinigung“, als auch die Vertreter verschiedener anderer deutscher Getreideplätze in einer am letzten Sonntag abgehaltenen Versammlung beschlossen haben, keinerlei offizielle und offiziöse Preisnotirungen bekannt zu geben . . . .

Was die Notirungen anbelangt, die wir täglich mittheilen, so sind diese, wie wir dies ausdrücklich hervorgehoben haben und wieder hervorheben wollen, rein privater Natur; sie werden aber wohl trotzdem nicht verfehlen, auf die Preisnormirung im Lande Einfluß zu gewinnen.“

Diese zwei melancholischen, von vollständiger Enttäuschung zeugenden Berichte sind das Resumé, das die — „Kreuzzeitung“ über die bisherigen Erfolge des Börsengesetzes — soweit es die Produktenbörse betrifft — ihren Lesern mittheilt. Einen deutlicheren Beweis für einen absoluten Mißerfolg der gesetzgeberischen Thätigkeit, die man selbst leidenschaftlich verlangt hatte, kann ein Blatt seinen Lesern nicht geben.

Werthvoll in dieser Darstellung ist vor Allem zweierlei; die Konstatirung „großer Verwirrung“, die Schaffung „unklarer und verworrener Verhältnisse“ — das genügt zur Charakterisirung dieser Großthat agrarischer Gesetzgebungskunst, und andererseits ist bemerkenswerth das Zugeständniß, es sei „dem Gesammtverkehr die feste Grundlage genommen.“ Oft genug ist diese Wirkung den Agrariern vorausgesagt worden. Und wer hat hier vor Allem den Schaden zu tragen? Die Landwirthschaft und der kleine Händler in der Provinz. In den großen Handelscentren gibt es stets genügende Mittel sich genau über die thatsächliche Marktlage zu unterrichten. Aber wie soll das ohne erhebliche Kosten der kleine Händler in der Provinz thun; er ist, da das exakt arbeitende Instrument der Börse mit seinen offiziellen Notirungen zertrümmert worden ist, beständig der Gefahr ausgesetzt, zu theuer zu kaufen und damit Verluste zu erleiden. Das Vorgehen der Agrarier bietet für ihn also einen besonderen Anreiz, die Getreidepreise beim Einkauf zu drücken, und andererseits ist der verkaufende Landwirth solcher Tendenz um so widerstandsloser preisgegeben, weil auch er einen zuverlässigen Maßstab in den offiziellen Kursnotirungen nicht mehr besitzt.

Nicht oft zeigt sich so deutlich, wie bei diesem Anlaß, daß die Protektion kenntnißloser Demagogen eine gefahrvolle Beglückung ist.

Wann wird die Zeit kommen, da die ländliche Bevölkerung den Spendern der Zuckersteuer und des Börsengesetzes unzweideutig die Wege weist?

Armes Italien. Mit Abyssinien ist ein Vertrag nach viel Mühe und mit knapper Noth zu Stande gekommen, der zwar für den Augenblick der Erythräa den Frieden gibt, der aber für die Zukunft ernste Befürchtungen noch durchaus nicht bannt, und schon zieht eine neue Kalamität für die Kolonie herauf. Die Derwische sind mit starker Macht im Anzug und wiederum stehen ernste Kämpfe in Aussicht.

Es gibt für das Studium Darstellungen von Pferden, die mit allen Krankheiten und Uebeln, welche die Wissenschaft überhaupt nur kennt, ausgestattet sind. Sucht man nach einem kolonialen Unternehmen, das mit allen nur erdenklichen Kolonialkrankheiten behaftet ist, so ist die Erythräa ein Musterbeispiel; sie ist volkswirthschaftlich so gut wie werthlos, und sie ist ein Schlund, in dem italienisches Blut und italienischer Wohlstand verschwinden. Schade, daß unsere Freunde, die Italiener, diese bösen Erfahrungen machen.

* * *

Bankdiskont und Notensteuer.

Der momentan verhältnißmäßig etwas hohe, heute schon zu einer niedrigeren Stufe zurückgekehrte deutsche Bankdiskont hat nicht nur zu dem tendenziösen Geschrei der Bimetallisten und Agrarier den Vorwand und zur Bloßstellung der vereinten bimetallistischen Rechenkünstler den Anlaß gegeben; er hat auch zu einigen ernsthafteren und fruchtbareren Erwägungen geführt.

Die Gründe, aus welchen der Diskontsatz in Deutschland im Allgemeinen etwas höher zu sein pflegt, als in Frankreich und England, ferner die Gründe, welche gerade im letzten Jahre zu einer besonderen Anspannung des deutschen Geldmarktes führten, sind sowohl in der Rede, welche der Herr Reichsbankpräsident am 16. Dezember vorigen Jahres im Herrenhaus gehalten hat, als auch in der Presse eingehend erörtert worden. Frankreich und England waren uns gegenüber lange Zeit in ihrer wirthschaftlichen Entwicklung weit voraus. Die Entfaltung der modernen Industrie hat in beiden Ländern sehr viel früher begonnen als in Deutschland. Zwar haben wir, soweit die Zahlen unserer Handelsstatistik Aufschluß geben, seit den siebziger Jahren Frankreich weit überflügelt, und der Vorsprung Englands wird von Jahr zu Jahr kleiner; aber das größere Alter der wirthschaftlichen Entwicklung hat in beiden Ländern zu einer erheblich stärkeren Kapitalansammlung geführt, als sie in Deutschland bisher hat stattfinden können. Dadurch erklärt sich, warum diese beiden Länder im Allgemeinen einen niedrigeren Diskont haben als Deutschland.

Speziell in den Jahren 1895 und 1896 wurde die Differenz der Diskontsätze dadurch verschärft, daß außergewöhnliche Verhältnisse gerade in Deutschland einen starken Mehrbedarf an baaren Zahlungsmitteln hervorriefen: die Vorbereitung

auf die Wirkungen des Börsengesetzes, die großen Konvertirungen der Landschaften, welche, mangelhaft begründet, schlecht vorbereitet und übereilt, wie sie waren, zum großen Theil stecken geblieben sind; schließlich der im Jahre 1895 eingetretene starke industrielle Aufschwung. Das alles hat zusammengewirkt, um zu einer starken Anspannung speziell des deutschen Geldmarktes zu führen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß die deutsche Reichsbank sich genöthigt sah, einen höheren Diskont zu halten, als andere Central-Notenbanken, und es zeigt mindestens von einer gründlichen Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse, wenn man der Reichsbank daraus einen Vorwurf macht.

Die Verhältnisse, welche wir soeben berührt haben, sind nun zum größten Theil fest gegebene, zum Theil erfreuliche, zum Theil weniger erfreuliche; sie lassen sich weder durch die Reichsbankleitung, noch durch die Gesetzgebung im Handumdrehen ändern. Daß wir nicht denselben Kapitalreichthum besitzen wie Frankreich und England, daran können weder Angriffe auf den Reichsbankpräsidenten etwas ändern, noch auch eine verkehrte wirthschaftliche Gesetzgebung, welche in blindem Haß auf den Handelsstand und auf das „mobile Kapital“ losschlägt, und am liebsten Deutschlands Entwicklung zum Industriestaat rückgängig machen möchte. Der Kapitalreichthum Deutschlands wird dadurch nicht vergrößert, daß man das Kapital durch allerlei Chikanen, Belästigungen und Beleidigungen zum Land hinaustreibt. Hier hilft nur die Entfaltung aller produktiven, werthschaffenden Kräfte in Handel und Gewerbe, und alles was die Gesetzgebung thun kann, ist, daß sie sich dieser Entfaltung nicht hindernd in den Weg stellt. Das ist der einzige Weg, auf welchem der allgemeine Wohlstand und die Billigkeit des Leihkapitals in England und Frankreich auch bei uns erreicht werden kann.

Im Gegensatz zu diesen Verhältnissen, welche sich allen gesetzgeberischen Eingriffen entziehen, hat gerade die Vergleichung der Reichsbank mit der Bank von Frankreich auf einen andern in der Gesetzgebung begründeten Umstand aufmerksam gemacht, in welchem die deutsche Reichsbank gegenüber der Bank von Frankreich im Nachtheil ist, welcher die Reichsbank unter Umständen zwingen kann, einen höheren Diskont zu halten, als die Rücksicht auf die Sicherheit des Geldwesens erfordert. Wir meinen nicht den famosen Unterschied zwischen der deutschen und französischen **Währung**, welchen der kenntnißreiche Herr Théry in einem ebenso anmaßenden wie oberflächlichen Artikel in seinem Blatte „Economiste Européen“ gegen die Reichsbank entdeckt hat. Herr Théry sucht nämlich den Grund, aus welchem die Bank von Frankreich einen niedrigeren Diskont halten kann als die Reichsbank darin, daß sie „dank des französischen bimetallistischen Gesetzes“ ihre Noten nach ihrer Wahl in Gold oder in Silber einlösen kann. Seine Kenntniß deutscher Verhältnisse reicht nicht so weit, daß er weiß, daß auch bei uns in Deutschland — leider! — die Silberthaler immer noch, wenn auch glücklicher Weise nicht in der Praxis, doch nach dem Buchstaben des verstümmelten Gesetzes, legales Zahlungsmittel für jeden Betrag sind, genau ebenso wie in Frankreich die Fünffrankenstücke, daß deshalb auch die Reichsbank ihre Noten, geradeso wie die Bank von Frankreich, nach ihrer Wahl in Gold oder in Silber **einlösen kann**. Deutschland und Frankreich haben beide, wenn auch in verschiedenem Maße, eine **hinkende Goldwährung**. Im Währungssystem kann also der Unterschied nicht liegen. Allerdings machen beide Centralbanken von ihrem Recht der Silberzahlung einen **grundsätzlich verschiedenen** Gebrauch. Während die **Reichsbank** ihre Noten bisher stets in **vollwerthigem Goldgeld** ohne jeden Anstand eingelöst hat, gibt die Bank von **Frankreich prinzipiell nur das um mehr als die Hälfte unterwerthige Silber** heraus. Wird Gold verlangt, so berechnet sie eine Prämie, die in der letzten Zeit bis zu 8 Prozent gestiegen ist, und die im Falle ernsthafter politischer und wirthschaftlicher Verwicklungen erheblich wachsen und zu einer förmlichen Valutakrisis führen kann. Wie gerade die Bimetallisten in diesem französischen System einen Vorzug sehen können, ist schleierhaft. Bei uns in Deutschland behaupten sie, unsere Währung sei nicht krisenfest, weil neben 550 bis 700 Millionen Mark in Gold etwa 270 bis 300 Millionen Mark in Silbergeld im Baarbestand der Reichsbank liegen, und weil dadurch in kritischen Lagen die Reichsbank zur Einlösung ihrer Noten in unterwerthigen Thalerstücken gezwungen werden könnte. In Frankreich finden sie es dagegen wunderschön, daß die Bank prinzipiell überhaupt kein Gold ohne Prämien herausgibt, sondern in unterwerthigen Fünffrankenstücken zahlt.

Die Nachahmung der französischen Prämienpolitik, welche einer Verweigerung der unbedingten Goldzahlung und damit einer Einlösung der Noten zu ihrem Vollwerth darstellt, welche den Goldbedarf dazu zwingt, aus dem freien Umlauf die vollwerthigen Stücke aufzulesen und einzuschmelzen, also den Gesammtumlauf zu verschlechtern, welche ferner keine Garantie für die Aufrechterhaltung stabiler Wechselkurse auf das Ausland gewährt, — die Nachahmung dieses Systems kann sich gewiß nicht für die Reichsbank empfehlen, auch wenn es — wie jede völlige oder theilweise Einstellung der Baarzahlung bei einer Notenbank — zu gewissen Zeiten die Kreditgewährung erleichtern mag. Wir können deshalb in dem deutschen System der unbedingten Goldzahlungen nur einen Vorzug vor der Prämienpolitik der Bank von Frankreich erkennen.

Dagegen wird der Reichsbank im Gegensatz zu der Bank von Frankreich die Kreditgewährung von Zeit zu Zeit erschwert durch die sogenannte „**indirekte Kontingentirung**“ des durch **Baarmittel ungedeckten Notenumlaufs**.*)

Dieses System besteht darin, daß die Reichsbank — ebenso wie die deutschen Privatnotenbanken — sobald die Summe der von ihr ausgegebenen Noten ihren Baarvorrath (Gold in Sorten und Barren, geprägtes deutsches Geld, Reichskassenscheinen und Noten anderer deutscher Banken) um einen bestimmten Betrag überschreitet, die Bank den Betrag der Mehrausgabe von Noten mit 5% per annum an das Reich versteuern muß. Das sog. „**steuerfreie Kontingent**“ betrug bei der Reichsbank anfänglich 250 Millionen Mark. Durch das Eingehen mehrerer Notenbanken und durch den Verzicht anderer auf ihr Notenprivilegium ist das steuerfreie Kontingent der Reichsbank auf 293 Millionen Mark angewachsen, denn nach dem Bankgesetz fielen ihr die steuerfreien Kontingente der eingehenden oder auf ihr Notenrecht verzichtenden Banken zu.

Durch das System der „indirekten Kontingentirung“ sollte in Rücksicht auf die Sicherheit des Geldumlaufs eine allzugroße Ausdehnung des ungedeckten Notenumlaufs verhindert werden, und zwar auf folgende Weise: Wenn eine Bank ihren Notenumlauf über die Steuergrenze ausdehnt und infolgedessen von dem ihr Kontingent überschreitenden Betrag 5 Proz. Steuer zahlen muß, so ist sie dadurch, wenn sie die Steuer nicht theilweise aus ihrer eigenen Tasche zahlen will, genöthigt, mindestens 5 Proz. Diskont zu verlangen, in Anbetracht der Verwaltungskosten sogar noch etwas mehr. Man wollte dadurch die Banken zwingen, im Falle von Kontingentsüberschreitungen ihren Diskont zu erhöhen und so auf eine Einschränkung ihrer Kreditgewährung und ihres Notenumlaufs hinzuwirken.

Die indirekte Kontingentirung bezweckt also eine Sicherung des Geldumlaufs gegen eine übermäßige Notenemission. Sie ist hervorgegangen aus dem intensiven Mißtrauen gegen alle Notenbanken, welches die heillose Zettelwirthschaft vor der Münz- und Bankreform gezeitigt hatte. Man hielt die Notenbanken, auch die damals zu gründende Reichsbank, offenbar nicht für uneigennützig und verständig genug, um aus eigenem Antrieb eine der Sicherheit des Geldumlaufes angemessene und den Interessen der Allge-

*) Die Geschichte der indirekten Kontingentirung und die bisherigen Erfahrungen mit diesem System habe ich in einer Abhandlung im „Finanz-Archiv“, herausg. von Prof. Schanz, 1896. II. Bd., eingehend behandelt.

meinheit förderliche Bankpolitik zu treiben. Deshalb wollte man sie durch die Auferlegung der Notensteuer vermöge eines Drucks auf ihre eigenen finanziellen Interessen zwingen, einer Steigerung des Notenumlaufs mit erhöhtem Diskont zu begegnen.

Man schuf dieses künstliche System, weil England gelegentlich der Krisen von 1847, 1857 und 1866 mit einem ähnliches bezweckenden aber bedeutend einfacheren System sehr schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Dort war durch die Peels-Akte dem ungedeckten Notenumlauf der Bank von England eine feste, unüberschreitbare Grenze gezogen. Durch dieses System war die Elastizität des ungedeckten Notenumlaufs gerade dann aufgehoben, wenn die gesammte Volkswirthschaft ihrer am meisten bedurfte. In Zeiten allgemeinen Mißtrauens, wenn der Geldbedarf rapid anwächst und oft gegen die sichersten Werthe kein Darlehen zu erhalten ist, mußte man stets auf den Augenblick gefaßt sein, an welchem die Bank von England an ihre Notengrenze ankommen und keine Note mehr würde ausgeben, den sichersten Wechsel nicht mehr würde diskontiren und auf die besten Sicherheiten kein Lombarddarlehen mehr würde gewähren können. Dadurch wurden die Krisen beschleunigt und verschärft und in den erwähnten drei Jahren sah sich deshalb die Regierung, um die ungeheuersten Katastrophen zu verhindern, gezwungen, die Peels-Akte zu suspendiren.

Infolge dieser Erfahrungen sah man in Deutschland davon ab, dem Notenumlauf eine feste Grenze zu ziehen; man erfand das System der *indirekten Kontingentirung*, welches zweifellos gegenüber dem englischen System der *direkten Kontingentirung* einen wesentlichen Fortschritt bedeutete.

Aber auch das deutsche System ist, wie seither die Erfahrung gelehrt hat, durchaus noch nicht vollkommen.

Sein kleinster Fehler ist vielleicht seine Ueberflüssigkeit. Wegen seiner Ueberflüssigkeit und möglichen Schädlichkeit wurde es bereits bei der Berathung des Bankgesetzes von Bamberger bekämpft, welcher damals schon auf die Reichsbank das Vertrauen setzte, daß sie in ihrer Diskontpolitik mehr auf das Wohl der Allgemeinheit als auf ihre Dividenden sehen werde — ein Vertrauen, das nicht getäuscht worden ist.

Ein größerer Fehler ist, daß durch die indirekte Kontingentirung die Diskontpolitik rein mechanisch geregelt werden soll, während für die Normirung des Diskontsatzes die Art des Geldbedarfs mehr als seine Größe von Wichtigkeit ist. So ist z. B. der periodisch wiederkehrende starke Geldbedarf am Quartals- und Jahreswechsel für die Sicherheit des Geldwesens und der Centralbank absolut unbedenklich; denn die Erfahrung zeigt, daß in den ersten zwei Wochen des neuen Quartals ein ebenso starker Rückfluß von Noten und Baargeld und damit von selbst, ohne jede Diskontmaßregel, eine Verminderung der ungedeckten Noten erfolgt. Dagegen kann ein starker internationaler Golddbedarf zu Diskonterhöhungen Anlaß geben, während die Steuergrenze noch in weiter Ferne ist.

Der größte Fehler aber war, daß ein den damaligen kleineren Verhältnissen entsprechender kleiner Betrag als steuerfreies Kontingent gegen den Widerspruch einer Minderheit der Kommission festgelegt wurde — 250 Millionen Mark für die Reichsbank, 385 Millionen Mark für sämmtliche deutsche Notenbanken. Das Kontingent ist dasselbe geblieben, während sich alle anderen in Betracht kommenden Verhältnisse in einer unvorhergesehenen Weise ausdehnten und vergrößerten. Von 1876 bis 1895 ist der Metallbestand der Reichsbank im Jahresdurchschnitt von 511 Millionen auf 1012 Millionen Mark, der Notenumlauf von 685 auf 1096 Millionen Mark angewachsen.

Nun hängt die Sicherheit des Geldwesens, der zu Liebe die indirekte Kontingentirung eingeführt wurde, nicht von dem absoluten Betrag der ungedeckten Noten ab, sondern von dem Verhältniß des Metallvorraths zum Notenumlauf. Bei der Berathung des Bankgesetzes wurde von der Reichsregierung angenommen, daß die Kontingentsgrenze erreicht werde, wenn die Metalldeckung des Notenumlaufs auf etwa 55 Proz herabgegangen wäre. Das traf für die damalige Größe der Metallvorräthe in den Notenbanken ungefähr zu, hat sich aber durch die Zunahme des Metallvorraths besonders in der Reichsbank gewaltig geändert. Als die Reichsbank am 31. Dezember 1881 zum ersten Mal in die Notensteuer kam, hatte sie einen Metallvorrath von 514½ Millionen, einen Notenumlauf von 859½ Millionen Mark. Ihre Noten waren also damals zu etwa 60 Proz. durch Metall gedeckt. Mit der Zunahme des Metallvorraths wurde das Deckungsverhältniß der Noten immer günstiger. Im Jahre 1895 betrug, als die Bank am 2. Oktober mit 20,7 Millionen Mark in der Notensteuer war, bei einem Metallvorrath von 900,3 Millionen und einem Notenumlauf von 1241,9 Millionen Mark die metallische Notendeckung 72,3 Proz. Bei einer so starken Notendeckung gemäß den Intentionen des Bankgesetzes einen Diskont von 5 Proz. oder mehr zu halten, wäre eine unnöthige Belästigung und schwere Schädigung des Verkehrs gewesen. Die Reichsbank blieb deshalb ruhig bei ihrem Diskont von 3 Proz. und zahlte den Mehrbetrag der Notensteuer aus ihrer eigenen Tasche, anstatt der gesammten Volkswirthschaft den Kredit zu vertheuern.

Wie unhaltbar das ganze System geworden ist, zeigt sich insbesondere daran, wie sehr mit dem Anwachsen des Baarvorraths und Notenumlaufs der Reichsbank und der Vergrößerung des deutschen metallischen Geldumlaufs (von etwa 1900 Millionen Mark vor der Münzreform auf etwa 3800 Millionen im Jahre 1896) die normalen Schwankungen des Geldbedarfs sich vergrößert und sich dadurch in ein Mißverhältniß zu dem steuerfreien Notenkontingent gesetzt haben.

Während in den ersten fünf Jahren des Bestehens der Reichsbank (1876—1880) die Spannung zwischen dem Maximum und Minimum des ungedeckten Notenumlaufs nur 267½ Millionen Mark betrug, belief sie sich in dem einen Jahr 1895 auf 619½ Millionen Mark. Am 23. Februar 1895 hatte die Reichsbank eine Ueberdeckung von 177,8 Millionen Mark, d. h. es lagen 177,8 Millionen Mark mehr in Baar in ihren Kassen, als sie Noten im Umlauf hatte. Von diesem Zeitpunkt bis zum Jahresschluß hat der *innere* deutsche Verkehr — nach dem Ausland ist, wie die Wechselkurse und die Handelsstatistik zeigen, kein Gold abgeflossen — nicht nur diese 177,8 Millionen absorbirt, sondern noch weitere 441,7 Millionen in Form von ungedeckten Banknoten, so daß die gesammte Spannung des durch die Reichsbank befriedigten Geldbedarfs die erwähnte Summe von 619½ Millionen Mark erreichte. Was bedeutet gegenüber einer solchen Summe ein steuerfreies Notenkontingent von 293 Millionen Mark?

Vom 31. Dezember 1895 nahm der bei der Reichsbank Befriedigung suchende Geldbedarf bis zum 22. Februar — also in nicht ganz zwei Monaten — um etwa 465 Millionen Mark ab, so daß der Bankausweis dieses Tages eine Ueberdeckung des Notenumlaufs um 23,7 Millionen Mark aufweist. Es folgt nun bis zum 31. März eine Steigerung des Geldbedarfs um ca. 361 Millionen Mark, so daß die Reichsbank — trotz der Ueberdeckung im Februar — wieder mit 44 Millionen Mark in die Notensteuer kam. Diese Schwankungen setzten sich fort bis zum Jahresschluß.

Nun ist es gerade die Aufgabe der ungedeckten Banknote, dem Geldumlauf die Fähigkeit zu geben, sich diesen Schwankungen des Geldbedarfs ohne Störungen für den Verkehr anzupassen. Die Schwankungen des Geldbedarfs sind tief begründet in der Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse, in den Gehalt- und Zinszahlungen am Quartalsschluß, in den Ultimoregulirungen u. s. w. Es liegt in ihrer Natur, daß sie mit dem Wachsthum aller Verkehrsverhältnisse gleichfalls größer werden müssen, und sie haben bereits eine Größe erreicht, welche die Größe des steuerfreien Kontingentes so weit übertrifft, daß

Reichsbank durch sie von Ueberdeckung zur Kontingentsüberschreitung hin und her geworfen wird. Will die Reichsbank die Intention des Gesetzes erfüllen, will sie gleichzeitig die Interessen ihrer Antheilseigner wahren, so müßte sie bei jedem Quartalsschluß mit ihrem Diskont über 5 Prozent hinausgehen. Dadurch aber würde sie mit dem wichtigsten Zweck einer Notenbank, den Geldumlauf den normalen Schwankungen des Geldbedarfs mit möglichst geringer Störung und Reibung anzupassen, in Konflikt gerathen. Würde sie umgekehrt nur die möglichste Elastizität des Geldumlaufs soweit ins Auge fassen, als es die Sicherheit ihres Notenumlaufs irgend zuläßt, so müßte sie den Interessen ihrer Aktionäre und den Intentionen des Bankgesetzes zuwiderhandeln.

In diesem Dilemma hat es die Reichsbankleitung, wie eine eingehende Prüfung ihres Verhaltens bei den bisherigen Kontingentsüberschreitungen zeigt, vorgezogen, dem Interesse des gesammten Verkehrs an niedrigem Diskont soweit als möglich entgegenzukommen. Seit dem Bestehen der Reichsbank ist die Kontingentsgrenze bisher von 26 Berichtswochen überschritten worden. Bei 4 Ueberschreitungen hatte die Bank einen Diskontsatz von nur 3 Proz., bei 8 weiteren einen Diskontsatz von 4 Proz., bei 11 einen Diskont von 5 Proz., in drei Fällen (1890, Baring-Krisis) einen Diskont von 5½ Proz. In 12 von 26 Fällen hat also die Bank — entgegen der mit der fünfprozentigen Notensteuer beabsichtigten Wirkung, aber entsprechend den Interessen des Verkehrs — einen Diskontsatz von weniger als 5 Proz. gehalten und den Ueberschuß der Notensteuer über den Diskontgewinn an den mehr diskontirten Wechseln aus ihrer eignen Kasse zugelegt.

Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die Diskontpolitik der Reichsbank doch in erheblichem Maße durch die Notensteuer beeinflußt wurde. Die sichere Aussicht auf eine Kontingentsüberschreitung am Quartals- und Jahresschluß führte, oft schon einen oder zwei Monate zuvor, häufig zu Diskonterhöhungen von 3 auf 4 Proz. oder von 4 auf 5 Proz., welche sonst wahrscheinlich unterblieben wären. So hat, wenn auch die Reichsbank fast bei der Hälfte aller Kontingentsüberschreitungen nicht auf 5 Proz. in die Höhe gegangen ist, die Notensteuer doch dazu beigetragen, daß die Diskontschraube bei uns in Deutschland im allgemeinen etwas stärker angezogen wurde, als es sonst nöthig gewesen wäre. Die Rücksicht auf die Notensteuer muß sich aber der Reichsbank immer mehr aufzwingen, wenn die Kontingentsüberschreitungen, welche bisher verhältnißmäßig selten waren, zur regelmäßigen Erscheinung an jedem Quartalsschluß werden, wie das zum ersten Mal im verflossenen Jahre der Fall war. Das Dilemma zwischen den Interessen der Reichsbankaktionäre und den Interessen der Allgemeinheit müßte sich durch diese an sich naturgemäße Entwickelung erheblich verschärfen, und wenn auch die Reichsbankleitung, wie sie es bisher gethan, in der Hauptsache die Partei der Gesammtheit nimmt, so kann man es doch nicht als einen befriedigenden Zustand ansehen, wenn die Reichsbank den Intentionen des Bankgesetzes im Interesse des Geldverkehrs fortgesetzt zuwiderhandeln muß.

Die Bank von Frankreich ist frei von einer solchen lästigen Fessel. Zu dem größeren Kapitalreichthum Frankreichs, zu seinem von keinem Volk der Erde auch nur annähernd erreichten Ueberfluß an metallischen Umlaufsmitteln, zu den Wirkungen der Goldprämienpolitik, zu der geringeren Intensität des industriellen Aufschwungs, zu dem Fehlen übereilter und bald gescheiterter Konversionen von großem Umfang und zu dem Fehlen der Wirkungen eines Unruhe und Mißtrauen erzeugenden Börsengesetzes — zu all dem kommt das Fehlen jedes Druckes auf die Diskontpolitik der Bank von Frankreich hinzu, um ihr zu ermöglichen, einen fabelhaft niedrigen Diskontsatz zu halten, 2 Proz., ein Diskontsatz, der übrigens in der Hauptsache nur den Bankiers zu gute kommt, welche ihrerseits den — natürlich etwas vertheuerten — Kredit an die weiteren Kreise von Handel und Gewerbe vermitteln, denen in Folge der lästigen, für den Nichtbankier kaum erfüllbaren Bestimmungen über den Wechselverkehr der direkte Diskontverkehr mit der Bank von Frankreich erschwert ist.

Wie sehr die Bank von Frankreich gegenüber der Reichsbank durch die absolute Bewegungsfreiheit ihrer Diskontpolitik im Vortheil ist, das zu zeigen genügt ein Hinweis auf ihren Status am Schluß des vergangenen Jahres. Damals hatte die Bank bei einem Diskont von 2 Proz. einen ungedeckten Notenumlauf von 696 Millionen Francs = 555 Millionen Mark (gegen 427½ Millionen bei der Reichsbank). Stünde die Bank von Frankreich unter den Kontingentirungsbestimmungen, durch welche die Reichsbank beschränkt ist, so wäre sie an diesem Tag mit 262 Millionen Mark in der Notensteuer gewesen. Wenn sie diese kolossale Summe zu 5 Proz. per annum hätte versteuern müssen, wäre sie wohl kaum bei einem Diskont von 2 Proz. geblieben. Denn nicht einmal der ganze Zinsgewinn an der gesammten Ausgabe von ungedeckten Noten hätte zur Deckung der Notensteuer ausgereicht.

Hier ist ein Punkt, wo eine vernünftige und zeitgemäße, sowohl im Interesse der Reichsbank als im Interesse des gesammten Geld- und Kreditverkehrs liegende Reform einsetzen kann und einsetzen muß. Man mag über das System der indirekten Kontingentirung denken, wie man will, man mag es für verfehlt in seinem ganzen Grundgedanken oder für eine geniale Erfindung halten: darüber kann kein Zweifel sein, daß in Anbetracht der riesigen Entwicklung des Geldverkehrs und der Reichsbank insbesondere das steuerfreie Kontingent der Reichsbank viel zu eng geworden ist.*)

Die radikalste Abhilfe wäre die Beseitigung des ganzen Systems. Die Reichsbankleitung hat gezeigt, daß ihr die Interessen der Allgemeinheit über die Interessen ihrer Antheilseigner stehen; sie hat sich das Vertrauen hinlänglich erworben, aus dessen Fehlen das System der indirekten Kontingentirung hervorgegangen ist. Sie würde auch wohl im Stande sein, die Privatnotenbanken an einer allzustarken Ausdehnung ihres Notenumlaufs zu verhindern.

Ein weniger weitgehendes Mittel wäre eine Modifikation des Systems, durch welche den Banken zwar nach wie vor das Interesse an einer Ausdehnung ihres Notenumlaufs genommen wäre, ohne daß darin ein Druck auf die Diskontpolitik enthalten wäre. Das wäre zu erreichen durch eine Beseitigung der festen fünfprozentigen Notensteuer und deren Ersetzung durch eine Besteuerung der über das Kontingent hinaus emittirten Noten nach dem jeweiligen Diskontsatz der Reichsbank.

Ein drittes Mittel schließlich wäre eine einfache Erweiterung des steuerfreien Notenkontingents.

Das letztere Mittel würde zwar die prinzipiellen Mängel des Systems nicht beseitigen, aber es würde das System für eine Reihe von Jahren für die Reichsbank und ihre Diskontopolitik erträglich und unschädlich machen können. Von dem Standpunkt aus, daß kein Gesetz für die Ewigkeit gemacht wird, wäre deshalb auch dieses Mittel annehmbar, auch wenn man das ganze System für verfehlt hält.

Daß überhaupt etwas geschehen sollte, um den bestehenden Zustand zu beseitigen, darüber kann für niemanden ein Zweifel bestehen. Um so berechtigter und begründeter dagegen müssen die Zweifel daran erscheinen, ob eine solche zeitgemäße Reform die Unterstützung derjenigen Kreise finden würde, welche aus dem fünfprozentigen Bankdiskont zu heftigen Angriffen auf die Leitung der Reichsbank Anlaß genommen haben. Trotz aller Verhimmelung der Bank von Frankreich, welche, wie alle große Notenbanken, ein Privatinstitut ist, und deren Privileg gegenwärtig er-

*) Das ist in der letzten Zeit zu verschiedenen Malen auch von der Regierung anerkannt worden, so vom Finanzminister Miquel in der Sitzung des Herrenhauses vom 16. Dezember 1896 und ebendort vom Reichsbank-Präsidenten Dr. Koch.

neuert wird, werden unsere Agrarier und Bimetallisten lieber aus der Verstaatlichung der Reichsbank, in ihren letzten Wünschen gleichbedeutend mit Veragrarisirung der Reichsbank, agitatorisches Kapital schlagen, als sich an schlichter aber positiver Reformarbeit betheiligen.

Karl Helfferich.

Parlamentsbriefe.

VII.

Daß Leckert und Lützow empfindliche Freiheitsstrafen erhalten haben und daß der Polizeikommissarius von Tausch entlarvt worden ist, muß vielen Leuten großen Kummer verursachen, sonst wäre es nicht denkbar, daß in einer gewissen Presse Woche für Woche Angriffe gegen die Regierung gerichtet werden, weil sie diesen Prozeß veranlaßt hat. Diese Angriffe haben nun auch im Abgeordnetenhause ihr Echo gefunden. Seltsam ist, daß die Urheber dieser Angriffe sich auf die Autorität des Fürsten Bismarck beziehen, unter welchem solche Prozesse nicht möglich gewesen seien. Niemals hat ein Staatsmann jede Aeußerung, die er als eine Beleidigung auffassen zu müssen glaubte, so unbarmherzig verfolgt; niemals hat sich ein Staatsmann so entschlossen „in die Oeffentlichkeit geflüchtet“, wenn er es für nöthig hielt, wie Fürst Bismarck. Man denke an den Prozeß gegen den Grafen Arnim, in welchem unter athemlosem Lauschen der Welt Depeschen verlesen wurden, die man bis dahin als strengste Staatsgeheimnisse betrachtet hatte; man denke an den Prozeß Geffcken, in welchem Fürst Bismarck noch nachdem das Gericht den Angeklagten außer Verfolgung gesetzt hatte, seine Flucht in die Oeffentlichkeit dadurch vollzog, daß er die verfehlte Anklageschrift im Reichsanzeiger abdrucken ließ. Fürst Bismarck wußte sehr genau, daß es Verhältnisse im Staatsleben gibt, in denen die rücksichtsloseste Oeffentlichkeit allein das Heilmittel gegen eingewurzelte Krankheiten bildet und in denen der Begriff des Amtsgeheimnisses seine Zauberkraft verliert. Jener Prozeß ist nicht angestellt worden, um ein paar Schächer zur Strafe zu ziehen, sondern er ist angestellt worden, um Zustände und Verbindungen zu enthüllen, denen man unter dem Schleier einer Disziplinaruntersuchung nie auf die Spur gekommen wäre. Fürst Hohenlohe bemühte sich persönlich in das Abgeordnetenhaus, „um seinem verehrten Freunde“, dem Grafen Limburg-Stirum, der bei der Budgetdebatte die Sache eingeführt hatte, das Nothwendige mit sehr großer Höflichkeit zu sagen.

Bei der Budgetberathung kamen auch die heutigen Börsenverhältnisse, die Auswanderung der Produktenhändler zur Sprache, und der Handelsminister Brefeld, von dem man bisher noch wenig gehört hat, ergriff das Wort. Die Berliner Produktenbörse hatte die Absicht gehabt, sich dem Börsengesetze zu fügen; sie hatte alle Vorbereitungen getroffen, um sich den krausen Bestimmungen des Gesetzes anzuschmiegen. Da erschien in den letzten Stunden des alten Jahres die von dem Handelsminister oktroyirte Börsenordnung, die über die Vorschriften des Gesetzes hinausging, und dieser oktroyirten Börsenordnung konnte sich der Verkehr unmöglich fügen. Für die Ausführung des Börsengesetzes, wie sie in Preußen, abweichend von anderen deutschen Bundesstaaten, erfolgt ist, trägt ausschließlich der Handelsminister die Verantwortlichkeit und er hätte entweder für sein Vorgehen überzeugende Gründe beibringen oder zur Zurücknahme begangener Fehler größere Bereitwilligkeit an den Tag legen müssen.

Daß er der Börse vorwarf, sie habe ab irato gehandelt, daß er auf Versöhnlichkeit hoffte, zeugt von merkwürdig falscher Auffassung. Der Beschluß der Produktenbörse ist nach kühlster Abwägung aller Verhältnisse als eine leidige, aber zwingende Nothwendigkeit gefaßt worden und die versöhnlichste Stimmung von der Welt setzt Niemanden in den Stand, das Unmögliche zu leisten.

Das Lehrerbesoldungsgesetz ist im Abgeordnetenhause angenommen worden. Das Grundgehalt der Lehrer ist unverändert geblieben; die Alterszulagen sind um eine Kleinigkeit erhöht. Den großen Städten hatte die Regierungsvorlage einige kleine Zugeständnisse gemacht, die darauf berechnet waren, den Widerstand der Oberbürgermeister im Herrenhause zu überwinden. Von diesen Zugeständnissen hat das Abgeordnetenhaus die Hälfte wieder gestrichen. Alles in Allem ist ein Gesetz herausgekommen, an welchem man keine Freude haben kann. Da nun aber dieses Gesetz den sauren Gang in das Herrenhaus angetreten hat, können wir doch nicht umhin, ihm Glück auf den Weg zu wünschen. Wenn man bedenkt, daß durch dieses Gesetz eine beträchtliche Zahl von Lehrern zu einem jährlichen Gehalt von 900 Mark kommen, und diese Stellung als eine erhebliche Verbesserung ihrer jetzigen Lage begrüßen müssen, so gewinnt man einen Einblick in ein Elend, das etwas ernsthafter ist als die Nothlage der Großgrundbesitzer.

Die obligatorische Schuldentilgung nach dem Vorschlage des Herrn Miquel ist vom Abgeordnetenhause angenommen worden, sogar unter Erhöhung der Tilgungsrate, die Bildung eines Ausgleichsfonds ist abgelehnt. Es ist schon wiederholt auseinandergesetzt worden, daß es sich hier um papiernes Recht handelt, welches gegenüber dem Ernste der Dinge nicht Stand hält.

Die Art und Weise, wie die Gehaltserhöhungen geregelt sind, stößt auf vielfachen Widerspruch und erregt namentlich in richterlichen Kreisen große Unzufriedenheit. Der Geist des Herrn Miquel schwebt über Allem, was in Preußen geschieht.

Im Reichstage hat ein Schwerinstag stattgefunden und sich mit einem Antrage des Herrn Lenzmann über das Irrenwesen beschäftigt. Nach den Enthüllungen, die über die Zustände im Alexianerkloster gebracht worden sind, konnte es nicht ausbleiben, daß eine reichsgesetzliche Regelung einstimmig in Anregung gebracht wurde. Leider sind bei dieser Gelegenheit sehr übertreibende Aeußerungen gefallen. Die Zustände im Alexianerkloster waren darauf zurückzuführen, daß Vorsteher, Aerzte und Krankenwärter ihr Fach nicht verstanden und unzweckmäßige Maßregeln ergriffen. Um der Wiederholung solcher Dinge vorzubeugen, ist es nöthig, daß die Irrenhäuser aller Art der Kontrolle des Staates offen stehen und daß diese Kontrolle ernsthaft geübt wird, was in jenem Alexianerkloster verabsäumt worden war. Dem Aberglauben, daß in unseren Irrenhäusern Hunderte von geistesgesunden Menschen schmachten, die man dort widerrechtlich zurückhält, sollte man keinen Vorschub leisten. Aber auch dem Verdacht, daß das vereinzelt vorkommen könnte, muß durch eine zweckmäßige Kontrolle entgegengearbeitet werden.

Zur Sprache gebracht wurden ferner die verschiedenen Fälle von Zeugnißzwang, die sich in den letzten Monaten wiederum ereignet haben. Die Erklärungen, welche der preußische Justizminister abgab, waren recht unbefriedigend. Wenn ein Mensch zur Ablegung und Beeidigung eines Zeugnisses aufgefordert wird, so ist das ein tiefer Eingriff in seine Freiheit. Jedermann hat eine Abneigung dagegen, wider seinen Wunsch an die Gerichtsstelle zu gehen, wider seinen Wunsch einen Eid zu leisten. Ein solcher Eingriff in die Freiheit des Einzelnen ist häufig nothwendig, aber nur wo es nothwendig ist, soll er erfolgen. Ob diese Nothwendigkeit vorliegt, darüber entscheidet das Gericht. Wenn das Gericht mich zur Ablegung eines Zeugnisses auffordert, so muß ich glauben, daß mein Zeugniß nothwendig ist, und muß um so williger Folge leisten, als das Gericht unter Umständen auch zu meinem Gunsten einen Zwang auf Andere ausübt.

Ob ich aber auf Antrag einer Disziplinarbehörde verpflichtet bin, ein Zeugniß abzulegen, ist im positiven Recht nicht entschieden und kann aus rechtsphilosophischem Grunde sehr wohl bezweifelt werden. Die Mittel, Disziplin über

ihre Beamten aufrecht zu erhalten, soll die Disziplinarbehörde in sich suchen und nicht Andere damit behelligen. Aber wenn es sich nur in allen Fällen um ein wirkliches Disziplinarvergehen handelte! Aber zuweilen liegt die Sache so: Ein kommandirender General wünscht irgend etwas zu wissen; warum er es wissen will, ist seine Sache; das Ziel seiner Wißbegierde ist für Niemanden kenntlich. Er ersucht den bürgerlichen Richter um Vernehmung eines Zeugen, und dieser muß dem Ersuchen Folge leisten, wenn er es auch nach seiner persönlichen Ueberzeugung für völlig überflüssig hält. Es müßte doch für den Justizminister von großem Interesse sein, zu erfahren, aus welchem Grunde der kommandirende General nach dem Urheber einer Mittheilung geforscht hat, die anscheinend ohne jeden Bruch der Amtsverschwiegenheit in die Oeffentlichkeit gelangen konnte.

Die Einführung eines Zolles auf Quebrachoholz hat der Bundesrath abgelehnt und der Schatzsekretär hat den Beschluß des Bundesraths sehr eingehend gerechtfertigt. So selbstverständlich die Entschließung des Bundesraths in unseren Augen war, so müssen wir bei dem heutigen Ueberwiegen der agrarischen Strömung dafür dankbar sein, daß sie gefaßt wurde.

Die Debatte hatte das Gute, daß sie allerlei geheime Wünsche zu Tage förderte und dem Abgeordneten Barth Gelegenheit gab, unter Zustimmung der Agrarier, zu konstatiren, die Parole bei den nächsten Wahlen werde sein: Verlängerung der Handelsverträge oder allgemeiner Zollkrieg! Wir wünschen keine bessere Parole.

Proteus.

Wie man in Amerika Politik treibt*).

Bei uns in Deutschland verbindet man seit langer Zeit mit dem Begriffe der amerikanischen Politik bloß die Vorstellung außerordentlich turbulenter Agitationen, einer weitgehenden Korruption in der Verwaltung und indianerhafter Gewohnheiten bei der Behandlung politischer Gegner. Die Amerikaner, welche eine besondere Vorliebe für Superlative haben und deshalb auch eine natürliche Neigung besitzen, nicht bloß die Licht-, sondern auch die Schattenseiten ihres öffentlichen Lebens stark zu übertreiben, haben ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, um diese Vorstellungen zu nähren. Speziell jene Preßorgane, für welche die Sensation Lebenselement ist, tragen einen erheblichen Theil der Schuld daran, daß Deutschland — und man kann hinzufügen ganz Europa — eine recht schiefe Vorstellung vom amerikanischen politischen Leben besitzen.

Abraham Lincoln hat unter vielen glücklichen geflügelten Worten auch das Wort der Nachwelt hinterlassen, das Wesen der Verfassung der Vereinigten Staaten sei „the government of the people for the people by the people“: — die Regierung des Volkes für das Volk durch das Volk.

Der bei weitem wichtigste Theil dieser Definition liegt in den Worten „by the people“. Keine Regierungsform wird darauf verzichten wollen, eine Regierung für das Volk zu sein. Wenn Friedrich der Große sagte, daß er der erste Diener des Staates sei, so kommt darin der Gedanke des „government for the people“ in gewissem Sinne schon zum Ausdruck. Wie viel mehr ist das der Fall bei den heutigen Monarchieen, die ja allesammt mehr oder weniger demokratisch durchsäuert sind; liebte man es doch, noch vor wenigen Jahren, das preußische Königthum als ein spezifisch soziales Königthum zu bezeichnen! Aber alle diese Monarchieen — sogar einschließlich der englischen, in der das „Selfgovernment“ eine lange Geschichte hat, — so sehr sie sich auch als Regierungen für das Volk darstellen mögen, sie sind auch nicht annähernd in demselben Sinne, wie das in Amerika der Fall ist, Regierungen durch das Volk.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß von dem obersten Beamten der Republik, dem Präsidenten, an bis zu den Kommunalbehörden herab beinahe jeder Posten von einigermaßen politischer Bedeutung durch Wahl seitens der stimmfähigen Bürger besetzt wird. Selbst die Richterstellen in den Einzelstaaten werden in allen Instanzen durch direkte Wahl besetzt. Allerdings hat man im Laufe der Zeit den unmittelbar vom Volke gewählten Exekutivbeamten in gewissem Umfange die Ermächtigung eingeräumt, die Hilfskräfte, deren sie sich zur Ausübung ihrer Funktionen zu bedienen haben, ihrerseits zu ernennen. Speziell im Bereich der Bundesgewalt ist die Zahl der so ernannten Beamten eine recht beträchtliche. Sie umfaßt insbesondere die sämmtlichen diplomatischen Funktionäre, die Kabinetsmitglieder, die Offiziere der Armee und Marine, die Postmeister, Zollbeamten &c. Zum Theil erfolgt die Ernennung dieser Funktionäre — ebenso wie die Ernennung der Bundesrichter — unter der Kontrolle und Mitwirkung des Senats der Vereinigten Staaten. Es ist ferner die Tendenz vorhanden, die Befugnisse gerade der obersten Exekutivbeamten — des Präsidenten, der Gouverneure, der Bürgermeister — zu erweitern, und andererseits, die reinen Verwaltungsbeamten durch die sogenannte „civil service reform“ der Parteiwillkür nach Möglichkeit zu entziehen. Aber der Umstand, daß alle gewählten Beamten — und speziell gerade diejenigen, die mit der größten Patronage ausgerüstet sind — sich stets nach wenigen Jahren einer Neuwahl zu unterziehen haben, macht schließlich doch fast alle Beamten des Landes direkt oder indirekt von dem allgemeinen Stimmrecht abhängig. Die Regierung erfolgt also thatsächlich in des Wortes eigentlicher Bedeutung: „by the people“, durch das Volk.

Da nun obendrein die Wahlperioden durchweg sehr klein sind, so kommt die Bevölkerung aus dem Wählen für die Gemeinde, für die Grafschaft, für den Staat und für die gesammte Union, eigentlich niemals heraus.

Es liegt nun auf der Hand, daß unter solchen Umständen sich die Technik der Wahlvorbereitungen außerordentlich entwickeln mußte. Und da die Masse der Bürger wie in allen Staaten so auch in Amerika weder viel Zeit noch große Lust hat, sich unter normalen Verhältnissen viel um Wahlvorbereitungen zu kümmern, so lag von vornherein die Gefahr nahe, daß die Wahlen mehr und mehr zu einem Wahlgeschäft entarteten, das berufsmäßig betrieben wurde.

Es bildeten sich aus diesem Grunde — speziell in den größten Städten, wo viel flottantes Wählermaterial immer am Markte ist — ein vollständiger Berufszweig sogenannter Maschinenpolitiker aus, die Jahr aus Jahr ein nichts weiter thaten, als Wahlen vorzubereiten. Diese berufsmäßigen Politiker bilden gelegentlich einen vollständig festen Ring, mit dem sie das ganze öffentliche Leben größerer Städte gefesselt hatten. Ich erinnere an den bekannten Tweed-Ring in New-York, der vor 25 Jahren New-York wie eine Citrone auspreßte und thatsächlich auch eine Zeit lang den ganzen großen Staat New-York beherrschte.

Den Führer eines solchen Ringes nennt man in Amerika den „boss“. Ein solcher Boß muß ein geschickter Demagoge sein, um seine Rolle wirksam durchführen zu können. Seine Karriere beginnt in der Regel damit, daß er in seinem Wohnort über seine Parteigenossen Einfluß gewinnt und sich bei Wahlen als Leithammel auszeichnet. Hat er sich so der Parteimaschine nützlich erwiesen, so avancirt er zu höheren Vertrauensämtern und schließlich gelangt er an die Leitung der Maschine, die er wie seine eigene Sache zu behandeln liebt. Seine Stellung erlaubt es ihm, stets eine Anzahl willenloser Wähler bei der Hand zu haben, die insbesondere bei Aufstellung von Kandidaten für irgend ein Amt die Rolle der öffentlichen Meinung

*) Der Artikel entspricht, seinem wesentlichen Inhalte nach, einem Vortrage, den der Verfasser am 19. Januar im Liberalen Wahlverein zu Berlin gehalten hat.

spielen. Sie werden von dem Boß in die Vorversammlungen geschickt und nominiren dort die Parteikandidaten.

Die große Masse der ruhigen Bürger giebt in der Regel nicht viel Acht auf diese Vorversammlungen; erst wenn die Wahl näher rückt, erfahren sie, daß die Kandidaten ihrer politischen Partei die und die Persönlichkeiten sind. In der rivalisirenden Partei aber hat es der Gegenboß genau so gemacht, so daß die Kandidaten beider streitenden Parteien in letzter Linie nur zu oft bloße Kreaturen der leitenden Demagogen sind.

Es könnten ja allerdings die Wähler andere Kandidaten aufstellen und sie würden, wenn sie das nur mit der nöthigen Energie thun, auch Erfolge damit haben; aber diese ruhigen Bürger ermangeln meistens der rechten Organisation und des richtigen Zusammenhalts.

Auch pflegt man ihnen gern, sobald sie sich regen, den Vorwurf an den Kopf zu werfen, daß sie den Frieden in der Partei stören. Sie sind dann Rebellen gegen den Willen der Partei, schlechte Parteigenossen, verantwortlich dafür, wenn der Kandidat der Gegenpartei siegt u. s. w.

Es erfordert deshalb schon eine gehörige Kraftanstrengung, um den regulär nominirten Kandidaten aus dem Sattel zu heben und einen anderen Kandidaten einzustellen; diese Gegenbewegung gegen die Nominationen des Boß pflegt deshalb auch nur dann einzutreten, wenn der Skandal gar zu groß ist und bei der Nomination der Kandidaten die Rücksichten auf die Integrität des Charakters und auf die Befähigung zum Amte schlechterdings hintangesetzt worden sind. In der Regel der Fälle aber — zumal da, wo es sich um untergeordnetere Aemter handelt — nimmt die Bevölkerung, wenn auch widerwillig, diese Kandidaturen hin und hat dann, da in beiden Parteien sich derselbe Vorgang vollzieht, meistens nur die Auswahl zwischen zwei Uebeln.

Der Einfluß, den in dieser Weise der Boß bei der Auswahl der Kandidaten ausübt, macht ihn nun begreiflicherweise zu einem politisch mächtigen und speziell bei allen Bewerbern um ein Amt sehr umworbenen Mann. Wer einen Posten zu haben wünscht, zumal wenn er noch keine große Position in der Oeffentlichkeit gewonnen und mehr Appetit auf eine Stellung als Befähigung dazu hat, der wendet sich deshalb mit Vorliebe an den Boß und sucht diesen zu bestimmen, ihn zu patronisiren. Der Boß aber ist kein Gemüthsmensch, sondern ein harter Geschäftsmann, er setzt sich nicht in Bewegung bloß für die schönen Augen eines Bewerbers, der Bewerber muß vielmehr für die „gute Sache", die der Boß vertritt, Opfer bringen, und diese Opfer sind häufig sehr beträchtlich, sie repräsentiren nicht selten ein Viertel oder die Hälfte des zu erwartenden Gehalts. Eine weitere Gegenleistung ist strikter Gehorsam gegen den Boß.

Dabei muß man nicht glauben, daß ein solcher Boß sich etwa ohne weiteres direkt bestechen läßt. Er überläßt es den Bewerbern, was sie für den Parteifonds leisten wollen. Der Boß kann das um so leichter thun, als es nicht üblich ist, über die Verwendung der so gesammelten Parteigelder öffentlich oder auch nur den Parteigenossen gegenüber Rechenschaft abzulegen.

In diesem bossism liegt eine Hauptquelle der munizipalen Mißwirthschaft in den meisten großen Städten der amerikanischen Union. Die Munizipalreformer sehen das auch ganz klar, und man darf nicht glauben, daß keine ernsthaften Bemühungen gemacht würden, um hier Wandel zu schaffen. Es sind allenthalben ausgezeichnete Männer am Werke, um diesem Krebsschaden des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten zu Leibe zu gehen.

Ich lernte u. a. in Chicago eine Anzahl junger, thatkräftiger Aldermen kennen, Söhne reicher und höchst angesehener Familien, die ihren Eintritt in die ziemlich korrupte Munizipalverwaltung durch die Aufstachelung der öffentlichen Meinung erzwungen und nun mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Rücksichtslosigkeit den Kampf gegen die Korruption mitten im Lager des Gegners aufgenommen haben. Man kann sich leicht denken, wie diese Leute von ihren Kollegen in der Stadtverordnetenversammlung gehaßt und gefürchtet werden. Diese kühnen Männer müssen begreiflicher Weise nicht nur eine so offenkundige Integrität besitzen, daß selbst die frechste Verleumdung sie nicht erreichen kann, sondern sie haben auch alle Ursache, gewisse Quartiere der Stadt sorgsam zu meiden, wenn sie ihres Lebens sicher sein wollen.

Um den Kampf gegen die munizipale Korruption und das Boß-Unwesen in seiner ganzen Schwierigkeit zu würdigen, muß man sich endlich noch vergegenwärtigen, daß das demagogische Geschick jener Häupter der munizipalen Korruption nicht selten ungewöhnlich groß ist. Das zeigt sich auch darin, daß sie es vielfach meisterhaft verstehen, die öffentliche Meinung nicht so stark zu reizen, daß sie aufschäumt.

Ich hatte in St. Louis ein sehr lehrreiches Gespräch mit einem bekannten Deutsch-Amerikaner, der eines der einflußreichsten deutschamerikanischen Blätter leitet und seit Jahrzehnten zu den Führern der republikanischen Partei in St. Louis gehört. Derselbe verabscheute das Boß-Unwesen gründlich, aber er führte ganz zutreffend aus, daß man unter gewöhnlichen Verhältnissen oft mehr erreiche, wenn man mit dem Boß zu Gunsten der öffentlichen Moral eine Art Kompromiß schließe, als wenn man denselben zu stürzen versuche. Wenn man ihn auch stürze, werde man in kurzer Zeit einen anderen Boß haben, und der werde es am Ende ebenso machen wie sein Vorgänger, während ein Boß, der etwas zu verlieren habe, in der Regel mit sich reden lasse.

Wenn also beispielsweise die Schamlosigkeit bei der Aufstellung von Kandidaten zu groß sei, so werde der Boß nicht selten für eine Vorstellung empfänglich sein, die darauf hinauslaufe, daß, wenn der Wahlaufsatz nicht in diesem und jenem Punkte geändert werde, der offene Krieg gegen die ganze Liste proklamirt werden würde. Wenn diese Vorstellung von einem Manne ausgeht, der politischen Einfluß besitzt und eine einflußreiche Zeitung hinter sich hat, so wird der Boß es vorziehen, den Bogen nicht allzu straff zu spannen, er wird wenigstens einige anständige Kandidaten mit auf die Liste nehmen, die enttäuschten Bewerber zu vertrösten suchen und so aus Klugheit der öffentlichen Moral gewisse Konzessionen machen. Das ist kein idealer Zustand, aber mit Hilfe solcher Kompromisse und gelegentlicher Revolutionen gegen das Boß-Unwesen überhaupt entwickeln sich die großen Munizipalitäten der Vereinigten Staaten doch in aufsteigender Linie, und eine Besserung gegen früher ist unverkennbar.

In den kleineren Städten und auf dem Lande, in der Countyverwaltung, sind die Dinge niemals so arg gewesen, weil die kleineren Verhältnisse naturgemäß der Entstehung einer solchen demagogischen Boßwirthschaft hinderlich sind. Die Countyverwaltung insbesondere ist vielfach durchaus intakt. Andererseits ist die Boßherrschaft auch schwer über den Bannkreis der großen Städte hinaus zur Entwicklung zu bringen, weil die bestäudige Kontrolle, die der Drahtzieher auszuüben hat, in demselben Maße schwieriger wird, je umfangreicher das politische Gebiet ist, auf das sie sich erstreckt.

In Staaten, deren politischer Schwerpunkt in einzelnen großen und reichen Plätzen liegt, wie das z. B. bei dem Staate New-York mit den Städten New-York und Brooklyn, in Pennsylvanien mit Philadelphia, in Illinois mit Chicago der Fall ist, gewinnt allerdings nicht selten der Boß des städtischen Korruptionsringes auch den entscheidenden Einfluß im ganzen Staate, so daß er die gesammte Staatspolitik auf demagogische Weise leitet. Die Verhältnisse im Staate New-York sind in dieser Beziehung ganz besonders lehrreich. Sowohl die demokratische, als auch die republikanische Parteimaschine wurde dort lange Zeit hindurch von einzelnen Demagogen geleitet. Das oberste Haupt des Tammanyringes — der demokratischen Organisation New-Yorks — war David Hill, der gegenwärtig, allerdings nur noch bis zum März d. J., den Staat New-York im Bundessenate vertritt, der früher lange Zeit Gouverneur des Staates war und viele Jahre hindurch einen geradezu unbeschränkten

Einfluß auf die Parteimaschine im Staate New-York ausübte. Sein Einfluß ist gegenwärtig stark erschüttert, weil er eine Reihe der schwersten Niederlagen erlitten hat.

Auf der anderen Seite — bei den Republikanern — ist der Hauptleiter der Parteimaschine, der Boß der Stadt und des Staates New-York, ein gewisser Platt, der sich augenblicklich um den Posten eines Bundessenators für New-York an Stelle von Hill bewirbt. Der Mann ist ein ungewöhnlich geschickter Boß. Er hat, unterstützt durch die Konjunktur der letzten Präsidentschaftskampagne, auf der ganzen Linie — sowohl in der Stadt New-York als im Staate — für seine — die republikanische — Partei den Sieg erfochten und hofft nun, daß seine Kreaturen in der Staatslegislatur ihn auch ohne weiteres zum Bundessenator wählen werden.

Gegen ihn hat sich zwar aus den Reihen seiner eignen Partei eine starke Opposition geltend gemacht. Es hat sich aus dem sozial vornehmsten republikanischen Klub der Stadt New-York — dem „Union League Club“ — heraus ein Komitee gebildet, bestehend aus angesehenen Männern der Partei, die für einen der ausgezeichnetsten Rechtsanwälte, Joseph Choate, Partei ergreifen, um denselben als Vertreter des Staates New-York in den Bundessenat zu dringen. Mr. Choate ist, sowohl was Wissen als was Charakter anlangt, ein ungewöhnlich starker Gegenkandidat gegen Platt; trotzdem ist es so gut wie sicher, daß er nicht durchdringt. Nur wenn der Druck der öffentlichen Meinung ganz besonders stark werden würde, könnte man auf eine Einschüchterung der Platt'schen Kreaturen in der Staatslegislatur hoffen.

Gleichzeitig vollzieht sich dasselbe Schauspiel in Pennsylvanien, wo ein Gehilfe des Boss Quay gegen einen der reichsten und angesehensten Geschäftsmänner Philadelphias, Mr. Wanamaker, dem Generalpostmeister unter Harrison, in den Bundessenat gewählt werden wird, und in Illinois, wo ein gewisser Madden von einer unter der Herrschaft der Parteimaschine stehenden Staatslegislatur als Senatskandidat auf den Schild erhoben ist.

Bei allen drei Anlässen hat die Respektabilität vor dem demagogischen Geschick die Segel streichen müssen.

Diese Vorgänge zeigen recht deutlich die großen Schwierigkeiten des Kampfes gegen den Bossismus, sie zeigen aber auch, daß die respektablen Elemente in der amerikanischen Politik in stetem Kampfe mit der Korruption liegen. Und in der Politik ist nur diejenige Korruption wirklich auf die Dauer gefährlich, gegen die nicht mehr gekämpft wird.

Schlimm ist es, daß die der Korruption zugängigen Demagogen vielfach dadurch wirksam unterstützt werden, daß die Geschäftswelt sich vor den gesetzgeberischen Angriffen dieser Demagogen nicht selten durch namhafte Geldopfer zu schützen sucht. Das geht oft so weit, daß die Vertreter wirthschaftlicher Interessen regelmäßig Kontributionen an die Drahtzieher beider Parteien entrichten, um die ihnen anvertrauten Interessen vor willkürlicher Schädigung im Wege der Gesetzgebung zu bewahren. Vor einigen Jahren bekannte der Leiter des großen Zucker-Trusts, Havemeyer, ganz offen vor einer parlamentarischen Untersuchungskommission, daß er regelmäßig zu den Parteifonds sowohl der demokratischen als auch der republikanischen Partei beträchtliche Summen beigesteuert habe, wie eine Art Versicherungsprämie, welche die von ihm vertretenen wirthschaftlichen Interessen vor gesetzgeberischer Behelligung in jedem Falle sichern sollten, ob nun die Demokraten oder die Republikaner am Ruder seien.

Es liegt auf der Hand, daß lokale und staatliche Demagogen, die es zu großem Einfluß in ihrer Stadt oder in ihrem Staat gebracht haben, auch auf die Politik der ganzen Union einen erheblichen Einfluß ausüben. Da sie in der Regel die Grundsatzlosigkeit aller Demagogen besitzen, und es ihnen nur darauf ankommt, ihren Einfluß in ihrer Stadt oder in ihrem Staate aufrecht zu erhalten, — nebenbei bemerkt, ist bei manchen dieser Männer der politische Ehrgeiz in viel höherem Grade die Triebfeder ihres Handelns, als die „auri sacra fames“ — so richten sie auch bei den Fragen der nationalen Politik ihr Handeln ganz danach ein, wie es ihren persönlichen Machtzwecken am dienlichsten ist. Der Fall ist vorgekommen, daß ein solcher Demagoge die nationalen Interessen — also beispielsweise bei Präsidentschaftswahlen — den Gegnern ausgeliefert hat, wenn ihm dadurch nur der lokale oder staatliche Einfluß gesichert blieb.

Solche naturgemäß sehr schwierig und schlau einzufädelnden Machenschaften sind jedoch nicht oft von Erfolg begleitet und sie versagen vollständig, sobald die Wogen der nationalen Erregung recht hoch gehen. Der jüngste Präsidentschaftswahlkampf hat deutlich erwiesen, wo die Grenzen dieser Demagogie liegen. Schon bei der Vorbereitung zu der Wahl, bei den nationalen Konventionen in St. Louis und in Chicago, wo die beiden Hauptparteien des Landes ihre Präsidentschaftskandidaten nominirten, zeigte sich die Ohnmacht demagogischer Politiker einer großen nationalen Frage gegenüber in bemerkenswerther Weise. Die republikanischen Drahtzieher waren nach St. Louis gegangen, in der Hoffnung, das Schutzzollprogramm in den Mittelpunkt der ganzen Wahlbewegung rücken zu können. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung wurden sie aber gegen ihren Wunsch gezwungen, die Währungsfrage in den Vordergrund zu schieben, und sie wurden ferner gezwungen, zu Gunsten der Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Währung klar Farbe zu bekennen. — Auf der nationalen Konvention der Demokraten in Chicago entwickelte sich die Sache nicht anders. Ich habe aus dem Munde des Gouverneurs von Illinois, John P. Altgeld, eine sehr interessante Schilderung über die Vorgänge auf dieser Chicagoer Konvention vernommen, aus der hervorging, daß die Nominirung von Bryan durchaus den Wünschen der eigentlichen Maschinenpolitiker in der Partei widersprach, daß aber der Druck der öffentlichen Meinung und der spontane Impuls von Seiten der Delegirten so stark war, daß die Maschine versagte. So kam es, daß an Stelle verschwommener Gegensätze, wie sie so oft bei amerikanischen Präsidentschaftswahlkämpfen zu Tage treten, diesmal ein gewaltiger, die öffentliche Meinung bis ins Innerste erregender, politischer Gegensatz sich herausbildete, der einen ernsten Kampf entflammte und rechtfertigte.

In diesem Kampfe nun traten immer mehr die Maschinenpolitiker zurück und manche Männer in den Vordergrund, die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich aktiv an der Wahlarbeit überhaupt kaum zu betheiligen pflegen. Nichts war in dieser Beziehung charakteristischer, als daß der pfiffigste Parteitaktiker und Demagoge, den die Vereinigten Staaten aufzuweisen haben, der Senator Hill von New-York, in diesem ganzen Wahlkampfe auch nicht die geringste Rolle gespielt hat. Er hat das ganze Wahlunwetter über sich hinbrausen lassen, ohne den Versuch zu machen, Einfluß auf das Resultat der Wahl auszuüben.

Aber auch die Demagogen der republikanischen Partei — vom Schlage der Platt und Genossen — traten mehr und mehr in den Hintergrund. „This is not a leaders' this is a people's fight“ — so faßte Mr. Altgeld diese Erscheinung zusammen, und gerade in diesem „people's fight“, in diesem „Volkskampfe“, erwies sich, welche Fülle von politischer Energie, Umsicht, Integrität des Charakters in der amerikanischen Nation steckt.

Zu Tausenden traten Männer hervor, um gegen die Popokratie, wie man die Verbindung der Populisten und Demokraten nannte, zu Felde zu ziehen. Die angesehensten Männer der alten demokratischen Partei, die geistigen Häupter, die verdienstvollsten Führer dieser Partei, erklärten Bryan und seiner Gefolgschaft, obgleich dieser Kandidat regulär nominirt war, den offenen Krieg. Diese Golddemokraten, die so mit allen Parteivorurtheilen und Traditionen brachen, das Interesse der ganzen Nation über das Interesse der Partei stellend, „who prefered their country's honor to their party's success, and their party's principles to their party's name“ — wußten ganz genau, daß sie ihre eigenen Kandidaten nicht durchdringen würden, daß sie nicht die geringsten Chancen hätten, an der politischen Beute betheiligt zu werden, einerlei ob McKinley oder

Bryan gewählt wurde, daß sie für ihre Ueberzeugung nur Opfer zu bringen hätten, ohne irgend welche Aussicht zu haben, durch materielle Macht für ihre Mühen entschädigt zu werden; nichtsdestoweniger haben diese Männer mit einer geradezu bewunderungswürdigen Hingebung den Wahlkampf für ihre Ueberzeugungen gegen die „Chicago platform of fraudulent money" geführt und sich sogar schließlich soweit selbst überwunden, daß sie, um das Unheil der Wahl Bryans abzuwenden, in überwältigender Mehrheit nicht einmal für ihre eigenen Kandidaten, sondern sogar für ihren langjährigen politischen Gegner McKinley gestimmt haben. Das ist ein Zeichen politischer Einsicht und Selbstüberwindung, wie es in der politischen Geschichte aller Völker vielleicht ohne Beispiel dasteht. Den Bemühungen dieser demokratischen Sezessionisten ist es ja auch thatsächlich zuzuschreiben, daß Bryan unterlegen ist und McKinley gewählt wurde.

An diesem Kampfe betheiligten sich auch zahlreiche Männer, die Posten inne hatten, welche sie retten konnten, wenn Bryan gewählt wurde. Nach der Wahl wurde in den Kreisen der republikanischen Sieger vielfach die Frage erörtert, ob eine solche hingebende und wirksame Unterstützung der Golddemokraten nicht auch dadurch anzuerkennen sei, daß man wenigstens die Beamten, welche zur Golddemokratie gehörten, unter McKinley im Amte belasse. Aber die führenden Elemente unter den Golddemokraten, ja vielfach sogar die Beamten selbst, um die es sich dabei handelte, stellten sich auf den Standpunkt, daß die Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugungen nicht durch derartige Rücksichten in Frage gestellt zu sehen wünschten.

Man sieht, wie unrecht man den Amerikanern thut, wenn man ihr ganzes politisches Leben in Bausch und Bogen als einen einzigen großen Kampf um die politische Beute darstellt.

Allerdings muß man zugestehen, daß es sich hier in gewissem Sinne um Feiertagsstimmungen handelte. Sobald die Gefahr einer großen nationalen Katastrophe vorüber war, und sich alles wieder der politischen Alltagsarbeit zuwandte, haben auch die sogenannten „politicians" die Zügel wieder ergriffen, und die gewöhnlichen politischen Machenschaften, die kleinen taktischen Kniffe und Künste sind wieder in den Vordergrund getreten.

Es ist leider zu fürchten, daß unter der kommenden Administration McKinley's gerade den kleinen Geistern, den Männern der kleinen Mittel, mit engen Gesichtskreisen, ein großer Spielraum gewährt werden wird. McKinley selbst ist bei aller Integrität seines Charakters und bei allem guten Willen alles Andere eher als ein weitsichtiger Staatsmann. Sein geistiger Horizont ist eng, seine Einsicht in volkswirthschaftlichen Dingen nicht groß. Von ihm ist eine Initiative — speziell auf dem Gebiete der Währungsfrage — kaum zu erwarten. Die Gefahr besteht deshalb, daß unter ihm eine Politik des Fortwurstelns mit alten verbrauchten Parteimittelchen getrieben werden wird.

Andererseits ist McKinley auch nicht der Mann, der sich einem klar erkennbaren Willen der öffentlichen Meinung entgegenstemmte. Sollten deshalb die Versuche der amerikanischen Geschäftswelt, aus ihrer Mitte heraus ein Währungsreformprogramm zu entwickeln, von Erfolg begleitet sein, so würde vor einer solchen starken Kundgebung McKinley voraussichtlich soviel Respekt bekommen, daß er dem vorgezeichneten Wege folgen würde.

Die öffentliche Meinung ist in den Vereinigten Staaten ja überhaupt die wahre Herrscherin. Nirgends in der Welt haben die Politiker so viel Angst vor der öffentlichen Meinung wie in den Vereinigten Staaten. Jener politische Muth, der darin besteht, der öffentlichen Meinung, die man auf Irrwegen erblickt, resolut entgegenzutreten, ist in dieser großen demokratischen Republik gerade unter den Politikern nur dünn gesäet. Besonders jene Politiker, für welche äußere Macht und die Beute wesentlich bestimmend sind, haben die Nase immer im Winde, um zu sehen, woher der Zug der öffentlichen Meinung kommt.

Jede wirkliche Besserung in der Politik kann deshalb auch nur aus dem Volke selbst kommen. Die Politiker haben zumeist weder Muth, noch Lust, Reformen einzuleiten, sie gehen zum größten Theile in dem elenden Kleinkram der Patronagepolitik und des Protektionismus unter.

Im Großen und Ganzen vollziehen sich daher auch die politischen Fortschritte in den Vereinigten Staaten außerordentlich langsam. Jedem größeren Wechsel muß ein Umschwung in der öffentlichen Meinung vorhergehen, und dieser Umschwung setzt eine lange Erziehung der Massen voraus.

Die Erziehung der Massen ist deshalb die bei weitem wichtigste Aufgabe des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten.

Die starke Seite dieser amerikanischen Demokratie ist die Erziehung des Volkes durch die Selbstverwaltung. So viele Mängel das politische System der Vereinigten Staaten auch hat, so unbefriedigend vielfach die Resultate der dortigen Parteipolitik sind, das Volk selbst ist politisch aufgeweckter, als irgend ein anderes Volk der Welt. Wäre das nicht der Fall, so würde bei der letzten Präsidentschaftswahl ganz sicher der Silberschwindel gesiegt haben. Es handelte sich um ein tief eingefressenes Uebel, das durch die kurzsichtige Politik aller Parteien des Landes eine bedrohliche Entwicklung genommen hatte.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß in der Mitte des vorigen Jahres die Mehrheit des amerikanischen Volkes von der Idee ergriffen war, die freie Silberausprägung wäre ein wirksames Heilmittel gegen die schlimmsten wirthschaftlichen Uebel der Zeit. Wäre damals die Präsidentenwahl vollzogen, so hätte Bryan gesiegt; drei Monate aber genügten, um Hunderttausende von Wählern zur Vernunft zurück zu bringen.

Allerdings wurde in diesen drei Monaten auch ein Erziehungsfeldzug geführt, wie er bei uns zu Lande ganz undenkbar wäre. Man vergegenwärtige sich, daß am Ende des Wahlkampfes die Parteien des gesunden Geldes viele tausend Redner in dem ganzen Lande auf den Beinen hatten, daß die Flugschriften und Flugblätter in vielen Dutzenden von Millionen Exemplaren über das ganze Land hinflatterten, daß viele Tausende von Zeitungen alltäglich die Wähler über den Hauptgegenstand des Streites aufzuklären suchten, daß an jeder Straßenecke, in jedem Eisenbahnwagen, in jedem Klub, die Frage: „gold or silver?" Monate lang diskutirt wurde, daß nicht bloß die englisch redende Bevölkerung des Landes mit dem erforderlichen Material ausgerüstet wurde, sondern daß ebenso die fremdsprachlichen Theile der Bevölkerung — jeder in seinem Idiom — in immer erneuten Flugblättern unterrichtet wurden, daß auch die Witzblätter sich nahezu ohne Ausnahme in den Dienst dieser Erziehungskampagne stellten, und daß trotz dieser ungeheuren Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit des Publikums das Interesse an der Währungsfrage bis zum Tage der Wahl ungemindert blieb; dann wird man sich eine Vorstellung davon machen können, was es hieß, wenn die Amerikaner von diesem Präsidentschaftswahlkampfe sagten: „it is an educational campaign".

Dabei wurde nicht bloß der Intellekt der Bevölkerung in Anspruch genommen: durch Paraden, Feuerwerke, Flaggen, Bilder wurden die Schaulust und das Bedürfniß nach Sensation aller Art befriedigt. Jedes nur immer denkbare Mittel wurde aufgeboten, um das Interesse der Wähler nicht zum Erlahmen zu bringen.

Daneben arbeiteten die Centralkomitees der verschiedenen Parteien mit gewaltigen Mitteln. Die Geldmittel, welche bei einer solchen Wahl zur Verwendung kommen, werden allerdings in Europa vielfach überschätzt. Das Nationalwahlkomitee der republikanischen Partei hat 2 bis 3 Millionen Dollars verausgabt, eine respektable Summe, aber weit zurückbleibend hinter den phantastischen Vorstellungen, die man von der Geldverschwendung bei amerikanischen Wahlen in Europa hegt.

Auch die Meinung, daß bei den Wahlen die direkte Bestechung an der Tagesordnung sei, trifft heutigen Tages

kaum noch zu. Die Verhältnisse sind zu gigantisch geworden, als daß mit solchen kleinen Künsten viel zu machen wäre. Auch haben die Wahlreformen — die Annahme des sogenannten australischen Wahlsystems — die unmittelbare Wahlkorruption sehr erschwert, ja in vielen Fällen ganz unmöglich gemacht.

Nicht anders steht es mit den Wahlsitten des Landes. Nichts war mir überraschender als die Geringfügigkeit der Ausschreitungen in diesem erbitterten Wahlkampfe. In den mancherlei Wahlversammlungen, denen ich in allen Theilen des Landes beigewohnt habe, ging es durchweg, wenn auch lebhaft, doch durchaus anständig zu. Auch die Angriffe gegen Personen hielten sich in mäßigen Grenzen. In unseren Wahlkämpfen kommt mindestens ebenso viel Bosheit und Ungezogenheit zu Tage, wie das bei dem letzten amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfe der Fall gewesen ist.

Zieht man deshalb das Fazit und stellt man einen Vergleich zwischen den amerikanischen und deutschen politischen Verhältnissen an, so glaube ich nicht, daß wir Ursache haben, pharisäisch auf die schlimmen Amerikaner herabzusehen. Die spezifisch amerikanische Korruption, die Folgen der Boßwirthschaft, kennen wir allerdings bei uns nicht. Aber die Vorgänge, die sich bei uns abspielten, als der Zolltarif von 1879 inaugurirt wurde, die Geschichte der Branntweinliebesgaben, der Zuckerprämien u. s. w., haben auch nicht gerade etwas sittlich Erhebendes. Wenn die Amerikaner von der Herrschaft einer wirthschaftlich zurückgekommenen preußischen Junkerclique über ein intelligentes Volk, dessen Arbeitsprodukte auf allen Märkten der Erde den Respekt vor seiner Leistungsfähigkeit herausfordern, hören, wenn sie lesen, wie die Fälle Tausch und Brüsewitz bei uns möglich sind, welcher sorgsamen Polizeifürsorge sich die völlig ausgewachsenen Deutschen sich erfreuen, — dann kommen sich die Bürger der Vereinigten Staaten vor, als verträten sie die höhere politische Civilisation. Ich glaube, es ist unfruchtbar, sich über die politischen Mißstände anderer Völker zu entrüsten. Es genügt, dieselben zu erkennen und sich vor ihnen zu hüten.

Theodor Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Metamorphose der Börsenreform.

(Ein Schauspiel in 16 Bildern.)

I.

November 1891: Eine Anzahl von Bankfirmen fallirt; Eröffnung des allgemeinen Kesseltreibens auf die Börse.

II.

29. April 1896: Graf Kanitz erklärt im Reichstag: „Die Börse hat in diesem hohen Hause keinen besseren Freund als mich"; darauf befürwortet er das Verbot des Getreide-Terminhandels, das Börsenregister, den Staatskommissar und sonstige „freundliche" Dinge.

III.

Herr v. Plötz erklärt am 28. April 1896 die Berichte des Abg. Singer, die ihn beschuldigen, zu dem Bankhause Jean Fränkel in Spekulationsbeziehungen zu stehen, für „gemein und lügenhaft"; am 5. Juni gesteht er Beziehungen zu, aber es „stellt sich heraus", daß er diese Spekulationsgeschäfte nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Lernerifer unternahm.

IV.

Die Regierung wendet sich in der Börsenkommission mit größter Entschiedenheit gegen das Verbot des Getreide-Terminhandels: das Verbot wird angenommen; die Regierung fügt sich.

V.

Juni 1896: Veröffentlichung des Börsengesetzes im „Reichsgesetzblatt" und „Reichsanzeiger" mit textlichen Fehlern, denen später Berichtigungen folgen; in juristischen Kreisen wird die Rechtsgültigkeit des Gesetzes bestritten, da durch diese Art der Veröffentlichung das Gesetz nicht als im Sinne der Reichsverfassung bestehend zu betrachten sei.

VI.

Die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin theilen dem Handelsminister am 15. Dezember mit, daß sie seine Börsenordnungsverfügungen zum Theil für gesetzwidrig halten und berichten alsdann am 23. Dezember dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg vorschriftsmäßig, daß sie dem Handelsminister mitgetheilt hätten, derselbe habe ihrer Ansicht nach gesetzwidrige Verfügungen getroffen.

VII.

Die Agrarier, darunter die Grafen Arnim, Klinckowstroem und Schwerin-Löwitz sowie der Edle von Mendel-Steinfels, behaupten von der Börse allerlei Ehrenrühriges, was nicht wahr ist, und was sie nicht beweisen können. Der Handelsminister ordnet an, daß den Vorständen der Produktenbörsen überwachende Agrarier beigeordnet werden.

VIII.

1. Januar 1897: Inkrafttreten des Börsengesetzes. Allgemeines Kopfzerbrechen über die Frage: Was ist eigentlich eine Börse?

IX.

2. Januar 1897: Sämmtliche Organe, die das Börsengesetz ausführen sollen: Börsenvorstand, Ehrengericht, Emissionszulassungsstelle u. s. w. fehlen, weil die Ausführungsbestimmungen nicht rechtzeitig veröffentlicht waren. Nächste Konsequenz: Sämmtliche Kursfeststellungen an der Berliner Börse sind ungesetzlich, weil laut § 29 des R. B. G. nur der Börsenvorstand das Recht hat, die Kurse festzusetzen und kein Minister beliebige Körperschaften mit dieser Funktion, deren Ausübung durch das Gesetz genau präzisirt ist, betrauen kann.

X.

2. Januar 1897: Der Staatskommissar erscheint an der Börse, um laut § 2 des Gesetzes die Produktenbörse zu „überwachen", erklärt sich aber dazu außer Stande, weil keine Produktenbörse da ist.

XI.

6. Januar 1897: Wahl eines „halben Börsenvorstandes". Fortsetzung der ungesetzlichen Kursfeststellung, denn das Gesetz kennt nur einen ganzen, nicht aber einen halben Börsenvorstand.

XII.

Der Handelsminister gestattet dem halben Börsenvorstand sich als ganzen betrachten zu dürfen.

XIII.

Ins Börsenregister für Werthpapiere hat sich neben Vertretern der Berliner Großfinanz noch ein Fischer eintragen lassen. Das Publikum macht außerhalb des Registers Termingeschäfte.

XIV.

Der börsenmäßige Terminhandel ist todt, es lebe das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft! Aufhören der Versteuerung solcher Geschäfte.

XV.

Allgemeines Treibjagen auf einen Gesetzesparagraphen, der die Auflösung des Vereins der Produktenhändler ermöglicht. Resultat bis jetzt Null.

XVI.

? ? ?.

Mercator.

Zwei junge Schweizer Dichter.

Auf dem diesmaligen litterarischen Weihnachtsmarkte haben zwei junge schweizerische Poeten, die echtes Talent an den Tag legten, zunächst wenigstens in ihrer Heimath Aufsehen gemacht. Und der eine von ihnen, **Fritz Marti**, dessen Jugendroman: „**Das Vorspiel des Lebens**, eine Erzählung in Kindergeschichten“ mit der Jahreszahl 1897 bei Otto Janke in Berlin erschien, wird sich der deutschen Leserwelt demnächst an einem Orte vorstellen, wo man gesehen zu werden pflegt, in Rodenberg's „Deutscher Rundschau“, die eine Novelle von Marti angenommen hat. Weniger leicht ist es dem anderen Poeten, von dem hier ebenfalls die Rede sein soll, dem Lyriker **Fr. Bopp** gemacht, mit seiner Gedichtsammlung „**Wolken und Sterne**“, die auf Weihnachten bei J. Huber in Frauenfeld erschien, beim deutschen Publikum durchzudringen, da lyrische Gedichte niemals so begehrt sind wie Prosanovellen.*) Um so mehr erscheint es als eine Pflicht der Kritik, auf die geistigen Erzeugnisse dieses Poeten aufmerksam zu machen, der noch bis im November vorigen Jahres in einer Ortschaft des Kantons Zürich Stallknecht war.

Aus dem Bauernstande ist übrigens auch Fritz Marti hervorgegangen. Es liegt also bei diesen beiden Schriftstellern wieder einmal der Fall vor, daß die Litteratur eines Landes durch Elemente aus den tieferen Schichten des Volkslebens Erfrischung empfängt. In heutiger Zeit, die auch in der Poesie und in den Künsten so viel auf Vererbung, auf Abstammung von einer Ahnenreihe ausgezeichneter „Gehirnmenschen“ zu geben geneigt ist, verdient dergleichen besonders hervorgehoben zu werden. Natürlich soll damit gegen die genealogische Theorie nichts ausgesagt werden. Die Natur erreicht ihre Zwecke, — wenn man solche überhaupt annehmen will — auf verschiedenen Wegen. Die feine Menschenblüthe einer Bettina möchten wir von ihrem berühmten Stammbaum gewiß nicht loslösen. Physiologische Prinzipien aber lassen sich in diesen Dingen einstweilen noch nicht aufstellen, auch nicht zu Gunsten einer sogenannten „terre vièrge“ des bäuerlichen Gehirns. Man macht da sehr widersprechende Erfahrungen, z. B. daß junge Bauernsöhne, die in ein städtisches Gymnasium geschickt werden, im ersten, vielleicht noch im zweiten Jahre durch ihre Leistungen alle Mitschüler übertreffen, dann aber plötzlich zu kränkeln beginnen und jung wegsterben, ein Fall, den ich in meiner Schulzeit am Basler Pädagogium dreimal erlebte; Gehirnentzündung raffte die Betreffenden hinweg. Hier dürfte die Ungewohntheit der Vorfahren an Denkarbeit die frühe Erschöpfung der Nachkommen verschuldet haben; doch wird sich über dergleichen nur auf Grund eines reichen statistischen Materials endgültig verhandeln lassen.

So viel ist gewiß, daß die beiden nun im Anfang der dreißiger Jahre stehenden schweizerischen Bauernpoeten Marti und Bopp aus ihrer bäurischen Herkunft und der damit verbundenen Rauhheit der Lebensbedingungen ihrer Jugend nur Gewinn gezogen haben, wobei jedoch, was ihre eigene Auffassung ihres Lebensschicksales betrifft, bei Marti sich von Anfang an ein eifriges Sehnen und Streben zeigt, dem bäurischen Leben zu entrinnen, während Bopp als Bauer leben und sterben will.

Fritz Marti hat uns seine harte Jugend in dem erwähnten Buche: „Vorspiel des Lebens“ selbst erzählt. Was ihn am meisten quälte, waren nicht der Hunger und die sonstige Dürftigkeit, sondern die Unerreichbarkeit einer etwas besseren Schulung, die ungestillte Sehnsucht der früh sich regenden geistigen Bedürfnisse des Knaben, dem alle Himmel aufgethan schienen, als ihm endlich das doch bescheidene Glück zu theil ward, in ein Volkslehrerseminar als Zögling aufgenommen zu werden. Das Buch erzählt also die drangvolle Jugend eines Bauernbübleins, des Söhnchens einer armen Wittwe. Nirgends hat Fritz Marti ausdrücklich gesagt, es sei seine eigene Geschichte. Aber man erkennt es auf den ersten Blick an der ganzen Darstellung. Nur die eigene Jugend mit allen ihren Leiden und zitternden Hoffnungen und kurzen Jubelfesten kann man so schildern. Und nur der geborene Dichter vermag es, dessen Phantasie schon damals, als er jene fernen Dinge erlebte, dieselbe war wie heute. Nun wird ihm aber das Qual- und Drangvolle dieser Herzenserlebnisse des jungen Knaben auch inhaltlich für sein Buch zum Segen. Leidenschaft, dramatische Spannung, Lebensernst sind dadurch in diese Jugenderinnerungen gekommen, denen überall die treueste Beobachtung zu Grunde liegt. Augen der Armuth schauen gar scharf, schauen Straß' auf und Straß' ab, ob irgendwo ein Glück gefahren komme, schauen in Busch und Wald, in den gleitenden Bach und nach der liegen gebliebenen Aehre auf dem Stoppelfeld, blicken aber auch zu den nichts kostenden Schauspielen empor, die in den Wolkenpalästen des Himmels sich zutragen, wenn die frühe oder die späte Sonne sie beglänzt oder donnernde Paukenwirbel aus ihnen erschallen.

Marti verdankt die Entwicklung seines starken Talents hauptsächlich dem Jahre lang verständnißvoll und eifrig betriebenen Studium Gottfried Keller's. Daher fühlt man sich zuweilen sowohl durch die Gestalten im „Vorspiel des Lebens“, wie auch durch den Stil an das große Vorbild erinnert, ohne daß Marti deshalb schlechtweg als Nachahmer Gottfried Keller's aufzufassen wäre. Man muß vielmehr eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen ihm und seinem verehrten Meister in Betracht ziehen, auch eine gewisse Aehnlichkeit der harten Lebenserfahrungen, denselben still in sich hineinfressenden Zorn über die nach allen Illusionen endlich erkannte Niedertracht der kalten Welt.

Das „Vorspiel des Lebens“ ist namentlich in seiner zweiten Hälfte reich an Prachtstellen. Man lese z. B. die Neujahrssängerei der Dorfkinder bei einer Wahnsinnigen, die einst ihren lebensfrohen Mann zur Flucht vor ihr nach Amerika getrieben hatte, indem sie ihm seine Freude am Gesang u. dgl. vergällte und ihm bei jeder Gelegenheit unter die Nase rieb, von ihr stamme das Geld, er sei ein armer Schlucker. Wie die Wahnsinnige, die indessen selbst verarmt ist und nun bitter bereut, was sie gethan, dem kleinen Neujahrssänger ihre Geschichte erzählt und dabei zuletzt in dem vor ihr sitzenden Knaben den verlorenen Mann zu erkennen glaubt, — das gehört zum besten, was man in dieser Art lesen kann. Gleichen Ranges ist die schwüle Scene, in der zwischen Barbara und Adolf, als sie in der Dämmerung auf einsamer Kammer sich begegnen, die erste Regung der jungen Sinne erwacht, die sich in nichts anderem kund gibt, als daß sie probiren, welches von beiden stärker sei — ein Ringen wie von Gunter und Brunhild, nur aus dem Mythologischen des alten Volksepos in die Sphäre der Dorfnovelle und des Jugendidylls umgesetzt! Oder man lese, um vor Marti's Erzählkunst größte Achtung zu gewinnen, die Schilderung jenes Sonntagnachmittags, an dem der junge Bursche, dem in letzter Zeit alles mißrathen ist und der sich sogar von seiner Mutter verhöhnt glaubt, weit über Land wandert, um an dem See zu gelangen, in dem er sich ertränken will. „Es war aber ein echter Schweizer-Sonntagnachmittag, denn Schüsse knallten und widerhallten im Walde.“ Und da bringt zunächst die Betrachtung des

*) Die erste Auflage dieser Gedichte ist bereits vergriffen, wie der Verlag uns eben mittheilt; so lebhaft war in der **Schweiz** die Nachfrage.

possirlichen Gebahrens der rothen Zeiger, dann die Herrlichkeit des schönen Sommerabends dem armen Burschen nach und nach frohere Gedanken. In einem Wirthshause, wo Tanz ist, kehrt er ein, auf dem Heimweg macht sich eine verliebte Dirne aus einem fernen Dorfe an ihn. Die Wanderung der beiden auf der nächtlichen, einsamen Landstraße einem halb lockenden, halb beängstigenden Ziele entgegen, darf sich fast neben den letzten Gang der beiden Liebenden in Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe" stellen. So lebensvoll und lebenswahr, so phantasiedurchglüht ist auch bei Marti alles gegeben.

Was nun Fr. Bopp und seine Gedichte: „Wolken und Sterne" betrifft, so scheint mir die Bedeutung dieser Erscheinung in dem erfreulichen Gegensatze zu allem Dekadenten zu bestehen, das in der modernen Poesie und Kunst eine so große Rolle spielt. Die großstädtischen Dichter der jüngeren Generation haben es dahin gebracht, aus der Neurasthenie eine Tugend zu machen, hochgespannte, überreizte Nerven sind die Saiten ihrer Lyra. Ich will nicht in Abrede stellen, daß sie neue geheimnißvolle Klänge finden; aber der Eindruck, der im Leser zurückbleibt, ist doch kein wohlthuender. Einst zog der zürnende Gott Apoll dem von ihm im Wettkampf besiegten Marsyas die Haut ab; unsere Modernen nehmen diese Funktion an sich selbst vor und legen ihre zuckenden Nervenstränge bloß. Ich kann das, z. B. an einem Richard Dehmel, bewundern, aber es erregt mir Grauen. Und diese Empfindung wird gewiß von Tausenden getheilt; der sonst unbegreifliche Erfolg der Gedichte einer Ambrosius dürfte damit zusammenhängen.

Bopp nun gibt uns die Poesie eines Muskelmenschen, bei dem die schwerste körperliche Arbeit, z. B. das Holzfällen im winterlichen Walde und jede andere grobe Beschäftigung, die der Landbau und das Fahren mit dem Pflug mit sich bringt, die feinsten seelischen Triebe keineswegs getödtet hat. Vielmehr hat die gesunde Arbeit seines bäurischen Berufes ihm eine gewisse mannhafte Besonnenheit, so etwas wie die antike Sophrosyne, gegeben, die ihn lehrt, das Feuer der Leidenschaft, ohne das kein Dichter denkbar ist und das in ihm sehr stark lodert, wie die Esse des Schmiedes zu benutzen, in der die Eisen glühen, aus denen man kunstvolle Gebilde hämmert. Er kommt wohl auch nicht leicht zum Schreiben, sucht jedenfalls niemals die lyrischen Gefühle auf, sondern sie überfallen ihn bei der Arbeit, reifen allmählich zu Gedanken und werden vielleicht erst, nachdem er sie Tage lang mit sich herumgetragen, in die poetische Sprache gefaßt. Den großen Segen, der in der körperlichen Arbeit liegt, ahnen die Litteraten von Beruf ja ebenfalls, oft mit Sehnsucht, und suchen sich ein Surrogat dafür durch allerlei anstrengenden Sport zu verschaffen. Besser ist es doch, dergleichen finde sich schon in den gewöhnlichen Lebensbedingungen. „Meine besten Lieder", sagte mir einmal Johannes Brahms, „habe ich in meiner Jugend früh am Morgen komponirt, während ich mir die Stiefel putzte!" Bopp scheint zu fühlen, daß ihm, wie dem Antäus, die Erde, die er bebaut, Kraft gibt; darum will er aus dem Bauernstande nicht heraus; seine Mitbürger haben ihn neulich in den Züricher Kantonsrath gewählt und ein älterer Freund hat ihn zum Mitarbeiter an einer ländlichen Zeitung herangezogen, die er interimistisch allein redigirt; aber er sehnt sich aus dieser Beschäftigung zu den Pferden und Kühen zurück, ohne daß er deshalb seine autodidaktischen Bildungsbestrebungen aufgeben möchte, die ihn so gefördert haben, daß er bei allem, was Menschen der Gegenwart bewegt, verständnißvoll mitreden kann und sich in den Gedichten nirgends eine Blöße gibt.

Unter den fünf Titeln: Heimath und Fremde, Sympathie, Natur, Sonderart, Innere Spiegelungen hat Bopp, der nun im 33. Jahre stehende Mann, sein Innenleben zusammengefaßt. In allen diesen Abtheilungen findet sich tief Gefühltes, klar Gedachtes, schön Geschautes. Die Natur vor allem hat dem Manne, der zu ihr in einem innigeren Verhältnisse steht, als der Stadtbewohner, reichen Stoff geliefert. Man lese einmal das nachstehende Bild des winterlichen Waldes und der armen Leute, die sich da zusammenfinden:

Holzhauer.

Im Walde weil' ich schon seit manchem Tag.
Es ist ein Leben seltsam abgeschieden;
Kein Laut durchdringt den tiefen Winterfrieden
Als Rabenschrei und meines Beiles Schlag.

Zum Imbiß rüst' ich dann ein Feuer mir.
Da lockt der helle, warme Schein der Flammen
Viel trauliche Gesellen oft zusammen,
Die weit herum durchforsten das Revier.

Manch schwachen Jungen, der sein bitt'res Brot
Seit frühen Tagen muß bei Fremden essen,
Manch alten Knecht, der bald den Dienst durchmessen.
Die Gluth erwärmend durch die Glieder loht.

Ein Stücklein Speck, gebraten in der Gluth,
Ein Bissen hartes Brot, ein Fläschchen Weines —
Wie sich im Rund des warmen Flammenscheines
Die Schaar damit genügsam gütlich thut!

Da thaut das Herz auf und es glüht der Wein;
In wilder Kraft ergrimmt die bied're Seele,
Daß sie von Noth und Unrecht laut erzähle —
Und auf den Zügen flammt's wie Wetterschein!

Die bleichen Jungen lauschen starr empor;
Erwachend pocht bei diesen Feuerworten
Der Geist der Armuth an die goldnen Pforten,
Durch die sich all ihr Erdenglück verlor. . . .

Ein Weilchen Stille — dann ein leichter Scherz —
Denn Seelenfriede ist der Arbeit Segen.
Dann trennt man sich, der Wald erdröhnt von Schlägen,
Die letzten Flammen glimmen niederwärts.

Ich aber weiß zu solcher Mittagsfrist
Bei Feuerschein und Schnee in Tannenhallen
Die froh'ste Stunde stets mir zugefallen,
Die mir seit lange her beschieden ist

Und geh' ich spät bei Sternenschimmer fort,
So schür' ich in der Asche noch die Kohlen;
Ich weiß, dann kommt manch zartes Wild verstohlen,
Sucht Imbißreste sich und wärmt sich dort. . . .

Am Morgen find' ich seine Spur im Schnee.
Lang starr' ich hin mit herzlichem Erbarmen
Und auf dem flücht'gen Winterpfad der Armen
Find' ich die Spur von meinem eig'nen Weh.

Da dieser Aufsatz nur den Zweck hat, die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf die beiden Poeten schweizerischen Nachwuchses zu lenken, nicht aber eine eigentliche Kritik ihrer Werke zu liefern, muß ich mich, was Bopp betrifft, auf die Wiedergabe dieses einzigen Gedichtes beschränken; gibt es auch keine Vorstellung davon, wie der Verfasser mit anderen Thematen Liebe, Leid, Tod u. s. w. sich abfindet, so charakterisirt es immerhin sein Verhältniß zu Natur und Mitmenschen, seine Gesinnung und seine einfache, aber herzliche und mannhafte Sprache und scheint wohl geeignet, Lesern, die dergleichen schätzen, Lust zu machen, selbst mit ihm nähere Bekanntschaft zu suchen.

In der deutschen Schweiz herrscht überhaupt dermalen ein reges litterarisches Leben, das den Beweis leistet, wie viel Eigenart und Ursprünglichkeit in diesen alemannischen Schädeln steckt. Die Kleinheit der Kantone — jeder mit einer hübschen Stadt voll vortrefflicher höherer Lehranstalten als Mittelpunkt — mag der selbständigen Entwicklung dieses geistigen Lebens noch besonders förderlich sein, nicht zu vergessen die freien Institutionen, die keine normale geistige Uniformirung des Volkes fordern, wie sie anderwärts versucht wird.

Bern. J. V. Widmann.

Ein neues Schopenhauerbuch.*)

Diesem hübschen Doppelband der verdienstvollen Bettelheim'schen Sammlung wird das interessante Thema gewiß viele Leser verschaffen. Die Behandlung des Themas selber ist nicht eigentlich interessant im Verkehrssinne des Wortes, und das wäre eigentlich wieder ein Vorzug des Buches, das sich, nach der ausdrücklichen Erklärung seines Verfassers, nur als Biographie, nur als Beschreibung des Lebens und als Geschichte der Werke Schopenhauer's gibt. Also nur Fakta; diese aber, wie sie aus dem Siebe philologischer Gewissenhaftigkeit hervorgehen: von allem legendenhaften oder absichtlich entstellenden Beisatz befreit, aus dem Netz falscher Beziehungen und Verknüpfungen gelöst, und in eine zeitlich-räumliche Ordnung gebracht, in deren Schranken der interessanteste Charakterkopf unter den modernen Philosophen sein Leben gelebt hat. Von Griesebach kann man kaum annehmen, daß diese schriftstellerische Enthaltsamkeit mehr Zwang der Natur als Folge der Einsicht war; um so mehr Dank wissen wir ihm dafür. Bei der Pointensucht, die alle Welt, die schreibende und die redende, befallen hat, ist Freiheit von geistreichen Grimassen wirklich schon eine positive Leistung, die öffentliches Lob verdient, zumal als Eigenschaft eines Mannes, der als erfolgreicher Heine-Epigone einsetzt und sich begnügt, als erster Schopenhauer-Philolog zu endigen.

Das Buch, das überdies eine einfache, saubere, ungekünstelte Sprache ziert, wäre demnach nachdrücklichst zu empfehlen, wenn nicht Griesebach öfters durch sein Urtheil über den Werth von Schopenhauers Leben aus dem Stile fiele und damit gegen sein eigenes Programm sündigte. Ob zunächst dieses Programm selbst in den Rahmen dieser Sammlung paßt, ist eine Frage, die sogar ihre Herausgeber zu bejahen nicht unternehmen dürften. Bücher dieser Sammlung sind wohl auch für Leute, welche die Werke der Geisteshelden kennen, also unseres Schopenhauer's Schriften gelesen, durchlebt oder gar ausgelebt haben; aber doch auch für solche, denen sie als Einführung in die Werke dieser Männer, als deren Verständniß anbahnende Vermittler, als Vereinfacher und Verdeutlicher dienen sollen. Aber wenn selbst der Goethe (R. M. Meyer) und der Shakespeare (A. Brandl) dieser Sammlung, bei denen doch, als Dichtern, die Form den Gehalt macht, auf den Nothbehelf der Inhaltsangaben und das Richtmaß kritischer Erläuterungen und Beurtheilungen nicht glaubten verzichten zu können, so werden wohl auch die Lehren eines Philosophen, die als solche in erster Linie entweder wahr oder falsch sind, mithin logisch und nicht ästhetisch beurtheilt werden müssen, wenigstens eine Wiedergabe vertragen, ohne an ihrem Wahrheitsgehalt einzubüßen. Es ist sehr bezeichnend für den Meister wie für den Schüler, daß sie philosophische Lehren so behandeln, als ob sie durch die unbewußten Gefühle, nicht durch den bewußten Verstand auf menschliche Gemüther zu wirken bestimmt und berufen wären. Es gibt Schriftsteller, die eine unklare Stellung zwischen Dichter und Denker einnehmen; bald Seher bald Deuter, geben sie bald Lehre bald Stimmung. Carlyle gehört zu ihnen, und gerade Carlyle's „Lehre“ — eine Lehre, von der man nach meiner Meinung nur in Anführungsstrichen reden kann — hat in dieser Sammlung durch Prof. von Schulze-Gaevernitz eine nothwendiger Weise subjektiv gefärbte, aber doch in sich geschlossene, einheitliche und klare Darstellung gefunden. Und Schopenhauer verhält sich zu Carlyle, was klare Aussicht für den Verstand betrifft, wie für den Fernblick eine glatte Ebene zum dichtesten Urwald sich verhält.

Aber das mögen nunmehr die Herausgeber mit ihrem Mitarbeiter ausmachen; gibt es doch manche Schilder, die nicht halten, was sie versprechen. Was ich dem jüngsten und, in rein lebensgeschichtlicher Betracht, besten Schopenhauerbiographen vorwerfe, ist vielmehr: daß er neben die Darstellung seines Lebens, wie es war, ein Urtheil über dessen vorbildlichen Werth stellt, dessen Befangenheit dem naivsten Leser einleuchtet. Aber da es Leser gibt, die noch viel naiver sind als wofür man sie höflicher Weise halten darf, so sei das hier offen und ehrlich gesagt; zu welchem Zwecke diese Zeilen eigentlich geschrieben sind. Leben und Lehre Schopenhauer's zeigten keinen Widerspruch —: ob wirklich ganz Paris für Chimene die Augen des Rodrigo hatte (Tout Paris a pour Chimène Les yeux de Rodrigue), will sagen: ob wirklich alle Schopenhauerkenner das Leben des Meisters mit den Augen Griesebach's betrachten? Es darf in diesen Dingen unter Leuten, die über das Gerede vom Jahrhundertende erhaben sind, keinen verschiedenen Geschmack geben, und wenn wir uns nur noch der allerursprünglichsten sittlichen Normen erinnern, so werden wir einen Mann, den bis in sein hohes Alter die allermenschlichsten Eigenschaften, also die allermenschlichsten Schwächen geschüttelt und gerüttelt haben wie wenige, bei dem das Leben sich auf Schritt und Tritt gegen die Lehre aufbäumte, und der den Heiligen im Kopfe, im Blute aber etwas vom Teufel hatte: einen solchen Mann werden wir niemals einen Weisen nennen. Hier müßten wir eigentlich das ganze Buch, das heißt sämmtliche Fakta desselben hersetzen, um zu begründen; denn die Thatsachen, aus denen sich Schopenhauer's Leben zusammensetzt, sprechen eine Sprache, beredter als tausend Griesebachs; ihnen könnte man es eigentlich überlassen, die Werthmaske abzuschütteln, die jener ihnen anhängt. Wär's nicht wegen der Mehralsnaiven, so hätten wir es uns auch versagt, Affekt gegen Affekt zu setzen.

London. E. Saenger.

Theater.

Lessingtheater: „Die Wiederkehr“. Schauspiel in 3 Aufzügen von François de Curel. — Schauspielhaus: „Genoveva“. Tragödie in 5 Aufzügen und einem Nachspiel von Friedrich Hebbel.

Es ist wundervoll, wie man den Dummheiten und auch den großen Leiden des eigenen Lebens gönnerhaft-behaglich gegenüber steht, sofern nur erst ein paar Jahre darüber verflossen sind. Es gehört das auch in das Kapitel von der Kontinuität des Ichs und läßt dies seltsame, flackernde und doch beständige Ich noch seltsamer erscheinen. Vielleicht sollte man sich diesem innerlichen Durchleben des schon vor Jahren Erlebten viel öfter hingeben, als man es thut; vielleicht lernte man so doch einmal die Gegenwart mit den Augen anzuschauen, die so klug in der Vergangenheit lesen lernt, dem eigenen Leben so etwa aus der Fremdenloge zuzusehen. Es wäre das nicht übel. Ein geistreicher französischer Moralist hat ein solches Wiedererleben der Vergangenheit dramatisch verwerthet: Eine Frau, die einst vor sechzehn Jahren das Haus ihres leidenschaftlich geliebten Gatten, in Zorn und Scham über seine Untreue verließ, kehrt auf einen Tag zu ihm zurück. Es ist Alles so geblieben wie es war, nur daß der Mann ein Bäuchlein angesetzt, und die Maitresse den Namen gewechselt hat. Sonst Alles beim Alten. Aber es ist merkwürdig, die Frau erregt sich nicht, das Herz krampft sich ihr nicht zusammen, die Schamröthe steigt ihr nicht ins Gesicht; sie kann nur lächeln, lächeln.

Ich spreche von François de Curel, dessen Drama „Die Wiederkehr“ (L'invitée) soeben im Lessingtheater zur Aufführung gelangt ist, und den Lemaître einmal einen „Marivaux poignant“ genannt hat. Es ist wohl das erste

*) Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 25. bis 26. Band. Schopenhauer. Von Eduard Griesebach. Berlin. Ernst Hofmann u. Co.

Mal, daß sein Name in diesen Blättern erwähnt wird. Aber ich denke, es wird noch oft von ihm die Rede sein.

Nichts Einfacheres als dies Drama „Die Wiederkehr“. Damals, als die Frau ihren Mann verließ, hat es geheißen, sie sei geisteskrank, und so ist die Scheidung leicht bewerkstelligt und klug bemäntelt worden. Jetzt sieht der Mann, daß er die Erziehung seiner Töchter doch nicht mehr gut seiner Maitresse allein überlassen kann, und so ruft er seine Frau zurück. Und sie kommt auch. Die Mutterliebe ist zwar mit der Liebe zum Gatten längst in ihr erstorben — in sechzehn Jahren fallen viel Blätter welk von einem Baum, und wer hat den Muth, das schlechthin zu beklagen? — aber vielleicht reizt sie das Abenteuer. Und nun der wundervolle Blick auf die Vergangenheit. Und Scenen des Wiedersehens mit ihren Kindern, Scenen, in denen wenig Worte gesprochen werden und die doch packend und ergreifend sind. Und dann der Abschied: sie nimmt die Kinder mit sich, nicht mehr aus Mutterliebe, nur aus Mitleid. Und der Mann bleibt in seinem Sumpf zurück. Nicht als ob das Leben in seinem Sumpf ihm vergnüglich wäre — vergnüglich? schon Maupassant hat eine kleine Advokatenfrau die Entdeckung machen lassen, daß das Laster gar nicht so ungemein vergnüglich ist; aber die liebe Gewohnheit hält ihn mit fleischigen Armen. Und so wird die Wiederkehr zu einem Scheiden mit dem Lächeln vornehmer Melancholie. Und so predigt das Drama klug und zurückhaltend seine Moral.

Also, François de Curel ist Moralist. In Deutschland klingt das Wort langweilig und deutet auf ein sanftriefelndes Reden über Dinge, die jeder weiß. Und wollte man bei uns die Frage aufwerfen, ob der Ehebruch ein Verbrechen, oder entschuldbar, oder Pflicht sei, die Antwort müßte immer lauten: sieh dir die betheiligten Charaktere an. Anders in Frankreich. In Paris hat man die Lust an moralischer Kasuistik noch nicht verloren, wenn anders sie nur klug und geistreich ist. Ein Bedürfniß danach scheint sogar ganz tief eingewurzelt, in der Gesellschaft wie im Volke. So ist das geistreiche und scharfe Raisonnement über die moralischen Grundbegriffe auch ein stählerner Bestand der französischen Litteratur geblieben, und mit dem Namen Moralisten nennt auch das moderne Frankreich wieder seine liebsten Söhne. François de Curel ist Moralist im Sinne Dumas'. Nur daß er härter zufaßt und ein schärferer Analytiker ist und jedes aufdringliche Raisonnement feinfühlig meidet.

Die Wiederkehrende lächelt, wie sie ihren Gatten wiedersieht. Es liegt ein eigenartiger Stimmungszauber, ein Schleier kluger Melancholie über Curel's Drama, und nur das allzu Geistreiche des Dialogs könnte man als störend empfinden und fortwünschen. Ich mag es nicht thun. Es gibt Gärtner, die die Wiesenblumen aus dem Rasen ausjäten, und sie thun recht daran; aber es gibt andere Gärtner, die sie stehen lassen, und die thun auch recht. Gewiß, es leidet unter all den geistreichen Bildern und glitzernden Pointen die realistische Treue und die innere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge, aber man hat seine Freude daran und es ist ein feiner Geist, der sie zwanglos hervorspielt. Alles entstammt bei Curel dem Esprit, die Erfindung und die Ausgestaltung und der Dialog. Es wäre daher billig, seinem Drama den Mangel an Phantasie und an Gemüthstiefe zu rügen; zu billig. Es ist schon viel, daß er die ganz französischen Qualitäten mit modernem Stimmungsbedürfniß zu verschmelzen weiß. François de Curel ist eine litterarische Persönlichkeit.

Louise Dumont gab die wiederkehrende Gattin mit Grazie und feinem Geist, und die Philistrosität der Unmoral des Mannes wurde von Ferdinand Suske ganz lustig verkörpert. Ein zweites älteres Drama Curel's „L'Idote“ ist von dem Lessingtheater bereits erworben worden; sein neuestes Stück „La Figurante“, von dem die französische Kritik wieder viel gutes zu berichten wußte, wird uns nicht vorenthalten bleiben. —

Das Königl. Schauspielhaus hat nun auch Hebbel's **„Genoveva“** in seinen Spielplan aufgenommen. Sechsundfünfzig Jahre sind vergangen, seit dasselbe Schauspielhaus dieselbe Genoveva ablehnte, weil Raupach's gleichnamiges Drama auf dem Repertoire sei. Es fragt sich nur, ob die Bühne in dieser Zeitspanne Hebbelreif geworden ist. Und das läßt sich nicht so ohne weiteres bejahen.

Aus schmerzhafter Selbstzersetzung, die die heimlichsten Gedanken in wollüstigem Entsetzen bis zum brutalen Verbrechen fortspinnen heißt und die leisen eigenen Wunschregungen belauert wie die Spinne das flatternde Insekt, aus der Grausamkeit jener Selbstverdammung, in der ein süß-sinnliches Schauern liegt, ist Hebbel's „Genoveva“ entstanden. Ein ganz modernes, ganz sensitives Selbstgericht, dem ein Felsendenkmal errichtet worden. Die Uebersetzung eines psychopathischen Romans ins Mittelalterliche. Gar ärgerlich mußte Hebbel in der Vorrede zur ersten Ausgabe selbst „die tiefen Beziehungen zu seiner individuellen Lebensentwicklung“ bekennen.

„Elise Lensing . . . du bist mir heilig, aber das Heilige reizt ebenso oft zur Empörung als es zur Anbetung zwingt“, so schrieb Hebbel am Sylvesterabend 1839 in sein Tagebuch. Und am 21. September 1840 heißt es: „Thränen des Danks, nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genoveva hervor.“ Genoveva, die Selbstbefreiung aus Selbstzermarterung. Denn nur aus der an Bitternissen überreichen weil ganz reflektirten Liebe Hebbel's zu Elise Lensing, die ihm ihr armes Selbst und ihr bischen Hab und Gut hingab und die er später abschüttelte, nur aus dieser Liebe ist Genoveva zu verstehen. Elise war so gut zu ihm und hingebend, daß er sie quälen mußte. Und die Qualen, die er ihr bereitete oder zu bereiten versucht war, wurden schmerzender zu Selbstqualen. Ins Riesenhafte projicirt ist das Golo und Genoveva. Genoveva ist so lieb und heilig, daß Golo sie bis zu Tode martern muß. Und er selbst empfindet ihre Pein tausendfach und durchrast alle Paroxysmen der Leidenschaft. Denn Golo hat ganz Hebbel's Trieb zur Selbstzersetzung, und quälende Reflexion bespiegelt jeden Gedanken wie jede That und macht jede Sünde selbstrichtend grausiger. Ein Golo würde eine Genoveva, die sich ihm hingegeben hätte, nicht minder peinigen müssen.

Mitten unter ganz persönlichen Bemerkungen heißt es im Tagebuch einmal: „Golo: Eine Welt, die mich zu dem machte, was ich bin, darf ich lassen!“ Und zum Schluß des ersten Aktes, da Golo in gierigem Selbstvernichtungstriebe die steile Mauer des Thurms erklimmt, sagt er: „Brech ich nicht Hals und Bein zu dieser Stund, so leg' ich's aus: ich soll ein Schurke sein“. Aus ganz fatalistischen Stimmungen, die ihm in seinen jungen Jahren zur Ueberzeugung wurden, hat Hebbel seine Genoveva gedichtet. Man könnte sie eine Schicksalstragödie nennen. Es ist wahr, Golo muß ein Schurke werden und Genoveva muß leiden. Denn nur so konnte die Idee, die Hebbel verdichtete, klar in Erscheinung treten.

Von Zeit zu Zeit bedarf die Welt, die sündenbefangene der Entsündigung. Dann muß ein Mensch erfunden werden, der rein ist und den das Leiden bewährt. Immer wieder benöthigt die Menschheit eines Heiligen, der ihre Sünden auf sich nimmt. Diese ganz unchristliche Lehre, die Hebbel wohl indischen Anschauungen entnahm, bot ihm die Idee zu seiner Genoveva.

Denn Genoveva ist durchaus eine Ideendichtung. Die Zeit, da Entsündigung geboten ist, ist wieder herangekommen. Darum steht die Judenszene, einer der gewaltigsten dramatischen Auftritte, die Hebbel je geschaffen, an dem Wendepunkt des Dramas. Der Jude wird gesteinigt, weil er, der Greis, dürstend, aus ihrem Brunnen getrunken hat. Mit dem Schwert, das Genoveva ihm soeben zum Schutz der Unterdrückten gesegnet hat, führt Golo den tödtlichen Streich gegen ihn. Und sterbend verflucht der zu Tode Gemarterte die Welt: „Wenn ein Greis, halb blind, elendiglich, in Fiebersgluth aus einem Brunnen trinkt, und man den Greis, bloß weil er trinkt, zu Tode steinigt: dann ist das Maß der Zeit erfüllt, dann dreht der Herr die Welt,

daß unten oben wird". Und später hat der Geist des Drago dieselbe Botschaft, daß die Zeit erfüllet ist, zu bringen. Genoveva aber ist von Gott dazu ausersehen, die Menschheit durch schuldloses Leiden zu entsündigen. Und Golo ist nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals, das durch all diese Menschen wirkt, und darum darf er von sich sagen: „ich wälze meine That, wie einen Stein, bergan". Und ein Werkzeug wie er, muß auch die Hexe, die ihn verführt hat, zu vorbestimmter Stunde hingehen und sich selbst den Scheiterhaufen richten. Der Mensch ist unfrei, das Schicksal regiert durch ihn die Welt, Werkzeug zu sein ist Menschheits-Tragik — das ist der tiefe Gedanke, der in der Idee der Genoveva schlummert. Er ist mit gewaltiger Kraft des Schaffens und des Geistes durchgeführt. Eine herbe Tragik treibt den Krankheitsstoff aus. Golo, ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts, muß in grauser Selbstverstümmelung zu Grunde gehen, aber sein Untergang wird zur Selbstbefreiung für Hebbel und seine Zeit. Und nicht nur für die seine.

Bei einer schnell vorübergehenden Aufführung ist diese Idee der Dichtung kaum zu fassen. Sie ist nicht aufdringlich herausgearbeitet, und das ist für die Bühne ein Mangel. Es besteht auch ein dauernd fühlbarer Widerstreit zwischen dem qualvoll modernen Empfinden der Menschen und der schlichten Naivetät des Stoffes — ich meine, Maler Müller sowohl wie Tieck sind, jeder aus seinem litterarischen Empfinden heraus, demselben Stoff weit eher gerecht geworden. Hebbel's Genoveva entstand eben in einer Zeit, die an den eigenen Wunden zu schwer darnieder lag, um sich in fremdes Fühlen hineinzuträumen, und Hebbel selbst stand in den enttäuschungsreichen Jahren, in denen der Mann den Jüngling überwindet. Und nur das acht Jahre nach dem Drama entstandene Nachspiel ist ganz voll schlichter Innigkeit und ganz im Geist einer kindlich frommen Zeit. Wie ein Heiligenbild wirkt es, zu dessen Füßen Dorfkinder Blumen streuen.

Das Schauspielhaus hielt die Zeit für erfüllt, in der die Raupach'schen und andere Sünden durch Hebbel gesühnt werden müßten. Und die Theaterbearbeitung, die es bot, war klug und verständnißvoll. Und Fräulein Poppe als Genoveva war wirklich hold wie eine Heilige (mehr Rossetti freilich als Meister Wilhelm) und dabei menschlich wahr und ergreifend. Und Herr Ludwig gab den Pfalzgrafen Siegfried durchaus ehrlich. Sonst aber war die Aufführung nur eine neue Sünde gegen die Kunst. Herr Matkowsky war in leidenschaftlichen Momenten konventionell doch annehmbar, aber ihm waren die schwerblütigen, kraftstrotzenden Hebbel'schen Reflexionen eben zu Deklamationstiraden gut, und das ist doch wohl nicht ganz das Rechte. Von Golo gab er jedenfalls gar nichts. Und was sich sonst an Kräften regte, sie schlummerten besser in dem Pensionsfonds.

Die Bühne des Schauspielhauses durchlebt ihre Vergangenheit ach! nur zu oft wieder.

Ernst Heilborn.

Die Juden in Deutschland. II. Die Juden als Soldaten. Herausgegeben von dem Komitee zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin. — Berlin. 1896. Verlag: Siegfried Cronbach.

Als Gabriel Rießer vor mehr als zwei Menschenaltern seine Stimme für die bürgerliche Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen in Deutschland erhob, hatte er es unter vielen anderen Gegnern mit dem berühmten Heidelberger Theologen Paulus zu thun. In der Schrift von 1831, die sich gegen die Unkenntniß und die Sophismen des Geheimen Kirchenrathes richteten, liest man: „Es gibt nur eine Taufe, die zur Nationalität einweihte: das ist die Taufe des Bluts in dem gemeinsamen Kampf für Freiheit und Vaterland. . . . Auch die deutschen Juden haben sich diesen vollgültigen Anspruch auf Nationalität vollgültig erworben. . . . „Man hat es nirgends verschmäht, auf den zu Ehren der im Befreiungskriege gefallenen Krieger errichteten Denkmälern die Namen der Juden neben die der Christen zu setzen; man würde es abermals nicht verschmähen, wenn das deutsche Vaterland wieder zu den Waffen riefe." Diese Worte könnten der vorliegenden, von Paul Nathan herausgegebenen Schrift zum Motto dienen. Mit wahrem Bienenfleiß sind hier Materialien aller Art aufgespeichert worden, aus denen sich Genaueres über die Theilnahme der deutschen Juden an den Kriegen von 1813—1815, von 1848—1850, von 1864, 1866 und 1870/71 ergibt.

Freilich bot die Sammlung der zahlenmäßigen Thatsachen außerordentliche Schwierigkeiten. Hinsichtlich der Befreiungskriege bildet eine Abschätzung, die das „Militärwochenblatt" vom 4. November 1843 veröffentlicht hat, die Grundlage. Danach hätten etwa 731 Juden, von denen 77 Proz. als Freiwillige, 23 Proz. als Ausgehobene, unter den Fahnen gestanden. Die Lückenhaftigkeit dieser Darstellung ergibt sich aber daraus, daß die in Frage kommenden Akten theilweise zu Grunde gegangen sind, und daß, wie einer der jüdischen Mitkämpfer später bezeugte, „der Glaube an die gerechte Sache des Vaterlandes damals vollkommen genügte und nach einem anderen nicht daher gefragt wurde." In dieser Zeitschrift Jahrgang VIII S. 181, 183 und IX S. 347 bis 349 ist bereits manches Zeugniß für die patriotische Pflichttreue der deutschen Juden jener heroischen Zeit beigebracht und manche schiefe Behauptung, die sie zu verdächtigen geeignet ist, widerlegt worden. Die vorliegende Arbeit fügt weitere Beweisstücke bei, darunter die bekannte Aussage des Fürsten Hardenberg: „Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer christlichen Mitbürger gewesen, und wir haben auch unter ihnen Beispiele des wahren Heldenmuthes und der rühmlichsten Verachtung der Kriegsgefahren aufzuweisen." Am bemerkenswerthesten wird den Nachlebenden ein Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 9. Dezember 1815 erscheinen, wonach es in den Befreiungskriegen auch an einem weiblichen Soldaten jüdischen Glaubens nicht gefehlt hat.

Für die Geschichte der folgenden Kriege wurde, da man an Benutzung staatlicher Quellen nicht denken konnte, der Weg der Enquête durch private Umfrage beschritten. Dafür war rege Beihilfe von vielen Seiten erforderlich. Mit so rühmlichem Eifer sie auch geleistet worden ist, bleibt begreiflicher Weise doch die Möglichkeit von Lücken und Irrthümern bestehen. Immerhin wird man den Ergebnissen, so wie sie vorliegen, hohen Werth zuerkennen. Bis auf weiteres z. B. wird man als bewiesen anerkennen dürfen, daß an dem Kriege von 1870/71 mindestens 4492 Juden unter deutscher Führung theilgenommen haben. Von diesen sind 448 gefallen oder verwundet worden. Ihrer 373 haben das Eiserne Kreuz oder die entsprechenden militärischen Auszeichnungen der anderen deutschen Bundesstaaten erhalten. Hierzu bemerkt der Herausgeber: „Berücksichtigt man, daß die Zahl der Offiziere, die mit eisernen Kreuzen und entsprechenden Dekorationen bedacht worden sind, im Verhältniß weit größer ist, als die Zahl der dekorirten Mannschaften, und berücksichtigt man ferner, daß die Zahl der Juden unter den Offizieren, die Militärärzte abgerechnet, ganz verschwindend klein gewesen ist, so erweist auch diese Zusammenstellung, daß die Juden ihre Pflicht als Soldaten gethan haben." Die Listen der trockenen und doch so beredten Zahlen werden ergänzt durch Auszüge aus Regimentsgeschichten, amtliche Zeugnisse, Personalnotizen. Endlich schien es nicht überflüssig, statistische und anderweitige Angaben beizufügen, die sich auf außerdeutsche Länder beziehen. Sie beweisen u. a., daß es den Juden keineswegs an Neigung und Begabung für den militärischen Beruf fehlt, wo ihnen die militärische Laufbahn vollständig frei oder mit geringeren Beschränkungen als in Deutschland eröffnet ist. Denn hier steht es nach den Worten des Herausgebers so: „Im Jahre 1870, also im Kriege, wenn an den Soldaten die höchsten Anforderungen im Dienste des Vaterlandes gestellt werden, wurden sie Offiziere. . . . Aber im Frieden, wo Ansprüche von gleicher Schwere an den Offizier nicht herantreten, hielt man es für nothwendig, die Juden aus dem deutschen Offiziersstande fernzuhalten."

Die Zeit wird kommen, da der polemische Zweck, der den ersten Anlaß zur Abfassung dieser Schrift gegeben hat, Abwehr verleumderischer Behauptungen, in den Hintergrund tritt. Wenigstens wollen wir das Vertrauen auf das Schwinden einer Bewegung nicht unterlassen, die dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts zur Schande gereicht. Aber ihren historischen Werth wird die Materialiensammlung immer bewahren, und die Mühe, die auf sie verwandt worden ist, trägt ihren dauernden Lohn in sich.

Zürich. Alfred Stern.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 30. Januar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was der wirthschaftlich und politisch reaktionären Rechten schon bisher ziemlich gelungen war, und was, wie es scheint, ihr in Zukunft noch besser glücken wird, das hat die Linke in Deutschland bisher nicht zu Wege bringen können.

Die Agrarier sind geeint im Bunde der Landwirthe und mögen die einzelnen Richtungen in politischen Detailfragen auch noch so weit von einander abweichen, sie stellen diese Meinungsverschiedenheiten zurück, um rücksichtslos und in geschlossenen Reihen für ihre materiellen Sonderinteressen zu kämpfen.

Fast scheint es, daß auch ein Theil der Großindustriellen sich [illegible]ukunft wieder politisch den Agrariern zur Verfügung zu [illegible]n geneigt ist; die parlamentarischen Erörterungen [illegible]n über diese Möglichkeiten eine gewisse Klärung gebracht, und damit würden sich die Gefahren für eine ruhige und gedeihliche Entwicklung Deutschlands nur weiter steigern.

Man kann zugeben, daß die Schlotbarone eine gewisse innere Neigung für die agrarischen Barone haben. Die Schlotbarone glauben ihren jungen Stammbaum vergessen zu machen, wenn sie in möglichste Nähe des „Uradels“ zu rücken suchen; und der Geruch des Pferdestalles gilt auch in unserer heutigen Zeit der Dampfmaschine für vornehmer als der Qualm der Fabrikschornsteine. Immerhin sind die Schlotbarone zu gute Rechner, als daß sie sich allein in ihrem politischen Vorgehen von sozialen Liebhabereien leiten lassen sollten; wenn sie gleichwohl öffentlich dem Gedanken kokettirend Ausdruck geben, daß sie unter Preisgabe einer gesicherten Zukunft unserer Exportindustrien ein Bündniß mit dem agrarischen Großgrundbesitzerthum einzugehen nicht abgeneigt sind, so müssen sie für ein solches Zugeständniß ihre guten Gründe haben; und diese Gründe herauszufinden ist nicht schwer.

Die Großindustriellen wünschen naturgemäß sich vor allem auf jener Seite zu befinden, der bei den kommenden Wahlen der Sieg zufallen wird. Als Bundesgenossen der Sieger werden sie bei der Ausnutzung des Sieges auch ihrerseits Forderungen nach eigenem Geschmack durchsetzen können, und da ist es bemerkenswerth, daß sie zur Zeit den Agrariern einige Schritte entgegen gethan haben. In diesem Vorgang ist ein deutlicher Hinweis darauf zu finden, daß man in diesen Kreisen an einen kommenden Sieg der Linken zunächst noch nicht glaubt; im anderen Falle würde man wahrscheinlich die Vorsicht geübt haben, eine Sicherung nach links dahin zu suchen, daß das System der Handelsverträge mit seinen gemäßigten industriellen Schutzzöllen, ohne radikale freihändlerische Anfechtung erhalten bleibt.

Wie die Verhältnisse bei uns liegen, waren auch prinzipielle Freihändler durchaus bereit, ein solches Zugeständniß zu machen; seitdem Deutschland in steigendem Maße ein Land geworden ist, das Industrieerzeugnisse ausführt, hat die Frage der industriellen Schutzzölle an Bedeutung ganz wesentlich verloren, und dazu kommt noch ein zweites; es muß jede weitere Erwägung hinter der Thatsache zurückstehen, daß gegenüber der agrarischen Gefahr alle Kräfte zu einmüthigem Kampfe unbedingt zu sammeln sind.

Die Wendung der Schlotbarone nach rechts beweist daher deutlich, daß man die Linke zur Zeit noch als quantité négligeable glaubt betrachten zu dürfen, und daß man es für wichtiger hält, sich Einfluß auf die agrarische Bewegung und Anschluß an sie zu wahren.

Und doch haben sich seit den letzten Reichstagswahlen die Aussichten der Linken ganz entschieden und offensichtlich gebessert. Die Erbitterung gegen den agrarischen Uebermuth ist im Wachsen; immer weitere Kreise sind über-

zeugt, daß die Bevölkerung sich geschlossen diesem gefahrvollen Ansturm entgegenstellen muß. Es ist also zweifellos, daß die politische Entwicklung der Linken neue Streiterschaaren zugeführt hat, während die Reserven der Rechten bereits bei den letzten Wahlen erschöpft waren.

Besonders bemerkenswerth in dieser Beziehung ist es, daß nunmehr auch ein nationalliberales Blatt wie der „Hannoversche Courier“, der stets als ein Organ Bennigsen's gegolten hat, das Wort zu folgenden Ausführungen nimmt:

„Es handelt sich darum, daß alle Wähler, die im Prinzip des Liberalismus einen gemeinsamen Berührungspunkt erblicken, sich nicht zum Vortheil der gemeinsamen Gegner gegenseitig befehden, sondern unter Hintanstellung nebensächlicher Gesichtspunkte in möglichst vielen Wahlkreisen eine Verständigung über einen gemeinsamen Kandidaten erzielen. Vertrauliche Vorverhandlungen zur Anbahnung einer generellen Einigung hierüber haben hier und da schon stattgefunden, und die Bereitwilligkeit dazu ist in allen vier Wählerschaften vorhanden, auch, wie hier ausdrücklich betont werden soll, in der freisinnigen Volkspartei.“

Also es nimmt die Bewegung innerhalb der nationalliberalen Partei, deren Trägerin bisher vor Allem die „National-Zeitung“ gewesen ist, einen immer weiteren Umfang an.

Wenn aber trotzdem ein entscheidendes siegreiches Vordringen der gesammten Linken noch nicht in die politische Bilanz aufgenommen wird, so muß das einen Grund haben, der alle jene Faktoren, die der Linken zu Gute kommen können, wieder wett zu machen geeignet ist.

Und auf diesen Grund weisen die Gegner der Linken schadenfroh und ihre Freunde mit immer erneuter Besorgniß hin.

Die „Vossische Zeitung“ behandelt diese Erscheinung, indem sie schreibt:

„Die „Kreuzztg.“ triumphirt, „daß in den linksliberalen Kreisen die Einigungsbestrebungen geradezu neue Zwistigkeiten hervorgerufen haben“; nach der Schärfe des Tones, in dem zwischen Blättern der einzelnen Gruppen verhandelt werde, scheine es, als ob die Gegensätze zwischen den freisinnigen und demokratischen Richtungen sich nur noch erweitert haben. Einzelne Zeitungen berichten überdies mit Behagen von heftigen Auseinandersetzungen, die sich innerhalb der Fraktion der Freisinnigen Volkspartei abgespielt haben sollen. Wir fühlen kein Bedürfniß, auf diese Meldungen näher einzugehen . . . .

Gewiß, das wäre ein Gaudium für sie — für die Rechte — wenn Herr Richter hier mit Herrn Lenzmann, dort mit Herrn Barth Lanzen bräche, und die „Freis. Ztg.“ mit der „Frankf. Ztg.“ im Kampf läge, so daß im Bürgerthum wieder die alte Verdrießlichkeit und Lässigkeit um sich griffe, die jede kräftige Arbeit für überflüssig, für verloren erachtet, da man nicht einmal die Einigkeit im eigenen Lager gewinnen könne. Aber diesen Anlaß zur Schadenfreude wird die Linke sicherlich ihren erbittertsten Gegnern nicht bieten. Sie würde sich sonst selbst aufgeben, sich und ihre Zukunft. Und da diese Erkenntniß heute sich jedermann unwiderstehlich aufdrängen muß, kann es nicht schwer halten, ihr praktische Folge zu geben. Mögen daher „Kreuzztg.“ und Genossen über die Einigkeit der Linken lachen, sie werden bald erfahren, daß sie zu früh frohlockt haben, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Und ganz in gleichem Tone schreibt das „Berliner Tageblatt“ am Schlusse eines Leitartikels:

„Das liberale Bürgerthum muß von seinen Vertretern fordern, daß jeder unnützen Bekämpfung von Liberalen durch Liberale ein Ende gemacht werde.“

Man kann behaupten, daß die gesammte angesehene liberale und freisinnige Presse ganz überwiegend, ja fast ohne Ausnahme einig ist in dem Verlangen: loyale Kooperation aller entschieden liberalen und freisinnigen Elemente der Bevölkerung von der süddeutschen Volkspartei bis in die Reihen jener Nationalliberalen hinein, die für den Liberalismus nicht verloren sind. Gegenseitige Wahrung des Besitzstandes und gegenseitige Unterstützung bei der Eroberung von Wahlkreisen nach dem Prinzip, daß den Kandidaten jene der Koalitionsparteien präsentirt, die dort die meisten Aussichten auf Erfolg im Wahlkampfe hat. Ein solches Programm faßt nicht das Interesse einer Fraktion, sondern das der gesammten Linken ins Auge, und bei solchem Programm würde dann freilich auch jede einzelne Fraktion der Linken am besten fahren, weil ihr dann erst ein neuer Reichthum geistiger und materieller Mittel zuströmen würde, weil dann brachliegende neue Kräfte entfesselt werden und alle Kräfte der Linken für das nämliche Ziel zur höchsten Ausnutzung gelangen könnten.

Wir sind ganz sicher, ein Programm von solcher Vernunft bricht sich schließlich doch Bahn; die große Masse der liberalen Bevölkerung will es, wie die Masse der liberalen, freisinnigen und demokratischen Zeitungen es verlangt, — warum tritt es nicht morgen oder übermorgen ins Leben, und entfesselt von Württemberg bis Schleswig und von der Pfalz bis Ostpreußen eine politische Bewegung von einer freiheitlichen Kraft, wie sie in Deutschland seit den großen Stürmen Preußens nicht mehr erlebt worden ist?

Warum nicht? Man braucht keinen Gelehrten zu fragen, um hierüber im Klaren zu sein.

Es wird auch der Augenblick kommen, vielleicht schneller als die Reaction wähnt, wo die Saat, welche jetzt die gesammte Presse der Linken in so verdienstlicher Weise auszustreuen nicht müde wird, reif ist, und dann wird es mit den „triumphirenden Worten“ der „Kreuzzeitung“ zu Ende sein.

Herr Finanzminister Miquel heißt jetzt Herr von Miquel; sein junger Adel datirt nach Tagen und ist so alt, wie die Verleihung des Schwarzen Adlerordens, der ihm durch den König von Preußen zu Theil geworden ist. Politisch hat diese Wandlung des bürgerlichen in den adeligen Herrn von Miquel insofern Interesse, als sie zeigt, daß der agrarische preußische Finanzminister in diesem Augenblick die besondere Gunst der Krone genießt. Befindet er sich auf dem Wege ins Reichskanzlerpalais?

Lieutenant von Brüsewitz ist wegen seiner That zu drei Jahren und zwanzig Tagen Gefängniß verurtheilt worden und zur Entfernung aus dem Heer. Das erste Erkenntniß soll seitens des Kaisers aufgehoben worden sein, weil es die Ausstoßung aus der Armee nicht ausgesprochen hatte. In diesem Falle war die kaiserliche Entscheidung und die öffentliche Empfindung durchaus in Uebereinstimmung. Es kommt nicht darauf vor allem an, daß ein Mann wie Brüsewitz etwas längere oder etwas kürzere Zeit sitzt, sondern darauf, daß ein Mann, der solche That begangen hat, als unwürdig stigmatisirt wird, die Offiziersuniform zu tragen.

Murawiew, der neue russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geht nicht allein nach Paris, sondern er will auch nach Berlin und vielleicht nach Wien kommen. Wir legen diesen Reisen gar keine entscheidende Bedeutung bei, und wir messen nicht die zukünftige Politik und die russischen Sympathien an der Länge des Aufenthaltes, den Graf Murawiew in den einzelnen Hauptstädten nimmt. Die realen Interessen sind heute so mächtig in der Politik, daß persönliche Sympathie und Antipathie sich ihnen schließlich immer unterwerfen.

* * *

Die Parole des nächsten Wahlkampfs.

Eine kurze Debatte im Reichstag hat in fast überraschender Weise einen Ausblick auf die politischen Kämpfe der nächsten Zeit eröffnet. Der Vorhang ist aufgerollt, um uns die Bühne sehen zu lassen, auf der sich ein neuer Akt des politischen Dramas abspielen soll, das nunmehr seit zwei Jahrzehnten in Deutschland den Konflikt zwischen allgemeinem Interesse und Sonderinteresse behandelt.

Man diskutirte wieder einmal über den von den Agrariern angestrebten Zoll auf Quebrachoholz, der nachgerade, ehe er noch geschaffen ist, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, weil er ein typisches Beispiel für die kulturfeindliche Tendenz solcher agrarischen Bestrebungen ist. Soll doch ein

durch seine Billigkeit wie durch seinen Reichthum an Gerbstoff ausgezeichnetes Material, durch dessen Verwendung die deutsche Lederindustrie die bedeutendste Entwicklung genommen hat, im Interesse einer verhältnißmäßig kleinen Zahl deutscher Loheproduzenten, durch einen hohen Zoll vom deutschen Markte ausgeschlossen oder mindestens so vertheuert werden, daß der Lederindustrie in fast allen ihren Zweigen und dem unbemittelten Theile der Konsumenten von Schuhwerk der schwerste Nachtheil zugefügt würde. Der Bundesrath hat beschlossen, dem von der agrarischen Mehrheit des Reichstags zu Gunsten eines solchen Zolles gefaßten Beschlusse keine Folge zu geben, theils aus sachlichen Gründen, theils aus der Erwägung, daß ein solcher Zoll gegen die bestehenden Tarifverträge verstoßen würde. In der erneuten Verhandlung über diesen Zollwurm, der nicht sterben kann, kam, auf eine Anregung des Abgeordneten Dr. Barth, der Staatssekretär Graf von Posadowsky mit der Eröffnung heraus, daß man im Reichsschatzamt im Hinblick auf den Ablauf der Handelsverträge mit den vorbereitenden Arbeiten für die Aufstellung eines autonomen Zolltarifs beschäftigt sei, der viel spezialisirter als der bisherige Tarif gestaltet und unter Zuziehung von Interessenten ausgearbeitet werden solle. Sogar ein Geheimrath mehr wird sich demnächst mit der Lösung dieses Problems beschäftigen, denn die im Etat geforderte neue Rathsstelle, sagte Graf Posadowsky, sei speziell durch diese Vorarbeiten nothwendig geworden.

Ein neuer autonomer Zolltarif, festgestellt durch Befragung aller Interessenten, die eine Aenderung, ja durch die ganze Methode der Enquete naturgemäß angeregt, vor allem eine Erhöhung bestehender Zollsätze wünschen — wer könnte dabei die Erinnerung an den Zolltarif von 1879 zurückdrängen, der durch eine erste Koalition zwischen industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzöllnern zu Stande gebracht wurde? Und es fehlt nicht an Anzeichen, die nach den neuesten Erklärungen des Reichsschatzsekretärs nicht mehr mißdeutet werden können, daß etwas Aehnliches wieder im Werke ist. Aus industriellen Kreisen tauchte schon vor Monaten in der „Kölnischen Zeitung“ der Vorschlag auf, daß sich Deutschland rechtzeitig mit einem hohen Maximaltarif ausrüsten möge, um sich für künftige Verhandlungen über Handelsverträge eine günstigere Position zu schaffen, ja sogar um andere Länder von neuen Zollerhöhungen abzuhalten. In derselben Zeit hat wiederholt, zuletzt im preußischen Abgeordnetenhause am 16. Dezember v. J., der Abg. Bueck, der in seiner Stellung als Geschäftsführer des schutzzöllnerischen Centralverbandes deutscher Industrieller die engste Fühlung mit gewissen industriellen Kreisen hat, fast demonstrativ erklärt, daß, wenn die Landwirthschaft für ihre Erzeugnisse höhere Schutzzölle brauche, die Industrie, in deren Namen er sprechen könne, nichts dagegen einzuwenden habe. Auf agrarischer Seite hat zuerst Graf Limburg-Stirum in einer Versammlung des Bundes der Landwirthe zu Breslau für den nächsten Wahlkampf die agrarische Parole ausgegeben, daß in neuen Handelsverträgen unter keinen Umständen eine Bindung landwirthschaftlicher Schutzzölle Platz finden dürfe. Und als Letzter hat Herr von Stumm sein Siegel auf den neuen Bundesvertrag gedrückt, indem er am 21. d. M. im Reichstag erklärte, daß er für eine Erneuerung der Handelsverträge, für deren Annahme er seiner Zeit doch selbst votirt, unter keinen Umständen stimmen werde, wenn darin wieder eine Bindung der Getreidezölle auf ihrer gegenwärtigen Höhe enthalten sei. Private Aeußerungen aus gewissen industriellen Kreisen stimmen mit diesen öffentlichen Erklärungen durchaus überein. Mit voller Offenheit hat man sich freilich noch von keiner Seite ausgesprochen. Graf Limburg-Stirum hat zwar erklärt, man dürfe nicht wieder bei Handelsverträgen durch Konzessionen auf dem Gebiete der Landwirthschaft Vortheile für die Industrie zu erlangen suchen, aber er hat sich wohlweislich darüber ausgeschwiegen, wie die deutschen landwirthschaftlichen Zölle künftig bemessen werden sollen, und Herr Bueck hat bei seiner auffälligen Bereitwilligkeit, den Agrariern höhere Getreidezölle zu bewilligen, sicher die reservatio mentalis gemacht, daß dann auch die Industrieschutzzölle angemessen erhöht werden müßten.

Gegen die bestehenden Handelsverträge! — das ist aber offenbar der Grundgedanke, der aus allen diesen Aeußerungen hervorleuchtet, der das Bindemittel für ein neues Bündniß zwischen agrarischen und industriellen Schutzzöllnern abgeben soll. Ob die Industrieschutzzöllner fürchten, bei einem Siege der Agrarier zu kurz zu kommen, wenn sie nicht von vornherein mitthun, ob die Agrarier glauben, die Hilfe der Industrieschutzzöllner im Wahlkampfe zur Erringung eines vollen Erfolges nicht entbehren zu können, wird sich schwer entscheiden lassen. Jedenfalls kommen die Industrieschutzzöllner mit ihren Angeboten, die Agrarier mit ihren Forderungen — das ist bezeichnend für die Machtstellung der beiden Parteien in dem neuen, verhängnißvollen Bunde.

Verhängnißvoll droht dieser Bund vor allem zu werden für die politische Entwicklung unseres Vaterlandes, noch weit verhängnißvoller als sich jene erste Koalition erwiesen hat, die im Jahre 1879 zuerst unser öffentliches Leben, die Gestaltung unserer Gesetzgebung und die Leitung unseres Reiches einer durch Sonderinteressen bestimmten Politik ausgeliefert hat. Nur wenige Jahre liegt die Zeit zurück, da grundsätzliche Anhänger der Handelsfreiheit und einsichtige Schutzzöllner einträchtig zusammenwirkten, um mit den Handelsverträgen von 1892 bis 1894 im Interesse der gesammten wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands gegen die agrarische Begehrlichkeit einen festen Damm aufzurichten. Die bestehenden Tarifverträge, welche, soweit man es billigerweise erhoffen durfte, diesen Damm thatsächlich gebildet und der deutschen Gewerbethätigkeit den erwarteten Nutzen gebracht haben, laufen am Schlusse des Jahres 1903 ab, wenn sie von einem der Vertragschließenden bis zum Schluß des Jahres 1902 gekündigt werden. In das Jahr 1902 fällt demnach die Entscheidung über die künftige Handelspolitik des Deutschen Reiches, und da das Mandat des voraussichtlich Mitte 1898 zu wählenden neuen Reichstags bis Mitte 1903 reicht, wird die Mehrheit dieses Reichstags einen maßgebenden Einfluß auf den Ausfall der Entscheidung auszuüben vermögen. Die Hoffnung auf eine ungestörte Fortdauer und wirksame Fortbildung der dem internationalen Frieden wie der wirthschaftlichen Entwicklung der Kulturwelt dienenden, versöhnlichen Handelspolitik der Tarifverträge gründete sich auf die Voraussetzung, daß, wie 1892 bis 1894, Freihändler und Industrieschutzzöllner in ihrer großen Mehrheit gemeinschaftlich und nachdrücklich für Verträge eintreten würden, die, wie es Bamberger so treffend gesagt hat, viel mehr Industrieverträge als Handelsverträge genannt zu werden verdienen, denn der Industrie fällt der Hauptnutzen zu. Diese Hoffnung muß heute als stark getrübt angesehen werden.

Um so schwieriger und umfangreicher wird die Aufgabe werden, deren Erfüllung bei den nächsten Reichstagswahlen den deutschen Liberalen obliegt. Wie im vergangenen Jahre in der großen Republik jenseit des Ozeans der gigantische Wahlkampf des guten Geldes gegen Silber- und Papierschwindel, der öffentlichen Moral gegen gesetzlichen Wortbruch, der politischen Aufklärung gegen demagogische Verhetzung geführt worden ist; ein Wahlkampf, den man mit Fug und Recht an educational campaign genannt hat, so muß unser nächster Wahlkampf ein Erziehungswahlkampf des deutschen Volkes werden. Und die Aussichten für einen Sieg der guten Sache, wie in Amerika, sind auch nicht gering, wenn der Kampf mit ähnlicher Energie, Geschicklichkeit und Selbstbescheidung geführt wird, wie in Amerika. Vor allem haben während der letzten Jahre die übermäßigen Ansprüche der Agrarier, die in unserer wirthschaftspolitischen Gesetzgebung sich bereits Geltung verschafft haben oder nach Geltendmachung streben, weiten Kreisen eine praktische Lehre ertheilt, wie sie auch die beste theoretische Belehrung nicht bieten kann, die Erfahrung am eigenen Leibe. Dazu kommt, daß die Aufstellung eines neuen spezialisirten Zolltarifs, angeblich um Deutschland für künftige neue Vertragsverhandlungen in eine günstige Po-

sition zu dringen, doch nur eine sehr durchsichtige Hülle für ein System äußerster Schutzzöllnerei darstellen würde. Was für ein Wettrennen nach neuen agrarischen und industriellen Schutzzöllen sich entwickeln wird, wenn erst einmal von der Reichsregierung die Interessenten aufgefordert werden, ihre Wünsche kundzugeben, ist gar nicht abzusehen. Die Befürchtung, bei der Vertheilung der Prämien im Verhältniß zu andern zu kurz zu kommen, wird bestehende Wünsche ins Ungemessene steigern, und selbst bei denen Wünsche erwecken, die dergleichen bisher an sich noch gar nicht bemerkt haben. Und aus diesem wilden Getümmel tausendfältiger, nach staatlicher Begünstigung durch Zollabsperrung rufender Interessenten soll sich erfolgreich eine neue Aera friedlicher, den Weltverkehr durch Zollerleichterungen fördender Tarifverträge erheben! Das widerspricht der Natur der Dinge und der Menschen, das widerspricht auch allen Erfahrungen, an denen es in den letzten zwanzig Jahren wahrlich nicht gefehlt hat. Auch im Jahre der großen zollpolitischen Reaktion, 1879, wurde verlockend das Lied von Kampfzöllen gesungen, welche der deutschen Arbeit allein vortheilhaftere Absatzverhältnisse auf den ausländischen Märkten verschaffen könnten. Das Gegentheil ist eingetreten. Nach dem Beispiel Deutschlands statteten auch andere Staaten ihre Tarife mit neuen Schutz- und Kampfzöllen aus, und das Schlußergebniß ist, daß der deutsche Export heute, auch nach den durch die Vertragspolitik des Grafen Caprivi wieder erreichten Erleichterungen, nahezu in allen Ländern, mit Ausnahme von England, hinsichtlich der Zollverhältnisse weit ungünstiger gestellt ist, als er es vor 1879 war. Frankreich hat mit seinem komplizirten System eines Maximal- und Minimaltarifs, das im Jahre 1892 errichtet und als der zollpolitischen Weisheit letzter Schluß gepriesen wurde, nur erreicht, daß es sich heute in einer nahezu vollständigen handelspolitischen Isolirung und mit mehreren Ländern, die früher für seine Erzeugnisse wichtigste Absatzmärkte waren, in fortdauerndem Zollkriege befindet. Für Deutschland ist um so weniger ein anderer Ausgang zu erwarten, als die zur Zeit politisch einflußreichsten Interessenten jede vertragsmäßige Herabsetzung oder auch nur Bindung der künftigen, erhöhten landwirthschaftlichen Schutzzölle ja schon jetzt offen perhorresciren. Ohne Zugeständnisse in den landwirthschaftlichen Schutzzöllen steht aber Deutschland denjenigen Ländern, die vorzugsweise landwirthschaftliche Erzeugnisse exportiren und die vornehmlich oder fast allein den industriellen Erzeugnissen Deutschlands erweiterte Absatzgebiete gewähren können, mit leeren Händen gegenüber. Es gehört überdies ein ungewöhnliches Maß handelspolitischer Naivetät dazu, anzunehmen, daß diese Länder nicht nach dem Vorgange Deutschlands alsbald das anscheinend so bequem und so eifrig angepriesene Mittel hoher Kampfzölle auch gegen die deutschen Erzeugnisse anwenden sollten. Die neueste, mit den erhöhten Zuckerprämien gemachte Erfahrung beweist ja auch, daß die Schläge, welche Deutschland auf diesem Gebiete austheilt, ihm sehr schnell vom Ausland mit Zinsen heimgezahlt werden. Ja, es ist gar nicht ausgeschlossen, daß schon die einfache Eröffnung des Grafen Posadowski über die im Gange befindlichen Vorbereitungen genügt, um anderen Ländern den Anstoß zu ähnlichen zollpolitischen „Rüstungen“ zu geben. Die leitenden Männer bei dem ganzen Plane sind freilich von aller Naivetät sicher völlig frei, sie haben klar das Ziel im Auge, für dessen Erreichung sie einen neuen Bund der agrarischen und industriellen Schutzzöllner aufbieten: die Vernichtung aller Tarifverträge, sei es auch zum schwersten Schaden des besten und leistungsfähigsten Theiles der deutschen Gewerbthätigkeit, unserer Exportindustrieen. Demgegenüber würde in Rechnung zu stellen sein die Schaffung neuer staatlicher Begünstigungen, die im Wesentlichen nur einem beschränkten Kreise von Großindustriellen und Großgrundbesitzern zu Gute kommen würden — kurz, unter den Gesichtspunkten wirthschaftlicher Einsicht und sozialer Gerechtigkeit betrachtet, eine Bankeroterklärung der staatlichen Gesetzgebung auf dem Boden der heutigen Wirthschaftsordnung.

Gerade dieser Plan aber wird zum eigentlichen Gegenstand des nächsten Wahlkampfes werden. Die Verwirklichung solcher Vorschläge, wie der Antrag Kanitz oder der internationale Bimetallismus, ist in immer weitere Ferne gerückt, von den sogenannten „kleinen Mitteln“ verspricht sich ein richtiger Agrarier nichts, wenn er auch stets dabei ist, ein solches Mittel auf Kosten der Gesammtheit der Konsumenten mitzufordern. Unter solchen Umständen werden die Agrarier vor Allem der werbenden Kraft der so bereits ausgegebenen Wahlparole vertrauen: Fort mit den Handelsverträgen, einen neuen autonomen Zolltarif, neue hohe Getreidezölle!

Dieser Wahlparole werden die Gegner, insbesondere die Gegner in den bürgerlichen Parteien, durch Aufklärung der städtischen und ländlichen Wähler mit Aussicht auf Erfolg nur entgegentreten können, wenn sie unter Zurückstellung mancher sachlichen Meinungsverschiedenheiten und aller persönlichen Zwistigkeiten einmüthig den Wahlkampf führen, der zugleich ein **Erziehungswahlkampf für die Liberalen Deutschlands** werden muß. Bei der Zersplitterung, welcher der Liberalismus in Deutschland verfallen ist, wird dazu ein nicht geringes Maß von Selbstbescheidung und von Entschlossenheit auf allen Seiten gehören, aber auch hierfür bietet der letzte Wahlkampf in Amerika ein belehrendes und anspornendes Beispiel. Den freihändlerischen Golddemokraten muß es schwer angekommen sein, sich von ihren alten Parteigenossen zu trennen und für den Republikaner und Schutzzöllner McKinley zu stimmen. Aber um den Hauptpunkt des Kampfes haben sie diese Selbstüberwindung geübt und entschlossen den Einfluß, welchen ihnen Intelligenz, Bildung und Besitz gaben, für McKinley eingesetzt, sie haben den Wahlkampf zu seinen Gunsten entschieden. Auch die deutschen Liberalen werden in dem bevorstehenden Kampfe auf eine werthvolle Bundesgenossenschaft zählen dürfen: unsere großen Exportindustriellen werden sich, hoffentlich mit noch größerer Energie und Einmüthigkeit als 1879, gegen eine neue Auflage einer alle Stabilität der Absatzverhältnisse zerstörenden Kampfzollpolitik wenden. Mit ihrer Intelligenz und ihrer Tüchtigkeit, mit ihrer volkswirthschaftlichen Bildung und ihrer gewerblichen Bedeutung werfen sie ein Gewicht in die Wagschale, welches vielleicht ebenfalls die Entscheidung bringen kann.

Nicht mit Unrecht zeiht man die Reichsregierung vielfach nachgiebiger Schwäche gegen agrarische Forderungen. Aber woher soll ihr denn die Kraft dauernden Widerstandes selbst gegen Maßregeln kommen, die sie sachlich mißbilligt, wenn sie in der deutschen Volksvertretung vergeblich nach einer Stütze für solchen Widerstand suchen muß? Ihre feste Haltung gegen den Antrag Kanitz und ihr zeitweiliges Schwanken in der Währungsfrage entsprechen genau der Haltung, welche in jedem dieser Fälle die Mehrheit des Reichstags eingenommen hat; eine aus seinem Schoße hervorgegangene parlamentarische Regierung hätte nicht korrekter konstitutionell handeln können. Von der Reichsregierung gilt eben in manchen wirthschaftspolitischen Fragen und wird sicher auch in der Handelsvertragsfrage gelten: unsere Schwäche ist ihre Schwäche.

Vom amerikanischen Wahlkampf ist treffend gesagt worden, ein Sieg Bryan's würde tief den Glauben erschüttert haben, daß ein Volk mit freien Institutionen seine politischen Geschicke einsichtig und gerecht selbst zu bestimmen vermöge. Gelingt es den deutschen Liberalen in dem nächsten Wahlkampfe nicht, den persönlichen Hader und die fraktionspolitische Herrschsucht, die an seiner Kraft zehren, durch einträchtige Zusammenarbeit auf gemeinsamem Boden zu überwinden, so wird die Hoffnung auf eine liberale Politik geistiger und materieller Entwicklung in unserem Vaterlande auf lange Zeit hinaus vernichtet sein.

M. Broemel.

Der englisch-nordamerikanische Schiedsgerichts-Vertrag.

Der zwischen England und den Vereinigten Staaten vor einigen Wochen abgeschlossene Vertrag über schiedsrichterliche Erledigung von Streitigkeiten dieser beiden Reiche ist in der Presse einer recht verschiedenen Würdigung begegnet. Während er von einer Seite als ein Ruhmesblatt in der Geschichte des XIX. Jahrhunderts bezeichnet ist, haben andere Stimmen ihm nur einen recht problematischen Werth zugeschrieben, und ein bekanntes deutsches Preßorgan hat die gesammte gegenwärtige Bewegung, welche durch internationale Schiedsgerichte die Kriege auszuschließen bestrebt ist, mit offenbarem Spott und Hohn als Erzeugniß eines haltlosen und utopischen Radikalismus behandelt.

Versuchen wir zunächst im Anschluß unmittelbar an den Wortlaut Tragweite und Bedeutung des Vertrags festzustellen. Der Vertrag bezieht sich nur auf Geldforderungen und Territorialstreitigkeiten. Die ersteren sollen in allen Fällen durch schiedsrichterliche Entscheidungen definitiv zwischen den beiden Regierungen erledigt werden,*) Territorialstreitigkeiten dagegen nur unter der Voraussetzung, daß die Entscheidung mit einer sehr starken Majorität von wenigstens fünf Stimmen gegen eine gefällt wurde, oder daß bei geringerer Majorität der unterliegende Theil gegen den Spruch nicht binnen drei Monaten protestirt. Wird in solchem Falle Protest erhoben, so dürfen die streitenden Theile zu feindlichen Maßnahmen nicht schreiten, bevor eine befreundete Macht (oder eine Mehrzahl) von einem oder von beiden Theilen um Vermittlung ersucht ist. Das Schiedsgericht, je nach der Bedeutung des Streitfalles, in einer geringeren oder größeren Mitgliederzahl entscheidend, wird zusammengesetzt aus einer gleichen Anzahl hervorragender Juristen der beiden Länder, welche in Streitigkeiten über Geldansprüche, wo das Schiedsgericht in erster, bezw. zweiter Instanz endgültig entscheidet, einen Obmann wählen.**)

Man wird dem Vertrage hiernach die Eigenschaften eines Abkommens nicht absprechen können, bei welchem Vorsicht und andererseits Bescheidenheit des zu erreichenden Zieles beobachtet sind. Es sind wie bemerkt keineswegs alle und jede Streitigkeiten, die zwischen den kontrahirenden Staaten entstehen könnten, im Voraus der schiedsrichterlichen Entscheidung unterworfen. Eine oberflächliche Lektüre des Art. 1 des Vertrags kann allerdings zu einer anderen Auffassung führen, und in der That ist diese auch in der Presse bereits vertreten worden. Aber wenn auch im Art. 1 die Worte vorkommen „all questions in difference ... which may fail to adjust themselves by diplomatic negotiations", so ist doch in den vorhergehenden Worten „The high contracting parties agree to submit to arbitration in accordance with the provisions and subject to the limitations of the Treaty" klar ausgesprochen, daß der Vertrag sich beschränkt auf diejenigen Streitigkeiten, von welchen in den nachfolgenden Artikeln speziell die Rede ist, und da für Geldforderungen einer- und Territorialstreitigkeiten andererseits die Zusammensetzung der Schiedsgerichte und die Bedeutung des Schiedsspruchs besonders und verschieden geregelt sind, Streitigkeiten anderer Art aber gar nicht erwähnt werden, es mithin an Schiedsgerichten für diese letzteren fehlt, so ist klar, daß der ganze Vertrag unmittelbar nur jene beschränkte Tragweite hat. Vorsichtig aber ist der Vertrag insofern abgefaßt, als er in Territorialstreitigkeiten nur bei einer sehr starken Majorität — fünf gegen eine Stimme — dem Schiedsspruche definitiv bindende Kraft beilegt; es müssen also mindestens zwei der drei von dem unterliegenden Staate selbst ernannten Schiedsrichter der Gegenpartei Recht gegeben haben, und in solchem Falle wird die öffentliche Meinung in dem unterliegenden Staate sich wohl der beruhigenden Zuversicht hingeben können, daß dem Vaterlande Unrecht nicht geschehen sei. Bloße Geldforderungen aber werden, abgesehen von dem Falle einer Kriegsentschädigung, welche durch einen Friedensvertrag geregelt wird, schwerlich eine solche Bedeutung erlangen können, daß nicht die betheiligten Staaten dem Spruche eines entsprechend zusammengesetzten Schiedsgerichts sich definitiv unterwerfen könnten, ohne ihrer Würde und dem Wohle des Vaterlandes irgend etwas zu vergeben, zumal wenn den Bestimmungen des vorliegenden Vertrags entsprechend, bei Geldstreitigkeiten von höherem Betrage — hier von über 100 000 £ Werth — eine Appellation an ein stärker besetztes Schiedsgericht ermöglicht ist. Wird man doch schwerlich in solchen Fällen die Leiden eines Krieges übernehmen wollen. Dieser Vorsicht und Beschränkung ungeachtet kommt dem Vertrage gleichwohl in seinen Konsequenzen praktisch eine große Tragweite zu.

Allerdings fallen außerhalb des Vertrags dem Wortlaute nach eine Menge Streitigkeiten, die unter unabhängigen Staaten vorkommen können, z. B. über Sühne für zugefügte Beleidigungen, Streitigkeiten über Zoll- und Handelsverträge, Streitigkeiten, die aus einem Handgemenge der Truppen oder Besatzungen von Kriegsschiffen auch ohne irgend welche Kriegserklärung entstehen können, und kann nicht möglicher Weise auch in den von dem Vertrage umfaßten Streitigkeiten der Gesichtspunkt der Wahrung der nationalen Ehre und Würde in Betracht kommen? Indeß, wenn die Regierungen nicht geradezu eine kriegerische Verwicklung herbeiführen wollen, so ist es heut zu Tage sehr leicht und im Allgemeinen üblich, bei wirklichen oder angeblichen Beleidigungen oder Rechtsverletzungen, die durch untergeordnete Beamte des einen Staats dem andern zugefügt sind, einen passenden Ausgleich zu finden; ja selbst Zusammenstöße von Truppen, die durch Zufall oder Ungeschick der kommandirenden Offiziere herbeigeführt werden, geben heut zu Tage einen Anlaß zum Kriege nicht mehr; in Streitigkeiten über Zoll- und Handelsverträge wird England mit seinem Freihandelssystem schwerlich gerathen, und außerdem ist bis jetzt noch kein Beispiel bekannt, daß man deßhalb zu den Waffen gegriffen hätte. Streitigkeiten aber, in denen die nationale Ehre in Betracht käme, besonders zu erwähnen — sei es, um sie von dem Vertrage auszunehmen, sei es, um auch sie der schiedsrichterlichen Entscheidung in irgend welcher Form zu unterwerfen — würde im höchsten Grade unpraktisch gewesen sein; denn mit der Behauptung, die nationale Ehre sei verletzt und deßhalb ein Krieg nothwendig, läßt sich der äußerste Mißbrauch treiben, während andererseits es dem Gefühle einer großen und starken Nation widerstreben wird, sich ausdrücklich einem Schiedsgericht über eine Streitigkeit zu unterwerfen, bei welcher die Ehre wirklich im Spiele wäre. Das reale Verhältniß ist vielmehr: es verschwinden die angeblichen Ehrenpunkte aus völkerrechtlichen Streitigkeiten unter Kulturvölkern von selbst, sobald man nur nicht geradezu und absichtlich auf den Krieg zusteuert, falls man ein Schiedsgericht zur Hand hat, von dem die zugleich als Ehrenpunkt möglicher Weise zu betrachtende anderweite Streitigkeit entschieden wird. In Wahrheit bleiben also als Streitigkeiten, die nicht durch den Schiedsvertrag berührt werden, übrig nur solche, die nicht sowohl Rechts- als Interessenstreitigkeiten sind, wie wenn z. B. etwa die Vereinigten Staaten in einem Streite Englands mit einem anderen Staate interveniren wollten, — also allerdings auch Streitigkeiten, die etwa aus der Anwendung der sogenannten Monroe-Doktrin hervorgehen könnten! — und Streitigkeiten über die Regelung der Verhältnisse eines sich neu bildenden oder sich auflösenden Staates. In solchen Fällen kann ein Staat nicht wohl einem vorher im Allgemeinen vereinbarten Schiedsgerichte sich unterwerfen, eben weil es sich nicht um Rechtsfragen

*) In Streitigkeiten über 100 000 £ Geldwerth kann, wenn die Entscheidung nicht mit Stimmeneinhelligkeit gefällt ist, an ein anderes Schiedsgericht von fünf Mitgliedern appellirt werden, während die erste Instanz bei allen Geldstreitigkeiten mit drei Mitgliedern besetzt werden soll.

**) Für Territorialstreitigkeiten besteht das Schiedsgericht aus sechs Mitgliedern, von denen drei von jeder Seite ernannt werden.

handelt, vielmehr um eine den Interessen der betheiligten Staaten und etwa dem allgemeinen Kulturinteresse entsprechende Regelung der Verhältnisse. Die Kriegsgefahr ist also für solche Fälle durch den Vertrag nicht beseitigt und ebenso nicht absolut, wie bemerkt, für Territorialstreitigkeiten.

Aber für Territorialstreitigkeiten ist die Vereinbarung, es **zunächst** mit einem Schiedsgericht zu versuchen, doch von größter Wichtigkeit. Die etwa erhitzten Gemüther haben Zeit sich zu beruhigen, und die sachliche Diskussion vor dem Schiedsgerichte trägt noch des Weiteren zur Beruhigung bei und führt leicht beide Staaten zu der Einsicht, daß das Streitobjekt den Krieg nicht werth sein möge. Dann wird auch der unterliegende Theil sich einen nur mit einfacher Mehrheit beschlossenen Spruch der Schiedsrichter gefallen lassen, oder aber man wird zu einer gütlichen Uebereinkunft gelangen. Bei Vermeidung von Kriegen heißt „Zeit gewonnen“ sehr oft „Alles gewonnen“. Von außerordentlicher praktischer Bedeutung ist dabei, daß der Vertrag sich nicht beschränkt auf die Bestimmung, daß die in dem Vertrage bezeichneten Streitigkeiten schiedsgerichtlich erledigt werden sollen, daß er vielmehr sogleich die Art und Weise, in welcher das Schiedsgericht gebildet werden soll, genau bestimmt; ein Vertrag, in welchem letzteres nicht geschehen ist, kann, sobald er praktisch werden soll, zu einer Präliminarstreitigkeit führen, die genau betrachtet nur durch eine besondere gütliche Uebereinkunft zu lösen ist. Es begegnet dann leicht dem von der einen Seite gemachten Vorschlage das Mißtrauen der Gegenpartei, und bei solcher Schwierigkeit scheint die endliche Erledigung des Streites in allzuweite Ferne gerückt. Die größte Schwierigkeit bei der Bildung eines Schiedsgerichts bietet immer die Bestimmung des Obmanns, **wenn** die von jeder Seite ernannten Schiedsrichter sich darüber nicht einigen. Der Vertrag überträgt diese wichtige Funktion dem höchsten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten und der richterlichen Abtheilung des Geheimen Raths von England (Judicial Committee of the Privy Council of Great Britain), in letzter Linie dem Könige von Schweden und Norwegen, einem Souverän, dessen Land thatsächlich eine neutrale Stellung einnimmt und bei Streitigkeiten zwischen England und den Vereinigten Staaten auch indirekt kaum ein eigenes Interesse haben möchte.

Die **moralische** Bedeutung und Wichtigkeit des Vertrages ist in dem vorstehend Dargelegten nicht erschöpft. Tritt er in Kraft, so bildet er für die beiden großen Nationen eine beständige Mahnung, auch für etwaige andere als die speziell genannten Fälle, wenn irgend möglich, sobald eine gütliche Verhandlung nicht zur Erledigung des Streites führt, es mit einem Schiedsgerichte zu versuchen, und in jedem Streitfalle diejenigen Punkte herauszufinden, die von dem Gesammtstreit abgesondert der rechtlichen Entscheidung des Schiedsgerichts nach Maßgabe des Vertrags unterworfen werden können. Dadurch kann ein Streitfall schon vereinfacht und auf ungefährlichere Grenzen zurückgeführt werden.*) Zugleich aber ist ein solcher Vertrag ein gleichsam internationales Erziehungsmittel, um Recht und Billigkeit beobachten zu lernen, und wenn der Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen auch zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika **verhältnißmäßig** leicht erscheint, weit leichter als der Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen selbst beschränkteren Inhalts z. B. unter Staaten des europäischen Kontinents, so ist er doch in seiner einfachen und praktischen Abfassung geeignet, als Beispiel und Vorbild zu dienen und ein Markstein zu werden in der Entwicklung des modernen Völkerrechts. Es wäre daher aufrichtig zu beklagen, wenn aus irgend welchen Nebengründen ihm die definitive Sanktion durch den Senat der Vereinigten Staaten versagt werden sollte.

L. v. Bar.

*) Vergl darüber insbesondere den trefflichen Aufsatz „International arbitration“ von Westlake im International Journal of Ethics. 1896. Oktoberheft S. 1 ff.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Seit vielen Jahren wird im Reichstage der Wunsch angeregt, für streitige Zollfragen ein Verfahren und eine Behörde einzusetzen, wie sie für streitige Steuerfragen in Preußen und andern Ländern in den Verwaltungsgerichten gegeben ist. Der Wunsch ist auch in diesem Jahr wiederholt worden, allein es hat sich gezeigt, daß er seiner Erfüllung ferner ist als je. Sachliche Einwendungen können füglich nicht erhoben werden. Wenn man zu einem Verwaltungsgericht das Vertrauen hat, daß es das Kommunalsteuergesetz auslegen kann, wenn man zu einem bürgerlichen Gericht das Vertrauen hat, daß es die Stempelgesetze auslegen kann, so wird man zu einem Zollgerichtshof auch das Vertrauen haben können, daß er den Tarif richtig auslegt. In Ermangelung von sachlichen Bedenken werden nun staatsrechtliche Bedenken erhoben; gibt man dem Zollgerichtshof diese Einrichtung, so kränkt man die Einzelstaaten in ihren Sonderrechten, und gibt man ihm eine andere Einrichtung, so setzt man das Ansehen des Bundesraths gegenüber den Einzelstaaten herab. Kurz, die rechte Mitte ist nicht zu finden. Die Verfassung des Deutschen Reichs mag ja ihre großen Mängel haben, aber so schlecht ist sie wahrlich nicht, daß es unmöglich sein sollte, unter ihrer Herrschaft einen Zollgerichtshof in verständiger Weise einzurichten.

Viel Zeit nahmen die Klagen über Schädigungen durch Viehseuchen und der Sehnsuchtsruf nach umfassenden Grenzsperren in Anspruch. Gegen eine Maßregel, die aus veterinärpolizeilichen Gründen wirklich gerechtfertigt ist, die sich auf nachweisbare Schädigungen stützt und nach vernünftigem Ermessen den Erfolg haben kann, solchen Schädigungen vorzubeugen, wird auch der überzeugteste Freihändler Nichts einwenden. Aber man sollte sich doch wohl hüten, die Veterinärpolizei selbst dadurch in einen schlechten Ruf zu bringen, daß man Maßregeln mit Seuchengefahr rechtfertigt, die in der That nur in schutzzöllnerischen Gelüsten ihre Erklärung finden. Seit Fürst Bismarck mit der Entdeckung hervorgetreten ist, daß die amerikanische Trichine noch viel blutdürstiger ist als die deutsche Trichine, hat dieses Beispiel, wie jedes Beispiel, das er gegeben hat, zahlreiche Nachahmer gefunden. Gegenüber diesen Künsten macht die Aufrichtigkeit derer, welche den Muth haben, auch ihre ausschweifendsten Wünsche ausschließlich mit schutzzöllnerischen Erwägungen zu belegen, einen fast wohlthuenden Eindruck.

Dem Reichstage liegt jetzt ein Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der Unfallversicherungsgesetze vor. Wir haben es nach und nach auf vier solcher Gesetze gebracht (für Fabriken, Landwirthschaft, Bauten und Seeschiffahrt) und jedes einzelne dieser vier Gesetze erhält ein neues Kleid. Die Vorlage ist daher sehr umfassend geworden. Ihr Inhalt steht aber zu dem Umfang nicht in rechtem Verhältnisse. Neue Grundsätze kommen darin nicht zur Geltung; es werden eine Anzahl von kleinen Schönheitsfehlern ausgetilgt und man darf sagen, in den meisten Fällen mit Glück ausgetilgt. Wenn über eine solche Vorlage sich eine Generaldebatte von mehrtägiger Dauer entspinnt, so bringt es die Natur der Sache mit sich, daß mehr über solche Dinge gesprochen wird, die nicht in dem Gesetze stehen, als über solche, die darin stehen.

Handwerker und Dienstboten unterliegen der Unfallversicherung noch nicht. Die Motive sagen, die Ansichten darüber, wie das geschehen könne, seien noch nicht geklärt. Das ist zweifellos richtig, aber als man das erste Unfallversicherungsgesetz schuf, waren die Ansichten auch noch nicht geklärt, und trotzdem hat man es erlassen. Wir wünschen um alles in der Welt nicht, daß der damals gemachte Fehler wiederholt werde, aber wir möchten, daß den Handwerkern und den Dienstboten die Wohlthat der Unfallversicherung zu Theil werde. Wenn sie darauf warten

sollen, bis die Ansichten der Regierung sich geklärt haben, können sie sehr lange warten. Geholfen kann ihnen werden, wenn die Privatthätigkeit der Unfallversicherung sich ihrer annähme, und dazu würde freilich gehören, daß man die Hindernisse aus dem Wege räumt, mit denen sie zu kämpfen hat. Man kann sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß bei solchen Versuchen Irrthümer und Fehler unvermeidlich sind, aber es ist besser, daß solche unvermeidlichen Fehler von Privaten als daß sie vom Staate begangen werden.

Die freisinnige Partei hat die Versicherungsgesetzgebung, die jetzt bei uns besteht, eifrig bekämpft, so lange es Zeit dazu war, weil sie vorausgesehen hat, daß sich damit wünschenswerthe Zustände nicht erreichen lassen. Sie hat dafür den stets bereiten Vorwurf auf sich nehmen müssen, daß sie „ödes Manchesterthum“ treibe. Heute ist diejenige Partei, welche damals diesen Schritt „echt nationaler Wirthschaftspolitik“, „praktischen Christenthums“ auf das lebhafteste befürwortete, am eifrigsten bemüht, wieder einzureißen, was sie damals aufgebaut hat. Herr Graf Kanitz empfiehlt, den ganzen verwickelten Bau der Versicherungsanstalten einzureißen, die Prämienzahler und Rentenempfänger in Staatsgläubiger zu verwandeln und die Kosten von den Steuerzahlern beizutreiben. Wenn die freisinnige Partei einmal einen Vorschlag macht, der den Beifall der Sozialdemokraten findet, so wird das als ein unfehlbarer Beweis dafür angesehen, daß sie zu den Feinden des Reiches gehört; die Agrarier dürfen sich den Luxus gestatten, gelegentlich die ausschweifendsten sozialdemokratischen Forderungen zu befürworten, ohne daß das ihrem Rufe schadet.

Das Abgeordnetenhaus hat sich mit der „Richtervorlage“ beschäftigt. Das Gesetz, welches im vorigen Jahre an dem „Assessorenparagraphen“ scheiterte, ist, nachdem die Regierung auf diesen Paragraphen verzichtet hat, wiedergekehrt, aber in einer veränderten Gestalt. Die Richter der ersten Instanz sollen ihr Gehalt nach wie vor nach dem Prinzip der Gehaltsklassen und nicht nach dem der Alterszulagen zugemessen erhalten. Aber außerdem werden die Richter in auffallender Weise schlecht gestellt gegenüber den Regierungsräthen und Regierungsassessoren. Es ist ein alter, zwar nicht im Gesetz ausgesprochener, aber durch die Tradition festgehaltener Grundsatz, daß die Verwaltung vor der Justiz einen Vorrang hat. Ein Regierungsassessor hat goldene Litzen am Kragen und ein goldenes Portepée; der Gerichtsassessor muß sich mit Silber begnügen. Darum sind die Regierungsassessoren auch häufig so vergnügt, wie sich in Kamerun und im Königsberger Börsengarten gezeigt hat. In Richterkreisen herrscht tiefgehende Unzufriedenheit mit der Behandlung, die sie bei Regelung der Gehälter erfahren, und was dem Ansehen des Richterstandes nicht frommt, wird auch kaum der Würde der Justiz frommen. Es ist nun zunächst an der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses, hier ein erlösendes Wort zu sprechen.

Die Berliner Abgeordneten haben den Antrag eingebracht, die „Visitation und Konsistorialordnung“, welche Kurfürst Johann Georg im Jahre 1573 für die Mark Brandenburg erlassen hat, aufzuheben, nachdem das Reichsgericht vor einigen Jahren die überraschende Entdeckung gemacht hat, daß dieses Gesetz, von dem nur wenige Eingeweihte wußten, daß es existire, noch zu Recht besteht. Auf Grund dieses Gesetzes kann die Stadt Berlin zu geradezu ungemessenen Leistungen für neue Kirchenbauten herangezogen werden. Mit dem Reichsgericht über einen von ihm ausgesprochenen Rechtsgrundsatz zu streiten, ist ein hoffnungsloses Unternehmen. Aber es sollte kein Zweifel darüber möglich sein, daß, wenn ein solches Gesetz in der That noch lebt, es schleunigst vom Leben zum Tode gebracht werden muß. Berlin hat nahe an 200 000 Katholiken, die für ihre Kirchenbauten selbst sorgen und diese noch zu Beiträgen für evangelische Kirchen heranzuziehen, ist ungerecht. Die Berliner Synode hat über ihre Glaubensgenossen ein sehr wirksames Besteuerungsrecht und kann sich dadurch die zu Kirchenbauten erforderlichen Mittel wirksam verschaffen. Die orthodoxe Partei hat einzelnen Personen einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß sie von Juden freiwillige Beiträge zu evangelischen Kirchenbauten entgegen genommen hat; solche Beiträge zwangsweise von Katholiken und Juden einzuziehen, scheint ihr unanstößig. Ueberraschender Weise hat sich der Kultusminister Herr Bosse auf denselben Standpunkt gestellt, und verlangt, daß Berlin die ihm obliegende Pflicht wenigstens ablöse.

Das Herrenhaus hat sich einen neuen Präsidenten gegeben in dem politisch bisher nie hervorgetretenen Fürsten von Wied, der das Amt wegen seiner schwachen Gesundheit nur mit großem Vorbehalt angetreten hat. Seit dem Bestand des Herrenhauses hat es immer nur Präsidenten gehabt, die dem hohen Adel der deutschen Nation, den Mediatisirten oder ihnen gleich gefürsteten Geschlechtern angehörten. Man hätte nicht glauben sollen, daß es so große Schwierigkeiten verursachen werde, in diesem Kreise Männer zu finden, die der hohen Ehrenstellung in jedem Betracht gewachsen sind.

Dem Lehrerbesoldungsgesetz scheinen diesmal freundlichere Sterne zu winken als im vorigen Jahre. Es ist anzunehmen, daß in der Kommission eine Verständigung zu Stande kommt und man thut gut, diese freundlichen Aussichten nicht durch Rückblicke auf die Fehler zu stören, die in der Sache begangen worden sind.

Eine Königsberger Mühle hat in Folge einer fehlerhaften Anordnung des Finanzministers an Zoll mehr vergütet erhalten, als sie ausgelegt hatte, hat also eine versteckte Prämie erhalten. Selbstverständlich ist das zu bedauern; die freisinnige Partei würde es gerügt haben, wenn es ihr bekannt gewesen wäre, und kann es dem danken, der es rügt, nachdem es ihm bekannt geworden ist. Diesen Dank hat sich der edle Graf Klinkowström verdient. Es hat ihm aber beliebt, der Interpellation, die er zu diesem Behuf eingereicht hat, eine Fassung zu geben, aus welcher der unbefangene Leser schließen mußte, daß nicht eine fehlerhafte Anordnung des Finanzministers, sondern unrechtliche Maßnahmen der Firma ihr zu ihrem ungerechtfertigten Vortheil verholfen hätten. Wenn man jeden als einen Gauner bezeichnen wollte, der sich durch die Fehler bereichert, welche die Regierung macht, kämen die Agrarier schlecht weg.

Proteus.

Die Vertretung der Landwirthschaft, der landwirthschaftlichen Nebengewerbe und der Müllerei in den Börsenvorständen.

Die Vertretung der Landwirthschaft, der landwirthschaftlichen Nebengewerbe und der Müllerei in den Börsenvorständen beruht auf § 4 des Börsengesetzes, welcher lautet:

> „Für jede Börse ist eine Börsenordnung zu erlassen.
>
> Die Genehmigung derselben erfolgt durch die Landesregierung. Dieselbe kann die Aufnahme bestimmter Vorschriften in die Börsenordnung anordnen, insbesondere die Vorschrift, daß in den Vorständen der Produktenbörsen die Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Nebengewerbe und die Müllerei eine entsprechende Vertretung finden.“

Es ergibt sich hieraus, daß eine solche Anordnung nicht erfolgen muß, sondern nur erfolgen kann.

In Preußen hat bekanntlich es zu den bedauerlichsten Folgen geführt, daß die Staatsregierung von dieser ihr im Börsengesetze gegebenen Ermächtigung Gebrauch gemacht hat und es ist demgegenüber ausgeführt, die preußische Regierung sei durch § 2 Abs. 4 des Gesetzes über die Landwirthschaftskammern vom 30. Juni 1894 (G.-S. S. 126) verpflichtet gewesen, die Aufnahme von Bestimmungen in

die Börsenordnungen anzuordnen, welche diese Vertretung vorschreiben.

Die betreffende Bestimmung lautet:

„Der Landwirthschaftskammer wird nach Maßgabe der für die Börsen und Märkte zu erlassenden Bestimmungen eine Mitwirkung bei der Verwaltung und den Preisnotirungen der Produktenbörsen, sowie bei den Märkten, insbesondere den Viehmärkten, übertragen."

Zunächst ist hervorzuheben, daß die Bestimmung des Börsengesetzes mit dieser Bestimmung des Gesetzes über die Landwirthschaftskammern sich in keiner Beziehung deckt:

Nach dem Börsengesetze können „die Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Gewerbe und die Müllerei," also bestimmte Berufszweige eine Vertretung in den Vorständen der Produktenbörsen finden, während das Landwirthschaftskammergesetz nicht eine Vertretung von Berufszweigen, sondern die Mitwirkung der Korporation (§ 20 des Landwirthschaftskammergesetzes) der Landwirthschaftskammern bei der Verwaltung der Produktenbörsen und den Preisnotirungen anordnet.

Die Begründung zum Börsengesetze ergibt, daß die hier in Frage stehende Bestimmung im § 4 desselben ohne jeden Hinblick auf das Preußische Landwirthschaftskammergesetz oder ein anderes Gesetz gefaßt ist, welches die Organisation der Landwirthschaft zum Gegenstande hätte. In der Kommission des Reichstages ist die Bestimmung ohne Debatte angenommen worden.

Die Berufung auf das Landwirthschaftskammergesetz ist demgemäß schon von vornherein verfehlt. Dieses kann selbstredend nicht Bestimmungen treffen, welche das Reich angehen, geschweige denn Anordnungen darüber treffen, welche Bestimmungen in einem Reichsgesetz Aufnahme finden sollen. Demgemäß ordnet es auch nur an, daß die Vertretung der Landwirthschaftskammern nach Maßgabe der für die Börsen zu erlassenden Bestimmungen stattfinden soll.

Diese Vertretung würde aber, wie hervorgehoben, nicht eine solche von Berufszweigen, sondern eine solche von Korporationen sein. Hieraus folgt, daß nach dem Landwirthschaftskammergesetz die Vertretung zwar nach Maßgabe der Bestimmungen, welche erlassen würden, stattfindet, aber nicht so, daß eine Auswahl durch außerhalb der Korporation stehende Gewalten geschieht, sondern so, daß die Korporation selbst sich vertreten läßt, d. h. daß sie die Vertreter bestimmen würde.

Hierfür aber, für die Vertretung der Korporation als solcher hat das Börsengesetz seinerseits keinen Raum. Dieses Gesetz gestattet nur Vertretung von Berufszweigen, welche also die Landesregierung frei wählt. Von der Mitwirkung der Landwirthschaftskammern oder anderer landwirthschaftlicher Korporationen bei der Verwaltung der Produktenbörse und der Preisfeststellung ist im Börsengesetze keine Rede. Die preußische Landesregierung ist daher gar nicht im Stande, der Vorschrift des Landwirthschaftskammergesetzes entsprechend, der Landwirthschaftskammer diese Mitwirkung zu übertragen.

Dieses Gesetz schreibt aber die Mitwirkung bei der Verwaltung der Produktenbörsen und deren Preisnotirungen überhaupt nicht zwingend vor, sondern nur „nach Maßgabe der für die Börse zu erlassenden Bestimmungen", d. h. diese Mitwirkung wird übertragen und es bleibt vorbehalten, diese Mitwirkung durch Bestimmungen über die Börsen näher zu ordnen.

Für die Mitwirkung dieser Korporationen hat nun das Börsengesetz aber nicht gesorgt, die Bestimmung ist deshalb praktisch unausgeführt geblieben, die Landwirthschaftskammern haben eben keine Vertretung erhalten und sie können sie auch in Zukunft ohne Aenderung des Börsengesetzes nicht erhalten.

Diese Vertretung läßt sich auch auf einem Umwege nicht erreichen, der anscheinend nahe liegt: daß nämlich die Landwirthschaftskammern Personen wählten, welche durch die Börsenordnungen in den Börsenvorstand berufen werden. Denn dann sind diese gewählten Personen nicht etwa Repräsentanten der Landwirthschaftskammern, wie sie es nach dem Landwirthschaftskammergesetze nur sein können, weil solche das Börsengesetz nicht kennt, sondern nur „Vertreter der Landwirthschaft oder landwirthschaftlicher Nebengewerbe", deren Zuziehung durch das Börsengesetz ermöglicht ist. Denn den „Landwirthschaftskammern" selbst ist die Mitwirkung bei der Verwaltung der Produktenbörsen und den Preisnotirungen im Landwirthschaftskammergesetze übertragen, nicht Landwirthen.

Es ergibt sich hier mit zweifelloser Sicherheit, daß eine Verpflichtung der Staatsregierung, in die Börsenvorstände Landwirthe zu entsenden, nicht existirt und insbesondere auch durch das Landwirthschaftskammergesetz nicht vorgeschrieben ist. Die thatsächlich stattgefundene Berufung von Landwirthen in die Börsenvorstände durch die Staatsregierung erfüllt aber andererseits gar nicht die Vorschriften des Landwirthschaftskammergesetzes, weil diese Wahl die in diesem Gesetze vorgeschriebene Mitwirkung der Landwirthschaftskammern bei der Verwaltung der Börsen und den Preisnotirungen nicht gibt.

Die Heranziehung des Landwirthschaftskammergesetzes zur Begründung des Verlangens, daß die preußische Staatsregierung von ihrer ihr im Börsengesetz gegebenen Befugniß Gebrauch macht, Vertreter der landwirthschaftlichen Berufszweige in den Börsenvorstand zwangsweise zu entsenden ist hiernach verfehlt.

Justizrath Dr. Alexander-Katz.

Der Tarifantrag der freisinnigen Vereinigung.

Die Mitglieder der freisinnigen Vereinigung im Reichstag haben einen Antrag eingebracht, den Reichskanzler zu ersuchen, dahin zu wirken,

1. daß unter thunlichster Ermäßigung der Tarifsätze eine Vereinfachung des Tarifsystems für den Personenverkehr stattfindet;

2. daß unter Aufhebung des Freigepäcks eine Ermäßigung und Vereinfachung des Gepäcktarifs eintritt.

Nach Art. 45 der Reichsverfassung steht dem Reiche die Kontrolle über das Tarifwesen zu. Wenn auch nur die elsaß-lothringischen Eisenbahnen sich unter Reichsverwaltung befinden, so bewegt sich der Antrag doch völlig im Rahmen der dem Reiche durch die Verfassung zugewiesenen Aufgaben und es ist freudig zu begrüßen, wenn hier der Versuch gemacht wird, die Reichsvertretung an die dem Reiche obliegenden Aufgaben zu erinnern. Auch sachlich ist der Antrag durchaus gerechtfertigt, denn das System der Personentarife auf den deutschen Eisenbahnen könnte man füglich als das der Systemlosigkeit bezeichnen. Abgesehen davon, daß auf einem Theil derselben 3, auf einem andern 4 Wagenklassen bestehen, sind die Tarifgrundlagen in den einzelnen Gebieten verschieden; die Einheitssätze der süddeutschen Bahnen sind niedriger, als die der norddeutschen; dafür gewähren letztere Freigepäck, erstere nicht. Die Retourbillets bei den süddeutschen Bahnen haben eine Gültigkeitsdauer von 10 Tagen, bei den preußischen Bahnen schwankt dieselbe je nach der Entfernung zwischen 3—15 Tagen; dabei gibt es auch Ausnahmen: so war z. B. jedes am 22. Dezember v. J. gelöste Retourbillet zur Rückfahrt bis zum 6. Januar gültig; bei dreitägigen Rückfahrkarten die an einem Sonnabend gelöst sind, wird dieser nicht mit berechnet. Retourbillets nach — nicht aber von — Berlin haben eine um einen Tag längere Gültigkeitsdauer als sonst der Entfernung entsprechen würde. Auf gewisse Entfernungen gibt es nach den meisten Badeorten und Sommerfrischen sogenannte Saisonbillets, d. h. Retourbillets mit 30- bezw. 45tägiger Dauer, ferner feste sowohl wie kombinirte Rundreisebillets von 45- und 60tägiger Dauer; Freigepäck wird in Norddeutschland wohl auf Retour- und

Saisonbillets, nicht aber auf Rundreisebillets gewährt. Es kommen ferner in gewissen Fahrtrichtungen Sonntagsrückfahrkarten zum einfachen Preise der Hinfahrt zur Ausgabe, ferner in einigen Revieren zu ermäßigten Sätzen Arbeiterrückfahrkarten, die nur Sonnabend und Montag zu gewissen Zügen gelten, ebenso Abonnementsarbeiterrückfahrkarten, welche täglich zur einmaligen Fahrt in jeder Richtung berechtigen; schließlich die besonderen Sätze der Fahrkarten im Vorortverkehr. In einigen süddeutschen Staaten gibt es außerdem noch Kilometerbillets; in den D-Zügen muß man in Preußen Platzkarten zu 1 oder 2 Mark lösen, auf den andern Bahnen nicht. Es ist gerade keine große Annehmlichkeit, wenn man beispielsweise von München mit dem Nachtzug nach Berlin fährt, hinter Leipzig plötzlich geweckt zu werden, um eine Platzkarte zu lösen.

Die Gepäcktarife der verschiedenen Bahnen sind schließlich auch nach ungleichen Einheitssätzen gebildet; sie sind übermäßig hoch und unübersichtlich.

Man wird nicht gerade finden können, daß das Reich in den 26 Jahren seines Bestehens den Art. 45 Abs. 2 „die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife zu erzielen" mit Erfolg verwirklicht habe; ein Anstoß, den ihm der Reichstag gibt, das Versäumte nachzuholen, würde demnach nur vortheilhaft sein können.

Daß eine Reform der Personentarife nur unter gleichzeitiger Ermäßigung derselben vor sich gehen kann ist selbstverständlich, wenn auch radikale Maßnahmen wie der Zonentarif für unsere Verhältnisse kaum passen und namentlich eine bessere Platzausnutzung nicht herbeiführen würden. Der Geschäftsverkehr von heute macht trotz Telephon und raschester Briefbeförderung den persönlichen Meinungsaustausch immer nothwendiger, und je mehr man denselben erleichtert, um so mehr wird der Verkehr wachsen und anfängliche aus einer Tarifermäßigung erwachsende Einnahmeausfälle rasch in Mehreinnahmen verwandeln.

Nichtsdestoweniger vermag mich der Antrag nicht voll zu befriedigen; er hat meines Erachtens einen wesentlichen Mangel, indem er sich nur mit den Personen- und Gepäcktarifen nicht auch mit den Gütertarifen befaßt. Ich weiß nicht, ob taktische Erwägungen hierbei maßgebend waren, ob man es vermeiden wollte, Interessengegensätze zum Vorschein zu bringen, jedenfalls ist es mir fraglich, ob eine Anregung einseitig die Personentarife zu ermäßigen, den gewünschten Erfolg haben wird, die Interessengegensätze nicht vielleicht in eben solcher Schärfe an die Oberfläche bringen wird.

Ich stehe nicht an — für so dringend ich die Reform der Personentarife halte — eine solche der Gütertarife für wirthschaftlich und sozial noch nothwendiger zu erklären. Gelegentlich der am 31. März und 1. April 1894 in Breslau stattgehabten Versammlung des Wahlvereins der Liberalen habe ich in einem Referat „die soziale und wirthschaftliche Bedeutung der Verbilligung des Transportwesens" eingehend dargelegt, wie durch hohe Tarife für die Roh- und Hilfsstoffe sowie für die Fabrikate diejenigen Gegenden, die hinsichtlich des Bezugs der ersteren, des Absatzes der letzteren auf große Entfernungen angewiesen sind — und das ist namentlich der Osten des Reiches — durch hohe Gütertarife und die in diesen liegende, prozentual mit der Entfernung wachsende, Transportsteuer in ihrer wirthschaftlichen Entwicklung gehemmt, ja vielfach geradezu zurückgedrängt werden; daß um die Beträge, um welche sich die Produktionskosten in der einen Gegend in Folge der Mehrfrachten höher stellen als in der anderen, sich der Lohn der Arbeiter in jener niedriger stellen muß, und daß das Gleiche bezüglich der Mehrfrachtkosten für das Fabrikat nach dem Absatzgebiet, auf dem beide Gegenden konkurriren, der Fall ist. Es ist deshalb ein billiger Rath, den Landwirthen und Industriellen des Ostens zu sagen: „Zahlt Euren Arbeitern höhere Löhne, dann werden sie nicht nach dem Westen ziehen." Die Produktionskosten werden eben durch die Höhe der Tarife bei großen Transportlängen so erhöht, daß dementsprechend an Arbeitslöhnen gespart werden muß.

Weiter habe ich bereits damals darauf hingewiesen, wie die in unseren Schutzzöllen und hohen Gütertarifen liegende Vertheuerungspolitik den Konsum der Bevölkerung an Industrieerzeugnissen einschränkt, daß jede Ermäßigung der Produktionskosten denselben heben und auch unsern Export fördern würde.

Steigerung des inländischen Verbrauchs und Vermehrung der Ausfuhr bedingen eine Erhöhung der Produktion und in natürlicher weiterer Folge eine Vermehrung der Nachfrage nach Arbeitskräften; die letztere zieht aber nach dem alten Gesetz von Angebot und Nachfrage unausbleiblich eine Erhöhung der Löhne nach sich.

In einem in den Nummern 8 und 9 dieses Jahrgangs der Nation erschienenen Aufsatz „Staatsbahnen und Förderung des Wirthschaftslebens" habe ich eingehend die Gründe der Stagnation in der Entwicklung unserer Gütertarife dargelegt und dieselben außer in der Natur des Staatsbahnsystems darin gefunden, daß die Entscheidung über Tarifänderungen einem Interessentenkollegium übertragen ist, in welchem die entgegenstehenden Interessen jeden Fortschritt unmöglich machen. Der Landeseisenbahnrath war inzwischen so freundlich, das Urtheil, welches ich über ihn gefällt, aufs Neue zu bestätigen, indem er sich nicht zu entschließen vermochte, die regierungsseitig vorgeschlagene Tarifermäßigung für Eisenerze zu acceptiren, sondern „weitere Erhebungen" beschloß, d. h. die Sache auf die lange Bank schob. Herr v. Stumm, der seine Erze auf kürzere Entfernungen bezieht als die niederrheinischen Eisenindustriellen, hat von der Tarifermäßigung natürlich geringere Vortheile als jene und sein Einfluß genügte, den Landeseisenbahnrath zu bestimmen, die Angelegenheit zu vertagen.

Drastischer konnte mein Ausspruch nicht illustrirt werden:

„Wer benachtheiligt ist, muß weiter benachtheiligt werden, wer ein Privilegium besitzt, muß es behalten, das ist der Weisheit letzter Schluß, wenn die wirthschaftliche Einsicht eines Interessentenkollegiums über die Bildung der Tarife zu entscheiden hat."

Es liegt nun nahe, daß die Aufgabe, welche zu lösen der Landeseisenbahnrath sich als unfähig erwiesen hat, vom Reiche übernommen wird, wo doch schließlich größere Gesichtspunkte maßgebend sind als in jener Interessentenversammlung; hier werden vor Allem die Gefahren gewürdigt werden können, welche die Stagnation unserer Gütertarife gegenüber der rationellen Entwicklung derselben in allen Nachbarstaaten für das deutsche Wirthschaftsleben haben muß. Wenn selbst Oesterreich, in welchem neben einem großen Staatsbahnnetz ein größeres Netz der verschiedensten Privatbahnen besteht, Schritt vor Schritt zu einem großen einheitlichen gesunden Tarifschema fortschreitet, warum sollte das in Deutschland nicht möglich sein. Mit dem neuen Jahr hat die größte österreichische Privatbahn, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, den Reformgütertarif der österreichischen Staatsbahn auch auf ihren Strecken eingeführt, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann derselbe dort allgemein durchgeführt sein wird. Rußland hat diese Reform bei sich bereits vollendet, ebenso Frankreich und Belgien.

Selbstverständlich bedeutet ein solch einheitliches Tarifschema nicht die Aufhebung aller Ausnahmetarife; man wird dieselben auch in Zukunft nicht überall entbehren können, aber durch ein in natürlichem Verhältniß zu den Selbstkosten stehendes Tarifsystem wird man den größeren Theil derselben entbehrlich machen und das Verständniß unserer Gütertarife, die jetzt den meisten Menschen, selbst den meisten Abgeordneten, ein Buch mit sieben Siegeln sind, in den weitesten Kreisen ermöglichen.

Der Reichstag ist nicht berufen, aus sich heraus Vorschläge für die Gestaltung der einzelnen Tarifklassen zu machen; das kann eine parlamentarische Versammlung nicht, sondern nur eine fachmännische Behörde, in diesem Falle das Reichseisenbahnamt. Er kann aber nicht nur, nein er *sollte* an dieses die Aufforderung richten:

Unter Prüfung der in den Nachbarländern bestehenden Gütertarife dem Reichstage Vorschläge für eine Reform der deutschen Gütertarife dahin zu machen, daß die letzteren

in einem natürlichen Verhältniß zu den Selbstkosten der Bahnen stehen und der allgemeinen Förderung des deutschen Wirthschaftslebens dienen.

Um einen derartigen Zusatz müßte meines Erachtens der Tarifantrag der Freisinnigen Vereinigung erweitert werden.

Georg Galhein.

Wirthschaftliche und politische Aussichten in den Vereinigten Staaten.

Der geschäftliche Aufschwung, der in Folge der Wahl McKinley's erwartet wurde, ist ausgeblieben. Allerdings ist das Vertrauen in die Ehrlichkeit der amerikanischen Nation durch die große Mehrheit, welche bei den letzten Wahlen gegen die Schuldenrepudiation votirt hat, befestigt. Geld, das von sanguinischen Anhängern Bryan's ebenso wie von furchtsamen Parteigenossen McKinley's aus dem Verkehr gezogen war, ist in die Verkehrswege zurückgekehrt; die Depositen sind sogar so stark angewachsen, daß der Zinssatz heute so niedrig ist wie er nur je war, zum ersten Male in der Geschichte unserer Finanzwirthschaft sogar niedriger als in London. Käufer für unsere Werthpapiere treten zwar noch nicht viel hervor, aber die Zahl der Verkäufer hat sich vermindert, und eine Preissteigerung in diesen Werthpapieren ist die Folge gewesen. Für sichere Hypotheken auf produktiven Grundbesitz und für gutes Handelspapier besteht eine entschiedene Nachfrage. Der Export endlich übersteigt den Import ganz beträchtlich.*)

Nichtsdestoweniger ist der Handel schlaff. Die Eisenbahnen fahren fort, mangelhafte Einnahmen zu zeigen. Der Preis von Eisen, der beste Geschäftsbarometer, ist gedrückt; Fabriken, welche unmittelbar nach McKinley's Siege die Arbeit wieder aufnahmen, haben sich gezwungen gesehen, dieselbe wieder einzuschränken: kurzum, der Aufschwung, der am 4. November unverkennbar war, ist einer Depression gewichen, die besonders auf der Frage beruht: wird die republikanische Partei fähig und willens sein, das gegenwärtige Münzsystem zu reformiren?

Die erste Voraussetzung einer solchen Reform wäre die Zurückziehung der Greenbacks; aber trotz alles Unheils, das dieses Papier bereits über uns gebracht hat, bleibt es populär. Würden diese Greenbacks in gering verzinsliche Bonds verwandelt, die als Bankreserve verwendbar wären, so würde die Einziehung der Greenbacks auf dem Geldmarkte nur eine geringfügige Störung hervorrufen. Das System der Nationalbanken ließe sich mit geringen gesetzlichen Aenderungen den geschäftlichen Anforderungen leicht anpassen, wenn man sich dazu entschlösse, die Abgaben zu ermäßigen und das Privileg der Banknotenausgabe zu erweitern. Die wirksame Ueberwachung der Nationalbanken durch den comptroller of the currency würde solche Maßnahmen ganz ungefährlich machen.

Eine Majorität der republikanischen Abgeordneten begünstigt auch derartige Maßnahmen, aber eine Minorität ist im Stande, zusammen mit den südlichen Demokraten, das Durchgehen solcher Maßregeln zu verhindern. Diese Gegnerschaft zieht die Wiedererrichtung von Staatsbanken vor, obgleich deren Noten niemals das allgemeine Vertrauen erlangen würden, dessen sich die Noten der Nationalbanken heute erfreuen, so lange die finanzielle Verwaltung und der Kredit der verschiedenen Staaten so verschieden sind, wie das gegenwärtig der Fall ist. Eine Anzahl Abgeordneter endlich theilt die Abneigung ihrer Wähler gegen alle Finanzinstitute und betrachtet dieselben nur als Instrumente der Reichen zur Unterdrückung der Armen.

Es ist dessenungeachtet wahrscheinlich, daß alle diese Fragen in der Finanzkommission des Repräsentantenhauses eifrig diskutirt werden; daneben werden vielleicht auch Schritte gethan, um zu sehen, ob eine internationale bimetallistische Uebereinkunft möglich ist. Sollte Senator Wolcott von seiner halboffiziellen Mission nach Europa mit einem günstigen Berichte zurückkehren, so wird man dieser internationalen Seifenblase wohl wieder eine Zeit lang nachlaufen. Der einzige Erfolg solcher utopischen Bestrebungen würde der sein, daß erneute Zweifel an der Stabilität unserer Währung und damit ein allgemeines Unbehagen hervorgerufen würden. Von einem praktischen Resultate kann ja im Ernste keine Rede sein, und deshalb schon würde nicht einmal der nächste Zweck der Versöhnung der Silberrepublikaner erreicht werden. Die am 12. und 13. Januar in Indianapolis abgehaltene Konvention von Delegirten der Geschäftswelt könnte vielleicht einen wohlthätigen Einfluß ausüben, wenn der Kongreß nicht so eifersüchtig auf seine Prärogative wäre. Eben dieser Eifersucht wegen ist er wenig geneigt, auf Rathschläge selbst der besten Sachverständigen zu hören. Aus allen diesen Gründen besteht die Gefahr, daß wir ohne ein den Bedürfnissen angemessenes Banksystem und ohne eine klare Finanzpolitik weiter treiben, bis eine noch erstere Krisis als die, welche wir bereits erlebt haben, die Grundlagen unseres nationalen Kredits erschüttern und die öffentliche Meinung zum erneuten Einschreiten veranlassen wird.

Eine weitere wesentliche Ursache für das fortdauernde geschäftliche Unbehagen ist die Unsicherheit, was mit dem Zolltarif geschehen wird. Die Hast, mit der der Kongreß die Ansprüche der Schutzzöllner ad referendum genommen hat, zeigt den Entschluß, mit dieser Frage noch in der gegenwärtigen Session oder in einer unmittelbar nach der Inauguration McKinley's zusammenzuberufenden Extrasession sich auseinanderzusetzen. Der Vorwand, daß eine Tarifänderung nothwendig sei, um das Defizit im Nationalschatze zu beseitigen, könnte leicht aus der Welt geschafft werden durch die Einführung von Stempelgebühren, durch die Erhöhung von Bierabgaben und ähnliche einfache Maßnahmen. Aber damit würde thatsächlich eine Fortdauer der Wilson-Bill konzedirt, welcher die republikanische Partei eine Hauptschuld an der gegenwärtigen geschäftlichen Depression beimißt. Auch wenn man zugibt, daß die Wilson-Bill in manchen Beziehungen verfehlt ist, so würde das Land doch weit weniger leiden, wenn man den Wilsontarif unangetastet ließe, als wenn man durch eine radikale Aenderung des Zolltarifs wieder alles auf den Kopf stellte. Aber selbst die einschneidendsten Aenderungen würde man schließlich noch ertragen können, wenn man nur im voraus wissen könnte, welcher Art sie sein werden. Sogar durch die unsinnigste Gesetzgebung wird der Handel nie so stark geschädigt, als durch die Furcht vor einer solchen Gesetzgebung.

Die verschiedenen Klassen der Schutzzöllner aber liegen sich selbst wieder in den Haaren, und schon aus diesem Grunde dauert die Unsicherheit fort. Verschiedene Produzenten von Rohmaterial und Halbfabrikaten verlangen nach Zollsätzen, im Verhältniß zu denen die Ganzfabrikate nicht geschützt werden könnten, ohne deren Import völlig auszuschließen. Das würden die schutzzöllnerischen Industriell[illegible] zwar nicht ungern sehen, wenn nur nicht durch die kün[illegible]liche Preissteigerung des von ihnen zur Verwendung [illegible] brachten Materials die Gefahr eines starken Rückganges [illegible] inländischen Konsumtion erwüchse.

Keine dieser schwierigen Fragen, deren Lösu[illegible] committee on Ways and Means in die Hand ge[illegible] hat, verursacht mehr Kopfzerbrechen, als die Frage [illegible] Neuregelung der Zollsätze für Wolle und W[illegible] Wolle ist zur Zeit zollfrei. Richter Lawrence's Retour[illegible]

*) In den 12 Monaten, die mit dem Dezember endeten, erreichte der Export eine Höhe von 1 005 878 417 Dollars, was einen Zuwachs über die Ausfuhr des vorhergehenden Jahres in der Höhe von 181 000 000 Dollars darstellt. — Der Import in jenen 12 Monaten bezifferte sich auf 680 556 233 Dollars, was im Vergleich zu dem Import des vorhergegangenen Jahres einen Abfall von mehr als 121 000 000 Dollars darstellt. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr beträgt rund 325 000 000 Dollars, also mehr als 1 300 000 000 Mk.

der Hauptvertreter der Schafzüchter, verlangt 12 Cents per Pfund für Schurwolle, 24 Cents für gekämmte Wolle. Ein solch kolossaler Schutz wird aus dem Grunde beansprucht, weil die Preise der Wolle seit der Abschaffung der Zölle beständig gefallen seien. Richtig ist, daß dieselben heute niedriger sind als sie es je früher waren; aber dieser Preisfall wäre auch ohnedies eingetreten. Auch in einem Produktionslande wie Australien, wo nie ein Zoll auf Wolle bestanden hat, ist derselbe Preisrückgang bemerkbar. Schwere Zeiten haben den Verbrauch von Wollwaaren verringert, bis auch der Preis des Rohmaterials auf allen Märkten der Welt gesunken ist. Mit künstlichen Mitteln, wie sie Mr. Lawrence vorschlägt, läßt sich eine solche Entwicklung nicht aufhalten. Unsere Farmer, welche Schafe aufziehen, leiden nicht mehr als ihre Nachbarn, die Schweine züchten und die bisher wenigstens keinen Schutzzoll für Borsten verlangen. Die Wollindustrie, welche so alt ist wie die Wirthschaftsgeschichte der Erde, hat es bekanntlich zur größten Entwicklung in England gebracht, wo im Jahre 1337 ein Ausfuhrzoll auf rohe Wolle gelegt wurde, um die inländische Industrie zu begünstigen. Der erste beträchtliche Einfuhrzoll wurde in England im Jahre 1819 eingeführt, derselbe wurde 1825 reduzirt und 1844 ganz abgeschafft. Gegenwärtig ist Rohwolle zollfrei bei allen civilisirten Völkern mit Ausnahme von Spanien und Rußland. In dem westlichen Territorium der Vereinigten Staaten existirt eine Fülle von Weideland für Schafe, und bei dem Umstande, daß die Aufzucht von Schafen wenig Menschenarbeit und Geschicklichkeit erfordert, sollte die Wollproduktion bei uns eigentlich so billig sein, wie nur in irgend einem anderen Lande der Welt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Wollindustriellen die vorgeschlagenen Zollsätze bekämpfen, sie würden schlimmstenfalls mäßigen Zollsätzen auf ihr Rohmaterial zustimmen, wenn entsprechende Sätze für die von ihnen hergestellten Wollfabrikate erhoben werden. Aber der geforderte Schutz für rohe Wolle ist so kolossal hoch, daß an einen entsprechenden Schutzzoll für Wollfabrikate nicht zu denken ist, ohne daß der Konsum dieser Fabrikate stark zurückgehen würde. Unter diesen Umständen fahren die Wollfabrikanten viel besser, wenn es bei der gegenwärtigen Zollfreiheit für rohe Wolle sein Bewenden hat.

Was die anderen Zweige der Textilindustrie anlangt, so beklagen sich nur sehr wenige Industrielle dieser Branchen über den Wilson-Tarif. Die Ausfuhr von Wolle ist im Wachsen, die Seidenindustrie entwickelt sich und würde sogar bei verminderten Schutzzöllen ihre Rechnung finden. Unter den Produzenten von Eisen und Stahl und anderen Metallindustriellen wird auch nicht arg über den gegenwärtigen Tarif geklagt. Ein Theil der von diesen Industrien exportirten Waaren mag allerdings zu abnorm niedrigen Preisen heute auf den Weltmarkt geworfen werden, um den heimischen Markt zu entlasten, aber viele unserer Eisenindustriellen werden bald regelrecht mit England und Deutschland bei der Versorgung der Eisenbahnen der Welt mit Material rivalisiren können. Die bezüglichen Werke sind umfangreich genug, um neben dem inländischen Konsum auch die Nachfrage des Auslandes befriedigen zu können. Billiges Rohmaterial, die Verwendung der neuesten maschinellen Erfindungen und höchst geschickte Arbeit befähigen sie, ihre gefährlichen Rivalen in den alten Industrieländern noch zu unterbieten.

Mit Rücksicht auf diese Exportaussichten, die auch für andere große Industrien in Frage kommen, sind Schutzzölle auf Erze und anderes Rohmaterial nur auf Kosten der wichtigsten nationalen Interessen durchführbar. Manche Schutzzöllner suchen den Glauben zu erwecken, als ob hohe Zölle die Einnahmen der Union erhöhen würden, obgleich … erhöhten Zollsätzen naturgemäß eine Verminderung der …fuhr eintreten wird. Die höheren Zollsätze auf die ver…erten Importmengen würden voraussichtlich das Defizit … decken. Der Feldzug für höhere Schutzzölle wird viel… unter dem Motto McKinley's geführt: „a cheap coat … a cheap man" — „ein billiger Rock deckt einen … Mann". Ich kenne einen Laden in Newyork, wo ich einen warmen Ueberrock aus gutem Material für 4,85 Dollar kaufen kann; nirgendwo in der Welt kann man ein billigeres Kleidungsstück von derselben Güte kaufen. Ein Mann, der ein solches Kleidungsstück trägt, ist gewiß nicht schlechter als ein anderer. Die Staatsmänner, die von uns erwählt sind, sollten endlich einmal aufhören, die falsche Lehre zu predigen, daß Sparsamkeit verächtlich und Verschwendung nobel sei.

Die Majorität in der republikanischen Partei begünstigt höhere Schutzzölle als eine Parteimaßregel, ohne zu bedenken, daß die Schraube künstlicher Preissteigerungen schließlich einmal ein Ende haben muß. Wenn unter allen Produzenten und Industriellen heute abgestimmt würde, und es würden deren Stimmen gezählt nach der Zahl der von ihnen Beschäftigten, so würde vermuthlich schon heute eine Majorität vorhanden sein, die jeder erneuten Aenderung des gegenwärtigen Zolltarifes entgegen wäre bis man mehr Zeit gehabt hat, den Wilson-Tarif auf seine Wirkungen zu erproben. Man hat ja kaum angefangen, sich in denselben einzuleben.

Die schweren Zeiten, welche allenthalben in unserem Lande gegenwärtig beklagt werden, sind zur Hauptsache die Folge einer Ueberproduktion, welche durch Arbeit ersparende Maschinen hervorgerufen ist. Ein solches Mißverhältniß kann nur durch die Steigerung der Konsumtion wett gemacht werden; die Gesetzgebung kann in solchen Fällen nicht viel thun. Aber die gegenwärtig herrschende Partei könnte das geschäftliche Unbehagen wesentlich erleichtern, wenn sie durch ein paar resolute Maßregeln, mittelst deren auch das Defizit im Staatsschatz beseitigt werden könnte, der Ungewißheit ein Ende machen wollte. Den Gefahren, die noch immer aus der Silberbewegung erwachsen können, ließe sich durch einen Beschluß, wonach Kapital und Zinsen unserer Unionsschulden in Gold zahlbar seien, begegnen. Die allgemeine Meinung, daß die Silberleute im Vereinigten Staaten-Senate stark genug seien, um irgend einen Hochschutzzolltarif zu Fall zu bringen, der nicht zugleich auch Silber beschützt, ist vermuthlich richtig, aber Silberstaaten, wie z. B. Colorado, produziren auch Wolle, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Senatoren solcher rotten boroughs-Staaten vielleicht befriedigt werden könnten, wenn nur die Wollzölle hoch genug bemessen werden. Nur wenn die herrschende Partei im Kongresse sich von allen Extravaganzen fernhält und sich mit einfachen Maßnahmen begnügt, wird sie darauf rechnen können, an der Macht zu bleiben.

Newyork. Louis Windmüller.

Zum Schuberttage.

Das Fest der hundertjährigen Jugend feiert die musikalische Welt, wenn sie am 31. Januar des deutschen Tondichters huldigend gedenkt, den im Jahre 1797 an eben dem Tage ein glückliches Geschick seinem Volke beschied. Denn Jugend, unerschöpfliche Fülle des Künftigen, ahnungsvolle Stimmung des Werdens, frische, freudige Kraft des Grünens und Blühens, Jugend ist allein das Wort, um Art, Schönheit und Reichthum all dessen zu bezeichnen, was uns der Genius **Franz Schubert's** geschaffen und geschenkt hat. Kunst der Jugend, Offenbarung eines liebeerfüllten Herzens war Schubert's Lebenswerk, als es vor acht Jahrzehnten gelebt und gewirkt wurde, und heute noch berührt uns der Odem, der es erfüllt, wie Frühlingswehn und Hauch des erwachenden Lebens. Der Jugend vor allem gebührt es daher, den seltenen Tag mit Sang und Spiel zu feiern, und wenn in den schallenden Reigen der Begeisterung, der heute Deutschland durchbraust, auch der sinnende Betrachter sein Sprüchlein spricht, so geschieht es, um mahnend daran zu erinnern, daß vor der leuchtenden Schönheit dieses Künstlerthums das schmerzbewegte, kurze Leben, das es geboren, nicht vergessen werde.

Franz Schubert gilt heute den „Alten“ wie den „Jungen“ als ein Klassiker, als ein Tonkünstler vorbildlicher Bedeutung. Dem war nicht immer so. Noch in den vierziger Jahren erklärten die Leipziger Musikpäpstlein sein D-moll-Quartett für schlechte Musik und zu seinen Lebzeiten hatte der arme Schubert fast mehr von den Vorurtheilen seiner Zunftgenossen als von der gleichgültigen Haltung der Wiener Musikliebhaber zu leiden. Ging diesen sein Flug zu hoch und galt ihnen, sich mit den „Grenzen der Menschheit“ und ähnlichen Dingen zu befassen, als eine Zumuthung, so erschien den Musikern und Musikanten sein Schaffen als ein „Künsteln“, sein Streben als überspannt und umstürzlerisch. Ebenso belehrend wie erheiternd ist es zu lesen, daß noch im Jahre 1824 die allgemeine musikalische Zeitung von den durch unsere Schulästhetik zum Canon der Liederform gestempelten Schubert'schen Gesängen behauptete, sie seien „keine eigentlichen Lieder“, sondern so freie Gesänge, „daß man sie allenfalls Capricen oder Phantasien nennen könne“. Warin nun aber die Beckmesser jener Zeit den freien Junker Stolzing absonderlich tadelnswerth fanden, das zeigt der Vorwurf, daß er der „Modulationsmanie“ verfallen sei, und daß, während ihm die Anlage im Ganzen und der Idee nach meist glücke, die Ausführung „durch wenig oder gar nicht motivirtes, excentrisches, oft recht wildes Wesen und Treiben den Mangel innerer Einheit, Ordnung und Regelmäßigkeit zu ersetzen suche“. Hört man schließlich gar die Klage, daß die Gesangsstimme meist „deklamatorisch“ behandelt, zuweilen „wenig sangbar“ und nicht selten unnöthigerweise schwierig sei, so kann man nicht mehr zweifeln, daß der unserer Zeit als „Schönheitsheiliger“ gepriesene Schubert vordem als Märtyrer der Kunst des wahrhaftigen Ausdrucks gelitten hat.

Auch die Muse Franz Schubert's ist erst im Dienste des Dionysos zu der apollinischen Schönheit gereift, die ästhetische Schulweisheit an ihr verehrt. Ludwig van Beethoven's Meisterwerke sind das wonne- und schmerzenreiche Mysterium, in dem die Lebensfülle des Schubert'schen Tongeistes zu künstlerischer Schönheit und Vollendung sich läuterte. Nicht nur, daß er mit Fleiß und Treue ein Jünger Beethoven's wurde und nachbildend alles von ihm lernte, was zu erlernen ist, förderte ihn, sondern, daß er sein Leben lang nicht müde wurde, mit dem Geiste dieses Gewaltigsten um die Weihe seines Segens zu ringen, heiligte ihn zu höchstem Künstlerthum. Der Mensch Beethoven, dem der junge Tondichter in stummer Ehrfurcht kaum zu nahen wagte, hat unbewußt auf dem Todtenbette noch dies Sehnen erfüllt mit dem Geständniß: „Wahrlich, in dem Schubert wohnt der göttliche Funke“. Das Bemühen, es Beethoven im künstlerischen Wettkampf gleich zu thun und das Bangen, des großen Vorbildes unwerth zu erscheinen, breiten über Schubert's Leben jenen Schleier stiller Wehmuth, aus dem seine Jugendkraft und Lebensfrische doppelt wundersam hervorleuchtet.

Nicht weniger bedeutsam und weitreichend als der Einfluß Beethoven's war die Wirkung, welche die Dichtkunst seiner Zeit, vor allem Goethe's reine, hohe Lyrik auf Leben und Schaffen des melodienreichsten aller neueren Tonkünstler ausübte. Schubert war, was man mit einem musikalischen Kunstausdruck eine „wohltemperirte“ Natur nennen könnte. Die Fülle des inneren Besitzes gab ihm nach außen Haltung, ein glückliches Gleichgewicht der Kräfte und Triebe sicherte ihn ebenso vor den Vernichtungsstürmen der Leidenschaft wie vor dem Geisttödtenden Behagen der Alltäglichkeit. Durch Geburt und Lebensschicksale in die kleine Welt des altwienerischen Bürgerthums gestellt, vermochte er aber doch mit der Ursprünglichkeit, Frische und Kraft eines glücklichen Naturells Anregungen und Einflüsse höherer geistiger Kultur leicht in sich aufzunehmen und derart sich anzueignen, daß er befähigt wurde, den Makrokosmus unserer großen deutschen Dichtung innerlich zu erleben, anzuschauen und in Ton und Weise schöpferisch nachzubilden. Sichtlich verändert sich nach der engen und dauernden Berührung mit Goethe's Dichtung — Schubert hat nicht weniger als 80 seiner Gedichte in Musik gesetzt — die Physiognomie des Schubert'schen Schaffens, das aus der Sphäre des sinnig-sinnlichen Tonspiels sich mehr und mehr zu den Zielen einer Herz und Welt offenbarenden Kunst erhebt. Wie mit Zauberkraft sehen wir das echte Dichterwort die reichsten Schätze seiner schaffenden Seele erschließen und den Musikus, der von Natur zu einem wienerischen Béranger der Tonkunst bestimmt schien, zum Ausdeuter Goethe's und zum tonkünstlerischen Vollender unserer dichterischen Romantik werden.

Neben diesen inneren Erlebnissen sind die Ereignisse seiner kurzen Erdenlaufbahn für die Erkenntniß von Schubert's Wesen und Bedeutung nicht von großem Belang. Die Dürftigkeit seiner äußeren Lage, die Qual seines Schulmeisteramtes und der Frohndienst seiner Musiklehrerwürde vermochten ebenso wenig seine Schöpferkraft und Schaffenslust zu lähmen wie die Ergötzlichkeiten seines zwanglosen Junggesellenlebens ihn aus der Bahn zu höchsten Zielen abzudrängen im Stande waren. Allen Gefahren und Hindernissen zum Trotz schuf er in der kurzen Zeit eines Lebens von nur 31 Jahren eine solche Fülle der verschiedenartigsten Werke, daß bei der erst vor kurzem veranstalteten Sammlung seiner Arbeiten vierzig stattliche Foliobände erforderlich waren, das künstlerische Ergebniß seines Daseins zu bergen.

Schubert steht im Wendepunkt zweier musikalischer Epochen, der Klassik und der Romantik. Seine künstlerische Erscheinung ist daher nur unter dem Begriff beider Kunstrichtungen voll zu fassen. Man könnte ihn den romantischen Klassiker, aber ebenso gut den Klassiker der Romantik nennen, denn er ist der Letzte, der die Musikformen der scheidenden Epoche, wenn auch aus einem neuen Gedankengehalt so doch naiv und unbewußt nachschafft und zugleich der Erste, neben dem „letzten Beethoven“, in dem die Fülle des neuen musikalischen Lebens zur Erweiterung und Neuschöpfung der Ausdrucksformen drängt. Seine Melodie zeigt die einfachen und sichern Umrisse klassischer Musik, seine Harmonik aber verräth in ihrer großen Beweglichkeit ihren kühnen, unerwarteten Fortschreitungen, ihren reichern Schattirungen und Abtönungen den Romantiker mit dem Bestreben, das Geschaute, Gedachte, Empfundene nicht in typischer Allgemeinheit wieder zu geben, sondern als persönlich Erlebtes, mit allen Kennzeichen und begleitenden Umständen eines individuellen Erlebnisses wie Stimmung, Nebenempfindung, Vor- und Nachgefühlen. War er auf dem Gebiete der Symphonie und der Kammermusik der unmittelbare aber selbstschöpferische Nachfolger Beethoven's, so schuf er andrerseits durch seine Impromptus und andere kleine Klavierstücke die neue Gattung des musikalischen Stimmungsbildes, des Tongedichtes ohne Worte. Den tiefsten Grund hatte sein Schöpferglück in der Entwicklung der kleineren Formen, sein Mißerfolg auf der Bühne in der Eigenart seiner Begabung. Schubert war durch und durch Lyriker und sein Schaffen bestimmte daher vor allem der Drang nach dem überzeugendsten Ausdruck der Empfindung, nach der vollen Entfaltung des einen ihn eben beherrschenden Gefühls, nach dem Ausklingen der dadurch erregten Stimmung. Dabei kam es ihm zu Statten, daß er über die reichsten Kunstmittel wie über einen von Natur verliehenen Besitz verfügte, denn er sang die im Laufe langen geistigen Wachsens gewordene Tonsprache Beethovens als empfangene Muttersprache und die Volksweise, der er mit Behagen lauschte, wandelte sich auf seiner Lippe unversehens zum Kunstgebilde. Seine Eigenart, gestärkt und durchgebildet durch die vorwiegende Beschäftigung mit dem Liede, äußert sich in allen Werken Schubert's, zur reinsten, vollendetsten künstlerischen Erscheinung aber gelangt sie in seinen Liedern. Ueber sechshundert Gesänge hat Schubert geschrieben und darin den Empfindungsgehalt der deutschen Lyrik von Klopstock bis Heine musikalisch gestaltet. Als die kostbarsten Perlen dieses überreichen Schatzes sind diejenigen Lieder zu betrachten, in denen der Reiz der musikalischen Ausgestaltung wie naturgemäß aus der Schönheitsfülle des Gedichtes zu quellen scheint, wie dies bei den Vertonungen Goethe's, Uhland's, Wilhelm Müller's, Rückert's

und Heine's der Fall ist, doch wirft der Genius Schubert's in seinem göttlichen Strahlenglanze wie die liebe Sonne auch über dürftige Gebilde und die Erzeugnisse verkrüppelter Genialität seinen verklärenden Schimmer. Mit Recht hat man auf unsern Tondichter die Worte Müller's über Goethe angewandt: „Das deutsche Volkslied fand in ihm seine höchste und feinste Veredelung; durch ihn, den echten deutschen Natursänger, trat das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunst, wieder in das Leben ein." Schubert's Gesänge, seines Schaffens Krone, sind die glänzende Erfüllung alles dessen, was die musikalische Lyrik des 18. Jahrhunderts anstrebte und zugleich eine wunderbare Vorahnung aller künftigen Entwicklungen des deutschen Liedes; die erlesensten darunter gehören zum Höchsten und Schönsten, was deutscher Art und Kunst entsprossen und scheinen bestimmt in aberhundert Jahren wiederum an den Geburtstag ihres Schöpfers zu gemahnen.

Heinrich Welti.

Konrad Telmann.

Auf dem Campo Verano vor der Porta di San Lorenzo ist gestern verbrannt worden, was an Konrad Telmann sterblich war. Nur eine kleine Trauergemeinde versammelte sich mit der gebeugten Wittwe am einfachen Holzsarge, der vor dem Crematorium auf der Erde stand. Aber unter dem reinen, blauen Himmel, den der Todte so geliebt, und unter trauernden Cypressen, denen er so viele wehmüthige Verse geschrieben hat, predigte kein Geistlicher, dem er gleichgültig war und der ihn ob seines Unglaubens nur hätte bemitleiden können, sondern ein Freund, der ihn kannte und verstand, sagte schlichte Worte zu seinem Gedächtniß. Und das war gewiß in des Todten Sinn. Denn, wenn auch Telmann kein Gottesleugner war, so hat er doch den Formelkram der Kirche nie geliebt, und der Befehl des Oberkirchenrathes, der dem Geistlichen in Rom verwehrte, am Sarge des freigesinnten Mannes zu sprechen, weil sein Leib nicht langsam in der Erde vermodern, sondern durch die reinigende Flamme schneller in Asche verwandelt werden sollte, hat schwerlich einen Menschen, der den Todten und seine Schriften kannte, betrübt. Was hätte auch ein Geistlicher, der auf dem Boden irgend einer Konfession steht, am Sarge eines Mannes sprechen sollen, der die Verse geschrieben hat:

Fortlebend dann mögt ihr mich wähnen
In Windeswehn, im Wellenstreit,
Nicht glauben kann ich, nicht ersehnen
Die andere Unsterblichkeit.
Laßt mich im Grabe nicht vermodern,
Hört meiner Seele heiß Begehr, —
Laßt meinen Leib in Flammen lodern
Und meine Asche streu in's Meer.

Konrad Telmann ist in einem Alter gestorben, in dem der Mensch auf der Höhe seines Schaffens zu stehen pflegt. Er ist nur zweiundvierzig Jahre alt geworden. Aber er selbst hat nie geglaubt, daß er auch nur dieses Alter erreichen würde. Denn schon als Zwanzigjähriger fühlte er den Todeskeim in der Brust. Gerade darum aber beseelte ihn ein unermüdlicher Schaffensdrang, und ließ seine Feder nicht rosten.

Die Romane, Novellen und Gedichte, die er hinterläßt, füllen mehr als vierzig Bände. Eine sich über einen so kurzen Zeitraum erstreckende Arbeit von so großer Fruchtbarkeit mußte auch manches Minderwerthige erzeugen. Aber unter den Novellen besonders sind nicht wenige, die zu den Perlen der deutschen Kunst gehören, und seine lyrischen Gedichte sind der erhabene, formvollendete Ausdruck einer tief empfindenden Seele. Ueber ihnen liegt es wie Todesahnung und Kirchhofsstimmung. Ein Dulder, dessen Schaffensdrang in leidenschaftlichem Kampfe mit seiner Gesundheit sich aufzehrt, spricht aus ihnen. Liebe hält er für Mitleid und von jedem kommenden Tage erwartet er den Tod. Er erwartet ihn, aber er fürchtet ihn nicht. Einsam wandelt er durchs Leben. Seine Mutter ist ihm lange die einzige Freundin. Aus dem Vaterlande verbannt, weil die Gesundheit ihn zwingt, im Süden zu leben, und doch von einem so tiefen Heimathsgefühl beseelt, wie nur irgend ein Deutscher, erscheint ihm selbst der Lenz im sonnendurchleuchteten Paradies, in dem er leben muß, traurig und er singt:

Das ist kein Lenz, der dich schmeichelnd umhaucht,
Der in Weh und Wonne das Herz dir taucht,
Den du selig ahnst, wenn er leis erwacht,
Der dich weinen, singen und lachen macht;
Den Rosenflor gäbst du, so schön, so kalt
Für ein einzig Veilchen vom deutschen Wald.
Ach, der Frühling im Süden ist traurig.

Und obwohl er meint, daß die Heimath ihn vergessen hat und ihm bitter einsam zu Muthe wird, wenn er an den Norden denkt, sehnt er sich aus dem Sonnenlande nach dem deutschen Winter:

Dennoch, dennoch, ob ich lang vergessen,
Keiner mehr Verlangen nach mir trüge,
Gäb' ich dieses Frühlings holde Lüge
Für die Heimath, die ich einst besessen;
Gäb' ich dieses Sonnenathems Düfte,
Ob sie süßer noch die Sinne träfen,
Spielten wieder nur um meine Schläfen
Meiner Nordlandsheimath Winterlüfte!

Und doch liebt er Italien und doch bringt er seinen Naturschönheiten volles Verständniß entgegen und doch spiegeln viele Novellen, Erzählungen und Gedichte, die er auf seinen Wanderungen durch die appenninische Halbinsel geschrieben, und vor allem sein letzter Roman: „Tod den Hüten" den Volkscharakter, und die Stimmung der italienischen Landschaft oft meisterhaft wieder. Das Gedicht „In der Campagna" gehört zu den stimmungsvollsten Schöpfungen der modernen deutschen Lyrik. Die ganze majestätisch-traurige Schönheit der römischen Ebene weht uns daraus entgegen. Als er aber auf den Epomeo in Ischia gestiegen ist, und der Golf und die Königin unter den Städten wie das Land der Verheißung vor ihm ausgebreitet liegen, und der Versucher an ihn herantritt und ihm das Sonnenland zum Eigenthum bietet, wenn er nur der Heimath sich entwöhnen wolle, da antwortet er zornerfüllt:

Versucher weiche!
Nie kann die Fremde Vaterland mir sein.

Man blickt wohl auch zu andren schönen Frauen
Bewundernd auf, von ihrem Reiz entzückt,
Wenn uns daheim, so schlicht als hold zu schauen,
Ein liebes Weib des Hauses Räume schmückt.

Doch läßt uns nichts im tiefsten Grund erschauern,
Als ihrer keuschen Anmuth edler Gruß;
Nicht länger kann der Rausch der Schönheit dauern,
Als bis das Herz siegt, wo es siegen muß.

Und so ist's hier; — ich kann dich jubelnd grüßen,
Du sel'ge Welt, an jedem Morgen neu.
Und schüttle doch den Staub von meinen Füßen,
Wenn mich die Sehnsucht treibt, — und bleibe treu.

Es ist ein tragisches Schicksal — und Telmann hat es auch stets als solches empfunden, — daß einen Mann, der mit allen Fasern seines Herzens an Deutschland hing und dessen Gemüth sich in allen seinen schriftstellerischen Schöpfungen als ein deutsches offenbarte, die Rücksicht auf die Gesundheit zwang, im Auslande zu leben.

Ich lernte Telmann erst vor fünf Jahren hier in Rom persönlich kennen. Es war um den Beginn de

glücklichsten Zeit seines Lebens. Er hatte endlich eine Seele gefunden, die ihn verstand, ein Herz das ihn nicht bemitleidete, sondern liebte. Es stand ihm zur Seite eine geistesstarke Frau, die mit ihm den Kampf ums Dasein tapfer kämpfte. Er war nicht mehr einsam. Die so häufig in seinen Gedichten wiederkehrende Klage:

„Es gibt keine Brust, an die getrost
Mein müdes Haupt ich könnt' betten"

war verstummt, und in dieser Zeit regten sich alle seine Lebenskräfte an. Und als er sogar in die fröhlichen Augen eigner Kinder blicken durfte, da war er fast ausgesöhnt mit seinem Schicksal, und Todessehnsucht, wie in den einsamen Wintern an der Riviera, hat er seitdem wohl nicht mehr empfunden. Er erschien mir vielmehr heiter und schien Alles, was in der Welt vorging, mit seinen klaren ruhigen Augen weniger mitzuempfinden, als zu beobachten. Im Gespräch war er oft ironisch, und wer ihn nur aus seinen Schriften kannte, mußte sich wundern, nachdem er ihn kennen gelernt, in ihnen keine Spur von Sarkasmus gefunden zu haben. Auch die immer gleichmäßige Ruhe seines Wesens ließ Niemanden ahnen, welche Leidenschaften in dieser kranken Brust getobt, welche Schmerzen sie zerrissen hatten, und selten ist mir ein Mensch begegnet, der im gesprochenen Wort ein so anderes Temperament offenbarte als im geschriebenen. Treu hat er sein Leben lang zur Sache des Liberalismus gestanden und mit der Feder furchtlos die Gesinnungs- und Gewissensfreiheit vertheidigt. Vor zwei Jahren wollten kirchliche Behörden in Westfalen ihn auf Grund einer Stelle seines Romans „Unter den Dalaunitenˮ wegen Beleidigung der katholischen Kirche bestrafen lassen. Die Gerichte sprachen ihn zwar frei, aber nur aus formalen Gründen. Den wahren Grund, weswegen er freigesprochen werden mußte, hatten sie nicht erkannt. Die Worte, die sie für eine Beleidigung der katholischen Kirche hielten, konnte Niemand, der nur eine Ahnung von der Weltanschauung des Dichters hatte, für den Ausdruck seiner Ueberzeugung halten. Ja wer nur den Roman, in dem sie standen, im Zusammenhange gelesen hatte, mußte wissen, daß er die Unduldsamkeit, die sie zum Ausdruck brachten, verurtheilte. Denn in demselben Buche findet sich folgende Stelle: „Ich begreife, daß Tausende und aber Tausende am Katholizismus hatten, daß die Religion nur so und nur dann ihnen Trost und Frieden bietet, ich begreife die Macht und die Anziehungskraft des Katholizismus vollkommen; ich bekämpfe sie weder, noch verachte ich sie, ich glaube sogar, daß der Katholizismus, so wie er ist, unentbehrlich und von millionenfachem Segen für Einzelne wie für ganze Völker bleibt: — nur für mich selbst weise ich ihn als Nothwendigkeit wie als Bedürfniß von mir.ˮ In dieser Stelle, nicht in jener anderen, in welcher der Katholizismus für eine Religion der Lüge erklärt wird, hat der Dichter sein Verhältniß zur katholischen Religion ausgesprochen. Und ein gewisses Gefühl der Beschämung muß jeder Deutsche, der das Urtheil des Dortmunder Gerichts in dieser Sache kennt, darüber empfinden, daß deutsche Richter das nicht begriffen haben. Nein, Telmann hatte, — und das beweisen alle seine Schriften — hohe Achtung vor jeder tiefen, aufrichtigen Ueberzeugung und haßte und bekämpfte nur die Heuchelei, in der Politik sowohl wie in der Religion, im Staat wie in der Kirche. In einem „Den Parteienˮ überschriebenen Sonett sagt er:

Wo Wahrheit haust, wird einst die Zukunft lehren,
Den Gegner schmäh'n heißt nicht ihn widerlegen,
Der Tapfre wird den Mann im Feinde ehren.

Jedwede Meinung hat ihr Recht; verachten
Soll man nur den, der in des Tages Schlachten
Ohn' eigne Ueberzeugung führt den Degen.

Und so wird sein Andenken durch seine Schriften als das eines jener edlen und freien Geister fortleben, die auch im Kampf für das, was ihnen das Heiligste war, zwar nie ein Wort sagten oder schrieben, das ihrer Ueberzeugung nicht entsprach, aber auch immer das rechte Maß innehielten.

Rom. E. Mühling.

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Von Julius Duboc. Leipzig. Otto Wigand.

Schon in seinem größeren Werke „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland" hatte der Verfasser der „Psychologie der Liebe" und „Allgemeinen Trieblehre" der Entwicklung der Frauenfrage seine Aufmerksamkeit gewidmet. Der Stoff aber war viel zu weit ausschauend, daß er nicht zu einer Sonderbehandlung herausgefordert hätte, die nun in dem Werke „Fünfzig Jahre Frauenfrage" vorliegt. Und zwar handelt es sich innerhalb der historischen Darstellung der Frauenbewegung für den Verfasser vor Allem um eine lebendige Psychologie dieser modernen Erscheinung. Nach einem allgemeinen Rückblick auf die Stellung des germanischen Weibes im Alterthum und Mittelalter mit ihren Idealen des heldenhaften Weibes und später der hauswaltenden Wirthschaftsherrin wendet der Verfasser seinen Blick den Versuchen zu, das Weib aus seiner später mehr oder minder dienenden Stellung zu erheben. Von Olympe de Gouges ab und Hippel's Schriften zur Frauenmündigung schildert die Darstellung alle verschiedenen Phasen der neueren Frauenbewegung sammt den zusammenhängenden Phasen romantischer Freigeisterei der Leidenschaft und der Emanzipation des Fleisches. Die neue Periode, die mit dem Eingreifen des geistreichen jüdischen Weibes beginnt, die Fortbildung, die durch George Sand, Luise Otto, Malwida v. Meysenbug u. A. die verschiedenen Strebungen zur Befreiung der Frau erfahren, werden sowohl in ihren politischen wie sozialen Zusammenhängen mit einer Schärfe der Beobachtung geschildert, die man ja auch sonst in den Schriften des Verfassers zu bewundern Gelegenheit hat. Der Umstand, daß ein solcher geschichtlicher Rückblick zugleich ein Stück selbsterlebten Daseins des Verfassers ist, verleiht naturgemäß seiner Darstellung einen besonderen überzeugenden Reiz. Je mehr Duboc sich der Gestaltung des Frauenlebens in unseren Tagen nähert, desto mehr ist er natürlich unwillkürlich genöthigt, Stellung zu nehmen. Sehr richtig und klar beobachtet ist die Taktik, welche von Seite der sozialdemokratischen Partei der Frauenbewegung gegenüber eingehalten wird. Die Kunst unnöthiger Verschärfung der Gegensätze, welche versucht, die Frauenbewegung zu einer Art „Sklavenaufstand" von unbillig Unterdrückten zu stempeln, eine Taktik, der ja so viele Vorkämpferinnen der Frauenbewegung hilflos erlegen sind. Hier setzt nun Duboc ein mit einer scharfen und reinlichen Abgrenzung der Möglichkeiten, die man den Zielen der Frauenbewegung geben kann. Er stellt den mannigfachen Forderungen verschiedener Frauenparteien die Forderungen des Staates und der Familie gegenüber, wobei übrigens nirgends eine philisterhafte Einschränkung des geistigen und sozialen Lebens der Frau vertheidigt wird. Im Gegentheil, Duboc ist jeder Förderung weiblicher Bildung hold, wie er auch für ein allgemeines Arbeitsrecht des Weibes, der Entwicklung unserer modernen Verhältnisse entsprechend, eintritt. Aber den Forderungen des Wahlrechts der Frauen setzt er z. B. den Protest entgegen, den im Jahre 1894 die amerikanischen Frauen und Bürgerinnen des Staates Newyork g e g e n die politische Gleichberechtigung ihres eigenen Geschlechts erließen. Dieser Frauenprotest stellt u. A. den im Munde von Frauen doppelt schwerwiegenden Grundsatz auf, daß „das H a u s, nicht das Individuum das Grundelement des Staates ist und die überwiegende Mehrheit der Frauen durch das Wahlrecht des Hausherrn v e r t r e t e n wird". Diese Auffassung amerikanischer Frauen macht sich auch Duboc zu eigen, und Niemand wird im Uebrigen seine Ausführungen lesen ohne von der Besonnenheit und dem Gerechtigkeitssinne des Verfassers eine hohe Meinung zu gewinnen, eine Gerechtigkeit, die durchaus beflissen ist, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Die fein differenzirende Denkweise Duboc's gelangt auch hier zu Ergebnissen, über die man im Einzelnen debattiren mag, aber von denen man nur wünschen muß, daß sie unter Frauen und Männern recht viele eifrige Besprechung finden mögen.

W. K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 6. Februar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Von Woche zu Woche ist die Bevölkerung mehr und mehr beunruhigt, daß die kommenden Reichstagswahlen unter so ungünstigen Umständen stattfinden könnten, wie die des Jahres 1893. Damals hatte die Freisinnige Volkspartei eine Kooperation unter Wahrung des damaligen Besitzstandes, wie sie die Freisinnige Vereinigung vorgeschlagen hatte, abgelehnt, und das Ende war bekanntlich, daß im ersten Wahlgange nicht ein Mitglied der Freisinnigen Volkspartei gewählt worden ist, während die Freisinnige Vereinigung in den Hauptwahlen nur drei Mandate zu behaupten vermocht hat. Wenn die Bevölkerung auf diese Ergebnisse zurückblickte, die eingetreten waren, obgleich die Freisinnige Volkspartei damals 180 Kandidaten aufgestellt hatte und obgleich die „Freisinnige Zeitung" unmittelbar vor der Wahl verkündet hatte, daß unter den Kandidaten „99 in Wahlkreisen mit guten oder mittleren Aussichten" aufgestellt seien", — wenn solche Prognose und solch' Ergebniß in Betracht gezogen wurden, so begreift man die Besorgnisse, die beim Herannahen einer neuen Wahl auftauchen müssen, vorausgesetzt, daß dieselbe nicht unter gänzlich veränderten Umständen erfolgt. Stand wiederum eine Bekämpfung Freisinniger gegeneinander in Aussicht, so würde die Folge Muthlosigkeit bei Vielen, ihre Abwendung von der Antheilnahme an den Wahlen, und als Ergebniß eine so verderbliche aber wahrscheinlich eine noch verderblichere Zusammensetzung des Reichstages, wie in diesem Augenblick sein.

Da es den Anschein hatte, daß in einzelnen Wahlkreisen sich in kürzester Zeit Zustände herausbilden würden, die zu einer ernsten Verfeindung der verschiedenen freisinnigen Richtungen hätten führen müssen, und da, wenn solche akute Verfeindung erst Platz gegriffen hat, es überaus schwierig gewesen wäre, in normale Bahnen wieder zurückzulenken, so durfte nicht länger gezögert werden, um, wenn möglich, eine Klärung der Situation herbeizuführen.

Das ist versucht worden, indem die Freisinnige Vereinigung an die Freisinnige Volkspartei und an die Oeffentlichkeit mit dem folgenden Brief herangetreten ist:

Berlin, den 30. Januar 1897.

An den geschäftsführenden Ausschuß der Freisinnigen Volkspartei zu Händen des Herrn Reichstagsabgeordneten Eugen Richter als Vorsitzenden.

Sehr geehrte Herren! Der unterzeichnete geschäftsführende Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen (Freisinnige Vereinigung) ist bereit, seinen Gesinnungsgenossen im Reiche zu empfehlen, in den zur Zeit durch Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei vertretenen Wahlkreisen eine Verständigung über die bei den bevorstehenden Reichstagswahlen aufzustellenden Kandidaten auf der Grundlage der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Fraktionsbesitzstandes herbeizuführen, und richtet die ergebene Anfrage an den geschäftsführenden Ausschuß der Freisinnigen Volkspartei, ob derselbe gewillt ist, seinen Parteigenossen das gleiche Vorgehen gegenüber der Freisinnigen Vereinigung in den Wahlkreisen zu empfehlen, die zur Zeit im Reichstage durch Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung vertreten sind. Im Falle einer bejahenden Antwort wird sich der unterzeichnete Ausschuß gestatten, betreffs anderer Wahlkreise, die gegenwärtig nicht durch Freisinnige vertreten sind, Vorschläge zu unterbreiten. Um etwa störenden Zwischenfällen nach Möglichkeit vorzubeugen, bitten wir um eine möglichst baldige Antwort.

Hochachtungsvoll
Der geschäftsführende Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen
(Freisinnige Vereinigung):
gez. Rickert, Vorsitzender. K. Schrader. Th. Barth. Pachnicke.
L. Bamberger. Fr. Goldschmidt. Paul Jonas.

Wir meinen, daß hier in der That ein gesundes Prinzip ausgesprochen ist. Ist man der Ueberzeugung, daß sowohl die bisherigen Mitglieder der freisinnigen Vereinigung wie die der freisinnigen Volkspartei geeignet sind, wirkungsvolle Instrumente im Kampfe gegen die Agrarier und die Reaktion zu sein, so müßte man über alle kleinen Bedenken lokaler Art hinweg diese Männer vor allem dem Parlament zu erhalten suchen; damit beseitigte man Schwierigkeiten, die der gemeinsamen Sache des ganzen

liberalen Deutschlands hinderlich wären; damit eliminirte man Streitpunkte, die die Kooperation überhaupt zu stören geeignet sind, und eine solche Empfehlung, — nur um diese handelt es sich, — auszusprechen, dies kam gerade den Parteivorständen zu, die nicht das Interesse und die Neigungen eines einzelnen Wahlkreises, sondern die gesammte politische Lage ins Auge zu fassen berufen sind.

Auf obiges Schreiben erfolgte die folgende Antwort des Herrn Eugen Richter:

Sehr geehrte Herren!

Ihrem am Schluß der gefälligen Anfrage vom 30. Januar geäußerten Ersuchen um eine möglichst baldige Antwort bin ich in der Lage, namens des geschäftsführenden Ausschusses der Freisinnigen Volkspartei sofort entsprechen zu können, da unser aus den parlamentarischen Mitgliedern der Partei bestehender Centralausschuß bereits in einer am 28. Januar stattgehabten Sitzung zu diesen und anderen Fragen Stellung genommen hat.

In der Wahlbewegung ist stets unser oberster Grundsatz gewesen, die selbständigen und freien Entschließungen unserer Wählerschaften in den einzelnen Wahlkreisen in Betreff der Person des Kandidaten und der Stellung zu anderen Parteien als maßgebend anzusehen. Wir haben es daher auch stets vermieden, dieser freien Entschließung der Wählerschaften durch bestimmte generelle Formeln oder Schablonen, oder durch allgemeine Abkommen mit andern Parteien irgendwie zu präjudiziren. Demgemäß kann nach der Ansicht unseres Centralausschusses auch die Gesammtstellung der Partei zu andern Parteirichtungen nicht von oben herab dekretirt oder dirigirt werden, sondern muß von unten herauf aus den freien Entschließungen der Wahlkreise sich aufbauen.

Was nun insbesondere die 14 Wahlkreise betrifft, welche gegenwärtig von Mitgliedern Ihrer Fraktion im Reichstag vertreten werden, so sind die in denselben obwaltenden Verhältnisse in unserm Centralausschuß am Donnerstag Gegenstand ausführlicher Erörterungen gewesen auf Grund der mündlichen Mittheilungen von Abgeordneten aus den betreffenden Gegenden, der Erklärungen der Delegirten auf den jüngst stattgehabten Bezirksparteitagen, der Erörterungen in Versammlungen und in der Presse der betreffenden Wahlkreise sowie direkte Zuschriften aus denselben.

Danach liegen in den erwähnten 14 Wahlkreisen die Verhältnisse durchaus verschieden.

In einer größeren Anzahl dieser 14 Wahlkreise besteht bei unseren Parteigenossen bis jetzt noch die Absicht, bei den Reichstagswahlen im Jahre 1898 die bisherigen Abgeordneten der Freisinnigen Vereinigung, falls dieselben wieder aufgestellt werden sollten, zu unterstützen, sofern nicht bis zum Wahltermin in den politischen Wahlfragen oder im Verhalten der Freisinnigen Vereinigung uns gegenüber größere Gegensätze hervortreten.

In anderen Wahlkreisen unter den obigen vierzehn aber liegen die Verhältnisse anders, wie Ihnen selbst ebenso bekannt ist wie uns. Es sind darunter zunächst altfortschrittliche Wahlkreise, in denen 1893 die zeitigen Abgeordneten in Ihrer Fraktion als Anhänger der Militärvorlage nur von Konservativen und Nationalliberalen aufgestellt wurden, um die bisherige Vertretung des Wahlkreises durch einen Abgeordneten unserer Richtung auszuschließen. Auch gegenwärtig gehören in diesen Wahlkreisen noch alle Freisinnigen mit vereinzelten Ausnahmen der Freisinnigen Volkspartei an.

Wiederum in anderen Wahlkreisen sind die Voraussetzungen der gemeinsamen Wahlen von 1893 seitdem hinfällig geworden dadurch, daß die betreffenden Abgeordneten die damals vor den Wahlen gegebenen Versprechungen, der Annahme der Militärvorlage nur unter der Bedingung der gesetzlichen dauernden Festlegung der zweijährigen Dienstzeit, nicht inne gehalten und dadurch sich die Wahlkreise entfremdet und eine Umgestaltung der Parteiverhältnisse in denselben herbeigeführt haben.

Nach den aus den betreffenden Wahlkreisen uns vorliegenden bestimmten Erklärungen sind wir daher nach Ansicht des Centralausschusses nicht in der Lage, ohne die Beziehungen dieser Wählerschaften auch unserer Partei gegenüber in Frage zu stellen, eine Einwirkung auf dieselben zu Gunsten der Aufstellung eines Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung ausüben zu können. Wenn Sie aber gleichwohl glauben, auf unsere Parteigenossen daselbst in Ihrem Sinne einwirken zu können, so stellen wir ergebenst anheim, in diesen wenigen Wahlkreisen sich direkt an die betreffenden Parteiorganisationen der Freisinnigen Volkspartei zu wenden.

Ich bedauere lebhaft, daß Sie alle Verhandlungen über andere, gegenwärtig nicht durch Freisinnige vertretene Wahlkreise von der Anerkennung eines Fraktionsbesitzstandes abhängig machen, die uns in dem geforderten Umfang unmöglich ist, wie Sie nach eigener Kenntniß der obwaltenden Verhältnisse bei näherer Prüfung selbst sich nicht verhehlen können. Denn andernfalls würde es nach Ansicht unseres Centralausschusses nicht ausgeschlossen sein, unter Außerbetrachtlassung derjenigen Wahlkreise, hinsichtlich deren zur Zeit eine Einigung nicht möglich ist, über eine Kooperation in den dazu geeigneten Landestheilen zu verhandeln, soweit uns dazu von unseren Parteigenossen in den betreffenden Gegenden im Verlauf der Wahlbewegung bei Annäherung des Wahltermins eine Ermächtigung gegeben werden sollte.

Hochachtungsvoll

Eugen Richter.

Das war eine formelle Ablehnung für den konkreten Vorschlag der freisinnigen Vereinigung und andererseits war als Gegenvorschlag nur in Aussicht gestellt, „eine Kooperation in den dazu geeigneten Landestheilen“ . . „insoweit uns dazu von unseren Parteigenossen in den betreffenden Gegenden im Verlaufe der Wahlbewegung bei Annäherung des Wahltermins eine Ermächtigung gegeben werden sollte.“ Also für jetzt in dieser brennenden Frage: nichts, und für später: Möglichkeiten.

Wie aber liegen die realen Verhältnisse.

Es verlohnt sich einen Blick auf jene Wahlkreise zu werfen, die nach den Andeutungen in dem Schreiben des Herrn Richter zunächst das Schauspiel eines solchen Streites um die Mandate sehen werden; es sind Hirschberg, Glogau, Schwarzburg-Rudolstadt und Wiesbaden.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß es der Volkspartei, wenn sie in diesen vier Wahlkreisen ihrerseits Kandidaten aufstellt, gelingen wird, die Wahl eines Mitgliedes der freisinnigen Vereinigung in allen vier Wahlkreisen zu verhindern; aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß es der Volkspartei gelingen wird, diese vier Wahlkreise für sich zu erobern.

In Hirschberg, das seit zwölf Jahren durch Dr. Barth vertreten ist, wurde vordem Georg von Bunsen gewählt, und vor diesem war das Mandat in nationalliberalen Händen. Nach unseren Informationen wird auch dieser Wahlkreis ohne Berücksichtigung der bisher daselbst maßgebenden politischen Richtung für den Freisinn verloren gehen; um auch nicht den Schein der Voreingenommenheit hervor zu rufen, wollen wir jedoch auf die Verhältnisse dieses Wahlkreises, den der Herausgeber dieses Blattes vertritt, nicht näher eingehen.

Was den Wahlkreis Glogau anlangt, so ist derselbe seit 1881 beständig durch Herrn Maager vertreten. Vor ihm waren Karl Braun und andere Nationalliberale die Abgeordneten dieses Kreises. Maager ist eingesessener Grundbesitzer des Kreises und als solcher ein besonders starker Kandidat gegen das Agrarierthum. In diesem Kreis ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Versuch, Maager zu verdrängen, den Sieg der gemeinsamen Gegner bedeutet.

In Schwarzburg-Rudolstadt entwickelten sich die Verhältnisse im Jahre 1893 so spontan zu Gunsten einer Kandidatur der freisinnigen Vereinigung, daß die Parteileitung in den Wahlkampf überhaupt nicht einzugreifen brauchte. Schwarzburg-Rudolstadt aber wird jetzt als „altfortschrittliche“ Domäne reklamirt. Allerdings ist dieser Wahlkreis mehrere Legislaturperioden hindurch von dem früheren Mitgliede der Fortschrittspartei, dem gegenwärtigen Kammergerichtsrath Hoffmann, vertreten gewesen; bei der Trennung der freisinnigen Partei im Jahre 1893 trat Herr Hoffmann aber sofort der freisinnigen Vereinigung bei. Der gegenwärtige Vertreter von Schwarzburg-Rudolstadt im Reichstage, Herr Lüttich, ist Präsident des schwarzburg-rudolstädter Landtags und genießt aus diesen wie aus anderen Gründen ein großes lokales Ansehen. Es bleibt fraglich, ob er — selbst bei den stärksten Anstrengungen der freisinnigen Volkspartei — aus seinem Wahlkreise zu verdrängen ist; gewiß aber ist es, daß kein Volksparteiler gegen ihn gewählt werden wird.

Was endlich Wiesbaden anbetrifft, so ist dort allerdings Herr Köpp bei den letzten Wahlen nicht bloß von seinen engeren Gesinnungsgenossen, sondern auch von den Nationalliberalen und selbst von Konservativen unterstützt worden. In diesem Wahlkreise spielen aber auch die Sozialdemokraten und die Centrumsleute eine beträchtliche Rolle. Das Stimmenverhältniß war das folgende in der Hauptwahl: es erhielten Herr Köpp 6289, die Sozialdemokratie 6253, das Centrum 5027, die Freisinnige Volkspartei 4895, die Antisemiten 1245 Stimmen. Bei der Hauptwahl fiel also die Freisinnige Volkspartei ganz aus, während Herr Köpp in der Stichwahl über den sozialdemokratischen Gegner den Sieg davon trug. Die Wahl wird immer nur durch eine Stichwahl entschieden werden, und bei dieser Entscheidung werden stets grundsätzlich verschiedene Parteien zusammenwirken müssen. Wenn es deshalb gelingt, einen Freisinnigen als Kandidaten zu finden, auf den sich auch von den rechtsstehenden Elementen eine so große Anzahl von Stimmen vereinigt, daß damit sowohl der Centrumspartei, als auch den Sozialdemokraten der Sieg erschwert oder unmöglich gemacht wird, so ist das eine Kombination, bei der die Interessen des Freisinns im allgemeinen gewiß nicht verletzt werden. Diese Sachlage hätte nur dann ihr Bedenkliches, wenn die Unterstützung der rechtsstehenden Elemente durch Konzessionen an deren Standpunkt, d. h. durch Verleugnung freisinniger Grundsätze, zu erreichen wäre; davon war aber im Jahre 1893 ebensowenig die Rede, wie im Jahre 1898 davon die Rede sein wird. Das vorausgesetzt, ist eine Kandidatur, welche auch die Mitwirkung anderer Parteien findet, kein Mangel, sondern ein Vorzug.

Wollte man Wahlen, die nur bei einer Unterstützung durch grundsätzliche Gegner erfolgt sind, als unechte bemängeln, so würde dabei keine andere Partei in eine so schlimme Lage gerathen, wie die gegenwärtige freisinnige Volkspartei. Wie schon oben erwähnt, hat dieselbe im Jahre 1893 allein, aus eigener Kraft, auch nicht ein einziges Mandat erworben; nur dadurch, daß sie bei den Stichwahlen von rechts und links durch grundsätzliche Gegner unterstützt wurde, gelang es ihr, parlamentarisch am Leben zu bleiben.

Wir sind auf diese Einzelheiten eingegangen, um zu veranschaulichen, wie wahrscheinlich es ist, daß der angekündigte Kampf um die Mandate der Freisinnigen Vereinigung mit der Schwächung des Gesammtbesitzstandes beider freisinnigen Gruppen enden wird, nicht deswegen, weil wir an sich darauf großen Werth legten, ob irgend ein Mandat der Freisinnigen Volkspartei oder der Freisinnigen Vereinigung zufällt.

Die Freisinnige Vereinigung faßte unter diesen Umständen das bisherige Ergebniß der Verhandlungen in folgendem Schreiben zusammen:

„Berlin, 2. Februar 1897. An den geschäftsführenden Ausschuß der Freisinnigen Volkspartei zu Händen des Herrn Abgeordneten Eugen Richter als Vorsitzenden. Sehr geehrte Herren! Aus Ihrer Antwort vom 31. Januar auf unser Schreiben vom 30. Januar ersehen wir zu unserem Bedauern, daß Sie nicht nur abgeneigt sind, auf der von uns vorgeschlagenen Grundlage eine Verständigung für die nächsten Wahlen herbeizuführen, sondern überhaupt ablehnen, schon jetzt in eine Erörterung über ein gemeinsames Vorgehen bei den Wahlen einzutreten. Wir sind bei unserem Vorschlage von der Anschauung ausgegangen, daß, um eine allgemeine kräftige liberale Wahlbewegung einzuleiten, so früh wie irgend möglich die Gewißheit gegeben werden muß, daß alle entschieden liberalen Elemente der Bevölkerung geschlossen in den Wahlkampf gehen und daß eine gegenseitige Bekämpfung vermieden wird. Wir fürchten, daß in Folge der Ablehnung in einer Reihe von Wahlkreisen Konflikte ausbrechen werden, deren Resultat der Verlust dieser Wahlkreise für beide freisinnige Richtungen sein wird. Es liegt ferner auf der Hand, daß solche Konflikte auch weit über die einzelnen Wahlkreise, in denen sie ausgefochten werden, hinaus das Zusammenwirken der liberalen Elemente bei den Wahlen erschweren. Den „selbständigen und freien Entschließungen der Wählerschaften“ wäre durch eine „Empfehlung“ der [illegible] ein unzulässiger Zwang nicht angethan worden. Daß es der [illegible] Einsicht der Wählerschaften überlassen bleiben muß, die [illegible] zu lösen, war immer und ist auch heute unsere Ueberzeugung. Die freisinnigen Wählerschaften werden nunmehr selbständig [illegible] den Zusammenschluß aller der Reaktion feindlichen Kräfte ihrerseits in den einzelnen Wahlkreisen herbeizuführen. Unseres Erachtens aber wäre ein großer Theil der freisinnigen Bevölkerung dankbar gewesen, wenn die Parteileitungen, entsprechend zahlreichen Kundgebungen der öffentlichen Meinung, sich gemeinsam für die Nothwendigkeit eines derartigen Vorgehens ausgesprochen hätten. Sollte der Centralausschuß der Freisinnigen Volkspartei „im Verlaufe der Wahlbewegung bei Annäherung des Wahltermins“ eine „Ermächtigung“ zu Verhandlungen über eine „Kooperation in den dazu geeigneten Landestheilen“ erhalten, wie das am Schlusse Ihres Anschreibens für „nicht ausgeschlossen“ erklärt wird, so bleiben wir zur Erörterung solcher Vorschläge bereit. Hochachtungsvoll der geschäftsführende Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen (Sitz Berlin) (Freisinnige Vereinigung). Rickert. Bamberger. K. Schrader. Barth. H. Pachnicke. Friedr. Goldschmidt. Paul Jonas.

Darauf erfolgte ein neuer Brief des Abgeordneten Eugen Richter folgenden Inhalts:

Berlin, den 3. Februar 1897.

An den geschäftsführenden Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen (Freisinnige Vereinigung) zu Händen des Herrn Reichstagsabgeordneten Rickert.

Sehr geehrte Herren!

Aus der Zuschrift von gestern hat unser geschäftsführender Ausschuß gern entnommen, daß Sie die allgemeine Anerkennung des Fraktionsbesitzstandes als Vorbedingung weiterer Verhandlungen nunmehr fallen lassen. Damit ist die am Schluß meines Antwortschreibens vom Sonntag angedeutete Möglichkeit gegeben, über „eine Kooperation in den dazu geeigneten Landestheilen“ zu verhandeln. Wir sind demgemäß bereit, die in Ihrem Schreiben vom 30. Januar in Aussicht genommenen „Vorschläge betreffs anderer Wahlkreise, die gegenwärtig nicht durch Freisinnige vertreten sind“, entgegenzunehmen und den Parteigenossen in diesen Wahlkreisen zu unterbreiten.

Auf den Inhalt Ihres gestrigen Schreibens in seinen allgemeinen Ausführungen zurückzukommen, erübrigt um so mehr, als wir in Uebereinstimmung mit allen unseren Parteigenossen im Reiche grundsätzlich davon ausgehen und diesen Grundsatz auch bei allen seit 1893 stattgehabten Ersatzwahlen mit Erfolg bethätigt haben, auf ein möglichst geschlossenes Zusammengehen aller entschieden liberalen Elemente hinzuwirken.

In Betreff der Form eines weiteren Schriftwechsels erlauben wir uns, Sie ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß die von Ihnen entgegen dem Herkommen gewählte Oeffentlichkeit des Schriftwechsels angesichts der gemeinsamen Gegner sich dem zu erstrebenden Ziel um so weniger förderlich erweisen dürfte, je mehr im Fortgang der Verhandlungen die einzelnen lokalen Verhältnisse in Frage kommen müssen.

Hochachtungsvoll

Eugen Richter.

Dieser Brief enthält augenscheinlich einen Irrthum.

In den Briefen der Freisinnigen Vereinigung findet sich nirgends der Hinweis, daß die „allgemeine Anerkennung des Fraktionsbesitzstandes“ heute für weniger ersprießlich erachtet werde, als in dem Augenblick, da ein Antrag dieser Art gestellt worden ist. Es ist ja in der That auch nicht leicht, sich vorzustellen, wie eine Vereinbarung geschlossen werden soll über das, was man künftig erobern will, wenn man nicht einmal einig darüber ist, daß zunächst jeder das, was er besitzt, behalten müsse.

Und in jenem Briefe findet sich noch ein zweiter Irrthum. Er behauptet, daß die Freisinnige Vereinigung in Aussicht gestellt habe, „Vorschläge betreffs anderer Wahlkreise, die gegenwärtig nicht durch Freisinnige vertreten sind“, zu machen; aber das sind Aussichten, die vielmehr in dem Briefe des Herrn Eugen Richter der Freisinnigen Vereinigung eröffnet worden sind.

Doch diese Details sind gleichgültig.

Man kann der Ansicht sein, daß der letzte Brief doch nicht jede Hoffnung auf eine Verständigung von Fraktion zu Fraktion ausschließt. Wir legen besonderen Werth auf den folgenden Passus des Briefes: es sollen sich allgemeine Ausführungen erübrigen, da „wir — der Vorstand der Freisinnigen Volkspartei — in Uebereinstimmung mit allen unseren Parteigenossen im Reiche grundsätzlich [illegible]

Grundsatz auch bei allen seit 1893 stattgehabten Ersatzwahlen mit Erfolg bethätigt haben, auf ein möglichst geschlossenes Zusammengehen aller entschieden liberalen Elemente hinzuwirken.“

Dieser Grundsatz ist, wie wir hoffen, eine Basis für eine Verständigung.

Proklamiren die Fraktionen der Linken ein geschlossenes Zusammengehen aller entschieden liberalen Elemente von der süddeutschen Volkspartei bis in die Reihen der für den Kampf gegen die Agrarier zuverlässig gebliebenen Nationalliberalen hinein; proklamiren sie unumwunden den Grundsatz, daß Kandidaturen dieser verschiedenen Richtungen gegeneinander unter allen Umständen vermieden werden müssen, so ist das Terrain geebnet, um eine einheitliche Wahlarbeit aufzunehmen. Dann spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die einzelnen Wahlkreise, besondere Wünsche und besondere Interessen opfernd, über lokale Schwierigkeit hinweg zu einer Verständigung über einen gemeinsamen Kandidaten gelangen werden.

Gewiß, die Detailfragen über den einzelnen Wahlkreis sind zunächst nicht für eine öffentliche Behandlung geeignet; aber wohl müssen die großen Prinzipienfragen in unserer demokratischen Zeit in voller Oeffentlichkeit entschieden werden. Sie können nur in reale Wirksamkeit treten, wenn die Bevölkerung sich zu ihnen bekennt, und sie können nur zu einem gedeihlichen Ende gelangen, wenn die Wähler diese Ideen zu den ihrigen machen.

Wir legen darum auch auf alle formalen Vereinbarungen von Partei zu Partei nur insofern Werth, als sie der Bevölkerung eine Direktive geben. Aber darüber können wir uns nicht täuschen, daß der beste Theil, der zu leisten ist, nicht durch die Vereinbarung selbst geschaffen wird. Er liegt in dem Geiste, in dem die Bevölkerung solche Vereinbarungen aufnimmt; er liegt darin, daß die Bevölkerung sich über die Interessen der Fraktion und über die Wünsche des Wahlkreises hinaus zur Betrachtung dessen aufschwingt, was im Interesse des Liberalismus Deutschlands nothwendig ist; und wenn im Dienste dieser großen Sache Opfer im Einzelnen erforderlich sind, so werden sie zweifellos in reichem Maße durch die Erfolge der gesammten Linken wett gemacht werden.

Das ist der Geist, der gepflegt werden muß; das ist der Geist, mit dem die Linke siegen wird; und am Ende können die Fraktionen des Parlaments nichts thun, als alles vermeiden, was der Entfaltung solcher Anschauungen hinderlich ist. Aber daß sie alles dieses vermeiden, das ist es auch, was von ihnen unbedingt verlangt werden muß.

* * *

Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert.

Werner Sombart, Professor der Volkswirthschaftslehre an der Universität Breslau, gehört zu den wenigen bürgerlichen Nationalökonomen, denen die sozialistische Arbeiterschaft Vertrauen entgegenbringt, obwohl er nicht Sozialdemokrat, wenn auch theoretischer Marxist ist. Auch seine neueste Schrift*) — eine Zusammenfassung von Vorträgen, die er im Herbst vergangenen Jahres in Zürich gehalten hat — ist von sozialistischen Schriftstellern gemäßigter Richtung mit lebhafter Zustimmung begrüßt worden. Gerade deshalb wäre es zu wünschen, daß ihr auch bürgerliche Kreise Beachtung zuwendeten. Denn — welches Maß prinzipiellen Einverständnisses Sombart's Ausführungen auch finden mögen — in jedem Falle erscheinen sie geeignet, manches Vorurtheil zu zerstreuen, das der Verständigung zwischen Arbeiterschaft und Bürgerthum hemmend im Wege steht. Und in dieser Verständigung erblicke ich den Lebenspunkt unserer staatlichen und sozialen Entwicklung.

Sombart ist weit davon entfernt, die gesammte geistige Erbschaft, die Marx und Engels hinterlassen haben, ohne Vorbehalt anzutreten, er scheidet in den Gedankenkreisen dieser Denker scharf wesentliches und „accidentielles“. Als „κτῆμα ἐς ἀεί“ aber, als unverlierbares Besitzthum betrachtet er die Theorie der sozialen Bewegung, wie sie Marx entwickelt hat.

> „Indem Marx als deren (der sozialen Bewegung) Ziel die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, als Weg den Klassenkampf bezeichnete, richtete er die beiden Grundpfeiler auf, auf denen sich die Bewegung aufbauen mußte; ... indem er die soziale Bewegung in den Fluß der historischen Entwicklung stellte, basirte er sie auf die realen Bedingungen der Wirthschaft und der Charakterveranlagung der Menschen, wies er ihre ökonomische und psychologische Bestimmtheit nach.“

Freilich: die noch völlig im Hegelschen Banne befangene dialektische Beweisführung von Marx kann Sombart sich nicht zu eigen machen. Nicht vermittelst der Theorie von den „Umschlägen“ und „der Negation der Negation“, sondern auf psychologischem Wege glaubt er darthun zu können, weshalb das Ziel der modernen proletarischen Bewegung nothwendig der demokratische Kollektivismus und weshalb der Weg zur Erreichung dieses Zieles nothwendig der Klassenkampf sein müsse.

Aber gerade diese spezifisch Sombartsche Begründung wird solchen, die nicht von vornherein von der Richtigkeit des thema probandum überzeugt sind, schwerlich genügen. Die moderne soziale Bewegung strebe — so argumentirt er — die ideale und materielle Emanzipation des Proletariats an. Ideal könne sich eine Klasse nur dann als emanzipirt betrachten, wenn sie als Klasse wirthschaftlich und somit politisch herrschend oder mindestens unabhängig geworden sei, das Proletariat also nur, wenn es die Abhängigkeit vom Kapitale aufhebe; materiell könne von einer Emanzipation nicht die Rede sein, so lange diejenigen Umstände weiter wirken, die heutzutage vom Standpunkte der Klasse aus als die eigentlichen Gründe ihrer sozialen Inferiorität betrachtet und aus dem kapitalistischen Wirthschaftssystem abgeleitet werden. Wenn also das Proletariat sich klar ein Ziel setze, so könne dieses Ziel nur sein, immer vom Standpunkte der Klasse aus, die Beseitigung dieses kapitalistischen Wirthschaftssystems.

Allein enthalten diese Sätze nicht ein petitio principii? Unbestreitbar muß das Proletariat die Beseitigung des Kapitalismus erstreben, wenn es in ihm den Grund seiner sozialen Inferiorität erblickt. Aber warum muß es nothwendig die kapitalistische Wirthschaftsordnung an sich für seine Leiden verantwortlich machen, warum nicht vielleicht Mißstände, die wohl Begleiterscheinungen des Kapitalismus sind, nicht aber aus ihm mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen? Weshalb wäre es psychologisch unmöglich, daß eine proletarische Arbeiterbevölkerung Reformen auf ihre Fahne schriebe, die ohne die kapitalistische Wirthschaftsordnung selbst anzutasten, dennoch das soziale Uebergewicht milderten, das heutzutage das Kapital seinen Besitzern gewährt?

Ich kann natürlich hier nicht erörtern, ob solche Reformen möglich wären, oder bei welchem der beiden Programme das Proletariat besser führe. Ich will nur feststellen, daß Sombart den Beweis, daß das Ideal einer zielbewußten proletarischen Bewegung die Ersetzung des Kapitalismus durch den Kollektivismus nothwendig sein müsse, nicht geführt, nicht einmal schlüssig angetreten hat. —

Aber ich messe diesen Einwendungen gegen Sombart's Schrift selbst kein allzu großes Gewicht bei. Nicht auf den Nachweis der objektiven Richtigkeit oder auch nur der subjektiven Nothwendigkeit des kollektivistischen Ideals ist

*) Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1896.

es Sombart in erster Linie angekommen, — er wird mir beistimmen, daß dieser Nachweis funditus nur auf Grund einer Erörterung der letzten Probleme der politischen Oekonomie möglich ist, — sondern vielmehr auf eine Analyse des Nährbodens, in welchem die Saat kollektivistischer Gedanken so üppig aufgeschossen ist. Und er weiß allerdings auf feine und fesselnde Weise darzulegen, wie die Lebensbedingungen, unter denen das moderne Proletariat seine Tage verbringt, das Wachsthum kommunistischer Ideen begünstigen. Ich greife ein paar Sätze heraus, die mir über den Zusammenhang der proletarischen Ideenwelt mit der Eigenart des proletarischen Lebens ein helles Licht zu verbreiten scheinen:

„Es ist, als ob die frühere Geschichte für Millionen von Menschen ausgelöscht worden wäre. Denn wie die Voraussetzung des Kapitalismus Zusammenfassung in großen Betrieben ist, so ist es auch die Anhäufung der Massen in Städten und Industriecentren. Diese Anhäufung bedeutet aber nichts anderes als dieses, daß vollständig zusammenhangslose amorphe Massen aus den verschiedensten Gebieten des Landes auf einem Punkte zusammengeworfen werden und ihnen zugerufen wird: „Lebt!“ Sie bedeutet einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit, ein Zerreißen aller Bande zu der Heimath, zu dem Dorfe, zu der Familie, zu den Sitten; bedeutet damit die Zertrümmerung aller früheren Ideale in dieser heimath-, besitz- und zusammenhangslosen Masse . . . . . . In den Miethskasernen, in den gewaltigen Fabriken, in großen Versammlungen und Vergnügungslokalen findet sich der einzelne von Gott und der Welt verlassene Proletarier mit seinen Leidensgefährten wieder zusammen als Glied in einem riesigen neuen Organismus. Hier sind neue Gemeinschaften in der Bildung begriffen und diese neuen Gemeinschaften tragen Dank der modernen Technik kommunistisches Gepräge. Und sie entwickeln sich, wachsen, festigen sich in dem Maße, wie die Reize des individuellen Daseins für den Einzelnen schwinden; je öder die Dachkammer in der Vorstadt, desto anziehender die neuen Gemeinschaftscentren, in denen sich der Verdammte gleichsam als Mensch erst wieder findet. Das Individuum verschwindet, der Genosse entsteht. Einheitliches Klassenbewußtsein bildet sich aus und die Gewöhnung an kommunistische Arbeit und kommunistischen Genuß.“

An solchen lehrreichen Beiträgen zur Psychologie des modernen Proletariats ist das erste Kapitel der Sombartschen Schrift reich. Es mag daher allen denen empfohlen sein, die „hominum affectus intelligere malunt quam detestari aut irridere“.

Die folgenden Abschnitte sind historischen Inhalts. Sie schildern die Entwicklung der sozialen Bewegung im 19. Jahrhundert.

Während das zweite Kapitel über den *utopischen* Sozialismus unterrichtet und die Gründe darlegt, weshalb die Owen, Fourier, St. Simon scheitern mußten, führt uns das dritte in die Anfänge der eigentlichen proletarischen Bewegung. Diesen Namen verdienen nicht die Revolutionen von 1789, 1793, 1830, 1832, obgleich auch hier das Proletariat auf den Barrikaden gestanden: denn es hat damals nur die Schlachten des Groß- und Kleinbürgerthums geschlagen. Die ersten wirklich proletarischen Regungen hätten einen ganz anderen Charakter. Dumpfe, instinktive Bewegungen sind es gewesen, wie die Regungen des Enceladus, der, wenn er über seine Schmerzen klagen will, Erdbeben hervorrufen muß. Wo sich diese instinktiven Regungen zu gemeinsamen Forderungen des Proletariats, zu Programmen krystallisiren, da ist die Schwelle, die von der Vorgeschichte zur Geschichte der sozialen Bewegung führe, da beginnt aber auch die Entfaltung der *nationalen Eigenarten*.

Die besonderen Züge, welche die nationale Bewegung bei den einzelnen Kulturvölkern aufweist, aus den verschiedenartigen Temperamenten ihrer Träger und aus dem jeweiligen wirthschaftlichen Milieu abzuleiten, ist Sombart im vierten Kapitel vornehmlich bestrebt. Eifrig bekämpft er die optimistische Geschichtsdeutung, welche den Ermahnungen edler Menschen einen wesentlichen Einfluß auf die Kampfesweise im sozialen Kriege zuerkennen will. „Unrealistisch“ nennt er die vielfach getheilte Meinung, daß die „Manierlichkeit“, durch die sich seit einem Menschenalter die englische Arbeiterbewegung auszeichnet und die Versöhnlichkeit, die auch bei dem Unternehmerthum in England seitdem Platz gegriffen hat, auf einen Gedankenumschwung, auf einen neuen „sozialen Geist“ zurückzuführen sei, den begeisterte Propheten wie Carlyle und die christlichen Sozialisten gepredigt hätten. In Wahrheit seien auch hier ökonomische und politische Ursachen wirksam gewesen.

Ich kann es Sombart nicht verargen, wenn er der allzu liebenswürdigen Auffassung, die namentlich seit Schulze-Gävernitz's Buche „Zum sozialen Frieden“ die Deutung der englischen Sozialgeschichte vielfach beherrscht, mit Entschiedenheit entgegentritt. Aber ich meine, daß er über das Ziel hinausschießt, wenn er die Wirkungen des „sozialen Geistes“ als kaum der Beachtung werth behandelt. Wer über das Verhalten des Bürgerthums gegenüber dem großen Londoner Dockstreike von 1889 und gegenüber dem Ausstande der Hamburger Hafenarbeiter nachdenkt, wird schwerlich die sehr reale Macht dieses sozialen Geistes leugnen wollen.

Wenn der Idealismus früherer Geschichtsschreibung häufig so verfahren ist, als lebe der menschliche Geist auf dieser Erde „bedürfnißlos in einem reinen Aether“, so mag mit Recht der Realismus unserer Tage die beschränkende und leitende Macht geltend machen, welche die wirthschaftlichen Verhältnisse auf das bedürfnißreiche Wesen der Menschheit ausüben; aber ebenso haltlos wie jener frühere Idealismus ist der dürftige und platte Materialismus, der allen edleren Triebfedern außer den dringendsten leiblichen Bedürfnissen ihre Wirksamkeit bestreiten will. An anderen Stellen ist auch Sombart weit davon entfernt, die Bedeutung individueller und geistiger Faktoren in der Völkerentwicklung gering zu schätzen. Weist er doch selbst darauf hin, wie zuerst die Persönlichkeit Lassalle's dem deutschen Sozialismus in seinen Anfängen ihr Gepräge aufgedrückt hat, und wie dann die weitere Entwicklung durch die Gedankenarbeit des *einen* Carl Marx in ihrer Richtung bestimmt worden ist. Selbst die nationalen Trennungen seien dadurch überdrückt worden, daß die ganze Bewegung sich immer mehr mit Marxistischem Geiste erfüllt habe.

Ungeachtet solcher vereinzelter sachlicher Bedenken bekenne ich gern, daß die historischen Kapitel ungemein lehrreich sind auch für den, dem sie in thatsächlicher Hinsicht nichts Neues bieten. Sie zeichnen sich aus durch schärfste Sichtung und logisch klare Gruppirung des geschichtlichen Materials und durch eine lebendige Frische der Schreibweise, die von der unmittelbaren Wirkung des gesprochenen Wortes nicht wenig in den papierenen Stil herüber rettet

In den Schlußabschnitten des Buches beleuchtet Sombart nicht von der Zinne einer Partei, sondern von dem Standpunkte „des klärenden und erklärenden Theoretikers“ die Gegensätze, die im Rahmen der großen sozialen Bewegung der *Gegenwart* hervortreten.

In dem Widerstreite der Richtungen, welche durch die Schlagworte „Revolution oder Evolution“ bezeichnet werden, nimmt er nicht nur mit Entschiedenheit für die Evolution Partei, sondern er erwartet auch mit Zuversicht, daß bei ungestörtem Fortgang der Bewegung der völlige Aufsaugungsprozeß der unreifen Revolutionäre durch die reiferen Evolutionisten immer wieder gelingen werde. Evolutionismus, d. i. der Gedanke einer allmälichen Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse und damit einer schrittweisen Anbahnung eines neuen Gesellschaftszustandes, sei aber nicht zu verwechseln mit Quietismus, mit jenem Wahne, als ob Evolution so viel wie ein Naturprozeß wäre, der sich unabhängig von den Handlungen der Menschen durchsetzte. Denn ein nothwendiges Glied in der Reihe der Verursachung sozialen Geschehens sei der Wille, ein bestimmtes soziales Ziel zu erreichen, sei die Energie der handelnden Personen in der Förderung und Verwirklichung von Entschlüssen. Freilich werde auch bei richtiger Erfassung der Evolutionsidee ein gewisser Gegensatz in jeder sozialen Bewegung bleiben. Immer werde es leichtgläubige Optimisten geben, die an

einen baldigen Einzug in das gelobte Land glauben, und skeptische Pessimisten, die der Meinung sind, daß der Marsch durch die Wüste noch sehr lange dauern werde. Solche Temperamentsunterschiede würden natürlich auch bestimmend sein für das Maß der Geneigtheit an praktischen Reformen auf dem Boden der bestehenden Wirthschaftsordnung mitzuarbeiten.

Von besonderem Interesse sind Sombart's Ausführungen über eine in der allerletzten Zeit unter den Sozialisten zu Tage getretene Meinungsverschiedenheit, welche durch die Antithese „demokratisch oder sozialistisch" charakterisirt wird. Wie soll das Proletariat sich verhalten zu denjenigen Massen, welche noch nicht proletarisirt sind, also z. B. zum Kleinbürgerthum, und wie soll es sich verhalten zu jenen Theilen des δῆμος, die möglicher Weise überhaupt gar keine Tendenz zur Proletarisirung besitzen, wie das Bauernthum. Wenn die Arbeiterpartei eine allgemeine demokratische Partei, eine Volkspartei sein und danach auch alle diese Elemente umfassen will, was wird dann aus ihrem proletarischen Programm? Folgendes sind in Kürze die Erwägungen, durch welche Sombart zur Klärung dieses Problems, das in der Agrarfrage seine schärfste Zuspitzung gefunden hat, beitragen zu können glaubt. Alle Kraft der sozialen Bewegung, alle Chancen des Proletariats beruhen auf der Thatsache, daß dieses Vertreter der jeweils höchsten Form des Wirthschaftslebens sein will. Nur diejenigen Klassen können emporkommen, die zu einem potenteren Wirthschaftssystem, als das bestehende ist, emporstreben. Hinter den Kapitalismus zurück aber gibt es keinen Kulturfortschritt. Die Höhe der Produktionsskala, die von ihm erreicht wird, darf von keiner Partei unterschritten werden, die sich eine Zukunft sichern will. Deshalb darf die Sozialdemokratie keinen Kompromiß, nicht einmal einen vorübergehenden Pakt eingehen mit notorisch niedergehenden Klassen, wie Handwerk, hausindustriellen und sonstigen kleinwirthschaftlichen Existenzen. Wohl aber darf sie, ohne reaktionär zu werden, solchen Wirthschaftselementen Zutritt gestatten, die dem Prozesse der Vergesellschaftung nicht unterworfen sind, weil bei ihnen keine Tendenz zum Großbetriebe besteht und der Großbetrieb auch gar nicht die höchste Betriebsform darstellt. Verhält sich dieses so beim Agrarwesen, wie es den Anschein hat, so mag die sozialistische Partei „hinaus ins Land" gehen, ohne befürchten zu müssen, durch Aufnahme jener kleinwirthschaftlichen Elemente in den Rahmen der Bewegung das proletarische Programm, welches ja seiner Natur nach nur für die dem Proletarisirungsprozeß unterworfene Wirthschaftsklassen Geltung beansprucht, zu verletzen. Mit andern Worten: Bauern und Landarbeitern mag die Sozialdemokratie ihr demokratisches Antlitz zuwenden, weil es noch nicht ausgemacht ist, daß für die agrarische Produktion der Großbetrieb die höchste Betriebsform und darum der Kollektivismus das letzte Entwicklungsziel ist; Handwerkern und Hausindustriellen gegenüber aber soll sie rückhaltslos ihr proletarisch-kollektivistisches Banner entrollen, weil diesen Kleinbetriebsformen keine Zukunft blüht.

Endlich verbreitet sich das inhaltreiche siebente Kapitel noch über die Stellung der sozialen Bewegung zur Religion und Nationalität. Es bestehe kein zwingender Grund, warum die proletarische Bewegung nothwendig einen antireligiösen oder antinationalen Charakter behalten solle.

Während Sombart's Erörterungen über die Strömungen im modernen Sozialismus doch nur derjenige unbedingt beitreten wird, der seine Grundanschauungen theilt, so werden die Ausführungen des letzten Kapitels, „Lehren" überschrieben, sicherlich die rückhaltlose Zustimmung eines weiteren Kreises finden. Besonders beherzigenswerth erscheinen mir folgende Sätze, die durch die Zustimmung, die sie auch bei der Arbeiterpartei gefunden haben, doppeltes Gewicht erlangen:

„Sich über die Gefahren eines sozialistischen Zukunftsstaates aufzuregen, hatte ich zunächst für wenig angebracht. Wir, die wir wissen, daß alle soziale Ordnung nichts anderes als der Ausdruck bestimmter ökonomischer Verhältnisse ist, werden den kommenden Dingen mit Gleichmuth entgegensehen. So lange jene Bedingungen im Wirthschaftsleben nicht gegeben sind, so lange vor Allem auch die Charaktereigenschaften der handelnden Personen sich nicht entsprechend umgestaltet haben, wird keine Macht der Erde, keine Partei, sie mag sich noch so revolutionär geberden, eine neue soziale Ordnung der Menschheit zu oktroyiren vermögen. Und wenn jene Bedingungen dereinst einmal erfüllt sind, nun — dann werden wir weiter sehen."

Und nicht minder unbegründet wie die Furcht vor dem Gespenst des Zukunftstaates, sei das Entsetzen, das sich bei der Vorstellung vom „Klassenkampfe" unserer Bürger zuweilen bemächtige. Man solle den Wahn verscheuchen, als sei Klassenkampf gleichbedeutend mit Bürgerkrieg, mit Petroleum und Barrikaden. Jeder Gewerkverein, jede Wahl, jeder Streik sei eine Erscheinungsform dieses Kampfes. Ein solches Sichmessen habe nichts kulturfeindliches, sei vielmehr die Quelle trefflicher Erscheinungen. „Alles, was an Kultur jetzt in die Massen dringt, dringt durch den Kampf in sie; daß sie aus eigener Kraft sich emporringen, nur das allein gibt Gewähr, daß die Eigenschaften entwickelt werden zu neuen höheren Formen der Kultur."

Aber freilich: aller soziale Kampf sollte als gesetzlicher Kampf gewollt sein im Namen des Rechtes, auf dem Boden des bestehenden Rechtes kämpfe man gegen das, was man für Unrecht hält. Und man kämpfe mit anständigen Mitteln, nicht mit vergifteten Pfeilen. Hierin könne die englische Entwicklung als Muster dienen. Sie zeige uns, wie man im sozialen Leben einen gesitteten und civilisirten Kampf zu führen habe. Zu hoffen sei, daß auch auf dem Kontinent die humanere Form des Kampfes zur Anerkennung gelangen werde. Entbrenne dann der Kampf auf gesetzlichem Boden mit ehrlichen Mitteln, dann brauchen wir um die Zukunft unserer Kultur nicht zu bangen.

Das sind Sombart's Ansichten über den Sozialismus der Gegenwart. Täuscht er sich nicht über die in der Arbeiterschaft herrschenden Stimmungen, entspricht wirklich der Fortgang der Bewegung seinen Rathschlägen und Erwartungen, dann, meine ich, darf auch das Bürgerthum seiner Mahnung folgen und der Angst vor dem rothen Gespenst endgültig den Abschied geben. Dann ist es auch Zeit, im politischen Tageskampfe Fühlung zu nehmen mit der Arbeiterpartei und mit ihr gemeinsame Sache zu machen, wo es Fortschritt und Freiheit gilt.

Eine seltsame Wandlung hat sich seit kaum einem Menschenalter vollzogen. Mit erbittertstem Kampfe gegen Fabriken und Großbetrieb hob die soziale Bewegung an. In der Anerkennung des Großbetriebes als der höchst erreichten Produktionsform, als eines den Kollektivismus vorbereitenden wirthschaftlichen Phänomens sind sich heute die sozialistischen Schriftsteller einig. Gegen das Manchesterthum, gegen den Grundsatz, daß der Staat dem Kampfe der wirthschaftlichen Kräfte gegenüber Neutralität zu beobachten habe, empörten sich, geführt von Lassalle, die Arbeiterbataillone. „Laissez aller, laissez faire", ja das ist so recht eigentlich die Devise des modernen wissenschaftlichen Marxismus. Nur keinen Damm gegen den mächtigen Wellenschlag der großkapitalistischen Produktion, keine Gnade für den Untergang geweihte ökonomisch rückständige Betriebsformen! Keinen vergeblichen Widerstand gegen das allmächtige Walten der ökonomischen Gesetze! Das alles haben nicht die Prince Smith oder Bamberger gesagt, das sagen Sombart und die geläuterten Marxisten!

Da nun ferner die Sozialisten — wie dies ja aus ihrer historischen Stellung im Staate nothwendig folgt — die eifrigsten Verfechter der politischen Freiheit und die Gegner jeder Bevormundung sind, da sie für Freihandel und gutes Geld eintreten, die Orthodoxie und den Militarismus bekämpfen, so glaube ich wirklich, daß wenn Sombart ein Aktionsprogramm für die sozialistische Partei entwerfen wollte, dieses einem vorurtheilsfreien freisinnigen Programm überraschend ähneln würde.

Aber die kollektivistischen Ziele? Der Umsturz der bestehenden Wirthschaftsordnung?

Nun, wir haben es ja gehört, die Sozialisten wollen der Menschheit keine neue soziale Ordnung gewaltsam oktroyiren. Sie glauben nur und hoffen, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse allmälich aus eigener Kraft, zufolge des Wirkens der dem Kapitalismus immanenten ökonomischen Gesetze zum Kollektivismus treiben werden. Man braucht diese Hoffnung nicht zu theilen. Aber warum soll man sie denen rauben, denen sie als tröstender Stern auf mühseligem Pfade leuchtet, nachdem so viele anderen Sterne untergegangen sind, die einst den Armen und Bedrückten Trost und Licht gespendet haben?

Ein ernsthafter und rastloser Kampf gegen die kommunistischen Zukunftsträume war so lange am Platze, so lange die Traumbefangenen sich weigerten, dem Tage abzugewinnen, was der Tag bieten konnte, so lange die Sozialdemokratie, beherrscht von dem Wahne des nahe bevorstehenden Kladderadatsch, es unterließ, an dem Werke der sozialen Reform mitzuarbeiten. Aber diese Zeiten scheinen vorüber zu sein. Immer mehr verbreitet sich auch in den sozialistischen Reihen die Einsicht, daß dem Lebenden sein Recht werden müsse und daß jede Maßregel, die geeignet ist, die Lage der arbeitenden Klassen in Wahrheit zu verbessern, auch wenn sie im Rahmen der bestehenden Wirthschaftsordnung geschieht, willkommen zu heißen und zu fördern ist. Selbst das „Kassengepäck“ der Gewerkschaften wird heute mit anderen Augen angesehen, als noch vor 10 Jahren, und es ist sehr die Frage, ob sogar Bebel heute noch die Betheiligung von Quarck und Genossen an den Verhandlungen des Freien deutschen Hochstifts einen Canossagang nennen würde. Auch er hat sich darein gefunden, die Verwirklichung seiner Hoffnungen und Träume von einem viel ferneren Zeitpunkt zu erwarten, als zu der Zeit, da er zum ersten Male sein Buch über die Frau in die Welt sandte.

Wie gebrechlich, wie dem Wechsel unterworfen sind nicht überhaupt alle jene bestimmteren Vorstellungen, in welche wir unsere Lieblingsgedanken zu kleiden lieben. Ein Mönch, dem sein abgeschiedener Gefährte, der einstige Theilnehmer seiner metaphysischen Spekulationen, im Traume erschien, fragte diesen über die jenseitige Welt: „Estne taliter qualiter?“ Aber der erwiderte verstört: „Totaliter aliter“. Ob nicht auch wir, wenn es uns vergönnt sein sollte, nach einem Menschenalter uns die Frage vorzulegen, ob es so gekommen, wie wir geträumt oder befürchtet hatten – ob nicht auch wir dann mit Lächeln oder mit Wehmuth uns die Antwort geben müssen: „Totaliter aliter!“

So sollte denn der Gedanke zukünftiger ungewisser Gegnerschaft nicht Zwietracht säen unter Bevölkerungsklassen, die heute zahllose gemeinsame Interessen und gemeinsame Feinde haben.

Niemand zwingt uns, die Träume der Sozialisten zu theilen, aber wir wollen gemeinsam mit ihnen wach sein in der Arbeit des Tages, im Kampfe gegen die alten Feinde des Fortschrittes und der Kultur, im Ringen um wirthschaftliche, politische und geistige Freiheit und in dem eifrigen, niemals ermüdenden Bestreben, immer größeren Massen des Volkes das Emporsteigen zu den sonnenbeschienenen Höhen zu ermöglichen, wo die goldenen Aepfel der Kultur reifen.

Mögen dann einst unsere Nachkommen, wenn es die Gesetze menschlicher Entwicklung zulassen sollten, die Güter dieser Erde nach einem neuen Rechte unter die Erdenkinder vertheilen.

Breslau.

G. Neisser.

Parlamentsbriefe.

IX.

Die Berathung des Postetats gibt alljährlich Veranlassung, eine Fülle von Wünschen und Beschwerden vorzubringen, und sie hat auch diesmal eine Reihe von Tagen in Anspruch genommen. Für uns ist folgender Gesichtspunkt der wesentlichste. Wenn ein Staatswesen an der Spitze seiner Postverwaltung einen Mann hat, wie ihn das Deutsche Reich an Herrn von Stephan besitzt, dessen Name mit einer Reihe bedeutender Reformen unlösbar verknüpft ist, dann ist der natürliche Zustand der, daß die Ministerkollegen eines solchen Fachmannes ihm in allen das Fach betreffenden Angelegenheiten Zutrauen schenken und seinen Reformvorschlägen folgen. Einerseits muß jeder Finanzminister sich sagen, daß die Rentabilität der Post nur aufrecht erhalten werden kann, wenn man stetig reformirt und fortbildet, und andererseits hat Herr von Stephan auch in den Tagen, wo er am kühnsten reformirt, niemals die Rücksichten vergessen, die er den Finanzen des Reichs schuldig ist. Wir sind daher der Ansicht, daß der Schatzsekretär am Besten fährt, wenn er dem Generalpostmeister in allen die Post betreffenden Fragen ein offenes Ohr schenkt.

Dieser natürliche und wünschenswerthe Zustand nun besteht bei uns nicht. Herr von Stephan ist mit manchen seiner Reformvorschläge auf Widerstand bei der Finanzverwaltung gestoßen; man kann nicht haarscharf beweisen, bei welchen Vorschlägen das der Fall ist, aber daß es vorgekommen ist, wird nicht geleugnet. Nun stellt sich ganz naturgemäß der Zustand ein, daß der Generalpostmeister, weil er auf der einen Seite gehemmt wird, auf der anderen Seite gedrängt wird. In dem Augenblicke, wo man sähe, daß Herr von Stephan diejenigen Reformen, die er selbst für wünschenswerth hält, durchzusetzen vermag, würde vielleicht der Wunsch, ihn zu einem schnelleren Vorgehen zu drängen, als er selbst für heilsam hält, verstummen. Die Ueberzeugung, daß auf dem Gebiete der Postverwaltung keinen Augenblick gerastet werden darf, ist allgemein.

Der Ausbau des bürgerlichen Rechts schreitet, nachdem durch die Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Grundstein gelegt worden ist, in befriedigender Weise fort. Das Handelsgesetzbuch und die Grundbuchordnung sind vorgelegt; bei letzterer handelt es sich nur um technische Fragen; das erstere wird vielleicht zu tiefer gehenden grundsätzlichen Betrachtungen auffordern.

Die Konversion der Schulden auf einen Zinsfuß von $3^1/_2$ Proz., wie sie in den Einzelstaaten in Angriff genommen worden ist, wird nun auch für das Reich vorgeschlagen. Der Widerspruch gegen die Konversion selbst, der sich früher auf einigen Seiten erhob, ist verstummt. Ob man nicht entschlossener vorgehen sollte, als vorgeschlagen ist, bleibt eine offne Frage. Wir haben von jeher den Standpunkt vertreten, daß der Staat einen Fehler begeht, wenn er sich zum Beschützer des nothleidenden Kapitals aufwirft.

Im Abgeordnetenhause wurden zwei Verhandlungen wiederholt, von denen die eine kürzlich sich dort, die andere im Reichstage abgespielt hatte. Die erstere betraf die Beschränkung des Gebrauchs der polnischen Sprache in Versammlungen und förderte von Seiten der Regierung nur die Wiederholung der anfechtbaren Erklärungen, die sie früher abgegeben hat. Die andere betraf die Viehseuchen und brachte allerdings ein Novum. Der Landwirthschaftsminister, der sich allerdings gegen unpraktische Vorschläge der Agrarier wacker wehrte, und sie dadurch erzürnte, suchte sie auf der anderen Seite dadurch zu versöhnen, daß er sich als einen Gegner der Handelsverträge hinstellte.

Es sind erst wenige Wochen vergangen, seitdem in amtlichen Erklärungen wie in der offiziösen Presse mit möglichst großem Nachdruck hervorgehoben wurde, daß im Ministerium Einmüthigkeit herrsche. Nun sitzen auf den Stühlen

der Minister wie auf denen der Staatssekretäre Männer, die für den Abschluß der Handelsverträge die Verantwortlichkeit übernommen haben; unter diesen befindet sich der Mann, der am Abschluß der Handelsverträge den thätigsten Antheil genommen hat, der mit Recht es als eine Lebensfrage für das Reich betrachtet hat, diese Verträge zum Abschlusse zu bringen. Eine sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Ministern kann kaum knapper und klarer zum Ausdruck gebracht werden, als dies von Herrn von Hammerstein hinsichtlich der zwischen ihm und Herrn von Marschall bestehenden Meinungsverschiedenheiten geschehen ist.

Die Aeußerung des landwirthschaftlichen Ministers hat peinlich berührt auch in solchen Kreisen, welche der Regierung zur Seite stehen. Die „Kölnische Zeitung“ hat in einem langen Artikel auszuführen gesucht, man dürfe die Aeußerung des Herrn von Hammerstein nicht allzu schwer nehmen; er sei in seiner Rede nur „entgleist“. Ob Herr von Hammerstein diese Deutung für sich annehmen wird, können wir nicht wissen; eine Generalvollmacht der „Kölnischen Zeitung“, die Rede des Ministers authentisch zu interpretiren, liegt nicht vor. Aber das scheint uns unzweifelhaft zu sein: Wenn Jemand entgleist ist, sei es aus Unvorsichtigkeit, sei es aus bösem Zufall, so giebt er sich Mühe, wieder in das rechte Geleise hineinzukommen. Die Erklärung, die der Landwirthschaftsminister abgegeben hat, wird, wenn sie nicht in befriedigender Weise erläutert wird, die zukünftige Stellung des Ministeriums sehr erschweren. Es liegt auf der Hand, daß der Regierung nur die Wahl bleibt, sich den Agrariern immer vollständiger zu unterwerfen oder sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Proteus.

Unsere Richter.*)

Ob die Justiznovelle eine Verbesserung unserer Strafprozeßordnung bedeutet hätte, mag zweifelhaft sein. Unzweifelhaft aber ist, daß durch die Kämpfe um ihr Zustandekommen deutlich zu Tage getreten ist, wie verbesserungsbedürftig das bestehende Gesetz ist. Die Väter der in Kompromißwehen geborenen Strafprozeßordnung haben sich wohl von Anfang an keine Illusionen über die Minderwerthigkeit dieser ihrer Schöpfung im Gegensatz zu den übrigen Reichsjustizgesetzen gemacht. Die praktische Anwendung des Gesetzes hat die schlimmsten Bedenken bestätigt. Nun ist also der erste Versuch, Besserung zu schaffen, gescheitert und wir müssen uns darauf gefaßt machen, wohl noch lange Zeit mit dem alten Gesetze fortzuarbeiten. Einem schlechten Gesetze gegenüber aber ist doppelt wichtig, wie es angewendet wird. Schließlich fährt die Gerechtigkeit noch immer besser dabei, wenn gute Richter nach schlechten Gesetzen Recht sprechen, als umgekehrt. Wenigstens wo es sich um Gesetze handelt, die nicht das materielle Recht, sondern das Verfahren betreffen. Deshalb steht gerade jetzt die Frage nach der Qualität des Richtermaterials, über das wir verfügen, im Vordergrund. Die bekannten Aufsätze des Aulus Agerius und des Numerius Negidius in den preußischen Jahrbüchern haben mit unsanfter Hand an der legendären Vortrefflichkeit des deutschen Richterstandes gerüttelt, und nun tritt ihnen unter dem oben genannten Pseudonym kraftvoll ein neuer Kämpfer zur Seite. Und mir will scheinen, als ob er tiefer noch als seine Vorgänger zu den Wurzeln des Uebels vorgedrungen ist, vor dem die Augen zu schließen nicht mehr möglich ist. Eine Strafjustiz, die in ihren letzten Konsequenzen das Unterfangen, einen Leichnam todt zu beten, als versuchten Mord, einen Kassenbeamten, der aus Gefälligkeit aus der Amtskasse Geld umwechselt, wegen Unterschlagung im Amte bestraft, und die Mutter, welche ein Auge zudrückt, als am Tage vor der Hochzeit der Bräutigam der Tochter bei dieser nächtigt, wegen schwerer Kuppelei ins Zuchthaus schickt, entbehrt in der That des ethischen Feingefühls und des freien Blicks, der die Ehrfurcht vor dem Willen des Gesetzes in Einklang mit der Volksseele zu bringen weiß. Eine Handhabung des Gesetzes, die — was unter Juristen ein öffentliches Geheimniß ist — das so eminent wichtige Stadium der Eröffnung des Hauptverfahrens zu einer schablonenmäßig geübten Formalität herabdrückt, und die das richterliche Ermessen über die Frage des Fluchtverdachtes leicht genug nimmt, um, wie bei vielen Gerichten gang und gäbe, acht Tage vor dem Beginn einer Schwurgerichtsperiode sämmtliche, bis dahin doch wohl nicht fluchtverdächtige, Angeklagte in Untersuchungshaft zu nehmen, „um die Verhandlung zu sichern“, zeigt, mit welch' nichtachtender Nonchalance gegenüber der Existenz des Einzelnen „von Rechts wegen“ verfahren wird. Und das verschiedene Maß, mit welchem gemessen wird, wenn es sich um unbesonnene Respektlosigkeiten gegenüber einem Beamten mit oder ohne Uniform, oder andererseits um brutale Vergewaltigungen eines Bürgers durch einen solchen handelt, werfen vollends das Vertrauen zur Strafjustiz über den Haufen, und zwar nicht nur bei der arbeitenden sozialdemokratisch wählenden Bürgerklasse. „Wird auf diesem Wege fortgefahren“, sagt Serenus Albus, „so sind die Strafrichter bald bloße Routiniers, ihr Wissen ein halbes und daher falsches, aber um so heilloseres Wissen, weil es sich in arger Selbsttäuschung als volle Weisheit aufspielt. Denn gerade diese Afterweisheit ist es, welche die einfachen Linien des Gesetzes durch erkünstelte Arabesken verziert und zur Erweisung ihres Geistesreichthums, ihrer „Schneidigkeit“, jedoch unter Mißachtung der weisen Lehre des alten Stoikers: „res sacra est miser!“ an den schlichtverständigen Paragraphen des Strafgesetzbuchs ihren blutigen Witz übt.“

Noch manch' anderes gutes und kräftiges Wort spricht der Verfasser, dem man anmerkt, daß es aus vollem Vertrautsein mit den einschlägigen Verhältnissen und wohl von einem Manne herstammt, der selbst der Institution angehört, der er hier gerecht aber unerbittlich einen Spiegel vorhält. Und zum ersten Mal auch, so weit ich die Litteratur über dieses Thema kenne, wird der Grundfehler aufgedeckt, an dem die Institution krankt: Wir haben Richter, die sich mit Recht ihrer Integrität, ihrer Pflichttreue und ihrer Anspruchslosigkeit rühmen, aber uns fehlen Richter, die auch den Ehrgeiz haben, Männer von allgemein menschlicher Bildung zu sein. Die Ueberzeugung, „ausweislich des bestandenen Staatsexamens ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu sein,“ der seinen „Windscheid“ und seinen „Dernburg“ nachzuschlagen versteht und auf seiner sella curulis die misera contribuens plebs weit überragt, genügt ihnen, eine Fortbildung der geistigen Kräfte durch außeramtliches — auch nichtjuristisches — Studium, eine Veredelung des Gemüthes durch Kunstgenüsse und Lektüre von Büchern, aus denen „Erhebung, Heiterkeit, Genuß und der wahre Nektar jedes stolzen Gemüthes: Unabhängigkeit und Freiheit“ zu schöpfen ist, kurz das Sicherheben über die Alltäglichkeit des Lebens und des Berufs, das große Mitleid und der freie Schlag edeler Herzen — das ist, was ihnen fehlt, und was sich anzueignen sie bis auf eine kleine Minderheit verschmähen. Nicht etwa „bewußte Ungerechtigkeit oder absichtlicher Rechtsbruch“ liegt hier vor, sagt unser Verfasser, „wohl aber neben der wissenschaftlichen Verirrung eine Verhärtung des Gemüthes, welche auf einen beginnenden ethischen Defekt hinweist.

Die Ursachen für diese unerfreuliche Erscheinung findet Serenus Albus in der Ungunst, mit der die Gesetzgebung die Gehalt- und Rangverhältnisse der Richter im Gegensatz zu den Verwaltungsbeamten regelt. Seine mit großer Sachkunde gegebenen Zusammenstellungen zeigen in der

*) Der drohende Niedergang des preußischen Richterstandes von Serenus Albus. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner, 1897.

That, wie minderwerthig der Staat die „Unabhängigkeit" seiner Richter bewerthet, und wie kläglich gering und noch dazu inkonsequent er ihre Dienste bezahlt. Und der Verfasser hat auch darin Recht, daß diese gezwungene Enge heit der äußeren Verhältnisse als wesentlicher Faktor für das Herabsinken des Richterstandes von seiner früheren Höhe mitwirkt. In der Luft, die von der dauernden Sorge um des Lebens Nothdurft erfüllt ist, gedeihen keine „Adelsmenschen", und die große Aufgabe des Richters, sich einen freien Blick für das Leben zu wahren, erfordert eine gewisse eigene Unabhängigkeit von den kleinen und kleinlichen Daseinsbedingungen. Aber ob hierin wirklich Wandel geschaffen würde, wenn die im Uebrigen durchaus berechtigten Forderungen erfüllt, und die Gehalts-, die Rang- und die Karriereverhältnisse der Richter denjenigen der Verwaltungsbeamten gleichgestellt würden? Mir will scheinen, daß die Hebung des äußeren Milieu's nur eine geringe Wirkung üben würde, wenn nicht auch eine innere Umkehr von den Pseudoidealen unserer Zeit zu denjenigen Tendenzen hinzutritt, die unseren Richterstand früher beseelten. Doch damit, fürchte ich, hat es vorläufig gute Wege. Man frage doch unsere Assessoren von heute, Hand auf's Herz, welches Ideal ihnen höher und erstrebungswürdiger dünkt: der vorsichtig und mit sorgsamer Gerechtigkeit richtende Richter, oder der schneidige, sporenklirrende Reserveoffizier? Ich habe keinen Zweifel, wie eine ehrliche Antwort lauten würde.

Breslau. Ernst Mamroth.

Die Militärfrage in Belgien.

Der bedeutendste Flamenführer Belgiens, der Antwerpener klerikale Deputirte Coremans, rief in einer der letzten Sitzungen der Repräsentantenkammer unter dem Beifalle seiner politischen Freunde das Schlagwort aus: „Es ist gut, daß die Armee weiß, daß der Civilstand in Belgien der Herr ist" und die neueste Errungenschaft Belgiens ist ja auch ein bürgerlicher Kriegsminister. Kein belgischer General hat sich nämlich dazu hergegeben, die militärischen Ziele der katholischen Partei auszuführen. Die Militärfrage ist in Belgien eine so verfahrene, weil nicht das militärische Interesse und die wahre Vertheidigung des Landes und seine Neutralität, sondern das Wahlinteresse und das Parteiinteresse in allen militärischen Angelegenheiten den Ausschlag geben.

Dem Gesetze nach besteht die belgische Armee, welche 133 000 Mann zählt, aus Freiwilligen, die sich zum Heeresdienste melden, und aus allen 19 Jahre alten Bürgern, welche durch die Losung der Armee zugewiesen werden. Wer von den Ausgelosten in der Lage ist, 1600 Francs dem Kriegsministerium einzuzahlen, wird militärfrei und der Staat stellt ihm einen Ersatzmann. Diese eines civilisirten Staates unwürdige Einrichtung, welche die gesammte Vaterlandsvertheidigung auf die Schultern der Unbemittelten abwälzt, bewirkt, daß die ganze Armee nur aus Söhnen von Bauern und Arbeitern besteht und ein vollständiger Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Arbeitern geschaffen wird. Es ist die wirksamste Waffe, welche den Sozialisten in die Hände gegeben wird und welche sie auch gehörig ausnutzen. Die Armee selbst ist nicht stark genug, um die internationalen Pflichten des Landes zu erfüllen, denn es handelt sich nicht nur darum, die Grenzen zu beschützen und den Einbruch einer ausländischen Truppe zu verhindern, sondern auch die großen Festungswerke des Landes, insbesondere die Antwerpener Befestigungen und die umfangreiche Maaslinie zu vertheidigen und dadurch die Neutralität des Landes ernstlich zu sichern. Kein Wunder also, wenn die arbeitenden Klassen in Belgien einmüthig die Beseitigung der Stellvertretung und die Uebernahme des Heeresdienstes und die Vaterlandsvertheidigung durch alle Bürger fordern.

Als im Jahre 1884 die Katholiken an das Ruder kamen, versprach der damalige Ministerpräsident Beernaert formell unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und auf Willen des Königs Leopold, die militärische Stellvertretung abzuschaffen und die Armee neu zu organisiren. Da die katholische Partei vollkommen feindlich einer solchen Reform gegenüber stand, so traute sich die Regierung nicht, das angekündigte Gesetz einzubringen. Diese politische Lage hat sich bis heute wesentlich nicht geändert, denn das allgemeine Stimmrecht, welches im Jahre 1894 in die Verfassung eingeschrieben wurde, hat die Anzahl der klerikalen antimilitaristischen Kammermitglieder noch vermehrt. Nach dem Sturze des Ministerpräsidenten Beernaert, welcher an der Militärfrage strauchelte, übernahm Minister De Burlet die Regierung und auch dieser erklärte, es sind jetzt zwei Jahre her, daß das Ministerium entschlossen sei, das Gesetz über den persönlichen Militärdienst den Berathungen der Volksvertreter zu unterbreiten. Die Klerikalen, unter Führung der Antwerpener Deputirten und des Rechtenführers Woeste erwiderten, daß das Land vom persönlichen Militärdienste und der Beseitigung der Stellvertretung nichts wissen wollte und die katholische Partei die Gefolgschaft verweigerte. Dagegen seien sie bereit, die Mittel zur Verbesserung der Lage der Soldaten selbst zu bewilligen. Auch der Minister De Burlet mußte, da die Rechte seine Anschauungen nicht theilte, bald abreisen und so kam das jetzige Ministerium De Smet an das Ruder. Unter ihm trat ein bedeutsamer Wandel ein. Die katholische Partei trat offen mit ihrem Ziele, eine Armee von Freiwilligen zu bilden, hervor. So kam ein Gesetz zu Stande, welches allen im Militär dienenden außer Löhnung und Unterhalt noch eine jährliche Staatsunterstützung von 360 Francs gewährt. Dies Gesetz bewirkte, daß viele Unbemittelte sich freiwillig zum Dienste meldeten und die militärische Stellvertretung eine neue Befestigung fand. Trotzdem wollte das Ministerium auf Andringen des Königs die Einführung des persönlichen Militärdienstes und eine Verstärkung der Armee durchsetzen, aber die katholischen Parteiführer traten so entschlossen gegen diese Reform auf, daß der König und das Ministerium weichen mußten und auf die ganze Reform verzichteten. Der Kriegsminister Brassine beeilte sich seine Entlassung zu geben. Das Ministerium, um den Schein zu retten, beantragte eine militärische Umgestaltung der Bürgergarde. Dabei spielte sich hinter der Kulisse noch etwas ganz absonderliches ab. Der König, dem das Kongounternehmen das größte Ideal ist, braucht für den Kongostaat fortwährend Geldmittel. Er kann sie nur erlangen mit Hilfe der katholischen Partei und diese Lage deutet die Kammerrechte aus, um die Ziele der katholischen Partei durchzusetzen und das katholische Regiment im Lande zu sichern.

Und welches sind nun eigentlich die Gründe, welche die Klerikalen für ihre Haltung in der Militärfrage anführen? Die Verträge von 1831 haben die Neutralität Belgiens garantirt. Derjenige Staat, welcher wagen würde, das Land zu beunruhigen, würde sich alle Großmächte auf den Hals legen. Außerdem würde England schwerlich irgend einer Macht gestatten, sich Antwerpens zu bemächtigen. Belgien braucht also keine bedeutende Armee. Die 133 000 belgischen Soldaten reichen vollkommen dazu aus, um die Grenzen und die Festungen zu schützen. Natürlicher Weise sind diese Gründe, um eine Armeereform zu hintertreiben, nicht die wahren. Die richtigen Gründe sind sehr egoistischer Natur. Die herrschenden Klassen wollen in Belgien ihre Militärpflicht nicht persönlich ableisten, sondern diese Last den Unbemittelten überlassen. Ueberdies ruht die Herrschaft der Klerikalen in der Kammer auf dem Landvolk der vlämischen Provinzen Antwerpen, Flandern und Limburg. Die Geistlichkeit, welche dem persönlichen Militärdienst feindlich gesinnt ist, bearbeitet das Landvolk im antimilitaristischen Sinne, und wenn die Klerikalen ihre Mehrheit in beiden Kammern behaupten wollen, so können sie

dies nur erreichen, wenn sie die Abneigung der Bauern gegen den Militärdienst bestärken. Außerdem wollen aber die bemittelten Bauern unter keinen Umständen, daß ihre Söhne in die Kasernen einziehen, da sie befürchten, daß sowohl ihre Religiosität als auch ihre Moral dort leidet. Wollten also die Klerikalen den persönlichen Militärdienst einführen, so würden sie ihre ganze Herrschaft gefährden, zumal der Klerus in dieser Reform das größte Hinderniß für die Rekrutirung der Priester erblickt. Am Liebsten würden die Klerikalen eine nur aus Freiwilligen gebildete Armee einführen. Dem widersetzt sich aber der König und das Ministerium, da eine solche Reform nicht nur dem Schatz ungeheueres Geld kosten, sondern auch nur eine unbrauchbare Armee schaffen würde. Ueberdies ist es ganz undenkbar 133000 Freiwillige selbst unter den größten Geldopfern heranzuschaffen.

Während die Klerikalen an diesem Standpunkte festhalten, wollen die christlichen Demokraten die militärische Stellvertretung beseitigen und einen gemäßigten persönlichen Dienst eingeführt sehen. Ihre Anschauungen haben aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Hoffnung bei der klerikalen Kammermehrheit durchzudringen. Die gemäßigt-liberale Partei, welche von der politischen Bodenfläche verschwunden und nicht mehr im Parlamente vertreten ist, schwärmt heute für den persönlichen Militärdienst weniger aus Ueberzeugung als um dem katholischen Ministerium Verlegenheiten zu bereiten. Die Progressisten und Radikalen wollen die Bewaffnung der ganzen Nation bei kürzester Dienstzeit nach schweizerischem Muster und ihnen schließen sich die Sozialisten an, weil sie ihr Ideal, die Beseitigung der ganzen Armee nicht erreichen können.

Diesem allgemeinen Wirrwarr gegenüber hat das Ministerium eine sehr schwere Stellung. Es sucht zwischen allen Parteien hindurch zu lawiren. Der Ministerpräsident De Smet hat vor einem Monat die Grundzüge des neuen Gesetzes, welches er beabsichtigt dem Parlamente zu unterbreiten, in der Kammer entworfen. Die militärische Stellvertretung und die militärische Auslosung bleiben bestehen, jedoch könnte die Stellvertretung eventuell eingeschränkt werden. Der jetzige Effektivbestand wird als genügend aufrecht gehalten, weil die Armee im Kriegsfalle nur den Felddienst zu leisten haben wird und es der neu organisirten Garde civique obliegen wird, die Festungen zu vertheidigen. Zu diesem Zwecke ist letzthin der Kammer das neue Gesetz über die Bürgergarde vorgelegt worden. Es ist anzunehmen, daß es in seinen großen Zügen angenommen werden wird. Hiernach läßt sich die künftige militärische Lage Belgiens kurz also zusammenfassen: eine unzureichende Feldarmee, eine ungenügend militärisch ausgebildete Garde civique.

Wird sich Belgien nicht aufraffen, so ist leider zu befürchten, daß dieser kleine Staat bei internationalen Verwicklungen, bei denen er in Mitleidenschaft gezogen werden kann, die Probe nicht bestehen wird.

Brüssel. B. Auerbach.

Abseits von „Bädeker".

Wer nach Italien fährt, kauft sich einen Bädeker, Gsell-Fels oder Meyer, und wenn er diesen bewährten Führern mit Verstand folgt, so wird er von seiner gewohnten Bequemlichkeit nicht viel entbehren und dabei viel Schönes sehen. Es gibt dort aber auch viel Schönes, was nicht in den Reisehandbüchern steht, und das mit gutem Grunde; denn es eignet sich nur für Leute mit guten Lungen, Beinen und Mägen, die sich Eßgeschirr und Kleider selber reinigen können und ein Waterkloset und einen befrackten Kellner nicht gerade als unentbehrliche Lebensbedürfnisse ansehen; und — diese Leute kaufen eben meistens keine Bädeker.

In dem mächtigen Gebirgslande, das Mittel- und Unteritalien gleichsam als Rückgrat durchzieht, und in den weiten, waldigen, von Sumpf und Dünen durchzogenen Ebenen längs der Küste gibt es noch weite Gebiete voller Naturpracht, wohin sich höchstens einmal ein forschender Archäologe oder ein unternehmender Maler verirrt, und wo der Forestiere noch nicht als jagdbares Wild, sondern als verehrungswürdiges Wesen aus einer besseren Welt gilt.

Von den Freuden und Leiden des Reisens in diesen Gebieten will ich erzählen.

Am genußreichsten wird es im Küstengebiete während des Frühjahrs sein, wenn die Fiebergefahr so gut wie nicht vorhanden ist; im Gebirge jedoch zur Sommerszeit, wenn kein anhaltender Regen zu fürchten ist. Denn ein längerer Aufenthalt in einem süditalienischen Gebirgsdorfe gehört nicht zu den Genüssen dieser Welt, und außerdem kann noch im Mai der Schnee durch seine breiige Beschaffenheit selbst den unschuldigsten Gebirgspfad unpassirbar machen. Für den Reiseplan ist man meistens lediglich auf die Karten angewiesen, und die Klassifizirung der Ortschaften auf ihnen gibt dann auch den einzigen Anhalt für die Beschaffenheit des Unterkommens, das den Wanderer dort erwartet. An Ueberraschungen und Enttäuschungen fehlt es dabei natürlich nicht, und es kommt wohl auch vor, daß der Herr Generalstädter sich in den Wegen ein wenig verzeichnet hat, und man das Doppelte der berechneten Marschzeit gebraucht; aber Schönes gibt es immer in Fülle zu sehen, und auf der Straße bleibt man schließlich die Nacht auch nicht. Zu solchen Reisen braucht man, unähnlich wie zum Kriege, wenig Geld aber viel Geduld und noch mehr Insektenpulver. Schlafen und Essen wirst du freilich manchmal wie ein Hund, aber trinken wie ein König und, wenn du Auge und Herz auf dem rechten Fleck hast, schwärmen wie ein Gott.

Hast du nun deinen Plan gemacht, so kaufst du dir natürlich das neueste Kursbuch, denn auch Fußreisen beginnen oder enden gewöhnlich mit einer Eisenbahnfahrt, und ein erfahrener Wanderer wird es möglichst so einzurichten suchen, daß er sein Nachtquartier gleich an dem Orte nimmt, von wo die Wanderung am nächsten Morgen beginnen soll. Um dir unliebsame Ueberraschungen zu ersparen, wirst du jedoch gut daran thun, dich immer noch zu erkundigen, ob die im Buche angegebenen Züge noch oder schon abgehen. Die Eisenbahnverwaltung ist nämlich hier so aufmerksam, für jeden Monat ein allerneuestes Kursbuch herauszugeben, in dem aber meistens die letzten Aenderungen des Fahrplans noch nicht enthalten, aber vorsorglich auch diejenigen Züge schon angegeben sind, welche die Verwaltung erst im nächsten Monat einzuführen beabsichtigt. Wenn du übrigens glaubst, daß du in der zweiten Klasse, weil theurer, auch bequemer fahren mußt, so denken italienische Eisenbahnverwaltungen darüber anders. Ihre Aufgabe ist, das sonst unbrauchbar gewordene Wagenmaterial so lange auszunutzen als es überhaupt noch sich auf den Schienen hält, und dazu sind die Nebenbahnen und die Bummelzüge, die einzigen, die auf den kleinen Stationen halten, da; wie sich die Reisenden dabei befinden, geht sie nichts an. Wenn sie den höheren Ständen die Hochachtung für ihre Sitztheile durch einen abscheulichen, meist mit Schmutzflecken behafteten braunen Stoffüberzug, mit dem die Bänke zweiter Klasse versehen sind, bezeugt haben, so haben sie genug gethan. Sonst kannst du in diesen alten Kasten am eigenen Leibe erfahren, wie unsere Väter fuhren und was sie dabei litten. Wagen so niedrig, daß ein stattlicher Mann nicht aufrecht stehen kann — Sitze so schmal, daß man mit den Knieen den gegenüberliegenden berührt, und dabei mußt du möglicher Weise eine Bank, auf der kaum zwei Erwachsene Platz haben, vorschriftsmäßig noch mit einer dritten Person, etwa gar einer glücklichen Mutter theilen, die ihren Sprößling auf dem Schoße hält. Daß die Vorhänge zerrissen sind und die Thüren nicht schließen, ver-

steht sich von selbst, und daß es durch die Decke regnet, kommt vor. Die Wagen dritter Klasse sind in Folge der stärkeren Abnutzung fast durchweg wenigstens neuerer Konstruktion als die der zweiten, und, wenn nicht reinlicher, doch bequemer. Allerdings ist die Gesellschaft etwas gemischt und zuweilen auch anrüchig, aber durchweg artig und zuvorkommend gegen die Mitreisenden.

Daß die Station auch den Ort bedeutet, an den man will, darf man auch nicht ohne Weiteres annehmen. Unter einer Stunde Entfernung von den kleinen Ortschaften thut es die Eisenbahnstation überhaupt nicht; es können aber auch drei und vier Stunden sein — ja es kann auch sein, daß man von der Station nach dem Orte, von dem sie den Namen trägt, überhaupt nicht gelangen kann. Es ist noch gar nicht lange her, daß Jedermann, der von Tivoli nach der Station Castelmadama gefahren war, dort belehrt wurde, daß er, um nach dem Orte zu kommen, mit dem nächsten Zuge nach Tivoli zurückfahren müsse und dort die Auswahl habe, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen bequem nach Castelmadama zu gelangen. Gibt es jedoch eine Straße nach dem Orte, so findet man wenigstens für den Postzug auch ein Beförderungsmittel auf der Station — einen Esel, einen zweirädrigen Karren und vielleicht gar einen Postwagen. Um zu ihm zu gelangen, wirst du freilich manches Mal erst über einen Zaun steigen oder eine steile Dammböschung hinauf- oder hinabklettern müssen, denn es gibt Stationen, die ohne turnerische Uebung überhaupt nicht zugänglich sind. Ich bezweifle, daß Herr von Stephan je diese glücklichen Gegenden besucht hat, und in seinem Postmuseum wird wohl die süditalienische Gebirgspostkutsche noch nicht vertreten sein. Welchen Zwecken sie, oder deren ihre einzelnen Theile, in ihrem wechselreichen Lebenslaufe gedient und welche Würden sie einst bekleidet haben, ließe sich nur noch durch eine eingehende analytische Untersuchung feststellen. Heute zeigt der auf den Rädern ruhende Kasten nur ein Konglomerat von allerlei, selbst in einem italienischen Bergneste anderweitig nicht mehr brauchbaren Stoffen und Utensilien. Aber wahrhaft genial ist die Flickarbeit. Von dem Leder der ursprünglichen Bekleidung sind nur noch vereinzelte Spuren vorhanden. Alte Kistenbretter, Bleche von Petroleumbehältern, Faßdauben, alte Stoff- und Lederlappen von unergründlicher Herkunft, geschickt zusammengestellt, bilden ein Verdeck, das gegen Sonne und mitunter auch gegen Regen schützt. Geht die Wagenthür nicht auf, so steigt man über dieselbe zum Fenster ein — Scheiben hindern ja nicht —; geht sie nicht zu, so läßt man sie offen hängen; es geht auch so. Platz hat der Wagen immer für so viel Leute, als mitfahren wollen. Findet der dicke Pfarrer und die Matrone nicht neben dir genügenden Platz, so nehmen sie deine Schenkel in Besitz, wenn du es nicht vorziehst, dich auf ihre zu setzen, und wenn du Glück hast, so fällt dir bei dem nächsten Stoß des Wagens noch eine vollbusige Ciociara, die einen Stehplatz inne hat, in den Schoß. Vor dem Wagen stehen zwei bis drei zwischen Pferd und Maulthier schwankende, entsetzlich zerschundene Gestalten in geflickten Geschirren, an denen aber einige bunte Troddeln und Lappen nie fehlen. Diese Gestalten sind mit gekrümmten Knieen und herabhängenden Köpfen in ernstes Nachdenken versunken. Endlich ist alles mit guter Laune und gegenseitiger Zuvorkommenheit eingeschachtelt; der Postjunge hat sich auf dem Verdeck, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, lang ausgestreckt. Der Kutscher hat zwischen einem Hühnerkäfig und einer Haubenschachtel, Gott weiß wie, noch einen Sitzpunkt gefunden — ein paar kräftige Peitschenhiebe haben die Probleme, über die die Gäule nachdachten, glücklich gelöst — und nun geht es auf dem groben Steinschotter der Straße unter Stößen und Schwanken immer im Galopp den Berg hinan. Geht dabei etwas aus dem Leim, so weiß das Pfusch- und Flickgenie der Italiener immer Rath, und man kann bewundern, wie eine zerbrochene Axe mit einer Peitschenschnur, ein Rad mit einem Buchenzweig und eine Stiele mit einem Frauenstrumpfband ausgebessert werden. Die Hauptsache ist: man kommt immer an, und die Post ist sogar der Eisenbahn in einem Punkte sehr überlegen: man kommt auch immer pünktlich an.

Die Straße wird jedoch immer steiler, und die athemlosen Gäule sind in Schritt gefallen. Der Pfarrer und die Matrone neben dir und die junge Schöne vor dir schwitzen arg und haben kein Eau de Cologne bei sich; du wirst es also vorziehen, den Wagen zu Fuß zu begleiten. Nach dem Geschafte und dem Tumulte der Eisenbahn und der Enge und dem Gepolter des Postwagens legt sich der stille Friede des Sommerabends weich und sanft auf deine gemarterten Sinne. Die Sonne ist bereits hinter den Bergkamm gesunken, an dem die Straße sich hinaufzieht, übergießt aber noch mit vollem goldigen Glanze das gegenüberliegende Gelände, an dem aus dem Grunde blaue und violette Schatten langsam heraufsteigen. Von oben herab zieht erst in kurzen schwachen und bald in kräftigeren Athemzügen ein frischer Hauch durch die heiße Luft, in dem das Laub der Bäume zu rauschen und die Ranken der Reben zu schwanken beginnen. In dem Maße, wie die Sonne sinkt und der Weg steigt, erweitert sich die Fernsicht, werden die Farbentöne kräftiger und die Farbenskala reicher. Von der feurigen Gluth der nackten Kämme und Spitzen geht sie durch alle Schattirungen der Oliven- und Rebenpflanzungen der Abhänge hindurch bis zu dem saftigen Grün der weiten Thalebene und den rosigen Dufte verschwimmenden fernen Bergketten. Gruppen von Arbeitern, die von ihrem schweren Tagewerke heimkehren, beleben hin und wieder die Windungen der Straße. Es sind meistens arme elende Menschen in schmutzigen zerrissenen Kleidern, aber wie leuchten und glühen die weißen Kopftücher, die rothen Mieder der Frauen, die blauen und rothen Jacken, Gürtel und Westen der Männer und die verschossenen Farben aller dieser Lumpen! Jede eine volle klingende Note in der Symphonie der Natur!

Endlich verglühen die letzten Sonnenstrahlen auf den Bergspitzen, in denen das Städtchen auf der Höhe mit seinem verfallenen Kastell wie ein phantastisches Feenschloß zu schweben scheint. Ein von der Sonne getroffenes Fenster sendet noch einen letzten Feuerstrahl hinaus, dann legt es sich wie ein feiner durchsichtiger Schleier über die Gegend, und Alles beginnt in sanften Farben zu leuchten, in denen die zartesten Schatten sich mit einer durchsichtigen Klarheit von einander abheben, als wenn die Gegenstände das am Tage eingesogene Licht jetzt in den Aether ausströmten. Nur wenige Minuten dauert dieses zarte Leuchten, um dann in den gelben Schein der aufsteigenden Abendröthe und in die grauen Schatten der Nacht aufzugehen.

Jetzt hält der Wagen auch schon am Eingange des Ortes, aber während er aus der Ferne wie eine im goldigen Aether schwimmende Feenwohnung grüßte, ist nun aus ihm ein dunkler Haufen über- und durcheinander geworfener grauer Steinhäuser geworden, in dem eine enge schmutzige, nur von einigen Schweinen und einer Schaar ihnen wahlverwandter Kinder belebte Gasse hinaufführt. Nur selten unterbricht der Schein eines Feuers das trübe Einerlei dieser armseligen Wohnungen und zeigt an, daß die Bewohner etwas zu kochen haben. Die Locanda ist gewöhnlich nicht gerade das wohnlichste der Häuser, und der große dunkle Raum des Erdgeschosses mit dem verräucherten, weiten, zur ebenen Erde befindlichen Herde, mit seinen schmalen, auf Böcken ruhenden ungehobelten Holzbänken und Tischen und der blakenden Petroleumlampe, der den gewohnten Gästen und der Familie als Aufenthalt dient, wirkt nicht sehr einladend. Aber der „Signore“ wird mit freundlicher Beflissenheit über die enge steinerne Stiege in die oberen Staatsräume geführt. Dort gibt es in der guten Stube einen ordentlichen Tisch mit einer Decke und einige Stühle, und auf den gedrechselten Möbeln und an den Wänden sind auch die Kunstschätze der Familie ausgestellt: die Porträts der königlichen Familie und Garibaldis, einige patriotische Allegorieen und Schlachtenbilder in Buntdruck, auf denen besonders das Roth des Blutes und der Hemden der Garibaldiner nicht gespart ist, die photographische Familiengalerie mit starrenden Augen, darunter

der Hahn als Bersagliere mit fliegendem Federbusch, unter einem Glaskasten ein Jesuskind von Wachs mit einem zerbrochenen Beinchen auf einem Bette von wächsernen Blumen, einige Vasen mit künstlichen, von Motten und Fliegen arg mitgenommenen Pflanzen, und ähnlicher Urväterhausrath. Alles recht schädig und nicht ganz rein; auch die Tapete ist hin und wieder zerrissen und die Scheiben sind nicht immer ganz; aber die Leute sind so voller Eifer, putzen und stauben alles, so gut es in der Eile geht, sorglich ab, holen ihr bestes Zeug für Tisch und Bett heraus, und ihre herzgewinnende Freundlichkeit breitet schließlich über all das Gerümpel einen Schimmer von Behaglichkeit. Deinen Mundvorrath für den ersten Abend hast du dir wohlweislich noch mitgebracht, und das gute hausbackene Brot und der leichte feurige Gebirgswein werden dir dazu vortrefflich munden. Das italienische Bett ist ein Kulturerbe, das sich fast überall auch in den verkommenen Gegenden aus besseren Zeiten erhalten hat. Es ist breit und bequem, und mit seiner Schafwollmatratze und reinem Bettzeug verspricht es auch hier eine gute Nachtruhe. Hast du noch die halbwüchsige Kleine mit den großen, von Eifer und Neugierde brennenden Augen, die der Mutter bei der Bedienung half, durch eine Anrede beglückt, und hat der unschuldigste Scherz ihre natürliche Heiterkeit zu so lebhaften Ausbrüchen gebracht, daß du selber davon angesteckt worden bist, so wirst du bei deiner Cigarre trotz allem einen genußreichen Abend verlebt haben. Hat das Bett sein Versprechen gehalten und das Insektenpulver, das du nicht vergessen, seine Pflicht gethan, und nicht etwa die Nähe verdächtiger Sachen sich erst in der reinen Nachtluft durch ihren Geruch verrathen, so erhebst du dich am andern Morgen nach einem gesunden Schlaf zu deinem Tagewerke, das natürlich mit dem Frühstück beginnt. So ganz einfach ist das nicht stets. Kaffee oder etwas, das so aussieht, gibt es wohl immer, Milch und Eier gewöhnlich, doch kommt es auch vor, daß die Kühe gerade Kälber und die Hühner die Cholera haben, und dann muß es auch so gehen; die Butter, wenn es welche gibt, ist meist eine in Därmen aufbewahrte Schmiere, auf die du gern verzichten wirst. Doch sind im Gebirge die Marschtage nicht selten, an denen du keine bewohnte Ortschaft und kaum eine lebende Seele antriffst, und in den Macchien der Küste sind sie sogar die Regel. Dann hat es mit der Zehrung, die mitgenommen werden muß, seine Schwierigkeit. Schinken und die grobe speckreiche Mortadellawurst, abgesehen davon, daß sie in dem meist wasserarmen Hochgebirge als Dursterreger nicht zu empfehlen sind, sind auch im Sommer, wo das Schlachten der Schweine verboten ist, meist nicht frisch. Man kann gewöhnlich höchstens auf ein Stück Lamm- oder Ziegenfleisch rechnen, und wo auch das nicht zu haben ist, da weiß der Eifer und die Findigkeit der Leute oft auf eigene Weise Rath zu schaffen. So erschien in einem Dorfe der Volskerberge einmal, als am Abend durchaus gar nichts mehr aufzutreiben war, beim Morgenkaffee eine prachtvolle gebratene Lachsforelle, die man in der Nacht aus einem mehrere Stunden unterhalb gelegenen Fischteiche geholt oder auch gestohlen hatte.

Ein Marsch in der thaufrischen Morgenfrühe über die Gebirgskämme, den blauen Himmel über und die weite Welt unter sich, ist ein gar köstlich Ding. Die Luft ist von einer prickelnden Feinheit, ohne alle Schärfe, und athmet sich wie Champagnerschaum; dabei im Gegensatz zu dem duftigen Abendschimmer von einer Klarheit, daß auch die entferntesten Gegenstände mit greifbarer Deutlichkeit heraustreten. Das junge Licht gießt einen silbrigen Farbenton über die in allen Schattirungen von grau, gelb und braun verwitternden Felswände und Halden, den mageren Graswuchs und die thautriefenden Büsche, und der Morgenwind treibt sein neckisches Spiel mit den noch in der Thalebene umherziehenden Nebeln, oder holt sie aus ihren Verstecken in den Schluchten heraus, bis sie in dem hellen Lichte zerflattern. Nur in der Ferne hält eine graue dichte Wand noch Stand, bis auch sie sich lichter zu färben beginnt und die zarte Bläue des Meereshorizonts das nun in voller Sonne prangende Bild abschließt. Auch prachtvolle, noch von keiner Forstwissenschaft geschulmeisterte Waldpartien von Buchen, Eichen und Nadelhölzern trifft man in den unwegsamen Theilen des Gebirges an, wo jeder Baum wächst, wie es ihm gefällt, und liegen bleibt, wohin ihn der Sturm geworfen, sich allerdings auch die roheste Behandlung der Menschen gefallen lassen muß. Es kommt wohl vor, daß Hirten ganze Strecken der schönsten Buchen durch Anbrennen zum Absterben bringen, um ihren armseligen Kartoffel- und Getreidepflanzungen zwischen den Stämmen Sonne zu schaffen, oder eine Kommune für ein Spottgeld einem Unternehmer die Erlaubniß gibt, soviel Bäume, als ihm beliebt, zu schinden, um aus der Rinde Schachteln zu fabriziren. Auch an der Küste gibt es noch große Strecken schönen Hochwaldes von Eichen und Pinien, der aber dank der steigenden Geldnoth der Großgrundbesitzer noch rascher im Verschwinden begriffen ist als im Gebirge. Meistens herrscht jedoch an der Küste auf den nach dem Lande zu abfallenden Abhängen der Dünen, sowie in dem vielfach sumpfigen Hinterlande, der Buschwald (macchia) vor, ein fast undurchdringliches Dickicht von verkrüppelten Eichen, Ahorn, Pinien und anderen Bäumen, von Myrthen-, Mastix- und Brombeerbüschen, und einem Gewirr von Schlingpflanzen, die sich ebenso wie die Dünen besonders im Frühjahr mit einem duftenden Blüthenflor bedecken. Eine Wanderung durch diese Dickichte, oder am Fuße der Dünen und Tuffklippen auf dem von den Wellen angefeuchteten Sande, hat wieder ihre besonderen Reize. Hier herrscht meist eine ergreifende Oede. Hart und starr stehen die weißen Dünenwände in dem blendenden Sonnenlichte, oder Ton und Stimmung gibt der weite Meereshorizont an mit seinen ewig wechselnden Farbenreflexen und dem ewig wechselnden Spiel seiner Wellen, die bald schaumspritzend an den Klippen branden, bald in langen sanften Linien auf dem Sande zerfließen. Ein halbverfallener wuchtiger Wartthurm aus der Sarazenenzeit auf einer vorspringenden Klippe und einige halbverschwommene weiße Fischersegel am Horizonte sind die einzigen Spuren menschlichen Daseins, aber beide zeitlich und räumlich so fern, daß sie nur die Einsamkeit erhöhen, wie das einförmige Summen der Insekten und das Rauschen der Wellen die erhabene Stille, in der die Seele sich erweitert und Gedanken und Gefühle in dem seligen Empfinden aufgehen, sich eins zu wissen mit der unendlichen allgewaltigen Natur. Es ist ein süßes Nirwana, aus dem dich jedoch ein Rauchwölkchen reißt, das hinter dem Wartthurme aufwirbelt. Gehst du ihm nach, so stehst du plötzlich wieder im vollen Menschenleben. Hinter der Klippe haben vulkanische Kräfte eine tiefe Schlucht in die steil abfallende Dünenwand gerissen, in der ein Wässerchen herunterfließt. Oben an der in bizarren Linien gebrochenen Wand kriecht der grüne Buschwald herum, sendet hängende Zweige und schwankende Ranken über den weißen Rand, und steigt schließlich von einigen hochstämmigen Eichen überragt in der Schlucht bis zum Strande hinab, mit der vorspringenden Klippenwand einen schattigen Winkel bildend, in dem eine Fischerfamilie ihr Lager aufgeschlagen hat. Es sind Neapolitaner, die im Sommer zum Fange an die latinische Küste kommen, die ihnen nur an wenigen Punkten den Schutz eines Hafens bietet. Die Barke gehört der kleinsten Art an und ist auf den Strand gezogen. In ihrem Schatten schläft nach der Nachtarbeit der Padrone, während ein anderer Bursche in derselben unter dem darüber gebreiteten Segel rauchend sein dolce far niente genießt. Auf dem Sande sind die Netze zum Trocknen ausgebreitet; an den Büschen hängen zerrissene Wäsche und Kleider, und unter einem Schutzdach aus geflochtenen Zweigen liegt allerhand Wirthschaftsgerümpel umher. Daneben brodelt über einem offenen Feuer ein an drei Stäben aufgehängter Kessel, zwischen dem und einem im Sande herumkrabbelnden Säugling ein schmutziges, zerlumptes aber mit einem rothen Korallenhalsband und langen, bis fast auf die Schulter herabfallenden goldenen Ohrgehängen geschmücktes Weib ihre Aufmerksamkeit theilt, während zwei braune nackte Buben sich jauchzend im Wasser tummeln. Kleines Menschenelend aber auch Menschenglück in der großen Natur!

Doch nicht überall herrscht an der Küste die menschenleere Einsamkeit, und gerade der verrufenste Theil derselben, die pontinischen Sümpfe, zeigen ein ganz anderes Bild. Mit etwas bangen Gefühlen rollte ich an einem schönen Julimorgen auf dem Bocke eines mit Menschen gefüllten Postomnibus der geschilderten Art von Velletri aus zum ersten Male der tiefdunkelgrünen dunstigen Ebene entgegen, die sich schier endlos unter uns ausdehnte, bis wo sie ins Violette übergehend mit dem Meere verschwamm. Die üppigen Weinberge an den Abhängen der Albanerberge lagen bald hinter uns, und im rasenden Galopp der apokalyptischen Gäule ging es durch das ausgedörrte Haideland bis Cisterna, am Rande der Sümpfe. Aber statt der erwarteten Schrecken breitete sich jenseits ein wahrhaft entzückendes Landschaftsbild aus. Wir rollten auf einer vortrefflichen, schnurgeraden und von 4 Reihen mächtiger Ulmen vollkommen beschatteten Straße dahin, zwischen üppigen, mit hohen Bäumen eingefaßten Wiesen, auf denen zahllose Heerden von Pferden und Rindvieh weideten oder im Schatten ruhten: ein wahrhaft holländisches Idyll, aber von der italienischen Sonne in ihren glänzendsten Farben gemalt und eingefaßt von den duftigen Höhenzügen der Volsker- und Albanerberge, von deren Kuppen die dunklen Mauern und Thürme alter Städte herabschauten. Vor uns dehnte sich der nunmehr in tiefem Indigoblau leuchtende Meeresspiegel aus, auf dem der unmittelbar aus der Ebene aufspringende Gebirgsstock des Vorgebirges der Circe mit seinen zackigen Gipfeln und weißen Kalkwänden zu schwimmen schien. Bei einem großen Pachthofe, wo umgespannt wurde, waren eine Anzahl Pferdeheerden zusammengetrieben, um gemustert zu werden. Jede Heerde wurde, eine nach der andern, in einen Pferch eingeschlossen, wo die Thiere besichtigt, wohl auch einzelne mit dem Lasso herausgeholt wurden, was dann natürlich nicht ohne heftigen Widerstand und große Aufregung der andern abging. Wurde nun die Heerde entlassen und der Pferch geöffnet, so stürmten die schönen Thiere dichtgedrängt, von den berittenen Hirten geleitet, in rasender Carrière schnaubend und mit fliegenden Schweifen und Mähnen wie eine röthliche glänzende Rakete über die grünen Wiesen hin nach ihren gewohnten Weideplätzen. Von der See herauf wehte eine frische mit Blüthenduft gewürzte Brise, die zu athmen ein wahrer Genuß war. Nur hin und wieder tauchte aus einem Graben der häßliche schlammtriefende Kopf eines Büffels auf, um mit bösen, blutunterlaufenen Augen dem Wagen nachzuschauen, der ihn aufgeschreckt, gleichsam eine Verkörperung der tückischen Mächte, die unter der schimmernden Decke dieses Paradieses schlummern, und deren Wirken man leider nur zu deutlich in den hageren gelben Gesichtern und den tiefliegenden brennenden Augen der Bewohner erkannte.

In dem Maße, als die Sonne höher steigt, läßt auch der kühle, vom Gebirge wehende Morgenwind nach, und in der eintretenden Windstille gesellt sich bald zu den glühenden Strahlen von oben im Gebirge die Ausstrahlung des erhitzten Gesteins und am Strande die des trockenen Sandes. Während in den Nachmittagsstunden das lebhafte Wehen der um Mittag aufspringenden Seebrise selbst im entfernten Hochgebirge, trotz hohen Thermometerstandes, das drückende Gefühl der Hitze nicht aufkommen läßt, ist dieselbe gerade in den letzten Vormittagsstunden am allerlästigsten, und auch der rüstigste Fußgänger wird es dann nicht bedauern, ein Eselchen zum Reiten mitgenommen zu haben. Allerdings auf Eleganz oder auch nur den Schein einer höheren Lebensführung machen diese nützlichen Thiere, die überall für wenig Geld zu haben sind, keinen Anspruch. Den Anforderungen der Reinlichkeit haben sie auch nach den Anschauungen ihrer Besitzer genügt, wenn sie sich hin und wieder einmal im Sande eines Weges gewälzt haben. Von dem Sattel darf man auch nicht mehr verlangen, als daß es möglich ist, darauf, ganz gleich wie, zu sitzen; ein Steigbügel ist auch immer vorhanden, wenn auch nur als eine aus einem Stricke geschlungene Schleife, öfters sogar beide, und als Zügel dient gewöhnlich ein um die Schnauze des Thieres geschlungener Strick. Willst du aufsteigen, so hängt sich der Treiber an die entgegengesetzte Seite des Sattels, damit nicht dieser, oder, wenn er ausnahmsweise einmal gut befestigt ist, der Esel das Gleichgewicht verliere. Bist du glücklich oben, so bietet dir der Treiber vielleicht ein zugespitztes Hölzchen an und zeigt dir ganz unbefangen am Halse des Thieres eine wundgemachte Stelle, wo du es durch Stacheln antreiben sollst. Hüte dich jedoch, es ihm ins Gesicht zu werfen, denn der Mann hat in seinen Lumpen ein lebhaftes Ehrgefühl und in der Tasche sein Messer. Glaubst du jedoch dem Esel durch deine Reitkunst imponiren zu können, so irrst du gewaltig. Er hat Prinzipien! Und alles Zerren, Stoßen und Schlagen wird ihn nicht ein Haar breit von dem Wege abbringen, den er für den richtigen hält. Das ist auch ganz gut, denn er kennt den abscheulichen mit Steingeröll bedeckten Saumpfad und seine Tücken besser als du, und wenn man einmal beobachtet hat, mit welcher Umsicht er jeden losen Stein beschnuppert, oder, den Kopf mit den langen nach vorne gespitzten Ohren etwas seitwärts geneigt, mit der Miene schlauer Ueberlegenheit eine verdächtige Stelle mustert, ehe er seinen zierlichen Huf weitersetzt, so wird man sich unbedingt auf sein Besserwissen verlassen und ihm nicht mehr mit Püffen dreinreden.

Böse sind die Marschtage, an denen der Plagegeist des Sommers, der Scirocco, weht. Dann weht der Wind in wilden unregelmäßigen Stößen, die keine Kühlung geben, sondern dich mit heißem Athem anhauchen. Die Luft ist voll von dickem Dunst, den die strahlenlose rothe Sonnenkugel mit Gluth erfüllt. Der Athem wird schwer, und reichlich rinnt von Haupt und Gliedern der Schweiß, der in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft nicht verdunsten kann und bald auch die Kleidung durchdringt. Wohl dem, der dann, unter seinem Sonnenschirm geborgen, dem treuen Eselchen die körperliche Arbeit des Gehens und die Gedankenarbeit des sicheren Gehens im Steingeröll überlassen kann und endlich Gelegenheit findet, die erschlafften Glieder und Sinne in den dann schwer brandenden Meereswellen zu erfrischen!

Mit dem herannahenden Abend stellt sich immer wieder das schwierige Problem des Nachtquartiers ein. In den kleinen Ortschaften, und selbst in größeren recht wohlhabenden, aber mit geringem Reiseverkehr, herrschen im Süden oft in den Locanden Verhältnisse, daß es sich dabei nicht bloß um einen größeren oder geringeren Grad von Bequemlichkeit, sondern überhaupt um die Nachtruhe handelt, und eine Begegnung mit Bettgenossen, die man sich nicht wie die überall schwärmende leichte Kavallerie mit Insektenpulver vom Leibe halten kann, kann Einem den schönsten Ausflug verleiden. Die Möglichkeit eines leidlichen Unterkommens zur Nacht muß daher bei der Reisedisposition in erster Linie berücksichtigt werden.

Ein anderes schwieriges Problem, wenn auch nicht von gleicher kapitaler Wichtigkeit, bietet das Essen. Allerdings, wenn die freundliche Wirthin dem Wunsche des hungrigen Gastes mit dem verbindlichen „cosa desidera?“ „was wünschen Sie?“, begegnet, schwillt ihm Herz und Magen bei dem Gedanken an eine reich ausgestattete Speisekarte. Aber wenn er sich nun allerlei Gutes bestellt und immer wieder hört, daß man das gerade nicht hätte, so wird er schließlich etwas ärgerlich fragen, was denn eigentlich vorhanden wäre, und nun erfährt er, daß er ein brodo, d. h. heißes Wasser mit Fett und Salz, sicher haben könnte; man könne aber vom Krämer auch Maccaroni holen und beim Fleischer nachsehen, ob nicht noch von dem in der letzten Woche geschlachteten Lamm oder von der Ziege Etwas vorhanden wäre. Wenn das Glück gut ist, so findet sich wohl auch im Hause noch ein mit Knoblauch und Rosmarin konservirtes Stück capretto oder abbachio, oder es wird dir gar mit triumphirender Miene eine „bistecca“ angeboten. Die Kunde von diesem Gerichte ist merkwürdigerweise bis in die entlegensten Dörfer gedrungen, und in der Vorstellung der Leute gehören bistecche und forestiere untrennbar zusammen. Wehe dir aber, wenn du, ihrer Kochkunst preisgegeben, erfahren mußt, was sie mit ihren

bistecche Alles den Zähnen und dem Magen eines forestiere zumuthen! Hat man es jedoch nicht verschmäht, sich auch in der edlen Kochkunst einige Erfahrung zu erwerben, so wird man nicht schlecht fahren. Die Leute sind willig und äußerst anstellig, und unter sachverständiger Leitung läßt sich mit Kartoffeln, Kohl, Salat, Eiern, Mehl und einem selbst schlechten Stück Fleisch und gutem Olivenöl manches Gericht herstellen, das auch würdig wäre, auf einem besseren und ganzen Tafeltuch zu figuriren. Ich entsinne mich noch mit Vergnügen eines Essens in einem kalabrischen Dorfe, bei dem es sogar drei Gänge mit Fleisch gab, die ein kundiger Reisegefährte alle aus zwei Lämmerköpfchen hatte herstellen lassen, das Einzige, was von Fleisch aufzutreiben gewesen war.

Bist du von einer solchen Reise wieder zu allen Kulturgenüssen deines behaglichen Heims zurückgekehrt, so wirst du die ausgestandenen Mühen und Entbehrungen nicht bereuen. Du hast dir das Schöne uneingeengt vom Zwange der Fahrpläne, Permessi, Besuchs- und Hotelordnungen, in deren Getriebe der Reisende heute meist jeder Selbstbestimmung verlustig geht, selber nach Stimmung und Neigung aufsuchen können. Wenn du es gefunden, so hast du das Schöne nicht bloß gesehen, sondern auch erlebt, und das bleibt beim Reisen doch das Köstlichste.

Rom.

Louis Renner.

Theater.

Deutsches Theater: „John Gabriel Borkman." Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen. — Lessing-Theater: Tournée Marcelle Josset.

„Wir sind auch mit Himmel und Meer ein wenig verwandt, Rita" . . .

Es geht ein geheimnißvoller Zug banger Naturmystik durch die Ibsen-Björnson'sche Dichtung. Ein Zug gespenstischer Unfreiheit. Die Sagen, die wir als Kinder gehört haben, leben in uns fort, von dem geheimen gewaltthätigen Wirken der Naturgeister und dem Locken und Werben der Zwerge, die das Metall im Innern der Erde hüten. Uns sind es Märchen geworden, den Leuten des Nordens bleiben es Symbole. In der nordischen Natur „ist etwas, das das Wunderbare fordert. Die Natur selber geht ja über die gewöhnlichen Grenzen hinaus. Wir haben fast den ganzen Winter hindurch Nacht. Wir haben fast den ganzen Sommer hindurch Tag. Und die Farben des Nordlichts am Winterhimmel" . . . Das Abhängigkeitsmaß des Menschen von der Natur, das der Völkerpsycholog ahnend erräth, in der Dichtung muß es als bestimmbare Thatsache in Erscheinung treten. Verwandt mit Himmel und Meer! Diese lastende und bestimmende Abhängigkeit von der Natur, die Ibsen in seinen Jugendwerken selbstherrlich zum Märchen verdichtete, in den Werken seines Alters ist sie zum herben Symbol erstarrt.

John Gabriel Borkman ist ein Bergmannssohn. Er hat als Knabe in den Gruben das Singen des Erzes vernommen; denn das Erz singt aus Freude, befreit zu werden, ans Sonnenlicht zu steigen. Und dies geheime Klingen hat er sein Leben hindurch nicht aus dem Sinn verloren. Er hat es fortgehört, und eine innere, zwingende Verwandtschaft ist entstanden zwischen ihm und dem Metall im Erdenschoß. Sie hat ihn unfrei gemacht. Das Klingen des Erzes ist ihm zum Sirenensang geworden, dem er folgen mußte. Seit er ihn vernommen, mußte er hingehen, und sich Bergwerke „unterwerfen". Und nicht nur Bergwerke, alles, was der Boden und die Berge und die Wälder und das Meer an Schätzen birgt, das alles mußte er sich zu eigen machen. Er hörte das Singen des Erzes, und die anderen Stimmen verstummten darüber in seinem Innern. Selbst die Stimme der Liebe wurde ganz leise und ersterbend, daß er sie schon überhören durfte. Er wurde der starre Egoist, der absolute Individualist, der Erz-Mensch. Und er brach sich Bahn. Er errang eine Bankdirektorstelle und stürzte sich in riesenhafte Spekulationen. Sie wuchsen ihm über den Kopf; er mußte die ihm anvertrauten Depots angreifen. Und hier wieder ganz der naturmystische Zug: er geht mit dem Grubenlicht Nachts in die Bankgewölbe und beraubt die Tresors; so geht die Unterschlagung vor sich. Er wurde zu Zuchthaus verurtheilt und flüchtete nachher in die Einsamkeit eines Saales, den er nie verließ. So vergehen sechzehn Jahre. Und dann führt ihn sein Todesgang wieder in die starre, zerklüftete Felsenwelt. Er sieht sein Reich zu seinen Füßen. Er sieht die Erzadern im Berginnern, und es grüßt ihn wie von unterthänigen Geistern. Dampfketten rasseln, Eisenhämmer pochen, Maschinen stampfen. Eine Erzhand preßt sich ihm ums Herz. So stirbt er.

Man sieht, wie ein Dramatiker in Shakespeare's Geist die Tragödie gestaltet hätte. Das Locken der Erdgeister, das Ringen zwischen Schuld und Gewissen, Verschuldung und aus ihr die Katastrophe. Aus der Idee der Naturmystik, der Abhängigkeit des Menschen von den Naturgewalten folgt solche Formgebung des Stoffes ganz aus sich selbst und ganz zwingend. Aber nicht auf den Kampf des Menschen mit fremden Gewalten, die nicht fremde bleiben, kommt es Ibsen an. Nie läßt er den naturmystischen Zug in dem Menschen naiv als solchen gelten.

Ibsen verdichtet Naturmystik, um sie zu zersetzen. Sie ist ihm psychiatrisches Material, wenn man will, Krankheitserscheinung. Das ist die tiefe und aufschlußreiche Bedeutung, „Peer Gynts" für die gesammte Ibsen'sche Dichtung, daß in dem Träumer, mit dem Naturmystik ihr Gaukelspiel treibt, der Phantast gerichtet wird. Weil die Natur des Nordens den Menschen schwer frei gibt aus ihren klammernden Armen, darum die herbe Kritik an dem Menschen, der sich ihr hingibt. Auch hier die bittere Freude Ibsen's an dem Gerichthalten. Weniger kommt es ihm auf das Saatkorn an, das die Natur in den Menschen gelegt hat, als auf die Saat, die er daraus aufgehen läßt. Der naturmystische Zug ist nur die Grundmauer, auf der John Gabriel Borkman sein Luftschloß aufführt. Darauf kommt es Ibsen an: das zu zerstören. Dies Luftschloß aber ist — die Lebenslüge.

John Gabriel Borkman hat sein Leben ausgelebt, seine Schuld begangen und gebüßt, er hat sich in die Einsamkeit selbstisch eingesponnen, wenn der Vorhang über Ibsens Drama aufgeht. Das Luftschloß der Lebenslüge ist vollendet und ausgebaut, bis in die keckſten Giebel und Zinnen. Borkman fühlt sich innerlich dem Erz verwandt, es singt ihm sein Befreiungslied in die Ohren, es ruft ihm zu, es meistern — das ist die Grundmauer, auf der er das lustige Schloß seiner Lebenslüge errichtet. Und die Lebenslüge hat ihm früh zugeflüstert, daß er der Macht nur begehre, um Wohlstand ringsum zu gründen und andern ihr Los zu erleichtern. Sie hat ihm ins Ohr geraunt, daß er das Mädchen, das er liebte, aufgeben müsse und sie verkaufen müsse an seinen Rivalen, um einer Bankdirektorstelle willen. Aber erst in der Sträflingszelle und in der Einsamkeit des Saales, in dem er nachher haust, hat er sich in ihre weichen Netzesfäden ganz eingesponnen. Er hat den Prozeß, den man gegen ihn angestrengt hatte, in Gedanken immer wieder aufgenommen, und die Lebenslüge sichert ihm zu: Du bist unschuldig; denn Deine That war ein Ausfluß Deiner Persönlichkeit; Du hast nur die Macht genutzt, die Dir gegeben war. Und er verbringt seine Tage und Jahre in selbstgrüblerischem Nichtsthun, und die Lebenslüge kommt und tröstet ihn: sie müssen zu Dir kommen, die Menschen, und Dich anflehn, Deinen Posten wieder anzutreten. Aber

sie können Dich nicht entbehren, Du bist unersetzlich. So führt er, der Bergmannssohn, im geilen Schatten der Lebenslüge ein „Grubenleben“. Die scharfe, freie Luft der Wirklichkeit wird ihn tödten.

Aus Lebenslüge, Selbstvergötterung und grüblerischem Hindämmern braut sich die stickige Atmosphäre zusammen, die über den Menschen des Dramas lagert. Die Atmosphäre, die von ihnen ausgeht, und dann doch wieder aus sich heraus ihr Seelenleben bestimmt. Es ist „Stubenluft“ in dem Saal im Oberstock des Hauses, in dem Borkman tagaus, tagein ruhelos auf und ab schreitet. Der arme Schreiber, der durch Borkman sein bischen Geld verloren hat, und nun der Einzige ist, der ihn besucht, lebt in der Atmosphäre dieses Saales förmlich auf, denn die Lebenslüge ist auch ihm Lebensbalsam: er glaubt ein verkannter Dichter zu sein. Und „Stubenluft“ ist drunten im Erdgeschoß in dem Zimmer, in dem Borkman's Frau, ganz von ihrem Manne getrennt, ihre Tage versinnt. Auch sie, die den Schritt ihres Gatten dauernd über ihrem Kopfe dröhnen hört und es nie über sich vermocht hat, zu ihm zu gehen, auch sie lebt im Banne einer Lebenslüge. Ihren Sohn glaubt sie zu der Mission zu erziehen, mit einem reinen Leben die Schuld des Vaters zu sühnen, durch Größe seinen Fall vergessen zu machen. Und in dieser Atmosphäre vollgesaugt von Lüge und Selbstverzärtelung führen all diese Menschen ein Schattendasein. Nur in „Stubenluft“ können sie lichtlos fortvegetiren.

Der Zusammenbruch der Lebenslüge John Gabriel Borkman's ist der dramatische Inhalt von Ibsen's neuem Drama.

Den Zusammenbruch herbeizuführen, hat Ibsen eine Hilfskonstruktion gebraucht. In jungen Tagen hat Borkman zwischen zwei Frauen gestanden, zwischen zwei Schwestern. Ella Rentheim hat er geliebt, aber er hat sich von ihr losgesagt, um sie seinem Rivalen zu überlassen, der über eine Bankdirektorstelle zu verfügen hatte; er hat sie verkauft. Ihre Schwester, die er nicht liebte, hat er geheirathet. Er hat zwischen beiden Frauen gestanden, um keiner anzugehören, denn auch seine Ehe war nur eine Lüge. Der Macht, die er sich träumte, wollte er leben. Zwischen denselben beiden Frauen steht nun sein Sohn. Die Mutter heischt ihn für die Mission, der sie ihn bestimmt hat; die Tante begehrt ihn zum Trost für ihre letzten Tage, die gezählt sind; an ihm will sie als altes Mädchen vor dem Sterbengehen den nie befriedigten Mutterdrang bethätigen dürfen. Er steht zwischen beiden und entscheidet sich für keine. Der Lebenslust, die er sich träumt, will er leben. Ein weicher Frauenmund lächelt ihm verführerisch, und Silberschellen klingen an dem Schlitten, der ihn gen Süden entführt. Der Kampf der beiden Frauen um Erhard Borkman bringt die Lebenslüge John Gabriel Borkman's zum Zusammenbruch.

Ein Zwist mit dem Schreiber, dem Einzigen, der ihn noch besucht, bringt das Luftschloß ins Wanken. Borkman versagt ihm den Glauben an seinen Dichterberuf; er erschüttert dafür das Kartenhaus, das Borkman aus seinen Zukunftshoffnungen zurecht gebaut hat. Und der Kampf um seinen Sohn führt die beiden Frauen, die er seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen hat, ihm gegenüber, Angesicht in Angesicht. Ella Rentheim, das gealterte Mädchen, deren Liebesleben er getödtet hat, zerstört ihm die Lebenslüge von der inneren Berechtigung des Kampfes, den er geführt hat: er ist in seinem Taumel an ihr zum Mörder geworden. Den entscheidenden Schlag führt sein Weib. Sie zertrennt ihm das Gespinnst der Selbstvertheidigung seines Verbrechens, das er sich gewirkt hat, sie reißt auch das andere schillernde Spinngewebe seiner Zukunftshoffnungen ganz in den Staub. Unter dem bitteren Wort: „laß Dir nimmermehr vom Leben träumen! Verhalte Dich ruhig da, wo Du liegst“, sinkt ihm sein Luftschloß zusammen. Noch einmal im Zusammenfallen bauen sich die Trümmer zu einer neuen Lebenslüge auf: er wird zur Stunde in die Wirklichkeit hinausgehen, um sein Leben neu zu gründen. So wirbt auch er zu guterletzt um seinen Sohn als Mitstreiter. Auch er wird zurückgewiesen. Und so tritt er, der nur in der Stubenluft sein Scheinleben führen kann, den Weg in die freie, kühl-reine Wirklichkeitsluft an. Mit Ella Rentheim, der Todtkranken, steigt er in die Berge, auf denen der Schnee liegt, über denen die Sterne glitzern. Und er sieht noch einmal sein Traumland zu seinen Füßen und die Geister der verborgenen Schätze grüßen ihn. Aber das Traumland schläft im Schnee, und auf den Schnee sinkt kurz hernach ein Todter. Die beiden Frauen, die an ihm zu Schatten geworden sind, reichen sich über ihm die Hand: „Wir zwei Schatten — über ihn, den Todten“.

Mit vollkräftiger Meisterschaft hat Ibsen das Traumleben all dieser Menschen gebannt, und in dem Traumleben ihr Seelenleben gezeichnet, bis in seine ängstlich gehüteten Tiefen. Herb, bis zur Unerbittlichkeit, hat er die Fasern ihres Seins bloßgelegt, sie krank befunden, und als ein dennoch mildherziger Arzt, das Rezept verschrieben, das sie im Tod erlösen mußte. „So ist's am Besten, John Borkman. Für Dich ist's so am Besten“. Und mit starker Kraft ist die Atmosphäre aus den Lebenslügen verdichtet, das Milieu geschaffen. Unten das Zimmer mit den altmodisch verschossenen Möbeln, in dem die kalte, verbitterte Frau des Betrügers haust und ängstlich auf den Schritt, auf und nieder, zu ihren Häupten lauscht und über die Mission ihres Sohnes grübelt, über dem Nessuskleid webt, das sie ihm bestimmt hat. Und oben der weite Saal, mit den Empiremöbeln, in dem Borkman ruhelos hin und herschreitet, und eine Pose einstudirt und mit Grandezza über sich zum Scheingericht sitzt. Man athmet die dumpfe Luft mit diesen Menschen. Und als hörte man von einem Berge die Stimmen aus einer Felsschlucht klingen, so hallen, dumpf, wie aus der Tiefe die Worte, die gewechselt werden. Darum hallt dieser Dialog so seltsam, feierlich, weil all diese Menschen sich in ihre Gedankenwelt so krankhaft eingesponnen haben, daß das Wort, das sie sprechen, erst gleichsam eine Gedankenschicht durchbrechen muß.

Und doch, die Hand Ibsen's ist zittrig geworden, seit sie „Klein Eyolf“ schrieb. So sicher die Psychologie seines neuen Dramas ist, so brüchig, rissig ist der Außenbau. Man fragt vergeblich nach der Ursache des plötzlichen Zwistes zwischen Borkman und seinem einzigen Freunde, dem Schreiber, da doch die Beiden täglich die gleichen Dinge in krankhafter Hast immer wieder durchsprechen mußten. Und doch greift diese Frage tief in den Bau des Dramas ein. Und man fragt vergeblich nach den inneren Zusammenhängen zwischen der Schicksalsentscheidung des Sohnes und der des Vaters. Und doch ist die gesammte dramatische Entwicklung nur durch diesen zufälligen Zusammenhang künstlich, erzwungen herbeigeführt. So zwingend der innere Gang der Handlung, so zufällig der äußere. Und auch die Führung des Dialogs weist nicht mehr die alte, sichere Meisterschaft auf. Ich denke an die erste Scene des Dramas, wenn Frau Borkmann zu der Schwester sagt: „Erhard soll selber zwischen uns wählen.“ Alles in diesem Streit ist aufdringlich und wenig aus dem Wesen Ibsen'scher Kunst, die doch ganz diskret ist. Und ich denke namentlich an die Zwistscene Borkman's mit seinem alten Freunde. Man hat hier das Gefühl, als wolle der Dialog mit dem erzwungenen Gang der Scene nicht mitgehen. Wie seltsam aber, daß die Hand Ibsen's zuerst an Aeußerlichkeiten erlahmt. Oder ist der Theil der Kunst, der unerlernbar ist, auch unverlierbar?

Vor deutschem Publikum, das sich nur auf dem Wege der Reflexion oder einer starken Bühnensuggestion in das eigene, ganz nordische Naturgefühl des Dramas hineinleben kann, konnte eine Aufführung „John Gabriel Borkmans“ kaum mehr als einen Ehrfurchtserfolg erzielen. Und die Aufführung des Deutschen Theaters übermittelte die Stimmung nur momentan, nur bruchweise. Und keiner der betheiligten Schauspieler wurde der Duplicität Herr, die den Hauptrollen eigen ist, der Ibsen'schen Verschmelzung eines halb mystischen, halb sensitiv gesteigerten Innenlebens mit Alltagsmenschenthum. Hermann Nissen zerfiel die Gestalt

Borkman's, Else Lehmann die der Ella Rentheim in Augenblicksbilder, zwischen denen es keine Einheit der Persönlichkeit mehr gab. Luise von Poellnitz stellte mit vielleicht geringerem Können Frau Gunhild Borkman ungemein sicherer, fester dar, und Rudolf Rittner wäre als Sohn Borkman's ganz an seinem Platze gewesen, wofern er nur in seinem Spiel ein wenig diskreter sein wollte. Ganz unmittelbar wirkte nur in der bescheidenen Rolle des Kanzleischreibers, Max Reinhardt. Ich möchte sagen, er übersetzte die Gestalt ganz keck aus Ibsen's in unser deutsches Gefühlsleben. Und das heißt, statt eines Richters Vertheidiger sein. —

Unsere französischen Gäste haben Berlin wieder verlassen. Man soll nicht aus den ersten Schwalben, die da kommen, auf den Sommer schließen und eine Truppe, die Unternehmergeschick und Zufall zusammengeblasen haben, ist nicht „französisches Theater". Genug, daß diese Künstler den Muth besaßen, in Berlin aufzutreten und daß die Aufgaben, die sie sich stellten, mit ihren Leistungen in Einklang standen. Wir schreiben ihre Namen freundlich dankbar in unser Fremdenbuch.

Schon die Auswahl des Repertoirs deutete auf den Feldherrn, der seine Truppen kennt. Hieß er Antoine? Ich weiß es nicht. „Amants", „Demi-vierges", „Marcelle", „La Vie de Bohème", L'âge Difficile", „Frou-Frou", „La Parisienne", „Le Gendre De M. Poirier", „L'Été de la Saint-Martin" — es sind das alles Konversationsstücke, fein und glatt geschliffen; Thesenstücke, deren Thesen mit einem Pilatuslächeln von Skeptikern, nicht von Moralisten, wie Alexander Dumas, gestellt und bespöttelt sind; Theaterstücke, deren Fäden zwischen den beiden Hemisphären der Pariser Gesellschaft, dem „Monde" und „Demi-Monde", spielend, beinah vermittelnd, hin- und herlaufen; Dramen, und das ist das Bemerkenswerthe, ohne rechte Leidenschaft auch ohne das eigentlich französische Theaterpathos; zum Theil Komödien, die einem modernen Stimmungsbedürfniß leis' und andeutungsvoll Rechnung tragen.

Vor allen von den beiden Stücken, die mir neu waren, den „Amants" von Maurice Donnay und „L'âge difficile" von Jules Lemaître gilt das Letztere. Die „Amants" nehmen das Thema von der Liebe eines Mannes aus der Gesellschaft zu einer Demimondäne ganz ohne äußere Komplikationen auf. Konflikt und Lösung entstammen rein der Stimmung. Der bekadenten Stimmung des nicht tiefen Könnens. Die Liebenden machen sich ihre Liebe zur Hölle; die Nerven lassen das arme Herz nicht Ruhe finden. Und ganz ähnlich wie in Curel's „Wiederkehr", von der ich hier vor Kurzem sprach, ist die Lösung: die böse Gegenwart zu mitleidvoller Vergangenheit werden lassen; d. h. sich trennen, um dann beim Wiedersehen mit freundlicher Antheilnahme eins vom andern sich erzählen zu lassen, daß man zu heirathen denke. Wen? Irgendwen. — Und ganz aus nuancirter Stimmung heraus ist auch Jules Lemaître's Komödie entstanden. „L'âge difficile" sind die bösen Tage, die dem Manne werden, der allein durchs Leben gegangen ist. In denen die Einsamkeit zum Verlassensein wird. In denen der Gatte der Nichte, die man an Kindesstatt erzogen hat und die man lieb hat, einem den Stuhl vor die Thür setzt; in denen man noch einmal zur Hand einer Demimondäne greift, nur um eine Hand in der seinen zu halten; in denen man die Jugendgeliebte wiederfindet, um in ihren welken Zügen ein letztes Ideal verzerrt zu sehen; böse Tage, winterlich. Lemaître hat den Muth, wenn auch nicht die Gestaltungskraft besessen, diese Winterstimmung zu einer Komödie zu verdichten.

Höflich nannte sich die französische Truppe nach der ersten Darstellerin Tournée „Marcelle Josset". Ihrem Temperament zu Liebe, das vor dem Leidenschaftlichen Halt macht, war wohl auch die Wahl der Stücke getroffen. Ihr Spiel ist fein und geistreich und animirt, mehr ist es nicht. Marcelle Josset ist eine Künstlerin, die in einem Ensemble ihren Platz stets recht gut ausfüllen wird, aber zu führenden Rollen reicht ihr Können nicht, vielleicht nicht mehr, aus. Und Jean Coquelin, der Sohn des berühmten Schauspielers, ist in seiner Komik herzlich äußerlich. Camille Dumény dagegen gibt seinen Rollen stets Eigenart. Er ist der Mann, der gelebt hat, und müde geworden ist. Er hat Charme, wenn man das von einem Manne sagen darf. Er hat den Reiz gesellschaftlicher Eleganz und verbindet ihn mit dem anderen Reiz, über die Gesellschaft lächeln zu müssen. Aber der eigentlich bleibende Gewinn, den das französische Gastspiel brachte, war doch nur die erneuerte Bekanntschaft mit Antoine. Nun er wieder von uns gegangen ist, versuche ich sein Bild, wie es sich mir aus seinen Hauptrollen, dem Lafont in „La Parisienne" und dem Chambray in „L'âge difficile" gebildet hat, mit ein paar Strichen festzuhalten. Nur wie man sich das Bild eines Scheidenden noch einmal zurückruft.

So oft Antoine nach Fallen des Vorhangs gerufen wird, fällt das Linkische seines Ganges, seiner Verbeugung auf. Wie alle großen Schauspieler macht er aus dem Mangel eine Tugend. Er stellt seine Gestalten immer außerhalb des Gesellschaftlichen; sie gehören zur Gesellschaft, aber sie hat nicht uniformirende Gewalt über sie. Er ist Mensch, nur das. Seine Kleidung ist anständig und unauffällig, absichtlich nie chic. Seine Bewegungen haben auch beim Spiel etwas Plumpes, Ungraziöses, aber er nutzt das, um zu individualisiren. Ueberhaupt, er individualisirt seine Rollen. Man könnte sagen, er macht seine Gestalten zu Sonderlingen. Sie sind nie absichtlich komisch, aber immer eigenartig. Er erfindet eine Menge kleiner Eigenheiten, Angewohnheiten, durch die seine Gestalten ein ganz eigenartiges Gepräge erhalten. Es ist eine bestimmte Geste, die bei einem bestimmten Menschen immer wiederkehrt. Namentlich wenn andere zu ihm sprechen, wenn er zuhört, dringt er durch solche Gesten ein individuelles Innenleben, das mit der bloßen Antheilnahme nichts zu thun hat, zur Geltung. Die Leidenschaft ist bei ihm immer eine ganz unterdrückte. Im höchsten Affekt steckt er die Hände in die Hosentaschen. Und muß seine Leidenschaft dann doch zum Ausdruck kommen, dann poltert er die Worte heraus, wie mit geschlossenen Zähnen. Er kennt kein Pathos. Er will ganz innerlich sein und ganz wirklich. Sein Wirklichkeitsstreben geht bis zur Aengstlichkeit und Absichtlichkeit: lange Reden spricht er mit dem Rücken gegen die Zuschauer, nur um nicht zu „spielen". Er ist nicht ein Künstler, mit dem man lacht und weint; aber immer gibt er hart, trocken, offenbarend — einen Menschen.

Man begreift, wie ein Antoine dazu kam, in Paris ein théâtre libre zu gründen.

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20. Berlin, den 13. Februar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Nachdem zwischen der Freisinnigen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung noch zwei Briefe ausgetauscht worden sind, gelangten die Verhandlungen zu einem vorläufigen Abschluß.

Herr Eugen Richter hatte in seinem Schreiben vom 3. Februar drei Punkte berührt.

Er nahm an, daß die allgemeine Anerkennung des Fraktionsbesitzstandes von der Freisinnigen Vereinigung fallen gelassen sei.

Er erbat „Vorschläge betreffs anderer Wahlkreise", das heißt solcher, die zur Zeit sich nicht im Besitz der Freisinnigen Parteien befinden.

Er wies darauf hin, daß die Fraktion und die Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei im Reiche „grundsätzlich davon ausgehen und den Grundsatz auch bei allen seit 1893 stattgehablen Ersatzwahlen mit Erfolg bethätigt haben, auf ein möglichst geschlossenes Zusammengehen aller entschieden liberalen Elemente hinzuwirken".

Und er ersucht schließlich die „Oeffentlichkeit des Schriftwechsels" demnächst einzustellen.

Hierauf erwiderte die Freisinnige Vereinigung:

Berlin, den 5. Februar 1897.

Sehr geehrte Herren!

Die in Ihrem Schreiben vom 3. d. M. enthaltene Annahme, daß wir unseren Vorschlag:

> eine Verständigung auf der Grundlage der Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes den Wählern zu empfehlen,

hätten fallen lassen, trifft nicht zu. Wir glauben vielmehr auch heute noch, daß ohne eine solche von den Parteileitungen zu empfehlende Grundlage für eine Verständigung in den jetzt von Freisinnigen vertretenen Wahlkreisen Konflikte unvermeidlich sind, welche auch auf das Zusammengehen in den anderen Wahlkreisen äußerst nachtheilig zurückwirken würden.

Da Sie aber in Ihrem Schreiben vom 3. Februar den Gedanken eines einigen Vorgehens der Freisinnigen nicht grundsätzlich von der Hand weisen, und da wir mit einem großen Theil der liberalen Bevölkerung des Reichs der festen Ueberzeugung sind, daß der Erfolg der bevorstehenden entscheidenden Reichstagswahlen von einer Zusammenfassung aller liberalen Kräfte gegen den gemeinsamen Gegner abhängt, so sind wir bereit, Ihnen Vertrauensmänner namhaft zu machen, welche mit den von Ihnen zu bezeichnenden Vertrauensmännern in eine persönliche Verhandlung über eine von den beiden Parteileitungen zu empfehlende Verständigung einzutreten hätten.

Daß solche Verhandlungen, sobald sie über den Rahmen der Feststellung allgemeiner Gesichtspunkte hinaus sich auf Einzelheiten beziehen, der Oeffentlichkeit nicht unterbreitet werden, versteht sich von selbst. Dagegen halten wir es, bei dem berechtigten Interesse der Wähler an dieser Frage, für zweckmäßig, in voller Oeffentlichkeit klarzulegen, daß und nach welchen Gesichtspunkten die beiden Parteileitungen bereit sind, das unseres Erachtens unbedingt nothwendige gemeinsame Vorgehen aller Liberalen, so weit es an ihnen ist, zu fördern. Sache der Wähler in den einzelnen Wahlkreisen wird es dann sein, selbständig ihre Entschlüsse zu fassen.

Hochachtungsvoll

Der geschäftsführende Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen.

Die Antwort lautete:

Berlin, den 6. Februar 1897.

Sehr geehrte Herren!

Als Vertrauensmänner im Sinne Ihres Schreibens vom 5. Februar bezeichnen wir die *vier* Ihnen bekannten Mitglieder unseres *geschäftsführenden Ausschusses*. Nach unserer Uebersicht der Verhältnisse sind *in etwa 96 bis 97 Prozent der deutschen Wahlkreise schon zur Zeit alle Voraussetzungen vorhanden für ein geschlossenes Zusammengehen aller entschieden Liberalen*. Es fallen hierunter auch *etwa 5 ostelbische Provinzen*, in welchen die *Bekämpfung der Agrarier* im Vordergrund steht.

In den wenigen außerdem in Betracht kommenden Wahlkreisen sind entweder die Verhältnisse noch nicht aufgeklärt, oder es bestehen Gegensätze. Die mögliche Ausgleichung der letzteren läßt sich unseres Erachtens bei der Verschiedenheit der in Betracht kommenden Verhältnisse nur *individuell* erzielen. Dagegen würde nach Ansicht unseres geschäftsführenden Ausschusses die in Ihrem Schreiben vom 5. d. Mts. angeregte *Aufstellung abstrakter und genereller Normativbestimmungen*, wie dies schon bei der Erörterung der Frage des Fraktionsbesitzstandes sich gezeigt hat, nicht zum Ziele führen, sondern die *Gegensätze* in den betreffenden, auf die Wahrung ihrer Selbständigkeit bedachten Wählerschaften *nur verschärfen*.

Hochachtungsvoll

Eugen Richter.

Ueberblickt man den gesammten Schriftwechsel, so würde man für eine Verständigung nur geringe, vielleicht gar keine Hoffnungen hegen dürfen, wollte man voraussetzen, daß jedes Wort in jenen Briefen als unumstößlicher politischer Glaubenssatz zu betrachten sei, der nicht durch Verhandlungen und durch das Urtheil der öffentlichen Meinung der Umbildung und Fortbildung fähig wäre.

Kann man sich nicht einigen über den Besitzstand, wenigstens nicht zur Zeit, und kann man zu einer Cooperation für zu erobernde Wahlkreise nur gelangen, soweit die Freisinnige Volkspartei dazu durch ihre Parteigenossen „in den betreffenden Gegenden im Verlaufe der Wahlbewegung bei Annäherung des Wahltermins eine Ermächtigung“ erlangen sollte, und erscheint es auch heute noch unzweckmäßig, den Wählern gemeinsam seitens beider Parteien im Interesse des gesammten Liberalismus eine friedliche Verständigung zu empfehlen, nur zu *empfehlen*, — sollen alle diese Wege nicht gangbar sein, so ist es schwer zu sagen, auf welche Weise die so dringende Angelegenheit vorwärts geführt werden kann.

Aber uns erscheint es ganz falsch, die Worte zu pressen; es kommt darauf an, trotz allen noch vorhandenen Schwierigkeiten zu einem Ergebniß zu gelangen.

Da nunmehr auch Seitens der Freisinnigen Vereinigung Vertrauensmänner zur Unterhandlung bezeichnet worden sind, so hat man wenigstens die Organe, welche feststellen können, wie weit die Fraktionen allein mit einander vorwärts zu kommen vermögen.

Das Ziel ist gegeben; es handelt sich darum, die in Deutschland vorhandenen Kräfte derartig gegen den Ansturm der Reaktion zu organisiren, daß damit für den Widerstand der höchste Effekt erzielt werden kann.

Das ist das Verlangen, das Zehntausende und Zehntausende deutscher Wähler hegen und das zum allgemeinen Besten verwirklicht werden muß, obgleich alte Kontroversen und unter Umständen kleinere sachliche Gegensätze die Erreichung des Zieles erschweren.

Nun hat man gesagt, ein solcher Kampf, der sich ganz besonders und überwiegend gegen das Junkerthum richtet, entbehre für große Theile Deutschlands des realen Inhalts, denn im Süden, im Westen gibt es kein Junkerthum oder wenigstens kein Junkerthum wie das ostelbische, das sich in so hohem Grade bei dem Bürgerthum verhaßt gemacht hat. Auf dieses Argument hat die richtige Antwort bereits die „Berliner Zeitung“ ertheilt, die auf dem äußersten linken Flügel der Freisinnigen Volkspartei steht. Richtig ist es, daß es ostelbische Junker in der Pfalz oder in Baden nicht gibt; aber ganz unzweifelhaft ist es zugleich, daß eine Reichsgesetzgebung, die von ostelbischen Junkern durchgesetzt worden ist, ebenso verderblich für die moderne Entwicklung in Ostpreußen wie in Württemberg wirkt.

Ein Bauer am Fuße der Pyrenäen konnte im Kriege 1870/71 nicht sagen, was gehen mich die Deutschen an, die zu mir doch nicht kommen werden. Obgleich sie nicht zu ihm kamen, hatte er die Folgen der Schlachten zu empfinden, die an der fernen Ostgrenze durchgekämpft worden sind. Und in Deutschland heißt die Parole einfach; entweder gelingt es dem geeinten Liberalismus Deutschlands jenen Geist niederzuhalten, der sich im ostelbischen Junkerthum verkörpert, oder dieses ostelbische Junkerthum wird sein Programm dem gesammten Deutschland aufzwingen, und die wirthschaftliche, die politische, die geistige Reaktion wird durch die Reichsgesetzgebung für ganz Deutschland zum Siege gelangen.

Damit ist die Aufgabe gegeben, und die Mittel? Sind sie denn wirklich so schwer zu finden? Sind denn die Schwierigkeiten, die bisher hervorgehoben wurden, wirklich so ernste? Die Vergangenheit beweist das Gegentheil.

Im Jahre 1881 hat die damalige *Fortschrittspartei* auf verschiedenen Parteitagen, so in Schlesien, in Sachsen und in anderen Gegenden den Beschluß gefaßt:

„Die Wiederwahl der zur sezessionistischen Partei gehörigen Reichstagsabgeordneten zu empfehlen, dagegen auch auf die Unterstützung für die Mitglieder der Fortschrittspartei zu rechnen seitens aller derjenigen Sezessionisten, welche in Uebereinstimmung mit der Austrittserklärung den festen Widerstand gegen die rückschrittliche Bewegung als die gemeinsame Aufgabe aller Liberalen ansehen.“

Zwischen der Fortschrittspartei und den Sezessionisten führten darauf gleichfalls Vertrauensmänner die Verhandlungen weiter; auch sie kamen zu dem Ergebniß, daß vor Allem ein Kampf in Wahlkreisen, wo bisher Mitglieder der Fortschrittspartei und der liberalen Vereinigung, der Sezessionisten, gewählt waren, zu vermeiden sei. Als der Abgeordnete Rickert über diese Vereinbarungen der Generalversammlung der Sezessionisten berichtete, erklärte er:

„Wir unserestheils müssen es entschieden ablehnen, daß wir für uns den Beruf und den Anspruch erheben sollten, von Berlin aus den einzelnen Wahlkreisen ihr Verhalten bei Aufstellung der Kandidaten vorzuschreiben. Wir erachten eine derartige Centralisation sowohl dem Charakter unseres Volkes widersprechend, als auch für die Sache selbst schädlich. Unser geschäftsführender Ausschuß hat nichts als eine berathende und unterstützende Funktion.“

Man wollte die Wahlkreise berathen im gemeinsamen Interesse aller, aber nicht über sie eine Diktatur üben: berathen that man sie jedoch entsprechend den Verhandlungen mit der Fortschrittspartei, und dringend empfahl man eine Cooperation beider Richtungen. Dieser Standpunkt fand volle Billigung Seitens der Wähler der Liberalen und der Fortschrittler, Seitens der Presse und in Versammlungen und das Ergebniß war, daß der Reichstag, der 1881 vor den Wahlen noch 126 liberale Mitglieder hatte — glückliche Zeiten — nach den Wahlen 150 liberale Mitglieder auf der Linken aufwies, die dann auch in der That die Bismarck'sche reaktionäre Gesetzgebung zunächst zum Stillstand brachten.

Ist heute unmöglich, was im Jahr 1881 möglich war? Und ist heute ein Vorschlag undurchführbar, der im Jahr 1881 von der Fortschrittspartei befürwortet worden ist? Wir sind überzeugt, daß man auch für die nächsten Wahlen zu einer Verständigung gelangen wird, weil man zu ihr gelangen muß. Wir sind nicht so optimistisch, um nicht Rückschläge und Schwierigkeiten noch in erheblicher Anzahl vorauszusehen, aber zum Ziele wird man trotz allem gelangen unter einer Voraussetzung. Setzt sich die öffentliche Meinung auch ferner, wie sie es bisher gethan hat, kraftvoll für die Verwirklichung des alten im Jahre 1881 so erfolgreichen Programms ein, dann gelangen wir auch zum gleichen Ergebniß, und wenn der Abschluß des Jahres 1881 für die gesammte Linke und für jede einzelne Fraktion so günstig war, — für den künftigen Ausgang wären die Voraussetzungen dann auch die besten.

Auf einem Diner, das charakteristischer Weise bei Herrn

von Miquel stattgefunden hat, entwickelte der Kaiser ein Programm für die Flottenvermehrung, das alsdann durch die offiziöse Presse der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Wiederum setzte sich der Kaiser ein für eine außerordentliche Vermehrung der Flotte.

Ein blinder Marinefanatismus wird um so weniger bei der Bevölkerung zu fürchten sein, da die allgemeine, begründete Unzufriedenheit Enthusiasmus für die Maßregeln der herrschenden Regierungspolitik überhaupt nicht aufkommen läßt.

Mit Rußland ist über die zollpolitischen Kontroversen eine Verständigung herbeigeführt; ein paar Konzessionen herüber und hinüber; aber keine eingreifenden Entscheidungen. Wie die Verhältnisse bei uns liegen, muß ein Ausgang, der eine Verschärfung der zollpolitischen Gegensätze hintenanhält, als befriedigend bezeichnet werden.

Der Streik in Hamburg ist zu Ende; die Arbeiter haben sich unterwerfen müssen. Es ist im wirthschaftlichen wie im wirklichen Krieg; schließlich entscheidet die Kraft, und Alles kommt darauf an, daß diejenigen, welche den Krieg entfesseln, die Kräfte richtig abschätzen. Dafür, daß die Arbeiter dies nicht gethan haben, tragen sie jetzt die Folgen; sie sind zur Zeit in dem an sich völlig berechtigten Streben, ihre soziale Lage zu verbessern, unterlegen.

Dieses Streben ist eine Kulturnothwendigkeit; nur, indem sich die Lebenslage der ärmeren Stände entsprechend der allgemeinen Entwicklung bessert, können wir zu weiteren Kulturfortschritten gelangen. Aber es muß ein solcher Vorstoß gelingen, sonst tritt eher ein Rückschritt ein, und so gibt denn auch der unglückliche Hamburger Streik die Lehre, mit welcher Vorsicht jenes Instrument, das den Arbeitern als Waffe gegeben worden ist, benutzt werden muß, damit es nicht jene verwundet, denen es ein Schutz sein soll.

Aber auch die Arbeitgeber müssen sich ihrer Machtmittel mit Mäßigung und Klugheit bedienen, wollen sie nicht die Leidenschaften bei den Arbeitern stacheln, und damit nach gegebener Zeit von Neuem einen blinden Ausbruch der Leidenschaftlichkeit hervorrufen, der unter allen Umständen auch riesigen Schaden dem Handel und der Industrie zufügt.

In Kreta schneiden sich Christen und Muhamedaner die Hälse ab; in Griechenland drängt man zum Kampfe gegen die Türkei, und die Großmächte stehen augenscheinlich uneinig und ohne Thatkraft den Ereignissen gegenüber. Es taucht so die bange Frage auf, ob das Frühjahr nicht die Gefahren der orientalischen Frage zu einer offenen Krisis steigern wird.

* * *

Die freien kaufmännischen Vereinigungen und das Börsengesetz vom 22. Juni 1896.

Bekanntlich waren die sämmtlichen „Börsen" ursprünglich freie Vereinigungen von Kaufleuten, unmittelbare Erzeugnisse, wie man sagen darf, der Bedürfnisse des Verkehrs und des Handels. Ueberall, wo ein lebhafter Handel sich entwickelt, wird es wünschenswerth, ja nothwendig sein, daß wer verkaufen will, wisse in welcher Lokalität er Käufer, und wer kaufen will, wisse, wo er Verkäufer finden werde. Diesem Bedürfnisse dient für den kleineren Verkehr der Markt, auf welchem der Verkäufer mit seiner Waare erscheint, für den größeren Verkehr die Börse, auf welchem der Verkäufer — weil die Heranschaffung großer Waarenposten zu schwierig und kostspielig sein würde — nur mit seinem Angebote, allenfalls mit Proben der von ihm angebotenen Waare erscheint, und selbstverständlich können in solcher Weise nur sogenannte vertretbare Sachen, bei denen es nicht auf die einzelnen individuellen Stücke, vielmehr nur auf die Gattung (allenfalls Qualität) und Quantität ankommt, verkauft und gekauft werden. Ist solcher Handel — ohne wirkliches Vorzeigen der zu verkaufenden und zu kaufenden Quantitäten einmal üblich geworden — und bei größerem Verkehr, namentlich wenn nicht am Orte befindliche Waaren, z. B. schwimmende Ladungen verkauft und gekauft werden sollen, ist das unausbleiblich — so entwickelt sich ganz von selbst das anscheinend so verworrene Getriebe des Börsenverkehrs: so z. B. der Handel mit Waaren, die der Verkäufer noch nicht im Besitz hat, aber Aussicht hat zu bekommen, das nur mittels eines Geschäftsscheines erfolgende Hindurchgehen der Waaren durch verschiedene Hände, das Abrechnungswesen in solchen Fällen, in denen der Vereinfachung wegen die Zwischenhände nur die Preisdifferenzen empfangen oder zahlen, je nachdem die Preise während des Verlaufs der in der ganzen Kette abgeschlossenen Geschäfte, welcher schließlich mit demjenigen endigt, der die Waare faktisch verwendet oder in den Kleinverkehr bringt, gestiegen oder gefallen sind. So bilden sich in Wahrheit auf den Börsen auch von selbst die Preise, die dann auch für die nicht auf der Börse sich vollziehende Geschäfte maßgebend werden. Natürlich bringen neue Handelsobjekte mit besonderen Eigenschaften, mit neuen Bezugsquellen oder neuen Absatzverhältnissen stets neue Modifikationen der Handelsgeschäfte, und die regelmäßigen Benutzer der Börse schaffen sich Einrichtungen, um Streitigkeiten und Zweifel, z. B. über die wirklich bewilligten Preise durch Vertrauenspersonen zu beseitigen oder entscheiden zu lassen. Aber der reelle Geschäftsmann wird auch, wenn der Verkehr ein ausgedehnter wird, eine bestimmte Ordnung — des Anstands und der Geschäfte selbst — für nothwendig erachten. So entstehen und sind entstanden ursprünglich die Börsenordnungen, wiederum ein Produkt des freien Verkehrs, man könnte sagen der Privatautonomie. Wer das Lokal für jene Zusammenkünfte der Verkäufer und Käufer stellt, kann kraft seines Hausrechtes bestimmen, welche Personen und welche Geschäfte und welches Betragen er daselbst dulden und andererseits nicht dulden will. Das Alles wächst von selbst heraus aus den elementaren Sätzen des Privatrechts. Der Staat, der hier mit starker Hand und gegen den Willen der überwiegenden Mehrzahl der Betheiligten eingreifen will, wird daher sich klar machen müssen, daß er dabei sehr leicht die elementarsten, sonst für unantastbar gehaltenen Grundlagen des Privatrechts, des Eigenthums und des Vereinsrechtes empfindlich berühren, und daß er endlich auf die Bahn bedenklicher und mehr oder minder willkürlicher Ausnahmegesetze gedrängt wird. Und eben daraus ergibt sich die wichtige Konsequenz, daß ein Gesetz, welches mit den Börsen sich befaßt, so interpretirt werden muß, daß es möglichst vereinbar erscheint mit jenen Grundsätzen des Privatrechts: es ist mit anderen Worten überall da, wo es den sonst freien Verkehr beschränkt, strikt und nicht extensiv zu interpretiren. Es ergibt sich daraus insbesondere weiter, daß, wenn ein Gesetz Börsen nur unter staatlicher Genehmigung zuläßt, eine Definition aber derjenigen Vereinigung oder Veranstaltung, welche er als „Börse" betrachten will, nicht aufstellt, alsdann nicht jede Vereinigung oder Veranstaltung, welche irgend welche Aehnlichkeit mit demjenigen aufweist, was man im strikten Sinne „Börse" bisher genannt hat, sondern nur eine solche Vereinigung oder Veranstaltung, im Sinne des Gesetzes unter Börse verstanden werden kann, die sämmtliche Merkmale der bisherigen Börsen an sich trägt. Und ferner, wenn das Gesetz in seinen verschiedenen Paragraphen bei den Börsen bestimmte Einrichtungen und Merkmale als selbstverständliche voraussetzt, so müssen auch diese Einrichtungen und Merkmale sämmtlich bei den im konkreten Falle in Frage stehenden Vereinigungen vorhanden sein, wenn von dem Erforderniß staatlicher Genehmigung die Rede sein soll: fehlt eines dieser Merkmale, so ist im Sinne des Gesetzes eine Börse nicht vorhanden. Die entgegengesetzte Ansicht, welche sich in Widerspruch setzt gegen den oben dargelegten Grundsatz strikter und nicht extensiver Interpretation eines die Privatautonomie beschränkenden Gesetzes, führt zu völliger

Willkür, wie man sich leicht überzeugen kann. Denn da, wie bemerkt, alle die mannigfachen Börseneinrichtungen gleichsam von selbst in dem Flusse des Verkehrs sich entwickeln, so kommt man, von dem Vorhandensein jener sämmtlichen Erfordernisse einmal absehend, schließlich unaufhaltsam rückwärts gehend dahin, jeder Lokalität, wo häufiger Geschäfte in vertretbaren Sachen ohne gleichzeitiges Mitbringen der Kaufobjekte abgeschlossen werden, als Börse zu behandeln. Wenn man von *einem* jener Erfordernisse prinziplos absieht, so hindert nichts, nach weiterem Belieben auch von den weiteren Erfordernissen abzusehen.

Nun ergibt sich nach § 5 des Gesetzes, daß bei einer „Börse" im Sinne des Gesetzes, vorausgesetzt werden:

1. eine bestimmt organisirte Börsenleitung,
2. Bestimmungen über die Geschäftszweige, für welche die Börseneinrichtungen bestimmt sind.
3. Bestimmungen über die Voraussetzungen der Zulassung zur Börse,
4. Bestimmungen über die Art und Weise der Notirung der Preise und Kurse.

Fehlt eines dieser Erfordernisse, so existirt im Sinne des Gesetzes *keine* Börse, mögen auch sehr umfangreiche Geschäfte in der fraglichen Lokalität abgeschlossen werden. Eine Vereinigung von Kaufleuten, welche sich einen Saal miethet, um daselbst bequemer als von Komptoir zu Komptoir Geschäfte abschließen zu können, wird nun selbstverständlich sich darüber klar werden und Bestimmungen treffen müssen, für welche Geschäftsabschlüsse das Lokal dienen soll, und welche Personen daselbst zugelassen werden sollen; damit ist den Erfordernissen zu 2 und zu 3 genügt; wählt sie aber keinen besonderen Vorstand *oder notirt sie als Gesellschaft durch besonders dazu bestellte* Organe nicht Preise — denn das einzelne Personen für sich die bewilligten Preise notiren, ist selbstverständlich und unerheblich — so ist von einer Börse, für welche staatliche Genehmigung einzuholen wäre, im Sinne des deutschen Gesetzes nicht zu reden. Man wird hier einwenden: gibt es nicht hier und da im Auslande Einrichtungen und Vereinigungen selbst hochbedeutender Art, für welche eines jener vier Merkmale nicht zutrifft? Man kann das zugeben; aber daraus folgt für das *deutsche* Gesetz und für die Einrichtungen und Vereinigungen, die ihm unterstellt sind, nicht das Mindeste. Nach der entgegengesetzten Ansicht würde es künftig genügen um eine Vereinigung, die man bis dahin als unter dem Börsengesetze unzweifelhaft nicht unterstehend betrachtet hatte, plötzlich diesem Gesetze zu unterwerfen, wenn entdeckt würde, daß eine gleichartige irgendwo in der Welt existirende Vereinigung daselbst mit dem Namen „Börse" oder einem sprachlich gleichbedeutenden Ausdrucke bezeichnet würde. Dann würde mit anderen Worten ein *irgendwo in der Welt* bestehender oder in Zukunft aufkommender Sprachgebrauch für die deutsche Rechtsanwendung und für den deutschen Staatsbürger maßgebend werden. Die Absicht, eine derartige Unklarheit und Rechtsunsicherheit herbeizuführen, wird dem Gesetze nicht wohl beigelegt werden können.

In der mit Anmerkungen versehenen Ausgabe des Börsengesetzes von *Wermuth* und *Brendel* ist negativ richtig zum § 1 des Gesetzes bemerkt, daß den bisherigen Versuchen, den Begriff „Börse" zu definiren, wie z. B. dem Versuche solcher Begriffsbestimmung in dem neuen Handwörterbuche der Staatswissenschaften (von Conrad, Elster, Löning und Lexis) eine unmittelbar maßgebende Bedeutung für das Börsengesetz nicht zukommen. Dann aber wird gesagt, das ausschlaggebende Moment sei in der wirthschaftlichen Bedeutung der Zusammenkünfte, namentlich in ihrer Einwirkung auf die Preisbildung in einem weiteren Wirthschaftsgebiete, über den engeren Kreis der Theilnehmer hinaus zu suchen.

Leider ist dieser *positive* Versuch der Begriffsbestimmung juristisch aber ebenso wenig brauchbar — es sei denn zur Rechtfertigung eines *völlig schrankenlosen* Ermessens des Handelsministers — wie die Begriffsbestimmung von Struck in dem Handwörterbuche der Staatswissenschaften oder die Begriffsbestimmungen, die wir in v. *Holtzendorff's* Rechtslexikon und in von Stengel's Handwörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts finden. Erstens wirkt jeder bewilligte Preis — wenn er nicht absolut geheim gehalten wird, und das geschieht doch selten! — über den Kreis der unmittelbar Betheiligten hinaus, und zwar zuweilen recht auffällig, und selbst auf weitere Entfernungen. Das Kriterium besagt also *nichts Bestimmtes*. Nur das Kriterium der „wirthschaftlichen Bedeutung" besagt etwas; aber eben nur Folgendes: wenn die entscheidende Behörde die Meinung hat, irgend eine Vereinigung oder wiederkehrende Versammlung von Handeltreibenden oder verkaufenden Personen sei von wirthschaftlicher oder sagen wir erheblicher wirthschaftlicher Bedeutung, so hat die Behörde das Recht, diese Vereinigung nach dem Börsengesetz zu behandeln, und wenn diese Vereinigung sich nicht fügen will, so hat die Behörde auch das Recht, ohne Rücksicht auf das sonst gewährleistete Vereins- und Versammlungsrecht mit Zwangsmaßregeln gegen jene Vereinigung vorzugehen. Diese Interpretation stellt sich also als unannehmbar heraus, und somit gelangen wir zu demselben Ergebnisse, welches auch das Ergebniß der treffenden juristischen Ausführung der vor Kurzem erschienenen Broschüre des Justizraths Dr. Alexander-Katz ist, daß nämlich *freie Vereinigungen von Kaufleuten, welche sich ein Lokal beschaffen, um daselbst Handelsgeschäfte bequemer als von Komptoir zu Komptoir abschließen zu können, als Börsen im Sinne des Börsengesetzes nicht zu betrachten sind, wenn sie nicht auch durch dazu bestellte Personen Preise der gehandelten Waaren von Vereinigungswegen feststellen und notiren lassen.*

Es möge gestattet sein, diesem Ergebnisse noch folgende Betrachtung allgemeiner Art anzuschließen.

Sämmtliche Börsen, welche existiren, sind Produkte der freien Association, der *Selbstverwaltung* im eigentlichsten Sinne. Staat und Gesetz können auf diesem Gebiete nur regulirend, allenfalls tödtend oder vernichtend, nicht aber schaffend auftreten;*) es kann ebenso wenig gelingen, Börsen zwangsweise gegen den Willen des überwiegenden Theiles des Handelsstandes zu schaffen, wie man Geld beliebig schaffen kann, wenn der freie Verkehr das, was Geld sein soll, nun einmal als solches nicht gelten lassen will. Daher kann der Staat, soweit er der Zustimmung des angesehenen und maßgebenden Theiles des Handelsstandes sicher ist, allerdings auch gegenüber den Börsen zwingend, beschränkend auftreten, und das Beispiel der Gesetzgebung mehrerer anderer Länder zeigt auch, daß dies mit gutem Erfolg geschehen kann — aber eben nur innerhalb gewisser Grenzen. Wie auch andere Korporationen einer maßvollen Staatsaufsicht unterworfen sein können, ohne dadurch lebensunfähig zu werden oder das erforderliche Ansehen zu verlieren, so ist dies auch bei den Börsen der Fall. Aber zu weitgehende Maßregeln haben, wie die Geschichte des Börsenwesens zeigt, wenig und jedenfalls nicht den erhofften Erfolg gehabt und dürften im Ganzen nur geeignet sein, die sogenannten Winkelbörsen, welche um das Gesetz sich nicht kümmern, und andere Umgehungen des Gesetzes groß zu ziehen. Nun mit einem Staatskommissar als Aufsichtsbehörde kann immerhin die Idee der Selbstverwaltung vereinbar erachtet werden, wie denn auch nach dem österreichischen Börsengesetze ein Staatskommissar existirt. Anders aber liegt die Sache bezüglich der auf Grund der *Ermächtigung des* § 14 des Börsengesetzes**) zur unmittel-

*) Man vergleiche darüber insbesondere den gründlichen Aufsatz von *Grünhut* „Das Börsen- und Mäklerrecht und seine Neugestaltung in der (österreich.) Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart. Band 2 (1875) in Oesterreich" S. 584 ff.

**) Eine Verpflichtung dazu scheint aus § 2 Abs. 4 des *preußischen* Gesetzes über die Landwirthschaftskammern vom 30. Juni 1894 abgeleitet zu werden. Siehe darüber den Aufsatz von *Alexander-Katz* in der „Nation" vom 30. Januar.

baren Mitwirkung von der preußischen Regierung berufenen Vertreter der Landwirthschaft bei den Produktenbörsen. Auch städtische Verwaltungen können zu benachbarten Rittergutsbesitzern und Dorfgemeinden mancherlei Beziehungen haben, und durch ihre Beschlüsse und Maßnahmen können sie unter Umständen die Interessen jener Grundbesitzer und Dorfgemeinden — man denke z. B. an Anlage von Wegen und Vicinalbahnen — stark berühren. Wäre es aber noch Selbstverwaltung, wenn aus dem erwähnten Grunde in die städtischen Verwaltungen zwangsweise Gutsbesitzer und Dorfschulzen hineingesetzt würden? Nach Maßgabe dieser Analogie wolle man den citirten § 3 des Börsengesetzes ins Auge fassen und dabei den Ausspruch eines bewährten Kenners des Börsenrechts beherzigen, daß das Wesen der Börseneinrichtung auf Selbstverwaltung sich gründe. Und noch Eins. Es ist denkbar, daß formell zu Recht gegen die hier vertretene Ansicht dahin entschieden wird, daß jede beliebige sich ein gemeinsames Lokal für den Abschluß von Handelsgeschäften haltende Gesellschaft nach dem schrankenlosen Ermessen der Verwaltung für eine Börse erklärt wird, und daß sie, wenn sie sich nicht fügt, mit Zwangsmaßregeln beseitigt werden kann. Man muß aber dann zugeben, daß ein Staat, in welchem in solcher Weise mit dem Vereins- und Versammlungs-, ja genau betrachtet, sogar mit dem Privatrechte verfahren wird, zwar formell auf den Namen eines Rechtsstaats Anspruch machen kann, aber materiell und in Wahrheit die Idee eines Rechtsstaats keineswegs aufrecht erhält.

Göttingen. L. v. Bar.

Parlamentsbriefe.

X.

Herr von Manteuffel hat die Führerschaft der konservativen Partei niedergelegt und sich sogar mit der Absicht getragen, das Reichstagsmandat selbst niederzulegen. Als Grund führt er an, daß sein Amt als Landesdirektor der Provinz Brandenburg seine volle Kraft in Anspruch nehme. Ueberzeugend ist dieser Grund nicht, denn Herr von Levetzow hat dieses selbe Amt Jahre lang befriedigend ausgefüllt und doch Zeit genug übrig behalten, um das Präsidium des Reichstags zu verwalten. Vielfach wird daher angenommen, daß jener Rücktritt politische Gründe habe, aber über die Art dieser Gründe walten entgegengesetzte Ansichten ob. In einer dem Ministerium freundlichen Mittheilung wird die Sache so dargestellt, als ob es der Regierung willkommen sei, statt mit Herrn von Manteuffel mit Herrn von Levetzow zu verhandeln, der als Führer der Fraktion an seine Stelle getreten ist; von anderer Seite wird dagegen behauptet, daß Herr von Manteuffel zurückgetreten sei, weil es ihm unmöglich gewesen, den wachsenden Einfluß des Herrn von Plötz niederzuhalten.

Ueber Herrn von Levetzow soll man sich nicht täuschen; er steht auf dem äußersten Flügel der Agrarier. Er ist ein Mann von milden und angenehmen Formen und in seinen Reden fehlt die junkerliche Klangfarbe. So lange er Präsident war, hat ihn sein Gefühl für Gerechtigkeit und Schicklichkeit zurückgehalten, mit dem vollen Ausdruck seiner Ueberzeugungen hervorzutreten. Sachlich steht er aber durchaus auf dem Standpunkt des Herrn von Plötz.

Das ist auch bereits zu Tage getreten; er war der Wortführer der konservativen Partei, um den Antrag Barth, mit welchem die Regierung sich einverstanden erklärt hatte, zu bekämpfen. Jener Antrag wünscht, daß die Wirkungen der abgeschlossenen Handelsverträge in einer Denkschrift dargelegt werden. Der Antrag wurde gegen den Widerstand der konservativen Parteien angenommen. Die Verhandlung über diesen Antrag führte zu einer gewissen Ueberraschung; Herr von Marschall, indem er im Uebrigen seine Handelspolitik geschickt und erfolgreich vertheidigte, bekannte sich als vollkommener Schutzzöllner. Er konnte sich darauf berufen, daß er es immer gewesen sei, aber abgesehen davon war auch seine ganze Argumentationsweise eine solche, wie sie nur einem überzeugten Schutzzöllner aus der Seele fließt, einem Manne, der sich nicht einem augenblicklichen praktischen Interesse anbequemt, sondern der von der Wahrheit der schutzzöllnerischen Doktrin erfüllt ist.

Ueberrascht waren wir, aber wir waren nicht unangenehm überrascht. Im Gegentheil; wir sagten uns, daß wenn ein Mann von so aufrichtigen und tiefen schutzzöllnerischen Ueberzeugungen sich genöthigt sieht, die Handelsverträge zu schließen und gegen gehässige Angriffe zu vertheidigen, die Nothwendigkeit dieser Handelsverträge nicht bezweifelt werden kann. Der Unterschied zwischen Herrn von Marschall und seinen früheren Fraktionsgenossen ist der, daß er das volle Gefühl politischer Verantwortlichkeit hat, was jenen ebenso vollständig abgeht.

Wir glauben daran, daß die Politik der Handelsverträge aufrecht erhalten wird, so lange es nicht gelingt, auf den Ministersessel einen Mann zu bringen, dem das Gefühl der Verantwortlichkeit völlig abgeht. In dieser Ueberzeugung sehen wir auch den Arbeiten, die sich auf die Aufstellung eines autonomen Tarifs richten, mit ziemlicher Ruhe entgegen. Herr von Marschall rechtfertigte die Erklärungen, die Graf Posadowsky kürzlich abgegeben hatte; er bekannte sich sogar als ihren Urheber. Aber unter seinen Händen wurde etwas völlig Anderes daraus, als unter den Händen des Schatzsekretärs daraus geworden war.

Das große dialektische Geschick des Freiherrn von Marschall zeigte sich auch bei den im Reichstage erneuerten Verhandlungen über den Prozeß Leckert-Lützow. Herr von Marschall gab eine so überzeugende Darstellung von den Umständen, welche die Regierung in die Nothwendigkeit versetzt hatten, diesen Prozeß anzustrengen und durchzuführen, daß endlich auch die Grafen Limburg und Mirbach sich kleinlaut zurückzogen. Diese Angelegenheit ist für die parlamentarische Behandlung im Reichstage nun völlig abgethan.

Als bleibende Frucht bleibt übrig, daß eine Spötterei des Grafen Mirbach über ein körperliches Gebrechen des Reichstagspräsidenten eine Vorstellung davon gab, was man in den Kreisen des edlen Grafen unter einer feinen Satire versteht.

Die zufriedenstellenden Momente in unserem parlamentarischen Leben sind uns so sparsam zugemessen, daß es falsch wäre, stillschweigend an dem Fortschritt des Ausbaues unseres bürgerlichen Rechts vorüberzugehen. Der Entwurf des revidirten Handelsgesetzbuchs fand eine geräuschlose aber dafür desto einhelligere Anerkennung.

Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses fanden in der letzten Zeit nur sparsam statt und wie es scheint, wird sich die Fertigstellung des Budgets verzögern. Man muß der Kommission Zeit lassen, die Gehaltserhöhungen der Beamten zu berathen und dabei erheben sich Schwierigkeiten. Wo Herr von Miquel gesäet hat, da wächst das Gras nicht üppig hervor.

Die polnischen Angelegenheiten rufen immer neue Debatten vor. Den Polen gegenüber hat die preußische Regierung das Zuckerbrot und die Peitsche in so bunter Reihenfolge zur Anwendung gebracht, daß daraus Schwierigkeiten aller Art sich mit Nothwendigkeit ergeben müssen. Daß zwischen dem Zuckerbrot und der Peitsche ein anderes zweckmäßiges Mittel genau in der Mitte steht, wird vergessen, nämlich die Handhabung strikter Gerechtigkeit. Und auf dieses Mittel weist die freisinnige Partei wieder und wieder hin. Daß Herr Dr. Sattler Jedem das deutsche Nationalgefühl abspricht, der die Anwendung dieses Mittels verlangt, wollen wir so hoch nicht aufnehmen; aber mit dem Minister des Innern, Freiherrn von der Recke, ein ernstes Wort zu reden, haben wir die seltene Gelegenheit. Der Minister tadelte es, daß an den Ausschreitungen des Distriktskommissarius von Carnap eine gerechte Kritik geübt sei; Herr von Carnap sei nicht mehr im Amte und damit müsse die Sache erledigt sein. Gegen eine solche Auffassung ist ernste Verwahrung einzulegen. Die deutsche Sprache

hat kein Wart dafür, auszubrücken, wie gleichgültig uns falche Persöntichkeiten wie Herr aon Tausch und Herr aan Carnap sind. Aber daß die Regierung Beamte dieser Art schatten und walten täßt, wie sie wallen, bis das Gericht sie mitten aus der Ausübung der Zeugenpflicht an eine Stelle versetzt, die ihnen mehr gebührt, das ist es, worüber wir uns ernstlich beschweren. Herr Freiherr von der Recke hätte nicht so zurückhaltend sein sallen; auf den Distriktskommissarius hat man geschlagen und den Minister hat man gemeint. Der Minister wäre in der Lage gewesen, alle Angriffe, die man gegen das Polizeibeamtenthum richtete, ausreichend zu widertegen. Daß er es nicht gethan hat, mag wahl zureichende Gründe haben.

Proteus.

Zur Entwicklungsgeschichte der amerikanischen Demokratie.

In gesetzgebenden Körperschaften vereinigte Valksvertreter haben die Aufgabe, den Willen des Volkes zum Ausdruck zu dringen. Man sallte deshalb meinen, daß alle Völker, welche sich gesetzgeberischer Körperschaften erfreuen, glücklich darüber sein müßten, wenn ihre Vertreter van dem Rechte, den Willen der Beaölkerung zum Ausdruck zu bringen, möglichst ajt und in möglichst umfassender Weise Gebrauch machen. Um sa bemerkenswerther ist es, daß in der bebeutendsten aller Demokratien, waselbst die Valkssauveränität verfassungemäßig außer Frage steht, jetzt ein wachsendes Mißtrauen gegen jegliche Gesetzgeberei und zugleich gegen die vom Valke gewählten Gesetzgeber hervortritt.

Nirgend kann man die Entwicklungsgeschichte demokratischer Staatsformen desser studiren ats in den Vereinigten Staaten aan Amerika. Als die Verfassung der Union eingeführt wurde, waren häufige Wahlen der gesetzgebenden Körperschaften im ganzen Lande die Regel: von den 13 Staaten, welche die Unian gründeten, wählte nur ein einziger — nämlich Süd-Caralina — seine Legislatur alle 2 Jahre; van den übrigen wählten 10 jährlich und 2 — nämlich Canneeticut und Rhode Istand — alle halbe Jahre. Heute desteht die Union aus 45 Staaten; van diesen wählen nur noch 4 — nämtich Massachusetts, Rhode Island, New-York und New-Jersey — ihre Parlamente alljährtich, die übrigen 41 Staaten wählen alle 2 Jahre, und mit Ausnahme van Süd-Carolina und Georgia treten in allen diesen Staaten die Legislaturen auch nur alle 2 Jahre zusammen.

Das Repräsentantenhaus der gesammten Union wird bekanntlich alle 2 Jahre neugewählt, und tritt verfassungsmäßig jedes Jahr mindestens zu eineе Sessian zusammen.

Noch charakteristischer ist, daß sich in den Einzelstaaten der Unian fortgesetzt die Tendenz aerstärkt, die Macht und den Einfluß der Partamente zu beschränken. In den Verfassungen der Staaten, welche in den letzten Jahrzehnten dem Unionsverbande angegliedert wurden, tritt das Bestreben, gewisse Gebiete des staatlichen Lebens der Regetung seitens der Legislatur zu entziehen und dem unmittelbaren Willen des Volkes aarzubehalten, desonders deutlich hervor. Gleichzeitig wird das Bestreben immer mehr erkennbar, den Gesetzgebern seltener die Möglichkeit zu geben, Gesetze zu machen. In den letzten Monaten wurde in den Vereinigten Staaten eine Enquete veranstaltet, um die Stimmungen der Bevötkerung in Bezug auf diesen Punkt zu ergründen; insbesondere hatte man die Meinung der Staatssekretäre der Einzelstaaten ein. In allen eingegangenen Antworten trat dabei übereinstimmend die Meinung zu Tage, daß es ein graßer Segen sei, die Arbeit der Gesetzgeber auf ein Minimum zu beschränken. Am weitesten geht in dieser Enquete der Berichterstatter aus dem Staate Arkansas, der eine in seinem Staate stark verbreitete Ansicht wiedergibt, wonach es nicht wünschensaerth sei, daß die Legislatur öfter als alle 5 Jahre zusammenträte. Aus Colarada wird derichtet, daß man dart glücklich sein würde, wenn die Legislatur nur alle 4 Jahre zusammenkäme. Aus den Staaten Jowa und Vermant, die ursprüngtich jährliche Sessianen hatten, während die Legislaturen jetzt daselbst auch nur alle 2 Jahre zusammenkammen, wird mitgetheilt, daß die öffentliche Meinung mit dieser Veränderung sehr zufrieden sei, und daß eine starke Strömung sich entwickele, die gesetzgeberischen Schonzeiten über den Zeitraum von 2 Jahren hinaus zu erstrecken. Der Staatssekretär van Texas konstatirt ebenfalls ein Anwachsen der Strönnung auf Beschränkung der Möglichkeit, Gesetze zu geben. Gar mancher glaube bereits, eine Session alle 4 Jahre sei mehr als ausreichend.

[illegible]r so allgemein zum Ausdruck kommenden öffentlichen Meinung gegenüber kann man nicht aon bloßem lokalen Unmuth über die Gesetzgeber reden; aus der Begründung der Gutachten geht aielmehr klar hervor, daß in dieser großen Demokratie der Vereinigten Staaten die Ueberzeugung sich mehr und mehr festsetzt, die Beaölkerung bedürfe eines wirksamen Schutzes gegen die Gesetzgeber. Die Gesetzgebung selbst, so wie sie sich praktisch entwickelt, wird als eine Art nothwendiges Uebet empfunden, das man nach Möglichkeit einzuschränken sucht. Gegenüber sozialistischen Tendenzen, die in Europa darauf ausgehen, immer größere Theile der individuellen Freiheit gesetzgeberisch in Fesseln zu schlagen auf Grund eines angeblichen allgemeinen Interesses, ist diese Strönung gegen die Gesetzgeberei überhaupt, wie sie sich in dem großen demokratischen Staatengebilde der amerikanischen Unian entaickelt hat, ganz desonders interessant.

Es ist aber nicht allein der Gesetzgeber, sondern der Palitiker überhaupt, gegen den sich heute in den Vereinigten Staaten ein immer stärkeres Mißtrauen regt; insbesondere den derufsmäßigen Politiker sieht man nicht als einen Freund und Berather des Valkes, sondern recht eigentlich als einen Ausdeuter desselben, als einen Feind des a[illegible] meinen Besten an. Der Kampf des Valkes gegen [illegible] Maschinenpalitiker umfaßt vielleicht den bedeutsam[illegible] Theil der dortigen palitischen Kämpfe überhaupt. Es [illegible] deshalb auch stets eine freudige Erregung Platz [illegible] sabald einmal einer der hahen Beamten des Landes [illegible] dem Kreise der Bevölkerung, welcher palitisch unabhängi[illegible] ist, gewähtt wird.

Gerade gegenwärtig vallzieht sich wieder eine [illegible] bemerkenswerthe Erscheinung. Der wichtigste Posten [illegible] McKinley's Kadinet, der Pasten des Schatzamtssekretärs, [illegible] einem Nichtpatitiker, dem Präsidenten der Ersten Nation[illegible] bank in Chicago, Lyman J. Gage, zugedacht, und von der unabhängigen öffentlichen Meinung ist diese Wahl [illegible] wahrem Jubel aufgenammen. Mr. Gage ist nicht ein[illegible] ein in der Wolle gefärdter Anhänger der republikani[illegible] Partei, er hat z. B. im Jahre 1884 für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten Cleaeland gestimmt. Er steh[illegible] innerlich den Galddemokraten näher ats der republikanischen Partei, er ist ein entschiedener Anhänger der Goldwährung und ein viel zu sachverständiger Finanzmann, um nicht den Schwindel des sogenannten internationalen Bimetallismus völlig zu durchschauen. Seine Wahl ist deshalb eine ungewöhntiche Konzession an die von der Parteimaschine unabhängige öffentliche Meinung. Es wird McKinley gewiß nicht leicht gewesen sein, entgegen den Traditionen der Partei einen so aorurtheilsfreien Mann zum wichtigsten Posten in seinem Kadinet zu derusen; daß er es dennoch gethan hat, zeigt, wie stark — trotz allem — der com[illegible] sense der Amerikaner ist.

Mr. Gage wird keine teichte Aufgabe haben, er wi[illegible] insdesondere gegen die Maschinenpatitiker im Kangreß, sowohl im Senat als auch im Repräsentantenhause, einen schweren Stand haben; da er aber ein in jeder Hinsicht unabhängiger Mann ist, fa dteidt zu hoffen, daß er auch

den Parteiintriguen gewachsen sein, und — unterstützt von der unabhängigen öffentlichen Meinung des Landes — eine gesunde Reform des Geldwesens durchsetzen wird.

Th. Barth.

Schön's Briefwechsel mit Pertz und Droysen.

Aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn des schriftlichen Nachlasses Theodors von Schön strömt uns eine neue sehr dankenswerthe Gabe zu. Es ist der Briefwechsel des alten viel gepriesenen und viel getadelten Oberpräsidenten der Provinz Preußen mit zwei deutschen Historikern von berühmtem Namen. Einige kleine Bruchstücke dieses Briefwechsels waren im Verlauf der heftigen litterarischen Fehde, die in den siebenziger Jahren um Schön's Andenken entbrannte, schon bekannt geworden. Vollständig gesammelt, mit ausführlicher Einleitung und kurzen erläuternden Anmerkungen ausgestattet von dem Königsberger Gelehrten Franz Rühl, erscheinen sie nunmehr in den Publikationen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.*) Abgesehen von Schön's an Pertz gerichteten Briefen, die nur im Konzept vorlagen, hat der Herausgeber durchweg die Originale benutzen können. Man wird es nach Gebühr zu schätzen wissen, daß er zur Ergänzung auch einige andere Stücke der Korrespondenz Schön's, wie mit Schwinck, dem Mann seiner Nichte, und mit Friccius, dem bekannten Kriegshelden und Schriftsteller, eingefügt hat. Auch ein paar Zeugnisse aus dem brieflichen Gedankenaustausch mit dem Freiherrn von Bunsen, obwohl sie schon an anderem Ort zu finden sind, durften hier nicht fehlen.

Faßt man die Hauptmasse der mitgetheilten Briefe ins Auge, so bemerkt man leicht, daß sie ein hohes Interesse, und zwar in zwiefacher Richtung, bieten: ein psychologisches und ein historisches. In der einen wie in der anderen Hinsicht steht Schön's schriftliches Zwiegespräch mit Pertz weit hinter dem mit Droysen zurück. Schön's Beziehungen zum Verfasser der Biographie Stein's, dem diese schwerfällige und langathmige Arbeit Anlaß gab, den greisen überlebenden Mitkämpfer seines Helden um Aufklärungen und Uebersendung von Materialien zu bitten, blieben im Grunde sehr kühle. Der steife, konservative Hannoveraner, dessen unermüdlicher Sammlerfleiß in umgekehrtem Verhältniß zur Fähigkeit geistvoller Durchdringung des Rohstoffes stand, konnte dem übersprudelnden alten Herrn, der mit jugendlichem Feuer an der Idee eines liberalen preußischen Staates festhielt, menschlich nicht näher treten. Wenn in ihren Briefen dann und wann Gegenstände berührt werden, die über den Rahmen ihrer ursprünglichen Verbindung hinausgehen, so geschieht es ohne rechte Innigkeit. Dazu kam, daß je weiter Pertz in seiner Lebensgeschichte Stein's vorschritt, sie desto weniger in ihrer unförmlichen Gestalt einen Kritiker befriedigen konnte, dem „die Art von Cornelius Nepos“ als biographisches Ideal vorschwebte. Was dies heißen sollte, erläutert Schön gelegentlich durch den Satz: „Wie Aristides unbedingt der Idee der Gerechtigkeit lebte, so Stein der des Vaterlandes“. Er tadelt das Aufhäufen „der Berge von Farbenstudien und Skizzen“. Er verlangt vom Biographen „ein konstruirtes Bild, bei welchem der Notizenwust nur Nebensache sein müßte“. Und so gewiß der zweideutige Rath, „ein Bild zu konstruiren“, dem Historiker eine sehr gefährliche Falle stellt, so gewiß ist die Warnung vor dem Ansammeln „des Notizenwustes“ in biographischen Darstellungen für alle Zeiten wohl berechtigt.

Man athmet gleichsam eine andere Luft, wenn man Schön's Korrespondenz mit Droysen durchliest. Persönliches und Allgemeines wird im Tone herzlicher Vertraulichkeit besprochen. Der gegenseitige Austausch intimer Mittheilungen erstreckt sich auf Ereignisse im Familienleben wie auf Vorgänge der Tagespolitik. Namentlich Droysen's Briefe über das, was er 1850 und 1851 trauernd in Schleswig-Holstein erleben mußte, sind herrliche Aeußerungen eines tief verwundeten patriotischen Herzens. Allerdings schwebten Schön damals hinsichtlich der Zukunft der Herzogthümer wie Gesammtdeutschlands ganz andere Bilder vor wie dem von der Bedeutung der nationalen Idee durchdrungenen Kieler Professor und Mitglied der erbkaiserlichen Partei der Paulskirche. Aber für die Größe eines freien preußischen Staates glühten beide. Ein Besuch Droysen's auf Schön's Gut Arnau ermöglichte ihnen im Jahre 1851 auch die mündliche Aussprache.

Die erste Anknüpfung war gleichfalls durch ein wissenschaftliches Unternehmen, Droysen's Beschäftigung mit der Lebensbeschreibung des Feldmarschalls York, hervorgerufen worden. Ueber die Lösung der Aufgabe, für die der Historiker in den Erinnerungen und Papieren des Zeitgenossen York's Beihilfe zu finden hoffte, stellten sich auch in diesem Falle ernste Meinungsverschiedenheiten ein. Es fehlte nicht viel, daß sie den offenen Bruch zur Folge gehabt hätten. Schön gebrauchte die denkbar schärfsten Ausdrücke, um seinen Satz zu rechtfertigen, von York gelte nicht das Wort des Juristen: „Quilibet praesumitur bonus“, sondern das des Theologen: „Quilibet praesumitur malus“. Er sprach von York's „Lüge der englischen Abstammung“, von seiner „planmäßigen Täuschung“, er habe die Konvention von Tauroggen „auf seine Gefahr geschlossen“, von seiner „vorherrschenden Selbstsucht und Malice“, von „seinem durch und durch zerrütteten moralisch-morschen Charakter“. Er nannte ihn einen „politischen Glücksritter“ und „Casanova im preußischen Soldatenrock“. Wenn Droysen diese Auffassung nicht zur seinigen machen wollte, erwartete er von ihm nur „einen biographischen Wechselbalg“. Mit edlem Freimuth und unbeugsamer Entschiedenheit wahrte Droysen gegenüber diesen Anforderungen sein Recht als gewissenhafter Forscher. „In Betreff York's“, erwiderte er, „ist mein Bemühen gewesen und wird es bis zum Abschluß des Werkes bleiben, diesen komplizirten Charakter aus seiner Lebensgeschichte zu erläutern und die Momente, in denen seine eigenthümliche Stärke erwächst, hervortreten zu lassen. Daß diese seine Stärke mit den dunklen und dunkelsten Partien seines Wesens eng verwachsen ist, habe ich keinen Anlaß zu verbergen und mit nichten verborgen“. Der Briefwechsel beider Männer hörte damit noch nicht ganz auf. Es war sogar ein Gegenbesuch Schön's bei Droysen in Jena, wohin er inzwischen übergesiedelt war, in Aussicht genommen. Allein Schön's Reisepläne zerschlugen sich. Ehemals hatte er daran gedacht, Droysen seine Papiere zur Bearbeitung zu überweisen. Davon war nach den vorgekommenen Reibungen keine Rede mehr. Doch hielt er, trotz leidenschaftlicher Ausbrüche, eigenem Ausdruck nach „das gute Bild von Droysen fest“. Umgekehrt ließ Droysen den General von Below wissen: „Ich bin Ew. Exzellenz sehr dankbar für Ihre Mittheilungen über den prächtigen Alten in Arnau. Wie weit bin ich entfernt, ihm, wenn er über mich flammt und wettert, im geringsten weniger in Verehrung zugethan zu sein. Mir steht sein Bild und das seiner großen Vergangenheit zu lebhaft vor Augen, als daß ich nicht, — eigentlich mit innigem Behagen — erkennen sollte, daß er so erst in Heftigkeit, Parteilichkeit, Zorn und Schärfe sich selbst . . ähnlich ist“. Und nach Schön's Tode schrieb er dem Oberburggrafen von Brünneck tief bewegt: „Sie sind selten, die so groß angelegten, so mächtig ausgeprägten, so in langer Thätigkeit fest gewordenen Naturen, und auch ihre Härten und Einseitigkeiten haben etwas Gewaltiges und mächtig Ergreifendes“.

Wenn diese Charakteristik Schön's richtig ist, so wird man zugeben, daß er wenig zum Historiker gemacht war.

---

*) Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. H. Pertz und J. G. Droysen. Mit Anlagen. Herausgegeben von Franz Rühl. Leipzig. Duncker und Humblot 1896, XXVII und 252 S.

„Härten und Einseitigkeiten“, „Zorn und Schärfe“, „Heftigkeit und Parteilichkeit“ vertragen sich schlecht mit dem Geschäft, zu welchem der Jünger der Muse Clio berufen ist. Daher ist es gerathen, den Niederschlag geschichtlicher Angaben und Urtheile sorgfältig zu prüfen, den diese jüngst bekannt gewordenen Ergänzungen früherer Veröffentlichungen aus Schön's Papieren enthalten. Mitunter wird sich allerdings zeigen, daß die beständige Wiederholung derselben Behauptung das Gewicht der Gründe, die für die Richtigkeit sonstiger Aeußerungen Schön's zu sprechen schienen, erheblich verstärkt. Dies gilt z. B. von der Entstehungsgeschichte des berühmten sog. politischen Testamentes Stein's von 1808. Unzweifelhaft trifft hier Heinrich von Treitschke das Richtige. Obwohl sonst sehr bereit, Schön der „Unwahrhaftigkeit“ zu zeihen, kommt er in seiner deutschen Geschichte doch mit ihm zu dem Schlußurtheil: „Stein unterzeichnete ungern“. Läßt man dies nicht aus den Augen, so begreift man, daß der Widerspruch zwischen dem Stein von damals und dem Stein der späteren Zeit nicht so groß ist wie er bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen könnte. Auch Droysen war dieser Meinung. In einem Briefe, den ich nach 1883 von ihm erhalten habe, finden sich die wohl erwogenen Worte: „Daß Stein bei weitem nicht in dem liberalen Sinn, wofür man ihn später gepriesen, seine Reformen gedacht hat, erweisen seine Urtheile über das ständische Wesen in den zwanziger Jahren“.

Schön seinerseits wollte einige Jahre vor Stein's Tod erfahren haben, „daß Stein das, was er in Königsberg und Memel unterschrieben habe, nicht mehr durchaus billige“. So ließ er Pertz am 20. Dezember 1853 wissen. Elf Monate vorher hatte er Bunsen mitgetheilt: Stein habe „alles das widerrufen, wozu er in Memel und Königsberg seine Firma zu geben verleitet sei“. „Alles widerrufen“ und „nicht mehr durchaus billigen“ ist denn doch ein gewaltiger Unterschied. Man hat hier ein schlagendes Beispiel für die geringe Sorgfalt, die Schön dann und wann der Wahl seiner Ausdrücke zuwandte. Es konnte ihm passiren, den unbedachten Satz niederzuschreiben (S. 168): „Stein wurde, so hoch er auch sonst stand, in tragisch-kritischen Momenten verzagt“. Die Natur seines Temperamentes muß eben bei der Abschätzung seiner historischen Aeußerungen stets mit in Anschlag gebracht werden.

Mitunter freilich handelt es sich bei ihm um vorgefaßte Meinungen und offenbare Mißverständnisse. In solchen Fällen können auch immer neue Variationen desselben Themas nicht überzeugen. So wird sich das alte, an mehr als einer Stelle dieser Veröffentlichung wiederholte Lied gewiß niemals einbürgern, Scharnhorst, „der große Liniensoldat“ habe sich 1811 aus Prinzip dem Plane geordneter Volksbewaffnung widersetzt. Einmal versteigt sich der durch seine mißleitete Phantasie immer weiter Fortgerissene sogar zu dem Satze, Scharnhorst habe „weder Sinn noch Neigung für einen Volkskrieg“ gehabt. Trotzdem bezeugen diese Blätter eine hohe Werthschätzung des deutschen Waffenschmiedes, die durch spätere, anderweitig bekannt gewordene bissige Tagebuchnotizen nicht verdunkelt werden kann. Die Denunziation, die Scharnhorst im Jahre 1809 äußerst beleidigende Vorwürfe Friedrich Wilhelms III. zuzog, gehört zu den stärksten Schuldposten, mit denen nach Schön's Ansicht das Konto York's belastet war. Er hat sie ihm niemals verziehen. Auch Boyen bestätigt in seinen „Erinnerungen“ (I. 345), wie schwer sich York damals an Scharnhorst versündigt hat.

Ein anderes Thema, das wir hier wieder angeschlagen finden, ist dies, Stein sei ein großer „Politiker“, aber kein „großer Staatsmann“ gewesen. Zur richtigen Würdigung eines so befremdlichen Satzes, ist es nöthig, sich vor Augen zu halten, was Schön unter einem Staatsmann verstanden wissen will. „Ich kann mir“, schrieb er Pertz, „keinen Staatsmann ohne philosophische und ästhetische Bildung denken“. Da nun Stein gelegentlich „einen dummen Menschen einen Metaphysikus nannte“, glaubte er in ihm zu Zeiten sogar „einen Haß gegen Philosophie“ durchblicken zu sehen. Derselbe Stein konnte nach Schön's Erzählung nur mit Mühe dahin gebracht werden, den Faust zu lesen. „Er las ihn nur als Geschichtsbuch, hintereinander fort, ärgerte sich über die darin vorkommenden zweideutigen Szenen, welche einen niedrigen Eindruck auf ihn gemacht hatten und schickte das Buch zurück, ohne sonst etwas von Goethe nach lesen zu wollen“. So heißt es im vorliegenden Werke S. 111. Hingegen liest man in Band I S. 52 der Veröffentlichung aus Schön's Papieren: „Auf meine dringende Aufforderung nahm er den Goethe'schen Faust von mir zum Durchlesen an, aber nicht gar lange war er damit fertig, und wollte mehr von Goethe von mir haben“. (Vgl. I. 167.) Wie dem sei: auch seiner „poetischen Bildung“ wird das stärkste Armuthszeugniß ausgestellt. Selbst zugegeben, Stein habe von Philosophie und Poesie so wenig gewußt wie es hiernach scheinen könnte, wird man doch der schönen Worte eingedenk sein, die sich in Ludwig Häußer's deutscher Geschichte finden: „Was in Deutschland seit lange gefehlt, war nicht das Wissen, die reiche Bildung, die Vielseitigkeit der Ideen; das alles hatten wir in Fülle, aber es mangelten uns Charaktere. Wie Stein selbst einmal sagte, entscheidet aber in allen großen Situationen Charakter mehr als Geist und Wissen; denn man kann wohl anderer Geist und Wissen benutzen, aber den Charakter eines anderen kann man sich nicht aneignen“. Oder um mit einem Ausspruch Kant's zu schließen, an den sein Schüler Schön selbst erinnert: „Man kann ein großer Philosoph sein und doch schlecht die Flöte blasen“.

Zürich. Alfred Stern.

Frommann's Klassiker der Philosophie.*)

Es ist gewiß ein guter Gedanke von Professor Falckenberg in Erlangen und seinem Verleger E. Hauff in Stuttgart (Friedrich Frommann's Verlag), eine Sammlung philosophischer Monographien in „populärwissenschaftlicher“ Haltung zu veranstalten und so eine Reihe hervorragender Denker, zunächst einmal der Neuzeit, in ihren Lebens und Weltanschauungen den Gebildeten unseres Volkes vorzuführen. Mit dem Zusammenbruch der Hegel'schen Schule hatte für einige Zeit das Interesse für Philosophie überhaupt aufgehört; das für die Naturwissenschaft trat an seine Stelle und eine materialistische Weltanschauung ohne Tiefe und Hintergrund stellte sich in seinen Dienst. Auch der Ruf: zurück zu Kant!, den im Jahre 1862 erstmals wieder Eduard Zeller mit Nachdruck erhob, führte zuerst nur zu neuer philosophischer Arbeit, gewann aber der Philosophie vorläufig noch nicht die verlorene Gunst des deutschen Volkes zurück; einen Augenblick drohte sogar Kant-Philologie an die Stelle von Philosophie zu treten und diese erst recht zu diskreditiren. Allein diese harte Arbeit war doch nicht umsonst gethan; und da ihr zugleich von Seiten der Geisteswissenschaften, vor allem auch von Seiten der Geschichte Hilfe kam und da die sozialen Probleme nach Vertiefung förmlich schrieen, eine Sozialphilosophie und soziale Ethik neben der Sozialwissenschaft zum dringenden Bedürfniß wurde, so erwachte das Interesse für die Philosophie aus langem Winterschlaf doch allmählich wieder zu neuem, frischem Leben. Für ihre Geschichte war es allerdings nie ganz erstorben; das ist vor allem das Verdienst

---

*) Frommann's Klassiker der Philosophie, herausgegeben von Richard Falckenberg, Dr. und ord. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen. I. G. Th. Fechner von Kurd Laßwitz. 214 S. Mark 1,75. Hobbes' Leben und Lehre von Ferdinand Tönnies. 246 S. Mark 2. Sören Kierkegaard als Philosoph von Harald Höffding. Mit einem Vorwort von Christoph Schrempf. 186 S. Mark 1,50. Stuttgart. 1896. Friedrich Frommann's Verlag (E. Hauff).

der Hegel'schen Schule, ich nenne neben Zeller nur Kuno Fischer.

Diesem neuerwachten Interesse für Philosophie kommt nun das Unternehmen Falckenberg's und Hauff's aufs glücklichste entgegen; wenn die Ausführung der Absicht und dem Plan entspricht, so wird man dasselbe mit Freuden begrüßen dürfen und müssen. Und auch darüber kann man sich schon jetzt ein Urtheil bilden, da es gleich mit drei solcher Monographien ans Licht getreten ist: G. Th. Fechner von Laßwitz, Hobbes von Tönnies und Sören Kierkegaard von Höffding. Es wäre für die Einführung vielleicht günstiger gewesen, wenn unter den drei ersten ein Philosoph gewesen wäre, dem der Name eines Klassikers unbestritten zukommt oder der um seiner besonderen Aktualität willen die Aufmerksamkeit der Leser von vornherein energisch auf sich gelenkt hätte. Aber es ist auf der anderen Seite ein Zeichen von Ernst und Vertrauen in die gute Sache, daß mit drei Männern angefangen wurde, für die erst durch die Darstellung die Gunst weiterer Kreise zu gewinnen war, nicht etwa zum voraus schon feststand; einer von den Dreien ist übrigens, wie wir sehen werden, doch auch recht aktuell.

In gewissem Sinn gleich der erste, der Leipziger Philosoph Gustav Theodor Fechner. Vor allem bekannt als Entdecker einer neuen Wissenschaft, der experimentellen Psychologie oder, wie er sie hieß, der Psychophysik und nur zu wenig bekannt als Vertreter einer ebenso empirischen Richtung der Aesthetik — er bezeichnet sie als die Aesthetik von unten — hat Fechner außerdem noch eine ganz andere wesentlich spekulative Seite: neben die „Nachtansicht", wie er fast in Umkehrung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs die diesseitige Weltanschauung und lediglich empirische Weltbetrachtung nennt, stellt er als „Tagesansicht" den Glauben an den in der Welt lebenden und sie durchwaltenden Gott und die Auffassung von der Welt als einem lebendigen und beseelten Organismus, in dem jeder Theil, also namentlich auch jedes Gestirn sein Sonderbewußtsein und zugleich Theil hat an der allgemein göttlichen Bewußtseinseinheit, die das ganze Universum umfaßt; dabei mischen sich Phantasie und tiefer Sinn, Philosophie und religiöse Innerlichkeit in eigenartigster Weise. Endlich ist Fechner auch noch, unter dem Namen „Dr. Mises", als populärer Schriftsteller mit humoristischen und satirischen Schriften aufgetreten; der Werth dieser kleinen Publikationen ist nicht durchweg gleich, seinem Witz fehlt es oft an Schärfe und Naturwüchsigkeit; ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, daß sie theilweise als eine Art von Probepfeilen seiner „Tagesansicht" die Bahn ebnen sollten, dafür hat dann freilich auch diese etwas Schillerndes und Phantastisches behalten. Zusammengefaßt aber sind alle diese mannigfaltigen Richtungen und Arbeitsgebiete durch die Einheit der Persönlichkeit und des Lebens, von dem uns Laßwitz anschaulich und ausführlich berichtet. Es ist freilich ein einfaches, stilles, im engen Kreise sich abspielendes Gelehrtenleben ohne viel äußere Ereignisse; aber eine Periode schwerer Krankheit mit seltsamster psychischer Zuständlichkeit, die ihn dem Wahnsinn nahe brachte, gibt dem Bild doch Abwechslung und spannendes Interesse. Und wenn uns Fechner's Leben von seinem Neffen, dem Juristen Kuntze in Leipzig, schon einmal erzählt worden ist, so war dies doch in einem so einseitigen und religiös engen Geiste geschehen, daß das unbefangene Nacherzählen von Laßwitz geradezu einem Bedürfnisse entgegenkommt. Dagegen scheint mir in der Darlegung des Systems der Forderung der Gründlichkeit zulieb, der Laßwitz mit Recht vor allem Genüge zu leisten bemüht war, die der Lesbarkeit etwas zurückgestellt zu sein; wenigstens sind mir einzelne Abschnitte dieses zweiten Theiles zum Lesen nicht ganz leicht gewesen, obgleich ich Fechner längst schon genau kenne, ihn liebe und hochhalte.

Anders ist dies bei Hobbes von Tönnies. Tönnies ist, jedenfalls in Deutschland, der beste Kenner dieses englischen Philosophen; das zeigt sich auch in dieser populären Darstellung: sie ist aber auch fast ebenso lesbar wie gründlich und genügt damit dem für die Sammlung aufgestellten Programm auch nach dieser Seite. Die Biographie des Mannes ist interessant und liest sich mit Spannung, und die Philosophie ist durchsichtig und klar herausgekommen. Dagegen erhebt sich hier die Frage: gehört Hobbes auch wirklich zu den „Klassikern der Philosophie"? Es ist eine alte Tradition, Bacon an die Spitze wenigstens des einen empiristischen Flügels der neueren Philosophie zu stellen, und zwischen ihm und Locke verschwindet dann der kleinere Hobbes fast ganz. Sehr mit Unrecht. Bacon, der philosophirt wie ein Lordkanzler und sich durch eine gewisse „Größe" auszeichnet, ist deshalb von den Spezialisten, deren es auch in der Philosophie welche gibt, neuestens allerdings unterschätzt, aber an wirklich wissenschaftlicher und philosophischer Bedeutung steht er fraglos hinter Hobbes weit zurück, ein ganz moderner Denker ist doch erst dieser. Immerhin wird dem deutschen Leser mancher andere Philosoph näher stehen und ihn mehr interessiren, als dieser englische Materialist und Rechtsphilosoph des 17. Jahrhunderts; und überdies ist die interessantere Seite an ihm, seine Lehre vom Recht und Staat, der Naturphilosophie gegenüber in dem Buch von Tönnies etwas zu kurz gekommen, vielleicht in der Voraussetzung, daß sie als die bekanntere vieler Worte nicht mehr bedürfe. Dafür hat aber Tönnies einen Abschnitt hinzugefügt, der seine Schrift ganz besonders werthvoll macht, und um dessen willen sie es eigentlich verdient hätte, als erste an die Spitze des ganzen Unternehmens zu treten. Hobbes that nicht allein, aber selbständig neben anderen und mit vollem Bewußtsein den Schritt aus der aristotelisch-scholastischen Weltanschauung heraus und suchte die Welt und das menschliche Zusammenleben natürlich und rationalistisch, d. h. auf moderne Weise zu erklären; diesen Moment des Uebergangs vom Alten zu einem Neuen hat Tönnies erfaßt und in einer größeren Einleitung (S. 75—111) diesen Umschwung der Weltanschauung und seine Bedeutung für das moderne Denken kurz geschildert und charakterisirt. Damit leitet er das ganze Unternehmen, soweit es vorläufig die Neuzeit umfassen soll, an der richtigen Stelle richtig und würdig ein: wir werden damit auf den Boden gestellt, auf dem „die Klassiker der Philosophie" agiren und sich vor uns entfalten sollen. Daher empfiehlt es sich vielleicht, diesen Abschnitt als Einleitung in das Ganze zuerst zu lesen.

Endlich Sören Kierkegaard. Ist das auch ein Philosoph? und vollends ein Klassiker der Philosophie? Man könnte sagen: der Name „Philosoph" muß etwas erweitert werden, was um so eher möglich ist, als ja Niemand so recht zu sagen weiß, was Philosophie ganz genau bedeutet und ist; und der Begriff „Klassiker" darf noch viel weniger gepreßt werden; „Frommann's Klassiker der Philosophie" klingt nun einmal gut, darin liegt die Rechtfertigung des Titels. Aber einer solchen etwas frivolen Entschuldigung bedarf es nicht und Kierkegaard selbst als ein Fanatiker der Wahrheit würde sie am ersten abgelehnt haben. Nein, Kierkegaard ist in der That Philosoph, d. h. ein Mann mit einer selbstständigen und eigenartigen, auch öffentlich von ihm vertretenen Weltanschauung gewesen; und wenn Klassiker Richtung gebende Menschen voll Zukunft sind, so war er auch in hohem Maße klassisch; legt man aber Werth auf die Form, so scheint er — ich kann nicht dänisch und kenne ihn nur aus Uebersetzungen — auch darin klassisch, daß er für seine neuen und tiefen Gedanken den schlagenden, originellen Ausdruck zu finden wußte. Der sozialen Sturmfluth, aus der wir heutzutage auch für die Philosophie den sozialen Geist und die soziale Weltanschauung herauszudestilliren bemüht sind, stehen „Einzelne" individualistisch ablehnend gegenüber und suchen für sich eine aparte Weltanschauung, ein individuelles Innenleben zu gewinnen und zu retten. In Deutschland waren und sind solche Individualisten Stirner und Nietzsche, de Lagarde und Schrempf. Und gerade dieser letzte ist aufs stärkste beeinflußt von Kierkegaard, so ist dieser Fremdling inmitten einer anders gerichteten Zeit auch für uns und unsere Tage bedeutsam genug. Sein Ausspruch, daß „die Subjektivität die Wahrheit sei", tritt der ganzen objektiven Wissenschaft gegenüber; seine Lehren vom „Paradox", vom „Sprung", vom „Glauben" — das sind lauter Proteste gegen begangene und ausgetretene Wege. Und sein Angriff auf

das Christenthum unserer Kirchen, in denen das Christenthum überhaupt nicht mehr da und deren Gottesdienst „ein großartiger Versuch sei, Gott für Narren zu halten", seine Forderung, Ernst zu machen mit der christlichen Vollkommenheit oder auf den Namen eines Christen zu verzichten, ist die Voraussetzung für das Auftreten eines Mannes wie Schrempf. Freilich zeigt sich auch bei keinem so stark wie bei Kierkegaard die Gefahr dieser Subjektivität und dieses Individualismus, sie liegt im Ethischen. Wem „das Geistesleben zum steten und stets kritischen Kampf ums (geistige) Dasein" wird, der hat für die Ausgestaltung des Lebens um ihn her keine Zeit, keine Kraft, kein Interesse, der kann und will die endlichen Angelegenheiten und Aufgaben des Lebens höchstens zum Nothbehelf besorgen; und das führt entweder zu Geisteshochmuth und unmoralischer Geistesaristokratie oder zu einem weltflüchtigen mönchischen sich Abkehren mehr noch von den Pflichten als von den Gütern dieses Lebens; gerade diese Weltflüchtigkeit hat Luther dereinst energisch bekämpft und glücklich überwunden, darum ist er allen diesen Subjektivisten auch so unsympathisch, Kierkegaard gibt diesem Gefühl drastischen und ganz korrekten Ausdruck. Oder noch anderes: nach Kierkegaard ist die Grundstimmung des Menschen Schwermuth und Angst, das Christenthum ist ihm ein Trauermarsch; den Mystikern des Mittelalters war die Grundstimmung ihrer Mystik Verzückung, Ekstase, Seligkeit, das Christenthum war für sie ein Siegesmarsch. Aber für jene Individualisten der Angst so gut wie für diese Mystiker der Beseligung gilt doch das Wort des Meisters Eckardt:

„Wäre der Mensch in Verzückung wie St. Paulus war (oder also in Angst wie Kierkegaard) und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfte, ich achte es weit besser, daß du ließest aus Minne von der Verzückung (oder von der Angst) und dientest dem Dürftigen in größerer Minne".

Und so meine ich, solchen Männern einer romantischen Verinnerlichung fehle zuweilen das Nöthigste, und das ist — die Liebe für ihre Nebenmenschen; Nietzsche jedenfalls hat dieses Menschlichste am Menschen nicht gehabt, und darum stand er nicht jenseits, sondern recht weit diesseits von gut und böse; wir Demokraten der Moral haben es auch nicht immer, aber wir glauben wenigstens, daß wir es haben sollen.

Diesem interessanten Menschen nun, Sören Kierkegaard nachzugehen und ihn psychologisch erst selber zu verstehen und uns dann durch eine feinsinnige Analyse verständlich zu machen, das war die Aufgabe, die sich Höffding gestellt und die er im Ganzen doch recht meisterhaft gelöst hat. Gewiß steht er auf einem ganz anderen Boden als sein Held und so wäre ihm die psychologische Durchdringung dieser problematischen Natur schwerlich gelungen, wenn nicht in seiner eigenen Entwicklung Kierkegaard eine Rolle gespielt und ihn in seiner Jugend in seinen Bannkreis gezogen hätte. So konnte er ihn auch heute noch verstehen, wenn auch vielleicht nicht so ganz und so tief, nicht so mit dem Herzen und dem Herzblut, wie ihn Schrempf versteht, der übrigens die Vorzüge von Höffding's Darstellung rühmend anerkannt hat. Und so rechne ich diese Monographie über Kierkegaard zu den interessantesten Büchern, die wir haben; nachdenksame Leser setzt sie freilich voraus. Auch hätte uns Höffding das Verständniß für diesen „tief unglücklichen und doch beneidenswerth reichen" Menschen erleichtert, wenn er uns sein Leben im Zusammenhang erzählt und uns so in den Stand gesetzt hätte, zu dem Innenleben des Mannes vom Aeußeren her uns etwas wie einen Kommentar zu machen. Das Biographische fehlt ja nicht ganz; aber es ist zu fragmentarisch und zu wenig selbstständig, und so schwebt der ganze Kierkegaard zu sehr in der Luft; er steht nicht mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde, auf der wir doch alle stehen, auch wenn wir uns ganz in unser Inneres zurückziehen.

Noch ein Bedeutsames ist bei dieser dritten Monographie zu verzeichnen: derselben ist ein einführendes Vorwort von Chr. Schrempf vorangeschickt, in der dieser seine von Höffding zum Theil abweichende Auffassung Kierkegaard's kurz begründet. Das ist sachlich hochinteressant, es ist aber auch persönlich bemerkenswerth. Universitätsprofessoren pflegen zuweilen Anfängern gönnerhaft ein empfehlendes Vorwort für ihre Erstlingswerke mit auf den Weg zu geben; hier läßt sich umgekehrt ein bekannter und berühmter Professor bevorworten und bevorwortend widersprechen, und dazu von einem abgesetzten Pfarrer und schwäbischen Magister, für den keine deutsche Landeskirche und, was noch schlimmer ist, leider auch keine deutsche Universität mehr offen zu stehen scheint. Eines Kommentars zu dieser Thatsache bedarf es wohl nicht.

Doch nun noch einmal zurück zu dem ganzen Unternehmen. Das Gesagte mag zeigen, daß es sich trotz mancher Vorbehalte im Einzelnen trefflich eingeführt hat. Füge ich noch hinzu, daß die Ausstattung der Bände eine vornehme und im höchsten Grad erfreuliche und der Preis ein sehr mäßiger, übrigens je nach dem Umfang für die einzelnen ein verschiedener ist, so können wir dasselbe nur aufs wärmste allen Gebildeten und solchen, die sich bilden wollen, empfehlen. Ich möchte aber doch, zumal da ich auch selber mit einer Biographie von D. Fr. Strauß als Mitarbeiter im Prospekt aufgeführt bin, noch einige kritische Bemerkungen, lediglich zu meiner eigenen Information, hinzufügen.

Zunächst bürgt schon die Verschiedenheit des Preises der einzelnen Bändchen dafür, daß der Individualität der Bearbeiter, jedenfalls für den Umfang, ein möglichst freier Spielraum vom Herausgeber gelassen wird. Man wird dies vor allem so verstehen, daß je nach der Bedeutung des „Philosophen" die Bände größer oder kleiner werden sollen. Ich möchte aber diesen äußerlichen Kanon nicht gelten lassen. Ich kann mir z. B. denken, daß Spinoza in einem schmalen Bande vollständig zu seinem Recht kommt, wogegen Rousseau oder Schleiermacher erheblich größeren Raum beanspruchen werden. Immer wird natürlich auf einen mäßigen Umfang bedacht genommen werden müssen; aber innerhalb des Rahmens von 150—350 Seiten muß dem Bearbeiter Freiheit gelassen werden, je nach seiner Individualität und je nach der psychischen Komplizirtheit mehr als nach der Bedeutung seines Helden.

Fürs zweite — die Arbeiten müssen gründlich sein; daran läßt es keine der drei ersten fehlen und darum ist mir auch für die ferneren Bände in Deutschland nicht bange. Aber sie sollen auch lesbar sein. Auch das sind alle drei, aber nicht alle drei im selben Maß; am leichtesten liest sich vielleicht der Däne, obwohl sein Gegenstand der am wenigsten durchsichtige und obwohl es eine Uebersetzung ist. Unter deutschen Gelehrten herrscht eben immer noch und mehr als der Uneingeweihte ahnt und glaubt, die Angst vor dem Stil; oder vielmehr in Wahrheit umgekehrt: es gibt immer noch solche, die mit einem gewissen geflissentlich zur Schau getragenen Hochmuth auf den herablächeln, der gut schreibt; der Grund ist freilich meistens der, daß die, die so lächeln, ihrerseits nicht gut schreiben können; ich will das auf alle Gefahr hin auch einmal aussprechen. Für die vorliegende Sammlung von philosophischen Monographien aber muß unbedingt gut geschrieben werden. Wissenschaftliche Dinge allgemein verständlich, ich möchte sagen: allgemein menschlich darzustellen, darin sind Engländer und in anderer Weise auch Franzosen Meister und ihre Meister der Wissenschaft thun es auch; bei uns besteht zwischen den Männern der Wissenschaft und denen, die die Wissenschaft popularisiren, leider nur selten Personalunion, und so kommt es, daß ja viele Männer der Wissenschaft unverständlich und ungelesen bleiben und die populären Darstellungen der Wissenschaft, die wir in Deutschland doch auch brauchen, vielfach nicht wissenschaftlich, nicht gründlich genug sind. Hier ist nun einmal Gelegenheit gegeben, gründlich und lesbar zugleich zu sein; möge es uns allen, die wir daran mitbetheiligt sind, gelingen neben der ersten auch die zweite Forderung zu erfüllen.

Zu Form und Stil gehört aber auch die Komposition und Disposition. Jede Monographie ist zugleich Biographie, wenigstens hier, wo es sich um Philosophen handelt; denn Philosophie ist Lebensanschauung und daher

braucht es zu ihrem Verständniß auch der Kenntniß von dem Leben dessen, der sie schafft und baut. Natürlich kann man auch philosophische Probleme als solche geschichtlich und dann losgelöst vom Leben ihrer Vertreter darstellen: es gibt auch eine philosophische Dogmengeschichte. Aber philosophische Systeme als Ganzes und im Ganzen erfaßt lassen sich vom Leben ihrer Schöpfer nicht loslösen und ohne das Verständniß der Person nicht verstehen; man denke nur an Schopenhauer, man denke aber auch an Kant und an den pietistischen Dualismus im Elternhaus, in der Schule und in seinem System. So müssen denn auch diese Monographien vor allem Biographien sein. Eine Biographie zu schreiben aber erfordert eine gewisse künstlerische Kraft, der Biograph muß etwas vom Romanschriftsteller haben, darum ist Freytag's Karl Mathy ein so schönes Buch geworden; und so müssen auch diese philosophischen Monographien kleine Kunstwerke sein. Dabei wird das Verhältniß des Biographischen zum System besondere Schwierigkeiten machen, es wird sich auch nicht für alle gleich gestalten, es wird sich keine allgemeingültige Vorschrift dafür aufstellen lassen. Aber überhaupt das System und das Systematische! Es ist mir besonders in dem Buch über Fechner aufgefallen — ich will hinzufügen: hier bei diesem spezifischen Gelehrtenleben war die Klippe auch besonders schwer zu umgehen —, daß manches zweimal, einmal bei der Darstellung des Lebens und dann ein zweites Mal bei der Entwicklung des Systems, gesagt werden mußte. Das sollte natürlich möglichst vermieden werden, und das läßt sich auch da vermeiden, wo man den Aufbau eines förmlichen Systems umgehen kann. Das wird freilich nicht immer möglich sein, z. B. sicher nicht bei Spinoza. Aber nothwendig erscheint es mir immer da, wo eine Mannigfaltigkeit von Leistungen und Tendenzen vorliegt, und möglich jedenfalls da, wo ein Buch, ich denke z. B. an das Leben Jesu von Strauß, so gewaltig in das Leben seines Verfassers eingreift, daß es nach Inhalt und Wirkung im Augenblick seines Entstehens besprochen werden muß. Und so wird es in den meisten Fällen richtiger sein, genetisch als systematisch zu verfahren, Bücher zu analysiren als Systeme aus Büchern zu konstruiren. Denn nicht um ein Systematisches handelt es sich, sondern um die Lebens- und Weltanschauung hervorragender Denker, nicht um ein geschlossenes Ganzes, sondern um alles, was im Geiste eines solchen Menschen geworden ist und Wirkung gethan hat. In einer Geschichte der Philosophie rede ich von den Systemen und ziehe das Leben nur subsidiär zum Verständniß derselben bei; in einer Monographie rede ich vom Menschen und von seiner Weltanschauung als der seinigen, von dem, was er gewesen und wie er das geworden ist, von dem, was er für sich und seine Zeit war und was er uns noch heute ist und bedeutet. Hier droht dann freilich die Klippe der Ungründlichkeit, sie muß natürlich auch bei dieser Art der Behandlung unter allen Umständen vermieden werden.

Wenn ich sage: der Monograph habe zu reden auch von dem, was sein Held uns noch heute bedeutet und ist, so liegen auch hier Gefahren. Tönnies sagt am Schluß seines Buches über Hobbes: „ein Spinozismus, der die heutige Biologie und Soziologie in sich digerirt (!) hat, wird die Philosophie der Zukunft sein.“ Laßwitz glaubt, daß „die Fortbildung der von Fechner angelegten Gedankenreihen eine große Zukunft habe“, und daß „das Verdienst, welches er sich um die Fortbildung der Weltanschauung erworben hat, ebenso einstimmig und bleibend werde anerkannt“ werden, wie seine Entdeckung der experimentellen Psychologie. Das klingt vielleicht beides plausibel; stellt man es aber zusammen, so verkündigt doch jeder den Sieg einer anderen Sache und das ist für den, der die beiden Bücher unmittelbar hintereinander liest, nicht ohne eine leise Komik. Und darum meine ich, müßten sich die Verfasser, so nahe es uns wohl allen liegt, für unsere Helden die Unsterblichkeit zu hoffen und zu fordern, hüten, solche Zukunftsbilder zu entwerfen; dieselben könnten in der Folge leicht noch stärker von einander abweichen als Tönnies und Laßwitz und dann nicht nur die Prophetengabe der Mitarbeiter, sondern die Philosophie selbst als ein Widerspruchsvolles in zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen.

Natürlich kommt gerade in solchen Schlußwendungen die Subjektivität der Darsteller zum Ausdruck. An sich schadet das nicht. Von den drei vorliegenden Bänden ist der von Höffding der subjektivste, aber die Kritik, die er von seinem Standpunkt aus an Kierkegaard übt und der Schrempf im Vorwort nur bedingt zustimmt, ist so natürlich und ungesucht, so geschickt eingefügt, so gar nicht aufdringlich und vor allem so gar nicht pedantisch, weil so persönlich und subjektiv sich haltend, daß sie nur das Interesse erhöht und wirkt wie ein spannender Dialog. Und das hängt doch wieder damit zusammen, daß hier der schulmäßig-systematische Aufbau am meisten — ich sage nicht: vermieden, aber verhüllt ist. So ist es ein ganz persönliches und darum gerade ein so durchaus interessantes Buch geworden.

Wenn ich diese kritischen Bemerkungen hier nicht unterdrücken wollte, so bin ich nicht ohne Sorge, dadurch in den Verdacht der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit zu kommen. Aber die Sache liegt so: die drei Verfasser haben sich als die Ersten tapfer in die Bresche geworfen und sind mit ihren Monographien Muster und Vorbild für das ganze Unternehmen geworden. Sie sind dadurch die Lehrmeister von uns anderen künftigen Mitarbeitern: vor allem darin, wie wir es zu machen haben, um in beschränktem Rahmen ein anschauliches Bild zu geben von Denkerarbeit und Denkerleben. Aber sie nehmen es gewiß nicht übel, wenn wir da und dort auch von ihnen lernen, wie wir es anders machen müssen, um den Zweck des Unternehmens zu erreichen. Sie haben uns unsere Arbeit erleichtert, indem sie uns als Pfadfinder vorangegangen sind; sie haben sie aber auch schwerer gemacht dadurch, daß sie das Ideal noch höher gesteckt haben, als sie es theilweise selbst zu verwirklichen vermochten.

In diesem Sinn wünsche ich dem Unternehmen guten Fortgang als einem werthvollen Beitrag zur Erhöhung und zur Vertiefung der Bildung unseres deutschen Volkes: nöthig ist dazu vor allem die Theilnahme weitester Kreise, um sie möchte ich daher hier ausdrücklich gebeten haben.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Aus Pariser Theatern.

So hab' ich ihn denn endlich gesehen, den großen, den unvergleichlichen Mounet-Sully! Soll ich sagen, daß ich außer mir war, daß ich die Nächte hinterher nicht schlafen konnte, daß mich Visionen heimsuchten, daß ich halluzinirte, daß ich . . . kurz, daß ich in die Verzückungszustände eines Genies oder eines Entarteten gerieth? Leider nichts von allem dem. Das eine Mal spielte er im Théâtre français eine Soloscene, den Streik der Schmiedegesellen von François Coppée, eine stark mit Rühreffekten arbeitende Dichtung, welche das Arbeiterelend für den Salongeschmack herrichtet; der Vortrag war deklamatorisch-pathetisch, bediente sich aller Tonschattirungen vom leisen Säuseln des Zephirs und dem feuchten Naß bis zum Sturmgeheul und Geprassel des Gewitters, enthielt aber eine große Mannigfaltigkeit von Gefühlnüanzen, die zwischen Gold und Talmi hin- und herschwankten und nicht echt sein konnten, weil die ganze Einrichtung der Soloscene meines Erachtens ein Humbug, eine Konzession an das Komödiantenthum ist. Das andere Mal rezitirte er im Konzert Colonne den Manfred nicht viel anders, als unser deutscher Possart es zu thun pflegt, nur daß die französische Sprache bei deklamatorischem Gebrauch sich besser ausspinnen läßt und sich dem Rhythmus der Musik ganz vorzüglich einzufügen vermag. Aber auch hier ließ die Kunstmengerei, die gezwungene Einheit von Rezitation und Musik, keinen großen Eindruck aufkommen,

woran freilich der Schauspieler keine Schuld trägt. Bleibt abzuwarten, wie sich Mounet-Sully in der wirklichen Komödie erweist. Er erinnert stark an Matkowski, doch scheint ihm dessen zuweilen sinnlose Wütherei fremd zu sein.

Die letzte Theaterwoche brachte im Odeon drei Neuheiten, von denen zwei interessant genannt zu werden verdienen. In Daniel Riche, dem Verfasser des Einakters: Unter dem Joch, steckt jedenfalls ein tüchtiger Psycholog, der wenigstens ein Thema richtig sieht und anstrebt. Der Vorhang erhebt sich über einer Verzeihungsszene. Er verzeiht ihr, obgleich sie sich vergangen hat, denn er empfindet, daß ihr Fehltritt die Folge seiner Vernachlässigung gewesen ist; und sie hat sich vergangen, nicht weil ihr Geliebter ihre Seele erfüllte, sondern weil er ihr Fleisch befriedigte. Im Grunde hat sie nie aufgehört, ihren Mann zu lieben. Aber damit, daß sich diejenigen wieder finden und wieder verstehen, die es zunächst angeht, ist die Sache nicht abgethan, denn da ist die Gesellschaft, die Welt, die es auch angeht; und die verzeiht, aus Selbsterhaltungstrieb, nicht so leicht. So müssen schließlich die beiden Leute doch auseinander. Dies das Gerippe, das leider nur zu wenig mit Fleisch umkleidet ist, um auch starker Bühnenwirkung sicher zu sein. Mir scheint das Thatsächliche an der Fabel psychologisch wahrscheinlich, das Verhalten der Gesellschaft soziologisch begreiflich und entschuldbar, und wie das Gerede der Leute im „Galeotto" des spanischen Dichters zwei Menschen, die zunächst harmlos mit einander verkehren, an einander treiben kann, so ist es möglich, daß der stille Zwang, den die Gesellschaft über alle Geister und alle, auch die verschwiegensten und geheimsten, Verhältnisse übt, zwei Menschen in dem Augenblick, wo sie sich wirklich zu verstehen anfangen, aus einander reißt. Mit dem Blick des Psychologen geht leider nicht die Kunst des Gestaltens Hand in Hand, denn ein wirkliches Gestalten hätte diesem letzten Akte mehrere Akte der Vorbereitung vorangehen lassen, aus denen die Charaktere der beiden Eheleute, ihre Entfremdung, der Fehltritt der Frau, die Selbstanschuldigung des Mannes, sein Erwachen aus der Einseitigkeit des Berufslebens durch die allerwirksamste Sprache, die es giebt: durch die Symbolik der Handlung besser als durch nachträgliche zusammenfassende Rückblicke hätten einleuchtend gemacht werden können. Nicht Schilderungen, Beschreibungen und Erläuterungen, nicht dialektische Spitzfindigkeiten, nicht die „Fuchsgänge des Gedankens", in Worten dargethan, wirken von den Brettern herab, sondern unreflektirte Worte, Worte nicht logischen, sondern emotionellen Charakters, alsdann Handlungen, Bewegungen, Geberden; allein diese Zeichensprache, nicht die Gedankensprache erregt Illusion. Immerhin bleibt der Einakter als Skizze bemerkenswerth.

Bemerkenswerth ist auch das dreiaktige Schauspiel der Gebrüder Rosny, bekannte Romanschriftsteller, die mit ihrem „Versprechen" den ersten Schritt auf die Bühne gethan haben. Sarcey, der übrigens im französischen Litteratenthum lange nicht mehr die herrschende Stellung einnimmt, wie deutsche Berichterstatter uns wollen glauben machen, und, je älter er wird, eine desto unangenehmere cynische Sentimentalität (oder pathetischen Cynismus) zur Schau trägt, Sarcey lehnt das Stück, unter höflichen Entschuldigungen gegen die Verfasser, nachdrücklichst ab, ohne eine Analyse desselben zu geben. Hätte er das nur versucht, so würde er den werthvollen Kern wiederum, wie im erwähnten Einakter, das Thema, das Problem, ohne Zweifel gefunden haben; Kritikern wie E. Faguet ist er nicht entgangen, und dem Publikum der Erstaufführung hat auch seine Dramatisirung gefallen. Das Thema ist folgendes: Frl. Martha ist Mündel eines geist- und charaktervollen Offiziers, den sie dem sterbenden Vater zu heirathen versprochen hat. Dieses Versprechen nun reut sie, denn er, als Offizier zu gehorchen, aber auch an den [illegible], bekennt sich zur Lehre vom Herrenrecht in jenem Sinne, daß die Frau der Leitung durch den Mann bedarf. Jede Vereinigung von Menschen sei ersprießlich nur unter der Voraussetzung, daß Ein Wille und Eine Autorität geschaffen werde. Sie widersetzt sich dieser Auffassung und fühlt sich, als freies Wesen, nicht an das Versprechen gebunden. Das Interesse hängt an der Auflösung des damit gegebenen Konfliktes, und diese Auflösung ist dem Gedanken nach richtig, in der Darstellung dagegen schwächlich, unbeholfen, nicht befriedigend. Solange nämlich Anschauungen sich gegenüberstehen, ist der Konflikt unlösbar, denn zwischen A und Nicht-A giebt es keine Vermittlung. Und im Licht ihres Glaubens an das Selbstbestimmungsrecht der Frau erscheint Martha ihr Versprechen als lähmende Fessel. Erst dadurch, daß die Liebe ihre verklärenden Strahlen auf den etwas herben Vormund wirft und, in Folge gewisser, klug auszuwählender Umstände, die Vorausbestimmung zur Selbstbestimmung erhebt, wird die Lösung des Konflikts möglich. In der Auswahl dieser Umstände haben die Verfasser des „Versprechens" keine glückliche Hand gezeigt, und das macht ihr Stück zu einem mißglückten, aber richtigen psychologischen Spürsinn haben auch sie. Beide Stücke, der Einakter und der Dreiakter, behandeln Themata, auf die man die Aufmerksamkeit wirklicher Dichter lenken möchte.

Gespielt wurde in beiden Stücken, wie eben nur hier gespielt wird. Der künstlerische Geschmack ist in vielen Dingen doch nur in Paris zu Hause; dieses Geständniß wird einem hier allmählich abgerungen.

Paris, Anfang Februar. S. Saenger.

Robert Davidsohn: Geschichte von Florenz. 1. Band: Aeltere Geschichte. Berlin. 1896. E. S. Mittler und Sohn.

In der „Nation" pflegen streng wissenschaftliche Werke in der Regel nur dann ausführlicher angezeigt zu werden, wenn sie ein mehr oder weniger aktuelles Interesse für die politischen oder litterarischen Strömungen der Gegenwart in sich tragen. Dieses wird man von der vorliegenden trefflichen Darstellung der ältesten Geschichte von Florenz nicht durchweg behaupten können. Denn Herr Davidsohn führt in diesem ersten Bande von 860 Seiten, dem noch ein Bändchen mit Forschungen separat beigegeben ist, seine Erzählung nur bis auf das Jahr 1207, d. h. bis auf die faktische Auflösung des tuscischen Städtebundes, der gegen die deutsche Reichsgewalt gerichtet war, in durchaus sorgfältiger und auch in stilistisch wohl abgewogener Weise herab. „Was ist mir Hekuba?", werden Manche sagen, welche „das schöne Florenz" von heute besuchen und bewundern, und sich wohl auch gern mit der Glanzzeit seiner Geschichte beschäftigen, aber von den unscheinbaren Anfängen der Stadt und den unendlichen wechselvollen Kämpfen ihrer Bewohner mit den Adligen der Umgebung, den benachbarten Kommunen und den wahrlich nicht am wenigsten untereinander geführten nichts wissen wollen. Denn nur mittelbar scheinen ihnen diese Stürme in einem Glase Wasser mit der spätern weltgeschichtlichen Entwicklung der Stadt zusammen zu hängen. Und doch irren die, welche so urtheilen, ganz gewaltig. Die spätere moderne Geschichte von Florenz ist ohne die ältere in keiner Weise verständlich. Das trifft freilich überall zu. Aber hier in ganz besonderer Weise, selbst wenn man die Zeit Dante's noch zur neueren Geschichte von Florenz rechnen wollte. Ist doch das Leben dieses Dichters und seines großen Lebenswerkes, welches wie kaum eine andere Hervorbringung des menschlichen Geistes neben seinem universalistischen Charakter den stärksten Erdgeruch seiner Heimath an sich trägt, nur zu begreifen, wenn man die ihm vorausgegangene Geschichte seiner Heimathstadt einigermaßen kennt.

Aber eine nicht nur so zu sagen lokalgeschichtliche und nur mittelbar allgemeine Bedeutung hat die Geschichte des ältesten Florenz. Schon Machiavelli hat allgemeine historische Gesetze aus ihr abzuleiten versucht. Und das nicht ohne Erfolg. Freilich sah der große Geschichtsphilosoph die vergangenen Zeiten seiner Heimathstadt durch eine konventionell gefärbte Brille an, welche ihm der guelfische Chronist G. Villani dargereicht hatte. Er ist deshalb manchmal in Einzelheiten stark in die Irre gegangen. Da aber die Gesammtauffassung Villani's sich in der Richtung bewegte, welche die Geschichte der Stadt im Großen und Ganzen wirklich genommen hat, so kommen diese einzelnen Fehler kaum in Betracht. Unser historisches Denken überhaupt, namentlich das über die Geschicke von Florenz, wird deshalb doch stets unter dem Einflusse

dieses scharfsichtigsten Realisten stehen bleiben. Wie bei ihm Wahrheit und Irrthum im Einzelnen durcheinanderlaufen, wir aber heutzutage beides schärfer auseinander zu halten verstehen, das mag mit einigen Worten hier für einen wichtigen Punkt der Auffassung Machiavelli's dargelegt werden. Gleichzeitig möge dieser kleine Exkurs dazu dienen, den Nachweis zu erbringen, daß sich in dem Buche des Herrn Davidsohn doch auch für ganz allgemeine historische Fragen bedeutsames Material in Fülle findet.

Bekanntlich hat Machiavelli, auch hierbei einer Anregung G. Villani's folgend, die älteste Geschichte seiner Vaterstadt mit der des antiken Roms in Parallele gesetzt. Hierzu veranlaßte ihn auch die allgemeine Vorstellung seiner Landsleute, daß ihre Stadt die Tochter Roms in ganz besonderem Maße sei. Das universalistische Selbstbewußtsein der Florentiner sprach sich ja schon im Jahre 1300 in der Erzählung aus, daß der Papst Bonifaz VIII., gelegentlich des großen Jubiläums, die Florentiner das fünfte Element der Welt genannt hätte. Als die hauptsächlichste Ursache, warum Florenz sich nun nicht zu derselben Kraft und Machtfülle entwickelt habe, wie die Mutter Rom, sah nun zwei Jahrhunderte später Machiavelli den Umstand an, daß in der Arnostadt der Adel und damit der besonders waffentüchtige Theil der Bevölkerung ausgeschieden und nicht, wie in Rom, als konstituirender Faktor der Entwicklung beibehalten worden sei. Unzweifelhaft ist diese Beobachtung vollkommen richtig. Machiavelli mußte es ja auch so zu sagen mit Händen greifen, daß ein Staat, der auf die Dauer bestehen will, nicht mit Söldnerschaaren seine Existenz aufrecht erhalten kann. Es frägt sich nur, wer bei der einseitigen Entwicklung, die Florenz schon im 13. Jahrhunderte nahm, und die zur Ausschließung aller adligen Elemente aus der Leitung der Staatsgeschäfte führte, den wesentlichsten Theil der Schuld trifft, wenn von einer Verschuldung überhaupt hier die Rede sein kann. Und hierzu muß man nun sagen, daß der Florentiner Adel sich selbst das Grab gegraben hat, in dem er schließlich ganz verschwand. Wie der Sturz aller Aristokratien, z. B. auch im antiken Hellas, durch die Streitigkeiten einzelner Adelsfraktionen und Adelshäupter mit herbeigeführt worden ist, so auch hier: die große Menge der Adligen konnte die überragende Stellung einzelner, wirklich hervorragender Familienhäupter nicht ertragen. Das ist der letzte Grund, warum z. B. die Uberti, die noch im Exil wie Könige angesehen wurden, von der Masse ihrer Standesgenossen in die Verbannung getrieben worden waren.

Dazu kommt hier noch ein Anderes, das uns durch die Darstellung Davidsohn's schon für den Anfang des 13. Jahrhunderts belegt wird: Die vollkommen unadlige, in einzelnen Fällen geradezu niederträchtige Gesinnung von Häuptern der mächtigsten Adelsfamilien. So hat sich schon 1200 der Chef des mächtigen Grafengeschlechts der Alberti gegen die Einwohner der Stadt Semifonte geradezu nichtswürdig betragen (S. 630), und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stand an der Spitze des Grafenhauses Guido ein ebenso feiger wie hochmüthiger Hohlkopf. Kein Wunder, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts unter den in der Heimath zurückgebliebenen Adligen Männer als Führer in die Höhe kamen, welche schon ganz zutreffend der Prior Dino Compagni mit Catilina verglichen hat. In der That war Corso Donati („der Baron“), der vom florentinischen Stadtpöbel bewundert wurde, eine rein katilinarische Existenz, die auch als solche geendet hat. Darum hat auch Dante, der den Adel seiner Zeit nur zu gut kannte, so sehr er auch das Geldprotzenthum der reichgewordenen Krämer und Fabrikanten verachtete und haßte, nicht die adlige Geburt als das wesentlichste Erforderniß zur Erhaltung des Adels angesehen, sondern wahrhaft adlige Gesinnung und adliges Handeln. Da hierauf der alte Erbadel von Florenz nicht einging, so ist er zu Grunde gegangen, und die Entwicklung der Stadt hat eine einseitigere Richtung genommen, als für die dauernde Existenz derselben zuträglich war. In diesem Punkte wird man Machiavelli vollkommen beipflichten können. Der Florentiner Patriot sah die Schwäche seiner Vaterstadt vor Augen und empfand sie tief. — Wer aber sagt uns, daß diese Stadt für die Geschichte der Menschheit so Großes geleistet haben würde, wenn ihre Entwicklung anders verlaufen wäre? Wir dürfen uns immerhin freuen, daß alles so gekommen ist, wie geschehen. Daher begrüßen wir das Erscheinen dieser neuen Geschichte der unvergleichlichen Stadt, welche uns deren früheste Entwicklung im Zusammenhange mit der des mittelalterlichen Italiens und Tusciens insbesondere darlegt und im Einzelnen zahlreiche neue Aufschlüsse bietet, mit Freude und guter Hoffnung für ihre Fortsetzung.

Florenz. Karl Heinrich.

Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture. By E. P. Evans. With a bibliography and seventy-eight illustrations. London: William Heinemann; New York: Henry Holt & Co. 1896.

Dieses Werk hat zum Hauptzweck, die zur Verzierung der Kirchen dienenden Thiergestalten zu erklären, gibt jedoch zugleich wünschenswerthe Aufschlüsse über viele andere Dinge, die mit diesem schwierigen und wenig erforschten Gebiete der Archäologie und Kunstwissenschaft in engem Zusammenhang stehen. In einer längeren Einleitung wird auf die sinnbildliche Thierkunde im Morgenlande hingewiesen, welche, von der Seelenwanderungslehre als ihrer psychologischen Quelle ausgehend, sich üppig entwickelte und auf die christliche Thiersymbolik fruchtbar und fortdauernd einwirkte. In dieser Beziehung wird der Einfluß der altägyptischen Darstellungen und Kunstgebilde besonders hervorgehoben und die Verwandlung des Seth-Typhon besiegenden Horus in den wunderkräftigen Drachentödter, den heiligen Georg, als bemerkenswerthes Beispiel angeführt. Auffällig ist auch die Aehnlichkeit zwischen den ägyptischen Darstellungen der Jungfrau Maria mit dem Christkind und denjenigen der Isis mit dem Säugling Horus. Der Inhalt des Buches ist viel reicher und umfassender, als der Titel andeutet, denn im ersten Kapitel wird auch die mineralogische Symbolik in Betracht gezogen und über die geheimnißvolle Deutung der Edelsteine berichtet, welche im Orient wegen der ihnen zugeschriebenen, Unheil abwendenden, Zauberkräfte mehr zum Schutz als zum Schmuck der Person getragen werden. Höchst charakteristisch sind die in den heiligen Schriften der Buddhisten enthaltenen Ermahnungen an die Büßer, sich gewisse Thiere zum Muster zu nehmen, und das Ziel der Erlösung durch das Eingehen ins Nirvâna eher und sicherer zu erreichen. Unter den fabelhaften Steinen, die eine Rolle in der Kirchenbaukunst spielen, sind die sogenannten Feuersteine (Pyroboloi) besonders zu erwähnen, da sie als Mann und Weib von Flammen umgeben in der kirchlichen Architektur abgebildet und gewöhnlich, aber unrichtig, für Seelen im Fegefeuer gehalten werden. Was diese Steine sinnbildlich vorstellen, ist die Gefahr der Geschlechtstriebe und die zum Seelenheil gereichende klösterliche Enthaltsamkeit, wie Herr Evans überzeugend nachweist. Ein schönes Exemplar dieser Steine befindet sich unter den Bildhauerarbeiten an der altnormännischen Kirche zu Alne in England.

Die Hauptquelle der Thiersymbolik der kirchlichen Baukunst des Mittelalters war der „Physiologus“ oder Naturkundige, dessen Entstehung, Entwicklung, exegetische Auslegung und künstlerische Anwendung eingehend erörtert werden. Mit Ausnahme der Bibel hat vielleicht kein Buch jemals eine so weite Verbreitung bei so vielen Völkern und in so vielen Jahrhunderten gehabt, als diese von einem griechischen Gelehrten in Alexandrien abgefaßte oder vielmehr aus älteren Schriften und Ueberlieferungen zusammengestoppelte legendarische Zoologie, die bald zum Gemeingut der christlichen Welt geworden ist. Aus dem Lateinischen wurde das Werk in alle europäischen Sprachen übersetzt; es diente bis ins spätere Mittelalter hinein zur naturwissenschaftlichen Unterweisung, versah Prediger, Schriftausleger und Dichter mit treffenden Gleichnissen und Maler und Bildhauer mit passendem Stoff zu artistischen Schöpfungen. Der „Physiologus“ beginnt mit dem König der Thiere, dem Löwen, dem drei Eigenschaften beigemessen werden, die sich sämmtlich auf Christus als Erlöser beziehen, aber von denen wir nur die dritte hier anführen. Es wird nämlich behauptet, daß die Jungen des Löwen todt geboren und am dritten Tage durch den Anhauch des ihnen ins Angesicht brüllenden Vaters lebendig werden. Diese Thierlegende wird in Beziehung zur Auferstehung des Heilands gebracht und sogar als ein von der Natur gelieferter, unwiderleglicher Beweis für die Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders angesehen. Der seine Jungen erweckende Löwe findet sich in Kirchen und Klöstern sehr häufig malerisch oder plastisch dargestellt, wie z. B. als Relief am Straßburger Münster, am Portal der Laurenzkirche zu Nürnberg, an einem großen Kruzifix in der Nikolaikirche zu Stralsund, auf den bunten Fenstern des Freiburger Münsters im Breisgau, der Kathedrale St. Etienne zu Bourges, der Domkirchen zu Le Mans und Tours, sowie in München, Augsburg und vielen anderen Städten. Sehr beliebt war auch die Darstellung des auf Christi Geburt durch die reine Jungfrau deutenden Einhorns, welches der Engel der Verkündigung, als Jäger verkleidet, mit Hüfthorn und Hunden verfolgt und in den Schoß der Maria treibt. Von den übrigen Thieren, die in der religiösen Symbolik eine hervorragende Stelle einnehmen, und deren Bedeutung und architektonische Verwerthung erklärt werden, nennen wir den Elephanten, Hirsch, Panther, Biber, die Hyäne, den Adler, Pelikan, Phönix, Charadrius (eine Art Regenpfeifer), Hahn, Basilisk, den Raben und das Rebhuhn als die

wichtigsten. Später wurden verschiedene Thiere, namentlich die Hauptgestalten des Thierepos, Fuchs und Walf, Reineke und Isegrim, zu satirischen Zwecken verwendet, indem sie in die heiligen Stätten eindrangen und zur Verspottung der scheinheiligen Geistlichen und var allem der lasterhaften Bettelmönche und Betschwestern ihre angeborenen Triebe zur Geltung kammen ließen. Der Wolf als Noviz vermag seine Liebe für die Lämmer nicht zu unterdrücken und der Fuchs als verschmitzter Kanzelpauker ader Beichtvater sucht die andächtigen Gänse und Hühner zu ködern und in seinen Magen zu bringen. Merkwürdig ist auch der panische Schrecken, welcher durch Mißgeburten und mythische Monstrositäten, wie Papstesel, Mönchkald und Bischoffisch, überall verbreitet wurde, da sie als Zeichen des göttlichen Zorns ausgelegt und zum Andenken an die himmlische Ermahnung in kirchlichen Bauten (wie z. B. an der Thür des Dams zu Cama) Platz sanden. Interessant ist es zu sehen, wie die klassischen Mythen (Odysseus und die Sirenen, der sanggewaltige Orpheus, Argus der Kuhhüter, Pyramus und Thisbe und die altgermanischen Sagen (Siegfried und der Nibelungen Hort, der Harfenspieler Gunnar in der Schlangengrube) in den Kreis der christlichen Symbolik gezogen wurden. Auf Darstellungen dieser Sagen treffen wir nicht nur an den reich geschnitzten nordischen Kirchenthüren, sandern auch an einer Säule des Freisinger Dams dei München. Es wird ferner der unfläthigen antisemitischen Spattbilder gedacht, welche die Wittenberger Pfarrkirche, den Brückenthurm in Frankfurt a. M., den Regensburger Dom, die Charstühle im Basler Münster und sogar eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kapelle in der Domkirche zu Magdeburg schmückten oder vielmehr beschmutzten. Ohne das in einer Besprechung einzuhaltende Maß zu überschreiten, ist es kaum möglich, dem Leser einen richtigen Begriff van der Reichhaltigkeit dieses Werkes zu geben. In gedrängter, aber sehr gefälliger Darstellung, welche klare Kürze nnd Vollständigkeit glücklich verbindet, werden die mannigfaltigsten Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte belehrend und anregend behandelt. Die Abbildungen im Text sind gut gewählt und genügend ausgeführt, und der schöne Druck und das vorzügliche Register tragen auch zum Genuß und zur Brauchbarkeit des Ganzen bei. Unter den neueren Büchern dieser Gattung ist kaum eines dem Studium des gebildeten Publikums mehr zu empfehlen als dieses.

E. G.

Der Gotthurd. Van Carl Spitteler. Frauenfeld. 1897. Verlag van J. Huber.

„— Anders . . . als sanst in Menschenköpfen
Malt sich in diesem Kopf die Welt.“

Das galt sa ziemlich von Allem, was Carl Spitteler geschrieben hat. Für Leser, denen die gedankenreichen „Litterarischen Gleichnisse“, die tiefen „Balladen“ Spitteler's dekannt sind, und die etwa auch schan eine ader die andere seiner originellen Feuilletansskizzen gelesen haben, bedarf es keiner Aufmunterung dazu, sich auch einmol anzusehen, wie sich der Gatthard geschaut durch das Auge eines salchen Beabachters ausnimmt.

Spitteler, der in Luzern lebt, hat den Gatthard auf der Eisenbahn und zu Fuß im Sommer und im Winter tüchtig durchwandert. Seine Aufzeichnungen enthalten manche Anregungen zu Tauren, auf die der nach gewöhnlichen Handbüchern reisende nicht so leicht kommen wird, und er hat vieles geschaut, was dem Blick des Durchschnittstouristen entgangen sein mag. Freilich muß der Leser auch einzelnes Bizarre mit in den Kauf nehmen, wie das nun einmal bei Allem ist, was Spitteler geschrieben hat.

Mit den Wanderbriefen J. V. Widmann's, die den Lesern der „Nation“ seit Jahren stets willkammene Gaben sind, lassen sich die Spitteler'schen Reisebilder freilich nicht vergleichen. Bei Widmann wirkt die Wärme und Freudigkeit, mit der er i n den Dingen steht und sie in der Erinnerung wieder durchlebt, erwärmend und erquickend; Spitteler sieht die Natur und die Menschen van s e i n e m Standpunkt aus, und er macht in dem Buche manchmal einen kühlen Eindruck. Das Buch verfalgt den ausgesprochen praktischen Zweck, den im Gatthardgebiet gänzlich Unerfahrenen mit der Erfahrung des Verfassers zu „leiten“, und so beschreidt er die Gatthardreisen. Für die Fußwanderungen denkt er in erster Linie immer an die schwächeren Kräfte und sagt darüber:

„Ich habe beobachtet, daß nicht immer die besten Fußgänger die liebenswürdigsten und nicht nothwendigerweise die schlechtesten Fußgänger die schlechtesten Menschen sind. Warum sall ich also nicht gutartigen Menschen mit kleinen Füßen gleich den übrigen den Genuß eines Spazierganges in der herrlichen Gegend wünschen und mit meinem Rathe sa viel ich vermag erleichtern. Ich ertrage leichter den Gedanken, daß noch sa viele trainirte Fußgänger mich belächeln, als daß ein einziger Rekonvalescent mich verwünsche.“

Es ist zwar ein Reisehandbuch, aber auch das Werk eines Dichters, eines scharfen Beabachters. Wie lebhaft schildert er die Kehrtunnels!

„Was nun die berühmten Kehrtunnels betrifft, sall ich die tausendundeinmal beschriebenen zum tausendundzweitenmale beschreiben? Die verblüffenden Wurmwindungen der Fahrt? Das rastlose Hin- und Hersuchen der Lokomotive thalauf und thalab, als hätte sie ihr Schnupftuch verloren? Das plötzliche Auferstehen auf einer höheren Brücke, wa wir, auf die unteren Brücken hinabblickend, nicht mehr wissen, sind wir's aber sind wir's nicht gewesen? Das verwunschene und verwünschte Kirchlein von Wassen, das mit uns Fangmaus spielt, jetzt uns mit wehmüthigem Scheidegruß nachdlickend, um ein Viertelstündchen später uns unversehens den Kirchthurm entgegenzustrecken, spöttisch und triumphirend: „Ich bin schon da!“ wie der Swinegel zum Hasen im Märchen?“

Die Warte über den Naturgenuß möchte man am liebsten ganz abschreiden:

„Eigentlich sallten wir die ‚Natur‘ (richtiger gesagt: die Landschaftsbilder) nicht unthätig genießen, einzig unsere Sinne spannend und mit dem Geiste auf Beobachtung zielend. Bei adsichlichem Ansehen, wie es der Tourist übt, bemerkt er zwar vieles, aber schaut wenig. Denn die Hauptsache beim Schauen ist ein seelischer Vorgang. Es kommt var allem darauf an, daß die phatographische Platte richtig varbereitet sei, welche das Bild aufzunehmen hat; auch ist es vortheilhafter, wenn das Bild sich unvermuthet auf ihr spiegelt, als wenn wir es mit dem Wunsch und dem Willen herbeirufen.“ . . . „Man muß die Notur erleben. Der Thätige hat den vollkommensten Naturgenuß.“

Sehr amüsant sind die Bemerkungen über die plötzlich bei reichen Leuten entstehende Baulust, der manche kastbaren Landhäuser an den Seeufern ihre Entstehung verdanken.

„Ein beträchtlicher Theil der Uferparadiese steht leer und ist zu haben. Warum? weil es eine Tharheit ist, die eigentlich keinem denkenden Menschen passiren sollte, aus Begeisterung zu bauen. Stimmungsgedichte, meinetwegen; aber Stimmungskäufe und Stimmungsbauten, das ist eine kostspielige Lyrik. Statt Genuß kommt Verdruß und endlich der Ueberdruß. Wer aber dann nicht kammt, das ist der Käufer. Nämlich darauf ist ja sa sicher zu rechnen wie auf das Amen in der Kirche: Wer aus Stimmung baut, wird auch aus Stimmung das Haus bald gründlich satt bekommen; denn Stimmungsmenschen sind Launenmenschen und Launen schlagen um.“

Wie man den Gatthard kennen lernen soll, darüber sagt Spitteler in seinen einleitenden Bemerkungen:

„Schnell, in rascher Folge und, worauf ich ein Hauptgewicht lege, vollständig will der Gotthard genassen sein, wo möglich innerhalb eines Sammers, mittelst mannigfacher Streifereien, die fortgesetzt werden, bis aus den verschiedenen Theilen sich endlich das ganze von selbst zusammenfügt. Dann erhält man das gewaltige Bild in richtiger Proportion, dann durchfährt man späterhin den Gotthard mit Heimathgefühlen, dann wird uns das Gebirge endgültig aus einer Schranke zur Brücke, dann leuchtet einem zeitlebens Italien in die nardische Gegenwart hinüber. Denn wohin wir Weg und Steg kennen, das ist nahe.“

Für uns Deutsche sind die Begriffe Schweiz und Gatthard fast immer gleichbedeutend mit der Erinnerung an sargenlose Ferientage, an fröhliche Wanderstimmung; darum ist das Spitteler'sche Buch geeignet, in trübem Winterwetter gelesen zu werden, um uns Bergluft, Wanderlust und Ferienstimmung vor die Seele zu zaubern.

S. S.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 20. Februar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Europa ist von einer ernsten Gefahr bedroht. Die orientalische Frage ist in ein solches Stadium getreten, daß einerseits in der Türkei selbst ein allgemeiner Zusammenbruch in kürzerer Zeit eintreten kann, und daß andererseits die rivalisirenden Interessen der Großmächte alsdann bedrohliche internationale Zusammenstöße herbeiführen können. Von Monat zu Monat näherten wir uns diesen Möglichkeiten mehr und mehr, bis dann die Zwischenfälle auf Kreta uns plötzlich in die unmittelbare Nähe des Abgrundes brachten.

In endlosen Berathungen erörterten die Botschafter Reformen für die Türkei; man kam auch zu Reformvorschlägen, die allseitige Billigung fanden; aber wie sie durchführen, wenn, was unzweifelhaft ist, die Türkei durch Winkelzüge sich den Reformen zu entziehen sucht? Sollen dann Zwangsmaßregeln zur Anwendung gelangen? Rußland widerstrebte dem bis in die allerneuste Zeit; und wenn Zwangsmaßregeln beschlossen sind, wer soll sie zur Ausführung bringen, und wird der Versuch der Ausführung durch internationale Intervention nicht den Argwohn der Mächte bis zu offenen Feindseligkeiten gegeneinander steigern, und damit die „Einigkeit“ des europäischen Konzertes, die bisher nur in papiernen Vorschlägen und im Nichtsthun bestand, sprengen?

So blieb es denn bei Berathungen und wieder bei Berathungen und bei Beschlüssen und höchstens bei der theoretischen Drohung mit dem Zwang — alles Pressionsmittel, die auf die Türkei keinen Eindruck machen.

Was unter diesen Umständen eintreten mußte, trat ein.

Auch die Reformen für Kreta wurden so lange verschleppt und wieder verschleppt, bis der helle Aufruhr auf der Insel plötzlich wieder emporzüngelte; Türken und Griechen metzeln einander nieder; man plündert sich gegenseitig und steckt sich gegenseitig die Häuser über dem Kopfe an gemäß althergebrachter Gewohnheit in diesen östlichen Gegenden.

Da ereignete sich ein neuer Zwischenfall. Ohne vorherige Kriegserklärung an die Türkei kam Griechenland mit seiner Flotte und seinen Truppen den aufständischen Kretensern zu Hilfe. Griechenland erklärte, daß es die Entsendung türkischer Truppen nach Kreta mit seinen Kriegsschiffen verhindern werde, und gleichzeitig wurde von Kretensern und griechischen Truppen die Vereinigung der Insel mit dem Königreich Griechenland proklamirt.

Thatsächlich befinden sich Griechenland und die Türkei also im Kriegszustand zu einander; wurden aus dieser Thatsache die letzten Konsequenzen gezogen, so mußte man eine politische Entwicklung von größter Tragweite erwarten, die mit der elementaren und unberechenbaren Gewalt eines Naturereignisses auch die Großmächte in ihre Strudel hätte mit hineinziehen müssen. Mit einem Kampf der griechischen und türkischen Flotte wären Kämpfe zwischen türkischen und griechischen Truppen an der thessalischen Grenze naturgemäß parallel gegangen und wurde dort gekämpft, so bestand die höchste Gefahr, daß auch Montenegriner, Serben, Bulgaren losgebrochen wären, und der unterwühlte Boden Macedoniens wäre zum Schlachtfeld für alle diese rivalisirenden Interessen geworden. Voraussichtlich hätten dann aber auch die Armenier ihre Stunde nochmals für gekommen erachtet. Und damit hätten die Großmächte vor dem türkischen Chaos gestanden, und die Wahrscheinlichkeit war da, daß sie selbst, nicht mehr Herren der Ereignisse, in feindliche Gegensätze zu einander hineingerissen worden wären.

Im Augenblick der höchsten Gefahr mußte zunächst eines versucht werden; man mußte sich bemühen, die Be-

wegung zum Stillstand zu bringen, Griechenland und die Türkei mußten auseinander gehalten werden, und indem die europäischen Großmächte sich zwischen die beiden streitenden Parteien stellten, mußten sie gemeinsam eine Haltung von solcher Entschiedenheit einnehmen, daß die anderen, nur auf das Zeichen zum Losbrechen wartenden Balkanvölker sich zurückscheuchen ließen, und es vorzogen ruhig zu bleiben. Gab es eine Möglichkeit den Krieg aller gegen alle zu vermeiden, so lag sie in dieser Richtung, und indem Deutschland sich mit Energie für eine derartige Politik einsetzte, und indem die sämmtlichen anderen Mächte sich dieser Politik anschlossen, geschah für die Erhaltung des allgemeinen Friedens, was in diesem Augenblicke noch geschehen konnte.

Die Mächte verhinderten durch gemeinsame Pression einen unmittelbaren Zusammenstoß zwischen der Türkei und dem Königreich Griechenland, der zweifellos in seinem Gefolge zu einem allgemeinen Brand geführt haben würde. Sie hinderten die Türkei, Truppen nach Kreta zu senden; das geschah im Interesse Griechenlands und der Menschlichkeit, und sie legten ihr Veto dagegen ein, daß Griechenland Kreta einfach in die Tasche stecke; das geschah im Interesse der Türkei und im allgemeinen Interesse um die andern interessirten Völker der Balkanhalbinsel abzuhalten, in gleicher selbstherrlicher Weise auch andere Theile des türkischen Problems zur Lösung und damit den allgemeinen Kriegsbrand zum Ausbruch zu bringen.

Bis zur Stunde ist auf diese Weise ein Stillstand in die Bewegung gekommen.

Ueber die Schwierigkeiten, die freilich noch vorhanden sind, kann man sich nicht täuschen. Irgend ein Zwischenfall kann neue Katastrophen herbeiführen und kann die Mächte vor neue Schwierigkeiten stellen. Zudem stehen auf Kreta noch türkische Soldaten kretensischen aufständischen und gelandeten griechischen Truppen gegenüber; die großen Küstenplätze aber sind belegt mit Marinetruppen, die England, Frankreich, Italien, Oesterreich zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Wiederherstellung gesicherter Zustände gelandet haben. Da sich außerdem an der thessalischen Grenze griechische und türkische Truppen kampfbereit gegenüber stehen, und da das gesammte türkische Reich unterwühlt ist und alle betheiligten Großmächte in stillem Argwohn gegen einander und gegen unvorhergesehene Ereignisse ihre Vorbereitungen treffen, — Russen, Engländer, Franzosen, Italiener, Oesterreicher, — so stehen die Ereignisse auf des Messers Schneide.

Ob Kreta an Griechenland jetzt schon kommt oder nicht, das ist für Griechenland bedeutungsvoll; für Europa ist es dagegen eine Frage von ganz untergeordnetem Gewicht. In Beziehung auf die kretensische Frage hat Europa nur ein einziges Interesse; unter welcher staatsrechtlichen Form ist gleichgültig, aber es müssen auf Kreta menschenwürdige Zustände geschaffen werden; und die sind nur möglich, wenn die bisherige türkische Herrschaft daselbst de facto beseitigt wird. So ist es nur eine Frage der Opportunität, ob man für den Sultan noch das Scheinrecht einer Oberherrschaft festhält, oder ob man das Band sogleich ganz zerschneidet. Das sind Formalien.

Die große Frage ist dann, wie kann das, was für Kreta der Verwirklichung nahe ist, auch für die anderen, vor allem für die mit christlichen Völkern durchsetzten Theile des türkischen Reiches erlangt werden.

Bei Kreta liegen die Verhältnisse einigermaßen einfach. Diese Insel im offenen Mittelmeer muß sich dem Druck der vereinigten Flotten schon eher fügen. In Bezug auf Kreta sind auch die Interessengegensätze gering, sogar kaum vorhanden. Kreta ist dazu bestimmt, jetzt oder später einmal an Griechenland zu gelangen. Ganz andere Schwierigkeiten bietet dagegen die armenische und die macedonische Frage und schließlich auch die Lage der rein türkischen Provinzen.

Gelangt man nicht auch in diesen Theilen des türkischen Reiches zu Reformen, und gelingt es nicht vor Allem die türkischen Finanzen zu saniren, damit das Heer und die Beamten des Sultans bezahlt werden können, so ist die Anarchie und der Zusammenbruch mit ihren verheerenden internationalen Folgen schließlich doch unabwendbar.

Kann aber auf eine solche Sanirung, die mehr als Schein ist, bei dem Argwohn der Mächte gegeneinander und bei dem Widerstreben des Sultans gerechnet werden? Bei dem vorgeschrittenen Zersetzungsprozesse, in dem sich die Türkei befindet, wäre eine Reorganisation unter allen Umständen ein Werk von höchster Schwierigkeit; bei der Stellung der Mächte zu einander und bei der traditionellen türkischen Politik müssen aber die Hoffnungen auf das allergeringste Maß sinken.

Die Aussichten sind unter diesen Umständen trübe genug; gelangt man auch über den griechisch-kretensischen Zwischenfall noch hinweg, so wird auf ihn doch voraussichtlich in Kurzem ein anderer Zwischenfall folgen.

Aus dieser Lage, die zur Katastrophe drängt, ist nur herauszukommen, wenn auch Rußland in Rücksicht auf seine ostasiatischen Pläne das Hereinbrechen des orientalischen Chaos durch internationale Oktroyirung bedeutungsvoller türkischer Reformen hinauszuschieben bereit ist.

Diese Hoffnung ist um so geringer, weil, selbst solche Dispositionen bei Rußland vorausgesetzt, England ein Interesse daran haben könnte, das Zarenreich stets wieder von Ostasien durch eine künstliche Zuspitzung der türkischen Frage abzulenken, durch Protektion von gewaltsamen Emanzipationsversuchen, die mit ihren Wirrnissen eine ruhige Reformarbeit hinwiederum unmöglich machen würden.

Der Bund der Landwirthe hat bei seiner Generalversammlung die tiefsten Verbeugungen der Loyalität vor der Krone gemacht, und er hat zugleich auf die Minister, welche die Krone bei uns selbständig ernennt, ohne Scheu losgeschlagen. Hätten wir ein parlamentarisches Regiment, bei dem die Volksvertretung für die Zusammensetzung des Ministeriums maßgebend ist, so könnte ein solches Verfahren korrekt sein; unter den bestehenden Verhältnissen in Deutschland ist diese Methode aber eine plumpe Heuchelei; einen Monarchen seiner Weisheit wegen zu preisen, der nach der Ansicht der Bündler so unweise ist, sich ganz schlechte Räthe zu wählen, das ist ein Unding.

Eine besondere Illustration hat diese politische Heuchelei nun noch dadurch erhalten, daß gleichzeitig, während die Redner im Cirkus Busch ihre Loyalitätsphrasen zum besten gaben, ein Redakteur der „Deutschen Tageszeitung", des Organes des Bundes der Landwirthe, wegen Verleumdung des Auswärtigen Amtes zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist.

Dieser Prozeß gestattet zugleich von neuem einen Einblick in die Machinationen, mit denen der Bund der Landwirthe und die Bismarckpresse für Bismarck und das Agrarierthum kämpfen.

Eine bekannte agrarische „Autorität", der zugleich in kaufmännischen Kreisen als Beutejäger auf den Jagdgründen der Börse hinlänglich bekannt ist, Herr Mancke, fabrizirte einen Artikel des Inhalts, daß die Reichsregierung einen Besuch des Zaren bei dem Fürsten Bismarck verhindert habe. Herr Mancke steht thatsächlich in Beziehungen zu der Bismarck'schen Familie, zum Fürsten und zum Grafen Herbert, und da er, wem danach verlangt, Briefe von dem Privatsekretär des Fürsten Bismarck, dem Dr. Chrysander, zeigen kann, und da er es sich in diesem Falle noch besonders angelegen sein ließ, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß sein Artikel über den Zarenbesuch direkt auf Bismarck'schen Informationen beruhte, so brachte jene Mancke'sche Ausstreuung es zu Wege, daß die Bismarckverehrer in Empörung gegen die heutige Regierung geriethen, die den Zaren von Friedrichsruh fernhielt; das war ein Erfolg. Auf diesen eingeheimsten Erfolg propfte man einen zweiten, indem die „Deutsche Tageszeitung" die Ansicht vertrat, jener Artikel des Herrn Mancke, der zuerst als

Bismarck'sche Enthüllung ausgegeben worden war, wäre vielmehr vom Auswärtigen Amte lancirt worden. Das Auswärtige Amt habe dieses sein lügnerisches Werk unter der Hand als vom Fürsten Bismarck herstammend ausgegeben, um so den ersten Reichskanzler mit der Krone noch weiter zu verhetzen und um sich selbst als eine durch den Fürsten Bismarck verfolgte Unschuld ausgeben und durch das Dementi im Reichsanzeiger vor aller Welt erweisen zu können.

Jetzt hatte die öffentliche Meinung zu wählen, entweder das Auswärtige Amt verhindert den Zaren, den armen Fürsten Bismarck in Friedrichsruh zu besuchen oder das Auswärtige Amt schiebt dem Fürsten Bismarck einen verlogenen Artikel in die Schuhe, der vielmehr aus der Wilhelmstraße selbst herstammt.

Die abgekartete Intrigue ist jetzt ganz durchsichtig; um so durchsichtiger, da die Statisten auf beiden Seiten dieselben Farben tragen. Herr Mancke ist Vorkämpfer der Agrarier und Bismarckscher Kostgänger, und die „Deutsche Tageszeitung" ist Organ der Agrarier und Stapelplatz der Bismarckverehrung.

Wenn noch eines in diesem Prozeß interessant war, so der Vorbeimarsch jener Journalisten, welche die Sache des ersten Reichskanzlers in der Presse zu führen haben. Als man sie vorüberziehen sah, mußte man sich des Ausspruches erinnern, den Fürst Bismarck einmal gethan hat: Es ist schwer, auch anständige Menschen zu bekommen, die für mich schreiben.

Senator Wolcott von Colorado, der amerikanische Apostel des internationalen Bimetallismus, der vor einigen Wochen nach Europa gekommen ist, um für seine bimetallistischen Ideen Propaganda zu machen, war, nachdem er zunächst in London und Paris Bekehrungsversuche unternommen hatte, in der verflossenen Woche auch in Berlin. Ganz gegen alle sonstigen Gewohnheiten unserer Bimetallisten wurde der Besuch nicht mit den üblichen Posaunenstößen der Reklame angekündigt, was darauf schließen ließ, daß auch unsere Doppetwährungsmänner an die Mission des Senators Wolcott keine besonderen Hoffnungen knüpften. Nachdem Mr. Wolcott aber Berlin wieder verlassen hat, erfahren wir aus der bimetallistischen Presse, welches welterschütternde Ereigniß sich abgespielt hat. Die internationale Währungsverbrüderung ist wieder einmal fix und fertig. Diese Rodomontaden waren nie komischer, als gerade jetzt, denn zu derselben Zeit, in welcher Mr. Wolcott als angeblicher Vertrauensmann des künftigen Präsidenten McKinley das skeptische Europa davon überzeugen sollte, daß es McKinley mit dem internationalen Bimetallismus Ernst sei, hat derselbe McKinley sich zu seinem Schatzamtssekretär einen Mann gewählt, welcher dem bimetallistischen Humbug völlig ablehnend gegenübersteht und ein ausgesprochener Goldwährungsmann ist, nämlich Mr. Gage, den Präsidenten der First National Bank of Chicago. Diese charakteristische Thatsache wird hoffentlich auch den in der amerikanischen Politik unerfahrensten europäischen Staatsmännern die Augen darüber öffnen, daß Mr. Wolcotts Mission nur den Charakter einer bimetallistischen Vergnügungsreise trägt.

Mit Befriedigung ersehen wir aus einer offiziösen Notiz, daß der deutsche Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe die Situation klar durchschaut. Er läßt gegenüber bimetallistischen Fruktifizirungsversuchen mittheilen, der Besuch, den ihm der Senator Wolcott gemacht habe, sei nur ein Höflichkeitsakt gewesen; d. h. aus dem Diplomatischen ins Volksthümliche übertragen: Die Deutsche Reichsregierung denkt nicht daran, auf den bimetallistischen Leim zu gehen. Nach den vorigjährigen Erklärungen des Reichskanzlers im Reichstage war etwas Anderes übrigens auch nicht zu erwarten.

* * *

Unabhängigkeit der Forschung und Lehre und Reformen an den preußischen Universitäten.

I.

Unzweifelhaft werden gegenwärtig die deutschen Universitäten in wissenschaftlichen Leistungen, wie im Unterrichte der Jugend, Alles in Allem genommen, von den höchsten gleichartigen Anstalten irgend eines Landes nicht übertroffen. Es war nicht immer so. Auf eine frische, thatkräftige, erfolgreiche Gründungszeit, wo freilich die deutschen Universitäten bei Weitem noch zurückblieben hinter den großen Vorbildern des Auslandes, namentlich Bologna und Paris, folgte am Ende des XVI. und im XVII. Jahrhundert eine Zeit des Rückganges. Dann wieder ein Aufsteigen namentlich durch die freiere Richtung der Universität Halle am Anfang des XVIII. Jahrhunderts und gegen die Mitte desselben Jahrhunderts durch die mit weitem Blick und großer Sachkenntniß unternommene Gründung der Universität Göttingen. Einen weiteren Markstein des Aufschwungs bildet die Gründung der Universität Berlin im Jahre 1809 und die Verlegung der Universität Landshut nach München; endlich wäre noch besonders zu erwähnen die Neugründung der Universität Straßburg 1872. Die Zeiten des Niederganges hängen zusammen mit dem Verbrauch der geistigen und später auch der materiellen Kräfte der Nation in den Religionsstreitigkeiten. Aber wenn bei einem allgemeinen und tiefgehenden Verfall der Kraft einer Nation auch die Stätten der Wissenschaft und des Unterrichts schließlich leiden müssen, so ist doch der Zusammenhang nicht ein derart nothwendiger, daß äußere Erfolge den Aufschwung der Wissenschaft und insbesondere der Universitäten in einem Lande herbeiführen müßten, oder daß umgekehrt beim Mangel äußeren Glanzes die Pflege der Wissenschaft stets leiden würde. Die Erfolge Friedrichs des Großen brachten den preußischen und deutschen Universitäten wenig Förderung, und die bedeutungsvolle Gründung Göttingens erfolgte in dem verhältnißmäßig kleinen Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg in einer Zeit, da man von einem allgemeinen politischen Aufschwunge, auch von einer besonderen Zunahme des nationalen Wohlstandes nichts verspürte. Es ist nicht absolut ausgeschlossen, daß trotz erhöhter und auf hoher Stufe erhaltener Machtstellung des neuen Deutschen Reiches ein Rückgang bei den Universitäten eintrete; eine schöne Blüthe bedeutet nicht immer volle Gesundheit des Baumes.

Die deutschen Universitäten sind nicht, wie z. B. Bologna ursprünglich, freie autonome Schöpfungen der Gelehrten selbst, auch nicht Privatstiftungen; sie sind vielmehr gegründet durch den Willen der Landesherren*), verhältnißmäßig wenig dotirt mit eigenem Grundbesitz und mehr und mehr im Laufe der Zeit, als die Bedürfnisse sich mehrten, oder von Anfang an wesentlich angewiesen auf Zahlungen und Zuschüsse der Landesherren, später der Staatskassen. Dennoch erfreuten sie sich immer einer gewissen Unabhängigkeit. War man auch in früheren Jahrhunderten weit davon entfernt, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung in bestimmten Gesetzesparagraphen anzuerkennen, so waren die Universitäten doch von Anfang an Korporationen, die eigenes Vermögen erwerben konnten, und bedacht mit einer gewissen Autonomie. Besonders wichtig aber war, daß die Universitäten einerseits als Glieder eines großen, ursprünglich nicht einmal auf Deutschland beschränkten Verbandes der Wissenschaft und des Unterrichts angesehen wurden, daß Professoren (durch mannigfache Berufungen) und Studenten ohne Schwierigkeiten die Universitäten wechselten, daß man den Flor der eigenen Uni-

*) Es kommen indeß auch städtische Gründungen vor.

versitäten eifrig wünschte und daß man schon aus diesem Grunde berühmte Gelehrte, welche den Ruhm der Universität mehrten und fremde Studenten anzogen, schonte und hegte. Ein namhafter Gelehrter, der auf einer Universität Schwierigkeiten begegnete oder gar schlecht behandelt wurde, konnte meist darauf rechnen, in einem andern Territorium, in dem eine andere Richtung herrschte, mit offenen Armen empfangen zu werden. Sa, um nur Eines zu erwähnen, mußte und konnte die Spruchpraxis der juristischen Fakultäten aushelfen, als es mit der Besetzung und der Unabhängigkeit vieler Gerichte in den deutschen Landen noch übel genug aussah. Die Zersplitterung und der Partikularismus — das ist nicht zu verkennen — haben lange Zeit die Freiheit der Wissenschaft und des Geistes überhaupt und insbesondere die Unabhängigkeit der Justiz geschützt. Und so war es selbst noch in unserem Jahrhundert.

Nach den Ereignissen der Jahre 1866 und 1870/71 ist hierin eine wesentliche Aenderung eingetreten. Die Mehrzahl der deutschen Universitäten ist vereinigt in dem auch politisch mächtigsten Staate; formell sind die übrigen Staaten, soviel die Universitäten betrifft, durchaus selbstständig; aber jene Vereinigung der Mehrzahl der deutschen Universitäten in einer und zwar in einer so mächtigen Hand muß von selbst auf die übrigen und ihre Verwaltung einen Druck ausüben, und angenehm ist es für einen Staatsmann auch eines verhältnißmäßig größeren deutschen Staats nicht mehr, dem ernstlichen Verlangen der Regierung der Vormacht entgegenzutreten, selbst in Dingen, in denen gesetzlich die volle Selbständigkeit der Einzelstaaten garantirt ist, begreiflich aber auch, daß dieser schon in den Verhältnissen liegende Druck nach künstlich durch besondere Maßregeln sich verstärken läßt. Der Unabhängigkeit der Universitäten, indirekt der Freiheit der Forschung und Lehre ist damit eine werthvolle, zwar nicht gesetzliche, wohl aber faktische Garantie genommen. Die Möglichkeit auswärtiger Berufungen gibt auch jetzt noch dem Universitätslehrer Aussicht auf Verbesserung seiner Stellung; aber früher war dies in weit ausgedehnterer Weise der Fall. An eine andere inländische Universität wird der Professor, wie der amtliche Ausdruck lautet, nicht berufen, sondern versetzt.

Ein anderes Moment, welches den Universitäten eine gewisse Unabhängigkeit sicherte, ist in den Kollegienhonoraren zu erblicken. Es kann zugegeben werden, daß auf den älteren deutschen Universitäten die Bezahlung der Vorlesungen, zu denen die angestellten Ordinarien verpflichtet waren, ursprünglich ein durch die Unzulänglichkeit der meisten Besoldungen nur geduldeter, eigentlich statutenwidriger Brauch war. Aber daraus wird nicht der Schluß gezogen werden dürfen, daß dieser Brauch nicht endlich der Entwicklung der deutschen Universitäten und der Wissenschaft überhaupt höchst förderlich wurde, ein Irrthum, in welchen eine neuerdings erschienene Schrift verfallen ist, die an sich durch die historischen Nachweise, die geliefert worden, verdienstvoll ist*). Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung kann eine ursprünglich nur durch Uebergriff möglich gewordene Einrichtung nicht nur legalisirt werden, sondern auch eine vollkommen andere Bedeutung erlangen. Das Geschworenengericht, ursprünglich ein Mittel die königliche Macht zu stärken, hat später in England die Bezeichnung eines Bollwerks der Freiheit erhalten. Die Kollegiengelder dienten alsbald nicht nur dazu, manchen Professoren eine bedeutende, einzelnen eine glänzende Einnahme und damit eine hervorragende soziale Stellung zu bringen; sie ergänzten auch unzulängliche Besoldungen und ermöglichten oder erleichterten, daß auch jüngere Männer ohne Vermögen den Versuch machen konnten, als Privatdozenten in den akademischen Beruf ohne anderweite Nebenbeschäftigung einzutreten. Mittels der Kollegiengelder konnte ein politisch oder sonst mißliebiger akademischer Lehrer es unter Umständen verschmerzen, daß ihm die Regierung Beförderung zum Ordinarius und entsprechendem Gehalt lange Jahre versagte. Um ein Beispiel zu nennen: Gneist in der preußischen Reaktionsperiode der fünfziger Jahre durfte, der Ungunst der Regierung ungeachtet, mit seiner akademischen Stellung wahrlich zufrieden sein. Die bedeutende, ja glänzende Einnahme einzelner akademischer Gelehrter diente aber auch zur Hebung des ganzen Standes. Man sah, daß geistige Befähigung, wirkliche Berühmtheit es auch äußerlich zu Etwas bringen könne, und wenn auch die Beförderung zum Ordinarius an einer bedeutenden Fakultät dazu nicht selten sehr wesentlich beitrug, zuweilen die Vorbedingung bildete, so war die bedeutende Einnahme an Honoraren in vielen Fällen ein in gewissem Umfange freiwilliger Tribut der akademischen Jugend — z. B. wenn Studirende bei einem berühmten Lehrer ein anderwärts bereits gehörtes Kolleg nochmals belegten — ein Tribut, der meist auch durch sorgfältige Vorbereitung und schwere Arbeit verdient werden mußte. Die Kur-Braunschweigische Regierung, welche Göttingen gründete und alsbald zur unbedingt ersten unter den deutschen Universitäten erblühen machte, hatte von Anfang an diese Verhältnisse richtig erwogen. Indem sie den Göttinger Professoren aan Anfang eine würdige, ja für die damalige Zeit vornehme Rangstellung verlieh, ihnen in jeder Beziehung die nöthige Freiheit ließ, und es gern sah und förderte, daß erste Kräfte an der Georgia-Augusta eine Einnahme erlangten, welche diejenige selbst hochgestellter Beamten bedeutend überstieg, verhalf sie, da nach und nach später die anderen Regierungen und Universitäten folgten, dem gesammten Stand der Professoren zu dem Ansehen, welches die besten Kräfte der Nation veranlassen konnte, in einer ordentlichen Professur an einer bedeutenden deutschen Universität das Ziel des Strebens und Lebens zu erblicken.

Die Centralisation, welche der Unabhängigkeit der Forschung und Lehre gefährlich werden kann, zeigt sich jetzt aber noch in anderer Hinsicht. Der deutsche Student sucht gegenwärtig mit Vorliebe die großen Städte, die Hauptstädte auf.*) So überfüllen sich die Hörsäle in den großen, veröden die Hörsäle in den kleinen Städten. In denjenigen Fächern, welche vorzugsweise die Frequenz der Universitäten bedingen und namentlich in den Fächern, welche die Vorbereitung für eine Beamtenstellung mit allmählichem Aufrücken bilden, ganz besonders aber in der juristischen Fakultät kommt nicht mehr in erster Linie die Bedeutung und besondere Lehrgabe des Professors, sondern die Stadt mit ihrer größeren oder geringeren Anziehungskraft in Betracht: was die Großstadt bietet, will die große Mehrzahl der Studirenden möglichst und möglichst lange — vielleicht mit der Abwechslung eines angenehmen Sommeraufenthalts in einer besonders schön gelegenen kleineren Universitätsstadt — genießen. Auch für Kräfte allerersten Ranges sowohl in wissenschaftlicher Forschung wie in Lehrgabe würde es heut zu Tage unmöglich sein — was früher bei viel geringerer Gesammtzahl der deutschen Studirenden der Fall war — in einer kleineren Universitätsstadt hunderte von Zuhörern um sich zu vereinigen. Wird aber von zwei Universitätslehrern, die beide an derselben Universität lehrend mit einer gleichen bescheidenen Anzahl von Zuhörern sich begnügen mußten und bis dahin auch in litterarischen Leistungen ziemlich gleich geschätzt wurden, der eine in eine der bevorzugten Großstädte berufen, so kann der Zurückbleibende bald erfahren, daß die Vorlesungen des früheren Kollegen nunmehr von zwei- oder dreihundert Zuhörern und mehr besucht werden. Natürlich gestalten sich auch die Einnahmen für den Zurückgebliebenen einer- und für den Fortberufenen andererseits dementsprechend verschieden und noch verschiedener dadurch, daß nach einem eigenthümlichen Prinzipe dort, wo die Honorareinnahmen hoch sind, auch die Gehalte um ein Bedeutendes höher bemessen zu sein

*) Dr. E. Horn, Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. München 1897.

*) Als solche kommen in Betracht: Berlin, München, Leipzig.

pflegen.*) Aber auch wer auf größere oder geringere Einnahmen *kein* Gewicht legt, empfindet es, daß es nicht in erster Linie die größere Befähigung und die größere Tüchtigkeit ist, welche über die Wirksamkeit als Lehrer, über den Einfluß auf die Jugend entscheidet, daß vielmehr die Gunst oder Ungunst des Orts, mithin die *Berufung* an einen bevorzugten *Ort* das bei weitem Meiste entscheidet. Wer also die Berufungen in der Hand hat, kann jetzt einen viel größeren Einfluß auf das Schicksal der akademischen Lehrer — nicht nur auf ihre Einnahmen — ausüben, als in früheren Dezennien bis etwa um das Jahr 1870 der Fall war. Man kann danach ermessen, welche Macht in *der einen* Hand vereinigt liegt, die schließlich über die Berufungen an den sämmtlichen preußischen, an der Mehrzahl der deutschen Universitäten entscheidet. Andere Ressortchefs haben bei weitem *diese* Macht nicht; sie sind ganz anders gebunden durch das Anciennetätsprinzip, welches ja für die Gelehrten nur in einem höchst geringfügigem Maße — in Nebendingen — beobachtet werden kann. Freilich ist jene Macht gemildert durch das Vorschlagsrecht der Fakultäten bei den Berufungen; aber einerseits ist es die Frage, ob das ganz im Geheimen geübte Vorschlagsrecht noch zeitgemäß ist**), und andererseits kann man es erforderlichen Falles bei Seite schieben; bei Berufungen an Universitäten, wo die Kollegienhonorare keine sehr bedeutende Rolle spielen, auch durch die Art und Weise der Unterhandlung mit dem Vorgeschlagenen bezüglich der Gehaltsfrage.

Nach allem diesen steht es bei den gegenwärtigen Einrichtungen um die materielle Sicherung der Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre im deutschen Reiche auf den Universitäten weniger gut, als früher. Die Reformvorschläge des preußischen Kultusministers, so wohlmeinend sie an sich projektirt sein mögen, sind nur geeignet, die *discretionäre Gewalt* des Ministers durch Bildung eines neuen sehr bedeutenden Dispositionsfonds — aus einem Theile der bisher vollständig von den Professoren bezogenen Kollegiengelder — noch bedeutend zu vergrößern. Es ist daher begreiflich, daß sie in Petitionen preußischer Universitäten einem starken Widerspruche begegnet sind und es besteht in der That die Gefahr, daß dem Streberthum, dem Nepotismus, der Willkür, der Unterdrückung mißliebiger, der Förderung oben beliebter Richtungen durch diese Einrichtung wesentlich Vorschub geleistet, der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Forschung, dem offenen Bekenntniß der Ueberzeugung Eintrag geschehen könne.

Aber die Gehaltsbestimmungen, für welche in dem einzelnen Falle dem preußischen Kultusminister ebenfalls ein weites Ermessen — trotz der Minimal- und Durchschnittsgehälter und der Alterszulagen — gewahrt werden soll, und das Honorarwesen sind nicht die einzigen Punkte, auf welche es ankommt, und eine befriedigende Lösung dieser Fragen wird nur möglich sein, wenn man das Problem prinzipieller und tiefer anfaßt.

Und das Problem lautet: wie kann den Universitäten eine größere Selbständigkeit gewahrt, wie kann der in Preußen überhand nehmenden Centralisation, welche auf keinem Gebiete so bedenklich ist wie auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und Lehre auf ihrer höchsten Stufe, Einhalt geschehn?

Schon in den siebziger Jahren hat man verschiedentlich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, und ist insbesondere zu dem Vorschlage gekommen, die preußischen Universitäten — mit Ausnahme der Universität der Hauptstadt — zu provinziellen Instituten zu machen. Allerdings wäre damit der Centralisation, der Einseitigkeit, dem übermäßigen Büreaukratismus, der Alles von oben nach einer Schablone zu regieren leicht die Neigung empfindet, Einhalt gethan. Aber die Provinzialverwaltungen dürften in ihrer jetzigen Organisation für diese schwere Aufgabe wenig geeignet sein. Man könnte nun zwar sie durch besondere dazu bestimmte Beamte verstärken; aber diese Beamte wären dann weit weniger verantwortlich als jetzt der Minister und seine Räthe; der Landtag der Monarchie ist doch eine andere Instanz als der Provinziallandtag mit seiner beschränkten Zuständigkeit und untergeordneten Stellung, und die öffentliche Meinung wirkt im Landtage ganz anders als in den stillen Sälen der Provinzialvertretung, welche weniger selbst als städtische Verwaltungskörper grade mit der Pflege geistiger Interessen zu schaffen haben. Ein ausgezeichneter Provinzialbeamter könnte auf dem Posten eines sehr selbständig gestellten Universitätskurators natürlich Ausgezeichnetes leisten. Wie wäre es aber bei einem gerade bei solchem Posten doch leicht möglichen Mißgriffe? Ein vortragender Rath im Kultusministerium, der sich für die Bearbeitung der Universitätssache nicht eignet, kann leicht und ohne Aufsehen auf einen anderen Posten gesetzt werden. Hier hätte man vielleicht nur die Wahl zwischen unangemessener Unsicherheit der Stellung einestheils und langdauernden Verkehrtheiten und Mißhelligkeiten andererseits

Ein *weitgehendes* Selfgovernment ferner der Universitäten ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, daß letzteres auf einem *ausreichenden* selbständigen Vermögen oder doch Einkommen beruhen müßte. außerdem dabei manche andere Voraussetzungen zu machen wären, die bei den deutschen Universitäten sich nicht finden. Nun besitzen aber die deutschen Universitäten wenig selbständiges Vermögen, und die sehr großen jährlich wachsenden Aufwendungen für die naturwissenschaftlichen Disziplinen machen fortwährende Zuschüsse extraordinärer Art aus Staatsmitteln nöthig.

Gleichwohl muß auf eine Aenderung Bedacht genommen werden. Der gegenwärtige Zustand bringt außer der bereits erwähnten Gefahr unangemessener Abhängigkeit der Professoren noch andere erhebliche Uebelstände mit sich. Wie natürlich befördert die übermäßige Centralisation ein starkes Schreibwesen. Thatsächlich möchte es wenig Behörden geben, die so unselbständig gestellt sind, wie die preußischen Universitätsrektoren und die akademischen Senate. Zwischen den Provinzial-Universitäten und dem Ministerium besteht auch zu wenig Fühlung. ein persönlicher Meinungs- und Gedankenaustausch findet meist nur zwischen Institutsdirektoren und den Vertretern des Ministers statt; im Uebrigen kommt es meist nur zu flüchtigen und zufälligen Begegnungen zwischen den Provinzialprofessoren und dem vielbeschäftigten Rathe des Ministers. Man versteht sich daher oft gegenseitig nicht, und weitläufige. zeitraubende Berathungen eingehende Berichte, wohlmotivirte Anträge sind daher nicht selten völlig pro nihilo. Das hat denn auch Rückwirkungen. Viele Professoren halten von der allgemeinen akademischen Verwaltung, die so wenig Befriedigung gewährt, sich möglichst fern, und dazu kommt die mangelhafte Organisation der akademischen Senate und Ausschüsse, der übliche *alljährliche* Wechsel des Rektors, der nothwendig das Ansehen des Hauptes der Universität und somit der letzteren selbst bei den Räthen des Ministers herabsetzen muß. Freilich tragen die Akademiker hier einen nicht unerheblichen Theil der Schuld selbst. Die urdeutsche Eigenschaft des Sichkümmerns nur um die engsten, eigensten Fachinteressen, das „Noli turbare circulos meos“ ist jetzt unter den deutschen Gelehrten stark vertreten.

Glücklicher Weise ist es nun, um den preußischen Universitäten eine größere Unabhängigkeit zu sichern, nicht nöthig, etwas vollkommen Neues erst zu finden. Anderwärts bestehen bereits Einrichtungen, die den Hochschulen und somit der Lehre und Forschung größere Sicherheit zu gewähren geeignet sind; weder in Frankreich noch in Italien — von England gar nicht zu reden — sind die Universitäten so sehr abhängig von dem Minister, wie man es für Preußen

*) Es dürfte unrichtig sein anzunehmen, daß für den Universitäts-Professor das Leben in der Großstadt durchschnittlich theurer sich stelle, als in der kleineren Stadt; in den kleineren Städten werden oft Anforderungen gemacht, an welche in der Großstadt Niemand denkt.

**) Wir kommen darauf unten zurück.

und indirekt für ganz Deutschland bei Fortdauer lediglich der jetzigen Einrichtungen für die Zukunft zu befürchten Grund hat.

(Ein weiterer Artikel folgt.) ****

Parlamentsbriefe.

XI.

Der gegenwärtige Minister des Innern, Freiherr von der Recke, unterscheidet sich von seinem Amtsvorgänger, Herrn von Köller, dadurch, daß er so selten wie möglich spricht, während dieser es sich zum Grundsatze gemacht hatte, so häufig wie möglich zu sprechen. Dieser Unterschied ist aber auch der einzige, der bisher hervorgetreten ist; im Uebrigen sind die Auffassungen der beiden Herren gleich. Bei Berathung seines Etats konnte der Minister nicht umhin, über einige Punkte Rede zu stehen. Und von diesen Punkten war der wichtigste das Verhalten des Polizeipräsidiums in dem Prozesse Lützow-Leckert.

Es war ein schwerer Mißgriff, daß dem Herrn von Tausch gestattet wurde, im Verlauf der Verhandlungen zu erklären, er verweigere auf eine bestimmte Frage die Antwort, und berufe sich für diese Weigerung auf die Anweisung seiner vorgesetzten Behörde. Der Reichskanzler hatte seine Absicht an den Tag gelegt, volle Wahrheit und Klarheit zu schaffen; eine untergeordnete Behörde durchkreuzt die Erforschung der Wahrheit. Dieser Vorgang mußte der Annahme Vorschub leisten, daß im Schoße der Behörden nicht diejenige Einigkeit herrscht, welche erforderlich ist. Daß es ein Mißgriff war, ist wohl anerkannt, denn er ist am folgenden Verhandlungstage — nachdem inzwischen ein Ministerrath stattgefunden hatte — wieder gut gemacht worden. Herr von Tausch mußte sein Zeugniß ablegen, und dieses Zeugniß war von Wichtigkeit, denn aus ihm ging hervor, daß dort eine Null stand, wo man bis dahin eine Größe vermuthet hatte.

Es entsteht nun die Frage, wer den Mißgriff begangen hat, ob der Minister selbst aber sein untergebenes Organ, der Polizeipräsident. Auf diese Frage hat der Minister die Antwort verweigert, weil sie ein Internum der Regierung sei. Diese Weigerung ist sein gutes Recht, aber er muß ihre Folgen auf sich nehmen. Für eine Amtshandlung, die in seinem Ressort begangen worden, und die er nicht auf einen von ihm getadelten Fehler eines Untergebenen zurückführen kann oder will, bleibt die Verantwortlichkeit in vollem Maße auf ihm selbst haften.

Er hat nun aber bei dieser Gelegenheit eine Ausführung gemacht, die im Hause selbst nicht mit der Schärfe zurückgewiesen worden ist, die sie verdiente. Er hat gesagt, daß die Polizei auf Grund des § 53 der Strafprozeßordnung berechtigt sei, die Namen ihrer Agenten zu verschweigen, weil sie sonst keine Agenten erhalten würde. Schon dieser Grund ist unrichtig, denn zu dem traurigen Geschäfte eines Polizeispions drängen sich stets Leute, aber wenn der Grund auch richtig wäre, wäre er nicht zureichend. Es steht natürlich ganz in dem Belieben der Polizei, ihre Beziehungen zu Agenten in völligem Dunkel zu halten; es steht nicht allein in ihrem Belieben, sondern auch in ihrer Macht. Sobald sie aber mit der Aussage eines ihrer Agenten hervortritt, muß sie auch mit seinem Namen hervortreten. Denn einen anonymen Zeugen kennt unsere Strafprozeßordnung nicht, kennt das mündliche Verfahren nicht; einen anonymen Zeugen kennt nur die Inquisition.

Mehr Zustimmung als der Minister des Innern hat sich der Justizminister bei der Budgetberathung erworben. Er hat unumwunden die Erklärung abgegeben, daß er für alle von ihm unterzeichneten Begnadigungsakte die Verantwortlichkeit übernehme, während die konservative Partei bekanntlich die Ansicht vertritt und auch bei dieser Gelegenheit geäußert hat, daß die konstitutionellen Grundsätze dort aufhören, wo das Begnadigungsrecht beginnt. Der Minister hat nicht allein konstitutionellen Anforderungen genügt, sondern auch der Krone einen Dienst geleistet. Selbstverständlich kann es nicht die Aufgabe der Volksvertretung sein, einen vereinzelten Fall der Begnadigung zum Gegenstande der Diskussion zu machen. Das Begnadigungsrecht setzt ein weitgehendes subjektives Ermessen voraus. Allein die Pflicht der Volksvertretung, die Ausübung des Begnadigungsrechts zum Gegenstande der Kritik zu machen, beginnt dort, wo ein Strafgesetz auf dem Wege der Gnadenakte thatsächlich illusorisch gemacht wird. Der Justizminister hat nun bündige Erklärungen abgegeben, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß selbst in den Fällen, die am Meisten Aufsehen erregt haben, individuelle Umstände Platz gegriffen haben, die eine mildere Auffassung zuließen. Diese Erklärung kann nicht widerlegt werden und darum muß ihr Glauben geschenkt werden.

Die Berathung des Militärbudgets im Reichstage vollzog sich genau in denselben Formen, wie in den vergangenen Jahren. Dieselben, häufig das Ziel überschießenden, Angriffe der Sozialdemokraten, derselbe Hinweis auf die Unerweislichkeit der behaupteten Thatsachen. Da dem gegenwärtigen Kriegsminister nicht dieselben scharfen Formen zu Gebote stehen, wie seinem Vorgänger, kam ihm Herr v. Kaan zu Hilfe. Der Herr liebt es, Zeugniß für seine Gesinnung abzulegen. Einmal that er mit erhabener Stimme den Ausspruch, das Jahr 1848 sei ein Jahr der Trauer und Schande (wie er über das Jahr 1806 denkt, wissen wir bisher noch nicht), dann wieder versicherte er, der Duellant habe die Pflicht, auch die göttlichen Strafen auf sich zu nehmen (d. h. auf deutsch, der Duellant muß nicht Gott mehr gehorchen, als den Menschen, sondern dem „Ehrenkodex" mehr gehorchen, als Gott und den Menschen zugleich), diesmal hofft er auf ein Gesetz, welches den Sozialdemokraten den Zutritt zum Reichstage verbietet. Das Alles sind zwar geflügelte Worte, aber sehr weit fliegen sie nicht.

Durch die Schwerinstage des Reichstags zieht sich mit einwöchentlichen Unterbrechungen eine Debatte über den achtstündigen Arbeitstag. Sie ist noch nicht zum Abschluß gekommen und hat bisher neue Gedanken noch nicht zu Tage gefördert.

Im Herrenhause kam es zwischen den Agrariern des Ostens und denen des Westens zu einem heftigen Zusammenstoß über die Staffeltarife. Die Diskussion ist darum von besonderem Interesse, weil sie den Beweis liefert, wie unmöglich es den Agrariern wäre, wenn sie einmal zur unbeschränkten Herrschaft kämen, eine Wirthschaftspolitik zu treiben, die dem allseitigen Interesse der Landwirthschaft entspräche. Zwischen Osten und Westen, zwischen Großbesitz und Kleinbesitz gibt es Interessengegensätze und diese Wahrnehmung sollte die Agrarier nachsichtig dagegen machen, daß sich zuweilen auch berechtigte Interessen herausstellen, die von denen der Landwirthschaft abweichen. Ein neuernanntes Mitglied des Herrenhauses, der Präsident des Handelstages Herr Frentzel, setzte in einer Jungfernrede auseinander, welche Ansprüche an die Tarifpolitik der Eisenbahnen zu stellen sind, wenn man sie einmal nach volkswirthschaftlichen Grundsätzen handhaben will.

Das Lehrergesetz ist im Herrenhause zum Abschluß gekommen. Daß es eine Ungerechtigkeit gegen die größeren Städte enthält, wurde noch einmal mit vollem Nachdruck auseinander gesetzt. Indessen ist die Nothwendigkeit, der gedrückten Lage eines großen Theiles des Lehrerstandes abzuhelfen, eine so dringende geworden, daß man sich über alle Nebenrücksichten hinwegsetzen mußte.

Proteus.

Charakteristisches von der Heerschau des Bundes der Landwirthe.

Der Bund der Landwirthe hält alljährlich um die Mitte des Februar seine Generalversammlung in Berlin ab, gewissermaßen, um vor dem ganzen Lande zu demonstriren, welche Macht er besitzt, und um mit derselben bei der Bevölkerung sowohl wie bei der Regierung Eindruck zu machen. Wer dergestalt vor aller Welt paradirt, muß es sich auch gefallen lassen, daß seine Parade einer scharfen Kritik unterzogen wird.

Naturgemäß kann die Tagespresse nicht jedes Wort registriren, das auf einer 4–5 Stunden dauernden Versammlung gesprochen wird, und so erscheint es denn vielleicht nicht überflüssig, an dieser Stelle auf Grund stenographischer Aufzeichnungen auf die Verhandlung der Versammlung zurück zu kommen, die am 15. Februar im Cirkus Busch vom Bund der Landwirthe veranstaltet worden ist. Vielleicht dürfte Einiges aus dem nachstehenden Artikel als Ergänzung desjenigen Materials willkommen sein, das vor etwa Jahresfrist an dieser Stelle zur Sittengeschichte des Bundes der Landwirthe mitgetheilt wurde. (Jahrgang XIII Nr. 22.)

Bevor einzelne Ausführungen der verschiedenen Redner erwähnt werden, sei kurz Einiges über den Gesammteindruck gesagt, den die diesjährige Generalversammlung des Bundes auf den ruhigen Beobachter machte. Ebenso wie in den früheren Zusammenkünften überwog das nichtbäuerliche Element, und nicht wenige der Anwesenden machten den Eindruck, als ob sie es bis zum Reserveoffizier gebracht hätten; allein die Führer der Junker in den Parlamenten, die hoffähigen Grafen und Barone waren nicht zu sehen, und Graf Mirbach, der anwesend gewesen sein soll, mußte, wie die „Deutsche Tageszeitung" wenigstens behauptet, sich entfernen, ehe er das Wort nehmen konnte. Die Redner des Tages waren dieselben Herren, die Jahr aus Jahr ein für den Bund die Provinzen bereisen, der Inhalt ihrer Ansprachen bot nichts Hervorragendes, und so langweilte sich ein großer Theil der Erschienenen, die offenbar erwartet hatten, in Berlin etwas anderes zu hören, ersichtlich. Immer leerer wurden die Anfangs ziemlich dicht besetzten Ränge des Cirkus und als die um 1 Uhr begonnene Versammlung nach 5 Uhr schloß, war etwa nur noch die Hälfte derer anwesend, die zu Beginn dagewesen waren. Die Uebrigen hatte man allmählich hinausgeredet. Die Organe des Bundes pflegen, was ihnen unangenehm ist, in der kühnsten Weise zu bestreiten; es sei deshalb daran erinnert, daß auch die konservativen Blätter konstatiren, wie sich schon bei Beginn der Rede des zweiten Vorsitzenden, also kurz nach 3 Uhr, die Versammlung lichtete.

Die Redner waren nicht dazu geeignet, die Zuhörer zu fesseln, ebensowenig aber auch die von ihnen behandelten Themata. Früher hatte man gegen den russischen Handelsvertrag Front gemacht, hatte man mit Ungestüm die Durchführung des Antrags Kanitz gefordert, und wie bescheiden war man diesmal! Man forderte nur die Durchführung des Börsengesetzes, das doch schon in Kraft getreten ist, und die gänzliche Sperrung der Grenzen gegen die Einfuhr ausländischen Viehes, also eine Maßregel, auf die sich die Regierung nach ihren deutlichen Erklärungen nicht einlassen will und auch nicht einlassen könnte, selbst wenn sie wollte.

Und was die Einkleidung der Reden über diese Gegenstände betrifft, so war sie eine solche, daß Leute von Klugheit und Anstand sich Mühe geben mußten, um sie zu ertragen. Eine *erheuchelte Loyalität gegenüber dem Staatsoberhaupt*, mehr oder weniger *versteckte Angriffe auf die Regierung*, *plumpe Schmeicheleien gegenüber den Landwirthen*, eine *Herabsetzung der Angehörigen aller anderen Berufe* und eine *gute Dosis Hetze* — das waren die Ingredienzien zu dem Trank, den man den Versammlungstheilnehmern vorsetzte, der aber nicht allen zu munden schien.

In der That muß vornehmlich die Art von Loyalität durch die die Wanderredner des Bundes sich vor allen anderen Bewohnern des Deutschen Reiches auszeichnen, auf jeden anständigen Menschen eine abstoßende Wirkung ausüben. Ein Meister in solchen loyalen Reden ist namentlich Herr von Ploetz, der erste Vorsitzende des Bundes. „Vater Ploetz". — als solcher wurde der Herr in merkwürdiger Uebereinstimmung in einer ganzen Reihe von Glückwunschtelegrammen gefeiert, die er selber verlas — hat sich während der langen Zeit, die er nun schon fortgesetzt über den schrecklichen Nothstand der Landwirthe klagt, eine etwas larmoyante Sprechweise angewöhnt, durch die ein Mensch, der die Verhältnisse nicht kennt, fast zu Thränen gerührt werden könnte. Zu dieser Art des äußeren Auftretens paßt der Inhalt der Ploetzschen Ansprachen. In fast unterwürfiger Form versichert er ein über das andere Mal die Loyalität des Bundes und seiner Führer, um dann nach Betonung der bedingungslosen Hingabe an den Monarchen um so heftiger die vom Monarchen gebilligte Politik anzugreifen unter der Deckadresse der verantwortlichen Minister. Natürlich wird kein liberaler Mann gegen eine scharfe Kritik des Verhaltens der Regierung etwas einwenden, aber jeder ehrliche Mensch wird sich unangenehm berührt fühlen durch die von den Agitatoren des Bundes fortgesetzt unternommenen Versuche, durch ständige Loyalitätsbetheuerungen die Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß sie eigentlich die Politik des Kaisers angreifen, wenn sie auf die Minister schelten.

Herr v. *Ploetz* brachte zu Beginn der diesjährigen Generalversammlung das Hoch auf „Seine Majestät unsern allergnädigsten Kaiser und König" aus. Er betonte in der dem Hoch vorhergehenden Ansprache, der Kaiser wolle und werde der Landwirthschaft helfen und sagte in diesem Zusammenhange:

Wir stehen, Gott sei Dank, in einem monarchischen Staate und die Macht Sr. Majestät des Kaisers, sowie seiner hohen Bundesgenossen steht noch so fest und unerschütterlich da, daß dieser auf das Wohl des Vaterlandes gerichtete Wille zur Geltung kommen wird und muß.

Aber die Auswahl, die der Kaiser in Bezug auf die Minister getroffen hat, gefällt Herrn v. Ploetz nicht. Er äußerte deshalb:

Gott schütze und erleuchte unsern herrlichen Kaiser und seine fürstlichen Bundesgenossen, *er gebe ihnen Räthe*, die das, was sie wollen, auch zur Durchführung bringen.

Damit begnügte sich der Herr Bundesvorsitzende aber nicht, vielmehr citirte er ausdrücklich das „schöne allgemeine Kirchengebet":

„Gieb, o Herr Gott, unserm Kaiser und Könige eine lange und gesegnete Regierung, *weise Räthe* und getreue und gehorsame Unterthanen."

Dieselben Worte, die in der Kirche vom Geistlichen würdig vorgetragen, ein Gottesdienst und der Ausdruck der Ehrfurcht gegen den Landesherrn sind, können im Cirkus, und wenn sie mit der eigenthümlichen Betonung des Herrn von Ploetz ausgesprochen werden, leicht zur Blasphemie und zum Gegentheil einer Ehrfurchtsbezeugung gegenüber dem Kaiser werden. Und wer gehört hat, mit welch' *demonstrativem Beifall* im „Steinbau des Cirkus Busch" die beiden Worte „*weise Räthe*" aufgenommen wurden — auch der Bericht des Bundes selbst verzeichnet dahinter lebhaften Beifall —, der weiß, daß die Ploetz'schen Worte nicht die Wirkung hatten, die Versammelten zu einer *Ehrung* des Kaisers zu veranlassen.

Herr von Ploetz weiß ganz genau, daß der Kaiser seiner Zeit für die Handelsvertragspolitik sich persönlich engagirt hat. Trotzdem äußerte er wörtlich:

„Wir wollen nicht eine übermäßige *Exportindustrie*, die Handel und Wandel im Inlande zerstört, Unzufriedenheit in den Arbeiterstand bringt und die Mittelstände zerklüftet."

Die Gesetze würden so gemacht, daß die Börse, der Großhandel, die Exportindustrie gefördert würden, und bei den *Handelsverträgen* habe die Landwirthschaft die

Zeche bezahlen müssen. Aber wenn die Landwirthschaft erst zu Grunde gehe, dann „wackeln Thron und Altar“. Wenn die Mittelstände und die Landwirthschaft noch weiter ruinirt würden, dann komme „der Augenblick, wo die Armee nicht mehr intakt ist“.

Eine nette Kritik der bisher befolgten Regierungsmethode lag auch in folgenden Worten des Herrn von Ploetz:

„Deshalb müssen wir uns abwenden von einer Politik, die zu Gunsten des Auslandes und zu Gunsten der hier vorgeführten Elemente ist.“

Mit diesen „Elementen“ waren „Sozialdemokratie, Judenthum und Judengenossen“ gemeint. Und kurz darauf sprach der Vorsitzende des Bundes von den „Stützen der Regierung“ folgendermaßen:

„Wer hat freudig seine Zustimmung zu den Gesetzen gegeben? Die Sozialdemokratie, der Freisinn und was dazu gehört. Das sind jetzt die Stützen der Regierung, und das sollte die Regierung bedenklich machen; denn sie werden nur dem zustimmen, was zum Unheil des Vaterlandes gereicht — dort sucht man die Landwirthschaft zu schädigen und den Großgrundbesitz zu beseitigen, um zu sagen: mit dem Bauernstand werden wir schon allein fertig.

Hiernach sind doch die Gesetze, der die Regierung ihre Zustimmung gegeben hat, eigentlich auch zum „Unheil des Vaterlandes“. Und welcher Vorwurf gegen den Kaiser, der solche Regierung duldet, liegt in diesen Sätzen!

In Wahrheit demonstrirt man ja auch direkt gegen die vom Kaiser selbst im Gegensatz zum Fürsten Bismarck befolgte Politik, wie der Bund der Landwirthe überhaupt eine Gründung gegen die Politik des Kaisers zu Gunsten des alten Kanzlers ist. Jedesmal, wenn eine Kundgebung zu Gunsten der Bismarck'schen Politik erfolgte, war demonstrativer Beifall die Folge. So, als das Telegramm Schönerer's verlesen wurde, das eine „Gesetzgebung im Sinne Bismarcks“ wünscht. Und als Dr. Hahn direkt für das „System Bismarck“ eintrat, als er zu einer „monarchisch gesinnten Opposition“ aufforderte, „so lange bis ein Systemwechsel eintritt“, erntete er stürmischen Beifall, der sich wiederholte und in minutenlanges Toben überging, als derselbe Redner ausrief:

Der Bund hat den größten Deutschen, den Fürsten Bismarck, zu seinem Vorbild genommen; er hat in ihm sogar einen Vorkämpfer für die nationale Wirthschaftspolitik gefunden, und wer diesem Manne folgt, der kann nur deutsch sein, nur patriotisch, nur königstreu, und von dem fallen alle Verdächtigungen ab wie Spreu.

Gleich darauf äußerte der zweite Vorsitzende des Bundes Dr. Rösicke-Görsdorf mit Bezug auf die Haltung der Regierung in der Frage der Sperrung der Grenzen:

Wenn wir den alten Reichskanzler Fürsten Bismarck hätten, hätten wir keine Furcht vor dem Auslande zu haben brauchen.

Auch der „Bauer“ Lutz erntete stürmischen Beifall, als er es beklagte, daß das Werk Bismarck's zerstört sei.

Auch bei der Erwähnung, die Herr Liebermann v. Sonnenberg dem „Alten im Sachsenwalde“ zu Theil werden ließ, wurde heftig demonstrirt und Hüte und Mützen wurden in der Luft geschwenkt. Ganz toll aber wurde man, als der antisemitische Abgeordnete zum Schluß seiner Hetzrede ein Hoch auf den Fürsten Bismarck ausbrachte. Da erhoben sich alle wie ein Mann und brachen in stürmische Hochrufe aus, die kein Ende nehmen wollten.

Eine Demonstration in optima forma für den Fürsten Bismarck gegen den jetzigen Kurs!

Aber darauf beschränkten sich die Angriffe und Demonstrationen gegen die jetzige Regierung nicht.

Abg. Dr. Hahn besprach das Verhalten des Handelsministers gegenüber der Produktenbörse mit den Worten:

„Der Minister läßt es an derjenigen Schärfe fehlen, die wir von ihm erwarten dürfen. (Lebhafte Zustimmung.) Hier gibt es keine Einigung, hier gibt es kein Zugeständniß, hier soll das Gesetz ausgeführt werden“. (Stürmischer Beifall.)

Derselbe Redner sagte weiter:

„Wenn der Bund der Landwirthe bei den nächsten Wahlen seine Feinde besiege, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß dann ein Systemwechsel in der Wirthschaftspolitik Deutschlands eintreten muß, daß die Regierungen genöthigt sein werden, auf die berechtigten Wünsche der Landwirthschaft einzugehen“.

Gleichwohl fuhr er in demselben Athemzuge fort:

„Ich habe das Vertrauen zu der Weisheit Seiner Majestät unseres Kaisers, daß Seine Majestät erkennen werden, welche treue monarchisch gesinnte Anhänger er in den Reihen des Bundes der Landwirthe hat“.

Im unmittelbaren Anschluß daran betheuerte er, daß der Bund keine illoyale Opposition treibe und versprach, daß seine Anhänger als treue Patrioten für alle Forderungen der nationalen Vertheidigung zu Lande und zu Wasser eintreten würden.

Der zweite Vorsitzende des Bundes, Dr. Rösicke, der die Grenzsperre behandelte, deutete auf den Gegensatz innerhalb der Regierung hin und äußerte, man hätte doch voraussetzen müssen, daß „auch im Staatsministerium dasjenige Maß von Sachkenntniß vorhanden wäre, das jeder deutsche Bürger habe“, er tadelte ferner die „zarte Rücksicht auf das Ausland“, die die Regierung beweise. Die Angriffe des Bundes auf die Vertreter der Regierungen entschuldigte er damit, daß diese den Anlaß zu einer solchen Kritik ihrer Handlungsweise selbst gegeben hätten.

Noch schärfer ging der konservative Reichstagsabgeordnete Lutz vor. Er meinte, es müsse bei allen königstreuen Landwirthen Entmuthigung und Entrüstung hervorrufen, wenn sie immer „vergeblich zum Schutz ihrer Viehbestände das fordern, was die republikanischen Staaten Frankreich und die Schweiz eingeführt haben“:

„Dem Reichsgedanken kann es nicht förderlich sein, wenn alle süddeutschen Landwirthe sich sagen: die Beachtung, welche wir vergeblich von der Regierung verlangen, finden die Landwirthe jenseits der Vogesen von selbst .... Es kommt bereits dahin, daß man sagt: der deutsche Bauer, die deutsche Landwirthschaft ist ein überflüssiges Ding im deutschen Reiche .... Jetzt nimmt man viel mehr Rücksicht auf die sozialdemokratischen Großstädte als man Rücksicht nimmt auf die Wünsche der königstreuen Bauern.“

In solcher Tonart wurde in der diesjährigen Generalversammlung des Bundes der Landwirthe wieder gegen die Regierung gehetzt!

Um nun die Landwirthe für die Agitationen des Bundes empfänglicher zu machen, bemühten sich fast alle Redner den Zuhörern klar zu machen, daß die Landwirthe allein königstreue Männer, die Stützen von Thron und Altar und die geborenen Vaterlandsvertheidiger seien. Diese Ausführungen zogen sich wie ein rother Faden durch alle Reden hin, so daß es überflüssig erscheint, hierfür noch besondere Beispiele zu geben. Mit dieser plumpen Schmeichelei gegenüber den Landwirthen ging, wie gewöhnlich, ein Heruntersetzen der anderen Gewerbe und Berufe Hand in Hand.

Herr Dr. Ruhland kennt nur einen illegitimen Getreideterminhandel. Als ein Beispiel dafür, was er seinen Hörern zumuthete, führen wir nur einen Satz aus seinem Vortrage über die Börsenreform an, zu dem er selbst sich schriftlich bekannte. Er lautet:

„Während der Liberalismus wie der Sozialismus die Frage nach der Brotversorgung des Volkes ganz und gar vergessen haben, legt die agrarische Partei mit wuchtiger Faust die Forderung nach sozialen Getreidepreisen auf den Tisch des Hauses.“

Daß es bei Rednern, die so über jeden Nichtlandwirth aburtheilen, nicht ohne eine tüchtige Rassen- und Klassenhetze abging, versteht sich fast von selbst.

Der stellvertretende Direktor Suchsland bemerkte über Berliner Millionäre, die Mitglieder des Bundes geworden seien: „solche Prachtexemplare der Menschheit habe ich allerdings bisher nur von rein germanischer Rasse kennen gelernt.“ In einem Begrüßungstelegramm,

das Herr v. Ploetz verlas, hieß es: „den Schmarotzern Euer Zorn!“ Major Endell sprach von den Juden, die auf Gummirädern zur Börse fahren, aber nicht das Vaterland vertheidigen könnten. Liedermann v. Sonnenberg rief mit bekannter grober Stimme durch den Cirkus:

„Ein Jubel ohne Ende würde die deutschen Lande durchbrausen, wenn wir auch eine Grenzsperre bekämen gegen die Judeneinfuhr.“

Wahrlich, da der Bund solche Worte mit Beifall aufnahm, hatte der Antisemitenführer recht, wenn er sich „mit dem Ausdruck antisemitischer Gesinnung, wie er ihn im Bunde gefunden, ganz zufrieden“ erklärte. Und nun fühlte sich der „zweite Goethe“ ermuthigt, Herrn Lucke aus Patershausen folgendes Machwerk „zuzustecken“, daß dieser auch vortrug:

„In allen Börsensälen ist Ruh!
Von den Kindern Israels findest Du
Kaum einen Hauch;
Da drüben sind noch einige Schreier!
Aber warte nur, Abraham Mayer,
Balde ruhest Du auch.“

Natürlich fanden diese Verse im Feenpalast ebenfalls rasenden Beifall.

Trotz der Verunglimpfung des Handelsstandes fand sich ein „Kaufmann“, der sich mit den Zielen des Bundes einverstanden erklärte, und den die Schmähungen auf den Handelsstand nicht hinderten, gemeinsam mit den Wanderrednern des Bundes auf die böse liberale Presse zu schimpfen. Ob dieser Herr sich mit ebensolchem Recht Kaufmann nennt, mit dem der Wortführer der Zünftler, der im Cirkus seine Rolle aufsagte, Anspruch auf die Bezeichnung Handwerksmeister hat, lassen wir dahingestellt. Für ein halbes Dutzend von Vertretern der Berliner Zünftler, die dem Bunde die Ehre gegeben hatten, in seiner Versammlung zu erscheinen, sprach nämlich der Obermeister der Fuhrherreninnung Beck. Er trat für ein Zusammengehen der Handwerker mit dem Bunde der Landwirthe bei den nächsten Wahlen ein: „Wir wollen den Kampf bis aufs Messer führen, und wenn wir uns unter den Trümmern des zusammenbrechenden Vaterlandes müßten begraben lassen.“ Die zünftlerischen Handwerker, als deren Vertreter Herr Beck gelten darf, wollen bekanntlich die Einführung des Befähigungsnachweises durchsetzen. Sie konnten keinen besseren Befürworter dieses Gedankens herausstellen als Herrn Beck, der seinen Befähigungsnachweis als Obermeister der Fuhrherreninnung dadurch erbracht hat, daß er früher Schauspieler in Berlin war und darauf in ein Fuhrgeschäft hineinheirathete. Solch ein Herr wird dann den Landwirthen der Provinz nicht nur als Vertreter der Berliner Handwerker, nein sogar des gesammten deutschen Handwerks vorgeführt.

Natürlich kam es bei dieser Schauspielerei in des Wortes wörtlichster Bedeutung dem Bunde nur darauf an, die Handwerker für die nächsten Wahlen einzufangen. Von diesen war viel die Rede und der Kampf des Bürgerthums gegen die Agrarier spielte dabei eine nicht unerhebliche Rolle. So erörterte Abg. Hahn die Möglichkeit, daß bei den nächsten Wahlen sich die liberalen Parteien zu einem großen Kartell zusammenschließen könnten, „dem es gelingt, die freisinnige Volkspartei und die freisinnige Vereinigung und den linken Flügel der Nationalliberalen um die Börse zu schaaren.“ Auch Dr. Rösicke-Görsdorf kam darauf zu sprechen, daß das Bürgerthum zum Kampfe gegen das Junkerthum aufgerufen werde.

Der Bund bereitet sich schon eifrig auf die Wahlen vor. Er breitet seine Organisation aus und sammelt Geld. Der Vorsitzende rief aus, man möge zu Gunsten des Wahlfonds recht tief ins Portemonnaie hineinfassen: „Das Geld bringt 100 und mehr Prozent Zinsen, wenn wir etwas damit erreichen.“ Man möge zu Gunsten des Bundes Skatabende veranstalten, es seien dabei schon Tausende herausgekommen: von einer einzigen Stelle habe der Bund 290 Mark erhalten. Er gebe die Losung aus: Am 28. Februar wird allgemein Skat gespielt. Man sieht, der Bund versteht zu betteln, und wenn er auch im Cirkus Busch anscheinend keine guten Geschäfte für den Wahlfonds gemacht hat, so läßt sich doch annehmen, daß er bis zur Wahl genügend Geld zusammen haben wird. Nur ein Beispiel dafür, wie der Bund arbeitet: von der einen Petition für Sperrung der Grenzen gegen die Vieheinfuhr sind allein 516 000 Exemplare ins Land gegangen.

Demgegenüber sollte das Bürgerthum nicht müßig sein. Die häufige Erwähnung des „Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe“, des Bauernvereins „Nordost“, des Vereins mecklenburgischer Landwirthe und einzelner Abgeordneter, die für die Organisation der Liberalen gegen die Junker im Lande gewirkt haben, beweist, wie sehr man in den Kreisen des Bundes der Landwirthe den Kampf mit dem einigen Liberalismus fürchtet.

Bei den nächsten Wahlen kämpft der Bund der Landwirthe um seine Existenz. Er hat so große Hoffnungen bei der Landbevölkerung erweckt, daß ein gewaltiger Rückschlag nicht ausbleiben kann, wenn der Bund bei den nächsten Wahlen besiegt wird.

Darüber nämlich kann kein Zweifel bestehen, der Bund trägt die Keime inneren Zerfalls bereits in sich. Sowohl die Konservativen als auch die Antisemiten bemühen sich, die Organisation des Bundes in die Hände zu bekommen. Es scheinen bereits wegen des Bundes heftige Kämpfe stattgefunden zu haben. In einer Berliner Antisemitenversammlung war angekündigt worden, der Bund wolle Liedermann von Sonnenberg in der Versammlung am Sprechen verhindern. Nun, er hat gesprochen, aber was er sprach, war ein Beweis von dem Kampfe im Bunde und um den Bund. Abg. Liedermann von Sonnenberg führte nämlich aus:

„Ich habe mich nur zum Worte gemeldet, um, wie Herr Hahn, auf die dem Bunde drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. Man versucht einen Keil zu treiben in die geschlossene Phalanx des Bundes ..... Man versucht die Antisemiten aus dem Bunde heraus zu drängen, wie es leider ein vielgelesenes Blatt im Königreich Sachsen gethan hat. Gegen diese unheilvollen Bestrebungen heißt es treu zusammenstehen.“

Abg. Hahn hatte geäußert:

„Einflußreiche Kräfte vor und hinter den Kulissen arbeiten daran, um die kräftige agrarische Bewegung und unsere Freunde pflaumenweich zu machen. Ich bitte Sie, sich dadurch in keiner Weise beeinflussen zu lassen.“

Auch andere Klagen über die Zustände im Bunde wurden laut. Major Endell bedauerte es, daß es „noch immer in unseren Reihen soviele Matte und Schwache gibt, die sich nicht freudig an uns anschließen“. Und Herr von Ploetz hielt es für nöthig, zum Schluß nochmals zum treuen Festhalten am Bund zu mahnen; er sagte dabei:

„Unsere Feinde fürchten wir nicht, wir fürchten nur unsere schwächlichen Freunde“.

Damit sind anscheinend die Konservativen gemeint, die, als sie zwischen dem Hofparkett und den demagogischen Versammlungen des Bundes der Landwirthe zu wählen hatten, sich für den Hof entschieden.

Ob die in der Versammlung beschlossenen Satzungsänderungen mit den Zwistigkeiten „hinter den Kulissen“ zusammenhängen, ist schwer zu sagen. Es ist indeß nicht unwahrscheinlich. Denn nach den neuen Bestimmungen hält der Vorstand des Bundes die ganze Organisation straff in der Hand und er kann sich jetzt auf den Standpunkt stellen: ohne mich könnt Ihr da draußen nichts thun.

Schon oft ist aus Anlaß von Kundgebungen des Bundes der Landwirthe gesagt worden, die Herren, die sich versammelten, machten nicht den Eindruck von „Nothleidenden“. Das hat stets große Entrüstung im Bund und seinen Organen hervorgerufen. Doch gewann man in der letzten Versammlung nicht nur diesen Eindruck wieder, sondern man hatte auch das Gefühl, als ob Vielen das Nothstandsgewinsel weinerlich sprechender Wanderredner direkt

unangenehm wäre. Und manche Redner waren in unbewachten Augenblicken nicht einmal ganz arm. So rief Herr Lucke in der Hitze des Gefechts pathetisch aus:

„Besitzen wir nicht den Grund und Boden unseres Vaterlandes?“

Und Major Endell meinte es anscheinend auch sehr ernst, als er in die Worte ausbrach:

„Wenn heute Jemand käme und mir soviel Gold auf den Tisch legte, daß ich in der Großstadt leben und alle Vergnügungen mitmachen könnte — ich nähme das Geld nicht; denn mit allen Fasern hänge ich an meiner Scholle“.

So spricht kein Mann, der dicht vor dem Untergange steht und bald mit dem weißen Stabe in der Hand, wie die Herren sich mit Vorliebe ausdrücken, vom Hofe gehen muß.

Berlin. Heinrich Nicolai.

Von Friedrich Mitterwurzer.

Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist dann dran?
Egmont.

Mitterwurzer's letzter, jäher und geheimnißvoller Abgang verdunkelt alle früheren. Zweimal hatte er das Burgtheater ungeberdig verlassen. Und dennoch war er — der erste Fall in dem von Dingelstedt groß-wortig sogenanntem „Haus des Kaisers“ — ein drittes mal zurückberufen und nach kurzer Wartezeit wiederum zum Hofschauspieler ernannt worden. Und als ihn bei der Audienz Franz Joseph mit dem patriarchalischen (an den Empfang Schröters durch Kaiser Josef gemahnenden) Worte begrüßte: nun gefalle es ihm hoffentlich in Wien und nun werde er wohl dauernd hier bleiben, hatte der Mime allen Grund, mit einem vergnügten Ja zu danken. Denn er war mittlerweile in das hellste Sonnenlicht gerückt worden von demselben großen Publikum, das ihn vordem jahrzehntelang als halbtollen Sonderling wie ein Schattenpflänzchen hatte verkümmern lassen; das ungebührlich verhätschelte Schoßkind derselben hochnasigen Kritik, die ihn ehemals noch ungebührlicher als „Hanswurst“ mißhandelt hatte; vor Allem aber der Besieger aller Nebenbuhler, die ihm unter Dingelstedt und Wildbrandt im Wege standen. Unter dem Regiment Burckhard war Mitterwurzer jedem Andern „über“. Sonnenthal und Hartmann, Lewinsky und Gabillon mußten mit ihm nicht nur in alten Rollen — im Hüttenbesitzer und dem Fils de Giboyer, als Derwisch im „Nathan“, als Bolz, König Philipp, Franz Moor 2c. alterniren; Mitterwurzer konnte wie ein Eroberer auch in allen neu aufgenommenen oder ganz neuen Stücken die Aufgaben wählen, die seinem nimmersatten Ehrgeiz willkommene Beute schienen: heute den Ministerial-Direktor in einem Bisson'schen Schwank und morgen den Holofernes in Hebbel's Judith, übermorgen den Strafford in den Romantischen, dann den Dr. Wespe von Benedix, jeden theuren Sudermann und alle guten Ibsen, die Keßler und Röcknitz, den Bernick, den Hjalmar und den Allmers. Wenn Sonnenthal auf Urlaub ging, winkte ihm der Lear und der Meister von Palmyra. Als Gabillon auf dem Sterbebette lag, gab er den Don Lope im Richter von Zalamea, dem allernächstens der Hagen folgen sollte. Und nicht nur für sich, auch für die Anderen gewann er Einfluß auf die Besetzungen. Auf den Proben griff er, obwohl nicht einmal dem Namen nach Regisseur, wie ein Oberregisseur ein. Es fehlte nicht viel, daß man ihn — wir wollen nicht untersuchen, wie weit mit Recht oder Unrecht — als spiritus rector des Hauses betrachtete und behandelte. Nichts begreiflicher, als daß mit solcher Macht zusehends sein Ansehen stieg; Nichts erfreulicher, als daß mit seinen Erfolgen auch seine Leistungen wuchsen. Die landesüblichen Uebertreibungen stellten sich naturgemäß ein. Weil er der neuste Liebling der Menge war, galt er den Neusten alsbald als der erste Schauspieler der deutschen Bühnen. Weil er Mode war, riefen ihn Hansnarren als Urbild des Modernen aus. Ein Taumel ergriff nicht nur Schwarmgeister. Ein kühler Gelehrter, der sonst so geschmackvolle Historiker Eugen Guglia, widmete ihm eine panegyrische Schrift,*), in der er Mitterwurzer's Rollenkreis den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon und den Romanen Balzac's als den größten Sammlungen menschlicher Urkunden gleichstellt, Mitterwurzers Philipp II. höher werthet, als Leopold von Ranke's geschichtliche Bildnisse und seinen Ueberschwang in Worten ausraten läßt, die mehr für seine Begeisterungs-, als für seine Urtheilsfähigkeit zeugen:

Es ist eine Stufenleiter, die aus der trüben Dämmerung halb thierischen Lebens bis in die sublimste Region des Geistigen führt und aus den Abgründen der Hölle hinauf bis zu den heiligen Büßern um Gottes Thron. Dazwischen liegt in bunter Mannigfaltigkeit das Menschenwesen; allen Lebensaltern, Temperamenten, Gesellschaftsklassen hat er ihre Besonderheiten abgelauscht, in das Geheimniß der Rassen-Individualität ist er eingedrungen. Er tragirt Könige mit Königshoheit, und trägt den Arbeiterkittel, als wäre er darin aufgewachsen. Barbarei und höchste Civilisation — sein König Etzel, seine Pariser Roués — sie bilden diese Pole. Germanische Eigenart zeichnet er in seinen Tells, Quitzows, Macbeths so gut wie die slavische im Zawisch oder im Sergius Panin; die italienische als Gianettino Doria wie die spanische als Perin; sein Shylock enthält eine Fülle von spezifisch jüdischen Nationalzügen. Und dazu die Shakespeare'sche Gabe, uns hinter fast allen diesen Masken ihn selber ausfinden, durch den Schein ins Sein hinunterblicken zu lassen . . . Er hat Momente, wo er das große Publikum bewegt, aber vor Allem ist er doch ein Schauspieler für die, die das allerfeinste Gehör haben und den spähendsten Blick und eine Art Witterung für die zarten Deklinationen der Seele, die sich nur in Athemzügen und leisen Zuckungen der Muskeln verrathen — ein Schauspieler für Lebenskünstler, für Wissende — für uns! Die Hälfte von dem, was er in einer Rolle empfindet und sinnt und thut, ist für die Masse der Zuhörer verloren, sie sehen es nicht, sie hören es nicht . . .

Uns, die die Natur, mit Wallenstein zu reden, aus gröb'rem Stoff schuf, ward dafür vielleicht der Blick auch für die Unnatur und Ueberkultur der Anderen geschärft. Was Guglia versäumt hat, das holte Jacob Minor in einer (an dessen Büchlein anknüpfenden, aus treuer Sachkunde geschöpften) Charakteristik Mitterwurzer's nach, mit der er vor Jahresfrist meine „Biographischen Blätter“ beschenkt hat.**) Gerechteres, besseres, einsichtigeres und scharfsichtigeres hab' ich bisher über Mitterwurzer nicht zu lesen bekommen, wird unser Geschlecht auch schwerlich zu hören bekommen. Minor anerkennt die Größe von Mitterwurzer's Können, als „das stärkste Talent des jungen Burgtheaters, als das einzige Genie, das seit Laube's Abgang dem männlichen Personal zugewachsen ist“. Aber er scheidet und unterscheidet auch als echter Kritiker (dessen Gaben doch vor Allem die Fähigkeiten des Scheidens und Unterscheidens sein müssen) die Grenzen von Mitterwurzer's Können, die Gebrechen von Mitterwurzer's menschlichem Wesen, sofern und soweit sie seine Kunst hemmen und schädigen.

Mitterwurzer, vortrefflich als Parodist und Humorist der großen und philiströs kleinen Lebenslüge, war unfähig, Gemüth oder auch nur Gemüthlichkeit auf der Bühne zum besten zu geben. Sein Reich hört auf, wo das Reich Baumeister's erst beginnt. Ein Erbförster, ein Richter von Zalamea, ein Musikus Miller lag außerhalb seiner Kreise: eine Trivialität, die aber doch ausgesprochen werden muß angesichts eines gewissen wienerischen Mitterwurzer-Kultus, dessengleichen in den schlimmsten Tagen des Vormärz verwundert und verletzt hätte. Mitterwurzer war ein Tausendkünstler, ein echtes Komödiantenblut, der Enkel von Tyroler Bauern und Schweizer Kleinbürgern, denen nicht umsonst

---

*) Friedrich Mitterwurzer. Von Eugen Guglia. Wien, Gerold, 1896.

**) Jacob Minor: Friedrich Mitterwurzer. Biographische Blätter, II. Jahrgang, 1896, S. 118—128. Berlin, Ernst Hofmann & Cie.

Fastnachtsspiel eine jahrhundertlang geübte Lust gewesen. Er war der Sohn eines außerordentlichen Sängers und einer tüchtigen Schauspielerin. Von der Natur mit **allen** Gaben zum Mimen vorherbestimmt, während Lewinsky von der Natur scheinbar zu jedem anderen Beruf eher als zu dem des Darstellers ausgestattet erscheint. Hoch und schlank gewachsen, war Mitterwurzer durch eine mit strengem Fleiß ausgebildete Technik im Stande, die abenteuerlichsten Wandlungen mit seiner Erscheinung vorzunehmen. Er konnte — wie mir Thimig allen Ernstes sagte — groß und klein aussehen. Als Lebemann das Urbild des Verführers, vermochte er mit seinem Aug' Unsägliches auszudrücken: er konnte — um mich diplomatisch auszusprechen — mit den Blicken werben, locken, belagern und triumphiren, wie kein Zweiter. Und dasselbe Auge, in dem einmal heißestes sinnliches Begehren, wildeste Leidenschaft und frechste Lüsternheit aufloderte, war ein andermal das erstaunlichste Abbild religiöser Inbrunst. Die fanatische Verzückung in Mitterwurzer's Blick, wenn er in Grillparzer's „Bruderzwist“ als Erzherzog Ferdinand von der Protestantenvertreibung redete, wird Keiner vergessen, der sie je geschaut. Und die gleiche beherrschende Gewalt leuchtete aus diesem wundervollen Augenstern, wenn Mitterwurzer als Dumas'scher oder Sudermann'scher Raisonneur scherzte oder wetterte. Und dasselbe strahlende Auge konnte sich umschleiern bis zur Blödigkeit im dummen Galomir, bis zur Bestialität in seinem ganz und gar originalen Kalisen. So war Mitterwurzer's Auge ein Instrument sondergleichen, das für Haß, Hohn, Spott, Brunst, Tollheit, Galanterie, alle Effekte und alle Regungen — nur nicht für warme, reine Liebe — geschaffen war. Weniger gewinnend, als Gestalt und Antlitz, war Mitterwurzer's Organ; kräftig und umfangreich von Haus aus, war es ursprünglich nicht von gleichem Wohllaut in den verschiedenen Tonlagen, schlug es zumal in der Erregung leicht in Fisteltöne um, „girrte“; wunderbarer Weise hat diesen Fehler — außer dem steten Fleiß Mitterwurzer's — sein Wanderleben wettgemacht. Der Mann, der ein paar Jahre seines Lebens auf Eisenbahnen verbrachte, war genöthigt, in jedem Wetter pünktlich zur Probe zu kommen, die widerstrebenden Stimmbänder zu zwingen, jeder Indisposition so rasch und so lang als möglich Meister zu werden. Und wie mit dem Organ, erging es Mitterwurzer mit den Nerven. Wie einem Muttersöhnchen der bunte Rock und die Kaserne eine Menge von Unarten abgewöhnt, so gewöhnte Mitterwurzer die Hast der amerikanischen Hetzjagd die meisten seiner früheren Schrullen ab. Die scheinbare Zuchtlosigkeit modernen Vagabundenthums hat ihn, dank der auf Minute und Sekunde gestellten Pünktlichkeit des Eisenbahnverkehrs, zu strengerer Künstlerzucht gebracht. Die lange Regellosigkeit seiner fahrenden Zeit, der beständige Wechsel seiner immer neuen Umgebung hat ihn endlich wohl den Frieden der Seßhaftigkeit, den Segen einer großen Künstlergemeinschaft, wenn auch nicht nach seinem wahren Werth, doch richtiger, als in seinen Anfängen, würdigen gelehrt.

Hat er sich etwa mit manchen und gewiß nicht leicht abzulegenden Absonderlichkeiten im Laufe der letzten Jahre zu seinem und zum Heil des deutschen Theaters abgefunden, so wurde er — mindestens nach meinem Gefühl — doch seinen schlimmsten Feind niemals ganz los. Das war und blieb für mich — und wohl auch für Freund **Schlenther** — Mitterwurzer's Unfähigkeit, sich als beeideten Dolmetsch des Dichters anzusehen. Ob er Brackvogel oder Shakespeare oder Hjalmar oder den Striese spielte, immer war es der — gewiß nicht gemeine — Geist Mitterwurzer's nicht der Wille des Autors, der das letzte Wort behielt. Hier ist der Punkt, in dem ich — selbst wenn Mitterwurzer noch unvergleichlich reichere Gaben besessen hätte, als er in der That sein eigen nannte — Enthusiasten vom Schlage Guglia's am wenigsten begreife. Als Grillparzer in Paris hörte, der und der Schauspieler habe den und jenen Charakter von Dumas „**creirt**“, bemerkte er ironisch in seinem Reisetagebuch: „Sonst besorgt das der Dichter.“ Myriad-minded, wie das nach Guglia Mitterwurzer oder vielmehr jeder vielseitige Mime wäre, der tragische und komische, groteske und naive, Verbrecher- und überirdische Wesen, Gespenster und Dämonen zum Besten gibt, ist meines Erachtens nur der ursprüngliche Schöpfergeist des Dichters, dessen Gedanken und Gestalten der Schauspieler schlankweg nachzuschaffen hat. Es ist eine Verkennung beider, der produktiven und der reproduktiven Leistung, Darsteller und Dichter gleiche Bedeutung und gleiches Recht zuzumessen. Der größte Schauspieler ist und bleibt auf die Dauer ohnmächtig, wenn er nicht auf den Dramatiker sich stützen kann. Der Dramatiker dagegen, so fern er was Rechtes ist, überlebt mehr als eine Schauspieler-Generation, unter Umständen, wie Shakespeare, Raimund und Molière, auch die eigenste, authentische Darstellung der eigenen Charaktere. . . .

Ein Schauspieler, der willkürlich Wort und Sinn und Absicht des Dichters modelt und umwandelt, versündigt sich deshalb meines Erachtens an beiden Künsten. Das hat Mitterwurzer überoft gethan. In Wiesbaden verließ Gustav Freytag eine Vorstellung der „Journalisten“, in der Mitterwurzer den Text **seines** (nicht des Freytag'schen) Lustspiels sprach. In Wien schrieb mir nach einer Vorstellung des Pfarrers von Kirchfeld, in der Mitterwurzer den Hell spielte, Anzengruber lustig von der unerträglichen „Salbungs-Völlerei“ des galanten Abbé in der Sommerfrische. Schiller und Goethe und Shakespeare konnten nicht selbst Einspruch erheben gegen alle Eigenmächtigkeiten von Mitterwurzer's Franz Moor, Mephisto, Macbeth. Allein bei aller Bedeutung von Mitterwurzer's Naturgaben, seinem Temperament und Künstlerfleiß gab es und gibt es Kenner genug, die das in ihrem Sinne thun, ja die sogar in seinem Hjalmar ein Letztes, Bestes vermißten: Die Selbstentäußerung des bescheidenen nachbildenden Künstlers, der sein Urbild nicht schulmeistern, sondern nur naturgetreu wiederholen will. Ein wenig besser war es auch mit dieser Eigenheit Mitterwurzer's in der letzten Zeit geworden. Jedenfalls hatte er uns niemals zuvor Runderes und Reicheres genießen lassen, als in den letzten zwei, drei Jahren, in denen er unablässig anregend und angeregt vorwärts und aufwärts schritt. Seine häufig verwegene Barbaren-Kunst war nichts weniger als Kunst-Barbarei. Und all das, eine gewaltige Gegenwart und gewaltigere Zukunft, auf einen Schlag dahin. Er konnte wirklich, mit Macbeth zu reden, später sterben.

Wien, 16. Februar.

Anton Bettelheim.

Eine deutsche Geschichte der französischen Litteratur.

Die von **Eduard Engel** verfaßte, im Verlag J. Bädeker in Leipzig erschienene „**Geschichte der französischen Litteratur** von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit“ ist unlängst in **vierter** Auflage und in neuer Bearbeitung herausgegeben worden.

Wir halten sie für eines der besten Bücher litterargeschichtlichen Charakters. Denn, obwohl sie sachlich Alles enthält, was der Gebildete über französische Litteratur zu wissen begehrt, sind die ungefähr 550 Seiten des Buches nicht mit Namen, Jahreszahlen und lexikonartigem Wissenskram vollgestopft, sondern eine schöne, lichtvolle Darstellung zieht sich durch alle Abschnitte des Werkes hin und macht das Lesen desselben zu einem Genuß. Für den Werth dieser Arbeit kommt ferner in Betracht, daß der Verfasser über Poesie feste und gesunde Grundsätze hat, die ihm ermöglichen, überall seine Urtheile sehr bestimmt und ohne Verklausulirung auszusprechen. Diese Grundsätze sind die des guten Geschmacks und des

bon sens, wie ein Litterarforscher beides gerade durch die Beschäftigung mit dem Schriftthum der Franzosen gewinnen kann. Zwar hat auch die französische Litteratur, namentlich die des 19. Jahrhunderts, ihre Extravaganten und ihre Dekadenten, ein Gigerlthum der Poesie, das vorübergehend sich einmal auf den Boulevards der Publizistik spreizt, aber dem Wesen gerade des französischen Geistes so sehr entgegengesetzt ist, daß es von einer Nation nicht ernst genommen wird, die mystischen Wust instinktiv zu hassen scheint. Insofern gibt uns Engel mit seiner Verurtheilung z. B. der Gruppe der sogenannten „Parnassiens“ oder der neuesten Symbolisten und Dekadenten nicht bloß sein persönliches Urtheil, sondern den — in Bezug auf die letztgenannten — vielleicht der Gegenwart vorauseilenden Richterspruch des französischen Volkes selbst. „Ce qui n'est pas clair, n'est pas français“ — diesen berühmten Satz Rivarols hat er nicht umsonst seiner Einleitung des Buches zu Grunde gelegt, wenn er auch beifügt, die französische Sprache sei „beinahe zu klar, um eine Sprache tiefster Poesie zu sein“. Indem wir letztere Bemerkung Engel's lesen, werden wir mit Recht voraussetzen, daß er sich und die Leser des Buches vor einer einseitigen Ueberschätzung derjenigen zahlreichen französischen poetischen Werke bewahrt, in denen die Scharniere der Logik zu deutlich knacken. In der That weist er z. B. bei Corneille darauf hin, wie der berühmte Dramatiker „den Widerstreit zweier Leidenschaften von dem durch sie beherrschten Helden in ermüdenden Für und Wider auskämpfen läßt.“

Angenehm wird das Buch Engel's auch durch die überaus zahlreichen Proben aus den Werken der zur Behandlung gelangenden Dichter. Indem man — fast immer im Original, selten in Uebersetzungen — bald Lesestücken aus der Prosa eines Pascal, Montesquieu, eines La Bruyère u. s. w., bald längeren und kürzeren Citaten aus den Versen eines Lafontaine, eines Alfred de Musset, Victor Hugo, Béranger u. s. w. begegnet, hat man eine ähnliche Empfindung, wie wenn man vor einer schönen Bibliothek steht, von deren Gestellen die Namen der besten Geister herabglänzen und wo man sich bald diesen, bald jenen Band erst zum Naschen, dann zu immer eifriger sich vertiefendem Lesen herunterholt. Und zu letzterem, d. h. zur genaueren Bekanntschaft mit manchem Dichter, den man bis dahin zu wenig beachtet hatte, muß eine so anregende Litteraturgeschichte führen; man ertappt sich auf dem Beschlusse, eine Menge Bücher anzuschaffen, was der Verfasser dieser Litteraturgeschichte vorausgesehen zu haben scheint, indem er in einem Anhang ein Verzeichniß der lesenswerthesten Bücher der französischen Litteratur aufstellt.

Wo immer wir dieses schöne litteraturgeschichtliche Werk aufschlugen, überall fühlten wir uns gefesselt. Bei Abschnitten, die in frühere Jahrhunderte, namentlich ins sechszehnte, siebzehnte und achtzehnte zurückgehen, ist das biographische und das geistige Bild des Dichters meistens in das damalige geschichtliche Zeitbild hineingezeichnet, was besonders für die Schriftsteller während der langen Regierung Ludwigs XIV. ein sehr richtiges Verfahren ist, da man sie fast alle ohne ihre Beziehung zum Hofe und zu den geistlichen und weltlichen Geistesströmungen ihrer Zeit nicht vollkommen würdigen kann. Uebrigens versteht sich von selbst, daß diese Methode auch gegenüber manchen Neueren, vor allem gegenüber Viktor Hugo, beobachtet wurde. Einer der schönsten Abschnitte ist der über Alfred de Musset, der „auch für ein deutsches Ohr ein echter Lyriker war“, und dem in Engel's Buch beinahe zwölf Seiten gewidmet sind. Im ganzen hatte der Verfasser wohl überhaupt die Absicht, die neuere französische Litteratur mit besonderer Ausführlichkeit zu behandeln, indem er sich sagen durfte, daß über die älteren Klassiker wie Corneille, Racine, Molière die Akten gewissermaßen geschlossen sind, während die französische Litteratur unsers Jahrhunderts in Deutschland noch lange nicht so bekannt ist, wie man annehmen möchte, wenn man auf den Theaterzetteln der deutschen Städte Sardou und andere französische Dramatiker häufig vertreten sieht. Dafür hat sich Engel bemüht, die kürzer gefaßte Berichterstattung über die älteren Klassiker dadurch interessant zu machen, daß er mancherlei mittheilt, was vielen Lesern neu sein möchte, z. B. daß Richelieu Corneille gegenüber die Rolle zu spielen suchte, die man Francis Bacon gegenüber Shakespeare zugetraut hat; der Kardinal wollte durchaus als der Verfasser von Corneille's „Cid“ gelten und verfolgte nachher dieses Stück aufs ingrimmigste, da Corneille auf Richelieu's Antrag nicht eingegangen war. Aus diesem Grunde mußte die Akademie untersuchen, warum das mit Begeisterung aufgenommene Stück eigentlich werthlos sei („non si le Cid a plu, mais si en effet il a dû plaire“). Ebenso ist es von Interesse, die Niederlage der besten Tragödie Racine's, seiner „Phèdre“, wieder aufgefrischt zu sehen; „der unverdiente Mißerfolg kränkte den Dichter so schwer, daß er zwölf Jahre lang sich von jeder Arbeit für die Bühne fern hielt.“ Wir beschränken uns auf diese Andeutungen, obschon aus Engel's Darstellung der zeitgenössischen Litteratur Frankreichs auch viele sehr anziehende Einzelheiten könnten mitgetheilt werden. Schon der Umstand, daß die modernsten Namen wie Rod, Verlaine, Maeterlinck u. s. w. noch Berücksichtigung gefunden haben, beweist, daß die Neuauflage des werthvollen Buches auch wirklich eine Neubearbeitung ist; dies geht aber auch aus den früheren Abschnitten hervor, die ebenfalls manche Ergänzung erfahren haben. So besitzen wir in diesem vortrefflichen Werke ein Lese- und Nachschlagebuch über die gesammte französische Litteratur, wie man es sich besser nicht wünschen mag; da es auch Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten dienen soll, ist der Preis trotz dem so bedeutenden Umfange auf nur 5 Mark (geb. 6 Mark) angesetzt worden.

Bern. J. V. Widmann.

Theater.

Neues Theater (Dramatische Gesellschaft): „Agnete“. Drama in 3 Akten von Amalie Skram. — Berliner Theater: „Der Gymnasialdirektor“. Schauspiel in 4 Aufzügen von Eugen Zabel und Alfred Bock.

Wenn ein freiheitlicher Gedanke erst seine Schwungkraft soweit eingebüßt hat, daß er wohl uniformirt einhergeht, und nun durch die Straßen zieht und Gefolgschaft wirbt — es findet sich da zumeist ein seltsames Gefolge zusammen. Nun ist der Gedanke der Frauenemanzipation da, und seit ein paar Jahren regt sich's in der Litteratur von streitbaren Frauen — ein seltsames Gefolge! Da ist Sarah Grand, die mit hysterisch mystischen Geberden die Männerkeuschheit predigt; da ist Gabriele Reuter, die selbst ganz altjüngferlich den Muth findet, von den Qualen geistiger und sexueller Altjüngferlichkeit dem Volke zu reden; da ist Helene Böhlau, die für den Freiheitsgedanken mit dem Hassen und Lieben eines starken Herzens wirbt und die derselbe Freiheitsgedanke zu künstlich ekstatischem Originalitätstanz verführt; da ist die Frau, hinter deren Emanzipationsreden gealterte Backfischkoketterie kauert; da sind, Gott Lob, ein paar Frauen, die mit nüchterner Klarheit und starker Sachlichkeit schreiben und handeln. Man möchte sagen: der Mensch ist dumm, die Menschen sind klug; denn so seltsam zum großen Theil die Einzelerscheinungen anmuthen, sie alle zusammen sind doch das Gefolge der Freiheit. Und es sind nicht die Schlechtesten, die sie berauscht.

Man muß solche Erscheinungen in ihrer Gesammtheit ins Auge fassen, will man ihnen gerecht werden. Die Dramatische Gesellschaft freilich dachte anders darüber. Sonst hätte sie wohl nicht Amalie Skram's Drama „Agnete“

zur Aufführung gebracht. Denn „Agnete“ ist nur aus dem großen Freiheitsdürsten begeisterter Frauen zu verstehen; schön als Symptom, kärglich an sich.

Mit großem Kraftaufwand wälzt Amalie Skram ein winziges Problemchen und schließlich entrollt ihr dennoch die tückische Murmel. Agnete ist eine geschiedene Frau, sie steht mittellos da. Ist man gutherzig, so nimmt man mit der Verfasserin an, daß ihr nichts übrig bleibt, als sich zu verkaufen oder zu stehlen. Sie stiehlt, lebt von wiederholtem Diebstahl und vindicirt ihn in den ersten beiden Akten — es gibt eine höhere Gerechtigkeit und einen dritten Akt! — als Recht ihrer Persönlichkeit. Sie darf stehlen, denn sie hat ein Recht, sich rein zu erhalten. Sie darf umsomehr stehlen, da sie freundlich nur den Reichen von ihrem Ueberfluß nimmt und Armen, die offenbar dies Recht der Persönlichkeit nicht haben oder minder begabt sind, von ihrem schwer Erworbenen mittheilt. Sie tritt dem Mann gegenüber, den sie liebt, und gesteht ihm ihr Verbrechen. Amalie Skram und sie sind sich nicht mehr ganz bewußt, wie weit magdalenenhafte Reue, wie weit das manchmal sehr unbequem werdende Recht der Persönlichkeit den Ausschlag zu geben haben. Genug, er schließt sie verzeihend in seine Arme und darüber fällt der Vorhang des zweiten Aktes. Daß ich's nicht vergesse, in diesem zweiten Akt sind Ansätze zu innerlich dramatischen Vorgängen.

Aber trau einer den Männern über die Pause zum dritten Akt! Der Mann kommt wieder und ist wie umgewandelt. Schon vorher hatte er nicht ohne essayistische Veranlagung sich über seine antimodernen Ansichten verbreitet, jetzt ist er der krasse, feige Philister geworden. Er verläßt sie. Und das ist ein großes Glück. Denn nun kann Amalie Skram gegen ihn ihre Satire wenden, und das Recht der Persönlichkeit kann über seiner Leiche der höheren Gerechtigkeit die Hand reichen. Und Agnete nimmt, um zu büßen, eine Stellung an, die gar nicht schön ist; da oben im Norden, bei kranken Kindern. Ein ganz herzloser Philister könnte fragen: Frau Agnete, warum nicht früher?

Agnete steht in einem Milieu, mit dem sie herzlich wenig gemein hat. Nur aus ein paar erzielten Kontrastwirkungen läßt sich die Zugehörigkeit der zuweilen ganz lustigen Nebenpersonen erklären. Die Bühne stellt ein Maleratelier dar. An der Außenthür stehen, vermuth' ich, die Worte: hier darf man ohne zu klopfen und zwecklos eintreten. In der guten, alten, ehrlichen Zeit nannte man solch Milieu in den Bühnenangaben: ein öffentlicher Platz.

Und doch, an ein paar Stellen offenbart Amalie Skram die Fähigkeit, mit einem Wort seelische Wirrnisse blitzhell zu beleuchten. Und wer durch die trüben Nebel dieses Dramas hindurchzublicken vermag bis ins Herz der Verfasserin, der mag sagen, die Gedanken in „Agnete“ sind thöricht und verzerrt, der Gedanke, der sie hervorrief, ist ehrlich und gut: Freiheit der Entwicklung den Frauen!

Der öffentliche Platz, Maleratelier benamset, war auf der Bühne des Neuen Theaters apart und individuell hergerichtet. Daß sich Maria Reisenhofer nicht sonderlich um die Gestalt der Agnete bemühte, ist, denk ich, verzeihlich. Hermann Hoock und Paula Cartsen gaben ein geottertes Künstlerehepaar, die zu Schmarotzern an Kunst und Künstlern geworden sind, mit Humor und Lebensfrische. Genug, „Agnete“ ist aufgeführt worden; — plaudite amici!

Auch die andere Novität der Theaterwoche „Der Gymnasialdirektor“ von Eugen Zabel und Alfred Bock stand unter dem Zeichen des siebenten Gebots. Man glaubt gar nicht, wie dramatisch ausgiebig solch ein Gebot ist.

Fertigt ein Unterprimaner, der eben versetzt werden soll, Nachschlüssel zur Geldschatulle eines Gastwirths an, um einem Mitschüler dadurch Gelegenheit zum Diebstahl zu geben, so ist das traurig. Thut er's aber, um eine Beschimpfung seines todten Vaters an dem bösen Gastwirth zu rächen, so ist das tragisch. Will's aber dichterische Fügung, daß sein Gymnasialdirektor, annoch unverehelicht, seine verwittwete Mutter liebt, daß er die liebende Rechte der Mutter, die erziehende Linke dem Sohne reicht, dann gibt's ein Schauspiel.

Freilich, kein thränenloses. Eugen Zabel und Alfred Bock sind Pessimisten. An dieser Welt-Einrichtung ist etwas, das ihnen nicht gefällt. Am Gymnasialdirektor erweist sich das. In der Lehrerkonferenz entsteht ein allgemeines Schütteln des Kopfes, als er besagten Unterprimaner sanft durch die Versetzungsstrudel zieht. In der Provinzialhauptstadt aber gellt von Skattisch zu Skattisch ein Schrei der Entrüstung, als es kund wird, daß der Gymnasialdirektor die Wittwe eines Betrügers liebt; ein Verhältniß mit ihr hat, wie schlechte Menschen sagen. Ein Geheimrath erscheint auf dem Plan und offenbart recht deutlich die Ungerechtigkeit dieser Welt: er suspendirt den Gymnasialdirektor. Man fürchtet, daß dem nichts übrig bleiben wird als vom Recht seiner Persönlichkeit Gebrauch zu machen; schaudernd sieht man das siebente Gebot von neuem vor sich. Aber nein; der Gymnasialdirektor ist groß als Pädagog, groß auch als Shakespeareforscher. Und wer bisher daran gezweifelt, der mag ihn hier erfahren, den Segen der Oberlehrerlitteratur. Der Gymnasialdirektor quittirt sein Amt und zieht sich stolz auf sein Shakespearewörterbuch zurück.

Nicht mit gemeiner Wirklichkeit hat man's zu thun. Ich möchte sagen, der Weltlauf ist in seinen Tiefen aufgedeckt. Daß der Direktor so um sein Gymnasium kommt, was will das sagen? Zu einer Offenbarung wird das erst, wenn man sieht, daß dieser Direktor einen Lehrer um sein Oberlehrerthum gebracht hat, weil er ein Verhältniß zu einer verheiratheten Frau hatte und ihre Söhne schamlos protegirte. Und das sieht man. Und man hört auch Probleme diskutirt, die jedem Vater schulpflichtiger Kinder heut am Herzen liegen müssen: Gymnasium oder Realschule oder Reformgymnasium?

Den neuen Gedanken des Zabel-Bock'schen Schauspiels gegenüber empfand ich die ältlichen Dekorationen des Berliner Theaters schmerzlich. Die Aufführung war so übel nicht. Das Oberlehrerkollegium war fast durchweg glücklich repräsentirt; Albert Bassermann war als Oberlehrer Fuchs ganz lebensvoll und eigenartig. Schwerer war es den Darstellern der Hauptrollen gemacht: Kraußneck als Gymnasialdirektor und Teresina Geßner als Unterprimanermutter waren nicht recht schlicht. Für das Berliner Theater aber wird es wohl nach dieser Episode wieder heißen: „Kaiser Heinrich, Du sollst aufstehn“.

Ernst Heilborn.

Jewish Life in the Middle Ages by Israel Abrahams, M. A. London. 1896. Macmillan & Co.

Das vorliegende Buch bildet den ersten Band der neulich angekündigten und von Joseph Jacobs herausgegebenen „Jewish Library“. Es beruht auf gründlichen Forschungen und schildert in lebendiger Darstellung und mit rein sachlicher Auffassung das Leben der Juden im Mittelalter und liefert einen äußerst werthvollen Beitrag zur europäischen Kulturgeschichte. Unter dem Ausdruck „Mittelalter“ versteht man gewöhnlich den tausendjährigen Zeitraum zwischen dem Untergang des Weströmischen Reiches (476) und der Entdeckung Amerikas (1492). An diese Grenzpunkte kann man sich jedoch nicht festhalten, da das Wort außerdem eine sittliche Bedeutung hat und nicht bloß eine bestimmte Epoche, sondern auch eine gewisse Stufe der geistigen Entwicklung, der Rechtspflege und der allgemeinen Civilisation bezeichnet. Das heutige Rußland ist in mancher Beziehung weder kirchlich noch politisch über mittelalterliche Zustände hinaus; namentlich tragen die dortigen Bedrückungen der Juden alle Merkmale jenes finsteren Zeitalters, in dem das Leben und Eigenthum der Staatsangehörigen der willkürlichen und unumschränkten Gewalt und den zufälligen Launen des Herrschers ohne jeden rechtlichen Schutz ausgesetzt wurden. Neulich hat der Korrespondent einer englischen Zeitung aus Odessa berichtet, daß dank dem großmüthigen und theilnehmenden Wesen der jungen Zarin die russisch israelitische Frage eine für die bisher so arg Verfolgten glücklichere Wendung zu nehmen scheint. Diese edle Gesinnung macht der Gattin des Autokraten alle Ehre; aber was sollte man von einem Regierungssystem denken, unter welchem das Glück oder Unglück einer großen

Menschenklasse von der Gunst oder Ungunst einer einzigen Person abhängig sei? Hier haben wir eine Fortsetzung mittelalterlicher Verhältnisse: die Juden werden als Staatseigenthum oder als das bewegliche Vermögen des Kaisers behandelt und dementsprechend geschützt oder geschont oder nach Belieben vernichtet; von unveräußerlichen Menschen- und allgemein anerkannten Bürgerrechten ist dabei keine Rede.

Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und geschäftlichen sowohl, als des geistigen und religiösen Lebens der Juden im Mittelalter war die Synagoge, die der Bedeutung des Wortes entsprechend zum Versammlungs- (Keneseth) und Berathungsort der Gemeinde diente. Diese Tendenz wurde durch die christliche Unduldsamkeit, welche die Synagoge als eine ihren gottesdienstlichen Zweck überlebende und deshalb vollständig unberechtigte Nebenbuhlerin der Kirche mit feindlichen Augen betrachtete, noch gestärkt, und hat erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit der durch die französische Revolution bewirkten politischen Emanzipation der Juden nachgelassen. In dem ersten und zweiten Kapitel wird eine eingehende und sehr anschauliche Schilderung dieser Verhältnisse gegeben und die hohe Bedeutung der Synagoge für das Gemeindeleben hervorgehoben und auseinandergesetzt. Darauf folgen interessante Abschnitte über die Kommunalorganisation und -Angelegenheiten im Allgemeinen, über die Stellung, Bildung und Amtspflichten der Rabbiner, über die rabbinischen Synoden über die Beschaffenheit und Tragweite der von ihnen gefaßten Beschlüsse, und namentlich über die Entstehung und Entwicklung des Ghettos, der zuerst zum Schutz und nicht zur Strafe der Insassen errichtet und von diesen öfters als ein Recht gefordert wurde. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts hörte jedoch der Ghetto auf eine Schutzwehr zu sein und wurde ausschließlich als ein Pestort angesehen, wo die Juden beständig unter Quarantäne gelegt, oder als ein Verließ, in welchem sie eingesperrt wurden und stets zu finden wären; allemal wenn der fanatisirte Pöbel nach ihrem Blute lüstete. Enge, dunkele Straßen, hohe Häuser, feuchte und finstere Wohnungen und die damit verbundenen gesundheitlichen Zustände kennzeichneten sämmtliche mittelalterliche Städte und der Ghetto war anfangs nicht schlimmer daran als andere Stadttheile; aber in der Regel wurden die Grenzen des Judenviertels mit der Zunahme der Bevölkerung nicht erweitert. Es kam z. B. in Rom vor, daß 10000 Menschen auf weniger als einem Quadratkilometer zusammengedrängt wurden und sehr häufig mußten mehrere Familien dasselbe Zimmer bewohnen. Diese fast unerträgliche Lage wurde durch den jährlichen Austritt des Tibers, der den Ghetto überschwemmte und in einen Sumpf verwandelte, noch verhängnißvoller gemacht. In einigen Städten verlegte man sogar die Bordelle nach dem Ghetto, um ihn noch mehr in Verruf zu bringen. Den Juden wurde es auch in vielen Fällen verboten, sich in den Flüssen zu baden, welche die Christen zu gleichem Zwecke benutzten. Es dient als ein vorzügliches Zeugniß von der Reinlichkeit und strengen Sittlichkeit der Juden, daß trotz aller derartigen Uebelstände die Durchschnittssterbeziffer im Ghetto nicht größer war, als bei den unter viel günstigeren Verhältnissen lebenden Christen, und das Familienleben der Juden, dieser Zusammendrängung der Bevölkerung und dieser Aufdringung der Prostitution ungeachtet, sich auffällig unbefleckt erhalten und durch kernhafte Tüchtigkeit vor Lockerung und Verfall bewahrt hat. Der bekannte englische Spruch: „Marriages are made in Heaven“ kommt vom Talmud her, der eine Menge sinnverwandter Sätze enthält, die auch in der rabbinischen Lehre von der Ehe betont und eingeschärft wurden und sich im Leben mehr oder weniger geltend machten. „Nicht Geld, sondern Charakter ist des Weibes beste Mitgift“, sagte ein namhafter Rabbi, und darnach zu handeln, war man im Allgemeinen bestrebt. Ungemein anziehend und belehrend sind die Kapitel über Liebe und Liebeswerbung, über Ehestiftungen und Eheschließungen, Kindererziehung, Behandlung der Dienstboten, Gastfreundschaft, Feste und Fasten, Hochzeitsschmäuse und -gedichte, die Würdigung und Werthschätzung der Frauen u. dgl. m. Mädchen wurden häufig unter die Haube gebracht, ehe sie die Kinderschuhe ausgezogen hatten. In einem jüdischen Gesetzbuch steht die folgende Vorschrift: „Es ist die Pflicht eines jeglichen Juden, in seinem achtzehnten Jahre zu heirathen.; nimmt er ein Weib noch früher, so ist sein Betragen desto löblicher; aber keiner sollte sich vor dem dreizehnten Jahre verheirathen.“ Im Mittelalter, namentlich nach dem zwölften Jahrhundert, traten die meisten Mädchen vor dem zwölften Lebensjahre in den Ehestand. Solche Kinderehen kamen jedoch nicht nur bei Juden und im Morgenlande, sondern auch bei Christen in Europa vor; aber Herr Abrahams irrt sich, wenn er behauptet, die heilige Elisabeth von Ungarn sei als vierjähriges Kind mit dem elfjährigen Ludwig, Erblandgraf von Thüringen, vermählt; sie wurde in diesem Alter mit dem Knaben verlobt und nach der Wartburg geführt, aber die Trauung fand erst zehn Jahre später statt. Ueber die Gewerbe, Handelsthätigkeit und sonstige Beschäftigungen der Juden, ihren Widerwillen gegen das Theater und auch zum Theil gegen Musikaufführungen, die lustigen, im siebenzehnten Jahrhundert besonders beliebten Purimspiele und die ernsteren, im Hebräischen verfaßten Dramen, über Putzsucht, Kleiderordnungen, Aufwandgesetze und Absonderungszeichen, Erziehungswesen und Kultur, Wohlthätigkeitsanstalten, Armen- und Krankenpflege, und mittelalterliche Belustigungen im Freien und im Hause wird ausführlich berichtet. Zum Schluß werden die trotz aller antisemitischen Verordnungen und Vorurtheile oft sehr herzlichen persönlichen Beziehungen zwischen geistesverwandten Christen und Juden erwähnt, von denen die innige Freundschaft zwischen Dante und seinem Bewunderer und Nachahmer, Immanuel zu Rom, ein ausgezeichnetes Beispiel liefert. Herr Abrahams hat sein vortreffliches Buch mit einer langen Liste von hebräischen Quellenschriften und einem guten Register versehen und die Brauchbarkeit desselben dadurch bedeutend erhöht.

E. P. Evans.

Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von J. Feis. J. A. Ed. Heitz, Straßburg.

Dieses Büchlein enthält Ruskin's Nationalökonomie und besteht fast gänzlich aus Auszügen, die seinem berühmten „Unto this Last“ entnommen sind. Ob ein Bedürfniß nach Ruskin's Ansichten über den Gegenstand der politischen Oekonomie vorhanden ist? Man ist um so eher berechtigt, diese Frage zu stellen, als Ruskin's Buch um 1860 geschrieben wurde und von den zünftigen Nationalökonomen fast einmüthig unbeachtet geblieben ist. Das Aufsehen, das es zur Zeit seiner Veröffentlichung machte — es war so groß, daß sein Erscheinen in „Cornhill's Magazine“ von dem Herausgeber, einem Freunde Ruskin's, nach dem dritten Kapitel aufgehalten wurde, weil man die darin enthaltenen Ausfälle gegen die Manchesterschule für ebenso rücksichtslos wie unbegründet hielt — ist wissenschaftlich spurlos vorübergegangen. Das Buch hat trotzdem eine große Wirksamkeit hinter sich, es gehörte zu den besten Leistungen jener Gruppe ethischer Sozialisten, an deren Spitze in England Carlyle stand, und die, ohne an die Aufhebung der gegenwärtigen Eigenthumsordnung und die Aenderung des bestehenden kapitalistischen Wirthschaftssystems zu denken, durch Ethisirung und Sozialisirung der Besitzenden eine Besserung in der Lage der arbeitenden Klasse herbeiführen zu können meinte. Von der materialistischen Geschichtsschreibung wird bekanntlich bestritten, daß die Bemühungen dieser „Ideologen“ materielle Folgen hatten; die Ideen seien an sich schon immer ein schwacher Abglanz der wirklichen Machtverhältnisse, kämen an sich schon immer hinterher und hätten da am wenigsten Einfluß, wo sie im Kampfe widerstrebender Interessen auf die psychologisch schwächsten Motive: die religiösen und moralischen Instinkte der streitenden Individuen zurückgriffen. So wird die Geschichte eine Geschichte der Klassenkämpfe, und es bedarf kaum der Erinnerung, daß Ruskin, Carlyle, Maurice, Kingsley, überhaupt die moralisirenden und die christlichen Sozialisten Englands (wie auch anderer Länder) diese Auffassung nicht nur nicht theilten, sondern zum Theil für das herrschende Chaos verantwortlich machten. Dem sei wie ihm wolle: es ist jedenfalls ein eigenes Schauspiel, Männer wie Ruskin in dem Augenblicke, wo sie sich anschicken, durch Zureden, Ermahnungen, Insgewissensprechen, Verwünschungen und Verwarnungen, kurz: durch den ganzen wohlbekannten Apparat pathetischer Weltverbesserer auch die wirthschaftlichen Mißstände zu heben, Ursprung und Fortbestand der ökonomischen Grundlagen der Kultur so naiv realistisch fassen, so grob materialistisch zeichnen und sehen, daß sie den Liebhabern der grellsten Beleuchtung menschlicher Gemeinheiten und Verkehrtheiten aus dem verbitterten Herzen reden. Einmal auf dieser Spur, entdecken aber auch Propheten wie Carlyle und Ruskin Zusammenhänge, die dem nüchternen Forscherauge zu entgehen pflegen, und darin liegt meines Erachtens der **noch** bestehende Werth des von Herrn J. Feis theilweise vorzüglich übersetzten Buches. Die Ruskin'sche Werthlehre ist ein Stück naiver Genialität und als Ergänzung wissenschaftlicher Theorien höchst bemerkenswerth; sie wird ohne Zweifel den „Materialisten“ willkommen sein. Auch scheint mir, daß man an diesem Büchlein Ruskin's, an seinem Inhalt wie an dem in immer neuen Auflagen sich kundgebenden ungestillten Bedürfniß nach ihm, vortrefflich studiren kann, wie in dieser Art Ideologie nicht nur ein Stück Vergangenheit, sondern weit mehr Gegenwart und Zukunft steckt, als die strengen Geschichtsforscher und Wissenschaftler zugeben wollen.

Paris. S. Saenger.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 22. Berlin, den 27. Februar 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4987 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es ist den Großmächten gelungen, eine Ausbreitung des orientalischen Brandes bisher zu verhüten, obgleich die Verhältnisse auf Kreta selbst bisher sich nicht geändert haben, und obgleich die Flotten der Großmächte sogar gezwungen waren, die gegen Kanea vorrückenden Aufständischen mit Geschützfeuer zurückzuscheuchen.

Bei der Schwierigkeit der Lage ist das Ausbleiben einer Verschlimmerung schon ein Gewinn, und von noch höherer Bedeutung ist es, daß die Einigkeit der großen europäischen Staaten nicht auseinander gebrochen ist. Die Reden, die Herr von Marschall bei uns im Reichstage, die Mr. Balfour im englischen Parlament und Minister Hanotaux in der französischen Deputirtenkammer gehalten haben, sind dafür ein Zeugniß.

Die großen Mächte sind danach gemeinsam bestrebt, ein Aufrollen der orientalischen Frage hintenan zu halten und dem entsprechend solche Maßregeln in Uebereinstimmung zur Durchführung zu bringen, die eine Ausbreitung der revolutionären Bewegungen im Orient verhindern, die die bisherigen Ruhestörungen ersticken, und die doch der Bevölkerung, zunächst auf Kreta, eine ruhige und der modernen Civilisation entsprechende Zukunft verbürgen.

Das Programm ist gut, aber die Ausführung ist schwierig, ist noch immer schwierig.

Fest steht bisher, daß Kreta an Griechenland nicht kommt, und daß der Insel doch eine Verfassung verliehen werden soll, die den lokalen Verhältnissen und zugleich den heutigen Rechtsanschauungen entspricht.

Mit beidem kann man einverstanden sein.

Wer sich für jede Volksbewegung begeistert, die im Namen des Nationalitätsprinzips losbricht, der ist in der Lage, sich auch für Griechenland zu enthusiasmiren. Begibt man sich aber aus der politischen Abstraktion in die reale Wirklichkeit, so hat man gar keine Veranlassung, sich für das heutige Hellas zu erwärmen. Ein Land, welches seine inneren Verhältnisse so schlecht verwaltet, daß es sich in chronischem Zustande des Bankerottes befindet, und welches überdies in so böswilliger Weise übernommene Verpflichtungen bricht und wieder bricht, hat auf Sympathien keinen Anspruch und hat vor allem nicht den Beweis erbracht, daß es über jene politischen Fähigkeiten verfügt, die zu einer civilisatorischen Mission und zu einer geordneten Führung der Staatsgeschäfte nothwendig sind. Dazu kommt ein Zweites. Gestattet man Griechenland auf Grund eines internationalen Rechtsbruches eine Vergrößerung seines Länderbesitzes, so reizt man die anderen Balkanvölker mit gleichen Mitteln gleichem Ziele zuzustreben, und damit vergrößert man die Gefahr einer allgemeinen Erhebung in den Ländern des Sultans.

Da diese Auffassung jetzt von allen Großmächten getheilt ist, so wird es nicht schwer sein, Griechenland zur Vernunft zu bringen.

Auch die Durchführung der Reformen in Kreta selbst wird dann humaner und schneller erfolgen, wenn die Großmächte sie in die Hand nehmen, als wenn sie in der Hand der Griechen liegt. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß eine Uebergabe Kretas an Griechenland gleichbedeutend mit einer Ausrottung und Vernichtung der Mahomedaner wäre; der Jahrhunderte alte Haß der Rassen gegeneinander könnte zu solcher Lösung der Nationalitätsfrage wohl verleiten. Will man dem vorbeugen, so müssen die Großmächte ihrerseits eine unabhängige Macht auf Kreta schaffen, die Mahomedaner wie Christen im Zaum zu halten vermag; ob dann noch formell die Insel als zum türkischen Reiche gehörig bezeichnet werden soll, das ist eine Frage, die für die Eintheilung der geographischen Handbücher Bedeutung hat, für die reale Politik hat sie keine Bedeutung.

Daß Deutschland in dieser Richtung energisch thätig ist, entspricht dem politischen Ziele, das wir seit fünfundzwanzig Jahren verfolgt haben. Eine Politik dieser Art

gewährt die meiste Aussicht auf Erhaltung des europäischen Friedens, und ihn zu erhalten haben wir für uns und für Europa das größte Interesse.

Aber eine solche Politik muß auch nicht den *Verdacht* aufkommen lassen, als sei sie von anderen als rein sachlichen Beweggründen diktirt.

Das Prestige, das darin liegt, es seien gerade *unsere* oder den unseren verwandte, diplomatische Vorschläge angenommen worden, kann uns ganz gleichgültig sein. Eine Macht wie Deutschland bedarf des „Prestiges“ im Napoleonischen Sinne nicht; wir besitzen durch unsere gesunde Kraft soviel Ansehen, wie wir gebrauchen. Wenn wir mit objektiver Nüchternheit, ohne andere Mächte bevormunden zu wollen, und ohne übereifrig Werth auf das Erringen diplomatischer Lorbeeren zu legen, die wir entbehren können, unsere Kräfte uneigennützig und doch mit Nachdruck für die Erhaltung des *Friedens* einsetzen, so ist das eine Politik, die in Deutschland auf allen Seiten Beifall finden wird. Wir haben dann gethan, was uns als einer großen Kulturnation zu thun obliegt; wir wirken für den Frieden, und wir haben auf jene Mittel hingewiesen, die diesem hohem Ziele dienen können.

Scheitert alsdann diese Politik in einem späteren Stadium gleichwohl, um so schlimmer für Europa. Deutschland ist dann politisch gleichwohl in eine üble Lage nicht gekommen. Ist es nicht möglich, größere internationale Verwicklungen im Orient zu verhindern, so kann Deutschland in seine Reserve wiederum zurücktreten und den Verlauf der Ereignisse zunächst abwarten. Für den Frieden *Aller* sich zu bethätigen hat Deutschland ein Interesse; für die eine Interessengruppe im Orient sich gegen die andere Interessengruppe zu engagiren, dazu hingegen hat Deutschland vorläufig gar kein Interesse und gar keinen Beruf.

Und gerade wenn Deutschland nach dieser Richtung sich für die Zukunft freie Hand hält, so wird es für die Aufrechterhaltung des Friedens wesentlich beitragen; denn die bei der orientalischen Frage interessirten feindlichen Gruppirungen der Mächte werden gewiß so lange sich hüten, die Verhältnisse auf die Spitze zu treiben, wie es unbekannt ist, in welche Wagschale schließlich Deutschland sein mächtiges Gewicht zu legen geneigt sein würde. Solche Zurückhaltung Deutschlands wird ein Zügel für jede waghalsige Politik, sie komme von welcher Seite immer, sein können.

Ob nicht die Entwicklung trotz den augenblicklichen günstigen Aussichten dem Abgrund schon zu nahe gekommen ist, bleibt fraglich. In Macedonien gährt es; in Bulgarien rüstet man; die mohamedanischen Albanesen sind gegen die Griechen bewaffnet worden; gegen die Türken schiebt Griechenland Truppen vor, und die Türkei erschöpft ihre letzten finanziellen Kräfte, um die Balkanhalbinsel mit Armeen zu belegen, die allen Möglichkeiten gewachsen sind. Sind die Zustände zu solcher Spannung gediehen, so kann noch immer der unbedeutendste Zufall Zusammenstöße und damit politisch Komplikationen herbeiführen, die mit diplomatischen Mitteln nicht wieder auszugleichen sind.

Die internationalen Gefahren bleiben also groß, und sie werden lange so bleiben, da die ganze türkische Herrschaft dermaßen zerfressen ist, daß es überhaupt nicht leicht ist, sich vorzustellen, wie ein allgemeiner Zusammenbruch noch längere Zeit hinausgeschoben werden kann. Bei solchen Möglichkeiten ist für Deutschland das Programm klar vorgeschrieben. Für den Frieden eine aktive Politik, so lange es geht; aber freie Hand, wenn er nicht mehr aufrecht zu erhalten sein sollte.

Die Verhandlungen zwischen der *freisinnigen Volkspartei* und der *freisinnigen Vereinigung* endeten so, wie man nach dem ersten Schreiben des Herrn Eugen Richter befürchten mußte. Den Inhalt dieses Briefes faßten wir damals an dieser Stelle in die Worte zusammen:

Eine formelle Ablehnung für den konkreten Vorschlag der freisinnigen Vereinigung und andererseits als Gegenvorschlag nur in Aussicht gestellt, „eine Kooperation in den dazu geeigneten Landestheilen“ . . „soweit uns dazu von unseren Parteigenossen in den betreffenden Gegenden im Verlaufe der Wahlbewegung bei Annäherung des Wahltermins eine Ermächtigung gegeben werden sollte“. Also für jetzt in dieser brennenden Frage: nichts, und für später: ferne Möglichkeiten.

Gleichwohl war es durchaus gut, daß nicht schon damals die Verhandlungen abgebrochen worden sind. Alle Möglichkeiten auch von Fraktion zu Fraktion mußten erschöpft werden, und diese Verhandlungen waren gerade auch in der *Oeffentlichkeit* eine absolute Nothwendigkeit. Dieses Problem von höchster Bedeutung für die Zukunft des Liberalismus in Deutschland mußte eingehend vor der *Bevölkerung* zur Diskussion gebracht werden; es mußte aber auch schon zur Erörterung gestellt werden, *ehe* unheilbarer verbitternder Zank in einzelnen Wahlkreisen zum Ausdruck gekommen war, wie er drohte.

Und dies wenigstens ist erreicht.

Die Vertrauensmänner der beiden freisinnigen Fraktionen kamen nur ein einziges Mal zusammen. Erschienen waren für die freisinnige Volkspartei die Herren Eugen Richter, Fischbeck, Dr. Schneider und Hugo Sachs; für die freisinnige Vereinigung die Herren Dr. Barth, Broemel und Dr. Pachnicke. Seitens der freisinnigen Vereinigung wurde folgender Antrag vorgelegt:

Wir beantragen: *Die Parteileitungen beider freisinnigen Richtungen* wollen eine *öffentliche Erklärung* folgenden Inhalts erlassen: „Wir empfehlen unseren Partei- und Gesinnungsgenossen, bei den kommenden Reichstagswahlen — unter thunlichster gegenseitiger Respektirung des gegenwärtigen Fraktionsbesitzstandes — in allen Wahlkreisen, wo ein ernsthafter Kampf gegen das Agrarierthum in Frage kommt, sich auf einen gemeinsamen Kandidaten zu vereinigen und diesen dann mit vereinten Kräften nachdrücklich zu unterstützen.“

Herr Eugen Richter lehnte diesen Antrag rundweg ab: er empfahl dagegen:

Provinzenweise die Verhältnisse der Wahlkreise zu erörtern und im Einvernehmen mit den Wählerschaften festzustellen, wieweit Einigungen schon jetzt vorhanden sind. Dies werde sich voraussichtlich für mehrere Provinzen, in denen die Agrarier in Betracht kommen, alsbald ergeben. Soweit Gegensätze übrig bleiben, würde die möglichste Ausgleichung derselben bei der Verschiedenheit der in Betracht kommenden Verhältnisse nur individuell sich erzielen lassen.

„Die Vertrauensmänner der freisinnigen Vereinigung führten dem gegenüber aus, daß ein derartiges Untersuchen der Verhältnisse in den einzelnen Wahlkreisen nothwendig zu einem *Hervordrängen* und zu einer *Verschärfung der etwa vorhandenen Gegensätze* führen müsse. Habe man solche Gegensätze erst einmal gleichsam offiziell konstatirt, so werde es nachher um so schwerer sein, beide Richtungen zu einem einheitlichen Vorgehen zusammenzufassen. Gerade deswegen mache die freisinnige Vereinigung den Vorschlag, nicht die Gegensätze zu ermitteln und hervorzuziehen, sondern schon jetzt die Wähler aufzufordern, unter *Zurückdrängung* der etwa vorhandenen *Gegensätze die einigenden Gesichtspunkte voranzustellen*. Darin liege kein Eingriff in die Selbständigkeit der Wahlkreise, es sei vielmehr die Erfüllung einer den Parteileitungen naturgemäß obliegende Pflicht.“

Uns scheint dieser Standpunkt zutreffend; aber es kommt noch eines hinzu. Da Herr Eugen Richter berechtigterweise und unter Zustimmung der freisinnigen Vereinigung erklärt hatte, daß den Wahlkreisen die letzte Entscheidung bleiben müßte, so hatten die etwaigen Ermittelungen durch die Vertrauensmänner der beiden Parteien gar keinen anderen als nur einen informatorischen Werth; man kam mit solchen Ermittelungen einer Verständigung nicht unmittelbar näher; die Verständigung können nur die Wahlkreise selbst herbeiführen und Alles, was die Parteileitungen thun können, wäre unserer Ansicht nach gewesen, den Wahlkreisen zu empfehlen sich zu einigen; wie sie das thun, das wäre ihre Sache gewesen.

Da auch dies nicht zu erreichen war, scheiterten die Verhandlungen. Wir sind überzeugt, daß schon die Aufforderung, man möge sich vertragen, die gesammte freisinnige Bevölkerung in eine gesunde, vorwärtsdrängende Bewegung gebracht hätte; und daß dann Elemente den Fraktionen wieder zugeströmt wären, die sich bisher miß-

muthig oder von der Ergebnißlosigkeit des Kampfes überzeugt, ferngehalten hatten. Gerade das Imponderabile einer siegeszuversichtlichen Stimmung ist im politischen Leben nicht zu unterschätzen.

Aber wenn dieses Ziel im ersten Anlauf, wie von Anfang an zu befürchten war, nicht erreicht worden ist; darum braucht doch Muthlosigkeit keineswegs Platz zu greifen.

Geben die Fraktionen nicht den Anstoß zu einer Kooperation aller Freisinnigen, so müssen dies nunmehr die versöhnligen Freisinnigen im Lande selbst thun. An ihre Energie muß appellirt werden; ihre Energie muß die vorurtheilslose Presse unermüdlich aufzurütteln und zu stacheln suchen.

Wenn diese Bewegung im Lande zu Stande kommt, und sie ist in der Entwicklung begriffen trotz aller Hemmungen, der sie ausgesetzt ist, so ist dies sogar das Beste; denn schließlich sind es doch die Wählermassen, die ihr Geschick selbst in die Hand nehmen müssen. Und diesen Wählermassen ist nur ein Rathschlag mit auf den Weg zu geben. Mögen sie den Fraktionsfanatismus in die politische Rumpelkammer werfen und mögen sie vorurtheilslos in Erwägung ziehen, welcher Kandidat in dem betreffenden Wahlkreis die meisten Aussichten auf den Erfolg hat, ob ein Nationalliberaler, dessen wirthschaftlicher und politischer Liberalismus echt ist, ob ein Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, der Freisinnigen Volkspartei oder der Süddeutschen Volkspartei — gleich viel; wer es alsdann auch sei, auf ihn müssen sich alle Stimmen, welche die Reaktion bekämpfen wollen, vereinigen.

Daß ein solches Programm nur der Freisinnigen Vereinigung auf den Leib geschnitten sei, wird man nicht behaupten können; daß es aber alle Kräfte gegen die Reaktion wirkungsvoll zur Entwicklung bringen würde, das muß man zugeben. Zu diesem Ziel wird man gelangen mit gutem Willen und mit jener politischen Vorurtheilslosigkeit, die über alle Nebenrücksichten, die Hauptaufgabe im Auge behält.

Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die Absicht hegen sollte, jedweden phantastischen Plan zur Vergrößerung der deutschen Flotte noch besonders zu diskreditiren, so ist ihr dies in einem Artikel, der sich mit Ausführungen des englischen „Spectator“ beschäftigt, in hohem Grade gelungen. Die englische Wochenschrift erörtert nämlich die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland, und sie weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß in solchem Kampfe, der ein Seekrieg sein müßte, Deutschland in hohem Grade den Kürzeren ziehen würde. Folglich, so meint die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, muß unsere Flotte verstärkt werden. Etwa in dem Grade, daß unsere Flotte der englischen gewachsen ist? müßte man fragen. Da dieser Unsinn wohl von Niemandem in Deutschland verlangt werden dürfte, so möchten wir einen anderen Vorschlag machen. Wir in Deutschland, wie unsere Vettern in England mögen dafür sorgen, daß die Geschicke beider Länder stets von zurechnungsfähigen Regierungen geleitet werden, die den Wahnsinn eines deutsch-englischen Krieges nicht begehen, gegen den die napoleonische Meriko-Expedition eine Harmlosigkeit gewesen wäre; — dann bestehen jene Gefahren nicht.

* *
*

Der idyllische Anarchismus.

Wenn man von „Anarchismus“ hört, so pflegt man gleich an jene Vertreter dieses Prinzips zu denken, die die (nach Octave Mirbeau) „schöne Handbewegung“ des Bombenwerfens vornehmen; und bei dieser Vorstellung mag es denn freilich recht parador klingen, wenn wir von „idyllischem Anarchismus“ sprechen. Indeß ist für solche Ausschreitungen eines kranken Fanatismus die Weltanschauung nicht verantwortlich, die ihn hervorgebracht hat. Wie jene „Propagandisten der That“, toll oder verrucht, unschuldige Männer, Frauen, Kinder umgebracht haben, lediglich um „gegen die Bourgeoisie zu protestiren“, so haben Katholiken Frauen und Kinder der Protestanten, Protestanten Frauen und Kinder der Katholiken, Christen aller Konfessionen Frauen und Kinder von Juden hingemordet, ohne ihren Opfern persönliche Schuld zuzuschreiben, lediglich um „die Giftsaat auszurotten“. Solche Frevelthaten hat der Fanatismus zu verantworten, nicht die Religion oder Konfession, nicht die politische oder soziale Ueberzeugung. Will ich nun auch die Anschauung, die sich in kranken oder verbrecherischen Gehirnen zu den Thaten der Henry, Ravachol, Caserio auswuchs, mit denen nicht auf eine Stufe stellen, deren sittliche Höhe doch die Mordthaten eines Ravaillac und Karl IX. nicht verhindern konnte, so ist doch nöthig, auf die Analogie zwischen religiösen und anarchistischen Verbrechen zu verweisen, schon damit mir der liebenswürdige Verdacht erspart bleibt, ich hielte jene Unthaten für einen Gegenstand idyllischer Betrachtung!

Der Anarchismus als Weltanschauung ist natürlich nicht die Lehre vom Gebrauch des Dolchs und des Dynamits, nicht einmal, wie sehr Viele sich vorstellen, die Lehre von der zügellosen Freiheit jedes Einzelnen, sondern er ist seinem Wesen nach nichts anderes als die Lehre von der Entbehrlichkeit und Gefährlichkeit des Staates. Ist nun auch uns Allen der Begriff des Staates zu einem der wichtigsten Faktoren der Ethik geworden, so darf man deshalb doch nicht gleich den unsittlich schelten, der hierüber ketzerische Meinungen hat. Man träfe damit wahrlich recht Viele, deren Moral die heutige beschämt. Die Philosophen des Alterthums haben großentheils den Staat abgelehnt oder höchstens als ein den unweisen Massen nöthiges Uebel angesehen. Das Christenthum ist, mindestens nach der Lehre sehr vieler strenger heiliger Männer, prinzipiell dem Staat als einer Erscheinungsform der „Welt“ abgeneigt; und wo immer man auf die Urformen des Christenthums zurückgehen wollte, sonderte man sich feindlich oder gleichgültig vom Staat ab, in den Mönchsorden wie in den pietistischen Cirkeln. Und als in unserem Jahrhundert der große dänische Ethiker Kierkegaard auf das echte Christenthum drang, erklärte er inmitten der höchsten politisch-patriotischen Aufregung seines Vaterlandes die Interessen des Staates für gleichgültig.

Indeß, in all diesen Fällen handelt es sich doch wesentlich erst um eine persönliche Ablehnung des Staates. Vielleicht stehen alle diese Staatsfeinde zu dem Gegenstand ihrer Abneigung nicht anders als die Mehrzahl der Gebildeten heut zur Kirche: das Bedürfniß einer individuellen Auffassung sondert sie von dem festen Bau ab, den sie Anderen ruhig überlassen. Wie aber neben diesen, die man die „Indifferenten“ nennt, weil sie nicht gleichgültig genug sind, um die Widersprüche zwischen ererbten Dogmen und erworbenen Erfahrungen zu übersehen, Kirchenstürmer stehen, Männer, denen jener feste Bau der Satzungen selbst ein Gräuel ist, so sind auch dem Staat gegenüber Andere eifrig bemüht, ihr „Ecrasez l'infame!“ zu rufen. Und hier hört denn freilich der Anarchismus auf, Privatsache zu sein: er will ein Gut zerstören, daß der ungeheuren Mehrzahl zweifellos ist und vielleicht dauernd unersetzlich ist.

Es ist bezeichnend, daß der erste hervorragende Vertreter dieses (in solchem Sinn) kriegerischen Anarchismus ein Zeitgenosse der großen Religionsstürme ist: jener Etienne de la Boetie, Montaigne's theuerster Freund, der, achtzehnjährig, 1548 seine berühmte Abhandlung „de la servitude volontaire, ou le contr'un“ schrieb. Ich kenne sie nur aus Referaten; aber diese schon machen es deutlich, daß de la Boetie jeder Autorität den Krieg erklärte, als einer Gefahr für die angeborene Freiheit des Menschen. Vor allem aber wandte er sich gegen jegliche „Tyrannei“, das heißt gegen jede Herrschaft eines Menschen über andere. Es war der letzte Augenblick für lange Zeit, in dem auf dem Kontinent solche Worte gehört werden konnten. Während in England langsam aber sicher aus dem religiösen Independentismus der politische hervorrückte — hat doch vor Kurzem erst Jellinek bewiesen, daß auf ihn auch die Epoche machende Erklärung

der Menschenrechte in Nordamerika und Frankreich zurückgeht —, ward in Frankreich, Deutschland, Italien die göttliche Macht der Obrigkeit immer uneingeschränkter verkündigt. Aber als statt der Personen, denen man seit Jahrhunderten die Herrschaft einräumte, die Begriffe auf den Thron gesetzt wurden, als der zu neuer Kraft gekommene Staat der oberste Begriff auf Erden sein wollte, da erwachte die alte Opposition. Richard M. Meyer hat vor Kurzem („Der Kampf um den Einzelnen“, Deutsche Rundschau 1896, B. 87, 442 f.) zu zeigen versucht, wie die friedericianische Staatsidee eine neue Staatsfeindlichkeit hervorrief, die in verschiedenen Formen bei Herder, bei den Romantikern, bei Stirner und Nietzsche, aber sogar auch bei Wilhelm von Humboldt hervortrat. Ich muß ein besonders charakteristisches Citat wiederholen. 1779 schrieb der berühmte Archäolog Zoëga, Herder's und Humboldt's Freund, seine Politik reducire Alles auf die Individuen und fuhr fort:

„Ich kann mir nur eine einzige politische Verbindung denken, in die der Mensch ohne schmerzhaftes Gefühl geschmälerter Freiheit eintreten könnte, wenn nämlich eine Gesellschaft von durchaus gemeinschaftlichem und leicht zu durchschauendem Interesse sich zu wechselseitigem Schutze vereinigt, und Alles sie als Gesellschaft betreffende durch Stimmenmehrheit entscheidet“.

Diese Ersetzung des geschlossenen Staats durch die freie „Gruppe“ stimmt völlig mit der Forderung des modernen theoretischen Anarchismus überein, wie sie Jean Grave 1895 in seiner „Société future“ gezeichnet hat.

Das ist also der theoretische Anarchismus — gewiß friedlich und blutscheu, wenn er von deutschen Predigern, Gelehrten, Dichtern vertreten wird; aber doch immer noch zu gewaltsam im Prinzip, um idyllisch heißen zu dürfen. Der idyllische Anarchismus ist vielmehr eine historisch-konservative Spielart dieser Richtung und sein Kennzeichen ist dies, daß er nicht neue Gruppen schaffen, sondern bestehende kleinere Einheiten als höchste Form der menschlichen Gesellschaft ausbilden will. Auch er bestreitet dem Staat ganz oder so gut wie ganz sein Recht; aber was er an seine Stelle setzen will, ist nichts anderes, als das, was die ethnologische Forschung für eine Vorstufe des Staates ansieht: die Gemeinde, die auf geschlossenem aber kleinem Raum vereinigte Genossenschaft aller Bewohner desselben Bezirks.

Man wird einwenden: solche Gemeinde sei eben auch ein Staat, nur ein kleiner. Aber in derartigen Fragen spielen die Quantitäten eine viel zu sehr unterschätzte Rolle. Friedrich Wilhelm I. konnte noch wenigstens annähernd sein Land wirklich persönlich regieren: der Umfang gestattete ihm, von allen irgend wichtigeren Fragen sich selbst zu unterrichten. Heut wäre das dem König von Preußen unmöglich: überall ist er auf Berichterstatter angewiesen, deren Dazwischentreten unvermeidlich zu einer Art Mitregierung wird. In weitaus den meisten Fällen will und soll er aber überhaupt gar nicht direkt regieren, sondern durch von ihm ernannte Stellvertreter. Und das ist nun der wichtige Punkt. Jede große Gemeinschaft bedarf der Stellvertretung. Es kann auch selbst in der Schweiz nicht jede Frage durch direkte Volksabstimmung entschieden werden: eine Reihe von prinzipiellen Fragen werden durch auf längere Zeit erwählte Volksvertreter, fast alle Fragen der Ausführung werden durch Beamte entschieden. So weit nun die Möglichkeit vorhanden ist, alle Stellvertretung auszuscheiden, so weit geht für den Gemeindeanarchismus die Idee der Gemeinde. Es soll jede Frage, die Alle angeht, auch wirklich und thatsächlich durch Alle entschieden werden. Jede Uebertragung dieses Rechts auf Einzelne, auch die freie, vertragsmäßige, die Rousseau fordert, jeder Verzicht eines Gemeindegliedes auf seine Mitbestimmung ist unzulässig. Natürlich bleibt auch so noch die Möglichkeit, daß der Einzelne von der Mehrheit vergewaltigt wird; aber, sagen jene Theoretiker, dann ist eben das Interesse der Mehrheit gegen das seine im Spiel und hat das Recht schwerer zu wiegen. Ausgeschlossen aber ist, daß die Vertretung eine dauernde wird und auf diesem Wege sich ein fester Gegensatz zwischen dem Interesse des Vertretenden, des Regierenden und dem des Vertretenen, des Regierten ausbildet.

Unseres Amtes ist es nicht, zu erörtern, wie weit auch nur dies zutrifft und ob nicht vielmehr selbst auf dem kleinsten Raum eine Aristokratie entstehen kann oder auch eine Tyrannis: die Herrschaft eines mit besonderen Kräften irgend welcher Art begabten Mannes, gegen den die Mehrheit sich nicht zu erheben wagt. Unerläßig aber ist es, gleich hier zu bemerken, wie viel die Fanatiker der Decentralisation diesem Ideal der direkten Abstimmung opfern. Man braucht gar nicht so weit zu gehen wie Renan, der große Nationen fordert, weil die Natur immer Millionen brauche, wenn sie Einen großen Mann hervorbringen will. Es zählt eben auch hier Ein Mann für Tausende und ein kleiner Staat, der solche Bürger hervorgebracht hat wie Athen, Florenz, Venedig, erzeugt an ihrem Beispiel auch weiterhin aus kleinen Bevölkerungszahlen mehr große Genies als manche nach Millionen zählende Nation. Immerhin aber bleibt das wahr, daß ein gewisser Spielraum für das Genie unentbehrlich bleibt. Auf dem Dorf entwickelt sich kein großer Künstler, keine große Kunst. Aber unendlich wichtiger ist, was die Masse einbüßt. Man könnte ja wohl sagen, das Glück der Bevölkerung sei durch Verzicht auf allen Glanz und Ruhm nicht zu theuer erkauft. Aber sie verzichten auf mehr. Die enge Gemeindeflur bringt keine Schicksale, an deren Beispiel die Nachwelt sich erbauen kann. Fontane hat neulich in seinen Erinnerungen geistreich ausgeführt, wie viel mehr der Patriotismus des Preußen erhebe als der des Husumers; für wen nun gar der Blick ganz auf eine in beständiger, gewollter Kleinheit gehaltene Gemeinde beschränkt bleibt — wie dumpf muß sein Geist werden, wie niedrig seine Ideale! Und statt des erbaulichen Gefühls der großen Gemeinschaft überall ein ängstliches Abschließen und Einmauern, damit ja kein größeres Gemeinwesen entstehe und die direkte Mitentscheidung der Angehörigen beeinträchtige! Was aber wären schließlich all diese idealen Einbußen gegen die praktischen Gefahren! Daß jede Vervollkommnung in Technik und wohl auch in Wissenschaft ausgeschlossen wäre, daß sogar wie bei manchen Naturvölkern ein Sinken der Intelligenz eintreten dürfte, sobald jeder Stachel größeren Wettbewerbs, jede Befruchtung von außenher ausbleibt, das könnten die Fanatiker der Idylle noch trotzig gut heißen. Wo aber bliebe die Sicherheit? Wenn überall die souveräne Gemeinde eingeführt, überall ihre Maximalgrenze festgesetzt wäre — Ein Bezirk brauchte nur das Gesetz zu zerreißen, sich vergrößern zu wollen, und jeder Nachbarbezirk wäre seine Beute! Man wende nicht ein, das gelte ja von Staaten auch. Der quantitative Unterschied wird auch hier zum qualitativen. Die staatliche Organisation ist an sich eine Erschwerung der Mobilmachung, der Kriegserklärung; mag ein Staat auch so sehr auf den Kriegsfall angelegt sein wie der unsere — von der Schnelligkeit, mit der ein Indianerstamm den nächsten überfallen kann, bleibt seine rascheste Rüstung doch weit übertroffen.

So über die Maßen utopisch, wie unserer centralisirenden Zeit, unserer Epoche der Groß- und Nationalstaaten der Kommunalstaat erscheinen wird, war er freilich nicht zu allen Perioden. Als das heilige römische Reich deutscher Nation noch in zahllose autonome Atome zerfiel, da konnte der Gedanke sehr wohl möglich erscheinen, diese auch prinzipiell mit der Obergewalt zu begaben, die das Kaiserthum längst nur ehrenhalber führte. Und aus diesen Verhältnissen stammt denn auch der erste mir bekannte Herold dieser neuen Ordnung. Es ist jener Johann Eberlin von Günzburg, den die Evangelisch-Sozialen der jüngeren Richtung als einen ihrer Vorläufer proklamirt haben. 1521 ließ der frühere Franziskanermönch seine berühmten „Fünfzehn Bundesgenossen“ ausgehen, eine Reihe von religiösen, politischen und sozialen Flugschriften, die Luther's glänzende Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ mit selbständigem Geist weiter ausführten und ergänzten. Der elfte Bundesgenosse bringt die neue Ordnung weltlichen Standes, wie sie Psitacus angezeigt und das Land Wolfaria ausgeführt hat. Sie ist in manchfacher Hinsicht kulturhistorisch interessant; uns geht aber hier nur ein Paragraph an:

„Ein jeglich Dörflein soll haben einen Edelmann, der soll so viel Ackerfeld haben, als zwei Pflüge bebauen können, der soll Schultheiß im Dörflein sein. So viel Dörflein, daß sie zweihundert Hofstätten ausmachen, sollen einen Ritter zum Vogt haben. Der Vogt soll alle Monat alle Schultheißen und aus jedem Dörflein einen Rathsmann von der Bauernschaft berufen und mit ihnen Recht sprechen. Jegliche Vogtei soll sich ihre eigenen Rechte, die ihr gut sind, selbst ordnen und solche Rechte sollen ihre Bestätigung erhalten von allem Volk der Vogtei, nachdem man diese vorher darüber persönlich befragt hat“.

Ueber die Vogteien werden dann allerdings noch größere Bezirke geordnet, jeder mit dem Recht, sich selbst Gesetze zu geben; aber der Schwerpunkt bleibt in der Vogtei. Kein Beamter — und als solche „Amtleute“ werden alle Fürsten und Könige angesehen — soll einen Hof halten über sein eigenes Bedürfniß heraus. In allen Räthen — jedem „Amtmann“ ist ein solcher beigegeben — sollen so viel Edelleute wie Bauern sitzen. Und kein Machthaber soll Gewalt haben, etwas zu thun ohne Hilfe und Rath derer, die vom Hausen der Unterthanen dazu eingesetzt und verordnet sind.

Patriarchalisches Erbrecht und konstitutionelle Einsetzung vermischen sich hier nach in naiver Weise. Der Regent ist ein erblicher Beamter, der durch einen Rath eng beschränkt ist; und vom Dorf bis zum Kaiserthron wiederholt sich der gleiche Bau. Der Landmann ist, wie bei dem geistesverwandten Justus Möser, eigentlich der allein berechtigte Bürger, und der Edelmann soll nur ein Bauer auf etwas höherer Stufe sein. Aber die eigentliche Rechtschöpfung und Handhabung der Gesetze liegt in der Vogtei, der Gemeinde von zweihundert Feuerstätten, und in ihr muß jedes Gesetz durch persönliche Befragung der Dorfgenossen gewonnen werden.

Die maßvollen Gedanken des bayerischen Mönchs wurden bald von dem wilden religiös-politischen Anarchismus der Wiedertäufer überschrien; es kam all das andere Elend, Bauernkriege, Auffütterung des Hofadels, dreißigjähriger Krieg, Fürstenvergötterung, schließlich, als sehr gesunde Reaktion gegen den fürstlichen Anarchismus der Kleinstaaterei, der neue Staatsgedanke. Aber gegen seine uniformirende Tendenz sprach mit jenen Andern, die wir schon genannt haben, der treffliche Justus Möser. Er warf die Frage auf, ob man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben solle und wies auf die kleinen griechischen Republiken hin. Aber, wohlgemerkt: er schlug nur vor, jedem Städtchen nach seiner Natur eine eigene Verfassung zu ertheilen; ihm selbst das Recht zu solcher Ordnung zuzuweisen fiel ihm nicht ein. Noch viel ferner lag dieser Gedanke der französischen Revolution, die ganz auf Rousseau's Lehre von der Uebertragung der Gewalten an erwählte Vertreter fortarbeitete und in der die Macht der Hauptstadt immer gewaltiger allen entfernteren Bezirken ihren Willen aufzwang. Es ist zum zweiten Mal der religiöse Independentismus gewesen, der den politischen groß zog. Altlutherische Auswanderer in den Vereinigten Staaten fanden sich in der sogenannten „Missouri-Synode“ zusammen. Ihr Schiboleth ist die Selbständigkeit der kirchlichen Gemeinde. Auf Bibelworte wie jenes gestützt: „So zwei oder drei von euch in meinem Namen beisammen sind, so bin ich unter ihnen“ und mit der Behauptung, allein noch Luther's wirkliche Lehre zu vertreten, sehen sie die „Kirche“ als eine verhältnißmäßig gleichgültige Organisation an, während alles kirchliche und religiöse Leben in der Einzelgemeinde mit ihrer weitgehenden Souveränität seinen Spielraum und seine Begrenzung finden soll.

Diese Lehre der „Missourier“ ist neuerdings wiederum in zwei beachtenswerthen Büchlein vom religiösen auf das politisch-soziale Gebiet übertragen worden. Das eine ist die „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel“, von Bruno Wille, dem bekannten freireligiösen Sprecher und Mitgründer der Freien Volksbühne, das andere, viel geistreicher und interessanter, ist anonym unter dem Titel „Vom Baum der Erkenntniß“ erschienen. Bruno Wille, den Sozialdemokraten so feindlich wie dem modernen Staate, erhofft alles von einem aller Autoritäten entbundenen Weltidyll der Zukunft, wo wohlwollende Väter gutartige Kinder zu unbedingter Selbständigkeit anleiten und Jeder Jedes bester Freund ist; über Wege und Mittel macht er sich nicht allzu viel Gedanken, sondern vertröstet als hoffnungsvoll predigender Landpastor anarchistischer Konfession auf die Weisheit der künftigen Paradiesesgenossen. Sehr viel klarer als der gutmüthige Chiliast der freien Gemeinde ist der Anonymus, der vom „Baum der Erkenntniß“ recht verschiedenartig gefärbte Früchte gepflückt hat: kleine Lebensbilder im altmodischen Stil des guten J. J. Engel und apokalyptische Visionen in dem Ton des La Mennais, Stirnerische Anbetung des Selbst und friedliche Andacht vor Jean Paul's oder Mozart's Geburtshaus. Sieht man aber schärfer zu, so tragen doch all diese Früchte deutlich die Spuren wirklicher Stammesgemeinschaft: Ein Lebenssaft durchdringt sie alle. Das entscheidende Losungswort, dem sie alle dienen, ist der Ausruf: „Zurück in den Bedürfnissen“! Der Weg von der altväterischen Gemeinde zum modernen Großstaat soll zurückgemacht werden und vor allem muß der eigentliche Triumph neuzeitlicher Entwicklung, das Symbol des nationalen Industrie- und Beamtenstaates fallen: die Großstadt. Der Anarchist, dessen Schrift in Deutschland verboten sein soll, berührt sich hier mit den Wortführern des städtefeindlichen Junkerthums und ruft wie der junge Bismarck oder der alte Lagarde: die großen Städte müssen vom Erdboden vertilgt werden! Der Staat und die Großstadt sollen fort, damit der direkten Bethätigung des Einzelwillens Raum geschafft werde.

„Die regierende Gewalt muß in die Gemeinde verlegt werden, daß jedes Mitglied seine Angelegenheiten selbst besorgen kann. Das natürlichste Recht geht dir verloren, wenn du nicht fort und fort Gebrauch davon machst.“

Alle Kollektivpersönlichkeiten sollen der Einzelpersönlichkeit, dem beliebigen Einzelnen weichen: wie die Stadt, wie der Staat, so auch die Nationalität, und die Genossenschaft der Bodenbesitzer, durch eine enge Grenze zusammengeschlossen, soll als höchste und letzte Instanz allein neben der Individualität das Glück der kommenden Zeiten tragen.

Praktischer und weniger radikal geht eine Flugschrift vor, die unter dem Titel „A bas la commune! Es lebe die Gemeinde!“ (Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht) aus dem Lager der evangelisch-sozialen Bewegung hervorgegangen ist und uns somit zu dem Boden Eberlins von Günzburg zurückführt. Unerlaubt oberflächlich in der Ausführung (anno 48 wünschten sich seiner Ansicht nach die Württemberger „die Republik mit dem Großherzog an der Spitze“), unerlaubt unhistorisch in der Darstellung (im deutschen Mittelalter haben „öffentliche Gewalt und Gemeinde in schönster Harmonie“ gelebt und es ist „für die Allgemeinheit Wohlsein und Sicherheit aus diesem Bunde entsprossen“), allen sozialpolitischen Fragen mit einem wohlgemuthen „Nichts leichter als dies!“ gegenübertretend sieht auch dieser Autor in der Gemeinde die soziale Organisation der Zukunft selber. Hastig wirft er ihr eine ganze Reihe industrieller, finanzpolitischer, sozialer Aufgaben zu und sucht dem Leviathan Staat eine Befugniß nach der andern aus den Zähnen zu reißen. Dabei spricht augenscheinlich ein erfahrener Mann, der die Gefahr des vielregierenden Großbeamtenthums genau kennt und dessen Abneigung gegen die Unterdrückung der Gemeinde durch den Staat recht weite Kreise mitfühlen können, ohne deshalb allen seinen Vorschlägen zuzustimmen. Hat aber nicht Fürst Bismarck selbst in der Pariser Kommune einen berechtigten Kern des Widerstandes gegen die vernichtende Centralisation anerkennen wollen, gerade wie unser Gemeindefreund? Hat nicht in dem klassischen Land des Großstadtstaates selbst sich eine „Ligue Nationale Républicaine de décentralisation“ gebildet, über deren Stellung ein interessanter Aufsatz von Giuseppe Fiaminga (in der „Zukunft“ vom 5. September 1896) berichtet? Je tiefer der allmächtige Staat seine Arme in jede Bethätigung nationalen, kommunalen, individuellen Lebens hineinstreckt, überall seine mit Strafandrohungen gepanzerten Vorschriften wie Pfähle in die grüne Wiese einrammelnd, desto lauter

und desto eher über das Ziel schießend erheben sich Widersprüche und Klagen von allen Seiten. Der Staat bestimmt, wie im ganzen Reich jedes Fenster verhängt werden soll; der Beamte am grünen Tisch in Berlin schreibt dem Handel eines ganzen Volkes engherzige Bestimmungen vor; sogar was über die wichtigsten Dinge gedacht werden soll, schärfen Preßprozesse und Konduitenlisten ein. Was Wunder, daß Macchiavellis klassischer Ausruf wieder ertönt: „adognuno fuzza questo barbaro dominio?"

Wir glauben nicht, daß der Staat entbehrlich ist. Die straffe Zusammenfassung aller Kräfte für bestimmte politische Aufgaben scheint uns durch alle Weltgeschichte als ein unschätzbarer Faktor der Entwicklung verbürgt. Aber wer den Despotismus in allen Gestalten fürchtet, wird auch neben dem allmächtigen Staat noch andere Kräfte lebensfähig wünschen. Theorie und Praxis, Hegel und Napoleon, Sünden der kleineren Gemeinschaften und Vorzüge der großen haben den Staat allmählich zu einem Götzen gemacht, der Alles kann, Alles darf, Alles allein thun will. Die Folgen sehen wir. Nirgends entschiedener als auf germanischem Boden verlangt die Individualität auch kleinerer Genossenschaft das Recht zu leben; und daß sie sich im Herzen bedroht sieht, beweist nichts so deutlich als die Uebertreibung des idyllischen Anarchismus, der der kleinen Gemeinde Staat und Nation opfern will, um nur der Tyrannei des Büreaukratismus zu entgehen.

R. Emmery.

Parlamentsbriefe.

XII.

Die Budgetberathung des Reichstags ist in der letzten Woche so schnell vorwärts geschritten, daß es dem Plenum des Reichstags in der nächsten Zeit an Berathungsmaterial fehlen wird und deshalb für einige Tage Ferien gemacht werden müssen. Bedeutung hat das freilich nur für die kleine Zahl der Abgeordneten, die sich die Ferien nicht selbst nehmen. Besonders überraschend war es, daß der Etat des Auswärtigen mit Einschluß der Kolonien so schnell erledigt wurde. Und doch wurde diesmal eine brennende Frage berührt. Es ist ungemein selten, daß im Deutschen Reichstage die diplomatische Lage aus dem Handgelenk zur Diskussion gestellt wird. Herr von Marschall gab über die Orientpolitik der Regierung die Aufschlüsse, die man von ihm erwarten konnte; die Politik der deutschen Regierung ist auf Erhaltung des Friedens gerichtet und der Frieden wird hoffentlich erhalten bleiben. Neues lernte man aus den Verhandlungen nicht, aber es wurde einem Gebot der Schicklichkeit genügt, indem der Reichstag nicht tiefes Schweigen über eine Frage beobachtete, die auf jeder Bierbank abgehandelt wird. Der Kolonialetat ward zum ersten Mal von dem Nachfolger des Herrn Kayser, Herrn von Richthofen, vertreten, der für seine Anschauungen bei den Kolonialschwärmern eine angenehme Temperatur fand. Nachdem Herr Kayser darüber zu Fall gekommen war, daß er sich des Herrn Peters, eines mit Vorwürfen belasteten Kolonialbeamten, nicht warm angenommen hatte, mußte es auffallen, daß Herr von Richthofen seinerseits sich über einen anderen Kolonialbeamten, Herrn von Stetten, in möglichst absprechender Weise ohne jede weitere Begründung äußerte; bei der Anstellung dieses Beamten, sagte er, habe keine glückliche Hand gewaltet. Und doch steht Herr von Stetten völlig vorwurfsfrei da, abgesehen davon, daß er sich bemüht, Mißstände zu beseitigen; und wie viel Mißstände in der Kolonialpolitik zu beseitigen sind, haben doch die Fälle Leist und Wehlan eindringlich gelehrt.

Ueber das verhängnißvolle Anschwellen des Militärpensionsetats wurde hin und her gesprochen, ohne daß man zu einem Ergebniß gekommen wäre. Auf die Dauer wird sich die Regierung selbst der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß hier Zustände obwalten, die nicht bis in das Unendliche fortgesetzt werden können. Daß Tausende von Männern vom Staate besoldet werden, ohne ihm Etwas zu leisten, ist nicht allein ein unerträgliche Belastung der Kassen, sondern zugleich für den Volksreichthum ein bedeutender Ausfall an Arbeitskraft.

Das Reichsgesetz über die Verwendung von Einnahmeüberschüssen zur Schuldentilgung gab dem Schatzsekretär Grafen von Posadowsky Anlaß zu einer langen Rede ex cathedra, die einen befremdlichen Eindruck hervorrief. Herrn Grafen Posadowsky lassen die Lorbeeren des Herrn Miquel nicht schlafen; auch er will seinen Beitrag dazu liefern, wie die Rücksichten auf die Finanzen des Reichs und die der Einzelstaaten in bessere Harmonie gebracht werden können; einen formulirten Entwurf legte er nicht vor, aber er gab einige Ideen zum Besten, die sich der Reichstag ein Jahr lang im Stillen überlegen soll. Nach einem Jahr wird das Resultat dieser Ueberlegung voraussichtlich das sein, daß diese Ideen vergessen sind. Graf Posadowsky schilderte die Verworrenheit unserer Finanzverwaltung mit richtigen Zügen und als Mittel der Vereinfachung schlug er vor, daß der Reichstag Beschlüsse über Schuldentilgung mit dem Vorbehalt fassen soll, diese Beschlüsse nach einem Jahre, wenn sich die Finanzlage geändert hat, wieder umzustoßen. Ein recht seltsames Mittel. Der gerechte und vollkommene Finanzminister ist sich stets im Klaren darüber, was er in diesem Augenblicke — now — zu thun hat und zerbricht sich nicht den Kopf darüber, was er noch einem Jahre etwa thun will.

Das Gesetz über die Konvertirung der vierprozentigen Reichsschulden ist nach den Vorschlägen der Regierung mit der achtjährigen Sperrfrist angenommen worden. Für die Zukunft hat man immer Roth, während man der Gegenwart häufig genug rathlos gegenübersteht.

Ueber die Lage der Handwerkervorlage brachten die Zunftfreunde eine Interpellation ein, gaben sich aber Mühe, nachdem sie den Stein in das Rollen gebracht, ihn nicht weiter rollen zu lassen. Aus der Antwort des Herrn von Bötticher ergab sich, daß die Bemühungen, die Welt glücklich zu machen, noch immer im besten Zuge sind, daß man indessen sich noch über hundert Amendements schlüssig machen muß und daß zu seiner Zeit das Werk den Meister loben wird; ob der Zunftmeister auch das Werk loben wird, bleibt zweifelhaft. Wir haben für spätere Zeit eine mehr ausführliche als spannende Kommissionsverhandlung zu erwarten. Daß aber sehr gründliche Kommissionsberathungen zuweilen im Plenum ergebnißlos bleiben, dafür hat man Beispiele: Umsturzvorlage, Strafprozeßreform, Tabaksmonopol. Eine gewisse Würze erhielt die Verhandlung dadurch, daß Herr Ahlwardt sich von seiner Odyssee als zurückgekommen meldete. Verlegenheit kann Herr Ahlwardt, der durch thatkräftige Unterstützung eines Landraths in den Reichstag gelangte Abgeordnete heute nur noch denen bereiten, die einst seine Gönner gewesen sind.

Die Margarinefrage wurde zu gleicher Zeit im Herrenhause und im Reichstage verhandelt. Die Regierung ist mit ihrer Kraft, den Agrariern Widerstand zu leisten, anscheinend an das Ende gelangt, und wird ihren Wünschen nachgeben. Die latente Färbung der Margarine wird vorgeschrieben; man wird aber vom Phenolphtolein zu einem anderen Mittel aus der Hexenküche fortschreiten, dessen Name nur an langen Tagen ausgesprochen werden kann. Und man wird die Trennung der Verkaufsräume für alle Ortschaften mit mehr als 5000 Einwohnern vorschreiben. Welche furchtbare Verantwortung nimmt der auf sich, der in einer Gemeinde als der fünftausendste Einwohner das Licht der Welt erblickt!

Die Freisinnige Vereinigung hat zum Etat des Reichseisenbahnamts eine Resolution eingebracht und durchgesetzt, die auf eine Reform der Personen- und Gütertarife in der Richtung der Vereinfachung und Verbilligung abzielt. Das Staatsbahnprinzip bringt es mit sich, daß der Reformeifer der Verwaltung im umgekehrten quadratischen Verhältniß zum Umfange des Eisenbahnnetzes sich entwickelt. Die

Parole heißt: Immer langsam voran! Daß der Reichstag wenigstens den Versuch erneuert hat, ein etwas lebhafteres Tempo in die sogenannten Reformbestrebungen zu dringen, ist gewiß anerkennenswerth; und daß dieser Versuch nicht die Billigung der agrarischen Rechten des Hauses fand, ist nicht verwunderlich.

Das Lehrerbesoldungsgesetz ist in der Gestalt, die ihm das Herrenhaus gegeben hatte, vom Abgeordnetenhause angenommen worden und harrt der Vollziehung. Es ist ein sehr geringer Fortschritt, aber es ist immerhin ein Fortschritt, eine Verbesserung der Zustände. Und wer sich nicht darüber freuen sollte, dem wissen wir keinen Rath zu geben, worüber er sich freuen soll.

Nicht geringes Aufsehen erregt es, daß die Kosten des Dortmund-Ems-Kanals den Voranschlag um 15 Millionen Mark übersteigen, ohne daß in der Zwischenzeit dem Abgeordnetenhause irgend eine Andeutung über die Thatsache und über die Gründe der Thatsache gegeben worden wäre. Unsere Budgetberathungen haben in der That einen sehr zweifelhaften Werth; es kommt immer anders. Die Verhandlungen über das Budget nehmen immer Monate in Anspruch; die Verhandlungen über den Bericht der Rechnungskommission sind ebenso regelmäßig in zehn Minuten erledigt. Und doch ergibt dieser Bericht regelmäßig, daß die Verhandlungen über das Budget von geringer Bedeutung gewesen sind. Die Regierung gibt aus, was sie ausgeben will; soweit das Budget reicht, gibt sie es auf Grund des Budgets aus und den Rest gibt sie als Etatsüberschreitung aus. Die Regierung hat die Hand auf dem Gelde und das ist die Hauptsache. Sie übernimmt jede Verantwortung, weil sie weiß, wie leicht eine Verantwortung zu tragen ist. Der Zwischenfall ist um so empfindlicher, als er die Neigung des Abgeordnetenhauses, Geld zu Kanalbauten zu bewilligen, erheblich herabstimmen muß. Und doch ist diese Neigung ebenso klein, wie die Nothwendigkeit zu Kanalbauten groß ist. Offenbar liegen schwere Kunstfehler bei Berechnung des Voranschlages vor und wer diese Kunstfehler begangen hat, und wie sie möglich waren, muß doch genau untersucht werden.

Proteus.

Unabhängigkeit der Forschung und Lehre und Reformen an den preußischen Universitäten.

II.

Wir haben gesehen, wie in Folge der veränderten politischen Verhältnisse der früheren mehr faktisch als rechtlich gesicherten Unabhängigkeit der freien Forschung und Lehre auf den deutschen Universitäten eine erhebliche Gefährdung ganz von selbst erwachsen ist. Es zeigte sich aber zugleich, daß Einnahmen, Einfluß und selbst Ansehen des akademischen Lehrers in ganz anderer Weise abhängig geworden sind von dem Orte, an welchem er lehrt; daß mithin über diese Dinge, unter denen die Einnahme gewiß nicht als die wichtigste bezeichnet werden soll, in erheblichem Grade das Glück der Berufungen, weit weniger als früher das wahre Verdienst des Gelehrten entscheidet.

Die Vorlage des preußischen Kultusministers, welche in etwas modifizirter Weise bereits von der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses angenommen ist, will nun Minimal- und Maximalgehalte der Professoren und Dienstalterszulagen zu den das Maximum nicht erreichenden Gehalten feststellen, freilich den Minister nicht strenge an die Gewährung des Minimalgehaltes in jedem Falle binden, andererseits aber dem Minister die Möglichkeit geben, behufs Gewinnung besonders hervorragender Kräfte mehr als das Maximalgehalt nach seinem Ermessen aus einem Dispositionsfonds zu gewähren. Der radikale, neuerdings von einigen Seiten empfohlene, in Oesterreich*) bereits beschlossene Schritt, die Kollegienhonorare ganz zu verstaatlichen, soll, was sehr anzuerkennen ist, nicht geschehen. Aber aus Abzügen, welche in Zukunft den besonders hohe**) Honorare beziehenden Ordinarien gemacht werden sollen, wird nach der Vorlage ein Dispositionsfonds zu dem Zwecke besonders hervorragende Kräfte zu gewinnen, gebildet werden.

Insoweit nun die besonders hohen Honorareinnahmen betrachtet werden können als ein reines aus dem besonders bevorzugten Platze (namentlich der Hauptstadt) resultirendes Benefizium, läßt sich gegen einen Abzug an sich innerhalb mäßiger Grenzen gewiß nichts einwenden.***) Man muß nur daran festhalten, daß die Möglichkeit bleibt, wirklichem außerordentlichem Verdienste und wirklicher wohlbegründeter Berühmtheit auch einmal eine recht bedeutende Einnahme zu gewähren; — würde man doch vielleicht in manchen Fächern, z. B. in der praktischen Medizin oder in der Chemie, wo leicht durch private Beschäftigung oder Anstellung bei einer Aktiengesellschaft sehr große Einnahmen erlangt werden können, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, ganz ausgezeichnete Kräfte für Leitung von Universitätslaboratorien und zu Vorständen für Universitätskliniken zu gewinnen. Auch würde das Ansehen des gesammten Standes sinken, wenn nicht die Möglichkeit bestände, hin und wieder selbst bedeutende Einnahmen zu erlangen. Der Referendar hat die Möglichkeit, Oberlandesgerichts-Präsident, Unterstaatssekretär u. s. w. zu werden; würde nicht das Ansehen des gesammten Beamtenstandes sinken, wenn Niemand über den Amtsrichter oder den Landrath hinauskommen könnte? Kommen doch auch in anderen Ländern sehr bedeutende Einnahmen berühmter Professoren vor, zuweilen freilich dadurch verstärkt, daß der berühmte Gelehrte eine ganze Reihe von Nebenämtern in sich vereinigt, die wenig Zeit fordern, aber gute Einnahmen bringen.†) Will man aber wirklichem Verdienste und wirklicher Berühmtheit hin und wieder bedeutende Einnahmen gönnen, so muß man sich auch darin ergeben, diese Einnahmen auch auf die Gefahr hin zu gewähren, daß sie zuweilen der Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit zu Gute kommen. Also erscheint es richtig, daß ein bedeutender Theil des durch den Platz gegebenen Vortheils ohne Weiteres Jedem zukomme, der in die bevorzugte Stadt berufen wird, während andererseits gegen einen mäßigen Abzug an den lediglich durch die kolossale Anziehungskraft der Großstadt††) herbeigeführten unverhältnißmäßig großen Honorareinnahmen an sich nichts einzuwenden wäre.

*) In Oesterreich fallen übrigens die Honorareinnahmen der Professoren weit weniger ins Gewicht.

**) Abzugsfrei sollen bleiben in den Provinzen 3000 Mk., in Berlin 1500 Mk. In Berlin kommen Honorar-Einnahmen vor von 15—20 000 Mk; einzelne Einnahmen belaufen sich auf mehr als 20 000 Mk. Vergl. Lexis in der akadem. Revue, Januar 1897. Uebrigens dürfte die allerdings human scheinende, von der Budget-Kommission empfohlene Maßregel, statt der jetzt üblichen Stundung der Honorare für Unbemittelte definitiven Erlaß zu gewähren, voraussichtlich bald ein erhebliches Sinken der Honorar-Einnahmen — auch der sofort gezahlten — zur Folge haben und ebenso ein verstärktes Andrängen in die gelehrten Berufe. Das Beispiel Oesterreichs ist hier lehrreich.

***) Den bereits angestellten Ordinarien wird selbstverständlich der Abzug nur dann gemacht werden, wenn sie freiwillig — um eventuell eine Gehaltserhöhung zu erlangen — auf den Bezug der gesammten Honorareinnahme verzichten. Solche Verzichte werden, wie die Dinge liegen, nur von denjenigen abgegeben werden, deren Honorareinnahmen den abzugsfreien Theil wenig überschreiten, und auch nicht einmal von jedem dieser Professoren.

†) Auch das Umgekehrte kommt vor, daß die Professur im Wesentlichen nur ein gut bezahltes Nebenamt, eine Art ehrenvoller Sinecure ist.

††) In Italien z. B. gibt es eine derartige Centralisation, wie sie sich jetzt in Preußen im Zufluß der Studirenden nach der Hauptstadt geltend macht, nicht.

Somit kann dem Vorschlage des Ministers, da in der That enorme Unterschiede in den Honorareinnahmen selbst für dieselben Fächer vorkommen, im Prinzipe beigepflichtet werden. Aber nicht nur gibt die Ausführung im Einzelnen zu Bedenken Anlaß; es gilt auch das Bedenken zu beseitigen, das in verschiedenen Universitätspetitionen mit Recht besonders hervorgehoben ist und auch in den österreichischen Verhandlungen bemerkbar war, daß die diskretionäre Befugniß des Ministers, aus dem so gebildeten Fonds einzelnen Professoren besonders hohe Gehälter zu gewähren — wie gesagt wird, zur Gewinnung besonders hervorragender Gelehrter — dazu führen werde, die Professoren in ein weit reichendes Abhängigkeitsverhältniß zu bringen. Kann dies Bedenken nicht beseitigt werden, so würde — was immer auch sonst für den Vorschlag des Ministers geltend gemacht werden könnte — der bisherige Zustand, sofern nur die Minimalgehalte gebessert werden, dem gesammten Plane bei Weitem vorzuziehen sein.

Die Ausführung im Einzelnen anlangend, so kann es für richtig nicht erachtet werden, die Grenze, bis zu welcher das Honorar dem Professor frei verbleiben soll, in der Art verschieden zu bestimmen, daß jene Grenze für die Universitäten in den Provinzen niedriger bestimmt wird, als für Berlin. In der Hauptstadt kommen die hohen Honorareinnahmen für gewisse Stellen gleichsam von selbst; in der Provinz sind volle Hörsäle und größere Honorareinnahmen weit eher ein Zeichen hervorragender Tüchtigkeit. Zugegeben einmal daß in Berlin das Leben theurer ist, so würde dies doch nur, wie es auch nach den österreichischen Bestimmungen vorgesehen ist, für jede Professur in der Hauptstadt eine Gehaltszulage (in Oesterreich höhere Aktivitäts-Zulage), nicht aber jenen Unterschied in den Honoraren begründen.*) Andererseits aber wären andere Unterschiede gerechtfertigt.**) Eine theoretische Vorlesung erfordert genau dieselbe Mühe, möge sie vor zwanzig oder hundert oder zweihundert Zuhörern gehalten werden. Erst bei ganz enormen Ziffern wirklich anwesender Zuhörer, wie sie höchst selten vorkommen, wird die körperliche Anstrengung größer: im Uebrigen ist es weit angenehmer vor einem größeren Auditorium, als vor wenigen Zuhörern vorzutragen. Hier macht also in der Großstadt das Beneficium loci sich voll und rein bemerklich. Anders steht es mit praktischen Uebungen. Bei diesen steigert sich mit der Zahl der Theilnehmer die Mühe und Arbeit des Dozenten ganz erheblich. Der Abzug müßte also hier erst bei einer weiter gesteckten Grenze beginnen. Wer z. B. in einem chemischen Laboratorium, oft unter direkt gesundheitsschädlichen Einflüssen, fast den ganzen Tag Praktikanten zu beaufsichtigen hat, wird billiger Weise einen höheren Antheil an den Honoraren beanspruchen können, als derjenige, der behaglich in seinem Zimmer der Arbeit obliegt. Wiederum aber sollte man nicht maßlos große Institute, bei denen es praktischer Vorbereitung oder fortwährender Aufsicht bedarf, einem einzigen Dirigenten überweisen; die Theilung dürfte hier das allein Richtige sein, um einerseits Ueberbürdung, andererseits Mißstände und Mißbräuche zu vermeiden; etwas höhere Baukosten können dabei nicht in Betracht kommen. Das schablonenhafte Abzugsprinzip, welches den Theologen, den Juristen, und etwa den Dirigenten eines chemischen Laboratoriums und andererseits das theoretische Kolleg und die praktische Uebung völlig gleich behandelt, dürfte also einem gerechteren, mehr die einzelnen Fächer und Vorlesungen nach ihrer Verschiedenheit berücksichtigenden Systeme Platz zu machen haben.

Nun aber das Hauptbedenken: diskretionäre Gewalt des Ministers. Würden die aus den Abzügen aufkommenden Beträge nur dazu verbraucht werden, die Minimalgehalte und die daran sich schließenden Alterszulagen zu gewähren, so würde aus dem Abzugssystem eine Gefahr für die Unabhängigkeit der Dozenten nicht zu erblicken sein. Aber der dem Minister zufließende Fonds wird so erheblich sein, daß für Kräfte, die er gewinnen wird — sei es für den Eintritt in die preußischen Universitäten, sei es für einen Platz an einer anderen Universität, — sehr bedeutende Gehaltszulagen gegeben werden können. Allzu große Gehaltsunterschiede aber sind vom Uebel. Während große Unterschiede in den Honorareinnahmen als Zufälligkeiten, als Chancen des Faches angesehen und ertragen werden, drückt sich in dem äußerst verschieden bemessenen Gehalte eine direkte Werthschätzung der Einzelnen seitens der Oberbehörde, seitens des Staates aus. Der Zurückstehende fühlt sich dabei nicht nur benachtheiligt, sondern nicht selten mit Recht gekränkt, und wie arg muß ein Mißgriff wirken, selbst für das Ansehen des Ministers, wenn einer zweifellos als mittelmäßig geltenden Kraft ein Gehalt zugebilligt ist, das mehr als das Doppelte der mittleren Gehalte beträgt? Zugleich aber erblickt man bei der sehr verschiedenen Normirung der Gehalte die diskretionäre Gewalt des Ministers in voller Stärke. Schon der etwa allgemeiner verbreitete Glaube, daß man bei Zugehörigkeit zu gewissen Richtungen, Vortragen gewisser Ansichten oder einer zur Schau getragenen z. B. hyperloyalen Gesinnung (z. B. bei Festreden) im Falle der Erlangung einer Professur oder angebotenen Versetzung ein ganz anderes Gehalt bekommen werde, wirkt hier gefährlich. Man schränke also jenes diskretionäre Ermessen in bestimmte Grenzen ein und erhöhe lieber die Minimal- und die Maximalgehälter, soweit die aufkommenden Honorarabzüge es gestatten, und gewähre nur dann eine größere Freiheit in der Gehaltsbewilligung, wenn es sich um Heranziehung von Gelehrten von außerdeutschen Universitäten handelt, die bereits in reiferem Lebensalter stehen, und wenn geborene Reichsangehörige eine bestimmte längere Zeit an ausländischen Universitäten gewirkt haben; denn schließlich kann es doch in beiden Fällen nicht so sehr darauf ankommen, ob ein Gelehrter an der Universität A oder an der Universität B lehrt, und in denjenigen Fällen, wo es wirklich darauf ankommt, wird der Gelehrte meist auch ohne enorme Gehaltserhöhung dem Orte den Vorzug geben, wo er voraussichtlich am meisten wirken kann. Andererseits aber sollte man den unter günstigeren Bedingungen Berufenen auch nicht völlig von der Alterszulage ausschließen, wie es anscheinend geschehen soll. Das entgegengesetzte, jetzt auch gehandhabte System führt sehr leicht zu Unbilligkeiten: jüngere später berufene Kollegen stehen jetzt häufig im Gehalte besser, als früher ältere ihnen an Gelehrtenruf vorangehende Kollegen. Die Aussichtslosigkeit, jemals eine Gehaltserhöhung zu erlangen, führt erst recht zur Vertheuerung und Erschwerung der Berufung, zuweilen zur bitteren Benachtheiligung der an eine preußische Universität in früheren Lebensjahren Berufenen.

Wer indeß die gesammte gährende Entwicklung in politischer, sozialer und kirchlicher Beziehung betrachtet, wird sich sagen müssen, daß mit solchen und ähnlichen Verbesserungen des Projektes die wünschenswerthe Unabhängigkeit der Universitätslehrer keineswegs gewährleistet ist.*)

Es kann dies aber vermuthlich erreicht werden im Anschluß an eine Organisation, die aus anderen Gründen sich jedenfalls in hohem Maße empfehlen dürfte. Wie gegenwärtig die Dinge liegen, kann der Minister die tiefgreifendsten Verfügungen für sämmtliche oder für einzelne Universitäten treffen — sofern sie nur nicht Privatrechte Einzelner berühren — ohne irgend die Universitäten oder die von seiner Maßnahme betroffene einzelne Universität gehört zu haben. Nur bei Aenderung von Statuten im formellen

*) Die Vorlage kombinirt für Berlin höheres Gehalt und höhere abzugsfreie Honorareinnahmen.

**) Ein anderweit gemachter Vorschlag, dem eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, will progressiv mit der höheren Einnahme steigenden Abzug.

*) Das schrankenlose Ermessen des Ministers dürfte von selbst im Laufe der Zeit dazu führen, die Universitäten in den Provinzen stets der besten Kräfte zu berauben; die letzteren würden schließlich von selbst nach Berlin sich drängen, um nicht Zeitlebens gleichsam Professoren zweiter Klasse zu bleiben.

Sinne verhält sich das dem Herkommen nach anders, und selbstverständlich kann dasjenige, was direkt unter der Unterschrift des Monarchen ergangen ist, nur durch das Staatsoberhaupt selbst wieder geändert werden. Im Uebrigen können hier die größten Ueberraschungen sich ereignen, auch wohl Verfügungen ergehen, die, durch besondere Verhältnisse der Hauptstadt veranlaßt, für die Universitäten in den Provinzen nicht passen und zuweilen dort eher nachtheilig wirken.

Wir kommen damit auf dereits in dem früheren Artikel Angedeutetes zurück. Es muß das Berufungswesen mit einer Einrichtung in Verbindung gesetzt werden, die auch in anderen Beziehungen die Universitäten selbständiger stellt, es ihnen ermöglicht, ihre Ansichten und Wünsche noch anders als durch Aktenstücke darzulegen, die oft des erforderlichen Eindruckes entbehren und zu deren Abfassung es noch dazu oft an Neigung fehlt, weil man sich daran erinnern muß, daß viele ihrer Vorgänger „requiescunt in pace" — während andererseits Jedermann der Ueberzeugung ist, daß persönliche Bekanntschaft und Beliebtheit auch schwierige Dinge durchzusetzen vermag, und während Manche glauben, daß durch einzelne bevorzugte Persönlichkeiten auch Voreingenommenheit an der entscheidenden Stelle bewirkt werden könne.

(Ein Schlußartikel folgt.)

***

Englische Emanzipationsnovellen.

Die Fülle der englischen Romane und Novellen, welche natürlich sehr viel Durchschnittswaare enthalten, hat eine gewisse Entwerthung der ganzen Gattung zur Folge gehabt. Das ist bedauerlich, schon deswegen, weil der englische Roman nie ganz die Fühlung mit dem Leben, der Wahrheit verliert und dadurch mancherlei offenbart, was dem schärfsten Beobachter und dem eifrigsten Zeitungsleser entgeht. Ist es einem darum zu thun, von den Stimmungen im Lager der Frauen Kunde zu erhalten, so ist der Roman schon gar nicht zu vermeiden. Die Erzählung ist trotz der vielen für uns von Frauen geschriebenen Wochen- und Monatsblätter immer noch die einzige Art von Aeußerung, aus der wir am besten die Wünsche und Hoffnungen des Weibes erfahren. Das hat Grant Allen in gewohnter Weise scharf und etwas übertrieben ausgedrückt. Die erste Darstellung, die eine Frau mit dem Worte Litteratur verbindet, ist der Roman. Wenn ein Mann sagt, er wolle ein Buch schreiben, so werden unter zehn Fällen sicherlich neun sein, in denen er eine Abhandlung über einen Gegenstand vorhat, der ihn interessirt. Selbst jene Autoren, welche später zur Romanschriftstellerei übergehen, haben gewöhnlich mit anderen Zielen und Absichten begonnen. Wenn aber eine Frau sagt, sie habe ein Buch unter der Feder, so ist dieses Buch unter zehn Fällen neunmal ein Roman. Der Roman ist auch das natürliche Gebiet der Frau.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind die neuesten Erzählungen englischer Schriftstellerinnen eine lehrreiche Lektüre.

Wie verhält sich die neueste Novellenlitteratur zur Frauenemanzipation? Wie von vornherein anzunehmen war, ist der Frauenroman voll von all den Fragen, welche sich um das vage Wort „Frauenrechte" gruppiren. Anfänge davon sind ja schon in der älteren Erzählung zu finden, aber ganze Werke mit der ausgesprochenen Absicht, dem Publikum das „moderne Weib" vorzuführen, haben wir doch erst den neunziger Jahren zu verdanken. Die bekannteste Vertreterin der Gattung ist wohl Sarah Grand, welche in zwei Büchern ihr Programm klipp und klar entwickelte. Sowohl in dem Romane „die himmlischen Zwillinge" (The Heavenly Twins), wie in der Novellensammlung „Unsere Vielseitigkeit" (Our Manifold Nature) wird in erster Reihe die Liebe als eine Illusion der thörichten Jungfrauen behandelt und als die Wurzel aller Uebel im Verhältnisse der Geschlechter erwiesen. Hütet euch vor der Liebe! lautet der erste Punkt im Programm der Sarah Grand; eine kluge Frau weiß, was an der sogenannten Liebe ist; sie ist im besten Falle eine „überschätzte Unterhaltung". Die Ehe ist nicht ganz so dumm wie die Liebe; sie ist ein nothwendiges Uebel, mit dem man sich abfinden muß, so gut es geht, am besten vernünftig, also durch das, was die beschränkte Welt verächtlich eine Konvenienzehe nennt. Wenn es schon eine Ehe sein muß, dann sei es eine Konvenienzehe, sagt das moderne Weib durch den Mund der Sarah Grand. Der dritte Punkt ist das allein selig machende Dogma, der Mann müsse eine makellose, geschlechtlich ganz reine Vergangenheit haben, wenn er es wagen sollte, die Augen zu einem reinen Mädchen zu erheben. Das ist für eine Jungfrau im veralteten Sinne etwas schwer zu errathen, aber nicht für das moderne Weib, welches, wie die Heldin des Romans „Die himmlischen Zwillinge" Alles gelesen und studirt hat, Anatomie, Physiologie, Therapie. Das moderne Weib ist energisch und konsequent bis zum Aeußersten. Besagte Heldin ist ein halber Backfisch, als sie sich in einen Offizier verliebt und mit ihm getraut wird; aber als die Neuvermählte auf dem Wege nach dem Bahnhofe, im Begriffe, die Hochzeitsreise anzutreten, von einem früheren Verhältnisse ihres Mannes erfährt, läßt sie rasch entschlossen ihren Reisegefährten sitzen und macht sich aus dem Staube. Es gelingt den unglücklichen Eltern, wenigstens vor der Welt den Skandal zu vermeiden, denn die Heldin entschließt sich im letzten Moment auf ihr Flehen die Scheinehe, die Illusion eines Zusammenlebens aufrecht zu erhalten. So leben die Scheingatten als Fremde neben einander, bis der arme Offizier die Gefälligkeit hat, auf einem Ritte den Hals zu brechen. Die Heldin heirathet dann ernstlich einen alten Bekannten — aus Liebe? Bewahre! Sarah Grand versichert es uns aufs nachdrücklichste, daß es aus Freundschaft geschah.

Diese Theorie vom modernen Weib stand von 1892 bis 1895 im Vordergrunde der Unterhaltung, erzeugte eine nicht unbeträchtliche Litteratur und hat vielleicht — sehr wahrscheinlich ist es nicht — manche gläubige Jungfrau dem heiligen Ehestande entzogen. Jetzt ist diese Phase der Emanzipation, wie es scheint, vollständig überwunden: die Romane mit dem Keuschheitsdogma sind Seltenheiten geworden in der erzählenden Litteratur. Dagegen sprechen die neuesten Erscheinungen eher für eine Art Reaktion. Zwei Frauen von ungleicher Veranlagung und grundverschiedenem schriftstellerischen Charakter, Mrs. Clifford, die berühmte Verfasserin von „Mrs. Keith's Verbrechen" und „Tante Anna", sowie die Dame, welche die Erzählung „Vorurtheile" (A Study in Prejudices) geschrieben hat und die sich hinter dem Pseudonym George Paston verbirgt, stimmen darin überein, daß sie die kriegerische Stimmung einer Sarah Grand, das Amazonenthum jener ganzen Schule verleugnen und unter Frauenemanzipation ein bescheidenes Maß von Gleichberechtigung verstehen. Das ist bei einer Schriftstellerin von dem Temperamente, der Kraft und starken Eigenart der Mrs. Clifford von symptomatischer Bedeutung. „Geschichten" (Mere Stories) sind erst vor wenigen Wochen in London erschienen, reflektiren also die allerneueste Richtung, und da ist denn die reizende Skizze „Mr. Webster" auch eine Art Programm der modernen Frau, aber wie verschieden ist es von dem der Sarah Grand! Gegenüber der biederen Vernunftehe jener Dame gilt bei Mrs. Clifford nur ein Verhältniß zwischen Mann und Weib: Liebe und wieder Liebe! Das ist die Grundbedingung alles Glückes überhaupt, des Eheglückes aber ganz besonders. Eine Frau, die ohne Liebe heirathet — vom Manne schweigt sie wahlweislich, weil sie da kein Urtheil hat — ist von vornherein auf dem Wege zum Ruin, besonders wenn der Herr Gemahl ein solcher Philister ist wie Mr. Webster, der es nicht gerne sieht, wenn

Frauen ihre Ansichten zum Besten geben, und nach dessen Meinung eine richtige Frau immer zuhört und höchstens dann redet, wenn es sich darum handelt, die Meinung des Mannes zu unterstützen. Ich müßte das ganze Tableau von Mr. Webster mit seiner köstlichen Pointe abschreiben, um die Ehe, wie sie nicht sein soll, vorzuführen; es genügt aber vollkommen zur Charakteristik dessen, was diese Frau unter Emanzipation versteht, daß die ganze Selbständigkeit, welche sich Mrs. Webster ersehnt, die ist, nach ihrem Geschmacke den Salon drapiren, die Blumen beim Dinner vertheilen und mit ihren Gästen über Bilder und Bücher sprechen zu dürfen. Welch eine bescheidene Emanzipation! George Paston verlangt nicht um ein Haar mehr Selbständigkeit für die Frau, denn die Heldin der Novelle „Vorurtheile“ folgt ihrem Eheherrn wie ein Lamm; sie läßt sich von ihm ihre Lektüre vorschreiben, ihre Liebhabereien verbieten, sogar mit ihren Freundinnen muß sie brechen, weil sie ihm nicht zu Gesichte stehen. Das Alles würde George Paston dem Ehetyrannen verzeihen. Wenn nur das Eine nicht wäre: er ist eifersüchtig auf die Vergangenheit seiner Frau! Der gute Mann hat Jahre lang ein Verhältniß mit einem Landmädchen unterhalten, und ist auch sonst niemals ein heiliger Antonius gewesen; seine Frau aber wird verstoßen in dem Momente, da er erfährt, sie habe, bevor sie ihn noch gekannt hat, eine Zeitlang mit einem Maler kokettirt und ein oder das andere Mal ihre Lippen nicht sorfältig genug vor ihren Tänzern behütet! Das ist ganz etwas anderes als das Keuschheitsdogma der Sarah Grand. Die Moral George Paston's verlangt vom Manne nicht, daß er einen Eid ablege über Keuschheit vor und nach dem Eintritte in die Ehe, durchaus nicht; aber sie sagt ungefähr Folgendes, wenn auch mit etwas anderen Worten: Ihr schlechten Männer habt alle Herrlichkeit der Welt an euch gerissen, alles Wissen und Können, alle Freiheit und allen Genuß; gut, wir vergönnen euch Alles, sogar eure Schlechtigkeit uns Frauen gegenüber, aber wenn ihr klug seid, müßt ihr uns Eins lassen, die Freiheit, uns in unserer harmlosen Weise vor dem Ehestande zu amüsiren.

Und wie verhält sich die neueste Novellenlitteratur zum Eheprobleme, das seit vielen Jahren eigentlich nie ganz in Vergessenheit geräth und im Jahre 1888 durch den Artikel der Frau Mona Caird im „Daily Telegraph“ einen neuen Anstoß erhielt? Der Frauenroman hüllt sich über den Punkt in tiefes Schweigen; offenbar haben weder Sarah Grand noch ihre Schülerinnen den Muth, sich's mit den Leihbibliotheken, namentlich aber mit Mr. Smith zu verderben, der an sämmtlichen Bahnhöfen Englands seine Büchereien aufgestellt hat, und der einem großen Theile des englischen Publikums seinen Geschmack und seine Moral diktirt. Dieser Selbstherrscher aller englischen Litteratur hat mit seinem Verbündeten Mudie, dem Begründer der großen Leihbibliothek in Oxford-Street, gerade in den letzten Jahren mehrere Autoren mit großem Erfolge boykottirt, denn Mr. Smith ist mächtiger als der Papst und sein Urtheil wirkungsvoller als der Index der verbotenen Bücher. Es ist also möglicherweise die Furcht vor diesem Wächter der öffentlichen Moral und des guten Geschmacks, welche die Frauen zu klugem Schweigen bestimmt. Dafür haben zwei Männer die Ehe in novellistischer Weise behandelt und keinem von den Beiden kann man es zum Vorwurf machen, daß es ihm am Muthe der Ueberzeugung gebreche. Grant Allen mit seiner Novelle „Die energische Frau“ (The Woman who did) und Thomas Hardy mit seinem Romane „Unberühmt“ (Jude the Obscure) sagen so ziemlich Alles, was gegen die Ehe bis jetzt von Männern und Frauen vorgebracht worden ist. Grant Allen hat sich allerdings in der Form vergriffen; er hat das, was für eine Abhandlung bestimmt war, zu einer technisch unbeholfenen, in der Darstellung mehr als naiven Erzählung gepreßt. Die Heldin, die Tochter eines hohen geistlichen Würdenträgers, wird von ihrem Geliebten gefragt, „Wann soll die Hochzeit sein?“ und darauf erwidert sie, während ihr die Röthe der Scham und des Schreckens ins Gesicht steigt: „Niemals!“ Worüber die Scham und der Schrecken? Etwa vor dem Worte Hochzeit, das ja auch Molière's „Gelehrten Frauen“ so unästhetisch klingt? Ach nein, Grant Allen's Heldin fürchtet sich nicht vor der Sache, denn sie hat, wie sie der Autor sagen läßt, Zeit gehabt, ihr ganzes Leben lang darüber nachzudenken. „Worüber hätte ich sonst ernstlich nachdenken können als über die große Frage, was die Frau sich, ihrem Geschlechte und ihren ungeborenen Kindern schuldig ist? Das ist mein einziges Studium gewesen!“ Die Heldin weiß also, so jung sie ist, was Hochzeit und Ehe bedeutet. Warum aber erröthet sie vor Schrecken und Scham? Grant Allen sagt es uns: sie schämt sich der moralischen Inferiorität, die der Geliebte mit seiner Frage bekundet! Kirchliche Ehe oder die Ehe vor dem Standesbeamten — beide sind in gleicher Weise abscheuliche Reste einstiger Barbarei; die Ehe bedeutet die Herrschaft des Mannes über die Frau, die Ehe bindet sie an ihn fürs Leben, sie tritt ihre Persönlichkeit und Eigenart, mit Füßen. „Wenn ich einen Mann überhaupt lieben soll so kann dies nur unter der Bedingung absoluter Freiheit geschehen. Ich kann mich nicht verpflichten, ihm einen Augenblick länger anzugehören, als ich ihn liebe oder ihn weiter zu lieben, wenn ich sehe, daß er meiner Liebe nicht würdig ist, oder wenn ich Jemanden finde, der meine Liebe in höherem Grade verdient.“

Thomas Hardy's „Jude“ ist eines der unerquicklichsten Bücher, welche die sogenannte realistische Schule hervorgebracht hat, aber es ist wahr und aufrichtig von Anfang bis zu Ende, und die Tragödie des armen Dorfjungen, der mit allen seinen Anlagen von Frauenliebe zu Grunde geht, ist eigentlich die Tragödie des Mannes überhaupt. Hardy war weit davon entfernt, eine Tendenz zu vertreten, aber sie drängt sich von selbst auf, und sie ist wohl am Besten mit den Worten Milton's charakterisirt: Wer die Ehe oder eine andere Einrichtung höher stellt als des Menschen Wohl oder die klare Forderung der Barmherzigkeit, der ist, er möge sich Papist oder Protestant nennen, nichts anderes als ein Pharisäer.

Grant Allen ging aus, um die Ehe zu bekämpfen, hat sich aber dabei keine Lorbeeren geholt und der Sache wenig genützt; Thomas Hardy's Roman ist die energischste Verurtheilung der Ehe, die ich jemals in englischer Sprache gelesen habe, und die Anhänger der freien Liebe haben in ihm, vielleicht sehr gegen seinen Willen, einen Bundesgenossen von großem Einflusse gewonnen.

Wien. L. Kellner.

Nach San Gimignano.

So oft ich seit 1865 längere oder kürzere Zeit in Florenz geweilt hatte, war es mein lebhafter Wunsch gewesen, die kleine Bergstadt San Gimignano (ca. 3200 Einwohner heute zählend), die wenige Miglien entfernt von der Route Florenz — Siena liegt, aufzusuchen. Denn alle Welt hatte mir gesagt, daß, wenn ich eine mittelalterliche Stadt des 13. bis 14. Jahrhunderts mir lebendig vorstellen wolle, ich dieses am leichtesten durch einen Besuch von San Gimignano werde erreichen können. Abbildungen, die ich von ihr sah, schienen das zu bestätigen. Aber niemals habe ich den geplanten Abstecher zur Ausführung bringen können, und auch dieses Mal wäre vielleicht der Wunsch unerfüllt geblieben, wenn nicht ein Anstoß von außen, dessen Voraussetzungen sich freilich nicht verwirklichen sollten, mich bestimmt hätten, dem Zaudern ein Ende zu machen und in den ersten Tagen dieses Jahres die kleine Expedition zu unternehmen. Eine gelehrte, mir befreundete Amerikanerin, welche ganz Europa zum Zwecke anthropologischer Forschungen, und um die Sammlungen ihres Heimathlandes zu bereichern, durchforscht hat, hatte in Erfahrung gebracht, daß in der Nähe von San Gimignano eine etruskische Gradstätte mit Urnen und

Amphoren, die Goldgeschmeide enthielten, aufgefunden sei. Was die mittelalterlichen Reminiscenzen nicht hatten fertig bringen können, brachten die alten Etrusker zur Reise. Aber wie diese so viele Menschen, die sich für sie interessirt hatten, vexirt haben, so täuschte uns auch dieser Gräberfund. Als wir an Ort und Stelle gekommen waren, stellte sich zwar heraus, daß er gemacht war. Aber die Thongefäße, die man gefunden hatte, sollten nichts besonderes sein und das Geschmeide war schon in fremde Hände übergegangen. Wir beschlossen daher, uns mit dem mittelalterlichen und dem heutigen San Gimignano zu befassen. Und wir haben das nicht zu bereuen gehabt.

Die Bahn, welche von Florenz nach Siena führt, ist bis Empoli die gleiche, die Florenz mit seinem Seehafen Livorno verbindet. Sie durchschneidet bis Signa die fruchtbare Ebene, welche einst das vierte Seebecken bildete, das der Arno durchströmt. Es war ein heller, frischer Wintermorgen, als wir am 4. Januar durch sie hinrollten. Wolkenlos stand die strahlende Sonne am Himmel und leckte rasch die Eiskrystalle auf, welche an dem fahlen Gras und dem grünen Getreide erglänzten. Zur Rechten wie zur Linken leuchteten die zahllosen weißen Villen an den Berggeländen, wie kaum zu einer anderen Jahreszeit. Die immerhin schon bedeutenden Höhen zur Rechten, wie z. B. der Monte Morello, waren noch durchaus schneefrei. Aber über sie hinweg lugten schon durch die Einschnitte in den Vorbergen vor uns der schneebedeckte Rücken des Pistojesischen Apennins in glänzendstem Weiß hervor. Bald war die Ebene durchflogen und unser Zug brauste in die Schlucht hinein, welche der Arno im Laufe der Jahrtausende in den Bergriegel hineingebrochen hat, der einst seinen Lauf hier hemmte. Wer die Geschichte dieser Gegend kennt, wem sollte da nicht die Erinnerung kommen an jenen, eines orientalischen Herrschers würdigen Versuch, den der ghibellinische Mann von Lucca Castruccio Castracani degli Interminelli (1322—28) zur Ausführung bringen wollte. Da er das verhaßte guelfische Florenz nicht durch Belagerung bezwingen konnte, beschloß er hier den Engpaß der Gonfolina durch eine Mauer zu sperren, den Arno aufzustauen und die feindliche Stadt mit Mann und Maus zu ersäufen. Wer weiß, ob es nur bei dem Plane geblieben wäre, wenn nicht die Ingenieure Castruccio's sich verrechnet hätten. Sie nahmen nämlich fälschlicher Weise an, daß das Gefälle des Arno von Florenz bis Signa 88 Meter betrage, während es in Wirklichkeit kaum 10 ausmacht. Einen Sperrdamm von circa 300 Fuß Höhe auszuführen ging doch selbst über die Kräfte dieses energischen und genialen Heerführers.

Wie es einen Hauptreiz der Geschichte dieses merkwürdigen Erdenwinkels ausmacht, der sich von dem etrurischen Meere bis nach Florenz hinauf erstreckt, daß in ihm, wenn auch keine welthistorischen Kriege, wohl aber unzählige Kämpfe kleinerer Stadtgemeinden stattgefunden haben, und doch neben diesen Kämpfen die höchsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes auf allen Gebieten der Kultur zum Durchbruch gelangt sind, so auch hier an dieser Stelle. In welche andere Gedankenreihen wird man geführt, wenn man weiß, daß hier an diesem Signa jener redselige fabulirende Verfasser von sonst so trocknen mittelalterlichen Briefformularen stammt, jener Magister Buoncompagno, der die Sage vom ewigen Juden in die occidentalische Litteratur eingeführt hat!

Und welche Erinnerungen steigen in uns auf, wenn wir aus dem Engpaß der Gonfolina heraus in das Thal der Elsa, die von links her aus den sienesischen Bergen kommend, hier in den Arno fällt, einlaufen, und Empoli und hoch über ihm den Thurm der alten deutschen Reichsburg San Miniato al Tedesco erblicken!

Hier in Empoli hat ein großer patriotischer Florentiner 1260 durch sein entschlossenes Auftreten eine Entscheidung verhindert, welche zu den schwersten Folgen für die Geschicke seiner Vaterstadt hätte führen müssen. Und diese That war eine um so patriotischere, als sie von einem stolzen Manne ausging, der mit seiner ganzen Familie aus Florenz vertrieben, an Hab und Gut aufs schlimmste geschädigt war. In jenem Jahre hatten die Florentiner einen Kriegszug gegen Siena unternommen. Die tüchtigsten und waffengeübtesten Bürger der Stadt befanden sich in ihrem Heere. Unweit Sienas bei Montaperti erreichte es aber ein furchtbares Geschick. Die Sienesen, von einer deutschen Reiterschaar König Manfreds unterstützt, überfielen es und vernichteten es fast gänzlich. „Die Kraft der Florentiner Bürgerschaft" blieb auf dem Schlachtfelde und färbte mit ihrem Blute die Arbia roth, während Tausende von Gefangenen nach Siena abgeführt wurden. Nachdem man den Sieg prunkvoll gefeiert hatte, zog das Heer der Sieger gegen Florenz, das jetzt wehrlos diesem offen lag. Hier in Empoli trat auf dem Vormarsch der Kriegsrath zusammen, um über die Geschicke von Florenz zu entscheiden. Die Häupter der verschiedenen Gruppen, aus denen die Sieger zusammengesetzt waren, Sienesen, Pisaner, die mächtigen Grafen Guidi, die aus Florenz vertriebenen Ghibellinen u. s. w., waren der Meinung, daß die Stadt, welche ihnen nun schon so oft Niederlagen beigebracht und sie alle zu vernichten gedroht hatte, als Stadt vom Erdboden zu vertilgen sei. Diesen Plan auszuführen wäre wahrscheinlich nicht unmöglich gewesen. Denn wie viele Burgen und größere Stadtanlagen hatte schon das eine Florenz auf Nimmerwiedersehen verschwinden machen. Da warf sich dieser Beschlußfassung das geistige Haupt der ganzen Koalition, der aus seinem väterlichen Burgsitz vertriebene Farinata degli Uberti entgegen und erklärte: nur über seiner Leiche hinweg werde man Florenz zerstören. Und man beschränkte sich darauf, in Florenz einzuziehen und ein ghibellinisches Stadtregiment einzusetzen, während die guelfisch Gesinnten sich nicht nur in die befreundeten Städte Italiens, sondern auch in fremde Länder zerstreuten. Hat dieser heroische Patriotismus Farinata's seine Familie nicht vor der definitiven Vertreibung aus der Heimath retten können, sie vielmehr indirekt herbeigeführt, so klingt doch sein Name in dem unsterblichen Gedichte nach, in dem der größte Sänger der Arnostadt deren Ruhm und deren Schmach verherrlicht hat.

Hatten deutsche Reiterschaaren bei Montaperti wesentlich zur Niederlage der Florentiner beigetragen, und werden wir dadurch an das Verhältniß gemahnt, in dem diese Gegend im Mittelalter zum Deutschen Reiche stand, so ruft der hohe Bergfried der Reichsburg von San Miniato, der noch heute trotzig weit in das Arno- und Elsathal hinausschaut, uns die deutsch-italienischen Beziehungen des Mittelalters von selbst ins Gedächtniß. Kein patriotischer Deutscher wird ihrer ohne einer gewissen Wehmuth gedenken. Denn sie haben Deutschland so gut wie Italien geschädigt. Man könnte fast sagen, Deutschland noch mehr als Italien. Denn ganze Ströme deutschen Blutes hat Italien Deutschland gekostet, und unser Volk nicht zu einer Staatseinheit gelangen lassen. Es ist sehr schwer und mit kurzen Worten fast unmöglich, Licht und Schatten in dem großen historischen Verhängnisse, das über dem Verhältniß von Italien zu Deutschland im Mittelalter geschwebt hat, richtig zu sehen. Vor allem muß man dabei von unseren heutigen nationalen und staatsrechtlichen Vorstellungen absehen, und auf die Schlagwörter verzichten, welche noch heutigen Tages in Italien sowohl wie auch in Frankreich in Betreff der mittelalterlichen deutschen Reichspolitik selbst bei historisch Gebildeten im Schwange sind. Die vornehmsten und einflußreichsten Söhne Italiens, die Päpste in Rom, sind es gewesen, welche die fränkischen Herrscher nach der Halbinsel gerufen und nach mittelalterlicher Anschauung die römische Kaiserwürde von Byzanz nach dem Abendlande übertragen haben. Damals war von nationalen Gegensätzen diesseits und jenseits der Alpen nicht die Rede, welche erst seit dem 11. Jahrhundert im Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, von dem wir hier übrigens ganz absehen wollen, anfangen zur Aussprache zu kommen. Erst seit der Ausbildung der neuen italienischen Nationalität, die aus dem Kontakt der nicht allzu großen Ueberreste altrömischer Bevölkerung mit den eingewanderten germanischen Stämmen, namentlich in den neu entstandenen Kommunen erwuchs, kann von nationalen

Gegensätzen gesprochen werden. Ebenso verkehrt ist es, wenn die mittelalterlichen Deutschen den Italienern gegenüber als Barbaren hingestellt werden. Die allgemeine litterarische Bildung war vom 9. bis 12. Jahrhundert in Deutschland gewiß eine größere als in Italien. Welche italienische Chronik des 12. Jahrhunderts wäre z. B. mit den Werken Otto's von Freisingen zu vergleichen, und wo sind poetische Produktionen Italiens, die sich mit denen Deutschlands aus jener Zeit messen könnten? Erst mit dem 13. Jahrhundert tritt hier ein Wandel ein. Die mit großer Rapidität sich ausbildende italienische Nationalität hat hier ebenso rasch sich eine zu den höchsten Hervorbringungen der Kunst geeignete Sprache geschaffen, wie sie auf dem politischen Gebiet neue Formen ins Leben gerufen hat. Aber steht nicht am Anfang dieser Epoche jener räthselhafte, geniale Mensch, der einen deutschen Vater und eine italienische Mutter gehabt hat, an dessem Hofe die italienische Poesie erblühte, und in dessen Konstitutionen ganz moderne Staatsideen zum ersten Male zum Ausdruck gelangen? Erst nach dem Tode Friedrich II. beginnt die poetische und historische Litteratur Italiens der deutschen vollkommen überlegen zu werden. Man hat nur nöthig, die Namen Dante's und Giovanni Villani's zu nennen, um das zu erhärten.

In jenen älteren Zeiten stand aber auch das sittliche Empfinden der Deutschen in keiner Weise hinter dem des italienischen zurück. Gewiß sind die deutschen Kaiser, ihre Heerführer und Statthalter in Italien in einzelnen Fällen furchtbar hart aufgetreten, vor allem hat sich Heinrich VI. der schlimmsten Grausamkeiten schuldig gemacht. Aber die normannischen Könige Unteritaliens haben nicht viel besser gegen ihre aufständischen Barone gehandelt als dieser härteste „Hammer der Völker". Es waren auch keine Krokodilsthränen, die der Freisinger Bischof weinte, als er auf seiner Reise durch Italien aus den Gefängnissen der Kommunen heraus die verschmachtenden, verhungernden, in Schmutz und Unrath verkommenen Jammergestalten von italienischen Bürgern heraus wimmern hörte, welche als Kriegsgefangene in die Hände feindlicher Nachbarstädte gerathen waren. Es ist unzweifelhaft, daß der König Menelik von Schoa ein wahrer Humanitätsfanatiker in Behandlung italienischer Gefangener gewesen ist im Vergleich mit den Potestaten und Konsuln unzähliger mittelalterlicher Städte Italiens, welche die Kriegsgefangenen der ersten besten Nachbarstadt in scheußlichen Kerkern verkommen ließen, um ein hohes Lösegeld herauszuschlagen oder die Heimath der Unglücklichen zum Gehorsam zu zwingen. Wie kann man angesichts solcher Thatsachen von einer italienischen Nation in jenen Tagen reden, und wie begreiflich ist es doch, daß der große florentinische Dichter und Patriot, um die Wuth der Kommunen gegen einander und den Haß der Parteien in den einzelnen Städten zu brechen, sich nach der Wiederherstellung eines kräftigen Kaiserthums zurücksehnte. Die Erfüllung seines Wunsches war eine historische Unmöglichkeit. Aber daß ein Mann wie Dante ihn hegte, beweist doch, daß ihm die Herrschaft der Deutschen über Italien nicht als eine barbarische Gewaltherrschaft erschien, wie sie jetzt so manche ausschreien. Erst als die römische Kirche über das Kaiserthum vollständig gesiegt hatte, und die deutschen Kaiser des 14. Jahrhunderts fast nur noch als Verkäufer von Reichsrechten in Italien marchandirten, da konnte man es den reichen Städten des Landes nicht übel nehmen, wenn sie auf diese Kaiser, denen alle Ehren ihrer Krone feil waren, verächtlich herabblickten. Und damit ist wohl der tiefste Gegensatz, der im Mittelalter zwischen Italien und Deutschland bestand, berührt. Es war ein sozialer und volkswirthschaftlicher. Während in Deutschland noch ein durchaus feudales Regiment mit Naturalwirthschaft bestand, kamen in Italien die Städte in die Höhe und die Geldwirthschaft breitete sich hier aus, wie in keinem Lande des damaligen Europas.

Doch das kann ich hier gelegentlich einer kleinen Reisebeschreibung nur andeutend anführen. Aber ich mußte doch mit einigen Worten auf diese Dinge eingehen, wenn ich die Existenz eines Städtchens, wie San Gimignano, und das Bild, das es uns noch heutigen Tages darbietet, erklären soll.

II.

Von Empoli wendet sich die Bahn im rechten Winkel nach Süden, oder richtiger gesagt, es beginnt eine neue Bahn, welche mitten durch Tuscien von Norden nach Süden über Siena hinzieht, um bei Chiusi die gewöhnliche Route von Florenz nach Rom wieder zu erreichen. Zunächst läuft sie das muldenförmige Elsathal hinauf und durchschneidet eine der fruchtbarsten Gegenden des Landes. Alte starke Weinreben, jetzt ihres Blätterschmuckes beraubt und daher um so mehr ihre alten knorrigen Stämme zeigend, lehnen sich an die Fruchtbäume, die sie durch ihre Ranken verbinden. Zwischen ihnen breiten sich Saatfelder aller Art aus, die, soweit sie nicht mit Winterfrucht bestellt sind, jetzt von den Bauern umgegraben wurden. Geldlichgrau ist der Boden den sie ausheben, der einstmals, ehe Tuscien durch vulkanische Kräfte aus dem Meere empor gehoben worden ist, unter Wasser stand. Daher finden sich in ihm zahlreiche Meermuscheln, nicht minder aber auch Süßwassermuscheln. Ein Naturforscher in Florenz belehrte mich, daß in fernen Urzeiten in der Nähe von Certaldo und San Gimignano ein wasserreicher Strom sich in das Meer ergossen haben müsse, was dieses Durcheinander von Meer- und Flußmuscheln allein erkläre.

An dem kleinen Bahnhof von Certaldo erwartete unsere siebenköpfige Reisegesellschaft ein gastfreundlicher Gutsbesitzer aus San Gimignano. Auf zwei leichten Wagen wollte er uns zu seiner ca. 380 Meter hoch über der Thalsohle gelegenen Vaterstadt hinaufschaffen. Rasch trabten die Pferde auf der guten Landstraße in die vom hellsten Sonnenschein übergossene Landschaft hinein. Wir hatten nicht allzuviel Zeit zu verlieren. Darum hatten wir auch darauf verzichten müssen, das auf mäßighohem Felsvorsprung gelegene Städtchen Certaldo zu besuchen. Das Geburts- und Sterbehaus eines der losesten, witzigsten und farbenreichsten Erzählers der Weltlitteratur zu sehen, hätte uns doch Vergnügen bereitet. Denn um Giovanni Boccaccio's Heimstätte hätte es sich gehandelt. Aber schon hatte fast die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, als der Aufstieg nach San Gimignano begann, durch wohlgepflegte Felder, wie im Thale, hindurch. Nur daß hier zahlreiche Oelbäume den Berggeländen einen grünlich-grauen Farbenton gaben. Wie man einst im Mittelalter von Seiten der Kommune San Gimignano den Grundbesitzern befohlen hatte, jedes Jahr eine bestimmte Anzahl Oelbäume zu pflanzen, so schien uns auch jetzt noch eine ähnliche Bestimmung in Kraft zu sein. Ich habe selten irgendwo so viele schöne, junge Olivenstämme gesehen. Dafür hatte man aber auch dieses Jahr eine gute Ernte gehalten. Wir sahen noch wie hier und da die schwarzen Früchte von den Aesten abgestreift wurden. Neben der Olivenkultur war schon im Mittelalter hier der Weinbau berühmt. Von früh hier angepflanzten griechischen Reben gewann man zwei berühmte Sorten von Wein: Vino Greco und Vernaccio, die in Florenz besonders geschätzt waren. Wir selbst sollten uns noch von der Vortrefflichkeit des hier gezogenen Weines überzeugen. Ob heutigen Tages noch andere Produkte des Bodens gedeihen, welche schon im Mittelalter den Reichthum der Gegend mit herbeigeführt haben, wie die Krokusart, aus der Saffran gewonnen wird, konnte ich natürlich nicht sehen. Ich weiß nur, daß hier schon im Mittelalter Termingeschäfte auf Lieferung von einer Anzahl von Pfunden Saffran, mit dem man die Seide färbte, abgeschlossen worden sind.

Von den großen Wäldern, welche hier einst die Rücken der Berge bedeckten, und die noch bis in das 15. Jahrhundert hinein so voll Wild waren, daß hier große Jagden veranstaltet wurden, sah man auf unserem Wege nur nothdürftige Reste. Nur an den steilsten Stellen der Bergfalten hielt unansehnliches Gebüsch und kleine Eichstämme das Erdreich fest. Dagegen schien mir ein südlich, nach Volterra zu gelegener hoher, langgestreckter Bergrücken noch gut be-

waldet zu sein. Einst gehörte dieser Forst der Gemeinde, jetzt ist er im Besitz von Privaten.

Noch während wir eine sanfte Berghöhe hinauffuhren, that sich vor uns plötzlich bei einer Biegung des Weges ein unerwartetes Bild auf. Ueber eine breite Senkung hinweg, welche wir nach rechts zu umfahren hatten, erblickten wir auf dem Kopfe eines Bergrückens vor uns die hochgelegene, sonderbar gethürmte Stadt. Wir konnten schon den Mauerkranz, der sie umgibt, und die hohen Gebäude, die innerhalb desselben liegen, erblicken. Aber noch höher als diese hohen Bauwerke ragten seltsame Thürme in die blaue Luft. Man nennt San Gimignano die Stadt der schönen Thürme (delle belle torri). Ich kann nicht sagen, daß diese Thürme mir schön erschienen. Viereckig, die schmalen Seiten, von gleicher Größe erheben sie sich ohne allen Schmuck und ohne alle Verjüngung nebeneinander bis zu einer Höhe von 53 Meter gen Himmel. Oben sind sie flach abgeschnitten, nur zwei davon tragen eine Art Aufsatz. Sieben von ihnen erheben sich in unmittelbarer Nähe. Sechs andere, von geringerer Höhe, finden sich zerstreut in der Stadt. Im 16. Jahrhundert sollen noch 25 aufrecht gestanden haben, während im Mittelalter ihre Zahl 50 betrug. Ich gestehe, diese ganz unorganisch aufgeführten Thürme machen einen durchaus befremdlichen, man kann nicht einmal sagen phantastischen Eindruck. Sie sehen aus wie etwas Nichtseinsollendes, und sie verdanken ja auch ihr Entstehen einem Zustand, in dem sich die Kommunen befanden, der nicht sein sollte. Sie dienten ja den zu Thurmgenossenschaften vereinigten Familien der Stadt, welche diese Thürme zu Schutz und Trutz gegen ihre feindlichen nächsten Nachbarn errichteten. Von ihren Zinnen aus und aus den ganz schmalen spaltenartigen Oeffnungen bekämpfte sich mit Feuer und Schwert und Steinblöcken die in Parteien zerrissene Bürgerschaft einer Stadt von wenigen Tausenden von Einwohnern. Da die Menschen fast nichts Tolles treiben, in das sie nicht schließlich Methode zu bringen suchen, so gaben sich diese Thurmgenossenschaften Statuten, als wären sie Kommunen in der Kommune, und kodifizirten damit so zu sagen den permanenten Bürgerkrieg. Man begreift es schwer, wie bei einem solchen Zustand innerhalb der kleinen und großen Städte Mittelitaliens diese doch einen so unerhörten Aufschwung haben nehmen können. Es muß eine Naturkraft in diesen Menschen damals gelebt haben und eine Gewalt der Selbstsucht und des Hasses, von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Sind die herrlichen Dome, die die Kommunen mit einander wetteifernd errichtet haben, bewunderungswürdige Denkmale des Glaubenseifers und des städtischen Patriotismus, so sind diese häßlichen, stachelartig sich erhebenden Geschlechterthürme traurige Ueberreste der dunkelsten Zustände des Lebens der mittelalterlichen Kommunen. Wären nur die Umfassungsmauern der Stadt, durch deren hochgewölbtes Thor wir jetzt einfuhren, mit Thürmen zur Abwehr äußerer Feinde gekrönt gewesen, wie würde sich das Leben innerhalb dieser Mauern noch viel herrlicher und kraftvoller haben entwickeln können!

Kaum waren wir durch das tiefe Thor in die Stadt gelangt, so ließ unser Gastfreund an einem zur Rechten sich ausbreitenden Plätzchen halten und bat uns in sein Haus einzutreten. Durch eine mäßig große Pforte kamen wir zunächst in eine weite und hohe gewölbte Halle. Es hätte mich nicht gewundert, wenn in ihr Harnische und Sturmhauben an den Wänden gehangen und Streitrosse den Boden gestampft hätten. Jetzt aber war sie leer, und wir schritten nur durch sie hin, um in einem Lichthofe ähnlichen, mit Glas überdecktem Raum, eine moderne Treppe hinaufzusteigen. In einem Zimmer des zweiten Stocks wurden uns Erfrischungen gereicht. Ein 25jähriger, hier vino santo (von Xanthos?) genannter goldgelber Wein, den der Gastgeber selbst gezogen, erregte die Bewunderung Aller. Nur auf Lipari und in Syrakus habe ich ein ähnliches Gewächs griechischer Reben gekostet.

Doch es mußte rasch aufgebrochen werden, denn schon war es zwei Uhr und nur noch drei helle Stunden zu unserem Giro durch die Stadt übrig. Unter der Führung des Vaters unseres Gastfreundes traten wir denselben rasch an und stiegen auf der mit polygonen Steinen sorgfältig gepflasterten Hauptstraße, zwischen hohen und alten Häusern und Palästen von Stein dem Hauptplatze der Stadt zu. Doch ehe wir zu demselben gelangten, mußten wir ein zweites Thor durchschreiten, das einen Ueberrest der ersten Umfassungsmauer der Stadt bildet. Denn bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts betrug der ganze Umfang der „Terra San Gimignano" kaum 1200 Meter, innerhalb derer jedoch einige Tausend Menschen wohnen mußten. Im Jahre 1214 leisteten 587 Gimignanesen einen Eidschwur. Je mehr wir uns dem Hauptplatze der Stadt näherten, desto schöner und älter erschienen uns die Gebäude. Rundbogige Fenster, durch zierliche Marmorsäulchen getheilt, wurden durch spitzbogige Oeffnungen getrennt. Diese Häuser mußten also einer Uebergangszeit im Baustile angehören. Daß einer der hervorragendsten Paläste die Residenz des Longobardenkönigs Desiderius gewesen sei, wie eine Inschrift sagt, ist eine der vielen Fabeln, welche auch San Gimignano umspielen. Auf der Piazza della Collegiata angelangt, sahen wir zunächst vor uns das Stadthaus, das zuerst als Palazzo del Popolo am Ende des 13. Jahrhunderts erbaut, dann zur Residenz des Stadthauptes (Podestà) erhoben worden war, weil der zur Linken gelegene alte Palazzo des Podestà nicht mehr würdig genug für ihn erschien. Doch die herrschende Lage hat hier die Hauptkirche des Ortes inne, die zur Rechten des Stadthauses über einer hohen Freitreppe sich erhebt. Ihre Stufen stiegen wir zunächst hinan, um hier das eigenartigste Bild, das die Stadt darbietet, zu erhalten. Denn hier stehen in nächster Nähe noch sieben der höchsten viereckigen Thürme dicht zusammen. Ich kann nicht sagen, daß ihr Anblick aus der Nähe einen bessern Eindruck auf mich gemacht hätte als es der von fern war. Der Dom gewährt von Außen keinen imposanten Eindruck. Im Innern ist er, dessen Anfänge bis auf das 11. Jahrhundert zurückgehen, stark modernisirt. Seinen Hauptschmuck bilden Fresken verschiedener sieneser und florentiner Meister des 14. und 15. Jahrhunderts, unter denen Domenico Ghirlandajo und Benozzo Gozzoli die hervorragendsten sind. Von großer Schönheit ist auch das Tabernakel in der Kapelle der S. Fino von Benedetto da Majano.

Doch ich will hier keinen artistischen Führer für San Gimignano schreiben, obwohl uns an Ort und Stelle die reichste, kunsthistorische Belehrung zu Theil wurde. Denn der Herr Proposto des Domkapitels selbst übernahm unsere Führung, nicht nur durch den Dom, sondern auch durch alle Kunstschätze und Merkwürdigkeiten seiner Stadt: ein feiner, alter Herr, wie wir sie aus den Reisebeschreibungen des vorigen Jahrhunderts als gelehrte Antiquare und Ciceroni kennen, wohlunterrichtet, mit ganzer Liebe an ihrer Heimath hängend, unermüdlich thätig, alle Schätze von deren Vergangenheit zu sammeln und sie den Fremden freundlichst zu zeigen. Nachdem der hochwürdige Herr uns in seiner Kirche herumgeführt hatte, folgten wir ihm in den Palast des Podestà, in dem jetzt die Kommunalvertretung residirt. In dem Sitzungssaale, über dem man eine kleine Pinakothek gebildet hat, war für mich das Interessanteste, daß in ihm 1299 Dante, als florentinischer Abgesandter, den Rath von San Gimignano angesprochen hat. Der Stelle gegenüber, von der aus Dante geredet haben soll, stand jetzt eine Büste Victor Emanuel's. Fast sechs Jahrhunderte waren vergangen, seitdem der Traum des großen Patrioten von der Einheit Italiens sich verwirklicht hat! Hierauf besichtigten wir das älteste Stadthaus mit seiner großen Loggia, die jetzt als Theater dient, schritten die Straße wieder hinab, um das Schoßkind unseres Führers, sein kleines, von ihm angelegtes etruskisches und mittelalterliches Museum und die auch von ihm verwaltete Stadtbibliothek zu besuchen. Sie besteht aus einer beträchtlichen Zahl, circa 10 000 Bänden älterer und neuerer Werke, von denen aber nur ungefähr der dritte Theil aus Raummangel aufgestellt ist. Ich bemerkte unter ihnen einige werthvolle neuere Werke, wie z. B. das von Garucci über die älteste christliche

Kunst. Dazu kommen an 200 Handschriften und zahlreiche Autographen moderner und modernster Berühmtheiten, die sich der Herr Proposto wohl meistens durch dankbare Besucher von San Gimignano verschafft hat. Denn auf die richtige Führung seines Fremdenbuches legt er großen Werth und zeigt mit lokalpatriotischem Stolz die Namen der hervorragenden Besucher von San Gimignano, unter denen die Königin Victoria von England sicher die vornehmste ist. Wunderlich, daß sich hier auch ein echtes Autographon von Luther und Melanchthon findet. Aus einem Zimmer der Casa Pesciolini, die einst einem mediceischen Diplomaten am französischen Hof gehört hat, bewunderten wir dann die herrliche Aussicht über die tuskischen Hügelreihen nach Norden. An den Wänden des Zimmers hing eine reiche Sammlung von Porträts von Mitgliedern des mediceischen Hauses. Dann besuchten wir noch die 1280 erbaute und durch Benozzi Gozzoli's dreizehn Freskenbilder aus dem Leben des heiligen Augustin in der Kunstgeschichte hochberühmte Kirche von S. Agostino. In dem Konvente der Augustiner hat der liebenswürdige Maler mit seinen Gehilfen drei Jahre gewohnt, um die Chorkapelle mit diesen Gemälden zu schmücken, für die ihn der Fra Strambi bezahlte. Der Donator, der Savonarola sprechend ähnlich zu sein schien, liegt vor der durch seine Munifizenz geschmückten Kapelle.

Doch immer tiefer war die Sonne gesunken. Nachdem wir noch vor dem Südthore der Stadt, das von großen neueren Rundthürmen flankirt war, uns eines köstlichen Rundblicks erfreut hatten, traten wir den Rückweg durch die nun schon in dunklen Schatten liegende Hauptstraße an. Es war uns doch dabei wirklich zu Muthe, als wären wir in eine ferne, längst verschwundene Zeit zurückversetzt. Die Frage, wie es gekommen, daß einst auf diesem kleinen Bergrücken eine Stadt habe entstehen können, die trotz alles Haders ihrer Bürger, doch blühend und reich gewesen sein mußte, lag wohl Jedem von uns in dem Sinn. Sie mag schließlich hier noch mit einigen Worten beantwortet werden.

In den großen Waldungen, welche im frühen Mittelalter diese Berge bedeckten, wird zuerst im 7. oder 8. Jahrhundert hier oben eine Niederlassung entstanden sein, welche nach dem tapfern Vertheidiger von Modena gegen Attila, dem heil. Bischof Gimignano, ihren Namen erhielt. Mit diesem Namen oder della Selva wird sie zuerst in einer Urkunde des Königs Hugo von Italien aus dem Jahre 927 erwähnt. Der Grund und Boden, auf dem sie erstand, gehörte dem Bischof von Volterra. Daher ist die ganze Frühzeit der Kommune von Kämpfen erfüllt, welche das nach Selbständigkeit ringende Gemeinwesen gegen die Bischöfe von Volterra zu führen hatte. Hätten diese nicht selbst nur zu oft mit ihrer eigenen Stadt im Streit gelegen, so würde die kleine Niederlassung wohl schwerlich ihre Selbständigkeit errungen haben. Aber ganz gewiß hätte sie dieses Ziel nicht erreicht (1199), wenn nicht ihre Bürger im 12. Jahrhundert sich Reichthum und damit Macht erworben hätten. Auf Sardinien, in Frankreich und überall, wohin Pisanischer Schiffahrtsverkehr ging, finden sich Kaufleute aus Gimignano. Mögen diese auch Produkte ihrer Heimath, wie Saffran, Oel und Wollgewebe verkauft haben, so scheint es doch, als hätten sie vorzugsweise Zwischenhandel getrieben. Mit dem erworbenen Gelde kehrten diese rührigen Menschen dann wohl gern in ihre Heimath zurück. Natürlich war die kleine Kommune zu schwach, um in den Kämpfen der großen tuscischen Städte eine eigene Politik befolgen zu können. Sie mußte sich des Bischofs von Volterra erwehren, bald mit Siena gegen Florenz, bald mit Florenz gegen Siena, bald mit Florenz gegen Pisa und Lucca und umgekehrt zu Felde ziehen. Bald war sie kaiserlich gesinnt, bald antikaiserlich. Und doch kam sie im 13. Jahrhundert immer mehr empor und ihr Reichthum muß schnell gewachsen sein, wie die Gebäude der Stadt noch heutigen Tags verrathen. Der häufige Wechsel der äußern Politik mußte aber auf die innern Zustände stark zurückwirken. Auch hier bildeten sich die Parteien der Ghibellinen und Guelfen, die alle Städte Italiens spalteten. Seit 1246, wo die ghibellinischen Salvucci und die guelfischen Ardinghelli in wüthenden Kampf geriethen, ist der Friede in der Stadt bis zu ihrer freiwilligen Unterwerfung unter Florenz (1353) nicht wieder dauernd hergestellt worden. Es kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen, diese Parteiungen hier auch nur skizziren zu wollen. Schon 1332 begannen die Versuche, der an ihnen unbetheiligten Bürger der Stadt ihr Gemeinwesen der Arnostadt freiwillig zu unterwerfen. Als nicht einmal die Pest von 1348, die uns der Certaldese im Eingang zum Decamerone so grausig geschildert hat, den blutigen Hader der herrschenden Geschlechter zu stillen vermochte, setzte die Mehrheit der Bürgerschaft den bleibenden Anschluß an die mächtige Nachbarstadt durch. Man schickte ihr einen, mit dem Staatssiegel versehenen weißen Bogen zu, auf dem sie die Bedingungen des abzuschließenden Vertrags einschreiben sollte. Die Florentiner aber schickten das Blatt durchkreuzt zurück und baten die San Gimignanesen um Aufzeichnung der Stipulation, welche dann in Florenz durch eine Gesandtschaft zum Abschluß kam. Seitdem sind die Geschicke von Gimignano mit denen von Florenz untrennbar verbunden geblieben. —

Voll von neuen und bleibenden Eindrücken kehrten wir in das Haus unseres Gastfreundes zurück, wo unserer ein leckeres Mal wartete. Bergab brachten uns dann in raschem Lauf die flinken Pferde nach Certaldo, wo wir um 8 Uhr den Abendzug nach Florenz glücklich erreichten. Hell leuchteten die funkelnden Sterne durch die milde Nacht. Ein reicher, schöner Tag lag hinter uns, als wir auf dem Bahnhof in Florenz einliefen.

Florenz. O. Hartwig.

Andreas Schumacher, der Vormund Ludwig Anzengruber's.*)

Im Winter dieses Jahres**) starb zu Wien Andreas Schumacher, eine reich und tief angelegte Dichternatur und eines der besten deutschen Herzen, welche am spanischen Systeme ihres hoffnungslos geliebten österreichischen Vaterlandes sich wund und todt zerlebt.

Es gibt Weine, welche an Ort und Stelle durch Geschmack, Duft, Feuer und Süße eine hohe Meinung von ihrem Werth erregen, aber schon wenige Meilen weiter keinen Preis und keinen Kurs mehr haben, Niemandem munden, Niemandem bekannt sind. Ein solcher Wein war Andreas Schumacher.

Ueberschaue ich sein Leben und seinen Nachlaß, so finde ich ihn reicher als viele Andere, welche berühmter sind. Nicht leicht ist der selten und eigen geartete Mann zu erklären. Ein gewisses Zuviel und Zuwenig haben wir wohl Alle; aber Schumacher hatte es in einer Unausgeglichenheit, daß Eines das Andere nicht steigerte oder mäßigte, sondern daß das Mäßige noch geringer, das Steigende noch schroffer und steiler wurde. Mangel an Kunstbildung würde ich bei jedem Andern sagen; aber Schumacher kannte die Kunst, liebte sie, hatte Selbstkritik, hätte wohl auch Fleiß und Zucht gehabt; — Kränze waren ihm erreichbar, aber er wollte nicht Kränze, nur Blümchen

*) Leopold Rosner, der verdiente erste Verleger Anzengruber's, dem er auch als Freund nahestand, theilt uns aus Kürnberger's Nachlaß einen bisher ungedruckten, für die österreichischen Verhältnisse der Vergangenheit interessanten Bericht mit, den der tapfere Publizist 1868 als Sekretär des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schiller-Stiftung an den Vorstand zu Gunsten der Wittwe Andreas Schumacher's richtete. Die Wahrhaftigkeit Kürnberger's stellt dem braven Manne, der auch Anzengruber's Vormund war, ein glaubhaftes, rühmliches Zeugniß aus.

**) 1868.

am Wege. Er hatte ein zu tiefes, prophetisch-leidenschaftliches Gefühl für Oesterreichs große Geschichtsaufgaben, als daß er glauben mochte, es handele sich in Oesterreich um einen Seidel, um geschliffene Gläser und geschmackvolle Tafelaufsätze. So überließ er sein Dichten dem Zufalle.

Ich finde im Umfange seines Talentes das ganze Repertoir der übrigen „vaterländischen Dichter“. Er ist ein so weiser, gemüthlicher Oesterreicher, wie die berühmtesten Generalpächter der vaterländischen Gemüthlichkeit, aber — er pachtete sie nicht. Er hat nicht jene geistige Leerheit, welche ein ganzes Leben in Gemüthsspielereien vertändelt und in der Gewitterschwüle des Metternichischen Systems nichts weiter empfand, als daß es hübsch warm zum Baden sei.

„Schauen durft' ich jede Blöße
Dieser armen, nackten Welt
Und dies Herz, nicht ohne Größe,
Ward es in den Kampf gestellt.“

Wer sich so hören läßt, der ist zum Johann Gabriel Seidl oder zum Johann Nepamuk Vogl verdorben.

Und doch ist er auch wieder kein Carl Beck oder kein Anastasius Grün. So wenig, wie die österreichische Gemüthlichkeit, pachtete Schumacher den vormärzlichen österreichischen Liberalismus, diese so äußerst ergiebige Ruhmesdomaine. Er empfand zu dichterisch dazu! Er ahnte denn doch, daß die Fichte am Nordpol und die Palme in der Wüstenoase sich nicht um Verfassungsfragen zu kümmern brauchen. Ueberhaupt war er mehr als liberal, nämlich revolutionär, und hatte in dieser Beziehung am liebsten gehandelt, anstatt gesungen.

Herz mein Herz, du wirst verbluten,
Wenn du dich nicht rasch ermannst,
Kräfte, die zu lange ruhten,
Nicht zu neuen Thaten spannst.

Nicht die Ruhe der Entsagung
Hält die Macht der Sterne auf, —
Ihr Gericht nimmt trotz Vertagung
Unerbittlich seinen Lauf.

Rein praktisch empfand er die Aufgaben, welche bevorstanden, und war gar nicht der Mann dazu, sie rhetorisch zu verwerthen. Ueberhaupt ist Schumacher's Dichtweise gänzlich entblößt vom rhetorischen Element — und wie viel erklärt das! In Diana und Endymion charakterisirt Viktor Strauß einen Mann, und sagt, er sei gewesen wie ein voller Pumpbrunnen, welcher darum kein Wasser gibt, weil er zu voll ist! Bei diesem Bilde muß ich immer an Schumacher denken.

Nicht leicht kann z. B. ein Dichter ein schöneres Natur- und Heimathsgefühl haben als dieses:

Einst war das Leben milder, —
Das sagen mir die Bilder
Der schönen Jugendzeit;
Aus Wald und Büschen sprangen
Aus Seen und Wolken klangen
Begeist'rung und Verlangen
Und Dichterseligkeit!

Wer sah in niedern Hütten
Des Volkes fromme Sitten
Und hat es nicht geliebt?
Sein Jauchzen und sein Klagen
Hat an mein Herz geschlagen,
An seinen heitern Sagen
Hab ich mein Ohr geübt.

Auf dieses Naturgefühl haben andere Dichter ganze Existenzen gegründet. Schumacher war zu voll dazu. Sein historisches und philosophisches Gefühl eilt schon auf den nächsten Blättern zu Staffen wie: Lamennais in Rom — Der Brillenschleifer von Antwerpen, und dabei kammen Seen und Wolken freilich nicht zu ihrer ganzen poetischen Geltung. In seiner Brust schneiden sich gar viele Kreise und Kreissegmente; — aber wer beschreibt, welche Rosette sie bilden und ob sie eine bilden? Männlich-schön ist es und ein erhabener Kontrast zu jenen Dichterlingen, welche am liebsten ihren eigenen Dichterruhm besingen, daß Schumacher selbst — das Zweifeln, das Verfehlen und Versagen, bekennt.

Nicht alle die nach Mekka reisen
Schauen das Grab
Und Pilger auf Schiffen von Holz und Eisen
Die „Maria den Stern des Meeres“ preisen
Sinken hinab!
Um den Segen des Berges steigt
Der Knapp in die Grube nieder,
Wenn der Tag zur Rüste sich neigt
Kehren nicht alle wieder!

Ja, zuletzt macht der Dichter ein Testament der Vergessenheit, wie es nur groß angelegte Naturen machen können, welche einen Bruch ihrer Natur fühlen, aber nicht eitel genug sind, ihn zu verbergen.

Laß mich ruhen in der Erde
Weil ich pilgernsmüde bin;
Ob ich Staub, ob Seraph werde,
Schlicht' es, Herr, nach Deinem Sinn.

Aber laß, o laß mich schlafen
Nach der bang durchwachten Nacht,
Lechzend treibt das Schiff zum Hafen
Das Du in den Sturm gebracht.

Eine Schreckenswolke sende
Blitzesschwanger mir herab
Und verhülle, wie mein Ende,
Auch, was drüber ist, das Grab.

Was sie sagen, was sie träumen
Mag es durch die Stoppeln wehn
Die auf den verlaßnen Räumen
Eines öden Hügels stehn.

Und kein Stein, kein Zeichen künde,
Daß mir eine Thräne floß;
Wenn ich endlich Ruhe finde
Sag' ich auch vom Ruhm mich los.

Wahrlich, Schumacher war ein Dichter! Er besaß die Poesie als eine intensiv und energisch glühende Sachlichkeit; die Poesie des Wortes nur gelegentlich und ohne sie zu suchen. Ich glaube, es ist nicht einmal je eine Sammlung seiner Gedichte erschienen; sie sind uns nur aus Wiener Zeitschriften und Taschenbüchern bekannt. Seine schwächste Seite war die Prosadichtung der Novelle und des Romanes, eine seiner stärksten dagegen die Theaterkritik. Jenes Knabengeschwätz, welches sich in der Verhimmelung unsers Theaters gefiel und dasselbe fast zum einzigen Mittelpunkt unserer vormärzlichen Interessen hinaufschwindelte, fand in Schumacher's gediegener Bildung ein goldschwereres Gegengewicht.

Als ein hohes Verdienst muß ihm endlich der österreichische Landsmann eine politische That zurechnen, von der ich schließlich noch sprechen will.

Bekannt ist das japanesische Kuriosum, daß das ganze vormärzliche Wien nur zwei politische Zeitungen besaß: die k. k. priv. Wiener Zeitung und den „Beobachter“. Beides Regierungsblätter. Während nun die übrigen Liberalen sangen, schimpften, etwa einen Aufsatz in die „Grenzboten“, ein Gedicht ins Guttenberg-Album sandten oder gar den Namen Herwegh auszusprechen wagten, bewarb sich Schumacher um die Konzession — zu einem dritten politischen Blatt!! Das Unterfangen war ungefähr so als ob er vom Kaiser die Krone verlangt hätte. Ein österreichischer Unterthan, welcher neben und außer der Regierung Politik treiben will! Zehn Jahre früher hätte diese Zeitung Spielberg, Munkacs und Kufstein geheißen, im Jahre 1846 aber hatte Schumacher die Morgenluft richtig gewittert, seine „Gegenwart“ durfte erscheinen und — wöchentlich einmal einen Auszug aus der „Augsburger

Allgemeinen" bringen! Das Erstaunen war allgemein. Auf natürlichem Wege war das Weltwunder nicht zu erklären. Die Weisesten raunten sich zu: Schumacher sei — Polizeispion, denn nur durch solche Verbindungen könne solche Gunst der Götter gewonnen werden.

Leicht ist's heute, über diese Dinge zu lachen, aber damals waren sie in Oesterreich noch fürchterlich ernsthaft. Auch der Auszug aus der „Augsburger Allgemeinen" konnte in gewandter und charaktervoller Hand eine Waffe werden. Leider war Schumacher an die Zahmheit eines Wiener Bürgers gebunden, welcher das Geld hergegeben und eh' sich die „Gegenwart" nach allen Seiten noch durchgenagt, spülten sie die Fluthen des Jahres 1848 hinweg.

Als Revolutionskämpfer verschwindet Schumacher. Wohl mag sich ein Dichterherz den Freiheitskampf glühendschön träumen, aber ist er da, so merkt er, daß er Parteikampf ist, und daß zum blutigen Parteikampf mehr Brutalität und Gewissenlosigkeit gehört, als ein deutscher Dichter aufzubringen vermag. Schumacher spielte keine hervorragende Rolle, aber auch die gespielte trug ihm Kerker und Elend ein. Von Kufstein entlassen, war der frühgealterte Mann invalid, gebrochen, dem Leben verloren. Fünfundsechszigjährig starb er in diesem Winter (1868) an einer Herzerweiterung.

Schumacher hatte früh geheirathet und hinterläßt — mittellos — eine Wittwe und Töchter, welche sich spärlich von Handarbeit nähren. In seiner bürgerlichen Stellung war Schumacher Sekretär der ersten österreichischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welches Amt er — unheilvoll — zu Gunsten der „Gegenwart" aufgab. Aus dem Kerker entlassen, fristete er sein Leben durch elend bezahlte Uebersetzungen von Feuilletonromanen für die alte „Presse". Er besaß glänzende Sprachkenntnisse; außer dem französischen, womit man im vormärzlichen Oesterreich allein schon „ein Gebildeter" war, las und sprach er Englisch, Italienisch, Spanisch, — angestaunte Luxusartikel, die sich vor vierzig Jahren nur unsere höchste litterarische Aristokratie erlaubte. Er war der Erste, welcher in Oesterreich Uebersetzungen nach Byron versuchte, in seinem Nachlasse finde ich Konzepte nach Calderon u. s. w.

Die Wiener Zweigstiftung hat sowohl an Schumacher als seiner Wittwe wiederholt ihr Amt geübt. Für die letztere thut aber eine lebenslängliche Pension dringend noth um diese erlauben wir uns die Centralstiftung anzugehen.

Ich stelle den Antrag: der Wittwe Schuhmacher für das laufende Jahr, wo der Verlust des Ernährers noch eine frische Wunde ist, eine Gabe von 100 Thalern, für die folgenden Lebensjahre aber eine lebenslängliche Jahrespension von 50 Thalern zu bewilligen.

Letzteres reicht ohne Zweifel nicht zu und die Zweigstiftung wird ab und zu noch manches daran zu suppliren haben: ich wage aber keinen höheren Antrag zu stellen, denn Schumacher war kein „berühmter" Dichter und ist in Deutschland wahrscheinlich unbekannt.

Wien, den 25. Juni 1868.

Ferdinand Kürnberger.

Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Skizzen aus der deutsch-amerikanischen Sturm- und Drangperiode der fünfziger Jahre. Von Jakob Müller. Cleveland, Ohio. Druck von Rud. Schmidt. Printing Co. 1896.

Unter den Millionen Deutschen, welche in diesem Jahrhundert in den Vereinigten Staaten eine neue Heimath suchten und fanden, bilden die Achtundvierziger ein Element, das sich durch geistige Beweglichkeit auszeichnete. Während die große Masse der nach Amerika ausgewanderten Deutschen in der Begründung einer neuen wirthschaftlichen Existenz ihr volles Genüge fanden und sich deshalb vom politischen Leben ganz fern hielten, warfen sich die alten Achtundvierziger mit Vorliebe in den demokratischen Strom des öffentlichen Lebens und suchten in der neuen Heimath die Verwirklichung ihrer politischen Ideale, die sie im alten Deutschland vergeblich angestrebt hatten. Gar mancher ging dabei unter, viele dagegen brachten es zu Ansehen und Geltung. Diese alten Achtundvierziger waren durchweg gute Deutsche, die deutsches Wesen, deutsche Sprache und deutsche Eigenart in Amerika hochzuhalten suchten, denen deshalb unser Vaterland auch im Auslande stets als Träger einer hohen geistigen Kultur lieb und werth blieb.

Zu diesen Männern vom Typus Schurz und Kapp gehört auch der Verfasser dieser „Erinnerungen". Derselbe wanderte nach dem Scheitern der 1848er Bewegung nach dem Staat Ohio, ließ sich in Cleveland nieder und betheiligte sich alsbald an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde, seines Staates und der ganzen Union. Es gelang ihm auch, sich einen beträchtlichen Einfluß zu verschaffen und schließlich zum Vizegouverneur des Staates Ohio gewählt zu werden. Unter der ersten Administration des Präsidenten Cleveland bekleidete Jakob Müller einige Jahre hindurch das Amt eines amerikanischen Generalkonsuls in Frankfurt a. M. Der alte Demokrat war auch bei der letzten Präsidentschaftswahl aktiv thätig; er hatte sich, wie die Besten seiner Partei, geweigert, Bryan zu unterstützen, und trat für gesundes Geld in die Schranken.

Seine „Erinnerungen" sind in vielfacher Beziehung interessant. Sie geben ein anschauliches Bild von dem wirren, erst halbkultivirten Leben der fünfziger Jahre speziell in Ohio. Da die „Erinnerungen" sich durchweg an persönliche Erlebnisse und Bekanntschaften des Verfassers anschließen und ein lebhaftes Lokalkolorit tragen, so wirken sie durch Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit. Es ist etwas Frisches in diesen Erinnerungsblättern, an Prärie und Urwald erinnernd, in denen uns die gesellige und geschäftliche Atmosphäre jener Zeiten, der Pioniere Leid und Freud, die Verhältnisse der deutsch-amerikanischen Presse, Wahlkämpfe und deutsche Kneipen, der schwere Lebenskampf der Einwanderer und die Versuche, deutsche Gemüthlichkeit auf den harten Geschäftsboden Amerikas zu verpflanzen, der Kinkel- und Kossuth-Kultus, die sympathische Persönlichkeit Lincoln's und zahlreiche andere Vorkommnisse und Personen in rasch wechselnden bunten Bildern unter deutsch-amerikanischer Beleuchtung vorgeführt werden.

Die ziemlich lose aneinandergereihten Erinnerungsblätter sind daneben von einem wohlthuenden Humor erfüllt; besonders amüsant sind z. B. die Kapitel über die Fremont-Kampagne. Jakob Müller ging im Jahre 1856 für den Präsidentschaftskandidaten John C. Fremont muthig auf den stump; er hatte besonders die Aufgabe übernommen, seine deutschen Landsleute zu bekehren, und er schildert nun in seinen „Erinnerungen" die Abenteuer dieser Wahlreise unter den damaligen primitiven Verhältnissen des Tuscarawa County. Wegen Mangels passender Räumlichkeiten fanden die Versammlungen gelegentlich in Scheunen, Waarenhäusern und dergleichen statt. Die Ankunft der Redner wurde vorher mit der nöthigen amerikanischen Reklame den Bewohnern der Orte, wo Müller und noch ein Begleiter ihr Licht als Redner leuchten lassen wollten, in englischer und deutscher Sprache angekündigt, wobei es dann manchmal zu schnurrigen Mißverständnissen kam. Müller schildert sehr anschaulich den Schrecken, der ihn einst befiel, als ihm Anschlagszettel vor die Augen kamen, welche in verschwenderischer Weise an Häusern, Bäumen und Zäunen angeschlagen waren und folgendermaßen lauteten: „Great German Mass Meeting. to be held at Heck's Ware House, etc. etc. — Two German gentlemen of great reputation and unequalled eloquence will address their German fellow citizens in their native tongue and in the sweet accent of their illustrious ancestors. — Come one! Come all!" — Diese treffliche Ankündigung hatte dann unmittelbar darunter folgende klassische Uebersetzung gefunden: „Große deutsche Massenversammlung in „Heck's Waarenlager" am Kanal. Zwei deutsche Edelmänner von großer Reputirlichkeit und unvergleichlicher Redseligkeit werden ihre deutschen Mitbürger in ihrer angeborenen Zunge und in dem süßen Tone ihrer illustrirten Vorfahren anreden. Komme jeder und fehle keiner!" — An derartigen Anekdoten ist das Buch reich, so daß auch der Freund des Humors seine Rechnung findet.

Da das Buch bisher nicht im deutschen Buchhandel erschienen ist, so mag schließlich noch erwähnt sein, daß es gegen 4 Mark in Briefmarken von Dr. Richard Wirth in Frankfurt a. M., Hermannstraße 42, bezogen werden kann.

Th. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat auf dem Brandenburgischen Provinziallandtage eine Ansprache des Oberpräsidenten von Achenbach mit einem Trinkspruch auf die Mark und die Märker beantwortet.

In der Rede des Herrn von Achenbach findet sich nach dem „Reichsanzeiger" folgende Wendung:

„Jeder Brandenburger weiß, daß er den Aufschwung und die Machtstellung seines Vaterlandes allein ihnen zu verdanken hat" — nämlich allein den Hohenzollern.

Man braucht nicht an jede Tischrede einen ernsten Maßstab anzulegen; man tröstet sich darüber, wenn sie tiefgründige Wahrheiten nicht enthält; und man übersieht es, wenn in ihr die Farben etwas stark aufgetragen werden. Das alles entschuldigt der Anlaß. Was man aber auch von Tischreden, die Leute von Welt und Stellung halten, beanspruchen darf, das ist Geschmack.

Nun wird Niemand verlangen, daß ein Ober-Präsident der Provinz Brandenburg seinem Monarchen bei einem Festmahl anderes als Verbindliches und Angenehmes sagt; das ist selbstverständlich; aber selbst bei solcher Gelegenheit zu behaupten, daß unser Vaterland allein — man denke allein — den Hohenzollern „Aufschwung und Machtstellung" verdankt, solcher Ausspruch ist denn doch mehr, als der moderne Geschmack zu ertragen vermag; das ist ein Aeußerung im Stile eines französischen Hofmannes zur Zeit des roi-soleil; vielleicht auch daß in Byzanz und China sich entsprechende Wendungen bei Anreden, die Würdenträger im Range eines Oberpräsidenten an das Staatsoberhaupt zu halten hatten, finden ließen; voraussichtlich. Aber China liegt der europäischen Civilisation räumlich so fern, wie zeitlich Byzanz, und auch jene naive Geschichtsauffassung assyrischer und ägyptischer Denkmäler, die den König riesengroß und seine Völker winzig klein darstellt, ist durchaus überwunden, wenigstens außerhalb des Brandenburgischen Provinziallandtages.

In dem Deutschland des scheidenden neunzehnten Jahrhunderts lehnt sich das historische Wissen, das Selbstgefühl und die bürgerliche Ehrlichkeit gegen einen Ausspruch auf, der aller und jeder staatlichen Entwicklung und auch der unseren ins Gesicht schlägt, und jene Loyalität erweist der Monarchie wirklich einen schlechten Dienst, die durch riesengroße Uebertreibungen jede Zustimmung zu einer Unmöglichkeit macht.

Nun läge an einem Trinkspruch des Herrn Oberpräsidenten von Achenbach nicht gar viel, wenn er nicht so geeignet wäre, die Atmosphäre zu charakterisiren, in welcher der Monarch lebt. Nur wenn man sich die obige Wendung des Herrn von Achenbach gegenwärtig hält, gewinnt man auch die richtige Perspektive für jene Ansprache, die der Kaiser selbst als Erwiderung geredet hat.

Ueber die kaiserliche Rede liegen zwei Versionen vor; die eine offizielle Redaktion ist nicht in den Gedanken, aber in den Worten etwas gemildert; die andere Version enthält Worte von einer Stärke, die, wenn man den Gedankeninhalt in Betracht zieht, nicht zu überraschen brauchen.

Der Kaiser ist der Ansicht, daß wir seinem Großvater Wilhelm I. „unser Vaterland und das Deutsche Reich verdanken", ihm, „in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen. die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Willens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers".

Der Kaiser brachte ferner zum Ausdruck, daß sich die „Vorsehung", daß sich „Gott" gerade mit besonderer Absicht in Wilhelm I. einen Märker aussuchte, um das zu schaffen, was seit Kaiser Barbarossa vergeblich angestrebt worden sein soll, die Zusammenfassung ganz Deutschlands.

„Meine Herren, wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so! Seines Grabes Thür steht offen, alltäglich wandern die treuen Unterthanen dahin und führen ihre Kinder hin, Fremde gehen hin, um sich des Anblicks dieses herrlichen Greises und seiner Standbilder zu erfreuen."

Der Kaiser sagte dann:

„Zusammengefügt wie Eins ist das Hohenzollernsche Haus und die Mark, und aus der Mark stammen und in der Mark wurzeln die Fäden unserer Kraft und unseres Wirkens. So lange der märkische Bauer noch zu Uns steht und Wir dessen gewiß sein können, daß die Mark Unserer Arbeit entgegenkommt und Uns hilft, wird kein Hohenzoller an seiner Aufgabe verzweifeln."

Waren andere preußische Provinzen und nichtpreußische Länder Deutschlands minderwerthig für das, was erreicht ist, und werden sie minderwerthig sein für das, was noch zu leisten bleibt?

Nach der Ansicht des Kaisers ist vor Allem eines zu leisten, „der Kampf gegen den Umsturz mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen . . ."

„Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des Allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden. Ich werde Mich freuen, jedes Mannes Hand in der Meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr — wenn Mir nur geholfen wird in diesem Gefechte!"

Oder wie die nicht offizielle Version lautet:

„Jene Partei muß ausgerottet werden bis auf den letzten Stumpf . . .

Ich werde mich freuen jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, er sei edel oder unfrei."

Und schließlich nannte der Kaiser die Sozialdemokratie nach dem „Reichsanzeiger" eine „Krankheit", nach nichtoffiziellem Berichte eine „Pest".

Wir meinen, daß der Kaiser, sowohl was die Vergangenheit wie was die Gegenwart anbetrifft, sich zu Anschauungen bekennt, die von dem allergrößten Theile des deutschen Volkes nicht getheilt werden, und die nur eine Wirkung nach unserer Ansicht ausüben; — nämlich eine verstimmende.

Wir glauben, daß man in Süddeutschland vor Allem die Behauptung nicht mit völligem Gleichmuth hinnimmt, es sei der von „Gott" erlesene Märker Wilhelm I. mit seinen märkischen Bauern die stärkste Säule des Reichs gewesen. Deutschland wäre nicht das, was es ist, wenn es nicht gestützt wäre von der Kraft aller Einzelstaaten, und Wilhelm I. wäre nie das geworden, was er schließlich war, wenn er nicht mit kluger Bescheidenheit — und in dieser klugen Bescheidenheit lag seine reale Größe, — die Genialität seiner Staatsmänner und Feldherren für Deutschland und sein Haus hätte arbeiten lassen.

Und andererseits können wir uns einen erfolgreichen Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht denken, so lange sie als „Pest" und die Kämpfer gegen sie als „Arbeiter, Fürst oder Herr" oder als „edle und unfreie" bezeichnet werden. Es giebt in Deutschland Bürger mit verschiedenen politischen Ueberzeugungen, und zu diesen Bürgern gehören auch die Sozialdemokraten.

Dieser Trinkspruch des Kaisers zeigt, wie weit das Empfinden des Monarchen von jenen Empfindungen entfernt ist, die Millionen und Millionen in Deutschland hegen. Ein solcher Zustand ist niemals politisch unbedenklich.

Und wenn man sich nun fragt, wie eine derartige unerwünschte Entwicklung in solchem Grade eintreten konnte, so ist die Erklärung nur allzu nahe liegend.

Zweifellos hat Herr von Achenbach eine Ansprache gehalten, die den südlichen Reden völlig entspricht, welche der Kaiser offiziell und privatim Jahr aus und Jahr ein zu hören bekommt. In ersterbender Devotion wiederhalt man dem Monarchen: Alles, was Preußen und Deutschland wurde, ist es geworden durch die Hohenzollern. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß ein Monarch, der nicht in der rauhen Wirklichkeit des täglichen Weltgetriebes steht, sondern dessen vornehmster Umgang die ihm umgebenden höfischen Kreise sind, immer nur solche Anschauungen hört, so ist es nur naturgemäß, daß seine Auffassung von historischer Entwicklung und politischer Gegenwart sich demgemäß bildet; daß ihm sein Großvater zu einem mittelalterlichen Heiligen und die politischen Widersacher zu einer „Pest" werden.

Goldgestickte Uniformen werden sich mit den äußeren Gesten der Bewunderung dann auch vor diesen Aussprüchen verneigen; aber die ehrliche Hingabe an den Monarchen wie an Deutschland verlangt, daß der Kaiser offen darauf aufmerksam gemacht wird, wie wenig solche Reden schließlich das bewirken, was sie bewirken sollen.

Wenn es eine solche ehrliche Hingabe in der Nähe eines Monarchen nicht giebt, so wird dieses Fehlen nur zu leicht und meist unabwendbar zu einem tragischen Verhängniß für den Monarchen wie für das Land werden können.

Es scheint, daß der Handelsminister sich gegenüber der Börsenfrage auf den rein formalistischen Standpunkt des Juristen stellen will. Der Handelsminister hat eine Reihe von Gutachten eingefordert, die die Frage zu behandeln haben, ob die freien Vereinigungen Börsen im Sinne des Gesetzes sind. Wir sind überzeugt, daß die Gutachten des Ministers gewiß denselben Charakter haben werden, wie jene Gutachten, die bisher von privater Seite veröffentlicht worden sind. Einige Aeußerungen gehen dahin, die freien Vereinigungen seien Börsen, die dem Börsengesetz zu unterstellen sind; andere Gutachten bestreiten dies auf das entschiedenste, wie dies beispielsweise mit Gründen, die uns völlig überzeugend erscheinen, seitens des Geh. Justizraths Prof. von Bar, dessen Kompetenz man in dieser Frage nicht anzweifeln kann, in seinen Darlegungen in der „Nation" vom 13. Februar geschehen ist. Der Minister scheint nun die Absicht zu haben, die freien Vereinigungen als Börsen im Sinne des Gesetzes öffentlich zu deklariren, und als dann beim Widerspruch der Betheiligten die endgültige Entscheidung dem kompetenten Gerichte zu überlassen.

Ein Minister, der zugleich Politiker und Staatsmann und nicht nur höchster Verwaltungsbeamter seines Ressorts ist, wird diesen Pfad ganz gewiß schließlich nicht betreten. Für ihn kann es sich in diesem Falle nicht um eine formale Rechtsfrage handeln, die unter Anziehung von einem Dutzend Paragraphen so oder anders entschieden werden muß; sondern er muß sich bewußt sein, daß er sich einer wirthschaftspolitischen Frage von sehr ernster Bedeutung gegenüber befindet, die anders zu erledigen ist, als irgend ein für den Staat untergeordnetes Verwaltungsstreitverfahren.

Fest muß für den Minister stehen, daß von ersten Autoritäten die freien Vereinigungen der Produktenhändler als Institutionen betrachtet werden, die dem Börsengesetz nicht zu unterstellen sind. Die Chancen eines formalen Rechtsstreites wird ein weitblickender Politiker also gewiß nicht zu laufen geneigt sein. Unterliegt er, so ist ihm das wohl nicht eine Freude, und unterliegt er nicht, so wird der Handel neue Formen sich schaffen; daß er sich durch einen Prozeß nicht in die alten Börsen und unter agrarische Vormundschaft zwingen läßt, steht schon heute fest.

Bei dieser Sachlage sind unserer Ansicht nach einem Minister, der als Politiker seine Aufgabe anfaßt, nur zwei Wege offen; er kann den jetzigen Zustand toleriren, da sehr gewichtige Ansichten für seine rechtliche Zulässigkeit sich haben vernehmen lassen; oder er muß die widerspruchsvoll gelöste Rechtsfrage, als die thatsächlich untergeordnete, völlig bei Seite schieben und sich einfach fragen: was hat im wahren Interesse des Handels und zugleich der Landwirthschaft zu geschehen?

Würde diese Frage nach den bisherigen Erfahrungen vorurtheilslos geprüft werden, so sind wir nicht zweifelhaft, daß die Entscheidung nur in einem Sinne ausfallen könnte. Jene Bestimmungen, die sich im Börsengesetz als unhaltbar erwiesen haben, sind fast ausnahmslos erst unter dem agrarischen Druck während der Kommissionsberathungen in die Vorlage hineingekommen. Also logischer Weise müßte man nach den bisherigen Erfahrungen sagen: hinaus mit ihnen. Freilich, wie logisch dies auch wäre, auf die Aeußerung einer solchen Kraft rechnen wir bei einer Regierung nicht, die, weil sie eben der nöthigen Widerstandskraft ermangelt, sich durch die Agrarier Börsengesetz diktiren ließ.

Sehr möglich mithin, daß entsprechend der bisherigen Haltung der Regierung gegenüber den Agrariern ihr künftiges Verhalten zu einer noch weiteren Derontirung der ursprünglich normalen Verhältnisse zwischen Landwirthschaft, Industrie und Handel führen wird. So bedauerlich das wäre, wir rechnen darauf und wir glauben nach unseren Informationen überzeugt sein zu können, daß die Agrarier in diesem Punkte ihren Willen nicht durchsetzen. Und in diesem Kampfe, der gegen agrarischen Unverstand und agrarischen Uebermuth auch zu Gunsten des gesammten Bürgerthums geführt wird, werden den kaufmännischen Interessenten die werkthätigen Sympathien der gesammten Bürgerschaft zur Seite bleiben.

Griechenland ist ein Ultimatum überreicht worden; es soll binnen sechs Tagen seine Truppen aus Kreta zurückziehen, sonst erfolgen Zwangsmaßregeln; Kreta hingegen erhält Autonomie. Vorläufig fügte sich Griechenland nicht, und so bleiben sehr ernste Verwicklungen im Reich der Möglichkeit.

* * *

Die sozialistische Bewegung in Frankreich.*)

Die Schilderung des Verlaufs, welchen der letzte internationale Sozialisten Kongreß in London genommen hat, liefert einen interessanten Beitrag mehr noch zur Naturgeschichte als zur Geschichte der sozialistischen Bewegung unserer Zeit. Wie belehrend es auch sein mag, in die Einzelheiten der verschiedenen Spielarten und Gegensätze, die aus den Verhandlungen und ihrer Vorgeschichte zu erkennen sind, Einblick zu gewinnen, empfiehlt es sich doch, von vornherein auf der Hut zu sein gegen die Ueberschätzung der trennenden Elemente, welche in diesen Familienstreitigkeiten sich sehr rücksichtslos geberden, während, sobald der große Gegensatz zwischen bürgerlicher und sozialistischer Gesellschaft in Frage kommt, alle inneren Streitigkeiten der Angreifenden zurücktreten und die Parole der Auflehnung gemeinsam durchgeführt wird. Ich stelle diese Bemerkung voran, weil sie für das praktische Verhalten der bürgerlichen Parteien eine nie aus den Augen zu lassende Richtschnur abgeben muß. Wir haben schon in Deutschland die Beobachtung gemacht, daß bei größeren sozialistischen Versammlungen verschiedene Schattirungen, die zuweilen bis zu heftigen Gegensätzen gingen, leidenschaftlich aufeinander platzten, und man hat daraus viel zu schnell die Schlußfolgerung gezogen, daß solch' innerer Zwist auflösend auf die sozialistischen Bestrebungen wirken werde. Nirgends mehr als in Deutschland hat sich dies als Irrthum herausgestellt. In Frankreich, welches neben Deutschland auf dem Festlande am meisten für diese ganze Bewegung in Betracht kommt, ist die Zersplitterung der Meinungen und Schulen unendlich viel größer als in Deutschland. Zu erklären, woher dies kommt, würde hier zu weit vom Gegenstand abführen. Was zur Charakterisirung der auf dem Londoner Kongreß hervorgetretenen Widersprüche zu sagen ist, um das Verständniß für die nachfolgende Schilderung näher zu rücken, genügt, um die Thatsache der beispiellosen Varietät der einzelnen sozialistischen Gruppen in Frankreich ins Licht zu setzen. Aber selbst dieser auffallenden Erscheinung gegenüber fühlt sich einer der besten Kenner des französischen Sozialismus, wie der sozialen Bewegung in der Welt überhaupt, anläßlich einer von ihm gelieferten Schilderung des Londoner Kongresses zu der Erklärung gedrungen, daß derselbe durch die große Zahl seiner Theilnehmer einen bedeutenden Fortschritt in der sozialistischen Bewegung der verschiedensten Länder bekundet habe.

„Die Spaltungen, welche hier hervorgetreten sind", fügt er hinzu, „und die nur die Individuen berühren, dürfen nicht als ein Zeichen der Schwäche, sondern müssen als ein Symptom des Wachsthums angesehen werden. Nach dem von Spencer aufgestellten Gesetz der Evolution differenzirt sich ein Organismus, wenn er bis zu einem gewissen Grade der Entwicklung gelangt ist. Und dies ist hier der Fall. Es wird wohl schwer sein, auf einem Kongreß künftig noch einmal so viel disparate Elemente zu vereinigen.

„Gehen wir jedoch von dieser inneren Geschichte der sozialistischen Partei zu ihrer äußeren über, so tritt uns ein ganz anderes Bild entgegen. Statt der Zersplitterung und der Zänkereien stehen wir hier vor Einverständniß und Einigkeit des Handelns. Sind sie im Parlament beisammen, so marschiren sie auch in bester Ordnung nach demselben Ziel, und wenn man ihnen da gelegentlich die Streitigkeiten vorhält, in die sie gegeneinander gerathen, so antworten sie, daß es doch deshalb nicht gelingen werde, einen Theil von ihnen gegen den anderen zu bewaffnen."

Der Beobachter, aus dessen Schrift*) ich dieses Urtheil herbeiziehe, Herr Jean Bourdeau, steht mit seinen Ansichten ganz außerhalb der sozialistischen Ideenwelt; aber er verfolgt seit Jahren auf allen Wegen ganz unbefangen, auch auf dem des persönlichen Verkehrs mit den verschiedensten Führern und Gruppen des Sozialismus, das Studium der Frage, und darum verdient sein im höchsten Grade sachverständiges und philosophisch freies Urtheil hier besonders erwähnt zu werden. Die kritische Behandlung der sozialistischen Frage nöthigt zu genauer Kenntniß aller hier berührten Vorgänge; aber sie tritt zurück hinter die allgemeine Thatsache, daß die sozialistische Bewegung aus den verschiedensten Gründen in allen civilisirten Ländern noch immer im Vormarsch begriffen ist. Mit welchem litterarischen oder parlamentarischen Erfolge auch die Absurditäten des sozialistischen Zukunftsstaates in's Licht gesetzt werden mögen, der Zulauf der Menge wird nicht schwächer. Die Ursachen, welche der sozialistischen Bewegung Vorschub leisten, liegen nicht in der Anziehungskraft einzelner gesellschaftlicher Theorien oder staatlicher Zukunftsprogramme, sondern in einem dunklen Drange, der aus den tieferen allgemeinen Anlagen der heutigen Zivilisation emporsteigt. Die beiden hier eingreifenden Faktoren sind: die massenhafte Mitwirkung der industriellen Arbeiter zugleich an der materiellen Produktion und an der politischen Staatsthätigkeit. Logische Widerlegungen einzelner Formeln sind aus diesem Grunde ebenso wenig geeignet, den Fortschritten der Sozialdemokratie Einhalt zu gebieten, als dies durch die Reibungen zwischen den einzelnen Schulen geschieht.

Unter Vorbehalt dieses Gesammtstandpunktes zur Sache wird es aber immer noch von Werth bleiben, einige markante Züge der inneren Meinungsverschiedenheiten, um die

*) In der Zeit vom 27. Juli bis 1. August 1896 tagte in London ein Kongreß der sozialistischen Internationalen. Die Pariser Gesellschaft des Musée Social, welche über Vorgänge auf diesem Gebiete ganz vortreffliche Berichte zu verbreiten pflegt, hat jener Versammlung einen solchen gewidmet, dessen Uebertragung ins Deutsche die Berliner „Volkswirthschaftliche Gesellschaft" als ein Heft ihrer „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" auf meine Anregung hin herauszugeben beschlossen hat. Der hier folgende Text bildet den ersten Theil der dazu von mir verfaßten Einleitung.

*) Revue du mouvement socialiste, in Band X der Revue Politique (1896.)

es sich handelt, ins Auge zu fassen, und gerade die Vorgänge auf dem Londoner Kongreß sind dazu angethan, die Aufmerksamkeit auf eine Richtung zu lenken, die im Laufe der Zeiten sich immer mehr als die stärkere entwickelt hat und von praktischem Einfluß auf den künftigen Gang dieser Dinge zu sein verspricht.

Der Hauptkampf auf diesem Kongreß drehte sich nämlich um die Frage, ob der sozialistische Feldzug wesentlich auf dem politischen Gebiete oder nur auf dem Felde der gewerblichen Bewegung zu führen sei. Scheinbar handelte es sich um den Streit, ob der Sozialismus den Anarchismus grundsätzlich aus seiner Mitte verbannen solle oder nicht; aber in Wirklichkeit spielt die anarchistische Schulmeinung in diesem Streit eine sekundäre Rolle. Nicht zwischen gesetzlicher Evolution und politischer Revolution soll die Entscheidung fallen, sondern dahin spitzt sich die Streitfrage zu, ob der Kampfplatz in die Arena der politischen oder der gewerblichen Bestrebungen zu verlegen ist. Soll man mit allen Mitteln sich zur Herrschaft über die Staatsgewalt emporarbeiten, oder soll man die gewerbliche Arbeit so bedrängen, daß sie vor dem Sozialismus kapitulirt? Der Streit endigte auch in London, wie schon mehrere Male vorher, mit dem Siege der Politiker. Dieser Stand der Dinge verdient um so mehr beherzigt zu werden, als man sich sagen muß, daß die ergangene Entscheidung die rationell richtige war. Das Interessanteste dabei ist die Frage, ob mit dem, was man den Sieg des parlamentarischen Sozialismus nennen kann, in der That die Bahn auch der friedlichen Austragung der großen Streitfrage beschritten ist oder nicht. Die Entwicklung der Dinge auf deutschem Gebiete spricht dafür, daß der Sinn für die Richtigkeit der politischen Methode der großen Masse der Sozialisten beigebracht ist und kommt damit derjenigen Auffassung zu Hilfe, welche daraus das Gefühl einiger Beruhigung für den künftigen Gang der Dinge schöpft. Allerdings kann daraus auch wieder nach der anderen Seite eine Beunruhigung entspringen, weil mit der Ausmerzung des revolutionären Elements die Aussichten des Eindringens sozialistischen Geistes in die Gesetzgebung vermehrt sind.

Es kann nicht überraschen, daß gerade in Deutschland diese Evolution des Sozialismus nach der parlamentarischen Seite hin am raschesten und mächtigsten gelungen ist. Zugleich die theoretischen und die friedfertigen Neigungen des deutschen Ingeniums haben dieser Entwicklung gedient, und ihre Erfolge tragen auch natürlich dazu bei, anderwärts Propaganda zu machen. In Frankreich liegt die Sache anders. Seit länger als hundert Jahren ist dort eigentlich die Revolution nicht von der Tagesordnung verschwunden. Den unterdrückten Parteien schwebt sie immer wieder als das wahre Mittel des Heils vor, und wenn sie von oben unterdrückt wurden, so fühlten sie sich um so mehr zu Verschwörungen und Sektenbildungen angespornt. So erklärt sich auch, warum aus dem Ueberblick des gesammten französischen Sozialistenwesens eine solche Unsumme von Spielarten uns entgegentritt. Zwar scheiden sich die Gegensätze nach den zwei erwähnten Hauptrichtungen; aber innerhalb einer jeden dieser beiden Hauptrichtungen gibt es hier eine Masse von besonderen Sekten mit zahlreichen Anhängern und ausgearbeiteten Programmen. In der Deputirtenkammer sind die meisten Varietäten selbst vertreten, sodaß kaum mehr als vier oder fünf Abgeordnete immer sich zur selben Sekte bekennen. Auf der politischen Seite stehen hier vor Allem die sogenannten Guesdisten, auch parti ouvrier français genannt, unter Führung des Abgeordneten Guesde. Sie decken sich ungefähr mit den sogenannten Marxisten, die auf der Lehre von Marx fußen, zu der sich auch Guesde selbst bekennt. Diese und andere ihr verwandten Gruppen werden auch Autoritaires genannt, weil sie mittelst strammer Organisation zu einem von oben auferlegten Verfassungssystem gelangen wollen. Den Gegensatz bilden die sogenannten Libertaires, die mit der Hereinziehung des Freiheitsbegriffs dem staatsfeindlichen Anarchismus eine friedfertige Physiognomie geben wollen. Die älteste aber noch vorhandene Sekte des revolutionären Sozialismus sind die sogenannten Blanquisten, nach ihrem verstorbenen Urheber Blanqui genannt, an deren Spitze jedoch im Augenblick ein wegen seiner Versöhnlichkeit gerühmter Abgeordneter Namens Vaillant steht. Etwas rechts von Anarchisten und Blanquisten stehen die sogenanten Allemanisten, nach ihrem Führer Allemane bezeichnet, deren Programm hauptsächlich in dem Universalmittel des allgemeinen Ausstandes, der sogenannten grève générale, besteht, und die sich auch ouvriers revolutionnaires nennen. Sie verkörpern recht eigentlich den Gedanken, daß die Umformung der Gesellschaft nicht auf dem Wege der Politik und der Staatsverfassung, sondern durch die Auflehnung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber durchzusetzen sei. Die ziemlich starke Sekte der Allemanisten ist selbst aus einer Spaltung derjenigen Gruppen hervorgegangen, die sich aus den sogenannten Syndikaten nach zwei Richtungen getrennt haben. Zum Verständniß der Sache muß hier eingeschaltet werden, daß im Beginn der großen Revolution im Jahre 1791 jede Zunft oder innungsartige Verbindung von Gewerben unter Verbot gestellt wurde, und daß dieses Gesetz in Kraft blieb, bis im Jahre 1884 der freien Vereinigung von Gewerbetreibenden unter dem Titel von syndicats professionnels wieder ein offizieller Boden geschaffen wurde. Bereits vorher hatte das zweite Kaiserreich, ohne das Verbot des Jahres 1791 ausdrücklich aufzuheben, die Bildung solcher Assoziationen erlaubt und unter Umständen gefördert; aber zu einer ausdrücklichen Anerkennung und Begünstigung durch den Staat ist erst durch das Gesetz vom Jahre 1884 der Grund gelegt worden. Anfänglich hatten sich die Guesdisten, also die politisch gesinnten Marxisten, dieser Syndikate bemächtigt; aber es erhob sich im Schoß der Syndikate Widerspruch gegen die vorwiegend politische Richtung mit dem Verlangen, den Schwerpunkt ausschließlich in den Kampf der Arbeiter zu verlegen. Die diesen Bestrebungen besonders ergebene Partei nannte sich die Possibilisten, aber auch sie zerfiel wieder in zwei Spielarten. Die eine gemäßigte unter der Führung eines bekehrten Anarchisten, Namens Brousse, und deshalb auch die Broussisten genannt, suchte besonders mittelst der Gemeindevertretung sozialistische Einrichtungen herbeizuführen; aber die Ausbreitung dieser Sekte ist bis jetzt wesentlich auf Paris allein beschränkt geblieben. Nach der entgegengesetzten Seite trennten sich die schon genannten Allemanisten, die sich nun parti ouvrier socialiste revolutionnaire nennen. Sie erklären ausdrücklich im Gegensatz zu den Marxisten, daß sie die alleinigen wahren Vertreter des organisirten Proletariats und seiner unpolitischen wirthschaftlichen Interessen seien. Sie weisen zwar die Betheiligung an Wahlbewegungen nicht ab, wie die revolutionären Anarchisten; aber die Aussicht, sich der öffentlichen Gewalten zu bemächtigen, erscheint ihnen als ein Trug. An die Stelle der jetzt Regierenden würden andere Regierende treten und das Volk gerade so betrügen wie die jetzigen. In der Deputirtenkammer sind sie durch vier Abgeordnete vertreten und, um deren Gehorsam gegen das imperative Mandat sicher zu stellen, lassen sie sich von jedem einzelnen seine Demission in blanco unterzeichnen, welche sie einreichen, sobald er mit der Parteileitung in Widerspruch geräth. Vor einiger Zeit geschah es, daß in der That zwei dieser Deputirten wegen des Betrages, den sie von ihren Diäten an die Parteikasse abzugeben hätten, in Konflikt mit der Parteileitung geriethen, und in Folge dessen ihre Demission eingereicht wurde. Aber bei der Neuwahl wurden sie trotzdem wiedergewählt und sind nun aus der Partei ausgetreten. Das Universalmittel der Allemanisten soll in dem allgemeinen Arbeiterausstand gefunden werden, durch den die Bourgeoisie zur Unterwerfung zu zwingen sei. Ein Versuch, die Methode zu praktischer Anwendung zu bringen, war der große Ausstand der Glasarbeiter von Carmaux, der eine interessante Episode in der Geschichte der neuesten französischen Arbeiterbewegung bildet, und dessen Ausgang nach höchst eigenthümlichen und gewaltigen Verwicklungen noch nicht zum letzten Wort gekommen ist.

Die Allemanisten und die ihnen verwandten, der Politik abholden Sekten haben sich besonders darauf verlegt, die vom Gesetz autorisirten professionellen Syndikate zum Mittelpunkt ihrer Propaganda zu machen. Dieselben sind mit korporativen Rechten ausgestattet und recht eigentlich zur Organisation des sozialistischen Kampfes eingerichtet worden. Die Gesetzgebung des Jahres 1884 hat zwar mit der Schaffung der professionellen Syndikate nicht ausschließlich Arbeiterverbindungen autorisiren wollen; es sind auch Syndikate von Meistern und sogar gemischte, aus Arbeitern und Arbeitgebern gebildete entstanden. Aber die große Mehrzahl sind doch Arbeiterverbindungen, die angeblich nach dem Muster der englischen Trade-Unions aufgebaut sind, aber natürlich in ihrem praktischen Geist weit hinter denselben zurückstehen. Eine eigenthümliche Einrichtung, die noch mit diesen Syndikaten durch ein späteres Gesetz verbunden wurde, sind die sogenannten Bourses du travail, welche ihrer Bestimmung nach der Auffindung und Verbesserung der Arbeitsgelegenheiten dienen sollten, aber alsbald zu einfachen Verschwörungszusammenkünften im Dienst der sozialistischen Bewegung ausarteten. Dieser Schaden griff so weit um sich, daß im Jahre 1893 das Ministerium Dupuy die Pariser Bourse du travail auflöste, weil sie über die Grenze der ihr vom Gesetz des Jahres 1884 gesteckten Thätigkeit hinausging. Die revolutionäre Thätigkeit der Arbeitsbörse war von der städtischen Vertretung von Paris, die bekanntlich selbst in ihrer Mehrheit sozialistisch ist, auf alle Weise gefördert worden. Unter anderen wurde ihr zum Sitz ein Gebäude eingeräumt, welches eine Million gekostet hatte, und dazu ein jährlicher Unterstützungsbeitrag von 154 000 Franken votirt. Der Handelsminister Mesureur, Mitglied des radikalen Kabinets Léon Bourgeois, hob das Verbot wieder auf, unter der Bedingung jedoch, daß die in der Bourse du travail zusammenkommenden Syndikate sich verpflichteten, die Vorschriften des grundlegenden Gesetzes aus dem Jahre 1884 inne zu halten, was dieselben mit Mehrheit acceptirten. Es gibt aber außerhalb der Pariser Bourse du travail noch eine große Anzahl dergleichen in der Provinz (im Ganzen 44 mit 80 000 Mitgliedern) und bei einem Kongreß, den dieselben kürzlich in Tours abhielten, hat sich die Mehrheit gegen die Unterwerfung der Pariser Arbeitsbörse unter das Gesetz erklärt.

Die Verschiedenheit der Richtungen, welche in den einzelnen Syndikaten ihr Lager aufschlagen, erklärt die Rolle, welche diesen bei dem Londoner Kongreß zugetheilt war. Sie konnten nämlich daselbst den Zweck erfüllen, eine früher ergangene Bestimmung, wonach die revolutionären Anarchisten bei dem Kongreß keinen Zutritt haben sollten, illusorisch zu machen. Diejenigen Anarchisten, welche sich nicht als direkte Repräsentanten ihrer eigenen Partei, sondern als Beauftragte eines Syndikats zum Kongreß hatten entsenden lassen, konnten sich darauf berufen, daß prinzipiell die nur als Arbeitergruppen auftretenden Syndikate nicht durch die Ausschließung von Anarchisten in der Wahl ihrer Vertreter beengt werden dürften. Wie diese Streitfrage schließlich sich abwickelte, ist aus der Schilderung des Originalberichts des Näheren zu erfahren.

Wenn es vielleicht nicht gelungen ist, im Vorstehendem ein durchsichtiges Bild der verschiedenen sozialistischen Strömungen auf dem französischen Boden zu geben, so liegt das hauptsächlich an der Verworrenheit und Vielgestaltigkeit der hier zusammentreffenden persönlichen und doktrinären Bestrebungen. Das Ergebniß des Ganzen bleibt nichtsdestoweniger, daß der Boden hier sehr stark unterwühlt ist, und bezeichnender Weise steht dabei, im Gegensatz zu allen bisherigen Erfahrungen, Paris allein nicht maßgebend und nicht übermächtig an der Spitze der Bewegung. Denn Paris bleibt zwar für die großen politischen Fragen nach wie vor ausschlaggebend; aber die praktischen Bemühungen zu Gunsten des sozialistischen Einflusses haben sich neuerdings noch mehr auf das Gemeindeleben als auf die konzentrirte Politik geworfen. Diese immer mehr hervortretende Thatsache ist charakteristisch für den Gegensatz zwischen den zur Zeit in Deutschland und in Frankreich herrschenden Zuständen. Bei uns sind die Gemeinden, deren Vertretungen sozialistische Elemente in nennenswerther Zahl enthalten, noch sehr dünn gesät, während der Reichstag in der sozialdemokratischen Fraktion eine solche besitzt, die, abgesehen von der gewaltigen Zahl ihrer Wähler, unmittelbar hinter den stärksten Parteien an Zahl heranrückt. Zu dieser Bedeutung ist der Sozialismus im französischen Parlamente noch nicht gekommen, aber um so mächtiger ist er dafür in den großen Gemeinden. Wie in Paris, so in einer Anzahl der größten und großen Städte verfügt er durch die Mehrheit der Stadtverordneten über die Verwaltung und das Budget der betreffenden Lokalitäten. Abgesehen von Paris haben sie nach den neuesten Wahlen in 15 Departementshauptstädten die Mehrheit, und unter diesen 15 sind 10, in welchen sie die Gesammtheit des Gemeinderaths ausmachen. Die Gemeindevertretung in Paris ist jetzt in ihrer Mehrheit sozialistisch; aber die Fortschritte, die die Partei in der Provinz macht, erregen viel mehr Aufmerksamkeit als das, was in der immer sehr extravagant gehaltenen Pariser Bevölkerung bisher sich gezeigt hat. Die bedeutende Fabrikstadt Roubaix ist in ihren Händen; in neuerer Zeit sind zu den von ihnen besetzten Kommunalverwaltungen Narbonne, Commentry, Montluçon, Marseille, Toulon, Limoges noch hinzugekommen Lille, Calais, Troyes, Vierzon, Cette, Dijon. Selbst in der so konservativ gesinnten Bretagne und der für ihren Klerikalismus bekannten Hauptstadt Nantes haben sie es zu einer Minorität in dem städtischen Rath gebracht. In dem Maß, als die Bevölkerung in den gewerblichen Mittelpunkten zunimmt, wächst auch die Aussicht auf Umgestaltung der sie vertretenden Körperschaften durch sozialistischen Einfluß. Das hängt natürlich damit zusammen, daß für die Gemeindewahlen in Frankreich das allgemeine Stimmrecht gilt. Daß neben dieser Ausbreitung in den Munizipalitäten auch in der großen Politik das sozialistische Moment bemerkenswerthen Einfluß erreicht hat, trat durch das Ministerium Léon Bourgeois handgreiflich in Erscheinung. Dieser noch jugendliche Ministerpräsident stützte seine Majoritätspolitik sichtbar mit auf den äußersten linken Flügel der Deputirtenkammer, welcher sich theils ganz offen zur sozialistischen Lehre bekennt, theils nur den sozialistisch gesinnten Radikalismus vertritt.*) Das Bündniß sollte zum Ausdruck kommen in der Vorlage einer progressiven Einkommensteuer, welche die bürgerlichen Parteien zum Widerstand bewaffnete und das Kabinet besonders auch mit Hilfe des Senats, dem es den Krieg erklärt hatte, zum Sturz brachte. Bei der Bedeutung, zu der es diese politische Richtung der Sozialisten sowohl in den Gemeinden wie in dem Parlamente gebracht hat, war es für die Führer derselben von außerordentlicher Wichtigkeit, den leitenden Grundsatz der politischen Aktionen auch im internationalen Verband der Partei verkündet zu sehen. Diese Aufgabe war namentlich dem Londoner Kongreß von 1896 zugetheilt. In ihr lag das Interesse desselben, und darum liegt auch der Schwerpunkt seiner Verhandlungen ganz in den Händen der französischen Delegirten, die ihre inneren Kämpfe daselbst mit Hilfe ihrer auswärtigen Genossen zur Entscheidung brachten. Der Grundsatz, welchen die Guesdisten schon vorher auf einem französischen Kongreß in Lille zur Annahme gebracht hatten, triumphirte, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch sachlich auf dem Londoner Kongreß. Der Beschluß von Lille lautete: „Die französische Arbeiterpartei betrachtet als Sozialisten nur die, welche, indem sie sich auf die sozialistischen Gruppen der Deputirtenkammer stützen, die Beseitigung der Kapitalherrschaft durch den Uebergang der politischen Gewalt in die Hände des Proletariats herbeizuführen streben." Der Streit um diese Losung, welcher vorläufig mit ihrem Siege auf dem Londoner Kongreß endigte, hatte vor gerade einem Viertel-

*) Man zählt etwa 63 entschieden sozialistische Abgeordnete in einer Gesammtheit von 595. Zu den sozialistischen Stimmen gesellen sich in den meisten Fällen noch etwa 20 sozialistisch gefärbte Radikale.

jahrhundert begonnen, und schon damals waren die Anhänger von Karl Marx in derselben Richtung Sieger geblieben.

Auf dem ersten internationalen Kongreß im Haag hatte die anarchistische Partei 1872 unter Führung von Bakunin die Fahne der extremen revolutionären Richtung aufgepflanzt. Der ganze Verband war an diesem Zwiespalt auseinander gegangen. Merkwürdigerweise hatte sich dann der innere Kampf auf deutschem Boden wieder in der Art fortgesetzt, daß Marx und seine Anhänger die extremere Richtung darstellten, während die Schüler Lassalle's als Gemäßigte eine mit der Politik und dem Parlamentarismus verträgliche Agitation verfolgten. Nachdem sich die Reibungen zwischen Marxianern und Lassalleanern eine Zeit lang sehr heftig in Deutschland fortgesetzt hatten, kam es bekanntlich auf dem Gothaer Kongreß im Jahre 1875 zu einer Vereinigung, in welcher die unter Bebel und Liebknecht marschirenden Anhänger von Marx das Uebergewicht erlangten. Im Verlauf der Zeit hat sich auch annähernd die Gesammtheit der deutschen parlamentarischen Sozialisten einfach in ihren Traditionen an Marx angeschlossen und ist für ihre ausländischen Gesinnungsgenossen zu einem sehr einflußreichen Alliirten geworden. Die französischen Marxisten verdanken ihren Sieg auf dem Londoner Kongreß von 1896 wesentlich der Unterstützung der deutschen Sozialdemokraten, die vor und während der Tagung unablässig für sie gearbeitet haben.

Gemeinsam weisen die Erfahrungen beider Länder darauf hin, daß mit der wachsenden politischen Rolle der Geschmack an der Politik, an der Vertretung in den Parlamenten und Gemeindeverwaltungen in der sozialistischen Partei wächst und die Nöthigung zur Abstoßung extremer Richtungen mit sich bringt. So kommt es, daß die Anhänger von Marx, welche ursprünglich in Deutschland das revolutionäre Element repräsentirten, nicht nur in ihrer Heimath, sondern auch in Frankreich der Träger für die friedliche Lösung des Kampfes auf politischem Boden geworden sind.

In der letzten Zeit hat sich sowohl in Deutschland wie in Frankreich eine neue Konsequenz aus dieser Verhaltungslinie ergeben. Der Sozialismus sieht sich gezwungen, über das Gebiet der gewerblichen Arbeiterschaft hinauszugehen und sich mit der Landbevölkerung zu beschäftigen. Hier kommt er mit seinen Grundsätzen über die Abschaffung des persönlichen Eigenthums in Konflikt, und hier zeigt sich sowohl in Frankreich wie in Deutschland die Versuchung, auch von diesem Prinzip sich abdrängen zu lassen, weil mit seiner schroffen Anwendung dem Bodenbesitz des Landvolkes gegenüber nicht auszukommen ist. Noch sind die Versuche schüchtern, aber sie sind in beiden Ländern hervorgetreten, und diese Erscheinung zeigt abermals, daß mit einer Ausdehnung an Einfluß der Sozialismus in die Lage kommt, sich größere Mäßigung aufzuerlegen. Ob daraus für den Gang der Dinge Gutes oder Böses aufgehen werde, das ist eine Frage von unermeßlicher Tragweite, deren Lösung im Schoß der Zukunft ruht.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Die Ausbeute der Woche ist gering. Der Reichstag ist aus Mangel an ausreichendem Material in die Ferien gegangen und hat den Kommissionen Zeit gelassen, ihre Arbeiten zu fördern. Die Kommissionen sind aber, wie das wohl zu geschehen pflegt, mit in die Ferien gegangen. Die Kommissionen in beschlußfähiger Mitgliederzahl zusammenzuhalten, ist nicht leicht und wird besonders erschwert, wenn die Plenarsitzungen des Reichstages ausfallen. Das Plenum hält freilich sehr häufig Sitzungen ab, ohne beschlußfähig zu sein; die Beschlußfähigkeit wird fingirt, bis sie von irgend einem Mitgliede ausdrücklich bezweifelt wird. Bei den Kommissionssitzungen werden die anwesenden Mitglieder ausdrücklich im Protokoll aufgeführt. Die Kommissionssitzung wird also unmöglich, wenn nicht wenigstens die Hälfte der Mitglieder in Berlin anwesend ist und sich für eine kurze Zeit dem Schriftführer so leibhaftig zeigt, daß er ihre Anwesenheit im Protokoll vermerken kann. Sobald für das Plenum Ferien proklamirt werden, treibt es diejenigen Mitglieder, welche in Berlin nur anwesend sind, um ihrer Pflicht in der Kommission genügen zu können, mächtig nach Hause. Daß bei dieser Sachlage die Absicht besteht, dem gegenwärtigen Reichstage für diese Session noch neue große Vorlagen zu machen, ist seltsam.

Das Abgeordnetenhaus hat inzwischen Sitzungen abgehalten, aber da seine Mittel nicht ausreichten, ein großes Gastmahl auszurichten, hat es von kalter Küche gelebt. Das Verlangen nach einem Quebrachozoll, der Antrag Kanitz oder die Handwerkerfrage werden zuweilen aufgemuntert, um diejenigen Erörterungen zu wiederholen, die kurz zuvor im Reichstage stattgefunden haben; auch muß dem Herrn von Kardorff Gelegenheit verschafft werden, zu versichern, seine am Königsplatz oft genug abgegebene Versicherung, daß der Bimetallismus alle Schäden dieser Welt heilt, habe auch am Dönhofsplatz ihre Gültigkeit.

Ob die Verhandlungen über die Erhöhung der Beamtengehälter im Reichstage und im Landtage zu einem Abschlusse führen werden, ist noch immer zweifelhaft. In letzterem ist die Abneigung des Finanzministers, den Richtern die Stellung einzuräumen, die ihnen gebührt, der eigentliche Stein des Anstoßes. Mit Leichtigkeit hat man sich darüber geeinigt, dem Börsenkommissar für Berlin ein Gehalt zu bewilligen, welches ihn zunächst an die Minister und neben den Unterstaatssekretär stellt. Diese Stellung sei doch gar zu wichtig und es müsse die Gelegenheit gefunden werden, für eine so wichtige Stellung den tüchtigsten Mann zu gewinnen.

Der tüchtigste Mann ist gewonnen; der Staatskommissarius für die Berliner Börse gehört zu den pflichteifrigsten Beamten. Er ist mit dem Glockenschlage da, und verläßt die Börse nicht vor Schluß. Den ganzen Zeitraum der Börsenstunde benutzt er, um sich zu informiren. Er ist das Bild der Aufmerksamkeit. Er ist in ewige Betrachtung versunken. Und hat er die Stadt sich als Wanderer betrachtet, die Großen belauert, die Kleinen beachtet, verläßt er sie Abends, um weiter zu gehen. Die Gedanken, die er dabei hegt, reifen einstweilen in seinem Geiste; der Tag wird kommen, wo sie offenbar werden. Wenn dieser Tag gekommen sein wird, gibt es vielleicht keine Börse mehr. Die Produktenbörse denkt schon jetzt daran, sich völlig aufzulösen, und der Fondsbörse wird mit der Zeit diese Absicht auch nahe gelegt werden. Die Börse kann schließlich von Niemandem leichter entbehrt werden, als von der Börse selbst. Handel und Verkehr haben Jahrhunderte lang existirt, ehe die erste Börse gebaut wurde; Handel und Verkehr werden existiren, wenn die letzte Börse wieder abgerissen ist. Es geht auch so, wenngleich schlechter.

Proteus.

Unabhängigkeit der Forschung und Lehre und Reformen an den preußischen Universitäten.

III.

Die Einrichtung, welche geeignet sein dürfte, den in den früheren Artikeln hervorgehobenen Uebelständen abzuhelfen und insbesondere der Gesammtheit der Universitäten eine größere Unabhängigkeit zu sichern, würde nach dem Muster Italiens*) in einem von den verschiedenen Universitäten und den einzelnen Fakultäten periodisch gewählten Rathe**) zu bestehen haben, der sich etwa zweimal im Jahre in der Hauptstadt zu versammeln hätte und zu allen für die sämmtlichen oder auch nur für die einzelnen Universitäten zu treffenden Maßregeln, soweit diese nicht zur Autonomie der einzelnen Universitäten gehören, und mit Ausnahme auch der rein technischen (insbesondere baulichen) Einrichtungen, seine Zustimmung (mindestens sein Gutachten) zu geben hätte, vorbehältlich der Befugniß des Ministers in eiligen Fällen auf eigene Verantwortung vorzugehen. Die Verhandlungen müßten selbstverständlich den Ordinarien der sämmtlichen Universitäten mitgetheilt werden, und die Mitglieder des Raths würden als Vertrauensmänner ihrer Kollegen diese über ihre Ansichten befragen können, ohne jedoch durch irgend ein Votum der Senate der Universitäten in ihrer Abstimmung im Unterrichtsrathe gebunden zu sein. Zweckmäßig könnte man auch, um etwaige Einseitigkeiten zu verhindern, dem Minister das Recht geben, eine beschränkte Anzahl von Mitgliedern des Raths periodisch zu ernennen.

Es liegt auf der Hand, daß durch solche Einrichtung eine große Menge von Schreibwerk erspart, dem übermäßigen Büreaukratismus, der immerhin geneigt ist, auch die Wissenschaft als seine Dienerin zu behandeln, Einhalt gethan, der Selbständigkeit der Universitäten ein ganz anderer Rückhalt gewährt und endlich der schlimme Uebelstand vermieden werden würde, daß einzelne Personen, die zufällig Gelegenheit haben, den Minister oder dessen Räthe öfter zu sehen, einen übermächtigen Einfluß gewinnen. Auch würde der Minister mit verhältnißmäßig leichterer Mühe einen ganz anderen Einblick in die Verhältnisse der Universitäten erhalten, eine bessere Personalkenntniß sich verschaffen können. Es würde dem Minister auch leichter werden, sich etwaiger besonderer Einflüsse, die er nicht wünscht, zu erwehren. Die gesammte Verwaltung würde einen so zu sagen mehr offen liegenden Charakter erhalten, und gleichwohl würde es leichter sein als es jetzt der Fall ist, gute neue Einrichtungen und Reformen zu schaffen, die, wie bereits angedeutet, gegenwärtig oft durch mangelndes gegenseitiges Verständniß gestört oder gehindert oder, wenn auch ziemlich nahe liegend, gar nicht einmal in Anregung gebracht werden***).

Bei den Berufungen aber würde, ähnlich wie es in Italien der Fall ist, der Rath der Universitäten mitzu-

*) Die italienischen Einrichtungen sind übrigens nur in den Umrissen in dem folgenden Vorschlage benutzt worden. Man vergleiche den Artikel „Universitäten" (in Italien) von Ferraris im Supplementbande des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften von Lexis u. s. w. S. 800—81.

**) Auch in Belgien wird jedes Jahr ein derartiger Rath zusammenberufen, und in Frankreich besteht ein (freilich auch mit Vertretern andrer Schulen besetzte) Conseil de l'instruction nationale. Vergl. Picavet, Erziehung und Unterricht in Frankreich (autorisirte Uebersetzung). Zittau 1896. S. 57 ff.

***) Man würde einen besonderen Ausschuß dieses Rathes auch als die höhere Disziplinarinstanz, z. B. bei Beschwerden der Privatdozenten, benutzen können. Aehnlich ist es auch in Italien.

wirken haben.*) Es würde zweckmäßig sein, wenn der Minister das zu bewilligende Gehalt, bevor von Seiten der betreffenden Fakultät ein Vorschlag gemacht wäre, innerhald gewisser Grenzen im Voraus festsetzte, wovon nur bei einer auf einen außerdeutschen Gelehrten fallende Berufung (vergl. oben) eine Ausnahme stattfinden würde — innerhald gewisser Grenzen, je nachdem die Berufung einem an Dienstjahren jüngeren oder älteren Professor zufallen würde. Die Vorschläge der Fakultäten würden einem aus den Mitgliedern der betreffenden Fakultäten des Rathes der Universitäten bestehenden Ausschusse zur weiteren Prüfung**) zu übermitteln sein. Bei einem mit bedeutender Mehrheit oder etwa einstimmig von der Fakultät gemachten und von dem Ausschusse mit solcher Majorität gutgeheißenem Primo-loco-Vorschlage würde dem Minister nur ein formelles Bestätigungsrecht, welches die Legalität des Verfahrens konstatirt, zustehen, falls der Gewählte bereits Ordinarius an einer preußischen Universität ist. Würden die Vota der Fakultät differiren oder nur mit einfacher Majorität gefaßt sein, so würde der Minister frei zwischen den verschiedenen vorgeschlagenen Persönlichkeiten wählen oder zu neuen Vorschlägen auffordern können. Wo königliche Ernennung in Frage kommt, also bei der erstmaligen Beförderung zum Ordinarius, würde ein an späterer Stelle (also eventuell) Vorgeschlagener ernannt werden, oder äußersten Falles zu weiteren Vorschlägen aufgefordert werden können.

Wenn aber in anderen bedeutenden Ländern, z. B. in Italien, in Schweden, Ungarn, der freien Bewerbung um eine Professur, dem sogenannten Konkurse, ein mehr oder minder bedeutender Raum eingeräumt ist, so wird bei den unleugbaren Uebelständen, welche ein geheimes und ausschließlich geltendes System der Fakultätsvorschläge — nur beschränkt durch ein schrankenloses Gutdünken, Verwerfungs- und unmittelbares Ernennungsrecht des Ministers***) — im Laufe der Zeit in einem centralisirten und zugleich von Parteien bearbeiteten Staatswesen mit sich bringen muß,†) eben jenes System des Konkurses auch in Preußen (und demnächst auch im übrigen Deutschland) in gewissem Maße als zweckmäßig zu betrachten sein.

Man bestimme also, daß die Erledigung einer wieder zu besetzenden Professur oder die Neukreirung einer solchen (auch einer extraordinären) öffentlich bekannt zu machen sei, und daß erst nach Ablauf von drei Monaten, gerechnet vom Tage der Bekanntmachung, die Vorschläge der Fakultät abgesandt werden dürfen. Wer binnen zwei Monaten sich bei der Fakultät, so weit nöthig unter Beifügung seiner litterarischen Produktion oder Darlegung sonstiger Qualifikation, meldet, würde Anspruch darauf haben, daß die Fakultät, bezw. demnächst der Ausschuß des Rathes der Universitäten sich über seine Bewerbung ausdrücklich äußere. Es wäre ein System des fakultativen, nicht des obligatorischen Konkurses, wohl geeignet, dem Rathe der Universitäten und dem Minister unter Umständen die Augen zu öffnen.

Man wird vermuthlich einwenden, daß hier vorge-

*) Ueber die Mitwirkung der Fakultäten und des Rathes in Italien bei Besetzung der Lehrstühle. Vergl. Ferraris a. a. O. Seite 805.

**) Diese Prüfung würde sich nur darauf zu beschränken haben, ob der Vorgeschlagene für den fraglichen (etwa besonders wichtigen) Platz der am meisten Qualificirte sei, nicht darauf sich zu erstrecken haben, ob der Vorgeschlagene an seinem bisherigen Platze besser zu halten wäre. Diese letztere Frage muß der Vorgeschlagene, wenn die andere Fakultät ihn wünscht, selbst beantworten.

***) Bei dieser Sachlage kann es im Laufe der Zeit dahin kommen, daß Kameraderie oft die Fakultätsbeschlüsse beherrscht, oder daß z. B. letztere durch den Einfluß, den einzelne Persönlichkeiten, namentlich in der Hauptstadt ausüben, aus ungenügendem Grunde bei Seite gesetzt werden.

†) Es dürfte sich empfehlen, bei Besetzung extraordinärer Professuren dasselbe Verfahren zu beobachten. An sich sind diese Professuren ja weniger wichtig als die Ordinariate; aber die Ernennung zum Extraordinarius wirkt meist präjudiciell.

schlagene System sei ein komplizirtes*), und von vornherein soll zugegeben werden, daß eine derartige in einem Aufsatze aufgestellte gesetzgeberische Skizze mannigfachen Verbesserungen im Einzelnen fähig und bedürftig sei. Aber auch das in Italien angenommene System ist komplizirt, und nun versuche man es einmal mit einem ganz einfachen Systeme, einerseits für wünschenswerthe Freiheit der Universitäten — und indirekt der Forschung und Lehre — und andererseits für Ausschluß von Kameraderie, Nepotismus und Willkür genügend zu sorgen. Komplizirte Verhältnisse verlangen oft komplizirte Vorschriften, und der Gesetzgeber, der hier mit den beliebten allgemeinen Phrasen und unbestimmten Bestimmungen helfen will, überläßt in Wahrheit, was ihm selbst zu lösen zu weitläufig erscheint, dem schädlichen Einflusse der individuellen Meinung, der Macht und der Willkür.

So um nur Eins zu nennen, wird die brennende Frage, wie die Lehre der Professoren der *protestantisch-theologischen Fakultäten* sich zu den Bekenntnissen der Kirche verhalten *dürfe*, kaum gelöst werden durch irgend welche, noch so scharfsinnige theoretische Formel, welche praktisch immer der mannigfachsten Deutung und verschiedenartigsten Anwendung unterliegen wird, vielmehr nur durch die *Organisation* der Berufungen auf die Lehrstühle. Es wäre vermessen zu behaupten, daß die hier im Umrisse gezeichnete Organisation die Freiheit der Lehre und Forschung und zugleich den nöthigen Dienst der Kirche durchaus genügend wahren werde. Aber von dem gegenwärtigen Systeme, das nach jeder Seite hin formell nur recht schwache Garantien bietet, das jetzt dem vollen Ansturme synodaler Orthodoxie ausgesetzt ist und dem Minister selbst leicht böse Zweifel und Verlegenheiten bereiten kann, hätte es doch Vorzüge.

Diejenige Fakultät, welche am unmittelbarsten für das Staatswesen selbst in Betracht kommt, ist die *juristische*; sie bildet die Mehrzahl der höheren Beamten, der Parlamentarier, überhaupt aller derer, die auf das öffentliche Leben Einfluß üben. Neben der wissenschaftlichen Forschung soll sie den Sinn männlicher Unabhängigkeit und strenger Treue für das Gesetz hegen und fördern. Formelle Garantien für die Unabhängigkeit des Richterstandes thun es nicht allein, wenn dem angehenden Richter und Beamten jener Sinn fehlt; formelle Garantien sind in der neueren Gesetzgebung mehr und mehr geschaffen worden. Ist damit auch gewachsen die Unabhängigkeit des Urtheils, die Unzugänglichkeit gegenüber Strömungen, Meinungen und Einflüssen, welche mit Recht und Gesetz nichts zu schaffen haben?

In der Gegenwart aber werden die juristischen Fakultäten besonders stark berührt durch die Umwälzung, welche das Erscheinen des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, für das Rechtsstudium mit sich bringt und durch die Regulative, die die Staatsgewalt durch den Justizminister in Anlaß jenes großen Gesetzgebungswerkes für das juristische Studium veröffentlicht hat.

Es mag daher gestattet sein, einigen Betrachtungen speziell über die juristische Fakultät und das juristische Studium nachzugehen.

Die formelle Unabhängigkeit der akademischen Lehrer vermag für sich allein nicht, den Geist freier Wissenschaftlichkeit und Berufstreue auf die Studirenden zu übertragen. Der Staat muß auch unmißverständlich zu erkennen geben, daß er den Beruf der akademischen Lehrer hoch stellt, und daß er von ihnen die grundlegende, eigentliche Bildung der praktischen Juristen erwartet. Dabei aber kommt es nicht auf Worte und gelegentliche formelle Kundgebungen an, wenn die entscheidenden Thatsachen und Einrichtungen in Wahrheit eine andere Sprache führen.

Zunächst sind nun in *einer* Beziehung die juristischen Fakultäten im Vergleich zu allen andern Fakultäten dem Staate und der Büreaukratie gegenüber nachtheiliger gestellt. Den Mitgliedern der andern Fakultäten wird die höchste Sachkunde in ihren Fächern der Regel nach willig zuerkannt. In der Jurisprudenz ist das anders. Die Beamten, Richter und Advokaten sind auch Juristen; in ihrer Hand liegt heut zu Tage ausschließlich und zwar *so ausschließlich wie in keinem andern Lande der Welt die Praxis der Geschäfte*. Die alte wichtige Spruchpraxis der Fakultäten gehört seit 1879 völlig — in den meisten deutschen Ländern schon weit früher der Geschichte an — für die jüngeren Juristen ist sie meist ein Märchen aus alten Zeiten, von dem sie gelegentlich einmal hören, aber in der Regel nichts wissen; eifersüchtig schließt die deutsche Büreaukratie, und besonders die preußische, den Professor, auch wenn er unbestritten Meister in seinem Fache ist und in seinen Werken der Praxis genugsam Dienste leistet, von der Mitwirkung bei Gesetzentwürfen, von der Begutachtung von Staatsverträgen und juristischen Regierungsfragen *möglichst* aus. Und das Publikum folgt dem, was der Staat stillschweigend predigt, willig nach. Wie selten kommt doch Jemandem der Gedanke, von einem Fachprofessor sich Rath oder Gutachten zu holen über eine Rechtsfrage in einer bedeutenden Sache! Wie sollte da nicht in dem jugendlichen Nachwuchse der Juristen der Glaube sich verbreiten, die Wissenschaft der Professoren sei nur eine gleichsam in den Wolken schwebende Theorie, die wahre, die praktisch brauchbare Jurisprudenz aber anderwärts zu suchen.

Dazu kommt, daß bei der *langen* Dauer der auf das juristische Studium folgenden Vorbereitungszeit bei der verhältnißmäßig kurzen Zeit des Universitätsstudiums in der Meinung der angehenden Juristen das Universitätsstudium als Neben-, der Vorbereitungsdienst als Hauptsache erscheinen muß. *Wie* das erste Examen bestanden wird, dünkt den Meisten gleichgültig, erheblich allein, daß es zur Sicherung guter Anciennität, überhaupt nur und möglichst rasch bestanden werde. Nur die Censur im zweiten, allein von Praktikern gehandhabten und von den Kandidaten sehr gefürchteten Examen scheint für die demnächstige Laufbahn von Bedeutung. Die erste juristische Prüfung ist zwar in neuerer Zeit etwas strenger geworden; aber die bestehende Einrichtung desselben hindert nicht, daß bei einem sogenannten Einpauker mechanisch eingelernter Kram, eine nach gewissen Regeln und Anleitungen zusammengestoppelte Arbeit das Bestehen der Prüfung in nicht wenigen Fällen ermöglichen.

Bei der Ausdehnung die nach und nach auch die Fächer der Jurisprudenz gegen früher erfahren haben — man denke nur an Handelsrecht und Verwaltungsrecht — ist schon öfter, neben einer Verkürzung des praktischen Vorbereitungsdienstes auf drei Jahre, in mehreren anderen Bundesstaaten, eine Verlängerung des Universitätsstudiums gefordert worden. Diese Frage mag hier auf sich beruhen. Aber wenn drei Jahre für das Universitätsstudium genügen *können*, so gewähre man doch demjenigen, der, wenn auch in längerer Frist, ein reiferes und besseres Wissen sich erworben und bereits in der ersten Prüfung sich ausgezeichnet hat, dafür irgend einen Vortheil in der Anciennität! Es wird dann das *Forteilen* auch der Besseren und Befähigten von der Universität etwas aufhören; es wird den akademischen Lehrern möglich sein, Spezialvorlesungen, welche besonders anregend wirken können, mit Erfolg zu halten und somit den juristischen Unterricht vor Monotonie zu bewahren.

Die neueste Verfügung des preußischen Justizministers über den Studiengang der zur ersten juristischen Prüfung Zuzulassenden, bestimmt, die nach dem Erscheinen des bürgerlichen Gesetzbuches erforderlichen Veränderungen der bisherigen Vorschriften im Anschluß an die Vorschläge der Professorenkonferenz, die im Frühjahr 1896 stattfand. Sie legt auch, was an sich richtig ist, erheblichen Werth auf *wirkliche Benutzung praktischer Uebungen* seitens der Studirenden.

*) Auch der Einwand liegt nahe, daß die Wiederbesetzung erledigter Lehrstühle zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde. Indeß auch bei dem jetzigen Systeme kommen länger dauernde Vakanzen nicht selten vor, und in der Regel können die Vorlesungen durch Extraordinarien und Privatdozenten in der Zwischenzeit gehalten werden, und es ist nicht übel, wenn diesen Dozenten einmal Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, ob sie ein Ordinariat eintretenden Falls mit Erfolg versehen können.

Aber die Verfügung hat auch bedenkliche Seiten. Die Theilnahme an Uebungen im bürgerlichen Rechte und in Civilprozessen ist obligatorisch, (sogar für zwei Semester, einmal für Uebungen im römischen, sodann für Uebungen im geltenden bürgerlichen Rechte) ebenso obligatorisch die Theilnahme an Uebungen im Civilprozeß. Dagegen sollen eigenthümlicher Weise, obschon gerade die Strafrechtspflege mehrfach Gegenstand der öffentlichen Kritik auch in den gesetzgebenden Körperschaften gewesen ist, und sogar Justizministerialverfügungen vorliegen, welchen zufolge die Strafrechtspflege in der Praxis nicht als minderwerthig betrachtet werden soll, strafrechtliche Uebungen nicht obligatorisch sein, wenn sie auch empfohlen werden. Die Strafrechtsdisziplin wird hiernach von den Studirenden und vielleicht auch in weiteren Kreisen als minderwerthig taxirt werden — zum Schaden der Rechtspflege und des gesammten Staatswesens. Von anderen Uebungen — in Disziplinen des öffentlichen Rechtes — wie sie doch auch auf Universitäten vorkommen, ist überhaupt keine Rede. Durch alles dies wird dem juristischen Studium des öffentlichen Rechts überhaupt der Stempel einer gewissen Minderwerthigkeit aufgedrückt, das Privatrecht und der Civilprozeß mehr noch als bisher als die wesentliche Hauptsache des Studiums bezeichnet, und doch ist jetzt auch das öffentliche Recht von großer Wichtigkeit

Die Mängel der Studienordnung*) aber sind erklärlich aus der Kürze der Studienzeit, mit der in der Regel die Studirenden auskommen sollen. An allzu vielen praktischen Uebungen können neben dem theoretischen Studium in drei Jahren die Studirenden mit Fleiß und Erfolg nicht Theil nehmen. Hier tritt es zu Tage, daß das, was man wünscht, nur mit **knappster Noth** binnen drei Jahren von dem Durchschnitt der Studirenden erwartet werden kann. Aber die knappste Noth sollte nicht hindern, wenigstens auch **strafrechtliche** Uebungen für **obligatorisch** zu erklären.

Eine **vorzeitige** und im Verhältniß zur Studienzeit übermäßig vorgeschriebene Theilnahme an praktischen Uebungen führt aber von selbst zur Vernachlässigung der Theorie, ein Mangel, der später in der Zeit der wirklichen Praxis fast nie gehoben werden kann. Es wird dadurch auch leicht ein dilettantisches oberflächliches Urtheilen neben einer für den Anfänger besonders gefährlichen Vernachlässigung der positiven Kenntnisse gefördert.

Ganz bedenklich aber erscheint es, wenn der Justizminister denjenigen Ordinarien, welche so viele Theilnehmer in ihren Uebungen zählen, daß sie die eingehenden Arbeiten nicht allein mehr bewältigen können, die Stellung von **Assistenten** aus dem Kreise der jüngeren Justizbeamten verspricht, denen zu diesem Zweck Urlaub gegeben werden soll. Das Assistententhum paßt für die Jurisprudenz überhaupt **nicht**. Es paßt für Disziplinen, für welche Sammlungen, Apparate in Ordnung gebracht, Experimente gemacht oder überwacht werden müssen. Sollen aber juristische Arbeiten korrigirt und kritisirt werden, so kann das füglich für **alle** Theilnehmer einer Uebung nur von Einem geschehen. Aber abgesehen von den unmittelbaren Schwierigkeiten, die in diesem Assistententhum liegen, wie würde es werden, wenn, wie doch möglich, der Assistent in Wahrheit über einen Rechtsfall eine andere Ansicht hätte als der Professor? Da könnte das Assistententhum sein eine Schule der Fügsamkeit und der Verleugnung der eigenen Ueberzeugung, möglicher Weise auch der Intrigue. Ferner wird durch die Benutzung von Assistenten der übermäßigen **Centralisation** in der Hauptstadt weiterer Vorschub geleistet. Praktische Uebungen in der Jurisprudenz konnte man bisher nicht mit Hunderten von Theilnehmern halten; da standen also die Dozenten an den größeren und an den kleineren Universitäten sich ziemlich gleich. Mit der Einführung von Assistenten müßte sich auch das zum Nachtheil der kleineren Universitäten ändern. Endlich aber liegt bei einem diskretionären Ernennungsrechte des Kultusministers es sehr nahe, daß auf Ansuchen des Justizministers solche Assistenten, auch **ohne** daß sie **erhebliche litterarische Leistungen** aufzuweisen haben, zuerst als Extraordinarien, dann als Ordinarien in die Reihen der akademischen Lehrer einrücken; das Argument, Jemand sei ein guter, für das Examen erfolgreicher, bei den Studenten beliebter Assistent, kann da stark wirken. Das wäre dann die Eroberung der juristischen Fakultäten durch die Büreaukratie, die Verwandlung der juristischen Fakultäten in bloße für das erste Examen vorbereitende **Rechtsschulen***).

Und so führt denn die Verfügung des Justizministers wieder zurück auf die Gefahr der Centralisation und Beherrschung der Universitäten durch die Büreaukratie. **Centralisation**, Beherrschung durch eine — bei unseren Zuständen den **Parteirücksichten** noch nicht einmal entzogene — **Büreaukratie**, also **Abhängigkeit**, das sind die **Gefahren**, die den deutschen Universitäten gegenwärtig im Deutschen Reiche mehr als in anderen Ländern drohen. Sie sind von Allen, die es mit der freien Forschung und Lehre, mit der deutschen Wissenschaft wohl meinen, ernstlich ins Auge zu fassen, und es wäre nur wünschenswerth, wenn die im Vorstehenden zur Beseitigung jener Gefahren gemachten Vorschläge von anderer Seite durch bessere ersetzt würden, die zur Abwendung jener Gefahren noch wirksamer wären.

****

*) Im Abgeordnetenhause ist bereits vom Abg. Rechtsanwalt **Munckel** auf die Zurücksetzung des Strafrechts und auf die mögliche **Uebertreibung** praktischer Uebungen hingewiesen.

*) So sehr es unter Umständen erwünscht sein kann, Praktiker, die erhebliche litterarische Leistungen aufzuweisen haben, für die juristischen Fakultäten zu gewinnen, so bedenklich ist im Allgemeinen die Heranziehung von Praktikern, bei denen jene Voraussetzung nicht zutrifft. Die eigene und unabhängige Forschung gibt doch eine ganz besondere Schulung, und das öffentliche Eintreten für bestimmte Rechtsansichten wirkt selbst auf den Charakter und verleiht dem Vortrage des wirklichen Forschers bei den mehr befähigten Elementen der studirenden Jugend einen stärkeren Einfluß.

Aus unserem Citatenschatz.

Prinz Albert zur Charakteristik Friedrich Wilhelms IV.

„Die Rede des Königs (bei Eröffnung des Vereinigten Landtags) ist eine merkwürdige Probe der Beredsamkeit, die zum Herzen dringt, aber den Verstand unbefriedigt läßt. Stellt man sich an die Stelle eines kalt kritisirenden Publikums, so wird einem flau zu Muthe. Welche Verwirrung der Begriffe und welche Kühnheit, aus dem Stegreife, als König, in einem solchen Moment und in solcher Länge alle die entsetzlichsten, schwierigsten Punkte zu berühren nicht nur, sondern Knall und Fall abzuthun, Gott zum Zeugen aufzurufen, zu versprechen, drohen, schwören u. s. f. Er läßt sich von Gleichnissen verführen, die seiner Phantasie zusagen, die er nur soweit ausführt, als sie zu seinem Krame passen und die oft die wahre Lage der Dinge gar nicht wiedergeben, aber, weil sie geistreich sind, ihn befriedigen, es macht eine scharfe Argumentation unmöglich. Dann läuft er noch Gefahr, daß er subjektive Gefühle und Ansichten als Beweggründe seiner Handlungen nimmt, und nicht nur danach handelt, sondern auch verlangt, daß, da diese Gefühle und Ansichten ihm heilig und theuer sind, sie es nun auch allen Anderen sein sollen, die nicht im geringsten dadurch berührt sind. Dahin gehören die Pietätsgefühle gegen Friedrich Wilhelm III., die nur der Sohn fühlen kann, oder die aus gewissen Lieblingsstudien und Gedanken für ihn entsprungenen Lieblingsgrundsätze."

The Life of H. R. H. the Prince-Consort, by Theodore Martin. London. 1876. Entnommen einem Aufsatze von F. Heinr. Geffcken „Prinz Albert" in der Deutschen Rundschau 1877, XI. Band, S. 94.

Ferdinand von Saar.*)

Von Marie Ebner, von Bauernfeld und Anzengruber führen nicht viel Fäden zu der jungen Wiener Kunst unserer Tage.

Doch in einem Dichter, der jetzt das sechzigste Jahr schon überschritten, findet sie Vorgefühl und schwingendes Ahnen dessen, was ihrer Seele theuer ist, in Ferdinand von Saar.

Hermann Bahr erzählt, wie er gütig und freundlich in dem stillheiteren Häuschen an der Döblinger Straße, wo die Pelargonien roth im Hofe nicken, die Jugend zu sich kommen läßt, und antheilsvoll und herzlich Verständniß bietet für Drängendes und Kreisendes; trostvoll Rath für Zweifel und Selbstqual. Und wie er, wehmüthig halb, halb freudig sagt, daß all das, was er in sich genährt und gehegt hat, jetzt in der neuen Generation keimfreudig aufsprießt: „Ich bin halt der Uebergang zu Euch“, das ist sein Refrain.

Ein ziselirender Künstler, von feinstem Gefühl für den Reiz der Form; ein Dichter, der sich nicht genug thun kann an Feilen und Glätten, hat er eine knappe Zahl vollendeter Novellen geschaffen, die den liebevoll und zärtlich getuschten Miniaturen alter Meister gleichen.

Durch sie alle, und das vor allem eint ihn mit der Jugend, pulsirt Wiener Blut. Der rhythmische Reiz, das heitere Lächeln, die holde Melancholie. Die Musik der Kaiserstadt mit ihren Walzern, ihrer Grazie, ihren schmiegsamen Frauen hat es ihm angethan wie den Jungen. Der Prunk der Paläste des großen Lebens und die sonnenhellen Vorstädte, wo die Musik der Werkel durch das Laub tönt und an der langen Stange über der Thür der grüne Kranz zum „Heurigen“ winkend lädt. Wie die Jungen ist er ein Spaziergänger, der streifend seine Lieblingswege geht, der die Bilder sehnsüchtig in sich einsaugt und ihre Schönheit sich zu eigen macht. Und auch für ihn erhalten die Dinge ihre Seele, die vertraulich die seine grüßt. Der lyrisch-landschaftliche Pantheismus durchzieht Saar's tiefstes Empfinden.

Mit den verfeinerten Sinnen des jungen Leopold Andrian haben wir Wiener Stimmungen geschlürft: die sinnreiche Schönheit der Kathedralen des Mittelalters und der gelben Barockkirchen, der Heiligenbilder auf den lärmenden Brücken, leuchtend in Blumen, Licht und Farbe; der schwarzen Paläste mit ihren Dianen und Apollen; der kleinen Schänken auf dem Lande und der Gärten voll Blumen und Musik.

Und wie mit ihm, so gehen wir mit Saar vor den Linienwall, wo die schweigenden Friedhöfe liegen und das Arsenal in ernster düsterer Pracht aufragt und dann zurück durch die menschenvollen Gassen, wo die Kinder vor den Thüren spielen oder mit ängstlicher Vorsicht das Abendbrot aus den nächsten Schänken und Kramläden nach Hause tragen; wo Burschen und Mägde an den Brunnen mit einander schäkern, die Arbeiter aus den Fabriken strömen, die Tagelöhner mit Gesang den Bau verlassen und von Zeit zu Zeit eine stolze Karosse mit geputzten Herren und Damen durch das abendliche Gewühl rollt.

Und wie die jungen Wiener die bunten Bilder des Lebens, gleich ob sie aus den Höhen oder den Tiefen stammen, nicht als Momentaufnahmen mit den Augen des Leibes nur erfassen, sondern sie fühlend in sich trinken und den Sinn den Dingen zu vernehmen trachten, so sieht auch Saar in den Erscheinungsformen der Außenwelt ein Mehr, etwas Seelisches, einen Theil seines eigenen Fühlens und Denkens: „ich fühlte mich mit allem, was da lebt und athmet, so innig verwachsen und eins“ (Marianne).

Sein Wien aber, das Wien seiner „Elegien“, ist nicht das Wien von heut, es ist die alte Stadt, die wallumgürtet noch mit den alten schwärzlichen Häusern ragt über das grüne Glacis; eng und gedrückt, voll gewundener Gassen und düsterer Winkel:

„Ihr nur schattige Gassen und hell beschienene Plätze,
Tief im Innern der Stadt — ihr allein seid mir noch Wien.“

Und sein Auge trinkt das Leben, wie es an den alten Palästen und Häusern, an Sankt Stephan vorbeifluthet und wogt. Und die „Freiung“ am „Hof“ mit der Schulerinnerung der Jugend, wo die Schottenabtei ragt, die schlichte dreitgieblige Kirche, und der Markt liegt mit seinen Jahrzeitidyllen.

Dann gehts hinaus zum Thor, nach Döbling mit der Kirche taubenumflattertem Dach und dem weißen Haus, wo er einst „dürftigem Hausrath gesellt“ aus einsamer Stube durch grünender Wipfel Meer auf die fern verschwimmenden Thürme der Stadt sah. Oder nach Nußdorf, wo hoch das freudige Leben geht:

„Hier gelagerte Gruppen — und dort im schützenden Dickicht
Liebende Paare, die sich seliger Einsamkeit freuen.
Aber sie alle gewahrt man zuletzt in Gärten und Stuben,
Wo am Eingang gesteckt, lockend der „Buschen“ ergrünt.
Siehe, da sitzen gedrängt sie an roh gezimmerten Tischen
Bunt durcheinander: der Greis lockigem Jüngling gesellt;
Mütter den Töchtern, und Väter den Knaben, die müd sich gelaufen —
Selbst der Säugling liegt dort an der nährenden Brust.
Fröhlich kredenzt, hemdärmlich, der „Hauer“ den labenden Tropfen,
Der als „Heuriger“ licht blinkt in gehenkeltem Glas.
O, wie mundet der jetzt zu salzigem Käse und Rauchfleisch,
Bei der „Bretzen“ Geknack, die man an Stäben verkauft!
Und man hört auch Musik: Harmonika, „Klampfe“ und Flöte —
Rasender Töne Gemisch schrillt in den Abend hinaus.“ —

* * *

Eine Fülle der Saiten tönt aus Saar's Gedichten.

Die zarte anakreatische Anmuth Goethischer Jugendlyrik im Dornbacher Waldlied:

Denn ich löse deine Flechten
Still in goldne Locken auf —
Und dann drückst du mit der Rechten
Gleich den fert'gen Kranz darauf.

Und realistische Liliencron'sche Erotik in der „Vergessenen Liebe“ mit ihrer Stimmungspoesie des Dämmergrauens:

Schlaftrunkene Hände zogen hinter sich die Karren
Mit Milch und mit Gemüse nach dem Markt,
Allwo beim Scheine wandelnder Laternen
Die Hökerweiber ihre Plätze suchten.

Mit Wagen kamen schon
Die Bauern; Schafe blökten, Kühe brüllten —
Und vor uns lag, bei irrem Schein von Lichtern,
Ein wirres Durcheinander aufgerollt.
Doch wir geborgen in der Halle Dunkel,
Der eis'gen Luft, die sie durchstrich, nicht achtend,
Versanken ganz in die entzückten Wonnen
Des ersten sel'gen Beieinanderseins.

Und zu jenen jüngsten Sprossen seiner Kunst, die dem Kultus reiner Formen inbrünstig nachtrachten, dem Goldschmieden seltener Worte und schimmernder Bilder, führt das Sonett, das sich selbst einem Wundergarten vergleicht:

Ein Labyrinth mit holdverschlungenen Gängen
Hat dem Gedanken still sich aufgeschlossen;
Er tritt hinein — und wird sogleich umflossen
Von Glanz und Duft und zauberischen Klängen.

Hier leuchten Blumen, die auf Wiesen hängen,
Des Pflückens harren, sehnsuchtsvoll entsprossen,
Dort wollen Zweige, goldschwer übergossen,
Den Wandelnden auf schmalem Pfad bedrängen.

* * *

*) Von Saar erschien soeben „Herbstreigen“, Novellen und das humoristische Epos „Die Pincelliade“, beide Werke, wie alle früheren im Verlag von Georg Weiß in Heidelberg.

Die Weise der Saar'schen Novellistik ist freilich anders als wie heut geschrieben wird. Es ist reservirt abgedämpfte Alterskunst, der Art Paul Heyse's verwandt. Kein brausendes Ueberquellen, kein Wühlen, kein sezirendes Analysiren. Die Dinge treten bei Saar nicht mit momentaner Unmittelbarkeit an den Leser heran, die Schicksale brechen nicht über ihn erschütternd herein. Saar liebt die Distanz und das Medium, das die grelle Farbe der Gegenwart verschleiert und die Wucht des Schmerzes dämpft. Hier reckt nicht Jammer und Noth im ersten Ansturm jähen Leides die Arme zum Himmel; nur leises Schluchzen ertönt in der Erinnerung an einst erlittenes Weh. Wir stehen an Gräbern, über die das Gras gewachsen.

So läßt Saar fast stets, wie es ja auch Heyse so häufig thut, seine Geschichten nicht vor den Augen seiner Leser abspielen, sondern er legt sie einem Dritten in den Mund, der sie erzählen muß, wie sie einmal vor Jahren sich begeben.

Das matte weiche Kolorit erreicht er dadurch, die Tragik mit Sordinen gespielt. Aber die große dramatische Kunst der Rahmennovelle, das Regietalent der Shakespeare-Bühne mit dem Wechsel vom großen Schauplatz auf den kleinen, wie es Marie Ebner in einigen Meisterwerken, vor allen aber Conrad Ferdinand Meyer zeigt, erreicht er nicht. In seinen Novellen ist nicht viel für das Auge, nicht viel Bewegungen und nicht viel Mimik, Saar will vor allem Erzähler sein. Er möchte die Kunst der alten Novellen wieder beleben, die scheinbar kunstlos berichtend einen Vorgang, ein Schicksal fast anekdotisch wiedergeben.

Und das ist ihm gelungen.

So findet man in seinen Novellen auch nie seelische Zerfaserungen, breite psychologische Analysen. Psychologisch sind seine Novellen alle. Aber er macht kein Wesen davon, er erzählt es nicht in der Geschichte, er läßt keine Abhandlung darüber einfließen. Ganz unmerklich fällt hier und da ein Streiflicht, das das Innere erhellt und das Motiv einer That entschleiert. Sanft sehen wir nur, wie sich ein Schicksal erfüllt. Aber wir fühlen dabei, — und das ist die geheimnißvolle Kunst Saar's — seine zwingende Nothwendigkeit. So wird dieser Dichter uns nimmer alt. Und noch ein anderes zieht immer wieder zu ihm.

Aus seinen Geschichten strömt persönlicher Hauch des Selbsterlebten. Auf einer Schnur sind sie aufgereiht, wie ein Rosenkranz Gedächtnißperlen. Und jede mahnt an eine Station der Saar'schen Lebenspilgerschaft und sie alle geben zusammen eine Mosaik seines Lebens und seiner Persönlichkeit.

Wie er, so seine Werke. Sie können beide von sich sagen:

> Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Aus den frühen Novellen spricht der junge Offizier, der nomadisirend hin und her verschlagen wird, der in Turin, Verona, Venedig rastet und in Prag tragische Idyllen erlebt. Ein junger melancholischer Träumer, dem jede Gestalt, die er trifft, zur Geschichte wird, von dem entsagungsstarken Priester Innocenz bis zum Donquixotesken Lieutenant Burda, dem armen Tragiker der Einbildung. Dieselbe Lieutenantszeit aber, die er früher mit den Augen der Wehmuth sah, gab ihm im Alter ein lachendes Ottavengedicht mit dem leichtgeschürzten Scherz Boccaccio's und der spielenden Reimgrazie des Byron'schen Don Juan: Die Pincelliade. Eine tolle Kasernenerotik („Zum Leser sprech' ich, denn bei Gott verzichten auf Leserinnen muß ich dieses mal") schwimmt hier auf den Wogen der Stanze. Ein bunter Karnevalreigen schlingt sich in wechselnden Windungen und in die meisterhaft gefügten Formen gerahmt wirkt die tolle Farce als ein glückliches Launenkind eines großen Künstlers.

Auf die Soldatenjahre folgt die bittere Zeit der Zweifel und der Kämpfe des Dichters, der einen unbefriedigten Beruf von sich geworfen und sich ganz auf seine Kunst gestellt. Und die Zeit der Geistesqualen ist zugleich die äußerer Noth.

Saar hat das Loos der Erniedrigung und des Elends tief und schmerzlich gekostet. Und wie er es erfahren, so verdichtete er es in der Geschichte von den „Steinklopfern", den armen und getretenen:

> Dies Büchlein
> Menschlicher Noth,
> Menschlichen Kummers,
> Menschlichen Duldens:
> Ein Büchlein,
> das ein Dichter schrieb,
> der in allem diesem
> Wohl geübt ist.

Die Kaiserstadt erwies sich mäceenreich für Saar. Die Geburts- und die Geldaristokratie öffnete ihre Häuser dem Dichter.

Und wie uns aus den Widmungen der Werke Mozart's Bilder glanzvoll vornehmer Räume aufsteigen, gefüllt mit Menschen, die durch alte Kultur und Tradition verfeinert sind, so sehen wir aus den fürstlichen klangvollen Namen der Saar'schen Dedikationsblätter, wie der österreichische Adel den Genius zu ehren wußte.

Dies Leben in den Palästen der Reichen mit dem selbstverständlichen Luxus großen Stils; die in der neuen Sonne des Ueberflusses aufschäumende starke Lebenslust und Lebenssinnlichkeit spielt nun in die neuen Werke hinein, aber sie vereinigt sich menschlich-widerspruchsvoll mit einem still sehnsüchtigen Hang nach tiefer wohliger Ruhe und Einsamkeit, nach Schlichtheit und primitiver Einfalt, nach dem kleinen friedlichen Häuschen mit grünen Fensterläden, wo einfache zufriedene Menschen wohnen.

Etwas Wertherisches liegt in dieser Sehnsucht. Und Werther gleich ist auch der Dichter in der Novelle „Marianne"; das Ebenbild Saar's, der aus der großen Welt, „vor der er eine gewisse Scheu niemals hat los werden können", in einen entlegenen Winkel zu einfachen Leuten flüchtet, in einen Garten mit Flieder und Goldregen, wo stundenlang nichts als das Summen wühlender Bienen und das Gezwitscher der Sperlinge tönt. „Einem Traum gleich verdämmert in mir die Erinnerung an all die zeitraubenden Zerstreuungen und Festlichkeiten, und schaffensfroh, in holder Gleichmäßigkeit, fließen meine Tage hin". Und dieser Werther hat die Eigenschaft, die charakteristisch für Saar und seine Helden ist. Sie sind Entsagende; aber nicht verbittert Entsagende, sondern zum Frieden gekommene, die sich beschieden haben, die sich aus Enttäuschungen Erkenntniß und weisheitsvolle Beschaulichkeit gerettet haben. Sie leiden leidend viel, und sie grollen nicht. Sie verschließen sich vor der Welt ohne Haß. Zürnen und Verurtheilen gaben sie lange auf. Was ist Schuld und Vergehen. Zu verstehen, muß man suchen und milde gegen einander sein. So wird der Freiherr von Güntersheim in „Schloß Kostenitz" nicht ein Rächer seiner Ehre. Eine tiefe wehe Traurigkeit über sein und seines Weibes Schicksal überkommt ihn und er sucht und findet, wie alles so und nicht anders mußte kommen.

Ja, Saar's Menschen lernen mit ihrem eigenen Wort, „entsagend zu genießen". Kontemplatives Dämmern müder Seelen.

Und diesen Stimmungen verwandt ist eine andere, die Liebe für das Altmodische der Zeit, für Vergangenheitsreste im heutigen, für Anachronismen und ihre Tragik. Oft hat er das Schicksal von Menschen behandelt, die ihre Epoche und sich selbst überlebt haben, die von der neuen Zeit zerrieben werden, vor allen in Vae victis.

Er sagt in der „Geigerin":

„Ich fühlte mich stets zu Leuten hingezogen, deren eigentliches Leben und Wirken in frühere Tage fällt und die sich nicht mehr in neue Verhältnisse zu schicken wissen. Ich rede gern mit Handwerkern und Kaufleuten, welche der Gewerbefreiheit und dem wachsenden Wettkampf der Industrie zum Opfer gefallen; mit Beamten und Militärs, die unter den Trümmern gestürzter Systeme begraben wurden; mit Aristokraten, welche kümmerlich genug, von den letzten Schimmern eines erlauchten Namens zehren; lauter typische Persönlichkeiten, denen ich

eine gewisse Theilnahme nicht versagen kann. Denn alles das, was sie zurückwünschen oder mühsam aufrecht erhalten wollen, hat doch einmal bestanden und war eine Macht des Lebens".

Und so nimmt er sie in seinen Schutz alle die Flüchtlinge des Lebens. Aber er zeigt auf der anderen Seite auch, und die Augen leuchten ihm, wie das Leben sprühend lockt. Aus seinen Novellen schimmert verführerisch die Fülle der Frauenschönheit:

Lieblich entfaltet die Wienerin noch den gepriesenen Zauber,
Ob im schleppenden Kleid, ob im geschürzten sie geht.

und der sie schildert, ist ein erfahrener feinschmeckerischer Kenner, ein Kenner süßer Knospen keuscher Holdheit, der Mariannen und Ludmillen; der lebensstarken, gefestigt Werkthätigen, der Ginevra und der Raphaele Reichegg, die schweigend tragen; Kenner auch des Haut-goutreizes überreifer Frauen, „deren Schönheit fast noch verlockender im Verfall ist als in der Blüthe"; Kenner auch der ungebändigten Sinnlichkeit elementarer Naturgeschöpfe, der Milada und der „Troglodytin" Maruschka.

Doch auch ihm wird der Trank bitter und die Lust zur Hefe, der Tanz schließt mit einem „Herbstreigen", „alt der Text, die Worte sind's Salomos, das Weib ist bitter".

Herbstreigen, der Titel des letzten Buches, eines bösen Frauenspiegels, ist im Grunde der ganze Zug der Saar'schen Gestalten.

Die Mischung aus Lebensdrang und Ruhesehnsucht aus Grillparzer'schem Quietismus und walzerfrohem Phäakenthum läßt müde halbwelke Blumen von bestrickend melancholischem Reiz, von der späten Schönheit des Herbstes sprießen. In dem stillen Garten, wo sie blühen, findet sich der Sechzigjährige zusammen mit einer Jugend, die nie jung war.

Felix Poppenberg.

Die Bedeutung der Sinnenerkenntniß.

Es ist kaum zu glauben, wie spät erst die Funktionen der Sinne zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden sind, wiewohl deren Bedeutung für das Wissen offenbar genug vorgelegen. Unsere ganze Existenz ist von der Sinnenthätigkeit bedingt, und so weit diese mangelhaft und unzulänglich, gestaltet sich auch das Dasein dem entsprechend als ein mangelhaftes, auf die Mithilfe anderer angewiesenes. Im Verkehr mit Unseresgleichen entscheidet das sinnlich Wahrnehmbare allein, wo es auf Recht und Wahrheit ankommt, und auch die Wahrheit hat ihren Werth schließlich nur in der Uebereinstimmung mit der sinnlich gegebenen Wirklichkeit. Jede Abweichung von der Wirklichkeit beeinträchtigt die Wahrheit, und jeder Fortschritt auf dem Wissensgebiete, dem Wahrheit alleinige Richtschnur ist, besteht hauptsächlich in einer Umwerthung des bis dahin für Wahrheit Angenommenen, und zwar auf Grund sinnlich erworbener Kenntnisse, die einer früheren Auffassung der Wirklichkeit entgangen waren. Was bei unzulänglichem Erfassen der Wirklichkeit für Wahrheit gegolten, erweist sich als Dichtung, als bloßes Hirngespinst und tritt vor der sinnlich festgestellten Gewißheit zurück; wo man aber, gewissen Denkgebilden zulieb, die Entscheidung des sinnlich Ermittelten zurückweist, da ist es um Wahrheit und echtes Wissen geschehen, so dauernd auch derartige Wahnvorstellungen noch gehegt und erhalten werden mögen. Obwohl der Entwicklungsverlauf der Wissenschaft als ein beständiger Berichtigungsprozeß, als das Einsehen und Erkennen von Irrthümern sich herausstellt, wie sie durch ungenügendes Befragen der Sinne und willkürliche Zuthaten seitens der Denkfunktion entstehen mußten, hat doch die Wissenschaft selbst den Sinnen gegenüber langehin ein Verhalten beobachtet, wie wenn die durch sie allein zugänglichen Erkenntnisse eine durchaus untergeordnete und nebensächliche Bedeutung hätten, und deshalb namentlich war der Sinnesthätigkeit langehin die ihr gebührende Aufmerksamkeit vorenthalten.

Hierbei war ein in der Philosophie herkömmlicher Argwohn gegen die Sinne maßgebend. Von jeher galt bei ihr Vernunfterkenntniß als allein zur Wahrheit führend, die den Sinnen unzugänglich sein sollte, weil diese nur das Vorübergehende und Vergängliche, das Nichtige und Zufällige zeigten und die Quelle alles Irrthums seien. Aber auch wo die Wahrheit nicht im Hinblick auf das Beharrliche, sondern unter dem Gesichtspunkte des steten Wandels und Wechsels gefaßt wurde, galten die Sinne, weil der flüchtigen Erscheinung zugewandt, für schlechte Zeugen und nur die von ihnen unabhängige Vernunfterkenntniß für zulässig. Die vom Alterthum her überkommene Geringschätzung der Sinne blieb das ganze Mittelalter hindurch unangefochten und überdauerte auch die mit der Neuzeit erfolgte Lossagung von den Anschauungen und Lehren der Scholastik. Noch Descartes und seine Schule sind voll Mißtrauen gegen die Sinne und verzeichnen emsig alle durch sie mögliche Täuschung, wobei der durch die Lehre des Copernicus bewirkte Umschwung in der allgemeinen Weltauffassung ganz besonders ins Gewicht fiel, weil eine dem unmittelbaren Sinnenschein durchaus entgegenstehende Bestimmung der betreffenden Vorgänge als unumstößliche Wahrheit erkannt wurde. Daß die neue Lehre auf sorgfältiger Beobachtung und richtigerer Deutung sinnlich wahrnehmbarer Lage- und Bewegungsverhältnisse beruhte und ihre Begründung und Weiterführung, durch die mittlerweile erfundenen Fernrohre gefördert, von einer den Dingen und ihren Beziehungen genau angepaßten Sinnenthätigkeit bedingt war, kam dem damaligen und dem folgenden Zeitalter so wenig zum Bewußtsein, daß noch Kant in seiner die Rechte der Erfahrung vertretenden Erkenntnißtheorie die Bedeutung der Sinnenthätigkeit keineswegs in der ihr entsprechenden Weise zu bestimmen vermochte. Auch er legte den ganzen Nachdruck der Wahrheitserkenntniß auf den Verstand als dem obersten Vermögen, das die in ihm enthaltenen spontanen und autonomen Funktionen auf die Daten der Sinnlichkeit bezieht und dadurch deren Erkenntniß ermöglicht, und zwar so, daß diese nur eine dem Menschen faßbare Erscheinung treffe, wogegen die derselben zu Grunde liegenden „Dinge an sich" durchaus unkenntlich blieben und nur vom Verstande als daseiend erschlossen würden. Im Verstande allein lag für Kant die Wahrheit, er war ihm Summe und Sitz aller Realität, wogegen die von hier aus ihre Bestimmtheit erhaltenden Außendinge wie die durch sie bewirkten Empfindungen zum Zufälligen, Scheinbaren oder an sich Wesenlosen herabsanken.

Daß hiermit eine unhaltbare Stellung zur Sinnenthätigkeit eingenommen war, ergab sich aus dem Verlauf der nachkantischen Philosophie, nach deren Theorie die gegenständliche Welt lediglich durch den Intellekt gesetzt und begründet sein sollte, der als solcher der Inbegriff aller Realität war, neben der die auf dem Sinnenwege zugängliche Erfahrung die Bedeutung eines bloß Nebensächlichen und Zufälligen behielt, weil Begriffe alles Sein in sich schließend und als die allem Wirklichen unbedingt vorausgesetzte „absolute Realität" galten. Gegen diese bei Kant anhebende und bei seinen nächsten Nachfolgern noch gesteigerte Ueberschätzung der Begriffe auf Kosten der sinnlichen Anschauung hatte bereits Schopenhauer entschiedenen Einspruch erhoben, indem er ausdrücklich hervorhob, daß Anschauungen die nothwendige Voraussetzung der Begriffe enthielten und diese nichtig und leer seien ohne die Unterlage der Anschauung, weil jene alle Bedeutung aus ihrer Beziehung auf anschauliche Vorstellungen erhielten, aus denen sie gebildet werden. Mit gleicher Entschiedenheit verfocht Trendelenburg die Ursprünglichkeit der Sinnenerkenntniß im Gegensatz zur Begriffsklügelei der nachkantischen auf „reines Denken" sich beschränkenden Spekulation, der er vorhielt, daß es „an den Bettelstab käme, wenn die Anschauung das geliehene Gut zurückforderte",

indem all unser Denken „von der Anschauung lebe, und wenn es von seinen eigenen Eingeweiden sich ernähren solle, den Hungertod sterbe“. Ebenso nachdrücklich hatte Ludwig Feuerbach dem spekulativen Treiben entgegen gehalten, daß was von dorther als das Endliche und Richtige bestimmt worden, die nothwendige Voraussetzung alles Wissens und Erkennens bilde, denn „Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit seien identisch, nur ein sinnliches Wesen ein wahres, ein wirkliches Wesen; nur durch die Sinne werde ein Gegenstand wahrhaft und thatsächlich gegeben, nicht durch das Denken für sich selbst, das mit dem Denken gegebene oder identische Objekt allemal nur Gedanke sei“.

Um eben die Zeit, als diese gewichtigen Einwände gegen die Begriffsspekulation verlauteten, war jedoch der Sinnenphysiologie größere Aufmerksamkeit seitens der exakten Forschung zugewandt worden, und zwar vornehmlich durch den dazumal in Berlin wirkenden Joh. Müller, dessen Lehre heute noch in hervorragenden Schülern an den bedeutenderen Hochschulen Deutschlands die herrschende ist. Die von hier ausgegangenen Anschauungen über die Funktion unserer Sinne wurden kürzlich einer ebenso gründlichen wie umfassenden Prüfung unterworfen durch Albrecht Rau*), in dessen Werk: „Empfinden und Denken, eine physiologische Untersuchung über die Natur des menschlichen Verstandes“.**)

Jene Schule hat es sich als besonderen Vorzug angerechnet, daß ihre Lehre von der Sinnenerkenntniß auf dem Boden der Erfahrung dem Fichte'schen subjektiven Idealismus auf dem der Spekulation entspreche. Wie bei dieser das „Welt-Ich“ seine Vorstellungen aus sich selbst erzeuge und eben diese das seien, was der gemeine Verstand für eine anschaulich gegebene Welt halte, so auch erweise sich diese auf nervenphysiologischem Wege lediglich als Produkt der den Sinnesnerven als solchen zukommenden Sonderzuständen: die Empfindung sei nicht die Leitung einer Qualität oder eines Zustandes der äußeren Körper zum Bewußtsein, sondern lediglich eine durch äußere Ursachen veranlaßte Modifikation unserer Nerven, die kraft eigener „Substanzialität“ einen gewissen Bewußtseinszustand erzeugten. Die Sinnesempfindung als solche entstehe erst in den „Sinnsubstanzen“, diese sind es, welche die in allen Nerven gleichartige Erregung überhaupt erst in Sinnesempfindung übersetzen und je nach ihrer Natur als Träger der ihnen zugewiesenen Funktionen die verschiedenen Sinnesqualitäten erzeugten. Das mosaische „Es ward Licht“, heißt es hier, sei physiologisch falsch: Licht ward erst beim Entstehen des Organes, das zuerst hell und dunkel zu unterscheiden vermochte. „Ohne Seh- und Gehörsinnsubstanz wäre diese farbenglühende, tönende Welt um uns her finster und stumm“, wird hier gelehrt und ausdrücklich behauptet: „stumm und finster an sich, nämlich eigenschaftslos ist die Welt, wie sie sich der denkenden Betrachtung bietet“. Eine Uebereinstimmung zwischen den von außen empfangenen Eindrücken und der Gestalt, die sie in unserem Bewußtsein erhielten, bestehe also nicht. Aus den mechanischen Anstößen, so meint man, aus den die Sinne treffenden Reizen bilden die Nerven etwas vollkommen Neues, welches dem Objekt der Empfindung durchaus unvergleichbar sei: die Reize gehen unter in dem Akte der Empfindung und diese selbst ist als eine Neuschöpfung zu betrachten.

Die Konformität mit dem spekulativen Idealismus läßt unzweifelhaft nichts zu wünschen übrig, obwohl es gar befremdlich scheint, daß Sinneneindrücke lediglich von den spezifischen Eigenschaften unserer Nerven bedingt sein sollen, wo doch, von gewissen Farbeneinflüssen auf andere Lebewesen abgesehen, wie etwa das den Stieren und Puterhähnen unleidliche Roth, auch Helle und Dunkelheit, Wärme und Kälte, die nach dieser Theorie der nervenbegabten Animalwelt allein gegenständlich sein sollen, die ganze übrige, organische wie unorganische Natur in dem mannigfachen Wechselspiel der Jahreszeiten auf das entschiedenste beeinflußend zeigen. Solche naheliegende Einwände des schlichten Menschenverstandes gegen die seitens der Müller'schen Schule behauptete Subjektivität der Sinnenanschauung erhalten aber ein besonderes Gewicht durch die sachgemäße Kritik, welche besagte Lehre schon von ihrer ersten Verkündigung an bei unbefangenen Forschern auf dem Gebiete der Nervenphysiologie erfahren. Gründlich und überzeugend wird dies durch Rau in der Darlegung der seiner Zeit von A. W. Volkmann in Halle und G. H. v. Meyer in Tübingen und Zürich gegen sie gerichteten Erörterungen nachgewiesen, denen allgemach durch die inzwischen zu reicher Entfaltung gelangten Physik, Chemie, der botanischen und zoologischen Morphologie, vor allem aber der in unseren Tagen erst aufgekommenen Psychophysik und ihrer glänzendsten Leistung, nämlich der durch Helmholtz begründeten Lehre von den Tonempfindungen, die volle Bestätigung geworden.

Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen, durch Rau in anschaulichster Weise dem Laienverständniß näher gebracht, fußt durchaus auf dem naturwissenschaftlichen Denkverfahren, dem die Natur ein einheitliches Ganzes zusammenwirkender, wesensgleicher Kräfte ist und deren gegenseitige Beziehungen uns zunächst durch die Sinnenerkenntniß erschlossen werden. Unser hierdurch bedingtes Grundverhältniß zur Außenwelt, mit der wir durch die Sinne in ursächlichem Zusammenhang stehen, war für Helmholtz die Voraussetzung seiner Untersuchungen, die deshalb auch zu positiven, unumstößlichen Ergebnissen führten. Unser Autor sagt:

„Richtige Gedanken sind eben nur solche, für welche wir eine entsprechende Kombination von Thatsachen nachzuweisen oder auch zu erfinden vermögen, die dann in ihrer räumlichen Anordnung oder zeitlichen Aufeinanderfolge den Sinnen das darthun, was durch die anfängliche bloß gedachte Verknüpfung behauptet wird; alle anderen Gedanken, denen ein solcher Nachweis nicht gegeben werden kann, sind willkürliche Gedankengebilde oder Phantasmen, denen nie und nimmer ein entsprechender Gegenstand oder Vorgang in der Anschauung nachweisbar ist, denn der Nachweis, daß ein Gedanke wahr ist, hat nur den Zweck zu zeigen, daß er mehr ist, als ein bloß Gedachtes“.

Gerade hierdurch unterscheidet sich Helmholtz' Deutung der Tonempfindungen von der Theorie der Sinnenthätigkeit innerhalb der Müller'schen Schule, deren Behauptungen vielmehr durch die Thatsachen mehr oder weniger offenbar widerlegt werden. Mit seiner Lehre von den Tonempfindungen steht Helmholtz also außer dem Bannkreise der gedachten Schule, so wenig er dessen auch bewußt geworden, indem er, was die übrigen Sinne betrifft, noch ganz und gar auf dem Boden der dorthin gehörenden Annahmen von den durchaus spontanen und subjektiven Aeußerungen der Nerventhätigkeit verblieben. Was er für die Thätigkeit des Gehörs erwiesen, stimmt nicht zu den Behauptungen der Schule, die selbstverständlich ganz entwerthet werden, sobald es gelingt, die Thätigkeit des Auges und der übrigen Sinne in eben der dem Vorgang der Außendinge und ihrer Einwirkung auf uns entsprechender Weise darzuthun, wie es ihm bezüglich der Tonempfindungen gelungen ist.

Mit der Helmholtz'schen Theorie ist aber die Sinnenerkenntniß in ihrer Bedeutung eines strengursächlichen Zusammenhangs der Außendinge zu unserer durch die Nervenfunktionen vermittelten Auffassung derselben festgestellt. Je nach Beschaffenheit der im Laufe der biologischen Entwicklung ausgebildeten Sinnesapparate haben sämmtliche Sinnesnerven die gemeinsame Funktion, empfangene Reize genau so zu leiten, wie sie ihnen überliefert werden.

„Die Nerven leiten nur diejenigen Reize, welche sie empfangen, und weit entfernt, wie die Müller'sche Hypothese behauptet, aus ein-

*) Seit vielen Jahren als Berichterstatter für naturwissenschaftliche Litteratur an der Münchener „Allgem. Zeitung“ thätig, hat der Autor sich sowohl auf dem Gebiete der exakten Forschung, speziell dem der Chemie, wie auch auf dem der Philosophie in rühmlichster Weise hervorgethan durch sein Bemühen Philosophie und Naturforschung einander näher zu bringen.

**) E. Roth, Gießen.

pfangenen mechanischen Anstößen etwas vollkommen Neues zu erzeugen, können unsere Sinneswahrnehmungen auch nur das enthalten, was den Dingen wirklich zukommt."

Die Dinge sowohl wie ihre Eigenschaften sind Realitäten, und was wir durch unsere Sinnesorgane empfinden, sind aktuelle Vorgänge, in ihrer wahrhaften und wesenhaften Bedeutung allerdings nur verständlich durch den Hinzutritt unserer richtig funktionirenden Denkfähigkeit.

Die einzige Funktion unseres Denkens besteht aber darin, das sinnlich Gegebene zu verknüpfen und auf der festen Basis des mit unserem eigenen Dasein Gegebenen ein Gedankenschema zu errichten, welches uns in den Stand setzt, wirklich Existirendes zu erkennen oder aus seinen muthmaßlichen Entstehungsformen oder Bedingungen abzuleiten. Unsere Denkthätigkeit kann nur verknüpfen, was in irgend einer Sinnesempfindung wurzelt; wo diese fehlt, fehlt auch jedes wahrhafte Verständniß. „Ist gar kein sinnlicher Eindruck bekannt", sagt Helmholtz mit Bezug auf die allem Begreifen unerläßliche Voraussetzung des sinnlich Vorhandenen, „so ist auch keinerlei Vorstellung möglich, ebenso wenig wie ein von Jugend auf absolut Blinder sich wird die Farben „vorstellen" können, wenn man ihm auch eine begriffliche Beschreibung derselben geben könnte". Alles Verstehen ist an einen Inhalt gebunden, der ihm gegeben sein muß, und die verschiedenen Glieder dieses gegebenen Inhalts gedanklich nachzubilden, neu hinzukommenden Inhalt an der entsprechenden Stelle einzugliedern, beziehentlich solchen vorauszusehen, das ist es, was das eigentliche Wesen des Verstandes oder der Denkfunktion ausmacht. All unser Denken kommt mit seinen Erkenntnissen nicht über die Sinnlichkeit hinaus, eben weil es nichts weiter ist als universelle, zur Einheit gebrachte Sinnlichkeit. Denken heißt so viel als: gehabte Sinnesempfindungen vergleichen. Das Denken ist nicht unabhängig vom Empfinden, sondern selbst lediglich ein vereinheitlichtes, auf einander bezogenes, universelles Empfinden, ein Empfinden, in welchem die spezifischen Unterschiede der einzelnen Sensationsgebiete aufgehoben, beziehentlich einheitlich verknüpft sind. Das Denken kann nur als eine **sekundäre** Funktion aufgefaßt werden, das **Primäre** aller Erkenntniß liegt in den sinnlichen Empfindungen und Gefühlen.

Dies ist der Kern der lehrreichen Erörterungen unseres Autors, dessen Buch, auf einem treuen Referat der bisherigen Untersuchungen über die Sinnenerkenntniß aufgebaut, zugleich die Methode echter Naturforschung aufs deutlichste veranschaulicht und dabei auch eine überzeugende Kritik der Erkenntnißtheorie von Kant übt, deren Verdienste er gleichwohl mit großer Entschiedenheit hervorzuheben weiß. In solcher Hinsicht verfährt seine Darstellung allerdings, durch die hier zu lösende Aufgabe selbst dazu genöthigt, häufig mehr andeutend als erschöpfend, wobei er des Näheren, wie es sein gutes Recht gestattet, auf seine anderweitig veröffentlichten **Kantstudien** verweist. Diesen in den betreffenden Organen nachzugehen, hat aber seine Schwierigkeiten, die durch Buchausgabe der überaus werthvollen Schriftstücke behoben werden könnte. Im hohen Grade erwünscht wäre eine solche Publikation, und zwar, wo möglich, im Zusammenhang mit den auf Seite 176 und 203 erwähnten Untersuchungen, die alle zur Festigung der im vorliegenden trefflichen Buche gegebenen Darlegungen förderlich wären.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Ein neuer, werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Geschichte unserer Zeit liegt uns in dem sechsten Bande der Bernhardi'schen Tagebücher vor. Der Herausgeber hat das Buch betitelt: „Die letzten Tage des deutschen Bundes". Im Vordergrunde des Interesses aber stehen die Schleswig-Holstein'sche Frage und der preußische Verfassungskonflikt, jene beiden bedeutsamen Vorgänge, welche sich unmittelbar vor dem Kriege des Jahres 1866 abspielten und gleichsam die Einleitung zu demselben bilden.

Die Beziehungen, welche Bernhardi zum preußischen Hofe, zum Augustenburger und zu den politischen Führern der damaligen Tage hatte, geben dem Buch den eigenen Reiz der Unmittelbarkeit; freilich ist bezüglich der subjektiven Urtheile und Aeußerungen, welche derartige Tagebuchblätter naturgemäß zu enthalten pflegen, eine prüfende historische Kritik doppelt am Platze.

Von besonderem Interesse ist die Behandlung der Schleswig-Holstein'schen Frage bei Bernhardi mit Rücksicht auf die in neuester Zeit erfolgten Veröffentlichungen von Carl Samwer. Bernhardi steht auf dem Standpunkt, daß der Herzog von Augustenburg sich durch seine falsche Politik den Besitz der Herzogthümer selbst verscherzt habe. Anstatt sich von vornherein auf Preußen zu stützen und diejenigen Konzessionen zu machen, welche Preußen mit Recht von einem neu zu begründenden Herzogthum Schleswig-Holstein fordern konnte, habe er, durch seine Rathgeber Samwer und Francke beeinflußt, sich auf die deutschen Mittelstaaten und auf die Wunder, welche die Fortschrittspartei thun würde, verlassen. So sei es gekommen, daß Bismarck in einem selbständigen Herzogthum Schleswig-Holstein einen neuen Heerd des Partikularismus und der Demokratie fürchten mußte und daß er deshalb bestrebt war, das Zustandekommen dieses neuen Kleinstaates zu verhindern. Erst als es zu spät war, habe der Augustenburger eingesehen, daß er ohne Preußen nicht zum Ziele gelangen könne, und daß er die nothwendigen Konzessionen machen müsse.

Wir wollen hier die Gründe für und wieder im Einzelnen nicht erörtern und verweisen diejenigen, welche sich für diese Frage spezieller interessiren, auf die entgegengesetzten Ausführungen Carl Samwers, der in dem jüngst erschienenen Buche „Schleswig-Holsteins Befreiung" und in seinem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz: „Neue Anklagen gegen die Augustenburger" den Herzog zu rechtfertigen sucht.*) Persönlich haben wir die Ueberzeugung, daß Bismarck von Anfang an auf die Annexion der Herzogthümer ausgegangen und daß auch ein anderes Verhalten des Herzogs demselben nicht zum Besitz seines Landes verholfen hätte. Wenn aber selbst die Vorwürfe Bernhardi's begründet wären, so muß man sich gerechter Weise bei der historischen Beurtheilung des Herzogs vor Augen halten, welche Stellung damals noch Preußen in der deutschen Frage und in der inneren Politik einnahm. Berücksichtigt man diesen Umstand, so wird man es durchaus erklärlich finden, daß der Augustenburger keine Neigung hatte, sich Preußen blindlings unterzuordnen.

Während Bismarck von vornherein der Kandidatur des Herzogs abgeneigt war, scheint es übrigens Mühe gekostet zu haben, König Wilhelm für den Gedanken der Annexion zu gewinnen. Noch im Mai 1864, als im Ministerrath förmlich auf die Annexion die Rede kam, sprach sich der König, wie Bernhardi berichtet, ganz entschieden dagegen aus. Aber freilich ein Jahr später bereits heißt es: „Der König geht mit, er ist jetzt auch ganz entschieden für die Annexion" und Max Duncker, welcher dem Verfasser des Tagebuchs diese Mittheilung macht, vertraut ihm dabei an, indem er sich Hand und Wort darauf geben läßt, daß er es Niemandem weiter sage: „Der König persönlich ist es, der die Forderung des Fahneneides in die preußischen Forderungen vom 22. Februar eingeschaltet hat, die ursprünglich nicht darin stand; **und zwar hat er das gethan ausdrücklich, weil er glaubte, daß der Herzog von Augustenburg in diese Forderung nicht willigen werde**". Eine derartige Wendung hatte somit in der kurzen Frist eines Jahres der Bismarck'sche Einfluß in dem Sinne des Königs hervorgebracht. Zugleich aber

*) Vgl. Nation v. 1896 Nr. 15, S. 228 und Nr. 20, S. 304.

wirft diese Aeußerung ein charakteristisches Licht darauf, was es mit der preußischen Forderung der Konzessionen in Wirklichkeit zu sagen hatte. Mit welcher Schroffheit und Rücksichtslosigkeit man nunmehr dem Herzog gegenübertrat, davon gibt ein Gespräch des Minister Roon mit Bernhardi vom 28. Mai 1865 Zeugniß, bei welchem der Kriegsminister leidenschaftlich ausruft:

„Der Herzog ist Nichts — gar Nichts, und wenn der gegen uns wühlen, wenn er uns Schwierigkeiten machen will, dann wird er sich wundern. Wir werden mit ihm abfahren, daß ihm die Augen übergehen sollen; er wird auf ein preußisches Schiff gebracht und meinetwegen nach Island gebracht oder sonst wo hin.“

Im Gegensatz zum König hielten der Kronprinz und seine Gemahlin bis zum Aeußersten an dem Recht des Augustenburgers fest. Als auf einem Hofball Bernhardi der Kronprinzessin gegenüber, welche den „armen Herzog“ beklagte, die Meinung ausspricht, daß er wohl selbst zum Theil sein Schicksal verschuldet habe, da bestreitet es die Kronprinzessin auf das Energischste, und im Januar des Jahres 1866 äußert Max Duncker dem Verfasser des Tagebuchs gegenüber, indem er die Hand über den Augen vor die Stirn legt: „Der Kronprinz ist Augustenburgisch bis hierher.“ In heftiger Weise gibt im März 1866 der Thronerbe Bernhardi gegenüber seine Mißbilligung der Bismarck'schen Politik in der schleswig-holsteinischen Frage zu erkennen. „Warum treibt man die Dinge so auf die Spitze“ ruft er erregt. Bismarck sei in seiner Politik von Anfang an lediglich durch Haß gegen das Haus Augustenburg und die liberale Partei, die sich des Hauses annehmen wollte, bestimmt worden. Er bestätigt, daß man dem Herzog Forderungen gemacht habe, ausdrücklich in der Absicht, daß sie nicht angenommen werden sollen und endigt mit der Klage: „Bismarck hat sich ganz des Königs zu bemächtigen gewußt, wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht Alles nur durch die Bismarck'sche Brille.“ Auf die Bemerkung Bernhardi's, es dürfe nicht bekannt werden, daß der Kronprinz von Preußen gegen die Anexion sei, antwortet der Prinz erregt: „O das ist mir ganz einerlei, das weiß man seit lange. Man hat mir schon sehr viele unangenehme Dinge gesagt, aber daraus mache ich mir gar Nichts, und wenn sie auch etwas ganz Eklatantes gegen mich thun.“ Höchst bedeutsam sind ferner die Worte, die der Kronprinz kurz vor Beginn des Krieges mit Oesterreich ausspricht: „Wenn man nur den Forderungen der Zeit gerecht wird, komme Preußen ganz von selbst an die Spitze Deutschlands.“ Noch in diesem Augenblick also verficht der Kronprinz den Standpunkt, daß der Krieg sich vermeiden lasse und daß es durch eine liberale und nationale Politik auch auf friedlichem Wege gelingen würde, die deutsche Frage in befriedigender Weise zu lösen.

Ebenso entschieden, wenn auch nicht so offen, sind der Kronprinz und seine Gemahlin Gegner der inneren Politik Bismarcks während der Konfliktsperiode. Als der Präsident Grabow bei Wiedereinnahme des Präsidentenstuhles jene oppositionelle Rede hielt, die den König und selbst die Altliberalen so heftig gegen das Abgeordnetenhaus aufbrachte, da theilt Max Duncker Bernhardi mit: „Um Ihnen alles mit einem Wort zu sagen: der Kronprinz billigt Grabows Rede, damit ist Alles gesagt; man läßt ihm durch Stockmar sagen, daß man sich sehr darüber gefreut habe.“ Auch die Kronprinzessin ist der Ansicht, man müsse die Parteien regieren lassen wie in England und betont, daß sie selbst der liberalen Richtung angehöre. Bernhardi selbst ist ein Gegner der damaligen Majorität des Abgeordnetenhauses und ein Verfechter der Heeresorganisation. Trotzdem aber vermag er nicht das Vorgehen des Ministeriums, besonders die Maßregelung der liberalen Beamten zu billigen und mit Bedauern sieht er, wie Preußen von Tag zu Tag mehr in der öffentlichen Meinung an Boden verliert. Gegen die berüchtigte Entscheidung des Obertribunals bezüglich der Redefreiheit wendet sich selbst Moltke, der, wie Bernhardi berichtet, dieselbe streng tadelt und die Ansicht ausspricht, daß der Zeitpunkt für denselben nicht schlechter gewählt sein konnte. Die Rücksichtslosigkeit aber, mit welcher Bismarck in jenen Tagen gegen die Grundlagen des Rechtsstaates vorging, fand selbst bei dem damaligen Justizminister von Lippe Widerstand. Durch Verordnung des Königs war festgestellt, daß der früheren Praxis gemäß, welche unter Manteuffel's Ministerium verletzt worden war, die richterlichen Beamten streng nach der Anciennität in das höhere Gehalt einrücken sollten, wie dies durch die Rücksicht auf die Unabhängigkeit des Richterstandes geboten ist. Bismarck wollte, wie Bernhardi berichtet, diese Verordnung umstoßen, um das höhere Gehalt nach politischen Rücksichten denjenigen Kreisrichtern zuwenden zu können, die sich politisch geschmeidig erweisen, um diejenigen, die mit der Opposition stimmen, dadurch strafen zu können, daß er ihnen das höhere Gehalt vorenthielt. Dem Justizminister von Lippe, der wahrlich kein Vorkämpfer für die Unabhängigkeit des Richterstandes war, schien dies doch zu stark und er opponirte dagegen. Bismarck's Vorschlag wurde jedoch vom König angenommen und unterzeichnet.

Daß man damals in maßgebenden Kreisen selbst vor der Idee des Staatsstreiches nicht zurückschreckte, wird aus verschiedenen Aeußerungen Roons überzeugend klar. Er giebt im Mai 1865 in einem Gespräch mit Bernhardi die Möglichkeit des Staatsstreiches zu mit der eigenthümlichen Bemerkung: „Wer sagt Ihnen denn, daß dann ein unerträglicher Cäsarismus folgen würde? — daß nicht gerade dann die wahren Interessen des Landes durch zweckmäßige liberale Verfügungen gefördert werden würden?“ Freilich existirte bei Hofe eine Partei, die noch über die Grundsätze des Ministeriums hinausging und welche diejenigen Kompromisse mit dem Parlament, zu denen selbst Bismark geneigt war, zu vereiteln suchte. Die Hauptleiter dieser Nebenregierung scheinen der Prinz Karl und vor Allem der General von Manteuffel gewesen zu sein. Im Mai 1865 hatten Roon und Bismarck, wie Max Duncker an Bernhardi erzählt, das entschiedenste Verlangen, auf den Vermittelungsvorschlag Bonin's einzugehen, weil sie sehr wohl begriffen, daß man vor einer europäischen Krisis stand und weil beide deshalb gern Frieden mit den Abgeordneten schließen wollten. An dem Widerstand des Generals von Manteuffel aber und seinem Einfluß bei dem König scheiterte jeder Versuch. Ueberhaupt spricht sich Bernhardi sehr bitter über den Einfluß des Generals von Manteuffel aus. „Der König,“ schreibt er, „hat sich nachgerade gewöhnt, den General Manteuffel so ziemlich über Alles und Jedes zu Rathe zu ziehen. Manteuffel hat nach und nach, da ihm seit Jahren Weihrauch gestreut wird, eine außerordentlich hohe Meinung von sich selbst gewonnen, er glaubt sich zu großen Dingen berufen. Er hofft, selbst Premierminister zu werden und würde dann natürlich sofort bereit sein, die Verfassung aufzuheben und jeden beliebigen Staatsstreich auszuführen — die ganze Kamarilla des Königs drängt auf einen Staatsstreich und Bismarck ist ihnen nicht genehm, weil er dazu nicht ohne Weiteres schreiten will.“ Bernhardi, der dringend eine Beilegung des Konfliktes wünscht, beklagt diese Einflüsse der Kamarilla lebhaft und als im Februar 1865 entgegen seiner Hoffnung der Kriegsminister die Militairvorlage ohne jede Modifikation wieder an das Abgeordnetenhaus bringt, da schreibt er: „Also hat beim König der Prinz Karl mit seiner Koterie selbst über Bismarck und das jetzige Ministerium den Sieg davon getragen . . Das ist sehr schlimm.“

Die vielen interessanten Mittheilungen, die das Bernhardi'sche Buch enthält und die anregende Schreibweise machen dasselbe zu einem werthvollen Beitrag für die Geschichte der neuesten Zeit. Daß, wie bei allen Memoirenwerken, auch bei dem vorliegenden, eine vorsichtige historische Prüfung im Einzelnen erforderlich ist, das beweist eine Notiz des Werkes, die wir noch zum Schluß erwähnen wollen.

Der Verfasser berichtet die Erzählung eines gewissen Sir Rowland, nach welcher Virchow zu demselben geäußert

hat: „Ich will gar keinen Kompromiß mit der Regierung; ich will den König dahin treiben, daß er die Kammern nach Hause schickt und die Verfassung aufhebt; daraus muß sich dann später eine Revolution ergeben.“ Bernhardi schenkt dieser Erzählung Glauben und Max Duncker unternimmt es, diese Sache bei dem Kronprinzen zu verwerthen. Uns ist, als wir diese Notiz lasen, kein Zweifel darüber gewesen, daß Bernhardi hier das Opfer einer Mystifikation geworden ist. Eine Nachfrage bei Virchow hat uns bestätigt, daß jene Mittheilung jeder thatsächlichen Unterlage entbehrt und wir können nur bedauern, daß der sonst so verständige Bernhardi in seinem Eifer gegen die Fortschrittspartei derartigen Erzählungen ein gläubiges Ohr geliehen und zur Verbreitung derselben mitgewirkt hat.

Edmund Friedemann.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Sohn des Kalifen“. Dramatisches Märchen in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda.

„Und nun, mein Sohn“, sagte der Kalif und umarmte den Heimgekehrten, „du kommst aus dem Märchenland, hast unter den Palmen gelegen und in die Sterne geblickt und die klugen Gazellen haben dir zugeflüstert, was hast du zu erzählen?“

Ludwig Fulda hat eine etwas naheliegende Moral aus dem Märchenlande mitgebracht. In unserer tief poetischen Zeit, da schon die alten märkischen Kiefern und Eichen der alten märkischen Haide Heldenlieder rauschen, scheint das von minderem Werth zu sein. Und kluge Leute ziehen daraus den Schluß, daß Ludwig Fulda nicht eben das ist, was man einen Dichter zu nennen pflegt. Sie hätten wohl Recht, die klugen Leute, wenn „Dichter“ ein wohldefinirbarer Begriff wäre, wie etwa „Geheimrath“. Aber Fulda ist doch ein Talent, wie wir deren nicht allzu viele haben: liebenswürdig und graziös. Er hat den Spieltrieb, der das heitere Spiel seiner selbst willen sucht, und er ist geschmackvoll.

Schon vor ihm zogen manche aus ins Märchenland, die nicht die blaue Blume suchten und denen es um ein Träumen am Brunnen des lebendigen Wassers nicht zu thun war. Man möchte seine litterarischen Ahnen in Frankreich suchen, aber auch einem Wieland, mehr noch einem Musäus, ist er verwandt. Freilich, nur der Art, nicht der Stärke seines Talentes gilt der Vergleich; auch fehlt ihm der Schalk, der beiden eigen ist, der ein wenig lüstern, frivol blinzelt. Fulda ist gar so unkomplizirt, er ist ein wenig biedermännisch. Aber er hat dieselbe spielende Grazie des Verstandes, seine Verse sind wie Wieland's Verse leichtbeschwingt und kokett, und wie die beiden Weimaraner nimmt er die Märchenwelt leicht ironisch: „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ hätte man seine Schriften vor hundert Jahren genannt. Die Gefahr, die seiner Kunst — und sie verdient den Namen Kunst — stets droht, ist die der Nüchternheit, der Plattheit.

Stürme auf offenem Meer sind die gefahrvollsten nicht. Auch im litterarischen Fahrwasser muß die Kunst zu äußerster Kunstfertigkeit werden, um das Dichterschifflein im untiefen, von Leidenschaftsstürmen nicht bewegten Wasser flott zu halten. Und Fulda hat in den ersten Akten diesmal sein neues dramatisches Märchen „Der Sohn des Kalifen“ zu heiterem Spiel gestaltet.

Der Sohn des Kalifen ist ein Tyrann, der seine Freude daran hat, sein braves Volk zu quälen. Ihn trifft der Fluch, alles was er anderen anthut, am eigenen Leib, als wär's ihm angethan, zu fühlen. Er erfährt das sehr handgreiflich, denn die Schläge, die er seinem Diener versetzt, treffen ihn selbst. Er hat es auch innerlich durchzukosten, denn den Schmerz seiner armen Sklavin, die ihn lieb hat und die er wie ein werthloses Stück Beute fortschenkt, ihren Schmerz muß er mitleiden. Bis er dann, dank seinem pfiffig dummen Diener und dessen zänkisch zärtlicher Frau, die Entdeckung macht, daß Wohlthaten, die er anderen erweist, auch ihm wohlthun. Das alles, getragen von leichten, pointirten Versen, eingeschnürt in klug berechnete, dramatische Technik, ergibt auf der Bühne eine Märchenwelt, die ohne allen Märchenzauber durch den koketten Reiz der schillernden Spiegelung heiter und freundlich wirkt. Und die Darstellung des Deutschen Theaters gab diesem Spiel das Beste, den Schein des Lebens. Kainz als Kalifensohn, Frau Sorma als Sklavin, Thielscher und Gisela Schneider als Bedientenpaar, sie Alle gaben ihren Rollen den Hauch wirklichen Gefühlslebens; und Hermann Müller schuf mit überzeugender Künstlerschaft aus der ganz schemenhaften Gestalt des alten Kalifen einen Menschen, eigenartig und ergreifend.

Ginge Ludwig Fulda's Märchenspiel zu Ende mit der immerhin ganz lustigen Erfahrung des Kalifensohnes, daß Wohlthun auch das eigene Herz erfreut, es stände nicht übel um sein neues Spiel.

Leider ist dem nicht so. Zu guterletzt hat Fulda mit tragischen Wirkungen gespielt und damit die eine Sünde begangen, die man einem Talent, wie dem seinen nicht verzeihen darf: die Sünde wider den heiligen Geist des guten Geschmacks.

Der alte Kalif hat seinen Sohn von Jugend auf verzogen. Nun er vor seinem Ende das Unglück seines Erben sieht, wird er — offenbar aus pädagogischen Rücksichten — wahnsinnig. Der Junge soll lernen, daß die Absicht wohlzuthun allein nicht immer ausreicht. Ein trefflicher Vater, aber ein herbes Schicksal!

Träger des Fluches, der an dem Kalifensohne sich vollzieht, ist ein Derwisch. Gespenstisch taucht er im grauen Kleide auf, so oft ein Sterbefall dem Hause des Kalifen droht. Man scheut in ihm eine Art männlicher Ahnfrau. Und warum findet der Beklagenswerthe nicht die Grabesruh? Ein Ahne des Kalifen hat ihm einst Frau und Kinder hingemordet. Die an ihm verübte Schuld rächt sich an ihm selbst. Ein trefflicher Derwisch, aber ein herbes Schicksal!

Der Tragik dieses letzten Märchenaktes gegenüber sollte man fürderhin nicht mehr daran zweifeln, daß diese wirkliche Welt die beste aller möglichen Welten ist. Die geliebte Sklavin stirbt in dem Augenblick, in dem der Kalifensohn ihr so recht von Herzen wohlthun möchte. Tagelang verharrt er bei ihrer Leiche. Da eröffnet ihm der Derwisch, ihr Leben sei um einen Preis zurückzurufen, um den Preis seines, des Kalifensohnes, Lebens. Und der ist bereit, er wird für sie sterben. Im entscheidenden Augenblick aber rettet ihn — die Pointe eines Epigramms. Nicht er soll sterben, sondern der tyrannische, hartherzige Mensch, der er war, ist gestorben. Höchst sonderbar dies Spielen mit dem Spiel! Zu theuer hat Fulda das Leben seines Kalifensohnes erkauft, zu theuer hat er die lästige Tragik losgeschlagen — um den Preis des guten Geschmacks. Und Fulda ist der Geschmackvolle in seiner Kunst. .

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 24. Berlin, den 13. März 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wen können in Deutschland politische Ueberraschungen noch überraschen? Sie gehören heute zum Charakter derjenigen Politik, mit der wir gesegnet sind. Die neueste Ueberraschung hat auf dem Gebiete der Marineforderungen stattgefunden.

Der Staatssekretär des Marineamtes hat der Budgetkommission des Reichstages einen Plan für den Ausbau und die Vervollständigung der Flotte vorgelegt, der sich über drei Jahre erstreckt. Ueber diesen Plan und vor Allem über die begleitende Rede des Herrn Hollmann waren gleichmäßig erstaunt die Mitglieder des Reichstages und die Mitglieder der Reichsregierung und die Bevölkerung.

Allseitig ist in der Presse hervorgehoben worden, daß mit diesem Zwischenfall ein neuer Beweis geliefert worden ist, von der „Einheitlichkeit“ der Regierung, die nicht vorhanden ist. Ein Staatssekretär des Marineamtes tritt vor das Parlament mit Marineplänen, die in dieser Form weder die Zustimmung des Reichskanzlers, noch die des Bundesrathes gefunden hatten.

Die Lage zwischen Reichskanzler und Staatssekretär des Marineamts war demgemäß eine solche, daß wohl an den Rücktritt des einen oder des anderen hätte gedacht werden können; und die „Freisinnige Zeitung“ berichtet denn auch in der That, daß Herr Hollmann seine Entlassung eingereicht hat; dieselbe ist aber vom Kaiser nicht angenommen worden. Dem Reichskanzler blieb demgemäß, wollte er nicht selbst sogleich die Flinte ins Korn werfen, weiter nichts übrig, als nach Möglichkeit die konstitutionell unhaltbare Lage zu verdecken. Die „Frankfurter Zeitung“ bezeichnet in einem Bericht aus Berlin die nunmehrige Wendung völlig zutreffend mit den Worten:

„Eine Erklärung Hohenlohe's, eine Rede Hollmann's und die Erklärungen mehrerer Parteiführer tragen einen abwiegelnden Charakter. Der allgemeine Eindruck ist, daß nichts so heiß und schnell gegessen wird, wie es gekocht ist“.

Wir sind daran schon gewöhnt, daß auf Anläufe Abschwenkungen erfolgen; sicher ist bei uns überhaupt nur eins: die Unsicherheit; und beruhigende Erklärungen der Regierung sind bei dem schnellen Wandel aller Anschauungen nicht mehr werth wie beunruhigende Erklärungen. Die einen brauchen nicht bindend zu sein, und die anderen brauchen nicht zu Thaten zu führen. Mit einem Wort, man kann bei uns über den nächsten Tag mit Sicherheit niemals hinaussehen.

Daß der Staatssekretär des Marineamtes, der sich vorher mit dem Reichskanzler nicht in Beziehung gesetzt hatte, vorgegangen wäre, wenn er nicht der Zustimmung des Kaisers sich versichert geglaubt hätte, ist undenkbar. Nun ist es zwar konstitutionelle Gepflogenheit, die Person des Monarchen nicht in die politischen Erörterungen zu ziehen; aber dieser für die Monarchie so außerordentlich segensvolle Brauch hat eines zur Voraussetzung. Die Regierungsvertreter müssen dem Geiste der Reichsinstitutionen entsprechend handeln.

Eröffnungen an den Reichstag, die weder unter voller Verantwortung des Reichskanzlers, noch unter Verantwortung des Bundesrathes erfolgen, sondern die ein Staatssekretär unter Berufung auf den Admiralstab macht, sind für konstitutionell regierte Völker ein Unding, und solche Eröffnungen können bei uns nur dadurch ein Gewicht erlangen, daß — um es vorbehaltlos zu sagen, — hinter dem Staatssekretär und hinter dem Admiralstab die Autorität des Kaisers vorausgesetzt wird, der, wie man annehmen muß, unter Umgehung von Reichskanzler und Bundesrath

sich zur Einwirkung auf den Reichstag des höchsten Beamten der Marine zu bedienen vorzog. Die Vorgänge, die sich vor unseren Augen abgespielt haben, lassen eine andere Erklärung nicht zu. Eine solche Erklärung rückt aber dem Reichstag und der Bevölkerung besonders deutlich vor die Augen, daß die Regierung, wie sie heute vorhanden ist, und der Bundesrath eingeschlossen, in jedem Augenblick durch kaiserliche Impulse in neue Bahnen gedrängt werden können. Und welche Impulse sind zu erwarten?

Die Bevölkerung weiß das nicht; eher wird das jene Kamarilla von Hofleuten wissen, die in die Nähe des Kaisers zu kommen vermag, und die dem Kaiser das Bild Deutschlands so zu zeigen sucht, wie es ihren Plänen und ihren Absichten entspricht.

Ein solcher Zustand enthüllt seinen Charakter schon dadurch, daß parallel mit jenem Vorstoß in Marineangelegenheiten, sogleich die ganze Schaar der Bismarck-, der agrarischen und der reaktionären Blätter einer zwangsweisen Aenderung des Reichstagswahlrechts, das heißt einem Staatsstreich das Wort zu reden begannen. Ergeben die Wahlen nicht einen Reichstag, wie ihn die jeweilige Regierungsweisheit haben will, so ändert man das Wahlsystem; wer also die Macht hat, der darf die Verfassung umstoßen. Die einen behaupten zwar, dies dürfe nur von oben geschehen; aber mit gleichem Recht können dann die anderen behaupten, daß es auch von unten geschehen dürfe, und daß sich beide Theile natürlich für die Nothwendigkeit ihres Vorgehens auf das „wahre Wohl“ Deutschlands berufen, ist klar. Das „wahre Wohl“ Deutschlands beruht nicht in der Aufrechterhaltung der Gesetze und der Gesetzlichkeit, sondern bei dem vorliegenden Falle in dem, was die Umsturzparteien der Rechten dafür ausgeben.

Der Zweck solcher Machinationen ist nicht zu verkennen. Es handelt sich darum, die Gegensätze zwischen der Bevölkerung und dem Monarchen, und die Gegensätze zwischen der Bevölkerung und der Regierung zu verschärfen, daß schließlich ein akuter Konflikt zum Ausdruck kommt, und alsdann soll der Monarch in eine solche Lage versetzt werden, daß er sich allein auf die Hilfe der reaktionären Rechten angewiesen glaubt. Ist der Monarch erst in diese Isolirung gebracht, so hofft die Reaktion, als letzte und als unentbehrliche Stütze, für die sie sich ausgibt, alles das durchsetzen zu können, was ihr am Herzen liegt. Das war die Taktik unter Friedrich Wilhelm IV.; das ist die Taktik heute; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß ein neuer Bismarck und ein neuer Moltke den Knoten, der schon unter Friedrich Wilhelm IV geschürzt war, schließlich durch ein Königgrätz und ein Sedan wieder zur Lösung bringt.

Kein brauchbarer Anlaß aber zieht herauf, wo nicht die reaktionäre Kamarilla die Entwicklung in diese Bahnen zu drängen suchte, und so ist sie deutlich auch diesmal beim Werke, um die Marineforderungen zu gleichem Zwecke auszubeuten.

Daß solche Pläne bisher schon einige Male mißlungen sind, ist richtig; aber ebenso richtig leider ist es, daß die Methode unseres Regimentes doch immer von Neuem gleichen Absichten die bequeme Möglichkeit der Anknüpfung gewährt; und darin liegt der beunruhigende Ausblick für die Zukunft.

Neben solchen Gesichtspunkten, die in der Presse vielfach erörtert worden sind, wird bei den Marinefragen alsdann speziell die Finanzfrage zur Diskussion gestellt und gewisse allgemeine Neigungen, die in unserer auswärtigen Politik hervorzutreten beginnen.

In Bezug auf die Deckungsfrage haben das Organ des Bundes der Landwirthe und die Helfershelfer der Agrarier den bezeichnendsten Vorschlag sich geleistet. Solange man die Landwirthschaft nicht wieder leistungsfähig gemacht hat, muß das Geld für die Flotte von jenen bezahlt werden, denen die Marine von besonderem Nutzen sein soll; also der Handel und die Industrie mögen zahlen. In Verfolg dieses genialen Gedankens, der die Einheit des modernen Staates zerreißen würde, müßten dann für Festungsbauten und militärische Vorkehrungen im Osten Deutschlands vor Allem die ostelbischen Agrarier bezahlen und im Westen wäre insbesondere Herr von Stumm und seine Gesinnungsgenossen heranzuziehen, von denen die einen wie die andern ja insbesondere des Schutzes gegen Russen und Franzosen bedürfen. Da es aber den Agrariern gewiß auf das Prinzip weniger ankommt, so kann man ihr System auch mit den Worten charakterisiren: Wir sind bereit, Mittel, die zur Vertheidigung Deutschlands verlangt werden, in unserem bekannten Patriotismus zu bewilligen, wenn andere Stände die Lasten tragen; das entspricht nämlich der Art unseres renommirten Patriotismus.

Mit Recht hebt die „Frankfurter Zeitung“ hervor, daß neben der Finanzfrage jene Haltung zu berücksichtigen sei, die wir wiederholt bei überseeischen kleineren Verwicklungen beobachtet haben. Das Frankfurter Blatt schreibt:

„Will man eine Marine zur Demonstrirung einer Machtpolitik, man könnte fast sagen, einer Renommirpolitik, damit überall, wo etwas in der Welt los ist, Deutschland mit seiner Marine auch betheiligt ist? Hierin sehen wir die Hauptgefahr, die Gefahr vermehrter politischer Verwicklungen und damit einer vermehrten Beunruhigung des deutschen Handels.“

Daß Herr Staatssekretär Hollmann diesen ganzen Schwarm von Beunruhigungen aufgestöbert hat, ist bezeichnend für die heutige Lage.

Was soll nunmehr geschehen?

Die freisinnige „Vossische Zeitung“ kommt in zwei Darlegungen zu folgendem Ergebniß, das mit Sachlichkeit die Grenzlinie zieht.

In einem fachmännischen Artikel des genannten Blattes vom 9. März aus Kiel, der die Marineforderungen im Einzelnen prüft, wird untersucht, welche Ergänzungen unsere Marine bedarf, um die ihr stets und ständig gestellten Aufgaben erfüllen zu können. Es heißt da:

„Wenn man sich auf den Boden des Flottenprogramms von 1873 stellt und gerade die wirksame Vertheidigung der Küsten und das Offenhalten der Elbe und der Weser als die allerwichtigste Aufgabe der Flotte betrachtet, dann bleibt die Frage zu beantworten, ob der jetzige Bestand der deutschen Panzerflotte zur Erfüllung dieses Zweckes ausreicht. Wir glauben das nicht.“

Der Artikel kommt alsdann zu dem Ergebniß, daß einzelne Forderungen der Marine berechtigt, daß aber anderen die Berechtigung abzusprechen sei.

Und dementsprechend gelangt denn auch in einem politischen Artikel über das gleiche Thema die „Vossische Zeitung“ zu dem sachgemäßen Ergebniß:

„Für die deutsche Kriegsflotte wird auch die Linke jedes nothwendige Opfer bringen. Aber sie wird jede Forderung streng darauf prüfen müssen, wie weit sie dem thatsächlichen Bedürfniß, ... wie weit einer Vorstellung von einer imperialistischen „Weltpolitik“ entspringt, die mit der klaren politischen Lage, mit der seit 1871 unvermindert bestehenden Aussicht auf spätere Auseinandersetzungen Deutschlands mit seinen Nachbarn unvereinbar ist.“

Die europäischen Mächte, die Türkei, Griechenland und Kreta stehen noch immer in der alten Stellung einander gegenüber. Zwar hat Griechenland höflich die Aufforderung der Mächte, sich aus Kreta zurückzuziehen, abgelehnt; aber da die Mächte die Ablehnung mit der Blockade oder anderen Zwangsmaßregeln nicht beantworteten, so ist heute alles so wie vor acht Tagen.

Der ganze kretensisch-griechische Zwischenfall ist aber überhaupt an sich nur ein Ereigniß zweiten Ranges. Immer wieder muß betont werden, daß es von untergeordneter Bedeutung ist, wie Kreta demnächst staatsrechtlich klassifizirt wird; wenn nur die türkische Mißwirthschaft beseitigt bleibt, so hat für die europäischen Völker diese ganze Erörterung kein Interesse. Zu

der Rückwirkung auf Serben, Bulgaren, Montenegriner und auf die anderen interessanten Völker behält die kretensische Frage dagegen ihre allgemeine politische Bedeutung. Könnten die Mächte durch vereinten Druck die Balkannationen zum Frieden zwingen, so mögen die Kretenser ihr Schicksal sich gestalten, wie sie selbst wollen. Wir sind nur nicht sicher, daß dies gelingt; die Serben mobilisiren, und es kann leicht kommen, daß auch auf der Balkanhalbinsel die Minen explodiren, gleichviel in welcher Weise die kretensische Frage gelöst wird.

Es scheint, daß auch diesmal die Diplomatie zu spät kommt; ehe sie in Konstantinopel mit ihren papiernen Reformen zu Stande war, brach die Revolution in Kreta aus; und ehe der griechisch-türkische Zwischenfall erledigt sein dürfte, könnte leicht das türkische Gebäude an andern Stellen in Flammen stehen.

Es liegt im Bereiche naher Möglichkeit, daß wir uns diesem Augenblick nähern, und es wäre zu wünschen, daß, ehe dieser Moment da ist, Deutschland sich ganz aus den orientalischen Wirren herausgezogen hat. Wir haben dort nichts zu suchen, wenn unsere Anwesenheit der Aufrechterhaltung des Friedens nicht mehr dienen kann.

In Oesterreich ist mit den Wahlen zum Reichsrath auf Grund des erweiterten Stimmrechtes begonnen worden. Das interessanteste Resultat sind bisher die Wahlen der fünften Kurie in Wien. Hier hatten die Sozialdemokraten zu siegen gehofft, und es siegten in allen Bezirken die Antisemiten, diese korrupte und geistig inferiore Partei. Für die politische Entwicklung Wiens ist es charakteristisch, daß der „Sozialismus der dummen Kerls“ triumphirte.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, William McKinley, hat unter dem üblichen Ceremoniell am 4. März sein Amt angetreten. Aus seiner Inaugurationsrede geht hervor, daß er ein warmer Freund des unter seinem Vorgänger vereinbarten Schiedsgerichtsvertrages zwischen England und den Vereinigten Staaten ist, sowie daß er ernstlich bestrebt sein will, die dringend nothwendige Reform des Münzumlaufs zu fördern. Jede Reform auf diesem Gebiete, die eine wirkliche Verbesserung sein will, hat eine Zurückziehung der Greenbacks, des Unionpapiergeldes, aus dem Verkehr zur Voraussetzung. An dieser Stelle haben alle Reformbestrebungen einzusetzen. Wie zu erwarten war, hat McKinley den Anlaß zugleich benutzt, um allerlei Betrachtungen über das Wünschenswerthe einer internationalen bimetallistischen Währungsverbrüderung einfließen zu lassen. Man glaubt, diese Seifenblase aufsteigen lassen zu müssen, um die republikanischen Silbersenatoren, ohne die man im Senat auf keine Mehrheit für McKinley's Schutzzollpläne rechnen darf, bei Laune zu erhalten. Daß es sich dabei bloß um eine internationale Farce handelt, bei der nach Lage der Sache gar nichts herauskommen kann, wissen übrigens in den Vereinigten Staaten alle halbwegs unterrichteten Politiker. Der Firlefanz kann nur dazu dienen, die dringend nothwendige currency reform zu verschleppen. Die europäischen Regierungen, welche der Einladung zu einer neuen internationalen Währungskonferenz eine ebenso höfliche wie entschiedene Ablehnung zu Theil werden lassen würden, könnten deshalb des Dankes der verständigen Amerikaner, insbesondere der Geschäftswelt, gewiß sein. Je rascher diese Seifenblase platzt, um so besser für alle Theile.

McKinley kündigt ferner an, daß er das Repräsentantenhaus zu einer Extrasession auf den 15. März zusammenberufen werde, um dem Kongreß Gelegenheit zu geben, den Zolltarif zu revidiren. Wenn sich diese protektionistische Reaktion nicht vermeiden ließ, so ist es schließlich noch gut, wenn die Revision des Zolltarifs so rasch wie möglich erfolgt, um die Ungewißheit thunlichst abzukürzen.

* * *

Die Agrarreform in Preußen*).

Die Landwirthschaft war im Mittelalter allenthalben folgendermaßen organisirt: Der Grund und Boden zerfiel in zwei Theile, in Herrenland und Bauernland. Auf dem Herrenland befand sich der Herrensitz, umgeben von Scheunen und Ställen; diese für die Pferde, eventuell auch für die Schafheerde des Herrn, die Scheunen, um die Ergebnisse der Wirthschaft aufzunehmen. Diese Erträgnisse wurden mit Hilfe der Dienste der pflichtigen Bauern und mit Hilfe des ihnen gehörigen Viehs und der ihnen gehörigen Ackergeräthe gewonnen, nach Anweisung des Grundherrn, resp. seines Verwalters. Außerdem bediente sich die Herrschaft zur Bewirthschaftung ihres Hofes des Gesindes und eventuell der Arbeit von Tagelöhnern. Die Bauern hatten außerdem die Pflicht, das von ihnen hergestellte Produkt auf den Markt zu führen, wo es von dem herrschaftlichen Verwalter für Rechnung des Grundherrn verkauft wurde.

Das übrige Land war Bauernland und wurde von den Bauern in der Zeit, da ihre Arbeit nicht vom Herrendienst in Anspruch genommen wurde, für eigene Rechnung bestellt. Abgesehen von den Diensten hatten die Bauern Abgaben in Naturalien oder Geld zu leisten. Dabei war allenthalben, damit bei solcher Arbeitsverfassung das Herrenland bestellt werden konnte, das Bauernland weit größer als das Herrenland; dieses war klein.

Diese Organisation der Landwirthschaft herrschte im 15. Jahrhundert im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten von Deutschland; sie bestand auch im ostelbischen Deutschland. In diesem trat aber von da an eine große Veränderung ein. Während im übrigen Deutschland jene Organisation der Landwirthschaft im Großen und Ganzen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, ja vielfach bis 1848 bestehen blieb, beginnt im ostelbischen Deutschland jener Auffaugungsprozeß des Bauernlandes durch das Herrenland, der in der Entstehung eines landwirthschaftlichen Großbetriebes kulminiren sollte.

Die ostelbische Ritterschaft war ursprünglich nur der Nachbar des Bauern im Dorfe gewesen. In Folge der Finanznöthe der Fürsten war es ihr dann gelungen, einen großen Theil der dem Fürsten zustehenden Rechte über die Bauern zu erwerben; sie wurde die Obrigkeit des Bauern. Seit dem 16. Jahrhundert nutzte sie die fortdauernden Geldverlegenheiten der Fürsten, um ihre Rechte über die Bauern zu erweitern. Zuerst erlangte sie das Recht, das Bauernland einzuziehen und es mit dem Herrenland zu vereinen; dann erlangte sie das Recht, die Bauern zu zwingen, das vergrößerte Herrenland zu bebauen. So gelang es ihr, einen landwirthschaftlichen Großbetrieb ins Leben zu rufen, wie er nirgendswo anders in Deutschland bestand. Erst unter dem absoluten Regiment Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen von Preußen gelang es, dieser Entwicklung vorübergehend Einhalt zu thun. Die Folge war, daß, als die Aera der Bauernbefreiung begann, der landwirthschaftliche Großgrundbesitz im ostelbischen Deutschland das vorherrschende war.

Da kam die Katastrophe von Jena und nach ihr die glorreiche Periode der Wiedergeburt des preußischen Staats. Sie brachte auch jene großen Reformen, die unter dem Namen der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung bleibende Berühmtheit erlangt haben. Ihr Zweck war die Befreiung des Bauern und die Befreiung des Bodens und zwar Beides im Interesse der Hebung der Landeskultur.

Das Erste, was das Edikt vom 9. Oktober 1807 bestimmte, war, daß das Vorrecht des Adels, kraft dessen er allein Rittergüter, d. h. Großgrundbesitz, besitzen konnte, beseitigt sein solle. Der Adelige war ein schlechter Wirth

*) Anmerkung der Redaktion: Dieser Aufsatz erscheint gleichzeitig in englischer Sprache im „Economic Journal“, für das er ursprünglich allein bestimmt war.

gewesen. Sein Geld hatte er in Ausgaben zur Aufrechterhaltung seiner Standesstellung verbraucht. Die Erträgnisse, die er aus der Landwirthschaft gezogen, waren dieser nicht wieder zu gut gekommen. Der nöthige Uebergang zu intensiverer Wirthschaft ließ sich nicht mit ihm vollziehen. Dazu bedurfte man des kapitalreicheren, nüchterneren, wirthschaftlich thätigeren Bürgerthums. Daher wurde jenes Privileg des Adels beseitigt.

Sodann wurde die Aufhebung von Familienstiftungen und Fideikommissen für statthaft erklärt und die Freitheilbarkeit der Güter proklamirt. Man ging von der Anschauung aus, daß das vorzüglichste Mittel zur Steigerung der Bodenproduktion und damit zur Mehrung des Volkseinkommens darin bestehe, daß das landwirthschaftliche Besitzthum in die Hände des besten Wirthes gelange; daher die Beseitigung jener Privilegien des Adels, daher die Ermöglichung, Familienstiftungen zu beseitigen. Man ging ferner von der Anschauung aus, daß es wirthschaftlich weit rationeller und sozial weit wünschenswerther sei, ein kleines Gut unverschuldet als ein großes von Schuldenlast bedrückt zu besitzen; daher die freie Theilbarkeit als bestes Mittel, um den Grundbesitzer vor Verschuldungen zu bewahren. Bei Erbtheilungen oder sonst entstehenden außerordentlichen Geldbedürfnissen des Besitzers eines Hofes könne dieser nunmehr so viele Grundstücke verkaufen, daß er den Rest schuldenfrei behalte.

Des Weiteren war man der Ansicht, daß die Rücksicht auf die Kinder eines der wesentlichen psychologischen Momente sei, das zur Melioration führe. Ohne freie Verfügung über den Boden von Todeswegen würden die Eltern vor Meliorationen sich scheuen, da jede Kapitalverwendung in den Boden als eine Begünstigung eines Kindes auf Kosten der anderen erscheine. Könnten die Eltern ihr Grundeigenthum dagegen nach Willkür unter ihre Kinder vertheilen, so nähmen sie Meliorationen vor, die sonst unterbleiben würden.

Endlich war man der Meinung, daß das Staatswohl am Besten gefördert werde, wenn möglichst viele Angehörige des Volks in die rechtliche Lage versetzt würden, einen wenn auch bescheidenen Antheil am Land zu erwerben.

Man beseitigte daher nicht nur die letzten Reste der Leibeigenschaft, wo sie noch bestanden, sondern man bestimmte auch, daß jeder Bauer durch Hingabe eines Bruchtheils seines Landes — je nach der Güte seines Besitzrechtes eines Drittels oder der Hälfte — das Recht haben solle, den ihm verbleibenden Rest frei von allen feudalen Diensten und Abgaben als freies Eigenthum zu besitzen, darüber unter Lebenden wie von Todeswegen frei zu verfügen, und daß dasselbe, wo ein Testament fehle, zu gleichen Theilen unter seine sämmtlichen Kinder vererbt werden solle.

Dafür fiel dann aber auch der von Friedrich dem Großen dekretirte sogenannte Bauernschutz, d. h. das Verbot, daß der Gutsherr Bauernland einziehe, um es mit dem Herrenland zu vereinigen.

Diese Reformen — mit Ausnahme der letzteren — erweckten den Zorn des preußischen Adels, und die Feindseligkeit desselben gegen Stein, als den Urheber der Reform, hat schon 1808 zu dessen Sturz mitgewirkt. Es kam eine romantische Strömung auf, welche das alte feudale Verhältniß zwischen Grundherr und Bauer in einer den Thatsachen wenig entsprechenden Weise verklärte. Da ihre Träger dem Könige nahestanden, erlangten sie auch Einfluß auf diesen, und unter dem Druck ihrer Vorstellungen dekretirte Friedrich Wilhelm III. sechs Monate nach der Befreiungsschlacht von Leipzig den Stillstand der Bauernbefreiung. Dem größten Theil der Bauern wurden die Wohlthaten des Ediktes von 1811, wonach sie durch Hingabe eines Bruchtheils ihres Landes den Rest als freies Eigenthum besitzen sollten, wieder entzogen; nur die größten Bauern sollten fortan der Segnungen des Ediktes theilhaft werden können. Dagegen blieb der Bauernschutz Friedrichs des Großen, d. h. das Verbot, Bauernland einzuziehen, um es zum Herrenland zu schlagen, abgeschafft.

Der König wich also vor der romantisch aufgeputzten Reaktion des Großgrundbesitzes zurück. Die Folge war eine schlimme Lage der Bauern. Die großen Bauern konnten sich frei machen, aber nur gegen Abtretung eines großen Bruchtheiles ihres Landes; die kleinen konnten sich gar nicht frei machen; dagegen konnte in Folge der Beseitigung des Bauernschutzes Friedrichs des Großen ihr Bauernland nunmehr eingezogen werden. Ihr einziger Vortheil war, daß sie nicht mehr an die Scholle gebunden waren. Die Folge war: das Ritterland nahm abermals zu, das Bauernland abermals ab.

Allein darauf blieb die reaktionäre Gesetzgebung nicht beschränkt. Auch die Freitheilbarkeit der Güter wurde nicht durchgeführt. Nicht nur die radikale Aufhebung der Lehnsverhältnisse und die Befreiung der Güter von der Gebundenheit durch Fideikommisse kam nicht zur Ausführung, es wurde die Bildung von Fideikommissen gar bald wieder begünstigt. Desgleichen kam die Veräußerung der königlichen Domainen an Private unter Friedrich Wilhelm IV. aus politischen Rücksichten — um der Krone selbständige Einnahmequellen zu erhalten — wieder ins Stocken.

Dazu kam eine weitere Ursache für das Zusammenhalten des preußischen Großgrundbesitzes: die eigenthümlichen Einrichtungen zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses der Großgrundbesitzer. Friedrich der Große hatte Kreditgenossenschaften für diese ins Leben gerufen, vermöge deren sämmtliche Güter eines Bezirks für die durch Vermittlung der Genossenschaft aufgenommenen Schulden solidarisch hafteten. Dadurch war der Kredit des einzelnen Gutes sehr erhöht worden. Allein die nothwendige Folge war, daß kein mit Hypotheken belastetes Grundstück ohne Einwilligung des Gläubigers so getheilt werden konnte, daß die einzelnen Trennstücke aus der solidarischen Mithaftung für die ganze Schuld ausschieden. Die Schulden verhinderten also die Parzellirung großer Güter, nicht aber den Aufkauf ganzer Besitzungen, namentlich nicht den ganzer Bauerngüter seitens des Großgrundbesitzes.

All dies war der Tendenz der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, an Stelle weniger adliger Großgrundbesitzer viele freie bäuerliche Eigenthümer zu schaffen, direkt entgegengesetzt.

Da kam das Jahr 1848. Es brachte endlich die lang erhoffte Befreiung der Bauern. Die Fortdauer der Frohndienste erwies sich als eine Hauptursache der Unzufriedenheit auf dem Lande. Als die Reaktion eintrat, verstand sich daher auch sie zum Gesetze vom 2. März 1850, das die Abgaben und Dienste aller Bauern für ablösbar erklärte. Das Gesetz zeichnete sich außerdem dadurch aus, daß es das Prinzip der Entschädigung durch Abtretung von Bauernland durch ein anderes ersetzte: der Bauer sollte den Gutsherrn nunmehr durch Zahlung einer Geldrente entschädigen. Die Geldrente sollte nicht größer sein als ein Drittel des Reinertrags des Bauernguts. Zur Erleichterung der Ablösung wurden Rentenbanken geschaffen. Allein das Gesetz kam nun, da es endlich kam, für viele zu spät. Die Bauern, deren Besitz mit Abgaben und Diensten belastet war, welche mit der nach der Schlacht von Leipzig eintretenden Reaktion für unablösbar erklärt worden waren, hatten ihr Land häufig dadurch verloren, daß die Grundherren es einzogen; sie waren Tagelöhner geworden. Der Rest war ungemein bedrängt durch zu zahlende Renten.

Dazu kam, daß die landwirthschaftlichen Verbesserungen, wie die Beseitigung der Weidegerechtigkeiten und die Theilung der Gemeindeländereien, die Lage vieler Bauern verschlechtert hatte, indem ihnen die Möglichkeit der Viehhaltung dadurch verringert oder ganz genommen wurde. Daher denn die Bauern, deren Land von den Grundherren nicht eingezogen worden war, zu einem weiteren Theile verschwanden. Viele verkauften ihr Land an den Rittergutsbesitzer und zogen in die Stadt, wo sie in der aufstrebenden Industrie Beschäftigung fanden. Andere, die zurückblieben, wurden Tagelöhner in ärmlicher Lage.

Die Rittergutsbesitzer aber glaubten nicht genug Land aufkaufen zu können. Von 1830—1850 setzte der große

Aufschwung der deutschen Landwirthschaft ein, der bis in die Mitte der siebenziger Jahre andauerte und dem rationell betriebenen Großbesitze Preise zu zahlen ermöglichte, mit denen der gemäß dem Herkommen wirthschaftende Bauer nicht konkurriren konnte.

Dazu kam eine weitere Begünstigung der Fideikommißgründung. Die preußische Verfassung von 1850 hatte die Gründung von Familienfideikommissen untersagt. Allein mit eintretender Reaktion wurde ihre Errichtung nicht nur durch das Gesetz vom 5. Juni 1852 wieder zugelassen, sondern von Seiten der Regierung nach in jeder Weise begünstigt. Es waren nicht bloß wirthschaftliche Erwägungen, die zu ihrer Errichtung führten, sondern angesichts der bevorzugten politischen Stellung, welche der preußische Großgrundbesitzer genießt, vor Allem das Streben nach Erweiterung der Machtsphäre. Je mehr Reichthum in Industrie und Handel erworben wurde, desto größer wurde die Anzahl der Personen, die mittels derselben durch Errichtung von Fideikommissen eine „Familie" zu begründen strebten.

Endlich brachte der Aufschwung der Zuckerindustrie dem ostelbischen Bauernstand einen neuen Feind. Die Zuckerfabriken begannen Bauernland aufzukaufen. Ihre Aktionäre sind große und mittlere Landwirthe. Sie beziehen ihre Dividende häufig in der Form, daß ihnen die Rüben zu einem hohen Preise abgekauft werden. Sie haben also das Interesse, möglichst viel Land zum Anbau von Rüben anzukaufen, und die eigenthümliche Art der deutschen Zuckerbesteuerung steigert dieses Interesse und gibt ihnen die Mittel, Preise für das Land zu zahlen, mit denen der Bauer nicht konkurriren kann.

Alles Land aber, das dem Großbesitz einmal verfallen war, blieb ihm verfallen. Sei es, daß es durch Fideikommisse gebunden wurde, sei es, daß die eigenthümliche Art der Kreditbeschaffung durch die Landschaften die Abtrennung von Grundstücken verhinderte, alles Land, das mit einem Grundbesitz einmal vereinigt war, war dem Kleinbesitz dadurch ein für allemal entrückt. Es ist daher begreiflich, daß die Hoffnungen, welche man zur Zeit der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung gehegt hatte, nicht in Erfüllung gingen. Das Ideal, welches damals vorschwebte, war, an Stelle einer geringen Zahl von Großgrundbesitzern, die mit abhängigen Arbeitern ihren Besitz bewirthschafteten, eine große Anzahl freier, selbständiger, behäbiger Bauern zu setzen. Die Voraussetzung dafür wäre gewesen, daß der Großgrundbesitz getheilt worden wäre. Allein gerade für den Großgrundbesitz wurde die freie Theilbarkeit nicht durchgeführt, ja sogar weiter beschränkt. Das Land, welches der anwachsenden Bevölkerung zur Verfügung stand, nahm also fortwährend ab, und diejenigen, welche einen Antheil davon erwerben wollten, konnten nicht hoffen, Grundstücke, die zum Großgrundbesitz, sondern nur solche, die zum Bauernland gehörten, zu kaufen. Das Bauernland allein bildete also das Gebiet, auf dem der Landhunger sowohl des Junkers, der seine Machtsphäre zu erweitern suchte, als auch des kleinen Mannes, der nach Selbständigkeit strebte, befriedigt werden konnte. Und da die Bevölkerung rapide stieg, ist es begreiflich, daß noch mehr Bauernland an Kleinbesitzer zerstückelt, als vom Großgrundbesitz aufgekauft wurde. Nach Sering*) wurden in der Zeit von 1816—1860 2,5 Millionen Morgen Bauernland gänzlich aber theilweise zerstückelt, 1,6 Millionen Morgen aufgekauft.

Diese Thatsachen enthalten den Schlüssel zum Verständniß des Umschwungs, der in dem letzten Jahrzehnt in der preußischen Agrarpolitik eingetreten ist. Hatte die Regierung auch seit 1816 den reaktionären Wünschen des preußischen Adels die bedenklichsten Konzessionen gemacht, so hielt die preußische Beamtenschaft doch immer noch an den Prinzipien der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung fest und hatte ihre endliche Verwirklichung nicht aus dem Auge verloren. Jene Minderung des Bauernlands durch Aufkaufen seitens der Junker und durch Zerstückelung in Parzellenbesitz erregte aber in steigendem Maße die Besorgniß der Patrioten, und es ist unglaublich, wenn auch leider wahr, daß man aus diesen Thatsachen den Schluß zog*): „So hat denn die Freiheit des Grundstückverkehrs keineswegs dazu gedient, die Vertheilung des Grundeigenthums gleichmäßiger zu gestalten." Ist es doch eine unbestreitbare und selbst von denen, die so sprechen, unbestrittene Thatsache, daß die Freiheit des Grundstückverkehrs in Preußen gar niemals durchgeführt worden ist! Allein es ist dies nicht unlogischer, als wenn dieselben Personen nun weiter aus der Thatsache, daß noch weit mehr Bauernland von Kleinbesitzern zerstückelt, als von Junkern aufgekauft worden ist, den weiteren Schluß ziehen, der verderblichste Feind des mittleren Bauern sei das Anwachsen der nach Parzellenbesitz verlangenden Bevölkerung. Als ob es angesichts der Geschlossenheit des an Umfang stets wachsenden Großgrundbesitzes nicht die nothwendige Folge wäre, daß das Verlangen der wachsenden Bevölkerung nach Land eben nur durch Zertheilung von Bauernland befriedigt werden konnte, und die Ursache des Schwindens des Bauernlands, selbst da, wo es nicht vom Großgrundbesitz aufgekauft wurde, somit in der Geschlossenheit des letztern läge!

Allein noch etwas Anderes ist nöthig, um die Unvernunft dieser Logik zu erklären. Zur Zeit des Freiherrn vom Stein — nach der Schlacht bei Jena — redete man nicht davon, daß es der preußische Adel sei, der den preußischen Staat in der Vergangenheit geschaffen habe und dessen Interessen daher besondere Berücksichtigung verdienten; denn der Gedanke lag zu nahe, daß die Klassen, die bisher im Staate die ausschlaggebenden gewesen, wenn sie in der Vergangenheit seine Größe verursacht, dann auch in der Gegenwart sein Zusammenbrechen verschuldet hatten. Daher wurde das Privileg des Adels, welches ihn ausschließlich zum Besitz von Rittergütern berechtigte, aufgehoben. Seitdem haben die Güter in Preußen zum größten Theile ihren Besitzer nicht nur einmal, sondern mehrmals gewechselt, und eine sehr große Anzahl der preußischen Güter befindet sich heute in der Hand von Familien, welche zur Zeit, da der Rittergutsbesitzer den preußischen Staat gemacht haben soll, gar nicht im Stande waren, ein Rittergut zu besitzen. Trotzdem redet man heute stets von den Verdiensten, welche die ostelbische Ritterschaft sich um den preußischen Staat erworben, Verdienste, welche es absolut ausschlößen, sie zur Bedeutungslosigkeit des Adels in andern deutschen Ländern herabsinken zu lassen. Es sind die Gelehrten, welche diese Phrase erfunden haben, und es entbehrt nicht einer gewissen Komik, sie oft mit besonderem Nachdruck von denen wiederhallt zu hören, die selbst zu den Homines novi unter den Rittergutsbesitzern gehören. Dies aber ist die heute in den maßgebenden preußischen Kreisen herrschende Lehre, und das ist es, was nicht nur das Ungereimte des logischen Raisonnements über die Ursachen der Grundbesitzvertheilung im ostelbischen Deutschland, sondern auch die neueste Entwicklung der preußischen Agrarreform erklärt. Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der letztern.

*) Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland von Prof. Dr. Max Sering. Leipzig 1893. S. 47.

*) Sering l. c. S. 49. Derselbe logische Fehler findet sich p. 154, wo Sering von dem Mißlingen der Kolonien spricht, welche der Domainenfiskus in den Dreißiger und Vierziger Jahren in Neuvorpommern zu gründen versucht hat. Zwei Drittel der neu begründeten Bauernhöfe sind verschwunden; sie sind theils vom Großbesitz aufgesogen, theils und zwar überwiegend in kleinere Stellen zerschlagen worden. Daraus zieht Sering den Schluß: dies lasse erkennen, daß die Grundsätze des freien Verkehrs genügten, um in zwei Generationen eine blühende Ansiedlung in eine Stätte des Elends zu verwandeln. Der Schluß ist äußerst leichtfertig, denn in Neuvorpommern herrschten eben nicht die Grundsätze des freien Verkehrs. Der Latifundienbesitz ist dort im 18. Jahrhundert in Folge von Einziehung der Bauernhöfe durch die Grundherren bis auf 80 Prozent der Bodenfläche angewachsen. Rechts und links von den neu begründeten Ansiedlungen befand sich gebundener Großgrundbesitz. Da somit jede Möglichkeit fehlte, daß die Kolonisten sich ausbreiteten, blieb nichts als die Parzellirung in kleinere Stellen.

Die Klagen der Patrioten über die fortschreitende Minderung des selbständigen Bauernstandes fanden keinen Widerhall bei dem Großgrundbesitz, so lange die ostelbische Landwirthschaft der Vortheile der steigenden Konjunktur sich erfreute. Nicht als ob man damals öffentlich anerkannt hätte, daß die Konjunktur für die Landwirthschaft eine glänzende sei. Dies hat der ostelbische Grundbesitz selbst zu der Zeit nicht gethan, als die Getreidepreise den höchsten Stand in diesem Jahrhundert erreicht hatten; selbst 1873 klagte man*), „der Landbau ernähre den Bebauer nicht mehr". Trotzdem 1871—75 der Weizenpreis 235,2 M. und der Roggenpreis 179,2 M. die Tonne betrug, war man unzufrieden. Man hatte die Beseitigung der alten feudalen Verfassung eben noch immer nicht verschmerzt. Noch immer herrschte derselbe Geist, der am 2. November 1811 die Gutsbesitzer des stolpischen Kreises in einer Eingabe an den König erklären ließ: „Unsere Güter werden für uns eine Hölle werden, wenn unabhängige bäuerliche Eigenthümer unsere Nachbarn sind." Man wollte daher auch von der Dotirung von Arbeitern mit Land zum Zweck der Vergrößerung der Zahl der Grundeigenthümer nichts wissen, da die so Dotirten nicht mehr auf die Güter zur Arbeit kämen; dagegen verlangte man von dieser Seite die Wiedereinführung der bei der Beseitigung des feudalen Verhältnisses im Jahre 1850 für die Zukunft verbotenen Erbpacht.**) Indeß noch verhielt die Regierung sich ablehnend gegen diesen Gedanken; noch waren die Männer im Amte, welche die Beseitigung der alten grundherrlichen Verfassung durchgeführt und die Bauern befreit hatten; der Gedanke einer thatsächlichen Wiedereinführung des kaum beseitigten Zustands erhielt erst Leben, indem er durch einen Mann, der nicht in den Traditionen des altpreußischen Beamtenstandes aufgewachsen war, geistvolle Vertretung fand. Dieser Mann war Dr. Miquel, der heutige preußische Finanzminister, damals Abgeordneter der zweiten Kammer, ehemals Bürgermeister von Osnabrück.

An diesen Ausgang Miquel's von Osnabrück, nicht minder wie an seine sozialistischen Jugendvelleitäten muß man anknüpfen, um seine Agrarreformpläne zu verstehen. Osnabrück nämlich hat einen großen Mann erzeugt von durchaus originellem Geiste, durchdringendem Verstande und großer Gelehrsamkeit: Justus Möser, und unter dem geistigen Einflusse dieses seines größten Sohnes ist die ganze dortige Bevölkerung während dieses Jahrhunderts herangewachsen. Welches aber waren die Ideen Justus Möser's? In einer Zeit, da die ganze Welt die Beseitigung der alten feudalen Gesellschaftsordnung und die Verwandlung der dienst- und abgabepflichtigen Bauern in freie Eigenthümer ihres Landes erstrebte, trat er auf als ein Vertreter des Ständestaats und der Ungleichheit des Rechts der verschiedenen Stände. Nicht als ob er, wo die Leibeigenschaft noch bestand, für ihre Beibehaltung gewesen wäre. Auch er war für deren Beseitigung. Allein er war nicht für ihre Ersetzung durch freie bäuerliche Eigenthümer, sondern durch ein erbliches Kolonat von Zweidrittelsknechten***), ja er war ein lebhafter Gegner aller weitergehenden Befreiung.

Den Grund dieser seiner Stellungnahme hat uns Möser selbst mitgetheilt†). Er war ein Beamter der Stände und mußte befürchten, deren Liebe und Vertrauen zu verscherzen und allem, was er Gutes wirken konnte, ernsthafte Hindernisse zu bereiten, wenn er der Leibeigenschaft einen „offenbaren Krieg" erklärt hätte. Und nun liebte er sich in das gutsherrliche bäuerliche Verhältniß so sehr hinein, daß es ihm Ausgangs- und Endpunkt aller Betrachtung geworden ist. Seinen ganzen Verstand und seine große Gelehrsamkeit verwandte er darauf zu zeigen, daß ein freies Eigenthum am Boden ein Unding sei, daß es nie existirt habe und der Natur der Dinge widerspreche, und daß es nur eine einzige dem Wesen des Grundbesitzes entsprechende Agrarverfassung gebe: Staatseigenthum und Bewirthschaftung desselben durch freie Bauern genannte Zweidrittelsknechte unter der Oberaufsicht von Gutsherren.

Möser's Ideal ist das Folgende: Der Bauer ist nicht freier Eigenthümer seines Hofs. Ueber ihm stehen der Staat und ein Gutsherr, denen er Abgaben, Renten und Dienste schuldet. Auch hat er nicht die freie Verfügung über seinen Hof. Er darf ohne Genehmigung des Gutsherrn kein Holz schlagen, seinen Hof nicht zertheilen und ihn nicht mit Schulden beschweren. Vielmehr soll der ganze Bauernhof zu einem öffentlichen Fideikommiß erklärt werden, an welchem der Staat und der Gutsherr zwar ihre Rechte behalten, aber kein Gläubiger — und wenn er auch eines der abgehenden Geschwister wäre — jemals einen Anspruch erheben kann. Um die Ueberschuldung zu verhindern, bestehen dreierlei Vorschriften: Einmal, es wird verboten, den Grund und Boden in der Form einer kündbaren, verzinslichen Kapitalschuld zu belasten; statt dessen ist der Rentenkauf wieder einzuführen oder das Darlehen gegen Annuitäten. Sodann wird eine Verschuldungsgrenze eingeführt; sobald die Belastung eines Hofes diese Grenze überschreitet, ist der Hof zu subhastiren. Endlich soll im Erbgang nur ein Kind den Hof erhalten; die Geschwister sollen eine Abfindung erhalten, und zwar die Söhne 6 Hemden, ein vollständiges Kleid und ein Malter Korn, die Töchter eine Ausstattung. Die Eltern dürfen ein Mehr nur aus dem Vermögen, das sie über ihren Hof besitzen, gewähren. Auch kann der Bauer nicht etwa durch Testament frei über sein Land verfügen; er kann das nur über den Werth der von ihm errichteten Gebäude und das todte und lebende Inventar, weil er diese sonst nicht beschaffen würde. Allein Möser begnügt sich nicht mit Vorschriften zur Verhütung der Verschuldung; er sorgt auch, daß sie beobachtet werden; die Aufsicht darüber führt der Gutsherr, der nach seiner Auffassung nur als ein Aufseher des Staats über die Wirthschaften der Bauern erscheint.

Es ist hier nicht Raum, um die ganze Argumentation, mit der Möser dieses sein Ideal sowohl historisch als auch aus der Natur der Dinge zu begründen sucht, wiederzugeben.*) Ebensowenig kann hier der Appell des Osnabrückers an die ihm ja fernstehende preußische Regierung, sie möge doch die Erbfolge nur eines einzigen Kindes in die Bauernhöfe einführen, Platz finden. So beweglich seine Worte waren, die Staatsmänner seiner Zeit schritten zur Verwirklichung dessen, was er bekämpfte. Dafür hat dann die feudale Opposition gegen die Bauernbefreiung seine Argumente während eines ganzen Jahrhunderts ad nauseam wiederholt. Rodbertus hat sich die theoretischen und praktischen Grundanschauungen Möser's vollständig angeeignet und ihnen durch die stärkere Betonung des sozialistischen Theils ihres Inhalts die Anerkennung der neu heranwachsenden Generation verschafft. Aber der Rächer seiner Zurückweisung durch die preußische Regierung seiner Zeit erhob sich erst aus seiner Asche, als der ehemalige glühende Verehrer von Karl Marx und ehemalige Bürgermeister von Osnabrück, Dr. Miquel, zu einer führenden Stellung im preußischen Landtage gelangte und schließlich das preußische Finanzministerium übernahm.

(Weitere Artikel folgen.)

München. Lujo Brentano.

*) Der Abgeordnete von Oven im preuß. Abgeordnetenhause am 21. Dezember 1873. Desgleichen Graf Udo Stolberg im Herrenhause am 19. März 1875.

**) Vgl. Schriften des Vereins für die Sozialpolitik, XXXII S. 60.

***) Siehe Justus Möser's sämmtliche Werke. Ausgabe von Abeken. 2. Aufl. Berlin 1858 III, 255 ff.

†) Möser's Werke X, 170.

*) Siehe meinen Aufsatz: Justus Möser, der Vater der neuesten preußischen Agrarreform, in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 12. u. 13. Februar 1897.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Die große Ueberraschung dieser Woche war ein Schriftstück, welches der Staatssekretär der Marine bei Gelegenheit der Prüfung des Flottenetats der Budgetkommission vorgelegt hat, und in welchem für die Zukunft Forderungen angekündigt werden, die einstweilen als unerfüllbar gelten müssen. Eine „Denkschrift“ soll dieses Schriftstück nicht genannt werden; welch andere Bezeichnung ihm beigelegt werden kann, ist schwer zu sagen. Wir würden es am liebsten als Phantasiegemälde bezeichnen. Das Schriftstück enthielt eine große Ueberraschung für den Reichstag und das Publikum, aber es liegt guter Grund für die Annahme vor, daß es nicht minder eine Ueberraschung für den Reichskanzler und den Schatzsekretär enthielt, die sich nachher genöthigt sahen, ihm eine möglichst gute Seite abzugewinnen.

Die ruhige Entwicklung unserer Marine wird durch Niemanden so sehr geschädigt, als durch unsere Marineenthusiasten, die, indem sie offenkundig Unmögliches verlangen, Mißtrauen auch gegen berechtigte und nothwendige Forderungen hervorrufen. Der Marineenthusiasmus ist eng verschwistert mit dem Kolonialenthusiasmus; man bedenkt nicht, daß, indem man ausschweifende Forderungen an die Leistungsfähigkeit unserer Marine als einen nothwendigen Ausfluß unserer Kolonialpolitik stellt, man gerade den Gegnern der Kolonialpolitik Waffen in die Hände drückt. Mit dem Kolonialenthusiasmus verschwistert sich dann weiter das begeisterte Alldeutschthum, welches das Verlangen hegt, das Reich möge jedem deutschen Rowdy, der in Südamerika sich auf Verschwörungen einläßt, einen Kreuzer zur Verfügung stellen, der dessen patriotische Absichten fördert. Diese Umstände haben es bewirkt, daß die Generaldebatte über den Marineetat in der Budgetkommission eine unnöthiger Weise aufregende wurde. Es liegt Grund zu der Hoffnung vor, daß bei der Spezialdebatte sich eine nüchterne Stimmung einstellt, welche die Verständigung erleichtert.

In der agrarischen Partei hat es eine große Meinungsverschiedenheit darüber gegeben, ob man wegen der freien Vereinigung der Produktenhändler eine Interpellation einbringen soll. Männer wie die Grafen Kanitz und Arnim, die den Kampf für das Börsengesetz in erster Linie geführt haben, sollen diesmal zum Abwarten gemahnt haben, während die jungen agrarischen Helden ohne Ar und Halm unentwegt vorwärts gehen wollen. Uns kann es nur willkommen sein, wenn die Interpellation eingebracht wird; wir sind in jedem Augenblick bereit, über die Wirkungen zu sprechen, die das Börsengesetz bisher gehabt hat und die es in Zukunft voraussichtlich noch haben wird. Die Wirkungen sind sehr schädlich gewesen, schädlich allerdings für den Handel, aber noch um vieles schädlicher für die Landwirthschaft. Wenn wir uns auf einen pessimistischen Standpunkt stellen wollten, müßten wir den Wunsch hegen, daß man in den unzweckmäßigen Maßregeln, die man bisher getroffen hat, bis an die äußerste Grenze weiter geht, damit ihre Folgen auch dem blödesten Auge klar werden und man ausrufen kann: Stultorum magister eventus. Ein echter Volkswirth ist aber niemals Pessimist und ist stets bemüht, schädlichen Maßregeln entgegen zu arbeiten. Daß unser Wunsch in Erfüllung geht, glauben wir freilich nicht, denn einstweilen ist die Verblendung zu groß. Die Agrarier ohne Ar und Halm halten noch immer an dem Streben fest, die Börse in Grund und Boden zu ruiniren; die wirklichen Landwirthe wissen sehr wohl, daß sie die Börse und ihre Preisnotirungen nicht entbehren können. Ihr Streben ging nicht dahin, die Börse zu ruiniren, sondern sie unter ihre Fuchtel zu bekommen, und sie zu zwingen, Preise zu notiren, die „berechtigt“ sind, das heißt, die zwar nicht den Thatsachen, aber den Wünschen der geldbedürftigen Großgrundbesitzer entsprechen. Dieser Wunsch wird nicht erfüllt werden; mit Bestimmtheit kann man vorher sagen, daß wir eine freie Börse oder gar keine Börse haben werden. Wenn wir gar keine Börse haben, werden wir einen Getreidehandel ohne Börse haben. Der Getreidehandel wird in die Hände einer Anzahl kapitolkräftiger Kapitalisten gelangen, denen es leicht wird, sich unter einander ohne Zusammenkünfte und ohne gedruckte Preislisten zu verständigen. Daß ein solcher Zustand uns eben in dem Maße zuwider ist, als er die Interessen der Landwirthschaft schädigt, brauchen wir nicht zu sagen. Aber ein solcher Zustand wird durch thörichte Maßregeln unvermeidlich herbeigeführt.

Die Agrarier haben noch einen zweiten Vorstoß gemacht; sie haben einen Antrag eingebracht und ihm zur Annahme verholfen, nach welchem der Zollkredit für Mühlen beseitigt werden soll. Wir regen uns über den Antrag nicht allzusehr auf; das Mühlengewerbe kann zur Noth ohne Staatskredit bestehen. Die wichtigste Folge wird sein, wie bei allen ähnlichen Maßregeln: die Großen halten es aus und die Kleinen gehen daran zu Grunde. Der Mittelstand wird sich über die Folgen einer Maßregel, die seine Freunde ausgedacht haben, wundern. Die Regierung hat eine Erklärung noch nicht abgegeben; die eine kurze Bemerkung, welche der Schatzsekretär machte, kam indessen den Freunden des Antrages zu Hilfe.

Wichtiger als der Antrag selbst schien uns die Diskussion, die sich daran knüpfte. Gegen die Großmühlen wurden die alten Vorwürfe wiederholt, daß sie schlechtes Material verarbeiten, und da man die Qualität des von ihnen hergestellten Mehles nicht bemängeln kann, bemängelt man die Qualität der Kleie. Und in derselben Stunde, in welcher sich der Reichstag hierüber unterhielt, wurde draußen die Thatsache bekannt, daß die in Konkurs befindliche Bärwalder Obermühle wegen Lieferung verfälschter Kleie verurtheilt ist. Die Bärwalder Obermühle ist eine agrarische Gründung und ist eine der bedenklichsten Gründungen neuerer Zeit. Nach kurzer Zeit des Bestehens erlag sie dem Bankerott. Und nun wird bekannt, daß sie ihr Mehl mit Kartoffelpulpe verfälscht hat. Und mit dieser gerichtlich erwiesenen Thatsache vergleiche man die nicht allein unerwiesenen, sondern erweislich falschen Beschuldigungen, welche die agrarischen Häuptlinge gegen die Königsberger und Berliner großen Mühlen gerichtet haben. Die Ehre des Kaufmannstandes ist täglich falschen Anschuldigungen ausgesetzt; welche Zustände würden aber eintreten, wenn die agrarische Wirthschaft der Bärwalder Obermühle weiter um sich griffe.

Das Abgeordnetenhaus hat den Eisenbahnetat berathen. Der Abgeordnete Broemel begründete eine Reihe von Vorschlägen zur Verbesserung des Tarifwesens. Er wurde durch den Hinweis darauf abgefertigt, daß seine Rede zwei Stunden gewährt habe. Wie kann eine Sache gut sein, zu deren Begründung man zwei Stunden spricht. Echte Wahrheiten sind immer kurz. Um zu sagen, daß die Landwirthschaft Noth leidet, oder daß wir Deutsche Gott fürchten, braucht man keine zwei Stunden. Der Eisenbahnminister erfocht einen glänzenden Sieg; er sprach kein Wort, aber über den Antrag Broemel wurde zur Tagesordnung übergegangen. Der König Karl am Steuer saß, der hat kein Wort gesprochen; singt Uhland. Welch ein Segen für ein Land, Minister zu besitzen, welche dem König Karl in Betreff einer seiner Haupttugenden gleichen.

Proteus.

Wie steigert man die deutsche Ausfuhr?

Gelegentlich entspinnt sich in unseren Parlamenten ein wortreicher Streit darüber, ob Deutschland ein Industriestaat oder ein Ackerbaustaat zu nennen sei. Die Agrarier werden in wachsendem Maße nervös bei dem Gedanken, daß die industrielle Thätigkeit einen immer größeren Antheil an der Gesammtproduktion des Landes erlangt; sie möchten möglichst lange den Namen Ackerbaustaat und damit

den Glauben aufrecht erhalten, als ob das Wohl und Wehe des Deutschen Reichs vornehmlich mit der Pflege agrarischer Interessen verknüpft sei. Aber Dampf und Elektrizität spotten der agrarischen Dialektik. Die Industrie erobert sich immer mehr Terrain und selbst die Landwirthschaft mit ihren industriellen Nebenzweigen, wie Zuckerproduktion, Branntweinbrennerei und dergl., läßt immer deutlicher die Züge der Arbeitsmethoden des Maschinenzeitalters erkennen.

Es ist aussichtslos, sich dieser industriellen Entwicklung entgegenstemmen zu wollen. Es ist schon bedenklich, ihr bloß zu folgen; man muß versuchen, sie zu führen. Eben deshalb ist es so absurd, den strebsamen Elementen, die darauf ausgehen, diese Führung zu übernehmen, gesetzgeberische Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Glücklicher Weise sind aber selbst thörichte Gesetzgeber nicht leicht im Stande, einen kraftvollen Unternehmungsgeist lahmzulegen. Deutschland hat sich deshalb trotz aller agrarischen Hemmungsversuche zu einem Industriestaate entwickelt, dessen Leistungsfähigkeit auf allen Märkten der Erde sich Anerkennung verschafft. Mit einem Export, der im letzten Jahre 3400 Millionen Mark überstieg, und der zum weitaus größten Theile aus Ganz- und Halbfabrikaten besteht, darf Deutschland als Industriestaat sich unter den Konkurrenten im Weltverkehr schon sehen lassen. Vielen ist diese mächtige Entwicklung sogar dermaßen zu Kopfe gestiegen, daß sie nur noch von oben herab auf die ausländischen Mitbewerber sehen. Selbst England ist für diese Ueberschwenglichen schon beinahe ein abgethaner Rival.

Einer solchen Ueberhebung ist englischer Seits durch eine Reihe von Publikationen Vorschub geleistet, in denen Deutschlands industrielle Fortschritte zu dem angeblichen industriellen Verfall Englands in einen möglichst grellen Gegensatz gebracht wurden. Vor allen wirkte in dieser Richtung eine Serie von Aufsätzen, die unter dem Titel „Made in Germany" erschien. Der Verfasser, E. F. Williams, wußte nicht genug von der Ueberlegenheit Deutschlands über England zu erzählen und er belegte seine Behauptungen auch mit einer scheinbar beweiskräftigen Statistik. Bei näherer Prüfung fiel jedoch das ganze statistische Kartenhaus zusammen. Man braucht nur die Widerlegungen von Harold Cox oder George W. Medley zu lesen, um klar zu erkennen, wie irreführend Williams' Beweisführung ist. Für die Engländer hat die durch Williams und Andere entfachte öffentliche Diskussion aber immerhin das Gute gehabt, sie auf die Mängel ihrer industriellen Entwicklung erneut aufmerksam zu machen, während eine gewisse Gefahr besteht, daß in Deutschland das aus einer englischen Feder geflossene Lob ohne ernste Kritik entgegengenommen und zur fruchtlosen Selbstberäucherung verwendet wird.

Nun ist die deutsche Industrie gewiß in manchen Zweigen außerordentlich leistungsfähig und jeder Konkurrenz gewachsen. Man braucht nur an die Farbenindustrie zu erinnern, in der Deutschland unbestritten den ersten Rang einnimmt. Aber auch in Droguen, chemischen Produkten aller Art, Kriegsmaterial, zahlreichen Artikeln der Metallindustrie, optischen Instrumenten, Klavieren, Papierfabrikaten, Zucker, Bier, Glaswaaren, Lederartikeln, gewissen Arten von Baumwollen-, Wollen- und Seidenwaaren, Konfektionen, Spielzeug, Kurzwaaren und in gar manchen anderen Artikeln besteht Deutschland seit Jahren die Konkurrenz auf dem Weltmarkte mit wachsendem Erfolg. Die Mitbewerber sorgen im Allgemeinen auch dafür, daß Deutschland auf seinen Lorbeern nicht einschläft. Aber es genügt nicht, bloß die errungene Position zu behaupten, sie muß auch befestigt und erweitert werden. Die Möglichkeit der Erweiterung des Exports ist ja in hohem Maße vorhanden, sowohl in industriell bereits entwickelten, wie in primitiven Ländern. Die Agrarier führen uns zwar gern das Schreckgespenst vor die Augen, daß dereinst durch die industrielle Entwicklung der ganzen Welt die Ausfuhr deutscher Industrieartikel nothwendiger Weise stark zurückgehen müsse. Zur Würdigung dieser Prophezeiungen genügt der Hinweis auf die Thatsache, daß der größte Abnehmer deutscher Erzeugnisse — England ist, der große Industriestaat England, der von Deutschland jetzt jährlich für beinahe 700 Mill. Mark Waaren bezieht.

Aber so wünschenswerth es ist, die vielseitige Geschäftsverbindung mit England aufrecht zu erhalten, so wenig ist es nöthig, sich von England kommerziell ins Schlepptau nehmen zu lassen. Die deutsche Industrie ist leistungsfähig genug, um sich selbständig fremde Absatzgebiete erschließen zu können.

Was in dieser letzteren Beziehung noch Alles geschehen kann, schildert u. A. eine kleine Schrift „Deutschlands wachsende Bedeutung als Industriestaat", die von W. H. Breymann in Hamburg kürzlich herausgegeben ist.

Die in deutscher und spanischer Sprache publizirte Schrift ist ein Mittelding zwischen einem kaufmännischen Prospekt und einer volkswirthschaftlichen Betrachtung. Der Firma Breymann & Hübener in Hamburg, die ein technisches Bureau für Maschinen- und Montanindustrie unterhält, sollen damit wohl zunächst neue Kunden zugeführt werden; aber über dieses einseitige geschäftliche Interesse hinaus erhebt sich die Untersuchung zu einer allgemeinen Betrachtung darüber, wie der deutschen Maschinenindustrie ein größerer Absatz auf fremden Märkten zu erobern ist. Derartige Untersuchungen, die von mitten im geschäftlichen Leben stehenden sachverständigen Kaufleuten und Industriellen ausgehen, ein beschränktes Gebiet der wirthschaftlichen Thätigkeit umfassen, und aus reichen praktischen Erfahrungen allgemeinere volkswirthschaftliche Schlüsse ziehen, sind meines Erachtens ganz besonders willkommen zu heißen. Sie bilden eine höchst instruktive Ergänzung zu allgemeineren volkswirthschaftlichen Studien und veranschaulichen, weil sie in der Regel mit reichlichem Thatsachenmaterial ausgestattet sind, das Wesen des geschilderten Produktionszweiges zumeist viel klarer, als das rein theoretische Arbeiten vermögen.

Der vorliegenden Schrift ist eine Reihe von Abbildungen beigegeben, die uns eine weite Perspektive für eine großartige Entwicklung des Exportes deutscher Maschinen in überseeischen Gebieten eröffnen. So wird uns im Bilde der Transport von Riesenkesseln in der Pampa und die Montage einer für eine chilenische Oficina errichteten Pumpenanlage dargestellt; wir erblicken eine Aufzugmaschine zum Betriebe einer Drahtseilbahn für Erden- und Mineralientransport in den Kordilleren; wir sehen eine neuerbaute Salpeterfabrik in Chile; den Bau einer kompletten Rohrzuckerfabrik in Brasilien; den Hof einer Rohrzuckerfabrik in Argentinien. Andere Bilder vergegenwärtigen uns die Entladung von großen Dampfkesseln in einem südamerikanischen Hafen und die Montage einer Maschineneinrichtung für eine Kaffee-Finca in Guatemala; wir sehen Wohn- und Lagerhäuser aus Wellblech, übergeführt nach Westafrika; nach Chile gelieferte Fördermaschinen und Mahlmühlen; elektrische Lichtanlagen, die in Südamerika eingerichtet wurden; Dampfmaschinen der verschiedensten Systeme, die nach Mexika, Chile, Brasilien, Argentinien gingen u. s. w., u. s. w.

Diese Fülle von verschiedenartigen Bildern, welche uns die Produkte der deutschen Maschinenindustrie an den überseeischen Bestimmungsplätzen — und zwar inmitten der fremdländischen Umgebung, wo sie zur Verwendung gelangen sollen — vor Augen führen, regen nicht nur die Phantasie des Beschauers an, sondern richten auch unmittelbar das Nachdenken auf das, was zur Entwicklung des Exportes nothwendig ist. Der bekannte Bergrath Schmeißer hat das einmal mit den Worten zum Ausdruck gebracht, „daß den Lehrjahren der Fabrikanten die Wanderjahre folgen müssen, damit der Fabrikant seinen Blick erweitert und sich loslöst von den beschränkten Anschauungen seiner Heimathprovinz."

Diesen Gedanken verfolgt der Verfasser der vorliegenden Schrift. „Die Thatsache — so führt er aus — der größeren Leistungsfähigkeit genügt eben nicht, um sich neue Absatzgebiete zu erschließen, sondern die Vorzüge der deutschen Fabrikate müssen auch dem Käufer gegenüber in richtiger Weise zur Kenntniß gebracht werden."

Noch immer ist der Export Englands an Maschinen aller Art — drei- bis viermal so groß wie der Maschinenexport Deutschlands. Auf dem Gebiete der elektrischen Kraftübertragung und Beleuchtung, im Eisenbahn-, Hafen- und Brückenbau, bei der Ausbeutung von Bergwerken, in Kanalisations- und Wasserleitungsbauten, durch vollständige Einrichtung von Fabriken aller Art, bietet sich dem deutschen Unternehmungsgeiste und der deutschen Industrie in überseeischen Ländern die Möglichkeit einer außerordentlich großen Bethätigung. Aber diese Aufgaben müssen an Ort und Stelle aufgesucht werden.

„Wohl haben" — so fährt Herr Breymann fort — „auch einige unserer hervorragendsten Maschinenfabriken mit scharfem Blick den Umschwung der Verhältnisse erkannt, und Schritte zur Erschließung der transatlantischen Absatzgebiete gethan. Aber ihre Zahl ist sehr klein. Es muß noch viel, sehr viel seitens der deutschen Industrie geschehen und zwar mit weitblickendem, opferwilligem Unternehmungsgeiste, denn große Ziele erfordern auch große Mittel. Die Versendung von Katalogen an die deutschen Konsulate im Auslande — ein sehr beliebtes Manöver — oder die kostenfreie Anstellung von Agenten ohne technische Bildung genügen für die Maschinenbranche nicht. Maschinen und maschinelle Anlagen werden eben weder nach Gewicht, noch nach Maß verkauft, sondern es sind dies im weitgehendsten Sinne Vertrauensgeschäfte, die sowohl bei der Veranschlagung, als auch bei der Bestellung technische Bildung und Erfahrung, sowie umfassende Kenntniß der einschlägigen transatlantischen Verhältnisse in „technischer" Beziehung erfordern. Dieser Thatsache — und es ist eine Thatsache — müssen sich sowohl Fabrikanten als auch die vermittelnden Kommissionshäuser mehr bewußt werden, wenn Deutschlands Maschinenindustrie sich den ihr gebührenden Antheil an dem Weltbedarf sichern will. Bislang ist nach dieser Richtung hin noch sehr gefehlt, zum Schaden des Maschinenexports, und verweisen wir u. a. auf die vielen Klagen der deutschen Konsulatsberichte über schlechte, oder für die überseeischen Verhältnisse ungeeignete Maschinen, über mangelhafte und zu voluminöse Verpackung, die Kärglichkeit der aufgewandten Mittel u. s. w. Ueber unsere eigenen, oft entmuthigenden Erfahrungen in Bezug auf verständnißvolles Entgegenkommen seitens der Fabrikanten in unserer, seit 1874 datirenden, geschäftlichen Thätigkeit im Maschinenexport, wollen wir lieber schweigen. Ist uns doch wiederholentlich sogar die kostenfreie Ueberlassung der Clichés von gekauften Maschinen für Reklamezwecke verweigert worden. — Nicht unerwähnt aber dürfen wir im Interesse aller Betheiligten lassen, daß unsere Ingenieure und Monteure in den verschiedensten Ländern Maschinerien im Werthe von vielen Millionen haben liegen sehen, die infolge unrichtiger Bestellung oder ungeeigneter Auswahl vollständig unbrauchbar waren.

Auch das von einigen größeren Werken in Szene gesetzte System der Kollektiv-Reiseingenieure ist zum Zwecke der Ausdehnung des Exports nicht genügend, sondern geradezu schädigend für die deutsche Industrie; denn welch entstelltes Schlaglicht wirft es auf die Bedeutung der 25 bis 30 Maschinenfabriken, die von einem einzigen, mit unzähligen Katalogen der verschiedensten Fabrikate ausgestatteten Ingenieur würdig vertreten werden sollen, während von den englischen und amerikanischen Fabriken gleicher Größe jede einzelne in allen Theilen der Erde häufig 6—8 Reisende unterhält, welch letztere in loyaler Anlehnung an einflußreiche, mit der Landessprache und den Verhältnissen vertraute Ueberseehäuser die Vorzüge ihrer Spezialmaschinen in überzeugendster Weise zur Geltung bringen!"

Die Breymann'sche Schrift enthält noch gar manche anderen beherzigenswerthen Winke. Es wäre sehr lehrreich, wenn die wichtige Frage: „Wie steigert man am zweckmäßigsten die deutsche Ausfuhr?" auch für andere Theile der deutschen Exportindustrie durch sachverständige, mitten im geschäftlichen Leben stehende Männer in ähnlicher Weise zur Geltung gebracht würde. Aus solchen kleinen geschäftlichen Monographien würde die Praxis wie die Theorie oft mehr Nutzen ziehen, als aus dickbändigen theoretischen Lehrbüchern und umfangreichen Statistiken. Statistische Zahlen können nur dem etwas Wichtiges sagen, der wenigstens einigermaßen mit den Verhältnissen bekannt ist, auf welche sich die Statistiken beziehen. Mit Rücksicht hierauf haben wir die vorliegende Schrift einer etwas eingehenderen Betrachtung unterzogen.

Th. Barth.

Ein amerikanischer Landwirthschaftsminister.

Seit dem Jahre 1894 hat das Departement der amerikanischen Bundesregierung für den Landbau ein Jahrbuch herausgegeben, welches die Ergebnisse einer Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen über die verschiedenen Gebiete der Landwirthschaft und Viehzucht enthält. Bis jetzt sind zwei stattliche, schön gedruckte und mit zahlreichen Illustrationen versehene Bände dieser werthvollen Publikation*) erschienen. Der Inhalt besteht aus gesonderten und selbständigen von tüchtigen Fachmännern verfaßten Beiträgen, welche wünschenswerthen Aufschluß über die möglichst einträgliche Benutzung des Bodens, die Lebensbedingungen der nützlichen und schädlichen Pflanzen, den Werth und die richtige Anwendung der verschiedenen Düngerarten, Viehzucht und Milchwirthschaft, Vögel als Insektenvertilger, Forstkunde in ihrer Beziehung zum Landbau, Wetterbeobachtungen und Witterungsvorausverkündungen und die dem Landwirth daraus erwachsenden Vortheile und viele andere Punkte geben. Jedes Jahrbuch erscheint in ungefähr 500 000 Exemplaren, deren Herstellungskosten sich auf mehr als 300 000 Dollar belaufen und die meistens durch Vermittlung der Kongreßmitglieder unter die „Farmers" unentgeltlich vertheilt werden. Mit der Zeit werden diese Jahrbücher eine viel umfassende und ungemein lehrreiche landwirthschaftliche Bibliothek bilden, die durch die Verbreitung positiver Kenntnisse der Naturgesetze des Feldbaues zu dem wissenschaftlichen Betrieb und der allmählichen Entwicklung und Vervollkommnung desselben in hohem Grade förderlich sein wird. Sehr interessant sind auch die vom Ministerium für Landwirthschaft ausgehenden amtlichen Jahresberichte (Annual Reports of the Secretary of Agriculture), die als Einleitungen zu den Jahrbüchern dienen und über die Verwaltung dieser Abtheilung des öffentlichen Dienstes genaue Rechenschaft ablegen. Während der letzten vier Jahre hat Herr J. Sterling Morton als Sekretär die oberste Leitung dieses Departements mit einer Sachkenntniß und Tüchtigkeit geführt, die schwerlich etwas zu wünschen übrig lassen und in jeder Hinsicht als mustergültig zu bezeichnen sind. Das Bestreben, volle Wirksamkeit mit weiser und zweckmäßiger Sparsamkeit in der Verwaltung glücklich zu verbinden, ist ihm in vorzüglichem Maße gelungen. Ueberflüssige, lediglich aus Parteirücksichten angestellte Beamte hat er ohne Weiteres entlassen. Am 4. März 1893, als er sein Portefeuille übernahm, waren 2497 Personen in seinem Departement beschäftigt oder vielmehr besoldet; aber am 1. November 1896 nur noch 2217, obgleich die zu verrichtende Arbeit sich inzwischen erheblich vermehrt hatte. Während derselben Zeit hat er fast ein Fünftel der ihm bewilligten Geldmittel, nämlich über zwei Millionen Dollars, erspart und der Schatzkammer zurückerstattet. Diese Ersparniß ist die erfreuliche und naturgemäße Folge der durchgreifenden Einführung und verständigen Handhabung der „civil service reform", die in dem ihm zugewiesenen Dienstzweige dem berüchtigten Spoilssystem ein Ende gemacht hat. Jede Anstellung setzt eine sehr strenge Prüfung voraus, die sich durchaus nicht umgehen läßt. Außer dem Sekretär oder Vorstand des Departements, dem Assistenzsekretär und dem Haupt des Witterungsbüreaus, die sämmtlich vom Präsidenten ernannt werden, ist der Privatsekretär des Vorstandes der einzige, der sich einer Prüfung nicht zu unterziehen braucht. Alle übrigen Beamten sind den „civil service rules" unterworfen und können keinen Posten bekleiden, ohne sich examiniren zu lassen. Hätten die anderen Mitglieder des Kabinets zu Washington ähnliche Maßregeln getroffen und mit gleicher Einsicht und Gewissenhaftigkeit ausgeführt, so würde man heutzutage auf die Bundes-

*) Yearbook of the United States Department of Agriculture. Washington: Government Printing Office. 1895, 1896.

regierung der Vereinigten Staaten als das Muster einer demokratischen Staatsverwaltung hinweisen können. Leider ist dies nicht der Fall, obwohl bedeutende Fortschritte nach dieser Richtung hin unter der Administration des Präsidenten Cleveland zu verzeichnen sind. Am wenigsten scheint das Ministerium des Aeußern zur Beförderung der besagten Reform gethan zu haben; namentlich ist es mit dem Konsulardienst noch immer schlecht bestellt, was nicht nur das Ansehen des Landes beeinträchtigt, sondern auch auf die Handelsthätigkeit, die Waarenausfuhr und den Absatz der Bodenerzeugnisse im Ausland sehr nachtheilig einwirkt.

Herr Morton siedelte vor 43 Jahren nach dem 1867 als Staat in die Union aufgenommenen Territorium Nebraska über und hat sich seit der Zeit um die landwirthschaftliche Entwicklung des damals an der äußersten Grenze der Civilisation liegenden Landgebiets in ganz hervorragender Weise verdient gemacht. Auf seinem eigenen Gute, „Arbor Lodge“ bei Nebraska City, hat er längere Zeit und mit beträchtlichem Kostenaufwande die Großviehzucht betrieben, um die neuen Ansiedler mit einem verbesserten Schlag von Pferden, Rindern und anderen Nutzthieren zu versehen. „Für den Farmer“, pflegte er zu sagen, „ist der beste Pfandbrief eine angezüchtete Sau, deren Ferkel als die alle Jahre fälligen Koupons zu betrachten sind“. Durch eine derartige Geldanlage, wobei das stehende in das umlaufende Kapital fortwährend übergeht und das umlaufende Kapital zum Theil in den Bereich des stehenden Kapitals wieder eintritt, wird die möglichst hohe Rente vom Boden gewonnen, indem mit verhältnißmäßig geringen Kosten wohlfeile Futterpflanzen in theures Fleisch rasch verwandelt werden.

Der Boden von Nebraska besteht größtentheils aus fruchtbaren, aber baumleeren Prärien, mit langen Strecken von öden Sandhügeln untermischt. Dieser wüstenartige Zustand der ausgedehnten und meistens holz- und wasserleeren Ebenen machte Herrn Morton auf die Bedeutung des Waldes im Haushalt der Natur und dessen unberechenbaren Werth für den Ackerbau aufmerksam und erweckte in ihm ein lebhaftes Interesse für die Forstwissenschaft. Auf seine Anregung wurden Preise für die Baumzucht und den Waldbau vom Staat gegeben und der sogenannte „Arbor Day“ (Baumtag) als Schulfest eingeführt, an dem die Lehrer und Schulkinder sich der Baumpflanzung und Baumpflege mit großem Eifer widmen. Diese glückliche Idee ist mit ungeahntem Erfolg ausgeführt worden und hat die einst eintönigen und theils dürren Flächen mit wenigstens einer Milliarde (1 000 000 000) Waldbäumen und Tausenden von Obstbäumen und Weinstöcken bedeckt und den Staat Nebraska zu einem holz- und obstreichen Landstrich gemacht. Außerdem hat diese Umwandlung einen sehr günstigen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens und die klimatischen Verhältnisse ausgeübt. Heutzutage wird „Arbor Day“ in fast allen Staaten der Union in ähnlicher Weise gefeiert und hat sich zu einem gemeinnützigen und namentlich für die Landwirthschaft ersprießlichen Nationalfest gestaltet.

Wesentlich den Bemühungen des Herrn Morton ist es auch zu verdanken, daß zur Forschung auf dem in volkswirthschaftlicher Hinsicht ungemein wichtigen Gebiete der Pflanzenhygiene und des Pflanzenschutzes so unendlich viel in den Vereinigten Staaten geschehen ist und noch immer geschieht. In Betreff derartiger Untersuchungen sowie der zweckmäßigen Regelung des zur Verhütung solcher Schäden bestimmten Ueberwachungsdienstes hat sich die amerikanische Republik unbedingt an die Spitze aller Kulturstaaten gestellt. Man braucht nur die in den Jahrbüchern enthaltenen Berichte der dem Landwirthschaftsdepartement beigegebenen Staatsentomologen zu lesen, um die Bedeutung der darauf bezüglichen Beobachtungen dieser Sachverständigen und der daran geknüpften Bekämpfungsmaßregeln sogleich zu erkennen.

Bezeichnend für Herrn Morton's Einsicht und Ehrlichkeit ist seine Stellung zu der in Amerika brennenden Finanzfrage, die in der letzteren Zeit so heftig aufloderte und das ganze Land in Unruhe und sogar die bestehende Staatseinrichtung in Gefahr setzte. Kurz nach seiner Ansiedlung in Nebraska wurde das Territorium von einem leidenschaftlichen und läppischen Spekulationsgeist ergriffen, der bald zu den wildesten Ausschreitungen und der schwindelhaftesten Ausbeutung des Kredits führte. Bankgeschäfte schossen wie Pilze auf und Jedermann hoffte, durch das massenhaft in Umlauf gesetzte schlechte Geld (wild-cat-money) plötzlich reich zu werden. Herr Morton als Mitglied der Territorialversammlung trat dieser verhängnißvollen Strömung mit aller Kraft entgegen, vermochte sie jedoch nicht aufzuhalten, und die Hineinziehung sämmtlicher wirthschaftlicher Interessen und gewerblicher Unternehmungen in den Strudel zu verhindern. Die darauf folgende Periode künstlich erzeugten Wohlergehens war nur von kurzer Dauer. Die von Morton vorausgesehene Geld- und Handelskrisis trat mit furchtbarer Gewalt ein und richtete die ganze Industrie des Landes zu Grunde. Bei der Eröffnung eines landwirthschaftlichen Jahrmarktes am 21. September 1859 nahm Morton die Gelegenheit wahr, um seinen Mitbürgern ihre Versündigungen an den allgemein gültigen Grundsätzen der politischen Oekonomie vorzuhalten und einige daraus zu folgernde ewige, wenn auch nichts weniger als gefällige Wahrheiten einzuschärfen. Die Katastrophe, welche uns überfallen hat, sagte er, haben wir leichtsinnig herbeigeführt; das schwere Schicksal ist selbstverschuldet. Die verführerischen Pläne, Reichthümer ohne Arbeit zu erwerben, vermögend ohne Fleiß und Sparsamkeit zu werden, sind gänzlich fehlgeschlagen und haben sich als eitler Wahn erwiesen. Hier stand er felsenfest und gab nie aus persönlichen oder politischen Rücksichten ein Titelchen nach. Höchst charakteristisch in dieser Beziehung ist der folgende Vorfall, der seine Aufrichtigkeit und unbestechliche Ueberzeugungstreue ins richtige Licht setzt. Als im Januar 1893 die Mitglieder der Staatslegislatur von Nebraska sich in der Hauptstadt Lincoln versammelten und im Begriff waren einen Bundessenator zu erwählen, bildete sich eine Koalition von Demokraten und Populisten, um Herrn Morton als ihren Kandidaten aufzustellen. Dieser Verbindung stand auch eine Stimmenmehrheit im gesetzgebenden Körper zu Gebote, so daß sie der Wahl ihres Kandidaten ziemlich sicher war. Aber als die Absicht der Verbündeten ruchbar wurde und Herrn Morton zu Ohren kam, da trat er unverzüglich hervor und lehnte die Kandidatur ohne Bedenken ab mit dem Bemerken, er würde eine Wahl in den Bundessenat durch die Populisten unter keinen Umständen annehmen, so lange sie ihren falschen und verderblichen staats- und volkswirthschaftlichen Anschauungen huldigten. Es war Herrn Morton's langgehegter Wunsch gewesen, Bundessenator zu werden; es fiel ihm jedoch nicht im Traume ein, den Mantel nach dem Winde zu hängen, um das Ziel zu erreichen.

Beinahe vierzig Jahre hat er diesen Kampf für ehrliches Geld gegen Währungsdemagogen aller Art zu bestehen gehabt; namentlich im letzten Präsidentschaftswahlfeldzug ist er den Freisilberprägungs-Parteigängern stark zu Leibe gegangen und hat zur Verbreitung gesunder Währungsanschauungen ungemein viel beigetragen. Seine Wahlreden „The Money Question“ und „Finance for Farmers“ und sein am 9. Juli 1896 im Versammlungssaale der Staatsuniversität von Tennessee gehaltener Vortrag sind durch ungewöhnliche Sachkenntniß und klare Darlegung ausgezeichnete Erläuterungen der Währungsfrage. Interessant und in hohem Grade belehrend ist ferner seine nach der Wahl veröffentlichte politisch-geographische Karte der Vereinigten Staaten, welche den Bildungsgrad der Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen zur Anschauung bringt. Danach ist der Prozentsatz der Analphabeten im Alter über zehn Jahre in den Freisilberprägungsstaaten dreimal höher als in den Goldwährungsstaaten. Auch weist er überzeugend nach, daß die ersteren in Bezug auf Besitzthum, Erwerbsthätigkeit, Waarenverfertigung und industrielle Entwicklung überhaupt auf einer viel niedrigeren Stufe stehen als die letzteren. Die Anhänger der freien Silberprägung

sind also durch Wissen weniger befähigt, die Tragweite ihres Wahns zu erkennen und richtig zu würdigen, und haben durch den auf die Verwirklichung desselben folgenden Umsturz der bestehenden volkswirthschaftlichen Verhältnisse weniger zu verlieren als die Verfechter der Goldwährung.*)

E. P. Evans.

Kunstgespräche.

A. So oft ich zu Dir komme, finde ich Schriften Goethe's aufgeschlagen auf Tisch und Pult; er scheint dein Erdgeist, an dessen Sphären Du lang gesogen und immer noch saugst.

B. Schon von Jugend auf, und immer mehr mit dem dünkellosen, frohen Gefühl einer beglückenden Nähe. Er ist mir stets lebendiger geworden: wenn ich mich redlich bemühte, aus den Einzelerscheinungen des Lebens oder künstlerischer Arbeit mir ein Gesammtbild zu gestalten, wenn ich auf den Grund der Dinge zurückging, siehe da, so begegnete ich plötzlich einem Ausspruch von ihm, der mir die freudige Gewißheit gab, daß ich auf seinen Wegen wandelte.

Ein Beispiel für viele: Du weißt, lieber Freund, wie oft wir über unsere Neuesten in der Kunst gesprochen. Gerade weil wir bei vielen ein ehrliches Bestreben bemerkten, die Dinge so zu sagen und zu bilden, als sie ihnen erschienen, that uns um so mehr leid, wie unzulänglich oft ihr Ausdruck war. Wir suchten nach Gründen und fanden sie einmal in dem hastenden Zuge der Zeit, um jeden Preis etwas Neues zu erfinden und in der geringen Widerstandsfähigkeit gegen den Modegeschmack. Aber wenn wir weiter fragten, woher denn diese geringe Widerstandskraft, so mußten wir sie durch einen künstlerischen Mangel erklären. Dies augenblickliche skizzenhafte Kopiren der Natur begriff sich doch nur aus dem Unvermögen, die Studien in sich selbst erst auszutragen. Denn ein Künstler soll zeugen und gebären zugleich wie Vater Zeus. Was plötzlich herausspringt, ist eben das Resultat langer Vorbereitungen. Wie in der Natur der klare wohlschmeckende Quell durch langes sorgfältiges Destilliren erst wird, so auch beim Künstler die einfache Klarheit der Erscheinungen durch einen umständlichen Prozeß. Dieses Kleben an der Wirklichkeit, dieses ewige unruhige Experimentiren, das sie heut als höchste Weisheit ausgeben, ist nur ein nothdürftiges Gewand für ihren Mangel an gestaltender Phantasie und gesunder Tradition. So ungefähr einigten wir beide uns und nun lies, was Goethe zu Eckermann sagt, als sie sich über die köstliche Heuernte des gewaltigen Rubens unterhielten:

Ein so vollkommenes Bild ist niemals in der Natur gesehen worden, sondern wir verdanken diese Komposition dem poetischen Geiste des Malers. Aber der große Rubens hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und sie ihm in ihren Einzelheiten immer zu Befehl war (das durfte Goethe auch von sich selbst sagen). Daher kommt diese Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, so daß wir glauben, alles sei eine reine Kopie nach der Natur. Jetzt wird eine solche Landschaft gar nicht mehr gemalt, diese Art zu empfinden und die Natur zu sehen, ist ganz verschwunden, es mangelt unsern Malern an Poesie.

Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen, es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren.

A. Wunderbar in der That; es ist, als ob diese Worte in einer modernen Kunstausstellung gesprochen seien, wo Bilder Böcklins inmitten von all den Akten und Experimenten in durchleuchtender, einfacher Größe hängen. Freilich glaube ich nicht, daß Goethe zu einem Künstler wie Böcklin die richtige Stellung gewonnen hätte. Neuen Erscheinungen gegenüber, namentlich wenn sie in anderen Künsten als der Poesie auftraten, hatte der alte Herr etwas vorsichtig Ablehnendes. Vor allem hätte ihn die urwüchsige bisweilen brutale Kraft unseres geliebten Meisters, sein Vergnügen, auch einmal der herkömmlichen Auffassung ins Gesicht zu schlagen, jedenfalls empfindlich berührt. Und wer weiß, ob er sich die Mühe genommen zu sehen, wie solch derbe Natur sich in den hervorragendsten Schöpfungen oft wunderbar verfeinert; aus eigener Jugendzeit zu bedenken, welches Genie dazu gehört, eine Feinheit zu destilliren, die gesund und natürlich und nicht blasirt und glasirt wirken soll.

B. Möglich; wir Menschen hängen eben viel von den Vorstellungen ab, die wir im Leben gewonnen haben und immer wieder frisch an die Dinge selbst heranzutreten ist zu zeitraubend, auch paßt es nicht für jedes Alter. Und doch liegt in dieser beständigen Wachsamkeit die einzige Bürgschaft, daß wir uns nicht zu sehr täuschen. Die vergangene Epoche hatte die Phantasie überschätzt und die greifbare Wirklichkeit vergessen, der Rückschlag war unvermeidlich, aus der Glätte kamen wir zur Rohheit. Und doch beruht gerade auf der immerwährenden Kontrolle von Wirklichkeit und Phantasie die echte Kunst.

A. Vor meinen Augen steht ein großer Meister in seiner Werkstatt. Schon ist dem Stein das Bild entstiegen, das seine Phantasie geschaut. Nun sucht er ihm durch liebevoll eindringenden Vergleich mit einem Körper von Fleisch und Blut jenes warme Leben einzuflößen, das wir überall als das köstlichste in der Natur empfinden.

B. Am gewaltigsten hat dies Verhältniß Michel Angelo in der Erschaffung Adams klar gemacht. In dem prächtigen Körper, wie ihn sich der Künstlergeist gedacht, regt sich erst ein mächtiges Leben, als der Schöpfer ihm nahe tritt, ihm die Hand entgegenstreckt. Nach dem Grade dieses Lebens, das der Künstler überströmen läßt, richtet sich der Eindruck des Lebens, den wir empfangen. Natürlich wirkt nur in bestimmten Jahren diese Stromkraft am kräftigsten und ununterbrochen. Auch Goethe hat von diesem Gesetz keine Ausnahme gemacht, wie sehr auch später seine vollendete Kunst bei dem erstaunlich reichen Erfahrungsschatze darüber hinwegtäuschen mag. Er selbst hat das zuweilen klar empfunden, wie aus folgender Aeußerung an Eckermann hervorgeht: „Meine Iphigenie, mein Tasso sind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und beleben zu können."

A. Und diese Sinnlichkeit fehlt Schiller's Idealität fast durchweg, besonders seit seiner Freundschaft mit Goethe. Konnte er doch bei Wallenstein von der reinen Liebe des Künstlers sprechen und meinen, daß sie in der Kälte für den Gegenstand und in der Wärme für die Arbeit bestehe.

B. Gibt es dazu einen größeren Gegensatz als den jungen Goethe, der sich in seine Adelheid so verliebt, daß er über ihrer Liebe den Plan des Ganzen vergißt? Das ewig bewundernswürdige eines großen Kunstwerks liegt darin, daß der klar berechnende Verstand des Schöpfers die ursprüngliche Empfindung nicht verkältet und verglättet. Selbst in den kolossalen, übermenschlichen Gestalten verlangen wir fast unbemerkbar jene feine Wirkung, die uns rührt, weil sie uns den menschlichen Hauch verspüren läßt.

A. Eine Rührung aber kommt bei Verschiedenen doch sehr verschieden zu Stande. Die Panoramakunst und das Rührstück haben das große Publikum für sich, das auf die eindringlichste und unmittelbarste Art getäuscht sein will. Darum können auch Künstler, die nicht täuschen, sondern nur ehrlich die eigenen abgeklärten Vorstellungen des Lebens geben wollen, nie populär werden.

*) Anmerkung des Herausgebers der „Nation": Sterling Morton gehört auch zu jenen amerikanischen Staatsmännern, die den Humbug eines internationalen Bimetallismus klar durchschauen. Ich hörte aus seinem Munde, als ich ihn vor einigen Monaten in Washington aufsuchte, ein Urtheil von wahrhaft erfrischender Deutlichkeit über die von verschämten und offenen Bimetallisten betriebenen internationalen Währungskonferenzen.

B. Gewiß, davon hindert die Fülle des Lebens auf engem Raum und die Einfachheit, mit der dann die Dinge erscheinen. Andererseits, wo die leiseste Berührung genügt, um die tiefste Rührung hervorzubringen, da ist eben von Künstler und Publikum alles auf das Beste vorbereitet.

Ist es übrigens nicht gerade so mit bloßen Fertigkeiten? Der gute Reiter zwingt sein Thier so, daß es der Zuschauer kaum merkt oder nur der merkt, der selbst reiten gelernt hat. Wie es denn zum Verständniß der Kunst gehört, daß man selbst auch Künstler zu sein gelernt hat oder wenigstens sich klar geworden ist, welch mühevoller Weg zu jener einfachen, zwingenden Wirkung führt. Denn sonst greift man, wie ein Kind nach dem Mond, ohne jedes Empfinden der Entfernung. So kommt es denn vor, daß Dilettanten sich gerade an das Schwierigste wagen, z. B. eine Allegorie zu verkörpern, so daß sie Andern den Auftrag dazu geben.

A. Namentlich das letztere ist eine merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete des Dilettantismus.

B. Gewiß, zwar führt Goethe schon unter den Neigungen des Dilettanten die Liebe zur Allegorie und zur Anspielung auf, aber selbst von solchen Allegorien, die er zur Belustigung des Weimarischen Hofes in Scene setzte, hat er, so viel ich weiß, keine nach den Ideen Serenissimi entworfen.

A. Ich glaube, Karl August war zu gescheidt und zu gesund dazu.

B. Ich finde überhaupt, daß trotz vielfachen Waderverkehrtheiten die Epoche Goethe's und Schiller's ein richtigeres Verhältniß zur Kunst gehabt hat als die unsere, wenigstens mehr aufrichtige Freude daran, was doch den eigentlichen Dilettanten ausmacht und wodurch er erst etwas ist.

A. Nur auf dem Gebiete der Musik scheint mir auch heute der Dilettantismus seine Aufgabe zu erfüllen, nämlich der Vermittler zu sein zwischen Künstler und Publikum. Zwar die unfruchtbare Klimperei ist gewiß nichts erfreuliches, so greift schwer schädigend in manchen Lebensberuf ein, allein alles in allem nur in der Musik herrscht ein wirkliches künstlerisches Leben; warme Begeisterung einerseits, kühles Absprechen andererseits sind gesunde Symptome; und durch einen so rücksichtslos wirkenden Mann wie Richard Wagner ist doch auch wieder eine strenge Schulung und ernstes Studium der vergangenen Zeit ermöglicht worden. Hier hat auf Grund eines echt modernen Kunstlebens der historische Rückblick höchst fruchtbar gewirkt. Hervorragende Dirigenten haben in weiten Kreisen vergangene Tonschöpfungen wieder wach gerufen, welche noch der rauschend nervösen Ekstase beruhigend groß und doch innerlich lebendig empfunden werden können. Und unsere Gesangvereine haben sich, allerdings ein jeder in besonderer Güte, redlich bemüht, unsere deutsche Kunst zu Ehren zu bringen.

B. Ja, Goethe's Worte

> Nur nicht lesen! Immer singen!
> Und ein jedes Blatt ist dein,

werden heute nur zu sehr beherzigt, so daß unsere Lyrik so zu sagen ganz übersungen ist. Ein so genau die Bedürfnisse des geistigen Mittelstandes empfindendes Talent wie Emanuel Geibel zeigt am deutlichsten, wie lyrisch die vergangene Periode war; aber auch so tief warme und tief wahre Lyriker wie Storm und Mörike sind doch nach zu Ehren gekommen; der erstere freilich weit mehr durch seine Novellen. Doch wer liest heute lyrische Gedichte? Die Männer haben keine Zeit und Lust dazu, und die Weiblichkeit zieht die Prosa vor. Man schreibt schon eine Geschichte der Lyrik aber geht auf die Dörfer, neue Sterne zu entdecken, aber wird roh oder symbolisch oder sozial — alles Zeichen, daß der Deutschen Lyrik Reich zu Ende.

A. Aber ist denn nicht eine Ruhe natürlich nach der Vollendung durch Goethe, nachdem treue Anhänger seine Ueberlieferung bewahrt haben? Ist es nicht überhaupt ein Grundfehler zu erwarten, daß ein jedes Jahr womöglich einen neuen Wundermann bringen soll?

B. Ich meine, wer ein rechter Dichter ist, der wird auch heute nach seinen eigenen Weg finden — unbekümmert um den Beifall des modesüchtigen Publikums und unbekümmert um eine blasirte Kritik, für welche alles Natürlich-Einfache werthlos ist.

A. Für den Unterschied zwischen dem selbständigen Schaffen innerhalb alter Tradition und dem mechanisch äußerlichen Nachäffen hat unser sogenanntes gebildetes Publikum überhaupt kein Verständniß. Den gewaltigen Erfolg, den ein Meisterwerk gestaltender Phantasie wie Scheffel's Ekkehard erlebt hat, verdankt es doch vor allem dem historischen Mäntelchen, das bei den Ebers'schen Produkten aber selbst den triviolen Machwerken eines Julius Wolff die nämliche Wirkung ausübt. Eine vergangene Zeit versteht doch nur der, welcher seiner ganzen Natur nach sich wohl darin eingerichtet haben könnte.

B. An dieser Ueberschätzung des alten Kostüms ist unsere historische Bildung schuld, jener historische Dilettantismus, wie ihn unsere Zeit groß gezogen.

A. Ja es ist höchst ergötzlich, namentlich in den Museen des Auslands zu beobachten, wie ein reich gewordener Handwerker oder Krämer sich von der gebildeten Tochter über die Dinge belehren läßt, die ihm im Grunde seiner Seele sehr gleichgültig, wenn nicht zuwider sind und bleiben werden; Dinge, von denen sie selbst nie ein wirkliches Verständniß gewinnen kann. Aber genau weiß sie, wann der berühmte Maler geboren ist, was er gemalt hat, sie kennt das umbrische, das venezianische Kolorit, sie hat gelernt, wie sich ganz natürlich aus dem Steifen, Gebundenen das Freie entwickelt, und daß dies alles ganz genau so kommen mußte, wie es die Historie gewollt hat. Charakteristisch ist das äußerlich Fremdlose, Oede dieser ganzen Bildung. Statt an den Kunstschöpfungen das mit Liebe zu suchen, was sie ihrer Natur nach verstehen kann, lernt sie sich Stoff ein, wie ihn nur der Forscher oder Kenner zu gewinnen und zu benutzen im Stande ist.

B. Leider fehlt es diesen selbst nicht selten an einem wahrhaft intimen Verhältniß zur Kunst und doch ist ohne dies alles Kunstgeschichtliche rein äußerlicher Aufputz. Gerade bei Männern wie Burckhardt und Brunn, so verschieden sie auch geartet sind, ist höchst bezeichnend jenes unermüdliche Eindringen in das einzelne Kunsterzeugniß an und für sich, dieses heiße Bemühen, seine Sprache zu verstehen, ehe sie es in die größere Bewegung der Geister einreihen. Denn ohne dies Verständniß, das gerade gegenüber der Plastik eine ehrliche, gründliche, allem Schein abholde Arbeit erfordert, ist auch die gelehrteste Deutung ein eitles Lustgespinnst. So steht gerade der Kenner und Forscher der Kunst gegenüber als Dilettant, als Liebhaber da, und das sollten diejenigen vor allem nicht vergessen, die in moßlosem Dünkel ihr Licht leuchten lassen, als ob sie es erst wären, welche die Kunstschöpfungen der Finsterniß entrissen.

A. Wenn dergleichen Weisheit auf verschiedenen Gebieten mit schauspielerischen Allüren oder der Pose des Salons vom Katheder vorgetragen wird, so behagt das der grünen Jugend gar wohl. Der Schaden ist auch nicht groß, wenn wir dadurch veranlaßt werden, der Sache selbst näher zu treten. Da reinigt uns das Leben und der ehrliche Wille zu tieferem Erfassen schon von all den schimmernden, gleißenden Phrasen hochfahrender Selbstgefälligkeit. Ja, ich meine, man empfindet es später als eine Lust, die altklugen Vorurtheile abgestreift zu haben, ohne die nun einmal Kaste und Zunft nicht denkbar sind.

B. Wohl denen, die diesen Kampf glücklich durchgekämpft, aber wie viele gerade in unsern höheren Ständen schleppen zeitlebens die unseligen Fesseln einer phrasenhaften

Halbbildung mit sich herum. Ich glaube, diese Zahl ist nie größer gewesen als heutzutage.

A. Nur wird daran leider nichts zu ändern sein. Denn die reiche Vergangenheit drückt eben auf ein Kulturvolk; und welche Widerstandskraft einer starken Persönlichkeit gehört dazu, daß sie gegenüber dem allseits auf sie einstürmenden Fremden sich treu und eigen bleibt? Auch Goethe hat diesen Druck gespürt; denke nur der Worte:

> Original, fahr' hin in deiner Pracht!
> Wie würde dich die Einsicht kränken:
> Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
> Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Und ich meine, gerade sein Trieb, auf allen möglichen Gebieten thätig zu sein, hat ihn doch sehr irre geführt.

B. Gewiß höchst rührend ist es mir immer erschienen, wenn er sich in der Farbenlehre für den Einzigen hielt, der das Rechte wußte, und ich kann mir diesen Irrthum nicht anders erklären, als daß sein Gefühl des Widerstandes der stumpfen Welt, wozu er als Dichter vollauf berechtigt war, ihn hier zu dem falschen Begriff des bahnbrechenden Genies brachte. In den bildenden Künsten hat er schließlich seine falsche Tendenz erkannt und ist bei dem angelangt, was er in erfreulichster und fruchtbarster Weise ausgeübt, bei der Kennerschaft aus ernster innerer Neigung. Und sie gewährt auch heute noch in der Kunst den einzigen echten Genuß. Aber unsere maschinenhaft schnell produzirende Zeit hat ihre Hast auch auf die Kunst ausgedehnt, sie lehrt den Dilettanten möglichst rasch und billig möglichst viel zu sehen. Vorträge und Abbildungen sollen die Kunst populär machen. Und doch wie jedes echte Handwerk, so will auch das einzelne wahre Kunstwerk in Ruhe gelernt und verstanden sein. Denn nicht nur die flüchtigen Augenblicke hält die Kunst fest, die auf Nimmerwiedersehen uns sonst entschwebten, sondern sie gibt überhaupt erst abgeklärte Vorstellungen des Lebens, wie es in Farben, Formen und Tönen uns umdrängt. Wer z. B. heute eine Landschaft bewundert, der bedenkt oft nicht, daß er den Genuß vor allem jenen großen Künstlern verdankt, die uns erst wirklich die Augen geöffnet haben. Natur also durch die Kunst und Kunst durch die Natur zu verstehen, hingebend und freudig, bescheiden, ohne geistreichelnden Hochmuth, aber stolz in dem Gefühle einer hohen, menschenwürdigen Arbeit, das ist die immer wieder neue und immer wieder dankbare Aufgabe derjenigen, denen es Ernst ist um die Liebe zur Kunst, sie seien aus welchem Stande sie wollen.

A. Derer, die so denken, werden immer nur wenige sein; sie werden keinen Beruf verspüren, Apostel zu werden, d. h. weder bekehren noch den Staub von ihren Füßen schütteln, aber es thut noth, daß diese wenigen treu zusammenhalten oder sich doch gelegentlich durch ein Wort, einen Händedruck sagen, daß sie sich verstehn.

August Herzog.

Hairan, der Syrer oder Jesus von Nazareth?

Schon vor der Aufführung von Wildrandt's „Hairan"*) that eine Zeitungsnotiz kund und zu wissen, daß Wildrandt's neue dramatische Dichtung die Leidensgeschichte Jesu von Nazareth zur Darstellung bringe. Und nach der Aufführung fragte die Kritik: wie durfte Wildrandt so geschmacklos sein, das Leben Jesu nach Antiochia zu verlegen, den weltgeschichtlichen Persönlichkeiten erfundene Namen zu geben, sie unter Masken auftreten lassen, die Passion in das Jahr 24 vor Christi Geburt zu verlegen?

Ich möchte fragen: ist Hairan der Syrer, wirklich Jesus von Nazareth? Soll er es sein?

In einer „Einsiedelei" nicht weit von Salzburg sitzen ein paar Menschen beim verglimmenden Kaminfeuer um einen alten Mann.*) Man hat den dritten Akt aus König Lear gelesen. Das Problem „Shakespeare" tritt den Menschen vor die Seele. Wie ist sein Genie erklärbar? Vererbung? Ist es denkbar, daß seine braven Eltern und Großeltern aus mancherlei braven Eigenschaften sein Genie durch Vererbung zu Stande gebracht haben? Da ergreift der Alte lächelnd das Wort: „der William Shakespeare aus Stratford am Avon muß ja nicht Anfang und Ende gewesen sein. Er konnte ja auch eine Fortsetzung sein; nicht seiner ‚braven Eltern', mein' ich — was er gewiß zum Theil, gewiß nicht zum Ganzen war — sondern eines Unbekannten, der vor ihm gelebt hatte, Gott mag wissen, wo; der auch schon ein Großes war, nur in anderer Weise; der auch eine Fortsetzung war . . ." Vielleicht hat seine Seele von Gestalt zu Gestalt sich läutern und bereichern müssen, ehe sie in dem Menschen Shakespeare den vollkommenen Ausdruck fand. Seelenwanderung? Das Gespräch kommt auf den alten, klugen Gotthold Ephraim Lessing, der auch einmal über den Gang des Menschen zur Vollkommenheit gegrübelt hat. Dem schien es auch nothwendig, daß jeder einzelne die Bahn durchlaufe, auf welcher das Menschengeschlecht zu seiner Vervollkommnung gelangt ist. „Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? . . . Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist."

Man hat nachgewiesen, daß Jesus von Nazareth in seiner Lehre keineswegs original war. Er hat Gedanken des alten Testaments und vielleicht indischer Weisen übernommen, und zahlreiche Ideen der zeitgenössischen Philosophie spiegeln sich in seiner Ethik wieder; er beherrschte offenbar die gesammte Bildung seiner Zeit. Und kürzlich hat ein kluger und gelehrter Professor den Beweis erbracht, daß Shakespeare die ganze naturwissenschaftliche Litteratur seiner Zeit von Grund aus kannte. Man könnte mit demselben Recht erhärten, daß Herder einen großen Theil der wissenschaftlichen Werke aus der Mitte und dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts gelesen haben muß. Denn er hat Sätze aufgestellt, die er mit Fug und Recht nicht aufstellen konnte, da die Wissenschaft nach seinem Tode erst aus ihm unbekannten Thatsachen den Beweis dafür erbracht hat. Sollte es bei dem Genius nicht etwas wie ein instinktives Wissen geben? Ich meine, und offenbar ist es auch Wildrandt's Meinung, daß solch ein intuitives und instinktives Erfassen eines ganzen weiten Wissensbereiches eine wesenhafte Eigenheit des Genius ist. Und in diesem Sinne ist Jesus von Nazareth ganz so ein Genie wie Shakespeare. Woher aber stammt solch instinktives Wissen? Die Lehre von der Seelenwanderung könnte es nach Wildrandt erklären.

„Die Weisen in Indien sagen: wir werden sein — und sind schon gewesen! Langsam, sagen sie, reift der Menschengeist, nicht in einem Leben. Um gottähnlich zu werden, muß er durch viele und mannigfaltige Gestalten gehen . . ." Die Lehre von der Seelenwanderung ist Wildrandt nicht ein müßiges Spiel seiner Phantasie; sie ist ihm Ueberzeugung.

Ich frage, ist Hairan der Syrer wirklich Jesus von Nazareth?

Hairan tritt in Antiochia auf, im Jahre 24 vor Christi Geburt. Der Begriff eines einen, geistigen Gottes ist ihm aufgegangen. Er geht in die Einsamkeit des Hochwaldes, um mit seinem Gott zu ringen. Auf dem Wege dahin lernt ihn Lysilla, die Tochter eines Philosophen, kennen. In schwüler Sommernacht, im Hochwalde, mit dem tollen Reigen der Kybele, trifft sie ihn wieder. Sie liebt ihn und

*) „Hairan", dramatische Dichtung in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt; in durchaus annehmbarer Darstellung und sehr geschmackvoller Inscenirung im Berliner Theater aufgeführt.

*) Adams Söhne. Roman von A. Wilbrandt. W. Hertz, Berlin.

sie will ihm angehören. Sie wird ihm zur Versucherin. Er weist sie von sich. Erregt, wie ihre Sinne sind, wird sie die Beute des ersten besten Mannes. Hairan aber kehrt nach Antiochia zurück und predigt dem Volke von seinem Gott. Er will den Armen und Bedrückten ein Arzt und Helfer sein. Er heilt einen Lahmen und er läßt die gefallene Lysilla zu sich kommen, um ihr Trost zuzusprechen. Die Priester der Kybele wiegeln das Volk gegen ihn auf, er ruft sein Wehe über sie. Er wird vor den römischen Statthalter geladen und freigesprochen. Die Anhänger der Kybelepriester steinigen ihn. —

Wenn Hairan Jesus sein soll, wozu die Maskerade?

Ich meine, es gibt aus Wildbrandt's Anschauung heraus eine andere Erklärung: die Seele Jesu von Nazareth hat vor ihrem Erdenwallen in Jesu Gestalt in dem Menschen Hairan gelebt; Hairan ist Jesus in der Präexistenz; in ihrem langen Wandern von Gestalt zu Gestalt mußte diese Seele in Hairan zur Vollkommenheit reifen, um in Jesu vollkommen zu sein. Und wie im Meister von Palmyra hat Wildbrandt auch den anderen Seelen, mit denen die Seele Jesu um ihrer Läuterung willen ringen muß, in ihrem Vorleben Gestalt und Einwirkung auf Hairan's Werdegang gegeben: erst als Maria Magdalena wird Lysilla ihrer Vollkommenheit theilhaftig werden. „Hairan“ ist wie der Meister von Palmyra eine Verdichtung der Lehre von der Seelenwanderung. Bedarf es eines weiteren Beweises? Hairan stirbt mit den Worten: „ein Größerer wird nach mir kommen.“ Nicht so Jesus. Er sagte: „es ist vollbracht“, als er das Haupt neigte und verschied.

Aber Wilbrandt's Hairan ist ein verfehltes Werk. Ein Werk, das mißlingen mußte. Das Wesen des Genius in seinem Werdegang, faßt man es tief wie Wildbrandt, entzieht sich künstlerischer Darstellung im Drama. Und noch ein anderes mußte Wildbrandt's Werk vereiteln. In Jesu, heißt es, ward das Wort Fleisch. Wie jedes Genie hat er seinen Gedanken die eine vollendete Fassung gegeben. So hört man neben jedem Wort, das Hairan spricht, den vollkommenen Ausdruck, den Jesus demselben Gedanken gegeben hat. Was Herder Klopstock gegenüber betonte, das gilt in viel höherem Maße von Wildbrandt's „Hairan“: die Evangelien können nicht Stoff für eine Dichtung sein. Denn sie sind, als Dichtung angesehen, bereits vollendet.

Aber Wildbrandt konnte mehr geben als er gegeben hat. Er mußte in Hairan den Menschen zeigen, dem einzelne der Ideen, die Jesus von Nazareth verkündet hat, blitzartig aufleuchten, der auf niederer Stufe als Jesus stehend, sich zur Vollkommenheit emporarbeitet. Sein Hairan ist in Wirklichkeit nur ein mattes Abbild von Jesu Persönlichkeit, wie ein blasser Oeldruck nach einem Gemälde, das noch dazu von Carlo Dolci etwa, nicht von Rembrandt gemalt ist. „Hairan“ ist ein verfehltes Werk, aber gedanklich doch werth, daß man es zu verstehen sucht.

Das Ringen mit übergewaltigem Stoffe ist für Wildbrandt charakteristisch. Für den Künstler Wildbrandt liegt darin eine Gefahr. Dem Denker und Menschen ist es ein Ruhm.

Ernst Heilborn.

In zweiter Auflage liegt endlich, fast zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen, **Ferdinand Lotheißen's Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert** vor. Wien. Carl Gerold's Sohn. (Zwei Bände. Preis 30 Mark).

Seit seinem Erscheinen galt das Buch als eine bedeutende Leistung. Damals schon setzte sich einer jener Deutschen, die am tiefsten in französischen Geist eingedrungen sind, Karl Hillebrand, warm und nachdrücklich in einem seiner Meister-Essays dafür ein. Ein großer Stoff ist nahezu erschöpfend behandelt. Man sieht, wie die kunstvoll gehegte Gartenblume der französischen Dramatik ihren Kelch erschließt und, für unsere Sinne duftlos doch schön in ihrer geometrischen Regelmäßigkeit für eine kurze Weile blüht. Die Epoche, welche Lotheißen behandelt, gilt ja den Franzosen immer noch für den Höhepunkt ihrer Dichtung: niemals mehr hat ihr eigenthümlicher Geist, der nach Bestimmtheit, Geradlinigkeit und Klarheit strebt, sich so unmittelbar und höher ausgesprochen. Lotheißen aber hat von ihnen gelernt: er hat jene schöne Durchsichtigkeit der Sprache, welche sie an ihre Autoren so lieben, hat eine schlichte Anschaulichkeit. Er zeigt uns nicht, wie im Herbarium, die vertrockneten und gepreßten, säuberlich etiquettirten Pflanzen; er untersucht sie nach ihrer Bodenständigkeit und müht sich, die Luft, welche sie gedeihen ließ, durch die Blätter seines Buches wehen zu lassen, die Lebensbedingungen zu erforschen, unter denen sie zuerst so erwuchsen. Anekdotisches hat bei dem schönen Ernst, mit dem er sich seiner großen Aufgabe widmet, wenig Raum und nur dann so weit, als es den Geist der Zeiten und ihrer Männer zeichnet. Der Absatz über seinen und unser Aller Liebling **Molière** ist ein Meisterstück in seiner Art. Ueberall ist die Kulturgeschichte in ausreichendstem Maße berücksichtigt; er beherrscht gleich Wenigen die Quellen, die ihm seine Mühle treiben sollen, das Material, das er künstlerisch gestattet. Es steht zu hoffen, daß es bis zur dritten Auflage nicht wieder zwanzig Jahre währen wird; mag das Buch, nach so langer Frist, im Einzelnen überholt sein, zumal es Niemand nach dem Stande der jüngsten Forschung mehr ergänzen kann — es ist eine bedeutende Leistung voll Neigung, voll Hingebung an fremden Geist, ohne daß Lotheißen darüber sich und seine Deutschheit verloren hätten. Dem Buche ist ein Lebensläufel von der Hand seines Schwiegersohnes, des gewissenhaften und ernsten Kritikers **Dr. M. Necker** beigegeben. Es eröffnet einen Einblick in dies mühselige Leben, das so von Hemmnissen bewegt war. Denn er hatte viel Herzeleid und manche Kränkung zu tragen. Von den Verheißungen, die man ihm bei seiner Uebersiedlung nach Wien gemacht, ist nur ein Theil, spät und nach mancher unbilligen Zögerung erfüllt worden. Und er war dennoch einer der besten akademischen Lehrer, die wir je gehabt haben: anregend durchaus und durchaus wohlwollend, von jener Gabe zu lenken und zu beeinflussen, die ihm näher kamen, welche die großen Schulkünstler kennzeichnet, war eine durchaus feine und vornehme Persönlichkeit. So hat ihn **Bettelheim** in einem erschöpfenden und von innerlicher Neigung erwärmten Aufsatz gezeichnet, so steht der müde und dennoch so sprungkräftige Mensch Jedem, der auch nur flüchtig mit ihm in Berührung gekommen, in der Erinnerung. Es wäre einmal vielleicht an der Zeit, in dies Gewirr unerquicklicher Intriguen hineinzuleuchten, die es ihm an unserer Universität so sauer werden ließen. Necker befleißigt sich da einer sehr vornehmen Zurückhaltung, deutet kaum, wo er zeigen dürfte. Das steht dem Nahverwandten wohl an.

J. J. David.

Agrarpolitik. Ein Lehrbuch von Dr. Lujo Brentano. 1. Theil. Theoretische Einleitung in die Agrarpolitik. Stuttgart. 1897. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Das vorliegende Werk ist aus Vorlesungen erwachsen, die der Verfasser in seinem Beruf als akademischer Lehrer gehalten hat. Nichtsdestoweniger hat diese theoretische Einleitung in die Agrarpolitik für die weitesten Kreise ein unmittelbares Interesse, da sie eine vortreffliche Unterlage zur Beurtheilung jener agrarischen Bestrebungen bietet, von denen die Gegenwart beherrscht wird. Daß jene agrarischen Bestrebungen in letzter Linie nur darauf hinauslaufen, den Bodenpreis ohne adäquate Steigerung seiner Ergiebigkeit zu erhöhen, und daß gerade hierin die grundsätzliche Verkehrtheit und zugleich die schwere soziale Gefahr jener Bestrebungen besteht, setzt Brentano in seinem Werk mit außerordentlicher Klarheit und zugleich in knapper und ansprechender Form auseinander. Das Buch verdient die vollste Beachtung. Wir behalten uns vor, auf dasselbe eingehender zurückzukommen.

T. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 25 Berlin, den 20. März 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Baden bestand eine gemeinsame Organisation der freisinnigen Volkspartei und der süddeutschen Volkspartei. Diese gemeinsame Organisation ist jetzt gelöst worden, und beide politischen Richtungen werden nunmehr wieder gesondert operiren, was natürlich nicht ausschließt, daß sie von Fall zu Fall auch gemeinsam vorgehen können.

Die „Frankfurter Zeitung“, die erklärlicherweise die Verhältnisse des nahen Baden weit besser zu überblicken im Stande ist, als dies von Berlin aus geschehen kann, verzeichnete den Vorgang als etwas Unabwendbares, und sie fügte hinzu, mag die Trennung jetzt vor den herannahenden Wahlen auch bedauerlich sein, so sei doch zu hoffen, daß ein getrenntes Marschiren ein gemeinsames Schlagen nicht verhindern werde. Wir selbst wollen im Interesse einer wirkungsvollen Bekämpfung der allen Liberalen gemeinsamen reaktionären Gegner dasselbe wünschen.

Wir versagen es uns die Frage unsererseits kritisch zu berühren, ob diese Trennung nothwendig war, und ob die süddeutsche oder die freisinnige Volkspartei für ihren Standpunkt bessere Gründe anzuführen in der Lage ist.

Es mag wohl sein, daß nach der Entwicklung, die die Verhältnisse in Baden genommen hatten, ein anderer Ausweg nicht mehr gangbar erschien. Dies zugegeben, so zeigt doch auch dieser Vorgang wiederum, die Neigung der freisinnigen und liberalen Elemente sich zu zersplittern und weiter zu zersplittern.

Zweifellos hängt diese für die reale politische Wirksamkeit unerfreuliche Erscheinung mit einem der größten Vorzüge des Liberalismus zusammen.

Der Liberalismus verlangt selbständige Persönlichkeiten, die ihren individuellen Charakter mit Kraft zu vertreten bereit sind. Ohne solche Charaktere ist überhaupt der Liberalismus undenkbar; er sieht in der Bildung solcher Charaktere eine seiner Hauptaufgaben; er ist der Ansicht, daß politische und wirthschaftliche Freiheiten das beste Mittel zur Ausbildung solcher Anlagen sind, und er ist überzeugt, daß die Blüthe des modernen Lebens und die gesunde Kraft des modernen Staates nur in Individuen dieser Art zur Entfaltung gelangen kann. Das ist das Bekenntniß der Individualisten.

Aber dieser segensvolle Individualismus, dessen Erfolge der soziale Aufschwung Deutschlands allen traurigen Hemmungsversuchen zum Trotze so eindringlich verkündet, er kann politisch seine Gefahren mit sich bringen.

Der Individualismus stellt die Person ganz und ausschließlich auf sich selbst; unsere demokratische Zeit mit dem allgemeinen Stimmrecht, das die Massen aufbietet, verlangt aber ein Zusammenfassen der Kräfte, sollen nicht die Massen trotz der Zahlen, die sie darstellen, durch Zersplitterung einflußlos sein und bleiben. Dieses Problem individueller Selbständigkeit im sozialen Leben und der Fähigkeit sich politisch unter Zurückstellung geringerer Meinungsverschiedenheiten doch zu einem festen aktionsfähigen Körper zusammenzuschließen ist in England bis zu einem hohen Grade gelöst; es ist in Deutschland seiner Lösung

nur allzu fern. So kommt es denn, daß der Liberalismus, getragen von der modernen Entwicklung in Handel und Wandel, in Technik und Wissenschaft, unbeschadet einer verfehlten und reaktionären Gesetzgebung die herrschende Macht im sozialen Leben bei uns geblieben ist, und daß er durch seine Zersplitterung zur politischen Macht nicht zu gelangen vermag, während Schichten, die eine gleiche Höhe intellektueller Entwicklung nicht erreicht haben, Schichten auf der äußersten Rechten, auf der äußersten Linken und im Centrum, gerade bei der größeren Begrenztheit ihres geistigen Horizontes jene Einseitigkeit sich bewahrten, die das Zusammenschließen zu einer großen einheitlichen Macht eher ermöglicht; und diese Massen heißen sie nun Agrarier, oder Ultramontane oder Sozialisten drücken dann unserem politischem Leben in erster Reihe den Stempel auf. Der Liberalismus aber muß es so dulden, daß das von ihm erschaffene und erhaltene moderne soziale Leben von feindlichen Mächten durch die politische Zwangsjacke zu verkümmern und immer wieder zu verkümmern versucht wird.

Seit dem Jahre 1878 wohnen wir jetzt dieser traurigen Entwicklung bei. Die geborenen Repräsentanten des modernen Lebens sind politisch machtlos, und die Feinde des modernen Lebens, bei denen die politische Macht ist, würden jeden Aufschwung vernichten, wenn nicht die soziale und wirthschaftliche Entwicklung unserer Tage, dieser Riese, aller Befehdung spottete und trotz aller Hemmungen und trotz aller Wunden, die man ihm beibringt, nicht umzubringen wäre. Das Ergebniß solchen Ringens ist eine tiefe Unzufriedenheit bei uns in Deutschland auf allen Seiten. Der Liberalismus sieht das Gedeihen verkümmert, und die Gegner sehen mit Erstaunen und Erbitterung, daß trotz der politischen Machtlosigkeit des Liberalismus sie mit den Mächten des modernen Lebens nicht fertig zu werden vermögen.

Aus dem ewigen Schwanken und der ewigen Unsicherheit, die sich damit ergibt, und die neuerdings noch verstärkt wird durch die Schwäche der Regierung, können wir nur herauskommen, wenn der Liberalismus auch politisch sich wieder zu einer Macht entwickelt, und das wird er niemals, wenn nicht *eine* Vorbedingung zunächst erfüllt ist.

Weil die moderne Politik gezwungen ist, mit großen Massen zu operiren, und gerade weil das Leben unserer Tage so vielgestaltig ist und weil die liberale Weltanschauung eine vielgestaltige Selbständigkeit noch besonders zu verbreiten sich angelegen sein läßt, darum muß danach gestrebt werden, daß nicht jede Verschiedenheit der Anschauungen auch politisch in Gegensatz und Feindschaft ausartet. Es muß in Deutschland gerade auf Seiten der Liberalen die Fähigkeit ausgebildet werden, politisch wichtiges und politisch im Augenblicke weniger wichtiges zu unterscheiden; es muß jene Kenntniß erwachsen, die weiß, an welcher Stelle die Position des Gegners vor allem zu erschüttern ist, und die Einsicht, daß alle anderen Wünsche und Bestrebungen zunächst zurückgestellt werden müssen, um für solche Erschütterung so viele Kräfte als irgend möglich zusammenzufassen. So lange aber jede Fraktion jeden Paragraphen ihres Programms für gleich wichtig erachtet, und so lange jeder Dissens eine Gemeinsamkeit der Aktion so gut wie ausschließt, so lange werden alle jene einzelnen demokratischen, freisinnigen und liberalen Partikelchen machtlos bleiben, die eine Macht wären, wenn sie die große Frage der Bekämpfung der geistigen, politischen und wirthschaftlichen Reaktion bedeutungsvoller als kleine Fragen erachteten.

Betrachtet man die beiden großen Parteien in England, — welch' eine Mannigfaltigkeit der Nüancen, vor Allem auch auf der Linken zeigt sich da; von den sozialistisch gerichteten Radikalen, über die Radikalen von der Art Labouchères hinweg bis zu den modernen Liberalen und hin bis zu den alten Whigs. Welch eine Verschiedenheit der politischen Ideale im Einzelnen. Aber sie operiren zusammen, weil alle diese einzelnen Gruppen sich gleichzeitig ihrer Gemeinsamkeit in den Hauptzielen bewußt sind, und weil sie nie vergessen, daß das starke Hervorkehren von Sonderwünschen die Bedeutungslosigkeit Aller im Gefolge haben müßte. Die englischen Fraktionen, die nach der politischen Macht streben, fügen sich den Bedingungen, unter denen heute nur die politische Macht errungen werden kann.

Ob es sich nun um Fragen der Wahltaktik handelt, ob um ein Schiff mehr oder weniger, ob um ein paar Tausend Soldaten, ob sonst um kleine Nüancen, — so lange solche Fragen, die ihre Bedeutung, aber doch nur ihre relative Bedeutung haben, bei uns dazu führen, ein einheitliches und friedliches Operiren der Freisinnigen und Liberalen zu vernichten, so lange wird die Linke bei uns im Parlamente machtlos, bleiben und Deutschland, geführt von einer schwankenden Regierungsgewalt und bedrängt von einer unwissenden Reaktion, wird dann weiter einer dunkeln und gefahrvollen Zukunft entgegentreiben.

Die Angestellten der schweizerischen Nordostbahn haben gestreikt und vorübergehend ist der gesammte internationale Eisenbahnverkehr in der Eidgenossenschaft zum Stillstand gekommen. Der Streik ist dann schnell durch die ausgleichende Intervention der Bundesbehörden zur Zufriedenheit der Angestellten zur Beendigung gelangt.

Bemerkenswerth bei diesem Ausstand von gefahrdrohendem Charakter und Umfange, war der Erlaß, mit dem das Centralkomitee des „Verbandes des Personals schweizerischer Transportangestellten“ sich an die Bahnbediensteten wandte. In diesem Schriftstücke heißt es:

„*Nicht die leiseste Ausschreitung darf vorkommen! Noch weniger irgend eine Schädigung des Bahnmaterials.* Wachet streng darüber, daß auch nicht von anderer verdächtiger Seite solche Schädigung verübt werde. Ihr seid mit Recht erbittert über erlittene Unbill, aber laßt Euch nicht zu irgend welcher Gewaltthat aufreizen. Machet die Kollegen, die den Dienst weiter versehen wollen, ruhig darauf aufmerksam, daß jeder Zug, der nach der festgesetzten Zeit abgeht, schweren Unfällen ausgesetzt ist. In den Städten sollen die Kollegen nicht in Schaaren auf den Straßen oder vor den Bahnhöfen stehen, sondern sich in geeigneten Lokalen in der Nähe versammeln. Nur Beobachtungsposten zu zweien sind an die wichtigeren Plätze zu stellen. Kollegen! Die Arbeitseinstellung kann nicht lange dauern. Es ist durchaus nöthig, daß die Mannschaft beisammen bleibt, um auf ein gegebenes Zeichen den Dienst sofort wieder aufzunehmen und mit allen Arbeitskräften *in größter Ordnung* weiterzuführen. Große Anforderungen werden an Eure Disziplin gestellt, größere als beim gewöhnlichen Dienst. Wir sind überzeugt, daß Ihr Euch freiwillig diese Disziplin auferlegt und darüber wachet, daß *das reine Schild unserer Ehre* nicht befleckt werde. Hoch die Solidarität des gesammten Personals! Es lebe unser schweizerisches Vaterland!“

Angestellte und Arbeiter, gebildete Bahnbeamte und ungebildete Handlanger, die das Koalitionsrecht in solchem Geiste handhaben, verdienen die vollste Sympathie; wenn Streikende zugleich von solchem Gefühle der Verantwortung durchdrungen sind, so können sie stets auf die Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnen, und solche Unterstützung bedeutet fast immer den Sieg.

Den Arbeitern und den Angestellten allüberall aber kann man nur empfehlen, sich das Verhalten zum Muster zu nehmen, das die Bediensteten der Schweizerischen Nord-Ostbahn beobachtet haben.

Nachdem nunmehr auch die französische Deputirtenkammer das Programm des Ministers Hanotaux mit großer Majorität angenommen hat, wird man langsam mit Zwangsmaßregeln *gegen Griechenland* vorgehen; oder vielmehr zunächst gegen Kreta. Wir sagen langsam; und ausdrücklich hat Herr Hanotaux erklärt, daß man die Pressionsmittel nur allmählich steigern werde. Damit wird wiederum kostbare Zeit verstreichen; wir fürchten kostbare Zeit genug, um dem Ausbruch revolutionärer Bewegungen auch in anderen Theilen des türkischen Reiches Muße zur Entfaltung zu geben. So wird es immer unwahrscheinlicher, daß der Brand auf der Balkanhalbinsel noch auszutreten ist. Man muß vielmehr mit der nahen Möglichkeit rechnen, daß nunmehr ein Zusammenstoß an der thessalischen Grenze zwischen Türken und Griechen erfolgt, und alsdann ein Losbrechen der andern Balkanvölker.

* * *

Die Centenarfeier.

Der hundertjährige Geburtstag des ersten Kaisers im neuen Deutschen Reiche wird in diesen Tagen festlich begangen. Die Festveranstaltung trägt ein zu offizielles Gepräge, um durchaus volksthümlich zu sein. Es ist von oben herab zu viel angeordnet; Gefühle aber wollen nicht kommandirt sein. Schon der Versuch, bei diesem Anlaß den historischen Titel „der Große" zu verleihen, hat erkältend gewirkt. Die Bezeichnung ist vom Volke nicht recipirt, und die offiziellen Bemühungen, den neuen Titel in den Kurs zu setzen, stören die Aufrichtigkeit der Gefühle, die dem Andenken an Kaiser Wilhelm I. aus dem Volke entgegen kommen.

Wir leben in einem demokratischen Zeitalter. Die Männer aber, welche in der Geschichte die „Großen" genannt werden, waren Gestalten absolutistischer Epochen. Ihre „Größe" bestand vornehmlich in der Konzentrirung staatlicher Machtmittel, in der Verkörperung der wesentlichsten Triebkräfte ihres Staats. Wo die absolutistische Voraussetzung fehlt, hat die Geschichte auch unvergleichlich Größeren den Beinamen „der Große" versagt. Man spricht von Peter dem Großen, aber nicht von Cäsar oder Washington dem Großen, nicht einmal von Napoleon dem Großen. Die absolutistischen Voraussetzungen lagen für den ersten Napoleon allerdings vor, aber er war größer, ehe jene Vorbedingungen zum Titel „der Große" eintraten, und deshalb ist ihm der Beiname erspart geblieben. Und wie erst hat sich die Welt seitdem verwandelt!

Durch nichts wird das abgelaufene Jahrhundert so sehr charakterisirt, wie durch die stetige Zurückdrängung des Einflusses auch der mächtigsten Einzelnen. Das eben nennen wir die Demokratisirung unseres Zeitalters. Die Ursache für diesen Wandel ist mit Händen zu greifen: sie liegt in jener ökonomischen Umwälzung, die, aus der Bändigung der Dampfkraft und der Elektrizität hervorgegangen, alle Gebiete des wirthschaftlichen Lebens ergriffen, die ganze Technik umgewandelt, alle früheren Bedingungen des Wettbewerbs verschoben, für die Ueberwindung des Raums und die Ausnutzung der Zeit neue Voraussetzungen geschaffen und damit eine stetig wachsende Fülle unkontrollirbarer wirthschaftlicher Kräfte und Beziehungen hervorgerufen hat, die aller absolutistischen Gängelbänder spotten.

Vor dieser gewaltigen Revolution, dem Produkt unzähliger Hände und Köpfe, verblassen auch die Großthaten von Staatsmännern, Herrschern und Feldherren. Als Friedrich Wilhelms III. zweiter Sohn geboren wurde, fascinirte die Welt ein alles überstrahlendes Feldherrngenie. Der General Bonaparte pflückte in der lombardischen Ebene den Lorbeer. Derselbe Kriegsheld sollte in weniger als zwei Jahrzehnten die ganze alte Staatenwelt Europas zertrümmern und auch den Nachfolger Friedrichs des Großen auf das Tiefste demüthigen. Das neunzehnte Jahrhundert begann mit endlosen Kriegen und fortgesetzten staatlichen Umwälzungen, und es ist in seinem ganzen Verlauf kein friedliches Jahrhundert gewesen. Eine Politik von Blut und Eisen bewirkte die Beseitigung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten wie die Einigung Italiens und Deutschlands. Große Feldherren und bedeutende Staatsmänner hat das neunzehnte Jahrhundert in ungewöhnlich großer Zahl gesehen. Aber nicht sie haben diesem Jahrhundert den Stempel aufgedrückt, sondern die Leistungen der Wissenschaft und Technik.

Dieser Entwicklung muß man eingedenk sein, will man Wilhelms I. geschichtliche Verdienste gerecht würdigen. Je weniger der Einzelne, und sei er noch so mächtig, heute im Stande ist, das ganze öffentliche Leben zu beherrschen, um so bedeutsamer werden die Herrschertugenden der Selbstbescheidung und der Mäßigung. In keinem anderen Beruf ist heute die Beschränkung so sehr die Voraussetzung der Meisterschaft, wie im Herrscherberuf; und Wilhelm I. zeigte sich gerade in dieser Beschränkung als Meister.

Ein Feind alles Dilettantismus, kein Freund sprunghafter Maßnahmen, trotz starken königlichen Selbstgefühls bereit, die geistige Ueberlegenheit seiner vornehmsten Gehilfen im Rath und im Felde anzuerkennen, behutsam im Entscheiden, zäh im Verfolgen des einmal Beschlossenen, nicht geblendet durch den Glanz äußerer Machtstellung, so steht in schlichter Würde der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs der Nachwelt vor Augen.

Die allem Abenteuerlichen abgeneigte Solidität seines Charakters war unter den schwierigen Umständen, unter denen der Bau des Deutschen Reiches vor sich ging, ein unberechenbares nationales Glück. Selbst die glänzendsten Erfolge trübten nicht seinen Blick für das Erreichbare. Er war in des Wortes bester Bedeutung ein Realpolitiker. Den Gefahren des Mißbrauchs der Macht ging er mit bewußter Weisheit aus dem Wege. Saß statt dieses nüchternen und pflichtgetreuen Herrschers ein beweglicher Phantast auf dem Throne, wie anders hätten die politischen Geschicke des deutschen Volkes sich gestalten können!

Das deutsche Volk hat deshalb vollauf Ursache, in Dankbarkeit sich des ersten deutschen Kaisers zu erinnern, und die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags ist gewiß ein passender Anlaß, um der dankbaren Erinnerung auch einen festlichen Ausdruck zu geben.

Soll die Feier aber über das äußere Festgepränge hinaus eine innere Bedeutung erlangen, so müssen die Tugenden des Kaisers Wilhelm I. vorbildlich zur Nacheiferung anregen; vor allem seine größte Tugend: das Maßhalten beim Reden und Handeln.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XV.

Der Staatssekretär der Marine hatte ein Abschiedsgesuch eingereicht und in einigen Zeitungen wurde in geheimnißvollem Tone darauf hingewiesen, es könne dahin kommen, daß auch der Reichskanzler ein Abschiedsgesuch einreiche, wenn in der Marinefrage nicht andere Beschlüsse gefaßt würden, als die Budgetkommission vorgeschlagen hat. Die Nachricht — die natürlich falsch war, denn der gegenwärtige Reichskanzler ist ein ernster Staatsmann — hat nicht diejenige Aufregung hervorgerufen, die man davon gehofft oder befürchtet hatte. Es gibt kein anderes Land, in dem man demjenigen, was man eine Ministerkrisis zu nennen pflegt, so gleichmüthig gegenübersteht, wie in Deutschland. Poetisch gestimmte Gemüther haben den Wahlspruch: „Ruhig mag ich Euch erscheinen, ruhig gehen sehn", und prosaische Naturen drücken denselben Gedanken mit den Worten aus: „Der Eine geht, der Andre kommt". Ob diese Gleichgültigkeit ein Zeugniß für die Gesundheit unserer Zustände oder ob sie ein Krankheitssymptom ist, darüber steht unsere Ansicht fest, aber wir wissen sehr wohl, daß Andere anders urtheilen wie wir. Jedenfalls bleibt die Frage, ob ein Paar Kriegsschiffe mehr oder weniger bewilligt werden sollen, und ob der Bau der bewilligten etwas langsamer oder schneller erfolgt, eine nüchterne Budgetfrage, und wird als solche nüchtern erledigt werden müssen, wenn man sich nicht vor der ganzen Welt lächerlich machen will.

Dem Reichstag, dessen Session sich bereits dem Ende zuneigt, sind noch zwei umfassende Vorlagen zugegangen: über die Handwerkerorganisation und über das Auswanderungswesen. Daß die erstere für diesmal nur zur Kenntnißnahme und nicht zur Erledigung eingebracht ist, versteht sich von selbst. Aber auch in Betreff der zweiten hoffen wir, daß sie nicht vor Abschluß der Session aus der Kommission, in die sie verwiesen ist, wieder herauskommt.

Das Abgeordnetenhaus kann das Budget nicht mehr so zeitig erledigen, daß seine Publikation, wie es verfassungsmäßig vorgeschrieben ist, vor dem 1. April erfolgen wird; ja es werden schon Zweifel laut, ob die Erledigung auch nur vor dem 1. Mai möglich ist. Irgend eine sachliche Schwierigkeit, welche die Erledigung verzögert, liegt nicht vor. Die Verantwortlichkeit trägt die Mehrheitspartei und diese setzt sich aus Konservativen zusammen.

Im Reichstage wurde an einem Schwerinstage über die Verordnung, betreffend die Arbeitszeit in den Bäckereien, im Abgeordnetenhause beim Gehalt des Handelsministers über das Börsengesetz verhandelt; das waren neben der Marineverhandlung die beiden interessanten Momente der Woche.

Im Reichstage sollten die Erwählten des Volkes sich darüber schlüssig machen, wie lange der Betrieb einer Bäckerei täglich dauern darf. Ueber diese Frage wird ein Bäckerlehrling der Regel nach besser unterrichtet sein, als der gelehrteste Politiker, wenn er auch bei Herrn von Marquardsen Staatsrecht und bei Herrn Schmoller Volkswirthschaft gehört hat. Das Auffällige liegt darin, daß der Reichstag gezwungen ist, sich mit einer Frage zu beschäftigen, in der er so offenkundig inkompetent ist. Durch das Arbeiterschutzgesetz hat der Reichstag dem Bundesrath die Ermächtigung gegeben, Verordnungen über die Maximalarbeitszeit zu erlassen; dieselben Parteien, welche diese Ermächtigung gegeben haben, tadeln jetzt den Bundesrath, daß er von dieser Ermächtigung Gebrauch gemacht hat. Und der Bundesrath seinerseits behauptet, von dieser Ermächtigung in dem Sinne und Geiste Gebrauch gemacht zu haben, in welchem das Gesetz sie ihm verliehen hat.

Wir ziehen aus dem ganzen Streit nur die eine Schlußfolgerung, daß es unzweckmäßig ist, den Gesetzgeber mit Aufgaben zu bepacken, die am besten das Leben selbst löst. Bäckermeister und Bäckergesellen haben beide das Koalitionsrecht; sie werden sich darüber verständigen können, wie sich die Rücksichten auf nothwendige Arbeiterruhe mit den Rücksichten auf gute Bedienung des Publikums vereinigen lassen. Und wenn sie nicht zur Verständigung kommen, wird es der Weisheit weder des Bundesraths noch des Reichstags möglich sein, den rechten Weg zu finden.

Die Agrarier ohne Ar und Halm, deren Feldgeschrei lautet, daß Alles verungenirt werden muß, klagen die Regierung an, daß sie gegen die Börse nicht mit schärferen Maßregeln vorgegangen ist. Die Vereinigungen der Produktenhändler mit Polizeigewalt auseinander treiben und den einzelnen Getreidehändler auf die Anklagebank bringen, das wäre nach ihrer Meinung der richtige Weg. Für die Agrarier, die etwas zu verlieren haben, werden diese Freischärler nachgerade unheimlich. Sie haben ja nie das Ziel gehabt, die Börse zu vernichten, sondern sie haben eine Börse, die nach ihrer Pfeife tanzt, haben wollen, und sie sehen ein, daß sie sehr bald einer Situation gegenüberstehen werden, in der keine Börse mehr da ist, in der eine Marktlage nicht mehr verschleiert werden kann, weil es überhaupt keine Marktlage mehr gibt, sondern nur ein Abschluß von Geschäften von Fall zu Fall, bei welchem der regelnde Einfluß der Konkurrenz auf die Preisbildung beträchtlich erschwert ist. Der Getreidehandel ist gar nicht in der Stimmung, den Kampf um das Recht aufzunehmen, sondern zeigt Neigung vom offenen Markt sich zurückzuziehen und das Geschäft in der Stille des Comptoirs zu treiben. Die Grafen von Kanitz und von Schwerin, die anscheinend sich dagegen gesträubt haben, dem Ruf nach einer Börseninterpellation stattzugeben, haben, als sie eine Diskussion nicht umgehen konnten, bei ihren Reden Sordinen angewendet. Graf Schwerin bestreitet mit Entrüstung, jemals die Börse angegriffen zu haben; seine Angriffe hätten sich nur gegen Personen gerichtet, die zu nennen er außer Stande ist, gegen Personen, die gar nicht an der Börse gehandelt haben und die darum ihre Geschäfte nicht an der Börse verlautbart haben. Er, wie auch Graf Kanitz treiben heute ihr Wohlwollen gegen den Handel so weit, daß sie ihn väterlich ermahnen, zur Börse zurückzukehren, da er sich sonst mehr Schaden zufügen würde, als der Landwirthschaft.

Nun hat der Handel niemals Lust gehabt, der Landwirthschaft, die er braucht, zu schaden. Und den Schaden, den er unter den gegenwärtigen Zuständen erleidet, kann er sehr wohl ermessen, ohne daß man seiner Rechnung zu Hilfe kommt. Aber er berechnet richtig, daß er größeren Schaden erleiden würde, wenn er sich an eine Börse begibt, die von den Agrariern geleitet wird, als wenn er der Börse fern bleibt.

Es kann nicht oft genug betont werden, daß der Getreidehandel bis in die letzte Dezemberwoche hinein bereit gewesen ist, sich den Vorschriften des Börsengesetzes, so unzweckmäßig sie auch sind, zu fügen. Erst die über das Gesetz hinausgehenden Ausführungsvorschriften des Handelsministers haben ihm den Besuch der Börse unmöglich gemacht. Der Handelsminister hat in einer früheren Sitzung behauptet, er habe nach dem Gesetze nicht anders handeln können, als er gehandelt hat. Von diesem Standpunkte ist er zurückgekommen. Er gibt jetzt zu, die Ausführungsvorschriften lassen sich in verschiedener Weise treffen, und er sei bereit, Entgegenkommen zu zeigen. Er gibt sich der Hoffnung hin, man werde zu einem Ausgleich kommen. Der Handel ist nach seiner innersten Natur nicht auf Kampf und Trotz angelegt; gewiß wird auch er Entgegenkommen zeigen, so weit es ihm irgend möglich ist. Aber über die Grenze, bis zu welcher ihm ein Entgegenkommen auch beim besten Willen möglich ist, befinden sich, wie es scheint, noch der Handelsminister und die Agrarier in einem verhängnißvollen Irrthum. Und die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß ein Zustand, bei welchem Handel und Landwirthschaft mit vermeidlichen Plagen heimgesucht werden, sich länger ausdehnt, als man jetzt vermuthet.

Proteus.

Die Agrarreform in Preußen.

II.

Die Thatsache, welche die öffentliche Aufmerksamkeit der Agrarreform zuerst wieder zuwandte, war die große Auswanderung namentlich der ländlichen Bevölkerung, die zur Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges stattfand. Diese Auswanderung war am größten aus den Landestheilen, welche am dünnsten bevölkert waren, aus den Gegenden des überwiegenden Großgrundbesitzes. Um die Auswanderungslustigen auf dem platten Lande festzuhalten, entstand der Gedanke, ihnen die Möglichkeit eines Erwerbs von Grundbesitz zu gewähren. Zu dem Zweck wurde 1873 im preußischen Abgeordnetenhause der Antrag gestellt, die Regierung möge da, wo die wirthschaftlichen und lokalen Verhältnisse dies rathsam erscheinen ließen, Staatsdomainen parzelliren, um kleinere und größere Bauerngüter zu bilden. Noch dachte man dabei, daß diese Bauerngüter den Erwerbenden als freies Eigenthum sollten verliehen werden. Zwar machte Dr. Miquel bereits damals die Bemerkung, es sei nicht gut gewesen, die Erbpacht so früh aufzuheben, und findet dabei, obwohl selbst zur Linken gehörig, die Zustimmung der Rechten, und im Herrenhause erklärt Graf Krassow, er glaube nicht an einen durchschlagenden Erfolg, wenn man nicht die Parzellen statt gegen Kapital gegen Rente veräußere. Allein nicht nur Angehörige des liberalen Beamtenthums, das die Bauernbefreiung durchgeführt hatte, wie der Abgeordnete Schellwitz, widersprechen dem Gedanken einer Wiedereinführung der Erbpacht, selbst Graf Udo Stollberg im Herrenhause hält sie noch nicht für möglich. Die Regierung gab dem Verlangen des Parlaments nach, und in

dem Landestheil, in dem es am nothwendigsten schien, in Neuvorpommern, wo der Latifundienbesitz nicht weniger als 80 Proz. der Bodenfläche umfaßt, wurden zwei Domainen parzellirt und an Bauern zu Eigenthum verkauft.

Die Zahlungsbedingungen waren an sich nicht ungünstig. Der Käufer sollte ein Sechstel des Kaufgeldes bei der Uebergabe erlegen, ein weiteres Sechstel binnen Jahresfrist nach der Uebergabe; die übrigen vier Sechstel sollten 5 Jahre zinsfrei gestundet und in den nächstfolgenden 5 Jahren abgetragen werden. Allein man muthete jedem Ansiedler zu, selbst die Gebäude zu errichten. Die Ansiedler waren aber nicht im Stande, 1. Kaufgeld zu zahlen, 2. Gebäude aufzuführen, 3. das ganze Feld- und Viehinventar zu beschaffen, 4. die nächste Ernte abzuwarten. Die Folge war die Verschuldung der Ansiedler. Der Hauptfehler, an dem der Versuch scheiterte, war aber ein der Büreaukratie eigenthümlicher: das schablonenhafte Vorgehen der Regierung. Die Bevölkerung ist in Neuvorpommern die dorfweise Ansiedlung gewohnt; statt dessen machte man Einödhöfe, und legte diese an ohne Berücksichtigung von Wasser und Wald. Die Folge war, daß nur eine dieser Ansiedlungen, Upatel im Kreise Greifswald, zu Wohlhabenheit und Blüthe gelangte. Die Angesiedelten haben durch Zukauf und Abkauf die bei der Ansiedlung begangenen Fehler korrigirt. In den übrigen Fällen wurden die Angesiedelten wieder von der Scholle verdrängt. Indeß trotz der bei der Ansiedlung begangenen Fehler mußten fast in allen Fällen Ursachen mehr persönlicher Art hinzutreten, um diesen unglücklichen Ausgang herbeizuführen.*)

Der wenig glückliche Ausgang des Kolonisationsversuchs in Neuvorpommern wurde von den Anhängern der Erbpacht, welche, wie wir gesehen haben, nicht ausgestorben waren, mit Geschick benutzt. Man sagte, es sei klar, daß ein Zerschlagen von Domainen in kleine Bauerngüter, welche gegen Kapitalzahlung zu Eigenthum verkauft wurden, immer zwei Uebel zur Folge haben würde: Beginn der Wirthschaft mit starker Verschuldung, verursacht durch die Nothwendigkeit, gleichzeitig den Kaufschilling zu zahlen, die Gebäude zu errichten und das nöthige Inventar zu beschaffen, und das schließliche Auskaufen der durch die Zerschlagung entstandenen Bauerngüter durch die benachbarten Großgrundbesitzer. Folglich sei ein Mittel nöthig, um diese mit der Zerschlagung verbundenen Gefahren zu vermeiden. Ein solches Mittel sei die Vererbpachtung, und zur Bekräftigung dieser Argumentation berief man sich auf die Erfahrungen, die man neuerdings in einem Lande, in dem die feudale Verfassung am meisten erhalten worden ist, in Mecklenburg-Schwerin, mit der Vererbpachtung gemacht habe.

In Mecklenburg-Schwerin zerfällt das Land in zwei große Hälften: in das landesherrliche Domanium und das der Ritterschaft gehörige Land. Auf letzterem sind die bäuerlichen Anwesen bis auf 607 Zeitpachtstellen und 623 Erbpachtstellen, sowie 117 Antheile an 6 in den Händen der Bauernschaften befindlichen Rittergütern vollständig verschwunden. Um einen neuen Bauernstand zu schaffen, fand seit 1867 die Vererbpachtung von landesherrlichem Land an Bauern statt, und zwar in größeren und kleineren Bauerngütern, im Ganzen von einer Durchschnittsgröße von 4,34 ha. Diese neugeschaffenen Erbpächter haben jährlich einen Canon zu entrichten, der indeß durch Zahlung seines fünfundzwanzigfachen Betrages abgelöst werden kann. Diese Erbpachtstellen unterliegen so ziemlich denselben Dispositionsbeschränkungen, wie sie zur Zeit der Grundherrlichkeit allgemein waren, wie sie Möser von seinem Ideale einer Agrarverfassung verlangt hat, und wie wir sie in der neuesten preußischen Agrargesetzgebung wiederfinden werden: dem Verbote, das Gut zu theilen, sowie dem, es durch Vereinigung mit einem anderen Gute zu vergrößern; keine Besitzveränderung ist rechtsgültig, sie finde denn die amtliche Anerkennung; die größeren Güter unterliegen dem Anerbenrecht mit beschränkter Verschuldbarkeit, während für die kleineren Güter das gleiche Erbrecht und das Recht freier Verschuldung gilt. Die Folge dieser Maßnahmen war nun nicht, daß die Abwanderung vom Lande nach den Städten aufhörte. Es wird übereinstimmend berichtet,*) daß der Sohn eines ansässigen Tagearbeiters fast nie Landarbeiter bleibt, daß gerade die intelligenteren Kinder der fleißigen und dadurch besser situirten Arbeiter höchstens bis zur Militärzeit im Berufe der Eltern ausharren, um dann in den Städten, im Bahn- und Postdienst ihr Brot zu suchen. Auch die durch das Anerbenrecht vom Landbesitz ausgeschlossenen Kinder bleiben nur zum geringen Theil der Landwirthschaft erhalten. Aber immerhin vermehrte die Ansiedlung von Bauern da, wo bis dahin nur Großgrundbesitz war, naturgemäß die Zahl der Einwohner; so daß, während die Bevölkerung von ganz Mecklenburg-Schwerin von 1867—1890 um 3,15 Proz. zunahm, die Bevölkerung auf dem landesherrlichen Domanium wenigstens nur um 1,7 Proz. abnahm, während sie da, wo man keine Bauern angesiedelt hatte, auf dem Lande der Ritterschaft, um 14 Proz. abnahm.

Diese Verringerung in der Bevölkerungsabnahme auf dem landesherrlichen Domanium in Mecklenburg wurde von den Anhängern der Wiedereinführung der Erbpacht als eine Bestätigung ihrer Hoffnungen angesehen. Es mehrten sich nun die Stimmen, welche die Beseitigung der gesetzlichen Bestimmung vom 2. März 1850 verlangten, durch welche in Preußen die Vererbpachtung für die Zukunft verboten worden war. Die Regierung wollte indeß diesen Anträgen noch nicht Folge geben.

Von da an gerieth die Bewegung, durch Zerschlagen von Staatsdomainen einen neuen Bauernstand zu schaffen, ins Stocken. Aber es ist äußerst bemerkenswerth, daß zu derselben Zeit, da der Mißerfolg der staatlichen Kolonisation in Neuvorpommern die Regierungskreise entmuthigte, die Spekulation in einem anderen Theile von Pommern, im Kreise Kolberg-Köslin, das zu Wege brachte, was den staatlichen Beamten versagt geblieben war. Seit Ende der siebenziger Jahre bis Ende 1891 sind dort 11 große Güter und ein Bauernhof von einem Kolberger Geschäftsmann zerschlagen worden.**) Der Mann ist ein Güterschlächter, aber ein ehrlicher. Er gilt als allgemeiner Berather, Rechtsbeistand, Familienfreund der Bauern. Sein Prinzip ist: er würde ruinirt sein, wenn er einen einzigen Ansiedler unredlich behandeln wollte. Selbst Sering, der mit der ganzen Inbrunst des Gläubigen an dem Prinzip festhält,***) daß die Zukunft der Kolonisation die auf Privatgütern unter mehr oder minder eingreifender Vermittlung staatlicher Organe sei, kann nicht umhin,†) die soziale Bedeutung des Vorgangs einzuräumen, „daß mehrere hundert Tagelöhner und Bauernsöhne in einem und demselben Bezirk ein Dutzend Rittergüter auskaufen und daraus einige hundert neue leistungsfähige Produktionsstätten bilden konnten, ohne jede andere Förderung als die eines geschickten Geschäftsmanns und ohne eine andere finanzielle Unterstützung als die des privaten Kredits". Dieses Lob Sering's, der die Ansiedlung besucht hat, ist uneingeschränkt,††) und um so

*) Sering, Innere Kolonisation. S. 166.

*) Siehe Sering, Innere Kolonisation, S. 135.

**) Siehe Sering, Innere Kolonisation, S. 169 ff.

***) Sering S. 168.

†) Sering S. 171.

††) Das einzige Bedenken Sering's fließt aus dem Verdacht, daß der Kolberger Geschäftsmann, der sich auch nach seiner Meinung durch die Ausschlachtung der gedachten Güter ein so großes soziales Verdienst erworben hat, dabei einen Gewinn gemacht habe. „Die Kolberger Kolonisation ist ein rein geschäftliches Unternehmen", schreibt Sering (S. 183); „sie unterliegt daher von vornherein dem Verdacht, daß auch ihre besten Einrichtungen vor Allem den Sinn haben, die Kolonisten umsomehr zur Zahlung ihrer Schuldverbindlichkeiten zu befähigen, und gestatten sollen, diese Verpflichtungen entsprechend höher zu schrauben". Dieser Verdacht ist gewiß zutreffend, zumal wenn man daran denkt, daß auch im 18. Jahrhundert Kolonisationsbestrebungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen keinen anderen Zweck hatten. Auch geht Sering selbst nicht so weit, aus diesem Streben der Kolonisation ein Verbrechen zu machen. Er gibt zu, daß die Erzielung eines Gewinnes die Voraussetzung sei, daß die Kolonisation weiter fort-

wichtiger, als er von vornherein eher zu einer ungünstigen Beurtheilung geneigt war. Sering geht so weit, aus den dortigen Erfahrungen den Schluß zu ziehen, daß es sich empfehle, bei Begründung von Rentengutskolonieen die Heranziehung ordentlicher Geschäftsleute zu empfehlen, da „mittelmäßige Beamte leicht der reglementsmäßigen Schablone verfielen“. Im Ganzen ist der Besitzstand der 11 parzellirten Güter durch die Parzellirung auf ein Drittel ihres bisherigen Umfangs reduzirt worden; zwei Drittel des Landes sind in kleinere Stellen zertheilt worden.

Während das Prinzip des freien Eigenthums sich so in Hinterpommern aufs Neue glänzend bewährte, traten politische Ereignisse ein, welche die Bestrebungen zur Wiedereinführung der Erbpacht zu dem so lange versagten Siege führen sollten. Wir haben gesehen, die sozialpolitischen Gesichtspunkte, welche bei den Parzellirungsversuchen von 1873 maßgebend gewesen waren, waren unfähig gewesen, die preußische Regierung zu weiteren Parzellirungsversuchen zu veranlassen; da trat ein neues Motiv ein in die Behandlung der Frage: das nationalpolitische: das Bedürfniß der fortschreitenden Wiederpolonisirung der Provinzen Posen und Westpreußen entgegenzutreten, brachte die Kolonisationsfrage wieder in Fluß.

Im Jahre 1886 wurde ein Gesetzentwurf im preußischen Landtage eingebracht, durch welchen die Staatsregierung ermächtigt wurde, 100 Millionen Mark zur Stärkung des deutschen Elements in Westpreußen und Posen gegen polonisirende Bestrebungen durch Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter zu verwenden. Es ist charakteristisch für das zähe Festhalten der in den Traditionen der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung aufgewachsenen altpreußischen Beamten am Prinzip des freien Eigenthums, daß der Gesetzentwurf, wie ihn die Regierung einbrachte, nur eine Ueberlassung der angekauften und dann zerschlagenen polnischen Güter an deutsche Bauern zu Zeitpacht oder zu Eigenthum kannte. Da war es Dr. Miquel, der die Gelegenheit nutzte, um den Möser'schen Ideen den Eingang in die Gesetzgebung zu eröffnen. Auf seinen Antrag beschloß das Abgeordnetenhaus: „Die Ueberlassung kann zu Eigenthum gegen Kapital oder Rente, oder auch in Zeitpacht geschehen.“ Ja noch mehr: es wurde beschlossen, daß bei Uebertragung des Landes gegen Rente die Ablösbarkeit des letzteren von der Zustimmung beider Theile abhängig gemacht werden könne, so daß also der Bauer, der sich durch Zahlung des Kapitalwerths der Rente zum freien Eigenthümer machen wolle, dies nicht solle thun können, wenn der Staat, der an ihn verkauft hatte, nicht wollte. Aber auch noch andere Beschränkungen aus der Feudalzeit wurden wieder eingeführt. Es wurde bestimmt, daß es zulässig sei, beim Verkaufe des Gutes dem Käufer die Verpflichtung aufzuerlegen, daß er dasselbe nicht zertheilen und auch keine Theile desselben verkaufen dürfe. Auch kann dem Erwerber des Gutes vertragsmäßig die Verpflichtung auferlegt werden, die wirthschaftliche Selbständigkeit desselben durch Erhaltung der Gebäude, eines bestimmten Inventars u. dgl. dauernd zu sichern. Versagt der zum Bezug der Rente Berechtigte dem Rentengutsbesitzer die von diesem gewünschte Zertheilung des Guts oder die Abveräußerung von Theilen desselben, so kann allerdings eine besondere staatliche Behörde, die Auseinandersetzungsbehörde, durch richterliche Entscheidung die versagte Einwilligung ergänzen. Ebenso kann sie den Besitzer von der Verpflichtung zur dauernden Erhaltung der Selbständigkeit seines Gutes befreien. Allein diese Einwilligung ist nicht zu ertheilen, wenn die gewünschte Veränderung lediglich in dem individuellen Interesse des Besitzers gelegen wäre, sondern nur, wenn sie dem „gemeinwirthschaftlichen Interesse“ — oder, wie man privatim*) es offen nannte, der Staatsraison — entspricht oder durch dasselbe geboten erscheint. Die Erträgnisse aus dem Verkaufe der angekauften polnischen Güter an Bauern sollen bis 1907 dem Fonds zu weiterem Ankauf zufallen, von da ab den allgemeinen Staatseinnahmen.

So wurde der Entwurf Gesetz, und damit wurde ein neuer Besitztypus geschaffen: Das Rentengut, d. h. vererblich und veräußerlich besessene Grundstücke, welche mit einer festen Rente belastet sind. Indeß ist es nur der Name „Rentengut“, der etwas Neues ist; der Sache nach ist es die alte Erbpacht, deren Wiederbegründung in Preußen durch Gesetz vom 2. März 1850 verboten worden war. Durch dieses Gesetz war verboten worden, vererbliche Grundstücke zu übertragen anders als zu ablösbaren festen Geldrenten, und zwar sollte die Ablösung des letzteren niemals für länger als für 30 Jahre vertragsmäßig ausgeschlossen werden dürfen. Nunmehr war die Uebertragung gegen Rente, deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Theile abhängt, also gegen thatsächlich unablösbare Renten wiederum gestattet.

Der Gesichtspunkt, der für die Mehrheit maßgebend war, als sie diese Wiedereinführung eines Obereigenthums zuließ, war ein nationaler. Da man das Opfer von 100 Millionen Mark brachte, um in den polnischen Landestheilen einen deutschen Bauernstand zu schaffen, wollte man dem Staate das Mittel geben, neugeschaffene Bauernhöfe auch deutsch zu erhalten. Daher sollte der verkaufende Staat stets ein Obereigenthum über die verkauften Höfe behalten. Und damit rechtfertigte man auch die tief einschneidenden Beschränkungen des Verfügungsrechtes der Ansiedler — das Verbot der Theilung, das Verbot der Abveräußerung von Trennstücken —, sowie die Verpflichtung des Ansiedlers zur „Erhaltung der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Guts“, d. h. das Verbot den Hof mit einem anderen Hofe zu vereinen. Man betrachtete alle diese Bestimmungen lediglich als Mittel, welche der Staat zur Verfügung haben wollte, um den Fortbestand von Bauerngütern in bestimmter Größe in der Hand von Deutschen zu sichern. Die Staatsraison, — oder, wie das Gesetz sich ausdrückte, die „gemeinwirthschaftlichen Interessen“, — welche die ganze Maßregel ins Leben rief, schien auch diese Einzelheiten als zu ihrer Durchführung gehörig zu rechtfertigen. Nichtsdestoweniger ist dieses Wiederauftauchen der Anschauung, daß die wirthschaftlichen Interessen der Privaten nicht nach deren freiem Willen oder entsprechend deren Interessen, sondern nach Maßgabe der Staatsraison zu ordnen sei, sehr bemerkenswerth. Die maßgebende Staatsraison war einstweilen das nationaldeutsche Interesse im Gegensatz zu dem des Polenthums.

Allein nun ging man weiter. Nachdem die Erbpacht zu politischen Zwecken gegenüber den Polen für nur zwei Provinzen wiederbelebt worden war, verstanden es ihre Be-

schreute. Aber er fürchtet, daß der Gewinn, der erzielt worden, ein zu großer sei, gibt aber zu, daß „die Preise, welche die Kolonisten für ihr Land bezahlt haben, nicht über den Betrag hinausgehen, welcher in jenen Gegenden für bäuerliche Grundstücke üblich ist“. Damit allein schon erscheinen seine moralischen Befürchtungen als widerlegt. Sie wären es nur in dem Falle nicht, daß der übliche Preis für bäuerliche Grundstücke ein so hoher wäre, daß den Arbeitern nicht der unabhängige und sichere Bezug des Arbeitsverdienstes, um dessentwillen allein sie Land zu kaufen suchen, verbliebe und ihr Besitz demgemäß subhastirt würde. Nun zeigt aber Sering selbst, daß, wenn auch ein Drittel aller Ansiedler noch „auf schwachen Füßen“ steht, die Ansiedlung als ein glänzend gelungener Versuch gelten kann. Sering's Bedenken erscheinen also weder als theoretisch noch als durch die praktische Erfahrung gerechtfertigt. Seitdem Sering diese seine Bedenken ausgesprochen hat, sind aber Stimmen über die Ergebnisse der Kolonisation durch Vermittlung staatlicher Organe, auf welcher nach Sering die Zukunft der Kolonisation beruhen soll, laut geworden, welche die Kolberger Kolonisationsversuche in noch günstigerem Licht erscheinen lassen. Im preußischen Herrenhause haben der Freiherr von Durant, der Graf von der Schulenburg-Beetzendorf und Graf Klinckowström nachdrücklichst über die Fehler gerade jener staatlichen Organe geklagt, und zwar wurde insbesondere der Vorwurf gegen sie erhoben, daß sie den Bauern viel zu hohe Preise für das Land abnähmen. Graf Klinckowström hat sogar behauptet, daß die vom Staate begründeten Rentengüter „ohne die Inanspruchnahme des Staatskredits sämmtlich in kurzer Zeit bankerott sein würden“, etwas, was Sering von den im Kreise Kolberg-Köslin gebildeten Bauerngütern nicht berichtet (Vgl. Verhandlungen des preußischen Herrenhauses von 1896 S. 36, 46, 316).

*) Vgl. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, LVIII, 74.

geisterten Anhänger, das Prinzip des Rentenguts ihrer gesammten Agrarpolitik dienstbar zu machen.

Der Hauptnachtheil der ostelbischen Landwirthschaft besteht darin, daß der Großbesitz den mittleren und kleineren Grundbesitz in bedenklichem Maße verdrängt hat, daß er dabei kapitalarm und überschuldet ist, und daß es in Folge des Fehlens eines ausreichenden Bauernstandes auch an einem genügenden seßhaften Arbeiterstamm fehlt. Das Rentengut schien geeignet, indem es allen diesen Kalamitäten abhalf, den widersprechendsten Interessen gleichzeitig entgegenzukommen.

Eine der Ursachen, die den Großgrundbesitzer bisher davon abgehalten hatten, seinen Besitz zu verkleinern und freie Bauern neben sich anzusiedeln, waren seine besonderen Standesinteressen oder, wenn man will, Standesvorurtheile gewesen. Er sah und sieht noch immer in der Größe seines Landbesitzes das erstrebenswertheste Ziel und die Grundlage des Glanzes seines Familiennamens, er suchte seinen Landbesitz also in seiner Größe zu erhalten und diese zu mehren. Sodann hatte er die Beseitigung des alten gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses noch immer nicht verschmerzt, und lieber als gleichberechtigte Bauern zu Nachbarn wollte er gar keine haben; daher das Auskaufen der Bauern. Aber Bauern, die ihm als Arbeitskräfte dienen würden, hätte er gern gehabt.

Aber auch da, wo ihn nicht Standesvorurtheile davon abgehalten, seinen Grundbesitz durch Abveräußerung zweckentsprechend zu verkleinern, war der Großgrundbesitz vornehmlich durch zwei Momente am Abverkaufen verhindert worden: entweder durch fideikommissarische Gebundenheit; denn jede Abveräußerung bedarf der Zustimmung der Fideikommißanwärter; – oder durch hypothekarische Verschuldung; denn in Folge der Solidarhaft aller Güter für die Schulden eines jeden einzelnen zur Landschaft gehörigen Gutes waren mit jeder Abveräußerung von Trennstücken große Schwierigkeiten verbunden.

Wenn man dem Großgrundbesitzer nun gestattete, seinen Besitz ganz oder theilweise in Rentengüter zu verwandeln, so war möglich gemacht, daß er einerseits seinen Besitz — gleichviel ob Fideikommißgut oder gewöhnliches Rittergut — veräußerte und ihn trotzdem in seinem ganzen Umfang behielt, nämlich als Obereigenthümer, und daß andererseits die gewünschten Bauerngüter entstanden. Allerdings waren diese Bauerngüter dem Großgrundbesitzer abgabepflichtig: sie hatten an ihn Renten zu zahlen. Ja es war sogar möglich, bei Begründung des Rentenguts sich auszubedingen, daß der Bauer statt der Rente sich zu bestimmten Arbeitsleistungen, namentlich in der Zeit der Heu-, Getreide- oder Kartoffelernte verpflichtete. Kein Zweifel, das Ablösungsgesetz vom 2. März 1850 hatte verboten, solche Dienstverpflichtungen in Zukunft dem Grundstücke selbst, d. h. mit Rechtswirksamkeit gegen jeden neuen Besitzer aufzuerlegen. Allein der Großgrundbesitzer, der ein Rentengut konstituirt, hat die Möglichkeit, sich seine Ansprüche auf Arbeitsleistungen gegen alle Rechtsnachfolger des ersten Käufers, welche nicht dessen Universalsuccessoren sind, durch Festsetzung eines Vorkaufsrechtes zu sichern.*) Indem er von diesem Vorkaufsrechte gegen diejenigen Rechtsnachfolger des ersten Käufers, welche die Dienstverpflichtung zu übernehmen sich weigern, Gebrauch macht, kann er es verhindern, daß Andere als Solche, welche diese Dienstverpflichtung übernehmen, in den Besitz des Rentengutes gelangen.

Gegen solche ihm abgabe- und dienstpflichtige Bauern als Nachbarn hatte der Großgrundbesitzer nichts einzuwenden. Ja es bedurfte nicht einmal der ausdrücklichen Ausbedingung von Dienstverpflichtungen, um in die thatsächliche Verfügung über die Dienste der angesiedelten Bauern zu gelangen. Man durfte nur die Rentengüter nicht zu groß machen. Sobald man sich auf die Errichtung kleiner Stellen beschränkte, waren die Insassen und ihre Familien schon von selbst genöthigt, Nebenverdienst zu suchen. Sobald der Rentengutsbauer Ueberfluß an Arbeitszeit hatte, würde auch der Gutsherr Arbeiter und in den erwachsenen Kindern des Bauern Knechte und Mägde haben. Sobald diese in der Nähe für den ortsüblichen Tagelohn Arbeitsgelegenheit fänden, würden sie nicht weitergehen.*)

Das Rentengut schien also äußerst geeignet, das Vorurtheil des Großgrundbesitzers gegen die Abtrennung von Grundstücken zur Begründung von Bauerngütern zu beseitigen. Es kam ihm sogar entgegen, indem es eine Art Wiederherstellung des alten gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses versprach. Der Großgrundbesitzer, indem er Rentengüter ins Leben rief, schmälerte nicht die Größe seines Besitzes und erlangte doch die Aussicht, die ersehnten, fehlenden seßhaften Arbeiter zu erhalten.

Ebenso wurden durch die Zulassung von Rentengütern die Schwierigkeiten umgangen, welche Fideikommißanwärter der Abtrennung von Theilen des Fideikommißbesitzes entgegensetzen konnten. Die Rente, die der Rentengutsbauer zu zahlen hatte, trat gegenüber den Fideikommißanwärtern an Stelle des abgetrennten Stücks Land. Desgleichen war die Schwierigkeit, welche die Hypothekenverschuldung der Abtrennung von Gutstheilen entgegenstellte, beseitigt, sobald man nur Fürsorge traf, daß der Kapitalwerth der Rente des Rentenguts zur Deckung der auf dasselbe fallenden Quote der Hypothek diente.

Wenn also ein Großgrundbesitzer einen für sein Vermögen zu großen Besitz hatte, und es fehlte ihm dementsprechend an dem entsprechenden Betriebskapital, oder wenn er schlecht verwerthbare Außenstände loswerden wollte, oder aber, wenn er sich die fehlenden Arbeitskräfte durch Ansiedlung schaffen wollte, schien ihm geholfen, sobald man das für Posen und Westpreußen erlassene Gesetz auf die ganze Monarchie ausdehnte mit der Modifikation, daß man nicht nur dem Staate, sondern auch jedem einzelnen Grundbesitzer gestattete, aus seinem Besitze Rentengüter zu errichten.

Ja in manchen Fällen erhielt sogar der überschuldete Großgrundbesitzer Aussicht auf Rettung, indem man ihm, dem es schwer war, seinen Besitz im Ganzen zu einem die Schulden übersteigenden Preise zu verkaufen, die Möglichkeit gab, seinen Besitz in Rentengüter auszuschlachten.

Gleichzeitig erhielt man durch diese Rentengründungen in allen Gegenden, wo ein Bauernstand in Folge der historischen Entwicklung nur ungenügend vorhanden war, wiederum einen Bauernstand.

Diese Erwägungen führten zu dem Erlaß des Gesetzes vom 27. Juni 1890. Durch dieses wurde für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie „die eigenthümliche Uebertragung eines Grundstücks gegen Uebernahme einer festen Geldrente, deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Theile abhängig ist" gestattet, mit anderen Worten, es wurde nun nicht bloß dem Staate sondern auch jedem Grundeigenthümer gestattet, die Nutzung seines Grundbesitzes an Bauern gegen die Verpflichtung, unablösbare Renten zu zahlen, zu übertragen. Desgleichen wurde den Grundeigenthümern gestattet, die Rentengutskäufer hinsichtlich der Theilung ihres Besitzes, der Abveräußerung von Trennstücken und der Vereinigung desselben mit anderen Gütern denselben Beschränkungen zu unterwerfen, wie sie der Staat gemäß dem Ansiedlungsgesetz von 1886 den Rentengutskäufern auferlegen konnte. Mit diesen Beschränkungen stand für den römisch-rechtlich geschulten Juristen die Be-

*) Das Formular eines Rentengutsvertrags, durch welchen dem Käufer Arbeitsleistungen auferlegt werden und der Verkäufer mittelst Stipulirung eines Vorkaufsrechts sich und seinen Besitznachfolgern die Verewigung dieser Dienstverpflichtung des Bauern sichert, findet sich abgedruckt in der Schrift: „Die preußischen Rentengutsgesetze nach Theorie und Praxis. Von Paul Waldhecker, Regierungsrath." Berlin 1894. Seite 70.

*) Vergl. die Ausführungen des Regierungsraths Waldhecker, a. a. O. S. 71, in denen er die Stipulirung von Dienstverpflichtungen der Bauern und von Vorkaufsrecht des Großgrundbesitzers für nicht opportun, aber für auch unnöthig erklärt.

zeichnung „eigenthümlicher Uebertragung“ allerdings in unvereinbaren Widerspruch; allein die Definition des Eigenthums als des seinem Inhalte nach unbeschränkten Rechts der Herrschaft über eine Sache hatte man längst als dem Geiste der deutschen Nation widersprechend bezeichnet; so kam es, daß die Bezeichnung, daß durch den Verkauf eines Renteguts Eigenthum übertragen werde, keinen Widerspruch fand, obwohl es nur eine Emphyteuse ist, die konstituirt wird. Bedeutsamer als diese Frage der juristischen Konstruktion ist aber, daß durch das Gesetz ganz allgemein die Wiederherstellung des Obereigenthums eines Grundherrn, einer Grundherrlichkeit, möglich geworden ist. Das Gesetz von 1886 hatte sie nur mit dem Staate als Obereigenthümer und nur in zwei Provinzen aus nationalpolitischem Interesse wieder zugelassen; man hatte gesagt, es sei nöthig, die Ablösbarkeit der Rente auszuschließen, um dem Staate zu ermöglichen, die Bauern auf den Gütern, die er in nationalpolitischem Interesse geschaffen, für immer in der Hand zu behalten; man hatte damals also unverblümt eingeräumt, daß die Begründung einer neuen Grundherrlichkeit des Staates über die Bauern ein Zweck des Gesetzes sei. Indem das Gesetz von 1890 die Rechte, die man aus Ausnahmegründen dem Staate in zwei national gefährdeten Provinzen zugestanden hatte, nun ohne Weiteres auf alle Grundeigenthümer in der ganzen preußischen Monarchie übertrug, schuf man ganz allgemein die Möglichkeit einer Wiederherstellung der alten Grundherrlichkeit.

Welcher Triumph für die preußischen Herren, welche seit Beginn des Jahrhunderts ihre feudale Gesinnung treu bewahrt und den Reformen Albrecht Thaer's, des Freiherrn vom Stein und des Fürsten Hardenberg den erbittertsten Widerstand entgegengesetzt hatten! Indeß noch war nur erst neben das Prinzip des freien Eigenthums die Möglichkeit des entgegengesetzten Prinzips gestellt. Noch fehlte es an Mitteln, die rechtlich wieder möglich gemachte Grundherrlichkeit auch in der Wirklichkeit zur Thatsache zu machen, und ebenso fehlten noch eine Reihe von Einzelbestimmungen, die zur vollkommenen Durchführung des Möser'schen Ideals gehören. All dies sollte erst kommen, nachdem der Mann, der die treibende Seele der ganzen Reformbewegung gewesen, Dr. Miquel, das preußische Finanzministerium übernommen.

An sich ist es naturgemäß, daß ein Gesetz, das so tiefgreifende Neuerungen wie das vom 27. Juni 1890 bringt, eine Reihe von Jahren braucht, bevor man von einem Erfolge oder Mißerfolg desselben reden kann. Allein kaum war Dr. Miquel Finanzminister geworden, so verlautete, das Gesetz von 1890 sei ohne Erfolg. Auch sei dies begreiflich. Der Großgrundbesitz bilde keine Rentengüter, denn mit einer bloßen Rente sei ihm nicht gedient. Er sei hochverschuldet. Er brauche Geld. Auf der anderen Seite aber fehle es denen, die ein Bauerngut kaufen wollten, an Mitteln, um statt einer Rente deren Kapitalwerth auf einmal entrichten zu können. Daher sei es nöthig, einen Schritt weiter zu gehen, und dementsprechend wurde ein neues Gesetz erlassen, das Gesetz vom 7. Juli 1891, welches den Großgrundbesitzern und den Rentengutskäufern, sofern Güter „mittleren und kleineren“ Umfangs begründet werden sollten, den öffentlichen Kredit und die Arbeitskraft der staatlichen Agrarbehörden zur Verfügung stellte.

Auf Grund des Ablösungsgesetzes vom 2. März 1850 waren in jeder Provinz, mit Ausnahme der Rheinprovinz, wo in Folge der französischen Agrargesetze ein Bedürfniß nicht bestand, Rentenbanken errichtet worden. Ihre Aufgabe war, den Grundherren, welche feudale Abgaben zu beziehen berechtigt gewesen, den Kapitalwerth derselben in Rentenbriefen zu entrichten, wofür die pflichtigen Bauern ihre Renten nebst einer Tilgungsquote an die Bank zu bezahlen hatten. In dieser Weise sollten die Rentenbanken die Ablösung der alten feudalen Lasten herbeiführen. Diese ihre Aufgabe war vollendet. Man benutzte sie nun, zur Wiedereinführung dessen, was sie beseitigt hatten. Durch das Gesetz vom 7. Juli 1891 wurde bestimmt, daß ein Grundbesitzer, der seinen Grundbesitz ganz oder theilweise an Rentengutskäufer zertheilen wolle, sich an die staatliche Rentenbank jeder Provinz wenden könne. Diese gibt dem verkaufenden Grundbesitzer bis zu $^3/_4$ des ermittelten Ertragswerthes des Renteguts Rentenbriefe, welche auf den Inhaber lauten und vom Staate garantirt sind. Mit anderen Worten: der Staat tritt bis zum Betrag von $^3/_4$ des Ertragswerths des Renteguts an die Stelle des verkaufenden Großgrundbesitzers. Dieser erhält für diese $^3/_4$ den Kapitalwerth von Seiten des Staats. Für diese $^3/_4$ wird nun der Bauer dem Staate rentenpflichtig. Für das letzte Viertel kann der Grundbesitzer Baarzahlung vom Bauern annehmen, und der Bauer kann das Geld aus eigenen Mitteln oder durch weitere Schuldaufnahme (Hypothek) decken. Allein der Großgrundbesitzer kann auch für das letzte Viertel der Rente der Bezugsberechtigte bleiben. Er kann sich dieses Viertel sogar als unablösbare Rente ausbedingen. Er kann sich dafür auch Dienste ausbedingen und ein Vorkaufsrecht, um diese Dienstverpflichtung zu verewigen. Unter allen Umständen genügt der Anspruch des Großgrundbesitzers auf den Bezug eines Viertels der Rente, um ihn dem Bauern gegenüber in der Stellung eines Obereigenthümers zu erhalten.

Allein es müssen auch Gebäude auf dem neu begründeten Gute errichtet werden. Zu diesem Zwecke gibt die Rentenbank dem Bauern Darlehen in Rentenbriefen. Diese Darlehen werden durch Zahlung einer Rentenbankrente verzinst und getilgt. Sie sind unkündbar, so lange der Bauer gut wirthschaftet. Die Rentenbank erhält damit eine Kontrolle über die bäuerliche Wirthschaft.

Die Rentenbankrenten werden vom Bauern gleich den Staatssteuern erhoben.

Aber — und dies ist abermals eine Neuerung von großer prinzipieller und praktischer Tragweite — nicht nur große Güter können durch Vermittlung der Rentenbanken ganz aufgetheilt oder verkleinert werden; es ist auch möglich, aus vielen kleinen Gütern durch ihre Vermittlung größere zu bilden, so namentlich durch sog. Adjacentenkauf; z. B. ein kleiner Grundbesitzer möchte seinen Besitz erweitern, er wendet sich an die Rentenbank, welche ihm bereitwillig die dazu nöthigen Mittel vorschießt, allein das mit ihrer Hilfe gekaufte Gut wird dann mit dem Stammgut zu einem Gute vereinigt, und die Vermittlung der Rentenbank beim Ankauf der zugekauften Parzelle hat die Wirkung, nun das ganze Gut zum Rentengute zu machen. In diesem Falle spricht man von Rentengütern gebildet auf dem Wege der Konsolidation. Diese bietet somit die Möglichkeit, auch in den Gegenden des Kleingrundbesitzes, in denen selbst die Erinnerung an Obereigenthum und Grundherrlichkeit verschwunden ist, landhungrige Bauern aus freien Eigenthümern in Möser'sche Zweidrittelsknechte zu verwandeln.

Wo immer ein Rentengut entstanden ist, einerlei ob durch Verkleinerung eines Großgrundbesitzes oder durch Konsolidation vieler kleiner Besitzthümer ist die Zertheilung desselben und die Abveräußerung von Theilen nur mit staatlicher Genehmigung zulässig.

So das Gesetz von 1891. Blicken wir einen Augenblick auf die Entwicklung, welche die Gesetzgebung zur Schaffung eines neuen Bauernstandes seit 1873 genommen hat, zurück. Zuerst hatte es sich bloß um die Vermehrung des Bauernstandes gehandelt. Die diesbezüglichen Versuche waren fehlgeschlagen. Dann traten nationalpolitische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Sie wurden, wie ich gleich noch darlegen werde, nach wenigen Jahren nahezu aufgegeben. Dann erscheint als Hauptziel die Erleichterung des Großgrundbesitzes unter gleichzeitiger Aufrechthaltung seiner sozialen und politischen Stellung durch Schaffung von Bauerngütern, die, ähnlich wie früher, von ihm als Obereigenthümer abhängig sind. Alles dieses aber sind nur Etappen zur Erreichung eines Ziels von noch weit größerer Bedeutung: es wird der Grund gelegt zu einer neuen Agrarverfassung. Das freie Eigenthum von Grund und Boden wird abgeschafft; an seine Stelle tritt ein Obereigenthum,

sei es des Staates allein oder des Staates neben einem Großgrundbesitzer als Mitobereigenthümer. Die Verfügungsfreiheit des Bauern über sein Gut ist, wie zur Feudalzeit, durch die Nothwendigkeit die Genehmigung des Obereigenthümers einzuholen beschränkt. Auch steht seine Wirthschaft in mannigfachen anderen Beziehungen unter der Aufsicht desselben. Es fehlen nur noch einige wenige der von Möser verlangten Maßnahmen zum Schutze gegen Ueberschuldung der Bauern und das Möser'sche Ideal einer Agrarverfassung ist Wahrheit geworden. Doch bevor ich diese Krönung der neuesten preußischen Agrarreform bespreche, wollen wir sehen, welches die Wirkungen der bisher vorgeführten Gesetze bis zum Erlaß des Gesetzes von 1896 gewesen sind.

(Weitere Artikel folgen.)

München. Lujo Brentano.

Daniel Sanders, der Wörterbuchschreiber.

„Lebender, lebe! Du lebst dann auch im Tode noch fort."

Mit dieser Zeile aus Sanders' Büchlein „Aus den besten Lebensstunden" möchten wir den kurzen Nachruf an ihn einleiten. Still, fast ohne äußerliche Aufregung hat sich sein Leben wie nur je das eines deutschen Gelehrten vergangener Tage abgespielt. Das kleine mecklenburgische Städtchen Altstrelitz, in dem er geboren ist, nachdem ihn nur die Studienjahre der Heimath entführt hatten, länger als ein Halbjahrhundert die Stätte seiner Thätigkeit gewesen, und hier auch hat er am 11. März die Augen zum letzten Schlummer geschlossen. Aber was das Leben erst köstlich macht, wodurch der Lebende lebt, Mühe und Arbeit, ist ihm bis an sein Ende in reichem, ja überreichem Maße beschieden gewesen. Hat er mir doch vor drei Monaten noch geschrieben: „Ich habe die natürlichen Einwirkungen des Alters um so mehr an mir erfahren, als ich, um übernommenen Pflichten zu genügen, unausgesetzt in angestrengtester Weise gearbeitet habe, ohne mir die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen."

Für die Schilderung seines Lebensganges holen wir uns bei Sanders selbst am besten Rath. Vor uns liegt sein Büchlein „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" (1889); das Bildniß, das es schmückt, trägt zur Unterschrift aus Ovid's Fasten den Vers „est deus in nobis, agitante calescimus illo" (in uns lebet ein Gott: er erregt uns und wir erglühen). Er drückt Sanders' weltfreudige Frömmigkeit und Gotteszuversicht aus. Die Hoffnung, die das Vorwort ausspricht, daß sich die Muße finden werde, den hier abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen und bis zu Ende zu spinnen, hat sich leider nicht erfüllt. Die Selbstbiographie ist ein Bruchstück geblieben; sie hört da auf, wo der Verfasser den entscheidenden Schritt thut, Wörterbuchschreiber zu werden.

Sanders wurde am 12. November 1819 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren. Seine Geburt kostete seiner Mutter das Leben. Aber mit der größten Hingebung und Zärtlichkeit wachte der Vater über ihn und seinen zwei Jahr älteren Bruder. Seiner Verehrung und seiner Dankbarkeit für dieses treue Walten hat Sanders Ausdruck gegeben in der Widmung einer seiner ersten Schriften, 1844: „Dir gehören diese Blätter, theurer Vater, wie ich Alles, was ich besitze, Dir danke, Deiner zarten, gütigen und liebevollen Pflege danke, die es mich hat vergessen lassen können, daß mir seit frühester Jugend die Mutter fehlt." Und der Siebzigjährige hat es ausgesprochen, daß er „mit vollstem Rechte in seinem Vater das beste Musterbild sah und verehrte, wie er ihn in der ganzen Stadt bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich verehrt sah." Er glaubt daher, daß seine Antwort auf die Frage, was er werden wolle: „Natürlich Kaufmann wie mein Vater" nur hätte ausdrücken sollen, er wünsche seinem Vater gleich oder möglichst ähnlich zu werden. Daß er den kaufmännischen Beruf ergreife, war nicht die Absicht seines Vaters. Daniel besuchte die von Dr. Lehfeldt, später zusammen mit Dr. Moritz Veit, dem Verlagsbuchhändler, geleitete Schule in Altstrelitz; das in der Schule Gelehrte erfaßte er „ziemlich schnell, leicht und sicher". Deshalb riethen die Lehrer, ihn studiren zu lassen. Zur Vollendung des Unterrichts wurde er mit zwölf Jahren auf das Gymnasium nach Neu-Strelitz geschickt, wo er in die Tertia eintrat. Die Lücken im Griechischen füllte er bald aus, seinen Mitschülern galt er als der Mathematiker. Als er eine höhere Klasse erreicht hatte, eröffnete ihm sein Vater den Wunsch, daß er Arzt würde, erklärte sich aber bald mit dem Entschlusse des Sohnes einverstanden, sich dem Lehrfache zu widmen. 1838 bezog Sanders die Berliner Universität, um die Naturwissenschaften und Sprachen zu studieren. Unter seinen Lehrern wollen wir Heinr. Wilh. Dove, Lejeune Dirichlet, August Böckh und Johann Gustav Droysen hervorheben. Die Freundschaft, die ihn mit Adolf Glaßbrenner, mit dem er 1850 „Xenien der Gegenwart" herausgab, mit Moritz Carriere, mit Moritz Steinschneider und Heinrich B. Oppenheim verband, eröffnete seinen Blick den verschiedensten Gedankenkreisen. Vor allem aber wies ihn der Verkehr mit einer Anzahl in Berlin studirender Griechen auf das Studium der neugriechischen Sprache hin. Er verstand es, ihnen, besonders Iraklis Mitsopulos eine Reihe von Volks-Liedern und -Sagen zu entlocken; und am Ende seiner Studienzeit, 1842, veröffentlichte er mit Carriere und Oppenheim zusammen ein Büchlein, dessen Titel gerade jetzt Interesse erwecken dürfte: „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Kandioten." Zwei Jahre später, gewissermaßen als Fortsetzung, erschien von Sanders: „Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten, nebst einem Anhange von Musikbeilagen und zwei kritischen Abhandlungen." Diese Schrift verräth des Verfassers Vertrautheit mit der behandelten Litteratur und zeigt in dem Brief an Oppenheim, mit wie gutem Humor er es versteht, unberufene Kritiker zurückzuweisen. In das Gebiet dieser Studien fällt noch die 1881 erschienene „Neugriechische Grammatik" und die mit Alexander R. Rangabé verfaßte „Geschichte der neugriechischen Litteratur". Rangabé gelten die Worte:

„Wenn uns ein Freund urplötzlich ersteht, wo wir nimmer geahnt es,
Freundlich uns grüßet ein Blick, welchen wir nimmer gesehn,
Welchen mit Augen zu sehn, ach, vielleicht uns nimmer vergönnt ist,
Wenn Theilnahme sich dann bei den Entfernten entspinnt,
Welche sich nimmer gekannt und auch so doch Freunde sich heißen:
Das ist Wonne, wie Du, Edler, dem Freunde sie schufst."

Seine Studien beschloß Sanders in Halle, nach der Promotion kehrte er nach der Heimath zurück, wo ihm 1843 die Leitung der Anstalt, deren Schüler er gewesen war, übertragen wurde. In diesem Amte hat er „nahe zehn der schönsten Jahre seines Lebens zugebracht." Aeußere Umstände zwangen dann zur Auflösung der Schule. Sanders hatte in diesen Jahren seine freien Stunden zu litterarischen Studien verwendet, er war Mitarbeiter an Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen, an den (Berliner) Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und an Fleckeisen's und Klotz' Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. Für diese letzteren schrieb er auch eine Besprechung der beiden ersten Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuchs; aber die Leitung der Jahrbücher hatte nicht den Muth, sie zu veröffentlichen. Denn ihr schien die Menge der Ausstellungen zu groß, die hier gegen ein von den ersten Größen der deutschen Sprachwissenschaft verfaßtes Werk erhoben wurden. Sanders entschloß sich deshalb, seine Arbeit als selbständige Schrift herauszugeben. Sie erschien mit dem Titel: „Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm kritisch beleuchtet" 1852 in Hamburg bei Hoff-

mann und Campe und trägt als bezeichnendes Kennwort die Uhland'schen Verse:

„Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst."

Im folgenden Jahre erschien noch ein zweites Heft. Das Urtheil lautet: „Das Werk ist in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt." Sanders tadelt zuerst, daß die Schriftsteller und Dichter nach Goethe nur spärlich aufgenommen sind, z. B. Belege aus Börne, Freiligrath, Kinkel, Heine, Lenau u. s. w fehlen. Er weist auf die Unterschiede zwischen den Wortbildungen hin, die in der lebendigen Sprache nach Analogie jeden Augenblick geformt werden können und geformt werden, und denen, die einen eigenthümlichen Charakter und eine selbständige Bedeutung gewonnen haben, so daß aus ihnen neue Ableitungen hervorgehen. „Jene können nach unserer innigsten Ueberzeugung in einem deutschen Wörterbuch ganz und gar wegbleiben, wenn nur an geeigneter Stelle das Nöthige darüber im Allgemeinen bemerkt wird." Alle diese Bildungen anführen wollen, ist eine unlösbare Aufgabe, und Sanders weist nach, daß das Grimm'sche Wörterbuch, das mit diesem Plan umgeht, die einen aufnimmt, andere gleichberechtigte willkürlich fortläßt. Er führt an, daß die Wortbildungen mit eigenthümlichem Charakter entweder nach dem Alphabet aufgeführt oder den Stammwörtern untergeordnet werden könnten. Das letztere erklärt er für das allein Angemessene, „denn nur dadurch würde eine zusammenhängende Behandlung des Zusammengehörigen, eine wirklich übersichtliche Darstellung der Wortfamilien möglich, dadurch würde das Werk statt eines durch äußerliche Anordnung zerrissenen (wie das Grimm'sche), nur zum Nachschlagen zu benutzenden Buches wirklich ein Ganzes, das den Benutzenden nicht bloß Nachschlage- sondern Lesebuch wäre, und für die Sprache und deren genaue Kenntniß von unberechenbarem Gewinn sein müßte." Grund zum Tadel bietet ferner dem Kritiker die Nachlässigkeit, mit der unter einem zu erklärenden Worte die verschiedenen Bedeutungen jeder logischen Anordnung entbehren, wie Kraut und Rüben durcheinander liegen, wie er sich drastisch ausdrückt. Den Stil nennt er preziös und sich im Ungewöhnlichen gefallend; den Wörtern sind vielfach keine Erklärungen beigegeben; meistens sind sie lateinisch abgefaßt. „Wir können eine solche Einrichtung nicht billigen, durch welche das Werk für die Frauen überhaupt und unter den Männern für alle die unbrauchbar wird, die des Lateins nicht kundig sind." Sanders kann es nicht verstehen, wie man ein Wörterbuch der deutschen Sprache dem größten Theile des deutschen Volkes unzugänglich machen kann; das ist seinem pädagogischen Gewissen eine Sünde gegen den heiligen Geist: er ist stets noch in weit höherem Grade als Gelehrter Lehrer und zwar Volkslehrer gewesen. Von den Beurtheilungen seiner Schrift nennen wir nur die Zustimmung Friedrich Hebbel's (Sämmtl. Werke Bd. XI, S. 209), eines wahren Dichters, der, wie Jakob Grimm in der Vorrede zur deutschen Grammatik sagt, „über Stoff, Geist und Regel der Sprache gewiß ganz anders zu gebieten weiß als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen".

Diese Schrift wurde entscheidend für Sanders' ganze Zukunft. Seine Schule war, wie oben gesagt, aufgelöst worden, er mußte nach einer neuen Stätte ausschauen. Ein neues Feld im Lehramt bot sich ihm in Frankfurt a. M. dar, wo ihm die Leitung einer ähnlichen, aber größeren Schule angeboten wurde. Gleichzeitig fragte die J. J. Weber'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig bei ihm an, ob er bereit sei, ein Wörterbuch, wie er es in seiner Schrift gezeichnet hätte, herauszugeben. Lange schwankte er; die eine Aufgabe war ihm wohl vertraut und wohl auch bequemer, andererseits hatte es ihm, dem Lehrmeister, auch der Gedanke angethan, ein für sein ganzes Volk nützliches Werk schaffen zu können. Und so entschloß er sich denn, ein Wörterbuchschreiber zu werden. Er hatte erprobt, daß er „seiner Kraft ein nicht gewöhnliches Maß Arbeit zumuthen durfte, daß es ihm an unverdrossener Ausdauer und zähem Fleiß nicht fehlen werde". So ging er muthig an die Arbeit. Was seine Hilfsmittel und seine Quellen gewesen sind für das „Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart", das hat er uns in seiner zweiten Plauderei zur Selbstbiographie erzählt, ebenso wie er seine Zettel zusammengestellt und später benutzt hat. „Wer ein solches Werk unternimmt", schreibt er in der Vorrede, „kann natürlich von vornherein sich die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten nicht verhehlen, die damit verbunden sind. Aber er überblickt sie doch eben nur im Ganzen und Großen, denn sähe er sie mit voller Klarheit so im einzelnen vor sich wie im Verlauf der Arbeit er sie einzeln durchzumachen und zu überwinden hat, — ich zweifle, ob je einer zu einem solchen Werk sich entschlösse". Aber sein Bienenfleiß brachte die Riesenarbeit zu Ende, am 11. Juli 1865, Nachmittag 5 Minuten vor halb 2 Uhr, wie er erleichterten Herzens unter die letzte Zeile der Handschrift geschrieben hat. „Möge mein Wörterbuch, ein Werk deutschen Fleißes und inniger Liebe für das große deutsche Vaterland, an seinem Theile dahin wirken, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Gauen zu stärken und zu kräftigen. Deß walte Gott!" schließt er sein Vorwort. Und sein Buch, das auf verhältnißmäßig geringem Raume nach seiner planmäßigen Anlage den ungeheure Wortschatz von vierundeinhalb Jahrhunderten verbucht, ist der vielbefragte Rathgeber der Gebildeten und häufig auch der Gelehrten geworden. Die Kritik erkannte an, daß es den Wortschatz, die Bedeutung und Anwendung der einzelnen Wörter, ihre Fügungen und grammatischen Verhältnisse in einer Vollständigkeit gebe, wie kein Wörterbuch vorher. Sanders aber sah bald, daß die Sprache eine eifersüchtige Schöne ist, die den, den sie einmal in ihre Netze gezogen, nicht wieder freiläßt. „Im Bau eines Wörterbuchs ragen Wartesteine, Fortbauten bleiben einer späteren Zeit planmäßig vorbehalten, aber auch innerhalb der mit Bewußtsein gesteckten Grenzen bleibt noch mancher Irrthum zu berichtigen, Uebersehenes nachzutragen, Lücken auszufüllen." So bittet er um Beiträge, namentlich gewerbliche und geschäftliche Ausdrücke zu einem Ergänzungsheft; nach zwanzig Jahren, 1885, erschien das Ergänzungswörterbuch. Inzwischen hatte uns Sanders mit einem Handwörterbuch der deutschen Sprache, einem Fremdwörterbuch, einem Wörterbuch der Synonymen und der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache beschenkt. Die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung, bei der er 1876 Mitglied der Berliner orthographischen Konferenz war, zeitigte ein orthographisches Wörterbuch. Vor zehn Jahren schuf er sich ein eigenes Organ für seine Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Wortkunde, die „Zeitschrift für deutsche Sprache", die sich an die Gebildeten und Bildungsbeflissenen wandte, die von dem Streben erfüllt sind, in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache auf dem Standpunkte der heutigen Entwicklung sich mit der vollkommenen, aus dem klaren Bewußtsein der Gründe hervorgehenden Sicherheit gut, gewandt, rein und richtig auszudrücken. In ihr hat er uns sprachliche Bemerkungen zu einem großen Theil der zeitgenössischen erzählenden und z. T. auch wissenschaftlichen Litteratur gegeben, die immer wieder Ergänzungen zu seinen Wörterbüchern sein sollten; aber die „modernen Unsterblichkeiten", die er hier aufgenommen hat, sind doch z. T. gar zu kurz- und verstecktlebig. Ebenso dürften sich von den beim Lesen niedergeschriebenen Bemerkungen nicht zu viele für das Wörterbuch förderlich erweisen. Ferner machte es der freundliche Herausgeber zu leicht, Mitarbeiter der Zeitschrift zu werden. Man thut wohl recht, sie als eine Art Familienblatt anzusehen; Sanders sprach in ihr zu seinen Getreuen; es mag ihm schwer genug geworden sein, mit dem Märzheft und der Vollendung des 10 Jahrgangs sie aufhören zu lassen. Nun ist er der alten Freundin nach wenigen Tagen gefolgt. Einsam war es um ihn geworden, nachdem im vorigen Jahre seine langjährige Lebensgenossin heimgegangen war.

Zum Schlusse mögen die Worte stehen, mit denen Sanders sich selbst einschätzt: „So sehr ich mir in aller Be-

scheidenheit bewußt bin, nicht zu den schöpferischen Mehrern unserer Sprache zu gehören, bin ich andererseits weit davon entfernt, von der meinem inneren Trieb angemessenen Thätigkeit und Wirksamkeit eines Sammlers, Ordners, Hüters und Wächters des deutschen Sprachschatzes geringschätzig zu denken", und er eignet sich deshalb den Spruch aus der „Weisheit des Brahmanen" zu:

„Was deinem innern Trieb ist angemessen, treibe,
Nur daß sein auch der Trieb ein angemess'ner bleibe!
Und was du liebend treibst, laß dir das Höchste gelten,
Ohn' Anderstreibend mißliebig drum zu schelten.
Sei doch in jeder Art ein Höchstes offenbart;
Du offenbare dein Höchstes in deiner Art!"

Berlin. Richard Böhme.

Volkshochschulen in Deutschland.

Die Gründung volksthümlicher Hochschulen, die als University extension von England ausging, verbreitet sich immer mehr über alle civilisirten Länder. Diese Unterrichtsanstalten entsprechen offenbar einem lebhaften Bedürfnisse: es sind Fortbildungsstätten für solche Erwachsene, die sich irgend einem Schulzwange nicht mehr unterwerfen wollen und können. Wirklich ist diese Bewegung herzlich zu begrüßen, da sie dazu führen muß, einerseits die Kluft im gesammten Denken und Fühlen, die sich leider zwischen den Gebildeten und der großen Masse des Volkes geöffnet hat, zu überbrücken und damit zugleich den Klassenhaß zu mindern; andererseits die Halbbildung zu bekämpfen, indem man sie durch wahre Bildung ersetzt.

Daß zu solcher internationaler Bewegung England den Anstoß gegeben hat, ist sicherlich sehr dankenswerth. Nur vergessen wir Deutsche, daß bei uns eine ähnliche Einrichtung, wenn auch in engeren Grenzen, seit zwei Jahrzehnten ganz selbständig entstanden ist. Im Juni 1878 veröffentlichte Max Hirsch, der bekannte Führer der Gewerkvereine, einen Plan zur Gründung einer Anstalt für populär-wissenschaftliche Vortragscyklen. Durchaus unabhängig von den englischen Ideen kam er zu ähnlichen Vorschlägen, wie die der University extension: Vortragsreihen über die Gegenstände aller Wissenschaften mit Fragebeantwortung und Repetitorien, auch mit einem mäßigen Honorar von Seiten der Hörer. Hebung und Vertiefung der allgemeinen Bildung, Ausgleich der sozialen Gegensätze, Erlösung von dem um sich greifenden rohen Utilitarismus waren die Ziele, die Hirsch der zu gründenden Anstalt setzte.

Der treffliche Plan fand zunächst in Berlin Anklang. Im November 1878 erfolgte die Gründung des „Wissenschaftlichen Centralvereins" unter dem Vorsitze Heinrich Rickert's, und bald darauf unter dem Schutze dieses Vereins die Eröffnung der Humboldt-Akademie.

Sie nahm sofort eine vollberechtigte Stellung in der Entwicklung unseres Bildungssystems ein. Freilich wurden und werden in Hunderten von Vereinen Einzelvorträge gehalten; allein so verdienstvoll diese an sich sind, sie bieten doch nur vorübergehende Anregung, keine vollständige und bleibende Belehrung. Nur durch Vortragscyklen kann dem ernsten gründlichen Bildungsbedürfnisse breiterer Bevölkerungsklassen genügt werden. Von den Universitäten unterscheidet sich die Humboldt-Akademie dadurch, daß sie weder Staatsdiener noch wissenschaftliche Spezialisten ausbilden will, auch geringere Ansprüche an die Vorkenntnisse ihrer Hörer stellt; von den Volksbildungsvereinen durch höhere Normirung ihrer Bildungsziele. Kurz, sie wendet sich an das eigentliche Bürgerthum, den Mittelstand in der weitesten Ausdehnung des Begriffes. Diesen strebsamen und bildungsbedürftigen Kreisen soll sie, in leicht faßbarer Form, die Ergebnisse ernster und reiner Wissenschaft übermitteln und sie, soweit dies ohne tieferes Eindringen in die Einzeldisziplinen möglich ist, auf die Höhe der zeitgenössischen Erkenntniß erheben.

Als leitende Grundsätze gelten: völlige Lehr- und Lernfreiheit; Zulassung des weiblichen wie des männlichen Geschlechts; Entgeltlichkeit der Vorlesungen zu niedrig bemessenem Preise; möglichste Anschaulichkeit; Anregung der Selbstthätigkeit der Hörer.

Die Vereinigung der beiden Geschlechter in denselben Hörsälen hat thatsächlich nicht zu den geringsten Unzuträglichkeiten geführt, und die Frauen und Mädchen standen an Eifer und Ausdauer nirgends hinter den Männern zurück. Die Zahlung eines geringen Honorars war, abgesehen von den finanziellen Erfordernissen der jungen Schöpfung, schon deshalb angezeigt, weil erfahrungsgemäß bezahlte Leistungen mehr geachtet werden, als unbezahlte, und weil nur dadurch ein regelmäßiger Besuch der Vorlesungen gesichert wird; überdies erhalten wenig Bemittelte stets Erleichterungen oder gar völlige Befreiung von dem statutenmäßigen Eintrittsgelde. Die Anschaulichkeit wird durch naturwissenschaftliche Ausflüge, Vorführung von Zeichnungen und Modellen, Besuch von Fabriken, Laboratorien und Museen, chemische und physikalische Apparate gefördert. Um die Selbstthätigkeit der Hörer anzuregen, erhalten diese vielfach detaillirte Programme der Vorlesungen — entsprechend dem „Syllabus" der englischen Einrichtung, aber von der Humboldt-Akademie schon 1879 ganz selbständig eingeführt. Freilich geschieht hier, unseres Erachtens, in dieser Hinsicht nicht genug. Besonders bedauern wir, daß die früher theilweise versuchten Repetitorien und Diskussionsstunden der Vortragscyklen längst ganz aufgegeben worden sind. Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die eine solche Einrichtung den Dozenten und Hörern verursacht, halten sie aber für so wichtig für das Verständniß und Gedächtniß der Lernenden, daß uns ihr Fortfall als Lücke und Mangel erscheint.

Der Eifer und Ernst, mit denen das Publikum den Vorlesungen der Humboldt-Akademie folgt, werden schon durch die Thatsache bezeichnet, daß hier die Halbcyklen — im Auslande „kurze Kurse" benannt — von fünf bis sechs Unterrichtsstunden durchaus gegen die ganzen — „lange Kurse" — von zehn bis zwölf Stunden und sogar gegen die Doppelcyklen (18—24 Stunden) zurücktreten. 1895/96 gab es unter 121 Cyklen nur 2 Halb-, dagegen 19 Doppelcyklen. Die Theilnahme an den Vorlesungen der Humboldt-Akademie ist seit dem Jahre 1882/83 stetig gewachsen. In letzterem Jahre betrug die Zahl der Vortragscyklen 25, 1895/96 aber 121, also um das Fünffache mehr. Dadurch konnten immer zahlreichere Fächer der Wissenschaft in den Kreis der Belehrung gezogen, konnten diese immer universaler und andererseits spezialisirter gestaltet werden. Noch stärker ist der Fortschritt in der Hörerzahl. Diese betrug 1882/83 in zwei von den drei Quartalen 536, 1896/97 gleichfalls in den beiden ersten Quartalen 3750, hat sich also versiebenfacht. Im ganzen werden im laufenden Vortragsjahre mindestens 5000 Hörer den Vorlesungen folgen. Wahrlich, ein überzeugender Beweis von dem Bildungstriebe unserer Berliner Mittelklassen, aber auch von der Tüchtigkeit des ihnen in der Humboldt-Akademie Gebotenen! Es stellte sich demgemäß die Nothwendigkeit heraus, neben der alten Bildungsstätte im Dorotheenstädtischen Realgymnasium zwei neue im Westen (Falk-Realgymnasium) und im Südosten (Luisenstädtische Oberrealschule) zu eröffnen, die sich starken und zunehmenden Besuches erfreuen.

Allerdings wollen wir nicht verhehlen, daß sich die Gunst der Hörerschaft in wachsendem Maße der Kunst- und Litteraturgeschichte zuwendet, also den gefälligen Disziplinen, die man unter dem Namen der schönen Wissenschaften zusammenfaßt. Von einem Viertel der Gesammtfrequenz hat es diese Gruppe mit der Zeit bis auf 44 vom Hundert, also fast

auf die Hälfte gebracht. Merkwürdiger Weise erfreut sich auch die Philosophie einer relativ wie absolut steigenden Betheiligung, was sich wohl aus dem Charakter und der Denkweise zumal der Berlinerinnen erklären läßt. Die Naturwissenschaften kommen noch ziemlich gut fort. Dagegen weisen Geschichte, Volkswirthschafts- und Rechtslehre prozentualiter einen gewaltigen Rückgang — von zusammen 36 auf 9 vom Hundert — auf. Es hängt diese sehr bedauerliche Thatsache offenbar mit einer noch beklagenswertheren Allgemeinerscheinung, der Verminderung des politischen Interesses in unserem Bürgerthum, zusammen.

Mit neunzehn Dozenten eröffnete die Humboldt-Akademie im Januar 1879 ihre Thätigkeit; jetzt ist deren Zahl neununddreißig, darunter drei Dozentinnen, die je Physiologie und Hygiene, Rechtskunde, Nationalökonomie mit gutem Erfolge vertragen. Einige Dozenten halten bis fünf Vortragscyklen.

Interessant ist es auch, die Art der Hörerschaft in Betracht zu ziehen. Kaufleute, Techniker und Handwerker sind da schwächer vertreten, als Beamte, Lehrer, Studenten und erwachsene Schüler. Die Damen — 1433 in den beiden ersten Semestern 1895/96 — überwiegen in beträchtlichem Maße das männliche Element (1069). Das sind freilich Ergebnisse, die unter den Hörern der englischen University extension gleichfalls beobachtet werden.

Die Anerkennung für das, was die Berliner Humboldt-Akademie geleistet hat, wird aber um so größer und die Beurtheilung ihrer etwaigen Schwächen um so milder ausfallen, wenn wir die klägliche Dürftigkeit der finanziellen Mittel berücksichtigen, mit der ihre aufopferungsvollen Leiter und Lehrer zu arbeiten genöthigt sind. Sie muß mit einem Jahresbudget von 14 000 Mk. sämmtliche Ausgaben, mit Einschluß der Honorare, bestreiten! So könnte sie überhaupt nicht existiren, wenn nicht die Stadt ihr in den oben erwähnten Schulen Klassenzimmer und Säle miethsfrei einräumte. Aber welche Zumuthung an erwachsene, zum Theil durch hauptstädtischen Luxus verwöhnte Personen, sich auf die niedrigen Bänke eines oft kleinen und dürftigen Saalzimmers zwängen zu müssen! Diese Aeußerlichkeiten haben eine große Bedeutung: wir sind überzeugt, daß quantitativ wie qualitativ die Humboldt-Akademie sehr gewinnen würde, wenn sie in angemessenen und würdigen Räumen ihre Thätigkeit ausüben könnte. Sollte sich unter all den Reichen Berlins keiner finden, der, anstatt immer wieder den verschiedenen Arten materiellen Elends in bisweilen verschwenderischer Weise abzuhelfen, einmal, nach dem Muster der Engländer, Amerikaner, Frankfurter, größere Summen für diese geistige Pflegstätte darbrächte? Die Gleichgültigkeit des höheren Bürgerthums gegenüber den idealen Zwecken ist eine im heutigen Norddeutschland nur allzu oft auftretende Erscheinung, deren verhängnißvolle Folgen ja auf sämmtlichen Gebieten unseres sozialen und politischen Lebens sich geltend machen.

Fast zwei Jahrzehnte hindurch blieb das von der Berliner Humboldt-Akademie gegebene Beispiel ohne Nachfolge. Nur in Frankfurt am Main, einer Stadt, wo dem materiellen Wohlstande auch ein reges geistiges Leben sich verbindet, führte 1883 das Freie deutsche Hochstift während der Herbst- und Wintermonate „Lehrgänge" ein, die, seitdem jährlich fünf bis sieben an der Zahl, von Professoren benachbarter Hochschulen und von einheimischen Gelehrten und Schriftstellern mit gutem Erfolge abgehalten werden.

Erst die steigende Volkshochschulbewegung eiferte in verschiedenen größeren Städten Deutschlands zur Nachahmung der Berliner Einrichtungen an. Eine ehemalige Hörerin der Humboldt-Akademie gründete 1893 in Königsberg einen „Verein für fortbildende Vorträge", der also direkt aus jener Akademie hervorgegangen ist und sich auch ihrem Vorbilde aufs engste angeschlossen hat. Die Vortragscyklen werden zum großen Theile, aber nicht ausschließlich, von Universitätsprofessoren gehalten. Im ersten Quartal 1897 finden sieben Cyklen statt, denen zusammen 346 Hörer beiwohnen: ein immerhin befriedigendes Ergebniß. Der bei weitem größten Hörerzahl — 127 — erfreute sich wiederum der kunstgeschichtliche Cyklus. Die Vorträge finden, wie in Berlin, in einem Gymnasium statt.

Aehnlichen Erfolg hat die gleiche Einrichtung in Breslau zu verzeichnen, die im Herbst 1896 von dem dortigen Humboldtverein ausging. Die Vortragscyklen — im laufenden Quartal acht an der Zahl — werden im Auditorium maximum der Universität veranstaltet, und zwar lediglich von Universitätslehrern. Indeß, das ist eine nebensächliche Erscheinung: die Gründung und Leitung geht nicht von der Universität, sondern von dem erwähnten Vereine aus.

In München hat sich im vergangenen Dezember ein besonderer Volkshochschulverein gebildet, der nun zum ersten Male Volkslehrkurse veranstaltet, die vom 1. Februar bis Ostern 1897 dauern. Das Honorar ist äußerst bescheiden bemessen, von 50 Pfennigen bis zu einer Mark. Es ist das nur möglich geworden durch bedeutende Beiträge, die großmüthige Privatleute spendeten. An der Spitze des Unternehmens stehen fast ausschließlich Professoren der Universität und der Technischen Hochschule; auch die zehn „Vortragsreihen" werden in überwiegender Anzahl von Dozenten dieser Institute gehalten. Allein jede Abhängigkeit von der Universität als solcher oder gar dem Staate ist ausgeschlossen. Eine Ausdehnung dieser segensreichen Schöpfung auf andere Städte Bayerns wird von vornherein in Aussicht genommen.

Das Komitee, das sich zu ähnlichem Zwecke in Leipzig gebildet hat, ist dazu unmittelbar von der Berliner Humboldt-Akademie veranlaßt worden. Einstweilen hat es nur Einzelvorträge veranstaltet, und zwar bisher ausschließlich durch Universitätsprofessoren. Vom nächsten Herbst ab sollen indeß Vortragscyklen, die in der That allein der Aufgabe entsprechen, unternommen werden.

In Potsdam ist vor Kurzem ein Zweigverein des Berliner Wissenschaftlichen Centralvereins ins Leben getreten, dem mehrere anderweite wichtige Vereine als korporative Mitglieder sich angeschlossen haben. Er hat zunächst zwei Cyklen — Nationalökonomie und preußische Geschichte — veranstaltet, die von etwa hundert Zuhörern besucht werden: für eine kleinere Stadt immerhin ein günstiges Ergebniß bei einem ersten, auf strengen Disziplinen gerichtetem Versuche.

Wie die Münchener, so unternimmt auch in Berlin die Humboldt-Akademie nunmehr eine Ausdehnung ihrer Thätigkeit auf die eigentlichen Arbeiterkreise, die bisher durch die verhältnißmäßige Höhe des Honorars sowie die Forderung einer gewissen Vorbildung von ihr ausgeschlossen waren. Am 8. März wird die Akademie ihre vierte Lehrstätte in dem vorzugsweise gewerbtreibenden Osten und zwar in dem Königstädtischen Realgymnasium eröffnen. Zunächst ist täglich eine Stunde, von 9—10 Uhr Abends, vorgesehen für fünf volksthümliche Vortragsreihen von je sechs Stunden. Die Auswahl ist als eine glückliche zu betrachten: Elementarchemie mit Experimenten, Pflanzenkunde, Hygiene mit besonderer Rücksicht auf Gewerbehygiene, praktische Lebensweisheit, deutsche Dichtung seit Goethe's Tod. Das Honorar für jede Reihe ist auf 50 Pfennige angesetzt, also für die bescheidenste Börse zugänglich. Der wissenschaftliche Centralverein verbürgt, seinen kargen Mitteln angemessen, jedem Dozenten ein Entgelt von 25 Mk. Hoffentlich wird der Erfolg ein solcher sein, daß er die geplante Erweiterung dieses schönen Unternehmens thatsächlich gestattet. Damit würde die Humboldt-Akademie in ein ganz neues Stadium ihrer Thätigkeit treten.

So ist in Deutschland die Bewegung für volksthümliche Hochschulen neuerdings erfreulicher Weise in Fluß gekommen, und zwar lediglich aus den Kreisen der gebildeten Bevölkerung selbst heraus. Möge sie dieses freie organische Wachsthum bewahren! Wir würden es als ein

verhängnißvolles Unheil betrachten, wenn sie unter die Leitung staatlicher Anstalten geriethe und vom Staate Unterstützung annähme. Dadurch würde ihr bald der offizielle Stempel aufgedrückt werden, sie der büreaukratischen Bevormundung verfallen. Zumal in Preußen gibt der Staat nichts umsonst; sobald er bei irgend einer Veranstaltung betheiligt ist, sucht er sie in seine Gewalt zu bringen und denjenigen politischen und kirchlichen Tendenzen zu unterwerfen, die an seinen leitenden Stellen obwalten. Welcher Art diese Tendenzen sind, weiß Jedermann. Bisher hat die gesammte Thätigkeit für freiwillige Volksbildung sich solches Einflusses zu erwehren gewußt, sich jeder bestimmten Richtung in Politik und Religion enthalten, unter Wahrung völliger Unparteilichkeit und Unabhängigkeit. Nur wenn sie auf diesem Wege verharrt, kann sie auch ferner Ersprießliches für das deutsche Volk schaffen. Verfällt sie dagegen dem Banne des staatlichen Formalismus, der obrigkeitlichen Bevormundung und Disziplinirung, so muß sie erstarren und vertrocknen. Jeder, der aufmerksam das Verfahren unserer staatlichen Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiete der Volksschule verfolgt, wird ein solches Ergebniß als zweifellos betrachten. Also weiter auf der Bahn freier volksthümlicher Hochschulen — hier winkt für die geistige Hebung unseres Volkes und für die Milderung der sozialen und religiösen Gegensätze ein großes und schönes Ziel.

M. Philippson.

Henrik Ibsen's politische Allegorien.

Die neueste tragische Heldengestalt Henrik Ibsen's, John Gabriel Borkmann! Ob er wirklich schlechtweg ein Bankdirektor, dieser Mann mit den Riesenentwürfen und der unbezwinglichen Machtbegierde, dieser Fürst des Großkapitals, der eine Zeit lang im Viergespann einherfährt und im ganzen Lande beim bloßen Vornamen genannt wird wie ein König, so etwa Louis Philipp, der Bürgerkönig? Oder was wollte der Dichter mit dieser Schöpfung und ihren Menschen von überlebensgroßer Zeichnung? War sie ein bloßes Kind seiner Laune, waren diese Wesen und ihre düsteren Geschicke die zufälligen Traumgeburten der Phantasie? Oder wollte er Wirklichkeit nachschaffen und bezweckte er etwas, sammelte er seine Kraft, um mit Eindringlichkeit, durch Schreckensvisionen der Zukunft, eine Gefahr vor Augen zu halten?

Eine kurze Rekapitulation der bekannten Handlung sei mir als Grundlage für meine späteren Ausführungen gestattet.

Den Kern dieser Handlung bildet die dialektisch auf die beiden Hauptpersonen vertheilte Streitfrage, die in der folgenden kurzen Wechselrede Borkmann's mit Ella aufgeworfen wird:

„Du bist ja ein Weib. Und da scheint es, daß Du von nichts anderem weißt, nichts anderes gelten läßt in der ganzen Welt, als bloß Deine eigene Herzensangelegenheit.“ — Ella: „Bloß die, bloß die!“ — Borkmann: „Du darfst jedoch nicht vergessen, daß ich ein Mann bin. Als Weib warst Du mir das theuerste auf Erden. Aber, wenn's sein muß, kann doch ein Weib durch das andere ersetzt werden.“

Die Entwicklung lehrt, wessen Anspruch das höhere Recht besaß.

Es ist, wie erwähnt, eine gewaltige Aufgabe, die John Gabriel sich im Leben gestellt. Nicht das Erz allein, unten in den Gruben, in die sein Vater, der Bergmann, ihn als Kind schon hinabgenommen, hörte er, wenn die Hämmer es lösten, singen vor Freude ans Tageslicht zu kommen und den Menschen zu dienen. Wie die Berge, so umfaßten auch der Boden und die Wälder und das Meer Reichthümer. Ueber das ganze Land lagen Millionen und aber Millionen gefesselt und es war ihm als riefen, als schrien sie nach ihm um Befreiung. Keiner von allen den anderen hörte es, nur er allein. Wie er sie liebte, die scheintodten, lebenheischenden Werthe, mit ihrem Gefolge von Macht und Herrlichkeit! Alle die Reichthümer wollte er sich unterwerfen, alle die Machtquellen sich unterthan machen. Neue Gruben ins Unendliche! Die Wasserfälle! Die Steinbrüche! Handelsstraßen und Schiffahrtverbindungen über die ganze Welt! Und alles, alles fühlte er die Kraft in sich, allein zu Wege zu bringen, wollte sich selbst die Gewalt zueignen und dadurch Wohlstand schaffen für viele, viele Tausend Andere!

Das war der Gedanke, der ihn erfüllte, der ihn berückte, das Ziel, wofür kein Opfer zu scheuen, wofür ihm, dem Genie, das nicht sündigen kann, dem Auserwählten, der niemals Jemand Unrecht thut, Alles erlaubt erschien. Es ist eine Art Faustpakt mit dem Teufel, den er eingeht. Indem er das Weib opfert, das ihn liebte und das er liebte, das Wesen verschachert, dessen Seele unlöslich mit der seinen verbunden, schwingt er sich zum Direktor der Bank auf, die ihn zum Herrn über ungeheure Mittel zur Verfolgung seiner Pläne macht. Und eine Zeit lang steigt er auch immerfort. Jahr für Jahr steigt er, bis die mit der wachsenden Macht auch wachsende Leidenschaft ihn zum immer rücksichtsloser schaltenden Defraudanten macht, der — selbst dem Strafgerichte verfallen — viele, viele ins Elend stürzt. Umsonst alle die Opferungen. Umsonst der Verzicht auf die Jugendgeliebte. Um ihretwillen erhöht, wird er um ihretwillen um so tiefer in den Abgrund gestoßen. Der Schatz aber, den er schon zu heben meinte, sinkt wieder in die Tiefe.

Kostbare Jahre sind es, die dem Gedemüthigten, dem alle Welt entgegenzischt, er sei ein Mensch, dem nicht mehr aufzuhelfen, in unfruchtbarem Grübeln über das Geschehene, in phantastischen Hoffnungen auf wundersame Rehabilitirung, auf glänzende Genugthuung vergehen. Er würde Jemanden gebraucht haben, es ihm einzuschärfen, daß er nichts Unauslöschliches verübt habe, Jemand, der, wachsam genug, immer bereit gewesen wäre, ihn zu rufen, ihm zu läuten wie eine Morgenglocke, ihn aufzurufen zu neuer, muthiger Arbeit. Aber der Freund, der ihm geblieben, erblickt die Freundschaft darin, daß beide sich gegenseitig betrügen. Ella, die ihm freudig die Schande, die Vernichtung hätte tragen helfen, weilt fern, und seine Frau, Ella's Zwillingsschwester Gunhild, mit der er in seinem Hause lebt, ohne je sich mit ihr zu begegnen, ist ihm keine Stütze, nur eine unbarmherzige Richterin. In den guten Tagen nichts als Dame, deren einzige Aufgabe „zu repräsentiren“, deren oberste Tugend, die Dehors zu wahren, hat sie nie die Dinge mit eigenen Augen betrachten gelernt. Nun kann sie sich zu keiner freien Beurtheilung seiner That aufschwingen. Sie sieht nur den Verbrecher gegen das Gesetz in ihm, der Schande über sie und ihren Sohn gebracht. Nicht sein Unglück, nicht das Loos derer, die er zu Grunde gerichtet, bekümmert sie eigentlich. Nur das Urtheil der Welt. Darum wirft sie ihn auch zu den Todten, denn was er immer thun mag, den Schandfleck wischt er ihr doch nicht von seinem, ihrem Namen. Diesem wieder Glanz zu verleihen, so blendenden Glanz, daß all das Dunkle, das einmal gewesen, verdeckt, in Vergessenheit geborgen werde, das ist die Mission, zu der sie einzig ihren Sohn erzieht. Doch welche Enttäuschung muß sie erleben. Des Vaters Ideal war Gold und Macht, das der Mutter Ehre und Ansehen vor der Welt. Beim Sohn erwuchs ein Drittes: Genuß! „Leben, leben, leben!“ lautet die Losung des jungen Erhard mit dem öden Gemüth und dem seichten Wesen ohne Ernst und Schwung. Gleichgültig gegen die Mission, die der Mutter letzte Hoffnung, ohne Liebe selbst zu der treuen Pflegerin seiner Kindheit, ohne Interesse für das Lebenswerk des Vaters, kutschirt er in Frau Wilton's Schlitten mit den Silberschellen, die kleine Frida in Reserve, in eine sonnigere Welt hinaus, achtlos, wen der rasende Galopp zu Boden stößt.

Gelöst sind alle zarten Bande in diesem ganzen Menschenkreise. Abkehren sich Weib von Mann, Mann von Weib, Schwester von Schwester, Freund von Freund, die Kinder von den Eltern. Vater und Sohn sind sich entfremdet. Der Sohn verkehrt im Hause dessen, der den Vater gestürzt. Die Mutter wendet sich in Hoffahrt von dem einzigen Kinde. Es heult der Wolf, der kranke, und die Danse macabre ertönt. Aus diesem Kreise aber ragt die hoheitsvolle Gestalt Ella Rentheim's, gleich einem trauernden Genius der Liebe, gleich dem trauernden Genius des Weibes, und erhebt die Klage, daß das lebendige, warme Menschenherz zertreten worden.

Vergleicht man diese letzte dramatische Dichtung Ibsen's mit den beiden unmittelbar vorhergehenden, so wird man merkwürdige Analogien sich in allen dreien ergeben, wie einen rothen Faden durch sie alle hindurchgehen sehen. Alle drei Helden, Solneß sowohl wie Allmers und Borkmann, haben sich Aufgaben gestellt, phantastisch, wie in keinem der früheren Stücke des Dichters, irgendwem beifiel, sie auf sich zu nehmen. Nichts Geringeres als das Heil der Welt bezwecken sie. Der Baumeister will Heimstätten — *nicht Häuser!* — bauen, wo alle „in dem sicheren und frohen Gefühl leben könnten *dazusein* in dieser Welt. Und am glücklichsten sich anzugehören im Großen und Kleinen". Hat je ein Privatbaumeister von solchen Wunderbauten geträumt? Allmers, der Gelehrte und Gutsbesitzer, schreibt — nicht an *einem* — an dem Buch „über die menschliche Verantwortung", einem Werk, so schwer und von so großem Umfang, daß er es nicht bewältigen kann und dem Sohn die Mission zugedacht hat, es fortzusetzen. Borkmann endlich, „will die schlummernden Geister des Goldes wecken", durch Industrie und Welthandel „Menschenglück schaffen".

Große und schnelle Karriere machen alle drei und nehmen leitende Stellungen ein. Mit dem Baumeister geht es nach dem großen Brande des alten Hauses „*reißend schnell*" in die Höhe. Er wird der Baumeister Katexochen; Allmers, der arme Stundenlehrer von ehedem, wird der reiche, gestrenge Gutsherr, und Borkmann „steigt immerfort, Jahr für Jahr", daß vor dem allmächtigen Bankdirektor „die Leute Kratzfüße wie vor einem König" machen. Sie haben auch alle drei den „höheren Rücksichten" Menschenglück geopfert, eigenes nicht nur, fremdes auch. Dem Weibe zumal zapft der Unhold in ihnen das Lebensblut ab, und sie verschachern es und sich. Sie fühlen sich eben als „Auserwählte", die opfern dürfen, ja sie sind von Größenwahn ergriffen. Doch es kommt der Tag, wo sie die Unzulänglichkeit ihrer Kraft mit Schmerzen einsehen lernen, und die Zukunft gehört ihnen nicht. Denn keiner von ihnen hat einen Erben, der das Lebenswerk des Vaters nach ihm weiterführen würde. Die Kinder sind ihnen allen gestorben oder verdorben.

Man sieht, ob Baumeister, Gutsherr, Bankdirektor, das Grundschema bleibt immer dasselbe. Und noch eine eigenthümliche Gleichartigkeit weisen die drei Werke auf. In jedem derselben steht neben der Gattin des Helden, mit der er in geistig sozusagen getrennter Ehe lebt, die zu ihrem Beruf, „kleine Kinderseelen aufzubauen" nun einmal nicht taugt und, ob die Sklavin des Hergebrachten oder eingelernt freigeistig, stets gleich gedankenlos in den Tag hineinlebt, ein anderes weibliches Wesen, mit dem er — wie es mit kleinen Abweichungen in den sämmtlichen Stücken lautet — „reden", sich über alles „aussprechen" kann, das ihm völlig ebenbürtig ist, ja ihn an Frische und Regsamkeit des Geistes, jedenfalls aber an Unmittelbarkeit des Empfindens, an Hochherzigkeit und Gemüthstiefe überragt. In „Baumeister Solneß" ist Aline Hilde gegenübergestellt, des Baumeisters Huldin; in „Klein-Eyolf" steht neben der koketten Rita, die seelenvolle Asta, Allmers vermeintliche Schwester; in „J. G. Borkmann" sind endlich aus den beiden Kontrastgestalten feindliche Zwillingsschwestern geworden, von denen die eine, die Mutter dem Herzen nach, die Erziehung des Knaben während der zarten Kindheit leitet, die andere, „die leibliche Mutter" sie hierauf übernimmt und verpfuscht. Liegt da der Gedanke nicht nahe, daß diese Doppelgestalten, die sich vertreten, ergänzen, zusammenfließen, Verkörperungen des Weibes sind, wie es in Wirklichkeit sich artete und wie es, seiner natürlichen Anlage nach, unter richtigen sozialen Verhältnissen, sich hätte arten können, arten würde? Ist nicht auch schon der kleine Zug, daß Ella Borkmann anfleht, ihr den Sohn zu überlassen, ja so weit geht zu verlangen, Erhard möchte ihren, nicht des Vaters Namen tragen, ein Name sei ein gar festes Band, und ausgelöscht zu sein aus dem Dasein, sogar der Name, wenn man sterbe, wäre ein so quälender Gedanke", wie ihre andere Aeußerung „Wer weiß, mit den Sorgen und Thränen der Mutter war mir vielleicht am ehesten gedient", ein deutlicher Fingerzeig, daß es sich um Forderungen handelt, wie die radikalsten Wortführer der Frauensache und einer freien Gestaltung der Ehe sie aufgestellt?

Und so lassen mich denn alle die angegebenen Analogien und Erwägungen, denen ich noch manches Detail hinzufügen könnte, auch in Betreff von „J. G. Borkmann" zu der gleichen Annahme gelangen, welche sich mir schon bei den zwei vorletzten Werken des Meisters unwiderstehlich aufgedrängt*), daß nämlich auch in diesem Schauspiele Gesammtcharaktere zu Einzelwesen, Massenschicksale zu Einzelgeschicken verdichtet sind, sich in der Exposition, in der Vorgeschichte des Helden, der Verlauf einer ganzen Epoche zusammenballt. In enger innerer Verbindung stehend, schließen sich die drei Dramen, ob sie auch je für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden, zu einer Trilogie zusammen, und was diese in ihren Gemälden, unter wechselnden Formen zur Darstellung bringt, das ist — von seinem Anbruche in der Revolution, dem großen das alte Gebäu, den alten Gesellschaftsbau, einäschernden Brande an — unser Zeitalter selbst mit seinem Ringen und Kämpfen, das Zeitalter der Bourgeoisie.

In jedem der drei Einzelwerke ist Sendung und Wirken der letzteren nach einer anderen Hauptrichtung hin gezeichnet. Das den Cyklus eröffnende Drama „Baumeister Solneß" zeigt sie als *politische Macht*. Es ist die Neugestaltung der staatlichen Einrichtungen unter ihren Auspizien, von denen sie die Beglückung der Gesellschaft erhofft. In „Klein-Eyolf" tritt diese selbe Bourgeoisie als *Geistesmacht*, als Kulturträgerin, mit ihren ethischen und humanitären Bestrebungen vor uns. Die ganze Fülle seiner Gelehrsamkeit legte hier Ibsen in seinem wundersamen Dialoge nieder. In „John Gabriel Borkmann" nun, dem Werke, in dem er offenbar die höchste Steigerung des Eindrucks zu erzielen strebt, erscheint sie als *wirthschaftliche Macht*. Es ist jene Bewegung, jene eigenste Schöpfung der Bourgeoisie, in ihrer tiefgreifenden Bedeutung, ihrem hohen Einsatz an Thatkraft, ihren fraglos menschenfreundlichen, großgedachten Tendenzen, aber auch den furchtbaren Auswüchsen, die sie gezeitigt, der wölfischen Gier nach Gold und Kapitalmacht, der Verschwendungs- und Genußsucht, wovon auch der Dichter eine düstere Zeichnung entworfen: den Industrialismus. Die ganze Schönheit der Idee liegt wohl in den Worten Borkmann's, das Gold singe in den Schachten, wenn es gebrochen würde, vor Freude hinauf ans Tageslicht zu kommen und den Menschen zu dienen; die ganze Begeisterung für sie in seiner Apostrophe an die scheintodten, lebenheischenden Werthe „Ich liebe, liebe, liebe Euch!" In seiner Rechtfertigungsrede im 3. Akte aber spricht sich gleichsam das herrschende System, die herrschende Kaste von den Anwürfen frei, die heute so leidenschaftlich gegen sie erhoben werden. Alles, was die Bourgeoisie in dem Prozeß, den die gährende Volksmeinung ihr macht, zu ihrer Vertheidigung anzuführen pflegt, ist in dieser Rede des Bankdirektors enthalten. Ein starkes Selbstbewußtsein durchhaucht sie. Borkmann zeigt sich darin von dem Glauben an seine Sendung, von dem Gefühl getragen, Großes gewollt zu haben. Inmitten aller Demüthigungen läßt ihn dies das Haupt hocherhoben tragen.

*) Siehe meinen Aufsatz „Wie Henrik Ibsen der Bourgeoisie den Spiegel vorhält" in Nr. 34 der „Nation", XIII. Jahrgang.

Es ist mehrfach die Frage erörtert worden, ob er als Genie aufzufassen oder nicht, und gewiß, die Zusammenstellung mit dem kleinen Schreiber und poète-imaginaire, diesem unverbesserlichen, selbst von den krassesten Thatsachen nicht zu ernüchternden Selbstbethörer, der allerdings zum Schluß die Folie des erwachten Freundes wird, läßt dessen hohen Ton ziemlich paradisch erscheinen. Ja der ganze Verlauf des Stückes, in welchem die auf höhere Zwecke und überlegene Kräfte pochende Herrenmoral eine so schmähliche Niederlage erleidet, bezichtigt ihn der Vermessenheit, der Selbstüberhebung, der geistigen Abirrung. Immerhin möchte die Satire mehr der Armseligkeit, der Hinfälligkeit aller menschlichen Kraft und Größe als seiner persönlichen geringeren aber größeren ursprünglichen Genialität gelten, und jedenfalls empfangen wir in der vorerwähnten Rechtfertigungsscene den vollen Eindruck einer im Grunde machtvollen Persönlichkeit. Wir sind geneigt, sein schweres Vergehen als ein menschliches Irren zu betrachten, wenn er spricht: „Ich besaß die Macht! . . . Wer weiß, ob die anderen, wenn sie die Macht dazu gehabt hätten, nicht genau so gehandelt hätten wie ich". Hier denn wird der Dichter zum gerechten Vertheidiger der heute so viel geschmähten Kaste der Bourgeoisie, deren Psychologie er zu seinem lebenslangen Studium gemacht, deren Rechtssache er, wie Borkmann die seine, ein übers andere Mal zur Untersuchung aufgenommen, und es ist wohl das nach sorgsamster Erwägung aller Umstände von ihm selbst gefällte Urtheil, das sich in dem Ausruf seines Helden zusammenfaßt, „der Einzige, gegen den ich mich vergangen habe, der bin ich selbst!"

Wie schwer aber wiegt ihm hingegen dieses Fehlen, welches das gegen Frau und Nachkommen mit einbegreift. Ellas flammendes Wort „Verbrecher Du!" hallt nur sein eigenes Verdammungsurtheil mächtig wieder. Ella und Gunhild, Aline und Rita, sie sind alle Anklägerinnen und wessen der Dichter durch sie die Kaste anklagt, zu der die Elite, der Geistesadel der Menschheit zählt, das ist des Mordes an der Seele des Weibes „um des Reiches und der Macht und der Herrlichkeit willen", das ist des Materialismus, der sie das Liebesleben ertödten, es gering achten und sich damit selbst den Todesstoß versetzen ließ. Was hätte eine von Dogmatismus freie Sophia des Herzens, ein Weib mit reichem, hohem Empfindungsleben, durch seinen Einfluß auf den männlichen Geist, durch die Erfüllung seiner Liebesaufgabe in der Gesellschaft, zu der die Natur es geradezu vorherbestimmt, durch die Heranbildung eines hochsinnigen Geschlechtes der Welt wie ihr selbst werden können! Hierin liegt Henrik Ibsen die wahre tragische Schuld, die große Todsünde der Klasse, die sich als „auserwählt" empfand. Daran erstirbt ihm ihre Mission, die große, dreifache, deren Kern und Ziel die materielle und die geistige — Erlösung der darbenden Menschheit.

Nun blicken Borkmann und Ella über das einstige Traumland ihres Lebens hinaus. Es ist mit Schnee bedeckt, und der alte Baum ist abgestorben. „Der Seele Licht und Wärme in vielen Tausenden von Heimstätten" zu schaffen, das war's, wovon ihm einstmals träumte. „Und da verblieb's beim Traum".

* * *

Bilden die drei Dramen das vermuthete Dreispiel, dann ist die Steigerung nur natürlich. So stark ist in „J. G. Borkmann" auf Wirkung hingearbeitet, daß man sagen möchte, der Dichter schreit seine Lehre, als wollte er ihr mit Gewalt Gehör verschaffen. Lehrhaft aber wird er doch nie. Alles ist aufgelöst in Vorgänge, in Empfindung, alles ist überhaucht von Stimmung, von Stimmung, wie Georg Brandes sagt, gesättigt. Durch und durch Gesellschaftsverbesserer, ein leidenschaftlicher Kämpfer für seine Ideen, ist Ibsen doch eben auch durch und durch Künstler, Dramatiker. Diese Synthese hat ihn dazu gedrängt, sich eigene Kunstformen zu schaffen, Formen, die ab und zu schon früher in seiner Dichtung auftauchen, die allmählich herauskommen, doch erst in seinen letzten Werken die volle Ausbildung erlangen. Sie sind ein allseitiges Ummodeln zu Typen, gewissermaßen das ins Leben rufen einer sozialen Typik mit großer Kunst der Individualisirung gepaart, eine Verbindung von Wirklichkeitstreue und die ins kleinste durchgeführter Symbolik; sie sollen das Gesammtleben und das hiervon beeinflußte Einzelleben in eins bilden. Alles ist beiden abgelauscht, alles gilt beiden, was dem Dialoge zumal, das schlicht Alltägliche und wiederum bedeutsame, phantastisch über den Einzelfall hinausgreifende, oft betonte Mystische verleiht. Diese Methode nun wendet hier der Dichter — wenn anders meine Deutung recht behält — auf das geschichtliche Schauspiel an, macht, im Einklange mit der modernen Geschichtsschreibung, die große Allgemeinheit selbst zum Helden und ermöglicht sich auf diese Art nicht nur die strenge Einhaltung der dramatischen Einheit, sondern auch die so wichtige innergeschichtliche Begründung, die Zurückführung des Weltgeschehens auf psychologische und ethische Bedingungen.

Indem der dichterische Historiograph der bürgerlichen Aera mit der Gesellschaft seinen Strauß ausfocht, hat er gleichzeitig eine schwierige Aufgabe der dramatischen Technik in seiner nachdenklichen Weise zur Lösung gebracht.

Wien. Erich Holm.

Bayard Taylor. By Albert H. Smyth. Boston, Houghton, Mifflin & Co. 1896.

Bayard Taylor, der als zwanzigjähriger Bursch Europa mit Rücksack und Wanderstab durchzog, Land und Leute mit scharfen, wenn auch sympathischen Augen beobachtete und durch einen Band von ungewöhnlich frischen Reisebeschreibungen seine litterarische Laufbahn begann, wurde zu Kennet Square im Staat Pennsylvanien am 11. Januar 1825 geboren, demselben Jahre, in dem man die erste erfolgreiche Probefahrt mit der Eisenbahnlokomotive machte. Er stammte im sechsten Gliede von dem Quäker Robert Taylor ab, der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit seinem berühmten Glaubensgenossen William Penn nach Amerika auswanderte und sich in der Nähe des Brandywineflusses niederließ. Bayard Taylor hatte auch deutsches Blut in den Adern, denn sein Großvater heirathete Anna Bucher, die Enkelin eines aus der Schweiz eingewanderten Mennoniten und seine Großmutter von mütterlicher Seite war süddeutschen Ursprungs. Vielleicht ist seine starke Vorliebe für Deutschland und für deutsche Litteratur und Kultur aus dieser Stammverwandtschaft theilweise zu erklären. Sein Vater Joseph Taylor, obwohl kein Mitglied der Quäkergemeinde, war jedoch in den Grundsätzen der „Gesellschaft der Freunde" auferzogen worden und stets bestrebt, seinen Kindern dieselben Glaubensansichten und Weltanschauungen einzuprägen. Namentlich fühlte sich die Mutter nach dem Gewissen verpflichtet, dem ältesten das Säuglingsalter überlebenden Kind die auf den täglichen Lebenswandel bezüglichen Lehren der Quäker beizubringen und ihn besonders vor der Sünde des Widerstandleistens und dem Laster des Fluchens zu warnen. Eines Tages nach einer derartigen Predigt wurde der Junge von einer so unüberwindlichen Lust zu fluchen ergriffen, daß er sofort aufs Feld eilte, wo er einige Zeit wie ein Dragoner fluchte und sich in dieser Weise von dem ihn im Herzen drückenden erschrecklichen Stoff ein für alle Mal reinigte.

Als Bayard vierzehn Jahr alt war, hielt ein Arzt, Dr. J. D. English, Wandervorträge über die Phrenologie, wobei er die Schädelbeschaffenheit der Zuhörer zu untersuchen pflegte, um aus gewissen Erhöhungen oder Vertiefungen derselben auf das Vorhandensein oder Mangeln besonderer Geistesanlagen zu schließen. Er kam auch nach West Chester, wo Bayard's Vater das Amt eines Sherifs versah, und am Morgen nach dem Vortrag besuchte er das Gefängniß, um die Charaktereigenthümlichkeiten der Sträflinge nach der Entwicklung ihrer Hirntheile oder sogenannten Organe zu bestimmen. Darauf wurde er ins Büreau geführt, wo ein schlanker, langbeiniger, halberwachsener Jüngling auf einem hohen Schemel saß. „Da ist mein Junge", sagte der Sherif; „was denken Sie von ihm? Ich möchte gern einen Ackerbauer aus ihm machen. Glauben Sie, daß er dazu paßt?" Der Phrenolog warf einen flüchtigen Blick auf des Jünglings Kopf und erwiderte: „Einen Ackerbauer werden Sie nie aus ihm machen können; er wird auch nicht zu Hause bleiben, sondern die Welt durchwandern; außerdem hat er

alle Merkmale eines Poeten.“ Der Sherif lachte herzlich über diese Weissagung und hatte keine Ahnung davan, wie richtig der Phrenolog das geistige Wesen und den wahren Lebensberuf des Knaben errathen hatte. Es war das poetische Element des ländlichen Lebens, das ihn erfreute, nicht die grobe Feldarbeit, sondern der würzige Pflanzenduft der Mutter Erde, der seine Phantasie anregte und sein Blut in Wallung brachte. Schon damals las er Reisebeschreibungen mit Eifer und die Liebe zum Dichten hatte sich nach früher bei ihm entwickelt. Als er kaum zwölf Jahr alt war, schrieb er Balladen und Lieder, die zwar nur Nachahmungen der Gedichte von Byron, Scott, Miltan und anderen Liedlingsschriftstellern waren, aber durch die Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit der er sie hinwarf, sein angebarenes Talent bekundeten. Er hatte auch eine besandere Neigung zu fremden Sprachen und als ein Exemplar van Wieland's „Oberon“ ihm in die Hände gelangte, während er noch gar nichts vam Deutschen kannte, studirte er daran mehrere Tage und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, bis er den ersten Vers verstehen konnte.

Taylor beendigte seinen ziemlich mangelhaften Schulunterricht mit dem siebzehnten Jahre und machte während dieser Jugendzeit mehrere unbedeutende Versuche in der Dichtkunst, von denen er wohlweislich in die gesammelten Werke keinen aufnahm und die in verdiente Vergessenheit längst gerathen sind. 1844—1846 zog er „leicht an Geld und Wissen“ durch Europa und sammelte nach seiner Rückkehr die inzwischen in verschiedenen Neuyorker Zeitungen gedruckten Reisebriefe zu einem Band, den er unter dem Titel „Views Afoot“ herausgab und von dem die zwanzigste Auflage im Jahre 1855 erschien. Diese mit Studien verdundenen Streifzüge durch die alte Welt hatten einen großen Einfluß auf seine Bildung. Als er fortging, war er nach nicht aus den Flegeljahren, als er zurückkahm, war er ein reif gewardener, welterfahener Mann. Bald nach der Heimkunft übernahm er die Redaktion eines Wochenblattes in dem Fabrikstädtchen Phoenixville, siedelte im falgenden Jahr nach Neuyark über, wo er als Schriftsteller und Jounalist äußerst thätig war. 1849 bis 1850 brachte er als Vertreter des „Tribune“ in Kalifornien zu, um über das Leben und Treiben in den neuentdeckten Galdfeldern Bericht zu erstatten, und veröffentlicht seine Erlebnisse und Beobachtungen in einem „Eldorado or Adventures in the Path of Empire“ betitelten Werk, das großes Aufsehen machte und reißend abging. Nach zweijährigen Wanderungen in Aegypten und im fernen Orient erschienen 1854 drei Bände über Central-Afrika, die Länder der Sarazenen, und Indien, China und Japan, denen seine nordische Reise, 1857, und seine Reisen in Griechenland und Rußland, 1859, sich anschlossen. 1867 suchte er wieder Erholung in Europa und hielt sich meistens in abseits gelegenen Ecken und Winkeln auf, die er in einer Reihe von Artikeln für das „Atlantic Monthly“ schilderte. 1869 wurden diese Aufsätze in Buchform für den Druck unter dem Titel „By Ways of Europe“ ausgearbeitet. In der Vorrede zu diesem Bande gibt er die Absicht kund, den Mantel des Reisenden abzulegen und von dieser Gattung der Litteratur ein für alle Mal Abschied zu nehmen. Hinfart will er sich ausschließlich der Dichtkunst widmen und nur den Parnaß besteigen.

Taylor's Schaffenskraft war fast unerschöpflich, aber seine Zeit wurde durch lange und anstrengende Reisen, um in weitauseinanderliegenden Städtchen frei Varträge zu halten, durch schwere, aufreibende Arbeit im Zeitungsbüreau und allerlei von Gesellschaften und Vereinen jeder Art kammende Anforderungen so sehr in Anspruch genammen, daß kaum etwas für den Musendienst übrig blieb, und man wundert sich darüber, daß er ja vieles und varzügliches in der Paesie und Prosadichtung geleistet hat. Der Schriftstellerei im Allgemeinen hat er sich blaß berufsmäßig gewidmet; der Dichtkunst dagegen hat er sich geweiht; denn er hielt sie für etwas Heiliges, wie eine Art Religion. Auf seinen Wanderungen durch Europa und das Morgenland pflückte er auch als Dichter Blatt um Blatt zum Andenken an seine Erlebnisse, und es entstanden auf diese Weise „Rhymes of Travel“, „Poems of the Orient“ und andere Sammlungen van Romanzen, Liedern, Balladen und erzählenden Gedichten, die seine Freude an der Welt zum erhabensten Ausdruck bringen. Von den späteren und reiferen Erzeugnissen seiner Muse sind die folgenden hauptsächlich zu erwähnen: „The Picture of St. John“, der Lebenslauf eines Künstlers, „The Poet's journal“, eine in poetischer Form verfaßte Selbstbiographie, „The Masque of the Gods“, eine dichterische Darstellung der lagischen und chronalogischen Entwicklung des Gottesbegriffs, „Lars, a Pastoral of Norway“, eine Idylle in drei Büchern, von denen das erste in Norwegen, das zweite in den Vereinigten Staaten und das dritte wiederum in Norwegen spielt, und deren Hauptpersanen Quäker sind, und schließlich zwei Dramen „The Prophet“, eine Geschichte des Marmonenthums in fünf Akten, und „Prince Deukalion“, das Glaubensbekenntniß des Verfassers, welches kurz var seinem Tode erschien und im Gesetz der Erhaltung der Kraft einen wissenschaftlichen Beweis für das ewige Fartleben der Seele findet. Es ist merkwürdig, mit welcher Zuversicht er seinen festen Glauben an die Fortdauer der geistigen Persönlichkeit ausspricht. „Dieses Gefühl“, äußerte er sich damals in einem Brief, „ist in Uebereinstimmung mit allen Lehren der Naturkunde; hielte ich mich allein an die Theologie, sa würde ich wenig Trost finden.“ Bis zu seinem dreißigsten Jahre hatten seine Gedichte das Gepräge einer glühenden Sinnlichkeit; nach diesem Zeitpunkt wurden sie entschieden psychologisch und machten sich die Lösung der schwierigsten und verwickelsten Räthsel des Daseins zur Aufgabe.

Außer mehreren kleineren Erzählungen schrieb Taylor vier Romane: „Hannah Thurston“, „John Godfrey's Fortunes“, „The Story of Kennett“ und „Joseph and His Friend“, von denen der dritte jedenfalls der beste ist. Auf dem Gebiet der Prasadichtung ist er eher ein scharfer Beobachter und treuer Berichterstatter, als ein wahrer Schöpfergeist. In diesen Werken schildert er größtentheils die Gegenden um seinen Landsitz „Cedarcroft“ und deren Bewohner, und macht sich über den damals herrschenden Pietismus, Spiritismus, Teetatalismus, Vegetarianismus und dergleichen Grillenfängereien und Schwärmereien in köstlicher Weise, lustig. Der Faden der Fabel ist in der Regel sehr dünn und verliert sich leicht in dieses Allerlei ohne zu einer ordentlichen Knotenschürzung zu gelangen; die Handlung ist alsa unbedeutend und die Charakterzeichnung aberflächlich und unsicher, und von genialer Erfindung oder künstlerischer Ausführung und Ausgestaltung kann dabei kaum die Rede sein. Diese Mängel sind vielleicht zum Theil der Schnelligkeit, mit welcher er diese Schriften hinwarf, zuzuschreiben; an den oft vorkommenden stilistischen Nachlässigkeiten ist diese überaus reiche Produktivität offenbar schuld.

Hinlänglich bekannt ist seine mit Kommentar versehene Faust-Uebersetzung, worin er bestrebt war, nicht nur das Versmaß und den Reim, sondern auch die rhythmische Stimmung des Originals wiederzugeben. Das sich vorgesetzte Ziel hat er nicht immer erreicht und zuweilen sogar mit vieler Mühe verfehlt. So z. B. in den bekannten Zeilen aus dem Prolog im Himmel:

„Sa lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei Dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, sa lang er strebt,“

weicht er vam deutschen Wartlaut unnöthigerweise ab:

„As long as he on earth shall live,
So long I make no prohibition;
While Man's desires and aspirations stir,
He cannot choose but err.“

Genauer und gefälliger könnte man die Stelle falgendermaßen übersetzen:

„While he on earth is yet alive,
Be there for thee no prohibition..
Man errs so long as he doth strive.“

Unter den sechs bisher gemachten englischen Uebersetzungen von beiden Theilen der Goethe'schen Tragödie nimmt Taylar's Arbeit unbedingt die erste Stelle ein, und es ist sehr zu bedauern, daß er den lang gehegten Plan „Das Leben Goethe's“ zu schreiben nie ausführte.

Am 15. Februar 1878 wurde Taylor zum Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten in Deutschland ernannt und Anfangs Mai trat er diesen Posten in Berlin an; aber unaufhörliche und rücksichtslose Ueberarbeit hatte seine urkräftige Gesundheit zu Grunde gerichtet und seine Tage waren schan gezählt. Er pflegte der Ruhe und suchte sogar Erholung im Gebirge bei Gotha; diese Sarge kam jedoch zu spät und am 19. Dezember schlief er auf einem Lehnstuhl in seiner Bibliothek ein und hauchte sanft seinen Geist aus. Die varliegende kurzgefaßte Lebensbeschreibung gehört der „American Men of Letters“ betitelten biographischen Sammlung an und gibt ein treues Bild des Hingeschiedenen und eine richtige Würdigung seiner Bestrebungen als Mensch und Dichter.

München. E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 27. März 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (inkl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Post-Zeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren **Abonnement** mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Tage, an denen das Andenken des Kaisers Wilhelm I. gefeiert worden ist, haben gezeigt, daß die Bevölkerung in der That des Todten in Achtung und Liebe gedenkt. Der Große heißt er zwar nur im offiziellen Stil; aber er besaß jene nicht gering zu veranschlagende Klugheit, es Andern zu ermöglichen, Großes unter ihm zu wirken, und er besaß jene Bescheidenheit trotz allen Erfolgen Preußens und Deutschlands, die auch ihn zu ungeahnter Machtstellung emporführten, in seinem Auftreten liebenswürdig und taktvoll zu bleiben. Das eine erwarb ihm als Mensch die Sympathieen der Bevölkerung; das andere gab ihm ein hohes historisches Piedestal. Auf ihm steht er nicht als einer der Gewaltigen der Weltgeschichte, aber als eine durchaus sympathische Gestalt, die auch einer großen Schicksalswendung in der Entwicklung Deutschlands schließlich Genüge zu thun verstanden hat. Der Mann, der im Jahre 1848 vor dem Haß der Bevölkerung hatte flüchten müssen, hat sich die Herzen in Deutschland erobert, weil er durch alle Wechselfälle des Schicksals ein Gentleman in bescheidener und vornehmer Haltung geblieben ist. Einem solchen Charakter einen Tribut der Achtung zu bringen, dazu müssen die Ereignisse, die wir jetzt durchleben, ganz besonders auffordern; und der Tribut, der dem Todten dargebracht wurde, war zugleich ein Tribut an den Gedanken der deutschen Einheit, die unter ihm zur Wirklichkeit geworden ist.

Aus solchen Elementen konnte sich eine würdige Feier von echtem Gepräge gestalten, ohne daß es nöthig wäre, der Vergangenheit nachträglich Züge aufzuprägen, die sie nicht gezeigt hatte, und die damals handelnden Personen in einen Abstand von einander und in eine Gruppirung zu einander zu bringen, die nicht vorhanden gewesen ist.

Die offizielle Feier in Berlin ist vor Allem auch eine militärische gewesen, wie das bei uns üblich ist, in dem Lande, das seine politische Größe der Verwirklichung eines modernen Gedankens verdankt: wir sind und waren zuerst das Volk in Waffen. In die Wirklichkeit der Festtage übersetzt heißt dies aber nicht, daß Volk und Armee ein und dasselbe sind, und daher auch gleichberechtigte Theilnehmer an nationalen Festen; an solchen Tagen pflegt als würdige Folie für große offizielle Schaustellungen nur die Armee betrachtet zu werden, und es ist schon eine Konzession, wenn in bescheidenerem Hintergrund einige Fracks daran erinnern dürfen, daß es in Deutschland nicht nur Uniformen gibt.

Wie schlecht verstehen jene ihr Geschäft, die immer erneut die Gelegenheit schaffen, daß solche Betrachtungen zum Ausdruck gelangen müssen. So manche parlamentarischen Schwierigkeiten in militärischen Fragen würden einen anderen Charakter tragen, als jenen, den sie so oft zu tragen pflegen, wenn man, statt künstliche Gegensätze zwischen Volk und Heer zu schaffen, verstünde, dem zum Ausdruck zu verhelfen, was ist, und was ein gutes Theil unserer staatlichen Größe ausmacht: daß wir in Wahrheit ein Volk in Waffen sind.

Gerade dieser in Deutschland so fest wurzelnden Empfindung entsprach es, daß eine Bestimmung des

Kaisers und der Bundesfürsten an den Gedenktagen mit Beifall von der Bevölkerung begrüßt worden ist. Die gesammte deutsche Armee soll nunmehr auch die Kokarde in den deutschen Farben tragen und diese deutschen Farben für alle deutschen Soldaten sind ein neues sichtbares Symbol, daß heute auch die Armee erobert ist für den Gedanken jener „Demagogen“, die Jahrzehnte wegen ihrer Schwärmerei für die deutsche Einheit verfolgt wurden.

Der Beifall, mit dem diese Neuerung aufgenommen worden ist, beweist eines. Bei der vielfachen politischen Misere unserer Tage bleibt der Gedanke an die deutsche Einheit eine Erquickung; und jede Handlung der Regierenden, die eine Huldigung für die Einheit ist, kann sicher auf Beifall bei der Masse der Bevölkerung rechnen.

Die Großherzogin von Sachsen-Weimar ist gestorben; sie war eine niederländische Prinzessin; aber sie hat es verstanden, sich in der Kulturwelt Deutschlands eine Stellung zu verschaffen und sie würdig auszufüllen. Ihre Residenz Weimar legte ihr Pflichten auf, denen sie mit kluger Vornehmheit und auch mit Energie Rechnung getragen hat. Vor allem, als ihr durch das Vermächtniß des letzten vom Goethe'schen Stamme, des Herrn Walther von Goethe, das von jenem gehütete Archiv seiner Familie zufiel, da wußte sie, unterstützt von gut gewählten Berathern, die ihr anheimgefallenen geistigen Schätze in würdiger Weise den Gebildeten Deutschlands und der Welt nutzbar zu machen. Das „Goethe- und Schillerarchiv“, das sie alsdann ins Leben gerufen hat, und die große Weimarische Goetheausgabe, „herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen“ sind ihr ein edles Monument, und die Todte hat dies Monument auch verdient, denn sie gab nicht nur ihren Namen und ihren Einfluß für jene Unternehmungen her; sie nahm in ihrer Weise auch Antheil an den Arbeiten, und wenn dieser Antheil bei der Vorbildung der fürstlichen Frau auch direkt förderlich nicht immer war, so bewies er doch ein echtes Interesse für eine große und edle Aufgabe.

In der „Historischen Zeitschrift“ hat der Sohn des Ministers von Westphalen einen sehr interessanten Brief veröffentlicht. Es ist ein Schreiben Friedrich Wilhelm IV., in demselben wird das Entlassungsgesuch des Herrn von Westphalen abgelehnt, das dieser aus Anlaß des Duells zwischen Hinckeldey und Rochow eingereicht hatte.

Bekanntlich hatte der Berliner Polizei-Präsident von Hinckeldey eine aristokratische Spielergesellschaft aufgehoben; die Folge war, daß ihn Herr von Rochow forderte und über den Haufen schoß.

Aber die Gründe dieses Duells waren doch zugleich auch tiefer liegende. Herr von Hinckeldey war der Kamarilla, der Kreuzzeitungsclique, unbequem; man wollte ihn beseitigen; so entschloß man sich schließlich, ihn zu tödten, wenn es sein mußte. Diesen Hintergrund hatte man immer gekannt. Jetzt liegt die Bestätigung vor in einem eigenhändigen Schreiben Friedrich Wilhelm IV. Dort heißt es:

„Ich wußte seit mehreren Tagen, daß es auf die Tödtung Hinckeldey's abgesehen war ..... Hier war aber eine äußerst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht: „Hinckeldey könne kein Pulver riechen“, nicht unwiderruflich zu etabliren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghaft gemacht.“

Und an anderer Stelle:

„Viele — und ich fürchte, manche aus Ihren Untergebenen haben sich ins Fäustchen gelacht darüber, daß H. gezwungen war, einen illegalen Schritt zu thun, nach welchem er unfähig war, das oberste Polizeiaufsichtsamt fortzuführen.“

Endlich schreibt der König in Bezug auf den neuen Polizeipräsidenten:

„Herr v. Zedlitz hat ein überschweres Erbe mit edelstem Sinn und reinstem Willen übernommen! Helfen wir ihm. Das aber sag' ich Ihnen im Voraus! die tieferen Schwierigkeiten für Zedlitz kommen erst. Bewährt er sich, übertrage ich auf ihn auch nur die Aeußerlichkeiten meines Vertrauens zu Hinckeldey (die zwei Tage wöchentlich, um mir Vortrag zu halten), so gehen gegen Zedlitz dieselben Machinationen wie gegen jenen los.... Möge Zedlitz glücklicher sein! Ich fürchte das Gegentheil, wie gesagt, sobald meine Gunst und Beifall eine Gestalt gewinnen“.

Die Methode, die hier durch einen königlichen Brief beglaubigt wird, ist lehrreich.

Hinckeldey genießt das Vertrauen des Monarchen; und er genießt das Mißtrauen der „monarchischen“ Loyalen, der Kreuzzeitungskamarilla. So begannen die „Machinationen“ gegen ihn, und man stellt ihm eine Falle, aus der er kaum heraus kann. Man bringt ihm ein Duell auf den Hals; lehnt er es ab, so ist er unmöglich gemacht durch den Verdacht, „kein Pulver riechen zu können“; nimmt er es an und bleibt am Leben, so ist er als Polizeipräsident, der einen „illegalen“ Schritt thut und die Gesetze übertritt, unhaltbar, und endlich bleibt die letzte Hoffnung, die „Tödtung“; man könnte auch sagen der prämeditirte Mord.

So arbeiteten die Vorgänger des Herrn von Hammerstein; daß er auch Nachfolger hat, ist klar genug geworden bei dem Sturze des Grafen Caprivi und bei dem Prozeß des Herrn v. Tausch, aber nicht nur bei diesen Gelegenheiten. Solche Thatsachen muß man im Auge behalten, um die Politik der Kamarilla, die sich konservativ nennt, richtig beurtheilen zu können.

In Oesterreich sind die Wahlen abgeschlossen; sie haben ein Chaos von Parteien ergeben und eines ist nur sicher, daß die Erfolge der Sozialdemokraten nicht so groß sind, wie erwartet wurde, und daß die Verluste des liberalen und freisinnigen Deutschthums noch immer groß genug bleiben. Daß auch mit einem solchen Parlament sich regieren läßt, wird Graf Badeni zu beweisen haben.

Auch in Italien sind die Wahlen beendet. Das Ministerium Rudini hat eine erhebliche Majorität erlangt. Ob sie lange zusammenhalten wird, ist eine andere Frage. Die Anhänger Crispis sind decimirt und die Sozialisten sind stärker geworden. Im Ganzen sind die Veränderungen gegenüber der Zusammensetzung der letzten Kammer keine allzu tief greifenden und folgenschweren, denn die Partei Crispis konnte schon wegen des Alters ihres Führers und wegen der tiefen Schatten, die auf die Lebensführung desselben gefallen sind, auf eine Zukunft nicht mehr rechnen.

Im Orient bleibt die Lage, wie sie war. Die Mächte werden mit Griechenland nicht fertig, weil einige der Großmächte augenscheinlich mit den Politikern zu Athen gar nicht fertig werden wollen. Inzwischen stehen sich Türken und Griechen an der thessalischen Grenze mit geladenen Flinten gegenüber, und Serben, Bulgaren und Montenegriner warten auf den Augenblick, ihrerseits loszuschlagen. Daß dieser Moment noch sehr lange auf sich wird warten lassen, erscheint kaum wahrscheinlich, und wenn dieser Moment eingetreten sein wird, alsdann ergreift vielleicht Rußland die günstige Gelegenheit, um den in Europa engagirten Türken Bedingungen für Klein-Asien und Konstantinopel zu diktiren. Daß Rußland sogleich die Hand auf den Rest des türkischen Besitzes legen müßte, ist nicht nothwendig; es genügte, wenn unter dem Schein, die Selbständigkeit der Türkei zu schützen, Rußland zur Stellung eines politischen und militärischen Vormundes in Konstantinopel und Kleinasien gelangte.

Daß Europa gegen einen solchen Schachzug widerstandsfähig wäre, erscheint bei der Zerfahrenheit der Politik aller Westmächte kaum wahrscheinlich. Ohne Frankreich und ohne England wird ein solcher Widerstand sich überhaupt nicht organisiren; und Frankreich wird noch immer nicht zu haben sein, und England scheint es vorzuziehen, in Südafrika Goldminenpolitik für Cecil Rhodes statt Weltpolitik zu treiben.

Die Völker der Balkanhalbinsel.

Noch vor zweihundert Jahren blickte jeder Bewohner Mitteleuropas mit Argwahn und Sorge auf die östlichste der drei südlichen Halbinseln Europas, denn dort wohnte der „gemeine Feind der Christenheit“, vor dessen steten Angriffen die angrenzenden Länder sich keinen Augenblick sicher fühlen konnten. Allmählich ließ die Expansiv- und Eroberungskraft der Türkei nach; nur vorübergehend noch erwachte der gefürchtete Fanatismus des Islams, und schon um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts war an die Stelle des alten Erbfeindes der „kranke Mann“ getreten, der durch französische, englische und piemontesische Aerzte gegen die heftige Blutentziehung, welche ihm der russische Nachbar zugedacht hatte, geschützt werden mußte. Direkt hat man von dorther so wenig mehr zu fürchten, daß umgekehrt gerade die Schwäche des osmanischen Staatskörpers zu einem Elemente der Gefahr werden konnte, denn wie Jedermann weiß, kann jeden Augenblick der interne Streit um die türkische Erbschaft losbrechen, und daß dann keines der mehr oder weniger interessanten Völker, welche die Halbinsel bewohnen, bescheiden sich zurückhalten würde, das darf man mit vollster Sicherheit annehmen. Man findet aber auch nirgendwo sonst in Europa eine so bunte Völkermischung, eine solche Musterkarte von untereinander weit abweichenden Stämmen, welche sich wechselseitig mit intimem Nationalhasse beehren und höchstens in der Abneigung gegen den dem Namen nach noch immer die erste Rolle spielenden Türken sich zu einigen vermögen. Diese ethnographische Vielseitigkeit ist es, aus welcher eine ernste Bedrohung für den Frieden unseres Erdtheiles hervorgehen kann, und darum mag es sich wohl empfehlen, die Völkerkunde der Balkanhalbinsel zum Gegenstande einer selbstständigen Erörterung zu machen. Nach drei Seiten hin ist die Grenze unseres Gebietes eine natürliche; aber auch gegen Norden läßt sich dieselbe nicht allzu schwer ziehen, wenn wir uns an den Lauf der Save, an den der Donau zwischen Belgrad und Orsova und endlich an den südlichen Zug der Karpathen oder Transsilvanischen Alpen halten.

Schon im Alterthum wogte hier ein Völkergewirre, in welches die archäologische Forschung nur erst theilweise Klarheit und Uebersichtlichkeit zu bringen vermocht hat. Hätten die Griechen, das geistig hervorragendste unter den Balkanvölkern, Sinn und Neigung für die Aufklärung dieser sie immerhin nahe genug berührenden Verhältnisse besessen, ja würden sie uns die werthvollsten Nachrichten haben überliefern können, allein leider war der Hellene viel zu sehr von sich selbst und dem eigenen Volksthum durchdrungen, als daß er es über sich hätte gewinnen können, den „Barbaren“, den „Skythen“, „Hyperboräern“, „Kimmeriern“ — und wie die halb mythischen Völkerschaften im Norden und Nordosten immer heißen mochten — volle Beachtung zu widmen. Was uns die Antike an ethnographischem Materiale hinterlassen hat, ist spärlich und unbestimmt, denn auch dem Römer gebrach es völlig an jenem liebevollen Eingehen auf fremde Eigenart, ohne welches es kein Völkerstudium gibt. Schon die Pelasger, welche vor den Griechen in einem großen Theile von Hellas ansässig waren und zwar vielfach ganz im hellenischen Wesen aufgingen, an einzelnen Orten jedoch sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrt zu haben scheinen, sind sehr schwer unterzubringen, und noch mehr gilt dies von den Makedoniern, Thrakern, Mösiern und allen den Stämmen, mit denen die nach Norden vorschreitende griechische Kolonisation in engere Fühlung zu treten genöthigt war. Im Lichte der Geschichte treten uns dieselben zumeist erst in einer Zeit entgegen, da sie bereits mehr oder weniger von ihrer alten Volksnatur eingebüßt hatten, und da zudem eine Ehre darin erblickt wurde, von den Griechen als ebenbürtig betrachtet zu werden, so überzog sich ein sehr großer Theil der Halbinsel mit einem fremdartigen Firniß, durch den hindurch die ursprüngliche Beschaffenheit von Land und Volk nicht mehr gut zu erkennen ist. Daß die Makedonier im Grunde mit ihren südlichen Angrenzern stammverwandt waren, geben neuerdings die meisten Alterthumsforscher zu, wenn auch das etwas uncivilisirte, verbauerte Gebirgsvolk von den feinen Griechen so lange nicht als voll anerkannt wurde, bis es diesen seine physische und politische Ueberlegenheit sehr fühlbar zum Verständniß brachte. Die übrigen Hämusvölker*) dagegen gestatten keine nähere Ergründung, obwohl man sich versichert halten darf, daß sie durchweg der indogermanischen Völkerfamilie angehört haben. Erscheinen doch schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert auch die Germanen auf diesem Völkertheater. Man ist jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Bastarner, welche in der heutigen Dobrudscha saßen, ein von der unteren Weichsel dorthin ausgewanderter germanischer Volksstamm waren; sie sind also, lange vor Cimbern und Teutonen, der erste historische Zeuge von der Existenz unseres Volkes, und Jahrhunderte lang haben sie den Römern viel zu schaffen gemacht, bis ihre Reste sich endlich unter der thrakischen Bevölkerung verloren. Kaum waren sie vom Schauplatze abgetreten, so erschienen die Gothen, deren östlicher Zweig ja geraume Zeit in Mösien wohnte und hier, im steten Verkehr mit oströmischer Bildung, die erste germanische Schriftsprache schuf. Dauernde Nachwirkung hat jedoch auch ihr Aufenthalt nicht gehabt, so wenig wie derjenige der Kelten, welche gelegentlich in verheerendem Sturme über das durch Kriege und Seuchen herabgekommene Land dahinfuhren und fast gerade so schnell, wie sie dahin gelangt waren, auch wieder dem Gesichtskreise entschwinden.

Traurig gestaltete sich die Lage der Balkanhalbinsel auch im Mittelalter. Die byzantinische Herrschaft, fortwährend zur Abwehr arabischer, russischer, tatarischer, lateinisch-okzidentalischer und zuletzt türkischer Einfälle gezwungen, verlor allmählich die Zügel gänzlich aus den Händen, und eine trostlose Anarchie griff mehr und mehr um sich. Nunmehr breiten sich im Norden die slavischen Volkselemente aus, und gar mancher andere Völkersplitter, den die Stürme der Völkerwanderung über die Donau hinüber geweht haben, wird gelegentlich von denen aufgefunden, welche ihr Weg durch die immer unwirthlicher und schwerer passirbare Halbinsel führt. So wissen die Geschichtschreiber der ersten Kreuzzüge manches zu berichten von den Petschenegen (oder Patzinaken), einem turktatarischen Stamme, der vordem mächtig gewesen war und wesentlich die Verdrängung der Magyaren in ihre gegenwärtigen Wohnsitze verschuldet hatte, später jedoch im heutigen Serbien und Bulgarien ein räuberisches Dasein führte und nach und nach totaler Vernichtung anheimgefallen zu sein scheint. Im Jahre 1361 erscheinen endlich die Türken, die bisherigen Beherrscher Vorderasiens, auf europäischem Boden, und Adrianopel wird ihre Hauptstadt, jedoch nur, um noch nicht volle hundert Jahre später diesen Rang der uralten Weltresidenz, dem 1453 eroberten Konstantinopel, abzutreten. Von diesem Zeitpunkte ab haben sich die ethnographischen Zustände nicht mehr erheblich verändert, indem nur noch einzelne Verschiebungen statthatten, allein es ist seitdem kein neues Volk mehr zu den damaligen Besiedlern der Balkanhalbinsel hinzugetreten und es ist auch keines von denen, die damals hier wohnten, abgestorben oder dauernd verdrängt worden.

Daß neben den sozusagen bodenständigen Völkerbestandtheilen auch noch manch andere kleine Gruppen vertreten sind, kann nicht wunder nehmen bei einem Lande, welches von der Natur als Vermittlungsglied zwischen zwei Kontinente eingeschoben worden ist. Bei aller konservativer Starrheit vermochte man sich den Einwirkungen des Westens nicht gänzlich entziehen, und jeder Kenner des Orientes weiß, daß in allen Hafenplätzen der Levante ein eigenthümliches Kompromiß-Idiom, die lingua

*) Nach Hämus oder Haimos, einem sagenhaften thrakischen Könige, war dereinst das rauhe, selbst jetzt noch nicht gehörig bekannte Gebirge benannt, welches man heute als Balkan bezeichnet.

franca, gesprochen wird, zu welchem das Italienische die meisten Bestandtheile geliefert hat. Aus früherer Zeit sind ja auch noch viele Erinnerungen an Genuesen und Venetianer vorhanden, welche letztere lange genug den Archipelagus, den Peloponnes und die Jonischen Inseln unter ihrem Szepter hielten, wie denn noch heutzutage die in letzter Zeit viel genannten Ortsnamen auf der Insel Kreta theilweise an Venedigs Herrschaft gemahnen.*) Jetzt übrigens ist im Küstengebiete des Aegäischen Meeres mehr das süditalienische Bevölkerungselement durch die Malteser vertreten, die allerdings auf den Ruf, den sie daselbst genießen, nicht besonders stolz zu sein brauchen. Von den Westeuropäern ist sonst nicht viel zu sagen; man beugt sich ihrem Einflusse, aber man liebt sie nicht, und nur im Nordwesten der Balkanhalbinsel, im „Okkupationsgebiete", ist durch Oesterreich-Ungarn ein Staatsgebilde in überraschend kurzer Zeit geschaffen worden, das mehr als nur oberflächliche Aehnlichkeit mit den europäischen Kulturstaaten besitzt. Von Wichtigkeit ist ferner der Einfluß der Armenier, welche allen Verfolgungen zum Trotze mit größter Zähigkeit sich zu behaupten und sogar den muhamedanischen Machthabern unentbehrlich zu machen verstanden haben. Auch der starken jüdischen Ansiedlung muß gedacht werden. Die Balkanisraeliten gehören ausnahmslos zu den in geistiger und kultureller Hinsicht ihre Glaubensgenossen in den slavischen Ländern — die Aschkenasim — weit überragenden Schephardim; ihr Centralpunkt ist Salonichi, und in Folge der Glaubensverfolgungen auf der pyrenäischen Halbinsel konnten sie sich seit dem XVI. Jahrhundert mit den besten Bestandtheilen ihres Volksstammes auffrischen. Da der Türke — notabene in gewöhnlichen Zeiten — ein toleranter Mensch ist, sind die türkischen Juden vor Verfolgungen und Quälereien ziemlich verschont geblieben, während sie freilich in Rumänien von je unter Vexationen aller Art zu leiden hatten.

Nunmehr sehen wir uns in den Stand gesetzt, unser Augenmerk gänzlich denjenigen Balkanvölkern zuzuwenden, welche mit ausgeprägter Eigenart auch eine ausreichende Volksstärke verbinden, um eben auf volle Berücksichtigung Anspruch erheben zu können. Nehmen wir die ethnographischen Kriterien zur Richtschnur, so haben wir fünf große Volksgruppen zu unterscheiden, nämlich die slavische, albanesische, rumänische, griechische und türkische. Die vier zuerst genannten gehören der indogermanischen, die Türken dagegen der uraloaltaischen Völkerfamilie an, welcher wir in Europa außerdem noch die Ungarn, die Finnen und die Lappen Skandinaviens zuzurechnen haben. Jede der fünf Kategorien soll jetzt in besondere Betrachtung genommen werden.

Die Slaven der Balkanhalbinsel zerfallen zur Zeit in Kroaten, Serben und Bulgaren; sie bewohnen, von dem Lande zwischen Donau und Karpaten abgesehen, den ganzen Norden der Halbinsel. Zwischen den beiden erstgenannten besteht durchaus kein Rassenunterschied; die Sprache beider ist, bis auf minimale dialektische Verschiedenheiten, die nämliche, und auch die Gebräuche, wie die somatischen Kennzeichen bekunden vollständige Uebereinstimmung. Nur die Religion schiebt einen Keil zwischen beide, und allüberall im Osten ist der religiöse Zusammenhang ein engerer als der nationale. Der Kroate ist römisch-katholisch und schreibt dem zu Folge lateinisch, während der Serbe zur orthodoxen Kirche zählt und sich der kyrillischen Schriftzeichen bedient. Ueberall da also, wo beide Volkshälften regional durch einander gemischt sind, wie in Dalmatien und im Okkupationslande, da befehden sie sich auf das Heftigste, und die österreichisch-ungarische Verwaltung half sich aus dem Widerstreite der Interessen durch den Verlegenheitsausweg, eine eigene „bosnische" Landessprache zu stipuliren, womit dann freilich Kroaten und Serben gleich unzufrieden waren. Die letzteren sind auf der eigentlichen Balkanhalbinsel die numerisch stärkeren, denn sie verbreiten sich auch über das sogenannte „Altserbien", d. h. über die Gegenden am Drin und oberen Wardar, welche vor Jahrhunderten dem großen serbischen Zarenreiche angehörten und erst durch die unglückliche Schlacht auf dem Amselfelde, Anno 1389, dauernd in die Gewalt der Osmanen fielen. Südlich treten hier die Serben mit den Albanesen, östlich, auf lang ausgedehnter Grenze, mit den Bulgaren in Verbindung.

Während die Serbokroaten echte Slaven sind, stellen die Bulgaren ein bloß slavisirtes Volk dar, oder richtiger gesagt, es haben die alten turktartarischen, mit den Hunnen der Völkerwanderung verwandten Bulgaren den slavischen Bewohnern der unteren Donauniederung, wo gegen 200 n. Chr. das Bulgarenreich begründet wurde, ihren Namen verliehen, wogegen die an Zahl geringeren Eroberer schließlich von den Ueberwundenen national aufgesogen wurden. Gegenwärtig erblicken wir in den Bulgaren, diesem klugen und tüchtigen, nur leider allzu sehr mit politischen Händeln belasteten Volke den äußersten südöstlichen Ausläufer des weitverzweigten Slaventhums.

Von vielen Landstrichen Makedoniens weiß Niemand mit Sicherheit auszusagen, ob sie mehr serbisch oder mehr bulgarisch sind, denn zwei einander vielfach nahe stehende Sprachen gehen in den Grenzbezirken oft unmerklich in einander über, und der religiöse Kultus ist ja auch ein und derselbe. Je nachdem ein Reisender mehr nach der einen oder anderen Seite neigt, schlägt er in seinen Berichten weite Länderräume ethnologisch Serbien oder Bulgarien zu. Wenn dereinst wirklich die große Auseinandersetzung im europäischen Wetterwinkel erfolgt, so wird es gerade an dieser Stelle nicht ohne blutige Reibereien abgehen, bis beiden slavischen Balkanstaaten die von ihnen erwünschte Gebietsabrundung zu Theil geworden ist.

Zwischen der montenegrinischen und griechischen Grenze siedeln im Westen die Albanesen, deren Land zum guten Theile den Europäern noch so wenig bekannt ist, wie gar manche Landschaft Afrikas; das Reisen daselbst ist heute noch ebenso wie vor hundert Jahren mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Auch auf griechischem Boden, selbst noch auf der Halbinsel Morea, begegnet man albanesischen Enklaven, deren Einwohner jedoch fast durchweg zweisprachig sind; solche Sprachinseln finden sich auch in Syrmien, in Dalmatien und sogar in Unteritalien. Die nördlichen Albanesen nennen sich Gegen, die südlichen Tosken; die letzteren gehören mehrentheils dem Christenthum an, während im Norden der Islam vorherrscht. Allein auch die albanesischen Moslemine sind keine Türkenfreunde; hier in den Felsburgen Albaniens hat die Türkei niemals eine andere als eine nominelle Herrschaft ausgeübt, und die Heldenthaten eines Skanderbeg und Markos Botzaris stehen mit blutiger Schrift in den osmanischen Reichsannalen verzeichnet. Nur gelegentlich brachte es die Pforte dahin, die Gegen durch Aufstachelung der religiösen Triebe zur Heeresfolge zu bestimmen, und immer haben diese Arnauten dann eine Kerntruppe der türkischen Armee gebildet. Die Tosken andererseits bewiesen in den Freiheitskämpfen der zwanziger Jahre den glaubensverwandten Griechen ihre Sympathie und leisteten denselben werthvolle Dienste. Im Großen und Ganzen erscheinen die Albanesen, welche sich selbst Schkipetaren nennen und zumal mit den serbischen Montenegrinern in ewigem, durch Blutrache genährten Kampfe stehen, als ein stolzes, launisches und unberechenbares Volk, von dem insbesondere nicht von vornherein abzusehen ist, auf welche Seite es sich beim allfälligen Eintreten des großen Krachs schlagen würde. Vielfach hat man geglaubt, diese Autochthonen der Halbinsel auf die alten Pelasger zurückführen zu sollen.

Eine vollständig andere Bewandtniß hat es mit den Rumänen. Dieselben bewohnen zunächst das ihren Namen tragende Königreich an Donau und Pruth (Walachei und Moldau), dann aber auch weite Flächen Ungarns und der Bukowina, die russische Provinz Bessarabien, Theile von Ostserbien und Westbulgarien, und in vereinzelten Siedlungen hausen sie — als Kutza-Walachen oder Aro-

*) Es sei nur an Selino, Spinalonga und Retimo (statt Rhethymnon) erinnert.

wohnen — auch in Makedonien, Thessalien und Hellas bis nahe vor den Thoren von Athen. Ein kleines Räthsel geben der Völkerkunde noch immer die paar walachischen Gemeinden der Halbinsel Istrien auf. Die eigentliche Heimath aller dieser versprengten Volksbestandtheile ist das alte Dakien, welches von Kaiser Trajanus bezwungen und romanisirt wurde; doch herrschen unter den Gelehrten noch beträchtliche Meinungsverschiedenheiten darüber, ob diese Daker seitdem ununterbrochen sich auf der alten Scholle behauptet oder dieselbe erst viel später — nachdem sie inzwischen südlich der Donau gewohnt — aufs neue in Besitz genommen haben. Jedenfalls steht das Rumänische vollkommen isolirt da unter den Sprachen des Ostens, denn unbeschadet der Aufnahme einer Unzahl von slavischen Lehnwörtern ist es eine klar ausgesprochene, lateinische Tochtersprache, der italienischen Schwester auch an Wohlklang ähnelnd. Von revolutionären Verwicklungen auf der Halbinsel bleibt Rumänien schon durch seine exzentrische Lage ziemlich unberührt; zudem ist der uralte, berechtigte Haß gegen die türkischen Unterdrücker jetzt so gut wie ganz erloschen, da ja beide Reiche gar nichts mehr mit einander zu thun haben. Ohne Rassenhaß kann aber bekanntlich kein orientalischer Volksstamm leben, und derjenige der Rumänen wendet sich bei der heutigen Generation den Magyaren zu, in deren Lande über zwei Millionen Stammesgenossen wohnen. Schon der Krieg von 1849 hat furchtbare Proben dieses eingerosteten Stammesgegensatzes gebracht, und in unseren Tagen würde es sich damit, wäre nur die Gelegenheit geboten, vielleicht nicht viel anders verhalten.

Unser Interesse, sei es das der Zu- oder der Abneigung, richtet sich in der Gegenwart zuvörderst auf die Griechen. Man war früher der Meinung, das alte Hellenenthum sei eigentlich von der Erde verschwunden oder friste nur noch auf den kykladischen Inseln und in einigen unzugänglichen Gebirgswinkeln — Taygetus in Lakonien, Sphakia auf Kreta — ein kümmerliches Dasein. Der geniale „Fragmentist", der Tiroler Fallmerayer, hatte dieser Theorie in Europa den größten Vorschub geleistet; ihm zufolge wären die modernen Griechen weit mehr Slaven als echte Nachkommen der Streiter der Perserkriege. Sicherlich ist auch an dieser Auffassung manches Richtige, aber neuere Forschung hat gleichwohl unzweifelhaft dargethan, daß Fallmerayer weit über das Ziel hinausschoß. Eine starke slavische Einwanderung hat im festländischen Griechenland selbstverständlich stattgefunden, indem die Bewohner der Pindusgegenden — muthmaßlich serbischen Stammes — durch die damals noch nicht mit slavischem Wesen vermengten Bulgaren südwärts geschoben wurden und sich allenthalben, sogar bis an die Südspitze des Peloponneses, neue Wohnplätze suchten. Die Beziehungen zwischen den Eindringlingen und den Eingesessenen waren natürlich zunächst kriegerische, nahmen aber bald friedlichen Charakter an, und wenn auch noch aus der Karolingerzeit von Slovenaufständen berichtet wird, so trat doch schon frühzeitig eine Ausgleichung ein. Aber ein Konnubium, darin hat Sepp gewiß recht, hat zwischen Griechen und Slaven niemals stattgefunden; die Städte und größeren Dörfer blieben rein griechisch, das platte Land verharrte beim Slaventhum. So mag es durch Jahrhunderte fortgegangen sein, allein endlich drang die mächtigere Kulturform durch, und die Slaven mußten sich eben jenen Prozeß der Absorption gefallen lassen, den ihre Stammesbrüder ungefähr gleichzeitig den Bulgaren bereitelen. So sind denn, das kann man nicht in Abrede stellen, unter den Bürgern des heutigen Königreiches Griechenland Viele, deren Voreltern slavisches Blut in den Adern hatten, aber eine eigentliche Stammesvermischung gab es nicht, und es hat deshalb kaum einen besseren Sinn, die Griechen als Halbslaven zu bezeichnen, als wenn man mit diesem Namen die Bewohner von Lübeck, Berlin, Plauen und Bamberg belegen wollte. Denn diese deutschen Pflanzstädte sind vor Zeiten auf slavischem Gebiete angelegt worden, und die Ortsnamen der ganzen Osthälfte von Deutschland lassen die obotritische, sorbische oder wendische Wurzel deutlich genug erkennen. Die Griechen repräsentiren nun einmal eine geschlossene Nationalität, und daß diese sich zumal dem korrupten Türkenthum gegenüber schließlich durchsetzen will, sollte ihnen auch der nicht verdenken, der von ihren Bestrebungen eine Gefährdung des so ungemein mimosenhaften europäischen Friedens befürchtet.

Unsere Behauptung, das türkische Wesen sei ein durch und durch verfaultes, findet bei allen denen Widerspruch, welche sich ausschließlich an das niedere Volk halten und diesem mit vollem Rechte so manche gute und achtbare Eigenschaft zuschreiben, welche bei den orientalischen Christen in weit geringerem Maße zu finden sein soll. Wer jedoch so argumentirt, der übersieht, daß eben das Regiment der Türkei nicht bei dem ehrlichen Gevatter Schneider und Handschuhmacher steht, der übrigens, sobald ihn sein Imam beim Religionseifer zu packen versteht, ungeachtet seines biederen Phlegmas auch zu den größten Gräueln fähig ist, wie die armenischen Metzeleien beweisen. Die oberste, die regierende Kaste ist dagegen nach allgemeinem Urtheile nur werth, daß sie zu Grunde geht, und die Geschichte keines Staates auf der Erde ist derart mit Gräuelthaten befleckt, wie die türkische. Kann man doch die Anzahl derjenigen Großherren, welche eines natürlichen Todes starben, sehr leicht an den Fingern herzählen. Die asiatische Abkunft verleugnet sich nicht, und der dünne Anstrich französischen Chiks, welchen sich die herrschende Aristokratie am Bosporus angeeignet hat, vermag nur den oberflächlichsten Blick über die Wahrheit hinwegzutäuschen, daß man in Konstantinopel schon auf dreiviertel-asiatischem Boden sich befindet.

Die Ursitze des Türkenvolks lagen zwischen Irtysch und oberem Jenissej im Bereiche des jetzt dort eingerichteten russischen Gouvernements der Kirgisensteppe. Nahe dem letzteren Strome hat man vor einiger Zeit einen merkwürdigen Inschriftenstein gefunden, dessen Legende unseren Orientalisten zu entziffern gelang. Mit Erstaunen konnte man konstatiren, daß die Sprache, in welcher ein altmittelalterlicher Türkenfürst der Nachwelt von seinen Berührungen mit dem mächtigen Nachbarvolke im Osten, mit den Chinesen, erzählt, in allen wesentlichen Punkten mit derjenigen der modernen Osmanen übereinstimmt. Von diesem entlegenen Steppenlande wandten sich die Turktataren, dem allgemeinen Migrationsgesetze folgend, gegen Westen, aber überall auf dem Wege, den sie genommen, sind ihre Etappen noch deutlich zu erkennen. So weist schon der Name „Turkestan" (Türkenland) auf seine Stammeszugehörigkeit hin, und in der chinesischen Provinz Ostturkestan war vor einigen dreißig Jahren ein mächtiges, selbständiges Turki-Reich entstanden, welches das Reich der Mitte nur mit der größten Kraftanstrengung und unter unsäglichem Blutvergießen niederzuwerfen im Stande war. Im nordöstlichen Persien, in der Provinz Khorassan, hausen die sunnitischen, d. h. orthodoxen Turkmenen, ein Nomadenvolk, welches den arischen und schiitischen (ketzerischen) Persern tödtliche Feindschaft geschworen hat. Auch an der unteren Wolga, wo vor tausend Jahren das blühende Chazarenreich sich ausdehnte, trifft man auf Wanderstämme türkischer Abkunft. Eben solche eigneten den Seldschuken, welche mit den Kreuzfahrern lange und schwankend um die Herrschaft über Kleinasien kämpften, und von hier traten endlich die Osmanen ihren Eroberungszug an, der ihnen den ganzen Südosten unseres Erdtheils vor die Füße legte und erst an den Wällen Wiens, im Jahre 1683, rückwärts zu branden begann. Oede, Jammer und Menschenarmuth bezeichneten diesen Weg, denn „wo der Türke hintritt, da gedeiht kein Gras mehr", sagt das orientalische Sprichwort. Fünfhundert Jahre weht die Flagge des Halbmondes auf der Balkanhalbinsel; wie viel Jahre wird ihr dortselbst noch weiter zu flattern verstattet sein? —

Eine dahin zielende Prognose liegt nicht mehr im Rahmen dieser völkerkundlichen Skizze. Aber die eine Thatsache dürfte dieselbe immerhin festgestellt haben, daß die Völker, welche sich in der Gegenwart den Platz auf der

Balkanhalbinsel streitig machen, ein Element der Entwicklung und des Fortschritts in sich tragen, und daß, wenn auch gar Manches in ihrem Wesen uns fremd und unliebenswürdig anmuthet, die lange Dauer der Türkenherrschaft daran die meiste Schuld trägt. Schon jetzt zeigen Bosnien und Bulgarien, daß die Balkanvölker eine Zukunft vor sich haben, und je eher Europa in friedlicher Uebereinstimmung zu der Einsicht kommt, daß die künstliche Aufrechterhaltung unhaltbar gewordener Zustände auf die Dauer nicht möglich ist, um so eher wird auch auf den Trümmern unseliger Vergangenheit dort ein neues Leben ergrünen. Freilich aber nur dann, wenn die Devise angenommen wird: Europa den Europäern!

München. S. Günther.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Die Centenarfeier hat die parlamentarischen Arbeiten für einige Tage unterbrochen; es bleibt für den Berichterstatter über die Parlamentsverhandlungen der letzten Woche daher nur etwas über die Marinedebatte zu sagen.

Die Debatte dauerte drei Tage, fand vor stark besetztem Hause und nicht minder stark besetzten Tribünen statt und endete mit zwei namentlichen Abstimmungen. Man hatte also äußerlich mit einer großen parlamentarischen Aktion zu thun.

Es wurde dabei etwas zu reichlich mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Die Außenstehenden werden sich zumeist kaum klar gemacht haben, wie geringfügig — rein sachlich betrachtet — der Gegenstand des wüthenden Streites war. Es handelte sich um die Bewilligung oder Ablehnung zweier Kreuzer, ja sogar eigentlich nur darum, ob diese beiden Kreuzer in diesem oder im nächsten Jahre bewilligt werden sollten; denn das ausschlaggebende Centrum hat deutlich genug zu verstehen gegeben, daß es im nächsten Jahre für die beiden Kreuzer zu haben sei.

Wegen dieser an sich gewiß geringfügigen Meinungsverschiedenheit zwischen der Mehrheit des Parlaments und den verbündeten Regierungen wurde ein parlamentarischer Streit geführt, als ob es sich um Wohl und Wehe des Vaterlandes handelte. Man sprach von der Reichstagsauflösung, von dem Sturze des Reichskanzlers, von einer allgemeinen Regierungskrisis und fand auch für die sensationellsten Gerüchte willige Ohren. Diese Gerüchte erwiesen sich allerdings bald als blinder Lärm, aber trotzdem wurde im Reichstage um die beiden Kreuzer gestritten wie vor Troja um die Leiche des Patroklus. Man übertrieb hüben, indem man die Bedeutung der beiden Kreuzer für den Schutz unserer überseeischen Handelsinteressen maßlos steigerte, und drüben, indem man die Ablehnung der Regierungsforderung als eine Probe für parlamentarische Charakterfestigkeit glorifizirte. Wenn der Reichstag bei dieser Gelegenheit keinen unbeugsamen Widerstand leiste, so werde er mit verantwortlich für alle uferlosen Flottenpläne der Zukunft; man dürfe hier auch nicht den kleinsten Finger reichen.

Aus dieser Kleinen-Finger-Theorie zogen die verschiedenen Oppositionsparteien aber die verschiedensten Konsequenzen: die Sozialdemokratie bewilligte keinen Neubau und keinen Ersatzbau; die freisinnige Volkspartei bewilligte nur ein Kanonenboot; das Centrum aber bewilligte zwei Kanonenboote und ein mächtiges Panzerschiff. Die Differenz zwischen den Bewilligungen der Sozialdemokratie und auch der freisinnigen Volkspartei einerseits und den Bewilligungen des Centrums andererseits war danach viel größer, als die Differenz zwischen den Bewilligungen des Centrums und derjenigen, die noch einen Kreuzer mehr geben wollten. Trotzdem nahm in der Debatte das Centrum die Haltung von Volkstribunen ein, deren unerschütterlicher Charakterfestigkeit die Bürgerkrone gebühre, während alle, die noch einen Schritt weiter in den Bewilligungen gehen wollten, der Mißachtung aller Freiheitsfreunde empfohlen wurden.

Das Resultat der Abstimmung war die Bewilligung von zwei Kanonenbooten und eines mächtigen Panzerschiffes gegen eine Minderheit, die sich im Wesentlichen aus der Sozialdemokratie und den Volksparteien zusammensetzte, und die Verwerfung der Forderung von zwei Kreuzern mit einer Majorität von mehr als fünfzig Stimmen. Die Beschlüsse der Budgetkommission wurden also in jedem Punkte aufrecht erhalten.

Wir sind der Meinung, daß diese Beschlüsse des Reichstags sachlich durchaus gerechtfertigt waren, daß diese Beschlüsse aber mehr Eindruck gemacht haben würden, wenn man weniger parlamentarisches Pathos entwickelt hätte. Nervöse Kraftanstrengungen verstärken im Allgemeinen nicht den Glauben an nachhaltige parlamentarische Widerstandskraft. Ein Parlament soll sich durch Drohungen nicht einschüchtern lassen, mehr zu bewilligen; aber auch durch Drohungen nicht bestimmen lassen, weniger zu bewilligen als sachlich nothwendig ist. Der Schein, daß letzteres der Fall gewesen, ist nicht durchweg vermieden worden. Das ist um so bedauerlicher, als wir ersichtlich erst am Anfange von allerlei Marine-Konflikten stehen, in denen der Reichstag seine ernstliche Widerstandskraft erst noch zu erproben haben wird.

Bei der Centenarfeier, und insbesondere bei der festlichen Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I., hat der Reichstag eine recht subalterne Rolle gespielt. Es handelt sich bekanntlich um ein Nationaldenkmal, das aus den Mitteln der Steuerzahler errichtet ist. Es wäre deshalb nicht verwunderlich gewesen, wenn man bei dieser Gelegenheit die Reichstagsabgeordneten nicht bloß als Statisten behandelt hätte. In anderen Ländern, die sich einer Volksvertretung erfreuen, wäre wohl Niemand auf den Gedanken gekommen, der Vertretung des Volkes Stehplätze auf einer überfüllten Tribüne anzuweisen. Es war für die Bequemlichkeit der zum Theil doch schon recht bejahrten Herren genau so gesorgt, wie für die Bequemlichkeit der lieben Schuljugend, die auf der Nachbartribüne sich drängte. Auch mußten die Reichsboten die ihnen angewiesene Tribüne mit zahlreichen anderen begünstigten Personen theilen, und wer nicht sehr frühzeitig gekommen oder nicht von der Natur mit einem besonders langen Körper ausgerüstet war, der konnte drei Stunden lang stehen, ohne viel mehr zu erblicken, als gelegentlich ein Paar Helmbüsche oder einen Pferdeschwanz. Es ist charakteristisch für unsere politischen Zustände, daß die Hofleute, in deren Händen die Vorbereitungen zu solchen Festen liegen, gar nicht auf den Gedanken zu kommen scheinen, was man der Volksvertretung an Höflichkeit schuldig ist; und daß auch der Reichstag selbst es nicht für nöthig hält, durch seine Organe dafür zu sorgen, daß die deutsche Volksvertretung bei der Enthüllung eines Nationaldenkmals nicht mit der Schuljugend auf dieselbe Stufe der Behandlung gestellt wird. In solchen Dingen eine Aenderung herbeizuführen, ist vielleicht noch wichtiger als die Ablehnung eines Kreuzers.

Proteus.

Die Agrarreform in Preußen.

III.

Das Ansiedlungsgesetz von 1886, welches das Prinzip des Rentenguts zuerst eingeführt hat, hat, wie Dr. Delbrück bereits 1894 dargethan hat,*) in nationaler Hinsicht seinen Zweck völlig verfehlt. Bis Ende 1894 sind 1606 Rentengüter mit 28 168 ha begründet worden. Die meisten

*) Preußische Jahrbücher, Band 76, S. 535 ff.

Ansiedlungen fielen auf die letzten Jahre vor 1894. Nimmt man diese besten Jahre als Maßstab des Fortschreitens der Ansiedlung in der Zukunft, so gelangt man zu dem Ergebniß, daß in hundert Jahren ganze 100 000 Deutsche unter 2½ Millionen Polen angesiedelt worden sind. Und nicht nur, daß dies ein lächerliches Ergebniß des Hundertmillionenfonds wäre, dem polnischen Großgrundbesitz, dessen politischen Einfluß man drechen wollte, hat man durch denselben sehr genützt. Die Nachfrage der Ansiedlungskommission nach polnischen Gütern hat die Preise des polnischen Grundbesitzes sehr in die Höhe getrieben. Der Hektar kostete durchschnittlich 614 Mk., während die Motive zum Gesetz von 1886 einen Durchschnittspreis von 560 Mk. ins Auge gefaßt hatten.*) Die Folge war, daß polnischen Edelleuten, welche am Rande des Bankerotts standen, durch das Vorgehen der preußischen Regierung wieder auf die Beine geholfen wurde. Sie verkauften ihren Besitz an die Ansiedlungskommission zu einem Preise, den sie sonst nie erhalten haben würden, und kauften davon — meist von deutschen Besitzern in den polnischen Landestheilen — andere Güter, aber von einem Umfang, der ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit angemessen war. Delbrück hat eine Tabelle derartiger Gutsverkäufe und Neuankäufe veröffentlicht,**) welche dies auf das Schlagendste zeigt. Sehr bezeichnend ist ihr Brief, in dem einer seiner Berichterstatter ihm schreibt: „Herr X. hat im Jahre 1888 sein im Kreise Z. gelegenes Gut Y. an die Ansiedlungskommission verkauft, und hat wenige Monate darauf das in demselben Kreise belegene, in seiter Kultur stehende Gut Z. und zwar von einem Deutschen käuflich erworden. Alle Kreisinsassen wissen es ganz genau, daß, während es Herrn X. auf die Dauer unmöglich gewesen wäre, das, nur zu einem Theil gute, schwierig zu bewirthschaftende, weit ab von jeder ordentlichen Kommunikation hart an der Landesgrenze gelegene Gut T. zu halten, er durch den Kauf von Z, welches in vorzüglichen, gleichartigen Bodenverhältnissen sich befindet, und außerdem hart an einer großen Eisenbahnlinie liegt — seine Existenz erst fest begründet hat."

Allein das war nicht die einzige Wirkung des Ansiedlungsgesetzes. Die Gewaltsamkeit, mit der die Verwaltungsperiode des Fürsten Bismarck dem Polenthum entgegentrat, hatte die entgegengesetzte der beabsichtigten Wirkung; sie rief das Nationalgefühl der polnischen Bevölkerung wach. Und wie die Maßnahmen, um ihr die deutsche Sprache aufzudrängen, die Deutschen aber abzuhalten, polnisch zu lernen, nur die Wirkung hatte, die Polen zweisprachig und sie damit den Deutschen wirthschaftlich überlegen zu machen, so rief das Vorgehen der Ansiedlungskommission eine große Bewegung auf Grundlage der Freiwilligkeit hervor, um der beabsichtigten Ausbreitung des deutschen Elementes entgegenzutreten.***) Ein polnischer Gutsbesitzer, dessen Namen auf deutsche Abstammung hinweist, Dr. von Kalkstein, trat sofort mit dem Plane hervor, eine Landerwerbsgenossenschaft zu gründen auf Grundlage solidarischer Haftung. Der Zweck derselben sollte derselbe wie der Ansiedlungskommission sein: Der Aufkauf großer Güter, um sie in Bauerngüter zu zerschlagen; nur daß es nur polnische statt deutscher Bauern waren, an welche verkauft werden sollte. Es sind im Ganzen 4 solche Landerwerbsgenossenschaften gegründet worden, die bis 1895 eine Fläche von 7177 ha in 322 Bauerngüter zerschlagen haben. Dabei ist bemerkenswerth, daß diese Genossenschaften ihre Mitglieder statutenmäßig ebenso in der Hand behalten, wie die Ansiedlungskommission ihre Mitglieder, und zwar ebenfalls aus politischen Gründen, nur aus den umgekehrten. Es wurden ihnen von den preußischen Behörden die allergrößten Hindernisse in den Weg gestellt: man verweigerte ihnen den zur Errichtung der Gebäude erforderlichen Baukonsens der Behörden, man kündigte dem zu vertheilenden Grundbesitz den Kredit seitens der Landschaft u. dgl. Allein alle diese Chikane bewiesen nur die große politische Macht, welche wirthschaftliche Aufsichtsbefugnisse der Behörde ertheilen, waren aber nicht im Stande, den Erfolg der Landerwerbsgenossenschaften zu verhindern.

Um das Jahr 1890 änderte sich die Stellung der preußischen Regierung zu den Polen. Wie Professor Böckh nachgewiesen hat, ist in dem Zeitraum von 1861—1890, das ist fast genau in der Verwaltungsperiode des Fürsten Bismarck, die deutsche Bevölkerung im Regierungsbezirk Posen um nicht weniger als 7 Proz. zurückgegangen. Dies sowie die entgegengesetzten der erhofften Erfolge des Ansiedlungsgesetzes mußte zu denken geben. Dazu kam, daß die Polen im Reichstage als Befürworter der Forderungen, welche dem Kaiser besonders am Herzen lagen, der Marineforderungen, auftraten. Die Folge war, daß man nach Bismarck's Rücktritt mit seiner Polenpolitik brach und die Polen als gleichberechtigte Unterthanen betrachtete. Selbstverständlich wurde die Stellungnahme der Regierung auch in der Ansiedlungsfrage von diesem Wechsel berührt. Die Staatsraison, welche, wie wir gesehen haben, statt der wirthschaftlichen Interessen der Ansiedler die Ansiedlungskommission in ihren Entschlüssen leiten sollte, wurde nun eine andere; bisher hatte sie das nationaldeutsche Interesse im Gegensatz zum Polenthum bedeutet, von nun an sollte sie lediglich so viel wie das sozialpolitische Interesse des Staats am Kleinbesitz im Gegensatz zum Großgrundbesitz bedeuten. Man entschloß sich also, von nun an nicht bloß polnische, sondern auch deutsche Güter anzukaufen und zu zerstückeln. Damit schwand der Haß der Polen gegen die Ansiedlungskommission. Die polnischen Landerwerbsgenossenschaften milderten nun gleichfalls ihren nationalpolitischen Charakter; die Abhängigkeit der polnischen Ansiedler von der Landerwerbsgenossenschaft wurde weniger streng; es trat mehr der sozialpolitische Charakter des Unternehmens hervor. Nun gaben auch die Landschaften den Landerwerbsgenossenschaften wieder Kredit. Und nach Erlaß des Rentengutsgesetzes von 1891 machte man nun auch von polnischer Seite Rentengüter mit Hilfe der Rentenbanken, und die Generalkommission in Bromberg unterstützte sogar die polonisirenden Bestrebungen, sofern sie nur den sozialpolitischen Zielen des Gesetzes entsprachen.

Und welches war der Erfolg der Rentengutsgesetze von 1890 und 1891? Bis zum Schlusse des Jahres 1894 sind in der preußischen Monarchie 474 Güter mit einem Flächeninhalt von 112 683 ha zur Rentengutsbildung verwendet worden. Davon wurden 40 208 ha als Rentengüter aufgetheilt, während 72 475 ha größtentheils als Restgüter im Besitz der Rentengutsverkäufer verblieben. Aus den 40 208 ha sind 3 784 Rentengüter gemacht worden, und zwar 2 661 Neuansiedlungen und 1 123 durch Adjazentenkäufe. Von diesen fallen

auf das Gebiet der Generalkommission	Neuansiedlungen	Adjazentenkäufe
Bromberg	2090	600
Frankfurt a. O. . . .	373	123
Breslau	89	264
Münster	72	38
Hannover	31	5
Kassel	6	93.

Es ist bemerkenswerth, daß danach im Gebiet der Generalkommissionen Düsseldorf und Merseburg die neue Agrarverfassung noch in keinem einzigen Falle Eingang gefunden hat; ferner, daß im Gebiet der Generalkommissionen Breslau und Kassel die Mehrzahl der gebildeten Rentengüter dadurch entstanden, daß landhungrige Bauern durch Vermittlung der Rentenbank Land zu ihrem bisherigen Anwesen hinzukauften, worauf sich ihr ganzes Besitzthum in ein Rentengut verwandelte.

Nach einer Mittheilung des Landwirthschaftsministers Freiherrn von Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhause vom 23. März 1896 waren am 1. Januar 1896

*) Siehe Sering, Innere Kolonisation S. 203.

**) Preußische Jahrbücher, Band 76, S. 558.

***) Ich verdanke die folgenden Angaben der im Erscheinen begriffenen Schrift von Eduard von Trzcinski, Die Entwicklung des polnischen Genossenschaftswesens in Posen und Westpreußen.

5070 Rentengüter endgültig gegründet mit einem Areal von 53 314 ha und einem Taxwerth von 43 519 205 Mk. 2 578 Rentengüter waren thatsächlich gegründet, aber noch nicht in Hypothekenbücher eingetragen mit einem Areal von 28 333 ha. Davon waren 2 444 Güter von den Rentengutsnehmern bereits thatsächlich übernommen. Die Gesammtzahl der ausgegebenen Rentengüter betrug also 7 648. An Rentenbriefen waren ausgegeben 30 568 418 Mark. 83 312 ha standen zur Vertheilung noch zur Verfügung. 82 Rentengutsbesitzer waren mit ihrer Rentenzahlung noch in Rückstand, d. i. $1^{4}/_{5}$ Proz. der Gesammtzahl. 17 Güter standen unter Sequestration, wofür 1 800 Mk. Zwangsverwaltungskosten aufgewendet wurden. Für 11 Güter bestand die Zwangsverwaltung noch am 23. März 1896, d. i. für $^{1}/_{4}$ Prozent der Gesammtzahl der Güter. In 6 Fällen war die Zwangsverwaltung beantragt, aber noch nicht eingeleitet. 29 Güter waren zur Zwangsversteigerung gestellt, d. i. für $^{2}/_{5}$ Prozent. Die Aufwendungen der Staatskasse dafür betrugen 24 798 Mark.

Allein mit den Gesetzen von 1890 und 1891 hatte die Rentengutsgesetzgebung noch nicht ihr Ende erreicht. Am 23. Dezember 1895 ermächtigte Wilhelm II. seinen Finanzminister Dr. Miquel, seinen Landwirthschaftsminister Freiherrn von Hammerstein, und seinen Justizminister Schoenstedt, — alles drei Landsleute Justus Möser's — den beiden Häusern des Landtags einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die Agrarverfassung nach dem Herzen Möser's vollenden sollte. Am 15. Januar 1896 ging dann dem Herrenhause der Gesetzentwurf, betreffend das Anerbenrecht bei Renten- und Ansiedlungsgütern zu.

Danach sollen sämmtliche Rentengüter, welche auf Grund der Gesetze von 1886, 1890 und 1891 begründet worden sind oder in Zukunft begründet werden, Anerbengüter sein. Dies heißt: 1. Die Zertheilung des Rentenguts, sowie die Abveräußerung von Theilen desselben kann rechtswirksam nur mit Genehmigung einer staatlichen Behörde, nämlich der für das Gebiet, in dem das Gut gelegen ist, bestehenden Generalkommission erfolgen. Das Gleiche gilt für die Veräußerung des Gutes im Ganzen, falls der Erwerber eine andere Person als ein Familienangehöriger ist. Diese Bestimmungen gelten indeß nur für die nach Inkrafttreten des Gesetzes von 1896 begründeten Rentengüter. Mit anderen Worten: die Theilungs- und Veräußerungsbeschränkungen, welche auf Grund der Gesetze von 1886, 1890 und 1891 den Rentengutskäufern beim Verkauf vertragsmäßig auferlegt werden konnten, gelten für alle künftig zu begründenden Rentengüter auch ohne Vertrag kraft Gesetzes. Die Beschränkung der Theilung des Anerbenguts sowie der Abveräußerung von Theilen desselben steht auch der freien Verfügung durch Testament entgegen. 2. Als Zubehör des so gebundenen Gutes gelten alle mit ihm oder mit Theilen desselben verbundenen Gerechtigkeiten, alle auf dem Anerbengute vorhandenen Gebäude, Anlagen, Holzungen und Bäume, das gesammte Wirthschaftsinventar, bestehend aus dem auf dem Anerbengute vorhandenen, für die Wirthschaft erforderlichen Vieh, Acker- und Hausgeräthe, einschließlich des Leinenzeugs und der Betten, aus dem vorhandenen Dünger und aus den für die Bewirthschaftung bis zur nächsten Ernte dienenden Vorräthen an Früchten und sonstigen Erzeugnissen. 3. Das so gebundene Gut sammt Zubehör kann nur an einen Erben, den Anerben, vererbt werden. Die Person des Anerben ist in Ermangelung eines Testamentes durch die entsprechenden Vorschriften des Testamentes bestimmt.*) Etwaige sonst vorhandene Erben erhalten Abfindungen nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen:

*) Danach soll das Gut als Regel auf den ältesten Sohn übergehen. Möser war dafür gewesen, daß der jüngste Sohn der Anerbe sei, „damit die älteren aus dem Neste sind, wenn der Erbe wieder brüten will“. Es ist charakteristisch, daß Dr. Miquel sich am 27. Februar 1896 im preußischen Herrenhause dahin erklärt hat: „Wenn man das einführen könnte, was man wohl gegenüber den im allgemeinen vorhandenen Sitten nicht einführen kann, daß das Minorat die Regel wäre, so würde ich das Minorat für kleine bäuerliche Besitzungen weit vorziehen“.

Bei der Erbtheilung ist nicht der Verkaufswerth des Guts, sondern sein Ertragswerth zu Grunde zu legen. Von dem jährlichen nachhaltigen Reinertrage sind alle auf dem Gute ruhenden Lasten und Abgaben nach ihrem muthmaßlichen jährlichen Betrage abzuziehen. Der verbleibende Rest wird mit 4 Prozent kapitalisirt. Von dem so erhaltenen Kapitalbetrage sind noch die auf dem Anerbengute haftenden vorübergehenden Lasten (wie die Verpflichtung, die zurückgetretenen Eltern zu erhalten, und dergleichen) mit einem ihrer wahrscheinlichen Dauer entsprechenden Kapitale in Abzug zu bringen. Der alsdann verbleibende Rest bildet den Anrechnungswerth des Anerbenguts.

Die Erbschaftsschulden, einschließlich der das Anerbengut nebst Zubehör belastenden Hypotheken, Grundschulden etc. sind auf das außer dem Anerbengut nebst Zubehör vorhandene Vermögen anzurechnen. Zu diesem Zwecke sind die dauernden Renten mit 4 Prozent zu kapitalisiren. Also die Schulden, einschließlich des Kapitalwerths der auf dem Rentengut haftenden Renten, fallen nicht dem Gute, sondern dem sonstigen Vermögen zur Last.

Werden die Schulden durch dieses sonstige Vermögen gedeckt, so erhält der Erbe ein Drittel des Anrechnungswerths als Voraus. Betragen die Schulden mehr als das sonstige vorhandene Vermögen, so ist der Mehrbetrag vom Anrechnungswerth in Abzug zu bringen, und der Anerbe erhält nur von dem alsdann verbleibenden Reste ein Drittel als Voraus. Nur in diesem Falle übernimmt der Anerbe den verbleibenden Rest der Schulden als Alleinschuldner.

Der Rest des Anrechnungswerths, der nach Abzug des Drittels, welches der Anerbe als Voraus erhält, bleibt, wird unter sämmtliche Erben, einschließlich des Anerben, gemäß dem allgemeinen Erbrecht vertheilt. Indeß können die Miterben ihre Erbtheile, wenn solche den Betrag von 30 Mark im Einzelnen oder in ihrer Gesammtheit den Betrag eines Jahresertrags des Guts übersteigen, nicht in Kapital, sondern nur in fester, ihrerseits unkündbarer Geldrente beanspruchen. Diese Rente beträgt 4 Prozent ihres Erbtheils. Der Uebernehmer des Anerbenguts kann sie durch entsprechende Kapitalzahlung ablösen. Um den mit ihrerseits unkündbaren Renten abgefundenen Erben entgegenzukommen, kann die Rentenbank ihre Rentenansprüche an ihrer Stelle übernehmen. Sie gibt ihnen dann nicht deren 25fachen Betrag in 4prozentigen, sondern nur ihren $24^{1}/_{2}$fachen Betrag in $3^{1}/_{2}$prozentigen oder den 26fachen Betrag in 3prozentigen Rentenbriefen zum Nennwerth, — nur, soweit dies nicht geschehen kann, Baargeld. Die Rentenbank darf die Rentenansprüche der weichenden Erben indeß nicht übernehmen, falls das Anerbengut schon so verschuldet ist, daß sie nicht innerhalb die ersten $^{3}/_{4}$ des Anrechnungswerths fallen.

Dies sind Begünstigungen des Anerben und Benachtheiligungen der weichenden Erben, die über alles bisher Uebliche weit hinausgehen. Wo bisher die Anerbenfolge bestand, war der Anerbe nur begünstigt entweder durch niedrigere Schätzung des Gutswerths bei der Erbtheilung oder durch ein Voraus; hier erhält der Anerbe das Gut zu einem Werthe, der weit unter dessen wirklichem Werthe stehen kann und außerdem erhält er noch ein Drittel als Voraus. Während es bisher, z. B. in Bayern, üblich war, daß sämmtliche Schulden vom Anerben übernommen wurden, fallen sie hier sämmtlich — einschließlich aller zu Verbesserung des Gutes kontrahirten Schulden — auf das etwa vorhandene sonstige Vermögen. Die weichenden Erben erhalten ihren so verkürzten Erbtheil endlich nicht in Kapital, sondern in Rente, und können dies nur unter gewissen Bedingungen und zwar mit Verlust in Kapital verwandeln. Um die Wirkungen dieses Erbrechts auf die Betheiligten zu veranschaulichen, halte ich mich an ein in den Motiven zu dem Gesetzentwurf von der Regierung gegebenes Beispiel:

Der Eigenthümer eines Anerbenguts wird von seinen 3 Söhnen A, B und C beerbt. Das Anerbengut hat einen Verkaufswerth von 30 000 Mark, das sonstige Vermögen beträgt 1 500 Mark. Der Werth der gesammten Hinterlassenschaft ist also 31 500 Mark. Davon gehen 1000 Mark

persönliche Erbschaftsschulden ab. Es verbleiben also 30 500 Mark.

Das Gut hat nach der Schätzung der Sachverständigen einen jährlichen Reinertrag von 1000 Mark. Diese zu 4 Prozent kapitalisirt geben seinen Ertragswerth; die 5000 Mark, um die sein Verkaufswerth diesen Ertragswerth übersteigt, bilden das Aequivalent für die sichere und abhängige Arbeitsgelegenheit, die es dem Besitzer, ganz abgesehen von der Kapitalanlage, bietet. Gemäß dem Gesetze kommen bei der Erbschaftsregulirung aber nur 25 000 Mark in Ansatz. Davon kommt der Kapitalwerth der auf dem Gute ruhenden dauernden und vorübergehenden Lasten in Abzug, und es verbleiben alsdann als Anrechnungswerth nur 21 970 Mk. Nun beträgt die Gesammtsumme der auf dem Gute selbst ruhenden Schulden 15 000 Mark; dazu kommen 1000 Mark persönliche Erbschaftsschulden. Dies ergibt einen Gesammtbetrag von 16 000 Mark Schulden, die zunächst aus dem sonstigen Vermögen zu decken sind. Alsdann verbleiben 14 500 Mark Schulden. Diese werden von dem Anrechnungswerth von 21 970 Mark in Abzug gebracht. Alsdann verbleiben 7 470 Mark als Werth der Erbschaft. Davon erhält der Anerbe ein Drittel, also 2 490 Mark, als Voraus. Der Rest von 4 980 Mark wird unter die drei Erben zu gleichen Theilen vererbt. Es erhält also

der Anerbe A . . . . 2 490 + 1 660 = 4 150 Mark
B und C erhalten jeder die Rente von 1 660,
oder vierteljährlich . . . . . . 16.40 Mark = 3 320 „
7 470 Mark.

Nach dem gemeinen Recht bliebe nach Abzug von Lasten und Schulden von dem Verkaufswerth von 30 000 Mark ein Kapitalwerth von 12 470 Mark, der unter die drei Söhne zu gleichen Theilen getheilt wurde. Ein jeder derselben erhielt also 4 156²/₃ Mark. Jetzt erhält A allein die selbständige und sichere Arbeitsgelegenheit, welche der Besitz des Rentenguts bietet, im Werth von 5 000 Mark, ferner einen Voraus im Werth von 2 490 Mark und ein Erbtheil im Werth von 1 660 Mark, zusammen also 9 150 Mark; B und C erhalten eine Rente, die ihnen am Ende eines jeden Vierteljahrs im Betrage von 16.40 Mark auszubezahlen ist.

Allein, man sagt, dieses Opfer der weichenden Erben sei nöthig im Interesse der Erhaltung des Rentenguts im Besitz der „Familie“. Das Wort „Familie“ ist aber hier nur eine irreführende Bezeichnung für Anerbe. Die weichenden Erben haben nichts von diesem Besitz der „Familie“, zu der sie doch auch gehören. Sie selbst verbleiben nicht auf dem Gute; wollte doch Möser eben deshalb das Minorat eingeführt sehen, damit die weichenden Geschwister bereits fort seien, wenn der Anerbe das Gut übernehme, und ebenso tröstet Dr. Miquel*) die weichenden Erben nicht etwa damit, daß sie auf dem Gute verbleiben, sondern daß sie „hinausgehen und jeden anderen Erwerbszweig ergreifen können“. Den eigenthümlichsten Eindruck macht die Rechtfertigung der weitgehenden Begünstigung des Anerben mit der Behauptung, sie sei im Interesse der weichenden Erben selbst, denn sie hätten den Vortheil, daß das Gut ihnen als Zufluchtstätte diene, wenn sie im Leben Schiffbruch litten. Bestimmt doch der § 21 des Gesetzes, daß die Rente, welche der weichende Erbe als Abfindung erhält, durch Zuschlag eines jährlichen Amortisationsbetrages von 1¹/₂ Prozent des Abfindungskapitals zu tilgen sei. Entweder also, die Abfindungsrente wird durch Kapitalzahlung abgelöst und dann scheidet der Erbe damit aus jeder Verbindung mit dem väterlichen Gute, oder es erlischt nach Ablauf von 33 Jahren, d. h. in einem Lebensalter, in dem er der Unterstützung besonders bedürftig zu werden pflegt, sein Rentenanspruch völlig. Wird er dann bedürftig, so ist er bei seinem glücklicheren Bruder kein willkommener Gast, und wenn er gar Familie hätte, so empfindet ihr gegenüber der Anerbe nicht einmal irgend welche auch nur moralische Pflicht zur Unterstützung. Alle diese Bestimmungen erscheinen daher weit mehr geeignet, den Schiffbruch der weichenden Erben herbeizuführen.

Nur wenn der Anerbe innerhalb 20 Jahren nach dem Tode des Erblassers das Anerbengut an einen Anderen als einen der weichenden Erben veräußert, muß er den Betrag des ihm angerechneten Voraus nachträglich in die Erbschaftsmasse einwerfen. Auch steht den weichenden Erben in diesem Falle ein gesetzliches Vorkaufsrecht zu; indeß bei der Größe des ihnen zugefallenen Erbtheils dürfte es ihnen nur selten möglich sein, von diesem Rechte Gebrauch zu machen.

Die Neuerung aber, welche in die bestehende Rechtsordnung am tiefsten einschneidet, ist die, daß die Rentengüter die Eigenschaft als Anerbengut, welche sie diesen exorbitanten Bestimmungen unterwirft, nicht etwa auf Antrag des Rentengutsbesitzers, sondern der Staatsbehörde erhalten. Es geschieht dies selbst, wenn der Besitzer dagegen protestiren sollte. Desgleichen wird diese Eigenschaft nicht etwa wieder aufgehoben, wenn der Rentengutsbesitzer dies in seinem und der Seinen Interesse verlangt, sondern nur, wenn die Staatsbehörde aus Gründen „gemeinwirthschaftlicher Interessen“, d. h. der Staatsraison, es für zweckmäßig erachtet. Das Recht des Rentengutsbesitzers, über sein Gut unter Lebenden und von Todeswegen zu verfügen, wird, soweit eine solche Verfügung den durch das Gesetz ausgesprochenen Beschränkungen widersprechen würde, vollständig aufgehoben.*)

Mit diesen Bestimmungen wurde der von der Regierung eingebrachte Entwurf am 8. Juni 1896 Gesetz. Nur in einem Punkte haben die Regierung und die Rechte ihre Wünsche noch nicht ganz durchgesetzt. Die Regierung hatte den vollständig neuen Grundsatz aufgestellt, daß derjenige Raum im Hypothekenbuch, der durch die Rente, die einem der weichenden Erben als Abfindung geschuldet wird, in Anspruch genommen ist und allmählich durch die gewöhnliche Tilgung frei wird, offen bleiben soll für jede demnächstige Erbregulirung. Der Rentengutsbesitzer solle nicht die freie Verfügung über den durch Tilgung der Erbabfindungsschuld im Grundbuch frei gewordenen Platz für andere Hypothekenaufnahmen erhalten; es solle die für die Erbabfindungsschuld gestellte Hypothek nicht gelöscht, sondern, wenn auch die Schuld vollständig gelöscht sei, solle der Hypothekenplatz gesperrt bleiben. Der Zweck war ein doppelter: einmal, den Platz immer offen zu erhalten für künftige weichende Erben; es sollte verhütet werden, daß nicht diese Stelle im Grundbuch inzwischen durch andere Grundschulden oder Hypotheken ausgefüllt werde; nur wenn der Rentengutsbesitzer der Hypothek in dringenden Ausnahmefällen bedürfen, sollte die staatliche Behörde die Wiederverschuldung zulassen können. Außerdem aber hatte man bei dem Widerwillen gegen das Anerbenrecht, den man bei der Bevölkerung, für die es gesetzlich eingeführt werden soll, voraussetzt,**) befürchtet, daß selbst das geringfügigste Maß von Verfügungsfreiheit, welches das Gesetz dem Rentengutsbesitzer noch läßt, zur Umgehung desselben gebraucht werden

*) Verhandlungen des Herrenhauses am 28. Februar 1896. S. 68.

*) Die Lobredner des Gesetzes suchen die Bedeutung dieser Beschränkungen stets zu beschönigen, indem sie betonen, daß das Gesetz ja nur ein Intestaterbrecht einführe, dessen Wirkungen jederzeit durch Testament ausgeschlossen werden könnten. Dies ist jedoch eine wenig ehrliche Ausrede, mit der man das Gewissen freier Denkender und vielleicht auch das eigene zu beschwichtigen sucht. Das Recht der testamentarischen Verfügung wird durch das Gesetz wesentlich beschränkt. Nach § 7 sind Rentengüter untheilbar; nur ein Erbe also kann das Gut erben; die einzige Freiheit, die dem Testator gelassen ist, ist, die Person dieses Erben zu bestimmen. Nach § 34 ferner kann der Testator nicht im Interesse seiner weichenden Erben den Werth, zu dem der Anerbe das Gut erhält, höher bestimmen, als im § 18 des Gesetzes vorgesehen ist. Da ist der preußische Landwirthschaftsminister Freiherr von Hammerstein weit ehrlicher, indem er als Zweck des Gesetzes die Einführung eines „zwangsweisen Erbrechts“ bezeichnet. (Verhandlungen des Herrenhauses vom 20. Januar 1896. S. 18.)

**) Siehe die Rede des Grafen Stolberg im Herrenhause am 20. Januar 1896. Verhandlungen des Herrenhauses S. 20.

würde. Man hat befürchtet, daß ein Rentengutsbesitzer sein Gut im Interesse der weichenden Erben, aber zum Nachtheil des Anerben mit Schulden belaste, und daß so der ganze Zweck des Gesetzes gefährdet werde.*) Indeß das katholische Centrum ging in diesem Punkte mit der Linken. Der Antrag der Regierung, auf den das Herrenhaus und die Rechte besonderen Werth gelegt, wurde vom Abgeordnetenhause verworfen.

Das, was mit dem Antrag der Regierung bezweckt worden war, war aber von weit größerer Bedeutung, als der bloße Wortlaut desselben besagte. Man rechnete, daß es, wenn die für die Erbabfindungsrente in Anspruch genommene Stelle auch nach Tilgung der Rente gesperrt bleibe, es dem Rentengutsbesitzer kaum möglich sein werde, sein Gut weiter hypothekarisch zu verschulden. Kein Kapitalist werde sich finden, der bereit wäre, Geld auf Hypothek zu leihen, wenn er wisse, daß er mit seiner Forderung nie aufrücken könne.**) Es sollte also mit der anscheinend nur im Interesse künftiger weichender Erben getroffenen Bestimmung eine gesetzliche Verschuldungsgrenze in das Gesetz eingeschmuggelt werden. Damit wäre auch das letzte Postulat des Möser'schen Ideales verwirklicht worden. In Folge des Beschlusses des Abgeordnetenhauses harrt es nunmehr noch seiner Erfüllung.

Dies der wichtigste Inhalt des Gesetzes vom 8. Juni 1896.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Lujo Brentano.

*) Siehe die Rede des Berichterstatters Dr. Schilling im Abgeordnetenhause am 11. Mai 1896. Verhandlungen des Abgeordnetenhauses S. 2126.

**) Siehe Graf Klinkowström, Verhandlungen des Herrenhauses am 20. Januar 1896 S. 27. Vgl. ferner den stenographischen Bericht über die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten von 1896, S. 2125—2129, 2163–2165.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Amnestie.

Daß bei großartigen festlichen Veranstaltungen, besonders bei solchen, die ein nationales Gepräge tragen, von dem Begnadigungsrecht in umfassenderem Maße Gebrauch gemacht wird, entspricht einer traditionellen Uebung. Es kann daher nicht überraschen, daß aus Anlaß der Jahrhundertfeier in weiten Kreisen auf einen allgemeinen Gnadenerlaß gerechnet wurde. Da unter eine solche Amnestie nur rechtskräftig gewordene Strafen fallen, so sollen in den letzten Wochen zahlreiche Personen auf ihnen zustehende Rechtsmittel verzichtet oder schon eingelegte Berufungen wieder zurückgezogen haben, um mit größerer Sicherheit den Folgen einer Verurtheilung zu entgehen. Ein Gerichtsberichterstatter weiß sogar zu melden, daß die Justizbehörden bereits alle Vorbereitungen getroffen hätten, um eine etwaige Amnestie sofort in Wirksamkeit setzen zu können. Der umfassendere Gnadenerlaß ist ausgeblieben. Man hört nur von einigen Strafnachlässen in Duellfällen. Vornehmlich zwei dieser Fälle beschäftigen die öffentliche Meinung. Es sind die Fälle des Ceremonienmeisters von Kotze, der einen anderen Ceremonienmeister im Duell erschoß, und des Landesältesten und Rittergutsbesitzers von Sprenger, der im Duell seinen Schwiegersohn schwer verwundete.

Gerade diese beiden Zweikämpfe haben seiner Zeit nicht wenig dazu beigetragen, die öffentliche Meinung gegen den Duellunfug stärker als bisher zu empören. Die schnöde Durchbrechung der Rechtsschranken, die kaum bei einem anderen Vergehen so offenkundig zu Tage tritt, wie beim Duell; der Gegensatz in der äußerlichen Frömmigkeit jener Kreise, in denen die Duellanten vornehmlich zu Hause sind, zu der rücksichtslosen Uebertretung göttlicher Gebote; die moralische Feigheit dessen, der ein Duell annimmt, das er innerlich verwirft, bloß deshalb, weil der Muth fehlt, gesellschaftlichen Vorurtheilen entgegenzutreten; der krasse Unsinn einer Institution, die — um mit Mirabeau zu reden — unter Umständen von dem weisesten Manne des Landes verlangt, sich von dem größten Dummkopf niederschießen zu lassen; der Vorschub, den jedes Duell wegen der darin zum Ausdruck kommenden nihilistischen Unterordnung der allgemeinen Rechtsnorm unter das persönliche Belieben des Einzelnen allen zur Gesetzlosigkeit neigenden Schichten der Bevölkerung bietet; der gerechte Hohn, mit dem die „revolutionäre" Sozialdemokratie solche „Stützen von Thron und Altar" zu überschütten vermag: das alles wurde gerade anläßlich jener beiden Duelle eifrig erörtert.

Und nun sind es diese beiden Fälle von Rechtsübertretung, die einer Begnadigung für würdig gehalten wurden; nicht aber jene Vergehen, bei denen Uebereilung und Unbesonnenheit zur Rechtsverletzung geführt haben. Man denkt bei einer Amnestie zunächst an Beleidigungen, die keinen verleumderischen Charakter tragen, sondern sich als „rasche Worte" charakterisiren; vor allem an die meisten der zur Verurtheilung gelangenden Majestätsbeleidigungen. Wie selten sind die wirklich bösartigen Majestätsbeleidigungen. Zumeist sind es unvorsichtige Entgleisungen der Zunge oder der Feder. Jedermann weiß, daß solche Entgleisungen zu Tausenden vorkommen, und daß von allen begangenen Majestätsbeleidigungen noch lange nicht ein Prozent zur öffentlichen Kognition und zur Aburtheilung gelangt. Die armen Schächer, die dabei erwischt werden, sind in der Regel recht ungefährliche Verbrecher, deren Bestrafung nach dem Buchstaben des Gesetzes gar oft als eine grausame Härte erscheint. Es ist daher entschuldbar, daß das Volk, indem es eine Amnestie anläßlich der Centenarfeier für wahrscheinlich hielt, eher an diese Opfer der Justiz, als an die Herren von Kotze und von Sprenger dachte.

Junius.

Private Eisenbahnen in Rußland.

Die letzten Jahre haben in Rußland auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens eine Erscheinung gezeitigt, welche in mehr als einer Hinsicht Interesse beanspruchen darf. Es sind das die großen privaten Eisenbahngesellschaften, die vermittelst eines ausgedehnten Schienennetzes den Verkehr ganzer Landestheile beherrschen und sich dem entsprechend zu Faktoren von außerordentlicher ökonomischer Bedeutung emporgeschwungen haben. Solche Gesellschaften sind in Rußland eine fast völlig neue Erscheinung, die ältere Entwicklung kennt nur ein derartiges Unternehmen — die ehemalige Gesellschaft der Südwestbahnen — und ihre Entstehung und Ausbildung bedarf um so mehr der Erklärung, als dieses Entwicklungsresultat scheinbar im striktesten Widerspruch mit derjenigen Richtung steht, welche die russische Eisenbahnpolitik seit dem Anfang der achtziger Jahre eingeschlagen hat.

Das alte Konzessionssystem, dank welchem Rußland in relativ kurzer Zeit mit einem ganzen Netz von Schienenwegen überzogen worden ist, hatte allmählich so große finanzielle Uebel gezeitigt, daß zu Anfang des vorigen Jahrzehnts ein radikaler Umschwung in der staatlichen Eisenbahnpolitik erfolgte. Von dem System der Privatbahnen ging die Regierung schroff zu dem Prinzip ausschließlicher Staatsbahnen über. Seit dem Jahre 1881 ist keine einzige Konzession zum Bau einer größeren Eisenbahn an eine private Person oder Gesellschaft mehr ertheilt worden; höchstens, daß den schon bestehenden Gesellschaften gestattet wurde, ihr Netz durch Anlage von Zweig- und Neben-

bahnen zu vervollständigen. Neue Linien baute dagegen lediglich die Regierung selbst in eigener Regie und auf eigene Kosten. Bei der ungünstigen Finanzlage jener Jahre, welche nur relativ geringe Beträge für Eisenbahnbauzwecke flüssig zu machen gestattete, war es natürlich, daß die Anlage neuer Schienenwege nur langsame Fortschritte machte, so daß die Jahre von 1880—1891 eine Periode der Stagnation im Eisenbahnbau bedeuten. Gleichzeitig suchte die Regierung einen möglichst großen Theil des vorhandenen privaten Eisenbahnnetzes in ihren Besitz zu bringen, indem sie einerseits die strategisch wichtigen, andererseits überhaupt alle unrentablen Linien, so schnell als dies nach Maßgabe der Konzessionsurkunden möglich war, ankaufte. Diese „Aera der Verstaatlichungen“, welche seit 1889 nach einem weitangelegten Plan systematisch durchgeführt wurden, hat gegenwärtig nahezu ihren Abschluß gefunden, da das Material dazu allmählich ausgegangen ist. Von den 46 Gesellschaften, welche zu Anfang der achtziger Jahre in Rußland vorhanden waren, sind 31 auf diese Weise verstaatlicht worden, und unter Berücksichtigung der von der Regierung selbst erbauten Linien hat dieses Vorgehen dazu geführt, daß von den zu Anfang 1897 in Rußland (Finland ausgeschlossen) vorhandenen 36 604 Werst*) Schienenlänge zwei Drittel oder 24 155 Werst sich in unmittelbarem Staatsbetrieb befanden, während die Regierung im Jahre 1880 noch nicht eine Werst Eisenbahn und elf Jahre später (1891) auch erst kaum ein Drittel des gesammten Eisenbahnnetzes unmittelbar exploitirte. Was gegenwärtig, außer den oben erwähnten großen Gesellschaften, an privaten Eisenbahnunternehmungen in Rußland noch vorhanden ist, — das ist dem Schicksal der Verstaatlichung entweder nur dank sehr hoher Rentabilität, oder deswegen entgangen, weil der statutmäßige Rückkaufstermin noch nicht eingetreten ist. Nach Eintritt desselben wird aber auch hier die Verstaatlichung sicher nicht auf sich warten lassen.

Im Jahre 1891 kam nun ein Umstand hinzu, welcher die oben geschilderte Situation in Bezug auf die Anlage neuer Eisenbahnen noch mehr komplizirte. Die Regierung beschloß bekanntlich damals, den Bau der großen sibirischen Pacificbahn unverzüglich in Angriff zu nehmen und so schnell wie möglich zu Ende zu führen. Der größte Theil derjenigen Mittel, welche für Eisenbahnbauzwecke disponibel waren, mußte hiernach in den Dienst dieses großen Kulturwerks gestellt werden und für den Ausbau des innerrussischen Bahnnetzes war somit noch weniger verfügbar als bisher. Und doch machte sich der Mangel an Eisenbahnen mit jedem Jahr mehr empfindlich und die Klagen über Vernachlässigung der wichtigsten Verkehrsbedürfnisse wurden immer lauter und berechtigter.

Unter solchen Umständen sah sich die Regierung genöthigt, von ihrem bisherigen Programm, so weit es sich um den Bau neuer Eisenbahnen handelte, abzugehen und auf diesem Gebiete der Privatthätigkeit wieder einen größeren Spielraum zu gewähren. Diejenigen der vorhandenen Gesellschaften, welche sich einer thatkräftigen Leitung erfreuten und bisher mit gutem finanziellen Erfolg gewirthschaftet hatten, kamen ihr dabei auf halbem Wege entgegen. Gegen das Zugeständniß einer Hinausschiebung des Rückkaufstermins um 10—15 Jahre übernahmen sie den Bau der neuen Linien, welche das Bedürfniß so dringend erheischte und vergrößerten und konsolidirten dadurch ihre eigenen Unternehmungen. Es war auf diese Weise beiden Theilen gedient: der Regierung, indem sie der Sorge für den Ausbau des innerrussischen Bahnnetzes enthoben wurde und den privaten Gesellschaften, indem das schließlich auch über ihnen schwebende Damoklesschwert der Verstaatlichung beseitigt ward. Die Regierung hat sich seitdem im Wesentlichen auf die Ausführung der großen Bahnbauten in Asien (sibirische und transkaspische Militärbahn) und an der Peripherie des Reiches (Perm-Kotlas) beschränkt, welche bei hervorragender kultureller und wirthschaftlicher Bedeutung doch — wenigstens in der ersten Zeit — keine Rentabilität erwarten lassen und daher als Privatunternehmungen kaum zu verwirklichen gewesen wären, hinsichtlich ihres innerrussischen Bahnnetzes aber sich damit begnügt, dasselbe durch Anlage von Zufuhr- und Zweigbahnen zu vervollkommnen und leistungsfähiger zu machen. Die Anlage großer neuer Bahnlinien im europäischen Rußland ist dagegen seit 1891 ausschließlich das Werk privater Thätigkeit.

Zunächst, und zwar schon im Jahre 1891, gingen in dieser Weise die Eisenbahngesellschaften Moskau-Rjasan (gegenwärtig Moskau-Kasan), Kursk-Kiew (seit 1895 Moskau-Kiew-Woronesh) und Rostow-Wladikawkas vor. Die erstere übernahm, wie schon die Aenderung der Firma besagt, den Bau einer Eisenbahn nach Kasan, die zweite verlängerte ihre Linie bis Woronesh und machte sich anheischig, ein ganzes Netz von Zufuhrbahnen in dem von ihr durchzogenen dichtbevölkerten und gewerbereichen Gebiet anzulegen, die dritte endlich erbaute Zweigbahnen nach Petrowsk am kaspischen Meer und nach den bekannten kaukasischen Heilbädern. Im Jahre 1892 folgte diesem Beispiel die Gesellschaft Rjasan-Koslow (nunmehr Rjasan-Uralsk) durch die Erbauung von Linien nach Uralsk, nach Alexandrow-Gai und Nikolajewsk, wodurch ein großes Gebiet, welches bisher noch gänzlich die Segnungen von Schienenwegen entbehrte, an das russische Gesammtnetz angeschlossen wurde, sowie einer für den Getreidehandel sehr werthvollen Linie nach Kamyschin an der Wolga. Im folgenden Jahr entstand aus der Fusion der Bahnen Grjasi-Zarizyn und Koslow-Woronesh-Rostow die Gesellschaft der Süd-Ostbahnen, welche den Bau einer Linie von Balaschow nach Charkow und anderer Zweigbahnen übernahm. 1894 wurde sodann der Gesellschaft Moskau-Jaroslaw-Wologda der Bau der einen von den zur wirthschaftlichen Erschließung Nordrußlands bestimmten großen Bahnen — die Linie Wologda-Archangelsk — übertragen und im Jahr darauf erfolgte die Fusionirung mit der Gesellschaft Schuja-Iwanowo, so daß diese Gesellschaft jetzt fast das ganze nördlich von Moskau sich ausdehnende Schienennetz in ihrer Hand vereinigt. Im selben Jahre hat endlich auch die Gesellschaft Rybinsk-Bologoje, nachdem ihr die Verwirklichung des alten Projekts einer Bahn von Bologoje nach Pskow übertragen worden, ihr Unternehmen bedeutend erweitert. Inzwischen waren aber auch die übrigen Gesellschaften nicht unthätig, sondern unterzogen sich immer neuen Bauten: so namentlich die Gesellschaft Rostow-Wladikawkas, welche die große Linie von Tichorezkaja nach Zarizyn und ferner Zweigbahnen nach Stawropol und Derbent in Bau genommen hat und die ehemalige Kursk-Kiewer Gesellschaft, die ihr Schienennetz durch eine wichtige Magistrallinie über Brjansk und Kaluga mit Moskau verbindet. Die neue Linie Balaschow—Charkow ist endlich von den Gesellschaften Rjasan-Uralsk und Moskau-Kasan über Serdobsk und Pensa bis zum Anschluß an die Bahn der letzteren Kompagnie verlängert worden.

Es sind mithin im Ganzen sieben Gesellschaften, welche in den letzten Jahren so energisch am Ausbau des innerrussischen Bahnnetzes theilgenommen und sich gleichzeitig eine durchaus sichere durch keine Verstaatlichung vorläufig bedrohte Position geschaffen haben. Wie bedeutend die Bauleistung dieser Privatunternehmungen ist, ersieht man daraus, daß sie vor fünf Jahren nur über ein Schienennetz von 4200 Werst, heut aber über ein solches von 10 700 Werst verfügen, während sich außerdem noch über 3000 Werst im Bau befinden, so daß innerhalb der letzten Jahre ca. 9500 Werst von privaten Gesellschaften erbaut worden sind resp. gebaut werden. Das ist mehr als die Hälfte der gesammten Leistung der letzten Jahre seit 1891, welche einschließlich der im Bau befindlichen Linien ca. 17 700 Werst beträgt.

So sehen wir denn, wie sich unter dem Zwang der Umstände die Entwicklung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens in Rußland in einer wesentlich anderen Richtung vollzogen hat, als nach dem Programm der 80er Jahre erwartet werden mußte. Unbeschadet des Uebergewichts der Staatsbahnen im Allgemeinen, kann doch von einer Kon-

*) 1 Werst = 1,067 km.

zentrirung des gesammten Eisenbahnwesens in den Händen der Regierung keine Rede sein. Noch immer befindet sich ein ansehnlicher Theil des innerrussischen Schienennetzes im Besitz privater Gesellschaften und diese haben sich eine hervorragende Bedeutung und eine achtunggebietende Stellung zu erringen gewußt. Freilich, die äußere Form des Privatbahnwesens hat sich dabei von Grund aus geändert: an die Stelle einer großen Anzahl kleinerer Eisenbahngesellschaften, die oft nur von lokaler Bedeutung und meist finanziell wenig leistungsfähig waren, sind einige wenige Gesellschaften getreten, die ganze Landestheile wirthschaftlich beherrschen und sich eines festbegründeten Emissionskredits erfreuen. Sicherlich waren auch nur solche Gesellschaften im Stande eine so beachtenswerthe Bauthätigkeit, wie oben geschildert, ohne jede materielle Unterstützung seitens der Regierung zu entfalten.

Die günstigen Wirkungen der neuesten Entwicklung liegen nach dieser Richtung hin klar zu Tage. Ebenso ist es leicht begreiflich, daß es für die Regierung von Vortheil sein muß, mit solchen finanziell starken Gesellschaften zu thun zu haben. Das beweist u. A. schon die mit Vorliebe geübte Verpachtung von an und für sich unrentablen Staatsbahnen an diese Gesellschaften, wodurch sich die Regierung eine feste Revenue sichert, während das Unternehmerrisiko auf die ersteren abgewälzt wird. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Beziehungen, die sich neuerdings zwischen der Krone und den privaten Gesellschaften ausgebildet haben, nicht doch vielleicht den Keim künftiger finanzieller Wirrnisse in sich bergen. Bisher haben die sämmtlichen Gesellschaften, von denen hier die Rede ist, mit sehr gutem finanziellen Resultat gewirthschaftet; selbst die Gesellschaft Rostow-Wladikawkas, welche bis vor Kurzem noch hiervon eine Ausnahme machte, hat für 1895 eine ansehnliche Superdividende vertheilen können und scheint auch in 1896 sehr gute Resultate erzielt zu haben. Geht nun die Geschäftsentwicklung in der bisherigen Weise weiter, so hat die Regierung gewiß allen Grund zufrieden zu sein, denn sie hat in den neuen Konzessionsverträgen ängstlich darauf Bedacht genommen, sich einen Antheil an dem Reingewinn zu sichern, den die Gesellschaften über ein gewisses Mindestmaß hinaus erzielen. Andererseits aber hat die Regierung auch die Garantie für die Verzinsung und Tilgung der Obligationsanleihen übernehmen müssen, welche zur Beschaffung der Baukapitalien für die neuen Linien hier und im Ausland kontrahirt worden sind. Solange nun der Bau dauert, bedeuten die zur Verzinsung dieser Anleihen erforderlichen Summen keine direkte Ausgabe; sie werden nach den bezüglichen Bestimmungen dem Anleihekapital selbst entnommen resp. demselben zugeschlagen. Erst wenn der Bau vollendet und die Strecke dem Betrieb übergeben ist, sind diese Beträge von der Betriebsreineinnahme zu kürzen. Nun sind in den meisten Fällen die neuen Linien entweder überhaupt noch nicht vollendet oder doch erst vor Kurzem eröffnet worden, so daß der Dienst der neu emittirten Obligationen bis jetzt vielfach noch nicht eine Belastung des Gewinn- und Verlustkontos gebildet hat. Es wird nun abzuwarten sein, welcher finanzielle Effekt sich ergeben wird, sobald erst die Verzinsung und Tilgung der neuen Anleihen aus der Reineinnahme zu bestreiten ist. Unmöglich ist es gewiß nicht, daß dann ein starker Rückschlag eintritt, welcher sogar dazu führen kann, daß die Regierung auf Grund ihrer Zinsgarantie wieder Zuschüsse an die Eisenbahngesellschaften zu leisten haben wird.

Wie dem aber auch sein mag, — mit den großen Eisenbahngesellschaften, die sich in den letzten Jahren ausgebildet haben, ist ein neuer wichtiger Faktor in das Wirthschaftsleben Rußlands eingetreten, dessen Bestand auf längere Zeit hinaus gesichert erscheint und der daher die Beachtung des Volkswirths fortgesetzt in Anspruch nehmen wird.

St. Petersburg, März 1897.

Theodor Buck.

Abbé Prevost d'Exiles.

Zu seinem 200jährigen Geburtstag.

Es war um das Jahr 1720. Es war die Zeit, da man in Frankreich anfing, Verbrecher und allerhand unbequem werdendes Gesindel nach Amerika zu deportiren. Unter militärischer Eskorte bewegte sich ein Zug von Prostituirten, die man in Ketten gelegt hatte, auf der Straße von Paris nach Havre. Ein junger Mann aus angesehener Familie, der das geistliche Kleid getragen hatte und der Jesuitenschule entflohen war, folgte dem Zuge. Unter den schmachvoll Deportirten war seine Geliebte. Einst war sie mit ihm entflohen, und sie hatten sich lieb gehabt. Aber sein bischen Erspartes ging auf die Neige, und sie verlangte nach Glanz und übermüthigen Freuden. Sie wurde ihm untreu. Sie fanden sich wieder. Ihm galt es, sie zu halten um jeden Preis, auch um den unrechtmäßig erworbenen Geldes. Und nun sollte sie, mit den Ehrlosesten zusammengeworfen, ihm entrissen werden; sein eigener Vater hatte den Haftbefehl gegen sie erwirkt. Er folgte dem Zuge. Zuerst zu Pferde, dann mußte er sein Pferd verkaufen. Mit ermattenden Kräften setzte er seinen Weg zu Fuß fort. Er brach an der Landstraße zusammen; als er wieder zu sich kam, war der Zug seinen Blicken entschwunden. Er war gebrochen, verzweifelt. Am anderen Morgen klopfte er an das Thor des Klosters Saint-Wandrille und bat um Aufnahme.

Das ist in ihren Umrissen die Geschichte der Liebe des Ritters des Grieux zu Manon Lescaut. Es ist nach Annahme der neuesten Forschung Abbé Prevost's eigene Geschichte. Abbé Prevost war es, vor dem sich im November 1720 die Pforte des Benedictiner Klosters Saint-Wandrille aufthat, hinter dem sie sich schloß. Nach Jahren schrieb er in seinem „Le Pour et Contre": „ich überlasse es dem Urtheil meiner Leser, wie es im Alter von zwanzig zu fünfundzwanzig Jahren um das Herz dessen ausgesehen haben mag, der mit fünfunddreißig Jahren den „Cleveland" geschrieben hat. Das unselige Ende eines zu zärtlichen Liebens führte mich zu guterletzt ins Grab; so nenne ich das Kloster, in das ich damals mich begraben habe."

Manon Lescaut! Wie viel empfindsame Thränen sind deinem Schicksal geweint worden! Und du bist jung geblieben mit deinem zärtlichen Herzchen, deiner begehrlichen Anmuth, deiner käuflichen Huld.

Zwei Menschen stehen sich gegenüber. Er, ein empfindsamer Jüngling, schämig, befangen. Er hört auf die Stimme seines Gewissens, ist fleißig und wohlerzogen. Und ihn packt die Leidenschaft. Er wird zum Falschspieler und Betrüger und lebt von dem Geld, das sein Mädchen mit ihrer Schande erwirbt. Aber er bleibt feinfühlig, zart und manierlich. Seine Leidenschaft wird ihm zur großen Treue. Er folgt seiner Manon ins Gefängniß, in Schande und Verbannung. — Und sie, die er liebt, Manon Lescaut! Auch sie ist hingebungsvoll, zärtlich, gefühlvoll. Aber sie ist voll angeborener List und voll Uebermuth. Sie muß toll leben, um zu leben. Sie gehört dem Augenblick an, und der muß fröhlich sein. Sie kennt nicht Böse und nicht Gut. Für sie gibt's kein Morgen, aber auch kein Gestern. Wie kann sie treu sein? Ihre Anmuth, die alle reizt, wird ihr zur lustigen Verführerin. Alle Verstellungskünste sind ihr angeboren. Die Falschheit ist ihr Natur; sie ist sie selbst nur in Wankelmuth und Unbeständigkeit. Sie ist käuflich, wenn nicht für Geld, so für die Freuden, die es schafft. Sie ist die Frau in allen ihren Schwächen, und vielleicht deshalb so unendlich hold.

Ein paar Menschen stehen zu ihnen: ein aufopferungsvoller Freund, Manons verkommener Bruder, ein begehrlicher Reicher, ein lüsterner Greis und sein verliebter Sohn. So kommen die tollen Wechselfälle in die äußere Handlung, das Auf und Ab von Reichthum und Armuth, und damit des Zusammen- und Verlassenseins. Sie werden ins Ge-

fängniß geworfen, er flieht und befreit auch sie. Und wieder führt sie der Uebermuth in die Haft, und Manon wird in Ketten nach Amerika deportirt. Aber Prevost war seinen Liebenden milder gesinnt als ihm das eigene Schicksal. Des Grieux darf der Geliebten in die Verbannung folgen, darf mit ihr noch ein paar Jahre in Glück und Frieden leben. Bis sich ihr Schicksal erfüllt, und er ihr mit dem Degen das Grab in öder Haide schaufeln muß.

Die Leidenschaft, die große, vernichtende lebt in dem Buche. Selten nur, daß die Worte leidenschaftlich sind: die Geschehnisse zeugen von der verhaltenen Gluth. Daß er und sie in keinem Augenblick anders handeln können als sie handeln, ist das künstlerisch Starke und Große an dieser zarten Dichtung. Und ein Kenner des menschlichen Herzens, hat Prevost seine Züge schlichter Menschlichkeit in das duftige Pastellbild seiner Manon hineingedrückt: fällt all der holde Flitter von ihr ab, dann ist sie ein armes, nacktes Seelchen. Sie stammt aus verkommener Familie, deß ist ihr Bruder Zeuge; und in ihrer ursprünglichen Naivetät schätzt sie sich selbst so gering, daß sie meint, den Geliebten mit dem ersten besten Mädchen von der Gasse, das sie ihm zum Ersatze schickt, über ihren Verlust hinwegtrösten zu können. Und dann ist sie wieder in ihrer Falschheit so komplizirt, daß sie ohne weiteres, wie Augier's Arme Löwin, die Haushaltskosten hinter dem Rücken ihres Geliebten mit dem Geld ihrer Schande bestreitet. Sie ist einer der reichsten Charaktere, die die Kunst geschaffen, wohl deshalb so reich, weil sie so wenig künstlich ist. Abbé Prevost hat von seiner Manon Lescaut selbst einmal gesagt: „c'est la nature même qui écrit". Er hatte ein Recht, das zu sagen.

Am 1. April sind zweihundert Jahre seit dem Tage vergangen, an dem Prevost geboren wurde. Voltaire hat einmal in einem Brief von ihm geschrieben: die Sprache der Leidenschaft ist die ihm natürliche Sprache. Und Brunetière sagt von ihm: er hat das göttliche Recht der Leidenschaft in die Litteratur eingeführt.

* * *

Es ist eine sittlich tief verderbte Gesellschaft, die sich in dem zärtlichen Liebesbericht von Manon Lescaut spiegelt. Nicht was geschieht, sondern daß ein jeder Fehltritt wie selbstverständlich begangen wird, ist das Entscheidende. „Ich lebe mit einer Maitresse," heißt es in dem Buch; „zwei Drittel der angesehenen Leute Frankreichs machen sich eine Ehre daraus, eine zu haben." „In dem Jahrhundert, in dem wir leben, gilt ein wenig Geschicktlichkeit, sich Vermögen durchs Spiel zu erwerben, nicht für eine Schande." Man nennt es schon damals „corriger la fortune". Und Soldaten, die auf Landfriedensbruch ausziehen, thun sich etwas zu gute darauf, daß sie die Uniform zu dem Zweck ablegen.

Es ist die Zeit tiefster Sittenverderbniß in der modernen Geschichte, in die das litterarische Schaffen des Abbé Prevost fällt. Man weiß, wie es am Hofe des Regenten zuging. Die Unverletzlichkeit der Ehe war zu einer Heiligenlegende geworden. Oeffentliche Spielhäuser wurden in Paris errichtet, man nannte sie Académies de jeu. Es ist die Zeit, in der Law, der große Finanzkünstler, dem französischen Adel das tolle Experiment vorzauberte, Gold aus Papier zu machen und in der das Glücksspiel Tausenden zum Lebensberuf wurde. Und wie an dem französischen Hof, ganz so sah es in der Gesellschaft Londons aus. „Bald wird ein Viertel unserer Pairinnen mit der Hälfte unserer lebenden Pairs verheirathet gewesen sein," schrieb Walpole an einen Freund. Skandalprozesse waren damals in London an der Tagesordnung. Der Prozeß der Lady Worsetey, die, ihren Geliebten vor Strafe zu sichern, vierunddreißig junge Leute vor Gericht lud, die allesammt bekunden sollten, ihre Gunst genossen zu haben — ihr Prozeß ist in den Annalen dieser Periode nur einer unter vielen ähnlichen. Es war die Zeit, in der sich eine Gesellschaft zersetzte, um einer neuen Gesellschaft aus dem dritten Stande Platz zu machen.

Prevost war ganz ein Kind seiner Zeit. Sie hat ihn in ihre tollsten Strudel gerissen, aber leicht wie ein Kork ist er immer wieder aufgetaucht. Und er hat schließlich seinen Frieden gefunden. In seiner Art.

Ein Brief ist von ihm erhalten, wahrscheinlich aus dem Jahre 1746; darin schreibt er an einen Freund: „Fünfhundert Schritt von den Tuilerien erhebt sich ein kleiner Hügel, den die Natur mit allen ihren Reizen schmückt. Da habe ich meine Wohnung für drei Jahre aufgeschlagen mit der niedlichen Wittwe, meiner Haushälterin, mit Lulu (seinem Hund), einer Köchin und einem Lakaien. Mein Haus ist freundlich, die Aussicht reizend, die Gärten so wie ich sie liebe. Kurz und gut, ich bin der zufriedenste der Menschen." Der sich also behaglich eingesponnen hatte, war ein Mann mittlerer Größe, vollem Gesicht, blondem Haar, blauen Augen und stark geröthetem Teint. Auf dem Bild, das Hubol von ihm radirt hat, spielt ein sinnliches Lächeln um seine vollen Lippen; zeitgenössischen Beobachtern fiel ein melancholischer Ausdruck seiner Züge auf.

Die Legende hat mit seinem tollen Leben ihr tolles Spiel getrieben und seine Fehler ins Groteske gezogen. Er soll in Bigamie gelebt und seinen Vater ermordet haben. Er ist als Mädchenräuber verschrieen worden, und ein nicht eben freundlich gesinnter Zeitgenosse schildert seine Arbeitsmethode der Art, daß er Morgens mit seiner Maitresse neben sich im Bette einen Bogen vollkritzelte, ihn seinem Verleger schickte, um dann den Rest des Tages zu vertrinken. Und legendenhaft ist auch die Geschichte von seinem Tode ausgeschmückt worden. Er soll von einem Schlagfluß betäubt, zu einem Dorfchirurgen gebracht worden sein, der ihn secirte und so tödtete. Es ist das Verdienst seines neuesten Biographen Henry Harrisse*) auf Grund sorgsamer Quellenkritik diesen Gerüchten ein Ende bereitet zu haben.

Prevost ist in einer Jesuitenschule erzogen worden, flüchtete aus dem Orden und wurde Soldat. Er desertirte und bat um Wiederaufnahme in den Orden, die ihm verweigert wurde. Durch einen Zufall wohl — es ist unwahrscheinlich, daß er es freiwillig that — wurde er von neuem Soldat, desertirte abermals und führte ein paar Jahre hindurch ein unstetes Leben. In diese Zeit fällt wohl das Erlebniß, das ihm den Anlaß zu seiner Manon Lescaut gegeben hat. Thatsache ist es, daß er zu Beginn des Novembers 1720 seelisch und geistig gebrochen in dem Benediktinerkloster St. Wandrille Aufnahme fand. Er that seine Gelübde und nutzte den Klosteraufenthalt zu umfassenden Studien. Im Jahre 1728 flüchtete er aus dem Kloster und ging nach Holland und London, wo er sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Wechselfälschung zu Schulden kommen ließ. Trotzdem wurde er in den Orden wieder aufgenommen, ohne zum Klosteraufenthalt genöthigt zu sein. Er lebte in Paris. Ein widriges Schicksal zwang ihn abermals zur Flucht, doch durfte er nach kurzem zurückkehren. Eine Aufforderung Friedrich des Großen nach Berlin zu übersiedeln mußte er pekuniärer Schwierigkeiten halber ausschlagen. Er wurde Almosenier des Prinzen Conti, und es ist immerhin bemerkenswerth, daß der Polizeiinspektor Meusnier, dem — auch ein Zeichen der Zeit! — die Ueberwachung des Privatlebens des Geistlichen übertragen war, keine Ursache fand, den Abbé Prevost in seine schwarzen Listen einzutragen. Prevost dankte sich sein stilles, idyllisches Glück. Er starb im Jahre 1763 auf offener Landstraße in Folge eines Venenbruchs.

Die Frage nach dem Charakter des Mannes, der diese Lebensirrsale verschuldete und sich in ihnen bildete, ist schwer zu beantworten.

Prevost ist ein unpersönlicher Schriftsteller, und nur wo es galt sich zu vertheidigen, hat er über sich selbst gesprochen. Die wenigen seiner Briefe, die erhalten sind, sind ohne allen intimen Reiz. Voltaire und Rousseau und andere, die ihn kannten, sprechen von der Liebenswürdigkeit seines Wesens. Daß keiner von ihnen eine andere Eigenschaft betont, ist charakteristisch genug. Er war herzlich

*) L'Abbé Prevost. Paris 1896. Calman Lévy.

und versöhnlich und gefällig. Er vergalt nie Böses mit Bösem, und es war ihm Herzensbedürfniß, sich vor sich selbst rechtfertigen zu können das Bewußtsein innerer Reinheit zu haben. Sein Gewissen war nie abgestumpft, aber sein Wille war schwach. Er empfand sittlich, aber er war ohne sittlichen Ernst. Und er war sinnlich beanlagt und heißer Leidenschaft fähig. Sie beherrschte ihn bis zur Willenlosigkeit: er konnte sich selbst aufgeben. Er war so leichtsinnig wie er liebenswürdig war. Er war das verzärtelte Kind einer verderbten Gesellschaft. Er gehört zu den Menschen, die ein unanstößiges Leben führen würden, hätten sie jährlich eine Rente von zwanzigtausend Franks zu verzehren; aber das war ihm versagt. Er mußte sich kümmerlich durchschlagen, und dazu war er nicht geschaffen. Des Grieux in seinem moralischen Feingefühl, seinem Leichtsinn, seiner Leidenschaft ist das Abbild seines Selbst.

* * *

Die Litteraturgeschichte hat ihren Sokrates gehabt, und er hieß Addison. Er führte die Kunst aus den ätherischen Höhen und verwies sie auf die Beobachtung des Menschen. Er suchte die Menschen auf den Plätzen öffentlichen Verkehrs auf und beachtete ihre Umgangsformen. Aber er belauschte auch die Familie bei ihrem Morgenkaffee und las mit ihnen ihre Zeitung. In charakteristischer Kleinmalerei einer Persönlichkeit konnte er sich nicht genug thun und er liebte es, strichelnd mehr und mehr seine Züge in seine Charakterköpfe hineinzuzeichnen. Er wurde der Anreger einer neuen Kunst. Aus ihr entstanden die moralischen Wochenschriften, aus ihr die Romane Richardson's, Fielding's und Smollet's.

Addison war ein Moralist, aber er war es nicht im gewöhnlichen Sinne. Er bestieg in seinen Schriften nicht die Kanzel; im Gegentheil; er schien seinen Andächtigen auf die Schulter zu klopfen und lächelnd zu sagen: seht euch um. Die Fehler waren ihm Schwächen, der Verbrecher ein Verirrter. Er bevorzugte „gemischte" Charaktere. Er machte die Tugend sympathisch und zeigte das Laster in seinen Folgen. Er wollte die Menschen bessern, gewiß; aber vor allem hatte er alle Menschen lieb.

Zärtliche Empfindsamkeit, ein gut Theil frischer Sinnlichkeit, ja Lüsternheit verwuchsen in der Litteratur, die aus Addison's Anregungen hervorging, mit dieser moralisirenden Tendenz. In Sterne's „Empfindsamer Reise" etwa sind alle diese disparaten Elemente künstlerisch geeint.

Als Prevost nach London kam, stand diese neue Litteratur in ihrer Blüthe. Sie nahm ihn ganz gefangen, und er trat in seinem schriftstellerischen Wollen und Empfinden ganz unter ihren Einfluß. Addison war ihm „der Große". Er übersetzte Richardson, Dryden, Steele und Scenen aus Lillo's Kaufmann von London. Er wurde vor Voltaire der entscheidende Vermittler zwischen England und Frankreich.

Prevost ist der große Journalist seiner Zeit. Nach dem Vorbilde der englischen Wochenschriften schuf er seinen „Le Pour et Contre", und noch heute hat diese Zeitschrift ihre volle Lebensfrische bewahrt. Prevost hatte die Fähigkeit über alles zu sprechen und alles interessant zu machen. Er schreibt über sonderbare Charaktere, über Bücher, über Verbrechen; aber immer findet er den Gesichtspunkt, die Dinge menschlich nahe zu rücken. Er macht seine französischen Leser mit dem Londoner Leben, der neuen Litteratur, der gesammten englischen Kultur bekannt. Er ist der ideale Londoner Korrespondent seiner Tage.

Er verleugnete den Journalisten auch in seiner Romanproduktion keineswegs. Seine Romane „Cleveland" und „Le Doyen de Killerine" sind Erzeugnisse einer hochstehenden Journalistik. Er liebte es, die Fragen, die alle bewegten, und das waren damals religiös-philosophische, unter novellistischer Einkleidung zu diskutiren. Immer aber stand er dabei ganz unter englischem Einfluß.

Das seltsame Zusammen von Empfindsamkeit, Sinnlichkeit und Moralisiren ist auch ihm eigen. Das Wort „sentimental" war damals Modewort geworden. Die Menschen, welche die neue Litteratur bevorzugte, mußten sanfter Regungen fähig sein; die zärtliche Thräne stand ihnen gut an. Prevost's Chevalier des Grieux mag verkommen sein, wie er will, das Mitleid, die Scham, der Anblick des rechtschaffenen Freundes dringt ihm die bitteren Thränen ins Auge. Und so oft Manon ihren Freund leiden sieht und sich klar wird, wie weh sie ihm mit ihrer Untreue gethan, fällt sie vor ihm nieder und umfaßt seine Knie und drückt seine Hand auf ihre nassen Augen. Die Thräne hat in den Anschauungen der Zeit eine wundersame Heilkraft; sie galt als das Symbol einer im Grunde unverderbten Menschlichkeit. Die Thräne war auch das Mittel, durch das diese Schriftsteller auf ihre Leser wirken wollten, denn die Rührung galt als der Besserung schönstes Theil. Und darin ist Prevost wiederum ganz eins mit den englischen Moralisten. Nicht nur daß er von Zeit zu Zeit Betrachtungen moralischer Natur in seine Erzählung einfließen läßt, nicht nur daß der Held sich selbst über die Moralität und Unmoralität seiner Entschlüsse Rechenschaft gibt, er hat in seiner Vorrede zu Manon Lescaut gesagt: „Das ganze Werk ist eine moralische Abhandlung in ihrer Anwendung auf das Leben." Dem wundersam zwiespältigen Manne war es bitter ernst darum zu thun.

Nur wo es die Leidenschaft gilt, ist Abbé Prevost ganz er selbst. Er hat wirklich das göttliche Recht der Leidenschaft in die moderne Litteratur eingeführt. Er war nach Shakespeare wieder der erste, der sie als elementare Kraft empfand. Sie war ihm der Sturm, der die Hecken und Zäune der Vernunft und des Gewissens niederbläst. Sie war ihm das große Leiden und die große Seligkeit, der Lebensinhalt, dem der Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Kräften als bescheidenes Gefäß zu dienen hat. Es war ihm eine Thorheit, sich ihr widersetzen zu wollen; eine Seligkeit, durch sie zu Grunde zu gehen. Die Leidenschaft stand ihm außer dem Bereich und über seiner Moral; sie war ihm die Kraft im schwachen Menschen.

Freilich, er wußte nach dem Kampf den Frieden zu schätzen. Wer die Leidenschaft so elementar empfindet, wie Prevost es that, in dem muß auch das Verlangen nach leidenschaftsloser Ruhe wirksam werden. Und Prevost hat es kennen gelernt. Er hat sich selbst in seine Idylle eingesponnen, und auch in seinen Werken thut sich von Zeit zu Zeit der stille Bereich der Idylle auf. Man denke an die bescheidenen Freuden in der ärmlichen Hütte in Neu-Orléans! Darin war Prevost, der Realist, ein heimlicher Romantiker, daß ein idyllischer Zauber ihm die Ferne verklärte. Vielleicht hat ihn dieser halb unbewußte Zug dazu veranlaßt, seine bänderreiche Histoire générale des voyages zu schreiben. Vielleicht lag dieser Zug in der Stimmung der Zeit. Es sind dieselben Jahre, in denen Defoe's Robinson erscheint.

Abbé Prevost hat unter den 112 Bänden, die er geschrieben hat, nur ein einziges Werk von bleibendem Werth geschaffen. Er war eben doch mehr Journalist als Dichter. Aber er war der litterarische Vermittler zwischen zwei Völkern und hat der französischen Litteratur die Wege gewiesen, die nach ihm Voltaire, Rousseau und Diderot gegangen sind. Und an dem selbstdurchlebten Liebesschmerze wurde er zum großen Künstler.

* * *

. . . „Dieser Exbenediktiner ist ein Narr, der ein abscheuliches Buch geschrieben hat, das man die Geschichte der Manon Lescaut nennt, und diese Heldin ist eine Dirne, die dem Hospital entsprungen ist und an der Kette nach dem Mississipi geschickt wird. Das Buch wird in Paris verkauft, und man läuft danach wie nach dem Feuer, in dem man Buch und Autor, der aber schreiben kann, verbrennen sollte." In diesem Brief, aus dem Dezember 1733,

wurde die Pariser Behörde auf Manon Lescaut und ihren Verfasser aufmerksam gemacht. Schon im Oktober desselben Jahres war das Buch zeitweise verboten worden.

So verderbt diese Gesellschaft war, Manon Lescaut in ihrer holden Anmuth erschien ihr als eine Verherrlichung der Dirne, und so fehlte es nicht an entrüsteten Protesten. Mit Manon Lescaut ist die Dirne in Wahrheit in die Litteratur eingetreten; sie kehrt seither in immer wechselnder Beleuchtung wieder.

Fast gleichzeitig mit Prevost's Manon erstand Lillo's Millwood. Sie ist die Dirne, die den jugendlich unerfahrenen George Barnwell, den „Kaufmann von London", zum Verbrecher und Mörder macht. Sie haßt die Männer, und sie sucht nach Opfern. Sie will die Frauen an den Männern rächen. Wenn sie sich schmückt, thut sie es in der Absicht, Männerherzen gefährlich zu werden. Wer sie liebt, der soll in ihren Netzen verbluten. Sie ist die fleischlose Abstraktion der mitleidlosen, verbrecherischen Intriguantin. Sie ist der Haß und die Sünde, wie sie ein engherziger Moralist in einen verderblich schönen Frauenleib hineinträumen mag.

Fast unretouchirt ging die Millwood in die deutsche Litteratur über. Sie erstand in Lessing's Marwood wieder. Marwood ist die Maitresse, wie sie sich ein tugendhafter Provinziale vorstellt, oder wie er sie seinen Söhnen schildert. Auch sie ist die kalte Intriguantin, die Leidenschaftliche aus Leidenschaftslosigkeit. Sie ist die Furie der Rachsucht, die nach fremdem Glücke giert. Sie wird zur Verbrecherin, um ganz Intriguantin sein zu können.

Die deutsche Dichtung des Sturmes und Dranges entdeckte in dem verlorenen Weibe wieder ein Herz. Ich denke an Schiller's Lady Milford. Die fürstliche Favoritin ist die geheime Wohlthäterin des Landes. Sie herrscht durch die Künste ihrer Koketterie und sehnt sich dabei nach einem keuschen Frauenglück. Sie hat die Liebefähigkeit und eine fast mädchenhafte Aengstlichkeit nicht ganz verloren; ihr Stolz ist ihr geblieben. Sie ist die Favoritin, wie sie ein sentimentaler Jüngling nach einer von fern gesehenen Erscheinung konstruirt; ihre Gestalt ist ins Große projicirt. Wie Goethe seiner Männerverderberin, Weißlingen's Adelheid, etwas Ueberlebensgroßes gegeben hat.

Ein loses Kind mit einem Frauenherzen steht Philine im vollen Glanze reichster Dichtung an des Jahrhunderts Ende. Sie mag sich verschenken, wie sie will. Sie ist ein Kind der Freiheit, keine Dirne. Ein Frühlicht der jungen Romantik fällt auf ihre zierliche Gestalt.

Die deutsche Romantik sah in den Freudenmädchen die Freudenspenderinnen. Sie dachte nicht an käufliche Schönheit, ihr lag es an der Schönheit, die sich in Freiheit gibt. Ein Ideal, griechischen Hetären vergleichbar, schwebte ihr vor. Wie es auch dem jungen Deutschland nur um die Freigeisterei der Leidenschaft zu thun war. Brauchte die Romantik den rothen Mantel, um auf Lucinden's träges Fleisch den Widerschein der Leidenschaft zu werfen, so lehrte das junge Deutschland in emanzipirter Nüchternheit: Du sollst nicht zweifeln an „Wally, der Zweiflerin."

Der französischen Romantik war es vorbehalten, der käuflichen Dirne den Heiligenschein der seconde virginité zu verleihen. In eiseskühlen, glatten Liebesversen ließ Victor Hugo seine Marion de Lorme das Bad der Wiedergeburt nehmen. „Après avoir aimé un homme le plus pur que le Ciel ait formé, après s'être épurée à cette chaste flamme" muß Marion de Lorme sich für den Geliebten noch einmal erniedrigen, um dann in seinen Armen des vollen Glanzes greller Theaterbeleuchtung theilhaftig zu werden.

Der junge, thesenfreudige französische Realismus ließ den Gedanken dieser seconde virginité nicht untergehen. Marion de Lorme bekam ein modernes Kleid an und hieß von nun an „Kameliendame". Alexandre Dumas hat die Gestalt vertieft und auch vermenschlicht, er hat die Wiedergeburt zum Preise einer entsagungsvollen Liebe gesetzt, aber die Heldin blieb eine Thesenfigur. Sie rief die Gegenthese wach. Die Ente im Schwanenteich sehnt sich nach ihrem Pfuhl zurück. Augier's Mondaine Olympe überkommt als Marquise de Puygiron in all dem abgezirkelten Glanz ihrer Stellung die tödtliche Langeweile und mit ihr das Heimweh nach dem Schmutz. Sie wird aus Langerweile zur Intriguantin; sie wird wie eine gemeine Verbrecherin niedergeknallt.

Und neben der Thesenfigur die symbolische Gestalt: Zola's Nana. Wieder sind die Umrisse ins Ueberlebensgroße gezogen. Sie ist wie das große Thier in der Apokalypse, die personificirte fleischliche Lust. Sie ist ganz Fleisch. Sie erniedrigt den Mann, der ihrer begehrt, zum Thier. Sie ist die Männerverderberin. Sie verführt die Jugend. Sie ist nicht die eine Dirne, sie wird zum Symbol der Sittenverderbniß überhaupt. Während sie im Hospital an ekler Krankheit darniederliegt, ertönt in den Straßen der Verderbensruf: à Berlin! à Berlin!

Es ist für englische Anschauungen bezeichnend, daß der Gedanke der seconde virginité zwar übernommen wurde, aber ein religiös ethisches Mäntelchen umbekam. Die Spitze des Problems wurde umgebogen. Wilkie Collins' „New Magdalen" ist die Dirne ohne eigene Verschuldung. Sie ist einmal auf der Straße ohnmächtig zusammengebrochen und in ein Dirnenhaus geschleppt worden. Sie befreit sich und kämpft den Kampf um ein reines Leben und ihre gesellschaftliche Stellung mit verbrecherischen Mitteln aber mit unverdorbenem Herzen. Sie findet den Mann, der den Muth hat, sie zu seiner Gattin zu machen. Ihre Wiedergeburt ist im Grunde nur eine Rehabilitirung.

Inzwischen hatte Alfred de Musset das Bild der kleinen Pariser Grisette wieder ganz nach der Natur gezeichnet. „Mimi Pinson est une blonde, une blonde que l'on connaît, elle n'a qu'une robe au monde, Landerirette." Manon Lescaut war von zarter Schönheit, Mimi Pinson hat eine Stupsnase, ein paar schwarze Augen, und ist nur reizvoll unter ihrem alten abgetragenen, koketten Mützchen. Sie ist ein lustiges Ding von naiver Verderbtheit und naiver Herzensgüte. Sie schickt ihr eines Kleid zum Pfandleiher, um einer kranken Kameradin auszuhelfen und wirft dann wieder im Uebermuth das Geld auf die Straße. Sie ist wie die kleinen Grisetten in Murger's Vie de Bohême.

Mit Daudet's Sapho schließt sich der Ring. Auch sie ist nicht hübsch. Ohne weiteres nimmt auch sie das Tuch von ihrer Schulter, um ein armes Kind darin einzuhüllen. Sie wirft Reichthum, wenn es ihr so paßt, von sich. Sie ist fähig, eine Zeitlang für den Geliebten zu arbeiten. Aber sie krampft sich an die Männer, die sie liebt. Sie ist pervers in ihrer Sinnlichkeit. Sie weiß es immer einzurichten, daß sich der Mann entschließt, mit ihr zusammen zu ziehen. Dann ist sie mit dem Allernothdürftigsten zufrieden. Sie verhätschelt den Mann, ist seinen Launen unterthan und entsittlicht ihn. Sie macht ihn unfähig, sich von ihr loszureißen, ohne sie zu leben. Sie ist ein im Grunde gutherziges, liebefähiges Geschöpf, aber ihre Liebe ist tödlich. Sie wird ohne ihr Wollen zum Vampyr, der das Blut des Geliebten trinkt.

Von Manon Lescaut zu Sapho — es ist ein Stück Kulturgeschichte in diesen Wandlungen latent. Die meisten sind an diesen armen Kindern der Sünde je nach dem Zeitgeschmack zu Richtern oder zu Propheten geworden. Abbé Prevost, der Journalist, hat seine Manon, wie sie da war, in ihrer holden Sündhaftigkeit geliebt. Er wurde an ihr zum Dichter.

Ernst Heilborn.

The Works of Lord Byron, vol. I, edited by William Ernest Henley, letters 1804—1813. London. 1897. William Heinemann.

Die Neuausgabe der Werke des Lord Byron, von denen der erste, die Briefe von 1804—1813 enthaltende Band soeben erschienen ist, muß als ein bedeutendes litterarisches Ereigniß bezeichnet werden, das aber im Ausland größeres Aufsehen erregen dürfte als in der Heimath des großen Dichters, wo man ihn noch immer auffallend vernachlässigt.

Dieser Vernachlässigung ist es zuzuschreiben, daß seit dem Erscheinen der Moore'schen Biographie, der natürlich, so gut und zuverlässig sie ist, die historische Perspektive fehlt, für die Lebensgeschichte des großen englischen Dichters nichts gethan worden ist, während genau sechzig Jahre verflossen sind, seit die letzte mit Anmerkungen versehene Ausgabe der Dichtungen Byron's dem Publikum geboten wurde. Macaulay's Prophezeiung, daß die Nachwelt Lord Byron lediglich als Schriftsteller beurtheilen werde, hat dem Dichter geschadet: denn wenn man ihn betrachtet, ohne Rücksicht zu nehmen auf seine persönliche Geschichte, ohne Kenntniß seiner Zeitgenossen, deren Sprachrohr er gewissermaßen war, oder der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit, so erhält man nur ein Nebelbild, nicht den Dichter, wie er lebte, litt und schrieb. Das Verdienst des vorliegenden Werkes besteht nun gerade darin, daß es uns eine genauere Kenntniß des Dichters verschafft, indem es uns seine Zeitgenossen vorführt, alle die Männer und Frauen, welche Lord Byron kannte, und deren Gedanken und Gefühlen er dichterischen Ausdruck verlieh.

Lord Byron war das Kind seiner Zeit in weit höherem Grade als andere Dichter, und zwar einer Zeit, die, wie W. E. Henley in seiner Vorrede sagt, uns fast ebenso fern liegt wie das England, das Spencer und Raleigh kannten. Eine gewaltige Kluft trennt das heutige England von dem England unter der Regentschaft des späteren Königs Georg IV.; wie gewaltig tief die Kluft ist, erkennt man erst genau, wenn man die hundertundneunzig Seiten biographischer Notizen durchgelesen hat, welche die auf zweihundertneunzig Seiten gedruckten Briefe erläutern. Daß der Prinzregent, dessen Aeußeres und dessen Charakter — oder was als solcher galt — Thackeray in seinem Four Georges mit vollendetem Sarkasmus geschildert hat, seiner Zeit den Stempel großer Sittenlosigkeit aufdrückte, kann man kaum in Abrede stellen. Sein Beispiel beeinflußte seine Zeit gerade wie die Sittenstrenge des Hofes der Königin Victoria dem jetzigen England den Stempel beinahe puritanischer Nüchternheit aufgedrückt hat. Persönlich hatte Lord Byron nur geringe Berührung mit dem Hofe des Prinzregenten. Er traf nur einmal mit ihm zusammen, auf einem Ball, zu einer Zeit als die königliche Hoheit von dem Florizel der früheren Jahre nur noch wenig an sich hatte und ein korpulenter Fünfziger geworden war, dessen Zerwürfnisse mit seiner Gattin, der Prinzessin Charlotte, im Volk nicht weniger Aergerniß hervorriefen, als die stadtbekannten Galanterien des ersten Gentleman Europas. Lord Byron hatte ein Gedicht geschrieben, in welchem er die Prinzessin Charlotte verherrlichte, weil sie Thränen vergoß darüber, daß nach der Ermordung des Ministerpräsidenten Spencer Perceval ein Whigministerium unmöglich war, und dieses an a Lady Weeping gerichtete Gedicht, das man zuerst dem Dichter Moore zuschrieb, hatte die königliche Hoheit gewaltig verletzt, als sie erfuhr, daß Byron der Verfasser war. Byron machte auch die Bekanntschaft des Schriftstellers Leigh Hunt, der im Gefängniß saß, weil er in äußerst freimüthiger Weise den Prinzregenten „einen wortbrüchigen Wüstling“ genannt hatte, „einen Genossen von Spielern und Schuften, der ein halbes Jahrhundert abgeschlafen hat, ohne den geringsten Anspruch auf die Dankbarkeit seines Volkes oder die Achtung der Nachwelt zu erringen“.

Unter den biographischen Anmerkungen sind diejenigen von großem historischen Werthe, welche uns mit den Persönlichkeiten vertraut machen, mit denen der Prinzregent verkehrte; ein gewisses litterarisches Interesse besitzt der Marquis of Hertford, den Lord Byron in einem seiner Briefe als Lord Yarmouth erwähnt, während er in zwei berühmten Romanen, in Benjamin Disraeli's „Coningsby“ unter dem Namen Lord Monmouth, und in Thackeray's „Vanity Fair“ als Lord Steyne lebt. Beide haben unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Grandseigneur, der auf so intimem Fuß mit dem Prinzregenten verkehrte, daß er ihn mit Fußtritten traktirt und mit dem Spazierstock durchgeprügelt haben soll, weil er einer Dame aus der Bekanntschaft des Marquis einen Liebesantrag machte. Auch mit berühmten Boxern werden wir bekannt gemacht, mit dem „Gentleman Jackson“, der ein ausgewähltes Korps von Faustkämpfern befehligte, die bei der Krönungsfeierlichkeit des Georg IV. Ordnung schaffen mußten. Es wurde Byron, der bekanntlich athletische Uebungen sehr liebte und sich zum Faustkämpfer ausbildete, ein Vorwurf daraus gemacht, daß er mit Jack Jackson Arm in Arm in Cambridge über die Straße ging. Aber der Faustkampf war für das England Byron's was Cricket- und Fußballspielen für das moderne England sind. Als Eldon auf dem Punkt war, das Parlamentsgebäude zu betreten, um einer Debatte über die Emanzipation der Katholiken beizuwohnen, blieb er stehen, um dem Boxer Punkett erst die Hand zu schütteln, und der Herzog von Wellington steuerte 30 Pfund Sterling für einen Preis für zwei renommirte Faustkämpfer, die unter seinen Augen in Ascot kämpften. Die Dichter Moore und Keats wohnten einem milling zwischen Randall und Turner bei. Hunderttausende wurden in Wetten gewonnen und verloren.

Ueber die litterarischen Zeitgenossen Byron's, über die wir in den Anmerkungen Auskunft erhalten, interessiren uns am meisten T. Moore und Southey. Ergötzlich ist die Schilderung der Umstände, die T. Moore und Lord Byron zu Freunden machten. In seinem Spottgedicht English Bards and Scotch Reviewers hatte Byron den als Anakreon Moore bekannten irischen Dichter verhöhnt, weil sich herausstellte, daß in seinem Duell mit Jeffrey blind geladene Pistolen gebraucht worden waren. Moore sandte darauf Byron eine Herausforderung, die statt zum Zweikampf zu einem Freundschaftsbund führte. Moore und Byron waren Whigs. Mit Southey, dem Balladenkrämer und Biographen des Lord Nelson, der obendrein zu den Tories gehörte, obschon er seine Laufbahn als Radikaler begonnen hatte, brach eigentlich erst nach Byron's Abreise in seine freiwillige Verbannung offene Feindschaft aus, und zwar weil Southey angeblich über ihn und Shelley Gerüchte in Umlauf setzte, die nicht ganz der Wahrheit entsprachen. Es war zur Zeit, als Byron mit Jane Clairmont, Godwin's Stieftochter, und Shelley mit Mary Godwin in Genf zusammen waren. Daß Byron zu dem reichen Banquier und Dichter Samuel Rogers freundliche Beziehungen unterhielt, obgleich dieser das dichterische Feuer seines jungen Freundes bei einer Gelegenheit als Höllenfeuer bezeichnete, ist bekannt; auch Sir Walter Scott war trotz seiner Zugehörigkeit zur Toryparter ein Bewunderer Byron's.

Unter den Damen, die Lord Byron kannte, interressirt uns vorzüglich Lady Caroline Lamb, deren Verhältniß mit dem durch seinen Childe Harold urplötzlich berühmt gewordenen Dichter der skandalsüchtigen Gesellschaft Londons ausgiebigen Stoff gab. Sie ist in den Anmerkungen gut geschildert und hier trifft man auch zum ersten Mal mit der Miß Milbanke zusammen, die zwei Jahre später Lady Byron wurde, zu ihrem Unglück und des Dichters Schaden; doch wird der nächste Band über die ehelichen Beziehungen des Lord Byron weitere Auskunft bringen, wie man auch über andere seiner Zeitgenossen, so besonders über den als Beau Brummell bekannten Gecken und seine Beziehungen zum Prinzregenten mehr zu hören wünscht, als hier geboten wird. Aber man vernimmt genug über den Charakter Byron's, um zu begreifen, weswegen die Marmorbüste des Dichters von Thorwaldsen, statt in dem Poets Corner in der Westminsterabtei, für den sie bestimmt war, einen Platz zu finden, in dem Bibliothekzimmer des College, in dem der Dichter studirte, eine Ruhestätte angewiesen werden mußte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Neuausgabe der Werke Byrons mit Henley's Anmerkungen die Achtung der Engländer unserer Tage für den Dichter vermehren wird; für das Studium seiner Zeitgenossen liefert sie jedoch werthvolles Material, von dem man im Ausland mehr Gebrauch machen wird, als im England der Königin Victoria.

London.

C. C. Schardt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 27. Berlin, den 3. April 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die europäische Diplomatie wird mit ihrer Wirksamkeit im Orient von Woche zu Woche lächerlicher. Den Kretensern sagt man: wir bringen euch das edle Gut der Autonomie, der Freiheit und Gesetzlichkeit, und dieses Geschenk machen wir euch annehmbar, indem wir euch mit Kartätschen niederschießen; kann man sich in einschmeichelnderer Weise als Wohlthäter einführen! Den Griechen aber, die Truppen über Truppen an der türkischen Grenze angehäuft haben, sagt man: Ihr geht jetzt ruhig nach Hause und ihr bekommt gar nichts, weder auf der Balkanhalbinsel, noch fällt euch Kreta zu. Kann man einem Volke, das jetzt seit Monaten unter zuschauender Indolenz der Großmächte immer tiefer in die Kriegsraierei hineingerathen ist, das die größten Opfer für den Krieg gebracht hat, ein Ansinnen stellen, das auf Annahme weniger zu rechnen hat? Seien wir gerecht; welche Regierung in der Lage der griechischen könnte auf solches Ansinnen heute noch eingehen; das hieße nur, daß die Regierung sich selbst stürzen wollte; das hieße außer dem Kampfe mit der Türkei die Revolution im Innern entfesseln. Wir sind durchaus keine phantastischen Verehrer der Griechen, aber nachdem die Großmächte die jetzige Lage sich entwickeln ließen, kann man der Regierung in Athen nicht mehr zumuthen, etwas zu leisten, was sich nicht mehr leisten läßt.

Heute ist es so gut wie sicher, daß die Ereignisse im Orient nicht einen Lauf nehmen werden, denen ihnen die Großmächte vorzeichnen; sondern einen solchen, denen ihnen die Wucht der eigenen revolutionären Entwicklung souverän anweist. Und kaum kann man noch die Hoffnung hegen, daß ein chaotischer Zusammenbruch vermieden wird.

Die Frage bleibt nun, haben die Diplomaten der Großmächte diese Entwicklung nicht vorausgesehen, aber gibt es unter ihnen Leute, die auf diesen Ausgang mit Bewußtsein hinsteuerten? Das könnte nur von England oder Rußland vorausgesetzt werden. Zieht man aber die bisherige Politik dieser Länder in Rechnung, so scheint es freilich, daß auch sie nichts als die Sklaven der Ereignisse gewesen sind.

Deutschland hat mit seinem ursprünglichen Vorschlag einen Weg gewiesen, der, wenn er sogleich beschritten worden wäre, vielleicht zum Ziele geführt hätte. Damals wäre durch unmittelbare Anwendung energischen Zwanges möglicherweise die Bevölkerung von Kreta wie die griechische Bevölkerung auf dem Festlande eingeschüchtert und zur Nachgiebigkeit veranlaßt worden; möglicherweise. Heute, nachdem die Aktionsunfähigkeit der Mächte erwiesen wurde, ist dies Mittel gänzlich nutzlos, und es wäre lächerlich, es heute noch in Anwendung bringen zu wollen. Das hieße die Katastrophe beschleunigen, und bedeutete soviel, als wenn man eine dringende Operation im geeigneten Augenblick, wo sie vielleicht Rettung bringen kann, verschiebt, um sie nach eingehenden Berathungen vorzunehmen, nachdem es zu spät ist, und sie nur noch geeignet wäre, die Lebensgefahr zu erhöhen.

Deutschland würde daher zweckentsprechend handeln, wenn es sich zunächst ganz aus der orientalischen Frage zurückzöge. In diesem Augenblick bedeutet die Antheilnahme an der berühmten Einigkeit nur Antheilnahme an der sich steigernden Blamage der Großmächte. In vollständiger Reserve sollten wir vorläufig verharren und abwarten, ob später unser erneutes Eingreifen in die diplomatischen Erörterungen mehr bedeuten kann als eine Manifestation für die solidarische Impotenz der vereinigten europäischen Kulturstaaten.

In Frankreich ist die Panama-Wunde von Neuem aufgebrochen. Ein Paar Politiker hat man beim Kragen gefaßt; das ist ein Ereigniß von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung; bedeutungsvoller ist es, daß so und so viele Politiker, die man bisher nicht an den Kragen nahm,

erneut mit dem Verdacht, Bestochene zu sein, verfolgt werden. Dieser Verdacht schleicht sich fast an all und jeden heran, und die Frage ist schließlich: Wer ist denn noch ehrlich?

In dieser schleichenden, latenten Krankheit liegt die wahre Gefahr, und sie birgt die Drohung, daß immer wieder nach einiger Zeit das Panamagespenst Schrecken unter den Politikern und Ekel unter der Bevölkerung verbreiten kann. Daß solche Ereignisse die bestehende Staatsform unterhöhlen, ist zweifellos; aber das Gebäude bleibt gleichwohl aufrecht, weil glücklicherweise keine Persönlichkeit da ist, die die Kraft hat, den unterhöhlten Bau durch eine Erschütterung zum Zusammenstürzen zu bringen.

Mr. Chamberlain treibt seine Taktik der Provokation gegen Transvaal fort; aber insofern ist eine bemerkenswerthe Aenderung eingetreten, als nunmehr auch in England sich die Stimmen mehren, die diese kurzsichtige Politik mißbilligen. Ein Forciren der Verhältnisse mag im realen Interesse der betheiligten Minenspekulanten und jener Ehrgeizigen liegen, bei denen man nicht genau weiß, wo der Politiker anfängt und der Spekulant aufhört. Eine weitsichtige englische Reichspolitik hingegen sollte im jetzigen Augenblick Anderes zu thun haben, als einen schweren Konflikt in Südafrika zu entfesseln, durch den im besten Falle England sich nach großen und sicher blutigen Anstrengungen eine grollende renitente holländische Bevölkerung unterwirft, und sich damit stark schwächt; im schlimmeren Falle kann aber auch eine Erschütterung der englischen Macht — vorübergehend oder auch für längere Zeit — herbeigeführt werden. Bei solchen Aussichten gehört wirklich ein geringes Maß politischer Weisheit dazu die Zukunft abzuwarten, die für England die südafrikanische Frucht voraussichtlich friedlich zur Reife bringen wird.

In dem Wahlkreise, in dem Herr von Ploetz selbst ansässig ist, wird der Bund der Landwirthe wahrscheinlich wieder eine Niederlage erleiden. Mit sehr guten Aussichten auf endgültigen Sieg ist der Kandidat der freisinnigen Volkspartei in Torgau-Liebenwerda in die Stichwahl gelangt. Hoffentlich ergibt auch diese Nachwahl zum Reichstage schließlich eine Niederlage des Agrarierthums.

Am 30. März hat Adalbert Falk, der frühere preußische Kultus- und Unterrichtsminister, als Präsident des Oberlandesgerichts zu Hamm sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. In seine Amtsthätigkeit fällt der Kulturkampf, den Fürst Bismarck zunächst versumpfen ließ, um sich schließlich gänzlich zurückzuziehen und um dann Falk'sche Arbeit als werthlosen Stuck und Mauerputz zu bezeichnen. Politisch ist auch Falk von dem Fürsten Bismarck verbraucht worden. Aber doch nicht als Mensch. Er blieb eine aufrechte Gestalt, die sich nichts vergeben hat, und die eine ehrenvolle Wirksamkeit als hoher richterlicher Beamter in ihrem späteren Leben auszufüllen verstand.

Justizrath Makower ist gestorben. Neben dem Justizrath Levy, der in so schändlicher Weise ermordet wurde, und dem Geheimen Justizrath Wilmowski, der seinem Freunde Levy nach wenigen Monaten im Tode nachfolgte, ist damit in kürzester Zeit eine dritte Zierde des Berliner Anwaltstandes aus dem Leben geschieden. Alle drei Männer standen in gleicher Weise hoch als integre Charaktere und ausgezeichnete Juristen; alle drei bekleideten unter ihren Kollegen hohe Ehrenämter, zeichneten sich in der juristischen Litteratur — Makower insbesondere als Kommentator des Handelsgesetzbuchs — aus, und genossen die allgemeinste Achtung. Makower nahm auch am politischen Leben aktiven Antheil. Er war ein überzeugter Anhänger der liberalen Weltanschauung; und wenn er bei der Geltendmachung seiner liberalen Gesinnung auch die großen Worte nicht liebte, so stand die Festigkeit seiner freisinnigen Ueberzeugungen außer jedem Zweifel. Seit 1893 gehörte Makower auch dem Vorstande des Wahlvereins der Liberalen an. Wie bei so manchen der älteren Liberalen waren auch in Makower's Charakter Liberalismus und Humanität auf das Engste verbunden. Der so jäh Gestorbene befand sich bis zu seinem Tode in voller Schaffenskraft. Er hinterläßt in unserem öffentlichen Leben in vielfacher Beziehung eine schmerzliche Lücke.

* * *

Das Ergebniß der österreichischen Reichsrathswahlen.

Wien, 27. März 1897.

Die Wahlschlacht hat ausgetobt, und heute trat das neue Parlament zum ersten Male zusammen. In mehr als einem Sinne das neue Parlament. Denn nicht nur, daß zahlreiche Abgeordnete nicht mehr in das Haus zurückgekehrt sind, sei es, daß sie sich wie Chlumecky, Beer, Suess, Kuenburg und Hohenwart vom politischen Leben überhaupt zurückgezogen haben, sei es, daß sie im Wahlkampfe unterlagen, auch das Stärkeverhältniß der Parteien hat sich geändert. Die Jungtschechen und Klerikalen haben wesentliche Verstärkung erfahren. Die antisemitischen Christlich-Sozialen und die deutsche Volkspartei haben ihre Zahl nahezu verdreifacht, und die deutschliberale Partei beklagt den Verlust von dreißig Mandaten. Berücksichtigt man noch, daß die Sozialdemokraten in der Stärke von vierzehn Mann in das Haus einrücken, daß alle Nationen einzelne radikale Vertreter entsenden, und daß die Zahl der Abgeordneten durch die Wahlen aus der neu errichteten Kurie des allgemeinen Wahlrechts um zweiundsiebzig vermehrt ist, so wird man annehmen müssen, daß das österreichische Abgeordnetenhaus ein von dem vorigen völlig verschiedenes Gepräge haben wird.

Für die österreichische Regierung, die keine ferne liegenden Ziele verfolgt, sondern für den Augenblick bedacht ist — „fortwursteln“ nannte Graf Taaffe diese Art von Politik — tritt nun die Aufgabe heran, eine Majorität zu bilden, mit der zunächst der Ausgleich mit Ungarn geschlossen werden kann. Noch ist es unentschieden, ob diese Majorität aus Polen, Feudalen, Tschechen und Klerikalen oder aber aus den drei erstgenannten Gruppen und den Deutschliberalen bestehen wird. Graf Badeni soll nun allerdings zur zweiten Kombination neigen, sie ist aber nur möglich, wenn es gelingt, wenigstens eine vorläufige Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen herzustellen, ein Unternehmen, dessen Erfolg noch keineswegs sichergestellt ist. So hätten wir denn allenfalls eine Neuauflage des sogenannten „eisernen Ringes“ zu erwarten, der dem Deutschthum und dem österreichischen Einheitsstaate manche Wunde geschlagen hat.

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die deutschfortschrittlichen Parlamentarier mit Besorgniß in die Zukunft blicken. Und doch haben die Wahlen für den dem parlamentarischen Getriebe Fernestehenden so viel Erfreuliches gebracht, daß das Unerfreuliche — die Erfolge der Christlich-Sozialen und Klerikalen — dadurch aufgewogen wird. Die erfreulichen Erscheinungen sind, daß in Galizien die Macht der polnischen Adelspartei so gut wie gebrochen ist, daß die Existenz der Jungtschechen als einer das gesammte tschechische Volk repräsentirenden radikalen Nationalpartei in Frage gestellt ist und daß, was damit im Zusammenhange steht, die Sozialdemokraten einen Erfolg erzielt haben, der doch auch kühne Erwartungen befriedigen kann.

Bisher waren sämmtliche Polen Galiziens in dem Polenklub vereinigt, der seine geschlossene Stellung gegenüber der Regierung und den in Fraktionen gespaltenen Deutschen dazu benutzte, die Finanzen Oesterreichs dem Lande Galizien, vor Allem aber den dieses Land rücksichtslos verwaltenden adligen Familien, tributär zu machen.

die gut gezahlten Stellen der österreichischen Büreaukratie mit Stammes- und Standesgenossen zu besetzen und den größten Einfluß auf die österreichische Gesammtpolitik im rückschrittlichen Sinne auszuüben. Vergebens waren alle Anstrengungen der Deutschen das Joch des polnischen Adels abzuschütteln, vergebens die Hülferufe des unterdrückten galizischen Volkes, denn jedesmal wenn demokratische deutsche Abgeordnete auf die jammervollen Zustände hinwiesen, die in Galizien notorisch herrschen, erhob sich der Obmann des Polenklubs, um die Angriffe als Angriffe auf die polnische Nation mit Pathos zurückzuweisen und gegen die vorgebrachten „Verdächtigungen" zu protestiren. Nun kommt reichlich ein Dutzend Abgeordneter aus Galizien in das Parlament, die als Sozialisten, Anhänger des exkommunizirten Geistlichen Stojalowski und radikale Ruthenen gewählt, dem Polenklub die heftigste Opposition bereiten und manches aufdecken werden, was seine Stellung sowohl im Reichsrathe wie im Lande Galizien erschweren wird, um so mehr als in ihm selbst durch die Angliederung der polnischen Volkspartei das demokratische Element eine wesentliche Verstärkung erfahren dürfte.

Und was von den Polen gilt, gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den Jungtschechen. Diese haben zwar ihren Besitzstand im Ganzen zu vertheidigen gewußt und sogar aus der allgemeinen Wählerkasse die Mehrzahl aller Mandate in den tschechischen Bezirken Böhmens erhalten. Aber sie konnten es nicht verhindern, daß mehrere Bezirke an die Sozialdemokraten verloren gingen, und daß andere nur durch bedenkliche Machinationen mit den Klerikalen behauptet werden konnten. So wurde insbesondere der Kandidat für die allgemeine Wählerklasse in Prag nur gewählt, nachdem er sich dem Erzbischofe gegenüber schriftlich verpflichtet hatte, nichts gegen die katholische Religion zu unternehmen. Das ist doch für eine Partei, die sich viel darauf zu Gute thut, von den Hussiten abzustammen, ein recht bedenklicher Vorgang und sieht einer moralischen Niederlage auf ein Haar ähnlich. Dazu kommt, daß es auch in dem tschechischen Bürgerthume zu rumoren beginnt, und daß in den privilegirten Kurien bereits einige Frondeure gewählt wurden. So scheint denn auch diese geschlossene Nationalpartei dem Zersetzungsprozesse verfallen zu sein, der durch die Agitation der Sozialdemokratie wesentlich gefördert werden dürfte.

Und dies scheint mir eben das Hauptverdienst der Sozialdemokratie um die staatliche Entwicklung Oesterreichs zu sein, daß sie das feste Gefüge der nicht bedenklichen Nationalparteien Oesterreichs lockert und somit das schaffen hilft, was bisher in Oesterreich Niemand zu schaffen vermochte, politische Parteien an Stelle der bloß nationalen zu setzen. Dies liegt aber ebenso im deutschen wie im staatlichen Interesse. Im deutschen Interesse, weil bisher nur die Deutschen in Folge ihrer höheren Entwicklung in politische Parteien gespalten waren und somit überall das Kürzere ziehen mußten, wo sie sich den geschlossenen Nationalparteien gegenüber befanden. Auch ist ein Zurücktreten der nationalen Zwistigkeiten im deutschen Interesse gelegen, denn mit ihm erhalten die Deutschen das Uebergewicht wenigstens zum Theile wieder, das ihnen die Zugehörigkeit zu einem großen Kulturvolke verleiht. Die Erziehung der nationalen Parteien durch politische liegt aber ebenso auch im staatlichen Interesse, weil dadurch das centralistische Prinzip gegenüber dem autonomistischen eine wesentliche Stärkung erfährt, denn die schwachen Parteien aller Nationen blicken nach Wien, um da Gerechtigkeit und Unterstützung, sei es bei der Regierung, sei es bei der öffentlichen Meinung eines großen Staates zu suchen. Es zeigt sich somit, daß Steinbach in der That von richtigen Gesichtspunkten ausging, als er Taaffe dazu zu bewegen wußte, die Heilung der verworrenen österreichischen Verhältnisse durch das allgemeine Stimmrecht zu versuchen. Denn wenn auch dieses Heilmittel nur in kleiner Dosis verabreicht wurde, so hat es doch gleich im Anbeginn relativ die besten Wirkungen hervorgerufen.

Nicht minder erfreulich sind die Erfolge der österreichischen Sozialdemokraten auch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet; ist doch heute die Sozialdemokratie die stärkste Volkspartei, die moderne Ideen gegenüber dem in Oesterreich zu immer größerer Macht gelangenden Feudalismus, Klerikalismus und Antisemitismus vertritt. Zwar ist sie bei den allgemeinen Wahlen sogar in Wien gegenüber den vereinigten Reaktionären unterlegen, aber die Zahl der Stimmen, die sie aufzubringen vermochte, war eine so bedeutende, daß darüber kein Zweifel herrscht, daß sie schon bei den nächsten Wahlen einige Wahlbezirke erobern dürfte. Und was beinahe noch schwerer wiegt, sind die relativ hohen Minoritäten, die die Sozialdemokraten mitten in den klerikalsten österreichischen Kronländern, wie Oberösterreich zu erzielen wußten. Und dies alles ohne nennenswerthe Geldmittel und mit einigen Agitatoren gegenüber der reichen und über die beste Organisation der Welt verfügenden streitbaren Kirche.

Man weise dem gegenüber nicht auf den revolutionären Charakter der Sozialdemokraten und ihr utopisches Programm hin. Denn der revolutionäre Charakter schwächt sich in dem Maße ab, je größer die Partei wird und je mehr sie genöthigt ist, an die Lösung bestimmter praktischer Fragen heranzutreten; zudem steht die Errichtung des sozialistischen Zukunftsstaates für absehbare Zeit nicht auf der Tagesordnung. Alles was die Partei im Parlamente thun kann, ist neben der heftigsten Opposition gegen die Herrschaft des Feudaladels und die Anmaßungen der Kirche soziale Reformen vorzuschlagen, von denen einige wie die Einsetzung von Bergwerksinspektoren und die Einführung des achtstündigen Normalarbeitstages bei dem Bergbau entweder längst hätten durchgeführt werden sollen, oder doch wenigstens diskutirbar sind. Nicht von der Sozialdemokratie, die sich im Laufe der Zeit um so eher in eine soziale Reformpartei auf demokratischer Basis umgestalten wird, da starrer Dogmatismus den österreichischen Arbeitern fremd ist, haben wir etwas zu fürchten, sondern alles von der klerikalfeudalen Reaktion. Daß diese Anschauung in Oesterreich nicht vereinzelt ist, mag man daraus ersehen, daß sowohl in Graz wie in Brünn namhafte Großindustrielle bei der Stichwahl mit aller Entschiedenheit für die sozialdemokratischen Kandidaten eingetreten sind, und daß in Wien bei der Wahl am 9. März nicht bloß weltfremde Theoretiker, sondern auch zahlreiche Männer des praktischen Lebens, Großkaufleute ebenso wie hohe Beamte gleich im ersten Wahlgange für die Sozialdemokraten gestimmt haben.

Wenn die Antisemiten trotzdem in Wien mit einer Majorität von beiläufig zwanzigtausend Stimmen durchgedrungen sind, so ist dies nicht bloß eine Folge unerhörten Wahlschwindels seitens der antisemitischen Gemeindegewaltigen, sondern auch des Umstandes, daß die breiten Schichten des Bürgerthums fast vollständig in das Lager der Antisemiten übergegangen sind. Die Schwierigkeiten, die die Assimilirung der im letzten Menschenalter massenhaft aus Polen und Ungarn eingewanderten Juden bereitet und die relative Wohlhabenheit, zu der es diese Einwanderer durch Intelligenz, Fleiß und Rührigkeit, aber auch durch Rücksichtslosigkeit im Konkurrenzkampfe gebracht haben, hat den Kampf gegen die Juden zu einem Schlagworte gemacht, dessen sich nun die Klerikalen mit Erfolg bedienen, um die durch Judenhaß hypnotisirten Volksmassen langsam aber sicher in ihr Lager hinüberzuführen. Diese Taktik mußte um so größere Erfolge erzielen, als die liberale Partei in der That eine Reihe grober Fehler machte und die allgemeine Verwirrung, die in den Köpfen der gebildeten Kreise Deutschlands herrscht, sich auch auf viele der besten Kreise Deutschösterreichs verpflanzte, hier aber um so größeres Unheil anrichtete, als die Verhältnisse Oesterreichs von denen Deutschlands doch in vielen Punkten verschiedene sind. In Wien ist das Centrum der Bewegung, hier besitzt der Führer der Partei, der aber in der That bereits längst mehr geschoben wird als er schiebt, einen Nimbus, der nur mit dem eines Boulangers verglichen werden kann. Von Wien gehen die Wellen über Nieder-

österreich bis in die benachbarten Bezirke der angrenzenden Kronländer. Zwar gehören die Abgeordneten dieser Nachbarbezirke und selbst einige Abgeordnete Niederösterreichs der deutschen Volkspartei an, aber welche Festigkeit den christlich-sozialen Anschauungen gegenüber kann man von Abgeordneten erwarten, deren Wähler in der überwiegenden Mehrzahl selbst entschiedene Christlich-soziale sind? Unter solchen Verhältnissen nützt alles diplomatisiren nichts. Die deutsche Volkspartei wird sich zu entscheiden haben, ob sie in einer Reihe der wichtigsten Fragen mit den fortschrittlichen Elementen der übrigen Parteien Hand in Hand gehen will oder nicht. Rafft sie sich nicht bald dazu auf, das Tischtuch zwischen sich und den Christlich-sozialen entzwei zu schneiden, selbst auf die Gefahr hin, eine Anzahl unsicherer Kantonisten zu verlieren, so steht zu befürchten, daß sie den Christlich-sozialen nur den Boden in Wählerkreisen ebnet, die bisher für die Wiener Demagogie vollständig unzugänglich waren.

Mit Argumenten ist einer solchen Volkskrankheit nicht beizukommen. Die Heilung kann nur aus sich heraus erfolgen, indem sich die Bewegung selbst ad absurdum führt. Darum wäre es außerordentlich wünschenswerth, wenn sich an die christlich-soziale Herrschaft im Wiener Rathhause und in der niederösterreichischen Landstube der Eintritt der Christlich-Sozialen oder wenigstens ihrer Zwillingsschwester, der klerikalen Partei, in die Reichsrathsmajorität reihte. Die Unfähigkeit der Christlich-Sozialen, ihre zahllosen und nicht selten einander widersprechenden Zusagen zu halten, würde vielen ihrer getreuesten Anhänger die Augen öffnen, und der Hochmuth der Klerikalen würde Kreise aus ihrer Lethargie aufrütteln, die noch immer die Herrschaft der Kirche als eine längst abgethane Sache betrachten. Auf allerlei Schaden müßten wir uns allerdings gefaßt machen, aber der wichtigsten Schöpfung des freisinnigen Bürgerthums, der Volksschule, stehen in den militärischen Kreisen und vor allem in der Person des Kaisers Beschützer zur Seite, mächtig genug, um jeden klerikalen Angriff abzuweisen. Indeß vergessen wir nicht, daß Kaiser Franz Josef, so sehr auch seine Jugendfrische alle Völker und alle Parteien Oesterreichs erfreut, im nächsten Jahre das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Regierung feiert, und daß das, was nach ihm folgt, sich unserer Berechnung entzieht. Darum wünschen wir, daß das klerikale Stahlbad, wenn es nun einmal doch nicht vermieden werden kann, uns sobald als möglich beschieden werde.

Michael Hainisch.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Das neue Etatsjahr ist angebrochen und das Abgeordnetenhaus hat noch nicht einmal die zweite Berathung des Budgets beendigt. Preußen befindet sich in einem verfassungswidrigen Zustande. Wenn man sich daran gewöhnt, die Verfassung in minder wichtigen Punkten zu mißachten, so darf man sich nicht wundern, wenn sie auch einmal in einem wichtigen Punkte mißachtet wird. Die liberale Partei hat in früheren Zeiten unablässig Jahr für Jahr darauf gedrungen, daß die Verfassungsbestimmung, wonach das Budget vor Beginn des Etatsjahres fertig gestellt werden soll, beachtet werde. Es war für sie ein Tag großen Triumphes, als sie nach zwanzigjährigem Bestehen der Verfassung dieses Ziel zum ersten Mal erreichte. Allerdings ist in der Folgezeit, und namentlich in den letzten Jahren, vielfach davon abgewichen worden und die verfassungstreue Partei hat sich dadurch jedesmal schmerzlich berührt gefühlt. Indessen lag die Sache doch immer so, daß das Abgeordnetenhaus seine Aufgabe gelöst hatte, daß das Budget, so wie es später verkündet werden mußte, abgeschlossen vorlag, und daß nur das Herrenhaus beliebte, die Statistenrolle, die ihm bei der Feststellung des Budgets zugewiesen worden ist, mit einem überflüssigen Aufwand von Feierlichkeit durchzuführen. Diesmal aber ist es das Abgeordnetenhaus, welches in mora ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es vor Ostern nicht fertig wird; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Verkündung des Budgets erst Mitte Mai erfolgen wird.

Und dabei bot das Budget gerade in diesem Jahre keinerlei besondere Schwierigkeiten und das Abgeordnetenhaus trat früher als gewöhnlich zusammen. Wenn das Abgeordnetenhaus sich entschlossen hätte, das Budget en bloc anzunehmen, und die Reden, die es daran geknüpft hat, als Nachtisch zu serviren, so würde die Sache kaum anders liegen, als sie heute liegt. Es ist das erste Mal, daß die Verantwortlichkeit für die Verzögerung des Budgets, für die Verletzung der Verfassung nicht der Regierung, nicht dem Herrenhause, sondern dem Abgeordnetenhause zur Last fällt. Und diese Verantwortlichkeit fällt auf die Schultern der führenden Partei, also der agrarischen Konservativen, welche sich nicht in einem einzigen Falle der Verlockung entziehen konnten, die Melodieen zu wiederholen, die im Reichstage erschollten.

Während die Konservativen sich in der behaglichsten Breite über alle diejenigen Themata ergingen, die im Reichstage zu verhandeln waren, waren sie stets entrüstet, wenn die anderen Parteien einmal einen Gegenstand zur Sprache brachten, der wirklich vor das Abgeordnetenhaus gehörte. Dieser Fall hat sich in der letzten Woche zweimal ereignet. Nicht durch eine sensationelle Zeitungsnachricht, wie Graf Limburg-Stirum behauptete, sondern durch einen wahrheitsgemäßen Bericht über eine Gerichtsverhandlung war die Vermuthung genährt worden, daß bei Ausübung des Begnadigungsrechts der Krone sich Einflüsse geltend gemacht hätten, die in einem konstitutionellen Staate unzulässig sind. Der Justizminister that, was er unter diesen Umständen thun mußte. Er gab Aufklärung über den Fall und legte die Gründe dar, aus denen er als verantwortlicher Minister das Begnadigungsgesuch befürwortet hat. Diese Gründe wurden als befriedigend anerkannt; Niemand verkannte, daß ein seiner Verantwortlichkeit sich bewußter Minister so handeln konnte, wie Herr Schönstedt gehandelt hat. Der Justizminister hat sich durch seine offene Darlegung ein Verdienst um das Land erworben; er hat einen Verdacht zerstört, der falsch war, dessen Entstehung sich aber aus den Vorgängen leicht erklärt. Nichtsdestoweniger wurde ihm von den Konservativen ein Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht in schneidiger und verfassungswidriger Weise es abgelehnt habe, über die Handhabung des Begnadigungsrechts überhaupt Auskunft zu geben. Und doch liegt viel Veranlassung vor, über die Handhabung des Begnadigungsrechts zu sprechen und wir hätten gewünscht, es wäre im Abgeordnetenhause ausgiebiger geschehen.

Die zweite Debatte bezog sich auf einen eigenthümlichen Vorfall in Hannover. Der dortige Regierungspräsident hatte es in auffälliger Weise abgelehnt, sich an den Vorbereitungen für die Gedächtnißfeier Kaiser Wilhelms zu betheiligen. Als Grund wurde angegeben, daß der Regierungspräsident nicht in geziemender Weise eingeladen worden sei. Der Oberbürgermeister von Hannover, der von Amtswegen die Sache in die Hand nahm, hatte dem Regierungspräsidenten gegenüber die Formen benutzt, in denen höfliche Männer, die sich sozial gleichgestellt fühlen, mit einander zu verkehren pflegen. Das genügte dem Regierungspräsidenten nicht. Er wollte in den Formen begrüßt sein, die ein Vorgesetzter von einem Untergebenen zu erwarten hat. Dazu muß dreimal Nein gesagt werden. Der Oberbürgermeister einer großen Stadt ist sozial hohen Staatsbeamten gleichgestellt und die Bürgerschaft kann von ihm verlangen, daß er sich von diesem Bewußtsein durchdrungen zeigt. Untergeben ist er nur dem Gesetze; er kann und muß jede an ihn gerichtete Aufforderung zurückweisen, die sich nicht auf ein Gesetz stützt, und die Grenzen seines Rechts vor dem Verwaltungsgericht vertheidigen. Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Regierungs-

präsident verlangte, daß der Oberbürgermeister sich ihm in Frack und weißer Kravatte nahe. Vielleicht wäre er damit noch nicht zufrieden und fordert die Anlegung von Escarpins, mit denen das fröhliche Ende des Jahrhunderts sich an den fröhlichen Anfang anschließt. Der Minister von der Recke trat rückhaltlos für den Regierungspräsidenten ein. Es hat lange Zeit gedauert, ehe wir uns ein vollständiges Charakterbild des Herrn Ministers entwerfen konnten. Heute wissen wir Bescheid: Schule Puttkammer. Herr von Köller hatte dem Herrn von Puttkammer nur abgeguckt, wie er sich räuspert, wie er spuckt. Aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich dem Herrn von der Recke klar erweist.

Der Reichstag hat die Berathung des Budgets, die für ihn keine leichte war, rechtzeitig beendigt. In letzter Stunde kam noch ein bezeichnender Vorfall zur Sprache. Ein Postbeamter in der Provinz Posen, vielleicht eine Mehrzahl, hatte Germanisirungsbestrebungen bei Ausübung seines Amtes betrieben. Er hatte Briefe, anstatt sie zu bestellen, an den Schreiber zurückgehen lassen, weil ihm die Orthographie der Adresse nicht gefiel. Die Sache lag ungefähr so, als ob einem Meier ein Brief vorzuenthalten wäre, weil auf der Adresse der Name Mayer geschrieben steht, obwohl über die Identität des Adressaten ein Zweifel nicht obwaltet. In Abwesenheit des leider erkrankten Herrn von Stephan gab Herr Unterstaatssekretär Fischer Antwort auf die Beschwerde. Herr Fischer gehört zu den Würdenträgern, denen wir gern möglichst oft möglichst viel Gutes nachsagen; diesmal können wir es nicht. Er wurde schneidig. Die Beschwerdeführer sollen den Instanzenweg betreten. Das war nicht die richtige Antwort. Ein Postbeamter soll seinen politischen Ueberzeugungen folgen, wenn er den Dienstrock ausgezogen hat. So lange er im Dienste ist, soll er Jedermann ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntniß, Religion und Nationalität mit dem gleichen Eifer bedienen, und er soll der strengsten Rüge verfallen, wenn er Jemanden chikanirt. Wir geben zu, daß Fälle der letzten Art selten vorkommen; aber die Vorgesetzten haben die Pflicht, wenn sie solchen Fällen auch nicht immer vorbeugen können, doch strenge Repression eintreten zu lassen.

Und nun ging der Reichstag an die Berathung der Handwerkervorlage, rüstig, unermüdlich, wie Odysseus, wenn ihm Poseidon sein Schiff zerschmettert hat, und er sich daran macht, ohne jede Beihilfe sich ein neues Schiff zu bauen. Der Reichstag gab sich die Miene, als könne er bei redlichem Willen noch in der jetzigen Dämmerstunde seiner Thätigkeit mit dieser Arbeit fertig werden. Das wissen wir nun freilich besser. Und wir legen die Feder einstweilen bei Seite und warten ruhig ab, wie sich die Hochzünftler und die Auchzünftler über dieses seltsame Erzeugniß menschlichen Witzes in die Haare gerathen.

Proteus.

Die Agrarreform in Preußen.

IV.

Die Tragweite des Gesetzes vom 8. Juni 1896 geht weit über die im vorigen Artikel erörterten Erbrechtsbestimmungen hinaus. Freund und Feind des Gesetzes in beiden Häusern des Landtags haben dies immer und immer wieder hervorgehoben. Der Finanzminister Dr. Miquel erklärte das Gesetz als den ersten Schritt, von dem man Schritt für Schritt auf agrarischem Gebiete weiter kommen werde. Der Landwirthschaftsminister Freiherr von Hammerstein läßt gleichfalls keinen Zweifel, daß man in dem Gesetzentwurf nach der Absicht seiner Urheber nur den Anfang einer für die Gesammtheit des Grundbesitzes beabsichtigten Gesetzgebung zu erblicken habe. Dem bereitet auch das neu geschaffene bürgerliche Gesetzbuch kein Hinderniß. Allerdings hat dasselbe das Anerbenrecht als allgemeines Erbrecht in den Grundbesitz abgelehnt und sogar ausgeschlossen. Es hat ausdrücklich bestimmt: die Landesgesetze können das Recht des Erblassers über das dem Anerbenrecht unterliegende Grundstück von Todeswegen zu verfügen, nicht beschränken (§ 64 des Einführungsgesetzes). Allein das gilt nur für den Grundbesitz, der im freien Eigenthum steht. Dagegen sagt der Artikel 62: „Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über Rentengüter." Die Urheber der hier erörterten Gesetzgebung gehen aber eben von der Erwartung aus, daß sie die Umwandlung von freiem Eigenthum in Rentengüter herbeiführen, und somit das Agrarrecht, das heute nur als eine Spezialgesetzgebung für einen besonderen Besitztypus erscheint, das allgemeine Agrarrecht der Zukunft werden werde. Daher denn auch die begeisterte Zustimmung der Kreise, welche seit den Tagen Stein's und Hardenberg's die unversöhnlichen Gegner des freien Eigenthums gewesen sind. Graf Klinckowström möchte das Gesetz sogar „ein großes Mittel" zur Rettung der Landwirthschaft nennen.

Und von seinem Standpunkt aus hat er ganz Recht. Da ist der ostelbische Großgrundbesitz. Nach seiner eigenen Angabe ist er hochverschuldet, theilweise sogar überschuldet. Da kommt Dr. Miquel und sagt: Ich will Euch helfen. Der Grund Eurer Ueberschuldung ist, daß Euer Grundbesitz viel zu groß ist für Eure Mittel; dies hat, wie Ihr erlebt habt, große Nachtheile für Euch; es hat dies auch große Nachtheile für den Staat, denn dem fehlt es in Folge dessen an Bauern. Ihr müßt Euren Grundbesitz in Bauerngüter zerschlagen. Das rettet Euch; denn, wenn Ihr Euren Grundbesitz im Kleinen verkauft, erlöst Ihr einen weit höheren Preis, als beim Verkauf im Großen. Nun erwidert Ihr, das hätten Euch schon Thaer und Stein und Hardenberg gesagt; dies aber sei eben das, was Ihr nicht wolltet; denn auf Eurem großen Grundbesitz beruhe Eure soziale Stellung und Euer politischer Einfluß. Und darin habt Ihr ganz Recht. Auch bin ich der Letzte, der diese Eure Stellung beseitigen möchte; denn Ihr seid es, die den preußischen Staat und damit das Deutsche Reich in der Vergangenheit begründet habt und Ihr seid die festesten Grundlagen für den Staat und das Königthum auch in der Zukunft; ich erachte es als die erste Aufgabe des Staats, dafür Sorge zu tragen, daß dieses feste Fundament, auf welchem der preußische Staat aufgebaut ist, erhalten werde. Das aber geschieht eben, wenn Ihr auf meinen Vorschlag hört. Der Fehler der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung war nicht der, daß sie Euch anrieth, Euren Grundbesitz zu zerschlagen, sondern daß sie Euch nur die Möglichkeit ließ, ihn zu freiem Eigenthum zu verkaufen. Das dürft Ihr freilich nicht thun: denn damit gebt Ihr ihn weg. Ich habe aber das Kunststück erfunden, wie man etwas verkauft und es trotzdem behält. Ihr müßt Euren Grundbesitz verkaufen, aber nicht zu freiem Eigenthum, sondern gegen Rente. Damit ist uns beiden gedient: Ihr, denn Ihr behaltet das Obereigenthum über Euren Grundbesitz und damit Eure Stellung und Euren Einfluß, und dem Staate, denn er behält in Euch das feste Fundament, auf welchem er groß geworden, und erhält außerdem den Bauernstand, den er so dringend benöthigt.

Nun erwidern die Großgrundbesitzer, mit Rente sei ihnen nicht gedient. Sie seien hoch verschuldet und vielfach nahe daran, in ihrem Schuldenmeer zu ertrinken. Was sie brauchten sei Geld, nicht Rente. Ihre Gläubiger verlangten von ihnen Kapital, und dieses sei es, was sie nicht hätten.

Allein Dr. Miquel hat diese ihre Lage trefflichst berücksichtigt. Ich begreife, fährt er fort, daß Ihr Geld wollt. Auch habe ich Fürsorge getroffen, daß Ihr es erlangt. Da sind die Rentenbanken des Staats, deren Aufgabe es ist, Rentenverpflichtungen der Bauern den Großgrundbesitzern abzukaufen. Allerdings kann der Staat nicht alle auf einem Bauerngut ruhenden Rentenverpflichtungen übernehmen, das würde seine Finanzen möglicherweise gefährden; er kann nur die Renten übernehmen, welche $^3/_4$ des Ertragswerths des Guts nicht übersteigen. Allein dies ist nicht zu

Eurem Nachtheil, sondern zu Eurem Vortheil. Denn einmal erhaltet Ihr in Folge des Zerschlagens Eures Besitzes in kleine Güter für Euren Besitz einen Preis, so hoch,*) daß schon der Kapitalwerth von $^3/_4$ der Rente Eure Schulden vollständig deckt, und zweitens dient gerade das letzte Viertel der Rente, welches der Staat nicht übernimmt, dazu, Euer Obereigenthum über das verkaufte Bauerngut und damit Eure soziale Stellung und Euren politischen Einfluß zu erhalten.

Selbstverständlich macht dieses Eintreten des Staats mit seinen Geldmitteln gewisse Vorsichtsmaßregeln nothwendig, auf daß er keine finanzielle Einbuße erleide. Wenn er Geld hergibt, muß er sich Sicherheit verschaffen, daß das mit demselben begründete Bauerngut allzeit im Stande sei, die geschuldete Rente zu zahlen. Wir führen also alle jene Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit des Rentengutsbesitzers wieder ein, welche bereits die feudalen Grundherren zu dem gleichen Zwecke eingeführt haben. Wir machen das Bauerngut zu einem gebundenen, von dem nichts — insbesondere auch nicht die dazu gehörigen Holzungen, Bäume und dgl. — abgetrennt werden kann. Keine Zertheilung, keine Abveräußerung von Trennstücken, ja nicht einmal eine Abveräußerung im Ganzen darf ohne Genehmigung der Staatsbehörden und wo Ihr es bei Begründung des Rentenguts kontraktlich ausmacht, ohne Eure Genehmigung stattfinden. Wir führen die von den feudalen Grundherren eingeführte Begünstigung des Anerben auf Kosten seiner Geschwister wieder ein; denn wenn der Staat so große Opfer bringt für die Begründung eines neuen Bauernstandes, ist es selbstverständlich, daß er sich nicht von sentimentalen Rücksichten auf die Menschen leiten lassen kann, sondern lediglich von Rücksichten auf die Leistungsfähigkeit des neu begründeten Hofs. Nicht der Mensch ist Ausgangs- und Zielpunkt der Volkswirthschaft; wie er für den klaren Verstand der manchesterlichen Auffassung das Kapital war, so kann er für den klugen Agrarpolitiker nichts anderes sein als der Hof. Aus dem gleichen Grunde ist dahin zu streben, daß wir wieder zu der Verschuldungsgrenze des feudalen Agrarrechts gelangen; wie damals ist diese durch den Obereigenthümer, sei dieser der Staat oder der das Rentengut verkaufende Großgrundbesitzer, zu ziehen.

Bei dieser Neuordnung — oder richtiger Wiedereinführung der Ordnung der Euch so lieben Feudalzeit, fährt dann Dr. Miquel fort, ist dann allerdings der Staat zu $^3/_4$ und Ihr seid nur zu $^1/_4$ der Obereigenthümer der Bauern. Allein der Staat hat sich ja allezeit mit Euch gut gestanden und wird es auch ferner thun. Gerade jenes Euch verbleibende Viertel wird Euren Einfluß nicht bloß auf die Bauern, sondern auch auf die Staatsverwaltung erhalten. Insbesondere müßt Ihr noch Eines berücksichtigen. Jene drei Viertel der Rente, welche der Staat übernimmt, übernimmt er nur, insofern sie ablösbar sind. Euer Viertel könnt Ihr dagegen als unablösbare Rente konstituiren; Ihr könnt Euch dafür sogar ganz oder theilweise Dienste, wie zur Feudalzeit, ausbedingen und, indem Ihr Euch ein Vorkaufsrecht ausbedingt, diese Dienstverpflichtung verewigen. Während die Renten, die der Staat bezieht, und somit sein Obereigenthum in absehbarer Zeit aufhören, dauert Euer Obereigenthum in Ewigkeit weiter. In absehbarer Zeit werdet Ihr also wieder die einzigen Obereigenthümer Eurer Bauern.

Nicht minder aber, fährt Dr Miquel fort, wird die von mir geschaffene Gesetzgebung im Laufe der Zeit zur Beseitigung des für den Grund und Boden so durchaus ungeeigneten Prinzips des freien Eigenthums in jenen Gegenden führen, in denen es gar keinen aufzutheilenden Großgrundbesitz mehr gibt, ja selbst da, wo der Parzellenbesitz vorherrscht. Denn überall ist der Bauer landhungrig und die staatlichen Rentenbanken brauchen nur an diesen Landhunger anzuknüpfen und das freie Eigenthum wird von selbst allenthalben verschwinden. Ist irgendwo ein Bauer, der zu seinem Besitz ein weiteres Grundstück hinzukaufen möchte, so braucht er sich bloß an die Rentenbank zu wenden. Sie schafft ihm das Grundstück, auch wenn er gar keine Anzahlung macht, gegen das bloße Versprechen einer Rente. Allerdings muß dann der gesammte Besitz des Bauern für die pünktliche Zahlung dieser Rente haften. Dazu ist nöthig, daß das ganze Gut des Bauern — auch sein früherer Besitz — den Charakter des Rentenguts annehme, und damit verfällt sein ganzer Besitz von selbst allen für Rentengüter erlassenen Beschränkungen der Freiheit in der Verfügung sowohl unter Lebenden als auch von Todeswegen. In dieser Weise verschwindet von selbst das freie Eigenthum; es bewahrheitet sich aufs Neue der Satz Justus Möser's**): Wie es in der Theokratie des Moses der Grundsatz gewesen die Erde ist des Herrn, so entspricht unseren Verfassungen der Grundsatz die Erde ist des Staats; als einziges dem Grund und Boden angemessenes Besitzverhältniß des Einzelnen — selbstverständlich, wie bei Justus Möser, abgesehen von den im Besitz der Großgrundbesitzer verbleibenden Gütern — bleibt die Erdpacht.

Bei solcher natürlicher Entwicklung des Grundeigenthums zur Verstaatlichung des Grund und Bodens und zur Bewirthschaftung desselben durch bodenzinspflichtige Erbpächter können denn auch die Agrarier sich trösten, daß ihre agrarrechtlichen Anträge von den in römisch rechtlichem Doktrinarismus befangenen Verfassern des bürgerlichen Gesetzbuchs nicht mehr berücksichtigt worden sind. Das bürgerliche Gesetzbuch hat die Rentengutsgesetzgebung der landesgesetzlichen Regelung überlassen. Damit ist alles Nöthige erreicht. Denn an Stelle des freien Grundeigenthums wird allmählich von selbst das Rentengut treten.

Wie immer das Urtheil über dieses Agrarprogramm sich stellen mag, Niemand wird ihm eine gewisse Großartigkeit in der Konzeption absprechen; Niemand ferner, welcher der Zähigkeit, Energie, Gewandtheit und Schlauheit, mit der Dr. von Miquel, seit er nach der Annexion von Hannover zum ersten Male in den preußischen Landtag eintrat, bis zum heutigen Tage an der Verwirklichung des Möser'schen Ideales gearbeitet hat, die Bewunderung versagen wird. Anders freilich stellt sich das Urtheil, wenn man den wahrscheinlichen Erfolg des Programms ins Auge faßt.

Der Erfolg wird selbstverständlich davon abhängen, ob die ländliche Bevölkerung sich bereit finden wird, auf die Wiedereinführung ihrer Abhängigkeit von einem Obereigenthümer und auf die Fülle von Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit des Rentengutsbesitzers sich einzulassen. Daß die Bauern sich nicht wieder herbeilassen werden, Land gegen Dienstverpflichtungen zu übernehmen, wird bereits zugegeben. Regierungsrath Waldhecker von der Generalkommission in Bromberg berichtet:***) „In der That ist die Festsetzung von Arbeitsleistungen — Arbeitsstellen mit Diensten für den Gutsherrn in Form von Rentengütern — in der Praxis noch niemals vorgekommen. Da, wo sie der Gutsbesitzer als Bedingung des Verkaufs in einem einzelnen Falle ankündigte, haben sich keine Käufer gefunden, weil ein derartiges Abhängigkeitsverhältniß Niemand eingehen wollte; als die Bedingung fallen gelassen wurde, fanden sich Käufer sofort. Es geht der Zug der Zeit dahin, unabhängig von jeder Privatperson zu sein.“ Damit wird anerkannt, daß die Verwandlung der Bauern in Möser'sche Zweidrittelknechte mit dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung im Widerspruch steht.

Allein dieser Widerspruch tritt uns auch hinsichtlich der den Rentengutsbesitzern auferlegten Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit über ihren Besitz entgegen. Selbst lebhafte Freunde des Rentengutsprinzips wurden nicht müde

*) Siehe die Klagen des Freiherrn von Durant (Verhandlungen des Herrenhauses am 27 Februar 1896, S. 36) und des Grafen von der Schulenburg-Beetzendorf (Ibidem S. 46) über die hohen von den Rentengutsnehmern geforderten Preise. Vgl. dazu Graf Klinckowström (Verhandlungen des Herrenhauses am 19. Mai 1896, S. 316).

**) Werke III 318, 319.

***) Siehe Waldhecker, die preußischen Rentengutsgesetze, S. 71.

zu bedauern, daß dadurch die Ansiedelungslustigen von der Uebernahme von Rentengütern abgeschreckt werden würden.*)

Ganz besonders aber steht das durch das Gesetz vom 8. Juni 1896 eingeführte rigorose Anerbenrecht im Widerspruch mit dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung. Nur für die Heimath Justus Möser's, für Niedersachsen, wird behauptet, daß die Anerbfolge mit den Anschauungen der Bevölkerung in Uebereinstimmung sei; aber selbst für Niedersachsen ist zu beachten, daß hier das Prinzip des freien Eigenthums erst seit 1866, seit der Annexion an Preußen, von der Gesetzgebung auf Bauerngüter ausgedehnt worden ist. In den östlichen Provinzen, wo allein Renten- und Ansiedlungsgüter in namhafterer Zahl vorhanden seien, sei ein Anerbenrecht bisher nicht bekannt. Daher protestirten nicht nur seine Gegner gegen den Erlaß des Gesetzes, sondern selbst ein so eifriger Lobredner desselben wie Graf Udo Stolberg erklärte,**) daß nach seiner Ueberzeugung die Ansiedler Alles anwenden würden, was sie anwenden könnten, um den Zweck des Gesetzes illusorisch zu machen. Am bemerkenswerthesten sind aber die Wirkungen, welche das Gesetz vom 8. Juni 1896 schon jetzt in den polnischen Landestheilen Preußens gezeitigt hat.

Die polnischen Landerwerbsgenossenschaften haben die Gründung von Rentengütern, mit der sie seit 1891 begonnen hatten, neuerdings wiederum aufgegeben. Der Grund ist nicht nur der, daß sich die Staatsraison gegenüber den Polen neuerdings wieder zu ihren Ungunsten verändert hat und die Regierung nur mehr dann Renten von den polnischen Landerwerbsgenossenschaften übernimmt, wenn auf zwei Drittel polnische Ansiedler ein Drittel deutsche kommen, sondern nicht minder die Einführung des Anerbenrechts. Denn einmal sei das Anerbenrecht so sehr im Widerspruch mit dem Rechtsbewußtsein der polnischen Bevölkerung, daß viele Leute dadurch abgeschreckt würden, Land zu erwerben. Sodann komme es häufig vor, daß auf dem erstandenen Lande der Vater zurückbleibe und dasselbe bewirthschafte, während seine Söhne in die Industriegegenden des Westens zögen, wo höhere Geldlöhne gezahlt werden, dort Ersparnisse machten und diese dann nach der Heimath schickten, wo sie zur Bezahlung des Kaufpreises des erworbenen Landes verwendet würden. Oder — wo das Gut größer sei — bearbeite der Vater mit allen seinen erwachsenen Kindern das Gut, spare so die Löhne für fremde Arbeiter, und vermöge so seine Schuld rascher zu tilgen. Bei Anerbenrecht würde Beides aufhören. Dadurch aber würde in sehr vielen Fällen die Existenz des Rentengutserwerbers gefährdet. Die polnischen Landerwerbsgenossenschaften sind daher zum Landverkauf gegen Kapital, statt gegen Rente zurückgekehrt und zur Selbsthilfe an Stelle der Staatshilfe.***)

Wird aber Angesichts der gleichen Rechtsanschauung der übrigen ostelbischen Bevölkerung sich nicht alsbald auch bei ihr ein Rückgang in der Nachfrage nach Rentengütern fühlbar machen? Sering berichtet†) von einer „erstaunlich zahlreichen Kinderschaar" der angesiedelten Kolonisten; dem Eifer, für die Zukunft dieser Kinder zu sorgen, schreibt er einen Theil der bisher erzielten Erfolge zu. Muß dieser Eifer nicht nachlassen, da seit dem Gesetze von 1896 dieser ganze Eifer immer nur einem Kinde auf Kosten der übrigen zahlreichen Kinderschaar zu Gut kommt? Er erzählt uns an einer anderen Stelle††) von einer blühenden Ansiedlung, 97 Hektar groß, die ein Bauer gekauft habe; dieser habe 9 Kinder, darunter 5 ausgediente Söhne, und bewirthschafte sein Besitzthum mit diesen ohne Knechte und mit nur einer Magd. Würde dies bei Anerbenrecht möglich sein? Ich habe gar keinen Zweifel, daß, sobald die bäuerliche Bevölkerung von der Aenderung in der Erbfolge, die eingetreten ist, praktisch Kenntniß genommen haben wird, die Kinder, sobald sie das entsprechende Alter erreicht haben werden, den väterlichen Hof verlassen werden, um in der Stadt eine Arbeit zu finden, die, statt ihnen selbst, lediglich dem Anerben zu gut kommt. Vor allem aber werden die weichenden Erben die ihnen zuertheilte kärgliche Rente benutzen, um in die Stadt oder ins Ausland zu eilen, wo ihrem Vorwärtskommen bessere Aussichten winken. So sind ja auch zur Zeit des Hofrechts die Knechte und Mägde nach der Stadt entflohen, wo immer ihnen der Abzug rechtlich gestattet wurde. Man müßte also, um sie auf dem Lande zu erhalten, noch einen Schritt weiter gehen in der Wiedereinführung des alten gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses und — wie in Brandenburg — auch dem Nichthufener verbieten, ohne Erlaubniß des Obereigenthümers abzuwandern.

Mit dieser Erfahrung dürfte für viele Großgrundbesitzer ein Hauptmotiv, ihren Besitz theilweise in Rentengüter zu verwandeln, hinwegfallen.

Nun hat man freilich dem Rechtsbewußtsein, das in der Verkürzung des weichenden Erben ein Unrecht sieht, die Berechtigung abgesprochen. Man hat die außerordentliche Bevorzugung des Anerben damit gerechtfertigt, daß sie „nothwendig sei für den Mann, der lediglich die ganze Mühe und Arbeit zu tragen habe zu Gunsten der anderen Geschwister, die die Rente ohne Mühe zu verzehren hätten". Und so drückt sich nicht nur Graf Klinkowström aus, sondern ganz ähnlich die Regierung und insbesondere Dr. von Miquel. Es ist aber fast ein beleidigender Hohn, die weichenden Erben, nachdem man sie nahezu enterbt hat, auch noch als glückliche Rentner hinzustellen, — in dem oben vorgeführten Beispiel den Anerben, der das Gut im Werth von 30 000 M. erhielt, als den leidenden Theil, der sich für seine Brüder, die vierteljährlich 16 M. 40 Pf. erhalten, aufreibe. Die weichenden Erben würden gern die Mühe und Arbeit übernehmen, welche der Besitz einer sicheren und unabhängigen Arbeitsgelegenheit bringt, wären sie nicht zu solchem Rentnerthum durch die Gesetzgebung verdammt. Außerdem aber ist diese Argumentation äußerst zweischneidig und daher gefährlich: Wenn die Rente lediglich das Ergebniß der Arbeit des Anerben ist, so haben der Staat und der Großgrundbesitzer kein besseres Recht auf Rente als die weichenden Erben. Wenn man diese ihres natürlichen Erbtheils beraubt, weil die Rente ja vom Anerben producirt werde und sie daher etwas bekämen, was sie eigentlich gar nicht verdienten, warum soll dann dem Staat und dem Großgrundbesitzer die Rente weiter bezahlt werden? Etwa weil die Rente, welche sie beanspruchen, noch größer ist als die der weichenden Erben? Wir sehen in der gegenwärtigen Bewegung gegen die Bodenzinse in Bayern, was die Folge sein würde: man würde die Forderung erheben, auch die dem Staate und dem Großgrundbesitzer zu zahlende Rente aufzuheben, und eine Bemerkung bei Sering*) zeigt, daß schon jetzt auch im nordöstlichen Deutschland „im Interesse einzelner schlecht Situirter Massenpetitionen um Erlaß der Jahresrente eingegangen sind".

Noch weniger Erfolg winkt der Rentengutsgesetzgebung im Westen von Deutschland. Noch sind im Gebiete der Generalkommissionen von Düsseldorf und Merseburg keine Rentengüter gebildet worden. Wie unmöglich der Gedanke wäre, sie gar nach dem Süden zu verpflanzen, zeigt die eben gedachte Bewegung in Bayern.

So hat die Entwicklung der Rentengutsgesetzgebung einen Verlauf genommen, der dem neuen Agrarrecht wenig Zukunft verspricht. So lange die Agrarreform darauf ausging, an Stelle des ostelbischen Großgrundbesitzes freie Bauern zu schaffen, hatte sie lediglich mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen, war aber der allgemeinen Sympathie sicher. Desgleichen noch, als sich nationaldeutsche Gesichtspunkte mit den sozialpolitischen verknüpften, wenn auch schon hier der Erfolg als ein fraglicher erschien. Diese

*) Vergl. z. B. die Rede Struckmann's im Herrenhause am 27. Februar 1896.

**) Verhandlungen des Herrenhauses am 20. Januar 1896, S. 20.

***) Vergl. die schon erwähnte Schrift von Eduard v. Trzcinski, Die Entwicklung des polnischen Genossenschaftswesens in Posen und Westpreußen.

†) Sering, Innere Kolonisation, S. 229, 230.

††) Ibidem S. 178.

*) Sering, Innere Kolonisation. S. 232.

beiden Gesichtspunkte sind nun zurückgetreten gegenüber dem, ein neues Agrarrecht zu schaffen, welches die Ideale Justus Möser's: Verstaatlichung des Grund und Bodens, der unter Oberaufsicht von Großgrundbesitzern von bodenzinspflichtigen Erbpächtern bewirthschaftet wird, realisirt. Damit ist die Aussicht, daß diese Rentengüter das freie Eigenthum je würden verdrängen können, beseitigt. Sogar ihre erhebliche Vermehrung scheint in Zweifel gestellt. Die bäuerliche Bevölkerung will von einer Wiedereinführung der Oberaufsicht durch Großgrundbesitzer absolut nichts wissen. Wo aber diese fehlt und die Aufsicht unmittelbar durch den Staat geführt wird, ähnelt das Möser'sche Programm so sehr dem eines Theils der Sozialdemokratie, daß es fast wie Konkurrenzneid aussieht, wenn man einerseits jenes verwirklichen will, anderseits diese verfolgt. Im Uebrigen aber zeigt die bayerische Bewegung gegen die Bodenzinse, wie wenig Sympathie selbst eine von allen feudalistischen Zuthaten freie Verstaatlichung des Bodens bei einer rein bäuerlichen Bevölkerung finden würde. Käme es zu einer allgemeinen Einführung von Rentengütern, so käme es sicher auch zu ihrer allgemeinen Wiederbeseitigung, und das Ende wäre der erneute Triumph des Gedankens des freien Eigenthums.

Lujo Brentano.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein monumentaler Spiegel.

Die Feste, mit denen das Andenken an Wilhelm I. gefeiert worden ist, sind vorüber. Geblieben ist als sichtbares Erinnerungszeichen eine Gedenkmünze mit dem Bilde des Todten; am goldschimmernden Bande darf sie, wie ein Orden auf der Brust, getragen werden, und geblieben ist das nationale Denkmal für den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches.

Diese Gedenkmünze, die nicht zur Erinnerung an einen bemerkenswerthen Tag in den Kasten gelegt wird, sondern die vielmehr wie ein Orden sich verwenden läßt, ist eine Neuerung. Alle Dekorationen und Orden, die bisher in Preußen vertheilt worden sind, galten als Belohnungen für Verdienste und Leistungen, wenn manchmal ein gewöhnlicher Sterblicher diese Verdienste und Leistungen auch nicht erkennen konnte.

Die Theilnahme an einer Festlichkeit galt aber selbst in thatenlosen Zeiten noch nicht als ein Verdienst oder eine Leistung.

Wer die neue Dekoration jetzt unter anderen wohlgeformten Auszeichnungen über dem Herzen trägt, kann sich an die Brust schlagen und sagen: Hier die Zeichen meiner Thaten und auch der That, daß ich ein Festtheilnehmer war.

Daß Feste zu patriotischen Thaten avanciren, ist eine charakteristische Lebensauffassung, die der Gegenwart allmählich geläufig wird.

Nicht weniger charakteristisch ist das Denkmal selbst, das zum Mittelpunkt der Feier geworden war.

Oben sitzt in nicht übler Porträtähnlichkeit Wilhelm I.; sein Porträtkopf ist auch das einzige, was an seine Zeit erinnert, an jene ernste vergangene Zeit großer Kämpfe, harten Ringens, langsamen Fortschreitens und schließlicher Erfüllung, an jene Zeit des Ausbauens, die keine Ueberhebung kannte und die sich weder durch die theatralische Pose noch durch das theatralische Pathos eine Größe anschminkte, die ihr nicht eigen war. Sie hatte das nicht nöthig. Zwischen einer Reihe genialer Menschen stand Wilhelm I. mit dem nicht geringen Verdienst jene in ihre Stellungen gebracht und ihnen die Möglichkeit der Wirksamkeit eröffnet zu haben. Ein Monarch, an der Spitze eines Staates wie Preußen, wirkt mit seinem großen Einfluß wie ein Magnet; die tüchtige, sachliche, nüchterne, kluge Natur zieht die tüchtigen, sachlichen, klugen Naturen an, auch wenn sie gesteigert sind bis zur Genialität und bringt sie zur Entfaltung. Das that Wilhelm I.

Jener Wilhelm I. auf dem Denkmal hat neben sich ein hübsches schlankes Mädchen, leider mit recht steifen Beinen, die sein Pferd führt; man nennt sie einen Genius. Wilhelm I. auf dem kraftvoll und kühn vorwärtsschreitenden Pferde ist das Beste des ganzen Denkmals, aber dieses Beste in seiner realen, wenngleich für den Dargestellten der besonderen Charakteristik ermangelnden Natürlichkeit erhält sofort einen Stich ins Ballethafte durch die Pferdeführerin, die nur dekorativ wirkt und wirken soll; und die als Dekoration doch auch gleichzeitig Wilhelm I. herabdrückt; denn nicht er reitet dem Siege und Triumphe entgegen, sondern sein Pferd wird dem Triumphe entgegen geführt und geleitet. Das ist eine unbeabsichtigte erzene Ironie, und so bezeichnend bei einem Denkmal das Größe und Eindruck durch Pomp und durch malerisch-theatralische Gruppirung, aber nicht durch eine zur Monumentalität gelangte Charakteristik eines Mannes und seiner Art und seiner Zeit zum Ausdruck bringt.

Und diese Mischung findet sich überall am Denkmal wieder; das Ziel ist nicht die tiefere Charakteristik; das Ziel ist die malerische Wirkung, aber auch diese malerische Wirkung gelangt nicht zu einer schönen und wirkungsvollen Gesammtentfaltung; sie zerstiebt in lauter Einzelheiten; sie zerstiebt in Einzelheiten, die in den Linien auseinander fallen, und sie zerstiebt in Einzelheiten, die in ihrem Charakter gegen einander schreien.

Dieses Denkmal ohne Gesammtwirkung ist auch ohne Stil in höherem Sinne; meisterhaft zum Theil in der Technik, interessant in vielen Einzelheiten; eine Schöpfung, die ein ungewöhnliches Können zeigt, aber alles Können ist nur angewendet, um eine äußerlich pomphafte Wirkung zu erzielen.

Ein Theaterarrangement ohne echteren Werth und dem zugleich die große theatralische Gesammtwirkung fehlt.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn mit den kleinen Mitteln des Pompes und der Geschicklichkeit das Unvermögen, große Aufgaben zu lösen, verschleiert wird.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn für diese Verschleierung die virtuose und geistlose Mischung gegeneinander schreiender Stilarten zu Hilfe gerufen wird.

Als Dekadence in der Kunst bezeichnet man es, wenn die Form in ihrem Detail interessant geblieben ist, und wenn das Interesse schließlich doch nur der virtuosen Geschicklichkeit gelten kann.

Die Aufgabe, die gestellt war, ist an jener Stelle, auf jenem Raum und bei jener Umgebung überhaupt nicht zu lösen gewesen. Das ist oft genug gesagt worden; aber die Verantwortung trägt doch schließlich nur der Künstler, der es mit seinem künstlerischen Gewissen vereinbar fand, das Undurchführbare gleichwohl in Angriff zu nehmen.

Man kann an diesem Denkmal die instruktivsten Beobachtungen machen. Je nachdem man seinen Standpunkt wählte und je nachdem das Denkmal alsdann einen anderen Hintergrund erhält, vermindern sich für das Auge die Größenverhältnisse des Ganzen und jedes einzelnen Theiles. Bald sinkt die Säulenhalle zur Unbedeutendheit zusammen; bald das Denkmal; bald ist Wilhelm I hoch zu Roß zusammengeschrumpft, und ein Löwe steht in riesiger brutaler Größe vor dem Beschauer; bald ist die eine Quadriga mächtig und die andere winzig oder umgekehrt.

Und dieser schwankenden Veränderlichkeit der Größenverhältnisse entspricht es, daß das Denkmal, von wo man es auch betrachtet, fast stets als Fragment erscheint; die ganze Anlage schiebt sich bald auf diese, bald auf jene Weise in einander; sie verdeckt sich gegenseitig; von hier aus sieht

man die Spitzen von ein paar Adlerfittigen spitzig in die Luft ragen, ohne daß man den Körper des Adlers zu erblicken vermöchte; von dort aus sieht man eine sich bauschende Fahne, ohne die Viktoria, die sie trägt, mit dem Blick erhaschen zu können; oder man sieht einen Löwenschwanz ohne den dazu gehörigen Löwen; oder einen Menschenkopf über einer Balustrade, ohne den Leib dazu. Das ist nicht eine unglückliche Einzelheit, sondern das ist ein immer wiederkehrender unglücklicher Anblick; dies zeigt, wie Alles nur für sich besteht und aus der Gesammtwirkung herausfällt.

Noch weit schlimmer ist die Barbarei, die in der theatralischen Zusammenschweißung von widereinanderschreienden Elementen der Kunst besteht. Wenn Jemand in ein zartes Flötenkonzert plötzlich mit Trommelwirbel und Paukenschlag hineinführe, so würde sich alle Welt die Ohren zuhalten: aber vor die auf Kugeln preziös balancirenden beflügelten Genien an den abgestumpften Ecken des Denkmals durfte Begas mächtige zähnefletschende Löwen hinsetzen, die den auf die länglich zarten, idealen Göttinnen blickenden Betrachter mit realistisch schreckhaftem Menageriegebrüll anfallen.

Solche Löwen können schön sein, und sie sind es hier; solche Genien können auch schön sein; sie sind es hier weniger; aber zu solcher Zusammenstellung von leibhaftiger Menagerie und ätherischem Olymp kommt nur der, dem das eine und das andere nichts als theatralische leere Form und ein Spielen mit der Form ist. Tiefere Künstler, denen die Form lebendiges Leben ist, können nicht zu einer solchen Entgleisung des Geschmackes kommen, und sie stellen nicht die brutalste packende Realistik leibhaftiger, wild brüllender Löwen vor den die Lyra zart berührenden Genius. Da hört der Geschmack auf und die Barbarei fängt da an.

Dieser ganze Aufwand von Pferden und Löwen und Adlern und Menschen und Menschenleibern und Trophäen wirkt nur wie eine Häufung von Genremotiven, die im Detail vielfach reizvoll, in der Technik vielfach vollendet sind, und die Steigerung dieser einzelnen Genremotive ins Kolossale und ihre Massenhaftigkeit zeigt die innere Leere der gegebenen Aufgabe gegenüber. An innerem Werth ist es eine Balletapotheose aus Stein und Erz.

Der Entwurf schon gab zu vielen Bedenken Anlaß; die Wirklichkeit zeigt, daß Begas, der ausgezeichnete Techniker, der als Porträtbildhauer und im engen Gebiet des Genre so Hervorragendes leistet, dieser monumentalen Aufgabe gegenüber unterlegen ist.

Es steht dieses „Nationaldenkmal unserer Zeit“ mit allem Aufwand äußeren Reichthums jetzt schief und unharmonisch und gleichsam wie in einer Zufallslaune improvisirt, vor dem mächtigen Berliner Königsschloß, das in seinen nüchternen Formen voll gewaltiger Kraft eine frühere Zeit erschuf.

Das Denkmal „unserer Zeit“ predigt Pomp, der nicht einmal äußerlich imponirt, weil er so schief sich in gedrückte Enge einschieben mußte, und Routine, die, auf einer bewährten und ausgezeichneten Tradition beruhend, leider seelenlos geworden ist.

Pomp, der nach dem Theater schmeckt, und Routine ohne inneres gesundes Leben und ohne Geist blicken auf das Königsschloß als Verkörperung von des Reiches Herrlichkeit. So war diese Herrlichkeit ursprünglich nicht gedacht, und so sollte sie nicht sein.

Das könnte dem zu denken geben, der in diesem monumentalen Spiegel die warnende Wahrheit zu erblicken vermöchte.

Azo.

Aus unserem Citatenschatz.

Das europäische Konzert.

„Der Esel und der Wolf im Streit, sie greifen zum Gewehr,
Da treten als Vermittler ein die Nachbarn rings umher,
Der Stockfisch und das Murmelthier, der Marder und der Fuchs,
Dem Langohr fern und nah verwandt, sie bieten Hilfe flugs. —
Doch drein zu schlagen, eh' es Noth, wär' eben auch zu toll:
Man zieht dem Esel ab die Haut und schreibt ein Protokoll.“

Grillparzer's „Politische Fabel“.
Werke I S. 255 (Stuttgart 1872).

Die Ausstellung „la libre Esthétique“ in Brüssel.

Zum vierten Mal hat die Libre Esthétique ihre Ausstellung aufgemacht. Allmählich fängt sie an, über Brüssel hinaus die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zu ziehen. Jedes Jahr gibt sich eine Anzahl der besten Künstler Frankreichs und Belgiens dort zu Beginn der Ausstellung ein Rendezvous; man fährt hin, um etwas Neues zu sehen, und immer sieht man etwas, das nicht nur neu, sondern auch Fortschritt ist. Fortschritt in einer bestimmten Richtung; man weiß vorher, was man in Brüssel findet; mag man das nicht, so kann man wegbleiben; das jahrmarktmäßige Ausstellungsprinzip „vieles, und jedem etwas“, gibt es hier nicht. Aber die Richtung ist breit; so modern sie sein mag, sie umfaßt viel mehr als das Gebiet, das sonst auf den großen öffentlichen Ausstellungen vertreten ist, so wenig sie von diesem abgegrasten Felde bringt, sie will weniger und viel mehr als das, was die Berliner Ausstellungen, die Pariser und Londoner Salons, alle die Jahrmärkte wollen, die jedes Jahr ihre Pforten öffnen und schließen.

Die Libre Esthétique ging aus der Vereinigung der XX hervor, einer freien Gesellschaft von Malern, Zeichnern und Bildhauern, die vor nunmehr vierzehn Jahren gegründet wurde, aus derselben Reaktion gegen die großen Ausstellungen ohne Wahl, ohne Prinzip, zu Gunsten der Kleinen mit einem mehr oder weniger festen Programm, die auch heute noch die Libre Esthétique, freilich in etwas gemilderter Form, leitet. Aus dem Prinzip, auf den Raum Rücksicht zu nehmen, der der Ausstellung zur Verfügung stand, entwickelte sich die Tendenz, die Kunst zu bevorzugen, die wesentlich dekorativen Zwecken dient. Unter den Malern waren die Pointillisten wie Seurat, Signac, van Rysselberghe, Finch, Croß u. s. w., unter den Zeichnern die graphisch thätigen Künstler T. de Lautrec, Rops, Forain, Whistler und die rein dekorativen Linienkünstler wie Jan Toorop, Lemmen, van de Velde, Khnopff, unter den Bildhauern die Klein-Skulpteure wie Dubois, Charpentier die Hauptstützen des Kreises. Allen diesen in ihrer Art sehr verschiedenen Künstlern war ein Grundzug gemeinsam. Sie wandten sich energisch von der Fabrikation großer historischer oder nicht historischer Werke, die nur den Zweck haben, in den Riesenausstellungen aufzufallen, ab und gaben ihrer Kunst, ganz entgegengesetzt dem zweifelhaften Prinzip „l'art pour l'art“, einen Zweck, den: vor allem als Schmuck zu wirken. Damit wurde die Kunst von dem hohen Piedestal, auf dem sie für den Laien fast verloren zu gehen drohte, sanft herabgenöthigt, ohne daß man ihr deshalb zumuthete, auf all die Feinheit zu verzichten, die sie im Lauf eines

Jahrhunderts, im Verlaufe der ruhmreichen modernen Entwicklung der Malerei, eingesogen hatte. Im Grunde war es nichts als eine Rückkehr zu den ursprünglichen Elementen, aus denen sich die Kunst immer zusammensetzt, zu Farbe und Linie. Die Moderne hatte diese Elemente immer mehr verwischt, die Maler hatten ganz die Linien verlaren, man träumte von „Stimmungen", man dichtete; andere wieder gaben sich scheinbar realistische Alluren, andere idealistische, — die Malerei wurde Problem. Bei all diesen entgegengesetzten, sich widersprechenden oder sich überstürzenden Richtungen wurde für die reine Kunst tratz alledem viel gewonnen. Man lernte alles, was es überhaupt zu lernen gob; die Aesthetik wurde biegsam wie das Rückgrat eines Schlangenmenschen, man fing on, oieles zu oeritehen, alles zu verzeihen, selbst den übelberüchtigten Klossizismus, man begonn für jenen höchst gefährlichen Zustand reif zu werden, der bei der Erschöpfung jeder künstlerischen Epoche einzutreten pflegt, in dem mon nicht mehr oorwärts kann, und sich deshald entschließt, zurückzuschreiten. Alle Richtungen, mochten sie sich noch so einander hassen, erkannten mit großer oder geringer Ueberzeugung, daß all die tausend Wege, die sie gegangen waren, von einem Punkt sich gleich weit entfernten, von dem Hause des Laien, auf das in letzter Instanz doch schon aus zwingend materiellen Gründen nicht verzichtet werden konnte. Und nachdem sich zwei Generationen fast zu Tode geschunden hatten, nur um dem Argwohn, für den Verkauf zu malen, zu entgehen, entschloß man sich, das Haus einmal ein wenig näher anzusehen, das seine Pforten so unwiderruflich vor der modernen Kunst versperrte. — Da konnte es denn jedem, der Augen hatte, nicht entgehen, daß es nicht der Laie war, der die Kunst vernachlässigte, sondern die Kunst, die seit dem Anfang des Jahrhunderts nichts mehr für das Haus des Laien gethan und zugelassen hatte, daß zwischen dem Milieu des modernen Menschen und der modernen Kunst ein Spalt einriß, der immer größer wurde, je mehr die Malerei ihre glänzende europäische Laufbahn verfolgte.

England wurde sich am schnellsten dieser Situation bewußt und gab wie immer in der modernen Kunst das Signal und die Marschroute. Es leistete sich einen großartigen Saltomortale über Japan nach dem alten Florenz, benutzte die modernen Verkehrswege, um sich so schnell wie möglich neue Vorbilder zu schaffen, und machte aus einer archoistischen Molerei ein modernes Kunstgewerbe. — Diese Bestrebungen kamen den Brüsselern zu Hilfe. Walter Crane stellte bei den XX seine rein ornamentalen Arbeiten aus; der jüngst verstorbene Morris, der oielleicht die größten Verdienste um die Hebung des englischen Gewerbes besitzt, machte in Belgien Schule. Man acceptirte das englische Prinzip, ober suchte es durch eigene Mittel national zu gestalten. Man erinnerte sich der alten niederländischen Bauernornamente und benutzte was sich modernisiren ließ. Gleichzeitig regte sich in dem benachbarten Holland eine kräftige Strömung zu Gunsten des Dekoratioen. Hier suchte und fand der früh verstorbene geniale Maler Vincent oon Goggh neue Linien in der Landschaft, neue Farben. Jan Toorop wurde der Rhythmiker der Linie und schuf unbekümmert um die Welt, die ihn für verrückt erklärte, seine Phantasien, von denen manche durch die litterarischen Absichten des Künstlers in ihrem Gesammtausdruck geschmälert wurden, alle aber die fruchtbarsten Elemente für rein dekorative Verwendung enthielten. Dijsselhof, Berlage, Thorn-Prikker u. a. machten sich die Kolonien Hollands zu Nutze und fanden in den Mustern und Farben der javanischen Stoffe reiche Anregung, die sie auf das heimische Gewerbe verwandten.

So entwickelte sich ganz im Stillen, während die offiziellen Maler weiter ihre offiziellen Bilder malten, eine neue Kunst, die oor allem danach trachtet, nicht angestaunt, sondern angewendet zu werden. Aus der dekorativen Malerei wurde ein mehr oder weniger praktisches Gewerbe. Man machte sich über die Tapeten her, über die Stoffe, das Mobiliar, endlich über die Architektur, die in den Händen gewissen- und kunstloser Baumeister ein wahres Zerrbild aller nur möglichen und unmöglichen Stile geworden war.

Ein Sammelpunkt für all diese Bestrebungen ist die Libre Esthétique in Brüssel geworden, und auf der letzten Ausstellung, die Ende Februar geöffnet wurde, hatte man wieder Gelegenheit, sich an den Fortschritten der jungen Bewegung zu freuen.

Durch die Bemühungen des Gründers und Leiters der Ausstellungen, Octave Maus, der auch schon die Ausstellungen der XX leitete, hat der König eine Anzahl von gut beleuchteten Sälen in dem Kgl. Musenm für moderne Malerei der Vereinigung zum alljährlichen Gebrauch zur Verfügung gestellt.

Es sind nur vier oder fünf Räume, etwa der zehnte Theil des Platzes, den die Berliner Kunstausstellung einnimmt, und was einer Berliner Hängekommissian noch weit merkwürdiger erscheinen dürfte, dieser Platz ist wiederum nur ganz bescheiden ausgenutzt. Etwa 70 Künstler haben ausgestellt, man hätte nach Berliner Begriffen bequem tausend plazirt. Jeder Künstler ist mit mehreren Sachen vertreten, so daß möglichst alle Seiten seiner Art zur Geltung kommen, und er ist so plazirt, daß ihm nicht die Umgebung schädigt, und man ihn ohne Verrenkung des Rückgrats betrachten kann.

Der Clou der Ausstellung ist diesmol ein Speisesaal des sehr begabten Architekten Horta, der in Brüssel schon mehrere Häuser gebaut und fix und fertig eingerichtet hat. Das Zimmer ist ganz aus dem wundervollen Kongoholz, bräunlich gelb polirt, hergestellt und besteht im Wesentlichen aus einer kompletten Täfelung, in die der Kamin und das Buffet eingelassen sind. Der Tisch, die Stühle und die wenigen übrigen Stücke zeigen möglichst einfache Linien und sind vor allem gut konstruirt. Der Schmuck liegt in dem Ensemble, in der gut gewählten Zusammenstellung der braunen und gelben Töne des Holzes, der Wandbekleidung, die aus mit der Hand dekorirten groben Sackleinen besteht, und der Vorhänge. Dies Ensemble beherrscht nicht nur die Farbe, sondern auch die Linie. An dem Mobiliar verrathen die tragenden Linien, da wo früher die Kapitäle saßen, eine gewisse kapriziöse Ausbuchtung, die sich sanft nach unten oerliert. Dieselbe Nuonce kehrt immer wieder, nicht nur im Holz, auch in dem Metall der Beleuchtungskörper, der Griffe und Applikatianen, endlich in der Zeichnung, die die Wandbekleidung ziert. Leider ist dieses Linienensemble noch immer nicht ganz aller Reminiscenzen an das liebe Louis XV. ledig, das den heutigen Architekten wie eine Vererbung im Blute sitzt. Horta's frühere Arbeiten waren daoon frei, hoffentlich unterliegt er nicht dieser unglückseligen Vermittelungstendenz; denn in dubio ist der reine Louis XV. noch besser als die Modernisirung.

Zunächst tritt diese Louis XV.-Tendenz in dem Speisesaal Horta's nur als schwache Nuance auf; wer nicht sehr empfindliche Augen hat, wird sie kaum bemerken; jedenfalls ist sie nicht im Stande, den großen dekoratioen Werth des Saales zu schmälern. Neben dem diesmal leider fehlenden van de Velde, dem meiner Ansicht nach tüchtigsten Gewerbkünstler Brüssels, den die Deutschen demnächst in der Dresdener Ausstellung kennen lernen werden, bleibt Horta an der Spitze der Brüsseler Bewegung, und nach der jahrelangen, anfangs recht wenig fruchtbringender Arbeit, ist ihm der reiche Erfolg, den er diesmal davon trägt, zu gönnen.

Dieser Saal ist diesmal das einzige Ensemble, aber er ist nur ein sehr geringer Theil des vertretenen Kunstgewerbes. Neu waren eine Anzahl von Leuchtern in Kupfer und namentlich eine Zusammenstellung ausgezeichneter Griffe, Schlüssel 2c. von Rathbone. Man kann solche Dinge so gut machen, daß sie in der That werth werden, ausgestellt zu sein. Deshald denkt man aber nicht an Kunstgegenstände, die also lediglich das Künstlerische betonen, die kunstgewerbliche Strömung hat viele Bildhauer — Carabin z. B. — verleitet, das Gewerbe zu mißbrauchen, um Skulpturen daraus zu machen. Carabin's Möbel,

Kombinationen von verrenkten Frauen- und Männerleibern, bilden dafür ein typisches Beispiel. Die Sachen von Nalbdone dagegen sind wirklich nichts anderes als Griffe, Schlüssel u. s. w., aber sie sind es perfekt, so gut wie denkbar, so einfach konstruirt und so vorzüglich gearbeitet wie möglich; sie sind so vollkommen das was sie sein wollen, daß daraus bereits ein ästhetischer Werth hervorspringt. — Auch die Birmingham Guild of Handicraft in London hat einige vorzügliche, meist mit der Hand getriebene Kupfergegenstände geschickt, unter denen mir eine Lampe für elektrisches Licht in Kupfer mit Eisen, ebenfalls der absoluten Zweckmäßigkeit wegen, der durch ein Nichts eine Stilform gegeben ist, am besten gefiel. Dieselbe Gesellschaft für modernes Gewerbe hat ferner ein paar gelungene diskrete Schmucksachen, Gold, Silber mit edlen Steinen, ausgestellt, neben denen sich der protzige Renaissance-Trödel von Strydonck in Brüssel, der etwa den traurigen Durchschnitt unserer gangbaren Bijouterie von heute vertritt, gar kümmerlich ausnimmt. Besser sind ein paar goldene Kravattennadeln von Fernandubois in Brüssel. — Außerdem ein paar gute Teppiche von Lemmer und Crespin und ein recht verunglückter, nach einer Zeichnung von F. Rops — unglaublich, auf welche Abwege die Mode führt, Rops und Teppichzeichner! es ist natürlich eine Zeichnung, die viel besser als Vorlage zu einer Radirung hätte dienen können und thatsächlich als Randzeichnung auf eine der berühmten Radirungen des Künstlers zu finden ist. — Mit diesen Sachen ist das eigentliche Gewerbe abgeschlossen. Viel zahlreicher wird das Luxusgewerbe vertreten. Der beste belgische Keramiker Finch hat eine große Menge vorzüglicher Poterien ausgestellt, die zum Theil mit den allerbesten französischen Sachen im Rang gleichstehen und neben dem Vorzug, sich von der allzunahen Verwandtschaft mit Japan fernzuhalten, den der Billigkeit haben, der bedeutungsvoll ist. Denn nicht die kostbaren Objets, die nur den Sammelzwecken reicher Liebhaber dienen, nützen dem Gewerbe, sondern Dinge, die einer größeren Verbreitung fähig sind. Finch nimmt eine separate Stellung dadurch ein, daß er sich nicht mit einer rein koloristischen Wirkung begnügt, die allein immer an die Japaner, die Meister dieser Kunst, erinnern muß, sondern seine Töpfe auch mit einer deutlichen dekorativen Zeichnung schmückt, die er so günstig zu vertheilen versteht, daß die Wirkung der Linien und die der Farben zusammenläuft. — England kann sich neben solchen Arbeiten nicht mehr halten. Die noch vor wenigen Jahren fachberühmten Kacheln von De Morgan, von denen eine Anzahl ausgestellt ist, sehen heute direkt ärmlich oder zudringlich aus. Auch der Däne Kaehler, den man jetzt auch in Deutschland kennt, scheint nach einem guten Anfang stehen zu bleiben; das glänzende Material ist zu unsolid und die Formen vermehren noch den ungediegenen Eindruck.

Relativ groß ist die Menge der ausgestellten Kleinskulptur. Man hat die Freude, Caradin auf besserem, gesünderen Wege wieder zu finden. Er paßt nicht für das Gewerbe, aber er beherrscht sein Material als Bildhauer besser, als die meisten Modernen. Auf einem Sockel sind 6 Tänzerinnen in Bronce gruppirt, jede Figur wunderbar gegossen, alle sowohl in der Komposition wie in der Bearbeitung des Details musterhaft. Wie mir Caradin erzählt, wird er demnächst die Tänzerinnen bei Arnold in Dresden ausstellen. An ihnen könnte Klinger manches lernen. — Charpentier und Du Bois sind mit einer Menge ihrer tüchtigen Zinnsachen vertreten. Von der Großskulptur ist mir nur Meunier mit drei Typen aus dem Bergmannsleben, in Bronze, aufgefallen. Für ihn wird in Dresden eine umfassende Separatausstellung veranstaltet.

Von dem Glasgewerbe ist wenig da, aber das Beste, nämlich Koepping, mit einer Anzahl seiner neuesten Modelle, die hier denselben Erfolg davontragen wie in Paris. Koepping hat auch seine letzten brillanten Radirungen ausgestellt, sowohl die großen, wie die Waldscenen, wie die kleineren, die mir fast lieber sind, zumal die entzückenden Frauenposen, denen Koepping hoffentlich noch manche hinzufügt.

Damit wären wir in den graphischen Künsten, einer der Spezialitäten der Libre Esthétique. Von Radirern kann sich technisch vielleicht nur der rein reproduktive A. Beltrand mit Koepping messen, der Autor der Femme au cochon und anderer Werke nach Rops, von denen er diesmal das großartige Blatt Eritis similes Deo, eine Gravure in mehreren Farben gebracht hat. Von resp. nach Rops außerdem, neben zwei neuen, ziemlich mäßigen Affichen, die nur die gar zu leichte Seite des Künstlers zeigen, eine Lithographie, die berühmte Buveuse d'absinthe, eine der ergreifendsten Schöpfungen des größten Frauenpsychologen, in der er seinen Weibtypus so einfach wie ein Portrait und so tief packend wie ein großes Drama hingestellt hat.

Bei weitem die Uebermacht haben die Lithographen. Wie immer hat Toulouse Lautrec, der alte Stammgast in Brüssel, ein paar jener Halbweltsskizzen gesandt, für die seine Technik geboren ist. Der junge Belgier H. de Groux hat außer verschiedenen Gemälden ein in der Farbe gar zu phantastisch-verschwommenes Porträt Napoleons gemacht. Hans Thoma ist mit fünf seiner neueren Blätter am Platze, die jungen Pariser Lunois, Jeanniot und Luce mit ihren hübschen farbigen Lithographieen. Der bei weitem interessanteste unter den Graphikern und für Brüssel neu ist E. Munch mit verschiedenen ein- und mehrfarbigen Holzschnitten und Lithographieen. Für Munch scheint der Schritt ins Graphische von entscheidender Bedeutung gewesen zu sein. Schon seine ersten Radirungen nach seinen Gemälden überraschten; jetzt hat er in der Lithographie, dem Holzschnitt und der Zinkätzung Verfahren gefunden, die seine Eigenart in ganz anderem Maßstabe zur Geltung bringen als seine so viel umstrittenen Gemälde. Das koloristisch schönste Blatt ist eine Lithographie in 4 Farben „das kranke Mädchen“, von einer Zartheit der Auffassung, die man nicht dem Schöpfer des furchtbaren Cyklus „die Liebe“ zutrauen würde. Aus diesem nunmehr bald vollendeten Cyklus, dem Lebenswerk Munch's, an dem er seit zehn Jahren arbeitet, sind nur „der Vampyr“ und „die Madonna“ vorhanden; das eine die dumpfe, schmerzvolle Trauer der Orgie, das zweite die Apotheose des zerstörenden und zerstörten Geschlechtes. Außerdem das fabelhaft psychologische, fast pathologische Porträt Strindberg's und ein gutes Selbstporträt, beide in einfarbiger Lithographie. Technisch am überraschendsten wirken seine farbigen Holzschnitte, die er für seine Abendstimmungen, namentlich einen Sonnenuntergang, verwendet und die mir als bestes Ausdrucksmittel für seine bis aufs äußerste vereinfachende Darstellungsweise erscheinen. — So viel ich weiß, sind jetzt eine Anzahl dieser Blätter bei Amsler & Ruthardt in Berlin ausgestellt.

Zu diesen graphischen und gewerblichen Künsten will die reine Kunst schlecht passen. Man hat wohl im wesentlichen als Attraktionsmittel Monet, Besnard, Blanche und Ménard dazugezogen; Besnard mit einem halben Dutzend Portraits und meist älteren Sachen, darunter dem unverwüstlichen Ausstellungsbild „die Pferde am Strand“, das nun wohl bald alle Salons des Kontinents gesehen hat, und ein paar feinen Studien, die eher hierher gehören.

Von Zeichnern hat nur Toorop ein paar sehr feine Linienkompositionen geschickt, die man genießen kann ohne zu wissen, oder wissen zu wollen, was sie vorstellen. Wenn Toorop sich entschließen könnte, ganz auf den Stoff zu verzichten und nur für das Ornament zu arbeiten, würde er vielleicht der glänzendste moderne Stilist werden. Es steckt ein Geschmack in diesen feinen Bleistiftschwingungen, der sich nur in japanischen Kunstwerken wiederfindet. — Sein etwas gröberer Kollege Gauguin hat eine Anzahl seiner Tuschzeichnungen von Tahiti ausgestellt, deren malerischer Werth nicht immer für die korrupten Stoffe entschädigt, die Gauguin bevorzugt.

Endlich sei noch die Vitrine mit den Büchern, die sich jedes Jahr neu füllt, erwähnt. Diesmal hat der berühmte englische Binder Cobden-Sanderson ein paar seiner vorzüglichen Einbände in Pergament mit Goldprägung zuge-

steuert, die durch Geschmack und Technik zu den besten Modellen der Buchkunst gehören.

Soweit die Ausstellung. Es ist durchaus kein Ideal, aber es ist schon sehr viel, ganz abgesehen von dem relativen Werthmaß, daß sie unter den gegenwärtigen Jahresausstellungen aller Länder die bei weitem beste ist. Sie hat bisher im wesentlichen passive Vorzüge, die strenge Vermeidung von Werken, die nichts als einen Namen besitzen. Daneben kann man sich freuen, daß eine Vereinigung von Kunstfreunden so scharf die Bedürfnisse der Zeit an anwendbaren künstlerischen Wirkungen begreift. Hoffentlich geht O. Maus auf diesem Wege richtig weiter und findet jedes Jahr neue Gelegenheit, seinen Besuchern die Fortschritte des Gewerbes in einem immer organischeren Ensemble zu zeigen. Das hängt freilich nicht allein von ihm ab.

Paris.

J. Meier-Graefe.

Pariser und Wiener in Berlin.

Allmählich fangen französische Bühnenkünstler an, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß Revanche und Preußenhaß gut, ein Geschäft in Berlin aber noch besser wäre. Sarah Bernhardt steht freilich noch immer grollend im Hintergrund. Sie tritt zwar in einem Stück des Altpreußen Sudermann auf, aber die schlimme Stadt Berlin verschmäht sie nach wie vor. Den Anfang machte derjenige, der auch in Paris selbst frischere Luft und freieren Zug auf die Theater gebracht hatte, der Schöpfer der dortigen Freien Bühne, Antoine. Als Antoine mit seinem Stabe litterarischer und schauspielerischer Mitarbeiter im November 1893 zum ersten Mal nach Berlin kam, um die Hofbühnenaufführung des Hauptmann'schen „Hannele" zu studiren, gaben wir ihm ein Abendessen im Friedrichshof, und Jung-Paris saß unter der Kolossalbüste des deutschen Kaisers, ohne daß ein Unglück geschah, ohne daß das europäische Konzert auch nur eine Note darauf zu verwenden brauchte. Das gab dem vortrefflichen Herrn Antoine Muth, bald an der Spitze seiner Truppe wiederzukehren und hier Vorstellungen zu geben. Man nahm ihn sehr höflich auf, erkannte seine Bedeutung als Schauspieler, Regisseur und Dramaturg, aber sein französisches Repertoir sagte nichts Neues, seine Darstellung der Ibsen'schen Gespenster sagte nicht zu, und unter seiner meisterhaft einexercirten Truppe fand sich außer ihm Niemand, der nur durch Kraft der Persönlichkeit und Schärfe der Charakteristik im Gedächtniß geblieben wäre. An Phänomenalität blieb dieses Pariser Gastspiel beispielsweise hinter dem der Duse unendlich zurück. Wir Berliner hatten das nicht weiter zu beklagen. Wir durften uns mit einigem Stolze sagen, daß wir uns neben diesen Franzosen auf dramatischem Gebiet der eigenen Leistungen nicht zu schämen brauchten.

Obwohl Antoine schlechtere Geschäfte machte, als es der hervorragende und uneigennützige Mann verdient hätte, kam er diesen Winter noch einmal zu uns. Er brachte unter Anderen den jüngsten Coquelin und ein Frl. Josset mit. Auch in dieser Umgebung, die sich nicht mehr fest an die Kunstanschauungen der Freien Bühne hielt, war Antoine weitaus die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit. Auch diesmal gingen die Preise hoch, die Geschäfte matt.

In Paris hatte Antoine's Beispiel Nacheiferung geweckt. Die Erste, die dem Beispiel folgte, war die berühmte Judic. Wir mußten sie als Schauspielerin ablehnen, als Chansonettensängerin hoch erheben. Im Wintergarten wird sie uns stets willkommen und willkommener als die Barrisons sein, die jetzt sogar an dem Franzosen Pierre d'Aubecq einen wunderlich-satirisch-symbolistischen Homeros gefunden haben.

Nun ist wieder ein Trupp Pariser Possenreißer hier gewesen. Sie spielten im Neuen Theater am Schiffbauerdamm, dem Schauplatz auch der Judic, Boulevardschwänke, die bereits auf deutsch, das heißt plump übersetzt und polizeicensorisch gesäubert, vorgeführt worden sind. In seiner Direktionsloge saß Herr Sigmund Lautenburg mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Sein Auge weinte, denn er hatte viel zu hohe Preise festgesetzt, als daß die Berliner drauf angebissen hätten; und er mußte später auch die Preise ermäßigen, um überhaupt das Gastspiel programmgerecht fortsetzen zu können. Sein Auge lachte, denn er ließ sich sagen und durfte sichs selber sagen, daß seine eigenen Schauspieler, soweit sie im Residenztheater in Pariser Possen die Hauptrollen geben, weit frischer, weit geistreicher, weit humoristischer sind. Ein so liebenswürdiger Schwerenöther, wie Richard Alexander, eine so schlagfertige Dialektikerin, wie Rosa Bertens, ein so drolliger Kauz, wie Hans Pagay, waren unter diesen Parisern vom Théâtre des Variétés nicht zu entdecken. Dafür erregte der alte, abgelebte Baron mit seiner gelähmten Zunge, seinen schwarzen Zahnstümmelchen, seinem rosageschminkten Jugendlichgelbhue zunächst entweder Mitleid oder Widerwillen; und erst als er beim zweiten Mal einen Allen gab, wurde allgemein der Meister der Burleske in ihm erkannt. An Frische übertraf ihn Demoiselle Lender. Sie brachte in der Geschmeidigkeit ihrer schlanken Glieder, im lockenden Feuer ihrer dunklen, großen, sündhaften Augen, in ihrer Grazie der Frechheit, in ihrer vollendeten Sicherheit und Freiheit des ausgelassenen Spiels einen Pariserischen Reiz, einen haut goût mit, der in dieser Mischung aus Feinstem und Derbstem uns Deutschen ganz fehlt. Der rothbraune, ewig schaukelnde Friseurladen über dem bemalten Angesicht erinnerte anfangs zwar bedenklich an Café Keck und Blumensäle. Allmählich aber sah man „durch tiefes Verderben" doch einen menschlich-weiblich künstlerischen Liebreiz, der bezaubern konnte. Und da Jung-Willehalm, der kleine Sittenrichter in der Westentasche, nicht zur Stelle war, so konnten wir pflichtvergessenen Söhne Germanias uns getrost dem Zauber dieser Lutetiatochter für ein Weilchen weihen. Aber dafür dreifache Eintrittspreise? Preise, wie im Opernhause bei „Willehalm" selber? Nein, das war zu viel! Lutetia, weich von hinnen!

Mittlerweile hat Lutetia, die Schändliche, kaum daß sie im königlichen Opernhause festlich und fest ausgezankt worden ist, den Versuch gemacht, sich unseres königlichen Schauspielhauses zu bemächtigen. Vorsichtshalber kam sie auf dem Umweg über Wien in athenischem Gewande und nannte sich — Die Athenerin.

„Die Athenerin" ist das dreiaktige Drama eines jungen Wieners Namens Leo Ebermann. Als das Stück im Herbst zuerst am Wiener Burgtheater erschien, sanken Ludwig Speidel, der gute weise Alte, und Hermann Bahr, der junge liebe Thor, einander in die Arme; ihre sonst so verschiedenen kritischen Stimmen riefen im jauchzenden Einklang: Heil dir Wien! Auch dir nun ist ein Dichter erstanden! Apage tandem, Berolinum!

Man verglich das Epigönchen überschwänglich mit Grillparzer und setzte es durch, daß Ebermann neben Georg Hirschfeld, dem Mütterdichter, einen Bauernfeldpreis davontrug. War Hirschfeld auch der echtere Poet, so war Ebermann doch der echtere Wiener! Und wo Speidel sein Bier, Bahr seinen Absynth trank, war Ebermann's Weltruhm begründet.

Der Weltruhm drang bis vor die Pforten des Berliner Hoftheaters. Nun hatte auch dieses endlich seinen „Neusten". Doch scheint sich dieser Neuste den Alten allzu grenzenlos erbreustet zu haben, den Neuen aber nicht neu genug gewesen zu sein.

Ganz im Gegensatz zu den Wienern alten wie neuen Glaubens verhielt sich die Berliner Tagespresse fast einstimmig ablehnend, und das ehrpußliche Schauspielhaus-

publikum erschrak tief über die Kokotterie dieser wahrhaft luetisch sittenlosen Athenerin.

Ich konnte das langathmige Stück erst bei der dritten Vorstellung sehen und theile weder das Entzücken der Wiener noch das Entsetzen der Berliner. Wenn man in Wien Vergleiche zwischen Ebermann und Grillparzer gezogen hat, so ist das gegen den großen todten Dichter eine Blasphemie, gegen den annoch kleinen lebenden Versifex eine Härte, da man ihm durch solche Perspektiven nur das ehrliche Weiterschreiten erschwert. Die ganze Aehnlichkeit zwischen Ebermann und Grillparzer besteht darin, daß einer der letzten Verse, die die Athenerin spricht — als kokettirte Ebermann selber mit seinem Epigonenthum — wörtlich der Jüdin von Toledo nachgesprochen sind: „Und hab' ihn wahrhaft doch geliebt!“ Man hat bei Grillparzer entdeckt, daß in fast allen seinen Dramen, wo und wann sie auch spielen mögen, Wien steckt. Hero sei ein Wiener Nönnchen, Sappho eine Wiener Dame in reifen Jahren, Rahel eine kleine Teufelsschönheit aus der Leopoldstadt. Und unter diesen Hinweisen rechtfertigte man des neuen Autors Vorgehen, aus dem Wiener Freudenmädchen die athenische Hetäre zu machen. Gewiß ist es eine große und schöne Kunst, die eine Welt im Symbol der anderen darzustellen. Keiner, auch Goethe nicht, hat das besser verstanden als Grillparzer. Und das grandioseste Beispiel dieser Art ist wohl Kleist's Hermannsschlacht. Aber überall hier steht doch die dargestellte Welt vor allem für sich selbst ein: Tauris ist Tauris, Teutoburg ist Teutoburg, Toledo ist Toledo. Erst die Reflexion des litterarisch gebildeten Lesers entdeckt die Beziehung. Ebermann's Athen aber ist nur eine sehr durchsichtige Maske Wiens, und überdies könnte es ebenso gut eine Maske von Paris, ja sogar von Berlin sein. Der Versuch, das üppige Athen im Kontrast zum rauhen Sparta zu zeigen, mißlingt völlig. Man tritt hier überall im unsichersten Boden.

Ohne jedes Milieu, ohne jedes Kolorit trägt sich eine ganz triviale Kokottengeschichte zu. Der reichste Mann der Stadt hält der schönsten Sünderin einen üppigen Haushalt, die Sünderin wird bald des Schlemmens unter Weichlingen satt, sie sehnt sich nach robuster, unverbrauchter Männlichkeit. Als ein keuscher starker Junge vor ihr steht, ist sie rein weg, läßt ihre Circenkünste spielen und umstrickt den Bengel. Als dieser arme Bursch merkt, daß er mit dem Liebchen im Hause eines Rivalen schwelgt, geräth er im wahren Sinn des Wortes aus dem Häuschen und führt die verwöhnte Schöne hinaus vors Thor in die kleine Fischerhütte, wo es nach Fischen und nach armen Leuten riecht. Eine Weile läßt sich das ertragen, aber der erste beste Wink ins frühere Leben zurück wirkt; der arme gute Kerl wird betrogen und nimmt sich das Leben.

Daß die schöne Sünderin, wenn sie ein stattliches junges Mannbild erschaut, nicht, wie andere Weiber, „O Gott! O Gott!“ ruft, sondern „O Zeus!“, daß sie nicht auf Gummirädern fährt, sondern in einer Sänfte getragen wird, daß sie nicht plauscht, sondern skandirt (oft recht schlimme Verse!), daß sie nicht Line, Mine, Stine oder Trine, sondern, wie einzelne Hofschauspieler es aussprechen, Frine heißt, alles das thut nicht das Geringste zur Sache und trägt nur zu einer steifen, gespreizten, innerlich kalten Langweiligkeit bei.

Dennoch möcht' ich gegen das Stück nicht gar so weltern, wie einige unserer Rezensenten. So wenig Ebermann verdient, an Grillparzer gemessen zu werden, so wenig verdient es seine Arbeit, mit Heinemann's „Zeisigen“, Wildenbruch's „Willehalm“ und anderen Novitäten, deren Besprechung hier der Mühe nicht werth war, zusammengeworfen zu werden.

Leo Ebermann ist nicht so imposant wie sein Name, in dem sich ein Löwe, ein Eber und ein Mann treffen. Er verdient auch nicht denselben Preis wie unser Georg Hirschfeld; aber wenn er von den Wiener Schmeicheleien nicht bethört, von den Berliner Rücksichtslosigkeiten nicht eingeschüchtert, redlich sich weiter bemüht, so kann er ungefähr der Art Ludwig Fulda's nahe kommen. Noch freilich fehlt dazu die Verskraft, die Anmuth und der Witz. Leo Ebermann soll mit Matkowsky's herrlicher Leistung in seinem Stück nicht zufrieden gewesen sein. War ihm dieser starke Sparter, der sich an der Athenerin zu Tode vergafft, etwa doch zu wenig weicher Wiener? Damit freilich wäre ein Punkt getroffen, in dem Wiener und Berliner Geschmack nie zusammen kommen werden. Dem sei wie ihm wolle. Eines ist sicher: Berlin braucht sich im jungen Drama so wenig hinter Wien und Paris zu verstecken, wie in der Schauspielkunst hinter Paris und Wien.

Paul Schlenther.

Zur Geschichte und Psychologie des Nordostbahn-Streiks.

(Eine Zuschrift).

Die politische Wochenübersicht der „Nation“ vom 20. März d. J. thut des Streiks der Angestellten der schweizerischen Nordostbahn Erwähnung, citirt den Erlaß des Centralkomitees des „Verbandes des Personals schweizerischer Transportangestellten“ und fügt bei:

„Angestellte und Arbeiter, gebildete Bahnbeamte und ungebildete Handlanger, die das Koalitionsrecht in solchem Geiste handhaben, verdienen die vollste Sympathie; wenn Streikende zugleich von solchem Gefühle der Verantwortung durchdrungen sind, so können sie stets auf die Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnen, und solche Unterstützung bedeutet fast immer den Sieg. Den Arbeitern und den Angestellten allüberall aber kann man nur empfehlen, sich das Verhalten zum Muster zu nehmen, das die Bediensteten der schweizerischen Nordostbahn beobachtet haben.“

Es ist diese Anerkennung, soweit die *Durchführung* des Streiks durch das *Dienstpersonal* in Frage steht, eine unbedingt verdiente und entspricht auch der hier zu Lande herrschenden Stimmung. Was dagegen die *Streikerklärung* und die Vorbereitungen seitens der *Leitung* des Personals betrifft, so ist leider nicht das Gleiche zu sagen, sofern man sich nicht von voreingenommener Sympathie, sondern von den Thatsachen leiten läßt. Die Streikerklärung der Nordostbahn-Angestellten, war, gelinde gesagt, verfrüht und zwar seitens der Leitung des Vereins der Angestellten schweizerischer Transportanstalten bewußt verfrüht betrieben worden; einmal zur Befestigung des genannten Verbandes und sodann aus eisenbahnpolitischen Motiven, im Hinblick auf die unmittelbar bevorstehende Verstaatlichungsaktion im Parlament und Volk. Es ist diese Ansicht näher zu belegen und zu begründen:

Die Streikerklärung erfolgte am 11. März mit der Begründung, die Nordostbahn-Gesellschaft habe sich eines *Wortbruches* gegenüber dem Personal schuldig gemacht, indem die vor ungefähr einem Jahr unter dem Druck eines drohenden Streiks abgeschlossene Vereinbarung, betreffend Lohn, Anstellungsverhältnisse u. s. w., nicht gehalten worden, und daneben das Personal im Lauf des letzten Jahres wegen jener Bewegung allerlei Chikanen ausgesetzt gewesen sei. Diese Beschwerden des Personals erfolgten durch den Generalsekretär Dr. Sourbeck, in der Hauptsache erst seit Neujahr im Vereinsorgan, der „Schweiz. Eisenbahn-Zeitung“, deren Redakteur der genannte Sekretär ist. Ende Februar richtete die Organisation des Personals eine Eingabe, „Ultimatum“, an die Direktion der Nordostbahn zu Händen des Verwaltungsrathes, in welcher zur Anerkennung der Forderungen des Personals bis zum 10. März Frist gegeben wurde. Der Verwaltungsrath, in welchem nicht nur das Kapital, sondern auch die Eidgenossenschaft, die Kantone Zürich, Aargau, Schaffhausen, Thurgau vertreten sind, bestellte eine Untersuchungskommission, welche auf Ende März Bericht und Antwort zu geben versprach. Diese Untersuchungskommission hatte eine *personalfreundliche* Mehrheit, wie die sozialdemokratische Presse Zürichs ausdrücklich anerkannte. Die „Arbeiterstimme“ schrieb noch am

Tage vor dem Streikausbruch, es biete diese Kommission alle Garantie für eine glückliche Lösung. Der „Grütlianer" bemerkte zu der Ansetzung der Frist per 10. März, dieselbe erscheine denn doch als etwas kurz bemessen und werde verlängert werden müssen. Noch in den ersten Tagen des März beschloß eine Versammlung der Angestellten die Thätigkeit dieser Kommission abzuwarten, entgegen einem gegentheiligen Antrag auf vorgängige Arbeitseinstellung; Generalsekretär Dr. Sourbeck war nicht dabei Vom 7. bis zum 11. März verschärfte sich der Konflikt. Statt die Frist per 10. März zu verlängern, nachdem man den Bestand der Kommission als personalfreundlich hatte erkennen müssen, forderte Dr. Sourbeck deren Präsidenten am 8. oder 9. telegraphisch zur Einberufung auf. Die Direktion der Nordostbahn sollte vor dem Eisenbahndepartement zu einer Konferenz zusammentreten, nachdem ihr Verwaltungsrath in der nämlichen Sache eine Kommission bestellt hatte, was sie nicht konnte, ohne einen groben formellen Verstoß oder geradezu einen Selbstmord an ihrer Autorität zu begehen. Alle diese scheinbar friedfertigen Maßnahmen waren in Wirklichkeit geeignet, den Konflikt zu verschärfen und die Arbeitseinstellung, die man sich nicht entgehen lassen wollte, sicher herbeizuführen und so die einigende Vermittlung der Untersuchungskommission, welche, wie Dr. Sourbeck dem Schreibenden persönlich offen heraussagte, ungelegen kam, „da er sich von ihrer Thätigkeit nichts versprochen habe", unmöglich zu machen. Sollte man über den Geist dieser Vorkehrungen noch einen Zweifel haben, so wird er durch die Art und Weise, wie Dr. Sourbeck zu seinen Leuten im kritischen Moment gesprochen hat, gehoben. Jene Ansprache im Schützengarten in Zürich vor einem Personal von 600 bis 700 Mann ist eine Musterrede demagogisch-agitatorischen Charakters.

Unter Vorlage eines Telegramms von Bundesrath Zemp, Chef des Eisenbahndepartements, welches die Mahnung, die Thätigkeit der Kommission abzuwarten, wiederholte und weiter sagte: „Sollte man über diesen Weg zur Betriebseinstellung schreiten, so werden schwere Folgen nicht ausbleiben und die Verantwortlichkeit zunächst auf das Komitee und das Personal fallen", sagte Dr. Sourbeck laut „Bund" vom 12./13. März, dessen Inhalt mit der „Schweizer Eisenbahn-Zeitung", dem Organ des Personals, vom 19. März übereinstimmt:

„Ich erkläre noch einmal vor der ganzen Versammlung, die da sämmtliche Dienstbranchen vertritt, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mich schief ansehen und mir wieder sagen, wie vor einem Jahre, ich habe mich schmieren lassen: gehen Sie ernst zu Roth, ob Sie dieser Depesche des Bundesrathes folgen wollen oder ob Sie die Verantwortlichkeit übernehmen wollen. Es sei eine hochernste Mahnung an die Versammlung, so die Depesche zu prüfen, den Ernst der Situation voll zu erfassen und frei zu entscheiden, damit es nicht heiße, Sourbeck habe den Kampf herbeigerufen. Ich bin auch Volksvertreter und werde im Parlament unsere Stellung zu wahren wissen. Mit abermaliger Mahnung schloß Sourbeck, ohne einen Antrag zu stellen. Das Interesse der Organisation der Eisenbahner stehe heute auf dem Spiele. Es könnte wohl heißen, sie wäre sonst ein Hund, der bellt und nicht beißt."

Das heißt doch wohl soviel, als nach klassischem Muster, nach Marc Anton im „Julius Cäsar" sagen: streikt nicht, doch ja streikt! Die Anspielung auf die Stellung im Parlament war nur geeignet, das gehörig publizistisch bearbeitete Personal mindestens nicht zu beruhigen. Die Hinstellung als Märtyrer, als ungerecht des Verrathes Angeschuldigter, wie die Wendung von dem „Hund, der bellt, aber nicht beißt" sind ebenfalls psychologisch beachtenswerth.

Nachdem dann der Streik beschlossen und die Versammlung die Verantwortlichkeit übernommen hatte, pfiff es aus einem ganz andern Loch. Dr. Sourbeck fuhr nämlich laut „Bund" fort:

„Nachdem die Versammlung den Streikbeschluß gefaßt habe, sei damit auch die Verantwortung übernommen. Sobald aber der Bundesrath rufen wird, soll jeder von uns auf seinen Posten eilen, nicht gegen den Staat lehnen wir uns auf, sondern gegen die Nordostbahngesellschaft; diese trägt die Verantwortung, nicht wir. Und nun folgte unter Hinweis auf den großen Aarauertag eine hochernste Mahnung zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Kein Rad, kein Stück vom Eigenthum der Nordostbahn darf beschädigt werden. Es muß ein Musterstreik sein, den wir jetzt beginnen. Nicht der leiseste Schatten darf auf unsere Ehre fallen. Jede Ausschreitung würde mich veranlassen, sofort zurückzutreten. Kein Fenster, kein Stein darf angetastet werden. Die Streikenden haben sogar selbst für die Nordostbahn die Polizei zu machen. Namentlich hüte sich auch jeder vor dem Alkoholgenuß während dieser Zeit. Keiner stehe auf den Straßen herum; hier hat der Eisenbahner nichts zu thun, er hat sich in den Versammlungslokalen aufzuhalten, gegenwärtig des Rufes zum Wiederbeginn der Arbeit. Seid Männer, zeigt dem Bund, daß ihr einst würdig seid, den Staatsbahnbetrieb zu übernehmen. Gehe heute keiner mehr ins Wirthshaus, sondern sofort heim zur Ruhe Das „morgen" ist schwer. Zum Schluß bitte ich inständigst nochmals, haltet Eure Ehre und meine Ehre hoch, befleckt nicht meinen Namen und vergesset nicht, daß Eure Ehre in dieser Sache auch meine Ehre ist. Seid Männer und haltet Euch als solche."

Diese Haltung des damals und heute in der Organisation der Eisenbahner allmächtigen Generalsekretärs hat vielfach verstimmt, bei aller Sympathie für das Personal und der Antipathie gegen die Direktion der Nordostbahn und ihren großkapitalistischen Hintermann Guyer-Zeller. Sie entsprang augenscheinlich einem innern Zwiespalt, der sich aus der Doppelstellung als Parlamentsmitglied (Nationalrath) und der Eigenschaft als, mit 8000 Frs. honorirter, Chef der Organisation des Personals ergab. Das Salair war vor einem Jahr, nach der glücklichen Lohnbewegung, um 3000 Frcs. erhöht worden. Als ersterer hatte er entschieden zu dem bundesräthlichen Telegramm in empfehlendem Sinn Stellung zu nehmen, als Organisator wollte er den Streik. Dr. Sourbeck that weder das eine, noch das andere, auf den ersten Blick; bei näherer Abwägung der Worte gab er sich den Schein, den Streik fern halten zu wollen, um in gleichem Athemzug zu demselben anzuspornen. Schlecht und recht hat dagegen Greulich, der schweizerische Arbeitersekretär, zu freier Meinungsäußerung im entscheidenden Augenblick aufgefordert und aus seiner früheren Stellungnahme im Sinne des Zuwartens kein Hehl gemacht.

Hier ist die Kehrseite der Medaille, auf die ich hinweisen zu sollen glaubte. Was nun Recht oder Unrecht betrifft, so hat zweifellos die Direktion der Nordostbahn die Streiksituation geschaffen und fällt es im Allgemeinen Niemanden ein, dieselbe in Schutz zu nehmen. Im Einzelnen entscheidet sich freilich die Rechtsfrage einigermaßen zu ihren Gunsten und ist seitens der Organisation des Personals mit einer shylockschen Hartköpfigkeit an dem Buchstaben der Vereinbarung vom letzten Jahr festgehalten worden, wie der „Schweiz. Eisenbahn-Ztg." zu entnehmen ist. Es muß indessen die Rechts- und Billigkeitsfrage in ihrem ganzen Umfang erwogen werden. Mag übrigens das Recht sein auf welcher Seite es will, so war eine in der Mehrheit personalfreundliche Untersuchungskommission, ein „Einigungsamt" bestellt, das alle Garantie für eine zutreffende Rechtsprechung und Vollziehung bot. Es konnte also füglich dessen Thätigkeit abgewartet werden, zum Streik blieb eventuell immer noch Zeit.

Bern. Rud. Kacher.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 10. April 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das orientalische Problem verschiebt sich mehr und mehr. Der Ausgangspunkt der neuesten Phase war der, daß die Mächte der Türkei Reformen aufzudrängen suchten, um Katastrophen abzuwenden. Man ist aber nie weiter gelangt, als bis zu dem Punkte, die Reformen auszuarbeiten; eingeführt wurden sie niemals. Diese Aktion nahm ihren Ausgangspunkt von den armenischen Wirren.

Dann folgte der kretensische Zwischenfall, der die Mächte veranlaßte, der Insel die Autonomie zu verschaffen; sie wollten aber gleichzeitig Griechenland abhalten, die Hand auf die Insel zu legen. Dies sollte den anderen kleinen Balkanreichen zeigen, daß man weder Griechenland noch einem anderen der aus dem türkischen Länderbesitz entstandenen Staaten erlauben würde, eigenmächtig die orientalische Frage zu neuen Krisen zu treiben. Auch diese Doppelaufgabe wußten die Großmächte nicht zu lösen. In Kreta herrscht noch immer der Bürgerkrieg und statt als Befreier den Kretensern zu erscheinen, befinden sich die Truppen der Großmächte nach einem Ausspruch des englischen Unterstaatssekretärs Curzon in thatsächlichem Kriegszustand mit jenen, denen sie die Autonomie bringen sollten. An der thessalischen Grenze aber stehen sich die Truppen des Sultans und Griechenlands so nahe gegenüber, daß ein Zusammenstoß in jedem Augenblick erfolgen kann, und da die Griechen schwerlich friedlich, ohne Erfolg oder ohne Niederlage, nach Hause gehen werden, so ist nicht mehr abzusehen, wie ohne ernstes Blutvergießen aus den Schwierigkeiten herauszukommen ist.

Selbst wenn die Großmächte bereit wären über eine diplomatische Niederlage in aller Form zu quittiren, und wenn sie heute gestatten wollten, was sie gestern verweigerten, nämlich daß Griechenland Kreta einsteckte, so würde doch zur Stunde selbst solches Zugeständniß eine Wirkung kaum noch haben. Man darf nicht vergessen, daß nicht allein mit der griechischen Regierung, sondern auch mit der griechischen Bevölkerung zu rechnen ist. Die Regierung wäre gewiß leicht zu befriedigen: aber jedes Zugeständniß wäre heute für die Bevölkerung nur ein Antrieb, die Forderungen höher zu spannen, und haben die Freiheitshelden der Straße ihren Willen in Bezug auf Kreta durchgesetzt, so werden sie glauben auch eine Berichtigung der Grenze auf dem Festlande erlangen zu können. Der Hunger kommt beim Essen, namentlich bei Straßenpolitikern, und heute wird die Politik Griechenlands nicht mehr von der Regierung, sondern von der Volksstimmung diktirt. Es ist also nicht viel Hoffnung vorhanden, daß sich ein Zusammenstoß der Türkei und Griechenlands auf der Balkanhalbinsel verhindern läßt.

Daher hat auch die Erörterung über die Blockade, die von den Großmächten gegen Griechenland in Anwendung gebracht werden soll, heute nur die Bedeutung einer Farce. Die Blockade soll ein Zwangsmittel sein, um Griechenland zur Nachgiebigkeit zu bringen. Aber da Nachgiebigkeit für Griechenland heute Revolution im Innern bedeutet, so wird man in Athen die Chance des Krieges im Nothfall vorziehen. Eine Niederlage macht eine Unterwerfung eher möglich; ein Sieg befestigt die Regierung; unter solchen Umständen würde die Blockade nur dazu führen, den Ausbruch der Feindseligkeiten auf der Balkanhalbinsel zu beschleunigen; also auch dieses Mittel der Großmächte kommt dem Frieden nicht zu Gute.

Man wird also mit der Möglichkeit ernstlich zu rechnen haben, daß es zwischen Griechen und Türken zum Blutvergießen kommt. Auch die Großmächte sprechen bereits in offiziösen Ennunciationen von dem Herannahen dieser

Wendung. Und wenn man beim Beginn der Erhebung auf Kreta in Athen drückte, um Griechenland still zu halten, so beginnt man nunmehr in Sofia, in Belgrad, in Cettinje zu drücken, um diese Staaten am Losbrechen zu verhindern. Wird der Erfolg diesmal besser sein als vorher in Athen?

Gelingt es der Türkei im Anfang des Kampfes mit Griechenland, durch ein Paar starke Schläge das feindliche Heer nieder zu schmettern, so wird eine solche Lehre vielleicht für die anderen Völker auf der Balkanhalbinsel eindrucksvoll genug sein; gelingt dies aber nicht, dann werden wir voraussichtlich erleben, daß die Großmächte die Bulgaren, Serben und Montenegriner ebensowenig im Zügel zu halten vermögen, wie die Griechen.

Auch die Drohung, daß im Nothfalle österreichische Truppen die Serben und Montenegriner, und russische Truppen die Bulgaren bändigen würden, ist eine hohle Redensart. Oesterreicher in Serbien und Russen in Bulgarien bedeutet nicht, daß die entscheidende Krisis der orientalischen Frage hinausgeschoben, sondern daß sie beschleunigt wird. Ein solcher Vorstoß der Russen und Oesterreicher würde eine derartige Verschiebung der Kräfte herbeiführen, daß damit die Gegensätze zwischen den Großmächten in ganz gefahrdrohender Weise verschärft werden müßten. Man käme also mit solchem Mittel gleichfalls dem Abgrund nur näher.

Wenn man diese Möglichkeiten sich vor Augen hält, so ergibt sich, daß die Großmächte das Steuer nicht mehr in der Hand haben. Europa ist in der angenehmen Lage, daß ein gefährlicher Brand möglicherweise nur unter der Voraussetzung verhindert werden kann, wenn nämlich die türkischen Waffen sich schnell und in entscheidender Weise den griechischen als überlegen erweisen. Wird dann den Türken zur Zeit Halt geboten, so wird das unterlegene Griechenland sich dem Gebot der Mächte fügen.

Ein Triumph für die europäische Diplomatie ist es aber, daß von dem schnellen und siegreichen Vordringen der Türken die Beschwörung der orientalischen Krisis in ihrem jetzigen Stadium abhängen kann. Die türkische Armee als Retterin des europäischen Friedens — eine Allegorie, die dies darstellt, verdienten als eine Ordensdekoration jene Staatsmänner verliehen zu erhalten, die in so wirkungsvoller Weise Europa vor diese Möglichkeit gestellt haben.

Man kann nicht behaupten, daß die deutsche Diplomatie eine wesentliche Verantwortung für die heutige Lage zu tragen hat. Die Vorschläge, die Deutschland seiner Zeit gemacht hat, würden vielleicht Erfolg gehabt haben. Wochen später war ein solcher Erfolg weder durch diese Mittel noch durch andere Mittel, die die Großmächte anwenden können, zu erhoffen. Ist dem aber so und werden die Verhältnisse nunmehr unabhängig von dem Willen der Großmächte voraussichtlich ihren Lauf nehmen, dann kann Deutschland, wie wiederholt hervorgehoben werden muß, nichts besseres thun, als sich in den Hintergrund zurückzuziehen und zu warten, bis die Ergebnisse der Gährung schließlich mit den Bedürfnissen des europäischen Gleichgewichtes in Uebereinstimmung gebracht werden müssen.

In Belgard und darauf in Kolberg sind seitens des Wahlvereins der Liberalen mit vortrefflichem Erfolge Wanderversammlungen abgehalten worden. Vor allem die Belgarder Versammlung zeichnete eine charakteristische Erscheinung aus: die sehr starke Betheiligung der ländlichen Bevölkerung, insbesondere des Bauernstandes der Umgegend. Der Bund der Landwirthe, der dieses Zuströmen der Landleute vorausgesehen hatte, entsandte demgemäß eine ganze Anzahl seiner Mitglieder, an ihrer Spitze den Bezirksvorsitzenden des Bundes, Rittergutsbesitzer von Alten, in die Versammlung, die damit an Lebhaftigkeit nur gewann. Herr von Alten, der in die Diskussion eingriff, hat sich hierbei eine gründliche Niederlage zugezogen, und diese Abfertigung des Bundesvorsitzenden erbaute ganz besonders die ländlichen Zuhörer.

Unser politisches Leben weist leider allzu wenig Lichtblicke auf; eine Genugthuung aber bietet dieses Erwachen eines liberalen Geistes in immer weiteren Kreisen des ostelbischen Bauernstandes. Diesen Geist zu pflegen und auszubreiten ist ein Verdienst der Bauernvereine, insbesondere des Nord-Ost, das nicht hoch genug anzuschlagen ist. Sie haben dem Liberalismus wieder den Weg zum Bauernstande geebnet, und sie zuerst sind in der Lage dem Bauernstande zu zeigen, was der Bund der Landwirthe will; daß sein politisches Streben dem Großgrundbesitzerthum, nicht der Masse der ländlichen Bevölkerung zu Gute kommt.

Der Vertreter von Wiesbaden im Reichstage, das Mitglied der freisinnigen Vereinigung, **Rudolf Köpp**, ist gestorben. Er war Präsident der Handelskammer in Wiesbaden und ein durch und durch freisinniger Mann und ein zuverlässiger Charakter. Er gehörte der Volksvertretung seit dem Beginn der gegenwärtigen Legislaturperiode an, und er hat stets bei seinen Abstimmungen sich von entschieden liberalen Grundsätzen leiten lassen. Als Vorsitzender der Handelskammer war er in weiten Kreisen seiner Heimath angesehen, und er war gleichzeitig beliebt der äußeren Formen wegen, mit denen er auch den Gegnern gegenüber seine zuverlässigen liberalen Anschauungen zu vertreten pflegte. Hoffentlich gelingt es, durch Auswahl eines ebenso geeigneten Kandidaten und durch rege Wahlagitation den Wahlkreis den Freisinnigen zu erhalten.

Bei der Ersatzwahl zum Reichstage im sechsten Marienwerderschen Wahlkreise (Schwetz) siegte der polnische Kandidat von Saß-Jaworski mit 7 972 Stimmen über den Freikonservativen Holtz, der 6 956 Stimmen erhalten hat. Dieser Wahlkreis ist also den Deutschen entrissen und von den Polen erobert worden, obgleich er seit 1884 ununterbrochen in deutschem Besitz gewesen ist.

Die Wahl beansprucht insofern eine besondere Beachtung, weil mit schärfstem Druck gegen das Polenthum während der Wahlbewegung vorgegangen worden ist; polnische Versammlungen wurden verboten, und alle jene Mittel geübt, die man aus der Zeit der schneidigen Bekämpfung der Sozialdemokratie her kennt; und nun ein polnischer Sieg mit tausend Stimmen Majorität in einem Wahlkreis, der einen deutschen Vertreter zu entsenden pflegte! Zur Lehre wird freilich auch dieses Ergebniß den schneidigen Unbelehrbaren nicht dienen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat **Andrew D. White** zum Botschafter in Berlin ernannt. Mr. White hat denselben Posten bereits früher einmal bekleidet; er war dann später einige Zeit Botschafter in St. Petersburg. Die diplomatische Erfahrung und die staatsmännische Umsicht, die er sich in beiden Stellungen erworben hat, verbunden mit einer hohen geistigen Bildung — er war Jahrzehnte hindurch Präsident der Cornell University in Ithaca — lassen die Berufung dieses ausgezeichneten Mannes auf einen der ersten Botschafterposten als einen glücklichen Griff erscheinen. Deutschland hat umsomehr Ursache, mit dieser Wahl zufrieden zu sein, als Mr. White alle Zeit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft die lebhaftesten Sympathien entgegen gebracht und dieselben auch litterarisch bekundet hat.

Der Vertrauensmann der Administration McKinley's wird in Berlin keine ganz leichte Aufgabe haben. Der scharfe protektionistische Wind, der gegenwärtig über den Ozean weht, ist geeignet, in Europa allerlei diplomatische Erkältungen hervorzurufen; und unsere Agrarier würden nicht böse sein, wenn sich daraus ein regelrechter Zollkrieg zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten entwickeln sollte. Einstweilen bereiten sie diesen möglichen Zollkrieg dadurch vor, daß sie eine unglaublich ungeschickte Interpellation zur Verhandlung im Reichstage gleich nach Ostern ankündigen. Während die Kongreßverhandlungen über den neuen Zolltarif noch schweben, und es keineswegs

sicher, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, daß die Beschlüsse des Repräsentantenhauses ohne wesentliche Abänderungen den Senat passiren werden, versuchen die Interpellanten durch Drohungen mit Repressalien einen Einfluß auf die Gestaltung des amerikanischen Zolltarifs auszuüben. Welchen Lärm würden wohl dieselben Interpellanten geschlagen haben, wenn seiner Zeit bei der Einführung unserer hohen Getreidezölle der amerikanische Kongreß in ähnlicher Weise versucht hätte, auf die Beschlüsse unserer Volksvertretung einzuwirken. Wenn die Interpellation überhaupt etwas bewirkt, so wird es nur das gerade Gegentheil dessen sein, was die gutgläubigen Unterzeichner derselben damit beabsichtigen. Man erschwert erfahrungsgemäß durch Versuche, Pressionen von außen auf Volksvertretungen auszuüben, immer nur das Einlenken in vernünftigere Bahnen. Daß die Nationalliberalen diesen agrarischen Streich munter mitmachen, ist zugleich charakteristisch und bedauerlich. Sie hätten sich hierbei sogar am Centrum ein Beispiel nehmen können. Trotzdem das Centrum doch stark agrarisch angekränkelt ist, hat es sich wohl gehütet, auf diese Leimruthe zu gehen. Die interpellirenden Parteien — Konservative, Nationalliberale, Antisemiten — repräsentiren übrigens nur eine Minorität des Reichstags.

* * *

Heinrich von Stephan.

Einer der Hauptgehilfen beim Ausbau des Deutschen Reichs ist in das Reich der Schatten abberufen worden. Ein selbstgemachter Mann, der Sohn eines pommerschen Handwerkers, ein vielseitiger, reicher Geist, ein aufgeklärter Beamter, ein höchst erfolgreicher Schöpfer vollkommenerer Verkehrsformen, hat der erste Generalpostmeister des Deutschen Reichs seinem Namen dauernden Ruhm erworben.

Den Höhepunkt seiner schöpferischen Thätigkeit bezeichnet die Gründung des Weltpostvereins. Mit dieser That wurde der damals erst dreiundvierzigjährige Leiter der deutschen Reichspost zum Träger einer weltgeschichtlichen Idee. Welch ein Schritt von der bunten Musterkarte eines theuren vielgestaltigen Posttarifs des alten deutschen Bundes mit dem Postregal der Fürsten von Thurn und Taxis zu dem Zwanzigpfennig-Porto des heutigen Weltpostvereins. Auf keinem andern Gebiete des Verkehrslebens hat das Prinzip der möglichsten Verbilligung jeder Einzelleistung der Verkehrsanstalten in so ungeahnter Weise den Verkehr selbst befruchtet, wie gerade auf dem Gebiete der Post und der Telegraphie. Man kann wohl sagen, daß ein moderner Weltmarkt erst mit einem bequemen, raschen und billigen Nachrichtenverkehr möglich geworden ist, daß somit Heinrich Stephan's Verdienste mit der wirthschaftlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts auf das Engste verknüpft sind.

Es war gewiß kein bloßer Zufall, daß die Schöpfung des Weltpostvereins zusammenfiel mit der Neuregelung unseres verkommenen Münzwesens, wie mit der Blüthezeit des schöpferischen Liberalismus in unserer Gesetzgebung überhaupt. Als am Ende der siebziger Jahre die wirthschaftspolitische Reaktion und damit die Dekadenzperiode des Bismarck'schen Regiments einsetzte, erlahmte auch die staatsmännische Produktivität des deutschen Generalpostmeisters. Man hat ihn später nicht selten gescholten, daß er zu sehr Büreaukrat und Neuerungen weniger zugängig geworden sei. Aber die Zeit war eben eine andere, die reaktionären Reibungen hatten sich verstärkt, die gesammte Verkehrspolitik des Deutschen Reiches bekam von Jahr zu Jahr einen engherzigeren Charakter. Koloniale Phantasterei vermochte dafür keine Entschädigung zu bieten. Konnte es Wunder nehmen, daß selbst Heinrich Stephan's elastischer Geist einer solchen ungünstigen politischen Konjunktur gegenüber an Schaffenskraft einbüßte? Immerhin blieb er bis zu seinem Tode ein Anreger. Der alte Thatendrang war keineswegs völlig verbraucht; und wenn es ihm nicht vergönnt war, auf seinem Berufsfelde neue Lorbeeren zu pflücken, so warf er sich auf die Sprachreinigung oder auf die Elektrotechnik oder schoß wenigstens Auerhähne und machte gelegentlich sogar ein paar Verse. Es war ein überquellendes Leben in diesem Manne, was seine ganze Persönlichkeit sympathisch machte. Nichts Menschliches war ihm fremd; er liebte die Wissenschaften wie die Künste, das Hochgebirge und die Brandung des Meeres, einen guten Tropfen und eine gute Anekdote.

Er hatte zu viel Bedeutendes geleistet, als daß er nöthig gehabt hätte, ein Streber zu sein. Empfänglich für Anerkennung lief er doch der Schmeichelei nicht nach und scheute gelegentlich ein offenes Wort selbst dort nicht, wo Offenheit nicht begehrt wird.

Der Verlust eines solchen Mannes ist fühlbar. Mit ihm steigt ein Stück glorreicher geschichtlicher Vergangenheit und eine charaktervolle Persönlichkeit ins Grab, die nicht bloß etwas bedeutete durch das, was sie that, sondern auch durch das, was sie war.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Der Reichstag hat vor seinem Eintritt in die Osterferien noch das revidirte Handelsgesetzbuch in einer ziemlich kurzen Berathung angenommen. Für unsere Wünsche hätte die Berathung noch kürzer sein können, denn, wie die Stimmverhältnisse und die Präsenzverhältnisse liegen, gleicht jede Abstimmung im Reichstage einem Lotteriespiel. Das bürgerliche Gesetzbuch soll am 1. Januar 1900 in Kraft treten; aber damit es an diesem Tage in Kraft treten kann, muß noch eine Anzahl von Hilfsgesetzen geschaffen werden, und zu diesen gehört in erster Linie ein revidirtes Handelsgesetzbuch. Niemand wird wünschen, daß das bürgerliche Gesetzbuch, nachdem es in den Hafen gebracht worden ist, noch hier von einem Unfall betroffen werde.

Das Handelsgesetzbuch ist von einer Kommission berathen worden, die in ihrer Mehrheit einen ausgeprägt agrarischen Charakter trug. Ein einziges Mitglied unter 21, unser unermüdlicher Freund Frese aus Bremen, war mit den Bedürfnissen des Großhandels aus eigener Praxis vertraut. Es war vorauszusehen, daß es ohne Schaden nicht abgehen würde. Heute, wo wir das Gesammtergebniß übersehen, dürfen wir, wie jener Rekrut, der sich bei einem schweren Fall nur die Nase blutig geschlagen hatte und ohne Knochenbruch davon gekommen war, triumphirend ausrufen: „Es hat noch gut gegangen.“

Wir wollen darauf verzichten, alle die Punkte aufzuzählen, mit denen wir nicht einverstanden sind; die Praxis des Lebens wird manche Schwierigkeit trotz der gesetzgeberischen Weisheit überwinden. Wir wollen uns nur an diejenigen Punkte halten, die zu längeren Erörterungen Anlaß gegeben haben. Die Frage der „Konkurrenzklausel“, die in den letzten Jahren vielfach erörtert worden ist, und die sehr schwer zu einer reinen Lösung zu bringen ist, ist in einer Art geregelt worden, mit welcher wir zufrieden sein können. Nach unserer persönlichen Ansicht stehen wir dem Standpunkte näher, der von den Sozialdemokraten geltend gemacht worden ist, oder besser gesagt, wir glauben, daß gerade in dieser Frage die Sozialdemokratie sich dem manchesterlichen Standpunkt genähert hat. Indessen das, was der Reichstag beschlossen hat, wird ausreichen, um den empörendsten Mißbräuchen vorzubeugen.

Bei dem Abschnitt über die Aktiengesellschaften hat die Kommission sehr viele kleinliche Bestimmungen hinein-

gebracht, die natürlich einen „sozialpolitischen Charakter“ tragen, aber sie hat sich auf der andern Seite das Verdienst erworben, einen sehr schlimmen Fehler auszumerzen, der in der Regierungsvorlage untergelaufen war. Danach sollte die Aktiengesellschaft verpflichtet sein, jedes intimste Geschäftsgeheimniß der Oeffentlichkeit preiszugeben, angeblich im Interesse der Aktionäre, thatsächlich zum Vortheil der Konkurrenten; das ist beseitigt.

In dem Abschnitt über die Handelsgeschäfte hatte die Regierung den Kaufleuten die Wohlthat erweisen wollen, daß sie rechtsgültig auf den Einwand verzichten dürften, sie seien dumme Kerle. Die Kommission hatte sie dieser Wohlthat berauben wollen, das Plenum hat diese Wohlthat zwar nicht ganz, aber doch zum größten Theile wieder hergestellt. Alles in Allem genommen schießen wir nicht Viktoria, aber wir hängen auch keine Trauerfahne aus.

Die Handwerkervorlage ist in erster Lesung berathen worden. Herr Kaplan Hitze, der in allen sozialen Fragen der Mentor des Centrums ist, gab sich große Mühe, das Haus zu überreden, die Vorlage anzunehmen und sie als eine Abschlagszahlung zu betrachten. Hätte sich das Haus zu der Resignation entschlossen, die Vorlage en bloc anzunehmen, es hätte damit Erfolg haben können. Aber glücklicher Weise gewann die Ungenügsamkeit die Oberhand. Man verwies die Vorlage in eine Kommission und hier nahm die Diskussion sofort eine solche Wendung, daß wir sicher sind, von zwei Hoffnungen werde sich wenigstens eine erfüllen. Entweder wird die Kommission vor Pfingsten überhaupt nicht fertig, oder sie bringt Etwas zu Stande, was für die Regierungen unannehmbar ist.

Bei der Margarinevorlage sind den Agrariern ihre Blüthenbäume noch nicht gereift. Sie haben eine Mehrheit dafür, daß die Trennung der Verkaufsräume für Butter und Margarine vorgeschrieben wird; sie haben bei der Nachgiebigkeit der Regierung gegen alle agrarischen Wünsche die Aussicht, daß der Bundesrath ihren Beschlüssen nachgibt, aber zwischen Lippe und Kelchesrand hat sich die Beschlußunfähigkeit in so drohender Gestalt eingeschoben, daß man sich entschlossen hat, die Fortsetzung des grausamen Spiels bis nach Ostern zu verschieben. Und dabei fällt uns ein Trostsatz ein, den ein gar einsichtiger Politiker einmal vor vielen Jahren ausgesprochen hat. Er lautet: „Später wird es immer später“.

Auf Antrag der antisemitischen Partei hat der Reichstag eine Resolution angenommen, durch welche die Regierung aufgefordert wird, die konfessionelle Form des Eides wieder einzuführen. Konservative und Centrum hielten zusammen; in der Opposition wurde einmal die großliberale Partei, die von den Sozialdemokraten bis zu den Nationalliberalen reicht, zur Wahrheit. Der Antragsteller versicherte, er habe sich nicht durch antisemitische Motive leiten lassen, sondern nur für die Heilighaltung des Eides wirken wollen. Wir wollen seine Versicherung nicht antasten, sondern ihm nur entgegenhalten, daß sein Mittel ein schlecht gewähltes sei. Der Heilighaltung des Eides wird es am Meisten zu Gute kommen, wenn man die Ueberzeugung erweckt, daß das Bekenntniß der Wahrheit eine sittliche Pflicht ist, deren Erfüllung von dem dogmatischen Bekenntniß unabhängig ist, und wenn man demgemäß für den Eid eine Formel wählt, die Jedermann ohne Unterschied des Bekenntnisses gleich annehmbar und daher von jedem dogmatischen Zusatz frei ist.

Das Abgeordnetenhaus, das gleichfalls in die Osterferien gegangen ist, hat den größten Theil seiner Zeit auf die Berathung eines Lokalgesetzes für Nassau verwendet, das den Bewohnern der Provinz sehr wenig gefällt. Es beglückt sie mit dem Dreiklassenwahlsystem für Land und Stadt, das sich an dem Orte seiner Entstehung schon überlebt hat.

Einen charakteristischen Zug trägt die Vorlage wegen Verlegung der Charité und des botanischen Gartens. Diese Vorlage ist wenigstens in ihren Nebenwirkungen eine glänzende Bauspekulation zu Gunsten des preußischen Fiskus und zum Nachtheil der Stadt Berlin. Und wenn die Behauptung nicht zu erweisen ist, daß namentlich die Verlegung des botanischen Gartens im Interesse der Wissenschaft liegt (in Paris würde man es für eine Barbarei halten, den jardin des plantes etwa nach Boulogne zu verlegen) so bleibt nur eine Bauspekulation übrig, mit welcher Herr von Miquel dem Lorbeerkranz seiner bisherigen Wirksamkeit ein weiteres Blatt hinzufügen würde.

Proteus.

Die österreichische Ministerkrise.

Das klerikale Stahlbad, welches ein aufmerksamer und richtiger Beurtheiler der österreichischen Verhältnisse vor wenigen Tagen in diesen Blättern für den österreichischen Staat herbeigewünscht hat scheint uns rascher beschieden zu werden, als der Verfasser der Betrachtungen über das Ergebniß der letzten Reichsrathswahlen geahnt haben mochte. Die klerikal-czechisch-polnische Majorität ist da, sie hat sich zusammengefunden ohne Zuthun des Ministerpräsidenten, sie hat sich ralliirt und ihre Stellungen bezogen gegen den Grafen Badeni. Während der Ministerpräsident dem Kaiser die Demission des Kabinets unterbreitete, vollzog sich im Parlamentsgebäude die Majoritätsbildung.

Die Ursache der merkwürdigen Kabinetskrise, die sich am Schlusse der vorigen Woche abspielte, liegt nach den Versicherungen der Regierung einzig und allein darin, daß Graf Badeni die Majorität nicht finden konnte, die er suchte. Graf Badeni strebte die Bildung einer Majorität an, welche sich vorwiegend aus den Deutschfortschrittlichen, den Jungczechen und den Polen zusammensetzen sollte. An diese grundlegenden Elemente der Majorität sollten sich die konservativen Großgrundbesitzer, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl liberalen Italiener und einige kleinere Fraktionen angliedern. Die klerikalen Elemente, insbesondere die unter der Führung des Barons Dipauli stehende katholische Volkspartei wollte Graf Badeni aus seiner Majorität ausgeschlossen wissen. Graf Badeni ist von Haus aus kein freisinniger Politiker: als Pole wie als Büreaukrat ist seine Richtung die konservative. Wenn er trotzdem die reaktionären Elemente von seiner Majorität ausschließen wollte, so leiteten ihn zweifellos Motive der Selbsterhaltung und der Staatsraison. Die klerikale Partei ist bei uns eine recht heißhungrige. Ihre Wünsche und Begehren sind sehr weitgreifender Natur. Sie befriedigen wollen, hieße den modernen Staat in Oesterreich umstürzen. Dazu kommt, daß diese Partei nicht allein marschirt, ihr Anhang ist die von den Jesuiten inspirirte und von Affiliirten der Jesuiten geführte christlich-soziale Partei; dieselbe, welche Graf Badeni zu Beginn seiner Amtsperiode wegen ihrer Umsturztendenzen so lebhaft bekämpft hat. Graf Badeni wußte, daß er diese Parteien nie zu befriedigen im Stande wäre, daß sie ihm aber bei jeder günstigen Gelegenheit den Revolver an die Brust setzen würden. Darum wollte er von der Einbeziehung der Klerikalen in die Majorität nichts wissen.

Als ein Hauptziel seiner Politik hat Graf Badeni die Lösung des deutsch-czechischen Streites betrachtet und darum wollte er eine Annäherung zwischen Czechen und Deutschen herbeiführen, indem er beide in der zu bildenden Majorität zu vereinigen suchte. Graf Badeni betrachtete die Jungczechen als ein freisinniges Element und er glaubte, daß sie sich trotz aller bestehenden Gegensätze mit den freisinnigen Deutschen zur Majoritätsbildung zusammenfinden würden. Hierin befand sich Graf Badeni in einem Irrthum, weil er, der seine Beamtenkarriere ausschließlich in Galizien gemacht hatte, den böhmischen Verhältnissen fremd gegenübersteht. Der gleichen Ursache entsprang sein Irrthum in der Wahl der Mittel. Er beurtheilte den deutsch-czechischen Konflikt lediglich vom Standpunkt einer Beamtenfrage,

das heißt von dem Standpunkte, daß die deutschen Beamten im deutschen Sprachgebiete Böhmens der czechischen Sprache nicht mächtig sind und dieselbe nicht erlernen wollen und er glaubte, daß die Differenzen sich lösen würden, wenn diese Schwierigkeit überwunden wäre. Er folgte dabei den Insinuationen von jungczechischer Seite und er entschloß sich daher, die von dieser Seite ihm nahegelegten Sprachenverordnungen zu erlassen. Als er die Zustimmung der deutsch-böhmischen Abgeordneten zu diesen Sprachenverordnungen nicht erhalten konnte, als diese ihm vielmehr den energischsten Widerstand des deutsch-böhmischen Volkes gegen diese verstärkte Auflage der Prazak'schen Sprachenverordnungen ankündigten, entschloß er sich, die Sprachenverordnungen auch gegen den Widerspruch der deutsch-böhmischen Abgeordneten zu erlassen. Er gab sich der Hoffnung hin, daß trotzdem die deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten, die nicht von böhmischen Bezirken entsendet sind, im Vereine mit den verfassungstreuen Großgrundbesitzern seiner Majorität beitreten und den deutsch-böhmischen Abgeordneten die Garantie bieten würden, daß von der Regierung und der sie unterstützenden Majorität gegen die Deutschen Böhmens nichts zu besorgen sei. Graf Badeni hoffte, daß, wenn einmal die Thatsache der Sprachenverordnungen vollzogen wäre, der im deutschen Sprachgebiete Böhmens losbrechende Sturm sich allmälig legen, das Bewußtsein der Czechen und Deutschen gemeinsamen kulturellen und wirthschaftlichen Bedürfnisse zum Durchbruche gelangen und die bereits in der Majorität befindlichen deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten die freisinnigen Vertreter der Deutschen Böhmens nach sich ziehen würden. In diesem Ideal hat sich Graf Badeni geirrt. Die nationalen Fragen entscheidet nicht das logische Raisonnement, sondern das Gefühl, und das Gefühl der Solidarität der Deutschen in Oesterreich ist noch immer zu mächtig, als daß freisinnige deutsche Abgeordnete in eine Majorität eintreten könnten, in welcher sie eine Sprachenverordnung vertheidigen müßten, welche von dem deutschen Volke in Böhmen als eine schwere nationale Bedrängniß empfunden wird. Nicht einmal der verfassungstreue Großgrundbesitz, welcher die Frage des Deutschthums doch nur unter dem Gesichtspunkte des einheitlichen Staatsgedankens betrachtet, vermochte sich angesichts der Sprachenverordnung für den bedingungslosen Eintritt in die Majorität zu entscheiden. So ging die Majoritätsbildung in die Brüche.

Soweit erscheinen die Ereignisse klar und durchsichtig. Minder klar ist das, was sich daran schließt. Graf Badeni gab die Demission seines Kabinets, weil er die von ihm gesuchte Majorität nicht bilden konnte. Der Kaiser nahm die Demission nicht an und beauftragte ihn, „unbeirrt durch zeitweilige Parteischwierigkeiten", also ohne feste parlamentarische Majorität die Regierung fortzuführen, auf der Grundlage des beim Amtsantritte des Ministeriums verlautbarten Programms und auf der Basis der Thronrede vom 29. März l. J. Was den Grafen Badeni bestimmt hat, diesen kaiserlichen Auftrag durch Einreichung seiner Demission zu provoziren, bedarf noch der Aufklärung. Möglich, daß Graf Badeni der Krone gegenüber ein Engagement für eine bestimmte Majoritätsbildung eingegangen war — möglich, daß ihn auch im Hinblick auf die äußere Politik und auf die Stellung Oesterreich-Ungarns zu seinen Verbündeten gewisse Wünsche hinsichtlich der Majoritätsbildung nahegelegt wurden. In den letzten Tagen ist mehrfach die Ansicht geäußert worden, Graf Badeni habe nur den Zweck verfolgt, darzuthun, daß eine Majoritätsbildung mit den Deutschfortschrittlichen ein Ding der Unmöglichkeit sei und daraus die Rechtfertigung für den Pakt mit den Klerikalen zu gewinnen. Wir vermögen diese Ansicht nicht zu theilen. Ein österreichischer Staatsmann, der, nachdem er seine Demission überreicht, seine Stellung in die Worte resümirt: „Ich gehe nach Buk (das Gut Badeni's), aber ich gehe nicht nach Rom und ich gehe nicht zum Nuntius", der steht wohl nicht im Begriffe, mit den Klerikalen zu paktiren, welche eine solche Zurückweisung nie verzeihen.

Die Majorität, welche sich während der Verhandlungen des Grafen Badeni mit der Krone im Parlamentshause bildete, hat sich zweifellos gegen den Willen des Ministerpräsidenten und gegen diesen gebildet. Anfangs August v. J. haben wir an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß die parlamentarischen Dinge in Oesterreich mit Naturnothwendigkeit der Bildung des alten eisernen Ringes, wie er unter Taaffe bestand, wieder zutreiben. Nun ist der eiserne Ring zusammengeschmiedet. Die Jungczechen haben sich mit Freuden in denselben eingefügt. Die Nachkömmlinge der Hussiten und Taboriten marschiren Arm in Arm mit den Römlingen. Die Phalanx der Rechten kehrt sich ebensowohl gegen die freisinnigen Deutschen wie gegen den Grafen Badeni. Will Graf Badeni die Diktate der Majorität und ihres Exekutivkomités ausführen, dann wird es ihm vorläufig gnädiglich gestattet. Wenn nicht, dann wird ihn die heutige Majorität zu Falle zu bringen wissen. Die Reaktion hält ihren Einzug in Oesterreich, aus dem Hintergrunde erhebt sich die Gestalt des Fürsten Alfred Liechtenstein, des Bruders des Prinzen Alois Liechtenstein.

Wien, 6. April. Gustav Steinbach.

Hermann Makower.

Weit über den Kreis seiner Berufsgenossen hinaus hat der Tod Makower's schmerzlichstes Bedauern erweckt. Oft verkannt wegen der anscheinend steifen Zurückhaltung, die ihm von Vielen als Hochmuth gedeutet wurde, gewann sich Makower schnell die Herzen Aller, die den innersten Kern seines Wesens zu erkennen Gelegenheit fanden. Als Berufsgenosse und Mensch, als Lehrer und Freund fesselte er Alle an sich und sein Haus, die das Leben ihm einmal nahe geführt hatte.

Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen — Santomischel war seine Heimath — kam Makower schon in frühester Kindheit nach Berlin und fand hier seine Schulbildung auf dem Französischen Gymnasium, dem er treue Anhänglichkeit bis zum Tode bewahrte. Stets der Erste in der Klasse, verließ er das Gymnasium auch als Primus omnium und bezog die Berliner Universität, um hier gleichzeitig als Hauslehrer thätig sein zu können. Ein hervorragendes Lehrtalent zeichnete ihn aus, und so war es ihm nicht schwer, neben seinen eigenen Studien lehrend zu wirken. Die juristischen Examina bestand er mit Auszeichnung, und auch seine militärische Dienstzeit bewies seine Tüchtigkeit auf jedem Gebiet, dem er sich mit Ernst widmete. Als junger Assessor wurde er zum Protokollführer der damaligen preußischen (Bornemann'schen) Kommission für die Reform des Civilprozesses ernannt, eine Thätigkeit, in welcher er sich so auszeichnete, daß er in verhältnißmäßig jungen Jahren zum Rechtsanwalt und Notar in Berlin berufen wurde.

Von höchster Lauterkeit der Gesinnung mit ausgeprägter Schärfe des Verstandes und reichem Wissen begabt, gewann der jugendliche Anwalt bald große Bedeutung vor Richtern und Kollegen, zumal der Kommentar zum Handelsgesetzbuch seinen Namen schnell in weitesten Kreisen bekannt und geachtet machte. Zwölf Auflagen beweisen die Brauchbarkeit und Beliebtheit des dem Praktiker werthvollen Buches, dessen Weitergestaltung jede freie Stunde des Dahingeschiedenen galt. Auch jetzt wieder hatte er die Sammlung des Materials für eine neue Auflage fast abgeschlossen, deren Vorbereitung er die nächsten Wochen in ländlicher Abgeschiedenheit widmen wollte.

Prägnanz des Ausdrucks, Schärfe der logischen Folgerungen, strengste Sachlichkeit und Urbanität der Form zeichneten alle schriftlichen und mündlichen Ergüsse Makower's aus. Von Hause aus Civilist, trat er äußerst selten als Vertheidiger vor den Schranken des Strafgerichts auf;

geschah es aber, dann erregte er auch auf diesem Gebiete die höchste Bewunderung und Anerkennung seiner Fachgenossen, denen Form und Inhalt seiner Reden in gleicher Weise imponirte. Es sei an die Vertheidigung Mommsen's wegen angeblicher Bismarck-Beleidigung erinnert, die geradezu mustergiltig genannt werden mußte. So kann es kein Wunder nehmen, daß die Anerkennung seiner Vorzüge allgemein war. Schon vor langen Jahren berief die Justizverwaltung ihn, als einzigen Anwalt, in die Kommission für die Referendarprüfungen beim Kammergericht, eine Thätigkeit, die er sehr gern ausgeübt hat.

Bei der Schaffung der Anwaltkammer im Jahre 1879 wurde er in den Vorstand gewählt, damals gegen die Opposition einer jüngeren Minderheit, die gerade von ihm annahm, daß er sich zur Vertretung ihrer speziellen Interessen nicht eigene. Sein Wirken im Vorstande belehrte die Gegner bald eines Besseren, denn auch hier bewährte er sich von strengster Gerechtigkeitsliebe erfüllt, dabei durch und durch human, geneigt, allen Verfehlungen jugendlicher Unerfahrenheit mildeste Beurtheilung zu Theil werden zu lassen, aber unerbittlich, wo ihm niedrige Gesinnung entgegentrat. So fand er niemals mehr bei späteren Wahlen Opposition, denn Alt und Jung hatte ihn in gleicher Weise schätzen gelernt.

Als Lehrmeister jüngerer Fachgenossen nahm er eine ganz eigenartige Stellung ein. Wer als junger Referendar in sein Amt trat, wurde zunächst belehrt, daß 2 × 2 = 4 sei. Erstaunten Fragern begegnete er mit der Antwort, auch das Kleinste sei sorgfältig zu beachten; ob Zahlen oder Worte, es gebe Nichts, was nicht peinlichste Ueberlegung erfordere. Kein Fehler wurde durchgelassen, keine Unachtsamkeit blieb ungerügt! So wirkte er belehrend und belebend auf die Denkweise seiner Schüler und erzog sie zu gewissenhaften Arbeitern, denen er über jede, auch die kleinste Frage jeder Zeit Auskunft zu geben bereit war. Daneben ging das Bestreben, den Menschen in dem jungen Beamten zu seinem Rechte kommen zu lassen und ihm an sich und seiner Familie einen Halt zu geben. Nicht Schüler, sondern innige Freunde des Hauses wurden seine Mitarbeiter, die heute noch — zum Theil schon Oberlandesgerichtsräthe und ältere Anwälte — dem Verewigten und seinem Hause in herzlichster Freundschaft zugethan sind.

So wirkte Makower als Jurist und Mensch in gleich ausgezeichneter Weise. Daß er daneben Zeit und Muße fand, für die bedrängten russischen Juden in opferbereitester Weise thätig zu sein, Liebeswerke zu fördern und zu pflegen, die ihm in den Herzen vieler Tausender ein bleibendes Andenken sichern, vervollständigt das Bild des Verblichenen als eines edeln Menschenfreundes.

P. Jonas.

Eine historische Reminiscenz.

Vor fünfzig Jahren, am 11. April 1847, eröffnete König Friedrich Wilhelm IV. den auf Grund des Patents vom 3. Februar einberufenen Vereinigten Landtag mit einer Thronrede. Der König sagte in seiner Rede:

„Ein Theil der Presse zum Beispiel fordert von Mir und Meiner Regierung geradezu Revolution in Kirche und Staat, von Ihnen aber, Meine Herren, Akte zudringlicher Undankbarkeit, der Ungesetzlichkeit, ja des Ungehorsams. Es sehen auch Viele, und unter ihnen ehrenwerthe Männer, Unser Heil in der Verwandlung des natürlichen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles Verhältniß durch Urkunden verbrieft, durch Eide besiegelt.

Möchte doch das Beispiel des Einen glücklichen Landes, dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen, aber kein Stück Papier gemacht haben, für uns unverloren sein und die Achtung finden, die es verdient. — Finden andere Länder auf anderem Wege, als jenes Volk und wir, nämlich auf dem Wege gemachter und gegebener Konstitutionen ihr Glück, so müssen und wollen wir ihr Glück aufrichtig und brüderlich mit ihnen preisen. Lassen Sie uns auch mit gerechtester Bewunderung das erhabene Beispiel betrachten, wenn es einem starken Willen, eiserner Konsequenz und hoher Weisheit gelingt, Bedenkliches in diesen Zuständen aufzuhalten, zurückzudrängen, zu beschwichtigen, vor Allem dann, wenn es zur Beschwichtigung des europäischen Friedens gereicht, besonders aber, wenn es in Deutschland für Deutschland geschieht. Preußen aber, Meine Herren, kann diese Zustände nicht ertragen. Fragen Sie Mich: Warum? so antworte Ich: Werfen Sie einen Blick auf die Karte von Europa, auf die Lage unseres Landes, auf unsere Zusammensetzung, folgen Sie den Linien unserer Grenzen, wägen Sie die Kraft unserer Nachbarn, vor Allem, werfen Sie einen geistigen Blick in unsere Geschichte! Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Krieges nach Außen, durch das Schwert des Geistes nach Innen. Aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Ich spreche es aus, Meine Herren. Wie im Feldlager ohne die allerdringendste Gefahr und größte Thorheit nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe fallen, nur von einem Willen geleitet werden, — und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit eines Knechtes forderte, so würde er wahrlich noch einen viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von ihnen fordern wollte, was die Krone des freien Mannes ist, den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. Wen etwa die Deutung dieser Worte beunruhigt, den verweise Ich nur allein auf die Entwicklung unserer Gesetze seit einem Jahrhundert, auf die ständischen Edikte, endlich auf diese Versammlung und ihre Rechte. Da wird er Beruhigung finden — wenn er will.

Edle Herren und getreue Stände! Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmer zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen."

Noch war kein Jahr seit jener feierlichen Erklärung des Königs vergangen, da warf der erfrischende Sturm einer Märznacht alle diese königlichen Gründe und alle königliche Abneigung über den Haufen und am 21. März 1848 erließ Friedrich Wilhelm IV. eine Proklamation, welche mit den Worten schloß:

„Allgemeine Einführung wahrer konstitutioneller Verfassung mit Verantwortlichkeit der Minister in allen (deutschen) Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschworen gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse und eine wahrhaft volksthümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche sichere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande sein."

Damit war jenes Widerstreben gegen eine Konstitution, welches der Grundzug der Rede vom 11. April 1847 war, beseitigt, und es erschien bald darauf die Verordnung, welche die Wahlen für eine wirkliche Volksvertretung anordnete. Diese erste preußische Volksvertretung trat am 22. Mai 1848 in Berlin zusammen, und die Eröffnungsrede des Königs begann mit den Worten:

„Meine Herren Abgeordneten! Mit freudigem Ernst begrüße Ich eine Versammlung, welche, aus allgemeiner

Volkswahl hervorgegangen, berufen ist, mit Mir die Verfassung zu vereinbaren, die einen neuen Abschnitt in der Geschichte Preußens und Deutschlands bezeichnen wird."

Friedrich Wilhelm IV. hatte sich schnell mit dem „beschriebenen Blatt, welches sich zwischen den Herrgott im Himmel und das preußische Volk gedrängt hatte", abgefunden, und am 6. Februar 1850 beschwor er die nach den Beschlüssen der Volksvertretung festgestellte Verfassung. Damit war in Preußen ein „konventionelles Verhältniß zwischen Fürst und Volk hergestellt, durch Urkunden verbrieft, durch Eide besiegelt" und Preußen trat in die Reihe der konstitutionellen Staaten ein.

Man sieht aus dieser historischen Reminiscenz erneut, wie wenig in unseren Tagen das sic volo sic jubeo der Könige dem Zwange der geschichtlichen Entwicklung gegenüber bedeutet.

Gustav Lewinstein.

Abendmahl und Nägelmale*).

So oft wir auf Bildern der Maler in Kirchen und Galerien die Darstellung des gekreuzigten Jesus betrachtet haben, ist uns eine schmerzliche Vorstellung aufgestiegen. Der Gedanke war es, ein der Art mit den Nägeln befestigter Mann müsse durch das eigene Schwergewicht schon nach dem Hängen weniger Stunden herabstürzen, weil die Hände nach den Fingertheilungen hinauf nachreißen müssen. Die menschliche Hand ist nicht so gebildet, daß ein starkes Knochengerüst, aber sehr starke Flechsen einem in der Mittelhand oder oberen Hand eingeschlagenen Nagel so viel Widerstand entgegensetzten, um die Last eines schwerhängenden Körpers zu tragen. Die ganze Lage, in welcher die kirchliche und malerische Tradition den Gekreuzigten hängen läßt, zumal die Oberarmmuskeln eine starke Kontraktion und Kraftspannung darin entfalten müssen, erweckt durchaus die Vorstellung, daß die Hände und ihr Fleisch sehr bald sich aufreißen müßten. Die Armmuskeln würden schon nach einer viertel Stunde zu zittern angefangen haben von der Anstrengung des Hängens, reflektorische Kontraktionen mußten eintreten, welche im Verein mit der Körperlast den Leib allmälig heruntergerissen hätten. Auch der von manchen Malern gegebene Stützpunkt eines Unterbrettes für die Füße genügte nicht, denn bei jeder qualvollen Bewegung des Leibes, jedem Zusammenzucken, jedem Winden des Körpers unter der Ermüdung des Armes mußte die Handwunde weiter aufreißen und zuletzt der ganze Leib, an den Füßen noch hängend, herabschlagen. Diese Zuckungen, Windungen mußten um so mehr eintreten, als der durch die Hand geschlagene Eisennagel Sehnenkrämpfe, Handkrämpfe und Muskelkrämpfe ganz entsetzlicher Art hervorrufen mußte. Von einem ruhigen, stoischen Dahängen könnte gar keine Rede sein.

So grausam diese Vorstellung an sich ist, so ist sie aber doch von der Grausamkeit vieler Maler noch übertroffen worden. Ein alter Meister schildert z. B. die Anbohrung des Jesus ans Kreuz. Dieses liegt auf der Erde. Jesus ist mit ausgebreiteten Armen darauf gelegt. Ein Henkersknecht hat einen Riesenbohrer, den er mit beiden Händen stehend dreht, auf die Hand Jesu gesetzt und bohrt durch die Hand in das Holz, während ein Blutstrahl aufschießt.

Wir fragen, wie sind die Maler, wie ist auch die Kirche zu dieser blutigen Darstellung gekommen. Wie hat gerade die Religion desjenigen Stifters, der so milde und menschliche Lehren predigte, ein so grausames Symbol erhalten?

Es ist eine ebenso stehende Auffassung der Maler, daß statt dessen die beiden Schächer, die mit Jesus gleichzeitig auf Golgatha gekreuzigt hängen, ohne diese blutige Annagelung dargestellt werden. Man hat sie mit Seilen an Armen und Händen aufgebunden. Manchmal sieht man auch Holzpflöcke um die Hände eingeschlagen, um sie fester einzuklemmen. Neuere Meister, Max Klinger und Franz Stuck, haben auf Grund wissenschaftlicher Forschung auch die Sache so dargestellt, daß Jesus und die Schächer nicht hoch gehängt werden, sondern daß der Kreuzesstamm ganz kurz ist, so daß die Füße der Gekreuzigten fast zu ebener Erde sind.

Wieso ist zunächst der hohe Kreuzesstamm aufgekommen? Man behauptet ja, daß jene niedrige Kreuzigung der wahren Sitte entspreche. Nun, sie ist jedenfalls auf das Wort zurückzuführen: „Der Menschensohn muß erhöht werden!" welches die Evangelienschreiber auf den Umstand ausdeuten, daß Jesus — wie die Schlange durch Moses als Wahrzeichen in der Wüste hochaufgestellt wurde — in gleicher Weise als Wahrzeichen gekreuzigt werden sollte. Das mußte also in „erhöhter" Weise geschehen, und so kamen die Maler sehr bald dazu sich diesen langen Kreuzesstamm vorzustellen, auf dem man das Opfer möglichst hoch befestigte.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, welches sprachliche Mißverständniß die Evangelienschreiber zu einer Auffassung geführt hat, die eigentlich ganz der altjüdischen Sitte widerspricht.

Dagegen muß uns sehr auffallen, daß nicht ein einziger von den Evangelisten in Wirklichkeit etwas berichtet von einer Annagelung des Jesus ans Kreuz mit eisernen Nägeln. In den verschiedenen Berichten der Evangelien sehen wir, indem wir den griechischen Text lesen, daß Jesus, gleich den beiden mitverurtheilten Mördern nur „gepfählt" wurde (griechisch: σταυροω). Dieser Pfahl hatte Kreuzesform und so wurde dieses Pfählen auch „Kreuzigen" genannt. Wir sehen, daß die Evangelienschreiber hierbei dieses Pfählen zugleich als ein Hängen bezeichnen. Die beiden Mörder sind auch zugleich „Gehenkte". Und in der That ein Hängetod war es, der gerade aus dem Grunde geschah, weil die Juden, wie es in einem der Verhöre heißt, Niemand „tödten" durften. Sie hingen daher die Leute an den Schandpfahl, um sie von selbst sterben zu lassen. Vor Allem durfte aber dabei kein Blut vergossen werden. Im Johannes wird berichtet, daß man auch den Mördern, weil man sie nicht über den Sabbath hängen durfte, die Schenkel zerschmettert habe. Aber eigentlich getödtet wurde nicht. Die Leute starben dann von selbst. Es wird berichtet, daß man Jesus deshalb nicht die Schenkel zerschmettert habe, weil er schon todt war. Und der Evangelist findet darin die Erfüllung des Gebotes, welches Moses den Juden über das Passahlamm vorschreibt. Man solle diesem kein Gebein zerbrechen, sondern es im Ganzen zubereiten. Und Jesus sollte ja das Passahlamm sein.

Kein Wort deutet an, daß Jesus derart mit Nägeln angenagelt wurde. Auch er wurde nur gehangen, da er ja genau wie die Anderen behandelt werden sollte. Hätte man ihn mit Nägeln angeschlagen, so würde er — derart an Händen und Füßen durchlöchert — voraussichtlich an Verblutung gestorben sein. Aus Händen und Füßen wäre ein dicker Blutstrom am Kreuze herabgeflossen. Jesus aber hat längere Zeit noch am Kreuze gelebt, wie die Berichte ergeben. Eine mildere Art wird in Wirklichkeit seinen Tod herbeigeführt haben. Mit ausgebreiteten Armen, gleich den beiden Anderen aufgehängt, wird er zweifellos am Herzschlag verschieden sein, der nothwendig dabei eintreten mußte.

Die Vorstellung der blutigen Annagelung kann von Haus aus auch nicht etwa auf den Auferstehungsbericht des Johannes zurückgehen, wo Thomas an dem Auferstandenen, wie Luther übersetzt, die „Nägelmale" zu sehen verlangt. Das griechische Wort, welches hier steht, braucht nämlich keineswegs die so oft dargestellten Wundmale in den

*) Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus einem demnächst erscheinenden Werke „Was lehrte Jesus" von Wolfgang Kirchbach, welches eine vollständige Darstellung der Lehre des Jesus von Nazareth nach den griechischen Quellen enthält und zu wesentlich anderen Ergebnissen als die bisherige Bibelkritik gelangt. (Ferd. Dümmler's Verlag, Berlin.)

Händen zu bedeuten. Wären solche von Thomas, oder von dem Evangelisten gemeint, so würde jedenfalls etwas Anderes dastehen, als „Abdrücke der Holznägel", „Schrammen der Holzpflöcke" (τυποι των ἡλων). Das griechische Wort würde dann Stigma (στιγμα), oder Ule (οὐλη), oder sonst etwas sein; während das Wort, welches Thomas braucht, lediglich soviel wie Abformung, Abdruck, Eindruck, Schrammen bedeutet. Die Nägel aber können nach dem griechischen Worte einfach nur Holzpflöcke sein, welche man um die Hände zur Verklammerung und Festriegelung der Seile einschlagen mußte.

Auch hier ist von einer blutigen Festnagelung, von einer blutigen Durchbohrung und ihren „Malen" keine Rede nach dem Originale. Thomas will lediglich die Schrammen der Holznägel, der Klammern in den Händen Jesu sehn und seine Finger darauf legen, um sich zu überzeugen, daß der Auferstandene von Fleisch und Blut sei.

Ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, daß man Jesus durch Nagelverblutung sterben ließ, ist also auch hier keine Möglichkeit, die blutige Vorstellung aus der Schrift zu begründen.

Erst dann, wenn wir uns besinnen, daß man in späteren Zeiten glaubte, Jesus habe selbst vorausgesagt, man werde sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden, vermögen wir uns zu erklären, warum die kirchlichen Maler, welche sich natürlich auch bei römischen Geistlichen Rath holten, darauf verfallen mußten, eine blutige Darstellung zu geben und zu einer anatomisch und physiologisch an sich so bedenklichen Marter zu kommen. Man mußte und wollte etwas Blut sehen, trotzdem die Schrift Nichts davon berichtet, weil man glaubte, Jesus habe vorausgesagt, sein Opfertod werde ein blutiger sein.

Wir sind damit auf die Erzählung von der Einsetzung des Abendmahles verwiesen, wie sie uns vor Allem von Matthäus und Lukas berichtet wird.

Hier werden die Worte Jesu erzählt, daß er, nachdem er das Trinkgefäß mit Wein ergriffen, dieses den Schülern gereicht und gesagt habe: „Dies ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch zur Vergebung der Sünden vergossen wird."

Denn so übersetzt Luther und der Abendmahlsbrauch der Kirchen hat es auch bisher so aufgefaßt.

In Wirklichkeit steht aber in der griechischen Schrift etwas Anderes Richtig übersetzt steht Folgendes da: (Matth. 26; 26—29.)

„Da sie nun speisten, nahm Jesus Brot und nach einem Segenswort zerbrach er es, und gab den Schülern, indem er sagte: Nehmet, esset: Dieses ist mein Körper. Und den Becher ergriff und reichte er ihnen nach einem Dankwort, indem er sagte: Trinket Alle aus ihm, denn dieses ist das Blut meines Bundes,*) zur Entlassung von Sünden ausgegossen für Viele. Ich sage euch aber: Nicht mehr werde ich von jetzt ab trinken aus diesem Weinstocks-Gebräu bis einst, wo ich es neu mit euch (aber auch „durch euch") trinken werde in der Herrschaft meines Vaters."

Markus bringt nichts Besonderes hinzu. Wohl aber lautet der Bericht bei Lukas:

„Und den Becher ergriff er nach einem Dank und sprach: Nehmet diesen und theilet Euch untereinander hinein, denn ich sage euch, nicht mehr werde ich von jetzt ab von des Weinstocks Gebräu trinken bis dann, wenn die Herrschaft Gottes kommen mag." Und Brot nahm er, zerbrach es nach dem Dank und gab es ihnen mit den Worten: „Dieses ist mein Körper, für euch dargegeben; thuet dieses zu meiner Erinnerung." Und gleicher Weise den Becher nach dem Abendessen mit den Worten: Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blute, der für euch ausgegossen ist."

Dieses ist die allein richtige grammatische Uebersetzung. Der Leser sieht wohl sogleich, daß von einer Prophezeiung Jesu Blut werde vergossen werden gar keine Rede ist. Das Wort, das dasteht, heißt ausgießen und es steht in der Form des Partic. praesentis an allen Stellen. Das man ausgießt, den man soeben vor euch ausgießt, der ausgegossen wird. Nicht aber: „Der ausgegossen werden wird." (ἐκχυννομενον.)

Bei Lukas wird ganz ohne Weiteres vom Becher geredet, der ausgegossen wird. Vom Ausgießen des Blutes steht da gar Nichts, weil, aus einem rein grammatischen Grunde, der Nachsatz sich nur auf den Becher, nicht aber auf das Blut beziehen kann.

Der Vorgang ist also folgender: Wir sehen, daß Jesus den Becher mit Wein gefüllt hatte, denn in Juda war der Wein ein Lieblingsgetränk und ebenso beliebt wie in Rom und Griechenland. Jedermann kennt aus dem griechischen Leben die Weinspende, die Libation des Trunkes für die Götter. Man goß, ehe man trank, ein paar Tropfen aus zur Spende für die Götter. Und ähnliche Trankopfer kannten auch die Juden beim Fest der ungesäuerten Brode, Passah u. A. So wird im 2. Buch des Moses (29, 40) die Einsetzung solcher Trankopfer geschildert, wonach der vierte Theil eines Hins vom Wein zum Trankopfer ausgeschüttet werden soll: also etwa ein halber Liter. (Vergl. III. Mos. Kap. 23, 13, 18, 37 ꝛc., ferner II. Mos. 25, 29.)

Im ersten Buch Mose aber bereits (Kap. 49, 11) finden wir den Wein auch dichterischer Weise als „Weinbeer-Blut", als „Traubenblut" bezeichnet, ganz wie wir es heut zu Tage noch thun, wenn wir vom Blut der Reben, vom Blut des Weinstocks, vom Traubenblut reden, um so mehr, als die rothen und schwarzen Trauben den Rothwein ergeben, der so ganz wie Blut aussieht. Und sicher hatte Jesus einen guten Trunk Rothwein in seinem Becher.

Er dankte nun und während er es that, goß er ein leichtes Trankopfer aus und sagte: Das ist das Traubenblut, das Blut meines Bundes, ausgegossen für Viele. Denn Wein hatte er im Becher und da er Moses auch sonst fortwährend citirt, wurde ihm, wie diesem der Wein das „Weinbeerblut" ist, auch sein Trank zum Weinblut, zum Blute nicht in seiner grausamen, schrecklichen Eigenschaft, sondern als der belebende, köstliche Saft, der uns auch zum Vergleiche „Weinbeerblut" noch heute führt, wie einst den Moses. Jesus betonte: das Blut meines Bundes zum Unterschied vom wirklichen Blute der alten Turteltaubenopfer. Ihm genügte Wein, wo Andere Blut brauchten.

Vielleicht hat Jesus auch Nichts selbst ausgegossen, sondern nur angespielt mit Worten auf dieses jüdische Trankopfer, welches ein Weinopfer war und eben im Ausgießen bestand. Dann ist zu übersetzen: „Dieses ist der Becher, den man auszugießen pflegt."

Auf keinen Fall aber hat er irgend eine Anspielung auf einen etwaigen blutigen Tod gemacht. Es ist grammatisch unmöglich, und thatsächlich ist denn Jesus auch keineswegs eines blutigen Todes gestorben.

Wir möchten Künstlern rathen, bei der Darstellung des Abendmahles auch einmal zu versuchen, wie sich der Wortlaut des griechischen Originals, malerisch dargestellt, ausnimmt. Das Ausgießen einiger Tropfen ist eine schöne, plastische Handlung.

Und wir werden erst jetzt richtig verstehen, was Jesus überhaupt mit diesen seinen Reden bei Gelegenheit des altjüdischen Ostermahles beabsichtigt hat. Es steht in den Evangelien so schön und rein da, es ist nur durch das Mißverständniß eines späten Religionsbriefes, den man dem Paulus zuschreibt, zum Theil verwischt worden, indem man nur leicht über die Evangelienberichte hinweg las! Aber das Folgende ist nun die aus richtiger Uebersetzung sich ergebende Lehre vom Abendmahl.

Jesus wollte nicht sagen und sagt nicht, sein Blut werde in Zukunft vergossen werden. Sondern er spricht von einer Sitte und einer Gegenwärtigkeit, er spricht von einem Becher, dessen Traubenblut man ausschüttet als ein Trankopfer im Sinne des Wunsches der Vergebung der Sünden.

*) αἱμα μου της διαθηκης wie μου της φωνης (Joh. 18, 37) und ὑμων ἡ καρδια (Joh 14, 1). Auch sonst ist es gebräuchlich, das Possessivum „μου" in dieser Weise voranzustellen.

Er sagt nicht, das ist mein Blut, was da im Becher ist, sondern es ist das Blut **meines Bundes**. Der Bund also ist im Blute versinnlicht, nicht etwa Jesus oder gar das Blut seines Leides.

Es heißt aber auch nicht „das ist das Blut meines Bundes", sondern „Dieses (τοῦτο) ist das Blut meines Bundes", womit nicht der im Becher befindliche Saft oder das Brot als solches bezeichnet ist, sondern die damit vorgenommene Handlung.*) Denn das Brot wird vertheilt und Jeder ißt ein Stück und das versinnlicht die Einheit des Bundes, den Körper, die Korporation. Wie das Brot ein Ganzes war, das nun zertheilt ist, so sollen die Essenden auch ein Ganzes sein. Dieses Ganze nennt Jesus seinen „Körper". Von dem Traubenblute aber trinkt Einer nach dem Andern, sie sollen Alle aus dem **einen** Becher trinken und dadurch wird der Trunk ein Bundestrunk, ein Brudertrunk, ein Umtrunk. Darum heißt es: „Dieses ist das Blut meines Bundes". Es ist nicht einmal ein eigentlicher Blutbund, denn das liegt nicht in den angewendeten Bildern, da würde man sich wohl gegenseitig geimpft oder sonst einen ähnlichen Brauch gethan haben, wie er noch heute unter Freunden in England, unter Matrosen und sonst vorkommt. Sondern es ist ein Tafelbund, bei welchem das Bundesblut, das man gemeinsam trinkt, nichts anderes als das edle Traubenblut des Moses ist. Die Bundesgemeinsamkeit versinnlicht sich darin, daß alle vom selben Tranke trinken, wie sie vom selben Brote essen.

Ein Theil dieses Trunkes aber wird ausgegossen oder als ausgegossen gedacht nach dem Bilde des alten jüdischen Weintrankopfers. „Zur Entlassung von Sünden" wird diese Ausgießung gedacht, wie der ganze Bund selbst zu diesem Zwecke, neben anderen Zwecken geschlossen ward.

Der Streit zwischen Luther und Zwingli über „das ist mein Blut" und das „bedeutet" mein Blut oder meinen Körper wäre nicht möglich gewesen, hätten diese Männer diejenige ausgebreitetere Kenntniß der griechischen Sprache gehabt, welche uns indessen die Erforschung des Alterthums gebracht hat.

So heißt das Wort, welches Luther althomerisch mit „Leib" übersetzt, in Wirklichkeit schon bei Plato so viel wie „Gesammtheit", (Soma, σῶμα) und ist so weiter von alexandrinischen Schriftstellern und Uebersetzern gebraucht worden. Wir müssen es daher mit Körper im Sinne von Korporation übersetzen, denn ein Soma ist eine Gesammtheit aus einzelnen Theilen. Jesus muß ein aramäisches Wort gebraucht haben, für welches der alexandrinische Uebersetzer dann sein Wort: „das ist mein Körper", „das ist mein Ganzes" einsetzte, meine „Einheit".

Und eben aus dieser Bedeutung des Wortes wird uns ja der ganze Vorgang der Brotvertheilung klar, wie ihn die Evangelien schildern. Das Wort, welches Luther mit „ist", Zwingli mit „bedeutet" übersetzt, kann sowohl das eine wie das andere heißen. Nach gutem Sprachgebrauch aber würde Zwingli Recht haben unserem heutigen Sprachwissen gegenüber, wenn beide nicht die Hauptbegriffe selbst, um die sich dieses „ist" und „bedeutet" bewegen, vollständig mißverstanden hätten.

Wir sehen also schon hieraus, daß Jesus durchaus keinen blutigen Opfertod im Sinne hatte, als er seine beiden Bundessprüche vom Weine und Brote that, bei der sinnvollen und so schönen Handlung, die wir aus einer richtigen Uebersetzung erkennen.

Diese sinnvolle Handlung war ja schon weit weniger zu ahnen aus den mißverständlichen lateinischen Uebersetzungen, auf die sich die ältere Kirche stützen mußte. Das Verwandlungsgeheimniß wäre nicht gelehrt worden, hätte man den griechischen Text richtig lesen können. Jesus sagt bei Lukas: „zu meiner Erinnerung" sollte man diesen Bundestrunk thun und das Bundesbrot zur Gestaltung der Einheit, der Korporation essen. Die griechische Wendung weist hier darauf hin, (εἰς την ἐμην ἀναμνησιν) (statt μου την ἀναμνησιν), daß diese Erinnerung sich nicht etwa auf die Person des Lehrers allein, sondern so zu sagen auf alles, was er war, also auf seine Lehren, seine Worte, seine tiefe Weltanschauung erstrecken soll. Es blickt hier aus der Lukasfassung das mit hervor, was Matthäus durch den Satz: „zur Entlassung von Sünden" als Zweck des Bundes und seiner sinnbildlichen Bräuche ausdrückt. Und wenn bei Lukas der „Körper" „gegeben" wird, so bezieht sich das auch nicht etwa auf ein zukünftiges Hingeben des Leibes Jesu, sondern (διδομενον), auf das im gegenwärtigen Augenblicke hingegebene Brot, welches die Einheit (das Soma) versinnlicht.

Somit ist auch der kleinste grammatische Umstand erklärt in den Abendmahlsworten des Jesus. Der wehmüthige Gedanke, er werde nun nie mehr von diesem Weinstockserzeugniß trinken, schließt aber vollends jeden Gedanken aus, daß Jesus mit Blut sein leibliches Blut gemeint hätte. Denn dann hätte er ja sein **eigenes** Blut trinken müssen. Er trank ja selbst mit und war traurig zum letzten Male von dem Bundesweine zu trinken. Nicht eher meinte er, werde er ihn wieder trinken, als bis Gottes Herrschaft gekommen und verwirklicht sei. Ein schönes Bild für die Verwirklichung, die Hoffnung der Verwirklichung des Gottbewußtseins und des Guten im Menschen.

Bekanntlich erzählt das Johannäische Evangelium nichts von diesem Abendmahle des Jesus mit seinen Reden. Wohl aber enthält es statt dessen eine lange Auseinandersetzung, die nach aramäischen Urworten des Jesus zweifellos ins Griechische sehr gut übersetzt worden ist, worin wir sehen, wie Jesus auch sonst mit den Worten „Brot", „Blut" und Fleisch, d. h. Materie ganz bestimmte geistige und sittliche Bilder verknüpfte.

Diese Auseinandersetzung erschließt uns erst das volle Verständniß der Abendmahlsworte und der Abendmahlshandlung. Sie findet sich im Kapitel 6, 31—64.

Jesus knüpft hier an die alte Mannalehre an, nach welcher schon der Verfasser des fünften Buchs Mose das Mannawunder aus dem zweiten Buche als das Herniederkommen des „Wortes Gottes" erklärt hatte. Manna ist schon für diejenigen, die Jesus fragen, das Bild für das Wort Gottes, für die höchste Sitten- und Lebenslehre. Im Gegensatz dazu erklärt Jesus „Ich bin das Brot des Lebens". Diese Bildrede erklärt er selbst (in Vers 63) dahin, daß die „Lehren, die ich euch verkündigt habe", dieses „Leben", dieser „Geist", seien, von dem er auch sonst spricht.

Damit ist die Redeform, welche abkürzend sagt: „Ich bin das Brot des Lebens" an sich erklärt. Jesus meint nicht etwa seine körperliche Person mit diesem Ich, sondern die Rhemata, die Worte, die Lehren. Und diese seine Lebensanschauung also nennt er bildlich sein Brot. Und wiederum sagt er diese seine Lehre sei das vom Himmel gefallene Brot, das neue Manna, welches er dem alten Manna entgegenstellt.

Im Zusammenhange damit braucht er auch das Wort „Fleisch", welches aber auch „Körper" heißt (Sarx) als Bild für eine weitere Betonung der Energie, mit welcher diese Lehre sich darstellt. Sie soll Fleisch und Blut in uns werden, soll uns in Fleisch und Blut übergehen. Jesus drückt es mit den Worten aus: Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben. Die sprachliche Kunstform drückt hier aus: Wer meine Lehre, das Fleisch und Blut meiner Lehre, dieses „Brot" des Lebens, dieses Brot der Lehre (Rhemata) genießt, d. h. wer sie ganz in sich aufnimmt und verwirklicht mit aller Energie, der besitzt in dieser Energie auch ewiges Leben. An dieser Stelle interessirt uns hierbei nur der Gebrauch der Bilder vom Brote, das gleich dem Manna, ein Wort für das „Wort Gottes" oder auch das Wort Jesu ist. Und dieses Brot wird auch als Körper, als Fleisch bezeichnet, während das Blut in diesem Zusammenhange, da von Wein überhaupt nicht gesprochen wird ebensowenig wie von einem etwaigen Ausgießen oder Vergießen, lediglich der Lebenssaft, die

*) Wäre das „Brot" gemeint, so müßte es heißen „Οὗτος ἐστιν τὸ σῶμα κ.", da „Brot" im Griechischen männlichen Geschlechts ist.

Kraft, die sich mittheilende, umfließende Kraft der Lehre ist, die man trinkt.

Man sieht, daß hier diese Bilder bereits in einem so zu sagen feststehenden Wortsinne gebraucht sind als Energiebilder für die Verwirklichung der Lebensanschauung des Meisters.

Und insofern wir in diesen Bildern eben die Lehre, das gereinigte Gotteswort — wie Manna das alte Gotteswort ist — verkörpert sehen, wird uns auch in der Abendmahlsscene der Gebrauch der Sinnbilder vom Brot und vom ausgegossenen Weinblut in einem tieferen Sinne verständlich. Der Bund „im Blute", das „Blut des neuen Bundes" nach einer Lesart, ist gleich dem Brotbunde, der zur Korporation wird, ein Bund zur Verwirklichung der Lebensanschauung, der tiefen Lebenslehre Jesu.

Gewiß hat Jesus sich öfter solcher Bilder bedient. Da er nicht nur einmal in seinem Leben das Osterlamm aß, wozu man Brot und Wein genoß, so wird er öfters diese Bildreden gethan haben. Das Osterlamm machte er dabei wohl oft im wörtlichen Sinne das Fleisch seiner Lehre nennen, das man gemeinsam aß. Und das Brot ward ihm zum Sinnbilde der Bundesgemeinsamkeit, indem es vertheilt wurde, wie der Wein gemeinsam getrunken und ein Trankopfer im Sinne des Bundeszweckes ausgegossen wurde oder wenigstens darauf angespielt ward, daß der Priester auch sonst Weinopfer ausgoß.

Man sieht, wie sich alles aus den Nachrichten selbst erklärt, die uns die alten jüdischen Schriften geben. Diese Erklärung, die rein grammatisch nothwendig ist, entspricht vielleicht nicht denjenigen Erklärungen, die bisher üblich waren. Aber man wird zugeben, daß sie etwas weit Schöneres an die alte Stelle setzt. Im letzten Grunde sind viele tiefer angelegte neuere Theologen ja auf einem Umwege zu etwas Aehnlichem gekommen und sie und Andere werden bei nochmaliger genauer Betrachtung des griechischen Textes gewiß mit einiger Ueberraschung inne werden, daß es dieses großen Gedankenumweges eigentlich gar nicht bedurft hätte.

Unsere Kunst und unsere Phantasie aber befreit die Thatsache dieses griechischen Textes von einer schrecklichen, mittelalterlich barbarischen Vorstellung. So schmerzvoll der Duldertod des Gekreuzigten auch an sich schon war, so haben wir uns doch nicht mehr das Wundenblut eines grausam Gemarterten vorzustellen, sondern das edle Blut der Rede, das alte Traubenblut des Moses erfüllt statt dessen unsere gereinigte Einbildungskraft. „Mein Blut ist der wahre Trank, der Wahrheitstrank", sagt Jesus einmal in dem oben geschilderten Zusammenhange. In einem höheren Sinne gilt hier noch einmal das alte „in vino veritas", im „Wein ist Wahrheit". Und wenn uns die Künstler erst dieses schöne Weinblut im Becher zeigen, dann werden sie auch Jesus, statt des Brotes einmal das Osterlamm zertheilen lassen können, denn vielleicht brauchte Jesus dasjenige Wort seiner Muttersprache, welches nicht nur Brot, sondern auch Speise überhaupt bedeuten kann: Lähäm, das man im Griechischen nur mit Brot übersetzte. Dann ist auch Fleisch solcherlei Speise, solche Wahrheitsspeise.

Wolfgang Kirchbach.

Johannes Brahms.

Die deutsche Tonkunst hat einen großen Verlust erlitten. In Wien ist am 3. April Johannes Brahms schwerem Siechthum erlegen, und wo in deutschen Landen die Musik noch ihre rechtgläubigen Gemeinden hat, tönt heute die Klage um den „letzten Klassiker".

Schwierig, sehr schwierig ist es, eine Charakteristik dieses heimgegangenen Tonmeisters zu entwerfen, zunächst weil es nicht leicht glücken wird, aus der großen Zahl seiner sehr verschiedenartigen und auch sehr verschiedenwerthigen Kompositionen die typischen Stücke herauszufinden und zu einheitlicher Bildwirkung zusammen zu stellen. Man erwäge: der großen Menge gilt Brahms als eine Berühmtheit der „Ungarischen Tänze" wegen, die durch seine Satzkunst aus dem Melodieenschatz der Zigeuner in den Besitz der höheren Musikwelt übergingen, am eindringlichsten aber hat er mit seiner eigenen Art durch ernste, religiöse Chorwerke auf weitere Kreise gewirkt. Den feinsten Künstlerruhm erwarb Brahms bei den Kennern als Kammermusikkomponist, als allgemeines Besitzthum aber hat sich aus seinen Werken das Volk nur einige schöne Lieder von eigenthümlich wehmüthiger und doch männlich gefaßter Art angeeignet. Ebenso mannigfaltig und widerspruchsvoll wie diese Spiegelungen seines Schaffens im allgemeinen zeitgenössischen Musikleben war auch das Urtheil der Berufenen, der großen Tondichter der Zeit über Brahms. Hatte Robert Schumann in ihm einst den Mozart des 19. Jahrhunderts zu wittern vermeint, so galt er dem alternden Bülow als der rechtmäßige Erbe Beethovens, während Wagner, dem die leichte Wandlungsfähigkeit der Brahmsischen Schreibweise verdächtig war, gestand, sich von dessen Schöpfungen für unsere Instrumentalmusik eine gedeihliche Zukunft nicht versprechen zu können. Wer gewohnt ist, auf die Worte eines Meisters zu schwören, hat im Wirrsal solcher widerstrebender Meinungen und Anschauungen also die Wahl aber auch die Qual, die Freien und Eigenen aber werden sich noch viel zu bemühen haben, um über die merkwürdige, vieldeutige Künstlererscheinung ins Klare zu kommen.

Brahmsens Schaffen und Wirken umfaßt gerade die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1853 erschien sein erstes Werk, eine Klaviersonate, im Herbste 1896 als opus 121 sein Schwanengesang, die vier ernsten Gesänge über Worte der Schrift. Eine reiche Ernte haben seine Begabung und sein Fleiß während dieser vier Jahrzehnte gehalten. Ueber ein halbes Hundert Instrumentalwerke für die Kammer oder das Konzert und ungefähr ebensoviel Hefte Vokalmusik, darunter beinahe zweihundert Lieder und Gesänge für eine Singstimme, bilden das Vermächtniß des rastlos arbeitenden Mannes an seine Kunst und manches schöne Stück ist dabei, das als ein Vermächtniß an das Leben höhere Geltung hat. Trotzdem hat Brahms die Theilnahme weiterer Kreise nur langsam gewonnen und ist selbst auf der Höhe seines künstlerischen Daseins häufiger der kühlen Achtung als der Begeisterung und Liebe begegnet. Als im Herbst 1853 Robert Schumann sich zum Herold des Brahmsischen Ruhmes machte und in einem überschwänglichen Aufsatz den Zwanzigjährigen als den „kommenden Mann" oder gar, wie man behauptete, als den verheißenen Messias der Musik ankündigte, fand sich für die Verheißung nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen. Rechts und links, in Weimar wie in Leipzig war man mißtrauisch gegen Schumann'sche Prophezeiungen und weder bei den Neudeutschen noch bei den Mendelssohnianern durfte die charakteristische aber doch schulmäßig gebundene Kunst des jungen Komponisten auf besonderen Anklang hoffen. Erst der Erfolg des deutschen Requiems, das in seiner eigenartigen Verbindung alter kirchlicher Kunstweise mit dem stimmungsvollen Ausdruck individueller religiöser Empfindung als ein Neues erschien, vergrößerte Ende der sechziger Jahre die Brahmsgemeinde zu einer Partei. Zum größten Ansehen gelangte Brahms, dessen Name ums Jahr 1873 dann namentlich durch die von ihm herausgegebenen „Ungarischen Tänze" weltbekannt wurde, als ihn Anfang der achtziger Jahre urplötzlich Hans von Bülow auf den Schild hob und zunächst mit der Meininger Hofkapelle, später mit dem Berliner philharmonischen Orchester für seine zwischen 1876 und 1885 entstandenen symphonischen Werke ebenso hartnäckig als begeistert Propaganda zu machen begann.

Zwei dieser äußeren Ereignisse waren von folgenschwerem Einfluß auf die Bedeutung und Stellung, die man allgemein Brahms im zeitgenössischen Musikwesen zugestand oder bestritt: Schumann's Verheißung, die in Brahms

einen „Außerordentlichen“, einen Pfadfinder und Bahnbrecher neuer Kunst ankündigte und das Feldgeschrei seiner späteren Anhänger, das mit dem wahnwitzigen „Hie Wagner, hie Brahms“ ihn mit dem Manne, der als die lebendigste Verkörperung des künstlerischen Geistes der Zeit gelten muß, in Vergleich und Wettstreit brachte. Gefährliche, so verhängnißvolle ideale Maßstäbe waren damit für Brahmsens Schaffen gegeben. Das Uebermaß der Schumann'schen Verkündigung, die in Brahms den Künstler erblickte, „der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen“ sei und der Tonkunst „neue Bahnen“ eröffnen werde, mußte Erwartungen wecken, die nur eine Begabung von völligster Ursprünglichkeit und elementarer Schaffenskraft, ein Genie erfüllen konnte. Johannes Brahms war das nicht. Seine merkwürdige Doppelnatur barg die Fähigkeiten des eigenfarbigen musikalischen Lyrikers und des typischen Tondenkers in sich, aber beide nicht in jener Fülle und Stärke, die allein eine siegreiche Behauptung der künstlerischen Individualität und damit die Entstehung einer neuen, ursprünglichen Kunst sichern. Im heißen Ringen mit den mannigfaltigsten und besten Bildungselementen, mit Bach und Beethoven, Schumann und Schubert, mit dem deutschen Volkslied und der ungarischen Zigeunermusik, gelang es Brahms nur in den besten Stunden seine Künstlerpersönlichkeit rein und ganz zu bewahren und völlig Eigenes zu schaffen, sehr oft aber arbeitet seine Kunst lediglich mit dem aus der vielhundertjährigen Entwicklung deutscher Musik überlieferten Besitz. Dies trifft namentlich auf die Instrumentalkompositionen des in der Musiklitteratur außerordentlich belesenen und formgewandten Tonmeisters zu und deshalb muß man es für Brahms beklagen, daß durch die kindliche und künstliche Gegenüberstellung seiner sogenannten „absoluten“ Musik und der Wort- und Tondichtung Richard Wagner's in den letzten Jahren seine Orchesterwerke ungebührlich in den Vordergrund geschoben und zum Maßstab seiner künstlerischen Bedeutung gemacht wurden. Ich glaube, die Lieder und Gesänge sowie einzelne seiner Chorwerke werden die Symphonien um ein Beträchtliches überdauern. Bekunden diese auch durchweg ein meisterliches Können, so spricht aus jenen stärker das schöpferische Vermögen, vernehmlicher die Persönlichkeit des Tonkünstlers zum Hörer.

Brahms war eine ausgeprägte Persönlichkeit, mochte auch seine Eigenart in seinen Werken nicht überall und nicht immer unverwandelt zum Ausdruck kommen, aber seine Individualität muthete manchen fremd und unfreundlich an und trug neben den kunsttechnischen Schwierigkeiten seiner Schreibweise wesentlich dazu bei, seine Werke in den Ruf der Unzugänglichkeit zu bringen. Der „brütende Brahms“ und der „große Grübler“ waren Schlagworte, die den Künstler auf seiner ganzen Laufbahn begleiteten und ihm selbst im Alter nicht erspart blieben, als seine Schaffensweise oft eine bürgerlich gemüthliche Wendung zum herkömmlichen, typischen Ausdruck nahm. Das lag an seiner Tonsprache, die mehr verschwiegene als offenbare Reize hat, wie die Landschaft seiner norddeutschen Heimath. Schwermüthige oder stille Haidestimmung liegt über dem Tiefsten und Innerlichsten, was Brahms geschaffen und seine eigensten Weisen umspielt jenes zwischen Dur und Moll schwankende Helldunkel, das die großen, stark wirkenden Gegensätze versöhnt oder wenigstens nicht zum schlagenden Ausdruck gelangen läßt. Eine herbe, lebensreife Männlichkeit von ernster Grundart charakterisirt im Besten die Brahmsische Musik und der Eindruck dieses Charakterwesens wird noch verstärkt durch die auffällige Vernachlässigung des Wohllauts und der schönen Form. Von den guten Geistern, die Schumann an des jungen Brahms Wiege Wache halten läßt, sind ihm die Grazien bald untreu geworden, während der Geist des Heldenthums seine Kämpfernatur ersichtlich durchs ganze Leben begleitete.

Als das Gegenspiel der ernsten lyrischen Grundart erscheint bei Brahms die kräftige Begabung zu verstandesmäßiger Bewältigung des Kunststoffes, der spielerische Trieb zu geistreicher Verwandlung der Tongedanken. Wie für Mendelssohn das Lied ohne Worte, für Schumann das Charakterstück, so ist für Brahms daher die Variation das Wahrzeichen geworden. In der kunstvollen Durchbildung dieser Form bewährte sich seine Meisterschaft am liebsten und am höchsten. Hier feierten seine harmonischen und kontrapunktischen Fertigkeiten und seine Gestaltungskraft die stolzesten Siege; seine besten Instrumentalkompositionen sind Variationswerke. Leider machen aber, zumal in größeren Arbeiten, diese vornehmlich tonsetzerischen Fähigkeiten sich auf Kosten der stetigen und naturgemäßen Entwicklung des tondichterischen Planes und Gehaltes öfters allzu breit und verursachen dadurch jene äußerliche und innerliche Zwiespältigkeit der Tonwerke, die Zweifel an der Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit des Ganzen wachrufen und den Genuß der künstlerischen Gesammterscheinung erschweren.

Hier, in der unorganischen Verbindung verschiedenartiger Grundelemente liegen die Todeskeime der Brahmsischen Kunst. Wie lange diese trotzdem ihren Schöpfer überleben wird, kann nur die Geschichte lehren, in deren Büchern der Name Johannes Brahms als der eines großen Künstlers fortleben wird.

Heinrich Welti

Persönliches über Brahms.

Einen Mann wie Johannes Brahms darf kein Einzelner, der ihm nahe stand, für sich in Anspruch nehmen, er gehört der Welt. Und wer der Freundschaft eines solchen Großen gewürdigt wurde, muß darauf gefaßt sein, selbst in den schweren Augenblicken des frischen Verlustes den Fragen der Zeitgenossen Rede zu stehen. So halte ich es für eine unabweisbare Pflicht, der Aufforderung der Redaktion der „Nation“ nachzukommen und aus meinem persönlichen Erinnern einen bescheidenen Beitrag zur Charakteristik des edlen Meisters zu liefern, obschon ich, offen gestanden, vorziehen würde, einstweilen nur in meinen stillen Gedanken dem entschwundenen Glück nachzusinnen, das mir die langjährige treue Freundschaft des außerordentlichen Mannes gewährte. Doch liegt schließlich in solcher nekrologischer Thätigkeit auch eine dem Herzen wohlthuende Verneinung des Todes, indem man das Bild des Lebendigen vor Tausenden heraufbeschwört.

Brahms sah ich zuerst, als er, damals ein bartloser Jüngling, vor zweiunddreißig Jahren in Winterthur, — wo Theodor Kirchner das musikalische Leben zu mächtigem Pulsschlag geweckt hatte, — ein Konzert gab. Wie gefiel mir schon damals nicht bloß sein Spiel, sondern die ganze Persönlichkeit, die mit genialischem Fluidum geladen schien! Jede Bewegung war verhaltene Kraft, löwenhaft: das Zurückwerfen des mächtigen Hauptes, und zwischen den blonden Wimpern sprühten die blauen Augen ein wunderbares Feuer; sie haben es bis in die letzten Wochen vor dem Tode behalten. Am 17. Februar freilich schrieb mir Max Kalbeck aus Wien: „Die lieben wunderbaren Augen, in die wir hineinschauten wie in einen Brunnen des Himmels . . . Sie würden sie kaum mehr erkennen, so verfärbt sind sie, so trüb ihr Blick.“ Das Feuer dieser Augen scheint um so merkwürdiger, wenn man weiß, daß Brahms in hohem Grade kurzsichtig war. Freilich trug er keine Brille und bediente sich auch des Kneifers mit Maß. Als ihn — Anfangs der siebziger Jahre in Zürich — bei einer von ihm geleiteten Aufführung der Schumann'schen Faustmusik ein lästiger Schwätzer fragte, ob er denn ohne die Gläser dirigiren könne, antwortete er in seiner um Spaß und Spott nie verlegenen Art: „Ach! die setz' ich nur auf, wenn in der Partitur steht: Hier ziehen Frau'n vorbei‘, dann aber schnell.“

Während jenes Züricher Musikfestes — Brahms wohnte den ganzen Sommer hindurch im Nidelbad am Züricher See — vermittelte Hermann Götz, der Komponist

der damals noch nicht vollendeten Oper: „Der Widerspenstigen Zähmung" die erste Bekanntschaft zwischen Brahms und mir, indem er uns Beide und Musikdirektor Hegar zu sich zu Tisch lud. Es ward ein trauriger und denkwürdiger Mittag, da Götz eine Stunde vor Eintreffen seiner Gäste einen Lungenblutsturz erlitten hatte und sich nicht mit uns zu Tisch setzen konnte, jedoch auch nicht zugab, daß wir uns entfernten, sondern, im verdunkelten Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, zu Bette liegend, unsere Unterhaltung bei Tisch zu hören verlangte. Sie drehte sich um die freisinnige oder sogenannte Reformtheologie, welche Brahms schon damals, bevor nach Gottfried Keller gegen sie seine Novelle vom verlorenen Lachen geschrieben hatte, als eine schwächliche Halbheit verwarf, während ich sie mit Gründen zu vertheidigen suchte, die mir heute nicht mehr stichhaltig vorkommen würden.

Im Spätsommer desselben Jahres besuchte mich Brahms mit Hegar in Bern und besah sich den Bethovenflügel, den ich als ein Erbstück meines elterlichen Hauses noch besaß; er steht jetzt im Beethoven-Museum in Bonn. Dies war der Anfang einer mit den Jahren immer herzlicher sich gestaltenden Freundschaft, die nicht nur zu einem mitunter sehr lebhaften Briefwechsel, sondern auch dazu führte, daß Brahms in den achtziger Jahren drei Sommer in der Nähe von Bern — in Thun — zubrachte und regelmäßig vom Sonnabend auf den Montag der Gast meines Hauses war. Und wenn er später als Sommeraufenthaltsort Ischl bevorzugte, so reisten wir dafür im Frühling zusammen nach Italien, — die letzte der drei Reisen ging nach Sicilien; auch war ich zweimal mit ihm in Meiningen und einmal im Herbst bei Frau Schumann in Baden-Baden. Wer nun weiß, wie sehr Brahms es als Bedürfniß empfand, sich zwanglos ganz so zu geben, wie er fühlte, wird nicht zweifeln, daß es mir bei so lange fortgesetztem, vertraulichem Verkehr vergönnt war, tiefe Blicke in die Natur des außerordentlichen Mannes zu thun.

Der elementare Stoff, aus dem sie geprägt war, schien mir ein rauher. Brahms, der sich zu Völkern von feinen, weichen Kulturformen hingezogen fühlte, daher so gern in Italien weilte und Wien seit 1862 zur bleibenden Wohnstätte erkor, wetterte oft wider die knarrigen und schroffen Formen der Norddeutschen, deren Art „ungefähr ebenso unverbindlich und unliebenswürdig sei, wie im Durchschnitt die der Schweizer". Aber er selbst konnte, weder im Kernhaften noch in der Schroffheit den Norddeutschen verleugnen, und der gedrungene stämmige Bau seines, wie es schien, eisernen Körpers ließ eher auf einen wetterfesten Hamburger Steuermann als auf den Komponisten der zartesten, himmlischsten Lieder schließen. Auch ist er thatsächlich nie krank gewesen, bis im vorigen Sommer jenes tückische Leiden ihn ergriff, dem er erliegen sollte. Was man so gemeinhin „Nerven" nennt, kannte er nicht. Der Schlaf stand ihm in jeder Situation zu Gebot. Uebrigens war er ein Frühaufsteher, der nicht nur im späteren Alter, wo langer Schlaf nicht mehr Bedürfniß ist, zur Sommerszeit schon um vier Uhr sich erhob, sondern es damit auch in jungen Jahren so hielt. „Die schönsten Gedanken fielen mir ein", sagte er mir einmal, „wenn ich mir früh vor Tag die Stiefel wichste." Was nämlich die ärmlichen Verhältnisse seiner Jugend- und Studienzeit betrifft, so machte er aus ihnen niemals ein Hehl. Als ich mich einst wunderte, wie er in einem Tingeltangellokal, in dem wir ein Glas Bier tranken, dem am Klavier sitzenden, recht mittelmäßig spielenden Menschen so aufmerksam zuhören konnte, beantwortete er meine Bemerkung mit dem Hinweise, so wie dieser blaffe Mensch habe er in seiner Jugend oft in noch schlimmeren Kneipen zum Tanze aufgespielt. „Damals komponirte ich schon, aber nur in aller Heimlichkeit und in den frühesten Morgenstunden den Tag über arrangirte ich Märsche für Blechmusiken und dergl., Nachts saß ich in Schänken am Klavier." Wahrhaftig, das Schicksal scheint gewußt zu haben, warum es diesem Manne mit einer fast bärenhaft starken physischen Konstitution ausstattete. Und er selbst freute sich ihrer. Es war ihm eine stolze Genugthuung, in einem Zeitalter der Nervenüberreizung und Neurasthenie eine Körperlichkeit zu besitzen, die ihm ein niemals versagendes, immer dienstwilliges Werkzeug des Geistes zur Verfügung stellte. Daher stählte er das ererbt Kraftvolle seines Naturells noch durch Abhärtung; alle Weichlichkeit war ihm zuwider. Indem er nun seine rauhe Männlichkeit gern hervorkehrte und bei seinem energischen Wollen in Rede und Geberde manchmal etwas Resolutes, ja Heftiges hatte, schien er oft unverbindlich, schroff und verletzend, und war es auch wirklich zuweilen, wo er entweder mit Personen zu thun hatte, deren Wesen ihm durch Charakterfehler antipathisch war, oder wo er, selbst Freunden gegenüber, in hartnäckiger Betonung seiner Ansichten und Ueberzeugungen Farbe bekennen zu müssen glaubte. Aber wie schon die Alten einst Sokrates mit jenen feinen Statuen verglichen haben, die in einer rauheren plastischen Form stecken, so war auch bei Brahms die innerste Seele von einer Zartheit und Feinfühligkeit ohne Gleichen. Man darf, um dies zu begreifen, namentlich nicht vergessen, wie der Sohn des schlichten Hamburger Theaterkontrabassisten, sobald er nur einigermaßen hierzu Muße fand, alle möglichen Schätze edelsten Wissens und der schönen Künste mit ernstestem Bemühen sich anzueignen bestrebt war. Mit unsagbarer Pietät und zugleich mit brünstigem Verlangen, in alle Tiefen einzudringen, ging er hierbei zu Werke. Mit welcher Andacht las er die deutschen Klassiker! Welch ein heiliger Schatz war ihm die deutsche Sprache! Hefte des Grimm'schen Wörterbuchs und ähnliche Litteraturwerke führte er auf Reisen gern mit sich und ohne daß er mit seinen gründlichen Kenntnissen prunken wollte, zeigte er sich doch über sprachwissenschaftliche Dinge, selbst über mittelhochdeutsche Dichtungen und speziell auf dem Gebiet des alten Volksliedes so zu Hause, daß er mit seinen Fragen und Bemerkungen zuweilen selbst Fachautoritäten überraschte und in die Enge trieb. Von neueren Dichtungen waren ihm die Werke Gottfried Keller's eine Quelle unerschöpflichen Genusses; immer wieder las er sie von Neuem. Und eben in der Rückwirkung von Kunst und Poesie auf sein Gemüth zeigte sich die Zartheit seiner starken Mannesseele. Bei einer Aufführung von Goethe's „Geschwistern" nach im alten Burgtheater in Wien saß ich neben Brahms im Parterre und bemerkte wohl, wie ihm die Rührung über das rein menschlich Schöne des durchaus nicht tragischen Spiels Thränen entlockte; ebenso war es, als wir in der Gemäldegalerie zu Parma vor einem wundervollen Gemälde blonder, aneinandergeschmiegter Engelsköpfe von Parmeggianino standen. Diese Feinfühligkeit nun übertrug er auch ins praktische Leben, in seine Beziehungen zu den Menschen, die er liebte und achtete. Hausfrauen in Häusern, wo er als Freund, als Logir- und Tischgast verkehrte, Personen, die er mit Wohlthaten aufs schonendste unterstützt, Familien, die durch einen Todesfall in Trauer versetzt wurden, könnten von dieser seelischen Zartheit des nur verschämt seine Gefühle äußernden herrlichen Mannes viel erzählen. Ihm waren z. B. auch die Dienstboten Menschen, für deren Wohl und Wehe er sich interessirte und denen er nicht bloß ein Trinkgeld sondern einen warmen Gruß, ein freundliches Scherzwort schuldig zu sein glaubte. Aufgedonnerte und aufgetakelte Damen, besonders wenn er in ihrem Wesen Geziertheit zu bemerken glaubte, kamen bei Brahms schlecht weg, auch den Autographenjägerinnen hat er manche schlimme Tour gespielt. Solche haben sich dann wohl für Nichtbeachtung ihrer Reize und Ansprüche dadurch gerächt, daß sie Brahms für einen rücksichtslosen, unhöflichen, ja unmöglichen Gesellschafter erklärten, während es bezeichnend ist, daß alle mir bekannten Frauen und Mädchen von einfacherem und edlem Wesen Brahms vergötterten und in ihm, auch abgesehen vom großen Meister, den Inbegriff eines echten Mannes sahen. Einen gewissen misogynen Zug — etwa so, wie er an Lessing hervortritt — kann man allerdings Brahms nicht absprechen. Obwohl ihm, wie jedem mit mächtiger Phantasie begabten Künstler, das Weib, das man liebt und besingt, unentbehrlich war, ließen

seine häufigsten Aeußerungen über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts doch so ziemlich auf jenes Hamlet'sche: „Frailty! thy name is woman!" hinaus. Dennoch würde er, wie Lessing, gern versucht haben, es auch einmal so gut zu haben wie andere Menschen, d. h. zu heirathen, wenn er in seinen mittleren Mannesjahren schon jene unbestrittene Anerkennung der Meisterschaft in seiner Kunst erlangt hätte, die ihm wenigstens im letzten Dezennium seines Lebens voll zutheil wurde. Ich darf dies mit aller Bestimmtheit aussprechen, weil ich es aus seinem Munde habe. Es war im Sommer 1887 auf einem Spaziergang längs dem rechten Ufer des Thunersees, daß Brahms davon zu sprechen begann, warum er nicht geheirathet habe. Nicht um die Mittel, durch seine Kunst Frau und Kinder zu ernähren, war ihm bange. „Aber," sagte er, „in der Zeit, in der ich am liebsten geheirathet hätte, wurden meine Sachen in den Konzertsälen ausgepfiffen oder wenigstens mit eisiger Kälte aufgenommen. Das konnte ich nun sehr gut ertragen, denn ich wußte genau, was sie werth waren und wie sich das Blatt schon noch wenden würde. Und wenn ich nach solchen Mißerfolgen in meine einsame Kammer trat, war mir nicht schlimm zu Muthe. Aber in solchen Momenten vor die Frau hinzutreten, ihre fragenden Augen ängstlich auf meine gerichtet zu sehen und ihr sagen zu müssen: ‚Es war wieder nichts' — das hätte ich nicht ertragen. Denn mochte eine Frau mich noch so sehr lieben und auch, was man so nennt: an mich glauben, die volle Gewißheit meines endlichen Sieges, wie sie in meiner Brust lag, konnte sie doch nicht haben. Und wenn sie mich gar hätte trösten wollen . . . pah, ich mag nicht daran denken, was das für mich für eine Hölle gewesen wäre!" So sind gewissermaßen der Unverstand und die Herzenshärtigkeit des Publikums daran schuld gewesen, daß Brahms unvermählt geblieben ist und zu einem auch recht Lessing'schen, des Familienheims entbehrenden Wirthshausleben verurtheilt war. In der Erwägung, daß jene Eigenschaften eines hochlöblichen Publikums sich immer wieder andern Künstlern gegenüber neu zu bethätigen pflegen, habe ich mich entschlossen, diese vertrauliche Mittheilung des großen Freundes nicht für mich zu behalten.

Aus den bittern Erfahrungen und Seelenkämpfen, die mit diesem Geständnisse des Meisters angedeutet sind, erklärt sich mir aber auch die fast naiv zu nennende Freude, mit der er in den späteren Lebensjahren alle seine zahllosen Triumphe genoß. Oft erzählte er mir, bald mündlich bald in Briefen, von den Ehren, den Auszeichnungen, den Huldigungen, die ihm so reichlich zutheil wurden. Dabei war es ihm aber nicht nur um seine Person, sondern auch um den Stand des Musikers zu thun, der in ihm geehrt wurde. Brahms, der in seiner Lebensführung die schlichteste Einfachheit sich zur Regel machte und am liebsten Jahr aus Jahr ein im Wollhemd ohne Kragen ging, freute sich doch sichtlich, wenn er im Schloß zu Meiningen, wo der Herzog, dessen Gemahlin und Prinzeß Marie ihn wie ihren liebsten Freund ehrten, zur Galatafel alle seine Orden anlegte, unter denen der Orden pour le mérite meines Wissens der höchste war. Eigentlich war die Gesinnung des Ehrenbürgers der freien Reichsstadt Hamburg eine gewissermaßen republikanische und sie wurde auch durch dieses stolze Tragen des Ordensschmuckes, das übrigens bei Hofe selbstverständlich war, keineswegs verleugnet. Denn ihm bedeutete es die Genugthuung, in einer Zeit zu leben, in welcher große Tondichter von den hochgeborenen Vornehmen nicht mehr — wie einst Mozart und noch Schubert — als Musikanten behandelt werden und der als Plebejer geborene Sohn des Volkes, wenn ihm „der Glanz von Zeus" die Stirn umleuchtet hat, sich an die Tafel des Fürsten setzt in dem Bewußtsein, Ehre von seiner Umgebung nicht nur zu empfangen sondern ihr selbst auch solche zu verleihen. Doch war dabei nichts Feierliches in seinem Wesen, heitere Laune strahlte von seinem schönen, geistig wundersam belebten Antlitz und zeugte von dem Glücksgefühl, das ihn in einem Kreise durchdrang, in dem er sich so ganz verstanden und geliebt wußte.

So könnte ich nun noch lange weiter erzählen von den Eindrücken, die ich erhielt, wenn wir zusammen in den Berner Alpen wanderten oder in Italien reisten, wo Natur, Kunst, Volksleben — kurz alles — ihn entzückte, nicht zum mindesten auch, daß Italien dem Dreibund angehört und speziell mit Deutschland in so gutem Einvernehmen steht; denn Brahms, der „Sänger" des Triumphlieds, war ein eifriger deutscher Patriot und nächst seiner Kunst hat ihn im Leben wohl nichts so beglückt, als daß er die herrlichen Siege und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches erleben durfte.

Aber dies viele Reden von ihm, den selbst nun seit wenigen Tagen das ewige Schweigen und heilige Stille umfängt, kommt mir verfrüht vor, wie sehr es auch den journalistischen Sitten unserer Zeit entspricht. Nur Eines darf ich vielleicht noch erwähnen, daß nämlich jenes jetzt wieder in Zeitungen (z. B. in der Vossischen) beiläufig auftauchende Gerücht, ich hätte für Brahms einen Operntext geschrieben, gänzlich aus der Luft gegriffen ist. Ich habe ihm niemals auch nur eine Zeile eines Gedichtes mit dem Ansinnen, er möchte sie komponiren, in die Hände gespielt. Uebrigens erzählte er mir, er habe eine Menge Operntexte — unkomponirt — liegen und bezeichnete mir gelegentlich gewisse Theatermärchen von Gozzi, besonders nachdrücklich „König Hirsch", die er „gleich komponiren würde, wenn ihm Jemand einen guten Text daraus machte"; ich wußte aber, daß solche Aussprüche nur flüchtige Regungen und nicht ernst zu nehmen waren. Mein Verhältnis zu ihm war also ein versreines und wenn er mich gut leiden mochte, so war es vielleicht gerade aus diesem Grunde und allenfalls noch, weil ich ihm einmal erzählt hatte, das vierhändige Klavierarrangement seines ersten Sextettes (opus 18), bei dem die Hände des rechten und linken Spielers vielfach in einander übergreifen, habe meine nun seit mehr als dreißig Jahren glückliche Ehe begründet, da meine geliebte Spielpartnerin, in deren obere Klavierhälfte ich so besonders gern einbrach, meine Frau wurde. Die Erinnerung daran hat ihm vielleicht mein einfaches Haus lieb gemacht und mir das unverdiente Glück der Freundschaft eines Mannes verschafft, bei dem Gemüth und Charakter auf derselben Höhe sich hielten wie seine in die Welt hinaus strahlenden großen künstlerischen Eigenschaften.

Bern, 5. April 1897.

J. V. Widmann.

Die Geschichte meiner Erblindung. Von Konrad Luthmer, früher Hauptmann im Feldartillerie-Regiment Nr. 31 zu Hagenau.

Wir fürchten, daß dieses im Selbstverlag des Verfassers erschienene Büchlein nur wenig Leser finden wird, denn die meisten werden hinter dem Titel eine einfache Krankengeschichte und damit zusammenhängend vielleicht einige Klagen über militärische Verhältnisse und über Militärpensionen vermuthen und achtlos an der Schrift vorübergehen, in welcher doch so manches steht, was der Beachtung werth ist. Der Verfasser ist mit Leib und Seele Soldat gewesen und ist fern davon, Angriffe gegen unser Militärwesen zu richten, wenn auch die Geschichte des Ermittelungsverfahrens über die Verschuldung seiner Erblindung manches Streiflicht auf Verhältnisse wirft, von denen wir sagen möchten: sie gefallen uns nicht. Das aber interessirt uns nicht, wenigstens gerade an diesem Buche nicht; für uns ist in demselben das Wichtigste die Geschichte seiner Erblindung, und diese ist kurz folgende:

Im August 1893, kurz vor dem Beginn der Kaisermanöver, trat bei der Batterie des Hauptmanns Luthmer ein Reserveoffizier Diehl zur achtwöchentlichen Uebung ein. Luthmer hatte wiederholt Gelegenheit, zu bemerken, daß Diehl in hohem Grade untüchtig war und die Stellung eines Offiziers bei der Batterie nicht genügend ausfüllte. Ob diese Ansicht Luthmer's gerechtfertigt war, lassen wir dahingestellt; war sie gerechtfertigt, so muß sich dem Leser die Frage aufdrängen: wie war es möglich, daß ein so unfähiger Mensch zum Reserveoffizier befördert werden konnte. Beim Manöver selbst hatte nun die Batterie, welche Hauptmann Luthmer kommandirte, zu feuern, und hierbei ereignete es sich, daß ein Schuß dem Hauptmann ins Gesicht ging und dieser Schuß, welcher auf Anordnung des Lieutenants Diehl abgegeben sein soll, war

die Ursache der Erblindung. Das wird jeden, der annimmt, daß bei den Manövern nur blind geschossen wird, in Erstaunen setzen, da man doch nicht annehmen kann, der Schuß sei so dicht vor den Augen des Herrn Hauptmann Luthmer losgegangen, daß eine direkte Einwirkung der Flamme auf die Augen stattgefunden hat, und man wird zu der Annahme geneigt sein, daß aus Versehen eine unrichtige Patrone genommen worden sei. Dem ist aber nicht so, das Unglück des Hauptmanns Luthmer war die Folge einer feststehenden Anordnung, welche er in folgender Weise beschreibt: Während der Kaisermanöver darf nur rauchschwaches Pulver verbraucht werden. Würde die rauchschwache Manöverkartusche allein im Kanonenrohr abgefeuert, so entströmte beim Abfeuern nur ein etwa 6 Meter langer Feuerstrahl, aber es entstände kein Knall. Da nun das Manöver dem Kriegsfall möglichst entsprechend sein soll, so wird vor die Pulverladung eine sogenannte Holzvorlage in das Rohr gesteckt, so daß diese letztere durch die Pulverladung beim Schusse aus dem Rohr geschossen wird. Diese Holzvorlage besteht aus etwa 500 Holzstäbchen, etwa in der Form der Zahnstocher. Die Stäbchen sind zusammengebunden und werden durch einen übergezogenen Zeugbeutel gehalten. Diese Holzvorlage ist 16½ Centimeter lang und hat entsprechend dem Rohrdurchmesser einen Durchmesser von nicht ganz 9 Centimeter; sie wiegt etwa 600 Gramm. Beim Schusse fliegen die im Rohr zusammengehaltenen Stäbchen auseinander und zwar um so weiter, je weiter sie geschleudert werden. Diese Holzvorlage ist, wie der Verfasser hinzufügt, selbst auf eine Entfernung von 100 Meter eine sehr gefährliche Waffe, und wir theilen ganz seine Ansicht, daß es unbegreiflich ist, wie man im deutschen Heere zu einem solchen Aushilfsmittel greifen konnte; der Verfasser meint, er habe schon im Jahre 1891 in Oesterreich mit rauchschwachem Pulver, ohne Holzvorlage zu verwenden, mit Knall feuern sehen.

Eine solche Holzvorlage ist nun dem Herrn Hauptmann gerade ins Gesicht gegangen, und die spitzen Holzstäbchen haben ihm, ganz abgesehen von anderen Verwundungen, die Sehkraft beider Augen gestört. Wir als Laien werfen die Frage auf, ob es denn wirklich nothwendig ist, daß die Geschütze, aus denen mit rauchschwachem Pulver geschossen wird, auch knallen? Wir meinen, es ginge wohl auch ohne Knall, besonders wenn der Knall nur durch Anwendung von Mitteln hervorgerufen werden kann, welche Menschen in Gefahr bringen. Wenn vielleicht gesagt wird, daß bei diesem Unglücksfall eine Unvorsichtigkeit des Hauptmanns Luthmer vorlag — obgleich nach der vorliegenden Schilderung eine solche nicht angenommen werden kann, so wollen wir uns doch als Laien eines Urtheils enthalten — so halten wir dem entgegen, daß das, was ihm passirt ist, bei dem Ansturme von Infanterie gegen eine feuernde Batterie einer großen Anzahl von Menschen passiren kann, denn wer bürgt in der Aufregung, welche in solchem Falle auch die nur zum Schein Kämpfenden ergreift, dafür, daß die Infanterie auf 100 Meter Halt macht, oder daß die Batterie ihr Schießen einstellt, wenn die Infanterie bis auf 100 Meter Distanz vorgerückt ist?

Diese Ursache der Erblindung des Hauptmanns Luthmer ist für uns das Wesentliche der Schrift, und wir knüpfen daran die Frage: Ist es nothwendig, daß bei Manövern Menschenleben in diese Gefahr gebracht werden? Die Einrede, daß bis jetzt nur dieser einzige Unglücksfall vorliegt, kann unmöglich als ausreichende Rechtfertigung der Einrichtung gelten.

G. L.

Maria Janitschek: „Ninive." Roman. Leipzig 1896. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). — **„Es geistert."** Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. Breslau, Leipzig, Wien 1897. Verlag von L. Frankenstein.

Wenn die Kritik, und sei es unwillkürlich, nach der Formel sucht, die künstlerische Individualität eines Schriftstellers einzufassen und auszudrücken, so darf sie es sich nicht gereuen lassen, nach ein paar Jahren die alte Formel selbst zu verwerfen. Es liegt im Wesen des echten Künstlers, zu überraschen. Das ist das Recht des Werdenden. Und sollte ein Gärtner thöricht genug sein, darüber zu klagen, wenn der Baum nicht in der Richtung weiterwächst, die er ihm zu geben dachte, wenn er den Stab, der ihm zur Stütze und als Weiser beigesellt war, überholt? Die Kritik hat das Recht, sich überraschen zu lassen.

Sie mag Maria Janitschek's neuesten Dichtungen gegenüber von diesem Recht Gebrauch machen.

Maria Janitschek galt als ein Talent von ausgesprochen lyrischer Eigenart. Etwas Feierliches, Gemessenes und dabei Leidenschaftliches, immer aber Weihevolles war in ihrer Lyrik. Etwas von Lilienzauber lag auf ihren besten Dichtungen. Sie war ganz subjektiv. Sie preßte einen Theil ihrer Gedanken, ein Stück Weltanschauung in eine Form und hieß es einen Menschen. All ihre Gestalten waren Theile, Spiegelungen, Steigerungen ihres Ichs. Und all ihre Personen sprachen im Grunde eine Sprache, die i h r e s Herzens. Sie sprachen für sie, weil ihre Kunst ganz lyrisch war.

In ihrem neuen Roman „Ninive" versucht Maria Janitschek die Welt objektiv zu nehmen und zu geben. Sie bleibt im Versuch haften. Ihre kleine Novelle „Es geistert" aber ist bereits das volle Gelingen, das überraschend schnell dem Versuche folgt.

Ninive ist die Großstadt, wie sie sich ein junges unerfahrenes Ding, das im großmütterlichen Hüttchen aufgewachsen ist, träumt, das Ninive in Herrlichkeit, in Marmor und Gold, mit den stolzen ragenden Palästen. Und das arme junge Ding kommt in die Großstadt, und sie wird ihm zu einem Ninive im anderen Sinne des Wortes, zu dem seelenverderbenden. Sie geräth unter allerhand Gesindel, unter Preßpiraten und spiritistische Gaukler. Es ist wundervoll geschildert, wie ihre herbe Jungfräulichkeit in sich selbst die kantige Waffe gegen alle Versucher wird, wie sie durch dies Gesindel durchgeht ohne Schaden zu leiden, nur w e i l sie rein ist. Aber andererseits stört die fast algebraische Steigerung der Versuchungen: das Gedankliche ist nicht überwunden. Man hat nicht den Eindruck der Wirklichkeit, weil man an jeder Stelle gleichsam die Disposition durchschimmern sieht. Es fehlt an Stimmung. Und erst, wenn diese muthige kleine Seele Ninive verläßt, um sich wieder in ihr Häuschen im Dorfe einzukapseln und aus ihren Erfahrungen die müde Reife inneren Friedens erlangt hat und fähig ist, ihr Leben nach eigenem Begehr begehrungslos zu leben, erst da ist Maria Janitschek wieder ganz die lyrische Künstlerin, die sie uns immer war, die stimmungsstarke. Aber die Hauptsache: in dem wesentlichen Theil ihres Romans, in der Schilderung des Großstadtgesindels, ist sie ganz aus sich herausgetreten; sie ist durchaus objektiv geworden. Ich sage nicht, daß ihr das ganz gelungen wäre. Viele dieser Gestalten sind karikirt. Sie hat objektiv zu schildern versucht, ohne vorerst objektiv gesehen zu haben. Es ist als ob sie das Wesen vieler dieser Menschen auf einen anekdotischen Zug hin konstruirt hätte.

Aber wie hier so vieles gedanklich, konstruirt, nur gewollt ist, so ist in der kleinen Erzählung „Es geistert" alles dichterisch gestaltet.

Auch in „Es geistert" gibt sich Maria Janitschek ganz als objektive Künstlerin. Kaum ein Hauch ihres früheren Lyrismus. Die Menschen leben in sich, nicht durch das, was sie ihrer Künstlerin bedeuten. Da ist der gute Laienbruder, den sein Prior auf die Einsiedelei nach Maria Beertsall sendet, weil er eigentlich im Kloster zu gar nichts nütze ist. Ein einfältiger Bursch, der gerade dann, wenn's auf ihn ankommt, seinem hohen Vorgesetzten ein Vexirgesicht treuherzig entgegenstreckt. Aber einmal beim Wein geht ihm das Herz auf. Einfältig? Nun ja: muß er's nicht sein? Als uneheliches Kind ist er herumgestoßen worden in der Welt, viel Püffe hat's gesetzt und wenig zu essen; und da hat er in der Einfältigkeit, die er zur Schau trug, einen guten, derben Schild gefunden. Nun er auf der Einsiedelei sitzt, geht's ihm behaglich, gemächlich und nährsam. Eines Abends aber „geistert's". Ein Kindergeschrei hört er vor seiner Thür, und als er sie aufmacht, liegt ein Bube, ein dreijähriger, auf der Schwelle. Er nimmt ihn zu sich und sorgt um ihn, wie eine Mutter, — bis er erfährt, daß er — der Vater ist. Der Tag, bevor er ins Kloster trat, war ein rechter Festtag für ihn. Und es lag eine Hand in der seinen, als er des Abends über die Felder ging. Und es lag ein Mädchen an seiner Brust, als er im Gras gestreckt lag und die Leuchtkäfer ringsum die Wiese besternten.... „das kann do ka Todsünd nit sein?" Und weil's keine Todsünde ist, schreibt er's dem Pater Prior ruhigen Herzens und bittet um Dispens. Und aus dem Pater wird ein Pförtner und ehrsamer Familienvater. Das alles hat Maria Janitschek in ein paar Zügen mit köstlichem Humor gestaltungskräftig hingestellt.

Man mag sich gern von ihr überraschen lassen, sofern sie so überrascht.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 29 Berlin, den 17. April 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was seit Wochen vorauszusehen war, ist eingetreten; an der griechisch-türkischen Grenze hat eine Reihe von Kämpfen stattgefunden. In Konstantinopel behauptet man, daß die griechische Armee an diesen Zusammenstößen bereits Theil genommen habe; in Athen bestreitet man es. Auch diese Kontroverse ist nichts als ein formalistisches Spiel mit Worten, das auf die Diplomatie der Großmächte berechnet ist, und mit dem sich die Diplomatie der Großmächte in diesem Augenblick noch abfinden läßt.

Die Weisheit der Diplomaten hatte nämlich den überaus klugen Ausspruch gethan, daß derjenige, der den Krieg zuerst eröffne, — sei es Griechenland oder die Türkei, — einen Vortheil von etwaigen Siegen keineswegs haben solle. Damit beginnt also das interessante Spiel, daß die Türkei Griechenland und Griechenland der Türkei das Odium der Eröffnung des Krieges zuzuschieben sucht, sodaß den Diplomaten als weisen und gerechten Richtern alsdann die Aufgabe zufallen würde, zu entscheiden, wer der Angreifer gewesen ist. Nun gehört es zu den beliebtesten politischen Schachzügen bei dem Ausbruch eines Krieges immer den Anderen als den Angreifer darzustellen, und nichts ist leichter als die Verhältnisse so zu verdunkeln, daß Niemand mehr mit Klarheit festzustellen vermag, wer den ersten Schuß abgefeuert hat; daß solche Verdunkelung noch viel leichter sich in den unwirthlichen und entlegenen Gebirgen an der Grenze von Griechenland und der Türkei erreichen läßt, ist selbstverständlich. Gleichwohl hat die europäische Diplomatie, um die Reihe der unwirksamen Maßregeln weiter zu vervollständigen, auch diese tiefsinnige Drohung noch gemacht; sie hat natürlich den Beginn des Blutvergießens an der Grenze nicht hinausgezögert; aber dieses Blutvergießen heißt zur Zeit noch nicht Krieg der Armeen, sondern es ist der Kampf der türkischen Soldaten gegen griechische bewaffnete Banden, die auf eigene Faust vorgegangen sind; also wir haben nicht den offiziellen Krieg sondern den offiziösen Krieg, und dabei kann sich das offizielle Europa vielleicht für vierundzwanzig Stunden oder vielleicht auch für ein paar Tage beruhigen.

Wer auf die Realität der Thatsachen blickt, und wer der diplomatischen Fiktionen nunmehr müde ist, für den stellen sich die Vorgänge und Aussichten etwas anders. Er muß fragen, was geschieht, wenn die jetzt auf feindlichem Gebiet befindlichen griechischen Banden von den Türken vernichtet werden? Ist auch dann noch die griechische Armee festzuhalten? Der Versuch würde gewiß eine Revolution in Athen zum Ausbruch bringen. Oder wenn es den griechischen Banden gelingen sollte, siegreich vorzudringen, wird dann etwa die griechische Armee an der Grenze in Unthätigkeit zu bannen sein? Es ist vorauszusetzen, daß dies weder in dem einen noch in dem anderen Falle möglich sein wird.

Wir waren schon seit längerer Zeit der Ueberzeugung, daß ein Zusammenstoß an der Grenze nicht mehr aufzuhalten sei, und es ist kaum zweifelhaft, daß auf den officiösen Krieg nunmehr in Kürze der offizielle Krieg mit oder ohne Kriegserklärung folgen wird.

Im nächsten Augenblick wird die europäische Diplomatie leicht noch eine neue Quittung über ihre Fähigkeiten erhalten. Was geschieht nämlich mit der Blockade von Kreta, wenn die Türkei mit Griechenland offenkundig im Kriege liegt? Bisher erklärten die Westmächte offiziös, daß in diesem Falle die Blockade von Kreta aufgehoben, und die Truppen der Großmächte zurückgezogen werden müßten. Da man die Türkei seit dem Ausbruch des Aufstandes verhindert hat,

ihrerseits Truppen nach Kreta zu senden, so würde, im Falle der Krieg die Aufhebung der Blockade im Gefolge hätte, also eines erreicht sein; die noch auf Kreta befindlichen Mohammedaner würden von der Uebermacht der gelandeten Griechen und von den einheimischen Inselbewohnern niedergemetzelt werden; damit würde die Taktik der Großmächte das civilisirte Europa mit einer neuen Blutschuld beladen; außerdem hätte aber Griechenland eine politische Thatsache geschaffen, die gar nicht mehr aus der Welt zu bringen wäre.

Welche Berechtigung hätte eine Oberhoheit des Sultans in Kreta, und wäre sie noch so schattenhaft, in dem Falle, wenn es dort Mohammedaner nicht mehr gäbe, und wie denken denn die Mächte die Angliederung Kretas an Griechenland zu verhindern, wenn dieselbe erst einmal erfolgt ist. Ist Griechenland gegen die Türkei siegreich, so ist überhaupt der allgemeine Zusammenbruch da, und was das hieraus entstehende Chaos gebären wird, ist gar nicht vorauszusagen. Aber ist umgekehrt die Türkei siegreich, soll sich dann etwa die Möglichkeit eröffnen, daß nunmehr die Soldaten des Sultans nach Kreta zurückkehren, um hierauf mit dem Halsabschneiden ihrerseits zu beginnen; oder wer übernimmt dann das Ordnungschaffen auf der Insel? Etwa nochmals die Großmächte, nachdem sie schon einmal gemeinsam zu so ausgezeichneten Resultaten gelangt sind?

Augenscheinlich kann die diplomatische Aktion der Großmächte nicht mehr tiefer in den Sumpf hineingerathen.

Die entscheidende Ursache für diesen Mißerfolg ist offensichtlich. Das berühmte „europäische Konzert“ ist in diesem Fall die Vereinigung von Kräften, die unfähig zum konsequenten Handeln sind; und dieses schwächliche Eingreifen ohne Folgerichtigkeit kann nur die Wirkung haben, die Verhältnisse zu verschlimmern. Diese Wirkung ist da; und es konnte nicht anders kommen, denn es ist unmöglich, Griechenland zu einer Nachgibigkeit ohne Zwangsmaßregeln zwingen zu wollen. Thatsächlich war und mußte das Einschreiten gegen Griechenland unter solchen Umständen wirkungslos sein, aber diese Einmischung hatte doch zugleich zur Folge, daß man auch der Türkei die Hände band und sie hinderte sich selbst zu helfen.

Will man aus dieser Rathlage heraus, so muß man der Fiktion entsagen, als sei das europäische Konzert in diesem Falle von irgend einem Nutzen; es hat nur schädlich gewirkt. Sind Oesterreich und Rußland entschlossen den jetzigen Besitzstand der Türkei aufrecht zu erhalten und gleichzeitig so weit möglich in Konstantinopel auf ein verständiges Regiment hinzuwirken, so ist ein solches Programm unmittelbar und ohne daß die schwerfällige Gesammtheit der europäischen Mächte inkommodirt werden müßte, durchführbar. Für einen solchen Plan ist auch Deutschland zu haben, und dann ist trotz aller griechischen Sympathieen keine Kombination von Mächten vorhanden, die einen Gegensatz zu führen vermöchte. Tritt das Dreikaiserverhältniß wieder in die Erscheinung, dann wird man auch Griechenland zur Vernunft bringen.

Und es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß das Dreikaiserverhältniß sich wiederum herauszubilden beginnt. Kaiser Wilhelm II. reist gegen Ende des Monats nach Wien; Kaiser Franz Josef darauf nach St. Petersburg. Später geht unser Kaiser seinerseits wiederum nach Rußland. Sollte zwischen diesen drei Mächten über die orientalische Frage eine Verständigung herbeigeführt werden, so haben sie auch die Macht, diese Verständigung in Thaten umzusetzen.

Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin, der Jahre hindurch leidend war, ist gestorben; in einem Anfall seiner Krankheit stürzte er über eine Mauer herab. Der Verstorbene genoß den Ruf eines wohlmeinenden, persönlich humanen Mannes; seine moderne Gesinnung kam darin zum Ausdruck, daß er bei politischen Preßvergehen und bei Majestätsbeleidigungen fast stets von dem Rechte der Begnadigung Gebrauch zu machen pflegte. Freilich eine konstitutionelle Verfassung hat auch er Mecklenburg nicht gegeben, und da jetzt bei der Minderjährigkeit des Thronfolgers eine Regentschaft unter dem Herzog Johann Albrecht eingesetzt werden mußte, so wird zunächst an einschneidende Reformen nicht zu denken sein. Ein Regent wird sich schwerlich berufen fühlen die Zustände des Landes von Grund aus zu ändern, und doch wie nöthig das wäre, zeigt der Erlaß, mit dem Johann Albrecht die Regentschaft antrat. Bezeichnend genug wird in demselben von „allen Unterthanen, Dienern und Vasallen“ gesprochen, und es wird von ihnen erwartet, daß sie „unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam leisten, auch sich in allen Stücken so, wie es treuen Unterthanen und Dienern gegen ihre Landesherrschaft geziemt, bezeugen und erhalten werden.“ Für das Jahr 1897 ist das ein Erlaß, der so modern aussieht, wie eine Steinschloßbüchse neben einem Repetirgewehr.

In Torgau-Liebenwerda ist der Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Herr Knörcke, mit erheblicher Majorität in der Stichwahl gegen den aufgestellten Freikonservativen, der zugleich der Kandidat des Bundes der Landwirthe war, gewählt worden. Hier ist erfreulicherweise wiederum den Agrariern und Reaktionären ein Wahlkreis und zwar ein ländlicher Wahlkreis abgenommen worden.

Durch den Tod des Reichstagsabgeordneten Köpp ist eine Nachwahl im Wahlkreise Wiesbaden nöthig geworden. Die Verhältnisse liegen dort so, daß der Wahlkreis nur in einer Stichwahl gewonnen werden kann. Keine einzelne Partei ist stark genug, den Wahlkreis bereits in der Hauptwahl zu erobern. Im Jahre 1893 wurden abgegeben in der Hauptwahl: für den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung, Herrn Köpp, 6 289 Stimmen, für die Sozialdemokratie 6 253, für das Centrum 5 072, für die Freisinnige Volkspartei 4 895, für den Kandidaten der Antisemiten endlich 1 245 Stimmen. Nationalliberale und Konservative stellten keine eigene Kandidaten auf; dieselben werden — soweit sie sich überhaupt an der Wahl betheiligten — also zumeist wohl das gethan haben, was sonst erst bei der Stichwahl zu geschehen pflegt, d. h. sie haben für das in ihren Augen „kleinere Uebel“ für Herrn Köpp, von vorn herein gestimmt. Hätten sie ebenfalls eigene Kandidaten aufgestellt, so kam es zur Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem Centrumsmann. Diese Gefahr ist auch bei der gegenwärtigen Nachwahl vorhanden, da es nicht gelungen ist, eine ähnliche Konstellation wie im Jahre 1893 zu schaffen. Die Nationalliberalen wollen diesmal ihr Heil mit einem eigenen Kandidaten versuchen. Vielleicht stellen auch noch die Konservativen einen besonderen Kandidaten auf, so daß die Wähler eine ziemlich vollständige politische Musterkarte vorfinden werden. Bei dieser Lage der Dinge wird unseres Erachtens die Freisinnige Vereinigung gut daran thun, von der Aufstellung eines eigenen Kandidaten ihrerseits Abstand zu nehmen. Vielleicht kann dadurch verhütet werden, daß es zu einer Stichwahl zwischen Centrum und Sozialdemokratie kommt.

* * *

Rudolph von Delbrück.

Zum achtzigsten Geburtstag.

Man will in unseren Tagen beobachtet haben, daß hervorragende Männer und namentlich solche in politischen Stellungen es zu besonders hohen Jahren bringen. Es gab einen Abschnitt in der jüngst vergangenen Periode, wo etwa gleichzeitig Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, Thiers, Gladstone, Disraeli, Depretis, Crispi über die siebzige hinaus im Zenith ihres Einflusses auf die Geschicke ihrer Länder standen. Das Phänomen ist vielleicht so wunderbar nicht, wie es sich auf den ersten Anschein darstellt. Das Nämliche, was zu ausgezeichneten Leistungen befähigt, befähigt auch zur Dauerhaftigkeit. Eine kräftige Leibesverfassung ist die wichtigste Vorbedingung für nachhaltige Arbeitskraft und Energie des Willens, und umgekehrt leistet ein gut angelegter Verstand seine Gegendienste zur Erhaltung heilsamen Gleichgewichts im Gebrauch der körperlichen Anlagen.

Daß Glück und Verdienst nicht so theilbare Attribute sind, wie die Priester der reinen Tugend es verlangen möchten, ist kein Geheimniß. Das Beste, was wir an einem Sterblichen lobpreisen, muß er doch mit auf die Welt bringen, und daß er es mit auf die Welt gebracht hat, ist nicht sein Verdienst, sondern sein Glück.

So ehren wir, ohne inkonsequent zu sein, auch die hohen Jahre als eine verdienstvolle That, wünschen aber auch Glück dazu, um nicht zu vergessen, daß alles, selbst die Tugend, Gnade ist, für die wir in Demuth zu danken haben.

Der Lebenslauf Delbrück's, der uns an seinem heutigen Abschnitte zum Verweilen einlädt, entnimmt seine Bedeutung, wie auf den ersten Blick einleuchtet, vor allem seiner engen Verknüpfung mit dem Lebenslauf der vaterländischen Geschichte, doch nicht minder der Entfaltung einer starken Persönlichkeit. In erster Reihe fesselt uns natürlich die Rolle des Mannes, welcher mit seinen frühesten Leistungen an dem Punkt der staatlichen Aufgaben einsetzte, aus dem sich allmählich der Bau des Deutschen Reichs bis zu seiner dermaligen Gestalt erheben sollte. Doch nebenher geht, und vielleicht für den Kenner nicht minder interessant, das Stück politischer Psychologie, dessen Evolution den Unterschied zwischen dem höheren preußischen Beamtenthum von ehemals und jetzt bezeichnet. Delbrück hat nicht nur an dem Zollverein, welcher das preußische Kaiserthum vorbereitete, schon vor einem halben Jahrhundert mitgearbeitet, sondern er personificirt uns auch einen der vollendetsten Typen jener intelligenten und gewissenhaften Tüchtigkeit, von altem Schrot und Korn, die mit ihrer friedlichen Leistung nicht minder, als es durch die soldatischen Anstrengungen geschehen war, den Grund zu Preußens Zähigkeit und Kraftentfaltung gelegt haben.

Sein guter Stern wollte, daß die ersten Stadien seiner Laufbahn ihn in die Atmosphäre der hohen Verwaltungsbeamten hineinführte, deren Namen unvergeßlich mit der Wiedergeburt des Königreichs nach den furchtbaren Drangsalen der napoleonischen Zeit verbunden sind. Kam er auch nicht mit allen in unmittelbare Berührung, so war es doch der Geist jener mit höchster Bildung, feiner Humanität, freiem Blick gesegneten Männer, dessen Walten dereinst die Leitung der volkswirthschaftlichen Angelegenheiten Preußens an die Spitze von Europa stellte und die Bewunderung der englischen Staatsmänner auf sich zog. Delbrück ist ein Sohn der Zeit, welche die Namen Humboldt, Motz, Kunth, Maaßen, Beuth, Schön, Hardenberg in ihren Annalen führt; mit Beuth und später mit Rönne kam er in amtlichen Kontakt.

Sein Vater war Geistlicher, Superintendent und Erzieher der Söhne Friedrich Wilhelms III. Er selbst widmete sich dem Studium der Rechte und dann dem Verwaltungsdienst. Als im Jahre 1848 ein preußisches Handelsministerium gebildet wurde, fand er darin Stellung und machte sich bald bemerkbar.

Eine der ersten Spuren von Delbrück's staatsmännischem Eingreifen findet sich in der von Poschinger herausgegebenen Sammlung Bismarck'scher Briefe aus Frankfurt. Am 29. August 1851 war Herr von Bismarck, der den preußischen Bundestagsgesandten, Herrn von Rochow, anfänglich als Adlatus begleitet hatte, an dessen Stelle eingerückt, und ganz kurz darauf ward der Geheime Rath Delbrück von Berlin aus delegirt, um Preußen in der Kommission zu vertreten, welche nach den Beschlüssen der der Wiedereinsetzung des alten Bundestages voraufgegangenen Dresdner Konferenz über die Mittel zur Hebung der deutschen Handelsangelegenheiten berathen sollte. Das Ganze war von Oesterreich darauf zugeschnitten, sich der deutschen Zollpolitik zu bemächtigen, und fand deshalb von Anfang an in Herrn von Bismarck den scharfen Gegner, der seinen Weg seitdem so konsequent und erfolgreich bis ans letzte Ziel verfolgte. Und gleich auf den ersten Schritten gesellt ihm der Zufall auch den berufenen Beirath zu, der später mit eminenter Sachkenntniß und rastloser Arbeit die Gestaltung und Befruchtung des eroberten Gebiets vorzunehmen bestimmt war. Minister Manteuffel hatte den Geheimen Regierungsrath Delbrück am 19. September 1851 nach Frankfurt entsandt. Unter dem 5. Oktober berichtet ihm Bismarck: „Ich habe mich mit Delbrück dahin verabredet, daß er bis auf Euer Exzellenz ferneren Befehl im „Allgemeinen" sich zu Allem bereit erklärt, im „Besonderen" es aber zu keinem Abschlusse kommen läßt, d. h., daß er sich auf dem Gebiete jener überaus wohlredenden und zu nichts verbindenden Erklärung bewegt, welche Preußen über die Dresdner Verhandlungen abgegeben hat". (Poschinger I, S. 44.)

Delbrück kehrte bald nach Berlin zurück, und von da an gehörte seine Bemühung vor allem den Verhandlungen mit anderen Staaten behufs Abrundung, Erweiterung und Erneuerung des Zollvereins. Sechs Jahre später finden wir ihn erwähnt in Bismarck's Frankfurter Bericht vom 16. Juli 1857. Delbrück war damals Vertreter Preußens bei der in Nürnberg tagenden Konferenz zur Vorbereitung eines deutschen Handelsgesetzbuchs und berichtete an Bismarck über heimliche Umtriebe des österreichischen Delegirten. Bismarck bemerkt in seinem Schreiben an Manteuffel, er hätte gewünscht, daß Delbrück „seinen nicht österreichischen Kollegen gegenüber weniger diskret über die von ihm gekennzeichneten österreichischen Intriguen gewesen wäre" — für beide Männer bezeichnend.

Es kam die Zeit der ersten sechziger Jahre, der großen europäischen Handelsverträge, mit denen Frankreich voraus ging. Sie waren bekanntlich epochemachend, zunächst für Frankreichs Handelspolitik, sodann für Deutschland, für dieses noch mehr, weil hier der Sieg einer freien wirthschaftlichen Richtung in das lange Vorspiel des Kampfes zwischen den österreichischen und preußischen Tendenzen eingriff. Delbrück war hier ganz in seinem Element, und der Triumph, mit dem Bismarck's damals freihändlerische Politik der Reihe nach in der Erneuerung des Zollvereinsvertrages, in den Verträgen mit Frankreich, Belgien, England, Italien aus den verwickelten Unterhandlungen hervorging, war nicht zum wenigsten Delbrück's Verdienst. Doch auch dies war nur Vorbedeutung und Vorbereitung.

Delbrück's historische Stellung erhebt sich zu ihrer vollen und wahren Höhe erst zugleich mit dem Beginn der großen Zeit der Reichsgründung. Man muß ihn während der Jahre von 1867 bis 1876 an der Arbeit gesehen haben, um ganz beurtheilen zu können, was er für die Grundlegung und den Ausbau der Verfassung und Gesetzgebung jener Epoche gewaltigen Schaffens bedeutete. Unter dem frischen Eindruck des selbst Erlebten bezeichnete ich den Präsidenten des Bundeskanzleramtes damals in meinen Zollparlamentsbriefen als den Maschinenmeister und Werkführer des eigenthümlichen Apparates, den der Kanzler sich für seinen Bedarf gebaut hatte. Alle Fäden flossen in seiner Hand zusammen, und seine Hand hielt das ganze Getriebe fortwährend in Bewegung. Darum war es auch ganz natürlich, daß er in erster Reihe zum Mitthun berufen

wurde, als es galt, die Früchte des großen Krieges einzuheimsen, den Main zu überbrücken und das neue Reich aufzurichten. Nach der Schlacht von Sedan fiel ihm die Aufgabe zu, mit den süddeutschen Höfen und Ministern über die Einzelheiten des neuen Bundes zu verhandeln. Dann begab er sich nach Versailles, wo er lange Wochen an Bismarck's Seite diese Negotiationen mit den Einzelstaaten abzuwickeln hatte. Das war nicht so einfach, wie Mancher es heute sich denken mag. Bismarck's vorsichtige und kühle Einigungspolitik war jedem scharfen Vorgehen abgeneigt, zumal sein königlicher Herr — im Gegensatz zum Thronerben — hier nichts weniger als anfeuernd eingriff, während an einzelnen Höfen, namentlich in Stuttgart und München, die daheim gebliebenen Venetoves immer wieder auftrennten, was mit ihren in Versailles anwesenden Ministern geknüpft worden war. Delbrück hatte manchen schweren Tag, ehe er endlich abreisen konnte, um in Berlin bei den Volksvertretern des Norddeutschen Bundes die letzten Schwierigkeiten zu überwinden, welche von dieser Seite dem allerdings sehr komplizirt ausgefallenen Verfassungswerk noch entgegenstanden.

Dann begann mit dem ersten Deutschen Reichstag das große Schaffen an der inneren, namentlich der wirthschaftlichen Gesetzgebung, die Deutschland auf die Grundlage eines modernen und homogenen Staatswesens zu erheben hatte. Es war ein freudiges, warmes Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung. Wie viele ausgezeichnete Männer arbeiteten damals in Reih und Glied mit, deren Gleichwerthigen man jetzt kaum mehr unter den Führern findet! Im Mittelpunkt des Ganzen stand, wie er jetzt hieß, der Präsident des Reichskanzleramtes. Für die Konzeption sowohl wie für die Ausführung hatte er, allen voran, zuerst einzustehen. Man konnte sich das ganze Getriebe nicht denken ohne seine ständliche Gegenwart. Er war der erste in jeder Reichstagssitzung und ging als der letzte weg, dazu in den wichtigen Kommissionen, und in wieviel verschiedenen Rollen! Einen Gehilfen hatte er verstanden zu sich heranzuziehen, wie er ihn nicht besser hätte greifen können. Das war Otto Michaelis. Für die, welche jene Periode, selbst daran betheiligt, miterlebt haben, sind die beiden Namen unzertrennlich verbunden. Des zu früh Verstorbenen ist bei seinem Heimgang in diesen Blättern nach Verdienst gedacht worden. Er war einer der feinsten und kundigsten Denker auf dem Gebiete der Nationalökonomie und ein von hoher Bildung durchdrungener Geist, der gerade Gegensatz zur Banausität, die später über die Behandlung wirthschaftlicher Angelegenheiten hereingebrochen ist. Aber obwohl, oder vielleicht auch weil er erst in reifen Jahren vom publizistischen Beruf zum öffentlichen Dienst durch Delbrück's richtige Divination herangezogen war, bewegte er sich in seiner amtlichen Thätigkeit weniger frei als sein Vorgesetzter. Hier konnte man beinah immer die Probe darauf machen, daß es besser ist, mit dem lieben Gott als mit seinen Heiligen zu thun zu haben. Es war auf privatem oder öffentlichem Weg beinah immer vergeblich, Michaelis von einem für ihn feststehenden Punkt abzubringen. Delbrück, obwohl nichts weniger als unklar oder schwankend, war jeder Zeit allen Einreden oder Vorschlägen in der angenehmsten Weise zugänglich. Darin, wie in manchen anderen Punkten, unterschied er sich auch von dem anderen Mitarbeiter, der ihm so lang und nahe amtlich wie menschlich verbunden war, dem Finanzminister Camphausen. Die beiden Männer, welche, von gleichen wirthschaftlichen Grundsätzen geleitet, die Finanzen des Reiches und Preußens dirigirten, figurirten bekanntlich vor den Augen des Publikums als eine Art Dioskuren, bis der Eine, das bessere Theil erwählend, den Junggesellenbund kündigte und vom berühmten Tisch des Berliner Klubs, an dem die beiden alten Knaben ihre hohe Sachverständigkeit in festen und flüssigen Substanzen lange Jahre bewährt hatten, an den häuslichen Herd übersiedelte. Camphausen, der bis an sein spätes Ende ein aufrechter Hagestolz blieb, ist, bei sonst vortrefflichen Eigenschaften, nie über den preußischen Partikularisten und rechnenden Finanzverwalter hinausgewachsen, während Delbrück, obwohl im herkömmlichen Sinn weniger ein Liberaler als sein Kollege, seine Aufgabe zur großen deutschen Sache mit viel weiterem Blick zu erfassen verstand.

Ins Einzelne der Thätigkeit einzugehen, welche der erste Präsident des Reichskanzleramtes in den Jahren zwischen 1870 und 1876 entfaltete, hieße die Geschichte der Gesetzgebung dieser reichen Jahre schreiben. Auf dem ganzen Gebiete, das zu bearbeiten war, stand er mit der unermüdlichen Kraft, wie dem vielseitigen Wissen auf der Höhe seiner Aufgabe. In den wirthschaftlichen Angelegenheiten vertraute Fürst Bismarck ihm unbedingt die Zügel an, und weder vor noch nach dem Bruch mit ihm und seinen Grundsätzen hat die bekanntlich nicht sehr zurückhaltende Zunge des großen Satyrikers selbst in privaten Aeußerungen ein despektirliches oder ärgerliches Wort über diesen treuen und werthvollen Mitarbeiter fallen lassen, — wenigstens soviel man weiß. Das Gleiche gilt nicht für Camphausen. Unter anderem soll er einmal, wie mehrere sichere Ohrenzeugen erzählten, gesagt haben, Delbrück sei ein Europäer, Camphausen aber nicht.

Im Frühjahr 1876 wurde Deutschland durch die Nachricht überrascht, daß der Präsident des Reichskanzleramts um seinen Abschied eingekommen sei und ihn auch sofort erhalten habe. Selbst die engsten politischen Kreise standen diesem Ereigniß ganz unvorbereitet gegenüber. Aber für die, welche den Symptomen der Bismarck'schen Taktik in der letzten Zeit aufmerksam gefolgt waren, wurde damit unzweideutig klar, daß dies der Anfang einer tief einschneidenden Wendung im Kreise der Reichspolitik bedeute. Das bewährte sich auch im vollsten Maße. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die extremsten Bestrebungen, deren Zeugen die neueste Gegenwart ist, in ihrem Ausgangspunkt auf jene Wendung zurückweisen. Delbrück's Klugheit und Selbstachtung ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel darüber, was die Glocke geschlagen habe, als der Kanzler bei einem scheinbar geringfügigen Anlaß die nach den amtlichen Regeln herkömmliche Form ihm gegenüber verletzte. Er sagte sich sogleich daß dies mit Absicht geschehen sei, und mit welcher Absicht, und Bismarck kannte seinen Mann auch genug, um zu wissen, daß hier der leiseste Wink genüge, um verstanden zu werden. Die Anderen alle, welche nach einander entfernt werden mußten, um dem Geist der Kanitz und Mirbach die Bahn frei zu machen, waren minder feinfühlig und trennten sich schwerer von Amt und Würde. Man erzählte sich damals, Delbrück habe sofort am Tag der Entdeckung des ersten Symptoms bei Tisch ganz trocken seiner erst seit kurzem ihm angetrauten Gemahlin gesagt: „wir wollen uns nach einer anderen Wohnung umsehen". Sie konnte natürlich nicht fassen, warum die großartigen Amtsräume in der Wilhelmstraße ihrem anspruchslosen Gemahl nicht genügten, bis er ihr die nöthige Aufklärung ertheilte.

Als im Sommer 1878 nach dem Nobiling'schen Attentat neu gewählt wurde, und die Umkehr in der Zoll- und Handelspolitik sich immer deutlicher ankündigte, traten einige Führer der nationalliberalen Partei an den ins Privatleben zurückgetretenen Staatsmann mit der Bitte heran, daß er ein Mandat für den Reichstag annehmen möge. Sein Sinn war dem durchaus abgeneigt. So lebhaft er von der Pflicht durchdrungen war, die wirthschaftliche Reaktion zu bekämpfen, so wenig lockte es ihn, den parlamentarischen Boden zu betreten. Aber er fügte sich dennoch den wiederholt an ihn ergehenden Vorstellungen. Deren Urhebern kam es namentlich darauf an, für Deutschland eine Praxis ins Leben zu rufen, nach welcher, wie in Ländern hoher politischer Gesittung, ein bedeutender Mann nicht von seinem Ministerposten in die Versenkung zu verschwinden braucht, sondern seinen Platz in der Oeffentlichkeit ebenbürtiger Weise vom Sitze in der Volksvertretung aus behaupten kann. Delbrück ward, nachdem er einmal seine Einwilligung gegeben, ohne irgend einen Schritt der Bewerbung zu thun, in Jena gewählt. Er trat keiner Fraktion bei, hielt sich aber zu den damals noch in ihrer überwiegenden Mehrheit freihändleri-

schen Nationalliberalen. In dem Kampfe gegen die neue Tarifvorlage, welche der Session von 1879 ihr Gepräge aufdrückte, setzte er mit aller Anstrengung seine Person ein. In allen Stadien der öffentlichen Sitzungen und der Tarifkommission war er unermüdlich auf der Bresche, um mit dem Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen der von ihm vertretenen Sache zu dienen. Doch gegen den Bund, welchen Bismarck mit den Interessenten und dem Centrum eingegangen war, gab es keine Argumente. Immerhin konnte es damals noch gelingen, die ersten Anläufe auf Wiedereinführung des Zunftwesens abzuschlagen, woran sich Delbrück mit rednerischem Erfolg betheiligte; und als die unverantwortliche Maßregel der Sistirung der Münzreform improvisirt wurde, übernahm er an erster Stelle die dagegen gerichtete Interpellation. Nach Ablauf der Legislaturperiode erklärte er, kein neues Mandat mehr annehmen zu wollen, und diesmal wurden ihm auch in gerechter Würdigung der Sachlage die Gegenvorstellungen erspart. Es hatte sich gezeigt, daß deutsche parlamentarische und konstitutionelle Zustände noch nicht die Reife erlangt haben, wie England zweihundert Jahre früher. Alle ehemaligen Minister, die dasselbe Experiment unternahmen, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Die Falk, Hobrecht, Achenbach nahmen im Parlament keine Stellung ein, die ihrer früheren entsprach. Ganz natürlich, denn, wie die Dinge bei uns verlaufen, hatten sie auch keine Aussicht, vom Boden parlamentarischer Opposition wieder auf die Ministerbank zurückzukommen.

Delbrück blieb als Redner derselbe, welcher er als leitender Staatsmann gewesen war, korrekt in der Form, sachlich im Inhalt, der Aufmerksamkeit des Hauses gewiß. Die frühere Gewohnheit, von der erhöhten Ministerbank aus zu sprechen, von der aus man leicht verstanden wird, trug wahrscheinlich die Schuld, daß seine Diktion an einem kleinen Defekt litt. Er ließ beim Ende der Sätze die Stimme sinken, so daß dies oft schwerer hörbar wurde, ein Versehen, das übrigens ziemlich verbreitet ist. Man hat an ihm, und nicht nur gelegentlich seiner parlamentarischen Funktionen, einen Mangel an Pathos auszusetzen gefunden. Ganz gewiß liegen die pathetischen Akkorde nicht innerhalb seines Stimmregisters. Aber wenn es ein Fehler ist, nicht pathetisch sein zu mögen, und wenn irgend Jemand das Recht hat, die Fehler seiner Vorzüge zu besitzen, so ist es ein Mann von dieser eminent sachlichen Leistungsfähigkeit, die sich gegen das Pathetische sträubt. Diese strenge Objektivität, welche ihn zum uneigennützigsten und unabhängigsten Vertheidiger der von ihm für gut erkannten Sache machte, hielt ihn auch davon zurück, irgend ein Moment subjektiver Anwandlung zur Geltung kommen zu lassen. Seine Sinnesweise nach dieser Richtung hin kam einmal in sehr bezeichnender Weise bei einem stillen Vorgang zum Vorschein. Er hatte eine Abhandlung geschrieben, die ein Anderer zum Druck vermittelte. Beim Durchlesen fand der Vermittler ein Wort, das er dem Verfasser zu unterstreichen, d. h. mit gesperrter Schrift drucken zu lassen vorschlug. Aber Delbrück schlug es ab mit der Bemerkung, daß er nie etwas unterstreiche. Sowohl als Minister wie als Abgeordneter hielt er sich — der Einzige — streng an die englische Sitte, nie einen Abgeordneten mit seinem persönlichen Namen zu bezeichnen. Er sprach immer nur vom Herrn Abgeordneten für Graudenz oder für Erlangen-Fürth u. s. w. Schriftstellerisch ist er nicht vielfach hervorgetreten. Ohne seinen Namen ist eine Abhandlung unter dem Titel „Der Zollverein und das Tabakmonopol“ (Berlin 1857) erschienen, in welcher er dies Monopol vom Standpunkt der Verfassung des Zollvereins aus bekämpfte. Die Schrift wurde in den langen, heftigen Kämpfen der achtziger Jahre oft angerufen. Sie wurde ihm dabei immer zugeschrieben, und er hat nie widersprochen. Die im Jahre 1879 in Berlin erschienene Abhandlung „Deutschlands Getreideverkehr mit dem Auslande“ hat wahrscheinlich ebenfalls Delbrück zum Verfasser. Sie lieferte den seitdem durch die Erfahrung noch übertroffenen Beweis, daß wir die fremde Zufuhr von Brotkorn nicht entbehren können. Unter seinem Namen ließ er im Jahre 1881 eine Schrift drucken mit dem Titel: „Der Artikel 40 der Reichsverfassung“, welche eine Reihe von konstitutionellen Zweifeln über einzelne Bestimmungen der Zollvereinsgesetzgebung behandelt. Delbrück hat auch Denkwürdigkeiten niedergeschrieben, die aber nur als Manuskript gedruckt und einzelnen Personen mitgetheilt worden sind. Dem Vernehmen nach reichen sie nur bis an die interessanteste Zeit, bis zu 1866.

Seitdem er sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen, hat Herr Delbrück keinen Augenblick aufgehört, den Angelegenheiten desselben mit der intensivsten Theilnahme zu folgen, aber alles demonstrative Auftreten sorgfältigst vermieden. Wer Rath oder Belehrung von ihm in den zahlreichen von ihm beherrschten Fragen haben wollte, war immer freundlich willkommen. Manchmal ergriff er selbst die Iniative dazu, besonders wenn es sich um unsere Währung handelte, deren Vertheidigung ihm vor allem am Herzen liegt. Auch übernahm er bereitwillig den Ehrenvorsitz des zu diesem Zweck vor zwei Jahren gegründeten Vereins. Ganz besonders aber widmete er sich seit einem Vierteljahrhundert seinem Lieblingskind, dem Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes. Auf Wunsch des Vorstandes hat er auch die Leitung des Viktoriaschwesternhauses für Ausbildung von Pflegerinnen übernommen. Und wo er ein Amt übernimmt, ist ihm nichts zu klein, um es nicht mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu überwachen.

Die sachliche Richtung seines Berufes und Sinnes hat ihn keineswegs abgehalten, ein Mann von Welt und des frohen Lebensgenusses zu sein. Er ist vor allem ein wahrhaft enthusiastischer Naturfreund, ein Bergsteiger, der noch bis in die letzten Jahre ganz beträchtliche Höhen erklomm, dabei ein Kenner und Feinschmecker auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst.

Man kann beklagen, daß Rudolph von Delbrück mehr als ein Jahrzehnt zu früh dem Staatsdienst entzogen ward. Aber wir haben in unserem Rückblick den Klagen, von denen diese nur ein kleiner Theil ist, keinen Raum gegeben. Es galt nur der erbaulichen Aufgabe, eine mit dem schönsten Abschnitte der vaterländischen Geschichte eng verwachsene, in sich harmonisch durchgeführte, die besten Elemente des preußischen Staatswesens repräsentirende Persönlichkeit nach Charakter und Thätigkeit vor den Augen der Gegenwart zu deren gerechtem Wohlgefallen ins Licht zu setzen.

L. Bamberger.

Das Talent und die Schule.

Daß die moderne Schule mit den bevorzugtesten Geistern nicht auf gutem Fuße steht, kann man in der Lebensgeschichte jedes einigermaßen bedeutenden Menschen lesen. Vielfach treffen wir bei den genialsten und talentvollsten Zeitgenossen eine offenbare Mißachtung der Schule. Da sich diese abfälligen Urtheile in der Gegenwart häufen, während sie in früheren Zeiten nur ganz vereinzelt auftraten, so wird man den Grund dafür in den Schulen und nicht in den Beurtheilern suchen müssen.

Die Schule hat zu allen Zeiten den talentvollsten Menschen am wenigsten zu bieten vermocht, die Schule der Gegenwart aber erklärt ihnen geradezu den Krieg, und darf sich deswegen nicht wundern, daß die Talente mit gleicher Münze bezahlen und der Schule Liebenswürdigkeiten sagen, die sie im Allgemeinen nicht verdient haben mag.

Unsere Schulmänner haben vergessen, daß die Neigungen und Fähigkeiten der Individuen ungeheuer weit auseinander gehen. Heute soll nicht nur jeder jedes lernen, sondern dies auch noch in demselben Zeitraum und demselben Alter. Ein nicht gar zu beschränkter und in regelmäßigem Fleiße erhaltener Schüler steigt von der Abc-Stufe bis zum

Abiturientenexamen des Gymnasiums in 12 Jahren auf. Dieselbe Zeit hindurch muß aber auch der begabteste Junge die Bänke drücken, oder auch länger, wenn er den Eingang in die Sexta von der Volksschule her später betritt. Zu jeder Klasse ein Jahr! Das ist den heutigen höheren Schulen ein ganz selbstverständlicher Grundsatz, von dem vielleicht hier und da noch einmal ausnahmsweise abgewichen wird, der aber eine stärkere Einschränkung nicht leidet. Wenn darum ein begabter Junge, der sich in Gottes freier Natur und in der Volksschule etwas zu lange aufgehalten hat, das Gymnasium erst mit 13 oder 14 Jahren bezieht, so wird er trotz Lessing'scher Begabung ein bemoostes Haupt, ehe er oben anlangt. Fälle, wie sie die Lebensgeschichte von Männern, die vor hundert Jahren in den deutschen Gymnasien den Grund zu ihrer Tüchtigkeit legten, in Menge erzählt, daß nämlich ein gescheiter Bursche die Sprossen der Gymnasialleiter in wenigen Jahren erklomm, kommen in unseren Schulen nicht mehr vor. Ein Johann Heinrich Voß, ein Ernst Moritz Arndt, ein Ludwig Uhland und ein Johann Peter Hebel würden heute die doppelte und dreifache Zeit nöthig haben, um ein Gymnasium zu absolviren, als zu ihrer Zeit, trotz besserer Lehrmittel, besserer Methoden und besser vorgebildeter Lehrer, die die größere Fülle des Lehrstoffs doch wohl ausgleichen sollten.

Freilich war damals auch die ganze Einrichtung der höheren Schulen eine andere. Sie hatten weniger Klassen, in denen das Gros der Schüler mehrere Jahre blieb, die aber von den Fähigeren in kürzerer Zeit durchgemacht werden konnten. Versetzungen erfolgten damals auch mitten im Semester, wenn die Leistungen eines Schülers dies erwünscht erscheinen ließen. So konnte ein älterer, begabter Schüler in kurzer Zeit die ganze Schule durchmachen. Von diesen, nicht von den heutigen Schulen entwirft der Philosoph **Herbart** folgendes Bild: „Denken wir uns den Schüler, der eben auf eine neue Klasse versetzt wurde! Noch betrachtet er mit Schüchternheit seine älteren Genossen, ihre Schnelligkeit und Gewandtheit; noch kann er dem Lehrer kaum folgen. Aber nichts befördert die eigenen Versuche so sehr, als das Beispiel der Geübteren; der Rhythmus der geistigen Bewegungen theilt sich mit; im Streben zur Nachahmung wird jedes Hinderniß bald bemerkt und bald gehoben. Die Lücken in den Kenntnissen der Elemente füllen sich allmählich aus, wenn das Gefühl, es *seien* Lücken, erst geweckt ist. So hebt sich der Schüler und man stärkt seinen Muth, indem man ihm seinen allmählich höheren Platz unter den Mitschülern anweist."

Heute bleibt für einen tüchtigen Schüler nur die Aufgabe übrig, sich neun Jahre oder auch länger mit seinen weniger begabten Mitschülern im Gleichgewicht zu erhalten. Ein Einholen und Ueberflügeln bereits Vorgeschrittener gibt es nicht mehr. Die unregelmäßige Schützenlinie von früher ist zu einer in strengem Gleichschritt vorrückenden Kompagnie geworden, in der eine Helmspitze genau so weit reicht als die andere, und unsere Schulen sind auf diese Uniformirung ganz besonders stolz, nur schade, daß die Uniformirten davon so wenig entzückt sind.

Sollte nicht wenigstens ein schnelleres Aufrücken begabter *älterer* Schüler auch heute noch möglich sein? Ich glaube doch. Man braucht als Lehrer nicht gar zu alt geworden zu sein, um zu wissen, daß für begabte Kinder der sogenannte „lückenlos fortschreitende Unterricht" eher eine Marter als eine Wohlthat ist. Solche Kinder wollen hin und wieder einige Stufen auf einmal nehmen. Sie sehen sich dann neuen, zunächst nicht ohne weiteres lösbaren Aufgaben gegenüber. Das reizt ihren Lerneifer, sie fühlen sich aufs lebhafteste angeregt, denken nach, studiren selber, und in kurzer Zeit haben sie alle Schwierigkeiten überwunden und finden sich schon wieder im Vortrab. Das ganze Geistesleben eines tüchtigen Schülers wird in Bewegung gesetzt, wenn er Aufgaben vor sich sieht, denen er noch nicht gewachsen ist, und hat er erst einmal die Probe des Aufschwungs bestanden, so wird er bei jeder neuen Gelegenheit um so frischer ans Werk gehen.

Könnten nicht unsere Schulen auch heute noch den Aufstieg durch die Klassen ganz der Individualität der Kinder anpassen? Der Gymnasiallehrplan ist für den Durchschnittsschüler vielleicht noch zu umfangreich und auf eine zu kurze Zeit zusammengedrängt. Auch mag es vollauf genügen, wenn ein Schüler mit 18 Jahren die Universität bezieht. Aber diejenigen Schüler, die später in die Gymnasien kommen, sollte man nicht ohne Noth ein Jahr lang in jeder Klasse zurückhalten. Ein vierzehnjähriger Junge mit einigen Anlagen kann nicht ein ganzes Jahr mit den neunjährigen Sextanern zusammen seinen Wissensdurst befriedigen. Er bleibt unbeschäftigt, verfällt auf andere Dinge und wird schließlich ein schlechter Schüler. Hätte man ihn nach einigen Wochen oder Monaten in die Quinta, dann nach einiger Zeit in die Quarta geschickt und ihn so allmählich seine Altersgenossen einholen lassen, so würde er seine ganze Kraft eingesetzt haben und trotz mancher „Lücken" bald ein seinem Alter gemäß arbeitender Schüler geworden sein. Aus dem Munde von Gymnasiallehrern kann man die Mittheilung hören, daß die auf Grund vorzüglicher Leistungen in den Gemeindeschulen mit dem Alter von zwölf Jahren als Freischüler in die Gymnasien eintretenden Knaben zum großen Theil den Erwartungen nicht entsprechen. Der Grund für diese unerfreuliche Erscheinung wird von den Lehrern, und das mit Recht, in den eben dargelegten Thatsachen gesucht, aber — der Schulmechanismus gestattet eine ausnahmsweise Versetzung dieser Schüler nicht. Ein bekannter Direktor einer höheren Lehranstalt Berlins vertritt die Ansicht, tüchtige Volksschüler im Alter von dreizehn Jahren würden das Gymnasialpensum in fünf Jahren bewältigen und bringt deswegen so eingerichtete Gymnasien neben den jetzt bestehenden in Vorschlag.

Die übrigen Schulen, die Volksschulen nicht ausgenommen, schwimmen heute ganz in demselben Fahrwasser. Auch hier muß der Schüler auf jeder Klassenstufe ein Jahr zubringen. Der verstorbene hochangesehene rheinische Pädagoge **Dörpfeld**, der Vater des Gehilfen und Nachfolgers Heinrich Schliemann's, erklärte sich aus diesem Grunde gegen achtklassige und für vierklassige Volksschulen. Er wollte begabte Kinder nicht so lange auf den unteren Stufen zurückhalten. Der Leiter des Berliner Volksschulwesens, Schulrath Professor Dr. **Bertram**, bekämpft mit demselben Grunde die Umwandlung der sechsklassigen Gemeindeschule in eine achtklassige Lehranstalt. Aber dadurch wird dem Uebelstand keineswegs gehoben, da die Ursache bestehen bleibt. **Die Schüler müssen individuell behandelt werden.** Man muß dem begabteren Kinde die Möglichkeit geben, die lange Reihe der jetzt vorhandenen Klassen, die der großen Mehrzahl der weniger begabten Kinder sehr zu statten kommt, in kürzerer Zeit durchzumachen. Dabei muß man auf die unbedingte Sicherheit in allen Pensen natürlich verzichten und für fehlende positive Kenntnisse vorhandene Kraft in Anrechnung bringen. So lange die Schule das nicht thut, bleibt sie für die Talente eine Zwangsanstalt und muß es sich gefallen lassen, daß die tüchtigsten Männer und Frauen ihr mit wenig sympathischen Gefühlen gegenüberstehen.

Die Pädagogen der Gegenwart setzen zu große Hoffnungen auf den methodischen Aufbau und den lückenlosen Fortschritt ihres Unterrichts. Sie übersehen, daß ein Theil ihrer Schüler, besonders derjenigen, die auch im Alter bereits vorgerückt sind, viel besser auf weniger methodisch geebneter Bahn fortschreiten würden und sich von der gewissenhaftesten Methodik am wenigsten angezogen fühlen. Auch diesen Schülern sollte und könnte die Schule gerecht werden.

Kein Geringerer als **Alexander v. Humboldt** hat bereits diese wunde Stelle in unserem Schulwesen sehr wenig beifällig bemerkt. Er sagt: „Sehr richtig ist es, was ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gelesen habe, daß unsere jetzige Schulbildung einem Prokrustesbette gleich sei. Was zu lang ist, wird abgeschnitten, und das zu kurz Scheinende so lange gedehnt, bis es die jetzt beliebte

Mittelmäßigkeit erreicht hat. Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwicklung des Geistes möglich!"

Es würde allerdings kaum zu empfehlen sein, daß einem begabten Knaben schon vor dem vollendeten achtzehnten Jahre das Maturitätszeugniß gegeben würde. Aber nach einer anderen Richtung könnte die Schule auch bei den mit neun Jahren in eine höhere Lehranstalt eintretenden Schülern der Individualität Rechnung tragen. Man könnte, wenn die körperliche Entwicklung dies erwünscht und die Leistungen es angängig erscheinen lassen, einzelne Schüler Monatelang vom Unterricht entbinden, ohne daß sie deswegen später ans Ziel kämen. Wie vielen jungen Leuten bekommt das fortgesetzte Hocken auf der Schulbank nicht, aber sie sind dazu jetzt gezwungen, wenn sie nicht werthvolle Jahre ihres Lebens verlieren wollen. In unzähligen Fällen würde mancher dieser Schüler ein ganz anderer Mann werden, wenn er ein Jahr lang oder wenigstens einige Monate ausspannen, auf dem Lande leben oder einer für ihn geeigneten praktischen Beschäftigung nachgehen könnte. Er würde dann nach Wiedereintritt in den Lehrkursus mit ganz anderer Kraft und ganz anderem Interesse wieder einsetzen und die entstandenen Lücken bald genug ausfüllen. In jeder Schule kann man die Beobachtung machen, daß begabte Kinder, die durch Krankheit wiederholt auf längere Zeit vom Unterrichte ferngehalten werden, hinter gleich begabten ganz und gar nicht zurückbleiben. Man kann nicht einmal von den bewußten „Lücken" viel entdecken. Freilich darf man in solchen Fällen nicht das Tüpfelchen auf dem I als etwas sehr wesentliches und diesen oder jenen Memorienstoff nicht als eine nothwendige Voraussetzung für weitere Fortschritte ansehen. Es dürfte indessen gute Weile haben, bis sich die Schulen ihre wohl uniformirten Kolonnen in dieser Weise in Unordnung bringen lassen.

Aus der jetzigen Pedanterie erwächst leider nicht nur diesem und jenem Individuum ein unberechenbarer Schade, sondern auch für die Nation ein Nachtheil, den man außerordentlich tief beklagen muß. Aermere begabte Knaben können dem Gymnasium nur noch in seltenen Fällen zugeführt werden. Eine ungewöhnliche Begabung läßt sich zweifellos erst im Alter von 12—14 Jahren ausweisen. Wer möchte einem solchen Knaben dann aber noch den Rath geben, ins Gymnasium einzutreten und hier bis zu 23 Jahren zu hocken! Dadurch geht unserem Volke wahrscheinlich mancher bedeutende Gelehrte verloren, da auch die Gelegenheit zu privater Vorbildung auf kürzerem Wege immer mehr schwindet.

Für das weibliche Geschlecht liegen übrigens ganz dieselben Verhältnisse vor. Hier ist die Skala auch allmählich so lang gedehnt worden, daß ein begabtes vierzehnjähriges Mädchen, das aus der Volksschule kommt, das heirathsfähige Alter eher erreicht als die Oberklasse der höheren Mädchenschule.

Wenn die moderne Schule es nicht versteht, auf irgend eine Art den Talenten gerecht zu werden, wird sie immer weniger ihre Aufgabe im Kulturleben der Gegenwart erfüllen. Mögen alle Heiligen der pädagogischen Wissenschaft zu allererst ihre Hände fördernd und helfend dem schwächeren Kinde entgegenstrecken — das ist ein unverkennbares Verdienst der heutigen Schulen — aber daneben darf das Talent nicht in die Ecke gestellt werden. Eine solche Pädagogik verdirbt an demjenigen Theile der Menschheit, der zur Lösung der höchsten Aufgaben in erster Linie berufen ist, zum Theil wieder, was sie der großen Mehrheit durch verbesserte Methoden und Lehrmittel nützt.

J. Tews.

Der jetzige amerikanische Finanzminister.

Der bekannte amerikanische Dichter und Humorist Oliver Wendell Holmes pflegte sich gern über den sogenannten „self-made man" auszulassen und die muthmaßliche Vorzüglichkeit dieses in den Vereinigten Staaten häufig vorkommenden und viel Wesens von sich machenden Menschenschlages in launiger Weise zu bekritteln und zu bespötteln. Selbstgemachtes, behauptete er, werde in der Regel schlecht gemacht, ob es sich um Waaren oder um Personen handele; das fertige Produkt falle fast immer mangelhaft aus, stehe schief und lasse an ebenmäßiger Vollendung viel zu wünschen übrig. Diese von Holmes aufgestellte und mit Witz und Scharfsinn erläuterte Regel gestattet jedoch so zahlreiche und rühmliche Ausnahmen, daß von der als einem unverbrüchlichen Naturgesetz keine Rede sein kann. Vornehmlich in den Vereinigten Staaten ist es bei fast jeder wichtigen Entscheidung in der politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung der Nation ein „self-made man" gewesen, dem das Volk die Führung anvertraut und der den Staat durch seine Kenntnisse und Klugheit vor Schiffbruch gerettet hat. Man denke nur an Abraham Lincoln, der kaum ein Jahr in die Schule ging und dessen Bekanntschaft mit der Weltlitteratur in seiner Jugend sich auf die Bibel, die Aesopischen Fabeln, Defoe's „Robinson Crusoe", Bunyan's „Pilgrim's Progreß", eine kurzgefaßte Geschichte der Vereinigten Staaten und Weem's „Life of Washington" beschränkte. Aus diesen sieben Büchern zog er mehr geistigen Nahrungsstoff als mancher Schuljunge aus einer ganzen Bibliothek. Welche Verdienste um das Vaterland dieser unter so ungünstigen Verhältnissen aufgewachsene Jüngling sich in dem langjährigen, für die Erhaltung der Republik und die Abschaffung der Negersklaverei geführten Bürgerkrieg als charakterfester, edelmüthiger und umsichtiger Staatsmann und treuer Volksfreund erwarb, ist in den Annalen der amerikanischen Geschichte für immer aufgezeichnet.

Auch in den gegenwärtigen kritischen Zeiten ist so wieder ein „self-made man" im besten Sinne des Wortes, auf den das Volk sein Vertrauen setzt und der im Lande mit erfreulicher und ermuthigender Uebereinstimmung als ein Retter aus den gefährlichen Währungsnöthen aufs Wärmste begrüßt wird. Die Ernennung des Hrn. Lyman Judson Gage zum Finanzminister hat zwar die Berufspolitiker unangenehm überrascht, aber das Vertrauen zu dem neuerwählten Präsidenten im Lande erheblich gesteigert. Um diese Thatsache richtig würdigen zu können, wollen wir einen Blick auf den Lebenslauf des Ernannten werfen.

Der 1836 geborene Lyman J. Gage stammt aus einem bereits vor dem Unabhängigkeitskriege in Neuengland angesiedelten Geschlechte; sein Vater war ein im Staat Newyork ansässiger kleiner Landwirth oder „Farmer". Er erfreute sich freilich während seiner Jugendzeit besserer Unterrichtsgelegenheiten als sie Abraham Lincoln in den Hinterwäldern von Kentucky und Indiana geboten wurden, aber die Ausbildung, die er durch einen regelmäßigen Schulbesuch erhielt, war doch von keinem wesentlichen Belang, erreichte auch bereits in seinem vierzehnten Jahre ihr Ende. 1850 trat er in den Dienst der Bundesregierung als Briefpostbeförderer (mail-agent) auf einer kleinen Eisenbahn im nördlichen Theil des Staats Newyork. Vier Jahre später nahm er eine Stelle als zweiter Comptoirdiener bei einer Bankgesellschaft mit einem Jahresgehalt von 100 Dollars an. Nach zwölf Monaten glaubte der neunzehnjährige Jüngling sich berechtigt, einen etwas höheren Lohn beanspruchen zu dürfen, aber sein bescheidenes Ersuchen um diese geringe Verbesserung seiner Verhältnisse wurde ziemlich schroff abgewiesen, und er entschloß sich nach dem Westen zu ziehen; alsbald kam er in Chicago ganz fremd und nur mit einigen Dollars in der Tasche an. Sein festes Vorhaben war, Banquier zu werden, und zu diesem Zweck meldete er sich bei allen damals in Chicago befindlichen Geschäften dieser Art, fand jedoch vorläufig keine Anstellung. Unterdessen

wurde er bei einem Holzhändler abwechselnd als Tagelöhner, Mauleseltreiber und Nachtwächter beschäftigt und scheute sich vor keiner Arbeit, um sich ehrlich zu ernähren. Nach drei Jahren wurde er am 3. August 1858 als Buchhalter in der Merchants' Loan und Trust Company mit einem Jahresgehalt von 500 Dollars angestellt. Eine außerordentliche Tüchtigkeit in diesem Beruf kam recht bald zur Geltung und nach einigen Monaten wurde er zum Auszahler (teller) befördert und sein Gehalt auf 1200 Dollars erhöht. 1860 bis 1868 versah er das Amt eines Kassirers mit einem Gehalt von 2000 Dollars. 1882 wurde ihm ein Jahresgehalt von 20000 Dollars angeboten, wenn er diese Stelle wieder annehmen würde, aber er lehnte das höchst ehrenvolle Anerbieten ab. 1868 trat er in Verbindung mit der First National Bank of Chicago, zuerst als Kassengehilfe, dann 1882 als Vizepräsident und Hauptgeschäftsführer (general manager), und schließlich 1891 als Präsident mit einem Jahresgehalt von 25000 Dollars. Ohne auf Einzelheiten näher einzugehen, darf man mit Recht behaupten, daß unter seiner vorsichtigen und vernünftigen Verwaltung dieses Institut eine der ersten Stellen unter allen Banken in den Vereinigten Staaten eingenommen hat. Das Aktienkapital beträgt 3000000 Dollars, worauf eine jährliche Dividende von 12 Prozent ausbezahlt wurde, und die Aktien haben einen Kurs von 335 Prozent erreicht. Dem Reservefonds ist während der letzten sechzehn Jahre ein Ueberschuß von 2000000 Dollars zugeflossen und das ausländische Geschäft beläuft sich auf 50000000 Dollars im Jahre. Hr. Gage hat sich nie auf Börsenspiel oder Spekulationen irgend welcher Art eingelassen und ist der Ansicht, daß der Beamte einer Bank solche die Interessen der Aktionäre und der Deponenten gefährdenden Geschäfte unter keinen Umständen betreiben darf. Auch machte er es sich zum Grundsatze, jeden Schein von politischen Beziehungen und Verwicklungen bei seiner Bank zu vermeiden und nahm dementsprechend keine Depositen von Staatsbehörden, Stadtbeamten und Gemeindevorstehern an, während andere Bankdirektoren sich viele Mühe gaben und oft bedenkliche Verpflichtungen eingingen, um solche Depositen zu erhalten. Es würde zu weit führen, seine Bankpolitik hier näher zu erörtern; der Erfolg bei mancher schweren Handelskrisis hat ihm jedenfalls Recht gegeben.

Hr. Gage hat sich übrigens mit Parteipolitik überhaupt nie abgegeben, besitzt dagegen, was dem amerikanischen Berufspolitiker meistens abgeht, einen regen, auf die Beförderung des Gemeinwohls gerichteten Bürgersinn. Chicago hat es seiner Einsicht und Energie hauptsächlich zu verdanken, nicht nur daß die Weltausstellung im Jahre 1893 dort stattgefunden, sondern auch, daß sie so Bedeutendes geleistet hat. Als Präsident des Bürgerbundes (Civic Federation) hat er zur Verbesserung der städtischen Ordnung und Verwaltung, zur Trennung der Polizei von der Politik, zur Abschaffung der Bestechlichkeit im Rathhaus und Gerichtssaal und zur Erreichung anderer gemeinnützlicher Ziele dieser Organisation ungemein viel beigetragen. Ralph Waldo Emerson meinte, die herrschende Regierungsform sei immer ein Zeichen der Bildungsstufe, auf der die Bevölkerung stehe, die sie zulasse; jedes Gesetz sei eine gangbare Geldsorte, die wir mit unserem eigenen Bildniß stempeln, und wieder in die Münze schicken, sobald dieses unkenntlich werde; darin bestehe der politische und kulturgeschichtliche Fortschritt der Menschheit, da der Staat dem Charakter der daran betheiligten Individuen folge. Diesem Prinzip gemäß ist der Hauptzweck des Bürgerbundes ein erzieherischer; man hofft dadurch weitere Kreise der Bevölkerung über ihre Pflichten und Verantwortlichkeiten dem Gemeinwesen gegenüber zu belehren, auf die öffentliche Meinung einzuwirken und bleibende Reformen von großer Tragweite herbeizuführen. Unterdessen werden geeignete Mittel angewendet und beträchtliche Geldsummen beigesteuert, um auffälligen Uebelständen abzuhelfen, Betrügereien und Bestechungen bei den Wahlen und andere offenkundige Formen der Korruption gerichtlich zu verfolgen und zu bestrafen.

Sehr verdient um die staatswissenschaftliche und volkswirthschaftliche Bildung im Allgemeinen hat sich Lyman Gage ferner durch die Gründung der „Economic Club" gemacht, der eine Reihe von „Economic Conferences" oder Versammlungen zur Erörterung finanzieller und ökonomischer Fragen veranstaltete, bei denen Kapitalisten und Arbeiter, Männer aus allen Ständen und politischen Parteien, Vertreter der Finanzwelt und Mitglieder der Gewerkvereine sich begegneten, mit einander die Probleme des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens besprachen und sich zu verständigen suchten. Zu einer Uebereinstimmung der Anschauungen haben diese Konferenzen zwar nicht geführt, aber auf die Milderung der schärfsten Gegensätze und die Läuterung der Gesinnungen haben sie sehr vortheilhaft eingewirkt und vor Allem zu eifrigen Studien und ernstem Nachdenken angeregt. Es wurde ein guter Samen gesäet, der namentlich bei der letzten Präsidentschaftswahl, wo es sich um eine gesunde Währung als die Grundlage des Nationalgedeihens handelte, gute Frucht brachte.

Schon vor vier Jahren, als Präsident Cleveland sein Kabinet bildete, bot er das Portefeuille des Finanzministeriums Herrn Gage an, der es aber sogleich ablehnte. Auch als der neuerwählte Präsident McKinley durch gemeinschaftliche Freunde bei ihm anfragen ließ, ob er geneigt sei, die Bekleidung dieses Amtes in Betracht zu ziehen, antwortete er mit einem entschiedenen „Nein!" Nun drang man jedoch in ihn von allen Seiten und berief sich auf seine Pflichttreue und Vaterlandsliebe, um ihn zu bewegen, dieses Opfer zu bringen und dem Staat in einer so wichtigen Angelegenheit, wie es die Regelung des Münzumlaufs ist, mit Rath und That beizustehen. Wie allgemein die ihm entgegengebrachte Hochachtung, und wie fest das Vertrauen ist, das er selbst seinen Gegnern einflößt, geht unter Anderem daraus hervor, daß fast sämmtliche Arbeitervereine in Chicago ihm durch Deputationen ersuchten, die Stelle anzunehmen; und doch haben die Mitglieder dieser Vereine zumeist für die freie Silberprägung gekämpft und gestimmt. Schließlich, nach einer längeren Unterredung mit McKinley, welche die völlige Uebereinstimmung des Präsidenten mit Herrn Gage's Reformplänen herbeigeführt haben soll, erklärte er sich bereit den bei der jetzigen Lage der Dinge äußerst schwierigen Posten eines amerikanischen Finanzministers zu übernehmen. Das in seiner vor dem „Kommerzialklub" in Chicago gehaltenen Rede aufgestellte Programm zielt darauf ab, das Währungssystem der Vereinigten Staaten zu vereinfachen und zu konsolidiren. Um dieses Ziel zu erreichen, gedenkt er zunächst die „Greenbacks" zu beseitigen und an deren Stelle Nationalbanknoten zu setzen, die zum vollen Betrag der hinterlegten Garantie-Werthpapiere ausgegeben werden könnten, danach den unter der Blandakte und dem Shermanakte angekauften, theilweise ausgeprägten und in den Gewölben des Schatzamtes größtentheils verbliebenen Silbervorräthe gelegentlich zu verkaufen und den Erlös zur Einziehung der Silberzertifikate und Schatzkammernoten zu verwenden, welche, so lange sie im Verkehr bleiben, an den thörichsten staatswirthschaftlichen Fehler, den die Gesetzgeber eines großen Kulturvolkes je begangen haben, täglich erinnern. Man darf nicht hoffen, selbst im besten Falle, den Kranken von den langwierigen, durch allerlei Quacksalberei verschlimmerten Leiden auf einmal zu befreien, aber je eher man beginnt, die richtigen Heilmittel anzuwenden, desto besser; bald werden sich dann auch erfreuliche Zeichen der Besserung bemerklich machen.

Daß dabei von dem internationalen Bimetallismus und von internationalen Währungskonferenzen zur Beförderung desselben recht viel geredet wird, darf nur als ein der Parteipolitik zu machendes Zugeständniß aufgefaßt werden. Man will ernstlich versuchen, ohne irgend ein Grundprinzip aufzugeben, ein auf die Währungsfrage bezügliches Uebereinkommen mit fremden Regierungen herbeizuführen, um die Unmöglichkeit der Realisirung dieses Hirngespinnstes dessen Anhängern ein für alle Mal klar und anschaulich darzuthun. Herr Gage hat nicht die geringste Erwartung, daß solche Unterhandlungen gelingen werden, macht aber aus der Noth eine Tugend und treibt die Posse

mit, da er glaubt, nur auf diese Weise die Passenhaftigkeit des ganzen Spieles ans Licht zu setzen. Er ist fest überzeugt und hat es öfters ausgesprochen, daß eine Nation, welche Welthandel treibt oder treiben will, ein auf allen Märkten der Welt vollgültiges Geld haben muß, und daß eine entwerthete Valuta die Handelsbeziehung zum Auslande untergräbt und die volkswirthschaftliche Entwicklung und Blühe des Landes verhindert. Herr Gage zeichnet sich durch Vorsicht, Aufrichtigkeit und eine immer sich gleichbleibende Gemüthsart aus. Obwohl als Geschäftsmann äußerst thätig, übereilt er sich nie; seine Mußezeit bringt er am liebsten in seiner mit staats- und volkswirthschaftlichen Werken besonders reich ausgestalteten Bibliothek zu. Die Art und Weise, wie er die sein Departement in Washington umschwärmten Aemterjäger mit ihren politischen Gönnern sanft aber entschieden abzuweisen versteht, liefert den Beweis für seine feine Menschenkenntniß und Taktfestigkeit. Selbst wenn er eine Bitte nicht gewähren kann, bleibt ihm der Bittsteller meistens freundlich gesinnt. In Chicago hat man ihn allgemein als „das Ideal eines Bürgers“ bezeichnet, und durch seine Vergangenheit wird man zu der Meinung berechtigt, daß er sich auch als das Muster eines Finanzministers erweisen wird.

München. E. P. Evans.

Die Prophezeiungen Herbert Spencer's.*)

Der „Grand Old Man“ der Philosophie hat jetzt nachträglich den dritten Theil „der Prinzipien der Soziologie“ vollendet und damit die zehn Bände des „Systems der synthetischen Philosophie“ fertig gestellt, dessen Plan er dem Publikum bereits vor 36 Jahren in einem ausführlichen Prospekt vorgelegt hat. Wenn wir das fertige Werk mit dem Entwurf vergleichen, finden wir nur eine Abweichung. Sie bezieht sich gerade auf die Soziologie. Diese ist Spencer unter den Händen gewachsen und, was dem Plan zufolge zwei Bände füllen sollte, füllt in der That drei.**) Der dritte Band sollte ursprünglich die „linguistische, intellektuelle, moralische und ästhetische Entwicklung“ zeichnen. Dazu ist Spencer nicht gekommen, und da es „für einen Invaliden von 76 Jahren“, wie er mit Recht bemerkt, „unmöglich ist, einen so ausgedehnten und verwickelten Gegenstand in Angriff zu nehmen“, so hat er jetzt das große Werk seines Lebens endgültig abgeschlossen und das „System der synthetischen Philosophie“ ist fertig.

Ich will hier auf die allgemeine Bedeutung dieses großen Werkes, das in der Geschichte der Philosophie immer als eines der bedeutendsten Monumente unerschütterlicher Willenskraft und souveräner Intelligenz dastehen wird, nicht näher eingehen, und nur auf frühere Aufsätze in der „Nation“ (1891, Nr. 49; 1892, Nr. 20 und 7; 1893, Nr. 48) verweisen. Ich kann mir aber nicht versagen, aus der Vorrede zu dem mir vorliegenden Band die pathetischen Worte zu citiren, die die Vollendung des Werkes seinem Schöpfer entlockt. Spencer schreibt:

„Wenn ich den Blick zurückschweifen lasse über die mehr als 36 Jahre, die verstrichen sind, seit ich die synthetische Philosophie begonnen habe, ergreift mich Erstaunen über die Kühnheit meines Unternehmens und noch größeres Erstaunen über seine Durchführung. Im Jahr 1860 war mein kleines Vermögen beinahe ganz aufgegangen im Schreiben und Herausgeben von Büchern, die ihre Kosten nicht zahlten, und eine Ueberarbeitung des Gehirns im Jahre 1855 hatte mir eine chronische Krankheit zugezogen, die mich anderthalb Jahre ganz arbeitsunfähig gemacht hatte und fortan meine Arbeit auf täglich drei Stunden und gewöhnlich noch weniger beschränkte. Wie verrückt mein Plan andern vorgekommen sein muß, kann man am besten an der Thatsache ermessen, daß mich einer meiner nervösen Anfälle zum Aufhören zwang, noch bevor das erste Kapitel des ersten Bandes fertig war. Aber unvorsichtiges Handeln schlägt nicht immer fehl. Zuweilen wird eine verlorene Hoffnung durch den Ausgang gerechtfertigt. Oft zwar haben mich neben andern Widerwärtigkeiten zahlreiche Rückfälle, die bald Wochen, bald Monate und einmal Jahre dauerten, am Erreichen meines Zieles verzweifeln lassen, und nun ist das Ziel endlich doch erreicht. In früheren Tagen hätte mein Herz ohne Zweifel etwas höher geschlagen; aber wie das Alter heranschleicht, werden die Gefühle schwächer und nun ist mein Hauptglück meine Emanzipation. Befriedigung liegt allerdings in dem Bewußtsein, daß Verluste, Enttäuschungen und zerstörte Gesundheit mich an der Erfüllung meines Lebenszweckes nicht gehindert haben.“

Dieses Stück Autobiographie spricht in seiner schlichten Größe für sich selbst. Spencer ist nicht nur durch das, was er gedacht und geschrieben, sondern, wie jeder wahre Philosoph, auch durch das, was er gewollt und gethan hat, ein großer Lehrer und ein großes Vorbild für die Menschheit.

Der neue Band der Soziologie besteht aus drei Abschnitten, wovon aber die zwei ersten, betitelt „Ecclesiastical Institutions“ und „Professional Institutions“ schon früher erschienen sind. Der allein neue Abschnitt schildert in meisterhafter Weise und mit der Spencer eigenen Klarheit die Entwicklung der „Industrial Institutions“, der verschiedenen Formen des wirthschaftlichen Lebens. Spencer's soziale Anschauungen sind bekannt. Jedermann weiß, daß der Individualismus seit Wilhelm von Humboldt keinen begeisterteren und beredteren Vorkämpfer gehabt hat, als ihn. Seine erste Schrift war ein Plaidoyer für freie Entwicklung des Individuums und ein Protest gegen Bevormundung auf politischem, wirthschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet und das ist auch seine letzte Schrift. Etwas länger möchte ich nur bei den ungemein interessanten, letzten Kapiteln dieses Abschnittes verweilen, in denen Spencer sich der unwillkommenen Pflicht unterzieht, „die nahe Zukunft“ des sozialen Lebens vorauszusagen.

Spencer ist sich der Gefahren eines solchen Unternehmens wohl bewußt. Niemand weiß besser, wie unzählige Faktoren im Leben des sozialen Organismus theils zusammenarbeiten, theils einander entgegen wirken, und wie ungemein schwierig es deshalb ist, ihr künftiges Produkt vorauszusagen; aber, meint er, „man könnte sagen, das Studium der Soziologie sei nutzlos, wenn es unmöglich wäre, auf Grund dessen, was war, vorauszusagen, was sein wird“.

In der sozialen Entwicklung war nun von Anfang an bis auf den heutigen Tag die Grundfrage immer die: Wie weit ist jedes Individuum allen anderen unterthan, und wie weit ist es von allen unabhängig? Wie weit gehört es sich selbst, und wie weit gehört es andern? Auf der jeweiligen Beantwortung dieser Frage beruht der charakteristischste Unterschied der einzelnen sozialen Strukturen. „In unsern Schlüssen auf die Richtung der sozialen Veränderungen müssen wir uns daher durch die Beobachtung leiten lassen, ob die Bewegung dahin geht, daß sich jeder mehr selbst gehört, oder daß er mehr anderen gehört.“ Ob diese „andern“ dann ein Monarch, eine Oligarchie, eine demokratische Majorität oder eine kommunistische Organisation sind, darauf kommt wenig an. „Die entscheidende Frage für jeden ist, wie weit ist er verhindert, seine Fähigkeiten zu seinem eigenen Vortheil zu nutzen, und wie weit ist er gezwungen, sie zum Vortheil anderer zu gebrauchen, und nicht, was die Macht ist, die ihn verhindert oder zwingt.“

Das vorliegende Beweismaterial scheint Spencer nur eine wenig tröstliche Antwort zu rechtfertigen. Er blickt zuerst auf Deutschland und findet hier einen immer wachsenden Militarismus:

*) Anm. d. Red.: Anläßlich dieser Besprechung machen wir darauf aufmerksam, daß kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig als XIV. und XV. Band der Internationalen Wissenschaftlichen Bibliothek eine autorisirte deutsche Ausgabe von Herbert Spencer's „Einleitung in das Studium der Soziologie“, herausgegeben von Dr. Heinrich von Marquardsen, erschienen ist.

**) The Principles of Sociology by Herbert Spencer. Vol. III. Williams and Norgate. London. 1896

„Alle gesunden Männer in einem gewissen Alter sind Soldaten . . . und dieses Eigenthum des Staates an seinen Unterthanen dehnt sich selbst auf die aus, die ins Ausland gegangen sind. Für die Unterhaltung dieser großen Rüstungen werden die, die im bürgerlichen Leben stehen, höher und höher besteuert, was bedeutet, daß sie für den Theil ihres Verdienstes, den der Staat nimmt, dem Staat gehören und nicht sich selbst."

Und auch sonst greifen ins bürgerliche und wirthschaftliche Leben staatliche Regulationen in steigender Weise ein. Es ist kein Zufall, daß die sozialdemokratische Bewegung gerade in Deutschland so mächtig ist: sie ist selbst nur eine Frucht des alles durchdringenden Büreaukratismus und Militarismus.

„Das sozialistische Regime ist nur eine andere Form des büreaukratischen Regimes. Militärische Reglementirung, bürgerliche Reglementirung und industrielle Reglementirung sind ihrer Natur nach dasselbe."

Nicht viel besser sieht es in Frankreich aus, „wo die Sucht nach Gleichförmigkeit das Ergebniß einer Natur ist, die Gleichheit höher schätzt, als Freiheit". Und in England? Hier ist die Situation nicht ganz so schlimm. Das Fehlen einer militärischen Organisation, gleich denen des Kontinents, und die größere Freiheit in Handel und Wandel haben den Engländer mehr als den Kontinentalen an die Idee des Sichselbstgehörens gewöhnt, und dementsprechend hat die sozialistische Propaganda in England am wenigsten Erfolg gehabt. Aber eine Rückwirkung des auf dem Kontinent herrschenden Militarismus ist nicht ausgeblieben. Erhöhte Rüstungen, zu denen er nöthigte, und in ihrem Gefolge ein Wiedererwachen des aggressiven Geistes haben auch hier eine Rückbildung in den „militärischen Typus" angebahnt, und auch der Engländer geräth mehr und mehr in die Hörigkeit des Staates, der zu ihm sagt: „So und so viel von Deinem Vermögen darfst Du ausgeben, wie Du willst; aber so und so viel werde ich für Dich ausgeben, entweder zu Deinem eigenen Wohl oder zum Wohl von sonst Jemand."

Ueberall also die gleiche Tendenz, und der Schluß scheint unvermeidlich, „daß diese zusammenwirkenden Ursachen schließlich ein Zurücksinken aus einem Zustand individueller Freiheit ins Eigenthum der Gemeinschaft herbeiführen werden, wie es der Kollektivismus zum Theil und der Kommunismus ganz inaugurirt".

Wie diese Umwandlung im einzelnen vor sich gehen wird, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen; am wahrscheinlichsten erscheint Spencer ein Prozeß allmählicher Metamorphose.

„Es ist nur nothwendig, schrittweise die staatlichen Regulirungen auszudehnen und individuelles Handeln einzuschränken. Wenn die centrale Verwaltung und die sich häufenden lokalen Verwaltungen so fortfahren, eine Funktion nach der andern an sich zu reißen, wenn Jahr für Jahr mehr Dinge von der Gemeinschaft gethan werden und weniger dem Privatunternehmen bleiben, . . . dann wird die gegenwärtige freiwillige Organisation der Industrie sich bald gänzlich durch eine Zwangsorganisation verdrängt sehen. Schließlich wird der Gehirnarbeiter finden, daß es für ihn keinen Platz mehr gibt, außer in dem einen oder andern öffentlichen Departement, und der Handarbeiter, daß Niemand ihm Arbeit geben kann, als öffentliche Angestellte. Und so wird ein Staat erstehen, in dem Niemand thun kann, was er will, sondern jeder thun muß, was ihm geheißen wird. Ein gänzlicher Verlust von Freiheit wird so das Schicksal derer sein, die die Freiheit nicht verdienen, die sie besitzen. Sie sind gewogen und zu leicht gefunden worden, baar der Ideen, wie Gefühle, die die Erhaltung der Freiheit voraussetzt."

Das sind die trüben Prophezeiungen, zu denen der große Philosoph sich gezwungen sieht, nachdem er sich ein Lebenlang mit der sozialen Frage beschäftigt hat. Prophezeiungen sind Prophezeiungen, und keinem Menschen ist es gegeben, mit Sicherheit in die Zukunft zu schauen. Man darf daher immer hoffen, daß Spencer etwas zu düster sieht, wenngleich man zugeben muß, daß sich seine Prophezeiungen auf nur zu viel solides Thatsachenmaterial stützen. Die europäischen Völker befinden sich ohne Zweifel auf einem Weg, der von der Freiheit weg zu allgemeiner Hörigkeit führt. Aber vielleicht kehren sie doch um, bevor es „zum völligen Verlust der Freiheit" gekommen ist. Vielleicht nehmen sie schlechte Erfahrungen zu Herzen, bevor es zu spät ist. Vielleicht tauchen im Lauf der Entwicklung neue soziale Faktoren auf — man denke etwa an Produktivgenossenschaften — die in eine andere Bahn drängen. Vielleicht macht der Prozeß sozialer Integration, der die Familie zum Stamm, den Stamm zur Nation werden ließ, rasche Fortschritte und zerstört mit der Schöpfung eines großen europäischen Völkerbundes die Vorbedingungen des Militarismus und mit ihm den eigentlichen Nährboden des Sozialismus. Vielleicht — ja es ließen sich noch manche solche „Vielleicht" nennen, deren Vater allerdings immer mehr der Wunsch, als der kalte kritische Verstand sein dürfte.

Spencer entläßt uns übrigens nicht mit einer so trostlosen Aussicht. Die sozialistische Phase wird nicht ewig dauern. Starke Männer werden auftauchen, wie früher, und die unerträglichen Bande sprengen. Gesellschaften, die das sozialistische Gift ganz durchdrungen hat, werden verfallen oder von Völkern, die sich nicht entmannt haben, über den Haufen gerannt werden — „die sozialistische Organisation wird vor ihnen zusammenbrechen, wie ein Kartenhaus, wie die der alten Peruaner vor einem Handvoll Spanier". Da und dort werden dann so höhere Gesellschaften entstehen; da und dort wird der Prozeß der „Wiederverbarbarisirung" gehemmt und die Entwicklung zu höheren Gesellschaftsformen wieder aufgenommen werden.

Wer die Dinge sub specie aeternitatis sehen kann, mag sich also mit dem Philosophen durch einen Ausblick in „die entferntere Zukunft" über „die nächste Zukunft" trösten. Sein Pessimismus braucht nur ein relativer zu sein, und er kann sich, wie Spencer, dem optimistischen Glauben hingeben, daß die Menschheit schließlich trotz alledem noch den idealen Zustand erreichen wird, in dem sie sich den Bedingungen des sozialen Lebens ganz angepaßt hat, wo dann privates und öffentliches Wollen zusammenfällt und das Individuum im Ausleben seiner eigenen Natur zugleich seine Pflichten als soziale Einheit erfüllt, wo der Staat nicht mehr nöthig und das Gesetz gleicher Freiheit für alle realisirt sein wird.

London. Otto Gaupp.

Ostertage in Athen.

In der Osterwoche war's, daß wir griechischen Boden betreten haben, eine festliche Stimmung herrschte in Stadt und Land, wohin wir kamen. Und auch uns selber war freudig zu Muth, wie jedem sein muß, der zuerst unter dem Himmel Homer's die gelblich weißen Marmorsäulen der Akropolis in die völlig klare, reine, lichte, blaue Luft emporragen sieht.

Das moderne Athen, bekanntlich an der Stätte des alten erbaut, inmitten der weiten attischen Ebene, die auf zwei Seiten vom Meer, auf zweien von den Höhenzügen des Hymettos, des Pentelikon und des Parnas eingerahmt wird, besteht aus einem älteren unscheinbaren Theil, mit kleinen, noch fast dörflichen Häusern, und einem anderen mit neuen Straßen, schnurgrade, breit, reinlich, die auf große Plätze münden und in ihrer ganzen Art an München gemahnen. Der erste bayerische König von Griechenland legte die meisten derselben an; einer der Boulevards, der mit schönen Bäumen besetzt ist, trägt den Namen seiner Gattin, der Königin Amalia. Auf dem großen Verfassungsplatz vor dem Schloß blühen Orangen in den Boskets, die Schloßgärten bilden in der sonst dürren, staubigen Ebene, mit ihrer im Sommer unerträglichen Trockenheit, eine wahre Oasis von reichem Pflanzenwuchs und kühlem Schatten. König Georg, den Dänen, sieht man häufig in den

Straßen, ein Trompetensignal der Wache ertönt jedesmal, wenn er das Schloß verläßt. Dann freilich fahren er und die Seinen unbeachtet, wie Privatleute, durch die Stadt, hier und dort grüßt ein Offizier, ein Beamter, oder grüßt auch nicht, wie er gerade gelaunt ist. Es herrscht kein Zwang, man sieht es dem Volk an, daß es Freiheit gewohnt ist und fordert.

Von dem Patriotismus der Bürger zeugen die schönen öffentlichen Gebäude. Der kleine Staat, der nicht einmal die Mittel besitzt, die Zinsen seiner Anleihen zu zahlen, kann nichts aufwenden; soll doch auch jetzt für die Kriegsrüstungen zu dem kretensischen Unternehmen ein reicher, im Ausland lebender Grieche größere Summen hergegeben haben. So sind die prachtvolle Akademie der Wissenschaften wie die Bibliothek — beide nach Entwürfen Hansen's —, die Sternwarte, das neue Theater, das Centralmuseum draußen an der Patissiastraße, das die großartige Alterthümersammlung enthält, das Polytechnikum, mit Schliemann's mykenischen Funden, alle von Sina, Singros und anderen Privatleuten auf eigene Kosten errichtet worden. Und nur die wenigsten dieser Bauten, wie das Varvakion, das Arsakion — ein Gymnasium und eine Lehrerinnenbildungsanstalt — nennen dabei die Namen der Spender; die Anderen stehen namenlos, einzig zum Schmuck und zur größeren Ehre der Hauptstadt da.

In den neuen, auch wie in München etwas leeren, sonnigen Straßen sieht man von eigentlichem Volksleben wenig. Männer und Frauen tragen sich hier wie überall jetzt, die letzteren, volle, weiche Gestalten mit orientalisch schmachtenden Augen, folgen der Pariser Mode womöglich schneller als bei uns. Selten nur taucht im Straßenbilde ein alter Palikare auf, der mit seinen rothen Beinen in martialischer Haltung dahinstolzirt, ein kleines Arsenal von Pistolen und Dolchen im Gürtel über der weißen Fustanella. Daß dieses unschöne Kleidungsstück gerade von einem kriegerischen Volk getragen wird, darüber muß man kopfschüttelnd staunen, so oft man es auch sieht. Freilich, der Tartan der Schotten, ihrem Klima entsprechend von dunklem Stoff, ist auch beinah so ein Kinderröckchen und galt doch nie als des harten Bergvolks unwürdig.

Die Griechen, so weit wir sie kennen lernten, machten vielmehr einen friedfertigen, als einen streitsüchtigen Eindruck. Was in diesen Ostertagen, da wir Plätze und Kirchen besuchten, uns als charakteristisch auffiel, war die zuvorkommende Höflichkeit, die freundliche Art der Bevölkerung, mit einem Lächeln dem Fremden für das Interesse zu danken, das er an ihren Gebräuchen nimmt. Auf der Empore der Hagia Irini, der Kirche zur heiligen Irene, in die wir am Charfreitag, während der großen Messe eintraten, war es gedrängt voll. Dennoch schoben sich die Mädchen noch dichter aneinander, die Mütter hoben ihre Kinder auf den Arm, um Platz zu geben, damit die Fremden bis an die Brüstung vortreten könnten. Von der heiligen Handlung, die, wie in allen griechischen Kirchen, zum größeren Theil sich hinter den Ikonostas vollzieht, war nicht viel zu sehen, das Kirchenschiff unten erfüllte ein Kopf an Kopf gedrängtes Menschengewoge, und den blauen Duft des Weihrauchs, der über diesen fromm gebeugten Häuptern schwebte, durchschnitt, zugleich mit den feierlichen Gesängen der Priester, goldroth ein breiter Sonnenstrahl, der sich von den bunten Fenstern bis zu uns quer durch den Raum spann. — In die große Metropolitankirche kamen wir am Nachmittage. Es zog ein ununterbrochener Menschenstrom in die Kirche hinein, ein ebenso voller Strom heraus. Jeder, der eintrat, kaufte sich eine lange Kerze, die auf einen hohen Leuchter am Altar gesteckt und nur für ein paar Minuten angezündet ward, um dann anderen Lichtern von Spätergekommenen Platz zu machen. Jeder küßte ein heiliges Buch, das aufgeschlagen lag. Rechts und links saßen zwei Geistliche an kleinen Tischen, emsig beschäftigt, frische Blumen, die ihnen je ein dienender Knabe aus vollen Körben hinreichte, zu Sträußchen zu binden. Wer seine Kerze dargebracht, vor dem Buch sich bekreuzt und seine Andacht verrichtet hatte, der erhielt so ein kleines Bouquet. Ehrfürchtig dankend küßten die Frommen, Männer und Frauen, elegante Damen in rauschender Seide, arme Kinder, Bettler, die Hand des Priesters, die durch die Gabe Segen verlieh. Wir Unfrommen, wir standen von fern und sahen nur zu. Da erhebt sich der eine Pope, ein schöner Mann mit schwarzem Bart, stattlich und würdevoll in seinen ernsten schwarzen Gewändern und kommt auf uns zu und reicht uns Jedem so einen Strauß von Rosen, Orangenblüthen, Levkojen. Er spendete uns die freundliche Gabe mit einem Lächeln, das zu sagen schien: wir brauchten nicht so abseits zu stehen, uns nicht fremd hier zu fühlen. Die Blüthen versinnbildlichten das Gastgeschenk der Alten und waren zugleich ein Andenken für uns.

Auf den Märkten und in den Straßen hatte man bunt verzierte Buden errichtet mit Kerzen für die Prozession am Abend, bemalten Ostereiern, grellfarbigen Fähnchen und Kuchen in allen erdenkbaren Formen. Das Volk stand davor und kaufte noch nichts. Denn einstweilen war noch Fastenzeit, die hier sehr streng gehalten wird. Aber die Lämmer, die zum Festbraten dienen sollten, hingen doch schon in langen Reihen bereit, das Innere vergoldet, Kopf und Füße hübsch blau gefärbt. Andere noch lebend, vergnüglich blökend, wurden erst zur Stadt getrieben. Auf der Straße vor dem Dipylon draußen fuhren wir an solcher Heerde vorüber. Die Schafe, vor unserem Wagen flüchtend, umdrängten den Hirten. Der hatte ein junges, müdes Lamm auf die Schultern genommen, wie der gute Hirt der altchristlichen Mosaiken. Sein brauner, langer Mantel verbarg die Fustanella, mit der Linken hielt er die vier Beine des armen, zuckenden Thierchens auf seiner Brust fest, in der Rechten hob er den Stock, den ihn umdrängenden Schafen zu wehren. So stand er da im Staub der Straße, hinter ihm fern der Pentelikon mit tiefblauen Schatten in Falten und Schründen, die grauweißen Zacken wunderbar klar in den zart blauen Himmel erhebend.

Und um nur wenige Schritte weiter, nachdem wir dies lebende Bild gesehen, befanden wir uns bei der Hagia Trioda, an der alten Gräberstraße vor den Marmorbildern einst gewesener Griechen. Es sind nicht berühmte Helden, die hier beerdigt liegen. Bis auf den jungen athenienfischen Ritter Dexileos, der im Kampfe gegen Korinth fiel, stellen die Reliefs der Grabstelen keine historischen Persönlichkeiten dar. Eine Familie, die um den Tisch beim Abschiedsmahl sitzt; ein Ehemann, der, vor seiner Gattin stehend, sie wehmüthig anblickt; eine junge Frau, die mit zögernder Hand die Perlenkette, die sie nicht ins Jenseits mitnehmen darf, in das Schmuckkästchen zurücklegt, das ihr die stille Sklavin hinhält: Szenen des Familienlebens, des Alltagsdaseins, Menschen, die einmal glücklich waren unter diesem griechischen Himmel, der auch über uns blaut, und ungern schieden von denen, die sie auf Erden geliebt. In langer Reihe, so wie sie gefunden wurden, stehen diese Denksteine zur Linken und Rechten des nicht mehr benutzten, grasüberwachsenen Weges da. Und wir gehen mit einem Gefühl der Wehmuth, der Andacht, zwischen ihnen hin. Denn so viele Kunstwerke verschiedenster Art man auch gesehen haben mag, größere, von berühmten Meistern, Götter- und Heroen-Gestalten, so gibt es, dünkt mich, doch wohl keine in allen Galerien, Schlössern, Kirchen Europas von so herzbewegender Anmuth, so menschlich wahrer, ergreifender Schlichtheit wie diese Grabreliefs aus den Werkstätten unbekannter Handwerksmeister, die da im Sonnenschein am Wege, an denselben Standorten stehen, an denen sie von trauernden Hinterbliebenen vor zweitausend Jahren errichtet worden.

Am selben Abend dann wieder ein Bild des modernen Griechenthums: die Charfreitagsprozession. Sie war nicht so eindrucksvoll schauerlich, wie die, welche in süditalienischen Städten bei Fackelschein den Leichnam Christi auf seiner Bahre, von Geistlichen, Mönchen und vermummten Brüderschaften begleitet, durch die dunklen Straßen führt. Es war überhaupt nicht ein eigentlicher zusammenhängender Zug. Von jeder Kirche wird das Heiligenbild, das Kruzifix, oft nur ein einfaches, schwarzes Holzkreuz, zur Hauptkirche getragen und wieder zurück. Neben dem Geist-

lichen gehen Soldaten, Blusenmänner, allerlei Volk, sie führen ihre Banner und Kirchenfahnen mit sich, ein Musikkorps spielt, sie singen eine schwermüthige Weise. Dann, nach minutenlanger Pause, folgt wieder ein solcher kleiner Trupp mit Kreuz und Fahne und wieder ein anderer und abermals einer. Die ganze lange Straße hinauf sieht man das Gewimmel von Kreuzen, von Fahnen, von unzähligen Lichtern. Denn jeder, der im Zuge mitgeht, und jeder, der auf dem Straßendamm als Zuschauer steht, trägt sein brennendes Licht in der Hand. Das sind die dünnen Kerzen, mit bunten Bändern umwickelt, die wir schon am Tag in den Buden so zahlreich sahen. Ihr langes Brennen scheint von guter Bedeutung. An der zugigen Ecke hier, wo die Stadionstraße in den großen Verfassungsplatz mündet, halten alle die Hand vor die Lichter, die jungen Mädchen neben uns beobachten das Flackern derselben mit wahrer Angst, ob ihre Flamme nicht verlöscht. Auf den Balkons und auf den Dächern brennen Pechfackeln, irgendwo geht mit lautem Knattern ein Feuerwerk in die Luft. Vor der Metropolitana spielt mitten auf dem Platz ein Orchester. Drinnen ist's bei der heiligen Handlung so gedrängt voll, daß Niemand hinein kann, Niemand heraus. So vertreiben sich diejenigen, die nicht am Gottesdienst theilnehmen können, hier im Freien bei der Musik die Zeit, indem sie Freudenschüsse in die Luft gehen lassen.

Ueberhaupt schien das Volk am Schießen, so gutmüthig und friedfertig es sonst auch sich zeigte, ein ausnehmendes Vergnügen zu haben. Man warnte uns eigens, nicht zu der Mitternachtsmesse zu gehen, die in der Osternacht mit großem Gepränge stattfindet. Ueberall gibt man Schüsse ab, den Moment der Auferstehung zu feiern, Freudenschüsse, die nicht immer ganz harmlos abgehen, sondern gelegentlich auch aus scharfgeladenen Flinten Vorübergehende treffen sollen.

Nach dem Knattern und dem Knallen, das die ganze Nacht hindurch anhielt, war am Ostersonntag Morgen die Stadt um so stiller. Es ist ein so hoher Festtag, daß keine Musik sein darf, kein Vergnügen, die Museen, auch die Akropolis sind geschlossen, nicht einmal frisches Brot war zu haben. Die Straßen lagen wie ausgestorben in der Sonne, jeder hielt sich in seinem Hause, bei seiner Familie wo heute das Osterlamm verzehrt wird. Wir haben das Braten der Lämmer gesehen. Auf dem Hof war ein Feuer von Weinrebenholz, mit Asche überdeckt, damit nicht eine zu kecke Flammenzunge sich hervorrecken, das Fleisch anbrennen sollte. Um das Feuer rösteten an drei niedrig gestellten Spießen die ganzen Lämmer. Drei Griechenjünglinge kauern sehr geduldig daneben, das Feuer bewachend, jeder mit seinem Spieß beschäftigt, den er langsam, langsam dreht, damit jede Seite des Bratens ihr gleiches Recht erhält. Schon bildet sich eine bräunliche Kruste. Bis zur Mittagszeit werden die Lämmer durch und durch gar und doch saftig geblieben sein, da eben das Feuer nicht nah unter denselben, sondern nur seitwärts brennt. Deshalb dauert es auch volle vier Stunden, bis so ein griechischer Osterbraten zur Vollkommenheit gediehen ist.

Wir fuhren an dem Nachmittage auf der alten heiligen Straße über Kloster Daphne, wo wir die byzantinischen Mosaiken besichtigten, nach Eleusis. Die Fahrt längs des saronischen Golfs, aus dessen blauer Fluth uns zur Seite Salamis emporragte, war heiß und lang. Und die Trümmer des Mysterientempels, der Propyläen, Theater und Mauern, sind allzusehr Trümmer. Aber ein Bild des jetzigen Volkslebens sahen wir dort, das uns weit mehr anzog. Auf dem grünen Rasen vor der Kirche tanzten die Mädchen des Dorfes Eleusis in eigenthümlichen, reichen Trachten mit langen Schleiern einen feierlich schönen Reigentanz. Die älteren Frauen hockten auf dem Gras im Kreis umher, Kinder spielten dazwischen, die Sonne schien und die Luft vom Meer wehte leicht und erfrischend. Bei dem Kaffeewirth saßen unter nach dünn berankten Weinlauben die Zuschauer bei ihrem gelben, stark harzigen Wein und dem Nargileh, in dessen Wasserbehälter die Blasen gurgelnd aufstiegen. Es war außer uns nicht ein einziger Fremder dort. Das Landvolk, von keinem Hauch moderner Civilisation berührt, unbeachtet bei seinem Feste, zeigte auch hier als seine charakteristischste Eigenschaft diese idyllische, friedliche Heiterkeit.

Bei der Heimfahrt hielten wir wieder auf der Höhe des Passes von Daphne an, wo der Kutscher die Pferde tränkte. Der Wirth der kleinen, weißgetünchten Schänke kam an den Wagen, uns griechisches Bier oder Mastixwein anzubieten. Da er uns untereinander deutsch sprechen hörte, erklärte er stolz sich der Sprache mächtig: er sei neun Jahre lang Kellner in Hannover gewesen! Und auch weiter bei der Hinabfahrt nach Athen blieb uns das Vaterland zur Seite. Ein Wagen mit 6–8 jungen Leuten, vielleicht Angestellten aus den deutschen Geschäften der Stadt, fuhr hinter uns her, kam rascher heran, blieb wieder zurück und jagte wie wüthend an uns vorüber, mit bedenklich schwankenden Stimmen gaben die Herren, mehr johlend als singend, deutsche Volkslieder zum Besten. Dann überholte uns ein kleines Gefährt mit Griechen, das war ringsum mit frisch gepflückten lila Blüthenzweigen vom Judasbaum geschmückt und besteckt, und die unbekannten jugendlichen Insassen grüßten uns lächelnd, freundlich, daß wir mit ihnen an dem hübschen Anblick uns freuen sollten.

Am Ostermontag trat die Feststimmung auch in der Stadt selbst in ihre Rechte: vor jeder Kaffeeschänke sah man heitere Gruppen, rings um die Abhänge der Akropolis hatten die Wirthe Tische und Stühle auf den Rasen gestellt bis fast hinauf, für die zum Abend erwarteten Gäste, überall roch es nach Wein und nach Kuchen. Auch alle Pferdebahnen, die von der Stadt in die Umgegend gehen, waren überfüllt und draußen am Phaleron spazirte eine heitere, sonntäglich geputzte Menge am Strand und in den Anlagen des großen Badeetablissements am Meer auf und nieder.

Am Dienstag dann der große Jahrmarkt, *η πανηγυρις* von Megara. Diese Stadt ist einst die Nebenbuhlerin von Athen gewesen, die Megaräer sandten Kolonien aus nach Byzanz, an den Pontus und nach Sizilien. Jetzt ist es an der Bahn Patras—Korinth—Athen eine unbedeutende Station, bei welcher der Schnellzug nur eine Minute anhält. An diesem Tage aber fahren zahllose Extrazüge von früh bis spät von Athen und zurück. Trotzdem bemerkt man in dem bunten Marktgewühl kaum die paar städtischen Besucher, so groß ist die Menge der Landbevölkerung in ihren verschiedenfarbigen Trachten. Da gibt es Hunderte von Fustanellen, frisch gewaschen und neugesteift, mit blauen, mit rothen, mit weißen Jacken, langhaarige Schafpelze darüber, bald mit der Wolle nach außen, bald winterlich nach innen getragen, damit sie besser wärmen kann, die Nähte, durch welche die einzelnen Felle aneinander geheftet sind, mit blauen Stickereien verziert. Alte patriarchalische Gestalten mit weißen Schnauzbärten sieht man in dieser Tracht und schlanke Heldenjünglinge, leicht beweglich, mit sehnigen Gliedern. Auch viele ältere Frauen tragen den langen Schafspelz; die jüngeren haben dunkle Jacken und über einem weißen, bis zur Erde reichenden Rock einen kurzen farbigen, der an den breiten Ledergurt aufgehakt ist; auf dem Haupt eine runde Kappe, ganz bedeckt mit dicht, dicht aneinander genähten Silberdrachmen, die eine einfache Reihe goldener Münzen einrahmt; ein Streifen wieder von Silbermünzen hält unter dem Kinn die schwere Kopfbedeckung fest. Ueber dieser Geldmütze, die oft die ganze Mitgift eines Dorfkindes bilden soll, tragen die Mädchen geldseidene Tücher, die Frauen weiße, durchsichtige Schleier, mit reichen Blumengewinden bestickt. Weil aber die Metallkappe wohl für Nadeln schlechten Halt gibt, fallen die Schleier und die Tücher ihnen beständig ab, rutschen zur Seite, müssen wieder aufgesteckt werden, die Nachbarin hilft und, während sie jener den Schleier geradeschiebt, weht ihr selber vom Wind gehoben das Tuch vom Kopf. Das gibt ein beständiges Lachen, Ordnen, sich Biegen und Bücken, das den Tanz unterbricht. Denn auf dem großen abschüssigen, steinigen Platz, wo am Nachmittage das Festtreiben ist, wird getanzt in Staub und Sonne und Wirbelwind, getanzt überall, wo nur eine Mandaline, Trommel oder Flöte sich hören lassen und wo man sie nicht hört, da singen die Tänzer sich selbst

ihre Weise. Meist tanzen sie in langen Reihen einen Reigen, ähnlich, wie wir ihn zu Eleusis schon sahen, nur weniger würdevoll und schön. Dort seitwärts 20 Mädchen und mehr; einander bei den verschränkten Händen haltend, stürmen sie vorwärts mit hellem Singen und wieder zurück, immer sich trennend, die Kopftücher ordnend und wieder zusammen. Oder eine Kette von Kindern, nach der Größe gereiht, alle gleich gekleidet, nur jedes aufgesteckte, roth umsäumte Röckchen ein wenig kleiner als das vorher. Oft führt ein Vortänzer sie an, manchmal drehen sich auch Männer zusammen, drei oder vier im kleinen Kreis, dazwischen einer in der modernen blauen Bluse, die sich in dieser Umgebung recht störend ausnimmt. Dort umsteht eine Zuschauermenge 5 bis 6 wohl besonders reiche Mädchen in prächtigen, goldgestickten Jacken von farbigem Sammet, ein Riesenjüngling an ihrer Spitze; sie halten einander nicht mit den Händen, sondern fein zierlich an Taschentüchern und folgen aufmerksam seiner Führung, während er sich dreht und springt, daß die Fustanella fliegt wie ein Balletrock. Zwischen den Tanzenden drängt sich das Volk, da gibt es Taschenspieler, Sänger; auf der Wirthshausveranda sind alle Stühle besetzt, jede Stufe der hölzernen Treppe, die hinaufführt; die Verkäufer von gelbem Wein und von Süßigkeiten gehen umher, ihre Waare anpreisend, bis sie den letzten Tropfen, das letzte Gesambrat losgeschlagen und sich nun ermüdet zu den Uebrigen lagern können.

Wir gingen früh zurück an die Bahn, um den Schnellzug nicht zu versäumen, der uns rechtzeitig nach Athen heimbringen sollte. Alle Geleise des kleinen Stationsplatzes stehen schon voll mit Eisenbahnwagen. Wo also wird der Schnellzug halten? Der eine Beamte erklärt uns: wie immer, hier dicht am Perron — Nein, dort drüben, ruft ein Anderer, die Wagen, die dort bereit stehen, werden ihm angehängt. — Er hält heute überhaupt nicht hier, sagt ein Dritter, und da, der Zug vor dem die Lokomotive schon wartet, geht sofort ab, wird eine Viertelstunde früher als jener in Athen sein. — Kommen Sie, kommen Sie! schreit man plötzlich, da ist der Schnellzug, Sie müssen sich eilen, hier im letzten Wagen ist Platz! — Und wir steigen ein und andere uns nach, das Koupee ist überfüllt, der Zug will schon fahren. Nein, er fährt nicht ab, er steht. Aber es gab doch einen Ruck? — Ja freilich, als der Schnellzug fortdampfte. Dieser Ihr Wagen ward abgekuppelt und bleibt hier über Nacht. — Also wieder aussteigen und sich einen Platz in dem Extrazug suchen. Wie lang der ist, wie lang es währt, bis er abfährt und wie langsam, wie langsam er dann sich dahinschleppt am dunkelnden Meer! In Eleusis, das wir neulich zu Wagen besuchten, halten wir an. Gewühl, Rufen, Aus- und Einsteigen, endloser Aufenthalt. Dann wird der halbe Zug abgelassen. Die übrige Hälfte, die gleichfalls mit Menschen vollgesteckt ist, bleibt einfach stehen, bis irgend eine unbekannte Eisenbahngottheit ihr eine andere Lokomotive auf die Station von Eleusis zu senden geruhen wird, sie weiterzuschleppen. Wir aber hatten Glück, wir saßen zufällig in einem der vorderen Wagen, die gnädig mitgenommen wurden, und langten, wenngleich in der Nacht, nur mit etwa zwei Stunden Verspätung beim schönsten Sternenschein in Athen an.

Aber nicht diese Zugunordnung, die an einem Jahrmarkts- und Festtag auch bei uns, trotz fehlerlosester Verwaltung, wie die Sage geht, einmal vorfallen kann, steht, wenn wir an jene griechischen Tage zurückdenken, uns als hervorragender Punkt in der Erinnerung. Das griechischste in Griechenland ist im Grunde doch nicht das Volk von heute, wie freundlich es sich uns auch gezeigt hat. Das Eindrucksvollste auf diesem Boden ist und bleibt immer und einzig das, was nicht mehr ist, sondern war. Ein Gang durch die stille Gräberstraße, Morgenstunden im Olympieion, wo jede von den Riesensäulen und am meisten die gefallene, vom Erdbeben in ihre einzelnen Trommeln zerlegt und geborsten, wie ein Wunderwerk an Schönheit uns ergreift; und dann zuerst und immer wieder und zu allerletzt: die Akropolis! Wir sahen sie im Sonnenschein, wenn die durchsichtige Luft so klar ist, daß man weit drüben am Pentelikon jeden Riß, jede Falte des vielzerklüfteten Gebirges deutlich unterscheidet und draußen auf dem tiefblauen Meer die weißen Segel erkennt. Ganz Attika liegt uns zu Füßen ausgebreitet und von dem sonnigen Hintergrund heben sich die edlen Säulen des Parthenon ab und da die Karyatidenjungfrauen des Erechtheion zeichnen ihren Schlagschatten auf den Rasen wie wir Lebenden, die hier wandeln und mit unseren Menschenaugen, von solcher Lichtfülle geblendet, kaum zu ihrer strahlenden Höhe hinaufblicken können. Dann waren wir bei Sonnenuntergang droben, wenn Säulen und Gebirge und Himmel in roth violettem Dufte verschwimmen. Und zuletzt, um Abschied zu nehmen, einmal an einem trüben Tage. Die Luft war still, der Himmel hing schwergrau hernieder, kein Schattenspiel, das uns die Schäden der Skulpturen am Gebälk barmherzig verhüllt hätte, aber auch nicht das Lichtgeflimmer, das uns hinderte, was an der Westwand von Resten der Metopen geblieben, zu erkennen. Es ist richtige Abschiedsstimmung in dieser Luft. Wir gehen von einer Seite zur anderen, sehen noch einmal die ferne Landschaft, die nahen Tempel hier und drunten das Olympieion, das Theseion. Von der runden Bastion im Osten blicken wir auf die jetzige Stadt Athen mit ihren modernen Straßen und Plätzen; fast senkrecht unter uns ragt zwischen den Häuserdächern noch ein Werk des Alterthums auf: das choragische Monument des Lysikrates mit der wunderschönen Akanthusblüthe, die es krönt. Neben uns hören wir, wie ein bezahlter Fremdenführer einem Herrn in schlechtem Französisch vorerzählt, das Ding da unten sei eine Laterne, die Diogenes sich angezündet, als er seinen guten Freund Lysikrates verloren hatte und suchen wollte. Die mittelalterliche Sage, die hier, wie so häufig, ein antikes Monument mit einem bekannten antiken Namen wahllos verknüpft hat, scheint also noch immer im Volk umzugehen. Außerdem bot uns der Führer, dem wir eine Weile zuhören mußten, auch sonst den Beweis, daß allerlei, was man den Griechen nachsagt, doch nicht so unbegründet ist; mit einer fabelhaften Suade wußte er die unglaublichsten Dinge von sich selbst, seinem Leben, von Athen und von dessen Bauten dem Fremden aufzubinden, einem jungen Italiener, der ihm gläubig zu horchen schien.

Wir aber gingen auf dem stillen Grasboden, dem der tiefdunkle Mohn entsproß, den Weg zurück, zwischen Parthenon und Erechtheion noch einmal hindurch, traten hinaus durch die Propyläen, uns zur Linken der kleine, wunderzierliche Tempel der Nike Apteros, und stiegen zum letzten Mal hinab nach Athen.

Seit damals sind mehrere Jahre vergangen. Heute würde ein Deutscher und Fremder vielleicht nicht mit so günstigen Augen das Leben in Griechenland betrachten, vielleicht nicht so gut überall aufgenommen werden. Aber zwischen allen den Stimmen des Zorns, der Geringschätzung, die sich in Europa vielfach so laut gegen die Hellenen erheben, sollte es auch heute erlaubt sein daran zu erinnern, daß, wiewohl das Volk zum großen Theil aus Barbaren, Albanesen und anderen minderwerthigen Elementen bestehen mag, wer es aus der Nähe betrachtet, doch noch in seinem Nationalbewußtsein, seinem Stolz, vor allem in seinen heiteren Festen, seiner harmlosen Freude am Freuen, ein Etwas verspürt von der Art jener alten Griechen, die wir alle von Jugend an lieben.

Hamburg. **Adalbert Meinhardt.**

Heinrich Seidel.*)

Wie ein friedevolles Ausruhen nach den wirren Stimmungen und grellen Farben des Großstadtraffinements im stillen Gartenfrieden ländlicher Einsamkeit voll einfältiger Harmlosigkeit ist ein Besuch in der Welt Heinrich Seidel's.

*) Soeben erschien Band XIV der Gesammelten Werke. (Leipzig, Liebeskind).

Durch die Kunst unserer sensibelsten und nervösesten Dichter tönt jene Sehnsucht nach einem beschwichtigenden Glück der Ruhe im Kleinen, Beschaulichen; jener theoretische Kultus des Primitiven, das den Abgehetzten und Müden einlullendes Dämmern verspricht. Reflektorisch ist das aber nur aus Reaktion geboren. In Wahrheit wären sie gar nicht fähig, dieses Leben in Einfalt und Stille dauernd zu ertragen. Nur in der Einbildung, nur in der Sehnsucht ist es so lockend und schön.

Peter Nansen hält es im „Gottesfrieden“ der allen hoffnungslosen Stadt nicht lange aus, mit dämonischer Macht zieht es ihn wieder zu den verhaßten und doch so geliebten unentbehrlichen Aufregungen eines größeren Lebens zurück. Und Pierre Loti, der in grauen Stunden, matt und apathisch, mitten im exotischen Luxus, von einem schlichten einförmigen Leben in einem kleinen Häuschen am Walde unter guten simplen Menschen träumt, kann doch nicht vom Weltfahrer und den raffinirten Finessen einer verfeinerten Daseinsgewohnheit lassen.

Was sie und die, die ihnen ähnlich, sich ersehnen, was ihnen ein künstlich sich selbst geschaffenes Ideal, das ist Heinrich Seidel's naivstes Eigenthum.

Er taumelt nicht durch die schillernde Wildniß der Fleurs du mal, um die Sehnsucht nach den Wiesenblumen zu erlangen. Er hat sie von Anbeginn an in seiner heiteren reinen Kinderseele geliebt, ohne von den anderen etwas zu ahnen.

Als Künstler wird er drum komplizirterem Empfinden nicht genüge thun, in seiner sonnigen hellen Menschlichkeit wird's aber immer gut sein zu rasten.

I.

Aus Heinrich Seidel's Geschichten und Gestalten spricht ein Talent des bescheidenen Glückes, das auch auf den, der es nicht beneidet, verklärend und freundlich seine hellen Strahlen schickt. Behaglichkeit, Hausheimlichkeit, Vogelsang, Blumenduft, Weihnachtskerzen, spenden ihren Segen.

Eine Fülle reicher Freuden ist dem bereitet, der mit treuem und liebevollem Sinn in der Natur sucht.

„Die Schönheit der Natur ist überall da, man muß sie nur zu finden wissen“, sagt er einmal, und man denkt dabei an das Wort eines Größeren: „Es gibt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, die schön sind, weil wir sie lieben“.

Für Seidel wird all das schön, was er liebt. Er sieht mit Sonnenaugen. Unter seinem Blick blühen versteckte Herrlichkeiten auf. Er geht, wie mit der Wünschelruthe.

Dabei hat er den ausgesprochenen Sinn für das Dürftige. Nicht die Haupt- und Staatsaktion der Natur, die Kolossalfresken, sondern die Stillleben, die Genrescenen.

Das eintönige röthliche Heidemeer seiner Heimath, mit dem Summen der Bienen, dem Flatterspiel der Schmetterlinge, dem melancholischen Singen der Heidelerchen und dem einsamen Vogelschrei am fernen Moorgrund.

Und hier versenkt er sich mit inniger Liebe in die Kleinwelt der Natur.

„Der Sommertag schickt seinen Sonnenschein ins Kraut,
Der lockte mit dem leichten Strahlenfinger
Allseitiges Gethier heraus, das lustig
Sein Wesen treibt in wohldurchsonntem Gras.
Da hüpfte mir ein Heupferd, groß geaugt,
Mit keckem Sprung hin auf das weiße Blatt
Und duckte sich, und hopp! da saß er schon
Am nächsten Grashalm der sich schwankend neigte.“

Und im großen Wald entdeckt er sich ein kleines Wäldchen, tief am Boden wunderreich:

„Von Heidekraut und Heidelbeeren.
Die kleinen Bäumchen stehn so zierlich,
So fein verzweigt und so manierlich,
Als ob der wahre Wald sie wären.
Viel Thierchen halten darin Haus:
Das Hochwild ist die braune Maus,
Eidechsen huschen dort am Grunde,
Und Käfer krabbeln durch das Laub.
Die Spitzmaus schnüffelt dort nach Raub,
Und in der sonn'gen Mittagsstunde
Da fliegt um seine niedren Wipfel
Manch Schmetterling mit bunten Tipfel
Und bietet seine Pracht zur Schau:
Gelb, hellbraun, feuerfarb und blau.“

Das bunte Gewimmel eines Ameisenhaufens kann ihn stundenlang sinnvoll beschäftigen und in dem mächtigen Stamme einer alten Eiche entdeckt er eine kleine Vegetationswelt, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, in welchem allerlei zierliches Gethier sich lustig macht, und alles langt und zehrt es an ihr, vom mächtigen schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum mikroskopischen Pilzchen.

Neben dieser Andacht zum Unbedeutenden hat er aber die gütige Liebe für das Aschenbrödelhafte, für das scheinbar Arme und Kümmerliche, an dem die klugen Leute vorübergehen. Er entdeckt sich das Schöne.

Die dürftige Kiefernheide an der langweiligen Tegeler Chaussee verklärt sich ihm im Mondschein zu einem Märchenwald mit schwarzen phantastischen Farben, die ärmlichen Häuser leuchten mit freundlichem Schimmer aus der Finsterniß und der staubige Weg erglänzt wie ein silberner Streifen. Und wie kostet er alle Reize Tegels aus mit seinem Park, seinen Promenadengängen, der drolligen Farm des Diogenes Dr. Havelmüller, seinen Havelinseln, der Liebesinsel und der Insel Scharfenberg, deren schlanke scharlachlichte und scharfgrüne Wachholderbäume auch Otto Bierbaum nachgelobt.

* * *

Seidel ist kein blasser Lyriker. Er hat, wie er als Ingenieur mit der Wirklichkeit gerechnet, auch als Dichter nie die Erde unter den Füßen verloren. In ihm ist mächtig jene realistische Alltagspoesie, die, wenn sie auch nicht zu so plastischem Kunstausdruck wie bei Verwandten, Keller, Fontane, gelangt ist, an innigem Gefühl nicht hinter ihnen zurückbleibt. So weiß er sich auch in Berlin in dämmerigen beschaulichen Stimmungen zu finden, die ihm lieb sind, und in versteckten Winkeln und Ecken allerlei reizvolles zu entdecken.

Auf dem alten hochüberwipfelten Belle-Alliancekirchhof sucht er nach seines E. Th. A. Hoffmann's Grab. Die stillen Oasen mitten im drängenden Treiben locken ihn, der abgelegene baumumrankte Gartenhafen an der Margarethenstraße; das stille Karlsbad.

Alte Häuser, die verwunschen scheinen, in verwilderten Gärten mit altmodischen Blumen, Lavendel, Majoran und Salbei vergnügen ihn still. Unter den Kolonaden geht er zu Danz und kramt in den Büchern; im Thiergarten kann er, während die alten Invaliden ihre Drehorgel spielen, stundenlang den wilden Enten zusehen.

Bei den Vogel- und Naturalienhändlern kehrt er ein, nach Neuigkeiten zu forschen, und in alten Weinstuben unterhält er sich gern mit originellen Käuzen.

Die Liebe zu den Thieren und die Vorliebe für das Sonderlingshafte, Kauzige in der Menschennatur ergibt sich naturgemäß aus dem beschaulichen Wesen Heinrich Seidel's.

Wer so anspruchlos im Großen ist, wie er, der muß ja die Fülle der Liebe für das Kleine, Uebersehene haben. Und daraus schuf er sich eine Lieblingsfigur, den Leberecht Hühnchen. Leberecht Hühnchen, das Genie des Glücks; der Mann der freudigen Genügsamkeit, dem alles ein Fest wird, mit goldenem Kinderherzen.

Und auch die anderen Sonderlinge Seidel's sind von der Sonnenseite. Ganz vereinzelt nur, daß er mit Leuten,

wie dem „Leichenmaler“ und Herrn Daniel Siebenstern umgeht, der seine eigene Grabkapelle täglich besucht und den blumengeschmückten Sarg für seinen friedlichen Hingang bereit hält.

Aber der Tod hat hier auch nichts Grausiges; über die Gräber fliegt Vogelzwitschern und Knospenwehen und lachender Friede, eine lächelnde Kirchhofspoesie.

Lieber aber sind ihm zart stillsinnende Menschen, die vom Tagesgeräusch abgekehrt, sich ganz und herzlich in eigene selbstgeschaffene Freuden versenken. So kehrt der Typus des Sammlers immer wieder.

Seidel findet tiefe schöne Worte für den Reiz des Alterthümlichen und für die Sammlerfreude:

„Es liegt eine eigenthümliche Poesie in diesen Ueberbleibseln einer uns zeitlich noch so nahe, geistig doch schon so ungemein fernliegenden Zeit. Sie mahnen uns wie Geschichten, welche die Großmutter erzählt; diese wunderlichen, geschnitzten, schnörkelhaften und gedrehten Dinge haben in ihrer Willkürlichkeit etwas vom Reiz des Märchens. Man sucht diesen abenteuerlichen Fratzen, diesen eingelegten bunten Blumen und Vögeln einen Sinn, eine Deutung unterzulegen, und je weniger es gelingt, je mehr wird die Phantasie angeregt.“

Noch näher aber als die Sammler des Todten, stehen ihm die Thierfreunde, ja werden seine Lieblingsfiguren junge Naturforscher, Botaniker, schmetterlingsammelnde Pastoren, Vogelzüchter; doch mit besonderer Liebe hat er in der Geschichte von der goldenen Zeit jenen zweiseitigen Sonderling ausgemalt, dem er von seiner eigenen Eigenschaftsmischung gab, der Ingenieur Wedeking, der in seinen Geschäftsstunden ganz Verstandesmensch, scharf, nüchtern, klar denkend ist, in der Muße aber seinen friedlichen Träumen lebt, Blumen zieht, seltene einheimische Singvögel füttert und nachdenklich Ameisen beobachtet, die er in glasbedeckten mit Erde gefüllten Kästen hält.

Mit diesen Gestalten seiner Phantasie schwelgt er nun in allen seinen Lieblingsneigungen. Mit seinem „Zaunkönig“ Bastian aus der Thier- und Menschengeschichte Odysseus, studirt er mit liebevollster Sorgsamkeit und Geduld an gelegenen Hecken das Leben der Vögel. Sie belauschen die Grasmücken, die als Pflegeeltern einen jungen schreienden Kuckuk füttern; sie hocken in kleinen Reisighütten mit Gucklöchern mitten unter den Staaren, die zur Abendzeit im Rohr schwätzen und lärmen, bis sie endlich zur Ruhe kommen und zu dreien und mehreren auf einem niedergebogenen Rohrstengel sitzend in Schlaf versinken.

Und auch im Salon erzählt er gern allerlei Thierschnurren. Von dem Hundehumor des unvergeßlichen Polly, der zu früh in die ewigen Jagdgründe abgerufen wurde; von dem weisen Kater Murr, der dem Hoffmannschen nichts nachgab und von dem Mutter Seidel sagte, wenn er würdevoll mit um die Vorderfüße geringeltem Schwanz auf der Sophalehne saß: sprecht doch leise; der Kater versteht ja alles. Von dem menschenhassenden schwarzen Hoppdiquax, dem Raben, der mit Bismarck an einem Tag Geburtstag hatte; von der weißen Maus auf Zumpts Grammatik; vom Thurmfalken Hanne; vom gemüthlichen Waschbär; von dem mit der Flasche unter der Bettdecke gesäugten Eichhörnchen.

Wer so liebevoll und rein Menschen und Thierwesen betrachtet, muß auch ein rechter Kinderfreund sein. Heinrich Seidel hat reizende Kinderlieder geschrieben und innig sich in die Kinderseele versenkt. Nicht im modern psychologischen Sinn spürend nach frühen Wurzeln später Empfindungen, nach jungen Leiden, sondern mehr als ein guter Hirte und freundlicher Gärtner, der mit den Kleinen zum Kinde wird und das Kinderhimmelreich findet.

Wie sein Hühnchen wäre auch er im Stande, vor Vaterfreude einen Indianertanz aufzuführen oder seinen Jungen und Mädchen ein verwandlungsfähiges Spielzeug zu sein, ein Elephant, ein Pferdebahnwagen, ein Kameel, eine Dampfmaschine, ein Holtehühpferd, ja sogar ein wirklicher Lindwurm. —

II.

Heinrich Seidel ist uns immer lieb und werth, wenn er aus seiner eigenen lieben engen Menschlichkeit einfach und anspruchslos zu uns spricht. Der Faden seines persönlichen Lebens verbindet auch die einzelnen Stücke seines Werkes. Sie muthen alle an, wie einzelne Lebensblätter. Er selbst hat mit Fleiß diesen Schein gewahrt. Personen aus den einzelnen Geschichten kehren in anderen wieder; die Schauplätze wiederholen sich; häufig wird von einer Novelle auf andere zurückgewiesen; die Herrschaften kennen sich, sie sind ja alte Bekannte. So ist die Summe des Seidel'schen Werkes eine Art Familienarchiv, in dem die Freunde wohlvertraut herumwandeln. Und hier weht wohlige, heimliche Luft.

Aber so lieb diese menschliche Art sein kann, in ihrer Künstlerschaft hat sie ihre strenggezogene Grenzen. Sobald sie sich nur um Haaresbreite aus ihrer wohlumfriedeten Häuslichkeit, in der sie als ein echter und rechter Zaunkönig herrscht, entfernt, wird das schmerzlich offenbar. Eine peinliche Empfindung überkommt einem, wie wenn man einen Menschen, den man in kleinen Kreisen lieb gewann, auf größerem Boden sich plötzlich Blößen geben sieht.

Wie kann die heiter stille Beschaulichkeit in manchen Kommersbuchliedern und burlesken Schwänken zur platten Biergemüthlichkeit herabsinken.

Wie verführt die skrupellose, von Zweifelsqualen nicht angehauchte Behaglichkeit zu breit wohlwollender Gemeinplätzlichkeit. Wie kann Seidel fast nieritzisch werden in der Geschichte von der „Schleppe“, die erzählt, wie ein reicher Mann Armuth fingirt, damit ein Mädchen ihn um seiner selbst willen nimmt.

Wie geschwätzig banal sind mitunter die Schlüsse: „Ein Wunder, daß soviel Liebe und Glück in der engen Wohnung Platz fand.“

Seidel kann nicht wechselnde Gefühlsvorgänge schildern, er kann nur fertige Charaktere hinstellen, daher sind seine Liebesgeschichten von der Einfalt des Märchens. Seine Jünglinge ziehen, wie Eichendorff'sche Wanderburschen, in die Welt und finden in irgend einem grünen Waldwinkel ihr Mädchen. Und dann wird gleich gefreit. Die Liebe ist eine Idylle nach der Melodie: Noch ist die blühende goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen.

Doch das Urtheil wird entwaffnet vor der grenzenlosen Bescheidenheit dieses einfachen Menschen. An Theodor Storm schrieb er einmal:

„Ward mir auch nicht viel gegeben,
Hab ich meine kleine Art
Die mir eigen ward im Leben,
Wie ich konnte treu bewahrt.“

Und den litterarhistorischen Merker, der ihm, was leicht ist, einen litterarischen Ahnen nachweisen wollte — E. Th. A. Hoffmann (verharmlost); Reuter (gezähmt und verniedlicht); Mörike und Storm (nur von der heiteren Seite), alle diese edlen Weine versetzt mit dem leichtfreundlichen Mosel Trajan-Stinde, — dem hat er in einer kleinen Skizze bereits den Weg gewiesen, indem er seine Vorbilder einen Concursus creditorum über ihn, den Schuldner, abhalten läßt.

Umschreibt man die künstlerische Physiognomie Heinrich Seidel's, so kommt man an den störenden Zügen nicht vorbei. Vor Ueberschätzung kann man sich hier leichter wahren, als anderswo. Wenn ich aber aus dieser Welt, die nicht die meine ist, in der einmal auszuruhn aber doch so herzlich wohlthut, mich wieder fort wende, überwiegt über Einwand und Bedenken das Gefühl:

„Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste.“

Felix Poppenberg.

Theater.

Deutsches Theater (Freie Bühne): „Am Ende". Scene von Marie v. Ebner-Eschenbach; „Gretes Glück." Drama in 3 Akten von Emil Marriot.

Sind die Zeiten wirklich noch immer nicht vorüber, in denen Brutalität für wirklichkeitstreuer Dichtung charakteristischen und dessen Theil galt? Nun denn, du Dichter, gehe hin zu Emil Marriot und lerne.

Ich kann mir schwerlich etwas Brutaleres vorstellen, als den Ehezwang, dem ein Weib dem ungeliebten Manne gegenüber unterliegt. Eine solche Scene steht im Mittelpunkt von Emil Marriot's Drama „Gretes Glück." Aber gerade solche Scenen bieten künstlerische Aufgaben und oft genug sind sie gestaltet worden. Es reizt die Komplikation der Motive. Vielleicht erwacht die Sinnlichkeit der Frau trotz des Abscheues oder gerade durch den Abscheu. Was geht in ihr vor? Emil Marriot hat nur ihre tödtliche Angst gesehen und die Scene nach dem Schema: hör' ich nicht das Pförtchen gehen?, durchgeführt. Das wirkt auf die Dauer, wenn das Pförtchen immer noch nicht geht, brutal, nur brutal. Psychologisch ist's fadenscheinig.

Und diese „starke" Scene ist nur durch eine Fülle herziger Naivetäten ermöglicht. Eine Scene geht voraus, in der die Grete mit ihrer kupplerischen Mutter Abrechnung hält. Sie schüttelt sie an beiden Schultern und donnert es ihr ins Gewissen: warum hast du mir nicht gesagt, was die Ehe ist! — Hatte es noch an den Storch geglaubt das holde Kind? Wirklich, sie ist erst neunzehn Jahre alt.

Zwar liebte sie einen Andern, aber da die Mutter dem verboten hatte, ihr zu schreiben, und sie begütigte, daß ihre Heirath ihn ganz glücklich mache, (!) so hatte sie in die Ehe mit dem reichen Mann schließlich doch eingewilligt. Freilich, sie hatte der Mutter aufgetragen, ihm zu sagen, sie wolle ihm nur Schwester, Freundin sein. Die Böse aber richtete das nicht aus. Und sie hatte sich's so schön gedacht! Dem reichen Manne Schwester sein, und sein Geld an ihre arme, darbende Familie verschenken. Welch' hoher, segenspendender Beruf!

Bedarf's der Versicherung, daß sie über all dem wahnsinnig wird? In solchen Dramen werden die Heldinnen immer wahnsinnig. Das ist ihr gutes Recht. Und wenn hier der Wahnsinn nicht nur Verlegenheitsgeschenk des Schlußaktes ist, wenn Emil Marriot gerade die Frau zeichnen wollte, die an solcher Ehe zu Grunde geht, wenn ihr ein psychopathisches Problem vorschwebte, — desto schlimmer für sie. Wollen ist in der Kunst ein armes Wort.

Wie ein dramatisirter Tendenzroman muthet es mich an. Die Sprache ist banal, nicht frei von Komik, wohl aber jedes Stimmungsreizes bar. Verhältnißmäßig gut gezeichnet sind der lebemännisch-brutale Gatte und die in langer Verlobung verbitterte Schwester. Ans Wesen aber dieses Dramas rührt man erst, wenn man der Charakteristik des betrogenen Liebhabers nachgeht. Nicht nur, daß er in jede Grube, die man ihm gräbt, pflichtschuldigst und ehrpuselig fällt und unfähig ist, etwas zur Rettung der Geliebten zu unternehmen. In seinen Armen wird sie vom Wahnsinn gepackt, und man erwartet den Schmerzensschrei aus seiner Brust. Er aber streckt die Arme gegen die Familie des armen Opfers pathetisch aus und ruft ihnen zu: da habt ihr's! — Gewiß, da haben wir's.

So nämlich kommt es, daß man eine Moral mit nach Hause nimmt. Sie lautet: verhandelt eure Töchter nicht, o Mütter, und ihr, o Töchter, heirathet nicht ohne Liebe! Wie ist das wahr, wie ist es beherzigenswerth!

Gewiß, Emil Marriot (Emilie von Mataja) ist ein Talent. Spürt man es in ihrem Drama nicht, so doch in ihren Romanen, vor allem in dem „Geistlichen Tod". Aber man hat, bezeichnend genug, immer nur von ihrem Talent gesprochen, nie von einer künstlerischen Leistung. Ihr Talent versiegt in innerlicher Armuth. Sie erfindet, aber sie hat nichts zu geben. Und charakteristisch ist der brutale Zug, der in all' ihren Schriften wiederkehrt. Vielleicht deutet er bei ihr wie bei Helene Böhlau auf eine gewaltsam gehemmte Entwicklung. Diese Brutalität talentvoller Frauen, ist sie nicht auch ein Zeichen der Zeit, ein Beitrag zur Frage der Frauenemanzipation?

Und doch, kann innere Entwicklung durch äußere Schicksale überhaupt ganz unterbunden werden? Emil Marriot's Drama ging ein kleiner Einakter von Marie von Ebner-Eschenbach voraus. Im Grunde ist's nur eine Scene; aber in dieser Enge welche Fülle, in dieser Selbstbescheidung welcher Reichthum!

In ihrer Erzählung „Ein Spätgeborener" hat Marie Ebner einmal all' das verdichtet, was sie in ihrer künstlerischen Entwicklung zu dulden hatte. Ihr, der Aristokratin, hatte man den Dornenweg zur Künstlerschaft noch mit Scherben bestreut. Wer aber will es sagen, ob sie sich nicht gerade dadurch so reich entwickelt hat? Es gibt eine alte Kinderfabel von zwei jungen Palmen, deren jeder man einen Stein in die Krone legt: die eine bricht zusammen, die andere entwickelt sich unter dem Druck zu kraftvollerer Schöne. Ich glaube, diese Fabel enthält ungefähr das Klügste, was sich über innere Entwicklung sagen läßt.

Auch die alte Frau, die mit guten und mildklugen Augen aus Marie Ebner's dramatischer Skizze „Am Ende" blickt, ist in Schmerzen reich geworden. „Von den aufgegebenen Ansprüchen kommen die Genüsse." Vor langen Jahren hat sie sich in Zorn und Haß von ihrem ungetreuen Gatten geschieden. Jetzt, da sie ihn wiedersieht, kann sie über den armen Freudenjäger lächeln, wie François de Curels Heimkehrende das Lächeln über den heißgeliebten, dann heißgehaßten Gatten findet. Werde, und du wirst die Vergangenheit überwinden. Und verzeihend reicht Marie Ebner's Fürstin Seinsburg dem armen Ungetreuen die Hand. Die Kraft ist milde; Schwächlinge sind brutal.

Altersfriede! Die stille Feierabendstimmung des Lebens spielt sonnig um die Frau mit dem weißen Haar und den gütigen Augen, und ein heimliches Werden geht von ihr aus. Eine Bekehrung zum Alter ist's. Scheinbar geht sie ganz äußerlich vor sich. Dem krampfhaft jugendlichen Fürsten wird ein weiter Rock und ein paar Slippers angezogen und die Brille vor die Augen gedrückt. In Wahrheit wirbt um ihn in dieser Frau das Alter mit freundlichem Lächeln und der Friede. Sie hat zu altern verstanden, hat dem Alter sogar Avancen gemacht; er wird es durch sie lernen. Von ihrem eigenen Reichthum und ihrem Frieden gibt Marie Ebner in dieser kurzen Scene, und ein ironisches aber gütiges Lächeln umspielt die Züge der dramatischen Erzählerin.

Die Aufführung des Deutschen Theaters war wiederum durchaus künstlerisch. In Marie Ebner's Scene standen sich Marie Meyer und Hermann Müller gegenüber, und ihr Spiel war Leben. Vielleicht war Marie Meyer zu wenig „Fürstin" — sie gab dafür den Menschen in dieser Frauenrolle ganz. In Emil Marriot's Drama gaben Else Lehmann und Rudolf Rittner die führenden Rollen der unglücklichen Frau und des Mannes, den sie liebt. Sie kamen mir vor wie Leute, die in den Mantel gehüllt auf einen Maskenball fahren: ihr Spiel war treu und wahrhaftig, aber die zerschlissene Effektpracht der Rollen guckte allen Enden drunter vor. Trotzdem alle schauspielerischen Kräfte gut zusammenstanden, wirkte das Drama Emil Marriot's wie ein Anachronismus. Vor zehn Jahren hätte man sich wahrscheinlich über ein Ja und Nein der „Richtung" aufgeregt. Daß wir heut darüber lächeln, beweist vielleicht, daß es doch auch für unsere Litteratur ein „Werden" gegeben hat.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 30 — Berlin, den 24. April 1897. — 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit acht Tagen haben die schon lange unhaltbar gewordenen Zustände an der griechisch-türkischen Grenze zu der letzten unvermeidlichen Konsequenz geführt; die griechische Armee kämpft mit der türkischen. Es scheint, daß die Griechen in Epirus einige Erfolge erzielt haben; sicher ist jedoch, daß die Türken siegreich die macedonische Grenze überschritten, den Metuna-Paß nahmen und auf Larissa marschiren.

Ueber eins ist heute alle Welt einig; erringen die Griechen größere Erfolge, so werden sich auch Montenegriner, Serben, Bulgaren in Bewegung setzen, um ihrerseits die Hand auf Theile der türkischen Erbschaft zu legen. Andrerseits sind die Aussichten auf Bewahrung des allgemeinen Friedens am größten, wenn es der Türkei gelingt, mit ein paar kräftigen Schlägen Griechenland zu Boden zu schmettern.

Daß die zuerst angeführte Alternative eintreten sollte, ist in hohem Grade unwahrscheinlich; aber auch für die zweite Alternative spricht keineswegs ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit. Türkische Heerführer pflegen nicht von Sieg zu Sieg zu schreiten; außerdem macht das gebirgige Terrain es wahrscheinlich, daß zum wenigsten kleinere türkische Abtheilungen in ungünstigen Stellungen überrascht und geschlagen oder eingeschlossen werden. Alle früheren Kämpfe der Türken in jenen Gegenden lassen solche Zwischenfälle erwarten.

Mit anderen Worten, will man eine Voraussage wagen, so wird man der sich zuneigen, daß die Türkei sich zwar Griechenland im Allgemeinen und schließlich überlegen zeigen wird, aber daß doch griechische Erfolge im Einzelnen keineswegs ausgeschlossen sind, wobei vor Allem auch die Ueberlegenheit der griechischen Flotte in Betracht zu ziehen ist. Also ein Ringen, bei dem die Türkei ihrem Ziele näher kommt, das aber doch eine längere Zeit sich hinziehen kann. In noch höherem Grade kann die Lage dadurch verwickelt werden, daß nach den ersten, ernsten Niederlagen voraussichtlich eine Revolution in Athen ausbricht, daß alsdann eine geordnete Regierung mit der nöthigen Autorität, um Frieden zu schließen, nicht vorhanden ist, und daß weiter, wie meist in solchen Lagen und ähnlich wie in Frankreich im Jahre 1870, der Sturz der Dynastie einen Volkskrieg nach sich ziehen könnte. Kriege dieser Art pflegen vor Allem längere Zeit sich hinzuschleppen und insbesondere bei Nationen, denen der Guerillakrieg vertraut ist.

Ein Glück wäre ein schneller Friedensschluß, nachdem die Türken zu ein paar entscheidenden Erfolge gelangt sind; dann wäre als Friedensbedingung auch zu erreichen, daß die Türken das eroberte griechische Territorium aufgeben, unter der Bedingung, daß die griechischen Truppen Kreta verlassen; und damit wäre zugleich in der kretischen Frage ein Schritt vorwärts gethan; wiewohl es zweifelhaft bleiben kann, ob Oberst Vassos und seine Griechen einem Befehl aus Athen Folge leisten werden. Aber mit einem Ausgang in dieser Richtung ist kaum zu rechnen; es ist vielmehr aus den angeführten Gründen eher anzunehmen, daß ein geordneter Friedensschluß sich hinauszieht, und daß die Griechen an der Hoffnung auf einen Umschwung bis zum Aeußersten festhalten werden.

Die nächste Folge solcher Entwicklung wäre die, daß jedenfalls die militärischen und finanziellen Kräfte der Türkei in hohem Grade aufgezehrt werden würden; je tiefer die Türkei in den Kampf mit Griechenland hineingezogen wird, um so mehr muß sie andere Theile ihres Reiches von Truppen entblößen. Aber ein Hinziehen der Entscheidung bringt uns

auch der warmen Jahreszeit näher; und da im ersten Drittel des Mai der Schnee in den Gebirgen der Balkanhalbinsel vollständig geschmolzen zu sein pflegt und dann auch in den rauhen Theilen warmes, beständiges und schönes Wetter beginnt, so wäre damit zugleich der Zeitpunkt erreicht, wo das Räuberunwesen im Rücken der türkischen Armee zum Ausbruch kommen könnte; auch hiermit würde die türkische Widerstandskraft geschwächt werden.

Alle orientalischen Krisen haben nun in neuester Zeit den Verlauf genommen, daß zunächst die Türkei durch den Angriff irgend einer untergeordneten Macht geschwächt wurde, und ist diese Schwächung in genügendem Umfang erfolgt, so erachten andere Mächte ihre Aufgabe hinlänglich erleichtert, um ihrerseits über den schon blutenden politischen Gegner herzufallen.

Diplomatisch haben Serbien und Bulgarien einer solchen weiteren Entwicklung vorgearbeitet.

Serbien hat an die Türkei bereits vor einem Monat eine sehr scharfe Note gerichtet in Betreff der angeblichen türkischen Grenzeinfälle in das Königreich. Bulgarien ist gefolgt, indem es vom Sultan die Erlaubniß zur Errichtung einer Anzahl neuer Bischofssitze in Macedonien verlangt; ein solches Verlangen der Bulgaren hat natürlich die Serben zu zu gleichen Ansprüchen gereizt, und auch für Montenegro ist es stets ein leichtes, irgend welche Rekriminationen vorzubringen. Jedenfalls stehen wir heute an dem Punkte, daß außer dem offenen Kriege zwischen Griechenland und der Türkei auch die diplomatische Kontroverse bereits zwischen der Türkei und Bulgarien und Serbien im Gange ist und jeden Augenblick zu bösartiger Entwicklung gebracht werden kann.

Wird der Druck der Großmächte auf Montenegro, auf Serbien und Bulgarien nicht ein scharfer sein, so werden auch diese Staaten ihre alten Pläne aufnehmen und sich in dem Augenblick auf die Türkei stürzen, wenn sie dieselbe durch Blutverlust genügend entkräftet erachten.

Und ist nunmehr zu erwarten, daß das sogenannte Konzert der Mächte seine Aufgabe, den Frieden zu erhalten, erfüllen wird? Schwerlich kann man das annehmen nach den bisherigen Erfahrungen. Aber wir sagten schon in voriger Nummer, das europäische Konzert ist zu solchem Ende auch gar nicht erforderlich. Ist es zu einer Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich gekommen, und geht diese Verständigung dahin, den Besitzstand der Türkei und den Frieden im Orient zu erzwingen, so können diese beiden Großmächte bei der Rückendeckung, die sie durch Deutschland finden würden, ein solches Programm durchsetzen. Dann wird Oesterreich die Montenegriner und Serben, und dann wird Rumänien aus unmittelbarer Nähe und Rußland aus immerhin genügend bedrohlicher Entfernung die Bulgaren zur Ruhe bringen. Denn auch auf Rumänien wäre für eine solche Politik zu rechnen, vor Allem seitdem dort wiederum Sturdza zum Regiment gelangt ist. Liegt aber eine solche Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland nicht vor, so wird das Losbrechen der sämmtlichen kleinen Balkanvölker schließlich auch die Großmächte nachziehen. Oesterreich wird sich erinnern, daß ihm der Berliner Vertrag den Vormarsch auf Novi Bazar unter Umständen gestattet, und Rußland wird sich berufen fühlen, für die „Sicherheit“ von Konstantinopel einzustehen. Damit sind wir an dem Punkte, da England sich zu fragen hat, ob es auf die Politik des Lord Beaconsfield verzichtet, seitdem es Aegypten besitzt, und Frankreich endgültig aus dem Nilland ausschloß.

Es ist möglich, daß es zu dieser äußersten Zuspitzung des orientalischen Problems diesmal nicht kommt, und daß der Besuch unseres Kaisers in Wien und der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Petersburg nicht nur Beweise der Höflichkeit, sondern zugleich Anzeichen für eine Verständigung der drei Kaisermächte sind. Nur wenn eine solche Verständigung ein rasches und energisches Handeln möglich macht, ist zu erwarten, daß der heutige Zustand im Osten aufrecht erhalten bleibt und Katastrophen, deren weitere Folgen sich nicht abschätzen lassen, verhindert werden.

Als der König von Italien sich zu einem Rennen außerhalb Roms begab, sprang ein Individuum auf den Wagentritt und führte gegen den Monarchen einen Dolchstoß. Glücklicherweise blieb der König unverletzt; der Attentäter wurde sogleich verhaftet. Ob er ein Wahnsinniger oder ein verbrecherischer Fanatiker ist, steht noch nicht fest. Die Bevölkerung in Rom scheint anzunehmen, daß er ein Verführter der anarchistischen Verschwörungen ist; man demonstrirte daher gegen die Redaktion eines anarchistischen Blattes, nachdem man dem König Ovationen dargebracht hatte.

Der König von Italien soll unmittelbar nach dem Angriff die Aeußerung gethan haben: Man müsse dergleichen hinnehmen als eine der unbequemen Zugaben zum Metier des Monarchen. Solche kaltblütige Philosophie ehrt den, der sie zum Ausdruck brachte und sie ist auch den Völkern zu empfehlen, die so leicht geneigt sind, in der ersten Aufwallung jenen berechnenden Koterien Konzessionen zu machen, die das Verbrechen oder den Wahnsinn einzelner zur Unterdrückung von Freiheiten zu benutzen lieben.

Erster Bürgermeister von Wien ist nunmehr Herr Lueger; er hat die Bestätigung des Kaisers von Oesterreich erhalten und ist vom Monarchen empfangen worden. Dieser Held der Straße hat es weit gebracht.

Steht schon seine Gewissenlosigkeit außer Zweifel, so kann man ihm doch zugleich Zähigkeit, Energie und Gewandtheit nicht absprechen, während seine Gegner sich zu konsequenter und kraftvoller Abwehr nie aufschwingen konnten. Nach einem kurzen Aufflackern versagten die Anstrengungen im Kampfe gegen ihn immer wieder, so daß schließlich dieser Demagoge des Klerikalismus und der Reaktion siegte. Ließen wir in Deutschland im Kampfe nach, so würden wir Gleiches zu erwarten haben.

Es fragt sich nun, was Lueger mit der Macht, die ihm sein Amt in die Hand gibt, thun wird. Daß er nicht alle seine Versprechungen einlösen kann, ist selbstverständlich; aber ein Mann von seiner Geschicklichkeit wird unter Umständen sein Dasein durch Abschlagszahlungen an seine Anhänger lange genug fristen können, und durch solche Abschlagszahlungen kann hinlänglich Unheil gestiftet werden.

In den Vereinigten Staaten tobt jetzt der Interessenkrieg um die Gestaltung des Zolltarifs im Senat, und das schließliche Resultat ist noch schlechterdings nicht zu übersehen. Nur das Eine dürfte feststehen, daß der Senat einschneidende Aenderungen an dem Reformprojekt der Herren Dingley und Genossen vornehmen wird, wodurch sich die Berathungen beträchtlich in die Länge ziehen müssen. Inzwischen mehren sich die Kundgebungen der öffentlichen Meinung gegen den beabsichtigten protektionistischen Exceß. Oppositionelle Kommunalwahlen in Ohio, Illinois und New-Jersey haben der Mißstimmung bereits deutlich Ausdruck gegeben; und angesehene kaufmännische Korporationen, aller voran die Handelskammer von Newyork, stellen sich mit nachdrücklichen Protesterklärungen ein.

Der Präsident McKinley fährt fort, das diplomatische Personal der Union zu wechseln. Soweit Deutschland in Frage kommt, zeigt er dabei ersichtlich eine glückliche Hand. Neben Andrew D. White als Botschafter hat er jetzt Julius Goldschmidt aus Milwaukee als Generalkonsul für Berlin ernannt. Herr Goldschmidt war unter Harrison Generalkonsul in Wien. Bei der letzten Präsidentschaftskampagne leitete er in höchst umsichtiger und geschickter Weise das fremdsprachige Büreau im nationalen republikanischen Hauptquartier. Er ist ausgesprochener Schutzzöllner, aber ein Feind kleinlicher Chikanen, dabei ein gebildeter Mann von angenehmen Formen und des Deutschen vollständig mächtig.

* * *

Ein Klassiker des Liberalismus.

Zu den wunderbarsten Erscheinungen der Natur gehört die unerschöpfliche Fülle, in der sie Keime und Anlagen hervorbringt, so daß, wenn auch deren große Mehrzahl nutzlos untergeht, doch immer eine hinreichende Menge für den Fortgang im Haushalte des großen All übrig bleibt. Aehnlichen Reichthum an Talenten und Kräften scheint sich auch das Deutsche Reich zuzutrauen, da es sämmtliche geistige und zumal politische Fähigkeiten geflissentlich vernachlässigt, die außerhalb gewisser Sphären, sagen wir deutlicher: gewisser Kasten sich geltend machen. Einen recht in die Augen springenden Beweis für diesen Satz haben wir in der Person Ludwig Bamberger's. Er ist zweifellos einer der bestunterrichteten, scharfsinnigsten und geistvollsten Nationalökonomen und Politiker Deutschlands; in jedem anderen konstitutionellen Lande wäre er das höchst einflußreiche Haupt einer großen Partei und, während deren Vorwiegens, einer der leitenden Minister des Staates geworden. Er hätte so seine reichen Gaben schöpferisch zum Wohle des Landes und Volkes wirksam machen können. In Deutschland dagegen hat er sich, weil er weder adlig noch reaktionär noch altgeschulter Beamter ist, nach einer hauptsächlich in der Opposition verbrachten langjährigen parlamentarischen Thätigkeit einfach von dem öffentlichen Schauplatze in die Stille des Arbeitskabinettes zurückgezogen. Wenigstens sucht er dem deutschen Volke die Erfahrungen und Lehren seines reichen Lebens in der Sammlung seiner Schriften nutzbar zu machen. Deren jüngst erschienener fünfter Band umfaßt die politischen Schriften der Jahre 1879 bis 1892.*)

Sie bilden einen geschichtsphilosophischen Kommentar zu den Vorgängen in Deutschland während jener Epoche politischer, sozialer und wirthschaftlicher Reaktion. Denn ihr Verfasser haftet nirgends am Einzelnen und Aeußerlichen, an den zufälligen Ereignissen und Umständen. Er dringt vielmehr überall in das Wesen der Dinge und Persönlichkeiten selbst ein. Man liest seine doch erst vor wenigen Jahren geschriebenen Aufsätze wie die eines Klassikers: viele seiner damals ausgesprochenen Anschauungen und Beobachtungen sind jetzt — trotz des Vorherrschens entgegengesetzter Parteien — geradezu Gemeingut der öffentlichen Meinung geworden.

Der klaren Erkenntniß entspricht bei ihm deren scharfe und knappe Ausprägung in der Darstellung. Er besitzt eine durchaus bewundernswerthe Kunst der Charakteristik für Menschen und Sachen. Seine Aeußerungen, reichem Wissen, gründlichem Nachdenken und reifer Erfahrung entsprossen, wirken allerwärts überzeugend, daß es sich so und nicht anders verhält; sie prägen sich durch tiefen Gehalt und durchsichtigen Inhalt unauslöschlich dem Gedächtnisse ein. Dabei ist die Form allerorten eine fein litterarische, anmuthende, geistvolle, die niemals ermüdet. Selbst dem Gegner und, was noch mehr sagen will, dem politisch Gleichgültigen müssen diese glänzenden schriftstellerischen Kunstwerke geistigen Genuß bereiten.

Schon im Jahre 1881 erkannte Ludwig Bamberger mit unerbittlicher Einsicht, um was es sich bei dem vom Fürsten Bismarck mit so gewaltiger Kraft gegen den Liberalismus entfesselten Kampfe handelte: um die Geltung des deutschen Bürgerthums. Das, sagte er damals, ist eigentlich das A und O, um das sich die Geschicke der Gegenwart drehen, zumal in Deutschland, wo das Bürgerthum am wenigsten politische Kraft besitzt, die feudalen Ideen sich am meisten erhalten, die sozialistischen sich mehr und höher hinauf Anhang verschafft haben, als bei irgend einem anderen Volke. Das weiß jetzt Jedermann, der seine Augen nicht freiwillig verschließt, aber vor sechzehn Jahren konnte es nur ein wahrer Staatsmann erkennen; und die Einsicht von der Wichtigkeit des Kampfobjektes verursachte auch damals die Lossagung Bamberger's und seiner Freunde von der blind dem Reichskanzler ergebenen nationalliberalen Partei — die sogenannte Sezession. Herr von Bennigsen ist bekanntlich erst ein Jahrzehnt später zu gleicher Einsicht gelangt, hat aber nicht den Muth und die Kraft besessen, auch ihr gemäß zu handeln.

Mit eindringender Schärfe hält Bamberger dem bedrohten deutschen Bürgerthum den Spiegel vor. Er zeigt ihm, wie es selber dazu geholfen hat, den Junkern, Zünftlern und Pfaffen, die bis 1871 die erbittertsten Gegner jeder nationalen Politik, die Verhöhner und Zerstörer der deutschen Einheit gewesen waren, es zu ermöglichen, daß sie, die Besiegten, „sich das Gewand des Siegers angeeignet, und es nach ihrer Fasson gewendet, aufgefärbt und zurecht gestutzt haben, um dann als die lachenden Erben der nationalen Bewegung darin einherstolziren zu können". Daß sie hierbei die neu begründete Einheit vielfach zur Karrikatur dessen, was sie hatte sein sollen, verunstaltet haben, gibt der Sache ihre tief traurige Bedeutung. So nahm das junge Deutsche Reich, das ursprünglich im Geiste der bürgerlichen Freiheit gezeugt und geboren worden, das Gepräge eines von Militär und Landadel beherrschten Staates an. Die Männer der „Preußenvereine", denen Verfassung und Deutschthum ein Greuel gewesen waren, konnten sich in alle einflußreichen Stellen des verfassungsmäßigen Deutschen Reiches hineindrängen und diejenigen, die mit dem Opfer ihrer Freiheit und ihrer berechtigtesten Eigeninteressen, ja mit Gefahr ihres Lebens für jene Ideale gerungen hatten, nach deren Verwirklichung mit Hohn und Spott ausweisen.

Von der anderen Seite aber drängt der Sozialismus heran, den man in Deutschland mit der Zwangsjacke des Staatssozialismus zu umkleiden sucht. Während in England ein so allgemein anerkannter Arbeiterführer, wie Bradlaugh, seine Stimme laut für den Geist persönlichen Selbstvertrauens und persönlicher Initiative erhob, der Großbritannien stark und blühend gemacht habe, treiben bei uns aristokratisch fühlende Demagogen und hochmüthige Leute des grünen Tisches und des Katheders die Massen in den Sozialismus. Der soll aber geleitet und beherrscht werden durch den „einen allgerechten und allmächtigen Staat, das heißt durch die Leute, die im Besitze der höchsten Stellen sind". Man sieht, dieselbe Kaste, die schon die deutsche Einheit und den Verfassungsstaat für sich monopolisirt hat, wirft ihre Fangarme auch nach dem Sozialismus aus. Wie die Einigung Deutschlands nur dazu dienen soll, dem ostelbischen Adel noch mehr Macht, noch mehrere und besser dotirte Aemter in Verwaltung und Heer zu schaffen, so soll nun der Sozialismus dazu benutzt werden, dieser Junkerschaft über alle „Unterthanen" diejenige patrimoniale Gewalt zu verleihen, die sie einst über ihre Bauern geübt hat. Alle Deutschen sollen „Unfreie", sollen Leibeigene der Edelsten der Nation werden. Fürst Bismarck hat hierbei mitgeholfen, in dem Sinne, daß seinem nüchternen Urtheile die aller Romantik entkleidete deutsche Einheit „lediglich als ein kompaktes Vertheidigungs- und Wirthschaftsinstrument in der Hand des preußischen Monarchen erschien". Die feudale Färbung der Sache entsprach nur seiner innersten Empfindung. Dies ist freilich das einige Reich nicht mehr, für das einst die Besten des Volkes geschwärmt, Denker gesonnen und Dichter gesungen hatten. Das Ideal der herrschenden Auffassung ist vielmehr die Mechanisirung der gesammten Volks- und Staatskräfte unter Leitung des Monarchen und der bevorzugten Klassen, mit völliger Geringschätzung jedes idealen Strebens, ja des folgerichtigen Denkens und der Wahrheit, mit verächtlichem Mißbrauche aller ethischen Begriffe. Wie scharf und richtig bezeichnet Bamberger diesen Bismarck'schen Staatssozialismus mit Arbeiterversorgung auf der einen und Sozialistengesetz auf der anderen Seite, indem er ihm die Losung zuschreibt: „Es lebe der Sozialismus, nieder mit den Sozialisten!"

Zwischen dem Ansturme des gesammten Feudalismus von rechts und des Sozialismus von links her steht nun das deutsche Bürgerthum, erst vor kurzem aus dem politischen Schlafe erwacht, nicht durch eigene Kraft, sondern durch äußere Ereignisse zu einer staatsrechtlichen Rolle er-

*) Berlin, Rosenbaum und Hart, 1897.

haben, politischer Einsicht und Entschlußfähigkeit noch vielfach entbehrend, auch in lokalpatriotischer Abschließung und Eifersüchtelei befangen. Es ist unfähig, jenen Gewalten Widerstand zu leisten, und mit ihm fällt der Liberalismus. Ueberaus zutreffend charakterisirt Bamberger Zustände, gegen die noch heute einsichtige Liberale, leider vergeblich, ankämpfen, wenn er — schon im Jahre 1881! — sagt (S. 95): Während die Reaktion „mit wunderbarer Beweglichkeit jeden Sukkurs annimmt und herbeizieht, der sich irgendwie für den gegebenen Augenblick verwenden läßt, gibt es für manchen heftigen Gegner ihrer Politik kein größeres Gaudium, als den Nachbar in den Rücken zu schießen. Dieser unklugen Taktik hat die liberale Sache manche verhängnißvolle Einbuße zu verdanken, und es dürfte entschieden als ein Zeichen politischer Besserung begrüßt werden, wenn das Schauspiel uns für die Zukunft erspart bliebe und damit die einzige Möglichkeit gegeben würde, den gänzlichen Niedergang des Liberalismus und damit des ganzen inneren Staatslebens aufzuhalten“.

Einem jeden der Hilfsheere der Reaktion prägt Bamberger den unauslöschlichen Stempel auf die Stirne. Zunächst der akademischen Schulmeisterpolitik mit ihrem hochmüthigen Dreinreden und ihrer servilen Anpassung an den von oben wehenden Wind. Dann den Schutzzöllnern, die zum Volke sagen: „Du issest, damit ich satt werde.“ Der arme Peter soll theures Brot kaufen, damit der reiche Herr von, auf und zu Paul noch mehr zu verzehren habe, als er es ohnehin schon hat. Um aber nicht in allzu nackter Selbstsucht dazustehen, erfanden die Großgrundbesitzer die liebwerthe Person „Landwirthschaft“ und die Großindustriellen die nicht minder reizvolle „nationale Arbeit“, für die sie angeblich als patriotische Tugendhelden die Masse des Volkes zu ihren eigenen, recht realen Zwecken ausplündern. Welch gefährliches Beispiel man damit den sozialistisch angehauchten Massen gibt, ist diesen reichen Ausbeutern um so gleichgültiger, als sie ja immer hoffen, den Sozialismus einst für ihre Macht und ihren Vortheil einzufangen und zu organisiren. Möchten sie doch rechtzeitig auf die Warnung hören, die Bamberger ihnen mit tiefem und bleibendem Grunde zuruft (S. 133)): „Sollen die Finanzen eines stets bis an die Zähne gerüsteten Militärstaates auch die Verantwortlichkeit für eine kolossale Staatsindustrie und schließlich für die Einlösung der weittragendsten sozialen Versprechungen auf sich nehmen, so kann bei dem ersten Versagen der Glücksgunst die Katastrophe eintreten.“

So illustren Vorbildern eifert denn auch ein Theil — der kleinere, aber der am lautesten schreiende Theil — der Handwerksmeister nach. Wir sollen uns Kleider und Schuhe anfertigen, Möbel tischlern und Fensterscheiben einsetzen lassen, damit nur sie und kein anderer, als der zu ihrer Zahl gehört, davon leben. Deshalb Zwangsinnungen! Aber solche verlangen auch sie nicht aus Eigennutz, bewahre! sondern aus reiner und edler Liebe zu einer neuen Idealfigur, die als abstraktes „Handwerk“ würdig der „Landwirthschaft“ und der „nationalen Arbeit“ sich anschließt. Man muß bei Bamberger die köstliche Persiflirung aller dieser mit hohlen Phrasen geschmückten egoistischen, antigesellschaftlichen und im Grunde antistaatlichen Bestrebungen nachlesen. Niemals sind solche mit schärferer, feinerer und kunstvoller geflochtener Geißel bis auf den faulen innersten Kern getroffen worden, als auf diesen geistsprühenden und zugleich von edlem Zorn bebebten Blättern.

Auch der Antisemitismus wird in einer 1880 gegen Treitschke gerichteten Streitschrift mit Einsicht und Schärfe gekennzeichnet, und zwar als eine Sonderart jenes unheilvollen deutschen Erbübels der Selbstzerfleischung, das schon seit vielen Jahrhunderten der Nation das Leben schwer und die innere Befestigung unmöglich gemacht hat. Wäre die Abhandlung gegenwärtig verfaßt, so könnte der Autor auf Oesterreich verweisen, wo der Antisemitismus die Kraft der deutschen Partei gebrochen und das Deutschthum wehrlos dem Ansturm der slawischen Nationalitäten preisgegeben hat. Ganz vortrefflich stellt Bamberger die Antisemiten mit der fanatisch nativistischen Partei der Knownothings in Nordamerika und deren Knüppel- und Revolvergarde der Rowdies in Parallele. So entspricht die barbarische Deutschthümelei dem barbarischen Amerikanerthume. Die Gleichheit des Rechtes, sagt der Verfasser mit der ihm eigenen Kraft historischer Verallgemeinerung, ist in Deutschland wohl für den Verstand aber noch nicht für das unmittelbare Gefühl durchgedrungen. Deshalb in dem Beamtenthum, den Universitätskreisen und dem Offizierstande das Entsetzen, daß die Israeliten den Anspruch erheben, gleichberechtigt unter sie aufgenommen zu werden. Es dünkt uns, man könnte hierfür noch ein weiteres Beispiel in der Hartnäckigkeit finden, mit der sich der Adel Jahrzehnte lang gegen die Aufnahme von Bürgerlichen in den Offizierstand wehrte und solcher in einzelnen bevorzugten Korps und Regimentern noch jetzt erfolgreich widersteht. Recht und Verfassung gewähren längst den Bürgerlichen — gerade wie den Juden — volle Gleichberechtigung, aber eine von oben mindestens nicht bekämpfte Ueberlieferung gibt den Privilegirten die Möglichkeit, ihre Sonderstellung eigenmächtig aufrecht zu erhalten.

Wie nach seiner Vergangenheit im öffentlichen Leben zu erwarten war, erkennt Bamberger gern und nachdrücklich die einzigen und unsterblichen Verdienste Bismarck's um die Einigung Deutschlands an — Verdienste, die durch Voreingenommenheit und dialektische Kunst nicht aus der Welt geschafft werden können. Allein um so tiefer beklagt er das dauernde Unheil, das die Bismarck'sche Regierungsweise durch Herabminderung des innersten sittlichen und intellektuellen Bestandes weiter Schichten der Nation hervorgebracht hat. „Nirgends“, sagt er mit Recht, „ist der Grundsatz der Grundsatzlosigkeit so zur offiziellen Staatsreligion gemacht worden, wie bei uns von den Anhängern des Fürsten Bismarck in dem letzten Jahrzehnt seines Regimentes.“ Auch andere Staatsmänner haben den Erfolg als ihren einzigen Leitstern und Richter anerkannt — das Verderbliche des von dem Kanzler ausgehenden Einflusses ist, daß er dies mit so großem, zum überwiegenden Theile freilich aus seinem Genie ersließendem Glücke gethan hat. Das wirkt blendend, ansteckend auf lange Zeiten hin. Und doch hat sich diese vollkommene ethische Gleichgültigkeit und dieses Pochen auf die materielle Macht bitter genug an Bismarck gerächt. Hätte er in edlerem Sinne staatsmännisch gehandelt, hätte er seine unerhörten Erfolge und unvergleichliche Volksthümlichkeit zur Stärkung des Parlamentarismus und zur Bildung einer kräftigen Einheitspartei im Volke und in dessen Vertretung benutzt, so würde er auch seine persönliche Stellung unangreifbar gestaltet und gegen ein bloßes Machtwort von oben geschützt haben. Aber die grundsätzliche Herabsetzung des Parlamentes und die Auflösung und innere Vernichtung der großen Parteien für seine augenblicklichen Zwecke haben dem Ministerthume des Kanzlers selbst den festen Boden entzogen.

Bamberger ist übrigens unparteiisch genug, um den größeren Theil der Verantwortlichkeit für die unheilvollen Folgen des Bismarck'schen Regimentes der politischen Unreife des Volkes und zumal der innern Schwäche des liberalen Bürgerthumes zuzuschreiben. Der Reichskanzler ist, mit großer diplomatischer Klugheit, beharrlichem und kräftigem Widerstande — wie ihn z. B. das Centrum geübt hat — immer gewichen. Hätte er ihn in seinen feudal-absolutistischen Bestrebungen bei dem Liberalismus gefunden, er würde auf diesen ebenso große Rücksicht genommen haben, wie auf die Vorkämpfer des katholischen Kirchenthums.

Nicht ganz richtig scheint es uns zu sein, wenn der Verfasser den Sturz Bismarck's dem energischen Selbstbewußtsein Kaiser Wilhelms II zuschreibt. Vielmehr glauben wir, daß der junge Herrscher dabei von einem anderen Gesichtspunkte ausging. Es kränkte ihn, daß die Einigung und Leitung Deutschlands je länger je mehr als das ausschließliche Werk des großen Ministers erschien; er hielt es für das Interesse des Hohenzollern'schen Hauses, daß aller Welt die Ueberzeugung eingeimpft werde, nur die Hohenzollern seien in Vergangenheit und Zukunft fähig, Deutschlands Einheit zu schaffen und zu erhalten. Die Augen Deutschlands und der Welt sollten nicht auf den Kanzler,

sondern auf die Hohenzollernfürsten gerichtet sein. Wir meinen, die Vorgänge der jüngsten Wochen erweisen dies auf das deutlichste.

Als ein echt historisch denkender Politiker ist Bamberger weit davon entfernt, die seit zwei Jahrzehnten eingetretene Reaktion lediglich oder auch nur überwiegend einzelnen Persönlichkeiten oder Parteien Schuld zu geben. Er sieht darin vielmehr die natürliche und unausbleibliche Wirkung des großen Gesetzes von Aktion und Reaktion, das sich in allen Zeiten mächtiger Umgestaltung geltend gemacht hat. (S. 223). Das Entscheidende für die Zukunft der Nationen ist nur, ob sie im heftigsten Streite des Alten und Neuen den richtigen Weg zu finden wissen, der, mit Beseitigung des endgültig Ueberlebten und mit Beibehaltung des Guten und Segensreichen in den Neuerungen, zu gedeihlicher Weiterentwicklung führt. Hoffen wir, daß das deutsche Volk diesen Pfad inmitten des lauten Getöses unerquicklicher Leidenschaften und roher Begehrlichkeit entdecken und endlich unbeirrt und beharrlich beschreiten wird. Als Wegweiser würden ihm dabei in vielen Beziehungen die Worte und Schriften eines so kundigen, klugen und klar denkenden Politikers, wie Ludwig Bamberger ist, dienen können.

M. Philippson.

Der Begriff „Börse“.

Bei der Streitfrage, welche Gebilde als dem Reichsbörsengesetze unterworfen anzusehen sind, insbesondere ob zu denselben auch die sogenannten freien Vereinigungen der Produktenhändler gehören, ist, seit Ergehen des Gesetzes, bisher nur zweimal der Versuch gemacht worden, eine Definition des Wortes „Börse“ zu geben. In beiden Fällen ist auffallender Weise davon abgesehen, hierbei auf das Börsengesetz und seine Materialien zurückzugehen oder überhaupt sich an Gesetze zu halten.

Die erste dieser beiden Definitionen gab, ohne jede Begründung, die unter Mitwirkung des Geheimen Ober-Regierungsraths Wermuth erschienene Textausgabe des Börsengesetzes mit Anmerkungen vom Gerichtsassessor Brendel. Dort heißt es:

„Diesen und anderen Definitionsversuchen (älteren aus der Zeit vor dem Börsengesetz) gegenüber ist zu bemerken, daß im Sinne des Börsengesetzes für die Entscheidung der Frage, ob eine kaufmännische Vereinigung als „Börse“ zu behandeln ist, allerdings eine Reihe von Merkmalen, wie die Regelmäßigkeit der Zusammenkünfte der Handeltreibenden zu bestimmten Zeiten an einem bestimmten Orte, an welchem Geschäfte unter Beobachtung gewisser, durch stillschweigende Uebereinkunft oder statutarisch festgelegter Regeln abgeschlossen werden oder abgeschlossen werden können, in Betracht zu ziehen sind, daß aber das ausschlaggebende Moment weder in dem juristischen Charakter der Vereinigung, noch in der Art der Preisfeststellung, sondern in der wirthschaftlichen Bedeutung der Zusammenkünfte, namentlich in ihrer Einwirkung auf die Preisbildung in einem weiteren Wirthschaftsgebiete über den engeren Kreis der Theilnehmer hinaus, zu suchen ist.“

Zunächst scheint völlig übersehen zu sein, daß diese Definition sich selbst nicht als das gibt, was man unter einer Definition bisher zu verstehen gewöhnt war: als eine Erklärung eines Wortes, einer Bezeichnung, als die Zerlegung eines in einem Worte zusammengefaßten Begriffes in seine wesentlichen Momente. Es heißt nämlich im Eingange, was der weniger aufmerksame Leser leicht übersieht, weil die Erklärung sich anderen, älteren Definitionen aus der Zeit vor Ergehen des Börsengesetzes gegenüberstellt, keineswegs: „eine Börse ist“ oder „als eine Börse ist anzusehen“ oder „eine Vereinigung ist eine Börse, wenn“ aber ähnlich, sondern es heißt da: „diesen und anderen Definitionsversuchen gegenüber ist zu bemerken, daß im Sinne des Börsengesetzes für die Entscheidung der Frage, ob eine kaufmännische Vereinigung als „Börse“ zu behandeln ist u. s. w.“ Der Verfasser will also mit Nichten eine Definition geben, sondern einen Rathschlag darüber, was geschehen soll d. h. seitens der betheiligten Staatsbehörden.

Da dieser Autor hiernach offenbar selbst nicht eine Definition geben will, so könnte von einem näheren Eingehen auf den wiedergegebenen Satz Abstand genommen werden, wenn nicht irrthümlich dieser Satz als Definition vielfach angesehen würde. So zuletzt noch in dem Berichte des Staatskommissars an der Berliner Börse an den Oberpräsidenten der Provinzen Brandenburg und Berlin, wo er sich, sehr charakteristisch für die Art der Behandlung der Frage, so äußert (cf. Korrespondenz der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, 20. Jahrg. S. 36):

„Was die rechtliche Qualifikation der Versammlungen (der Produktenhändler) anbetrifft, so komme ich, wie bezüglich der Frühmarktversammlungen, zur Charakterisirung derselben als Börse, wenn ich den im Kommentar von Wermuth gegebenen Definitionen folgen darf.“

Daß in dem besprochenen Satze aber keine Definition zu finden ist, ergibt die kurze Erwägung, daß in einer Definition für Rechtszwecke, also auch für die Frage, was die Staatsbehörde thun kann oder soll, ausschließlich der „juristische Charakter“ der Vereinigung festzustellen ist und nichts anderes, was gerade hier geleugnet wird. Dieser juristische Charakter kann sich aus verschiedenen Momenten zusammensetzen. Es kann dabei die Art der Preisfeststellung in Frage kommen, welche in der „Definition“ neben den juristischen Charakter gestellt wird, es kann auch die wirthschaftliche Bedeutung für den juristischen Charakter in Betracht kommen, welche in der „Definition“ als etwas den „juristischen Charakter“ geradezu Entgegengesetzes erscheint. Nothwendig ist nur dieses, daß nur solche Momente als für den juristischen Charakter maßgebend bezeichnet werden, welche nach den Gesetzen die juristische Charakterisirung ergeben oder doch ermöglichen.

Und in dieser Beziehung bleibt doch nichts anderes übrig, als in erster Reihe auf das Börsengesetz zu rekurriren, auf die Materialien zu diesem Gesetze und, soweit solche vorhanden, auf andere Gesetze, aber eben doch immer nur auf Gesetzesmaterial. Beliebige freie Ideen über die wirthschaftliche Bedeutung einer Vereinigung sind für die praktische Handhabung seitens der Behörden unverwendbar, wie sich auch aus Folgendem ergibt: die erwähnte „Definition“ will namentlich die Einwirkung der Zusammenkünfte auf die Preisbildung in einem weiteren Wirthschaftsgebiete, über den engeren Kreis der Theilnehmer hinaus, als ausschlaggebend ansehen. Es bedarf nur der einen Erwähnung, daß regelmäßige Zusammenkünfte von Kaufleuten, welche in dieser erwiesenen oder zu erweisenden Art maßgebend sind, für alle möglichen Artikel existiren, die von Erheblichkeit sind — man erinnere sich, um nur ein Beispiel zu nennen, an die auch für die Landwirthschaft erheblichen Zusammenkünfte der Lederinteressenten, um sofort zu erkennen, wie verfehlt die Auffassung ist. Aber, wie in die Augen springt: solche Zusammenkünfte sind ja doch auch alle Märkte, auch alle Getreidemärkte. Diese haben ihren Charakter als Märkte nie verloren, wenn auch außer effektiv angefahrener Waare doch noch mehr Waare loco oder rollend gleichzeitig auf diesen Märkten, ja auch nicht unbeträchtliche Mengen auf Lieferung verkauft wurden und werden. Wo aber aus diesen Märkten sich Börsen entwickelt haben, wie in Halle, geschah dies auf Wunsch und mit dem Willen der Interessenten durch Organisirung eines Börsenvorstandes und durch Festsetzungen über die offizielle Art der Preisermittelung und Feststellung, alles dies mit der gemäß Art. 3 des preußischen Einführungsgesetzes zum Handelsgesetzbuche erforderlichen Genehmigung des Handelsministers. Die „Definition“ ist ersichtlich für den Handgebrauch gegenüber den freien Vereinigungen bestimmt und ist, wie oben bemerkt, prompt benutzt worden. In den freien Vereinigungen existiren aber, wie der Staatskommissar (l. c.) für die Berliner Vereinigung selbst anführt, keine Organisationen und keine Preisermittelung und Feststellung seitens einer Organisation.

Mit Recht führen die Aeltesten der Kaufmannschaft in ihrem Berichte an den Oberpräsidenten der Provinzen Brandenburg und Berlin vom 15. März 1897 daher aus:

„Es würden also, da der § 1 des Reichsbörsengesetzes dem Artikel 3 des preußischen Einführungsgesetzes entspricht, die preußischen Handelsminister seit einem Vierteljahrhundert alle wirthschaftlichen Vereinigungen, Märkte und kaufmännischen Versammlungen (die alle doch offenbar für weitere Kreise mehr oder weniger preisbestimmend wirkten) zu Unrecht nicht aufgefordert haben, die staatliche Genehmigung zur Errichtung einer Börse nachzusuchen."

Eine soeben erschienene Publikation des Senatspräsidenten am Reichsgericht a. D. Dr. Wiener („Deutsche Juristen-Zeitung" Nr. 5) verficht den entgegengesetzten Standpunkt und kommt zu einer der vorbesprochenen ähnlichen Definition des Wortes „Börse", allerdings auch in der Art, daß für die Definition weder das Börsengesetz, noch dessen Materialien, noch andere Gesetze, wie das vorher erwähnte seit 1861 in Geltung befindliche preußische Einführungsgesetz herangezogen werden. Hier wird nicht von dem praktisch allein in Frage stehenden Standpunkte, was in Preußen Rechtens sei, ausgegangen, vielmehr ganz allgemein von dem Begriffe „Börse" überhaupt. Wir haben schon an anderer Stelle nachgewiesen, daß dies für die Handhabung des Reichsbörsengesetzes in Preußen nicht möglich ist.*) Die Frage kann für Preußen doch nur die sein: hat das Reichsbörsengesetz den Rechtszustand in Preußen geändert? Für den vorliegenden Fall kann die Frage nur mit „nein" beantwortet werden, denn das Börsengesetz enthält hier nur die Bestimmungen, welche schon vordem seit 1861 in Preußen in Geltung waren. Dem entsprechend waren auch in der Börsenenquetekommission (45. Sitzung vom 28. Oktober 1892 und Anlage dazu) die Anträge auf Fassung einer Legaldefinition gestellt: Der Antrag des Referenten Gamp lautete:

„Die Börse ist eine Veranstaltung des Staats zu dem Zweck, den Handelsverkehr zu erleichtern und die allgemeinen wirthschaftlichen Interessen zu fördern."

Hierzu heißt es:

„Bei der Begründung seines Antrages führte der Referent zunächst aus, daß die Börse nicht als eine bloße Vereinigung von Kaufleuten, sondern als eine zum Zwecke der Erleichterung des Handelsverkehrs geschaffene Veranstaltung des Staats anzusehen sei."

Professor Schmoller, der Nationalökonom, stellte folgenden Antrag:

„Die Börse ist eine durch den Staat genehmigte und unter Staatsaufsicht stehende Veranstaltung von Gemeinden oder Handelskorporationen zu dem Zwecke, den Handelsverkehr zu erleichtern und die allgemeinen wirthschaftlichen Interessen zu fördern."

Der Referent (Gamp) zog zu Gunsten dieses Antrages seinen Antrag zurück.

Das Protokoll fährt fort: „Nachdem von mehreren Seiten Bedenken dagegen geäußert worden, überhaupt einen solchen allgemeinen Satz an die Spitze zu stellen, wurde auf Vorschlag des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch, über die Frage abgestimmt,

„ob überhaupt ein solcher allgemeiner Satz voranzustellen sei".

Die Frage wurde mit allen gegen drei Stimmen verneint. Damit ist der Antrag Schmoller erledigt". Nach dem Protokolle war der Reichsgerichts-Senatspräsident Dr. Wiener in dieser Sitzung anwesend.

Man ersieht hieraus wenigstens das, was zwei so hervorragende Mitglieder der Börsen-Enquêtekommission, wie Gamp und Schmoller sich als „Börse" gedacht haben. Dabei mag hervorgehoben werden, daß Gamp, welcher die vorstehende Definition von Schmoller der seinigen vorzog, zugleich mit seinem Antrage betreffend die Definition diejenigen Anträge eingehend stellte, welche den Inhalt des Börsengesetzes, soweit es sich um die Organisation handelt, in den Grundzügen vollständig wiedergiebt, wie denn ja bekannt ist, daß er als Vater des Gesetzes im Wesentlichen anzusehen ist. Gamp also mit Schmoller betrachten die Börse als eine Veranstaltung von Gemeinden oder Handelskorporationen und daß dagegen sich eine Stimme erhoben hätte, ergibt das Protokoll nicht. Ebenso wenig findet sich, daß die Mitglieder den Zweck der Börse: den Handelsverkehr zu erleichtern und die allgemeinen wirthschaftlichen Interessen zu fördern mit den Momenten verwechselten, welche für die äußere Gestattung der Börse, für die Erkennbarkeit einer Institution als Börse maßgebend sein müssen.

Es mag hier eingeschaltet werden, daß auch der Zweck der Börse, wie er in der Enquêtekommission gedacht wurde, den Handelsverkehr zu erleichtern und den allgemeinen wirthschaftlichen Interessen zu dienen, durchaus nicht mit den Zwecken privater Vereinigungen von Kaufleuten sich deckt oder decken kann. Die Börse in Preußen und jetzt im Reich wird thatsächlich beiden Zwecken gewidmet sein; private Vereinigungen von Kaufleuten verfolgen nur den Zweck, ihren Mitgliedern zu dienen. Wenn hierbei thatsächlich auch der Allgemeinheit gedient wird, so ist das nur eine thatsächliche, nicht beabsichtigte Folge des gemeinschaftlichen Handelns.

Es dürfte aus dem Gesagten sich ergeben, daß bei der Vorbereitung, Abfassung und Berathung des Börsengesetzes Niemand auf den Gedanken gekommen ist, freie Vereinigungen von Kaufleuten, welche für ihre Vereinigung keinerlei Autorität, keinerlei staatlichen Schutz begehren, welche weder von Kammern noch von Handelskorporationen gebildet worden sind, überhaupt ins Auge zu fassen. Und derartige Vereinigungen bestanden für alle möglichen Geschäftszweige vor dem Reichsbörsengesetze schon. Ist das aber der Fall, hat man an diese freien Vereinigungen gar nicht gedacht, so ist verständlich, daß sich für die Unterstellung unter das Börsengesetz hinsichtlich der freien Vereinigungen nirgends ein gesetzlicher Anhalt findet, weder in dem Gesetze noch in dem Material dazu. Wären umgekehrt die Vorbereiter des Gesetzes, die Entwerfer oder Berather desselben auf den Gedanken gekommen, daß für die an den Börsen gehandelten Artikel sich ebenso freie Vereinigungen zur Erleichterung des Geschäftsbetriebes bilden können, wie für andere Geschäftszweige, so wären doch solche Anträge auf Schaffung von Legaldefinitionen, wie die wiedergegebenen, undenkbar gewesen und jedenfalls wäre doch irgend ein sachlicher Widerspruch verzeichnet worden.

In der vorgedachten Publikation des Reichsgerichtspräsidenten Dr. Wiener findet sich in der That nirgends eine Begründung seiner Definition aus dem Börsengesetze oder dessen Materialien. Im Gegentheil, es wird eine solche abgelehnt. Es wird gesagt, es komme darauf an, „was vorliegen muß, damit eine Bildung zutreffend mit dem Ausdruck „Börse" bezeichnet werden kann, also, was dem Begriffe nach eine Börse ist und nicht darauf, wie eine Börse beschaffen sein muß, um den Erfordernissen des Börsengesetzes oder den Börsenordnungen zu entsprechen."

Wenn die hier vorgetragene Anschauung sich gegen die Ausführungen des Unterzeichneten in der oben in der Anmerkung erwähnten Veröffentlichung richtet, so ist derselbe mißverstanden. Was diesseits ausgeführt werden sollte, ist kurz dieses: Wenn es sich um die Frage handelt, ob eine Vereinigung sich als Börse darstellt, so kommt es allerdings nicht darauf an, ob diese Vereinigung die vom Reichsbörsengesetze angeordneten Einrichtungen hat, aber darauf, ob diese Vereinigung eine Börse im Sinne des Reichsbörsengesetzes darstellt. Denn es handelt sich doch darum, ob dieses Gesetz angewendet werden soll. Die Entscheidung aber, ob eine Börse eine Vereinigung im Sinne des Börsengesetzes ist, kann doch zunächst nur aus diesem gegeben werden. Gäbe nun dieses Gesetz wirklich keinen Anhalt, so könnte man ja die Nothwendigkeit begreifen, sich den Begriff anderweit zu konstruiren. Aber nicht nur gibt das Gesetz den Anhalt in verschiedenen Bestimmungen, sondern es deckt sich in dieser Beziehung völlig mit dem thatsächlichen Zu-

*) Der Begriff „Börse" und die freien Vereinigungen, Berlin 1897.

stande in Deutschland, wie er vor dem Reichsbörsengesetze bestand und besonders mit dem vormaligen in Preußen*), wie das ja nur natürlich ist. Nur dagegen muß Stellung genommen werden, daß der Begriff „Börse“ frei und willkürlich konstruirt wird ohne Rücksicht auf den bisherigen thatsächlichen Zustand, wie er sich im Börsengesetze widerspiegelt. Alle deutschen Börsen ohne Ausnahme, die preußischen, württembergischen und die Dresdner mit Staatsgenehmigung, die bayerischen und die Leipziger ohne solche, die von Korporationen oder von freien Vereinigungen gebildeten hatten Bestimmungen, wie sie § 5 des Börsengesetzes als nothwendigen Inhalt der Börsenordnung bezeichnet. Und diese sind von dem Begriff „Börse“ nicht zu trennen. Dazu, solche Einrichtungen zu schaffen, wie sie hier vorgeschrieben sind:

1. Börsenleitung und ihre Organe,
2. Geschäftszweige, für welche die Börseneinrichtungen bestimmt sind,
3. Voraussetzungen der Zulassung zur Börse,
4. Bestimmungen darüber, in welcher Weise die Preise und Kurse zu notiren sind,

gehört aber nun einmal der Wille der Betheiligten. Und zum Begriff „Börse“ sind diese Bestimmungen nicht deshalb nöthig, weil das Reichsbörsengesetz sie vorschreibt, sondern dies schreibt sie vor, weil sie anerkanntermaßen schon bisher nothwendig vorhanden sein mußten, um eine Börse als vorhanden ansehen zu können. Das ergeben auch die Motive zum § 1 des Reichsbörsengesetzes (S. 25).

Was speziell den Verein der Berliner Produktenhändler anlangt, so hat er *thatsächlich* von diesen vier Erfordernissen nur dasjenige, welches jeder Verein hat: die Bestimmung, wer zuzulassen ist.

Demgemäß kann der Definition nicht beigetreten werden, welche Präsident Dr. Wiener so gibt:

„Man wird daher eine Börse als vorhanden ansehen dürfen, wenn an einem Platze des Großhandels an bestimmter Stelle eine sich regelmäßig an jedem Wochentage oder in anderen kurzen Zeitabschnitten wiederholende Zusammenkunft einer Vielheit von Händlern und Handelsvermittlern eines bestimmten Handelszweiges zum Zwecke des Abschlusses von Handelsgeschäften in fungibler nicht zur Stelle gebrachten Waare stattfindet, wenn die Angebote und Nachfragen hauptsächlich an dieser Stelle stattfinden und wenn die Gestaltung der Preise, die hier erfolgt, innerhalb eines weiten Gebiets für die Preise bestimmend ist oder doch den Ausgangspunkt bildet. Unter dem Gesichtspunkte gewollten Handelns ist nichts weiter wesentlich als das gewollte Zusammentreffen der Angebote und Nachfragen Vieler an derselben Stelle“.

Es ist schon vielfach darauf hingewiesen, daß die Thatsache des Einflusses der Preisbildung auf weitere Gebiete zwar eine Folge des Geschäftes an einer Börse ist, daß aber dies auch die Folge jedes anderen Geschäftes ist, sowohl in Waaren, die an der Börse gehandelt werden, wie in Waaren, bei denen der Geschäftsverkehr an anderen Orten und auf andere Art stattfindet: Messen und Märkte haben auch Einfluß auf die Preisbildung auf vielen Gebieten, die Geschäfte von Komptoir zu Komptoir gleichfalls. Um nur ein Beispiel für Letzteres zu erwähnen: die Geschäfte, welche zwei Berliner Häuser in Wolle abschließen, sind *bestimmend* für den Preis der Wolle in dem weiten Gebiete von Argentinien und weiterhin bestimmend für den Preis von Kammzeug in Deutschland und Holland. Daß hierbei der Preis der Wolle auch in Frankreich erheblich mit *beeinflußt* wird, liegt auf der Hand. Will man aber es als erheblich ansehen, daß die Geschäfte auf den Preis *bestimmend* einwirken, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch schon die *Beeinflussung* des Preises, die doch in der That richtiger an Stelle der Bestimmung des Preises zu setzen wäre, wesentlich sein soll. Denn in der *That* wirkt die Börse nach außen keineswegs preisbestimmend, sondern nur preisbeeinflussend, da doch noch andere Momente für die Bildung des Preises außerhalb einer Börse in Frage kommen und berücksichtigt werden, als bloß die Börsenpreise. Das wird wohl nicht bestritten werden; wie denn auch der Preis der einen Waarengattung von dem einer ähnlichen beeinflußt wird (Roggen, Weizen, Mais).

Unter diesem Gesichtspunkte ist es auch von *jeder* Seite betrachtet sehr bedenklich, den Börsenpreis allgemein als *Ausgangspunkt* für die Preisbildung anzusehen, ohne daß hierüber erst nähere Untersuchungen angestellt werden.

Wenn der Definition noch hinzugefügt wird: „Unter dem Gesichtspunkte gewollten Handelns ist nichts weiter wesentlich als das gewollte Zusammentreffen der Angebote und Nachfragen Vieler an derselben Stelle“, so läßt das erkennen, daß wohl zugegeben werden soll, daß von dem Willen der Interessenten nicht abgesehen werden kann, aber es wird behauptet, es genüge das gewollte Zusammentreffen. *Belegt* wird diese Behauptung mit keinem Grunde, es wird weder ein innerliches noch ein äußerliches Moment dafür angeführt, daß es genügen soll für die „Errichtung“, wohlgemerkt der „Errichtung“, sagt das Börsengesetz, einer Börse, wenn eine Anzahl von Thatsachen zusammentreffen, ohne daß der Wille auf Errichtung einer Börse gerichtet ist, also auch — ohne daß die Interessenten es überhaupt *wissen*, daß sie eine Börse errichten. Denn das ist die unabweisbare Konsequenz dieser Auffassung der nur beschränkten Nothwendigkeit eines Willens. Und in der That zieht der Präsident Dr. Wiener einigermaßen diese Konsequenz, wenn auch nicht in vollem Umfange, wenn er meint, es erscheine unerheblich, ob der Urheber die richtige Vorstellung davon habe, was zum Wesen einer Börse gehört. Es dürfte aber doch die Annahme nicht abzuweisen sein, daß die Interessenten es an erster Stelle sind, welche in der Lage sind, zu wissen, was sie wollen und die auch thatsächlich ein Urtheil über die Frage haben, ob sie im Sinne der bisherigen thatsächlichen Verhältnisse d. h. auch im Sinne des Reichsbörsengesetzes, eine Börse „errichten“ wollen.

Uebrigens, der Eingang der Definition: „man wird eine Börse als vorhanden annehmen dürfen“, ergiebt, daß doch diese Definition nicht als durchaus maßgebend hingestellt werden soll.

Was speziell den Verein Berliner Getreide- und Produktenhändler angeht, so meint der Verfasser, es sei nicht zu ersehen, aus welchem irgendwie einleuchtenden Grunde die Versammlungen, die bis zu Ende des vorigen Jahres Börsenversammlungen waren, nunmehr hätten ein Markt werden sollen. Es scheint doch, als ob dieser Grund auf der Hand läge. § 50 des Börsengesetzes schreibt vor: der börsenmäßige Terminhandel in Getreide- und Mühlenfabrikaten ist untersagt. Das Geschäft in Getreide- und Mühlenfabrikaten ist also gerade in Bezug auf die Seite desselben untersagt, welche sich erst an der organisirten Börse entwickeln konnte und entwickelt hat. Wenn nun die Getreidehändler zu den einfachen Formen des Geschäftes zurückkehren und zurückzukehren gezwungen werden, welche von der Börse überholt worden sind, dann ist doch nicht bloß der Unterschied gegen die Börse, sondern der bewußte Gegensatz zur Börse gegeben. Der Verfasser kämpft hiergegen an, indem er die ausgebildete Organisation und Technik der Börse als unwesentlich betrachtet und hervorhebt:

„Danach wären die sich Vereinigenden auch bei der umfassendsten Kapitalkraft und den ausgedehntesten Handelsbeziehungen in der Lage, sich der Staatsaufsicht durch geflissentliche Zurückhaltung in der Organisation zu entziehen.“

Dies ist völlig zutreffend und es entspricht das völlig dem gesetzlichen Zustande in Deutschland. Genau wie andere Vereinigungen von erheblichster Bedeutung mit umfassendster Kapitalkraft und den ausgedehntesten Handelsbeziehungen, wie Kohlen- und Eisensyndikate, wie Salpeter- und andere Ringe, entziehen sich die Produktenhändler der staatlichen Organisation, wenn sie keine solche begehren und

*) Die Widerlegung der diesseitigen Ansichten, welche sich insbesondere auf das preußische Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuch stützen, läßt der hier besprochene Aufsatz gänzlich vermissen. v. Bar („Nation“ 1897 Nr. 20) tritt unseren Ansichten durchaus bei.

wo eine solche vorhanden ist, wie in Berlin als Produktenbörse, meiden sie sie so lange, als sie glauben, sich und ihre Ehre zu beschädigen, wenn sie dieser staatlichen Organisation sich bedienen. Damit ersetzen sie nicht die Börse durch eine andere, sondern sie begnügen sich mit einer einfachen Vereinigung an Stelle der besseren Börsenorganisation.

Was aber die hervorgehobene Beeinflussung der Preisbildung in weiteren Gebieten anlangt, so wäre doch erst festzustellen, ob eine solche in der That stattfindet. Der Bund der Landwirthe in seiner neuesten Petition vom 11. April cr. an den Reichskanzler und den preußischen Handelsminister behauptet es, der Abgeordnete Ring, der berufenste Gegner der Versammlung im Feenpalast, Mitglied des Vorstandes der Produktenbörse zu Berlin, Landtagsabgeordneter und Rittergutsbesitzer verneint es, indem er in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 27. Februar cr. (Sten. Ber. S. 1208) wörtlich erklärte: „Sie können auch hieraus ersehen, daß uns die dortigen Notizen höchst gleichgültig sind."

Ebenso wenig stichhaltig ist es, wenn hinsichtlich der Berliner freien Vereinigung gesagt wird, dieselbe entbehre nicht der Geltung von Usancen, da nicht zu bezweifeln ist, daß das zur Anwendung vorgeschlagene Schlußscheinformular für die handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte auch in der That in Brauch gekommen ist. Denn Usancen sind Handelsgebräuche, welche nichts einer Börse Eigenthümliches sind. Das ergibt schon Art. 1 des Handelsgesetzbuches:

„In Handelssachen kommen, insoweit dieses Gesetzbuch keine Bestimmungen enthält, die Handelsgebräuche und in deren Ermangelung das allgemeine bürgerliche Recht zur Anwendung."

Handelsgebräuche, Usancen hat jede Art Handel, der Markt-, der Meß-, der Groß-, der Kleinhandel und der Handel in jedem Geschäftszweige ebenso, wie der Börsenhandel. In Frage könnte nur kommen, ob die Usancen etwa solche der Börse eigenthümliche Handelsgebräuche sind, deren sich der sonstige Handel nicht bedient. Und dies ist eben nicht der Fall, auch nirgends behauptet worden.

Ist nun eine gesetzliche Handhabe zur Beaufsichtigung der freien Vereinigungen nicht gegeben, so folgt daraus zunächst, daß sie nicht stattfinden kann. Liegt ein Staatsinteresse für diese Beaufsichtigung vor, so bedarf es eines neuen Gesetzes hierfür. Aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein solches nicht erscheinen wird, weil nicht nur kein Bedürfniß für dasselbe vorhanden ist, sondern im Gegentheil inzwischen klar geworden ist, daß das Eingreifen der Staatsgewalt in diese freien Gebilde dem Staatsinteresse nicht dienen würde, auch wohl kaum zu bewerkstelligen ist, wenigstens nicht — auf gesetzlichen Wegen.

Alexander-Katz.

Eine nordische Odyssee.

Fridtjof Nansen hatte als arktischer Forscher bereits Ruf und Namen, ehe er im Sommer 1893 auf der „Fram" auszog, um dem Nordpol durch Nacht und Eis in Jahre langer Mühsal entgegen zu streben; aber ein populärer Held ist er erst seit dem 13. August des Jahres 1896, als aus Vardö die Nachricht in alle Welt telegraphirt wurde: Nansen sei wohlbehalten zurückgekehrt, nachdem er das unbekannte Polarmeer im Norden der Neusibirischen Inseln durchquert, das Gebiet nördlich von Franz-Joseph-Land bis 86° 14' durchforscht, bei 84° mit nur einem Begleiter die Fram verlassen, fünf Monate auf Treibeis mit Schlitten und Kajak zugebracht und dann auf einer öden Insel ein neunmonatliches Winterlager bezogen habe, um schließlich nach unendlichen Strapazen und Entbehrungen auf Franz Joseph-Land bei Kap Flora auf die Jackson'sche Expedition zu stoßen und mit der „Windward" heimgebracht zu werden.

Das Alles kam so überraschend und klang so abenteuerlich, daß die Einbildungskraft der ganzen Welt im Nu gefesselt wurde. Und dann, kaum acht Tage später, erfuhr man das schier Unglaubliche, daß auch die Fram glücklich in Tromsö gelandet sei und die ganze Mannschaft sich des besten Wohlseins erfreue. Nansen vereinigte sich in Tromsö mit seinen Gefährten und fuhr mit ihnen im Triumph an der Küste Norwegens entlang nach Christiania, woselbst die Huldigungen einer ganzen Nation, vom König bis zum ärmsten Fischer, der tapferen Schaar entgegen gebracht wurden.

Kann man sich ein schöneres Schicksal denken?

Man hat wohl später kritelnd gefragt: was denn eigentlich bei der ganzen Expedition für die Wissenschaft gewonnen sei. Es mag sein, daß das wissenschaftliche Ergebniß nicht größer ist, als das anderer Polarfahrten. Aber eine Entdeckerfahrt, die durch Umsicht und Kühnheit, durch Ausdauer und Glück so sehr die Phantasie gefangen genommen hätte, hat dies wechselvolle neunzehnte Jahrhundert nicht noch einmal aufzuweisen. Die Bedeutung solcher Thaten erschöpft sich nicht in dem Nachweis ihrer wissenschaftlichen Resultate. Sie sind zugleich ein Stück allgemeiner Menschheitsgeschichte, die den Maßstab für die menschliche Leistungsfähigkeit erhöhen, das Vertrauen in die Macht des Menschen über die Natur erweitern und den Sinn für männliches Handeln lebendig erhalten. Es geht mit solchen Thaten wie mit einem großen Kunstwerk, einem Shakespeare'schen Drama, einer Beethoven'schen Symphonie oder einem Bildwerk des Praxiteles. Sie lösen Empfindungen aus, die dem Alltagsleben fremd sind, und wirken damit im höchsten Sinne erzieherisch auf die Menschheit. Was fesselt uns noch heute so mächtig beim Lesen der Odyssee? Jahrtausende haben den Reiz nicht verwischen können, der die Irrfahrten des klugen Ithakerfürsten umkleidet. Dynastien sind verschwunden, Völker vernichtet, Sprachen erstarrt, aber die Verse Homer's bleiben ewig jung. Die Kunstform allein kann solch ein Wunder nicht bewirken; es sind die Schicksale des göttlichen Dulders Odysseus, die jeder neuen Generation immer wieder das Herz berühren.

Nansen ist sein eigener Homer geworden. Sein Werk „In Nacht und Eis" liegt bereits vollständig*) vor. Es ist eine litterarische Leistung hohen Ranges.

Das Leben auf einem von Eis eingeschlossenen Fahrzeuge, welches Jahre lang der bloßen Drift preisgegeben ist, erscheint an sich so monoton, daß ein Tagebuch über die Begebenheiten einer solchen willenlosen Drift die Langeweile geradezu herausfordert. Aber wie weiß Nansen den öden Stoff zu beleben! Hätte er uns eine einfache objektive Schilderung gegeben, das ewige Einerlei von Eispressungen, Nordlicht, Eisbären und Schlittenhunden wäre unerträglich geworden; aber indem er uns mittheilt, wie alle Begebenheiten auf sein Gemüth und das seiner Genossen wirken, mit welchen Hoffnungen und Befürchtungen jede Breitenaufnahme, die Richtung und Stärke des Windes, das Krachen des Eises am Schiffskörper aufgenommen werden, welches Entzücken der vom Nordlicht bestrahlte Himmel in ihm hervorruft, wie die Sehnsucht nach der Heimath und den Lieben zu Hause bei den nächtlichen Wanderungen auf dem mondbeglänzten Eise seine Seele manchmal übermächtig erfüllt, wie bange Zweifel am Erfolge mit dem festen Zutrauen zu der Richtigkeit seiner Vorausberechnungen abwechseln, wie das Gefühl seiner Verantwortlichkeit als Führer ihn auch im harmlosen geselligen Treiben an Bord nicht verläßt und wie sein Geist deshalb stets in Spannung bleibt: indem er so die Eiswüste und die Polarnacht durch die ewig wechselnden Stimmungen der Seele belebt, zwingt er den Leser zu einer immer wachsenden Antheilnahme an

*) Das Werk erscheint in 36 Lieferungen, reich mit Abbildungen und Karten versehen, im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. Der Verleger hat die Aufmerksamkeit gehabt, den Redaktionen ein vollständiges Exemplar zur Verfügung zu stellen, bevor noch sämmtliche Lieferungen erschienen sind.

dem Schicksal der langsam durch das Polareis dahin treibenden „Fram" und der dreizehn kühnen Männer, die einem ungewissen Schicksal mit beherztem Muthe entgegenziehen.

In diesem geduldigen Ausharren offenbart sich eine starke Seelenkraft. Es ist durchaus nichts Passives in dieser Geduld. Wie schon die Vorbereitungen der Expedition, der Bau der Fram, die Ausrüstung des Schiffes, die Auswahl der Begleiter mit der größten Umsicht erfolgt waren, so werden auch während der Drift stets alle Vorsichtsmaßregeln auf das Sorgfältigste getroffen. Die Möglichkeit, daß die kleine Schaar gezwungen sei, das Schiff zu verlassen und sich über das Treibeis zu retten, bleibt stets vor Augen. Schlitten und Kajaks werden deshalb rechtzeitig in Stand gesetzt, jeder Mann der Besatzung muß sich im Schneeschuhlaufen üben, die Schlittenhunde werden eingefahren: kurzum, man bleibt immer auf das Schlimmste gefaßt. Readiness is all. Und dann, als Nansen mit dem Lieutenant Johansen das Schiff verläßt, um seine Schlittenreise nach Norden anzutreten, wie sorgfältig wird da jede Chance erwogen! Die Ausrüstung bis zum letzten Nagel und jedem Bindfaden wird immer wieder geprüft. Nicht einmal das Chloroform für den etwaigen Fall einer Amputation wird vergessen. Nansen giebt uns ein genaues Verzeichniß aller Gegenstände, die er mitnimmt, und wir sind durch den Bericht über die monatelangen Vorbereitungen so in Mitleidenschaft versetzt, daß wir das trockene Verzeichniß mit dem lebhaftesten Interesse durchmustern, weil wir fühlen, wie das Fehlen eines Kochtopfs oder weniger Patronen oder eines Packets mit Streichhölzern den beiden Männern zum Verderben werden kann.

Nansen erscheint nirgends so sehr als Führer, wie bei solchen Vorbereitungen. Unbesonnenes Handeln ist nicht seine Sache. Dreimal, zuletzt sogar nach mehrtägiger Abwesenheit, kehrt er zur „Fram" zurück, weil ihm seine Ausrüstung für die Schlittenfahrt noch verbesserungsbedürftig erscheint. Endlich, am 14. März 1895, wurde zum dritten Male Lebewohl gesagt, und nun erfolgte eine lange Trennung von all den braven Gesellen, mit denen Nansen so einträchtig auf der „Fram" zusammen gehaust hatte. Höchst anziehend ist dies Zusammenleben geschildert. Es fehlte nicht an geselligen Vergnügungen, an Musik und Kartenspiel, an Schmausereien, Reimereien und Toasten. Sobald der 80.° nördlicher Breite erreicht war, gab es ein Fest; wichtige Gedenktage: der 17. Mai, der norwegische Nationalfeiertag, der Tag der Abfahrt, Nansen's Geburtstag: werden mit Laune gefeiert, und wir erfahren dabei auch stets, wie das Menu sich bei solchen Anlässen gestaltete:

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Dies ewig Menschliche spielt auch bei der nordischen Odyssee keine geringe Rolle. Aber der Leser hat inzwischen die wackeren Gefährten an Bord der „Fram" bereits so lieb gewonnen, daß er auch ihren harmlosen Scherzen und sogar ihrem Appetit Sympathie entgegenbringt.

Dabei wirken der natürliche ungezwungene Ton, die echte Kameradschaftlichkeit, welche auch die unangenehmen Arbeiten reihum gehen läßt, und der Humor, von dem Alle beseelt sind, höchst anziehend. Schließlich interessirt sich der Leser sogar für die Schicksale der Vierfüßer; für Kviek, die Hündin, welche bei einer Kälte von 40 Grad unter Null ein Wochenbett im Kartenzimmer abhält, und für den jungen Köter, der mit seiner Zunge einem Messingbolzen zu nahe kommt und zu seinem Entsetzen fühlt, daß die Zunge festsitzt.

Seine Gefährten hat Nansen manchmal mit einzelnen Strichen prächtig charakterisirt. Bedarf es z. B. einer genaueren Charakterisirung des Kapitäns Sverdrup, als sie in der Scene liegt, die sich zwischen Nansen und Sverdrup abspielt, als Nansen seine Schlittenreise über das Treibeis antritt?

„Das Letzte, wonach Sverdrup mich fragte, gerade als wir uns trennen wollten und er nach auf dem Schlitten vor mir saß, war, ob ich nach dem Südpol zu gehen beabsichtige, wenn ich nach Hause käme: in diesem Falle hoffe er, würde ich warten, bis auch er zurück sei. Dann bat er mich, Frau und Kind von ihm zu grüßen."

Mit dem Verlassen der „Fram" durch Nansen und Johansen beginnt der spannendere Theil der Erzählung. Drei Schlitten und zwei leichte Böte, Kajaks, werden mitgeführt. Achtundzwanzig Hunde ziehen die Schlitten: ein bewegtes Leben. So geht es rüstig gen Norden. Aber immer schwieriger wird es, die Eisrücken zu überwinden, und endlich, bei 86° 14' nördlicher Breite, entschließt sich Nansen umzukehren. Er hofft, in zwei Monaten Land zu erreichen, aber immer vergeblich spähen die scharfen Augen der erschöpften Forscher nach dem ersehnten Lande aus. Es tritt Futtermangel ein. Die müden Hunde werden getödtet, um den andern zur Nahrung zu dienen. So vermindert sich die Zahl der Hunde von Woche zu Woche, bis endlich — nach fünfmonatlichem Umherwandern auf dem Treibeise, — jenseits einer breiten Wasserrinne Land in Sicht kommt. Die Kajaks werden flott gemacht, die beiden noch übrigen Schlitten darunter gelegt, und dann kam der Abschied von den beiden letzten Hunden, da es unmöglich war, sie an Deck der Kajaks mitzuführen.

„Es that uns leid, uns von ihnen zu trennen, wir hatten die beiden Ueberlebenden sehr lieb gewonnen. Treu und ausdauernd waren sie uns auf der ganzen Reise gefolgt, und nun, als bessere Zeiten gekommen waren, mußten sie dem Leben Valet sagen. Sie in derselben Weise tödten, wie die anderen, wollten wir nicht. Wir opferten daher eine Patrone für jeden. Ich erschoß Johansen's, er meinen Hund."

Nur schwer findet sich Nansen in den Gedanken, noch einen dritten arktischen Winter durchzumachen, und diesmal unter Lebensbedingungen, die denen Robinson Crusoes verzweifelt ähnlich sahen. Mühsam werden Steine losgebrochen, zusammengeschichtet und mit Moos und Erde nothdürftig verbunden. Zur Bedachung dient Walroßhaut. Ein Schornstein wird aus Eis und Schnee errichtet. Dann geht es an ein Sammeln der Wintervorräthe. Glücklicher Weise fehlt es nicht an Eisbären und Walrossen. Man erlegt von beiden eine beträchtliche Anzahl; auf kleineres Wild, wie Möven und dergleichen, verzichtet man; die Munition ist zu kostbar, um sie an so wenig Nahrung zu verschwenden. Von den Walrossen wird neben der Haut zur Dachbedeckung besonders der Thran als kostbares Feuerungsmaterial und als Buttersurrogat, sowie der Speck aufbewahrt, die Eisbären liefern Fleisch und außerdem Felle zur Thürverkleidung und für das harte Lager. Dann senkt sich die Polarnacht über die einsamen Hüttenbewohner. Langsam schwinden Stunden, Tage, Monate. Grimmige Kälte, gelegentlich Sturm und Schneetreiben! Ab und an naht sich ein Eisbär der Hütte, schnüffelt am Eingange und wird mit Pulver und Blei begrüßt. Zu anderen Zeiten kommen diebische Füchse und schleppen Vorräthe fort, nicht bloß Fleisch und Speck, nein, einmal sogar ein Thermometer auf Nimmerwiedersehen, und dann ein kostbares Knäuel Segelgarn. Soweit es geht, werden wissenschaftliche Beobachtungen fortgesetzt und Eintragungen im Tagebuch gemacht. Bald aber starrt Alles von fettigem Schmutz.

„Die Kleider, die wir trugen, waren fürchterlich! Und wenn wir eine wirklich angenehme Stunde verbringen wollten, dann stellten wir uns einen großen, hellen sauberen Laden vor, dessen Wände mit nichts als neuen sauberen weichen wollenen Anzügen behängt waren, aus denen wir uns aussuchen konnten, was wir wollten. . . . Wir konnten es uns fast nicht vorstellen, alle die schweren fettigen Lumpen wegwerfen zu können, in denen wir gingen! Wie Leim klebten sie am ganzen Körper. Unsere Beine hatten am meisten zu leiden, da die Hosen fest an den Knien klebten, so daß sie, wenn wir uns bewegten, an der Innenseite der Oberschenkel die Haut abschabten und abrissen, bis alles wund und blutig war. Es machte mir die größte Mühe, zu verhindern, daß diese Wunden allzu sehr mit Fett und Schmutz beschmiert wurden, und ich mußte sie beständig mit Moos oder einem Fetzen von einer der Binden aus unserer Apotheke und ein wenig Wasser waschen, das ich in einem Becher über der Lampe erwärmte. . . . War es uns schon schwer, den Körper zu reinigen, so war dies bei unseren Kleidern eine reine Unmöglichkeit. Wir versuchten es auf alle mögliche Weise; wir wuschen sie sowohl nach Eskimo-, als auch nach unserer eigenen Art, aber beide

nutzten nicht viel. Wir kochten unsere Hemden stundenlang im Topfe und nahmen sie wieder heraus, um zu finden, daß sie noch ebenso voll Fett waren, wie wir sie hineingelegt hatten. Dann versuchten wir den Thran herauszuwinden; das ging ein wenig besser; das einzige, was wirklich eine Wirkung that, war aber, sie zu kochen und, so lange sie noch warm waren, mit einem Messer zu kratzen.

Inzwischen ließen wir Haar und Bart vollständig wild wachsen. Allerdings hatten wir eine Scheere und hätten die Haare schneiden können; allein da unser Kleidervorrath keineswegs verschwenderisch groß war, so meinten wir, es würde ein wenig wärmer sein, wenn wir alles Haar behielten, das uns über die Schultern herabzuhängen begann. Es war aber ebenso rabenschwarz wie unser Gesicht, und als wir einander im Tageslicht des Frühjahrs ansahen, fanden wir, daß unsere Zähne und das Weiße der Augen unheimlich weiß erglänzten. Im Ganzen hatten wir uns jedoch an unser Aussehen gegenseitig so gewöhnt, daß wir wirklich nichts mehr Besonderes daran fanden, und erst als wir andere Leute trafen und merkten, daß sie nicht ganz derselben Meinung waren, begannen wir einzusehen, daß gegen unser Aeußeres doch vielleicht einiges eingewendet werden könnte."

Dies troglodytische Dasein wurde von den beiden civilisirten Wilden nichtsdestoweniger mit guter Manier ertragen. Was die Gegenwart versagte, mußte die Phantasie ersetzen. Als Weihnachten herannaht, stellen sich die träumerischen Vorstellungen ganz besonders lebhaft ein. Nansen gedenkt der norwegischen Heimath mit sehnsüchtigem Verlangen:

„Beim Scheine der Lampe sitzt sie am Winterabend und näht. Neben ihr steht ein kleines Mädchen mit blauen Augen und goldigem Haar und spielt mit der Puppe. Sie blickt das Kind zärtlich an und streichelt ihm das Haar, aber ihre Augen werden feucht und dicke Thränen rollen auf ihre Arbeit . . . Johansen liegt neben mir und schläft; er lächelt im Schlafe. Armer Junge! Er wird davon träumen, daß er nun die Weihnachtszeit bei seinen Lieben zu Hause sei."

Noch manche Monate vergehen, bis es endlich, endlich Frühling wird. Die Kajaks werden wieder in Stand gesetzt, die Schlitten nothdürftig reparirt. Der Plan ist darauf gerichtet, über das Treibeis Spitzbergen zu erreichen und von dort mit irgend einer Schiffsgelegenheit nach Norwegen zurückzukehren. Sie quälen sich, bald mit Schlitten, bald in Böten, von Insel zu Insel weiter. Ein Wallroß stößt seinen Hauer durch Nansen's Boot. Ein anderes Mal treiben beide Kajaks ohne ihre Insassen fort und Nansen muß in dem eisigen Wasser ihnen nachschwimmen. Allmählich bemächtigt sich Nansen's die bange Sorge, ob sie wohl Spitzbergen vor dem Hereinbrechen des neuen Winters erreichen werden, oder sich auf eine vierte Ueberwinterung gefaßt zu machen haben. Aber die Stunde der wundersamen Rettung ist gekommen. Die Schilderung des Zusammentreffens mit Jackson ist von homerischer Einfachheit und eben deshalb von packender Kraft.

Nansen klettert eines Morgens — am 17. Juni 1896 — auf eine Anhöhe, um sich zu vergewissern, wie am Bequemsten weiterzukommen sei. Tausende von Alken fliegen über ihm hin und her. Während er auf die Vogelstimmen horcht und sein Auge der Küstenlinie folgt, auf den dunkeln nackten Bergwänden ruht und über die Eisebenen und Gletscher eines Landes gleitet, das, wie er wähnt, noch nie vorher von eines Menschen Fuß betreten war, dringt plötzlich durch das Gekreisch der Alke ein Laut an sein Ohr, der dem Bellen eines Hundes ähnlich ist. Wie kommt ein Hund in diese Einsamkeit? Wo ein Hund ist, werden auch Menschen sein. Johansen wird rasch verständigt, und dann macht sich Nansen auf, dem Hundegebell entgegen. Nach einigem Suchen findet er den Hund. „Aber weiter entfernt kam noch eine Gestalt, und das war ein Mensch." Es war Jackson.

„Auf der einen Seite der civilisirte Europäer in einem karrirten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasirt, frisirt und den Duft parfümirter Seife verbreitend, den die geschärften Sinne des Wilden gleich bemerkten, auf der anderen Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Oel und Ruß, mit langem ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch . . . . kein Mensch konnte vermuthen, wer der Wilde war und woher er kam."

Auch Jackson erkennt Nansen zuerst nicht. Er nimmt den fremden Gast aber nicht minder freundlich auf. Als sich dann Nansen zu erkennen gibt, ist natürlich die Freude noch größer; aber Jackson glaubt, Nansen sei der einzig Ueberlebende von der gescheiterten „Fram". Er vermeidet deshalb, von der „Fram" zu reden und warnt insgeheim auch seine Leute, danach zu fragen. So gebietet auch Alkinoos dem Sänger Demodokos Schweigen, um in Odysseus keine gramvollen Erinnerungen zu wecken.

Lieb' ja ist, wie ein Bruder, ein Gast und nahender Fremdling,
Jedem Mann, der im Herzen auch nur ein Weniges fühlet.

Nachdem die beiden Geretteten durch häufige Bäder und reine Kleider wieder einigermaßen in civilisirte Menschen verwandelt sind, wird ihr Gewicht festgestellt. Und was ergiebt sich? Seitdem sie die Fram vor 15 Monaten verlassen, hat Nansen 20 und Johansen 12 Pfund zugenommen; eine Folge der Polardiät: Wallroßspeck und Bärenfleisch!

Und dann kommt die Heimkehr auf der „Windward", dem Schiffe der Jackson'schen Expedition: die Landung in Vardö, das Zusammentreffen mit Swerdrup und dessen Gefährten in Tromsö und der Triumphzug an Norwegens Küste entlang.

Welch ein Wiedersehen mit den Gefährten, den Freunden, den Verwandten, der Gattin. Frau Nansen reist ihrem Manne nach Hammerfest entgegen, dort vereinigen sich die länger als drei Jahre Getrennten. Ein Schauspiel für Götter, ein unbeschreiblicher Augenblick. Welch ein feiner — auch litterarisch feiner — Zug, daß Nansen diese Begegnung nicht zu schildern versucht. Er registrirt sie nur mit den Worten: „Abends kamen meine Frau und mein Sekretär Christofersen an". Mit der gleichen keuschen Zurückhaltung ist der Abschied vom Hause behandelt, am Johannistag 1893.

„Nun ein letzter Gruß dem heimathlichen Hause, das dort auf der Landzunge liegt. Vorn der glänzende Fjord, Tannen- und Fichtenwald ringsum, lachendes Wiesenland und langgezogene waldbedeckte Gipfel dahinter. Durchs Fernrohr sah ich eine weiße Gestalt schimmern, auf der Bank unterm Fichtenbaum. — Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt."

So viel echtes Gefühl und so gar keine Sentimentalität! Das tritt auch noch in einem anderen charakteristischen Zuge zu Tage: vom Herrgott und der himmlischen Vorsehung ist in dem Nansen'schen Buche mit keiner Silbe die Rede. Es fehlt an all den landläufigen frommen Redensarten, wie sie bei glücklichen Rettungen aus gefahrvollen Lagen gang und gäbe sind. Das berührt außerordentlich angenehm. Der Herrgot bleibt völlig aus dem Spiel. Nicht einmal dem Aberglauben macht diese beherzte Schaar irgend welche Zugeständnisse. Nansen wählt sich zwölf Gefährten; sie sind also mit dreizehn an Bord; — und trotzdem kommen alle dreizehn unversehrt nach Hause; und zu allem Ueberfluß ist es auch ein dreizehnter — der 13. August — an dem Nansen Norwegen wieder erreicht. Ein harter Schlag für den Glauben an diese Unglückszahl.

So legen wir denn Nansen's Buch aus der Hand: voller Bewunderung für den männlichen Geist, aus dem solche Thaten hervorgegangen sind, und voller Respekt vor einer Feder, die es so meisterlich verstanden hat, uns ein wundersames Schicksal zu veranschaulichen.

Theodor Barth.

Das Invalidenversicherungsgesetz.

Dem Reichstage liegt zur Zeit der Entwurf eines Invalidenversicherungsgesetzes vor, welches an die Stelle des geltenden Reichsgesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889, treten soll. Das neue Gesetz soll die zahlreichen Mängel, welche sich bei der praktischen Handhabung des geltenden Gesetzes herausgestellt haben, beseitigen. Nun ist aber in den weitesten Kreisen der Bevölkerung über nichts so viel geklagt worden, als über die Form der Ent-

richtung der Beiträge, über das „Kleben“, und gerade hier soll es beim Alten bleiben. Den allgemeinen Unwillen gegen das „Kleben“ kann ich nicht theilen, und es steht fest, daß — wie dies auch die Motive zu dem neuen Gesetz hervorheben — bis jetzt ein besseres Verfahren für die Entrichtung der Beiträge nicht vorgeschlagen werden konnte. Nach dem Gesetz ist der Arbeitgeber zur Leistung der Beiträge verpflichtet. Anstatt ihm nun zuzumuthen, in eine regelmäßige Abrechnung mit der Kasse der Versicherung zu treten, anstatt ihm den Kassirer ins Haus zu schicken, giebt ihm das Gesetz die Freiheit, völlig selbständig, ohne in irgend eine regelmäßige Berührung mit der betreffenden Behörde zu treten, den Akt der Beitragsleistung zu vollziehen und zwar durch Einkleben von Marken in eine Quittungskarte. Für selbständige Persönlichkeiten — und die es nicht sind, sollen dazu erzogen werden — kann es wohl kaum ein besseres Verfahren geben. Zuzugeben ist dagegen, daß das Verfahren im Einzelnen noch der Vereinfachung und Verbesserung fähig ist, und gerade in dieser Beziehung enthält der neue Entwurf sehr dankenswerthe Aenderungen. Das Reichsversicherungsamt kann darnach nämlich bestimmen, daß nicht nur, wie bisher, Wochenmarken, sondern auch Monats- und Vierteljahrsmarken, vielleicht auch Jahresmarken ausgegeben werden, so daß z. B. die Hausfrau, welche jetzt am Quartalsschluß genöthigt ist, für ihr Dienstmädchen 13 Marken zu kleben, in Zukunft durch das Kleben einer einzigen Marke die Beitragsleistung bewirken wird. Es soll ferner die Markenverwendung nicht, wie bisher, bei jeder Lohnzahlung erfolgen, sondern die Versicherungsanstalt soll befugt sein, zuzulassen, daß die Markenverwendung erst bei Beendigung des Arbeitsverhältnisses, spätestens aber am Schlusse des Kalenderjahres erfolgt. Erwägt man, welche Belästigungen gegenwärtig für den Arbeitgeber dadurch hervorgerufen werden, daß er für seine Arbeiter meistens allwöchentlich Marken verwenden muß, wie er, wenn er dies versäumt, mit Ordnungsstrafen belegt wird, so wird man ermessen können, welche dankenswerthe Vereinfachung durch die neuen Bestimmungen geschaffen werden wird. Ich habe die volle Ueberzeugung, daß die angeführten Verbesserungen die Animosität gegen das Markenkleben zum größten Theil beseitigen werden, daß aber auch damit das Gesetz selbst mehr Anhänger finden wird in Kreisen, welche bisher aus Aerger über die ihnen erwachsenen Belästigungen das ganze Gesetz verwarfen. Die Aenderungen berühren das System des Gesetzes in keiner Weise und können jeden Augenblick zur Einführung gelangen. Damit nun diese Wohlthat der gesammten Bevölkerung — und es ist die **gesammte** Bevölkerung, welche hierbei interessirt ist — möglichst bald zu Theil werde, erscheint es mir dringend wünschenswerth, daß der Reichstag, da die gegenwärtige Geschäftslage des Hauses und sonstige Umstände die baldige Verabschiedung des ganzen Entwurfs nicht erwarten lassen, durch **Einbringung eines Nothgesetzes auf die unverzügliche Inkraftsetzung der erwähnten Vereinfachungen hindrängt***).

Außer diesen Aenderungen bezüglich des Verfahrens bei der Markenverwendung enthält der neue Entwurf noch eine Reihe werthvoller Verbesserungen, dagegen nach zwei Richtungen hin Aenderungen, welche meines Erachtens auf das Entschiedenste bekämpft werden müssen. Die eine Aenderung betrifft die Vertheilung der Rentenlasten, die andere die Selbstverwaltung der Versicherungsanstalten.

Für jeden Arbeitnehmer sind Marken derjenigen Versicherungsanstalt zu verwenden, in deren Bezirk er beschäftigt ist, und mit der künftigen Rente werden jetzt alle diejenigen Versicherungsanstalten, in deren Bezirken der betreffende Arbeitnehmer vor der Rentenfestsetzung beschäftigt war, im Verhältniß der verwendeten Marken belastet. Nach dem neuen Entwurf soll — abgesehen von dem Zuschuß von 50 Mark, welchen das Reich zu jeder Rente leistet — die Hälfte der gesammten Rentenlast auf alle Versicherungsanstalten nach Maßgabe ihres Vermögens vertheilt werden, während die andere Hälfte von derjenigen Versicherungsanstalt getragen wird, welche für die Festsetzung der Rente zuständig ist. Diese Maßregel wird mit der ungleichen Vermögenslage der einzelnen Anstalten und den angeblichen Ursachen dieser Ungleichheit begründet. Insbesondere ist es eine preußische Anstalt, Ostpreußen, welche sich in ungünstiger Vermögenslage befindet; daneben kommt noch eine kleine bayerische Anstalt in Betracht, deren Schwierigkeiten indeß leicht durch ihre Vereinigung mit der benachbarten Anstalt gehoben werden können. Alle übrigen Anstalten arbeiten mit wachsenden Ueberschüssen, wenn auch einzelne Anstalten, wie insbesondere das Königreich Sachsen, die Rheinprovinz, Berlin, die Hansestädte sich in weit günstigerer Vermögenslage befinden, als die anderen Anstalten. Bei dieser Sachlage wird man an sich die Nothwendigkeit der Ergreifung einer so tiefeinschneidenden Maßregel wie die vorgeschlagene anderweite Lastenvertheilung, jedenfalls für jetzt verneinen müssen. Das Gesetz ist noch zu kurze Zeit in Kraft, als daß man aus den bisherigen Ergebnissen allgemeine Schlüsse für die Weiterentwicklung der Anstalten ziehen könnte. Es wird sich fragen, ob nicht besondere Umstände in der ersten Zeit auf die Entwicklung mancher Anstalten eingewirkt haben, deren Bedeutung sich allmählich wesentlich abschwächen wird. So haben denn zunächst nach meiner Ueberzeugung die Uebergangsbestimmungen die Verhältnisse mancher Anstalten sehr ungünstig beeinflußt. Die Uebergangsbestimmungen haben es einer größeren Anzahl von Personen ermöglicht, in den Genuß einer Rente zu gelangen, ohne daß sie der Anstalt auch nur ein annäherndes Aequivalent in Versicherungsbeiträgen geleistet hatten. Gleich im ersten Jahr fand ein so großer Andrang von Bewerbern um Altersrente statt, wie er wohl in keinem folgenden Jahre mehr zu erwarten ist. Am besten wird die Sachlage durch die amtlich festgestellten Zahlen illustrirt. Es betrug die Zahl der festgesetzten Altersrenten im ersten Jahre der Versicherung (1891) 132 900, im Jahre 1892 dagegen nur 42 900, im Jahre 1893 31 800. **Diese Zahlen allein geben den bündigsten Beweis, daß aus der Rentenbelastung der ersten Jahre vollgültige Schlüsse für die künftige Entwicklung der Anstalten nicht gezogen werden können.** Erst wenn dieser erste Stamm von Rentnern gänzlich absorbirt sein wird, wird man ein klares Bild über die Lage der Anstalten gewinnen können. Nun kommt aber noch hinzu, daß die Grundlage der ersten Rentenbewilligungen fast ausschließlich Arbeitsbescheinigungen über Beschäftigungszeiten vor Inkrafttreten des Gesetzes bildeten, und daß hier eine große Verlockung für unredliche Machenschaften gegeben war. So ist es denn auch gerade die Anstalt Ostpreußen, welche in ihren Verwaltungsberichten ganz besonders über derartige Machenschaften klagt und die Thatsache, daß **die genannte Anstalt die geschätzte Rentenbewilligung im ersten Jahre um 100 Proz. überschritten hat**, dürfte zum nicht geringen Theile auf diese Verhältnisse zurückzuführen sein.

Kann demnach der eine Faktor für die Vermögenslage der Anstalten, die Rentenbelastung, zur Zeit noch keine sichere Grundlage bieten, so ist dasselbe der Fall mit dem zweiten Faktor, der Einnahme aus den Beiträgen. Es ist unzweifelhaft, daß in den ersten Jahren der Versicherung, eine große Summe von den Versicherungsbeiträgen nicht zur Vereinnahmung gelangte, weil von den Arbeitgebern die Markenverwendung unterlassen wurde, theils aus böser Absicht, theils aus Unkenntniß des Gesetzes. Diejenigen Anstalten, welche wegen ihrer örtlichen Verhältnisse, wie z. B. Berlin und die Hansestädte, oder in Folge von besonderen Maßregeln, wie z. B. das Königreich Sachsen, durch Einführung des Einzugsverfahrens, in der Lage waren, den Eingang der Beiträge scharf zu kontrolliren, haben eine geringere Einbuße zu erleiden gehabt, und so gehören denn auch, wie bereits erwähnt, gerade diese drei Anstalten zu den bestsituirten. Dagegen ist diese Kontrolle bei Anstalten mit vorwiegend ländlichen Distrikten schwieriger und so ist es denn wiederum gerade die Anstalt Ostpreußen, welche über den ungenügenden Eingang der Bei-

*) Inzwischen hat die Deutsch-Freisinnige Vereinigung den Entwurf eines solchen Nothgesetzes im Reichstage eingebracht.

träge klagt. Sie erklärt *wiederholt und ausdrücklich in ihren Verwaltungsberichten*, daß ihre schlechte Vermögenslage *in der Hauptsache auf die Mindereinnahme an Beiträgen zurückzuführen* ist, daß es auch *nicht annähernd* möglich gewesen ist, den vollständigen Eingang der nach dem Gesetz zu leistenden Beiträge zu erzielen und schätzt selbst die *jährliche Mindereinnahme auf wenigstens 1 Million Mark*. Diese Verhältnisse erfahren eine weitere Illustrirung durch die Thatsachen, daß die amtliche Schätzung der versicherungspflichtigen Personen im Bezirke der Anstalt Ostpreußen 522 000 betrug, daß hingegen aus den Eingängen der ersten Quittungskarten als thatsächlich versichert nur 311 000 Personen festgestellt werden konnten, während z. B. das Königreich Sachsen und Berlin die Schätzung erheblich *überschritten* haben.

Die Motive zu dem neuen Entwurf wollen indeß den hier erörterten Umständen keine entscheidende Bedeutung für die Gestaltung der Vermögenslage der Anstalt beimessen, sondern finden die Ursache für die ungleiche Vermögenslage hauptsächlich in der Verschiedenheit der Altersgruppirung der Versicherten. Es ist zuzugeben, daß eine Verschiedenheit der Altersgruppirung vorhanden ist, daß sie auch einen Einfluß auf das Versicherungsrisiko ausübt, es ist aber nicht zuzugeben, daß dieser Einfluß ein so erheblicher ist oder sein wird, wie die Motive behaupten, daß dieser Einfluß auch schon jetzt, nach so kurzer Zeit der Gültigkeitsdauer des Gesetzes, voll in die Erscheinung treten kann. Die den Motiven beigegebene Denkschrift führt aus, daß der Altersklasse von 20 bis 34 Jahren, in welcher die Invaliditätsgefahr noch sehr gering ist, in Berlin 66,3 Proz. aller Versicherten angehören, während diese Zahl bei Pommern auf 56, 3 und bei Ostpreußen auf 54,8 Proz. herabsinkt. Das ist schon an und für sich keine so erhebliche Differenz, es kommt aber dazu, daß als Grundlage für diese Berechnung die Zahl der thatsächlich in Ostpreußen versicherten Personen angenommen ist, während oben darauf hingewiesen ist, wie Ostpreußen selbst hervorhebt, daß diese Zahl hinter der Zahl der wirklich zu versichernden Personen erheblich zurückbleibt. Doch es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf diese ganze Frage im Einzelnen einzugehen. Nach meiner Ueberzeugung ist die ungünstige Vermögenslage von Ostpreußen — auf welche Anstalt es ja zunächst ankommt — nicht in erster Linie auf die Verschiedenheit in der Altersgruppirung zurückzuführen. Wäre es richtig, daß dieser Einfluß der entscheidende ist, so *müßte doch in Pommern*, wo nach dem Urtheil der *Denkschrift und nach den oben angegebenen Zahlen ungefähr die gleiche Altersgruppirung vorhanden ist, wie in Ostpreußen, eine gleich ungünstige Vermögenslage hervorgerufen worden sein*. Das ist aber keineswegs der Fall. Denn während nach den Berechnungen der Denkschrift sich am 1. Januar 1898 für Ostpreußen ein *Fehlbetrag* von 7 Millionen Mark ergeben wird, wird sich für *Pommern ein Ueberschuß von 5 Millionen Mark ergeben*. Es müssen daher noch andere Gründe mitwirken, und zwar sind es diejenigen, welche an dieser Stelle erörtert worden sind: Die durch die Uebergangsbestimmungen in den ersten Jahren verursachte außergewöhnliche Rentenbelastung, die noch durch unredliche Machenschaften und eine etwas laxe Praxis bei Bewilligung der Renten verstärkt wurde, in Verbindung mit einer nicht unerheblichen Mindereinnahme an Beiträgen. Dem Einfluß der Altersgruppirung wird durch Berücksichtigung des Versicherungswerths der Beiträge bei der Rentenvertheilung Rechnung getragen werden können. Das in dem Entwurfe vorgeschlagene Mittel ist schon deshalb zu verwerfen, weil zunächst die Nothwendigkeit der Anwendung einer derartig tief einschneidenden Maßregel nicht vorhanden ist, weil ferner durch dieselbe der *Charakter der Versicherung vollständig verwischt wird*; und daß dieser Charakter erhalten bleibe, daran muß aus sozialpolitischen Gründen festgehalten werden.

Die zweite in dem Entwurf enthaltene Aenderung will die Selbstverwaltung der Versicherungsanstalten in der erheblichsten Weise beschränken. Die neuen Bestimmungen tragen die Signatur: *Mißachtung der Selbstverwaltung und Ueberschätzung der Büreaukratie*. Die Versicherungsanstalten, als Träger der Invaliditäts- und Altersversicherung, erfreuten sich bislang einer wirklichen Selbstverwaltung, da sie im Rahmen der gesetzlichen und statutarischen Bestimmungen das freie Bestimmungsrecht hatten. Die Aufsichtsbehörde, das Reichs-Versicherungsamt, hatte lediglich zu wachen über die Befolgung der gesetzlichen und statutarischen Vorschriften. Der Entwurf will nicht nur dieses Aufsichtsrecht erheblich erweitern, sondern statuirt noch ein neues Aufsichtsrecht Seitens der Landescentralbehörde und beschränkt auch die Selbstverwaltung der Kommunalverbände insofern, als die Beschlüsse derselben über die Anstellung der leitenden Beamten bei der Versicherungsanstalt der Genehmigung der Staatsbehörde bedürfen sollen. Daneben soll das Institut des Staatskommissars, das nach den bisherigen Erfahrungen durchaus entbehrlich und nur geeignet ist, die Verwaltung zu erschweren, weiter ausgebildet werden. Es lag mir kürzlich zur Besprechung für die Schmoller'schen Jahrbücher ein kleines Schriftchen von einem ungenannten Verfasser mit dem Titel vor: A bas la commune, Es lebe die Gemeinde. In diesem Schriftchen stieß ich auf zwei Sätze, die ich mir besonders angemerkt und auch in der Besprechung hervorgehoben habe: „*Die beste büreaukratische Aufsicht wird mehr Gutes verhindern, als Schaden abwenden*“ und: „*die Selbstverwaltung ist die einzige mit Erfolg zu besuchende Schule für die politische Selbstbestimmung.*“ Ich will mich darauf beschränken, diese beiden Sätze den Bestimmungen des Entwurfs entgegen zu halten und nur noch Eines hinzufügen: Die gemeinsame Thätigkeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Verwaltung der Versicherungsanstalten bildet ein wichtiges sozialpolitisches Moment. Beschränkungen der Selbstverwaltung, wie sie der Entwurf vorsieht, nehmen dem Laienelement vollständig die Lust zur Mitarbeit und sind daher geeignet, die weiteren sozialpolitischen Zwecke des Gesetzes gänzlich zu vereiteln. Unter den den Verwaltungen der Versicherungsanstalten angehörigen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist daher die Mißstimmung über die neuen Bestimmungen und die Opposition gegen dieselben eine einmüthige und zahlreiche Protestkundgebungen aus diesen Kreisen legen Zeugniß hiervon ab.

Mögen diese Stimmen im Reichstag nicht ungehört verhallen!

Zum Schluß noch einige Worte über die Frage der *Centralisation der gesammten Arbeiterversicherung*. Diese Frage wird an der Spitze der Motive behandelt und es dürfte daher auch im Reichstag eine eingehende Diskussion über dieses überaus wichtige Thema zu erwarten sein. Vor länger als 10 Jahren habe ich den Gedanken der Centralisation der Arbeiterversicherung in einem Aufsatze über das berufsgenossenschaftliche Prinzip im Krankenversicherungsgesetz (in Schmoller's Jahrbüchern) zum ersten Male erörtert und später in mehreren Broschüren und Aufsätzen weiter ausgeführt. Als im November 1895 im Reichsamt des Innern eine Konferenz zur Berathung über diese Frage zusammentrat, habe ich dieser Konferenz bestimmt formulirte Vorschläge unterbreitet und dieselben in einem Aufsatze über „Vereinfachung der Arbeiterversicherung“ (in den Preußischen Jahrbüchern) des Näheren erörtert. Die Quintessenz dieser Vorschläge ist: *Verschmelzung der Krankenversicherung mit der Invaliditäts-Versicherung in den Invaliditäts-Versicherungsanstalten und Schaffung eines gemeinsamen territorialen Hilfsorgans für die gesammte Arbeiterversicherung*. Die Organisation der Unfallversicherung, die Berufsgenossenschaften sollen bestehen bleiben; nur die beiden Arten der Versicherung, die ihrem innersten Wesen nach zusammengehören, die Kranken- und Invaliditäts-Versicherung sollen organisch verschmolzen werden, es soll ferner zur Vereinfachung des so komplizirten

Behördenapparates, welcher jetzt für die Durchführung der Arbeiterversicherung in Bewegung gesetzt wird, eine einzige lokale Behörde, das Arbeiterversicherungsamt, geschaffen werden, welches ausführendes Organ für die gesammte Arbeiterversicherung werden soll. Die Motive zu dem neuen Entwurf erörtern diese Vorschläge, die Gründe, welche indeß gegen ihre Annahme vorgebracht werden, erscheinen mir keineswegs stichhaltig. Auch die Vorschläge, welche von dem Präsidenten des Reichsversicherungsamts Dr. Bödiker, seiner Zeit gemacht worden sind, und welche auf eine theilweise Vereinigung von Invaliditäts- und Unfallversicherung hinzielen, werden in den Motiven erörtert und gleichfalls verworfen. Es wird nunmehr Aufgabe der Volksvertretung sein, zu untersuchen, ob diese wichtige Frage thatsächlich unlösbar ist, ob hier nicht der Hebel angesetzt werden kann, um eine Vereinfachung und Verbesserung unserer gesammten Arbeiterversicherung zu schaffen, wie sie durch Novellen zu den einzelnen Gesetzen niemals wird bewirkt werden können.

Berlin. Richard Freund.

Eine Wallfahrt nach Ferney-Voltaire.

Man wandelt am Genfer See auf historischem Boden: am oberen Ende zuerst Schloß Chillon und Lord Byron, nach dem sich ein Grand Hotel ausdrücklich nennt; dann Clarens und J. J. Rousseau mit seiner neuen Heloïse; in Lausanne Gibbon, der dort in einem anderen Grand Hotel seine History of the decline and fall of the Roman empire zu Ende schrieb; weiterhin Coppet mit dem Schloß Neckers und seiner Tochter, der Frau von Staël, die sich hier von ihrem romantischen Alexandriner A. W. Schlegel über l'Allemagne belehren ließ; und endlich Genf, wo noch einmal Rousseau mit seiner etwas anspruchsvollen Statue auf der kleinen baumbepflanzten Rhoneinsel sich uns in Erinnerung bringt, und Calvin noch immer ohne Denkmal ist, obwohl oder gerade weil von ihm dort selbst die Steine predigen: auch ohne seinen hölzernen Lehrstuhl in der Kathedrale glaubt man ihn dort stehen und an der elegant und üppig gewordenen Stadt furchtbare Musterung halten zu sehen.

Aber von diesen Heroen, selbst von Rousseau — ich wohne in Clarens in der Maison J. J. Rousseau, die freilich ganz neu ist —, von ihnen allen zog es mich fort einem anderen nach, der etwas abseits vom See, schon jenseits der schweizerischen Grenze, im nahen Frankreich aufgesucht werden muß, zu Voltaire. Gerade je höher ich Rousseau's Einfluß auf unser 19. Jahrhundert und dessen ganze Gefühlsweise veranschlage und je mehr ich selber hier in dieser weichen süßen Gegend, etwa draußen auf dem ganz besonders stimmungsvollen Friedhof von Clarens diesem Einfluß unterstehe, gerade um so mehr zog es mich zu dem gar nicht sentimentalischen, spiegelhellen anderen Geiste, von dem ich weiß, daß er unser Jahrhundert weit weniger beherrscht und von dem ich doch wünschte, daß er diesem romantischen und sentimentalischen Stimmungszeitalter den Nerv des gesunden Menschenverstandes wieder etwas kräftigen und stählen möchte. Und so setzte ich mich denn am gestrigen Samstag auf die Bahn und fuhr an Lausanne und Coppet vorüber nach Genf und bestieg dort die Straßenbahn, die jetzt hinausführt nach Ferney. Durch die blühende Landschaft, an Gärten und Wiesen, an lichtgrünen Hecken und eben aufbrechenden Magnolienbäumen vorüber ging es in langsamem Tempo über die schweizerische Grenze nach Frankreich hinein, und nun ist man auch alsbald in dem etwas verkommen dreinschauenden Dörfchen mit seiner einen langen Straße, in Ferney, dem man neuerdings den Namen seines Schöpfers hinzufügt, in Ferney-Voltaire.

Da ich mich beim Aussteigen rechtshin wandte, einer Orangenverkäuferin zu, um mir den Durst von der staubigen Landstraße her auf kürzeste Weise zu stillen, so übersah ich, was zur Linken lag, und kam so nicht präokkupirt zum Schloß, bereits mit dem Gedanken vertraut, dasselbe verschlossen zu finden. Nur in den Sommermonaten und nur an den drei Wochentagen Montag, Mittwoch und Freitag und da nur in den drei Stunden von 2—5 Uhr ist es zugänglich; wer also das Unglück hat wie ich vor dem ersten Mai oder auch im Sommer an anderem Tag und zu anderer Stunde zu kommen, der sieht von den dort vorhandenen Voltairereliquien nichts; möge er das so leicht nehmen wie ich, der ich von solchem pietätvollen Gerümpel stets gänzlich pietät- und stimmungslos davongehe. Nur freilich, daß gerade ein junger Mensch verlassen von aller Grazie, dick und unhöflich, faul und gefräßig hier den Cerberus spielt, schien mir wider die Abrede; ein brummiger Alter oder ein schnippisches Schließerstöchterlein wäre mir doch lieber gewesen. Allein auch das brachte mich nicht aus der Stimmung, ich sah ja nun, wo Voltaire die achtzehn letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte, sah sein Schloß und seinen Park, unter dessen Bäumen und Laubgängen er so oft gewandelt, die Straßen, durch die er geschritten, den Himmel, zu dem er aufgeblickt, die Berge des Jura, deren Schnee im Winter ihm weniger erfreulich gewesen war als mir an diesem entzückenden Frühlingstag; und daß man Genf von hier aus nicht sieht, dessen größter Sohn ihm ein „Erznarr" dünkte und dessen Sittenzucht übende Geistlichkeit ihn in seinen Theaterfreuden stören wollte, gehört auch zu dem, was man sieht. Das Milieu also, das Pleinair, worin sich Voltaire's Gestalt bewegte und abhob, das in mich aufzunehmen konnte mir der widerliche Cerberus nicht verwehren. Und ich sah auch die Kapelle mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1761" — so lapidar und so kameradschaftlich, wie nur Voltaire das sagen konnte.

Und nun zurück, um jetzt auch auf die andere Seite des Dorfes meinen Blick zu richten. Erst an der Ortskirche vorbei, die die merkwürdige Inschrift trägt: Deo optim. maxim. Sanctum 1826. Wenn man meint, darin zu verspüren, daß etwas vom heidnischen Geiste Voltaire's auch auf diese Kirche und ihre Besucher übergegangen sei und abgefärbt habe, so belehrt uns eine Mariensäule vor derselben, ausdrücklich errichtet zu Ehren der von Pio nono definirten unbefleckten Empfängniß, daß das 19. Jahrhundert doch ganz anders denkt und fühlt als der Schloßherr von Ferney. Was er, der das Calvinische Genf nicht sehen mochte, wohl zu den beiden Dogmen des neunten Pius, zu dem der unbefleckten Empfängniß und dem der eigenen Unfehlbarkeit, gesagt haben würde? Jedenfalls soviel Unverbindliches und Frivoles, wie wir aus fortschreitender Höflichkeit und schwerfällig werdender Ernsthaftigkeit oder aus ganz anderen noch bewegenderen Gründen uns heute nicht mehr zu sagen gestatten würden.

Doch nun endlich zurück zur Ausgangsstelle: da steht es vor uns, das neue Denkmal Voltaire's, ein Werk Lamberts, der es Ferney zum Geschenk gemacht hat. Es ist jetzt die Zierde des Ortes, fast zu elegant für die dörfliche, um nicht zu sagen armselige Umgebung, in die es darum nicht recht hineinpassen will. Freilich ist ja auch Voltaire nicht schön — weder in Wirklichkeit schön gewesen noch schön da oben auf seinem Sockel. Zwar hat ihn der Künstler etwas idealisirt, aber im ganzen doch realistisch wahr, also auch in all' seiner Häßlichkeit wiedergegeben. Zu dieser Wahrhaftigkeit aber gehört eben auch die leuchtende Verstandesklarheit dieses hellen freien Geistes und sie ist vor allem auf der Stirne und in den Augen so vorzüglich zum Ausdruck gebracht, daß man ob solcher Klarheit des Geistes die Häßlichkeit des Kopfes vergißt und diesen fast schön findet. In Wien machen gegenwärtig ein paar sonderbare Schwärmer Propaganda für eine Neusokratik: hier vor Voltaire's Standbild hält man es im Augenblick nicht für eine Unmöglichkeit, daß die Aufklärung sich erneuere, ihre Zeit wiederkomme und man sich auch dieses ihres Heiligen wieder dankbar erinnere. Freilich ein seltsamer Heiliger! Wir kennen den

Erdenrest in seinem Wesen: „er ist nicht reinlich“; aber auch das hat der Bildhauer verwischt, ohne unwahr zu werden. Denn der Voltaire, den er darstellt, ist der Patriarch von Ferney, und auf dessen Gesicht tritt neben aller Verstandshelle und Verstandesschärfe auch ein Zug von Wohlwollen und Güte hervor, die er ja gerade hier vor allem bethätigt hat. Darum war es überflüssig, daß auf der rechten Seite des Sockels der Wohlthäter von Ferney erst noch detaillirt und ihm nachgerühmt wird, daß er Geld ohne Zinsen an Bewohner und Nachbarn seiner Kolonie verliehen habe; das fordert vielleicht erst recht heraus zur Erinnerung an jenen unsauberen Handel mit dem Juden Hirschel in Berlin, der ihn für einige Zeit um des großen Friedrich Gunst gebracht hat. Doch nein, man schüttelt sie hier in solcher Umgebung ab, diese Reminiscenz und denkt an all das Gute, das Voltaire hier wirklich gethan hat und von dem der Bildhauer den Abglanz auf die unschönen Züge zu legen verstand. Aber es ist doch nicht der gute Schloßherr von Ferney allein, der da oben vor uns steht, es ist auch der Poet und der Philosoph. Wie in den Augen die Klarheit und Geisteshelle, so spielt um den Mund die ganze Schalkhaftigkeit und Bosheit, die ganze Feinheit und Schärfe dieses eleganten Weltmannes; und darum hätte es auch hier wieder nicht erst der paar Namen auf dem Sockel bedurft, um uns an den Vertheidiger der Familien Calas und Sirven, an den Mitarbeiter der Encyklopädie, an den Geschichtschreiber des Jahrhunderts Ludwigs XIV., an den Dramatiker und Romanschriftsteller zu erinnern.

So geht man mit einem vollen Eindruck von Voltaire's Persönlichkeit davon: das deo erexit Voltaire und die Statue Lambert's das genügt, um uns ein Bild zu geben von dem Mann, der in Ferney mit der Kirche und ihren Vertretern so übermüthig-lustig Komödie spielte, den Bewohnern dieser von ihm gegründeten Kolonie soviel Gutes erwies, so väterlich für die kleine Marie Corneille sorgte und daneben gerade hier soviel des Bedeutenden und Geistesmächtigen geschaffen hat.

Ich aber kehrte nach Genf zurück und fand dort — das Monument Brunswick, aber wie schon gesagt keine Statue von Calvin. Ob das im Sinn und Wesen der strengen Calvinisten liegt, daß sie von dem Reformator Genfs kein Bild in Stein oder Erz haben und verehren wollen, oder im Sinn der Libertinisten, die sich zwar den Anblick des kleinen deutschen Tyrannen, aber nicht den ihres eigenen großen Zuchtmeisters gefallen lassen mögen, ich weiß es nicht. Das letztere hätte der Patriarch von Ferney vermuthlich mehr gebilligt als wir historischer gewordene und das Große mehr historisch abschätzende Menschen des 19. Jahrhunderts; und auch über den Cynismus, der nach des römischen Kaisers Wort: non olet um den Preis eines Denkmals die Zwanzigmillionen-Erbschaft einstrich, hätte er vielleicht eher gelacht als sich sittlich entrüstet; ein böses Witzwort über seine Genfer Freunde hätte er sich freilich schwerlich entgehen lassen, vollends wenn er es in seiner protzenhaften Geschmacklosigkeit gesehen hätte; und vollends jetzt, wo man den traurigen Gesellen, der sich dereinst Herzog von Braunschweig nannte, von dem dankbrüchigen Denkmal hat herabnehmen und in die Ecke der Anlage hat stellen müssen. Auch einem, der kein Spötter ist wie Voltaire, fällt es schwer, darauf keine Satire zu schreiben.

Aber daß man nicht mit diesem häßlichen Eindruck davon geht, dafür sorgt die ewige Natur. Die Rhone, die da oben bei le Bouveret so dunkelgrau und schmutzig in den Genfer See hereinfällt, wie reingewaschen und sauber verläßt sie ihn mit ihrem blaugrünen Wellengefunkel am unteren Ende, hier bei Genf! Und darüber leuchtet in der Ferne in blendender Weiße der schneebedeckte Montblanc, und predigt ebenso von der Unvergänglichkeit und Ewigkeit der Natur und ihrer Größe, wie draußen in Ferney-Voltaire das Denkmal Zeugniß ablegt von zeitüberdauernder Geistesmacht und Geistesgröße. Wir aber wollten auf der Heimfahrt nach Clarens die Verse der „vollendeteren Engel“ in Goethe's Faust nicht aus dem Sinn, die ja von Anfang bis Ende auf den Patriarchen von Ferney passen mögen wie kaum auf einen anderen:

> Uns bleibt ein Erdenrest
> Zu tragen peinlich,
> Und wär' er von Asbest,
> Er ist nicht reinlich
> Wenn starke Geisteskraft
> Die Elemente
> An sich herangerafft,
> Kein Engel trennte
> Geeinte Zwienatur
> Der innigen Beiden:
> Die ewige Liebe nur
> Vermag's zu scheiden.

Clarens, 11. April 1897. **Theobald Ziegler.**

Alvilde Prydz: Eine Dichterin der Lebensfreude.

Henrik Ibsen hat in seinen „Gespenstern“ den Gedanken von der Lebensfreude und ihrer Grundbedingung der Schaffensfreude ausgesprochen — ich sage nicht, daß er der erste war, der es that, oder daß es ein neuer Gedanke war; aber hier zum ersten Mal trat er in der modernen nordischen Litteratur als die Lösung des Lebensräthsels, als der Weg zur Glückerringung auf — und dieses Wort in seinem dort angewendeten Sinne zündete, vielfach insbesondere im Norden. Es würde eine interessante Aufgabe sein, gerade diese Sehnsucht nach der Lebensfreude in der zeitgenössischen Litteratur in all ihren Schattirungen und Abtönungen aufzuspüren und nachzuweisen — aber heute will ich nur auf eine nordische Dichterin hinweisen, durch deren ganzes Schaffen der Gedanke von der Erringung der Lebensfreude wie ein mächtiger, mahnender und doch so weich lindernder Glockenton hindurchklingt.

Alvilde Prydz, deren neuestes Werk „Gunvor Thorstochter auf Haerö“*) den größten äußeren, wie litterarischen Erfolg des letzten Jahres in Norwegen bedeutet und deren Name daher auch in Deutschland bald viel genannt werden wird, ist keine jugendliche Stürmerin. Den kleinen feingeschnittenen Kopf mit den so klugen und zugleich so guten Augen umrahmen Löckchen, auf denen es bereits wie ein Schimmer nahenden Grau's liegt, sie tritt nicht als Neuling mit einem ersten großen Wurf in die Schranken und blendet durch eine künstlerische Eigenart, so daß vielleicht eine Einzelarbeit überschätzt wird und sich in späteren Werken dann ein Verblassen der Wirkung befürchten läßt. Alvilde Prydz ringt seit langen Jahren, sich ihren Platz in dem Saal der Dichter ihres Landes zu erkämpfen, ein Dutzend Bücher hat sie bereits veröffentlicht, weitere und weitere Kreise wurden auf ihr tiefes und ernstes Streben, auf die Wärme ihrer Ueberzeugung und die milde Größe ihrer Ideen, sowie auf den Poesiereichthum ihrer Schilderungen aufmerksam, bis es ihr jetzt endlich gelang, ein so großes, vielseitiges Lebensbild zu gestatten, daß auch die große gebildete Menge zur Erkenntniß ihrer künstlerischen Bedeutung und des hohen ethischen Gehaltes ihrer Dichtungen kam.

Das Gedankengebiet, das den Werken der Dichterin zu Grunde liegt, ist nicht groß. Es ist im Grunde nur ein Gedanke, dem sie in allen seinen Verzweigungen und Folgen wieder und wieder durch künstlerische Gestaltung beizukommen sucht und der namentlich in ihrem letzten Werke eine hohe und schöne Lösung gefunden hat. Sie sucht zu erforschen, warum den Menschen die Lebensfreude fehlt, wo und wie sie sich finden läßt und was sie für die Menschen bedeuten könnte.

*) Christiania, Alb. Cammermeyer. Deutsche Ausgabe in Vorbereitung für Georg Wigand's Verlag in Leipzig.

Alvilde Prydz stellt vorzugsweise einfache, alltägliche, stille Lebensschicksale dar, Menschen, deren Dasein im einfachen Schneckengang des Alltagslebens verrinnt, das ein Aufgehen in Pflichterfüllung, in Duldung und Entsagung ist. Sie zeigt, wie es zu Stumpfsinn, zu Oede, zur trostlosen Erkenntniß eines verlorenen Lebens führen kann, wenn dieses Hinleben nur kaltes, verstandesgemäßes Pflichtgefühl aber ein Umwachsen mit harter Gleichgültigkeit, ein unwerkthätiges Handeln war, wenn dem Ganzen nicht die warme, innige Hingebung, die Freude am Gutesthun zu Grunde lag, wenn es ein Dasein war ohne Lebensfreude. Sie enthüllt, wie dies eine schmerzvollere Tragödie sein kann, als wenn „das Unglück wie ein Wasserfall dahergestürzt kommt", wo es sich um ein Leben oder Sterben handelt. — „Smaastel" Novelle. Alb. Cammermeyer's Verlag. — Aber sie zeigt auch zugleich, wie in allen Menschen, selbst in denen, die in diesem Dunkel des Alltagsdaseins dahinleben, tief verborgen eine zehrende heiße Sehnsucht brennt nach Glück, nach Schönheit, nach dem wirklichen, die Seele bewegenden Leben. Und sie findet licht- und farbenreiche Töne, einen Vollklang von Jubelhymnen, wenn sie enthüllt, wie ein Menschenpaar sich zur Glückserkenntniß hindurchringt und mit kräftiger Hand es auf sich nimmt, das Leben zu leben im Vollgenuß der Daseinsfreude.

Denn die Menschen könnten glücklich sein — das ist die tiefe Ueberzeugung der Verfasserin, das ist das große Evangelium, das sie nicht müde wird, wieder und wieder zu verkündigen, bald in tragischen, von milder, trüber Wehmuth umflorten Bildern, bald in leidenschaftlichen Protesten oder in aufjubelndem Gesange der Befreiung.

Und das Traurigste von Allem: die Menschen sind selbst schuld daran, wenn sie unglücklich sind. „Die Leute wollen es nicht anders, als böse haben," sagt der skeptische Hardesvogt Falck in „Gunvor Tharstochter", „das merkt man an ihren Religionen und ihrem Gott, den sie immer nach ihrem eigenen Bilde schaffen."

Haben sie doch sogar verkündet: „Verachte den Menschen, vernichte die Natur, und du wirst glücklich leben!" („Valle dei fiori"). Und es bedarf eines langen, schmerzvollen Entwicklungsganges, vieler Kasteiungen und Selbstquälereien, bis die hinter den Klostermauern Eingesperrten zu der revolutionären Erkenntniß kommen: Ob es nicht auch Sünde war, das Alles Sünde zu nennen?" und bis das Jubellied des neuen irdischen Evangeliums von ihren Lippen dringt: „Schön ist die Erde! Warum sperrt man uns ein! Warum sind die Gedanken der Menschen so klein, daß sie sich gegen die Schöpfung versündigen dürfen!" Das Größte ist es doch „das Leben leben zu dürfen!"

Und der alte Gärtner in der Erzählung „Villa Bianca", die gleichsam ein Dokumenthum dafür ist, daß Reichthum nicht das Glück gewährt, wie thörichte Menschen ja oft wähnen, meint: „Die Menschen müßten leben lernen — sie sollten nur kommen und meine Rosen sehen. Ja, sie sollten nur kommen und von meinen Rosen lernen."

Ja, auch in der Enge und Kleinheit kann das Leben gelebt werden und alle Glücksfülle in sich bergen, denn „der Horizont schließt sich um diejenigen, die eng wohnen, die Augen passen sich dem an, was zu sehen ist, und es wachsen keine Schwingen, wo kein Raum ist zum Fliegen." („Der siebente Tag". Novelle.) „Das Große kann auch ganz in der Stille, ohne Sterne gemacht werden, ja, vielleicht ist es das Größte, ohne sie durch das Dunkel finden zu können." („Gunvor Tharstochter".) Aber dann muß eine Macht in den Menschen sein, die Alles in Freude verwandelt. Sie müssen sein wie Irma im „Hohenlied der Liebe": „sie freute sich an einem Tage darüber, daß die Sonne schien, an einem andern, daß es regnete, sie freute sich, daß sie müde war und ruhen konnte, und darüber, wieder zur Arbeit zu kommen!" Und diese Macht, die es verhindert, daß die Menschen „in ihren Heimen sitzen, vom Segen der Civilisation überschattet, und sich zu grundarm leben —" diese Macht ist die Liebe, die Liebe, die das Leben erfüllt — denn nicht Gott ist die Liebe, sondern „die Liebe ist Gott, das Leben aller Dinge, der Schöpfer des Himmels und der Erde!" („Unser täglich Brot gib uns heute". Novelle.)

Wie groß und herrlich ist das Leben der armen, stillen Gunvor, die nie den Glückskelch in vollen Zügen zu leeren bekam, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, denen, die im Dunkel sitzen, zu helfen, „Licht anzuzünden, und mit ihnen zu wachen, daß es nicht ausgeht, mit dabei zu sein, die Erde zu schaffen, die noch nicht fertig ist, daß die Menschen dahin kommen können, sich zu freuen, ohne daß ein Gewissensbiß in ihrer Freude liegt." Wie groß und gewaltig ist nicht die Wirkung eines solchen Lebens, wenn die arme Gunvor auch in der Erfüllung ihrer selbstgewählten Lebensaufgabe zu Grunde geht. Selbst der glaubenslose und hoffnungsbare Skeptiker, der gebrochene Dekadent Falck, kann sich, durch ihr Beispiel angefacht, dazu aufraffen: ihre Arbeit aufzunehmen. „Er wollte versuchen, ob er einen einzigen Menschen lehren könnte, daß er, wenn sein Glück ihm verkleidet entgegenkammt, ihm nicht, wie er es gethan hatte, seine Thüre versperrt, sondern es lieber wie Abraham zu machen, der die Engel zu sich einlud. Könnte Jemand die Menschen lehren, nicht ihr Glück zur Thüre hinauszujagen, wenn es kommt, könnte Jemand sie lehren, besser zu hören und ein wenig zu sehen, dann könnte wohl ein gut Theil des Bösen abgeschafft werden!" Und dem ganzen Fischervolke in ihrer stillen, einsamen, meerbespülten Heimath wird sie zu dem Symbole eines Schutzgeistes, wie sie draußen auf der einsamen Meeresklippe begraben liegt!

Und selbst, wo ein Mensch mit solcher Lebensfülle im Innern ganz in der Stille gleichsam verkümmert, wo er keine große That zu vollführen vermag, sondern nur stumm, aber getreu Licht und Wohlbehagen um sich zu verbreiten sucht, selbst da ist sein Leben nicht vergebens gewesen, wie der herrliche Vergleich mit der Orchidee im Walde in der Erzählung „Ein Leben" es verbildlicht:

„Gehst Du an einem Hochsommertage im Walde, kann es geschehen, daß Du von einem Duft umströmt wirst, den Du nicht kennst — Du merkst nicht, von wo er herkommt, Du fühlst nur, wie er gleichsam mitsingt — ein Gesang, den Du nicht hören kannst, aber den Du im Blute fühlst.

Und er erfüllt die Luft um Dich, Du trinkst ihn hinunter wie Wein, der stärkend Deine Seele und Deine Sinne berauscht.

Das ist vielleicht eine einsame Orchidee, die dort zwischen dem Moose wächst und ihr Leben lebt, ohne daß Jemand sie findet.

Aber kommst Du dann später wieder in den Wald, kann es geschehen, daß Du sie vermißt.

Mitten unter dem grünen Sausen und dem sonnenblinkenden Gesang merkst Du vielleicht, daß ein Lebensreichthum weniger da ist, etwas, das nicht mehr mitsingt in dem Gesange, der Wald ist."

Durch alle Werke von Alvilde Prydz geht ein seltsames Stimmungsleben ihrer Menschen in Gemeinsamkeit mit der Natur. Die Natur wird ihnen zum Bilde Gottes, sie ist der Erwecker ihrer Sehnsucht nach Schönheit, der Erzeuger ungeahnter Gedankentiefen; sie ist auch der einzige Freudenbringer der Einsamen und still Duldenden.

„Auf den Bergen bin ich geboren, die Winde sangen um meine Wiege, und was ich zuerst kennen lernte, das war die große stumme Natur", erzählt die so heiß das Leben und Glück begehrende und in ein Knechtsdasein der Unterwerfung eingezwängte „Arnak".

Und Hedwig in „Ein Leben" findet schon als Kind in der träumenden Bewunderung der Natur an der Seite ihres Vaters, der nichts Schöneres kannte, als die Ruhe, „dieses Fast-Glück, das durch die Vorstellung bisweilen zu einem absoluten wird", ihre schönsten Tagesstunden: „Sie war überzeugt, daß keiner außer ihr und ihrem Vater wußte, wie es da draußen am Abend war. Sonst würden sie ja alle kommen!" Selbst die ernste und tiefe Gunvor findet im Anblick des gewaltigen Meeres ihre Aufgabe für das Dasein, die klare Erkenntniß, welchen Weg sie zu gehen hat. Und ihr pädagogischer Sinn möchte auch die andern Menschen zu dem mächtigen Gedanken- und Gefühlserwecker, zur Natur, hinausführen: „Ihnen allen fehlt die frische Luft! Glück ist das Geheimniß Gottes, das er nur unter seinem freien Himmel verräth!"

Alle Arbeiten von Alvilde Prydz sind daher von den wunderbarsten Naturschilderungen erfüllt. Sie findet für dieselben immer neue, immer gleich farbenreiche Töne und anschauliche Bilder. Es liegt Licht und Stimmung über ihnen, und sie ergreifen wie eine sanfte Harmonie von Klängen. Sie fließen zusammen mit dem Stimmungsleben der Menschen. In der Naturbetrachtung und Naturversenkung besteht ein wichtiger Theil ihres Seelenlebens. Nur eine Probe kann einen Begriff von der farbenreichen Bildlichkeit und dem Stimmungszauber dieser Schilderungen ergeben.

„Es ist um Sonnenuntergang. Die Luft ist wie Gold; das Meer liegt und schimmert vom Roth der Rosen bis zum tiefen Purpur des Weins — von so zartem Grün, daß es kaum schon da ist, bis zum schwärzesten Traum des Blau.

Die Sonne sinkt und im selben Augenblick beginnen die Angelusglocken zu tönen.

Sie läuten zum Ave; tief, voll und silberklingend bringen sie den Gruß des Himmels der einschlummernden Erde.

Es legt sich ein Schleier über das Ersterben der Farben, es ruht Andacht über der Erde, die Luft ist voll Gebet.

Der Golf liegt und summt; mit Silberglanz über sich wiegt er lange, weiche Wellen über den Strand.

Es ist so still ringsum, gleichsam schwer von Duft.

Das macht die große Hochsommerblume — und die wilden, blaßblauen Glocken, deren Namen Niemand weiß. Sie wachsen, wo der Schatten am tiefsten ist, und stehen den ganzen goldenen Tag mit gebeugtem Kopf; aber wenn die Sonne sinkt, und das Licht fein und kühl wird, dann öffnen sie ihre süße, lieblosende Hand und erfüllen alles, was lebt, mit ihrem Segen.

Und der Golf wallt und schimmert — schimmert und wallt in träumender Dunkelheit.

Die Angelusglocken tönen darüber hin.

Oben auf den Bergzinnen brennt der letzte Goldschimmer; der Vesuv wirft seinen Wolkenmantel um, fängt die Rosenröthe der Luft auf und steht in all' seine Herrlichkeit gekleidet da.

Stille ist es unter den Pinien, die Tujas und Cypressen stehen in Haufen für sich stumm, schwarz und schlank, wie Säulen, während Tausende von Leuchtkäfern in ihr Dunkel hineinfliegen.

Nur das Meer hört man unten am Strande, nur den Windhauch des Sonnenunterganges zwischen den geschmeidigen Olivenzweigen — unbestimmte Laute, die zu einem weichen, flüsternden Sausen zusammenfließen, während die feinen Blüthen von den Akazien fallen.

Die Sonne ist fort. Wie ein Traum legt es sich über Luft und Erde; der Abend ist gekommen mit seinem plötzlichen Dunkel, seiner stillen, sternenbesäten Schönheit."

Alvilde Prydz besitzt dagegen keine sonderliche Beobachtungsgabe für das äußere Gebahren der Menschen. Sie sieht sie gleichsam nur aus ihrem eigenen Innern heraus, sie malt nur ihre Seelenschwingungen, ihr Stimmungs- und Gedankenleben. Sie zeichnet ihre Charaktere mit großen wunderbar klaren und festen Zügen, aber sie zeigt uns nicht viel von ihrem äußeren Alltagssein. Daher reden ihre Menschen auch so wenig, denn die Dichterin hört nicht ihre Worte, und wenn sie ihren Gedanken und Empfindungen Ausdruck verleihen, geschieht es in einer seltsam konzentrirten, abgeklärten, bewußten Form. Sie weiß nichts vom Stammeln der Sprache, die nach Ausdrücken für das Innenleben sucht. Bisweilen erscheint es, als möchte sie zeigen, daß sie auch Aeußeres beobachten kann, sie versucht satirische Streiflichter auf das Gesellschaftsleben zu werfen. Aber weil sie hier nun plötzlich ganz äußerliche Dinge herausgreift, weil sie hier nur von außen Gesehenes bietet und gar nicht in das Innenleben dieses Gesehenen eindringt, darum berührt diese Satire so leer, fast kindlich, sie steht in zu grellem Gegensatz zu der tiefen, verständnißinnigen Art, in der sie ihre ernstgesehenen Gestalten vorführt. Auch in ihren Männercharakteren fühlt man den Mangel des Eindringens in die Quellen und Keime ihres Innenlebens. Nur dort, wo sich ihr Wesen mit dem weiblichen berührt, im Träumen und stimmungsreichen Gefühlsaufgehen, glauben wir an die Wirklichkeit ihres seelischen Seins.

Ernst Brausewetter.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. 1859–1866. Von Heinrich Friedjung. 1. Band. Mit 3 Karten. Stuttgart, Cotta, 1897.

Meine vorläufige Anzeige dieses tüchtigen, gutgeschriebenen Quellenwerkes will dem fachmännischen Urtheil von Historikern und Militärschriftstellern in keiner Weise vorgreifen. Sie sollen und werden auch in der „Nation" gewiß noch zu Wort kommen über diese aus erster Hand geschöpfte Arbeit, die nach Roon, Sybel, Bernhardi, nach den österreichischen und preußischen Generalstabswerken &c. eine ungeahnte Fülle neuer bedeutsamer Zeugenaussagen zur Vorgeschichte und zum Verlauf des Kampfes um die Hegemonie vor uns ausbreitet. Friedjung hat nicht nur das Glück gehabt, in Kreisau und Friedrichsruh inhaltvolle Mittheilungen von Moltke und Bismarck in eigener Person zu empfangen. Er hat es sich ein Jahrzehnt hindurch angelegen sein lassen, in österreichischen Archiven und bei österreichischen Staatsmännern (Schmerling, Rechberg &c.), sowie bei Heerführern und deren Familien (John, Kuhn, Feldmarschallieutenant v. Baumgartten &c.) Wesentliches und Wahrhaftiges über den Gang jener großen Dinge zu erfahren. Diesem Eifer des Sammelns entspricht seine Fähigkeit des Sichtens. Dem Forscher ebenbürtig ist der Autor. Wer die Erstlinge Friedjung's, seine Biographie von Karl IV. kennt, wird den außerordentlichen Fortschritt in der Darstellung mit doppelter Anerkennung begrüßen. Allein auch ohne alle Vergleiche mit Friedjung's früheren Arbeiten erscheint sein Werk an sich als sehr beachtenswerthe Leistung unserer neueren deutsch-österreichischen Geschichtsschreibung. Die Charakteristiken von Kaiser Franz Joseph, Erzherzog Albrecht, Bismarck, Schmerling, Rechberg &c. zeugen für die redliche Absicht, der Wahrheit so nah als möglich zu kommen. Von Meisterhand gemalt ist vor allem das Porträt Benedek's, dessen Gestalt rührend und herzergreifend, wie die von Grillparzer's Bancban, doch nirgends in falsche Empfindsamkeit verfließt. So viel dieser unglückliche Ehrenmann auch als Höchstkommandirender versäumt und verschuldet haben mag: daß an ihm tausendmal mehr gesündigt ward, als er selbst sündigen wollte und konnte, geht zumal aus seinen eigenen von Friedjung sorgsam gesammelten Briefen (an seine Frau) hervor. Die sonstigen Verdienste von Friedjung's Arbeit wird hoffentlich bald eine berufenere Feder würdigen. Ich wollte als Landsmann nur auf die litterarische Bedeutung des Werkes verdientermaßen hinweisen.

Wien. A. Bettelheim.

Emilia Pardo-Bazán: Frauenehre und andere Novellen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Helene Katz. Verlag von Eduard Maas.

Die spanische Dichterin zeigt in diesem Novellenband nicht ein festumrissenes markantes Porträt ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Die einzelnen Stücke geben ein jedes einen anderen Zug.

Eine bunte Mosaik, aber mehr das Material zu einem Bild, als ein Bild selbst.

Wir erleben das Schauspiel, wie sich ein Talent, das seiner Mannigfaltigkeit sicher ist, an den verschiedenartigsten Stoffen versucht und schließlich auf allen seinen Wegen etwas interessantes zu finden weiß. Aber in diesen Kreuz- und Querzügen kommt man zu keinem vollen ästhetischen Behagen. Ist man auch gefesselt, so gelangt man nie zu uneingeschränkter, in den Bann der dargestellten Handlung gezwungener Theilnahme. Man hat doch stets das Bild einer Virtuosin, der es beliebt, heut einmal phantastisch, morgen realistisch, dann wieder advokatorisch, legendarisch, chronistisch zu erscheinen. Und die Absicht der wechselnden Rolle, die Lust daran ist zu spüren, und wird nicht durch eine reiche gestaltungsmächtige Plastik stark gedeckt.

Das eigentliche Gebiet der Pardo-Bazán ist die Problemnovelle; die Geschichte eines „Falls", der eine Perspektive komplizirter Betrachtung eröffnet.

Eine These und die Disputation darüber; die Beleuchtung von allen Seiten; der Reiz des Widerspruchsvollen an einer Sache lockt sie. Alle Fragen, die mehr als eine Antwort heischen, beschäftigen sie. Sie legt ihren persönlichen Werthmesser an die überkommenen Begriffe und zeigt, wie Unrecht Recht und Recht zu Unrecht werden kann. Emilia Pardo-Bazán ist keine Dichterin stiller Weltfernen und heimlicher Träume. Ihre Stimme hat den besten Klang, wenn sie öffentlich spricht, mit großen deutenden Geberden, auf weitem Forum.

F. P.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 31. Berlin, den 1. Mai 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Griechen haben noch weniger Widerstandskraft gezeigt, als im Allgemeinen erwartet worden ist. In wilder Flucht, ohne daß die militärischen Ereignisse einen zwingenden Anlaß hierzu geboten hätten, gaben sie Larissa auf, so daß Thessalien nunmehr in den Händen der Türken ist; und auch in Epirus scheint es mit den griechischen Erfolgen zu Ende zu sein. Daß in entscheidender Weise noch ein Umschwung eintreten sollte, ist so gut wie ausgeschlossen, so daß es sich nur noch darum handelt, wann werden die Griechen um Frieden bitten, und die zweite Frage ist, werden die unglücklichen Ereignisse die Folge haben, die jetzige griechische Dynastie vom Throne fortzufegen. Dieser Ausgang ist nicht mehr unwahrscheinlich.

Diese Vorgänge haben jedoch heute nur noch eine sekundäre Bedeutung gegenüber der Thatsache, daß in Bezug auf die orientalische Frage eine vollkommene Verständigung zwischen Wien und St. Petersburg herbeigeführt worden ist. Bei der Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich am Hofe des Zaren sind Trinksprüche ausgebracht worden, die in ihrer Bedeutung weit hinausgehen über die Verbindlichkeiten der üblichen höfischen Tischreden. Der Kaiser Nikolaus sprach von der „aufrichtigen Freundschaft", die beide Reiche vereinigt; er fuhr darauf fort:

> „Diese Freundschaft ist gefestigt durch eine Gemeinsamkeit der Ansichten und Prinzipien, welche dahin zielen, unseren Völkern die Wohlthaten des Friedens zu sichern. Ew. Majestät kennen . . . den ganz besonderen Werth, welchen ich auf eine vollständige Solidarität zwischen uns bezüglich des hohen Zieles, welches wir verfolgen, lege."

Stärker als mit den Worten „vollständige Solidarität" kann die Gemeinsamkeit der Aktion der beiden mächtigen Reiche nicht ausgedrückt werden. Daß aber hinter dieser Politik des Friedens für den Orient auch Deutschland steht, ist gewiß. So ist denn eine überaus feste Garantie dafür vorhanden, daß die orientalische Frage eine gefahrdrohende Entwicklung zur Zeit nicht nehmen wird. Die Balkanstaaten werden sich hüten, nunmehr den Frieden zu brechen, und sie werden sich doppelt hüten nach der Lektion, welche die Türkei den Griechen ertheilt hat.

Eine Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens bietet auch die Türkei selbst; sie hat sich weit widerstandsfähiger erwiesen, als ursprünglich anzunehmen war, und eine ebenso erfreuliche Ueberraschung bietet die Disziplin der türkischen Truppen, die sich bisher zu Akten der Barbarei, wie von allen Seiten bestätigt wird, nirgends haben hinreißen lassen; dies kann von den Griechen nicht behauptet werden. Dabei bleiben die Ziele der türkischen Politik, so weit sie bisher zu Tage getreten sind, maßvoll. Man hütet sich in Konstantinopel vor Siegestrunkenheit, und man hat augenscheinlich das Bestreben, die guten Dispositionen, die sowohl in Berlin, wie in Wien, wie in St. Petersburg für die Türkei herrschen, zu festigen. Das ist für ganz Europa außerordentlich erfreulich.

Die Türkei geht aus dem Kampfe, den sie durchgefochten hat, wiederum als ein Machtfaktor hervor, mit dem zu rechnen ist. Und wenn man in Konstantinopel die günstige Sachlage zu benutzen weiß, und selbständig den Versuch macht für das neue Prestige, das man gewonnen, einen Rückhalt in gesunden Reformen zu schaffen, so kann für längere Zeit das gesammte orientalische Problem nochmals seinen Charakter wechseln.

Gerade, wenn die Türkei in der Reformfrage selbst vorangeht, und wenn sie, statt sich westeuropäische Schablonen

aufzwingen zu lassen, ihre eigenen Bedürfnisse in Rechnung zieht, dann ist es nicht ausgeschlossen, daß, wie die türkische Armee durch deutsche Offiziere, so auch die türkische Verwaltung nochmals mit neuem Leben erfüllt wird. Das ottomanische Reich wäre wohl in jenen Grenzen zu reformiren, für welche die mohamedanische Kultur die Voraussetzungen bietet; und auch das kann für die Politik und für die Kulturwelt einstweilen genügen.

Man sieht nicht vollständig klar, ob England die Zwischenfälle auf der Balkanhalbinsel zu benutzen gedachte, um die Transvaalfrage in gewaltsamer Weise zu lösen. Eine ganze Reihe von Symptomen deuten freilich darauf hin, daß England zum wenigsten mit einer Politik der Vergewaltigung kokettirt. Wir würden ein solches Vorgehen politisch in hohem Grade für unklug erachten und zwar aus vielfachen Gründen.

Die natürliche Entwicklung der Verhältnisse in Südafrika muß nothwendiger Weise England seinen Wünschen auf friedlichem Wege langsam näher bringen; ein gewaltsamer Eingriff wäre an sich nicht ganz ungefährlich; denn die Buren sind nicht zu verachten als Gegner. Und überdies würde selbst ein Sieg Englands eine Kolonie zurücklassen, deren tief gewurzelte Unzufriedenheit dem Mutterlande zu irgend einer Zeit sehr unbequem werden könnte.

Dazu kommt, daß auch in jenen Kreisen, die für England und englisches Wesen die lebhafteste Sympathie empfinden und stets empfanden, eine solche Politik überflüssiger und übermüthiger Brutalität in hohem Grade erkältend wirken müßte.

Man kann sich durchaus auf den Standpunkt stellen, daß für manche Institutionen in Transvaal eine Verbesserung wünschenswerth ja nothwendig ist; aber ganz unzweifelhaft entbehrt das Vorgehen, das den Stempel der Herren Rhodes und Chamberlain trägt, jeder ernsten Rechtfertigung. Diese Ansicht vertreten übrigens auch hervorragende englische Zeitungen.

Läßt sich gleichwohl England von den Herren Rhodes und Chamberlain auf dem bisher beschrittenen Wege weiter führen, so ist Deutschland gewiß nicht politisch genöthigt, seinerseits eine Gegenaktion einzuleiten. Die Vorgänge in Südafrika berühren nicht direkt unsere Interessen; aber die englische Politik würde beweisen, daß das Vereinigte Königreich die politischen Empfindungen Deutschlands, und zwar ohne jede Noth, zu verletzen kein Bedenken trägt. Solche Erfahrungen nimmt sich eine Nation ad notam, und wie Fürst Bismarck sagt, es kommt immer einmal der Zeitpunkt, wo man für die Fensterscheiben, die man anderen Leuten einschlug, zu bezahlen hat.

Für England vor Allem könnte doch der Fall eintreten, daß es Werth darauf zu legen hätte, wenn nichts weiter, so ein Quantum Wohlwollen und moralischer Sympathie Deutschlands bei diplomatischen Konflikten mit Frankreich oder Rußland oder mit Beiden zur Verfügung zu haben.

Prinz Heinrich hat an Bord des Panzerschiffes „König Wilhelm" beim Appell eine Depesche des Kaisers vor der Mannschaft verlesen, die, obgleich vorausgegangene Enunciationen des Monarchen die Bevölkerung an das Ungewöhnliche schon gewöhnt haben, doch in hohem Grade Aufsehen erregt hat und Aufsehen zu erregen geeignet war.

Man konnte eine Zeitlang annehmen, daß die Mittheilungen, die über das kaiserliche Telegramm verbreitet waren, vielleicht unzutreffend gewesen seien; da aber Tage und Tage hindurch eine offizielle Ableugnung nicht erfolgt ist, so muß man nunmehr die ursprünglichen Angaben für zutreffend erachten. Sie kommen zudem aus einer Quelle, die über gute Informationen aus den Kreisen des Hofes und der Armee zu verfügen pflegt. Die ersten Versionen waren nämlich in Bismarck'schen Blättern verbreitet. Der Eifer, mit dem gerade diese Organe das kaiserliche Telegramm abdruckten, ist besonders charakteristisch und könnte auch für den Monarchen selbst der Beachtung werth sein; es pflegt nicht die Bismarck'sche Presse jene Vorgänge besonders hervorzuheben, die des Monarchen Popularität zu steigern geeignet sind.

Die Depesche selbst lautet nach jenen Angaben:

„Ich bedauere, daß ich dir zu der Feier kein besseres Schiff als den alten „König Wilhelm" zur Verfügung stellen kann, während andere Staaten mit ihren neuesten stattlichen Kriegsschiffen glänzen werden. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener vaterlandslosen Gesellen, welche die Beschaffung der für das Deutsche Reich nothwendigsten Kriegsschiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht rasten in dem Bestreben, meine Marine auf die gleiche Höhe zu bringen, deren sich die Armee erfreut."

Es ist vielfach in der Presse hervorgehoben worden, daß die jüngsten Beschlüsse des Reichstags wohl geeignet sind, einen Einfluß auf den Zustand unserer Marine in einer Reihe von Jahren auszuüben; einen Einfluß auf die Zusammensetzung unserer Flotte im laufenden Jahre haben sie natürlich nicht. Auch wir vermögen daher den schlüssigen Zusammenhang nicht herauszufinden, der zwischen den Debatten über die Schiffsforderungen und jener angeblichen Zwangslage der Marine besteht, die dazu nöthigen soll, ein älteres Schiff wie den „König Wilhelm" nach England zu entsenden; dazu kommt, daß die deutsche Marine neben dem „König Wilhelm" doch wirklich noch über eine ganze Reihe Schiffe neuester Bauart verfügt.

Dieser Punkt wäre aber schließlich nebensächlich gegenüber dem Vorwurf, daß ein sehr großer Theil des Reichstages aus „vaterlandslosen Gesellen" besteht.

Der Kaiser liebt starke Worte; das ist Geschmacksache, und das deutsche Volk, das sehr kaltblütig ist, hat sich in philosophischer Ruhe mit diesem kaiserlichen Geschmack bisher abgefunden. Der Unterschied des Nationalcharakters tritt besonders deutlich zu Tage, wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, die eine solche Wendung etwa in Ungarn oder in Italien oder in Frankreich oder in England ausüben würde.

Betrachtet man die bleibende Wirkung in Deutschland, so muß man unterscheiden.

Auf der Oberfläche ist, wie gesagt, alles ruhig und philosophisch; man sagt, das ist kaiserliche Art, die sich nicht zum ersten Male bemerkbar macht; über sie öffentlich zu diskutiren ist überflüssig; und das um so mehr, da eine communis opinio solchen kaiserlichen Wendungen gegenüber sich bereits herausgebildet hat im ganzen Lande und bemerkenswertherweise innerhalb aller Parteien. Was die politische Wirkung anbetrifft, so scheint es uns nicht wahrscheinlich, daß die kaiserliche Depesche die Objektivität der Volksvertretung betreffs Bewilligung und Abweisung von Marineforderungen trüben wird, aber geneigter, Marineforderungen zu bewilligen, wird der Reichstag gewiß jetzt auch nicht werden. So lautet denn das Facit folgendermaßen: Sollte diese Depesche die Wirkung haben, politisch den Marineplänen des Kaisers vorzuarbeiten, so wird sie nach unserer Meinung dieses Ziel nicht erreichen; für die unmittelbare Politik erwarten wir nichts von dieser Depesche. Die Stimmung der Bevölkerung gegenüber dem Monarchen wird dieses Telegramm dagegen nicht unwesentlich in einer Richtung weiter entwickeln die bereits das deutsche Empfinden seit längerer Zeit eingeschlagen hat.

Gibt es außer Höflingen auch Patrioten von Einfluß in der Nähe des Monarchen, so werden sie ihn auf diese Entwicklung aufmerksam machen müssen. Bedeutungslos ist sie nicht; sie wird in dem Augenblick ihre große Bedeutung haben, wenn Deutschland in schwierigen Zeiten aller seiner Kräfte, auch die der „vaterlandslosen Gesellen" gebraucht und überdies des Vertrauens der Gesammtheit der Nation zur höchsten Leitung seiner Geschicke. Wenn dann Wirkungen hervortreten, deren Ursachen sich jetzt häufen, so werden die Hohenzollern sich wiederum erinnern können, welcher Segen eine Umgebung ist, die aus adligen Junkern und aus junkerlichen Adligen besteht, und die Nation ihrer-

seits wird dann zu gedenken haben, welchen Segen der Patriotismus dieser Hofkreise mit ihrem so sichtbaren edlen Freimuth für ein Volk birgt.

Herr Peters ist zur Entlassung aus dem Reichsdienst verurtheilt worden, weil er seine amtlichen Obliegenheiten in Bezug auf wahrheitsgemäße Berichterstattung an seine vorgesetzte Behörde nicht vorschriftsmäßig erfüllt hat. Auf diesem formalen Standpunkt fußte das ergangene Erkenntniß. Das Erkenntniß, das die öffentliche Meinung gefällt hat, ist, wenigstens was die Parteien der Linken anbetrifft, älteren Datums. Heute sind die Ansichten in Deutschland freilich kaum noch getheilt.

Man braucht nur die Schriften von Dr. Peters gelesen zu haben, um ihn zu kennen. Er ist ein eitler, gewissen- und herzloser Patron, der die Ueberlegenheit, die ihm die europäische Civilisation in Form von Gewehren und Patronen darbietet, benutzte, um eine Cäsorenrolle afrikanischen Wilden gegenüber zu spielen. Die Spanier hatten den Don Quichote des Idealismus; Peters ist der Don Quichote der modernen Brutalität; und leider paßt er zum Charakter unserer neuesten Zeit. Aeußerlich schneidig, großsprecherisch und theatralisch; innerlich hohl, roh und nichtig. Und wie charakteristisch, daß solcher Mann einmal als der Träger deutscher Kultur galt.

Man kann nicht sagen deutsche Kultur, aber ein Stück neupreußischer Kultur zeigt sich auch bei dem Kampf derer von Puttkamer und ihrer Standesgenossen gegen den Bauernverein Nord-Ost in Pommern.

Die Bauernbewegung macht unverkennbar sehr erhebliche Fortschritte; so erhebliche Fortschritte, daß die Agrarier ernstlich besorgt zu werden anfangen. Diese Besorgniß kommt vor allem in dem Benehmen des königlichen Landrathes und Geheimen Regierungsrathes von Puttkamer zum Ausdruck. Er erläßt einen Ukas, den seine Mannen auffordert, „dem Rickert" „künftig entgegenzutreten". Dieses Dokument ist nicht nur politisch charakteristisch, sondern auch ein Zeugniß für die gesellschaftliche Bildung derer von Puttkamer. Um den Störungen der Agrarier in den Versammlungen des Nord-Ost zu entgehen, wird nunmehr der Zutritt nur noch gegen Eintrittskarten gestattet; thut nichts, die Bündler dringen in die Versammlungen, um sie zu sprengen oder zu stören. Andere Versammlungen werden verboten, aufgelöst oder aus irgend welchen unzulässigen Gründen zum baldigen Schluß gebracht.

Gegen diese Polizeipolitik ist der Schutz des Ministers des Innern angerufen worden, Beschwerden sind eingereicht, und man wird nunmehr abzuwarten haben, was Herr v. d. Recke thun wird.

Für die Bauernbewegung selbst freilich sind diese Maßregelungen und wird auch die Entscheidung des Ministers ganz gleichgültig sein. Im Gegentheil, die Puttkamer'sche Politik kann diese Bewegung nur fördern und fördert sie thatsächlich. Sagte man bisher den Bauern, ihr werdet unter Druck und Vormundschaft gehalten, so liefert nunmehr Herr Landrath von Puttkamer zu dieser Behauptung das eindrucksvollste Beweismaterial. Das hilft dem Nord-Ost außerordentlich, und gerade diese Angriffe verschaffen ihm eine Notorietät weithin durch das Land, so daß nunmehr auch Kreise, die bisher von der Bewegung noch ganz unberührt waren, auf sie aufmerksam werden und sie zu stützen geneigt sind. Wenn sie in so erheblichem Grade die Verfolgung „der Herren", die man genügend kennt, auf sich lenkt; — dann muß der Bauernverein Nord-Ost doch etwas Gutes sein.

An dem Verhalten des Herrn von Puttkamer zeigt sich, daß die politische Emanzipation des Bauernstandes in der That ein Kulturkampf ist, den der Liberalismus zu unterstützen alle Ursache hat. Dieser Kulturkampf wurde allzu lange vernachlässigt.

Die kleinen Unannehmlichkeiten, die Herr von Puttkamer den Bauernvereinen macht, sie wiegen die große und förderſame Reklame nicht auf, die dieser weise Landrath dem Nord-Ost erweist. Er beschreitet, wie dankbar anzuerkennen ist, den richtigen Weg, um Munition und Sympathie den Bauernvereinen zuzuführen.

Ein hervorragender Politiker der Vereinigten Staaten gibt uns in einem Privatbriefe das folgende anschauliche Stimmungsbild:

„Der Dinglentarif ist in vielen wichtigen Theilen bedeutend höher geworden, als Dingley selbst ihn haben wollte. Es war eben kein Halten mehr. Im Senat will man die Sätze reduziren, aber es ist sehr fraglich, ob man das zu Stande bringen wird. Die Republikaner haben keine feste Majorität dort und müssen die Stimmen für den Tarif zusammenbetteln. Die Folge ist, daß jeder einzelne Senator seine Bedingungen stellen kann, von deren Erfüllung er seine Stimme für den Tarif abhängig macht. Und diese Bedingungen bestehen durchweg in Forderungen für den Schutz lokaler Interessen. Gott weiß, was für ein Machwerk aus diesem Kuddelmuddel hervorgehen wird.

Unterdeß hat die Planlosigkeit McKinley's die Währungsfrage in den Hintergrund geschoben. Die Sendung der drei Bidwicker nach Europa ist das Einzige, das bis jetzt geschehen ist. Vor anderen Schritten fürchtet man sich, weil die Anregung der Währungsfrage in dieser Sitzung die Annahme des Tarifs gefährden könnte. So treiben wir denn ohne Steuerruder und Kompaß. Im Lande versteht man die Sache ganz gut und die Presse drängt den Kongreß und die Administration beständig, die Währungsfrage aufzunehmen. Aber der Kongreß ist wie mit Blindheit geschlagen. Die Folge wird eine heftige Reaktion gegen die Protektionswuth bei den nächsten Kongreßwahlen sein, wie im Jahre 1892 — nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß es damals eine konservative demokratische Opposition unter der Führung von Cleveland gab, während die organisirte Opposition jetzt nur in der silberwüthigen Bryan-Demokratie besteht. Es ist sehr zu hoffen, daß die Gutgelddemokraten der vorjährigen Indianapolis-Konvention sich als nationale Partei organisiren und dem gesunden Menschenverstand eine Zuflucht bieten werden. Aber die Aussichten sind in hohem Grade verworren und düster. Es bleibt immer noch die Möglichkeit, die sich jo auch bisher noch stets bewährt und den Optimisten Recht gegeben hat, daß, wenn die Situation am gefährlichsten wird, der gesunde Instinkt des Volkes wieder einen Weg hart an der Katastrophe vorbei findet."

* * *

Brentano's „Agrarpolitik".

Dem wirthschaftlichen Liberalismus steht unter den angesehenen Lehrern der Volkswirthschaft auf unseren deutschen Universitäten heute Niemand näher als Lujo Brentano. Insbesondere auf demjenigen Gebiete, das gegenwärtig im Mittelpunkt unseres öffentlichen Lebens sich befindet, auf dem Gebiete der Agrarpolitik, kommen Brentano's wissenschaftliche Ueberzeugungen den liberalen Anschauungen so nahe, daß seine Arbeiten werthvolle Instrumente in dem Kampfe gegen die agrarpolitische Reaktion bilden.

Die Leser der „Nation" haben vor kurzem Gelegenheit gehabt, sich davon unmittelbar anläßlich einer Serie von kritischen Artikeln „Ueber die Agrarreform in Preußen" zu überzeugen; wir möchten ihre Aufmerksamkeit hiermit auf Lujo Brentano's Lehrbuch der Agrarpolitik lenken, von dem vor einigen Wochen der erste Theil im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen ist.

Dieser erste Theil umfaßt nur eine theoretische Einleitung in die Agrarpolitik, aber gerade eine solche theoretische Behandlung entspricht — so parador das klingt — in hohem Maße dem praktischen Bedürfnisse der Gegenwart. Nur allzu lange hat die ökonomische Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit vorwiegend der wirthschaftlichen Verwaltungsgeschichte zugewandt. Man verkannte dabei nur zu häufig, daß, wie sich Brentano im Vorwort zu seiner „Agrarpolitik" ausdrückt, „die bloß historische Erzählung des Gewesenen nicht im Stande ist, das volle wissenschaftliche Verständniß des die wirthschaftlichen Erscheinungen verbindenden Kausalzusammenhanges zu geben, und daß sie daher auch außer Stande ist, in den praktischen Fragen der Gegenwart als Richtschnur zu dienen". Hinzu kam, daß die staatssozialistische Richtung, die sich in der Wissenschaft und auch in der praktischen Politik vorübergehend außerordentlich breit machte, der Anschauung Vorschub leistete, im Wege der Gesetzgebung und Verwaltung ließe sich der Volks-

wirthschaft jede beliebige Entwicklung geben; es komme nur darauf an, daß die richtigen Männer und das richtige Wollen vorhanden seien, damit alles gemacht werden könne.

Brentano hebt sehr zutreffend hervor, wie außerordentlich förderlich eine derartige geistige Strömung für die Entwicklung unserer Sonderinteressenpolitik geworden ist. „Die Führer dieser Sonderinteressen finden darin geradezu eine Aufforderung, sich in den Besitz der politischen Gewalt zu setzen, um dem Ganzen die abenteuerlichsten Projekte aufzuzwingen, von denen sie sich eine Förderung ihrer Sonderinteressen versprechen."

In dem vorliegenden Werke macht es sich nun Brentano zur Aufgabe, der Natur der Dinge wieder etwas mehr zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit zwingender Logik und in höchst anziehender Behandlung, die selbst diesen an sich trockenen Stoff angenehm zu beleben versteht, führt er uns die Grundlagen einer rationellen Agrarpolitik vor Augen. Er weist zunächst nach, daß der Boden nicht bloß eine monopolisirte Naturgabe, sondern zugleich ein Produkt menschlicher Thätigkeit ist, da sich die zum Zwecke von Meliorationen hineingesteckten Kapitalien mit der monopolisirten Naturgabe zu einem untrennbaren Ganzen verbunden haben. „Ist der Boden also auch von den vertretbaren Kapitalien, die beliebig vermehrbar und übertragbar sind, verschieden, so ist er doch nicht minder Kapital; er ist dies ebenso wie alle nicht vertretbaren Kapitalien, die nicht vermehrbar und übertragbar sind und von denen der landwirthschaftlich benützte Boden eben nur eines ist."

Aus dieser theoretischen Grundlage ergeben sich wichtige Konsequenzen. Jener etwas mystischen Vorstellung unserer agrarischen Reaktionäre, als ob der Grund und Boden etwas ganz Besonderes sei, wofür man deshalb auch eine ganz besondere Stellung in der Rechtsordnung verlangen müsse, wird damit recht eigentlich die logische Stütze genommen.

Bekanntlich war es vor allen Rodbertus, der gegen den Kapitalcharakter des Bodens zu Felde zog. Er verlangte, daß alle den Boden betreffenden Rechtsgeschäfte sich nur auf den Erwerb oder Verkauf oder die Verpfändung von Ertragsquoten (Renten) des Grundbesitzes beziehen dürften. Rodbertus erging es mit dieser Rententheorie ähnlich wie Karl Marx mit seiner Werththeorie. Es fanden sich Jünger, die in dieser — bei Licht besehen recht konfusen — Vorstellung die tiefgründigste Weisheit zu entdecken glaubten und demgemäß Rodbertus zu einem großen Propheten der Volkswirthschaft beförderten. Brentano hat in seiner „Agrarpolitik" Rodbertus' Vorstellungen einer einschneidenden und durchaus überzeugenden abfälligen Kritik unterzogen. Indem er stets an dem Kapitalcharakter des Grund und Bodens festhält, wenngleich der Boden seiner Fläche nach von der Natur gegeben ist, schreitet Brentano in ungezwungener Weise zu einer Untersuchung über die Nutzbarkeit dieser beschränkt gegebenen Fläche vor. Er weist nach, daß dieselbe von ihren mechanischen und chemischen Eigenschaften abhängt, und daß diese Eigenschaften durch menschliche Thätigkeit vermehrt werden können. In diesem Zusammenhange erörtert er die Bedeutung der Feldsysteme und der Meliorationen, die den Rohertrag des landwirthschaftlichen Betriebes steigern sollen.

Für die Frage nach dem volkswirthschaftlichen Nutzen kommt aber vor Allem das Verhältniß zwischen Rohertrag und Reinertrag in Betracht, und damit stecken wir mitten in den agrarpolitischen Streitigkeiten unserer Tage.

Der Reinertrag kann gesteigert werden auf natürlichem und auf künstlichem Wege. Die erstere Form der Steigerung des Reinertrages ist regelmäßig ein Gewinn; nicht bloß für den privaten Wirthschafter, sondern auch für die Gesammtheit. Dieser Gewinn geht eben in letzter Linie hervor aus einer Steigerung der Produktivität menschlicher Thätigkeit, auf welches Ziel das Bestreben jeder rationellen Wirthschaftspolitik vor allen Dingen gerichtet sein sollte. Eine aus solchen Ursachen hervorgegangene Steigerung der Reinerträge wird stets auch eine gewisse Steigerung des Bodenwerthes und damit eine Steigerung der Bodenpreise zur Folge haben. Auch diese natürliche Werthsteigerung des Bodens ist ein realer volkswirthschaftlicher Gewinn.

Ganz anders steht die Sache bei den künstlichen Steigerungen der Reinerträge durch protektionistische Maßregeln der Gesetzgebung oder Verwaltung. Wenn z. B. durch Schutzzölle der Preis vom Weizen oder Roggen künstlich um 25 oder 50 Proz. gesteigert wird, so erhöht sich damit allerdings — ceteris paribus — auch der Reinertrag aus der Weizen- und Roggenproduktion des einzelnen Wirthschafters, aber ausschließlich auf Kosten der Gesammtheit. Dieses Plus des Reinertrages wird rein mechanisch den Taschen inländischer Konsumenten entnommen und in die Taschen inländischer Produzenten hineinpraktizirt. Die Gesammtwirthschaft gewinnt dabei ebenso wenig, wie wenn von einem Theil der Bevölkerung Steuern erhoben und diese einem anderen Theil der Bevölkerung ohne jede Gegenleistung geschenkt werden.

In einem Punkte ist die Wirkung solcher künstlicher Steigerungen der Reinerträge aber den Wirkungen der natürlichen Steigerung ähnlich. Die künstliche Steigerung beeinflußt den Bodenpreis ähnlich wie die natürliche. Die durch die Gesetzgebung einem Theil der Bevölkerung zu Gunsten eines anderen Theiles der Bevölkerung auferlegten Lasten werden also obendrein gewissermaßen kapitalisirt und treten in dieser kapitalisirten Form als künstliche Preissteigerung des Grund und Bodens zu Tage. Der so geschaffene Bodenpreis ist in sich ungesund, und wenn dann schließlich bei der Verpfändung des Bodens auch noch diese künstlichen Bodenpreise der Ermittelung der Beleihungsgrenze zu Grunde gelegt werden, so entsteht nach und nach ein richtiges wirthschaftliches Kartenhaus, das bei der ersten ungünstigen Weltkonjunktur oder bei dem Umschlagen der wirthschaftspolitischen Strömung zusammenbrechen muß.

Es ist ein großes Verdienst Brentano's, daß er in seiner „Agrarpolitik" diesen Zusammenhang der Dinge mit nüchterner Klarheit festgestellt hat. Die Folgerungen für die praktische Agrarpolitik ergeben sich daraus von selbst.

Will man nicht das landwirthschaftliche Gewerbe durch und durch ungesund machen, so muß man sich hüten, durch Veranstaltungen der Gesetzgebung und Verwaltung solch einer unnatürlichen Entwicklung Vorschub zu leisten. Hinzu kommt, daß, sobald die künstliche Steigerung der Reinerträge in der künstlichen Steigerung der Bodenpreise — beide Steigerungen selbstverständlich immer relativ genommen — ihre Kapitalisirung gefunden hat, die Lage für den einzelnen Wirthschafter wieder genau so schwierig ist wie vordem. Dies ist recht eigentlich eine Schraube ohne Ende.

Es liegt auf der Hand, daß auch die geduldigsten Konsumenten sich eine solche Politik nicht auf die Dauer gefallen lassen können. Im Deutschen Reich wäre eine solche Politik — von allem Anderen abgesehen — auf die Dauer schon deshalb nicht durchführbar, weil sich das Verhältniß der Bevölkerungstheile, die einerseits in der Landwirthschaft, andererseits in Handel und Industrie beschäftigt sind, fortgesetzt zu Ungunsten der Landwirthschaft verschiebt. Nach der Berufszählung von 1895 leben nur mehr 35,75 Proz. der deutschen Bevölkerung von der Landwirthschaft, dagegen 50,64 Proz. von Industrie und Handel.

Brentano läßt auch die sonstigen „großen" Mittel unserer agrarischen Reaktionäre Revue passiren: den Antrag Kanitz; die bimetallistische Verschlechterung unserer Währung; die Beschränkung oder gar die Aufhebung des freien Verkehrs in Grund und Boden; die gesetzliche Einführung einer Verschuldungsgrenze u. s. w. Neben den künstlichen Preissteigerungen des Grund und Bodens, wie sie aus protektionistischen Maßnahmen und aus der bimetallistischen Geldentwerthung erwachsen, beabsichtigt man seitens unserer reaktionären Agrarier bekanntlich zugleich, durch Erhaltung der Fideikommisse und durch die Einführung des Anerbenrechts und einer Verschuldungsgrenze den Bodenpreis zu Gunsten einer beschränkten Anzahl Bevorzugter künstlich zu drücken. Auch das ist dem Interesse der Gesammtheit durchaus entgegen. Nicht nur daß diese Maßnahmen eine weitere

Steigerung des Monopolcharakters des Bodens bedeuten, sind sie, wie Brentano zutreffend ausführt, „auch ein Hinderniß jener Verbesserung der Bodeneigenschaften und der Steigerung der Bodenergiebigkeit, um derentwillen das Grundeigenthum überhaupt zu rechtfertigen ist, theils indem sie den Bodenbesitzer davon abhalten, Arbeit und Kapital auf die Bodenverbesserung zu verwenden, theils indem sie gerade die tüchtigsten Personen vom selbständigen Betriebe der Landwirthschaft ausschließen." Dagegen erheischt das Interesse der Gesammtheit „die Durchführbarkeit jener Prinzipien der Verfügungsfreiheit des Grundeigenthümers über sein Eigenthum, insbesondere der Freitheilbarkeit und der freien Veräußerbarkeit, deren Durchführung die großen Agrarreformer zu Anfang des Jahrhunderts, vor allen Albrecht Thaer, im Interesse der Steigerung der Bodenergiebigkeit verlangt haben."

Die günstigen Erfahrungen, welche man mit der sogenannten innern Kolonisation gemacht hat, zeigen, welche Lebenskraft jenen Grundsätzen auch heute noch innewohnt.

Es mag hier zum Schlusse daran erinnert werden, daß Brentano, als die Getreidezölle 1879 eingeführt wurden — auf Seite 113 der Brentano'schen „Agrarpolitik" ist, vermuthlich in Folge eines Schreibfehlers, die Einführung der Getreidezölle auf das Jahr 1878 verlegt — diese Einführung nicht unbedingt verurtheilt hat. Er gibt das auch in dem vorliegenden Buche zu. „Es galt damals" — so führt er aus — „die Landwirthe gegen den Anprall der ausländischen Konkurrenz, dem sie ausgesetzt waren, zu schützen und ihnen eine Frist zu gewähren, um sich auf die veränderten Verhältnisse einzurichten." „Aber" — setzt er hinzu — „so berechtigt sie als Maßregel waren, welche die nöthigen Uebergänge zu anderen Bewirthschaftungsweisen erleichtern sollte, als dauernde Maßregel ist eine künstliche Getreidevertheuerung undurchführbar; denn von allen ihren übrigen Wirkungen abgesehen, erscheint sie wegen der abermaligen Vertheuerung gerade des Produktionsmittels, dessen hoher Preis unsere Konkurrenzunfähigkeit mit dem Auslande verursacht, nicht als eine Maßregel, die zur Rettung der Landwirthschaft führen kann."

Die mitgetheilten Proben werden genügen, unsere Leser davon zu überzeugen, auf welch vorurtheilsfreiem Standpunkte Brentano steht. Unsere Agrarier werden ihn sicherlich ob dieses seines neuesten Werkes auf die schwarze Liste setzen, ihm jede wissenschaftliche Bedeutung absprechen und ihn einen krassen Theoretiker nennen, der von den „Bedürfnissen" der deutschen Landwirthschaft keine Ahnung habe. Er wird sich das vermuthlich bei Veröffentlichung dieses Buches schon selbst gesagt haben —; um so dankenswerther ist es, daß er sich nicht gescheut hat, seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen klar und unzweideutig Ausdruck zu verleihen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Das Abgeordnetenhaus hat, ehe es nach seinem Wiederzusammentritt sich der verzögerten Budgetberathung zuwandte, sich ein kleines Zwischenspiel gestattet. Es hat den Antrag auf Aufhebung des Zollkredits für Getreide, der vom Reichstage schon angenommen war, und ausschließlich dessen Zuständigkeit unterliegt, unterstützt. Deutlicher als je trat das Grundmotiv hervor, von welchem sich die agrarische Mehrheit jetzt leiten läßt: „Was dem Handel schadet, muß der Landwirthschaft nützen!" Die agrarische Partei haßt den Getreidehandel und in noch höherem Grade haßt sie die Großmüllerei; sie hat sich in den Kopf gesetzt, daß diese beiden Faktoren es sind, welche der Landwirthschaft Abbruch thun und demgemäß sucht sie ihnen zu schaden. Aus völliger Unkenntniß des Sachverhalts erklärt sich, wie das Börsengesetz, so auch dieser gegen die Mühlen gerichtete Antrag.

Der Abgeordnete Broemel hat in einer überaus klaren Weise die Verhältnisse, wie sie wirklich liegen, nachgewiesen. Er hat gezeigt, wie die Königsberger Walzmühle, diese bête noire der agrarischen Partei, allerdings des schweren Verbrechens sich schuldig gemacht hat, russischen Roggen einzuführen, daß sie indessen mehr Mehl in das Ausland ausgeführt hat, als sie aus dem von ihr eingeführten russischen Roggen jemals hätte herstellen können, daß sie somit ihre Verbindungen mit dem Ausland benutzt hat, um deutsches Getreide in Mehlform zu exportiren und ihm so zu einem höheren Preise zu verhelfen. Er hat ferner dargethan, wie die Kleinmühlen, diese von den Agrariern als Verbündete betrachteten Etablissements, den dringenden Wunsch hegen, daß den Großmühlen der Export möglichst erleichtert werde, damit die Kleinmühlen auf dem inländischen Markte mehr Raum gewinnen. Alle sachverständigen Auseinandersetzungen dieser Art wurden mit dem einmüthigen Spruche abgethan: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!"

Interessant war es, wie sich die beiden Minister, welche in die Diskussion eingriffen, die Herren von Hammerstein und von Miquel, zu der Sache gestellt haben. Die Regierung hat zu dem Antrage noch keine endgültige Stellung eingenommen; die beiden Minister konnten daher eine entscheidende Erklärung nicht abgeben. Beide Minister sind von Herzen Agrarier; aber es waltet zwischen ihnen ein Unterschied ob. Herr von Hammerstein ist ein Agrarier, der der Landwirthschaft helfen will, und Herr von Miquel ist ein Agrarier, der den agrarischen Stimmführern gefallen will. Herr von Hammerstein machte die sachlichen Bedenken geltend, die gegen den Antrag sprachen, und berührte sich dabei nahe mit den Ausführungen des Herrn Broemel. Herr von Miquel blinzelte freundlich mit den Augen und sagte: die Sache wird sich schon machen. Und eine langjährige Erfahrung hat uns nun allerdings gelehrt, daß die Sachen sich so zu machen pflegen, wie Herr von Miquel es voraussieht. Wir sind darauf gefaßt, daß dem Mühlenbetrieb eine Schädigung zugefügt werden wird, welche auf die Landwirthschaft nachtheilig zurückwirkt.

Nachdem dieses Zwischenspiel erledigt war, begann die Berathung des Kultusetats unter den üblichen Beschwörungsformeln. Ihr weiterer Verlauf wird uns keine Ueberraschungen bringen.

Auch die Verhandlungen des Reichstags seit seinem Wiederzusammentritt zerfallen in ein Vorspiel und in die eigentliche Symphonie. Das Leitmotiv des Vorspiels bildete Herr Peters. Herr Peters ist durch gerichtliches Urtheil überführt, unter dem Namen von Hinrichtungen einige Tödtungen von Menschen aus nichtigen Gründen vollzogen zu haben. Die Strafe, welche ihm für diese Handlungen, für welche unser Strafgesetzbuch ein sehr hartes Wort hat, auferlegt worden ist, besteht darin, daß man ihm eine reichliche Pension entzogen hat, für deren Gewährung es niemals einen zureichenden Grund gegeben hat. Wir sind nicht blutdürstig; uns liegt vornehmlich daran, daß Herr Peters von der öffentlichen Meinung als derjenige erkannt wird, der er wirklich ist, und weniger daran, daß seine Handlungen mit demselben Maße gemessen werden, mit welchem ähnliche Handlungen bei anderen Menschen gemessen zu werden pflegen.

Wir sind auch billig genug, um die Verantwortlichkeit für Ereignisse, welche dem deutschen Namen zur Unehre gereichen, nicht ausschließlich auf die Schultern des Herrn Peters zu legen. Ihm gegenüber verstehen wir den seltsamen Ausspruch Schopenhauer's, daß die Schuld des Menschen in seinem Sein und nicht in seinen Handlungen besteht. Vom Dornbusch Trauben lesen zu wollen, fällt uns nicht ein. Die Verantwortlichkeit für die Handlungen des Herrn Peters fällt nach unserer Auffassung ganz wesentlich mit auf die, welche ihn an eine verantwortliche und einflußreiche Stelle gestellt haben, ohne des Menschen Kern vorher genauer zu untersuchen.

Aber eines fällt uns doch auf. Wenn man die Frage,

ob eine einzuleitende Strafuntersuchung Erfolg haben wird oder nicht, jedesmal mit der Aengstlichkeit prüfen wollte, wie es diesmal geschehen ist, würden wir viel weniger Anklagen wegen groben Unfugs und Verletzung des Vereinsgesetzes haben.

Und noch eine zweite Bemerkung drängt sich uns auf. Herr Kayser, den seine große juristische Veranlagung zu der zweithöchsten Richterstelle im Deutschen Reiche verholfen hat, sah sich viele Jahre lang außer Stande, eine Handhabe zu finden, um gegen Herrn Peters vorzugehen. Herrn Bebel ist es gelungen. Man möge es uns nicht verargen, wenn wir in Zukunft den Vorwürfen, die Herr Bebel von der Reichstagstribüne aus gegen Beamte erhebt, eine größere Bedeutung beimessen werden, als es unseren bisherigen Gewohnheiten und unseren innersten Neigungen entspricht.

Das wichtigste Thema der Reichsbudgetberathungen bildet in diesem Augenblicke die Berathung der Revision des Invalidenversicherungsgesetzes. Als wir vor acht Jahren dieses Gesetz mit allen Kräften bekämpften, sahen wir nicht allein die Schwierigkeiten voraus, die es herbeiführen werde, sondern wir sahen auch, daß Anderen diese Schwierigkeiten nicht entgingen, und sie gleichwohl für das Gesetz stimmten. Wir erinnerten an eine Situation in einem Stücke Ibsen's, in welchem ein Rheder, der sehr wohl weiß, daß sein Schiff nicht seetüchtig ist, in die harten Worte ausbricht: „Die Gazelle segelt doch!" Wir haben damals gleichmüthig einige Schmähungen eingesteckt, die uns wegen dieses Vergleichs zu Theil wurden. Heute kommen wir auf diesen Vergleich zurück und sagen: Die Gazelle hat große Havarie gelitten. Die Regierung versichert uns, das Gesetz könne nicht unverändert bleiben, wenn nicht bedenklicher Schaden entstehen soll. Das glauben wir ihr gern. Sie macht aber Vorschläge, die auf Annahme keine Aussicht haben; wir lehnen ihre Vorschläge ab, weil sie uns zu kommunistisch sind, die Agrarier lehnen diese Vorschläge ab, weil sie ihnen noch nicht kommunistisch genug sind. Im Widerspruch der Meinungen ist die Novelle zum Invalidengesetz ebenso hoffnungslos, wie die Novelle zur Gewerbeordnung.

Die Freisinnige Vereinigung hat in der Regierungsvorlage einige Vorschläge entdeckt, die sie nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich hält, und sie ist bereit, diese herauszugreifen, um ihnen zur Annahme zu verhelfen. Ein von Herrn Rösicke mit ihrer Unterstützung eingebrachter Antrag bringt das zum Ausdruck. Die Regierung möchte darauf nicht gern eingehen, weil es ihr zu wenig ist. Dem gegenüber führen wir einen Ausspruch des Herrn von Köller an, den einzigen echt staatsmännischen Ausspruch, der ihm während seiner ministeriellen Laufbahn gelungen ist. Er lautet: Na denn nicht!

Proteus.

Die Verstaatlichung der schweizer Eisenbahnen.

In den letzten 20 Jahren hat kaum jemals eine Gesetzesvorlage des schweizerischen Bundesrathes, der obersten Behörde unserer Republik, im Ausland, vorab im Deutschen Reich, so viel zu schreiben gegeben wie der Ende März d. J. ausgegebene Entwurf eines Bundesgesetzes, betreffend den Erwerb und Betrieb von Eisenbahnen für Rechnung des Bundes und die Organisation der Verwaltung der schweizerischen Bundesbahnen nebst zugehöriger Botschaft oder, wie man in Deutschland sagen würde, Denkschrift. — „Einen wahren Entrüstungssturm hat die Botschaft in Deutschland hervorgerufen, — schreiben die ‚Schweizer Bahnen', das Organ Guyer-Zeller's. — Nicht nur die Börsenblätter, auch die großen Blätter, wie die ‚Kölnische Zeitung', die ‚National-Zeitung', die ‚Allgemeine Zeitung', das ‚Berliner Tageblatt' u. a. tadeln das Vorgehen des Bundesrathes mit der größten Entschiedenheit und sehen darin mit uns den Versuch einer legalen Beraubung der Aktionäre. In der vordersten Linie der Protestirenden steht die ‚Frankfurter Zeitung', die sonst bekanntlich der Politik unserer Bundesbehörden in allen Dingen Beifall zollt und die auch die Staatsbankvorlage warm befürwortete. . . ."

Es ist hier sogleich hervorzuheben, daß der die Eisenbahnen von den Privatgesellschaften zurückkaufende Bund, der Staat, nicht die Aktionäre auszukaufen hat; er ist vielmehr berechtigt, die Bahnen als solche, nach den Konzessionsbedingungen, auf Grund der Betriebs- und Baurechnungen in der Art zu übernehmen, daß er, soweit nicht der Anlagewerth höher ist, den Ertragswerth ersetzt, der durch Kapitalisirung der im Betrieb erzielten Reinerträge zu 4 Prozent bestimmt wird. Ob der Kurswerth nun zur Zeit der Veröffentlichung der Botschaft bei allen in Betracht kommenden Aktien nicht unbeträchtlich höher war, als der vom Bunde in Aussicht gestellte Kaufpreis rechtfertigen wird, so erscheint der „Entrüstungssturm" subjektiv sehr begreiflich, ob er sich objektiv begründen läßt, ist dagegen eine andere Frage. Zunächst ist hervorzuheben, daß die Werthung der Rückkaufssummen seitens des Bundesrathes diejenige des interessirten Käufers, also eine einseitige ist und der Nachprüfung des Bundesgerichtes unterliegt. In dem Gutachten der bundesräthlichen Experten, welche den Gesetzentwurf, betreffend Rückkauf, zu begutachten hatten, heißt es rücksichtlich der Berechnung der Rückkaufsentschädigungen:

„Im Allgemeinen zeigen unsere Bemerkungen, daß, bis der Bund in den Besitz der Bahnen gelangt, die Berechnungen noch viele Aenderungen erleiden werden. Es muß genügen, daß sie mit aller möglichen Sorgfalt und Vollständigkeit erstellt und in manchen zweifelhaften Fällen für den Bund eher zu ungünstig gehalten sind. Man darf daher annehmen, daß, wenn die Angelegenheit in gleichem Sinne fortbehandelt wird, der Bund von der Verstaatlichung finanziell keine unangenehmen Enttäuschungen erleben, sondern die Bundesbahnen gegentheils im Stande sein werden, über die Amortisation des Rückkaufskapitals hinaus, welche bis 1962 durchgeführt werden soll, dem Verkehr von Anfang an und später in wachsendem Umfange Erleichterungen zu bringen."

Dieser Schluß steht auf dem prinzipiell richtigen Boden, daß der Rückkauf der Eisenbahnen durch den Bund, den Staat, ein Geschäft ist, kein Privatgeschäft allerdings, sondern ein solches im Landesinteresse, oder immerhin ein Geschäft. Der Bund will und soll so billig wie möglich kaufen. Andererseits hat der Aktionär ein Recht auf das, was ihm vertragsmäßig gebührt, einen privatrechtlichen Anspruch, dessen genaue Festsetzung nicht Sache des Bundesrathes oder des Volkes ist, sondern allein Sache des obersten Gerichtshofes, des Bundesgerichtes, für das die bundesräthliche Werthung keine Verbindlichkeit hat. Die Nachprüfung ist allerdings keine leichte Sache für den Juristen.

II.

„Die Verstaatlichung der Eisenbahnen ist eine Ankaufspreis-, eine Tarif- und eine Organisationsfrage", hat ein schweizer Staatsmann gesagt. Die erste haben wir gestreift, die zweite und dritte hängen besonders eng zusammen; wie beantworten sich diese letzteren für die projektirte schweizer Staatsbahn? Es hat unlängst „Die Nation" aus der Feder des preußischen Abgeordneten Georg Gothein einen Aufsatz: „Staatsbahnen und Förderung des Wirthschaftslebens" gebracht, der anscheinend auf die Gestaltung des Projektes des schweizer Bundesrathes nicht ganz ohne Einfluß gewesen ist. Es wird dort ausgeführt, wie die preußische Staatsbahn ihre Aufgabe, ausschließlich dem wirthschaftlichen Gesammtinteresse zu dienen, nicht erfüllt, namentlich keine günstigen Transportbedingungen, keine niedrigeren Gütertarife gebracht hat; und zwar einmal des dominirenden fiskalischen Einflusses wegen, sodann aber auch aus Gründen, die aus der Organisation der Verwaltung dieser Staatsbahn und der paralysirenden Wirkung von Konkurrenzrücksichten in den verschiedenen Landestheilen, wie sie z. B. der Durchführung von Staffeltarifen hindernd

im Weg standen, hervorgehen. Die Tariffrage ist danach in gewissem Grade auch eine Organisationsfrage, wie andererseits und vielleicht in erster Linie eine Frage des Preises, zu dem der Staat die Bahn oder die Bahnen übernehmen, kaufen muß. Verzinsung, Amortisation der Schuldsumme und Herabsetzung der Tarife sind einander widerstreitende Faktoren, deren Vereinigung keine leichte Aufgabe für die Gesetzgebung und die Verwaltung ist.

„Große Hoffnungen — sagt der schweizer Bundesrath — werden für den Fall der Verstaatlichung auf die zu erwartenden Verbesserungen im Tarifwesen gesetzt und es steht außer Zweifel, daß der Staat besser in der Lage ist, den Wünschen um Einführung von Tarifreformen zu genügen, da nicht ausschließlich das Moment der Erzielung eines möglichst hohen Reingewinnes für den Staatsbahnbetrieb maßgebend ist, sondern die Ueberschüsse über Verzinsung und Amortisation des für den Ankauf der Bahnen ausgelegten Kapitals auch für Erleichterungen im Tarifwesen verwendet werden können. Es ist aber nicht zu vergessen, daß mit ruhiger Ueberlegung vorgegangen werden muß, wenn das erforderliche Gleichgewicht zwischen Betriebseinnahmen und Betriebsausgaben nicht gestört werden und die Entwicklung des Eisenbahnwesens in der Hand des Bundes eine stetige und gesunde bleiben soll."

Es verspricht also der Bundesrath keine goldenen Berge. Die Staatsbahn, wird weiter ausgeführt, soll die Einheitlichkeit der Tarife bringen; die vorgesehene mäßige Fahrpreisermäßigung würde für den Personenverkehr einen Ausfall von rund 3 Mill. Franken (8 Prozent) ausmachen, den mit den Jahren die Verkehrssteigerung decken müßte und wohl auch würde. Letzteres gilt noch mehr für den Güterverkehr, wo der rechnungsmäßige Ausfall nur 3 Proz. der gegenwärtigen Gesammteinnahmen der zu verstaatlichenden Eisenbahnen beträgt. Der Bundesrath berührt hier auch das Verhältniß der vorgesehenen schweizerischen Staatsbahntarife zu denjenigen der Nachbarstaaten; er zeigt in einer Gegenüberstellung, daß z. B. die Tarifsätze der preußischen Staatsbahnen trotz der für die Schweiz geplanten Reduktion immer noch weit billiger sein werden und sagt:

„In dieser Unterbietung der schweizerischen Taxen durch die ausländischen liegt ein ernster Nachtheil, der umsomehr Beachtung verdient, als die Lage der Schweiz im Innern des europäischen Kontinentes, der Mangel an eigenen Bodenreichthümern und die Kleinheit ihres Gebietes ohnehin die Konkurrenzfähigkeit ihrer Gewerbe und Industrien mit denen anderer Länder erschweren. Die Staatsbahnverwaltung muß daher, sobald ihre Mittel es gestatten, eine weitergehende Ermäßigung der Gütertaxen in Betracht ziehen. Daß dabei mit großer Vorsicht vorzugehen ist, ergibt sich aus dem Hinweis, daß eine durchschnittliche Taxreduktion um 2 Cent. per Tonnenkilometer zu annähernder Herstellung der Parität mit den deutschen Bahnen nach der Verkehrsstatistik für 1894 bei den fünf Hauptbahnen eine Taxeinbuße von 11 909 000 Fr. ergeben würde, und bei Kürzung dieser Summe um einen Viertheil, mit Rücksicht auf die schon bestehenden ermäßigten Taxen, noch eine solche von 8 856 817 Fr. Eine solche Einbuße kann nun die Staatsbahn nicht ertragen. Sie wird sich überhaupt keiner weiteren großen Taxeinbuße auf dem Güterverkehr aussetzen dürfen, bis der Ausfall, welcher mit 1 628 401 Fr. aus der Vereinheitlichung der Gütertarife laut Vorschlag resultirt, durch die Verkehrszunahme gedeckt sein wird, und auch dann wird nur schrittweise vorgegangen werden können. . . ."

Als Zukunftsreform werde die Einführung des Staffeltarifs zu erwägen sein, welche den Güteraustausch im Innern des Landes auf größere Entfernungen fördern und die Stellung der schweizer Bahnen gegenüber dem Ausland kräftigen würde.

In Preußen ist, wie der Gewährsmann der „Nation“ ausführte, die Ermäßigung der Gütertarifsätze zunächst an dem dominirenden Einfluß des Fiskus, genauer des Finanzministers, gescheitert. Welche Garantien enthält in dieser Richtung das Projekt einer schweizer Staatsbahn? Artikel 6 des Gesetzentwurfes des Bundesrathes bestimmt:

„Das Rechnungswesen der Bundesbahnen ist vom übrigen Rechnungswesen des Bundes getrennt zu halten und so zu gestalten, daß ihre Finanzlage jederzeit mit Sicherheit festgestellt werden kann.

Der Reinertrag des Betriebes der Bundesbahnen ist zunächst für die Verzinsung und Amortisation der Eisenbahnschuld bestimmt.

Weitere Ueberschüsse sind ausschließlich im Interesse der Bundesbahnen und zwar für Ausgleichung der Jahreserträgnisse, sowie für Hebung und Erleichterung des Verkehrs zu verwenden."

Diese gesetzliche Schranke, welche dem heutzutage unersättlichen Fiskus gestellt ist, wird hoffentlich ihre Wirkung thun und den Satz der Motive, daß „nicht ausschließlich das Moment der Erzielung eines möglichst hohen Reingewinns für den Staatsbahnbetrieb maßgebend sei“, zur Wahrheit machen. Jener schöne Satz dürfte sich ohne gesetzliche starke Garantie auch in der Schweiz als ein leeres Wort herausstellen, denn auch auf uns lastet das Militärbudget schwer. Die Sonderstellung der Staatsbahnerträgnisse ist denn auch eine Forderung sowohl der äußersten Linken, wohl aus wirthschaftlichen Gründen, wie der konservativen Minderheit, die sich mehr auf politische, speziell parteipolitische Erwägungen stützt. Beide wollen keine Steigerung der Machtstellung des Staates, welche sich in mancher Richtung gerade in einer Demokratie mit derjenigen der herrschenden Partei deckt. Die Botschaft des Bundesrathes, die Motive des Gesetzentwurfs lassen keinen Zweifel, daß die Verfasser des Gesetzentwurfs sich der im Grase lauernden fiskalischen Schlange wohl bewußt gewesen sind. Es heißt an einer Stelle:

„Wenn in anderen Ländern ein anderes System Anwendung gefunden hat und z. B. in Deutschland direkte Zuwendungen an die Staatskasse vorgesehen sind, wie wir bereits mitgetheilt haben, so sind diese Zuwendungen doch an ganz bestimmte Schranken gebunden, und immer mehr macht sich auch in Deutschland die Ansicht geltend, daß eine vollständige finanzielle Abtrennung der Staatsbahnverwaltung von der allgemeinen Staatsverwaltung das richtige sei. Nur zu leicht verlocken ausnahmsweise günstige Erträgnisse der Eisenbahnverwaltung zu Steigerung der allgemeinen Staatsausgaben, zu deren Deckung dann keine Mittel mehr vorhanden sind, wenn die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden wirthschaftlichen Krisen einen Rückgang des Verkehrs bedingen. Sodann ist nicht zu übersehen, daß öfter finanzielle Schwierigkeiten allgemeiner Natur zur Wahl eines unrichtigen Weges Veranlassung gegeben haben. . . ."

III.

Die Organisation der Staatsbahnverwaltung ex ovo, von welcher es in so hohem Maße abhängt, ob die Staatsbahn ihre Mission erfüllt oder nicht, ist dem schweizer Bundesrath weniger gut gelungen. Es fällt dieselbe insofern mit der Organisation der politischen Landesbehörden zusammen, als diesen die obersten Sach- und Personalkompetenzen zugetheilt sind. Die Staatsbahnverwaltung bildet eine Abtheilung der Bundesverwaltung und unterliegt der Aufsicht und Kontrolle derselben. Wogegen, wenn einmal eine Staatsbahn geschaffen werden soll, nicht viel einzuwenden sein wird. Es liegt aber auch die Bestellung der Eisenbahnbetriebsorgane in den Händen der politischen Behörde (Bundesversammlung und Bundesrath). Vorgesehen ist ferner ein Eisenbahnrath, welcher aus der Volkswahl in den Kantonen hervorgehen und die wichtigsten Eisenbahnfragen, wie Tarif- und Fahrplansachen, begutachten soll. Derselbe hat jedoch nur ein sehr eingeschränktes Recht der Mitwirkung. Es werden nun Stimmen laut, welche unsere oberste Landesbehörde, den Bundesrath, von der mit dem Eisenbahnbetrieb nothwendig verbundenen Interessenpolitik wirthschaftlicher Natur im Interesse der Wahrung staatlicher Autorität auch künftig ganz ferngehalten wissen möchten. Nach dem Entwurf hat der Bundesrath General- und Kreisdirektionen zu wählen, sowie auch 17 Mitglieder des über ihnen stehenden 39 Köpfe zählenden Verwaltungsrathes; je 11 wählt das Parlament und der erwähnte Eisenbahnrath.

Wer unsere gelegentlich an Seldwyla erinnernden Verhältnisse kennt, weiß, daß wir in manchen Kantonen ein parteipolitisches Matadorenthum haben, das ein ausgesprochen aristokratisches Gepräge hat und sogar Spuren von Erblichkeit zeigt! Es sind immer die nämlichen Unersetzlichen, welche die gut konservative Volksstimmung in das Parlament schickt, vorwiegend „studirte“ Leute, die in wirthschaftlicher Arbeit bisweilen recht wenig geleistet haben.

Es ist nicht immer das Verkehrsinteresse, welches bei diesen Vertretern, denen Partei- und Fraktionspolitik vielfach in erster Linie stehen, seine Rechnung finden wird. So wäre wohl der Versuch zu wagen, die schweizer Staatsbahnverwaltung direkt und ausschließlich aus dem Volk heraus zu konstruiren, wobei natürlich die Wahl in das Parlament eine solche in den Eisenbahnrath und umgekehrt ausschließen müßte. Der Eisenbahnvolksrath hätte dann seinerseits allein die Betriebs- und Verwaltungsorgane zu bestellen, vielleicht unter Einräumung eines Abberufungsrechtes an die oberste Landesbehörde, den Bundesrath. Diese Organisationsfrage hat indessen so spezifisch schweizerisches Interesse, daß ich die Leser der „Nation" nicht weiter damit behelligen will.

Bern. Rud. Kocher.

Ein „Prussien" als Held eines französischen Romans.

Nichts liegt mir ferner, als den Lesern der „Nation" oder anderen vernünftigen Leuten den soeben in Paris erschienenen Roman „Les hors nature" von Rachilde*) als lesenswerthes Buch zu empfehlen. Denn unangenehmere Eindrücke, als man sie von der Lektüre dieses phantastischen und litterarisch nicht sonderlich werthvollen Werkes empfängt, kann man sich kaum denken, da der Verfasser, indem er uns Menschen schildert, die jedes gesunde natürliche Fühlen in sich ertödtet haben, diese neurotischen Gestalten als eine Art Idealtypen modernen Menschenthums hinstellt und sie mit einer gewissen lakaienhaften Verehrung ihrer über alle Natur erhabenen Vornehmheit behandelt.

Es wäre also über diese Novität eines hochmodernen Pariser Verlags wenigstens in einem deutschen Blatte kein Wort zu verlieren, hätte es dem Verfasser nicht beliebt, einen „Prussien" zum Helden — und zwar, seiner Meinung nach, zum höchst sympathischen Helden — des Romans zu machen und an mehreren Stellen des Buches zu verstehen zu geben, daß germanischer und gallischer Rassenhaß und die Revancheidee im Grunde doch rechte Abgeschmacktheiten seien. Das ist sehr viel für einen französischen Autor; man muß schon ungefähr sechzig Jahre zurückgehen bis zu Stendhal (Henry Beyle), um dergleichen anzutreffen. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Buches „de l'Amour" 1842 läßt sich Stendhal z. B. folgendermaßen über die Zwanziger Jahre vernehmen:

„C'était l'époque où, toute froissée de nos malheurs, si grands et si recents, la littérature semblait n'avoir d'autre occupation que de consoler notre vanité malheureuse; elle faisait rimer ‚gloire' avec victoire', guerriers avec ‚lauriers' etc. — L'ennuyeuse littérature de cette époque semble ne chercher jamais les circonstances vraies des sujets, qu'elle a l'air de traiter; elle ne veut qu'une occasion de compliments pour ce peuple esclave de la mode, qu'un grand homme avait appelé la grande nation, oubliant qu'elle n'était grande qu'avec la condition de l'avoir pour chef."

Eine ähnliche Geringschätzung der französischen Nationaleitelkeit, wie sie in diesen Worten Beyle's ausgesprochen ist, durchdringt den Roman „Les hors nature" überall da, wo auf die nationalen Gegensätze zwischen Deutsch und Französisch angespielt wird; auch in der Wahl der Hauptpersonen gibt sie sich kund. Denn im Grunde sind die beiden Helden des Buches „Prussiens", zwei Brüder, die einen deutschen Militärattaché, Freiherrn von Fertzen zum Vater, eine Französin zur Mutter haben. Wenn in der Ueberschrift unseres Aufsatzes nur auf den einen Helden hingewiesen wurde, so geschah dies mit Rücksicht darauf, daß allerdings nur der ältere der beiden Brüder in Deutschland gelebt und das Wesen des deutschen Vaters geerbt hatte. Der jüngere, nach der Mutter geartete, war in Frankreich geboren worden (auf einem Schloß in der Nähe von Villersexel und während der im Januar 1871 daselbst geschlagenen Schlacht, in welcher der Baron von Fertzen seinen Tod fand); indem nur der jüngere Sohn in Frankreich aufwuchs und bis zum Beginn des Mannesalters in völliger Unkenntniß seiner deutschen Abstammung blieb, kann allerdings nur sein älterer Bruder als vollgültiger Vertreter des Germanenthums in Anspruch genommen werden. Er ist aber auch dafür die Hauptgestalt des Romans, körperlich ein Riese, dessen physische Kraftleistungen mit Bewunderung berichtet werden, geistig ein tiefer obwohl grübelnder Denker, dabei in seinen jüngeren Bruder so verliebt, daß er auch die ausschweifendsten Thorheiten, die lasterhaftesten Anwandlungen dieses durch und durch verweichlichten und raffinirten, energielosen Schwächlings nicht bloß verzeiht, sondern zum Theil sogar als Offenbarungen einer höheren Künstler- oder Poetennatur vergöttert und anbetet. Daß der Verfasser in diesem Verhältniß der beiden Brüder und in der Charakteristik ihrer sich ergänzenden Eigenschaften einigermaßen Symbolik getrieben und in den beiden, ihre Rasseeigenthümlichkeiten aufs Aeußerste entwickelnden Brüdern das deutsche und das französische nationale Element in fortwährender Wechselwirkung darzustellen versucht habe, ist unzweifelhaft und würde dem Roman ein höheres Interesse geben, wenn nur die Handlung in ihrer Erfindung und psychologischen Begründung nicht gar so phantastisch überschwänglich und überspannt wäre, oder wenn sich der Autor wenigstens hätte entschließen können, die perverse Art des jüngern Bruders ohne jeden Vorbehalt als häßliche Entartung hinzustellen. Da er jedoch versucht, auch den Typus des jüngern Bruders für ein berechtigtes, ja sogar schönes und liebenswürdiges Nietzsche'sches Uebermenschenthum auszugeben, dabei aber diesen Paul Erik von Fertzen die niederträchtigsten Abscheulichkeiten begehen läßt, wird man durch die ganze Fortführung des Romans zu sehr angeekelt, um das Buch ernst nehmen zu können. Man hat in litterarischem Sinne doch nichts anderes vor sich, als eine ungefähr mit den überromantischen Mitteln des älteren Dumas ausgearbeitete, sehr exaltirte Handlung, die sich von der Monte-Christo-Phantastik nur durch die moderne dekadente Neurose der Hauptfiguren und ihr Spiel mit der einem Dumas noch nicht bekannten Idee des „Uebermenschenthums" unterscheidet. Denn auch der ältere Fertzen ist trotz seiner riesenhaften Leibesstärke ein Entarteter, der die Natur und alles, was ihn umgibt, bloß als äußere Dekoration für das Drama seines Willens, richtiger: seiner Laune ansieht und demgemäß behandelt, was wir durch Beispiele weiter ausführen würden, wenn es sich verlohnte, auf die Einzelheiten dieser ganz unsinnigen Handlung einzutreten.

Statt dessen begnügen wir uns, die Stelle besonders hervorzuheben, in welcher der Verfasser den Gedanken des Nationalhasses zwischen Deutschen und Franzosen als eine abgeschmackte Ungeheuerlichkeit verurtheilt; sie findet sich in dem ersten Gespräch der beiden Brüder, nachdem Paul Erik v. Fertzen aus dem Munde einer von ihm verlassenen Geliebten, die sich für seinen Abfall rächen will, soeben seine deutsche Abstammung erfahren hat. Sein französisches Naturell regt sich in ihm und da er im ältern Bruder den echten Deutschen zu sehen glaubt, äußert er die Besorgniß, sie würden künftig einander hassen müssen. Hierauf erwidert ihm der Aeltere ungefähr Folgendes:

„Wie? wir, die Söhne derselben Mutter, sollten uns hassen, uns gegenseitig wie lodernde Flammen verzehren, und um was? um ein mit Stroh gefülltes Götzenbild. Immer wieder entflammt sich der Scheiterhaufen zu Füßen dieses Idols, dieser enormen aber hohlen Statue, die von hysterischen Priestern bedient wird, für welche die Epochen des Schreckens und der öffentlichen Noth immer die gewinnbringendsten sind. Dieses Götzenbild ist ein Ungeheuer, außerhalb aller Natur stehend und doch die Natur mit einer Flamme beleuchtend, deren brutaler Glanz uns verrückt macht."

*) Rachilde: Les hors nature. Moeurs contemporaines. (Société du Mercure de France, 1897.)

„Il est hors nature et il illumine la nature. A sa clarté on devient fou."

Und ein paar Seiten später lesen wir:

„Germanen oder Gallier — wir sind Brüder! Und der Gedanke, uns zu rächen, für eine entsetzliche Niederlage? Vielleicht hätte man ihm früher nachgeben können, jetzt ist es nicht mehr an der Zeit. Die Freude, zu leben, hat dieses Gift aus dem Volkskörper geschafft. Schon hat der Sieger uns erneuert mit seinen künstlerischen Träumen; wir tragen das Joch seiner Sitten nach demjenigen des Krieges. Denker, Dichter, Musiker tasten und suchen ihre Orientirung im Lager des Feindes und was vor einem Lustrum noch ein Verbrechen gewesen wäre, wird jetzt bereits die Mode des Tages. Wohl bleiben ein paar eitle, großmäulige Schreihälse übrig, die in einem mit ehrlicher Selbstbefreiung beschäftigten Volke aus bloßer Liebe zum Lärm gegen die Versöhnung protestiren und jenen chemischen, nicht assimilirbaren Elementen gleichen, welche oft eine Vereinigung wahlverwandter Stoffe verzögern. Wen betrügt man eigentlich? . . .

Das wären im Ganzen gewiß recht verständige Gedanken; nur wird uns die Freude, die man an ihnen haben könnte, durch die Erwägung verdorben, in welch ungesundem Nährboden sie wurzeln. Von einer Person, die in der Vergötterung des eigenen Ich und in der überspannten Anbetung eines lasterhaften Bruders den einzigen Werth des Daseins findet, werden sie ausgesprochen, wie überhaupt die ganze geistige Atmosphäre des Romans diejenige überreizter Nervenzustände ist, was durch den Titel „les hors nature" freilich scheinbar entschuldigt wird, aber eben nur scheinbar, indem der Verfasser diese „zeitgenössischen Sitten" mit sichtlicher Lust an all ihrer Fäulniß darstellt. Dies alles entwerthet jene zur Völkerversöhnung mahnenden Gedanken; es ist ja nur allzu begreiflich, daß schrankenloser Egoismus auch gegenüber dem patriotischen Gedanken die Stimmung des blasirtesten Indifferentismus hervorbringt, Indifferentismus aber, auch der friedfertige, ist im Leben der Völker nichts anderes als unfruchtbare Impotenz und unendlich weit entfernt von friedfertigem Patriotismus, der allerdings ein Segen wäre. Obwohl Rachilde ein Schriftsteller ist, der gelesen wird, — sein „Monsieur Vénus" hat es auf 15, seine „Marquise de Sade" auf 10 Auflagen gebracht, — werden daher seine gegen den Nationalhaß sich wendenden Deklamationen in Frankreich doch wenig Eindruck machen oder dann höchstens bei jenen jungen Lebemännern, die aus Rachilde's neuestem Roman den Schluß ziehen, Patriotismus sei dermalen nicht „chic". Immerhin dürfte ein französischer Roman, dessen beide Hauptfiguren Söhne eines preußischen Militärattachés sind, und dabei als Muster moderner, raffinirter Lebenskunst hingestellt werden, eine beachtenswerthe symptomatische Erscheinung sein.

Bern. J. V. Widmann.

Die Stellung Wundt's zur experimentellen Psychologie.

Trotz aller Feindseligkeit, welche die Philosophie von vielen und zwar einflußreichen Seiten zu erfahren hat, mehren sich doch die Anzeichen, daß sie die Periode ihrer schlimmsten Demüthigung und Verachtung nahezu überwunden hat; allen ingrimmigen Haß, den insbesondere die Naturwissenschaft in zahlreichen Vertretern gegen die frühere Königin der Wissenschaften geflissentlich zur Schau trug, überwog doch weit die grundsätzliche Ignorirung der Philosophie seitens des wissenschaftlich gebildeten Publikums überhaupt. Derjenige, welcher sich mit der Weltweisheit befaßte, kam in den Geruch eines Charlatans, da dies Studium angeblich nur geeignet war, jedes nüchterne Denken zu verwirren. Dieser unleidliche Zustand hat, Gott sei Dank, sein Ende erreicht, indem es jetzt umgekehrt nicht an Leuten aus den verschiedenartigsten Berufskreisen fehlt, welche eben für ihr Fach eine unmittelbare Fühlung mit der Philosophie suchen. Als einer derjenigen Männer, welchen gerade diese nachhaltige Regeneration des philosophischen Bewußtseins zu danken ist, ist vor allen Wilhelm Wundt in Leipzig zu nennen, der Schöpfer grundlegender Werke, die aber auch zum Theil dem Laien zugängig sind.*)

Den bösen Ruf, welchen sich die Philosophie nicht ohne eigene Verschuldung zugezogen hatte, verdankte sie nicht zum wenigsten dem Umstande, daß sie behauptete, im Besitze eines ganz eigenthümlichen Organs der Erkenntniß zu sein, das den anderen, empirischen Wissenschaften abgehe. Das Fiasko der Dialektik der reinen Begriffe ist bekannt genug, um hier noch einmal erörtert zu werden; aber deshalb leuchtet es um so mehr ein, daß es vor allen umfassenden systematischen Arbeiten einer gründlichen Prüfung und Erneuerung der Methode bedarf. Auch diejenigen Philosophen, welche, wie Schopenhauer oder Herbart, nicht aus der traumhaften Höhe eines intelligiblen Ich ihre weltschöpferischen Phantasien erdachten, sondern mit allem Fleiß eine Annäherung an die vordem so verhaßte Erfahrung suchten, vermochten aus einem Mangel an konsequenter Methodik der Philosophie keine dauernde Anerkennung zu verschaffen; vielmehr zeigten sich genau genommen dieselben Fehlgriffe, wie früher.

Wundt sagt: „Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurück zuerobern, die sie im Alterthum besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb derselben befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichen Einheitsbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gebe zwei von einander verschiedene Weisen die Gegenstände zu erkennen, die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder ist die erste dieser Erkenntnißweisen falsch oder die zweite, ein drittes gibt es nicht. Nun läßt sich aber unschwer nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzig Mal darin ihren Grund haben mögen, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatsachen gesetzt hat, über welche die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Spezialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rathe zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, die sich zwischen verschiedenen Erkenntnißgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und wenn es möglich ist, sie zu beseitigen."**)

Das kann aber selbstverständlich nicht durch eine auch noch so geistreiche Dialektik, sondern nur auf Grund einer exakten Methodik geschehen. Nun ist durch die Naturwissenschaften vornehmlich die Erfahrung so sehr ein unumgängliches Postulat der wissenschaftlichen Forschung geworden, daß darüber selbst die Vertreter einer spekulativen Richtung keinen ernstlichen Zweifel mehr hegen, wenigstens nicht prinzipiell; es kommt hier, wie auch sonst, lediglich auf die Verwendung dieses Kriteriums an. Die Wissenschaft der inneren Erfahrung, wie Wundt diese Richtung nennt (Grundriß S. 111), glaubt in der Selbstbeobachtung, vor deren Trugschlüssen freilich schon Kant gewarnt hatte, ein sicheres Mittel für ihre Untersuchungen zu besitzen. Aber während jede andere Beobachtung gerade dadurch ihren Werth erlangt, daß sie das betreffende Objekt thunlichst von dem Beobachter isolirt, besteht eben das Wesen der Selbstbeobachtung darin, daß hier Subjekt und Objekt schlechterdings zusammenfallen.

---

*) Ganz besonders sind in dieser Beziehung die Essays (Leipzig 1885) namhaft zu machen, die ohne systematischen Zusammenhang bedeutende philosophische Probleme erörtern. Auch der jüngst erschienene Grundriß der Psychologie (Leipzig 1896) enthält eine allgemein verständliche Orientirung über die Aufgaben, Methoden und Richtungen der Psychologie; die früheren Schriften, namentlich das System der Philosophie (Leipzig 1889), wenden sich zunächst an den Fachmann und setzen bestimmte Vorkenntnisse voraus, obwohl der klare, von aller Scholastik freie Stil das Verständniß auch für weitere Kreise ungemein erleichtert.

**) Essays S. 17.

„Bei der Beobachtung (führt unser Gewährsmann aus) richten wir unsere Aufmerksamkeit auf erwartete Erscheinungen, noch ehe sie eintreten; wir verfolgen planmäßig die einzelnen Erscheinungen derselben, fixiren, wenn möglich, die Objekte, damit sie unserer Aufmerksamkeit standhalten, und greifen zu künstlichen Hilfsmitteln, welche die Organe unserer sinnlichen Wahrnehmung unterstützen sollen. Wo wäre etwas derartiges bei der inneren Wahrnehmung möglich? Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Objekt aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Objekt der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst; das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung von der zufälligen Wahrnehmung unterscheidet, besteht aber gerade darin, daß wir die Objekte soviel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht. Das einzige, was man einem subjektiven Psychologen anrathen kann, ist darum — die Selbstbeobachtung ganz beiseite zu lassen und sich in Gottes Namen mit den Thatsachen zufrieden zu geben, die sich ihm gelegentlich durch innere zufällige Wahrnehmungen verrathen; diese werden ganz gewiß verhältnißmäßig um so zuverlässiger sein, je weniger er dabei an eine Selbstbeobachtung gedacht hat. Daß die zufällige innere Wahrnehmung an sich werthvoller sei als die äußere, will ich damit gewiß nicht behaupten. Sie leidet an den nämlichen Mängeln wie diese, womöglich noch im höheren Grade; denn nichts vergessen wir leichter als die Zustände unseres Gemüthes, und über nichts täuschen wir uns leichter als über uns selber. Wenn die angebliche Selbstbeobachtung hier der zufälligen Wahrnehmung den Platz räumen muß, so heißt dies also nur, daß auf diesem subjektiven Wege eine wissenschaftliche Psychologie überhaupt nicht zu gewinnen ist.“*)

Man darf sich überhaupt nicht verhehlen, daß eine reine, unmittelbare Beobachtung im streng naturwissenschaftlichen Sinne deshalb in der Psychologie unmöglich ist, weil es ja keine von unserer Aufmerksamkeit unabhängige und beharrende psychische Objekte gibt, wie etwa für die Naturwissenschaft irgend welche Gegenstände in unserer Umgebung. Diesen Charakter einer relativen Beharrlichkeit können nur die Thatsachen des großen Völkerlebens beanspruchen, die als Mythus, Sitte, Recht und Kunst die Probleme der psychischen Anthropologie und einer vergleichenden Kulturgeschichte bilden.**)

Den so zweifelhaften Ermittelungen der Selbstbeobachtung gegenüber besitzen wir nun in den Werkzeugen der experimentellen Psychologie die Möglichkeit, die zusammengesetzte Erscheinung möglichst auf ihre einfachsten, elementarsten Bestandtheile zurückzuführen und durch künstliche Mittel die Abhängigkeit und Veränderlichkeit psychischer Vorgänge von ihren physischen Bedingungen unerschütterlich klar stellen zu können; die Druck-, Tast- und Geschmacksempfindungen, die Sinneswahrnehmungen im Allgemeinen, ganz besonders der zeitliche Verlauf und Wechsel unserer Vorstellungen ist das Gebiet, auf dem die Psychophysik mit ihren mühevollen Versuchen uns gleichsam die Pforte zum Bewußtsein erschlossen hat. Aber freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die experimentelle Psychologie, wie unser Philosoph freimüthig gesteht, an einem Mangel leidet, gegen welchen in der Rüstkammer psycho-physischer Methoden keine Hilfe zu finden ist. Unsere psychologischen Experimente wenden sich an das Bewußtsein des entwickelten Menschen; sie versagen selbstverständlich überall da, wo ein verständnißvolles Eingehen auf die Absichten des Psychologen nicht vorausgesetzt werden kann. Ueber die psychische Entwicklung erfahren wir durch sie wenig. Auf die psychischen Störungen wird ihre Anwendung voraussichtlich eine beschränkte sein: die Natur tieferer Störungen wird sie weniger durch direkte Untersuchung als durch die Nachweisung der Veränderungen aufhellen, welche die Anlage und Entstehung derselben begleiten. Vor Allem aber ist das psycho-physische Experiment auf die Zergliederung verhältnißmäßig elementarer Vorgänge angewiesen, einzelner Vorstellungs-, Willens- und Erinnerungsakte; nur in geringem Umfange vermag es noch die Verbindungen dieser einfacheren Vorgänge zu verfolgen. Dagegen bleibt ihm die Entwicklung der eigentlichen Denkprozesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen, im höchsten Falle lassen sich über die äußere zeitliche Aufeinanderfolge auch dieser Prozesse einige unzureichende Beobachtungen ausführen.*)

Im weiteren Sinne gehört die experimentelle Psychologie zu der physiologischen, die ja auch von der Beobachtung organischer Prozesse und Funktionen ausgeht. In neuerer Zeit hat sich die Analyse der Erscheinungen auch der Thierwelt zugewendet, wobei aber in Folge falscher Analogien und unabsichtlicher Uebertragungen aus der rein menschlichen Sphäre die verhängnißvollsten Irrthümer nicht ausgeblieben sind. Während zur Zeit der Seelenvermögen den Thieren höchstens ein Instinkt zugewiesen wurde, rückten sie unter dem Druck Darwin'scher Ideen zu ebenbürtigen Vertretern menschlicher Intelligenz auf, ja man glaubte auch Spuren religiöser Empfindungen bei ihnen wahrnehmen zu können. Aehnlichen Bedenken unterliegen die theilweis zu unverdientem Ruhm gelangten Ermittelungen der Kinderpsychologie, da auch hier rein persönliche, subjektive Gefühle und Reflexionen den beobachteten Handlungen, die meist auf bloßer Nachahmung beruhen, untergeschoben sind. Das gilt ganz besonders von der so viel gefeierten Entdeckung des Selbstbewußtseins in dem ersten Gebrauch des geheimnißvollen Wortes „Ich“ durch das Kind oder gar der richtigen Erkennung des eigenen Bildes im Spiegel. Dies hält, wie Wundt bemerkt, auch der erwachsene Wilde, wenn er es noch nie gesehen, für die Person eines Andern. Der Gebrauch des persönlichen Pronomens beruht auf einer äußeren Aneignung, bei der das Kind dem Beispiel seiner Umgebung folgt. Diese Aneignung tritt bei sonst gleicher geistiger Entwicklung bei verschiedenen Kindern zu sehr verschiedener Zeit ein, und jedenfalls ist sie ein Symptom eines bereits vorhandenen Selbstbewußtseins, dessen erste Entstehung demnach dieser sprachlichen Unterscheidung bald kürzere bald längere Zeit vorausgehen kann.**) Ueberall müssen wir demnach, auch auf dem so ergiebigen Felde der psychischen Anthropologie, der unseres Erachtens von der zünftigen Philosophie noch viel zu geringe Beachtung geschenkt wird, streng induktives Material fordern, soll die Psychologie ihren Charakter als Erfahrungswissenschaft bewahren; daß sie, so wenig wie irgend eine andere Disziplin, nicht der Hypothesen völlig entrathen kann, ist am einfachsten aus dem Seelenbegriff selbst zu ersehen, dem wir noch einige Worte schuldig sind.

Auf die Geschichte dieses Begriffes, namentlich in ethnologischer Beleuchtung, so interessant sie auch an und für sich ist, können wir an dieser Stelle nicht wohl eingehen, aber daran dürfen wir wohl erinnern, daß die spekulative Schule von Plato bis auf unsere Idealisten in ihr den eigentlichen Kern einer Substanz sahen, die dann häufig (so noch bei Lotze) sich zu einem Atom verflüchtigte. Daß diese metaphysisch-theologische Auffassung nicht vor der neueren naturwissenschaftlichen Kritik Stand halten konnte, ist von vornherein klar, und insofern bezeichnet das geflügelte Wort Fr. A. Lange's von der Psychologie ohne Seele einen verheißungsvollen Wendepunkt in der Methode. Wie die Materie ein unumgänglicher Hilfsbegriff für die physi-

*) Essays S. 136.

**) Grundriß S. 27 ff. Mit Recht betont W. hier den sozialpsychologischen Standpunkt, der gegenüber gelegentlichen Versuchen, den überwundenen individualistischen Irrthum des vorigen Jahrhunderts wieder aufzufrischen, nicht eindringlich genug eingeschärft werden kann. Alle solche Geisteserzeugnisse (heißt es hier) von allgemeiner Beschaffenheit setzen als Bedingung die Existenz einer geistigen Gemeinschaft vieler Individuen voraus, wenn sie auch selbstverständlich ihre letzten Quellen in den schon dem einzelnen Menschen zukommenden psychischen Eigenschaften haben. Auch die von Lazarus und Steinthal begründete Völkerpsychologie fußt, beiläufig bemerkt, auf diesem Gedanken.

*) Essays S. 144.

**) Grundriß S. 337.

kalische, so ist die Seele für die psychologische Untersuchung ebenso unentbehrlich, weil die Wissenschaft eben überhaupt für die Vielheit der Erscheinungen, in welche sie die Außenwelt zerlegt, gewisser zusammenfassender Kategorien bedarf. Im Uebrigen ist der frühere Nimbus einer transcendenten Substanz, die sich hier verkörpert haben sollte, längst verblaßt und dafür das eingesetzt, was uns die unbefangene Beobachtung darbietet, nämlich eine Mannigfaltigkeit psychischer Zustände, die mit entsprechenden körperlichen Vorgängen im Verhältniß der Wechselwirkung stehen. Man bezeichnet bekanntlich diesen Satz, wie unser Kritiker ausführt, als das Prinzip des psycho-physischen Parallelismus. Dasselbe ist in seiner empirisch-psychologischen Bedeutung durchaus verschieden von gewissen metaphysischen Sätzen, die zuweilen mit dem nämlichen Namen bezeichnet wurden, in Wahrheit aber eine völlig abweichende Bedeutung haben. Diese metaphysischen Prinzipien stehen sämmtlich auf dem Boden der psychologischen Substanzhypothese, und sie suchen das Problem der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele zu lösen, indem sie entweder zwei reale Substanzen annehmen, deren Eigenschaften verschieden seien, aber in ihren Veränderungen parallel gehen, oder indem sie eine Substanz mit zwei verschiedenartigen Attributen voraussetzen, deren Modifikationen einander entsprechen sollen. In jeder dieser Formen beruht das metaphysische Parallelprinzip auf dem Satze: jedem Physischen entspricht ein Psychisches und umgekehrt, oder auch: die geistige Welt ist ein Spiegelbild der körperlichen, die körperliche eine objektive Realisirung der geistigen Welt. Dieser Satz ist aber eine völlig unerweisliche, willkürliche Annahme, und er führt in seinen psychologischen Anwendungen zu einem aller Erfahrung widersprechenden Intellektualismus. Das psychologische Prinzip hingegen geht davon aus, daß es an und für sich nur eine Erfahrung gibt, die jedoch, sobald sie zum Inhalt wissenschaftlicher Analyse wird, in bestimmten ihrer Bestandtheile eine **doppelte** Form wissenschaftlicher Betrachtung zuläßt, eine mittelbare, die die Gegenstände unseres Vorstellens in ihren objektiven Bedingungen zu einander, und eine unmittelbare, die sie in ihrer anschaulichen Beschaffenheit inmitten aller übrigen Erfahrungsinhalte des erkennenden Subjekts untersucht.*)

Ueberall verfährt Wundt, wo es sich um die Schlichtung verworrener Streitfragen handelt, bei deren Lösung meist **leider** einem alten Uebereinkommen zu Folge mehr **Pathos als Logik** angewendet wird, mit strenger, unnachsichtlicher Kritik, unbeirrt durch irgend welche dogmatischen Voraussetzungen. Das gilt ebensowohl, wenn es sich um Widerlegung spekulativer Irrthümer handelt, als unbedachter Generalisationen und Trugschlüsse moderner Naturforscher; mit vollem Nachdruck ist er gegen den seltsamen **Terrorismus** aufgetreten, der z. B. in der Biologie mehrfach sich gegen jede teleologische Auffassung richtet, während nur die einseitig anthropomorphe, recht naive Anwendung dieses Prinzips, wie es sich das vertrauensselige achtzehnte **Jahrhundert** gestattete, kritisch unhaltbar ist. Und gerade deshalb können wir diesen Denker allen denen aufs wärmste empfehlen, denen es bei dem Aufbau einer gegen die Stürme der Zeiten einigermaßen gesicherten Weltanschauung um einen verläßlichen und kundigen Führer zu thun ist.

Bremen. Th. Achelis.

*) a. a. O. S. 371.

Ein neues Epos und sein Dichter.

„Durch den Ueberschwall von gebundener Dichtung sind wir heut zu Tage so weit, daß in Deutschland der Versschreiber für einen, ja wie soll ich sagen, für einen Eunuchen gilt, der unter Männern nicht mehr mitsprechen darf . . .“

D. v. L.

Das vielberufene und viel verschrieene „Fin-de-siècle“ scheint sich rächen zu wollen an seinen Verleumdern. Es bescheert uns jetzt sogar Epen. Ein komisches Epos, eine „Pinzelliade“ kündigte schon vor Jahresfrist Ferdinand von Saar seinen Freunden an; und ihm kam Detlev von Liliencron zuvor mit seinem Poggfred, einem kunterbunten Epos in zwölf Cantussen.*)

Deutschland ist eben, trotz allem, immer noch das Land der Dichter und Denker, besonders der Dichter, die nicht gelesen werden, und der Denker, denen nicht nachgedacht wird. Das Bedürfniß des Verseschreibens scheint bei uns, in der That, verbreiteter zu sein als in irgend einem Lande der Welt.

Jedenfalls wird diesem Bedürfniß bei uns mehr nachgegeben, als irgendwo sonst, — obwohl das Korrelat, das Bedürfniß Verse zu lesen, soviel wie ganz fehlt. Auf keinem andern Gebiet besteht ein so schreiendes Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage. Die Sache gehört nicht in die Nationalökonomie, aber in der nationalen Psychologie stehen wir hier vor einem Räthsel.

Warum küssen sich die Menschen, fragt der Kater Hidigeigei. Warum schreiben deutsche Männer Verse, fragt die Bestie Vernunft, wie Martin Luther sie nennt. Die beiden Fragen sind sich vielleicht verwandter als man meint.

Und ich sagte ausdrücklich „deutsche Männer“. Von halbwüchsigen Jünglingen kann man keine Vernünftigkeit verlangen. Aber vom Dichter? Sind das am Ende keine Dichter, die Sachen schreiben wie die Leute sie lesen wollen? Das ist die Frage. Und warum bringt eine Nation immer wieder Dichter hervor, die sie doch nicht braucht?

Detlev von Liliencron ist jedenfalls kein halbwüchsiger Jüngling. Er stand, wie er selber schreibt, in der Mitte der Dreißiger, als er, durch einen Zufall veranlaßt, sein erstes Gedicht machte. Und das ist schon ziemlich lange her. Er hat seither vier Bände Verse herausgegeben. Wie lange aber, Hand aufs Herz, ist es her, daß wir das erste Gedicht von ihm gelesen haben, nicht in Rezensionen, sondern in einem seiner Bücher? Darauf werden sich viele gar nicht besinnen können. . . .

Detlev von Liliencron ist nicht nur kein halbwüchsiger Jüngling; er hat auch gar nichts jünglinghaftes in seinem geistigen Wesen behalten. Von gewissen Eitelkeiten, Selbstgefälligkeiten, Illusionen, die man oft genug bei viel älteren trifft, ist bei ihm keine Spur vorhanden. Er weiß wofür er gilt in seinem Vaterlande: für einen Lyraklimperer, Silbenjäger, einen Mondscheinmeckerer, Guitarrenwimmerer, einen Jambenbrüller, Stanzenzimmerer, einen Hymnenheuler und Odenschnaufer, einen Daktylenwirbler und Knittelversraufer. . . .

Er ist unerschöpflich in der Aufzählung all der lieblichen Kosenamen, womit die liebe Muttersprache den Dichter benennt. Und einmal, im Poggfred, da wäre er lieber Eckensteher, gefangener König, Buschmann in Transvaal, lieber Sklave, Tütendreher, Glutschürer, lieber Teufelsknecht im Höllenthal, lieber Vogelscheuche, lieber Galgenweher:

Als Lyrax, Lyrifax, Lyriculus,
Des Vaterlandes verlachtester Verdruß.

Er will keiner sein, kein Lyriker, kein Dichter. Ein Jägersmann will er sein, ein Soldat. Schildes ambet is mîn art, hat Wolfram von Eschenbach mit Ritterstolz geschrieben. Was man damals Ritter nannte, nennen wir heute Junker. Detlev von Liliencron thut sich viel mehr zu gut auf sein Junkerthum als auf sein Dichterthum. Jedenfalls kommt es bei ihm so heraus. Und jedenfalls ist er Junker durch und durch. Junker und Soldat. Beides ist er nicht nur durch Geburt, sondern auch aus Neigung und Geschmack.

Dichter ist Liliencron nur, weil er nicht anders kann. Und als Dichter, als Lyriker, muß er Verse machen, ob sie Jemand liest oder nicht. Er kann nicht anders, — so sehr er anders möchte . . . Das ist das unverdächtigste Dichterthum.

* * *

Das anders Wollen war in diesem Dichterjunker immer sehr stark. Bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre und

*) Berlin. Schuster und Loeffler.

darüber hinaus war es überstark. Da hatte der Junker, der Soldatenjunker, den Dichter glücklich untergekriegt. Aber dann auf einmal ging's nicht mehr. Der Dichter in ihm war heimlich gewachsen und stark geworden.

Aber niemals, zu keiner Zeit, hat der Dichter in ihm den Junker „untergekriegt“.

Das ist zu betonen. Darin liegt dieses Dichters Eigenheit, sein Köstlichstes. Er ist Junker fast in jedem Wort; mit vollem Bewußtsein. Und er möchte um keinen Preis, daß man sich in diesem Punkte einer Täuschung hingäbe. Um dies sicher zu verhüten, übertreibt er oft, und und überschreitet mehr als einmal die Grenzlinie des guten Geschmacks.

Gleich seine erste Gedichtsammlung nennt Detlev von Liliencron „Adjudantenritte.“*) Der Titel hatte wenig Bezug auf den Inhalt des Buches. Aber er sagte, wo der Dichter herkam. Und so ist auch bei einem Band Novellen der Titel „Sommerschlacht“ weniger bezeichnend für die Novellen selber als für den Dichter, der ihnen den Namen gegeben hat.

Um so mehr ist in anderen Bänden von Schlachten die Rede. Denn es ist eigentlich selbstverständlich, daß dieser Dichter, der in zwei siegreichen Feldzügen unter den günstigsten Umständen mitgefochten hat, von diesen Kriegen, vom Lagerleben und Gefechten — und lustigen Quartieren viel zu erzählen weiß. Er weiß nicht nur viel, er weiß auch gut zu erzählen, und seine Kriegsbilder gehören, um es gleich zu sagen, zweifellos zum allerbesten, was wir in dieser Art besitzen.

Sie müßten noch höher geschätzt werden, wenn sie manchmal mit mehr Kunst der Prosa behandelt wären. Liliencron's Prosa ist, besonders in seinen früheren Sachen, nicht frei von Unbehilflichkeiten und Schwerfälligkeiten. Man hat oft das Gefühl, als ob die Prosa gar nicht seine natürliche Sprache sei. Und das hat man ja vom Dichter schon allgemein behauptet. Man schätzt eben in Deutschland die Prosa zu gering. Man weiß in Deutschland immer und immer wieder nicht, daß es eine größere Aufgabe ist, eine künstlerische Prosa zu schreiben, als einen guten anstandslosen Vers zu machen. Man arbeitet und bildet in Deutschland zu wenig mit Bewußtsein an seiner Prosa. Und gerade in unserer deutschen Sprache wäre dies nöthiger als in jeder andern. Man übersieht ganz besonders, daß auch die Prosa ihren eigenen Rhythmus verlangt.

Detlev von Liliencron ist aber vor allem Lyriker, und unverkennbar schreibt er lieber Verse als Prosa. Durch seinen ganzen Poggfred klingt es mit souveräner Freudigkeit:

J'aime surtout les vers, cette langue immortelle . . .
Mais je l'aime à la rage. Elle a cela pour elle,
Que les sots d'aucun temps n'en ont pu faire cas,
Qu'elle nous vient de Dieu, — qu'elle est limpide et belle,
Que le monde l'entend, et ne la parle pas.

Und was man lieber schreibt, schreibt man auch leichter. Ja es geschieht Liliencron, daß er, mitten in der Prosa-Darstellung, in eine Art primitiver, fast möchte ich sagen, biblischer Bildung von Vers und Strophen verfällt und sogar etwas von einem Kehrreim anwendet. Sein „Und oben steht Josua von Qualen“ und sein „O Bandick, kehre um“, wirken bei ihrer fortgesetzten Wiederholung, mitten in der Prosa, genau wie der wiederkehrende Vers „Der Henker steht vor der Thüre“ in der Olaf-Ballade von Heine.

Wenn die Detlev'schen Prosastücke nicht immer mit der höchsten Kunst vorgetragen sind, immer sind sie ungekünstelt. Immer sind sie einfach und natürlich. Nie erwecken sie den Eindruck des Gemachten.

Auch die Komposition ist nicht Liliencron's starke Seite. Aber seine einzelnen Bilder, ob er sie für sich hinstellt oder in loser Aneinanderreihung, werden nie einer starken Wirkung ermangeln.

Oft sogar benutzt er seinen Stoff nur, um sich über alles gründlich auszusprechen, was er auf dem Herzen hat; und solche Stücke, wie „Die Schnecke“ und „In der Merkelgrube“, sind nicht die uninteressantesten. Immer vermeidet er es, den gegebenen Kern ins Breite zu ziehen und novellenartig in herkömmlicher Weise zuzustutzen. Das ist ebenfalls eine seiner Eigenheiten, die ihm sehr vornehm zu Gesicht steht. Er hat sie mit Heinrich von Kleist gemein.

Liliencron hat bis jetzt einen Roman veröffentlicht, „Breide Hummelsbüttel.“ Das Buch hat einen fatalen Schluß. Es ist sogar moralpredigend im höchsten Grade. Aber es enthält doch viele bedeutende Einzelheiten und steht sprachlich höher als seine Erzählungen aus der früheren Zeit. Es ist zugleich von einer Objektivität des Dargestellten, die man bei dem Lyriker Liliencron kaum erwartet hätte. Das Buch berechtigt für einen neu angekündigten Roman „Mit dem linken Ellenbogen“ zu den schönsten Hoffnungen.

Einstweilen aber ist die Lyrik das bedeutendste im Werke Liliencron's. Denn auch sein „Poggfred“ ist natürlich mehr lyrisch als episch.

Liliencron hat auch eine Reihe von Dramen herausgegeben. Aber er selber schreibt: Schrecken faßt mich, wenn ich an die Unnatur unserer meisten Bretterbrüller auch nur denken muß. Ich kann schon gar keine Jamben mehr hören von der Bühne herunter. Selbst Shakespeare's Königsdramen . . . sind auf dem Theater für mich unmöglich geworden. Ich höre lieber Gounod's Faust, als daß ich Goethe's Faust sehe. . . . Ich kann diese Deklamiererei nicht mehr aushalten.

Er wird also selber seine Stücke kaum für die Bühne geschrieben haben. Und wir werden wenig Gelegenheit finden, sie dort zu bewundern. Seine Lyrik aber wird uns entschädigen. Sie ist unendlich reich, reich an Phantasie und Stimmung und reich an Rhythmen und Klängen. Wenn es wahr ist, daß nur die Lumpe bescheiden sind, so will es uns fast wundern, wenn Liliencron von Heine schreibt:

Ich bin sein geringster Schüler,
Er brachte Stoff in die Flaschen hinein,
Ich bin nur Flaschenspüler.

Welches nun sind die „Elemente“ dieser Lyrik? Goethe nennt sie die vier Elemente eines guten Liedes. „Liebe ist vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen.“ Daran fehlt es bei Liliencron gewiß nicht. Das Liebesabenteuer, das persönliche, nimmt einen breiten Raum ein in seinen sämmtlichen Gedichten, manche sagen, einen zu breiten Raum.

Offen gesagt, zu viel der Liebe
Drängt sich in Deinem Versgetriebe.
Fortwährend die Grethe, die Minna, die Süße,
Und stets Geflüster und Wonnegrüße.
Nein, wie gesagt, das ist mir zu viel,
Dies unaufhörliche Minnespiel,

So sagt sogar des Dichters bester Freund, der „sein Herz hat, wie's nur schlagen kann“.

Liliencron selber glaubt manchmal etwas wie eine Entschuldigung vorbringen zu müssen, wenn er auch die moralischen Vorhalte mit Recht zornig zurückweist. Denn der Vergleich zwischen ihm und den Meisten, die ihm Moral predigen, fällt doch zu seinen Gunsten aus. Bei jenen, besonders soweit sie seine Standesgenossen sind, wird dieselbe Sache zur getuschelten Zote, bei ihm wird sie zum offenen, ehrlichen, leuchtenden, tönenden Kunstwerk.

Von bezaubernder Schönheit sind sie immer, diese Gedichte. Gerade das „immer dasselbe“ des Stoffes läßt uns, wenn wir ein Organ dafür haben, die reiche Dichterherrlichkeit und hohe Künstlerschaft, womit der Stoff überwunden ist, besonders deutlich empfinden. Nur muß man, um das reine Entzücken, das sie ausathmen, voll zu genießen, nicht eben allzuviel davon auf einmal lesen: denn toujours perdrix. . . .

Als zweites Element nennt Goethe: „Klang der Gläser und Rubin des Weins“. Das ist bei einem deutschen Dichter aber selbstverständlich. Da ist kein Wort zu ver-

*) Berlin, Schuster und Loeffler (wie alle andern Werke des Dichters).

lieren. Und hier lassen die Deutschen sogar einmal, wenigstens in der Regel, die Moral aus dem Spiel:

> Und rauh und borstig kratzt mein Gänsekiel,
> Ich weiß, der Deutsche ist kein Don Juan,
> Ich weiß, der Deutsche ist ein Saufian.

„Waffenklang wird auch gefordert“, fährt Goethe weiter. Nichts lieber als das, antwortet Detlev von Liliencron.

Damit berührt sich der Patriotismus. Er ist ein wichtiges Element der Liliencron'schen Lyrik. Und sein Patriotismus ist — so ein richtiger deutscher Patriotismus, der Deutschland (in abstracto) über alles liebt und die Deutschen (in concreto) über alles haßt: weil sie Bierhühner und Moralsexen oder Moralheuchler sind, weil sie keine andere Litteratur wollen als eine Altjungferlitteratur, weil sie in der Zeitung und in der Politik aufgehen, weil sie Skat spielen und keine Gedichte lesen. Die Politik und den Skat haßt er dreimal, „denn zuletzt ist unerläßlich, daß der Dichter manches hasse.“ . . . So hat auch Platen die Deutschen gehaßt. So ist selbst Goethe bitter geworden. Deutschland, das Vaterland, ist nicht gemeint mit diesem Haß, mit dieser Verachtung, mit diesem Hohn. Für Platen und Goethe war das wohl selbstverständlich. Liliencron betont es ausdrücklich. In seinem „Haidegänger“ stehen die bitteren Verse:

> Dänemark, wie die anderen Länder,
> Schenkt seinen Dichtern Pensionen, Stipendien, Ordensbänder,
> Deutschland hat für sie nur Spott und Schand!

Aber das Gedicht schließt:

> Du aber bleib immer in Deinem Bestand,
> Mein großes, schönes, heißgeliebtes deutsches Vaterland.

Deutsch ist der Liliencron'sche Patriotismus auch darin, daß dieser Dichter, der doch in der dänischen Feindschaft aufgewachsen ist, mit Vorliebe alte dänische Helden besingt. Das ist ein liberaler Patriotismus. Der französische z. B. ist nicht so; der ist enger und engherziger. Liliencron hängt sein Deutschthum gern heraus, aber sein Kammerdiener meldet: Messieurs sont servis! Und das ist eben auch deutsch.

Wenn man weiß, was einer haßt, weiß man am End auch was er liebt. Liliencron haßt den Philister; er liebt den Lieutenant. Ohne Spaß. Er sagt es oft. Er sagt sogar trotz des bösen Reims, den es gibt:

Für Lieutenants hab' ich bis ans Grab ein Tendre. Chacun a son goût. Ich glaube aber, Liliencron liebt in dem Lieutenant vor allem seine eigene Jugend. Nichts ist natürlicher. In welchem Zauberlicht muß ihm die Welt erscheinen, wo er noch nichts mit Verlegern zu thun hatte!

Liliencron haßt ferner das Stubenhocken. Er liebt alles Gegentheilige, das schäumende Leben, das Abenteuer, den Krieg — —

> Und nun Trompeten, Trommeln, Schwerterstunden!
> Bringt mir den Helm, die Schärpe! Zorn und Zank.
> Die Weiber ins Verlies, bis sie die Wunden
> Uns heilen. Dank ihr Himmlischen, habt Dank!

Dann die Jagd; jeder Dichter, meint er, sollte ein Jäger sein.

Er liebt Wald und Feld. Diese liebt er wie jeder echte deutsche Dichter. Sie scheinen überall herein in seine Gedichte wie in die Fenster eines einsamen Landhauses und machen, daß man sich wohl und frei darin fühlt als in guter Luft.

Er liebt besonders die Haide, und sein Lieblingsbaum ist die Birke. Als er einmal über Feld geht, wo ein Bauer ein junges zartes Birklein umhaut, da thut's ihm im Innersten weh, ja da schämt er sich als Mensch vor dem Bäumlein und seinem Hund; er schämt sich für den rohen Bauern.

Liliencron ist dennoch sonst nicht zimperlich. Er haßt das Schwächliche. Und er liebt das Starke, das Gewaltige, ja das Gewaltthätige. Er liebt über alles die alten Gewaltskerle; die grausigen Helden des germanischen Heidenthums und des ungebändigten Mittelalters, diese Harten, diese Grausamen, diese Uebermenschen. Er widmet ihnen seine schönsten, seine gluthfarbigsten Balladen und Historien.

Aber er liebt auch das Christenthum. Er ist ein guter germanischer Christ. Er liebt den Judenchristen Paulus, und antikes Empfinden ist ihm fremd. Achilles dem sterbenden Hektor gegenüber ist ihm ein Fleischerknecht. Er ist wirklich ein evangelischer Christ. Er liebt über alles die alten guten Kirchenlieder. Er theilt die Sentimentalität des Weihnachtsabends. Er verherrlicht das Mitleid. Sein eigenes Mitleid mit armen verkümmerten Dichtern ist rührend. Es findet in einer ganzen Reihe von Gedichten einen erschütternden Ausdruck. Er ist ein Christ, wenn er auch bekennt: Ich bin nicht zur Askese, zum Christenthum geboren. Die Säulenheiligen haben mir's verleidet. Und die Pharisäer leben noch immer. Da hab' ich mich abgewandt und bin in mein sonniges, sündenheiteres, lustlärmendes Heidenland zurückgekehrt. . . . Nämlich „in sein graues nebeltrübes träumestilles Haideland“.

Man wird sich wundern über diese seltsamen Widersprüche. Aber sie liegen in jedem Menschen, und in starken Individuen und ursprünglichen Naturen kommen sie nur um so deutlicher zum Ausdruck. Und beim Junker insbesondere sind diese Widersprüche ganz natürlich. Er ist Heide, mehr als jeder andere Mensch, aus alter Blutvererbung, und er ist Christ, wieder mehr als jeder andere, aus Standespflicht, die ihm die Erhaltung des Christenthums in den Massen zur heiligen Aufgabe macht.

Bei Liliencron kommt noch etwas anderes hinzu. Dieser ausgesprochene Junker, der sonst so laut pocht auf sein Junkerthum, er hebt in einer kurzen Lebensskizze von sich nur ein Familiendatum hervor: daß seine Mutter in Amerika geboren ist und daß sein Großvater ein amerikanischer General und ein Freund des „großen Washington“ war. Der Mann hängt also durch einen starken Faden zusammen mit der radikalsten Demokratie der Welt, und sein starkes Dichterthum ist in seinem innersten Kern Sehnsucht, Sehnsucht nach Freiheit, nach jeder Art Freiheit, nach Freiheit auch vom Junkerthum, an dem sein äußeres Wesen so krampfhaft festhält. Gerade in ihren inneren Widersprüchen liegt das Hochinteressante dieser Dichterpersönlichkeit.

Wäre Liliencron weich und zart und leicht verwundlich, wie er hart und kriegerisch und kampfmuthig und überlebenskräftig ist, so wirkte er sicher tiefstragisch, ein zweiter Heinrich von Kleist, an den er auch so noch vielfach erinnert.

* * *

Liliencron's Auftreten als Dichter fällt ungefähr zusammen mit dem Revolutionslärm jener litterarischen Stürmer und Dränger, die man lange die Jüngstdeutschen genannt hat, auch als sie nicht einmal mehr jung waren.

Liliencron stellte sich in ihre Reihen. Umsonst suchte der Generalstab der Alten ihn zu überzeugen, daß er gar nichts mit jenen Leuten gemein habe, daß er eigentlich zu ihnen gehöre. Es gelang ihnen nicht, den Baron in ihr Lager zu ziehen. Und sie hätten ihn gern gehabt!

Sie hatten auch gewissermaßen Recht. Liliencron hatte mit den „Modernen“, wie sie sich selber nannten, wenig gemein. Diese gaben sich demokratisch, sozialdemokratisch sogar, sehr sozialdemokratisch. Liliencron war Aristokrat. Sie verachteten fast die Schönheit. Die Form in der Kunst war ihnen mindestens gleichgültig. Sie waren Naturalisten, sie wollten es sein. Dagegen sagte ihnen Liliencron:

> Ein echter Dichter, der erkoren,
> Ist immer als Naturalist geboren.
> Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
> Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
> Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
> Humor und die feinste Künstlerhand.

Sie schwärmten für das Niedrige, das Kleine, das Elende, das Alltägliche. Sie wollten als Stoffgebiet nur das Leben von heute gelten lassen, und sogar dieses wo-

möglich nur in seiner untersten Schichtung. Liliencron aber liebte, ganz im Gegentheil, die großen Gestalten der Geschichte, der Sage, der Mythologie.

Sie forderten peinliche Beobachtung, er Phantasie.

Sie strebten vor allem nach Wahrheit, nach nackter, nüchterner, nach kümmerlicher Wahrheit. Diese stellten sie über alles. In Liliencron's Natur aber liegt es zu idealisiren, zu verschönern, zu vergrößern, zu übertreiben in jedem Sinn.

Er, wie die Dichter aller Zeiten, liebt es, schön zu lügen. Im Kern des Lebens und der Persönlichkeit hält er die Wahrheit auch heilig, für die Schale verachtet er sie gründlich. Da gilt für ihn das alte: est mentax gens poetarum.

Sie, die Jüngsten, wiesen alle deutsche Abstammung von sich und wollten nur noch ausländische Muster gelten lassen. Liliencron fühlte ganz heimathlich und erkannte die heimathlichen Dichter, Storm, Groth und Jensen als seine nächsten Muster an.

Sie gingen von einem Programm aus, von Theorien; Liliencron aber dichtete naiv, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Sie schrieben vor allem Prosa und schätzten nur die Prosa. Liliencron dagegen schrieb nicht nur fast ausschließlich Verse, er bevorzugte sogar, ganz in der Tradition der alten Schule, die kunstreichen romantischen Formen: die Stanze, die Terzine, die Siciliane, das Rondell und das Sonett. Wie unmodern.

Er hielt dennoch zu ihnen. Und das war eine der schönsten Seiten seines Menschenthums. Denn es war keine Ehre, es war kein Vortheil zu gewinnen in jenem Lager.

Er hielt zu ihnen, zu den Jüngsten, der Aristokrat, der Vierziger. Denn es bestand doch eine Gemeinschaft zwischen ihnen und ihm. Sie wie er hatten Freiheit, unbedingte Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben. „Freiheit der Kunst! Freiheit der Kunst vor allem!“ heißt es im „Poggfred“.

Um der Freiheit willen liebte er sie. Und weil sie verfolgt waren. Und weil sie kühn waren und rücksichtslos und die Kunst nicht mit der Industrie vermengen wollten. Weil sie den herrschenden Geschmack verachteten, der von der alten Garde zum Theil nur aus Interesse gehätschelt wurde, heimlich oder öffentlich. Weil sie die Litteratur zu erlösen versprachen aus der Gewalt des Philisters und seiner Fräulein Töchter.

* * *

Nun habe ich immer noch nicht von Poppfred gesprochen, dem lunterbunten Epos. Der Nebentitel sagt alles. Kunterbunt ist es. Aber ein Epos? Gewiß, so gut wie Byron's „Don Juan“ und so gut wie Musset's „Namouna“.

Denn in diese Gattung gehört Poppfred. Es ist der Ausdruck einer unendlichen, einer launigen, ungebundenen aristokratisch selbstherrlichen Subjektivität. Und meistens herrscht der Ton, der Alfred de Musset sagen ließ: Tu vois, ami lecteur, jus'qu'où va ma franchise, Mon héros est tout nu, — moi, je suis en chemise. Episches ist wenig darin, vielmehr lyrisches. Was aber darin ist, ganz und gar, das ist das Leben des Dichters, sein inneres und sein äußeres, das erstere in voller, ehrlicher, ganzer Wahrheit, das andere — darüber weiß ich zu wenig.

Was in diesem „Epos“ alles durcheinander quirlt, kunterbunt: Liebesabenteuer und Kriegs- und Schlachtenbilder, Orgien und Jagdstücke, Naturstimmungen und Visionen, Erscheinungen vom Sirius und vom Mars und Vorlesungen über den reinen Reim und über eine gut gebaute Stanze; — und Haß und Hohn über Slatmenschen und Politikphilister, und über Rezensenten, die alte Weiber sind. Zwei sind genannt, ich möchte nicht an ihrer Stelle sein. Dem einen wird sogar mit der Hundspeitsche gedroht.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich komme zum Schluß. Die Lebensauffassung des Poppfred ist wie die aller Werke dieses Dichters, echt freiherrlich, echt aristokratisch; sie ist die eines großen, freien, selbstherrlichen Junkerthums. Das ist Liliencron's Lebensideal. Er liebt den Lieutenant.

Leider liebt er unglücklich. Seine Liebe wird kaum erwidert. Und das geht oft so, wo man vielleicht unwürdig liebt. Man wird nie so leicht verschmäht. . . .

Von Liliencron's Büchern hat es, so viel ich weiß, noch keins zu einer zweiten Auflage gebracht. Wenn, die der Dichter liebt, ihn wieder liebten, wäre das anders. Sie müssen, in der That, seiner Liebe sehr unwürdig sein. Es ist nicht einmal anzunehmen, daß sie von seiner Liebe oder gar von ihm selber nichts wissen sollten. Auch wäre das keine Entschuldigung. Es wäre nur um so trauriger.

Dieser Dichter ist ein weißer Rabe. Die schwarze Krähenschaar, unter der er aufgewachsen ist, wie das häßliche „Entlein“ im Andersen'schen Märchen, mag kuriose Augen an ihn hinmachen. Darin liegt auch ein Humor.

Wir aber, freuen wir uns um so mehr seiner weißen, seiner leuchtenden Schönheit. Und geben wir ihm, mit Herzenswunsch, sein eigenes, fast schwäbisch-gemüthliches Wort zurück: „Brüderle, halt' aus! Behalte den Pust: denn Du hast als Dichter das Unglück, ein Deutscher zu sein.“

Mannheim. **Benno Rüttenauer**

Männertreu. — Der Sohn seines Vaters. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von A. Langhammer. Stuttgart 1897. Carl Krabbe.

In geschmackvoller Ausstattung, mit hübschen Zeichnungen und eigenartigem Luxuseinband, gelangen zwei Novellen des Dichters zur Veröffentlichung, die wohl nur aus besonderer Veranlassung einem anderen Verlage als dem gewöhnlich von ihm benutzten zugefallen sind. Die zahlreichen Freunde seiner Erzählungskunst werden sich die Kenntnißnahme dieser neuen Erzeugnisse seiner rastlosen Feder nicht entgehen lassen, wenn auch die darin behandelten Probleme mehr durch die Art der Darstellung als durch den Gegenstand selbst einen Neuwerth haben. Beide Erzählungen führen einen Typus der Männerwelt vor, der diese als das schwache Geschlecht erscheinen läßt, und der für künstlerische Zwecke wie schon bei Goethe und Grillparzer ersichtlich, überaus verwendbar ist. Es sind dies Naturen, die im Alltagsverkehr und in der eigenen Schätzung für „liebenswürdig“ gelten, im Grunde jedoch Vollblutegoisten sind, als solche aber nicht kenntlich werden, weil eine ausreichend gesicherte Existenz und sonstige außerverdienstliche Vortheile ihnen die ernsteren Konflikte mit den Nebenmenschen fernhalten. Wo es auf sittliche Kraft ankommt, unterliegen sie allemal, wo edlere Gemüther entsagen, weichen sie der erforderlichen Leistung aus, weil es ihnen an der dabei unerläßlichen Selbstüberwindung gebricht. Beide Erzählungen, die sich nur zwischen zwei Personen abspielen, sind eigentlich Charakterstudien, psychologisch von großem Interesse. Die erste mit dem unverkennbaren ironisch gemeinten Titel behandelt eine ähnliche Situation, wie sie dem Hauptkonflikt im Romane „Merlin“ zu Grunde liegt; muthmaßlich hat der Dichter damit Einwände zurückweisen wollen, die gegen die Wahrscheinlichkeit der betreffenden Handlungsweise seiner Helden gemacht worden sind. Er verschärft den Ernst der Lebenslage auf Seiten des Mannes und stellt ihm einen weiblichen Charakter von besserem Gehalt als die „Viviane“ des gedachten Romanes gegenüber und zeigt dann, daß das Resultat bei einem so beanlagten Manne genau so ausfällt, wie es das ihm überlegene Weib sich vorgesetzt. Der Ausgang ist auch hier ein tragischer, das Ganze, bei hinlänglicher Anschaulichkeit, rasch verlaufend. Die andere Erzählung, breiter angelegt, und im Gegenstande durchaus unverfänglich, schildert in heiter anmuthigem Tone die auch bei achtbarer Bildung gehalt- und bedeutungslose Existenz eines mit sogenannten Glücksgütern überhäuften Mannes, der seine Kraft niemals in einem Beruf zu bewähren gehabt. Im Strudel des ihm unentbehrlichen Wohllebens, das er zudem als eine Last empfindet, kommt er ernsteren Dingen gegenüber nie über Anläufe hinaus; dieser Grundthatsache gemäß ist auch der Verlauf der Erzählung zweifellos folgerichtig und eben deshalb künstlerisch befriedigend durchgeführt.

—l—m—n.

Briefkasten der Redaktion.

C. K. in Frankfurt a. M. Besten Dank für Ihre Zuschrift vom 26. d. M. Wir haben Herrn Kirchbach Ihren Brief übersandt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32 Berlin, den 8. Mai 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unter gesunden politischen Verhältnissen entstehen allgemeine Ministerkrisen, wenn Ereignisse von einschneidender Bedeutung eine neue Orientirung der Politik als nothwendig erscheinen lassen; eine Krisis ist also meist ein akuter Zustand. Es handelt sich darum, ob Männer, die bisher die Geschäfte leiteten, geeignet sind, sie auch unter veränderten Umständen weiter zu führen. Das Hereinbrechen einer Krisis ist daher im Allgemeinen an Voraussetzungen geknüpft, die alle Welt erkennt; an Ereignisse, die offen daliegen, und dieser Umstand bedingt es gerade, daß das Eintreten und der Verlauf einer Krisis in ziemlich hohem Grade zu den berechenbaren Phänomenen gehören.

In parlamentarisch regierten Ländern trifft das vor Allem zu. Ein Votum des Parlamentes bringt die Entscheidung, und alsdann funktionirt die politische Tradition mit fast mechanischer Sicherheit. Aber auch in Staaten, die des durchgeführten Parlamentarismus entbehren, pflegt eines festzustehen; man entläßt die höchsten Staatsbeamten doch nur aus zwingenden Gründen von großem Gewicht, und solche zwingende Gründe von großem Gewicht treten im modernen Staatsleben, wo die Fackel der Oeffentlichkeit überall hinleuchtet, klar zu Tage.

Unter normalen Zuständen also sind allgemeine Ministerkrisen akute Zustände, deren Ursachen klar liegen, weil sie auf einschneidenden und daher sichtbaren politischen Nothwendigkeiten beruhen.

Bei uns ist das ganz anders.

Graf Caprivi ging, nachdem ein paar Stunden zuvor die Mitglieder des Bundesrathes in der berechtigten Ueberzeugung abgereist waren, daß ein Kanzlerwechsel nicht bevorstehe. Und Fürst Hohenlohe bleibt zwar, aber beständig umflattern sein Ministerium die Raben, die da krächzen, es besteht eine Ministerkrisis, und sie finden Glauben. Warum auch nicht? Alles findet Glauben.

Man glaubt, daß eine Ministerkrisis beigelegt ist, und man wundert sich nicht, wenn die befestigten Minister ein paar Stunden später gestürzt sind. Oder man hört, daß ein Minister vollständig das Vertrauen des Monarchen verloren hat, und man erstaunt nicht, daß er übermorgen fester als je im Sattel sitzt. Wir haben uns daran gewöhnt, nichts für unmöglich zu erachten, und wir wissen, daß es eine politische Voraussicht bei uns kaum geben kann, weil die raschen Entschlüsse des Monarchen aus Ursachen sich herleiten, welche die Bevölkerung nicht zu überblicken vermag

Solche Zustände sind wie geschaffen, um politischen Intriguanten eine beständige Beunruhigung der öffentlichen Meinung zu gestatten. Sagen sie, dieser Minister wackelt, so sagt man: Warum sollte er nicht wackeln; das ist doch heute eine hergebrachte ministerielle Beschäftigung; und prophezeien sie, dieses Ministerium sei morgen todt, so wagt zunächst Niemand zu widersprechen, denn die Gründe, warum es todt sein soll, sind für den politischen Sterblichen ebensowenig zu berechnen, wie die Gründe, warum es am Leben bleibt.

Das Handwerk dieser politischen Intriguanten ist gewiß kein sauberes; aber schließlich sind sie nicht die letzte Ursache der beunruhigenden politischen Zustände, in denen wir leben; sie nutzen nur die Zustände aus, die vorhanden sind; sie verwerthen für ihre Zwecke den Umstand, daß die Intentionen des Monarchen sich von der Bevölkerung absolut nicht überblicken lassen, daß kein Kontakt zwischen der Bevölkerung und dem Staatsoberhaupt besteht, und daß in der Bevölkerung aus Anlaß zahlreicher gänzlich unvorher-

gesehener Zwischenfälle sich schließlich die Meinung herausgebildet hat, es ließe sich überhaupt nichts mehr vorhersehen.

Bei solchen Zuständen genügt ein Minimum von Geschicklichkeit dazu, um es Kreisen, die daran ein Interesse haben, zu ermöglichen, daß das Gefühl der politischen Beunruhigung in der Bevölkerung überhaupt nicht mehr verschwindet.

Einen solchen Zustand, der nie ganz aufhört, haben wir jetzt wieder in verstärktem Maße durchgemacht.

Fürst Hohenlohe hatte zugesagt, daß § 8 des Vereinsgesetzes in Preußen, wonach politischen Vereinen verboten ist, mit einander in Verbindung zu treten, aufgehoben werde; er hatte ferner im Reichstage die Vorlage einer modernen Militärstrafprozeßordnung versprochen. Sicher ist eines. Die eine Zusage wie die andere ist mit Genehmigung des Monarchen ertheilt worden. Eine solche Genehmigung aber bedeutet zugleich, daß in den entscheidenden Punkten eine Verständigung zwischen Minister und Staatsoberhaupt über die beiden Materien vorhanden gewesen sein muß. Jetzt soll es zur Einlösung des Versprechens kommen, und nun stockt die Ausführung vollkommen. Sie stockt sogar in Beziehung auf jenen § 8, der gänzlich bedeutungslos ist, weil das moderne politische Leben hundert Wege hat, um über diese Klippe hinwegzukommen.

Es ist für den Staat ebenso bedeutungslos, diesen Paragraphen aufrecht zu erhalten, wie es für die politischen Parteien schließlich bedeutungslos ist, ihn zu beseitigen. Es ist eine Fessel, die Niemand mehr fesselt, und die höchstens einmal zur politischen Chikane benutzt werden kann. Man kann sagen, mehr ein Bedürfniß politischer Aesthetik, die das Todte und Abgestorbene beseitigen will, als eine zwingende politische Nothwendigkeit, hat den Disput über den § 8 belebt. Und doch zischelte man und erwog man, ob nicht jener Bestimmung wegen der Reichskanzler und das ganze Ministerium stürze und ob sie nicht stürzen der Militär-Strafprozeßordnung wegen, über die der Reichskanzler doch nothwendigerweise mit Genehmigung des Kaisers eine Zusage gemacht hat.

Daß diese schwankenden Zustände, die unser inneres politisches Leben so ungünstig beeinflussen, schließlich auch auf die auswärtige Politik einen üblen Einfluß üben können, erscheint klar. Es kann der Fall eintreten, daß fremde Regierungen sich ebensowenig im Stande erklären, der Stetigkeit der künftigen auswärtigen Politik Deutschlands zu vertrauen, wie für die innere Politik dies seitens unserer politischen Parteien geschieht. Und unter allen Umständen bedingt schon die stete Möglichkeit, sich demnächst einem neuen Reichskanzler gegenüber zu befinden, das Rechnen mit einer unbekannten Größe; denn man hat gut sagen, der Kurs bleibt der alte; das ist nichts als eine Phrase. Das lehrt das geringste Nachdenken, und das lehrt die Erfahrung von Bismarck zu Caprivi und von Caprivi zu Hohenlohe.

Man kann nicht behaupten, daß der Ernst dieser Lage in der Oeffentlichkeit verkannt wird. In diesem Punkte ist man von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken einig. Aber dieser allgemeinen Erkenntniß entspricht leider nicht die Energie, Mittel zu schaffen, die dem Uebel entgegen zu wirken geeignet sind.

Haben wir eine offizielle Politik, deren Bahnen voraus zu bestimmen, nicht möglich erscheint, so kann die Bevölkerung nur für eines sorgen, für ein Parlament, dessen Majorität einen starken und einheitlichen Willen zum Ausdruck zu bringen im Stande ist. Der jetzige Reichstag ist dazu gewiß nicht im Stande; und werden die Vorbereitungen derartig getroffen, daß der künftige Reichstag hierzu im Stande sein wird? Auf diesen Punkt muß immer von Neuem hingewiesen werden; und geben die künftigen Wahlen in dieser Beziehung keine befriedigende Antwort, dann wird das Ende aller Voraussetzung nach weit schlimmer sein, als daß Deutschland mit einer weiteren Anzahl schlechter Gesetze beglückt wird.

Im Orient sind neue Ereignisse von entscheidender Bedeutung bisher nicht eingetreten; die Türken sind bei Pharsala von Neuem mit den Griechen siegreich handgemein geworden, und der Ausgang dieses Kampfes wird voraussichtlich auch die Entscheidung über einen schnellen oder weniger schnellen Friedensschluß bringen. Siegen die Türken von Neuem in entscheidender Weise, so kann Griechenland als widerstandsunfähig erachtet werden, und es muß hierauf um Frieden bitten.

In jedem Falle sind heute die allgemeinen Gefahren durch die russisch-österreichischen Erklärungen auf ein Minimum herabgesunken. Obgleich es in Bulgarien zu rumoren beginnt, so wird man doch in Sofia und in Belgrad und in Cettinje ruhig bleiben, wenn Oesterreich und Rußland dies wollen.

Das Ergebniß der bisherigen Entwicklung ist für den allgemeinen Frieden erfreulich; politisch bringt die neue Konstellation noch ein Zweites zum Ausdruck. Englands Rolle ist zur Zeit im Orient ausgespielt. Die österreichisch-russische Verständigung ist ohne England zu Stande gekommen, und sie liefert den Beweis, daß man Englands Zustimmung entbehren kann. Das ist eine neue Thatsache, die bemerkt zu werden verdient, und die zeigt, wohin Englands Politik der freien Hand führt.

Die orientalische Frage scheint aber auch Frankreichs Stellung zu Rußland erheblich beeinflußt zu haben. Es verlautet, daß der Präsident Faure nach Rußland in diesem Jahre nicht gehen wird; das wäre ein Gradmesser der russisch-französischen Intimität.

Hierüber in Deutschland besonders zu frohlocken, haben wir keine Veranlassung. Denn daß Rußland sich für Elsaß-Lothringen in unabsehbare Fährlichkeiten würde stürzen wollen, war stets unwahrscheinlich. Wir haben die Ereignisse also nur unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, daß die Illusionen über die russisch-französischen Beziehungen zu schwinden beginnen. Man ist in Frankreich ernüchtert über Rußland, und in Rußland über Frankreich, weil Frankreich der russischen Orientpolitik eine aktiv fördernde Kraft nicht gewesen ist.

Die Frage bleibt, ob unter diesen Umständen eine Annäherung zwischen Frankreich und England sich bemerkbar macht. Uns kann sie gleichgültig sein. Sie würde bedeuten, daß man in Paris Aegypten zu vergessen bereit ist.

In Süd-Afrika zeigt sich unter der Bevölkerung sehr eindringlich der Wunsch zu einem friedlichen Ausgleich mit Transvaal zu gelangen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Präsident Krüger Neigung für eine Verständigung hat, vorausgesetzt, daß sie den Buren ihre Selbständigkeit nicht antastet. Daß dieser Ausgang nicht nach dem Geschmack der Chamberlain und Rhodes wäre, ist nicht zu bezweifeln; aber nach der Rede, die Mr. Balfour im Parlament gehalten hat, ist es klar, daß auch im Kabinet Salisbury Verständniß für eine Politik der Versöhnung herrscht.

* * *

Der Herzog von Wellington über Doppelwährung.

Nachstehender Brief, welcher ein sehr interessantes Aktenstück zur Vorgeschichte des heutigen Währungsstreites liefert, aber meines Wissens noch nicht besondere Beachtung gefunden hat, möge, ehe seine Entstehung des Näheren erklärt wird, zur Fixirung des im Folgenden behandelten Gegenstandes vorangestellt werden. Er lautet:

Berlin, den 18. Februar 1826.

Mein lieber Peel!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief vom 10. d. M., den ich hier durch den Courier empfing.

(Hier folgen zwei kurze Aeußerungen über einige für uns gleichgültige Angelegenheiten; dann fährt er fort:)

Was die Umlaufsmittel (Currency) betrifft, so ist meine Ansicht, daß wir an der von uns ins Auge gefaßten Maßregel für England festhalten müssen, denn sie ist ohne Zweifel die richtige; aber wir müssen sehr langsam vorangehen. Ich denke, daß wir sie auch auf Irland und eventuell auf Schottland ausdehnen würden, aber in keinem von beiden gleichzeitig mit England und auch nicht ohne nochmalige wohlüberlegte Untersuchung.

Ich möchte zweifeln, daß es nützlich sei, Silber sowohl wie Gold zu unserer Währung zu machen. Wo immer Silber und Gold im selben Lande wie beispielsweise in Paris als Geld umlaufen, besteht ein Agio auf Gold, welches auf- und absteigt und deshalb nicht bloß in der größeren Annehmlichkeit des Goldes gegenüber dem Silber seinen Grund haben kann. In England würde das Agio variiren im Verhältniß, als die Quellen,*) welche das eine oder das andere Metall liefern, nicht bloß positiv, sondern auch im Verhältniß zu einander, ausgiebig wären.

Wir müssen darauf gefaßt sein, daß das Ergebniß aller jetzt im Gang befindlichen Bergwerksspekulationen eine Vermehrung der Silberproduktion sein, und daß der Unterschied des Werthes in seiner Relation täglich wachsen wird; und wenn wir Silber zu einem Theil unserer Umlaufsmittel in anderer Weise, als es bereits der Fall ist, machten, würden wir bald auf unsern Märkten einen Goldpreis und ein Silberpreis haben. Die Wahrheit ist, daß, was jetzt in der Welt vorgeht, Silber als einen Werthmesser unbrauchbar machen wird, und ich fürchte, daß es gegen dieses Uebel kein praktisches Hilfsmittel gibt. Immerhin empfehle ich, was auch über diesen Gegenstand verfügt werde, sowohl im Kabinet wie anderwärts reiflich zu überlegen und die betreffende Entschließung nur langsam durchzuführen.

Ich bin ganz wohl und hatte eine sehr gute Reise; am Sonntag fahre ich weiter.

Wellington.

Der Brief hat noch eine Nachschrift, die aber weiter unten erst nach nothwendig vorauszuschickenden Erklärungen ihre Stelle finden soll.

Zunächst nun ein Wort zur Erläuterung des sonderbaren Umstandes, daß dieser heute für uns so interessante Brief gerade aus Berlin datirt ist, wo der Feldmarschall damals nur zu kurzem Aufenthalt verblieb. Der Anlaß seiner Reise war die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus. Zur Beglückwünschung desselben wurde der Feldmarschall am 10. Februar 1826 nach Petersburg entsandt. Am selben Tage, an welchem der Minister des Auswärtigen, der berühmte Canning, über diese Mission an Wellington schrieb, richtete er an denselben auch ein zweites Schreiben, mit dem er gleichzeitig eine Denkschrift Huskisson's über die damals zwischen der Regierung und dem Parlament schwebende Frage wegen einer Geldkrisis und der dazu in Betracht kommenden Abhilfsmittel überreichte. Wenn obige Antwort nicht an Canning selbst, sondern an Peel gerichtet ist, so erklärt sich das damit, daß am selben Tage, am 10. Februar, an dem Canning dem Herzog schrieb, auch Peel, welcher seit dem Jahre 1822 Minister des Innern war, in der nämlichen Angelegenheit an Wellington nach Berlin geschrieben hatte. Letzterer war Mitglied des Kabinets und Commander general of the ordnance, Oberbefehlshaber der Artillerie, ein Ehrenposten, der nur bestimmt war, Sitz im Kabinet zu geben, und in späterer Zeit aufgehoben ward.

Auch auf den Inhalt dieses Peel'schen Briefes ist weiter unten zurückzukommen.

*) Im Text der Wellington-Correspondence steht services, wo im Text der von Parker herausgegebenen Peel-Correspondence sources steht. Letzteres ist offenbar das richtigere, und services nur ein Lesefehler des Kopisten.

Die Entstehungsgeschichte dieser merkwürdigen Korrespondenz ist in Kurzem zusammengefaßt die folgende. Großbritannien war aus dem langen Krieg mit einer ungeheuren Schuldenlast hervorgegangen. Im Jahre 1819 hatte es bekanntlich die Baarzahlungen in Gold nach den Vorschlägen der vom älteren Earl of Liverpool im Jahre 1805 verfaßten Denkschrift aufgenommen, aber die Zinsen der Schuld und die durch sie bedingte enorme Steuerlast drückten schwer auf alle gewerblichen Verhältnisse des Landes. Aus verschiedenen und nicht darin allein wurzelnden Verhältnissen hatte sich ein starker Niedergang der Preise entwickelt, und besonders lebhaft ertönten die Klagen über die daraus entstandene Noth der Landwirthschaft (agricultural distress). Die Großgrundbesitzer traten in eine Bewegung ein, welche mit drastischen Mitteln Erleichterung der Schuldenlast zu Wege bringen sollte. Es war unter anderem von nichts weniger die Rede als von einer Repudiation, von einem bedeutenden Abstrich aus dem Schuldbuch des Landes. Unter verschiedenen Vorschlägen, die namentlich zur Verbilligung des Geldes und einer dadurch zu erzielenden Steigerung der Preise aufs Tapet gebracht wurden, war auch ein Antrag, dahingehend, daß neben dem Goldgeld Silbergeld eingeführt werde. Spencer Walpole in seiner Geschichte Englands seit 1815 sagt darüber:

> Die Repudiation in der einen oder anderen Gestalt wurde von einer enormen Masse der Bevölkerung mit günstigen Augen angesehen. Eine gute Anzahl politischer Leute, die einer Rückkehr zu einem uneinlösbaren Papiergeld entschieden widerstrebt haben würden, waren geneigt, Silber zum Hauptwährungsmittel zu machen oder wenigstens es neben das Gold zu stellen. Lord Althorp fühlte sich versucht, diesen Vorschlag anzunehmen, und auch Lord Dudley war dafür. (Bd. 2, S. 43.)

Aber die Regierung leistete entschiedenen Widerstand, und man kam über die Krisis hinaus, ohne ein verhängnißvolles Experiment mit der Währung des Landes zu machen. Nach wenigen Jahren hatten sich die Verhältnisse in wunderbarer Weise umgestaltet. Aus Noth, Mangel und Preisdruck war Herrlichkeit, Ueberfluß und Aufschwung aller Preise geworden. Den Höhepunkt erreichte dieser Zustand in den Jahren 1824 und 1825. Die mannigfachsten Umstände hatten dazu beigetragen, die seit dem Nothjahr wieder angesammelten inneren Kräfte des Landes in rascher Entwicklung zu heben, vor allem die ersten Anfänge der großen technischen Verbesserungen in Industrie und Verkehr. Das waren auch die Zeiten, in welchen die ersten Ansätze der Befreiung des Verkehrs in die Gesetzgebung eingeführt wurden. Das Dreigestirn Canning, Huskisson und Peel, welches damals mit erleuchteten Ideen in die eingerostete Wirthschaftspolitik Großbritanniens kühn einzugreifen wagte, schaffte die Vorbereitung für die großen Thaten der Befreiung, welche zwei Jahrzehnte später derselbe Robert Peel im größten Stile durchzuführen unternahm.

Wie meistens in solchen Fällen war die Unternehmungslust im Innern auch von einer großen Spekulation in überseeischen Gebieten begleitet. Es war die Zeit, da die spanischen Kolonien sich vom Mutterlande befreiten und von England darin aufs lebhafteste unterstützt wurden. Die wilden Spekulationen jener Epoche sind bekannt; sie reichen beinahe an die Erscheinungen heran, welche hundert Jahre früher unter Law's Herrschaft in Frankreich und der Südseegesellschaft in England ihren verheerenden Umzug gehalten hatten. Insbesondere die in Südamerika erschlossenen Silberminen fesselten, wie das von jeher der Fall war, die abenteuerliche Gewinnlust der großen und kleinen Leute. Alle Bergwerksaktien stiegen ins Ungemessene, wie wir es vor zwei Jahren mit den südafrikanischen erlebten; aber auch die soliden Papiere blieben nicht zurück. Die englischen Konsols stiegen in den Jahren 1823 bis 1825 von 75 auf 95. An zwei Tagen des Jahres 1825, am 23. und 24. Januar, brachten die Zeitungen die Prospekte von 35 neuen Gesellschaften. In entsprechendem Grade

schnellten die Waarenpreise empor. Die Hochöfen konnten das verlangte Eisen nicht liefern; Stangeneisen stieg von 6 Pfund auf 12 Pfund die Tonne; Baumwolle von $7\frac{1}{2}$ Pence auf $1\frac{1}{2}$ Schilling das Pfund. Bis Ende April 1825 schwamm alles im Vollgefühl der Sicherheit und des Vertrauens. Dann kam mit einem Male der Umschlag. Es waren Massen von Waaren importirt worden, namentlich Baumwolle, Wein und Seide. Aber plötzlich stockte die Nachfrage, alle Aktien fielen; die einberufenen Nachzahlungen blieben aus; die Banken vermehrten ihre Noten, aber ein Falliment nach dem anderen zwang sie, ihre Schalter zu schließen. Die Krisis, welche in der Provinz begonnen hatte, rückte endlich auch nach London vor, und zehn Tage lang wüthete sie daselbst in schrankenlosem Verderben. Die Bankdirektoren wendeten sich an die Regierung um Hilfe. Schon war die Rede davon, daß die Baarzahlungen wieder suspendirt werden sollten; und als die Regierung sich dessen weigerte, schlug man vor, nun noch mehr Schatzscheine als bisher auszugeben, um auf indirekte Weise damit die Umlaufsmittel zu vermehren, da die Banken auf diese Schatzscheine (exchequer-bills) Vorschüsse machen würden. Außerdem sollte die Münze neue Sovereigns ausprägen, was auch zum Theil geschah. Es waren traurige Weihnachten. Doch Ende Dezember 1825 nahm der Schrecken ab, und langsam hob sich das Vertrauen wieder; aber Beruhigung war noch nicht geschaffen, und die Regierung mußte an dauernde Maßregeln zur Verbesserung des Zustandes denken. Als einer der Hauptübelstände wurde von ihr die Ausgabe von kleinen Banknoten, hauptsächlich von einem Pfund Sterling, angesehen, und vor allem ein Gesetz vorgeschlagen, welches binnen kurzer Zeit die Einziehung und das Verbot der Ausgabe von Noten unter fünf Pfund Sterling vorschreiben sollte. Die Regierung hatte mit heftigem Widerstand namentlich von Seiten einiger hervorragender Bankleute, insbesondere des schon damals berühmten Baring zu kämpfen, aber sie bestand in dem Punkt der Banknoten wie in der Weigerung, neue Schatzscheine auszugeben, mit weiser Festigkeit auf ihrem Sinne. Nur darin gab sie nach, daß sie die Maßregel auf England beschränkte und nicht auf Schottland und Irland ausdehnte. Auch über Schottland hatte sich die wilde Spekulation ergossen und, wie bekannt, selbst den großen Walter Scott mit fortgerissen. Ein beträchtliches Vermögen, von dem er eine kurze Zeit lang auf üppigem Fuße gelebt hatte, wurde in dem allgemeinen Schiffbruch verschlungen, und dies veranlaßte den romantischen Dichter zu einer Reihe ökonomischer Pamphlete, die, in der Art von Swift's berühmten „Briefen eines Tuchhändlers“ geschrieben, unter dem Titel „Briefe des Malachi Malagrowther“ das Verbot der kleinen Noten bekämpften. Wirklich blieb Schottland, weil es in der That auf einer solideren Geldverfassung beruhte, von der Maßregel verschont.

Um dem Verlangen nach Abhilfe unter Mitwirkung der Bank von England nachzugeben, bemühte sich die Regierung, die Bank dazu zu bestimmen, daß sie auf Waaren Vorschüsse machte, und obwohl die Direktoren auch diesem Vorschlage stark widerstrebten, mußten sie doch, dem Drange der Umstände und den Gefahren der politischen Lage Rechnung tragend, sich endlich darein fügen. Graf von Liverpool, Sohn des oben genannten, welcher an der Spitze des Kabinets stand, hatte sich im Unterhause dahin ausgesprochen, daß er lieber abgehen als sich zur Ausgabe von Schatzscheinen hergeben würde. Da die anderen Minister sich nicht von ihm trennen wollten, war eine Kabinetskrisis unvermeidlich, wenn die Bank nicht auf das Aushilfsmittel der erwähnten Vorschüsse einging. Mit Hilfe dieser Maßregel und der mit großer Majorität angenommenen Einziehung der Einpfundnoten war das Schlimmste überwunden, und allmählich kamen die wirthschaftlichen Zustände wieder in ein ruhiges Geleise. Die Regierung, in welcher die vier bedeutenden Männer: Liverpool, Canning, Peel und Huskisson die Finanz- und Wirthschaftsangelegenheiten leiteten, durfte sich zu ihrer Festigkeit Glück wünschen, und England konnte bis auf den heutigen Tag an seiner Geldverfassung festhalten.

Und nun wird man verstehen, wie außerordentlich interessant es ist, daß der ruhmgekrönte Feldherr, der eiserne Herzog, ein so merkwürdig scharfsinniges Urtheil in der Sache abgeben konnte, und nicht minder anziehend ist die Beobachtung, wie dieser alte Haudegen selbst aus der Ferne seiner diplomatischen Mission die kitzlichen Fragen und die scharfsinnigen Denkschriften einer eingehenden Untersuchung würdigt und sein entscheidendes Wort über sie ausspricht, ein Vorgang, der um so mehr unsere Bewunderung erregen muß, wenn wir bedenken, daß er unter dem Vorwand seiner Mission der Beglückwünschung in Petersburg den zwischen Griechenland und der Türkei ausgebrochenen schweren Wirren seine Hauptaufmerksamkeit zu widmen hatte. Damit nichts fehle, um sich beim Lesen der zwischen dem Herzog und seinen Kollegen gewechselten Korrespondenz mitten in die Aktualität heutiger Begebenheiten versetzt zu fühlen, stoßen wir hier zugleich auf die langen und verwickelten Besprechungen, welche der eben erwähnte griechisch-türkische, heute von Neuem losgebrochene Streit veranlaßte.

Am 10. Februar hatten Canning und Peel dem nach Berlin abgereisten Feldmarschall die Schwierigkeiten der gerade in denselben Tagen akut gewordenen Verhandlungen über die Finanzkrise mitgetheilt, und Canning hatte eine Denkschrift Huskisson's beigelegt, welche von diesem als Präsidenten des Handelsamts eingereicht worden war. Die Denkschrift ist datirt vom 8. Februar 1826 und umfaßt über sechs Seiten des engsten Drucks im 3. Band der gesammelten Depeschen, Korrespondenzen und Denkschriften Wellington's, welche sein Sohn herausgegeben hat. Wir können alles, was nicht direkt den Punkt der Doppelwährung betrifft, übergehen und beschränken uns, der Absicht gegenwärtiger Mittheilung gemäß, nur auf die im Punkte des Silbers von Huskisson gemachten Vorschläge, deren Motivirung und Formulirung an vieles erinnert, was in den letzten Jahren wieder aufgetaucht ist. Der Verfasser der Denkschrift will nicht das effektiv umlaufende Silbergeld, welches ja nur unterwerthig ausgeprägte Scheidemünze ist, durch ein vollwerthiges vermehren; er will Silber nur als Bürgschaft für umlaufendes Papier benutzen, wie dies auf verschiedene Weise seit zwanzig Jahren in Amerika geschah, auch in Europa vorgeschlagen worden ist. Dies sollte in der Art bewerkstelligt werden, daß die königliche Münze Silberbarren in Empfang nähme und Empfangsscheine dagegen ausgäbe. Jeder Empfangsschein sollte in Unzen auf die Quantität feinen Silbers, für die er ausgestellt ist, lauten und außerdem auf dessen Goldwerth zu einem noch zu fixirenden Verhältniß von Silber zu Gold. Das geringste Depositum sollte sich auf 50 Pfund Sterling belaufen, der Empfangsschein auf Inhaber stehen, und diese Empfangsscheine sollten für alle Geschäfte als Geld passiren. Genauere Regulirung für die Einzelheiten vorbehaltend, betont er, daß vor Allem wesentlich sei, das Verhältniß des Silbers zum Gold zu fixiren, und hier meint er, daß dies nur nach dem französischen Fuß von $15\frac{1}{2}:1$ durchführbar wäre. Der Vortheil und der Erfolg des Planes würde in hohem Grade von der Identität des Verhältnisses mit Frankreich abhängen; dieses französische Verhältniß stehe dem auf dem effektiven Markt herrschenden am Nächsten. Das Agio auf die französischen Goldmünzen gehe, mit Ausnahme von Fällen großer Beunruhigung, namentlich durch die Politik, niemals über einviertel Prozent hinaus, häufig sei es nur einachtel Prozent und manchmal verschwinde es ganz. Frankreich besitze bei weitem die größte Quantität von Metallmünzen, verglichen zu allen anderen europäischen Ländern. Seinen Vorrath veranschlage man auf siebzig Millionen Pfund Sterling; der Hauptbestandtheil sei Silber, doch gebe es auch nicht wenig Gold. Beide heißt es, behaupten ihren Platz im Verkehr, ohne einander zu stören, und es sei klar, daß ein Land, welches einen so großen Vorrath von metallischem Reichthum besitze, auch genug Einfluß auf den allgemeinen Metallmarkt in Europa haben würde, damit das von ihm fixirte Verhältniß sich erhalte, vorausgesetzt jedoch, daß nicht der innere Werth des einen

dieser Metalle im Verhältniß zum anderen im Verlauf der Zeit bedeutend verändert würde durch das Maß der Zufuhr aus der neuen Welt. Die Denkschrift setzt noch hinzu, Frankreich sei nicht bloß durch die Höhe seiner metallischen Umlaufsmittel, sondern auch durch seine geographische Nähe zu England und seine Stellung auf dem Festlande sowie durch den großen öffentlichen Kredit, den es genieße, das Clearing-house aller großen Geldoperationen geworden, zu welchen Handel, Wechselverkehr, Anleihen und die Bewegungen des Geldmarkts zwischen England und dem Festlande Anlaß geben. Das Beispiel Frankreichs in den letzten zwölf Jahren zeige, welch große Stabilität gegen schädliche Fluktuationen zu Hause und welche Kraft gegen Abströmungen nach außen es aus seiner großen metallischen Cirkulation ziehe. Weder die Invasion, noch die Okkupation seiner Hauptstadt und eines Theils seines Gebiets, noch die Zahlung einer sehr starken Kriegsentschädigung, noch die Unruhen, welche einige Jahre lang nach der Restauration fortdauerten, noch der Krieg in Spanien hätten irgendwie seinen Geldumlauf gestört oder seinen Beziehungen zum Ausland Verlegenheit bereitet. Je mehr England sich deshalb dem Zustande Frankreichs nähere, um so besser sei es, ohne daß es auf die besonderen Vortheile seiner fiktiven Kreditmittel zu verzichten brauche. Im friedlichen Verlauf der Politik und des Handels würde wahrscheinlich nach wenigen Jahren bei Annahme seines Plans eine starke Anhäufung von Silber Platz greifen — um so besser, das Silber würde in der Münze bleiben als eine Reserve, während die im gleichen Betrage ausgegebenen Empfangsscheine den Umlaufsmitteln eine größere Elastizität geben würden. Dann resümirt Huskisson in drei Punkten die Hauptvortheile, die er von seinem Plan erwartet. Erstens, es würde dadurch der englische Silberhandel mit der neuen Welt von dem Nachtheil, unter dem er jetzt laborire, befreit werden; bei der heftigen Konkurrenz und dem jetzt so stark herabgedrückten Gewinn im Handel würde schon das kein unwesentlicher Nutzen sein. Zweitens, England würde dadurch in den Stand gesetzt, einem ungünstigen Wechselkurs, wenn er im gewöhnlichen Lauf des Handels einträte, ohne einen beträchtlichen Abfluß von Gold aus der Bank oder aus dem allgemeinen Geldumlauf ausgesetzt zu sein, zu widerstehen. Drittens, es würde dadurch eine Reserve für alle außerordentlichen Vorkommnisse, Theuerung, Rüstungen oder Krieg gebildet werden. Alle Vortheile, welche Hamburg in seiner Bank besitze, würden dadurch auch England gesichert werden. Es sei höchst ungerecht, bei der gegenwärtigen Verfassung der Bank von ihr zu erwarten, daß sie nicht bloß dem Bedürfniß des Wechselverkehrs mit dem Auslande genüge, sondern auch alle anderen außerordentlichen und unerwarteten Anforderungen befriedige, welche aus übertriebenen Handelsspekulationen (overtrading) oder aus den an sie von anderen Bankinstituten gestellten Anforderungen entspringen müßten. So stehe es jetzt; es würde sich aber bessern in dem Maße, als die Einpfundnoten eingezogen würden. — Zuletzt wirft er noch einen Seitenblick auf die Gefahren, in welche die Bank durch ihre maßlosen Vorschüsse auf Hypotheken und Malz versetzt worden sei.

Dies der Inhalt des von Canning an Wellington nach Berlin geschickten Gutachtens Huskisson's, auf welches derselbe, nachdem er es eben empfangen und zur Kenntniß genommen, in dem Eingangs wiedergegebenen Brief an Peel antwortet. Hier möge noch das Postskriptum Platz finden, mit dem dieser Brief versehen ist, und zu dessen Verständniß die vorausgehende Wiedergabe der Huskisson'schen Denkschrift nöthig war. Das Postskriptum lautet:

Seitdem ich Obiges geschrieben, habe ich Huskisson's Ausführungen über die Währung, die Sie ohne Zweifel kennen, gelesen. Es ist nicht meine Ansicht, daß der darin vorgeschlagene Plan eine Abhilfe für die in meinem Briefe erwähnten Schwierigkeiten biete. Z. B. es hat Jemand einen Empfangsschein von der Münze über 50 Pfd. Sterl.; er kann von der Münze 50 Pfd. Sterl. in Silberbarren im Verhältniß von $15\frac{1}{2}$: 1 erhalten; aber angenommen, der Unterschied wird größer, wie es wahrscheinlich eintreten wird, vielleicht $16\frac{1}{2}$ oder auch 20, so wird der Münzschein mit einem Disagio von 7 oder 8 bis 20 und 25 Prozent cirkuliren. Es gäbe kein Mittel, als periodisch durch öffentliche Kundmachung das Verhältniß zwischen beiden Metallen zu publiziren; und das halte ich für unmöglich.

Am folgenden Tage schreibt der Herzog an Canning selbst:

Berlin, den 19. Februar 1826.

Mein lieber Herr Canning!

Ich habe Huskisson's Denkschrift über den Geldumlauf gelesen. Ich fürchte, es wird sehr schwer sein, das einzuführen, was er vorschlägt. Die Bergwerksspekulationen und die Anwendung von Maschinen in den Bergwerken von Mexiko müssen die Quantität des Silbers um ebenso viel (nicht bloß auf dem Edelmetallmarkt von England) und in solcher Weise steigern, daß die Differenz zwischen dem Werth von Gold und von Silber sehr beträchtlich und wahrscheinlich sehr unregelmäßig zunehmen wird, dergestalt, daß Silber seine Eigenschaft, das Maß für den Werth anderer Waaren zu werden, verlöre.

Wenn dies nach Annahme der vorgeschlagenen Maßregel einträte, würden die geplanten Münzscheine mit Verlust umlaufen, was ein höchst mißlicher Erfolg wäre. Wir müssen an unserer Maßregel in Beziehung auf die Ein- oder Zweipfundnote festhalten und müssen sie eventuell und zu rechter Zeit auch zuerst auf Irland und dann auf Schottland ausdehnen, aber wir dürfen uns dabei nicht übereilen, und ich hoffe, daß jede zur Erleichterung unserer Umlaufsmittel ergriffene Maßregel vorher wohl überlegt und dann mit Geduld durchgeführt wird.

Wellington.

Am 3. März setzt Peel seinen eingehenden Bericht über den Stand der wirthschaftlichen Angelegenheiten an den inzwischen von Berlin nach Petersburg weiter gereisten Feldmarschall fort. Zunächst berichtet er ihm über die Unterhausverhandlungen und die von Huskisson beantragte Erleichterung für die Seidenfabriken und dann über die große Frage der auszugebenden Schatzscheine. Wie sehr Wellington als ein kostbarer Rathgeber in diesen wirthschaftlichen Fragen von seinen Kollegen angesehen wurde, erhellt aus dem Schluß des Briefes, der nach sehr langen und genauen Ausführungen über die Geld- und Bankverhältnisse sich so ausdrückt:

Ich denke, nun genug geschrieben zu haben, um Ihnen zu beweisen, daß das Gemeinwohl verlangt, daß Sie Ihre Rückkehr nicht um einen Tag über das unbedingt Nothwendige hinaus verschieben. Unter unseren Freunden herrscht noch immer die Empfindung vor, daß wir die Schatzscheine ausgegeben haben sollten. Meine feste Ueberzeugung ist, daß wir gut thaten, sie abzulehnen, und daß, wenn wir dabei nachgegeben, wir wegen anderer Maßregeln eine Niederlage erlitten und vielleicht die Verantwortlichkeit für eine neue Suspendirung der Bankzahlungen auf uns genommen hätten. In Schottland ist ein Wuthausbruch entbrannt darüber, daß man zu irgend einer Zeit die kleinen Noten einziehen wolle. Walter Scott ermuthigt die Opposition durch wiederholten Appell an den nationalen Stolz und die nationalen Gefühle.

Am folgenden Tage schreibt auch Canning wieder an Wellington über denselben Gegenstand. Er berichtet ihm, wie es endlich gelungen sei, die Bank zu Waarenvorschüssen zu bestimmen, und daß dies bereits gute Resultate gezeitigt habe.

Schließlich sei zur Charakteristik des lebhaften Antheils, den nach der Haltung seiner Korrespondenten mitten unter den schwierigsten Verhandlungen mit dem Kaiser von Rußland und den Vertretern der gesammten Diplomatie angesichts des bereits zwischen Griechen und Türken ausgebrochenen Krieges der englische Gesandte und Kriegsheld an den finanziellen Angelegenheiten seines Landes nahm, noch ein Brief des Admiralitätsbeamten J. W. Croker, unter dem 20. März nach Petersburg adressirt, erwähnt: er fühlt sich verpflichtet, obwohl — wie er sagt — der Herzog gewiß auf den verschiedensten Wegen genau über alles unterrichtet worden sei, demselben auch noch seine Auffassung über den

Verlauf der Dinge zukommen zu lassen. Charakteristisch ist insbesondere die Wendung, worin der Verfasser des Briefes dem Herzog sagt: „Ich brauche Ihnen nicht alle die guten Gründe anzuführen, warum die Regierung keine Schatzscheine ausgeben wollte, obwohl von allen Seiten darauf gedrängt wurde.“ Dann schildert er ihm auf zwei eng gedruckten Seiten alle die oben kurz angedeuteten Vorgänge und bekennt sich am Ende des Briefes zu einer Ansicht, die wir auch in unseren Tagen ebenso gut wie Graf von Liverpool in den seinigen zu bekämpfen hatten. Er meint, die Staatsschuld und das fiktive Einkommen sei so viel größer geworden als früher, daß unmöglich derselbe Geldvorrath für die Geschäfte ausreichen könne; für jede Thätigkeit trage man jetzt doppelt so viel Geld bei sich als dreißig oder vierzig Jahre vorher, und deswegen glaube er, daß auch doppelt so viel Umlaufsmittel nöthig seien, und zweifle, ob es mit irgend welchen Anstrengungen möglich sein werde, einen genügenden Goldvorrath für den inländischen Verkehr festzuhalten. Aber mit einer Bescheidenheit, die heutzutage selten bei Vertretern dieser Ansicht anzutreffen ist, setzt er hinzu: „Aber das ist eine Materie, über die ich nur ein sehr unzulängliches Urtheil habe.“ *)

Ein Rückblick auf diese Auseinandersetzungen zwingt zu schmerzlicher Vergleichung. Mit wie hoher wirthschaftlicher Bildung und Gewissenhaftigkeit gingen damals die englischen Staatsmänner vor, und wie übereilt entschied sich fünfzig Jahre später der deutsche Reichskanzler, das große Werk der Münzreform mit einem Federstrich zu verstümmeln!

L. Bamberger.

Der erste Weltpostkongreß.

Wenn ein weltbewegender Gedanke in der Entwicklung der Menschheit zum Durchbruch gekommen ist und durch die schöpferische Energie eines genialen Mannes Gestalt gewonnen hat, dann fehlt es niemals an solchen, welche die Priorität der Idee in Anspruch nehmen und nachträglich dafür geehrt sein wollen. Dies hat sich wiederum gezeigt bei dem Hinscheiden des Schöpfers des Weltpostvereins, des Deutschen Reichs ersten Generalpostmeisters. Von verschiedenen Seiten haben sich verkannte Genies gemeldet, in deren Köpfen der Weltpostverein fix und fertig war, ehe Stephan daran dachte. Es soll ihnen nicht abgestritten werden. Auch das einige Deutschland hat sich mancher in seinem Kopfe konstruirt, als Bismarck solche Träume noch verspottete. Derartige Vorstellungen liegen eben in der Luft, wenn die Zeit der Erfüllung geschichtlicher Nothwendigkeiten herannaht. Man braucht die Zeugnisse nicht zu registriren. Eine andere Beachtung aber verdienen die Vorspiele, welche die großen Aktionen auf der Weltbühne einzuleiten pflegen, die ersten Versuche, eine in vielen Köpfen keimende Idee ins Leben zu rufen, Anläufe, die zwar zunächst nicht zum Ziele, nicht selten sogar scheinbar davon abführen, die aber das spätere Gelingen wesentlich beeinflussen, mitunter bedingen. Die aus dem Einheitsdrange des deutschen Volkes entsprungenen Bewegungen von 1848/49, deren klägliche Ausgänge unsere Zerrissenheit zu verewigen schienen, müssen doch als die Ausgangspunkte für unsere weitere Entwicklung betrachtet werden. Ohne 1848 kein 1866 und 1870; ohne Frankfurter Parlament kein deutscher Reichstag.

So hatte auch der Weltpostverein sein bedeutsames Vorspiel in dem ersten Weltpostkongresse, welcher im Jahre 1863 in Paris stattfand. Dieser Vorgang hat seiner Zeit nicht die gebührende Beachtung gefunden; namentlich in Deutschland nicht, wo in demselben Sommer das Interesse durch den Frankfurter Fürstenkongreß und bald danach durch die schleswig-holsteinische Krisis absorbirt wurde. In einem Augenblicke, wo auf die Entstehung des Weltpostvereins anläßlich des Todes seines Schöpfers mehrfache Rückblicke geworfen werden und der Weltpostkongreß sich wieder in Washington versammelt, dürfte es angezeigt erscheinen daran zu erinnern, wie der erste Anstoß zu der großen Reform von dort gekommen ist und einen wie weiten Schritt man damals schon in der Richtung des Zieles gethan hat.

Mitten im Drange des Bürgerkrieges, im Jahre 1862, faßte die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika den Plan, alle civilisirten Staaten zur Beschickung einer Konferenz aufzufordern, um sich über gemeinsame Grundsätze für die Behandlung postalischer Angelegenheiten zu verständigen, insbesondere was Gewichtssysteme, Abstufungen, Transitgebühren, Abrechnungen betraf, Dinge, die zwischen keinen 2 Ländern gleichmäßig geordnet waren. Der Urheber des Gedankens war der damalige erste Assistent von Lincolns Generalpostmeister Blair, der spätere Gesandte in Wien und Berlin, John A. Kasson. Die Anregung wurde von den meisten europäischen Staaten und einigen amerikanischen beifällig aufgenommen und die französische Regierung fand sich bereit die Konferenz nach Paris einzuladen, wo sie am 11. Mai 1863 im Dienstgebäude des Generalpostamts in der rue J. J. Rousseau unter dem Vorsitz des Directeur général des Postes M. Vandal zusammentrat. Es waren vertreten neben den Vereinigten Staaten mit einigen kleineren amerikanischen Nationen und Frankreich, Großbritannien durch Frederick Hill, den Bruder des Reformators Rowland Hill, Holland, Belgien, Italien und die Schweiz durch die Vorstände ihrer Postverwaltungen, letztere auch durch den Gesandten am französischen Hofe Oberst Kern, Oesterreich, Spanien, Portugal und Dänemark durch hohe Ministerialbeamte und Diplomaten, Preußen durch den Geheimen Ober-Postrath Metzner und die Hansestädte durch den Schreiber dieser Zeilen damals Legationssekretär in Washington. Es waren die Vertreter von 400 Millionen Erdenbewohner, welche zum ersten Male an einem grünen Tische sich vereinigt hatten, um Mittel und Wege zu finden, den geistigen Austausch unter diesen Völkerschaften zu fördern und zu erleichtern. Und sie haben in den 4 Wochen, die der Kongreß dauerte, mit allem Eifer an dieser großen Aufgabe gearbeitet.

Dies war, wie aller Anfang, nicht ganz leicht. Die Amerikaner hatten kein Arbeitsprogramm mitgebracht. Die Verständigung mit den Franzosen, denen naturgemäß die Leitung der Verhandlungen zufiel, war um so schwieriger, als Mr. Kasson, der erst kurz vor dem Sitzungstermin eingetroffen war, sich in der französischen Sprache nicht auszudrücken wußte, während die Franzosen kein englisch verstanden, so daß die Verständigung, auch in den Sitzungen, durch Dollmetscher erfolgen mußte. Mr. Maurin, der Leiter des auswärtigen Departements der französischen Post, bei weitem der Bewandertste auf dem ganzen Postgebiete, an Gewandtheit und Redefähigkeit allen überlegen, formulirte indessen zum Beginn 34 den amerikanischen Intentionen entsprechende Fragen, welche der Diskussion zu Grunde gelegt wurden. Ihm war freilich bei dem ganzen Reformplane, wodurch die fiskalische Behandlung der Post bedroht erschien, keineswegs wohl zu Muthe, und er erklärte bald darauf eine der Hauptfragen, welche sich auf den Transit bezog, für indiskutabel, nachdem die Italiener, welche sich bald als die führenden Geister auf dem Kongresse zeigten (es waren die Herren Pagni und Agostini) durch ihre Forderung des freien Transits, eines einheitlichen Portosatzes für ganz Europa und der Unterdrückung aller Abrechnungen nicht allein die Franzosen vor den Kopf gestoßen, sondern allseitig verblüfft hatten. Die Kommission dachte nicht daran so weit zu gehen, sie wollte höchstens den Ausbeutungen auf diesem Gebiete durch Fixirung eines Maximums, das die Hälfte des inländischen Portos nicht überschreiten dürfe, ein Ziel setzen. Aber auch davon wollte Frankreich nichts hören,

*) John Wilson Croker, Irländer von Geburt, seit 1809 Sekretär in der Admiralität, war zugleich ein fruchtbarer Schriftsteller, Mitbegründer der Quarterly Review und des Athenäumklubs.

versagte vielmehr jede Mitwirkung bei solchen Beschlüssen, so daß selbst der sonst äußerst entgegenkommende Präsident sich veranlaßt sah, bei dieser Frage den Vorsitz an den Gesandten der Schweiz abzugeben. Der Beschluß wurde dann ohne die Franzosen gefaßt: nur Belgien und Spanien stimmten aus politischen Rücksichten, im Widerspruch mit den persönlichen Ansichten ihrer Vertreter, dagegen. Ebenso wehrte Frankreich sich gegen den Einheitssatz von 15 Grammes, da es mit 10 Grammes der inländischen Korrespondenz eben erst eine Konzession gemacht hatte, während es für die auswärtige 7½ Grammes beibehielt; hierbei standen ihm nur Belgien und Portugal zur Seite. Einstimmig wurde das metrische System empfohlen, obgleich hier England Schwierigkeiten machte; es waren damals in Europa vier oder fünf verschiedene Gewichtssysteme beim Postverkehr im Gebrauch. Mit der Freiheit des Transits, einer Forderung, die später selbst Stephan nicht durchzusetzen vermocht hat, fiel auch der italienische Vorschlag der Unterdrückung aller Abrechnungen. Wie ängstlich man noch war zeigte sich bei der Frage der Abstellung des Bestellgeldes für einfache Briefe. Diese mit überwiegender Mehrheit empfohlene Reform rief doch selbst bei Preußen, mit Rücksicht auf die Finanzen der kleineren Staaten mit selbständiger Postverwaltung Bedenken hervor, obgleich der Vertreter der Hansestädte erklärte, daß seine Regierungen diese Opfer dem Verkehrsinteresse gern bringen würden. Die ganze Misere unserer Zustände trat zu Tage, als der Vertreter Dänemarks Einsprache dagegen erhob, daß man den dänischen Postämtern in den Hansestädten diese Gelegenheit zur Schröpfung des deutschen Publikums nehmen wolle. Bei Waarenproben und Geschäftspapieren wagte man noch nicht bis zu 50 Grammes für den einfachen Satz zu gehen, sondern begnügte sich mit einer Progression von 40 zu 40, während man für Drucksachen überall keinen Einheitssatz finden konnte. Dennoch wurden in 31 Paragraphen bezüglich der Klassifikation der Postsachen, ihrer Behandlung im Porto, in der Expedition und Weiterexpedition und anderen technischen Einzelheiten, außer den angeführten, Grundsätze aufgestellt, nach denen sich hinfort das internationale Postwesen mehr und mehr gestaltet hat. Schließlich wurde auch das zu erstrebende Ziel dahin gesteckt, daß eine möglichst große Zahl von Ländern in eine Postzone vereinigt werde.

Alle diese Beschlüsse hatten zunächst nur die Bedeutung von Empfehlungen seitens derjenigen Vertreter des Fachs, die ohne Vollmachten zu bindenden Abschlüssen zusammengetreten waren.

Konnte somit auch zunächst nichts Positives geschaffen werden, so lag doch schon in der Beschickung dieser Konferenz durch die hauptsächlich am Weltverkehr betheiligten Nationen das Eingeständniß daß ihre Abschließung gegeneinander auf diesem Gebiet nicht länger haltbar und ein größerer die Einzelsouveränitäten überspannender Organismus durch die moderne Entwicklung geboten sei. Man erkannte in dieser ersten Aussprache so vieler einsichtiger Männer die Mängel und Verbesserungsbedürftigkeit der bestehenden Zustände schärfer als zuvor, man wurde sich aber auch der großen Schwierigkeiten bewußt, welche bei Durchführung selbst der gemäßigtesten Reformen zu überwinden waren. Es mußte jedem klar werden, daß es sich um nichts weniger als um eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse handelte, um aus dem Chaos herauszukommen. Das prägte sich augenscheinlich auch denen ein, die wie die französischen Staatsmänner des Kaiserreichs am starrsten an ihrer Souveränität festhielten. Unmittelbare Folgen hat der Pariser Postkongreß von 1863 nicht gehabt. Er fand seiner Zeit nicht einmal gebührende Beachtung; die von dem nachmaligen Leiter des ausländischen Departements im französischen Generalpostamt Mr. Desenne musterhaft redigirten und von der kaiserlichen Regierung in splendider Ausstattung herausgegebenen Protokolle sind über Fachschriften hinaus zu weiterer Kenntniß nicht gelangt. In Washington begnügte man sich mit dem errungenen Achtungserfolge und im preußischen Generalpostamt schrieb man die Beschlüsse zu den Akten. Einer aber hat diese Vorgänge damals in der Spandauerstraße gewiß mit Eifer verfolgt und in seiner Seele bewegt den Weg sehend, auf dem es ihm vorbehalten war Großes zu vollbringen und unvergänglichen Ruhm zu gewinnen, das war der Postrath Heinrich Stephan.

Johannes Rösing.

Parlamentsbriefe.

XX.

Der Reichstag hat es abgelehnt, die Novelle zum Altersversicherungsgesetz einer Kommission zu überweisen. Das bedeutet, daß er es ablehnt, die Materie noch in dieser Session zu erledigen. Die Frage, wie sich die Mehrheit materiell zu den einzelnen von der Regierung gemachten Abänderungsvorschlägen stellen wird, bleibt dabei durchaus offen. Daß das Gesetz in seiner gegenwärtigen Fassung nicht auf die Dauer bestehen bleiben kann, darüber wird allerdings Einstimmigkeit herrschen; aber was an die Stelle der bisherigen Bestimmungen zu setzen sei, darüber haben die Erwägungen kaum begonnen. Die Vorschläge der Regierung haben in unveränderter Fassung keine Aussicht auf Annahme, und am Schlusse einer Session, die zwar nicht an Erfolgen, aber doch an Anstrengungen reich war, über mögliche Abänderungen nachzudenken, war das Haus unlustig. Den Vorschlag, aus dem Regierungsentwurfe die wenigen Bestimmungen herauszunehmen, die allseitig als Verbesserungen anerkannt werden, lehnt die Regierung ab; sie will diese Verbesserungen zurückhalten als Kompensationsobjekt für die Verschlechterungen, die sie ohne die ersteren nicht durchzusetzen hoffen kann. Die Zahl der gescheiterten Entwürfe hat sich um einen vermehrt.

Graf Kanitz, Freiherr Heyl von Herrnsheim und Herr von Kardorff fragten bei der Regierung an, was sie gegenüber der Dingley-Bill thun will. Eine recht wunderliche Anfrage! Der Bundesrath hat zu wiederholten Malen erklärt, daß er zu Beschlüssen des deutschen Reichstags erst dann Stellung nehme, wenn sie nach beendigter dritter Lesung an ihn gelangt sind. Und jetzt wird ihm zugemuthet, zu Beschlüssen des amerikanischen Senats Stellung zu nehmen, noch ehe sie gefaßt sind. Der Zweck der Anfrage war selbstverständlich der, die Regierung zu veranlassen, möglichst alle Handelsverträge abzubrechen und sich auf einen frischen und fröhlichen Zollkrieg mit der ganzen Welt einzulassen. Es ist in der That unmöglich zu ermitteln, ob die Agrarier unverständig genug sind, um zu verkennen, welche schlimmen Folgen die von ihnen empfohlene Wirthschaftspolitik für die Allgemeinheit haben würde, oder ob sie frivol genug sind, eine Politik, die sie selber nicht vertreten möchten, zu empfehlen, um in dem entstehenden Getümmel einige kleine Vortheile für sich herauszuschlagen. An der Antwort, welche die Regierung ihnen durch den Mund des Herrn von Marschall ertheilt hat, haben wir nichts auszusetzen, aber es ist uns unverständlich, wie sich die Regierung der Ueberzeugung verschließen kann, daß ihr nur die Wahl bleibt, mit der agrarischen Politik gründlich aufzuräumen oder sich ihr zu unterwerfen. Der gegenwärtige Zustand leistet den Gerüchten von schleichenden Krisen Vorschub, und wenn diese Gerüchte noch nicht begründet sein sollten, so kann der Augenblick nicht mehr fern sein, in welchem sie ihre Begründung finden, wenn man der Agrardemagogie nicht nachdrücklicher entgegentritt.

Herr von Kardorff hat sich wieder einmal das Vergnügen geleistet, die Mitglieder der Freisinnigen Partei, welche seinen verkehrten Ansichten entgegentraten, als „Delegirte des Auslandes“ zu bezeichnen. Er, der unausgesetzt bemüht ist, in England, in Frankreich und in

Amerika alle Hebel anzusetzen, um die Selbständigkeit des Deutschen Reiches in Münzfragen zu untergraben, hält sich für berechtigt, einen solchen Vorwurf gegen zwei Abgeordnete zu erheben, die sich herausgenommen hatten, den Standpunkt der Regierung zu vertreten. Der Präsident des Reichstags hat die Aeußerung des Herrn von Kardorff für parlamentarisch unzulässig erklärt, aber er hat das erst gethan, nachdem vierundzwanzig Stunden verflossen waren und nachdem die Angegriffenen genöthigt gewesen waren, ihre Vertheidigung selbst zu führen. Wenn die Schwerhörigkeit des gegenwärtigen Präsidenten zu bedauern ist, so sind doch die Agrarier am wenigsten dazu berechtigt, über dieselbe unfeine Witze zu machen; und doch haben sie auch dies vor einiger Zeit gethan.

Seiner ersten Ungehörigkeit hat Herr von Kardorff eine zweite folgen lassen; er hat die von ihm Angegriffenen auf den Weg der Pistolenschießerei verweisen wollen. Er konnte sicher sein, daß seiner Provokation keine Folge gegeben werden würde, denn auf der linken Seite hat man bei verschiedenen Gelegenheiten sehr entschieden darauf hingewiesen, daß der Reichstag keine Studentenkneipe sei und man die Mensur nicht als den geeigneten Ort ansehe, um politische Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Sollte Herr von Kardorff wirklich der Ansicht sein, daß der Ausgang eines Duells ein Gottesurtheil ist, so können wir ihm nur den Ausspruch von Onkel Bräsig in das Gedächtniß zurückrufen: „daß du die Näse ins Gesicht behältst".

Gegenwärtig beschäftigt sich der Reichstag damit, noch das Auswanderungsgesetz mit allen seinen polizeilichen Beschränkungen, für welche sich auch die Nationalliberalen begeistern, in Sicherheit zu bringen; die Agrarier waren freilich geneigt, diese nationale Errungenschaft zu vertagen, wenn ihnen dafür das Margarinegesetz rasch servirt würde.

Das Abgeordnetenhaus behandelt den Kultusetat mit einer Weitschweifigkeit, als wäre die Frist, innerhalb deren das ganze Budget zu Stande gebracht werden sollte, nicht schon längst verstrichen. Namentlich sind es die No-popery-Redner, welche ihrer Laune den Zügel schießen lassen. Die Klage des Centrums, daß den Katholiken bei Staatsanstellungen nicht Parität gewährt wird, ist zweifellos völlig unbegründet und mußte scharf zurückgewiesen werden. Das konnte bei aller Schärfe kurz geschehen. Herr von Eynern hat sich aber veranlaßt gesehen, von Neuem den Beweis zu führen, daß die Katholiken sehr schlechte Menschen sind. Gesetzt, dieser Beweis wäre ihm gelungen, was folgt für unsere staatsrechtlichen Zustände daraus?

Wer die Sozialdemokratie wirksam bekämpfen will, muß sich gegen das Junkerthum wenden, welches den Nährboden der Sozialdemokratie bildet, und wer den Ultramontanismus bekämpfen will, muß sich gegen den Geistesdruck wenden, der vom evangelischen Kirchenregiment ausgeht. In einem Staat, in welchem man die Kinder der Dissidenten zwingt, an einem Religionsunterricht theilzunehmen, den ihre Eltern verwerfen, hat man der Inquisition wenig vorzuwerfen. In einem Lande, in welchem sich die liberale Theologie und die Wissenschaft frei bewegen können, kann der Ultramontanismus keinen Schaden thun. Wie aber die Nationalliberalen über die Freiheit der Wissenschaften denken, geht daraus hervor, daß Herr Schmieding das Einschreiten des Unterrichtsministers gegen die Bochumer Rede des Herrn Adolf Wagner angerufen hat, eine Rede, die vor dem Forum der Wissenschaft die schärfste Kritik verdient, vor dem Forum der Polizei aber unverfänglich ist.

Proteus.

Fiskalischer Vandalismus.

In Nr. 10 der „Nation" vom 5. Dezember 1896 legten wir in einem Artikel: „Muß der Berliner botanische Garten fallen?" in Anknüpfung an eine dem Fürsten Bismarck ohne Widerspruch zugeschriebene Aeußerung, daß die sogenannte Verlegung des botanischen Gartens „ein durch nichts gerechtfertigter Vandalismus" sei, in einer eingehenden Würdigung der geschichtlichen und sachlichen Bedeutung des Gartens dar, daß diese Maßregel weder nützlich, noch irgendwie berechtigt sondern ausschließlich dem ingeniösen Einfall des Ministers von Miquel, die Bewohner des Berliner Westens für die nothwendig gewordene bessere Unterbringung der Kranken des Charitékrankenhauses bezahlen zu lassen, zuzuschreiben sei. Wir beklagten damals die stumpfe Gleichgültigkeit der gebildeten Kreise gegenüber diesem Plan, vor Allem aber, daß man von vornherein die Miquel'sche Auffassung, der botanische Garten müsse fallen, wenn die Stadt Berlin ihn nicht ankaufe, wie ein unabänderliches Schicksal hingenommen habe. In dieser Angelegenheit birgt sich eine Frage, deren grundsätzliche Bedeutung weit über ein bloßes örtliches Interesse hinausgeht. Sie zerfällt eigentlich in zwei wichtige Prinzipienfragen; einmal: ist der Staat berechtigt, die Verpflichtung zur Erhaltung und Verbesserung seiner Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt anderen Faktoren mittelbar oder unmittelbar aufzuhalsen, wie er es jetzt gegenüber der Stadt Berlin versucht, indem er sie moralisch zwingen will, ihm durch Ankauf des botanischen Gartens die Mittel für den Umbau der Charité zu verschaffen? Die andere Frage ist die: Ist eine Staatsverwaltung berechtigt, mit großen wissenschaftlichen oder humanitären Anstalten aus reinen Geldrücksichten derart frei zu schalten, daß sie ohne Rücksicht auf deren Werth und Erhaltungszustand vernichtet oder nach einem beliebigen anderen Orte „verlegt" werden, weil man ihren Grund und Boden für andere Zwecke verwenden will? Wir glauben, daß keine dieser Fragen ohne weiteres bejaht werden darf, daß vielmehr die erstere rundweg zu verneinen, die zweite in jedem einzelnen Falle auf das Sorgfältigste zu prüfen ist, ehe man sie bejaht

Unser damaliger Mahnruf ist, wenn er auch, wie wir wissen, in manchen Kreisen Beachtung fand, doch bei den entscheidenden Stellen ungehört verhallt und die preußische Regierung hat inzwischen den Gesetzentwurf, betreffend den Umbau der Charité und die „Verlegung" des botanischen Gartens nach Dahlem bei Steglitz dem Abgeordnetenhause nicht nur vorgelegt, sondern auch als eine besonders dringliche Sache betrieben, so daß die erste Lesung stattfand noch bevor die zur Vorlage gehörigen Pläne der neuen Charité und des geplanten Dahlemer Gartens beigefügt waren. Die Vorlage wurde der Budgetkommission überwiesen und soll von dieser nach einer bisher unwidersprochenen Zeitungsnotiz noch vor den Osterferien in einer einzigen Sitzung angenommen worden sein. Gegen diese Ueberhastung zweier wichtiger, ohne zwingenden Grund zusammengekoppelten Angelegenheiten von Seiten der Regierung und gegen eine so oberflächliche Behandlung von Seiten der Kommission kann nicht entschieden genug Widerspruch erhoben werden. Es ist absolut ausgeschlossen, in einer einzigen Kommissionssitzung über alle beim Charitéumbau zu erwägenden Momente, bei denen gesundheitliche, bauliche, wissenschaftliche und finanzielle Fragen in Betracht kommen, zu berathen; und es ist ebenso unmöglich, über die Frage, ob die „Verlegung" des botanischen Gartens nothwendig ist, gewissenhaft zu berathen und zu beschließen, ohne daß man sich an Ort und Stelle ein Urtheil gebildet hat. Von der Nothwendigkeit, die Charité umzubauen, kann man leicht, ohne örtlichen Augenschein überzeugt werden; über ihren Zustand sind seit Jahr und Tag ernste Klagen öffentlich bekannt geworden und auch ihr äußeres Bild zeigt, daß sie nicht den modernen Anforderungen an ein großes Krankenhaus entspricht, wenigstens nicht in denjenigen

Theilen, die von außen sichtbar sind. Aber man kann nicht in wenigen Stunden die Gewißheit erlangen, daß der Umbauplan, den die Regierung vorgeschlagen hat, die erwünschteste Lösung bildet. Was aber den botanischen Garten betrifft, so müßte man von einer Kammer, in der so viele Landwirthe sitzen, erwarten, daß sie, sofern sie nicht Scheelsucht gegen die Hauptstadt mitsprechen lassen, ohne Augenschein über das Schicksal einer Jahrhunderte alten Anpflanzung nicht entscheiden können.

Ehe wir aber an die Untersuchung der Frage herangehen, wie es kommen konnte, daß eine preußische Regierung derartige Vorschläge macht, daß die Bevölkerung sie mit stumpfer Gleichgültigkeit über sich ergehen ließ, wollen wir noch kurz die sachlichen Momente für Diejenigen zusammenfassen, deren politisches Gewissen in solchen Kulturfragen sich nicht mit formalen Gründen beruhigt. Die Regierung hat sich die Sache leicht gemacht und die Gründe für die „Verlegung" des Botanischen Gartens in ganzen 39 Zeilen (Seite 7 und 8 der Vorlage), auf kaum einer halben Seite abgehandelt. Diese sind: Die Institute des Botanischen Gartens seien jetzt auf allen Seiten von Gebäuden eingeschlossen; in Folge dessen werde die Entwicklung mancher Pflanzen beeinträchtigt, und es müsse eine weiter steigende schädliche Einwirkung der eingeschlossenen Lage des Gartens erwartet werden. Ferner seien für den Garten sehr erhebliche Nachtheile damit verbunden, daß er „fortwährend von einer überaus großen Anzahl von Personen besucht werde, welche sich darin nicht zum Zwecke der Belehrung aufhalten." Sodann sei das etwa 11½ Hektar umfassende Areal des Gartens „nicht von genügender Größe, um hier den Aufgaben des bedeutenden derartigen Instituts in Preußen nach allen Richtungen zu entsprechen;"; namentlich sei die wünschenswerthe Errichtung „eines Arboretums, welches alle bei uns im Freien ohne Schutz gedeihenden Holzgewächse in möglichster Vollständigkeit enthält", unmöglich. Endlich seien die Gebäude des Gartens großentheils in mangelhaftem Zustande, diejenigen des Museums „genügen den Bedürfnissen nicht mehr". So viele Worte, so viele Unrichtigkeiten und fadenscheinige Behauptungen. Zunächst ist der bekanntlich in Schöneberg gelegene Garten auf allen Seiten von umliegenden bewohnten Häuserreihen durch dreite Straßen getrennt. Nur auf der einen Längsseite, der Elsholzstraße, ist der Zutritt der Sonnenstrahlen während weniger Nachmittagsstunden behindert. Auf dieser Seite befinden sich nur minder wichtige Theile der Baumpflanzung, ferner das Palmenhaus; das aber mehr nach dem Innern des Gartens gerückt ist und durch seine höhere Lage das erwähnte Hinderniß völlig ausgleicht, ferner Mühlhausen und derlei ähnlich werthvolle Dinge. Gerade die Pflanzen dieser Seite erhalten aber Morgen- und Mittagsonne so reichlich, daß ein dicht an der Mauer stehender Kirschbaum, der jetzt im herrlichsten weißen Blüthenschmuck prangt, den besten Beweis dafür liefert, wie wenig ihm sein Standort schadet. Die östliche Langseite an der Potsdamerstraße empfängt die volle Vormittagsonne und ist durch eine ganz niedrige Backsteinmauer eingesäumt, die erst vor einigen Jahren an Stelle des bis dahin bestandenen Zaunes erbaut wurde und bei der kein Mensch daran dachte, daß sie den Lichtzutritt hindern könnte. Die beiden Schmalseiten sind nach Norden zu von langgestreckten niedrigen Gewächshäusern, nach Süden vom Museum und einigen anderen Bauten eingenommen. Die ersteren erhalten das Licht so reichlich, daß sie an sonnigen Tagen vollständig, an trüben auch zum Theile wenigstens gegen den Ueberfluß an direkter Belichtung geschützt werden müssen. Man sieht also, mit welcher Gewissenhaftigkeit jene Behauptungen aufgestellt sind. Jeder fleißige Besucher des Gartens weiß, daß dieser eher an einem Zuviel, als an zu Wenig von Licht laborirt; eine vorzügliche Bewässerung, die erst vor einer Reihe von Jahren, irren wir nicht, noch unter Alexander Braun, mit vielen Kosten durch Anschluß des Gartens an die städtische Wasserleitung ermöglicht wurde, gestattet eine allseitig vorzügliche Pflege der Gewächse durch Begießung und Berieselung und ihr Erfolg stellt sich gerade in diesem schönen Frühling dem Beschauer in einem wahrhaft üppigen Pflanzenwuchse dar.

Was die Klage über die zahlreichen Besucher betrifft, die den Garten nicht nur zu Zwecken der Belehrung aufsuchen, so ist sie bezeichnend für den Grad von Volksfreundlichkeit, mit dem an die ganze Maßregel gegangen ist. Anstatt Befriedigung über den Besuch des großen Publikums zu empfinden, für welches der Garten doch da ist, wird diese erfreuliche Erscheinung als etwas Unerlaubtes behandelt. Diese Auffassung entspricht keineswegs derjenigen der jetzigen verdienstvollen Leitung des Gartens, die in dem für das Publikum herausgegebenen amtlichen Schriftchen „Rundgang durch den botanischen Garten" ausdrücklich darauf hinweist, daß man sich „entsprechend den allgemeinen Bestrebungen nach Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in weiteren Volksschichten in den letzten Jahrzehnten bemüht hat, die botanischen Gärten so zu gestalten, daß auch der Laie in ihnen Belehrung finden kann". Dies hat auch der jetzige Direktor, Professor Engler gethan, der in diesem Sinne früher auch in Breslau erfolgreich gewirkt hatte. Professor S. Schwendener, der ja nicht Systematiker, sondern Pflanzenphysiologe ist und demnach die Bedeutung der botanischen Gärten nicht so hoch anschlägt, nannte in seiner Rektoratsrede 1888, welche die Aufgabe dieser Gärten in der Gegenwart behandelte, den Berliner botanischen Garten den „größten und bestdotirten in Deutschland" und fand ihn wohl geeignet, auch im Sinne der modernen Aufgaben der Botanik zur Erweiterung unserer entwicklungsgeschichtlichen und vergleichenden Kenntnisse von der Pflanze mitzuwirken. Jene oberflächliche Bemerkung in den Motiven der Vorlage könnte glauben machen, daß es sich um eine unzulängliche, in der Entwicklung zurückgebliebene Anstalt handelt. In Wahrheit ist der Garten von Jahr zu Jahr vervollkommnet worden. Schon unter Englers letztem Vorgänger, Professor Eichler, besaß der Garten außer einer wohl angeordneten, reichhaltigen systematischen Abtheilung, welche die frei wachsenden Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft enthält, eine höchst hervorragende pflanzengeographische Abtheilung, welche sowohl die Kräuter und Stauden, als auch die Bäume aller Erdtheile in vortrefflicher Uebersicht und zum Theil in majestätischen Exemplaren enthielt. Wie wir schon in unserem Dezember-Artikel ausführten, haben an diesem Bestande seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts Deutschlands bedeutendste Reisende und Forscher mitgearbeitet und mitgesammelt. Unter Direktor Link (1815 bis 1851) sandte der damalige Minister von Altenstein Maire, Mund und Bergius in das Kapland, Beyrich nach Brasilien und Nordamerika, Schomburgk nach Guyana, Otto nach Cuba und Venezuela, bereiste Sello siebzehn Jahre lang Brasilien, sandten G. Ehrenberg und Hemprich von ihrer Reise nach Aegypten und Arabien, Karl Ehrenberg, des Ersteren Bruder, ein für die Wissenschaft begeisterter Kaufmann, Pflanzen und Sämereien für den botanischen Garten aus Mexiko und Westindien. Außer dieser ansehnlichen und für ihren Zweck durchaus genügenden Anlage entbehrt der Garten keineswegs, wie man nach den Motiven annehmen sollte, eines Arboretums; er besitzt eine ganz vorzügliche Baumanlage, welche, ebenso wie 1858 das Palmenhaus, hauptsächlich der Verwaltung Prof. Alexander Braun's zu danken ist, dessen edle Züge ein Denkmal im Garten verewigt und der sich gewiß nicht träumen ließ, daß noch kein Menschenalter nach seinem Tode sich preußische Minister finden würden, die bereit sind, den botanischen Garten mit seinen ehrwürdigen Bäumen und erst neuerdings geschaffenen Schauhäusern auf Abbruch und Grundstückausschlachtung zu verkaufen, um in einer Oede bei Steglitz einen zwar viermal größeren, aber für absehbare Zeit noch unbrauchbaren, jedenfalls dem wißbegierigen Publikum entrückten neuen Garten zu bauen, damit es doch nicht den Anschein habe, als habe man nur zerstört.

In Wahrheit ist aber die Verlegung des Gartens eine Zerstörung. Man verlegt eine Bibliothek, ein Waarenhaus,

indem man die Vorräthe aus einer Behausung in eine andere bringt, einen Stall, indem man die Thiere anderswohin führt. Einen Garten verlegt man nicht, sondern man zerstört ihn an der einen und pflanzt einen neuen an einer anderen Stelle. Allerdings ist ja davon die Rede, eine Anzahl von Bäumen des jetzigen Gartens nach Dahlem zu überpflanzen; allein dies ist in jedem einzelnen Falle ein fragwürdiges Beginnen und die schönsten Bäume des Gartens lassen es überhaupt nicht zu. Der Untergang der beiden tausendjährigen Eidenbäume im Garten des Herrenhauses bei solchem Experiment ist das neueste warnende Beispiel. Abtheilungen, wie das malerische Alpinum und die morphologisch-biologische Abtheilung, die unter Eichler und Engler in den letzten Jahren geschaffen wurden, müßten in dem neuen Garten erst neu wiederhergestellt werden und dabei ist die letztere eine Einrichtung des hiesigen Gartens, wie sie kein anderer besitzen soll. Was die Gebäude des Gartens betrifft, so sind sie zumeist aus neuerer Zeit; möglich, daß das Museum für die gesteigerten Vorräthe zu klein geworden ist; dem ließe sich durch Wegschaffen des Ueberflüssigen oder durch einen Ergänzungsbau abhelfen.

Somit rechtfertigt Nichts eine solche Maßregel, während Vieles davon abhalten sollte. Bei der Eröffnung der Treptower Gartenbau-Ausstellung vor einigen Tagen gedachte der Minister für Landwirthschaft Freiherr von Hammerstein-Loxten der Vorliebe der brandenburgischen Kurfürsten für Pflanzen- und Blumenpflege. Wie kommt es dann, daß sich unter den Räthen der Krone Niemand gefunden hat, der dem Monarchen darlegte, daß der jetzige botanische Garten eine Lieblingsschöpfung des Großen Kurfürsten ist, die er 1679 aus einem Hopfengarten schon für die damalige Zeit zu einem Musterinstitut machte. Enthält doch der Garten in der berühmten Zwergpalme Chamaerops humilis noch einen vom Großen Kurfürsten 1686 aus Holland bezogenen Baum, der zuerst im Lustgarten aufgestellt, seit 1715 dem Botanischen Garten angehört, und an welchem der Direktor Gleditsch 1749 zuerst die grundlegende Thatsache nachwies, daß es zur Befruchtung der Bestäubung der Narbe mit dem Blüthenstaub der Staubgefäße bedarf, indem er durch Bestäubung des lange unfruchtbar gebliebenen Baumes mit von auswärts bezogenem Blüthenstand keimfähige Samen erzielte. Die Pietät allein gegen die Ahnen des Kaiserhauses wie gegen die Ahnen der Wissenschaft müßte es schon verbieten, den Garten anzutasten.

Die Anlegung eines Gartens in Dahlem würde nur das Studium erschweren; die laienhafte Auffassung der Regierung, daß die Botanik heutzutage nur für Apotheker von Interesse sei, hat sie ja auch dazu geführt, zugleich mit dem neuen Garten in Dahlem ein pharmaceutisches Institut zu errichten. Auch dies ist eine durchaus fragwürdige Maßregel, welche nur zur Züchtung von Handwerkern führen würde, die dem übrigen akademischen Unterricht völlig entrückt wären. Während die Pharmaceuten zu ihrer Ausbildung früher bei den hervorragendsten chemischen Lehrkräften der Universität, bei Landolt, Wichelhaus, Liebreich, Tiemann arbeiteten, werden sie in neuerer Zeit hauptsächlich einem einzigen Lehrer zugewiesen, bei dem sie später examinirt werden und der wohl auch für die Leitung des Instituts zur Ausbildung von Pharmaceuten ausersehen ist.

Wir würden einer ebenso ausführlichen Darstellung bedürfen, um darzulegen, daß auch die geplante Umgestaltung der Charité der einschneidensten Kritik bedarf. Ministerialdirektor Althoff hat sich in seiner leichtlebigen Weise mit den Bedenken abgefunden, die gegen die geplante Verminderung der Bettenzahl der Charité von 1800 auf 1200 erhoben wurden; sie bestehen aber in der ärztlichen Welt fort und bedeuten eine schwere Schädigung des medizinischen Unterrichts. Es sollen ferner Anstalten, die erst vor wenigen Jahren vortreffliche Neubauten erhielten, wie die Frauenabtheilung, nicht nur total umgebaut, sondern an die entgegengesetzte Stelle des weiten Charitégrundstücks verlegt werden; kurz auch hier liegen eine Menge Dinge vor, die nicht übereilt werden dürfen.

Fragen wir uns aber, wie eine derartige Vorlage und ihre Aufnahme mit solcher Gleichgültigkeit möglich war, so können wir die Ursache nur in einer beklagenswerthen Abnahme des Naturgefühls erblicken, das man seit seiner Wiedererweckung durch Rousseau für einen dauernden Besitz moderner Civilisation gehalten hat, während unser Zeitalter der chemischen Laboratorien und der mikroskopischen Beobachtung auch hier eine Nüchternheit der Empfindung der großen lebendigen Natur gegenüber zeitigte, die für das Geschlecht nach Alexander von Humboldt wahrhaft beschämend ist.

Sollte wirklich die preußische Volksvertretung diesen gloriosen Einfall dreier Juristen, der Herren v. Miquel, Bosse und Althoff, die heute nicht nur über den botanischen Garten Berlins, sondern über alle Kulturfragen im Lande nach ihrem Ermessen entscheiden, zur That werden lassen? Die Volksvertretung sollte, so dünkt uns, vielmehr an diesem Beispiel erkennen, daß es symptomatisch ist für den ganzen Kulturstand unseres heutigen Regimes. Indem sie hier Halt gebietet und die mechanische äußerliche Verknüpfung völlig verschiedenartiger Dinge durch sorgfältige Prüfung ersetzt und ein nie gut zu machendes Zerstörungswerk verhindert, würde sie sich um das Land wie um die Regierung selbst verdient machen.

Medicus.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Krähwinkliges.

In einer unserer deutschen Kleinstädte — wenn ich nicht irre, war es Elmshorn — hat sich vor Kurzem eine herzergreifende Begebenheit zugetragen. Der streitbare Amtsrichter des Orts empfand es als eine Demüthigung der Justiz, daß im Anzeigeblättchen die Verkündigungen des königlichen Amtsgerichts hinter — man denke sich solch einen Affront! — hinter den Bekanntmachungen des Magistrats zum Abdruck gelangten. Er wallt' sie vorne haben! Eine derartige Zurücksetzung konnte aber wiederum der Bürgermeister nicht zugeben. Die Lage des Zeitungsbesitzers war eine sehr bedauerliche: etwa wie die von Buridan's Esel zwischen den beiden Bündeln Heu. Endlich entschied er sich für das Heu des Bürgermeisters. Darob schnob der Vertreter der Justiz Rache. Aut Caesar aut nihil! Sollte der Herr Amtsrichter mit seinen Bekanntmachungen in Elmshorn der Zweite sein, so war er entschlossen, den Staub von seinen Bekanntmachungen zu schütteln und damit in einen anderen Ort auszuwandern, wo man mehr Verständniß für die Würde der Justiz zeigen werde. Und so geschah's! Die Bewohner des Amtsgerichtssprengels bekamen nun zwar die Bekanntmachungen des Amtsrichters, da jenes andere Blatt gewissermaßen im Auslande erschien, nicht fürder zu Gesicht, aber die Ehre war gerettet. Jedoch der Bürgermeister sorcht sich nit. Er beklagt sich bei der vorgesetzten Behörde des Amtsrichters ob jenes crimen loci, und dieser Vorgesetzte — verhülle Dein ganzes Gesicht, Justitia, nicht bloß die Augen! — verfügt, daß die ausgewanderten Bekanntmachungen wieder zur Heimath zurückzukehren hätten. Dort stehen sie nun wie das Aschenputtel hinter den Publikationen des Magistrats. Es ist kaum verständlich, daß es hierbei ohne Blutvergießen abgegangen

ist. Wie oft hat schon ein minderer Anlaß Gelegenheit zum Hälsebrechen gegeben. Und hier lag ein Duell auf Pistolen um so näher, als die Beleidigung bereits mittelst Blei erfolgt war. Die bleiernen Lettern hätte man zu Kugeln umgießen und damit den Ehrenhandel auf „ritterliche Weise" zum Austrag bringen sollen. „Hol' die Pest alle feigen Memmen!"

Aber nicht allein in kleinen Landstädten ereignen sich derartige ernste Ehrenkonflikte zwischen den Stützen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung, auch Königsberg, die Stadt der reinen Vernunft, und Hannover, der Sitz des Herrn von Bennigsen, haben Aehnliches durchgemacht. Auch hier waren in beiden Fällen Bürgermeister die Karnickel, welche angefangen hatten. In dem Heimathsorte Kant's hat der Oberbürgermeister bei einer öffentlichen Festfeier es gewagt, dem gestrengen Herrn Oberpräsidenten die Hand zum Gruße entgegenzustrecken, ohne daß er vorher die Erlaubniß zu solcher Vermessenheit eingeholt hatte. Jetzt wird der Minister des Innern darüber zu entscheiden haben, wo in Preußen die Grenzen zwischen einer submissen und einer aufdringlichen Handreichung zu finden sind. Die Frage bedarf einer tiefgründigen Untersuchung. Aber wir zweifeln nicht daran, daß der Herr Minister dabei ebenso schneidig das Verhalten des Oberpräsidenten in Schutz nehmen wird, wie er sich schneidig des Regierungspräsidenten von Hannover angenommen hat, den ein gewöhnlicher Stadtdirektor von heute auf morgen zu einer Komiteesitzung eingeladen hatte. Zwar handelte es sich dabei um die Vorbereitungen zu einem patriotischen Feste. Aber war das nicht ein Grund mehr, zwischen die Einladung und den Sitzungstermin verschiedene Respekttage einzuschieben? Ist es etwa beim Abschluß des westphälischen Friedens irgend einem Regierungsvertreter eingefallen, auch nur das Kleinste von seinen ceremoniellen Befugnissen aufzugeben? Und doch stand man damals am Ende eines dreißigjährigen Krieges und sehnte sich gewiß gar sehr nach einem endlichen Frieden. Die hierarchische Rangordnung ist eben der wichtigste Theil der Gesellschaftsordnung. Wer sie untergräbt, ist nicht viel besser als ein Sozialdemokrat.

Es ist eine wahrhaft staatserhaltende Aufgabe, wenigstens diesen Theil der Gesellschaftsordnung vor dem alles nivellirenden Geiste der Zeit zu bewahren. Kein Wunder, daß man bei einer so anstrengenden Thätigkeit im Ministerium des Innern nicht dazu kommen kann, den abgestorbenen § 8 des preußischen Vereinsgesetzes gesetzgeberisch zu bestatten. Dieser todte Paragraph steht längst im üblen Geruch, und alle Versuche, ihn neu zu beleben, verfallen dem Fluche der Lächerlichkeit. Der Reichskanzler und Ministerpräsident in Preußen hat ferner schon vor Jahr und Tag die Bestattung dieses Paragraphen zugesichert. Aber in Krähwinkel ist man zu stolz zu diesen Kadaver Und wenn morgen der Reichskanzler über diesen todten Paragraphen zu Falle kommen sollte, so wundern sich die getreuen Unterthanen in Preußen kaum noch. Was außerdem noch an öffentlichem Interesse vorhanden ist, wird durch so wichtige Fragen ausgefüllt, wie die, ob Butter und Margarine in Städten über 5000 Einwohnern in einem Raume gemeinsam feilgehalten werden dürfen oder ob nicht die ganze wirthschaftliche Rangordnung aus den Fugen geht, wenn die demokratische Margarine mit der aristokratischen Butter in ein und demselben Raume geduldet wird.

Junius.

Die Memoiren der Gräfin Potocka.*)

Angelika Kaufmann hat uns das Bild der Gräfin Potocka gemalt. Es zeigt eine jugendliche, üppige Erscheinung mit weichen, kräftigen Zügen, über denen der Ausdruck des Sinnlich-Lässigen liegt. Schwarzes, krauses Gelock umrahmt in reicher Fülle den breiten rundlichen Kopf, fällt nieder auf den Nacken und hebt sich wirkungsvoll ab von dem bleichen Teint; die dunkeln mandelförmigen Augen sind sanft und tief. Alles in diesem Gesichte trägt den Charakter des Rassehaften, deutet auf eine ungebrochene Stammesart, die schwüler und elegischer als die unsrige ist. Es trifft uns mit dem Eindruck des Fremdartigen; und er wird noch erhöht durch den romantischen weißen Turban, welcher das Haar bekrönt. Die Gräfin sitzt ruhig, gleichgültig da, den Blick zu dem Beobachter gewendet; doch fast unmerklich stiehlt sich ein listig muthwilliges Zucken aus den phlegmatischen dunkeln Augen. Leise spielt um Wangen und Mund ein Zug des Geistigen, der dieses Antlitz verschönt. So zieht auch in den Memoiren der Dame über alles, was sie schreibt, der Reiz einer diskreten Ueberlegenheit hin. Sie spottet nicht gerade, aber sie schildert fein und maliziös. Klug und sicher weiß sie die Persönlichkeiten auf ihre Grenzen und Schwächen anzusehen, in ihrer Eigenart hinzustellen. Das alles aber so absichts- und mühelos, man vergißt, daß man liest und glaubt einem anregenden Geplauder zuzuhören.

Anna Tyszkiewicz, die spätere Gräfin Potocka, ist um das Jahr 1776 geboren und 1867 in Paris gestorben. Sie entstammte einem der vornehmsten polnischen Adelsgeschlechter; durch ihre Mutter war sie die Großnichte des letzten Polenkönigs Stanislas August Poniatowski; Fürst Joseph Poniatowski, der noch der Schlacht bei Leipzig in der Elster den Tod fand, war ihr Onkel. Die Branicki und Czartoryski zählten zu ihren Verwandten. — Man macht sich heute schwerlich einen Begriff von dem glänzenden Treiben einer Aristokratie, die in ihrer Machtentfaltung nahezu unbehindert und zudem meistens unermeßlich reich war. Auf ihren weiten Landsitzen entfaltete sie eine mehr als fürstliche Pracht. Er lebte als König auf seinen Gütern, sagt die Schriftstellerin von einem der Herren, und nur dieses Wort trifft zu. Schloß Bialystok, der Aufenthalt der Grafen Branicki, wo Anna Tyszkiewicz ihre Jugend verlebt hat, war vielleicht die großartigste all dieser Residenzen. Man nannte es gemeinhin das polnische Versailles; und wirklich sollen die prunkvolle innere Einrichtung, welche von französischen Künstlern hergestellt war, die ausgedehnten Gärten und Parks, die Treibhäuser und Orangerien diese Bezeichnung schon erklärt haben. Es gab einen eigenen Theaterbau, der drei- bis vierhundert Personen fassen konnte. In jedem Winter spielten außer einem Corps de Ballet eine polnische und eine französische Truppe. Kein Grandseigneur, sagen die Memoiren, kein Reisender von Rang war durch Lithauen gefahren, ohne dem Schlosse seinen Besuch zu machen. Der nachmalige Kaiser Paul erschien mit seiner Gemahlin. Ludwig XVIII., der auf Einladung des Zaren im Jahre 1798 nach Mittau ging, machte hier Halt. Damals soll die Rede davon gewesen sein, die junge Gräfin mit dem Herzog von Berry zu verloben. Die Tyszkiewicz aber hätten die Ehre abgelehnt, sich mit einem flüchtigen Prinzen zu verschwägern.

Im Schlosse zu Bialystock hatte eine französische Emigrantenfamilie Aufnahme gefunden. Anmaßend, unerschöpflich in Klagen über das, was die Revolution ihnen geraubt habe, nie zufrieden, nie dankbar, so ließen sie jedes neue Zugeständniß gelten, um bald ein weiteres Anliegen vorzubringen. Erst suchte man nichts, als das bescheidenste Unterkommen; dann stellte sich heraus, daß auch dieses und jenes zum Leben unentbehrlich sei. Es genügte nicht einfach, sich satt zu essen, man mußte auch Geld in der Tasche haben und hatte doch keines. Also entschloß man sich, eine reich bemessene Pension anzunehmen. Dann deutete man zart und verständlich an, daß es etwas ganz anderes sei, für sich ein eigenes Heim zu besitzen. Die Schloßherrin, Madame de Cracovie, wies ihnen eine niedliche Villa an. Da aber kam die Frage, wer sie einrichten solle. Die Herren waren so sehr mit Politik beschäftigt, die Damen konnten auch nicht. Daher mußte schon die Geberin die Konsequenzen ihrer Großmuth auf sich nehmen. Weil überdies die neue Wohnung ziemlich weit vom Schlosse ablag und

*) Mémoires de la Comtesse Potocka (1794–1820). Publiés par Casimir Stryienski. Paris. Librairie Plon.

weder Alter noch Jugend sich große Anstrengungen zutrauen durfte, blieb gar nichts übrig, als auch für Pferde und Wagen zu sorgen. Endlich war man fertig. Ganz nett, ja; aber was war das für Leute, die an die weiten Zimmerfluchten alter Schlösser gewöhnt waren! Und die sechs Personen der Familie Bassompière fingen an zu schildern und zu vergleichen, wurden darüber bitter und zuletzt gar ausfahrend. Das dauerte so lange, bis Ludwig XVIII. kam. Man stellte ihm die armen Vertriebenen vor, die für ihre monarchische Ueberzeugung so viel gelitten hatten. Er kannte sie nicht, nicht einmal ihren Namen. Es waren zwar Bassompières, doch seit langem verarmt und erst durch die Revolution und industrielles Geschick zu einem Wohlstand gelangt, wie sie ihn nie gekannt hatten.

Aus Gutmüthigkeit behielt man sie doch im Schlosse. Neben ihnen vertrat noch die Vorleserin Mademoiselle Duchêne das französische Element. Sie fühlte sich naturgemäß zu den Landsleuten hingezogen, in denen sie etwas von ihrer Heimath wiederfand, mit denen sie plauderte, stritt und witzelte. In dieser beweglichen Gesellschaft ist Anna Tyszkiewiz früh mit französischem Geiste und Wesen vertraut geworden. Sie liebte die fremde sprühende, blendende Art; durch Sprache und Litteratur wurde ein erstes Band geflochten, das sie sympathisch mit Frankreich verknüpfte.

In der Familie der Gräfin lebten große und interessante Erinnerungen. So sei nur jene Fürstin Czartoryska erwähnt, die zu dem engeren Kreise der Königin Marie Antoinette zugelassen und in der Revolutionszeit, da bereits alle Schritte der unglücklichen Monarchin überwacht wurden, von dieser mit einem Briefe an Joseph II. betraut worden war. Sie erzählte gern von dem Kaiser, der ungemein geistreich geplaudert habe; von Kaunitz, der impertinent genug war, sich nach beendeter Mahlzeit vor seinen Gästen am Tische die Zähne zu putzen. In Potsdam war sie am Hofe Friedrichs des Großen vorgestellt worden. „Frédéric était pétillant d'esprit, mais acerbe et peu aimable", so lautete ihr Urtheil über ihn. Eines Tages gelang es ihr, einen Blick in das Arbeitszimmer zu werfen, das der König gerade eben verlassen hatte.

„Vor einem Schreibtisch, der mit Papieren und Karten bedeckt war, stand ein Teller Kirschen mit einem Vermerk von des Königs Hand: J'en laisse dix-huit. Dicht dabei lag auf einem Kanapee eine alte Husarenuniform, die demnächst einmal billig ausgebessert werden sollte. Neben einem offenen Briefe Voltaire's die Rechnung eines Krämers, der für den Hof geliefert hatte. Ein Notenheft, eben auf ein Pult geworfen, und dicht bei diesem Aufruf zur Harmonie ein curulischer Stuhl, dem capitolinischen ähnlich, mit dem einen Unterschiede, daß dieser von rosso antico ist, der andere aber von gewöhnlichem Holze war und in nichts seine widrige Bestimmung verbarg. Ein sonderbares Arbeitszimmer für einen König!"

Man sieht, der Ruf großer Männer ist oft reinlicher, als ihre Gegenwart. In Berlin gab es zwei Hofhaltungen, von denen die eine von der andern nichts wissen wollte. Bei Friedrich verkehrten die Militärs und Gelehrten, bei der Königin die Damen und der Adel. Zu einer dieser Welten Zutritt zu haben, war fast ein Grund, von der anderen ausgeschlossen zu werden. Sprach man einmal von einander, was selten genug geschah, so nannte der König seine Frau die vieille sotte und sie ihn den vieux fripon oder vieux ladre.

Anna Tyszkiewicz gehörte jener Generation an, die noch ein selbständiges Polen gekannt und dann 1794 trauernd seinen Untergang miterlebt hatte. Um so höher stiegen die Hoffnungen in der napoleonischen Aera. Von der Großmuth und der politischen Einsicht des Siegers versprach man sich die Wiederherstellung der alten Monarchie. Daher eine große Begeisterung für die französische Sache, ein leidenschaftliches Interesse für den Kaiser und seine Armee. Man muß sich das Polen jener Tage in seinem enthusiastischen Ueberschwange vorstellen. Die Truppen wurden als Befreier und Brüder begrüßt. Die Hände dieser Sieger fassen zu dürfen, „schien uns ein Unterpfand der Unabhängigkeit, die wir von dem großen Manne erwarteten, welchem nichts widerstand". Die Vorliebe, welche die Gräfin früh für Frankreich empfunden hatte, erhielt durch die Lage der Dinge neue Nahrung. Und später noch, als die Träume verflogen, die Hoffnungen unerfüllt geblieben waren, bewahrte sie dem Lande und ihrem Helden die gleiche Anhänglichkeit.

„Wenn ich die schwierige Aufgabe, welche Leben heißt, noch einmal anzufangen hätte, möchte ich als Französin geboren werden."

Trotz alledem hat sie sich von der glänzenden Epopöe nicht blenden lassen.

Gerade daß sie die Figuren dieser Bühne so scharf auf ihre Schattenseiten zu beurtheilen verstand, gibt ihrem Buche seinen historischen, oder doch wenigstens anekdotischen Werth.

Da ist zunächst ein Murat, Großherzog von Berg, den die Gräfin in seinem auffälligen Gebaren hinstellt. Er spielte den Fürsten mit dem Anstande eines Schauspielers; man merkte, daß er sich in seinen Bewegungen Zwang auferlegte. Dann und wann entfuhr ihm dennoch ein Wort, das nicht zum „Prinzen" stimmte, und auch die Ruhmredigkeit, mit welcher er sich über seine blutigen Kriegsthaten erging, verrieth allzu sehr den Glückssoldaten. Dazu sprach er mit stark gaskognischem Accente und trug jene bekannte theatralische Uniform, „tel qu'il convenait à un prince de son sang". — Obwohl von hoher Abkunft und uraltem Adel, mußte der Fürst Borghese, der Schwager des Kaisers, seinen Rang kaum besser zu behaupten. Wenn ihm die Unterhaltung zu ernsthaft wurde, erhob er sich, stellte eine Anzahl Stühle zu zwei und zwei in die Mitte des Saales, summte eine Melodie und führte mit seinen stillen Partnern einen Kontretanz auf. Er war nur Oberst in der Armee und sollte avanciren. Bei der ersten Gelegenheit ließ man also sein Regiment vorrücken, der Fürst zog den Säbel und kam darüber ganz stolz zurück. „Dites donc à la comtesse comme j'ai tiré la sciabola!" beauftragte er einen Dritten. In den Bulletins wurde die Waffenthat des Prinzen natürlich höchlichst gepriesen. Er machte den Kriegsruhm aus, von dem er sein Leben lang zehrte. Fürderhin, sagt die Gräfin, gab es für ihn keine anderen Sorgen, als die, welche ihm die schöne Paolina bereitete.

Der Kaiser kam eines Morgens unversehens in Warschau an, nur von seinem Mameluken Rustam begleitet. Seine Equipagen waren unterwegs stecken geblieben. Der erste Empfang, den er den Polen bereitete, war weder ermuthigend noch sonderlich eindrucksvoll. Er war nervös aufgeregt, was sich bei ihm immer in einer hastigen Gesprächigkeit äußerte. Er fing weitschweifig von dem Kriege mit Preußen an, von den Gründen, die ihn nothwendig gemacht hätten, von den gewaltigen Schwierigkeiten, die noch zu überwinden seien.

„Aber", fügte er hinzu, „schließlich thut das wenig! Und, die Hände in die Taschen, fuhr er fort: Ich habe die Franzosen da .... Wenn ich auf ihre Einbildung wirke, mache ich mit ihnen was ich will! ... Eine Art Ueberraschung malte sich auf allen Gesichtern. Nach einer Pause fügte er hinzu: Ja, ja, es ist so! Und indem er eine Prise nahm, um während dessen Athem zu schöpfen, fing er von neuem lebhaft zu sprechen an; er machte einen giftigen Ausfall gegen die polnischen Magnaten, die, seiner Ansicht nach, nicht genug Eifer und Patriotismus bezeigten. Es braucht Ergebenheit, rief er aus, Opfer, Blut. Sonst werdet Ihr nie etwas. Aber mitten in diesem Schwall von Worten entfiel ihm keines, das für ein Versprechen hätte gelten können. Die Versammelten kamen denn auch wenig befriedigt von dieser Audienz zurück, doch entschlossen, alles zu thun, was Ehre und Vaterlandsliebe gebieten würden".

Später war Cour im Schlosse. Mit liebenswürdigem Lächeln auf den Lippen machte Napoleon die Runde im Kreise der polnischen Damen.

„Dieses Lächeln, das ihm eigen war, sobald er mit einer Frau sprach, benahm seinem Gesichte alles, was sein Blick sonst Strenges haben mochte. An der Thür drehte er sich noch einmal um und sagte, zu Talleyrand gewendet, ziemlich laut: Que de jolies femmes!"

Er wollte diese Schönheiten näher kennen lernen und beauftragte eben den Fürsten von Benevent, das Nöthige einzuleiten. Talleyrand unterhandelte mit der Gräfin Walewska einer jungen Dame, die zu alt verheirathet war. Ein reizendes Gesichtchen, doch ohne Geist, hingebend, anhänglich, durchaus selbstlos und bis in die Tage des Unglücks eine treue Freundin. Napoleon sah sie zum ersten Male auf einem Balle. Wer ist diese Dame? Sie wurde vorgestellt, er forderte sie zum Contretanz auf, und man glaubte zu sehen, daß er gegen Schluß ihr stumm die Hand drückte, um so das Abkommen zu bestätigen. Die anderen Mitglieder des Hofes sannen nun ebenfalls auf Eroberungen. Murat ließ der Gräfin Anna, die damals schon Gräfin Alexander Potocka war, durch seinen Sekretär ganz einfach die Schlüssel des Serails überbringen. Der arme Mensch begriff das Unschickliche seiner Sendung und war vielleicht froh, als man ihn schließlich verstand und vor die Thüre wies. Sein Herr aber sagte bei der ersten Gelegenheit in seinem komischen Dialekte: „Madame Alessandre, vous n'êtes pas ambitieuse, vous n'aimez pas les princes“.

Es war eine seltsame Welt, die den Eroberer umgab. All diesen Emporkömmlingen merkte man das Improvisirte ihrer Größe an; Niemand verstand das Kostüm seiner neuen Würde auszufüllen. Der Eindruck blieb sich gleich, als die Gräfin Potocka später Paris und die Tuilerien besuchte. — Die strengste Etikette Ludwigs XIV. herrschte dort; der Hof war in gewissem Sinne um ein Jahrhundert und mehr zurückgegangen. Jene schöne Ungezwungenheit, welche einst die Umgebung der Königin Marie Antoinette ausgezeichnet hatte, war mit der feinen Selbstsicherheit der Personen verschwunden. Die Schloßfrau von Trianon hatte wohl Rang und Krone vergessen können, weil sie gewiß war, daß beide ihr dennoch als unveräußerliche Rechte der Geburt blieben. Die neue Rasse suchte den Prunk, denn sie hatte ihn nöthig. Eine reizende Welt, auf die ein Schein künstlerischer Verklärung gefallen, war hinabgegangen; und diejenige, welche an ihre Stelle trat, war weder gefällig noch angenehm. Talleyrand hatte Recht: nur wer Versailles vor dem Jahre 1789 gesehen hatte, wußte, was das Leben sein könne.

Anna Potocka wurde mit Auszeichnung empfangen und sogar zum Diner nach St.-Cloud befohlen. Vor Tische machte der Kaiser mit seinen Gästen eine Spazierfahrt in gestrecktem Trabe. Es war das eine jener wunderlichen und ungeregelten Eigenarten, wie man deren hier an allen Ecken und Enden beobachten konnte. So brannten auf der Tafel am hellen Mittage die Kandelaber; mit rasender Eile wurde aufgetragen und abgenommen. Eine Unterhaltung kam nicht zu stande. Marie Luise war stumm und ganz mit ihrer Mahlzeit beschäftigt. Napoleon hatte, wie gewöhnlich, einen seiner Minister zur Seite, um noch etwas mit ihm zu erledigen. Diesmal handelte es sich um Versailles, das restaurirt werden sollte. Weder er, noch sein Rath konnten dabei auf den Namen des Künstlers kommen, der die Gärten angelegt hatte; und da auch die anderen schwiegen, flüsterte die Gräfin der Fürstin Borghese das Wort „Lenôtre“ zu. Paolina wiederholte es laut. „Ah, rief Napoleon, das stammt nicht von Ihnen; ich wette, Sie wußten gar nicht, daß Lenôtre jemals gelebt hat .... er ist nicht zu Ihrer Zeit gestorben.“ Und mit einem liebenswürdigen Blick bedeutete er, daß er die Vermittlerin solcher Gelehrsamkeit wohl kenne. Kaum war in Paris verlautet, daß die fremde Dame in St. Cloud an der kaiserlichen Tafel gespeist habe, als Talleyrand sich beeilte, der nun nicht mehr gleichgiltigen Persönlichkeit seine Aufwartung zu machen. Der eine Zug charakterisirt ihn.

Die Frau, welche durch ihre Herkunft berufen schien, der neuen Gesellschaft eine vornehmere Haltung mitzutheilen, Marie Luise, zählte als Persönlichkeit gar nicht.

„Kein wohlwollendes Lächeln, kein neugieriger Blick belebten dieses hölzerne Gesicht. Sie machte die Runde im Cercle, ging von der einen zur andern, wie jene mechanischen Puppen, die man aufzieht und rollen läßt, die ihre schlanke, steife Figur zeigen und ihre dicken, starren Augen von blaßblauem Porzellan.“

Ihr Gemahl hielt sich zur Seite und sprach ihr leise vor, was sie allenfalls zu sagen hatte:

„Als die Reihe an mich kam und die Dame, welche vorstellte, der jungen Fürstin meinen Namen genannt hatte, hörte ich deutlich, wie Napoleon die Worte flüsterte: pleine de grâce. Sie wiederholte sie aber so trocken und mit derartig tudeskem Accente, daß ich wenig entzückt war.“

On trouve là une bien grande puissance, mais ce n'est pas là une cour, meinte die Frau des russischen Gesandten, die Fürstin Dolgoruki; und die Gräfin Potocka schreibt:

„Dieser Hof, so prächtig von fern, verlor, wenn man ihn von nahe besah. Man wurde dort eine Verwirrung und einen Mißklang gewahr, die ihm den Anblick von Größe und Glanz benahmen, welchen man mit gutem Rechte zu finden dachte. Neben die elegantesten Damen in kostbar reichem Putze traten die Marschallsfrauen, welche wenig an das Hofkleid gewöhnt waren. Aehnlich ging es mit ihren Männern, deren gestickte Uniformen auf der Parade und auf dem Schlachtfelde sich schon ausnahmen und hier gegen ihre wenig höflichen Worte und Manieren unangenehm abstachen. Zwischen ihnen und der vorigen Generation — so weit sie sich bereits dem bestehenden Regime angeschlossen hatte, herrschte ein peinlicher Gegensatz. Man hätte sich bei einer Probe glauben können, wo die Schauspieler ihre Kostüme anzogen und ihre Rollen wiederholten. Dieses seltsame Gemisch hätte zum Lachen gebracht, wenn nicht die Hauptperson eine Achtung und Furcht eingeflößt hätte, welche den Gedanken des Lächerlichen entfernte oder wenigstens aufwog.“

Man glaubt Madame Sans-Gêne und Ihresgleichen zu sehen.

Das sind einige Proben aus dem reichen Inhalt des Buches. Was sich kaum andeuten läßt, ist die lebendige Anmuth, mit der die Gräfin erzählt. Sie schreibt als große Dame, zwanglos, leichthin und mit vollendetem Geschmacke. Sie forcirt nie den Ton, sucht nie den Witz, malt langsam, Strich um Strich, mit sicherer, knapper Eleganz und findet, wie ganz natürlich, zum Schlusse eine Wendung, einen Ausdruck, der besonders glücklich zusammenfaßt. Vielleicht das prickelndste Portrait von allen, die sie gemalt hat, ist das der Paolina Borghese:

„Die Prinzessin Paolina Borghese bot den Typus klassischer Schönheit, wie man ihn bei den griechischen Statuen wiederfindet. Trotz allem, was sie that, um die Verheerungen der Zeit zu beschleunigen, erregte sie des Abends mit Nachhilfe einiger Kunst doch noch immer die allgemeine Bewunderung, und keine Frau hätte ihr den Apfel streitig zu machen gewagt, den ihr Canova zuertheilte, als er, heißt es, sie schleierlos betrachtet hatte.

Mit den feinsten und denkbar regelmäßigsten Zügen verband sie wunderbare und nur zu oft bewunderte Formen. Dank so viel Reizen, blieb ihr Geist unbeachtet; man sprach nur von ihrem galanten Wesen, und allerdings gab das reichlichen Stoff.“

Paris. Ransohoff.

Zeitschriften.

Philemon und Baucis.

(„Deutsche Rundschau“.)

Konstantin Bulle hat aus Ovid's Metamorphosen die bekannte Erzählung von Philemon und Baucis in moderne Stanzen übertragen, und das neueste Heft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht diese Uebersetzung. Der Versuch ist in geradezu glänzender Weise gelungen. In dieser modernen Fassung gewinnt das schöne Gedicht für uns einen höheren poetischen Reiz als ihn selbst das Original in seinem steifen

Versmaß gewährt. Man lese die Schilderung dessen, was die beiden gastfreien Alten den Göttern in schlichtem Thongeschirr vorsetzen:

„Zweifarbig schillert da des Oelbaums Gabe,
Die Herbstcornelle schwimmt im klaren Saft;
Radieschen und Endivien bieten Labe,
Auch Käs' und weiche Eier sind beschafft.
Dann kommt der Krug, auch der bescheid'ne Habe,
Aus Thon gebildet, roh und mangelhaft.
Die Becher sind aus Buchenholz geschnitten
Und gelb mit Wachs gefirnißt in der Mitten."

„Bald schickt der Herd sein dampfendes Gericht,
Zu dem sie wieder jungen Wein kredenzen,
Der dann dem Nachtisch Platz macht. Da gebricht
Es nicht an Nuß und Pflaum'; in Körben glänzen
Die duft'gen Aepfel; Trauben fehlen nicht,
Noch Datteln, die der Feigen Füll' umkränzen.
Auch Hon'g gab es; doch das Beste war
Mit seiner Gebelust das frohe Paar."

Phileman und Baucis werden dann auf ihre Bitte zu Hütern des Tempels eingesetzt, in den die Götter ihre bescheidene Hütte verwandelt haben, und die Metamorphose, die schließlich mit ihnen vorgeht, wird vom Uebersetzer in folgenden Versen geschildert:

„Die Bitte ward gewährt. Dem Tempel standen
Sie lange Jahre noch als Priester vor,
Bis mit dem Alter ihre Kräfte schwanden.
Und einmal als sie vor des Tempels Thor
Von Allem schwatzten, was in diesen Landen
Sie miterlebt, sah Baucis, wie ein Flor
Von Blättern ihr Philemans Anblick raubte;
Philemon sah, wie Baucis sich belaubte."

„Hoch übers Haupt wuchs schon dem frommen Paar
Die dichte Kron' hinaus, und immer tauschten
Sie Grüße noch, so lang' es möglich war,
Indem des Andern Wort sie zärtlich lauschten.
Noch einmal klangs von Beider Lippen klar:
Leb' wohl! Leb' wohl! und auch dem Mund entrauschten
Die Blätter dann. Noch heut' könnt ihr sie seh'n,
Die nachbarlich vereint am Thybris steh'n."

Es scheint, als ob Constantin Bulle auf seinem schweren Krankenlager eine vollständige Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen vorbereitet hat. Ist diese Arbeit durchweg so gelungen, wie diese Uebertragung von Phileman und Baucis, so würde dem deutschen Volke aus dem Krankenzimmer des ausgezeichneten Mannes eine höchst willkommene Gabe hervorgehen.

T. B.

Kathedersozialismus.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses entwickelte sich am 4. d. M. eine interessante Debatte über dies Wort und seine Anwendung. Gegenstand und Behandlung gewährten eine wohlthuende Abwechslung gegen die widerwärtige und nichts weniger als ersprießliche Kulturkampfpaukerei, welche einige Tage vorher im alten Stil gewüthet hatte. Der Kultusminister Herr Bosse vertrat in dem Streit ob von Staatswegen eine Richtung nationalökonomischer Wissenschaft mit akademischem Bann belegt werden solle, einen freien und gerechten Standpunkt. Im Verlauf seiner Rede kam er auch auf die Entstehung des Terminus „Kathedersozialismus" zu sprechen und nannte mit Recht als dessen Erfinder den verstorbenen Oppenheim, der ihn in der „National-Zeitung" zuerst gebraucht habe. Mancher Hörer oder Leser konnte durch die Art der Erwähnung auf die Vermuthung gebracht werden, ein beliebiger Journalist habe da ein zufällig hängengebliebenes Wort in die Welt geschleudert. Dem ist aber durchaus nicht so. Herr Bosse wird gewiß selbst zugeben, daß ein Wort, welches vor fünfundzwanzig Jahren in Umlauf gebracht, aber seitdem weltläufige Bezeichnung einer gewissen Richtung geblieben ist, von jedem Gebildeten verstanden wird, in alle lebenden Sprachen übernommen worden, in jedem Wörterbuch zu finden ist, socialisme de la Chaire, socialismo dalla cattedra u. s. w., daß ein solches Wort nicht dem Zufall, sondern dem treffenden Sinn seines Ausdrucks sein Fortleben und seine Verbreitung verdankt. Der Erfinder desselben hat eben für eine neue Spezies ein neues und adäquates Wort geschaffen. Darum konnte es nach fünfundzwanzig Jahren der Kammerdebatte zum Stichwort dienen. **Heinrich Bernhard Oppenheim** war übrigens auch nicht der Mann, der nur zufällig einen glücklichen Fund gemacht hätte. Er war ein Publizist und Oekonomist voller Geist, Scharfsinn und Kenntnisse, ein fruchtbarer Schriftsteller, ehemals Dozent des Völkerrechts, später Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher" und in den Jahren 1873 bis 1877 Mitglied des Reichstags (nationalliberal). Er starb 1880. Im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" ist seiner Person und seiner zahlreichen Publikationen in gebührender Weise ausführlich gedacht. Seine Broschüre „**Kathedersozialismus**", nicht nur ein Artikel der „National-Zeitung", erschien im Jahre 1872, erlebte eine zweite Auflage und rief eine gewaltige Polemik ins Leben. Sie bietet noch heute höchst interessante Belehrung. Darin hat Herr Bosse recht, daß seitdem verschiedene Spielarten des Kathedersozialismus sich entwickelten, und man kann auch sagen, daß im Ganzen die Gegensätze sich abgeschliffen haben. Aber die Behauptung des Ministers, daß der Kathedersozialismus nicht sozialistischen Geschlechtes, sondern antisozialistisch sei, ist doch nur ein geistreiches Paradoxon. Der Unterschied liegt in der Methode: der Kathedersozialismus will nur den friedlichen Weg der regelmäßigen Gesetzgebung beschreiten, wie dies sich für Akademiker geziemt; im Gegensatz hierzu steht die Sozialdemokratie, welche für von Grund aus revolutionär gilt, obwohl sie in Deutschland das nicht zugibt und darin vielleicht wahrer spricht, als sie selbst weiß.

Wer über dies so wichtige Kapitel sich eingehend belehren will, dem sei die neueste Auflage von **Maurice Block Les Progrès de la Science Economique depuis Adam Smith** (Paris Guillaumine 1897) angelegentlich empfohlen. In diesem Werke wird er eine erschöpfende Behandlung dieses Themas, namentlich auch mit Berücksichtigung der deutschen Wissenschaft finden. Ich habe das Werk schon beim Erscheinen seiner ersten Auflage 1890*) in diesen Blättern näher gewürdigt und brauche nur hinzuzufügen, daß die neue, zweite Ausgabe gerade auch in dieser Materie noch wesentlich vervollständigt worden ist.

L. B.

Die Denkschrift des Bundes der Landwirthe. Berlin 1897. Verlag H. S. Hermann.

Der Verein Berliner Getreide- und Produktenhändler hat eine Erwiderung auf die neueste sogenannte Denkschrift des Bundes der Landwirthe herausgegeben. Daß in sachkundiger Weise in dieser kleinen Schrift die Behauptungen der Agrarier widerlegt werden, ist selbstverständlich. Eine solche immer erneute Abwehr ist geboten; aber noch höher schätzen wir den frischen kraftvollen Ton, der angeschlagen wird, und eine Methode, die den Agrariern nichts mehr schenkt und ihnen mit gleicher Münze heimzahlt. Solche rücksichtslose Abwehr ist eine Nothwendigkeit Elementen gegenüber, die sachlich nicht diskutiren wollen. Wir empfehlen daher die Broschüre zu weitester Verbreitung.

—n.

*) In Nr. 31 vom 3. Mai 1890.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33. Berlin, den 15. Mai 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr Amtsrichter von Köller zu Elmshorn, der sich persönlich in den Annoncen beleidigt fühlte, die als seine amtlichen Verlautbarungen einen Platz hinter den bürgermeisterlichen Annoncen in dem Lokalblatt erhalten hatten, war von dem ihm vorgesetzten Landgerichtspräsidenten belehrt worden, daß sein Blut zu junkerlich heiß walle; es war also die ungeheure Frage, ob die Einwohner von Elmshorn in ihrem Blatte zuerst die richterlichen und dann die kommunalen Anzeigen zu lesen bekommen sollten, nicht im Sinne des Herrn von Köller durch die höhere Behörde entschieden worden.

Neben der Staatsautorität, die immer nur für die andern gilt, haben aber die junkerlichen Herren, vor deren Namen ein „von“ steht und jene, so diesen nachstreben, noch eine weitere höchste Autorität; ein ungeschriebenes Recht, das die Edelsten der Nation im eigenen Busen tragen, und was sie im eigenen edlen Busen tragen, steht selbstverständlich über der Staatsautorität. Also was Herr von Köller, der Amtsrichter, der die Gesetze für andere anzuwenden hat, zunächst that, war, daß er sich auf Grund jener ungeschriebenen Gesetze des Feudalismus zu einer Gesetzesverletzung gedrungen fühlte.

Hat im Mittelalter die Frage des persönlichen Vortrittes zwischen Fürsten zu Kriegen geführt, so führte die kapitale Frage des Vortrittes der Annoncen in unserer papiernen Zeit zunächst zu einer Forderung —; was vor acht Tagen von uns nur in sarkastischem Tone überhaupt als möglich erklärt worden war; aber wer kennt unsere Junker völlig aus. Der Amtsrichter Herr von Köller forderte also den Herrn Bürgermeister von Elmshorn, und da der Herr Bürgermeister über Gesetzesverletzungen nicht so wie der Herr Amtsrichter dachte, so wurde aus dem Duell nichts. In solchem Falle sagt der Comment dem, der auf Schneidigkeit Anspruch macht, was zu geschehen hat. Herr von Köller begab sich also, wie die ernste und wahrhaftige Chronik von Elmshorn berichtet, zum Frühschoppen; das ist die geeignete und hergebrachte Vorbereitung zu großen Thaten. Er erwartete darauf den Bürgermeister auf der Straße; er stellte ihn — das ist für solche ernste Lebenslagen der technische Ausdruck — und mit den stilvollen Worten: „Sie haben mir die Satisfaktion verweigert, da nehmen Sie, was Ihnen dafür gebührt“, — sucht er dem Herrn Bürgermeister eine Ohrfeige zu versetzen, worauf dieser dem Herrn Amtsrichter mit dem bürgerlichen Schirm, der schon Louis Philipp so sehr diskreditirt hatte, arg zu Leibe ging. Dieser heroische Kampf fand dann durch die Intervention dritter Personen sein Ende.

Festzuhalten in diesem Kulturbild ist der Amtsrichter, der, weil ihm eine Pretention nicht durchging, eine ungesetzliche Duellforderung ergehen läßt, und der, als diese Forderung abgelehnt wird, die Gesetze durch die Austheilung von Ohrfeigen ehrt.

Nun wäre ja der Herr Amtsrichter von Köller eine höchst gleichgiltige Erscheinung, wenn er nicht zu gleicher Zeit ein Typus wäre und zwar ein Typus, der sich der ausgiebigsten Rücksichtnahme durch unsere Regierung erfreute. Unter normalen Verhältnissen, wie sie nach Ansicht der Liberalen allein für einen modernen Staat sich eignen, kann man ja gar nicht darüber in Zweifel sein, was mit dem Herrn Amtsrichter von Köller zu geschehen hätte. Man setzte ihn als gänzlich ungeeignet für den Justizdienst an die Luft, und es könnte nicht mehr davon die Rede sein, daß ein solcher Mann in irgend einer Beziehung eine öffentliche Rolle im Staatsdienst zu spielen in der Lage wäre. Jn

das bei uns ein Ausgang, für den man sich verbürgen kann? Wen würde es wundern, wenn der Herr Amtsrichter von Köller unter glimpflichster Behandlung in irgend einem höheren Amt weiter als Repräsentant der Staatsautorität demnächst fungiren würde?

Wenn man sich über Herrn Amtsrichter von Köller in Elmshorn einigermaßen erregen wollte, so würde der Herr Minister von der Recke wiederum vor diesem Sturm im schleswig-holsteinschen Glase Wasser warnen können, wie er bei verwandtem Vorgang in Bezug auf den Sturm im pommerschen Wasserglase es zu thun sich für verpflichtet hielt; und es könnte ein Minister auch sagen, daß die Anschauungen des Herrn Amtsrichter von Köller über das, was gesetzlich zulässig ist, und das, was nicht zulässig ist, noch nicht völlig „geklärt“ seien; und warum sollte ein Herr Amtsrichter von Köller „geklärtere“ Anschauungen haben müssen wie ein Herr Landrath von Puttkamer. Es ist jedenfalls ein liberales Vorurtheil von allen Beamten zu verlangen, daß sie über das gesetzlich zulässige die richtigen Anschauungen haben.

Was Herr von Köller in Elmshorn thut, und was Herr von Puttkamer in Pommern thut, ist schließlich ganz das nämliche; es lautet, ein „von Puttkamer“ und ein „von Köller“ thun das, was ihnen paßt, und das nicht, was die Gesetze vorschreiben, und solche Gesetzesverletzungen begehen sie um so eher, da sie die begründete Hoffnung hegen können, daß ihre Gesetzesverletzungen schließlich leicht unter „ungeklärte“ Anschauungen rubrizirt werden.

Dasselbe Junkerthum, das als Beamte die Gesetze verletzt, findet es selbstverständlich, daß alle erstrebenswerthen Beamtenposten mit seinen Elementen besetzt werden; und es findet es desgleichen durchaus selbstverständlich, daß die im Staatsdienste bezahlten Junker auch in anderer Beziehung auskömmlich durch Liebesgaben und Zölle versorgt werden. L'état c'est moi, das hat bei uns vom Königthum niemals gegolten; l'état c'est moi, das ist bei uns die Devise des Junkerthums, und bei aller Gutmüthigkeit des deutschen Bürgerstandes wird diese Devise auch ihm einmal verhängnißvoll sein. Mag die Monarchie dafür sorgen, daß ihr Schicksal nicht an das Schicksal jener geistig und wirthschaftlich inferioren und nur durch ihre Anmaßung superioren Kaste gekettet sei.

Der Herr Minister Brefeld hat nunmehr durch den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg dem Verein der Berliner Produktenhändler erklären lassen, daß er die Versammlung im Feenpalaste als eine Börse im Sinne des Börsengesetzes betrachte, und es wird daher der Verein aufgefordert, binnen drei Wochen zur ministeriellen Genehmigung eine Börsenordnung einzureichen. Gleichzeitig aber sollen Konferenzen zwischen dem Handelsminister, Delegirten der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, sowie des Vereins der Berliner Produktenhändler und Landwirthen stattfinden, um einen Ausgleich anzubahnen.

Unseres Erachtens sollten die Berliner Getreidefirmen einfach auf dem bisher eingenommenen Standpunkt verharren, daß die Vereinigung im Feenpalast eine Börse im Sinne des Gesetzes nicht ist; dem zu Folge ist das Verlangen des Oberpräsidenten gesetzwidrig, und um dies festzustellen, wäre der Rechtsweg zu beschreiten, der keineswegs aussichtslos ist. Was nach der Rechtsentscheidung in letzter Instanz, die jedenfalls erst nach der nächsten Ernte zu erwarten wäre, zu geschehen hat, wird man dann kühl zu prüfen haben.

Die Berliner Produktenhändler müssen sich sagen, daß sie für sich und die Allgemeinheit allein richtig handeln, wenn sie ohne jede Schwäche und unter Zurückweisung jedes faulen Friedens ihren gerechten Kampf bis zum äußersten durchkämpfen. Thun sie das, so geben sie dem Agrarierthum einen Denkzettel, der ganz Deutschland zu Gute kommen wird; aber auch nur dann werden sie sich selbst bleibend Ruhe verschaffen. Geben sie nach, dann binden die Agrarier von Neuem bei gelegener Zeit mit der Börse an. Kühle Festigkeit wird allein den Agrariern imponiren und sichert den Kaufleuten die volle Sympathie der nicht agrarischen Kreise des deutschen Volkes.

Unser Kaiser hat sein Beileid zu dem Unglück, das der Brand in der Rue Goujon geschaffen hat, nach Paris übermitteln lassen; er hat außerdem zu den Sammlungen, die aus Anlaß des Brandes veranstaltet worden sind, einen Beitrag gespendet. Solche Akte internationalen Mitgefühls sind in neuester Zeit mehr und mehr in Aufnahme gekommen; würde man sagen, sie seien Mode geworden, so würde man damit zugleich bezeichnen, daß es sich um eine Förmlichkeit handelt, bei der es mehr auf den äußeren Eindruck als auf die menschliche Regung ankommt. Eine Entwicklung in dieser Richtung kann nicht erwünscht sein, und es sollte daher alles vermieden werden, was einen Vorwand bieten kann, diesen Austausch internationaler humaner Gefühle als eine bedeutungsleere Demonstration oder ein Vehikel für Nebenabsichten, die eine Realisation doch nicht finden, auszugeben.

Man kann sagen, daß der Schritt des Kaisers in Frankreich im Allgemeinen günstig aufgenommen worden ist, wenngleich die Spende von 10 000 Francs, da ein Geldbedürfniß erklärlicherweise nicht vorlag, bereits als ein Zuviel empfunden worden ist.

Während vor der geschlagenen griechischen Armee noch heroische Tagesbefehle verlesen werden, begann bereits die Vermittelung zwischen der Türkei und Griechenland. Diese Verhandlungen werden sich unter Umständen eine Zeit lang hinziehen, wenngleich auch die Türkei kein besonderes Interesse daran haben kann, mit ihrer Armee festgelegt zu sein. Ueber den Ausgang bleibt aber kein Zweifel. Kreta bekommt seine Autonomie, und im Uebrigen kann es sich nur darum handeln, wie der Türkei seine Kriegskosten zu ersetzen sind; vielleicht auch, daß zu Gunsten der Türkei eine neue strategische Regulirung der griechisch-türkischen Grenze eintritt. Nicht der Friedensvertrag wird die Bedeutung der Ereignisse zum Ausdruck bringen, sondern die veränderte Situation, in der sich jetzt die Türkei befindet, und der sie hoffentlich gewachsen sein wird, wie sie ja auch in Rücksicht auf Europa Manneszucht in ihrem Heer klugerweise geübt hat.

*   *
*

Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes.

Der „Bund der Landwirthe“ hat einen befestigten Ruf als Schürer politischer Unzufriedenheit. Seine Redner überschütten die vom Kaiser gebilligte Handelsvertragspolitik der Regierung mit thatsächlich unbegründeten und in der Form beleidigenden Anklagen; gegen den Handelsstand, gegen die Börse, gegen das mobile Kapital wird frisch, fromm, fröhlich gehetzt, daß es eine Art hat; in den Generalversammlungen des Bundes ereignen sich Rüpelscenen, in denen unfläthige Beschimpfungen verdienter Staatsmänner unter dem Jubel der Versammelten erstickt werden. Aber das schadet Alles nichts. Deswegen dürfen Landräthe und Regierungspräsidenten doch offen und im Geheimen dem Bunde der Landwirthe jede Hilfe und Förderung angedeihen lassen. Aber wenn die von den Bundesbrüdern an der Nase herumgeführten Bauern sich zusammenthun, einen besonderen Bauernverein „Nordost“ ins Leben rufen und in öffentlichen Versammlungen sich darüber belehren lassen, daß die Handelspolitik der Regierung weder so schlecht, noch so dumm, noch so nachtheilig für die Landwirthschaft ist, wie den Bauern von den Agitatoren des Bundes vorgeredet wurde, — dann heißt das Rebellion. Denn man trennt ja die Bauern von den agrarischen Großgrundbesitzern, man entzieht sie deren Einfluß, man zerstört die alte politische Hörigkeit, man bedroht den politischen Besitzstand der ostelbischen Junker.

Gegen eine solche bäuerliche Vermessenheit gilt jedes Mittel. Hole der Teufel die Gesetze des Landes, wenn sie der rücksichtslosen Bekämpfung dieser „Rebellion“ der Bauern gegen die Junker im Wege stehen. Nomen et omen: ein Geheimer Regierungsrath und Landrath von Puttkamer ist es, der in diesem Feldzuge der Rechtsverletzungen voranschreitet. Was auf der Verwaltungsdomäne dieses Mannes in Hinterpommern von ihm selbst und anderen Vertretern der Staatsautorität an „Auslegungen“ bestehender Gesetze im Kampfe gegen den Bauernverein „Nordost“ geleistet ist, läßt nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder haben der Herr Landrath von Puttkamer und jene Amtsvorsteher, die in seinem Sinne das Vereins- und Versammlungsrecht handhaben, bisher noch keine Zeit gehabt, sich die Kenntniß jener Gesetze anzueignen, zu deren Anwendung sie berufen sind, oder sie verletzen bewußtermaßen die Gesetze, deren Schutz ihnen berufsmäßig obliegt. Das Eine wie das Andere ist gleich bedauerlich und sollte in einem Rechtsstaate ausreichenden Anlaß dazu bieten, daß so sonderbare Wächter des Gesetzes aus der Lage, Gesetze anzuwenden, in jene weniger bequeme Lage versetzt würden, Gesetze auf sich selbst angewandt zu sehen.

Es geht nun das Gerücht, daß auch Preußen ein Rechtsstaat sei. Bei Schulfeiern und patriotischen Festen wird der heranwachsenden Jugend obendrein öfter versichert, fundamentum regnorum sei die justitia, die Gerechtigkeit. Die Göttin der Gerechtigkeit aber wird noch immer hie und da in alten Gerichtsgebäuden erblickt, mit einer Waage in der Hand und einer Binde vor den Augen, um anzudeuten, daß vor dem Gesetz Jeder gleich sei, einerlei, ob er zum Bunde der Landwirthe oder zum Bauernverein Nordost gehört. In Hinterpommern jedoch haben christliche Verwaltungsbeamte der heidnischen Göttin kurz entschlossen die Binde abgerissen und ihr eine junkerliche Brille aufgesetzt. Harmlose Staatsbürger haben daraufhin gemeint, daß eine ganz offen zur Schau getragene Rechtsverletzung eine Sache von beträchtlicher Wichtigkeit sei, auch wenn sie im Interesse des agrarischen Junkerthums, der „guten“ Sache erfolgt ist. Der preußische Minister des Innern scheint nicht ganz derselben Ansicht zu sein. Er hat bei einer Besprechung jener skandalösen Vorgänge eine Milde des Urtheils walten lassen, die durch den lebhaften Beifall der Konservativen im Abgeordnetenhause kaum genügend belohnt ist.

Man wird diese Milde erst dann vollkommen würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie bei jeder Gelegenheit aus den Reihen der konservativen Stützen von Thron und Altar über die Gesetzlosigkeit der Sozialdemokraten Zeter und Mordio geschrieen wird. Jeder unehrerbietige Zeitungsartikel in einem sozialdemokratischen Preßorgan, jeder unvorsichtige Aufwand großer Worte in einer sozialdemokratischen Versammlung, jeder rückhaltlose Zweifel an der Uneigennützigkeit agrarischer Junker erweckt ungeduldige Rufe nach einem neuen Ausnahmegesetz, um den Sozialdemokraten die Liebe zur Gesetzlichkeit mit Gewalt beizubringen.

Aber öffentliche Beamte, Vertreter der staatlichen Autorität, können dem Gesetz offen ins Antlitz schlagen und der Herr Minister nennt den Unwillen über ein solches Treiben einen „Sturm im Glase Wasser der Provinz Pommern“. Vielleicht hat der Minister einmal einige Minuten Zeit, um sich das Gedicht eines gewissen Schiller anzusehen, in dem von der Gerechtigkeit gesagt ist, sie sei ein Bau, in dem

. . . . . Eines Alles, Alles Eines hält
Und mit dem Einen Alles stürzt und fällt.

In der Gerechtigkeitspflege gibt es kein Abonnement suspendu, wie bei Theatervorstellungen. Jeder Rechtsbruch verlangt eine Sühne. Ein Minister, der durch übel angebrachte Entschuldigungen diesen obersten staatserhaltenden Grundsatz verdunkelt, scheint uns den Befähigungsnachweis als Führer im Kampfe gegen die „Mächte des Umsturzes“ nicht eben glänzend geführt zu haben.

Im Lichte dieser Erfahrungen erscheint nun gerade zur rechten Zeit die Vereinsgesetz-Novelle auf der Bildfläche. Es ist das reaktionärste Stück Paragraphenarbeit, das seit geraumer Zeit in Preußen der Volksvertretung vorgelegt ist; und das will schon etwas sagen. In jeder politischen Versammlung ist es darnach dem freien Ermessen des überwachenden Polizeibeamten überlassen, zu entscheiden, ob die Verhandlungen nicht den „öffentlichen Frieden gefährden“. Gelangt der Gendarm in seinem hochherzigen Gemüthe zu der Ueberzeugung, der Friede sei gefährdet, so ist er berechtigt, die Versammlung aufzulösen. Wie würde diese Bestimmung wohl auf dem Thätigkeitsgebiete des Stolper Landraths gehandhabt werden? — Nach derselben Novelle können Vereine, deren „Thätigkeit“ den „öffentlichen Frieden gefährdet“, von der Landespolizeibehörde geschlossen werden. Ist der Herr Landrath von Puttkamer nicht schon heute der Meinung, daß der Bauernverein „Nordost“ den öffentlichen Frieden gefährdet, indem er den Agitationen des Bundes der Landwirthe nachdrücklich entgegen tritt? Und würde der Herr Minister des Innern nicht vielleicht hierin eine „geklärte“ Ansicht über das preußische Vereinsrecht erblicken?

Die Novelle hat nur eine gute Seite: Der reaktionäre Tabak ist so stark, daß er vermuthlich sogar der Mehrheit dieses Abgeordnetenhauses zu stark ist.

Th. Barth.

Die Rentengutsgesetzgebung.

Die preußische Rentengutsgesetzgebung hat eine doppelte Bedeutung. Sie will an Stelle des ostelbischen Großgrundbesitzes bäuerlichen Grundbesitz schaffen. Sie will ferner an Stelle des freien Grundeigenthums einen durch die mannigfachsten Verfügungsbeschränkungen gebundenen Besitz setzen. So lange sie lediglich das erste Ziel verfolgte, war sie der Sympathie Aller, oder doch fast Aller sicher; nur diejenigen waren dagegen, welche noch heute wie die Gutsbesitzer des stolpischen Kreises im Jahre 1811 dachten, daß ihre Güter für sie eine Hölle wären, wenn unabhängige bäuerliche Eigenthümer ihre Nachbarn würden. Aber diese Wenigen waren die Mächtigen im preußischen Staat, und gegen ihren Willen ließ sich, zumal auf dem Gebiete der Agrarpolitik, keine Reform durchsetzen. Sie wurden für die Reform also erst dann gewonnen, als sich mit dem ersten Ziele das zweite verband: die Verstaatlichung des Grund und Bodens, der unter Oberaufsicht von Großgrundbesitzern von bodenzinspflichtigen Erdpächtern bewirthschaftet wird, an Stelle des freien bäuerlichen Eigenthums.

Es ist nun schon mehr als ein Monat verflossen, seit ich in diesen Blättern erzählt habe, in welcher Weise die Gesetzgebung, welche der Verwirklichung des zweiten Zieles die Wege ebnet, sich entwickelt hat. Ich habe meine Erzählung auf Grund der amtlichen Materialien geschrieben. Kein Wort davon, das ich nicht belegen könnte. Auch habe ich mich wohl gehütet, diese Gesetzgebung von irgend welchem prinzipiell abweichenden Standpunkt aus zu verurtheilen. Wer dies heute versuchen würde, würde einfach der Erwiderung begegnen, daß er ein Doktrinär sei, mit dem es vergeblich sei, streiten zu wollen. Man schützt das Ausgehen von verschiedenen Weltanschauungen vor, welches ein Ueberzeugen aussichtslos mache. So habe ich mich denn damit begnügt, diese zweite Tendenz der Rentengutsgesetzgebung mit Rücksicht auf ihren wahrscheinlichen Erfolg zu beurtheilen. Von den Anhaltspunkten ausgehend, welche die bisherigen Erfahrungen gaben, habe ich lediglich dargelegt, warum es nicht wahrscheinlich sei, daß dieses zweite Ziel des Programmes Erfolg haben werde.

Ich kann nicht leugnen, daß ich, als ich jene Aufsätze schrieb, den heftigsten Angriffen zu begegnen erwartete. Schon bevor sie erschienen waren, hatte ein Artikel der „Berl. Pol. Nachr.“ dem Grundgedanken derselben, wie er bereits in meinen Aufsätzen über Justus Möser in der Beilage

der „Allg. Ztg." ausgesprochen war, ein Dementi entgegengesetzt. Allein, was ich in der „Allg. Ztg." nur skizzirt, hatte ich in der „Nation" ausführlich nachgewiesen. Und was die Tendenz einer Gesetzgebung ist, können nachträgliche Dementis nicht aus der Welt schaffen, so lange die Paragraphen des Gesetzes und die bei ihrer Beschlußfassung gehaltenen Reden sprechen. Hatte doch selbst ein ehrlicher Anhänger des ersten Theils des Programms, Professor Sering, in seinem Buche über die innere Kolonisation, die Möglichkeit, welche die Rentengutsgesetze geben, die alte Schollenpflichtigkeit wieder herzustellen, nicht nur zugegeben, sondern sogar lebhaft beklagt. Jenes Dementi war also durch meine Darlegung des Inhalts der Gesetze selbst dementirt, und eine ausführliche Widerlegung meiner Ausführungen wäre am Platze gewesen, um sie zu entkräften.

Trotz der vielen Wochen, die seit dem Erscheinen meiner Aufsätze verstrichen sind, ist mir keinerlei Widerlegung zu Gesicht gekommen. Wohl aber habe ich zahlreiche Zuschriften mir bis dahin Unbekannten zu verdanken, welche mir neue Belege für die Richtigkeit meiner Beurtheilung des Erfolges der Rentengutsgesetze liefern. In der „Nation" vom 3. April habe ich bereits berichtet, daß die Bauern sich bisher geweigert haben, Land gegen Dienstverpflichtungen zu übernehmen. Allein nicht nur hierin zeigt sich die Abneigung der Bauern, sich wiederum in Zweidrittelsknechte verwandeln zu lassen. Es wird mir von wohlinformirter Seite geschrieben, daß die Rentengutskäufer durchweg sich auch weigern, ein Rentengut gegen eine seitens der Verpflichteten unkündbare Rente zu übernehmen. „Nirgends oder fast nirgends", so schreibt mein Gewährsmann, „haben Rentengutskäufer eine ihrerseits unkündbare Rente übernehmen wollen. Die Generalkommission in Frankfurt a. O. hat daher diese Bedingung aus ihren Formularen überhaupt fortgelassen". Damit ist gerade das, was die Rentengutsgesetzgebung von dem Ablösungsgesetze vom 2. März 1850 prinzipiell scheidet, die Wiedereinführung eines unablösbaren Erdpachtverhältnisses praktisch wiederum fallen gelassen.

Dazu mag nun nicht bloß die Abneigung auf Seiten der Bauern, sondern nicht minder der Mangel an Interesse auf Seiten der Rittergutsbesitzer, die wirklich Rentengüter begründen, beigetragen haben. Diese Rittergutsbesitzer sind nämlich nicht jene Feudalgesinnten, welche in den Debatten über das Rentengutsgesetz das große Wort führten und in demselben die Rückkehr zu ihren Prinzipien bejubelten. Einer meiner Gewährsmänner schreibt mir: „Wer ist Verkäufer eines Rentenguts? Nur der hochverschuldete Besitzer eines mittleren Ritterguts — etwa 1500—3000 Morgen. Was will dieser erzielen? Seine Schulden los werden und noch möglichst viel Kapital herausbekommen. Der eiserne Ring der Hypotheken zwingt ihn auch meist das Gut im ganzen zu veräußern, statt — was meist wirthschaftlich viel richtiger wäre — die Außenschläge abzuverkaufen. Denn dazu gehört finanzielles und wirthschaftliches Geschick, was Verkäufer gewöhnlich nicht hat; er will mit seinem kleinen, geretteten Kapital etwas anderes anfangen, aus der Gegend fortziehen, und es fällt ihm gar nicht ein, sich eine Rente und dem Gute die Zusammengehörigkeit mit den abgetrennten Grundstücken erhalten zu wollen. Diese letzteren werden aber hauptsächlich in Größen begehrt und gegeben, die den neuen Besitzer mit Familie voll beschäftigen, und selbst bei den kleineren hat sich zum Verdruß der Agrarier bereits überall gezeigt, daß die Leute lieber Fuhren oder sonstige zufällige Arbeiten annehmen, als zu Hofe gehen. Der Großgrundbesitz wird sich daher kaum nennenswerth solche Renten eintragen lassen". Und damit stimmt völlig überein, wenn es in dem Geschäftsbericht der gleich näher zu erörternden Landbank für 1896 heißt: „Die große Anzahl der bereits seit dem Erlasse der Rentengutsgesetze von 1890/91 gebildeten Rentengüter in den östlichen Provinzen beweist, daß eine Verkleinerung des hier namentlich obwaltenden Großgrundbesitzes und die Ansetzung von Bauern und ländlichen Arbeitern wirthschaftlich geradezu zwingend ist," daß es lediglich „zwingende pekuniäre Gründe" seien, welche die dortigen Besitzer zur Bildung von Rentengütern veranlaßten und daß es ihnen lediglich darauf ankomme, daß die finanzielle Abwicklung des Geschäftes möglichst beschleunigt werde.

Damit scheinen also gerade die Bestimmungen der Rentengutsgesetzgebung, welche die Wiedereinführung des Obereigenthums eines großen Grundherrn bedeuten, nicht einmal von den nothleidenden Rittergutsbesitzern als ihrem Interesse entsprechend anerkannt zu werden. Sie erscheinen als nichts Anderes denn als Produkt des schwächlichen Entgegenkommens einiger Doktrinäre gegenüber den romantischen Velleitäten der Hochfeudalen. Diesen hat die Rentengutsgesetzgebung allerdings die rechtliche Möglichkeit gegeben, ein neues Obereigenthum zu begründen. Ob sie davon Gebrauch machen wollen, wird von ihrer Vermögenslage, ob sie davon Gebrauch machen können, davon abhängen, ob sie Bauern finden, die sich unter ihre Grundherrlichkeit zu begeben bereit sind. Die Menge der Rittergutsbesitzer, die zur Rentengutsgründung schreitet, dagegen wird keine unablösbaren Renten sich ausbedingen. Somit kann die Wiedereinführung des Erdpachtverhältnisses durch die Rentengutsgesetzgebung, soweit sie sich in prinzipiellem Gegensatz zum Gesetz vom 2. März 1850 befindet, in der Hauptsache bereits als praktisch gescheitert bezeichnet werden.

Aber noch eine andere Erfahrung gibt Anhaltspunkte zur Beurtheilung der durch die Rentengutsgesetzgebung inaugurirten neuen wirthschaftspolitischen Prinzipien. Nüchtern besehen, was bedeutet denn die ganze Rentengutspolitik? Die Verstaatlichung der vielgeschmähten Güterschlächterei. Nun habe ich bereits in der „Nation" vom 20. März im Anschluß an Sering erzählt, wie nach dem Scheitern der Kolonisation in Neuvorpommern in den siebenziger Jahren im Regierungsbezirk Kolberg ein Geschäftsmann ein Dutzend Rittergüter ausgekauft hat, um daraus einige Hundert neue leistungsfähige Produktionsstätten zu bilden. Selbst Sering, der der Kolonisation unter mehr oder minder eingreifender Vermittelung staatlicher Organe die Zukunft zuspricht, hat diesem Vorgang nicht nur die vollste Anerkennung zu Theil werden lassen, sondern sogar den Schluß daraus gezogen, daß es sich empfehle, bei Begründung von Rentengutskolonieen ordentliche Geschäftsleute heranzuziehen, da „mittelmäßige Beamte leicht der reglementsmäßigen Schablone verfielen". Darauf wurde bereits 1894 eine Aktiengesellschaft für innere Kolonisation projektirt, welche leider nicht zu Stande gekommen ist. Allein das Jahr darauf wurde die Aktiengesellschaft „Landbank" in das Berliner Handelsregister eingetragen, mit einem Grundkapital von 5 Millionen Mark, welche sich das Aufkaufen von großen Gütern, um sie in Bauerngüter auszuschlachten, zum Ziele setzte. In ihrem vor wenigen Wochen veröffentlichten Geschäftsberichte für 1896 wird hervorgehoben, die praktische Durchführung einer selbst nur kleinen Kolonisation erfordere vor allen Dingen Zeit, Geld und große Geschäftsgewandtheit. Die staatliche Hilfe, welche die Generalkommissionen und Spezialkommissionen gewährten, reiche nicht aus, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die Landbank hat daher die Dienste jenes von Sering so gerühmten Geschäftsmannes gewonnen und in der kurzen Zeit ihres Bestehens nicht weniger als 15 Landgüter mit einem Umfang von etwa 67 950 Morgen erworben und davon mehr als 24 000 Morgen an 240 Käufer parzellirt. Die Bilanz für 1896 ergab einen Gewinnsaldo von 356 507 Mark, aus dem die Reserven mit 35 650 Mark dotirt wurden und die Aktionäre eine Dividende von 7 Proz. erhielten.

Das Geschäft hat sich also sehr gut rentirt, und man sieht, daß es nicht nur des neuen Prinzips der Verstaatlichung der Güterschlächterei nicht bedurft hätte, sondern daß die staatliche Güterschlächterei im Vergleich zur privaten ihr Ziel so unvollkommen erreicht, daß sie die Thätigkeit der Letzteren als einer nothwendigen Ergänzung bedarf.

Allein noch ein Weiteres ist zur Beurtheilung der neuen Prinzipien der Rentengüter zu bemerken. Schon vor dem Erlaß des Gesetzes vom 8. Juli 1896, welches den neugebildeten Rentengütern das Anerbenrecht oktroyirt, hat die Landbank die durch die Austheilung gebildeten Bauern-

güter nicht nur als Rentengüter, sondern zu freiem Eigenthum verkauft, d. h. ohne die Hilfe der Generalkommissionen in Anspruch zu nehmen. Es bleibt nun abzuwarten, ob sie nach dem Erlaß des Gesetzes vom 8. Juli 1896 nicht ebenso wie die polnischen Landkaufsgenossenschaften sich genöthigt sehen wird, um Käufer zu bekommen, auf die Veräußerung als Rentengut ganz zu verzichten. Denn sobald einmal die deutschen Bauern die Bedeutung des neuen Erbrechts praktisch erlebt haben werden, dürften sie von Rentengütern wohl ebensowenig mehr etwas wissen wollen, wie die polnischen. Damit wird dann die Frage entschieden sein, ob es nöthig war, durch Einführung des Typus Rentengut mit allen damit verbundenen Beschränkungen mit den Prinzipien der bisherigen freiheitlichen Gesetzgebung zu brechen. Denn alles, was dann erreicht werden wird, konnte auch auf Grund der Gesetzgebung von 1850, wenn man nur den Zeitraum, innerhalb dessen die Renten abzulösen waren, verlängerte, erreicht werden.

Der Erfolg der Landbank sollte aber diejenigen, welche 1894 die Gesellschaft für innere Kolonisation gründen wollten, veranlassen, ihre Pläne wieder aufzunehmen. Daß neben der Landbank noch für andere ähnliche Gesellschaften Raum ist, zeigt die Verdoppelung ihres Aktienkapitals, welche sie plant. Und wenn die neu zu gründende Gesellschaft für innere Kolonisation sich Mühe geben würde, den Bauern die Bedeutung des Gesetzes vom 8. Juli 1896 klar zu machen, und sich dem entsprechend prinzipiell darauf beschränken würde, den parzellirten Grundbesitz statt zu Rentengütern zu freiem Eigenthum zu verkaufen, würde sie bei den Rentengutskäufern sicher den größten Anklang finden. Denn so reformbedürftig die Rentengutsgesetzgebung ist — und in welchem Maße sie es ist, zeigt, daß selbst ihre Urheber, der sympathische frühere Abgeordnete Sombart-Ermsleben*) und die Regierung, sich über ihren Inhalt streiten — an eine Beseitigung ihrer anstößigsten Bestimmungen durch die Gesetzgebung ist angesichts der heutigen politischen Zeitläufte nicht zu denken. Es bleibt also nichts anderes als eine Paralysirung der nachtheiligen Wirkungen, die sie haben könnte, durch Maßnahmen der Freiwilligkeit.

Lujo Brentano.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Zwei von der Freisinnigen Partei lebhaft bekämpfte Gesetze, das Auswanderungsgesetz und das Margarinegesetz, hat der Reichstag glücklich so weit gebracht, daß nur noch der Tippel auf das I gesetzt zu werden braucht. Aber ob er die Kraft haben wird, diese geringe Anstrengung vorzunehmen, steht keineswegs außer Zweifel. Die beiden Gesetze sind in zweiter und dritter Lesung durchberathen, und es ist nur noch die Schlußabstimmung vorzunehmen, aber diese Schlußabstimmung wird eine namentliche sein, und eine namentliche Abstimmung ohne Beschlußfähigkeit ist erfolglos. Die agrarische Partei hatte die größten Anstrengungen gemacht, um für einen Tag ein beschlußfähiges Haus zusammenzubringen; es war ihr auch für einen Tag gelungen; manche munkeln sogar von zweien. Allein es traten widrige Umstände ein, die es verhinderten, bis zur Schlußabstimmung vorzudringen und am dritten Tage war Alles vorüber.

Die Freisinnige Partei feiert jeden Tag als einen glücklichen, an dem ein neues Gesetz nicht zu Stande kommt. Und die beiden Gesetze, um welche es sich hier handelt, sind so beschaffen, daß sie jedes geschäftsordnungsmäßig zulässige Mittel anwenden muß, um ihren Abschluß zu verzögern; und wenn ihr die Verzögerung um ein volles Jahr gelingen sollte, so wäre das ein Erfolg, der nicht zu unterschätzen ist. Die bestehenden Gesetze, sowohl über das Auswanderungswesen als über den Margarinehandel, sind immer noch besser, als die vorgeschlagenen gesetzlichen Neuerungen. Wenn aber eine andere Partei es für nothwendig hält, Abänderungen vorzunehmen, um das Volk zu beglücken, so soll sie sich daran erinnern, daß der wahre Volksbeglücker die Pflicht hat, auf dem Platz zu sein, nicht allein um den Tippel auf dem I zu machen, sondern auch um der ganzen Berathung beizuwohnen.

Bei dieser an Auflösung grenzenden Lage des Reichstages soll ihm nun noch die Militärstrafprozeßordnung vorgelegt werden. Der Reichskanzler mußte sich zu dieser Vorlegung entschließen, um einer übernommenen Verpflichtung buchstäblich zu genügen. Aber eben nur im buchstäblichen Sinne wird das gegebene Wort eingelöst. Daß eine Vorlage, welche dem Bundesrath Monate hindurch schwere Kopfschmerzen verursacht hat, vom Reichstage zwischen Thür und Angel nicht erledigt werden kann, versteht sich von selbst.

Der Reichstag hat nun noch Gelegenheit gehabt, einen Schwerinstag abzuhalten. Es handelte sich darum, den sozialdemokratischen Antrag auf Aufhebung der Strafbestimmungen gegen Majestätsbeleidigungen zu besprechen. Darüber, daß dieser Antrag in der vorgeschlagenen Form unannehmbar sei, waren außer den Antragstellern alle Parteien einig. Aber daß der Antrag überhaupt eingebracht werden konnte und ernsthaft diskutirt werden mußte, giebt zu denken; es weist darauf hin, daß bei Handhabung der bestehenden Gesetze sich schwere Unzuträglichkeiten eingestellt haben. Die Strafbestimmung wider die Majestätsbeleidigung soll wie die Strafbestimmung wider Gotteslästerung Unziemlichkeiten roher Personen verhindern, durch die anständige Menschen sich belästigt fühlen können. Aber es wird davon weit über diesen Zweck hinaus Gebrauch gemacht. Man kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Strafanzeigen wegen Majestätsbeleidigung weit öfter als Strafanzeigen wegen irgend eines anderen Vergehens dem Zwecke dienen, persönliche Rachegelüste zu befriedigen. Wen man nicht mit Erfolg beschuldigen kann, silberne Löffel gestohlen zu haben, den kann man doch mit Aussicht auf Erfolg beschuldigen, vor Jahren beim Bier eine unüberlegte Aeußerung gemacht zu haben. Schlimmer kann im Grunde Niemand die Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt verletzen, als indem er diese Ehrfurcht als Maske vornimmt, um rachsüchtigen Gedanken gegen persönliche Gegner Nachdruck zu geben. Nicht minder beklagenswerth ist es, daß die Verquickung der Lehre vom dolus eventualis mit dem Paragraphen von der Majestätsbeleidigung wiederholt dahin geführt hat, der sachlichen Darlegung berechtigter Gedanken Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Erfolgreicher als der Reichstag ist das Abgeordnetenhaus mit seinen Arbeiten gewesen. Es hat die Vorlage wegen der Gehaltserhöhungen glücklich erledigt, und die Zufriedenheit darüber ist so groß, daß auf die Kritik der Einzelheiten verzichtet wird. Es hat die Sekundärbahnvorlage erledigt, und endlich noch das Budget glücklich zu Ende gebracht, das nun noch des ernsten Worts des Herrenhauses harrt. Bei der Berathung des Budgets konnten die Agrarier sich nicht versagen, dieselben Angriffe, die Herr von Marschall einige Tage vorher im Reichstage siegreich zurückgewiesen hatte, zu wiederholen. Sie wollten ein Denkmal für den Kaiser Friedrich gern bewilligen, aber die Regierung sollte sie vor den Folgen der amerikanischen Zollpolitik besser schützen. Es spricht sich für die Agrarier nicht so gut, wenn Herr von Marschall selbst anwesend und bereit ist, schlagfertige Antwort zu geben, wie wenn Herr von Marschall den Rücken gewandt hat und nur Herr von Miquel mit dem verständnißvollen Lächeln zur Stelle ist. Herr von Miquel unterläßt es, den Agrariern sachlich zu antworten, weil das „zu weit führen“ würde, und auf die persönlichen Beleidigungen, die gegen Herrn von Marschall geschleudert waren, ging er nicht ein, weil ja die Angreifer erklärt hatten, persönlich nicht beleidigen zu wollen. Mit den landesüblichen Theorien vom

*) Vergl. Sombart-Ermsleben, Zur Frage der inneren Kolonisation. Leipzig, Duncker und Humblot. 1897.

dolus eventualis stimmt das nicht ganz überein. Aus den Budgetdebatten ging dann des weiteren noch hervor, daß die preußische Regierung beim Reiche Schritte gethan hat, um die Gewerbeordnung dahin abzuändern, daß die Freiheit des ärztlichen Gewerbes aufgehoben und der Kurpfuscherei entgegengearbeitet wird. Das ist ein sehr bedenkliches Unternehmen. Die Kurpfuscherei ist allerdings ein Unglück, allein die Ablegung eines Examens bezeichnet nicht die Grenze, an welcher sich der wissenschaftlich gebildete Heilkünstler vom Kurpfuscher unterscheidet. Auch approbirte Aerzte, selbst Professoren erweisen sich hin und wieder als Pfuscher und haben dann den Vorzug, einen groben Kunstfehler, den sie begangen haben, als ein kleines Unglück zu bezeichnen.

Auch das Abgeordnetenhaus soll in so vorgerückter Stunde noch mit einer neuen Aufgabe betraut werden; das Staatsministerium hat eine Vereinsgesetz-Novelle dem Abgeordnetenhause zugehen lassen. Auch hier handelt es sich um die Einlösung eines gegebenen Versprechens, aber abweichend von der Militärstrafprozeßordnung wird das Versprechen nicht wörtlich so eingelöst, wie es gegeben ist. Es handelte sich darum, die unhaltbar gewordene Bestimmung aufzuheben, daß politische Vereine nicht mit einander in Verbindung treten können, und die Regierung will diese Gelegenheit benutzen, um Beschränkungen des Vereinsrechts herbeizuführen, wie sie nur der schlimmste politische Pessimismus für möglich gehalten hat.

Daß das Vereinsrecht von der Regierung nicht mit wohlwollenden Augen betrachtet wird, hat sich übrigens schon bei den Schicksalen herausgestellt, welche der Bauernverein „Nordost“ in Hinterpommern gehabt hat. Ein Landrath, der den mit Recht berühmten Namen Puttkamer führt, hat sich bemüht, diesem Verein die Ausübung seines Rechts so weit zu erschweren, wie nur irgend möglich. Es sind dabei Verletzungen des Gesetzes vorgekommen, die der Minister des Innern zu bemänteln außer Stande war. Allein wie milde ein preußischer Minister unter Umständen sein kann, zeigte sich in den Urtheilen, die Herr von der Recke über die Thätigkeit des Landraths von Puttkamer fällte. Nur „wenig geklärte Ansichten“ fallen ihm zur Last. Wenn ein Sozialdemokrat oder ein Freisinniger wenig geklärte Ansichten hat, wird die Klärung mit Geldstrafen oder Gefängnißstrafen herbeigeführt; ein Herr von Puttkamer darf auf eine wohlwollende Belehrung hoffen. Der Minister des Innern machte kein Hehl daraus, daß ihm der Bauernverein „Nordost“ wenig gefällt, weil er den Gegensatz zwischen großem und kleinem Grundbesitz verschärft; ob ihm der Bund der Landwirthe besser gefällt, der den Gegensatz zwischen Stadt und Land schärft, sagte er nicht. Hoffen wir das Beste!

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Kreta.

Metternich an Prokesch.

Wien, 25. Mai 1841.

. . . „Alle Kreta berührende Fragen sind nicht diese Insel betreffende Aufgaben, sondern politische Fragen der weitumfassendsten Art. Kreta kann dem türkischen Reich nicht entzogen werden; keine europäische Macht wird hierzu die Hand bieten, wie denn die Beweise dieser Wahrheit sicher bald allgemein deutlich werden müssen. Was wird alsdann von der Sache für die griechische Regierung übrig bleiben? Nichts als eine in ihren Folgen nicht zu berechnende Compromission. . . . Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird, hierüber kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben; welches Schicksal alsdann dem Throne von Athen bevorsteht, ist eine nicht vorhinein zu lösende Frage, aber in jedem Falle eine derjenigen, denen man nicht entgegenkommen muß. . . . Die Sache ist nicht eine kleine, sondern eine sehr große, welche weite Verzweigungen hat. . . . Schlägt die Stunde der Ausgleichung, so ist es nie der schwächere Staat, welcher in der Lotterie das gute Loos zieht.“

Prokesch an Metternich.

Athen, 27. Februar 1842.

. . . „Ich bin verpflichtet, nicht mit Schweigen zu übergehen, daß in den Leuten, welchen der König sein Vertrauen schenkt und die fast allein seinen Anhang ausmachen, die Ansicht vorherricht, daß die Türken früher aus Thessalien und Epirus vertrieben sein würden, als die Mächte zur Einigung über Maßregeln gelangten, und das fait accompli mit einem Gewichte groß genug auftreten würde, um sich anerkennen zu machen; ferner, daß im schlimmsten Falle Griechenland nichts durch die Mächte zu befürchten habe, weil diese unmöglich ihr eigenes Werk, das Königreich, zerstören könnten.“

(„Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Wien, C. Gerold's Sohn, 1881. Band II. Seite 221, 235).

Handwerker-Kreditkassen.

Seitens der Gewerbedeputation des Magistrats der Stadt Berlin ist auf Veranlassung des Polizeipräsidenten den Innungen eine Schrift übermittelt: „Des Handwerks Noth und Hülfe, ein Wort über Bedeutung und Einrichtung von Handwerker-Kreditgenossenschaften“. Wegen der Stelle, von der aus die Schrift verbreitet wird und da wahrscheinlich auch an andere Kommunen seitens der Behörden das gleiche Ansinnen wie in Berlin gestellt ist, erscheint es nothwendig, zu prüfen, ob es im Interesse der Handwerker gelegen ist, ihnen die Gründung von Handwerker-Kreditgenossenschaften zu empfehlen. Gewiß ist es freudig zu begrüßen, daß die Regierung heute dem Genossenschaftswesen ihr Interesse entgegenbringt und die Handwerker zur Besserung ihrer Lage auf den Weg genossenschaftlicher Organisationen hinweist, doch man darf den „Genossenschaften“ auch keine zauberhafte Wirkung zutrauen; eine Einrichtung ist nicht schon deswegen zweckmäßig, weil sie die Form der Genossenschaft hat. Die Beobachtung wirthschaftlicher Grundsätze gilt für die Genossenschaft genau ebenso wie für jedes andere wirthschaftliche Unternehmen.

In der genannten Schrift wird das Verdienst Schulze-Delitzsch' um die Besserung des Kreditwesens des Handwerks anerkannt; „trotzdem“ — aber heißt es — „bleibt in seiner Weise das Wort Ferdinand Lassalle's über die Kassen (die Kreditgenossenschaften) bestehen, daß sie dem Handwerker nur das Sterben sauer machten. Denn die Kreise, welche ihnen viel zu verdanken haben, sind die an sich Kapitalkräftigeren, welche den Forderungen bezüglich der Sicherstellung der Darlehen leicht genügen konnten, für die breiten Schichten des eigentlichen Kleingewerbes sind sie von geringerer Bedeutung, da die Selbsthilfe dort allein nicht mehr ausreicht, um der Kalamität Herr zu werden. Jetzt hat der Staat es in die Hand genommen, die Errichtung von Kassen auf dem Grunde der durch Staatshilfe ergänzten Selbsthilfe zu fördern.“ Der auf der Schrift nicht genannte Verfasser sucht es dann zu rechtfertigen, daß der Staat zu diesem Zwecke die Mittel hergibt und mit 20 Millionen Mark die preußische Centralgenossenschaftskasse gegründet hat, denn der Zinsenausfall werde durch die wachsende Steuerkraft eines erstarkenden Mittelstandes mehr als ausgeglichen. Nun wird dargelegt, wie nothwendig für den Handwerker billiges Betriebskapital ist und zu diesem Zweck sollen besondere

Handwerker-Kreditgenossenschaften gegründet werden; „sobald die deutschen Innungen die Gründung von Handwerkerkassen als Parole ausgeben, thun sie den ersten glückverheißenden Schritt". Für die Genossenschaft wird die beschränkte Haftpflicht mit 300 Mk. Geschäftsantheil und ebenso hoher Haftsumme empfohlen, die Dividende auf die Geschäftsguthaben soll mit 4 Proz. begrenzt werden; das weiter erforderliche Betriebskapital müßte durch Aufnahme von Spareinlagen beschafft werden; Gesellen, Lehrlinge und die Freunde des Handwerks würden ihr Geld in die Sparkasse der Genossenschaft bringen; Kredit werde den Genossen in laufender Rechnung *gegen Sicherheit* (also doch!) gegeben werden. Der Verfasser scheint selbst vorauszusetzen, daß die Freunde, Gesellen, Lehrlinge und Handwerker Kassen, die eine so geringe Sicherheit bieten, nicht das genügende Betriebskapital zutragen werden, denn er schreibt: „was darüber hinaus noch nöthig ist, wird aus der preußischen Centralgenossenschaftskasse beschafft werden". Da dies Institut Kredit nicht an einzelne Genossenschaften, sondern nur an Centralkassen gewährt, müßten sich die Einzelkassen zu solchen verbinden. „Der Schwerpunkt unserer Bestrebungen — ruft der Verfasser aus — liegt in der Beschaffung eines *höheren und billigeren Kredits* für die Kleingewerbtreibenden, als er ihnen bislang geboten wurde". Des Weiteren wird dann noch in Aussicht gestellt, „die Cession der Kundenforderung und die Beleihung fertiger Waaren" durch die Kasse. Mit einem Zinsfuß von 4¼ Proz. solle die Kasse auskommen und der Zinsfuß müßte unabhängig von den Schwankungen des Geldmarktes sein. Es erübrigt auf die weiteren Ausführungen einzugehen, die sich auf die Organisation der Kreditkasse und andere Genossenschaftsarten beziehen. — Nun zur Kritik dieser Vorschläge!

Es versteht sich von selbst, daß der Handwerker ebenso wie jeder Industrielle, Landwirth, Kaufmann über die nöthigen Mittel verfügen muß, um sein Geschäft lohnend betreiben zu können. Er bedarf eines entsprechenden eigenen Vermögens und zur Ergänzung eines ausreichenden Kredits. Da zeigt sich nun aber nur zu oft die geringe kaufmännische Schulung bei dem Handwerker. Er nimmt den Kredit über seine Verhältnisse hinaus in Anspruch und zwar dort, wo er am theuersten für ihn wird: bei dem Lieferanten der Rohmaterialien, der seine Kunden auf diese Weise bald genug in die Hand bekommt. Und dabei wird mit den eigenen Mitteln nicht selten recht schlecht gewirthschaftet, denn Verkauf gegen Baarzahlung ist dem Handwerker fast unbekannt. Allerdings wird über das Borgsystem viel und laut geklagt, doch wir bestreiten, daß die Schuld vornehmlich bei der Kundschaft des Handwerkers liegt, jedenfalls aber nicht allein, denn der Handwerker borgt gern, in der Erwartung, durch den Borg den Kunden an sich zu fesseln. Das sind allgemein bekannte Thatsachen, und deswegen ist es auch so schwer, in der Zahlungsart Reformen herbeizuführen. Wollte man nun aber gar ernstlich den Versuch machen, die Handwerkerforderungen allgemein zu beleihen — wie es in der erwähnten Schrift in Aussicht gestellt wird — Baarzahlung würde dann bald ganz verschwinden.

Gewiß, eine kaufmännische Benutzung des Kredits ist unbedingt nothwendig für den Handwerker, aber man kann solchen Kredit nicht nach einer Schablone schaffen.

Kredit beruht wesentlich auf Vertrauen, die Befriedigung des Kreditbedürfnisses ist in der Regel auch dann Vertrauenssache, wenn der Kreditbedürftige im Stande ist, ausreichende Sicherheit zu bieten, da es einer soliden Geschäftspraxis nicht entspricht, Kredit dort zu gewähren, wo an der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten gezweifelt werden muß. Daraus ergibt sich aber auch ohne Weiteres, daß jede Abweisung eines Kreditgesuches bei dem Kreditbedürftigen mit großem Unwillen aufgenommen wird — es wird darin ein ungerechtfertigtes Mißtrauen erblickt; der Kreditbedürftige wird niemals anerkennen, daß die Ablehnung seines Gesuches gerechtfertigt war. Die hieraus sich ergebenden Grenzen für die Befriedigung des Kreditbedürfnisses sind von der größten volkswirthschaftlichen Bedeutung, denn ebenso wie der Kredit belebend und befruchtend wirkt, wenn er als Kanal das Kapital dorthin führt, wo es produktive Verwendung findet, ebenso wirkt er verheerend, wenn seine Inanspruchnahme der wirthschaftlichen Berechtigung entbehrt und zur leichtfertigen geschäftlichen Thätigkeit die Mittel bietet. Dies gilt für den Handwerker nicht weniger wie für den Großindustriellen. Für jenen wie für diesen kann der Kredit zu einer Schuldenlast führen, die ihn erdrückt. Mit dem Kredit muß haushälterisch umgegangen werden, wenn er seinen guten Zweck erfüllen soll — der Kredit ist eine zweischneidige Waffe, deren Gebrauch die größte Vorsicht erfordert. Zu viel Kredit kann dem Gewerbtreibenden ebenso verhängnißvoll werden, wie kein Kredit. Wenn wir zu diesen Grundsätzen uns bekennen, so wissen wir wohl die Schwierigkeit zu würdigen, die darin beruht, eine sichere Grenze zu ziehen. Dringend geboten aber erscheint es uns gerade im Interesse des Handwerks, auf die Gefahren hinzuweisen, die sich für dasselbe daraus ergeben würden, wenn ganz allgemein in der Kreditgewährung an die Handwerker zu weit gegangen wird. Ueberproduktion und leichtfertige Wirthschaft sind die natürlichen Folgen.

„Der Schwerpunkt unserer Bestrebungen — heißt es in jener Schrift — liegt in der Beschaffung eines *höheren und billigeren Kredits* für die Kleingewerbtreibenden, als er ihnen bislang geboten wurde." Diese Aussicht ist verführerisch, und es ist erklärlich, wie ein Plan, der sie verwirklichen soll, zunächst überall Freunde findet. Wir werden daher zu prüfen haben, ob dieser Plan einen dauernden Erfolg verspricht.

Heute finden die Handwerker die Befriedigung ihres Kreditbedürfnisses bei den Schulze-Delitz'schen Kreditgenossenschaften, von denen in Deutschland etwa 2900 bestehen. Der 1895er Jahresbericht des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften enthält die Geschäftsabschlüsse von 1068 Kreditgenossenschaften mit 525 748 Mitgliedern. An diese waren im Laufe des Geschäftsjahres 1895: 1 659 305 785 Mk. an Kredit in den verschiedensten Formen (Vorschuß-, Diskont-, Lombard-, Kontokorrentkredit) gewährt; eine besondere Mitgliederstatistik von 1021 Kreditgenossenschaften mit 505 331 Mitgliedern ergibt, daß 25,4 Proz., also der vierte Theil, zur Klasse der selbständigen Handwerker gehörten. Auf jene Kreditgenossenschaften entfallen danach rund 130 000 Handwerker, denen an Kredit etwa 300 Millionen Mark gewährt worden sind. Der Zinsfuß betrug nach sorgfältigen Einzelberechnungen im Jahre 1894 unter Berücksichtigung der Dividende im Durchschnitt 5 Proz. (einschließlich Provision) und er ist seitdem überall herabgesetzt. Ueberblickt man den von den einzelnen Genossenschaften angegebenen Mindest- und Höchstbetrag des gewährten Kredits, so finden wir 10 Mk., 20 Mk., 30 Mk. in der Regel als die Mindestgrenze angegeben — sehr selten mehr, häufiger noch weniger. Daraus ergibt sich ohne Weiteres, daß die Kreditgenossenschaften den Kredit der Kleingewerbtreibenden nicht vernachlässigen und die gegentheilige Angabe jener Schrift ist eine beweislose Behauptung, geeignet das Ansehen dieser so segensreich wirkenden Genossenschaften zu schädigen. Die Zahl der Handwerker-Mitglieder bei den 2900 Kreditgenossenschaften ist mit 250 000 eher zu niedrig als zu hoch geschätzt. Gewiß mögen unter dieser großen Anzahl Genossenschaften auch solche sein, die ihre Aufgabe nicht oder schlecht erfüllen, doch dies besagt sicher nichts gegen das System.

Es ist nun nicht das erste Mal, daß man zumal in Berlin den Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften Institute zur Seite zu setzen sucht, die „billiger" den Kredit gewähren sollen. Derartige Versuche sind stets zum Schaden derer ausgefallen, die sie unternahmen. Ob der Versuch jetzt mehr Erfolg haben wird, da die preußische Centralgenossenschaftskasse mit den 20 Millionen Mark vom Staat gewährten Grundkapitals und den verschiedenen Millionen aus der Generalstaatskasse gewährten Kredits dahinter steht, bleibt abzuwarten. Die Centralgenossenschaftskasse hat dem preußischen Staat im ersten Jahre ca. 400 000 Mk. gekostet. Man

kann nun vielleicht sagen, kein Opfer des Staats sei zu groß, wenn es gelte, das Handwerk zu erhalten — gewiß, wenn das Ziel auf dem eingeschlagenen Wege zu erreichen sein würde; doch wenn es richtig ist, was wir einleitend über die Bedeutung des Kredits hervorhoben, so kann dieser „billigere und höhere Kredit“ in Verbindung mit der „Beleihung fertiger Waaren“ — wirklich gewährt — nicht zur Festigung des Handwerks beitragen. Wir haben den Zusatz gemacht „*wirklich gewährt*“, die Zukunft muß erst zeigen, wie weit jene Kassen gehen werden. Weit gefährlicher erscheint uns zunächst der moralische Eindruck solcher, unter amtlichem Einfluß verbreiteter Schriften, die die Begehrlichkeit der Handwerker außerordentlich wecken und geeignet sind, ihre Ansprüche an die Staatskasse ins Ungemessene zu steigern. Wer in Zukunft bei der Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaft, bei der Reichsbank, bei seiner Bank nicht den Kredit so hoch und so billig zugemessen erhält, wie er ihn wünscht, der wird zur Handwerker-Kreditgenossenschaft gehen, denn ihm ist ja versprochen, hier „höheren und billigeren Kredit“ zu erhalten! Solche Maßnahmen führen nicht zu gesunden wirthschaftlichen Zuständen. Der Kredit hört damit auf, einen privatwirthschaftlichen Charakter zu haben. Wir möchten dieses mit der Gründung der preußischen Centralgenossenschaftskasse in Verbindung stehende Vorgehen gegen die Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften vielleicht als das erste Geplänkel zur Verstaatlichung der Reichsbank ansehen.

Sind denn aber die von Innungen gegründeten Handwerker-Kreditgenossenschaften überhaupt die geeigneten Institute, den Handwerkern einen „höheren und billigeren“ Kredit zu verschaffen? Ziehen wir die in den 40er, 60er, 80er Jahren mit den Handwerkerkassen gemachten Erfahrungen zur Beantwortung der Frage heran, so ist dieselbe kurzweg zu verneinen.

Die erste Bedingung für jede Kreditgenossenschaft, die ihre Aufgabe erfüllen will, ist die, daß sie des Zuflusses des nothwendigen Betriebskapitals sicher ist. Für die Handwerker-Kreditgenossenschaften wird empfohlen, sie auf der beschränkten Haftpflicht zu begründen mit einem Geschäftsantheil von 300 Mk., entsprechend hoher Haftsumme und 5 Mk. monatlichen Einzahlungen auf den Geschäftsantheil. Einer solchen Genossenschaft mögen wohl die Gesellen ihre Spargroschen auf Wunsch des Meisters zutragen, wie es in der erwähnten Schrift in Aussicht gestellt ist — doch größere Depositen wird schwerlich diesen Genossenschaften Jemand anvertrauen; sie sind somit auf den Kredit bei ihrer Bank, in diesem Falle wohl einer Centralkasse, zu der sie sich mit den in gleicher Lage befindlichen Handwerker-Kreditgenossenschaften verbinden, angewiesen. Die Centralkasse hat wieder mehr mit Kreditgesuchen ihrer Mitglieder, als mit eigenen Mitteln zu rechnen, sie geht eine Stufe höher an die preußische Centralgenossenschaftskasse. Diese endlich bemißt den Kredit der Centralkasse nach deren finanzieller Grundlage — da wird auf die einzelnen Mitglieder der Handwerker-Kreditgenossenschaft nicht viel entfallen! In Berlin bestehen bereits derartige Handwerker-Kreditgenossenschaften; über deren Geschäftsbetrieb berichtete kürzlich nach der deutschen Handwerkerzeitung der Vorsitzende der Berliner Goldschmiedeinnung: „Wir haben jetzt in Berlin 8 Genossenschaften. Da die Centralgenossenschaftskasse denselben einen Kredit eröffnet hat im fünffachen Betrage der Einzahlungen, so haben wir auch in den Genossenschaften die Einrichtung getroffen, daß dem Einzelnen von der Genossenschaft ein Kredit gewährt wird, der in der Regel das Fünffache der Einzahlung nicht übersteigen darf.“ Abgesehen davon, daß diese Art der Kreditzumessung geschäftlich bedenklich ist, ergiebt dieselbe, daß z. B. ein Handwerker, der einen Kredit von 3000 Mk. haben will, *zwei* Geschäftsantheile zu je 300 Mk. mit doppelter Haftsumme erwerben muß, oder der Handwerker, der 500 Mk. geliehen haben will, muß 100 Mk eingezahlt haben. Das ist zweifellos *keine* Erleichterung gegenüber den von der Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften gestellten Bedingungen.

Aber wie steht es mit der Höhe der Zinsen? Man glaubt mit $4\frac{1}{4}$ Proz. auszukommen und will sich unabhängig von dem Preise des Geldes auf dem Geldmarkte machen. Letzteres wäre *vielleicht* denkbar, wenn die Genossenschaft sich das *ganze* Betriebskapital mit Spareinlagen und Depositen beschaffen könnte. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß eine solche Handwerker-Kreditgenossenschaft dazu bei ihrer finanziellen Grundlage nicht die genügende Sicherheit bietet. Es bleibt ihr also nur die Beschaffung des Betriebskapitals durch Bankkredit und auf diesen wird stets der Stand des Geldmarktes einen Einfluß ausüben. Will sich eine Bank dem entziehen, wie es die preußische Centralgenossenschaftskasse gethan hat, so führt dies, wie sich gezeigt hat, zu erheblichen Einbußen. Dazu kommt, daß der Kredit bei dieser Kasse für die Genossenschaften ein eng begrenzter ist. So ergibt sich, daß die Handwerker-Kreditkassen, so lange die preußische Centralgenossenschaftskasse an ihren wirthschaftswidrigen Grundsätzen festhält und auf Kosten des Staats ohne Rücksicht auf den Preis des Geldes den Zinsfuß festsetzt, im engsten Rahmen einen billigen Kredit vorübergehend gewähren können. Auf die Dauer ist auch selbst in diesen Grenzen jener Zinsfuß nicht haltbar, denn er macht die Reservebildung zur Deckung von Verlusten unmöglich und Verluste werden bei dem hier in Betracht kommenden Kundenkreis gewiß nicht ausbleiben. So erhalten derartige Handwerker-Kreditkassen den Charakter von Unterstützungskassen, denen nach ihrer Grundlage die Entwicklung zu lebens- und leistungsfähigen Kreditgenossenschaften benommen ist.

Mit welchem Risiko sich die Mitglieder noch überdies belasten, zeigt der erste Geschäftsbericht der Innungsbank Breslau mit 256 Mitgliedern*); die Innungsbank hatte bei der schlesischen Centralgenossenschaftskasse in Breslau zur Deckung des Kredits 44 Antheile zu 100 Mk. übernommen, d. h. 4400 Mk. eingezahlt und *außerdem* eine Haftsumme von 88000 Mk. für die Mitglieder übernommen! Das Geschäftsjahr ergab einen Ueberschuß von 831 Mk. und darunter befanden sich 768 Mk. Eintrittsgelder, die nach soliden Grundsätzen gar nicht über Gewinn- und Verlustkonto geführt werden dürften.

Auch allgemein betrachtet, ist die Handwerker-Kreditgenossenschaft nicht geeignet, für die Befriedigung des Kreditbedürfnisses der Handwerker.

In einer Versammlung der Berliner Innungsvorstände ist darauf bereits vor einiger Zeit hingewiesen:

„es wäre unmöglich, daß Jemand, der in Noth gerathen und ein Darlehn bei dem Genossenschaftsvorstande, welchen doch meistens der Innungsvorstand repräsentirt, nachsuche, in demselben Moment dem Innungsvorstande in reinen Innungsangelegenheiten Opposition mache, obgleich er es für erforderlich halte.“

Und setzen wir noch hinzu: wie sich jetzt schon die Handwerker gegenseitig die Arbeit streitig machen, da soll der Innungsgenossenschaftsvorstand einem Handwerker ein Darlehn gewähren, um diesem zu ermöglichen, eine Arbeit zu übernehmen? Wir vermögen hieran ebensowenig zu glauben, wie an die Behauptung eines Wanderredners, der auf Kosten der Regierung in verschiedenen Städten Vorträge über die Gründung von Handwerker-Kreditgenossenschaften

*) Besonders interessant ist die Zusammensetzung dieser Mitglieder nach Berufsarten! Der Gründer der „Innungsbank“ äußerte sich hierüber:

„Um so schnell als möglich eine lebensfähige Genossenschaft zu erreichen, haben wir auch einen gewissen Prozentsatz Nichthandwerker als Mitglieder aufgenommen und ist die Bestimmung hierüber dem Aufsichtsrathe nach dem Statut überlassen; unsere Innungsbank zählte deshalb am Jahresschluß 1896: 185 Handwerker und 71 Nichthandwerker, und zwar waren von letzteren 27 Gewerbetreibende, 16 Kaufleute, 20 Beamte, 8 Rentiers.“

Das ist also eine „*Handwerkerkreditgenossenschaft*“, die 38 Proz. *Nichthandwerker* zu Mitgliedern hat und sie wird als Vorbild für die Gründung von Handwerkerkreditgenossenschaften aufgestellt.

hält: „Die Genossenschaft als solche soll nur ein Sammelbecken bilden, in das die überflüssigen Gelder der Einzelnen fließen, nicht um Zinsen zu bringen, sondern um den Berufsgenossen zu helfen.“ Das ist eine naive Anschauung, die im Gegensatz zu den thatsächlichen Verhältnissen steht. Der Handwerker denkt zunächst an sich selbst, er wird keineswegs gerne helfen, den Konkurrenten leistungsfähiger zu machen, und gibt er Geld einer Kasse, so thut er es der Zinsen wegen und nicht um seinen Konkurrenten die Betriebsmittel zu beschaffen.

Dies mag der schwerwiegendste Grund sein gegen eine nur aus Handwerkern bestehende Kreditgenossenschaft, es ist aber nicht der einzige. Die bessergestellten Handwerker sind heute fast durchweg Mitglieder der Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften. Sollten diese aus der leistungsfähigen Genossenschaft, die ihnen einen Kredit von Tausenden gewährt, austreten, um sich der Innungsbank anzuschließen, die sich nach Lage der Sache auf größeren Kredit gar nicht einlassen kann? Wer bleibt für die Handwerkerkreditgenossenschaft? Hauptsächlich die Mitglieder, die heute an keinem Orte Kredit finden — eine bedenkliche Grundlage, wenn man berücksichtigt, daß doch in den Genossenschaften jeder Handwerker den Kredit findet, dessen er würdig ist. Nicht unberücksichtigt darf auch bleiben, daß die meisten Innungen viel zu klein sind, um eine lebensfähige Kreditgenossenschaft zu gründen, selbst wenn sich alle Mitglieder anschließen wollen — und daß erfahrungsgemäß bei Genossenschaften, deren Mitglieder sich aus den gleichen oder verwandten Gewerben zusammensetzen, das Kreditbedürfniß in der Regel sich gleichzeitig einstellt, so daß jeder Ausgleich ausgeschlossen bleibt.

Die Kreditgenossenschaft kann sich nicht, weil sie Genossenschaft ist, außerhalb der wirthschaftlichen Grundsätze stellen, und nach denselben gilt, daß die Betheiligung von einer größeren Anzahl verschiedenen Berufsarten angehöriger Mitglieder an der Kreditgenossenschaft die beste Gewähr bietet für die dauernd billigste Befriedigung des Kreditbedürfnisses; sie wirkt ausgleichend auf die Befriedigung des Geldbedürfnisses der einzelnen Berufsstände, — führt zur Vertheilung des mit der Gewährung von Personalkredit verbundenen Risikos, — schafft den möglichst großen Schutz für jeden einzelnen Berufsstand gegen die Folgen wirthschaftlicher Krisen.

Schließlich mag aber auch noch auf die Bedenken hingewiesen werden, die gegen die Verbindung der Kreditgenossenschaft mit der Innung überhaupt sprechen. Soll etwa die Mitgliedschaft in der Innung ein Recht auf den „höheren und billigeren“ Kredit der Innungsbank geben? Doch gewiß nicht, ohne weiteres aber folgt daraus, daß die abgewiesenen Kreditsucher ihrer Unzufriedenheit in der Innung Ausdruck verleihen und diese verantwortlich machen werden. Weiter entsteht die Gefahr, daß sich die Begüterten von den Unbemittelten sondern werden, sie werden weder das Risiko für diese tragen wollen noch sich bereit zeigen, sich mit den eigenen Mitteln leistungsfähigere Konkurrenten zu schaffen. Den unbemittelten Innungsmitgliedern wird es überlassen bleiben, eine Innungsbank II. Klasse für sich zu gründen.

Wir bedauern vom Standpunkte der Handwerker aus die Handwerker-Kreditkassenbewegung. Wir warnen aber vor Allem, mit Kreditversprechungen die Handwerker für diese Bewegung zu gewinnen, denn entweder man kann die Versprechungen nicht halten, dann hat man die Zahl der Unzufriedenen vergrößert — oder man löst die Versprechungen ein, dann ist man gezwungen, die Grenzen des wirthschaftlichen Kredits zu überschreiten und bietet die Hand zur Ueberproduktion auf unsolider Grundlage.

Hans Crüger.

Am Rand der lombardischen Ebene.

Den nördlichen Rand der lombardischen Ebene bilden die Alpen mit den zu ihren Füßen glitzernden Spiegeln der oberitalienischen Seen. Streifereien in dieser Gegend, auch wenn man schon dreißigmal und öfter hier gewesen ist, sind immer wieder voll neuartigen Reizes. Das Lockende, das für die Sinne wie für Gemüth und Phantasie so überaus Gefällige, ja Berauschende liegt in der fortwährenden Berührung, in dem unaufhörlichen Ineinanderspielen zweier so verschiedenartiger Gebiete wie die Hochgebirgsnatur und die sanfte weiche Landschaft der Ebene. Und mag man auf diese Gegensätze noch so sehr gefaßt sein, — man wird doch stets aufs neue von ihnen überrascht. Oft ertappe ich mich daher gegenüber den Mitreisenden in der Gotthardbahn auf dem Gedanken, daß viele von ihnen, die in Italien mehr nur Erholung, Feriengenuß durch Spazierengehen in herrlichen Gegenden als das Studium der Kunstschätze suchen, gut thun würden, ihr Reiseziel nicht zu weit zu stecken. Namentlich denke ich dies auch, wenn mein Blick über die vielen Hochzeitspärchen gleitet. In den Frühlingsmonaten sind bekanntlich die Waggons der Gotthardbahn fahrende Turteltaubenkäfige und wenn das Flitterwochenglück, das als Freigepäck mitfährt, wirklich so vollgewichtig wäre, wie die guten Leutchen glauben, deren Hände sich hinter Shawlrollen zu verstohlenem Druck finden, so dürften noch ein paar keuchende Lokomotiven mehr angespannt werden, um den Zug bis nach Göschenen, der dunkeln Einfahrtspforte Italiens, hinaufzuschleppen. Nun — jedenfalls ist diese Art Reisender voll schöner Illusionen, die jedoch ungestörter blieben, wenn die Hochzeitsreise nicht häufig in einem so hastigen Abfahren des Biglietto circolare bestehen müßte. In athemloser Tour wird binnen drei Wochen halb Italien absolvirt. Welche kleinen und großen Verdrießlichkeiten und Unbequemlichkeiten bei dieser Hetze von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel, welche Mißverständnisse mit den Dienstmännern an den Bahnhöfen, den Portiers und Kellnern in den Alberghi und auch welche Uebermüdung, da mit dem Besuch so vieler Städte auch einigermaßen die Verpflichtung übernommen wird, deren Merkwürdigkeiten zu besichtigen! Vor allem der jungen Frau möchte ich es gönnen, auf der Reise ein gewisses Heimathsgefühl zu gewinnen, das zum völligen Wohlbefinden des seelischen (und auch des physischen) Menschen fast unerläßlich ist. Eine solche Viceheimath, ein solches Zuhausesurrogat kann man sich aber nur verschaffen, wenn man sich irgend einen hübschen Ort aussucht, wo man sich festsetzt, um von da aus mit Zeit und Weile kleine Streifereien zu unternehmen.

Ueber solche Orte und über neue Ausflüge, die ich im April recht eigentlich am Rand der lombardischen Ebene ausführte, geben die nachfolgenden Zeilen einige Auskunft. Während ich sie am offenen Balkon schreibe, blinkt der Spiegel des Lago maggiore zu mir herauf, ich sitze in meinem lieben Cannobio, über das ich den Lesern dieser Zeitschrift schon im vorigen Herbst berichtete*) und später einige ergänzende Zusätze werde zu geben haben.

Die erste Stadt italienischen Gepräges, die man, vom Gotthard kommend, erreicht, ist Bellinzona, der Hauptort des Kantons Tessin. Meinen Hochzeitspärchen gestatte ich hier durchzuschnurren; einer anderen Spezies von deutschen Italienfahrern, — Gymnasiallehrern für alte Sprachen und Verehrern der antiken Griechen — rathe ich das Ueberspringen eines Zuges in Bellinzona, da ihnen hier ein Anblick aufbehalten ist, wie sie ihn so altersgrau vielleicht in ganz Griechenland umsonst suchen würden. Ich meine die von den beiden Zwingburgen oder Kastellen bis herunter ins Thal sich ziehende Stadtmauer; sie hat zwar mit den alten Hellenen gar nichts zu thun, ist ursprünglich von den Römern angelegt, im Mittelalter öfter umgebaut worden. Aber, wie sie so schwarz und düster in ziemlich steiler Sen-

*) „Zu Fuß den Lago maggiore entlang“. (Nr. 3, Jahrg. XIV der „Nation“, Oktober 1896.)

kung von der „Akropolis“ sich als Thalsperre in die Ebene zieht, macht sie mit der gezackten Mauerkrone in ihrer wahrhaft heroischen Wildheit und tragischen Melancholie den Eindruck, als könnte sie, ebenso gut wie den fernen Jahrhunderten des Mittelalters, den ferneren Jahrtausenden der antiken Welt angehören. Und wenn man auch weiß, daß im Schatten dieses altersgrauen, auf natürlichem Fels ruhenden Gemäuers Olo, der Anführer der Franken, in blutiger Schlacht gegen die Longobarden fiel, so hindert dies die Phantasie keineswegs, auf dieser Mauer Kreon zu sehen, wie er die Bestattung der beiden gegen ihre Vaterstadt Theben in Waffen gefallenen Jünglinge verbietet, oder an die Elektra des Euripides zu denken, die, an einen Landmann verheirathet, außerhalb der Mauern Mycenes draußen in den Gefilden leben mußte, bis Orest, der Rächer, heimkehrte. Man schelte dies nicht willkürliche Phantasterei und Uebertreibung; nur wähle man zur Besichtigung der Mauer auch den rechten Standort; man gehe am Postgebäude vorbei rechts gegen die sogenannte Carassowiese (Prato Carasso) unfern des Tessinflüßchens; eine Gerberei liegt dort seitwärts, ein stattliches Haus. Von dem hinter der Mauer befindlichen Stadttheile sieht man nichts, was einen Eindruck stören könnte, der sich mir immer wieder in der angedeuteten Weise erneute, so oft ich von dort das alte Gemäuer betrachtete. Ich sah diese Zinnen an milden Herbsttagen, wenn ein tiefblauer Himmel sich über ihnen ausspannte, sah sie von Regenschauern des Frühlingssturms gepeitscht; immer stieg vor mir etwas empor wie das traumhafte Bild einer uralten griechischen Stadt. Die ernsten hohen Berge zu beiden Seiten des Thals und das ferne Blinken des Himmels über der südlich sich ausbreitenden Bucht des Lago maggiore vollendeten die Stimmung.

Aber es ist Zeit, uns nach unseren Hochzeitspärchen umzusehen; entweder sind sie nach Locarno oder, über den Monte Cenere, nach Lugano gefahren, zwei so bekannte und beliebte Fremdenstationen, daß über sie weiter kein Wort zu verlieren ist. Höchstens das Eine möchte ich hervorheben, daß namentlich Lugano im Mai beinahe eine deutsche Stadt heißen darf, indem in der dortigen Fremdenkolonie der zahlreichen großen und kleinen Gasthöfe das deutsche Element das bei weitem vorherrschende ist; sein besuchtester Sammelpunkt an den Abenden ist die am Quai gelegene Birraria Walter. Damit ist freilich die Möglichkeit gegeben, daß ein deutsches Flitterwochenpärchen zu viel Heimath, zu viel Zu-Hause antreffen könnte. Wer das lieber vermeiden, die holde Einsamkeit des jungen Glückes recht ungestört genießen möchte, dem wäre, vorausgesetzt, daß er sich in einer echt italienischen Stadt nicht unbehaglich fühlt, das nahe Como als ein angenehmes Hauptquartier wohl zu empfehlen. Bei schlechtem Wetter gelangt man von dort in wenig mehr als einer Stunde in das unterhaltliche Mailand, an guten Tagen aber kann man die köstlichsten Ausflüge unternehmen, von denen ich — den Comersee und seine reizvollen Uferstationen ganz bei Seite lassend — nur einen schildern will, weil das Verkehrsmittel, dessen man sich bedient, noch nicht lange im Betrieb ist; ich meine die Drahtseilbahn (Funiculare) auf den rechts von Como gelegenen Berg **Brunate**.

Wohl liegt Brunate mit seinem guten, seinen Berghotel und mehreren Restaurationen nur 750 Meter über Meer; aber da die lombardische Ebene selbst nur ungefähr 100 Meter sich über den Meeresspiegel erhebt, genießt man von dort oben doch eine Aussicht, wie sie mancher schneegekrönte Gipfel der Schweizer Alpen so großartig und so erfreulich nicht gewährt. Erstlich hat man vom Hochgebirge westlich die ganze Monterosakette in unbeschreiblicher Herrlichkeit vor sich. Die Mitte dieser weit ausgedehnten Gletscherwelt nimmt der Monterosa selbst mit seinem imponirenden Massiv und der Dufourspitze in fast architektonischer Schönheit ein; am weitesten südlich fällt besonders noch der steile Eisthurm des Monte Viso auf. Dieser Aussicht ist man bei einigermaßen schönem Wetter auf Brunate sicher, während der ligurische Apennin oft von bläulichen Dunstschleiern verhüllt bleibt. Was mir aber noch größeres Entzücken bereitete als dieses Panorama der Walliser und der Piemonteser Alpen, das war die Vogelschau der unendlich in den Horizont sich verlierenden lombardischen Ebene. Bei klarer Luft unterscheidet ein gutes Auge die Dome von Mailand und von Novara; durchs Fernrohr können wir die einzelnen Statuen des Mailänder Doms wahrnehmen, selbst Personen bemerken, die sich auf dem Dache bewegen. Und nun die zahllosen Städtchen und Dörfer der Brianza mit ihren Kirchthürmen! Wie das in der Abendsonne heraufglitzert aus tausend und tausend Wohnungen der Menschen! Erba, den kleinen Hauptort der fruchtbaren Brianza, sieht man nicht, er wird durch einen Ausläufer unseres Berges verdeckt, dagegen ist in seiner grünen Mulde der kleine Montorfanosee sichtbar. Zunächst zu unsern Füßen liegt natürlich Como selbst mit dem belebten Hafen, dem schönen Dom, den vielen Thürmen, unter denen die alten festen Thore gegen Südosten das Bild der einstigen mittelalterlichen Stadt in ihrer regelmäßigen Anlage deutlich hervorheben; gegen Camerlata hat man den auch für das heutige Stadtbild von Como noch so charakteristischen Hügel Baradello vor sich, dessen Thurmruine auf Barbarossa zurückgeführt wird; doch war die Stadt der Plinius wohl schon in den Zeiten der Römer hier durch einen Wachtthurm vertheidigt. Steigt man von Brunate noch ein halbes Stündchen bergan bis zu einem alpinen Wirthshäuschen San Maurizio, so gewinnt man den Ueberblick über den südlichen Arm des Comersees, hat gegenüber den Monte Generoso, sieht die Bahnzüge in der Richtung von Chiasso in den Tunel einfahren und wieder hervorkommen; kurz eine ganze Welt voll Bewegung und Reiz liegt uns zu Füßen. Und da uns die durch einen Dampfmotor (System Riggenbach) betriebene Bahn für wenig Geld ($1^1/_2$ Frcs.) mühelos heraufgebracht hat, sind wir frisch genug, uns auf dieser freien, sonnigen Höhe so recht zu ergehen und werden vielleicht den Rückweg, auf vortrefflicher Fahrstraße, lieber zu Fuß machen. Ich wenigstens that es und hatte großen Genuß davon, indem die Straße mit ihren Windungen mir abwechselnd den Blick in die ferne Hochgebirgswelt und in die nahe lombardische Ebene gewährte. Auch kommt man im letzten Drittel des Weges an sehr hübschen Villen vorüber, unter andern auch, bei Carzola, an einem köstlich altmodisch mit Gartenstatuen geschmückten Giardino. Auf hohen Postamenten stehen, in grauem Stein ausgeführt, wohl gegen zwanzig Herren und Damen im Kostüm der Wertherzeit; in der Mitte des Gartens aber, dem Thore und der hinaufführenden Treppe gerade gegenüber sitzt in vergitterter Laube die lebensgroße, bemalte Figur einer schönen Bäuerin der Brianza mit dem bekannten Silberlöffelhaarschmuck. Mögen solche Gartenstatuen hundertmal „veralteter Zopfstil“ gescholten werden, — es macht doch großen Spaß und dient sehr zur Belebung des Weges, wenn man plötzlich auf eine derartige Kuriosität stößt, bei deren Betrachtung man sich wenigstens gestehen muß, daß in der ganzen Anlage unendlich viel gute Laune eines lebenslustigen Besitzers zum heitern Ausdruck gekommen ist.

Und nun noch ein paar Worte von lauschigen Winkelchen am Lago maggiore! Unsere Hochzeitspärchen, wenn sie diesen See besuchen, fahren gewöhnlich nach Pallanza und zur Isola bella. Das ist ja ganz in der Ordnung; man muß die borromeischen Inseln besuchen, wenn man den Lago maggiore in seinen Reiseplan aufgenommen hat. Nur muß man weder dort, noch in Pallanza, Stresa und jenen andern Uferstellen des großen Fremdenstroms sich auf längeres Bleiben einrichten und dies nicht bloß, weil jene berühmten Orte sehr theuer sind, sondern auch, weil die Bevölkerung durch die Fremdenindustrie dort schon einigermaßen verdorben ist und es daher schwer fällt, zu ihr in ein angenehmes Verhältniß zu treten. Wie anders gemüthlich dagegen läßt sich das Leben in Cannero, Cannobio oder Brissago einrichten, jenen drei auf einander folgenden lieblichen Ortschaften am rechten Ufer des Sees! Außer durch das Dampfschiff sind sie alle unter sich durch die prächtige, im Frühling ganz staubfreie Straße verbunden, die von Locarno bis Pallanza geht. Und so-

wohl im Städtchen Cannobia wie in den großen freundlichen Dörfern Brissago (dieses noch schweizerisch) und Cannero findet man gute, ja höchst vortreffliche Gasthöfe und Pensionen mit überaus billigen Preisen. Wenn uns für ein behagliches Zimmer mit Aussicht auf den See, Licht, Bedienung und Kost inbegriffen, ein Pensionspreis von 6 Franken berechnet wird, so muß das um so wohlfeiler erscheinen, als der bei Tisch getrunkene Wein nicht in Rechnung gesetzt wird. In dieser Beziehung herrschen hier am mittleren und oberen Theile des Lago maggiore — Locarno nicht gerechnet, das den Charakter einer Fremdenstation auch in seinen Preisen markirt, — noch ganz patriarchalische Zustände. Welcher von den drei Ortschaften nun der Vorzug zu geben sei, ist nicht leicht zu entscheiden. Cannero ist die kleinste, hat jedoch die mildeste Lage. Ich fand zu Mitte April die Orangenbäume, deren fast schwarzes Laub gerade im Frühling zu dem hellen Blättergrün des jungen Waldes einen so schönen Kontrast gewährt, voll reifer Früchte und frühe Rosen in voller Blüthe. Ein dort am Strand gelegenes Hotel de Nire dürfte der Inbegriff eines lauschigen, stillen Landaufenthaltes sein. Als die muntere, brave Wirthin mir mit Stolz die großen Zimmer des ursprünglich als herrschaftliche Villa erbauten Hauses wies, vergaß sie nicht, mich aufmerksam zu machen, daß in jedem als breites, prunkvolles Hauptstück des Mobiliars „il letto matrimoniale" stehe. Von hier aus macht sich auch der See in voller Breite nach Luino hinüber besonders schön und die nahen Canneroinseln mit den alten Raubschlössern sind ein malerisches und lockendes Ziel für Freunde des Rudersports.

Brissago wird als klimatische Station dem südlicheren Cannero wenig nachgeben, während Cannobio, in der Mitte zwischen Brissago und Cannero gelegen, schattiger und kühler als diese beiden Ortschaften ist, daher auch noch im Frühsommer sich zu längerem Aufenthalte eignet. Hier öffnet sich die von einem breiten aber seichten Flüßchen durchströmte Valle Cannobina, d. h. ein ziemlich enges Bergthal, aus dem eine echte Alpenstraße ins Vigezzothal und nach der Simplonroute hinüber führt. Auf ihr spazieren zu gehen, ist höchst genußvoll. Schon eine halbe Stunde hinter Cannobio erreicht man das überm Fluß liegende stattliche Dorf Traffiume (d. h. „Jenseits des Flusses", wie Trastevere in Rom „Jenseits des Tiber" bedeutet); vor und hinter Traffiume setzen hohe, steinerne Brücken mit kühnem Bogen über das Wasser, das bei der zweiten Brücke aus einer großartigen Felsschlucht hervortritt und zu Füßen eines Wasserfalls als teichartig sich erweiternde, tiefe, stille, dunkelgrüne Fluth in einer Mulde ruht. Hier findet sich ein kleines Boot, auf dem uns der Schiffer, den wir von Traffiume mitgenommen haben, in die Felsschlucht bis an den Wasserfall hineinrudert. Die Italiener nennen einen solchen Gebirgswasserfall mit südländischer Uebertreibung „Orrido" und nicht immer lohnt es der Mühe, dergleichen „Orridi" zu besuchen. Auch hier ist nicht der Wasserfall die Hauptsache, sondern die Einfahrt in die tiefe Felsenklamm auf dem fast schwarzen Gewässer. Wenn man an einem heißen Frühlingsnachmittag plötzlich aus all dem Sonnenglanze der lachenden Aprillandschaft in das hohe, dunkle Felsenthor einfährt, sanft über die schweigende Tiefe gleitend, wird man sich unwillkürlich an Charon's Nachen und an die stygische Fluth, oder auch an ähnliche acherontische Scenen aus Dante's Gedicht erinnert fühlen. Den Bewohnern von Traffiume scheint auch etwas dergleichen vorgeschwebt zu haben, als sie dem Schiffer, der das Recht hat, die Fremden in diese wunderbare Unterwelt einzuführen, den Dorfnamen „il babau" beilegten, indem unter „Babau" eine Art Teufel verstanden wird, mit dem man böse Kinder schreckt (im Oesterreichischen, jedenfalls mit Entlehnung aus dem Italienischen: „Der Wauwau"). Nach der Fahrt zum „Orrido" versäume man ja nicht, die Bergstraße bis zur Sattelhöhe — nur etwa eine halbe Stunde — hinauf- und weiter ungefähr ein Stündchen in das jenseitige höchst malerische Thal hineinzugehen. Zahllose kleine Wasserfälle rauschen über die Felswände linker Hand herunter; auf hohem Berge rechts, jenseits der tiefen Klamm, die sich stundenweit erstreckt, liegt noch ein weltverlorenes Dörfchen, in großer Ferne, auf einem andern Berge, ein einsames Wallfahrtskirchlein, den Hintergrund schließen tief beschneite Berge der Simplonkette ab. Man glaubt sich mitten in der Alpenwelt, etwa in einem Hochthal Graubündens zu befinden und ist doch kaum zwei Stunden vom Spiegel des Lago maggiore und aller seiner südlichen Pracht entfernt, zu der im Frühling auch manche Ueberraschungen im Blumenflor zu rechnen sind. Obschon Cannobio entschieden rauher ist als Brissago und Cannero, fand ich doch in den Gärten schon im April Rosen, besonders anmuthig aber ist auf allen Wiesen die Menge der duftenden, hier wild wachsenden Narzissen. Ihr Wohlgeruch vermischt sich mit dem der blühenden Magnolien und der gelben Mimosen, wenn man auf den Hügeln zwischen Cannobio und Cannero spazieren geht z. B. zur Badia hinauf, einer ehemaligen Abtei, die jetzt zu einer sehr feinen, fern vom großen Verkehr liegenden Fremdenpension umgewandelt ist, zu einem jener guten Häuser, die, ohne irgendwelche Reklame zu machen, immer voller Gäste sind. Oder wir erklettern das wie auf einer schmalen Felsenkoulisse hoch überm See thronende Santa Madonna del Carmine, ein aus fünfzehn Häusern und einem uralten Wallfahrtskirchlein bestehendes, unbeschreiblich malerisch gelegenes Felsennest, wo uns die vielleicht aus dem 14. Jahrhundert stammenden naiven Fresken der Kirche sogar auf das Gebiet kunsthistorischer Studien hinüberlocken könnten. Für ungefähr eine Woche bietet Cannobio genügende Abwechslung an Spaziergängen und Ausflügen aller Art, auch wohl für länger, wenn man sich der Dampfboote bedienen will oder Freund des Rudersportes ist und sich auf den See hinaus wagt, wobei man allerdings mit Wind und Wetter rechnen muß, da der Lago maggiare, der im vorigen Winter eines der kleinen Zollwächterdampfschiffe spurlos verschlang, mit sich nicht spaßen läßt.

Daß nun bei einem solchen Frühlingsaufenthalt das Wetter überhaupt eine wichtige Rolle spielt, indem auch an den italienischen Seen Regentage im April oft noch mit plötzlicher Kälte verbunden sind, darf schließlich nicht verschwiegen werden. Doch habe ich wiederholt und auch in diesem Frühling wahrgenommen, daß das schlechte Wetter hier selten länger als einen Tag anhält. Während mir in der Charwoche Briefe aus der nördlichen und mittleren Schweiz von rauhen Regentagen meldeten, konnte ich hier, mit einziger Ausnahme des Charfreitags, alle Tage im schönsten Sonnenschein spazieren gehen; auch in dieser Beziehung ist man nicht umsonst am Rand der lombardischen Ebene.

Cannobio, April 1897. J. V. Widmann.

Maarten Maartens.

Eine heimliche Romantik in realistischem Gewande läßt leise ihren Lockruf hören. Ihr Märchen ist die Idylle von dem bescheidenen Hause mit hohem Dach und grünen Fensterläden, in dessen engem Garten Goldlack oder Georginen blühen.

In der Mauerstraße, der Kirche gegenüber, stehen ein paar altmodische Häuser mit gepflastertem Hof. Ein Taubenschlag ist in dem Hof und eine Hundehütte und eine hölzerne Galerie läuft um das erste Stockwerk. Man mag in diese Häuser hineinblicken und eine Sehnsucht verspüren, weit fort, in eine kleine Stadt, in der die Thurmuhr die Stunden langsam schlägt, in der die Menschen behaglich durch die Straßen schlendern und sich gegenseitig einen guten Morgen wünschen. Gewiß, ein Sehnen, das man belächelt. Oder man mag im Schnellzug — es muß ein sehr schneller Schnellzug sein — an einem Oertchen am Waldesrand vorüberfahren, dessen Häuser sich, wie Küchlein um die Henne, in den Schutz des Kirchthurms drängen, und man

gibt sich dem Gedanken hin, könnt ich hier wohnen und meinen Garten selbst bestellen und dort, von der gemauerten Brücke aus kopfschüttelnd den Zug vorübersausen sehen. Gewiß, ein thörichter Gedanke. Und doch ist er so alt wie das „beatus ille“ des Horaz, dem das Forumtreiben und das Arenajauchzen wohl auch manchmal zu viel wurde. Und kürzlich ist das Reisetagebuch eines Schulinspizienten veröffentlicht worden — er hieß Taine —, der mit scharfem Auge reiste und nicht nur landschaftliche Eindrücke, sondern vor allem politische und ökonomische Beobachtungen verzeichnete. Und der ließ auch einmal den Stift ruhen, um ein Häuschen zu zeichnen, wie er sich's wünschte, ein kleines Haus, weitab vom Getriebe der Welt.

Diese stille, heimliche Romantik ersehnt im Grunde nichts als ein Freisein von lastenden Fesseln, auch wenn es goldene sind, und Frieden und Einsamkeit. Sie hat ihren Priester gefunden, und er heißt Maarten Maartens.

Ihr Priester hat, wie das den Priestern wohl so eigen ist, ein zärtliches, aber mehr ein väterlich-wohlwollendes Verhältniß zu seiner Religion. Er steht über ihr. Er liebt sie aus der Entfernung. Maarten Maartens ist ein Weltmann, und wenn man ihn Abends im eleganten evening dress sein dinner in einem vornehmen Hotel Londons einnehmen sieht, dann kommt einem nicht der Gedanke, daß er der Mann ist, der tagsüber mit seinem Wünschen in den Hütten der bescheidenen Armen und mit seinem Lieben bei den Thörichten, Einfältigen ist. (Mir wenigstens ist es so gegangen, als ich an einem Tisch mit ihm zusammen saß, zumal ich damals nicht wußte, daß er im bürgerlichen Leben den Namen van der Poorten Schwarz führt.) Aber gerade weil Maarten Maartens die großstädtischen Freuden ausgekostet hat, gehört sein sehnsüchtiges Lieben den kindlich Unvernünftigen, über die die Klugen lächeln („Ein Gottesnarr“), den ärmlich Bescheidenen und den alten Mädchen. Ein altes Mädchen ist die Heldin seines neuen Romans*).

Maarten Maartens ist beides, Idylliker und Satiriker. Und wie sollte er nicht? Um den Garten seiner Idylle muß er einen Dornenzaun ziehen, um ihn den unbefugten Blicken und den plündernden Händen zu entziehen. Und er ist geistreich genug, wehrhafte Stacheln zu finden.

Etwas Antimodernes ist in seiner Satire. Was ist ihm die Hekuba, die sich mit kräftigen Ellenbogen einen Platz in der Aristokratie des Erwerbes oder des Geistes sichert? Bemitleidenswerth sie, wie das Ziel, nach dem sie strebt, nichtig. „Sie war unwissend und so klug — wie eine vollkommene Erziehung die Frauen vor dreißig Jahren bildete. Jetzt ist das Alles anders geworden, und mit der Unwissenheit — wie mit der Klugheit ist es vorbei.“ Damit ist für ihn die Frage modernen Frauenstrebens nicht gelöst, wohl aber lächelnd bei Seite geschoben. Und sein Lächeln wird ein zorniges, wenn er der sozialen Fragen denkt, die auf das Geld gestellt sind. Vielleicht ist er reich genug, es zu verachten. Jedenfalls hegt er die Ueberzeugung, daß ein freier Mensch im Stande sein muß, den Reichthum von sich zu werfen, und so viel durch eigene Arbeit zu erwerben, als er zum Leben braucht. Nur solchen Prinzen kann sich die Dornenhecke öffnen, um sie des stillen Glücks theilhaftig werden zu lassen. — Maarten Maartens ganzes Hassen gilt den Tugendmenschen, den Korrekten.

Seine Bücher sind ein Tummelplatz scharfer Fehde gegen die Korrekten. Das sind die Menschen, die zu dumm sind, um zu irren, zu schlecht, um lasterhaft zu sein. Menschen, die nie einen Rechenfehler machen, und nie einem Bettler ein Almosen geben, da Bettelei unstatthaft ist. Die Pharisäerseelen, denen die Tugend so wohlbekömmlich ist und denen es eine fromme Wollust ist, dem Mitmenschen ihre Tugend, wie einen Knüppel, zwischen die Beine zu werfen. Die Väter von verlorenen Söhnen und die Richter jedes Irrenden. „Ihr kennt nichts als eure nüchterne Tugend, aber diese ist oft den Lastern so nahe verwandt, wie nur möglich“. Von jeher hat die Romantik mit den korrekten Philistern in Fehde gelegen, und Maartens mag seinen Abscheu litterarisch von ihr geerbt haben. Persönlich aber haßt er sie, weil er das Schlichte liebt, das Stille und Reine. Und dennoch sagt er einmal von einem solchen Korrekten — und darin gibt sich Maarten Maartens ganz: „Was er an Herz besaß, und er besaß wirklich eine Art von Herz — Unsinn! wir Alle besitzen ja ein Herz, selbst die Mustermenschen . . .“

Schlägt man ein Buch von Maarten Maartens auf, so meint man es mit lauter Karrikaturen zu thun zu haben. Er sieht an den Menschen zuvörderst die lächerlichen Seiten, das ist für ihn charakteristisch. Zuerst spottet er über die geräuschvollen Tugenden seines alten Mädchens, und das erste, was er von dem jungen Mann sagt, der neben ihr im Mittelpunkt seines neuen Romans steht, ist, daß er eine gute Verdauung besitzt. Und dann lebt er sich in das Wesen seiner Menschen ein, und trotzdem die harten, komischen Linien bestehen bleiben, wachsen die Gestalten sich menschlich aus und ihre Eigenschaften ergänzen einander. Sein Spotten war verschämte Antheilnahme. Und dann wieder offenbart er das Sein seiner Menschen in seiner Tiefe, und da, im Grunde ihres Herzens findet er das Liebenswerthe. Sein Spotten hat sich in ein Lieben gewandelt. Aus dem Satiriker ist der Idylliker geworden. Und wenn Maarten Maartens zum jüngsten Gerichte ruft, dann hat er längst all die Motive im Herzen der Verirrten und Schuldbeladenen entdeckt, die Freisprechung und Verzeihung heischen.

Es ist etwas Aehnliches um den Aufbau seiner Romane. Zuerst ein wirres Durcheinander von Fäden, die planlos nebeneinander herzulaufen scheinen. Wunderliche Motive greifen ein und machen die Handlung bewegt, gewaltsam. Dann aber rückt die Handlung des Romans dieselben Motive in ein neues Licht, und eine innere Lösung ergibt sich, in die all die Fäden zusammenlaufen, und für die keiner von allen entbehrlich ist. Die Idylle hat sich ihre kleine Welt erobert. Und mit der inneren Lösung ist für Maarten Maartens der Roman abgethan; wie sich die äußeren Schicksale weiterspinnen, ist ihm gleichgiltig: „Sie machte Frieden, das ist mein Gedicht.“

Man könnte Maarten Maartens einen religiösen Schriftsteller nennen. Wenn an das Fenster mit den weißen Gardinen in seinem stillen Hause ein Nähtisch gerückt ist, dann muß ein Buch in abgegriffenem, schwarzem Ledereinband und verblichenem Goldschnitt darauf liegen. Die Religion ist ihm das geheimnißvolle Etwas, das die äußere Idylle in die seelische Idylle wandelt, die ihm als Ziel menschlichen Lebens gilt. Jeder Mensch hat für ihn seinen Gott, und wie der Mensch, so die Religion. Darum steht er auch dem, was die Menschen Gottesdienst nennen, als Satiriker gegenüber. Er spricht davon, daß sein altes Mädchen die Menschen nach ihren Familienverhältnissen beurtheilt, und nennt es ihre „gesellschaftliche Religion“. Nach der sind die Ausländer schlechthin „überflüssig“. Und er kennzeichnet die andere Religion, die in der Herabsetzung des Menschengeschlechts im Allgemeinen und des lieben Nächsten im Besonderen besteht. Ihre Gläubigen sind die Mustermenschen; ihre Tugend ist zu leiden fähig; aber das in Federhut und Cape einherstolzirende Laster verdirbt ihr auf immer die gute Laune. Denn wenn sie die Gebote halten, so fordern sie dafür zunächst, daß es ihnen, nicht andern, gut gehe auf Erden.

Die Religiosität der stillen, engen Seelen hat Maartens lieb. Etwas spezifisch Holländisches ist in ihr, wie er sie schildert. Diese Religiosität ist eng, und das macht sie charakteristisch; sie schielt nur wenig oder gar nicht nach dem Himmel, mit beiden offenen Augen blickt sie auf die Erde; sie hat den grüblerischen, rechtenden Zug, den sie in einem Volke annimmt, dessen Väter für das Für oder Wider eines Dogmas den Verzweiflungskampf kämpften. Freilich, wer will es sagen, ob diese Religiosität ihm selbst, dem Weltmann, mehr ist als eine Kindheitserinnerung an eine weißgetünchte, schmucklose Kirche, auf deren harten Holzbänken er sonntäglich hockte, um einem

*) Die Liebe eines alten Mädchens. Berlin, Köln, Leipzig 1897. Albert Ahn.

Mann in schwarzem Gewande zuzuhören, der drohend von Sünden sprach, die er nicht kannte? Genug, auch das Thema seines neuen Romans handelt von der Religiosität einer stillen, engen Seele.

Das alte Mädchen hat einen Neffen in ihr Haus genommen und hat ihn gottesfürchtig in ihrer engen, gerechten Art erzogen. Er studirt, weil sie es wünschte und es so selbstverständlich schien, Theologie. Eines Abends nun trägt er ihr auf seinen Armen eine junge Französin ins Haus, die mit ihrem Wagen verunglückt ist und den Fuß gebrochen hat. Und nun muß sie es erleben, daß sie ihn, den sie lieb hat, an diese Fremde verliert. Die erscheint ihr als Inbegriff aller Gottlosigkeit, und sie sieht seine Seele gefährdet. Sie muß ihn retten. In der Nacht zu der Kranken gerufen, gibt sie ihr eine doppelte oder dreifache Dosis Morphium. Die Kranke bemerkt es, ruft um Hilfe, und so kommt es, daß sie ihn, den sie retten wollte, in die Arme der Verhaßten treibt. Holde Leidenschaftlichkeit feiert ihren Honigmond im fernen Süden, und während dessen betreibt das alte Mädchen die Rettung der verlorenen Seele. Ihre That bereut sie nicht; nur daß sie mißlungen ist, beklagt sie. Und zu seiner Rettung kann ihrer Ueberzeugung nach nur eines führen: er muß die Fremde — heirathen.

Soweit hat Maarten Maartens, der Satiriker, den Roman geschrieben.

Eine Narrheit, diese Heirathsidee. Die Französin ist bereits verheirathet, sie hat ihren Mann verlassen. Aber die Durchführung des thörichten Plans, den das alte Mädchen gefaßt, löst neue Seelenkräfte in ihr aus. Sie bleibt das harte, enge, schrullige Wesen, aber ihr zähes Wollen wächst sich innerlich zu der großen, naiven Aufopferungskraft des liebenden Weibes aus. Und die verwirrten Fäden des Romans lösen sich: der junge Mann ist nicht ihr Neffe. Er ist der Sohn des Mannes, den sie lieb hatte, und der sie liebte. Der Jahre lang um sie warb, und den sie immer abwies, trotz ihrer Liebe, weil er leichtsinnig mit einer andern ein Verhältniß eingegangen war. Die zwang sie, ihn zu heirathen. So hat sie das Schicksal des ihr Anvertrauten im Lichte ihres eigenen Schicksals gesehen. Ihr thörichtes Wollen war „eine von jenen Verkehrtheiten, für welche die Engel weinen, weit mehr, als sie dem Teufel Freude bereiten".

Man mag mit Maarten Maartens den Traum von dem kleinen Hause mit den grünen Fensterläden träumen mögen oder nicht — er ist einer der Künstler, die das menschliche Herz in seinen Tiefen ergründen. Und wenn er eine Stimmung zu einer Weltanschauung macht, er weiß diese einseitige Weltanschauung zur Höhe alles verzeihender Menschlichkeit zu heben.

Maarten Maartens vergleicht die Lebensschicksale seines alten Mädchens einmal mit der „Skizze einer Figur auf der schwarzen Tafel; anscheinend konfuses Zeug ohne Zusammenhang, bis ein letzter Kreidestrich alles deutlich macht." Dieser letzte Kreidestrich, der das menschliche Schicksal in seinen verborgenen Beziehungen klar stellt, fehlt bei ihm nie. Und ist das nicht ein Wesentliches aller Kunst?

Ernst Heilborn.

Amerikanisches.

Aus den Vereinigten Staaten von Amerika ist die unerfreuliche Nachricht eingetroffen, daß der englisch-amerikanische Schiedsgerichtsvertrag im Senat gescheitert ist. An der verfassungsmäßig erforderlichen Zweidrittelmehrheit fehlten drei Stimmen. Für dieses Resultat ist übrigens die Mehrheit des amerikanischen Volkes nicht verantwortlich zu machen; denn es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß wenn der Schiedsgerichtsvertrag dem Votum des gesammten Volkes unterbreitet werden könnte, die Zweidrittelmehrheit noch erheblich überschritten werden würde. Aber der Bundessenat ist bekanntlich so zusammengesetzt, daß die an politischer Einsicht und wirthschaftlicher Entwicklung zurückgebliebenen dünn besiedelten westlichen Staaten jeder für sich ebenso stark im Senat vertreten sind, wie die alten volkreichen Oststaaten Newyork, Pennsylvanien und Massachusetts. Es würde nicht schwer fallen, zehn Staaten der ersteren Kategorie zusammenzustellen, die insgesammt noch nicht so viel Einwohner haben wie der Staat Newyork allein, die aber zusammen durch zwanzig Senatoren vertreten sind neben zwei Senatoren des Staates Newyork. Der jetzt abgelehnte Schiedsgerichtsvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten, für den bekanntlich auch der gegenwärtige Präsident, Mc Kinley, mit aller Entschiedenheit eingetreten ist, wird deshalb vermuthlich in baldiger Zeit eine Wiederauferstehung feiern. England ist für die Idee dieses Schiedsgerichtsvertrages vollständig gewonnen. Es wäre aber zu wünschen, daß man der Schiedsgerichtsidee auch da, wo es sich um schwache Staaten, wie z. B. Transvaal, handelt, praktische Geltung zu verschaffen suchte.

In den Vereinigten Staaten hat das Scheitern des Schiedsgerichtsvertrages die öffentliche Meinung leider nicht so stark in Bewegung gesetzt, wie es sicher der Fall gewesen sein würde, wenn nicht alle Kreise gegenwärtig von den Zolltariffragen präokkupirt wären.

Ein amerikanischer Freund unseres Blattes, der als Mitglied der Newyorker Handelskammer und aktiver Politiker gute Fühlung mit der Oeffentlichkeit hat, schildert in einem Privatbriefe an den Herausgeber der „Nation" die politische Stimmung folgendermaßen:

„Die Erledigung des Zolltarifs zieht sich immer mehr in die Länge, da jetzt auch unsere Agrarier mit ihren nicht eben bescheidenen Ansprüchen auf dem Plan erscheinen. Vielleicht wird die Tollheit der industriellen Schutzzöllner dadurch am ehesten kurirt. Sollte z. B. die verlangte Besteuerung von Rohhäuten durchdringen, so würde nicht allein die Ausfuhr unseres Sohlleders beeinträchtigt, sondern auch die mächtig wachsenden Industrien von Haverhill, Lynn etc., die auf dem besten Wege waren, die Märkte der Welt mit Schuhwerk zu versorgen, würden auf das Empfindlichste geschädigt. Selbstverständlich ist den industriellen Protektionisten nicht wohl zu Muthe, seit sie finden, daß Prinzipien, welche sie hauptsächlich für ihren eigenen Vortheil auszubeuten hofften, von den westlichen Bauern jetzt gegen sie selbst angewandt werden. Die Farmers verlangen eben ihren Antheil an der Beute, die McKinley Allen in Aussicht gestellt hat. Drohungen von Repressalien seitens der Deutschen und Franzosen machen ihnen wenig Sorge; die Schädigung unserer Fabrikanten scheint ihren Eifer erst recht anzuspornen. Natürlich muß eine Industrie nach der anderen bei solch' tollen Ansprüchen leiden. Dingley's Gesetz bedroht die Wohlfahrt des ganzen Landes, und ist an eine Fortdauer der Herrschaft der republikanischen Partei nicht zu denken, wenn die Dingley-Aldrich Gesetz werden sollte. Es ist möglich, daß sich dann die besseren Elemente los trennen, zu den Golddemokraten übergehen und mit ihnen allmählich eine neue Partei bilden. Bei dem Bankett unseres Reformklubs ist mir die Anwesenheit vieler prominenter Republikaner schon aufgefallen".

Das in den vorstehenden Zeilen angezogene Bankett des Reformklubs hat nach amerikanischen Zeitungsmeldungen einen ungewöhnlich glänzenden und politisch anregenden Verlauf genommen. Der frühere Präsident Cleveland hielt die Hauptrede des Abends und wurde durch Ausführungen seines früheren Finanzministers Carlisle und des ehemaligen Generalpostmeisters Wilson, von dem der Wilson-Tarif von 1894 seinen Namen hat, in wirkungsvoller Weise unterstützt. Die drei hervorragenden Staatsmänner gingen in ihren Reden dem Silberschwindel und der Schutzzöllnerei mit erfrischender Rücksichtslosigkeit zu Leibe. Den Versuch, einen internationalen Bimetallismus herbeizuführen, bezeichnete insbesondere Mr. Carlisle offen als eine Farce. Nachdem inzwischen selbst Herr v. Kardorff, der Führer unserer deutschen Bimetallisten, im Reichstage ohne Umschweife erklärt hat, die drei offiziellen amerikanischen Apostel des internationalen Bimetallismus hätten gegenwärtig nicht einmal bei den deutschen Doppelwährungsmännern auf Entgegenkommen zu rechnen, ist die Reise, die jene drei Herren inzwischen angetreten haben, von vornherein mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet.

B.

Im Flusse der Entwicklung. Ein Beitrag zum freisinnigen Programm von Dr. Otto Ehlers. Glogau. Niederschlesischer Anzeiger. — **Auf zum Kampf für Freiheit und Recht.** Ein Wort zu den nächsten Reichstagswahlen. Von einem deutschen Richter. Berlin. Rosenbaum & Hart. 1897.

Beide Broschüren gehen von der Frage aus, wie ist es möglich, den Kampf gegen die Reaktion wirkungsvoller zu gestalten als bisher. Den umfangreicheren Darlegungen von Dr. Ehlers schwebt dabei das Ziel vor, die freisinnige Volkspartei, der der Verfasser angehört, zu kräftigen und zu verjüngen; selbstverständlicher Weise ein absolut legitimes Streben; die anonyme Schrift faßt nicht eine einzelne Fraktion besonders und vor Allem ins Auge. Ihr kommt es darauf an, durch ein Zusammenfassen aller Kräfte der Linken, dem Liberalismus einen Aufschwung zu verleihen und damit die Opposition zu stärken. Beide wollen also dasselbe; nur sind die Mittel nicht ganz die nämlichen; aber sie ergänzen sich, denn auch Ehlers stellt sich durchaus nicht auf den Standpunkt, daß eine Verschärfung der Gegensätze zwischen den einzelnen Fraktionen der Linken von irgend einem freisinnigen Standpunkt aus ein Vortheil sein könne. Der eine sagt: „das allgemein ins Auge zu fassende Ziel ist: Schaffung einer zuverlässigen demokratischen Mehrheit im neuen Reichstag." Des anderen Tendenz geht dahin: Wie ist es zu ermöglichen, daß die freisinnige Volkspartei stärker wird als sie bisher war; der eine fragt, wie kann ich einen Theil vor Allem kräftigen; der andere fragt, wie die Gesammtheit der Linken. Aber auch Ehlers sagt: daß sein Standpunkt „das freundschaftliche Verhältniß zwischen freisinniger Volkspartei und freisinniger Vereinigung nicht ausschließt. Eine Verständigung der beiden Parteien, insbesondere für die Wahlzeiten, ergibt sich von selber."

Die Broschüre des deutschen Richters schiebt als besonders bedeutungsvoll die Frage der Cooperation der gesammten Linken in den Vordergrund; sie erwartet, daß schon dieser Gedanke lebendige Bewegung in die Reihen der Linken bringen werde; man sollte glauben mit Recht; und es ist bemerkenswerth, daß mit völliger Vorurtheilslosigkeit auch das Verhältniß zur Sozialdemokratie besprochen wird; auch sie ist als Faktor der Opposition zu betrachten; auch mit ihr sind gewisse Beziehungen zu pflegen; denn ihre demokratische Gesinnung ist nutzbringend im Kampfe und ihr Sozialismus ungefährlich. Hier spricht sich also ein gesunder stets auch von uns vertretener Radikalismus aus; aber obgleich der in jener Broschüre hervortritt, warnt sie gleichzeitig vor einer engherzigen und kleinlichen Behandlung der Militär- und Marinefragen, denn diese Politik habe zu dem Ergebniß geführt, „daß das Volk seitens des Junkerthums in Form von Getreidezollschutz und Branntwein- und Zuckerprämien um fast so viel hundert Millionen gebrandschatzt wird, als Millionen dadurch erspart werden."

Otto Ehlers entwirft das Bild eines Freihändlers und Manchestermannes, für das nach unserer Kenntniß zur Zeit in Deutschland ein lebendes Vorbild nicht vorhanden ist; und wir glauben, daß Dr. Ehlers der Ansicht ist, die Originale befänden sich vor Allem innerhalb der freisinnigen Vereinigung. Doch das ist gänzlich gleichgültig gegenüber der Thatsache, daß die *praktischen* sozialpolitischen Vorschläge, die in seiner Broschüre gemacht werden, keineswegs das Gruseln jener erregen werden, die alle bisherige Sozialpolitik sehr skeptisch betrachteten.

Für die Realpolitik ist es gleichgültig, ob man sagt: „Der Eingriff des Staates in die Einzelwirthschaft, die Staatshilfe im weitesten Sinne, ist prinzipiell zulässig;" oder ob noch irgend ein besonderer Vorbehalt zu dieser These gemacht wird. Die Einigkeit ist vorhanden, weil auch Dr. Ehlers sagt: „Da der Eingriff unter Umständen die schwersten Gefahren heraufbeschwört, ist eine sorgfältige Prüfung in jedem Falle nothwendig." So ist es, und wenn man nun die einzelnen Vorschläge der Broschüre prüfen würde, so mag man über die Bedeutung und Opportunität vielleicht im Einzelnen streiten; ein prinzipieller Gegensatz ergibt sich nicht. Ja in einem Punkte, und wir halten ihn für den entscheidenden, muß man Herrn Ehlers sogar vollkommen zustimmen. Die Arbeiter müssen durch Ausbildung ihrer Organisationen in den Stand gesetzt werden, ihre Interessen zu vertreten; Koalitionsfreiheit im weitesten Sinne ist eine Nothwendigkeit und eine Waffe, die verständig gehandhabt, wegen ihrer Brauchbarkeit für die verschiedensten Verhältnisse, den Arbeitern mehr soziale Förderung bringen wird, als selbst die wohlmeinendste sozialpolitische Gesetzgebung.

Besonders wohlthuend an der Broschüre von Dr. Ehlers berührt es alsdann, daß er das Leben der Parteien sich nicht in der politischen Gesetzgebungsarbeit erschöpfen lassen will. Den Uebergang zu seinen Ausführungen in dieser Beziehung bildet seine starke Betonung der Bedeutung der Frauenfrage; gewiß eine Erweiterung der Frauenrechte ist eine absolute Nothwendigkeit; aber es müssen sich auch die Parteien immer enger in Verbindung setzen mit allen humanitären, allen der Aufklärung und der Fortbildung dienenden Bestrebungen. Dr. Ehlers sagt:

„An unserem politischen Körper haben sich diejenigen Organe, welche der aktuellen Politik, also der Opposition gegen die Regierung dienen, auf Kosten und zum Schaden der anderen entwickelt. *Nicht in der Partei liegt bei uns der Schwerpunkt, sondern in der Fraktion.* Der parlamentarische Feldzug saugt die Kräfte der Partei auf und scheint sie zu erschöpfen, so daß für eine politische Bethätigung außerhalb des Parlaments nicht genug übrig bleibt. *Die parlamentarische Bewegung, die nur die Frucht der Volksbewegung sein sollte, ist häufig ihre Wurzel.* Wir halten diese Entwicklung für schädlich."

Die Broschüre von Dr. Ehlers ist in vielen Beziehungen vortrefflich und keineswegs überaus „ketzerisch". Bezeichnend genug aber ist es, was der Verfasser selbst von den Leitern seiner engeren Partei, der freisinnigen Volkspartei, gegenüber seinen „Ketzereien" erbittet. Er sagt, die Partei müsse das geistige Leben, die geistige Regsamkeit in den eigenen Reihen fördern helfen, und es sollten nicht „die Organe der Partei ihr Censorenamt dahin auffassen dürfen, daß Schriften, die sich nicht durchweg in den Bahnen des Parteiprogramms halten, sondern, sagen wir, ketzerische Ansichten vertreten, nebst ihren Verfassern kurzer Hand abgeschüttelt werden."

Wollte man fragen, ob die beiden erwähnten Broschüren in allen ihren Theilen an dem Maßstabe irgend eines Parteiprogramms gemessen allseitige Billigung finden könnten, so wird man dies verneinen müssen. Wenn man sich alsdann vergegenwärtigt, daß alle Fraktionen der Linken in ihrer Abgeschlossenheit und Vereinzelung zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind, so ergibt sich die Folgerung von selbst. Ein politisches Programm ist keine Religion, und wenn es nicht gelingt, die Kräfte, die in den großen Zielen zusammenstreben, mögen sie in diesem oder jenem einzelnen Punkt auch anderes gerichtet sein, zusammenzufassen, statt alles, was als „ketzerische Ansichten" gelten kann, „abzuschütteln", so sind die heutigen Formen unseres liberalen politischen Lebens zum Untergang reif; — das steht so gut wie außer jedem Zweifel.

P. N.

Who's Who. Edited by Douglas Sladen. London. A. and C. Black.

Das jährlich erscheinende biographische Nachschlagebuch mit dem fast unübersetzbaren Titel „Who's Who" war während eines Zeitraumes von 48 Jahren ausschließlich den zeitgenössischen aristokratischen und offiziellen Kreisen Englands gewidmet. Der bekannte Romanschriftsteller und Kritiker Herr Douglas Sladen hatte den glücklichen Einfall, das Werk zu popularisiren, indem er in den kürzlich erschienenen 49. Jahrgang die biographischen Notizen von sämmtlichen in Großbritannien lebenden Persönlichkeiten — sowohl Männer als Frauen — mitaufnahm, die sich auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Wissenschaft ausgezeichnet haben. Das litterarische Element ist vorwiegend vertreten, so daß das Buch zugleich, theilweise wenigstens, auch den Charakter von Kürschner's ausgezeichnetem, auch in der englischen Schriftstellerwelt vortheilhaft bekannten, Litteraturkalender an sich trägt. Die Vertreter der Armee, der Kirche, der öffentlichen Schulanstalten u. s. w. sind ebenfalls verzeichnet; kurz alle, die irgendwie eine hervorragende Stellung in England einnehmen. Die biographischen Notizen, die sich ungefähr auf 6000 belaufen, sind großentheils Autobiographien, denen in den meisten Fällen sogar die Lieblingsbeschäftigungen der Betreffenden beigefügt sind. Das geschmackvoll ausgestattete Buch, das über 800 Seiten enthält, dauerhaft gebunden ist und zu dem äußerst billigen Preise von 3,50 Mark verkauft wird, ist nicht nur für England von Nutzen, sondern auch für den Kontinent, wo so oft — obwohl in Deutschland weniger als in anderen Ländern — die komischsten Versehen hinsichtlich der Stellung und speziellen Thätigkeit von litterarischen und politischen Persönlichkeiten gemacht werden. Journalisten und Kritikern sei das vortreffliche Nachschlagebuch ganz besonders empfohlen.

C. A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34. Berlin, den 22. Mai 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 1937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit dem Zedlitzschen Schulgesetzentwurf ist durch die Bevölkerung keine Bewegung gegangen von gleicher Stärke, wie jetzt, da der preußische Gesetzentwurf über die Reform des Versammlungsrechtes berathen wird. Diese Bewegung ist so stark, daß auch die Freunde dieses Gesetzentwurfes das Bekenntniß ihrer ursprünglichen Zufriedenheit schon erheblich einschränken mußten. Die Presse des Bundes der Landwirthe sah sich hierzu veranlaßt und einige freikonservative Blätter thaten desgleichen; das ist charakteristisch. Noch haben wir nämlich das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, wenigstens im Reiche, und mit ihm müssen auch reaktionäre Parteien zunächst rechnen.

Nun ist es bezeichnend, daß, während dieser Gesetzentwurf die wahrlich vorhandene nicht geringe Unzufriedenheit in Deutschland steigert und vertieft, sich in Wiesbaden Feste abspielen, als lebten wir in der vollkommensten und beglückendsten der politischen Welten. Bei der Aufführung des „Burggrafen“ ertönten an das Ohr des Monarchen natürlich nur loyale Ovationen, die in schärfstem Kontrast mit der Stimmung stehen, von der die große Masse des Volkes beherrscht ist.

Das festliche Theaterpublikum eines Badeortes ist kein Volksgericht, und ein Monarch, der es dafür nähme, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Aber leider lehrt die Vergangenheit, daß solche Täuschungen sich ereignet haben, und auch unsere Verhältnisse in Deutschland würden gesündere sein, wenn der Monarch von Männern umgeben wäre, die ihm sagten, wie schlecht die Stimmung im Lande zu der im Theater gespielten patriotischen Phantastik paßt, die von Loyalität und deutscher Treue widerhallt. Während immer häufiger eine theatralische deutsche Größe vor unseren Augen tragirt wird, fürchten wir, erhalten die realen Fundamente bisheriger deutscher Größe arge und ärgere und schließlich nicht wieder gut zu machende Risse.

Der Vorstand des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler hat auf das Ansinnen der Behörde, die Versammlung im Feenpalast als Börse im Sinne des Gesetzes zu konstituiren, eine Antwort ertheilt, wie sie zu erwarten war von kühl und vorsichtig urtheilenden Männern, die nicht unbesonnen sich in einen ernsten Kampf eingelassen haben. Der Verein lehnt es ab, dem Anspruche der Behörde nachzukommen, und der Verein wird gegen jenen Anspruch den Rechtsweg beschreiten; gerade diesen Weg hatte Minister Brefeld in seiner Rede im Abgeordnetenhause am 21. Januar gewiesen.

Wir hoffen und erwarten, daß dieser formale Rechtsstreit zu Gunsten der Getreide- und Produktenhändler entschieden werden wird; denn da die Frühbörse, bei der sogar in den Börsenräumen die Interessenten, ihres Geschäftsbetriebes wegen, zusammenkommen, niemals als offizielle Börse behandelt worden ist, so ist nicht einzusehen, warum die Versammlung im Feenpalast anders betrachtet werden muß. Das Kriterium für eine Börse soll darin liegen, daß die daselbst abgeschlossenen Geschäfte eine erhebliche Einwirkung auf die Preislage auszuüben im Stande seien. Eine dehnbarere Begriffsbestimmung kann es gar nicht geben; und daher ist diese Begriffsbestimmung juristisch gänzlich unbrauchbar. Wie viele Geschäfte sind nothwendig, um eine erhebliche Einwirkung auf die Preislage herbeizuführen? Und unter Umständen kann ein einzelnes Geschäft, das in der Stille des Komptoirs vollzogen wird, auf die Geschäftslage stärker einwirken, als Dutzende von Abschlüssen an einem Orte, an dem hergebrachter

Maßen Handel dieser Art getrieben wird. Und mit Recht fragte man, sind denn auch Zusammenkünfte von Lederhändlern bis herab zur sogenannten Briefmarkenbörse Börsen im Sinne des Gesetzes? Hieran muß erinnert werden, um zu zeigen, wie die Frage, die jetzt zur Entscheidung steht, nicht nur Bedeutung für einen kleineren Kreis von Getreide- und Produktenhändlern hat. Unterliegen diese in ihrem Kampfe, so kann die Verwaltung auf der schiefen Ebene je nach Bedürfniß vorwärtsrutschen, und je nach Belieben können auch andere Handels- und Erwerbsgruppen, die sich zum Zwecke geschäftlicher Verständigung versammeln, drangsalirt werden. Der Streit, der in Berlin ausgefochten wird, ist daher seinem innersten Wesen nach dazu angethan, den gesammten Handelsstand in die Schranken zu rufen. Es handelt sich hier darum, eine behördliche Bevormundung zurückzuweisen, und gegen Eingriffe zu bewahren, was bisher unangefochten als rechtens galt. Es war aber bisher communis opinio, daß im Sinne des Gesetzes eine Börse ein Ort sei, wo unter besonderen Privilegien und Gerechtsamen Geschäfte abgeschlossen werden; wenn auf diese Privilegien und Gerechtsame Verzicht geleistet wird, und wenn der Handel nur noch auf Grund des Handelsgesetzbuches betrieben wird, so stellen zwei Menschen, die auf diese Weise Käufe und Verkäufe abschließen, ebensowenig eine Börsenversammlung dar, wie zwanzig oder zweihundert Personen, die das nämliche thun.

Die Unklarheit, die heute herrscht, verdankt ihre Entstehung nur dem Umstande, daß ursprünglich und bis in die neueste Zeit die Börse ein Ort war, wo der Kaufmann **Privilegien** genoß; heute ist die Börse zu einem Ort geworden, wo der Kaufmann **Nachtheilen** ausgesetzt ist, die weit die Privilegien übertreffen, und es ist daher klar, daß er, um den ersteren zu entgehen, auf die letzteren zu verzichten in der Lage sein muß.

Die Versammlung im Feenpalast, wo unter Ausschluß aller besonderen Börsengebräuche nur gekauft und verkauft wird, wie es in jedem einzelnen Komptoir geschehen kann, ist daher als Börse im Sinne des Gesetzes unserer Ansicht nach nicht zu betrachten.

Aber die juristisch-formale Seite der Angelegenheit ist schließlich ja gänzlich untergeordnet, wie das an dieser Stelle schon einmal ausgeführt worden ist. Gewiß kann man möglicherweise auch die Versammlungen des Feenpalastes schließen; aber man kann Niemanden zwingen, nach den Vorschriften des Börsengesetzes Geschäfte zu machen. Und es ist eine Täuschung, anzunehmen, daß die berliner Kaufleute, die sich im Feenpalast jetzt versammeln, schließlich unterwürfig ein Joch auf sich nehmen werden, das sie bisher nicht tragen wollten. Der frivole Leichtsinn der agrarischen Presse mag über die dann entstehenden Aussichten hinweg zu täuschen suchen; dieser Leichtsinn hat auch behauptet, die Versammlung im Feenpalast werde keinen Bestand haben bei dem Mangel amtlicher Notirungen; er behauptete auch jetzt eilfertig, die Kaufleute würden sich dem neuesten Reskript fügen. Falsch war beides, und wenn schließlich ein nicht mehr anzufechtendes rechtsgültiges Erkenntniß die Versammlung im Feenpalast unmöglich machen sollte, so wird man einfach wie in Stettin das Geschäft von Komptoir zu Komptoir betreiben; eine große Unbequemlichkeit für den Handel; aber ein kleines Opfer gegenüber der Aussicht, sich den agrarischen Fuß auf den Nacken setzen zu lassen.

Vermögen jetzt schon die Landwirthe nicht mehr, sich zuverlässig über die Marktlage und damit über die Preise, die sie fordern können, zu orientiren, so ist alsdann eine solche Orientirung überhaupt ausgeschlossen, und man wird sich jenen Preis im Lande einfach diktiren lassen müssen, den der Händler in der Provinz glaubt bieten zu können.

Und man täusche sich nur nicht darüber, — bringt den Kaufleuten auch ein solcher Zustand vielfach große Nachtheile, so bringt er bestimmten Kategorien von Kaufleuten doch auch ganz erhebliche Vortheile.

Gibt es selbst die heutigen, durch private Ermittlung beschafften und daher unverbindlichen Preisermittlungen in den Zeitungen nicht mehr, so können die Kaufleute, die im Weltverkehr stehen, freilich noch immer sich über die Preise unterrichten; aber da billiger zu kaufen eine Fundamentalregel des Geschäftsverkehrs ist, so wird man dem Gutsbesitzer, der alsdann den Ueberblick über die Lage des Marktes gänzlich verloren hat, Preise zumuthen, die ihm gewiß nicht gefallen werden.

Schon jetzt wissen Landwirthe hiervon ein Lied zu singen, und es gibt genug unter ihnen, die heute den Segen einer Börse zu schätzen wissen, wo Kaufleute, die mit dem Geschäfte und mit allen Chancen desselben vertraut sind, sich sowohl als Käufer wie als Verkäufer gegenübertreten, und wo der verkaufende Landmann in dem verkaufenden Kaufmann einen Bundesgenossen mit geschulten technisch-kaufmännischen Kenntnissen findet, dem gleichfalls daran liegen muß, den Preis so hoch hinaufzusetzen, wie es nach Lage der Verhältnisse irgend möglich ist.

Mit frechem Fanatismus, wie ihn die bündlerische Presse zur Schau trägt, und der doch Beklemmung verräth, und mit juristischem Formalismus wird man zu einem Ergebnisse nicht gelangen.

Herr von Ploetz läßt freilich in der Korrespondenz des Bundes der Landwirthe sagen:

„Uns amüsirt die schreckliche Drohung mit dem Verzicht auf alle geschäftlichen Zusammenkünfte. . . Schauderhaft, höchst schauderhaft. . . Finis Germaniae! . . Der Untergang der Welt bereitet sich vor.“

Das gerade nicht; aber es kann sich eine noch größere wirthschaftliche Schädigung vorbereiten, als sie bereits durch das Börsengesetz für die Landwirthschaft und für den Handel eingetreten ist. Frivole Redensarten solcher, die an dieser Entgleisung Schuld sind, helfen über diese Thatsache nicht mehr hinweg; und man sollte schließlich auch den Versuch aufgeben, die Sache so darzustellen, als sei nur der Andere benachtheiligt, um so den Gegner schließlich trotz aller eigenen Schmerzen ganz unter zu bekommen. Der Handel ist sicherlich viel zu beweglich, viel zu gewandt, um schließlich sich an die Wand drücken zu lassen.

Daher gibt es für die Konferenzen zwischen den Betheiligten, die der Minister Brefeld in Anregung gebracht hat, nur ein verständiges Programm. Man kehre sich nicht an die agrarischen Schreier und an ihre agrarischen Animositäten; sondern man frage, welche realen Interessen verdienen zu Nutzen der gesammten Volkswirthschaft Berücksichtigung? Wir glauben, daß eine solche Untersuchung heute bereits ein für den Handelsstand recht günstiges Ergebniß gegenüber der Stimmung bei Erlaß des Börsengesetzes haben würde; und dann thue man das Nothwendige entweder auf dem Wege der Verwaltung oder durch Reformirung dieses Gesetzes schlechtester Qualität.

Der Waffenstillstand zwischen Griechenland und der Türkei ist da. Kein griechischer Soldat steht mehr auf türkischem Boden, wohl aber ist ganz Thessalien in der Hand der Türken. Das ist das Ergebniß der athenischen Politik.

Daß dem Ruin des Landes leicht auch die Dynastie nachstürzen kann, liegt im Bereich der Möglichkeit. Die Schwere des Unglücks, die der Bevölkerung erst allmählich zum Bewußtsein kommen wird, und die zurückkehrenden geschlagenen Truppen könnten wohl auch dieses neue Verhängniß noch heraufbeschwören; und es wäre ein Verhängniß, weil dann zunächst in Griechenland das politische Chaos hereinbrechen würde. In anderer Beziehung muß man freilich sagen, daß der Monarch auf dem griechischen Thron jede Sympathie verwirkt hat.

Bei der Komplizirtheit unserer modernen Verhältnisse ist ein Monarch zur Leitung eines Staatswesens nicht mehr im Stande, und man soll ihn daher auch nur nach Lage des einzelnen Falles für die Erscheinungen der inneren Politik verantwortlich machen. Aber bei der Frage, ob Krieg,

ob Frieden soll er sein ganzes persönliches Gewicht in die Wagschale werfen; und ein schwächliches Nachgeben gegen den populären Chauvinismus ist ebenso unverantwortlich wie eine frivole Begünstigung des Krieges aus eigener Großmannssucht. Zeigt sich ein Monarch in solcher Lage mit seinen sittlichen und intellektuellen Kräften seiner Aufgabe nicht gewachsen, dann hat er in der That einen begründeten Anspruch auf den Thron nicht mehr. Und daß die griechischen Ereignisse, wie die napoleonischen, solches allen Monarchen wieder vor die Augen führen, ist gut.

Daß die Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und Griechenland sich noch einige Zeit hinziehen werden, ist leicht möglich. Auf das Ergebniß braucht man jedoch nicht besonders gespannt zu sein; Autonomie für Kreta; kleine strategische Grenzberichtigungen für die Türkei, und für sie eine Kriegsentschädigung — das wird allgemein als das Ergebniß betrachtet.

Da Thessalien als Pfand für die Begleichung der Kriegsentschädigung besetzt bleiben wird, so muß, wenn das Gebiet für Griechenland frei gemacht werden soll, der Türkei irgend eine andere Zahlungsgarantie geboten werden. Vielleicht daß man hier anknüpfend zu einer internationalen Finanzkontrolle gelangt; eine Behörde, die sie zu üben hätte, würde der Türkei die Kriegskosten garantiren können; diese Behörde würde vielleicht auch die Sorge für die griechischen Gläubiger übernehmen können, und sie könnte zugleich zur Besserung der verworrenen Zustände in dem heimgesuchten Lande segensvoll beitragen.

* * *

Die Junkerfrage.

I.

Die Artikel über die preußische Agrarreform, die Herr Prof. Lujo Brentano in den Nr. 24—27 dieses Jahrgangs der „Nation“ veröffentlicht hat, dürften gar manchen Lesern, auch solchen, die den politischen Vorgängen mit Aufmerksamkeit zu folgen pflegen, gewisse gesetzgeberische Thaten der letzten Jahre in ein neues und höchst merkwürdiges Licht rücken. Man ersieht daraus mit verblüffender Klarheit, welch tiefer politischer Sinn in dem scheinbar harmlosen Spiel mit Rentengütern und Anerbenrecht liegt. Im letzten Grunde handelt es sich da um nichts geringeres, als jene befreiende Agrargesetzgebung, deren Grundlage die Stein-Hardenbergische Reform im Anfang des Jahrhunderts legte, jetzt, fin de siècle, nach Möglichkeit wieder rückgängig zu machen. Das stimmt denn auch aufs schönste mit den sonstigen Zeichen der Zeit. Denn wer nicht nach Art mancher — leider auch liberaler — Politiker im Staube des Tageskampfes so schwachsichtig geworden ist, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, der muß erkennen, daß heute die entscheidende Frage unserer inneren Politik die Machtstellung des ostelbischen Junkerthums ist. Die Wichtigkeit aller auf der Tagesordnung stehenden Einzelfragen bemißt sich nach ihrer näheren oder ferneren Beziehung auf jenes Kernproblem. Und der gegen diese Auffassung erhobene Einwand, das sei eine falsche Verallgemeinerung einer besonderen Plage des ostelbischen Preußen, die einen großen Theil Deutschlands gar nicht berühre, zeugt nicht gerade von staatsmännischem Blick. Denn der Geist, der im Mittelpunkt des deutschen Staatslebens mächtig ist, beeinflußt selbstverständlich das Ganze, sei es positiv, indem er ihm seinen Stempel aufdrückt, sei es negativ, indem er die centrifugalen Kräfte vermehrt. Von jeher stehen denn auch der deutsche Beruf Preußens und der Einfluß des ostelbischen Junkerthums und seiner Affiliirten in unversöhnlichem, bis heute noch nicht endgültig entschiedenem Kampfe.

Die Stein-Hardenbergische Reform, die den bankrotten Staat in modernem Sinne rekonstruirte, schuf damit die Voraussetzungen für die endliche Erfüllung von Preußens deutschem Berufe. Und sofort erkannte das Junkerthum darin die unvermeidliche Tendenz zur Vernichtung seiner wirthschaftlichen, sozialen und politischen Existenzbedingungen. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer im Kern ihres Wesens bedrohten herrschenden Klasse, die stets, gutgläubig oder nicht, ihr Klasseninteresse mit dem Gemeinwohl identifizirt, wehrte sich von Anbeginn das Junkerthum gegen die Durchführung der Reformgedanken. Was galt es ihm, daß diese Reformen allein die Möglichkeit zur Wiedererstarkung Preußens als Einzelstaat wie als deutsche Vormacht gaben? Tausendmal lieber ein mecklenburgisches Stillleben auf feudalem Boden, als alle Reichsherrlichkeit eines modernen Staatswesens. So dachten die Junker am Beginn des Jahrhunderts; so denken sie noch heute, allenfalls mit der Modifikation, daß ihre günstige politische und ihre verzweifelte wirthschaftliche Lage den Kühnsten dieser Ritter den zugleich übermüthigen und desperaten Plan eingibt, durch die Machtmittel Großpreußens ihre ostelbische Herrlichkeit über das Reich hin auszudehnen. Sint, ut sunt, aut non sint! Alle Versuche, das Junkerthum in einen modernen, politischen Adel zu verwandeln, mußten und müssen fruchtlos sein. Man kann einer sozialen Gruppe nicht ihre spezifischen Existenzbedingungen nehmen, ohne sie selbst aufzulösen. Und die Existenzbedingungen dieses Junkerthums wurzeln ein für allemal in rückständigen Wirthschaftsformen. Daß es seinen Nährboden mit aller Macht vertheidigt, ist ihm als sozialer Klasse gewiß nicht zu verargen; verübelt man es doch auch den Schädlingen in der Natur nicht, daß sie sich ihres Lebens mit allen Lebenskräften wehren. Wohl aber tadelt man den schlechten Wirth, der die Schädlinge nicht als solche erkennt und ausrottet. So als schlechter Wirth handelt der moderne Staat, der das Junkerthum nicht als schlimmsten Schädling erkennt, und, statt ihm mit starker Hand das Rückgrat zu brechen, sogar seine eigenen Machtmittel dem geborenen Feinde zur Verfügung stellt. Und das wiederum wäre heute nicht möglich, wenn alle die Volkskreise, aus deren Haut das Junkerthum sich die Riemen zu ihrer eigenen Fesselung schneidet, jenes Kernproblem unserer ganzen inneren Politik mit voller Schärfe erfassen und so die entschlossene Kampfstimmung gewinnen würden, die in diesem Waffengange den Sieg verbürgt.

Ja; aber die Sozialdemokratie?! Dieselbe kurzsichtige Philisterpolitik, die da meint, außerhalb Ostelbiens habe das deutsche Volk kein wesentliches Interesse am Kampfe wider das Junkerthum, hält es für ausbündige Klugheit, in diesem Kampfe das Bürgerthum flau zu machen durch das Gruseln vor dem rothen Mann, der viel schlimmer sei, als der schwarze. Gewiß ist gerade dem deutschen Liberalismus seine Aktion besonders erschwert durch die eigenartige Stellung der deutschen Sozialdemokratie, die dem Feudalismus, freilich auf Gegenseitigkeit, weit werthvollere Dienste leistet, als den „Klassenbewußten“ vielleicht bewußt ist, und als jedenfalls die beiden Extreme, die Männer der gewissen Vergangenheit wie die der ungewissen Zukunft wahr haben wollen. Aber was ist denn der Grund, daß bei uns die Sozialdemokratie eine so viel größere Rolle spielt, als in allen anderen Kulturländern, auch solchen, deren kapitalistische Entwicklung noch weiter vorgeschritten ist? Doch lediglich die Erhaltung rückständiger wirthschaftlicher, politischer und sozialer Verhältnisse durch die Macht und zu Gunsten des Junkerthums! Beide stehen der freien bürgerlichen Erwerbsgesellschaft, deren politischer Ausdruck der Liberalismus ist, feindlich gegenüber. Aber mit einem bedeutungsvollen Unterschiede. Während die junkerliche Gegnerschaft ein Anachronismus ist, das Rudiment unwiederbringlich vergangener Zustände, wurzelt die sozialistische Opposition durchaus in den gegebenen Verhältnissen der Gegenwart; sie ist nicht sowohl spezifisch modern, als vielmehr spezifisch kapitalistisch, von jeder kapitalistischen Kultur erzeugt wie der Schatten vom Licht. Das zeigt sich im

Alterthum wie in der Neuzeit, und überall, in allen Ländern entsprechender Kulturstufe. Mit dem Sozialismus in diesem Sinne „fertig werden“ wird also füglich wohl Niemand, er würde denn zugleich auch mit unserer ganzen Kultur „fertig“, was aber nur die extremsten Sozialisten sich zutrauen. Dagegen ist man mit dem Junkerthum nachgerade überall fertig geworden — außer bei uns zu Lande. Und gerade in Folge dessen ist bei uns zu Lande der Sozialismus in der Form der Sozialdemokratie politisch stärker, als irgendwo sonst. Er gilt als die schärfste Negation der feudalen Rückständigkeiten; und je schlaffer der Liberalismus in dem ihm natürlich obliegenden Kampfe wider jene Rückständigkeit wurde, um so wirkungsvoller hat die Sozialdemokratie diese Funktion auf eigene Rechnung übernommen. Ist es denn nicht schließlich auch ein recht einleuchtendes Argument, daß die deutsche Bourgeoisie offenbar unfähig sei, ihre eigenste politische Aufgabe zu erfüllen und gleich der Bourgeoisie aller anderen Kulturländer endlich mit den abgelebten Resten des Feudalismus aufzuräumen; daß daher bei uns zu Lande dieser eigentlich bürgerlich-liberale Beruf nunmehr dem „klassenbewußten Proletariat“ und seiner politischen Organisation zufalle? Das ist's, was der deutschen Sozialdemokratie ihre besondere **politische** Bedeutung gibt, während ihre spezifisch **soziale** Bedeutung hier keineswegs größer ist, als in anderen Kulturländern. Daraus ergibt sich ferner, daß für den bürgerlichen Liberalismus der rücksichtslose Kampf gegen das Junkerthum ungleich wichtiger und dringender ist, als der Feldzug gegen die Sozialdemokratie; ja, daß in jenem Kampfe zugleich die Schlachten dieses Feldzugs geschlagen werden. Denn mit jedem Bollwerk des Feudalismus wird auch ein Arsenal sozialdemokratischer Agitation zerstört; der endgültige Sieg über das Junkerthum wäre auch ein Sieg über die Sozialdemokratie, freilich nicht in dem unsinnigen Sinne einer Beseitigung sozialistischer Opposition überhaupt, wohl aber im Sinne einer theilweisen Entwaffnung und einer Zurückdrängung auf ihr eigentliches Gebiet.

Die Erstarrung im Absolutismus oben und im Feudalismus unten hatte zu Anfang des Jahrhunderts den preußischen Staat tiefster Erniedrigung Preis gegeben. In der Zeit der schwersten Noth entstand der großgedachte Plan einer durchgreifenden Umgestaltung von oben her, und zwar gleichzeitig auf wirthschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete. Und auf der ganzen Linie war das altpreußische Junkerthum der erbittertste und mächtigste Gegner dieser Umgestaltung, von seinem Klassenstandpunkte aus mit Recht; denn in den alten Verhältnissen war es der beatus possidens, und die Lebensbedingungen des modernen Staates waren und sind eben die Negation seiner eigenen Lebensbedingungen. Den verhältnißmäßig geringsten Erfolg hatte diese Gegnerschaft auf wirthschaftlichem Gebiete, weil die wirthschaftliche Entwicklung die verhältnißmäßig größte Widerstandskraft gegen heterogene und anachronistische Eingriffe besitzt. So schritt still und allmählich der wirthschaftliche Niedergang des Junkerthums fort; und in absehbarer Zeit fände von hier aus auch das politische Problem seine natürliche Lösung, wenn nicht in der zwölften Stunde das Junkerthum den Versuch unternommen hätte, seine noch behauptete politische Position zur Wiederaufrichtung seiner wirthschaftlichen Stellung auszunützen. Bei dem großen Umschwung der Bismarck'schen Politik am Ende der siebziger Jahre war dies ein jedenfalls wesentliches, vielleicht das im tiefsten Grunde treibende Moment. Aber wieder erwies sich die immanente Logik des wirthschaftlichen Prozesses als allzu unabhängig. Die neue Wirthschaftspolitik kam schließlich wohl der einen Form des Kapitals, der Industrie, im Gegensatz gegen die andere Form, den Handel, zu Gute; jedoch der feudale „historische Besitz“ fand nicht seine Rechnung dabei; sein Bankerott rückte näher und näher. Darüber konnte auf die Dauer auch die neue entente cordiale zwischen Junkerthum und Großindustrie nicht hinwegtäuschen, obwohl die politisch-soziale Position des Junkerthums erheblich dadurch befestigt wurde, daß sich an den Kern Elemente des Großbürgerthums herankrystallisirten, deren Feudalisirung einen bemerkenswerthen Zug in der zweiten Hälfte der Bismarck'schen Aera bildet. So ertönen denn verzweifelter immer und erbitterter die Kampfrufe des — freilich nur zum Theil alten und offenbar nicht genügend befestigten Grundbesitzes, der sich zu den mancherlei politischen, wirthschaftlichen und sozialen Organisationen, deren eigentliches „Zwecksubjekt“ er ist, noch die klassenbewußte, sozialdemagogische Sturmkolonne des „Bundes der Landwirthe“ geschaffen hat.

Der „gesetzte Widerspruch“, wie der selige Hegel gesagt hätte, zwischen dem wirthschaftlichen Verfall und der politisch-sozialen Machtstellung einer Gesellschaftsklasse ist also des Pudels Kern. Solche Widersprüche duldet aber der historische Prozeß nicht auf die Dauer; sondern er hebt sie auf. Und zwar geschieht diese Aufhebung regelmäßig so, daß die politisch-soziale Machtstellung der wirthschaftlichen folgt. Von dieser Regel möchte nun unser Junkerthum begreiflicher Weise eine Ausnahme statuiren, indem es umgekehrt das ihm entschwundene wirthschaftliche Uebergewicht zu dem ihm noch verbliebenen politisch-sozialen zurückzwingen will. Dabei bestätigt die Erfahrung, was die Theorie aus dem begrifflichen Wesen der Dinge vorhersagt, daß zu diesem Zwecke jedenfalls rein wirthschaftliche Maßregeln durchaus untaugliche Mittel sind. Dafür bringt heute jeder Tag neue Belege. Das haben denn auch die im Stillen geschäftigen und gerade die klügsten Freunde der „Nothleidenden“ längst eingesehen und deshalb zunächst in vorsichtiger, unscheinbarer und wenig beachteter Arbeit da angesetzt, wo in der That die Wurzeln, die wirthschaftlichen wie die politisch-sozialen, des feudalen Stammes liegen, bei den gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen. Es ist das Verdienst der oben erwähnten Aufsätze Brentano's, der Katze die Schelle umgehängt zu haben. Sie zeigen, wie die Stein-Hardenberg'sche Agrargesetzgebung in jene Wurzeln einen scharfen Axthieb gethan, auf den ihr Verdorren zurückgeführt wird; und wie nun die neueste preußische Agrarreform sich bemüht, die alte Wunde zu heilen, möglichst den status quo ante wiederherzustellen. Könnte dies gelingen, so wäre allerdings in gründlicher Weise, von der Wurzel her, die Machtstellung des Junkerthums neubefestigt. Aber zugleich ist dort schon gezeigt, wie auch diese klügere und tiefer schürfende Reaktion scheitern muß an der immanenten Logik der wirthschaftlichen Entwicklung; wie die Heilung der in den agrarischen Zuständen wirklich vorhandenen Schäden nur auf dem Wege zeitgemäßen Fortschritts, im striktesten Gegensatze zu feudaler Rückständigkeit zu erreichen ist.

Bei der eminenten Bedeutung der Junkerfrage für unsere gegenwärtige politische Situation dürfte es sich rechtfertigen, jene ausschließlich agrarpolitischen Darlegungen nach der verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Seite hin gewissermaßen zu ergänzen. Dabei handelt es sich nicht um die Beibringung neuen Thatsachenmaterials. Ach nein, die einzelnen traurigen Thatsachen sind nur allzu wohlbekannt. Aber ein zusammenhängender Ueberblick möchte doch erst die in ihrer Art streng folgerichtige Methode ins gehörige Licht rücken, nach der das Junkerthum in allen verfassungs- und verwaltungspolitischen Kämpfen in Preußen während dieses ganzen Jahrhunderts operirt hat, Sieg und Niederlage gleicherweise für seine entwicklungsfeindlichen Ziele ausbeutend. Gerade in diesem historischen Zusammenhange liegt manche gute Lehre für die Gegenwart. Und auch hier dreht sich der Kampf immer wieder mit besonderer Zähigkeit um die gutsherrlich bäuerlichen Verhältnisse, die eben in jeder Beziehung der Schlüssel zur Position des Junkerthums sind.

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Wozu?

Das Merkwürdigste an der preußischen Vereinsgesetznovelle ist die Thatsache, daß ein Mann wie der Fürst Hohenlohe seinen guten Namen mit einem solchen Entwurf hat in Verbindung bringen lassen. Man fragt sich vergeblich: Wozu? Er war in der bequemen Lage eines Mannes, der sich auf ein gegebenes Versprechen berufen kann, um zu verhindern, daß er über die Grenze hinausgedrängt werde, die er selbst nicht zu überschreiten wünscht. Dies feierliche im Reichstage abgegebene Versprechen, das sich ausdrücklich nur auf die Beseitigung des Koopetationsverbots bei Vereinen bezog, brauchte der Reichskanzler und Ministerpräsident nur als Pentagramm auf die Schwelle des Ministerzimmers zu setzen, um — so sollte man meinen — der Reaktion den Eingang zu versperren. Daß die Zähne des Herrn von der Recke scharf genug gewesen sein sollten, um ein solches Pentagramm fortzunagen, ist gewiß nicht anzunehmen. Wahrscheinlicher ist, daß Fürst Hohenlohe die Dinge hat treiben lassen, ohne seinen Einfluß rechtzeitig in die Waagschaale zu werfen. Dann hat sich die ressortmäßige Geschäftigkeit der Materie bemächtigt und unter der Pression der reaktionären Stimmung, wie sie in der Umgebung des Monarchen von politischen Intriguanten künstlich genährt wird, jenes ungeschickte Werk vollbracht.

Es ist ganz überflüssig, den Entwurf noch meritorisch prüfen zu wollen. Die Verurtheilung durch die ganz überwältigende Mehrheit der Bevölkerung trat so spontan hervor, daß das Herumklauben an einzelnen Bestimmungen gar nicht weiter in Betracht kommt. Diese Novelle wird verworfen, nicht wegen einzelner über das Ziel hinausschießender Bestimmungen, sondern wegen des Geistes, aus dem sie geboren wurde. Es ist der Geist des Herrn von Puttkamer, der Geist des Sozialistengesetzes, der Geist des Umsturzgesetzes. Dabei fehlt diesem Rückfall in die ödeste Polizeidiplomatie noch obendrein jeder größere Zug. Die Reaktion käme nicht einmal auf ihre Kosten, selbst wenn die Novelle Gesetz würde. Was erreicht man denn damit, daß man ein paar Vereine schließt und alljährlich ein paar hundert Versammlungen mehr auflöst, als bisher? Was kann man damit zu bewirken hoffen in einer Zeit, in der an jedem Tage Tausende von Zeitungen Millionen von Lesern das in aller Ausführlichkeit vortragen, was Abends vorher vor ein paar Hundert Zuhörern einige Redner hätten ausführen können, wenn sie durch eine wohlweise Polizei nicht daran verhindert wären. Und ist es nicht eine längst erprobte Erfahrung, daß jede aufgelöste Versammlung den Zwecken des Redners mehr nutzt, als eine ruhig zu Ende geführte! Was nun aber gar die angeblichen Gefahren für die Sicherheit des Staates und den Frieden der Bürger anlangt, denen durch die Auflösung von Versammlungen vorgebeugt werden soll, so kann man doch über diese philisterhafte Piepmeierei nur lachen. Man könnte morgen alle sogenannten „Kautelen" der Versammlungsfreiheit über Bord werfen und die Milch der frommen Denkart würde sich ebensowenig in gährend Drachengift verwandeln, wie es unter der Lektüre des Leitartikels beim Morgenkaffee zu geschehen pflegt. Andererseits könnte man eine Prämie setzen auf den Nachweis, daß durch die polizeiliche Auflösung wirklich einmal Unheil verhütet sei, und man dürfte sicher sein, daß in 999 Fällen von 1000 dieser Nachweis mißlingen wird. Die Polizeiweisheit, die nicht ohne das Auflösungsrecht glaubt auskommen zu können, steht ganz auf der Höhe jener Fürsorge, die da meinte, die Welt gehe aus den Fugen, wenn die Pässe und die Censur abgeschafft würden. In der Preßcensur lag sogar noch mehr Verstand, weil die Presse ein ungleich wichtigeres geistiges Kommunikationsmittel ist, als die Versammlung. Trotzdem glaubt man heute der Presse gegenüber mit nachträglichen Preßprozessen auskommen zu können, während das Vaterland angeblich in beständiger Gefahr schwebt, wenn der Gendarm nicht mehr das Recht hat, eine Versammlung aufzulösen, sobald der Redner Miene macht, über den Strang zu schlagen.

Und dann die Frage der Theilnahme Minderjähriger an politischen Versammlungen: welche querelle Allemande! In England, in den Vereinigten Staaten, in zahlreichen anderen Ländern bestehen politische Volksversammlungen in der Regel nicht nur aus den Angehörigen beider Geschlechter, sondern auch jedes Alters. Von einer Ueberwachung durch die hohe Polizei, von Beschränkungen der Zeit und des Orts ist schlechterdings keine Rede, auch nicht von vorherigen Anmeldungen bei der Polizei. Und die Versammlungen verlaufen genau so ordentlich, wie das bei uns der Fall zu sein pflegt, wenn nicht gerade Landräthe und Amtsvorsteher durch ihr Auftreten die ruhigen Bürger zum Unwillen reizen.

Wie ist es zu verstehen, daß Angesichts solcher Erfahrungen noch immer der Glaube an die Wunderkraft so armseliger Polizeimittelchen aufrecht erhalten wird! Und deswegen stürzt sich eine Regierung in einen Konflikt; deswegen kompromitirt sich ein Staatsmann wie der Fürst Hohenlohe; deswegen beschwört man einen politischen Sturm herauf, den selbst die nationalliberale Partei mit entfachen hilft; deswegen streut man eine Saat der Unzufriedenheit aus, welche naturgemäß gerade der schärfsten Opposition, der Sozialdemokratie, die reichsten Früchte bringen muß!

Es war doch ein kluger Politiker, jener englische Staatsmann, der aus langjähriger Erfahrung heraus die Maxime verkündete: Es gibt nichts, dessen nicht eine ängstliche Regierung fähig wäre.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Während mein letzter Brief in die Presse ging, wurde beim Abgeordnetenhaus der Entwurf eines neuen Gesetzes über das Vereinswesen eingebracht; einige Stunden zuvor hatte das Staatsministerium sich noch mit der Frage beschäftigt, ob es nicht besser sei, die Angelegenheit um ein Jahr zu vertagen. Der Entwurf ist inzwischen mit der größten Beschleunigung auf die Tagesordnung gestellt, in erster Lesung berathen, an eine Kommission verwiesen und von dieser bereits seiner Hauptbestimmungen entkleidet worden. Die Aufregung, die er verursacht hat, ist nur mit derjenigen zu vergleichen, welche seiner Zeit der Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz und der Umsturzgesetzentwurf des Herrn von Köller hervorriefen.

Die Anregung zu dem Gesetzentwurf hatte die Thatsache gegeben, daß auf Grund des alten Vereinsgesetzes mehrfache Anklagen wegen unerlaubter Verbindung von Vereinen erhoben waren. Von allen Seiten wurde anerkannt, daß ein solches Verbot weder den geringsten Nutzen habe, noch praktisch durchführbar sei. Fürst Hohenlohe versprach, für die Aufhebung dieses Verbots zu sorgen. Nachdem Jahr und Tag verflossen, geht jetzt ein Entwurf ein, welcher allerdings jenes Verbot aufhebt, zugleich aber die Handhabung des Vereinsrechts dem diskretionairen Ermessen der Polizeibehörden preisgibt. Einen solchen Gesetzentwurf hält man jetzt für nöthig, wo im Kreise Stolp der Beweis geführt worden ist, daß schon unter dem bestehenden Gesetz ein schneidiger Landrath Mittel genug in Händen hat, um die Ausübung des Vereinsrechts zu erschweren.

Die Vertheidigung des Gesetzes wurde durch den Fürsten Hohenlohe und den Minister von der Recke geführt. Fürst Hohenlohe hat sich auf zwei Sätze beschränkt. Erstens: er habe das Versprechen eingelöst, welches er gegeben habe; zweitens: wenn man einen Gesetzentwurf eindringe, so müsse man ihn so einrichten, daß das Herrenhaus auch seine Freude daran hat. Ueber den ersten dieser beiden Sätze wollen wir nicht streiten. Bei Allem, was Fürst Hohenlohe jemals im

Leben gethan hat, thut oder in Zukunft thun wird, setzen wir bona fides voraus. Fürst Hohenlohe mag das Versprechen, das er gegeben hat, so verstanden haben, wie er es jetzt auslegt; andere haben es anders verstanden. Ein tiefsinniger Denker hat gesagt, Mißverständnisse rührten immer davon her, daß Einer den Anderen nicht versteht. Desto entschiedener müssen wir aber seinem zweiten Satze widersprechen. Im deutschen Reichstag ist das Organ gegeben, durch welches man Gesetze zu Stande bringen kann, die dem preußischen Herrenhause sehr entschieden mißfallen. Dieses Organs hat man sich häufig bedient und warum man sich jetzt nicht seiner bedienen will, dafür fehlt die Erklärung.

Fürst Hohenlohe gehorchte bei der Vertheidigung des Entwurfs der Noth, Freiherr von der Recke dagegen dem eigenen Triebe. Bisher hatte er sich ziemlich zurückhaltend gezeigt und bildete mit seiner Schweigsamkeit den rechten Gegensatz zu der freundlichen Gesprächigkeit seines Vorgängers, des Herrn von Köller. Jetzt ist er mit seinem eigensten Werk hervorgetreten und wir dürfen ihm das Zeugniß nicht länger vorenthalten, daß er der mannhafteste Minister des Innern ist, den Preußen seit der Zeit des Herrn von Westphalen gehabt hat.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" entrüstet sich heftig darüber, daß einige Blätter gesagt haben, Herr von der Recke habe das gesetzwidrige Verhalten der hinterpommerschen Behörden in Schutz genommen; sie findet darin eine grobe Unwahrheit. Wir können keine Abweichung von der Wahrheit darin finden, daß man seine durch den stenographischen Bericht festgestellten Aeußerungen dahin auslegt, er habe über jene Beamten seine schützende Hand halten wollen. Er hat den Landräthen das Recht zugesprochen, unter Aufbietung ihrer amtlichen Stellung in die politische Parteibewegung einzugreifen; er hat den Bauernverein „Nordost", der mit zu dem Zwecke gegründet worden ist, um die Handelspolitik des Reichskanzlers gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Agrarier zu schützen, in der heftigsten Weise angegriffen, ohne ihm den Vorwurf einer Gesetzwidrigkeit machen zu können; er hat keinen öffentlichen Schritt gethan, um die öffentlich begangenen Rechtswidrigkeiten der hinterpommerschen Behörden zu rügen und wieder gut zu machen, sondern hat sich auf die in sehr allgemeinen und milden Formen enthaltene Erklärung beschränkt, daß er Gesetzwidrigkeiten mißbillige.

Man hegt allgemein die Erwartung, daß der Entwurf abgelehnt werden wird. Den beiden konservativen Fraktionen, die allein dafür eintreten, fehlen einige Stimmen zur Mehrheit; Centrum und Nationalliberale treten geschlossen auf. Aber die Möglichkeit ist vorhanden, daß der Zufall der Frequenz schließlich eine Rolle spielt und daß etwa eine Influenza an der Gesetzgebung mitarbeitet.

Das Abgeordnetenhaus hat den Gesetzentwurf angenommen, durch welchen der botanische Garten in Berlin kassirt wird. Die Regierung hatte diese Maßregel zur Vorbedingung dafür gemacht, daß der Umbau der Charité erfolgt. Der Umbau der Charité ist allerdings so dringlich erforderlich, daß selbst Virchow, um ihn herbeizuführen, die Vernichtung des botanischen Gartens über sich ergehen ließ; freilich wird auch er im Stillen sich nicht verhehlt haben, daß die Zusammenpackung beider Maßregeln sachlich durch Nichts gerechtfertigt ist. Herr von Miquel hat die Entdeckung gemacht, daß der Staat ein besseres Geschäft macht, wenn er das Terrain des botanischen Gartens für Bauspekulationen ausschlachtet, als wenn er es für wissenschaftliche Zwecke erhält. Von dem Standpunkte aus, auf den sich Herr von Miquel gestellt hat, kann er morgen zu dem Vorschlage kommen, den Thiergarten zu Baustellen zu parzelliren.

Es soll ein neuer botanischer Garten in einer Gegend angelegt werden, in welcher er vor dem Besuche von Menschen gesichert ist. Ein neuer Garten an Stelle des bestehenden, der eine zweihundertjährige Kultur hat! Es kommt uns vor, als wollte Jemand, der Raphaels sixtinische Madonna zerstört hat, an ihrer Stelle ein neues Bild malen, selbstverständlich ein schöneres. Herr von Miquel hat seinem Plane eine höhere Popularität bei dem Chor der Landräthe dadurch gesichert, daß er einige ungerechte Vorwürfe gegen die Stadt Berlin erhob. Berlin will etwas geschenkt haben! Berlin will gar nichts geschenkt haben; man wünscht in Berlin, daß Alles bleibt wie es ist und daß ein Institut, das zu wissenschaftlichen Zwecken gegründet ist, noch ferner wissenschaftlichen Zwecken dient.

Die Vorlage, betreffend eine Nachbewilligung von Kosten für den Dortmund-Ems-Kanal ist angenommen worden; die Agrarier haben sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihren Widerspruch damit zu begründen, daß sie das Kanalwesen überhaupt bekämpfen. Sehr folgerichtig, da sie im Grunde Gegner des Verkehrs selbst sind.

Der Reichstag hat seinerseits einen Initiativantrag über ein Vereinsgesetz angenommen, das sich darauf beschränkt, das Verbot der Verbindungen zwischen mehreren Vereinen aufzuheben. Der Entrüstung über die preußische Regierungsvorlage wurde der kräftigste Ausdruck gegeben: beim Reden wie in der Abstimmung, bei der sich sämmtliche Parteien gegen die Konservativen zu einer Vierfünftelmajorität vereinigten. Die Anregung, welche im preußischen Abgeordnetenhause gegeben wurde, war so zugkräftig, daß der Reichstag wieder einmal in sehr beschlußfähiger Anzahl zusammenkam, und dabei ergab sich nun die Möglichkeit, auch das Auswanderungsgesetz und das Margarinegesetz, das recht gefährdet war, unter Dach und Fach zu bringen.

Proteus.

Der Freihandelsverein.

Der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit hat seine diesjährige Generalversammlung am Sonnabend den 15. Mai in Hamburg abgehalten. Die Verhandlungen beschränkten sich auf ein einziges Thema, auf die Nothwendigkeit, die Politik der Handelsverträge fortzusetzen. Es gibt kaum einen zweiten Gegenstand, der von gleicher praktischer Wichtigkeit wäre; die Aufrechterhaltung der Goldwährung würde es sein, wenn die bimetallistische Bewegung eben so viel Aussichten auf Erfolg hätte, wie der Ansturm auf die bestehenden Handelsverträge.

Das erfreulichste Ergebniß der Zusammenkunft, die sich, abgesehen von dem geselligen Zusammensein am Sonntag, auf eine kaum dreistündige Verhandlung beschränkte, war die Wahrnehmung, daß Hamburg ganz und gar bei der Sache ist. Die Blüthe der Hamburgischen Kaufmannschaft wohnte den Berathungen bei und die Zahl der Mitglieder, die sich neu einschreiben ließen, war eine beträchtliche. Noch mehr aber fällt in das Gewicht, daß die Hamburger nicht stumme Zuhörer blieben, sondern sich kräftig an den Berathungen betheiligten. Der Sekretär der Handelskammer, Dr. Gütschow, hielt den einleitenden Vortrag und brachte ein reiches und wohlgeordnetes Material in einer gedrängten Form vor, welche jede Ermüdung ausschloß; der stellvertretende Vorsitzende der Handelskammer, Herr Mirow, gab in den Begrüßungsworten, mit denen er die Verhandlungen eröffnete, nachdrückliche Worte und bei dem am folgenden Tage sich anschließenden Festmahl hielt der Bankdirektor Schinkel eine inhaltsreiche Tischrede, in der er über das Gebiet der eigentlichen Zollfrage hinausgehend mit den verkehrsfeindlichen Bestrebungen des Agrarierthums gründliche Abrechnung hielt. Die persönliche Verehrung, welche die Hamburger dem Fürsten Bismarck widmen, und der entgegenzutreten heute keine Veranlassung vorliegt, hat ihren sachlichen Ueberzeugungen hinsichtlich der Bedürfnisse des Verkehrs nicht den geringsten Abbruch gethan. Auf den Anruf des Freihandelsvereins: „Wer da!", hat Hamburg mit einem kräftigen „Gut Freund!" geantwortet.

Von den größeren Seestädten war keine einzige unvertreten; von den Binnenstädten hatten Barmen, Chemnitz,

Frankfurt, Leipzig und Nürnberg Abgesandte geschickt; daß Berlin zahlreich vertreten war, bedarf der Erwähnung nicht. Alle werden zurückgekehrt sein, erfrischt durch den Hauch der Seeluft, der sie dort berührt hat. Welch ein kräftiges Geschlecht zieht doch die See und die Freiheit des Verkehrs heran!

Man kann in Hamburg nicht einige Tage verweilen, ohne die Wahrnehmung zu machen, daß man sich in einem Gemeinwesen befindet, in dem Alles wohlgeordnet ist. Ein Straßenbahnsystem, durch Elektrizität betrieben, mit wohlfeilen Leistungen und gerade um der Wohlfeilheit willen hohen Erträgen, erregt in dem Berliner eine schmerzliche Erinnerung an das, was in seiner Vaterstadt versäumt worden ist; ein prächtiges geräumiges Rathhaus, das erst seiner Vollendung entgegengeht und doch die Empfindung wach erhält, daß wir uns in einer alten, an geschichtlichen Ehren reichen Stadt befinden, zeigt, daß der Sinn für Kunst mit dem Handelsgeiste ebensowenig unverträglich ist, wie dies zur Zeit der Medicäer der Fall gewesen. Der Besuch der Werft von Blohm und Voß, die den Gästen unter der Führung der Eigenthümer gestattet wurde, führte den Beweis, daß Hamburg nicht allein eine Stadt des Großhandels, sondern auch der Großindustrie ist. Und so unbillig es wäre, mitten in der Stadt nach Rübenfeldern zu fragen, so hat doch eine nahe Verwandte der Landwirthschaft, die Gartenkultur, in einer gerade jetzt im Zuge befindlichen Ausstellung gezeigt, was sie zu leisten vermag. Es gibt auf Erden einige Städte, die größer, reicher, verkehrsbelebter sind als Hamburg, aber keine zweite Stadt, die so viel geleistet hat, ohne sich von der politischen Macht gehoben zu sehen; keine Stadt, die aus eigener Kraft so schwere Schicksalsschläge, Feuersbrunst, Seuche, Arbeiterausstände, glücklich überwunden hat. Das Wort Schenkendorf's:

„Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wiedersehn"

ist ja zu einer Prophezeiung geworden.

In einer Tischrede wies Bamberger launig darauf hin, es sei gar nicht zu wünschen, daß die Agrarier mit eigenen Augen sähen, wie eine Stadt gedeihen kann, die sich auf die eigene Kraft verläßt, denn sie würden sonst mit den Ansprüchen, die sie stellen, nur noch begehrlicher hervortreten. Wir aber wollen eine andere Lehre ziehen und noch ein zweites Wort Schenkendorf's in Erinnerung bringen:

„Laß jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath."

Alexander Meyer.

Die Hamburg-Amerika-Linie.

Ein halbes Jahrhundert deutscher Arbeit.

Als am Sonnabend den 15. Mai der Verein für Handelsfreiheit in Hamburg seine Generalversammlung abhielt, erinnerte Ludwig Bamberger in seiner Einleitungsrede an ein Wort Wilhelm von Humboldt's, das in dem Wandelgange des alten Reichstagshauses angebracht war und das da lautet: „Meiner Idee nach ist Energie die erste Tugend des Menschen." Der Kaufmann, der Rheder, der Seefahrer werden dem großen preußischen Staatsmanne hierin gern beipflichten, und sein Wort wäre wohl geeignet, als Inschrift über der Pforte des stattlichen Gebäudes am Dovenfleth in Hamburg zu stehen, wo die Leitung der „Hamburg-Amerikanischen Packetschiffahrts-Aktiengesellschaft" ihren Sitz hat. Denn eiserne Energie, zähe Thatkraft und unvergleichliche Beharrlichkeit, jene glückliche Mischung von Wagemuth, Umsicht und Ausdauer, die den hanseatischen Kaufmann auszeichnet, haben die Gesellschaft von den bescheidensten Anfängen durch gute und böse Zeiten den ganzen langen Weg von 50 Jahren bis zu einer Machtentfaltung geführt, die nicht nur dem Institut selbst, nicht nur Hamburg, sondern ganz Deutschland zu Ehre und Nutzen gereicht. Die Geschichte dieses Unternehmens ist ein Ruhmesblatt in dem großen Buche deutscher Arbeit, das um so eifriger gelesen zu werden verdient, je mehr in unserem Volke das Vertrauen in die eigene Kraft schwindet und der Ruf nach Staatshülfe laut wird. Was der deutsche Kaufmann, der viel befehdete, zu leisten vermag, das erweist sich hier an einem glänzenden Beispiel, und darum sei zum Fest halbhundertjährigen Bestehens, das die Gesellschaft am Donnerstag, den 27. Mai, inmitten ihrer Gäste, Freunde und Angehörigen an Bord ihres größten Schnelldampfers auf dem Elbstrom feiern will, auch an dieser Stelle die Entwicklung der Hamburg-Amerika-Linie in kurzen Zügen vorgeführt.

Als zu Anfang der dreißiger Jahre der Verkehr zwischen Nord-Amerika und Europa einen Aufschwung nahm, stand keineswegs Hamburg dabei in erster Linie. Von der Elbmündung aus wurden viel regere Verbindungen zu Westindien und Südamerika unterhalten, und wenn auch Hamburger Schiffe gelegentlich Auswanderer nach den Vereinigten Staaten brachten, so genoß diese Transportgelegenheit weder einen besonderen Ruf, noch fiel sie irgendwie geschäftlich in die Wagschale. Es galt geradezu für ein Wagniß, als einige hervorragende Kaufleute in Hamburg, an ihrer Spitze August Bolten, dann Ernst Merck, Ferdinand Laeisz, Adolph Godeffroy, Karl Woermann — Namen, die auch heute den besten Klang haben — beschlossen, eine Linie nach Newyork einzurichten. Nur mit Mühe gelang es, 41 Aktionäre mit 60 Aktien zu je 5000 Mark Banko zusammenzubringen. Am 27. Mai 1847 war die konstituirende Generalversammlung; das Statut bezeichnet als Zweck der Gesellschaft „eine regelmäßige Verbindung Hamburgs mit Nordamerika mittels Segelschiffen unter Hamburger Flagge". Aber erst im Oktober 1848 war der Bau der beiden ersten Segler, welche die Namen „Deutschland" und „Nordamerika" trugen, vollendet, allerdings nach damaligen Begriffen stattliche und wohleingerichtete Fahrzeuge. Der Jahresbericht rühmt die Bequemlichkeit der Ausstattung; es sei möglich gewesen, jedem Passagier ein eigenes Bett anzuweisen, das Steinzeug trage den Namen des Schiffes, Leinenzeug sei reichlich vorhanden, sogar eine kleine Bibliothek sei an Bord — offenbar zu jener Zeit ungewöhnliche Vorzüge für die Passage nach Nordamerika. Mit zwanzig Kajütspassagieren und zweihundert Zwischendeckern trat die „Deutschland" am 15. Oktober 1848 ihre erste Fahrt an. Aber den günstigen Hoffnungen traten widrige politische und wirthschaftliche Zeitläufte entgegen, der Krieg mit Dänemark brachte eine Elbblokade, die Frachten und Personenpreise fielen stark. Erst 1852 konnte die Gesellschaft, die trotz des Mißgeschicks unverzagt den Ausbau ihrer Flotte betrieben hatte, eine bescheidene Dividende vertheilen. Ende 1853 besaß sie sechs Segelschiffe mit etwa 4000 Tons Ladefähigkeit insgesammt. Jedes von ihnen legte durchschnittlich drei Reisen jährlich zurück. Die Personenbeförderung stieg bis auf 4950 und die schnellste Ausreise nahm sechsundzwanzig, die schnellste Rückreise neunzehn Tage in Anspruch. Das waren vor fünfundvierzig Jahren ganz ansehnliche Ziffern. Jetzt vermag ein einziges Schiff der Gesellschaft, der Doppelschraubendampfer „Pennsylvania" in einer Reise ebenso viel Ladung übers Meer zu tragen, wie 1853 die ganze Seglerflotte in einem Jahre!

Der nicht unangefochten, aber doch in stetigem Wachsthum verlaufenen Kinderzeit der Gesellschaft folgte eine stürmische Jugend. Längst schon war der Dampf mit dem Wind auf See in erfolgreichen Wettbewerb getreten, und im Frühjahr 1854 beschloß man, das Aktienkapital zu vergrößern und zwei Dampfer — in England natürlich, denn wer hätte es in Deutschland gewagt? — bauen zu lassen. Bei dem guten Ruf, den das junge Unternehmen sich verschafft hatte, kam das Geld leicht zusammen, schwieriger war

es, die neuen Schiffe bei der inzwischen erheblich gewachsenen Konkurrenz in Fahrt zu stellen. Da bot sich die günstige Gelegenheit, die „Hammonia“ und die „Borussia“ für den Transport französischer und englischer Truppen nach der Krim zu verchartern. Die finanzielle Entwicklung gestaltete sich zunächst gut, aber die schwere Krisis, die 1857 von Nordamerika aus sich über die Geschäftswelt erstreckte, ernste Schiffsunfälle, politische Verwickelungen drückten bald darauf schwer auf die Gesellschaft. Von einer Dividende war keine Rede, man mußte froh sein, nur den Betrieb aufrecht zu erhalten und wenigstens bescheidene Abschreibungen vornehmen zu können. Nichtsdestoweniger gingen Aufsichtsrath und Direktion tapfer vorwärts. Da viele Auswanderer großen Werth darauf legten, behielt man Segelschiffe einstweilen noch bei, aber ihre Zahl wurde verringert, die der Dampfer erhöht. Von 1860 an begann wieder eine Aufwärtsbewegung, die nach Beendigung des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten zu glänzenden Ergebnissen führte; es konnten Dividenden von 16 und 20 Prozent ausgekehrt werden, die Flotte wuchs an Zahl der Schiffe, Größe und Eleganz; nach hartem Kampf unter den Aktionären wurde ein eigenes Trockendock in Hamburg gebaut. Der Betrieb wurde ausgedehnt, Linien nach Westindien und New-Orleans eingerichtet. Größere Geldmittel flossen mit der Ausgabe von neuen Aktien herbei. Es war ein Bild kräftigen, saftigen Lebens, das die Gesellschaft in den 60er Jahren bot und das ein weiteres Reifen und Erstarken für die Zukunft verhieß. Die Gründung des Reichs, der Milliardenregen, der über Deutschland nach dem Kriege sich ergoß, der unerhörte Aufschwung der Geschäfte kamen natürlich auch der „Packetfahrt“ zu gut, die z. B. 1872 nicht weniger als 7 neue Dampfer bestellte und 16 Prozent Dividende vertheilte. Aber diese Hochfluth des Unternehmungsgeistes zeitigte auch eine Konkurrenz, die zu einem Kampf auf Leben und Tod führte. Freilich war er nur kurz, aber während der Gegner, die mit großen Mitteln ins Leben gerufene „Adlerlinie“, sich verblutete, ging die Packetfahrt zwar mit schweren Wunden, aber unverzagt vom Schlachtfeld zu neuen Thaten. Ende 1877 entschloß man sich zu einer Reduktion des Aktienkapitals von 22½ auf 15 Millionen Mark. Damit war ein Genesungsprozeß vollzogen, dessen gute Wirkung sich bald zeigte. Nach 4 unfruchtbaren Jahren erhielten die Aktionäre wieder einen Gewinnantheil, fünf neue Dampfer wurden eingestellt, freilich gingen in kurzer Zeit der Gesellschaft auch mehrere Schiffe verloren. Aber im Ganzen ging die geschäftliche Kurve doch wieder bis 1883 in die Höhe.

Da trat abermals ein heftiger Rückschlag ein. Wieder war es die neu herantretende Konkurrenz, die die Transportpreise warf, und erst 1886 konnte eine Vereinbarung getroffen werden, die normale Zustände herstellte. Die Gesellschaft entwickelte sich mächtig. Das Aktienkapital wuchs auf 30 Millionen Mark an. Vier neue Doppelschrauben-Schnelldampfer, die ersten in Deutschland, wurden gebaut; wahre Wunder an Schnelligkeit, Sicherheit und Luxus. Hatte man 1858 von Southampton nach Newyork auf der „Hammonia“ 13 Tage gebraucht, so fuhr man 1891 mit dem „Fürsten Bismarck“ in der Hälfte der Zeit. Aus den 2 Segelschiffen, mit denen man im Jahre 1848 begonnen, waren 54 transatlantische Dampfer geworden. Aber nochmals mußte eine kritische Wandlung überwunden werden. Schlechte Zeiten in Nordamerika und das böse Cholerajahr in Hamburg warfen alle günstigen Aussichten über den Haufen. Es stellte sich heraus, daß nur die allergrößten Schiffe mit enormer Tragfähigkeit und geringem Kohlenverbrauch im Wettbewerbe den Sieg und einen guten Ertrag verbürgen konnten. Und mit ebenso viel Scharfblick wie Entschlossenheit zog die Leitung der Gesellschaft die Konsequenzen aus den Thatsachen und trat mit rüstiger Energie in eine Erneuerung ihrer Flotte ein, die ihr ein erstklassiges Material schaffte. Man ließ eine Anzahl Dampfer von 10–20000 Tons erbauen, erwarb, wie früher die Hansa-Linie, so jetzt die großen neuen Schiffe der eingehenden Hamburg-Kalkutta-Linie, erhöhte das Aktienkapital auf 45 Millionen Mark, richtete eine neue Linie von Genua nach dem La Plata ein und konnte für 1896 bei 9 Millionen Gewinn 6 Millionen (= 11 Prozent des Buchwerthes der Flotte und der Immobilien) zu Abschreibungen verwenden und eine Dividende von 8 pCt. auskehren. Die Flotte der Gesellschaft besteht heute aus 64 großen Ozeandampfern mit rund 300000 Tons Tragfähigkeit, von keinem andern Unternehmen an Größe und Leistung übertroffen. Wenn man die volle Ladung mit der Eisenbahn transportiren wollte, so wären dazu 30000 Waggons nothwendig oder 750 Züge mit je 40 Wagen, die hinter einander gestellt von Hamburg bis weit über Berlin hinaus reichen würden.

Man könnte lange Ziffernreihen aufmarschiren lassen, um die Größe dieses Unternehmens weiter zu illustriren. Aber das Auge irrt über solche statistischen Zusammenstellungen hin, ohne daß ein klares und lebendiges Bild dabei entstände. Wir ziehen es daher vor, die Aufmerksamkeit auf ein anderes Moment zu lenken. Derartige Institute, wie die Hamburg-Amerika-Linie und der Bremer Lloyd, deren gutes Einvernehmen seit langen Jahren im friedlichen Wettbewerbe sich nur gekräftigt hat, gehen in ihrer ökonomischen Tragweite ganz außerordentlich über das Gebiet der reinen privaten Erwerbsgesellschaften hinaus. Sie dienen in eminentem Sinne dem ganzen Wirthschaftsleben der Nation und sind die wichtigsten Glieder im Organismus der Weltwirthschaft. Steht unsere Zeit im Zeichen des Verkehrs, so sind die beiden größten deutschen Dampfergesellschaften unter den vornehmsten und stärksten Trägern dieser Verkehrsmission. In durchschnittlich 300 Fahrten jährlich befördert die Hamburg-Amerika-Linie 90–100000 Personen, seit ihrem Bestehen über 2 Millionen, und nahezu 1½ Millionen Kubikmeter an Frachten. Wöchentlich gehen 2 bis 3 Expeditionen nach Newyork, ebenso viele monatlich nach Baltimore und anderen Häfen Nordamerikas, 8 bis 9 aber in jedem Monat nach den westindischen Inseln, Mexiko, Venezuela, Südamerika, Kanada. An der ganzen Ostküste des Riesenkontinents ist kaum ein wichtiger Handelsplatz an der See, der nicht in direkte Verbindung mit Hamburg gebracht wäre, ganz abgesehen von den zahlreichen Nebenstationen der Gesellschaft in Europa, die sich in der Ostsee, in der Nordsee und im Mittelmeer befinden. Daneben breitet sich ein weites Netz von Agenturen, 4400 an der Zahl, über die ganze Erde.

Wie dem Handel, der Aus- und Einfuhr, so dient die Packetfahrt aber auch der Industrie und der Landwirthschaft. Rohstoffe und Halbfabrikate tragen ihre Schiffe dem deutschen Gewerbfleiße zu, dessen Erzeugnisse bringen sie in fremde Länder. Bei jeder Bestellung eines neuen Schiffes geht von den Büreaus der Gesellschaft ein goldner Strom ins Land, der sich in hundert und tausend Bäche und Rinnsale verzweigt und unser Erwerbsleben befruchtet. In den letzten zehn Jahren sind auf deutschen Werften, zuzüglich der noch im Bau begriffenen, zwanzig Dampfer im Werthe von 37½ Millionen in Auftrag gegeben. Man mache sich das klar, was es heißt: unsere großen Schiffswerften, die jetzt an Leistungsfähigkeit den besten englischen nicht nachstehen, finden durch solche Riesenbestellungen dauernde und lohnende Beschäftigung für ihre tausende von Arbeitern. Die Eisenwerke und Maschinenfabriken, die Möbelindustrie, zahlreiche Handwerker und auch manche Künstler erhalten Aufträge: Silberzeug, Leinen, Glas, Porzellan müssen in vornehmster Ausstattung beschafft werden. Auch für die Güter der Urproduktion ist die Gesellschaft ein ungemein kaufkräftiger Konsument. Der Gesammtbedarf an Kohlen ist auf 10 Millionen Centner jährlich gestiegen. Allein um die Dampfer dieser einen Gesellschaft auszurüsten, müssen täglich etwa 60 Eisenbahnwaggons mit Kohlen von Westfalen nach der Elbstadt rollen. Der Verbrauch an Fleisch, Fisch, Gemüse, Lebensmitteln aller Art, Getränken ist enorm: weit mehr als zwei Millionen Pfund frisches, gesalzenes, geräuchertes Fleisch, 2½ Millionen Pfund Kartoffeln, 750000 frische Eier, 150000 Liter Rothwein, 650000 Pfund Hülsenfrüchte, 1½ Millionen Pfund Mehl, 20000 Dosen und 35000 Pfund

kompats — das sind nur ein paar Ziffern von der langen Liste, die der Proviantmeister führt. Die Gesellschaft berechnet ihren Jahresverbrauch an Proviant, Oel, Kohlen ꝛc. mit 10—11 Millionen Mark, die ganz vorwiegend der heimischen Landwirthschaft, den Nahrungsgewerben und dem Bergbau zufließen.

Im Ganzen beläuft sich das Jahresbudget der Hamburg-Amerika-Linie auf 32—35 Millionen Mark; dies einzige Privatunternehmen hat also einen Etat, der dem Haushalt der sämmtlichen acht thüringischen Staaten zusammen genommen ungefähr gleich kommt. An Gehältern und Löhnen werden den 6000 ständig und daneben zahlreichen gelegentlich beschäftigten Angestellten 7½ Millionen gezahlt. Dabei ist die Gesellschaft eifrig bemüht, auch in sozialpolitischer Fürsorge das Mögliche zu leisten: in der nach dem großen Hafenstreik veranstalteten Enquete ergab sich, daß die Arbeiter dieser Linie in Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsräumen, Wohlfahrtseinrichtungen am Besten gestellt waren. Seitdem sind weitere Schritte auf diesem Gebiete gethan worden: die Pensionskasse wird verstärkt, die Löhne sind erhöht, feste Kontrakte geschlossen, bestimmte Arbeitszeiten mit Schichtwechsel für die Mannschaft an Bord eingeführt, Wohnungen in Cuxhaven gebaut ꝛc. Die Gesellschaft treibt praktische Sozialreform, weil sie weiß, daß ihr das auch geschäftlich zu Gute kommt. Der Großbetrieb erweist sich auch hier wieder als Hebel des sozialen Fortschrittes. So anziehend es wäre, gerade auf dies Gebiet nach näher einzugehen, so muß ich doch des Raumes halber abbrechen und nur noch darauf hinweisen, daß die Hamburg-Amerika-Linie ebenso wie der „Lloyd" auch die nationale Politik im schönsten Sinne des Wortes vertreten. Es ist kein kleines Verdienst für das Ansehen und den Nutzen des Reiches, daß in fremden Meeren und an fernen Küsten die deutsche Flagge auf so imposanten Schiffen gezeigt wird, ein Gruß der Heimath an unsere Landsleute, ein Beweis der wirthschaftlichen Blüthe und des Unternehmungsgeistes in Deutschland für die fremden Nationen. Man erinnere sich nur, welche Aufregung sich der öffentlichen Meinung in Frankreich bemächtigte, als die Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie Cherbourg anliefen; selbst Aerger und Mißgunst konnten die Bewunderung nicht zurückhalten, die in der französischen Presse der Größe, der Schnelligkeit und der Ausstattung dieser „Windhunde des Ozeans" gezollt wurden. Deutschlands Ueberlegenheit in Handel und Wandel auf dem Weltmarkte wurde den Franzosen da mit einem Schlage vor Augen geführt. In diese nationale Mission unserer großen Dampferlinien sollte ein bureaukratisches Auswanderungsgesetz nicht plump hineinfahren!

Die Gesellschaft hat klein begonnen und steht nach manchem harten Kampf jetzt am Ende des ersten halben Jahrhunderts ihres Lebens blühend und Achtung gebietend da. Was sie errungen, hat sie sich selbst zu danken, mit eigener Kraft und mit eigener Arbeit hat sie sich's erworben, ohne jede materielle Beihilfe von Reich und Staat. Sie hat nie eine Subvention verlangt und nie eine erhalten. Der Wagemuth, die Energie und der gesunde Optimismus ihrer Leiter haben in scharfsinniger Erfassung der Konjunktur, in geschäftlicher Solidität und umsichtiger Erfahrung einen fruchtbaren Nährboden des Erfolges gefunden. In schlimmen Zeiten nicht verzagen, in guten besonnen bleiben — so haben sie es stets gehalten. Sie haben aber auch ihre Ehre darein gesetzt, das große Unternehmen nicht bloß dem privaten Erwerb dienstbar zu machen, sondern dem Nutzen des deutschen Volkes zu weihen. Den bewährten Weg, den die Gesellschaft immer eingehalten hat, werden auch die zur Zeit leitenden Persönlichkeiten weiter gehen; es sind dies die Herren vom Aufsichtsrath: Gustav W. Tietgens, 1. Vors., Carl Laeisz, 2. Vors., Adolf Kirsten, Wm. Robertson, Max Schinckel, Johann Witt, und die Herren der Direktion: Albert Ballin, Johs. Merck, John Meyer und Guido Wolff. Sie werden auch fürder dafür sorgen, daß die Hamburg-Amerika-Linie nicht nur ein hamburgisches, sondern ein nationales Unternehmen bleibt, auf das wir Deutsche stolz sein können. Wenn die Gesellschaft am 27. Mai ihren 50. Geburtstag festlich begeht, dann darf sie die herzlichen Glückwünsche von Nah und Fern mit freudiger Genugthuung entgegennehmen und mit Stolz der Welt weisen, was der deutsche Kaufmann vermag!

Hamburg. E. Francke.

Was Herr von Miquel nimmt und was er — schenkt.

Als wir unseren Artikel „Fiskalischer Vandalismus" in Nr. 32 der „Nation" schrieben, in dem wir das Schicksal schilderten, welches dem Berliner botanischen Garten durch die Hintansetzung der idealen Rücksichten auf Pietät und Wissenschaft sowohl von Seiten der Regierung wie des Abgeordnetenhauses, als auch durch die Theilnahmlosigkeit der gebildeten Bevölkerung bevorstand, machten wir uns nicht die Illusion, als ob dadurch die Annahme der Vorlage über den Neubau der Charité und die Vernichtung des botanischen Gartens im Abgeordnetenhause aufgehalten werden könnte. Zunächst war unsere Absicht, vor der zweiten Lesung darauf hinzuweisen, daß weder bei dem einen noch bei dem anderen Gegenstande die sachlichen Momente irgendwie in genügender Weise geprüft worden seien und zweitens, daß es sich nicht um eine rein örtliche Frage, sondern um die schwerwiegende grundsätzliche Frage handle, ob der Staat berechtigt sei, öffentliche Anstalten, die sich bewährt haben, ohne weiteres an andere Stätten zu verpflanzen, bloß weil er aus ihrem gegenwärtigen Platz mehr Geld herausschlagen könne. Wir müssen es schon als einen theilweisen Erfolg unserer Ausführungen ansehen, wenn bei der zweiten Lesung sich die Sache nicht ganz so glatt und einspruchslos vollzogen hat wie in der Kommission und in den Ausführungen der Redner doch wenigstens einige Anklänge an unsere Ausführungen wahrgenommen werden konnten. So streifte der Abg. Virchow wenigstens die Verwendung fiskalischer Grundstücke zu spekulativen Zwecken, aber er getröstete sich damit, daß diese schon gelegentlich stattgefunden habe. Wir glauben aber, daß es ein Unterschied ist, ob für solche Zwecke irgend ein fiskalisches Gebäude herhalten muß oder eine großartige, für die Zwecke des Unterrichts und der wissenschaftlichen wie ästhetischen Belehrung der Jugend und des großen Publikums bestimmte und glänzend bewährte Anstalt.

Leider ist aber keiner der Redner, auch die beiden ärztlichen, Professor Virchow und Dr. Langerhans nicht, auf die Frage eingegangen, in welcher Weise während der Zerstörung des botanischen Gartens und nach der Herstellung des neuen den Anforderungen des botanischen Unterrichts genügt werden soll, den sowohl die künftigen Aerzte, wie die Studirenden der Naturwissenschaft, die künftigen Oberlehrer und Professoren und nicht bloß die wenigen Pharmazeuten zu erhalten haben. Daß in Dahlem die Herstellung eines bedeutenden botanischen Gartens, etwa wie derjenige von Kew bei London möglich ist, haben wir nicht bestritten. Wir wissen bloß nicht, wie sich seiner Andere als solche, die dauernd in seiner Nähe oder in ihm selbst wohnen, zu Studienzwecken bedienen sollen, wie namentlich die Studirenden der Großstadt, die schon bei den jetzigen Entfernungen der wissenschaftlichen Institute von einander das akademische Viertel, das zwischen zwei Vorlesungen liegt, weit überschreiten müssen, um athemlos von der einen Anstalt in die andere zu gelangen, künftig die Zeit für botanische Studien auf Grund unmittelbarer Anschauung gewinnen sollen, ohne ihr sonstiges Lernziel außer Acht zu lassen. Wir haben auch ein näheres Eingehen auf den Umbau der Charité und auf die Frage, ob ein entlegenes pharmazeutisches Institut nöthig und nicht vielmehr schädlich sei, vermißt. Allein wir getrösten uns damit, daß der botanische Garten wenigstens noch besteht und daß, wenn auch die Annahme des vorgeschlagenen Gesetzes leider außer Zweifel steht, doch seine Ausführung noch in

weitem Felde liegt. Wenn auch der pfennigfrohe Blick des Finanzministers von Miquel vielleicht schon auf den Baumkronen des botanischen Gartens mit dem Gedanken haften mag, was Dies Alles in Millionen Mark tragen wird, wenn die elenden Bäume erst „niedergelegt“ sind, wie er sich im Holzhändlerstil ausdrückte, wenn auch nicht der Sohn Goepperts, des verdienten Erforschers der fossilen Flora und Schöpfers der botanischen Museen, sondern Herr Althoff, ein juridisch-diplomatischer Meister des aliquid fecisse videri, den Universitätsangelegenheiten vorsteht, so geben wir doch noch nicht alle Hoffnung verloren. Wir thun es auch nicht nach der eben erfolgten Annahme der Vorlage in dritter Lesung, bei welcher die Berliner Abgeordneten überhaupt nicht mehr das Wort nahmen und nur das Centrumsmitglied Schmidt-Warburg, der einzige Abgeordnete übrigens, der eigene Kenntniß des Gartens verrieth, das ceterum censeo sprach: hortum botanicum esse conservandum! Haben die Konservativen im Herrenhause den vernünftigen Antrag eingebracht, daß der Grunewald als Staatspark erhalten werden soll, so darf man, wenn das Absurde nicht zum Grundsatz werden muß, doch wohl auch für möglich halten, daß ein seit zweihundert Jahren bereits bestehender, vorzüglich gepflegter und den höchsten Zwecken dienender, Staatspark schließlich doch von der Vernichtung verschont bleibt.

Was Herr von Miquel in der würdigen Erwägung, daß er als Finanzminister den botanischen Garten der Stadt Berlin nicht schenken oder, wie er bei der zweiten Lesung sagte, ihr nicht für ein Butterbrod — nämlich vier Millionen — überlassen könne, angerichtet hat, mögen die Leser aus einem Schreiben ersehen, welches ein hochbetagter Gelehrter aus Anlaß unseres Artikels in N. 32 an die „Nation“ gerichtet hat; er sagt darin:

„Ich darf sagen, mir ist jedes Wort aus der Seele geschrieben, wie es schon der denselben Gegenstand behandelnde Artikel in Nr. 10 vom 5. Dezember vorigen Jahres war. Mir als Botaniker blutet das Herz bei dem Gedanken, daß dieser botanische Garten, der erste Deutschlands, das Werk von Jahrhunderten, mit seinen herrlichen, reichen Schätzen, für welche Naturforscher in allen Theilen der Erde gesammelt und an welchen so bedeutende Gelehrte wie Gleditsch, Willdenow, Kunth, Link, Alexander Braun u. A. gearbeitet und theuere Erinnerungen hinterlassen haben, untergehen soll — um einen Judaslohn. Was ist das für eine Zeit, wo so etwas gewagt werden kann! Die Stadt Berlin soll 5 Millionen zahlen für ein Stück des Gartens, um es als Luft- und Erholungsort für das Berliner Publikum zu erhalten; nach dem wissenschaftlichen Inhalt wird nicht gefragt, der mag nach Dahlem wandern, als wenn er sich auf einem Möbelwagen packen ließe, und das eine gute Meile weit ab von denen, die ihn benutzen wollen. Ist das erhört? Aber freilich, es ist Juristenarbeit und diese Herren, darin hat der Verfasser ganz recht, haben von Naturkultus und Naturstudien keine Ahnung. Daß das große Publikum sich dem Attentate auf ein so altehrwürdiges wissenschaftliches Institut so gleichgültig gegenüberstellt, ist mir weniger verwunderlich; denn das ist, wenn es nicht gerade brüskirt oder aufgerüttelt wird, allen Anordnungen der hohen Obrigkeit gegenüber sehr geduldig und lammfromm. Aber daß die Herren, die in die Bedeutung des Garten eingeweiht sind, daß insbesondere die Gelehrten, die Tag aus Tag ein im Garten und im botanischen Museum ihren Studien obliegen, dazu sich so still verhalten, das kann ich nicht begreifen.“

Wir, offen gesagt, auch nicht. Die Herren müssen sehr illusionsfähig sein, wenn sie sich bei der Aussicht bescheiden, daß die dritte oder vierte Generation nach uns in Dahlem vielleicht einen brauchbaren größeren botanischen Garten haben wird, als wir jetzt; aber, daß die maßgebenden Fachmänner zu der Zerstörung des gegenwärtigen schweigen und auch auf unseren wiederholten Appell an ihr wissenschaftliches Gewissen stumm blieben, verstehen auch wir nicht. Offenbar findet man den Geschenkstandpunkt Miquel's ganz berechtigt. Bisher hat es freilich nicht als Geschenk gegolten, wenn Jemand, dem ein Gegenstand zur Obhut und Pflege anvertraut ist, wie die Staatsanstalten der jeweiligen Regierung anvertraut sind, diese Pflicht erfüllt. Da wir jetzt eines Andern belehrt sind, so verdienen wir uns vielleicht den Dank des Ministers von Miquel, wenn wir ihm die Möglichkeit zeigen, Berlin noch einige andere Geschenke zu machen. Für die allernächsten Zwecke des botanischen Unterrichts diente bisher ein kleiner Garten hinter der Universität im Kastanienwäldchen. An der Stelle dieses Gartens könnte ganz gut ein stattliches Haus stehen; es ist dicht an den Linden, eine Front könnte nach der Dorotheenstraße sehen, die Quadratruthe in jener Gegend wird sehr hoch bezahlt. Ferner besitzt die thierarzneiliche Lehranstalt einen im Vergleich zu diesem kleinen weit ansehnlicheren botanischen Garten, der sich bis zum anatomischen Institut hinzieht. Dächten die Herren Miquel, Bosse und Althoff an den botanischen Unterricht, so würden sie vielleicht das Auskunftsmittel vorgeschlagen haben, diesen Garten wenigstens als Nothbehelf den Studirenden der Medizin und Pharmazie an der Universität zugänglich zu machen. Da aber Herr Miquel sich, wie aus seiner Rede bei der zweiten Lesung hervorging, vorwiegend als Wahrer der Vermögensinteressen des Staates ansieht, so machen wir ihn darauf aufmerksam, daß er der Stadt Berlin etwas schenkt, indem er jene schönen Bäume stehen läßt an einer Stelle, welche, dicht an der Friedrichstraße, eigentlich ein werthvoller Baugrund ist.

Doch, wozu uns mit Kleinigkeiten abgeben? Soll doch an irgend einer maßgebenden Stelle der Gedanke, die Universität selbst nach dem Grunewald zu verlegen, auch schon einmal „ventilirt“ worden sein. Gut ventilirt wäre die Universität auch dort, ja dort erst recht, an ihrer jetzigen Stelle könnte man aber vielleicht ein Absteigequartier für vornehme Fremde oder auch staatliche, gut rentirende Waarenhäuser erbauen. Auch das alte und das neue Museum sind, wenn man es recht besieht, eigentlich veraltet, mindestens so, wie das Palmenhaus und das Viktoriahaus des botanischen Gartens. Der antikisirende Stil der beiden Museen paßt ohnedies nicht zum Barokstil des Schlosses, des Zeughauses und des Kaiser Wilhelmdenkmals, wohl auch nicht zum Raschdorff'schen neuen Dom. Das Geschenk, welches Herr Miquel der Stadt Berlin macht, wenn er die Niederreißung dieser Gebäude nicht auch mit speziösen Gründen der Landesvertretung vorschlägt, deren mächtigste Partei durch Herrn von Köller den Museen schon kürzlich ihre eigenthümliche Gunst bewies, ist also eigentlich ein recht altmodisches und es würde nicht allzu bedenklich sein, an die Stelle der Museen praktischere Bauten zu setzen. Sie befinden sich hart an der Wasserstraße der Spree; vielleicht wäre der Platz für die großen Staatsgetreidespeicher geeignet, mit denen der nothleidenden Landwirthschaft aufgeholfen werden soll. Die Museen verlege man aber nach Dahlem neben den baumlosen botanischen Garten der Zukunft.

Medicus.

Zum andern Mal Essays von Otto Gildemeister.

Otto Gildemeister, der Rathsherr von Bremen, gehört zu den ältesten, treusten und verehrtesten Hausfreunden dieser Wochenschrift. Er gehört nicht bloß zu jenen Hausfreunden, die mit umgebundener Serviette stumm bei Tafel sitzen, sich begnügend, vom Weine zu schlürfen und von den mehr oder minder köstlichen Gerichten fremder Kochkunst zu kosten. Er hat so manches Mal mitgeholfen, das Mahl zu bereiten, und immer gab es dann delikateste Bissen. Das hat ihm unser Hauswirth, der Herausgeber, mit guten Worten hier an dieser Stelle gedankt, indem er vor einem halben Jahre aufstand und über den ersten Band der Essays von Otto Gildemeister sprach. Nun ist auch noch ein zweiter

Band dieser Essays*) erschienen. Wie jener erste, so bringt auch dieser viele Blätter, die zuvor in der „Nation“ zu lesen waren. Wiederum wäre es Sache des Herausgebers, mit guten Worten den Dank zu erneuern. Was in Gottes Namen aber bewegt ihn, dieses Mal seine Zunge zu zähmen, an des Tisches unterstes Ende zu treten, dort einem harmlos Mitessenden die Schulter zu schütteln und zu sagen: „Du bist der jüng're Bruder, rede Du!“

Dort oben sitzen lauter Männer, die mit Otto Gildemeister seit Jahrzehnten innigst vertraut sind. Zumal der Herausgeber selbst steht ihm durch Bande der Landsmannschaft, der Freundschaft, der politischen Kameradschaft nah. Ich dagegen habe ihn vor vielen Jahren nur ein einziges Mal flüchtig gesehen, als er im Theater, zwischen Bamberger und Homberger, eine Sperrsitzreihe hinter mir saß, ein kleiner Herr, durch goldgeränderte Brillengläser achtsam auf die Bühne blickte und über ein schlecht gespieltes Bauernstück von Anzengruber offenbar mißbilligend den klugen, grauen Kopf bewegte. Mir war der Eindruck höchst interessant, den unser lieber, starker Anzengruber, damals noch einer der Radikalsten unter den „Jungen“, auf den berühmten Nachdichter Ariosto's, Dante's, Shakespeare's, Byron's machte; ich hätte gerne mehr davon erfahren. Aber es fügte sich nicht. Später hörte ich über Gildemeister's Persönlichkeit viel von gemeinschaftlichen Freunden. Zwei verehrte Frauen halten ihn aufs höchste, und unser alter Karl Werder pflegte in seiner jugendfrischen, quillenden Art förmlich zu jubiliren, so oft er von Gildemeister, seinem litterarischen Testamentsvollstrecker, sprach; schon im Klange des Namens hallte die hellste Freude wider. Als Gildemeister in der deutschen Sprache, die er später so meisterhaft beherrschen sollte, erst lallte und stammelte, saß Werder schon längst in Hegel's Kolleg. Aber dieser Altersunterschied schien völlig umgedreht zu sein. Gildemeister war für den alten sonst nichts weniger als autoritätsgläubigen Werder höchstes Tribunal in ästhetischen und menschlichen Dingen. Werder ließ keine Zeile drucken, die Gildemeister nicht vorher geprüft hätte. In Shakespeare mögen sich die Beiden einst gefunden haben.

Das Vertrauen, das ein soviel älterer weiser und poetischer Mann in ihn setzte, ist bezeichnend für Gildemeister's Stellung in weiten Kreisen der Nation (der Nation mit, aber auch ohne Gänsefüßchen). Er ist ein Vertrauensmann. Als Vertrauensmann schickte ihn seine Vaterstadt in ihren Senat, in den Bundesrath des Deutschen Reichs. Als Vertrauensmann rief ihn die große Dichtkunst des Auslandes herbei, auf daß er ihr in bester Form Zutritt zum „Volk der Denker und Dichter“ verschaffe.

Als Vertrauensmann kommt er uns auch in seinen Essays entgegen. Sein Urtheil und seine Beweisführung sind so ruhig, so sicher, so überlegt und geklärt, so harmonisch und folgerichtig, daß man zum Dogmatismus geradezu verleitet wird. Wo ich der Sache ferner stand, kam mir nicht einmal der Gedanke, sie könnte sich anders verhalten, als Gildemeister sie darstellt. So habe ich seine Charakteristiken des Bremer Bürgermeisters Smidt, des Herzogs von Saint-Simon, Josefinens Bonaparte, Talleyrand's mit einem felsenfesten Glauben an Gildemeister's Wort gelesen. Zum Widerspruche gereizt wurde ich erst da, wo ich mich selbst im Gegenstande heimischer fühle: bei einigen allgemeinen ästhetischen Betrachtungen, die sich an Shakespeare's Macbeth knüpfen. Aber auch hier erfreute und bestach die feine Form, in der ein ästhetischer Glaubenssatz geoffenbart wird. Und da mir nun einmal als einem Vertreter der jüngeren, in Vielem anders denkenden Generation an dieser Stelle das Wort über Gildemeister gestattet worden ist, so darf ich es auch aussprechen, daß mit lauter solchen Gegnern, wie dieser ist, die Einigung über strittige, uns allen am Herzen liegende Probleme des Lebens und der Kunst weit leichter wäre, als jetzt, wo hüben wie drüben Rowdies und Pedanten so oft eine Farce des Maulheldenthums aufführen und dadurch den Streitfall nur verdunkeln. Vom süßlichen Dufte der ästhetischen Thees ebenso weit entfernt wie vom Schweißgeruch des Pöbels umweht ihn frische Geistesluft, in der sich herrlich streiten und herrlich übereinkommen läßt.

Zu dem zweiten Bande der Essays gehört einer über Macaulay, der schon vor 37 Jahren geschrieben wurde, und ein kleineres Feuilleton über Renan's „Lose Blätter“, das vor fünf Jahren hier in der „Nation“ gestanden hat. Wie Gildemeister dieses Renan'sche Büchelchen bespricht, so sollten von dem, der's könnte, seine eigenen Essays besprochen werden, und was er im Anschluß an Macaulay mit einem der bei ihm so sehr beliebten Exkurse über die Wirksamkeit der Essays und Essayisten im Allgemeinen sagt, das könnte in keiner besseren Form und nicht mit passenderen Worten auf Gildemeister selbst angewendet werden. Nur wer den Essay so künstlerisch frei beherrscht, wie er, kann so überzeugend davon sprechen. „Das englische Wort Essay“, sagt er, „verhält sich zu unserer Abhandlung, wie ein gebildeter Mann von Welt zu einem gelehrten Pedanten.“ Er beklagt es, daß die Kunst, Essays zu schreiben, in Deutschland so wenig geübt und gepflegt wird, daß unsere Männer der Wissenschaft nie anders als im schweren Harnisch ihrer Gelehrsamkeit unter das Volk treten. Seit 1860, wo Gildemeister diese Klage aussprach und auf Macaulay als ein Vorbild hinwies, ist das freilich wesentlich anders geworden. Hierin wenigstens haben wir Fortschritte gemacht. Dem englischen Geschichtschreiber dürfen wir jetzt getrost unseren Mommsen gegenüberstellen. Die beiden einflußreichsten deutschen Männer der letzten Jahrzehnte, Bismarck und Moltke, waren vollendete Causeure; ihren Briefen, Denkschriften, Reden und anderen litterarischen Aeußerungen haftet nichts mehr von der alten, öden „Abhandlung“ an. Ueber alle schroffen Gegensätze politischen Denkens hinaus einigen sich Geister, wie Treitschke und Bamberger, in der freien künstlerischen Herrschaft über den Stil der deutschen Prosa, von der Gildemeister sagt: „Die Eleganz der deutschen Prosa soll nicht die eines lächelnden Höflings, sondern die eines Gentleman sein.“ Auch Herman Grimm hat sich seinem Meister Emerson bis zur Verwechslung angenähert, und man könnte es als ein Sinnbild veränderter Zeiten ansehen, daß gerade der Neffe des größten deutschen Sprachforschers die essayistische Form bevorzugt und mehr als jeder Andere sie in Deutschland zu verbreiten gewußt hat. Aber auch ein jüngerer Meister der deutschen Philologie, Wilhelm Scherer, hat frühzeitig erkannt, daß der deutsche Gelehrte dem deutschen Volke immer fremd bleiben wird, solange er nicht aus dem Harnisch gelehrter Deduktionen zu gerathen vermag. Es wird für Gildemeister von Interesse sein, daß Scherer eingestandener Maßen seinen künstlerischen Stil, nicht den Stil seiner gelehrten Untersuchungen, sondern den Stil seiner prachtvollen „Vorträge und Aufsätze“, aus dem später der Stil seiner Litteraturgeschichte wurde, an Macaulay gebildet hat. Was diese und andere deutsche Essayisten allesammt auszeichnet, läßt sich nicht kürzer und treffender als mit Gildemeister's Worten sagen: „Stil und Kunst hängen bei Renan, wie bei allen wirklichen Schriftstellern, aufs engste zusammen mit seinem Naturell.“ Freilich gibt es gerade in Deutschland noch immer starke und feine geistige Naturelle, die Stil und Kunst mehr oder minder geflissentlich verschmähen. Ihnen gilt noch immer, was Gildemeister mit größerem Rechte vor 37 Jahren, als er auf Macaulay hinwies, zu beklagen hatte: „Der deutsche Schriftsteller denkt meistens nur an sein Thema, der englische denkt auch an sein Publikum, an jene vielbeschäftigten, unnachsichtigen, imponirenden Kritiker, die von ihm verlangen, daß er, wenn er zu ihnen sprechen will, gut, angenehm und klar spreche. Die vornehmen Deutschen lesen wenig oder gar nicht; man macht an den deutschen Schriftsteller gar nicht den Anspruch, daß er auch äußerlich, auch im Stile, die höchste Bildung seiner Nation vertrete, und der deutsche Schriftsteller macht es sich bequem und steht im Schlafrock und niedergetretenen Pantoffeln vor den Säulenhallen der Wahrheit und der Schönheit.“

Gildemeister's Vorwurf richtet sich somit nicht bloß gegen das Angebot des deutschen Schriftstellers,

*) Verlag von Wilhelm Hertz. Berlin. 1897.

sondern auch gegen die Nachfrage oder vielmehr gegen die Nichtnachfrage des deutschen Publikums. Wer liest, oder gar wer kauft in Deutschland Essaysammlungen? Scherer's „Vorträge und Aufsätze“ stehen seit mehr als zwanzig Jahren noch immer bei ihrer ersten Auflage. Erich Schmidt's formell noch mit zu viel gelehrtem Ballast beladene, aber höchst scharfsinnige und aufschlußreiche Charakteristiken aus allen Epochen des deutschen litterarischen Lebens — wie vielen Verehrern dieses Professors mögen sie bekannt sein? Wer kennt die schönen Essays unsres zu früh verstorbenen Heinrich Homberger? Der deutsche Verleger zieht ein saures Gesicht, so oft ihm ein deutscher Schriftsteller eine Sammlung seiner Essays anbietet, und er muß schon selbst ein litterarischer Feinschmecker, wie Wilhelm Hertz, sein, um immer wieder so ungangbare Waare in Betrieb zu setzen. Es mag diesen vornehmsten Verleger daher doppelt erfreuen, weil Gildemeister's Essays besseres Glück zu haben. Es hat sich das Erstaunliche begeben, daß vom ersten Band schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Und doch wollte Gildemeister selbst von einer solchen Sammlung seiner Essays nichts wissen; erst Freunde mußten halb und halb hinter seinem Rücken diese reizvolle Arbeit für ihn verrichten. Auch darin gleicht er seinem Macaulay, der erst durch einen amerikanischen Nachdrucker genöthigt werden mußte, diesen schlechten und ungenauen Ausgaben den authentischen Text seiner Reden und Schriften entgegenzuhalten und so erst „diese Meisterwerke aus dem bald vergänglichen Rahmen der Zeitungen und Zeitschriften in den dauerhafteren Gewahrsam einer besonderen Sammlung zu retten“.

Diese Scheu vornehmer Geister gegen nochmaliges Auftischen bereits vor längerer Zeit gespendeter Gaben ist sehr wohl begreiflich. Auch Ludwig Speidel, der Meisterfeuilletonist der Neuen Freien Presse, verschmäht es, seine vielbegehrten formvollendeten Kritiken über das Burgtheater zu sammeln. Vielleicht ist die leichte, graziöse Form derartiger kleiner Stücke oft erst dadurch entstanden, daß die Verfasser selbst kein schweres Gewicht darauf legten und nicht beflissen waren, die Anmuth durch Würde, das glücklich erhaschte Ungefähr durch Wichtigkeit zu verscheuchen. Auf ein Blatt geschrieben, das heute neu ist und morgen schon alt und verdrängt, was soll diesen flotten Sätzen der Schein der Ewigkeit, der auf ein ehrbares Buch fällt? Können diese Sachen dennoch den Schein einer Ewigkeit vertragen, nun gut, so mögen Freunde sich die Mühe nicht verdrießen lassen. So mag Macaulay gedacht haben, und so hat Gildemeister gewiß gedacht. Dieser Gedanke eines vornehmen Geistes ist um so verständlicher in unsrer Zeit der dreistesten Buchmacherei, wo jeder kleine Winkelschreiber sich beeifert, seine todten Eintagsfliegen in Reih und Glied aufzuspießen und unter gezierten, weit hergeholten Floskeltiteln marktschreierisch, womöglich mit Porträt und Namenszug des Bürschchens, preiszugeben. Diesem unzüchtigen Brauch, journalistischer Dutzendwaare jenen Schein der Ewigkeit geben zu wollen, könnte den festesten Riegel ein Wort vorschieben, das Gildemeister auch schon vor 37 Jahren im Hinblick auf Macaulay gesprochen hat. Er, der langjährige Redakteur der Weserzeitung, zieht hier dem ehrlichen und vornehmen Journalisten die Schnur: „Wer einen Begriff von der Zeitungsschriftstellerei höheren Ranges, namentlich inmitten eines großartigen Parteiwesens, hat, der wird mir Recht geben, daß in der heißen Atmosphäre dieser fieberhaften, rastlosen Betriebsamkeit die saftreichen, üppigen Früchte nimmer hätten gedeihen können, welche Macaulay's Prosamuse in bequemer Sorgfalt gezeitigt hat. Glanz und Duft würden gewiß auch die journalistischen Früchte, hätte sie solche ziehen müssen, an sich verbreitet haben, — aber den Glanz eines Tages, den Duft einer Stunde. Erschöpft von dem nie ruhenden, hastigen, leidenschaftlichen Produziren würde sie wahrscheinlich nie im Stande gewesen sein, jenes Gleichgewicht maßvoller und doch energischer Schönheit sich anzueignen, welches ihren Werken dauernden Werth verleiht, auch wenn die Wichtigkeit ihres Gegenstandes längst veraltet ist. Der Journalist verausgabt in kleinen Summen, die ohne Spur zu hinterlassen durch die Finger rinnen, Mengen Goldes, welche der langsam sammelnde Schriftsteller in einem großen Posten zum Erwerbe dauerhaften Besitzes verwendet.“ Wie vorher vom gelehrten Pedanten, so unterscheidet Gildemeister nach der entgegengesetzten Seite vom schnellfertigen Tagesschriftsteller den Essayisten seines Ideals, das er in Macaulay verwirklicht findet, und dem er selbst so nahe kommt. Und wenn Gildemeister von Macaulay sagt: „Er war auf seinem Gebiete Künstler. Mit dem Worte künstlerisch zu schaffen, ein Argument, eine Auseinandersetzung zum Gegenstande ästhetisch befriedigender Sprachgebilde zu machen, das war der Trieb, welcher seinem geistigen Leben die besondere Richtung und Farbe gab“, so hat er damit dem Essay seine Aufgabe gestellt. Gildemeister selbst hätte nicht dieser meisterhafte Essayist werden können, wenn in ihm nicht, wie in Macaulay und Renan, eine Künstlernatur läge. Darum hängen seine zwei Bände Essays engstens zusammen mit seinen Uebersetzungen großer Dichter. Seine Byron-Uebersetzung konnte nur Einer schaffen, der im Stande war, auch im Essay Byron so zu behandeln, wie es Gildemeister gethan hat. Das Künstlerische steckt so tief in Gildemeister's Wesen, daß ich überzeugt bin, es habe sich sogar in der Art seiner Bremer Amtsführung bekundet. Er war gewiß kein Bürgermeister wie andere mehr, und zum wenigsten werden seine Aktenstücke eine gefälligere, sprachlich und logisch richtigere Form gehabt haben, als sie zuweilen von unseren höchsten Staatsbehörden ausgehen. Sicherlich werden seine Zeitungsartikel diesen Künstler genugsam verrathen haben, so daß sich auch eine auserlesene Sammlung von ihnen lohnte. Vor allem aber ist nicht nur die Form, sondern auch der geistige Standpunkt seiner Essays künstlerisch.

Das Wesen eines Menschen läßt sich nicht durch Schlagworte bezeichnen. Der Mannigfaltigkeit seiner Natur thut man Unrecht, wenn man sie über den Leisten einiger dürrer Eigenschaftsworte schlägt. Aber jeder Mensch hat gewissermaßen ein Vorzugswort, das etwas besser als die anderen gerade für ihn paßt, ohne ihn ganz zu decken, wie ein Hut, der ja auch nur für die Kopfform zu passen, nicht den ganzen Körper zu umkleiden braucht. Scherer hat einmal das Wesen Moriz Haupt's durch die eine Silbe „Wucht“ zu bezeichnen versucht. Soll man für die Besonderheiten Gildemeister's nach einem solchen Worte suchen, so wäre es das Wort Bildung. Das Wort stammt aus der Künstlersprache. Wer von wissenschaftlicher oder gar gelehrter Bildung spricht, braucht dieses Wort schon in einer übertragenen Bedeutung. Diesen künstlerischen Ursprung sollte man dem schönen Worte bewahren. Es unterscheidet sich dadurch vor Allem von dem Worte Gelehrsamkeit, wofür man in alten Zopfzeiten Gelahrtheit sagte. Auch in der wissenschaftlichen Bildung liegen die Eigenschaften eines Kunstwerks: Harmonie, Rundung, Abgeschlossenheit, ein Ganzes. Auf Gelahrtheit trifft das nicht zu. Der gelehrteste Mathematiker kann sonst ein sehr ungebildeter Mensch sein. Wieviel Gelehrte haben wir in Deutschland, wieviel seltener sind gebildete Menschen. Bei den endlosen und zahllosen Professorenreden auf dem dreitägigen Stiftungsfeste der Straßburger Universität ist uns das erst in diesem Monat wieder erschreckend zum Bewußtsein gekommen. Wie wenig Bildung hört man, zumal in jüngster Zeit, von den Redepulten deutscher Parlamente!

So fern Gildemeister aller Gelahrtheit steht, so tief erfüllt ist er von Bildung, so sehr ist er durchgebildet. Von Renan sagt er: „Die Wissenschaft würde auf ihrem heutigen Standpunkte auch dann stehen, wenn Renan nicht eine Zeile geschrieben hätte.“ Vielleicht ist es das gerade, was ihn zu Renan hinzieht. Auch ihn kann die Wissenschaft entbehren. Nicht aber kann ihn die gebildete Nation entbehren, denn er steht unter nur Wenigen am letzten Ziel aller Bildung: er findet dem Stoff seine Form.

Diese Form zieht sich bisweilen in die knappste Formel zusammen, ohne daß sie formelhaft erstarrt. Es sind Brennpunkte, die die Strahlen sammeln, um sie gleich wieder

auszustreuen. So sagt er von Napoleons Josephine: „Sie bildete einen Gegensatz, der so pikant und künstlerisch wirksam ist, zu dem Manne, an dessen Seite sie ihr wundersames Schicksal auslebte, ein zierlicher Egoismus neben einem kolossalen.“ Die historische Gelahrtheit wird gegen dieses Aperçu nichts einzuwenden haben; gefunden aber konnte es nur von Einem werden, der nicht bloß forscht, sondern auch das Erforschte bildet, dem Erforschten eine Bildung gibt. Wie auf zwei kontrastirenden Porträts steht jetzt das merkwürdige Ehepaar vor uns. Als Gildemeister die unendliche Bändezahl der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon durchgelesen und uns hieraus allerlei Charakteristisches über das Hofleben Ludwigs des Vierzehnten mitgetheilt hat, seinen Flitterglanz und sein inneres Faulen, findet er ein Wort, mit dem der Gesammteindruck des großen Studiums dieser Memoiren kurz und gut ausgeprägt und dem Gedächtniß für immer eingeprägt ist: „Man fährt mit Saint-Simon auf einer Prachtgaleere, die langsam aber unaufhaltsam einem Katarakte zutreibt“ — auch das ein Bild, das nur der bildende Künstler finden kann.

Mit künstlerischem Auge hat der Bürgermeister von Bremen so Umschau in der großen Vergangenheit der Welten gehalten. Wohin sein Blick fiel, das mag oft genug vom Zufall abgehangen haben; denn auch darin zeigt sich Bildung, daß sie bei jedem beliebigen Griff ins volle Menschenleben es dort packt, wo es interessant ist. Am liebsten blieb Gildemeister's Blick am Riesenmaß der Geister haften. Nichts was Macaulay geschrieben hat, interessirt ihn so sehr, wie der Essay über Machiavel. Er überträgt ihn in sein wundervolles Deutsch und fügt ihn etwas unförmlich mitten in den eigenen Essay über Macaulay ein. Wie Macaulay zu Machiavel, so ungefähr steht Gildemeister zum ersten Napoleon. Wer sich mal so tief in Shakespeare versenkt hat wie er, kommt um eine gewisse Art, ich will nicht sagen von Heroenkult, aber doch von Heroeninteresse nie herum. Aus diesem zweiten Bande der Essays wird es offenkundig, daß Gildemeister für keine historische Persönlichkeit ein größeres Interesse hat als, er der Deutsche, der Liberale, der Bürger, für den französirten Italiener, den Tyrannen, den Eroberer. Als Gildemeister zur Welt kam, war Napoleon erst seit zwei Jahren todt. Ueber der damals heranwachsenden Jugend dehnte sich noch sein gewaltiger Schatten aus. Er stieg in den Erzählungen der Väter und Vettern auf. Mütter und Frauen vergossen noch Thränen, die er verschuldet hatte. Unter diesem Kindheitseindruck wird auch Gildemeister gestanden haben, und er ist ihn Zeitlebens nicht los geworden. Einmal unterbricht er sich: „Aber ich wollte von Josefinen reden und sprach von Bonaparte; der Mann wirft einen gar zu breiten Schatten.“ Doch die leidenschaftliche Empfindung ist Gildemeister auch hier los geworden. Er tritt zu seinem großen Gegenstande mit dem freien und ruhigen Interesse des Künstlers, auch hier die Ueberlegenheit der Bildung beweisend. Das ästhetische Interesse an der übermenschlichen Heldengestalt aus dem Anfang unseres Jahrhunderts dürfte sich durch eine Parallele aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch bei Gildemeister noch gesteigert haben. Denn auch darin ist Gildemeister von Shakespearischem Geistes hinlänglich erfüllt, um die Kraftnatur eines politischen Gegners ästhetisch genießen zu können. Zwar sagt er: „Wir haben in unserer deutschen Geschichte keinen Napoleon, aber an Beispielen unkritischer Heroenverehrung fehlt es auch bei uns zu Lande nicht. Nomina sunt odiosa.“ Andererseits jedoch spricht er vom mystischen Elemente, das in Napoleon wie in allen großen Schicksalsmännern vorhanden wäre, und fügt hinzu: „Ohne das Mystische, ohne den festen, wenn auch trügerischen Glauben an ein Höheres ist das Auftreten solcher Männer nie recht verständlich. Alexander, Cäsar, Mohamed, Cromwell, Wallenstein gehören in diese Reihe, und mit Napoleon ist sie nicht abgeschlossen.“ Gildemeister ist hellsichtig genug, den Genius, wo er waltet, zu erkennen. Aber der Blick in die geschichtliche Vergangenheit hat ihm bestätigt, was gerade seinen liberalen Bürgersinn die Politik der eigenen Zeit lehren mußte: „Es ist vortheilhaft, den Genius zu bewirthen, aber es ist gefährlich, ihn zum alleinigen Herrn im Hause zu machen.“

Gerade bei der Betrachtung des menschlichen Genies ruft Gildemeister die Geschichte der Wissenschaft und die Geschichte der Kunst zur gegenseitigen Hilfe so entschieden herbei, daß unsere Fachgelehrsamkeit sich dagegen auflehnen würde. Ein Theil unserer Historiker macht mit allen Mythen, mit allen Legenden, mit aller Anekdote so reinen Tisch, daß schließlich auf dem Tische nichts mehr steht. Mit diesem nüchternen Fachmannsstandpunkt, der die historische Wahrheit nur in der historischen Wirklichkeit sucht, der aus der Forschung die Phantasie verbannt, hat Gildemeister nichts zu schaffen. Er ist sehr einverstanden damit, daß Taine den ersten Napoleon als eine Gefahr für Frankreich hinstellt, aber er tadelt, daß Taine bei ihm jenes mystische Element vernachlässigt hat, und thut dabei einen Ausspruch, der sehr bezeichnend ist für sein Mittleramt zwischen Wissenschaft und Kunst: „Allerdings ist auf diesem Gebiete der wissenschaftliche Forscher im Nachtheil gegen den Dichter. Die innersten Vorgänge des Seelenlebens gelangen selten in die Akten; poetisches Ahnungsvermögen aber vermag aus leisen und vereinzelten Strichen das Bild zu ergänzen, das, weil es von der Phantasie eingegeben zu sein scheint, darum nicht minder wahr sein kann.“

Unablässig ziehen sich ihm die Fäden aus dem Reich der Geschehnisse ins Reich der Einbildungen. Als Schiller den Wallenstein schrieb, stand er nach Gildemeister's Vermuthung unter dem Eindruck Napoleons. So mag Gildemeister, als er in diesen Essays seine Napoleontetralogie schrieb (denn auch aus den Memoiren Talleyrand's steigt ihm immer wieder die Gestalt des Kaisers auf), unter dem Eindruck Jenes gestanden haben, unter dessen Präsidium er so lange Jahre im deutschen Bundesrathe gesessen hat.

Wer im zweiten Bande seiner Essays zuerst von Macbeth und seiner Lady, dann von Napoleon und seiner Josefine liest, wird hier wie dort den gleichen Eindruck eines lebendigen Menschenpaares empfangen. Denn auch in der Charakteristik dichterischer Gestalten trifft Gildemeister durch lebendige Formeln das Richtige kurz und gut. So sagt er von der Lady: „Auf der Bühne muß sie schon beim ersten Auftreten das Weib sein, welches ruchlos genug ist, das Verbrechen zu begehen, aber nicht ruchlos genug, das begangene zu ertragen.“ Von Desdemona sagt er: „Nicht aus Tugend, sondern von Natur ist sie allen Lockungen sinnlichen Genusses verschlossen; die Schwärmerei ihres Herzens sehnt sich nach einer schönen männlichen Seele, nicht nach einer schönen männlichen Gestalt, und so innig ist diese Schwärmerei, daß sie gar nicht bemerkt, was Venedigs junger Adel an Anmuth und Feinheit des Aeußerlichen ihr zu Füßen legt.“

Wie hell! Wie tief! Wie einfach! In den unübertrefflichen Charakteristiken solcher Art liegt nicht der Gegensatz ästhetischer Anschauungen, von dem ich zu Anfang sprach. Worin ein Theil der jüngeren Generation, zu dem ich mich rechne, nicht mehr mit Gildemeister geht, das ist die Moralphilosophie, die er seiner Aesthetik zu Grunde legt. Er sieht in der dramatischen Kunst nichts anderes als den Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip des menschlichen Lebens: „Tragisch“, meint er, „wird ein Schicksal nur in der einen oder in der anderen Weise: entweder wenn das gute Prinzip über alle Anfechtungen der Versuchung durch das Opfer des Irdischen den Sieg davon trägt und so im Untergange des Zeitlichen und Vergänglichen das Göttliche und Ewige, welches in uns ist, triumphirt, — oder wenn die mit hohen und edlen Kräften ausgestattete Persönlichkeit zwar der bösen Begierde erliegt, zwar ihre Tugenden selbst der Leidenschaft dienstbar macht, aber durch diese ihre Verschuldung selbst innerlich zu Grunde geht und in dem äußeren Siege nichts erringt, als den Tod der eigenen Seele, dadurch bekundend, daß das Göttliche das Lebensprinzip unseres Wesens ist und daß alle Herrlichkeit dieser Welt zur Verdammniß wird für den, welcher um ihretwillen vor dem Satan niederkniet“.

Es dürfte nicht schwer sein, sämmtliche Shakespearischen Tragödien in das eine oder das andere dieser Fächer

einzurangiren, aber nur ihrer abstrakten „Idee“ nach, nicht in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit ihres Lebens. Hier scheint mir auch von Gildemeister eine Formel ausgegeben, die den Keim der Todesstarre trotz aller glänzenden Dialektik in sich trägt. Und wenn dieser Gott- und Satangesichtspunkt für Shakespeare zutreffen sollte, warum sollen spätere Dramatiker an diese ethische Marschroute gebunden sein? Wenn sich die Anschauungen vom Leben und von der Natur des Menschen ändern sollten, wenn man sogar an dem, was die christliche Moral als gut und als böse nimmt, zu zweifeln beginnt, wenn sich das naturwissenschaftliche Gesetz von der Unfreiheit des menschlichen Willens immer allgemeinere Geltung verschaffen sollte, wer will den Tragödiendichter, der über den Dingen stehen muß, dann dazu zwingen, daß er sich noch immer an die alte abgelegte Schuld- und Sühneforderung binde? Moderne Tragödien, wie Anzengruber's „Viertes Gebot“, Ibsen's „Gespenster“ fügen sich nicht mehr in Gildemeister's Formel ein. Da mir aber der dichterische Werth auch solcher Dramen unzweifelhaft feststeht, so muß ich jene Formel als zu eng befinden, wie jede Regel, die ein abstraktes Denken der künstlerischen Produktion vorschreibt. Man mag aus vorhandenen Werken ihre künstlerischen Gesetze herausziehen, aber man gebe diesen Gesetzen nicht den Werth einer arithmetischen Regel. Auch ohne solche Stipulirungen lassen sich ästhetische Betrachtungen anstellen, die Kunst und Leben gegenseitig in ein klareres Licht setzen. Wieviel davon ist gerade bei Gildemeister zu finden! Wie einheitlich faßt sich die ganze Kunst- und Weltanschauung dieses Mannes in Sätzen, wie die folgenden sind, zusammen! „Die Zweckmäßigkeit an sich erregt unseren Beifall, auch wenn der Zweck unsittlich ist; wir ergötzen uns an dem Scharfsinn, welchen ein Dieb entwickelt, auch wenn wir den Dieb verachten; wir bewundern die Genialität, mit welcher ein Usurpator sich eines Reiches bemächtigt, auch wenn wir seinen Treubruch verdammen. Nichts ist verächtlicher, als der verbrecherische Wille, welcher nur aus Feigheit und Nachlässigkeit das Verbrechen unterläßt. Die Gewalt der Leidenschaft, welche alle Hindernisse besiegt, die Klugheit und Energie, welche sie bethätigt, sind selbst in ihrer Verirrung Kundgebungen der hohen Kraft, welche Gott der Seele und dem Geiste des Menschen verliehen hat. Hat einmal die Leidenschaft den verkehrten Weg eingeschlagen, so soll sie ihn auch gehen und nicht hinken oder taumeln. Diese Entschlossenheit und Festigkeit des Verbrechens wird uns um so mehr imponiren, je weniger sie aus Stumpfheit und Rohheit des sittlichen Gefühls hervorgeht, je größere Anstrengung der Verbrecher nöthig hat, jene Festigkeit und Entschlossenheit sich selber abzuringen und abzutrotzen, je mächtiger in ihm die Möglichkeit des Guten ist, welche er durch Selbstbeherrschung und Selbstentäußerung zu ersticken hat, wenn er sicher und siegreich auf das Ziel seines Willens losgehen will. Es verhält sich hier genau so, wie mit dem umgekehrten Falle. Die tugendhafte That wird um so mehr gepriesen, je größere Schwierigkeiten innerer Versuchung ihr entgegenstanden. Ein Mensch interessirt uns nicht sonderlich, welcher Gutes thut, weil er von Natur ein Engel ist. Aber er interessirt uns, wenn er seiner schlechten Begierden in schwerem Kampfe Herr wird und auf solchem Wege zur Tugend gelangt“.

Auch hier tritt mir der moralische Gesichtspunkt zu scharf hervor, aber hier wie fast immer möchte ich auf Gildemeister dasselbe anwenden, was er von Macaulay sagt: Er hat seine Hörer nicht gerade zu stürmischem Beifall elektrisirt, wohl aber in ein tiefes Wohlgefallen eingewiegt.

Paul Schlenther.

Das neue Kriegsschiff „Hertha“ und die echte deutsche Göttin.

Zum zweiten Male ist ein deutsches Kriegsschiff auf den Namen „Hertha“ getauft worden. Es ist gewiß recht schön, daß der uralt-germanische, vorchristliche Brauch der Taufe auch bei unseren Schiffen gilt. Bei den heidnischen Deutschen und Skandinaven war ja die feierliche Wasserbesprengung der Kinder, zum Zeichen der Weihe fürs Leben, bekanntlich längst vor Einführung des Christenthums üblich. Ja, man tauchte auch oft die Neugeborenen geradezu in die Fluth der Ströme, schon um sicher zu sein, daß sie ein zähes Leben haben werden.

So schrieb der berühmte Arzt Galen im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung: „Wer unter uns möchte es wohl dulden, daß das neugeborene Kind, das noch warm vom Mutterleibe ist, an Flüsse getragen (ἐπὶ τὰ τῶν ποταμῶν φέρειν ῥεύματα) und, wie von den Germanen berichtet wird, gleich glühendem Stahl in das Wasser getaucht wird, sowohl um seine natürliche Stärke zu prüfen, als auch um den Körper abzuhärten?“

Die Schicksals-Jungfrauen, die Nornen, spielten bei der germanischen Eintauchung oder Taufe eine Rolle. Sie bestimmten zum Voraus des Kindes Lebensglück. Die Erinnerung an diese heidnische Sitte findet sich in verdunkelter Form noch bei manchen Taufgebräuchen in Deutschland und im Norden. Aehnliche Sitten der Wasserbesprengung sind übrigens aus dem Alterthum von mehreren Völkern nachweisbar; was bei Aristoteles und anderen Schriftstellern zu finden ist.

In der Edda läßt sich der große Germanen-Gott Odin in seinem Runen-Liede also vernehmen:

„Ein Dreizehntes kenn' ich. Soll ich ein Degenkind
In die Taufe tauchen,
So mag er nicht fallen im Volksgefecht;
Kein Schwert mag ihn versehren.

Oder wie es in der nordischen Urschrift lautet:

That kann ek it threttánda. Et ek skal thegn ungan
Verpa vatni á:
Munat hann falla,
Thótt hann i fólk komi,
Hnigra sá halr fyr hjörmu.

Also wörtlich: „Wenn ich einen jungen Degen mit Wasser soll besprengen“ — so ist er gefeit. Die meisten Bräuche dieser Art sind eben sehr alt und werden in den verschiedensten Himmelsstrichen in ähnlicher, auf die Urgeschichte der Menschheit zurückführender Weise angetroffen. Wer mit philosophischem Gleichmuth oder dichterischem Sinne die Sache betrachtet, kann sich also die Schiffstaufe ebenso gut gefallen lassen, wie das uralt-germanische Oster- und Weihnachtsfest.

Was die heidnisch deutsche Kindstaufe betrifft, so hätte Mannhardt („Germanische Mythen“) nicht bis ins Jahr 1700 zurückzugehen brauchen, um eines Holsteiners zu gedenken, der nach Sitte der Altvordern sein Kind mit Schnee wusch. Auf der Hochschule zu Heidelberg kannte ich noch einen Apotheker, der seine neugeborenen Kinder unter die Pumpe des Brunnens legte und begoß. Einige davon haben diesen kalten Wasserstrahl freilich nicht ausgehalten; und es stand nahe daran, daß die Behörde ein Einsehen hatte. Er gab dann das alt-germanische Verfahren auf.

Doch wir sind von der Hertha abgekommen; und über sie wollte ich eigentlich reden. Warum immer wieder „Hertha?“ und nicht lieber Nerthus?

Haben die Fachgelehrten in Deutschland, denen ja bekannt ist, daß das erstere Wort als eine falsche Lesart gilt, bei der Regierung zu Berlin noch nie einen Einspruch erhoben? Die Ansicht Jakob Grimm's könnte doch genügen. Er entscheidet sich unbedingt für die in den besten Handschriften enthaltene Lesart „Nerthum“ (nicht „Hertham“).

Und er verweist darauf, daß schon Aventin (d. h. der bekannte Geschichtschreiber und Sprachforscher Thurmayr aus Abensberg, daher Aventinus) „Nerth“, nicht Hertha, schrieb.

Der gleichen Ansicht huldigt Simrock, der diese Dinge doch auch verstand. Der Kürze halber sei von Uebersetzern der „Germania“ des Tacitus — in welcher jener geheimnißvollen deutschen Göttin gedacht ist, die auf einem Eilande des Meeres in heiligem Haine weilte und alljährlich auf einem von Färsen gezogenen Wagen zu fröhlicher Festeszeit mit ihren Priestern im Lande umfuhr — nur noch Bacmeister genannt, der ebenfalls Nerthus als das richtige Wort annimmt.

Aus der Edda kennen wir den See- und Fischergott Niörd, der nach einem Kampfe zwischen den beiden Götterkreisen der Asen und Wanen von den Letzteren als Geisel nach Asgard kam. Seine Kinder waren Freyr und Freyja, die milden Liebesgottheiten. Er selbst, im Gegensatze zu dem stürmischen Meeresgotte Oegir, vertritt mehr die Schiffahrt in der Nähe des Landes und die damit verbundenen Einkünfte. Deshalb kann er — wie in der Edda, „in Gylfi's Verblendung“, zu lesen ist — „Allen, die ihn darum anrufen, sowohl liegendes Gut, als auch fahrendes gewähren.“

Als ehemaliger Wanen-Gott huldigte Niörd, ehe er zu den Asen kam, der Geschwister-Ehe; was ihm von Loki's böser Zunge in dem eddischen Liede: „Oegir's Trinkgelage“ höhnisch vorgeworfen wird. Wie diese frühere Schwester und Gattin hieß, wird nicht gesagt. Allein gleichwie Freyr's und Freyja's Geschwisternamen zusammenklingen, so wird der Name dieser ehemaligen Gemahlin Niörd's ohne Zweifel „Nerthus“ geklungen haben. Nun denn, dieser Name findet sich, wie gesagt, in den besten Handschriften und ist von den hervorragendsten Germanisten als der richtige anerkannt.

Die wanische Unsitte der Geschwister-Ehe aber, das sei noch bemerkt, wurde nach dem zwischen Asen und Wanen geschlossenen Friedensvertrage abgeschafft. Diese Göttermythe bedeutet offenbar den Sieg der Anschauungen eines höher gebildeten germanischen Volksstammes, dem sich ein anderer, nach schwerem Kampfe (s. Völuspa, „Der Seherin Ausspruch“, V. 28), endlich unterwarf.

„Unerwähnt und ungenannt“, sagt Simrock, „bleibt in der Edda die Mutter Freyr's und Freyja's, die Gemahlin Niörd's, von der er sich bei der Aufnahme unter die Asen scheiden mußte, weil sie seine Schwester war und es bei den Asen nicht für erlaubt galt, so nah in die Verwandtschaft zu heiraten . . . Da die Geschwister Freyr und Freyja gleichlautende Namen haben, so lassen sich solche auch bei ihren Eltern erwarten: sie werden beide Nerthus geheißen haben.“

Darf man nun hoffen, endlich die nie dagewesene „Hertha“ mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung durch die Nerthus ersetzt zu sehen?

London. Karl Blind.

Theater.

Schauspielhaus. Shakespeare's „Coriolan“.

Shakespeare's Coriolan ist zu allen Zeiten ein höchst seltener Gast auf der deutschen Bühne gewesen. Ich weiß nicht recht, warum. Vielleicht empfand man den Einschnitt zwischen dem dritten und vierten Akt, in dem der Uebertritt Coriolan's zu den Volskern äußerlich unmotivirt erfolgt, als zu schroff. Vielleicht stieß man sich an die scheinbare Inkonsequenz seines Charakters, die auch Otto Ludwig mit Befremden notirt: Coriolan, der Unbeugsame, beugt sich vor seiner Mutter. Jedenfalls hat man das Eine bisher wohl übersehen, daß Coriolan eines der bühnenkräftigsten Dramen Shakespeare's ist. In kaum einem andern hat Shakespeare schon die Exposition so ganz in stürmische Handlung umgesetzt.

Das Schauspielhaus hat mit seiner Aufführung des Coriolan einen seiner schönsten und reinsten Erfolge erzielt. Ich wohnte erst der dritten oder vierten Aufführung bei und fand das Haus ausverkauft. Das Publikum nahm bewegten Antheil. Und dieser Erfolg ist ein gut verdienter. Herr Matkowsky, der sich zuerst in seiner gewohnten Unart süßlich geschwollener Redeweise gefiel, wuchs von Scene zu Scene mehr in seine Rolle hinein, bis er sie ganz ausfüllte. Fräulein Haverland's Spiel als Mutter Coriolan's, Volumnia, war von tiefer Empfindung beseelt, nur daß diese römische Matrone, zu christlich-weich aufgefaßt, der strengen Umrisse ermangelte. Und mit gutem Geschick fanden sich die Herren Plaschke, Heine und Oberländer in die schweren Rollen der Volkstribunen und des Menenius. — Dank und Lob verdiente die Regie. Alle Volksscenen waren höchst glücklich bemeistert, und nur die Schlachtscenen boten den kümmerlich komischen Anblick, den man auf deutschen Bühnen zu sehen gewohnt ist. Ich weiß nicht, warum man bei uns in Deutschland nicht zu dem einfachen Auskunftsmittel greift, das ich im Londoner Haymarket bei einer Aufführung Heinrich's IV. angewandt sah. Die Hinterkulisse des Theaters stellte nicht eine Landschaft, sondern eine Schlacht dar. Wie in einem Panorama verloren sich die wenigen Kämpfer vorn auf der Bühne in die langen gemalten Schlachtreihen der Dekoration.

Es besteht eine uralte Kontroverse der Shakespeare Kritiker und Biographen über die Auffassung des Volkes im Coriolan. Ist Coriolan ein Denkmal von Shakespeare's Volksverachtung? Georg Brandes, Shakespeare's neuester Biograph, bejaht die Frage unbedingt. Sie bestimmt ihn sogar in der Datirung der Tragödie, die zweifellos zu Shakespeare's spätesten Werken gehört. Brandes spottet über die liberalen Professoren — er meint Gervinus — die ihr zahmes Wohlwollen in die Tragödie hineininterpretiren, und läßt sie in ihrem Urkeim aus Volksverachtung erstanden sein. Und zum Theil hat er nicht ganz Unrecht. Etwas von dem „odi profanum vulgus“, das einen „stinkenden Athem“ hat, lebt wirklich in dem Drama. Aber wenn Shakespeare das niedere römische Volk in seiner ganzen, toll feigen Unbeständigkeit gezeichnet hat — mußte nicht seine Kunst, die in jedem Stoff das Gegensätzliche elementarer Tragik und behäbiger Komik sucht, schon aus sich selbst heraus dazu führen? Jedenfalls irrt Brandes durchaus, wenn er das innig Sympathische in Coriolan's Charakter in der Berechtigung seiner Volksverachtung sucht. Wie denn? Wird ein Starker dadurch sympathisch, daß er die Schwachen und Erbärmlichen haßt? Und doch ist Coriolan, der Verächter des Volkes, durchaus sympathisch.

Ich habe in den bekannten Shakespearebiographien vergeblich nach der Ergründung dieses sympathischen Elements in Coriolan's beschränkt-stolzem Charakter gesucht. Aber das Drama selbst giebt mir den Aufschluß.

Coriolan ist mehr als nur der Typus aristokratischer Volksverachtung. Er ist der Volkshasser aus Leidenschaft „Hängt euch!“, so lautet seine Begrüßungsrede an das Volk zumeist. Ihm wird physisch übel, sobald er sie nur sieht. Und nicht in den politischen Verhältnissen, wie es leicht zu zeichnen gewesen wäre, liegt sein großer, und in seiner Größe so beschränkter Stolz begründet; er ist ein Ausfluß seines Wesens. Coriolan ist, mit allen Härten, mit aller Ungerechtigkeit, der Stolze. „Was er an seiner Natur nicht ändern kann, das rechnet ihr ihm für ein Laster.“ Gekränkt, bricht sein Stolz vulkanig aus. Verräther gescholten, wird er zum Verräther, um schließlich wiederum mit dem Ruf „Verräther“ von den Feinden seines Vaterlandes gebrandmarkt, ermordet zu werden. Sein Stolz treibt ihn in Großthaten, aber auch in kleinliche Rachgelüste. Sein Stolz ist elementar, gewaltig, aber er ist auch so klein, daß jeder Mückenstich ihn verletzt. Was macht Coriolan sympathisch?

Coriolan ist der Stolze, aber sein Stolz, der ihm zur Leidenschaft geworden ist und ihn verzehrt, lag ursprünglich in einer andern Empfindung seines Herzens beschlossen. Zur Giftpflanze ist er geworden, aber er erwuchs aus gutem Boden. Coriolan hat sein Selbst an seinen Stolz verloren, aber sein Stolz selbst entstammte — der Schamhaftigkeit. Ich meine die schämige und kühle Zurückhaltung aristokratischer Naturen, denen es unmöglich ist, ihre Gefühle der fremden Menge zu offenbaren, die sich preiszugeben meinen, wenn sie sich mittheilen sollen.

Und Coriolan ist der schamhaft Zurückhaltende weil

zart Empfindende geblieben. Darum kann er sich nicht rühmen hören. Er weicht jedem Lobe aus. „Meine Mutter, die einen Freibrief hat, ihr Blut zu preisen, kränkt mich, wenn sie mich rühmt.“ Er duldet es nicht, und es verjagt ihm in seiner Schamhaftigkeit die Schamröthe, als nach der Schlacht die Lobrede auf ihn gehalten werden soll. Er ist darin ganz wie ein moderner Mensch aus gutem Stoffe, dem es zur Qual wird, die allgemeine Beachtung auf sich gelenkt zu sehen. Und als er aus der Schlacht dann nach Rom heimkehrt, schneidet er seiner Mutter gleichsam ängstlich jedes rühmende Wort ab: „O! ich weiß, zu allen Göttern flehtest du für mein Gelingen.“ Und dann wieder weicht er befangen der Lobrede im Senate aus; und wenn er dem Volk seine Wunden nicht zu zeigen vermag — gewiß, es ist Stolz; aber es ist zugleich der empfindsame Stolz aus Schamhaftigkeit. Und auch im entscheidenden Augenblick, als es sich um seine Verbannung handelt, und der Freund von seinen Wunden spricht, auch da wirft er ärgerlich ein: „geritzt von Dornen, Schrammen nur zum Lachen.“ Ich meine, wenn Gervinus in alledem nur den Ausdruck überstolzen Stolzes sieht, so irrt er. Auch großer Stolz füttert sich gern mit Lob. Was tief zu unterst in Coriolan's Herzen, hinter dem Stolz versteckt und verbarrikadirt schlummert, kommt zaghaft hier zum Vorschein: die Schamhaftigkeit die ein zartes Gefühlsleben zu verschleiern sucht, weil es zart ist und weich. Und diese eigene Schamhaftigkeit scheint mir auch still in dem ergreifenden, nur eben angedeuteten Verhältniß Coriolan's zu seinem Weibe zu weben. In den Gegensätzen der Naturen ist ihre Liebe verankert.; er der Starke und sie die Schwache, Zaghafte. Er kehrt aus der Schlacht zurück, reißt sie an seine Brust, und sein erstes Wort ist: „Mein lieblich Schweigen, Heil!“ In schämiger Verschwiegenheit einigen sich die Gegensätze ihrer Naturen.

Coriolan ist, wie Shakespeare ihn gezeichnet hat, nicht ein Feldherr, sondern ein Recke. Er siegt durch körperliche Kraft. Er dringt allein in die feindliche Stadt ein und wüthet wie ein Leu in der Gazellenheerde. Etwas Hühnenhaftes hat er als Krieger. Aber gerade diese Naturen brutaler äußerlicher Kraftentfaltung, sind innerlich oft schämig wie Kinder. Durch das rein körperliche Sichausleben ist etwas Unberührtes in ihnen geblieben, etwas Zartes. Muß ich an Achill erinnern und Siegfried und Hebbel's Siegfried? „Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib, des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele, und eher zeigt sich dir ein Mägdlein nackt, als solch ein Jüngling dir das Herz entblößt.“

Weil Coriolan's Stolz in seinem Ursprung in vornehmer und scheuer Zurückhaltung wurzelt, darum ist es, meine ich, auch falsch, von einer Umkehr seines Charakters zu sprechen, wenn er der Mutter nachgibt. Sein Stolz bricht, weil die Schamhaftigkeit stärker wird als er. Er verleugnet seinen Charakter nicht, vielmehr offenbart sich sein Charakter in seinen Tiefen. Wenn man so will: durch die äußere Lavaschicht, die den Vulkan umgibt, dringt eine neue, andere Lava, die im Berginnern darunter schlummerte. Coriolan hat die Rede seiner Mutter im Wesentlichen angehört, ohne sie zu unterbrechen; dann bricht er aus: „o! Mutter! — Mutter! Was thust du? Sieh, die Himmel öffnen sich, die Götter schauen herab; den unnatürlichen Auftritt belachen sie.“ So spricht nicht einer, den die Liebe hinreißt, sondern ein Mann, den Schamhaftigkeit überwältigt. Coriolan, der Stolze, konnte seine Freunde mit einem Achselzucken heimschicken; Coriolan, der schamhafte Aristokrat, muß seiner Mutter, die angesichts der volskischen Männer vor ihm kniet, willfahrten.

Kein Zweifel, ein geringerer Künstler hätte den Coriolan „konsequenter“ gezeichnet. Aber das große Rechenexempel der menschlichen Natur geht gottlob nicht ohne Rest auf. Für Shakespeare kann der Stolze nicht nur der Stolze sein, so wenig ihm Othello nur der Eifersüchtige ist. Wie ein Schlinggewächs einen Baum, so hat Coriolan's Stolz seine zurückhaltende Keusche überwuchert, aber mit der Leidenschaft gibt Shakespeare den ganzen, wenn man will auch den ursprünglichen Menschen, aus dessen Mark sie ihren Saft gesogen hat. Und hierin allein ist die Antwort auf die Frage zu suchen, wodurch Coriolan, der Volksverächter, liebenswerth wird. Ob das Volk in Wirklichkeit verachtenswerth ist oder nicht, scheint mir daneben gleichgültig. Ein Irrthum kann einen Menschen unter Umständen sympathischer machen als ein richtiges Urtheil — jede Leidenschaft und jede Schuld kann ihn liebenswerth erscheinen lassen, wenn er der Mensch danach ist. Shakespeare — und das ist ein Maßstab seiner Größe — gibt das menschliche Herz nicht nur wie es sich in Worten oder Thaten kundgibt, sondern wie es ist. Und zwischen beidem ist noch eine tiefe Kluft befestigt, über die noch kein Menschenverächter hinüber zu blicken im Stande war.

Und das ist es, was mich an Matkowsky's Spiel ergriffen hat: er hat das vornehm Schamhafte, und darin das Menschliche, in Coriolan's Charakter instinktiv herausgefühlt. In dem wildstolzen Aristokraten ließ er Coriolan, den keusch Verschlossenen, zum Durchbruch kommen.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

„Americana Germanica“.

Unter obigem Namen und mit dem Untertitel: „Eine Vierteljahrsschrift, dem vergleichenden Studium der litterarischen, linguistischen und sonstigen kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika gewidmet“ erscheint seit Januar d. J. im Verlage der Macmillan Company in Newyork eine neue Zeitschrift in englischer Sprache, die um ihres Zweckes wie um ihres Inhalts willen das Interesse der deutschen Leserwelt verdient. Der Zweck der Zeitschrift ergibt sich aus obigem Untertitel; in den Einleitungsworten betont der Herausgeber, Professor Marion Dexter Learned in Philadelphia, noch ausdrücklich, daß es darauf abgesehen ist, im Laufe der Jahre eine Reihe von Studien über die Geschichte deutscher Kultur in Amerika zu Tage zu bringen. Die Zeitschrift will Aufsätze ebensowohl über amerikanische Uebersetzungen deutscher Werke wie über den Einfluß amerikanischer Litteratur in Deutschland, über deutsche Dialekte in Amerika, wie über völkerkundliche Gegenstände, Sitten, Gebräuche, Kunstfertigkeiten und Künste, soweit sie Beziehungen beider Länder zu einander berühren, veröffentlichen. Zugleich soll all das Material an noch nicht veröffentlichten Manuskripten, Briefen und anderen Dokumenten, alten und neuen Drucken, Bildern, Inschriften, Zeitungsausschnitten, soweit sie die Geschichte der Deutschen in Amerika oder den amerikanischen Einfluß in Deutschland betreffen, von der Redaktion gesammelt, in der Universität von Pennsylvanien, an der der Herausgeber der Vierteljahrsschrift lehrt, aufbewahrt und Forschern zugänglich gemacht werden. Charakteristisch und zugleich vielversprechend für den litterarischen Erfolg der Zeitschrift ist, daß unter ihren 13 Mitherausgebern, die sich auf 12 amerikanische Hochschulen vertheilen, sich 9 unzweifelhaft deutsche Namen befinden. Aus dem reichhaltigen Inhalte des 7 Bogen starken ersten Heftes seien die Aufsätze des Herausgebers Learned über „Ferdinand Freiligrath in Amerika“, von Clara Seidensticker „Unveröffentlichte Briefe Freiligrath's an Dr. George F. Seidensticker“ (einen der Führer in den Göttinger Unruhen von 1831, der, 1845 nach 14jähriger Gefängnißhaft begnadigt, 1846 nach Amerika auswanderte, in Philadelphia den „Demokrat“, später den „Bürgerfreund“ herausgab und sich große Verdienste um das Deutschthum in Amerika erworben hat) und von Professor A. B. Faust von der Wesleyan University (in Middletown, Connecticut) sowie die ausführlichen Besprechungen des umfassenden Werks des Professors Kuno Francke in Cambridge (Massachusetts): „Social forces in German literature“ und von Edward T. Schultz's „First settlements of Germans in Maryland“ hervorgehoben.

Man kann dies junge Unternehmen, das geeignet ist, in diesen Zeiten der Trennung der beiden Nationen durch Zollschranken eine desto engere geistige Verbindung herzustellen, nur aufs Freudigste begrüßen und ihm nicht nur fleißige Mitarbeit, sondern auch einen recht großen Leserkreis aus Deutschland herbeiwünschen.

—d.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 35. Berlin, den 29. Mai 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Ueber den Prozeß der Herren von Tausch und von Lützow eingehend zu sprechen, ist vorläufig noch nicht der Zeitpunkt gekommen. Ist das Urtheil gefällt, so wird diese Aufgabe erfüllt werden müssen. Bei dem Punkte, wo wir in diesem Augenblick halten, drängt sich jedoch eine Betrachtung schon allen jenen auf, die mit Aufmerksamkeit die Verhandlungen verfolgt haben.

Wir haben eine nicht neue, aber sehr charakteristische und drastische Umschreibung von dem erhalten, was mit dem ehrenvollen Namen des „Staatsinteresses" belegt wird.

Es sitzen auf der Anklagebank ein Paar Individuen, über deren moralische Qualitäten ein Wort nicht mehr zu verlieren ist. Wie das richterliche Urtheil gegen sie ausfällt, ist von untergeordneter Bedeutung. Das Urtheil der öffentlichen Meinung kann schon jetzt zu der Entscheidung gelangen, daß der eine wie der andere armselige Lumpen sind, bereit Alles zu thun; Lumpen, die sich Arbeit durch die Einfädelung von Intriguen schaffen; die klare Verhältnisse verdunkeln, um stets polizeiliche Beschäftigung zu finden; die Umtriebe, welche nicht vorhanden waren, denunziren, um ihre Unentbehrlichkeit darzuthun; die mit solchen Praktiken vor Allem für ihre eigene Tasche und ihre eigene Existenz arbeiten, und die dann schließlich die Macht, Verwirrung in öffentlichen Angelegenheiten zu stiften, auch benutzten, um entweder den Politiker auf eigene Hand zu spielen, oder um Politik in einer bestimmten Richtung und für bestimmte Personen zu treiben, in der Hoffnung, auch hierfür die entsprechende Entlohnung zu erhalten. Wahrscheinlich haben sie das eine und das andere gethan, mit immer größerer Zuversicht und immer größerer Frechheit, wie es nicht anders sein konnte bei Leuten dieses Schlages, denen die Erfahrung zu Kopf steigen mußte, daß sie Minister zu stürzen und Minister zu verhetzen und politische Wirkungen zu üben, in der Lage seien.

Diese Beamten und Agenten der Polizei sind Katilinarier in jeder Beziehung; sie bereichern sich gegen das Strafgesetzbuch; sie schwören falsch, wie ein gemeiner Verbrecher, und statt die Ruhe des Staates vor Anschlägen zu schützen, zetteln sie selbst Anschläge gegen die Ruhe des Staates an. Es sind Vertreter der Polizei, wie sie idealer nicht gedacht werden können.

Als man nun diese ausgezeichneten Organe, die mit dem Strafgesetzbuch umgingen, wie es ihnen paßte, darüber fragte, wie sie solches zu verantworten in der Lage seien, erhielt man stets dieselbe Antwort. Herr von Tausch sagte: Er habe gegen das Gesetz geschwiegen und gegen das Gesetz gehandelt — im „Staatsinteresse", und Herr von Lützow sagte: er habe sich zu Allem gebrauchen lassen, weil er annahm und annehmen mußte, Alles geschehe — im „Staatsinteresse". Hier haben wir also ein System der Gesetzesverletzung und ein System der Beschönigung und Verdeckung von Gesetzesverletzungen im Staatsinteresse oder man kann auch kurz sagen: Gaunerei nach allen Richtungen aus Staatsinteresse.

Bezeichnender Weise deutete der Herr von Lützow wie der Herr von Tausch an, daß Ueberraschung oder Empörung bei dieser Entdeckung keineswegs am Platze seien. Das sei immer so gewesen; das müsse so sein. Falsche Namen unter Quittungen schreiben — das gehört zu den üblichsten Gepflogenheiten: „Wenn man da sprechen wollte, könnte man mancherlei erzählen," oder: „Wenn ich Ihnen alle Aufträge nennen dürfte, die mir aufgebürdet wurden;" oder: „Die guten Agenten sind die Unsaubersten" — also mit anderen Worten: Polizeiaufgaben solcher Art lösen zu wollen ohne Gesetzesverletzungen — das ist ein Unding. Unverblümt trat aus diesen Verhandlungen der Grundsatz zu Tage: die Polizei, vorhanden, um die Beobachtung der Gesetze zu überwachen, glaubt sich befugt, die Gesetze zu verletzen aus — Staatsinteresse.

Der Grundsatz, es heiligt der Zweck die Mittel, der im Munde eines Jesuiten oft wirkliche und noch häufiger

pharisäische Empörung erregt, ist ja bei einem von Tausch und von Lützow natürlich vor allem ein Feigenblatt, um das eigene gesetzlose Treiben zu verdecken. Aber es ist kein Zufall, daß diese Individuen ihr Interesse an Gesetzesverletzungen mit dem Staatsinteresse zu identifiziren versuchen. Daß ihnen eine solche Idee kam, ist nicht überraschend, sondern war ganz folgerichtig.

In der niederen Sphäre der Polizei heißen solche Elemente von Tausch und von Lützow, und in dieser niederen Sphäre kompliziren sich ihre Handlungen mit dem gemeinen Verbrechen; in der höheren Sphäre haben diese Elemente einen einwandfreien Namen, aber sie handhaben — etwa das Versammlungsrecht so, wie es ihnen und ihren Junkergenossen paßt und in der noch höheren Sphäre heißen sie „Scharfmacher", und sie begnügen sich nicht mehr damit, einzelne Gesetze über den Haufen zu werfen; sie sind bereit, der ganzen Verfassung ans Leben zu gehen, und sie rühmen dieses größte aller Verbrechen als nothwendig im — Staatsinteresse.

Man sieht, sie alle gehören zu einander; die großen Scharfmacher da oben und die kleinen da unten; sie vertreten gemeinsam das System des Gesetzes- und Verfassungsbruches aus Staatsinteresse. Sie sagen: Wir stehen über dem Gesetz aus — Staatsinteresse.

Gewiß sind die Motive nicht dieselben; um lumpige fünfzig Mark stürzen sich die vornehmen Kategorien nicht in Unkosten; für sie handelt es sich um die Aufrechterhaltung der Macht ihres Standes; oder noch weiter nach oben möglicherweise um einen Reichskanzlerposten. Und wie Herr von Tausch — vielleicht als Echo — sagte: „Lieber heut als morgen fort mit Herrn von Köller", damit der Platz für einen anderen frei wird, so sagt ein anderer: „Lieber heute als morgen fort mit diesem oder jenem Reichskanzler", damit der Platz für mich selbst frei wird oder für einen der Meinen. Alles natürlich aus Staatsinteresse.

Es gibt eine veraltete Anschauung, die der Ueberzeugung lebt, daß es kein höheres Interesse für den Staat gibt, als die Aufrechterhaltung von Recht und Verfassung von jedem und jedem gegenüber. Die feste Gewähr für die Ruhe eines Staates liegt darin, daß der Sinn für Gesetzlichkeit die Massen der Bevölkerung von der Spitze der sozialen Pyramide bis zu ihrer breiten Basis möglichst nach allen Seiten durchdringt, und jede Ungesetzlichkeit ruft daher im Interesse der Gesammtheit nach Sühne.

Jedes Privilegium auf Gesetzesübertretung, das die einen im Staatsinteresse usurpiren, es führt dazu, daß andere solches Privilegium an sich reißen aus irgend einem Interesse, das nicht selten einen ebenso schönen Namen trägt, bis hinauf zu den Namen: im Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit. Nie war es anders und nie wird es anders sein, denn man erzieht nicht ein Volk zur Gesetzlichkeit durch Ungesetzlichkeiten, die man selbst begeht.

Und doch gilt jenes staatsuntergrabende Programm bei uns als ganz besonders staatserhaltend. Staatserhaltend sind die Scharfmacher vor allem; staatserhaltend sind die Landräthe mit „ungeklärten" Anschauungen, die das Versammlungsrecht handhaben; staatserhaltend ist jene schneidige Polizei, die mit Mitteln, welche eine Prüfung nicht vertragen, das thut, was ihr als im Staatsinteresse liegend erscheint.

Daß auch mit den kleinen Schächern aufgeräumt wird, den von Tausch und von Lützow, ist ja gewiß eine Nothwendigkeit und ein großes Verdienst; aber viel gefährlicher sind jene großen Gesetzesverächter, die sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben, sondern die Verfassung eines ganzen Reiches zu vergewaltigen bereit sind aus — Staatsinteresse.

Diese gehören am Ende zu jenen, und was der Prozeß — von Tausch—von Lützow — bis jetzt geleistet hat, das ist: er zeigt an einem konkreten Beispiel, zu welcher Korruption in den niederen Sphären es führt, wenn in den oberen Sphären der Grundsatz der Gesetzesmißachtung aus Staatsinteresse erst einmal als diskutabel betrachtet wird.

An diesem Sonnabend beginnen die Konferenzen zwischen den Kaufleuten und den Agrariern, die zum Zwecke einer Verständigung in der Börsenfrage anberaumt worden sind. Vielleicht ist das Wort „Konferenzen" schon zu optimistisch; denn wenn der Geist, der in den Zeitungen der Agrarier herrscht, auch die Agrarier in jener Konferenz beseelen sollte, so wird es wohl schwerlich zu Konferenzen kommen; dann dürfte eine einzige Konferenz genügen.

Die agrarischen Blätter verlangen nämlich zweierlei: Es soll die Landwirthschaftskammer Agrarier in den Börsenvorstand zu deputiren berechtigt sein, und es soll den Kaufleuten, die in die Börse zurückkehren, verboten sein, daselbst jene Lieferungsgeschäfte auf Grund des Handelsgesetzbuches zu machen, die sie im Feenpalaste unbeanstandet betrieben haben; auch die Lieferungsgeschäfte auf Grund der Bestimmungen des Handelsgesetzbuches sollen als verbotene börsenmäßige Termingeschäfte behandelt werden. Mit zwei Worten: die Kaufleute sollen ihre Selbständigkeit den Agrariern ausliefern und ihr Geschäft auch. Solches Programm muß zu einer argen Enttäuschung für die Agrarier führen. Kommt es zur Durchführung, dann wird man es im Nothfall ohne offizielle Börse und ohne Feenpalast versuchen, und man wird dann sehen, ob nicht in zwei Monaten, wenn die neue Ernte des Marktes bedarf, auch die Zeit da sein wird, wo die Landwirthe sich dem agrarischen Terrorismus entziehen; denn für sie kommt es nicht darauf an, daß ein Herr von Ploetz und sein Generalstab ihr Prestige bewahren, sondern darauf, daß wir zu gesunden Verhältnissen für die Landwirthschaft wie für den Handel zurückkehren.

Haben wir eine Regierung, die ihrer Aufgabe gewachsen ist, so wird sich ihr Blick auch allein auf dieses Ziel richten.

Mit dem Friedenswerk zwischen der Türkei und Griechenland sind die Mächte noch nicht weit gediehen. Man kann nicht ein Mal sagen, daß die Fundamente gelegt sind. Ganz einig sind die Betheiligten über Nichts; höchstens über einige Punkte, die der Türkei unter keinen Umständen bewilligt werden sollen; das ist also nicht viel. Ueberdies scheinen Serben und Bulgaren ganz den Kriegsideen noch nicht entsagt zu haben; allein allen diesen Zwischenfällen weisen wir eine entscheidende Bedeutung nicht zu. Die Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn ist so bedeutungsvoll und schwerwiegend, daß man gleichwohl hoffen kann, zu einem friedlichen Ende zu gelangen.

Die Junkerfrage.

II.

Den Ursprung sozialer Zustände auf die Maßregeln eines Regierungssystems oder eines absoluten Fürsten zurückzuführen, das ist, wo es überhaupt angeht, stets nur in sehr relativem Verstande und cum grano salis möglich. Mit diesem selbstverständlichen Vorbehalte dürfen die preußischen Junker als den Neubegründer ihrer Macht keinen Geringeren, als Friedrich den Großen ansprechen. Das scheint paradox gegenüber der geistigen Individualität des gekrönten Freundes der französischen Aufklärung, des scharfzüngigen Freigeistes auf dem preußischen Throne; in der That aber ist es nur ein Widerspruch gegenüber der Friedericianischen Legende, die sich von der historischen Wahrheit noch manche, ebenso peinliche Widersprüche gefallen lassen muß. Zu den bemerkenswerthesten Eigenheiten Friedrichs gehört unbedingt die reinliche Scheidung, die er stets zwischen den schönen Worten des Philosophen von Sanssouci und den Handlungen des Königs von Preußen aufrecht zu halten wußte.

Im Kampfe des absoluten Fürstenstaates wider die

altständische Libertät hatte Friedrich Wilhelm I. die letzten wuchtigen Schläge geführt. In den Mittelpunkten des Staatslebens schien die Alleinherrschaft der absoluten Krone gesichert, der feudale Einfluß gebrochen. Ingrimmig empfand das Junkerthum den harten Griff einer Faust, die sich durch derbste Rücksichtslosigkeit als Fleisch von seinem Fleisch bekundete; und der gestrenge Herr vergoß es seinen „lieben Getreuen“ nie, daß sie gegen „ihren“ König den freilich ohnmächtigen Schutz des alten Reichs anzurufen sich unterfingen. Aus den Höhen zog sich das grollende Junkerthum in die Tiefen zurück; Central- und Provinzialverwaltung mußte es der unumschränkten Krone und ihrem — damals noch wie früher vielfach bürgerlichen — Beamtenthum überlassen; sein letztes Bollwerk waren die Kreisstände und die patrimoniale Verwaltung des platten Landes. Und selbst hier begann der barsche Fürst schon Bresche zu legen; auf den Kreistagen störten Beamte als Vertreter des staatlichen Domänenbesitzes das feudale Stillleben; und den Landräthen ward ihre Eigenschaft als untergeordnete Staatsbeamte eindringlich zu Gemüth geführt.

Auf diesem Wege ging nun Friedrich Wilhelms Erbe nicht weiter; gerade in diesem Punkte, dessen verhängnißvolle Bedeutung freilich erst einer späteren Zeit völlig klar werden sollte, brachte trotz aller „monarchischen Kontinuität“ der neue Herr einen neuen Kurs. Möglich, daß Friedrichs reichere und geistigere Natur ihn hinderte, das Junkerthum in der ihm adäquaten und deshalb wirksamen Weise zu behandeln; daß er wähnte, aus diesen Elementen einen entwicklungsfähigen Adel bilden zu können. Jedenfalls läuft seine Politik in dieser Hinsicht darauf hinaus, den alten Gegensatz von Absolutismus und Feudalismus zu versöhnen durch das kombinirte System: Absolutismus oben und Feudalismus darunter. Und wenn dieses System schon bald nach dem Tode seines Urhebers das Friedericianische Staatswesen zu Grunde gerichtet hat, so ist es ungerecht, die historische Verantwortlichkeit für die Katastrophe von dem großen Meister auf die kleinen Nachfolger abzuwälzen.

Friedrich machte die Begünstigung des Junkerthums zu einem Grundsatz seiner Staatsräson. Erst mit ihm beginnt die geflissentliche und systematische Bevorzugung der Junker im Militär- und Verwaltungsdienst. Und der scharfsinnige Fürst vergaß über diesen mehr äußerlichen Gunstbezeugungen nicht die Sorge für die festen Wurzeln junkerlicher Kraft. Man hat gesagt, der altpreußische Staat hörte beim Dominium, dem adligen Gute auf; man dürfte füglich sagen: schon beim Kreise. Daß sich dieser Zustand befestigte, war das bewußte Werk Friedrichs II., im Gegensatz zur politischen Tendenz seines Vaters. Unter ihm verschwanden nicht nur die Beamten aus den Kreistagen, sondern er verschärfte in jeder Weise die dortige junkerliche Exklusivität. Eine Kabinetsordre von 1775 schließt die etwa ausnahmsweise zum Erwerb von Rittergütern zugelassenen Bürgerlichen streng von den kreisständischen Rechten aus. Namentlich die Wahl der Landräthe ward lediglich den adligen Rittergutsbesitzern aus ihrer Mitte überlassen; und während Friedrich Wilhelm I. diese feudale Selbständigkeit durch häufige unmittelbare Ernennungen der Landräthe einzuschränken bestrebt war, respektirte sie Friedrich II. sorglichst. Zugleich gab er diesen junkerlichen Vertrauensmännern die ausschließliche Anwartschaft auf die Präsidentenstellen, während es die bürgerlichen Beamten bestenfalls zu einer Direktorstelle bringen mochten.

Diese Kreise waren also eine Art von Ritterbünden; ihre Bestandtheile die ungestört feudalen Herrschaften, die adligen Dominien. Um sie dem Junkerthum unter allen Umständen zu erhalten, schärfte Friedrich die Vorschrift ein, daß Bürgerliche nur ausnahmsweise, mit besonderer königlicher Genehmigung Rittergüter erwerben durften. Die dabei maßgebende landesväterliche Fürsorge spricht mit köstlicher Deutlichkeit aus jener Verfügung seines Ministers für Schlesien, des Herrn von Schlabrendorff, in der es heißt:

„Diejenigen, so adlige Güter besitzen und nicht von Adel sein, sollen bei dem ersten Vorfall, wo sie mit denen Unterthanen rude umgehen oder ihnen neue onera obtrudiren, angehalten werden, sogleich ihre Güter an Edelleute zu verkaufen, weil daraus constiret, daß sie nicht Vernunft noch Qualitäten besitzen, die Unterthanen raisonable zu gouverniren.“

Ach ja; die jahrhundertelange Leidensgeschichte des Bauernstandes hat bewiesen, daß der Adel zu edel ist, seine Unterthanen roh zu behandeln und mit Lasten zu bedrücken, daß er also bessere Vernunft und Qualitäten für eine raisonable Regierung besitzt, als das Bürgerthum, das schon in alten Zeiten gegenüber der Verknechtung des platten Landes durch jenen edlen Adel den Rechtssatz behauptet hat: Stadtluft macht frei!

Und Friedrich selbst hatte doch in seiner langen Regierungszeit ausgiebige Gelegenheit, seinen geliebten Adel, in Sonderheit das ostelbische Junkerthum, was die rüde Behandlung der bäuerlichen Erbunterthanen und das obtrudiren neuer onera betrifft, von der schlimmsten Seite seines liebenswürdigen Charakters kennen zu lernen. Während der König den Besitzstand des Adels nicht nur den Bürgerlichen gegenüber ängstlich wahrte, sondern sogar dem Staate — wieder im Gegensatz zu den Tendenzen seines Vaters und vielfach zum Schaden des Fiskus — prinzipiell das Auskaufen von Rittergütern verwehrte; während er es auch an gelegentlichen Liebesgaben für die Ritter — damals freilich meist in baar, bescheidener und ehrlicher als heute, — nicht fehlen ließ, war er mit seinen Bestrebungen zum Schutze der Bauern gegen das Junkerthum keineswegs erfolgreicher als sein Vorgänger. Die ständigen Wiederholungen und Verschärfungen der Strafdrohungen wider die allerärgsten Schindereien und Mißhandlungen der Bauern in all diesen Jahrzehnten beweisen ihre geringe Wirkung. Freilich, so hart auch der aufgeklärte Schriftsteller über die elende Sklaverei des erbunterthänigen Landvolks, namentlich in Pommern und der Kurmark, aburtheilt, — der König hat, abgesehen von einer geringen Verbesserung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die junkerlichen Herrenrechte nicht ernstlich angetastet, „sintemalen des Edelmanns Söhne das Land defendiren und die Rasse davon so gut ist, daß sie auf alle Art meritiret, konserviret zu werden“. So hauste denn diese gute Rasse auf ihren Dominien unumschränkter und unverantwortlicher, als der absolute König im Staate. Um diesen Preis versöhnte sich der Feudalismus unten mit dem Absolutismus oben!

Persönlich freie Leute bäuerlichen Standes gab es im ganzen Königreich östlich der Elbe nur sehr wenige, wie die Kölmer in der Provinz Preußen, und hier oder dort etliche Freischulzen. Die ganze Masse der Landbewohner war erbunterthänig in verschiedenen Abstufungen bis zur eigentlichen Leibeigenschaft herab. Sie alle mußten dem adligen Gutsbesitzer als ihrem Erbherrn wie einem Fürsten den Unterthaneneid leisten, der sie ihm zu Treue, Ehrfurcht und Gehorsam verband. Ohne Erlaubniß des Erbherrn durfte kein Unterthan das Gutsgebiet verlassen, da er an die Scholle gebunden, ein Stück des Gutes war, mit dem er verkauft und verpfändet wurde. Ohne Erlaubniß des Erbherrn durfte kein Unterthan heirathen. Die Kinder der Unterthanen mußten der Herrschaft als Gesinde dienen; jeder Tagelöhner zuerst bei der Herrschaft Dienst suchen und dergl. m. Der Erbherr war aber auch zugleich Gerichtsherr über seine Unterthanen. Die alte Mitwirkung der Bauerngemeinde bei den Gerichtstagen und die Funktionen des von Schulze und Schöffen gebildeten Dorfgerichts waren nach jahrhundertelangem zähen Widerstande völlig verkümmert; die ganze „niedere Gerichtsbarkeit“, die jedoch vielfach außer den schweren Kriminalsachen alle für den Bauern wichtigen Rechtshändel und Rechtsgeschäfte umfaßte, war vollständig in die Hände der Erbherrschaft gerathen, die sie durch den von ihr ernannten Gerichtshalter, den Patrimonialrichter, ausübte. Der Dorfschulze ward eine Art von Büttel der Herrschaft. Derselbe Erb- und Gerichtsherr war aber zugleich auch Chef der Polizei im Orte und erließ als solcher Verordnungen, deren Uebertretung er dann durch seinen Gerichtshalter aburtheilen ließ. Sogar hinsichtlich der Steuern schloß sich vielfach das Dominium zu einem Staat

im Staate ab. Der Kern des adligen Gutes, die alten Ritterhufen, war von der Grundsteuer, der „Kontribution“ befreit, welche das Bauernland, der „kontribuable Acker“ aufzubringen hatte. Aber nicht genug an dieser Steuerfreiheit, die nach Wegfall der alten Gegenleistung des Ritterdienstes jeden gerechten Grund verloren hatte, überließ der Staat auch mancherlei sonstige Gefälle von den Unterthanen dem Gutsherrn. Freilich ward dieser wohl auch für Ausfälle an der Kontribution seiner Unterthanen haftbar gemacht oder kurzweg zur Eintreibung dieser Steuer in seinem Reiche verpflichtet. Daraus entwickelte sich vielfach (z. B. in Hinterpommern) der Zustand, daß der Gutsherr die Kontribution für seine Unterthanen an den Staat auslegte, sich aber dafür durch Erhöhung seiner Bezüge von ihnen schadlos hielt. Daß er dabei in der Regel kein schlechtes Geschäft machte, leuchtet bei dem Mangel jeder ernstlichen Kontrolle, der Allmacht der Herren und der rechtlichen Ohnmacht der Unterthanen ein.

So bildete das adlige Gut eine abgeschlossene Welt für sich, in der der Erb- und Gerichtsherr Alles, die Dorfgemeinde Nichts bedeutete; und dieses Wesen der „Mediatobrigkeiten“, für das unsere Junker bis auf den heutigen Tag schwärmen, löste den Bauern und alle Bewohner des platten Landes vom Staate los, indem es sie nur zu mittelbaren Unterthanen des Königs, aber zu unmittelbaren Unterthanen des adligen Gutsherrn machte. Daß an dieser Schranke auch die bauernfreundlichen Bestrebungen der Krone Halt machten, das war ihr verhängnißvoller Fehler und der wichtigste Grund ihres geringen Erfolges. Der König wollte die wirthschaftliche Lage der Bauern heben, ihr Besitzrecht an ihrem Acker verbessern; aber an ihrer politischen Lage, an der völligen Unterwerfung der Bauerngemeinde unter den adligen Gutsherrn wollte er gar nichts ändern. Da benutzte denn natürlich das Junkerthum seine politische Uebermacht, um jene wirthschaftlichen Verbesserungen möglichst zu vereiteln. Und das konnte ihm um so leichter gelingen, als der Adel nicht nur die örtliche Gewalt in seiner Hand hatte, sondern auch die Staatsbeamten, durch die der König seine den Junkern unbequemen Maßregeln ausführen mußte, fast ausschließlich eben diesem Kreise selber angehörten. So konnte es kommen, daß z. B. bei dem Versuche, in Schlesien den unerblichen Lassitenbesitz in erblichen zu verwandeln, der alte Fritz, der doch sonst mit dem Krückstock drein zu fahren wußte, sich von seinen eigenen Behörden furchtbar hinters Licht führen ließ; daß ihm das Gleiche bei seinem Lieblingsunternehmen, der bäuerlichen Kolonisation, in der Priegnitz wiederfuhr. Und wenn auch der schauderhaftesten und verderblichsten Aeußerung junkerlicher Habgier, dem **Bauernlegen**, das damals im schwedischen Pommern den Bauernstand beinahe vernichtete, in Preußen eine Schranke gezogen wurde, so kam dieser Schutz wohl dem bäuerlichen Stande, aber nicht eigentlich dem einzelnen Bauern selbst zu gute, da der Gutsherr immer noch den Bauern „abmeiern“ d. h. aus seiner Stelle vertreiben durfte, wenn er nur einen andern dafür einsetzte. Glaubten doch die Könige, daß der Staat lediglich wegen Besteuerung und Rekrutirung ein Interesse an der Erhaltung der Gesammtzahl der Bauernstellen habe, nicht aber an dem Schicksal des einzelnen Bauern. Dafür griff man nicht in die Rechte der Patrimonialobrigkeit ein.

Das also war die ländliche Verfassung im alten Preußen, wie sie in dem großen Gesetzwerke dieses „aufgeklärten Despotismus“, dem preußischen Landrecht, petrificirt ist. Ja, mancherlei aus diesen Titeln, wie die famosen Schulsozietäten, zu deren Lasten alle Hausväter außer dem größten, dem Gutsherrn, beitragen müssen, ist noch heute geltendes Recht.

Nicht lange konnte der Glanz der ruhmreichen Krone die morschen Fundamente dieses Gebäudes verbergen. Beim ersten ernsten Zusammenstoß mit moderner Macht riß der Feudalismus den Absolutismus ins Verderben. Die auf alle Art konservirte „gute Rasse“ defendirte das Land in der bekannten Weise nach Tilsit. Und nun endlich schien man durch Schaden klug geworden zu sein. Die große Reformzeit begann; der jüngste Tag dämmerte dem Junkerthum herauf. Aber was es in der Vertheidigung des Staates nicht zu leisten vermocht hatte, das leistete es glänzend in der Vertheidigung seiner eigenen Stellung.

* * *

Friedrichs des Großen schweren politischen Fehler zu sühnen und in schwerster Noth einen Neubau des Staates zu beginnen, ward durch eine herbe Fügung des Geschickes Friedrich Wilhelm III. berufen, der doch in bescheidener Selbsterkenntniß sich als des großen Königs kleinen Nachfolger empfand. Wie schon bei seinem Regierungsantritt, bei der Erbhuldigung zu Berlin das gewaltige Problem der Zeit sich symbolisch den bangen Blicken enthüllte, das schildert Ranke in einem wunderbar plastischen Bilde: „Die Ritterschaft, die selbst die Assekuration ihrer Privilegien, die ihr zu Theil wurde, für unnöthig hielt, weil ihr Recht, ihr ursprünglich angehörig, keiner neuen Verleihung bedürfe, war in dem weißen Saale versammelt, um die Huldigung zu leisten: die kurmärkische in der Mitte, die altmärkische zur Rechten, die neumärkische zur Linken, alle in ihrem ständischen Ornat, alle gepudert, in der Mitte der kurmärkische Domdechant von Brandenburg in seinem violetten Talar. In dieser Versammlung, in welcher nur die althergebrachten, gleichsam altväterischen Vorstellungen herrschten, sah man plötzlich eine fremdartige Figur erscheinen, mit schwarzem ungepudertem Kopf und einer großen dreifarbigen Schärpe; — es war der Gesandte der französischen Republik, Sieyès ....“ Den Junkern ward bei diesem Anblick schwül zu Muthe, und ihr Oberster, der trotzige Marwitz, gibt sofort mit rascher Findigkeit die Parole aus: was das Herz der Edlen kränke, das sei der Anblick des „Regiciden“, des Mannes, der für den Tod seines Königs gestimmt habe. Damit war für die Schlachtgesänge wider die Reformen ein klangvoller Grundton gefunden; und wenn keine sonstigen Beschwörungen verfangen wollten gegen den neuen Geist, der in Sturmeswettern von Westen heraufzog, dann ertönte mit des Basses Grundgewalt der Klage- und Warnruf: wehe, Königsmord! Daß dieser Ruf jedenfalls zu den Ohren dringe, die ihn hören sollten, deß konnten die edlen Rufer im Streit gewiß sein. Sie sahen nicht, wollten nicht sehen, daß es gerade der Leitgedanke der großen Reform war, die unendlich fruchtbaren, die nachgerade unentbehrlichen Errungenschaften der Umwälzung zu gewinnen ohne deren blutig gewaltsame Mittel; daß die Reform allein die Revolution verhindern konnte. Stein und Hardenberg, Schön und Humboldt, Scharnhorst und Gneisenau, all die sorglichen Erhalter und Wiederhersteller, wollten doch das Junkerthum unter die Majestät des modernen Staates beugen. Das genügte, um sie bestenfalls zu „Krypto“-Jakobinern zu stempeln; als solche sollte sie auch der erkennen, den seine Krone doch nur zum „ersten Edelmann“ in seinen Landen machte; er vor allen sollte bedenken, daß die Auslöschung des Gegensatzes von edel und unfrei, dies offensichtliche und laut erklärte Ziel der Reform, die Auflösung aller gottgewollten Ordnung die Vorfrucht des Königsmords sei!

Wohl liegt in jener Huldigungsscene ein tiefer symbolischer Sinn, nicht nur durch die Gegenüberstellung des morschen Alten und des siegreichen Neuen überhaupt, sondern gerade auch durch die Persönlichkeit des Mannes, der hier die Umwälzung repräsentirte; ein Sinn, der die Junker noch weit unmittelbarer anging, als jenes Votum im Königsprozeß, das den seltsamen Abbé gar nicht individuell charakterisirt. In der Weltgeschichte haftet der Name Sieyès an jenem Evangelium des dritten Standes, das der beginnenden Revolution die Zunge löste. Damit war Sieyès der Herold der modernen bürgerlichen Gesellschaft, des Einen Standes, der Alles ist, weil sein einziges Kennzeichen die Negation aller ständischen Privilegien bildet. Sieyès' Worte setzten sich in die That um, als die drei Elemente der Generalstände zu der einen Nationalversammlung zusammenflossen, das war nicht mehr die Vertretung der im Mittelalter wurzelnden Stände, sondern des einen modernen Staatsvolks. Sieyès

über den fürstlichen Absolutismus war nicht sein einst besiegter und dann versöhnter Gegner, der Feudalismus, sondern eine neue soziale Bildung, die moderne bürgerliche Erwerbsgesellschaft. Die Weihenacht des 4. August und die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte waren nur feierliche Bekundungen desselben Prinzips. Und endlich war es auch dieses Prinzip, das die Revolution selbst überlebte und unter den Fahnen ihres großen Sohnes und Bändigers unwiderstehlich sich den Kontinent eroberte. Den Absolutismus stellte Bonaparte wieder her, in höchster Potenz; aber es war doch eine moderne Diktatur, die mit allen feudalen Rudimenten gründlich aufräumte. Daß der alte Adel „unvergleichliche Kammerherren" züchtete, erkannte der größte Parvenu der Weltgeschichte willig an; aber dies hübsche Talent bezahlte er nach seinem Werthe mit Titeln, Orden, Tressenkleidern, allenfalls mit baarem Gelde, nicht mit politischen Vorrechten. Trotz der glänzenden Titel und Flitter war der napoleonische Adel kein Widerspruch gegen die privilegienlose moderne Gesellschaft. Dieser Errungenschaft der Revolution, der Vernichtung alles feudalen Wesens, blieb Napoleon stets getreu; das hat seiner Eroberungspolitik auch im Auslande lange Zeit die Wege geebnet, ihr die mächtige propagandistische Kraft gegeben. Denn insoweit war der Zwingherr doch zugleich ein Befreier. Und wenn sich die ihm unmittelbar oder mittelbar unterworfenen Staaten durch den befreienden Geist dieser neuen Gesellschaftsordnung verjüngten und stärkten, so zwang die ihm noch gegenüberstehenden Staaten der Trieb der Selbsterhaltung auf den gleichen Weg. Das galt namentlich von dem gedemüthigten Preußen. Das alte Wesen war beim ersten Zusammenstoß mit dem neuen Geiste ins Herz getroffen; und jetzt verbreitete der Sieger rings an den Grenzen des verkleinerten Staates mit Macht und Klugheit die neue Ordnung. Er trug sie in's halbbarbarische Polen; und auf der andern Seite schärfte er noch von Tilsit aus seinem Bruder, dem neuernannten König von Westfalen, ein: seine eigentliche Absicht bei Schaffung dieses Königreiches sei der Erlaß einer Verfassung, welche alle die „leeren und lächerlichen Standesunterschiede" ausrotte; der König solle bei allen Anstellungen dem „dritten Stande" das Uebergewicht geben, und jede Mediatobrigkeit zwischen Fürst und Volk beseitigen; das werde sein bestes Bollwerk sein. Der geniale Blick des Eroberers erkannte, was in deutschen Landen vor allem Noth that. Sollte man in Preußen mit Blindheit geschlagen sein?

An dieser Frage schieden sich die Geister; und da alle einzelnen Streitpunkte mittelbare oder unmittelbare Konsequenzen aus dem Widerstreite der neuen bürgerlichen Gesellschaft wider die Reste des Feudalismus waren, mußte die Junkerfrage recht eigentlich zur Grund- und Kernfrage der ganzen Reform werden. Damals ward die Junkerfrage akut; und weil sie nur sehr theilweise gelöst, zum großen Theil aber verschleppt wurde, ist sie seitdem in der preußischen Verfassungsentwicklung chronisch geworden.

Wohl am rückhaltlosesten ist die Erkenntniß, daß die Aufnahme der sozialen Errungenschaften der Revolution schlechtweg eine Lebensfrage für Preußen sei, in Hardenberg's Denkschrift von Riga ausgesprochen. Die wunderbaren Erfolge des durch die Revolution zu „ganz neuem Schwung" belebten Frankreich seien im großen Weltplan einer weisen Vorsehung das gewaltige Mittel zu dem Zwecke: „das Schwache, kraftlose Veraltete überall zu zerstören und nach dem Gange, den die Natur auch im Physischen nimmt, neue Kräfte zu weiteren Fortschritten zur Vollkommenheit zu beleben". Aufgabe der Staatskunst sei es, den wahren Geist der Zeit zu fassen und sich in jenen Weltplan ruhig, ohne gewaltsame Zuckungen hinein zu arbeiten. „Der Wahn, daß man der Revolution am stärksten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch sie geltend gemachten Grundsätze entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergange oder der erzwungenen Annahme derselben entgegen sehen muß." Das war damals die Lage Preußens, für das daher Hardenberg „eine Revolution in gutem Sinne" fordert; „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung — dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist."

Da ist also schon vor genau 90 Jahren „der gute Revolutionär", bei welchem Worte noch heute unsere Junker Loyalitätskrämpfe bekommen; freilich haben denn auch bereits ihre Vorfahren diesem gut revolutionären Minister und Kanzler das Leben sauer gemacht und schließlich politisch den Hals umgedreht.

In jener Grundanschauung stimmten mit Hardenberg alle Führer der Reform ohne Ausnahme überein, so verschieden im übrigen ihre persönliche wie ihre politische Individualität war. Mochte Stein sich mit größerer Vorliebe der Arbeit des Wiederaufrichtens als der des Niederreißens zuwenden; mochten er und sein bedeutendster Mitarbeiter Schön lieber bei England als bei Frankreich in die Lehre gehen, obgleich das Charakteristikum englischer Staatsentwicklung, das kontinuirliche, allmählige Werden hier, wo im Drange der höchsten Noth die Reform sofort „gemacht" werden mußte, unnachahmlich war; mochte endlich bei all diesen Männern wie bei den militärischen Reformern, den Scharnhorst und Gneisenau, der Haß gegen die Fremdherrschaft alle anderen Gefühle überwiegen, — dennoch waren sie sämmtlich eins in der Ueberzeugung, daß die unbedingte Voraussetzung der Wiederaufrichtung und Befreiung die völlige Ausrottung des feudalen Wesens, die rückhaltlose Anerkennung der Prinzipien des modernen Staatsbürgerthums sein müsse. Wie in einem Brennpunkte sammelt sich daher das Denken und Wollen all dieser Reformatoren in dem Edikt vom 9. Oktober 1807, das Th. v. Schön in jenen so schmerzensreichen und doch so hoffnungsvollen Tagen wohl als die Magna Charta eines neuen, verjüngten Preußen begrüßen durfte. Dieses Edikt mit seinem unscheinbaren, geschäftsmäßig trocknen Titel: „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend" führte in der That den ersten Axthieb in die Wurzeln des feudalen Stammes. Schon bei dem ungewohnten Wort „Landbewohner," das die Edlen wie die Unfreien des platten Landes unterschiedlos zusammenfaßt, schäumte das Junkerthum der Marken und Pommerns wüthend auf. Als das Edikt im vornehmen Kasino zu Berlin vorgelesen wurde, da entrang sich dem beklommenen Gemüthe eines Kammerherrn v. Recke der patriotische Schmerzensschrei: „lieber noch drei verlorene Auerstädter Schlachten!", ein charakteristisches Seitenstück in Worten zu den Thaten, durch die soeben die „gute Rasse das Land defendirt" hatte.

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Der kurze Gesetzentwurf, welcher die Verbindung zwischen verschiedenen Vereinen für zulässig erklärt, ist wie in zweiter so auch in dritter Lesung vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen worden. Es hat sich dabei ein Zwischenfall ereignet, allerdings nicht für das Ohr, aber für das Auge. Der Sohn des Reichskanzlers, Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, hat für den Antrag gestimmt und dafür gesorgt, daß es bemerkt werde. „Unter dem Fürsten Bismarck hätte das nicht vorkommen können", so lautet eine Bemerkung, die jetzt von Mitgliedern der Rechten häufig gemacht wird, und diese Bemerkung kann bei dieser Gelegenheit wiederholt werden. Wir unterlassen es, aus

der Abstimmung des Sohnes Schlüsse auf die Gedanken des Vaters zu ziehen und begnügen uns mit einer viel bescheideneren Schlußfolgerung. Ein Antrag, für welchen ein Hohenlohe stimmt, hat sicher nicht den staatsgefährlichen Charakter, den man ihm beimessen will.

Das große Hindernißrennen um die Fertigstellung der Handwerkervorlage dauert fort. Ueber namentliche Abstimmungen und Auszählungen, die mit einer Beschlußunfähigkeit endigen, über Sitzungen, die mit halbstündiger Frist angesetzt werden und mit harmlosen Kleinigkeiten ausgefüllt werden, hat man hinweggesetzt und jetzt steht man vor dem Haupthinderniß, den Pfingstferien. Aber nach deren Beendigung, am 22. Juni, bis wohin sich der Reichstag inzwischen vertagt hat, wenn die Hundstage beginnen, soll die tolle Jagd fortgesetzt werden. Ob es gelingen wird, auch die dritte Lesung zu Ende zu führen, und wenn es gelingt, ob dabei ein Ergebniß herauskommt, für welches eine gewissenhafte Mehrheit stimmen kann bleibt gleich zweifelhaft.

Herr von Levetzow hat sich gelegentlich der mehrfachen Beschlußunfähigkeit des Reichstags bei der zweiten Lesung der Handwerkervorlage daran erinnert, daß er einst Jahre lang Präsident des Reichstags gewesen ist und über dessen Würde zu wachen gehabt hat; er ließ deswegen eine Fastenpredigt über die Verwerflichkeit der Obstruktion durch Fernbleiben vom Stapel. Man sollte meinen: wenn die Mehrheit fehlt, so ist daran die Mehrheit schuld und es ist widersinnig, der Minderheit Vorwürfe darüber zu machen, daß die Mehrheit nicht am Platze ist. Herr von Levetzow weiß sehr wohl, daß die Partei, welcher er angehört, von den Mitteln der Auszählung, der namentlichen Abstimmung und des Absentismus eben solchen Gebrauch gemacht hat, wie jede andere Partei; und er hat ihr dafür niemals eine väterliche Ermahnung zu Theil werden lassen. Im gesellschaftlichen Leben übernimmt Niemand gern die Rolle des Vierzehnten und im parlamentarischen Leben kann man Niemanden zumuthen, die Rolle des Einhundertneunundneunzigsten zu übernehmen, um durch seine Anwesenheit einen Paragraphen zur vollgültigen Annahme zu verhelfen, den er durch seine Abstimmung bekämpft.

Im Abgeordnetenhause hat die Kommission den Regierungsentwurf über das Vereinswesen durchberathen, und die Nationalliberalen haben den Ausschlag gegeben. Wir erkennen willig an, daß sie alle besonders schädlichen Bestimmungen aus der Vorlage entfernt haben, aber sie haben eine aufrecht erhalten, die mindestens nicht nützlich ist. Sie haben der Bestimmung zugestimmt, daß Minderjährige von politischen Versammlungen fern bleiben müssen. Das wird nun unter anderm den Erfolg haben, daß ein großer Theil der Studenten von der Ausübung eines politischen Rechts fern gehalten wird. Bisher ging man bei uns von der Anschauung aus, daß die Ablegung des Maturitätsexamens die geistige Reife mit sich bringt; es mag das den sprachlichen Grund haben, daß das lateinische Wort maturus in das Deutsche mit „reif" übersetzt wird. Aber nicht an dem materiellen Inhalt des Beschlusses nehmen wir den größten Anstoß, sondern daran, daß dieser Beschluß die Handhabe bietet, die aufregende Erörterung über das Vereinsgesetz unter Umständen noch zwei Monate lang fortzusetzen und die schließliche Entscheidung von dem Zufall der Frequenz abhängig zu machen.

Nachdem vor einigen Jahren Herr von Berlepsch ein Handelskammergesetz vorgelegt hatte, das allseitiger Abneigung begegnete, und zu dem Sturz dieses Ministers beigetragen hat, hatte Herr Brefeld ein anderes Handelskammergesetz eingebracht, welches so harmlos war, daß wir nicht geglaubt hätten, jemals ein Wort darüber sprechen zu müssen. Aber es kam anders. Das Centrum ging auf den Gedanken des Freiherrn von Berlepsch zurück und brachte den Antrag ein, Zwangshandelskammern einzusetzen, die den Zwangsinnungen, über welche man sich im Reichstage unterhielt, verzweifelt ähnlich sahen. Die selbständigen und tüchtigen kaufmännischen Korporationen von Berlin, Danzig, Stettin, Königsberg ꝛc. sind dadurch in ihrer Wirksamkeit, vielleicht in ihrer Existenz bedroht. Daß der Antrag angenommen ist, würde uns vielleicht kalt lassen, denn wir müssen uns heutigen Tages Schlimmeres gefallen lassen. Aber was dem Vorgang einen pikanten Beigeschmack gab, war, daß auch Herr Max Schutz, Mitglied der Freisinnigen Volkspartei und Abgeordneter der Stadt Berlin, für den Antrag eintrat. Herr Schulz versicherte dabei, daß er in dieser Frage von seinen sämmtlichen Fraktionsgenossen abweiche.

Das Herrenhaus spielt in dem parlamentarischen Orchester das Instrument der großen Trommel. Es muß lange pausiren; dann aber folgt ein heftiger Schlag. Es ist zur Berathung des Budgets zusammengetreten und hat sofort die Entdeckung gemacht, daß es in seinen verfassungsmäßigen Rechten verletzt sei, was bisher noch Niemand entdeckt hatte. Die Gehaltserhöhungen der Beamten sind durch das Budget festgesetzt und nicht durch ein besonderes Gesetz. Infolge dessen hat das Herrenhaus die Möglichkeit verloren, dazu Amendements zu stellen.

Staatsrechtlich ist die Klage völlig unbegründet. Es steht nirgend geschrieben, daß Gehaltserhöhungen durch besondere Gesetze eingeführt werden müssen, und bisher sind sie stets durch das Budget eingeführt worden. Aber auch gegen den Geist des Gesetzes ist nicht verstoßen worden; man hat das Herrenhaus, weil es nicht aus der Wahl der Steuerzahler hervorgeht, geflissentlich von der Beschlußfassung über die Verwendung der durch Steuern aufgebrachten Gelder ausschließen wollen. Das Herrenhaus hat eine Resolution gefaßt, durch welche es das Bestreben bekundet, seine Macht über die Grenzen hinaus auszudehnen, welche die Verfassung ihr zieht. Auch die Vertreter der Städte und der Universitäten haben sich an diesem Bestreben betheiligt, welches doch augenscheinlich nur derjenigen Partei zu Gute kommt, die in dem Herrenhause die Mehrheit hat.

Dabei wurde dann die tönende Phrase laut, daß das Herrenhaus die sicherste Stütze der Regierung sei. Das ist ebenso richtig, wie daß der Epheu die sicherste Stütze der Ulme ist. Was das Herrenhaus ist, ist es durch den Willen und durch das Dulden der Regierung. Es verdankt seine Entstehung in seiner heutigen Form einer königlichen Verordnung, deren verfassungsmäßige Zulässigkeit von Anfang an bestritten worden ist. Es hat eine hervortretende Rolle nur in Zeiten gespielt, wo die staatliche Entwicklung in das Stocken gerathen war; seine Macht wurde durch Pairsschübe gebrochen, wenn es sich der Entwicklung widersetzte, und die glücklichsten Zeiten des preußischen Staats waren die, wann man von dem Herrenhause nicht sprach.

Proteus.

Das parlamentarische Chaos in Oesterreich.

Die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni haben Oesterreich in eine schwere parlamentarische Krise geführt. Graf Badeni und seine Berather, denen der Ministerpräsident in der böhmischen Frage das Ohr lieh, haben sich gründlich getäuscht. Nicht ein „Rummel" hat sich eingestellt, der nach ein paar Wochen oder Monaten vorüberzieht, sondern eine tiefgehende Erschütterung des Parlaments, dem leicht eine nicht minder tief reichende Erschütterung des Staates selbst folgen kann. Diejenigen, welche vor der Erlassung der Sprachenverordnungen warnten, waren, wie die Ereignisse lehren, bessere Kenner der Stimmung unter der deutschen Bevölkerung in Böhmen und in einem Theile der Alpenländer, sie hatten einen schärferen Blick und sie waren auch ehrlichere österreichische Patrioten, als diejenigen, welche dem Ministerpräsidenten zu dem verhängnißvollen Schritt riethen und ihm zu Gefallen sprachen. Das österreichische Parlament ist seit zwei Wochen arbeitsunfähig; die Obstruktion der Linken lähmt und hindert jede normale Thätigkeit. Die Linke ist entschlossen, die Erledigung aller Geschäfte zu hintertreiben, den parlamen-

tarischen Apparat zum vollständigen Stillstand zu bringen, unbekümmert um die Konsequenzen, die sich daraus ergeben können. Die nüchterne Erwägung ist verschwunden und die Leidenschaft diktirt die Entschlüsse. In großen nationalen Fragen handelt ein Volk nicht nach dem Kopfe, sondern nach dem Herzen.

Die Obstruktionsbewegung ist aber nicht aus dem freien Entschlusse der Abgeordneten hervorgegangen, sondern ihnen von den Wählern auf den Parteitagen in Teplitz und Reichenberg auferlegt worden. Die Sprachenverordnungen, die weit über das Ziel des praktischen Bedürfnisses hinausschossen, haben einen Sturm der Leidenschaft im deutschen Böhmen hervorgerufen und den Entschluß gezeitigt, die schärfste Retorsion in Anwendung zu bringen. Nur ungern und widerwillig haben einzelne Gruppen deutscher Abgeordneten der aus der Bevölkerung hervorgegangenen Losung Folge geleistet. Ein Theil der deutschen Abgeordneten aus den Alpenländern unter Führung Steinwender's machte den Versuch, zwischen politischen und wirthschaftlichen Fragen zu unterscheiden; die wirthschaftlichen sollten erledigt werden, die politischen der Obstruktion anheimfallen. Ein einstimmiger Ruf der Entrüstung war die Antwort, Steinwender und seine Genossen mußten einschwenken, wenn sie nicht durch den allgemeinen Unwillen fortgeschwemmt werden wollten, der Wille der Wählerschaften zwang sie, sich in Reihe und Glied zu stellen und Ordre zu pariren.

Der Reichsrath ist arbeitsunfähig, im Abgeordnetenhause herrscht das Chaos und die gestrige Sitzung hat der Majorität und der Regierung klar gemacht, daß man mit Gewalt der Obstruktion nicht beikommen kann, sondern daß die Opposition durch Mißhandlungen und Drangsalirungen zu noch leidenschaftlicheren Ausbrüchen aufgestachelt wird. Die Regierungsvorlagen können nicht einmal zur ersten Lesung gelangen, geschweige denn zur meritorischen Erledigung gebracht werden. Ein Glück für den Grafen Badeni, daß er sich mit dem Baron Banffy über die Beitragsquote der beiden Staaten zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten nicht einigen und den Ausgleich nicht fertigstellen konnte. Vermöchte er die Ausgleichsvorlagen dem Hause vorzulegen, dann könnte er nicht einmal die Ueberweisung dieser zahlreichen Gesetze an einen Ausschuß erreichen; von einer Berathung kann Angesichts der Hunderte von Paragraphen und nicht entfernt die Rede sein, da man bei jedem einzelnen Paragraphen ein Dutzend namentliche Abstimmungen fordern kann, von denen jede eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Die bloße Abstimmung über den einfachsten Paragraph kann also auf sechs bis acht Stunden hinausgeschoben werden. Heute stehen noch Graf Badeni und die Majorität auf dem alten Schmerling'schen Standpunkte: Wir können warten! Wie lange aber. Am 31. Dezember läuft das Quotengesetz und der ganze wirthschaftliche Ausgleich zwischen Oesterreich ab und an demselben Tage erlöschen auch die der Regierung bewilligten Kredite. Was dann? Auch die Delegationen können nicht zusammentreten und für den gemeinsamen Haushalt nicht Vorsorge treffen, in so lange über das Quotenverhältniß für das nächste Jahr die gesetzliche Entscheidung nicht getroffen ist. Die Krise, welche droht, reicht also über Oesterreich hinaus und sie würde auch das Verhältniß zu Ungarn erfassen.

Und neben der parlamentarischen Obstruktion droht der passive Widerstand der deutschen Bevölkerung, welche hinter der Linken steht. In dem deutschen Gebiete Böhmens wird alles Ernstes der Gedanke eines Streiks der Gemeindeverwaltungen ins Auge gefaßt. Es bedarf nur der Parole und Tausende von Gemeindevorstehern danken ab und stellen ihre Funktionen ein. Die Leute sind sich der schweren Schädigungen und Drangsalirungen bewußt, denen sie sich aussetzen, sie sind aber von der kalten Entschlossenheit des Fanatismus erfüllt und wollen es aufs Aeußerste ankommen lassen. Was der passive Widerstand bedeutet und heißt, hat eine österreichische Regierung einmal in Ungarn erfahren. Graf Badeni war damals freilich ein sehr junger Herr und wer weiß, ob er sich an die politischen Vorkommnisse jener Zeit erinnert.

Im Lager der Regierung und der Majorität herrscht vollständige Rathlosigkeit. Muthlosigkeit greift um sich, wenn man sie auch durch kräftige Worte zu verhüllen sucht. Im Lager der deutschen Minorität hat man ebensowenig eine Ahnung, wie ein Ausweg aus dieser Lage gefunden werden soll, man sucht aber auch keinen solchen und überläßt es der Regierung, sich den Kopf anzustrengen, um zur Lösung dieses Räthsels zu gelangen. Soviel ist sicher, die deutschen Abgeordneten werden die Waffen nicht niederlegen, bis die Frage der Sprachenverordnung nicht beseitigt ist. Es gibt nur einen Ausweg: den der ehrlichen, offenen Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Czechen. Diesen Weg hätte Graf Badeni längst betreten müssen, statt ein Meer von Erbitterung zwischen die beiden Volksstämme des reichsten und kultivirtesten Landes der Monarchie zu gießen. Die eiserne Hand des Grafen Badeni hat sich nicht nur als eine sehr schwache erwiesen, sie hat auch das Unglück, die entscheidenden Maßregeln zur Unzeit zu treffen. So kommt es, daß seine Entschlüsse nie der freien Initiative entspringen, sondern ihm vom Zwange der Umstände aufgedrängt werden. Wenn aber der Versuch gemacht würde, einen Ausgleich zwischen Deutschen und Czechen anzubahnen, dann müßte er bald gemacht werden. Jeder Tag, der verstreicht, jede sogenannte Sitzung, welche das Parlament hält, gießt siedendes Oel in die Flammen der Leidenschaft. Noch ein Kurzes und die Krise, welche im Parlament wüthet, hat den Staatskörper erfaßt.

Wien, 25. Mai 1897. Gustav Steinbach.

Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts*).

Geschichtskundige Beobachter der heutigen Entwicklung und Gestaltung des deutschen Katholizismus können sich einer gewissen schmerzlichen Verwunderung über dieselbe nicht erwehren; in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts tritt uns auch auf katholischem Boden der germanische Geist in vielfacher Gährung und Opposition gegen die beginnende und rasch um sich greifende Romanisirung und Ultramontanisirung der Kirche entgegen; wir finden rationalistische Gedanken in der Dogmatik, weitgehende Toleranz den Andersgläubigen gegenüber, ein Streben nach Verständigung mit dem Staat, Bekämpfung des Marienkultus, der Unauflöslichkeit der Ehe und vor allem des Cölibats der Geistlichen. Und selbst die ersten Anfänge der Romanisirung vollzogen sich theilweise noch unter der Einwirkung deutsch-protestantischer Wissenschaft, in Möhler's idealisirtem Katholizismus ist der Einfluß Schleiermacher'scher Gedanken unverkennbar. Allein in Folge der Kölner Wirren und der unseligen Regierung Friedrich Wilhelms IV. wurden diese freiheitlichen Regungen unterdrückt und die massive und wenig feine Auffassung, wie sie z. B. der nachmalige Bischof Räß von Straßburg in seinem „Katholik" vertrat, gewann die Oberhand; der Deutschkatholizismus erwies sich in Folge des Mangels an sittlicher Kraft und religiöser Tiefe seiner Begründer als völlig unfähig zum Sieg oder auch nur zur Propaganda in weiteren Kreisen, und so ließen sich die deutschen Katholiken immer mehr von dem jesuitischen Geist unterkriegen. Beim Kampf um die Unfehlbarkeit des Papstes regte sich noch einmal, sogar in den Kreisen des Episkopats, das deutsche Gewissen; aber der Einheit der Kirche zu Liebe brachten schließlich alle deutschen Bischöfe

*) Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts. Von Dr. Hermann Schell, Professor der Apologetik und derzeitigem Rektor der Universität Würzburg. 2. Auflage. Mit einem Nachwort. Würzburg. A. Göbel's Verlag. 1897. 92 S.

das Opfer des Intellekts, und damit war auch die Bewegung des Altkatholizismus von vorn herein eine hoffnungs- und aussichtslose.

So hatte denn der jesuitisch-romanische Geist auf der ganzen Linie gesiegt und untröstlich sah es in der That allerwärts aus. Auch der Kulturkampf, dessen einzige Berechtigung in dem Gedanken lag, daß man von außen her dem Geist und Gewissen der deutschen Katholiken zu Hilfe kommen könne, führte um so weniger zum Ziel, als seine Wirklichkeit diesem Ideal nur sehr theilweise entsprach. Die Bildung und Erstarkung des Centrums, der Schlachtruf: Katholisch ist Trumpf! schien für all das nur der äußerlich sichtbare Ausdruck zu sein und ließ daher die Schärfer erkennen, welche diese Wandlung der katholischen Kirche Deutschlands wie für unsere politischen Verhältnisse, so auch für das gesammte deutsche Geistesleben haben müsse. Und trotzdem haben tiefer Sehende die Hoffnung nie ganz aufgeben mögen, daß dieses deutsche Freiheitsgefühl auch innerhalb des Katholizismus nicht völlig erloschen sei. Selbst das Centrum zeigte Rom gegenüber in politischen Fragen gelegentlich doch eine Selbständigkeit, die erfreute und imponirte; und auch auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiet ließen manche Anzeichen im Kleinen und Einzelnen jene Hoffnung nicht als ganz unberechtigt erscheinen. Eine Art von Stichprobe dafür gab der Miß Vaughan-Schwindel, dem die leichtgläubige und abergläubische romanische Kirche zum Opfer fiel, während man sich in Deutschland dieser Leichtgläubigkeit und dieses Aberglaubens doch vielfach schämte; und es soll der „Kölnischen Volkszeitung" stets zur Ehre gereichen, daß sie muthig gegen die Civiltà cattolica und ihre jesuitischen Hintermänner, muthig selbst gegen die römische Kommission und ihre schwächliche Neutralitätserklärung sich auf die Seite des hier so schwer gefährdeten und kompromittirten gesunden Menschenverstandes stellte.

Wer aber vollends Gelegenheit hatte, namentlich auch mit jüngeren katholischen Geistlichen ab und zu ein offenes Wort zu sprechen, der wußte, daß auch unter den deutschen Universitätslehrern der katholischen Theologie einer sei, auf den sich im Stillen die Hoffnungen der trotz alledem noch vorhandenen freier Denkenden richteten; und das ist Hermann Schell, Professor der Apologetik in Würzburg. Daß diese Erwartungen keine unberechtigten waren, das ist nun vor aller Augen offenbar geworden. Schon im vorigen Jahr hat Schell als Rektor der Universität eine vielbemerkte Antrittsrede gehalten, und als er darüber allerlei Anfechtungen erfuhr, veröffentlichte er vor wenigen Wochen eine Broschüre, die rasch in zweiter und dritter Auflage erschienen ist und zunächst in katholischen Kreisen großes Aufsehen erregt hat. Denn sie bedeutet in der That nicht mehr und nicht weniger als die Auflehnung und den Protest des deutschen Gewissens*) und des deutschen Freiheitsgefühls gegen den jesuitisch-romanischen Geist, der immer mehr die katholische Kirche auch in Deutschland erfüllt und sich dienstbar gemacht hat.

Der Titel der Broschüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" ist freilich auffallend und erregt, zumal bei protestantischen Lesern, von vornherein ein ungläubiges Schütteln des Kopfes. Allein wenn man liest, wie Schell ausdrücklich unterscheidet zwischen dem menschlich verwirklichten Katholizismus, der dieses Prinzip allerdings vielfach verleugne, und einem idealen, göttlich gewollten Katholizismus, der es in sich trage und in sich tragen müsse, so verschwindet Staunen und Zweifel und man erinnert sich der ähnlichen Idealisirung des Katholizismus durch Möhler und seiner feinsinnigen Ausdeutung spezifisch katholischer Lehren. Und auch darin hat Schell Aehnlichkeit mit Möhler, daß er diesem idealen Katholizismus den empirischen, vielfach zerklüfteten und über sein eigenes Prinzip unklaren Protestantismus gegenüberstellt und damit diesem häufig nicht gerecht wird. Es mögen übrigens die gelegentlichen Ausfälle gegen den Protestantismus, die allerdings durch eine wenig geschickte Besprechung seiner Antrittsrede im „Deutschen Protestantenblatt" provoziert worden sind, mehr nur der Schild sein, durch den sich Schell vor dem Verdacht der Ketzerei und des Protestantisirens zu decken sucht, da ja damit die jusuitischen Kreise rasch genug zur Hand zu sein pflegen; und so wollen auch wir ihm diese Ausfälle nicht allzu hoch anrechnen, um so mehr, als sich daneben doch merkwürdig unbefangene Worte zur Würdigung des Protestantismus finden. Wichtiger und wuchtiger als was er diesem vorwirft, ist jedenfalls das, was er gegen den jesuitischen und romanischen Geist in seiner eigenen Kirche sagt, und hierin liegt wie für ihn selbst so auch für uns der Schwerpunkt der Broschüre.

Schell geht aus von der wissenschaftlichen Inferiorität der Katholiken in Deutschland. Das Wort klingt hart und die ultramontane Presse hat es stets als eine Beleidigung empfunden und als eine Verleumdung zurückgewiesen; allein die Statistik erweist diese Inferiorität als eine Thatsache, und Schell legt sie allen seinen Ausführungen als solche zu Grunde. Aber nicht als ein ruhig Hinzunehmendes und Unabänderliches; um sie aus der Welt zu schaffen verlangt er die geistige Mobilmachung aller katholischen Kreise zu friedlichem Wettbewerb. Vor allem aber — welches sind denn die Gründe für eine so beschämende und gefahrdrohende Thatsache? Die nächsten Ursachen, die in den Verhältnissen gefunden werden und die eigene Unschuld darthun sollen, läßt er zwar gelten, aber nur um seinerseits noch nach anderen mehr in der Tiefe liegenden Gründen zu suchen, auch auf die Gefahr hin, daß damit die Fiktion der Schuldlosigkeit in die Brüche gehe. Und da findet er denn, „daß auf katholischer Seite die religiöse Inanspruchnahme der eigenen Vernunft und Persönlichkeit behufs Vermittelung der übernatürlichen Lehren und Lebensziele mit der natürlichen Ordnung allzusehr zurückgedrängt und auf einfach bereitwillige Hinnahme und gehorsame Ausführung herabgesetzt werde"; die Gebildeten aber haben das Bedürfniß einer gewissen Selbständigkeit auch in religiösen Dingen und gerade diesem ist der Protestantismus „zu seinem größten realen Vortheil" im weitesten Maß entgegengekommen. Indem Schell das bereitwillig anerkennt, fordert er eben darum eine gerechtere Würdigung auch der Gegenseite; denn katholisch heißt das volle und ganze Christenthum, der Katholizismus ist nicht nothwendig Antiprotestantismus, vielmehr muß er seine Vertreter über alle Einseitigkeiten und alle Unduldsamkeit erheben; „was immer ein solus, d. h. einen ausschließenden Gegensatz hinzufügt," ist häretisch und höchstens halbe Wahrheit, sagt dieser Vertreter der „allein(!) selig machenden" Kirche. Deshalb darf man auch nicht gleich überall den Satan und Satanismus wittern; deshalb ist es „nicht gut, im Protestantismus nur das allmähliche Ausreifen des sündhaften Abfalls und des hochmüthigen Trotzes zu sehen"; und „darum offen und bereitwillig zur Anerkennung alles Wahren und Guten, was sich bei den Gegnern findet"!

Diese Mahnung hängt mit einem zweiten zusammen: daß sich in der katholischen Kirche eine dualistisch-pessimistische Anschauung und Stimmung herausgebildet hat, die den Gegensatz zum Weltlichen zu sehr betont und spannt und „die Fähigkeit und Bestimmung desselben, zu einem Träger und Vermittler des Göttlichen zu werden" verkennt; und doch bedeutet „Katholizität, daß alle Berufsgebiete, mögen sie noch so weltlich erscheinen, Provinzen des Gottesreiches sind und daß ihre richtige Pflege die Weihe des allgemeinen Priesterthums mit sich bringe." Man hat es sonst der protestantischen Ethik nachgerühmt, daß sie die „profan" gewordenen weltlichen Aufgaben entprofanisirt und in ihrem Werth und Recht anerkannt habe: auch das sucht Schell dem Katholizismus zurückzugewinnen und denselben speziell mit der weltlichen Wissenschaft zu versöhnen. Das gilt schon für den vorbereitenden Unterricht: Welcher Wissende denkt hierbei nicht an die Rolle, welche der Fürstbischof Kopp von Breslau auf der Berliner Schulkonferenz gespielt hat?

*) Noch bezeichnender als „Gewissen" wäre der scholastische Ausdruck „Synderesis", unter dem ich das Murren und Aufbrummen des ersten guten Restes in uns gegen das Böse, hier des germanischen Geistes gegen Jesuitismus und Romanismus verstehe.

„Die naturwissenschaftliche oder realistische Bildung ist an sich nicht minder geeignet, die Gymnasialschule für den Idealismus zu werden wie die altsprachlich-humanistische Gymnasialbildung. Die Zukunft wird wohl beide Wege als gleichberechtigt ausbilden und anerkennen müssen. Ich wünschte nicht, daß man sich katholischerseits zum einseitigen Verbündeten des Humanismus contra Realismus mache."

Vor allem aber zeigt sich diese Ueberspannung und Spannung in der Aengstlichkeit kirchlich-katholischer Kreise vor dem Besuch der Universitäten und in der Abschließung der Kandidaten der Theologie in weltabgeschiedene Priesterseminarien. Hätte Schell konkrete Beispiele herangezogen, was er vornehm ablehnt, so hätte er hierfür auch auf unsere elsässischen Verhältnisse hinweisen müssen: als die Regierung dem katholischen Klerus eine theologische Fakultät an der Straßburger Universität anbot, lehnte es dieser unter der Führung des Reichstagsabgeordneten Winterer ab, offenbar weil er der theologischen Bildung „die Widerstandskraft nicht zutraute, um den freien Luftzug der großen Mittelpunkte des nationalen, internationalen und interkonfessionellen Geisteslebens siegreich aushalten oder günstig beeinflussen zu können." Aber auch die bestehenden Fakultäten sind nach Schell den kirchlichen Kreisen ein Dorn im Auge und darum der Verkümmerung ausgesetzt. „Welche Förderung, ruft er, haben denn die theologischen Fakultäten des deutschen Reiches seitens der kirchlichen Kreise zu verzeichnen? Man könnte eher sagen, jedes Streben nach Förderung der Theologie, das über das Maß und die Mediocrité seminaristischer Systematik hinausgeht, bringe die Gefahr der Verdächtigung mit sich." Und darum schließt er: „wer Isolirung sucht und braucht, ist der Inferiorität verfallen; keine Distinktion vermag davor zu retten." Das ist ebenso deutlich als wahr, und wahr ist auch, was er in diesem Zusammenhang über die Ansprüche an die katholischen Studentenkorporationen und über das Zurückbleiben derselben hinter den auf sie gesetzten Hoffnungen sagt.

Damit ist der Professor bei seiner eigenen Sache, bei der Forderung der Freiheit des Denkens und Forschens angekommen. Den Mißbrauch dieses Prinzips gibt er natürlich zu und preis; „allein das ist auch mit den Grundsätzen Christi geschehen." Darum ist Freiheit des Denkens doch „wirklich ein Ideal, insofern es die Freiheit von allen Vorurtheilen bedeutet und bleibt ein Ideal, solange die größte Gefahr für das Urtheil und für den Fortschritt der Forschung die Befangenheit durch Vorurtheile ist." Gerade hier liegen nun freilich Schwierigkeiten, die Möglichkeit, um nicht zu sagen die Nothwendigkeit eines Konflikts der freien Forschung mit der kirchlichen Autorität. Ihnen ist Schell durch die Polemik gegen seinen Kritiker im Deutschen Protestantenblatt, gegen Kahl's Berliner Festrede über Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit und gegen Luthers Ausfälle auf die Närrin Vernunft theilweise aus dem Weg gegangen; die Behandlung dieses prinzipiellen Problems ist offenbar die schwächste Seite der Broschüre. Wenn er sagt: „vom katholischen Bekenntnißglauben aus ist das Verhältniß zwischen Glauben und Wissen sehr klar und unzweideutig, weil beide im Gebiet der Erkenntniß liegen und darum auch der logischen Prüfung unterstehen", so ist damit doch nur formal der Ort angegeben, wo sich diese Konflikte abspielen; ob und wie sie sich materiell lösen lassen, ist damit nicht gesagt, und die Ansprüche des religiösen Gefühls lassen sich durch die Logik ohnedies weder befriedigen noch abweisen. Allein Schell meint es vielleicht doch richtiger als es klingt; das zeigen einzelne recht in die Tiefe dringende Aeußerungen über Kopernikus und Galilei, die „in ihrem katholischen Glauben und in ihrem kirchlichen Sinn nicht irre geworden sind, weil viele Vertreter der kirchlichen Autorität einen Widerspruch zwischen der Offenbarung und der neuen Auffassung annahmen"; und das zeigt das treffliche Wort: „die Verantwortlichkeit (des Theologen seiner Kirche gegenüber) ist allerdings eine Schranke der Freiheit, aber eine innere Schranke; Verantwortlichkeit ist keine Stellung unter Vormundschaft!" Und nun kommen auch hier die eigentlichen Spitzen erst nach.

„Die Verhimmlung alles Kirchlichen in katholischen Kreisen ist in den letzten Jahren ganz krankhaft geworden: alles wird im rosigsten Lichte dargestellt, seiner schroffen, aber charakteristischen Ecken und Härten beraubt, nach den Schablonen einiger festgestellter Ideale aufgefaßt, und dadurch zwar fast byzantisch, aber auch ungemein einförmig und langweilig, ja geradezu unwahr, lähmend und einschläfernd." „Glaube und Kirche kann niemals die Vernunft und ihre Thätigkeit ersetzen oder in die Lücken eintreten, welche die Thatsachen offen lassen." „Unkatholisch und unhaltbar ist der geistliche Wahn, die Kirche und ihre lebendige Lehrautorität sei irgendwie berufen oder befähigt, thatsächlich vorhandene Lücken und Schwierigkeiten durch ihre Unfehlbarkeit unwirksam zu machen oder der Vernunft und persönlichen Denkthätigkeit irgendwie die Pflicht abzunehmen, sich denkend die Offenbahrungslehre anzueignen." „Man hält es allem Anschein nach fast für ein Kriterium der geoffenbarten Wahrheit, wenn das natürliche und wissenschaftliche Denken dabei möglichst viel Selbstverleugnung üben muß; das sind die Folgen jener Ueberspannung des Unterschieds von Natürlich und Uebernatürlich, welche den inneren organischen Zusammenhang zwischen beiden nach Möglichkeit lockerte und das kirchliche Lehramt nach Art eines Orakels zu einer höheren Wahrheitsquelle machte, die frei und unabhängig über den natürlichen Thatsachen und den urkundlichen Offenbarungsquellen schwebt und dabei noch den Vortheil der allerbequemsten Lösung aller Fragen darbietet." „Die Geringschätzung von Vernunft und Wissenschaft, Gesetzmäßigkeit und innerem Zusammenhang wird für eine Kraftprobe des Katholizismus gehalten; dieser aber bedeutet den Friedensbund von Vernunft und Glauben, von Forschung und Offenbarung, ohne Herabwürdigung und Demüthigung des Logos."

II.

Ebenso wendet sich Schell des Weiteren gegen den einseitigen Konservatismus der katholischen Kirche. Auch Christus war den Pharisäern und Sadducäern gegenüber nicht konservativ. Vor allem aber ist die Wissenschaft eine fortschrittliche Macht und bedarf der grundsätzlichen Aufforderung zum Fortschritt. Und darum kann sie auch der Hypothesen nicht entbehren und darum können auch die Universitäten trotz aller Abmahnungen von kirchlicher Seite*) „nicht darauf verzichten, in den akademischen Unterricht auch die Hypothesen hereinzuziehen". Auf der andern Seite ist freilich auch nicht alles Alte veraltet, und verwerflich ist eine Neuerungssucht, welche nicht aufbauen, sondern nur zerstören und zersetzen will; auch nicht alles Neue hat Jugendkraft. Und so sind konservativ und fortschrittlich beide nur halbe Wahrheiten. Wenn aber Schell hinzufügt: „nicht bloß die neuen Gedanken und Bestrebungen stehen in Gefahr, durch Uebertreibung und Einseitigkeit zu halben Wahrheiten zu werden, sondern die alten und veralteten Grundsätze und Anschauungen oft noch viel mehr", so zeigt dieses „noch viel mehr" doch deutlich, wogegen sich die Spitze eigentlich richtet. Und so heißt es denn mit Beziehung auf die ihrer ganzen Anlage nach fortschrittlich gerichteten und freiheitlich gestimmten Universitäten vom Liberalismus überhaupt:

„Dieser ist allerdings sehr im Niedergang, allein nicht deshalb und erst seitdem sein Bestes in den Gemeinbesitz aller Parteien übergegangen und in den modernen Verhältnissen verwirklicht worden ist? Würden nicht die sogenannten Verehrer der guten alten Einrichtungen und Zustände am meisten erschrecken, wenn sie unversehens in dieselben zurückversetzt würden, so wie sie wirklich waren, nicht wie sie sich dieselben idealisirt vorstellen?"

Darum muß auch der Katholizismus die Wissenschaft anerkennen, das Band zwischen Glauben und Wissen knüpfen. Das that er im Mittelalter mit der aristotelischen Philosophie: „warum sollte es in unserer Gegenwart unkirchlich sein, die fortgeschrittene, vertiefte und erweiterte Philosophie der Neuzeit mit dem Offenbarungsglauben in eine fruchtbare Bundesgenossenschaft zu bringen"? Hier läßt sich freilich die Zwischenfrage kaum abweisen, ob und wie weit dies möglich sei; und das letzte Wort darüber hätte dann erst nicht die Apologetik, sondern die Religionsphilosophie zu sprechen. Die Hauptsache in diesem Abschnitt, der sich mit

*) Darüber hat sich zwischen dem bayerischen Landtagsabgeordneten Daller und Schell inzwischen eine Kontroverse erhoben, die zugleich das heftige Unbehagen und Erschrecken der ultramontanen Kreise über die Schell'sche Schrift deutlich erkennen läßt.

dem Ideal des Katholizismus beschäftigt, ist jedoch neben diesem Protest gegen die forcirte Repristination des Thomismus der Hinweis auf den germanischen Geist, der seinen Theil dazu beitragen müsse, um jenes Ideal in jeder Zeit zu verwirklichen. Im Gegensatz zu ihm kommt der romanische Antheil vom religiösen Standpunkt aus nicht allzu gut weg, wenn es von ihm heißt, er „bekunde seine hervorragende Meisterschaft weniger in der innerlich-philosophischen Erfassung, als vielmehr in der formal-juridischen Behandlung der Dinge, sowie in der peinlich genauen Werthschätzung und Ordnung des Ritus, in der klugen Ausgleichung der Gegensätze und in der praktischen Organisation, kurz in der Befähigung zur Weltherrschaft in ähnlicher Art, wie die Juristen dazu bevorzugt sind"; und vorher schon ist von einem Herabsinken „zur Inferiorität französirender Andachts- und Auffassungsweisen" die Rede; wofür wir hier im Reichsland ebenfalls Beispiele und Beläge zu finden wüßten. Nun verlangt aber das katholische Prinzip nicht, daß alles in der Religion romanisch oder mittelalterlich werde, sondern es verlangt, „daß jede Nation christlich werde, und zwar mit ihrem eigenartigen geistigen Wesen und nicht etwa durch Verleugnung desselben". Und in diesem Zusammenhang findet sich sogar das starke Wort von den „geistigen Eunuchen, die zu bedientenselig seien, um ihre geistige Eigenart fruchtbar zu machen," als Einleitung zu den heftigen Ausfällen auf die Aufnahme der Miß Vaughan-Enthüllungen auch in einem großen Theil des deutschen Klerus.

„Man war eben seit einigen Jahrzehnten gelehrt worden, den derbsten romanischen Aberglauben für kirchlich-katholisch zu halten, und zwar um so mehr, je derbsinnlicher und je chronologisch anschaulicher alles dargeboten wird; hingegen allem, was von seiten der deutschen Theologie zur nationalen und ethischen Vertiefung der Glaubenslehren aufgeboten wurde, mit Mißtrauen entgegenzutreten, als ob man es für das höchste Kriterium der Kirchlichkeit hielte: credo quia absurdum."

Im Anhang aber wendet sich Schell — gereizt durch die von dieser Seite herkommende Kritik der ersten Ausgabe seiner Schrift — schärfer noch als in dieser selbst gegen den Jesuitenorden als den eigentlichen Träger dieses romanischen Geistes in der katholischen Kirche. Wie schneidend und bitter klingt es doch, wenn es hier heißt:

„Man vergesse es ja nicht, daß nur jene Katholiken dem widersinnigen Aberglauben anheimgefallen sind, die zum geistigen Heerbann des Jesuitenordens und seiner theologischen Schule gehören! Was von unserer Seite zur Warnung und Aufklärung gesagt wird, trägt uns ja gewöhnlich nur Zweifel an der kirchlichen Korrektheit ein: erst wenn ein Jesuit es auch sagt, dann gilt ein Gedanke etwas!"

Und im Zusammenhang damit werden wir auch die Frage des Vorworts verstehen und beantworten können: „Wer trägt die Schuld an dieser (in der Aufnahme der Leo Taxil'schen Erfindungen sich offenbarenden) Veräußerlichung des Gottesbegriffs, durch welche weite kirchliche Kreise dem frommen wie dem betrügerischen Aberglauben gegenüber fast widerstandslos zugänglich gemacht worden sind?"

Endlich verweist Schell für alle seine Ausführungen auf eine Abhandlung des Kardinal Manning, worin dieser in ganz ähnlicher Weise die Hindernisse bespricht, welche nach seinen religiösen und kirchlichen Erfahrungen „dem Vordringen des Katholizismus in die moderne Gesellschaft hinderlich gegenüberstehen". Ihnen entnimmt Schell auch die positiven Vorschläge, die er in dem zur Abwehr geschriebenen Nachwort jetzt ausdrücklich formulirt. Es sind ihrer vier:

1. Die „dem Ideal des allgemeinen Priesterthums entsprechende Verwerthung des katholischen Laienthums und die stärkere Berücksichtigung der gebildeten Stände, sowie des männlichen Geschlechts in Würdigung ihrer berechtigten Ansprüche und geistigen Anforderungen;"

2. „die freiere Entwicklung der theologischen Wissenschaft selber, sowie der katholischen Inangriffnahme der philosophischen, religions-, natur-, geschichts- und sprachwissenschaftlichen Forschung;"

3. das Geltendmachen des Katholizismus als Prinzip des Fortschritts und der fortschreitenden Denkarbeit; und endlich

4. „die stärkere Mitarbeit an der nationalen Entwicklung von den Grundlagen aus, wie sie die geschichtliche Nothwendigkeit geschaffen hat, im Vertrauen auf die Zukunft des katholischen Geistes auch in der germanischen Welt."

Ich habe mit Absicht in der Wiedergabe seiner Gedanken dem Verfasser soviel als möglich selber das Wort gelassen. Denn nicht darauf kommt es an, daß alles das überhaupt einmal gesagt wird, sondern daß es in dieser Schärfe und Deutlichkeit von einem angesehenen Kirchenlehrer des Katholizismus ausgesprochen worden ist. Man hat Schell vorgeworfen, er habe bei seiner Kritik die Klugheit und die Gerechtigkeit vermissen lassen. Jene vor allem deswegen, weil die gegnerische Presse Mißbrauch mit seinen Ausführungen und Anklagen treiben werde. Darauf erwidert der kühne Mann:

„Ich halte nicht dafür, daß die Klugheit mit der Vogelstraußpolitik zusammenfalle, am wenigsten in unserer Zeit der vollsten Oeffentlichkeit. Ist es etwa Klugheit zu wähnen, die Gegner entdecken nichts von den Uebelständen im katholischen Lager, außer wenn wir dieselben öffentlich besprechen? Ist es Klugheit, jeden selbständigen Gedanken durch die in der Centrumspresse vielfach übliche Schulmeisterei in die gegnerische Presse hinüber zu treiben und so die eigene Litteratur möglichst eintönig zu machen, indem jedes Urtheil den Lesern vorgeschrieben wird?"

Und der zweite Vorwurf, daß er mit seiner Kritik die Grenzen der Gerechtigkeit überschritten habe, würde doch nur dann gelten, wenn er Unrecht hätte, was aber bis jetzt noch auf keinem einzigen Punkte nachgewiesen worden ist. Im Gegentheil ist, wie mir scheint, noch viel mehr zwischen den Zeilen zu lesen, als dem Außenstehenden bekannt und bemerkbar ist. Der Verfasser verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er „keine skandalöse Ausstellung schwarzer Wäsche veranstalten, nicht einzelne Anklagen gegen diese und jene Personen, auch nicht gegen die Jesuiten aufhäufen, die Ehre des katholischen Namens nicht durch solche Kleinkrämerei gefährden und die Kraft des katholischen Geistes nicht durch solche persönliche Reibereien zersplittern und irreleiten wollte." Er hätte also noch viel mehr sagen können, und hie und da spürt man deutlich, wie ihm ganz persönliche Erfahrungen und Erlebnisse die Feder geführt und den Ausdruck geschärft haben.

Daß die Schrift Schell's eine hochbedeutsame Kundgebung ist, wird keinem Leser derselben entgehen; was ich daraus mitgetheilt habe, ist nur ein Auszug einzelner Hauptgedanken, nicht das Ganze und nicht erschöpfend, ich will also die eigene Lektüre der Schrift nicht ersparen, sondern dazu auffordern. Denn man wird noch oft im philosophisch-religiösen Kampf um die Weltanschauung wie in dem politisch-kirchlichen Streit zwischen Staat und Kirche und zwischen den einzelnen konfessionellen Parteien zu Schutz und Trutz auf sie zurückgreifen müssen. Zunächst empfindet man es wie eine Genugthuung, Gedanken, die man über die katholische Kirche der Gegenwart selbst schon ganz ähnlich formulirt ausgesprochen hat und um deren Willen man von kirchlicher Seite und in der katholischen Presse wie ein Verleumder und Frevler hart angelassen worden ist, nun von einem treuen Sohn dieser katholischen Kirche selbst bestätigt zu finden. Aber nicht darin liegt die wahre Genugthuung über diese Kundgebung — das wäre ja kaum mehr als die Befriedigung einer gewissen persönlichen Eitelkeit oder ein feiges sich Verkriechen wollen unter den Schild eines andern. Sondern was den über alles Persönliche weit hinausragenden Werth der Schrift ausmacht, ist das, daß darin ein angesehener deutscher Katholik endlich einmal wieder nach langer geistiger Kirchhofsruhe den Bann gebrochen und das Banner deutschen Freiheitsgefühls und deutschen Gewissens innerhalb der katholischen Kirche selbst gegen den romanisch-jesuitischen Geist erhoben hat. Es ist wie einer jener von Uhland besungenen deutschen Schwabenstreiche: der Miß Vaughan-Schwindel war der krumme Säbel, ob dem dem Deutschen endlich das Blut in Wallung kam und der Geduldsfaden riß; vielleicht daß auch das andere Uhland'sche Wort von manchem flammenden Auge und manchem klopfenden Herzen daran sich bewahrheitet. Müssen wir aber abwarten, welche Wirkung diese Mannesthat in der katholischen Kirche haben und

welchen Widerhall dieses freie Wort bei Glaubens- und Berufsgenossen des Verfassers finden wird, ob es bei dem schon lebhaft sich äußernden Widerspruch bleibt oder ob man auch zu offener Zustimmung den Muth findet: so haben wir frei denkenden Protestanten jedenfalls das Gefühl, daß hier endlich wieder ein uns Geistesverwandter innerhalb der katholischen Kirche sich habe vernehmen lassen und daß der Katholizismus so verstanden bei allem Trennenden, das bleibt, nicht immer nur ein Gegenstand der Bekämpfung sein würde, sondern daß wir mit ihm wohl auch Hand in Hand gehen und in friedlichem Wettbewerb mit ihm zusammenarbeiten könnten am geistigen Fortschritt der Menschheit.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Jonas Lie als Märchendichter.

Jonas Lie ist in Deutschland als einer der hervorragendsten Romanschriftsteller und Novellisten des skandinavischen Nordens geschätzt. Man kennt ihn als einen feinsinnigen Beobachter der Wirklichkeit, als einen energischen Gestalter der erschütternden Konflikte des Alltagslebens, sowie andererseits als einen geistvollen Humoristen in der Beleuchtung von Zeitproblemen. Aber Jonas Lie ist auch ein poesiereicher Märchendichter. Schon wer seine älteren Romane aus dem nordischen Volksleben eingehender betrachtet, wird dort finden, wie tief sich der Dichter in die mystischen Vorstellungen seiner Landsleute versenkt hat, wie gern er bei ihrem „Aberglauben“ verweilt und wie oft und farbenreich er von den Finnen erzählt, jenem mongolischen Volksstamme, mit dem im nördlichsten Norwegen die germanischen Norweger sich vielfach vermischt haben. Und auch in seinen neuesten Romanen ist überall ein gewisser mystischer Hauch zu spüren, in einzelnen seiner Personen lebt eine übermächtige böse Naturgewalt, die sie fast willenlos zu bestimmten Thaten antreibt.

Man kann für diese merkwürdige Mischung in Jonas Lie's Schöpfungen nach moderner Gepflogenheit in seiner Abstammung die Ursache suchen. Der getreue Wirklichkeitsschilderer, der moderne Problemdichter, eine gewisse nüchterne rationalistische Betrachtungsweise, das entspricht dem in seinen Adern rollenden Bauernblut und seiner Abstammung väterlicherseits aus einem Juristengeschlecht — im Fabulisten, dem phantasienreichen Märchendichter verräth sich das Finnenblut. Lie selbst wenigstens betrachtet eine Reihe der Charaktereigenthümlichkeiten der Nordnorweger als eine Folge einer solchen Rassenmischung und hat die Deutung des in ihm ruhenden Dualismus hierin gesucht.

Jonas Lie ist mütterlicherseits finnischer Abstammung. Seine Mutter war, wie er sagt — nach Arne Garborg's Werk: „Jonas Lie, eine Entwicklungsgeschichte“ — eine „seltsame Frau, ganz verschieden von allen andern, schon im Aeußerlichen. Sie kleidete sich sonderbar, schwärmte im Ganzen genommen für starke Farben, Gold, Glanz und Pracht. Es war etwas von einer Seherin an ihr, etwas, was an Wahrsagerinnen erinnert und dergleichen“.

Die „Finnen“, wie der Norweger sie nennt, obwohl sie richtiger „Lappen“ genannt werden, erscheinen dem Nordländer in einem ähnlich mystischen und unheimlichen Lichte, wie es mit den Zigeunern in südlichen Ländern der Fall ist. Ein Finne oder eine Finnin war dem Norweger lange Zeit gleichbedeutend mit Zauberer oder dem deutschen Begriff Hexe, wofern man nicht an Teufelsbesessenheit, sondern an die Machtfülle denkt, Uebermenschliches auszuführen. Die Volksvorstellung ganz Finmarkens ist von Sagen und Erzählungen der Zauberthaten finnischer Männer und Frauen erfüllt. Es mag wohl dazu beigetragen haben, daß die Finnen noch lange dem Heidenthum angehörten, als die christlichen Norweger zu ihnen hinaufkamen, es mag auch viel Schwindel, Wichtigthuerei und kluge Berechnung seitens der schlauen Finnen dahinterstecken; aber der Hauptgrund, weshalb die Finnen nicht nur in diesem Lichte erscheinen, sondern weshalb sie selbst tief von der Ueberzeugung an all das Spukhafte rings um sie her und an ihre Zaubermacht durchdrungen waren und selbst noch sind, ist in der großartigen und ganz eigenen Naturbeschaffenheit ihres Heimathlandes zu suchen. Lie selbst als klassischer Zeuge sagt darüber in seinem Roman „Der Hellseher“:

„Nordland besitzt überhaupt alle Naturverhältnisse in einem intensiven Grade und in ganz eigenthümlichen, großartigen Gegensätzen. Es herrschen dort Riesenverhältnisse, aber ohne die kleineren Uebergänge zwischen allen Extremen; es sind Verhältnisse mehr für die Phantasie, das Märchen, den Zufall, als für den ruhigen Verstand und die gleichmäßige, sichere Thätigkeit.“

Eine machtvolle, starre, an die Urzeit der Menschheit erinnernde, öde Felsengebirgsnatur, die sich aber plötzlich in der kurzen, aber herrlichen Sommerperiode in ein duft- und farbenprachterfülltes, sonnenwarmes Paradies verwandelt — eine neun Monate lange Nacht mit allen Schrecken der Finsterniß und dem vereinten Grausen eines Hochgebirgs- und wilden Nordmeerwinters, und dann wieder ein drei Monate währender Tag mit einer im Süden gar nicht geahnten Klarheit der Luft und Licht- und Sonnenfülle — das wilde Brausen von Meeres- und Gebirgsstürmen, donnernde Wogen, berstende Felsen und tosende Gebirgsbäche, und dann wieder eine Lautlosigkeit, in der man bei der Luftdünnheit auf Meilen sich zuzurufen vermag. Und zu dem Allen die Abgeschlossenheit der Menschen von einander, ein nur auf das eigene Phantasieleben Angewiesensein, ein Innenleben, das durch die Umgebung so mächtig angeregt wird, und im Sommer wieder das starke Zusammenströmen so vieler eigenartig entwickelter Persönlichkeiten an den Arbeits- und Handelscentren.

Wenn das Phantasieleben und mit ihm die Empfänglichkeit für mystische Vorgänge, Handlungen, Eindrücke und Empfindungen in der Menge des Volkes zu so mächtiger Entwicklung gelangt, um wie viel mehr muß es dann der Fall sein, in einer geistig stark beanlagten Persönlichkeit, in einer Seele, der ein neugieriger Forschertrieb von der Natur verliehen ist.

Schon aus Lie's Kindheit wird erzählt — in Garborg's Buch —, daß er oft zu spät in die Schule kam, obschon sein Schulweg nur 10 Minuten erforderte, und obschon man feststellte, daß er geraden Wegs zur Schule ging; aber „er hatte unterwegs so viel zu schauen und zu gaffen und in Nachdenken zu versinken über das, was er sah; die Welt schien ihn in hohem Grade in Verwunderung zu versetzen.“

Es ist daher nicht verwunderlich, daß in allen Werken des großen Realisten Jonas Lie das Mystische, das, was der Nordländer so gern mit dem Ausdrucke „Trold“ bezeichnet, all' das Unerklärliche in Natur- und Seelenleben, eine so große Rolle spielt.

Jonas Lie widmete sich erst spät der Dichtung, nachdem er im praktischen Leben Schiffbruch erlitten hatte. Als er dann nach dem südlichen Norwegen hinunterkam und ihm in dieser ganz andern Natur die ungeheuern Eindrücke seiner Kindheit und Jugend, das Natur- und Volksleben seiner engeren Heimath zum Bewußtsein kam, erst da wurden ihm das Grausen und die Schrecken, die in seiner Seele wohnten, offenbar und bewußt, und er suchte sie loszuwerden, indem er davon schrieb.

So ist die Entstehung seines „Hellsehers“, jenes merkwürdigen Buches zu verstehen, in dem die Tragik jener unheimlichen seelischen Beigabe dargestellt wurde, welche die Natur seines Heimathlandes zu verleihen vermag.

„Ich begreife“, heißt es in dem Roman, „daß das Hellsehen, das „Voraussehen“, wie es in Nordland heißt, eine Seelenkrankheit ist, welche keine Kur, kein Verstand, keine Ueberlegung zu heilen vermag. Man ist mit einem dritten Fenster in dem Hause seiner Seele, außer den beiden gesunden Augen geboren, mit einem Fenster, das nach einer Welt hinausgeht, die andere nur ahnen, in welche man aber selbst

hineingenöthigt wird, wenn die Versuchung kommt hineinzugehen und hineinzublicken; es läßt sich nicht mit Büchern verstopfen noch durch verständige Reflexionen."

Jonas Lie ist jene Natur- und Seelenmystik nicht nur verständlich geworden, so daß er sie in seinen künstlerischen Gestaltungen verwerthen kann, sie ist eine klingende Saite seines eigenen Empfindens und Denkens. Wohl hat der Rationalist, der scharfsinnige Wirklichkeitsbeobachter in ihm versucht, darüber hinwegzukommen, all' das Spukhafte hinwegzuerklären, und nicht selten stellt er sich mit einem lächelnden Humor auf eine überlegene Warte gegenüber all' dem „Aberglauben". Aber ein von Garborg citirter Ausspruch des Dichters zeigt, wie er sich in dieser Beziehung bisweilen selbst zu ironisiren sucht:

„Ich glaube an Gespenster, aber nur an die, welche mir meine eigene Phantasie vorzaubert — obschon wer kann wissen?"

Und in der Einleitung seiner Märchensammlungen „Trold"*) sagt der Dichter:

„Daß Trolle in den Menschen sind, weiß jeder, der für derartiges Augen hat. Sie liegen in der Persönlichkeit und fesseln sie als unbewegliche Felsstücke, launenhaftes Meer und unsteuerbares Wetter — große und kleine Ungeheuer — von dem einzelnen gewaltigen Berg- oder Meertroll bis zu den Nixen, Elfen, Berggeistern oder Kobolden, die in den Menschen hausen und ihre launenhaften Einfälle, Streiche und Seitensprünge in sie hineinsetzen.

„In diesem Stadium lebt das Trollwesen in den Menschen als Temperament, Naturwille, Explosivkraft.

„Es ist eigentlich schon einen Schritt weiter und darüber hinaus, wenn sie als Angst, Dunkel- und Gespensterfurcht lebt. Die Angst ist die erste Gefühlsarbeit des Menschen, sich von dem Elementaren zu trennen und darüber zu erheben. Und wie weit dieses Trollstadium den Menschen auch in das civilisirte Leben hineinverfolgt, würde ein ganz nützlicher und belehrender, vielleicht auch etwas überraschender Nachweis sein. Die Lebensangst, das große Unbekannte um uns, das auch die Grundlage unseres religiösen Gefühls ist, wechselt unaufhörlich den Balg und den Namen, je nach den verschiedenen Aufklärungsstadien. Sie lebt in dem mystischen Experimentalisten als Tischrücken, Geisterklopfen und dergleichen, bei den Gelehrten unter hochklingenden wissenschaftlichen Bezeichnungen als die „vierte Dimension", die zur Zeit fast ein Rumpelkasten geworden ist, in den man Alles hineinwirft, was man nicht erklären kann".

Dieser „Troll"welt, diesen mystischen Gewalten in all ihren Erscheinungsformen will Jonas Lie in seinen Märchendichtungen zu Leibe. Er will sie nicht forterklären oder forträsonniren, er will sie nur darstellen, wie sie sich offenbaren im Natur- und im Menschenleben, bald als äußere märchenhafte Erscheinungen, wie sie im Bewußtsein des „abergläubischen" Volkes leben, bald als geheimnißvolle Triebe in den Menschen selbst.

Da sind Erzählungen mit spukhaften Gestalten, die einsamen Bergwanderern begegnen, Trollmädchen und Bergnixen, die die Jünglinge zu sich locken wollen, da sind auch die grausigen Sagen von den Meer- und Windgeistern, die wieder und wieder die Menschen in das auf dem Meere drohende Verderben hineinzustürzen wissen. Da sind Geschichten aus dem Leben der Thiere, in denen dieselben als denkende Wesen erscheinen, da treten Naturkräfte in persönlichen Gestalten auf, da sind namentlich aber auch Erzählungen von Menschen, deren ganzes Wesen von irgend einem bestimmten Drange, einem einzigen Gedanken mit unwiderstehlicher Macht, die stärker ist als ihr Wille, in einer bestimmten Richtung angetrieben wird, die wie in einer Verzauberung, wie von einem innerlichen, fremden Geiste getrieben handeln.

Was den Märchen Jonas Lie's aber ihre Eigenart gibt, ist, daß die Geistermächte fast immer zugleich eine Verkörperung menschlicher Triebe sind, daß sie in einem inneren psychologischen Zusammenhange mit den Menschengestalten stehen, die mit ihnen in Verbindung treten, und daß die Schicksale derselben schließlich fast zu allgemeinen Symbolen menschlichen Strebens, Denkens und Schaffens werden. Und in dieser letzten Eigenschaft liegt die große und poetische Bedeutung dieser scheinbar so harmlosen Erzählungen.

Charakteristerisch ist dafür beispielsweise die Erzählung „Westlich im blauen Berge", in der ein in den Bergen wandernder Jungling, ein junger Tambour, der so schön Trommelwirbel schlagen konnte, von Trollmädchen verlockt, schließlich aber vor ihnen errettet wird; scheinbar eine gewöhnliche Berggeistergeschichte, wie wir sie auch aus den Rübezahlsagen und andern kennen. Wenn der Dichter aber sein Märchen mit den Worten schließt: „Aber niemals wollte er mehr den Wirbel schlagen und den Mädchen vortrommeln — denn dann könnte er, ehe er sich dessen versähe, wieder „westlich in den blauen Berg" hineingerathen", — dann ersehen wir, daß die Trollmädchen nur die Symbolisirung der Phantasieträume seines Helden sind, daß in der Dichtung die Gefahr eines zu schrankenlosen Versenkens in das Traumleben verkörpert ist.

Wenn der Dichter von einem Segelmacher erzählt, „(Der Spiegeltroll") dem seine Phantasie draußen auf dem Meere in dem schillernden Widerschein der Sonne über einer Unterwasserklippe einen Leuchtthurm und eine ganze Stadt zeigt und der die Menge verlockt, den Thurm unter unendlichen Entbehrungen zu erbauen, bis sie schließlich über die erlangten verhältnißmäßig geringen Resultate unwillig werden und den schwärmenden Segelmacher ins Irrenhaus sperren, während sie selbst in das alte, träge, strebensbare Leben zurückfallen — dann gibt er ein poesiereiches Bild des Erdenschicksals genialer Naturen, die verlacht und verdammt werden, deren große Thaten man voll Verblendung nicht erkennt und die mit ihrer Sehnsucht nach oben allein stehen.

Die Erzählung „Seeholme" mit dem Schicksal eines Bootbauers, der dem „Seedrauge" jedes siebente Boot verschrieb, wenn er ihn das Geheimniß lehrte, seetüchtige Schiffe zu bauen, und der auf solchem Boot schließlich seine ganze eigene Familie verliert, ist ein symbolisches Bild des rücksichtslosen, über ruinirte Existenzen hinweggehenden Erwerbsstrebens.

Oder in der Erzählung des „Windtrold" gibt der Dichter ein Bild, wie der Erfolg, das Sicherheitsbewußtsein, stets Sieger zu bleiben, schließlich in den Größenwahn hineintreibt, dem nur noch der Besitz der „Sonne" genügen könnte.

Eine andere Stellung nehmen jene Märchen ein, in denen eine spukhafte Macht gar nicht mehr sichtbar eingreift, sondern in denen das Trollhafte nur im Seeleninnern ruht. Und hier zeigt sich, wie in seinen Eheromanen, mit welch scharfer Beobachtungsgabe der Dichter gewisse Schwächen der Frauen erfaßt hat und mit einem wie feinen Humor er dieselben zur Darstellung zu bringen vermag.

Da ist namentlich die Geschichte der „Lindelin", eines allgemein bewundernden Weibchens, das von Mann zu Mann irrt, jeden, der ihr gefällt, in ihre Fesseln schlägt, jeden zu unterdrücken sucht und jeden betrügt. Aber der Humor des Dichters zeigt sich darin, daß jeder schließlich froh ist, von der liebreizenden Schlange verlassen zu werden, weil er das „Herenmal" (das Trollzeichen) an ihr erkannt hat.

Derb wird der Humor des Dichters, wenn er in dem Geschick eines jungen Hühnchens jene Richtung der Emanzipationsbewegung verspottet, die sich gegen den Mann und gegen die Erfüllung der Geschlechtsforderung auflehnt. Das Trollhafte liegt hier in dem Zauber der Hahnengestalt, dem auch dieses kluge Hühnchen schließlich erliegt, d. h. in der alle Theorien überwindenden Macht der Liebe.

Zu einer wunderbaren Stimmungspoesie entfaltet sich aber die in Märchenform gekleidete Natursymbolik des Dichters, wenn er von dem lockenden Zauber der ewigen Unruhe und des ewig Wandelbaren: „der Welle" kündet.

Ernst Brausewetter.

*) Eine deutsche Ausgabe derselben erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

Theater.

Berliner Theater: „Die Maschinenbauer von Berlin“. Posse mit Gesang in 6 Bildern von A. Weirauch.

Das Berliner Theater hat die „Maschinenbauer von Berlin“ zur Aufführung gebracht und damit die gute, alte Berliner Posse aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt. Wenn man das Premierenpublikum beobachtete — es waren da die Gebildeten, die sich alle Mühe gaben, für diese Posse nicht mehr naiv genug zu sein. Aber es half ihnen nichts. Der Jubel wurde allgemein; die Naivetät eroberte die best beabsichtigte Blasirtheit. Und wenn manch alter Herr grimmig den Kopf schüttelte und wehmüthig seines Helmerding gedachte, den Jüngeren, die nicht vergleichen konnten, mußte auch die Aufführung herzlich behagen. Emil Hecht hatte die alte Posse trefflich inscenirt und ihr geschickt ein unmodernes, kleinbürgerliches Ansehen in Kostümen und Dekorationen gegeben. Freilich, die alten Couplets hätte er uns lassen sollen! Er selbst, als „Knobbe“ und neben ihm Bassermann als junger Engländer und Ernst Formes als „Heinzius“ waren voll glücklichen, charakteristischen Humors; und nur das Ewig-Weibliche zog, wie das leider oft zu gehen pflegt, die Darstellung ein wenig herab.

Ich weiß nicht, wie weit die Berliner Posse auf die Wiener Posse des Raimund und Nestroy zurückzuführen ist; die Gegensätze sind ausgeprägter als die Gemeinschaft: dort Phantasie, Märchenzauber, wehmüthiger Humor, leicht ironisirte Philistrosität; hier Derbheit, Witz, Nüchternheit, politische Satire und dreistes, dreites Philisterthum sans phrase. Jedenfalls fand Angely, der eigentliche Vater der Gattung aus dem Singspiel heraus seinen Weg in die Posse; aber vor allem scheint mir der französische Einfluß maßgebend gewesen zu sein. Die oft wiederkehrenden Scenen, in denen der eine von ganz etwas anderem spricht als der andere, und die so zu neuen Verwicklungen führen, legen dafür Zeugniß ab. Selbständigkeit erstrebte man auch keineswegs. Selbständig, originell, ganz Berlinisch waren nur die Couplets. Im Uebrigen setzte sich Kalisch breit-behäbig auf seinen Entlehnstuhl und nahm das Gold, wo er's fand, um seine Brillanten hineinzusetzen. Und wie er, machten's auch die andern, machte es auch Weirauch, sein treuer Gefährte in mancher Bühnenschlacht.

Auf dem Titelblatt der Kalisch'schen Posse „Einmalhunderttausend Thaler“ steht: „Zur Begründung des Fonds für die Märzsäule, als Denkmal für die Helden des achtzehnten März.“ Das ist kein zufälliges Beieinander. Die Berliner Posse ist ihrem innersten Wesen nach politisch, auch wenn die Politik, wie in den „Maschinenbauern“ scheinbar gar nicht zu Worte kommt. Aus politischen Hoffnungen und Ideen ist sie geboren; und darin ist sie trotz aller Entlehnungen dennoch ganz eigenartig, daß sie ganz ein Kind des Berliner Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre ist. Und sie wurde von der Zeiten Gunst getragen. Mühelos ließ sich der damalige Liberalismus in den beiden Schlagworten geben: Kampf für ein einiges Deutschland und Kampf gegen die Reaktion. Und was das Wichtigste war, es bestand noch kein Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern. Der Proletarier marschirte einträchtiglich hinter der schwarz-roth-goldenen Fahne einher, die ihm der Bourgeois vorantrug.

Die rothe Fahne mit der Parole „Nothstand“ war noch nicht gehißt worden. Der Arbeiter der Berliner Posse renommirt im Gegentheil mit den „Groschens“, die ihm gar nicht ausgehen können. „Er is en rangirter Mann — möchte woll seine Knöppe haben. Die Sparkasse weeß von ihm zu reden.“ „Ein Vorschlag zur Bereitung von Proletarierbrod aus Sägespähnen und Cigarrenasche, welche ein kräftiges Surrogat für die unteren Volksklassen abgeben,“ erscheint als Witz durchaus unanstößig und wird belacht. Wenn der Arbeiter die blaue Blouse auszieht, ist er Bourgeois; „sonnbaas middenmana wie einer“. Und es spricht eine pathetische Hochschätzung des Handwerks und des Arbeiterberufs aus Possen, wie die „Maschinenbauer“ und das „Fest der Handwerker“; mit Begeisterung sollen sie an ihrem Beruf hängen. Und durchaus als Bourgeois wird der Arbeiter auch charakterisirt, und seine Charakteristik ist eine naiv einfache: außer dem gut beobachteten Zuge des Simnierens, wie es bei Anzengruber heißt, der Sucht umständlich und unbeholfen über Dinge nachzudenken, die dem Verständniß des Betreffenden entrückt sind, erschöpft sich die Charakteristik in den einfachsten Gegensätzen, arbeitsam und bummelig, Schürzenjäger und Pantoffelheld, händelsüchtig und friedfertig. Eine gewisse Berlinische Sentimentalität versteckt sich hinter derb-patzigem Auftreten: „Blamir' dir nicht und führ' dir nicht auf einmal so moralisch! Was? Du willst sind — Berliner Kind — und so sentimentalisch?“

Aus Witzen baut sich in diesen Possen manch eine Brücke über manch einen Abgrund im Schicksal der Menschen. Der Witz ist souverän. Er hilft aus fatalen Situationen, er löst tragische Spannung, und wenn der Dialog versiegen will, dann stellt zur rechten Zeit ein Witz sich ein. Er ist das, was in der Wiener Posse das phantastische Element ist; dieser Berliner Possenwitz hat über die Oede der Alltäglichkeit hinweg zu täuschen; man mag in ihm das „poetische“ Element der Stücke sehen. Denn die Handlung an sich ist fast immer dürr und moralisirend und — ernst. Der Witz verleiht ihr Flügel. Das macht den großen Unterschied zwischen der Berliner und der französischen Posse aus: dort ein Gewebe lustiger Thorheiten aus einem lustigen Einfall, hier in der bunten Schale ein unschmackhafter, bitterlicher Kern; die Berliner Posse muthet wie ein rationalistischer Eiferer an, den sie auf einen Maskenball verschleppt haben. So ist keine echte Berliner Posse ohne lehrhaft nüchterne Tendenz; meist heißt sie, du mußt arbeiten, um glücklich zu sein. Und fast immer ist es die Geschichte vom verlorenen Sohn oder vielmehr vom verlorenen Neffen, die das Thema abgibt. Er wird von den Austern zum Rothkohl bekehrt und sodann würdig befunden, dem holden Mädchen seiner Wahl die Hand zu reichen. Seltener ist es ein ganz melodramatischer Stoff, wie die Geschichte der unschuldig des Diebstahls Bezichtigten in „Berlin, wie es weint und lacht“, und ganz einzigartig steht wohl die durch und durch satirische Handlung in der besten all' dieser Possen „Die Mottenburger“ da.

Aber im Grunde ist die Handlung ganz gleichgültig, oder mindestens nebensächlich. Sie ist nur wie die Bouquetständer in den Schaufenstern; die Witze und die Couplets sind die Bouquette, auf die es ankommt. Und immer gibt die politische Idee, die überall durchschimmert, dem dürftigen Inhalt Bedeutung und Wucht. Es ist ein steter lustiger Krieg in diesen alten Berliner Possen gegen rothe Adlerorden und blonde Landräthe und andere buntscheckige Aergerlichkeiten. Wenn von einem alten Mann die Rede ist, der noch kein einziges graues Haar hat, so lautet die Replik: „Das ist gar nichts. Mein Großvater war 76 Jahre und hatte noch nicht mal einen einzigen rothen Adlerorden.“ Und über ein gut Theil politischen Kummers muß der Witz hinweghelfen: „Aber das ist ja hier die reine Verfassungs-Speisekarte. Alles darauf; aber wie man's haben will — bedaure sehr.“ Und mehr als das: die ganze Enttäuschung und das Leiden der Zeit kommt in den Couplets zum Ausdruck und sucht in ihnen Befreiung:

Hat sonst denunzirt ein erbärmlich Subjekt,
Ward drum nicht der Ehrenmann gleich eingesteckt,
Jetzt verfälscht wo ein Schuft einen Brief, und nichts mehr
Reicht hin, und fünf Monat setzt man zum Verhör
Zu Räubern und Gaunern den besten Mann heut:
:,: Aber das macht der Fortschritt der Zeit. :,:

Das ist eben das Bedeutsame an diesen Possen, daß sich in ihnen das politische Empfinden und das politische Wollen einer Zeit ausspricht. In ihrem politischen Element liegt ihr Werth

Ueberblickt man die Personenverzeichnisse dieser alten Berliner Possen, so findet man an Stelle jeder näheren Bestimmung zumeist nur die Angabe des Ortes, aus dem die Betreffenden stammen. Die Typen des Dresdners oder des Breslauers genügten vollauf, einer individuellen Charakteristik bedurfte es nicht. Man begnügte sich auch damit, eine Person in einer Redensart, die sie immer anbringt, zu zeichnen, und stehende Typen kehren in all diesen Possen wieder: der stolzgewordene und der biedere Parvenü, der vorlaute Lehrling, der sorglos-liebenswürdige Verschwender und der hartherzige Hauswirth. Das waren Lieblingsrollen, aus denen begabte Schauspieler typisch-individuelle Gestalten schufen. Daneben gab es typische Situationen, die gern zu den Hauptscenen verwandt wurden. So war die öffentliche Prellerei eines frechen Prellers ein stets beliebter Auftritt, über den der Vorhang ruhig fallen durfte. Und was ist der berühmte „Hofball" in den „Maschinenbauern" anders als eine äußerst glückliche Anwendung dieser durchaus typischen Situation? Aber selbst der Witz in den alten Berliner Possen hat etwas Typisches an sich. Nicht nur, daß er zumeist ein Wortwitz ist; man könnte ihn in ganz bestimmte Kategorien eintheilen. Die falsch angewandte Redensart, das verdrehte Fremdwort, der „Kalauer" sind der eiserne Bestand in der Schatzkammer dieser Possen. Die Berliner Posse als solche hatte sich eben in kurzer Zeit zu einer festen, in sich geschlossenen Gattung ausgewachsen.

Wieviel urwüchsige, komische Kraft in den besten dieser alten Possen steckt — die „Maschinenbauer" haben es auf der Bühne des Berliner Theaters wieder bewiesen. Und wollte man den Berliner nach dieser seiner Posse beurtheilen, man müßte sagen, er ist ein Witzbold — und das ist sicher so unwahr nicht. Aber man käme auch zu dem andern Schluß, daß er ein seelensguter Kerl ist —

„Es ist doch ein Glück ein Berliner zu sein!
Berliner sein zierlich und pfiffig und fein.
Es geht ihn'n die Arbeit so flink wie das Maul,
Auch seind sie beim Essen und Trinken nicht faul!
Sie lieben die Mähdchens, den Danz und den Wein
Und helfen der Armuth, kann's irgend nur sein.
Berlinisch Blut
Is locker und windig, doch ehrlich und jut.

Vielleicht ist dies Selbstporträt etwas geschmeichelt; vielleicht hat's der Fortschritt der Zeit mit sich gebracht, daß es nicht mehr ähnelt. Man sieht die Wandlungen so deutlich, die dieser politisch scharfen, witzigen und dabei herzlich naiven Posse den Lebensathem nehmen mußten. Man sieht nur leider nichts, das an ihre Stelle getreten wäre. Und das mag seinen guten Grund haben —

Daß Deutschland einig sei — —
All unter einen Hut,
Noch besser Pickelhaube:
Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein, mir fehlt der Glaube.

Ernst Heilborn.

Ein weiterer börsenreformatorischer Abderitenstreich.

Unter dieser Ueberschrift erhalten wir aus unserem Leserkreise folgende amüsante Zuschrift:

„Prospekte werden mit 500 Mark für die Seite berechnet" — diese Inschrift befindet sich seit Beginn dieses Jahres am Kopfe zweier großer Börsenblätter und sie gehört zu den seltsamen — von den Schöpfern des Börsengesetzes natürlich „vorausgesehenen" — Wirkungen, welche dieses Gesetz in der Zeit seines viermonatlichen Bestehens mit sich gebracht hat. Das Wort „Prospekt" hat bekanntlich in der Finanzpresse einen guten Klang, und es war daher erklärlich, wenn die oben verzeichnete, Anfangs etwas „räthselhafte Inschrift" in dem Handelstheile einer Anzahl van Blättern einer recht lebhaften Erörterung unterzogen wurde. Den Charakter einer schmerzlichen Ueberraschung aber nahm die Aufregung der Blätter über jene Inschrift an, als eines schönen Tages die Wahrnehmung gemacht wurde, daß die erhöhten „Eintrittspreise" der beiden Börsenblätter die Wirkung hatten, daß den übrigen Blättern die Prospekte wie die Insertionskasten nur noch nach einem — abgekürzten Verfahren übermittelt wurden. Infolge dessen große Entrüstung; man schlug Lärm, drohte, die sogenannten „Waschzettel" zu boykottiren u. a. m. Handelte es sich hier nur um eine interne Angelegenheit einer Anzahl von Preßorganen, sa könnte man die Frage auf sich beruhen lassen. Aber die Angelegenheit ist von affenbarer Bedeutung für das große Publikum, und deshalb erscheint es nicht unangebracht, mit einigen Worten auf den Gegenstand einzugehen.

In ihrer nimmermüden Fürsarge für das Publikum hatten bekanntlich die Schöpfer des Börsengesetzes das Emissianswesen mit einem förmlichen Schutzwall von Bestimmungen umgeben, Bestimmungen, die in letzter Instanz den hinreichend bekannten, allen Kapitalisten vorschwebenden Idealzustand herbeiführen sallten, in dem sechs Prozent Zinsen bei absaluter Sicherheit genassen werden können. Eine Emissionszulassungsstelle war geschaffen warden, welche jede Emission mikroskapisch zu untersuchen hatte, und welcher die Aufgabe zufiel, mit Feuer und Schwert alles nur irgend Verdächtige in den Prospekten zu vertilgen. Die salchergestalt durch die Zulassungsstelle „geweihten" Prospekte sind nach § 14 der Ausführungsbestimmungen („Reichsgesetzblatt" Nr. 40) von dem Antragsteller in denselben Zeitungen (mit Ausnahme des „Reichsanzeigers") zu veröffentlichen, in denen der Antrag auf Zulassung veröffentlicht worden ist. Nach § 10 der Ausführungsbestimmungen erfolgt die Veröffentlichung des Zulassungsantrages im „Reichsanzeiger" und zwei anderen inländischen Zeitungen. Dieselben werden van der Zulassungsstelle mit der Maßgabe bestimmt, daß sich unter ihnen eine Zeitung, welche am Börsenplatz erscheint, befinden muß, und, wenn es sich um Aktien aber Schuldverschreibungen einer inländischen Aktiengesellschaft oder Kammanditgesellschaft auf Aktien handelt, eine Zeitung, welche in dem engeren Wirthschaftsgebiet erscheint, dem die Gesellschaft angehört. Die Berliner Zulassungsstelle hat nun zwei Berliner Börsenblätter für die Veröffentlichung des Zulassungsantrages bestimmt und damit die Veröffentlichung des Praspektes selbst in diesen Blättern abligatarisch gemacht. Die Folge dieser Verfügung war eine ansehnliche Erhöhung des Insertianspreises in diesen Blättern und — da die Emissionshäuser nicht aus purem Idealismus Emissionsgeschäfte machen, sondern nebenher auch eine Art Rücksicht auf ihren Geldbeutel nehmen — eine starke Verkürzung der Prospekte in den anderen Zeitungen. Selbstverständlich kann das Prospektmanopol, wenn wir es so nennen sollen, auch anderen Zeitungen zugewandt werden, aber wir haben hundert Gründe für die Annahme, daß das nicht so leicht geschehen wird, und ungefähr ebensa viel Gründe für die weitere Vermuthung, daß auch andere Zeitungen ein derartiges Manopol nach Kräften ausnutzen werden. Einstweilen hat die Börsenpresse alle Veranlassung, den Herren Graf Kanitz, Gamp, Graf Arnim, von Ploetz und wie sie Alle heißen, ihren tiefgefühlten Dank für diese wunderschöne Inserateneinrichtung des Börsengesetzes auszusprechen. Das Publikum aber infarmirt sich in der Zwischenzeit aus halben aber Viertelpraspekten, die es in der — „Kreuzzeitung", dem „Reichsboten", der „Staatsbürger-" aber der „Tageszeitung" findet aber — nicht findet, safern es nicht varzieht, diese Blätter abzuschaffen und statt dessen gleichfalls auf die — — Börsenpresse zu abonniren.

Wir resümiren somit als neueste Wirkung des Börsengesetzes: Das Publikum wird über die neuen Emissionswerthe ungleich mangelhafter infarmirt wie bisher, und die Börsenpresse macht das beste Geschäft dabei. „Wohl ausgesannen, Pater Lamarmain. . . . ."

Mercator.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 5. Juni 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Freiherr von Marschall ist vom Kaiser empfangen worden, und er hat unmittelbar darauf einen mehrmonatlichen Urlaub angetreten, ohne auch nur das Ergebniß des Prozesses gegen von Tausch und von Lützow abzuwarten, in dem er als Zeuge vorgeladen war, und in dem er — wenigstens möglicherweise — nochmals als Zeuge zu erscheinen hätte veranlaßt sein können. Daß außerdem Herr von Marschall in einem Augenblicke Berlin verläßt, wo die Verhandlungen zwischen den Großmächten und zwischen Athen und Konstantinopel schweben und die Ruhe im Orient endgültig gesichert werden soll, ist gleichfalls auffällig.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß dieser Urlaub des Herrn von Marschall als die Einleitung zu seinem Rücktritt gedeutet worden ist. Vielleicht ist diese Annahme unzutreffend; vielleicht ist es aber auch zutreffend, daß ein Opfer des Prozesses gegen die Herren von Tausch und von Lützow Herr Freiherr von Marschall sein wird; und was den Polizeiagenten mit ihren Machinationen in der Presse nicht gelungen ist, gelang dann durch diese Gerichtsverhandlungen gegen die Polizeiagenten.

Ob derartiges eintritt, wird man abzuwarten haben; wir glauben, daß alsdann auch andere Minister sich anschließen werden, vor allem Fürst Hohenlohe; daß aber derartiges aus solchem Anlaß überhaupt in den Kreis der politischen Berechnung gezogen werden kann, ist charakteristisch genug für unsere heutigen Zustände.

Herr von Marschall flüchtete sich in die Oeffentlichkeit wie sein eigener Ausdruck lautete; für eine solche Flucht gibt es natürlich nur einen Grund. Ohne die Oeffentlichkeit einer Gerichtsverhandlung glaubte dieser zweithöchste Beamte im Reiche den gegen ihn betriebenen Intriguen und feindlichen Zettelungen in der Presse und außerhalb der Presse nicht ferner gewachsen zu sein. Er mußte fürchten, diesen Zettelungen zu erliegen. Darum der Prozeß; und als dieser Prozeß nun da war, wurden dieselben Machinationen fortbetrieben, nur in anderer Einkleidung. Man machte es dem Freiherrn von Marschall zum Vorwurf, daß er sich in die Oeffentlichkeit geflüchtet hatte; und es ist ja auch in der That ein Verbrechen gegen die Intriguanten, sich nicht im Winkel von ihnen abmurksen zu lassen. Das Staatsinteresse sollte es nunmehr erfordern, daß der Schleier von korrupten Zuständen nicht fortgezogen werde. Herr von Marschall war es also, der das Staatsinteresse verletzte, weil er sich und seinen Ruf nicht in der Stille opfern lassen wollte.

Wer erhob diese Anklagen in der Oeffentlichkeit? — die agrarischen Reaktionäre, und jene Cliquen, die dem Freiherrn von Marschall es zum Vorwurf machen, daß dieser „Staatsanwalt" einen Platz besetzt hält, den Graf Herbert Bismarck inne gehabt hatte, oder die nicht einsehen können, warum noch immer nicht für sie selbst oder für einen der Ihrigen dieser Platz frei gemacht werde. Da für diese Angriffe die Hintermänner so deutlich zu erkennen sind, so muß man fragen, sollten denn von Lützow und seine Genossen ihren intriguanten Sport ganz auf eigene Hand in Szene gesetzt haben? Die Staatsanwaltschaft behauptet es; vielleicht; aber andererseits muß man sagen, ein von Lützow und seine Klasse arbeitet für Geld, und die „Politik", die sie betreiben, ist diejenige, mit der sie Geld und Förderung zu gewinnen hoffen. Von wem? Das ergibt die politische Situation.

Ganz deutlich in dem Bilde dieses Prozesses wurde Eines. Herr von Tausch hat während der Zeugenvernehmungen eine Behandlung erfahren, wie sie sich ein Angeklagter nur wünschen kann. Der Präsident des Gerichtshofes hob zahlreichen Belastungszeugen und zahlreichen einzelnen belastenden Momenten gegenüber hervor, was das Verhalten des Angeklagten gleichwohl als harmlos und unverfänglich erscheinen lassen könne. Wir haben nicht das Geringste dagegen, daß der Vorsitzende eines Gerichtshofes seine Aufgabe in dieser Weise anfaßt, denn damit ist eine Vorsorge getroffen, daß ein Unschuldiger nicht leicht von einer Strafe betroffen werde; es wird dann voraussichtlich nur eine Verurtheilung erfolgen, wenn die Schuldbeweise im höchsten Grade zwingende sind, und das ist gut. Denn besser ist es, daß aus skrupelvoller Vorsicht auch einmal ein Schuldiger freigesprochen, als daß

durch leichtfertige Strenge ein Unschuldiger verurtheilt werde. Das ist unbedingt zuzugeben, und nur für die Zukunft zu wünschen bleibt, daß diese Praxis eine konstante und überall geübte in jenem nicht geringen Umfang sei, der ihr bei der Behandlung eines Herrn von Tausch eingeräumt worden ist.

Herr von Tausch hatte sich dann auch über seine Kollegen und Vorgesetzten nicht zu beklagen; sie alle gaben ihm sowohl als Menschen, wie als Beamten ein ganz treffliches Zeugniß. Hält man Alles zusammen, was über Herrn von Tausch von Seiten der Beamten der Polizei bis hinauf zu dem Herrn Polizeipräsidenten gesagt worden ist, so bekam man von dem Angeklagten das Bild eines tüchtigen, ja vorzüglichen und tadellosen Kriminalkommissarius.

Dieser „geschickte“, „zuverlässige“, „ehrenhafte“, „durchaus anständige“ Beamte, so lauten die Beiworte, war umgeben von einem Leckert, von einem Lützow und von einem Normann-Schumann; in Betreff einiger anderer weniger wichtiger Gestalten verwandter Art, die im Prozesse auftauchten, kann man schweigen. Nun wird gesagt, daß die Polizei nicht in der Lage sei, einen Aristides den Gerechten und einen Cato als Vigilanten und Zuträger zu gewinnen. Also sehen wir über die moralischen Qualitäten der Genannten hinweg; aber stellt man sich selbst auf jenen Standpunkt, den Herr von Tausch selbst eingenommen hat, so ergibt sich doch, daß dieser „ausgezeichnete“ Polizeibeamte sich — angeblich — von seinen Agenten schmählich hat hinters Licht führen lassen; denn es ist doch ein starkes Stück, daß die hohe Polizei sich eines Werkzeugs bedient, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und daß dieses Werkzeug in der schmählichsten Weise üble Nachrede über den Monarchen im Inlande und im Auslande ausstreut. Und noch ein weit stärkeres Stück ist es, daß das Auswärtige Amt diese Thatsachen feststellt, und daß Herr von Tausch diese Beweislast gleichwohl für gravirend nicht hält; ja auch die unabhängige öffentliche Presse häufte seit Jahr und Tag die schwersten Anklagen gegen Schumann, aber der „ausgezeichnete“ Herr von Tausch und die Polizei greift doch nicht zu. Und trotz allen Anklagen in der Oeffentlichkeit gegen ihn entkam Herr Normann-Schumann ins Ausland, wie auch trotz allen Anklagen Herr Freiherr von Hammerstein zunächst ins Ausland entkommen war.

Diese Thatsachen, die der Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Herrn v. Tausch in einer außerordentlich schwerwiegenden Sache ein günstiges Zeugniß nicht ausstellen, hinderten doch nicht, daß seine Kollegen und Vorgesetzten ihm das beste Zeugniß gaben.

Und dieses schöne Leumundszeugniß wurde auch durch den Umstand nicht beeinflußt, daß Herr von Tausch seine Geldverlegenheiten mit Mitteln zu decken suchte, die Herrn Schweinburg sehr anstößig erschienen, und die Herrn Schweinburg veranlaßten, den Anstoß zu einer Disziplinaruntersuchung gegen Herrn von Tausch zu geben, bis dann freilich auch Herr Schweinburg im Verlaufe dieses neuesten Prozesses zu der Erkenntniß kam, die von so vielen Seiten her sich geltend machte, daß die Handlungen des angeklagten Polizeibeamten in einem durchaus milden und versöhnenden Lichte zu betrachten seien.

Daß dieser Polizeibeamte aber nicht nur zu finanziellen Transaktionen mit Herrn Schweinburg zu gelangen suchte, ging gleichfalls aus dem Prozesse hervor. Nicht aus dem Prozesse ging jedoch hervor, daß die Vermittlerrolle bei anderen Geschäften dieser Art auch unter Umständen Herr Normann-Schumann selbst zu übernehmen hatte.

Ueber einen ihrer Kriminalbeamten in einer Stellung von außerordentlicher Wichtigkeit waren die Vorgesetzten des Herrn von Tausch derartig unterrichtet, daß sie von seinen Geldverlegenheiten und seinen Pumpversuchen nichts sahen; daß sie die Beziehungen des Herrn von Tausch mit Herrn Normann-Schumann ignorirten obgleich das auswärtige Amt und die Presse die schwersten Anschuldigungen gegen Normann-Schumann seit Jahr und Tag herbeischleppte; nur unter solchen Voraussetzungen konnte es zu jenem Leumundszeugnisse von Kollegen und Vorgesetzten für Herrn von Tausch kommen, wie wir es in dem jetzigen Prozesse erlebt haben.

Das Urtheil in diesem Prozesse wird voraussichtlich erst im Laufe des heutigen Tages oder gar erst am Sonnabend gesprochen werden. Der Verurtheilung oder Freisprechung kann vom politischen Standpunkt aus keine Bedeutung beigelegt werden.

Es hat das Urtheil ein großes Interesse für die Angeklagten nicht für die Allgemeinheit. Aber für die Allgemeinheit bleibt die Frage interessant: wenn die Polizeibehörde einem Manne wie Herrn von Tausch ein so gutes Leumundszeugniß ausstellt, welche Qualitäten schätzt sie dann an ihm, der sich wegen Geldmanipulationen die Schweinburg'sche Disziplinaruntersuchung auf den Hals zog, der mit Herrn Krämer das sprach, was Normann-Schumann drucken ließ und der so umsichtig war, in Polizeidiensten einen Normann-Schumann zu gebrauchen, durch den die Person des Kaisers in der Weise litterarisch behandelt wurde, wie es geschehen ist!

In Magdeburg sind hervorragende Vertreter der *Landwirthschaft* mit den dortigen *Produktenhändlern* zusammengekommen, und es wurde eine vollständige Verständigung zwischen diesen und jenen erzielt. Die Landwirthe erklärten, daß sie von der Zuverlässigkeit der dortigen Kursnotirungen in Landesprodukten überzeugt sind; daß sie auf jegliche Ueberwachung daher zu verzichten gewillt seien, und daß sie nur wünschten, es möchten die dortigen Notirungen in derselben Weise wie früher wieder veröffentlicht werden. Solche Veröffentlichungen, die eingestellt waren, wurde, seitens der Kaufleute zugesagt, so daß hier eine vollständige Einigung zwischen Kaufleuten und Landwirthen erzielt wurde, bei der die Letzteren verständiger Weise die Forderungen der Platz und Genossen, also die *Bedingungen des Bundes der Landwirthe vollständig und in jeder Beziehung preisgaben.*

Das zeigt von der Einsicht der dortigen Landwirthe, sie haben sich dem Terrorismus der Bündler entzogen, und sie sind intelligent genug, um einzusehen, daß ein offener Markt, auf dem auch die Kaufleute sowohl als Verkäufer wie als Käufer auftreten, schon durch die Verschiedenartigkeit der kaufmännischen Interessen eine starke und natürliche Garantie gegen eine einseitige Beeinflussung der Preise bietet. Nur Unverstand und der Wunsch den Kaufmannsstand moralisch herabzudrücken und ihn zu chikaniren, kann sich gegen solche Einsicht verschließen.

Was aber in Magdeburg möglich und zulässig ist warum soll das nicht auch in Berlin möglich und zulässig sein, und was in Magdeburg erreicht wurde, das wird auch in Berlin erreicht werden, wenn die Kaufleute, wie es in ihrem eigenen und im Interesse der Allgemeinheit zu wünschen ist, an ihren berechtigten Forderungen festhalten, und wenn andererseits die verständigen Landwirthe sich ermannen und ihre realen Interessen von den Interessen jener Agitatoren des Bundes der Landwirthe zu trennen beginnen, denen erbitterter politischer Kampf ein Lebenselement geworden ist.

Nicht nur im Interesse der Kaufmannschaft auch im Interesse der Landwirthschaft selbst und im Interesse der gesammten Staatsentwicklung muß der auf unsinnige Ziele hinstrebende Fanatismus des Bundes der Landwirthe gebrochen werden. In Magdeburg hat dieser Emanzipationskampf begonnen; wir sind überzeugt, daß der Berliner Kaufmannsstand sich bewußt ist, welche wichtige Rolle auch ihm in diesem Kampf zugefallen ist; er weiß, daß, wie die Verhältnisse sich entwickelt haben, er der Wall ist an dem die Prätentionen des Bundes der Landwirthe zunächst zerschellen müssen. Und darum findet auch die Haltung der Berliner Kaufmannschaft wie die ihrer Berufsgenossen in der Provinz uneingeschränkte Unterstützung seitens der gesammten Bevölkerung und der gesammten Presse, soweit sie den demagogischen, unheilvollen Entschluß des Bundes der Landwirthe richtig beurtheilt.

In Oesterreich hat man das Parlament nach Hause geschickt. Da an eine sachgemäße Verhandlung nicht zu denken war, so blieb nichts übrig, als dies zu thun. Bis zur nächsten Tagung soll nunmehr versucht werden, einen

Ausgleich zwischen den czechisch-deutschen Gegensätzen herbeizuführen.

Ueber den Frieden zwischen der Türkei und Griechenland wird weiter verhandelt. Zu positiven Ergebnissen ist man zwar auch bisher nicht gelangt, aber es ist doch unverkennbar, daß Griechenland nachgiebiger wird, und auch die Türkei wird für eine mittlere Linie schließlich zu gewinnen sein.

* * *

Die Junkerfrage.

III.

Indem das Edikt vom 9. Oktober 1807 unter dem wüthenden Widerstande des Junkerthums mit den Resten der Leibeigenschaft das ganze Institut der Erbunterthänigkeit und Schollenpflichtigkeit beseitigte, das Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern ebenso aufhob wie die Ausschließung der Landbewohner von den städtischen Gewerben, eröffnete es die lange Reihe jener Maßregeln, die den Grund und Boden befreien, die feudalen Lasten ablösen, die endlich den preußischen Bauern zum freien Mann auf freier Scholle machen sollten, schuf es die Grundlage moderner Gesellschaftsordnung für Preußen. Freilich auch nur die Grundlage, die erst noch des Ausbaus bedurfte, der ja bis heute nicht vollendet ist. Eine Ueberfülle dringendster Arbeit bot sich sofort, nach der wirthschaftlichen wie nach der politisch-organisatorischen Seite hin; und was jene Zeit an Thaten wie an Plänen reifte, das knüpft sich für die eine Seite vornehmlich an den Namen Hardenberg's, für die andere an den Namen Stein's. Die durch jenes Edikt proklamirte persönliche Freiheit des Bauern stand nur auf dem Papier, solange dem Gutsherrn ein mehr oder minder weitreichendes Obereigenthum an der bäuerlichen Ackernahrung zustand; erst durch eine tief eingreifende Regulirungsgesetzgebung zur Auseinandersetzung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse konnte der Grundgedanke des Edikts zur Wahrheit werden. Damit begann die vielgescholtene und vielgepriesene Mobilisirung auch des bäuerlichen Grundbesitzes. Dasselbe Prinzip wirthschaftlicher Befreiung führte zur Fortschaffung der veralteten Schranken bürgerlicher Erwerbsthätigkeit, des Zunftzwanges, der Bannrechte; es legte den Grund moderner Gewerbefreiheit. Andererseits erscheinen all' diese wirthschaftlichen Reformen doch nur als Mittel zur politischen Aufrichtung, damit das mündig gewordene Volk seine befreiten Kräfte staatlichen Zwecken widmete. Wie der Feudalismus unten, so sollte der büreaukratische Absolutismus oben gebrochen werden. „Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte", schrieb Stein an Hardenberg; und in seiner Nassauer Denkschrift, in der er diesen Gedanken programmatisch ausführt, heißt es: „an die Stelle der Büreaukratie muß nicht eine auf kümmerlichen und schwachen Fundamenten beruhende Herrschaft weniger Gutsbesitzer errichtet werden, sondern es kommt die Theilnahme an der Verwaltung sämmtlichen Besitzern eines bedeutenden Eigenthums jeder Art zu, damit sie alle mit gleichen Verpflichtungen und Befugnissen an den Staat gebunden sind." . . . „Der Formenkram und Dienstmechanismus der Collegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens zertrümmert, und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fest strebender schaffender Geist, und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichthum von Ansichten und Gefühlen."

Es war Stein's großgedachter Plan, von der Reform der Verwaltung aus zu einer Staatsverfassung zu gelangen, indem sich auf der kommunalen Selbstverwaltung in Stadt und Land als Grundlage, die Mitwirkung bürgerlicher Elemente im Ehrenamte bei der Provinzialverwaltung, und darüber endlich als Krönung die Volksvertretung des Gesammtstaats erheben sollte. Wenn auch über die Gestaltung dieser Repräsentation seine wie Hardenberg's Ideen noch ziemlich unbestimmt und schwankend waren, so ward die Nothwendigkeit derselben doch auch von der finanziellen Bedrängniß, dieser alten Nothhelferin parlamentarischer Einrichtungen, nahe gelegt. Ohne die Opferwilligkeit des Volkes war der bankerotte Staat unrettbar verloren; und der Gedanke war daher nicht abzuweisen, das Volk durch seine Heranziehung zum Mitrathen auch zum Mitthaten williger zu stimmen. Mit den alten Ständen war nichts anzufangen; denn nach Hardenberg's Urtheil „verfolgen sie einseitige Interessen; und angeborene Vorurtheile ließen und lassen bei manchen Gliedern derselben nicht die Unbefangenheit und den Gemeingeist erwarten, ohne welchen auf Entgegenkommen und thätigen Eifer nicht gerechnet werden kann". Wie gerecht, ja milde dieses Urtheil noch war, das zeigte sich, als der Staatskanzler in jener ärgsten Noth des Vaterlandes, die schon den verzweifelten Vorschlag gezeitigt hatte, zur Abtragung der unerschwinglichen Kriegskontribution auch noch Schlesien von dem verstümmelten Staate loszureißen, die Regulirung der Grundsteuer, d. h. die Aufhebung der Steuerfreiheit für die Ritterhufen ins Auge faßte. Bei dieser — ebenso gerechten wie nothwendigen — Bedrohung ihres empfindlichsten Theils, des Beutels, steigerte sich das Wuthgeheul der Junker, das die ganzen Reformen melodisch begleitete, zum fortissimo. „Es gibt bei uns keine Hypotheken, es gibt bei uns kein Eigenthum mehr", schreit ein ostpreußischer Agrarier, weil der Rittergutsbesitzer dieselbe Steuer tragen soll, wie der Bauer; in der Regierung sitzen „Nivelleurs und Jakobiner", — die können ihm sonst was! Die kurmärkische Ritterschaft erklärt die Ausgleichung der Grundsteuer, die den Charakter einer Rentenlast habe, schlechtweg für „Raub" — und beantragt gleichzeitig, die Klagen ihrer Gläubiger durch Kabinetsbefehl einzustellen!! So geschehen im Jahre 1810! Jene Grundsteuerreform ist denn auch damals nicht zu Stande gekommen, sondern erst 50 Jahre später unter nicht minder charakteristischen Umständen; und sie hat dann wieder in unseren Tagen eine merkwürdige Rolle gespielt.

Wie bei den wirthschaftlichen und politischen, so stand auch bei den militärischen Reformen die Junkerfrage im Vordergrund. Von jener Meinung des alten Fritz, daß die „gute Rasse" wegen ihrer Meriten um die Defendirung des Landes konservirt werden müsse, war man im Augenblick recht sehr abgekommen. Der König selbst betont sofort nach der Niederlage die Absicht, den Bürgerlichen die militärische Laufbahn zu erleichtern; und Prinz August, der in Gemeinschaft mit Clausewitz in der Kriegsgefangenschaft ein Gutachten über die Heeresreform verfaßte, sieht in der Zurücknahme der militärischen Vorrechte des Adels geradezu eine Bedingung für die Erhaltung des Staates. Zu einem wahren Volksheere könne man nur gelangen, wenn auch der preußische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Hardenberg empfiehlt sogar Wahl der Unteroffiziere durch die Gemeinen, der niederen Offiziere durch die Unteroffiziere; die höheren Chargen sollen nur nach Verdienst, nicht nach Ancienität besetzt werden. Dieser letzte Grundsatz ward auch offiziell ausgesprochen bei der Reform, durch die der Bauernsohn Scharnhorst das geistige Haupt des preußischen Heeres wurde. Hand in Hand damit ging die Beseitigung der „Junkerstellen" bei den Regimentern, in welchen treffend benannten Stellen die edlen Knaben des Landadels zur Freude und Erleichterung der edlen Eltern als geborene Vorgesetzte des gemeinen Mannes gewirkt hatten. „Im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offizierstellen", heißt es in dem Reglement von 1808, welches die neuen Fähnriche einführte, die freilich später immer wieder die Tendenz bekundet haben, sich in die alten „Junker" zurückzuverwandeln. Ebenso diente der Vorbereitung eines wahren Volksheeres die Abschaffung der

entehrenden Körperstrafen, die Anerkennung der „Freiheit des Rückens". Und für alle diese Maßregeln, bei denen die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die „Opinion", wie man damals sagte, eine in Preußen höchst seltene Rolle spielte, machte Scharnhorst's nächster Gehilfe, der auch aus kleinsten Verhältnissen emporgekommene Gneisenau, in Zeitungen mit gewandter Feder Stimmung. Das entlockt selbst Treitschke den Ausruf: „Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!"

Es beherrschte eben eine starke liberale Stimmung die Geister, seitdem die freilich sehr schmerzliche Berührung mit dem neuen Wesen das politische Stillleben gestört hatte. Alle Maßnahmen der Reform sind nur einzelne Aeußerungen jener großen liberalen Strömung, die sich in ihnen keineswegs erschöpft; und selbst die meisten Führer der Bewegung werden durch diese allgemeine geistige Strömung über die Grenzen ihrer eigenen früheren — und späteren Ansichten hinweggetragen. Ein konsequenter liberaler Prinzipienmann war eigentlich nur Schön, der orthodoxe Kantianer und Smithianer, der seinen Prinzipien ein halbes Jahrhundert hindurch unwandelbar treu blieb. Dafür beehrte ihn auch die Reaktion mit ihrem größten Hasse; und bis auf den heutigen Tag gefällt sich eine gewisse Geschichtsschreibung in seiner Verkleinerung; sie wagt es, den Makel der Unwahrhaftigkeit an den Namen des Mannes zu heften, der von manchen kleinen Fehlern, von Eitelkeit und Doktrinarismus nicht frei, aber ehrlich und wahr bis zur Schroffheit und Pedanterie gewesen. Namentlich in seiner Beurtheilung des Freiherrn v. Stein wird ihm Verkleinerungssucht vorgeworfen; und doch klingt das reichste und schönste Lob des großen Freiherrn gerade aus dem Munde des kritisch urtheilenden Freundes, der sich freilich auch für die Schwächen des genialen Staatsmannes den scharfen Blick bewahrte. Stein hat seinem Freunde und ersten Mitarbeiter gelegentlich vorgeworfen, seine bürgerliche Abstammung hindere ihn an unbefangener Würdigung des Adels. Daß sich dieser Spieß füglich umdrehen läßt, ist klar, und Schön hat das auch gethan. Hier lag allerdings eine auf Geburt und Bildung beruhende Differenz in den Anschauungen der einander so nahestehenden Männer. Zur prinzipiellen Ablehnung jeder Staatshilfe für den „nothleidenden" adligen Großgrundbesitz, zu dem selbst damals kühnen Satze: „der wahre Adel, das ist das Bürgerthum", bekannte sich Schön, nicht Stein. Aber bei den aristokratischen Herzensneigungen des Reichsfreiherrn ist es um so beweiskräftiger, daß er, der das Vaterland über alle Standesinteressen und jede Vorliebe stellte, in jenen entscheidenden Jahren der tödtlich gehaßte Junkerhammer werden mußte. Freilich, wenngleich Edelmann, stand er doch dem ostelbischen Junkerthum durchaus fremd gegenüber, wie fast alle adligen Vorkämpfer der Reform. Als er aus dem höher kultivirten Westen nach Ostelbien kommt, da vergleicht er die Dominien, auf denen der Junker inmitten verkommener, entmenschter Leibeigenen haust, mit den Höhlen wilder Thiere, umgeben von den ekelhaften Spuren ihrer verwüstenden Gefräßigkeit. Und da er im heißen Ringen um die Rettung des Staates die politische Eigensucht dieses ostelbischen Junkerthums kennen gelernt, da erklärt der stolze Reichsritter: „Der Adel in Preußen ist der Nation lästig, weil er zahlreich, größtentheils arm und anspruchsvoll auf Gehälter, Aemter, Privilegien und Vorzüge jeder Art ist"; ja Stein macht den Vorschlag, bei Ausbruch des Verzweiflungskampfes gegen feindliche Uebermacht den Adel schlechtweg aufzuheben! Wohl hat er später im Mißmuth des inaktiven Ministers manche Aeußerungen gethan, auf die sich die Feinde seiner großen Zeit schadenfroh berufen mochten; aber für die ostelbische Begehrlichkeit hatte er selbst dann nur ein verächtliches Achselzucken; noch im Jahre 1822 fertigt er einen junkerlichen Agrarier, der „über die Herabwürdigung des Preises der Produkte, ihren Unwerth, den Fall des Güterpreises klagt, und alles dieses der preußischen Regierung zuschreibt", mit dem Rathe ab, er solle Zeitungen lesen und daraus ersehen, daß überall in der Welt „über Mißverhältniß der Produktion zur Nachfrage geklagt wird"; weshalb dem mißvergnügten Junker „nichts anderes an der Ostsee zu thun übrig bleibt, als was ich soeben in Kirchberg an der Aar gethan habe, nämlich die Geldpächte um 33 Proz. herunterzusetzen". So haben die „nothleidenden" Ostelbier schon vor 75 Jahren aus dem Munde des großen Landedelmannes die gleiche Antwort erhalten, die sie in unseren Tagen dem „Manne ohne Ar und Halm" so grimmig nachtragen.

Auch Hardenberg und sein damaliger Gehilfe Altenstein, der übrigens aus einem liberalen Politiker ein bei der Reaktion beliebter Finanzminister und am Ende ein gemäßigt vernünftiger Kultusminister geworden ist, befürworten in der Rigaer Denkschrift die Beseitigung aller Adelsvorrechte, aller Sinekuren und sonstiger „Polster der Faulheit", indem sie hervorheben: „unsere Meinung erhält vielleicht dadurch einiges Gewicht mehr, daß wir beide zu dem ältesten Adel gehören". Das war aber auch kein ostelbischer Junkeradel, von dem sie vielmehr wie Stein mit dem Kosenamen „dreister Ausländer" belegt wurden. Hardenberg möchte einen politischen Adel schaffen, der nach dem Votum eines unabhängigen Ehrengerichts für vorzügliches Verdienst verliehen würde und dem Geburtsadel vorgehen soll. Mit diesem Ehrengericht könne man noch andere Zwecke verbinden, „z. B. den Ausspruch in Ehrensachen statt der mit Infamie zu belegenden Duelle". Man sieht im Großen und Kleinen immer dieselben Zusammenhänge, Fragen, die nicht zur Lösung kommen können, so lange das Kernproblem, die Junkerfrage, nicht endgültig gelöst ist.

Die absolute Unfähigkeit des ostelbischen Junkerthums, sich in einen modernen politischen Adel zu verwandeln, im freien Wettbewerb anstatt durch rückständige Zwangsformen seine Stellung zu wahren, tritt gerade in dieser Reformzeit grell und widerwärtig hervor. Denn lediglich jene rückständigen Zwangsformen wurden bedroht; im Uebrigen bot gerade die Reform einem anpassungsfähigen Adel die beste Gelegenheit, seine Stellung auf neuen Grundlagen für lange Zeit zu sichern, wirthschaftlich wie politisch. Die Regulirungsgesetzgebung vergrößerte den Großgrundbesitz, indem sie ein Drittel oder die Hälfte des bisherigen Bauernlandes zum Großgut schlug als Entschädigung für die Verwandlung des Restes in freies Eigenthum. Gleichzeitig steigerte die Aufhebung des adligen Privilegs für den Rittergutsbesitz durch Erweiterung des Käuferkreises den Verkaufswerth der Güter. Aus den Feudalherren konnte eine gutsituirte Landgentry werden, wenn die Herren in modernem Geiste, mit der kostspieligeren, aber unendlich werthvolleren freien Arbeit zu wirthschaften gelernt hätten. Jedoch gerade das konnten und wollten sie nicht. Ehe sie noch mit dem Betrieb ihrer vergrößerten Güter unter den neuen Bedingungen irgend Bescheid wußten, schrien sie in unersättlichem Landhunger nach der Freiheit des Bauernlegens. Sollte der Bauer nun doch einmal frei sein, so müsse er von Gottes und Rechtswegen dem Ritter den ganzen Acker überlassen, um als freier Mann zu verhungern. Der Aufenthalt auf ihren Gütern, jammerten die Junker, werde ihnen verleidet, wenn sie überall auf freie bäuerliche Besitzer stießen. Blind und taub für die Zeichen der Zeit, klammern sie sich stets an das Rückständige.

Genau ebenso unfähig zeigten sie sich politisch gegenüber den geradezu glänzenden Aussichten, die ihnen die Steinsche Selbstverwaltungsidee eröffnete. Enthält die Selbstverwaltung schon ihrem Wesen nach ein gewisses aristokratisches Element, so konnte sich in den damaligen Verhältnissen der Adel, wenn er nur aufhörte, verstocktes Junkerthum zu sein, für die Neuordnung einfach unentbehrlich machen. In dem so lange durch die Bevormundung des Absolutismus jeder Selbstthätigkeit entwöhnten Volke fehlte es anfänglich fast völlig an geeigneten Trägern der Selbstverwaltung. Sogar in den Städten wußte das zu spießbürgerlicher Stumpfheit zusammenregierte Bürgerthum zunächst mit der neuen Mündigkeit nicht viel anzufangen. Als man zum ersten Bürgermeister Berlins unter der neuen Städteordnung den früheren Kammerpräsidenten v. Gerlach, den Vater der späteren

Kamarilla- und Kreuzzeitungs-Gerlachs, wählte, da herrschte allgemeine Verwunderung — nicht über diese Wahl der ersten „kleinen Republik" des Landes, sondern darüber, daß der Herr die Wahl annahm! Vollends auf dem platten Lande wären die Ehrenämter der Selbstverwaltung auf absehbare Zeit dem Landadel sicher gewesen, wenn er sich ehrlich und gewandt der neuen Lage angepaßt, die obrigkeitliche Stellung nicht mehr als Feudalrecht, sondern als staatliche Funktion durch Wahl seiner Mitbürger erstrebt hätte und so der Erzieher des Landvolkes zur Mündigkeit geworden wäre; kurz, wenn in diesem Junkerthum auch nur ein Funken vom staatsmännischen Geiste des englischen Adels lebte. Aber auch hier klammerte sich dies entwicklungsunfähige Junkerthum, zugleich herrschsüchtig und politisch impotent, an die vermorschten feudalen Zwangsformen. Ihr Zetergeschrei gegen die Städteordnung, die den Staat in lauter kleine Republiken auflöse, war freilich zunächst erfolglos; aber die Ausdehnung der Selbstverwaltung auf das Land und die Krönung derselben durch eine Repräsentation ist thatsächlich am Widerstande des Junkerthums gescheitert. Da war ihnen die Auflösung des Staates in lauter kleine Feudalherrschaften die gottgewollte Ordnung. Das Prinzip moderner Staatseinheit, „nur der König sei Herr", das der Reorganisation zu Grunde lag, war diesen geborenen Duodez-Partikularisten ein Greuel; „sie lieben nur sich", sagt Schön, „und wollen den König als ersten Mitstand behalten. Der Staat gehe ihrer Absicht nach unter, aber die Gutsherrschaft bleibe!" In der That begreifen diese Leute nicht, daß sie zum Staate überhaupt in Beziehung stehen; zum Könige allerdings, aber lediglich auf Grund der Lehnsverträge; werden die angetastet, so lösen sich alle Bande frommer Scheu. Dem Lebensrecht des um sein Dasein ringenden Vaterlandes werden starrsinnig die Privilegien der Stände von Lebus, Beeskow und Storkow entgegengestellt. Hier sind die Junker mindestens ebenso legitime, geborene Obrigkeit von Gottes Gnaden wie der König in seinem Reiche. Ihnen allen spricht wieder der patzige v. d. Marwitz aus der Seele: „Die Qualität der Landstandschaft ist uns angeboren so gut wie unsere Familiennamen, und wir können eigentlich ebensowenig angeben, wodurch wir Stände sind, als wodurch wir unsere angeborenen Namen führen". Einen solchen Adel in einen modernen Staat einzufügen, wäre freilich die Quadratur des Zirkels.

Aber für diesen modernen Staat hatten sie auch bereits einen trefflichen nom de guerre, der noch heute in einer Cirkusversammlung des Bundes der Landwirthe tosenden Beifalls sicher ist. In einem jener von Marwitz unterzeichneten Proteste findet sich die entrüstete Frage: „ob man das alte, ehrliche brandenburgische Preußen in einen neumodischen Judenstaat verwandeln wolle?!" Da haben wir's! Der moderne Staat ist ein Judenstaat, den die große Reform anstrebt; Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau sind Juden und Judengenossen! Man muß gestehen, was unsere Ahlwardts können, das können unsere Junker auch, und unsere Junker können mehr! Um jenen Vorstoß ganz zu würdigen, muß man bedenken, daß dazumal selbst das bescheidene Emanzipationsedikt von 1812 noch gar nicht erlassen war, obwohl es allerdings in dem Geiste der Zeit lag. Von einem Einfluß der Juden im öffentlichen Leben konnte man jedenfalls damals nur wider besseres Wissen sprechen. Aber trotzdem — es ist Methode in diesem Wahnsinn. Einmal hat die Betonung des christlichen Charakters staatlicher Einrichtungen fast stets ihre Wirkung an den Stellen geübt, denen der Glaube an die Mutual Assecuration-Co. von Thron und Altar eine gewisse Beruhigung gewährt. Namentlich aber weiß sich das Junkerthum, sobald mit Nachdruck die Junkerfrage aufgeworfen wird, nicht besser Luft zu machen als durch Ausspielen des Gegentrumpfes der Judenfrage. So ganz öffentlich das Bürgerthum, die erdrückende Mehrheit des Volkes, für den Feind zu erklären, das wäre ungeschickt; das thut man nur im stillen Kämmerlein. Aber zum Exponenten der bürgerlich-liberalen Bestrebungen eine ebenfalls kleine und weit ohnmächtigere Minorität zu machen, alte Instinkte der Ausschließung und des Gegensatzes unter dem Bürgerthum selbst zu Hilfe zu rufen, das ist ein Trick, der den Erfolg für sich hat. Auch später hat man es verstanden, die Aufmerksamkeit von der Junkerfrage, so oft sie brennend zu werden drohte, abzulenken durch das lärmende Aufwerfen einer s. g. Judenfrage. Beispiele liefert die Zeit nach 1848, die neue Aera und endlich der traurige Umschwung seit Ende der siebziger Jahre. Daß mit dieser jüngsten großen Aktion zur Rettung des Junkerthums die jüngste Blüthe des Antisemitismus zusammenfällt, ist ebenso wenig ein Zufall wie die Thatsache, daß jene ersten Knospen des modernen Antisemitismus in dem Augenblicke erscheinen, da zuerst die moderne Junkerfrage ernstlich hervortrat.

Auch seine sonstigen Waffen im Kampfe wider den zeitgemäßen Fortschritt und dessen Vertreter hat das Junkerthum in den Reformjahren, da es ihm an den Kragen zu gehen drohte, erfolgreich erprobt. In erster Linie den Kleinkrieg der Hoffabale. Der Freiherr v. Stein spricht einmal — und zwar in einem Briefe an eine preußische Prinzessin — von den „häuslichen Umgebungen des Königs, welche mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit einem unablässigen Hasse vergelten". Der Mann wußte, was er sagte; er sprach von den Leuten, die ihn zum zweiten Male gestürzt und sich dabei den Unmuth Napoleon's geschickt zu Nutze gemacht hatten. In Wahrheit hat nicht der französische Kaiser, sondern das preußische Junkerthum in dem für Preußen verhängnißvollen Augenblick die Entfernung des Regenerators mitten aus seinen schöpferischen Entwürfen durchgesetzt. Trotz des verrathenen Briefes an den Fürsten Wittgenstein hatte Napoleon nichts gegen Stein's Verbleiben im Dienst, wenn er nur das Auswärtige abgäbe; ganz so wie er später unter der gleichen Bedingung die Rückkehr des ihm nicht minder verhaßten Hardenberg zugab; beides aus demselben Grunde. Der Kluge erkannte die Klugheit dieser Männer, und glaubte, daß durch sie am ehesten Preußen zur Zahlung der Kontribution fähig werde. Aber die Junkerpartei, die zum großen Theil mit der französischen Partei zusammenfiel, intriguirte unablässig zugleich am Hofe in Königsberg und bei den französischen Machthabern in Berlin, bis sie nicht nur die Entlassung des verhaßten Ministers beim Könige, sondern auch seine Aechtung beim Kaiser — wohl gemerkt: 3 Monate nach der Veröffentlichung jenes bedenklichen Briefes im Moniteur — durchgesetzt hatte. Das Ideal dieser Edlen war ein politisches Stillleben in Preußen unter französischer Oberhoheit, von der sie sich eine Begünstigung ihrer Herrschaft als des besten Mittels zur Schwächung Preußens versprachen. Und wenn auch gewiß nicht alle Genossen der Fronde, die ihr Hauptquartier im Perponcherklub in der Königsberger Junkergasse — nomen et omen — hatte, sich bis zu so bewußter Niedertracht verstiegen, so drängte doch der verzweifelte Haß gegen den Reformer die Feindschaft gegen den Fremdherrscher zurück, um so mehr, da sie mit jenem eher fertig zu werden wußten, als mit diesem. Bald arrangirte man Gartenpartien, auf denen das Königspaar sich von der Blüthe des mißvergnügten Adels umgeben sah, während den Minister seine Amtsgeschäfte fernhalten sollten. Bald lenkte man die allerhöchste Aufmerksamkeit auf Zeitungsartikel, die den Minister in einer Weise lobten, von der man sich einen unangenehmen Eindruck versprach. Die alten Militärjunker v. Kalkreuth und v. Zastrow priesen die glorreichen Fridericianischen Traditionen und machten gleichzeitig vor dem Zorne Napoleons bange; diplomatisch sekundirte ihnen der frühere Minister v. Voß; er war aus einem edlen Haus und Bruder der Maitresse Friedrich Wilhelms II. Graf Goltz, Stein's amtlicher Gehilfe im Auswärtigen, war zwar mehr schwach als schlecht, aber doch eifrig dabei, seinem unheimlichen Chef ein Bein zu stellen.

Erleichtert ward der junkerlichen Fronde ihr löbliches Werk erheblich durch das persönliche, eisigkalte Verhältniß zwischen dem König und seinem großen Minister. Schon zum ersten Male, mitten im Feldzuge von 1807, war ja Stein durch Hofintriguen gestürzt, in höchster Ungnade ent-

lassen worden mittelst eines Handschreibens, das wohl immer noch wenige seinesgleichen unter königlichen Handschreiben hat. Damals hatte Stein in berechtigtem Unmuth geschrieben: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzen de la Cour de Memel — es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gährung fähig. Sollte man mich einst wieder bedürfen, so werde ich mir wenigstens eine Garantie gegen unanständige Behandlung ausbedingen und voraussetzen, daß die oberste Leitung der Geschäfte in den Händen verständiger schätzbarer Männer gelegt werde." Als dann wenige Monate später der König ihn als den Retter in höchster Noth rufen mußte, da kam er freilich ohne Bedingungen und Voraussetzungen; aber vergessen ließ sich das Vorgefallene nicht, weniger noch von Seiten des Königs als des Ministers. Und trotz wiederholter gegenseitiger Hochachtungsversicherungen haben sie es einander nie vergessen. Anfangs vermittelte die Königin mit weiblicher Diplomatie zwischen den beiden Männern; aber im entscheidenden Augenblicke wußte die Hofklique dem verhaßten Minister auch diese Stütze abzugraben. Wie so oft gab eine Kleinigkeit den geschickt benutzten Anlaß für die „Umgebung", in ihrer Art Politik zu machen. Die Königin wünschte lebhaft eine Reise des Hofes nach Petersburg, während der ungalante Minister pflichtgemäß erklärte, daß man bei dem grenzenlosen Elend des Landes die erforderlichen 100000 Thaler besser verwenden könne. Seitdem war Stein am Hofe völlig isolirt. Ja diese Kabale wirkte noch dahin mit, daß zu seinem Nachfolger im Finanzministerium nicht der von ihm vorgeschlagene Schön, sondern der geschmeidige Altenstein ernannt wurde. Kurz nach Stein's Entlassung reiste der Hof nach Petersburg.

Der Sieg, den die junkerliche Fronde über den Mann errang, an dessen Namen sich das erste entschiedene Aufwerfen der Junkerfrage knüpft, in dem Augenblick errang, da alle Patrioten das Schicksal Preußens in Stein verkörpert sahen, mußte die Junker auch in den folgenden Fährnissen vor Verschämtheit bewahren. Und wenn auch späterhin gelegentlich einmal ein allzu arger Schreier, wie der schneidige Marwitz, ein bischen nach Spandau mußte, so konnte sie das so wenig einschüchtern, wie die entsprechende heutige Maßregel, wenn einmal die „Kreuzzeitung" aus den königlichen Schlössern verbannt wird. Mit solchen ruckweisen Kraftäußerungen ist ihnen nicht zu imponiren; die geben ihnen höchstens den Schein unbeugsamen Mannesmuthes. Und sie wissen ja, daß sie doch zuletzt und am besten lachen.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 war die letzte Schöpfung Stein's; seine großen Pläne konnte er nur noch durch Unterzeichnung des von Schön verfaßten politischen Testaments der Zukunft vermachen. Die Junker waren ihm noch rechtzeitig in den Arm gefallen, ehe er in ihr eigenstes Nest, die Verfassung des platten Landes, hatte eingreifen können. Sollte das „Uebergangsministerium" Dohna-Altenstein diesen kühnen Griff wagen?

Nein, nach der Entlassung Stein's fehlte die feste Hand des Meisters, der wider alle Einflüsse und Bedenklichkeiten durchzugreifen und neue Gebilde zu schaffen verstand. Seine Nachfolger erkannten noch sehr wohl, daß hier etwas geschehen müsse; sie wußten nur nicht, was? Die nächsten Jahre waren überreich an Entwürfen, die bald eine Landgemeindeordnung ganz nach dem Muster der Städteordnung schaffen wollten mit „Landverordneten", Schulzenamt und „Oberschulzen", bald auf die englische Grafschaftsverwaltung mit ihren Friedensrichtern hinwiesen, bald die französische, damals auch in manchen Rheinbundstaaten Westdeutschlands eingeführte Mairieverfassung zum Muster nahmen. Die beiden schwierigsten Fragen waren schon damals, ob der Rest des alten Dominiums, das Rittergut oder — wie man sich weniger feudal ausdrückte — das Großgut mit dem Dorfe zu einer Gemeinde verbunden werden oder als selbständiger Bezirk fortbestehen sollte? und ferner die damit zusammenhängende Frage, wem in diesen ländlichen Bezirken die Ortspolizei übertragen werden solle? Denn so mächtig in jenen Nothjahren auch noch die reformatorische Strömung war, so empfand man doch an maßgebenden Stellen einen unüberwindlichen Widerwillen bei dem Gedanken, daß etwa im kommunalen Leben „die Bauern ihren früheren Herren gegenüber die Obrigkeit spielen" könnten.

Freilich fehlte noch eine unerläßliche Voraussetzung für ein wahres Gemeindeleben der Dörfer; denn ein solches war in keiner Form denkbar, so lange der Bauer noch gar nicht Eigenthümer seines Ackers war, so meist nicht einmal ein erbliches Besitzrecht hatte. Hier vornehmlich setzte nach glücklichem Vorübergang des Uebergangsministeriums die Thätigkeit des neuen Staatskanzlers Hardenberg ein. Aber während diese weitschichtige und langwierige Reformarbeit noch in den ersten Anfängen steckte, mußte die Regierung nun mindestens vorläufig die Verwaltung des platten Landes regeln. Es war das böse Jahr 1812. Napoleon's große Armee wälzte sich gegen Rußland; die preußischen Truppen mußten dem Fremdherrscher folgen; düsterer als je lag die Zukunft vor den besorgten Blicken der preußischen Staatsmänner. Um nun für alle möglichen Ereignisse die Verwaltung des Staates fest in der Hand zu haben, ging der Kanzler Hardenberg bei den Feinden in die Schule; er übernahm als vorläufige Einrichtung von den Franzosen das sogenannte Präfektursystem, das sich für so gespannte Lagen als zweckmäßig empfahl. So erließ er das „Gensdarmerieedikt" vom 30. Juli 1812. Einer ruhigeren Zukunft ward eine bessere Zusammensetzung der Landgemeinden unter Aussonderung des „Dominialhofes", eine gemeinsame Kommunalordnung für Stadt und Land, und die endgültige Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit vorbehalten. Zunächst sollten die Kreise straffer organisirt werden, indem der von den Rittergutsbesitzern präsentirte Landrath und der von ihnen beherrschte Kreistag fortfallen sollten. An ihre Stelle sollten — nach dem Muster des französischen Präfekten und Generalraths — der staatlich ernannte Kreisdirektor und je 2 von den Städten, den Gutsbesitzern und den Bauern gewählte Kreisdeputirte treten. Mittels der ihm zur Verfügung stehenden Gensdarmerie handhabe der Kreisdirektor die Polizei; ihm werden der Dorfschulze wie der Gutsherr gleichmäßig untergeordnet.

Wenn Hardenberg geglaubt hatte, daß wenigstens in dieser bösen Zeit äußerster Gefahr des Vaterlandes die preußischen Junker eine Maßregel ruhig hinnehmen würden, die irgendwie ihre „gottgewollten" Vorrechte antastete, so kannte er die Herren schlecht. Es bestand damals — gewissermaßen als kleine Anzahlung auf die versprochene Volksvertretung der Zukunft — seit dem 10. April 1812 eine sogenannte „interimistische Nationalrepräsentation"; freilich ein sehr wunderliches Ding von Parlament: 18 Ritter, 12 Bürger, 9 Bauern, zwar gewählt, aber vom Regierungspräsidenten auf ihre Befähigung und verständige Gesinnung geprüft. Die sollten der Regierung guten Rath geben, — wenn sie gefragt wurden. Als aber das Gensdarmerieedikt erschienen war, da warteten die Ritter ohne Furcht und Tadel nicht, bis sie gefragt wurden, sondern bestürmten — in scharfem Widerspruch gegen die Meinung der bäuerlichen Vertreter — den Kanzler und den König mit leidenschaftlichen Protesten wegen der Antastung ihrer Patrimonialobrigkeit. Beim Widerstreben der Junker marschirt nun allezeit die sonst so schneidige preußische Verwaltung erstaunlich langsam. Die neu ausbrechenden Kriegswirren kamen ihnen zu Hilfe, und von allen Bestimmungen des Edikts ward eigentlich nur die Gensdarmerie beglückende Wirklichkeit. Das große Jahr 1813 war gekommen; aus allen Dörfern eilten die Männer opferfreudig zu den Fahnen der Linie und der Landwehr; in gewaltigem Ringen ward das Land vom Feinde befreit, und die Blüthe des preußischen Volkes stand in Waffen auf dem blutgetränkten Boden Frankreichs. Die Junker aber spannen ihren Faden weiter; zu Anfang des Jahres 1814 erneuerten sie in verschärfter Form ihren Protest; die schwerste Noth war ja nun auch glücklich vorbei — und durch Kabinetsordre vom 19. Mai 1814 ward das vielumstrittene Edikt „suspendirt", d. h. thatsächlich aufgehoben. Als die siegreichen Wehrmänner

in ihre heimathlichen Dörfer zurückkehrten, konnten sie die freudige Ueberraschung genießen, nicht nur das Vaterland, sondern auch die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Polizeigewalt der Rittergüter über die Landgemeinden gerettet zu haben!

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Der Bundesrath.*)

In ein so reiches Saatenfeld, wie Herr von Poschinger damals fiel, als ihm gestattet wurde, die Berichte des Herrn v. Bismarck vom Frankfurter Bundestage zu veröffentlichen, wird er zum zweiten Mal nicht gelangen; sein unermüdlicher Sammeleifer hat sich seit jener Zeit mit geringerer Ausbeute begnügen müssen. Er selbst nennt das vorliegende Werk eine „ungeordnete Menge zahlreicher und nicht selten sich widersprechender Notizen", und es ist unmöglich, ihm darin zu widersprechen.

Was an dem Inhalt des Werkes neu ist, ist in der Hauptsache Folgendes. Er gibt eine Reihe von biographischen Notizen über die einzelnen Mitglieder des Bundesraths, sowie sie der Parlamentskalender für die einzelnen Abgeordneten schon seit langer Zeit enthält. Ferner sind ihm eine Reihe von Briefen zur Verfügung gestellt worden, welche Mitglieder des Bundesrathes an ihre Angehörigen geschrieben haben, und diese Briefe haben namentlich für das Jahr 1867 Interesse, in welchem das Deutsche Reich oder vielmehr der Norddeutsche Bund erst im Werden waren. Und endlich haben einzelne Mitglieder des Bundesraths ihm selbst hin und wieder Mittheilungen über einzelne Vorgänge gemacht. Der Geschichtschreiber ist gewohnt, auch die kleinste Gabe dankend anzunehmen und wird auch Herrn von Poschinger seinen Dank nicht vorenthalten, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Der größte Theil des Buches besteht aus einem Material, das schon bekannt und auch hier nicht kunstvoll verarbeitet ist. Was hier vorliegt, ist kein Geschichtswerk, sondern es sind Regesten, trocken, überwiegend chronologisch geordnete Urkundenverzeichnisse. Das Meiste von dem, was man hier findet, kann man ohne besondere Mühe auch in den stenographischen Berichten des Reichstags finden.

Ueber die inneren Kämpfe, die im Bundesrath vor sich gegangen sind, wird keine Auskunft gegeben. Die Protokolle dieser Körperschaft werden geheim gehalten, und der Verfasser hat den Versuch, dieses Geheimniß zu durchbrechen, gar nicht erst unternommen. Ernsthaft zu bedauern ist dies für eine einzige Periode, nämlich für den Zeitraum, während dessen die Verfassung des Deutschen Reichs vorberathen wurde. Der erste Entwurf, welchen die preußische Regierung am 18. Januar 1867 den Bevollmächtigten der deutschen Regierungen vorlegte, ist strenges Geheimniß geblieben; Niemandem ward die Einsicht gestattet. Wie er sich allmählich zu dem Aktenstück entwickelt hat, welches als Entwurf einer Verfassung an den Reichstag kam, wissen wir nicht. Aber auch jener erste Entwurf hatte seine Vorgeschichte. Es waren Vorschläge von Max Duncker und von Lothar Bucher ausgearbeitet worden, die vom Fürsten Bismarck umgestaltet wurden; auch diese kennen wir nicht.

Daß die späteren Verhandlungen des Bundesraths geheim gehalten worden, mag weniger zu bedauern sein; würden die Protokolle veröffentlicht, so würden sie uns dennoch keine erschöpfende Auskunft geben. Beispielsweise ist man in diesem Augenblicke gespannt darauf, wie sich die Arbeiten für eine deutsche Militärstrafprozeßordnung bisher entwickelt haben und wie sie sich weiter entwickeln werden. Würden die Protokolle des Bundesraths gedruckt, so würden sie unsere Neugierde nicht stillen; der Schlüssel würde in der diplomatischen Korrespondenz zwischen der preußischen und der bayerischen Regierung zu suchen sein. Und so mag es bei vielen ähnlichen Veranlassungen gegangen sein.

Eine Geschichte des Deutschen Reichstags während der ersten dreißig Jahre seines Bestehens kann man schreiben. Die stenographischen Berichte liefern ein reiches, wenn auch kein vollständiges Material. Und von dem, was auf den Hintertreppen verhandelt worden ist, ist doch auch vieles bekannt geworden. Eine Geschichte des Bundesraths könnte man nicht schreiben, selbst wenn man Einsicht in alle seine Protokolle hätte, denn der Bundesrath führt kein selbständiges Leben und hat keine selbständige Entwicklung.

Herr von Poschinger gehört zu den Männern, welche keinen Zweifel daran gestatten, daß Alles, was Fürst Bismarck geschaffen hat, vortrefflich sei, und so sei denn auch die Verfassung des Deutschen Reichs und die Einrichtung des Bundesraths, welcher ein wesentliches Stück dieser Verfassung ist, vortrefflich. Es ist jetzt nicht der Zeitpunkt, den Streit aufzunehmen. Die Institution des Bundesraths beruht recht eigentlich auf einem Gedanken des Fürsten Bismarck und gehörte zu den bestrittensten Punkten. Viele Abgeordnete waren der Ansicht, es solle ein Oberhaus geschaffen werden, wie es in anderen Bundesstaaten besteht und wie es das Frankfurter Parlament vorgesehen hatte. In dem Augenblicke, wo die Reichsverfassung in ihrer jetzigen Gestalt angenommen war, wußte Jedermann, sie werde in absehbarer Zeit in keinem wesentlichen Punkte geändert werden, und an eine neue Gestaltung werde man erst denken können, wenn Ereignisse eintreten sollten, die Niemand voraussieht und nach denen Niemand begehrt.

Da Herr von Poschinger selbst einräumt, die Notizen in seinem Werke seien zum Theil widerspruchsvoll, wollen wir wenigstens einen dieser Widersprüche hervorheben. An einer Stelle berichtet er, daß Fürst Bismarck selbst den Wunsch geäußert habe, es möge sich im Bundesrathe eine recht kräftige Opposition regen, die Einzelstaaten möchten ihre Ansichten recht nachdrücklich geltend machen. An einer anderen Stelle berichtet er mit dem Ausdruck der lebhaftesten Zustimmung, daß als der mecklenburgische Bevollmächtigte Oldenburg sich den schutzzöllnerischen Plänen des Reichskanzlers widersetzte, Fürst Bismarck eifrige, wenn auch vergebliche Anstrengungen machte, seine Abberufung herbeizurufen.

Und auch der folgende Punkt scheint mir der Beachtung werth. In den ersten Jahren des Deutschen Reichs legte Fürst Bismarck großen Werth darauf, mit möglichst wenig Regierungskommissarien zu arbeiten. Die Mitglieder des Bundesraths selbst sollten sich „ihrer Haut wehren", die Vertheidigung der Regierungsvorlagen übernehmen. Heute wird kaum eine Vorlage berathen, ohne daß ein Regierungskommissarius die Last der Hauptarbeit übernimmt. Und Fürst Bismarck selbst hat das Beispiel gegeben, als er zur Vertheidigung der Zollvorlage mit einem Schlage Herrn Mayr, Herrn Tiedemann und Herrn Burchard herbeirief. Es scheint, daß der Bundesrath sich doch nicht so entwickelt hat, wie er sich nach den grundlegenden Ideen des Fürsten Bismarck entwickeln sollte.

Alexander Meyer.

*) Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. Erster Band. Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes. Zweiter Band. Der Bundesrath des Zollvereins und der Bundesrath des Deutschen Reiches. (1867—1873). Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Parlamentsbriefe.

XXIV.

Ein Vereinsgesetz ist angenommen worden, in einer Form, wie es die nationalliberale Partei und nur diese haben will. Es ist angenommen worden, um im weiteren Verlauf abgelehnt zu werden. In der Form, die der Gesetzentwurf jetzt hat, hat er zwei Bestandtheile. Zunächst die von allen Seiten anerkannte Verbesserung, daß es politischen Vereinen gestattet sein soll, mit einander in Verbindung zu treten; sodann eine von der Regierung vorgeschlagene Beschränkung, diejenige Beschränkung, mit der sie bei den Nationalliberalen Beifall gefunden hat.

Den Minderjährigen soll die Theilnahme an politischen Versammlungen in Zukunft untersagt sein. Schön ist diese Vorschrift gewiß nicht; ein großer Theil der Studenten wird damit eines politischen Rechts beraubt. Indessen, wenn diese Vorschrift Gesetzeskraft erlangte, so würden wir uns damit trösten, daß schon schlimmere Dinge in der Welt beschlossen worden sind, und wir würden die Genugthuung haben, daß diesmal schlimmere Dinge durch die Mitwirkung der Nationalliberalen verhütet worden sind.

Aber die vorliegenden Beschlüsse werden nicht Gesetzeskraft erlangen. Wie Eingangs bemerkt, hat an dem Entwurfe, wie er sich jetzt gestaltet hat, Niemand auf Gottes weiter Welt Freude als die Nationalliberalen, und diese feiern augenblicklich den Triumph, ein Gesetz angenommen zu sehen, das nur ihren Wünschen entspricht; sie sind seit vielen Jahren nicht so maßgebend gewesen, wie in diesem Augenblicke. Allein es ist ein Triumph für nur kurze Dauer.

Die Konservativen wollen dieses Gesetz um keinen Preis, und dennoch haben sie dafür gestimmt, nur um die Möglichkeit offen zu erhalten, es später in eine andere ihnen besser zusagende Form zu bringen.

Hoffentlich mißlingt diese Spekulation. Und wenn sie mißlingt, haben die Nationalliberalen durch ihr Verhalten eine große Zeitvergeudung verschuldet. Die Spekulation kann aber gelingen. Es ist möglich, daß unter dem Einfluß von Sommerhitze und Badereisen das Gesetz in einer sehr schädlichen Gestalt zu Stande kommt. Und dann trägt das Verhalten der Nationalliberalen die Schuld, daß sich diese Möglichkeit verwirklicht hat.

Die dritte Lesung wurde am 31. Mai vorgenommen. Verfassungsmäßig ist eine zweite Abstimmung nöthig, die nach den Pfingstferien stattfinden wird. Das Herrenhaus kann seine zweite Abstimmung erst nach der Mitte Juli vornehmen, ein Hinziehen der Session bis zum August also ist nicht unwahrscheinlich. Daß die Reisegewohnheiten des deutschen Volkes rücksichtslos somit verletzt werden, ist nicht das Schlimmste.

Aus dem Handelskammergesetz ist in der dritten Lesung die schädlichste Bestimmung, deren im vorigen Briefe erwähnt wurde, wieder beseitigt worden. Schädliches ist auch jetzt noch stehen geblieben. Die Stellung der jetzigen kaufmännischen Korporationen ist ganz und gar dem Ermessen des Handelsministers überantwortet worden. Ein verständiger Handelsminister wird die in seine Hand gelegte Macht mit Vorsicht brauchen. Aber eine Garantie ist nicht gegeben.

Im Herrenhause hat Herr von Stumm die Budgetberathung benutzt, um einen heftigen Angriff auf die kathedersozialistischen Professoren und damit auf die akademische Lehrfreiheit zu machen. Die Gründe, die er anführte, waren so beschaffen, daß wir sie nicht der Erwähnung für werth halten würden, wenn sie ein Anderer als Herr von Stumm ausgesprochen hätte. Er hat mit der Möglichkeit gerechnet, daß Professor Adolph Wagner einen Arbeiteraufruhr an der Ruhr entfesselt. Wir haben keine Gemeinschaft mit den Anschauungen des Herrn Wagner, und, wie wir offen hinzufügen wollen, keine Sympathieen für seine Person; aber auf den Gedanken, daß seine Reden einen Aufruhr entfesseln könnten, wären wir im ganzen Leben nicht gekommen.

Wir halten die volkswirthschaftlichen Anschauungen des Herrn von Stumm für noch verbohrter als die des Herrn Wagner, und dabei für sehr viel schädlicher. Er will die Arbeiter in einem Zustand der Unmündigkeit erhalten, während wir das Heil für die soziale Entwicklung darin sehen, daß die Arbeiter zur Reife erzogen werden. Herr Wagner hatte in seiner Rede es als einen Uebelstand bezeichnet, daß reiche Leute Diners geben, bei denen das Couvert 20 Mark kostet. Wir halten solchen Ausspruch für eine Kinderei; Herr von Stumm sieht darin eine Gefahr, die mit Staatshilfe beschworen werden muß.

Wenn die Gründe des Herrn von Stumm keine Beachtung verdienen, so verdient seine Person sie um so mehr. Er erfreut sich eines solchen Einflusses, daß man keines seiner Worte geringschätzen darf, sondern häufig darin die Vorboten zukünftiger Maßregeln und Gesetzvorschläge erblicken muß. Herr Kultusminister Bosse, der berufen war, die akademische Freiheit zu vertheidigen, war sich augenscheinlich wohl bewußt, einem Manne gegenüber zu stehen, den man nicht ungestraft verletzt. Er kam ihm entgegen so weit wie irgend möglich, aber Tags darauf konnte er in der Presse lesen, daß er noch nicht weit genug entgegengekommen sei. Wir werden von den Wirkungen jener Rede wohl noch hören.

Der Stadt Berlin, der durch den Beschluß über den botanischen Garten ein heftiger Backenstreich versetzt war, hat man, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, auf die andere Backe einen ebenso heftigen Streich versetzt. Jene veraltete Kirchenverordnung aus dem sechzehnten Jahrhundert, von deren Vorhandensein lange Zeit hindurch kein Mensch etwas geahnt hatte, und welche die Katholiken, Dissidenten und Juden Berlins mit ungemessenen Abgaben für den Bau protestantischer Kirchen belastet, hatte das Abgeordnetenhaus aufzuheben sich entschlossen; im Herrenhause hat sich für diesen Beschluß nicht einmal die zur Unterstützung nothwendige Stimmenzahl aufbringen lassen. Am eifrigsten in der Bekämpfung dieses Beschlusses war wiederum Herr von Miquel, der mit der Ansicht nicht zurückhielt, Berlin bezahle noch immer zu wenig. Ein düsteres Zukunftsbild beherrscht Herrn von Miquel: die Stadt Berlin könne einmal irgendwo und irgendwie etwas geschenkt bekommen. Und das soll nicht geschehen, so lange Er etwas zu sagen hat. Und Er hat ja zur Zeit und vielleicht für lange Zeit noch recht viel zu sagen. Sein Geist beherrscht alle Ressorts; hiermit scheint auch Herr von Stumm zufrieden zu sein, wie Herr von Stumm mit ihm selbst.

Proteus.

Geschichte einiger berühmter Worte.

Die Schlagworte steigen, wie es scheint, augenblicklich wieder einmal im Werthe. Sogar bei uns vertraut eine eifrige Demagogie auf die werbende Kraft solcher Feldgeschreie wie „Reichsheer oder Parlamentsheer?" „Ohne Kanitz keine Kähne!" In dem klassischen Land der erobernden Phrasen aber, in Frankreich, erneut sich der alte Kultus der „grands mots", der eine Zeit lang ruhte. Nach dem großen Kriege hatte Flaubert gegen die stehenden Phrasen einen erbitterten Krieg geführt, in Briefen wie in Büchern. Sein satirischer Syllabus „Bouvard et Pécuchet" geht auch an den „beautés de l'histoire" nicht vorüber, die die französische Tradition herkömmlicher Weise bewundert:

„Il y a pour la Grecque: Nous combattrons à l'ombre." L'envieux qui bannit Aristide, et la confiance d'Alexandre en son médecin. Pour la Romaine: Les oies du Capitole, le trépied de Scévola, le tonneau de Régulus. Le lit de roses de Guatimozin est considérable pour l'Amérique. Quant à la France, elle comporte le vase de Soissons, le chêne de saint Louis, la mort de Jeanne d'Arc, la poule au pot du Béarnais: on n'a que l'embarras du choix. . . ."

Aber heut ist dieser Spott längst vergessen und im vorigen Jahre erst ist ein großes illustrirtes Werk erschienen: „Les Mots historiques du Pays de France.“ Da fehlt keine jener „Schönheiten“, die Flaubert so ironisch nahm, nicht das Gefäß, das Chlodwig sich bei Soissons zerschlagen ließ, und nicht das Huhn im Topfe, daß „der Béarner“ Heinrich IV. seinen Landeskindern wünschte und das (wie neulich Jusserand in einem interessanten Artikel der „Cosmopolis“ mittheilte) Legouvé in folgender Weise für den Ton der pathetischen Bühne Frankreichs mundgerecht machte:

Je veux enfin qu'au jour marqué pour le repos,
L'hôte laborieux des modestes hameaux,
Sur sa table moins humble ait, par ma bienfaisance,
Quelques uns de ces mets réservés à l'aisance.

Da fehlt auch weder das stolze „La garde meurt, mais elle ne se rend pas“, das Cambronne, als die Kaisergarde — sich ergab, bekanntlich — nicht gesagt hat, noch das kühne „je rentrerai victorieux ou mort“, mit dem Ducrot seine sieglose Rückkehr nach Paris vorbereitete — alle, alle sind sie wieder da, diese lieblichen „fleurs d'histoire“, die von ihren Urhebern zur Hälfte leider nicht gesagt, und zur Hälfte leider wirklich gesagt wurden.

Wer diesen sorglich gepflegten Garten der historischen Apophthegmata durchwandelt, dem drängt sich in der That keine Beobachtung bestimmter auf, als die, welch erstaunliches Mißverhältniß in der Regel zwischen der inneren Bedeutung der Schlagworte und ihrer Wirkung besteht. Kaum ist es zu pessimistisch geurtheilt, wenn man behauptet: je schiefer, einseitiger, ja oft je hohler ein solcher Ausspruch ist, desto mehr wird er „Effekt machen“. Vor allem gilt das gerade für Frankreich. Victor Cousin hat um die Einführung deutscher Philosophie in Frankreich, um den höheren Unterricht dort, um die Bildungsfreiheit sich beträchtliche Dienste erworben; mehr aber als all dies hat ihn bei seinen Landsleuten das seltsame Diktum berühmt gemacht: „Bei Waterloo gab es weder Sieger noch Besiegte.“ Und wie tragikomisch muthet gar eine Uebersicht der großen Worte über Verfassungsfragen — nicht nur jenseits des Rheins! — an: „La charte sera désormais une vérité“, „Zwischen mich und mein Volk soll sich kein Stück Papier drängen“, „Imperium cum libertate“. . . .

Liegt so in den geflügelten Worten ein gut Stück Geschichtsphilosophie, so läßt sich doch auch für Psychologie und Litteraturgeschichte nicht wenig aus ihnen lernen. Bei einigen ist die Unveränderlichkeit oder periodische Wiederkehr lehrreich, bei anderen wieder die Entwicklung. Für beide Typen seien ein paar Beispiele gestattet.

Als Victor Hugo's romantisches Drama „Ruy Blas“ erschien, wunderlich genug in seiner verstandesmäßigen Mischung aus Lope de Vega und Shakespeare, uns Deutschen aber immer noch eher verständlich als der beständig vom Großartigen ins Lächerliche taumelnde „Hernani“, da erregte unter anderem auch eine Stelle in dem Liebesbrief des Helden einen Sturm der Begeisterung hier, einen Sturm der Entrüstung dort. Der Lakai, der sich in die Königin von Spanien verliebt hat, schreibt ihr:

Madame, sous vos pieds, dans l'ombre, un homme est là,
Qui vous aime, perdu dans la nuit qui le voile:
Qui souffre, ver de terre amoureux d'une étoile. . . .

„Ein Erdenwurm, der einen Stern am Himmel liebt!“ Ist das großartig? oder ist es grotesk? Wäre es nicht schon viel, wenn der arme, auf dem Bauch kriechende Wurm nur das Glühwürmchen auf dem Kohlkopf sehen könnte? aber er liebt — ein Gestirn am Firmament. Victor Hugo war gewiß nicht wenig stolz auf die ungeheure Antithese. Und doch hatte er nur ein Wort Rousseau's ausgeführt. Schon in der „Nouvelle Héloïse“ schrieb (I. Brief X.) der Liebhaber:

„Mais non, je ramperai toujours sur la terre, et vous verrai toujours briller dans les cieux!“

Was in dieser Wendung noch zu realistisch klang, hat der Romantiker gestrichen. Es genügt nicht, daß der Mensch dahinkriecht: er wird wirklich in einen Wurm verwandelt. Rousseau betont gerade, daß der Niedrige den hohen Gegenstand seiner Sehnsucht noch glänzen sieht — Victor Hugo streicht das Erdicken: der Wurm liebt das Gestirn, mag auch sein schwaches Auge seinen Glanz nie erschauen. So hat Victor Hugo die beiden Enden der Antithese noch fester zusammengebogen, daß sie sich berühren. Und nach ihm sind die Goncourts noch über ihn herausgegangen und haben die Kontrastworte geradezu verschmolzen, indem sie (in „Renée Mauperin“) das ungeheuerliche Oxymoron „kothige Sterne“ zu Stande brachten: „sa vocation“, heißt es von dem typischen Pariser, „était de découvrir des étoiles crottées.“ Der Stern selbst kriecht nun im Straßenschmutz einher — „mélange de la poussière et de l'eau de la place dans les rues et sur les chemins“ definirt das Wörterbuch der Pariser Akademie das Substantive „crotte“. Und so zieht die Leidenschaft der Antithese die Sterne selbst in den Schmutz. In der deutschen Dichtung glänzen sie als Sinnbild des unberührbar Hohen: „Die Sterne, die begehrt man nicht“; „Darfst mich nied're Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit!“ Die Franzosen aber machen mit kühnem Griff dies Symbol des Unerreichbaren zum Symbol des durch täglichen Gebrauch Beschmutzten, werthlos Gewordenen! Und so haben sich hier wieder einmal Parallelen geschnitten: das unendlich Hohe und das unendlich Niedrige sind sich begegnet. Schon Berthold von Regensburg brauchte den mächtigen Gegensatz: „Nun seht, wie schön die lichte Sonne sei gegen die unreinste Kröte, die ihr je saht!“ Aber das Gestirn und das schmutzige, kriechende Geschöpf, die der mittelalterlichen Predigt die äußersten Endpunkte der Weltordnung waren, sind nun in Eins gedrückt: „étoiles crottées“, Gott und Bajadere, Christus und Magdalena. War doch Luzifer selbst, eh er der finstere Geist der dunklen Hölle wurde, das hell leuchtende Tagesgestirn gewesen. Die Extreme berühren sich nicht nur, sie suchen sich, sie können sich nicht entbehren.

Wir sehen also: innerhalb einer scheinbaren Entwicklung, die thatsächlich doch den Kern unverändert läßt, wird ganz dieselbe Antithese von der mittelalterlichen Predigt, von Rousseau, Victor Hugo, den Brüdern Goncourt verwandt. Romantiker und Realisten, Aufklärer und Reaktionäre begegnen sich in dem typischen Kontrast, den sie dadurch nur immer noch steigern, daß sie seine Vertreter immer enger nebeneinander bringen. Ist doch die ganze Dichtung Victor Hugo's auf solche Antithesen gebaut, ist doch gerade „Ruy Blas“ damit überfüllt:

Sous l'habit d'un valet les passions d'un roi!

ruft der abenteuerliche Held, und wieder:

J'ai l'habit d'un laquais, et vous en avez l'âme!

Kleid und Herz, Diener und Fürst — das wird in tönenden Alexandrinern antithetisch hin- und hergeschoben. Ebenso operirt Rousseau mit Vernunft und Herz, Natur und Kultur, ebenso die Goncourts mit den Widersprüchen des modernen Lebens; und so müssen sie sich wohl oder übel denn gerade da treffen, wo sie den originellsten Ausdruck gefunden zu haben glauben.

Die Antithese dauert; aber neben ihr liegen tausend andere. Und in dem ihrer nur zu sehr sich freuenden Frankreich bleibt es bezeichnend, welche Antithesen ein Dichter auswählt; daß er eine nimmt, versteht sich freilich beinahe von selbst. Aber wie der ganze zukünftige Donner der „Egalité“ in jenem scharfen Kontrast des Unten und Oben bei Rousseau vortönt, so klingt auch die ganze Sentimentalität der „Fraternité“ durch seine Werke. Und so mußte er sich mit früheren Vertretern der Gefühlsweichheit so nothwendig berühren wie mit den späteren „Gleichmachern“. Er ruft einmal aus: „Ich hätte zweier Seelen in einem Körper bedurft!“ und Lichtenberg fand dies (wie Erich Schmidt in seinem berühmten Buch „Richardson, Rousseau und Goethe S. 56 bemerkt), so komisch, daß er es parodiren mußte:

„Eine einzige Seele war für seinen Leib zu wenig, er hätte zweien genug zu thun geben können“. Und doch hatte sich sechshundert Jahre früher ein geistlicher Dichter Deutschlands noch viel stärker ausgedrückt: „Hätte mir Gott, als er mich erschuf, Ein Herz gegeben, das ein Leib tragen könnte, so würde ich ihm immer Dank dafür sagen. Aber es wäre für tausend Menschen genug gewesen, was ich allein in meinem Herzen trug!“ So klagt der Verfasser eines Gedichtes, das Scherer „Trost in Verzweiflung“ getauft hat. Rousseau fand Gefühle für zwei Seelen in seinem Herzen, der unbekannte Dichter für tausend! Die Antithese steht hier auf der Leiter der Zählung: ob man dem einen zwei gegenüberstellt, ob mit viel höherer Hyperbel tausend, das läßt den Kern wieder unberührt. Aber wo wir vorhin Steigerung fanden, treffen wir hier Verminderung. Im Mittelalter fühlte ein gefühlvolles Herz den Durchschnittsgehalt anderer Gemüther fast als nichts; in Rousseau's Zeit setzte man immerhin an jeder Seele ein voll gerütteltes Maß der Empfindung und des Gefühls voraus.

Neben diese zwei Beispiele, in denen der gleiche Gedanke in Abständen von mehr als einem halben Jahrtausend wiederkehrt, stellen wir ein anderes, in dem ein durchaus moderner Gegensatz bei verschiedenen Zeitgenossen begegnet. Als Goethe kaum den Fuß in das Land seiner Sehnsucht gesetzt hatte, da schrieb er von Torbole am Gardasee, nachdem er einen Vers Virgil's citirt hat:

„Manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgil's noch immer veredelt“.

Schwerlich gedachte Wilhelm von Humboldt der schönen Stelle, als er, über das Schlachtfeld von Leipzig dahinschreitend, viel stärker sprach (den genauen Wortlaut weiß ich jetzt nicht zu finden): „Bauten und Städte vergehen, aber ein schöner Vers bleibt ewig“. — Was damals die Deutschen dachten, wiederholten nach zwei Menschenaltern die Franzosen. Wie Zola in Prosa wiederholte, hat es Theophile Gautier in klassische Verse gebracht:

Tout passe. — L'art robuste
Seul a l'éternité
Le buste
Survit à la cité.

Es ist bezeichnend, daß er das Werk der bildenden Kunst einsetzt, wo Goethe, Humboldt, Zola von dem litterarischen Werk sprachen. Aber der Vers ist dauernder als die Büste. Ein glücklicher Zufall mag diese die Stadt überleben lassen; sichere Tradition wird nur dem klassischen Vers gewährt. Fast zwei Jahrtausende sind verflossen, seit Horaz sein stolzes „Exegi monumentum aere perennius“ sang „Immer werde ich jugendfrisch an Ruhm wachsen, so lang der Pontifex mit der schweigenden Vestalin auf das Kapitol steigen wird“. Längst, sagt einer seiner Herausgeber, ist das alte Kapitol Roms verschwunden, kein altrömischer Pontifex opfert mehr und keine Vestalin steht neben ihm; aber auch heut noch klingt jenes Gedicht, jugendfrisch, wie unberührt von dem Sturm der Weltgeschichte, in das Ohr des modernen Hörers.

Erdenwurm und Gestirn, überquellendes Herz, Dauer des Kunstwerks – es sind alles einfache Gedanken, wohl einer Steigerung oder Verminderung, einer Bejahung oder Verneinung fähig, kaum aber einer Entwicklung. Stellen wir diesen „Dauertypen“ zwei Fälle entgegen, in denen berühmte Worte sich erst allmählich zu ihrem heutigen Werthe entwickelt haben.

Eine nur formelle Ausbildung liegt in dem berühmten „Tanzen auf einem Vulkan“ vor. Diesen Ausdruck hat 1830 Salvandy auf einem Ballfest gebraucht und bald durch die Julirevolution Recht erhalten. Aber Büchmann's „Geflügelte Worte“ (18. Auflage S. 431) weisen darauf hin, daß schon 1794 Robespierre eine ganz ähnliche Wendung citirt: „Pourquoi ceux qui vous disaient naguère: Je vous déclare que nous marchons sur des volcans“, croient-ils ne marcher aujourd'hui que sur des roses?“ (Taine Origines de la France contemporaine III 193 Anm. 3). Man sieht aber: hier fehlt noch etwas charakteristisches. Die Leute, die Robespierre citirt, sprachen davon, man schreite auf vulkanischem Boden einher; aber der wirkungsvolle Kontrast fehlte noch, den die Vorstellung des frivolen Tanzens mit dem unterirdisch grollenden Vulkan hervorbringt. Und zu dieser effektvollen Formulirung kam man nicht auf einmal. Zwischen Robespierre und Salvandy schiebt sich Sénancourt mit seinem „Obermann“ von 1804, diesem merkwürdigen Nachläufer von Goethe's „Werther“, der zugleich ein voller Ausdruck der Wertherzeit und ein keimreicher Vorbote der gegenwärtigen Stimmung ist: spricht er doch schon von dem „clavecin des odeurs“, dem „Geruchsklavier“, das so spät erst Zola (im „Ventre de Paris“) und Huysmans (in „A rebours“) zu konstruiren versuchten, fordert er doch wie Baudelaire „des sensations fortes, des émotions extrêmes“, entwickelt er doch lange vor Nietzsche eine Theorie des „homme supérieur“, des Uebermenschen. Aber wie der Roman trotz Brandes' geistreicher Würdigung fast vergessen ist, so haben auch Büchmann und seine Nachfolger (wie Nehry im „Citatenschatz“ S. 91) übersehen, daß es in „Obermann“ (Ausgabe von 1840 S. 350) heißt:

„Wie bizarr ist doch das Leben! Man findet die Dinge schon weniger unglücklich, wenn man sie komisch findet; besser noch, wenn man sich über alle Widerwärtigkeiten amüsirt und gar, um ordentlich lachen zu können, Gefahren aufsucht. Was die Franzosen angeht — sollten sie je Neapel besitzen, so werden sie einen Tanzsaal in den Krater des Vesuv hineinbauen“.

Da ist also Robespierre's Citat verschärft und etwas Neues hineingetragen: man marschirt nicht, gezwungen, unwillkürlich, auf vulkanischem Boden, sondern man sucht den Schlund des Feuerberges auf, um dem Aetna höhnisch und waglustig auf der Nase herumzutanzen. Salvandy hat dann fast ein Menschenalter später nur den weiteren Schritt gethan, Sénancourts Fiktion als vorhanden darzustellen; aber er hatte das Glück, den Fund Anderer gerade vor der Juli-Revolution und gerade dem Herzog von Orleans gegenüber anzuwenden. Das Bild selbst übrigens ist nichts als eine moderne Verkleidung jener uralten Fabel, die in Rückert's Fassung („Es ging ein Mann im Syrerland“) uns von der Schule her bekannt ist: wie wir am Abgrund des Verderbens spielen, ja mit dem Verderben selbst spielen. Oder wie es ein moderner (ach! oft nur zu moderner!) Poet, Richard Dehmel, ausgedrückt hat:

Ob auch von Zähnen rings umgiert —
Das Leben sitzt und jubilirt.

Hier hat also ein bildlicher Ausdruck sechsunddreißig Jahre gebraucht, um zu seiner schärfsten und klarsten Formulirung zu gelangen. In einem anderen Fall sehen wir die Entwicklung der Idee selbst vor uns, die denn freilich einen Hintergrund von ganz anderer Tiefe fordert.

Amiels berühmtes Wort „Un paysage est un état d'âme“ gilt den Neueren vielfach als abschließende Lösung für die Landschaftsbetrachtung, Landschaftsmalerei, Landschaftspoesie; etwa wie jene Formel, die Zola auch erst aus Taine's Sätzen knapp zurechtgerückt hat: „Un oeuvre d'art est un coin de la nature vu à-travers un tempérament“ für die moderne Kunstlehre und Kritik zum Dogma geworden ist. Und wirklich bezeichnet jener Ausspruch des melancholischen Philosophen von Genf in schlagender Weise den Endpunkt einer jahrtausendlangen Entwicklung. Daß wir in der Natur überhaupt nichts weiter sehen, als was unsere seelische Stimmung hineinlegt, daß die Landschaft nur Rohstoff für unsere geistige Verarbeitung ist, — das bezeichnet unsere Stellung zu den Dingen überhaupt und unsere Auffassung von der Kunst insbesondere so charakteristisch wie nur möglich.

Das Bedürfniß, die Natur zu beseelen, ihr die psychologischen Regungen des betrachtenden Menschen zu leihen, ist uralt, wie alle Personifikation. Aber wie weit liegt das

von jenem Standpunkt noch ab! Der große Philolog Lehrs sagt in seinem berühmten Aufsatz über die Nymphen:

„Wenn der Grieche in die Natur sah, so schaute er Götter und Gestalten, und demnach, wenn er ein Leben der Natur zu beschreiben oder zu schildern hatte, werden auch diese Gestalten als Mittel der Beschreibung sich einstellen".

Das Alterthum empfand sonach die Natur als erfüllt von lebenden Wesen höchster Art, die aber ganz objektiv vorgestellt wurden, von der „Natur" selbst bedingt, unabhängig aber von dem menschlichen Beschauer. In einer „melancholischen" Waldlandschaft wohnte etwa Pan, wie Poussin ihn als Staffage verwandt haben würde; der heitere Hirt, der sich dorthin verirrte, ward von jähem Schrecken ergriffen, wenn sich der Waldgott vor ihm erhob — nicht ein Erzeugniß seiner Phantasie, seiner Stimmung, sondern dauernd, ewig, mächtig. Und dieser Anschauung, daß jeder Winkel der Natur seine eigene Stimmung habe, seine ernste oder heitere, gütige oder schreckliche Gottheit, ist die Welt durch endlose Zeitläufte treu geblieben.

Noch an der Schwelle der Gegenwart wiederholt Goethe jene Auffassung — aber er setzt ihr doch schon in charakteristischer Weise ein subjektives Moment bei. Am Schluß der „Helena" im zweiten Theil des Faust lösen die Dienerinnen der schönsten Frau sich in die Natur auf; ein Theil geht in die Bäume auf, ein anderer in Felsenwände, in die Bäche, in Rebenhügel. So beseelt der Dichter hier noch ganz in der Art der Antike die Natur dadurch, daß er Dryaden, Oreaden, Nymphen in sie hineindichtet — diese selbst aber läßt er jede ihren Naturwinkel selbst bestimmen! Die Tändelnden gehen „in dieser tausend Aeste Flüsterzittern, Säuselschweben" auf, die sanft Bewegten schmiegen sich an die Felsenwände und geben als sanftes Echo jeden Laut wieder, Bewegtere eilen mit den Bächen weiter, die Lebhaftesten zieht es zu menschlicher Arbeit und Kultur. Auch bei dieser dichterischen Erfindung bleibt also die Objektivität der Naturstimmung gewahrt — aber das Temperament der menschlichen Wesen ist noch früher da und sie begegnen sich in einer Wahlverwandschaft tiefster Art.

Diese Idee nun, daß der Eindruck der Natur sich aus einem objektiven und einem subjektiven Element zusammensetze und daß deshalb zu der vollen Wirkung der Landschaft eine Uebereinstimmung zwischen Beschauer und Vedute gehöre, wird von den Romantikern vertieft und ausgebildet. E. T. A. Hoffmann stellt die prosaischen Landschaftsbilder älteren Stils als „korrekte Handschriften eines in fremder Sprache geschriebenen Originals", denen gegenüber, bei denen eine psychologische Erfassung der Natur den Pinsel geführt hat:

„Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbarem Sausen aus Baum, Strauch, Blume, Berg und Gewässer vom unerforschlichen Geheimniß spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Ahnung gestalten."

Für ihn also hat die Natur noch wirklich ihre eigene Stimme — aber verständlich wird sie nur in der Brust des Geweihten. Novalis kommt dem Wort Amiels noch viel näher:

„Für die Dichter hat die Natur alle Abwechslungen seines unendlichen Gemüths, und mehr als der geistvollste, lebendigste Mensch überrascht sie durch sinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerien. Der unerschöpfliche Reichthum ihrer Phantasie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufsuchen . . . Der Wind ist eine Luftbewegung, die manche äußere Ursachen haben kann, aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Wesen nicht mehr, wenn er einherjauft, von geliebten Gegenden herweht, und mit tausend dunkeln, wehmütigen Lauten den stillen Schmerz in einen tiefen melodischen Seufzer der großen Natur aufzulösen scheint? Fühlt nicht so auch im jungen bescheidenen Grün der Frühlingswiesen der junge Liebende seine ganze blumenschwangere Seele mit entzückender Wahrheit ausgesprochen?"

Fast könnte man diese schönen Ergießungen schon mit Amiels Formel zusammenfassen: schon ist eine Landschaft ein seelischer Zustand — aber noch ein seelischer Zustand der Natur selbst! Sie wird nach menschlichem Muster beseelt, sie hat Phantasie, hat Stimmungen, und insofern bleibt dem subjektiven Eindruck der Landschaft immer noch eine gewisse vom Beschauer unabhängige Objektivität gewahrt. Nur freilich: Dichter muß man sein, „Geweihter", um diese Gefühle der Natur aufzufassen und wiederzugeben.

Schopenhauer, der Romantik und Aufklärung so wundersam vereinigt, hat diese Anschauung noch verallgemeinert; und er kommt wieder zu einer knapperen Formel. Man pflegt ihn zu citiren: „Jedes menschliche Angesicht ist ein Gedanke der Natur." Aber auch das ist wieder ein „Geistesextrakt", der aus längeren Ausführungen des Philosophen destillirt ist. Er redet (in den „Parerga" Kap. XXIX § 390) von der Physiognomik und sagt: „Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus." Das menschliche Antlitz ist also für ihn, wie die einzelne Landschaft für Novalis, ein Resultat der Subjektivität nicht der Menschen, sondern der Natur; nicht der Beschauer, sondern die große Schöpferin legt einen bestimmten Ausdruck in die Physiognomie. Aber freilich muß man Kenner sein, um diese „Hieroglyphe" richtig zu entziffern — und hierzu ist dem Philosophen gerade die erste Bedingung, „daß man seinen Mann mit rein objektivem Blick auffasse". Im Grunde geht also Schopenhauer einen Schritt hinter die Romantiker, ja hinter Goethe zurück: er weist das subjektive Element in der Betrachtung ganz ab, gibt dem menschlichen Gesicht die objektive Stimmung wieder, die die Alten der Landschaft liehen. Und dennoch thut er gleichzeitig einen mächtigen Schritt zu der modernen Auffassung hin, indem er jedem Menschenantlitz eine bestimmte Meinung zuschreibt. Die Subjektivität aller Menschen, die Individualität jedes Einzelnen ist damit anerkannt und der Unterschied zwischen den eingeweihten und den uneingeweihten Beschauern ist aufgehoben.

Um zu der neuen Anschauung zu kommen, galt es nur noch, jenen Rest objektiver Stimmung wegzuleugnen, den auch Novalis und Hoffmann noch der Landschaft gelassen hatten. Diese Entwicklung war aber durch die bisherige so nothwendig gefordert, daß sie auf verschiedenen Punkten gleichzeitig auftauchen mußte. Der verstorbene amerikanische Philolog Mac Laughlin hat darauf hingewiesen, wie hierin die entschiedensten Antipoden der englischen Dichtung im Anfang des Jahrhunderts sich begegnen. Wordsworth wird nachgerühmt, wie er sich in die Dinge einfühlt, „viewing things as amongst them, mixing himself up in everything that he mentions". Coleridge ruft:

Oh lady, we receive but what we give,
And in our life alone doth nature live.

Und Byron hat schon beinahe Amiels Formel:

I live not in myself, but I become
Portion of that around me; and to me
High mountains are a feeling.

„Hohe Berge sind für mich ein Gefühl". Es ist eigentlich nur ein Einzelfall jenes Ausspruchs, daß eine Landschaft eine Seelenstimmung sei; und wie charakteristisch (charakteristisch nicht nur für Byron, sondern für die Anfänge aller Naturvergötterung und Naturbeseelung) ist es, daß der Einzelfall gerade das hohe Gebirge ist!

Amiel hat Byron's Gedanken (aber ganz aus sich heraus) nur noch vertieft und zugleich verallgemeinert. Merkwürdiger Weise kommt er aber dabei auf die romantische Scheidung des Geweihten und Ungeweihten zurück. Er schildert (in einer Aufzeichnung vom 31. Oktober 1852) einen Tag, an dem er „die poetische Wünschelruthe in der Hand hielt":

„Ich brauchte ein Phänomen nur zu berühren, daß es mir seine moralische Bedeutung erzählte. Jede beliebige Landschaft ist ein Zustand der Seele, und wer in beiden liest, ist voll Staunens, die Aehnlichkeit in jeder Einzelheit wiederzufinden".

Auch für ihn alsa hat „un paysage quelconque“ wie jedes andere Phänomen eine bestimmte abjektive maralische Bedeutung, und diese gilt es herauszulesen, wie Schapenhauer die Meinung der Natur aus dem Menschengesicht lesen will. Im Grunde hat alsa Amiel nach gar nicht gesagt, was man in seinem Ausspruch hineinzulegen pflegt: der „état d'âme“ der Landschaft ist auch für ihn noch wesentlich eine abjektive Stimmung, die der Eingeweihte erräth: „l'âme de la nature est devinée par le poète“. Aber die starke Subjektivität der Gegenwart machte es mit seinem Ausspruch, wie der Dichter es mit der Natur macht: sie las heraus, was sie herauslesen wallte. Sie warf den Rest aan abjektiver Naturstimmung heraus und machte alle Natureindrücke zu Kindern unserer Auffassung. Am schönsten vielleicht hat ein junger Dichter, Huga v. Hofmannsthal, dieser Anschauung Worte verliehen, indem er dem Tizian nachrühmt:

Er hat den Wolken, die vorüberschweben,
Den wesenlosen, einen Sinn gegeben:
Der blassen weißen schleierhaftes Dehnen
Gedeutet in ein blasses süßes Sehnen,
Der mächt'gen goldumrandet schwarzes Wallen
Und runde graue, die sich lachend ballen
Und rosig silberne, die Abends ziehn
Sie haben Seele, haben Sinn durch ihn!

Die Walken, die Landschaften, die Menschengesichter — an sich sind sie wesenlos; Tizian, der Dichter, der Mensch erst ertheilt ihnen Seele und Sinn. So schilderte die tiefsinnige Schöpfungssage des Nordens die Entstehung des Menschen: drei Götter fanden den Erdenkloß und hauchten ihm Leben, Seele, Lebenswärme ein. Die Schöpfung ist eine Schöpfung des Menschen. Durch ihn erst wird sie vallkommen, in ihm erst leben die stummen Dinge auf und gewinnen Sprache und Leben. Und die große mächtige Natur selbst ist nichts als die Erweckerin der Eindrücke, die unser wahrster Besitz sind.

Das ist die Naturanschauung, die unsere neuesten Dichter beherrscht und unsere madernen Künstler. Ihren schärfsten Ausdruck hat sie in einem Wart gefunden, um dessentwillen Amiel als Prophet dieser herrschenden Lehre gilt — in einem Wort, das er nicht so gesprochen, das er anders gemeint hat. Gibt es einen stärkeren Beweis für unsere Subjektivität? Man mag über die Naturstimmungen streiten — ein geflügeltes Wart aber ist ganz sicher „un état d'âme!“

Richard M. Meyer.

Kriegsgefangen bei Menelik.

Majar Gamerra war seiner Zeit der Kommandant jenes achten Bataillons der eingeborenen Ascaris, das sofort nach seiner Bildung die Belagerung aon Macallé auszuhalten hatte, und dann an jenem unseligen 1. März 1896 bei Abba Carima fast vallständig aufgerieben wurde und zum graßen Theil in Gefangenschaft gerieth. Gamerra, der nächst dem General Arimandi unter den Gefangenen den höchsten Rang bekleidete, wurde der Auftrag zu Theil, seine Mitgefangenen, nachdem sie sämmtlich im Schoanerlande vereinigt warden waren, militärisch zu reorganisiren und die erste Abtheilung, sobald Menelik die Abreise gestattete, in die Heimath zurückzuführen.

Der rührige Florentiner Verleger Barbera hätte sich an keine geeignetere Persönlichkeit als Gamerra wenden können, wegen einer authentischen Darstellung der Gefangenschaft der Italiener im Lande des Negus.*)

Gamerra, ein an Erfahrungen reicher Offizier, ein Mann aon Herz und sicherem Urtheil, von Geburt ein Toskaner, hat sich mit seinem Buch einen ehrenvallen Platz unter den italienischen Schriftstellern gesichert. In weniger als einem Manat hat sein Werk drei Auflagen erlebt, denen zweifellos noch eine graße Anzahl folgen wird.

Der Autor fängt damit an, zu erzählen, wie in einer zauberhaften Nacht, während des Vormarschs auf Adua, in ihm starke Zweifel aufstiegen an der Unfehlbarkeit des Hauptkommandos!

„Die Zweifel hatten hauptsächlich in meinem Gemüthe Wurzel gefaßt, weil ich mir nicht zu erklären vermochte, wieso der Höchstkommandirende (Barattieri), der bis zu diesem Tage fast übertriebene Beweise von Vorsicht und einer nicht immer gerechtfertigten Bedachtsamkeit gegeben, und der, nach der Meinung vieler, verschiedene günstige Gelegenheiten verpaßt hatte, sich gerade jetzt entschloß, bei der Unzulänglichkeit des Proviants, mit der wir zu kämpfen hatten, uns von unserer Lebensmittelzufuhr zu entfernen, um uns dem Heer der Schoaner entgegenzuführen, in uns unbekannte, dem Feind aber zweifellos sehr bekannte Positionen.“

Es falgt dann eine kurze Schilderung des furchtbaren Gemetzels, das wenige Stunden später ganz Italien mit einem Schlage in tiefste Trauer versetzte:

„Es mochte gegen acht Uhr sein, als der Kampf, der inzwischen auf der ganzen Front entbrannt war, sich wahrhaft großartig gestaltete. Nur selten in meinem Leben, auch bei Manövern in Friedenszeit, habe ich eine ähnliche Ordnung der Truppen, eine salche Ruhe der Offiziere, eine sa heitere Zuversicht des Kommandanten (Albertone) wahrgenommen. Die Artillerie hielt sich bewundernswerth und General Albertone stieg vom Pferd, um die Hauptleute zu umarmen; arme Helden, alle vier blieben auf dem Schlachtfeld an der Seite ihrer Geschütze. Die von Sizilianern bedienten Batterien wetteiferten an heldenmüthigem Vorgehen mit der aus Schwarzen gebildeten Bedienungsmannschaft anderer Batterien, die ihnen ebenbürtig zur Seite standen. Auch die Schoaner manöverirten mit großem Geschick, wurden aber zunächst durch unsere Geschütze und das Gewehrfeuer genöthigt, sich zurückzuziehen. Die Sonne des Sieges lächelte uns! Man behauptet sogar, ich weiß nicht mit welcher Berechtigung, daß der Negus, als er die Mißerfolge des einen Theils der Truppen des Ras Makonnen, des Ras Michael und des Ras Olié sah, den Befehl zum allgemeinen Rückzug ertheilt und erst auf den dringenden Wunsch der Königin Taitu und des Ras Mangascha Joannes widerrufen habe. Nunmehr ließ er die von ihm direkt abhängigen Soldaten, die aus diesem Grunde den stolzen Namen einer königlichen Leibgarde trugen, in die Linie eintreten. Es war ein neuer Ansturm 25 000 Bewaffneter, der, mit den anderen vereint, sich auf uns stürzte, es war ein Sturm der uns niederwerfen, zerstören, vernichten mußte, diese Brigade der Eingeborenen!“

Nachdem sämmtliche Offiziere des Bataillons gefallen und er und sein Adjutant die einzig Ueberlebenden sind, kämpft Gamerra, vam Pferd gestiegen, wie ein Verzweifelter; sein Adjutant wird getödtet und vor seinen Augen verstümmelt, ebenso sein Dolmetsch Hassan, er selbst fällt, schwer verwundet durch einen Säbelhieb übers Gesicht, den ein Pascha aus der königlichen Garde, ein gewisser Ort Joannes, ihm beibringt. Van diesem wird er entwaffnet und gebunden fortgeschleift; als Zeichen der Triumphs umgürtet sich der Sieger mit der Scheide von Gamerra's Säbel, aber zur linken, nach amharascher Sitte.

Nach einem Marsch aon 36 Stunden, der sich an diese Schlacht anschloß, ohne irgend welche Nahrung zu sich genommen zu haben, fiel Gamerra, unfähig sich länger zu halten, zu Boden, und erklärte: lieber den Tod, als diese Strapaze nach ferner. Das Mitleid einiger Abyssinier verschaffte ihm ein Maulthier. Fast gleichzeitig mit ihm versagten die Kräfte des Majar Galliana, des heldenmüthigen Vertheidigers aon Makallé, der ebenfalls am Gesicht verwundet war, „aber ein Schuß streckte ihn nieder und seinen Kopf trug man in das Lager des Negus“.

Gamerra wurde von seinem Besieger in das Zelt eines Verwundeten geführt und es wurde ihm anbefahlen diesen zu pflegen.

„Ich wusch die Wunde, die an der Schulter saß mit schmutzigem Wasser aus, legte ein Stück Sublimatwatte darauf und verband sie, so gut ich es vermochte, mit einer blutbefleckten Binde, deren Berührung mir Ekel verursachte.“

*) Maggiore G. Gamerra, Prigioniero di guerra da Menelik, Barbera, Firenze.

Der auf solche Weise zum Chirurgen avancirte Gefangene muß nun, Gott weiß auf welche Art, gebrochene Arme einrenken, Projektile aus Wunden entfernen, gespaltene Schädel verbinden; einem Jüngling, der schwer verwundet im Sterben liegt, entfernt er die Kugel eines Schrapnel, die ihm ins Fleisch gedrungen. Seine medizinische Karriere erreicht ihr Ende, als er sich weigert, einem alten Manne mit einem Jagdmesser aus einer schon fast geschlossenen Wundöffnung das Geschoß zu entfernen, dessen Lage er nicht einmal durch Tasten bestimmen konnte. — Es sei hier eingeflochten, was bisher nicht bekannt geworden, daß von den 41 Militärärzten, die sich bei Abba Carima befanden, zwanzig auf dem Schlachtfeld blieben und zehn zu Gefangenen gemacht wurden, „die in ihrem Pflichtgefühl und getrieben vom Geiste der Barmherzigkeit den ihnen zugewiesenen Posten nicht aufgeben wollten."

Man heißt nun Gamerra und sechs andere Offiziere, seine Unglücksgefährten, sich entkleiden; sie glauben nicht anders als daß sie zum Richtplatz geführt werden und mit dem Ruf: „Es lebe der Tod", machen sie sich auf den Weg. Statt dessen geleitet man Gamerra in das Zelt von Menelik, seine Gefährten dürfen nicht mit eintreten.

„Er saß auf einer Art Ruhebett, das ein reicher roth und golddurchwirkter Teppich bedeckte, hinter ihm Eunuchen, Pagen, Diener, zur Rechten und Linken standen die hauptsächlichsten Würdenträger; seine Kleidung war dieselbe, wie sie uns von allen Reisenden geschildert worden ist: mir fielen nur seine Strümpfe auf, Frauenstrümpfe von ursprünglich weißer Farbe, die aber jetzt stark gefärbt erschienen. Nachdem ich kaum das Zelt betreten und mich vor Sr. Majestät verneigt hatte, ließ er mich vermittelst des Dolmetschers fragen: „Wie heißt du? Welchen Rang nimmst du ein? Warum hast du mich angegriffen?" Ich nannte ihm meinen Namen und meinen Rang und setzte hinzu, daß ich ihn angegriffen habe, weil mir solches von meinen Vorgesetzten anbefohlen worden sei. — „Aber warum wollten mich deine Vorgesetzten angreifen?" fragte der Negus weiter. — „Weil du es nicht thatest und es schließlich zu einer Entscheidung kommen mußte."

Vorher hatte man Gamerra zu dem König von Goggiam geführt, dem Bundesgenossen Meneliks und auf dem Wege dorthin geleiteten ihn seine Führer an einer endlosen Reihe gefangener Askaris vorüber, „denen man auf Befehl aber wenigstens mit der Einwilligung des Negus, die rechte Hand und den linken Fuß abgehauen hatte!"

„Einige dieser Unglücklichen gehörten dem achten Bataillon an und als sie mich sahen, riefen sie mich bei Namen: „Major, Major!" und hoben dabei den Armstumpf in die Höhe."

In den ersten Tagen der Gefangenschaft, während des langen Marsches nach Schoa, über weg- und steglose Berge, an grausigen Abgründen entlang, wäre für Gamerra und seine Gefährten der Tod eine willkommene Erlösung gewesen. In Aethiopien, in Abyssinien werden nämlich nicht nur die Verbrecher, sondern auch die Kriegsgefangenen gleich einer Heerde Schafe vorwärts getrieben, bald diesem, bald jenem Häuptling anvertraut, der sie seinerseits wieder Untergebenen überläßt, so daß fast bei jeder Etappe der Führer wechselt; der jeweilige Führer ist absoluter Herr der Gefangenen, deren Schicksal je nach seiner Laune wechselt. Um einen Begriff von dem abyssinischen Gefängnißsystem zu geben, genügt es, zu sagen, daß man die gewöhnlichen Verbrecher, um sie an der Flucht zu verhindern, an einen Eingeborenen kettet, dessen Verwandte und Freunde für Beider Unterkunft Sorge zu tragen haben.

So muß Gamerra Wochen und Wochen die erschöpfende Wanderung fortsetzen; ohne Schuhe, ohne Kleider, oft ohne Nahrung, wehrlos den Stichen ekelhafter Insekten ausgesetzt, von Fieber geschüttelt, ohne einen seiner Gefährten, leidet er unerträgliche Schmerzen und Entbehrungen. Sein Leidenskelch ist voll zum Uebermaß; menschenunwürdige Aufseher machen sich ein Vergnügen daraus, seine Qualen künstlich zu steigern, sie verwünschen Italien und verfluchen seinen König.

Aber schon im April, in Orailu, beträgt die Zahl der vereinigten italienischen Gefangenen 1200, unter ihnen einige zwanzig Offiziere. Gamerra, als Major und ältester Offizier, erhält den Befehl für die Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge zu tragen und die Truppen, so zu sagen, militärisch zu reorganisiren. Kein leichtes Unternehmen, wie er selbst gelegentlich der Erwähnung der häufigen Streitigkeiten zwischen den Gefangenen und den Abyssiniern auseinandersetzt.

Gamerra theilte die ganze Masse der Gefangenen in drei Kompagnien ein, theilte jeder Kompagnie einen Hauptmann und sechs oder sieben Unteroffiziere bei und führte auf diese Weise in verhältnißmäßiger Ordnung die Truppen nach Addis-Abebà, der neuen Hauptstadt Meneliks. Von dieser Residenz — Neue Blume bedeutet ihr Name — ist so viel durcheinander gefabelt worden, daß es nicht uninteressant scheint, zu hören, was Gamerra darüber sagt:

„Nach langem, ermüdendem Marsch erscheint uns endlich das heißersehnte Addis-Abebà, es macht aus der Ferne einen sehr vortheilhaften Eindruck. Der Ghebi oder Palast des Negus erschien uns als der Inbegriff aller Eleganz, obgleich er in Wahrheit nur aus einer Anzahl allerbescheidenster Bauwerke und Baracken besteht, mit Ausnahme eines großen Tukuls — einer Art Hüttenbau, in dem der Negus seine sogenannten Gastmähler zu geben pflegt und das in seiner Art geschmackvoll genannt werden kann.

Ein Pfahlzaun umgibt die kaiserliche Wohnung, zu der man durch vier oder fünf Eingänge gelangen kann.

Außer drei, wie ich schon sagte, sehr bescheidenen Bauwerken, die an die schweizer Bauernhäuser erinnern, dem großen Tukul, der einige hundert Personen aufnehmen kann, und den Tukuls des Kaisers, der Kaiserin und des Hofstaats, umschließen die Pallisaden noch Magazine, Depots, Laboratorien und Werkstätten. Einige von den Höfen, die alle schlecht gehalten, ohne Schotterung und nicht wenig schmutzig sind, dienen der Menge, die sich andauernd in dem Ghebi auf- und abbewegt, zur Promenade und werden auch zu Tribunalssitzungen, denen häufig der Negus in Person präsidirt, benutzt. Inmitten eines dieser Höfe, der recht geräumig ist, steht eine Fontäne, die plätschern sollte, aber sie ist versiegt; und ein schmerzlich trauriger Anblick für uns Italiener: die bei Amba-Alagi und Abba-Carimo uns geraubten Kanonen, sie sind auf demselben Hof in Reih und Glied aufgestellt, unter einer Art Schuppen."

Nachdem die Verhandlungen mit dem Major Salsa wegen der sofortigen Auslieferung der Gefangenen mißglückt waren, wurden sie abtheilungsweise in kleineren Ortschaften in der Umgebung von Addis-Abebà untergebracht. Gamerra wird nach Aschoffé geschickt. Obschon er gezwungen ist sich seine Wäsche und seine Stiefel selbst auszubessern, ist seine Lage im Ganzen eine durchaus erträgliche. So kann er z. B. täglich in einem Strom unter einem dichten Laubdach ein köstlich erfrischendes Bad nehmen. At Joannes, sein Besieger in der Schlacht von Abba-Carima, ist im Grunde ein gut geartetes Menschenkind. Schon am dritten Tage seiner Gefangenschaft will er Gamerra mit aller Gewalt die Füße waschen, als sei er der Sklave; er trägt eine kindliche Freude zur Schau, als er hört, daß auch Gamerra mit Vornamen Johannes heißt; als er bei ihm ein Taschenbuch und ein Stückchen Bleistift findet, verlangt er, daß sein Gefangener zunächst ein Porträt von ihm mache und dann wünscht er auch eine bildliche Darstellung ihres Zweikampfs bei Abba-Carima. In der Angst, daß Menelik Gamerra einem andern Oberhaupt zuweisen könne, befiehlt At Joannes jedesmal dem Major, sobald er zu Menelik gerufen wird, vorher seine Wäsche abzulegen, damit sie nicht in andere Hände falle, aber ein Portefeuille mit 640 Lire entgeht seiner naiven Habgier.

Der Verfasser erzählt:

„Um den Hals trug ich ein kleines Medaillon mit einer kleinen Medaille der Madonna und Haaren meiner Mutter. Auch dieses wünschte der nimmersatte At Joannes zu besitzen, aber auf die Münze deutend, sagte ich „Mariam", eine Heilige, der die Amharas die größte Verehrung angedeihen lassen, und die Haare berührend, sagte ich „nati", was so viel wie Mutter bedeutet, das stimmte ihn traurig und er ließ mir mein Medaillon."

Auch von den Häuptlingen Ligg Ilma, Imar und Gugsa spricht der Gefangene in den Ausdrücken lebhaftester Anerkennung.

„Einmal fragte er mich (der Häuptling Gugso) ob ich wisse, warum er mich so gütig behandle. Als ich ihm antwortete, weil er gut und großmüthig sei, gab er durch Kopfnicken seine Zustimmung, aber fügte hinzu: Italien ist ein großes und mächtiges Land, wer weiß ob ich nicht eines Tages dein Gefangener sein werde. . . . Dann wirst du dich daran erinnern, daß ich gut zu dir war."

Ras Mangascha wird nie müde sich mit Gamerra zu unterhalten und oft sagte er beherzigenswerthe Worte, deren gesunden Sinn die Italiener schließlich anerkennen mußten:

„Warum seid Ihr nach Afrika gekommen um uns unsere Länder zu rauben? Ja, wäre unser Boden fruchtbar und Ihr wärt herüber gekommen, um ihn zu kultiviren, wie Ihr es mit dem Eurigen versteht, dann hätten auch wir einen Vortheil davon gehabt und hätten uns darein gefunden, das was uns gehört zu verlieren; aber wie wolltet Ihr nach Abyssinien Ackerbau bringen? Habt Ihr nicht Boden genug in Italien? Ist Italien nicht groß? Und ist es nicht hundert Mal reicher als Tigre, als Agamé, und auch als Saraé und Hamasee?"

Gamerra entflieht aus Aschaffé, wird aber wieder ergriffen und zurückgeführt, dabei auf das rücksichtsvollste behandelt, nur der Häuptling Aschikon, dem er anvertraut war, läßt sich dazu hinreißen ihm eine kräftige Ohrfeige zu geben.

Infolge dieser Ohrfeige bricht Gamerra jede freundschaftliche Beziehung zu seinen Wächtern ab und es fehlt nicht viel, daß er sich mit den andern Italienern in seinem Tukul verschanzt. Der Negus, gegen Aschikan wegen seiner Handlungsweise aufgebracht, ertheilt Befehl, Gamerra unverzüglich zu ihm zu schicken.

Bei jeder Gelegenheit erweist sich Menelik nachsichtig und human gegen die Gefangenen. Seinen Charakter beleuchtet noch eine Thatsache. In der Nacht, die der Schlacht folgte, war es der Wunsch der Königin Taitii, unterstützt von verschiedenen der einflußreichsten Häuptlinge, daß die Gefangenen getödtet würden, aber Menelik widersetzte sich auf das energischte diesem Ansinnen. Gamerra schenkte er ganz spontan einen vollständigen Anzug. Zweimal ließ er nach den Audienzen den gefangenen Italienern ein Festessen nach europäischem Stil herrichten. Auch der Franzose Chefneux, der hauptsächlichste Urheber der italienischen Niederlage, sowie seine Landsleute Guigniany und der Marquis von Fesquet, Monsignor Thurin, der französische Erzbischof d'Harar, und der Dolmetscher Menelik's Ato Gabriel, der später in geheimer Mission nach Petersburg ging, überbieten sich in Aufmerksamkeiten gegen die Gefangenen.

Die Güte Menelik's weiß Gamerra nicht genug zu rühmen.

Seinen Bericht über die den italienischen Offizieren von Menelik gewährte Abschiedsaudienz im Augenblick ihrer Abreise nach der Küste und Italien schließt er folgendermaßen:

„Menelik geht im allgemeinen in derselben Weise gekleidet, wie seine Unterthanen, nur ist sein Kleid aus feinerem Stoff und er trägt, gleich den obersten Häuptlingen, einen Mantel aus schwarzer Seide. Zum Unterschied von allen andern trägt er fast immer lange, weiße Strümpfe und um den Kopf eine turbanartige weiße Binde gewunden, die, wie man sagt, seine Kahlheit verbirgt. Es ist schon so viel über ihn gesprochen und geschrieben worden, daß es überflüssig wäre, sich noch weiter darüber zu äußern; mein Eindruck ist, daß auf seinem nichts weniger als schönem Gesicht ein Ausdruck von Güte liegt, von dem ich nicht annehmen kann, daß er nicht natürlich sei. Im übrigen rühmten alle italienischen Gefangenen, die in Addis-Abebà waren, die Freundlichkeit des Negus, und die Militärärzte, die am häufigsten mit ihm in Berührung kamen und ihn am besten kannten, waren bei jeder Gelegenheit seines Lobes voll. Als er uns verabschiedete, sprach er nur wenige Worte, deren Sinn in dem Wunsch gipfelte, daß wir glücklich in Italien anlangen, unsere Lieben gesund antreffen und ihn selbst nicht vergessen möchten. Diese Worte wurden von einem so milden Lächeln und einem so herzlichen Ausdruck begleitet, daß sie ein gewisses Gefühl von Sympathie in uns erweckten."

Auch einiger Frauengestalten, „die jedem civilisirten Land zur Zierde gereichen würden", thut der Verfasser Erwähnung. So berichtet er von Kangeitù, einer Frau in vorgerückten Jahren, die auf einem Auge blind war.

„Wenn sie uns leiden sah, wurde sie traurig und brachte uns heilende und lindernde Kräuter und Balsam, wie sie sie auf dem Lande finden konnte; waren wir traurig und muthlos, so rief sie uns zu „Agarò! Agarò!" — Italien! Italien! — und gab uns zu verstehen, daß der Negus Menelik gut sei und uns bald die Freiheit schenken würde; hatten wir ihr begreiflich gemacht, daß in Italien unsere Mütter, unsere Frauen und Töchter in banger Sorge unserer Heimkehr harrten, so begann die Aermste zu weinen und wir waren dann genöthigt, sie zu trösten. Als wir die ersten Briefe aus der Heimath erhielten, sah sie aus der Ferne zu, wie wir begierig lasen und tiefe Rührung malte sich in ihren Zügen. Brachte uns Jemand gute Nachricht über unsere bevorstehende Befreiung aus der Gefangenschaft, so bestätigte sie sie sofort, war aber die Nachricht ungünstig, so widersprach sie energisch: „Achtet doch nicht auf solche, die machtlos sind, der Negus allein befiehlt, er ist gut, er gibt Euch die Freiheit in Kurzem." „Was mir wirklichen Eindruck machte — fügt Gamerra hinzu — war das einstimmige Urtheil aller Amharas, sowohl Männer wie Frauen, über die große Güte des Negus und das Gefühl tiefer Verehrung, das jeder Schoaner für ihn hegt."

Acht Monate und wenige Tage — vom 1. März bis zum 7. November — währte die Gefangenschaft des Majors Gamerra. Am siebenten November begibt er sich an der Spitze der ersten Kolonne der freigegebenen Gefangenen — 215 an der Zahl — zusammen mit dem Friedensunterhändler Nerazzini, durch Harrar auf den Weg nach Zeila. Von diesem Augenblick an kann man nicht mehr von Gefangenschaft sprechen; es handelt sich jetzt nur noch um den Marsch einer Karawane durch Afrika, und zwar einer wesentlich besser organisirten Karawane, als dies im Allgemeinen der Fall zu sein pflegt. Die Engländer hatten längs der Marschroute der Karawane Cisternen graben lassen, eigens für die gefangenen Italiener und hatten militärische Posten zur Bewachung derselben zurückgelassen. Oberst Ferris wird ausdrücklich von Aden abgesandt, um die italienischen Gefangenen im Namen des Gouverneurs zu begrüßen, Mr. Harrington, englischer Ministerresident in Zeila, überhäuft sie mit Liebenswürdigkeiten; es finden Revüen, Paraden statt, die ihr Selbstbewußtsein wieder heben, Verbrüderungsfeste, im wahren Sinne des Wortes.

Wenn wir alles, was wir hier anführten, zusammenfassen, so tritt eines jedenfalls klar hervor. Die Behandlung der Italiener seitens Menelik würde jedem Souverän zur Ehre gereichen. Wer so handelt ist kein Barbar.

Kein Vergleich zwischen den Qualen, die seiner Zeit Slatin Pascha und andere in der Gefangenschaft beim Mahdi zu erdulden hatten. Bei den Derwischen aber bei irgend welchen wirklich grausamen Völkerschaften würde ein verfehlter Fluchtversuch, wie der des Gamerra und seiner Freunde von Aschaffé, ihnen, wenn nicht das Leben, so doch unerträgliche Verschärfung ihrer Gefangenschaft und unsagbare Leiden verursacht haben.

Der Leser gewinnt den Eindruck, daß auch die Unterthanen Menelik's in Wirklichkeit viel weniger Barbaren sind, als man gemeinhin bei uns anzunehmen pflegt. Und man muß auch der großen Energie Anerkennung zollen, mit der diese unglückliche Bevölkerung ihr unfruchtbares Land und ihre durch Jahrhunderte geheiligten Traditionen vertheidigt.

Das interessante Buch, von dem selbst diese zahlreichen Ausführungen nicht im Stande sind, ein vollständiges Bild zu geben, ist reich an neuen Aufschlüssen.

Ernesto Gagliardi.

Naturwissenschaft für Alle.

Man hat es oft und gewiß nicht mit Unrecht beklagt, daß die Gelehrten, zumal in Deutschland, noch immer vielfach eine zurückgezogene Kaste sind, ein abgelegenes Sonderreich bilden und zwar nicht einmal, wie Fichte es wünschte, eine Gelehrtenrepublik, sondern ein streng hierarisches, monarchisches Staatswesen. Wie im Leben, so sind auch hier die subalternen Büreaukraten häufig viel stolzer und mehr auf Wahrung ihrer Würde erpicht, als

die Minister und Könige. Während der zahlreiche Mittelstand der Gelehrten sich in ein unnahbares Schweigen hüllt, hat z. B. Hermann von Helmholtz es nicht verschmäht, in seinen „Vorträgen und Reden“ durch eine unnachahmlich klare, lichtvolle Darstellung dem gesunden Menschenverstand selbst in die höchsten Gipfel der Abstraktion den Pfad zu weisen, und Ernst Brücke hat seinem rastlosen Forscherdasein genug Muße abgerungen, um das treffliche Buch: „Wie erhält man die Gesundheit seiner Kinder? zu schreiben. Thomson und Maxwell, diese Heroen der modernen englischen Physik, haben populäre Abhandlungen verfaßt und Michael Faraday hat in seiner „Naturgeschichte einer Kerze“ das klassische Beispiel dafür geliefert, wie man selbst dem Begriffsvermögen kleiner Kinder physikalisch-chemische Erscheinungen in ihrem wissenschaftlichen, kausalen Zusammenhange (und nicht etwa als müßige Spielerei) unterbreiten kann. Die Reihe dieser Beispiele ließe sich mit Leichtigkeit verlängern und vor Kurzem ist ein neues zu ihnen hinzugetreten: Der berühmte Physiker Prof. E. Mach aus Wien, der Verfasser der „Geschichte der Mechanik“ und der „Analyse der Empfindungen“ hat seine gesammelten „Populärwissenschaftlichen Vorlesungen“*) die zuerst in englischer Sprache erschienen waren, deutsch herausgegeben. Als Aufgabe dieses in Inhalt und Form gleich gediegenen Werkes bezeichnet es die Vorrede ausdrücklich „nicht zu belehren, sondern vor Allem die Romantik und Poesie der Forschung weiteren Kreisen fühlbar zu machen.“

Die erste Abhandlung führt den Titel: „Die Gestalten der Flüssigkeit“. Die meisten Laien glauben wohl ganz gut zu wissen, was flüssig und was fest sei, und gerade wer sich nie mit Physik beschäftigt hat, wird diese Frage für die leichteste halten.

Man pflegt gewöhnlich zu sagen: Die Theilchen einer Flüssigkeit sind äußerst leicht verschiebbar, sie schmiegt sich dem Gefäße genau an oder: sie hat keine eigenthümliche Gestalt.

„Indem sie sich in die Verhältnisse des Gefäßes bis in die kleinsten Details hineinfindet, indem sie selbst an der Oberfläche, wo sie freies Spiel hätte, nichts zeigt, als das lächelnde, spiegelglatte, nichtssagende Antlitz, ist sie der vollendete Höfling unter den Naturkörpern.“

Die Flüssigkeit hat keine eigenthümliche Gestalt! Wenigstens für den nicht, der flüchtig beobachtet. Wer aber bemerkt hat, daß ein Regentropfen rund und niemals eckig ist, wird dieses Dogma nicht mehr so unbedigt glauben wollen. In der That weist Prof. Mach nach, daß jede Flüssigkeit ihre eigene Gestalt hätte, wenn es nur der Druck der Verhältnisse (im buchstäblichen Sinne des Wortes) gestattete, d. h. wenn sie nicht durch ihr eigenes Gewicht zerdrückt würde.

Ein müßiger Astronom hat einmal berechnet, daß in der Sonne, selbst abgesehen von der unbehaglichen Temperatur, keine Menschen bestehen könnten, weil sie daselbst unter ihrer eigenen Last zusammenbrechen würden. Die größere Masse des Weltkörpers bringt nämlich gemäß den Newton'schen Attraktionsgesetzen auch ein größeres Gewicht des Menschenkörpers auf demselben mit sich. Dagegen könnten wir im Monde, weil wir daselbst viel leichter wären, mit der uns eigenen Muskelkraft fast thurmhohe Sprünge ohne Schwierigkeit ausführen. Plastische Kunstwerke aus Syrup gehören wohl auch im Monde zu den Fabeln. Doch zerfließt dort der Syrup vielleicht so langsam, daß man wenigstens zum Scherz einen Syrupmann ausführen könnte, wie bei uns einen Schneemann.

Wenn also auch bei uns die Flüssigkeiten keine eigenthümliche Gestalt haben, vielleicht haben sie dieselbe im Monde oder auf einem noch kleineren und leichteren Weltkörper. Es handelt sich nur darum, die Schwere zu beseitigen, um die eigenthümliche Gestalt der Flüssigkeit kennen zu lernen.

Diesen Gedanken hat Plateau in Gent ausgeführt. Er taucht eine Flüssigkeit (Oel) in eine andere von gleichem spezifischem Gewicht, in eine Mischung von Wasser und Weingeist. Das Oel verliert nun entsprechend dem archimedischen Prinzip in dieser Mischung sein ganzes Gewicht, es sinkt nicht mehr unter seiner eigenen Last zusammen, die gestaltenden Kräfte des Oels, wären sie auch noch so schwach, haben jetzt freies Spiel.

In der That sehen wir dann zu unserer Ueberraschung, wie das Oel, statt sich in einer Schichte zu lagern oder formlose Massen zu bilden, die Gestalt einer schönen, sehr vollkommenen Kugel annimmt, welche frei in der Mischung schwebt, wie der Mond im Weltraum. Man kann so eine Kugel von mehreren Zoll Durchmesser aus Oel darstellen.

Bringt man in diese Oelkugel ein Scheibchen an einem Draht, so kann man den Draht zwischen den Fingern und damit die ganze Oelkugel in Drehung versetzen. Sie plattet sich hierbei ab und man kann es sogar dahin bringen, daß sich von derselben ein Ring, ähnlich demjenigen des Saturnus, ablöst, Letzterer zerreißt schließlich, zerfällt in mehrere kleinere Kugeln und gibt uns ungefähr ein Bild der Entstehung des Planetensystems nach der Kant'schen und Laplace'schen Auffassung.

Während die nächstfolgenden Vorträge sich hauptsächlich mit speziellen sinnesphysiologischen Fragen beschäftigen, werden in den späteren Abhandlungen unter den Titeln: „Das Prinzip der Erhaltung der Energie“, „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung“, „Ueber den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen“, Probleme von allgemeinster und weittragendster Bedeutung erörtert.

Durch mechanische Arbeit können, wie allgemein bekannt, die verschiedensten physikalischen (thermischen, elektrischen, chemischen u. s. w.) Veränderungen eingeleitet werden. Werden dieselben in irgend einer Weise rückgängig, so erstatten sie die mechanische Arbeit wieder, genau in dem Betrage, welcher zur Erzeugung des rückgängig gewordenen Theiles nöthig war. Darin besteht der Satz der Erhaltung der Energie. Für das unzerstörbare Etwas, als dessen Maß die mechanische Arbeit gilt, ist allmählich der Name Energie in Gebrauch gekommen. Wie sind wir zu dieser Einsicht gelangt? Aus welchen Quellen haben wir dieselbe geschöpft und bedeutet sie auch wirklich, was man vielfach zu glauben scheint, einen einwandsfreien und vollkommenen Abschluß unserer physikalischen Erkenntniß?

Der Schöpfer (oder vorsichtiger gesagt: der Mitbegründer) des Satzes von der Erhaltung der Energie, Hermann von Helmholtz, hat es ausdrücklich hervorgehoben, daß die Wurzel desselben in der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile zu suchen sei. Der Weg vom skeptischen Anzweifeln bis zum dogmatischen Glauben wird häufig in der Wissenschaft nur zu rasch durchmessen und bald fanden sich übereifrige Schüler, welche die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile sogar a priori deduziren und als angeborenes Postulat unseres Geistes aufstellen wollten. Eine vorurtheilslose, unbefangene Betrachtung ergibt uns, daß diese Erkenntniß nur durch Erfahrung und zwar durch höchst mühselige und kostspielige Erfahrung gewonnen worden ist. In dem Museum des Conservatoire des Arts et Métiers in Paris befindet sich eine reichhaltige und interessante Sammlung der Apparate, welche zur Herstellung eines Perpetuum mobile vorgeschlagen wurden, und kein geringerer als eben Hermann von Helmholtz hat dem Scharfsinn und der Erfindungsgabe mancher unter diesen Männern (über welche ein superkluger Schüler vielleicht zu spotten geneigt wäre) den Tribut höchster Anerkennung gezollt. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist demnach ein Erfahrungssatz, der zunächst durch seine budgetmäßige Formulirung der durchaus praktischen Natur des Menschen zusagt und einleuchtet. Seine instinktive Erkenntniß hat andererseits, wie Mach in geistvoller Weise ausführt, bereits Jahrhunderte lang vor seiner präzisen Formulirung die größten Forscher bei ihren Untersuchungen geleitet und er lag stillschweigend und unausgesprochen ihren Argumentationen zu Grunde. Das Prinzip kann sich auch nicht, wie Helmholtz selbst es in seiner ersten Abhandlung ausspricht, auf mechanische Einsichten gründen, denn lange vor dem Ausbau der

*) A. Barth 1896.

Mechanik besteht bei einzelnen großen Geistern (Stein, Hugghens, Galilei) die Ueberzeugung von der Richtigkeit desselben und diese wirkt eben bei dem Ausbau mit. Diese überzeugende Kraft muß also allgemeinere und tiefere Wurzeln haben und Mach weist nach, daß der Satz vom ausgeschlossenen Perpetuum mobile nur der Spezialfall eines viel allgemeineren Gesetzes ist, das zwar selbst ebenfalls aus der Erfahrung hervorgeht, aber auch mit den allgemeinsten und fundamentalsten Erfahrungsthatsachen uns gleich gegeben ist.

Die Erfahrung lehrt, daß die sinnlichen Elemente, in welche die Welt zerlegt werden kann, der Veränderung unterworfen sind, und sie lehrt ferner, daß gewisse dieser Elemente an andere Elemente gebunden sind, so daß sie mit einander auftreten und verschwinden, oder daß das Auftreten der Elemente der einen Art an das Verschwinden der Elemente der anderen Art geknüpft ist. Bei dieser Betrachtung vermeidet also Mach sogar den Gebrauch der landläufigen Begriffe: Ursache und Wirkung, die nach ihm nur die letzten Ueberreste einer anthropomorphischen Naturauffassung sind. Das Ergebniß der Erfahrung läßt sich seiner Ansicht nach am besten so ausdrücken, daß man einfach sagt: Die sinnlichen Elemente der Welt erweisen sich als unabhängig von einander. Man denke sich diese gegenseitige Abhängigkeit etwa so, wie man sich in der Geometrie z. B. die gegenseitige Abhängigkeit der Seiten und Winkel eines Dreieckes vorstellt, nur weitaus mannigfalliger und komplizirter. — Als Beispiel mag eine Gasmasse dienen, welche in einem Cylinder ein bestimmtes Volum (α) einnimmt, das wir durch Druck (β) auf den Stempel ändern, während wir den Cylinder mit der Hand befühlen und eine Wärmeempfindung (γ) erhalten. Vergrößerung des Druckes verkleinert das Volum und steigert die Wärmeempfindung.

Es ist nun die große Aufgabe der Naturforschung, zwischen den einzelnen Erscheinungen oder Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung Gleichungen aufzustellen, welche ihren Zusammenhang ausdrücken. Ist die Zahl der gefundenen Gleichungen um eins geringer, als die der betrachteten Elemente $\alpha\,\beta\,\gamma\,\ldots$, so ist nach den Regeln der Funktionentheorie ein Theil der Elemente $\alpha\,\beta\,\gamma$ durch den anderen eindeutig bestimmt und somit die Aufgabe der Naturforschung in diesem bestimmten Falle gelöst. Es ist selbstverständlich daß nur die Erfahrung darüber Aufschluß geben kann, daß zwischen den $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ überhaupt Beziehungen bestehen und welcher Art dieselben sind. Ferner kann nur die Erfahrung lehren, daß solche Beziehungen zwischen den Gruppen $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ bestehen, daß eingetretene Aenderungen derselben wieder rückgängig werden können. Ohne diesen Umstand würde, wie leicht ersichtlich, jeder Anlaß zur Aufstellung des Energieprinzipes wegfallen. In der Erfahrung liegt also die letzte Quelle aller Naturerkenntniß und somit in diesem Sinne auch jene des Energieprinzips.

Dies schließt aber nicht aus, daß das Energieprinzip auch eine logische Wurzel hat, wie sich aus folgendem ergibt. Nehmen wir einmal auf Grund der (ganz allgemeinen) Erfahrung an, eine Gruppe von sinnlichen Elementen $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ bestimme eindeutig eine andere Gruppe $\lambda\,\mu\,\nu\ldots$. Die Erfahrung lehre ferner, daß Aenderungen von $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ wieder rückgängig werden können. Dann ist es eine logische Folge hiervon, daß jedesmal, wenn $\alpha\,\beta\,\gamma$ dieselben Werthe annimmt, dies auch bei $\lambda\,\mu\,\nu$ der Fall ist, oder daß bloß periodische Aenderungen von $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ keine bleibende Aenderung von $\lambda\,\mu\,\nu\ldots$ zur Folge haben können. Ist die Gruppe $\lambda\,\mu\,\nu$ eine mechanische, so ist hiermit das Perpetuum mobile ausgeschlossen.

Während auf diese Weise der Satz vom ausgeschlossenen Perpetuum mobile eine tiefere Begründung erfährt und von allen speziellen mechanischen Hypothesen unabhängig gemacht wird, so liegt andererseits in der Mach'schen Ausführung eine Spitze gegen die übliche substantielle Auffassung der Energie verborgen. Wenn man, wie dies häufig geschieht, den Ausspruch thut, es gäbe eine Größe, die Energie, deren absoluter Werth im Weltall erwiesenermaßen stets konstant bleibe, so ist das nicht viel mehr als ein sophistisches Wortspiel. Folgen wir dem Mach'schen Gedankengange, wenn auch nur auf einem wegsameren Seitenpfade, so wird uns dies ohne weiteres klar werden.

Das Energieprinzip sagt uns im Allgemeinen nichts über die Richtung und den Verlauf der in der Natur stattfindenden Prozesse aus. Wenn ich beispielsweise einen Stein in einer gewissen Entfernung von der Erde frei schweben ließe, so sagt uns der Satz von der Erhaltung der Energie nichts darüber, ob der Stein in seiner Lage beharren oder zur Erde fallen wird. In beiden Fällen bleibt die Summe der potentiellen und kinetischen Energie konstant und dem Prinzip der Erhaltung der Energie ist genüge gethan. Da wir nun wissen, daß alle Naturvorgänge thatsächlich in einer bestimmten Richtung vor sich gehen, die wir in zahlreichen Fällen auch angeben können, so legt uns dies die Annahme eines weiteren Prinzips, welches diese Veränderungen regulirt, nahe. Beschränken wir z. B. im Interesse der leichteren Uebersichtlichkeit unsere Betrachtung auf die Wärmeerscheinungen, so ist uns dieses Prinzip durch den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, welcher von Clausius aufgestellt wurde, gegeben. In seiner knappsten und präzisesten Fassung lautet dieser Satz: Wärme kann von selbst nur von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergehen. „Von selbst" heißt hier soviel wie ohne Aufwand von äußerer Energie (z. B. wenn ich zwei Körper aneinander reibe und dadurch Wärme hervorrufe) und wir werden gleich sehen, wie aus dieser anscheinend banalen Erfahrungsthatsache sich die weittragendsten Konsequenzen ableiten lassen. Wir wissen, daß jeder von selbst, d. h. ohne Hinzuthun äußerer Energie eintretende Naturvorgang ein gewisses Quantum äußerer Arbeit leisten kann; folglich kann Wärme beim Uebergang von wärmeren zu kälteren Körpern und nur dann Arbeit verrichten. Folglich ist gewissermaßen nicht der ganze Wärmevorrath eines Körpers als Arbeitsquelle disponibel, sondern nur derjenige Bruchtheil, welcher seiner Temperaturdifferenz von einem gewissen anderen Körper entspricht, ähnlich wie etwa bei zwei verschieden hohen Wassersäulen die bewegende Kraft sich nur so lange geltend machen wird, bis das Niveau der beiden Flüssigkeiten sich ausgeglichen hat. Es folgt demnach des weiteren daraus, daß die einmal auf irgend einem Wege entstandene Wärme nicht unbeschränkt in Arbeit rückverwandelbar ist und mit Recht wirft Mach die Frage auf, ob es überhaupt einen wissenschaftlichen Sinn und Zweck hat, eine Wärmemenge, die man nicht mehr in mechanische Arbeit verwandeln kann (z. B. die Wärme eines durchaus abgeschlossenen Körpersystems von gleichförmiger Temperatur) noch als eine Energie anzusehen. Sicherlich spielt in diesem Falle das Energieprinzip eine ganz müßige Rolle, die ihm nur durch die Gewohnheit zugetheilt wird und wir werden uns über diese kühne Kritik des Energiegesetzes weniger wundern, wenn wir der trefflichen Worte eingedenk bleiben, die Ibsen in seinem Volksfeind den Doktor Stokmann aussprechen läßt: „Die Wahrheiten sind durchaus nicht so zählebende Methusalems, wie sich manche Leute einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt in der Regel gegen zwanzig Jahre und wenn sie älter geworden ist, ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden". Setzen wir statt Lüge — Halbwahrheit, so gilt dieser Ausspruch auch für unser wissenschaftliches Erkennen.

Es ist selbstverständlich unmöglich, in dem kurzen Rahmen einer Besprechung den Inhalt eines so mannigfaltigen und dabei äußerst konzisen Werkes auch nur annähernd wiederzugeben.

Wien. Eduard Sokal.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37 — Berlin, den 12. Juni 1897. — 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr von Lützow hat zwei Monate Gefängniß erhalten als Zusatzstrafe, und Herr von Tausch ist freigesprochen worden in jenem Prozeß, bei dem es sich nicht um Polizeiagenten und Polizeikommissar, sondern für die Oeffentlichkeit um das Spiel des politischen Intriguantenthums handelte. Als Herr von Tausch, frank und freigesprochen, den Justizpalast in Moabit verließ, erwartete ihn eine Menge, die mit Händeklatschen und Jubel ihn begrüßte. Auch das ist nicht verwunderlich. Bei der eigenartigen Stellung, die Herr von Tausch einnahm, fiele er vielleicht auch die Aufgabe, Volksovationen zu arrangiren. Daß diese Maschinerie, die er möglicherweise regiert hat, ihm dann auch selbst zu Gute kam, wäre naheliegend; die Beifallklatschenden ehrten ihren Herrn und Meister. Wir kommen zu dieser Folgerung aus einer Erwägung. Wer die Bevölkerung von Berlin kennt, weiß, daß es Tauschenthusiasten in ihr nur auf Bestellung oder aus Feindschaft gegen den Freiherrn von Marschall giebt. Dieses Ehrenzeugniß muß man den Berlinern ausstellen. Daß die beiden bezeichneten Elemente zusammenwirkten, ist nicht unwahrscheinlich; wenigstens weist auch jene Presse, die den Herrn von Marschall mit treuer Leidenschaft haßt, darauf hin, daß das souveräne Volk von Berlin die Freisprechung des Herrn von Tausch mit Jubel begrüßt habe; es sind das jene Blätter, die auf Volkssouveränität sonst nichts geben. Und dieser Jubel, so folgert man behaglich, ist eine Lektion für den konservativen Herrn v. Marschall, der Gerechtigkeit nur bei den nichtkonservativen Parteien findet.

Am 12. Dezember vergangenen Jahres brachte die „Nation“ einen Artikel unter der Ueberschrift „Von Liebenberg nach Moabit“; er behandelte den Prozeß Leckert-Lützow; dort findet sich die folgende Bemerkung:

„Es haben zwar die Enthüllungen, die wir erlebten, in beschämender Weise gezeigt, wie man Ministersessel frei macht für andere und genehmere Personen, und wie man alle nachbismarck'schen Regierungen untergräbt, um den Glanz des Bismarck'schen Regimentes um so heller erstrahlen zu lassen; der Betrieb des Kampagniegeschäftes verschiedener Interessenten für den politischen Umsturz zeigt sich in seinen Hauptlinien gewiß deutlich genug; das legt aber die Interessenten doch nicht lahm, denn sie arbeiten schon weiter; die alten Fäden werden in der antisemitisch-agrarisch-reaktionären Presse ruhig fortgesponnen und so siegesgewiß ist man, daß man in diesen Kreisen mit der Prophezeiung nicht zurückhält: Gerade in Folge des Prozesses, der den Freiherrn von Marschall zu einem populären Mann in Deutschland gemacht hat, würde in drei Monaten der Staatssekretär, ein politischer todter Mann sein; er, der die Handelsverträge abschließen half, was man ihm bei den Agrariern nicht verzeiht; er, der sich auf den Stuhl des Grafen Herbert Bismarck setzte, was ihm die Betheiligten ebenso wenig verzeihen, und er, der überhaupt einen Platz innehält, für den andere ehrgeizige Bewerber vorhanden sind.“

Es hat länger als drei Monate gedauert, bis Herr von Marschall seinen mehrmonatlichen Urlaub nahm; aber fortgearbeitet haben die Interessenten bis heute und sie arbeiten noch heute fort. Werden sie ihr Ziel erreicht haben, wenn drei weitere Monate ins Land gegangen sind?

Und damit rührt man an den entscheidenden Punkt. Es ist richtig, die Zustände, die unsere politische Polizei aufweist und die durch zwei Prozesse nunmehr enthüllt wurden, sind bedenklich genug und durchaus reformbedürftig; es ist auch richtig, die intriguanten Treibereien, zu denen sich eine gewisse Sorte von Presse hergiebt, sind sehr traurig. Aber schließlich, was können einem großen und gesunden Staatskörper solche kleinen Krankheitsherde schaden? Die schlechte Presse findet ihr Gegengewicht in zahlreichen anständigen Zeitungen, und ein Kriminalkommissar mit seinen paar Agenten, was kann der dem Deutschen Reiche anhaben? Oder doch? Wie erlangte dieser ganz subalterne Beamte eigentlich die Möglichkeit, die Verhetzung bis in die Ministerien hineinzutragen und zum Sturze der Minister beizutragen? Der Freiherr von Marschall hatte den Biedermann ja erkannt; warum faßte man Tausch nicht an die Gurgel und machte ihn unschädlich? Das ist das Geheimniß; oder vielmehr es ist kein Geheimniß, wie ein kleiner Kriminalkommissar dazu kam, seinen Posten zu behaupten, obgleich er von dem Fürsten Bismarck als un-

geeignet bezeichnet worden war, und obgleich schon unter dem Grafen Caprivi Herr von Marschall einen ernsten Krieg gegen ihn zu führen begann.

Der Herr von Tausch wurde gedeckt durch den Polizeipräsidenten, aber der Herr Polizeipräsident von Berlin wird nicht etwa gedeckt durch seinen Vorgesetzten, den Minister des Innern; keineswegs; auch gegen den Herrn von Köller, den Minister des Innern, richtete ja Herr v. Tausch seine Anklagen; es ging sogar der Minister, Herr von Köller, und der Polizeikommissar, Herr von Tausch, blieb, wie er trotz Caprivi und trotz Bismarck geblieben war. Und ein anderer Beweis für die Macht der politischen Polizei liegt darin, daß Herr von Marschall sich vor ihr in die Oeffentlichkeit flüchten mußte, und daß ein Kronrath den Leckert-Lützow-Prozeß noch besonders genehmigte. Daß heißt: um Klarheit zu schaffen, um vorhandene Verdächtigungen zu zerstreuen, um die vorhandenen Schlingen und Fallstricke aufzudecken, mußten die höchsten Staatsbeamten unter Genehmigung des Kaisers keinen andern Weg einzuschlagen als den einer öffentlichen Prozeßverhandlung vor unparteiischen Richtern. Dieser Nebel von Unklarheit und Verdächtigungen, den die Agenten der politischen Polizei geschaffen hatten, und aus dem es herauszukommen galt, er konnte Ministern bei uns nur unter einer einzigen Voraussetzung gefährlich sein. Nur wenn die Unterstellungen des Herrn v. Tausch dem Kaiser als beachtenswerthe Indizien vor Augen kamen, nur dann konnte ein simpler Kriminalkommissar Zustände schaffen, die für das Verbleiben von Ministern entscheidend wurden und die andere Minister zwangen, das volle Licht der Oeffentlichkeit zu suchen. Herr von Tausch, der einer Kontrolle von seinen unmittelbaren Vorgesetzten nicht unterstellt war, muß ein so schwerwiegendes Vertrauen besessen haben, daß die höchsten Beamten des Staates ihn zu entfernen nicht im Stande waren, und dieses Vertrauen hat er in unerhörter Weise mißbraucht.

Das heißt: das Wort unerhört soll nur die Größe des Mißbrauches bezeichnen; „unerhört" erscheint an sich ein solches Verhalten durchaus nicht; vielmehr wäre es verwunderlich, würde der Effekt schließlich ein anderer gewesen sein. Ein subalterner, in seiner Karriere stecken gebliebener Mensch, wie Herr von Tausch, der überdies in Schulden sitzt und der unkontrollirt über eine derartige Machtfülle verfügt, er wird nur allzu leicht auf solche Wege gerathen aus eigener Neigung, aus Großmannssucht oder aus Interesse als Instrument dritter intriguanter und ehrgeiziger Personen. Wir sind überzeugt, daß alle diese Motive zusammenwirkten.

Will ein Monarch sich gegen solche Möglichkeiten schützen, so gibt es nur ein Mittel. In jenem schon oben angezogenen Aufsatz der „Nation" heißt es in Bezug auf diesen Punkt:

„Mit den Monarchen kommen gewiß zahlreiche Personen in Berührung, die mit den ununterbrochenen Hetzereien der reaktionär-agrarisch-antisemitischen Presse gegen den neuen Kurs sympathisiren; daß der Monarch aber mit freidenkenden Elementen in bleibendem Meinungsaustausch steht, die diese Hetzereien auf das richtige Maß zurückführen könnten, die die Schuld und das Verdienst des neuen Kurses von ihrem Standpunkt aus beleuchteten, die jene Intriguen aufzudecken sich bemühen, welche beständig gesponnen werden, — davon hat man nie etwas gehört.

Ein Monarch aber, in dessen Händen, bedingt durch die historische Entwicklung, eine solche Machtfülle liegt, wie in denen des deutschen Kaisers, er muß das Opfer falscher Informationen und von Irreleitungen werden, wenn er nicht den Kreis derer, die ihn orientiren können, so weit wie irgend möglich zieht."

Das ist der Punkt. Wie hätte ein Normann-Schumann so lange sein Handwerk treiben können, wenn der Monarch rechtzeitig erfahren hätte, was in Berlin die Spatzen auf dem Dache pfiffen; und wie hätte Herr v. Tausch sein Metier fortführen können, wenn sein Agent in der Gestalt gezeigt worden wäre, die er thatsächlich hatte.

Aber es ist ganz augenscheinlich, daß die Stimmungen der Bevölkerung ebensowenig zum Monarchen dringen, wie die Kenntniß von Thatsachen gleich den obigen. Wohl möglich aber, daß der Kaiser den Widerhall der Ovationen zu hören bekommt, mit denen Herr v. Tausch vor dem Kriminalgerichtsgebäude zu Moabit empfangen worden ist von Statisten und Interessenten, die als Bevölkerung von Berlin figuriren.

Gefahren birgt solches Spiel für Deutschland wie für ein ruhige monarchische Entwicklung; ob diese Gefahren zu beschwören sind? In der Bevölkerung schwindet das Vertrauen; aber die Bevölkerung wird eingedenk bleiben, daß die geistigen Abkömmlinge jener edlen Clique, die uns unter Friedrich Wilhelm IV. ins Unglück führte, auch jetzt wieder am Werke sind.

Zwei Wahlen zum Reichstage haben stattgefunden. In Königsberg siegte im ersten Wahlgang der Sozialdemokrat, in Wiesbaden kommt erfreulicher Weise in eine Erfolg versprechende Stichwahl der Kandidat der freisinnigen Volkspartei. So verbleibt Königsberg den Sozialisten und Wiesbaden voraussichtlich den Freisinnigen.

Der englische Parlamentsausschuß, der durch seine Untersuchung die Schuldigen an dem Einfall in Transvaal ermitteln sollte, hat seine Arbeiten beendet. Herausgekommen ist bei der Untersuchung nichts, aber auch gar nichts. Das war auch nicht nöthig, denn die Verhältnisse lagen klar genug. Als man Herrn Chamberlain Eröffnungen machen wollte, bat er dringend, ihn nicht zu informiren. Das Bild, wie Herr Chamberlain sich die Ohren zuhält, ist beredt genug. Ein Minister, der Informationen ablehnt, ist eben hinlänglich informirt, so daß er jede offizielle Aufklärung nur zu fürchten hat.

Im Uebrigen haben diese Ermittlungen nur noch einen historischen und freilich einen moralischen Werth; politisch ist es wichtig, daß für den Augenblick die Beziehungen zwischen England und der Buren-Republik sich entschieden gebessert zu haben scheinen. Das ist erfreulich.

In Konstantinopel arbeitet man immer noch an dem Frieden und wie es bei Diplomaten-Arbeit in Konstantinopel stets zu geschehen pflegt, man kommt nicht aus der Stelle. Diese Verzögerung gesicherter Zustände ist bedauerlich; Gefahren birgt sie zur Zeit wohl nicht.

Die Junkerfrage.

IV.

Die Existenz des preußischen Staates war gerettet, sein Umfang verdoppelt worden. Aber damit waren erst die Voraussetzungen der Rekonstruktion gegeben, diese selbst noch kaum in Angriff genommen. Die inneren Zustände des nach außen einigermaßen wiederhergestellten Staates zeigten ein wüstes Nebeneinander des vermorschten, halbabgebrochenen Alten und des noch ganz unfertigen Neuen. Die Ergebnisse des Wiener Kongresses waren in wesentlichen Punkten schwere Niederlagen Preußens. Sowohl die Gestaltung Deutschlands wie die seines eigenen Gebiets hatte Preußen nach dem Willen seiner Gegner hinnehmen müssen. Jene stand im schärfsten Widerspruch zu Preußens deutschem Beruf; diese zerriß den Staat in zwei heterogene Theile. Um so unabweislicher war die konsequente Durchführung der inneren Reform, die allein die verschiedenen Landestheile zu moderner Staatseinheit verschmelzen und zugleich die Bahn zu den vorerst einzig möglichen „moralischen Eroberungen" in Deutschland eröffnen konnte. Und der Staatskanzler Hardenberg war sich denn auch vollkommen bewußt, daß er erst am Anfange seiner reformatorischen Aufgabe stand. Ein Zeugniß dieses Bewußtseins ist die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 „über die zu bildende Repräsentation des Volkes", wodurch alle Verheißungen der Nothzeit in feierlichster Form wiederholt wurden. Freilich that die Furcht vor dem bösen Störenfried, der zum Entsetzen der kaum wieder behaglich eingerichteten „legitimen" Mächte aus seinem Käfig von Elba ausgebrochen war, das ihrige für die Erneuerung jenes Bekenntnisses. Mehr als dreißig Jahre lang haben sich alle konstitutionellen Bestrebungen in Preußen auf dieses Königs-

wort berufen müssen. Kein Wunder, daß Hof und Junkerthum diese unbequeme Festnagelung auf die Grundsätze der Reform dem Fürsten Hardenberg bis über sein Grab hinaus nicht vergeben haben.

Sollte das ostelbische Junkerthum jetzt, nachdem es die Hochfluth der Reformzeit mit etlichen kleinen Havarieen überstanden hatte, im ruhigen Fahrwasser noch scheitern? Ach nein; der Wind, der so frisch und kräftig von links geweht hatte, flaute schon merklich ab; noch eine kurze Spanne Zeit und er blies scharf von rechts! Auf die Jahrzehnte der Aufregung, des Kampfes, der fieberhaften Anspannung folgte in natürlicher Reaktion eine Zeit der Abspannung, der Ruhebedürftigkeit. In dieser geistigen und materiellen Erschöpfung weiter Volkskreise wurzelten die Erfolge der Metternich'schen Stabilitätspolitik; sie entsprach auch der innersten Geistesrichtung Friedrich Wilhelms III. Solche Zeiten der Abspannung und Erschlaffung aber sind immerdar die Erntezeiten des Junkerthums. Die Existenz des Staates hing ja nun nicht mehr unmittelbar von fortschrittlichen Maßregeln ab; damit hatten diese ihr wirkungsvollstes Argument verloren, die dira necessitas; und nachdem es den Junkern einmal gelungen war, Zeit zu gewinnen, hatten sie in der That alles gewonnen.

Den ersten wichtigen Sieg errangen sie auf wirthschaftlichem Gebiete, jene traurige Verstümmelung der bauernbefreienden Agrargesetzgebung durch die Deklaration vom 29. Mai 1816, die den nicht spannfähigen Besitz von der Regulirung ausschloß. Ohne die rückständige Form landwirthschaftlicher Zwangsarbeit glaubte das ostelbische Junkerthum eben nicht bestehen zu können; und nachdem der Großbauer dem Feudaljoche einmal entschlüpft war, mußte wenigstens der kleine Mann darin festgehalten werden. Jene Deklaration war ein Beweis, daß sich der junkerliche Einfluß wieder in aufsteigender Linie bewegte; aber zugleich ein schmähliches Armuthszeugniß für die wirthschaftlichen Fähigkeiten dieses Junkerthums, das wegen seiner unheilbaren Rückständigkeit der Erb- und Todfeind jeder wirthschaftlichen und sozialen Hebung des Landvolkes war und ist.

Und die Welt ward schöner mit jedem Tag für die rückschrittlichen Gelüste des Junkerthums. Nach dem Vorspiel des ekeln Verleumdungsfeldzugs der Schmalz und „Schmalzgesellen“ wider die besten Männer der großen Zeit, gab das wahnsinnige Attentat Sand's den eifrig benutzten Vorwand zur Gesellschaftsrettung; die Karlsbader Beschlüsse eröffnen den Reigen der Ausnahmegesetzgebung gegen Universitäten, Presse, Vereine und Versammlungen. Zum Schutz von Religion, Sitte und Ordnung beginnen die Demagogenriecher der geheimen Polizei ihre Treibereien, deren Dummheit meist noch ihre Nichtswürdigkeit in den Schatten stellt. An Stein und Gneisenau, an Schleiermacher und Arndt wagt sich die polizeiliche Verdächtigung; ein als Beweis mörderischer Komplotte beschlagnahmtes Schriftstück entpuppt sich als die Abschrift einer Bemerkung des Königs; aber selbst die Lächerlichkeit tödtet dieses Treiben nicht. Und alle die mit einander ringenden Parteien und Fraktionen haben ihre Vertreter im Schoße der Regierung; kollegial nebeneinander im Staatsministerium sitzen die Liberalen Boyen, Beyme und Humboldt, der intriguante Mucker Wittgenstein, Schuckmann, das Prototyp eines preußischen Ministers des Innern, dessen junkerliche Neigungen durch die büreaukratische Hülle hindurchscheinen, die schwankenden Gestalten Klewitz und Altenstein. An der Spitze aber, der Kanzler der Reform, Hardenberg; er glaubt zu schieben, doch er wird geschoben. Der im Innersten liberal Gesinnte duldet, ja begünstigt die eisernen Gesellschaftsretter. Dabei mochte eine gewisse Aengstlichkeit des Alters mitspielen; jedoch vor allem will der gewandte Diplomat durch Nachgiebigkeit im Kleinen das große Werk seines Lebens retten. Beschuldigten ihn nicht seine junkerlichen Gegner der Gesinnungsgemeinschaft mit den Umstürzlern? So meinte er denn durch geflissentliche Befürwortung der Maßregeln gegen den Umsturz dem höchst mißtrauisch gewordenen Könige beweisen zu müssen, daß seine Verfassungspläne nichts mit den Bestrebungen der Demagogen zu thun hätten. Es war ein gewagtes, ein von Anfang an verlorenes Spiel. Der Kanzler gerieth damit in die Netze seines gefährlichsten Gegners, des trockenen Schleichers Wittgenstein, und der anderen Hofjunker, die ihn von seinen liberalen Gesinnungsgenossen immer weiter entfernten, indem sie gleichzeitig das Mißtrauen des Königs gegen ihn nur um so eifriger schürten. Die Erbübel der Liberalen, Uneinigkeit und persönlicher Zwist, kamen dazu. Schadenfroh sahen die Junker, wie ihre größten Feinde, Hardenberg und Humboldt, diese geistesverwandten Naturen, einander am heftigsten befehdeten. Der letzte Sieg des Kanzlers war ein politischer Selbstmord. Nicht seine prinzipiellen Widersacher, sondern seine einzigen Helfer, die drei liberalen Minister drängte er aus der Regierung. Mit dem Kriegsminister Boyen ging der Chef des Generalstabs Grolmann, aus Zorn über die reaktionären Vorstöße gegen die Landwehr. So verschwanden die Träger der Reformgedanken sämmtlich aus den Centralstellen; völlig isolirt stand Hardenberg dem unversöhnlichen Junkerthum gegenüber.

Dennoch hatte die Sache der freiheitlichen Entwicklung dem alternden Kanzler noch einen zunächst unscheinbaren, aber dereinst folgenreichen Fortschritt zu verdanken, wobei allerdings, wie in der Politik so oft, die böse Geldnoth der guten Sache zu Hilfe kam. Nach den schlimmen Franzosenzeiten und den unerhörten Anstrengungen der Freiheitskriege waren die preußischen Finanzen natürlich arg zerrüttet. Ihre Wiederherstellung durch Neuordnung des ganzen Steuer- und Zollwesens war in jenen Jahren die Hauptaufgabe des Kanzlers und der Regierung. Um den tief gesunkenen Werth der Staatspapiere zu heben, ward das Staatsschuldbuch geschlossen d. h. es wurde erklärt, der Staat werde jetzt keine Schulden mehr machen, die Staatspapiere nicht heimlich „jungen“ lassen. Indessen an Versprechungen glauben Gläubiger bekanntlich nicht recht; sollte der Staat wieder kreditkräftig werden, so mußten Garantien und Kontrollen gegeben werden. Das war der Sinn des Gesetzes vom 17. Januar 1820 „wegen der künftigen Behandlung des gesammten Staatsschuldenwesens“, wodurch jede Staatsanleihe fortan unter die Garantie und Kontrolle der verheißenen Reichsstände, der Volksvertretung gestellt wurde. Ohne deren Bewilligung konnte also ehrlicher Weise Preußen kein Geld mehr borgen. Von diesem kitzlichen Geldpunkte aus nahm 27 Jahre später die konstitutionelle Entwicklung in Preußen thatsächlich ihren Anfang.

Hardenberg's Meinung war es nicht, daß die Erfüllung jener Verheißungen also auf die lange Bank geschoben werden sollte; vielmehr wollte er sofort Ernst machen. Nach der Verordnung von 1815 sollte die Volksvertretung aus den Provinzialständen hervorgehen; diese aber zeitgemäß eingerichtet werden, d. h. ihre Bildung mußte von unten herauf vor sich gehen, auf den Kreisen und endlich den Gemeinden ruhen. Die Gemeinde- und Kreisordnung waren also die Grundsteine des geplanten Verfassungsbaues, und hier griff der Kanzler denn auch sofort an, indem er gleich nach jenem Staatsschuldengesetz die Einsetzung einer Immediatkommission bewirkte, die schon im August 1820 die Entwürfe einer Städteordnung, einer Landgemeinde- und einer Kreisordnung für die ganze Monarchie vorlegte. Das ausgesprochene Ziel derselben war:

> „Die Grundsätze der Städteordnung von 1808 auf alle Kommunen auszudehnen, um mit der größeren Selbständigkeit, welche hiernach den Gemeinden zu Theil wird, auch eine rege Theilnahme für ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten unter allen ihren Gliedern zu erwecken und auf einer in diesem Sinne gebildeten Gemeindeeinrichtung die Grundlagen der künftigen Verfassung zu erbauen.“

Sollte aber die Gemeindeordnung wirklich die Grundlage der Verfassung für den ganzen Staat werden, so mußte sie wohl auch einheitlich für den ganzen Staat gelten. Da lag jedoch eine große Schwierigkeit; denn der preußische Staat bestand aus zwei, gerade für die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sehr verschiedenen Theilen: den

alten ostelbischen Provinzen und den westlichen, Rheinland und Westfalen.

Hier im Westen bestanden seit uralter Zeit große, kräftige Landgemeinden, während die Kolonistengemeinden des Ostens von Beginn kleiner und abhängiger gewesen. Der Unterschied hatte sich im Laufe der Zeit immer mehr gesteigert. Unter dem Junkerregiment des Ostens waren die Bauerngemeinden zu wenig leistungsfähigen Zwerggebilden verkrüppelt, daneben die Rittergüter wie Unkraut in die Höhe geschossen. Im Westen hatte die Revolutionszeit dieses Unkraut gründlich ausgejätet; mit wenigen Ausnahmen in Westfalen gab es dort überhaupt keine Großgüter mehr; und die Landgemeinden waren zu noch größeren und leistungsfähigeren Körpern vereinigt. Während es in diesen dichtbevölkerten Landen damals etwa 4000 bis 5000 Gemeinden gab, die ungefähr 1000 Bürgermeistereien und Aemter mit je mehreren tausend Einwohnern bildeten, standen ihnen im menschenarmen Osten etwa 25 000 Landgemeinden neben 15 000 Rittergütern gegenüber.

Ebenso groß wie diese thatsächlichen waren die rechtlichen Gegensätze. Der Westen kannte keinen rechtlichen Unterschied mehr zwischen Stadt und Land; die Bürgerrechte waren überall die gleichen. Jeder Einwohner war ohne Rücksicht auf Grundbesitz Mitglied seiner Gemeinde. Das Eigenthum war völlig frei; eine Patrimonialobrigkeit für Gericht oder Polizei erschien hier den Landleuten wie ein schnurriges Märchen aus alten Zeiten. Und seltsam! die Leute waren hier mit all' diesen Dingen, die ihnen die bösen Franzosen gebracht hatten, ganz außerordentlich zufrieden; so zufrieden, daß sie ganz rabiat wurden, als man bald nach der preußischen Besitzergreifung in Berlin Miene machte, sie von dem „fremden Recht“ zu erlösen und mit dem allein seligmachenden preußischen Landrecht zu beglücken. Selbstverständlich war dort dieser erleuchtete Gedanke von wohlwollenden Junkern eingegeben worden, etlichen versprengten Resten rheinisch-westfälischer Ritterschaft, deren rückwärts gewandte Sehnsucht man im Lande selbst als unschädliche Träumerei sonderbarer Käuze belächelte, während sie in Berlin von wahlverwandten schönen Seelen sehr ernst genommen wurde. Als man jedoch den einmüthigen Widerwillen der neugewonnenen Landeskinder bemerkte, zu deren geduldiger Artigkeit man überdies durchaus nicht das unbegrenzte Vertrauen hegte wie zu der unserer wohlerzogenen Ostelbier; als vollends die preußischen Beamten im Lande selbst fast ebenso einmüthig für das „fremde Recht“ eintraten, fand man doch die Trauben am schönen Rhein für altpreußischen Junkergeschmack zu sauer. Man ließ die Sache vorläufig fallen.

Jetzt sollte die von Hardenberg eingesetzte Kommission diese zwei verschiedenen Welten versöhnen. Ein schweres Stück; aber sie glaubte, es vollbringen zu können und dadurch die so nothwendige Einheit des neu zusammengefügten Staates dauernd zu festigen. Höheren Orts war freilich der Kommission die gemessene Weisung ertheilt, das ostelbische Rittergut als Blümlein Rührmichnichtan zu behandeln; sie verzichtete also mit einem Stoßseufzer auf die Eingemeindung desselben, indem sie die Hoffnung aussprach, daß nach Durchführung der gutsherrlich-bäuerlichen Regulirung auch hier das Nothwendige geschehen werde. Im Uebrigen ordnete sie die Landgemeinde in durchaus liberaler Weise; erweiterte den Kreis der vollberechtigten Gemeindeglieder bei voller Freizügigkeit; legte die Entscheidung der Gemeindeangelegenheiten in die Hand der Gemeindeversammlung oder gewählten Vertretung, die Schulzen und Schöffen unter staatlicher, nicht gutsherrlicher Bestätigung wählen sollte. Die patrimoniale Gerichtsbarkeit und Polizei ward, wo sie bestand, nur vorsichtig ein wenig beschnitten. Die Zwerggemeinden des Ostens sollten durch Vereinigung zu „Sammtgemeinden“ gekräftigt werden. Ueber diesen Gemeinden aber sollte sich der Kreis erheben, der im Sinne des oben erörterten Gensdarmerieedikts geordnet war, unter Wegfall des persönlichen Stimmrechts der Rittergutsbesitzer auf dem Kreistage, von dessen Mitgliedern sie viel mehr nur 1/3 wählen sollten, und unter Beseitigung ihres Rechts, den Landrath vorzuschlagen.

Diese letzten Bestimmungen waren es, gegen die sich der wildauflodernde Groll des Junkerthums unmittelbar richtete; in Wahrheit aber fanden sich alle diejenigen, die der politischen Freiheit feindlich waren, in der Feindschaft gegen jene Entwürfe zusammen, eben weil dieselben die Grundsteine zum Bau einer Staatsverfassung mit Volksvertretung legen sollten. Jetzt erst erfuhr der greise Staatskanzler, der in den zehn Jahren seines Regiments doch schon so manches in dieser Hinsicht erlebt hatte, was eigentlich die Junker in Preußen vermögen. Sie brachen ihm wegen dieser Entwürfe politisch das Genick. Es war dieselbe Klippe, an der schon Stein gescheitert war: Ausdehnung der Selbstverwaltung auf das platte Land, Aufhebung des Kreisfeudalismus und auf diesen festen Grundlagen eine Landesvertretung. So gering und ungenügend auch die Rechte dieser Volksvertretung bemessen werden sollten, die Hauptsache war doch, daß jene Entwürfe, in die That umgesetzt, den rückständigen Feudalismus unten gebrochen hätten. Damit wäre der Krebsschaden des preußischen Staatslebens ausgetilgt, die innere Einheit von West und Ost hergestellt und die Bahn organischer Entwicklung frei geworden. Für das spezifische Junkerthum war es also freilich wieder eine Frage um Sein oder Nichtsein. Und furchtbar rächte sich jetzt Hardenberg's behutsames Diplomatisiren, das den König in seinem herzlichen Widerwillen gegen alles, was irgendwie nach einer Konstitution aussah, nur bestärkt, die Freunde der Reform gestürzt hatte. Wie schadenfroh griffen die Feinde, die den Kanzler rings umgaben, die harmlosen Schlußworte seiner Verfassungsdenkschrift auf: „Und der Grundsatz werde aufrecht erhalten: salus publica suprema lex esto!“ Aha, klingt da nicht der Ton der Revolution, ihres comité du salut public durch? Der alte Jakobiner hat sich verrathen trotz all' seiner heuchlerischen Loyalitätsversicherungen. Als nun vollends ein höchst gemäßigt liberaler Schriftsteller den mißtrauischen Freunden den Werth der Hardenberg'schen Entwürfe klar macht, und das gefeierte Haupt der französischen Konstitutionellen, Benjamin Constant, der zu allem Unglück eine geborene Gräfin Hardenberg zur Frau hatte, die Schrift zustimmend herausgibt, da schallt unermeßlicher höhnischer Jubel der Junker. Der alte Kanzler mochte sich gegen die verhängnißvollen Lober noch so krampfhaft wehren, seine „Heuchelei“ war entlarvt, der König ihm endgültig entfremdet. Zwar blieb er noch im Amt, aber ohne jeden Einfluß. Und da er wenig später starb, empfing der König, kalt und unbewegt, wie er einst Stein entlassen, die Kunde vom Tode des Mannes, dem er außerordentliches zu danken hatte!

Der triumphirenden Junkerpartei war gerade damals ein Führer erstanden, der dem Throne noch näher stand als der intriguante Fürst Wittgenstein und selbst der Landwehrfeind Prinz Karl von Mecklenburg. Es war der Kronprinz, der damals zuerst entscheidend und in seiner Weise in die Staatsgeschäfte eingriff. Die Hardenberg'schen Entwürfe verschwanden im Schatten der Archive. Das Königswort von 1815 war eine peinliche, möglichst todt zu schweigende Erinnerung. An die Stelle moderner Staatseinheit trat der Partikularismus im Sinne der Stände von Lebus und Storkow. Unter dem Einflusse des Kronprinzen entstand das Gesetz vom 5. Juni 1823 wegen Anordnung der Provinzialstände.

Das sah nun freilich ganz anders aus, als die großgedachten Entwürfe der Stein-Hardenberg'schen Aera. Das Junkerthum hatte gesiegt und mit einem Schlage die Hoffnung des Volkes auf eine angemessene Vertretung in der Gesammtstaatsverfassung und die Hoffnungen der Landgemeinden auf eine zeitgemäße, sie von der Patrimonialgewalt befreiende Ordnung in Gemeinde und Kreis vernichtet. Statt von unten herauf bis zur einheitlichen Spitze den Bau aufzuführen, setzte man in der Mitte, bei den Provinzen an, die Staatseinheit geflissentlich zerreißend. Jede der damaligen acht Provinzen erhielt zunächst eine eigene Verfassung, d. h. feudale Stände; und diese regelten

dann jede für sich die Ordnung ihrer Kreise. Die war denn auch danach. In Provinz wie Kreis war Grundbesitz die Voraussetzung der Standschaft. Man hatte sorglich die alten Standeseintheilungen: Fürsten und Herren, Ritter, Städte, Landgemeinden wieder ausgegraben. Jeder Rittergutsbesitzer war persönlich geborenes Mitglied des Kreistags, während die Landgemeinden nur durch wenige Abgeordnete vertreten waren. In allen Provinziallandtagen zusammen führten die Standesherren und Ritter 253, die Städte und Bauern 215 Stimmen. Aber noch viel schöner war es auf den Kreistagen; da gab es alles in allem: 970 Stimmen der Städte, 975 der Bauern — gegen 10 000 (zehntausend) Stimmen der Ritter. Kein Wunder, daß die Junker diese schnurrigen Versammlungen für die schönste und vollkommenste Form der echten „teutschen" Volksvertretung erklärten. In Wahrheit hatte diese ganze Einrichtung nur eine gute Seite, daß nämlich die Provinzialstände herzlich wenig zu sagen hatten, sondern nur zu rathen, wenn sie gefragt wurden. Und die große Mehrzahl des einflußreichen Beamtenthums war denn doch zu klug und geschäftskundig, um nicht die Bedeutungslosigkeit dieser veralteten Körperschaften zu erkennen. Daran konnte selbst deren Schöpfer, auch als er König Friedrich Wilhelm IV. geworden war, bei all' seiner Vorliebe für seine ständischen Geschöpfe wenig ändern.

In der That sind die nächsten Jahrzehnte erfüllt von einem bald offenen, bald latenten Kampfe zwischen Junkerthum und Büreaukratie, ein Kampf, der ja noch heutigen Tages immer wieder ausbricht, sobald der Gegner Beider, der Liberalismus, einige Zeit außer Gefecht gesetzt ist. Der Reformaera war es nicht gelungen, die Junkerfrage in ihrem Sinne zu lösen. Die Reaktion schien sie nun in entgegengesetztem Sinne gelöst zu haben. Aber das war doch nur Schein; im Augenblick seines Sieges sah das Junkerthum einen neuen — oder eigentlich alten — unüberwindlichen Gegner vor sich. Denn zu lösen ist die Junkerfrage eben nur in einem Sinne, der Vernichtung des Junkerthums; gelingt dies nicht, so bleibt die Lage problematisch, weil das Junkerthum wohl die Entwicklung hemmen, aber eben wegen seiner wirthschaftlichen und politischen Rückständigkeit und seiner eigenen Entwicklungsunfähigkeit Fruchtbares selbst nicht schaffen kann. Die Leistungen der von den Junkern beherrschten Provinzial- und Kreisstände in all den Jahrzehnten waren von erstaunlicher Nichtigkeit. Alles, was Preußen in dieser ganzen Zeit positiv leistete, war das Werk der Büreaukratie ohne, ja meist gegen das Junkerthum. Hier hatte sich namentlich in den zweiten und dritten Stellen ein Stamm vorzüglichster Kräfte aus der Reformzeit erhalten; die klassischen Oberpräsidenten Schön und Vincke, Sack und Merkel machten Schule; unter mittelmäßigen oder nichtsnutzigen Ministern arbeiteten vielfach tüchtige oder bedeutende Geheimräthe, in der Finanzverwaltung kamen Männer aus diesen Kreisen auch an die leitende Stelle. Es war die Glanzzeit der preußischen Büreaukratie, die damals das folgenreichste Werk der ganzen Epoche, den Zollverein, schuf. Die tüchtige und verantwortliche Arbeit an den praktischen Aufgaben des modernen Staates brachte dieses Beamtenthum in einen natürlichen Gegensatz zu den zeitwidrigen und unfruchtbaren Ansprüchen der Junker und erhielt ihm eben dadurch lange einen frischen, liberalen Zug. Der Versuch, ohne ein freies politisches Leben und parlamentarische Einrichtungen die moderne Gesellschaft mit dem Staat zu verbinden und die Staatseinheit zu festigen, ist in jener Glanzzeit der Büreaukratie gemacht worden und — fehlgeschlagen. Es war die Probe auf das Exempel, das schon die Führer der Reform aufgestellt hatten.

Nicht ungünstig war jener büreaukratischen Entwicklung die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's III. gewesen. So wenig er seiner Natur nach der Mann der Reform im großen Stil war, so wenig war er doch auch der Mann der Reaktion im großen Stil. Nach den Jahren der gewaltigen Krisis, die für diesen Ordnungsfanatiker ganz besonders bitter waren nachdem die Existenz des Staates und der Krone gesichert schien, war die Aufrechthaltung der Ruhe und hergebrachten Ordnung seiner Staatsweisheit letzter Schluß. Wo sie gefährdet schien, ließ er oft mit harten, immer mit ängstlichen und kleinlichen Polizeimitteln eingreifen. Die Junker ließ er gern gewähren, so lange sie ihm die stets mißtrauisch betrachteten Reformpläne, deren Konsequenzen ihn als tiefgehende Neuerungen ängstigten, so schneidig vom Halse schafften. Aber so wenig, wie einen kräftigen Ruck nach vorwärts, liebte der König den Umsturz nach rückwärts. Er schwärmte weder für die politische Freiheit, noch für den mittelalterlichen Feudalismus. Wie seine enge, nüchterne Frömmigkeit von jeder äußern Aufdringlichkeit frei und pfäffischem Zelotismus durchaus abgeneigt war, so war sein politischer Konservatismus weit mehr abwehrend, als angreifend. „Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr", die Stabilität, Ordnung und Pünktlichkeit des kleinen Kasernendienstes war sein Ideal, das er in allen Zweigen verwirklicht zu sehen wünschte. Und wenn nun so in einer festen, der militärischen verwandten, büreaukratischen Ordnung sein Beamtenthum Tüchtiges leistete, so wußte er das zu würdigen und gegebenen Falls sogar wider die turbulenten Anmaßungen des Junkerthums zu schützen. Hier drohte ihm nicht, wie bei den Verfassungsplänen, die mit ängstlichster Scheu gemiedene Gefahr, in die Oeffentlichkeit hinaustreten zu müssen. Der König war das Gegentheil eines Redners; daß er das wußte und danach handelte, gereichte seinem Ansehen zu großem Vortheil; wie überhaupt seine aus Schüchternheit und bescheidener Selbsterkenntniß hervorgehende Zurückhaltung die Autorität der Krone weit über die persönliche Bedeutung ihres Trägers emporhielt und eine Pietät förderte, die in dem Fürsten, der doch nur die Schwelle des Greisenalters erreichte, schon lange den „alten Herrn" ehrte.

Wie seltsam wandelte sich das Alles mit dem Thronwechsel. Gleich in den Tagen der Berliner Huldigung suchte der Pietist und Hofgeneral v. Thiele dem alten Skeptiker Schön zu beweisen, „daß mit der Krone dem Könige Gott gleichzeitig die Rednergabe geschenkt habe. Er wollte mir die Sache so deutlich machen, als wenn dies Geschenk so, wie man sich am Geburtstage Geschenke macht, dem Könige zugekommen und dies das erste Wunder sei, welches Gott an dem Könige verübe!" Ach, es war ein schlimmes Wunder, diese Entsiegelung des königlichen Mundes; mehr als durch seine Thaten und seine Unthätigkeit hat Friedrich Wilhelm IV. durch seine Reden sich, der Krone und dem Staate geschadet. Und wieder bot jene Huldigung zu Berlin ein symbolisches Bild, da Ritterschaft und Geistlichkeit drinnen im Schlosse, Bürger und Bauern aber draußen vor der Thür standen, im Regen, dessen abkühlende Wirkung nicht beseitigt ward durch die Worte, mit denen der König seine pompöse Rede schloß: „und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!" Damals bereits begann ein gefährlicher Gegner, der schnoddrige Berliner Witz, seine Pfeile auf den König zu schnellen; jene stille Zurückhaltung, die unter dem alten Herrn auch die entschiedensten Feinde des Regierungssystems der Krone gegenüber beobachteten, und die, selbst wo sie nicht aus unbedingtem Respekt hervorging, doch den Eindruck unnahbarer Würde aufrecht hielt, war bald völlig hinweggeweht selbst in den politisch durchaus nicht oppositionellen Kreisen. Um so peinlicher berührte der in grellem Kontrast zu den gewohnten schlichten Formen in die Augen stechende anspruchsvolle Pomp, der tosende offizielle Jubel bei den häufigen Reisen, die über die wahre Stimmung täuschende, inhaltsleere Verherrlichung durch aufdringliche Liebediener. Bedenkliche Vergleichungen mit der vorangegangenen Regierung kamen zu den Ohren des Königs; doch er meinte, sein Vater, den er über alles Maß verehrte, habe sich durch die großen Thaten seiner Regierung das Recht erworben, bescheiden zu sein, welches Recht der thatenlose neue Herr nicht beanspruchen könne. Worte! Worte! Und von Anbeginn erzeugte diese Wortseligkeit, die durch keine Selbstzucht in Schranken gehaltene, wehrlose Hingabe an die Stimmung des Augenblicks politische Irrungen schlimmster Art. Bei der Königsberger Huldigung riß der Ton der

ganzen Feier, die geistige Strömung in der Stadt der reinen Vernunft den König mit sich fort, so daß noch einem Gespräch mit ihm selbst Schön entzückt ausrief: „der König ist liberaler als ich.“ Was aber dieser Königsberger Huldigungslandtag gefordert hatte und nach den Aeußerungen des Königs für anerkannt hielt, das war die Forderung des gesammten Liberalismus, die Erfüllung des Verfassungsversprechens von 1815. Leicht überzeugte der junkerliche Minister des Innern v. Rochow den König, daß er mit seinen schönen Reden das unmöglich gemeint haben könne. Es folgten offiziöse und offizielle Berichtigungen; auf beiden Seiten die Empfindung, getäuscht oder absichtlich mißverstanden zu sein. Die Aera der Mißverständnisse war eröffnet. — „So wuchsen mit einander auf der Unwille über seine Forderungen und die Geringschätzung wegen seiner Zugeständnisse,“ sagt Macaulay von Jakob Stuart an einer überhaupt sehr lesenswerthen Stelle.

Jene Kronprinzen-Opposition, die ihm bei Fernstehenden den Ruf der Freisinnigkeit erworben, richtete sich gerade gegen die beste Seite des alten Regime, die stille Emsigkeit der Büreaukratie. Sein auf alle Gebiete überspringender, in keinem heimischer Dilettantismus haßte instinktiv die Ordnung und Fachtüchtigkeit dieser „Schreiberkaste“. Sein Lehrer in der Staatswissenschaft war selbst ein arger Dilettant gewesen, der seichte Schwätzer und gesinnungslose Streber Ancillon, — „Angstillon“, wie ihn sein fürstlicher Schüler, der den gefährlichen Berliner Wortwitz selbst bekanntlich liebte und pflegte, treffend genannt hat. Aber wenngleich Unterricht und Umgebung viel an ihm gesündigt, die Wurzel des Uebels lag doch in der eigenen Natur, die so voll von Widersprüchen war, „daß im Könige kein A ohne ein ebenso entscheidendes non A ist“. Er fühlte sich seinem Vater gegenüber als ein moderner Mensch, und doch war er in seiner Welt- und Staatsanschauung von einer Rückständigkeit, die weit schlimmer wirkte, als die enge Nüchternheit des Alten; schlimmer als des Vaters schwungloser Beharrungstrieb war es, daß der Sohn zugleich für Freiheit, wie er sie meinte, und für den Feudalismus eines falsch verstandenen teutschen Mittelalters schwärmte. Seine ostentative Kirchlichkeit verband die Begeisterung für die auf der Autorität der Lehre beruhende Macht und den Glanz der römischen Herrscherkirche mit der Treue für den auf der Freiheit der Lehre beruhenden, Macht und Glanz — wenigstens im Prinzip — abweisenden Protestantismus. In überschwänglichen Worten hatte er den Staatskanzler Hardenberg seines Vertrauens, seiner Freundschaft und Verehrung versichert, kurz bevor er als Führer des Junkerthums ihn stürzte; und beide Male verfuhr er in seiner Weise ganz aufrichtig. Den alten Oberpräsidenten v. Schön, der in seinem „Woher und Wohin?“ die ihm arg verübelte Warnung ausgesprochen, daß die Zeit des patriarchalischen Regiments für immer vorbei sei, und den Vater des Wortes vom beschränkten Unterthanenverstand, den Minister des Innern v. Rochow, der jene Schrift polizeilich verfolgen ließ, wollte er gleichzeitig in politischer Wirksamkeit erhalten, wie er gleichzeitig einen Alexander Humboldt und das Pietistenkonventikel der Thiele, Stollberg, Gerlach mit seiner Freundschaft beehrte. Und wenn man in alledem die Bethätigung jener dynastischen Politik sehen möchte, welche geflissentlich die wichtigsten Bestrebungen staatlichen Lebens gegenseitig zu paralysiren sucht, so läßt sich eine solche Politik vielleicht mit der vorsichtigen Zurückhaltung nach Art des alten Königs durchführen, nimmermehr jedoch bei einem stets aggressiven, höchst persönlichen Hervortreten der Krone. Thatsächlich war es denn auch nicht der Ausfluß irgend eines planvollen politischen Gedankens, sondern eines dilettantischen Irrlichterirens hin und her.

Die Abneigung gegen das büreaukratische Wesen, die Friedrich Wilhelm IV. lebhafter, als es dem Könige ziemte, zur Schau trug, war freilich populär und zeitgemäß; aber was er an dessen Stelle setzen wollte, war unendlich zeitwidriger und unpopulärer, als die Büreaukratie. Wohl gefiel er sich darin, die Magistratspersonen der Städte mit güldenen Ehrenketten nach guten mittelalterlichen Vorbildern zu schmücken, aber von dem Geiste moderner Selbstverwaltung hatte er keinen Hauch verspürt. „Der Kronprinz möchte lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten, als ihren Lauf in die Ebene regeln“, so hatte einst sorgenvoll Gneisenau an Hardenberg geschrieben. Ach, und die Quellen, die er zu finden wähnte, waren falsche; denn auch des Königs historische Liebhaberei war dilettantisch verbildet, und was er im Sinn geschichtlicher Kontinuität schaffen wollte, das zeigte, von seinem ersten Werke, den Provinzialständen von 1823 bis zum letzten, dem Herrenhause von 1854, eine geradezu schreiende historische Unechtheit. Aber freilich — für das Junkerthum war das ein Monarch, an dem es Wohlgefallen hatte. Jetzt sollte der immer noch bestehende Dualismus von büreaukratischem Absolutismus oben und feudaler Libertät unten glücklich gelöst werden, indem nach der Demüthigung dieses noch von der Reform her liberal durchseuchten Beamtenthums die feudale Gliederung der Mediatobrigkeiten die Herrschaft der Edlen vom Rittergut her durch den ganzen Staat heraufführte. So ward jetzt von dieser Seite die Junkerfrage zuversichtlich wieder aufgenommen. Und wie bei jeder ihrer großen Aktionen, so führten auch diesmal die Ritter ihre natürlichen Bundesgenossen, die Heiligen, ins Feld. Immer enger zogen die Heiligen und die Ritter ihren Kreis um den unseligen Fürsten, ihn seinem Volke und seiner Zeit immer weiter entfremdend. Die Clique der pietistisch-orthodoxen Hofjunker bearbeitete den widerstandsunfähigen Geist ganz systematisch mit dem Zuckerbrot eines verstiegenen, mystischen Gottesgnadenthums, und der Peitsche einer pharisäisch zerknirschten Lehre von der Erbsünde und der Schwäche des Menschen in Gottes Hand. Unter solchen Einwirkungen ward das Unbegreifliche möglich; und die innere Zerrissenheit dieser problematischen Natur steigerte sich allmählich bis zur Zerrüttung. Hat so im tragischen Schicksal des Königs das „religiöse“ Moment eine verhängnißvolle Rolle gespielt, so verbitterten die Heiligen im Bunde mit den Rittern auch die öffentliche Stimmung ärger, als es durch rein politische Streitfragen geschehen wäre. Sie hielten einen Mann, der an anderer Stelle als vorzüglicher Beamter segensreich gewirkt hatte, Eichhorn, auf dem Platze des Kultusministers, wo er in Folge seiner persönlichen religiösen Richtung ungeheuren Schaden stiftete.

Den Ausgangspunkt für die Lösung der Junkerfrage im Sinne der Junker sollten die vielgeliebten Provinzial- und Kreisstände bilden, unter deren wohlwollender Fürsorge die ostelbischen Krebsschäden, die Selbständigkeit der Rittergüter und die patrimoniale Gerichtsbarkeit und Polizei all die Zeit hindurch fortgewuchert hatten. Wenn man bei der kläglichen Verkümmerung des ländlichen Gemeindelebens in Ostelbien sehnsüchtig auf den höher entwickelten Westen blickte, dann wurden die guten Leute wohl in einem Landtagsabschiede belehrt, daß sie gar nicht ahnten, wie glücklich sie seien, und wie unglücklich jener beneidete Westen, dem eine revolutionäre Gesetzgebung die köstlichen Grundlagen wahrhaft teutschen Kommunallebens, nämlich eben das selbständige Rittergut und die Patrimonialobrigkeit, grausam geraubt habe. Man las solche Kundgebungen kopfschüttelnd, wie man sich denn an bedenkliches Schütteln des Kopfes bei derartigen Gelegenheiten allgemach gewöhnte. Der Hof sprach eine Sprache, die das Volk, die der beste Theil des Beamtenthums einfach nicht mehr verstand. Als aber dann ein übermächtiges Rüstzeug der Kultur und des Fortschritts in jene mittelalterliche Gedankenwelt eingedrungen war, als der Eisenbahnbau auch an den preußischen Staat Anforderungen stellte, die nach dem Hardenberg'schen Gesetz von 1820 ohne Mitwirkung der Reichsstände nicht zu erfüllen waren, da entschloß sich der König zur Ausführung eines lang gehegten Planes, der mit einem Schlage seinen ständischen Lieblingen neuen, erhöhten Glanz verleihen und die unbequemen Verheißungen der Reformzeit durch scheinbare Erfüllung aus der Welt schaffen sollte. Das Patent vom 3. Februar 1847 berief den vereinigten Landtag, die feudalgegliederte Krönung des ständischen Gebäudes. Jedoch das

Schemen verjagte gänzlich vor den Anforderungen des praktischen Tageslebens. Inmitten dieser ständischen Versammlung triumphirten die Führer des bürgerlichen Liberalismus über die Vorkämpfer der Feudalen, über ihren Politiker Manteuffel wie ihren Heißsporn Bismarck. Gesteigerte Verstimmung auf allen Seiten war das Ende. Das „tolle Jahr“ 1848 zog heran. Nicht die Bureaukratie und noch weniger das Junkerthum hatte vermocht, die Staatsform der modernen bürgerlichen Gesellschaft auf die Dauer fernzuhalten. Was man nicht in organischer Gestaltung während eines halben Jahrhunderts hatte reifen lassen, das mußte im Wehen des Märzsturms improvisirt werden. Derselbe Fürst, der noch soeben in großen Worten das feudale Ständewesen gepriesen, das „konstitutionelle, konventionelle Verhältniß zwischen Fürst und Volk“ auf ewig von sich gewiesen hatte, ward — ein tragisches Geschick für ihn wie für das Land — der erste konstitutionelle König von Preußen. Aber die Junkerfrage — tritt nur in ein neues Stadium.

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Der gegenwärtige Stand der Währungsreform in Rußland.

Nachdem die Reform der Währungsverhältnisse in Rußland anfänglich einen vollkommen glatten und schnellen Verlauf genommen hatte, ist in letzter Zeit hierin insofern eine Aenderung eingetreten, als seit ungefähr einem halben Jahre immer wieder Gerüchte auftauchen, wonach sich diesem wichtigen Werke und namentlich seiner legislativen Erledigung so große Hindernisse in den Weg gestellt haben sollen, daß an eine gesetzliche Sanktion der Reform, an die Einführung des neuen Währungs- und Münzgesetzes vorläufig wenigstens nicht zu denken sei. Die Möglichkeit für die Entstehung solcher Gerüchte ist in dem Umstande gegeben, daß die Währungsreform, wie sie von Herrn v. Witte geplant ist, unter den einflußreichen Gesellschaftskreisen Rußlands thatsächlich zahlreiche Feinde hat. Deswegen darf man solchen Gerüchten jedoch noch keine allzu große Bedeutung beilegen; es ist klar, daß sie von interessirter Seite in die Welt gesetzt und verbreitet werden, und daß auf sie in vollem Umfange das Wort Anwendung findet, daß der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Im Uebrigen wird ein kurzer Ueberblick über die Reihe derjenigen Maßregeln, welche seit zwei Jahren schrittweise zur Anbahnung und Vorbereitung der Währungsreform getroffen worden sind, beweisen, daß die Gerüchte von einem „Vertagen“ oder „Aufgeben“ der Reform schon deshalb fast ganz bedeutungslos sind, weil man bereits viel zu viel geschaffen hat, um jetzt noch einfach zurückgehen zu können.

Ein solcher orientirender Rückblick dürfte daher in diesem Augenblick, wo wieder einmal von gewissen Seiten von einem Fiasko der russischen Währungsreform gesprochen wird, besonders angezeigt erscheinen.

Die vorbereitenden Maßregeln gingen von Anfang an nach drei verschiedenen Richtungen hin: es galt zunächst einen solchen Goldvorrath zu beschaffen, daß damit die Einlösung der Noten und die Versorgung des Geldumlaufs mit Gold auch thatsächlich möglich wurde, es war ferner derjenige Kurs, zu dem die Einlösung der Noten in Gold vor sich gehen sollte, herzustellen und dauernd festzulegen und es mußte endlich auch der Umlauf und der Gebrauch von Hartgeld, für welchen durch die Fixation des Kurses die Möglichkeit gegeben war, eingebürgert und so weit wie irgend möglich ausgedehnt werden.

In allen drei Richtungen sind nun bereits anerkennenswerthe Resultate erzielt worden.

Die Goldbeschaffung reicht bekanntlich bis in das Jahr 1887, also bis auf das Ministerium Wyschnegradski zurück, aber erst seit den Ukasen vom 9. Dezember 1894 und 3. März 1895 nahm sie ein rascheres Tempo an und erwies sich so augenfällig als eine die Währungsreform vorbereitende Maßregel, daß die Geschichte dieser Reform, rein äußerlich betrachtet, eigentlich überhaupt erst mit diesen beiden Ukasen beginnt. Der erstere derselben, durch welchen die Verrechnungen zwischen Reichsbank und Schatzamt bezüglich der während des Orientkrieges stattgehabten Notenemission definitiv geregelt und abgeschlossen wurden, erhöhte den für eine eventuelle Einlösung der Noten vorhandenen Goldvorrath von 210,4 auf 275,8 Mill. Rbl. Gold und der Ukas vom 3. März 1895 brachte ihn sodann durch Zuweisung aus den disponiblen Goldbeständen des Schatzamtes auf rund 375 Mill. Die Gesammtmenge der emittirten Noten belief sich damals auf 1 121,3 Mill. Rbl., wovon 1 046,3 Mill. die sogenannte „beständige“ und 75 Mill. eine „temporäre“ Emission bildeten. Letztere war durch einen gleichen Betrag von Gold besonders gedeckt und dem Notenumlauf stand somit nach dem 3. März 1895 ein Gesammtbetrag von 450 Mill. Rbl. Gold gegenüber. Durch den Ukas vom 1. Januar 1896 wurden sodann weitere 50 Mill. Rbl. Gold aus dem Besitz des Schatzamtes an den Einlösungsfonds überwiesen. Da es um diese Zeit bereits definitiv feststand, daß die Einlösung der Noten auf Grund eines Werthverhältnisses von 300 Rbl. Papier = 200 Rbl. Gold stattfinden würde, so war für die Noteneinlösung ein Goldfonds von 750 Mill. Rbl. vorhanden. Ein weiterer Ukas vom 13. Februar 1896 bestimmte darauf, daß die temporäre Notenemission allmählich nach Maßgabe der Lage des Geldmarktes eingezogen, das für dieselbe als Spezialdeckung dienende Gold aber mit dem Einlösungsfonds vereinigt werden solle. Dadurch wurde die Gesammtmenge der Noten auf 1 046,3 Mill. reduzirt, während andererseits der für die Einlösung vorhandene Vorrath unverändert auf 750 Mill. erhalten blieb. Lange Zeit hindurch fand dieser Befehl keine Ausführung und es schien bereits als sollte die letztere überhaupt unterbleiben. Neuerdings aber — durch den Ukas vom 4. Februar 1897 — ist nun thatsächlich der Anfang in dieser Beziehung gemacht worden, indem die Hälfte der temporären Emission — $37\frac{1}{2}$ Mill. Rbl. — eingezogen und vernichtet wurde. Gegenwärtig beläuft sich mithin der gesammte Notenumlauf auf 1 083,8 Mill. und man darf mit Sicherheit erwarten, daß über kurz oder lang noch eine weitere Reduktion bis auf 1 046,3 Mill. erfolgen wird, so daß sich eine Golddeckung von etwas über 70 Prozent ergeben würde. Wie bekannt, verfügt nun aber die russische Regierung noch über andere Goldfonds, welche sie ebenfalls für die Zwecke der Währungsreform heranziehen kann und zu einem Theile auch wohl thatsächlich heranziehen wird. Es würde zu weit führen, auf die Bildung und Ansammlung dieser anderen Goldvorräthe hier im Einzelnen einzugehen; es sei nur angeführt, daß ein Communiqué des Finanzministers vom 16. März d. J. die Gesammtsumme des Goldbesitzes der russischen Regierung (den Einlösungsfonds eingeschlossen) zum 8. März 1897 auf $1\,212\frac{2}{4}$ Mill. Rbl. Gold neuer Prägung angibt, so daß also die Noten bereits um circa 130 Mill. Rbl. überdeckt wären. Will man aber auch diese Ziffer nicht als ganz zutreffend gelten lassen, weil darin auch die im Ausland als Guthaben bei dortigen Bankiers befindlichen Goldposten eingerechnet sind, so ist trotzdem immer noch eine Ueberdeckung vorhanden, denn nach dem Bankausweis vom 1. April 1897 waren allein in der Reichsbank baar vorhanden: im Einlösungsfonds — 750 Mill., als Kassenbestand und an ausländischen Münzen und Barren — 156,8 Mill., im Depositum des Schatzamtes — 202,2 Mill., im Ganzen mithin 1 109 Mill. Rbl., oder um 25 Mill. mehr als der Notenumlauf zur Zeit beträgt. Die Frage der Goldbeschaffung darf somit gegenwärtig als im Wesentlichen gelöst betrachtet werden.

Die Herstellung eines festen, keinen Schwankungen mehr unterworfenen Werthverhältnisses zwischen Gold und Papier hat ebenfalls eine längere Geschichte und es ist genugsam

bekannt, wie sich Herr v. Witte bereits zu einer Zeit, als von einer Währungsreform noch kaum gesprochen wurde, bemüht hat, durch künstliche Mittel den unaufhörlichen Schwankungen der russischen Valuta vorzubeugen. Dank der Gunst der Umstände ist auch thatsächlich bereits in den Jahren 1893 und 1894 eine relative Stabilität der Valuta erzielt worden, wobei sich der Goldkurs in geringfügigen Schwankungen um den Satz von 150 Proz. bewegte. Nachdem dann in einem denkwürdigen Artikel der offiziellen „Handels- und Industriezeitung" vom 28. März 1895 klar und rückhaltslos ausgesprochen worden war, daß die Einlösung der Noten gegen Gold nur zu einem Kurs erfolgen könne, welcher dem thatsächlichen Werthverhältniß der letzten Jahre entspricht, schritt man dazu, diesen Kurs durch natürlichere und darum erfolgreichere Mittel festzulegen. Vom 25. Mai ab verkaufte die Reichsbank russische Goldmünze zum festen Preis von 148 Proz. und gleich darauf wurde bekannt gemacht, daß die Accisezahlungen für Zucker, Tabak und Naphta in Gold zu diesem Preis geleistet werden könnten. Im Herbst ward die letztere Bestimmung dann auf alle Accisezahlungen ausgedehnt und am 11. November endlich erschien eine Verordnung, wonach alle Staatskassen und diejenigen der privaten Eisenbahngesellschaften verpflichtet wurden, Goldmünze zum festen Satz von 148 Proz. in Zahlung zu nehmen. Um eine bequemere Umrechnung zu ermöglichen, ist dann der Goldkurs im November und Dezember 1895 schrittweise erst auf 149 und dann auf 150 Prozent erhöht worden, womit endlich das Verhältniß von 2:3 zwischen Gold und Papier erreicht war. Dadurch, daß die Reichsbank zu diesem Preis Goldmünze kaufte und verkaufte, daß sämmtliche Staatskassen dazu Goldmünze nahmen und gaben, war ferneren Werthschwankungen jeglicher Grund entzogen, und als die Bank am 10. August 1896 ankündigte, daß sie diesen Preis bis zum 31. Dezember 1897 unverändert aufrecht erhalten werde, erschien derselbe praktisch bereits endgültig festgelegt und die Stabilität der Valuta erreicht. Durch den Ukas vom 3. Januar 1897 ist nun aber auch die gesetzliche Festlegung erfolgt. Dieser Ukas, welcher überhaupt von grundlegender Wichtigkeit ist und — was ganz besonders hervorgehoben werden muß — bereits als eine theilweise legislative Erledigung der Währungsreform erscheint, bestimmt, daß die bisherigen russischen Goldmünzen, also ein „Imperial" im Gewicht von 12,902 g und ein „Halbimperial" im Gewicht von 6,451 g, beide zu $^{900}/_{1000}$ fein, in unveränderter Weise weitergeprägt, jedoch mit der Werthangabe „15 Rubel" und „$7^1/_2$ Rubel" versehen werden sollen. Diese neuen Goldmünzen haben also den $1^1/_2$ fachen Nennwerth der alten und stehen daher mit dem Papierrubel al pari. Es besteht mithin kein Werthunterschied mehr zwischen „Goldrubeln neuer Währung" und Papierrubeln. Die Ausprägung von Goldmünzen nach dem Gesetz vom 17. Dezember 1885, welche bereits im Jahr 1896 nicht mehr stattgefunden hat, ist nunmehr natürlich definitiv eingestellt. Dagegen scheint die Prägung der neuen Goldmünzen bereits jetzt einen sehr ansehnlichen Umfang erreicht zu haben, obwohl mir eine genaue Ziffer über die Höhe der Ausprägung vorläufig nicht zu Gebote steht. Selbstverständlich beziehen sich alle Bestimmungen, die vor dem 3. Januar 1897 für die Ausgabe und die Annahme von Gold erlassen waren, auch auf die neuen Münzen und für die Reichsbank ergibt sich daraus die Konsequenz, daß sie, wie sie früher Gold verkauft und gekauft hat, nunmehr einfach neue Goldmünzen gegen Noten und Noten gegen Goldmünzen umtauscht. Damit ist nun die Einlösbarkeit der Noten wenigstens praktisch hergestellt und die Einlösung geht auch in der That ungehindert von Statten.

Bei den Bestrebungen, welche auf die Herstellung eines Hartgeldumlaufs gerichtet waren, muß man zunächst zwischen der Einbürgerung von Silber und derjenigen von Gold unterscheiden. Dem Silber ist in dem neuen russischen Münzsystem allerdings nur eine untergeordnete Rolle zugedacht: es sollen damit die Einrubelnoten verdrängt und die Kanäle des Kleinverkehrs versorgt werden. Auf diesem beschränkten Gebiet hat sich das Silber aber mit vollem Erfolg eingebürgert, seitdem erst ein genügender Münzvorrath zur Verfügung gestellt war und seitdem sich die Regierung im Herbst 1895 öffentlich verpflichtet hatte, ein Disagio des Silbers, welches ja thatsächlich längst bestand und noch besteht, nicht zuzulassen, sondern die vollwichtige Silbermünze stets zu ihrem Nominalwerth in Zahlung zu nehmen. Dadurch war jede Befürchtung in Bezug auf künftige Werthschwankungen beseitigt und die Silberrubel sind seitdem eine beliebte und gern genommene Münze geworden und haben gewiß auch eine günstige Wirkung im Sinne der Gewöhnung der Bevölkerung an den Gebrauch von Hartgeld gehabt. Ganz anders liegt der Fall mit den Goldmünzen. Hier fehlte bis in die letzte Zeit hinein das wichtigste Moment, welches beim Silber längst gegeben war, die Sicherheit hinsichtlich der künftigen Werthgestaltung dieser Münzen. Solange aber die Befürchtung vorhanden war, daß der Werth der Goldmünzen sich ändern könne, konnten die auf Einbürgerung dieser Münzen gerichteten Bestrebungen naturgemäß auch nur einen sehr mangelhaften Erfolg haben. So sehen wir denn auch, daß bis in die letzte Zeit hinein der Verkehr sich weigerte, Gold aufzunehmen, obgleich bereits durch das Gesetz vom 8. Mai 1895 gestattet worden war, Geschäfte aller Art ausdrücklich auf Goldrubel abzuschließen. Im Juli 1895 versuchte die Reichsbank diese Bestrebungen durch die Einrichtung von Kontokorrenten in Goldrubeln, auf welche sie 2 Proz. Zins vergütete und durch die Ausgabe von sogenannten Depositenquittungen zu fördern, welche jederzeit einlösbare Goldnoten repräsentirten. Aber auch diese Bemühungen waren zunächst erfolglos und erst seit dem Herbst 1896, nachdem der Goldkurs von 150 Proz. auf fast anderthalb Jahre festgelegt worden war, trat hierin ein Wandel ein und das Gold, namentlich aber die Depositenquittungen, die übrigens zu Anfang dieses Jahres wieder eingezogen worden sind, und die Cheks auf Goldkontokorrente begannen sich nun in wachsendem Maße im Verkehr einzubürgern. In allerletzter Zeit, seitdem die neuen Goldmünzen zur Ausgabe gelangt sind und die Werthrelation dadurch auch gesetzlich festgelegt ist, macht die Einbürgerung auch von Goldmünze immer raschere Fortschritte, wobei namentlich die Bestimmung sich als außerordentlich wirksam erweist, daß sämmtliche Beamtengehälter soweit als möglich in Goldmünze gezahlt werden und daß die Reichsbank, sowie auch die großen privaten Banken Darlehen nicht anders als zu einem gewissen Theil in Goldmünze verabfolgen. Ein großer und definitiver Erfolg wird sich jedoch auf diesem Gebiet wohl nicht eher erzielen lassen, als bis mit der Einschränkung des Notenumlaufs Ernst gemacht worden ist.

Ganz neuerdings ist endlich noch ein sehr bedeutsamer Schritt durch den Erlaß von neuen Regeln über die Ausprägung von Goldmünzen für private Rechnung gethan worden, nachdem kurz vorher ein Ukas vom 30. Januar 1897 den Schlagschatz auf 2 ‰ ermäßigt hatte. Indem diese Regeln den Münzhof verpflichten, den Zolotnik (4,266 gr.) Feingold mit $5{,}50\,^{1087}/_{1029}$ Rbl zu berechnen (die Ausprägung erfolgt selbstverständlich in den neuen Münzen), während bisher der Zolotnik Feingold mit $3{,}67\,^{337}/_{1089}$ Rbl. bewerthet wurde, wird die Werthrelation von 2:3 auch hier definitiv festgelegt und die in Rede stehenden Regeln bilden mithin eine werthvolle Ergänzung und Vervollständigung des Ukas vom 3. Januar 1897. Zur gesetzlichen Einführung der Goldwährung in Rußland fehlt hiernach nur noch die formale Bestimmung, daß die Münzeinheit des russischen Reiches, „der Rubel" durch den 15. Theil einer Goldmünze repräsentirt wird, welche 11,6118 gr. Feingold enthält.

Im Vorstehenden habe ich versucht, Alles zusammenzustellen, was auf dem Gebiet der Reform der Währungsverhältnisse thatsächlich schon geleistet worden ist. Selbstverständlich kann Niemand behaupten wollen, daß damit bereits Alles gethan sei, aber man wird doch zugeben müssen, daß ein sehr großer Theil der Arbeit in der That schon jetzt geleistet ist. Man hat einen für die Währungsreform unter allen Umständen ausreichenden Goldvorrath beschafft;

die sogenannten Kreditbillete, die bisher das einzige Zahlungsmittel des Landes bildeten, sind endgültig auf dem Werth fixirt worden, den sie bereits seit Jahren thatsächlich inne gehabt haben und man hat ein diesem Werth der Noten angepaßtes neues Münzsystem eingeführt, welches auf der Goldwährung basirt. Gegen die neuen Goldmünzen, welche mit den Noten al pari zirkuliren, geht die Einlösung der letzteren wenigstens praktisch ungehindert von Statten. Von besonderer Wichtigkeit erscheint es aber, daß man auf diese Weise einen Zustand geschaffen hat, bei dem die Bedeutung einer jeden Opposition auf ein Minimum zusammenschrumpft. Da es ausgeschlossen ist, daß es irgend einer Opposition gelingen könnte, das bereits Erreichte wieder zu Nichte zu machen, so könnte dieselbe schlimmsten Falles nur dazu führen, daß die allseitige gesetzliche Erledigung der Reform noch auf einige Zeit aufgeschoben werden muß. — vorausgesetzt, daß eine solche überhaupt schon für die nächste Zeit in Aussicht genommen war. In solchem Falle aber wird, wenn nicht politische Verwicklungen eintreten und wenn sich das gegenwärtige günstige Verhältniß zwischen den auswärtigen Forderungen und Verbindlichkeiten nicht sehr empfindlich ändert, der augenblickliche Zustand mit Sicherheit dazu führen, daß sich allmählich ein ungehinderter Goldumlauf einstellt. Damit wäre dann aber die Währungsreform so weit vorbereitet, daß es sich bei der „gesetzlichen Erledigung" derselben in der That nur noch um die nachträgliche Sanktion eines de facto längst bestehenden Zustandes handeln würde.

St. Petersburg, Mai 1898.

Theodor Buck.

Stadtverwaltung und Civildienst-Reform in den Vereinigten Staaten von Amerika.

I.

An dem Rathhause der durch ihre altehrwürdige Harvard-Universität mehr als durch sonstige Vorzüge bekannten Stadt Cambridge in Massachusetts liest man folgende Inschrift: „Gott hat den Menschen Gebote gegeben; nach diesen Geboten haben die Menschen sich Gesetze geschaffen, unter denen sie leben wollen. Es ist ehrenvoll und rühmenswerth, dem Volke dadurch zu dienen, daß man diese Gesetze getreulich anwendet. Wenn die Gesetze nicht durchgeführt werden, so wird das Volk nicht gut regiert." Fürwahr, ein stolzer Spruch! Und glücklich das Land oder die Stadt, wo die Regierenden im allgemein anerkannten Rufe getreulicher Anwendung und Durchführung der Gesetze stehen. Immerhin eigenthümlich muß Einen aber eine solche Inschrift an dem Stadthause einer amerikanischen Stadt berühren; nicht daß es da im Allgemeinen an der Einsicht fehlte, wie richtig der Inhalt jener Inschrift ist; im Gegentheil; aber Hand in Hand mit dieser theoretischen Ueberzeugung geht die allgemeine Meinung dahin, daß die Verwaltung der amerikanischen Städte ein wunder aber, wie manche sogar glauben, der wundeste Punkt im Organismus der öffentlichen Verwaltung ist; ein Bewohner jener guten Stadt Cambridge, Professor Francis G. Peabody, drückte das erst vor Kurzem so aus: „Eine gute städtische Verwaltung bei uns ist nur ein glücklicher Zufall."

An der Berechtigung solcher allgemeinen Meinung zu zweifeln, liegt für den fremden Beobachter keine Veranlassung vor; und auch die Gründe dafür, warum die Dinge so liegen, sind unschwer zu entdecken.

Einer der Hauptfehler ist ein organisatorischer; es gibt zwar in den Vereinigten Staaten kaum zwei Stadtverfassungen, die auch nur in allen wichtigen Einzelheiten städtischer Organisation übereinstimmen, es ist daher ungemein schwer, ein einheitliches Bild der Verfassung amerikanischer Städte zu entwerfen.*) Ein Mangel aber ist wohl in allen Staaten der Union gleichmäßig zu finden, daß nämlich eine klare Grenze zwischen Staats- und Stadtbefugnissen nicht gezogen ist. Nirgends ist wie in Deutschland den Städten ein bestimmt abgegrenzter Wirkungskreis zugewiesen, innerhalb dessen sie, lediglich unter Kontrole eines höheren — staatlichen — Verwaltungskörpers, selbständig handeln können. In den meisten Fragen, wo deutsche Städte das Selbstbestimmungsrecht besitzen, wie z. B. bei der Aenderung des Wirkungskreises einzelner Behörden innerhalb einer Stadtverwaltung, der Aufnahme städtischer Anleihen u. s. w. hat jedesmal die Staatslegislatur nicht nur mitzusprechen, sondern ausdrücklich und endgültig zu bestimmen. Natürlich kann aber die Staatslegislatur von den Verhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Städte und Städtchen weder die nöthige Kenntniß noch auch das erforderliche Interesse dafür besitzen, und läßt sich in ihren Beschlüssen vielfach von den Abgeordneten der betreffenden Städte leiten, die ihrerseits politischen Einflüssen unterliegen, nicht immer die besten Elemente ihrer Stadt vertreten und daher auch nicht selten ihre eigenen Interessen oder die ihrer Partei denen ihrer Vaterstadt voranstellen. Es ist daher eine häufige Erscheinung, daß die Mehrzahl der Bürger einer Stadt, ja selbst die Häupter der Stadtverwaltung, mit dem für die Stadt gegebenen Gesetze gar nicht einverstanden und deshalb in der Ausführung des Gesetzes, wenn irgend angängig, recht lässig sind.

Eine Erschwerung der Führung der städtischen Geschäfte ist überdies neuerdings dadurch eingetreten, daß in mehreren der größeren Städte, z. B. in Boston, die an sich die Polizeiverwaltung besitzen, die Leiter der Polizei (meist ein aus drei Personen bestehendes „board of police commissioners") vom Gouverneur des Staats ernannt werden, so daß der höchste städtische Exekutivbeamte, der Mayor, keine Gewalt über diejenigen hat, die die Durchführung der Gesetze zu erzwingen haben. Der Grund dafür, gerade die Besetzung dieser Stellen dem Volke zu entziehen, war die Meinung der Anhänger der Mäßigkeitsbewegung, die Temperenzgesetze würden von einer städtischerseits eingesetzten Polizeiverwaltung nicht streng genug durchgeführt werden, theils auch der Wunsch der im Staate herrschenden Partei, die Polizeigewalt, die für ein wirksames politisches Werkzeug erachtet wird, nicht unter Kontrole der die Stadt Regierenden zu lassen, die häufig genug ihre politischen Gegner sind; so ist z. B. die Regierung sowie die Mehrheit des Senats und Repräsentantenhauses des Staates Massachusetts zur Zeit republikanisch, die Verwaltung der Hauptstadt Boston dagegen ganz in den Händen der Demokraten.

Ein weiteres Erschwerniß für eine gute Stadtverwaltung ist die Hineintragung der nationalen Politik in die städtische Verwaltung. Bei der Wahl der Beamten wie der Stadtverordneten wird weniger nach der Tüchtigkeit und Fähigkeit des Betreffenden als nach seinem politischen Glaubensbekenntniß, ob Republikaner oder Demokrat, gefragt; selbst verständige Männer, die sonst Einsicht und Urtheilsfähigkeit erkennen lassen, werfen zur Wahlzeit kühle Ueberlegung zur Seite und lassen sich einreden, daß Straßenreinigung, Feuerwehr, Kanalisation mit nationaler Politik irgend etwas zu thun habe, und daß es patriotisch sei, ihrer Partei durch die Krisis durchzuhelfen, die immer eigens für solche Wahlperiode konstruirt wird. Darin haben bis jetzt die übereinstimmenden Aeußerungen der angesehensten Publizisten, wie Seth Low, Charles Levermore und James Bryce nichts zu ändern vermocht; ungehört verhallt ist die oft citirte sarkastische Bemerkung eines Mannes wie John Fiske in seinem „Civil government": „Einen städtischen Beamten deshalb zu wählen, weil er Republikaner oder Demokrat ist, ist ungefähr ebenso vernünftig, wie ihn zu wählen, weil er an Homöopathie glaubt oder eine Vorliebe für Chrysanthemum hat." Und auch das Motto der „People's muni-

*) Eine Schwierigkeit, die seinerzeit schon James Bryce bei Abfassung der Kapitel über Stadtverfassung in seinem berühmten Werke „The American Commonwealth" nicht überwinden konnte.

cipal league of New York" und anderer derartiger Vereine: „Municipal government is business, not politics" (Eine Stadt verwalten heißt: städtische Angelegenheiten besorgen, nicht Politik treiben) hat noch nicht allzu viele anzulocken vermocht.

So kommt es, daß im Wesentlichen nur Berufspolitiker, die sich hervorthun wollen und ihre Thätigkeit in der städtischen Verwaltung lediglich als Vorbereitung für spätere politische Wirksamkeit in der Staatslegislatur oder im Kongreß der Union betrachten, oder gar solche Elemente, die ihre Stellung nur zur Förderung ihrer persönlichen Interessen auszunützen gedenken, in städtische Aemter gewählt werden. Politische Gegensätze bringen sie dann dazu, die Durchführung von Maßregeln zu verhindern, die sie sonst als dem Interesse der Gesammtheit förderlich anerkennen müßten, oder Beschlüsse zu fassen oder zu unterstützen, die sie selbst als gemeinschädlich erkennen. Auf alle Fälle haben sie es dahin gebracht, daß die besseren bürgerlichen Elemente es in der Regel verschmähen, sich in die städtische Verwaltung wählen zu lassen. Es ist interessant zu beobachten, daß bei uns, wo weder Politik noch Eigennutz und Unredlichkeit in städtischen Angelegenheiten die Rolle spielen wie in Amerika, schon wiederholt Klagen über die zunehmende Abneigung der angesehensten Bürger gegen die aktive Betheiligung an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten laut geworden sind; und es wird auch bei uns an der Zeit sein, auf Mittel zu sinnen, wie man Männer von allgemeinem Ansehen in größerer Zahl als bisher den städtischen Aemtern zuführen kann.

Daß der Vorwurf der Bestechlichkeit ganz offen gegen einzelne Mitglieder der städtischen Verwaltung, insbesondere gegen aldermen und Stadtverordnete, erhoben wird und allgemeinen Glauben findet, gehört nicht zu den Seltenheiten. Insbesondere wird die Willfährigkeit, die großen Privatkorporationen (Gas-, Elektrizitäts-, Straßenbahn-Gesellschaften) gegenüber bei der Vertheilung von Berechtigungen („franchises") bewiesen wird, vielfach auf Bestechungen zurückgeführt. Jetzt, wo die Steuerlast fast überall eine außerordentlich drückende geworden und insbesondere das Grundeigenthum sehr hoch besteuert ist, fängt man an einzusehen, wie thöricht es früher gewesen, Berechtigungen für die Anlegung von Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerken, Straßenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen ganz ohne oder nur gegen lächerlich geringe Entschädigungen auf lange Zeit aus der Hand zu geben. Man beklagt mit Recht, daß man sich eine solche gute Einnahmequelle hat entgehen lassen und noch obendrein gezwungen ist, z. B. für Gas und elektrisches Licht sehr hohe Preise zu zahlen. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen das Streben, Beleuchtungs- und sogar auch Transport-Angelegenheiten in städtische Verwaltung zu nehmen, immer mehr um sich greift. Die Wasserwerke sind schon jetzt zum größten Theil — in 101 von 160 Städten mit über 20000 Einwohnern — in städtischem Betriebe. Die Stadt Boston hat auf diesem Gebiete eigenen städtischen Betriebes neuerdings einen weiteren Schritt gethan, indem sie eine vollständige Druckereieinrichtung angekauft hat und ihre sämmtlichen Drucksachen selbst herzustellen gedenkt; es ist dies der erste Versuch einer städtischen Druckerei in den Vereinigten Staaten, und die Stadt verspricht sich nicht unbedeutende Ersparnisse durch den eigenen Betrieb. Wie weit diese Erwartungen berechtigt sind, wird sich erst nach einiger Zeit überschauen lassen, und auch dann nur, wenn — wie jetzt von verschiedenen Seiten behauptet wird — die Druckeinrichtung nicht viel zu theuer bezahlt worden ist. Im Uebrigen geht das Streben der amerikanischen Städte viel weniger auf eigenen Betrieb als auf die Erwerbung des Eigenthums und demnächstige Verpachtung der Anlagen unter städtischer Aufsicht und Kontrole und gegen entsprechende Abgaben. Ein derartiges Beispiel bietet wiederum Boston, das, um die belebtesten Geschäftsstraßen von dem übermäßig angewachsenen Straßenbahnverkehr zu befreien, in eigener Regie mehrere Straßenunterführungen (subways) erbaut hat, in denen die bis zum Eingang oberirdisch betriebenen Straßenbahnwagen auf 1—2 Kilometer unter dem Straßenniveau laufen und dann dahin zurückkehren; diese Anlage hat sie dann unter der Bedingung der Erhaltung im unversehrten Zustande, freilich auf die bedenklich lange Zeit von 20 Jahren, aber auch zu Bedingungen, die die Verzinsung und Amortisation der Anlagekosten sichern, an die Straßenbahngesellschaft verpachtet, so daß die Stadt thatsächlich dies wichtige Werk schließlich umsonst bekommt. Es ist dies ein Problem, das früher oder später auch in unseren großen Städten, besonders bei stärkerer Zunahme des oberirdischen elektrischen Betriebes der Straßenbahnen, zu einer Lösung drängen wird.

Die Schwierigkeit für eine gute städtische Verwaltung liegt in den Vereinigten Staaten aber nicht nur in den Personen, sondern auch in den Einrichtungen; und da hat sich insbesondere eine Einrichtung schlecht bewährt, die schon im nationalen politischen Leben des amerikanischen Volkes zu Klagen Anlaß gegeben, wenn sie auch in nothwendigem Zusammenhang mit dem Wesen der Demokratie steht, nämlich die Häufigkeit der Wahlen und damit auch des Wechsels in den leitenden Aemtern. Heutzutage geht freilich ein entschiedener Zug auf die Verlängerung der Wahlzeit, insbesondere der Bürgermeister und der von diesen zu ernennenden Beamten, auf 2, 4, ja selbst 5 Jahre, ebenso wie in der Regierung der Union sich z. B. das Streben nach Beibehaltung der Unterstaatssekretäre (assistant secretaries) auch bei einem Wechsel der politischen Partei in der Herrschaft immer mehr geltend macht; indessen ist bei Weitem überwiegend alljährliche Wahl mit der naturgemäß damit verbundenen Aufrührung der Parteileidenschaften. So werden im Staate Massachusetts Mayor, Aldermen und Common Council (Stadtverordnete) in jedem Jahre neu gewählt, und, obwohl ein Zwischenraum von einem Monat zwischen den ebenfalls alljährlich stattfindenden Wahlen für die Staatslegislatur, den Gouverneur u. s. w. und denen für die städtischen Stellen liegt, so ist doch der Einfluß der staatlichen und nationalen Politik auf die städtischen Wahlen ein sehr bedeutender. Wenn dabei auch ein Theil der Stadtverordneten häufig wiedergewählt wird, so wechselt doch die politische Mehrheit und die Person des Stadtoberhaupts sehr oft. Offenbar muß unter einem solchen häufigen Wechsel die Verwaltung sehr leiden, und die Ausarbeitung weitreichender Projekte, die planmäßige Vertheilung der Kostenlast auf eine Reihe von Jahren und die sorgfältige, allmähliche Ausführung beschlossener Arbeiten wird zum Mindesten außerordentlich erschwert. Hier erscheinen bei angestelltem Vergleich die Vorzüge der Verwaltung europäischer Städte in hellem Lichte, und die amerikanischen Publizisten verfehlen nicht, so wenig sie auch einer bloßen Nachahmung europäischer Methoden das Wort reden, übereinstimmend auf die Vorzüge der Ständigkeit der Verwaltung, der langen Wahlzeit der leitenden Beamten und der Mitwirkung unbezahlter Bürger im Ehrenamt, die zugleich als Gegengewicht gegen die Routine der Büreaukratie dient, hinzuweisen. Mit besonderer Genugthuung liest der Berliner Bürger die regelmäßig wiederkehrende Bezugnahme der ersten Sachverständigen auf das Beispiel und Vorbild gerade der Berliner Stadtverwaltung, die eine wirkliche Selbstverwaltung sei, viel wirksamer und zugleich viel demokratischer als die von Newyork oder Philadelphia.

Es wäre indessen ungerecht, nicht zu erwähnen, daß die meisten amerikanischen Städte, zumal die größten, in ihrer Verwaltung auch mit einer besonderen Schwierigkeit zu kämpfen haben, nämlich mit der unverhältnißmäßig großen Zahl Eingewanderter, die nach den bestehenden Gesetzen ziemlich schnell das aktive Wahlrecht erlangen, an politischer Bildung wie überhaupt an Kenntniß der Verhältnisse jedoch meist recht arm, auch nur im Besitz geringer Geldmittel und aus allen diesen Gründen geeignetes Material in den Händen politischer Drathzieher sind. Wenn man bedenkt, daß in Boston, einer Stadt von rund 500000 Einwohnern, etwa 15000 Italiener, über 5000 russische und polnische Juden, fast ebensoviele Skandinavier, ferner eine große Anzahl Portugiesen und neuerdings auch Armenier, wohnen, fast alle dem Arbeiter- und kleinen Handelsstande

angehörig, mit großer Familie, der Landessprache unkundig, mit geringen, bald aufgezehrten Geldmitteln, häufig arbeitslos oder mit nur geringem Verdienste, so begreift man, welche Schwierigkeiten die vielen Ausländer einer städtischen Verwaltung bereiten können. Ein statistischer Nachweis läßt sich leider dafür nicht erbringen, aber es ist für Boston z. B. unzweifelhaft wahr, daß der größte Theil der Ausgaben der öffentlichen Armenpflege wie der privaten Wohlthätigkeitsvereine für Ausländer, unter denen übrigens auch viele Irländer sind, verbraucht wird.

Ungerecht wäre es ferner nicht zu erwähnen, daß schon manche Schritte, und nicht ohne Erfolg, zur Beseitigung der Uebelstände gethan worden sind. Mehr als 60 „Municipal reform clubs“ und Vereinigungen mit ähnlichen Namen und Zielen haben in vielen Städten der Union seit Jahren eine kräftige Agitation entfaltet, um das Interesse der Bürger an einer Besserung der städtischen Verwaltungen zu erwecken, und Männer wie Carl Schurz, Seth Low u. a. haben sich mit Eifer in den Dienst dieser guten Sache gestellt. Die neuere publizistische Litteratur der Amerikaner ist überreich an Schriften über Munizipalreform, und insbesondere die Universitäten, die erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit das Verwaltungsrecht pflegen, beschäftigen ihre Schüler ausgiebig mit Arbeiten über städtische Verwaltungsfragen. Indessen, wie Alfred R. Conkling, der selbst die schlimmsten Zeiten der Korruption in Newyork als Alderman und als Mitglied der Staatslegislatur miterlebt hat, einmal sagt, ist der Durchschnitts-Amerikaner zu geduldig und läßt sich zu viel gefallen, er erträgt ruhig alle möglichen Mißbräuche in der Stadtverwaltung; und deshalb machen die Reformen zwar sichere, aber doch nur langsame Fortschritte. Einen solchen Fortschritt stellen bis zu einem gewissen Grade die „Corrupt practices Acts“ dar, wie sie in einigen wenigen Staaten, z. B. in Massachusetts im Jahre 1893, erlassen sind. Diese suchen den gröbsten Mißbräuchen bei den Wahlen auch den städtischen, dadurch entgegenzuarbeiten, daß von den Gewählten ziemlich genaue Rechenschaftsablegung über die von ihnen verbrauchten Wahlunkosten verlangt und dem district attorney (Staatsanwalt) strengste Verfolgung aller etwa entdeckten Bestechungen und anderen Gesetzesverletzungen zur Pflicht gemacht wird.

Den weitaus größten und bleibenden Vortheil für die Verbesserungen der Stadtverwaltungen hat aber die Civildienstreform gebracht, auf die erst jüngst in Nr. 24 der „Nation“ Professor Evans in seinem Aufsatze: „Ein amerikanischer Landwirthschaftsminister“ kurz hingewiesen hat. Es ist gewiß auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse, einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieser Reform zu werfen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Boston. Gustav Herzfeld.

Casa dei Vetti.

Das Haus der Vettier zu Pompeji ward im vorigen Jahr, als wir es besuchten, von Führern und Fremden vorzugsweise noch als das „neue Haus“ bezeichnet. Nicht nur, weil es das zuletzt ausgegrabene war, sondern mehr, weil es dem Auge des Besuchers ein neues Bild bot, ein anderes, als alle sonstigen Gebäude der Stadt. Bisher pflegte man das Beste, was hier gefunden wurde, in das Museo Nazionale zu Neapel zu bringen. Die Wandgemälde wurden mitsammt der dicken Schicht von Kalkstuck, auf welche sie gemalt sind, von den Wänden losgelöst, die schon überreichen Säle der antiken Malereien dort noch zu bereichern; die Statuen, die Bronzen und Marmorwerke, die Lampen, Vasen, Münzen, reihte man den entsprechenden Sammlungen von Gegenständen ihrer Art ein. Ein kleines Museum am Orte selbst, in zwei schmalen Zimmern neben dem Eingang an der Porta Marina aufgestellt, enthält geringere Bruchstücke, Reste von verkohlten Lebensmitteln, Gipsnachbildungen von den Holztheilen an Schränken und Thüren und jene schauerlich ergreifenden Abgüsse nach den gefundenen Leichen, in den Verrenkungen des Todeskampfes, wie der Aschenregen die Flüchtenden getroffen, zu Boden geworfen und erstickt hat. In den dachlosen Häusern von Pompeji blieben die Wände stehen, die Säulen, hier und da ein Fußbodenmosaik, eine muschelbelegte Brunnennische, ein Farbenrest. Der Gelehrte mochte sich zu den leeren Räumen in verschiedenen Museen verstreut die Hausgeräthschaften und die Kunstwerke zusammensuchen, um sich in Gedanken das Bild der Stadt heraufzurufen, wie sie einst gewesen ist. Dem Laien blieb es eine melancholische Ruine, der die Farbe, das Leben fehlte. Jetzt aber, wo man in den meisten Alterthümersammlungen darauf ausgeht, die Gegenstände nicht in schematischen, todten Reihenfolgen an den Wänden hinzustellen, sondern mit sämmtlichem dazu gehörigen Geräth, ja womöglich bis auf die Figuren der einstigen Bewohner in ihren Trachten, jetzt sah man es ein, daß hier vor Allem eine Aenderung nöthig sei. Denn wo wäre wie in Pompeji die ganze Umgebung, der Himmel, der Hintergrund und die Stimmung, die in der Luft liegt, in jedem Wechsel von Licht und Schatten, so sehr dazu angethan, uns das Bild versunkener Zeiten wieder lebendig werden zu lassen!

Wir hatten in Neapel von Anfang der Woche an Regen gehabt, so konnten wir am Donnerstag erst dazu kommen, nach Pompeji hinauszufahren. Der Donnerstag ist bekanntlich ein halber Feiertag in Italien, viele Schüler haben frei, wie bei uns früher am Mittwochnachmittage, und alle Sammlungen, die dem Staat gehören, stehen ebenso wie am Sonntag dem Publikum unentgeltlich geöffnet. Uns war das durchaus nicht erwünscht. Denn an solchen Tagen pflegen gerade die besonderen Sehenswürdigkeiten, kleine Kunstwerke, Münzkabinette, neu Erworbenes, desto strenger verschlossen zu bleiben. Aber ein Permeß, der uns auf eine liebenswürdige Empfehlungskarte des Professor A. Holm, Verfasser der Geschichte Siciliens, im Museum zu Neapel sofort ausgestellt wurde, bewirkte zum Glück, daß auch die am strengsten an diesem Tage sonst verriegelt gehaltenen Pforten für uns sich aufthaten.

So sahen wir denn die Straßen der Stadt belebt von Menschen; Italiener und Fremde spazierten auf den schmalen Bürgersteigen des gleichen Weges mit uns, andere kamen uns entgegen, in Trupps und einzeln standen sie und studirten an den Häuserecken die modernen Bezeichnungen und daneben, eingeritzt und gemalt, Wahlaufrufe, Anzeigen von Auktionen und Verkäufen und Spöttereien, die dort noch zu lesen sind, wie zu der Zeit als Pompeji lebte. Man wandert durch die todten Straßen und sieht die Wagenspuren zur Seite, die Trittsteine an den Uebergängen, die Brunnen an den Wegkreuzungen und guckt hinein in die halboffenen Verkaufsläden mit den Oelmühlen, den steinernen Fleischbänken, den Einrichtungen für Garköche und Weinverschleißer. Unter dem schwülgrauen Himmel steht fern der Vesuv und eine unsägliche Traurigkeit erfüllt die Luft. Da thut das Forum sich auf, die Tempelsäulen ragen zerbrochen und dachlos empor in den Himmel. Und auf den Stufen zum Heiligthum des Jupiter sitzen Engländer, die ihr mitgebrachtes Frühstück vergnügt verzehren. Es überfällt uns wie ein Grauen mitten am lebendigen Mittag vor der weiten, schweigenden Stadt, die aus dem Grabe halb auferstanden. Diese Menschen und auch wir selber, wir erscheinen wie Schemen, die kein Recht haben an der Stätte jener zu wandeln, denen die Häuser, die Tempel, die Plätze, denen die Bäder und die Theater wirklich gehören.

Am Ende der geraden langen Straßenreihen, da wir eine Zeitlang still dahin gewandert waren, kamen wir in das Haus der Vettier. Da steht und liegt noch alles am Platze, wie es war am Morgen jenes 24. August des Jahres 79 nach Christi, als der Regen von Lapilli, von Asche und Steinen die Stadt vergrub. Wir sind allein hier als Bevorzugte in diesen Räumen. Nur ein paar von den freund-

lichen Kustoden stehen umher, unseres Winkes gewärtig, gleichsam wie zu unserer Bedienung. Und der herzbedrückende Bann, den die Stadt bisher auf uns übte, fällt von uns ab und wir spüren etwas von der sonnigen Lebensfreude, die in diesen Wänden daheim war, die von den Malereien derselben noch übergeht auf den Beschauer.

Es müssen Männer mit echt künstlerischem Gefühl und voll von Liebe zu allem, was schön und heiter ist, gewesen sein, die einst die Ausstattung dieses Hauses anordneten. Nach zwei hier gefundenen Siegeln, welche die Aufschrift A. Vetti tragen, nimmt man an, daß die Familie der Vettier dies Haus bewohnte, wahrscheinlich reiche Freigelassene, die schon von etlichen Wahlprogrammen her den Forschern bekannt sind. Ob jene zwei Siegel sich zur Zeit auch in dem Hause selbst befinden, kann ich nicht sagen, ich sah sie dort nicht, las nur die Inschriften in dem ausführlichen Bericht von A. Mau in Band XI der Mittheilungen des Archäologischen Instituts zu Rom.

Der Gelehrte entdeckte in dem Mauerwerk noch zum Theil vorrömische Arbeit, er weiß von einem Wiederaufbau des Hauses vor dem Erdbeben von 63 und er unterscheidet an den Malereien eine ältere Periode von größtem Reichthum, feinster Ausführung der Details und eine um weniges neuere, die ihre Werke „auch mit Geschick und Fleiß, aber mit etwas derberem Geschmack und ohne jene Feinheit der Einzelheiten“ geschaffen hat. Wir untersuchten so genau nicht, freuten uns nur an dem reizenden Anblick.

Denn vom ersten Schritt an, wenn man durch den schmalen Eingang, der unserem heutigen „Windfang“ nicht unähnlich ist, in das Atrium tritt, ist man entzückt. Ein tiefes, viereckiges Becken, das Impluvium, aus welchem wohl einst ein Springbrunnen aufstieg, bildet die Mitte des Raumes, die zahlreichen Eingänge zu den Alae, der Küche, der Treppe, durchbrechen die Wände. Und an den schmalen, dazwischenstehenden Mauerstreifen spielen Kinder und Amoretten, balgen sich, reiten auf Ziegen und Panthern, schleppen Amphoren herbei und Blumenguirlanden wie zur Schmückung des Hauses. Diese Fresken sind, um in dem offenen Raume bleiben zu können, unter Glas wohl verwahrt und zum Theil vortrefflich erhalten. Rechts und links stehen noch zwei eiserne Kisten, genau wo sie standen, die Bronzeornamente und die Nägel zeigen in ihrer grünlich verwitterten Färbung freilich die Spuren der Jahrhunderte und des Schuttes, in dem sie vergraben lagen, seit hier der Hausherr seine Klienten empfangen mochte und die Einnahmen, die sie ihm brachten, in den festen Truhen aufhäufte.

Doch an diesen stummen Zeugen der alten Zeit, an den Wandmalereien vorüber, sind die Blicke schon hinausgeeilt in den nächsten, sonnigen Raum. Durch drei weite Thüröffnungen mündet das Atrium auf das quer dahinter liegende Peristyl. Der Umgang desselben ist bedeckt, so wie er damals gewesen sein mag. Der Architrav, auf dem das moderne Dach ruht, trägt die alten Ornamente, die mit weißem Stuck überzogenen kannelirten Säulen stehen wieder aufgerichtet mit ihren Akanthuskapitälen, die an Windungen und Eierstäben die Spuren der bunten Bemalung zeigen. Sieben Säulen sind's in der Breite, vier an den Schmalseiten, die den offenen Hof umgeben. Da drinnen hat man frischen Rasen angelegt, von dunkleren niedrigen Buchsbaumrändern in Felder getheilt. Es blühen die Rosen, die Kamelien, auf dem lichtgrünen Teppich in der Mitte stehen weiße Marmortische auf Löwenfüßen, schlanke, epheuumwundene Säulchen mit Doppelhermen des Silen und einer Bacchantin, des Bacchus und der Ariadne und im Viereck rings umher auf Postamenten flache Schalen und Statuetten in Marmor und Bronze. Wer denkt noch daran, wie viel wohl zerstört ward, wo so viel Schönes noch geblieben! Freilich eines fehlt: das Wasser. Die Röhren sind da, die es durch das ganze Haus geleitet haben. Man sieht sie noch bei vielen der kleinen Statuen; da, die zwei gefesselten Buben hatten unterm Arm verborgen das Rohr, bei jenen zwei anderen Knäbchen in Bronze waren die Gänse, die sie tragen, die Wasserspender; bei dem liegenden Kind geht die Leitung durch den Hasen, den es sich ans Ohr hebt. Als all diese Strahlen sich trafen und kreuzten, als aus dem Krug, den der Bacchus dort in der Hand hält, aus den Schnäbeln der zwei Tauben, die der etwas weichliche junge Paris von der Jagd heimbringt, aus dem Schlauch, den der Satyr herbeischleppt, die Tropfen mit leisem, klingendem Fall in die runden und eckigen Marmorschalen sich ergossen, die zwischen je zweien und zweien der kleinen Statuetten stehen, und dann, wenn der Wind hereinkam, in allen Regenbogenfarben von der Sonne erglänzend seitwärts auf den Rasen spritzten, auf die blühenden Büsche und Sträucher — das gab wohl ein noch schöneres Bild. Jetzt sind die Fresken mit Landschaften, mit Medusen- und Okeanosköpfen, die Reliefs täuschend nachahmen, an den Wänden des Umgangs dahinter, halb zerstört, und wunderliche, moderne Menschen, die ihren Bädecker und den Photographieapparat bei sich tragen, wagen es, unter dem Portikus zu wandeln. Aber eine Spur von Phantasie nur gehört dazu, man denkt sich die beiden Kustoden hinweg, man denkt sich selber fort, vor allem — und die Wasser spielen wieder und an der Hermensäule dort lehnt der Hausherr in der Toga, mit seinen Künstlerfreunden berathend, welche Verschönerungen er noch in dem Garten, der sein Stolz ist, anbringen könnte.

Von den Statuetten, deren ursprünglich zwölf, — je eine in den Ecken und zwei an jeder Seite, — innerhalb des Säulenumgangs gestanden haben müssen, sind übrigens neun nur hier an Ort und Stelle gefunden und wieder aufgerichtet worden. Man nimmt an, schon das Erdbeben von 63 habe die jetzt fehlenden zerstört. Und es braucht uns nicht zu wundern, daß sie bis zur Verschüttung der Stadt nicht ersetzt waren, in wie vielen vornehmen italienischen Häusern könnte es heute noch so geschehen! Ich entsinne mich, wie einmal in der Nähe von Palermo ein schöner junger Graf auf dem Treppenabsatz in dem berühmten Palast seiner Familie lächelnd uns sein Hündchen zeigte, wie es übermüthig zwischen Glasscherben umhersprang, die dort noch von einem Gewitter her lagen, das etwa vierzehn Tage vorher eingeschlagen hatte.

Das Erdbeben von Pompeji war freilich sechzehn Jahre früher als die Verschüttung der Stadt. Dennoch fand man etliche Fragmente und zwei Marmorstatuetten, die augenscheinlich zu jenen im Peristyl gehören, bei der Ausgrabung noch in der Küche. Auch sonst ist in dieser alles unverändert geblieben. Da gibt es auf dem Herd zwei Dreifüße und den eisernen Rost und Kessel und Tiegel, der Deckel des einen ist durch ein Scharnier an dem Henkel befestigt. Daneben lehnen die bekannten thönernen Vorrathsamphoren für Wein oder Oel. Es fehlt nur, daß der Koch aus seinem Zauberschlaf erwache, wie es der in Dornröschens Schloß that, um die halbgekochte Mahlzeit zu beenden und anzurichten.

Aus dem Portikus des Peristyls tritt man links in das Triclinium, das die vorzüglichsten der größeren Gemälde enthält: Herkules als Kind, die Schlangen erwürgend; Pentheus, ein schöner Jüngling, der in die Knie gesunken um Gnade fleht und um ihn her die Bacchantinnen und Mänaden, wild bewegte Gestalten mit leichten wehenden Gewändern, im Begriff, den Frevler, der ihre heiligen Feste belauschen wollte, zu zerreißen, zu steinigen, mit ihren Fackeln und Thyrsusstäben ihn zu verwunden. Und dann das dritte Bild zur Rechten von dem Eintretenden, eines, das man bisher nicht gemalt sah und doch sehr gut kennt: die Gruppe des farnesischen Stiers. Zwei Jünglinge, Zethos und Amphion, sind im Begriff, gegen ihre Feindin Dirke die Strafe anzuwenden, die diese über ihre Mutter Antiope zu verhängen gedroht hat; sie binden die sich Sträubende einem wilden Stier an die Hörner, daß er sie über Stock und Stein durch das Gebirge des Kithäron zu Tode schleife. Das Wandbild enthält nur den aufspringenden Stier in der Mitte, der übrigens zum Theil arg zerstört ist, die beiden halbnackten Athletengestalten der rächenden Brüder und vor ihnen am Boden, das Gewand schon vom Oberkörper hinabgestreift die erhobenen hilflosen

Arme mit den Stricken umwunden, die jammernde Dirke. Es fehlen die zuschauende Antiope, der bekränzte Berggott, und all das Beiwerk an Gethier und Geräthen, das an der großen Marmorgruppe noch angebracht ist. Fehlt es, weil der Maler für seinen Raum es nicht brauchen konnte und das Interesse des Beschauers allein auf die Haupthandlung richten wollte? Oder weil ihm ein anderes Vorbild als dem Bildhauer vor Augen stand, das wir heute nicht mehr kennen? Und wer war der Maler, der in den Mittelgemälden dieser Wände so leidenschaftlich bewegte Szenen, mit naturwahrer Beobachtung von Licht und Schatten darzustellen verstand? — Nur wieder einer der zunftgemäßen Dekorateure, die in der kleinen Landstadt die Zimmer und Hallen so gewohnheitsmäßig gemalt haben sollen, ungefähr wie jetzt ein Tapezier seinen Kleister hinstreicht, um die fertigen Tapeten aufzukleben? Oder ein Künstler, den Aulus Vettius von Rom sich herbeirief, oder ein Grieche?

Ein zweites Zimmer, das ebenfalls vom Peristyl ausgeht, zeigt Gemälde von anderer Hand und anderem Charakter: „nicht heftige Bewegungen, sondern die ruhige Nebeneinanderstellung der Figuren, die überhaupt in den pompejanischen Wandmalereien bevorzugt wird; kein Realismus, noch viel weniger Uebertreibung, vielmehr typische Idealgestalten und eine ruhigere, gleichmäßige Beleuchtung ohne starke Kontraste“. Die Hauptbilder in der Mitte der drei, mit den bekannten leichten, frischfarbigen Grotesken geschmückten Wände stellen Dädalus und Pasiphae, Bacchus und Ariadne, und dem Eintretenden gegenüber die Bestrafung des Ixion dar. Aber der aufs Rad Geflochtene gibt uns nicht ein abschreckendes Schauspiel, wie mittelalterliche Märtyrerbilder; Ixion selbst ist Nebensache auf dem Gemälde, man sieht nur seitwärts ein Stückchen vom Rade, nicht viel mehr als Arm und Nacken des Geräderten. Die Hauptperson ist rechts von der Mitte die thronende Juno, die mit majestätisch sanfter Ruhe ihr gekröntes Haupt auf den Arm stützt, dem Beschauer mild lächelnd entgegenblickend, während neben ihr ihre liebliche Dienerin Iris und der dunkelfarbige muskulöse Hermes sie auf das eben vollzogene Strafgericht hinweisen.

Es mündet aber auf das sonnige Peristyl zwischen diesen und anderen Gemächern noch eins, — der Oecus, Haupt- und Prachtsaal des antiken Hauses, und der schönste, den man bisher in Pompeji fand. Eine lustige, leichte gemalte Architektur von Säulen und Säulchen, von Kandelabern, Hermen, Vasen und Blumenguirlanden gliedert die Wände. Dazwischen liegen Masken, schweben Vögel, sieht man spielende Kinder, weibliche tragende Figuren. Und wieder löst sich alles auf in ein graziöses Spiel von Ranken, Linien, die einzelnen Felder einrahmend und theilend. Die obere Wandhälfte zeigt das bekannte, leuchtende Roth, in der mittelsten von jeder der fünf Abtheilungen, welche die Breite, jeder der drei, welche die Schmalseiten des Saales einnehmen, fehlen die größeren Gemälde, die gewöhnlich sich sonst dort befinden. Nägel und Spuren von Klammern lassen vermuthen, daß solche nicht auf die Mauer selbst, sondern auf eine eigene Platte oder Unterlage gemalt, mehr nach der Art unserer heutigen Tafelbilder, einst hier angebracht waren.

Am Sockel stehen in schmalen, hohen, schwarzen Feldern ernste Frauengestalten, zum Opfer schreitend, und finster dreinblickende Amazonen mit Schild und Schwert zum Kampf bereit. Ueber diesen und unterhalb der rothen Wandfelder zieht sich ein doppelter Fries mit Eroten und geflügelten Psychen hin. Aehnliche spielende Knaben und Mädchen in allerlei Verrichtungen des täglichen Lebens fand man häufig in Pompeji; im Atrium dieses selben Hauses an den schmalen Wänden zwischen den Thüren freuten wir uns schon an ihrer liebenswürdigen Darstellung. Aber so schön wie hier, von einer solchen Weichheit der Farbe, Feinheit der Bewegung und Modellirung in den nicht viel mehr als handgroßen Figürchen, waren sie nirgend, so gut nirgend erhalten. Da sind zuerst auf schwarzem Grund die kleinen Mädchen mit Schmetterlings- und Fledermausflügeln, in leichten Gewändern, die je zu breien Blumen pflücken. In Ermangelung einer besseren Bezeichnung nennt man sie Psychen. Man denke nur nicht deshalb, sie gehörten alle demselben zart übersinnlichen Geschlecht an, das ein Bild unserer Menschenseele sein soll. Diese kleinen Flügelfräulein sind von sehr realer Art und durchaus nicht alle ein und desselben Standes. Sie erscheinen bald wie Kinder, rundlich und harmlos bei ihrem Spiel, bald als schlanke, zierliche, junge Mädchen, einmal gar erkennt man deutlich die vornehme Dame, in würdevoller Kleidung mit reichem Mantel. Zu verwöhnt, um sich viel zu bücken, hat sie sich auf eine der hohen Korbvasen — Kalathos — gesetzt, hält den runden Henkelkorb, den wir heute noch haben, auf ihren Knien, und so sich ein wenig zur Seite beugend, bricht sie mit graziöser Handbewegung vom nächsten Busch eine Blüthe ab. Die Dienerinnen, die sie begleiten, sind leichter gekleidet und minder bequem; eine kniet am Boden, ihren Kalathos zu füllen, die andere scheint, tief sich vorüberneigend, den Strauch vollends plündern zu wollen, zu dem sich auch ihre Gebieterin wendet. In gleicher Linie mit diesen Psychendarstellungen sieht man nach in der Mitte jeder Wand eine kleine mythologische Szene. Man deutet dieselben als Orest und Pylades vor Thoas; Apoll, der nach der Erschlagung des Drachen Typhon zum Siegesgesang seine Leier rührt, während der Stier schon zum Dankopfer bereit steht und Agamemnon vor der Dianensäule anstatt Iphigeniens die Hirschkuh darbringend.

Um ein wenig darüber, gerade recht in Augenhöhe, umzieht nun den Saal der Erotenfries. Alle die Spiele und Gewerbe, die sie treiben, hier herzuzählen, genau zu schildern, wie es A. Mau in seinem streng wissenschaftlichen Bericht thut, wie sich die Amoretten beim Kränzebinden und Verkaufen, beim Oelhandel, als Goldschmiede in ihrer Werkstatt, beim Weinkeltern, beim Weinverkauf zwischen den vollen Krügen und beim Festmahl lagernd benehmen, das führte zu weit. Einzelne Szenen sind mir als besonders liebenswürdig und vollendet erinnerlich: zuerst die Zeugwalkerei oder Färberei. Links in einer Art von länglich viereckigem Zuber mit hohen Schutzwänden an den beiden Schmalseiten stehen zwei nackte Erotenknaben, eifrig dabei beschäftigt, das Zeug zu stampfen, von dem ein ganzer Haufen noch vor dem wunderlichen Behältniß am Boden liegt. Eine hohe Amphora lehnt daneben, wie man sie in den Weinlagern findet, vielleicht mit Wein zur Stärkung der Tuchwalkerknechte, vielleicht auch mit der schon gemischten Farbe. Der nächste kleine Mann hat auf einem Tischchen den Stoff vor sich liegen und hebt vorsichtig mit beiden Händen die obere Lage ein wenig auf, wie um ihn zu lüften, oder zu trocknen, daß keine zu festen Brüche entstehen. Ein anderer bearbeitet mit der Bürste den fertigen Stoff, der von einem großen Trockengestell in voller Breite niederhängt. Dieser hohe Zeugständer, mit den festen, auf breiter Plinthe stehenden und mit einem architravartigen Aufsatz versehenen Seitenwänden bildet die Mitte der Darstellung und der bürstende kleine Amor, den man in seinem kurzen, gegürteten Röckchen nur vom Rücken aus sieht, zeigt in jedem Glied, in der ganzen Haltung, mit welchem Ernst er die wichtige Arbeit verrichtet. Von einem niederen Strohschemel hat sich der nächste Flügelknabe erhoben, nackt und rund und rosig geht er mit kleinen, ängstlichen Schritten nach rechts hin, ein Tuch auf beiden Händen tragend. Es ist der Raum, in dem sich die Handlung begibt, nicht näher bezeichnet, doch stellt man sich unwillkürlich vor, er brächte das kostbare Gewebe hier von der Fabrik in den Verkaufsladen hinüber. Denn da sitzen auf einer Art von Estrade zwei Flügelfräulein, die mit äußerster Aufmerksamkeit die eine ein rothes, die andere ein dunkelfarbiges Stück Stoff betrachten. Wie fein ist nicht die Armhaltung beobachtet, mit welcher die Erste ihr Tuch in beiden Händen hochhebt und es prüft, ob in dem zarten Gewebe kein Fehler, keine schlechte Webstelle sich finde. Und ihre Genossin, wie blickt sie sich über den Stoff auf ihren Knien, als ob sie gerade sich daranmachen wollte, falsche schadhafte Stelle auszubessern. Gegenüber auf einer ähnlichen, um zwei Stufen erhöhten Estrade sitzt auf hübsch geschweiftem Sessel, das Bild ab-

schließend, noch eine zierliche Psyche, die das gekaufte Tuch auf ihrem Schoß zusammenfaltet. Und so vollendet ist die Bewegung jeder dieser kleinen Figuren, daß man über ihr Thun nicht eine Sekunde zweifelhaft ist, ja man redet sich ein, an Haltung, Kleidung, Kopfform unterscheiden zu können, wie z. B. die beiden, die den Stoff so genau sich ansehen, zur Fabrik gehören, Stopferinnen oder Ladenmädchen sein müssen, während gegenüber das Dämchen allein auf dem höheren Podium sitzend, eine vornehme Dame ist. Auch im Goldschmiedladen ruht auf einem Stuhl mit weichem Kissen, die Füße auf einem breiten Schemel, die Käuferin, vor der ein nacktes Amorettchen auf der Goldwage den Schmuck noch abwägt; beim Oelverkauf sieht sich eine andere — hinter ihr die fächertragende, wartende Sklavin, mit Fledermausflügeln — sehr genau, mit der Kopfneigung der Kurzsichtigen, die Oelprobe an, die ihr der geflügelte Verkäufer eben in seinem Löffel hinreicht.

Und nun an der rechten Wand in der Mitte, das Bild eines Wettrennens. Vier niedrige, zweirädrige Bigae mit Antilopen bespannt, statt der Pferde. Die erste muß soeben das Ziel erreicht haben, die Thiere gehen in würdevollem, gemessenem Schritt, der Amor steht in stolzbefriedigter Siegerhaltung auf seinem Gefährt, im rechten Arm die Peitsche, auf der linken Schulter, halb an seinen Flügel gelehnt, das Palmblatt, das er als Preis gewann, mit einem Stengel, der viel länger ist als er selbst. Das leichte Gewandstück, das shawlartig ihm von den Schultern herabhängt, ist grün, seine Genossen haben rothe, weiße und blaue Schärpen, es sind die Farben, die im Cirkus so oft das Volk in leidenschaftliche Parteiungen gespaltet haben, und den Grünen, die in Rom, die noch Jahrhunderte später in Byzanz so viele Male den Sieg davontrugen, ihnen ward auch hier die Führung im Amorettenwettrennen zuertheilt. Der zweite mit der rothen Schärpe ist jämmerlich zu Fall gekommen, so nahe am Ziel; von seiner Biga ging ein Rad ab, eins der Thiere ist in die Knie gebrochen. Mit aller Gewalt zügelt der nächste sein Gespann, daß es nicht über den Vordermann hinwegstürmen soll; der vierte, der zur Partei der Blauen gehört, ruft ihm etwas zu und lenkt die Antilopen zur Seite; ein dickes Kerlchen dieser letzte, mit einem plebejischen Stulpnäschen, wohl ein ehrsamer Herr Gastwirth oder Weinhändler, wie sie auch jetzt noch beim Trabrennen zu sehen sind.

Zur Zeit, da der Saal unversehrt stand, wurden diese Kinderfriese wohl nur als ein Bruchtheil der gesammten Dekoration betrachtet. Jetzt sind sie die Hauptsache, das, was einem in dem Hause als das Schönste zuletzt gezeigt wird, das, wozu man immer wieder zurückkehrt, an das man zuerst denkt, wenn nur der Name der Vetti genannt wird.

Es gibt aber genug noch des unausgegrabenen Terrains, wer weiß, ob nicht in der Zukunft mehr so schöner Fresken, vielleicht gar schönere noch gefunden werden. Ein paar Schritte von dem neuen Hause sind sie jetzt wieder bei der Arbeit. Da sieht man erst wie hoch die Schicht von Asche, Staub und Steinen ist, die auf der Stadt als Schutzdecke liegt. Man steigt zu dem augenblicklichen Grabungsgebiet auf Treppen hinauf; die obere Wandfläche eines Zimmers, dem wie allen anderen in Pompeji jede Dachbedeckung mangelt, ragte schon frei heraus; auf Leitern arbeiteten zwei Maler daran, mit Schabeisen und Bürste die letzte Kruste von gelbbrauner Asche herunterzukratzen. Als wir näher kamen, nahm der eine einen feuchten Schwamm und fuhr damit über die ganze Wand hin, daß wir sie deutlicher sehen sollten. Und die tiefrothe Grundfarbe leuchtete heller und die springenden Hirsche und die Tauben, die in der Mitte gemalt waren, erglänzten frisch und unversehrt, als wäre der, der sie uns zeigte, der Maler, der sie soeben geschaffen, nicht nur ein Wiederhersteller, der sich bemühte, von den Resten ein Bruchstück möglichst gut zu erhalten.

Und wieder ein wenig weiter, da kam von einem Hügel herunter ein Zug von Knaben und von Männern, die trugen alle auf ihren Schultern Körbe mit Schutt. Ihre Gestalten hoben sich ab gegen die violett-bläuliche Bergmasse des Vesuv, die den Hintergrund des Bildes füllt. Was er auf die Stadt an einem einzigen Tage hinabspie, das schaffen sie nun schon seit vielen Jahren Tag für Tag mühselig fort. Der Aufseher steht oben, seine muskulöse Gestalt ragt in den Himmel. Nun kommen sie wieder zurück, laufend, erleichtert, die Erdmassen sind ausgeleert in die Karren der kleinen Bahn, die sie fortschaffen soll. Droben werden ihre Körbe neu gefüllt und die Träger schreiten wieder gebückt, schwer athmend, einer hinter dem anderen her, den steilen Abhang des Schuttberges hinunter. Man denkt unwillkürlich: hätte doch einer der alten Maler von Pompeji auch dies Bild noch sehen und von Eroten dargestellt, die verschiedene Art und Haltung der Arbeiter, das Aufladen, das Lastenschleppen, uns auf seine Weise noch malen können, dort an den Wänden im Festsaal der Vetti.

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Anselm Heine: Novellen.*)

Drei Novellen auf dreihundert und einigen Seiten; außerdem in Zeitschriften verstreut, einige wenige Arbeiten, die nicht viel und die zum Theil so gut wie nichts bedeuten; das ist Alles, was unter dem oben bezeichneten Namen bisher veröffentlicht worden ist. An Umfang wenig und an Inhalt nichts was als „neue Kunst“ ausgerufen werden könnte; weder Naturalismus, noch Symbolismus, noch Realismus, noch Occultismus predigen diese Novellen mit verwegener Zunge; sie sind wirklich nicht zur „Moderne“ zu rechnen, obgleich sie nach meinem Geschmack keineswegs unmodern ist.

Die Abwesenheit aller Excentrizität und aller Bizarrerie und alles Experimentirens, um neue Ausblicke in nie gesehene Gefilde zu eröffnen, ist das charakteristische dieser Novellen. Das heißt, es fehlt ihnen eigentlich das Requisit, durch das man die Augen auf sich lenkt.

Die Excentrizität, die Bizarrerie und das Experiment, die die „Moderne“ in so hohem Grade charakterisiren, sind manchmal interessant, dann, wenn sie der Ausdruck sind für eine eigenartige Begabung, die eigenartiger Mittel des Ausdrucks bedarf; wie selten trifft man hierauf; sie sind aber meist ganz uninteressant, weil sie nichts sind als ein greller, gesuchter und verrenkter Aufputz, der den „Künstler“ und seine Bewunderer darüber täuschen soll, daß er eigentlich nichts als die triviale Langeweile zu bieten vermag. Wie vieles der „Moderne“ ist Talentlosigkeit und Trivialität, die hausbacken bleiben, obgleich sie durch irgend welche Kapriolen die Weihe einer wunderbaren Eigenart erhalten sollen, und die Augen ganzer Gemeinden auch manchmal auf sich ziehen. Von uns, die wir die Kunst durch die Jahrtausende hindurch genießen und nach Neuem ewig lüstern bleiben, konnte man treffend sagen:

L'ennui du beau nous fait aimer le laid;

Ja nicht nur das Häßliche, selbst das Langweilige sind wir bereit kurzweilig zu finden und zu lieben — natürlich nur eine Zeit lang — und vorausgesetzt, daß diese Langeweile mit der Prätention auftritt, von einer ganz neuen, nie dagewesenen und vor allem durchaus modernen Art zu sein. Sieht man näher zu, dann freilich findet man oft, daß zu irgend einer Zeit jene, die immer den Ton angaben, es auch schon einmal als ein Zeichen verfeinerten und fortgeschrittenen Geschmackes erachtet haben, sich auf solche oder auf eine recht ähnliche Weise brutal langweilen zu lassen.

*) Drei Novellen von Anselm Heine. Berlin. Gebrüder Paetel.

Die Mode thut viel, um solche Abirrungen zu schaffen, aber es ist auch die wechselnde und selbst die entgleisende Mode eine heilsame Macht.

Der rohere Wunsch nach Absonderung oder der feinere Wunsch nach neuen Eindrücken schafft die Mode, und wenn ihre Verirrungen eine Zeitlang geherrscht haben, mundet plötzlich dem Gaumen wieder das Einfache und Natürliche, das als veraltet und abgestanden bei Seite geschoben worden war, und das jetzt als „neuer Eindruck“ voll schmackhafter Würze entdeckt werden kann.

Und dieser Umstand gerade ist es, der jenen Novellen, von denen oben gesprochen wurde, ihren besonderen Reiz verleiht. Nach allem talentlosen und nach allem talentvollen Kopfstehen macht es einen überraschend guten Eindruck, zur Abwechslung auch einmal einen Kopf oben und die Beine unten zu sehen. Gewiß das ist vieux jeu; aber es ist gar nicht möglich, von diesen Novellen in großen Entdeckerworten zu sprechen; sie sind nichts ganz Neues in der Kunst; sie sind keine „neue Kunst“, wie im Schaufenster der Kritik die bemerkenswerthe letzte Sendung manchmal bezeichnet wird. Sie sind nicht einmal etwas Großes und etwas ganz Ungewöhnliches gemessen an dem Maßstabe dessen, was früher als gut galt; aber freilich, talentvoll sind sie, und vor Allem sie sind voll gesunden Verstandes und voll gesunder Empfindung, und das ist nicht wenig.

* *
*

Die Novelle „Einklang“ unter den Dreien erscheint mir am wenigsten geglückt zu sein. Auch hier freilich ist die Idee, die zu Grunde liegt, voll Feinheit.

Ein Künstler, ein Musiker voll Begabung, aber nicht von jener ursprünglichen Begabung, die aus einer reichen Natur quillt sondern die nur das Produkt reicher Kultur ist, lernt eine Malerin kennen, eine Schweizerin voll starker naiver, künstlerischer Beanlagung. Er komplizirt; sie einfach. Er nervös; sie kraftvoll. Er geistreich im Einfall, sprunghaft schaffend; sie arbeitsam und voll nachhaltiger Tüchtigkeit. Sie braucht für ihre Arbeit ihre hellen Augen und ihr energisches Wollen; sie kommandirt ihre Kunst; er wird von seinen Stimmungen kommandirt. Er eine unruhig züngelnde Flamme, die jeder Hauch bewegt und ein Hauch auch verlöschen kann; sie eine gesättigte Gluth, voll steter Wärme.

Sie kommen einander näher in einem Großstadthause voll raffinirtem Luxus; den Reichthum für diesen Luxus schuf der Hausherr, ein Mann voll gerader praktischer Tüchtigkeit; der Hausfrau ist das Raffinement der Kultur Lebenselement. So kehrt hier in seiner Umkehrung der Gegensatz wieder, der die Malerin und den Musiker charakterisirt.

Man macht eines Abends Musik, als Henrik Gade, der Musiker, Franka Hölderli, die Malerin, in flackerndem Lampenlicht, zuerst erblickt.

„Ueber der ganzen Gestalt ein Hauch von Jugendkraft, der auf Henriks verstaubte Sinne kühlend eindrang. Klar und frisch hob sie sich aus allen den Salonfiguren ihrer Umgebung. Neben ihr am Klavier die müde, schlanke Astleid in ihrem weißseidenen Kleide von phantastischem Schnitt, und ringsum alle diese träumerisch hingelehnten, übertrieben ausdrucksvollen Frauen“.

Diese wenigen Worte, die moderne Frauen und moderne Geselligkeit zeichnen, sind wie ein Bild des genial caricirenden Schlittgen, wenn er seine „übertrieben ausdrucksvollen“ modernen Weibchen in Pose schwärmen läßt.

Henrik und Franka lieben einander, weil sie so verschiedenartig sind; er ist entzückt von ihrer gesunden Ursprünglichkeit; sie von seiner schillernden Kultur.

„Als sie zum ersten Male mit einander ausgingen, Frankas Arm in Henriks gelegt, wollte es zu keinem rechten Miteinanderwandeln gedeihen. Henrik ging stets ein wenig wiegend. Bei jedem seiner langen Schritte pflegte er eine kleine, elastische Verbeugung zu machen, Franka dagegen ging immer sehr gerade dahin, in sich geschlossen, mit kurzen, kräftigen Schritten. Nach und nach aber stimmte es besser. Jeder gab sich Mühe, man paßte sich einander an und gewöhnte sich“.

Man heirathete sich und genoß in leidenschaftlicher Hingebung den Genuß, sich bis zur Selbstvergessenheit aneinander zu schmiegen, körperlich und geistig, mit den Fibern des Leibes und mit der seelischen Individualität. Da wurde die starke Franka schmal und nervös, und sie lebte sich so in ihn ein, daß sein männlicher Egoismus sie zwang, die Welt mit seinen phantastisch irrlichterirenden Augen zu sehen und zu malen. Sie hatte ihre Individualität verloren, und die gesunde Kraft, die er ihr geraubt hatte, befruchtete ihn doch nicht mit Impulsen voll frischer Ursprünglichkeit, wie er gehofft hatte.

Sie beginnen einander mit erkaltenden Augen zu betrachten, in denen langsam die Enttäuschung aufdämmert. Ihre Gemälde hatten, als sie Mädchen gewesen, bewundernde Anerkennung gefunden, und sie werden jetzt, wo sie in fremder Manier nachempfunden sind, höflich zurückgewiesen. Ihre künstlerische Individualität hatte er ihr geraubt, als sie auch ihr gesundes Empfinden als Weib Preis geben soll, kriecht der Haß in sie hinein und weckt die schlummernde Verzweiflung. Diese ursprünglich so kernige Frau ermißt die Kluft, die sie von ihrem Manne trennt, noch einmal in der vollen Tiefe, als er in verzärtelter, egoistischer Ueberkultur glücklich bei dem Gedanken ist, daß ihnen der durch sein Lächeln und sein Weinen störende Kindersegen erspart bleiben wird; als sie empfindet, daß seine Art sie als Künstlerin und auch als Weib vernichtet und verdorrt, tappt sie, von Verzweiflung und Krankheit umnachtet, sich aus dem Leben heraus.

In dem Hause, wo Henrik Gade Franka Hölderli kennen gelernt hatte, lebt man neben einander; sie eine begabte überfeine Dilettantin des Lebens; er die einfache gerade Tüchtigkeit; zwischen beiden ein verständiges bürgerliches „Toleranzverhältniß“. Aber Henrik und Franka mit ihrer künstlerischen Leidenschaftlichkeit wollen sich in einander einleben bis in die Fingerspitzen und „sie leben sich dabei nur auseinander“.

An einer Stelle dieser Novelle heißt es:

„Die meisten Ehen werden zwischen einem Starken und einem Schwachen geschlossen. Der Schwächere lebt das Leben des Stärkeren mit, er wird von ihm allmählich aufgesogen; das nennt man dann Uebereinstimmung.“

Und ein Maler sagt:

„Manchmal denke ich, ein Künstler thäte am besten, sich irgend ein gefälliges Echo zu heirathen, das ihm Muth machte — eine Köchin oder ein Modell. Das ist ja natürlich Unsinn, aber ich sage Ihnen, Gade, kein Wettkampf ist ja aufreibend, wie der zwischen Mann und Frau.“

In dem aufreibenden Wettkampf zwischen der starken, weiblich hingebenden Franka und dem durch seinen Egoismus starken, aber innerlich schwachen Henrik sank sie in eine Sklaverei, die sie nicht überlebte.

Hier ist an jenen Theil die Frauenfrage gerührt, der mehr bedeutet, als der Kampf um die Erlaubniß zur Ablegung von ein Paar Prüfungen. Diese Frage des Berufes, so wichtig sie ist, kann durch einen verständigen Strich des Gesetzgebers gelöst werden; von ganz anderer Tragweite ist jene Frauenfrage — und sie betrifft nicht nur die Frauen — die in der Natur selbst wurzelt: das Streben der modernen Frau nach freiem unabhängigem Ausleben der eigenen individuellen Persönlichkeit und der Zwang der Ehe und der Mutterpflichten, die sie so viel stärker belasten als den Mann seine Pflichten.

Dieses Problem, das hier eine tragische Lösung findet, ist mit Feinheit gestellt, aber die Novelle bleibt bis zu einem gewissen Grade mageres Problem; sie ist zu sehr Anatomie; es fehlt die künstlerische Fülle —, wie Gottfried Keller einmal sagt —; die Rundung, die den Bau zwanglos und organisch umkleidet, und die so erst eine Schöpfung wie leibhaftiges Leben erscheinen läßt.

Voll künstlerischer Leibhaftigkeit ist dagegen „Peter Paul“; es ist eine psychologische Studie voll Wahrheit und voll Eigenartigkeit des Sujets.

Ein junger Maler gilt für seinen Kreis als das Genie; er ist ein „seltener Mensch“; was er über Kunst sagt, ist anziehend, ist originell nicht nur für die mitstrebenden jungen Maler, auch für reife Männer, deren Studium die Geschichte der Malerei ist. Er verfügt auf diesem Gebiete über ganz ausgezeichnete Kenntnisse, und er weiß diese Kenntnisse mit jener Empfindungsfülle vorzutragen, die nicht der Gelehrte, sondern nur der Künstler besitzt. Und zu der historischen Kenntniß und der Feinheit der Empfindung gesellt sich die Kenntniß der Technik, die dem eignet, der selbst zum Metier gehört. Auf diese hervorragenden Fähigkeiten legt Peter Paul keinen Werth; er will Maler sein; nur Maler, und auch als Maler sind seine Ansprüche an sich die größten. Er, der die Bewunderung seiner Umgebung ist, rückt mit seinen Leistungen nicht heraus; er will nicht an die Oeffentlichkeit, bis ein großes, ein gewaltiges Werk von ihm geschaffen ist. Daß es kommt, daran zweifelt niemand; er ist einer von jenen, an die man glaubt. Endlich kommt es, ein wundervolles, ein bizarres Bild, das er aus Paris sendet und das einen Sturm der Begeisterung und einen Sturm der Anfechtung erlebt; ein echter „Peter Paul“, ganz ungewöhnlich. Der Weg des Ruhmes scheint ihm offen zu liegen. Da verschleiert sich sein Augenlicht; er erblindet vollständig und seine Freunde malen sich die Furchtbarkeit dieses Schlages für Peter Paul aus. Aber in seinem Heim, das er an der Seite einer niedlichen, gütigen kleinen Frau in einer kleinen Stadt sich geschaffen hat, findet man beinahe in strahlend heiterem Glück den Blinden, der mit Geist und Wortreichthum noch immer über seine Kunst spricht, die er nicht mehr mit seinen Augen schauen kann; welch eine edle Seelengröße bei solcher Begabung. Gibt es keine Möglichkeit, diesen seltenen Menschen seiner Umnachtung zu entreißen. Ein englischer Arzt ist aufgefunden, dem es geglückt ist, Erkrankungen dieser Art zu heilen. Peter Paul eilt nicht zu ihm; er wird zu ihm — geschleppt; furchtbar, ganz unsäglich scheint er unter dem Gedanken zu leiden, sich dem Arzt anvertrauen zu sollen. Warum? — Auch dieser Arzt kann ihm nicht helfen. Und wieder kehrt Peter Paul in sein Städtchen zurück und strahlend wie je spricht er vor seinen Anbetern mit klangvollem Wortreichthum über seine Kunst. Woher dieses Glück in der Blindheit, woher diese geheimnißvolle Qual bei der Möglichkeit der Erlösung aus der Erblindung?

In der Nacht vor der Konsultation mit dem englischen Arzt beichtet Peter Paul in einer ergreifenden Szene. Er ist kein Künstler; er kann nicht malen; er konnte nie malen; er war einer von jenen, die nichts rechtes schaffen, aber die immer behaupten, ihre Werke im Kopf und im Herzen fertig zu haben und die das als das „Entscheidende“ ausgeben und schließlich für das Entscheidende halten; seine Fähigkeit zu bestechen, riß ihn aus den soliden Bahnen; der Weihrauch wurde ihm unentbehrlich, wie der Rausch dem Trinker; die Sucht zu glänzen macht ihn zum Schauspieler und Betrüger; sein Pariser Bild ist ein Gaunerstreich und seine Erblindung rettete ihn vor dem Zusammenbruch. Als die Möglichkeit sich naht, daß Peter Paul wieder zu seinem Augenlicht gelangen kann, da gelobt er in seiner Zerknirschung, als ehrlicher Mensch einfach und bescheiden zu arbeiten; und als er sicher ist, blind zu bleiben — und dies ist vielleicht der feinste Zug dieser feinen Novelle — da ist er wieder der alte Peter Paul, der seine Seelengröße als blindes Malergenie und seine Kunstgespräche, die immer volltönender und leerer werden, bewundern läßt.

Das Glück des Lebens von Peter Paul war seine Erblindung, und wie die „Lebenslüge“ in ihm sich entwickelte und wuchs und wuchs und schließlich sein ganzes Innere ausfüllte, ist trefflich, voll Einfachheit und Wahrheit geschildert.

Aber die beste der Novellen scheint mir doch „der Rosenstock“ zu sein. Sie ist von jener Feinheit, daß von ihr zu erzählen, kaum möglich ist. Der Reiz liegt in den Uebergängen; sie zeigen, wie allmählich, ganz allmählich aus einer nüchternen Philisterwohnung, in der die ärmliche banale Trivialität und die bequeme gutartige Nüchternheit wohnt, Ruhe und Bequemlichkeit und Nüchternheit entfliehen, und wie aus dem guten braven sächsischen Musiker Brömme, der immer nur seine Geige strich und Noten abgeschrieben hat, beinahe ein Othello, freilich ein deutsch-sentimentaler Othello, und aus der guten braven Frau Brömme, die seit Jahren immer nur den Kindern Butterbrote gestrichen und Strümpfe gestopft hat, beinahe eine Messalina, freilich eine deutsch-sentimentale Messalina wird.

Das Unglück hat ein Rosenstock angerichtet. Es war ein Frühlingsabend, schwer und bedrückend und duftreich, und da das Orchester früher nach Hause geschickt wurde, so ließ auch der korrekte Musiker Brömme sich an jenem Frühlingsabend zu einem Spaziergang von dem Salon des Müßigganges verleiten; und da kam die Frühlingspoesie über den Philister, und plötzlich kaufte er einen wunderschönen Rosenstock seiner Frau, und nun duftete dieser Rosenstock bei Brömme's, wo es nie nach Rosen, höchstens nach Biersuppe und Kindern geduftet hatte. Und auch seiner Frau stieg mit dem Rosenduft Frühlingsrausch und Frühlingspoesie zu Kopfe, bis sie toll wurde, die gute Frau Brömme, und ihren Frühling — es koste, was es wolle — in den Armen eines andern Mannes feiern wollte.

Ganz glaubhaft ist erzählt, wie Rosenduft und Biersuppengerüche sich nicht mit einander vertragen, und diese Novelle kann auch heißen: Wie Frühlingspoesie über die Philister kam und sie unglücklich machte.

Was ist Glück? Manchmal die Blindheit der Seele oder der Augen.

* * *

Ich sagte, daß diese Erzählungen ganz frei von moderner Excentrizität sind, und ihre Einfachheit und Schlichtheit reiht sie an die guten Werke alter Art. Aber die Entwicklung der modernen Litteratur ist doch nicht spurlos an dem Geiste, der diese Geschichten erfand, vorübergegangen; es spricht aus ihnen ein starker, gesunder Wirklichkeitssinn, der selbst ein Organ für die Gerüche der Gosse hat, doch fehlt die Prätention, ein Homer dieses Duftes werden zu wollen; es steckt in ihnen auch eine innere Folgerichtigkeit, die jede romantische Abirrung ausschließt und eine Kernhaftigkeit, die weichlicher Sentimentalität unzugänglich ist. Das ist das Beste, was uns die moderne Produktion gebracht hat, und von diesem Besten findet man die Spur in jenen Novellen.

In Peter Paul wird geschildert, wie einer enteilt aus dem Wortreichthum und der Theatralik, mit der der blinde Maler sich den Weihrauch seiner Zuhörer erbeutet. Der Enteilende ist draußen:

„Es war nichts als eine banale ehrliche Alltäglichkeit, die ich da vor mir sah, kein Pathos in alledem, kein Raffinement — und keine Lüge! Und unwillkürlich breitete ich die Arme aus, um meine Seele rein zu athmen in dieser schlichten, anspruchslosen Stille.“

Nach dem zweifelhaften Genuß nicht weniger Werke der Modernen empfindet man so diese Novellen. Freilich banal und alltäglich sind sie nicht, denn sie sind ehrliche Kunst.

O. E. Skandi.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 19. Juni 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4987 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Während der Kaiser zwischen einer Reihe der üblichen Reisen sich auf ein paar Tage in Berlin aufhält, wurden, wie es scheint, politische Veränderungen angebahnt von größter Bedeutung; welcher Art sie sein werden, das werden die zweiundfünfzig Millionen Deutschen demnächst als vollendete Thatsache erfahren. So ist es bei uns, des Landes der Brauch. Ja, es läßt sich nicht einmal mit völliger Sicherheit voraussehen, in welche politische Richtung uns diese Veränderungen bringen werden. Nur soviel ist gewiß, daß Herr von Miquel mehr und mehr in den Vordergrund tritt, und daß die Marinepläne in beträchtlichem Maße die zukünftige politische Konstellation beherrschen werden. Herr Tirpitz hat jetzt definitiv die Stellung an der Spitze des Reichsmarineamtes übernommen; und dieser Wechsel in der Persönlichkeit ist in gewissem Umfange ein Programm; daß auch das Hervortreten des Herrn von Miquel ein Programm bedeutet, ist selbstverständlich.

Darüber hinaus aber ist Alles Dunkelheit; bleibt der Reichskanzler Fürst Hohenlohe? Das werden die zweiundfünfzig Millionen Deutsche in Ruhe abzuwarten haben. Bleibt Herr von Marschall? — Warten wir es ab. Bleibt Herr von Bötticher? — Abwarten. Geht Herr Brefeld, unter dessen Ministerium die großen Getreidebörsen zu existiren aufhörten? — Wer kann es wissen. Ist Herr Minister a. D. Recke politisch ein todter Mann? — Fassen wir uns in Geduld. Kommt an die Spitze der Reichspostverwaltung ein Marineoffizier, der sich nie mit Postangelegenheiten beschäftigt hat? Warum nicht? Und wer kommt, wenn die oben genannten gehn? Wer könnte darüber Auskunft geben?

In diesem Zustand befinden wir uns in Deutschland zur Zeit.

Solcher Zustand erscheint aber nicht einer Partei, sondern allen Parteien ohne Ausnahme, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, ganz unhaltbar. Die Politik, unter der wir leben, besteht aus lauter Improvisationen; wir sind aber der Ansicht und mit uns alle, die es ernst mit der Zukunft Deutschlands nehmen, daß ein großes modernes Reich mit jenen unendlich verschlungenen und difficilen Interessen nicht auf Grund von Impulsen dauernd zu regieren ist, die weder die Parteien noch die Bevölkerung vorausberechnen können und deren inneren Zusammenhang die Nation zu durchschauen außer Stande ist. Jeder dieser Impulse in der einen Richtung verletzt zahlreiche Interessen, die in der entgegengesetzten Richtung gravitiren, und wenn dann plötzlich wieder ein Umschlag oder eine Abschwenkung erfolgt, so werden wieder neue Interessen verletzt, bis schließlich eine solche Be-

unruhigung und eine solche Fülle von Schädigungen im Einzelnen eintritt, daß Zufriedenheit nirgends und auf keiner Seite mehr herrscht.

Ueber die Größe der Gefahr eines solchen Zustandes sollte man sich nicht täuschen. Würde das Unglück es wollen, daß Deutschland auf irgend einem Gebiet einen ernsten und folgenschweren Echec erlitte, so bräche alsdann eine solche Summe zurückgehaltener Mißstimmung sicher hervor, daß das Hurrahrufen, unter dem wir leben, einem sehr unerfreulichen Erwachen Platz zu machen hätte.

Man darf es nicht verhehlen, wir leben inmitten einer tiefgreifenden Umwälzung. Damit ist nicht eine Revolution mit Blutvergießen, Barrikaden und Flintenknallen gemeint. Die verweist jeder ruhig denkende Mensch in das Bereich der absoluten politischen Narrheit; die Sozialdemokraten so gut, wie jede andere Partei. Es gibt aber Revolutionen, bei denen es weder nach Pulver noch nach Blut riecht.

Revolution heißt, daß bestehende Zustände aufhören und ganz neue an ihre Stelle treten; so spricht man denn auch von einer Verkehrsmittelrevolution; denn nicht aus der Postkutsche hat sich die Eisenbahn entwickelt, das wäre eine Reform; sondern an die Stelle jener trat diese als etwas vollkommen Neues. Und in diesem Sinne befinden wir uns auch in Deutschland mitten in einer politischen Revolution. Das alte politische Schwergewicht ist verloren, und wir suchen nach einem neuen politischen Schwergewicht.

Seit dem Jahre 1866 haben wir außerordentliche politische Schwankungen durchgemacht, aber diese Schwankungen waren doch ganz anderer Art als die heutigen. Die Richtung von Wind und Wellen änderte sich im Laufe der Zeit; aber sie änderte sich nicht so häufig. Es waren mächtige, konstante Stöße, die uns ein Mal diesem, später jenem Ziele zuzuführen suchten. Jetzt aber tanzen wir auf der Stelle herum, beständig von lauter kleinen Wellen gleichsam im Kreise gedreht. Große sozialpolitische Aspirationen, die selbst in das internationale Gebiet hineingriffen, und Hinneigen zu Stumm'schen Anschauungen. Aufhebung des Sozialistengesetzes und immer erneute Versuche wiederum zu einer Knebelung der Sozialdemokratie zu gelangen. Handelsverträge und Ehrungen des Grafen Caprivi und Entlassung des Grafen Caprivi und eine Gesetzgebung gegen das Centrum von Handel und Industrie, die Börse, wie sie feindlicher und unserer Ansicht nach verderblicher nicht gedacht werden kann. Zusagen von Ministern, die nicht gehalten werden können, und dazu ein ewiger Wechsel von Personen in den verantwortlichen Stellungen. Und damit ist ein entscheidender Punkt berührt.

Die „National-Zeitung" fragte in diesen Tagen, was bedeutet heute noch ein Minister? Hüten wir uns vor einer Rückkehr zu den Zeiten Friedrich Wilhelm's IV.; dieser unglückliche preußische König sagte im Jahre 1855 auf den Einwand, Manteuffel sei mit einer politischen Maßregel nicht einverstanden: „Ach was, Manteuffel! — Manteuffel ist mein Schuhputzer!" Siehe Bernhardi's Aufzeichnungen.

Wenn Minister vor einem Parlamente etwas bedeuten sollen, dann müssen sie auch durch die Festigkeit der Stellung, die sie nach oben haben, etwas bedeuten; aber wenn Minister nichts anderes sind, als neben einander gestellte Verwaltungsbeamte, die nicht innerlich zu einander gehören und von denen jeder sich langsam in seiner besonderen Richtung vorwärts tappt und von denen kein Einziger weiß, ob er am Abend noch festen Boden unter den Füßen hat, dann gibt es das Schwergewicht in unserem politischen Leben nicht mehr, das durch ein Ministerium repräsentirt werden soll.

In jener Zeit, da Fürst Bismarck sich noch nicht der „Hamburger Nachrichten" bediente, um zu frondiren, sagte er einmal: Der jetzige „Kaiser wird sein eigner Kanzler sein." Der jetzige Kaiser setzt zwar Minister ein und ab in nicht geringer Zahl, aber daß alle diese Minister Instrumente eines einheitlichen Willens geworden wären, das kann man gewiß nicht behaupten. Denn wo zeigte sich die Einheitlichkeit unserer Politik? Ein Monarch wie Kaiser Wilhelm II. mit seinen repräsentativen Pflichten und mit seinen Neigungen, die sich von der Musik bis zur Marine und vom Landheer bis zur dramatischen Poesie erstrecken, hat überhaupt nicht die Zeit, sein eigner Kanzler zu sein. Und da er, von allem Andern, von der Unmöglichkeit, alle Betriebe zu beherrschen, abgesehen, die nöthige Zeit für solche Aufgabe nicht hat, so haben wir jetzt weder ein einheitliches Ministerium noch einen Kaiser-Kanzler und damit bei der Zerfahrenheit unserer parlamentarischen Verhältnisse ein stabiles Schwergewicht im Staate überhaupt nicht.

In der Hand der Bevölkerung liegt eins. Fürst Bismarck hat durch die Verfeindung der Parteien unter einander und durch ihre Zerreibung die Bedeutung des Parlamentes aufs Aeußerste herabgedrückt. In der ernsten Zeit, in der wir leben, ist nichts wichtiger als daß die Parteien, die innere Berührungspunkte mit einander haben, gemeinsam daran arbeiten, die Bedeutung des Parlaments wieder zu heben, denn es steht heute wirklich mehr auf dem Spiel als die Interessen und die besonderen Neigungen der einzelnen Fraktionen. Und ob nun Herr von Miquel oder ein anderer der kommende Mann sei, das ändert an dem Kern der Situation nach gar nichts; denn diese Personenfragen haben bisher immer nur darüber die Entscheidung gebracht, ob mit etwas größerem oder geringerem Geschick fortmanövrirt wurde.

Geradezu als ein Paradigma für diese Schwankungen und zugleich dafür, was ein Minister bei uns bedeutet, erscheint das Schicksal, das die Produktenbörse und die kaufmännische Versammlung im Feenpalast ereilt hat. Die Regierung bekämpft das Verbot des Terminhandels mit Energie; plötzlich Aufhören dieser Energie; der Minister Brefeld unterhandelt mit den Berliner Produktenhändlern und verwahrt sich gegen die Zweckmäßigkeit von Polizeimaßregeln; plötzlich eine Polizeimaßregel, die auch die Zusammenkünfte im Feenpalast unmöglich macht, womit denn die Kursnotirungen für Berlin überhaupt aufhören.

Nachdem die Agrarier diesen letzten „Sieg" errungen haben, allgemeines Entsetzen. Nach welchem Maßstab sollen die Landwirthe nunmehr die Preise normiren? Da gehört es denn zu einer der größten Ironien des Schicksals, daß die agrarische Presse das rekonstruiren will, nur unvollkommener, was sie vernichtet hat. Der „Reichsbote" ruft: Ja, kann man denn nicht andere Händler beschaffen, wenn die alten versagen; als ob man kaufmännische Verbindungen, Kapitalkraft, Marktkenntniß und Markterfahrungen im Handumdrehen aus dem Nichts schaffen könnte. Und die „Deutsche Tageszeitung" sagt, mit den bisherigen Preisnotirungen der Polizei und der Landwirthschaftskammern sei nicht auszukommen; man müsse ganz genau die Waare nach Gewicht, Herkommen und so weiter spezifiziren, damit im Lande ein Anhalt dafür vorhanden sei, was der Einzelne für sein Getreide mit der Qualität, die es hat, nach Lage der Marktverhältnisse verlangen könne. War nicht einmal ein Terminhandel in Getreide mit allgemein bekannten Notirungen vorhanden, und jene Terminwaare von mittlerer Güte und von bekanntem Typus konnte jedem Landwirth im Lande ein Maßstab für seine Preisfestsetzungen sein.

Nachdem sich die speziellen Börsenautoritäten, der unfehlbare Graf Arnim und der Vater Ploetz nebst Herrn Klapper und Herrn Ruhland so bewährt haben, wird die Neigung wesentlich gestiegen sein, der Weisheit des Grafen Mirbach und des Herrn von Kardorff in der Währungsfrage, des Grafen Kanitz bei seinem Antrag und des ganzen Bundes der Landwirthe in der internationalen Behandlung der Handelspolitik zu folgen. Die Börsengesetzgebung und die Zuckersteuerpolitik, das sind glorreiche Denkmale agrarischer Politik, zu der eine schwache Regierung sich drängen ließ.

Was nun weiter?

Wir sind fest überzeugt und glauben zuversichtlich zu wissen, daß der Handelsstand heute für schwächliche Kompromisse nicht zu haben ist; und die Lust hierzu muß um so mehr vergehen nach den Erfahrungen, die die Kaufleute in Magdeburg gemacht haben. Dort hat ein bekannter Landwirth unter schärfster Verurtheilung des Treibens der

Agrarier eine Verständigung mit den Kaufleuten herbeigeführt, um dann unter dem Terrorismus des Bundes der Landwirthe seine Erklärungen von Neuem zu widerrufen. Mit solchen Elementen ist also zu keinem Ausgleich zu gelangen; daher muß das Ziel sein: Revision eines Gesetzes, das sich heute schon in jeder Beziehung als verfehlt erwiesen hat: vom Börsenkommissar, der nicht zu einer lebensfähigen Thätigkeit gelangt, bis zum Terminregister, in das sich Niemand eintragen läßt, bis zum Verbot des Terminhandels in Getreide und der preußischen Konstruktion des Vorstandes der Produktenbörse, wodurch das gesammte geregelte Geschäft vernichtet ist.

Wir wissen, mit welcher vorsichtigen Rücksichtnahme auf die Interessen der Landwirthschaft die Kaufleute in den Kampf eintraten. In der ersten Versammlung wurde erörtert, ob man nicht sogleich die Getreidenotirungen inhibiren solle; man that es nicht, um nicht die Landwirthe des vorhandenen Maßstabes zu berauben. Man wollte sich ausschließlich in der Defensive halten. Jetzt aber, nachdem es keine Notirungen in Berlin mehr geben kann, da ist es eine Frage, ob die wenigen Notirungen in der Provinz noch aufrecht zu halten sind, und ob nicht auch auf ihre Beseitigung hinzuwirken wäre. Denn einen auch nur einigermaßen zuverläßigen Maßstab gewährt es doch nicht, wenn ein kleiner Markt unter Einwirkung lokaler Verhältnisse zu bestimmten Notirungen gelangt, die eine allgemeine Gültigkeit nicht haben können. Solche Notirungen können heute nichts mehr nützen; aber sie verhüllen zeitweilig wenigstens die Sachlage; und darum kann zu einer schnellen Klärung und Gesundung nichts besseres geschehen, als daß auch diese täuschenden Maßstäbe eingezogen werden.

Denn ein doppeltes Ziel ist zu erreichen; den Landwirthen muß klar gemacht werden, wie schlecht ihre Interessen der Bund der Landwirthe mit seinen volkswirthschaftlichen Analphabeten an der Spitze vertritt; und emanzipiren sich aus eigener Kraft die Landwirthe vom Bunde der Ploetz und Arnim und Mirbach, dann muß mit möglichster Schnelligkeit ein Zustand wieder hergestellt werden, der den legitimen Interessen des Handels wie der Landwirthschaft entspricht.

Bei der Landtagsersatzwahl in Preußisch-Stargard drang der Pole durch, da der deutsche konservative Kandidat sich für das preußische Vereinsgesetz erklärte und dementsprechend freisinnige deutsche Wahlmänner sich in ihrem politischen Gewissen gedrungen fühlten, ihre Stimmen überhaupt nicht abzugeben. Solche Haltung der Freisinnigen ist völlig verständlich, denn die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen ist keine reale Gefahr, aber das reaktionäre preußische Vereinsgesetz, das birgt eine solche. Bei dieser Sachlage fällt die Schuld für den Erfolg des Polen auf jene Kreise, die lieber den Sieg des deutschen Kandidaten gefährdeten, ehe sie auf ihre reaktionären Liebhabereien verzichten wollten.

Da sich unter den fünf freisinnigen Wahlmännern auch ein Oberlehrer befindet, so hat sich die Reaktion sogleich daran gemacht, von der Regierung seine Maßregelung zu verlangen. Es wird ein neuer Maßstab für unsere Verhältnisse sein, ob dieses Verlangen Berücksichtigung findet.

In Paris beginnt es wieder auf offener Straße zu knallen; freilich bisher ziemlich harmlos, und als einen schlechten Witz betrachten es die Pariser insbesondere, daß hundert Schritt vom Wagen des Präsidenten Faure entfernt ein wenig Pulver losging, das zwar Spatzen verscheuchen, aber niemand hätte verletzen können. Gleichwohl stellten sich auch diesmal die Glückwunschtelegramme gekrönter Häupter bei Herrn Faure ein. Dieses Antelegraphiren, das einmal eine Bedeutung hatte, ist, wie sich gerade bei diesem Anlaß gezeigt hat, zu einer Förmlichkeit geworden, so inhaltlos, als wenn man: Gesegnete Mahlzeit! sagt, wobei man auch an den eigentlichen Sinn der Worte nicht mehr denkt. An Formen, die ohne Prätention auftreten, nimmt Niemand Anstoß, aber Staatsaktionen zu entriren, die schließlich nur noch Förmlichkeiten sind, ist schon darum unzweckmäßig, weil so ein Mittel, das einmal eine Bedeutung haben kann, zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt wird.

* * *

Das dreimal glühende Licht.

Das dreimal glühende Licht
— — — — — — — — — — —
Die stärkste von meinen Künsten.

Goethe's „Faust".

Herr von Miquel hat durch die Unterbrechung seiner Wiesbadener Kur den Konjekturalpolitikern reichen Stoff zu den tiefsinnigsten Erörterungen geliefert. Gewiß ist er nicht nach Berlin gekommen, um hier ein Paar formale Amtsgeschäfte zu erledigen. Auch wird man der staatsmännischen Vorsicht des preußischen Herrn Finanzministers schwerlich gerecht, wenn man ihm das Bedürfniß zuschreibt, den verfahrenen Feenpalast-Karren wieder in ein fahrbares Geleise zu bringen. Die schneidige Verfügung des Herrn Polizeipräsidenten hätte Herrn von Miquel vielleicht zum Abreisen, aber nicht zum Wiederkommen veranlassen können. Es wird sich schon um Wichtigeres, um den seit geraumer Zeit aus den Geleisen befindlichen Staatskarren handeln, für den die Staatsweisheit die „stärkste von ihren Künsten" benöthigt. Die öffentliche Meinung hat das nach einigem Hin- und Herschwanken auch ziemlich einstimmig als das allein Wahrscheinliche bezeichnet. Nur über die Uniform, in welcher der große Hexenmeister das Vaterland retten wird, besteht noch einige Verschiedenheit der Ansichten. Ich gestehe, daß ich dieser Etiquettenfrage kein besonderes Interesse abzugewinnen vermag. Herr von Miquel wird schon dafür sorgen, daß ihm auch äußerlich eine Stellung angewiesen wird, die es ihm ermöglicht, *wirkliche* Macht zu entfalten. Denn nur um diese, nicht um Stern und Tressenhut, ist es ihm zu thun. Mit Rücksicht darauf ist es auch mehr als bloß wahrscheinlich, daß er sich aufrichtig bemühen wird, den Fürsten Hohenlohe so lange wie nur irgend möglich als Reichskanzler zu halten. Ob Fürst Hohenlohe die Rolle eines Merowingers dem Vizekanzler von Miquel gegenüber längere Zeit hindurch zu übernehmen geneigt sein wird, darf dagegen wohl bezweifelt werden. Der Gesundheit unseres politischen Lebens wäre es gewiß zuträglicher, wenn die formale Verantwortlichkeit und die reale Verantwortlichkeit recht bald in einer Personalunion vereinigt würden. Die Theorie einer Theilung des Reichskanzlers in einen äußeren Kanzler und einen inneren Vicekanzler würde sich ohnedies in der Praxis rasch genug als undurchführbar erweisen. Machen wir uns also darauf gefaßt, in Herrn von Miquel in Kürze — vielleicht schon am nächsten Donnerstag, vielleicht auch erst nach einigen Monaten — den verantwortlichen Leiter der deutschen Politik zu sehen. Sicherlich wird er als solcher dem deutschen Volke einiges zu rathen aufgeben. Er ist kein Reaktionär gemeinen Schlages, kein täppischer Agrarier, kein rückständiger Junker. Er ist auch kein Reaktionär aus Temperament oder Ueberzeugung, sondern Reaktionär aus Opportunität. Er sucht seine Politik mit den nun einmal vorhandenen Machtfaktoren durchzusetzen. Solange in Preußen das konservative Agrarierthum Trumpf ist und im Landtage dominirt, treibt er eine Politik, die sich mit reaktionären Truppen durchführen läßt. Aber sein politisches Programm ist so umfangreich, daß er bei einer anderen politischen Konstellation auch andere Theile dieses Programms, die sich nur mit liberaler Unterstützung durchsetzen lassen, in

den Vordergrund schieben kann. Die Vorurtheilslosigkeit des Herrn von Miquel darf ebenso wenig unterschätzt werden, wie seine Geschicklichkeit in der Behandlung des parlamentarischen Apparats. Jedenfalls darf man erwarten, daß Herr von Miquel als Leiter der Reichspolitik ein etwas Anderer sein wird, als er es bisher in seiner Eigenschaft als Beherrscher des preußischen Landtags gewesen ist. Ob seine Opportunitätspolitik im Reiche sich aber ebenso erfolgreich erweisen wird, wie sie das in Preußen wenigstens äußerlich geworden ist, muß sich bald zeigen. Die nächste Aufgabe des Herrn von Miquel wird darin bestehen, die Wünsche des Kaisers in Bezug auf die Kriegsmarine mit den Anschauungen einer Mehrheit des Reichstags zum Ausgleich zu bringen. Die Flottenpläne, die er im Reichstage vertreten wird, sind schwerlich „uferlos“, vielleicht nicht einmal besonders ausschweifend. Er wird gewiß versuchen, für seinen Mandanten das Möglichste herauszuschlagen, aber er wird die Grenze zu vermeiden suchen, an der die öffentliche Meinung rebellisch wird. Ob es sich dabei um Kreuzer oder Schlachtschiffe oder Torpedos handelt, das wird ihm wohl den Schlaf der Nächte nicht rauben. Gelingt es ihm, auf diesem Gebiete das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn zu rechtfertigen, so wird er sich mit verstärkter Rückendeckung an die schwierigere Aufgabe machen können, die stets hungrigen Agrarier, wenn auch nicht zu sättigen, so doch von dem gefährlichen Umsichschnappen abzuhalten, und seinen etwas mißtrauisch gewordenen alten nationalliberalen Freunden den Glauben aufs Neue beizubringen, daß er „im Grunde“ ein ganz liberaler Staatsmann sei. Das Alles mit dem Ziele, das Kartell der Jahre 1887 bis 1890 mutatis mutandis ins Leben zurückzurufen. Beiden Wallfischen wird er von Zeit zu Zeit Tonnen zum Spielen hinwerfen, den Agrariern gefüllte, den Nationalliberalen bunte Tonnen. Von reaktionären Ungeschicklichkeiten, wie sie in dem Vorgehen gegen die Börse und in der Vereinsnovelle gegenwärtig zu Tage treten, wird er sich dabei sicher nach Möglichkeit frei zu halten suchen.

Ein derartiges Programm ist allerdings leichter aufgestellt als durchgeführt. Die politische Konfusion ist in Deutschland allmählich so groß geworden, daß wir mit bloßer politischer Geschicklichkeit aus der Verschrobenheit nicht herauskommen werden. Man muß schon einen Schritt weiter gehen und zu den einfachen Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes zurückkehren. Dazu gehört aber ein wirklicher Staatsmann, nicht bloß ein geschickter Politiker, wie es Herr von Miquel in so hohem Maße ist.

Th. Barth.

Aus unserem Citatenschatz.

„Ihren letzten Brief hätte ich früher beantwortet, wäre nicht eine kleine Ausreise und hernach die politische Spannung mit der schändlichen Berliner Verschwörerei dazwischen gekommen. In solchen Zeiten, deren Möglichkeit man vor einigen Jahren blind geleugnet haben würde, vergeht einem Lust und Freude an der Arbeit; hole der Teufel alle Polizei und ihr ungebärdiges, albernes Lärmen in Deutschland. Was Gutes oder Uebles in unserer Zeit ist, kann sie doch weder hemmen noch heilen und die Ruhe ist da am sichersten, wo man natürlichen Dingen ihren natürlichen Lauf läßt.“

Cassel, 12. August 1819.

J. Grimm an F. J. Mone.

(Neue Heidelberger Jahrbücher 1897. S. 78. Briefe an F. J. Mone, zum Abdruck gebracht von M. Frh. v. Waldberg.)

Die Junkerfrage.

V.

Der Frühlingssturm von 1848 war ein elementarer Ausbruch der Lebenskraft der modernen bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, ein Versuch dieser von den organisirten Mächten führerlos gelassenen Gesellschaft, sich ihre politischen Existenzbedingungen in nationaler und konstitutioneller Gestaltung selbstthätig zu erringen. So erklärt sich die überall in Deutschland beobachtete Thatsache, daß die bestehenden Gewalten dieser Bewegung zunächst hülf- und rathlos gegenüber standen, wie von panischem Schrecken gelähmt, gar nicht daran dachten, von den ihnen zur Verfügung stehenden Machtmitteln nachhaltigen Gebrauch zu machen. Es überkam sie Verwirrung wie bei einem Erdbeben; thatsächlich wankte ja der Boden unter ihren Füßen, die gesellschaftliche Grundlage ihrer Stellung. Diese Widerstandslosigkeit der herrschenden Mächte gab der Revolution in ihren Anfängen jenen von den meisten Beobachtern bemerkten Anstrich harmloser Gemüthlichkeit; und in kleinstaatlichen Verhältnissen entbehrte die Umwälzung en miniature, ein Sturm im Glase Wasser, nicht einer starken Beimischung unfreiwilliger Komik. Aber höhere und würdigere Bedeutung hatte die Bewegung doch auch hier, weil sie ihr Endziel nicht in den Fragen der Ländlepolitik sah, sondern sich fast überall in den Dienst der großen nationalen Sache stellte. Durch allen natürlich gewordenen und künstlich gezüchteten Sondergeist brach sich bei den Bürgern dieser Staatswesen die mächtige Empfindung Bahn, daß sie zu einem wahren, modernen und lebensvollen Staatsbürgerthum nur im Zusammenschluß des geeinten, großen Vaterlandes erwachsen konnten. Wie Rinnsale und Bäche zu einem großen Strome zusammenfließen, so ergoß sich diese bürgerliche Bewegung aus allen den Kleinstaaten in die große deutsche Einheitsströmung.

In Preußen mußte begreiflicher Weise neben der deutschen die Neugestaltung des eigenen Staates einen breitern Raum einnehmen, um so mehr, als hier der Uebergang zu konstitutionellen Formen, den die Mittelstaaten sämmtlich längst vollzogen hatten, auch erst eine „Märzerrungenschaft“ war. Allerdings war dadurch die Aufgabe insofern erschwert, als zwei arge Unterlassungssünden nunmehr gleichzeitig und in einer kritischen, drangvollen Situation wieder gut gemacht werden sollten. Was die reife Frucht einer allmäligen Entwicklung hätte sein können und sollen, das mußte jetzt im Sturm und Drang des Augenblicks zunächst improvisirt werden, um die festigende Sanktion der Gewöhnung nachträglich einzuholen. Indessen auf der andern Seite lagen die Dinge gerade für Preußen doch außerordentlich günstig. Die Wiedergeburt Deutschlands in modernem, liberalem Geiste bot dem ebenso umgestalteten Preußen endlich die Stellung, auf welche es sein historischer Beruf verwies. Während alle anderen deutschen Regierungen und Dynastien bei einem vollen Erfolge der Bewegung eine capitis deminutio hinsichtlich ihres Bundesstatus zu gewärtigen hatten, bot sich allein der preußischen die Aussicht auf eine glänzende Erhöhung; sofern sie nur die Dinge mit etwas Geschick und mit Energie zu leiten verstand. Freilich, auf eine zielbewußte Leitung kam gerade hier, im Angelpunkt der deutschen und der preußischen Umgestaltung, Alles an; hier mußten die Fäden der führerlosen Bewegung von hüben und drüben zu einem dauerhaften Gewebe zusammengefaßt werden. Und an dieser Stelle stand zu dieser Zeit — Friedrich Wilhelm IV.; hier gab es in den kritischen Monaten, während den gewohnten Lenkern, Büreaukratie und Junkerthum, die Zügel entfallen waren, nichts, aber auch gar nichts, was einer staatsmännischen Leitung irgendwie ähnlich gesehen hätte.

Die Kopflosigkeit und Betäubung der Regierenden beim Ausbruch der Revolution war in Berlin keinesfalls geringer, als in andern Hauptstädten; nur daß sie in Anbetracht der Stellung Preußens einen noch weit kläglicheren Eindruck

macht und ihr die versöhnende Komik abgeht, die den Sturz der Machthaber von Kuhschnappel verklärt.

Daß die berufene Vertreterin des alten Preußen, die Büreaukratie, mit gemischten Gefühlen, recht eigentlich „mit Leichenjubel und mit Hochzeitsklage“ der Revolution gegenüberstand, begreift sich aus der Vorgeschichte. Je mehr in jüngster Zeit ihre Stellung durch den Andrang der Heiligen und der Ritter bedroht worden, desto lebhafter empfand sie die Unhaltbarkeit der Situation, die Unmöglichkeit einer Politik, welche den allgemeinen Ruf nach moderner Staatsform durch Auffrischung längst vermorschter Einrichtungen beantworten wollte. Daß durch die Revolution diese Bestrebungen endgiltig beseitigt schienen, mußte die Büreaukratie, der es um die Erhaltung der Kraft und Einheit des preußischen Staates Ernst war, mit dem Gefühl einer gewissen Erleichterung begrüßen, so großes Bangen ihr auch andererseits das heraufkommende neue Wesen einflößen mochte. Und bei allem Abscheu vor der Idee der Revolution, wie er einem wohlerzogenen, auf seine Traditionen stolzen Beamtenthum natürlich ist, stand die Büreaukratie nach ihrer sozialen Struktur doch in so innigem Zusammenhange mit der bürgerlichen Gesellschaft, mit den sozialen Gruppen, aus deren elementarer Lebensbethätigung die Bewegung hervorging, daß sie unwillkürlich von den Triebkräften dieser Bewegung im Innersten mitergriffen wurde. Die natürliche Verwandtschaft durchbrach mannigfach die künstliche Kastenscheidung; und die Gesammtheit all dieser Eindrücke und Imponderabilien erklärt es, daß die büreaukratische Verkörperung des alten Preußen dem Ausbruch der Revolution einen geschlossenen und entschlossenen Widerstand nicht entgegen zu setzen vermochte.

Andere Motive bewirkten bei der Schaar der Heiligen und der Ritter doch das gleiche Resultat der Verblüffung und Wehrlosigkeit gegenüber der Volkserhebung. Je näher sie sich der Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen auf Erneuerung des ständischen Staates und der ihm entsprechenden Kirchenherrlichkeit gewähnt hatten, um so niederschmetternder wirkte die Zerstörung aller mittelalterlichen Träume durch den rauhen Sturm der Gegenwart. Eben wollte man sich des nahen Sieges über die alte gute Feindin Büreaukratie freuen, da machte sich in so ungemüthlicher Weise ein Element geltend, das man beim Streit um den herrschenden Einfluß hier zu Lande zu beachten gar nicht gewohnt war, und das dem Feudalismus doch in ganz anderer Art die Axt an die Wurzel“ seiner Existenz zu legen drohte, als die Bureaukratie, mit der sich immerhin seit einem Jahrhundert und länger trotz aller Katzbalgereien ganz leidlich hatte leben lassen. Wenn es jetzt auch im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte verdammter Ernst werden sollte mit den Ideen des faulen Westens, wenn die bürgerliche Erwerbsgesellschaft endlich auch in Preußen sich ihrer Bedeutung als Mark des modernen Staates bewußt geworden war und im Gefühl ihrer Kraft den ihr gebührenden Antheil am Staate nicht mehr blos theoretisch forderte, sondern praktisch durchsetzte, dann mußten es die Heiligen und die Ritter empfinden, daß ihre Tage gezählt seien und es gelte, sich mit dem Anstand, den man hatte, zur eignen Leichenfeier auf die Matte zu setzen. Gegenüber einer solchen Volksbewegung war für so rudimentäre Gruppen das erste, unwillkürliche Gefühl das einer vollendeten Ohnmacht. Je nach Charakter und Intellekt zogen sich die Einen in finsterem Grolle unthätig zurück, während die Anderen sich mit dem neuen Wesen anzufreunden versuchten, theils in ehrlicher Ueberzeugung der Unvermeidlichkeit, theils um das Beste aus der bösen Sache zu machen. Dazu kamen für den Kern jener Gruppe, den ostelbischen Rittergutsbesitz, recht ernste Sorgen materieller Natur. Bei der politischen Unreife und Verwahrlosung, in der er sein heimisches Landvolk geflissentlich erhalten hatte, begann dieses sehr bald, sich die weltbewegenden, ihm aber völlig unverständlichen Fragen der hohen Politik in die ihm sehr verständlichen Fragen des niederen Mein und Dein zu übersetzen. Vielleicht auch hatte der ostelbische Landmann von der feudalen Anschauungsweise seiner Herren die Vermischung öffentlich-rechtlicher und privatrechtlicher Dinge gelehrig übernommen und betrachtete so die politischen Errungenschaften recht mittelalterlich-feudal unter dem Gesichtswinkel „nutzbarer Rechte“. So wandelte sich die liberale Forderung der Aufhebung von Fideikommissen und dergleichen hier in etwas wie Auftheilung derselben; und die Bedrohung an diesem kitzlichen Punkte konnte zur Verbesserung der ritterlichen Stimmung wahrlich nicht beitragen.

Indessen nach dem ersten Schrecken bemerkten die Junker zum eigenen Erstaunen die Gutartigkeit der Revolution in den Centren der Bewegung, das eifrige Bemühen der liberalen Märzministerien, Unordnung und Gewaltthat zu unterdrücken; sie erkannten, daß die grausigen Reminiscenzen von 1792 und 1793 nur in ihrem eigenen bösen Gewissen gespukt hatten; daß die siegreiche Bourgeoisie gar nicht daran dachte, ihren Sieg durch die Wirksamkeit von Madame la Guillotine zu feiern und zu sichern. Nachdem die Edlen noch eben sich ängstlich geduckt hatten, erhoben sie nun sofort wieder ihr Haupt, da sie es sicher auf ihren Schultern fühlten. Aus allen Ecken kamen sie hervor, nicht etwa, um die neuen Gewalten ehrlich im ehrlichen Kampfe gegen radikale Schwarmgeister zu unterstützen und, in die neue Ordnung sich einfügend, die ruhige Entwicklung zu fördern; sondern um hinterrücks die Vertreter dieser neuen Ordnung zu befehden und zu verleumden, jeden Fehler, jede irgendwo vorkommende Ausschreitung schadenfroh ausbeutend, die Schrecken der Revolution, deren allzugroße Harmlosigkeit dies ungestrafte Treiben bezeugte, an geeigneter Stelle in grausigen Farben zu schildern und auch das friedfertige Bürgerthum, dem der zusammenregierte Philister des Polizeistaats noch gar sehr in den Knochen steckte, allgemach „revolutionsmüde“ zu machen.

Ueber die Haltung oder vielmehr Haltungslosigkeit Friedrich Wilhelms IV. in den Märztagen und über die Frage, ob er dabei noch voll zurechnungsfähig gewesen, ist viel gestritten und geschrieben worden. Jedenfalls wirkte mächtig auf sein Gemüth, daß eine jener Lebenslügen, in die er sich so gern einspann, und in denen ihn seine junkerliche Umgebung so eifrig bestärkte, damals arg in die Brüche ging. Bei aller Weihe von oben mochte der König doch den Weihrauch von unten nicht entbehren; bei aller Verstiegenheit seines Gottesgnadenthums klammerte er sich an den Wahn, Liebling des Volks zu sein. Aus diesem Traume scheuchte ihn der böse März sehr unsanft auf. Auch Manches in seiner Haltung gegenüber der deutschen Frage, wie der erstaunliche schwarz-roth-goldene Umritt vom 21. März erklärt sich zum Theil, wenn es sich überhaupt logisch erklären läßt, aus der bei ihm styllosen Popularitätssucht. Im Allgemeinen jedoch hat der König seine und seiner geliebten Junker damalige Situation ganz treffend bezeichnet, wenn er später meinte: „damals lagen wir alle auf dem Bauche“.

Die Pariser Damen der Halle haben zu ihrer Zeit zwar schlechte Manieren, aber einen guten politischen Instinkt bewiesen, da sie sich ihren eben konstitutionell gewordenen König aus Versailles in die Hauptstadt zurückholten. Seitdem bei Beginn des Sommers von 1848 der Hof nach Potsdam übergesiedelt war, bildete sich hier die junkerliche Nebenregierung in kaum mehr verhülltem Gegensatze zur Berliner Staatsregierung. Die Junker hatten sich vom Bauche erhoben und begonnen, doppelt ergrimmt wegen ihrer eigenen, eben bewiesenen Erbärmlichkeit, im stillen Sanssoucis ihren König zu „frommen“. In jenen Tagen organisirte sich dort die Kamarilla, deren Herrschaft ein Jahrzehnt lang Preußen schändete; für diesen Zeitraum fließt uns eine unerquickliche, aber reichhaltige Quelle der innersten Geschichte in den beiden dickleibigen Bänden der Denkwürdigkeiten „Polie“ v. Gerlachs, des politisirenden Generaladjutanten und Häuptlings der Kamarilla. Wie in der Apotheke sind hier all' die Gifte aufgereiht, mit denen das Hofjunkerthum, in innigster Fühlung mit den Ordensbrüdern draußen im Lande und den Affiliirten in Oesterreich und Rußland, die politische Entwicklung Preußens vergibt. Der Freigeist wie der wirklich religiöse Sinn muß sich gleichermaßen angewidert fühlen von dem unaufhör-

lichen Mißbrauch, den Tag für Tag diese pietistische Junkerklique mit dem göttlichen Namen zu höchst irdischen Zwecken treibt. Wenn selbst die Sophistik der Gründe versagt, wird über politische Fragen — gebetet! Aber auch hier ist wieder raffinirte Methode im Wahnsinn; die Kamarilla ist auf den Mann dressirt. Schon im Frühsommer, da sich der König noch vor dem offenen Bruch mit dem liberalen Ministerium scheut und auch noch Popularitätsanwandlungen hat, während das Ministerium der Nationalversammlung die ebenso nothwendigen wie den Junkern unangenehmen Ablösungsgesetze vorlegen will, erklärt der wackere Polte in einem Briefe an den König, daß dessen „Minister frech und willkürlich gegen den bestehenden Rechtszustand verstoßen". Nach dieser Kraftleistung des loyalen Unterthanen gegenüber der gesetzmäßigen Regierung wird der Edle aber salbungsvoll, warnt vor dem „Umsturz des Thrones auf sogenanntem konstitutionellem Wege" durch jede Nachgiebigkeit des Königs: „Ew. Majestät versäumen alsdann ihre heiligsten Pflichten und sind für die daraus entstehenden Folgen Gott und Menschen verantwortlich Sie gehen Verpflichtungen ein, die Sie nicht halten können und dürfen Wenn Ew. Majestät sich zu Gott wenden, und im Vertrauen zu Ihm, ohne Furcht und Scheu das thun, was recht ist, so wird Er in Seiner Gnade das Vergangene zudecken und Ihnen Sein Gnadenantlitz wieder zuwenden." Mit einer solchen Epistel wäre der selige Marwitz beim alten König denn doch bösartig angelaufen; jetzt war die Folge: eine Einladung des Bußpredigers zu einem tête-à-tête mit dem König, um über das Thun dessen, was recht ist, zu berathen, nämlich über den Staatsstreich, von dem jedoch der tapfere Junkerhäuptling noch vorsichtig abrieth, sintemal die Saat noch nicht reif war. Das Bußpredigen allein thut's freilich nicht; vielmehr geht das unablässige Herausstreichen des Gottesgnadenthums daneben. Bei Handlungen und Aeußerungen, vor denen der Verstand der Verständigen still steht, preist man dem König seine unendliche politische Ueberlegenheit über alle verantwortlichen Staatsmänner, so daß der arme Bethörte außer sich geräth über den „Ungehorsam" seiner Minister, die freilich nicht alle Sprünge der allerhöchsten Laune vor der Oeffentlichkeit vertreten können. Wohl muß sich der Günstling auch gelegentlich einmal in einer Weise malträtiren lassen, die kein aufrechter Mann von bürgerlichen Ehrbegriffen ertrüge; aber die Geduld trägt ihren Lohn in sich; nachher thut's dem Herrn doch wieder leid, und das befestigt den Einfluß des geduldigen Höflings. Wie ein Ton aus der wirklichen Bedientenstube klingt es, wenn der einflußreiche Generaladjutant mitten unter hochpolitischen Erörterungen getreulich verzeichnet, daß ihm bei dem üblichen „Kaffeevortrage" die gute Königin Elise „ein Stück Kuchen", manchmal sogar „ein großes Stück Kuchen" gegeben. Oder ist der bedeutsame Vorgang doch vielleicht symbolisch zu verstehen?

Während so „die kleine aber mächtige Partei" ihren inneren Dienst organisirte, schuf sie sich gleichzeitig das Organ für die Vertretung ihrer Interessen nach außen, in dem doch nicht mehr zu umgehenden öffentlichen Meinungskampfe. In den Hundstagen von 1848 begann die „Neue Preußische", die Kreuz-Zeitung, ihre erbauliche Wirksamkeit, deren einziger Beruf es war und ist, ein neues Preußen mit allen, unbedingt mit allen Mitteln im Keime zu ersticken, die gedeihliche Lösung der Junkerfrage immerdar zu vereiteln. Sie stand von Anfang an in innigem Einvernehmen und geschickter Wechselwirkung mit den Hofjunkern. Polte's lebhafterer Bruder, Ludwig v. Gerlach, lagerte hier seine „Rundschauen" ab, die, ebenso wie seine späteren Parlamentsreden, eine seltsame Mischung ganz geistreicher Einfälle und höheren Blödsinns darstellen. Uebrigens braucht sich die Kreuz-Zeitung ihrer nicht zu schämen; immerhin waren sie „so reinlich und so zweifelsohne" wie durchaus nicht alle Waffen, die das Junkerblatt „mit Gott für König und Vaterland" gehandhabt hat von den Tagen der Ohm und Gödsche, der Lindenberg und Konsorten bis zu denen des frommen und schneidigen Herrn v. Hammerstein. Ja, die „Kreuz-Zeitung" ist in diesem halben Jahrhundert ein leider nur allzu bedeutungsvolles Element unseres öffentlichen Lebens geblieben; sie ist in den Blättern der preußischen und deutschen Geschichte verzeichnet, freilich stets auf der Kehrseite. Sie behauptet ihre Bedeutung als das adäquate Organ des stets rückständigen und doch stets einflußreichen ostelbischen Junkerthums, das um so unbefangener seine geistige Nahrung aus dieser unlauteren Quelle schöpft, je größer die Kluft ist, die es von dem ganzen geistigen und materiellen Leben und Streben unserer Zeit trennt. Und eben durch diese innige Verbindung wahrt sie sich gegenüber allen anderen Organen der öffentlichen Meinung eine Beachtung in den Centren des Staatslebens, die weder durch ihre Leistungen, noch weniger durch ihre Gesinnung irgendwie gerechtfertigt ist. Wie die Treibereien des Junkerthums hinter den Coulissen, so hat das Hand in Hand damit gehende Treiben der Kreuz-Zeitung in der Publizistik Gott durch Mißbrauch seines Namens gelästert, den König betrogen und das politische Leben im Vaterlande vergiftet.

Auch in der demagogischen Agitation versuchte sich mit Beginn seiner neuen Sammlung das Junkerthum; die „Preußenvereine" setzten dem Schwunge deutsch-nationaler Begeisterung die partikularistische Engherzigkeit des Stockpreußenthums entgegen. Die Gefahr einer Auferstehung von Kaiser und Reich, noch dazu als Errungenschaft einer Volksbewegung und in aller Form des modernen konstitutionellen Staates war natürlich den Junkern in tiefster Seele abscheulich. Diese Duodezpartikularisten, denen die Uckermark und die Priegnitz eigene Welten sind, die schon von preußischer Staatseinheit nichts wissen wollten, sondern im König nur den Oberlehnsherrn einer Anzahl von feudalen Zaunkönigen sahen, sie mußten einem deutschen Großstaate in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle gegenüberstehen. War es ihnen doch schon sauer genug geworden, im bisherigen Verbande ihre ostelbische Herrlichkeit gegen die Einflüsse des „faulen" Westens zu behaupten; in der ganzen Revolution sah Gerlach lediglich eine Aktion der Rheinlande, gegen welche die alten Provinzen durch die Contrerevolution reagirten. Und welchen unerträglichen Machtzuwachs hätte dieser schlimme Westen in einem Deutschen Reiche erhalten! Wo aber auch blieb der mystische Glanz von oben bei dieser kaiserlichen Krone, die im hellen Tageslichte parlamentarischer Verhandlungen geschaffen ward? „Sämmtliche Könige sind unfähig zu regieren, wenn man sie nicht mehr für von Gottes Gnaden hält;" das Dogma ward dem nur allzu geneigten Ohre des Königs unablässig gepredigt und nahm in seinem Geiste schließlich die unbegreifliche Form an, daß er die Rheinbundskönige von Napoléons Gnaden, Preußens Gegner, für Wesen ganz anderer und höherer Art hielt, als die anderen Fürsten, Preußens Anhänger. „Wer konnte ihn begreifen, der ihn verstand," ruft der treue Bunsen bei des Königs ständiger Klage über die Mißverständnisse [illegible] Gewiß, auch die Paulskirche hat ihre Fehler ge[illegible]; aber es war ein gewaltiges Stück politischer Arbeit und weiser Resignation, das sie in den drei Viertel Jahren vollbrachte, von dem Tage, da der Vorschlag eines guten Mannes aus Pommern, Friedrich Wilhelm IV. zum Reichsverweser zu wählen, in schallendem Gelächter unterging, bis zu dem Tage, da sie denselben Fürsten, der inzwischen seinen Staat der Reaktion ausgeliefert hatte, zum Kaiser der Deutschen erklärte, — nicht wählte; denn bei einer wirklichen Wahl wäre kaum eine Stimme auf solchen Kandidaten gefallen; es war die entsagungsvolle Anerkennung von Preußens deutschem Beruf.

Und daß hier in der That Preußens Beruf und Ehre rief, das konnte sogar das Ministerium Brandenburg-Manteuffel nicht völlig verkennen. Von den persönlichen Freunden des Königs mochten sich der streng konservative und streng gläubige Radowitz und der erst allmählich zu freieren Anschauungen gelangte Bunsen gerade durch ihre Haltung in der deutschen Frage bei der Junkerklique tödtlich verhaßt. Freilich, was verstand auch dies bornirte Ostelbierthum von Stimmungen, wie sie den ehrlichen Bunsen

im Verkehr mit den geistvollen Führern des Frankfurter Parlaments ergriffen: „das Herz ging mir auf, wie ich mit diesen Männern zusammentraf; es war mir, als wäre ich aus der Fremde in die eigentliche Heimath gelangt. Fremd war mir das Preußenthum, beengend die Wilhelmstraße, zuwider die Säle der Kamarilla. Dort war ich ein Ausländer, ein Emporkömmling, ein Liberaler, oder, wie die „Neue Pr. Ztg." mich nannte, ein Mann von hirnverbrannten, sinnenzerrüttenden Vorschlägen und Planen. Hier war ich ein Deutscher unter Deutschen, ein Bürgerlicher unter Bürgerlichen, ein Patriot unter Patrioten." Ja, mit dem Patriotismus, den unsere Junker auch in Erbpacht genommen haben wollen, ist es ein eigenes Ding; wenigstens gesteht der biedere Volte in einem unbewachten Augenblick, daß ihm der Patriotismus, das „heißgeliebte Vaterland" durchaus zuwider sei, nicht bloß wegen der damit oft verbundenen Heuchelei, sondern weil Treue gegen den König und Nächstenliebe (!) vollständig ausreichen; was ihn freilich nicht hindert, munter Franzosenhaß zu treiben — aus Haß gegen die Revolution! — Selbigem Volte entringt sich in jener Zeit wiederholt der Stoßseufzer: „Im Vergleich mit Radowitz und Bunsen hält der König uns für Rindvieh!" Jammerschade, daß Friedrich Wilhelm gerade seine lichtesten Gedanken nicht in die That umzusetzen vermochte. Nicht Radowitz und Bunsen, sondern — die Andern triumphirten. Zwar der geniale Einfall, den der Staatsrettung großer Krieger, so klug im Kabinet wie fürchterlich im Felde, der Generalgewaltige in den Marken, Papa Wrangel beim Herannahen der Kaiserdeputation hegte: „ihr nich 'rinzulassen', ward nicht gerade wörtlich ausgeführt. Aber trotz der ernsten Zweifel selbst des reaktionären Ministeriums, trotz einer leisen Regung in des Königs eigner Brust, trotz der dringenden Mahnung ausnahmslos aller Staatsmänner, die nicht Hörige der Junkerkamarilla waren, gelang es dieser, den Augenblick, der der Anfang von Preußens höchster Ehre werden konnte, in den Beginn von Preußens tiefster Schande zu wandeln. Die von den Junkern geflissentlich bis zur Fieberphantasie aufgestachelte Idee des Gottesgnadenthums erstickte alle Erwägungen politischer Klugheit, nationaler Nothwendigkeit und staatlicher Ehre. Vor ihr erschien des deutschen Volkes Kaiserkrone als eine „schmutzige, von Revolutionären überreichte, unten wenigstens rothgefütterte Narrenkappe", nach Gerlach's geschmackvollem Ausdruck; als „eine Schandkrone", ein „Halsband des Leibeigenen im Dienste der Revolution", nach des Königs eigenen Worten. Schon hatten ja die Junker, um auch den Popularitätssorgen des Königs zu begegnen, die ganze deutsche Bewegung als das Werk einiger wenigen Franzosen, Polen und — natürlich — Juden dargestellt! Ganz im Sinne dieser ebenso hellen wie edlen Geschichtsauffassung bezeichnet der Kreuzzeitungs-Wagener noch in seinem Staats- und Gesellschaftslexikon die „Kaisermacherei als ein jüdisches Geschäft!"

Unter dem Banne solcher Anschauungen mochte Friedrich Wilhelm von den Vertretern des deutschen Volkes, die ihm die Kaiserkrone boten, sagen: „Ihr da hadt nichts zu bieten; das mache ich mit meines Gleichen aus!" Jawohl, diese Ausmachung mit seines Gleichen, bei der die verwandschaftlichen Einflüsse der Höfe von Petersburg und Wien, München und Dresden durch die fieberhafte Thätigkeit der Hofjunker unterstützt wurden, führte Preußen auf den Weg tiefster Demüthigung, nach Olmütz. Man hat später diese Schmach von Olmütz zu entschuldigen versucht durch die Behauptung, daß Preußen einem damals drohenden Kriege mit Oesterreich und den Mittelstaaten, vielleicht auch Rußland, nicht gewachsen war. Eine höchst fragwürdige Behauptung; aber wie dem auch sei, am preußischen Junkerhofe war von solcher Erwägung überhaupt keine Rede. Friedrich Wilhelm bezeichnete es geradezu als den größten Segen der Olmützer Punktation, daß dadurch der sonst unvermeidliche Sieg Preußens über Oesterreich verhindert worden sei!! So unerhört eine solche Anschauung für den König von Preußen ist, so erklärlich ist sie doch bei dem unseligen Opfer junkerlicher Suggestionen. Pries so der Häuptling der Kamarilla den Mann von Olmütz als einen großen Diplomaten, den Vertrag, der Preußen entehrt, als „eine der gelungensten und für Preußen ehrenvollsten Negotiationen"; zu derselben Zeit, da sich ein ungeheurer, geradezu beispielloser Groll, ja ärgeres als Groll, an Friedrich Wilhelms Namen heftete, bethört die Junkerclique den unglücklichen König mit der unsagbar frechen Lüge, er sei „der populärste Mann in Deutschland". Wahrlich, Bunsen's Zornworte von der „hochverrätherischen oder stockdummen Kamarilla" sind ein milder Ausdruck der Wahrheit. Freilich, der politischen Moral dieser guten Rasse, die das Land beschirmen sollte, erschien es wohl nicht als Hochverrath, den preußischen Staat mit gebundenen Händen den Horten der „Legitimität", Oesterreich und Rußland, auszuliefern, ihn vor allen dem Zaren Nikolaus, den sie „wie einen Vater verehrten", unter die Füße zu geben; hatte doch etliche Jahre später die Kreuzzeitung, als bei Beginn des Krimkrieges der preußische Mobilmachungsplan an Rußland verrathen ward, den traurigen Muth, diesen Hochverrath ganz in der Ordnung zu finden!!

Die Junker hatten auch die bescheidenste Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes hintertrieben; es war ihr Werk, daß Preußen, geduckt wie ein geprügelter Hund, wieder ins Bundespalais zu Frankfurt hineinschlich. Und hier in der Leitung des reaktivirten Bundes wollten sie durch ihrer Besten Einen vertreten sein; dahin sandten sie ihren Heißsporn, die Hoffnung ihrer Zukunft, den Schützling des frommen Generaladjutanten, dem er schon in den Tagen von Sanssouci beim „Strammen" des Königs in seiner Weise geholfen hatte. Selbstgefällig schreibt Volte: „Ludwig nennt die Anstellung Bismorck's, die doch ganz mein Werk ist, eine großartige Maßregel". Nun ja, als sich aber die Folgen dieser Maßregel in ungeahnter Großartigkeit entpuppten, da ward vor dem einstigen Lieblinge, der zum „Kronenräuber" und „Nationalitätsschwindler" geworden zu sein schien, dem unentwegten Kreuzzeitungs-Ludwig Angst und Bange. Er und seines Gleichen erkannten noch nicht, daß ihr großer Gesippe mit der unsinnigen auswärtigen Politik der Kamarilla brechen mußte, um die endgültige Lösung der inneren Junkerfrage als wahrer Retter des Junkerthums noch auf ein Menschenalter und mehr zu verhindern.

Um dieselbe Zeit etwa begann noch ein anderer Günstling des innersten Junkerkreises seine stille, aber wirksame Thätigkeit, der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel, „Flügelteufel", wie er im Rothwelsch der Kamarilla hieß, der er zunächst als Vermittler zwischen ihr und seinem Vetter, dem Ministerpräsidenten „Oberteufel" gute Dienste leistete. Seine volle Bedeutung erlangt er freilich erst später, da er und Bismarck als Einzige den Sturz der Kamarilla amtlich überlebten, und da „der unheilvolle Mann an unheilvoller Stelle" im Bunde mit Roon die neue Aera zu erwürgen half, — freilich wohl nicht mit ganz ungetrübter Freude Bismarck ans Ruder brachte und den Konflikt geschickt inscenirte. — So setzen sich schon hier in der Blüthezeit der junkerlichen Kamarilla die jungen Sprossen an, die einst, nachdem der alte Stamm endlich gebrochen, seine Natur und Art zu neuer Entfaltung bringen sollten.

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Vom 15. „Internisten"-Kongreß.

Die Zahl der ärztlichen Kongresse ist, seitdem fast jede Spezialität ihren eigenen hat, eine so große geworden, daß die meisten nur für Männer des betreffenden Faches und nicht für die Allgemeinheit Interesse haben. Eine Ausnahme machen davon der Chirurgenkongreß, der zu Ostern, und der Kongreß für innere Medizin, der in der Pfingst-

woche sich zu versammeln pflegt. Sie stellen doch immerhin eine Vertretung der beiden großen Hauptzweige der Medizin dar und bieten Gelegenheit zu einem allgemeinen Ueberblick über den jeweiligen Stand der Wissenschaft. Darum ist vielleicht auch für Nichtärzte eine Zusammenfassung des Wissenswerthesten, was auf dem 15. Kongreß für innere Medizin, der vom 9. bis 12. Juni diesmal ausnahmsweise in Berlin tagte, nicht unerwünscht. Es ist zwar viel Spreu unter dem Weizen auf diesen Kongressen; sie dienen oft nur dazu, dem Streberthum eine große Tribüne zu eröffnen und der Propaganda für die Erfindung untergeordneter Instrumente und Präparate eine wissenschaftliche Dekoration zu geben. Besonders gilt dies zum Theil von den Ausstellungen, die mit ihnen verbunden sind und auf denen sich das Gewühl und die Anreißerei des Jahrmarkts dicht neben der streng wissenschaftlichen Verhandlung in nicht immer erträglicher Weise bemerkbar machen. Es wäre würdiger, wenn auf künftigen Kongressen Ausstellungen und Demonstrationen bloß in engem Anschluß an die Vorträge zugelassen würden.

Die Verhandlungen des Kongresses gruppirten sich, wie in neuerer Zeit üblich, um die Referate, welche hervorragende Kliniker über einige medizinische Tagesfragen übernommen hatten. So berichteten Professor Bäumler aus Freiburg und Olt aus Prag über den chronischen Gelenkrheumatismus, Unverricht-Magdeburg über die Epilepsie, Professor Albert Eulenburg (Berlin) und Friedrich Müller aus Marburg über die Basedow'sche Krankheit. Die Berichte betrafen durchweg Fragen, die hinsichtlich der Natur der betreffenden Leiden unter den Aerzten noch streitig sind und deren Stand auch durch diese Berichte nicht verändert wurde. So verschieden aber die erwähnten Referate auch waren, der von Bäumler und Unverricht überaus eingehend, der von Professor Eulenburg von nachahmenswerther Kürze und Präzision, so schienen sie uns doch einen gemeinsamen Grundzug darzubieten: sie vermieden das Bestreben, das nicht nur Mephisto im Gespräch mit Faust's Schüler anräth, sondern welches auch die Medizin des letzten Jahrzehnts zu charakterisiren schien, alle Uebel aus Einem Punkte zu kuriren, was vielleicht für den Teufel als Frauenarzt probat sein mag, in der Medizin aber ein Hinderniß an der Mannigfaltigkeit der ursächlichen Auffassungen findet. Wir sehen friedlich nebeneinander die Bestrebungen, den chronischen Gelenkrheumatismus als Infektionskrankheit und die, ihn aus allerlei anderen, selbst aus sozialen Ursachen zu erklären. Gegen die letztere trat schon vor vielen Jahren Virchow auf, indem er zeigte, daß das sogenannte Gelenkleiden der armen Leute in gleicher Weise auch Reiche trifft, was auch Professor Bäumler anerkannte. Die Epilepsie, von der in Deutschland 100 000 Personen befallen sein sollen, wurde von Professor Unverricht nach den ursächlichen Momenten erörtert; er betonte im Gegensatz zu Nothnagel, der die Krankheit vom verlängerten Mark herleitet, daß nach seinen Versuchen an Hunden vielmehr Reizung der Hirnrinde als Ursache der Krankheit anzusehen sei. Man hat übrigens auch bisher schon eine Rindenepilepsie und eine Markepilepsie unterschieden. Die Erörterung, die sich an den Vorschlag anschloß, ergab, daß man keiner jener Ursachen einen ausschließlichen Einfluß zuzusprechen geneigt ist. Auch die interessanten Mittheilungen des Redners über experimentell hervorgerufene Krampfanfälle ändern, so wenig wie beim chronischen Gelenkrheumatismus, die bisherigen Behandlungsweisen des Rheumatismus mit auffaugenden, den Stoffwechsel anregenden, der Epilepsie mit beruhigenden Mitteln, wie Opium und den Bromsalzen. Aehnlich verlief die Erörterung über das traurige Leiden der Basedowschen Krankheit, unter welchem Namen in Deutschland die Vereinigung von Herzklopfen, Glotzauge und Kropf verstanden wird, während die Franzosen das Leiden nach den Symptomen „Glotzaugenkropf", goître exophthalmique, nennen. Auch hier bestehen, wie Eulenburg zeigte, die älteren Auffassungen, die hämatogene, welche die Krankheit von veränderter Blutbeschaffenheit ableitet, die neurogene, die sie als Erkrankung eines Zweigs der sympathischen Nerven auffaßt und die neuere, die thyreogene, welche die Erkrankung und veränderte Ausscheidungsthätigkeit der Schilddrüse (glandula thyreoidea) als Ursache ansieht, neben einander fort.

Dementsprechend werden auch die Behandlungsweisen, welche sich aus jeder dieser Auffassungen ergeben, fortgesetzt. Hält man das Blut für erkrankt, so sucht man darauf durch blutbildende, den Stoffwechsel belebende Mittel, wie Eisen, Bewegung, Klimaveränderung einzuwirken. Der neurogenen Auffassung entspricht die elektrische und psychische Behandlung durch Fernhalten unnützer Erregung, der thyreogenen Auffassung einerseits die chirurgische Behandlung durch Entfernung eines großen Theils der Schilddrüse, andererseits durch Ernährung mit Schilddrüsenstoff, der die ausfallende, übrigens immer noch unbekannte und nur aus Ausfallserscheinungen erschlossene Funktion der Schilddrüse ersetzen soll. Nachdem der vor etwa Jahresfrist verstorbene Freiburger Physiologe Baumann in der gesunden Schilddrüse das Vorhandensein von Jod nachgewiesen hatte, erhielt die Fütterung mit der Schilddrüsensubstanz eine solidere Unterlage. Manche, wie z. B. Liebreich, sehen überhaupt das schon längst auch gegen diese Krankheit gebrauchte Jod als die allein wirksame Substanz der Schilddrüse an und eine von dem Frankfurter Arzte Dr. Blum dargestellte, auf dem Kongreß besprochene Verbindung von Jod und Eiweiß, welche bei dieser Krankheit gute Erfolge gehabt haben soll, würde dieser Auffassung Recht geben und die mit manchen Uebelständen verbundene Drüsenfütterung entbehrlich machen. Gegenüber Eulenburg, welcher der chirurgischen Behandlung einen besonderen Vorzug nicht einräumen wollte, führte Matthes-Jena aus Stoffwechseluntersuchungen an operirten Basedowkranken an, daß sich bei ihnen verbesserte Eiweißausnutzung und Zunahme des Gewichts gezeigt habe. Leider hat dieser Autor nicht die gleichen Untersuchungen an Kranken angestellt, die durch andere Behandlung gebessert wurden. Jedes dieser Referate läßt somit erkennen, daß die Behandlung von Krankheiten, deren Entstehung noch nicht völlig erklärt ist oder die durch verschiedene Ursachen entstehen, auch mit einer Auslese verschiedenartiger Heilmittel erfolgen darf und soll.

Wir kommen auf diesen Punkt noch bei dem wichtigsten Streitpunkt unter den heutigen Aerzten, der mit der Bakterienkunde zusammenhängt, zurück. Einstweilen wollen wir einige Gegenstände einschalten, die ohne unter einander zusammenzuhängen, doch wichtige moderne Fragen der Medizin berühren. Schon vor einigen Jahren glauben wir über die neueren anatomischen Entdeckungen, welche den Zusammenhang zwischen Nerven und Centralorganen betrafen, in der „Nation" berichtet zu haben. Diese von dem Spanier Ramon y Cajal und dem Italiener Golgi ausgegangenen, von His, Waldeyer u. A. vervollkommneten, durch die Verfeinerung der mikroskopischen Anatomie von Hirn und Rückenmark ermöglichten Entdeckungen haben dazu geführt, die ältere, von Deiters und Helmholtz begründete Anschauung aufzugeben, daß die Verbindung zwischen Hirn und Rückenmark auf der einen und Nerven auf der anderen Seite durch große Zellen, Ganglienzellen, hergestellt werde, mit denen jeder Nerv durch einen Fortsatz der Ganglienzelle verbunden sei. Diese Vorstellung mußte aufgegeben werden, seit sich nicht mehr bestreiten ließ, daß eine solche direkte Verbindung zwischen Nerven und Ganglien nicht besteht, sondern daß die Nervenfasern in ein zartes Fasernetz auslaufen, von dem erst einzelne Fädchen mit den Verzweigungen der Ganglienzellen in Verbindung treten. Es besteht also nicht eine einfache Verbindung, sondern ein Verbindungsbezirk. Diese anatomische Entdeckung nöthigte auch die Physiologen ihre Auffassungen über die Art der Nervenleitung ihr anzupassen, und auf dem jüngsten Kongreß hat Professor Goldscheider vom Berliner Moabit-Krankenhause auch für die Lehre von den Nervenkrankheiten die Folgerungen aus der Lehre von den Neuronen — so nennt man die erwähnten Verbindungsbezirke — ge-

zogen. Er nimmt eine Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen des Nervensystems durch die Neuronen an, spricht ihnen eine besondere Schwelle der Reizempfindung und auch Erregbarkeit von den verschiedensten Körpertheilen aus zu. Als praktische Folge daraus ergibt sich, daß auf die Thätigkeit eines solchen Bezirks im Gehirn oder Rückenmark noch nicht ganz verzichtet werden muß, wenn sie durch irgend eine Nervenerkrankung, wodurch eine Zuleitungsbahn aufgehoben wird, gestört ist. Wir können auf die geistreiche Darlegung hier nicht näher eingehen, sondern begnügen uns, zu bemerken, daß sie lebhaftes Interesse erregte und warme Unterstützung von einem Wiener Forscher, Maximilian Sternberg, fand, der auf Grund von Thierversuchen und Beobachtungen am Menschen 1890 und 1893 zu ähnlichen Ergebnissen kam. Sternberg nimmt beim gesunden Menschen auf Grund der zwischen allen Theilen des Nervensystems auch von ihm angenommenen hemmenden und erregenden („bahnenden", wie ein neuerer Ausdruck lautet) Reize einen Gleichgewichtszustand an, der durch Erkrankung einer Stelle verschoben, aber unter Umständen wieder hergestellt werden kann, wenn eine andere Stelle erkrankt. So schwindet bei der Tabes in Folge Erkrankung der Hinterstränge des Rückenmarks der sogenannte Kniescheibenreflex; tritt aber bei dem Kranken eine örtliche Hirnblutung hinzu, so sieht man den Reflex wieder auftreten.

Von sonstigen Wissensbereicherungen, die wir der verfeinerten mikroskopischen Untersuchungstechnik verdanken, seien die Mittheilungen von Prof. A. Fränkel und Benda in Berlin, von Dr. Friedel-Pick in Prag über Leukämie erwähnt, jene von Virchow entdeckte, die rothen Blutkörperchen, den Quell der Sauerstoffathmung durch weiße Blutzellen verdrängende Krankheit, welche neuerdings häufiger als früher beobachtet wurde. Zur Physiologie des Stoffwechsels brachten von Mering aus Halle und Rosenfeld aus Berlin wichtige Beiträge. Mering theilte eine Methode mit, durch welche es erst möglich wird, die Resorptionsthätigkeit des Magens getrennt von der des Darms zu untersuchen und eines seiner Ergebnisse, wonach der Magen erhebliche Mengen von Alkohol zu resorbiren vermag, was Herrn von Mering, einen fröhlichen Rheinländer zu dem Ausspruch veranlaßte, der Magen ist zum Kneipen da, der Darm zum Trinken, wird vielleicht manchem Trinker ein Trost sein. Wir rathen aber, auf diese Thatsache nicht zu sehr zu bauen und lieber den ärztlichen Gegnern des Alkoholmißbrauches, welche dessen Gesammtwirkung auf den Organismus in Betracht ziehen, zu folgen. Dr. Rosenfeld stellte die merkwürdige Thatsache fest, daß das Fett, welches bei der fettigen Entartung einzelner Organe sich bildet, nicht aus dem Nahrungsfett, sondern aus dem Fett der Gewebe stammt und daß Fette verschiedener Thiere, die ein Thier in sich aufnimmt, auch in seinem Körper ihren ursprünglichen Charakter behalten. So fand er in den Fettlagern eines mit Hammelfett gefütterten Hundes Hammelfett und ebenso erzielte er mit Hühnerfett einen Hühnerfetthund. Das eigene Fett, welches der Körper bildet, entstehe nicht aus dem verzehrten Fett, sondern aus den Kohlehydraten, also dem Zucker und der Stärke der Nahrung. Die Professoren von Leube und Ewald standen nicht an, die Bedeutung dieser Untersuchungen anzuerkennen, ja Leube sah in ihnen, wenn auch noch mit einigem Kopfschütteln, ein „Novum ersten Ranges".

Dem Kapitel der Röntgenstrahlen war auch auf diesem Kongreß mancher Vortrag gewidmet, vor allem eine treffliche Uebersicht ihrer Verwendung in der inneren Medizin, welche der Wiener Neurolog Professor M. Benedikt gab. Neu war die interessante Mittheilung des jungen Berliner Laryngologen Max Scheier über das Studium der Sprachbewegungen mittels der Röntgenstrahlen. Man kann unter anderem in seitlicher Beleuchtung deutlich sehen, wie sich das Gaumensegel beim A-Laut am wenigsten, bei E, O, U mehr und bei I am höchsten hebt. Die ganze Physiologie der Sprache kann also durch die Anwendung der Röntgenstrahlen — Professor Benedikt nennt es Röntgenen, Bouchard in Paris die Radioskopie — so manche Förderung erfahren. — Einen werthvollen Beitrag zur Physiologie des Herzens lieferte Professor Kronecker in Bern. Er hatte schon vor Jahren zusammen mit Schmey ein sogenanntes Coordinationscentrum im Herzen gefunden, dessen Verletzung durch Stich plötzlichen Tod hervorrief. Leyden und Traube hatten eine andere Art plötzlichen Herztodes erkannt, nämlich durch Eindringen verstopfender Blutgerinnsel in eine der Kranzschlagadern des Herzens. Professor H. Kronecker hat uns nun auf dem Kongreß die experimentelle Erklärung dieser Thatsache gegeben, indem er fand, daß Einspritzen einer erstarrenden Masse (Paraffin) in die Kranzschlagader des Herzens dessen Stillstand hervorruft, indem nur noch eine flimmernde, zitternde Bewegung des Herzens übrig bleibt. Die wichtige Entdeckung wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen; wie groß aber heutzutage das Interesse für derlei Untersuchungen ist, die nicht gerade der Tagesmode entsprechen, beweist der Umstand, daß, als Professor Kronecker den Versuch am Tage darauf im physiologischen Laboratorium der Universität am Thiere vorführte, wir uns ganze fünf Zuschauer dabei zusammenfanden. Zu Traube's Zeit wäre das wohl anders gewesen.

Der Kongreß ging nicht vorüber, ohne daß zwei Hauptvertreter entgegengesetzter Ansichten über die modernen Ansichten von der Behandlung und den Ursachen der Krankheiten im Allgemeinen Gelegenheit zur Aussprache gefunden hätten. Professor Behring entwickelte in seinem Vortrage über experimentelle Therapie seine bekannte Lehre von dem allein gesund machenden Heilserum und wollte nur diese, die Ursachen der Krankheiten direkt bekämpfende Heilmethode gelten lassen, während er in gewohntem Ueberlegenheitston die anderen Heilmittel verwarf. Abgesehen von seinen größeren Schriften kannte man diese Anschauungen, einschließlich des hinzugefügten Angriffs auf die Virchowsche Cellularpathologie, bereits aus seinen Artikeln in einer hiesigen Wochenschrift. Er kündigte auch, wie auf der Lübecker und Frankfurter Naturforscherversammlung ein wirksames Antitoxin gegen die Tuberkulose an. Ueber die praktische Bedeutung von Behrings Heilserumentdeckung wollen wir uns hier nicht zu urtheilen erlauben; ihren Werth wird die praktische Medizin, welche ihr jetzt zum großen Theil huldigt, zu entscheiden haben. Wie Behrings wissenschaftliches Denken aber beschaffen ist, bewies die Ausflucht, mit der er sich dem immerhin lästigen Einwande, den er zugeben mußte, daß die Antitoxine bisher nicht chemisch rein dargestellt seien, zu entziehen suchte. Er erklärte nämlich, das Antitoxin sei keine chemische Substanz sondern eine Kraft, welche die schädlichen Eiweißkörper des Blutes an sich ziehe, wie der Magnet das Eisen! Ein Hauptvertreter der neueren physikalischen Chemie, Ostwald, will ja allerdings den Begriff der Substanz durch den der Energie ersetzen; ob aber Herr Behring in seinen Worten diese mathematische Auffassung hat aussprechen wollen, erscheint uns sehr zweifelhaft, da seine ganze Redeweise durchaus nicht einen mathematisch geschulten Kopf erkennen läßt. Man muß also seine speziell für Serumzwecke hergestellte Krafttheorie als ein unklares Verlegenheitsprodukt ansehen.

Am Tage darauf erhielt sein entschiedenster Gegner, der berühmte Berliner Pharmakolog Professor Oscar Liebreich das Wort zu seinem Vortrage über die modernen Ziele der medikamentösen Therapie. Vor dem Behringschen hatte er zunächst den Vorzug, daß die Größe des Gegenstandes hohe Gesichtspunkte und weite Ausblicke zuließ. Liebreich zeigte an der Geschichte der Arzneimittellehre, daß die von Paracelsus stammende Einsicht in den Zusammenhang zwischen Eigenart des Stoffes und der Wirkung auf den Organismus Ausgangspunkt der neueren Arzneimittellehre war; daß die naturwissenschaftliche, durch die erstaunliche Entwicklung der Chemie bedingte Methode sowohl die Chemiker darauf führte, auf Zusammenhänge zwischen der Zusammensetzung der Verbindungen und ihrer Wirkung auf

den Organismus zu achten, als auch die Aerzte zu streng physiologischer Unterrichtung führte, welche sie lehrte, ob ein Mittel auf Gehirn, Rückenmark oder Herz wirkt. Nicht immer ging die Entdeckung von Stoffen und ihrer Arzneiwirkung Hand in Hand. Das Chloral war 1832 entdeckt, seine schlafbringende Wirkung wurde aber erst 1869 durch Liebreich erkannt. Das Cocain war längst in Wöhler's Laboratorium entdeckt, man übersah aber, trotzdem schon damals auffiel, daß es eine Empfindungslosigkeit der Zunge hervorrief, seine die Schleimhäute unempfindlich machende Wirkung, weil man es wegen seiner Verwandtschaft mit dem Atropin auf ähnliche Wirkungen, wie sie dieses auf die Pupille hat, prüfte. Liebreich zeigte auch an den klassischen Beispielen des Opiums und der Digitalis, von welcher entscheidenden Bedeutung auch diejenige große Gruppe von Arzneimitteln, welche auf die Symptome der Krankheiten einwirken, sind und ferner, daß die Arzneimittellehre auch der Mittel, welche den Krankheitsursachen entgegenwirken, nicht entbehrt. Damit kam er dann auf den grundsätzlichen Gegensatz, der ihn von der Koch'schen Schule trennt. Liebreich will die Bakterien nicht als alleinige Ursache von Infektionskrankheiten anerkennen.

Er gibt zwar einen Antheil der Bakterien an der krankmachenden Wirkung zu, hält sie aber nicht für allein entscheidend. Indem Liebreich auf die Sektionsbefunde Hansemanns hinweist, welche die Möglichkeit von Tuberkulose ohne Bazillen beweisen, und anderer Seits auf die örtlichen Tuberkulosen an Gelenken, Drüsen (Skrophulose), Haut (Lupus), die durchaus nicht nothwendig zur Allgemeinerkrankung führen müssen, stellt er den Satz auf, daß Bakterien nur dort schädlich wirken, wo sie eine Erkrankung oder krankhafte Veränderung bereits vorfinden, was er Nosoparasitismus nennt und auch den Bakteriologen als „Disposition" geläufig ist. Aus diesem Grunde will Liebreich auch die Heilwirkung von Stoffen, die aus den Bakterien bereitet, nur diesen zu Leide gehen, wie das Tuberkulin Kochs, nicht anerkennen. Er hebt ferner die Schutzkraft der lebendigen Zellen des Körpers hervor; interessante Versuche an der Harnblase habe er gezeigt, daß ihre Schleimhaut in gesundem Zustande hemmend auf die Gährung des Zuckers, den man einführt, einwirkt. Dem Diphtherieserum hielt Liebreich entgegen, daß, wie Kassowitz in Wien auf Grund von Behring's eigenen Berichten nachwies, die meisten Thierversuche damit mißlangen, er bezweifelt daher die Wirkung am Menschen. Gegen das Antitoxin Behring's wider Tetanus wies Liebreich auf Versuche eines jungen Forschers in Leyden's Klinik, Dr. Blumenthal, hin, wonach das Tetanusgift sich in den Nervencentren lokalisirt, das sogenannte Gegengift hingegen in der Blutbahn kreist. Liebreich verwirft somit auch dieses. Außer Behring's rein persönlich gehaltener Erwiederung wandten sich gegen Liebreich nur zwei Redner: Prof. Baginsky vom Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Krankenhaus, der alle Erklärungsversuche dahingestellt sein ließ, aber auf Grund seiner praktischen Beobachtung am Krankenbett nach dreijähriger Erfahrung mit dem Diphtherieserum entschieden für dessen Wirksamkeit eintrat. Prof. Goldscheider ferner, der zwischen Humoral- und Cellularpathologie vermitteln wollte, berichtete über eigene, bemerkenswerthe Versuche an Thieren, die ergaben, daß die Nerven von Thieren, die mit Tetanusgift geimpft und deren Nerven degenerirt waren, nach der Impfung mit dem Gegengift sich regenerirt zeigten.

Ob sich gegenüber den andauernden Versicherungen zahlreicher Aerzte von den Heilerfolgen des Serums und gegenüber derartigen experimentellen Untersuchungen der unbedingte Widerspruch gegen dessen Heilwerth wird aufrecht erhalten lassen, scheint zweifelhaft. Aber auf der anderen Seite können auch die Bakteriologen das wissenschaftliche Gewicht der Liebreich'schen Einwände nicht verkennen, die eben darauf hinauslaufen, daß die Bakterien selbst bei den Volkskrankheiten nicht das Um und Dran der Medizin sein können. Hat ja ein bakteriologisch so unterrichteter Kinderarzt wie Dr. Ritter in Berlin, bei der Skrophulose auf die außerordentliche Wichtigkeit der Ernährung bei der Bekämpfung, wie auf die der Entbehrungen bei dem Entstehen dieser Krankheit hingewiesen. Das scheinen überhaupt nicht nur diese Erörterungen, sondern auch die über den chronischen Gelenkrheumatismus, die von G. Singer und Chvostek in Wien über den akuten Gelenkrheumatismus, der eine schwere fieberhafte Krankheit ist, zu zeigen, daß die Annahme einheitlicher Krankheiten und spezifischer Krankheitsursachen vielfach zu weit getrieben worden ist.

Vor etwa zwanzig Jahren schrieb der jetzige Freiburger Philosoph Alois Riehl ein Buch gegen enthusiastische Philosophie. Seine Mahnung hatte nicht zuviel Erfolg und die enthusiastische Philosophie führte zum Nietzscheanismus. Die exakte Naturwissenschaft gelangte zur Spektralanalyse und der Entdeckung der Röntgenstrahlen. Nach den schmerzlichen Erfahrungen von 1891 wäre auch der Heilkunde ein berufener in keinem Parteilager stehender Mahner gegen enthusiastische Medizin zu wünschen.

E. S.

Die letzte Tagung der Landwirthschaftskammer für Pommern.

Der Bund der Landwirthe sucht krampfhaft die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß hinter ihm die gesammte deutsche Landwirthschaft marschire. Wie irrig das ist, zeigt die kleinbäuerliche Bewegung, wie sie insbesondere durch den „Nordost" und den mecklenburgischen „Schutzverein" ins Leben gerufen ist, deutlich genug. Aber auch unter den Großgrundbesitzern gibt es zahlreiche einsichtige Landwirthe, die von der unfruchtbaren Demagogie des Bundes nichts wissen wollen und nur aus äußerlichen Gründen sich davor scheuen, mit ihrer besseren Ueberzeugung an die Oeffentlichkeit zu treten. Um so verdienstlicher ist es, wenn diese Scheu gelegentlich überwunden wird. Wir bringen deshalb die nachstehenden Aeußerungen eines pommerschen Landwirths, der einen größeren Besitz selbst bewirthschaftet, gern zum Abdruck.

„Die Landwirthschaftskammer für Pommern hat im Anfang des Juni zu Stettin getagt und besonders in ihrer Sitzung vom 3. Juni Beschlüsse gefaßt, welche nicht nur die Landwirthschaft treibende Bevölkerung angehen und interessiren müssen. Besonders beachtenswerth sind allerdings die Ergebnisse dieser Tagung für die landwirthschaftlichen Berufsgenossen, welche noch nicht so weit unter dem Banne des Nothschreis der Bündler stehen, um darüber ganz das eigene Rechnen und Denken verlernt zu haben. Ihnen allen ist gerade durch die Sitzung vom 3. Juni und die in dieser Sitzung gefaßten Beschlüsse mehr denn je die Frage nahe gelegt, in welchem Verhältnisse die Leistungen der Landwirthschaftskammer zu den ausgeschriebenen Beiträgen von $^1/_4$ Proz. des Grundsteuerreinertrages stehen, insonderheit also die Frage, ob die Beschlüsse wirklich das Interesse der Landwirthschaft vertreten und auch nur entfernt einen dem erzwungenen Geldbeitrage entsprechenden Nutzen stiften.

Die angenommenen Resolutionen tragen sämmtlich mehr oder weniger ein sozialistisches Gepräge. Allerdings darf deshalb bei Leibe nicht die pommersche Landwirthschaftskammer mit der Sozialdemokratie in einen Topf geworfen werden, denn die ehrlichen Anhänger der letzteren verlangen die gleichen Leistungen des sozialen Staates für alle Staatsangehörigen, die Landwirthschaftskammer beansprucht die Wohlthaten des Staats aber nur für den armen, nothleidenden, Grund und Boden besitzenden Erwerbsstand. Das Recht darauf leitet sie in der weiter unten aufgeführten Resolution des Herrn von Knebel-Doeberitz aus der Anschauung her, daß nur der lebenskräftige Grundbesitz das Bestehen des Staats garantire, diese Lebenskraft aber ohne Stütze und Hilfe des Staats nicht mehr vorhanden sei.

Die sozialistische Tendenz geht schon aus den angenommenen Resolutionen betreffs der Preisnotirung für Viehprodukte und Butter am Berliner Markt hervor. Ein Herr von Döring rügte die Mißstände auf dem Berliner Viehmarkt, besonders die schwankenden und unsicheren Preisnotirungen und den viel zu hohen Ueberstand, und eine Resolution wurde angenommen, wonach diese Mißstände beseitigt werden sollen. Ueber das Wie schweigt sich die Landwirthschaftskammer aber mindestens der Sitzungsbericht aus. Im Sinne der Resolution stehen dafür zwei Wege offen: entweder es werden auch die Viehpreise, wie dies der Antrag Kanitz, der ja allerdings durch die neuen leitenden Grundsätze des Bundes schon überflügelt ist, für die Bodenprodukte bezweckt, staatlich festgelegt oder es wird wenigstens von Staatswegen vorgeschrieben, wieviel Pfund Fleisch jeder Staatsbürger täglich zu konsumiren hat. Allerdings wird im letzteren Falle sich leider nicht vermeiden lassen, auch den Viehproduzenten vorzuschreiben, wie viel Vieh dem einzelnen Markt zugeführt werden darf, wie schwer und von welcher Qualität es sein muß. Nur wenn wir es erst so weit gebracht haben, wird Herr von Döring sich nicht mehr über schwankende Preise und Ueberstände zu beklagen haben.

Vermuthlich soll die eigentliche Spitze dieser Resolution sich gegen die sogenannten falschen Notirungen richten. Die Erfahrungen aber gerade der allerneuesten Zeit auf dem Gebiete des Getreidehandels dürften zur Genüge erwiesen haben, auf wie schwachen Füßen die Aussprüche der Herren Agrarier in diesem Punkte stehen. Der Preis richtet sich und wird sich auch immer, wenigstens im nichtsozialistischen Staate, richten nach den Verhältnissen von Angebot und Nachfrage, und diesen entsprechend müssen auch die Notirungen wechseln. Seitdem das vielgerühmte Börsengesetz das natürliche Preisbarometer zerschlagen hat, tappt die Landwirthschaft völlig im Dunkeln, und selbst die pommersche Kammer muß — welche Ironie des Schicksals! — in eben dieser Sitzung anerkennen, daß die Preisnotirungen der Landwirthschaftskammer nicht immer den thatsächlich gezahlten Preisen entsprechen.

Dem von Döring'schen Antrage gleichwerthig ist die Resolution eines Herrn von Blanckenburg-Zimmerhausen betreffs der Berliner Butternotirungen; auch diese Resolution wird nach eingehender Begründung durch den Kammersekretär Herrn Dr. Neumann, die der vorliegende Bericht leider verheimlicht, von der Kammer angenommen.

Als das stärkste Stück aber erscheint die bereits Eingangs erwähnte, von Herrn von Knebel-Doeberitz befürwortete Resolution, die im Wortlaut wiedergegeben werden mag:

„In Erwägung, daß die Existenz unseres Staates an den Bestand eines kräftigen, lebensfähigen, ländlichen Grundbesitzes gebunden ist, in Anerkennung, daß die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes eine solche Höhe erreicht hat, daß bei weiterem, so rapidem Steigen dem Grundbesitz die Bedingungen seiner Lebensfähigkeit genommen werden, in Erwägung ferner, daß der derzeitige Zustand der Organisation des Grundkredits und des Erbrechts das Anwachsen der Verschuldung nicht nur nicht aufhalten kann, sondern diese selbst bei günstiger Konjunktur für die Landwirthschaft befördern muß, beschließt die Landwirthschaftskammer: 1. Zur dauernden Erhaltung eines kräftigen, lebensfähigen Grundbesitzes sind folgende Ziele anzustreben: a) Ueberführung des gesammten ländlichen Grundkredits der selbständigen ländlichen Grundstücke an öffentliche Anstalten, welche von Seiten des Darleihers unkündbaren Kredit mit Zwangsamortisation gewähren und nicht vom Kapitalinteresse beeinflußt sind; b) Einführung einer Verschuldungsgrenze; c) Einführung einer dem Wesen des ländlichen Grundbesitzes entsprechenden Erbfolgeordnung. 2. Diese Ziele bedingen folgende Maßregeln: a) Korporative Organisation des ländlichen Grundkredits unter entsprechendem Ausbau der Landschaften; b) Entschuldung des Grundbesitzes bis zur Verschuldungsgrenze; c) Schließung der Grundbücher für Verschuldung über die Verschuldungsgrenze und entsprechende Regelung des Verfahrens bei der Zwangsvollstreckung ins unbewegliche Vermögen; d) Einführung eines Anerbenrechtes — zunächst als Intestat-Erbrecht. 3. Die Landwirthschaftskammer ernennt einen Ausschuß mit dem Recht der Zuziehung von Sachverständigen, welcher Vorschläge zur Anbahnung und Durchführung vorstehender Maßregeln vorzulegen hat."

Diese Resolution wird angenommen mit allen gegen eine Stimme — vermuthlich und hoffentlich die des national-ökonomischen Professors Herrn Fuchs an der Universität Greifswald — und der Ausschuß zur weiteren Veranlassung ist gewählt. Die Vorschläge dieser Kommission sind mit Spannung zu erwarten. Das Ideal des Herrn von Knebel-Doeberitz sieht nach dieser Resolution etwa folgendermaßen aus: Der Grundbesitzer darf sein Grundstück nur bis zu einer gewissen Höhe belasten und darf es nicht — das ist wenigstens das Endziel — vererben, wem und wie er will. Es ist ein merkwürdiger Widerspruch, in einem Athemzuge zu konstatiren, daß die Güter bereits allzu hoch belastet seien, und im nächsten zu behaupten, es sei dringend nöthig, eine — natürlich niedrige — gesetzliche Verschuldungsgrenze einzuführen. Man will ferner die Kreditfähigkeit einschränken, um dem Grundbesitzer zu helfen, der an Kapitalmangel leidet. Ein schönes Heilmittel für den nothleidenden Landwirth, der natürlich, wenn er an Kreditfähigkeit verliert, extensiver, d. h. mit geringeren Erträgnissen wirthschaften muß. Die Folge dieser zwangsweisen Beschränkung des Realkredits würde sein, daß der Personalkredit in noch viel höherem Maße und — im Gegensatz zum Realkredit — zu beträchtlich höheren Zinssätzen in Anspruch genommen werden würde und noch mehr Landwirthe Schiffbruch erleiden müßten als bisher. Wie hoch soll überhaupt diese Verschuldungsgrenze sein und soll dieselbe sich nur nach dem Grundwerthe richten und die Tüchtigkeit des Betriebsleiters gar nicht berücksichtigen? Freilich eine Hinterthür hält Herr von Knebel-Doeberitz sich offen: die Landschaft macht die Taxe und gibt das Geld, wohlverstanden aber nur für selbständige landwirthschaftliche Grundstücke. Wer ist aber die Landschaft und wer bestimmt die Taxatoren? Wer gibt das Geld zur Beleihung, noch dazu „ohne vom Kapitalinteresse beeinflußt zu sein?" Der letztere Passus ist völlig unverständlich, oder hält die Landwirthschaftskammer es wirklich für ungerechtfertigt, wenn doch meist recht sauer erworbenes Kapital nutzbringend angelegt werden soll? Oder soll der Staat, d. h. doch die Gesammtheit der Steuerzahler, der Landwirthschaft zu Liebe das Geld geben und sich nicht dabei „vom Kapitalinteresse beeinflussen" lassen? Wie hat man sich die „Entschuldung des Grundbesitzes" zu denken, desselben Grundbesitzes, der schon jetzt nicht mehr seine Schuldenzinsen bezahlen kann und der also sicher keine hohen Amortisationsquoten zu leisten im Stande ist? Vielleicht besagt der Absatz 2c, daß diese Ueberschulden einfach im Grundbuch zu streichen sind.

Es ist evident, daß das Gewerbe der deutschen Landwirthschaft seinen heutigen hohen Standpunkt nur gewinnen konnte dadurch, daß ihm fast uneingeschränkte Kapitalien kreditweise zur Verfügung gestellt wurden. Nur durch Aufwendung hohen Kapitals, welches eben die jetzigen gesicherten und gesetzlich geschützten Kreditverhältnisse den Landwirthen darbieten konnten, ist es möglich gewesen, alle Errungenschaften der Wissenschaft von Liebig an dem Betriebe und auch dem Erwerbe dienstbar zu machen, ist es möglich gewesen, durch Verbesserung der Technik wie durch Erweiterung der Arbeitsintensität auch heute noch — wie es doch Gottlob vielfach der Fall ist — im Kampfe um die wirthschaftliche Existenz mit Ehren zu bestehen. Wird durch Maßregeln, wie diese Resolution sie bezweckt, der Kredit verringert und noch mehr erschüttert, als es durch das fanatische Nothgeschrei der Bündler schon geschehen ist, so müßte die Ruhe des Friedhofes das rasche Ende gerade der arg Verschuldeten sein.

Im Bericht über die Tagung wird schließlich noch ein „Organ" der Landwirthschaftskammer erwähnt; hoffentlich wird dasselbe seiner Zeit nicht nur im Verborgenen berichten, daß die Utopien des Herrn von Knebel-Doeberitz doch noch in letzter Stunde in ihrer Umsturzgefahr erkannt sind, sondern es wird auch an die Oeffentlichkeit treten, denn bis heute ist es den meisten Landwirthen der Provinz noch nicht zu Gesicht gekommen, die doch durch Zwangsbeiträge die Landwirthschaftskammer unterhalten.

Wendorff-Toitz.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Besen, Besen, sei's gewesen!

Wie lange ist es eigentlich her, daß bei uns die Redensart vom „praktischen Christenthum“ in die Sozialpolitik eingeführt wurde? Es läßt sich ganz genau bestimmen: es war am 2. April 1881 und ihr Schöpfer war kein Geringerer als Fürst Bismarck. Es war die Zeit, wo es für noch verdienstlicher und „nationaler“ galt, als heute, die böse liberale Wirthschaftspolitik zu diskreditiren. Man sprach mit Vorliebe vom „herzlosen Manchesterthum“, und im Gegensatz dazu von dem „sozialen Königthum“, das dazu bestimmt sei, den „berechtigten Kern“ der Sozialdemokratie aus seiner revolutionären Schale zu lösen und als köstliches Heilmittel der kranken Gegenwart darzubieten. Fürst Bismarck bezeichnete im Reichstage den „auf dem Kehricht langsam verhungernden Greis“ als das Resultat der bisherigen gesetzgeberischen Verwahrlosung und Herr Professor Adolf Wagner empfahl unter hoher obrigkeitlicher Approbation das Tabaksmonopol als „Patrimonium der Enterbten“. Alles, was in der Nationalökonomie sozialpolitische Anpassungsfähigkeit bewies, wurde willkommen geheißen im Kampfe gegen jenes „herzlose Manchesterthum“, das um so nachhaltiger bekämpft werden konnte, als es ein Popanz war, dem vom wirklichen Leben nur einige nebensächliche Züge entlehnt waren. Der furor socialis ergriff auch die evangelische Geistlichkeit. Herr Stöcker war noch Hofprediger und man hatte nichts dagegen, daß er mit dem sozialistischen Oel gelegentlich sogar etwas unvorsichtig umging, wenn er nur das Hauptziel, den Kampf gegen den Liberalismus, nicht aus den Augen verlor. Bald wandelten auf den Spuren des vielgewandten Hofpredigers zahlreiche Diener der christlichen Kirche, die in gutem Glauben sich der „sozialen Idee“ hingaben, weil sie das Wort vom „praktischen Christenthum“ mit der Naivetät von Landpastoren auffaßten. Die neue sozialpolitische Aera begann damit, daß den Arbeitern der nothwendigste Lebensunterhalt durch Schutzzölle und Liebesgaben zu Gunsten der agrarischen Großgrundbesitzer vertheuert wurde. Aber an solche Kleinigkeiten stießen sich weder die Professoren noch die Geistlichen, welche das neue soziale Evangelium im Großen erfaßt hatten. Der Umstand, daß die obersten Staats- und Kirchenbehörden mit Wohlwollen der Propaganda einer Lehre zuschauten, die so außerordentlich geeignet erschien, dem wirthschaftlichen Liberalismus weite Kreise der Bevölkerung zu entfremden, trug begreiflicherweise ebenfalls nicht dazu bei, die Vertreter der Wissenschaft und der Kirche von dem Ritt in das romantische Land der Sozialpolitik abzuschrecken.

Tempora mutantur! Die sozialpolitischen Pastoren fingen an, die sozialen Verhältnisse in ihrer nächsten Nähe zu untersuchen und deckten gar manche sehr häßliche Dinge in den Wohnungs-, Lohn- und Sittlichkeitsverhältnissen des platten Landes auf, was die junkerlichen Kirchenpatrone arg verschnupfte; und die Kathedersozialisten stellten allerlei Untersuchungen über die Lage der industriellen Arbeiter an und machten manche wohlgemeinte Reformvorschläge, die der schutzzöllnerischen Großindustrie durchaus nicht behagten. Ein heftiger Stimmungsumschlag war die Folge. Man fand allmählich keinen rechten Geschmack mehr an der Sozialreform. Die Einflußreichen meinten, daß für die Arbeiter bereits mehr als genug geschehen sei. Man gab den Geistlichen zu verstehen, daß sie besser thäten, sich wieder ausschließlich der Seelsorge zu widmen. Den Kathedersozialisten aber suchte man begreiflich zu machen, daß nur die „Wissenschaft“, aber nicht deren „Lehre“ frei sei; mit anderen Worten, daß sie über Sozialpolitik so viel nachdenken könnten, wie sie wollten; daß sie sich aber zu hüten hätten, durch die Ergebnisse ihrer individuellen Forschungen der Sozialdemokratie Wasser auf deren Mühlen zu leiten.

Heute sind wir endlich so weit, daß Herr von Stumm freudigem, theils offenem, theils geheimem Beifall derer, die seiner Zeit dem „praktischen Christenthum“ am Lautesten zujubelten, die begriffsstutzigen Pastoren, die noch immer nicht erkannt haben, daß der Wind sich gedreht hat, dem Oberkirchenrath mit der Handbewegung König Philipps überweist: „Kardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre“; und daß derselbe Freiherr von Stumm von den Leuchten des Kathedersozialismus, nachdem es mißlungen ist, Herrn Adolf Wagner im Duell das Lebenslicht auszublasen, mit einer Despektirlichkeit spricht, als ob dieselben nie die Gunst des Fürsten Bismarck besessen hätten.

Sic transit gloria mundi! Oder nicht? Sind die Wagner, Schmoller, Hans Delbrück, Naumann und ihre sozialreformatorischen Freunde noch eine lebendige, widerstandsfähige Macht in der Politik? Wer das vermeint, der lese die Verhandlungen des eben abgehaltenen VIII. evangelisch-sozialen Kongresses. Es ist schwer, keine Satire darüber zu schreiben. Diese Weltverbesserer, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie man die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat aufhalten könne, weil sonst einmal die schreckliche „Katastrophe“ eintreten dürfte, daß „30 Millionen Menschen plötzlich (sic!) brodlos werden“; diese Politiker, die über „das Eigenthum nach christlicher Bedeutung“ eine lange Sitzung hindurch diskutiren, um schließlich eine feierliche Resolution zu fassen, wie sie auch der Rahnstädter Reformverein nicht tiefsinniger hätte formuliren können: ich vermuthe, die werden in Zukunft Herrn von Stumm keinen besonderen Schrecken mehr einjagen. Nicht einmal ein politisches Martyrium wird dieser evangelisch-sozialen Bewegung neue Lebenskraft zuführen; und die kathedersozialistischen Professoren, die jene Bewegung noch äußerlich im Gange erhalten, haben gar keine ernsthaften Aussichten, zu Märtyrern zu avanciren. Sie riskiren höchstens, daß man ihnen einige unbedeutende Kollegen als Lehrer Stumm'scher Volkswirthschaft an die Seite stellt und diese dann als neue Leuchten der Wissenschaft mit Reklamen, Titeln und Orden bedenkt. — Rrr! ein ander Bild.

Junius

Charlotte Wolter.

Was der Lady Macbeth nachgerufen wird, das möchte man ihrer größten Interpretin in unserer Stadt und vielleicht in unsern Tagen nachrufen: „Sie konnte sterben zu gelegnerer Zeit!“ Nicht jetzt, wo die sommerliche Schwüle sich über Wien hingelagert und ihre Gemeinde gelichtet hat, nicht nach so unerhörtem Leiden, daß jede Theilnahmsfähigkeit abgestumpft war. Wie man sich vordem nach jeder Kunde von ihr gesehnt, so bangte man nun vor jeder Nachricht, die aus dem Lazarethe im zarten grünen Hietzing drang. Denn sie allesammt erzählten von sich steigernden Qualen, einer endlosen Pein, dem grauenhaften Ringen einer Starken mit dem Stärksten, dem Tod. Bis es wie ein Aufathmen durch unsere Stadt ging . . . Endlich! . . .

Nach Jahren der Prüfung und des schweifenden Elends war Charlotte Wolter hier heimisch geworden. Im Macbeth, als eine der Letzten, hatte Heinrich Laube das schöne Mädchen gesehen und vermerkt. Sie mußte über seinen Wunsch wandern: denn in der Fremde erzog sich damals noch das Burgtheater die Seinen. Heimgekehrt, fand sie einen Thron verwaist. Der Stuhl der Heroine an der ersten deutschen Bühne stand leer und mit der Gelassenheit der Königinnen von eigenen Gnaden ließ sie sich darauf nieder. Sie hat ihn lange genug innegehalten. Zu Beginn ihrer fast unbedingten Herrschaft nicht ohne Anfechtungen, später hin in unbedingter Geltung, die sogar über alle ihre Mängel hinwegsah, bis sich ob der allzulangen Dauer ihrer Herrschaft ein Gemurmel, dann selbst ein Murren erhob, das erst ihr trauriges Siechen und Sterben zum Verstummen gebracht

hat. Denn eine entschiedene und heroische Natur, wollte sie niemals von einer Theilung ihrer Gewalten oder von einer Abtretung auch nur eines ihrer Gerechtsame wissen.

Um aber die Rolle, welche sie wie auf den Brettern so im litterarischen Leben Wiens gespielt, ganz zu verstehen, muß man zweierlei festhalten. Zunächst die Ueberbewerthung des Schauspielers, die hier heimisch ist, die bei ihr allerdings niemals zu jenen ekelhaften Auswüchsen, wie in manchem anderen Falle kam, die aber dennoch bis zu einem förmlichen Kultus gediehen ist. Die Legende umwob sie und ihr Auftauchen aus Nacht und Sumpf zu den Höhen einer vielbestaunten Stellung und Geltung. So gewann sie Reiz. Sodann aber waren gerade in ihrer Glanzzeit die litterarischen Verhältnisse unserer Stadt sehr jämmerlich. Epigonen Grillparzer's rangen nach der Bühne, nicht ohne Talent, Weilen und Nissel. Andere, wie Mosenthal, folgten willig jeder Spur, die zu den Höhen eines Erfolges hinaufzureichen schien, oder überließen sich wie Mauthner gern dem Einflusse der Franzosen, deren kunstvolle und gewandte Arbeiten durch Laube, der als Verstandesmensch eine starke Neigung für diese verstandesmäßigen und wirkungssicheren Dramen in sich trug, im Spielplan des Burgtheaters Eingang und Raum gewannen. Den schaffenden Kunsthandwerkern stand die nachschaffende Künstlerin gegenüber. Sie verlieh ihren Dramen einen Schein von dem, woran es ihnen im Grunde so ganz mangelte — von Persönlichkeit. Wie um ihre Vorgängerin Julie Rettich sich zum guten Theile die Dichtung Friedrich Halm's gerankt, so krystallisirten sich um die Wolter die Wolterstücke, die von einem kraftvollen Ausdruck ihrer ungebändigten Persönlichkeit, einem gellenden Aufschrei, der in die Seelen der Hörer gruselnd hinüber rann, Leben und Geltung zu empfangen hatten.

Ein wirkliches und unbestreitbares Verdienst, eine Großthat, wie sie nur wenigen Schauspielern zu thun vergönnt ist, kam dazu und ließ ihr Ansehen auch bei denen unbestritten gelten, die sich sonst der Anbetung der Komödianterei gegenüber kühl verhalten. Dies war die Wiederbelebung Grillparzer's, dessen eine schwächliche Zeit beinahe vergessen. Sie rief ihn wieder auf die Bretter. Der Dichter des Weibes bedurfte zu seiner Verdolmetschung einer großen und lodernden Weiblichkeit. Hier war sie und mit Eins war der Gegensatz zwischen Sappho, der noch schönen, und der erblühenden Melitta echt und tragisch und man sah die finstere Kolcherin ihren Leidensweg in sich wie in der Welt Schritt vor Schritt zurücklegen, sah aus dem jagdfrohen, herrischen Mädchen die schreckliche Medea werden — sich und allen ein Greuel. Denn sie allein von allen vermochte diese ganze, so unsäglich schwierige Rolle zu erreichen, weil alle Elemente für sie oder die Kriemhild ihr im Busen schliefen und nur des Beschwörungswortes harrten, das sie losbrechen ließ. Weil das aber eben elementarisch geschah, so verblüffte, ja erschreckte sie zu Beginn diejenigen, welche noch auf die Lehre vom schönen Maß eingeschworen waren. Sie galt für eine realistische Schauspielerin, die uns als die Verkörperung der Pose und des feierlichen Schreitens erschien, wie es der Kothurn bedingt. Und sie war es auch. Denn sie schuf aus unmittelbarer Empfindung heraus: sie war niemals fähig, wiederzugeben, was sie nicht selber geschüttelt, oder rein verstandesmäßig eine Aufgabe zu meistern. Es packte sie oder sie verjagte. So durchmaß sie ihre Rollen mit ungleichem Schritt, stürmisch drängte sie, manchmal unbekümmert um den Gang der Dichtung, zu den, zu ihren Höhen. Oben verweilte sie, entfaltete sich mächtig und wirkte fast gewaltsam.

Die Natur selber hatte sie zur Tragödin gebildet. Es war Strenge und Stil in ihrer Erscheinung. Nicht gerade groß, aber vollkommen ebenmäßig war ihre Gestalt. Sie hatte die jähen Bewegungen und den schrecklichen Anfall einer Tigerkatze in ihrer Gewalt und konnte wiederum die Glieder feierlich und in priesterlicher Würde regen. Ihre Gesten waren einfach: sie füllten das Auge. Spielte sie mit ihrer Schleppe oder durchmaß sie mit hastigen Schritten, bei denen man das Gefühl vollkommener Unhörbarkeit hatte, den Raum, so war jenes Raubthiermäßige an ihr, dessen ich schon gedacht und das zu vielen ihrer Rollen paßte. Das Skulpturale überwog aber bei ihr das Malerische. Sie fand unvergeßliche Stellungen, die man gerne dauernd in jenem gelblichen, griechischen Marmor nachgebildet sähe, an dessen milden und weichen Ton man sich vor ihr erinnert fühlte. Ihr Gesicht war von jenem griechischen Schnitt, über den der Wandel der Jahre nur wenig vermag. Tief, leuchtend und herrlich, jedes Ausdruckes der letzten Hingebung und des höchsten Zornes fähig war das Auge. Und was sie auf der Bühne that und treiben mochte — es war ein Adeliges darin, etwas das das Einzelschicksal, das da vor uns tragisch ward, hinaufhob zu den stolzeren Höhen des ewig Gültigen. Dazu kam ihre Stimme, deren Klang Niemand vergessen wird, dem sie jemals zu Theil geworden — denn es war wirklich etwas darin, als spräche sie jedem Einzelnen zu. Sie war tief, voll, glockentönig. Im Affekt traf sie unfehlbar und geißelnd, was in uns wund war. Sie schwoll mächtig zu einem entsetzlichen Schrei — dem berühmten und so oft mißbrauchten Wolterschrei; sie sank, wie eine erlöschende Flamme in sich zu einem Flüstern, das wohl unter allen ihren Kunstmitteln das größte war. Denn mit einer unheimlichen Vernehmlichkeit geisterte es durch den Raum. Es war ordentlich unentrinnlich. Man zagte und zitterte und litt. Dazwischen kam ein Seufzen, wie das Aufathmen einer von bitterem Tode bedrängten und erschütterten Seele. Man war befangen und man saß wie im Banne mit beklommener Brust da, wenn sie als Lady Macbeth, wohl ihre größte Rolle, so vor uns stand, in den blanken Nachtgewanden, das Antlitz mit den lichtlosen, emporgerichteten Augen scharf wie eine Todtenmaske umrissen, in tiefster Pein ächzte und mit einer unsäglich müden und ekelnden Geberde die blutigen Hände wusch. Dann war ein heiliges Mitleid in uns. Wie litt sie, die doch nur aus Liebe zu ihrem Gatten sich so versündigt! Eine wölfische Zärtlichkeit war in ihr. Kinderlos, drängte sie ihre ganze Neigung an ihn, und in dem einsamen Schloß in der traurigen, schottischen Haide, das nicht umsonst Inverness, etwa Höllenschloß heißt, rannen mit den grauen und gestaltlosen Nebeln in den schrecklichen Stunden, in denen ihr kriegerischer Gemahl sich in Schlachten tummelte, tausend große Gedanken ihr ins Herz, die sich verdichteten und That wurden im Augenblicke, da ihr nach einer That zu verlangen schien. . . .

Das antike Gewand, sonst den Menschen eine alberne Maskerade, stand ihr vortrefflich. Es schmiegte sich ihr an und adelte ihre stolzen Bewegungen. Die großen Sünderinnen der Weltgeschichte, die Kleopatren und Messalinen, wußte sie meisterlich und zwingend zu verkörpern. Es war innere Gluth, die von ihr ausging und überfloß auf den Mann, der in ihren Zauberkreis getreten war. Gluth von der Art, wie sie aus Medeens Zauberschale aufschlägt. So war ihre Adelheid im Götz noch vor wenigen Jahren eine unentrinnliche Lockung, und wenn sie starb, so gehörte das zum Gräßlichsten und dennoch Schönsten, was mindestens ich trotz der Duse jemals gesehen habe. Dabei waren ihre Gestalten durchaus einheitlich, in blankem Bronzeguß und ohne Fehl standen sie vor uns, wenn Andere uns zeigen, wie kläglich und künstlich sie ihr Thonmodell aufbauen. Es war eben wirkliche Größe, sie mußte sich nicht erstrecken, um bedeutend zu erscheinen, sie war es eben immer, manchmal selbst dort, wo der dunkle, tragische Schatten, der sie umfloß, in fast lächerlichem Gegensatze zu der Nichtigkeit der Aufgabe stand, die man ihr gerade geboten. Das schädigte gelegentlich ihre modernen Rollen, die sie überhaupt gern stilisirte. Freilich wird ihr die Sidonie im Fromont oder die Eglantine in Eduard Mauthner's glücklich vergessener Sensationskomödie sobald keine nachspielen. Sie verstand zu wachsen. Alles Irdische fiel von ihrer Sappho, da sie sich aus Sturm und Drang dieser Welt heimgeflüchtet zu den Ihren, zu den Göttern. Wie sein eigenes Gewissen, mahnend und schrecklich, stand ihre Medea

vor Jason und das Judenweib Leah reckte sich vor Antiochus zu einer gewaltsamen Größe auf. Dann war etwas Bändigendes in ihr. Am liebsten aber sah man sie freilich, wenn sie als Helena dem Faust sich schön und erhaben näherte, oder wenn Iphigenie, die von ihrer entschiedenen Persönlichkeit Kraft genug empfing, priesterliche Sprüche voll Weisheit verkündigte, oder wenn Hermione ihre angegriffene Frauenwürde lodernd vor Gericht vertheidigte. Und wenn sie gar aus dem Zauberschlaf erwachte, wenn das Leben langsam und geheim durch die marmornen Glieder rann und sich zuckend ankündigte, dann war das so schön, daß es nicht zum sagen ist, und das ganze Wintermärchen ward Einem in holder Glaubhaftigkeit lebendig. Wieder, im schroffsten Gegensatz dazu, war eines ihrer größten Paradestücke die Orsina. Da sprühten Funken und Lichter, daß man schier geblendet ward; etwas Ekstatisches, in nur zu berechtigtem Haß Verzücktes glomm durch. Das ganze Stück hindurch saß man und wartete auf diese eine Scene, die alles Künstliche und Konstruirte der Galotti vergessen ließ und schlagend bewies, wie sehr Lessing mindestens den Nerv und die Kraft des Dramatikers besaß. Man will ihn heute so wenig mehr gelten lassen, daß eine solche Feststellung nicht mehr so überflüssig wie noch vor Kurzem erscheint.

Die Fehler ihrer Vorzüge besaß sie. Ihr unbändiges Temperament, das eine strenge Zucht sie meistern gelehrt, lehnte sich oftmals auf und dann konnte ihre Ungeberdigkeit schädigen. Oder sie berauschte sich am Wohllaut ihres eigenen Organes — ihre Aussprache hatte immer Härten und Mängel, und kam nach irgend einer geheimen Weise in ein Singen, in welchem Sinn und Text untergingen. Freilich führte das gelegentlich wieder zu sehr eigenthümlichen, ja packenden Wirkungen. So raunte sie den bösen Geist im Faust wispernd und sehr stark rhythmisch in Gretchens Ohr, und man horchte verzaubert, oder „das Lied der Parzen, das sie schaudernd sangen, da Tantalus vom goldenen Stuhle fiel“, empfing in ihrem Munde eine melodische Weihe. Es war niemals viel an ihr zu erziehen gewesen, aber sie war lernfroh, obzwar sie nicht allzu leicht faßte, und hing mit einer unendlichen Leidenschaft an den Brettern, selbst da, lange vor der letzten Krankheit, ein unheilbares Siechthum ihr jeden Schritt darauf zu einer Pein machte. Sie war streitbar und wehrhaft, so hatte sie das Leben gekannt und so hat sie nun auch der grimme Tod erprobt und gefunden. Herzeleid der schwersten Art war ihr beschieden, sie sah sich durch die natürliche Entwicklung der Dinge zurückgedrängt von jener Stätte, auf der sie mehr denn ein Menschenalter in voller Machtfülle geboten, und war nicht weise genug, sich ins Unvermeidliche zu schicken. Zornig bäumte sie sich gegen ihr Loos auf und als sie an sich erfuhr, wie schlimm sich die Zeiten gegen sie gewandelt, da brach sie zusammen. Die Todeswunde empfing sie als Kleopatra, als ein eisiges Schweigen an Stellen herrschte, die sonst Stürme und ein Rasen des Beifalls geweckt. Die glatte Natter der Volksgunst kehrte sich an jenem Abend gegen sie und biß sie und sie erlag an diesen Wunden. Wieder und wieder raffte sie sich empor. Eine tiefere Beseelung kam in manche ihrer Gestalten — sie freute nichts, nachdem der Körper versagte. Noch erstritt sie sich in Philippi's „Dornenweg“ einen jener Erfolge, von der Art und von der Güte, wie sie vordem manche gegen ihre „Dichter“ errungen. Dann ward's still und stiller. Ihr letzter Wunsch, als „Leah“ in den Makkabäern Abschied zu nehmen, den sie mir einmal geäußert, blieb ihr versagt. Nicht wie eine Siegerin, die noch einmal vorm Scheiden einen Blick ins bezwungene Land wirft, ist sie von uns gegangen. Nun ist's ganz dunkel . . .

Eine große, an sich und durch die Umstände ihres Wirkens mächtige Erscheinung ist mit Charlotte Wolter von uns nach dem Hietzinger Friedhof an die Seite ihres verstorbenen Gatten, des Grafen O. Sullivan, schlafen gegangen. Das Grabdenkmal steht schon lange — Viktor Tilgner hat es gebildet und die große Heroine hütet in statuenhafter Starrheit den Schlummer des Mannes, dem sie in Kunst wie Leben so viel gedankt — denn er war ihr getreuester Berather. Im Burgtheater aber, von seinem Vorhang herab, sieht sie in all' ihrer stolzen und feierlichen Schönheit in das Haus, dessen Leuchte und Säule sie so lange gewesen. Eine große Ehre und dennoch durchaus nicht unverdient. Sie war vielleicht die letzte Heroine der deutschen Bühne, mindestens für eine gewisse Periode. Wieder hörte man bei ihrem Tode jenes leise Knistern im Gebälk des Burgtheaters, welches andeutet, daß dieses Haus neuer Stützen bedürftig sei, das nicht zuletzt nach seiner ganzen Geschichte der Pflege der heiligen Ueberlieferung gewidmet sein mag. Man spotte nur über sie, es muß dennoch einen Ort geben, wo das Feuer der Bekenner der klassizistischen Richtung genährt und unterhalten wird, denn der Tag mag kommen, wo sie wieder im ganzen Lande aufflammt, so wenig ich selber das glaube oder wünsche. Was wir an der todten Frau besessen haben, wissen wir ganz genau. Was wir an ihr verloren, das können wir heute noch nicht so klar abschätzen. Denn dies ist die andere und die schmerzlichere Erkenntniß.

Wien. J. J. David.

Zeitschriften.

Das Regierungsjubiläum der Königin Victoria.

(„Cosmopolis“.)

In den nächsten Tagen wird in London das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria gefeiert werden. Das ganze britische Weltreich rüstet sich, am 22. Juni der Königin von England Huldigungen darzubringen, wie sie in solchem Umfange nie vorher einem weiblichen Souverän, keiner Semiramis, keiner Elisabeth und keiner Katharina, zu Theil geworden sind. Die Idee eines Greater Britain wird bei dieser Gelegenheit ganz besondere Triumphe feiern. Das Schauspiel ist so eigenartig, daß naturgemäß die ganze Welt dieser Feier Beachtung schenkt. Die internationale Revue „Cosmopolis“ hat diesem allgemeinen Interesse dadurch Rechnung getragen, daß sie in ihrer jüngsten Nummer von drei bekannten politischen Schriftstellern, einem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen, das Jubiläum besprechen läßt. Die Gefahr, daß hierbei in drei verschiedenen Sprachen im Wesentlichen dasselbe gesagt werde, ist mit überraschendem Geschick vermieden worden. Der Stoff ist von dem Engländer Sir Richard Temple, dem Franzosen F. de Pressensé und dem Deutschen Theodor Barth völlig verschieden behandelt. Die Artikel berühren sich kaum. Der englische Schriftsteller verweilt fast ausschließlich bei der Gegenüberstellung des Einst und Jetzt, bei der Darstellung der glänzenden Kulturentwicklung, die seit 1837 das britische Weltreich durchlaufen hat. Der Franzose gibt im Wesentlichen eine politische Analyse des sechzigjährigen Zeitraums; und der Herausgeber der „Nation“ markirt vorzugsweise die konstitutionelle Entwicklung unter dem Szepter einer Königin. Theodor Barth bezeichnet es als ein besonderes Glück, daß seit sechzig Jahren in England eine Frau die Krone trägt:

„Gerade eine konstitutionelle Monarchie, wie die englische — so führt er aus — verträgt bei seinem Souverän keinen starken männlichen Thatendrang. Je mehr ein englischer König bemüht ist, seinen eigenen Willen zur Geltung zur bringen, seinen eigenen Ueberzeugungen in der Politik seines Landes Anerkennung zu verschaffen, um so eher läuft er Gefahr, gegen jenen obersten Grundsatz der ungeschriebenen Verfassung Englands zu verstoßen, wonach der Monarch nur der Regulator, nicht die Feder im staatlichen Uhrwerk sein soll. Ein englischer Monarch ist für die Politik, welcher er zustimmt, ebenso wenig verantwortlich, wie ein Richter für die Gesetze, die er handhabt. Direkt vermag er den Gang der Politik nicht zu beeinflussen und selbst bei der Auswahl seiner Minister ist er nur der Vollstrecker der jeweilig maßgebenden öffentlichen Meinung, wie sie in parlamentarischen Mehrheiten zum Ausdruck kommt. Eine derartige Rolle erfordert eine Resignation, einen Verzicht auf die Bethätigung der eigenen Individualität, wie sie bei einem Manne

nur das Resultat abgeklärter staatsmännischer Weisheit zu sein pflegt. Je jünger, je energischer, je temperamentvoller ein Monarch ist, umso schwerer wird er sich in eine solche, bei allem äußeren Glanz doch bescheidene Rolle finden. So lange er sich noch nicht zur Selbstbeschränkung innerlich durchgerungen hat, wird er die von ihm erforderte konstitutionelle Zurückhaltung als lästigen Zwang empfinden, und manchmal wird er vielleicht auf dem Umwege der Intrigue jenen Einfluß zu gewinnen suchen, der ihm auf geraden Wegen versagt ist. Die Geschichte Georgs III. ist gerade in dieser Beziehung lehrreich genug.

Bei einer Königin ist das anders. Von ihrem Geschlecht erwartet Niemand ein besonders aktives Eingreifen in die Politik. Der Ehrgeiz, eine unmittelbare Herrschaft auszuüben, liegt allerdings an sich gewiß nicht außerhalb der natürlichen Ambitionen einer Frau, aber in der Politik wird sie sich leichter mit einer bloß repräsentativen Stellung zufrieden geben, als ein Mann."

Allerdings ist eine wesentliche Voraussetzung für die segensreiche Wirksamkeit eines weiblichen Souveräns die richtige Auswahl des Gatten; und Prinz Albert wurde ein idealer Prince-Consort.

„. . . . England hat erst nach und nach die selbstlose Hingabe des Prinzen Albert an seinen Beruf schätzen gelernt. Da er seine Stellung nie mißbrauchte, hat man auch die konstitutionellen Gefahren vollauf gewürdigt, die mit dem Mißbrauch dieser Stellung verknüpft gewesen wären. Jemehr die königliche Ehe auf lebhafter gegenseitiger Zuneigung beruhte, um so größer war die Versuchung für den Gemahl der Königin, nicht bloß die Monarchin intim zu berathen, sondern auch durch sie zu herrschen. Dieser Versuchung weise widerstanden zu haben, muß dem Prinzen Albert zum hohen Ruhme angerechnet werden. Wäre er eine oberflächliche Natur gewesen, einer jener Dutzendprinzen, deren Leben in prunkvollen Aeußerlichkeiten aufgeht, so hätte seine Zurückhaltung weniger bedeutet, aber er war ein geborener Politiker, der sich in seiner konstitutionell unverantwortlichen Stellung allmählich zu einem wirklichen Staatsmanne auswuchs; zu einem Staatsmanne, der an Weite des Blickes vielfach die verantwortlichen Räthe der Krone übertraf. Aber auch da, wo er glaubte schärfer zu sehen als die Minister der Königin, hütete er sich wohl, die Königin zur Durchsetzung seiner besseren Ueberzeugung zu veranlassen. . . . ."

„. . . Als Prinz Albert starb, war die konstitutionelle Position der Königin so befestigt und die Erfahrung der Monarchin so gereift, daß von ernsthaften Reibungen zwischen Krone und Parlament seit länger als einem Menschenalter in England überhaupt keine Rede gewesen ist. Nie hat die englische Verfassung sich glänzender bewährt, als in den sechzig Jahren seit der Thronbesteigung der Königin Victoria.

Und doch hat sich England gerade auch politisch in diesen sechzig Jahren von Grund aus geändert. Es ist eine Demokratie geworden. Das britische Reich wird nicht mehr wie vordem von einer beschränkten Anzahl in Whigs und Tories geschiedene Grundeigenthümerfamilien beherrscht; der Schwerpunkt des politischen Einflusses liegt vielmehr seit geraumer Zeit im begüterten Mittelstande, und die Arbeiter haben bereits in allen Lebensfragen der Nation ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Auch dieser Verschiebung des politischen Schwerpunkts auf eine andere soziale Schicht der Bevölkerung kam der Charakter der Königin Victoria entgegen. Ihre Ehe, ihr Haushalt, ihr Hof, ihre Neigungen, ihre Liebhabereien trugen in bestem Sinne des Wortes ein bürgerliches Gepräge. Diese Bürgerlichkeit, deren charakteristischer Zug in der hohen Werthschätzung moralischer Tüchtigkeit und produktiver Arbeit beruht hat außerordentlich viel zu der breiten Popularität beigetragen, deren sich die Königin Victoria erfreut."

Dem Grundgedanken seines Artikels gibt dann Theodor Barth in einem späteren Theile nochmals folgenden prägnanten Ausdruck:

„. . . . Das Hauptverdienst der Monarchen in konstitutionell regierten Ländern besteht immer darin, daß sie einer vernunftgemäßen natürlichen Entwicklung keine eigenwilligen Hindernisse entgegensetzen.

Das Prinzip des laisser faire ist zwar in unserer Zeit ein wenig in Mißkredit gekommen, aber für einen konstitutionellen Herrscher gibt es keinen praktisch bedeutsameren Grundsatz. Je weniger er sich um den Gang der Regierungsmaschine im Einzelnen bekümmert, um so besser geht sie in der Regel. In den einfacheren Verhältnissen früherer Zeiten konnte ein Genie wie Friedrich der Große daran denken zugleich König und oberster Leiter jedes Verwaltungsressorts zu sein; und selbst das erwies sich schließlich als ein Unglück für das Land. Aber im modernen Staate, der den Staaten des vorigen Jahrhunderts nicht viel ähnlicher ist, als ein Schnelldampfer einem Apfelkahn, würde selbst ein Universalgenie außer Stande sein, in ersprießlicher Weise zu herrschen und alles zu regieren. Dieses Streben kann heute eigentlich nur noch ein gekrönter Universaldilettant haben.

Die Königin Victoria hat niemals auch nur den Versuch gemacht, sich in die Einzelheiten der Regierung einzumischen, und gerade dadurch hat sie ihrem Lande den größten Dienst geleistet."

R.

Gestalten des Glaubens. Kulturgeschichtliches und Philosophisches. Von Adalbert Svoboda. Leipzig. 1897. C. G. Naumann. 2 Theile.

Der große Sanskritforscher Max Müller hat einmal geäußert, daß die Welt des Denkens doch eigentlich verhältnißmäßig klein sei. Das Svoboda'sche Buch bestätigt diese Behauptung. Die Aehnlichkeit und die theilweise Uebereinstimmung menschlicher Gedanken, besonders auf dem Gebiete des Glaubens, ist eine so überraschende und verbreitete, daß man an beabsichtigte Nachahmungen denken müßte, gäbe es dafür nicht einfachere Erklärungen. Das menschliche Herz war eben zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe und die Existenzbedingungen der Menschen waren in gewissen Entwicklungsperioden überall dieselben. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß sich diese Erkenntniß erst so spät und auch dann nur spärlich und zögernd Bahn gebrochen hat. Wie viel unnütze Opfer an Menschenblut hätten sich doch dadurch vermeiden lassen!

Als die Spanier nach Mexiko kamen, fanden sie dort eine Religion, die sich ebenfalls vor einem Gotte verbeugte, der von einer Jungfrau geboren und unbefleckt empfangen wurde. Sie besaß eine Taufhandlung, bei welcher die überkommenen Sünden der Kinder abgespült wurden, ebenso ein Jenseits mit Belohnung der Tugend; sie verfügte über Oberpriester, Beichte, Buße, Seelendienste, über Mönche mit Klöstern, Nichtsthun und Gebeten. Im Wahne, daß diese Aehnlichkeiten schlaue Nachahmungen christlicher Gebräuche durch den Teufel seien, ist die hochentwickelte Kultur im alten Mexiko durch die heftig christlichen Spanier ebenso zum Opfer gefallen, wie die von Peru, wo am Feste der Sommersonnenwende die Peruaner Sonnenjungfrauen Maisbrot an der Tafel der Inkas vertheilten und gleichzeitig Wein oder ein aus Pflanzensäften bestehendes gegohrenes Getränk von den Festtheilnehmern genossen wurde, was den Spaniern als eine boshafte Karikatur des christlichen Abendmahles erschien, um so mehr, als die Peruaner auch das religiöse Institut der Beichte und Buße besaßen.

Das ist eben ein Merkmal aller Religionen, daß die Grundlagen ihrer Glaubensannahmen überall dieselben sind. Hat doch der gründliche Kenner der Indianer Colonel Mallery ermittelt, daß die Grundzüge religiöser Vorstellungen in Egypten, Indien und bei den Urbewohnern Amerikas dieselben waren. Auch die Indianer glaubten wie die Egypter und Inder an die Fürsorge der Ahnengeister, an die Wanderungen der Thier- und Menschenseelen, an die Fähigkeit der Menschen und Götter zu zaubern, an die Besessenheit und an die Gabe des Weissagens. Der Besitz desselben Gedankenkapitals erweist den Zusammenhang der asiatischen und amerikanischen Bevölkerung ebenso, wie Schädelmessungen die Verwandtschaft der Indianer mit Völkern mongolischer Zugehörigkeit dargethan haben. Kultgebräuche der Asiaten wanderten nach Amerika und die Spanier ahnten es nicht, daß christliche Ceremonien nur der Nachhall älterer Kultformen aus Asien waren.

In den hochpoetischen Weltentstehungs- und Paradiessagen vieler Völker findet sich so mannigfache Uebereinstimmung, daß man versucht wäre, an eine gemeinsame Urheimath der Menschen zu glauben, stünden dem nicht wieder andere Thatsachen entgegen. Der Erlösungsgedanke, in dessen dichterischer Verarbeitung sich wahre Perlen echter Volkspoesie finden, spiegelt sich fast in allen Religionen wieder. Daß Menschen

Vorbilder für Götter waren, hat schon Ludwig Feuerbach hervorgehoben, daß abre auch Thiere in der Geschichte des Glaubens eine ganz bedeutende Rolle spielen, dürfte weniger bekannt sein. Bevor sich der Mensch zu dem stolzen Gedanken erhob, die Krone der Schöpfung zu sein, durchschritt er Stationen dre Entwicklung, auf welchen ihm Thiere als überlegene Lebewesen, ja als seine Lehrmeister erschienen. Die Thierfreundlichkeit des Islam, des Buddhismus und anderer Religionen ist zu bekannt, als daß es eines weiteren Hinweises darauf bedürfte. Die Gleichstellung von Thieren, Menschen und Pflanzen hinsichtlich dre Grundlagen ihrre Existenz ist bereits der Inhalt eines der ältesten „Urdogmen", zu denen u. A. noch dre Glaube an die Gemeinsamkeit der Daseinsursache, der Lebenskommunismus, die Auferstehung der Todten, das Schicksal, die Weltentstehung und der Weltuntergang gehören. Daß auch Götter dem Untergange und dem Wechsel unterworfen waren, daß sie Rang und Aemter vertauschten, wirft ein Licht auf manche Kulturzustände ihrer Verehrer. Ein Blick in den Himmel eines Volkes ist ein Blick in die sozialen Zustände desselben. Das Göttliche war immer die allgemeine Formel für das Edelmenschliche, und Götter wußten nie mehr zu sagen als die Menschen selbst. Ohne Sprache gäbe es überhaupt keine Götter.

Unter die wichtigsten Glaubensgestalten aller Religionen ist unstreitig das böse Prinzip in Person, der Teufel, zu rechnen. Es ist eine kulturgeschichtliche Thatsache, daß sich der Glaube in seinen Uranfängen mit dem Teufel mehr beschäftigt hat, als mit dem guten Gotte, mit dem man leichtre auszukommen hoffte, als mit dem Herrn des Unheils. Die Beweise hierfür liefern die Religionen jetzt lebender Naturvölker, welche den Teufel höher stellen, als den guten Gott. Als Teufel im Großen und Götter im Kleinen können die ältesten Glaubensgestalten, die Riesen und die Elben, angesehen werden, von denen die ersteren vielleicht zu den komischsten, die letzteren zu den liebenswürdigsten Figuren gehören, welche die stets schöpferische Phantasie der Völker überhaupt geschaffen hat.

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, wenn auch nicht sein einziges. Der Glaube an Wunder glitt aus einer Religion in die andere, oder entwickelte sich wie Lebewesen in der Zeit der Urzeugung. Diesen Glauben näher zu betrachten, ist deshalb so wichtig, weil alle Götter zaubern und weil ohne Wunder kein Glauben bestände. Aus Betrachtungen über den Wunderglauben tritt ein belehrendes Stück Kulturgeschichte zu Tage, das man gegenüber den Irrthümern, die von politisch rückwärts strebenden Parteien in Parlamenten, in Büchern und Zeitschriften, auf der Kanzel und in Volksversammlungen vorgetragen werden, ebenso kennen lernen sollte, wie die Beschaffenheit jenre Gestalten des Glaubens, welche sich zu moralischen Führern dre Völker emporschwongen. Die Thatsachen des Wunderglaubens sind vorhanden; sie flutheten mehr oder weniger in alle Religionen, auch in das Christenthum. Das Wunder ist eine Macht geworden, welche die Herzen der Menschen beherrscht; dasselbe auf sein Wesen zu prüfen ist Recht und Pflicht der geschichtlichen Kritik.

Der Wunderglaube gab sich in religiösen Sagen, Volksmärchen und Mythen kund. In Mythen wurde die erste Sehnsucht nach dem Verständnisse der Welt, nach Erkenntniß der Wahrheit durch Tröstungen dre Poesie beschwichtigt. Ihre Entstehungsgeschichte birgt manche Reize in sich. Mythen, in welchen über die Natur philosophirt wurde, erheben sich mitunter zu wirklichre Erhabenheit der Auffassung, welche in einigen Righymnen den Höhepunkt erreicht.

Auch das Christenthum hat religiöse Erbschaften angetreten und theilt die Gemeinsamkeit des Mythen- und Dogmenbesitzes so gut wie andere Religionen. Es ist eine der jüngsten Religionen und senkt als solche seine Wurzeln in ältere Glaubensformen. Buddhistische, egyptische, altpersische, babylonische und andere heidnische Quellen, sowie mosaische sprudeln ganz muntre im Christenthum weiter, so daß es nicht wohl anginge, ihm eine bevorzugte Stellung in der vergleichenden Religionsgeschichte anzuweisen. Sogar in Bezug auf Kunstsymbole herrscht beim Christenthum und Heidenthum eine Gütergemeinschaft, welche wegen ihrer Unbefangenheit beachtenswerth ist.

Alle Religionen halten sich bekanntlich für bessre als die anderen. Die Leistungen der religiös erregten Phantasie werden stets für göttliche Offenbarungen von unübertroffenem Werthe gehalten. Aber Jeder, mag er nun Jude oder Christ, Mohamedaner oder Buddhist sein, muß, wenn er auch nur einen Funken von Bescheidenheit und Einsicht in sich fühlt, sich sagen, daß es geradezu wunderbar sein müßte, wenn seine eigene Religion die allein in allen Stücken vollkommene, jede andere dagegen von Anfang bis zu Ende falsch sein sollte. Es wäre vom Standpunkte der vergleichenden Religionswissenschaft aus gerade so verfehlt, eine Religion für die beste und allein richtige zu halten, wie wenn die vergleichende Sprachwissenschaft eine Sprache für die allein zuläßige und vollkommene erklären wollte.

Anstatt immer und immre wieder die unwesentlichen Unterschiede der verschiedenen Glaubensformen zu betonen, worin sich vor allem die fanatischen Hetzer allre Parteien nicht genug thun können, wäre es doch viel wichtiger und für die Menschheit förderlicher, auf das allen Menschen in den Glaubensformen Gemeinsame nachdrücklichst hinzuweisen, wie es das Svoboda'sche Werk in so ausgezeichneter und sprachgewandter Weise thut. Die Menschheit hat doch wirklich bessere und höhere Ideale und Ziele zu verfolgen, als uralte unfruchtbare Streitigkeiten über Dinge, die sich nun einmal nicht einheitlich gestalten lassen, noch länger fortzusetzen. Höher als diese mehr theologischen Zänkereien müssen ihr doch die Prinzipien der Humanität und Moralität, die Ideale des Wissens und des Unterrichtes, die Probleme der kulturstaatlichen Politik und die Fragen der Kunst und eines ästhetischen Lebensgenusses stehen. Statt den Samen zu neuen religiösen, politischen und sozialen Kämpfen auszustreuen, wäre es doch besser, die Werke des Friedens und der Versöhnung zwischen Völkern und Menschen ernstlicher in Angriff zu nehmen.

Da bekanntlich nichts die Menschen mehr trennt, als religiöse Gegensätze, so dürfte auf diesem Gebiete zuerst der Anfang zu machen sein, und hier gibt es kein besseres Hilfsmittel, als gerade die vergleichende Religionsgeschichte, die einen gewissen Kommunismus aller Religionen festgestellt hat, bei welchem von absichtlichen Entlehnungen nicht die Rede sein kann. Viele derselben besitzen dieselben Göttlichkeiten, ähnliche Propheten, und die Wunder, welche von Erlösern und Gottmenschen vollbracht werden, sind alle auf denselben gemeinsamen Grundton gestimmt. An den Hochschulen sollten auch vergleichende Mythologie und Religionsgeschichte Bewerbern um das Priesteramt vorgetragen werden. Aber auch für den gebildeten Laien ist es unerläßlich, besonders wenn ihn der Staat, die Gemeinde oder das Volk an einen einflußreichen, verantwortlichen Platz gestellt hat, sich aus kritischen Betrachtungen über Mythen und Religionen Bescheide über lebenswichtige Fragen zu holen, von deren Entscheidung unter Umständen das Wohl oder Wehe ganzer Völker abhängt.

In diesem Sinne der Versöhnung und des Hinweises auf die gemeinsamen ethischen und Kulturinteressen aller Menschen kann man dem Svoboda'schen Werke nur seine volle Sympathie und den Wunsch entgegenbringen, daß seine Gedanken nicht nur in die Köpfe, sondern auch in die Herzen der Menschen dringen möchten.

Nürnberg.

Richard Held.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 26. Juni 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Sind wir heute einen Schritt weiter, als vor acht Tagen in Beziehung auf eine Klärung unserer inneren Zustände? Nicht im geringsten und eine solche baldige Klärung wird auch vielleicht noch auf sich warten lassen, denn Seine Majestät ist beständig auf Reisen vom Rhein nach Helgoland, und von Helgoland geht es nach Kiel und von dort zur üblichen, jährlichen Nordlandsfahrt. Alles scheint inzwischen in der Schwebe bleiben zu sollen, und als einzige neue Thatsache ist zu verzeichnen, daß Herr von Miquel nach Kiel gehen soll, und daß unser Botschafter in Rom, Herr von Bülow, an das kaiserliche Hoflager berufen worden ist. Wozu? Vielleicht um Herrn von Marschall zu ersetzen, — vielleicht um an die Stelle des Reichskanzlers zu treten. Auch das ruht im Schoße der Götter.

Bemerkenswerth ist es, wie man im Auslande die neuesten Ereignisse beurtheilt, die mit größerer Deutlichkeit nur eines zeigen — daß nämlich Herr Miquel mehr und mehr in den Vordergrund rückt. Das Urtheil ist fast auf allen Seiten das nämliche und nur in unwesentlichen Punkten zeigen sich Abweichungen. So kann es genügen, von allen diesen Stimmen eine hervorzuheben, die der „Neuen Freien Presse" in Wien; sie pflegt stets besonders vorsichtig und besonders maßvoll innere deutsche Verhältnisse zu beurtheilen, und sie steht auch den Verhältnissen genügend nahe, um mit Sachkenntniß sprechen zu können. Das Wiener angesehene Blatt schreibt:

„Dem greisen Kanzler vertraut man, daß er extremen reaktionären Wandlungen entgegenzuarbeiten beflissen ist; Miquel aber hat sich durch seine Konnivenz gegen die Agrarier, Getreidezöllner und Bimetallisten in ein wenig anheimelndes Dämmerlicht gerückt. Seine Ernennung zum Vizekanzler hätte unzweifelhaft den Eindruck einer rückschrittlichen Schwenkung hervorgebracht..... In Preußen ist, vielleicht gerade dank dem Verhalten Miquel's, das ostelbische Junkerthum immer zuversichtlicher und begehrlicher geworden; er war es ja, der demselben widerrieth, für den russischen Handelsvertrag zu stimmen. Wäre jetzt auch die Leitung der inneren deutschen Politik in seine Hände gelegt worden, so hätte dies wie eine Uebertragung der preußischen Tendenzen auf das Deutsche Reich gewirkt... Fürst Hohenlohe klammert sich sicher viel weniger an seine Aemter als Miquel sich an die Ambition klammerte, einem Theile derselben den Inhalt zu nehmen und für sich anzusprechen. Die stille bedächtige Art des greisen Kanzlers ist vielleicht nicht geeignet, das agrarische Demagogenthum in dem nothwendigen Respekt zu halten, aber sie ist verläßlicher als der Miquel'sche Opportunismus, der, wenn man ihn genauer besieht, den eigentlichen Keil bildet, welchen die vielbeklagte Zerfahrenheit des preußischen Staatsministeriums verschuldet".

Diese Ausführungen lassen sich in die Worte zusammenfassen: Herr Miquel ist als der Vertrauensmann der Agrarier zu bezeichnen, und das Wachsen seines Einflusses würde eine Verschärfung der inneren Schwierigkeiten und des allseitigen Mißtrauens bedeuten. So urtheilt man im Auslande; so urtheilt man in Deutschland auch.

Nun scheint es zwar, daß Fürst Hohenlohe sich keinesfalls als bequemer Alkovenschirm für die Politik wird gebrauchen lassen wollen, die Herr von Miquel in diesem so angenehm deckenden Halbdunkel zu betreiben für gut befinden wird. Man konnte eine solche Entscheidung bei einem Manne von der Stellung und Vergangenheit des Fürsten Hohenlohe erwarten. Die Arbeitstheilung, von der die Offiziösen des preußischen Finanzministers gesprochen hatten und der zufolge der an mancherlei Beschwerden und an Nervenschmerzen leidende Herr von Miquel die Last dem Reichskanzler doch aufopfernd abzunehmen bereit war, während dieser seinen Namen für die Politik des andern hergab, — eine solche Abgrenzung der gegenseitigen Sphären aktiver Thätigkeit und dekorativer Unthätigkeit ist, wie man bereits bestimmt annimmt, nicht erreicht. Es wird sich nun fragen, ob und in welcher Weise für Herrn Miquel eine Arena „großer politischer Thätigkeit“ geschaffen werden soll.

Inzwischen soll Fürst Hohenlohe den Kaiser noch nach Rußland begleiten. Ist Fürst Hohenlohe nur eine weitere Person im Gefolge des Kaisers, so wird es auch gleichgültig sein, daß man am Zarenhofe mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit rechnet, es werde in Monaten, Wochen oder Tagen in Deutschland auf den dritten ein vierter Reichskanzler gefolgt sein. Soll aber, wie doch anzunehmen, der deutsche Reichskanzler in St. Petersburg mehr als ein Figurant sein, so muß man sich fragen, mit welchem politischen Gewicht wird er aufzutreten vermögen? Welche Bedeutung vermögen Erörterungen und Besprechungen mit einem Staatsmann zu haben, von dem im In- und Auslande angenommen wird, daß er übermorgen seinen Posten verlassen haben wird? Und wenn man jetzt in den Parlamenten den Ministern sagt, wir können nicht mit Euch debattiren, da wir annehmen müssen, daß hinter euch schon der Nachfolger steht, so wird man auch an auswärtigen Höfen genau in gleicher Weise unsern Vertretern entgegentreten.

Im Innern und auch nach außen leben wir in einem Interimistikum.

Die Aufgabe der Patrioten muß es sein, diesen Zustand in aller Deutlichkeit und mit all den nachtheiligen Folgen, die er zeitigen kann, auch dem Staatsoberhaupt, so weit sie vermögen, zum Bewußtsein zu bringen. Jene jedoch, von denen man annehmen muß, daß sie dem Ohre des Monarchen sich besonders nahe befinden, glauben sich einer ganz anderen Aufgabe widmen zu sollen; und sie widmen sich ihr mit größtem Eifer.

Bei seinen rheinischen Reisen hat der Monarch eine Reihe von Ansprachen gehalten, die in wohlmeinender Weise betonen, daß der Kaiser den Frieden schirmen, jede Ungesetzlichkeit unterdrücken und das Wohl Aller fördern wolle. In einer dieser Ansprachen nannte der Kaiser diese Grundsätze sein „Programm“. Seit diesem Augenblick wird die servile Presse nicht müde, begeisterte Leitartikel über „das Programm des Kaisers“ zu schreiben, und diese Servilität hat auch schon im Parlament ein Echo gefunden.

Die ganze Welt ist darüber einig, daß diese allgemein gehaltenen Worte des Kaisers, wie sie einer kurzen Rede bei festlicher Gelegenheit entsprachen, für die reale Politik eine Bedeutung durchaus nicht haben und nicht haben können. Man könnte ebenso gut behaupten, es sei ein bewunderswerthes Programm, zu sagen: Ich wünsche, daß es allen Meinen Unterthanen gut geht. Aber wie, auf welche Weise gut geht? Das bleibt die Frage. Durch den Bimetallismus oder durch die Goldwährung, durch den Antrag Kanitz oder durch Handelsverträge; durch ein parlamentarisches Regiment oder durch Stumm'schen Verfassungsbruch? Oder wie sonst. Trotzdem begeht eine ganze Reihe konservativer Zeitungen die „servile Unwahrheit“, wie die „Nationalzeitung“ sich ausdrückt, von jenen Reden des Kaisers zu [illegible]rechen, als seien sie mehr als der Ausdruck allgemeiner [illegible]esinnungen, und als seien sie daher brauchbar, das Dunkel [illegible] politischen Lage zu erhellen.

[illegible]bsicht, solch eines widerwärtigen Byzantinismus ist deutlich genug; dieser Byzantinismus birgt den Wunsch, sich dem, welchem die Bewunderung gezollt wird, angenehm zu erweisen und ist der Weg so geebnet, dann ist es Zeit, zu sagen: Herrscher, wir, die wir dich auf solche Weise öffentlich in Redensarten bewundern, wir sind deine loyalen Unterthanen; das ist doch klar; die Andern aber, die zum Heucheln sich nicht herbeilassen, das sind die Nörgler und Reichsfeinde. Darum berufe uns zur realen politischen Macht, und wir sind dafür bereit an Servilität in unverbindlichen Worten und an demüthigen Verbeugungen, die nichts bedeuten, zu leisten, was sich nur leisten läßt.

Gerade mit solchen Kunststücken hat man Friedrich Wilhelm IV. zu seinem und zum Unglück des Landes eingesponnen. Die Bevölkerung Deutschlands wird sich jene Elemente merken, die heute in vollem Tageslicht dasselbe Spiel von Neuem beginnen.

Was wir brauchen in Deutschland, ist Offenheit und das erste Zeichen eines Politikers, der es mit Deutschlands Zukunft Ernst nimmt, besteht heute darin, daß er mit aller schuldigen Achtung, aber auch mit aller Klarheit so nachdrücklich und so laut, wie er nur vermag, es ausspricht, daß nach allgemeinem Urtheil unser Vaterland auf den bisherigen Wegen ernsten Gefahren entgegentreibt. Was wir benöthigen, ist ein einheitliches Ministerium mit festen Zielen, das das Vertrauen des Monarchen genießt, das aber auch die Fühlung mit der erdrückenden Masse der bürgerlichen Bevölkerung aufrecht zu erhalten vermag, und das daher den umstürzlerischen Plänen des reaktionären Intriguantenthums, dieser einzigen realen Gefahren, gewachsen ist. Der Ruf hiernach muß so laut in Deutschland ertönen, daß auch der Monarch ihn nicht zu überhören im Stande ist, wie sehr sich auch die interessirten Kreise bemühen mögen, ihn dem Ohr des Kaisers zu entrücken. Und daher wäre es denn nur gut, wenn öffentliche Ansprachen, mit denen das Bürgerthum den Kaiser begrüßt, nicht stets und ständig dazu benutzt würden, um den Byzantinismus hergebrachter Phrasen von Neuem zum Besten zu geben. Der Vertreter des Bürgerthums, der solche Gelegenheit nutzte, um auch außerhalb des Parlaments mit Takt und Würde die wahren Empfindungen der Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen, er dürfte des Dankes der deutschen Bevölkerung sicher sein, und seine Rede könnte in gewissem Sinne zu einem Markstein werden.

Bei der Stichwahl in Wiesbaden zwischen dem Kandidaten des Centrums und der Freisinnigen Volkspartei hat der letztere gesiegt. Es ist dieser Erfolg um so erfreulicher, da es vorübergehend scheinen konnte, als würde das Centrum durch die Unterstützung der Sozialdemokraten triumphiren. Das ist nicht geschehen.

Das Jubiläum der Königin von England ist glanzvoll verlaufen. Ein Weltreich, wie es die Erde noch nicht gesehen, hat der greisen Herrscherin seine Huldigungen dargebracht; und diese Huldigungen waren echt; sie waren frei von jedem gemachten Byzantinismus. Fragt man, wie ist diese sechzig Jahre währende Regierung zu solchen Erfolgen gelangt, so giebt es nur eine Antwort: sie ist das Ergebniß eines freiheitlichen Regimentes, das von revolutionärem Umsturz nicht bedroht ist, weil es niemals abgelöst wurde durch die Versuche revolutionärer Reaktion. Und diese Herrschaft gemäßigter Freiheit hat das englische Reich, das sich über die ganze Erde erstreckt, zu einer ungewohnten materiellen Blüthe gebracht und zugleich dem Volke eine innere moralische Kraft erhalten, die noch eine große und glorreiche Zukunft der angelsächsischen Rasse verspricht. Die sechzigjährige Laufbahn der Königin Viktoria sollte dem deutschen Bürgerthum eine Lehre dafür sein, was es selbst zu erstreben hat zum Segen Deutschlands und um die monarchischen Institutionen vor Erschütterungen zu bewahren.

Verantwortliche Staatsmänner.

Es ist eine bekannte quacksalberische Gepflogenheit, unwirksamen Medizinen dadurch zur Wirksamkeit zu verhelfen, daß man die Dosen verstärkt. Zu allen Zeiten hat die Reaktion gerade darin excellirt. Als man mit den Zuckerprämien nicht weiter kam, verdoppelte man sie und richtete natürlich größeren Schaden an. Nachdem die Weisheit der Agrarier uns mit einem ganz absurden Börsengesetz bedacht hatte, glaubte man den Unsinn dadurch zur Vernunft machen zu können, daß man durch polizeiliche Verbote die gesetzgeberisch angebahnte Zerstörung der Produktenbörsen fortsetzte. Bei der Behandlung der Sozialdemokratie haben wir stets dasselbe Lied gehört: die Repressivmittel nützen nichts, weil die Dosis zu schwach ist. Je gründlicher die Polizei Fiasko macht, um so kräftiger ruft die Reaktion nach mehr Polizei. Es darf deshalb auch nicht Wunder nehmen, daß der Krug noch immer zu Wasser geht, und — bis derselbe völlig zerbrochen ist — der Einfluß des agrarischen Junkerthums mit den Mißerfolgen der reaktionären Politik wächst. Die Regierung war noch nicht reaktionär genug. Der Ruf nach Einheitlichkeit in der Regierung ist von den Agrariern immer nur so aufgefaßt, daß auch der Rest liberaler Anschauungen herausgetrieben werden müsse. Ganz mit Recht erblicken denn auch die preußischen Junker in dem bevorstehenden Wechsel der leitenden Minister einen Sieg ihrer Richtung. Gewiß ist Herr von Bötticher kein Liberaler und Herr von Marschall kein Freihändler, aber beide Männer sind zu gescheidt und sachkundig, um nicht die schweren Gefahren eines richtigen agrarischen Hexensabbaths zu erkennen. Das genügte, um ihnen die Feindschaft der agrarischen Demagogie einzutragen. Dieser fallen sie zum Opfer, genau so, wie ihr Graf Caprivi zum Opfer gefallen ist und ihr Fürst Hohenlohe zum Opfer fallen würde, wenn er nicht von selbst geht. Man schont den jetzigen Reichskanzler, weil man erwartet, er werde in den nächsten Monaten auch ohne weitere Angriffe das Feld räumen. Sollte er diese Erwartungen täuschen, so werden die Ungeduldigen, die noch vor den nächsten Reichstags- und Landtagswahlen die Regierung in „sicheren" Händen zu sehen wünschen, gewiß nicht zögern, ihn „fortzugraulen." Herrn Miquel's Weizen blüht. Sobald der Kaiser Zeit gefunden haben wird, sich wieder eingehender mit der Regierungskrisis zu befassen, steht Herr von Miquel am Ziel seiner Wünsche. Seiner Wünsche? Vielleicht ist das weniger zutreffend, als gemeinhin angenommen wird. Bisher hat Herr von Miquel eine Hauptstütze darin gefunden, daß die Agrarier glaubten, er könne hexen. Man traut ihm alles zu. Es ist sehr angenehm, in solchem Rufe zu stehen. Von jetzt ab aber soll er wirklich hexen; und das hat seine Unbequemlichkeiten. Je höher die Erwartungen gestiegen sind, um so schwerer wird es sein, den Erwartungen gerecht zu werden. Herr von Miquel ist viel zu klug, um das nicht zu begreifen. Die Nachricht, daß er sich keineswegs in seiner Stellung als Favorit der agrarischen Junker besonders wohl fühlte, leidet deshalb nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit. Seine nächste Zukunft ist jedenfalls nicht rosig. Selbst die bloße Bedienung der Regierungsmaschine wird erhöhte Schwierigkeiten machen. Ein so routinirter Geschäftsmann wie Herr von Bötticher ist nicht leicht zu ersetzen; und Herr von Marschall ist anerkanntermaßen ein parlamentarischer Debater ersten Ranges. Ob der Botschafter von Bülow speziell im Parlament auch nur annähernd dem bisherigen Staatssekretär des Auswärtigen gleichkommen wird, bleibt zweifelhaft. Selbst Admiral Hollmann besaß eine Reihe von Eigenschaften, die nicht jeder Minister mit ins Amt bringt. Er hatte insbesondere eine Manier, mit dem Parlament zu verhandeln, daß man ihm nicht böse werden konnte. Sollte endlich an die Stelle des Staatssekretärs von Stephan ein Mann der sachunverständigen Schneidigkeit gelangen, so würde auch dadurch die Wahrscheinlichkeit heftiger Reibungen aller Art gesteigert werden. Angesichts dieser Situation wäre es nicht gerade verwunderlich, wenn sich der Brust des Herrn von Miquel gelegentlich im stillen Kämmerlein der Stoßseufzer entringen würde: Weh' mir, ich habe gesiegt! Wenn er wenigstens noch das Ansehen des gegenwärtigen Reichskanzlers als Betriebsfonds behalten könnte, aber Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst hat ersichtlich gar keine Neigung, sich merowingern zu lassen. Eine offiziöse Notiz der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hat das völlig klar gestellt. Ob ein Hohenlohe-Langenburg die Rolle zu übernehmen bereit ist, die ein Hohenlohe-Schillingsfürst nicht spielen will, unterliegt ebenfalls einigen Zweifeln. Kurzum, die Deckung durch einen nominellen Reichskanzler wird sich nicht leicht beschaffen lassen. Hoffentlich mißlingen alle derartigen Versuche. Nichts ist gegenwärtig nöthiger, als Klarheit in Bezug auf die politische Verantwortlichkeit. Verantwortliche Staatsmänner, das ist das Haupterforderniß der gegenwärtigen Lage; Staatsmänner, die für jede politische Aktion des Kaisers die Verantwortlichkeit vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung zu übernehmen gesonnen sind und die im Gefühl dieser Verantwortlichkeit auch dem Kaiser gegenüber sich nicht auf die Rolle des stummen Dieners beschränken, sondern das in Wahrheit sind, was sie sein sollen, Rathgeber; und zwar Rathgeber, die nicht nur Rath geben, wenn sie danach gefragt werden, sondern auch dann, und dann vor Allem, wenn ihr Rath nicht verlangt, aber im allgemeinen Interesse nöthig ist.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXV.

Wenn beide Parlamente, das des Deutschen Reiches und das des preußischen Staates, am längsten Tage des Jahres und bei einer Witterung, wie sie der Jahreszeit entspricht, noch einmal zusammentreten, ohne daß ein Gegenstand vorläge, der durch seine Wichtigkeit und Dringlichkeit eine so außerordentliche Maßregel erforderlich machte, so deutet das auf eine schlechte Geschäftsleitung, auf eine vollständige Direktionslosigkeit der Regierung. Wichtiger als der achtstündige Normalarbeitstag scheint nachgerade die Normalparlamentssession zu sein. Wenigstens diejenigen Abgeordneten, die stets auf dem Platze sind, — und solche sonderbaren Schwärmer gibt es, — haben es verdient, daß man ihnen einen menschenwürdigen Badeurlaub ertheilt. Die Direktionslosigkeit in der Regierung wurde denn auch mit Recht sofort zu einem Gegenstande des Angriffs gemacht. Herr von Boetticher hat darauf die kurze Antwort gegeben, ihm sei von einer Ministerkrise nichts bekannt. Er hätte hinzufügen können, daß eine Ministerkrisis bei uns schlechthin undenkbar ist. So lange ein Minister sein Entlassungsdekret nicht in der Tasche hat, hat die Ministerkrisis noch nicht begonnen, und sobald er es in der Tasche hat, ist sie auch schon zu Ende. In anderen Ländern mögen Ministerkrisen ausbrechen; bei uns geht der Lukanus um, dessen Zeiten kein Geheimniß sind. Nur das steht fest, daß, so lange auch die Parlamentssessionen zu dauern pflegen, für diejenigen Wendungen, welche von Einfluß auf die Geschicke des Landes sind, stets ein Augenblick gefunden wird, der außerhalb der Parlamentssession liegt.

Die Vereinsgesetznovelle kommt — wenn nicht besondere Zwischenfälle eintreten — nicht zu Stande; nichtsdestoweniger wird, dank sei es der nationalliberalen Tugend, daran gearbeitet, sie mit Hilfe des Herrenhauses zu Stande zu bringen.

Im Reichstage ist die dritte Lesung der Handwerkernovelle glücklich zu Ende geführt. Sollte die Novelle publizirt werden, so muß man sagen, daß ein zwar in seinen Einzelheiten schädliches, aber im Ganzen doch ziemlich unerhebliches Gesetz zu Stande gekommen ist, welches den Augenblick nur hinausschiebt, wo die Regierung gezwungen sein

wird, gegenüber den zünftlerischen Ansprüchen eine entschiedene Stellung einzunehmen oder vor denselben zu kapituliren.

Die Agrarier haben sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, gelegentlich einen Triumphruf über die Niederdrückung des börsenmäßigen Produktenhandels auszustoßen. Wir hören ihn ohne tiefere Erregung an; die Erkenntniß des Unterschieds zwischen landwirthschaftlichen Interessen und agrarischen Doktrinen fängt an, sich Bahn zu brechen.

Proteus.

Die Junkerfrage.

VI.

War es dem Junkereinfluß gelungen, die deutsche Verfassung zu vereiteln und Preußen um seine deutsche Stellung zu betrügen, so richtete die kleine aber mächtige Partei gegenüber der preußischen Verfassung, die sie nicht verhindern konnte, ihr erfolgreiches Streben darauf, sie möglichst zu verstümmeln, das konstitutionelle Leben, das sie nicht im Keime zu ersticken vermochte, durch schleichendes Gift zu entkräften. Wenn möglich, noch widerwärtiger und unehrlicher, als ihre Haltung in der deutschen Frage, sind ihre hinterlistigen Treibereien gegen das Grundgesetz des Landes; und während in jener Hinsicht der damals angerichtete Schaden heute einigermaßen gut gemacht zu sein scheint, krankt das konstitutionelle Wesen in Preußen bis auf den heutigen Tag an den Folgen der böswilligen Mißhandlungen, die es in seiner Kindheit erduldet. Unter dem Eindruck dieser höfischen Umtriebe sprach der loyale Bunsen das bittere, aber wahre Wort, nur deshalb sei das konstitutionelle System eine Lüge, weil die Fürsten nicht ehrlich genug seien, es in seiner Wahrheit zu begreifen.

Obwohl die zur Vereinbarung der preußischen Verfassung berufene Versammlung innerlich wie äußerlich unter der Konkurrenz der Paulskirche zu leiden hatte, deren überragende Bedeutung sie durch kräftigere Entschiedenheit wett zu machen strebte, und obwohl bei einem Theile ihrer Mitglieder eine gewisse Neigung zu praktisch nutzlosen und eben deshalb politisch inopportunen, radikalen Lufthieben gelegentlich hervortrat, so hätte doch zweifellos eine feste liberale Regierung dieses Parlament führen und mit ihm zu fruchtbaren Resultaten gelangen können. Gerade eine solche Verständigung zwischen Regierung und Nationalversammlung hintertrieb aber die junkerliche Nebenregierung mit allen Mitteln höfischer Kabale. Wäre ihre Entrüstung über gelegentliche radikale Uebergriffe echt gewesen, so hätte sie eben die gemäßigt liberalen Minister kräftigst unterstützen müssen, damit diese in gesicherter Stellung das Vertrauen der Mehrheit gewinnen und rechtfertigen konnten. Statt dessen benutzte jedoch die Kamarilla mit hämischer Schadenfreude jeden Anlaß, den Ministern in den Rücken zu fallen und ihre Stellung zum Könige unerträglich zu machen. Das damals zuerst erprobte Manöver ist seitdem wiederholt und regelmäßig mit Erfolg ausgeführt worden. Die offenkundige, durch die häufigen Ministerwechsel illustrirte Thatsache, daß die Minister nicht fester in der Regierung saßen, als der Vogel auf dem Dache, mußte jedes auf Vertrauen beruhende Entgegenkommen der Volksvertretung verhindern. Gerade diese Folge ihres eigenen Thuns aber benutzten wieder die Hofjunker, um den König von der Unfruchtbarkeit liberaler Ministerien zu überzeugen, die ja nicht einmal das liberale Parlament hinter sich hätten. Es war die bewußte Absicht, alle hervorragenden Konstitutionellen in dieser Zwickmühle schleunigst zu „verbrauchen“ und damit für die Zukunft unmöglich zu machen. Kaum ist das Ministerium Camphausen zur Strecke gebracht und scheint der König höchst überraschender Weise sich mit seinen neuen Räthen auf einen halbwegs möglichen Fuß stellen zu wollen, so geht das Wühlen mit verstärkten Kräften fort, nicht nur gegen Hansemann und Auerswald, sondern auch gegen Milde und Kühlwetter, gegen Gierke und Märker, kurz gegen Jeden, der sich ehrlich in die Bresche stellt. Und da man nach etlichen Wochen auch mit diesen fertig geworden, erfährt das kaum noch gemäßigt-liberal zu nennende Ministerium Pfuel die gleiche Behandlung.

So gelangte man denn glücklich zum Staatsstreich, zum Ministerium der rettenden That; und es kann nach alledem nicht mehr Wunder nehmen, daß sich als Autor des erleuchteten Gedankens, die preußische Nationalversammlung zur Luftveränderung nach Brandenburg zu verlegen, kein verantwortlicher Staatsmann, sondern der ganz unverantwortliche Chef der Kamarilla entpuppt. Nicht minder stilgerecht und charakteristisch ist jene erste Rathssitzung, die der neue Ministerpräsident Graf Brandenburg abhielt — nicht mit seinen Kollegen, sondern mit den Gebrüdern v. Gerlach, v. Rauch, v. Massow, den wirklichen geheimen Räthen der Krone! Sie auch wählten für den Elephanten, der die Revolution niedertrampeln sollte, — nach Brandenburg's eigenem, versöhnend humoristischem Ausdruck — den klugen Kornak, wozu sie freilich bezeichnender Weise keinen bloßen Junker gebrauchen konnten, vielmehr sich mit einem Büreaukraten verbinden mußten, dem Ministerialdirektor Otto v. Manteuffel, der ihnen jedoch nach Stamm und Art einiges Zutrauen einflößte.

Der Gegensatz zwischen einer vor der Oeffentlichkeit stehenden, auf eigene Verantwortung handelnden Regierung und den durch geheime Ohrenbläsereien wirkenden, an den Folgen ihrer Rathschläge gänzlich unbetheiligten Höflingen ist ein so absolut unvermeidlicher, daß er sogar zwischen diesem Ministerium und seiner mütterlichen Kamarilla sofort ausbrach und sich stetig verschärfte. Obwohl selbst Genossen der alten Pietistengarde die Wiederaufnahme der gewohnten Wirksamkeit unter den gegebenen Verhältnissen geradezu als Hochverrath bezeichneten, ging doch die junkerliche Nebenregierung alsobald wieder an ihre Wühlarbeit. Vor der Gefahr eigener Verantwortlichkeit war sie ja um so sicherer, als ihr Häuptling aus dem Munde seiner hohen Gönnerin, der Königin, hören konnte, daß der Name Gerlach selbst in einem erzreaktionären Ministerium ungeheuerlich, unmöglich sei. Und diese Leute waren die tägliche und stündliche Umgebung des Königs, standen mit ihm in weit regerem und wirksamerem Verkehr, als die Minister. Dabei durften diese bei Strafe allerhöchster Ungnade nicht als selbständige Staatsmänner handeln, sondern lediglich als Handlanger des königlichen Willens, so daß also die Männer, deren Namen man selbst im Triumph der Reaktion der öffentlichen Meinung nicht zu bieten wagte, doch hinter den Kulissen die Drähte zogen.

Die Oktroyirung der Verfassung vom 5. Dezember — o, hätten wir sie heute noch! — war ein überaus geschickter Schachzug des Ministeriums; daß es sie durchsetzen konnte, verdankte es einzig und allein der Thatsache, daß die Kamarilla zur Zeit ein anderes, auch nur halbwegs mögliches Ministerium nicht aufzutreiben vermochte. Der König meinte, „die vollständige Desorganisation des Landes zu vollziehen — nicht nur vollziehen, beschwören soll er diesen Wisch“; und natürlich, die Kamarilla „theilt die Indignation des Königs vollkommen“. Noch in zwölfter Stunde sucht Gerlach dem Ministerpräsidenten als „gewiß sehr brauchbaren“ Sachverständigen für Konstitutionalismus — den Professor Stahl aufzureden. Und doch hegten Brandenburg und Manteuffel ebenso wenig Vorliebe für die konstitutionellen Grundsätze, die sie verkündet hatten; auch sie, wahre Rabenväter, wünschten, ihr Kindlein schwächlich und krank zu sehen; aber sie erkannten die Unmöglichkeit, die Geburt zu verhindern. Der Erlaß einer unter den damaligen Umständen erstaunlich liberalen Verfassung gab der einschläfernden Thätigkeit der Beschwichtigungshofräthe Raum, ließ der Regierung Zeit, die Kräfte der Reaktion zu sammeln, um mit ihnen Schritt für Schritt nach rückwärts vorzudringen. Die oktroyirte Verfassung war gemeinsam mit den Kammern zu revidiren. Auflösungen und neue Wahlgesetze, durch die unfehlbare Wünschelruthe der Oktroyirung geschaffen, formten brauchbare Revisionskammern. Auf diesem Wege

schlugen und vertrugen sich Ministerium und Kamarilla von Fall zu Fall. Der wohlgemeinte Versuch der letzteren, noch kurz vor Thorschluß das ganze Werk durch die überraschenden königlichen Propositionen zum Scheitern zu bringen, wird durch die unerschütterliche Nachgiebigkeit der Kammern vereitelt. Der König konnte sich nunmehr der Verkündung und Beschwörung der Verfassung nicht entziehen, was natürlich nicht ohne eine feierliche Rede von Statten ging, in welcher die stark betonte Behauptung einigermaßen auffallen mußte, daß er ohne die von den Revisionskammern beschlossenen „Verbesserungen“ die — doch unter seinem Namen oktroyirte — Verfassung niemals hätte beschwören können.

Es ist schlimm bestellt um das konstitutionelle Wesen eines Landes, wenn die solenne Formel der Beeidigung als eine wesentliche, materielle Schutzwehr für das Staatsgrundgesetz gelten muß. Zwar soll man an einem Königswort nicht drehen und nicht deuteln; aber in Beziehung auf die Verfassungsfrage hatte man mit dem Königswort von 1815 doch schon eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Gewiß nahm Friedrich Wilhelm IV. in seiner Art die Bedeutung des Eides nicht leicht. Aber die Gutgläubigen, die da meinten, daß nun wenigstens die so stark rückwärts revidirte Verfassung einen festen, von allen Seiten rückhaltlos anerkannten Rechtsboden für die weitere konstitutionelle Entwicklung bilden würde, waren in arger Täuschung befangen. Die junkerliche Reaktion behandelte diese feierlich beschworene Verfassung als ein Versuchsthier ihrer Vivisektionskunst; sie sollte stückweise wegamputirt werden. In diesem Sinne ward der König bearbeitet, der ja nach wie vor den ganzen Konstitutionalismus als eine persönliche Beleidigung empfand; in diesem Sinne wirkten die immer zahlreicheren und mächtigeren Ultras in den Kammern; in diesem Sinne wühlte und hetzte das publizistische Organ der junkerlichen Reaktion. Drei Tage nach dem Eide auf die Verfassung sagte der König seinem Vertrauten, es sei „die eigentliche Aufgabe der ‚Kreuzzeitung‘, die Absurdität des Konstitutionalismus nachzuweisen!“ Freilich, eidbrüchig wollte er nicht werden, auch nicht, da seine Heiligen und Ritter ihm später einen Schleichweg zeigten, das Angenehme des Staatsstreichs mit dem Nützlichen scheinbarer Eidestreue zu verbinden, nämlich die verfassungswidrige Revision der revidirten Verfassung durch den Staatsrath. Der fromme Bolte, Heiliger und Ritter in einer Person, plaidirte mit jesuitischer Dialektik für die famose Idee, den lieben Gott als den Rächer des Meineids ein bischen zu bemogeln.

„Der König sagte, Niemand würde ihn je dahin bringen, seinen Eid zu brechen; den hätte er nicht Menschen, sondern Gott geleistet. Ich sagte, der Eid sei ein Versprechen, bei dem man Gott zum Zeugen anrufe, und auf die ewigen Strafen verweise; er sei aber ein Menschen gegebenes Versprechen, was diese auch lösen könnten, und ich wünschte ihm einen Geistlichen, der ihn darüber belehrte. Alles dies wies der König ab und blieb dabei, daß von ihm keine Veränderung der Verfassung, die von ihm ausginge, zu erwarten wäre. Er habe es seinen Ministern gesagt, als sie ihm die Verfassung im Dezember aufdrängten und später, als sie ihn zwangen, den Eid auf diese Verfassung zu leisten, daß dieser Wisch das Unglück Preußens sei und alles Gute ewig verhindern würde, so lange er existirte. — ‚Ich werde meinen Eid halten und werde nichts thun, diesen Wisch zu verbessern; aber wohl Verbesserungen, um die man mich bitten wird, genehmigen und ebenso auch die ganze Verfassung beseitigen, wenn die Kammern bei mir darauf antragen!‘“

Mag man moralisch und menschlich den Standpunkt des Königs, dessen Gewissenhaftigkeit freilich mit Eigensinn seltsam gepaart war, dem des junkerlichen Kamarillachefs, der zugleich den Beichtvater spielen möchte, unbedenklich vorziehen, — welcher von beiden die politisch ärgere Denkart vertrat, ist doch mindestens fraglich. Dieser konstitutionelle König, der das doch in anerkannter Wirksamkeit stehende, von ihm beschworene Grundgesetz seines Landes con amore als Wisch bezeichnet und behandelt, der die Hoffnung hegt, daß die Verfassung so schädlich wirken werde, um schließlich die Volksvertretung bis zur Selbstvernichtung mürbe zu machen, schuf damit fast schlimmere Uebel, als es durch offenen Staatsstreich geschehen wäre. Gerade in einem monarchisch gesinnten Lande wie Preußen wucherte so ein latenter Gegensatz zwischen der Krone und der rechtmäßigen Verfassung auf, der nicht zu ehrlichem Austrag kam, aber das politische Leben dauernd verwirrte. Fast scheint der Satz des römischen Rechts: Quod ab initio vitiosum est, non potest tractu temporis convalescere auch auf den preußischen Konstitutionalismus zu passen. Krone und Verfassung verschmolz hier niemals gänzlich zu organischer Einheit; der Nutzen der einen ward meist als Schaden der anderen betrachtet; wer dieser eifrig anhing, sollte es mit jener nicht gut meinen. Das war und ist ein Zustand, der gerade die Vortheile des konstitutionellen Wesens nicht minder der Krone wie dem Staate verkümmert, der jedoch den Junkern ihr Handwerk ungemein erleichtert und daher von ihnen stets mit allen Mitteln konservirt wird. Denn sie und nur sie im Gegensatz zu allen anderen sozialen Gruppen geberden sich als die persönliche Gefolgschaft des persönlichen Königs in geflissentlicher Unterscheidung vom Oberhaupt und Organ des Staates; deshalb haben sie auch jeder Zeit jeden Schritt zu stärkerer Ausgestaltung der organischen Staatseinheit ganz methodisch bekämpft. Und weil der moderne Konstitutionalismus in seiner Wahrheit die zur Zeit vollkommenste Form jener organischen Staatseinheit ist, deshalb haben die Junker ihn erst verhindert, dann wenigstens verfälscht; deshalb ist die Verfassungsfrage in Preußen ein integrirender Bestandtheil der Junkerfrage.

So kam auch damals jene merkwürdige Politik Friedrich Wilhelms IV. dem Junkerthum besser zu Statten, als wenn seine Häupter in der Kamarilla ihre auf Eidbruch und Staatsstreich gerichteten Wünsche geraden Wegs durchgesetzt hätten. Der König blieb ein konstitutioneller Fürst; aber man wußte, wie jeder Hieb gegen die Verfassung von ihm als eine gute That im Dienste des Königs angesehen wurde, wie die Minister nur durch Malträtirung der Verfassung sein Vertrauen gewinnen konnten. Und die Kamarilla schob kräftig nach, damit die Regierung für „gute“ Wahlen sorgte und im Verein mit solchen „unfindbaren“ Kammern den Abbröcklungsprozeß dieser unseligen Verfassung beschleunige. Das nannte man in der Kunstsprache der Kamarilla, die Verfassung „so nehmen und behandeln, wie sie nach gesundem Recht behandelt werden muß!“ Dies gesunde Recht lehrt „einen Paragraphen nach dem andern zu beseitigen“; und wenn auch „die beschworene Konstitution“ offenbar ein Uebel ist, so ist sie doch bei so wohlwollender Behandlung dermaßen „schwach, dürr und trocken“ geworden, daß man hoffen darf, „das Revolutionäre in der Verfassung zu beseitigen, sie in Statuten aufzulösen“. Freilich, bei aller Selbstaufopferung können die Kammern nicht erwarten, anständig behandelt zu werden; denn sie „sind einmal für uns (!) mit dem Makel des Straßenaufruhrs und des Konstitutionalismus bezeichnet. Daß man ihnen das nicht vergibt, ist etwas durchaus gesundes“. Und noch 1857, da sich seine Zeit zum Ende neigte und sein Wunsch nach gänzlicher Beseitigung des verhaßten Grundgesetzes wenig Aussicht auf Erfüllung bot, rieth Gerlach, das Wahlrecht zu verschlechtern, das Budgetrecht zu verstümmeln, „übrigens aber mit Ausmerzung der schädlichen Paragraphen wie bisher fortzufahren, so daß die Verfassungsurkunde als ein warnendes Monument des Unsinns unserer Vorfahren zuletzt in ihrer unpraktischen Blöße übrig bleibt; denn die Zeit, wo man von solchen Wischen Papier Heil hoffte, ist zum Theil schon vergangen, zum Theil in schnellem Vergehen begriffen“.

Von diesem Hasse des Junkerthums wider den Konstitutionalismus gilt das Gleiche, was früher über seine Stellung zur Selbstverwaltung ausgeführt wurde. Wie diese, so ist auch das parlamentarische Wesen, das die Vollendung und Krönung der Selbstverwaltung darstellt, für wirklich aristokratische Elemente ein durchaus günstiger Boden. Selbst beim Wahlrecht auf breitester demokratischer

Grundlage gibt ein großer oder alter Name, ein wirklich alter und befestigter Grundbesitz stets etliche Längen Vorsprung vor dem homo novus, und auch in der parlamentarischen Bethätigung selbst die günstigsten Chancen. Aber freilich, dies ideale Betriebskapital muß durch persönliche Thätigkeit und Tüchtigkeit in Bewegung gesetzt, im freien Wettkampf behauptet werden. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen;" das muß die Losung jeder wahren Aristokratie sein. Sobald sie sich nicht mit Anspannung aller Kraft an der Spitze ihrer Zeit hält, vielmehr in Gegensatz zu ihr geräth; sobald sie jene thatsächlichen Vorzüge nicht im freien Wettbewerb zu erhalten und zu rechtfertigen vermag, sondern sie durch mechanische Zwangsformen behaupten will; sobald sie mit einem Wort rückständig wird, hört sie auf, eine wahre Aristokratie zu sein und wird zum Junkerthum. Das rückständige Junkerthum aber ist ein todtes, verwesendes Glied am sozialen Körper; und je größer seine Einwirkung auf das Leben dieses Körpers ist, um so nothwendiger ist es, dieses brandige Glied zu beseitigen; wenn es anders nicht gelingt, es auszuschneiden und auszubrennen. Der ostelbische Adel als soziale Klasse ist seit länger als einem Jahrhundert keine Aristokratie mehr, sondern ein rückständiges, aber einflußreiches und daher desto verderblicheres Junkerthum. Wie dieses Junkerthum in einer lärmenden Agitation seine eigene Unfähigkeit, sich unter den Bedingungen des modernen Verkehrs wirthschaftlich zu behaupten, in alle Winde hinausschreit; wie es nicht den Betrieb mit freier Arbeit zu lernen vermochte, sondern stets zu verhüllten oder unverhüllten Zwangsformen zurückstrebt; wie es den aristokratischen Gedanken der Selbstverwaltung nicht begriff, so sträubte es sich im instinktiven Gefühl seiner politischen Impotenz auch gegen den modernen Konstitutionalismus.

Dabei war und ist seine gelegentlich zur Schau getragene Begeisterung für das absolute Königthum eine gar sehr bedingte und unechte. Freilich, gegenüber einem freien parlamentarischen Wesen erscheint ihm der Absolutismus als das weitaus kleinere Uebel, da es als geborene „Umgebung" durch die geheimen Künste höfischer Kabale meist den absoluten König nach junkerlichem Willen zu leiten vermag. Aber seiner Sehnsucht eigentliches Ziel war und ist doch die Junkerherrschaft, nicht durch thatsächliche Beherrschung des rechtlich unumschränkten Herrn, sondern kraft eigenen Rechts, in den feudalen Formen des Ständewesens. Noch heute laufen alle Bestrebungen, die „atomistische" konstitutionelle Entwicklung zu einer „Interessenvertretung" umzubilden, darauf hinaus. In den Tagen Friedrich Wilhelms IV., dessen Geist ja von mittelalterlichen Vorstellungen erfüllt und verwirrt war, glaubte man mit dem vereinigten Landtage diesem Ziele schon ganz nahe zu sein; und nachdem die Revolution den Junkern auf kurze Zeit das Konzept verrückt hatte, meinten die führenden Geister, die Reaktion wider den Konstitutionalismus nicht zur Herstellung des Absolutismus, sondern des Feudalismus ausbeuten zu können. „Substituirung der ständischen Monarchie dem absterbenden, impotenten, todten Konstitutionalismus" und — zur Mobilisirung der heiligen Hilfstruppen — „Begründung der Kirche auf die Konfession" war das erklärte Programm der Kamarilla. „Bei uns und nur bei uns hat der Kampf mit dem Konstitutionalismus die Wendung genommen, daß man sucht, an seine Stelle eine ständische Monarchie, d. h. eine Monarchie zu setzen, in welcher der König mit den Obrigkeiten des Landes regiert, die ihm zwar untergeordnet, aber als ihm gleichartig zur Seite stehen. Es ist klar, daß nur auf diesem Wege das Fallen aus der Scylla des Konstitutionalismus in die Charybdis des Absolutismus vermieden werden kann." — „Ein konstitutionelles Parlament, das aus dem gesammten Volke hervorgeht und das gesammte Volk nach einem Rechenexempel repräsentiren soll, bleibt ein Unsinn. Ein solches Parlament muß sich stets in einer feindlichen Stellung dem Könige gegenüber befinden, was in der ständischen Monarchie nicht der Fall ist, wo die Deputirten gleichartiger Natur mit dem Könige, d. h. ebenso wie er Obrigkeiten .... sind." Also immer wieder das Grunddogma der Mediatobrigkeiten von Gottes Gnaden!

Diese Anschauung erklärt es, daß die Organisation des platten Landes, wo sich das Junkerthum bisher jene feudale Obrigkeitsstellung bewahrt hatte, recht eigentlich den Kern der Junkerfrage bildet. Wiederholt bezeichnet Gerlach die „revolutionäre Gesetzgebung", das will sagen: den Plan der Grundsteuerregulirung, die Durchführung der Ablösung, die Aufhebung der Fideikommisse, vor allem die Gemeindeordnungen für schlimmer, als die ganze Verfassung; wie denn auch von Seiten der entschiedenen Gegner, namentlich Waldeck's, die Bedeutung dieser Dinge durchaus gewürdigt wurde. Die oktroyirte Verfassung hatte in dieser Hinsicht höchst unbequeme Bestimmungen enthalten; ja, auf Grund dieser oktroyirten Verfassung war in der Zeit, da das noch etwas schämige Reaktionsministerium beschwichtigen und Stimmung machen wollte, durch die königl. Verordnung vom 2. Januar 1849 die Patrimonialgerichtsbarkeit nebst dem besonderen Gerichtsstand der Gutsherren aufgehoben worden. Und gerade hier war die Umkehr im Hinblick auf die Stimmung des Landvolks nicht leicht noch unbedenklich. So heftig die Stimmführer des Junkerthums gegen „Kodifikation und freies Eigenthum" als Kern der liberalen Doktrin wetterten, die seit 1816 gehemmte Ablösungsgesetzgebung mußte durchgeführt werden. Dafür gelang es, das alte Leid der Grundsteuerausgleichung erst zu verschleppen, dann nach einigen Jahren ganz zu vermeiden; — „Seine Majestät billigen jede Opposition gegen das Grundsteuergesetz," das Sr. Majestät Regierung eingebracht, die Kreuzzeitung wüthend bekämpft hatte. Vor allem wichtig aber war die Verstümmlung der revidirten Verfassung in den auf die Organisation des Landes bezüglichen Punkten, die sie noch von der oktroyirten herüber genommen hatte.

Die Verfassung bedurfte eines Unterbaues in der Ordnung von Gemeinde, Kreis, Provinz; um so mehr, als sie die Aufhebung der selbständigen Gutsbezirke beibehalten hatte, und die I. Kammer aus Vertretern jener Kommunalverbände bestehen sollte. In der That erging auch schon am 11. März 1850 eine Gemeinde-Ordnung gleichmäßig für Stadt und Land, ferner eine Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung und ein Gesetz über die Polizeiverwaltung. Hier finden sich noch alle liberalen „Errungenschaften" der letzten Jahre; die völlige Beseitigung patrimonialer Obrigkeit. Aber obgleich es diesmal förmlich verkündete, vom König sanktionirte Gesetze waren, hatten sie dennoch das gleiche Schicksal, wie einst die Hardenberg'schen Entwürfe. Die Junker hatten wieder ihre unumschränkte Herrschaft in Preußen angetreten; und daß sie sich nach wie vor keine ländliche Gemeindefreiheit gefallen ließen, war selbstverständlich. Eben noch hatte der reaktionäre Minister des Innern im Kabinet Manteuffel, Herr v. Westphalen, in der Kammer erklärt, daß es mit den neuen Ordnungen flott vorwärts gehe, da erhoben die Junker in der I. Kammer unter Führung des Herrn v. Itzenplitz den Kriegsruf; und siehe da, ihr Wille geschah, wie immer. Im Mai 1851 wurden zunächst die verschrobenen alten Provinzialstände und Kreistage, die man 1848 sofort in die Rumpelkammer geworfen, wohin sie gehörten, wieder hervorgeholt. Dann ward durch königl. Erlaß vom 19. Juni 1852 die Ausführung der neuen Gemeindeordnung eingestellt. Aber damit nicht genug. Man hatte ja die wunderbare „Landrathskammer", die noch reaktionärer war, als die reaktionärste Regierung. Der günstige Augenblick mußte benutzt werden. Das Gesetz vom 24. Mai 1853 hob den Artikel 105 der Verfassung auf, der die selbständigen Gutsbezirke beseitigte und die Gemeindefreiheit begründete. Gleichzeitig fielen natürlich auch die Kommunalordnungen von 1850. Damit war aber die Grundlage einer I. Kammer, wie sie die Verfassung vorgesehen hatte, fortgefallen; und da man gerade beim Durchlöchern war, so hob man auch diese Bestimmungen auf und überließ die Bildung der I. Kammer der königlichen Verordnung. Eine solche schuf dann das Herren-

haus, diese Hochburg des Junkerthums, deren Rechtsbeständigkeit ebenso zweifelhaft, wie ihre historische Unechtheit und politische Werthlosigkeit unzweifelhaft ist. Mit dieser Schöpfung einer dilettantischen Geschichtsmummerei war allerdings ein feudales Element in den preußischen Konstitutionalismus eingeschwärzt, doch ein Element des Feudalismus in seiner rückständig junkerlichen Verkommenheit. Dem ostelbischen Lande aber versetzte man das Gesetz vom 14. April 1856, von dem der Kreuzzeitungs-Wagener triumphirend ausrief: es trage den Stempel der siegreichen Reaktion an der Stirn! Jo, wahrhaftig. Das war keine neue Gemeindeordnung, sondern eine Reihe von Ergänzungen zum preußischen Landrecht, das wieder die Grundlage des ländlichen Gemeindelebens wurde! Und in vielen Punkten gingen diese Ergänzungen noch über das Landrecht hinaus zu Gunsten der Gutsherrschaften. Ein weiteres Gesetz von demselben Tage stellte süglich die Patrimonialpolizei wieder her nebst einem entsprechenden Verordnungsrecht der Gutsherrschaft und ihrer Befugniß, den Dörfern Schulzen und Schöffen zu setzen. Kurz, die alte Junkerherrlichkeit blühte wieder lustig auf im Lande östlich der Elbe.

Einen also arbeitenden Konstitutionalismus fand sogar das Junkerthum ganz erträglich; selbst Gerlach gesteht, „daß man mit den Kammern weiter kommt als mit der Büreaukratie, nicht weil jene an sich besser sind, sondern weil sie mehr Muth haben und sich nicht vor liberalen Phantomen und Gespenstern fürchten, von denen sie selbst eines sind;“ eine gar nicht üble Betrachtung, die wenigstens durch die Landrathskammern der fünfziger Jahre vollauf gerechtfertigt wird. Dabei hatte die Kamarilla alle Hände voll zu thun. „Oberteufel“, der als praktischer Politiker für die mittelalterlich feudalistischen Schonungslägereien allerdings wenig übrig hatte, blieb des „absolutistischen Liberalismus“ verdächtig; er und seine Anhänger mußten von der Kamarilla überwacht, beim Könige gelegentlich angeschwärzt werden; dagegen waren seine Gegner im Ministerium, Westphalen und Raumer, kräftig zu unterstützen, die Minister des Innern und des Kultus, die bei uns zu Lande ja stets wie die Zeiger an der Uhr den Gang des ganzen politischen Werkes bekunden. In diesem Kleinkrieg war die Hilfe der frommen, aber mit allen Hunden gehetzten Kreuzzeitung unschätzbar. Hatte sie es einmal gar zu arg getrieben, so daß der König am Ende seinen Minister- oder Polizeipräsidenten schützen mußte, so springt der gute Polte ein; er „disponirt den König“, einen versöhnlichen Brief zu schreiben, den Wagener lesen soll; Letzterer fordert einen Orden oder sonstige eklatante Genugthuung, wird mit Sr. Majestät versöhnt und erscheint Gottlob! wieder in der Kreuzzeitung mit der stolzen Erklärung, daß „ihm Hilfe von da käme, wo sie ihm am liebsten wäre.“ Und „der König lachte seinen Premier aus!“ — Nicht seine Minister, sondern die Kamarilla fragt Friedrich Wilhelm um Rath, ob er dem Magistrat von Berlin etwas über die „schlechten Wahlen“ sagen soll; und wenn dann die so inspirirte Rede den verantwortlichen Staatsmännern höchst unbequem ist, was haben doch die „Schuhputzer“ mitzureden? Wahrlich, der Triumph ist begreiflich, mit dem Gerlach nach dem Hinckeldey-Skandal ausruft: „Es ist merkwürdig, wie mächtig unser Adel noch ist und recht zu erklären ist es nicht, wie das zugeht. Der Adel, oder vielmehr die Ritterschaft, und die Kirche ist das einzige, was widersteht“. . . . „Die Selbsthilfe nimmt überhand. Der Adel und die Offiziere haben sich ihre Stellung errungen. Die Schutzleute zittern vor den Offizieren und haben nicht den Muth, sich in einen Skandal zu mischen, wo diese dabei sind. Die Kirche verweigert die ihr ansstößigen Trauungen und führt das Ehescheidungsgesetz, was die Regierung hat fallen lassen, als Norm für die Prediger ein!“

Und nicht minder begreiflich, daß die Heiligen und die Ritter diese erstaunliche Herrschaft nicht gutwillig aufgeben mochten, als die Geisteskrankheit ihres Schirmherrn zum Ausbruch kam. Schon lange bevor die Oeffentlichkeit etwas davon ahnen konnte, bemerkte die „Umgebung“ das „Sinken der Geisteskräfte bei Sr. Majestät“. Aber noch lange nach dem unzweifelhaften Ausbruch der Krankheit wollte sie lieber mit einem unzurechnungsfähigen Könige regieren, als den unvermeidlichen Regierungswechsel zulassen. Gern hätte man den Prinzen von Preußen und seine Descendenz, die „Demokratenfamilie“, von der Thronfolge ausgeschlossen zu Gunsten der nächst jüngeren Linie; doch da war diese ver°ammte Verfassung, die eine Mitwirkung der Kammern unvermeidlich machte und damit das lichtscheue Treiben an die Oeffentlichkeit gezogen hätte. Ja wohl, „die Regentschaft ist der größte Sieg der Konstitution“, wie der stürzende Polte grimmig ausrief. Zwar ist die Kamarilla durchaus nicht zu spröde, „sich dem Prinzen von Preußen zu nähern“, aber ihr böses Gewissen läßt sie nicht auf Gegenliebe hoffen. Das bewirkte nicht eigentlich die Differenz politischer Ansichten. Nicht die Reaktion, sondern die Unanständigkeit des Kamarillasystems, die er empörend am eigenen Leibe erfahren machte den Prinzen zu ihrem entschiedenen Gegner. Schon vor Jahren hatte Gerlach in sein Tagebuch geschrieben: Bismarck, der von Frankfurt herübergekommen, „enthüllte mir ein Bild der Intriguen, die von der Partei ausgehen, die sich um den Hof des Prinzen und der Prinzessin von Preußen geschaart hat.“ Die Art, wie die kleine, aber mächtige Partei in den letzten Jahren gegen diese angeblichen Intriguen thatsächlich intriguirt hatte, erfüllte den neuen Regenten mit einem zunächst unüberwindlichen Mißtrauen gegen alle Annäherungsversuche von dieser Seite. Manteuffel-Westphalen gingen, die „neue Aera“ kam. Ein kluger Genosse der Kamarilla aber, Goltz, „meinte, jetzt sei nichts zu machen; man müsse Verwicklungen abwarten, bis dem Prinzen das Wasser an der Kehle wäre.“ Der Rath war weniger loyal, als gut; und da seine Ausführung von den Meistern höfischer Intrigue auch gut vorbereitet ward, so hat er sich nur allzu gut und bald bewährt.

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Die Auferstehung des Obereigenthums.

Eine Erwiderung.

Was ich so lange erwartet hatte, ist endlich eingetroffen. Als ich die in Nr. 24—27 der „Nation“ veröffentlichten Aufsätze*) über die Agrarreform in Preußen schrieb, war ich mir vollbewußt, daß ich mir heftige Feinde erwecken würde. Das Einzige, worüber ich mich seitdem gewundert habe, ist, daß mehr als zwei Monate seit dem Abschluß jener Aufsätze verstreichen ließen, bis sie ihre Stimme erhoben. Nunmehr endlich hat ein Anonymus in den „Grenzboten“ gesprochen. Und er sprach ganz so, wie ich es erwartet hatte. Sowohl der Vorwurf unglaublicher Unkenntniß der Thatsachen wie der Gesetze, als auch der Ausdruck der Entrüstung über den Professor, der gleichzeitig in einem Vortrage Unparteilichkeit und Streben nach Wahrheit als einzige Aufgabe der Wissenschaft hinstelle und in anderen Aufsätzen die vielbelobte Rentengutsgesetzgebung „verdächtige“, entspricht dem, was ein Mann meines Faches heute gewärtigen muß, wenn er unabhängig in einer Frage von öffentlichem Interesse das Wort ergreift. Da es mir mit dem Streben nach Wahrheit aber ernst ist, und mir nichts betrüblicher wäre, als die Leser der „Nation“ irregeführt zu haben, möchte ich sie mit dem gegen meine Ausführungen vorgebrachten bekannt machen, indem ich dessen Stichhaltigkeit prüfe.

Mein Hauptverbrechen ist, daß ich gesagt habe, die Rentengutsgesetzgebung habe ein Obereigenthum wieder eingeführt. Auch wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich das für Rentengüter erlassene Anerbenrecht unrichtig dargestellt habe.

*) Diese werden demnächst in einem revidirten Sonderabdruck in den „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen“ erscheinen.

Das Erstere ist der Hauptvorwurf und ich gebe seine Richtigkeit ohne Weiteres zu. Aber ist meine Behauptung falsch gewesen? Was versteht man denn unter Obereigenthum?

Die bis in die Mitte dieses Jahrhunderts herrschende Grundeigenthumsordnung kannte ein Obereigenthum (Dominium directum) und ein Nutzeigenthum (Dominium utile). Jenes stand dem Grundherrn zu, und nicht bloß Private, sondern auch der Staat hatte solches Obereigenthum. Nutzeigenthümer waren der Lehnsmann und der Bauer, der den Acker bestellte. Dabei gab es verschiedene Arten von nutzbarem Eigenthum, je nachdem es dem Bauern erblich, auf Lebenszeit, auf Widerruf zustand. Solches nutzbares Eigenthum wurde gleich dem Volleigenthum gekauft und verkauft; außer dem Kaufpreis, der selbstverständlich niedriger war als der Preis von vollem oder freiem Eigenthum, hatte der Bauer dem Obereigenthümer Abgaben (in Bayern Stift und Gilt) und Dienste zu leisten. Damit diese Leistungen dem Obereigenthümer zu Theil wurden, war der Nutzeigenthümer in seiner Verfügung über das Gut beschränkt. Er konnte es ohne Genehmigung des Obereigenthümers nicht zertheilen, nicht im Ganzen verkaufen, und nicht verpfänden. Wollte der Bauer sein Gut verkaufen, so stand dem Obereigenthümer ein Einstandsrecht zu. Wie unter Lebenden, so konnte der Bauer sein Gut auch nicht von Todeswegen zertheilen. Im Erbgang kam es, wo die Erben nicht zusammen fortzuhausen beschlossen, immer nur an einen Erben, den Anerben oder Meiererben; die Miterben wurden abgefunden. Im Interesse der Leistungsfähigkeit des Guts widersetzte sich der Obereigenthümer, daß die Abfindungen der Miterben dem vollen Erbtheil gleichkamen, den sie nach gemeinem Rechte zu beanspruchen hatten. Immerhin gibt es aus Bayern zahlreiche Beispiele, daß dieselben im XVIII. Jahrhundert diesem Erbtheil in vielen Gegenden thatsächlich nahekamen.

Diese Theilung des Eigenthums wurde als der landwirthschaftlichen Kultur abträglich und der persönlichen Freiheit widersprechend erkannt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde ihre Beseitigung in Deutschland erstrebt. In Preußen wurde sie durch das Ablösungsgesetz vom 2. März 1850 endlich erreicht. Nach § 91 soll die erbliche Ueberlassung eines Grundstücks fortan nur mehr zu vollem Eigenthum zulässig sein; eine Uebertragung gegen Rente wurde nicht ausgeschlossen; doch sollte die Kündigung der Rente nur während eines bestimmten Zeitraums, welcher dreißig Jahre nicht übersteigen durfte, vertragsmäßig ausgeschlossen werden können und ein höherer Ablösungsbetrag als der 25 fache der Rente konnte nicht stipulirt werden.

Das ist die entscheidende Bestimmung, um die sich der Meinungskampf dreht. Als Dr. Miquel nach der Annexion von Hannover in das preußische Abgeordnetenhaus eintrat, bezeichnete er alsbald die damit dekretirte Beseitigung der Erbpacht, d. h. des Verkaufs von Grundeigenthum gegen eine Rente, die nur mit Zustimmung beider Theile ablösbar ist, als einen Fehler. Ich habe in meinen Aufsätzen gezeigt, wie er von da an Schritt für Schritt zur Wiedereinführung des getheilten Eigenthums in der Rentengutsgesetzgebung gelangt ist.

Und nun bezeichnet der Anonymus dies als eine „Verdächtigung des Zweckes der Rentengutsgesetzgebung, die Entrüstung aller derer hervorrufen muß, die es mit der inneren Kolonisation ernst meinen!" Aber lassen wir uns durch diese Entrüstung nicht einschüchtern. Der Anonymus muß seinen Vorwurf der Verdächtigung doch irgendwie begründen. Man höre, wie das geschieht! „Ja hat denn Brentano ganz übersehen, daß das Gesetz nur die Möglichkeit ausspricht, die Ablösbarkeit eines Theils der Kaufrente von der Zustimmung beider Theile abhängig zu machen, daß ein hierauf gerichteter Zwang gar nicht vorgeschrieben ist?" Also mein Gegner verlangt, daß der Grundeigenthümer gezwungen werde, nur gegen unablösbare Rente zu verkaufen, bevor von einer Wiedereinführung des Obereigenthums die Rede sein könne! Dann freilich hat auch vor 1850 ein Obereigenthum nicht bestanden; oder meint Anonymus, ein Grundherr habe damals nur gegen Rente verkaufen können? Auch damals konnte er zu freiem Eigenthum, gegen Kapital, unter Belastung des Grundstücks mit Resthypotheken verkaufen; auch damals hatte er nur die „Möglichkeit", die Ablösbarkeit eines Theils der Rente von der Zustimmung beider Theile abhängig zu machen. Gerade in der Beseitigung dieser Möglichkeit bestand die Bedeutung der Gesetzgebung von 1850; gerade in ihrer Wiedereinführung besteht die Wiedereinführung des Obereigenthums durch die Rentengutsgesetzgebung.

Indeß mein Gegner scheint seine Bestreitung, daß die Institution des Obereigenthums wieder eingeführt worden sei, selbst nicht ernster zu nehmen, als sie es verdient. Er fährt nämlich fort, indem er darzulegen sucht, daß selbst angenommen, daß ein Obereigenthum wieder entstehe, dies gar nichts so gefährliches sei.

Denn einmal: „In wiefern soll denn dadurch der Erwerber in der Verfügung über sein Grundstück behindert sein? Trotz des Bestehens einer solchen Rente ist es sein freies Eigenthum, kann er es verkaufen, belasten, zertheilen, die Rente steht dem in keiner Weise entgegen; namentlich hat der Rentenberechtigte auf das belastete Grundstück keinen anderen Einfluß als etwa ein Hypothekengläubiger". Allein eingehend habe ich in meinen Aufsätzen gezeigt, wie das neue Obereigenthum den Rentengutsbesitzer ganz in derselben Weise wie das alte den Nutzeigenthümer beschränkt. Wie damals so finden wir heute wieder im Interesse der Leistungsfähigkeit des Hofes gegen den Obereigenthümer das Verbot, das Gut zu zertheilen, es ohne Genehmigung des Obereigenthümers an andere als Familienangehörige zu veräußern, ja wir finden noch weitergehende Beschränkungen der Miterben, als sie selbst das alte Obereigenthum kannte; nur die Wiedereinführung der Verschuldungsbeschränkungen ist am Abgeordnetenhause gescheitert. In der That, wer die Eigenthumsordnung des vergangenen Jahrhunderts kennt, staunt bis in welche Einzelheiten sie ihre Auferstehung gefeiert hat. Was aber den Vergleich mit dem Hypothekengläubiger angeht, so ist nicht richtig, daß dieser alle die genannten Beschränkungen dem Bauern gleichfalls auferlegen könne; selbst bezüglich derjenigen Beschränkungen, wie z. B. dem Verbot der Zertheilung des Gutes, das der Hypothekengläubiger seinem Schuldner auferlegen kann, verhält es sich anders wie mit denen des Rentengutsbesitzers. Denn der Hypothekenschuldner übernimmt solche Beschränkungen, wo er sie übernimmt, nur vertragsmäßig; es ist aber eine Unwahrheit, wenn Anonymus schreibt, daß auch beim Rentengut eine solche Beschränkung lediglich der freien Entschließung des Erwerbers überlassen sei. Vielmehr ist es eine charakteristische Bestimmung des Gesetzes von 1896, daß die Theilungs- und Veräußerungsbeschränkungen, welche auf Grund der Gesetze von 1886, 1890 und 1891 den Rentengutskäufern beim Verkauf vertragsmäßig auferlegt werden konnten, für alle künftig zu begründenden Rentengüter auch ohne Vertrag kraft Gesetzes gelten! Das neue Obereigenthum hindert also die freie Zertheilung und den freien Verkauf der Güter ganz ebenso wie das alte.

Sodann schreibt Anonymus sei die behinderte Ablösbarkeit nicht bloß eine Beschränkung des Erwerbers; sie schütze ihn auch umgekehrt davor, daß er in Zeiten der Noth zur Abtragung der Rente angehalten werde. Als ob die Rentengutsgesetzgebung in letzterer Beziehung mehr leiste als unsere Hypothekenbanken. Sie thut dies weder, wo die Rente ablösbar ist, denn die süddeutschen Hypothekenbanken gewähren ganz dieselben Annuitätendarlehen wie die Rentenbanken; noch auch vermissen die süddeutschen Bauern thatsächlich einen Schutz, den ihnen die Unablösbarkeit der Rente gewährte; denn angenommen, eine Hypothekenbank wäre wirklich so dumm einem von Noth bedrohten Bauern ihre erststellige Hypothek zu kündigen, so böte ihm die unter den Hypothekenbanken bestehende Konkurrenz die größte Leichtigkeit die gekündigte Hypothek durch eine andere zu ersetzen.]

Und damit komme ich zu dem Hauptunterschied, der zwischen der Abhängigkeit des Rentenpflichtigen von seinem Obereigenthümer und der des verschuldeten Bauern von dem Hypothekengläubiger besteht. Es handelt sich nicht nur um den Einfluß, den der Rentenberechtigte auf das belastete Grundstück hat, sondern vor Allem um seinen Einfluß auf die Person des Rentenpflichtigen. Gewiß auch der Hypothekengläubiger kann die Schuldknechtschaft des Bauern zur Begründung eines politischen Einflusses mißbrauchen. Indeß wir in Süddeutschland haben von einem derartigen Mißbrauch der Hypothekenbanken noch nichts gemerkt, und angesichts der Ueberfülle des anlagebedürftigen Kapitals ist ein solcher auch für die Zukunft nicht zu befürchten. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn der Bauer an einen Schuldherrn rechtlich gefesselt ist und dieser durch die Genehmigung, die er zu Zertheilungen, Veräußerungen u. dergl. ertheilen und versagen kann, in der Lage ist, diesen seinen Einfluß fühlbar zu machen. Dann ersteht das Gefolgsverhältniß der Feudalzeit wieder in vollem Glanze. Und somit bietet die Rentengutsgesetzgebung die Möglichkeit, den mit dem Großgrundbesitz verbundenen feudalen Einfluß zu verewigen, auch nachdem die Veränderung in der Konjunktur die Zertrümmerung dieses Grundbesitzes in Kleinbetriebe als das wirthschaftlich Angezeigte erscheinen läßt.

Allein, so erwidert mir mein Gegner, es gebe in der Praxis überhaupt keinen einzigen Fall, in dem ein Verkauf gegen Rente, die nur mit Zustimmung beider Theile abgelöst werden könne, abgeschlossen worden sei; ganz ebenso sei noch nicht ein einziger Dienstvertrag mit einem Rentengutserwerber, der diesen zu Diensten verpflichte, abgeschlossen worden. Daß das Letztere nicht gelungen sei, habe ich in meinen Aufsätzen selbst hervorgehoben. Will aber Anonymus angesichts des Zeugnisses von Sering, daß er von Fällen wisse, in denen Vorschläge formulirt worden seien, die darauf hinausliefen, die alte Schollenpflichtigkeit in aller Form wieder herzustellen, und angesichts der von dem Mitglied der Bromberger Generalkommission, Regierungsrath Waldhecker, abgedruckten Formularen solcher Verträge etwa bestreiten, daß Versuche nach dieser Richtung stattgefunden haben? Desgleichen ist mir, wie in der „Nation" Nr. 33 erzählt, bekannt, daß die Frankfurter Generalkommission die Uebernahme eines seitens der Rentengutskäufer unkündbaren Rente aus ihren Formularen überhaupt fortgelassen habe. Daß mein Gegner diese Mittheilung dahin erweitert, daß es überhaupt keinen Fall gebe, in dem die Rentengutsnehmer zur Uebernahme einer unkündbaren Rente sich bereit finden ließen, ist eine Nachricht, die ich mit Genugthuung begrüße. Allein statt einer Widerlegung sehe ich gerade in diesem praktischen Scheitern der Wiedereinführung eines Obereigenthums die glänzendste Rechtfertigung meiner Kritik des neuen Agrarrechts. Denn wo bleibt die mit so lautem Eifern gegen die Freiheit des Grundeigenthums inaugurirte prinzipielle Neuerung, wenn die einzige prinzipielle Aenderung an der Gesetzgebung von 1850, die Wiedereinführung unablösbarer Rentenverpflichtungen, sich angesichts des Rechtsbewußtseins der Bevölkerung als undurchführbar erweist? Alles übrige, was die Rentengutsgesetzgebung leistet, hätte sich auch mit dem Gesetze vom 2. März 1850 erreichen lassen; höchstens daß man die Zeit, während deren die Kündigung der Rente vertragsmäßig ausgeschlossen werden konnte, zu verdoppeln brauchte. Wenn man nun aber gar die Unausführbarkeit eben jener Neuerung, um derentwillen man die Prinzipien der liberalen Gesetzgebung preisgab, zur Vertheidigung des neuen Agrarrechts heranzieht, so heißt dies das Scheitern der neuen Prinzipien an dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung zur Rechtfertigung dieser Prinzipien machen und neben den Bankrott des Prinzips tritt ebenbürtig der der Vertheidigung.

Wie verhält es sich nun mit dem anderen gegen mich erhobenen Vorwurf, der unrichtigen Darstellung des den Rentengutsbesitzern aufoktroyirten Anerbenrechts?

Da wird mir zunächst zum Vorwurf gemacht, daß ich behauptet habe, nach dem in der Begründung zum Anerbengesetz enthaltenen Beispiel bekäme der Anerbe das Gut im Werthe von 30 000 Mark, während die vorhandenen zwei Brüder jeder vierteljährlich 16,40 Mark erhielten. Dabei hätte ich verschwiegen, daß in dem Beispiel davon ausgegangen werde, der Werth von 30 000 M. sei ein Verkaufswerth, der den von meinem Gegner „wahren Werth" benannten Minimalwerth des Gutes um 5000 M. überschreite, und desgleichen hätte ich verschwiegen, daß das Gut mit Schulden belastet sei. Allein nichts von alledem habe ich verschwiegen; vielmehr ist es mein Gegner, der verschweigt, daß ich all' dies auf S. 395 der „Nation" meinen Lesern mitgetheilt habe. Warum, fragt er ferner, rechne ich bei dem Anerben mit einem Kapitalwerth bei den Miterben nur mit einem Theilbetrage der Jahresrente? Antwort: weil das Gesetz jenem einen Kapitalwerth, diesen aber keine Jahresrente, sondern eine vierteljährlich postnumerando zu zahlende Rente zuspricht. Aber es scheint, mein Gegner entsetzt sich selbst über den ziffermäßigen Ausdruck der Ergebnisse der von ihm vertheidigten Gesetzesbestimmungen. Der schneidende Kontrast zwischen der Lage des Anerben und der der Miterben, den er verdeutlicht, paßt nicht, um in seiner Sprache zu reden, in seinen Zweck, das Gesetz als vortrefflich hinzustellen.

Voller Unrichtigkeiten ferner sei meine Darstellung, welchen Beschränkungen das Anerbengut unterliege. Und was hatte ich denn gesagt? „Das Recht des Rentengutsbesitzers, über sein Gut unter Lebenden und von Todeswegen zu verfügen, wird, soweit eine solche Verfügung den durch das Gesetz ausgesprochenen Beschränkungen widersprechen würde, vollständig aufgehoben". Man sollte denken, dies sei unbestreitbar. Aber Nein, sagt Anonymus. Denn wenn das Gesetz auch dem Rentengutsbesitzer die Zertheilung des Gutes ohne Genehmigung der Behörde verbietet, so genehmigt ja die Behörde vielleicht eine beantragte Zertheilung. Also Verfügungsrecht, soweit die Polizei es erlaubt! Ich weiß nicht, ob das der Freiheit entspricht, die Anonymus meint; hier zu Lande nennt man dies Aufhebung der Freiheit. Ferner habe die Behörde bei der Entschließung über eine beantragte Genehmigung lediglich das Interesse des Besitzers wahrzunehmen. Allein dies ist ein Irrthum; vielmehr ist es das Charakteristische der Rentengutsgesetze, daß sie, wie gezeigt, allenthalben an die Stelle der Interessen des Besitzers die „gemeinschaftlichen Interessen" als maßgebend bezeichnen. Ja selbst dann, wenn Jemand sein Gut im Ganzen verkaufen will, bedarf er, wenn dieser Andere kein Familienangehöriger ist, dazu der Genehmigung der Behörde, und diese ist allenthalben zu versagen, wo die Behörde die „gemeinwirthschaftlichen Interessen" gefährdet glaubt, selbst wenn der Kauflustige dem Besitzer den höchsten Preis zu zahlen bereit wäre. Die Staatsraison also ist es, die dem Verfügungsrecht des Einzelnen allenthalben formell und materiell beschränkend entgegentritt, und wie sie die Verfügungsfreiheit unter Lebenden beschränkt, so beeinträchtigt sie auch das Verfügungsrecht von Todeswegen. Denn nicht von dem Ermessen des Einzelnen hängt es ab, ob sein Gut Anerbengut wird oder nicht, sondern von dem der Behörde. Und ist es einmal Anerbengut, so ist es untheilbar, wie unter Lebenden so von Todeswegen. Nun bestreitet allerdings Anonymus, daß damit gesagt sei, daß nur ein Erbe das Gut erhalten könne; denn der Erblasser könne durch Testament mehrere Miterben einsetzen, die in Gemeinschaft das Gut bewirthschaften könnten. Allein so dankbar ich einen solchen Ausweg von der Härte des Gesetzes begrüßen würde, ich bezweifle, daß er mit Erfolg gangbar sein würde. Denn der nach dem Gesetz als Anerbe zu Berufende könnte alsbald die Auflösung der Gütergemeinschaft beantragen und damit jene testamentarische Bestimmung illusorisch machen. In der That: die einzige Freiheit, die dem Testator bleibt, ist, die Person des Anerben zu benennen und denselben mit Abfindungen an die Miterben zu belasten*). Würden diese aber die Höhe er-

*) Nur in einem Punkte ist es meinem Gegner gelungen, mich zu berichtigen. In einer Anmerkung („Nation" Nr. 26, S. 395) hatte

reichen, wie sie nöthig wäre, um die Ungerechtigkeit des Anerbenrechts zu beseitigen, so würde eben die Untheilbarkeit des Guts und seine Unveräußerlichkeit ohne behördliche Genehmigung die Lage des Anerben so sehr verschlechtern, daß in dessen Interesse der Testator auch von dieser Freiheit keinen Gebrauch machen kann

Dies also meine irrige Darstellung des Gesetzes, dessen Zweck der Landwirthschaftsminister Frhr. von Hammerstein selbst als die Einführung eines „zwangsweisen Erbrechts“ bezeichnet hat! Nun erhebt Anonymus allerdings noch weitere Beschuldigungen. Ich soll kein Verständniß haben für den auf dem Lande noch herrschenden Familiensinn — ein altes Thema, auf das ich nicht eingehen will, da das reiche, mir zu Gebot stehende Material nur unnöthige Erbitterung wachrufen würde. Ferner wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich verschweige, daß gerade unter den Großgrundbesitzern sich die lebhaftesten Gegner der Rentengutsgesetze befänden, — aber es fällt mir gar nicht ein, bestreiten zu wollen, daß es Großgrundbesitzer giebt, die in Vorurtheilen so sehr verrannt sind, daß sie selbst ihren Vortheil nicht zu erkennen vermögen; nur hatte ich keinen Anlaß, über sie zu schreiben. Endlich werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß der Bauer, der durch Vermittlung der Rentenbank ein Grundstück zukaufe, wodurch dann sein ganzer Besitz Rentengut werde, nach der Anweisung des zuständigen Ministers eine angemessene Baarzahlung machen müßte, und daß selbst, wenn der bereits vorhandene Besitz gänzlich schuldenfrei sei, das bloße Versprechen einer Rente nicht genüge. Nun sind Anweisungen von Ministern, wo sie nicht durch Gesetze garantirt sind, heute zwar etwas recht Unsicheres; denn die Minister gehen und die Gesetze bleiben; allein die ganze Korrektur ist zu unerheblich, um an der Hauptsache, daß freies bäuerliches Eigenthum durch Benutzung des Landhungers des Bauern dem neuen Agrarecht unterworfen wird, etwas ändern zu können. Und wenn Anonymus mich auf die Wochenschrift der pommerschen ökonomischen Gesellschaft vom 15. Januar 1897 dafür verweist, daß bei dem dem Verkäufer für das aufzutheilende Gut zuzubilligenden Anspruche nur der Werth im Großbetriebe, nicht aber der bei Parzellirung zu erwartende Erlös in Anrechnung gebracht werde, so bin ich selbstverständlich weit entfernt, diese Angaben für den konkreten Fall zu bezweifeln; es muß aber doch auch andere Fälle geben, sonst ließen sich die von mir citirten Aeußerungen im Herrenhause über die hohen von den Rentengutsnehmern geforderten Preise nicht begreifen!

Dies die Punkte, die mein Gegner, wie er sagt, herausgegriffen hat, um die Unhaltbarkeit meiner Auffassung und die Art zu zeigen, wie ich diese begründe. Da ich annehmen darf, daß er das geltend gemacht hat, was ihm am beweiskräftigsten schien, darf ich mich demnach wohl über das, was er noch zu sagen hätte, beruhigen. Daher nun zum Schluß! Anonymus verspottet mich, daß ich den Schilderungen Serings über die private Kolonisation im Kreise Kolberg-Köslin Vertrauen geschenkt Es sei wohl nur die Folge der weiten Entfernung Münchens von Pommern, daß ich nichts davon erfahren habe, wie die dortigen Parzellirungen in der Nähe sich darstellten. Und nun citirt er einen aus demselben Jahre wie das Sering'sche Buch stammenden Jahresbericht und Verhandlungen der pommerschen ökonomischen Gesellschaft vom Januar 1897, worin jene Parzellirungen als „ein großer Schwindel“ bezeichnet werden Ich gebe zu, von den Jahresberichten und Verhandlungen der pommerschen ökonomischen Gesellschaft zum ersten Male zu hören. Aber weit erstaunlicher ist wohl, daß Anonymus, der sich, wie es scheint, dem Schauplatz jener Thaten so viel näher befindet, von der Landbank gar nichts zu wissen scheint. Jenen Geschäftsmann, der jenen „großen Schwindel“ verbrochen haben soll, hat nicht nur Sering gerühmt, sondern trotz jenes Jahresberichts hat ihn, wie ich in Nr. 33 der „Nation“ erzählt habe, die Landbank wegen seiner bei jenen Parzellirungen erprobten Tüchtigkeit gewonnen und mit seiner Hilfe die neulich berichteten Erfolge erzielt. Wer mag wohl das richtigere Urtheil haben: Anonymus oder Sering und Landbank?

Lujo Brentano.

ich gesagt, nach § 31 des Gesetzes v. 8. Juni 1896 könne der Testator nicht im Interesse seiner weichenden Erben den Werth des Gutes höher bestimmen, als im § 18 des Gesetzes vorgesehen sei. Da der § 31 nicht von der Berechnung des Erbtheils, sondern des Pflichttheils der Miterben spricht, ist dies ein Irrthum, was ich hiermit bereitwilligst einräume.

Aus der Praxis der inneren Kolonisation.

Die Artikel des Herrn Lujo Brentano über „Die Agrarreform in Preußen“ und „Die Rentengutsgesetzgebung“ (Nr. 24—27 und 33 des laufenden Jahrgangs) haben eine beträchtliche Anzahl von Zuschriften an die Redaktion der „Nation“ veranlaßt. Unter diesen erscheint uns die nachstehende, von dem früheren Reichstagsabgeordneten L. Jordan, einem alten Landwirth, herrührende, ganz besonders geeignet, auch unserem Leserkreise übermittelt zu werden, da in den interessanten Mittheilungen alle Namen und Ortschaften offen bezeichnet und somit die kritische Nachprüfung der ganzen Darstellung ermöglicht ist. Auch sind die Einzelangaben so genau gemacht, daß die Schlüssigkeit der Beweisführung in die Augen springt. Man kann den wirthschaftlichen Vortheil einer geschickten und nicht wucherischen „Güterschlächterei“ aus diesem praktischen Beispiel ungewöhnlich klar erkennen. Herr Jordan schreibt:

„Das Rittergut Blumenwerder bei Falkenburg in Pommern umfaßt 698 ha mit circa 5000 Mark Grundsteuerreinertrag nach dem Kataster auf Grund des Gesetzes vom 21. Mai 1861. Von dieser Fläche sind 469 ha Acker, 111 ha Wiesen, 64 ha Wald und 54 ha Wasser und Unland. Der Acker besteht zu $^1/_4$ aus II. und III. Klasse (eine Qualität, die jede Frucht bringt); zur reichlichen Hälfte aus IV. und V (rothkleefähig), und zu etwa $^1/_6$ aus VI. Klasse (Hafer und Erbsen). Die Lage des Gutes ist insofern für den Verkehr sehr ungünstig, als der eine Theil des Landes halbinselförmig und stellenweise sehr bergig in einen See hineinragt, und der andere von jenem ersten durch den Wirthschaftshof knotenförmig abgegrenzt, sich bis auf $1^1/_2$ Gehstunden nach der entgegengesetzten Richtung erstreckt.

Das Gut wurde im Jahr 1856 für 309000 Mark gekauft und blieb seitdem bis jetzt in der Familie Karbe, welche unter den Gutsbesitzern der Mark Brandenburg einen geachteten Namen trägt. Dementsprechend war die Bewirthschaftung überaus sorgfältig: beispielsweise wurden Jahr für Jahr 25—40 ha mit dem Untergrundspflug bearbeitet u. s. w. Nur nach dem Tode des letzten Besitzers trat während 7 Jahre eine Vernachlässigung und Aussaugung unter der Leitung eines Administrators ein. Derselbe vermochte zwar nicht, die angesammelte alte Kultur nachhaltig zu zerstören, wohl aber den Viehstand und das Inventar an Gebäuden und Geräthschaften zu entwerthen und die Aecker verunkrauten zu lassen.

Blumenwerder wurde dann 1893 im Auftrage der Familie von Herrn Dr. Karbe übernommen. Zur Ergänzung des Viehstandes und der Geräthe, zur Wiederherstellung der Gebäude und zu zeitgemäßer Bestellung verwendete Herr Dr. Karbe im wohlverstandenen Interesse der Besitzer sofort circa 50000 Mark. Seine Kenntnisse und sein unermüdlicher Eifer bezahlten sich so gut, daß die Wirthschaft schon nach Ablauf des zweiten Jahres einen Ueberschuß von mehreren Tausend Mark abwarf. Aber genaue Berechnungen ergaben, daß die weit entfernten Außenschläge, obgleich von guter Qualität, einen jährlichen Mehraufwand an Tagelohn von 3—4000 und an Gespannarbeit von etwa 5000 Mark gegenüber den näher gelegenen Aeckern verursachten. Deshalb ging man nun rasch an die von vornherein geplante Kolonisation, welche — von „sachverständiger“ Seite für aussichtslos erklärt — heute zur Befriedigung aller Theile durchgeführt ist.

Nach den einleitenden Verhandlungen mit der Generalkommission wurde der Boden nach einer Skala für Klasse, Lage, Dungkraft und Zusammensetzung eingetheilt, und es fanden sich im Sommer und Herbst

1894 die ersten 9 Käufer. Für diese wurden im nächsten Jahre die Gebäude errichtet und 1896 folgten die übrigen Ansiedler. Dieselben sind sämmtlich aus benachbarten pommerschen Kreisen, jüngere Söhne aus bäuerlichen Familien, Schäfer und sonstige Dienstleute, die sich ein kleines Kapital zur Anzahlung gespart haben. Agenten sind dabei nicht betheiligt, sondern alle Geschäfte direkt zwischen Herrn Dr. Karbe und den einzelnen Reflektanten erledigt. Dennoch hat die Generalkommission diese in freier Vereinbarung verschiedentlich festgesetzten Preise für die ersten Parzellenverkäufe so stark herabgesetzt, daß dadurch der Verkäufer eines Theiles seiner legalen Ansprüche verlustig ging, und deshalb nicht mehr im Stande war, die Käufer so reichlich mit unentgeltlichen Zubußen an Inventar und Gebäudewerth auszustatten, wie er es ursprünglich beabsichtigte.

Die Generalkommission hat nun für das Land mit voller Ernte, aber ohne Gebäude und Inventar folgende **Verkaufspreise**, einschließlich eines Zuschlages von 18 Proz. als Unternehmergewinn und Unkostendeckung, aufgestellt;

Klasse	Preise pro Hektar inkl. Ernte, in Mark			
	Aecker	Wiese	Viehweide	Forstland
II	973.50	—	365.80	(ohne Holz)
III	811.80	1 217.76	243.08	
IV	690.00	1 014.80	162.84	162.84
V	527.46	811.84	81.42	81.42
VI	365.80	649.00	48.38	48.38
VII	162.84	405.92	—	—.

Diese Preise repräsentiren, einschließlich jenes 18prozentigen Zuschlages, den 70fachen Grundsteuer-Reinertrag, im Ganzen also ein Kapital von rund 350 000 Mark. Hierzu treten die Taxwerthe für die Gebäude mit 90 000 das Inventar mit 65 000 und das Holz mit 19 000 Mark, es sollte also rechnungsmäßig eine Bruttoeinnahme von 524 000 Mark herauskommen. Diese Summe wurde jedoch in Wirklichkeit mehrfach verändert und konnte durch gewisse Einschränkungen seitens der Generalkommission nicht erreicht werden. Letztere bestimmte z. B. mit gutem Grunde, daß die Gebäude bei Wirthschaften bis zu 7.50 ha höchstens $^1/_3$, bei solchen von 7.50 bis 20 ha nur $^1/_4$, und bei noch größeren nicht mehr als $^1/_5$ des für die Bodenfläche gezahlten Preises kosten dürften. Da nun 52, nach den Wünschen der Ansiedler sehr verschiedenartige Neubauten zu errichten waren, im September 1896 aber die alten, schon mitverkauften Baulichkeiten sammt Erntebeständen großentheils **niederbrannten**, so mußten die ursprünglichen Kostenanschläge vielfach überschritten, gleichwohl den Ansiedlern gegenüber die einmal abgeschlossenen Verträge gewissenhaft erfüllt werden. Man kann daher die verschiedenartigen Unkosten für den Aufbau neuer, den Umbau alter Gehöfte, Straßenanlagen, Zinsverluste und den Werth der Dotationen an die Gemeinden (20 ha Land, 20 000 Mark baar als Fundus; Neubau einer Schule, Vergrößerung der Kirche rc.) augenblicklich nur im Ganzen auf rund 100 000 bis 130 000 Mark angeben, da die Rechnungen noch nicht abgeschlossen sind.

Trotz dieser schwierigen Verhältnisse wird schließlich eine Nettoverwerthung von etwa 375 000 bis 400 000 Mark für die 2 800 Morgen des Ritterguts übrig bleiben, ungerechnet den Preis für einige besonders verkaufte Reservate. Dieselben brachten bis jetzt circa 12 000 Mark, während u. A. eine Ziegelei noch unverwerthet ist.

Aber aus dieser großen, bisher von nur 25 Familien, nämlich dem Rittergutsbesitzer und seinen 24 Leuten — Hofmeister, Schäfer, Kuhhirt, Kutscher, Knechten und Arbeitern — bewohnten Fläche, sind nun 50 selbständige kleine Güter gebildet, deren jedes auf circa 40 bis 70 Morgen eine Familie ernährt. Auch einige Arbeiterstellen gehören dazu, für welche die Generalkommission offenbar in der richtigen Absicht, diesen ebenfalls eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern, mindestens je 8 Morgen Acker Klasse V b (Rothkleefähig) und einen Morgen Wiese, Klasse V verlangt hat. Andererseits hat der Verkäufer im Voraus eine reichlich bemessene Fläche als Fundation für Kirche und Schule unentgeltlich hergegeben, so daß das neuerstandene Dorf, wie fast all diese rein bäuerlichen, nicht mit der Nachbarschaft eines Großgutes verquickten Gemeinden, an Abgaben um so weniger zu leiden haben wird, als alle diese Familien ihr Land mit ihren Kindern und Verwandten selbst bearbeiten, also die Last verarmender Tagelöhner kaum kennen. An Miethswohnungen sind nur einige in den geschickt eingetheilten, aber immerhin für die Bedürfnisse der Ansiedler reichlich großen Gebäuden des alten Gutshofes vorgesehen, welche wohl zum Theil an Handwerker vergeben werden dürften, die man im Dorfe braucht und die ihr reichliches Brot dort finden.

Dagegen sind die neu erbauten, an guten Wegen und von den Ansiedlern selbst ausgewählten Stellen gelegenen Höfe in ihren Raumverhältnissen auf das nothwendigste Maß beschränkt. Das Wohnhaus hat in der Mitte je eine größere und eine etwas kleinere zweifenstrige Stube nach den Längsseiten des Hauses, die durch einen großen in die Zwischenwand hineingebauten Ofen geheizt werden. An der einen Giebelseite liegen daneben zwei Kammern, an der andern die Küche und ein Vorrathsraum. Unter der größten Stube befindet sich ein Keller, durch eine Fallthür in der Diele zugänglich. Unter dem flachen Dach ist Vorrathsboden, den man mit Leiter von außen besteigt. In mäßiger Entfernung steht das Wirthschaftsgebäude: in der Mitte die Dreschtenne, rechts der Bansen, links Rindvieh-, Pferde- und Schweinestall eingebaut, über deren Decke hinweg noch Getreide gelattert, später Stroh gesteckt werden kann. Das Wohnhaus ist von Ziegelfachwerk, das Wirthschaftsgebäude von Lehmfachwerk, beide mit Bruchsteinen fundamentirt und mit Pappe gedeckt. Die Kosten eines solchen kleineren Gehöftes betragen etwa 2 500 Mark, bei größeren mehr

Was sind nun die wirthschaftlichen Vortheile dieser Kolonisation? Sicher ist, daß der Grundbesitz in der Hand des kleinen Mannes, der seine und seiner Familie Arbeit darauf verwerthet, mindestens um den Preis der letzteren mehr werth ist, als in derjenigen des Rittergutsbesitzers, und daß diesem die entfernt gelegenen Außenschläge gewöhnlich keinen Reinertrag bringen, ja bei richtiger Berechnung oft denjenigen der intensiv bewirthschafteten Binnenschläge verschlingen. Wer also von diesen Herren überhaupt noch etwas an seinem Gute besitzt, sollte den unnutzbaren Ueberfluß an Land in seinem eigenen Interesse willig zu zeitgemäßen Preisen abgeben, und könnte sich dadurch in vielen Fällen selbst aus der Klemme helfen. Freilich darf er dabei nicht die Preistreibereien der 70er Jahre zum Maßstab nehmen, als man sich auf den opulenten Jagdfrühstücken zurief: „**nur mit dem Kalkpinsel wirthschaften, und dann fort damit!**“ d. h. den Hof äußerlich herausputzen und dann das Gut mit ungemessenem Profit weiter verkaufen. Viele dieser Uebermüthigen sind selbst daran zu Grunde gegangen, und wo heute bei den Rittergutsbesitzern eine wirkliche Nothlage besteht, da erwuchs sie zumeist aus jenem unseligen **Landwucher**, den ich gewiß am wenigsten auf Kosten unserer bäuerlichen Bevölkerung erneuert sehen möchte. Wohl aber läßt sich durch einen vernünftigen geschäftlichen Ausgleich zwischen den Wenigen, die „**zu viel Land und zu wenig Geld**“ haben (wie schon der alte Koppe seinen Kollegen zurief) und den Vielen, die Grund und Boden für ihre Arbeitskraft begehren, beiden Theilen helfen.

Diese Erkenntniß hat denn auch Herrn Dr. Karbe die Absicht eingegeben, demnächst an geeigneter Stelle die Außenschläge mehrerer großer Güter zu kaufen und auf solchen Ländereien, die ihren Besitzern zur Last sind, Kolonien zu errichten. Der doppelte Zweck leuchtet ein und wäre verhältnißmäßig nicht schwer zu erreichen. Denn derartige Gutstheile würden billiger zu erwerben und ihre Entpfändung seitens der Hypothekengläubiger bei entsprechenden Rückzahlungen leicht zu erreichen sein, da für die Restschuld nicht allein das nutzbarste Land, sondern auch die Gebäude und das Inventar ausreichende Sicherheit böten. Der Verkäufer solcher Gebäude müßte dieselben mit voller Ernte und vielleicht der Verpflichtung, noch die nächste Herbst- oder Frühjahrsbestellung vom Hauptgut aus zu leisten, abgeben, während der Käufer dann im Felde Gebäude errichtete, die für Kolonistenstellen und auch zu vorläufiger Bewirthschaftung geeignet sind. Jedoch dürfte dabei die freie Ansiedlung gegenüber dem Rentengut mancherlei Vorzüge bieten, vor allem den der ungehinderten Ausgestaltung nach den Wünschen jedes einzelnen Ansiedlers. Von diesen würde man eine Anzahlung von $^1/_4$ bis $^1/_3$ des Gesammtwerthes von Land und Gebäuden verlangen müssen und den Nachweis eines ausreichenden Betriebskapitals. Die Restschuld von $^2/_3$ bis $^3/_4$ wäre zu mäßigem Zinsfuß, erststellig und seitens des Gläubigers auf 10 Jahre unkündbar, hypothekarisch einzutragen. Solche Hypotheken sind in den benachbarten kleinen Städten als eine gesuchte Geldanlage für Privatleute oder Sparkassen leicht zu begeben. Diese Art freihändiger Kolonisation kann, nach den vielfach erprobten Grundsätzen der Generalkommission, aber ohne deren unvermeidliche bureaukratische Schwerfälligkeit geleitet, ein wesentlicher Hebel zur Vermehrung unserer **Nährkraft**, **Wehrkraft** und **Steuerkraft** auf dem Lande werden und damit den mit Unrecht verrufenen Namen des ‚Güterschlächters‘ zu einem Ehrennamen erheben.“

L. Jordan.

Die gelbe Majestät in den Alpen.

In den beiden letzten Maiwochen hatte die Schweiz einen König und nicht einmal einen konstitutionellen. Der absoluteste Monarch Hinterindiens, Paramindr Maha Tschulalongkorn, König von Siam, hatte eine Villa bei Genf auf vierzehn Tage gemiethet und dem schweizerischen Bundesrathe für den 25. Mai seinen offiziellen Besuch ankündigen lassen. Inkognito weilen hohe fürstliche Persönlichkeiten ziemlich häufig in der Schweiz, z. B. die österreichische Kaiserin seit einigen Jahren regelmäßig ein paar Frühlingswochen im Hotel Byron bei Territet am Genfersee, wo sie auch schon von ihrem Gemahl besucht wurde. Offizielle Monarchenbesuche aber sind bei uns selten und rufen bei Behörden und Volk eine gewisse Aufregung hervor, weil wir einerseits unserem republikanischen Wesen bei solchem Anlasse nichts vergeben, andererseits die Formen internationaler Höflichkeit doch gerne beobachten wollen, in Ermangelung eines Hofes aber und seiner Hofmarschälle sowie bestimmter Regeln der Etiquette uns beim Empfang fremder Majestäten ganz auf den Takt unserer obersten Landesbehörden angewiesen sehen. Diese ihrerseits wissen sehr wohl, daß jeder Schritt, den sie bei solchem Anlasse thun, der öffentlichen Diskussion und Kritik unterliegt. So haben z. B. auch jetzt bei König Tschulalongkorns Besuch oppositionelle Zeitungen nicht verfehlt, zu bemerken, der Bundesrath habe es einigermaßen „an Mannesstolz vor Königsthronen" fehlen lassen. Aber solche Blätter übersehen gänzlich, daß, wenn zufällig der französische Präsident Faure statt der siamesischen Majestät unser Gast gewesen wäre, der Empfang jedenfalls in ähnlichen, vielleicht in noch glänzenderen Formen sich würde bewegt haben, und daß die Ehrenbezeugungen, die bei solcher Gelegenheit erwiesen werden, einfach dem fremden Staatsoberhaupte gelten ohne besondere Rücksicht auf die Regierungsform des betreffenden Landes. Wohl aber wird die Herzlichkeit, die hinter dem äußeren Ceremoniell zum Ausdruck gelangt, wesentlich nach der Persönlichkeit des Gastes sich richten. Sie war gering oder vielmehr gar nicht vorhanden, als der frühere Schah von Persien die Schweiz besuchte, aufrichtig und groß bei dem kurzen Besuch des deutschen Kaisers in Luzern. Diesmal, da eine exotische Majestät mit ihren Prinzen und Gefolge unserer kleinen Bundesstadt ihren Besuch abstattete, überwog in der Bevölkerung zuerst die Neugier, die in einem gewissen prunkhaften Auftreten des orientalischen Herrschers auch ihre volle Befriedigung fand. Bei denjenigen Personen aber, welche Gelegenheit hatten, den König näher kennen zu lernen, stellte sich bald wirkliche Hochachtung für diesen hervorragenden Fürsten ein, der durch liebenswürdige Umgangsformen und namentlich auch durch seine intelligenten und gemüthvollen Tischreden sich die allgemeine Zuneigung gewann.

Der im 44. Lebensjahre stehende Monarch ist ein Reformkönig, man könnte fast sagen: ein Revolutionär des Thrones. Eine der ersten Regierungshandlungen des kaum zwanzigjährigen Herrschers war die Abschaffung der Erblichkeit der Sklaverei. Im Hofceremoniell beseitigte er das auf dem Bauchrutschen der Höflinge und der Audienzbegehrenden. Im Jahre 1874 beschränkte er seine eigene Herrschergewalt durch Schaffung eines Ministerrathes, der mit ihm gemeinsam die Regierung ausübt. Wer sich die Reisebeschreibungen neuerer ernsthafter Forscher über Siam ansieht, wird den Eindruck empfangen, daß Tschulalongkorn für sein Land eine ähnliche Bedeutung hat, wie einst Peter der Große für Rußland. Ich verweise besonders auf den ersten Band des Reisewerkes: „Ein Zug nach Osten" von Moritz Schanz*. Der deutsche Reisende besuchte Siam im Frühling vor zwei Jahren. Er nennt Tschulalongkorn (die Engländer schreiben Chulalongkorn) einen gebildeten, wohlwollenden, im ganzen Lande mit Recht beliebten Herrscher, der bemüht sei, europäische Kultur einzuführen, Kanäle, Straßen, Eisenbahnen anzulegen, Post und Telegraph nach deutschem Muster einzurichten, Handel, Wissenschaft und Kunst zu fördern und Heer und Flotte zu reorganisiren, welches letztere mit Rücksicht auf den schlimmen französischen Nachbar in Tonkin im höchsten Grade nothwendig ist. Schanz rühmt auch das Einfache, Unaffektirte in Gang, Sprache und Haltung des Königs, seine natürliche Würde, die große Herzlichkeit im Verkehr mit seinen vielen Kindern, die Aufmerksamkeit, die er Europäern beweist, wenn sie auf seinen Wunsch ihm den Eindruck aussprechen, den sie von den Einrichtungen seines Reiches empfangen haben.

Ein so beschaffener Herrscher, — das wird man zugeben —, konnte sich auch in einer demokratischen Republik bei seinem Besuche leicht die Sympathie der mit ihm in Verkehr tretenden Personen erwerben. Es war dies denn auch in so hohem Grade der Fall, daß die kantonale Regierung von Bern ein Uebriges thun zu müssen glaubte und König Tschulalongkorn zu einem Ausflug auf die Wengernalp im Berner Oberland einlud. Der Beherrscher des Reichs des weißen Elephanten sollte das Gebiet der noch weißeren Jungfrau betreten. Die Einladung wurde angenommen und ein Extrazug der Jura-Simplonbahn brachte die indische Majestät sammt Gefolge ohne Wagenwechsel in fünf Stunden von Genf nach Interlaken. Unter den eingeladenen Gästen befand sich auch Schreiber dieser Zeilen. Besonders auf der Fahrt von Interlaken nach Lauterbrunnen und von dort über die Wengernalp nach Grindelwald hatte ich reichlich Gelegenheit, den König kennen zu lernen, indem ich ihm auf viele seiner Fragen über Verhältnisse unserer Alpen, über Lawinen, Wildbäche, Bannwaldung, Jagd und dergleichen Auskunft zu geben hatte. Denn für alle diese Dinge interessirte sich der asiatische Monarch. Er hat auch Auftrag gegeben, für ihn einen Bullen und eine Kuh der stattlichen Simmenthalerrasse zu kaufen und diese Thiere durch einen Berner Sennen nach Siam bringen zu lassen; wie ihnen das dortige Futter bekommen wird, ist freilich eine große Frage.

Der Tag dieser Fahrt über die Wengern Alp, der 29. Mai, war ein Frühsommertag von wunderbarer Herrlichkeit. In der Nacht hatte es geregnet. Jetzt in der Frühe strahlte das Hochgebirg im blendenden Firnenlicht und die nahen wie die fernsten Gipfel zeichneten sich mit ihren Zacken und ihren Eisthürmen scharf vom blauen Morgenhimmel ab. Etwas Aehnliches hatten unsere Gäste aus Siam noch nie gesehen und die Pracht überwältigte sie. Nach unsern europäischen Begriffen sind diese gelblichen Gesichter mit breiten Backenknochen gewiß nicht schön; mit den immer rollenden Kugeln der schwarzen funkelnden Augen gemahnten sie mich sogar von fern an den physiognomischen Ausdruck des schwarzen Panthers und auch die behenden, kraftvollen und dabei doch wieder vornehm nonchalanten Bewegungen der Glieder stimmten zu dieser Erinnerung an die Edelkatzen des Dschungels. Aber jetzt verschönte das Entzücken über die vor ihnen sich aufthuenden Wunder des Hochgebirgs die Gesichter des Königs und seiner Prinzen, von welchen letzteren übrigens einige ganz hübsche Jungen sind mit dichtem, blauschwarzem Haupthaar, das, kurz geschoren, an die Raupe des bayrischen Kavalleriehelms gemahnt. Freundlich blicken sie ohnehin immer; dieser heitere Ausdruck, den wir auch bei den Japanern beobachten, scheint den Völkern des fernen Ostens besonders eigenthümlich und eine Folge ihrer sanften Gemüthsart und vielleicht auch ihrer natürlichen Lebensphilosophie zu sein. Jetzt aber war dieser heitere Ausdruck zum glückstrahlenden Lächeln geworden. Auch die Wunder der Technik trugen das ihrige zu der glückseligen Stimmung bei: diese den königlichen Wagen so leicht, so schnell, so gefahrlos aus der Tiefe des Lauterbrunnenthals und angesichts des Staubbachs an der Felswand von Wengen Meter um Meter immer höher hinaufstoßende, fleißige Lokomotive, dort drüben auf der andern Thalseite die staunenswerth steile Drahtseilbahn nach Mürren hinauf, die sich oben auf der Alp mitten in den Tannenwäldern

* Hamburg, W. Mauke Söhne 1897

und Alpenrosenfeldern in eine elektrische Bahn verwandelt, endlich der Blick zu Jungfrau, Mönch und Eiger in Verbindung mit der dem Könige gemachten Mittheilung, daß zu einer Bahn auch in diese Höhen ewigen Eises hinauf bereits die ersten Vorarbeiten in Angriff genommen seien — das waren allerdings überwältigende Eindrücke. Dazu kam die Lieblichkeit und das Interessante der nächsten Umgebung. Die Wiesen in Wengen zu beiden Seiten der Bahnlinie prangten im Schmuck der ersten Frühlingsblumen, die hier oben natürlich viel später blühn als im Thal. Harzig dufteten die Föhren des Alpenwaldes im Vormittagssonnenschein; ein schwarzes Eichhörnchen huschte über den Weg, Glöckchen der weidenden Bergziegen klangen, hier und da weckte ein Schuß das ferne Echo in den Gletscherschründen der Jungfrau, der man hier nun bald recht eigentlich ins Herz sah. Und als wir der Paßhöhe uns näherten, fuhr der Zug einige Male zwischen Schneewänden von wohl sechs Meter Höhe hin und die siamesischen Prinzen erhaschten mit hurtiger Hand von dem ihnen neuartigen Naturstoffe; ja, später beim Aussteigen auf der Paßhöhe — im Hotel Bellevue wurde ein kleines Frühstück servirt —, versuchten sie sich sogar, zum ersten Mal in ihrem Leben, im Schneeballenwerfen. Der vierzehnjährige Kronprinz war nicht unter ihnen, er war mit seinem englischen Erzieher in Genf zurückgelassen worden, sehr gegen seinen Wunsch. Hatte er doch sogar unseren schweizerischen Bundespräsidenten zwei Tage vorher gebeten, es ihm beim königlichen Papa auszuwirken, daß er diese Fahrt, die sein strenger Gouverneur als zu zerstreuend für ihn erachtete, mitmachen dürfe. Aber Tschulalongkorn hatte dem Präsidenten geantwortet, gegenüber dem Erzieher seines Sohnes mache er grundsätzlich weder von seiner Gewalt als König noch von seinem Vaterrechte Gebrauch, da sonst die Autorität des Erziehers bald untergraben sein würde. Auch dieser eine Zug charakterisirt die Intelligenz des siamesischen Herrschers. Vielleicht aber bedauerte der König nachträglich doch im Stillen, den Erben seines Reiches auf einen Ausflug nicht mitgenommen zu haben, der ihm selbst so außerordentlich erschien. Ein Photograph hatte sich vor dem Hotel postirt, um nach dem Frühstück den heraustretenden König rasch aufzunehmen. Aber der Hintergrund einer Thürumrahmung und des Hauses beliebte dem hohen Herrn nicht. Blitzschnell sich orientirend, trat er an diejenige freie Stelle der Paßhöhe, an welcher er keinen anderen Hintergrund hatte, als die das Grindelwaldthal überragenden Wetterhörner und die Faulhornkette und ließ sich so auf dem höchsten Punkt, den er jemals in seinem Leben erreicht hatte, photographiren.

Bei der Niederfahrt, die sich besonders schön gestaltete, als nach der ersten halben Stunde die glitzernden Schneefelder zurückblieben und nun auf den von Arven, Tannen und Bergahorn bestandenen Matten der reiche Blumenschmuck des alpinen Vorsommers sich ausbreitete, wurde der Monarch stiller und seine dunklen Augen nahmen einen träumerischen Ausdruck an. Er sprach es nachher beim Abschiedsdejeuner in Interlaken in seinem Trinkspruche aus, was ihn beschäftigt hatte. Mit Zeichen wirklicher Ergriffenheit sagte er, — wie immer, der englischen Sprache sich bedienend —:

„Ich dachte an die Königin, die mir heute allein fehlte, um diesen Tag zu einem der glücklichsten meines Lebens zu machen. Wenn sie da gewesen wäre, wie würde sie sich mit mir gefreut haben! Sie würde ganz einfach auf diesen Bergeshalden geblieben sein, auf diesen duftenden Wiesen, um Blumen zu pflücken (picking flowers)."

Man wird zugeben, daß das nicht die Sprache eines im asiatischen Haremsleben erschlafften Herrschers ist; eher fühlte man sich an König Duschanta, den Gemahl Sakuntala's in Kalidasa's herrlicher Dichtung erinnert. Tschulalongkorns Genußfähigkeit für Naturschönheiten in Verbindung mit der Aeußerung so zarter Regungen läßt ihn als einen civilisirten Herrscher erscheinen, der sich neben den europäischen nicht übel ausnimmt. Uebrigens bringt er ihnen prachtvolle Geschenke mit, die in seiner Genfer Villa einigen wenigen Besuchern gezeigt wurden und Tag und Nacht von seinen bewaffneten Dienern bewacht werden. Für den deutschen Kaiser ist unter anderem ein Prunksäbel bestimmt in schwerer goldener Scheide und mit goldenem Griff, alles mit Diamanten, Rubinen und Smaragden buchstäblich übersäet, für die Königin von England ein goldenes Theeservice u. s. w. Die Geschenke, meistens Gold- und Silbergefäße und Waffen, füllen gegen fünfzig schwere eiserne Kisten.

Von den Begleitern des Königs ist der hervorragendste sein Halbbruder Prinz Swasti. Er ist am vertrautesten mit europäischem Wesen, da er sich mehrere Jahre in England aufhielt, um unter der Leitung von Max Müller Sanskrit zu studiren. Doch ist das Ergebniß seiner genaueren Bekanntschaft mit den europäischen Nationen kein für diese günstiges. Im Gegentheil vertritt Prinz Swasti in Siam die Partei der die alte Tradition eifersüchtig vor dem Einfluß der Fremden hütenden nationalen Chauvinisten und soll auf diese Europafahrt mitgenommen worden sein, damit er nicht etwa die Landesabwesenheit des Königs zu Umtrieben gegen dessen fremdenfreundliche Politik benütze. Uebrigens ist auch er ein heiter blickender Mann von liebenswürdigen Umgangsformen und in europäischen Dingen recht bewandert. Als z. B. in Interlaken die Kurkapelle den Strauß'schen Walzer „Wein, Weib und Gesang" spielte, zeigte er sich über Luther und den ihm zugeschriebenen bekannten Ausspruch vollständig orientirt. Deutsch spricht von der ganzen Gesellschaft am besten ein Rittmeister und Flügeladjutant des Königs, der sich mehrere Jahre lang in Wien und Berlin aufgehalten hat. Er versicherte mir, daß Hunderte von jungen, intelligenten Siamesen immerfort auf Staatskosten nach Europa gesandt werden, um unsere Kultur und Wissenschaft zu studiren.

Und was nun den innersten Grund der Reise des Königs selbst betrifft, so scheint er noch tiefer zu liegen als nur in der Absicht, europäische Staaten und Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen und die gewonnenen Eindrücke zu Reformen im eigenen Reiche zu verwerthen. Es handelt sich wohl darum, vor Europa zu dokumentiren, daß Siam nicht ein in dumpfe Stagnation versunkenes, halbbarbarisches Reich sei, das unter der stillschweigenden Approbation der civilisirteren Nationen eines Tages von Frankreich ohne viel Federlesens verschluckt werden dürfte, nachdem die Franzosen schon wiederholt, wider alles Völkerrecht, Siam vergewaltigt und ihm einzelne Provinzen abgetrennt haben. Dergleichen Velleitäten können künftig am besten verhütet werden, — so scheint König Tschulalongkorn zu folgern, — wenn ganz Europa uns kennen gelernt hat, sich für uns interessirt, wenn ihm Siam nicht mehr ein bloßer Name, ein ferner geographischer Begriff und „Hekuba!" ist. In dieser Beziehung wird natürlich der Besuch des Königs von Siam am deutschen Kaiserhofe für den Beherrscher des Reiches des weißen Elephanten von seinem Standpunkt aus eine besondere Bedeutung haben.

J. V. Widmann.

Eine neue Biographie Peters des Großen.*)

Zu Anfang des Jahres 1670 hielt der Zar Alexis Michailowitsch im Kreml zu Moskau Brautschau ab. Aus allen Theilen des Reiches waren junge Mädchen herbeigeführt, die schönsten des Landes, arme und reiche, edelgeborene und leibeigene ohne Unterschied, ihrer mehrere Dutzend. Der Herrscher sollte unter ihnen seine Gattin wählen. Abends, wenn die ungekannten Schläferinnen in ihren Betten lagen, erschien er mit seinem Arzte. Diejenige, für die er sich entscheiden würde, und wäre sie bislang die

*) K. Waliszewski. Pierre le Grand L'Education — L'Homme — L'Oeuvre d'après des documents nouveaux. Paris. Librairie Plon 1897.

Dürftigste und Niedrigste gewesen, war morgen Großfürstin und demnächst Zarin aller Reußen.

So wollte es der Landesbrauch, seitdem im sechzehnten Jahrhundert Iwan Wassilewitsch mit seiner Werbung bei den westlichen Höfen abschlägig beschieden war. Dänemark und Brandenburg hatten ihm damals die Hand ihrer Töchter versagt; und Michel Feodorowitsch mußte später eine gleiche Kränkung hinnehmen. Mittlerweile hatte sich die populäre Sitte dermaßen eingelebt, daß Alexis heute nach zum Schein an ihr festhielt, obwohl seine Wahl längst getroffen war. Die er heimführte, Nathalie Naryschkin, war die Tochter eines armen Edelmannes aus der Provinz. Er hatte sie in Moskau gesehen, wo sie im Hause eines reichen Verwandten heranwuchs, der mit einer Lady Hamilton vermählt war und offeneren Ideen huldigte. Dort hat sie eine Freiheit genossen, die damals in Rußland selten war. Während die anderen Frauen und Mädchen ihre Tage für sich in strenger Abgeschlossenheit hindämmerten, durfte sie an dem gemeinsamen Leben ihrer Adoptiveltern theilnehmen und selbst, wenn Fremde kamen, zugegen sein. Man würde das kaum erwähnen, wenn nicht der Sohn Nathaliens Peter der Große geworden wäre. So aber neigt man unwillkürlich dazu, zwischen beiden Thatsachen einen Zusammenhang anzunehmen, es nicht als bedeutungslos anzusehen, daß schon die Mutter des Reformators einen Hauch westlicher Kultur verspürt hat.

Ein Hüne an Wuchs, kräftig, mit Muskeln von Stahl, „außerordentlich braun, als ob er in Afrika geboren wäre", nachlässig in seiner Haltung, schlotternd, wie ein holländischer Matrose — so wird uns der Heros ziemlich übereinstimmend von den Zeitgenossen geschildert. Dabei zeigt er deutliche Spuren nervöser Schwäche. Sein Gesicht verzieht sich, der Hals macht eine krampfhafte Bewegung nach rückwärts; er leidet an Kopfschmerzen und Anfällen, die gegen das Ende seines Lebens oft unerträglich heftig werden und ihn dem Wahnsinn zuzutreiben scheinen. Alles flieht ihn in solchen Augenblicken; nur Katharina wagt sich zu ihm, spricht auf ihn ein, schmeichelt und streichelt, bis der gewaltige Mann in ihren Armen entschlummert. So bleibt er einige Stunden liegen, und der Schlaf übt seine wohlthätige, befreiende Wirkung — Auch dieser krankhafte Zustand, sagt man, war ein Vermächtniß der früheren Zeit, hervorgerufen durch den grausigen Eindruck revolutionärer Greuelscenen, welchen seine Jugend im Kreml zu Moskau ausgesetzt gewesen war. Das alte Rußland der Strelitzen, das unter Peters Hand verschwinden soll, hat ihm noch ein Merkzeichen eingedrückt. Und so tief erschüttert ihn damals der Anblick des Todes, der an ihm vorübergeht, daß später noch der erwachsene Mann angstvoll und haltlos vor der Gefahr zurückbebt. Sie wirft ihn aus dem Sattel, er verliert alle Besinnung, ist nicht mehr Herr seiner selbst, seine moralische Widerstandskraft versagt. Wie Napoleon I., ist auch er ein „timide". Mehr als einmal wählt er der Tapferkeit besseres Theil. Als Karl XII. gegen Narwa anrückt, verläßt Peter Hals über Kopf Heer und Lager, übergibt den Oberbefehl einem anderen. Ein sächsischer General, der ihn damals sieht, sagt wegwerfend: das ist kein Soldat. Und wenn er anderwärts, etwa bei Poltawa, sich besser bewährt, so doch nur dank einem langen, mühsamen Ankämpfen gegen sich selbst. Er zwingt sich; resignirt, fast traurig unterzieht er sich einer Pflicht, „weil dieses Spiel ihm nicht erspart bleiben soll". Es sind seine eigenen Worte.

Was ihn leitet und groß macht, ist eben der Gedanke der Pflicht, die er freilich auf seine Weise versteht. Er opfert sein Leben für die Entwicklung des Volkes, und er zwingt das Volk, ihm nachzukommen. Er ist der Diener der Nation und ihr Tyrann zu gleicher Zeit; aufklärerisch in seinem Beginnen, liberal in der Theorie, wird er in der praktischen Ausbildung seiner Pläne der gewaltthätigste Despot. In diesem Manne leben neben einander ein Revolutionär und ein Terrorist. Wer ihm entgegentritt, wird vernichtet, und einerlei, ob es sich um politische Zwecke oder um Launen, um Ausgeburten der Willkür handelt. Wer sich den Bart nicht scheeren läßt, nicht französische Kleidung trägt, beim Gastmahl sich nicht mit dem Zaren in Branntwein bis zur Bewußtlosigkeit betrinkt, der ist sein Feind und wird als solcher behandelt. „Nahe dem Zaren, nahe dem Tode", sagt ein russisches Sprichwort, und der große Friedrich meinte mit furchtbarer Ironie: „Er hat auf seine Nation wie Scheidewasser auf Eisen gewirkt". Etwas Rohes, Viehisches bricht bei ihm aus, der Erzieher und Befreier entartet zum Henker; und glücklich, wenn man dieses Wort nur in ausgleichendem Sinne gebrauchen könnte. Die Zeugnisse fehlen nicht dafür, daß Peter selbst Hand an seine Opfer gelegt hat. So betrachtet, stand er kaum höher, als seine Umgebung.

Aber wie überragt er sie durch die impulsive Rastlosigkeit seines Wesens! Ueberall greift er ein, überall ist er zugegen; mit fiebrischer Beweglichkeit erscheint und verschwindet er an den verschiedensten Punkten des Reiches. Kein Zweig der Verwaltung, der ihm entginge; nichts ist ihm zu gering, um sich nicht einmal selbst daran zu versuchen. Er arbeitet auf den Schiffswerften; wenn ihm der Einfall kommt, macht er gelegentlich eines Hochzeitsmahles einmal den Hausmeister; eilt auf die Brandstätte, um mitzulöschen; operirt in den Hospitälern, daß die Kranken daran sterben; leitet Heer, Flotte, Handel und Industrie und findet noch Zeit, sich um die Kleinigkeiten seines Haushaltes zu bekümmern. Kindisch und bewunderungswürdig, oberflächlich und unsicher; sprunghaft im einzelnen, schlecht vorbereitet, doch anregend, schöpferisch, vielgeschäftig, anbahnend. Und überdies zäh in der Verfolgung der großen Ziele. Die Mittel, mit denen er ihnen zustrebt, wechseln, aber nach Fehlern und falschen Anläufen nähert er sich noch einmal auf einem neuen Wege. Vielleicht, daß ein anderer Körper, als dieses weite, unverbrauchte Rußland, an den Experimenten zu Grunde gegangen wäre. Hier aber hielten die Kräfte vor.

Der Wunsch zu schauen und zu lernen führt ihn zu wiederholten Malen ins westliche Europa, nach Holland, London, Wien und Paris. Sein Aufenthalt in Zaandam ist legendarisch berühmt und entstellt. Peter hat dort im Jahre 1697 gerade acht Tage zugebracht; die rührselige Geschichte von dem Zaren und Zimmermann, der zwei Jahre in niedriger Arbeit verlebt habe, datirt aus dem achtzehnten Jahrhundert, näher von Voltaire an. Wohl hat er mit seinen Begleitern ein kleines Holzhaus bewohnt und Schiffertracht angelegt. Aber dieser Hang zum Verkleiden und Versteckenspielen zeigt sich auch sonst bei ihm, ist eine der bizarren Eigenheiten, die er sein Lebenlang nicht abthut. Möglich, daß er in naiver Unreife mit dem Kostüm auch dem Wesen der Sache näher zu kommen glaubte. Jedenfalls hat seine Vermummung Niemanden getäuscht; er selbst vergaß bei jeder Gelegenheit die angenommene Rolle, um mittendurch die Rechte seines Standes geltend zu machen. Man war den excentrischen Gast bald leid und bat ihn, weiterzuziehen. Das ist die Episode von Zaandam.

Nie ruhende Thätigkeit und überströmende Lebenskraft sind der Grundzug dieser Natur. Selbst seine Erholungen sind anstrengend, lärmend und verzehrend. Wüste Zechgelage wechseln mit tollen Maskeraden; seine Feste dauern über Tage und Nächte hinweg und entarten zu Orgien. Frauen und Männer taumeln unter den Tisch. Mitunter leiden selbst die Regierungsgeschäfte; so stocken im Januar 1725 die Verhandlungen wegen einer russisch-französischen Allianz plötzlich, und der Minister Ostermann erklärt: „Augenblicklich kann man dem Zaren nicht mit ernsten Dingen kommen: er ist ganz bei seinen Vergnügungen. Alltäglich zieht er in der Stadt von Haus zu Haus, gefolgt von zweihundert Personen, Musikern und Sängern, und vergnügt sich mit Essen und Trinken auf Kosten derer, die er besucht". Dabei, fast unnöthig zu sagen, hat er eine Vorliebe für das Gewöhnliche. In Dresden hält er sich 1711 besonders gern im Gesindezimmer auf; er kneipt mit den Knechten im Hofe; er begeistert sich in Holland für die Possenreißer, welche auf der Straße für den Janhagel ihre Späße zum Besten geben. Das Gefühl für Sitte und An-

stand fehlt ihm nur zu oft; in Kleidung und Benehmen ist er gleich ungeregelt. Und doch überwiegt bei alledem der Eindruck des Bedeutenden. „Un homme tout à fait extraordinaire“ schreibt die Kurfürstin von Hannover, die Mutter Sophie Charlottens; ein genialer Barbar, wird man sagen, und deshalb gerade im Stande, sich seiner Nation verständlich zu machen und sie auf neue Wege zu führen.

Paris. Ransohoff.

Puccini: „Die Bohème“.

Am 22. d. M. brachte die königl. Oper nach langer Zwischenzeit zum ersten Mal wieder eine größere Novität heraus, die Oper „La Bohème“ von Puccini. Obwohl der Erstaufführung dieses Werkes das spektakulöse Um und An einer echten Berliner Opern-Première so ziemlich fehlte, war ihr doch ein gewisser sensationeller Anstrich nicht abzusprechen. Der Hauptsache nach dürfte die Ursache derselben zu suchen sein in der von Italien her mit Nachdruck betriebenen reklamehaften Ausnutzung des sattsam bekannten Streites zwischen Puccini und Leoncavallo bezüglich der Priorität in der Verwendung des Bohèmestoffes zu musikalisch-dramatischen Zwecken; von einer Gespanntheit auf ein vielleicht völlig Neuartiges in diesem besonderen Zweige musikalischer Kunst, das da zu erwarten stand, und von einer hieraus resultirenden energischen Stellungnahme zu dem, was nun schließlich geboten wurde, konnte wohl weniger die Rede sein. Schon angesichts der oft bewiesenen, leider nur allzu großen Unmündigkeit eines Theiles unseres Publikums in Dingen theatralischer Kunst ist hier einiger Zweifel am Platze.

Alles, was man über das Werk selbst vor der Aufführung und ehe der Klavierauszug vorlag, erfuhr, deutete darauf hin, daß es sich in demselben um das Aufsuchen „neuer Geleise“ handele. Nach den Proben, welche die italienischen Veristen — Puccini zählt zu ihnen — bisher geliefert, war von einer Entdeckungsreise in musikalisches Neuland hinein von dieser Seite her allerdings nicht eben viel zu erwarten, und es hat sich denn auch gezeigt, daß das Mißtrauen gegen das Resultat einer solchen Reise nur zu berechtigt war. Den Versuch hat Puccini wohl gemacht, ein ganz neues Stoffgebiet der musikalisch-dramatischen Kunst dienstbar zu machen und die dafür nothwendige neuartige musikalische Ausdrucksweise zu gewinnen. Aber der Versuch ist ihm leider gänzlich mißglückt.

Es ist durchaus nichts dawider einzuwenden, wenn man das vom Komponisten der „Bohème“ gewählte Sujet zunächst für völlig unmusikalisch hielt. Nach unseren bisherigen Erfahrungen und nach den ästhetischen Anschauungen, die wir aus den uns bis jetzt von den Meistern geschenkten Werken gewonnen haben, muß uns jener Stoff in der That als unmusikalisch und als Opernunterlage nicht verwerthbar erscheinen. Dies Urtheil als unbedingt richtiges und auch fernerhin stets zutreffend bleibendes zu bezeichnen, davor warnen uns die Lehren der Kunstgeschichte. Warum sollte nicht ein Genius erstehen, dem es gelänge, auch diesen Stoff zu meistern und eine abermals neue Ausdrucksform zu schaffen, von deren charakteristischer Eigenart wir uns — natürlich! — einstweilen noch keinen Begriff machen können? Puccini war dies Genie nicht; sein Werk bedeutet eine negative Antwort auf die soeben in Frage gestellte Möglichkeit der musikalischen Einkleidung des gewählten Stoffes.

Wohl am auffallendsten macht sich der Widerspruch zwischen Inhalt und Formal in dem ersten der vier Bilder des Werkes bemerkbar. Der lebhafte Dialog zwischen den brüderlich und allezeit in fröhlicher Laune neben einander in ärmlicher Mansarde hausenden verbummelten Genies, der von charakteristischer Bedeutung für das Ganze ist, wird um ein gut Theil seiner Wirkung gebracht durch — die Musik. Sie zwingt die Agirenden zu einem schwerfälligen, jede Silbe sozusagen unterstreichenden Reden, während ein munteres Heraussprudeln der Worte allein deren scherzhaften und witzigen Gehalt richtig zur Geltung bringen kann. Dazu erweist sich die orchestrale Begleitung, trotz aller nicht abzuleugnenden, weiter unten noch zu würdigenden feinen Einzelzüge, als nur wenig charakteristisch und die Stimmung zeichnend. Auf diese Weise wird durch Hinzuziehung der Musik als eines künstlerischen Ausdrucksmittels gerade das Gegentheil von dem erreicht, was erreicht werden sollte: statt Erhöhung der Unmittelbarkeit und Intensität der dramatischen Wirkung — Verschleppen und Verwischen derselben. Das Unangemessene der Vertonung nüchternster Prosaismen, welches uns in stilistisch einheitlichen Werken, die von wirklicher, echter musikalischer Atmosphäre durchweht sind, im ästhetischen Genuß kaum weiter stört, hier fällt es kraß auf, ja, es verleiht manchen Stellen sogar den sehr fatalen Beigeschmack der Travestie. Ich denke da, außer an mancherlei Partien aus dem ersten Bilde, insbesondere auch an den Beginn des dritten Bildes, wo im trüben Morgengrauen eines kalten Februartages Straßenkehrer, Landleute, Milchfrauen u. dergl. an der Zollbarriere d'Enfer erscheinen und Einlaß begehren. Die Art der musikalischen Textbehandlung, die der Komponist an solchen Stellen liebt, wo weder Worte noch Situation ihm einen treffenden tonlichen Ausdruck an die Hand geben, ist entweder eine meist nichtssagende akkordliche oder eine auf alte Recitative zurückweichende, dürftig psalmodische. Die Singstimmen in wirklich melodischen Fluß zu bringen, gelingt ihm nur in den rein lyrischen Partien der Oper; aber auch hier macht sich eine eigenthümliche Kurzathmigkeit und Abgerissenheit bemerkbar und von der spezifisch musikalischen Erfindungsgabe Puccini's bekommt man keinen sonderlich hohen Begriff.

Ein wunder Punkt übrigens diese lyrischen Partien des Werkes! Instinktiv fühlend, daß sie dem Komponisten eine zu harte Nuß zu knacken geben würden, wenn sie den in Murger's „Vie de Bohème“ gegebenen Stoff getreu seiner Eigenart für die Bühne zuschneiden würden, haben die Textverfasser mit der Liebe zwischen Rudolf, dem Philosophen und Mimi, der kranken Grisette (und eigentlichen Hauptperson des Ganzen) ein stark empfindsames Moment in die Dichtung — wenn man den dürftig zusammengestellten Text so nennen dürfte — hineingetragen. Von der Verzerrung und Entstellung des Murger'schen Originals, die damit zu Stande kommt, ganz abgesehen, vernichtet diese in den letzten Aufzügen, und namentlich in der abschließenden Sterbescene, zur Unleidlichkeit werdende Sentimentalität den — nach dem Titel und der ganzen Exposition zu schließen — offenbar von den Autoren beabsichtigten dramatischen Charakter des Werkes vollständig. Hierüber hinwegzutäuschen und den Eindruck einer, wenn auch nur schwach festgehaltenen Einheitlichkeit hervorzurufen, konnte selbst der ausgezeichneten Verkörperung der Hauptrollen durch Frau Herzog (Mimi), Frl. Dietrich (Musette), und die Herren Naval (Rudolf) und Hoffmann (Marcel), nicht gelingen.

Ist so das Werk als Ganzes als verfehlt, als eine stilistische Mißgeburt zu bezeichnen, so darf der Partitur Puccini's von rein musikalischem und kunsttechnischem Standpunkt aus manches Gute nachgerühmt werden. Insbesondere ist anerkennend hervorzuheben, daß der Komponist sich durchaus frei gehalten hat von den Brutalitäten, die in den Werken der Jungitaliener durchweg zu finden sind. Er behandelt das Orchester mit großer Feinheit und stets so diskret, daß die Singstimmen nicht einen Augenblick gedeckt sind. Durch das Orchesterkolorit weiß er noch am ehesten charakteristische Wirkungen zu erzielen und Stimmungen zu fixiren. Seine Harmonik kann man seltsam, wenig kühn, noch weniger geschmackvoll nennen. Ein besonderes Vergnügen ist es Herrn Puccini, reine Oktaven, namentlich aber offene Quinten zu schreiben. Er handelt jedoch wenig weise, sich den gelungenen Effekt, den er zu Anfang des zweiten Bildes mit der kecken Aufeinanderfolge benachbarter Dreiklänge erzielt, sich späterhin dadurch wieder zu verderben, daß er alle Augenblicke reine Quintengänge schreibt, ohne daß diese als charakteristische, unmittel-

bar aus Stimmung und Situation herausgewachsene Ausdrucksformen erschienen. —

Gewonnen ist mit der Aufnahme dieses italienischen Opernprodukts in das Repertoire der königlichen Oper nicht viel. Ein Grund, weshalb die vielen der Aufführung harrenden deutschen Opernkomponisten dem fremden Gaste wieder einmal den Vortritt lassen mußten, ist nicht ersichtlich. Sollte sich unsere königliche Oper nicht einmal darauf besinnen, daß auch sie ernste Verpflichtungen der deutschen Opernproduktion gegenüber besitzt?

Wilhelm Klatte.

Leopold Freiherr von Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Ludolf Parisius. Erster Theil. Berlin, J. Guttentag's Verlagshandlung. 1897.

Der bekannte Abgeordnete Ludolf Parisius hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, über den leider allzu früh, im kräftigsten Mannesalter, 1875 verstorbenen Führer der Fortschrittspartei, Leopold von Hoverbeck, eine eingehende Biographie zu schreiben, von der soeben der erste Band erschienen ist. Das Buch enthält in zahlreichen, bisher der Oeffentlichkeit unbekannten Briefen Hoverbeck's höchst interessantes Material zur Charakteristik des ausgezeichneten Mannes und bringt auch über die wirthschaftlichen und politischen Zustände Ostpreußens, in denen Leopold von Hoverbeck aufwuchs, manches Instruktive.

Hoverbeck's Großmutter war eine geborene Gräfin von Eulenburg, eine adelsstolze Dame, die neben anderen Eigenarten auch die hatte, daß sie bei dem Wechsel des Wohnortes jedesmal ihren Sarg mitnahm, den sie sich schon in jungen Jahren hatte machen lassen. Inzwischen benutzte sie denselben zur Aufbewahrung von Backobst. Als sie in hohem Alter starb, war der Sarg unbrauchbar, das Holz verfault.

Ihr Sohn, der Vater Leopold von Hoverbeck's, hatte die militärische Karriere während der Befreiungskriege ergriffen, war dann aber zur Landwirthschaft übergegangen und erfreute sich in seiner Heimath — speziell in seiner Eigenschaft als Landschaftsdirektor — außerordentlichen Ansehens. Auf den Kreistagen in Allenstein war sein Votum so gut wie maßgebend. Wie es Anfangs der fünfziger Jahre auf den Kreistagen in Allenstein herging, schilderte ein Mitglied desselben später einmal folgendermaßen: „An einem Tisch des Sitzungssaales saßen der Landrath und der Kreissekretär, in einiger Entfernung auf Stühlen die Mitglieder des Kreistages. In dem Zwischenraume zwischen beiden stand der alte Hoverbeck in einem bequemen Anzuge. Aus der linken Tasche sah ein buntseidenes Taschentuch hervor, aus der rechten der Tabaksbeutel, im Munde hatte er die nie verlöschende lange Tabakspfeife. Der Kreissekretär verlas die Vorlagen, der Landrath erläuterte sie. Dann sagte der alte Hoverbeck: ‚Wir nehmen es an', oder ‚Wir lehnen es ab', oder ‚Wir verlangen diese oder jene Aenderung'. Hierauf drehte er sich zu den übrigen Kreistagsmitgliedern um und sagte: ‚Es ist doch recht so?' Und wohl ausnahmslos wurde ihm zugestimmt und dann war der Beschluß gefaßt".

Sein Sohn Leopold „war ein ungemein kräftiges Kind; groß und stark und von kerniger Gesundheit, wuchs er zur Freude seiner Eltern und seiner Großmutter, deren Liebling er war, heran. Sein Vater, selbst ein Hüne von Körperkraft, beschloß, den Sohn spartanisch zu erziehen. Die ersten zehn Jahre seines Lebens hat Leo Hoverbeck niemals in einem Bette gelegen, er schlief auf der Diele, in eine wollene Decke gewickelt. Des Morgens erhielt er einen Eimer kalten Wassers über den Kopf. Seine Kleidung bestand in einem leinenen Hemde. Barfuß, ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hosen und Jacke, ging er im Hemde auch in den Schnee und auf das Eis. Im kalten Winter fuhr einmal eine Kutsche durch das Dorf. Gegen die Kälte durch Pelze und Fußsäcke geschützt, erblickten die Reisenden auf dem Dorfteich einen kleinen Knaben, der im Hemde und barfuß sich auf dem Eise tummelte. Voller Mitleid suchten sie ihn durch freundlichen Zuruf vom Eise zu locken; — vergeblich. Am nächsten Hause hielten sie an, um die Bewohner aufzufordern, das arme Kind vom Eise herzuholen, damit es nicht erfriere. Lächelnd antwortete man ihnen: ‚Ach nein! Das ist ja unser junger Baron, der geht immer so!'"

Der in dieser spartanischen Weise erzogene Knabe machte dann den üblichen Entwicklungsgang eines akademisch gebildeten Verwaltungsbeamten durch. Als er beim Referendariat angekommen war, verließ er aber die Staatskarriere, um sich der Landwirthschaft zu widmen. Eine Familienlegende will wissen, der Landschaftsdirektor Freiherr von Hoverbeck sei bei einem ständischen Festmahle von dem Oberpräsidenten oder einem Regierungsrath gefragt, ob sein Sohn Landwirth werden solle, um später das Gut zu übernehmen. „Allerdings" — soll der Alte erwidert haben — „wenn er dazu nicht zu dumm ist, sonst muß er Regierungsrath werden!" Man sieht auch aus dieser Bemerkung, daß es im Hoverbeck'schen Hause recht vorurtheilslos herging.

Der junge Landwirth Hoverbeck verlebte dann ein Jahrzehnt auf dem Rittergute Adlig-Quetz, wo er sich zu einem ausgezeichneten und erfolgreichen Landwirthe ausbildete, ohne in der Oeffentlichkeit besonders hervorzutreten. Insbesondere die Obstzucht war seine starke Seite, während ihm die Jagd, das Hauptvergnügen seiner Berufsgenossen, unsympathisch war. „Was habe ich für ein Recht" — sagte er oft — „Thieren solche Qualen zu bereiten?" Er liebte die Musik und pflegte selbst mit Eifer den Gesang. Daneben war er ein eifriger Bücherleser, und volkswirthschaftliche Fragen erregten sein Interesse in besonderem Maße. Aber auch für gute Poesie hatte er ein warmes Interesse. Es war nicht räthlich, sich mit ihm über den Wortlaut einer Stelle aus einem klassischen Dichter in Streit einzulassen. Wer es versuchte, gab es bald auf, denn Hoverbeck behielt immer Recht. Das Eindringen von Maschinen in das landwirthschaftliche Gewerbe begrüßte er mit großer Befriedigung. Ueber eine neu angeschaffte Dreschmaschine schreibt er einem Freunde ganz begeistert, wie die roheste und geistloseste von allen ländlichen Arbeiten in dieser Weise veredelt werde. „Wenn die Industrie auf die rechte Höhe getrieben ist, müssen endlich unsere Knechte und Instleute zu lauter Maschinendirigenten werden".

Seine Antheilnahme an der Politik beschränkte sich im Wesentlichen nur auf den brieflichen Meinungsaustausch mit Freunden. Sich einer bestimmten Partei anzuschließen, dafür verspürte er damals noch durchaus keine Neigung. In einem Briefe vom 10. November 1849 schreibt er sogar: „Ich halte das starre Festhalten an einer Partei für Lüge und Gewissenslosigkeit gegen das Vaterland". Und wenige Monate später wird in einem anderen Briefe derselbe Gedanke erneut variirt. „Es scheint" — so heißt es daselbst — „der Himmel hat mich zum Parteilosen machen wollen . . . . . Ein solcher Standpunkt ist unerquicklich, weil vereinzelt, und darum auch effektlos; aber vor allen Dingen muß man seine Pflicht thun, also der Wahrheit offen bleiben, woher sie auch kommen möge. Und ginge auf diese Weise das ganze Leben entschluß- und thatenlos vorüber — doch immer nur nach gewissen Richtungen —, man hat darum doch nicht weniger gelebt. Jedenfalls ist es besser, nichts als etwas Falsches zu thun; Null ist mehr als minus zehn". In demselben Briefe findet sich der Satz: „Deutschlands Einheit geht mir über alles, und ich gebe ohne Bedenken die Freiheit dafür hin — nicht auf zu lange".

Inzwischen hatte Hoverbeck das Gut seines Vaters Nickelsdorf übernommen. Sein Ansehen in der Gegend war beträchtlich gewachsen, und er wurde in das preußische Abgeordnetenhaus von 1859 hineingewählt.

Parisius führt diesen ersten Band seiner Biographie bis zu den Wahlen von 1861, also bis zu dem großen Wahlerfolg der unter Hoverbeck's und Forckenbeck's Führung aus der Fraktion Jung-Litthauen hervorgegangenen deutschen Fortschrittspartei. Diese ersten Zeiten der parlamentarischen Entwicklung Hoverbeck's sind vor allem deshalb bemerkenswerth, weil die charakteristischen Grundzüge seiner Natur darin ganz besonders klar erkennbar werden. Die Briefe, welche er an seine zu Hause gebliebenen Freunde schreibt, bieten in dieser Beziehung ein vortreffliches Material. Wie wenig Neigung Hoverbeck für ein unfruchtbares Intransigententhum hatte, geht aus einer Wendung in einem Briefe aus dem Jahre 1859 hervor. Es handelte sich um die Einführung der fakultativen Civilehe. Hoverbeck hatte an diesem Gesetzentwurf außerordentlich viel auszusetzen, aber er meinte, er würde möglicher Weise doch dafür stimmen, „da man sich mit dem Geringeren begnügen muß, wenn man das Bessere nicht haben kann". An den Arbeiten des Nationalvereins, wie überhaupt an allen Bestrebungen zur Herbeiführung der deutschen Einheit nahm Hoverbeck gleichzeitig den regsten Antheil.

Ludolf Parisius hat sich mit diesem ersten Bande seiner Biographie ein entschiedenes Verdienst erworben, und wir sehen der Fortsetzung seines Werkes mit lebhaftem Interesse entgegen.

Th. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 3. Juli 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Ist das Regieren eigentlich eine schwierige Aufgabe? Im Allgemeinen nimmt man das an, und zwar, wie wir glauben, nicht mit Unrecht. Allein wollte die Bevölkerung nach dem urtheilen, was sich vor ihren eigenen Augen abspielt, so könnte sie auch zu einer andern Ueberzeugung gelangen.

Die große Mehrzahl der Deutschen, welcher Parteirichtung sie auch angehören, ist, gleich uns überzeugt, daß wir uns im Augenblick in einer Regierungskrisis von großem Ernst und erheblicher Tragweite befinden. Die vorhandene Regierung hat abgewirthschaftet, ihre politisch gewandtesten und hervorragendsten Mitglieder hat sie verloren, den Herrn von Marschall und den Herrn von Boetticher; ob der Ersatz, die Herren von Bülow und Graf Posadowsky, die Lücke auszufüllen im Stande sein werden, ist sehr fraglich, und wenn es auch der Fall wäre, so hat sich doch die Stimmung in der Bevölkerung und im Parlamente derartig verschlechtert, daß auch eine gewandt geführte Regierung — und wie unwahrscheinlich, daß wir sie bekommen werden — mit immer steigenden Schwierigkeiten in der Volksvertretung zu kämpfen haben wird. Also eines ist sicher, wer auch die Regierungsgeschäfte weiter führt, seine Aufgabe wird noch dornenvoller sein als die Aufgabe jener, die bisher die Ministerien leiteten.

Dazu kommt ein Weiteres. Alle weitgreifenden ministeriellen Veränderungen sind selbst in ruhigen Zeiten eine nicht gerade leichte Sache. Es bleibt immer zweifelhaft, ob eine Reihe neuer Männer mit einander oder selbst nur neben einander — wir sind in Deutschland bescheiden — friedlich und nützlich zu arbeiten im Stande sein werden. Wir haben auf diesem Gebiet ja schon Einiges erlebt bis herab auf die Lage, in der sich Herr von Köller seinen Ministerkollegen gegenüber befunden hat.

Nehmen wir Alles zusammen, so ist der hausbackene Verstand des ehrsamen Bürgers der Ansicht, daß die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums zu den leichten Aufgaben nicht gehört. So ein bürgerlicher Verstand würde sich sagen: Entläßt man plötzlich die leitenden Männer eines großen industriellen Unternehmens, oder einer großen Bank, welche Erwägungen, welche Berathungen, welche Vorsicht ist dann nothwendig, um zuversichtlich auf eine gedeihliche Fortführung so verwickelter Geschäfte rechnen zu können. Und wie müssen diese verantwortungsvollen Erwägungen sich steigern, wenn es sich um ein ganzes Land wie Preußen, und um ein Reich wie Deutschland handelt, wo die internationale Politik in Betracht kommt, die Handelspolitik, die Frage gegenüber der agrarischen Bewegung und den Sozialdemokraten, gegenüber der Kirche und Schule, gegenüber den Polen, gegenüber Herrn Singer und Herrn von Stumm, den Grafen Kanitz und Mirbach und so fort vom Vereinsgesetz bis zur Militärstrafprozeßordnung und den Marineforderungen. Und dazu auf allen Seiten ohne Ausnahme Mißmuth und Mißtrauen und Besorgnisse. Das sind große, dornenreiche Hecken von Schwierigkeiten, und ein Herauskommen ist, wenn überhaupt, so nur bei größter Vorsicht, größter Besonnenheit und unter allseitiger Erwägung der vorhandenen Möglichkeiten zu erwarten. Heute beurtheilt man allgemein die Lage bereits derartig, daß Hoffnungen dieser Art für die unmittelbare Zukunft kaum gehegt werden können.

Die Bevölkerung hat natürlich nicht die Märchenauffassung, daß ein König die Krone aufsetzt und gravitätisch das Szepter in die Hand nimmt, um nun mit steifer Majestät von dem Throne herab zu regieren. Aber je ernster ein Volk das politische Leben zu nehmen beginnt, um so unerwünschter ist ihm ein Eindruck, der ihm zu sagen scheint, daß es mit seiner eigenen Empfindung isolirt dasteht. Nicht das ist

politisch entscheidend, ob dieser Eindruck objektiv richtig, oder nicht richtig ist, sondern ob er durch das, was sich in Kiel vor aller Welt nach den offiziellen Nachrichten abspielte, hervorgerufen werden konnte. Und von diesem Eindruck ist es dann nur ein Kleines zu der unverschämten Frage: Ist das Regieren eigentlich eine schwere oder eine leichte Aufgabe?

Die jetzige Krisis hat noch eine zweite Erscheinung gezeitigt, von der nur eine persönliche gehässige Feindschaft gegen den Freiherrn von Marschall oder der widerwärtigste Byzantinismus, der alles vortrefflich findet, mit Befriedigung Vermerk nehmen kann. Wir sprechen von der Art, mit der Freiherr von Marschall durch offiziöse Verlautbarung zum alten Eisen geworfen worden ist.

Freiherr von Marschall ist zu beneiden; er ist einer der wenigen Männer, die aufrecht und ohne an ihrer Reputation Einbuße erlitten zu haben, den politischen Kampfplatz verlassen. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Geschicklichkeit und durchaus nicht gewöhnlicher Begabung, was ihm beides auch durch die Feindschaft seiner Gegner in überreichem Maaße attestirt ward, und noch beständig attestirt wird. Dieser Mann hat während seiner Amtsführung nicht einen ernsten Echec erlitten, und die Freisinnigen, zu denen er niemals gehört hat, können doch der Staatsführung dieses Mannes in schwieriger Zeit ihre Anerkennung unmöglich versagen. Es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß ein Staatsmann, der Einsicht und Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, einen modernen Staat, nur mit Mitteln zu regieren unternehmen kann, die in höherem oder geringerem Grade auch Billigung bei Liberalen finden müssen. So kam es, daß der konservative Graf von Caprivi schließlich auf der Linken Verständniß fand, wie Freiherr von Marschall. Mit den Anschauungen des Grafen Mirbach, des Herrn von Ploetz und des Herrn von Stumm kann man freilich Sozialistengesetze planen, und Börsen- und Zuckersteuergesetze machen, wie sie vorliegen; mit solchen Anschauungen kann man einen modernen Staat ruiniren; regieren kann man ihn auf die Dauer so nicht. Aber gleichviel; es kommt gar nicht darauf an, welches Urtheil man über die politischen Erfolge des Freiherrn von Marschall zu fällen bereit ist. Jedenfalls hat er Jahre und Jahre hindurch seine Kräfte in den aufreibenden Dienst des Vaterlandes und seines Monarchen gestellt. Die Quittung, die ihm durch den offiziösen Telegraphen aus Kiel ertheilt ward, — sie steht neben den wichtigen Nachrichten über den Ausgang von einem halben Dutzend dortiger Seglerregatten und besagt:

„Nachdem der Gesundheitszustand des Freiherrn v. Marschall-Bieberstein seine Ersetzung als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes nothwendig gemacht hat", ... ist Herr v. Bülow stellvertretungsweise mit der Leitung des Auswärtigen Amtes betraut.

Dieses Telegramm ist von brutaler Rücksichtslosigkeit; ohne ein einziges verbindliches Wort streicht es Herrn von Marschall seines „Gesundheitszustandes" wegen aus der Liste der Staatsdiener. Ob solche Verabschiedungstelegramme besonders geeignet sind, dem Monarchen treue und ergebene Gehilfen zuzuführen, möchten wir bezweifeln; dagegen werden Lakaienindividualitäten zu haben sein. Es ist nur die Frage, ob Deutschland damit gefördert ist, wenn es von Ministern bedient wird, die mit der Thatsache rechnen, daß der offiziöse Telegraph ihnen ihren Abschied öffentlich so bescheinigen wird, wie man selbst Anstand nimmt, ihn entlassenen Dienstboten zu bescheinigen.

Das erste, was Herr von Bülow that und zwar gemeinsam mit dem Fürsten Hohenlohe, bestand in einem Besuche bei dem Fürsten Bismarck; damit ist nun wieder die Thür geöffnet, aus der alle möglichen Betrachtungen und Erwägungen über das Verhältniß des Fürsten Bismarck zum neuesten Kurse, den Niemand kennt, hervorflattern können. Für uns ist nur eines sicher. Natürlich wünscht jede neue Regierung sich mit dem Fürsten Bismarck gut zu stellen, aber ganz zweifellos ist Fürst Bismarck weder für eine Flasche Wein, noch für einen Küraß, noch für ein paar Besuche zu haben; und das gehört zu seinem echten Ruhme; er ist kein Gortschakow, der an dem Schein der Macht Freude hatte; er will die Macht selbst, und Herr von Bülow wird die Erfahrung machen, daß die Grenze für die Macht, die Fürst Bismarck beansprucht, dieser selbst zu setzen beansprucht, daß er sie nicht sich setzen läßt und daß er sie auch nicht durch ein paar gleichgültige Flatterien zu verschieben gestattet. Bei dieser Sachlage hat bisher keine Regierung mit dem Fürsten Bismarck in Frieden leben können; ob es Herr von Bülow können wird, erscheint ebenso zweifelhaft, selbst wenn Graf Herbert Bismarck ein sänftigendes Pflaster für seine Wunden erhalten sollte; denn die Regierung des Deutschen Reiches ist doch nicht in der Lage, nach dem Vorbilde junger Mädchen bei kritischen Fragen und Situationen zu sagen: Wenden Sie sich gefälligst an unsere Reichsmutter im Sachsenwalde. Fürst Bismarck aber wird der Ansicht sein, daß sein Sohn Herbert auf einem Botschafterposten nur um so fester sitzt, je geringfügiger er selbst einen solchen Tribut durch seine konkreten Gegenleistungen zu veranschlagen scheint.

Wird denn nun Graf Bismarck Botschafter? Was könnte Verwunderung erregen, nachdem Herr von Podbielski sich auf den Stuhl des Herrn von Stephan setzen durfte. Wer übernimmt das Reichsschatzamt? Vielleicht Jemand, der mit Finanzfragen ebenso vertraut ist, wie der liebenswürdige Sportförderer Herr von Podbielski mit der Post.

Eine große Anzahl Vertreter des Produktenhandels und der Müllerei aus verschiedenen Theilen Deutschlands, vor Allem aber aus Norddeutschland, sind wiederum in Berlin zusammen gekommen, um gegenüber der Schließung des Berliner Feenpalastes Stellung zu nehmen. Das Ergebniß der Berathungen war: Ausharren im Kampf und zugleich die Konstatirung vollster Solidarität zwischen Berlin und der Provinz; zwischen den großen Welthäusern der Centralpunkte und den kleinen Effektivhändlern im Lande. Diese Entschlossenheit und der Willen, die gemeinsamen Interessen gemeinsam zu verfechten, muß die vollste Billigung der weitesten Kreise der Bevölkerung finden.

Die Bevölkerung und zwar auch die Landwirthe sehen mehr und mehr ein, daß es sich in diesem Kampfe um zwei Zielpunkte handelt, die im allgemeinen Interesse erreicht werden müssen. Das eine Ziel ist die gesetzgeberische Revision des Börsengesetzes, das wirthschaftlich allseitig nur schädlich gewirkt hat; das andere Ziel ist Vernichtung des Terrorismus des Bundes der Landwirthe, der seinen Befähigungsnachweis für seine völlige gesetzgeberische Unfähigkeit im Zuckergesetz und im Börsengesetz glänzend erbracht hat; das Margarinegesetz und das Zunftgesetz werden dieses Attest noch weiter unterstützen. Rücksichtslos muß die Konsequenz aus der Thatsache gezogen werden, daß die Ploetz und Mirbach und Gamp und Arnim nichts als gefahrbringende agitatorische Dilettanten sind.

Und wir zweifeln nicht einen Augenblick, daß diese Erkenntniß von Tag zu Tag Fortschritte machen wird. Wir stehen jetzt vor der Ernte, und nachdem der Bund der Landwirthe ungerechtfertigter Weise die Börse anklagte, die Kurse zu fälschen, schlottern jetzt den Führern des Bundes die Knie bei dem Gedanken, daß jene „falschen" Kurse nach eingeheimster Ernte nicht vorhanden sein werden; es sind nämlich gar keine Kurse vorhanden. Was nun?

Die „Deutsche Tages-Zeitung" des Herrn v. Ploetz kündigt an, daß sie demnächst wieder Kursnotirungen bringen werde. Warum nicht schon heute, warum nicht schon morgen? Es ist doch nichts leichter, als Kurse zu bringen. Man setzt sich eben hin und schreibt ein paar Zahlen auf das Papier. Diese volkswirthschaftlichen Narren glauben, daß Kursnotirungen an sich irgend eine Bedeutung haben. Nein, auf Kurse kommt es nicht an, sondern auf Käufer, und Kurse haben nur dann Bedeutung, wenn man sicher ist, daß Käufer und Verkäufer in jedem Augenblick hinter ihnen stehen. Solche Kurse kann aber nur eine wohlorganisirte große Börse liefern und darum können alle neuen volkswirthschaftlichen Schaumschlägereien der weisen

Herren des Bundes der Landwirthe gar nichts helfen. Die Macht der Thatsachen wird den Herren von Ploetz und Mendel-Steinfels, den Gamp und Arnim schließlich doch ihren politischen Bankerott bescheinigen, und jeder Tag, der uns diesem Ziele näher bringt, bringt uns der Gesundung näher, von wenigstens einer sehr ernsten Krankheit, die Deutschland befallen hatte.

Es hat sich während der Jubiläumstage in London eine Anglo-German-Association for the promotion of friendly relations between Germany and Great Britain gebildet. Angesehene Deutsche und angesehene Engländer gehören dem Komitee an, dessen Ziel es ist, Mißverständnisse, die zwischen beiden Ländern auftauchen, durch unparteiische Erörterung zu beseitigen und dahin zu wirken, daß beide Nationen sich mehr und mehr von dem Gefühle durchdringen lassen, in wie hohem Grade eine intime Annäherung zwischen ihnen einem Gebote der Kultur entspricht. Der Sekretär der Gesellschaft ist Herr Curt Abel-Musgrave, United Servicee College, Westward Ho: North Devon, den unsere Leser aus Beiträgen für die „Nation“ kennen. Wir wollen hoffen, daß das neue Unternehmen, das unsere vollste Sympathie hat, zu einer nutzbringenden Thätigkeit für beide Länder zu gelangen vermag.

Anläßlich der Jubiläumsbegeisterung ist auch die Idee eines britischen „Zollvereins“, der das Mutterland England mit allen seinen Kolonien umfassen soll, wieder vielfach diskutirt worden. Wir haben diese Idee immer nur als eine Frucht der afterdinner-Begeisterung angesehen. Inzwischen hat man denn auch in den Jubiläumswein von einer Seite Wasser gegossen, von der es die Freunde der imperial federation am wenigsten erwartet hatten. Sowohl der Premierminister von Kanada, Wilfred Laurier, wie auch Mr. Reid, der Premierminister von New South Wales, haben in öffentlichen Erklärungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie den panbritischen „Zollverein“ für eine Utopie halten. Mr. Laurier erklärte, der „Zollverein“ sei nichts Anderes als versteckte Schutzzöllnerei, und die Schutzzollpolitik sei der Fluch Kanadas geworden. Vom Freihandel abzulassen, sei der denkbar größte Fehler, den England machen könne. Und dann fügte er wörtlich hinzu: „Durch unseren neuen Tarif — der bekanntlich eine Zollermäßigung von 25 pCt. für alle Waaren vorsieht — bewilligen wir Kanadier Euch Engländern ein Vorzugsrecht als eine freie Gabe. Wir verlangen dafür nichts in Kompensation. Wir wünschen nicht, daß Ihr die großen Grundsätze des Freihandels verlasset, wir wünschen vielmehr Eurer freihändlerischen Führung zu folgen, indem wir dort Handel treiben, wo der Handel am natürlichsten ist. Eine Schutzzollpolitik müßte Euch schwächen und damit das ganze Reich wie auch Kanada als einen Theil desselben schädigen.“

Auch über den Plan einer Verstärkung der englischen Flotte im angeblich kanadischen Interesse sprach sich jener besonnene Staatsmann bei dieser Gelegenheit aus. Er sagte: „Es giebt nur ein Land, mit dem Kanada möglicher Weise in Krieg gerathen könnte: dieses Land sind die Vereinigten Staaten. Solch ein Krieg wäre aber nicht nur eine Thorheit, sondern geradezu ein Verbrechen. Was hat unter solchen Umständen Kanada für ein Interesse an großen Flottenplänen?“

Berücksichtigt man die bedeutende Stellung, die Mr. Laurier unter den kolonialen Staatsmännern des britischen Reichs einnimmt, und die fernere Thatsache, daß der bedeutendste Minister der australischen Kolonien sich mindestens ebenso scharf und offen gegen die unreifen protektionistischen Pläne der Chamberlain'schen Politik ausgesprochen hat, so erkennt man leicht, daß es mit der viel gepriesenen imperial federation noch gute Wege hat.

* * *

Klärung oder größere Konfusion?

Die Herren von Boetticher und von Marschall gehen. Fürst Hohenlohe bleibt — einstweilen. Daß er seinen beiden Hauptmitarbeitern in der Reichsregierung in Kürze folgen wird, das zu bezweifeln ist eigentlich beleidigend für den Reichskanzler. Der Staatssekretär des Innern wie der des Auswärtigen sind ausführende Organe des Reichskanzlers. Sie müssen weichen, wenn sie die Politik des Kanzlers nicht mehr mitmachen können oder wollen. Von solchen Reibungen ist aber im vorliegenden Falle gar keine Rede. Die Herren von Boetticher und von Marschall fallen nicht, weil sie zum Fürsten Hohenlohe in einen politischen Gegensatz getreten sind, sondern weil sie die Politik des Fürsten Hohenlohe vertreten haben ohne auf die agrarischen Gegner dieser Politik genügende Rücksicht zu nehmen. In andern Ländern ist es ganz selbstverständlich, daß ein leitender Minister sich nicht seine besten Gehilfen aus dem Spiel nehmen läßt, ohne sein politisches Geschick mit dem seiner treuesten Mitarbeiter zu verbinden. Bei uns mögen höfische oder diplomatische Erwägungen diese natürliche Solidarität zu verschleiern suchen, aber das ändert nichts an dem Umstande, daß auch bei uns der verantwortliche Staatsmann an der Spitze des Reichs „fertig“ ist, wenn er nicht stark oder energisch genug war, seine werthvollsten Gehilfen vor dem Sturze zu bewahren. Es kann sich dann nur noch um ein etwas rascheres oder langsameres Packen der Koffer handeln. Im Interesse der politischen Reputation des Fürsten Hohenlohe ist nur zu wünschen, daß er recht bald dieser unhaltbaren Situation durch seinen formellen Rücktritt ein Ende macht. Die Demolirung des Regierungsgebäudes schreitet also wirksam voran, vom Neubau aber scheinen noch nicht einmal die Pläne fertig zu sein. Was bisher vom „Reichsanzeiger“ über die Neubesetzung der Staatssekretariate des Innern und der Post sowie der Vicepräsidentschaft des preußischen Staatsministeriums gemeldet ist, berührt nur die Außenseite der Krisis. Ob Graf Posadowsky das Reichsamt des Innern an Stelle des Reichsschatzamts übernimmt, ist doch recht nebensächlich; und daß ein früherer Husarenoberst das Reichspostamt demnächst kommandiren wird, das hat nur symptomatische Bedeutung. Politisch wichtig unter den bisher erfolgten oder als sicher in Aussicht genommenen Neuderungen ist nur die Designirung des Botschafters Bernhard von Bülow für das Staatssekretariat des Auswärtigen. Es ist außerordentlich charakteristisch, daß die Stärke dieses neuen Mannes in einem Umstande liegt, der ihn in jedem andern Lande mit parlamentarischen Einrichtungen von vornherein unmöglich machen würde. Niemand, selbst Niemand unter seinen begeisterten Preßherolden, hat bisher anzugeben gewußt, welche grundsätzliche Stellung der neue Staatssekretär zu den wichtigsten politischen Fragen einnimmt. Ist er für die Handelsvertragspolitik oder dagegen, Bimetallist oder Goldwährungsmann, Anhänger oder Feind von Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie. Man lobt ihn gar sehr; er scheint ein Kulturmensch zu sein, im persönlichen Verkehr von gewinnender Liebenswürdigkeit, von jener äußerlichen Vorurtheilslosigkeit, die sich nicht immer mit innerer Vorurtheilslosigkeit deckt. Jedenfalls versteht er mit Journalisten umzugehen, wie die Begeisterung zahlreicher Zeitungskorrespondenten erweist. Unsere Informationen veranlassen uns zu einiger Reserve. Ein ami de tout le monde et de sa belle-mère ist stets mit einiger Vorsicht zu behandeln; mit um so größerer Vorsicht, je klüger er ist. Von jenem politischen Opportunismus, für den die Machtfrage allein entscheidend ist, haben wir gerade genug. Auch erfordert die verworrene politische Lage in Deutschland weit weniger geistreiche Kombinationen eines gescheidten Diplomaten, als die zähe Energie eines Staatsmannes mit gesundem Menschenverstand. Diese Eigenschaft hat den Grafen Caprivi zu dem bei Weitem bedeutendsten Staatsmanne der nachbismarckischen Periode gemacht. Die Beseitigung des Sozialistengesetzes, die Einführung der zweijährigen Dienst-

zeit und der Abschluß der Handelsverträge sind nicht Erfolge besonderer diplomatischer Kunst, sondern Ergebnisse des politischen bon sens. Derartige Erwägungen drängen sich in verstärktem Maße auf, wenn Herr von Bülow zugleich als Nachfolger des Fürsten Hohenlohe in Aussicht genommen sein sollte. Es ist charakteristisch, daß Herr von Miquel dieser Möglichkeit gegenüber die Neigung, eine Vize-Kanzlerschaft zu übernehmen, verloren und sich auf die Vize-Präsidentschaft des preußischen Staatsministeriums zurückgezogen hat, eine Stellung, die kaum mehr als dekorative Bedeutung hat. Daß sich hier die Geschichte vom Fuchs und den sauren Trauben wiederholt hätte, glauben wir nicht. Die Erklärung, daß Herr von Miquel ein sehr kluger Mann ist, genügt vollkommen. Mit dem Fürsten Hohenlohe zusammen, das war eine Position, bei der Herr von Miquel in der Deckung blieb und doch die Macht in die Hände bekam. Aber als Mädchen für Alles unter einem ehrgeizigen jungen Kanzler zu dienen, dazu braucht man kein Miquel zu sein, um das nicht erstrebenswerth zu finden. Einer solchen Möglichkeit gegenüber war — um mit Goethe zu reden — der Kluge klug genug, nicht klug zu sein.

Die Regierungskrisis ist ihrer Lösung darnach noch nicht viel näher gebracht. Von einer politischen Klärung ist jedenfalls noch nichts zu verspüren. Das fühlt die öffentliche Meinung deutlich genug. Sieht man von den agrarischen Reaktionären ab, deren Freude laut, wenn schon nicht ohne Beklommenheit ist, so ist die Zufriedenheit mit der bisherigen Wendung der Dinge nirgends zu erkennen. Würde der Kaiser einmal den Harun al Raschid spielen, und sich unter seine getreuen Unterthanen in Verkleidung begeben, so könnte er unangenehme Dinge zu hören bekommen, speziell auch über die Pläne der Intriguanten, das unselige Sozialistengesetz neu zu beleben. Die Zeilen, in denen man erfolgreich den Philister mit dem rothen Gespenst auf die Freiheit hetzen konnte, sind vorbei. Dem Bürgerthum liegt heute der Gedanke viel näher, sich mit der Sozialdemokratie zur gemeinsamen Bekämpfung der agrarischen Junkerpolitik zu verbinden, als der Parole des Zusammengehens aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zu folgen, das heißt: den agrarischen Junkern die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXVI.

Der Reichstag hat eine seiner längsten und arbeitsreichsten Sessionen beendigt, und vorher noch die Handwerkervorlage angenommen; eine in Anbetracht der Temperatur überraschend zahlreiche Betheiligung seiner Mitglieder hatte ihm das ermöglicht. Das Gesetz entspricht nicht den Wünschen der Zünftler, unter denen die eifrigsten offen dagegen gewirkt haben; noch weniger entspricht es natürlich den Anschauungen der Anhänger der Gewerbefreiheit. Wie es unter diesen Umständen zu Stande kommen konnte, würde räthselhaft sein, wenn es nicht jederzeit Leute gäbe, die den Wahlspruch im Schilde führen: „Irgend Etwas muß geschehen"; und von diesem Wahlspruche geleitet, thun sie ohne Zögern etwas Schädliches, wenn sie keine Möglichkeit vor sich sehen, Nützliches zu thun. Die Diskussion zum Schlusse gestaltete sich ziemlich lau. Der Feldzug war entschieden; es kam nur darauf an, durch einige Reden die sogenannte Waffenehre zu retten. Auch wir nehmen das Gesetz nicht eben tragisch, denn wir haben Schlimmeres erlebt. Es wird viel Schreiberei und viel Plackerei verursachen und wird dem ermüdenden Kampfe um selbstverständliche Grundsätze der wirthschaftlichen Freiheit doch kein Ende machen. Dieselben Wendungen und Gründe, die wir seit zehn Jahren bis zur Erschlaffung gehört haben, werden sich auch in Zukunft wiederholen und es wird sich noch oft die Gelegenheit finden, die Verkehrtheit des Gesetzes näher zu beleuchten.

Wir können von der Reichstagssession nicht scheiden, ohne daran zu erinnern, daß sie uns wenigstens das Bürgerliche Gesetzbuch für Deutschland gebracht hat. Fehlerhafte Strömungen des Tages haben auch diesem Werke ihre Spuren aufgedrückt, das doch für das Jahrhundert gelten soll, aber daß ein so erhebliches Werk deutscher Rechtseinheit unter dem neuen Kurs, dem neuesten Kurs und dem Zickzackkurs überhaupt geschaffen werden konnte, bietet doch ein erfreuliches Zeugniß dafür, daß der Geist, aus dem heraus das Deutsche Reich gegründet worden ist, nicht völlig erloschen ist.

Im Abgeordnetenhause kam noch die Ausführung des Börsengesetzes zur Sprache, und es zeigte sich recht deutlich, wie unklar und wie schwankend die Haltung der Regierung ist. Herr Minister Brefeld rechtfertigte es, daß er die Versammlung im Feenpalast polizeilich habe schließen lassen, und machte gleichzeitig den Kaufleuten einen Vorwurf daraus, daß sie sich dem Polizeiverbote sofort gefügt haben. Polizeiliche Maßregeln werden bei uns nicht mit der Absicht erlassen, daß sie befolgt werden, sondern mit der Absicht, daß sie im Wege der Klage angefochten werden. Die Berliner Getreidehändler werden beides thun; sie haben die Polizei-Verordnung befolgt und haben sie mit der Klage angefochten. Die Klage, von Herrn Rechtsanwalt Alexander-Katz verfaßt, ist ein Meisterwerk und der Bezirksausschuß und das Oberverwaltungsgericht werden es schwer haben, diese Ausführungen bei Seite zu schieben und sich den Rechtsanschauungen der Herren von Ploetz und Diederich Hahn in die Arme zu werfen. Trotz alledem sind wir der Ansicht, daß die Kaufleute, wenn sie das Recht erfechten, im Feenpalast wieder zusammenzutreten, von der Ausübung dieses Rechts Abstand nehmen sollten. Kaufleute sollen Börsenversammlungen in allen Ehren abhalten aber sie sollen es gar nicht thun. Gewiß ist es ein unglückseliger Zustand, wenn ein kultivirtes Land den Börsenverkehr entbehren soll, aber wenn dieses Unglück einmal ertragen werden muß, so sind es die Kaufleute, die es am leichtesten ertragen können.

Das Abgeordnetenhaus genießt jetzt otium cum dignitate, Ferien mit Diäten, und das Herrenhaus ist allein auf dem Plan geblieben. Es hat damit begonnen, einige Abänderungen an dem Handelskammergesetz vorzunehmen. Man sollte glauben, daß den Granden der Uckermark wenige Dinge so gleichgültig sein können, wie die Frage, ob Prokuristen und Kaufleuten, die sich zur Ruhe gesetzt haben, ein Platz in der Handelskammer eingeräumt werden soll. Wir wären in jedem Augenblicke bereit, solche Fragen der Entscheidung durch die Würfel zu überlassen. Indessen das Herrenhaus hält sich für verpflichtet, die Welt zuweilen daran zu erinnern, daß es auch Etwas zu sagen hat, und so hat es diesem Gesetze das Gepräge seines Geistes aufgedrückt auf die Gefahr hin, daß das Gesetz für dieses Jahr scheitert.

Das Vereinsgesetz ist im Herrenhause in ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten umgestaltet worden. Die Regierung ist damit zufrieden. Ob ein Umsturzgesetz im Reichstage erlassen wird oder ein Vereinsgesetz im Abgeordnetenhause, ob ein Gesetz, welches die Vereinsfreiheit im Allgemeinen unterdrückt oder ein solches, welches diese Freiheit nur der sozialdemokratischen Partei entzieht, ist ihr gleichgültig, aber irgend Etwas muß geschehen. Wahrscheinlich geschieht trotzdem Nichts, denn es ist vorherzusehen, daß das Abgeordnetenhaus diese Improvisation des gesetzgeberischen Witzes ablehnt. Herr von Stumm ist freilich der Ansicht, daß eine Anzahl Nationalliberaler umfallen werden. Daß er so denkt, ist ein neues Zeugniß für seine altbewährte Klugheit, aber daß er diesen Gedanken ausspricht, ist minder klug von ihm, denn er hat dadurch die Nationalliberalen ernstlich böse gemacht.

Jedenfalls wird das Abgeordnetenhaus in der letzten Juliwoche noch einmal zusammentreten. Selbst Fürst Bismarck hat die Kräfte der Gesetzgeber niemals so anhaltend in Anspruch genommen, wie es diesmal geschehen ist.

Proteus.

Die Junkerfrage.

VII.

Die neue Aera! — nicht ohne wehmüthiges Lächeln kann man heute das einst gefeierte Wort aussprechen; konnte doch schon nach wenigen Jahren Niemand ohne bitteren Groll der Hoffnungen gedenken, die ihre Anfänge erregt hatten. Und doch schienen damals diese Hoffnungen um so berechtigter, als sie keineswegs schwärmerischer und ausschweifender Art, sondern äußerst bescheiden und gemäßigt waren. Daß unter dem neuen Regiment sofort alle Blüthenträume reifen würden, hatte ja kein Mensch erwartet; aber desto zuversichtlicher rechnete die öffentliche Meinung auf den Beginn einer ruhigen, allmählichen, ungestörten Fortentwicklung des bisher so unerhört verkümmerten und vergewaltigten politischen Lebens. Als Bürgschaft dessen empfand man die Thatsache, daß an die Stelle der Heiligen und der Ritter, deren jahrelange Schandwirthschaft als solche nachgerade in sehr konservativen Kreisen erkannt ward, nunmehr Männer von ehrenhafter Gesinnung und anständiger Handlungsweise traten. Und wenn die Politik dieser neuen Männer weder durchgreifend noch vielverheißend einsetzte, mochte man um so eher ihrer Solidität vertrauen. Sprach dafür nicht auch der Umstand, daß im Gegensatz zu früheren, größeren und glänzenderen Anläufen, die unter äußerem Zwange geschehen waren, der Beginn der neuen Aera ein freiwilliger, aus innerster Ueberzeugung geborener Akt zu sein schien? Die Stein-Hardenberg'sche Reform hatte ihre Entstehung der schwersten äußeren Noth zu verdanken, mit deren Beseitigung sie versumpfte. Die konstitutionellen Anfänge waren Errungenschaften der Revolution, mit deren Niederwerfung die Reaktion sie verfälschte. Aber die neue Aera entstand weder aus Kriegsnoth noch aus Revolution; sollte sie nicht gerade deshalb die Bürgschaft fruchtbarer Dauerhaftigkeit in sich tragen?

Nur wer mit geschärftem Blick die innersten Zusammenhänge des altpreußischen Wesens durchschaute, theilte damals das so verständig begründete Vertrauen nicht; der blieb freudlos in der Freude Fülle, daher freilich auch ungesellig und allein. Er sah die ungebrochene Macht des Junkerthums sich mit Siegeszuversicht zum meuchlerischen Kampfe auch wider das gemäßigte neue Wesen rüsten, und wußte, daß in diesem Kampfe alle schier unmäßige Mäßigung so wenig zum Ziele führen würde, wie Hardenberg's Nachgiebigkeit gegenüber den Karlsbader Gesellschaftsrettern oder die allem Radikalismus feindliche Haltung der Paulskirche und der preußischen Sommerministerien. Ja, der neuen Aera Leid und Ende ist vielleicht der gewaltigste Erfolg des ostelbischen Junkerthums in unserem Jahrhundert, ganz und ausschließlich sein Werk, noch handgreiflicher, als der Sturz Hardenberg's und der Sieg der Contrerevolution. Das Ministerium der neuen Aera konnte sich im Beginn stützen auf das persönliche Vertrauen des Regenten, auf die Mehrheit des Volkes und seiner Vertreter im Parlament; die Radikalen räumten ihm zunächst freiwillig das Feld; sein einziger Gegner war jenes Junkerthum. So erklärt sich trotz aller früheren, bitteren Erfahrungen der Wahn, daß es unter so günstigen Umständen möglich sei, Preußen gegen den Willen der Junker zu regieren! Eine kurze Spanne Zeit, und die neue Aera war zusammengebrochen unter den meuchlerischen Dolchstößen jenes einzigen Feindes; sie hatte das Vertrauen der Krone und zugleich das des Parlaments und Volkes verloren. An die Stelle der allseitigen rückhaltlosen Anerkennung der Verfassung, worin das eigentliche Wesen der neuen Aera bestand, war wiederum und erbitterter als je unter den wüsten Hetzrufen des Junkerthums der Kampf um die Verfassung getreten, in dem sich die Krone mit der junkerlichen Reaktion identificirte. In Wahrheit also ein Sieg des Junkerthums über Krone und Regierung, Parlament und Volk. Wie war das möglich?

Bei Beantwortung dieser unabweislichen Frage pflegt man die schweren politischen Fehler der damaligen Liberalen aller Richtungen hervorzuheben. Und daß sie deren in der That die Hülle und Fülle begangen, kann kein unbefangen Urtheilender leugnen. Ja, für diese ganzen drei Menschenalter von den Tagen Hardenberg's bis zu denen Caprivi's und noch etwas weiter ließe sich als Seitenstück zu den Umtrieben der Junker eine Geschichte der Irrungen und Wirrungen des Liberalismus schreiben, eine Aufgabe, die gerade für den Liberalen heute reizvoll und vielleicht auch förderſam wäre. Aber trotzdem wäre es eine seltsame Verkehrung von Ursache und Wirkung, wenn man die dauernde Verkümmerung unseres politischen Lebens auf die Mißgriffe des Liberalismus zurückführen wollte. Und gerade die traurige Geschichte der neuen Aera zeigt am deutlichsten, daß bei allem politischen Unheil der Einfluß des Junkerthums das Primäre, die Fehler des Liberalismus nur das Sekundäre waren.

Die endliche Lösung der Junkerfrage im Sinne der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist die unbedingte Voraussetzung für die Verwirklichung des Konstitutionalismus, für ein gesundes politisches Leben in Preußen. Das wußten auch die Männer der neuen Aera sehr wohl. Um jedoch die alte, eingewurzelte Herrschaft einer Gesellschaftsklasse zu brechen, bedarf es einer eisernen Faust; der mächtigen Rücksichtslosigkeit dieser Gegner ist nur die rücksichtslose Machtanwendung gewachsen. Zu dieser praktischen Einsicht scheint es zwar nicht dem damaligen Liberalismus überhaupt, aber dem neuen Ministerium gefehlt zu haben. Jedoch selbst wenn es diese Einsicht besessen hätte, besaß es doch nicht die Macht, danach zu handeln; denn seine Stellung beruhte gerade darauf, daß der Regent aus langjährigen persönlichen Beziehungen zu jenen Männern das Vertrauen gewonnen hatte, daß sie nicht durchgreifend, „umstürzend" vorgehen würden. Dies Vertrauen zu untergraben, war die Taktik des Junkerthums; mit jeder energischen Handlung hätten sich die neuen Minister selbst ihren erbittertsten Feinden ans Messer geliefert. — Daß die neue Aera nicht durch Zwang von außen oder unten, sondern durch freie Entschließung von oben herbeigeführt war, darin sollte ihre Stärke liegen. Man mag in Berücksichtigung der besonderen preußischen Verhältnisse vielleicht die Möglichkeit zugeben, daß durch die Initiative der Krone die Hemmnisse einer gesunden, konstitutionell - liberalen Entwicklung beseitigt werden könnten. Aber Voraussetzung dafür wäre — von allem andern abgesehen — doch jedenfalls die rückhaltlose Uebereinstimmung der Krone mit dem Wesen und den Zielen des konstitutionellen Liberalismus. Davon jedoch war hier gar keine Rede. Der Regent hatte sich von dem alten System abgewendet, weil er empfand, wie die Unanständigkeit desselben die Krone selbst schädigte und mißbrauchte. Die Verfassung zu halten, erschien ihm als eine schwere Pflicht; als eine willkommnere, aber keineswegs minder heilige Pflicht, sich zu keinen Konzessionen „drängen" zu lassen, die den wirklichen oder vermeintlichen Rechten der Krone das Geringste vergäben. Daß eine liberale Entwicklung durch Ausgestaltung organischer Staatseinheit auch die Krone stärken könne, lag seiner Anschauung, die über die unwillkürliche Gegenüberstellung von Krone und Volksvertretung nie hinauskam, weltenfern. Offen und ehrlich sprach er es sofort bei der Einsetzung des neuen Ministeriums aus: „nicht von sogenannten liberalen, in Wahrheit überspannten Ideen dürfe die Regierung sich fort und fort in das Unbestimmte treiben lassen"; und seinem Schwager von Weimar schrieb er, er wolle der Welt zeigen, „daß es

möglich sei, selbst mit einer mißlichen Verfassung zu regieren, wenn man eine konservative Basis beibehalte und Ehrenmänner zur Durchführung eines solchen Systems als Helfer erwähle." Der Name Patow's hatte ihm einen viel zu liberalen Klang; als Gegengewicht übernahm er zwei Mitglieder des alten Ministeriums.

In dieser Lage hatten die Junker eigentlich von vornherein gewonnenes Spiel. Ihre Methode war die alte und bewährte. Je ängstlicher der Regent jede Förderung des Liberalismus vermeiden wollte, um so lauter schrien sie über die Herrschaft der Demokratie, über die Demüthigung der alten preußischen Krone, über das Hinabgleiten zur Republik. Prinz Karl, den die Junker so gern an des Regenten Stelle gesehen hätten, „nennt ihn stets Egalité und stellt sich, als hielte er ihn für einen ausgemachten Demokraten. Er hofft wahrscheinlich, ihn auf diese Weise dahin zu treiben, daß er sich verpflichtet hält, den Beweis vom Gegentheil zu liefern." Die „Umgebung" trägt einen tiefen Groll zur Schau, so daß selbst der Kronprinz wiederholt die gespannten Verhältnisse beklagt, die gegenüber den dem Hofe bisher am nächsten stehenden Personen eingetreten. Dazu bemerkt Bernhardi: „In diesem leidigen Bedauern, das immer wiederkehrt, hat die Junkerpartei eine mächtige Handhabe." Es sind dieselben Kreise, die dann den König drängen, auf der alten und veralteten Ceremonie der Erbhuldigung durch Deputirte der Stände zu bestehen, „damit das alte Ständewesen bei dieser Gelegenheit als das eigentliche Staatsrecht Preußens anerkannt werde." Und wenn es dem Ministerium schließlich gelingt, diesen Widersinn abzuweisen und die doch gewiß nicht allzu demokratische Ceremonie der Krönung an die Stelle zu setzen, so wird das wieder als eine große und bedenkliche Konzession betrachtet; wie denn überhaupt geradezu jede Bethätigung der konstitutionellen Regierung unter diesen Gesichtswinkel gerückt wird, was schließlich die Reibung bis zur Unerträglichkeit steigern muß. Damit aber gewinnen die Junker das furchtbar sichere Mittel, das neue Regiment zugleich von oben zu erschüttern und von unten zu untergraben; es zur Vertheidigung seiner bloßen Existenz herabzudrücken, ehe es mit wirklichen Reformen, die die Position des Junkerthums bedrohen könnten, auch nur zu beginnen vermochte. Sie haben in der That die neue Aera sofort in die Defensive geworfen und dadurch unfruchtbar gemacht.

Es war doch gerade für preußische Verhältnisse eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie bei den ersten Landtagswahlen der neuen Aera die Gardeoffiziere Mann für Mann gegen den „liberalen" Kriegsminister v. Bonin stimmten. Das ließ in der That tief blicken; die schneidigen Herren waren einer starken Rückendeckung sicher; sie wußten, daß ihre Stellung fester war, als die des Ministers. Wenn die Regierung den Behörden jede gesetzwidrige Beeinflussung der Wahlen verbot, so stellten die Hofjunker die Erfüllung dieser doch eigentlich selbstverständlichen Pflicht als eine unerhörte Konzession an die Demokratie dar; die junkerlich-reaktionären Landräthe aber schrieben das Ministerialreskript zu den Akten und lachten die Regierung aus; bei etwaigen Beschwerden erhielten sie von den junkerlich-reaktionären Regierungspräsidenten natürlich Recht. Gewiß hat namentlich der Minister des Innern, der ehrliche, doch doktrinär verrannte Graf Schwerin durch unglaubliche Schwäche, die er Unparteilichkeit nannte, den gröbsten Unfug der Junker begünstigt. In einzelnen Fällen hätte er wohl durchgreifen können. Jedoch wegen dieses unzweifelhaften, aber sekundären Fehlers darf man nicht die Hauptsache übersehen, daß die unbedingt nöthige, fürchterliche Musterung unter dem ganzen hohen und höheren Personal an allerhöchster Stelle niemals durchzusetzen gewesen wäre, selbst wenn die Minister die Nothwendigkeit erkannten. So ergab sich freilich der unmögliche Zustand, daß die Regierung im Inlande wie Auslande durch ihre schlimmsten Feinde, die Landräthe, Präsidenten, Gesandten junkerlicher Observanz, vertreten, daß das Heer von ebensolchen Feinden der Regierung geführt wurde. Gerade dieser Zustand, der durch junkerlichen Einfluß von oben erhalten ward, schnitt der Regierung aber auch jede Stütze von unten bei den natürlichen Gegnern des Junkerthums ab.

Im fernsten Dorfe hatte der Bauer mit Freuden vernommen, daß eine neue Zeit für das Vaterland, also doch auch für ihn angebrochen sei. Aber es blieb bei der schönen Botschaft; in der Provinz, dem Kreise, dem Dorfe änderte sich nichts. Was frommte es dem Landmanne, daß dort in Berlin nicht mehr der böse Herr von Westphalen, sondern der wackere Graf Schwerin Minister des Innern war, wenn ihn zu Hause sein alter Landrath in alter Weise behandelte, der gnädige Herr die Dorfgemeinde auch ferner nach seiner Pfeife tanzen ließ? Von vielen gut gemeinten Anordnungen der Regierung erfuhr der Bauer kein Sterbenswörtchen; aber Landrath und Gensdarm und Gutsherr sagten ihm ihre Meinung ganz deutlich; sie hatten nach wie vor die Macht, sie durchzusetzen; und von der „neuen Aera" sagten Landrath und Gensdarm und Gutsherr nichts oder doch nichts Gutes. So zog verbitterte Unzufriedenheit oder ohnmächtige Theilnahmlosigkeit in die Gemüther ein.

Jener Zustand mußte vor allem auf das Verhältniß des so zu sagen liberalen Ministeriums zu der liberalen Kammermehrheit zerstörend wirken. Gewiß zeigte sich in diesem Verhältniß die ganze Unreife des preußischen Parlamentarismus. Mit Recht klagte Simson, daß die Kammerliberalen „um alles nicht ministeriell sein wollen; wer mit der Regierung in Verbindung steht, ist ihnen als zweideutige Persönlichkeit verdächtig, wer und wie die Regierung auch sein mag; denn sie sind nach ihrer Meinung vom Lande eigens hergeschickt, um die Minister zu kontrolliren — das ist ihr Begriff von parlamentarischer Regierung; und da halten sie es für ihre Pflicht, Opposition quand même zu machen. Sie können nicht ruhig zu Bett gehen ohne das Bewußtsein, den Ministern im Laufe des Tages gehörig zugesetzt zu haben." Und nicht minder richtig tadelt Bernhardi, daß die Opposition zu wenig ehrgeizig sei; „die Leute denken im Allgemeinen garnicht daran, sich der Regierung zu bemächtigen; mir aber scheint jede politische Partei verwerflich, die nicht darauf ausgeht, Regierung zu werden. Jede Opposition, die sich nicht als künftige Regierung denkt, postulirt unmögliche Dinge." Vortrefflich; — aber liegt hier nicht doch eine Wechselwirkung vor? ist diese Haltung unserer parlamentarischen Opposition nicht noch mehr die Folge als die Ursache der erfahrungsmäßigen Unmöglichkeit für eine konstitutionelle Partei, als solche ans Ruder zu kommen? Und diese Unmöglichkeit beruht im letzten Grunde nicht auf der Stärke der Krone, vielmehr auf der hereditären Herrschaft des antikonstitutionellen Junkerthums über die Krone! Eben deshalb konnte und kann bei uns zu Lande auch keine parlamentarische Partei wirklich ministeriell sein; denn selbst wenn sie zu den Ministern politisch Vertrauen hat, kann sie niemals auf ihre Ministerstellung vertrauen. Gewiß erheischt es das Wesen des Parlamentarismus, daß die Mehrheit der Führung der ihr entsprechenden Regierung folge, nicht ihr geflissentlich Hindernisse bereite. Aber das ist doch nur möglich, wenn die Existenz dieser Regierung durch die Existenz jener Mehrheit wenigstens einigermaßen bedingt und verbürgt ist; unmöglich, wenn unberechenbare Einflüsse geheim und unverantwortlich den politischen Kurs und die Ernennung wie die Entlassung der Ministerien bestimmen. Das Ministerium der neuen Aera war durchaus kein liberales Parteiregiment; immerhin konnte die liberale Mehrheit es unter den gegebenen Verhältnissen als das genehmste betrachten. Sie hätte ihm daher auch bei Bewilligung technisch streitiger Forderungen Vertrauen beweisen können und müssen, — wenn der Zusammenhang dieser Regierung mit dieser Mehrheit irgendwie gesichert gewesen wäre. Jedoch die Ohnmacht des Ministeriums gegenüber dem reaktionären Beamten- und Hofjunkerthum zeigte deutlich, daß es nicht fester stand, als jene Sommerministerien von 1848. Die Einheitlichkeit der Regierung, schon von Anfang sehr problematisch, ward durch die Aufnahme heterogener Elemente, wie Roon und Bernstorff, völlig zerstört. Wenn ein Mann wie der General

Etzel das Mißtrauen hegen mußte, „ob nicht, wenn die Kammern aus Rücksicht für das gegenwärtige Ministerium die verlangten Gelder bewilligt hätten, ein reaktionäres Ministerium an die Stelle treten und die Armee, die man ihm vorbereitet habe, als Werkzeug für die Zwecke der Reaktion gebrauchen werde?“ — so wußten demgegenüber die besten Freunde der Regierung keinen bessern Trost, als daß die Krone so etwas doch nicht thun werde! Auf solchen Boden kann füglich keine Parlamentsmehrheit, die noch einen Funken eigenen Verantwortlichkeitsgefühls besitzt, treten. Wiederum aber benutzten die Junker diesen Zustand der Zerfahrenheit, den ganz allein ihr Einfluß schuf, um die konstitutionellen Minister, die ja von der konstitutionellen Partei selbst im Stich gelassen wurden, bei der Krone zu diskreditiren, und wiederum mit glänzendem Erfolge.

Die Bombe platzte beim Streit um die Heeresreform. Hier erheben sich die schwersten Vorwürfe gegen die damalige Politik der Liberalen; und daß sie hier böse Fehler gemacht haben, ist ebenso richtig, wie, daß diese Fehler auch hier wieder nicht die eigentliche Ursache des traurigen Ausgangs waren. Und wenn seitdem stets bei Militärfragen der Konflikt in Sicht rückt und das ganze politische Leben sich verwirrt, so liegt der Grund darin, daß es in einem halben Jahrhundert nicht gelungen ist, die militärischen Dinge in das konstitutionelle Wesen ehrlich einzufügen, daß dieselben vielmehr eine selige Insel des Absolutismus mitten im Verfassungsstaat bilden. Gerade hier fanden und finden die Junker den günstigsten Boden für ihre rückständige Afterweisheit von dem persönlichen Königthum im Gegensatz zum Staatsorgan, von dem obersten Lehnsherrn reisiger Vasallen; und das im Vaterlande des Volksheeres, der allgemeinen Wehrpflicht, die ihre Vorfahren freilich konsequenter Weise wüthend bekämpften. Ob es den Junkern nicht auch nach Bewilligung der Heeresreform gelungen wäre, die neue Aera über die Fragen der Ministerverantwortlichkeit, der Gemeinde- und Kreisordnung zu stürzen, wie sie seiner Zeit Hardenberg gestürzt haben, mag dahingestellt bleiben, so wahrscheinlich es ist. Thatsächlich sind jene Fragen damals vor der Militärfrage in den Hintergrund getreten, die den Junkern allerdings das beste Operationsfeld bot, das sie mit raffinirter Niedertracht ausbeuteten.

Für eine wirklich parlamentarische Regierung wäre die Durchbringung des gesunden Grundgedankens der Armeereorganisation eine Kleinigkeit gewesen. Und selbst bei der durch Junkereinfluß hervorgerufenen Zerfahrenheit des Verhältnisses zwischen Ministerium und Kammer gab es in dieser für jenen Grundgedanken eine unzweifelhafte Mehrheit. Jedoch gerade auf die Verhinderung einer glatten Erledigung der Sache durch die Regierung der neuen Aera war die von langer Hand vorbereitete Wühlarbeit des Junkerthums gerichtet. Schon bei der Bildung des neuen Ministeriums hatte der gestürzte Kamarillachef schadenfroh und hoffnungsvoll bemerkt: „wenn Edwin Manteuffel bleibt, so ist das des Prinzen Werk; die Armee behandelt S. Kgl. Hoheit gesondert.“ Ja, Edwin Manteuffel blieb; an die Stelle der Kamarilla trat das Militärkabinet; von hieraus spann er das Netz, das die neue Aera erdrosselte. Freilich, der Faden zeigte zunächst eine andere Nummer, als das Gespinnst der alten Kamarilla. Man mußte jetzt etwas vorsichtiger sein, und Manteuffel war sehr vorsichtig. Mit kluger Berechnung wußte er den neuen Herrn zu nehmen; Jahre lang sprach er mit ihm kein Wort von Politik. „Sein ganzes Benehmen sagt beständig: Siehst du, ich bin ein reiner Fachmann, ein Techniker — ich thue, was meines Amtes ist, beschränke mich auf das Technische, und bekümmere mich um weiter gar nichts — und um Politik am allerwenigsten!“ Von diesem „technischen“ Standpunkte aus steigerte er jedoch die ursprünglich durchaus annehmbaren Forderungen allmählich zu uferlosen Plänen, worüber zunächst der allzu konstitutionell gesinnte Kriegsminister v. Bonin zu Fall kam. An seine Stelle brachte, unterstützt vom Generaladjutanten v. Alvensleben, Manteuffel den General v. Roon. Ob er dabei gar nicht an sich selbst gedacht hatte, mag zweifelhaft sein. Roon wenigstens sagte ihm auf den Kopf den Verdacht zu, seine Bedenken gegen die Entwürfe Bonin's „seien nicht wirkliche bloße Bedenken, sondern absichtlich geäußerte Besorgnisse, um den Kriegsminister unmöglich zu machen und die ganze Reform in seine Hände zu bringen“. Das bestritt freilich der Andere feierlichst; und vielleicht sagte ihm in der That der Platz hinter den Coulissen mehr zu. Roon aber hat sich zum Keil hergegeben, das Ministerium, in das er eintrat, zu sprengen!

Dieser ebenso fachtüchtige, wie politisch gewandte Offizier war nicht eigentlich ein Junker vom reinsten Wasser, kein uniformirter Agrarier, sondern durchaus Berufssoldat. Aber als solcher hegte er eine lebhafte Abneigung gegen das konstitutionelle Wesen, die ihn schließlich zum Werkzeug seiner junkerlichen Vetterschaft machte. Schon 1848 hatte er die Stelle eines Erziehers beim künftigen Kronprinzen abgelehnt, weil er sich außer Stande fühle, den Geist des jungen Fürsten mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen. Bei seiner Ernennung zum Minister erklärte er unumwunden, daß er „von der ganzen konstitutionellen Wirthschaft niemals etwas gehalten hätte“. Und in den Eintritt eines solchen Kollegen glaubte das konstitutionelle Ministerium sich schweigend fügen zu müssen und zu können! Das war das Todesurtheil der neuen Aera, und zwar von Rechtswegen. Daß Roon von der Güte seiner Sache überzeugt war, unterliegt nach seiner ganzen Persönlichkeit keinem Zweifel. Aber nichtsdestoweniger ist die Art, wie er den Kampf gegen seine Ministerkollegen führte, einfach unerhört. Das eigentliche Ziel der neuen Aera, die ruhige Befestigung des Konstitutionalismus in Preußen, will er gerade um jeden Preis hintertreiben. „Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen, in der Kloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen.“ Deshalb nimmt er bei allen Friktionen zwischen der Krone und dem Ministerium gegen letzteres Partei, lehnt immerfort jede Solidarität mit demselben entschieden ab; ja, er bemüht sich unablässig, die Krone im Widerstande gegen die konstitutionellen Forderungen des Ministeriums zu bestärken, den König gegenüber seinen alten Jugendfreunden, den „Gespielen“, in bekannter Weise zu „strammen“. Mit großem, aber höchst einseitigem „Freimuth“ predigt er dem Könige, daß dieser seinen Willen gegen Jedermann behaupten müsse; daß die Minister darauf ausgingen, die Krone auf belgischen Standpunkt herabzudrücken, daß sie selbst dem Parlament gegenüber ohnmächtig seien. Dabei fließen seine vertraulichen Briefe über von Hohn und Spott gegen die „Gespielen“; wie er denn noch lange Jahre von dem kronprinzlichen Hofe und der „koburgischen“ Verwandtschaft in einem Tone spricht, der für einen so strammen Royalisten mindestens merkwürdig ist.

Vor allem gab er auf seinem eigentlichen Gebiete, der Militärfrage, seinen konstitutionellen Kollegen den Fang. In inniger Verbindung mit Manteuffel macht er der Kammer die Bewilligung der Reorganisation schlechtweg unmöglich. Nicht nur, daß ihr Einfluß jede Konzession verhinderte, steigerten sie vielmehr die Forderungen durch geflissentliche Bestärkung gewisser militärischer Liebhabereien; und um nur ja keine Verständigung sich anbahnen zu lassen, begünstigten Militärkabinet und Kriegsministerium bei Besetzung der neuen Offizierstellen das Junkerthum in einer so herausfordernden und ungerechten Weise, daß selbst in den gemäßigtsten Kreisen die Stimmung ungemein verbittert wurde und die Meinung aufkommen konnte, die neuen Formationen seien vornehmlich als Versorgungsanstalten für die Junker erdacht.

Uebrigens verweigerten zu derselben Zeit die Junker, die vor Entrüstung überschäumten, weil die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses nicht alle Militärforderungen glatt bewilligte, im Herrenhause die Geldmittel für diese Heeresreform. Die so lange schon als nothwendig erkannte Ausgleichung der Grundsteuer sollte jene Mittel liefern,

unter Entschädigung für die bisher grundsteuerfreien Ritterhufen. Ei, wo blieb da der opferwillige Patriotismus der edlen Ritter? Wiederholt lehnte das Herrenhaus die Grundsteuervorlage ab; erst durch einen Pairsschub konnte sein Widerstand gebrochen werden.

Nach mehrjähriger unterirdischer Wühlarbeit erreichten denn endlich Manteuffel und Roon ihr gemeinsames Ziel, den Sturz der neuen Aera; Roon darüber hinaus auch die Berufung des Mannes, den er stets als den kommenden bezeichnet hatte, worüber der Andere freilich weniger entzückt war. Roon's ceterum censeo war stets die Ernennung Bismarck's gewesen. Vergeblich hatte ihn der vertraute Freund Perthes gewarnt vor dem Manne, „der nach außen revolutionär auftreten würde, um nach innen konservativ sein zu können, der die deutschen Fürsten Preis gäbe, um den brandenburgischen Adel zu retten!“ Wie früher mit Gerlach wider Manteuffel, so hatte Bismarck die ganze Zeit mit Roon wider die neue Aera unter einer Decke gesteckt. Und nach dem kurzen Hohenlohe'schen Zwischenreich konnte endlich der Ueberwinder der „Gespielen“ seinem Kandidaten fröhlich drahten: „die Birne ist reif“. Daß diese Ernennung das Signal zum wildesten Losbruch des Konflikts sein mußte, konnte Niemand, den Ernannten selbst am wenigsten wundern. Sollte doch einst Friedrich Wilhelm IV. Bismarck's Eintritt in das Kabinet Brandenburg mit den Worten abgelehnt haben: „rother Reaktionär, riecht nach Blut; später zu gebrauchen!“ Und er selbst schrieb unmittelbar vor seiner Ernennung an Roon: . . . „besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Oktroyiren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit, und man denkt: nanu geht's los. Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln geneigt.“ Nur in dieser letzten Schlußfolgerung täuschte sich der Kluge. Seine alte Reputation verlor durch den Oelzweig von Avignon nichts von ihrer Schärfe; aber von Unterhandeln war um so weniger die Rede, da sich der Streit um die Heeresreform zum Konflikt um die Verfassung des Landes auswuchs. Ja, was den Streitern auf beiden Seiten die Waffen schärfte, das war die immanente soziale Bedeutung dieses Kampfes. Treffend hat sie Max Duncker in den Worten bezeichnet: „es ist nicht mehr ein Kämpfen um einzelne Artikel der Verfassung; es ist ein Kampf um Prinzipien, es ist ein Ständekampf daraus geworden — ein Kampf des Bürgerthums gegen das Junkerthum.“

(Weitere Artikel folgen.)

Hugo Preuß.

Die Tagebücher eines Königs.

Groß ist die Zahl der Denkwürdigkeiten, die Dichter, Künstler, Gelehrte, Krieger, Staatsmänner und selbst Könige aufgezeichnet haben; aber meist trafen die Verfasser, zur Schonung der eigenen Person und der Mitwelt, die Bestimmung, daß ihre Memoiren erst geraume Zeit nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit zu übergeben seien. Friedrich der Große hat zwar, mit der ihm eigenen Gleichgültigkeit gegen das Urtheil anderer, die Geschichte seiner Zeit schon während seines Lebens drucken lassen — immerhin ist dies ein historisches Kunstwerk, das sagt und verschweigt, was dem Autor gerade gut scheint. Allein daß ein Mann in der hohen und verantwortungsreichen Stellung eines Königs seine Tagebücher selber — unter dem durchsichtigen Schleier eines „Augenzeugen“ — textgetreu bereits wenige Jahre nach der in ihnen berichteten Ereignissen dem verehrlichen Publikum unterbreitet, das ist doch einmal, trotz Rabbi Akiba, etwas Neues unter der Sonne. Wie viele in den Aufzeichnungen Karls von Rumänien genannten und besprochenen Persönlichkeiten leben noch heute und sehen von dem erlauchten Tagebuchschreiber ihre Worte und Thaten ohne Scheu der Oeffentlichkeit preisgegeben. Freilich sind die Tagebücher — wenigstens in der Gestalt, unter der sie gedruckt erscheinen — außerordentlich objektiv gehalten. Selten ein ungünstiges Urtheil, auch dann nur über Parteien oder Regierungen nicht über einzelne; meist ruhige Erzählung der Thatsachen mit eingestreuten Briefen und Aktenstücken. Das Ganze macht den Eindruck absoluter Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit. König Karl spricht allerdings von seinem Standpunkte aus; wie vermöchte er es anders bei Erwähnung von Vorgängen, bei denen er persönlich eine höchst hervorragende Rolle gespielt hat. Allein der Regel nach führt er auch entgegengesetzte Anschauungen an und gibt durch die schlichte Darstellung der Ereignisse dem aufmerksamen Leser die Möglichkeit der Kritik selber an die Hand. Auch nicht der leiseste Versuch wird gemacht, durch blendende Schilderungen oder beredte Monologe Stimmung zu schaffen. Das Interesse liegt einzig in den Personen und Dingen, die erwähnt werden, der vortrefflichen Kenntniß, die naturgemäß der Verfasser von ihnen und ihrem innersten Wesen und Zusammenhange besitzt, und endlich der Theilnahme, die er selber bei uns erweckt. Der königliche Autor tritt uns in seinen schmucklosen Niederschriften als ein Mann warmen Herzens, lebhaften Familiensinnes, treuer Anhänglichkeit an sein deutsches Vaterland entgegen, vor allem aber als ein Fürst, der sich ganz und vollständig seiner großen Aufgabe hingibt, der an ihn ergangenen Berufung eines zukunftsreichen Volkes zu entsprechen und dieses aus beschränkten, armseligen Verhältnissen und allen Schäden der Halbkultur zu Unabhängigkeit, Größe und Civilisation zu führen. Dieses große Ziel schnell zu erreichen, wird ihm durch mehrfache Umstände erschwert: durch die engen Grenzen, die die parlamentarische Verfassung des Landes seiner Macht zieht, und die zu überschreiten er nie den leisesten Versuch unternommen hat; durch das Mißtrauen, das man ihm als einem Fremden vielfach entgegenbrachte, und das er erst allmählich zu bannen vermochte; durch das wüste Parteigetriebe sowie durch die sittliche Nichtsnutzigkeit vieler unter den leitenden Politikern Rumäniens. Er hat alle diese Hemmungen mit unverwüstlicher Ausdauer und sicherer Besonnenheit zu überwinden gewußt: zweifellos ein für ihn höchst rühmliches Ergebniß. Dabei hat Carol I. durchaus nichts Geniales in seiner Natur; aber er ist ein tüchtiger und ganzer Mann, pflichtgetreu und festen Charakters — und das war bei seiner schwierigen Stellung das Beste und Nützlichste. Geholfen hat ihm in seinem harten Ringen der Stolz auf seine vornehme Abkunft, auf seine Verwandtschaft mit einem der allermächtigsten Herrscherhäuser Europas — eine Gesinnung die oft in beinahe naiver Weise zum Ausdrucke gelangt — und das kräftige Zutrauen zu sich selbst, zu dem eigenen Wesen und Urtheil. Das sind Eigenschaften, die, wenn sie nicht überschwänglich und nicht auf unedel eigennützige Zwecke gerichtet sind, einen hohen Vorzug des Staatsmannes ausmachen, ihm zum Gelingen geradezu unentbehrlich sind.

Der zweite Theil dieses Tagebuches war besonders durch die überraschenden Schlaglichter bedeutsam, die er auf die Geschichte der Hohenzollern-Kandidatur in Spanien und damit auf den Ursprung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 warf. Er zerstörte für immer die mehr als zwei Jahrzehnte hindurch gehegte Meinung, als sei jene Kandidatur bis zu den entscheidenden Ereignissen des Jahres 1870 der preußischen Regierung fremd geblieben, und bewies, daß Bismarck sie sofort nach ihrem Auftauchen gekannt und eifrig gefördert hatte. Der nun vorliegende dritte Theil*) behandelt die Entstehung und den Fortgang des russisch-türkischen Kampfes von 1877/78.

Der damalige Fürst Karl hat die Erhebung der christlichen Völker der Balkanhalbinsel gegen ihren ottomanischen Oberherrn herbeigesehnt. Obwohl Vasall der Pforte, hat er seit dem Aufstande der Serben diesen seine volle Sympathie

*) Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Dritter Band. Stuttgart, Cotta's Nachfolger, 1897.

gewidmet. Als nun Rußland sich rüstete, den besiegten Serben zu Hilfe zu kommen, standen für Rumänien drei Wege offen. Entweder es blieb seiner Suzeränin, der Pforte, getreu und unterstützte sie gegen Rußland; oder es hielt sich neutral; oder endlich es schloß sich, mit Verletzung seiner Lehnspflicht, den Russen gegen die Türkei an. Das erstere Verfahren war unmöglich, da die Pforte keine genügende Offensivkraft besaß, um Rumänien gegen die russische Uebermacht zu schützen, und solches deshalb der Feindschaft der Russen hilflos preisgegeben gewesen wäre. Der zweite Weg aber ward dem Fürsten von allen Seiten angerathen. Die Meinung von der Tüchtigkeit des damaligen russischen Heeres und besonders seiner Führer war mit Recht eine ungünstige. Des Fürsten Vater, Anton von Hohenzollern, warnte ihn, sich in Rüstungen und Abenteuer zu stürzen, die mindestens den Nationalwohlstand seines ganzen Landes aufs Tiefste schädigen würden. Graf Andrassy, der österreichische Minister des Auswärtigen, forderte strenge Neutralität und bei dem Einmarsch der Russen Rückzug des rumänischen Heeres in die Gebirge der Kleinen Walachei, indem er zugleich die Erhaltung Rumäniens und dessen endliche Befreiung von der Pforte verbürgte. Ein solcher Ausweg wäre für Rumänien wenig ehrenvoll gewesen. In der That rieth Fürst Bismarck Neutralität an oder unter Abschluß eines Vertrages mit Rußland, der dessen übermächtiger Armee ungehinderten Durchmarsch gestatte. Ein solches Verfahren würde allerdings Rumänien seines Lehnsverhältnisses zu der Türkei von selbst entledigt haben, ohne daß jenes für die Russen hätte bluten müssen.

Das war ebenfalls die Meinung im Lande, nicht nur unter der Bevölkerung, sondern auch unter den Staatsmännern, von denen nur zwei, Cogalniceanu und Rosetti, dem Anschlusse an Rußland günstig gesinnt waren; der dem Fürsten sehr ergebene Minister des Aeußern, Jonescu, nahm seine Entlassung, als er diesen sich Rußland zuneigen sah. Fast allein in Rumänien und in Europa wählte Karl die Kooperation mit dem Zaren; wie er sagte und sich wahrscheinlich auch selber überredete, „zur Ehre des Landes“ — der Wirklichkeit nach aber in dem geheimen Wunsche, gleich seinen deutschen Verwandten und ehemaligen preußischen Waffengenossen kriegerische Lorbeeren zu ernten und damit sich und seinem Hause festere Wurzel in dem fremden Boden zu schaffen. Er übersah, daß er damit die zwar nominelle, aber nicht thatsächliche Abhängigkeit von der schwachen und duldsamen Türkei gegen die nicht staatsrechtliche, aber um so wirksamere Abhängigkeit von dem starken und herrschsüchtigen Rußland austauschte. Rumänien hat diese bittere Folge von Fürst Karols verhängnißvollem Mißgriffe schon damals, wie wir sehen werden, empfunden.

Es gelang leicht, in einigen Ausdrücken der im Dezember 1876 von Midhat Pascha entworfenen türkischen Verfassung eine Beleidigung Rumäniens zu finden, daraus, trotz der sofortigen Nachgiebigkeit der Pforte, einen Konflikt herzustellen. „Der Konflikt“, schreibt Fürst Karl selber seinem Vater am 20. Januar 1877 „kam mir sehr erwünscht; Midhat suchte ihn zwar mit allen Mitteln beizulegen, allein da wir heute mehr verlangen, als er den Muth hat uns zu geben, so bleibt dies eine offene Frage.“ Er benutzte den Zwischenfall, um am 16. April 1877 den Durchzugsvertrag mit Rußland abzuschließen. Kaum standen dessen Truppen im Lande, so erklärte Rumänien, am 21. Mai, unter großem Gepränge seine Unabhängigkeit.

In eben diesen Tagen zeigte sich schon die Kehrseite der Medaille. Mit hochmüthiger Anmaßung verschmähte die russische Regierung die von dem Fürsten dringend gewünschte Betheiligung des rumänischen Heeres an dem Kampfe, dessen Verdienst und Früchte sie allein zu ernten gedachte. „Die kaiserliche Armee ist stark genug, um des Beistandes der rumänischen Truppen entrathen zu können“, hieß es in einer von Petersburg nach Bukarest gerichteten Depesche. Vergebens erschöpfte sich Rumänien in Dienstleistungen für die Russen; sie hatten nicht ein Wort des Dankes und begnügten sich, über den schlechten Zustand der rumänischen Eisenbahnen öffentlich zu spotten. Als dann im Juli das russische Heer von den verachteten Türken vor Plewna zwei schmähliche Niederlagen erlitt, zeigten seine Führer nicht übel Lust, die Verantwortung dafür der mangelnden Mitwirkung der Rumänen zuzuschreiben! Sie forderten nunmehr mit großem Ungestüm deren Hülfe, aber unter Bedingungen, die von neuem ihre Herrschsucht und ihren Hochmuth erwiesen: die rumänische Armee sollte zersplittert und den russischen Generalen unterstellt werden. Da wallte in Karl das Hohenzollernblut auf; er erklärte mit Entschiedenheit, er werde den Befehl über sein Heer nicht aus der Hand geben, auch dessen Uebergang über die Donau so lange ablehnen, bis dessen Beziehungen zur russischen Armee geregelt seien. Es sei doch nicht möglich, wandte ihm Großfürst Nikolaus ein, daß der Fürst unter dem Kommando eines russischen Generals stehen könnte. Nein, antwortete Karl, dagegen könnten leicht zehn russische Generale meinem Befehle unterstellt werden. Die Russen wurden von der bittern Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Am 28. August übertrug Kaiser Alexander II. dem Fürsten den Oberbefehl über das gesammte Belagerungsheer vor Plewna. Man hat ihm die Demüthigung nicht vergessen.

Der Fortgang der Ereignisse ist bekannt. Fürst Karl erwies sich als ein tüchtiger Soldat, unerschrocken, besonnen, der sich ohne weichliche Sorge für seine Person der Hitze und Kälte, den Entbehrungen, Mühen und Gefahren mit muthiger Freude aussetzte, so der preußischen Schule Ehre machte. Er erkannte sofort, daß die stark befestigte Stellung der Türken vor Plewna nicht durch plötzlichen Angriff, sondern nur durch regelrechte Belagerung zu bezwingen sei. Allein die durch ihre bisherigen Niederlagen gedemüthigten und gereizten Russen verlangten sofortigen Sturm; er ward am 11. September mit dem ungeheuren Verluste von 16000 Mann zurückgeschlagen; nur die Rumänen eroberten die wichtige Redoute von Griwitza, an der die Russen bei der vorhergehenden Schlacht mit Einbuße von 7000 Mann gescheitert waren. Nun mußte man wohl oder übel Carol's Rath befolgen und die Cernirung beginnen. Lediglich die Mithilfe des rumänischen Heeres ermöglichte die völlige Einschließung und Aushungerung des heldenmüthigen Osman Pascha. Am 10. Dezember 1877 machte er einen verzweifelten Versuch des Durchbruches; als dieser gescheitert war, kapitulirte das türkische Heer von Plewna, nach fünfmonatlichem Widerstande.

Fürst Karl war glücklich. „Meine Stellung,“ schrieb er seinem Vater, „wird jetzt im In- und Auslande eine ganz andere werden. Die vielen Opfer, die der Krieg kostet, müssen ertragen werden, denn Rumänien durfte nicht anders als mit seinem Blute die Unabhängigkeit erkaufen, und fortan wird sie uns niemand mehr streitig machen.“ Er sollte bald enttäuscht werden.

Rußland erstattete den Dank für die Rettung seines Heeres, seiner Politik und seines Ansehens in Europa, indem es von Rumänien die Abtretung des fruchtbaren Bessarabien mit der nördlichen Donaumündung forderte. Vergebens protestirten der Fürst, die Regierung, die Kammern, vergebens wiesen sie darauf hin, daß Rußland erst jüngst in dem Durchmarschsvertrage die Unverletzlichkeit des rumänischen Gebietes feierlich gewährleistet habe. Sie fanden bei dem Zaren und seinen Ministern nur spöttische Abweisung und das Pochen auf die materielle Macht. Wahrlich, Fürst Karol würde weiser gehandelt haben, wenn er von vorn herein die Russen sich selbst überlassen und damit deren Niederlage besiegelt hätte. Jetzt rächten sie sich wegen des selbständigen Auftretens des kleinen Staates, indem sie ihn von den Verhandlungen des Waffenstillstandes und Friedens völlig ausschlossen. Auf den Widerspruch der Rumänen antworteten sie: sie thäten nur, was Preußen 1871 gethan, als es im Namen aller seiner Verbündeten den Frieden verhandelt habe, und Rumäniens Interessen befänden sich in dessen Händen. Ein neuer Hohn nach den Beweisen bundesfreundlicher Gesinnung, die Rußland soeben gegeben hatte. Auch der Friede von San Stefano, am 3. März 1878, wurde ohne Betheiligung Rumäniens abgemacht: er brachte

diesem, als Entschädigung für Bessarabien, die öde, hauptsächlich von Tataren und Bulgaren bewohnte Dobrudscha.

Fürst Karl und sein Gesinnungsgenosse Cogalniceanu klagten nun fruchtlos über das „furchtbare Erwachen" aus den Träumen russischer Freundschaft und über das Beiseiteschieben Rumäniens am Tage der Abrechnung. Im Lande selbst wurden gegen den Fürsten und seinen Minister laute Vorwürfe erhoben. Die staatliche Unabhängigkeit war zwar erlangt, Herrscher und Heer hatten sich im blutigen Kampfe vorzüglich bewährt — allein schreckensvoll hatte sich über Rumänien das Gespenst erhoben, das seitdem dieses Land unablässig bedroht: die russische Gewaltherrschaft. Mögen Oesterreich und seine Bundesgenossen dafür sorgen, daß hierdurch nicht des trefflichen und sympathischen Carol I. segensreiche Regierung zum Unheil für Rumänien ausschlage!

M. Philippson.

Civildienstreform in den Vereinigten Staaten.*)

Als es sich um die Abfassung der Unionsverfassung handelte, wollte man dem Präsidenten nicht das alleinige Ernennungsrecht geben, nahm vielmehr die Bestimmung auf, daß der Präsident die Beamten „mit Rath und Zustimmung des Senats" zu ernennen habe. Man befürchtete die Wiederkehr der unverantwortlichen Mißbräuche bei der Aemtervertheilung, wie sie seitens der englischen Premierminister, insbesondere zur Zeit Georgs III., im Schwange waren. Nach ehe die Verfassung angenommen worden, und ehe es noch sicher war, wer der erste Präsident der Vereinigten Staaten sein würde, erhielt Washington schon viele Gesuche von Anstellungsuchenden. Seine regelmäßige Antwort war: „Ich will das Amt antreten, ohne eine vorherige Verpflichtung, welcher Art sie auch sei, übernommen zu haben." Bei jeder Ernennung handelte er nach dem Grundsatz, nur den tüchtigsten und geeignetsten Kandidaten zu wählen. Als sich um einen einträglichen Posten zu gleicher Zeit ein naher persönlicher Freund und ein scharfer politischer Gegner Washington's bewarben, wählte er zum allgemeinen Erstaunen den Letzteren und begründete seine Wahl mit den Worten: „Der Gewählte ist, wenn er auch mein politischer Gegner ist, ein tüchtiger Geschäftsmann, mein Freund ist das nicht. Meine persönlichen Gefühle haben hierbei nicht mitzusprechen; ich bin nicht George Washington, sondern der Präsident der Vereinigten Staaten". Nach solchen Grundsätzen handelten im Wesentlichen auch die nächsten fünf Präsidenten.

Der Begründer des sogenannten „patronage" oder „spoils system", des Beutesystems („dem Sieger gehört die Beute"), unter dem die Anstellungen von dem zur Anstellung Berechtigten nach Belieben als Belohnung für geleistete oder als Bestechung für noch zu leistende Dienste gebraucht werden können, war Präsident Jackson. Sein Name ist in der Geschichte der Vereinigten Staaten befleckt durch die Erinnerung an unverdiente Amtsententsetzungen und noch unverdientere Ernennungen. Lincoln erklärte die Last der Abwehr von Stellenjägern für ebenso schwer wie die Aufgabe, den Staat durch die Kriegszeiten hindurch zu leiten, und sagte, wenn die Vereinigten Staaten einmal zu Grunde gingen, dann würde dieses Drängen und Jagen (wriggle and scramble) nach Aemtern die Schuld daran tragen. Die Civildienstreform, die aufgebaut ist auf dem „merit system", wonach Anstellung nur auf Grund bestandener spezieller Prüfung für das jeweilige Amt und für eine bestimmte Anzahl von Jahren oder ganz allgemein für die Dauer vorwurfsfreier Führung erfolgen sollte, wurde zuerst im Kongreß 1865 angeregt; trotz wiederholter Niederlagen ließen sich die Anhänger der Reform nicht abschrecken, ihre Anträge immer von Neuem einzubringen, bis schließlich unter dem Druck der öffentlichen Meinung die sogenannte Pendleton bill zur Annahme gelangte und am 16. Januar 1883 vom Präsidenten vollzogen wurde.

Durch dieses Gesetz ist die Besetzung der größten Zahl der von der Regierung der Vereinigten Staaten (nicht der von den Einzelstaaten) zu besetzenden Aemter von dem Bestehen einer für jedes Spezialfach (Ministerial-, Zoll-, Postdienste) besonders angeordneten Prüfung abhängig gemacht; und nicht nur das! Nach einem sehr fein ausgedachten System wird der Durchschnitt der von jedem Einzelnen in der Prüfung bewiesenen Leistungen berechnet und danach eine Liste der Anwärter für jeden Dienstzweig aufgestellt, aus der bei Freiwerden einer Stellung nur die an erster Stelle stehenden drei Anwärter dem zur Besetzung des Amts Berechtigten zur Auswahl präsentirt werden; es gelangen also nicht nur die Fähigsten am schnellsten zu einer Anstellung, sondern es werden auch Begünstigungen von Parteigenossen beinahe ganz ausgeschlossen. Nach dem soeben ausgegebenen Bericht der mit der Durchführung jenes Gesetzes betrauten United States Civil Service Commission sind jetzt rund 53 000 Amtsstellungen im Unionsdienst nur durch Ablegung von Prüfungen zu erlangen. Daß die Prüfungen ernsthaft genommen werden, erhellt aus der Zahl derer, die sie nicht bestehen (im letzten Berichtsjahr 11 225 von 31 036 Geprüften). Immerhin sind noch eine ganze Anzahl der höheren Stellen, abgesehen von den rein politischen der Staatssekretäre und ihrer ersten Gehilfen, ohne Prüfungen zu erlangen, ein Uebelstand, den die Kommission mit Recht abgestellt zu sehen wünscht, weil viele tüchtige Elemente sich dadurch von dem Eintritt in den Unionsdienst abschrecken lassen, daß sie sich von der Aussicht auf Beförderung abgeschnitten sehen. Jedoch ging, jedenfalls in den letzten Jahren, das Streben nach immer weiterer Einschränkung des Gebiets der ohne Prüfungen zu erlangenden Stellungen; so ist im letzten Jahre die Erlangung des Amts eines Konsuls, mit einigen wenigen Ausnahmen, von Ablegung einer besonderen Prüfung abhängig gemacht worden, und man verspricht sich große Vortheile davon für den Konsulardienst. Ob sich die jetzige republikanische Regierung, gegenüber dem Ansturm der Aemterjäger unter ihren Parteigenossen gegen das Gesetz, ebenso abweisend zeigen wird, wie Cleveland es gethan hat, erscheint freilich etwas zweifelhaft. Die civil service commission, in der nach dem Gesetze nie mehr als 2 von den 3 Mitgliedern zur gleichen politischen Partei gehören dürfen, wird jedenfalls so weit sich voraussehen läßt, energisch wie bisher auf gewissenhafte Durchführung des Gesetzes dringen. Dazu hat sie um so leichter Gelegenheit, als ihr jede Besetzung einer Stelle gemeldet werden muß und als sie das Recht hat Untersuchungen über Unregelmäßigkeiten bei Amtsbesetzungen und -Entsetzungen anzustellen und die Verfolgung und nöthigenfalls Absetzung des gegen das Gesetz handelnden Beamten zu erzwingen.

Das Beispiel der Union hat für einige, wenn auch nur wenige Staaten als Ansporn gewirkt, für ihre und für die städtischen Beamten gleichfalls die Civildienstreform durchzuführen. Das bei Weitem beste Gesetz hat sich der Staat Massachusetts bereits im Jahre 1884 gegeben und hat dabei den interessanten Versuch gemacht, auch die Beschäftigung von Arbeitern, gelernten wie ungelernten, im Dienste des Staates und theilweise auch der Städte nach einem gewissen System zu ordnen. Das Gesetz verbietet zunächst ausdrücklich, daß Empfehlungen seitens eines Senators, Abgeordneten u. s. w. bei der Anstellung, außer hinsichtlich der persönlichen Eigenschaften des Anzustellenden entgegengenommen oder in Betracht gezogen werden sollen, verbietet ferner die Einsammlung von Geldbeiträgen durch Beamte für politische Zwecke in öffentlichen Gebäuden, und erklärt ausdrücklich, daß Niemand, der im öffentlichen

*) Vergl. den Artikel desselben Autors über Stadtverwaltung in den Vereinigten Staaten in Nr. 37 der „Nation".

Dienst steht, verpflichtet sein soll, zu irgend einem politischen Fonds beizutragen oder irgend welchen politischen Dienst zu leisten, und daß seine Weigerung etwas derartiges zu thun, keinen Grund zu seiner Benachtheiligung im oder Entfernung vom Amte abgeben dürfe. Ebenso ist bei den Prüfungen jegliche Frage nach der politischen oder religiösen Meinung oder Zugehörigkeit des Bewerbers streng verboten, und keine Ernennung oder Auswahl zu einem Amte darf von solcher Meinung oder Zugehörigkeit beeinflußt werden. Es mag hier nebenbei um des Vergleichs mit spezifisch preußischen Ansichten willen auf die Stellung hingewiesen werden, die die United States Civil Service Commission zu der oft an sie gerichteten Frage einnimmt, wie sich ein Beamter bezüglich der Theilnahme an politischen Bewegungen zu verhalten habe. Indem sie vorausschickt, daß sie zwar nicht die Aufgabe habe, Regeln hierfür aufzustellen, daß aber solche, wenn sie aufgestellt werden würden, jedenfalls für Anhänger aller Parteien gleichmäßig angewendet werden müßten, spricht sie ihre Ansicht dahin aus: Jeder Beamte habe das Recht, nach seiner Ueberzeugung zu stimmen und seine Meinung über politische Dinge im Privatkreise auszusprechen; aber er solle sich nicht aktiv an politischen Verhandlungen und Wahlkampagnen betheiligen, aus denselben Gründen, aus denen ein Richter, ein Offizier, ein Soldat oder ein Polizeibeamter an solcher aktiven Betheiligung verhindert sei. Es sei nicht zu hart, dies von Jemandem zu verlangen; er sei dadurch nur verhindert, während er sich im Dienste der Allgemeinheit befinde, seine amtliche Stellung zum Nutzen einer der Parteien zu verwenden, in die diese Allgemeinheit zerfällt; es gebe kein anderes Mittel dies zu verhindern. Ich bin übrigens mehr als zweifelhaft, ob diese Anschauung der Kommission in Amerika allgemein getheilt wird; sie erklärt sich aber vielleicht aus der Einsicht der Kommission in die Unzuträglichkeiten, die Wahlkampagnen für den öffentlichen Dienst häufig dadurch herbeigeführt haben, daß Beamte in gewissenlosester Weise behufs politischer Agitation ihr Amt monatelang im Stich gelassen haben.

Um auf den Staat Massachusetts zurückzukommen, so sind nicht nur für den Subalterndienst im weitesten Sinne sondern auch für alle Angestellten der Polizei, Feuerwehr, Gefängnisse, Ingenieure, Heizer, Inspektoren, Aufseher u. s. w. besondere Prüfungen eingeführt, auf die hier ausführlicher einzugehen nicht erforderlich sein dürfte. Es genüge zu sagen, daß die Zahl der Bewerber ständig wächst, und daß dies Wachsthum als der sicherste Beweis für die allgemeine Ueberzeugung von der guten Wirkung, der Richtigkeit und der Gerechtigkeit des jetzigen Systems zu gelten hat, dessen immer weitere Ausdehnung in Aussicht genommen ist.

Von größerem Interesse für europäische Verhältnisse ist das System, nach dem der Staat und die Städte ihre Arbeiter annehmen. In Boston z. B. werden viermal im Jahre, Anfangs Februar, Mai, August und November, in den öffentlichen Blättern Aufforderungen an Arbeiter und Handwerker sich zu melden erlassen, die Bewerber müssen Bürger der Vereinigten Staaten, innerhalb des letzten Jahres vor der Meldung Einwohner des Staates und innerhalb der letzten 6 Monate Einwohner der Stadt gewesen sein. Jeder, der genügende Zeugnisse über seine Fähigkeiten beibringt, wird nach der Reihenfolge der Anmeldung in eine Liste aufgenommen, in welcher alles Nähere über seine persönlichen Verhältnisse verzeichnet wird; die Wahrheit seiner Angaben hat er eidlich zu erhärten. Veteranen aus dem Rebellionskriege können sich zu jeder Zeit im Jahre melden und werden stets, wenn Arbeiter verlangt werden, in erster Reihe vorgeschlagen. Bei jedem Verlangen nach Arbeitern muß seitens der betreffenden Behörde die gewünschte Zahl derselben und die Art der Arbeit, für die sie gewünscht sind, angegeben werden. Ist für die verlangte Arbeit keine genügende Anzahl von Veteranen in den Listen verzeichnet, so wird die doppelte Anzahl der verlangten Arbeiter, abgesehen von den Veteranen, ausgesucht, wobei zunächst diejenigen bevorzugt werden, die schon im gleichen Departement gearbeitet haben, und dann diejenigen, welche eine größere Familie zu erhalten haben. Die Namen der eingestellten Arbeiter werden der civil service commission alsbald mitgetheilt; diese Arbeiter können, wenn die Arbeit beendet ist, und wenn sie sich zur Zufriedenheit geführt haben, auf Antrag ihren Platz in der Liste wiedererhalten. Ist die schleunige Besetzung einer Stelle nöthig, so darf vorübergehend irgend ein Beliebiger eingestellt werden, indessen höchstens auf 5 Tage, in denen ein in die Listen Eingetragener bei der civil service commission erbeten werden muß. Auf eine Reihe von weiteren Einzelbestimmungen soll hier nicht eingegangen werden; es leuchtet aber ein, daß auch bei dieser Art der Civildienst-Reform nach den denkbar gerechtesten und Begünstigungen möglichst ausschließenden Grundsätzen verfahren ist. Aehnliche, wenn auch nicht so streng durchgeführte Prinzipien, hat man in Deutschland zwar bei winterlichen Notharbeiten verschiedentlich angewandt; eine so planmäßige, gerechte Vertheilung der Arbeit für die regelmäßigen Arbeiten der Gemeinden oder des Staates ist aber bisher bei uns unbekannt geblieben; in der Regel deckt vielmehr jedes Departement seinen Bedarf an Arbeitskräften aus den sich ihm zufällig Anbietenden, unter denen sich oft die zweifelhaftesten Elemente, jedenfalls nicht immer die der Beschäftigung am meisten Würdigen befinden. In Boston werden jetzt alljährlich weniger Arbeiter bei der civil service commission verlangt, woraus hervorgeht, daß auch in diesen Stellungen eine größere Ständigkeit eingetreten ist. Dafür, daß keine wesentlichen Mißbräuche eintreten können, sorgt die Oeffentlichkeit der Listen für Jedermann und die Oberaufsicht der Kommission, der selbst die Gründe der Entlassung von Arbeitern angegeben werden müssen, und die Untersuchungen darüber anzustellen berechtigt ist.

Die Civildienst-Reform hat sich deshalb unter allen Reformen in Amerika besonders bewährt, weil sie an die Wurzel des Uebels rührte; je gründlicher und weiter sie durchgeführt wird, desto geneigter wird der beste Theil der Bürgerschaft sein, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten der Städte wieder zu befassen; und der amerikanischen Intelligenz und Energie, die auf anderen Gebieten des Staatslebens so Bedeutendes geleistet hat, wird es zweifellos glücken, auch in ihrer Stadtverwaltung große Erfolge zu erringen.

Boston, Mass. Gustav Herzfeld.

Auersperg und Frankl.

Keine zwingenden Persönlichkeiten, aber achtunggebietende Männer. Keine blendenden faszinirenden Köpfe, in denen die Welt ein eigenes Spiegelbild gefunden, sondern geordnete normale Existenzen voll Ciceronianischer Bürgertugenden, einheitlicher, durch nichts geirrter Lebensführung, gerader Thätigkeit, so treten uns in ihrem Briefwechsel Anton Alexander Graf Auersperg und Ludwig August Frankl entgegen.*)

Der eine aus altem Adelsgeschlecht, der andere von jüdischer Abkunft; beide Weggenossen auf einem langen Leben. Einig in dichterischem Streben, einig aber auch in ihrer öffentlichen Thätigkeit. Der österreichische Aristokrat und der österreichische Jude enragirte Vertreter des Liberalismus und Kämpfer gegen den Föderalismus. Beide Männer voll freiheitlichen Unabhängigkeitssinnes.

Als der Graf Auersperg zum Geheimrath mit der Würde Exzellenz ernannt wurde, schrieb er:

„Aber das kann ich nicht verschweigen, daß ich nunmehr als Folge davon mit doppelt ängstlicher Treue und Sorgfalt meine bisherige Unabhängigkeit zu wahren haben werde; dieses kostbare Gut,

*) Berlin 1897. Concordia.

ohne welches ich den höheren Interessen, denen ich gern meine bescheidenen Dienste widme, mit einigen Erfolgen zu dienen nicht mehr vermöchte."

Und gerade in dieser Zeit kämpfte er für die Sache der Krainer Heimathgenossen gegen die ungerechtfertigte Erhöhung der Grundbesteuerung.

Beide Männer sind in ihrem öffentlichen Leben von nachwirkender Bedeutung — der eine als Politiker, als Kämpfer für die Verfassung, als Trutzritter gegen die Klerikalen, der andere als unermüdlicher begeisterter Anreger des Wiener Schillerdenkmals, als Begründer des Blindeninstituts. Beide in ihrem Dichten von zeitlicheren Grenzen, wenn auch die politische Lyrik Auersperg's, der als Anastasius Grün durch die Litteraturgeschichte geht, in ihrer hellen ritterlichen Frische weniger dem Staub verfiel als die Epigonendichtung Frankl's. Ihre Briefe, die Sachlichkeit mit einer zierlichen Höflichkeit verbinden, haben für feinschmeckerische Genießer nicht zuviel Reize. Formalistische gar nicht, originelle Noten fehlen und persönliche Prägungen. Etwas Wohltemperirtes liegt darüber, als habe sie ein gemessen im Zimmer auf und abschreitender Mann mit immer gleicher Stimme in immer gleichen Rhythmus diktirt.

Die Freundschaft beider Männer ist nicht voll lebhaften Temperamentes, sie hat mehr die Qualität haber gegenseitiger Werthschätzung und gefestigter Uebereinstimmung. Sie wissen, was sie einander sind und machen nicht viel Worte davon.

Nur Frankl verfällt manchmal in eine üppigere Rhetorik, vor allem in seinen Widmungen zu Freundschaftsspenden.

So schickte er aus Jerusalem, an Grün einmal eine Flasche Jordanwasser mit den Worten:

„Ich hoffe, daß die heilige Fluth nichts an treibender Kraft verloren haben wird, durch den Umstand, daß sie ein Jude geschöpft hat: ist sie doch aus einem Strom, der seinen Urvätern gehörte in ihrem heiligen Vaterlande."

Und Auersperg antwortete mit der gemessenen Herzlichkeit, die für ihn charakteristisch, Worte, die sein ganzes Wesen erhellen und das Verhältniß zwischen dem Grafen und dem Vorsitzenden der israelitischen Kultusgemeinde in klares Licht setzen:

„Daß ein anders Gläubiger den heiligen Born geschöpft hat, wird seiner Weihekraft wohl nichts anhaben können; ich sehe vielmehr in diesem Umstande ein beruhigendes Vorzeichen. So möge sich der Glaubenstreue des Täuflings zugleich der Geist der Milde und Duldung gesellen, den wir bei den Glaubensstarken so oft vermissen."

Diesen feinsten Genuß jedoch, den man aus Briefwechseln ziehen kann, Innerlichkeiten belauschen, Gefühlsausdruck und Meinung frisch geprägt mit impressionistischem Ausdruck zu empfangen, Niederschläge momentaner Stimmungen fixirt zu sehen, den findet man hier nicht allzu häufig. Ja sogar das Eigenpersönliche der Schreiber tritt im Interesse hinter den Stoff, über den sie sich berichten zurück. Die Briefe sind weniger Selbstdokumente, als Vermittler von Nachrichten und Ereignissen. Ihre Verfasser, zwar treffliche Charaktere, aber weniger originelle Eigenexistenzen als Miterleber, als Zeitgenossen, die Zeugniß geben. Wäre ihr Briefwechsel ein Roman, so würde man sagen, er bietet psychologisch nicht viel, aber er ist stofflich interessant.

Die großen Erscheinungen der Zeit reflektiren sich in ihm. Das Temperament, mit dem sie betrachtet werden, ist nicht eigenartig, aber hin und wieder hört man doch aus der persönlichen Erfahrung heraus ein Wort, das einen neuen Charakterzug beibringt oder wenigstens einen solchen bestätigt; eine Anekdote, ein unmittelbares Urtheil, das zeitgeschichtlich interessant ist.

Eine große Rolle spielt vor allem in den Briefen Lenau. Auersperg und Frankl waren beide Testamentsverwalter seiner Werke. Beide schrieben seine Biographie. Frankl wußte manches Unbekannte zu berichten.

So erzählte er:

„Lenau's Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Dichtungen, war ein stets keuscher im Leben, und zur Geschichte seiner Krankheit nicht ohne Interesse ist eine Aeußerung von ihm: „Ich habe von meiner Reise nach Amerika bis zu meiner Rückkehr kein Weib geküßt, bis mich in Bremen der „alte Adam" wieder faßte.""

Sehr stark betonte Frankl auch den Hochmuthszug bei Lenau.

„Er hatte freundliches oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die ohne der Litteratur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Untergeordnete Naturen, wenn sie Poeten waren, suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen".

Von anderen österreichischen Dichtern erscheint Halm. Sein Fechter von Ravenna war eben herausgekommen aber anonym. Der Streit über seinen Verfasser beschäftigte das allgemeine Interesse. Grün traute ihm den Fechter nicht zu, da es ihm bei „seiner stereotyp gewordener Art schwerlich gelingen möchte, sich des theatralischen Flitters und Rauschgoldes ganz zu begeben".

Auch einen jungen Oesterreicher konnte er begrüßen und ihm eine gute Zukunft prophezeien, Ferdinand von Saar. Er wies Frankl auf diesen Dichter hin, der eben zweiunddreißig Jahr alt, den Innocens geschrieben hatte: „Er läßt mich wieder auf die fast erloschen scheinende Produktionskraft Oesterreichs in Heranbringung von Dichtern vertrauen".

Mit sehr interessirten Augen sehen Beide auf die düstere zugleich lockende und abstoßende Erscheinung Hebbel's.

Frankl sagt: Hebbel ist wie eine Elektrisirmaschine, ihn beherrscht in seinen Urzeiten nasses oder trockenes Wetter, momentane Beziehung oder Abneigung.

Und ebenso bald unsympathisch berührt, bald wider Willen angezogen beschäftigen sie, die Immergleichen, Normalen sich mit dem Proteus Heine.

„Der Mann denkt mit einem halb nur funktionirenden Gehirn bessere Gedanken als die übrigen alle mit ihren ganzen und gesunden. Doch widert es an, einen Sterbenden, wenn auch noch so witzig, Zoten reißen zu hören.

Unter den Gedichten sind einige Entsetzen erregende Aufschreie der gequälten Kreatur, Laokoonschlangen, die sich um den Geist des Dichters reimen, nichts von einer Niobe".

In einer längeren Episode tritt dann Heine sogar selbst mit einem Brief auf der in den bisher erschienenen Briefsammlungen fehlt und der in seinem polemischen Temperament interessant ist.

Es handelt sich um die Züchtigung des Komponisten Dessauer wegen seiner verleumderischen Indiskretion gegen George Sand durch Heine in einem seiner Pariser Briefe und um den widerwärtigen Klatsch, der sich daran knüpfte.

Dessauer behauptete, Heine habe sich wegen eines abgeschlagenen Darlehns gerächt und Heine schrieb zur Klärung an seinen Bruder Gustav einen Brief voll der paprizirtesten Pointen:

„Ich besaß vielleicht im Jahre 1842 dreimal so viel Einkünfte als der erwähnte wohlhabende Herr Dessauer; dennoch konnte ich mich vielleicht manchmal in momentaner Geldverlegenheit befinden und mich an einen musikalischen Kapitalisten gewendet haben, der nebenbei aus alter Handelsgewohnheit gern ein Geldgeschäftchen machte, freilich nur geheimer Bailleur de fond eines philantropischen Bedienten, der in einem Musikalienladen dienend, die Geldnöthe der artistischen Welt erspähte und Solawechsel mit einem Dutzend Prozent Schaden eskomptirte. Jedoch das ist nicht der Fall; ebensowenig indirekt als direkt habe ich jemals die Dessauer'schen Kapitalien in Anspruch genommen.

Die Drohung mit meiner Feder auf öffentlicher Straße ist

so wenig in meiner Art und Weise, daß Jeder hier die Erfindung und Ausdrucksweise von Leuten erkennt, die nur zwei Dinge kennen: Geld und Rachsucht. Das ist so schmutzig, so enorm plump, so klebrig, so anstinkend wie die Phantasie einer Wanze. Hier erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde.

Ihr erstes Wort ist immer, daß man gegen sie schreibe, weil sie kein Geld borgen wollen. Immer verdächtigt die Motive, warum wir eure Erbärmlichkeit besprechen, verleumdet den Stock, der euren Rücken trifft, die Striemen darauf, wie jedes Faktum, werden darum nicht minder sichtbar und juckend sein".

„Nur die Indignation hat die Veröffentlichung jener Schilderung hervorgerufen; die Schilderung selbst, der geschriebene Staupenschlag entsprach gewiß nur dem uneigennützigen Bedürfnisse des Dichters, der die Fratzen und Gemeinheiten seiner Zeit in ihren nobelsten Exemplaren zu studiren und zu porträtiren sucht."

* * *

Den einen der Korrespondenten haben wir noch unter uns gesehen. Anastasius Grün starb 1876, sein Freund Frankl aber war noch vor drei Jahren ein treuer Pfingstweimarpilger aus Oesterreich.

Bei dem Mahl der Goethegesellschaft erhob er sich stets, das Thema seiner leisen Worte war das gleiche, er sprach von seinem „Schmerzenskind", der letzten Mission seines Lebens, dem Wiener Schillerdenkmal, für das er Jahre und Jahrelang um jeden Stein gekämpft hat. Zu der tragikomischen Geschichte dieser Denkmalsgründung findet man hier die Akten.

„Eine Zangengeburt" war es, die Hunderttausend Gulden in neunjähriger unablässiger Arbeit zusammenzubekommen.

Nur eine Gruppe des dreißigköpfigen Komitees widmete sich der Aufgabe, die anderen hielten es nicht einmal der Mühe für Werth, zur Grundsteinlegung zu erscheinen.

Bitter schreibt Frankl an Grün, wie der größte Theil der Summe durch Theatervorstellungen, Konzerte „ergaukelt", durch tausend und tausend Briefe, Besuche „erpreßt", durch eine Lotterie „erschwindelt" worden.

„Die Begeisterung für den Dichter, selbst wenn es ein Schiller ist, wird kühl, wenn sie sich durch einige Gulden und Kreuzer manifestiren soll".

Wer geduldig durch dieses Buch wandert, der findet auf der geraden korrekten manchmal sandigen Straße doch manch interessanten Denkstein, bei dem zu halten und die Inschrift zu lesen lohnt.

Felix Poppenberg.

Studies of the Sovereign and the Reign by W. T. Stead. A Memorial Volume of the Great Jubilee. June 22, 1897. — London 1897.

Aus der Fluth der Schriften, welche das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin von England gezeitigt hat, ragen zwei bedeutsam hervor: Das fesselnde Büchlein, das Reginold Brett unter dem Titel: „The Yoke of Empire" dem Studium der hervorragendsten Premierminister der Königin Victoria und ihrem Verhältniß zu letzteren gewidmet hat, und die oben angeführte. Mr. Stead's Werk ist ganz und gar das Buch eines Journalisten; subjektiv, aktuell, knapp und klar wie ein politischer Schriftsteller es sein muß, der sich an ein Publikum wendet, dessen viele Tausend Köpfe verschiedenes Auffassungsvermögen haben. Und mehr, als all dies, das Buch ist vor allem modern, getragen von dem Geiste eines Mannes, der ein Menschenleben lang gekämpft hat, Gedanken der Freiheit und einer edleren Lebensauffassung in praktisches Leben umzusetzen. Schon die Disposition ist gut, sie schreibt dem Buche jenen Weg vor, auf dem die vortrefflichen Eigenschaften der Königin immer wieder von neuem dargelegt werden können, ohne daß die Form ermüdend oder sich wiederholend würde. Die Kapitel: Die Königin und das Reich — Die Königin als Leiter des Staates — Die Königin als Haupt der Kirche — Die Königin als Muster der Hausfrau — entrollen in logischer Folge die Geschichte der letzten 60 Jahre und zeigen, wie weit dieselben unter dem Einfluß der Königin gestanden haben. Mehr, das möge gleich erwähnt sein, als viele wähnen, welche sich einreden, die Königin von England sei nichts als ein Ornament. Allerdings ist der Volkswille suprem und Her Majesty hat am Ende die Minister zu acceptiren, welche das House of Commons nach Schloß Windsor sendet, aber ihr Einfluß auf eben diese ist nicht gering, zumal er in all diesen Jahren nicht einmal selbstwillig ausgeübt wurde, sondern sich zwar fest, aber diktiert von den uneigennützigsten Wünschen für das Beste des Reiches, äußert. Ihre besten Eigenschaften verdankt die Königin ohne Frage ihrem Gatten. „In Prinz Albert", sagte Disraeli beim Tode des Prinz-Gemahls, „begraben wir unseren König. Dieser deutsche Prinz hat England 21 Jahre lang regiert mit einer Weisheit und Thatkraft, wie sie niemals einer unserer Könige gezeigt hat." So wurde denn dem Prinzen im Tode der Titel zu Theil, den die Königin vergeblich für ihn erstrebt hat. Bescheiden nannte sich Prinz Albert den permanenten Sekretär und permanenten Minister der Königin: er zeigte die höchste Achtung vor der Verfassung des adoptirten Landes und begnügte sich, in der Stille des Kabinets zu wirken. Aber hier war sein Einfluß bekanntlich hochbedeutend: keine Staatsdepesche, kein Dokument von Wichtigkeit (und ihrer kommen an die 30 000 im Jahre zu Händen der Königin), das er nicht mit seiner Gemahlin prüfte, und, wenn nöthig, änderte. Die Möglichkeit einer Verwicklung mit Preußen 1864, mit den Vereinigten Staaten 1862 wurde durch solche Censur vermieden. „Die ganze Weltgeschichte", sagt Mr. Stead, „wäre wahrscheinlich anders geworden, und nicht besser, besäße Großbritannien nicht in Windsor eine Herrscherin mit der Berechtigung, die Heftigkeit nationaler Leidenschaftlichkeit zu mildern durch ihre ruhige Weisheit und reife Erfahrung." Ohne auf Einzelheiten einzugehen, muß man Mr. Stead beistimmen, daß der Einfluß der Königin stets auf die Erhaltung des Friedens gerichtet war, im Innern sowohl wie im Aeußern. Die großen Umwälzungen in der englischen Kirche, die sich in den letzten 40 Jahren vollzogen haben, wurden geebnet durch ihr vermittelndes Eingreifen und selbst in Fällen, da ihre Ansicht über die Meinung des Kabinets nicht die Oberhand gewann, wußte die Königin versöhnend zu handeln. So z. B. bei der Zurückberufung des Gouverneurs der Kapkolonie, Sir George Grey, den die Briefe voll warmer Anerkennung, von der Hand seiner Königin, allen Unwillen über die Kritteleien des Kolonialministers vergessen ließen.

Die Entwicklung Englands in den letzten 60 Jahren ist ungeheuer: es ist wie ein einziger, gewaltiger Schritt aus Nacht zum Licht. Gegenüber den Steuern und Taxen auf Papier, auf Nahrungsmitteln, auf alles — Freiheit von Zoll, Freiheit in der Bewegung, Freiheit der Presse und der Sprache, allgemeines Wahlrecht, allgemeine Schulbildung: Jedermann ist wohlhabender geworden und die Kaufkraft des Geldes hat zugleich auf den meisten Gebieten zugenommen. Das Volk hat seine Erbschaft angetreten. „Und nicht die Nation allein", fügt Mr. Stead hinzu, in Worten, welche in diesen auf England hetzenden Tagen Beachtung verdienen, — „nicht diese Nation allein. Jedermann mag zu unseren gastlichen Gestaden, zu unseren ungeheuren Kolonieen kommen, mag sich niederlassen, kaufen oder verkaufen wie irgend ein Engländer. Während andere Staaten um Besitz kämpften und noch kämpfen, damit sie denselben für ihre eigenen Bürger in Anspruch nehmen können, war die Politik der Victoria-Aera genau die entgegengesetzte. Was immer wir haben, theilen wir. Da gibt's keine Vorzugstarife in unseren Reichen. Ueberall unter unserer Flagge handeln alle Leute unter gleichen Bedingungen, siedeln sich an und gründen ein Heim, unbehelligt durch Fragen nach ihrer Religion oder ihrer Nationalität."

Der Abschnitt, der von der Königin als Frau handelt, ist der schönste im Buche; er spricht ebenso beredt für den, der ihn geschrieben, wie für die, von der er handelt. Das Privatleben der Königin ist genugsam bekannt, und hat ihr viel Verehrung zugeführt. Sie führte eine selten glückliche Ehe, es ist daher naturgemäß, daß auch ihr Verhältniß zu ihren Kindern das schönste ist, so innig, daß sie nie ohne wenigstens eines derselben bleibt. Wie dieses Eheleben geläutert wurde durch die hohen Pflichten, welche beide Gatten für den größten Theil des Tages zu erfüllen hatten, um nachher sich um so beglückter im traulichen Familienkreise zu finden, das

scheint um so bedeutsamer, als es der landläufigen Phrase widerspricht, nach der der Frauenberuf (außerhalb der Kinderstube) den Frieden des häuslichen Glückes untergraben müsse. Königin Victoria ist eine vortreffliche, sorgsame Mutter von neun Kindern (die sie alle selbst nährte, wie der englische Verfasser keinen Anstand nimmt, zu betonen), und die gesund und kräftig aufgewachsen sind. Sie war die liebevolle Gattin, die angestrengteste Arbeiterin in einer Sphäre, die doch wohl nicht weniger Aufmerksamkeit, ernstes Erwägen, unermüdliche Pflichterfüllung erheischt, als der Beruf einer Aerztin oder Landbotin. „Hier", so ruft Mr. Stead aus, „ist ein neuer glänzender Fall der ungeheuren Ueberlegenheit der neuen Auffassung von Frauenarbeit und Frauensphäre, die niemals ein so augenscheinliches, so triumphirendes Beispiel gefunden hat wie in dem Leben der Königin Victoria."

A. L.

Deutsche Charaktere. Von Richard M. Meyer. Berlin. 1897. Ernst Hofmann & Co.

Unter dem überschriftlich angegebenen Titel hat der als Goethe-Biograph wohlbekannte Mitarbeiter dieser Zeitschrift eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die, großentheils früher gesondert veröffentlicht, mit Recht in Buchform gebracht wurden. Wie die einzelnen Leistungen es werth sind, daß für ihre allgemeine Zugänglichkeit gesorgt wurde, so stehen sie alle überdies in so mannigfachem Zusammenhang, daß sie sich zu einem Gesammtbilde gliedern, wie es in der Regel nur die wenigsten so entstandener Bücher aufzuweisen haben. Das Buch enthält zehn Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten aus dem deutschen Kulturleben und vier größere Abhandlungen allgemeineren Inhalts. Von diesen ist jede bedeutsam und für die Weltanschauung des Autors bezeichnend. „Der germanische Nationalcharakter", womit die Sammlung eröffnet wird, gibt in großen Zügen einen umfassenden Rundblick dessen, was in dem Aufsatz „Ueber den Begriff der Individualität" an einem einzelnen Gegenstande, in dem Aufsatz „Der Kampf um den Einzelnen" an einer bestimmten Epoche veranschaulicht wird, und in den das Buch abschließenden pikanten Erörterungen über „Die Gerechtigkeit der Nachwelt" werden diese Ideen übersichtlich zusammengefaßt. Mag man nun der offen und faßlich dargelegten Ueberzeugung des Autors zustimmen oder nicht, jedenfalls wird man seinen Darlegungen vielseitige Belehrung zu verdanken haben. Das umfassende Material, das er darin niedergelegt, bringt zweifellos Vielen manches Neue, und manche Erscheinungen der jüngsten Kulturvorgänge finden wir hier in einer Weise vorgeführt und gewürdigt, die das Buch überaus anziehend macht. Vor allen Dingen gilt dies von der einen Hauptbestandtheil des dritten Aufsatzes bildenden Charakteristik Nietzsche's (S. 98 ff.), die an Unbefangenheit der Beurtheilung, unseres Wissens, nahezu vereinzelt dasteht und sicherlich eine Richtung angibt, wie man diesem eigenthümlichen Denker wahrhaft gerecht zu werden hat. Die Art des Verhaltens zu ihm, das entweder gläubige Nachbeterei oder gehässiges Abweisen allein zulassen möchte, dürfte allgemach außer Gültigkeit gelangt sein, und was dafür in Kraft zu treten hat, findet man in überzeugender Weise dargelegt an der Hand einer geschichtlichen Beweisführung, die uns Nietzsche nicht als räthselhafte Anomalie, sondern als Glied einer weitreichenden Entwicklung zeigt. Im Hinblick hierauf sei dem Leser der Aufsatz über die Gerechtigkeit der Nachwelt und worin sie der eigenen Ansicht des Autors nach besteht zu besonderer Beachtung empfohlen.

Gleiche Beachtung verdienen die Aufsätze rein biographischen Inhalts, der Mehrzahl nach der neueren Litteraturgeschichte angehörend. Eine Mittelstellung zwischen ihnen und den größeren Abhandlungen nimmt eine eigenartige Charakteristik des Tannhäuser ein, die sich als Illustration zu den Erörterungen über den germanischen Charakter bezeichnen läßt. Von späteren deutschen Dichtern sind dreien überaus liebevolle Gedenkblätter gewidmet, um ihre Bedeutung der gegenwärtigen Lesewelt ans Herz zu legen, für die sie, bei dem herrschenden Tagesgeschmack, bloße Namen zu sein Gefahr laufen; daß sie mehr zu gelten ein volles Recht haben, wird man den Essays über Platen, Annette v. Droste-Hülshoff und Freiligrath mit wahrhaftem Genuß entnehmen. Ihnen war, jedem in seiner Weise, die deutsche Dichtkunst zu bereichern vergönnt, und eben das sichert ihnen einen bleibenden Werth. Gar manchem, dessen Name eine Zeit lang einen guten Klang hatte, ist dies, bei redlichstem Wollen und beharrlichstem Streben, gleichwohl versagt, wie es sich an Immermann zeigt, dessen Andenken hier eine wohlerwogene Würdigung findet. Strenger ins Gericht, aber keineswegs willkürlich, wird mit Mich. Reinh. Lenz, dem Zeit- und Studiengenossen Goethe's gegangen für dessen verhängnißvolle Anmaßung, sich demselben im Können und Vollbringen gleichstellen zu wollen. Diesem ergreifenden Bild tragischer Ueberhebung ist in dem Gedenkblatt auf Victor Hehn, den Märtyrer deutscher Bildung in deren entlegeneren Gebieten, ein hübsches Gegenstück an die Seite gestellt: was der eine Balte an dem größten Dichter Deutschlands zu eigenem Schaden gefehlt, wird durch den anderen in verehrungsvollem Verständniß reichlich gesühnt. Der Litteratur im weiteren Sinne gehören die Essays über Friedrich Rohmer und Paul de Lagarde an, die uns mitten in das Gewoge der politischen Vorgänge unserer Zeit versetzen. Keiner von ihnen hat den Autor zum Gesinnungsgen[illegible]n. Um so [illegible]dienstvoller ist die sachgemäße Wiedergabe ihrer Ansichten und das Bem[illegible]en sie zu erklären und zu verstehen. In solcher Bezie[illegible]ng kann [illegible]fsatz über Friedrich Wilhelm IV., den unglücklichen u[illegible] vereinzelten „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", gerad[illegible] eine Leistung von musterhafter Objektivität bezeichnet werden, die man immer gern wiederlesen wird.

Was der Autor bei jeder dieser Aufgaben erstrebte, „in die Gesammtwirkung des Charakters sich hineinzuversetzen, sich einzufühlen und so den Eindruck der lebendigen Gestalt nachzuerschaffen", ist ihm gelungen: allemal bringt er es zu einem blutwarmen Bilde der betreffenden Persönlichkeit, der man, auch wo ihre Bedeutung verhältnißmäßig geringwerthig, ein nachhaltiges Interesse abgewinnt. Deshalb haben wir die Aufmerksamkeit auf diese Aufsätze lenken wollen. Einem gediegenen Wissen entstammend, das dem Kulturleben in seiner Gesammtheit zugewandt ist, gewähren sie eine angenehme und umfassende Belehrung.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

„Ethische Kultur."

Die von Georg von Gizycki gegründete, später von Dr. Fr. W. Foerster fortgeführte „Wochenschrift für sozial-ethische Reformen" erscheint vom Juli d. J. an in wesentlicher Erweiterung. Eine soeben erschienene Probenummer theilt mit, daß die Redaktion der genannten Wochenschrift durch die Herren Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg verstärkt und die Zahl der Mitarbeiter beträchtlich erweitert ist. Der Inhalt der Probenummer, die neben einem einleitenden Artikel des Herrn Kronenberg über „Ethische Kultur" und einigen kleineren Notizen vier eingehende Artikel bringt: „Die ethische Bewegung in Frankreich". Von Prof. W. Foerster; „Die Aufgabe ethischer Pädagogik". Von Dr. R. Penzig; „ein politisches Programm mit ethischem Ziele". Von Prof. L. Brentano; „Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studirten". Von Dr. F. W. Foerster: läßt erkennen, daß die Leitung des Blattes ernsthaft bemüht ist, höheren Erwartungen gerecht zu werden.

B.

Die Agrarreform in Preußen. Von Lujo Brentano. Berlin 1897. Verlag von Leonhard Simion.

Als Heft 148/149 der von der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin herausgegebenen „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" sind jetzt die Brentanoschen Artikel aus den Nr. 24—27 und 33 der „Nation" erschienen. Dieselben sind vor dem Wiederabdruck einer Revision unterzogen, im Wesentlichen aber unverändert geblieben. Das Doppelheft kostet im Buchhandel 2 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 10. Juli 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir haben uns in Deutschland in einem außerordentlichen Irrthum befunden; die letzte Ministerkrisis, die fortbesteht, während der Kaiser seiner Erholungsseefahrt nach Norwegen obliegt, ist ein Ereigniß, das zu erregten und düsteren Betrachtungen einen Anlaß durchaus nicht bietet. Diese Entdeckung hat zu allgemeiner Beruhigung der Bevölkerung die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gemacht.

Was ist denn eigentlich geschehen? Es sind ein Paar Minister gegangen, das ist richtig. Es wird voraussichtlich auch der Reichskanzler Fürst Hohenlohe in kurzer Zeit gegangen sein; es bleiben mithin einzelne Portefeuilles noch zu vergeben und zwar solche von außerordentlicher Wichtigkeit. Wer sie erhält, das weiß Niemand mit Sicherheit; aber die Ernennungen, die vorliegen, und die Ernennungen, die nicht vorliegen, das sind doch alles Dinge, die eine Nation nicht zu beunruhigen brauchen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ versichert, daß ein Paar Ministerverschiebungen eigentlich ganz gleichgültig sind, eine Behauptung, die uns für ein officiöses Blatt doch als eine etwas despektirliche Auffassung der Stellung und Bedeutung eines Ministers erscheint. Freilich ganz ungerechtfertigt ist diese Auffassung nicht. Von einigen hohen Staatsbeamten kann man gewiß sagen, es sei ziemlich gleichgültig, ob sie da sind oder nicht; aber von allen leitenden Personen dies zu versichern bis zu Herrn von Marschall und dem Reichskanzler hinauf, das ist denn doch eine zu radikale Auffassung.

Daß alles beim Alten geblieben sei, dies wird jedenfalls von den agrarischen Reaktionären nicht angenommen; sie sind vielmehr eifrig dabei, ihre Forderungen anzumelden in der Hoffnung, daß den neuen Männern, die da sind, und jenen neuen Männern, die nach den Reisen des Kaisers noch kommen werden, das nöthige Verständniß für die Reaktion und den Bund der Landwirthe zu eigen sein wird.

Von Herrn von Bülow, dem Nachfolger des Herrn von Marschall, verlangt das Organ der Ploetz, Mirbach, Arnim, Kanitz einen frischen, fröhlichen Zollkrieg gegen die Vereinigten Staaten von Amerika, weil dort der Dingleytarif Gesetzeskraft erlangen wird. Die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt:

„Die Furcht vor dem Zollkrieg ist nicht nur jämmerlich, sie ist auch absurd.“

Und sie schreibt an anderer Stelle:

„Mit dem Tage, wo der neue Tarif in Kraft tritt, existirt der deutsch-amerikanische Meistbegünstigungsvertrag nicht mehr. Die Sachlage wird dadurch sehr einfach, es kommt nur darauf an, daß wir die richtigen Konsequenzen aus ihr ziehen. Das wären vorläufig Kampfzölle, vor Allem solche auf amerikanisches Fleisch, Getreide, Petroleum.“

Für die Agrarier ist es immer eine „sehr einfache“ Sache, Deutschland in den Sumpf hinein zu bringen; das war ebenso einfach beim Zucker — wie beim Börsengesetz.

Herr von Bülow, von dem man sagt, daß er in volkswirthschaftlichen Fragen ein vollständiger Neuling sei, findet also eine Lage vor, die für ihn ebenso geeignet ist, wie für Herrn von Podbielski, den Kavallerieoffizier, das Postwesen.

Unser Verkehr mit den Vereinigten Staaten steht sowohl was die Einfuhr, wie was die Ausfuhr betrifft, an dritter, respektive vierter Stelle; nur mit Großbritannien und mit Oesterreich-Ungarn ist unser Waarenaustausch noch größer, wozu für die Einfuhr neuerdings Rußland hinzu kommt. Es handelt sich in Bezug auf Amerika bei der Einfuhr um Werthe im Betrage von über 500 Millionen und bei der Ausfuhr um über 350 Mill. Mark. Da unser Zuckerexport nach den Vereinigten Staaten 1896 noch einen Werth von über 65 Millionen Mark hatte, so ist auch die Landwirthschaft bei einem Zollkriege mit den Vereinigten Staaten sehr stark interessirt.

Die „sehr einfache Sachlage“, die nur durch die „jämmerliche“ und „absurde“ „Furcht“ der Liberalen ver-

dunkelt wird, hat nun Herr von Bülow zu meistern. Daß solchen Schwierigkeiten Herr von Marschall mit großer Vorsicht entgegen getreten wäre, ist ganz unzweifelhaft; ob es Herr von Bülow thun wird: wer kann das sagen, wird die Industrie und die besonnene Landwirthschaft mit einiger Beklommenheit sich eingestehen müssen. Allein fort mit dieser Beklommenheit, sagt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“; es sind ja nur ein paar Minister gegangen, einer darunter, der volkswirthschaftliche Fragen schließlich mit großer Sachkenntniß behandelte, und an seine Stelle kommt einer, bei dem man diese Sachkenntniß nicht vermuthet; aber das kann doch unmöglich so viel bedeuten.

Die zweite angenehme Ueberraschung hat dem Handel und dem Verkehr in erster Reihe, aber alsdann auch der gesammten Bevölkerung das postalische Programm der politischen Freunde des Herrn von Podbielski gebracht. Was auf dem Gebiete der Post zu geschehen hat, das wurde in programmatischer Breite in der „Kreuzzeitung“ auseinandergesetzt. Da Herr von Podbielski aus jener Partei hervorgegangen ist, die als ihr erstes, führendes Organ die „Kreuzzeitung“ anerkennt, so muß man annehmen, daß er in den Grundzügen wenigstens mit den Anschauungen jenes konservativen Blattes sympathisiren wird. Denn zu einer Partei gehören, heißt doch: ihre Anschauungen mindestens im Großen und Ganzen theilen; ein ehrlicher Mann erhält aber dadurch noch nicht andere politische Anschauungen, daß er aus einem Politiker ein hoher Beamter wird. Dies nimmt auch die „Kreuzzeitung“ augenscheinlich an, und so stellt sie denn ihrem Parteigenossen an der Spitze der Reichspostverwaltung vertrauensvoll die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß — um es kurz zu sagen — der Unfug des vielen Briefschreibens und der anderen vielseitigen Benutzung der postalischen Einrichtungen rücksichtslos eingeschränkt werde. Der Kaiser sagte einmal, wir leben im Zeichen des Verkehrs; die „Kreuzzeitung“ sagt, leider leben wir im Zeichen des Verkehrs, und sie hegt die Hoffnung, daß wir bei dem Zickzack unserer Entwicklung nun zu einem Kurse gelangen, wo an die Beseitigung dieser modernen Narrheit ernstlich herangetreten werden kann. Die „Norddeutsche Allgemeine-Zeitung“ aber sagt, es liegt doch keine Veranlassung zur Beunruhigung vor, wenn ein Mann, den die „Kreuzzeitung“ als den Ihrigen anspricht, an die Spitze der Reichspostverwaltung berufen wird, — dieses so fein ausgebildeten Instruments modernen Lebens und modernen Verkehrs — und wenn dieser Mann damit in gewissem Umfange zugleich die Möglichkeit politischer Einflußnahme über sein engeres Ressort hinaus erhält.

Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß vielleicht keine Einzelheit der jüngsten erregenden politischen Vorgänge in gleichem Maße die Bevölkerung stutzig gemacht hat, wie die Ernennung des Herrn von Podbielski zum Nachfolger des Herrn von Stephan, obgleich doch seinem Ressort schließlich eine Bedeutung allerersten Ranges nicht zuzuweisen ist. Dieses psychologische Phänomen ist interessant, und dieses Phänomen beweist zugleich den gesunden Instinkt der Bevölkerung.

Wenn der Monarch reaktionäre Männer in die Ministerien beruft, so ist das ein politisches Programm, dem die Mehrheit der Bevölkerung nicht Beifall zollt, aber dessen grundsätzliche Bedeutung sie zu erkennen vermag; aber wenn ein für liebenswürdig geltender adliger Reiteroffizier plötzlich an die Spitze eines außerordentlich verwickelten technischen Betriebes gestellt wird, dann versteht die Bevölkerung das Programm, das hierin liegt, nicht und bei dem Mangel dieses Verständnisses erscheint ihr eine solche Berufung als eine Bethätigung des kaiserlichen Ausspruches: Sic volo, sic jubeo. So will ich es, so befehle ich es, und solche Manifestation ist alsdann wohl geeignet, ein großes Volk nachdenklich zu stimmen.

Das Verlangen eines Umsturzes unserer wirthschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, und das Verlangen eines Umsturzes unserer postalischen Einrichtungen, das genügt unseren Reaktionären noch nicht. Sie kündigen gleichzeitig an, daß man nunmehr die Angriffe auf die Reichsbank mit verdoppelter Kraft wieder aufnehmen werde; das heißt auf das centrale Pumpwerk für den deutschen Geldumlauf; nimmt man hinzu, daß das Schicksal der Militärstrafprozeßordnung dunkel bleibt, daß das Schicksal des Vereinsgesetzes in Preußen zu ernster Unruhe Anlaß geben muß, und daß Marineforderungen in unbestimmtem Umfange erwartet werden, so zeigt sich, wie begründet die Aufforderung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ist, doch in ruhigem Optimismus der Zukunft entgegen zu blicken, die ja zu den paar kleinen schwebenden Fragen uns auch nur noch die unbedeutende Antwort zu bringen hat, wer wird demnächst Reichskanzler in Deutschland, wer wird Reichsschatzsekretär in Deutschland werden. Freiherr von Thielmann, unser Botschafter in Washington, vielleicht auch in Rücksicht auf unsere wirthschaftlichen Schwierigkeiten mit den Vereinigten Staaten? Dann haben wir Herrn von Podbielski, der gegen den russischen Handelsvertrag stimmte, und Herrn von Thielemann, der ihn zu Stande bringen half, im Ministerium traulich vereint. Du lieber Himmel, irgend einer wird schon Minister werden; das soll doch Niemanden in seiner Ruhe stören; höchstens den, der es werden muß.

Fertig freilich sind wir ja auch dann noch nicht mit den Ursachen der „unberechtigten“ Beunruhigung.

Der große Börsenverkehr in Deutschland ist zerstört, und die Ernte steht vor der Thür — das ist das Ergebniß des agrarischen „Sieges“, den die Regierung durch ihre schwache Nachgiebigkeit ermöglicht hat.

Daß der jetzige Zustand unhaltbar ist, würde von der Regierung wahrscheinlich bestritten werden, wenn nicht die Landwirthe selbst in steigendem Grade ihre Befürchtungen und ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck brächten. Das Börsengesetz ist eben ein miserables Gesetz, und das Gesetz über den Produktenhandel nebst der preußischen Börsenordnung insonderheit ist ganz verderblich auch für die Landwirthschaft.

Nun gibt es nur einen geraden Weg, um zu besseren Zuständen zu kommen; schlechte Verordnungen ersetzt man durch bessere, und ein schlechtes Gesetz beseitigt man durch ein gutes. Solches Programm ist äußerst einfach; aber gerade darum erscheint es mit seiner einfachen Klarheit dem Bunde der Landwirthe ganz unannehmbar; denn da der Bund der Landwirthe und seine Agitationen in vollem Umfange für das Börsengesetz wie für die Börsenordnungen die Verantwortung tragen, so gibt sich das reaktionäre Junkerthum die größte Mühe, vor Allem eines zu verhüllen: den vollständigen Fehlschlag, den es mit seinem Kampfe gegen die Börse gemacht hat vom Register bis zur Aufhebung des Terminhandels, von der Einsetzung des Börsenkommissars bis zur Erzwingung agrarischer Börsenordnungen. Welchen Nutzen haben diese gepriesenen Siege der Landwirthschaft gebracht? Gar keinen; aber Schaden haben sie gebracht, großen Schaden der Landwirthschaft und dem Kaufmannsstande. Diese Thatsache soll jedoch verhüllt werden, damit das Ansehen des Junkerthums als eines berufenen Führers der Landwirthe nicht unheilbaren Schaden nehme. Und darum vermeidet man den geraden Weg verständiger Revision und sucht nach irgend einem Seitenpfad, um an dem kaudinischen Joch vorbei zu kommen, über dem deutlich steht: Vollständiges Fiasko des Bundes der Landwirthe.

Aber dieses Fiasko ist schon heute vorhanden; man erinnere sich, was die agrarisch-reaktionäre Presse von den Getreidehändlern gesagt hat. Da hieß es, was sich die Kaufleute wohl merken mögen:

„Wir hätten es z. B. freudig begrüßt, wenn Herr Brefeld die gesammten Produktenjuden am ersten Feenpalasttage in den „grünen Wagen“ gepackt und zum Polizeigewahrsam abgefahren hätte.“

Auf diese Tonart verzichten heute die Blätter, die wissen, wo der Wind herweht. Hieß es früher, die „Börsenjobber“ haben zu gehorchen, und wenn man ihnen nur ernstlich die Faust zeigt, dann werden sie schon in die Knie sinken, so ist man heute bereits soweit, die „Börsenjobber“ ganz ergebenst zu bitten, sich zu Herrn von Achenbach zu bemühen, um mit den Agrariern freundlichst zu unter-

handeln, ob man denn gar nicht zu einem Ausgleich und zu einer Wiederaufrichtung der Börse und zu einer Wiederaufnahme der Preisnotirungen gelangen könne. Das ist eine bemerkenswerthe Etappe auf dem Marsche der Ploetz und Gamp und Arnim und Mirbach und Mendel-Steinfels von Niederlage zu Niederlage.

Nur mit der Majorität einer einzigen Stimme haben sich die Vertreter der Berliner Produktenhändler überhaupt dazu bereit finden lassen, nochmals zu unterhandeln; ein sehr großer Theil der Kaufmannschaft, an ihrer Spitze erste Männer, ist der Ansicht, daß nach den Erfahrungen, die man gemacht hat, nur noch die Gerichte und das Parlament zu sprechen haben. Aber auch die Majorität steht auf dem Standpunkte, daß die Annahme der Einladung zu Herrn von Achenbach keinesfalls eine schwächliche Nachgiebigkeit bezeichnen solle. Man will dort vielmehr die alten Forderungen unbedingt von neuem geltend machen; man verlangt Zurücknahme und Umgestaltung der Börsenordnung und Garantie dafür, daß das nothwendige handelsrechtliche Lieferungsgeschäft auch an den Börsen unangefochten betrieben werden könne. Wenn nicht — dann nicht; und auf solchem Programm konnte hierauf erfreulicher Weise eine **vollständige Einigkeit** unter den gesammten Vertretern des Berliner Produktenhandels erzielt werden.

Also die Agrarier werden sich, so lange diese Anschauungen bei den Delegirten lebendig bleiben, bequemen müssen, ihre Prätentionen aufzugeben, und der Herr von Achenbach und der Herr Minister werden gleichfalls sich auf den Standpunkt zu stellen haben, daß die Lage zu ernst ist, um auf eine sentimentale Nachgiebigkeit der Kaufleute zu rechnen.

Bleiben die Kaufleute bei ihrem Programm, jede verständige Forderung der Landwirthschaft objektiv und wohlwollend zu prüfen, jede Anmaßung agrarischer Junker aber rundweg abzulehnen, dann wird die Bevölkerung in diesem Kampfe auch ferner weit mehr als eine Auseinandersetzung von Interessenten der Börse mit irregeleiteten Vertretern des Großgrundbesitzes sehen. Dann bleibt dieser Kampf eine ganz entscheidende Auseinandersetzung des gesammten Bürgerthums mit einer anmaßenden und unwissenden Junkercoterie; ein Stück jenes Kulturkampfes, den der milde und gemäßigte Gustav Freytag einmal mit den folgenden trefflichen Worten charakterisirt hat:

„Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortschritt der menschlichen Bildung in dem deutschen Bürger. Das Bürgerthum ist nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der anderen Ständen gegenübersteht, es ist die Nation selbst geworden. Wer sich ihm gegenüberstellt mit egoistischen Ansprüchen, der beginnt einen hoffnungslosen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel sich bis zur Gegenwart eine Sonderstellung in dem Volke zu bewahren sucht, sind ein Unglück und Verhängniß für ihn selbst geworden. . . . . Das neue Junkerthum, eine unholde Karrikatur des adligen Wesens, ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter als anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieselben Vorurtheile, der gleiche Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung absterbender Vorrechte und derselbe rohe Egoismus gegenüber dem Gemeinwesen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorrathskammer eines Nachbars. Aber stärker als vor zweihundert Jahren erhebt sich gerade jetzt gegen solche der Haß und die Verachtung des Volkes".

Bleibt der Berliner Kaufmannsstand in dem Kampfe, den er führt, sich des großen Hintergrundes bewußt, von dem er sich abhebt, dann sind wir sicher, daß ein fauler Friede, der den Keim neuer Reibungen in sich trägt, nicht zu Stande kommt; und auch am schließlichen guten Ausgang zweifeln wir dann nicht.

* * *

Die Reichsbank.

Wie die „Post" mittheilt, wird die Bankpolitik eine beträchtliche Stelle in den kommenden parlamentarischen Verhandlungen einnehmen und der Versuch gemacht werden, durchgreifende Veränderungen in ihren Einrichtungen herbeizuführen. Das war vorauszusehen; nachdem es den Agrariern gelungen ist, den Sturz des Herrn von Boetticher und von Marschall herbeizuführen, ist der Bankpräsident Koch in die Stelle des bestgehaßten Mannes vorgerückt, nicht um seiner Person willen, sondern weil er der gewissenhafte Hüter der Bestimmungen des Bankgesetzes ist und der Hüter der Grundsätze, aus denen diese Bestimmungen mit Nothwendigkeit hervorgegangen sind. Diese Grundsätze will man beseitigen, und man hält Ausschau nach einem Mann, der dazu die Hand bietet, glaubt ihn auch wohl schon entdeckt zu haben. Nachdem es gelungen ist, durch das Börsengesetz den Börsenverkehr zu desorganisiren, ist die Hoffnung nicht vermessen, auch das Bankwesen zu desorganisiren, und den Kredit des Reiches, der mit der Reichsbank auf das innigste verflochten ist, zu zerrütten.

Schon seit langer Zeit wird geklagt, die Reichsbank leiste der Landwirthschaft keinen Dienst. Die Landwirthschaft will Kredit haben, unbegrenzten Kredit, und die Reichsbank soll ihn geben. Jeder andere Kreditgeber kann nur soweit Kredit geben, als sein Kapital reicht. Die Reichsbank allein kann unbegrenzten Kredit geben, denn sie hat in ihrem Notenprivilegium die Möglichkeit, so viel Umlaufsmittel zu schaffen, wie sie will. Sie soll, wenn ein Grundbesitzer Kredit braucht, die Notenpresse in Bewegung setzen, um ihm Geld zu verschaffen. Wiederholt sind im Reichstage einzelne Fälle zur Sprache gebracht worden, in denen die Reichsbank sich geweigert hat, die Wechsel dieser oder jener Person zu kaufen, die als unbedingt kreditwürdig geschildert wird, und jeder solcher Fall ist der Bankverwaltung zum Vorwurf angerechnet worden.

Es ist richtig, daß die Reichsbank das Recht hat, Banknoten in unbeschränkter Menge auszugeben. Aber diesem Rechte steht eine strenge Pflicht gegenüber; sie soll ihre Noten auf Präsentation sofort einlösen. Sie muß daher ihre Verwaltung so einrichten, daß sie dieser Pflicht jederzeit genügen kann. Jeder einzelne Fall, in dem die Bank außer Stande wäre, diese Pflicht zu erfüllen, würde das Vertrauen zu ihr sofort völlig zerstören und den Zustand uneinlöslicher Banknoten mit Zwangskurs herbeiführen.

Damit die Bank ihrer Einlösungspflicht jederzeit genügen kann, muß sie einen Grundsatz streng durchführen. Sie darf nur so viel Noten ausgeben, als durch Wechsel von kurzer Verfallzeit und unzweifelhafter Sicherheit gedeckt sind. Dieser Grundsatz gilt in allen Staaten, welche ihre solide Währung aufrecht erhalten haben und in Zukunft aufrecht erhalten werden. Er gilt in Frankreich und England, ist in Preußen stets innegehalten und bei Begründung der Reichsbank von Neuem bekräftigt worden.

Was ist nun aber ein sicherer Wechsel? Der Reichthum der Personen, welche den Wechsel unterzeichnet haben, entscheidet darüber nicht allein, denn Reichthum ist auf dieser Erde vergänglich. Es sind nur wenige Jahre verflossen, seit die Wechsel eines Hauses Noth gelitten haben, welches hundert Jahre lang vielleicht für das reichste der Welt gegolten hatte, die Wechsel des Hauses Baring Brothers, welches im Vertrauen auf seinen Reichthum seinen Kredit überspannt hatte. Eine richtige Bankpolitik sucht die Sicherheit des Wechsels vor Allem in seinem Entstehungsgrund. Ein solider Kaufmann verkauft an einen anderen soliden Kaufmann Waaren zum Zwecke des weiteren Verkaufs, und nimmt, im Vertrauen darauf, daß dieser weitere Verkauf in drei Monaten gelingen wird, statt baaren Geldes einen Wechsel und diesen Wechsel bucht die Bank für Haben, im Vertrauen darauf, daß der Acceptant am Verfalltage zahlen wird. Solche Wechsel nennt man im geschäftlichen Leben legitime Wechsel und eine gewissenhafte Bankverwaltung diskontirt nur legitime Wechsel.

Nun hat die Bankverwaltung allerdings außer ihren Noten noch andere Mittel zur Verfügung. Sie besitzt ein Stammkapital und einen Reservefonds. Soweit diese Mittel reichen, darf sie mit denselben andere bankmäßige Geschäfte machen. Dafür steht ihr das Lombardgeschäft zur Verfügung. Es gibt einen Waarenlombard und einen Effektenlombard. Der Waarenlombard hat die besser begründeten Ansprüche auf die Hilfe der Bank. Der Waarenlombard dient dem Zwecke, den Verkauf von Waaren, die nur einmal im Jahre gewonnen und das ganze Jahr hindurch gekauft werden, um einige Monate zu verschieben, und so die Vorräthe an Waaren so lange zu konserviren, bis durch die neue Ernte eine Ergänzung dieser Vorräthe eintreten kann. Dem Effektenlombard darf die Bank nur diejenigen Mittel überweisen, die durch die übrigen ihr obliegenden Geschäfte nicht absorbirt werden. Die Lombardirung von Effekten hat besonders für gewisse Zeiten des Jahres, in denen für wenige Tage der Bedarf nach Vermehrung der Zahlungsmittel hervortritt, also für die Quartalswenden, Wichtigkeit.

Die agrarische Partei hat in den letzten Jahren wiederholt großen Eifer darauf an den Tag gelegt, daß die Bank ihren Effektenlombardverkehr ausdehnt. Sie sollte die Zahl der lombardfähigen Papiere vermehren und den Lombardzinsfuß niedriger stellen. Der Grund dieses Bestrebens war nicht schwer zu erkennen: Die Landwirthe wünschten, durch Lombardirung von Effekten sich Anlagekapital für dauernde Zwecke zu schaffen. Zu diesem Behufe ist die Reichsbank nicht gegründet, und der Bankpräsident hat sich pflichtgemäß gegen dieses Verlangen gewehrt. Dabei fiel dann schon einmal die Drohung, man werde bei der nächsten Verlängerung des Bankgesetzes (die im Jahre 1900 bevorsteht) daran denken. Man geht damit um, eine Bankverwaltung zu schaffen, die völlig abhängig von der Reichsregierung ist, und eine Reichsregierung zu schaffen, die völlig abhängig von dem Agrarierthum ist.

Daß die Landwirthe Kredit zu haben wünschen, ist vollkommen gerechtfertigt. Sie stehen mit diesem Wunsche nicht allein. Kredit ist die Nutznießung von Kapital, und Kredit kann darum nur so weit gegeben werden, als verfügbares Kapital vorhanden ist. Noten, deren Einlöslichkeit nicht gesichert ist, sind nicht wirkliches Kapital, sondern nur ein Scheinkapital. Das Bedürfniß nach Darleihung von Anlagekapital kann nicht durch Notenbanken befriedigt werden, sondern muß, soweit es überhaupt erfüllbar ist, durch andere Kreditinstitutionen befriedigt werden. Das gesammte Bankwesen hat in den letzten 50 Jahren eine wunderbare Entwicklung durchgemacht. Der Großhandel hat sich mächtige Depositenbanken geschaffen, Handwerk und Kleinhandel haben sich Vorschußvereine geschaffen, für den Realkredit der Landwirthe sind Hypothekenbanken geschaffen. Zuletzt wurde noch mit staatlicher Hilfe, da die Selbsthilfe der Landwirthe im Rückstande blieb, die Centralgenossenschaftskasse geschaffen. Jetzt verlangen die Landwirthe, die Reichsbank solle ihnen Kapital vorstrecken, so viel sie bedürfen, solle, wenn sie über die nothwendigen Vorräthe nicht verfüge, durch Notenausgabe ein Scheinkapital schaffen, und das Ende kann kein anderes sein, als das, welches einst die Law'schen Bankunternehmungen gehabt haben.

Das erste Streben wird sich darauf richten, die jetzige Reichsbank, die zwar unter Verwaltung des Reiches steht, aber mit Privatkapital arbeitet und den Bankantheilsinhabern moralisch verantwortlich ist, in ein reines Reichsinstitut zu verwandeln. Ist dieser erste Schritt geschehen, der zunächst ohne tiefer gehende Folgen bleiben kann, wenn die Verwaltung nach den bisherigen Grundsätzen zu arbeiten fortfährt, so ist der zweite Schritt wesentlich erleichtert, diese Grundsätze umzustoßen und die Bankverwaltung einem einseitigen Interesse dienstbar zu machen.

Der Andrang auf die Bank, Effektenlombards zu gewähren, ist in der letzten Zeit so stark geworden, daß die Bank sich genöthigt gesehen hat, durch Erhöhung des Lombardzinsfußes eine Restriktion eintreten zu lassen. Daß diese Restriktion formell einer Beschwerde der Agrarier abgeholfen hat, indem sie den Lombardzinsfuß auf Staatspapiere demjenigen auf Pfandbriefe gleichstellte, hat ihren Verdruß darüber, daß sie nicht jede beliebige Summe geliehen bekammen, nicht abgeschwächt, und so erfolgen jetzt die Drohungen mit durchgreifenden Aenderungen.

Wir hören jetzt so viel Anklagen gegen den Kapitalismus und dessen Ausschreitungen; daß unter allen Ausschreitungen des Kapitalismus die Papierwirthschaft das Schlimmste ist, und daß maßloses Kreditgeben unter Benutzung der Notenpresse zur Papierwirthschaft führen muß, bedenkt man nicht.

Alexander Meyer.

Die Junkerfrage.

VIII.

„Der Ausfall der Wahlen in Pommern ist lediglich durch die Bauern entschieden, die aufgeregt von Kreisrichtern und Juden auf das allerentschiedenste gegen uns Partei nehmen", so hatte schon Ende 1861 Moritz v. Blanckenburg, der Führer der Konservativen, Freund und Vetter Roon's und Bismarck's geschrieben, mit dem Stoßseufzer schließend: „gegen den Regierungsstrom sind die Konservativen völlig ohnmächtig!" Nun, der Empfänger dieses Bekenntnisses einer schönen Seele hatte dafür gesorgt, daß den Herren der Regierungsstrom bald wieder in gewohnter Art günstig floß. Das Konfliktsministerium terrorisirte zu Gunsten der Junkerpartei die öffentliche Meinung und ihre Aeußerungen in der Presse und in Versammlungen, bei den Wahlen und im Parlament mit einer Brutalität, von der die hartgesottenen Sünder der Aera Manteuffel-Westphalen noch etwas lernen konnten. Aber ebenso beispiellos wie dieser Druck war seine absolute Erfolglosigkeit. Auch mit diesem reißenden Regierungsstrome konnte die Junkerpartei nicht mehr schwimmen. Das immerhin hatte die neue Aera mit all' ihrer Schwäche und ihrem traurigen Ende bewirkt, daß die Bedeutung der Junkerfrage dem Volke in seiner Gesammtheit zum Bewußtsein gekommen war. Und damit vollzog sich sofort die sozial natürliche Gliederung der Parteien: hie Junkerthum, hie Bürger und Bauer, alles, was nicht Junkerthum ist, unter Zurückstellung jeder sonstigen Differenzirung. Man mag heute über den äußeren Anlaß des Konflikts, die Militärfrage und ihre parlamentarische Behandlung denken wie man will, die Größe jener Zeit liegt in dieser klaren und scharfen Herausstellung der Kernfrage unseres inneren Staatslebens; und obgleich die Geschichte zwar häufige Analagien, aber keine Wiederholungen liebt, scheint es doch, als könne nur abermals ein „Konflikt" jene immer noch ungelöste Frage wieder in ihrer Schärfe herausstellen und vielleicht der endlichen Lösung zuführen. In der großen liberalen Opposition, die die Kammer völlig beherrschte, und gegen die sich alle Auflösungen und Gewaltmaßregeln als ohnmächtig erwiesen, fanden sich zwar die von dem Liberalismus, namentlich dem deutschen, nun einmal unzertrennlichen Sektenbildungen sämmtlich vor, in der ganzen Farbenskala von blaßblau bis knallroth; aber die leidige Gewohnheit, gerade den nächsten Gesinnungsverwandten wegen kleiner Abweichungen im politischen Katechismus mit besonderem Ingrimm in die Haare zu fahren, ward doch zurückgehalten durch das soziale Empfinden, daß es sich jetzt um einen Existenzkampf der modernen bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Staatsform wider das rückständige Junkerthum handelte. Und dabei war es von besonderer Bedeutung, daß der ostelbische Bauernstand sich seiner sozialen Interessengemeinschaft mit der bürgerlichen Gesellschaft und der natürlichen Todfeindschaft des Junkerthums bewußt zu werden schien. Daß die größeren Städte durch den reaktionären Hochdruck der Regierung nur weiter nach links gedrängt wurden, war weit weniger auffällig, als daß das Landvolk Ostelbiens wider Landrath und Gutsherren tapfer zur libe-

ralen Fahne hielt. Dies vor allem gab der damaligen Opposition ihre urwüchsige Kraft; das war es, was Herr v. Blanckenburg, die heutigen „nordöstlichen“ Beklemmungen der Landbündler vorempfindend, als Verhetzung der guten Pommern durch „Kreisrichter und Juden“ verdammte; denn in der Junkersprache heißt seit Marwitz's Tagen bis heute das liberale Bürgerthum stets Judenthum.

Die Thatsache, daß für Bürger und Bauern der Junker der gemeinsame Feind, der Feind schlechthin ist, lehrt zwar die Geschichte von Jahrhunderten auf jedem Blatte. Aber der Bauer ist schließlich kein Historiker; er muß die historischen Thatsachen unmittelbar am eigenen Leibe empfinden. Und da hatte er nun empfunden, was er der liberalen Gesetzgebung, noch zuletzt den Wirkungen von 1848, und was er der Habsucht und Engherzigkeit der Junker zu danken hatte. Diese Erfahrungen lebten noch zu frisch im Gedächtniß, als daß es den Junkern damals so wie sonst gelingen konnte, den Zorn der Bauern von dem junkerlichen Bauernleger auf den „jüdischen Güterschlächter“ abzulenken. Mochte das Landvolk sich für die Feinheiten des konstitutionellen Staatsrechts nicht sonderlich erwärmen, so hatte es doch eine recht deutliche Vorstellung von den Segnungen, die ihm nach Beseitigung der Verfassung das schranken- und schamlose Schalten des Junkerthums bereiten würde. Und wenn sonst die Zersplitterung der politischen Bewegung in zahlreiche Parteien und Fraktionen den schlichten Sinn des Bauern verwirrt, so daß er, gleichgültig gegenüber den Nuancen der verschiedenen Programme, schließlich immer wieder der altgewohnten Herrschaft seines ärgsten Feindes verfällt, so erleichterte ihm damals die Einmüthigkeit des ganzen Bürgerthums gegen das Junkerthum, die einleuchtende Einfachheit des Gegensatzes seine natürliche Stellungnahme auf der Seite der Feinde seiner Feinde. Gerade heute ist der damalige Parteiaufmarsch, seine Ursachen und seine Wirkungen überaus lehrreich; de te fabula narratur, geneigter Leser! So stand eine geschlossene Phalanx des Bürgerthums in Stadt und Land fest zusammen zum Schutze der verfassungsmäßigen Freiheit, mochten auch im Uebrigen den Einen die centralen Verhältnisse, parlamentarisches Budgetrecht, Ministerverantwortlichkeit, Umgestaltung des monströsen Herrenhauses, den Andern Kreis- und Gemeindeordnung, Beseitigung der Patrimonialpolizei, Aufhebung der Fideikommisse näher am Herzen liegen.

Doch auch „von oben“ drohte dem Junkerthum Gefahr. Zwar den König hatten die Edlen glücklich so weit, wie es Einer der Ihrigen bei Beginn der neuen Aera gewünscht hatte, nämlich, „daß ihm das Messer an der Kehle wäre“, oder er es wenigstens glaubte. Aber der König stand an der Schwelle des Greisenalters; und der Kronprinz bekannte sich gerade damals rückhaltlos als Gegner der junkerlichen Reaktion. O, wie geberdeten sich da die ritterlichen Vasallen, „monarchisch bis in die Knochen!“ Hatten sie einst den „Freimaurer“ und die „Demokratenfamilie“ begeifert, so ging jetzt — und dann weiter Jahrzehnte lang — die Hetze gegen „Engländerei und Koburgerei“. Sie hätten auch wieder gar zu gern „Gottes Gnade“ bei der Thronfolge ein wenig korrigirt; geflissentlich wurden im Offizierkorps ungünstige Gerüchte über den Kronprinzen verbreitet und der Prinz Friedrich Carl in den Himmel gehoben. Und daß die Junker gute Hasser sind, das haben sie noch nach einem Vierteljahrhundert durch ihr nichtswürdiges Treiben im Frühjahr 1888 bewiesen gegen einen Fürsten, dem sie die Gesinnung zutrauten, nicht ihren Willen zu thun, während ihm die Kraft fehlte, ihren Willen zu brechen; ein Treiben, von dem sich jeder ehrliche Anhänger wie jeder ehrliche Gegner der Monarchie mit gleichem Ekel abwendet.

Schlecht genug also standen bei Beginn der Konfliktsperiode die Aspekten für das Junkerthum, so schlecht, daß die nüchternsten Beobachter eine gewaltige Peripetie sicher erwarteten, daß der König seine Abdankung vorbereitete, daß der schlaue, in allen Sätteln gerechte Finanzminister mit der feinen Nase, der drei Ministerien überlebt hatte, v. d. Heydt, es gerathen fand, sich geräuschlos bei Zeiten zu verziehen, und daß man in dem Manne, der leichten Herzens sich in diesen scheinbar schon verlorenen Kampf stürzte, nur einen leichtsinnig tollen Spieler sah. Der Rettung des Junkerthums galt das verwegene Spiel; und der Junkerpartei war dieses Ziel unzertrennlich von der Beseitigung der Verfassung. Nach der Auflösung der Kammer im Herbst 1863 fordert die Kreuzzeitung „ganz unverhohlen die Aufhebung der Verfassung. Die Herren glauben nun endlich da zu stehen, wohin sie schon seit lange kommen wollten, und wohin die Reorganisation der Armee von Hause aus führen sollte.“ Ein tollkühnes Spiel va banque war es in jedem Falle, wenngleich der Führer einen Rettungsweg ins Auge gefaßt hatte, der weitab lag von den gewohnten Bahnen der Junkerpolitik. Zunächst aber führte Bismarck den Kampf durchaus als Champion des Junkerthums; dazu machte ihn nicht nur seine Vergangenheit und „Reputation“; vielmehr ließ ihn gerade die Natur dieses Konflikts als eines Klassenkampfes seine Streiche mit besonderer Verve führen. Die rücksichtslose Bekämpfung der liberalen Bourgeoisie entsprach zweifellos seinen sozialen Instinkten; er fühlte sich dabei weit unbefangener in seinem Element, als da er später seinen Zielen durch Paktiren mit dem bürgerlichen Liberalismus nachging. Von diesem Standpunkte des sozialen Klassenkampfes aus war es ganz folgerichtig, daß er den Gegner zwischen zwei Feuer zu bringen suchte, „die Kanaille gegen die Roture ausspielte“. In Wechselwirkung mit der Verkümmerung des politischen Lebens hat diese Taktik erfolgreich bis heute gewirkt zu Nutz und Frommen des Junkerthums. Als Referent für diese Art von Sozialpolitik war neben Bucher namentlich der Kreuzzeitungs-Wagener thätig, dessen Abneigung gegen das mobile Kapital freilich wahlverwandt mit der Abneigung mancher heutigen Agrarier gegen die Börse war; ach, unglückliche Liebe ist ihr ganzer Haß! Weil die Einmüthigkeit des Bürgerthums auch in den Dreiklassenwahlen damals siegreich erschien, überzeugte sich Bismarck, daß dies „das elendeste aller Wahlsysteme“ sei und lieh ein geneigtes Ohr dem verlorenen Sohne des Liberalismus, der durch den Massentritt der Arbeiterbataillone die verhaßte Bourgeoisie zu Paaren treiben wollte.

Noch ein anderes Motiv freilich wirkte auf die geflissentliche Verschärfung des Konfliktes hin. So wenig, wie Gerlach in der Kamarilla seine Maulwurfsarbeit nach Einsetzung des Ministeriums Manteuffel eingestellt hatte, that dies nach Einsetzung des Ministeriums Bismarck Edwin Manteuffel im Militärkabinet. Es war und ist immer und unvermeidlich dieselbe Geschichte. So lange es nur dem Namen nach Staatsminister, thatsächlich lediglich Hofminister gibt, können die ewigen Reibungen zwischen den offiziellen und den geheimen Rathgebern der Krone, zwischen den höfischen Politikern und den politisirenden Höflingen nicht ausbleiben zum Schaden des Staates wie der Krone. Später ist das eine Zeit lang zurückgetreten, da Bismarck unter ganz besonderen Umständen gewissermaßen Kanzler aus eigenem Recht war oder vielmehr dafür galt, obwohl auch dann seine Klagen über höfische Friktionen nie verstummten. Sobald sich aber seine vermeintliche Unabsetzbarkeit als ein Wahn erwiesen hatte, ist sofort das alte Treiben mit verstärkten Kräften losgegangen. Man sieht und staunt. Selbständigkeit der Minister, deren Stellung andere Grundlagen haben muß, als die Hofgunst, ist das einzige Heilmittel; und diese Selbständigkeit verkörpert sich füglich besser in einem parlamentarischen Ministerium, als in einem Hausmeierthum.

In jenen Konfliktsjahren nun hatte auch Bismarck an dem Kreuz einer Stellung zu tragen, die der Hof gegeben hatte, also der Hof nehmen konnte; und der Hof, das ist ja regelmäßig weit weniger der Fürst, als die „Umgebung“, sei es im Boudoir, im Kämmerchen oder im Kabinet. Ein zweideutiges Halbdunkel liegt über dem damaligen Thun Edwin Manteuffel's, wie über der ganzen Wirksamkeit des Mannes. Möglich, daß er nicht den kühnen Diplomaten, sondern den diplomatischen Generaladjutanten und Chef des Militärkabi-

nets für den eigentlich kommenden Mann der reaktionären Staatsrettung hielt. Möglich auch, daß er vor der in Aussicht stehenden, allen Ueberlieferungen des Junkerthums zuwiderlaufenden auswärtigen Politik wirklich zurückschreckte. Jedenfalls bot ihm diese Seite der Sache eine günstige Handhabe für sein Intriguenspiel wider Bismarck. Der aber kannte aus eigener praktischer Erfahrung die Methode dieser unterirdischen Kriegführung zu gut, um nicht zu wissen, daß die beste Deckung der Hieb sei — nicht auf die junkerlichen Angreifer, sondern auf die Kammer und die liberale Opposition. „Er wolle dem Könige zeigen, wie man mit solchen Leuten umgehen müsse," hat er bei seiner Ernennung erklärt; und nach diesem echt junkerlichen Diktum zu handeln, d. h. den Konflikt um jeden Preis zu schüren und auf die Spitze zu treiben, das war für ihn eine Pflicht der Selbsterhaltung bis zum entscheidenden Erfolge seiner auswärtigen Politik.

„Nur durch eine Schwenkung in unserer auswärtigen Haltung kann die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird . . . . . . Seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gassen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt, . . . so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht . . . Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn soweit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rath seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber meines Erachtens ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesammtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird" . . .

So hatte noch von Petersburg aus in vertraulichen Briefen an Roon dessen Ministerkandidat sein Regierungsprogramm entwickelt. Und in der That, die durch den Konflikt nur noch unhaltbarer gemachte innere Lage war hoffnungslos für das Junkerthum, wenn ihm nicht eine kühne auswärtige Politik Luft schaffte; ja, es galt, „die deutschen Fürsten Preis zu geben, um den brandenburgischen Adel zu retten." Die große nationale Forderung war seit einem halben Jahrhundert innigst mit dem Liberalismus verbunden gewesen, nicht durch Zufall, sondern weil die moderne, nationale Staatsidee ebenso auf dem Prinzip der Selbstbestimmung der Völker beruht wie der Liberalismus, gleich ihm im natürlichen Gegensatz zum dynastischen wie zum feudalen Partikularismus. Was die staatliche Existenz einer Volksgesammtheit hindert oder fördert, das wird von diesem Volke weit tiefer und elementarer empfunden, als alle sonstigen Maßregeln der Politik. Deshalb hatte die Schmach von Olmütz mehr, als alles andere, die preußische Reaktion gebrandmarkt. Seitdem stand es vollends über jeden Zweifel erhaben fest, daß nur auf den Wegen des Liberalismus das Ziel nationaler Einigung zu erreichen, der deutsche Beruf Preußens zu erfüllen sei.

Wenn es nun gelang, diese populäre Meinung durch die That zu widerlegen? Wenn die reaktionäre preußische Regierung, die im erbitterten Kampfe mit dem ganzen liberalen Bürgerthum und seiner parlamentarischen Vertretung einzig auf das Junkerthum sich stützte, wenn sie vollbrachte, was die Paulskirche vergeblich versucht, die neue Aera nicht einmal zu versuchen gewagt hatte? Wenn sie damit der Welt zeigte, daß dieser Liberalismus in unglaublicher Verblendung die Mittel zur Erreichung des höchsten nationalen Zieles seiner eigenen Politik verweigert hatte? Das war ein Stoß ins Herz der so bedrohlich angeschwollenen liberal-parlamentarischen Bewegung; ja, ihrer Demüthigung mußte sie selbst zujubeln; denn ihr eigenes Banner wehte über dem Haupte ihres Besiegers. Und wenn ihre Formen dann auch bestehen blieben, so war doch der Geist herausgetrieben, der Geist, der die Lösung der Junkerfrage im Sinne der modernen bürgerlichen Gesellschaft erheischte! Freilich, es war ein radikaler Bruch mit der ganzen Weltanschauung des Junkerthums in internationalen und nationalen Fragen, wodurch die Erhaltung seiner realen Macht erkauft werden sollte; ohne „Kronenraub" und „Nationalitätenschwindel" ging es dabei nicht ab. Als der preußische Konfliktsminister in programmatischen Noten, eine deutsche Volksvertretung am Bunde forderte, da fand er höhnischen Unglauben, zumeist und mit Recht bei denen, die das ostelbische Junkerthum aus eigener Anschauung kannten. Man mußte erst Thaten sehen: und zu solchen Thaten den König gegen den Widerstand der damals einzigen Freunde, der Junker, zu bestimmen, war gewiß kein leichtes Stück Arbeit. Auf viel verschlungenen Pfaden gelangte Bismarck an's Ziel, und auch dabei that der Konflikt ausgezeichnete Dienste. Da derselbe auf dem Schlachtfelde von Königgrätz beigelegt ward, war allerdings in gewissem Sinne Bismarck der einzige Sieger.

Genial war die Idee dieser großen Schwenkung gewesen, virtuos ward sie ausgeführt. Aber zu derartigen Schwenkungen ist selten ein Individuum, seltener eine Partei, niemals eine soziale Klasse befähigt. Deshalb hat das Junkerthum die Schwenkung nicht mitgemacht, konnte sie nicht mitmachen. Darin liegt an sich kein anderer Vorwurf, als daß das Junkerthum eben Junkerthum ist. Wenn aber seitdem diese Herren mit besonderer Inbrunst „Deutschland, Deutschland über Alles" bei passender und unpassender Gelegenheit anstimmen, wenn sie sich als die patentirten Patrioten und Vorkämpfer des Reichsgedankens aufspielen, so ist das eine Lüge, die zum Himmel schreit. In Wahrheit haben sie in der nationalen Politik Bismarck's ganz folgerichtig einen Abfall von ihren Prinzipien gesehen und ihn in ihrer Weise wüthig bekämpft. Die Edlen meinten, jetzt, da Einer der Ihren, ein Vorkämpfer wider den verhaßten Liberalismus, nach ungeheuren Erfolgen an der Spitze eines siegreichen Heeres stand, sei der ersehnte Augenblick gekommen, um mit dem ganzen liberalen, konstitutionellen Wesen endgültig aufzuräumen und die geknebelte bürgerliche Gesellschaft zur Leibeigenen des rudimentären Feudalismus zu machen. Sie verstanden nicht, daß ihr großer Genosse, so sehr er ihre herzliche Abneigung gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Staatsform theilen mochte, doch klug genug war, auf das Unmögliche zu verzichten, um das Mögliche zu erreichen; die Formen anzuerkennen, um ihren Inhalt abzuschwächen; das Unvermeidliche selbst zu thun, um nicht dessen Verwirklichung und damit die Herrschaft denen überlassen zu müssen, die die eigentlichen Träger jener Gedanken waren.

Hätten jene Radikalreaktionären, als deren Wortführer der alte Oberjunker Kleist-Retzow erschien, damals ihre absolutistischen Pläne durchgesetzt, so hätten sie sich schließlich nur selbst ans Messer geliefert. Jede fruchtbare Benutzung der erfochtenen Siege für Preußens Stellung in Deutschland und Europa wäre durch den brutalen Bruch mit dem Konstitutionalismus unmöglich geworden; und nur um so klarer wäre die Thatsache hervorgetreten, daß die Wiedergeburt Deutschlands einzig und allein das Werk des Liberalismus sein konnte in schärfstem Gegensatze und unversöhnlichem Kampfe wider die feudalen Gesellschaftsreste und ihr Gefolge. Auf diese Weise die werthvollsten Resultate der Situation aus den Händen zu geben, dazu war Bismarck zu klug. Preußens auswärtige Politik bedurfte jetzt in Deutschland des liberalen Vorspanns; und diesen behielt der Konfliktsminister am besten im Zügel, wenn er aller Welt zeigte: jene blinden Thoren haben nicht nur meine Stellung zur deutschen Frage, sondern auch zum Konstitutionalismus völlig verkannt; zu welchen Maßregeln mich auch die Blindheit der parlamentarischen Mehrheit im Drange der Noth zwang, eigentlich bin ich doch verfassungstreu und lenke durch die Nachsuchung der Indemnität sofort wieder in konstitutionelle Bahnen ein. Nur so behielt er die Leitung der deutschen und liberalen Bewegung in

seiner Hand, konnte die Kräfte des Liberalismus ausnutzen, ohne ihn zur Herrschaft kommen zu lassen.

Grollend stand das Junkerthum im Winkel, während der norddeutsche Bund seine fruchtbare Gesetzgebungsarbeit begann; grollend nahm es die Wiedererstehung von Kaiser und Reich hin. Noch immer dachte es wie anno 1849 über diese so gar nicht mystisch, sondern im hellen Tageslichte der Geschichte geschmiedete Kaiserkrone, an der doch ein Tröpfchen demokratischen Oeles hing. Und als unter desselben Simson Führung die Kaiserdeputation des Reichstags in Versailles erschien, da schlug man freilich nicht vor, „ihr nich 'rinzulassen"; aber man warf die erbauliche Frage auf: „was wollen die dreißig Kerls hier?" Gewiß ist die dem alten König in den Mund gelegte Aeußerung: „da verdanke ich ja den Herren Simson und Lasker eine große Ehre!" apokryph; aber die Tendenz der Erfindung und der Heraushebung gerade dieser Namen ist recht handgreiflich, besonders wenn man an Wagener's Wort von der „Kaisermacherei als einem jüdischen Geschäft" denkt. Auch der Grimm wider die Geffckensche Veröffentlichung aus dem Tagebuche des Kronprinzen findet seine Erklärung lediglich darin, daß dieselbe einen intimeren Einblick in die Stimmungen hinter den Koulissen eröffnet, Stimmungen, die an maßgebendsten Stellen doch weit weniger Reichs- und Kaiserenthusiasmus zeigten, als das gute Kind öffentliche Meinung zu glauben gewöhnt worden ist. Und Roon schrieb aus Versailles an Blanckenburg:

„Ein alter Kerl wie ich kann sich nur schwer in dem neu aufaber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhause zurechtfinden, in welchem Dekorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft u. s. w. dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampfe und dem errungenen Siege eine „neue Aera freiheitlicher Entwicklung" anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiscenz. Ich vermisse den Boden, auf dem eine konservative Partei der Zukunft fußen könnte!" . . .

Ja, in den ersten Jahren des neuen Reiches setzte sich die fruchtbare Gesetzgebungsarbeit des norddeutschen Bundes fort; denn einmal wieder war der Wille der Junker nicht allmächtig in Preußen. Daß es gerade einer der Ihren war, der, durch die immanente Nothwendigkeit einer großen Politik gezwungen, ihrem Einflusse Schranken setzte, das reizte wohl um so mehr ihre Wuth; aber es schwächte doch zugleich ihre Widerstandskraft; denn mancher vergiftete Pfeil, wie ihn die Edlen in solchem Kampfe zu schnellen pflegen, trifft nur den Feind, der nicht ihres eigenen Blutes ist. Doch immerhin ein schönes Beispiel ritterlicher Kampfesweise bieten die „Aera-Artikel" der Kreuzzeitung, die den vermeintlich liberal gewordenen Bismarck, da sie ihn nicht wohl zum Juden machen konnten, wenigstens indirekt zum Judensöldling machten. Es war ergötzlich zu sehen, wie sich in den jüngsten Tagen die edle Kreuzritterin, ehrlich wie immer, um die jetzt gerade zu ungelegenster Zeit durch eine Broschüre des unaufhaltsamen v. Diest-Daber aufgefrischte Erinnerung an ihre damaligen Heldenthaten herumzudrücken suchte. Wahrlich, nach den deutlichen Liebenswürdigkeiten, die dazumal zwischen dem Kanzler und der Junkerpartei ausgetauscht wurden, mußte man an einen Bruch bis ans Ende der Tage glauben. Aber etliche Jahre gingen ins Land, und „in den Armen lagen sich Beide und weinten vor Schmerzen und Freude." Allerdings brachte der Kanzler ein prächtiges Angebinde zur Versöhnung. Meisterhaft hatte er in der „liberalen Epoche" jede Festigung des parlamentarischen Wesens zu verhindern gewußt; und da nun der liberale Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, kehrte der Kanzler zu seiner ersten Liebe zurück, nicht nur reich beladen mit Liebesgaben wirthschaftlicher Art, sondern er führte dem Junkerthum zu sozialer Verstärkung auch eine ansehnliche Hülfstruppe zu.

Das war der politische Sinn des großen Umschwungs der Wirthschaftspolitik vom Freihandel zum „Schutz der nationalen Arbeit" durch die Verbindung agrarischer und industrieller Schutzzölle. Die Verstärkung der feudalen Gesellschaftsreste durch Zuführung wichtiger Elemente des höheren Bürgerthums, die von der Masse desselben abgesprengt wurden, war ein wesentliches und gewiß nicht unbeabsichtigtes Nebenprodukt des Schutzsystems für die nationale Arbeit. Eine einzelne, aber höchst bemerkenswerthe statistische Thatsache darf als Symptom dieser Feudalisirung des höheren Bürgerthums gelten: von den 20 Fideikommissen bürgerlicher Familien, die es nach Conrad's Aufstellungen in den 7 östlichen Provinzen Preußens überhaupt gab, sind nicht weniger als 10, also die volle Hälfte der Gesammtzahl, in dem kurzen Zeitraum 1881—1888, der Blüthezeit der reaktionären Wirthschaftspolitik, errichtet worden, während in dem vorangehenden Jahrzehnt 1871 bis 1880 nur ein einziger Fall, 1861—1870 nur zwei und von 1800—1860 ebenfalls nur zwei Fälle vorkamen, daß Bürgerliche ihren Grundbesitz fideikommissarisch festlegten. Das ist eine einzelne, äußerlich sich scharf und handgreiflich dokumentirende Thatsache bezüglich des bürgerlichen Großgrundbesitzes. Ganz analog gestaltete sich die Tendenz der Großindustrie zur Feudalisirung; und selbst den Großhandel, dessen elementare Interessen dem Schutzsystem schnurstracks zuwiderlaufen, suchte man durch Poussirung der „königlichen Kaufleute" in diesen magischen Kreis zu ziehen.

Die „Rettung des brandenburgischen Adels" war unter den gegebenen Verhältnissen ein zu schwieriges Werk und der leitende Staatsmann zu klug und welterfahren, um nach dem einfachen Rezept des bornirten Junkerthums den Menschen erst beim Baron anfangen zu lassen. Aber er erreichte jenes Ziel, indem seine Politik, die einst den „Acheron" des Proletariats gegen die liberale Bourgeoisie in Bewegung gesetzt hatte, jetzt die „Oberen" von den Interessen des Bürgerthums loslöste und in das feudale Lager überführte. Etwelche blaublütige Vorurtheile mußten freilich dabei zum Schweigen gebracht werden; aber die Junker sind ja praktische Leute, die zur Vergoldung des Wappenschildes vor anstößigeren Mesalliancen nicht zurückscheuen. Und andererseits erwiesen sich die neufeudalisirten Gesellschaftsgruppen als überaus gelehrige Schüler junkerlichen Kastengeistes; der neufeudale Schmetterling warf eifrig jede Spur der bürgerlich-liberalen Raupe ab. Nicht die Geburt allein, nicht einmal vorzugsweise die Geburt macht den waschechten Junker, vielmehr die privilegirte Stellung; und an nichts gewöhnt sich eine soziale Gruppe leichter, als an lukrative Privilegien. Ein Privilegium aber kratzt dem anderen bekanntlich nicht die Augen aus; und so ließen es denn auch die besonders auf wirthschaftlichem Gebiet neu Privilegirten ohne ernsthaften Widerstand geschehen, daß auf politischem und sozialem Gebiet die altprivilegirten Klassen im neuen Reich wie im alten Preußen den Rahm von der Milch schöpften. Es war doch ein gar zu erhebendes Gefühl, auch gewissermaßen zur privilegirten Elite zu gehören; und wenn sich dies vollends in erhöhten Profiten aus der geschützten nationalen Arbeit ausdrückte, so empfand man sich mit Stolz als wahren „Realpolitiker", wie ihn der Zeitgeist erforderte. So erhielt das in der That gerettete Junkerthum zu seiner eigenen Ueberraschung zahlreiche und wohlausgerüstete Gefolgsmannen, die noch vor Kurzem in den ersten Reihen seiner Gegner gestanden hatten. Aus dem liberalen Dornbusch, der in der Konfliktszeit so trotziglich seine Stacheln herausgekehrt, erblühten weich fügsame Rosen.

(Ein Schlußartikel folgt).

Hugo Preuß.

Das englische Frauenstudium.

Das englische Frauenstudium von heute hat zum Geburtsjahr das Jahr 1867. In diesem Jahre gab ein Patent der englischen Regierung der gewaltigen Exameninstitution, welche unter dem Namen University of London seit 1835 bestand, das Recht, besondere Prüfungen für Frauen einzurichten, während das weibliche Geschlecht bis dahin grundsätzlich von den Prüfungen ausgeschlossen war. Die University of London machte auch bald von diesem Rechte Gebrauch, indem sie zwei besondere Prüfungen für Frauen errichtete, eine für eine allgemeine höhere Bildung und eine für höhere Leistungen auf besonderen Gebieten. Auch einzelne Kandidatinnen stellten sich ein, obwohl nur dann und wann und keineswegs in sichtlich zunehmender Anzahl. Während die Gegner der Frauenbewegung darüber jubelten, bezeichneten die Freunde derselben die ganze Sache als groben Mißgriff und forderten Abschaffung der Sonderprüfungen und Zulassung der Frauen zu den allgemeinen Prüfungen der Universität, und zwar mit der Begründung, daß sich die weiblichen Prüflinge gerade nicht in den sogenannten weiblichen Spezialfächern, nämlich den modernen Sprachen und Litteraturen, auszeichneten, sondern gerade in den ihnen zum größten Theil noch verschlossenen alten Sprachen und Naturwissenschaften. Eine planmäßige öffentliche Agitation in diesem Sinne setzte ein, und der Erfolg war ein Patent der Regierung von 1878, das vorbehaltlich der Zustimmung des Senates der Universität London und der sogenannten Konvokation, d. h. der Gesammtheit der Graduirten der Universität, den Frauen jeden akademischen Grad, jede akademische Ehre und jeden akademischen Preis unter denselben Bedingungen wie den Männern zugänglich machte. Einen so großen grundsätzlichen Sieg dies bedeutete, so wenig war zunächst praktisch damit erreicht. War die Universität London doch nur eine Prüfungsuniversität und keine Lehruniversität. Wenn auch die Prüfungen den Frauen offen standen, was nützte es ihnen, so lange ihnen nicht auch diejenigen Lehrinstitute offen standen, welche für jene Prüfungen vorbereiteten! So beendeten jene Verfügung und jene beiden Beschlüsse von Senat und Konvokation nicht nur nicht den Kampf um das Universitätsstudium der Frauen, sondern leiteten ihn vielmehr recht eigentlich erst ein. Was es jetzt galt, war die Gewinnung von mindestens einer Lehranstalt für jede Disziplin für die Frauen! Dieser Kampf füllt in London die Jahre von 1878 bis zur Gegenwart. Als die Konvokation 1882 die wenigen graduirten Damen auch in die Konvokation aufnahm, war ein neuer theoretischer Sieg erfochten und in einem weiteren Punkte die Gleichstellung mit dem Manne erreicht. Aber noch heute stehen den Mädchen nicht alle Bildungsinstitute offen, und ohne diese Vorbedingung nützt auch die Zulassung zu den höchsten Londoner Prüfungen wenig. Aber in neuerer Zeit folgen auch auf diesem Felde die Einzelfortschritte immer rascher, und schon ist die Zeit abzusehen, wo die Frauenbewegung für höhere Frauenbildung sich alle Londoner Lehrinstitute erobert haben wird.

Obgleich sie in London zuerst größere Erfolge zu verzeichnen gehabt hat, und die Universität London noch heute allen anderen voransteht, so kann man doch nicht sagen, daß sie sich auf London beschränkt habe oder dort auch nur in besonders hohem Maße zu Hause gewesen sei, sondern sie hat außer London noch drei andere Mittelpunkte, nämlich Cambridge, Edinburgh und Glasgow, und an allen dreien ist in derselben Zeit, in der man in London über die Zulassung der Frauen zur Universität und ihren Gradprüfungen geistige Schlachten schlug, tüchtig gearbeitet und eine eigene Bewegung zur Förderung der höheren Frauenbildung geschaffen worden.

Zunächst Cambridge. Noch immer betrachtet der reiche Engländer alten Schlages jene klösterlich abgeschlossenen Wohn- und Lehranstalten, die unter dem Namen Colleges die beiden alten Universitäten Englands bilden, als den eigentlichen Sitz echten Universitätsgeistes und echter Universitätsbildung, und dazu trägt wohl nicht wenig der Umstand bei, daß er nicht weiß, daß sie nur auf einer Entwicklungsstufe stehen geblieben sind, auf welcher die festländischen Universitäten vor dreihundert Jahren ebenfalls standen. Aus diesem Gefühl heraus erklärt es sich nur allzu gut, daß, als die Bewegung für Universitätsbildung der Frau in Cambridge, wenn auch außerhalb der eigentlichen leitenden Kreise der Universität, ja zum größten Theile außerhalb der Universitätskreise überhaupt, eine gewisse Stärke erreicht hatte, man vor allem daran dachte, zunächst derartige Colleges für Frauen zu schaffen, in denen die Studentinnen ein Heim hätten, obgleich dazu natürlich wesentlich größere Geldopfer nöthig waren als zur Besoldung von Lehrkräften und zur Miethung von Lehrräumen. Ende der sechziger Jahre waren die nöthigen Kapitalien aufgebracht und bereits 1869 wurde das erste Frauencollege unter dem Namen Girton College in Cambridge gegründet. Schon nach wenigen Jahren reichte es aber nicht mehr aus, und so trat 1875 ein zweites Frauencollege, Newnham College, in der Nähe des Corpus Cricket Ground in Cambridge ins Leben. Anfangs gänzlich außerhalb der Universität stehend, haben diese Gründungen doch nach und nach einen gewissen Anschluß an sie erreicht. Zunächst wurden ein paar besondere Frauenprüfungen eingerichtet wie in London, dann die Studentinnen zu einzelnen Universitätskursen zugelassen, schließlich wurde ihnen sogar gestattet, dieselben Prüfungen abzulegen wie die Studenten, und sie erhielten ein besonderes Zeugniß dafür. Die akademischen Grade und sonstigen akademischen Ehren enthält man ihnen aber zur Zeit noch immer vor, und auch die verzweifelten Anstrengungen, die in den letzten beiden Wintern gemacht worden sind, um innerhalb der leitenden Universitätskreise eine Mehrheit für eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse zu Stande zu bringen, sind ergebnißlos verlaufen. Darin stehen sich das fortschrittliche Cambridge und das, man kann fast sagen, von der Frauenbildungsbewegung überhaupt kaum berührte Oxford noch ganz gleich. In Cambridge studiren heute unter diesen eigenartigen Kompromißverhältnissen noch nicht ganz zweihundert Studentinnen, die alle den höheren Gesellschaftsklassen angehören und deren Ausbildung eine überaus kostspielige ist. Die jährlichen Gesammtkosten sollen sich auch bei ihnen auf drei- bis viertausend Mark belaufen. In Newnham College sind auch mehrere Lehrstühle mit Damen besetzt, und ein paar Studentinnen haben sich durch vorzüglich bestandene Magisterprüfungen ausgezeichnet, womit allerdings ihre Befähigung zu eigener wissenschaftlicher Arbeit noch keineswegs erwiesen ist.

Bereits zwei Jahre vor der Gründung von Girton College in Cambridge hatte sich in der schottischen Königsstadt Edinburgh ein Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe machte, den Frauen eine möglichst der männlichen Universitätsbildung gleichartige Ausbildung zu verschaffen. Zu diesem Zweck wurden mehrere Professoren und Dozenten der Edinburgher Universität für kleinere Vorlesungskurse gewonnen. Von 1867 bis 1873 hatte die Bewegung noch einen rein privaten Charakter. Aber schon 1873 nahm die Universität selbst die Prüfungsfrage in die Hand, regelte die einzelnen Examina und ertheilte den Frauen, welche die betreffenden Kurse durchgemacht und sich den Prüfungen mit Erfolg unterzogen hatten, offizielle Zeugnisse über ihre Kenntnisse in drei verschiedenen Fächern; bald wurden diese Prüfungen auf sieben Fächer ausgedehnt und schließlich sogar auf diejenigen, welche den Männern das Magistrat der freien Künste zugänglich machten, d. h. auf Englisch, Latein, Griechisch, Mathematik, Physik, Logik und Metaphysik. Im Ganzen legten sechs Frauen das Examen in dem Fächersiebengestirn der alten Faculty of Arts ab.

Mit noch weit größerem Nachdruck und Erfolge, wenn auch in ganz anderer Richtung, hat Schottlands Handelshauptstadt Glasgow sich der Frauenbildungssache angenommen, wenn auch erst etwas später. In Glasgow hatte sich aus allerhand kleinen Anfängen, in denen nur einzelne Vorlesungen und ganz kleine Kurse gehalten wurden, die

in dem drüben über dem Kanal so beliebten brieflichen Unterricht eine Ergänzung fanden, ein großer Verein entwickelt, der bald über ansehnliche Mittel verfügte. 1877 errichtete er eine Reihe von höheren Kursen für erwachsene Mädchen und näherte diese Kurse stetig dem Stande der Unterrichtskurse der Universität an. Er wollte zweierlei, einmal dem weiblichen Geschlechte eine höhere allgemeine Bildung zugänglich machen und sodann tüchtige Lehrerinnen erziehen. Sechs Jahre später konstituirte sich die Association for the higher education of women als selbständiges College, nach Schottlands alter Königin Margarete Queen Margaret College genannt. 1884 erhielt dasselbe von einer hochherzigen Dame ein prachtvolles Heim, ein mächtiges Haus in edlem Renaissancestil inmitten eines großen Gartens im besten Theile der Stadt, halb als Geschenk, und in diesem Heim, das ausschließlich zu Lehrzwecken und nicht zu Wohnzwecken Verwendung finden sollte, entstand nun rasch eine kleine philosophische Fakultät, deren Vorlesungen fast ganz in den Händen von Universitätsprofessoren und Dozenten lagen. Englische, französische und deutsche Sprache und Litteratur, Lateinisch und Griechisch, Mathematik und Naturgeschichte, Astronomie, Psychologie, Logik, Metaphysik und Ethik, Nationalökonomie, Geschichte und Bibelkunde bildeten die Lehrgegenstände. Im Herbst 1890 mußte eine medizinische Fakultät (Medical school for women) eröffnet werden, deren Studentinnenzahl sehr rasch stieg. Zunächst war die Anzahl ihrer Kurse eine sehr beschränkte, da die meisten Jüngerinnen der Heilwissenschaft naturgemäß Anfängerinnen waren. In den ersten Jahren bestanden sie nur aus Anatomie, Chemie, Zoologie, Chirurgie, klinischer Chirurgie und Histologie und wurden erst dann gleichzeitig mit dem dafür auftretenden Bedürfniß zu einer vollständigen medizinischen Fakultät ergänzt. Mit der Zeit trennte sich dann von der philosophischen Fakultät eine eigene naturwissenschaftliche Fakultät los, und damit war den fühlbaren Bedürfnissen augenscheinlich genügt. Ein Wunsch nach dem Studium der Theologie oder Rechtswissenschaft schien auf Seiten der schottischen weiblichen Jugend nicht zu bestehen.

Angeregt durch diese augenfälligen Erfolge und von dem Wunsche geleitet, der finanziell schlecht gestellten Universität eine neue Einnahmequelle zu erschließen, hatte der Senat der Universität St. Andrews im Jahre 1887 einen eigenen akademischen Grad für Frauen gegründet, Lady literate in Arts (L L A), zu dem bald ein beträchtlicher Andrang stattfand, zumal man für ihn nach Londoner Muster keine bestimmten Lehrkurse besuchen mußte, sondern sich ganz nach Belieben dafür ausbilden konnte, wo und wie man wollte. Man hatte einzig eine Prüfung in sieben Fächern abzulegen, die man sich aus 27 Fächern ganz frei wählen konnte, und es war sogar gerade wie bei dem schottischen Magister-Artium-Grad freigestellt, das Examen für jedes einzelne Fach im Laufe mehrerer Jahre einzeln abzulegen. Obwohl sich der neue Grad keiner besonderen Achtung rühmen konnte, so war er doch immerhin mehrere Jahre lang der einzige schottische akademische Grad, der Frauen offen stand, und er erhielt im Jahre 1892 allein hundert neue Trägerinnen.

Diese St. Andrewser-Gründung war nur ein Vorspiel für das wirkliche Eindringen der Frauen in die schottischen Universitäten. Um mannigfache Mißstände abzustellen, war schon 1889 für die schottischen Universitäten eine Reformkommission vom Parlamente ernannt worden, die sich auch mit der Frage des Frauenstudiums beschäftigen sollte. Im Frühling 1892 wurden denn auch die Frauen offiziell zum Universitätsstudium an den Philosophischen, Naturwissenschaftlichen und Medizinischen Fakultäten Schottlands zugelassen, entweder zu gemeinsamen Vorlesungen mit den Studenten oder zu besonders für sie zu errichtenden Kursen. Die Wahl zwischen diesen beiden Wegen wurde in die Hand der einzelnen Universitäten gelegt. Im Oktober 1892 begann darauf das erste Semester des schottischen Frauenstudiums an den schottischen Universitäten, und damit war ein Schritt gethan, der in mancher Hinsicht noch über die Leistungen der Universität London hinausgeht, wenn er auch in anderen noch hinter ihnen zurückbleibt. Während nämlich die Universität London als bloßer Prüfungskörper keine eigentlichen Frauenkurse besaß, besaßen die schottischen Universitäten nunmehr solche, wenn auch nicht alle in gleicher Weise. Während Edinburgh, St. Andrews und Aberdeen den Frauen einfach ihre philosophischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen öffneten und so sogenannte mixed classes schufen, in denen beide Geschlechter gemeinsam hörten und lernten, schlug man in Glasgow theilweise einen anderen Weg ein, indem man zunächst die bereits bestehende kleine Frauenuniversität mit drei Fakultäten, Queen Margaret College, der alten Universität einverleibte, ihre Gebäude, ihren Boden, ihre Laboratorien, ihren wissenschaftlichen Apparat und ihr beträchtliches Baarvermögen übernahm und sie zum Women's-Departement der alten Universität machte. Die wenigen Dozenten, die noch nicht zugleich Universitätsdozenten waren, wurden zu solchen ernannt, die Kurse völlig den Universitätskursen gleichgestellt, und so entstanden eine große Reihe von Doppelstellen, Doppelkursen und unnöthigen Doppelarbeiten, die sich denn auch sehr bald in empfindlichen Doppelkosten fühlbar machten. So ging man denn auch in Glasgow seit 1895 nach und nach fast in der ganzen Philosophischen Fakultät zu gemeinsamen Kursen für beide Geschlechter über, und nur in der Medizinischen Fakultät wurde die Trennung beibehalten. In wenigen Jahren wird Queen Margaret College ausschließlich eine Medical School for Women sein. Durch die zahlreichen von außen zusammenströmenden Studentinnen, für die nur mit Mühe im Westen der Stadt geeignete Wohnungen zu finden waren, wurde mit der Zeit eine gemeinsame Wohnstätte wünschenswerth. 1893 bildete sich eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht für ein solches Unternehmen, und Herbst 1894 trat das neue Heim unter dem Namen Queen Margaret Hall in Wirksamkeit, und im Winter 1896/97 hat es auch die erste deutsche Studentin beherbergt. Im Ganzen studiren zur Zeit an der Universität Glasgow 250 Frauen.

Unter den übrigen akademischen Lehranstalten Großbritanniens ist hinsichtlich des Frauenstudiums noch die Victoria University bemerkenswerth, die, 1880 gegründet, aus dem Owens College in Manchester, aus dem University College in Liverpool und aus dem Yorkshire College in Leeds besteht. An ihr sind Frauen ebenfalls zu den akademischen Graden zugelassen. Da jedoch zu deren Erlangung die vorgeschriebene Anzahl Semester an einem der drei Colleges erforderlich ist und zur Zeit noch keineswegs alle Vorlesungen den Frauen offen stehen, so erleidet die Studien- und Graduirungsfreiheit des weiblichen Geschlechtes praktisch einstweilen noch nicht unwesentliche Einschränkungen. An der Royal University of Ireland mit dem Sitz in Dublin sind zur Zeit die Frauen ebenfalls zum Studium und zu den akademischen Graden zugelassen, und fast jedes Jahr zeichnen sich ein paar Kandidatinnen in den Prüfungen aus. — —

Glasgow. Alexander Tille.

Charles Sealsfield.*)

Seit Anfang der Dreißigerjahre erschienen in der Schweiz, später in Stuttgart eine Reihe von Romanen, die nach Stoff, Auffassung und Darstellung so neu, so fremdartig anmutheten, daß sie das allergrößte Aufsehen erregten. Der Leser sah sich in eine Welt versetzt, von der er bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte.“ Er fand Naturschilderungen

*) Aus Veranlassung der Schrift: Charles Sealsfield (Karl Postl), der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke. Von Albert B. Faust, associate professor of german, Wesleyan University Middletown, Conn. Weimar 1897. Verlag von Emil Felber.

von einer nuancirten Farbenpracht, wie er sie noch in keinem deutschen Roman gefunden hatte. Er sah sich Personen gegenüber, für deren Denken, Fühlen und Reden ihm die Erfahrungen am eigenen Leibe und mit seinen Landesgenossen keine Analogien an die Hand gaben. Und das alles, wovon er durchaus nichts wußte, dargestellt mit einer Anschaulichkeit und eindringenden Kunst der Charakterisirung, daß diese unbekannten Gegenden und diese fremdartigen Menschen leibhaftig vor sein geistiges Auge traten, als ob er von jeher in ihrer Mitte gewandelt hätte. Ein äußerer Umstand erhöhte noch das Interesse an den Büchern. Wer war eigentlich dieser „Verfasser des Legitimen“? Ein geheimnißvolles Dunkel umgab ihn. Niemand kannte auch nur seinen Namen. War er ein Deutscher oder ein Amerikaner? die Bücher Originale oder Uebersetzungen? Sie behandelten, anscheinend aus tiefer Sachkenntniß, fast ausschließlich amerikanische Verhältnisse, und die Sprache, in der sie geschrieben waren, klang vielen mehr englisch als deutsch. Dazu in den Vorreden Andeutungen, daß die Herausgabe von einer dritten Person besorgt werde, die den Verkehr zwischen Autor und Verleger vermittle Andererseits wieder gab es Stellen, die, genau besehen, einen fremdländischen Verfasser ausschlossen. Mit so persönlicher Bitterkeit, hinter der man tausend schmerzliche Erfahrungen und Wunden ahnte, vermochte von Deutschland nur ein Deutscher zu sprechen. Man hätte zur Vergleichung an Heine denken können. Kurz: man stand vor einem Räthsel, und, ungleich den meisten anderen Räthseln, machte dieses gar keine Miene, sich lösen zu lassen. So hatte man sich allmählich daran gewöhnt, in Erinnerung an Walter Scott, nur von dem „großen Unbekannten“ zu sprechen, als der Dichter 1845 in einer aus Baden in der Schweiz datirten Erklärung einen Zipfel des Schleiers lüftete: er heiße Charles Sealsfield und habe die Werke in deutscher Sprache niedergeschrieben.

Damals hatte er den Gipfel seiner Popularität erklommen. Seine Werke waren in Tausenden von Exemplaren verbreitet; die meisten, wenigstens auszugsweise, ins Englische übersetzt worden. Gleich darauf sank das Interesse für ihn in dem Grabe, daß er überhaupt nichts mehr veröffentlicht hat; seine drei letzten Bücher soll er im Manuskript vernichtet haben. Fast zwanzig Jahre lebte er noch, einsam, verschlossen, von wenigen gekannt und aufgesucht, ein schrullenhafter Sonderling, an dessen Person sich unheimliche Gerüchte knüpften, bis er endlich am 26. Mai 1864 in seinem Hause bei Solothurn die Augen schloß. Zu Erben seines Vermögens hatte der „Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika“ die Nachkommen des mährischen Bauern Anton Postl eingesetzt, und als diese nach der Schweiz kamen, die Erbschaft anzutreten, erkannten sie leicht, daß der Verstorbene kein anderer als ihr Bruder Carl sei, der vor einundvierzig Jahren dem Kloster entsprungen und seither für sie verschollen gewesen war. So war das Räthsel der Abstammung gelöst, obgleich noch tausend Fragen offen blieben. Manches wurde durch eifriges Nachspüren dann noch beantwortet; über vieles aber werden wir stets im Unklaren bleiben. Die Schicksale des Menschen Postl kennen wir nur unvollständig; wir müssen uns damit trösten, daß wir wenigstens die Bücher des Schriftstellers Sealsfield besitzen.

Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts hat man zu einer geistigen Erscheinung ein ganz anderes Verhältniß gewonnen, als es auch der am weitesten blickende und unbefangenste Zeitgenosse besaß. Man betrachtet sie mit andern Augen, und sie hat einem etwas anderes zu sagen. Das Zufällige und das Aktuelle sind von ihr abgefallen. Man kann ihre historische Stellung bestimmen.

Wir sehen heute in Sealsfield einen Vorläufer des Realismus. „Sealsfield's Schriften beweisen, wie unaufhaltsam die Zeit dem Realismus zudrängte“, sagt Treitschke, und mit Recht. Daß Sealsfield von Cooper und Scott Anregung und Beispiel empfangen hat, ist heute gleichgültig. Auch hat es wenig Sinn, ihn mit Mügge, Gerstäcker, Ruppius und Möllhausen in einem Athem zu nennen, bloß weil diese auch exotische Romane geschrieben haben. Er ist von ihnen verschieden nicht nur dem Grabe nach. Dagegen könnte man ihn mit Willibald Alexis zusammenstellen. Beide gingen von der Romantik aus und behandelten romantische Stoffe — Alexis entnahm sie der Vergangenheit, Sealsfield einem fernen Welttheil — im Wesentlichen auf eine unromantische Art. Genaue Lokalschilderung, scharfe Psychologie, in deren Dienst ein individualisirender Dialog trat, verleihen ihnen, gegenüber den Romantikern, von denen sie doch nicht ganz zu trennen sind, weitaus größere Sachlichkeit. In allen drei Punkten ist Sealsfield dem Alexis überlegen, dem er in der Geschlossenheit der Form nachsteht. Er bereitet nicht bloß den relativen Realismus eines Gutzkow, Freytag und Spielhagen vor, sondern nähert sich bereits den strengen Forderungen, die man seit Flaubert an Lebenswahrheit in der Prosadichtung zu stellen allmählich sich angewöhnt hat.

Seine Romane spielen alle in Nordamerika, entweder in den südlichen Staaten oder in Mexiko. Für uns ist Amerika das Land der schroffen Gegensätze und der gewaltigen Naturformen. Flüsse, Wasserfälle, Prairien, Baumriesen, Felsengebirge, alle über das Maß unserer Landschaft hinauswachsend Das menschliche Leben sich in entsprechenden Verhältnissen bewegend. Etwas ähnliches erwarten wir daher unwillkürlich auch von der amerikanischen und von der in Amerika spielenden Litteratur. Drüben selbst sind Leute mit der gleichen Forderung aufgetreten. Longfellow hat sie, in der Figur des Kraftgenies Hathaway, in dem Roman „Kavanagh“ zur Zielscheibe seines Spottes gemacht.

„Wir müssen eine nationale Litteratur haben in dem Maßstab unserer Gebirge und Flüsse, in dem Maßstab des Niagara, der Alleghanies und der großen Seen. Wir müssen ein nationales Epos haben, das der Größe unseres Landes entspricht und, verglichen mit allen andern Epen, dasselbe sein soll, was Banvard's Mississippi-Panorama im Vergleich zu allen anderen Gemälden, — das größte der Welt. Wir müssen ein nationales Drama haben, in dem hinreichender Raum ist für unsere gigantischen Ideen und den unvergleichlichen Fleiß und Fortschritt unseres Volks. Mit einem Wort: wir wollen eine völlig urchige und ungeschorene Litteratur, die die Erde erschüttern soll wie eine Bisonheerde, die über die Prairien donnert.“

Longfellow hat bei diesen komischen Fanfaronnaden seinen litterarischen Todfeind Edgar Allan Poe im Auge gehabt, der ihm eine bis zum Plagiat gehende Abhängigkeit von der englischen Litteratur vorgeworfen hatte; aber mit größerem Recht lassen sie sich auf Sealsfield anwenden, den Longfellow übrigens sehr hoch stellt: „our favorite Sealsfield“ nennt er ihn in seinem Tagebuch. Sealsfield schildert nicht bloß amerikanische Szenerien, Zustände und Charaktere; er schildert sie auch auf eine amerikanisch wilde und aufgeregte Art. In seine Darstellung, in seinen Stil ist etwas von dem Gigantischen und Urweltlichen amerikanischer Natur, von dem Maßlosen und Fieberhaften amerikanischen Lebens übergegangen

Es scheint, daß er seine dichterischen Fähigkeiten erst auf dem Umweg über ein anderes, untergeordnetes Talent entdeckt hat — ich meine die Beobachtungsgabe; dafür spricht wenigstens, daß er mit Werken der Beobachtung, einem Buch über die Vereinigten Staaten, einem zweiten über Oesterreich, begann und erst auf sie seine Romane folgen ließ. Ja, es wäre möglich, daß er den Poeten in sich überhaupt nie recht entdeckt und gewürdigt hat. Wie möchte er sonst, was an Beobachtung in seinen Werken ist, um so vieles höher anschlagen, als die freie Erfindung und dichterische Gestaltung! Etwas Lehrhaftes klebt ihm an, ein leichter Predigerton weicht nicht von seinen Lippen. Die Erfahrungen, die er drüben gemacht hat, will der freie Republikaner den weniger glücklichen Deutschen nicht vorenthalten. Vielleicht, daß diese davon doch profitiren können. In einer selbstbiographischen Skizze stellt er seine Bücher in Gegensatz zu allen früheren Romanen.

„Mein Held ist das ganze Volk; sein soziales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer; seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesszenen und Abenteuer nur gelegentlich, als Folie, um zu beleben, hervorzuheben, angewandt. Es ist in diesem Romangenre, dem der Verfasser die Benennung des

nationalen oder höheren Volksromans geben zu sollen glaubt, dem Roman die bunteste Unterlage gegeben, durch die derselbe zunächst der Geschichte sich anzureihen, eine wichtige Seitenquelle derselben zu werden berufen sein dürfte."

Man sieht: Sealsfield strebt ganz entschieden nach Haltung und Geltung des Geschichtswerks. Darum befragt er Dokumente über Dokumente und beruft sich bei jeder Gelegenheit auf ihre Authentizität. Er hat darin etwas merkwürdig Modernes. Er erinnert lebhaft an eine Schule, die noch vor wenigen Jahren geblüht hat und jetzt im Absterben begriffen ist. Aber zu seinem Glücke klafft bei Sealsfield, gerade wie bei Zola, zwischen Theorie und Praxis ein Abgrund, und der Dichter, den er verleugnen möchte, schlägt nur um so ungeberdiger aus, nur um so kräftiger durch. Sein Können ist größer als sein Wollen. Man könnte sagen: Ein Dichter wider Willen.

So sehr ist er Dichter, daß er darüber ganz vergißt, auch Schriftsteller zu sein. Phantasie und dichterische Anschauung allein reichen zum Künstler nicht aus; die künstlerische Form verlangt außerdem Geduld, Geschmack und eine feine Hand. Die hat Sealsfield nicht besessen. Das Geheimniß der Form war ihm zeitlebens verschlossen; eine abgeklärte, reife, runde Darstellung blieb ihm versagt. Die Komposition seiner Bücher, wenn man da überhaupt noch von Komposition reden kann, ist einfach greulich. Er schreibt in den Tag hinein, läßt nothwendige Dinge aus, dehnt andere wieder ganz unverhältnißmäßig, unterbricht sich, greift vor und zurück, wirft die verschiedensten Stoffe auf einen Haufen zusammen, fängt an und hört auf, wo und wann es ihm beliebt. Sobald ihm ein Milieu, ein Charakter allseitig genug entwickelt zu sein scheint, legt er die Feder nieder, unbekümmert darum, was der Leser sagen möge, wenn er die Personen, für die er sich zu interessiren begonnen hat, plötzlich verschwinden sieht. Sealsfield's Romane sind alle nur Bruchstücke; große, gewaltige Bruchstücke, das ist wohl wahr, doch immerhin Bruchstücke. Auch entbehren sie jeder Gleichmäßigkeit im Einzelnen. Das Beste steht dicht neben Mittelmäßigem, das Kühnste neben Konventionellem, das Originellste neben Trivialem. Aehnlich ist's mit der Sprache. Sie braust auf uns nieder wie ein Wassersturz. Das siedet und zischt, und dabei fliegt uns bald eine englische, bald eine spanische Phrase wie ein Stück Treibholz an den Kopf. Es wird wohl Karl Frenzel sein, der einmal für diese Sprache das hübsche Bild gefunden hat:

„Amerika fehlt der anmuthige Wechsel der Jahreszeiten, aus der Kälte kommt der Wanderer oft an einem Tage in tropische Hitze. Am Morgen sah er die Bäume des Nordens um sich grünen, am Abend das Palmettofeld des Südens. So entbehrt Sealsfield's Darstellung der vermittelnden Uebergänge, der zarten Striche und Tinten, fein Stil des harmonischen Klangs."

Eben weil ihm die dichterische Inspiration so reichlich fließt, ist er kein hervorragender Schriftsteller. Er schreibt ganz intuitiv, ganz instinktiv, gleichsam in einem Fieberrausch der Begeisterung, und was er einmal improvisirt hat, ändert er nie. Aber gerade „an solchen starken ungeschulten Talenten läßt sich der Geist einer Epoche am sichersten erkennen", bemerkt Treitschke. Sealsfield gehört in jene lange Reihe von Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts, die niemals die Ruhe und Mäßigung gefunden haben, ein Werk gründlich zu überarbeiten, gleichmäßig zu Ende zu führen. Ein Fluch, der seit dem Erlöschen der alten klassischen Tradition jedes größere Talent bedroht. Darum erscheint er dem heutigen Leser zum Theil veraltet; denn nicht nur die Ideen, auch was Phantasie und Intuition zu Stande gebracht haben, verliert mit der Zeit seine Macht und Wirkung. Die Form allein besteht. Sie erst gibt dem Werke Dauer.

Sealsfield ist ein eminent männlicher Schriftsteller, dem nur die Männer wohl gerathen. Wenn er mit seinen derben, harten Fäusten einen weiblichen Charakter bilden will, wird er in dem Bestreben, ja recht zart zu sein, meist weichlich und süßlich und verschwommen oder kopirt die konstruirten, geistreichisirten Weiber des jungen Deutschland. Seine Männer aber haben Blut getrunken. Und welch reiche Galerie von Männern hat er nicht hinterlassen! In jenen südlichen Staaten, wo die französische Herrschaft unlängst aufgehört hatte, die spanische eben im Begriff war, den unwiderstehlich vordringenden Anglo-Amerikanern das Feld zu räumen, was für ein Völkergemisch mußte sich da zusammendrängen! Germanen und Romanen aller Länder, Indianer und Schwarze und Farbige jeder Schattirung. Welche Gegensätze mußten sich dabei offenbaren, welche Umbildungen und Entartungen zutage treten! In Daudets „L'immortel" wird ein hundertjähriger Akademiker vorgeführt. Dieser Greis hat gesehen und in seinem unverwüstlichen Gedächtniß bewahrt, wovon alle Mitlebenden nur aus Büchern wissen; und wenn er nun unter der dritten Republick von irgend einem Ereigniß, einer Persönlichkeit aus dem Anfang des Jahrhunderts spricht, fügt er seiner Erzählung jedesmal die stolzen Worte bei: „Das habe ich gesehen!" Sealsfield hat in einem knappen Jahrzehnt mehr Veränderungen erlebt, als jener Greis in einem Jahrhundert; und auch aus seinen Erzählungen glaubt man den Refrain herauszuhören: Das habe ich gesehen! Denn was immer er geschaut und erkundigt, erlebt und getrieben haben mag, in seinen Büchern fließt es zusammen und nimmt dichterische Gestalt an. Schließlich aber kommt alles doch nur auf ein Hauptthema heraus, das nie aus dem Auge verloren wird: das Thema vom Werden und Wachsen des Staates. Wie Staaten entstehen — diese Aufschrift könnte man vor seine gesammelten Werke setzen. Er hat das unschätzbare Glück eines Stoffes gehabt, wie er gewaltiger nicht gedacht werden kann. Vor seinen echten und eigentlichen Staatsromanen versinken alle jene hohlen Phantasiestücke, die wir so zu nennen pflegen, von Thomas Morus und Campanella an bis herab auf Bellamy und seine Schule. Er hat noch einen ursprünglichen, großen epischen Stoff bearbeitet, man muß hinzufügen: als letzter. In seinem Bemühen, das Zusammenleben verschiedener Rassen zu schildern und ihr Zusammenschweißen, wenn nicht zu einem Volksthum, so doch zu einem Staatswesen, ist er bis zur Stunde unerreicht, fast hätte ich gesagt allein geblieben, so gebieterisch auch der internationale Zug der Gegenwart gerade auf dieses Problem hinweist.

Doch seine Kunst der Charakteristik erschöpft sich nicht in Völkertypen; sie hat Figuren auf die Beine gestellt mit einem bis ins Einzelne und Kleinste individualisirenden Streben. Der Alkalde im „Kajütenbuch", Nathan Strong in den „Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre" gehören hierher. Starre, eisenharte Kerle, deren Gedanken und Handlungen nach einem Ziel gehen. Gewaltmenschen, bei denen die That dem Entschluß folgt, wie der Knall dem Blitz ihres Rohrs. Nicht im mindesten angekränkelt von moralistischen Zweifeln und Bedenken. Man wird ihnen gegenüber die Erinnerung an die neueste Modephilosophie nicht los. Beide sind sie vorweggenommene Nietzsche, freilich keine Nietzsche des Worts, am allerwenigsten des bloßen Worts. Wirkliche Herrennaturen, keine Philologen im Theaterkostüm des Renaissancemenschen. Und doch — könnte, was der Alkalde von den alten Normannen erzählt, mit denen der Bastard William sich das angelsächsische Reich unterjocht, könnte das nicht aus dem Munde Nietzsche's gesagt sein? Der wackere Hinterwäldler hat sich da etwas zusammenkalkulirt, was der zahme und reinliche Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse" höchstens geistreicher formulirt hat.

Solche Menschen reden nicht das herkömmliche glatte und gebildete Feuilletondeutsch. Sealsfields Welt besteht aus einem ganzen Dutzend Welten, und es werden darin wohl ein Dutzend Sprachen gesprochen. Das Kauderwälsch des Negers kennzeichnet sich durch kurze, abgehackte Sätze, Verwechslung des Geschlechts, durchgängigen Gebrauch des Infinitivs; die Kreolensprache durch einen unsympathischen Mischmasch von Französisch und Deutsch; das Pennsylvanisch-Deutsch durch eine kaum sympathischere Vereinigung von Deutsch und Englisch. Leute wie Nathan oder der Alkalde haben ihre eigene Sprache. Langsam und würdevoll, belehrend und sich wiederholend, einfach und unge-

schmückt und immer in ganz ernsthaftem Ton. Witz oder auch nur Scherz existirt nicht. Die gewöhnliche Wortfolge wird bei Seite gesetzt, das Zeitwort an den Anfang des Satzes gestellt; das gibt Leben und Nachdruck. Der Alkalde redet nicht ganz so einfach und natürlich wie Nathan; beide aber reden patriarchalisch, mit einem Anklang ans alte Testament, als ernste Männer von geringem Wissen und desto größerer Vertiefung, deren Denken sich in der Einsamkeit ihrer Prairien und Urwälder immer nur um ein paar Punkte gedreht hat, wie sie immer nur die Bibel gelesen haben und kein anderes Buch. Vorkämpfer sollen prophetisch wirken. Sie überzeugen kraft einer eigenen inneren Ueberzeugung

Sealsfields Bücher, so veraltet sie stellenweise sind, so ärgerlich sie den modernen Leser manchmal stimmen, bilden heute noch eine Lektüre von höchst suggestiver Wirkung. Sie verdienten, aus dem Dornröschenschlaf eines halben Jahrhunderts wieder zu erwachen.

Kein Zweifel: seine Zeitgenossen, die ihn so hoch stellten, sahen und schätzten anderes an ihm, als wir. Manches, was uns heute von äußerster Bedeutung erscheint, war ihnen nur anstößig. Die charakteristische Sprache seiner Personen reizte Verleger und Kritiker nur zu dem wohlgemeinten Rath, die Romane doch von einem guten Stilisten überarbeiten zu lassen. Professor Götzinger in Schaffhausen bot sich dem Dichter direkt an, „das unvollkommene Deutsch der Personen zu korrigieren“. Sealsfields Antwort: „Das ist eben amerikanisch“, hat der geschätzte Schulmann kaum verstanden. Für die Bewunderung dieser Zeitgenossen waren, neben dem rein stofflichen Interesse an der Fabel, hauptsächlich politische Maßstäbe bestimmend. Wir befinden uns in den bewegten Jahren vor 48. Man lechzte nach Freiheit, und diesem Durst kamen die Schilderungen amerikanischer Freiheit entgegen. Im Roman athmete man die frische Luft, die man in der Wirklichkeit entbehren mußte. Das zahme Europa erhitzte sich an den ungebrochenen Trieben und dem urwüchsigen Ausdruck dieser Halbwilden. Amerika übte damals auf die ältesten und erfahrensten Leute den gleichen Zauber aus, den es heute auf unreife Knaben ausübt, wenn sie Geschichten von Indianerkämpfen, von Trappern und Goldsuchern gelesen haben. Wie die dumpfen, gequälten Menschen Ibsens, von ihrem versteckten Fjord aus, Paris oder Italien betrachten, als etwas dem eigenen Zustande durchaus Entgegengesetztes und deshalb Reizendes und Köstliches, wohin sie sich sehnen, weil sie glauben, daß sie dort gesunden werden, so sehnten sich unsere Väter und Großväter nach Amerika. Bei Sealsfield fand diese Sehnsucht Nahrung. Aber was ihn so schnell erhoben hatte, dasselbe sollte ihn ebenso schnell stürzen. Wie gründlich hat man ihn nach 48 vergessen! Jetzt waren ja die Hoffnungen geknickt, die Illusionen gestorben.

Bern. Friedr. M. Fels.

Zur Würdigung Nietzsche's.

Gelangen hervorragende Denker in der Regel erst spät zu der ihnen gebührenden Geltung, die dann zu einer nachhaltigen geworden, so ist frühzeitiger Erfolg bedeutender Denkergrößen gewöhnlich durch dessen baldige Einschränkung auf bloß geschichtlichen Werth erkauft. Innerhalb unserer durch Kant eingeleiteten Bildungsperiode hat sich Solches zweimal ereignet: zu Anfang derselben mit Schelling, und nun mit Nietzsche. Beide haben sie, noch jung an Jahren, von ihrem Hervortreten an sich Gehör und einen Namen zu schaffen gewußt; beide nahmen sie ihren Ausgangspunkt bei der Kunst, die sie zu einer Weltpotenz, zum Ziel der gesammten Schöpfung erheben wollten; beide machten sie, ungemein rasch, einen mehrfachen Wandel ihrer Anschauungen durch, der sie ihrem Ausgangspunkte und den damit verknüpften Idealen immer mehr entfremdete, bis sie beide, der eine nur leiblich, der andere auch geistig, ihre inzwischen abgeschlossene Thätigkeit überleben sollten. Die Gleichheit ihrer Erscheinung wird durch Unterschiede zwischen ihnen nicht beeinträchtigt. Dieser entspricht genau ihrer Stellung innerhalb der inzwischen durchlaufenen Entwicklung unseres Geisteslebens: der von Fichte, dem ersten Ausläufer aus Kant, angeregte Schelling führt in die Romantik und ihre Offenbarungsgläubigkeit hinein; im Anschlusse an den dieser Richtung feindlich entgegenstehenden Schopenhauer, den letzten klassischen Ausläufer aus Kant, schließt Nietzsche mit einer Lossagung vom Glauben, für den Kant, im Gegensatz zur kirchenfeindlichen Bildung seines Zeitalters, bekanntlich seinerseits „hat Platz machen wollen“. Der Kreislauf ist vollendet.

Rasch wie die Entwicklung hat sich auch der Wechsel im Verhalten der Zeitgenossen zu Nietzsche vollzogen. Einer heftigen Parteinahme, wo gedankenlose Nachbeterei und erbitterter Widerstand das Wort geführt, ist nunmehr ein besonnenes Verständniß gefolgt, das dem Denker vollauf gerecht zu werden vermag, sei es in gelegentlichen Ausführungen, sei es in eigens ihm gewidmeten Untersuchungen. Eine solche liegt nun vor in dem trefflichen Buche: Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker*, von Alois Riehl, gegenwärtig an der Kieler Hochschule wirkend. Bei einsichtsvoller Kritik enthält es eine Wiedergabe der Thätigkeit des genialen Schriftstellers, wie sie ihm liebevoller nicht hat zu Theil werden können. Hierin der Anhängerschaft in keiner Weise nachstehend, hält es den Widersachern den gewichtigen Umstand entgegen, daß man bei Nietzsche mit dem Widerlegenwollen allemal zu spät komme, weil sein Wirken selbst eine Kette unablässigen Widerlegens bildet. Wer dessen Acht hat, wird sich von den widerstreitenden Ansichten des Denkers nicht beirren lassen, so leicht dies auch bei dessen künstlerisch vollendeter Darstellung eintreten kann, wenn man nämlich vergißt, welch eigenartige Erscheinung man in seinen Schriften vor sich hat.

Wie die heutige Kunstwissenschaft die Person des Künstlers seinem Werke voranstellt und darin ihn selbst, sein Anschauen und Auffassen des Gegenstandes zunächst zu verstehen und zu würdigen sucht, genau so will ein Wirken wie das von Nietzsche erfaßt und gewürdigt werden. „Nietzsche ist der persönlichste Denker“, sagt unser Autor, und namentlich bei ihm trifft das zu, was er von jeder Philosophie behauptet, daß sie im Grunde nur Selbstbekenntniß ihres Urhebers sei, weil es „an dem Philosophen ganz und gar nichts Unpersönliches“ gebe. In seinen Schriften, die er zunächst für sich selber verfaßt, ist „er selbst ganz und gar“, seine Bücher daher auch keine gewöhnlichen Bücher, sondern „Erlebnisse“, und hierin wie in der den Gedanken sich völlig anschmiegenden Form, im Rythmus der beweglichen Rede, im Klang der fürs Ohr geschriebenen Worte liegt der eigenthümliche Zauber seiner Schriften. Auch darin ist er seinem Meister Schopenhauer nachgeartet, daß ihm die Behandlung der Sprache ein wichtiges Augenmerk verblieben; wie dieser dem in der damaligen Wissenschaft eingerissenen „Jargon“ einer abstrusen und in ihrer Schwerverständlichkeit schwelgenden Ausdrucksweise die klare, exakte Sprache der großen Autoren der vorangegangenen Jahrhunderte entgegenstellte, so hat Nietzsche dem heutigentags beliebten „Naturalismus in der Sprache den Stil gegenübergestellt und wieder gezeigt, was Stil in der Sprache ist“. Er hat die Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache erweitert und ihren Schatz um manches treffende neue Wort bereichert.

Ueber die Form aber ist nicht der Inhalt, über den Künstler der Denker nicht außer Acht zu lassen. Auch hier wiegt das Persönliche vor, doch ist dieses selbst so bedeutsam, daß auch Irrthümer und Widersprüche, wie sie nicht nur im Laufe einer vielseitigen Entwicklung, sondern auch innerhalb des nämlichen Stadiums derselben bei Nietzsche vorkommen, kein geringeres Interesse als die von ihm erkannten Wahrheiten beanspruchen. Er besaß in ungewöhn-

*) Erschienen als Bd. 6 der auch in dieser Wochenschrift wiederholt erwähnten Sammlung: Frommann's Klassiker der Philosophie. Herausgegeben von R. Falckenberg. Stuttgart 1897.

lichem Grade „die Fähigkeit, die Dinge anders zu sehen, als sie der Gewohnheit und dem Herkommen erscheinen, sie neu zu sehen und von entgegengesetzten Seiten zu zeigen; — die Gabe, den Widerstreit der Ansichten auszugleichen, den Gegensatz zur höheren Einheit zu verbinden: die synthetische Gabe des Philosophen war ihm versagt.“ Gleichwohl hat er Probleme aufgeworfen, aufgegraben, welche die Philosophie, namentlich auf dem Gebiete der Kultur und Moral, noch mehrfach beschäftigen werden, obwohl nicht auf dem Wege, den er zu ihrer Lösung zeigte.

Besonders interessant und lehrreich zeigt sich der Entwicklungsverlauf im Verhältnisse Nietzsche's zu Schopenhauer. Mit einer verständnißvollen Hingebung anhebend, dabei jedoch frei von bloßer Nachbeterei, die hier vorliegenden Probleme vielmehr selbständig durchdringend und vertiefend, kommt Nietzsche zu einer Lossagung von dieser Gefolgschaft, wobei dem ganzen Bemühen der Philosophie um ein angebliches Mehrwissen allen übrigen Wissenschaften gegenüber ein gründliches Ende gemacht wird. Das eben hebt Nietzsche so hoch über die systemstümpernden Nachläufer Schopenhauers empor, die durch Umkneten und Umdeuten seiner Philosopheme besser als er „das Welträthsel“ zu lösen meinen, daß er das Vergebliche dieses ganzen Beginnens bei Schopenhauer selbst eingesehen und nachgewiesen. Mit seiner Annahme, „daß alles, was sei, nur ein Wollendes sei“, hat Schopenhauer nur „eine uralte Mythologie auf den Thron gehoben“, um damit das sogenannte „methaphysische Bedürfniß“ zu befriedigen. Die Metaphysik bezeichnet Nietzsche demnach als „die Wissenschaft, welche von den Grundirrthümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten“. Ein volles Menschenalter vor Nietzsche und völlig unabhängig von dem Wirken Schopenhauers, hatte sich Ludwig Feuerbach genau so über die Metaphysik vernehmen lassen. Schon in dieser Wendung von Schopenhauer und dessen Ergründenwollen „der Welt als Ding an sich“ nähert sich Nietzsche den bedeutungsvollen Einsichten dieses während des andauernden Rausches und Nachrausches der Romantik in unserm Zeitalter langehin übersehenen Denkers, den auch er kaum gekannt haben dürfte. In seiner letzten Phase kommt Nietzsche ihm so nahe, daß auch unser Autor die auffallende Verwandtschaft zwischen ihnen hervorzuheben nicht umhin kann. Alle positiven Ergebnisse der Philosophie, so weit sie echte Wissenschaft und nicht eitel Begriff- und Wortspielerei, weisen unvermeidlich auf Ludwig Feuerbach hin, den die eigene Mitwelt nicht verstanden und das spätere Geschlecht nur nach den von ihr ausgegangenen Urtheilen geschätzt hat.

Nicht minder bedeutsam ist Nietzsche durch seine Kritik der Moral. Diese anlangend hat die blinde Anhängerschaft, die sich im Nachbeten etlicher Schlagwörter gefallen, ihn ebenso mißverstanden, wie alle die Widersacher, welche die Moral vor seinen Angriffen zu schützen unternommen. Um Nietzsche gerecht zu werden, erinnert unser Autor, darf man ihn nicht nach den Anschauungen messen, die er selbst bekämpft. Nichts ist leichter, heißt es weiter, als seine Ansichten nach Normen und Begriffen der bestehenden Moral zu verdammen, — und nichts überflüssiger. Der Maßstab zu seiner Beurtheilung, sagt Riehl mit Recht, ist aus seinen eigenen Werken zu holen; „auf seinem eigenen Felde und mit seinen eigenen Waffen hat man ihn, wo es nöthig ist, zu überwinden“. Nietzsche war sich bewußt, daß Niemand bisher den Werth der Moral geprüft, Niemand eine Kritik der moralischen Werthurtheile gewagt habe. Man nahm den Werth dieser Werthe als gegeben, als thatsächlich, als jenseits aller Fragestellung. „In aller bisherigen Wissenschaft der Moral fehlt noch das Problem der Moral selbst“, heißt es wörtlich bei Nietzsche: „es fehlte der Argwohn, daß es hier etwas Problematisches gebe“. Was man bisher Begründung der Moral genannt, war, „im rechten Lichte gesehen, nur eine gelehrte Form des guten Glaubens an die herrschende Moral, — ja sogar eine Art Leugnung, daß die Moral als Problem gefaßt werden dürfte.“ Auch in seiner Stellungnahme zur Moral ist Nietzsche von Schopenhauer ausgegangen, dessen weltentsagende Ethik er als die äußerste Konsequenz der von ihm angezweifelten landläufigen Moral ansieht. Der willenverneinenden Moral, die sich wehrlos dem Weltelend ergibt, stellt er das Gegenideal der Bejahung des Willens und des Lebens mit all seinem Leid und Weh entgegen; dieses als vorhanden erkennen und es mit der Kraft des eigenen Willens zu überwinden, das ist das Ziel eines menschenwürdigen Daseins bei Nietzsche, dem solches allerdings nur für auserlesene Menschen erreichbar gilt. Darin liegt die Bedeutung des sogenannten „Uebermenschen“, eine Formel, die heute zu einem geflügelten Wort geworden und etliche Schwachköpfe, mit und ohne einer zu unverantwortlichem Schalten geeigneten Stellung, verführt hat, ihr mehr oder weniger anstößiges Gebaren damit zu rechtfertigen. Bei Nietzsche handelt es sich um etwas anderes als um Beschönigen von Zügellosigkeit oder um Hinwegsetzen über Zwang und Verbindlichkeit. Diesenfalls werden keine der gewöhnlichen Forderungen der Moral erlassen, deren Befolgung er aber aus anderen Gründen, als den bisher dafür angenommenen, ableiten will. Was in der gewöhnlichen Moral bloß auf guten Glauben hingenommene Vorschrift ist, will Nietzsche zu einer Gesinnungssache erhoben wissen; und hiernach zeigt sich auch, wie Riehl es überzeugend nachweist, daß die Moral vor Nietzsche und seinen Angriffen bestehen kann.

Aus der übertreibenden und abspringenden Darstellung Nietzsches läßt sich freilich eine andere Auffassung ableiten, die zu einer starren Entgegensetzung über- und untergeordneter Naturen führt. Das gehört aber zu seinen vielen Widersprüchen, von denen man sich nicht beirren lassen darf. Uebrigens hat diese Annahme von zweierlei Menschenwesen bei ihm ihren guten Sinn. Wo er die abstrakte Lehre von der Gleichheit bekämpft, ist er, wie der Autor wiederholt hervorhebt, „allemal im Recht, und selbst die Leidenschaftlichkeit, womit er sie bekämpft, findet in dem Unheil, das jene Lehre angestiftet hat, ausreichende Rechtfertigung“. Mit seiner ganzen Lebensanschauung vertritt er, wie der Autor an anderer Stelle belehrt, „den Individualismus, die Renaissance ist sein goldenes Zeitalter“. Unsere kollektivistisch gesinnte Zeit vergißt über ihren sozialen Aufgaben gar leicht, an den Grundwerth des Individuums zu denken. „Vielleicht ist gerade das die eigentliche Bestimmung Nietzsches“, meint der Autor, „unserer Zeit eindringlich die Gefahren vorzuhalten, die aus allem blinden Gleichschätzen und Gleichmachen erwachsen und den Typus Mensch zu verkleinern drohen.“

Ueberaus bescheiden hat Riehl seine vortreffliche Arbeit als „Essay“ bezeichnet. Er mag dabei wohl zunächst an den bemessenen Umfang seiner Darstellung gedacht haben. Wohl ließe sich über den Gegenstand ausführlicher handeln, als vorliegendenfalls geschehen; in der Beschränkung zeigt sich aber auch hier der Meister. Zur allgemeinen Kenntnißnahme der Bedeutung Nietzsches genügend, will das Buch doch keineswegs das Studium seiner Schriften ersetzen; es bietet vielmehr einen zuverläßigen Schlüssel zu ihrem richtigen Verständniß.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Dezimalzeit.

Seit einiger Zeit machen sich in Frankreich, auf wissenschaftlichen Kongressen und in geographischen Vereinen, Bestrebungen zu Gunsten einer neuen Zeiteintheilung geltend, welche das von der französischen Revolution geschaffene Dezimalsystem auch auf die Messung von Zeit- und Winkelgrößen ausdehnen wollen. Die nächste Folge dieser Bestrebungen war die Einberufung einer Kommission, welche denn auch vor Kurzem zusammengetreten ist und sich mit den verschiedenen Reformvorschlägen beschäftigt hat. Drei

von diesen wurden einer eingehenderen Erörterung werth erachtet: das reine Dezimalsystem von Rey Pailhade, welcher als Einheiten der Zeit und des Winkelmaßes beziehungsweise den Tag (genauer den mittleren Sonnentag, d. h. den mittleren Zeitabschnitt zwischen zwei successiven Meridiandurchgängen der Sonne) und den Kreisumfang wählt, den ersteren in 100 „cés", den letzteren in ebensoviele „cirs" zerlegt und jeden dieser Bruchtheile dann nach Bedarf weiter dezimalisirt; sodann das unvollständige Dezimalsystem von Chancourtois, welches sich an die bei den Armeegeographen gebräuchliche Eintheilung des Quadranten in 100, also des Kreisumfanges in 400 Grade (an Stelle der im Allgemeinen üblichen Theilung in 360 Grade) anlehnt und dementsprechend den Tag in 40 „chrones" mit centesimalen Unterabtheilungen zerlegt; und endlich der Vorschlag von Sarrauton, die bisherigen 24 Stunden des Tages beizubehalten, sie aber in Zukunft in je 100 „Centesimalminuten", diese wiederum in je 100 „Centesimalsekunden" zu zerlegen und die wünschenswerthe einfache Beziehung zwischen Kreis- und Winkelmessung durch Eintheilung des Kreises in 240, anstatt der bisherigen 360, Grade zu erzielen. Die Mehrheit der Kommission scheint für diesen letzteren Vorschlag gewesen zu sein; eine wirkliche Entscheidung wurde jedoch nicht getroffen. Eine alle Theile befriedigende Lösung des Problems dürfte auch kaum zu finden sein; und selbst wenn dieselbe gefunden wäre, könnte die beabsichtigte Reform jedenfalls nur durch eine internationale Konferenz beschlossen werden und durch übereinstimmendes Vorgehen sämmtlicher Kulturstaaten zur Einführung gelangen. Wie schwer das zu erreichen wäre, liegt auf der Hand.

Thatsächlich hatten ja schon die Begründer des metrischen Systems als Zeiteinheit den Tag und seine Unterabtheilungen nach dem Dezimalsystem vorgeschlagen; wie kam es nun, so muß man sich fragen, daß dieser Theil ihres Werkes keinen Anklang gefunden hat und ein todter Buchstabe geblieben ist, während das metrische Maß und Gewicht im Laufe eines Jahrhunderts fast die ganze civilisirte Welt erobert hat? Ist heute nothwendig oder auch nur wünschenswerth, was damals sich als unmöglich erwiesen hat?

Die Antwort auf diese Fragen kann nicht zweifelhaft sein. Mit dem Anwachsen des Verkehrs und der Zunahme des Güteraustausches zwischen den Nationen war im Laufe der Jahrhunderte die Verschiedenheit und Unsicherheit der Maß- und Gewichtssysteme, die oft nur auf einem sehr beschränkten Gebiete Geltung hatten, zu einem unerträglichen Uebelstande angewachsen, dessen Beseitigung sich nicht mehr länger hätte hinausschieben lassen. Das metrische System kam also zur rechten Zeit; es entsprach einem Bedürfnisse. Daß gerade ihm und keinem der bereits vorhandenen Systeme die Herstellung der ersehnten Ordnung gelang, verdankte es allerdings auch seinen inneren Vorzügen: der Einfachheit der numerischen Beziehungen zwischen den verschiedenen zu messenden Größen und der damit gewonnenen Erleichterung zahlreicher Rechnungsoperationen.

Auf dem Gebiete der Zeitmessung dagegen hatte ein ähnliches Chaos niemals bestanden. Um die Anfänge unserer Zeitmessung zu finden, müssen wir um 4000 Jahre, auf die Akkadier Mesopotamiens, zurückgreifen, welche als die ersten das successive Erscheinen der Sternbilder des Thierkreises über dem Horizont zur Zeitbestimmung während der Nacht benutzten und damit zur Eintheilung von Tag und Nacht zuerst in 12, später in 24 Abschnitte gelangten. Vom Orient erhielten dieses Verfahren dann die europäischen Völker; und nachdem einmal die Astronomen erkannt hatten, daß für manche Rechnungen das Duodezimalsystem größere Vortheile bietet als das Dezimalsystem, weil die Grundlage des ersteren, die Zahl 12, sich in mehr Faktoren zerlegen läßt als die Zahl 10, so konnte es nicht fehlen, daß eine Kombination beider Systeme auch zur Schaffung von Unterabtheilungen der Stunde verwendet wurde. Und diese Art der Zeiteintheilung wurde von allen civilisirten Völkern benutzt; sie war längst bis in ihre letzten Einzelheiten ausgebildet, als die Gelehrten des Revolutionszeitalters mit ihrem neuen System der Zeiteintheilung hervortraten, welches zwar dem alten theoretisch überlegen sein mochte, aber doch keine hinreichenden Vortheile bot, um die Welt zum Aufgeben einer bewährten Einrichtung und zu dem mit zahllosen Störungen verbundenen Uebergang auf eine neue Einrichtung zu bestimmen.

Was aber vor einem Jahrhundert nicht zu verwirklichen war, das würde heute, wo die Art und Genauigkeit der Zeiteintheilung noch viel tiefer als damals in die Verrichtungen des täglichen Lebens eingreift, vollends unmöglich sein. Am wenigsten Widerstand würde vielleicht der Vorschlag des Herrn Sarrauton finden, da dieser die vorhandene Stundenzahl unverändert läßt und lediglich an Stelle der Sexagesimalminute die Centesimalminute setzt; im Bahnverkehr, der ja Minutengenauigkeit in hohem Maße verlangt, geschieht die Berechnung von Geschwindigkeiten und Fahrzeiten ohnehin schon vielfach nach Dezimalbrüchen der Stunde, die erst am Ende in die üblichen Minuten umgerechnet werden; und wenn diese letztere Umrechnung unterbliebe, würde sich das Publikum wohl ebenso rasch an Fahrplänen mit Centesimalminuten gewöhnen, wie es sich in Italien bereits an die 24-Stunden-Uhr gewöhnt hat. Dafür aber sollten gerade die Astronomen und Geodätiker, von welchen die Forderung nach einer Reform zuerst ausgegangen ist, mit dem Vorschlage des Herrn Sarrauton am wenigsten zufrieden sein, weil er ihren Bedürfnissen so gut wie gar nicht entspricht. Für die genannten Wissenschaften gibt es nur eine wirkliche Lösung des Problems, nämlich das reine Dezimalsystem des Herrn Rey Pailhade. Was die Schwierigkeiten der Einführung anbelangt, so kann Herr Rey Pailhade überdies geltend machen, daß jedes der hundert „cés", in welche er den Tag eintheilen will, etwa 14½ Minuten faßt, also nur wenig kürzer ist als eine Viertelstunde, und daß in Folge dessen in den allermeisten Fällen des praktischen Lebens vier „cés" ohne weiteres an Stelle der bisherigen Stunde treten können; die bisherige auf Stunden gegründete Tagesordnung brauchte also gar keine Aenderung zu erfahren. Damit ist aber auch gesagt, daß das „cé" als Zeiteinheit für das praktische Leben zu klein ist; man bedenke z. B., wie mühsam es sein würde, 50 oder gar 100 Glockenschläge einer Thurmuhr ohne Irrthum zu zählen, oder auf dem Zifferblatte einer Taschenuhr, welches statt der bisherigen 12 Zahlen deren 50 trüge, die Stellung des „cé"-Zeigers richtig zu erkennen! Sollte also der Vorschlag des Herrn Rey Pailhade zur Annahme gelangen, so würde man doch alsbald genöthigt sein, für das praktische Leben eine viermal größere Zeiteinheit als das „cé" zu schaffen und die Wissenschaft stände dann vor der Alternative, entweder auf die Uebereinstimmung mit der Zeitrechnung des praktischen Lebens, oder auf die Vortheile eines konsequenten Dezimalsystems zu verzichten.

Ungleich schwerere Bedenken aber, als gegen die Systeme von Sarrauton und Rey Pailhade, richten sich gegen das System des Herrn Chancourtois mit seinen 40 „chrones". Zunächst sind auch diese Einheiten für alle Fälle, in welchen wir mit der Stunde zu rechnen gewohnt waren, zu klein und man würde deshalb neben dem „chrone" eine doppelt so große Einheit — ein „Doppel-chrone" — einführen müssen; der Tag hätte dann anstatt der bisherigen 24 Abschnitte deren 20, von welchen jeder eine Stunde und 12 Minuten umfaßt. Es ist nun interessant zu verfolgen, welche Konsequenzen eine solche Aenderung hätte. Man wäge, welche Veränderungen diese Eintheilung z. B. in den Schulen nach sich ziehen würde! Da es kaum angehen würde, den für einen Unterrichtsgegenstand bestimmten Zeitraum nach Minuten oder „centi-chrones" abzugrenzen, so würde in Zukunft jede Lektion die Zeit eines „Doppel-chrone" umfassen müssen und man hätte nur die Wahl, entweder den Unterricht auf einen größeren Bruchtheil des Tages als bisher auszudehnen, also den Schüler noch mehr zu belasten, oder aber die Zahl der Unterrichtsgegenstände entsprechend zu vermindern. Aehnliche, durchaus nicht ge-

ringfügige Veränderungen würde das „chrone“-System noch auf gar manchen anderen Gebieten des täglichen Lebens nach sich ziehen.

Ein Bedenken ökonomischer Natur betrifft endlich die Systeme von Rey Pailhade und Chancourtois in gleicher Weise: sollte eines derselben eingeführt werden, so müßten wir alle vorhandenen Uhren zum „alten Eisen“ werfen und uns neue anschaffen. Mit einer geringfügigen Aenderung des Zifferblattes, wie sie bei der Einführung des 24-Stunden-Tages in Italien genügen konnte und wie sie auch der Centesimaltheilung der Stunde, also dem System Chancourtois, entsprechen würde, ist es hier nicht mehr gethan. Der „cé“- oder „chrone“-Zeiger, welcher die größeren Zeiteinheiten angibt und dem Stundenzeiger der bisherigen Uhren entspricht, würde allerdings ebenso wie dieser in einem halben oder ganzen Tag einmal den Weg um das Zifferblatt zurückzulegen haben und für ihn würde deshalb eine neue Eintheilung des Zifferblattes ausreichen. Anders aber der zweite Zeiger; dieser soll — wie der bisherige Minutenzeiger in einer Stunde — in einem „cé“ oder „chrone“ das Zifferblatt einmal umkreisen; er muß sich also rascher bewegen als der bisherige Minutenzeiger, das Verhältniß der Geschwindigkeiten beider Zeiger wird ein anderes und in Folge dessen muß das Räderwerk der Uhr von Grund aus umgestaltet werden. Für die Uhrenindustrie mag dies sehr willkommen sein, aber ein großer Theil der Bevölkerung wird gewiß nur langsam zur Anschaffung neuer Uhren schreiten und so lange das alte System nicht völlig von dem neuen verdrängt ist, werden die Verwechslungen und Irrthümer kein Ende nehmen.

Indessen würden all die geschilderten Bedenken, so gewichtig sie auch sein mögen, wohl zurücktreten müssen, wenn ihnen nur andererseits ein wirklicher Nutzen der geplanten Reform gegenüberstände. Ja es wäre vielleicht nicht einmal nöthig, daß diesen Nutzen unmittelbar das praktische Leben empfinden müsse; dasselbe ist heute hinreichend von der eminenten Bedeutung der Wissenschaft durchdrungen, um sich selbst einer zeitweiligen Unbequemlichkeit zu fügen, woferne die Wissenschaft in ihrem Interesse einmüthig darauf besteht. Das aber ist keineswegs der Fall. Gibt es doch einen mit dem wirthschaftlichen Leben eng verknüpften Zweig der Wissenschaft, welchem aus der geplanten Reform zunächst nur Nachtheile erwachsen würden: wir meinen die Elektrotechnik.

Unsern Lesern ist bekannt, daß den elektrischen Messungen heute allgemein das sogenannte absolute Maßsystem zu Grunde liegt, welches die Einheiten sämmtlicher zu messenden Größen aus den drei Grundeinheiten der Länge, der Masse und der Zeit, also dem Centimeter, dem Gramm und der Sekunde ableitet. Dieses Maßsystem wurde seinerzeit durch internationale Konferenzen festgesetzt und seine allgemeine Annahme hat sich als ungemein fruchtbringend erwiesen. Jede Aenderung einer der Grundeinheiten, also hier die Ersetzung der Sekunde durch das „centi-cé“ oder „centi-chrone“ hat natürlich entsprechende und mitunter recht komplizirte Aenderungen der elektrotechnischen Einheiten, z. B. der Stromstärke, der elektrischen Spannung und des Leitungswiderstandes, zur Folge. Die neuen Einheiten müßten wiederum erst durch eine internationale Konferenz definirt werden; und wenn man auch nicht gerade zu befürchten braucht, daß ein Mangel an Uebereinstimmung bei dieser Gelegenheit das mit Mühe errichtete Gebäude gefährden könne, so könnte doch die Aussicht auf die Abänderung aller im Gebrauch befindlichen Meßapparate, auf die Umrechnung so vieler Zahlenangaben und Tabellen gar Manchen von dem Versuche zurückschrecken.

Für die Astronomie und Geodäsie mit ihren verwandten Wissenszweigen mag ein thatsächliches Bedürfniß nach einer besseren Zeiteintheilung wohl bestehen. Denn eine solche könnte so manche Rechnungen vereinfachen und namentlich die Zeit- und Winkelmessungen, von denen so oft die einen aus den anderen abgeleitet werden, in eine einfache numerische Beziehung zu einander bringen. Wir brauchen z. B. nur an die geographischen Längenbestimmungen zu erinnern, welche in Graden und ihren Bruchtheilen ausgedrückt, aber oft aus dem Zeitunterschied zwischen zwei Orten bestimmt werden. Für diese Wissenszweige aber gibt es nur eine durchaus befriedigende Lösung des Problems; die Annahme des mittleren Sonnentages (oder Sterntages) als Zeiteinheit und des gesammten Kreisumfanges als Winkeleinheit; alle Zeit- und Winkelgrößen sind in Vielfachen und Dezimalbrüchen dieser Einheiten auszudrücken. Dieselbe Zahl, die den Zeitunterschied zweier Orte angibt, würde dann ohne weiteres auch ihren Längenunterschied bedeuten; ähnliche Vereinfachungen würden sich für viele andere Rechnungen ergeben. Der Vortheil einer solchen Reform für die genannten Wissenszweige ist also keineswegs zu unterschätzen; ist es aber deshalb gerechtfertigt, dieselbe auch dem wirthschaftlichen Leben aufzuzwingen, welches kein Bedürfniß nach derselben hat, ja dieselbe nur als eine Last empfinden würde? Man darf auch daran erinnern, daß die Astronomie die Stunden schon jetzt in anderer Weise wie das praktische Leben, nämlich von Null bis 24 und von Mittag bis Mittag, zählt und daß im Bahndienst für gewisse Rechnungen die Dezimaltheilung der Stunde gebraucht wird. Sollte Aehnliches nicht auch für den ganzen Tag, anstatt für die Stunde, geschehen können und sollte es darum nicht am einfachsten sein, wenn die Astronomie und Geodäsie eine für sie wünschenswerthe Reform im eigenen Hause durchführen, das heißt alle Rechnungen nach dem Dezimalsystem vornehmen und nur eventuell ein für die Außenwelt bestimmtes Endresultat in das bürgerliche Zeitmaß umrechnen?

Man sollte meinen, daß gerade die genannten Wissenszweige, welche ganz andere rechnerische Schwierigkeiten zu bewältigen gewohnt sind, vor einer solchen Kleinigkeit nicht zurückzuschrecken brauchten.

Bologna. **Bernhard Zerbst.**

Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken. Von Schulze-Delitzsch. Neu bearbeitet von Dr. Hans Crüger. Breslau. 1897. Verlag von E. Morgenstern.

Eine Kette kleinlicher polizeilicher Maßregelungen und Chikanen — das ist die Geschichte der ersten Jahre der deutschen Kreditgenossenschaften. Man erklärte die Schöpfungen des demokratischen Mitglieds der preußischen Nationalversammlung und Steuerverweigerers Schulze-Delitzsch für konzessionspflichtig und gewährte ihnen gleichzeitig die Genehmigung nur unter Bedingungen, welche eine gedeihliche Entwicklung unmöglich machten; oder man verweigerte die Konzession, weil ein Bedürfniß dafür an dem betreffenden Orte nicht vorhanden sei; man zerrte die Leiter der Vorschußvereine vor den Strafrichter, weil sie sich weigerten, die Erlaubniß zum Betriebe ihrer Geschäfte einzuholen; man forderte sogar an einem Orte — in Eisleben —, daß die Aufnahme eines jeden einzelnen Anlehens seitens der Vereinskasse an die vorherige Bewilligung der Polizeibehörde geknüpft werde.

Wie ein Märchen aus längst verklungenen Tagen muthen diese Dinge uns in der jetzigen Zeit an, in welcher die Regierungen der großen deutschen Staaten in der Förderung der Kreditgenossenschaften auf dem platten Lande und innerhalb des Handwerkerstandes einander den Rang abzulaufen suchen. Man gründet Centralkassen, die man mit Kapitalien bis zu zwanzig Millionen Mark ausstattet und denen außerdem noch ungezählte Summen aus öffentlichen Mitteln zur Verfügung gestellt werden; man sendet, um das Geschäftsgebiet jener zu vergrößern, Wanderlehrer auf Staatskosten aus; ja der Regierungspräsident in Coblenz weist die ihm unterstellten Landräthe an, auf die ihnen namentlich bezeichneten schon seit Jahren bestehenden Volksbanken in den Städten seines Bezirks dahin einzuwirken, daß sie aus den von ihnen selbst geschaffenen Verbänden austreten und sich an die alleinseligmachende Centralgenossenschaftskasse anschließen.

In der That, den höchsten Stolz über die sieghafte Idee des Genossenschaftswesens müssen diejenigen empfinden, welche diesem schon bisher gedient haben. Welch ein Wandel in den Anschauungen der

Kreise der Regierungen von den dem Gesetze hohnsprechenden polizeilichen Bedrückungen der Vorschußvereine, durch welche man deren Ausbreitung unmöglich machen wollte, bis zu dem heutigen Uebereifer, der das Netz der Darlehenskassen bis auf das kleinste Dorf unseres Vaterlandes ausdehnen möchte, und zu dessen materiellen Förderung auch der sparsamste Finanzminister mit vollen Händen in den sonst so ängstlich behüteten Säckel greift! Aber gerade die alten Genossenschaftsmänner stehen diesen staatlichen Bemühungen skeptisch gegenüber: auf den Grundsätzen der Selbsthilfe, der Selbstverwaltung und der Selbstverantwortlichkeit hat Schulze-Delitzsch die Genossenschaften aufgebaut und an diesen Grundpfeilern seines Systems hat er bis an sein Lebensende, haben seine Nachfolger mit aller Entschiedenheit festgehalten. Mit den Centralgenossenschaftskassen will man der Staatshilfe den Eingang in das Genossenschaftswesen ermöglichen und mit der Staatshilfe auch der staatlichen Beaufsichtigung und der staatlichen Bevormundung. Während Schulze nicht müde ward, den Leitern seiner Volksbanken immer wieder einzuprägen, daß auch sie den für Jedermann gültigen wirthschaftlichen Gesetzen unterworfen seien, macht die preußische Centralgenossenschaftskasse den Versuch, sich hiervon zu befreien, indem sie in ihrem Geschäftsverkehre z. B. ganz willkürliche vom Tageswerthe des Geldes unabhängige Zinssätze in Anwendung bringt; Schulze legte den strengsten Maßstab an die Kreditwürdigkeit der Vorschußnehmer und an deren Gesammtheit, der Vereine: die Centralgenossenschaftskasse gewährt ihren Kredit in ganz schablonenhafter Weise und ohne Berücksichtigung der Verhältnisse in den einzelnen Darlehensvereinen.

Die den Lehren Schulze-Delitzsch's durchaus entgegengesetzte Auffassung der Aufgaben des Genossenschaftswesens, auf Grund deren die staatlichen Centralkassen in das Leben gerufen worden sind, ist es, gegen welche die Anhänger Schulze's ihre Stimme erheben und der gegenüber sie die Regierungsunterstützung als ein Danaergeschenk betrachten, geeignet, die Selbständigkeit der Vorschußvereine und deren Vertrauen in die eigene Kraft zu ersticken. Dieser Widerstreit der Meinungen, um dessen endlichem Ausgange die Verfechter der Selbsthilfe allerdings nicht besorgt sind, hat bisher vielzuwenig die öffentliche Aufmerksamkeit wachgerufen. Sie hierauf hinzulenken, dazu ist in vorzüglicher Weise das bahnbrechende Buch Schulze-Delitzsch's „Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken" geeignet, dessen sechste Auflage, von dem auch den Lesern dieser Blätter wohlbekannten jetzigen Genossenschaftsanwalte Dr. Hans Crüger bearbeitet, soeben erschienen ist. Seitdem Schulze die fünfte Auflage in die Welt sandte, sind mehr als zwei Jahrzehnte verflossen; seitdem ist das Genossenschaftsgesetz von 1889 in Kraft getreten und die Vorschußvereine haben ihre geschäftliche Thätigkeit, sowohl was die einzelnen Geschäftszweige als auch die zahlenmäßigen Ergebnisse anlangt, sehr ansehnlich ausgedehnt.*) Ist auch der äußere Rahmen des Buches mit anerkennenswerther Pietät festgehalten, so wird doch Crüger der veränderten Gesetzgebung, der inneren Entwicklung der Vereine und den von ihnen seit 1876 gemachten Erfahrungen vollauf gerecht. Seine Arbeit ist in vielen Theilen eine neue und ganz selbständige und sie gewährt auch denen, die dem Genossenschaftswesen nicht berufsmäßig nahestehen, einen klaren und interessanten Einblick in die Entstehung, die Gestaltung und Einrichtung der Kreditgenossenschaften; sie unterrichtet über deren wirthschaftliche Grundlagen und soziale Bedeutung und bietet endlich den Leitern der Vereine eine große Anzahl praktischer Anleitungen zur Führung der Geschäfte.

So sei das Buch denn den weitesten Kreisen aller derer, die am Ausbau unserer Volkswohlfahrt arbeiten, auf das Beste empfohlen.

F. Thorwort.

*) Ende 1875 lagen die Geschäftsberichte von 815 Vereinen vor; diese zählten 418 251 Mitglieder mit 83 542 000 Mk. eigenem Vermögen, 8 427 981 Mk. Reserven, 330 164 901 Mk. fremden Geldern, 1 495 648 437 Mk. im Jahre gewährten Krediten und 389 951 002 Mk. ausstehenden Forderungen. Ende 1895 waren es 1 068 Vereine mit 525 748 Mitgliedern und die betreffenden Zahlen sind auf 125 791 326 Mk., 37 693 574 Mk., 467 123 011 Mk., 1 659 305 785 Mk. und 569 394 402 Mark gewachsen.

Josephine Freiin von Knorr: Aus späten Tagen. Gedichte. Mit einem Vorwort von Marie v. Ebner-Eschenbach. Cotta, 1897.

Saar und die Ebner halten das Talent dieser österreichischen Aristokratin, die in Paris ebenso daheim ist, wie auf ihrem niederösterreichischen Landsitze, hoch. Es ist düster, begrenzt, doch echt. Die jüngste Sammlung hat Saar gesichtet und die Ebner mit folgendem Vorwort eingeführt:

„Meine theure Sephine! Lange schon hege ich den Wunsch, einer ausgewählten Sammlung Deiner Gedichte das Geleit geben zu dürfen. Du bestehst aber darauf, Dein Bändchen „Aus späten Tagen" zu veröffentlichen, noch ehe Du uns die Auswahl spendest, auf die ich hoffe. So heiße ich es denn willkommen und nicht nur als einen Vorboten. Wenn auch manche Stimme in diesen Liedern schweigt, die in Deinen früheren erklang, finde ich Dich in ihnen wieder, Deine mir so liebe Eigenart, die Schwermuth und den Schwung Deiner Jugend, den Zauber der Empfindung, der die Herzen rührt, und jene Färbung, die Du selbst am treffendsten bezeichnet hast, als Du vor Jahren gesungen:

Wenn ich's auch verhehle
In der Stunde Scherz:
Ja mir ist die Seele
Dunkel und das Herz.

Herz und Seele dunkeln
Nur so tiefschwarz nicht,
Daß sie nicht auch funkeln
Könnten farbenlicht.

Wie oft plötzlich schimmert
Eines Fittichs Samt,
Die Granate flimmert
Und der Purpur flammt,

So wie die Ranunkel,
Die Viole blüht:
So von Farbe dunkel
Ist auch mein Gemüth."

Wien, im März 1897.

Diesen Worten haben auch wir nur den Wunsch anzuschließen: die Knorr möge eine Auslese aus all ihren früheren Sammlungen treffen. In den „späten Tagen" wird der Cyklus „Paris", „Blumen und Falter" und manches der „Vermischten Gedichte" verdienten Antheil wecken. Am schwächsten ist Gelegenheitliches.

—m.

In der letzten Nummer war gelegentlich der Notiz, betreffend die Separatausgabe der Brentano'schen Artikel über „Die Agrarreform in Preußen", bemerkt, das Heft koste im Buchhandel 2 Mark. Der Verleger macht uns darauf aufmerksam, daß der Preis für dies Doppelheft der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" ausnahmsweise auf 1 Mark festgesetzt ist.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 17. Juli 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Dem Kaiser ist in Odde ein kleiner Unglücksfall zugestoßen, der, wie es scheint, ohne jede ernstere Bedeutung ist. Ein Tau traf im Niederfallen das Auge des Kaisers und verletzte es. Die Nachrichten, die bisher eingelaufen sind, melden von einem durchaus normalen Verlauf der Heilung.

Ueber die Ministerkrisis ist nur noch eines nachzutragen; Freiherr von Thielmann, unser bisheriger Gesandter in Washington, ist thatsächlich zum Reichsschatzsekretär ernannt worden. Bemerkenswertherweise hat Herr von Thielmann sogleich die Gelegenheit benutzt, um seine politische Stellung zu markiren; er sprach mit einem Vertreter der „Newyorker Staatszeitung“ und machte diesem gegenüber einige Aeußerungen, die verzeichnet zu werden verdienen; wir setzen dabei voraus, daß ein so angesehenes Blatt, wie das genannte, die Worte des nunmehrigen Reichsschatzsekretärs zutreffend wiedergiebt, und daß der Telegraph sie uns richtig übermittelt hat. Dies wird man um so eher annehmen dürfen, weil die Aeußerungen des Freiherrn von Thielmann für die deutschen Verhältnisse viel zu gut berechnet sind, als daß man annehmen könnte, ein amerikanischer Journalist, der unseren Zuständen ferner steht, hätte mit solcher ungewöhnlichen Geschicklichkeit — mißverstehen können. Wir zweifeln daher nicht daran, daß der Telegraph uns gut unterrichtet hat.

Freiherr von Thielmann legt Werth darauf, nach zwei Richtungen irrthümliche Auffassungen zu beseitigen. Ein Theil der liberalen Presse hatte darauf hingewiesen, daß der Genannte in eingreifender Weise bei dem Abschlusse des russischen Handelsvertrages betheiligt gewesen sei, und man folgerte daraus, daß der neue Reichsschatzsekretär ein Anhänger der Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi gewesen sei. Diese Folgerung wünscht Freiherr von Thielmann nicht bestehen zu lassen. Er bestritt, daß er irgendwie hervorragend am russischen Handelsvertrage mitgearbeitet habe; diesen Ruhm lehnte er ab, und er wünscht festzustellen, daß seine Mitarbeit nur in völlig subalterner Weise Platz gegriffen habe; man habe ihn als Unterhändler allein seiner „Sprachkenntnisse“ wegen benutzt. Wir verstehen den Ehrgeiz — es ist auch ein Ehrgeiz — der darin liegt, die Rolle eines Dolmetschers der Rolle eines Staatsmannes vorzuziehen: auch die agrarischen Blätter beweisen erklärlicherweise Verständniß für diese den Herren von Ploetz und Diederich Hahn vertrauenerweckende Bescheidenheit.

Freiherr von Thielmann gab alsdann die pythische Erklärung ab, daß der Ministerwechsel nicht „nothwendigerweise“ einen Systemwechsel bedeuten müsse. Das glauben wir um so sicherer, da kaum Jemand im Stande sein würde anzugeben, welches System denn aufgegeben werden solle, wenn nicht die Systemlosigkeit, und dies zu hoffen, ist kaum Jemand optimistisch genug. Wäre aber Jemand so vertrauensvoll, so würde der Freiherr von Thielmann selbst sogleich dafür gesorgt haben, die Erwartungen jenes herabzustimmen; denn er versicherte voll Offenheit, daß er selbst wenigstens ein Programm noch nicht habe; dann paßt er nach weit verbreiteter Auffassung in ein Ministerium, dem es zur Zeit genau so geht, wie dem neuen Herrn Reichsschatzsekretär selbst.

Freiherr von Thielmann hat es sehr eilig gehabt, die Agrarier zu beruhigen. Diese sind ihm für solche Eile dankbar. Die Liberalen können es auch sein, denn es ist gut zu wissen, ob ein Politiker lieber als selbständige Potenz bei dem Abschluß der letzten Handelsverträge gelten will, oder ob er mit tiefer Verbeugung vor der Rechten bei dieser größten Leistung der nachbismarck'schen Zeit nur als inferiores Instrument zu erscheinen wünscht.

Die „National-Zeitung“ hat das hoch zu veranschlagende Verdienst, zuerst ihre Partei wieder an ihre alte liberale Vergangenheit und an die alten Traditionen lebhaft und mit immer steigendem Nachdruck erinnert zu haben. Heute steht das angesehene Berliner Organ mit diesem Programm nicht mehr allein; die politische Entwicklung war bei uns eine so traurige, die Anmaßung der Reaktion ist so gestiegen, daß ein bedeutendes Blatt der nationalliberalen Partei nach dem andern die Wege der „National-Zeitung“ zu wandeln beginnt. Man findet nunmehr auch in der „Kölnischen Zeitung“, im „Hannoverschen Courier“, in der „Magdeburger Zeitung“, um nur diese Organe zu nennen, Ausführungen von einer solchen Schärfe, daß seit langer Zeit zum ersten Male die freikonservative „Post“ es zugestehen muß, es sei die Fühlung der Konservativen nach links gänzlich verloren gegangen. So steht es im Augenblick, und diese Entwicklung ist erfreulich. Ob sie Bestand haben wird, ob sie Früchte zeitigen wird, das wird man abzuwarten haben in Ruhe und ohne übertriebenen Optimismus. Sicher ist jedenfalls, daß die nationalliberale Wählerschaft eine starke Gährung durchmacht, und die wiederum herannahende Entscheidung über den preußischen Vereinsgesetzentwurf wird in jedem Falle ein Markstein in der Entwicklung der Partei sein.

Die „National-Zeitung“ betont in mehreren bemerkenswerthen Artikeln erneut die Voraussetzungen, unter denen eine wesentliche Stärkung des Liberalismus sich nur erreichen läßt. Es ist allmählich eine Alteweiberweisheit geworden, daß eine einzelne Fraktion der Linken allein nicht einen derartigen Aufschwung zu erhoffen habe, um für sich gesondert den Kampf gegen die Reaktion erfolgreich führen zu können. Also sind alle Parteien der Linken, die zum Kampfe gegen die Reaktion brauchbar erscheinen, nach Möglichkeit auf ein friedliches Nebeneinanderarbeiten angewiesen. Das ist klar. Daß ein solches Nebeneinanderwirken gleichwohl zu Rivalitäten im einzelnen Falle führen kann, ist zweifellos; es fragt sich nur, ob diese Rivalitäten nach Möglichkeit verschärft und verbittert oder nach Möglichkeit abgestumpft und gemildert werden sollen. Die „National-Zeitung“ ist nun der Ansicht, daß die „Freisinnige Zeitung“, das Organ der Freisinnigen Volkspartei, keinen Werth darauf legt, die letztere Methode zu üben; und das nationalliberale Organ bedauert dies im Interesse eines wirkungsvollen Bekämpfens der Reaktion. Die „Kreuz-Zeitung“ verzeichnet dieselben Vorgänge, wie die „National-Zeitung“ und ergänzt sie noch; sie bedauert dieselben natürlich nicht, sondern sie notirt sie mit Behagen Das ist selbstverständlich. Die „Kreuz-Zeitung“ weist darauf hin, wie sich Demokratie und Freisinnige Volkspartei in Baden getrennt haben, wie Mißhelligkeiten in Baiern wie in Preußen nun wieder ausbrechen, und das Blatt gibt seinen Lesern anheim, hieraus beruhigende Schlüsse zu ziehen.

Wir machen uns über diesen Punkt gar keine Illusionen. Die Art, wie diese Rivalitäten zum Austrag gebracht werden, in absehbarer Zeit zu beseitigen, erscheint nach den gemachten Erfahrungen kaum möglich. Man müßte es denn zum Prinzip erheben, daß ein Wahlkreis, den die freisinnige Vereinigung besetzt hatte, zur freisinnigen Volkspartei abschwenken kann und soll; aber das Umgekehrte müßte als Kapitalverbrechen erklärt werden. Eine radikale Aenderung solcher Prinzipien träte sicher ein, wenn der Freisinn nochmals eine so zerschmetternde Niederlage erlebt, wie bei den letzten Reichstagswahlen. Auch damals war es ungeachtet aller Warnungen ein Sport, die Mitglieder der freisinnigen Volkspartei gegen die Mitglieder der freisinnigen Vereinigung zu hetzen, und das damalige Ergebniß war, daß trotz allen Siegesfanfaren vor dem Kampfe die freisinnige Volkspartei nicht einen Kandidaten im ersten Wahlgang aus dem Kampfe herausgebracht hat, und die freisinnige Vereinigung hatte wirklich im ersten Ansturm ganze drei Mandate gerettet. Daß eine solche Taktik solche Erfolge nicht das zweite Mal übersteht, ist ganz zweifellos. Aber natürlich, diese Hoffnung ist eine bitterböse. Zu solcher Lehre darf es nicht kommen und so bleibt nichts übrig, als trotz den bedauerlichen Schwierigkeiten auf der Linken, doch muthig und energievoll dem Kampf entgegen zu gehen.

Gewiß würden die Aussichten noch wesentlich bessere sein, wenn solche Hemmnisse überhaupt nicht vorhanden wären; nun gilt es, ihnen zum Trotze zum Siege zu gelangen. Und das ist keineswegs ausgeschlossen; denn in der Provinz, namentlich aber im Osten, fehlt im Allgemeinen vollständig das Verständniß für eine Parole, die sagt, ein Freisinniger, der nicht zur freisinnigen Volkspartei gehört, ist eigentlich nicht viel besser als ein Junker. Wird in den Kreisen, wo die Agrarier bekämpft werden müssen, weiter fleißig an den Wahlvorbereitungen gearbeitet, und wird die Bevölkerung weiter auf das Hauptziel des Kampfes aufmerksam gemacht, dann wird der papierne Krakehl schließlich doch eine verderbliche Wirkung kaum in erheblichem Umfange zu erzielen vermögen. Damit dies erreicht werde, dazu kann die Besonnenheit der Wahlkreise das Beste thun.

Wie zu erwarten war, ist die Aussprache zwischen den Kaufleuten und den Agrariern unter Vorsitz des Herrn von Achenbach über die Wiederaufrichtung der Produktenbörse erfolglos geblieben. Die Agrarier haben nunmehr, was sie wollen; die „Jobber“ und „Börsenjuden“ versammeln sich nicht an der Börse, und sie veröffentlichen auch keine Notirungen, die nach der Ansicht der Agrarier doch nur gefälscht sein sollen. Die Herren haben also jetzt ihr Ziel erreicht — zu ihrem Unglück; — denn wie soll der Landwirth nunmehr ermitteln, zu welchem Preise er seine Waare verkaufen kann. Die Landwirthe werden sich denn auch von Tag zu Tag klarer darüber, welche verhängnißvolle Wunde ihnen durch die agrarische Gesetzgebung geschlagen worden ist, und wir zweifeln nicht, es muß der Zeitpunkt in Kürze kommen, wo die arbeitsamen Landwirthe sich von ihren Verführern, den demagogischen Agitatoren trennen werden, um dann in Frieden mit dem Kaufmannsstande in verständiger Weise die gemeinsamen Interessen zu pflegen.

In Eger ist Blut geflossen; das ist das Ergebniß der Politik des Grafen Badeni Man hinderte die Deutschen, ihre politischen Beschwerden auf gesetzliche Weise in geordneter Versammlung zu erörtern, und hielt es für weise, czechische Polizisten, die aus Prag für diesen Zweck eigens verschrieben worden waren, auf die deutsche Bevölkerung einhauen zu lassen. Daß Graf Badeni einen so staatsklugen Streich lange als Minister überleben wird, bezweifeln wir; denn am Ende kann man in Oesterreich für die Führung der Staatsgeschäfte doch das staatstreue, friedliebende, intelligente deutsche Element nicht entbehren. Freilich der Schaden, den Graf Badeni angerichtet hat, ist nicht beseitigt mit der Entlassung des Ministers, und es ist nicht abzusehen, wie in Böhmen der Friede zwischen Czechen und Deutschen so bald wiederhergestellt werden soll, nachdem die Leidenschaft bis zu diesem Grade entflammt wurde

In Konstantinopel quält man sich noch immer mit dem Friedenswerk. Der Sultan verlangt Thessalien; die Mächte wollen es nicht bewilligen; aber wie soll man die Türken zwingen, ihre Eroberung wieder herauszugeben? Wer soll der Polizist sein; und welchem der großmächtlichen Polizisten traute man zu, daß er ganz uneigennützig seine Mission ausführte? Hier liegt die Schwierigkeit; gleichwohl ist zunächst kaum Grund für ernste Besorgnisse vorhanden Schließlich wird man über den Handel doch einig werden; freilich ist jede Verzögerung für Griechenland ein neues Unglück.

Das Börsengesetz.

Daß das Börsengesetz der Landwirthschaft in dem halbjährigen Zeitraum seines Bestehens nicht Nutzen, sondern Schaden gebracht hat, räumen die Agrarier ein, aber sie sind noch weit von der Erkenntniß entfernt, daß es diesen Schaden bringen mußte, sondern sie meinen, durch eine schärfere Handhabung des Gesetzes, allenfalls durch eine Verschärfung seiner Bestimmungen lasse sich der vorgesetzte Zweck noch immer erreichen. Nach der Auffassung agrarischer Blätter bietet der Getreidehandel den Gesetzen durch sein Verhalten offenen Trotz, und die Regierung zeigt nicht die Entschlossenheit, diesen Trotz zu brechen. Die eine Behauptung ist eben so verkehrt wie die andere.

Der Getreidehandel leidet unter den jetzigen Verhältnissen schwer. Wer schwerer leidet, der Handel oder die Landwirthschaft, ist schwer zu entscheiden, aber es ist auch gleichgültig. Es mag Agrarier geben, die für ihr Leiden einen Trost darin finden, daß der Handel auch leidet, aber es gibt keinen Kaufmann, der für sein Leiden einen Trost darin findet, daß die Landwirthschaft auch leidet. Wenn es dem Handel gut geht, sieht er es gern, daß es Andern auch gut geht. Ja dafür, daß es ihm gut geht, sieht er eine Vorbedingung darin, daß es Andern auch gut gehe.

Der Handel leidet und wenn er sähe, daß er durch sein Verhalten sein Leiden mindern kann, würde er sein Verhalten ändern. Es geht gegen die Natur des Handels, sein geschäftliches Interesse hinter seinen politischen Zielen zurückzusetzen. Kein anderer Stand ist so schmiegsam gegen die bestehende Gewalt, wie der Handelsstand. Er ist stets bestrebt, sich dem bestehenden Gesetze, wie verkehrt es auch sei, zu fügen, und es kommt ihm nicht in den Sinn, eine Abänderung des Gesetzes dadurch zu erzwingen, daß er ein Martyrium auf sich nimmt. Nicht allein die Fondsbörse hat sich den Bestimmungen des Gesetzes gefügt, sondern auch die Produktenbörse war bereit, es zu thun. Noch in der letzten Dezemberwoche schien es, als ob sie sich allen Forderungen fügen würde, bis unerwartet der Handelsminister mit einer neuen, im Börsengesetz nicht begründeten Forderung hervortrat, und wenn sie sich dieser Forderung nicht gefügt hat, so ist das das deutlichste Zeichen, daß eine Forderung gestellt war, der sie sich nicht fügen konnte.

Der Vorwurf, daß die Regierung zu zaghaft gewesen sei, den Trotz der Börse gegen das Gesetz zu brechen, hat sie nicht verdient. Die Regierung hat alle Machtmittel, die ihr zur Verfügung standen, angewandt, um den Widerstand der Börse zu brechen. Sie hat sogar Mittel angewandt, von denen voraussichtlich das Oberverwaltungsgericht den Ausspruch fällen wird, daß sie im Gesetze nicht begründet waren. Indessen die Bedeutung dieser Rechtsfrage wird vielfach überschätzt; der Spruch des Oberverwaltungsgerichts mag ausfallen wie er will, er wird an dem Gange der Dinge wenig ändern. Der Uebelstand, an dem die Landwirthschaft krankt, ist der, daß die Getreidehändler die Börse nicht besuchen, und die Geschäfte, die sie abschließen, nicht mehr verlautbaren. Und hier ist das Gesetz und die Regierungsgewalt ohnmächtig. Das Gesetz zwingt Niemanden, die Börse zu besuchen und an der Börse Geschäfte abzuschließen, und es kann keine Fassung des Gesetzes gefunden werden, die einen solchen Zwang ausspricht. Die Getreidehändler besuchen die Börse nicht mehr, weil diese Börse keine Börse ist, nicht den Nutzen stiftet, den eine Börse haben soll, und man kann Niemanden zwingen, sich an einer Zusammenkunft zu betheiligen, von der er sich keinen Nutzen für sich verspricht.

Den Ausgangspunkt des ganzen Börsengesetzes bildet die Behauptung, es seien an der Börse zum Schaden der Landwirthschaft falsche Preise notirt worden. Diese Behauptung war gerade verkehrt. Herr von Mendel-Steinfels und Andere haben versucht, diese falsche Behauptung durch Beispiele zu begründen; jedes einzelne dieser Beispiele ist widerlegt worden. Aber es steht a priori fest, daß die Einrichtungen der Börse für die richtige Notirung der Preise die stärksten Garantieen geboten haben. An einem einzelnen Tage mögen kleine Irrungen vorgekommen sein, aber diese Irrungen sind stets am folgenden Tage berichtigt worden, ehe für das Gemeinwohl ein Schaden hätte entstehen können. An der Börse sind alle Interessen vertreten, das des Käufers und des Verkäufers, das des Eigenhändlers und des Kommissionärs, das des Spekulanten und des Importeurs, das des Haussiers und des Fixers, das des Börsenvorstandes und des Maklers. Jedes dieser Interessen strebt, sich geltend zu machen und aus ihrem Zusammenwirken muß ein Ergebniß hervorgehen, das so richtig ist, als es in dieser irdischen Welt nur sein kann.

Die Behauptung, daß an der Börse falsche Preise notirt worden sind, ist nicht allein falsch, sondern man darf auch gerechte Zweifel hegen, ob sie aus ehrlicher Ueberzeugung ausgesprochen ist. Vielfach hat sich ein Hintergedanke dabei geltend gemacht. Man hat gemeint, wenn an der Börse andere Preise notirt werden, würden im Lande andere Preise gezahlt werden. Es ist so, als ob man das Wetter ändern könnte, wenn man die Skala des Thermometers fälscht. Wenn an der Börse falsche Preise notirt werden, finden sie im Lande keinen Glauben und der Verkehr richtet sich nicht nach ihnen. Man macht allerlei Vorschläge, wie mit künstlichen Mitteln eine Preisnotirung hergestellt werden soll, da die Quelle, aus der die bisherigen Preisnotirungen stammten, die thatsächlich abgeschlossenen Geschäfte des Großverkehrs, unzugänglich geworden ist; man wird die Erfahrung machen, daß der Verkehr solchen willkürlichen Festsetzungen kein Zutrauen schenken wird.

Die Börse hat eine Bedeutung für die, die sie besuchen und für die, die sie nicht besuchen. Den Börsenbesuchern bietet sie den Vortheil, daß sie leichter mit einander verkehren können, daß in einer Viertelstunde eine Anzahl von Geschäften abgeschlossen werden kann, die einen ungleich größeren Zeitraum in Anspruch nehmen würden, wenn sie durch Brief, Telephon oder persönliche Besuche zu Stande kommen sollten. Gewiß ist diese Bedeutung nicht zu unterschätzen und es wird schwer entbehrt, daß diese Möglichkeit nicht besteht. Für denjenigen, der die Börse nicht besucht, hat sie aber eine ungleich größere Bedeutung. Die Notirungen, die an ihr vollzogen werden, schaffen ihm eine Kenntniß des Marktes, deren er bedarf, und die er sich auf andere Weise nicht verschaffen kann. Sie verschaffen dem Abwesenden die Möglichkeit, auf dem Wege des Kommissionsgeschäfts an der Börse zu handeln, als wäre er anwesend. Die Schließung der Börsen, zu der sich der Getreidehandel gezwungen sah, hat den von der Börse abwesenden jede Kenntniß von der Marktlage entzogen, und die Landwirthschaft bedarf dieser Kenntniß, weil sie Artikel erzeugt, die nur auf dem Wege des Großhandels an die Konsumenten gebracht werden können.

Um zu richtigen Preisnotirungen zu gelangen ist der Terminhandel unentbehrlich. Der Landwirth hat am Tage nach der Ernte große Vorräthe zu verkaufen, für die er mit Recht baare Bezahlung verlangt, und die der Konsument auch aufnehmen wird, aber nur allmählich im Verlauf des Jahres bis zur nächsten Ernte aufnehmen und bezahlen kann. Es ist die Hand eines Vermittlers nöthig, der die Vertheilung durch die Zeit übernimmt. Kein Kaufmann kauft eine Waare, wenn er nicht die begründete Hoffnung hat, sie im Laufe des Jahres zu lohnendem Preise wieder verkaufen zu können. Durch welche Mittel er sich diese Hoffnung verschaffen will, muß man ihm überlassen. Auch die eifrigsten Vertheidiger des Börsengesetzes haben die Nothwendigkeit des Lieferungsgeschäfts zugegeben. Allein sie haben einen Unterschied gemacht zwischen dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft und dem „Börsentermingeschäft", für den sie das Wort geschaffen haben, ohne im Stande zu sein, mit dem Wort einen Begriff zu verbinden.

Das Börsengesetz hat der Juristenwelt zwei Sphinxräthsel aufgegeben: Was ist eine Börse? und: Was ist ein Börsentermingeschäft? Für den juristischen Scharfsinn mögen solche Aufgaben sehr lohnend sein; wer aber der

Ansicht ist, daß die Gesetze nicht um der Juristen willen gemacht werden, und daß man durch spitzfindige Gesetze den Verkehr nicht in andere Bahnen lenken kann, wendet sich von der Behandlung solcher Aufgaben ab und wartet mit Geduld ab, bis die höchsten Gerichtshöfe mit saurem Schweiß gesagt haben, was sie selber nicht wissen. In der langen Zeit, die bis dahin geht, bleibt aber der Verkehr einer beklagenswerthen Unsicherheit ausgesetzt, die alle Betheiligten schädigt.

Den gegenwärtigen Zustand hat der Handelsminister richtig dahin charakterisirt, daß der Getreidehandel desorganisirt ist. Er ist desorganisirt durch ein ab irato beschlossenes, in seinen Einzelheiten ohne Sachkenntniß ausgearbeitetes Gesetz. Für den Erlaß dieses Gesetzes hat der Handelsminister die Verantwortlichkeit abgelehnt und war dazu befugt. Seine Mitwirkung an dem bestehenden Zustande besteht aber in zweierlei, in der Auswahl des Börsenkommissarius für Berlin, eines Mannes, der ohne Kenntniß von dem Börsenverkehr in sein Amt eingetreten ist und sich der Anschauung überläßt, daß man ohne eine solche Kenntniß bestimmend in den Verkehr eingreifen könne. Sie besteht ferner darin, daß er, im Widerspruch mit der Provinzialverfassung, die Börse der Provinz Berlin in Verbindung gebracht hat mit der Landwirthschaftskammer der Provinz Brandenburg, von der er voraussehen mußte, daß sie die Funktionen, die man ihr anwies, durch leidenschaftliche Parteigänger des agrarischen Standpunkts würde ausüben lassen.

Der Getreidehandel ist desorganisirt und einstweilen richten sich die Bestrebungen noch darauf, die Desorganisation fortzusetzen. Die Agrarier verlangen, daß der Handelsminister den Berliner Frühmarkt schließe. Vor der Hand hat der Handelsminister erklärt, daß zu einer solchen Maßregel ein Grund nicht vorliege; ob er bei dieser Rechtsanschauung beharren wird, ist nicht vorherzusehen. Daß eine solche Maßregel nicht das Geringste dazu beitragen wird, den Börsenverkehr wieder zu beleben, ist sicher.

Eine Umkehr von dem betretenen Wege ist erst dann zu erwarten, wenn die Folgen, welche die Unterbindung des Verkehrs hat, gründlich ausgekostet sind. Der Schaden, welcher gestiftet wird, ist ein unermeßlicher, und der Trost, daß dieser Schaden am schärfsten diejenigen trifft, die ihn angestiftet haben, und noch jetzt bestrebt sind, ihn zu verschärfen, ist ein sehr schwacher. Die Belehrung läßt lange auf sich warten; sie wird schließlich desto gründlicher sein.

Alexander Meyer.

Die Junkerfrage.

IX.

Weder der Glanz der Siege noch die junge Reichsherrlichkeit, auch nicht das Jahrzehnt der dem Liberalismus einigermaßen Rechnung tragenden Einzelgesetzgebung vermochte die verhängnißvollen Folgen der Thatsache zu beseitigen, daß der führende Staat Preußen mit einem zugleich unfertigen und tief erschütterten Verfassungsleben in die neuen Verhältnisse eingetreten war. Und der erste leitende Staatsmann, den Preußen seit den Tagen Hardenberg's wieder besaß, wirkte mit der ganzen Wucht seines beispiellosen Ansehens und allen Mitteln diplomatischer Virtuosität darauf hin, diese Wunde geflissentlich offen zu halten, jede gesunde Entwicklung des konstitutionellen Wesens zu unterdrücken.

Dennoch zwang die immanente Logik der Thatsachen die widerwilligen Machthaber, wenigstens in einem Punkte die Organisation Preußens fortzubilden, da anzuknüpfen, wo vor einem halben Jahrhundert die Junker dem alten Kanzler Hardenberg die Fäden zerrissen hatten. Noch immer hing die preußische Verfassung völlig in der Luft; es fehlte ihr jeder tragfähige Unterbau in Provinz, Kreis und Landgemeinde. Die alte Antithese von Absolutismus oben und Feudalismus unten hatte die Form angenommen: Pseudo-Konstitutionalismus oben, Polizei- und Junkerherrschaft darunter. Neben der Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit war die Durchführung der Ablösungsgesetzgebung hier die einzige Errungenschaft von 1848 geblieben. Wohl waren an die Stelle aller der unendlich verwickelten feudalen Rechtsverhältnisse die einfachen modernen Rechtsformen des Eigenthums oder der Zeitpacht getreten. Aber wenn damit die Voraussetzungen für die Selbständigkeit der Landgemeinden gegeben waren, so ließ doch der mächtige Einfluß des Junkerthums diese politische Frucht der wirthschaftlichen Reformen nicht reifen. Wir haben gesehen, wie im wesentlichen die veralteten landrechtlichen Bestimmungen für die Dorfgemeinden nebst den gänzlich verschrobenen kreis- und provinzialständischen Einrichtungen wiederhergestellt wurden. Der Gutsherr war wieder im Besitz der Patrimonialpolizei; er war wieder der allmächtige Vormund der Landgemeinde in kommunalen und politischen Dingen. Und dieser Zustand, schon längst ein schreiender Widerspruch gegen den Geist der Zeit, war nunmehr völlig unsinnig geworden, seitdem Rittergut und Landgemeinde, wirthschaftlich von einander abgelöst, sich gänzlich fremd gegenüberstanden. Daß die Sache so nicht bleiben könne, erkannte man denn auch außerhalb der Kreise des verbohrtesten Junkerthums allgemein an. Und ferner ging die überwiegende Meinung dahin, daß die Reform bei der Kreisordnung einsetzen müsse, um einerseits den Zwerggemeinden einen starken Halt zu gewähren, und um andererseits die Grundlagen für die Neugestaltung der Provinzen zu geben.

Schon die Regierung der neuen Aera hatte einen entsprechenden Gesetzentwurf angekündigt; aber wie sie überhaupt nicht zu fruchtbarem Schaffen kam, so nahm sie auch dies ungeborene Kindlein mit ins Grab. In den Konfliktsjahren hielt dann die Fortschrittspartei die Forderung der Kreisordnung aufrecht; bei der damaligen Lage der Dinge natürlich ohne Erfolg. Erst nach den Ereignissen von 1866 konnte man endlich auch hier Hand ans Werk legen. Es war das um so unvermeidlicher, als die Annexionen den Schwerpunkt des Staates noch weiter nach Westen verschoben hatten. Hier in den neuen Gebietstheilen waren sofort, noch in der Zeit der Diktatur, durch königliche Verordnung die Reste der Patrimonialobrigkeit einfach aufgehoben worden. Was im eroberten Lande die Krone aus eigener Machtvollkommenheit verfügt hatte, das konnte doch unmöglich dem Landvolke Ostelbiens auf die Dauer versagt bleiben. Zudem machte die neue Reichsgesetzgebung, namentlich über Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz, ihren Einfluß geltend.

Hier aber griff man in das ureigenste Gebiet des ostelbischen Junkerthums. Während des ganzen Jahrhunderts hatte es die Ausdehnung der modernen Selbstverwaltung auf das platte Land vereitelt, den dreimal wiederholten Sturmlauf wider die kreisständische Libertät und die Patrimonialherrschaft der Rittergüter, dies feudale Bollwerk, vor dem der Staat Halt zu machen habe, siegreich abgeschlagen. Diesmal gelang es ihm nicht ganz so gut. Die Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 mit den ihr folgenden Reorganisationsgesetzen legte Bresche in jenes Bollwerk, von dem sie jedoch immer noch weit mehr, als nöthig und nützlich war, stehen ließ. Ebenso auffallend wie charakteristisch war das Verhalten Bismarck's bei den Kämpfen um die Kreisordnung. Während man besonders in jener Zeit gewohnt war, die Leitung jeder irgend wichtigen Angelegenheit in seiner Hand zu sehen, zeigte er gegenüber dieser größten Aufgabe der ganzen inneren Politik Preußens eine Theilnahmlosigkeit, die latente Gegnerschaft war. Darob wunderten sich seine damaligen liberalen Verehrer gar sehr; seine damaligen Gegner, die alten Freunde und Vettern verstanden ihn aber vortrefflich. Daß unter diesen Umständen der Minister des Innern, Graf Eulenburg, der Vorkämpfer einer wenn auch noch so schwach liberalen Reform

wurde und den ganzen Haß des ostelbischen Junkerthums auf sich zog, das war der Humor davon. Der Mann dachte ganz gewiß nicht daran, die Junkerfrage im Sinne der modernen Gesellschaft zu lösen; aber er erfaßte mit offenem Blick die Unvermeidlichkeit der Reform für die politische Entwicklung wie für die Bedürfnisse der Verwaltung. So stellte er diese Reorganisation der Verwaltung auf eine Stufe mit der Reorganisation der Armee und warnte die Junkerpartei, nunmehr ihrerseits in denselben Fehler zu verfallen, den sie den Liberalen der Konfliktszeit so gehässig nachtrug. Da kam er aber schön an. Die bedrohten Patrimonialinteressen hatten ja ihre organisirte Vertretung in dem „einen Faktor der Gesetzgebung“, dem famosen Herrenhaus; und hier brach ein wahrer Hexensabbath los. Der Graf Eulenburg, der Polizeiminister der Konfliktzeit, mußte es erleben, als Werkzeug des „parlamentarischen Despotismus“, als Jünger Waldecks gebrandmarkt zu werden!! Vergebens erklärte er: „Nicht liberalen Parteien wollen wir Raum geben, sondern Anschauungen, die in einer Zeit sich gebildet haben, in der die Weltgeschichte, wie in den letzten zehn Jahren, ein ganz anderes Gesicht bekommen hat.“ — Ja, aber gerade dieses Gesicht gefiel den „Herren“ ganz und gar nicht. Ihre gerühmte Bauernfreundlichkeit zeigte sich in der Leidenschaft, mit der sie die Möglichkeit des Eindringens bäuerlicher Elemente in die obrigkeitliche Selbstverwaltung bekämpften. Das ist, rief v. Zedlitz, der Untergang „unseres vorzüglichsten Instituts“, der Landräthe! O, das ist noch weit mehr, predigte Graf Brühl: diese Kreisordnung werfe die letzte erbliche Obrigkeit außer der Krone aus dem Staate hinaus; welche Perspektive! Der Großgrundbesitz werde vernichtet, jammerte der Graf zur Lippe, und neben das königstreue stehende Heer des Beamtenthums werde die Bürgerwehr der Ehrenämter gestellt. Alle aber übertönte Kleist-Retzow's schrille Stimme: die königliche Macht sei nur zu erhalten, „wenn sie den höchsten Berg unter umgebenden Bergen und Hügeln bilde;“ das heißt: ohne Feudalismus unten keine Monarchie oben; die Beseitigung der junkerlichen Patrimonialobrigkeit werde auf dem Lande die Milch der frommen Denkart in das gährende Drachengift des Radikalismus wandeln! — Es war erfolglos, daß der König persönlich den Führern der Fronde den Kopf zurecht zu setzen suchte; die Krone sollte auch wider ihren Willen gerettet werden. Das Herrenhaus lehnte die Kreisordnung ab. Fast schien es, als würde nochmals, wie in den Tagen Stein's und Hardenberg's, diese Reform am Widerstande des Junkerthums scheitern. Die Haltung des Ministeriums war höchst merkwürdig. Bismarck saß in Varzin und hüllte sich gleich Zeus auf Ida's Höhen in undurchdringliche Wolken; Roon, Selchow u. a. waren nicht gesonnen, den Widerstand der Junker zu brechen. Indessen hatte Eulenburg sich zu weit vorgewagt, als daß er mit Ehren zurück konnte, und das sprichwörtliche Glück seines Hauses oder vielmehr die Hofgunst ließ ihn noch nicht im Stich. Der König genehmigte den Pairsschub, während freilich zugleich durch einige Verschlechterungen des Entwurfs den Junkern die Pille etwas verzuckert ward. Wenn die offiziöse „Provinzialkorrespondenz“ zur Rechtfertigung des Pairsschubs ausführte, das Herrenhaus dürfe zwar mit der Regierung, aber nicht gegen die Regierung nein sagen, „nimmer kann es die Aufgabe eines Oberhauses in dem königlichen Preußen sein, sich auch solchen Veränderungen und Verbesserungen der Gesetzgebung hindernd entgegenzustellen, welche im Rathe der Krone reiflich erwogen und als nothwendig erkannt worden“, so hieß das allerdings, der verschrobenen Schöpfung eines kranken Geistes die Existenzberechtigung überhaupt absprechen. Aber wenn man nun auf gemäßigt liberaler Seite die Durchsetzung der Kreisordnung wirklich für den Anfang vom Ende der preußischen Junkerherrschaft hielt, so war das wieder ein schöner Wahn. „Die Niederlage der feudalen Partei war eine tödtliche, von der sie sich nicht mehr erholen wird, und eine Reform des Herrenhauses ist früher oder später ganz unausweichlich geworden“; so dachte damals die Partei, die sich für die Trägerin der Politik hielt, weil der Kanzler auf ihr ritt. Es waren zu vertrauensselige Politiker und nicht genügend scharfblickende Menschenkenner, die von dem Retter des brandenburgischen Adels die Lösung der Junkerfrage erwarten konnten.

Daß der Minister des Innern seinen Sieg nach 5 Jahre überlebte und noch einige Reorganisationsgesetze unter Dach bringen konnte, das verdankte er lediglich dem Aerger, den das Junkerthum durch seine Dummheit in der Zeit der „Deklaranten“ dem Kanzler bereitete, und den Wirren des Kulturkampfes. Dann aber ging er den Weg Delbrück's, nach vor Camphausen, Achenbach und Falk. Der jüngere Eulenburg übernahm das unvollendete Werk der Verwaltungsreorganisation, „halb Rohbau, halb Ruine“. Daß aber schließlich selbst dieser Mann in der Zeit der großen Umkehr nicht junkerfromm genug befunden ward, das kennzeichnet die Tendenz jener Umkehr. Die Sünden des älteren Vetters wurden noch an dem jüngeren gerächt; das Herrenhaus erhielt eine eklatante Genugthuung. Auf diesem selben Kampfplatze, wieder bei einer Frage der ländlichen Verwaltungsorganisation, ja wieder mitten im Streit mit Herrn v. Kleist-Retzow, wurde der jüngere Eulenburg „geromuett“! Sein Nachfolger aber ward Herr v. Puttkamer — „dieser Name sagt genug wohl schon“, wie's im schönen Liede von der bösen Demokraterei heißt. Daß die Verwaltungsorganisation, die der Mann vollendete, die Junkerfrage vor jeder Lösung bewahrte, ist selbstverständlich. Ach, daß der biedere Polte und der treffliche v. Westphalen das goldene Zeitalter nicht mehr erlebten, da die beiden staatserhaltenden Mächte, die sich in ihren Tagen leider gelegentlich in die Haare geriethen, Polizei und Junkerthum, sich zu schönem Bunde vereinten. Aber freilich, um dies Ziel endlich zu erreichen, um die Staatsgewalt der ersten Großmacht des Kontinents in die Hände des rückständigen Junkerthums zu bringen, hatte es der gewaltigen Erfolge und der vielverschlungenen Wendungen Bismarck'scher Staatskunst bedurft.

Erst nach dem Sturze Puttkamer's und Bismarck's, und im Zusammenhange mit der Miquel'schen Steuerreform ging man endlich auch daran, der Städteordnung von 1808 ihr noch immer fehlendes Seitenstück durch eine Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen zu geben. Während des ganzen Jahrhunderts hatte der Einfluß des ostelbischen Junkerthums diese klaffende Lücke in den Fundamenten der staatlichen Organisation offen gehalten. Und in den Kämpfen, die vom November 1890 bis in den Hochsommer 1891 um die neue Landgemeindeordnung entbrannten, zeigte sich wieder dieses Junkerthum in seiner ganzen unheilbaren Rückständigkeit. Zwar ward es schließlich, so zu sagen, geschlagen; aber der Minister des Innern, der sich dieses Sieges erkühnt hatte, Herrfurth, blieb rascher noch, als die Eulenburg's, auf der Strecke.

Der Streit drehte sich vor allem um die alte Frage der selbständigen Gutsbezirke. Begreiflich genug. Denn hier in diesem Rudiment des ehemaligen ritterlichen Dominiums verkörpert sich noch die junkerliche Obrigkeitsstellung; es ist zugleich das schlimmste Hinderniß eines kräftigen Gemeindelebens auf dem ostelbischen Lande. Deshalb haben seit 90 Jahren die Junker den selbständigen Gutsbezirk leidenschaftlich und zäh gegen jede Reform vertheidigt; und eben deswegen mußte seit 90 Jahren jede Reform des ländlichen Gemeindelebens dies Junkerbollwerk angreifen. Jetzt aber kam noch ein ganz besonderer Umstand hinzu, um den Eifer auf beiden Seiten zu steigern: die beabsichtigte Ueberweisung der Grundsteuer an die Gemeinden. Um so nothwendiger mußte es scheinen, leistungsfähige Landgemeinden zu bilden, denen die überwiesene Grundsteuer im öffentlichen Interesse zu Gute käme. Dem standen nun vor allem die selbständigen Gutsbezirke im Wege. Wo diese bestehen blieben, da steckte der Rittergutsbesitzer die vom Staate überwiesene Grundsteuer einfach in die Tasche ohne irgend einen Nutzen für das öffentliche Interesse. Was also für alle anderen Bürger in ganz Preußen lediglich die Umwandlung einer Staats- in eine Gemeindesteuer bedeutete, das bedeutete für die ost-

elbischen Besitzer selbständiger Gutsbezirke einen reinen Steuererlaß, d. h. ein baares Geldgeschenk. Gerade diese haarsträubende Ungerechtigkeit fanden aber die Junker überaus wünschenswerth; und daher waren ihnen gerade jetzt die selbständigen Gutsbezirke noch unantastbarer als je. Auf diese Weise ward ja die von ihnen stets so eifrig bekämpfte Grundsteuer für ihre wichtigsten Besitzungen thatsächlich wieder abgeschafft. Sie haben wirklich dies schöne Ziel erreicht und dann noch obenein ein furchtbares Geschrei erhoben, weil sie die bei Einführung der Grundsteuer empfangenen Entschädigungen theilweise und unter den mildesten Bedingungen zurückgeben sollten. Die Waare behalten und den Kaufpreis dazu, das nennen sie ehrliches Geschäft!

Der Regierungsentwurf für die Landgemeindeordnung wollte vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes die ganze Eintheilung des platten Landes einer Durchsicht unterziehen, um die leistungsunfähigen Gemeinden und Gutsbezirke durch Zusammenlegung zu lebensfähigen Kommunalkörpern zu gestalten. Man ging also gar nicht so weit, die selbständigen Gutsbezirke überhaupt zu beseitigen, sondern man verlangte nur für die Regierung die Befugniß, wo es im Staatsinteresse nothwendig war, Gemeinden und Gutsbezirke auch gegen den Willen der Betheiligten zu vereinigen. Aber selbst dagegen erbosten sich die Junker grenzenlos; denn was ist ihnen das Staatsinteresse, sobald es mit den feudalen Besitzinteressen in Widerstreit geräth? Sie waren stets bereit, ihrem Klassenegoismus die äußere Macht wie den inneren Frieden des Staates zu opfern. Bei dieser Frage der selbständigen Gutsbezirke enthüllt sich auch wieder die große Lüge von der Interessengemeinschaft des ostelbischen Großgrundbesitzes mit dem Bauernstande in ihrer ganzen Schamlosigkeit. Denn den Bauerngemeinden sitzen jene Ueberbleibsel des Feudalismus wie eiternde Geschwüre im Fleische; ihre Beseitigung wäre eine größere Wohlthat für den Bauernstand, als alle Eisenbart'schen Rezepte des Agrarierthums. Namentlich in den Fällen, wo Gemeinde und Gutsbezirk im Gemenge liegen, schreit die Ausbeutung der meist armen ostelbischen Dorfgemeinden für die Zwecke des Dominiums zum Himmel; in diesen Verhältnissen bethätigt gemeinhin der Junker eine Gewandtheit in der Ausnutzung aller Vortheile seiner Lage gegenüber den oft hilflosen Landgemeinden, daß der geriebenste „Güterschlächter“ als harmloser Stümper erscheint. Und trotz Kreisordnung und Verwaltungsreorganisation ist noch heute die Patrimonialobrigkeit mehr theoretisch als praktisch beseitigt. Denn der nächste Vertreter der staatlichen Autorität über Landgemeinden und Gutsbezirke, der Amtsvorsteher, ist in der Regel ein Vertrauensmann der Junker, Blut von ihrem Blute. Da man bei der Verwaltungsreorganisation gar nicht daran dachte, ganze Arbeit zu thun, die Junkerfrage hier in ihrem Kern zu lösen, ist nun das Resultat, daß die Gewalt, die früher jeder Gutsherr für sich ausübte, jetzt von ihrem Vertrauensmann für den Amtsbezirk, von Ausschüssen des Junkerthums für den ganzen Kreis ausgeübt wird. Seine Positionen stützen sich gegenseitig und werden durch das künstlich verzwickte Kreiswahlrecht verstärkt. Es ist noch immer ziemlich die alte Sache, daß der moderne Staat beim Kreise aufhört, wo die feudale Libertät beginnt. Und durch die Art der Organisirung steigt von hier aus der junkerliche Einfluß in Bezirk und Provinz hinauf.

Diese Gestaltung der Dinge haben sich die Junker selbst nicht träumen lassen; und die freudige Ueberraschung hat ihren einstigen Haß gegen die neuen Einrichtungen in schwärmerische Verehrung verwandelt. Dieselben Leute, die einst bei der Kreisordnung den Untergang der sittlichen Weltordnung prophezeiten, können sich jetzt gar nicht genug thun in der Uebertragung von Rechten an die Kreis- und Bezirksausschüsse. Sie werthen eben alle Werthe lediglich nach den materiellen Interessen des Junkerthums. Jene funkelnagelneue Schwärmerei für die „Organe der Selbstverwaltung“ bekundet sich auf dem Gebiete der Schulpolitik, wo die Junker ihren Leitsatz für die ländliche Volksschule: billig und schlecht, auf diesem Wege am leichtesten zu verwirklichen meinen; sie bekundete sich ebenso in der Kernfrage der Landgemeindeordnung. Da richteten sie ihr ganzes Streben darauf, die Entscheidung über die Existenz der selbständigen Gutsbezirke den Kreisausschüssen in die Hand zu spielen, in der nur allzu berechtigten Hoffnung, daß ihre Lieblinge dort in zärtlichster Obhut sich befinden. Und wenn der Minister ihnen vorhielt, daß sie damit ein Hoheitsrecht der Krone antasteten, so ließ sie dieser Einwand, mit dem sonst ihr scheinheiliger Eifer den schnödesten Mißbrauch treibt, hier, wo es sich um ihre eigenen Interessen handelte, völlig kalt. Sie haben denn auch, Dank dem schwächlichen Entgegenkommen der Regierung und der Mittelparteien, ihren Willen im Wesentlichen durchgesetzt; was sie freilich nicht abhielt, schließlich demonstrativ, um dem Minister ihre Ungnade zu zeigen, gegen das ganze Gesetz zu stimmen. Mit höhnischer Schadenfreude zählte nach vorher ihr Führer v. Rauchhaupt alle Punkte auf, in denen die Junker auch diese neue Ordnung verschlechtert, von vornherein aufs ärgste verstümmelt hatten! Und während des ganzen Kampfes hatte „der Einsiedler vom Sachsenwalde“ die junkerliche Opposition lebhaft unterstützt, was die frühere Haltung des Kanzlers gegenüber der Reorganisation charakteristisch ergänzt.

Eine Landgemeinde-Ordnung, welche die Zwerg- und Mißbildungen beseitige, sei auf die Dauer unentbehrlich; man könne jetzt den Versuch vereiteln, — „und sie kommt doch!“, so hatte der Minister Herrfurth den Junkern zugerufen, indem er zugleich die Angriffe der Kreuzzeitung mit der gebührenden Verachtung behandelte. Ja, eine Landgemeinde-Ordnung, die allerdings jene Mißbildungen noch nicht beseitigte, kam wirklich; aber der Minister Herrfurth ging! Solche immer wiederholten Erfahrungen müssen schließlich die öffentliche Meinung in den Wahn versetzen, als sei zwar nicht die Ernennung, jedoch die Entlassung von Ministern in Preußen eine Prärogative der — Kreuzzeitung. Der Mann, der lange Zeit die Fachtüchtigkeit des Herrn v. Puttkamer gewesen war, ward mit einem Schlage zum Jakobiner; und noch heute mißgönnt ihm die Kreuzzeitung das bescheidene Vergnügen, sich einen Konservativen zu nennen, weil er es gewagt hat, quieta movere, das rückständige Junkerthum in seiner ruhigen Ausbeutung der Landgemeinden ein wenig zu stören. Aber freilich, ein preußischer Minister, und zwar Minister des Innern, der mit einem schlicht bürgerlichen Namen auch noch gut bürgerliche Tüchtigkeit verbindet und nicht die Ruthe der Junker küssen mag, — ach, man muß nichts Unmögliches verlangen.

* * *

So alt wie das Streben, auch das ostelbische Preußen modernem Staatsgeist zu erschließen, ist die Geschichte der Junkerfrage. Als ein ungelöstes Problem hat sie das Ende des Jahrhunderts von seinem Anfange überkommen. Aeußerlich hat das Junkerthum in dieser ganzen Zeit Niederlage auf Niederlage erlitten; jeder Fortschritt der Geschichte hat erst den wüthenden Widerstand der Junker überwinden müssen, aber von jedem Erfolge, der gegen sie errungen ward, haben sie Vortheil zu ziehen gewußt. Sie haben geerntet, was Andere gesät; sie haben die Ehre und den Gewinn von Errungenschaften, für die ihre Gegner gelitten und geblutet. Die Erhebung Preußens aus der Fremdherrschaft mußte dem eigennützigen Widerstande der Junker abgerungen werden; aber im wiederhergestellten Preußen spielten sie die Herren. Es gab keinen schlimmeren Feind für Preußens deutschen Beruf, für Deutschlands Einheit, als dieses Junkerthum; aber das wiedererstandene Reich wird in die Knechtschaft dieses Junkerthums gezwungen.

Gefährlicher immer ist dieses Spiel mit immer verdoppeltem Einsatz geworden. Dem Einflusse des Junkerthums mochte es gelingen, die Erfüllung des Verfassungsversprechens um ein Menschenalter zu verschleppen. Gelingt es jedoch diesem Einflusse dauernd, eine gesunde Entfaltung des politischen Lebens, ohne die heute kein Kulturstaat zu gedeihen vermag, zu verkümmern und zu vergiften, so bereitet man geflissentlich Erschütterungen vor, denen gegen-

über die Bewegung von 1848 als harmloser Scherz erscheinen wird. Dem Einflusse des Junkerthums mochte es gelingen, die ersten Versuche zur Herstellung deutscher Einheit zu vereiteln. Gelingt es jedoch diesem Einflusse ferner, weiten Volkskreisen die Reichsgesinnung zu verleiden, die partikularistischen Strömungen zu stärken, so wird wahrlich nicht Wiederherstellung des alten, den Junkern einst so lieben Zustandes die Folge sein. Ein König von Preußen konnte unter junkerlicher Beeinflussung die Kaiserkrone ablehnen; aber kein König von Preußen kann mehr diese Kaiserkrone verlieren und doch preußischer König bleiben. Das Reich und Preußen sind verbunden auf Gedeih und Verderb; und in dem Maße, wie das Junkerwesen das Reich schädigt, schädigt es die preußische Krone.

Ja, diese edlen Vasallen, „monarchisch bis in die Knochen", sind die ärgsten Feinde der modernen Monarchie. Nicht in der Mystik des Gottesgnadenthums wurzelt die Stärke der monarchischen Staatsform, sondern in der nüchternen Klarheit, der sie ihre praktische Nothwendigkeit täglich neu beweist. Das aber kann sie nur dann, wenn sie sich nicht mit unheilbar rückständigen Elementen unlöslich verbindet. Wohl liegt es im Interesse des Junkerthums, die Junkerfrage zur Kronfrage hinaufzuschrauben; aber eben darum liegt es im Interesse der Krone, ihre Sache von der des Junkerthums deutlichst zu trennen. Unfruchtbar durch seine Rückständigkeit, herrschsüchtig und doch entwicklungsunfähig hat das Junkerthum seit einem Jahrhundert Alles hemmen, aber Nichts schaffen können. Eine Krone, die sich von dieser sozialen Schmarotzerpflanze überwuchern ließe, würde die monarchische Staatsform mehr gefährden, als alle ihre offenen Gegner. Und sollten die Lobredner des „persönlichen Königthums" wirklich nicht ahnen, wie unsinnig diese Lehre gegenüber der unendlichen Fülle des modernen Lebens ist; wie unendlich klein der „persönliche" König vor der Majestät des höchsten Staatsorgans dasteht? Aber in Wahrheit heißt ja persönlicher König in der Junkersprache der persönlich beeinflußte König. Wie es gemacht wird, das hat eine hübsche Reihe von Beispielen gezeigt; und für Ereignisse, bei denen der Blick hinter die Koulissen nicht gestattet ist, darf man doch aus gleichen Wirkungen unter gleichen Umständen auf gleiche Ursachen schließen. Von 1807 bis 1897 ist in Preußen noch jeder Staatsmann gestürzt, den das Mißtrauen des Junkerthums gezeichnet hatte — trotz aller Vertrauensbeweise der Krone. Das persönliche Königthum ist eben in modernen Verhältnissen eine absolute Unmöglichkeit; für die Krone aber wie für den Staat ist das wahrhaft konstitutionelle, gesetzlich beeinflußte Königthum ein unendlicher Vortheil gegenüber dem persönlich beeinflußten; lediglich für das Junkerthum verhält sich die Sache umgekehrt.

Die Schuld jedoch dafür, daß am Ende des Jahrhunderts die Junkerfrage ungelöst wie am Anfang ist, trifft einzig das Bürgerthum. Der Gang der geschichtlichen Entwicklung kann jene Thatsache erklären, aber das Bürgerthum nicht entschuldigen. Eine soziale Klasse, die, im Besitze aller wirthschaftlichen Kraft und aller geistigen Mittel, nicht den Widerstand überlebter Gesellschaftsreste zu brechen, nicht die politische Herrschaft zu erringen vermag, würde sich selbst das Zeugniß beispielloser politischer Unfähigkeit ausstellen. In jenen Jahren des Konflikts war das liberale Bürgerthum auf dem rechten Wege; eine seltene Verkettung von Umständen hat es wieder in die Irre geführt. Wenn es sich abermals in geschlossener Einigkeit zusammenfindet, muß es auch wieder seine Anziehungskraft auf die Landbevölkerung ausüben, deren Erbfeind auch der seine ist; und diesem Bunde von Stadt und Land kann das Junkerthum nicht widerstehen; er hat die Mittel, den wirthschaftlichen Verfall und den politischen Sturz des Junkerthums zu beschleunigen, es an seiner Wurzel zu treffen. Die Voraussetzung aber ist, daß alles, unbedingt alles sonst zurücktrete vor dem Einen, was Noth thut, der endlichen und endgültigen Lösung der Junkerfrage.

Hugo Preuß.

Der Streik der deutsch-böhmischen Gemeinden.

Das parlamentarische Chaos, welches den österreichischen Reichsrath zu jeder Thätigkeit unfähig machte, hat den Grafen Badeni zu Beginn des Juni genöthigt, schleunigst den Reichsrath zu schließen und die Abgeordneten nach Hause zu schicken. Der Kampf im Parlament schwieg, aber der Streit, der in Böhmen, dem klassischen Boden der nationalen Kämpfe entbrannte, war ein nicht minder erbitterter. Seit den fünf Wochen, seit das Parlament seine Thore geschlossen hat, ist nichts geschehen, um die Gemüther zu beruhigen und das, was geschehen ist, war nur geeignet, die Verbitterung zu erhöhen, die leidenschaftliche Erregung der Deutschen Böhmens zur Gluthhitze zu steigern. Graf Badeni hat zu den kleinen und großen Polizeimaßregeln gegriffen; er kennt die Deutschen in Böhmen und ihre Qualitäten so wenig, daß er glaubt, sie mit Polizeimaßnahmen und Chikanen kirre machen zu können. Durch die Schließung der Session hat man den Reichsraths-Abgeordneten den Schutz der Immunität entzogen und man glaubt sie an der Propaganda für ihre Sache hindern zu können. Man hat dabei nur übersehen, daß der böhmische Landtag vertagt und nicht geschlossen ist, daß daher die deutsch-böhmischen Landtags-Abgeordneten das Immunitäts-Privilegium genießen. Die Staatsanwälte haben den Auftrag zu einer großen Preßverfolgung erhalten und es regnet nun Konfiskationen und Verurtheilungen im objektiven Verfahren, jener famosen österreichischen Institution, durch welche nicht der Verfasser des Artikels, sondern das gedruckte Blatt verfolgt und die sich eigentlich zu einer administrativen Maßregelung des Zeitungsunternehmens durch Störung des ordentlichen Betriebes herausgebildet hat. Durch einen geheimen Erlaß endlich hat Graf Badeni die Verwaltungsbehörden zu strengem Einschreiten gegen die Versammlungen der Deutschen in Böhmen angewiesen. Unser normales österreichisches Vereins- und Versammlungsrecht ist ungefähr dasjenige Recht, welches die von allen Parteien des preußischen Landtags abgelehnte Novelle zum Vereinsgesetze einführen wollte; mit seinem Geheimerlaß hat Graf Badeni ohne den Ausnahmezustand formell zu verhängen, thatsächlich den Ausnahmezustand im deutschen Gebiete Böhmens verhängt und die Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechts für die Deutschen Böhmens fast zur Unmöglichkeit gemacht. Das zweimalige Verbot des zuerst für den 13. Juni und dann für den 11. Juli nach Eger einberufenen Parteitages ist in dieser Beziehung typisch. Man verbietet den Deutschen die Privatversammlungen, das ist die auf geladene Gäste beschränkten, die nach dem Gesetze der polizeilichen Ueberwachung nicht unterliegen, weil sie angebliche öffentliche seien und man verbietet die angemeldeten öffentlichen Versammlungen, weil durch dieselben vorgeblich die öffentliche Sicherheit gestört werden könnte. Dafür gestattet man den tschechischen Sokolisten aus dem tschechischen Gebiete Massenausflüge ins deutsche Gebiet und die provokatorische Abhaltung tschechischer Nationalfeste in rein deutschen Städten. Der Tag von Eger am 13. d. hat gezeigt, wohin diese Maßregelungen führen. Die Manöver, welche die nach Eger beorderte berittene tschechische Polizeiwache aus Prag — Badeni-Cavallerie heißt sie seit diesem Tage im Volksmunde — in den Straßen dieser Stadt gegen friedliche Bürger aufführte, werden lange unvergessen bleiben.

Alles das konnte die durch Erlassung der Sprachenverordnungen geschaffene Stimmung der Deutschen in Böhmen nicht verbessern, sondern nur verschlimmern; all das konnte die Deutschen in Böhmen, unter denen die prononcirt nationale Richtung die Führung gewonnen hat, nur in der Ausführung der Entschlüsse bestärken, zu denen man schon früher gelangt war. Schon vor sechs Wochen wurde an dieser Stelle angekündigt, daß der Obstruktion im Parlament die Obstruktion der deutschen Gemeinden in

Böhmen folgen werde. Wir stehen vor diesem Streik der Gemeinden. Am 15. Juli werden Hunderte von Gemeinden im deutschen Gebiete Böhmens jene Agenden des übertragenen Wirkungskreises einstellen, zu deren Besorgung sie nicht durch ein Reichs- oder ein Landesgesetz verpflichtet sind. Der Wirkungskreis der Gemeinden ist nämlich nach dem österreichischen Gesetz ein zweifacher, einmal der natürliche und selbständige Wirkungskreis, der alles umfaßt, was das Interesse der Gemeinde als solcher zunächst berührt und innerhalb ihrer Grenzen vollständig durchführbar ist und dann der übertragene Wirkungskreis, welcher die Besorgung öffentlicher Geschäfte umfaßt, die — wie dies auch nach der preußischen Gemeindegesetzgebung der Fall ist — der Gemeinde vom Staate im Delegationswege zugewiesen wurde. Im Laufe der Jahre wurde durch administrative Anordnungen der übertragene Wirkungskreis der Gemeinden ins Ungemessene ausgedehnt; die Gemeinde war für die politischen Bezirksbehörden ein bequemes Organ, dem jedwede Verrichtung im Wege des Auftrages aufgebürdet werden konnte. In Wirklichkeit sind aber die Gemeinden nur zu jenen Geschäften des übertragenen Wirkungskreises verpflichtet, die ihnen durch ein Reichs- oder Landesgesetz auferlegt sind. Nun da in Böhmen die Dinge auf die Spitze getrieben sind, hat man sich dieser gesetzlichen Bestimmung erinnert, die überdies in den letzten Jahren durch eine Reihe von Judikaten des Verwaltungsgerichtshofes, des obersten Tribunals in Fragen des streitigen Verwaltungsrechtes klargestellt wurde. Die Losung der Deutschen in Böhmen lautet: Kampf auf streng gesetzlichem Boden. Indem sie den passiven Widerstand organisiren, wollen sie den gesetzlichen Boden nicht verlassen; der Streik, welchen die Gemeinden vorbereiten, wird also nur jene Geschäfte des übertragenen Wirkungskreises zum Gegenstande haben, deren Besorgung ihnen durch Ministerialerlässe und administrative Anordnungen, nicht durch das Gesetz auferlegt wurde. Die wichtigste Besorgung, die sie einstellen werden, ist die Einhebung der Steuern und der Militärtaxe, das ist jene Taxe, welche diejenigen bezahlen müssen, die vom Militärdienst wegen körperlicher Gebrechen oder aus sonstigen Gründen freibleiben. Es waren dies ohnehin odiose Besorgungen, da sie den Gemeinden namhafte Kosten und große Verantwortung aufbürdeten. Vom 15. Juli ab werden die Staatsorgane diese Abgaben direkt einheben müssen und die politischen Bezirksbehörden werden dafür sorgen müssen, daß ihre Erlässe und Bescheide dem Adressaten unmittelbar zugehen, da die Gemeinden die Vermittelung der Zustellung ablehnen. Ebenso werden die deutschen Gemeinden in Böhmen die Mitwirkung für die Ausfertigung und Zustellung von Vorladungen zu den Assentirungen und die Mitwirkung bei der Einberufung der Reservisten und der Ersatzreservisten, endlich die Evidenzhaltung des Wohnortes der dauernd beurlaubten Mannschaft und der Reservisten ablehnen. Zweifellos wird dieser Streik der Gemeinden für die staatlichen Verwaltungsbehörden manche Störungen und Unbequemlichkeiten herbeiführen; es wird eine Stockung im Apparat eintreten, und es ist fraglich, ob dieselbe mit einer Vermehrung der Verwaltungsorgane so leicht wird bewältigt werden können. Man wird nun erst sehen, welche Rolle die Gemeinde in der Verwaltung des Staates spielt. Für die Bevölkerung werden sich aus dem Streik der Gemeinden manche Unbequemlichkeiten ergeben. Allein die Deutschen in Böhmen sind ein zäher und entschlossener Volksstamm; sie werden diese Unbequemlichkeiten tragen und auch die Chikanen, welche gegen sie als Retorsion angewendet werden dürften, werden sie nicht zu beugen vermögen. Der passive Widerstand der Deutsch-Böhmen hält sich streng im Rahmen des Gesetzes: sie wollen ihr gutes Recht wahren, aber nicht die Verwaltung lahm legen, wie dies im Jahre 1861 die Ungarn verstanden, indem alle autonomen Funktionäre, mit Einschluß der richterlichen, ihre Thätigkeit einstellten.

Inmitten dieser Organisirung des passiven Wider- seitens der Deutschen in Böhmen tauchten die Mel- auf von der geplanten Einberufung einer Ausgleichskonferenz, welche den Sprachenstreit applaniren, eine Auseinandersetzung von Volk zu Volk herbeiführen soll. Es hätte nicht der nach dem böhmischen Staatsrecht und nach Korrektur der Verfassung rufenden Rede des Prinzen Friedrich Schwarzenberg in Budweis bedurft, um sich über die Aussichtslosigkeit solchen Beginnens vollkommen klar zu sein. Die Führer der Deutschen in Böhmen hatten auf die vertrauliche Einladung zu einer Ausgleichskonferenz nur eine Antwort: Fort mit den Sprachenverordnungen! So lange die Sprachenverordnung in Kraft steht, setzt sich kein deutscher Vertrauensmann an den Berathungstisch. Sind die Sprachenverordnungen beseitigt, dann sind die Deutschen zu einer ehrlichen Auseinandersetzung bereit. Die Ausführungen Julius Lipperts in der „Neuen Freien Presse“, der Sprachengesetzentwurf, welchen die Prager Professoren Ullerich und Pfersche in demselben Blatte veröffentlicht haben, sind ein hinreichender Beweis, daß die Deutschen auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses zu weitgehenden Konzessionen bereit sind. Aber dem böhmischen Staatsrecht weigern sie die Reverenz zu erweisen und so lange die Sprachenverordnungen bestehen, sind sie zu Konferenzen überhaupt nicht zu haben. Res integra ist die erste Voraussetzung einer solchen Ausgleichskonferenz.

Während man aber den Ausgleich offiziell auf die Tagesordnung setzte, operirt man hinter den Coulissen mit ganz anderen Schlagworten. Oefter als je hört man das Wort Staatsstreich und die Phrase salus rei publicae suprema lex esto. Für den Herbst wird Geheimnißvolles gebraut und es fragt sich nur, ob sich der Mann findet, welcher den Muth der That besitzen wird. Wenn der Abgeordnete Victor Pichler im ungarischen Reichstage vor einigen Tagen eines on dit erwähnte, welches von der Suspendirung der österreichischen Verfassung sprach, so ist dieses Gerücht nicht im Kreise der äußersten Linken entstanden, sondern in diese hineingetragen worden. Man wird eines Tages erfahren, welche Rolle Baron Banffy bei der Entstehung derartiger on dits gespielt hat.

Wien. Gustav Steinbach.

Jüdische und antijüdische Missionen vor römischen Kaisern.

In der Sammlung der Griechischen Urkunden des Berliner Museums findet sich unter der Nummer 511 ein aus Aegypten herrührender Papyruslappen von dem Umfang zweier Kolumnen mit nicht ganz vierzig Zeilen, von denen auch nicht eine einzige unversehrt erhalten ist. Niemand würde es diesem jämmerlichen Restchen eines längst entschwundenen Zeitalters ansehen, daß es einem überaus merkwürdigen Aktenstück aus der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung entstammt, wie mit glücklich kombinirendem Scharfsinn Ulrich Wilcken erkannt hat.*) Ein Staatsprozeß, der unter dem Vorsitz des römischen Kaisers Claudius (41—54) durchgeführt worden ist, bildet den Gegenstand eines Protokolls, von dessen über hundert Jahre später genommener Kopie hier ein Stück vorliegt.

Wir erfahren den Schauplatz der Verhandlung, die Kaiservilla in den berühmten Lucullischen Gärten, werden auch über die Zusammensetzung des Gerichtshofs aus Senatoren und gewesenen Konsuln, sowie — ein Umstand, der für die cause célèbre bezeichnend ist — über die Anwesenheit von „Matronen“, möglicherweise der Kaiserin mit ihren Ehrendamen, unterrichtet, hören ferner, daß der Audienz Tags zuvor ein Konseil vorangegangen ist, in dessen Ver-

*) Griech. Urk. d. Berl. Mus. II, n. 511. Hermes XXX (95) S. 485 ff.

lauf Beisitzer aus dem Senatorenstande, die namentlich aufgeführt sind, die politische Seite des Klagebegehrens zu diskutiren scheinen; und auch der Name des Klägers fehlt so wenig, wie der des Angeklagten. Am zweiten Verhandlungstage erscheint eine Abordnung alexandrinischer Bürger vor dem Reichsoberhaupt, um durch den Mund einer zweifellos distinguirten Persönlichkeit, des Gymnasiarchen Isidoros, „Klage zu führen gegen König Agrippa". Der Ankläger richtet an den Kaiser die Bitte um Gehör; dieser und der ganze Gerichtshof erklären ihre Zustimmung; allein schon nach den einleitenden Worten des Verhörs bricht der Papyrus ab, ohne über den eigentlichen Klagepunkt und anderes, was man gerne wüßte, Aufklärung gebracht zu haben.

So bleibt denn die Beziehung der Parteien gleichwie ihre Persönlichkeit vorerst dunkel. Man ersieht nicht, welchem der beiden allein in Frage kommenden Träger des Namens Agrippa, die zur Zeit des Claudius den Thron in Judäa eingenommen haben, der Streich gilt. Ist mit dem Beklagten der Vater oder der Sohn gemeint, der Enkel des „großen" Idumäers Herodes oder der Urenkel? Urtheilt man nur nach der größeren zeitgeschichtlichen Bedeutung, so fällt der ältere Agrippa viel mehr ins Auge, dieser zeitlebens in Geldnöthen schwebende und dabei der Repräsentation huldigende, die Dienstfertigkeit gegen den jeweiligen Herrscher in Rom mit der Behauptung der persönlichen Macht beflissen auszugleichen bemühte Herr, ein gekrönter Dekadent vom Scheitel bis zur Sohle. Der Mann hatte Glück. Der Jugendfreund Caligula's und Günstling seines Nachfolgers, des in unserem Prozeß präsidirenden Kaisers, von des ersteren Gnaden jüdischer Theilfürst mit dem Titel König, von dem für manchen Gefallen erkenntlichen Claudius in den Besitz des gesammten großväterlichen Reichs eingesetzt, hat er im Laufe eines Jahres (38–39) zweimal das Geschick der Juden des Ostens bestimmt, zuerst in Alexandria, ohne es freilich zu wollen, und mit dem traurigsten Erfolg, späterhin im günstigsten Sinne als Fürsprecher Jerusalems am römischen Hofe. Sein gleichnamiger Sohn, der bei des Vaters frühzeitigem Tode im J. 44 fast noch ein Knabe ist, tritt politisch ungleich weniger hervor. Und wer ist Isidoros der Gymnasiarch, der einen, wie wir sehen, der Majestät nahestehenden Fürsten vor dem Kaisergericht zu belangen die Kühnheit hat: Eine litterarische Bezeugung dieser Figur steht längst zu Gebote, wie sich zeigen wird; allein sie ist zunächst übersehen und erst durch einen interessanten Fund jüngster Zeit in ein ungeahnt helles Licht gestellt worden. Es gelang nämlich einem Mitgliede der französischen Schule in Athen, Pierre Jouguet, unter den Papyri der Sammlung des Museums von Gizeh ein weiteres, viel besser erhaltenes, wenn auch nur 17 Zeilen umfassendes Bruchstück derselben Urkunde zu entdecken und ohne die Beihilfe des Berliner Stücks dessen Bedeutung richtig zu erkennen. Eine Abschrift in Verbindung mit einer von Emil Brugsch hergestellten Photographie setzten Th. Reinach, dem Jouguet seinen Fund überlassen hatte, in den Stand, die Urkunde als ein Ganzes zu behandeln und auch das Verständniß des bereits bekannten größeren Theils erheblich zu fördern.*)

Isidoros hat einen Genossen gefunden. Trocken vermerkt das Protokoll: „Lampon zu Isidoros: Ich sehe schon den Tod vor Augen." Wie? Wessen Tod? Es bleibt keine Wahl: den eigenen oder den Tod beider der Ankläger! Nun erinnern wir uns einer Stelle im Eingang der erwähnten Vorberathung, wo, wie es den Anschein hat, ein solcher Ausgang in Erwägung gezogen wird: „Der Senator Tarquinius spricht den Kaiser an: [Führt man diesen Mann zum] Tode, so wirst Du das ganze [Alexandria in Aufruhr versetzen]." (Nach Reinach's Ergänzungsversuch). Immerhin klingt dies alles nicht wenig befremdend; daß aber Isidoros in der That in die Defensive gedrängt ist, läßt schon die folgende Zeile erkennen: „Claudius Cäsar: Viele meiner Freunde hast Du getödtet. Isidoros," eine Apostrophe, auf die auch schon der Schluß des Berliner Fragments („Claudius Cäsar: [Du erhebst Beschwerde] gegen meinen [Freund und hast bereits] zwei meiner Freunde [zu Grunde gerichtet]") hinspielte. Isidoros bleibt die Antwort nicht schuldig: „Dem Fürsten gehorcht' ich, der dazumal befahl; auch Du magst nennen, wen Du willst, ich bin bereit ihn anzuklagen." Ein so cynisches Sykophantenthum geht augenscheinlich dem Kaiser über seinen Horizont: „Wahrlich, Du bist ein Mensch ohne jeden Takt, Isidoros", wodurch jedoch dieser, keineswegs eingeschüchtert, entgegnet: „Ich bin kein Bedienter und kein Mensch ohne Takt, sondern der wohlansehnlichen Stadt Alexandria Gymnasiarch; Du aber —" die schwere Insulte, die hier offenbar folgte, läßt sich kaum errathen, so gründlich ist hier das Blatt zerstört. Nur ein „Du wardst verworfen" ist noch wahrzunehmen, der letzte Trumpf des um sein Leben Spielenden.*)

Wiederum nimmt, wenn die Lesung das Richtige trifft, der Gefährte das Wort: „Was können wir denn anders thun als einem verrückten Regenten den Platz räumen?" Und dann hebt der Kaiser an: „Diejenigen, denen ich den Vollzug der Todesstrafe an Isidoros und Lampon schon früher befahl" — aber die Sentenz kommt nicht zum Abschluß, auch das Fragment von Gizeh entläßt uns mit einem Fragezeichen. Aber ob nun Lampon's Todesahnungen gegründet waren oder nicht, zu dem von der klägerischen Partei gewünschten Erfolg, zwischen dem Judenkönig und seinem kaiserlichen Protektor Unfrieden zu säen, hat ihr Schritt keinesfalls geführt.

Wenn Sueton von dem Kaiser sagt, er sei in prozessualischen Dingen ganz merkwürdig sprunghaft gewesen, bald umsichtig und scharfsinnig, dann wieder unüberlegt und überstürzt, mitunter läppisch und wie geistesabwesend (amenti similis), die Anwälte hätten seine Langmuth in unglaublicher Weise mißbraucht, Parteien sich ihm gegenüber zu Schimpfreden, ja Thätlichkeiten hinreißen lassen, so wird man den einen oder andern dieser Züge in unserm Dokument wiederfinden wollen: immerhin bleiben gewisse Schwierigkeiten bestehen, deren wir vielleicht zum Theil Herr werden können, indem wir nunmehr den Spuren der mehrerwähnten beiden dunkeln Ehrenmänner genauer folgen. Zu diesem Zweck ist es nöthig, auf die oben angedeuteten, dem Prozeß unter Claudius um etliche Jahre vorausliegenden Begebenheiten, an denen Herodes Agrippa I. Antheil hat, zurückzukommen.

Als dieser, auf der Reise von Rom nach seinem neuen Königreich begriffen, mit glänzendem Prunk seinen Einzug in Alexandria hielt, ließ es sich der Mob der Hauptstadt nicht nehmen, gegen den verhaßten Parvenü durch eine wenig geschmackvolle Parodie zu demonstriren. Zum unfreiwilligen Helden dieser Scene wurde ein stadtbekannter armer Teufel, ein Idiot, ausersehen und in dem Aufzug eines geflickten Lumpenkönigs auf syrisch als Herrscher akklamirt. Es bedürfte nur dieser Anregung, um eine Judenhetze in optima forma zu veranstalten, bei der kein Gräuel der Brandschatzung und Mißhandlung bis zum Todtschlag fehlte. Diesem wüsten Treiben gebot der ägyptische Statthalter, Avillius Flaccus, keinen Einhalt im Gegentheil, gehäufte Maßregelungen chikanösester Art, gekrönt durch die öffentliche Stäupung von achtunddreißig jüdischen Rathsherren, dienten nur dazu, es in den Augen der judenfeindlichen Menge zu sanktioniren. Wie dieser Mann, der noch von Tiberius' Zeiten her den Ruf eines verdienstlichen Beamten genoß, dazu kommen machte, so weit über die Grenzen der Konnivenz hinauszugehen, das kann man nur muthmaßen. Caligula war ihm einst hold: vielleicht konnte er die kaiserliche Gnade wieder finden, wenn er gegen die renitenten

*) Revue des études juives, XXXI, 161 ff.

*) Neuerdings ist auf wiederholte Prüfung des Originals hin eine Lesung vorgeschlagen worden, die auf dem Namen der „Jüdin Salome" basirt. Der Name kommt im herodeischen Geschlecht mehr als einmal vor, ohne daß indeß Beziehungen des Kaisers zu einer seiner Trägerinnen bekannt wären, die zu einer derartigen Grobheit Anlaß gäben. Soll sie aber an die Adresse Agrippas gehen, so müßte er als anwesend gedacht sein, wofür sonst nichts in der Urkunde spricht.

jüdischen Verweigerer des Kaisergottkultus mit blutiger Strenge einschritt. Eine Vorstellung an den Kaiser, die durch seine Hände gehen mußte, unterschlug er, konnte aber weder dadurch noch durch Entsendung einer dreigliedrigen Deputation alexandrinischer Antisemiten an das kaiserliche Hoflager verhindern, daß auch die Judenschaft der Stadt ein Gleiches that, indem sie ihren hochangesehenen Mitbürger Philo mit zwei Genossen damit betraute, ihre Sache vor dem Cäsar zu führen.

In zwei Schriftchen hat der große Schriftgelehrte, den auch die christliche Kirche unter ihre Väter zählt, über die Umtriebe, denen schließlich Flaccus zum Opfer fiel, und über die Audienz, die er selbst vor Caligula führte, Bericht erstattet. In dem Pamphlet „Gegen Flaccus“ lernen wir die Kumpane kennen und würdigen, deren Ohrenbläsereien den unglücklichen Statthalter immer tiefer auf der schiefen Ebene einer kurzsichtigen Parteipolitik bringen; und wer ist das Haupt dieser gewissenlosen Klique faktiöser Demagogen, wer das Prototyp des agitatorischen Ränkeschmieds, der ganz im Geiste des „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich“ den obersten Beamten der Provinz in seiner Gewalt hat, heute sein Helfershelfer gegen die Juden, morgen sein Verräther vor dem Kaiser: kein anderer als Isidoros, der „Unruhestifter, der Radulist, der Wühler, der Pöbelheld, der im politischen Chaos sich wohl fühlt, ein Hasser des Friedens und der Ruhe, ein Meister der Kunst, Rummel und Krawall aus dem Nichts zu schaffen und aus dem kleinen einen großen Lärm zu machen.“ In den Klubs führt er das große Wort, sein Wink ruft die Getreuen zusammen, was er anordnet, geschieht. Und so ist er denn auch gegenwärtig, als die Doppelgesandtschaft der Kaiser in den Gärten des Mäcenas aufsucht, wo er eben den Baumeistern Ordres ertheilt. Die jüdische Deputation, erzählt Philo, neigte sich in tiefer Beklommenheit zur Erde. Caligula aber rief in höhnischem Ton: „Ihr also seid die gottverlassenen Leute, die mir, dem überall als Gott verehrten, die Göttlichkeit absprechen wollen?“ Die Gegenpartei frohlockt und Isidoros nützt den Moment aus: „Dein Haß, o Herr, gegen diese Leute und ihre Auftraggeber wird noch wachsen, wenn Du erfährst, wie arg sie es mit Dir meinen. Alle Welt bringt Opfer für Dein Heil dar, nur diese da haben sich unterfangen, dies nicht zu thun. Und wenn ich sage ‚diese da‘, so verstehe ich darunter die Juden insgesammt.“ Die Juden betheuern das sei Verleumdung, dreimal hätten sie bei bestimmten Anlässen Hekatomben für ihn geopfert. „Mag sein, ihr habt geopfert, aber einem andern für mich, nicht mir.“ Während er so spricht, nimmt er die Baulichkeiten in Augenschein, besichtigt die Männer- und Frauengemächer, die Erdgeschosse und die Oberstöcke, bemängelt bald dies, bald das, und die beiden Abordnungen immer hinterdrein, treppauf treppab, bis endlich der Kaiser zum großen Gaudium der Uebrigen die wichtige Frage aufwirft, warum sie kein Schweinefleisch essen. „Wir erwiderten: ‚Die Gebräuche sind eben verschieden, auch den Aegyptern ist es verboten‘, und einer meinte, viele genießen ja auch kein Hammelfleisch. Da lachte der Kaiser: ‚Sie haben Recht, es schmeckt nicht gut.‘ Hierauf eine lange Verlegenheitspause, dann in spöttischem Ton die Frage nach ihrer Staatsverfassung; aber ohne die eingehendere Beantwortung abzuwarten, rennt er von einem Haus ins andere, ordnet hier Glasfenster, dort Bilderschmuck an, merkt endlich, daß die Armen schon ganz erschöpft sind, und meint mitleidig: ‚Menschen, die mich nicht für einen Gott halten, verdienen eher bedauert als bestraft zu werden.‘ Die Gesandtschaft ist entlassen, die Hoffnungen auf Widerruf der volks- und tempelfeindlichen Maßnahmen zerrinnen bald in nichts.

Und Lampon? Nennt ihn auch Philo ebensowenig als Theilnehmer der gegnerischen Deputation als er ihres Hauptes, des berüchtigten Grammatikers und Charlatans Apion, gedenkt, so widmet er doch dem Inseparable des Isidoros eine Charakteristik, der zu Folge dies Individuum, seines Zeichens Konzeptbeamter am Tribunal in Alexandria, alle Ursache halte, das Licht zu scheuen. Wenn wir Philo glauben dürfen, verstand sich der Mann in Ausübung seines Amtes ganz trefflich auf das corriger la fortune auf Kosten der Parteien: Fälschungen der Akten durch Zusätze und Unterlassungen trugen ihm neben dem Spitznamen des „Federhenkers“ auch rundliche Sporteln ein.

Aber dürfen wir Philo glauben? Vor nicht langer Zeit erst ist die Zuverlässigkeit dieses Zeugen, dessen „Geschichtsdarstellung überall darauf berechnet ist, erbauliche oder psychologisch-interessante Schilderungen zu geben,“ von sachkundiger Seite angezweifelt worden.*)

Das Protokoll Berlin-Gizeh ist eher dazu angethan, das Vertrauen zu den Berichten des gelehrten Alexandriners zu festigen. Wir konnten ihm entnehmen, daß die beiden nun sattsam gewürdigten Spießgesellen unter dem neuen Regime noch oder abermals in Rom sind, um ihrem Delatorenberuf mit der Anklage wider Agrippa die Krone aufzusetzen. Welcher Art diese Anklage gewesen sein mag, davon kann die Rolle, die wir Isidoros und Konsorten am Nil und am Tiber spielen gesehen haben, eine ungefähre Vorstellung bieten. Nunmehr, da der Richter für ihren Gegner Partei nimmt, dürfte sie Beide die Nemesis ereilt haben.**)

Wien. S. Mekler.

Wie wird man Methusalem?

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld“. Trotz der niederdrückenden Last der Schuld resp. der Schuldenlast, welche den Einzelnen bedrängen mag, bleibt es jedoch Thatsache, daß die meisten Menschen sich mit eiserner Zähigkeit an das Leben, dieses zweifelhafte Gut, klammern. Man nennt die Erde ein Jammerthal und findet das Leben erbärmlich — aber man flieht vor jeder Gefahr, die es bedrohen könnte. Die Ausnahmen bestätigen hier die Regel. Der Selbstmord ist in den wenigsten Fällen ein mit vollem Bewußtsein gefaßter und durchgeführter Willensentschluß; der Selbstmordkandidat, dessen Vorhaben durch Zufall oder fremde Intervention vereitelt wurde, nimmt seinen Plan fast nie wieder auf. Die Psychologie des Selbstmordes ist eines der merkwürdigsten Kapitel in der Naturgeschichte des Homo sapiens. „Sein oder Nichtsein?“, die Entscheidung über diese Frage wird gewiß nicht im Widerstreit klarer Argumente gefällt, sondern in der Tiefe jener unbewußten Gehirnvorgänge, deren physikalisch-chemische Natur uns vorläufig noch ein Räthsel ist, vorweggenommen. Es gibt kaum einen so geringfügigen Grund, aus welchem nicht bereits Leute ihrem Leben ein Ende gemacht hätten, und es gibt andererseits kaum eine Summe von physischer und geistiger Qual, die jeden zu diesem Entschlusse bewegen würde. In den meisten Fällen muß wohl erst eine langsame, aus zahlreichen unendlich kleinen Einflüssen sich summirende Minirarbeit den gesunden Boden natürlicher Instinkte gelockert und auf-

*) O. Holtzmann in Oncken's Allgem. Geschichte I 6, Bd 2, S. 520.

**) Ein Pendant zu dem Protokoll der Verhandlung vor Claudius bildet ein Papyrus des Louvre, den gleichfalls Wilcken und Reinach interpretirt. (Ein Aktenstück zum jüdischen Kriege Trajans, Hermes XXVII, 464 ff.; vgl. XXX, 481 ff., Revue des études juives, XXVII, 70 ff.) und mit Londoner Fragmenten, die bereits seit 1839 bekannt waren, kombinirt haben. Auch hier hält ein Kaiser — wie Reinach will, nicht Trajan, sondern ein Mitglied der Antoninenfamilie — Gericht wegen mehrfacher Brutalitäten, über welche Deputirte der Alexandrinischen Judenschaft Klage führen. Auch hier können die Juden nicht umhin, ihre Widersacher der Lüge zu zeihen. Auch hier spielt ein „Faschingskönig“ wie der genannte eine Rolle. Wie man sieht, wiederholen sich gewisse stereotype Züge in diesem Bilde. Bemerkenswerth ist, daß der Kaiser einmal den Ausschreitungen der Menge Verzeihung zu schenken erklärt, aber strenge Amtshandlung gegen die Führer der Unruhen fordert. Im Uebrigen gestattet der Zustand dieser Fragmente kaum in einem der wesentlichen Untersuchungspunkte ein abschließendes Urtheil.

gewählt haben, bis die Bande, welche uns an die süße Gewohnheit des Daseins knüpfen, Faden für Faden durchschnitten werden. Allerdings scheinen dann ganz geringfügige Momente den Ausschlag geben zu können und es mag zuweilen aussehen, als ob der Selbstmörder den „Schritt für das ganze Leben" mit köstlichem Leichtsinn gethan hätte. Als eine Art Zwangsidee dringt der Plan einer bestimmten Todesart in das Gehirn und treibt ohne Widerstand die ohnmächtigen, träge sich hinschleppenden Vorstellungsreihen auseinander. Es würde gewiß viel mehr Selbstmorde geben, wenn man ohne Weiteres jeden Augenblick seinem Leben ein Ende machen könnte und die absonderlichen Selbstmordarten, die zuweilen vorkommen, deuten darauf hin, daß in diesen Fällen jedenfalls der Modus des Selbstmordes in dem kranken Gehirne früher feststand, als der Selbstmordentschluß überhaupt. Die Todesfurcht ist ein uraltes Erbe der Menschheit; der Philosoph der Lebensverachtung, Arthur Schopenhauer, hat vor dem Tode gezittert und wenn Lessing gesagt hat, daß nur Barbaren gleichmüthig den Schmerz ertragen können, so kann man wohl mit Recht hinzufügen, daß nur Barbaren furchtlos dem sicheren Tode ins Angesicht zu blicken wagen.

Die Frage, wie entgeht man dem Tode oder wie wird man Methusalem? hat also seit Methusalem's barbarischen Zeiten an Interesse nur zugenommen.

In der neuesten Aera der Medizin, da die Aufgabe des Arztes in erster Linie dahin geht, Krankheiten zu verhüten, gewinnt diese Frage ganz besondere Bedeutung.

Wir wissen gegenwärtig, daß Bakterien nicht „Krankheitsursachen" im absoluten Sinne des Wortes sind, derart, daß mit dem Eindringen der Bakterien auch die Krankheit gesetzt wäre. Die Krankheit ist ein Produkt zweier Faktoren, von denen der eine die pathogenen Mikroorganismen sind, während der andere durch eine unendliche Summe äußerer, schädigender Einflüsse dargestellt wird, welche die Ernährung des Organismus beeinträchtigen und in seine Zellgewebe die Bresche schlagen, durch welche die Bakterien vordringen können. Es entspinnt sich nun ein Kampf zwischen den Gewebszellen und den Bakterien oder vielmehr, wie es scheint, zwischen den Stoffwechselprodukten dieser beiden Zellenarten den Alexinen und Ptomainen ein Kampf mit chemischen Waffen. Die Peripetien dieses Kampfes sind eben die Krankheit und wir sehen, daß auf diese Weise das gewaltige Heer der „Krankheitsursachen" als Kummer, Erkältung, Erschöpfung u. s. w. u. s. w., die seit jeher dem Volksbewußtsein geläufig waren, auch von der Wissenschaft in seine Rechte eingesetzt wird. Es sind dies Einflüsse, welche die Widerstandskraft des Organismus herabmindern und seine „Prädisposition" für die Krankheit erhöhen.

In einem soeben erschienenen Werke „Ueber die Faktoren der Widerstandskraft und die Vorhersage der Lebensdauer beim gesunden Menschen"*) hat der bekannte medizinische Schriftsteller A. Haegler, Chefarzt der Baseler Versicherungsgesellschaft, diese Fragen einer eingehenden Erörterung unterworfen. Die Lebensversicherungsanstalten haben ein eminent praktisches Interesse an diesen Problemen und die Aufgaben der Lebensversicherungsmedizin sind daher in mehrfacher Weise schwieriger und heikler als diejenigen der gewöhnlichen ärztlichen Praxis. Abgesehen davon, daß der Versicherungskandidat dem Gesellschaftsarzte die schwache Stelle seines Organismus gewöhnlich zu verheimlichen sucht und daß bei der großen Konkurrenz der heutigen Versicherungspraxis zuweilen die Agenten dem Arzte auch schlechtes Versicherungspublikum zutreiben und dadurch seine Aufgabe erschweren, so handelt es sich für die Lebensversicherungsmedizin nicht nur um eine genaue Untersuchung mit allen Hilfsmitteln medizinischer Diagnostik behufs Ausscheidung akuter und chronischer Krankheitszustände, sondern darüber hinaus um Erkennung von Krankheitsanlagen und von möglicherweise lebensverkürzenden Einflüssen der Konstitution, der Erblichkeit, des Geschlechts, der Beschäftigung und Lebensweise; um eine Fragenreihe, welche den Praktiker sonst weniger berührt und deren Beantwortung derselbe gewöhnlich optimistisch der Zukunft überläßt. Wie groß ist z. B. die Wahrscheinlichkeit eines früheren als des rechnungsgemäß erwarteten und der Prämienberechnung zu Grunde liegenden Todes bei einem jetzt zwar gesunden Menschen, bei dem aber Vater oder Mutter oder einige nächste Blutsverwandte an Lungenschwindsucht an Krebs oder an Geisteskrankheit gestorben sind? oder überhaupt bei großer Familiensterblichkeit ohne nachgewiesen erbliche Krankheit? Um wie viel wird das Risiko größer sein bei bedeutender Korpulenz oder bei auffallender Magerkeit? bei schmaler, flacher Brust? bei kleinem, raschem Pulse? bei großer Nervenerregbarkeit? bei verschiedenen Berufsarten, bei fortgesetzter Nachtarbeit, unregelmäßiger Lebensweise oder zerrütteten Vermögensverhältnissen? Solche und hundert ähnliche Fragen sollten in konkreten Fällen praktisch entschieden werden und die Angaben von Haegler verdienen umsomehr Beachtung, weil sie unter der Kontrolle von Ziffern und zwar von benannten Ziffern, nämlich von Versicherungsprämien, ausgearbeitet wurden.

Die absolute Möglichkeit der Dauer des menschlichen Lebens reicht zwar nicht mehr in das Alter eines vorhistorischen Methusalem, aber aus der jüngeren Zeit finden wir doch historisch beglaubigte Fälle erstaunlich hohen Alters bei dem Engländer Jenkins, der laut Gerichtsakten während 140 Jahre Eide abgelegt hat und bei seinem Landsmann Thomas Parke, der mit 121 Jahren zum dritten Mal geheirathet hat und bei dessen mit 152 Jahren und 9 Monaten erfolgtem Tode der authentische Sektionsbericht Harvey's nicht einmal senile Veränderungen, sondern nur Erscheinungen einer Indigestion konstatirt hat. Haller, der wie auch später Casper und Andere, eine statistische Zusammenstellung alter Menschen gemacht und 1000 Hundertjährige, 62 Hundertzehnjährige, 6 140–150 jährige Individuen gefunden hat, gibt leider nicht an, auf welche Anzahl von Lebenden die genannten Ziffern sich beziehen. Durchschnittlich kommen in den verschiedenen Kulturstaaten 8 Hundertjährige auf eine Million Einwohner, nur in England dreimal so viel, in den Vereinigten Staaten angeblich zehn Mal so viel. Wenn wir aber von solchen Ausnahmefällen absehen, so stellt sich bei Vergleichung der Sterberegister in den Ländern Europas als relative Möglichkeit der menschlichen Lebensdauer wegen des äußerst raschen Zunehmens der Todesfälle zwischen 70 und 90 Jahren als Mittelzahl 80–84 Jahre heraus, wie sie auch schon vor mehr als 3000 Jahren von Moses im 90. Psalme angegeben worden ist! „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Der erste Rath, der nach Haegler einem Methusalemkandidaten zu ertheilen wäre, lautet: „Vorsicht in der Wahl seiner Eltern!" Das einzelne Individuum ist nur ein Sprosse am Baum seiner Familie, in seinen Blättern, Blüthen, Früchten und Lebensäußerungen von denjenigen der Familie nicht wesentlich verschieden. Keine noch so zweckmäßige Lebensweise und keines der andern viel gerühmten Mittel zur Lebensverlängerung vermag so viel als die Abstammung aus langlebiger Familie. Auch das Alter der Eltern bei der Zeugung ist für die Lebenszähigkeit der Kinder von Einfluß. Joseph Körösi, der bekannte Direktor des statistischen Büreaus in Pest, ist nach seinen auf 24 000 Fälle basirten Beobachtungen zu folgenden Resultaten gelangt: Kinder von Vätern unter 25 Jahren sind von schwacher Konstitution; am gesundesten (langlebigsten) sind Kinder von Vätern von 25 bis 40 Jahren, die von Vätern über 40 Jahre sind wieder schwächer. Was die Mütter betrifft, so sind die bis zum 35. Jahre der Mutter geborenen Kinder am gesundesten, die vom 35. bis 40. Jahre geborenen Kinder um 8 pCt., die nach dem 40 Jahre der Mutter geborenen um 10 pCt. kurzlebiger und schwächer. Bezüglich der Altersverhältnisse der Eltern zu einander sind die Kinder am gesundesten, die von älteren Vätern und jüngeren Müttern herkommen, während die von Eltern gleichen Alters und besonders die von älteren Müttern und

*) Wolff's Wissenschaftlicher Verlag. München und Leipzig.

jüngeren Vätern geborenen unter sonst gleichen Umständen schwächer und kurzlebiger sind. Die von den jüngsten und ältesten Müttern geborenen Kinder erliegen oft der Tuberkulose. Brehmer hat aus einer Statistik von 12000 Schwindsuchtsfällen die Ueberzeugung gewonnen, daß auch bei gesunden Eltern vom sechsten Kinde an die Anlage zu Tuberkulose bedeutend zunimmt, indem die Erschöpfung der Mutter sich als konstitutionelle Schwäche auf das Kind fortpflanzt.

Als weiterer wesentlicher Faktor in der Abschätzung der Widerstandskraft tritt uns die *Konstitution* entgegen, die gegebene Körperanlage, welche sich charakterisirt durch den Körperbau, durch die Art der Reaktion von Muskeln und Nerven, durch Blutbeschaffenheit und Ernährung. Schon die äußere Erscheinung eines Menschen kann hier nicht selten einen Maßstab abgeben und den Untersucher auf gewisse Schwächen aufmerksam machen. In Bezug auf *Körperlänge* ist wichtig, daß, wie schon bei raschem, schlankem Wachsthum Nasenbluten in den späteren Knabenjahren häufig ist, so überhaupt schlanke, große, junge Menschen auch in nicht tuberkulös belasteten Familien der Gefahr von Lungenblutungen und sich anschließender, rasch verlaufender Lungenschwindsucht mehr als andere ausgesetzt sind. Es beruht dies auf dem Zurückbleiben des Wachsthums des Herzens und des Aortensystems hinter demjenigen der Lungen, welches bei raschem Wachsthum eintritt und Blutstauung in den Lungen, noch öfter aber ungenügende Ernährung derselben bedingt, ein Mißverhältniß, das sich — nach glücklicher Ueberstehung dieser Periode und unter im Uebrigen günstigen Einflüssen — bis nach Beendigung des Breitenwachsthums gegen Mitte der zwanziger Jahre meist wieder ausgleicht. Prognostisch sehr wichtig ist das *Körpergewicht*. Nach Broca's Untersuchungen über die menschliche Größe und Schwere muß ein normal ausgewachsener Mensch so viel Kilogramm schwer sein, als er Centimeter an Höhe mißt, nach Abzug des ersten Meters. Bei der Basler Gesellschaft wird bei Individuen mit weniger als 340 Gramm und mit mehr als 530 Gramm pro Centimeter Körperlänge sehr vorsichtig verfahren und meist abgelehnt. Die *Gesichtsblässe* läßt, besonders wenn auch die Schleimhäute bleich sind, meist an wirkliche Anämie denken: in zahlreichen Fällen beruht sie jedoch nicht auf Blutarmuth, sondern gehört zum angeborenen Naturell bei blondhaarigen Menschen mit vermindertem Hautpigment oder aber bei dickerer, stärker pigmentirter Oberhaut, welche die Gefäße weniger durchscheinen läßt. Ueber die prognostische Bedeutung des Teints, der *Farbe der Haut* und der *Haare*, wissen wir noch nichts Bestimmtes und es hält noch schwer, zwischen Vorurtheil und Wahrheit zu unterscheiden. Uteruskrebs und Gallensteine sollen häufiger bei Brünetten vorkommen und von der Goldküste ist gewarnt worden, brünette Missionare hin zu schicken, da diese öfter dem Schwarzwasserfieber erliegen und kürzer leben sollen, als die Blonden. Nordamerikanische Statistiker und Aerzte versichern, daß Menschen mit kastanienbraunen Haaren — das heißt wohl: die intensiv Rothhaarigen, im Gegensatz zu den Blondrothen, welche eine Varietät der Blonden sind — höchst selten das 50. Altersjahr überleben; einige amerikanische Lebensversicherungsgesellschaften weisen die Anträge derselben von vornherein ab. In Bezug auf die *Zähne* sei nur erwähnt, daß der Mangel derselben prognostisch von Bedeutung sein kann, theils wegen der Ursachen des frühen Zahnausfalls, theils und zwar hauptsächlich wegen der resultirenden Verdauungsstörungen. Der Satz, mit jedem ausgezogenen Zahn werde ein Jahr von der Lebensdauer abgezogen, mag, cum grano salis aufgefaßt, nicht unberechtigt sein.

Die *Beschäftigung* und der *Beruf* sind gewiß für die Lebensdauer von hoher Bedeutung und müssen auch vom ...tandpunkte der Versicherungsmedizin in jedem einzelnen ... wohl erwogen werden. Doch kreuzen sich hier die ...denartigsten Einflüsse und Momente, so daß es schwer ... den disparaten Angaben eine widerspruchslose ... zu ziehen. Als Beispiel hierfür wollen wir unter den verschiedenen Berufsarten die ärztliche mit einigen Zahlenbeispielen herausheben. Früher wurden nur gelehrt, daß die Lebensdauer der Aerzte zu den kürzesten gehöre und durchschnittlich um 20 Jahre kürzer sei als diejenige der Geistlichen. In der That schien dies aus einer die erste Hälfte dieses Jahrhunderts umfassenden Statistik für das Königreich Bayern hervorzugehen, laut welcher nur die Primarschullehrer weniger lang lebten als die Aerzte. Es waren aber damals die bayrischen Landärzte ökonomisch sehr schlecht gestellt und ohne eigene Wahl, bei sehr niedrigen Taxen, auf einen bestimmten Kreis angewiesen, dessen Grenzen ihre Praxis nicht überschreiten durfte, wie denn auch die Primarlehrer ihr Leben sehr kärglich durchbringen mußten. Nach Escherich fallen $^3/_4$ aller Aerzte das 50. Jahr und $^{10}/_{11}$ das 60. Jahr nicht erlebt haben. Später ist Geißler nach „individual-statistischer Methode" verfahren. Innerhalb des Zeitraums vom 1. Januar 1866 bis zum Schlusse des Jahres 1885, also durch 20 Jahre hat er jeden in Sachsen praktizirenden Arzt von einem Jahr zum andern, so lange derselbe nicht aus dem Beruf ausschied, gewissermaßen unter statistischer Beobachtung behalten und ist durch diese sehr mühevolle und exakte Arbeit zu viel günstigeren Schlüssen gelangt. Nach ihm sind die ersten Jahre nach dem Eintritt in den ärztlichen Beruf, ebenso wie das Eintrittsjahr selbst mit einer Uebersterblichkeit verbunden. Setzt man das zurückgelegte 26. Lebensjahr (bis zu welchem die Sterblichkeit der Mediziner allerdings eine erhebliche ist) als Eintritt in den Beruf, so erlebt die Hälfte der sächsischen Aerzte das 60., der vierte Theil das 70. Lebensjahr. Die besondere Lebensgefahr für die sächsischen Aerzte ist demnach gleich zu schätzen einem Zuschlag von 10 Prozent zu der Lebensgefahr einer gleichartigen Gesammtheit männlichen Geschlechtes.

Der *Einfluß des Wohlstandes* auf Gesundheit und Lebensdauer ist sehr bedeutend. Von 1000 Armen in Berlin sind nach Kasper schon im 5. Lebensjahre ein Drittel gestorben, von 1000 Reichen und Vornehmen sei das erste Drittel noch nicht einmal im 40. Jahre tot; die Hälfte der Armen überlebe das 30., die Hälfte der Reichen das 50. Jahr. Große Armuth vermindert die Widerstandskraft durch den Einfluß ungenügender, schlechter Nahrung, verdorbener Luft, mangelnder Reinlichkeit und disponirt zu vielen Krankheiten, besonders zu den seuchenhaften Infektionskrankheiten. Andererseits führt das Elend auch zu Alkoholismus, der freilich ebenso häufig Ursache als Wirkung des Elends ist, ferner zu marotischer Degeneration überhaupt, zu Unsittlichkeit und Verbrechen; es ist dies ein unheilvoller Kreis, aus dem die einmal hineingerathenen Bevölkerungsschichten nicht so leicht mehr herauskommen und in dem ganze Generationen sich winden und widerstandslos ihrem Untergange entgegentreiben.

Im tröstlichen Gegensatz dazu sehen wir, daß glückliche äußere Verhältnisse die Widerstandskraft nicht nur des einzelnen, sondern des ganzen Volkes zu heben vermögen. Die Volkswirthschaftlehrer schreiben, nach Ausschaltung von Kriegs- und Seuchenzeiten, der Fruchtbarkeit der Ernten und der dadurch bedingten Billigkeit des Lebensunterhaltes die Hauptbedeutung in der Bevölkerungsvermehrung zu und die Statistik gibt ihnen darin Recht. Wo in deren Kurven die Getreidepreise sinken, da steigt auffallend die Kurve der Geburten und sinkt diejenige der Sterblichkeit. — Der einzelne Mensch ist aber nicht nur ein physischer, sondern auch ein beseelter Organismus. Zur Abschätzung der Widerstandskraft und der zu erwartenden Lebensdauer müssen diese *seelischen Funktionen* ebenso gut berücksichtigt werden wie die physischen. Freilich sind diese Vorgänge einer wissenschaftlichen Schätzung nicht so leicht zu unterwerfen. Sie lassen sich nur andeuten. Ihre Kenntniß ist beim Arzte das Ergebniß einer allmählich reifenden Lebenserfahrung. Dahin gehören insbesondere die verschiedenen Hebel des *Willens*, das *Interesse*, das wir am *Leben nehmen*, oder mit anderen Worten: unsere *Aufgaben*, die *Arbeit*, unser *Lebensziel*.

„Der Zweck, das Ziel ist dem psychischen Leben das, was dem Körper das Rückgrat ist: ohne dasselbe sind wir ja psychisch gewissermaßen wirbellose Geschöpfe und gehören demgemäß in eine niedrigere Kategorie.“

Wir wollen diese Ausführungen durch die Analyse eines konkreten und berühmten Falles abschließen. Daß **Gladstone** mit 83 Jahren noch rüstig genug war, um die Regierung eines bedeutendes Reiches zu übernehmen, kann vom Standpunkte der Versicherungsmedizin durch folgende Thatsachen motivirt werden: 1. Gladstone ist als Engländer hereditär durch viele Generationen hindurch von gutem, hartem Holze. 2. Er hat immer sehr viel auf körperliche Bewegung, Abhärtung, große Regelmäßigkeit der Lebensweise gehalten und viel Sport betrieben. 3. Seine Arbeit war durch entsprechende Ruhepausen unterbrochen; er hat immer das Sonntagsgesetz streng eingehalten. Nach seinen eigenen Worten war dies eine Hauptbedingung seiner Rüstigkeit und Leistungsfähigkeit. 4. Gladstone's Arbeit war geistiger Natur und befriedigte ihn vollständig. 5. Er lebte in glücklichen Familien- und in behaglichen Vermögensverhältnissen. 6. Er fühlte sich getragen von einer ihm vorbehaltenen großen Aufgabe und hatte den berechtigten Ehrgeiz, dieselbe so weit als möglich zu lösen. Im Hamlet heißt es:

— — „Mein Schicksal ruft und macht die kleinste Ader dieses Leibes
So fest als Sehnen des Nemeer Löwen.“

Eduard Sokal.

Deutsche Kunstausstellungen.

I.

Berlin.

Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit.
Lenau.

Man könnte dieses Lenau-Motto dahin ergänzen: Nur die Kunst, die dem Künstler Sorge war, kann ihm und den Genießenden Freude werden. Die Berliner Maler haben zu sorglos in den Tag hineingewirthschaftet, um heute, da sich doch sonst in der Welt Früchte einer künstlerischen Entwicklung zeigen, sichere und ehrende Ergebnisse vorlegen zu können; auch die verhältnißmäßig Fortgeschrittenen unter ihnen erfreuen weder sich noch Andere so recht mit ihrem Schaffen: Sie haben an der Entwicklung wohl theilgenommen, aber sind nicht auf die Quellen der modernen Kunst zurückgekehrt, dahin, wo man in Bescheidenheit und Unbefangenheit lernt, die Natur zu studiren und die Farbe natürlich zu handhaben. Nun aber stellen sie sich breit auf den Markt hin und rufen: Wir brauchen weder die Ausländer noch auch können wir die Natur allein gebrauchen: Die Ausländer verwirren nur die Köpfe, und die Natur an sich genügt nicht — es lebe die nationale Kunst, es lebe die Idee und die Phantasie! Wobei sie vergaßen, daß fast Alles, was an ihren Werken etwa reizvoll erscheinen mag, sie der also geschmähten ausländischen Kunst verdanken, und daß je echter und ehrlicher ein Künstler empfindet, er desto lebhafter in der Natur und mit der Natur empfindet.

Nur stümperhafte Photographen können die Natur **abschreiben**. Wenn fünf wirkliche Talente sich hinsetzen, um dasselbe Stück Natur unter denselben atmosphärischen Bedingungen zu malen, so wird niemals dasselbe Stück Natur auf den Bildern zum Vorschein kommen, vielmehr werden fünf grundverschiedene Bilder entstehen, wird sich fünfmal ein eigengeartetes Stück Künstlerseele erschließen. In diesem fortgesetzten Anderssein für die einzelne Persönlichkeit liegt die Quelle ästhetischer Schöpferkraft. Man verkennt also das Wesen der Natur, wenn man sagt, sie genüge nicht; im Gegentheil — sie ist es, die Ansprüche erhebt; sie wird aber die Höhe ihrer Ansprüche stets nach der Stärke der Persönlichkeit bemessen, die vor ihr steht. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, das Wesen der Malerei in ein rein objektives Naturstudium zu verlegen; sie sind vorübergegangen als eine Vorstufe: Als die Lichtmalerei ihre erste Pionierarbeit that, stand sie auf dieser Stufe. Es hat ebensowenig an Versuchen gefehlt, die Primitivität der Natur absichtlich herauszukehren, — auch das war nur eine Vorstufe der modernen Naturanschauung: Die soziale Tendenzmalerei war nothwendig, um das Pathos durch entschiedene Schlichtheit, den verflachenden Optimismus durch die, wenn auch noch so trübselige und niederschlagende Wahrheit zu bekämpfen. Das echte realistische Talent wird niemals auf den Gedanken verfallen, die Natur so geben zu können, wie sie ist, sondern nur so, wie es sie anschaut; überhaupt wird es nicht der Meinung sein, die Natur sei da für den Maler, damit er zeige, wie er die Schwierigkeiten, die ihre Wiedergabe bietet, spielend überwinden könne. Diese spielenden Ueberwinder nennt man wohl auch Virtuosen. Ihre Bilder scheinen auszurufen: Seht das können wir, die Natur konnte es nicht besser.

Die Natur war ihnen Zuchtmeister, nicht Lehrmeister, noch Freund. Bei uns hat Menzel diese kalte Art der Wahrmalerei bei Epigonen angeregt, ja ausgebildet, diesen Triumph des Sitzfleisches. Er ist auf solche Art ein Gegenstand der äußersten Bewunderung geworden und wird es bleiben; aber wie wenig ist im Grunde damit erreicht worden, zumal in der eigenen engeren Heimath. Die Noth der jüngeren Generationen, die nach einer Kunst des Lebens suchten, rührte sein Olympierherz nicht. Wenn in dem großen Streit der Akademici gegen die fortschreitenden und — für preußische Kunstsachwalter — ungewöhnlich kühnen Museumsleute der Name Menzel seitens der Reaktionäre so heftig und schwer in die Wagschale geworfen wird als der Name des Realgenies, wie es sein soll und muß, so wird die Geschichte einem solchen Unternehmen sich widersetzen. Was wir moderne Kunst nennen, hat seinen Ursprung aus einer so umfassenden, inbrünstigen Betrachtung der Natur gewonnen, daß ihre Vertreter zu Sehern wurden und Begabten. Die Natur zieht so intensiv und warm in die Seele ein, daß in poetischer Erregung die Seele neue Wunder schaffen und künden wird. Je radikaler der Moderne mit der Ueberlieferung verfuhr, je „naturalistischer“ er war, um so künstlerischer ist er auch verfahren, um so klarer hat er unter der Oberfläche den Sinn und Geist der Natur gesehen. Menzel ist, in jedem Verstande des Wortes, eine Borussennatur; er hat den bon sens der Kunst, ihren Witz im höchsten Grade; den bon sens, ohne jemals in das Spießbürgerliche zu gerathen. Kongenial durfte er dem Geistesfluge des größten Preußenkönigs folgen, — skeptisch, gedankenvoll, graziös; Heinrich von Kleist's tiefsinnige Phantasiewelt aber, sein warmes, wehmüthiges, volles Menschenthum blieb ihm verschlossen; die feurige Natur stieß die kühle Klugheit ab.

Bei Millet und Corot, bei Manet und Monet, bei Degas und Renoir sind die Ideale unserer neueren Generation. Es ist ein lächerliches Unterfangen, davon irgend etwas abdingen zu wollen. Der historische Verlauf spricht dagegen. Und vertreibt man heute die Franzosen aus unseren Kunsthäusern, so vertreibt man die geschichtliche Kontrolle aus ihnen. Und wenn, vier Wochen vor der Eröffnung, die Ausstellungsleitung als besonderen Trumpf verkünden ließ, das Unternehmen werde diesmal einen „**nationalen Charakter**“ tragen, so hat man eben mit einem großen, schönen, mißbrauchten Worte die dürftige Mittelmäßigkeit decken wollen. Max Liebermann, der von den Franzosen lernte, ist als Künstler nationaler denn William Pape und Werner Schuch, die nie und nirgends etwas Wesentliches lernten.

National, nicht bloß deshalb, weil er seinem Vaterlande eine lange Reihe ausgezeichneter, individueller Werke schenkte, weil er der deutschen Kunst die todten malerischen

Formen mit neuem Inhalt füllte, weil er ohne Zwang, nur durch still-beharrlichen, persönlichen Einfluß, einen Nachwuchs heranzog, der selbständig weiter wirkt, sondern vor allem deshalb: weil er aus „Handwerks- und Gewerkesbanden“ unsere Kunst hervorzog und das Interesse an der Malerei als einer Kulturmacht wieder hob. Möglich, daß die Zukunft ihn einmal gar nicht nach dem, was er machte, sondern nach dem, was er wirkte, beurtheilen wird; daß einst, wenn die Schule dieser Tage durchgegangen, der Kampf um die Wahrkunst ausgekämpft ist, man den Maler Liebermann, der nach dem Kunstdogma, auch der Modernen, als ein so gewaltiger „Könner“ nicht einmal gilt, ablöst und nur von einer Aera Liebermann spricht, von jenen hellen unvergänglichen Lebensspuren, die seine große, robuste, herzhafte Kunst in Deutschland zurückgelassen hat.

Warum man kaum, nachdem dieser Künstler durchgedrungen, schon versucht, über ihn sub specie aeterni zu schreiben? Zunächst ist es ein öffentlicher Irrthum, daß er jetzt erst „durchgedrungen“. Es ist beschämend nicht für Liebermann, sondern für unsere Kunstbehörden, daß er jetzt erst auf einer heimathlichen Ausstellung einen besonderen Raum und die große goldene Medaille erlangt hat, nachdem er zwanzig lange Jahre seine große Kunst besessen und vertheidigt. Die Beurtheilung dieses Künstlers darf nicht abhängig gemacht werden von der Laune der offiziellen Kunstmachthaber, noch davon daß „unsere Kunstkritiker“, die ihn tausendmal todtgeschlagen haben und ihn doch lustig unter dem blauen Himmel weiter spazieren sahen, statt der alten saurer eine sauer-süße Miene aufstecken müssen. „Durchgedrungen“ ist er schon seit fünfzehn Jahren, von der Zeit an, da sein muthvolles Beispiel Uhde, Kuehl, Skarbina und aus einer jüngeren Generation Lesser Ury nach Frankreich zog. Das Beste, was ihm jetzt noch begegnen kann, ist: daß nach amtlicher Anerkennung, seine Bilder im Preise steigen, daß er in die Akademie kommt, daß er eine Professur erhält. Und das sind doch höchst gleichgültige und belanglose Vortheile im Vergleiche zu dem Gewinn, den ihm seine künstlerischen Einwirkungen schon längst gesichert haben. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Zahl derer, die ihn lieben, wesentlich zunehmen wird; das große Publikum wird immer zu den gescheiten Satellitennaturen halten, die diesen allzu ernsten und steifnackigen Liebermann, mit freierer Benutzung, in ein liedlicheres und darum verständlicheres Deutsch übertragen.

Sein Werth und seine Größe freilich werden der Allgemeinheit immer plausibler werden. Ja, es melden sich Stimmen, die ihn schon für eine klaisische Größe erklären, für eine Erscheinung, die auf ein abgerundetes und erfülltes Lebenswerk schauen dürfe, die neue Ueberraschungen vielleicht nicht mehr bieten werde. Der ausgezeichnete Hermann Helferich hat noch jüngst eine solche Anschauung in einem lesenswerthen Aufsatze (Kunst für Alle 12, S. 25—28) schonend vertreten. Sehr möglich, daß am Ende der Dinge der geschichtliche Gang diese Meinung rechtfertigt. Vorläufig sieht man nur — und gerade in der Sonderausstellung —, daß Liebermann zwar an einem entscheidenden Wendepunkte in den Kampf um eine neue Kunst eingetreten, an einem anderen, jüngeren Wendepunkte aber eine Frontveränderung nicht vorgenommen hat. Mit anderen Worten: Jean François Millet fand ihn auf dem Platze, Claude Monet nicht mehr. Um dies zu verstehen, wird man danach fragen müssen, was ihn zur Kunst hintrieb.

Das Lenau-Motto habe ich für Max Liebermann gefunden, für die Künstlersorgen, die von dem Augenblicke an, da er zu Bleistift und Pinsel griff, zwanzig Jahre lang auf ihm lasteten, für die ganze arbeitsvolle Zeit. Je mehr er mit Glücksgütern gesegnet war, desto mehr wuchs ihm die Sorge um seine Kunst, und damit um die Kunst. Er war, als er jung war, wohl einer der wenigen Künstler in Deutschland, die es bangte, in einer Art Verantwortlichkeitsgefühl: er empfand, daß die Kunst keine Götter habe. ...rt Lamm, den ich als muthigen Kritiker hochschätze, ...ulich im „Atelier“ (Nr. 12) auseinandergesetzt, daß ...ermann ein bedeutender und verehrungswürdiger Jude erstanden sei, den man als dritten Kraftfaktor den Elegikern der Psalmen und Spinoza beigesellen müsse: Dichtung, Philosophie, bildende Kunst; unsere Malerei aber werde zu einem heiteren Germanengeiste zurückkehren. Die Ansicht scheint mir mehr geistreich als richtig zu sein. Zunächst sagt Albert Lamm nicht, wie er sich diese Zukunft der deutschen Kunst denkt; dann aber: Wie wird er sich z. B. mit Jean François Millet abfinden, der doch auch wie Liebermann nur die Nachtseite des Lebens sah, die Armuth und Dürftigkeit indrünstig verherrlichte, das Mitleid aufrief für verkommende Geschlechter, in eherner Beharrlichkeit. Ist dieser meinetwegen alttestamenttarische Geist unvereinbar mit dem Germanenthum, doch vereinbar mit dem Gallierthum?

Ich meine, daß dieses wie jenes ihn nicht ausschließt, daß er, wie ein Naturgesetz immer wiederkommen und in die Kunst wie in die Dichtung schlagen muß, wenn die Kultur auf das Höchste gestiegen und wie eine böse Ernte für den Schnitter reif geworden ist, und neues, gesundes Leben werden soll. Immer, wenn die Welt nicht weiterging, wollte sie werden wie die ersten Menschen. Das Hauptbuch, aus dem vor hundert Jahren bei uns der „Sturm und Drang“ seine Kräfte sog, das war die Bibel. Ich meine gerade hier ist ein Stück von dem nationalen Geiste zu suchen, den die Kunst Liebermann's besitzt. Dem tiefen düsteren Ernste entspricht die Form seiner Bilder: Für die bedeckten schweren, haldkühlen und halbwarmen Stimmungen, für das rieselnde Grau hat der nördliche Deutsche eine Vorliebe: das Leben der heimathlichen Atmosphäre ist auf Melancholie gestimmt. Keiner unter den deutschen Malern hat wie er die Poesie des Windes erfaßt, keiner wie er die Sehnsucht geschildert, die das Auge des Aufblickenden in die eilenden Wolken bannt. Und zeigte er nicht auch die Sonne als eine Alltrösterin? Wenn sie durchs Laub alter Bäume huscht und in spielenden Flecken über die Wege tanzt, an denen alte erschöpfte Menschen sitzen, ihnen zu Lust und Augenweide, — oder vergoldend und verklärend durch die dumpfe Stube des armen Bauern huschen; dann wieder liegt die Sonne als rother Abendschein in duftigen Streifen am Horizonte eines weiten Feldes, das den Tag über ein Feld der Mühsal war, und weckt in den Beladenen und Erschöpften das Gefühl einer leisen fernen Hoffnung.

So hat Liebermann wieder ein stark pulsirendes Empfindungsleben in die Kunst gebracht, indem er, ein Schüler und Nachfolger von Millet und Israels, unternahm, die Kunst, ohne Tendenz zu demokratisiren. Er zeigte, wie in der Schlichtheit die Erhebung ruhen könne, in der Niedrigkeit das Ehrwürdige, im Unscheinbaren das Große. Und er zeigte das mit starken, gar nicht gefälligen, naiven Mitteln. Die Sorge um eine neue Gottheit hat ihn geleitet und er fand sie, wie alle großen Kunstreformer, im Reiche der primitiven Natur.

Es soll ein Facit gezogen werden: Gespannt und warm war Liebermann's Bestreben nur darauf gerichtet, unserer Kunst neue Gefühlswerthe zu schaffen; an den Fertigkeiten der malerischen Form hing sein Interesse wenig. Viele sind vor ihm und nach ihm nach Frankreich gegangen; was sie suchten, das nannte man „Geschmacksbildung“; sie haben das Handwerk, flotte Virtuoseneigenschaften dort gesucht und gefunden: Liebermann allein erlauschte dort den Geist der Zeit und nahm persönlich Stellung zu ihm. Die Probleme der Lichtmalerei aber, die zunächst auf einem rein optischen Studium der Natur beruhten, ergriffen ihn wenig. Er hat im Laufe der Jahre seine Farbe zwar aufgehellt, aber von jenen neuen Aufgaben der atmosphärischen Malerei nicht tief und stark durchbringen lassen. Seiner Linie blieb ein schwerer Rythmus, seiner Farbe ein dickflüssiger, zögernder Stil. Seine Mission also ist von vornherein begrenzt gewesen, aber heute gewiß noch nicht erschöpft: Er führte den Bauer in die Kunst als den schweigsamen, stumpfen Knecht der Arbeit, als Sklaven der Scholle, die er bebaut; er gab der deutschen Landschaftsmalerei neue Ziele. Auch die gegenwärtige Ausstellung,

so schwach sie ist, bietet hierfür einige Zeugnisse: Ohne Liebermann wäre ein Graf Kalkreuth schwer denkbar, obzwar auf diesen Künstler auch Bastien-Lepage ebenso sehr gewirkt haben mag wie Millet, den bei uns alle durch die Augen Liebermann's sehen lernten; ohne ihn nicht ein mitempfindender Darsteller des Arbeiterlebens wie der Neuling Alfred Mohrbutter aus Altona; ohne ihn nicht ein Hugo Vogel, der bisher sein bestes in niederdeutscher Sittenschilderung leistete, jetzt aber sich in der Bildnißfabrikation erschöpft; ohne ihn nicht eine Natur wie Walter Leistikow, obzwar die Abhängigkeit dieses mit leiseren Mitteln arbeitenden Künstlers jetzt nicht sofort zu erkennen ist: Das Auge des Berliner Akademieschülers, der talentvoll war, aber trocken und unpersönlich, wird durch Liebermann frei und hell gemacht. Motive nicht zu suchen, vielmehr zu finden, sie nicht nach künstlichen und äußerlichen Gesetzen abzurunden, sondern da sie abzuschneiden, wo es die Natur befiehlt. Durch Liebermann bekam Leistikow erst Witterung vom Geiste der Natur, die echte und rechte Gefühlsbildung. Der Wald erzählt ihm Wunder; im Spiegel der Gewässer erscheint ihm die Naturseele. Er ist ein Träumer, ein Idylliker, und doch vom Stamme jenes starken Realisten. Ohne Liebermann nicht die fruchtbare Schule von Worpswede, dem bremischen Barbizon. Für den Sinn einer ganz armen, einfachen, reliefiosen Landschaft finden sie einen charakteristischen Ausdruck, der voll kindlicher Poesie ist. An dem Schüler von Fontainebleau lernten sie Konzentration, den Reiz der Einsamkeit, schöpferische Weltflucht kennen, die Ueberwindung der Monotonie durch das herzliche Aufgehen in der Natur. Ohne Liebermann endlich hätte sich nicht die überraschende Auffrischung in gewissen älteren Gruppen vollzogen, wie an Julius Jacob, dem Sittenschilderer unserer Stadt. Durch einen verjüngten Kolorismus ist er jetzt erst befähigt, ehrlich, ohne Koketterie den malerischen Verfall des alten Berlin durch die Kunst zu überliefern.

Darin lag die zündende Gewalt Liebermann's, daß er in der Kunst nicht wollte, sondern machte, daß die Arbeit ihm da war um der Arbeit willen. Durch Intentionen wird Niemand ein moderner Künstler: Der greise Karl Becker ist es nicht geworden, der junge Ludwig Dettmann, wenn er so beharrt, wird es auch nicht werden. Ich verstehe die Leute nicht: Sie zucken bedauernd die Achsel über Becker und loben einen Dettmann. Und doch gelang es dem Alten eher, für seine Zeit etwas zu bedeuten, als es Dettmann seiner Epoche gegenüber gelingt. Beide sind litterarisch oder besser: feuilletonistisch angeregt. Becker ist es noch, Dettmann ist es schon wieder. Die Zeit Becker's verstand das, ja verlangte das: das geschäftete Auge unserer Tage sollte eine unredliche Kompromißarbeit schneller durchschauen. Becker war für die Mitte der fünfziger und den Anfang der sechziger Jahre in gewissem Sinne eine Persönlichkeit: Er konnte malen, recht lebhaft malen, während rings um ihn die kornelianische Farbenscheu den Künstlern die Gehirne austrocknete. Er hatte sich in Italien, an den Venetianern und Bolognesern erbaut, hatte in Paris die Schulzucht der Couture, Gleyre und Delaroche gespürt, den realistischen Romantikergeist des großen, feurigen Delacroix auf sich wirken lassen, und war, in die Heimath zurückgekehrt, bemüht, sich zu der Romantik, die schwer ihm im Blute lag, etwas Naturgefühl anzugewöhnen. Aber dieses Naturgefühl erwies sich nicht als entwicklungsfähig. Wie seiner Zeit, Novellen, Romane, phantastische Humoresken und Balladen zu malen, der tiefere Esprit und der Geschmack fehlten, so hat ihn die Natur auch nur in Einzelheiten und oberflächlich interessirt. Wenn es ihm da und dort gelang, einen Stoff, einen Teppich, ein kunstgewerbliches Arrangement weich und delikat zu malen, so wirkt er hart und ungefällig in der Ganzheit des „Bildes". Seine Studien zeigen die besten Impulse; aber Becker hat nicht den Muth, nun auch in der Leistung die Natur und die Farbe stark und voll regieren zu lassen, die Konsequenzen aus dem Erworbenen zu ziehen. In den früheren Zeiten mochte er für einen Neuerer gelten durch die kleinen Konzessionen, die er moderner Kunstauffassung machte, wie vereinzelte Düsseldorfer Landschafter dafür galten. Allein aus dem Neuen machte er sich eine Manier zurecht; er malt heute noch genau wie vor dreißig bis vierzig Jahren. Der veränderte Zeitgeist offenbarte, daß, trotz allem Fleiße und selbstlosem Bemühen, Becker ein Halber war. Die Kunst war ihm nur Arbeit, nicht Sorge.

Weit behender hüpfte Dettmann, dem wie Liebermann und Becker eine umfangreiche Sonderausstellung gegönnt wird, in den Zeit- und Weltlauf. Von Natur mehr ein Geschicklichkeitsmensch als Charakter (ich denke dabei nicht an die Moral, nur an das Herz, das den Künstler macht), nahm er das Gute, wo er es fand. Und das Gute blieb unter seinen Händen nicht das Gute. Er hat einmal einen nützlichen Anlauf genommen, vor drei oder vier Jahren, als er die niederdeutsche Landschaft kühl ohne wesentliche Naivetät, doch eindrucksvoll malte. Dann als er das Triptychon „Die Arbeit" schuf. Ich habe mich für dieses Bild ins Zeug gelegt, erstlich weil es in einer schlechten Berliner Ausstellung ein relativ gutes Bild war, durch das nicht nur etwas von der äußeren Art, auch etwas vom Geiste Uhdes ging; sodann weil der Maler wegen dieser muthigen Arbeit von thörichten Neophoben heftig angegriffen wurde. Ich vertraute, Dettmann würde sein Herz entdecken. Statt dessen entwickelte er nur seine kalten Qualitäten. Er gerieth in eine Formspielerei, in ein herzloses Virtuosenthum, das ohne Scheu Liebermann und Uhde, Kuehl und Ury für den künstlerischen Bedarf des Bourgeois umzuschmelzen suchte. Und die Mühe, die er aufwand, war gar nicht groß. Aus der einen Schublade zog er Liebermanns herzhafte Bauernmalerei, aus der andern Uhdes transcendentalen Realismus, aus der dritten Kuehls niederdeutsches Barock, aus der vierten Urys landschaftliche Farbenpoesie. Und all dies versimpelte und verniedlichte er; und für all das hatte er eine flache, wunder wie kühne Manier, indem er breite, leertönende Flächen hinunterstrich und die Farbe häufte, nicht vertiefte. Und überall guckt eine verblaßte Romantik, überall die litterarische Pointe hervor, schon in den lockend erfundenen Titeln: sei es daß er die Mutterliebe oder die Jugenderotik, sei es daß er bäuerliches Tagewerk oder kindliches Spiel, sei es daß er mit gefällig versteckter Tendenz die Armuth oder einen Kirchhofsanblick schildert. Echte Kunst verschweigt vieles, Dettmann plaudert geschwätzig seine ganze Absicht aus. Ihm war die Kunst weder Sorge noch Arbeit.

Ebenso wenig wie der Trieb nach neuer Kunst einst an den halben Realismus eines Becker anknüpfte, ebenso wenig wird der Faden bei der Pseudomodernität Dettmann's weitergesponnen werden. Die „Parole Monet" löst die „Parole Liebermann" ab. Von einer etwas zahmen Leistung des vornehm theoretisirenden Freiherrn von Gleichen-Rußwurm abgesehen, finden sich draußen wesentliche Proben dieser neuen Entwicklung nicht.

Wie man auch über ihn denke: eine findige Persönlichkeit wie Lesser Ury dürfte in einer Berliner Ausstellung nicht fehlen. Dieser Name deutet die Richtung an, in die das Schicksal unsere Kunst treibend ruft und rufend treibt. Wer heute solche Ketzereien ausspricht, setzt sich vielleicht denselben Insulten aus, die vor zehn Jahren ausgeheilt wurden, als man das aussprach, was in Berlin jetzt für Liebermann allgemein anerkannt wird. Ich meine nicht den Ury, der in breiten Kompositionen blind mit kosmischen und sittengeschichtlichen Problemen ringt, — ich meine den Ury der schwärmenden Landschaftsstudien, des entzückten, leidenschaftlichen Lichtkultus. Mag sein, daß diese etwas nervöse Organisation von einer volleren, mehr jubelnden Kraft einmal abgelöst wird. Fürs Erste ist bei uns Ury der Berufene, der, aus Gründen der Individualität, die „Parole Monet" auf seine Fahne schreiben durfte, der wagen darf, in farbigen Harmonien das Räthsel der fühlenden Natur fühlend zu lösen.

Julius Elias.

Georg Herzfeld: William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Litteratur in England. Halle, Niemeyer, 1897. 71 S.

Deutscher Freisinn ist von jeher der Völkerverhetzung entgegengetreten, insbesondere der Verlästerung Englands durch ein irregeleitetes Nationalitätsgefühl. Freudig begrüßen wir die immer zahlreicheren Beweise, daß man jenseits des Kanals in unsere Sprache und Litteratur tiefer eindringt. Recht beachtenswerth erscheint uns daher Herzfeld's gründliche und doch anmuthige Studie über den Norwicher Schriftsteller Taylor (1765—1836), der durch seine litterarischen Aufsätze und scharfsinnigen Kritiken, namentlich aber durch zum Theil meisterhafte poetische Uebertragungen unsere klassische Dichtung den englisch redenden Nationen mit zuerst vermittelt hat. Als Patrizierssohn gut vorgebildet, bereiste er 1780—82 das Festland, lernte 1781 zu Detmold deutsch, berichtete 1790 als glühender Freiheitsverehrer von Paris aus über die Revolution, lebte aber sonst meist in der Heimathstadt, die, mehr als ihre Einwohnerzahl vermuthen läßt, am englischen Geistesleben Theil hat. Anfangs Kaufmann, war er später nur Litterat, obwohl praktischer Blick gewiß ihm nicht fehlte: empfahl er doch u. a., die Schiffe mit Dampf zu bewegen, Afrika zu kolonisiren, die Landenge von Panama zu durchstechen. Er vertheidigte die Freimaurer; er verurtheilte, obwohl als Unitarier geboren, die Sektirerei. Duldung und Humanität waren die Leitsterne, die ihn um 1792 veranlaßten, Lessing's Nathan und Goethe's Iphigenie zur Uebersetzung auszuwählen. Nur wenige Vorgänger hatten Gellert, Rabener, Klopstock, Haller, Geßner, Wieland, Goethe's Werther übertragen; von Lessing war nur Minna über die Londoner Bühne gegangen. Nun erst führte Taylor Bürger und Voß den Briten zu, was deren Dichter Scott zur Uebersetzung der Lenore, und Southey zur Eklogendichtung anregte. Taylor schätzte besonders Klopstock und Wieland; die Romantiker verstand er nicht mehr. Etwas veraltet in den Anschauungen erschien daher 1828 ff. sein Historic survey of German poetry. Carlyle schmähte das Buch (immerhin die erste deutsche Litteraturgeschichte in England) z. Th. ungerecht, und durch ihn beeinflußt sprach sich Goethe mißbilligend aus. Es enthält Proben unserer Klassik in vorzüglicher Nachdichtung. — Da Herzfeld die litterarischen Einzelheiten stets im Rahmen der geistigen Umgebung vorführt, liefert er einen wichtigen Beitrag zur Erkenntniß des Einflusses der damals weltbeherrschenden deutschen Litteratur auf die englische Kulturentwicklung.

F. L.

Revolutionslitteratur: Paris en 1790. Voyage de Halem. Traduction par Arthur Chuquet. Paris. Léon Chailliet. — **Mémoires d'un officier aux Gardes françaises** (1789 à 1793). Publiés par M. G. Roberti. Paris. E. Plon, Nourrit et Cie.

Ein liberaler, bürgerlicher Deutscher und ein intransigent monarchischer Franzose äußern sich zu den revolutionären Ereignissen. Sie geben jeder die Anschauung ihrer Gesellschaftsklasse wieder, stellen, über ihre individuelle Meinung hinweg, die politischen Ideen zweier großen Heerlager dar.

Der Oldenburger Halem, welcher im Jahre 1790 nach Paris gegangen war, um den Anbruch des neuen Weltalters aus nächster Nähe mitzuerleben, hat die Vorgänge als politischer Idealist aufgefaßt. Er beurtheilte sie weniger, als daß er ihnen seine Hoffnungen und Wünsche unterlegte. Er sah in allem, was geschah, nur den großen Gedanken, die Prinzipien des Reformwerkes und merkte nicht, daß die Revolution immer mehr ihr Ziel und ihren Charakter verlor. Ende des Jahres hielt er die neue Schöpfung des französischen Staates für gesichert. „Der Verkauf der Nationalgüter, der Assignatenkurs, die patriotischen Zeitungen, die weithin verbreiteten Klubs, alles das sichert die neue Verfassung.“ So lautete sein endgültiges Urtheil. Von einer politischen Befähigung wird man danach nicht sprechen wollen und die e i n e Seite seines Buches höchstens als Zeugniß einer Zeitstimmung gelten lassen. Was er sonst über Paris und das dortige Leben erzählt, ist interessant, wenn auch nicht neu. Kotzebue hat in seiner „Flucht nach Paris“ etwa das nämliche berichtet, mit dem einen Unterschiede, daß er ein recht grämlicher Beobachter war. Es wird von den stürmischen Theatervorstellungen gesprochen, wo Aristokraten und Demokraten ihre parlamentarischen Kämpfe fortsetzten; wo der Adel sich unklug, das Volk oft genug pöbelhaft genug betrug. Auf den Boulevards wurden Spielzeuge feilgeboten, mit denen die Royalisten gehänselt werden sollten. Die Mode des Tages, das Thema, welches überall angeschlagen wurde, war die Politik. Sie hatte in den Salons die Litteratur abgelöst. Man tauschte ein Opernbillet gegen einen Tribünenplatz in der Nationalversammlung ein und bezahlte noch Aufgeld. Kurz, Paris unterhielt und amüsirte sich; es hatte kein Gefühl für den Ernst der Situation. Es berauschte sich an den Begebenheiten des Tages oder bespöttelte sie. Die merkwürdige Stadt bewahrheitete einmal mehr das bittere Wort Descartes', daß in ihren Mauern die Illusion heimisch sei.

Halem's Reiseschilderung ist in Deutschland längst in Vergessenheit gerathen. Ob das ein Grund war, um sie jetzt in französischer Uebersetzung herauszugeben, mag dahinstehen. Für das, was sie der wissenschaftlichen Forschung zubringt, hätten vielleicht auch einige Auszüge genügt.

Der Verfasser des anderen Buches ist der Marquis de Maleissye. Er war bei Ausbruch der Revolution Offizier im Regiment der Gardes françaises und hat damals, wie später, auf Seiten der königlichen Partei an den Ereignissen thätigen Antheil gehabt. Jung, energisch, starr in seinem Loyalismus, unempfänglich für die Ideale des dritten Standes, ganz Soldat und durchaus kein Politiker; etwas trocken, gerade, tüchtig, rückständig in seinen Anschauungen, mit Leib und Seele ein Mann des alten Regimes.

Man wird nicht ohne Interesse lesen, wie dieser entschiedene Monarchist die Maßnahmen beurtheilt, welche die Regierung vor dem verhängnißvollen Datum des 14 Juli in Paris getroffen hatte. Langsam hatte sich dieser Tag vorbereitet; seit Wochen drängte alles zu einer Katastrophe. Der Aufruhr hatte mählich sein Terrain gewonnen, mit Mitteln, die alles weniger, als heroisch waren. Man bestach die Truppen, bezechte sie und ließ dann eine gewisse Weiblichkeit das Werk der Ueberredung vollenden. Auf der anderen Seite herrschten ein Leichtsinn und eine Schlaffheit, die jene Wühlereien nur zu glücklich ergänzten. Der Oberstkommandirende Herzog von Broglie hielt es nicht für nöthig, sich nach Paris hineinzubegeben. Er blieb in Versailles und so vollständig außer aller Berührung mit der wahren Sachlage, daß die Ereignisse ihn jedesmal überraschten. Ein Offizier meldet ihm, daß die Menge das Invalidenhotel genommen und sich die Waffenvorräthe angeeignet habe. Er antwortet olympisch sicher: das ist nicht möglich, sonst wüßte ich es. An demselben Abend kommt die Nachricht, daß die Bastille genommen sei; und wieder setzt er gemach sein „unmöglich“ dagegen. Es ist wahr, einige Tage zuvor hatte er die richtige Idee gehabt, die Festung von einer größeren Truppenmacht unter einem erfahrenen Offizier besetzen zu lassen. Aber der Schwager des bisherigen Kommandanten de Launay hatte ihn mit Rücksicht auf seinen Verwandten davon zurückgebracht.

Die Umstände, welche die Flucht Ludwigs XVI. begleitet und zum Scheitern gebracht haben, sind von den betheiligten Militärs, dem Marquis de Bouillé, seinem Sohne und dem Herzog von Choiseul, sehr lebhaft erörtert worden. Doch schwebt die Frage, wie weit die Verantwortlichkeit des Einzelnen gehe; und auch Maleissye hat hier gewiß nicht das letzte Wort gesprochen. Aber was er zu diesem Kapitel bemerkt, ist in seiner spannenden, athemlosen Darstellung packend, wie ein Roman, dessen Ausgang sich erst auf der letzten Seite entscheidet.

Es folgen Abschnitte über die Umtriebe der Emigrantenpartei. Sie zeigen einmal wieder, mit welch frivolem Leichtsinn man in Coblenz politisirte. Man stellte sich die Rückkehr nach Frankreich als einen „Spaziergang“, als einen „Ritt ins Bois de Boulogne“ vor und war höchst verdrießlich, als Maleissye diese Auffassung nicht theilte. Ja, man gab ihm zu verstehen, daß derartiges schon an demokratische Gesinnungen streife.

Der Marquis, obwohl ein Bewunderer des großen Friedrich, hat von der preußischen Armee des Jahres 1792 höchst abfällig gesprochen. Schlecht besoldet, elend oder gar nicht verpflegt, kannte sie angeblich keine Mannszucht und raubte das Land aus! On redoutait les Prussiens, on se louait des Autrichiens. Die Offiziere waren nicht besser, als der gemeine Mann. Der Sanitätsdienst war ganz nothdürftig; Artillerie und Geniewesen konnten sich nicht entfernt mit den französischen Leistungen messen.

—a.

Briefkasten.

S t e t t i n: Schönen Dank; ist geschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 24. Juli 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr von Miquel hat in Solingen eine große Rede gehalten, die nach der jetzt üblichen Nomenklatur von den Verehrern des preußischen Herrn Finanzministers mit dem ehrenvollen Namen eines Programms bezeichnet wird; enthielte sie ein Programm, so würde das viel bedeuten für unser Ministerium der Programmlosigkeit. Und wirklich Herr von Miquel selbst scheint auf diese Rede bedeutendes Gewicht zu legen; denn neben den Versionen, die von den Zuhörern jener Leistung veröffentlicht worden sind, gibt es noch eine verbesserte Auflage in der „Kölnischen Zeitung“, die nicht unwesentliche Korrekturen aufweist. Man hat sich die Mühe gegeben, aus den Abänderungen, die der Text erfahren hat, Schlüsse zu ziehen, um aus ihnen das zukünftige Schicksal zu enthüllen. Wir verzichten auf diese tiefsinnige Arbeit. Wir finden, daß Herr von Miquel sich in Solingen noch etwas verbindlicher vor den Agrariern verbeugt hat, als es die Kölnische Version der Rede erkennen zu geben wünscht. Das bedeutet nichts überraschendes und um so weniger, da sowohl die Kölnische wie die Solinger Ausgabe nichts politisch Greifbares enthält. Herr von Miquel hat nämlich darüber gesprochen, wie in Deutschland die allgemeine Glückseligkeit zur Einführung gelangen könne und zwar für die Landwirthschaft und für den Handel — **nota bene** insofern er ehrlich ist — und für die Industrie und für alle Welt und für noch einige Menschen mehr. Das ist ja ein hohes und schönes Ziel und ein Thema, sehr geeignet für einen Sonntagsnachmittagsprediger. Bei einem Politiker dagegen enttäuscht eine solche Ansprache etwas, die politisch nichts weiter zu erkennen gibt, als daß der Redner mit allergrößter Geschicklichkeit es vermeiden will, nach irgend einer Richtung hin Stellung zu nehmen. Herr von Miquel sprach also mit der Absicht, nichts zu sagen; das ist ein rednerisches Programm, welches in der jetzigen ministeriellen Lage freilich sehr begreiflich ist.

Da Herr von Miquel aber Haupt und Seele des preußischen Ministeriums sein soll, so wird er vielleicht doch sich herbei lassen müssen, außer über die allgemeine Glückseligkeit auch über einige konkrete politische Fragen demnächst zu sprechen.

Die ernste Entscheidung über das Vereinsgesetz steht im preußischen Abgeordnetenhaus unmittelbar bevor, und da nun schon unsere Landboten einmal zusammen sind, sollte es sich das Parlament keineswegs entgehen lassen, die neueste That des **Bundes der Landwirthe** vor sein Forum zu ziehen.

Der Bund der Landwirthe verlangt in einer Eingabe an die Reichsregierung und an die Königlich preußische Staatsregierung nicht mehr und nicht weniger, als daß die Grenzen für die Getreideeinfuhr zeitweilig gesperrt werden.

Der Bund der Landwirthe hat das Börsengesetz erzwungen; es war ein Nachtheil für die Landwirthschaft. Der Bund der Landwirthe hat die Schließung des Feenpalastes erzwungen; es war das eine Steigerung der Nachtheile für die Landwirthschaft ins Riesige. Nun steht die deutsche Ernte bevor, eine Ernte, die voraussichtlich vielfach durch Regen gelitten hat und deren Verwerthbarkeit nur möglich ist, insofern der Handel, dessen regelmäßige Wirksamkeit vernichtet ist, seine alten Funktionen aufzunehmen vermöchte; es würde ihm die Aufgabe zufallen, das minderwerthige deutsche Getreide durch Mischung mit trockenem ausländischem Getreide brauchbar zu machen. Also zu allen den Schäden, die das Börsengesetz erzeugt hat, kommt nun noch der neue Schaden, daß der Landwirth, der für Getreide den Preis überhaupt nicht kennt, besorgen muß, es werde für sein nasses Brotkorn der Absatz gänzlich stocken. Der Bund der Landwirthe hat demnach mit seinen politischen Siegen ein außerordentlich schweres Unglück auf die deutsche Landwirthschaft herabgezogen. Die Leiter des Bundes müssen daher befürchten, von der Kalamität, die sie entfesselt haben, selbst erdrückt zu werden. Dieser Möglichkeit wollen sie sich entziehen und was thun sie: Sie verlangen von der Regierung, daß sie die internationalen Verträge bricht, daß sie die Reichsverfassung niedertritt, damit

die Herren von Ploetz, Rösicke und Dr. Diederich Hahn die Kosten ihrer Demagogie nicht zu tragen nöthig haben.

Oder um gerecht zu sein, die Herren vom Bunde der Landwirthe werden wohl so stupide nicht gewesen sein, um an den Erfolg ihrer Eingabe zu glauben; aber nachdem sie ihren Schützlingen, den Landwirthen, die schwersten Schädigungen bereits zugefügt haben, dadurch, daß sie ihren Willen durchsetzten, so wollten sie jetzt etwas verlangen, was sie ganz bestimmt nicht durchsetzen können, um doch durch ein Loch vor der Verantwortung entschlüpfen zu können. Sie können nunmehr sagen: Ja freilich, das meiste, was wir verlangten, bewilligte man uns; aber weil man uns das Letzte, Unmögliche nicht bewilligte, nur darum ging die ganze Sache schief. Wir also sind unschuldig; schuldig ist das Parlament und die Regierung; warum bewilligten sie uns nicht das — Unmögliche.

Will man den reinen Typus demagogischer Politik aufzeigen, hier hat man ihn. Das sind die Demagogen, die nicht mehr an die Landwirthschaft denken, nicht an Deutschland, nicht an eine Partei — sondern nur noch an sich und ihre Klique und daran, ihre Stellung und ihren Einfluß ein paar Wochen oder Monate länger festzuhalten und zu bewahren. Und für dieses Ziel ist ihnen jedes Mittel recht. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, sich öffentlich so zu prostituiren, daß sie sagen: Brechen wir doch Treue und Glauben in einer international unerhörten Weise. Und Leute, die eine solche Moralität öffentlich zur Schau zu tragen wagen, eine Moralität, mit der ein Jobber aus der Börse unmittelbar hinausgeworfen werden würde, sie besitzen die Unverschämtheit, dem deutschen Kaufmannsstand Vorlesungen über öffentliche und wirthschaftliche Rechtlichkeit halten zu wollen.

Aber es wäre ja ganz falsch, in dem Bunde der Landwirthe nur die Herren von Ploetz und Roesicke und Dr. Diederich Hahn zu sehen; das sind gänzlich subalterne Gestalten, gerade gut genug, die Maschinerie in Gang zu erhalten. Man sehe nur den Kalender des Bundes der Landwirthe durch, und man wird staunen, welche Namen man da als Leiter der einzelnen lokalen Verbände findet. Der Bund der Landwirthe ist die konservative Partei, und der Bund der Landwirthe findet seine Stütze in der konservativen ostelbischen Regierungsmaschinerie; und diese Leute sind es, die an der moralischen Verantwortung mitzutragen haben für die bodenlose Entartung, in die unser öffentliches Leben gelangt ist.

Das bankerotte konservative Junkerthum hat uns mit der antisemitischen Bewegung beschenkt, um sein politisches Dasein noch etwas fortfristen zu können; das bankerotte konservative Junkerthum hat uns auch mit der agrarischen Bewegung beschenkt, um gleichfalls sein politisches Dasein noch etwas fortfristen zu können; und wie der Ausgangspunkt für die Intensität beider Bewegungen der Tivolitag ist, mit dem Zuchthaussträfling Herrn von Hammerstein als geistigem Leiter und mit den Hochrufen auf Ahlwardt als tönende Signatur, so ist auch die eine politische Richtung der andern seitdem werth geblieben — es ist die Demagogie des Katilinarierthums.

Wir hoffen und erwarten, daß der Zusammentritt des preußischen Abgeordnetenhauses dazu benutzt werden wird, um vor dem Lande die gebührende Abrechnung zu halten mit den Herren von Ploetz und denen, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist, den konservativen Agrariern, die mit ihrem Terrorismus, ihrer erstaunlichen Anmaßung und ihrer profunden Unbildung die deutsche Landwirthschaft und den deutschen Kaufmannsstand in eine schwere Kalamität hineingerissen haben.

Diese Gelegenheit wäre auch geeignet, das preußische Ministerium zu einer Aeußerung zu veranlassen; sie müßte wohl etwas lichtvoller sein, als die Solinger Ansprache voll Verbindlichkeit gegen alle Welt, und etwas ergiebiger als die nüchternen drei Zeilen des „Reichsanzeigers“ gegen die Eingabe des Bundes. Es wäre zum Beispiel wünschenswerth zu erfahren, wie Herr von Miquel, als der leitende Mann, den neuesten zuchtlosen Demagogenstreich des Bundes der Landwirthe betrachtet. Nichts kann besser sein, als wenn das Ministerium gezwungen wird, Farbe zu bekennen, und es wird interessant sein, zu beobachten, wie viele Farben bei dem Bekenntniß des Herrn von Miquel etwa zu Tage treten werden. Wir glauben zu viele, um einer Situation zu entsprechen, die bei ihrer gefahrvollen Verfahrenheit mehr und mehr auf klare Entscheidungen hindrängt.

Es ist ein bemerkenswerther Vorgang, daß die Elite und die große Masse der Professoren in Deutschland ihre Sympathie in einer öffentlichen Kundgebung unseren Landsleuten in Oesterreich bei ihrem Kampfe gegen die Tschechen und gegen die dortige Regierung ausgesprochen hat. Sicherlich war nicht beabsichtigt, damit einen politischen Akt zu vollziehen; es handelte sich nur um den Ausdruck von Empfindungen, und nur so ist diese Demonstration auch in Oesterreich von den Deutschen aufgefaßt worden. Immerhin sind die Grenzlinien feine, und wenn Sympathie und Antipathie auch noch nicht für politische Entschlüsse genügen, so ist doch jene Politik die beste und vor Allem die Dauer verbürgende, die auch die Empfindungen in ihren Dienst zu stellen vermag. So zeigt denn dieser Anlaß zwar durchaus nicht, daß die inneren Vorgänge in Oesterreich die internationale Politik bereits beeinflußt haben; davon kann keine Rede sein; aber ob Stimmungen und Verstimmungen nicht auch einmal nach dieser Richtung hin sich unliebsam unter Umständen bemerkbar machen können, das ist eine andere Frage, und sie zeigt, mit welcher Vorsicht hüben und drüben auf diesem Gebiete verfahren werden muß.

In Konstantinopel hat man sich über die Grenzfrage geeinigt; nun kommt die Finanzfrage an die Reihe; es wäre zu wünschen, daß die qualvolle Tortur für Griechenland endlich abgekürzt werde.

Mundella ist in England gestorben; sein Name ist ruhmvoll verknüpft mit den Versuchen, Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch Einigungsämter aus der Welt zu schaffen. England hat seinen Mundella, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als völlig gleichberechtigte Faktoren betrachtete; wir haben unsern Stumm, für den die Arbeiter Leute sind, die mit dem vorlieb zu nehmen haben, was ihnen der gute Wille und die Menschlichkeit der Arbeitgeber gnädig zu gewähren bereit ist.

* * *

Reichsbörsengesetz und preuß. Landwirthschaftskammergesetz.*)

Die Verhandlungen, welche am 10. Juli vor dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg zwischen den Vertretern der brandenburgischen Landwirthschaftskammer einer- und den Delegirten der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin und des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler andererseits stattfanden, haben sich bekanntlich gleich beim ersten Diskussionspunkte, der Frage der Vertretung der Landwirthschaft im Vorstande der Produktenbörse, wieder zerschlagen. Die kaufmännischen Vertreter beharrten darauf, daß diese Vertretung nicht anders als durch freie Wahl seitens der Börsenmitglieder stattfinden könne, wobei sie jedoch konzedirten, daß die Börsenordnung die Bestimmung enthalten könne, daß zu Mitgliedern des Vorstandes immer eine gewisse Zahl von Landwirthen, etwa drei, gewählt werden müssen, selbst-

*) Die nachstehenden Ausführungen sind eine Ergänzung der Darlegungen, die der Verfasser bei den im Text erwähnten Verhandlungen vor dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg gegeben hat.

rechend solche Landwirthe, welche vorher in die Korporation der Kaufmannschaft aufgenommen wären und die Landwirthschaft als Hauptberuf betrieben. Die Vertreter der Landwirthschaftskammer glaubten hierauf nicht eingehen zu können, hauptsächlich, weil sie der Meinung waren, das Landwirthschaftskammergesetz schreibe vor, daß die Landwirthschaftskammer als solche, als Korporation, ein Recht darauf habe, im Vorstand der Produktenbörse vertreten zu sein, also ein Recht, welches den Landwirthschaftskammern gesetzlich eingeräumt sei und welches bei der Genehmigung der Börsenordnungen die Staatsregierung zu berücksichtigen verpflichtet sei.

Diese Auffassung ist rechtsirrthümlich.

Das Börsengesetz vom 22. Juni 1896 schreibt im § 4 vor:

„Für jede Börse ist eine Börsenordnung zu erlassen. Die Genehmigung derselben erfolgt durch die Landesregierung. Dieselbe kann die Aufnahme bestimmter Vorschriften in die Börsenordnung anordnen, insbesondere die Vorschrift, daß in den Vorständen der Produktenbörsen die Landwirthschaft, die landwirthschaftlichen Nebengewerbe und die Müllerei eine entsprechende Vertretung finden."

Dagegen enthält das früher erlassene preußische Landwirthschaftskammergesetz vom 30. Juni 1894 folgende Bestimmung im § 2:

„Den Landwirthschaftskammern wird nach Maßgabe der für die Börsen und Märkte zu erlassenden Bestimmungen eine Mitwirkung bei der Verwaltung und den Preisnotirungen der Produktenbörsen, sowie der Märkte, insbesondere der Viehmärkte übertragen."

Nach Art. 4 der Reichsverfassung unterliegt die Handelsgesetzgebung dem Reiche. Es ist nicht zweifelhaft, daß eine Bestimmung über die Verwaltung der Produktenbörsen zur Handelsgesetzgebung gehört, gleichgültig, in welchem Gesetze sie sich befindet. Denn die Produktenbörsen sind nicht eine Einrichtung der Landwirthschaft aber für die Landwirthschaft, wie denn auch eine große Zahl der Haupthandelsartikel vieler Produktenbörsen für die Landwirthschaft in Deutschland ohne jeden Belang sind, wie Kaffee, Zucker, Baumwolle.

Wenn nun Art. 2 der Reichsverfassung bestimmt:

„Innerhalb dieses Bundesgebietes übt das Reich das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts dieser Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen",

so würde daraus folgen, daß die fragliche Bestimmung im Landwirthschaftskammergesetze von vornherein nichtig wäre. Indessen ist dies nicht der Fall, vielmehr sagt das Schlußprotokoll mit Bayern vom 23. November 1870 (B.-G.-Bl. 1871 S. 24) ausdrücklich: „als unbestritten wurde von dem königlich preußischen Bevollmächtigten zugegeben, daß selbst bezüglich der der Bundeslegislative zugewiesenen Gegenstände die in den einzelnen Staaten geltenden Gesetze und Verordnungen so lange in Kraft bleiben und auf dem bisherigen Wege der Einzelgesetzgebung abgeändert werden können, bis eine bindende Norm vom Bunde ergangen ist". Eine Nichtigkeit von vornherein ist also nicht vorhanden, vielmehr war die streitige Bestimmung im Landwirthschaftskammergesetze formell gesetzmäßig entstanden, und galt solange zu Recht, als nicht die Reichsgesetzgebung hinsichtlich der Materie vorging.

Aber auch nicht mehr.

Nachdem das Börsengesetz die Neuordnung der Börsen von Reichswegen vorgenommen hat, ist damit die bezügliche Landesgesetzgebung ipso jure aufgehoben. (Zorn, das Staatsrecht des Deutschen Reichs II. Auflage Bd. I S. 424.)

„Ueberall da, wo die Gesetzgebung des Reiches die erschöpfende Regelung eines Gegenstandes vorgenommen oder auch nur beabsichtigt hat, ist nicht bloß die abändernde sondern auch die ergänzende Thätigkeit der Landesgesetzgebung unstatthaft. Das Landesrecht tritt auch ohne einen ausdrücklich aufhebenden Gesetzgebungsakt außer Kraft" (v. Seydel, Komm. z. Reichsverf. II. Aufl. S. 42).

Und: das Landesrecht tritt materiell und formell außer Kraft, d. h. nicht bloß soweit es dem Reichsgesetze zuwiderläuft, sondern auch soweit es mit ihm übereinstimmt. (Entsch. des Reichsger. in Civilsachen XIX S. 176.)

Aber auch solche Landesgesetze sind unzulässig, welche ein Reichsgesetz zu ergänzen bestimmt sind, wenn das Reichsgesetz eine bestimmte Materie vollständig ordnen wollte. (Laband, das Staatsrecht des Deutschen Reichs III. Aufl. Bd. I S. 690, v. Seydel in Marquardsen und v. Seydel, Handb. d. öff. Rechts II. Aufl. Bd. II S. 97).

Ist dies der Fall, so ist durch solches Gesetz die von ihm normirte Rechtsmaterie der einzelstaatlichen Autonomie entrückt und zwar auch dann, wenn das Reichsgesetz thatsächlich keine vollständige Regelung enthält. (v. Seydel ibid. 98).

Es darf hiernach als zweifellos angesehen werden, daß die vorerwähnte Bestimmung des Landwirthschaftskammergesetzes, soweit sie die Produktenbörsen betrifft, durch das spätere Reichsbörsengesetz völlig aufgehoben ist.

Aus dem Gesagten folgt aber ebenfalls, daß eine Landesgesetzgebung, welche bestimmt wäre, ein zukünftiges Reichsgesetz zu ergänzen, ebenso ungültig wäre. Indessen ist auch thatsächlich die citirte Bestimmung des Landwirthschaftskammergesetzes nicht dazu bestimmt gewesen, es war vielmehr im Gegentheil bei der Berathung dieses Gesetzes im Abgeordnetenhause völlig klar gestellt, daß die hier fragliche Bestimmung überhaupt nur Geltung erlangen konnte, wenn entweder die in Aussicht stehende gesetzliche Neuregelung des Börsenwesens überhaupt nicht durch das Reich geschah oder wenn ein Reichsbörsengesetz die Bestimmung des Landwirthschaftskammergesetzes über die Zusammensetzung des Vorstandes der Produktenbörsen wiederholte. Dies ergiebt sich aus den Materialien zum Landwirthschaftskammergesetze:

Der Regierungsentwurf (Sten. Ber. d. Abgeordnetenhauses 1894 Anlagen S. 742) enthielt die Bestimmung hinsichtlich der Produktenbörsen (und Märkte) lediglich in der Form, daß den Landwirthschaftskammern die Mitwirkung bei der Verwaltung der Börsen eingeräumt werden konnte, der Vorschlag der Kommission aber ging dahin, die Bestimmung so zu fassen, wie sie dann Gesetz geworden und oben wiedergegeben ist, also: den Landwirthschaftskammern wird nach Maßgabe der für die Börsen und Märkte zu erlassenden Bestimmungen ... eingeräumt. Der Bericht der XII. Kommission des Abgeordnetenhauses (Sten. Ber. Anlage S. 1705) giebt aus der Kommissionsberathung Folgendes wieder:

„Der Herr Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten (v. Heyden) erkannte an, daß die Landwirthschaft ein erhebliches Interesse an den Vorgängen an der Börse habe, insbesondere an den Preisnotirungen und den Bestimmungen über Lieferungsqualität und speziell über das Gewicht des lieferbaren Getreides.... Der Antrag Nr. 3 zu IV (der Gesetz gewordene) greife aber über das augenblicklich Mögliche hinaus; denn er treffe eine dispositive Bestimmung über eine Materie, die nur durch Reichsgesetz geregelt werden könne. Wenn die Börsenenquete zu dem Erlasse eines Börsengesetzes führen sollte, so könne dieses nur ein Reichsgesetz werden, und nur ein solches könne definitiv den Landwirthschaftskammern eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Produktenbörse einräumen. Es genüge vorläufig, wenn man in diesem Landesgesetze auf diesen Punkt hinweise. Man möge es daher nach Lage der ganzen Verhältnisse, die im Flusse wären, bei der Fassung der Regierungsvorlage belassen. Ganz ohne Inhalt sei die Bestimmung keineswegs; denn auf Grund derselben dürfe sich später keine Landwirthschaftskammer mehr weigern, eine derartige Mitwirkung zu übernehmen, sofern sie ihr demnächst reichsgesetzlich auferlegt werden sollte".

Aus der zweiten Lesung, welche die Kommission vornahm, heißt es in dem betreffenden Bericht (Anlagen S. 1706):

„Die Vertreter der Königl. Staatsregierung bemerkten dazu: Aus den in der ersten Lesung angeführten Gründen könne nur dringend empfohlen werden, die Worte ‚wird übertragen' in ‚kann übertragen werden' umzuwandeln, da eben der Erlaß eines Reichsgesetzes für die

ganze Regelung dieser Materie nothwendig sei. Aus der Mitte der Kommission wurde darauf erwidert: Die Bedenken der Königl. Staatsregierung gegen die Ersetzung des Wortes ‚kann‘ durch ‚wird‘ seien nicht begründet, auch werde denselben, zum Theil wenigstens, Rechnung getragen durch die Fassung ‚nach Maßgabe der für die Börse und Märkte zu erlassenden Bestimmungen‘. (Das Gesperrte im Original gesperrt.) Diese Vorschrift werde bei Erlaß eines Reichsgesetzes über die Börse als eine werthvolle Direktive aufzufassen sein.“

In der Debatte im Abgeordnetenhause (Sitzung vom 25. April 1894, St. Ber. S. 1776) ergriff dann der Landwirthschaftsminister das Wort und erklärte:

„Vorher (vor Erlaß eines Reichsbörsengesetzes) könne man — und das anerkennt auch Ihre Kommission mit dem Zusatze: nach Maßgabe der für die Börsen und Märkte zu erlassenden Bestimmungen wird eine Mitwirkung der Landwirthschaftskammern eingeführt — keine dispositiven Bestimmungen treffen.“

In demselben Sinne erklärte, ohne Widerspruch zu finden, in derselben Sitzung einer der eifrigsten Befürworter des Vorschlages der Kommission, der Abgeordnete Herold (Sten. Ber. S. 1779): „weiter ist darin aber ein kräftiger Hinweis auf die Reichsgesetzgebung enthalten, daß diese eine Mitwirkung der Landwirthschaftskammern konstituiren soll, und diese Anregung ist viel entschiedener, als die Regierungsvorlage“.

Dieser Hinweis aber, als welcher die Bestimmung im Landwirthschaftskammergesetz gedacht wurde, ist von der Reichsgesetzgebung nicht beachtet worden.

Also die gesetzliche Lage, daß das Landwirthschaftskammergesetz keine endgültigen Bestimmungen hinsichtlich der Börsen geben kann, sofern das Reich die Gesetzgebung auf diesem Gebiete in die Hand nimmt, war bei Berathung des Landwirthschaftskammergesetzes sowohl der preußischen Regierung als auch dem Abgeordnetenhause wohl bekannt. Und aus den obigen Ausführungen ergibt sich insbesondere auch, was der Minister von Heyden darlegte, daß, wenn das Reichsbörsengesetz eine Vertretung der Landwirthschaftskammern an den Börsen nicht anordnete, eine solche Vertretung überhaupt als gesetzlich nicht vorgeschrieben gilt.

Auch bei Genehmigung der Börsenordnung für die Börse in Berlin hat der Handelsminister den hier dargelegten Standpunkt eingenommen. Genau nach der dies ermöglichenden Vorschrift im § 4 des Reichsbörsengesetzes heißt es in der ministeriellen Anordnung zu § 5 der Börsenordnung:

„Für die den Handel mit landwirthschaftlichen Produkten betreffenden Angelegenheiten treten zu dem Vorstande der Produktenbörse als weitere Mitglieder hinzu:

a) 5 Vertreter der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, die der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten auf je 3 Jahre ernennt.

b) 2 Vertreter der Müllerei oder anderer zu dem Geschäftsverkehr an der Börse in Beziehung stehender Gewerbe, die der Minister für Handel und Gewerbe auf je 3 Jahre ernennt.“

Hier ist also von einer Vertretung der Landwirthschaftskammern oder auch nur von einer Uebertragung der Vertretung der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Nebengewerbe an die Landwirthschaftskammern oder an eine Landwirthschaftskammer keine Rede. Und Letzterem hätte das Reichsbörsengesetz nicht entgegen gestanden. Der Minister konnte die Auswahl der Vertretung der Landwirthschaft, der landwirthschaftlichen Nebengewerbe und der Müllerei jedem Dritten, also auch einer Landwirthschaftskammer übertragen, natürlich nicht auf Grund des Landwirthschaftskammergesetzes, aber deshalb, weil er durch das Reichsbörsengesetz nicht daran gehindert ist. Aber ein Anspruch auf diese Uebertragung steht den Landwirthschaftskammern nicht zu, der Minister mußte diese Uebertragung nicht vornehmen und er hat sie auch in der Börsenordnung für Berlin nicht vorgenommen.

Ergibt nun schon das hier Dargelegte, daß keine Landwirthschaftskammer ein Recht auf Vertretung an den Börsen hat, so muß man sagen, daß es als sehr glücklich zu bezeichnen ist, daß dies nicht so gekommen ist. Denn was wäre die Folge gewesen und was würde die Folge sein, wenn der Minister aus seiner durch das Reichsbörsengesetz gegebenen Machtbefugniß ein solches Recht einräumen wollte? Es würde die Landwirthschaftskammer als solche, eine Korporation als solche Mitglied des Vorstandes einer anderen Korporation sein. Dies würde sich ergeben, wenn wirklich das Landwirthschaftskammergesetz Geltung hätte. Die Mitwirkung der Landwirthschaftskammer bei der Verwaltung und den Preisnotirungen der Produktenbörsen ließe sich dann doch nur so denken, daß die Landwirthschaftskammer diese Funktionen durch von ihr gesandte Delegirte ausüben läßt. Dies könnte nicht gut anders als durch Delegirung in den Vorstand der Produktenbörse geschehen, da ja die Mitwirkung bei der Verwaltung vorgeschrieben ist und es würden dann diese Delegirten nicht wie die anderen Vorstandsmitglieder die Börse vertreten, sondern eine andere öffentlich-rechtliche aus Privatpersonen bestehende Vereinigung. Diese Personen würden also amtlich als Vorstandsmitglieder der Produktenbörse nicht die Pflicht haben, deren Interessen zu fördern, sondern die der Landwirthschaftskammer und zunächst ohne Rücksicht auf die Interessen der Gemeinschaft, deren Vorstandsmitglieder sie sind. Sie würden auch nicht, wenn sie Sachverständniß erlangt hätten, auf Grund derselben nach freier Ueberzeugung zu wirken und zu stimmen haben, sondern nach der Anweisung der Landwirthschaftskammer, d. h. derjenigen Mitglieder derselben, welche nicht an die Börse kommen und sich dort kein Sachverständniß erwerben können.

Wie man sich hierbei ein gedeihliches Zusammenwirken hat denken können, ist vollkommen unverständlich.

Man muß es als besonders glücklich bezeichnen, daß der aus der Reichstagskommission unverändert hervorgegangene Regierungsvorschlag, betreffend den § 4 des Reichsbörsengesetzes:

„Für jede Börse ist eine Börsenordnung zu erlassen.

Die Genehmigung derselben erfolgt durch die Landesregierung. Diese kann die Aufnahme bestimmter Vorschriften in die Börsenordnung anordnen,“

durch die von dem Reichstage selbst beschlossene Aenderung nicht eine so arge Verschlechterung erlitten hat, wie sie durch § 2 des Landwirthschaftskammergesetzes geplant war.

Ist so festgestellt, daß keine Landwirthschaftskammer einen Anspruch auf Mitwirkung bei der Verwaltung und der Preisnotirung der Börse hat, so kann natürlich auch die Brandenburgische Landwirthschaftskammer nicht das Recht auf diese Mitwirkung an der Berliner Börse haben. Aber dies wäre selbst dann ausgeschlossen, wenn die Bestimmung des Landwirthschaftskammergesetzes, auf welche sich die Brandenburgische Landwirthschaftskammer beruft, noch zu Recht bestünde. Denn in demselben § 2 des Landwirthschaftskammergesetzes, in dessen viertem Absatz sich die fragliche Bestimmung befindet, heißt es im Eingange: Die Landwirthschaftskammern haben die Bestimmung, die Gesammtinteressen der Land- und Forstwirthschaft ihres Bezirks wahrzunehmen. Dies ist auch begreiflich. Daß eine Organisation für ein bestimmtes Gebiet, wie sie die Landwirthschaftskammern erhalten haben (§ 1 des Landwirthschaftskammergesetzes) dahin führen sollte, daß diese Bezirksvertretungen auch außerhalb dieses ihres Gebietes sollten Rechte ausüben dürfen und in Institute bestimmend eingreifen, welche sich nicht in ihrem „Bezirke“ befinden, das müßte ausdrücklich vorgeschrieben sein, um es annehmen zu können. Aber hier ist es durch die gesetzliche Disposition ausdrücklich ausgeschlossen. Und über diesen Ausschluß waren alle maßgebenden Faktoren einig. Der Regierungsentwurf ist in dem hier in Frage stehenden Punkte pure acceptirt worden und er beruhte auf dem Antrage des Landesökonomiekollegiums, welches denselben auf den von ihm acceptirten Leitsatz stützte (Begr. z. Entw. Sten. Ber. d. Abg.-Hauses Anlagen S. 746):

„Unter Landwirthschaftskammer ist eine solch staatliche anerkannte Gesammtvertretung der Landwirthe eines bestimmten

Bezirkes verstanden, welche aus Wahlen hervorgegangen, dazu berufen ist, die Gesammtinteressen ihres Bezirks zu vertreten."

Nun gehört die Berliner Börse überhaupt nicht zum Bezirk der Brandenburgischen Landwirthschaftskammer. Diese Letztere ist vielmehr unstreitig nur für die Provinz Brandenburg bestimmt, zu welcher bekanntlich die Stadt Berlin, welche noch §§ 1 und 41 des Ges. über die allg. Landes-Verw. v. 30. Juli 1883 eine eigene Provinz bildet, nicht gehört. Daher wählen auch zur Brandenburgischen Landwirthschaftskammer nur die Kreistage und die Stadtkreise der Regierungsbezirke Potsdam und Frankfurt, während die Stadt Berlin selbstredend in der Landwirthschaftskammer völlig unvertreten ist.

Ein Anspruch gerade der Brandenburgischen Landwirthschaftskammer auf Mitwirkung an der Berliner Börse hat also keinerlei gesetzliche Basis.

Aber auch die Bedeutung der Landwirthschaft in der Mark Brandenburg ist notorisch eine hinter der in anderen Provinzen wie z. B. Sachsen und selbst wie Ost- und Westpreußen erheblich zurückstehende, sodaß auch nicht der entfernteste Anlaß wäre, gerade aus dieser Provinz und aus dieser Provinz allein Vertreter der Landwirthschaft im Vorstande der Berliner Produktenbörse zu haben, deren Bedeutung bis zu ihrer Vernichtung sich über ganz Preußen und über ganz Deutschland ohne Beschränkung auf irgend eine Provinz oder einen Staat erstreckte.

Ist sonach eine gesetzliche Verpflichtung der preuß. Staatsregierung, den Landwirthschaftskammern eine Mitwirkung bei der Verwaltung und der Preisnotirung einzuräumen, nicht gegeben, so bleibt gesetzlich nichts weiter übrig, als die Berechtigung der Regierung, zu fordern, daß in den Vorstand der Produktenbörse Vertreter der Berufszweige: Landwirthschaft, landwirthschaftliche Nebengewerbe und Müllerei aufgenommen werden.

Die wirklichen Landwirthe wohnen auf dem Lande und können im Vorstande der Produktenbörse eine Thätigkeit, welche irgendwie auf die Bezeichnung „stetig" Anspruch machen könnte, nicht ausüben. Die besten Landwirthe, welche es auch mit ihren freiwillig übernommenen Aemtern ernst nehmen, werden und müssen deshalb eine Berufung in den Vorstand der Produktenbörsen ablehnen und die Regierung wird bei der außerordentlich begrenzten und erschwerten Wahl große Mühe haben, zu erfüllen, was sie nicht übernehmen muß, Landwirthe aufzufinden, die geeignet und gewillt sind, in friedlicher Gemeinschaft und in täglicher Arbeit mit den Kaufleuten zusammenzuwirken. Denn ungeeignete Elemente kann die Regierung nicht auswählen. Und thut sie es dennoch, wie jüngst in Königsberg, wo sie nicht einen praktischen Landwirth, der die Landwirthschaft als Hauptberuf betreibt, sondern den als Sekretär der Landwirthschaftskammer angestellten Dr. Rodewald in den Vorstand der Produktenbörse berief, so stößt sie auf Widerstand, weil die Kaufmannschaft Niemanden unter sich duldet, der nicht thatsächlich Interessent ist. Einen andern empfindet sie nicht als Mitarbeiter, sondern als Aufpasser. Dies aber wird als Beleidigung angesehen und jetzt um so mehr, als die Besonnenheit hinsichtlich der Auffassung der Börsenverhältnisse immer mehr zurückkehrt. Hat doch bei der erwähnten Versammlung vom 10. Juli d. J. unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten von Brandenburg das Mitglied der Landwirthschaftskammer, Herr v. Rohr, mit aller Energie und Offenheit feierlichst erklärt, daß nicht der geringste Zweifel an der Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Preisnotirungen an der Berliner Produktenbörse vorhanden sei. Ebenso sind die die Produktenbörse und die Getreidehändler herabsetzenden Aeußerungen in dem Jahresberichte der Landwirthschaftskammer für Pommern in derselben Versammlung von den Vertretern der brandenburgischen Landwirthschaftskammer ebenfalls offen und unzweideutig und mit dem Hinweis auf den Inhalt des demnächst erscheinenden Jahresberichts dieser Landwirthschaftskammer abgelehnt worden. Endlich scheint es doch, als ob die ernsthaften Landwirthe sich inzwischen überzeugt hätten, daß sie thatsächlich und in Wirklichkeit doch keine Vertretung an der Produktenbörse haben würden, wenn die Regierung auf dieser Vertretung besteht. Denn thatsächlich kann nichts anderes erreicht werden, als daß entweder Berufslandwirthe nur äußerst selten an die Börse kommen und dort thätig sein würden, oder daß Personen ausgesucht werden, welche, da sie Getreide nicht bauen und Spiritus nicht brennen, und nichts verkaufen und darum kein wirkliches Interesse an der Produktenbörse haben können, gemeinhin aber auch deswegen nicht das erforderliche Vertrauen derer genießen werden, mit welchen sie zu arbeiten berufen sind. Dieses zu gedeihlicher Mitarbeit unentbehrliche Vertrauen läßt sich nicht dekretiren, sondern es muß durch langjährigen geschäftlichen Verkehr bereits erworben sein.

Unter diesen Umständen würde es doch das Einfachste sein, daß die Regierung ihr unzweckmäßiges und unpraktisches Recht, welches nicht ihre Pflicht ist, die Aufnahme von Landwirthen in den Vorstand der Produktenbörse zu fordern, bei Revision der Börsenordnung zunächst unbenutzt ließe. Sie gäbe damit dieses Recht nicht auf, denn das Börsengesetz verhindert sie nicht, jederzeit eine Aenderung der Börsenordnung wieder zu fordern.

Alexander-Katz.

Wollen oder Erkennen?

Ein ernstes Wort an Herrn Prof. Dr. Max Sering.

Im Aprilheft der Zeitschrift „Cosmopolis", 1896, habe ich untersucht, welches die Ursache des weiten Auseinandergehens der Lehrmeinungen auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre sei. Ich habe diese Ursache in einer fehlerhaften Fassung der Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gefunden. „Statt sich zu beschränken auf die Darlegung dessen, was ist, und des Kausalzusammenhangs, der die Thatsachen verbindet, lehren viele das, was sein soll." Damit werden Wünsche, die sich auf das Seinsollende beziehen, das Maßgebende in den Erörterungen, und, da es gegenüber Wünschen keine zwingende Beweismethode gibt, folgt daraus ein hoffnungsloser Verzicht auf Uebereinstimmung. Allein es folgt daraus noch mehr. „Bei dem weiten Auseinandergehen der Ideale ist dann die nothwendige Folge die Bekämpfung nicht der Argumente, sondern der Gesinnung des wissenschaftlichen Gegners. Von der Bekämpfung der Gesinnung aber ist dann nur ein kleiner Schritt zur Verdächtigung."

Im Vorwort meiner im Frühjahr 1897 erschienenen „Theoretischen Einleitung in die Agrarpolitik" habe ich dann ausgeführt, „daß die blos historische Erzählung des Gewesenen nicht im Stande sei, das volle wissenschaftliche Verständniß des die wirthschaftlichen Erscheinungen verbindenden Kausalzusammenhangs zu geben, und daß sie daher auch nicht Stand sei, in den praktischen Fragen der Gegenwart als Richtschnur zu dienen". „Nicht nur, daß die Menschen und die Verhältnisse und damit die Probleme der Gegenwart sehr verschieden von denen der Vergangenheit sind, es hat sich eine eigenthümliche Wirkung der bloßen Erzählung der Thaten der Verwaltung der Vergangenheit herausgestellt. Während man früher unter dem Einfluß der Vorstellung von Naturgesetzen, welche unabänderlich das wirthschaftliche Leben beherrschten, das, was die Verwaltung leisten könne, unterschätzt hat, ist nun vielfach — namentlich bei den Jüngeren — die Vorstellung herrschend geworden, als ob es blos darauf ankäme, daß die richtigen Männer und das richtige Wollen vorhanden seien, damit Alles gemacht werden könne. Den Widerstand, den die Natur der Dinge entgegensetzt, läßt man um so mehr außer Betracht, als man von dieser Natur der Dinge

gar keine Kenntniß hat." Es gilt dann auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens der Ausspruch Baco's im Neuen Organon: „In die Natur pflegen sich bei ihren Werken der Mechaniker, der Mathematiker, der Arzt, der Alchymist und der Zauberer einzumischen, aber Alle, wie die Sachen jetzt stehen, mit schwachen Mitteln und geringem Erfolge"; denn, wie er kurz vorher sagt: „Wissen und Können fällt bei dem Menschen in Eins, weil die Unkenntniß der Ursache die Wirkung verfehlen läßt. Nur der beherrscht die Natur, der ihr zu gehorchen versteht; was bei der Betrachtung als Ursache gilt, das gilt bei dem Handeln als Regel." Diese Erwägungen hätten mich veranlaßt, der Geschichte und Beschreibung der deutschen Agrarverhältnisse, welche in späteren Theilen nachfolgen sollten, eine theoretische Einleitung vorauszuschicken, in der ich das, was die theoretische Betrachtung der Natur der Dinge ergebe, zur Darstellung bringe.

Dabei wird als selbstverständlich angenommen, daß die Dinge nur als um des Menschen willen vorhanden zu betrachten sind. Die Wirthschaft gilt nicht als Selbstzweck; sie hat nur den Zweck, dem Menschen die zur Entfaltung seiner Fähigkeiten nöthigen Mittel zu liefern, und alle Menschen ohne Ausnahme gelten als zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten berufen. Die letztere Auffassung ist nicht nur die der vornehmsten Philosophen und die des Christenthums, sie ist auch die Rechtsgrundlage der heutigen Gesellschaftsordnung und wurde speziell bei Gründung des Vereins für Sozialpolitik von Schmoller als dessen Ausgangspunkt erklärt.

Diese „theoretische Einleitung" hat das starke Mißfallen des Prof. Sering erregt, und in der „Deutschen Litteraturzeitung" Nr. 27 vom 10. Juli 1897 hat er demselben in einem absolut absprechenden Urtheil über mein Buch Ausdruck gegeben. Nun hat eine Rezension eines Buches an sich selten allgemeines Interesse, und handelte es sich lediglich um mein Buch und um mich, so würde ich es nicht wagen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise für uns in Anspruch zu nehmen. Allein der Fall ist ein typischer für jene soeben charakterisirten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wirthschaftswissenschaft. Bei der großen Gefahr, welche diese der Wissenschaft bringen, dürfte es daher Entschuldigung finden, wenn ich ihn näher betrachte.

Sering steht von vornherein auf Grundlage des Wollens. Er thut dies bewußt. Er ist voll von ehrlichem Eifer für das Gute so, wie er es versteht; aber rein historisch, nicht aber theoretisch geschult, steht er unter dem Einfluß der Zeitströmungen und nimmt von diesen kritiklos die praktischen Programme wie die Schlagworte, mit denen sie verfochten werden. Eben weil er ehrlich, aber seiner Natur nach zu einer theoretisch-kritischen Betrachtung der Dinge wenig beanlagt und auch nicht durch Schulung in dieser Richtung entwickelt ist, empört er sich über jede Kritik an seinem Programm und an diesen Schlagworten; und, da er sich gar keine andere Ursache derselben als Böswilligkeit vorstellen kann, erwidert er darauf mit Denunziationen.

Was Sering will, ist die Erhaltung eines agrarischen Mittelstandes; und gegen die Erhaltung eines freien und kräftigen Bauernstands hat, abgesehen vom extremen Junkerthum und den Sozialdemokraten, Niemand etwas einzuwenden. Vor Allem nicht ich, wie meine Agrarpolitik überall zeigt. Aber das Mittel hierzu darf nicht die Verkümmerung der Uebrigen sein. Die übrige ländliche Bevölkerung als bloßes Mittel zu behandeln, um auf ihre Kosten einen ästhetisch erfreulichen Großbauern zu züchten, steht im Widerspruch mit der Rechtsgrundlage unserer heutigen Gesellschaftsordnung, mit jenem Ziele, das, weil es das ideale Ziel der Weltgeschichte zu sein scheine, Schmoller, wie eben bemerkt, auch als das Ziel des Vereins für Sozialpolitik erklärt hat. Sering dagegen, der in dem agrarischen Mittelstand die einzige Säule des Staatswesens sieht, sieht das Mittel, um ihn zu erhalten, in der Geschlossenheit. Er ist daher für Verfügungs- und Veräußerungsbeschränkungen der Bauern, für Anerbenrecht und Verschuldungsgrenze. Sein Ideal ist ein agrarisches Zünftlerthum.

So lange die Anerbfolge auf Grundlage der Freiwilligkeit gepredigt wurde und die Forderung nicht über die nach einer Höferolle, in die man sich beliebig eintragen und aus der man sich beliebig streichen lassen konnte, hinausging, hatte ich keinen besonderen Anlaß, mich mit dem Anerbenrecht zu beschäftigen. Allein als die Höferolle die erwarteten Ergebnisse nicht brachte, ging man weiter, und, da man dem Einfluß des bestehenden gleichen Intestaterbrechts den Mißerfolg zuschrieb, forderte man seine Aenderung. Dies deutete auf die Absicht einer zum Mindesten indirekten Vergewaltigung des Rechtsbewußtseins des Volks. Ich beschloß, den Einfluß des bestehenden positiven Rechts auf die bäuerliche Erbfolge zu untersuchen, und veranlaßte zu diesem Zwecke die bayerische Regierung, eine Enquete über die thatsächliche Erbfolge im bäuerlichen Grundbesitz zu veranstalten. Das Ergebniß hat der leider so früh verstorbene Dr. Ludwig Fick in einer allseitig als musterhaft anerkannten Verarbeitung zusammengestellt. Um den Einfluß des Rechts auf die Erbfolge hervortreten zu lassen, sind die Gegenden nach Rechtsgebieten geordnet. Und es hat sich herausgestellt: 1. daß es ein Irrthum ist, daß die gleiche Erbtheilung erst durch das römische Recht in Deutschland eingeführt worden sei. Sie ist die altgermanische Erbfolge. Lange vor Einführung des römischen Rechts bestand sie in Bayern, und zwar lange vorher auch für die Töchter; 2. daß das Anerbenrecht seinen Ursprung der grundherrlichen Verfassung verdankt und durch die Steuerverfassung befestigt wurde; 3. daß das geltende Erbrecht auf die thatsächliche Erbfolge nahezu einflußlos ist; daß der Bauer vielmehr völlig unbekümmert um das, was das Erbrecht seiner Gegend vorschreibt, über seinen Grundbesitz in souveräner Verfügung, sei es durch Uebergabsvertrag, sei es durch Vereinbarung der Miterben bestimmt; 4. daß die Art, wie er verfügt, noch vielfach durch das aus der Zeit der Grundherrlichkeit stammende Herkommen bestimmt wird; 5. daß, wo dies nicht der Fall ist, das durchschlagende ist einmal der wirthschaftlich-technische Charakter des zu vererbenden Objekts und dem entsprechend der Wirthschaft und sodann die Auffassung von der relativen Berechtigung der Miterben, ihren vollen Antheil an der Hinterlassenschaft zu erhalten; 6. daß dies ebenso für die Gegenden gilt, in denen das Recht die gleiche Erbtheilung, wie für jene, in denen es die Bevorzugung eines Erben vorschreibt; 7. daß dementsprechend gar kein Anlaß zu einem gesetzlichen Eingriff in die Erbfolge vorhanden ist.

Auf dem Wiener Kongresse für Sozialpolitik bin ich auf Grund dieser Ergebnisse dem Verlangen nach gesetzlicher Einführung der Anerbfolge entgegengetreten. Mein leidenschaftlicher Gegner war Professor Sering. Allein, mag man seinem durch meine Rede gekränktem Wollen noch so viel Rechnung tragen, so ging es doch über das Maß des — um mich mild auszudrücken — zu Erwartenden, daß er bei der Drucklegung der Verhandlungen in Erwiderung meiner Ausführungen eine Rede drucken ließ, die er gar nicht gehalten hatte! Darauf faßte der Vereinsausschuß auf meinen Antrag den Beschluß, daß nicht gehaltene Reden in Zukunft in den Verhandlungen nicht mehr gedruckt werden dürften. Aber noch mehr! Wie er bereits 1892 diejenigen, die seinen Schlußfolgerungen nicht beitreten würden, als Landesverräther*) bezeichnet hatte, so bezeichnete er in dem Ferienkurs, den der Verein für Sozialpolitik ein Jahr nach dem Wiener Kongreß in Berlin abhielt, als Ursache meiner Opposition gegen das Anerbenrecht, ich wolle den Untergang des Bauernstandes! Ich war bereits abgereist, als diese Beschuldigung fiel; aber durch Dr. Fick wurde Sering genöthigt, seine Verdächtigung meiner Absichten zurück-

*) „Angesichts dieser Sachlage die Nothwendigkeit leugnen, der Massenabströmung einen Damm entgegenzusetzen, kann m. E. nur eine Partei, welche den Untergang ihres Landes in seiner historisch gewordenen Gestalt erstrebt." Vgl. S. 375 des „Archivs des deutschen Landwirthschaftsraths". 1893.

zunehmen. Aber auch dies hat ihn noch nicht gewitzigt. In seiner neuesten Kundgebung, der Eingangs gedachten Rezension, schreibt er: In Wien habe ich behauptet, daß die Anerbesitte im rechtsrheinischen Bayern im Schwinden begriffen sei. Was er dabei unter Anerbesitte versteht, zeigt folgender Satz: „Gab man sich die Mühe, die Publikation selbst bis zu Ende zu lesen, so fand man indeß zu seinem Erstaunen als Resultat der Erhebung, „daß heute im größten Theil Bayerns die Einzelübernahme nicht nur nicht abnimmt, wie oft fälschlich gesagt wird, sondern zunimmt‘.“ Sering läßt mich also in Wien behaupten, daß die Einzelübernahme im rechtsrheinischen Bayern im Schwinden begriffen sei. „Und ebenso“, fährt er fort, „heben die Berichte für den größten Theil des Gebietes hervor, daß „fast ausnahmslos die Absicht der Betheiligten sei, den Uebernehmer zu bevorzugen“. Aber freilich ergab sich zugleich, daß die Sitte mäßiger Uebergabspreise durch die Rechtspraxis schwer gefährdet ist. Da zudem auch die Geschichtskonstruktion Brentano's leicht als unrichtig nachzuweisen war“ (in einer Anmerkung wird auf Sering's angeblichen Nachweis in Schmoller's Jahrbuch XX, auf den ich nicht erwidert habe, verwiesen), „wonach die Anerbensitte lediglich als Nachwirkung der früheren bäuerlichen Unfreiheit zu betrachten sei, konnte der Feldzug Brentano's gegen die Erbrechtsreform als mißlungen betrachtet werden“.

Nun ist es richtig, daß ich auf Sering's Nachweis, daß meine Ausführungen über den Ursprung von Anerbenrecht und Anerbensitte unrichtig seien, nicht erwidert habe. Aber der Grund war, daß dieser angebliche Nachweis wirklich zu „leicht“ war; und da mir eine Reihe der ersten deutschen Rechtshistoriker ausdrücklich ihre Zustimmung erklärt hatten, glaubte ich meine Zeit zu etwas Besserem als zu einer Erwiderung verwenden zu dürfen. Was ich aber in Wien wirklich gesagt habe, ist das direkte Gegentheil dessen, was Sering mich sagen läßt. Ich sagte wörtlich:

„Und während die Frage, ob die Sitte der Uebernahme des Anwesens durch einen Erben in Abnahme begriffen sei, ohne Ausnahme verneint, ja sogar in nicht wenigen Fällen in Franken wie in Schwaben und Altbayern als in Zunahme begriffen dargestellt wird, heißt es im Notariatsberichte von Haag: ‚Die Sitte, an ein einziges Mitglied der Familie das Anwesen zu übergeben, ist nicht in der Abnahme begriffen, wohl aber die Uebung der Uebergabe zu einem Werthanschlage, welcher hinter dem Verkaufswerthe zurückbleibt‘, und im Berichte des Amtsgerichts Laufen heißt es: ‚In der Regel liegt den weichenden Kindern weniger der Glanz oder die Erhaltung des elterlichen Anwesens am Herzen als das Streben, nicht weniger elterliches Vermögen zu erhalten als der Uebernehmende‘“.

Sollte der Leser nach diesen Proben Sering'scher Kritik glauben, damit sei das Aeußerste an Entstellung erreicht, wozu die Verblendung des Wollens einen Gelehrten hinreißen könne, so muß ich leider sagen, daß der Höhepunkt erst kommt. Sering schreibt nämlich wörtlich über meine Agrarpolitik: „diese Auseinandersetzung“ (daß mein Feldzug gegen die Erbrechtsreform als mißlungen betrachtet werden könne) „schien mir erforderlich, um die Tendenz des vorliegenden ‚Lehrbuchs‘ deutlich zu machen. Nach der Vorrede enthält es den Abdruck der theoretischen Einleitung, die der Verfasser dem agrarpolitischen Theil seiner Vorlesungen vorauszuschicken pflegt. Sie soll das, ‚was die theoretische Betrachtung der Natur der Dinge ergab, in spezieller Anwendung auf die wirthschaftlichen Elemente, mit denen es der einzelne Wirthschaftszweig zu thun hat, zur Darstellung bringen. . . .‘ Thatsächlich handelt es sich in dieser theoretischen Einleitung um den Versuch, die Verderblichkeit der agrarpolitischen Bestrebungen im heutigen Deutschland auf dem Wege der Deduktion nachzuweisen, nachdem der induktive Beweis mißglückt ist“.

Also mit vollem Bewußtsein habe ich, indem ich meine Agrarpolitik schrieb, die Welt zu hintergehen gesucht! Ich habe vorgegeben, die Wahrheit zu suchen; „thatsächlich“ habe ich nach Argumenten gesucht, um die Welt zu etwas zu überreden, was, wie ich mir selbst sagte, mir induktiv nachzuweisen mißglückt war! Was diese verbrecherische Tendenz — denn für jeden Mann von Ehre, geschweige denn für einen Mann der Wissenschaft, wäre eine solche Absicht ein Verbrechen — in mir hervorgerufen hat, wäre zwar anzugeben gewesen, um dieselbe glaubhaft zu machen, wird aber verschwiegen. Theoretische Voreingenommenheit kann es nicht sein, denn früher habe ich, wie Sering mir ja selbst vorhält, mich sogar zu Gunsten der Anerbfolge ausgesprochen. Parteizugehörigkeit kann es auch nicht sein, denn ich gehöre zu keiner Partei. Auch mein Sonderinteresse kann mich nicht veranlaßt haben, denn weder habe ich von der einen oder anderen Art der Erbfolge einen Vortheil zu erwarten, noch auch sind die Angriffe gewisser offiziöser Organe, die ich mir zugezogen, ein Genuß, den man zu ambitioniren pflegt. Bleibt also höchstens, daß der mir von Sering nachgesagte Wunsch, den Bauernstand zu vernichten, mich angetrieben hat. Oder vielleicht sagt Sering auch von mir wie von früheren Gegnern, ich „erstrebe den Untergang meines Landes in seiner historisch gewordenen Gestalt!“

Man sieht, Prof. Sering ist geradezu ein Paradigma des Volkswirthschaftslehrers, der den wissenschaftlichen Charakter der Volkswirthschaftslehre durch sein Verhalten in Frage stellt. Eine lobenswerthe Begeisterung für die Hebung von Mißständen füllt seine Seele. Allein er ist weit entfernt von jener Unbefangenheit, welche die Dinge betrachtet, um der Beobachtung willen, ganz gleichgültig um das Ergebniß, das dabei herauskommt; und noch fremder ist ihm jener Geist des Zweifels, der die Seele der Wissenschaft ausmacht und den Forscher bereit macht, jeden Augenblick selbst die letzten Grundlagen seiner Anschauungen wieder in Frage zu stellen, noch so liebgewordene Gedankengänge zu verwerfen und die entgegengesetzten anzuerkennen, sobald die erneute Forschung ihn dazu nöthigt. Nein, das Ergebniß, zu dem die Forschung gelangen muß, steht für ihn fest. Es ist nicht das, wozu gemäß der Natur der Dinge die Entwicklung führt. Es wird gefühlsmäßig erkannt, nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen, ist das Resultat nicht von Denken, sondern von Wünschen, gehört nicht der realen Welt des Thatsächlichen, sondern ist ein Ideal. Als weitere Folge haben wir die Eingangs angegebene: die Bekämpfung nicht der Argumente, die der blinde Eifer vielmehr geradezu zu verstehen verhindert, sondern der Gesinnung und in betrübendstem Maße als weitere Folge die Verdächtigung.

Daß bei dieser Art von Geistesverfassung von Professor Sering eine wissenschaftliche Kritik meines Buches nicht zu erwarten war, läßt sich wohl denken. Wie kann Jemand einen Gedankengang sowohl würdigen als auch widerlegen, den seine Voreingenommenheit von bestimmtem Wollen ihn sogar zu verstehen verhindert. Wenigstens hat die von Sering versuchte Wiedergabe des „wesentlichen“ Gedankengangs meines Buchs nur eine ganz entfernte Aehnlichkeit mit dessen Inhalt. Denn während die Frage des Anerbenrechts und der Verschuldungsgrenze in meinem Buche nur gelegentlich gestreift werden, ist Sering so voll von diesen seinen Idealen — für ihn offenbar das Alpha und Omega aller agrarischen Weisheit — daß man beim Lesen seiner Kritik den Eindruck erhält, mein Buch handle im Wesentlichen und in letzter Absicht von Anerbenrecht und Verschuldungsgrenze. Auch das, was Sering gegen meine diesbezüglichen Ausführungen beibringt, ist voll von Mißverständnissen, Entstellungen, Irrthümern. So müßte man z. B. an der Ehrlichkeit Sering's zweifeln, wenn er von mir behauptet, ich betrachte den Bauer und seine Kinder als Grundstücksspekulanten, als blos „vorübergehende, stets auf möglichst vortheilhaften Wiederverkauf bedachte Besitzer“, sagte man sich nicht immer wieder, es handle sich hier um einen durch die Schlagworte der Agitation in seiner Denkfähigkeit beeinträchtigten Mann. Allein ich brauche den Leser nicht mit der Widerlegung dieser und anderer ähnlicher Behauptungen zu ermüden. Hat doch Sering ganz übersehen, daß auf meine vorliegende „theoretische Einleitung in die Agrarpolitik“ noch ein praktischer Theil folgen

wird. In diesem erst werden die von Sering berührten praktischen Fragen und bei dieser Gelegenheit auch seine Einzeleinwendungen Erledigung finden.

Nur zwei Ausführungen Sering's seien hier noch hervorgehoben, weil sie von allgemeinerer Bedeutung sind.

Die eine bietet einen weiteren Beleg für die Eingangs erwähnten Folgen, zu denen der Mangel einer genügenden theoretischen Schulung führt. Ich meine hierbei nicht jene Bemerkungen, in denen sich Sering über meine Ausführungen über den Kapitalcharakter des Bodens aufhält; daß die Begründung Adolph Wagner's, warum landwirthschaftlicher Boden mit steigender Kultur nicht im Gemeineigenthum bleiben kann, mit dem, was ich über den heutigen Kapitalcharakter dieses Bodens sage, nicht im Widerspruch steht, dürfte für andere als Sering keines Nachweises bedürfen. Ich meine jene charakteristische Bemerkung, mein Buch stehe in seiner Methode ganz auf dem Standpunkt der klassischen Nationalökonomie und trete damit mit meiner Wiener Antrittsrede, in der ich diese bekämpfte, in Widerspruch. Was ich dort bekämpft habe und was ich heute noch bekämpfe, ist, daß man ausgehend von einem abstrakten Menschen, den man sich von nichts anderem als dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn beseelt denkt, ein Lehrgebäude vom Wirthschaftsleben deduzire, weil diese Deduktionen mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Wo, frage ich Herrn Sering, findet sich in meiner theoretischen Einleitung ein einziger Satz, der auf dem Wege dieser Methode begründet wäre? In welchem Kapitel meines Buches tritt diese Methode zu Tage? In dem über die Eigenschaften des Bodens, die Feldsysteme, die Meliorationen, den Bodenertrag, über Grundeigenthum und Grundrente oder den Bodenpreis? Ist etwa die Darlegung, daß viele reiche Leute den Boden wegen der mit ihm verbundenen gesellschaftlichen und politischen Vorzüge über den Ertragswerth bezahlen, mittelst Deduktion aus dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn begründet, oder gilt dies etwa von der Darlegung, daß die kleinen Leute, die den Boden als Gelegenheit zu einem sicheren und unabhängigen Arbeitseinkommen kaufen, einen Preis dafür zahlen oder sich in Anrechnung bringen lassen, der außer allem Verhältniß zu dem mit dem laufenden Zinsfuße kapitalisirten Reinertrag steht? Sind es nicht vielmehr Herr Sering und seine Freunde, welche, indem sie keinen höheren Bodenpreis, als dem Ertragswerth entspricht, zulassen wollen, den Bauern wie jenen abstrakten Menschen, der lediglich nach kapitalistischen Prinzipien rechnet, behandeln wollen? Aber lassen wir letztere Frage bei Seite, um lediglich die methodologische ins Auge zu fassen — die Sering'sche Behauptung, ich verfahre in meiner Agrarpolitik nach der von mir selbst verworfenen deduktiven Methode, läßt sich wirklich bloß verstehen, wenn man annimmt, Sering habe keine präzise methodologische Vorstellungen: er verwechsle Deduktion von mittleren Sätzen aus einigen oberstem Sätzen, die als unerschütterliche Wahrheit gelten, — die Methode der klassischen Nationalökonomie, die schon von Baco verworfene Methode — mit dem Streben derjenigen, die, wenn sie auch vom Einzelnen ausgehend zum Allgemeinen aufzusteigen suchen, doch das Bedürfniß empfinden, vor allem die Natur der einzelnen Dinge, die sie zu behandeln haben, klar zu stellen. Als ich in Wien Professor war, hatte ich oft den Vorwurf zu hören, die historisch-realistische Schule suche das Denken aus der Nationalökonomie zu verbannen. Wie oft habe ich mich nicht genöthigt gesehen, dies als eine Entstellung zu bekämpfen! Aber Sering scheint meinen damaligen Gegnern Recht geben zu wollen. Dann aber muß ich ihm sagen, daß er den Geist meiner Wiener Ausführungen auf das Gründlichste mißverstanden hat, und ihm und denen, die mit ihm gehen, kann ich mit Baco zurufen: „Der Weg derer, welche darauf verzichten, die Natur der Dinge zu erkennen, und mein Weg stimmen im Beginn überein; aber am Ende sind beide völlig getrennt und entgegengesetzt. Jene behaupten einfach, man könne nichts wissen; ich behaupte, daß man auf dem bisher üblichen Wege von der Natur nicht viel wissen könne; jene haben dann das Ansehen der Sinne und des Verstandes zerstört; ich dagegen suche und bereite Hilfsmittel für diese."

Die andere Ausführung Sering's, die noch kurz berührt werden soll, ist die, daß selbst, wenn meine Theorien richtig wären, ihnen keinerlei Einfluß auf die Gesetzgebung zuzugestehen sei, weil sie lediglich das Produktionsinteresse ins Auge faßten. Allein auch die letztere Behauptung ist verkehrt wie alle populären Schlagwörter, denen Sering die Herrschaft über seinen Geist eingeräumt hat. Nicht der Gegensatz von Gesichtspunkten der Produktion und der Vertheilung ist es, der uns trennt, und wenn dies der Fall wäre, überwöge die Rücksicht auf die Vertheilung jedenfalls mehr bei mir wie bei Sering. Denn liest man Sering, so glaubt man noch die Luft Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen zu athmen, denen es sich nur darum handelte, eine bestimmte Zahl von Stellen zu besetzen und besetzt zu erhalten, die Menschen aber als quantité négligeable erschienen. Der Gegensatz, der uns trennt, ist vielmehr der, den ich schon auf dem Wiener Kongreß hervorgehoben habe. Ich sage: Ausgangspunkt und Endpunkt der Volkswirthschaftslehre ist der Mensch und auch die weichenden Erben sind Menschen, die Anspruch auf die Möglichkeit haben, ihre Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen: Prof. Sering und Genossen dagegen wollen den Hof zum Ausgangs- und Endpunkt der Sozialpolitik machen.

Als man anfing, die theoretischen Systeme, statt rein abstrakt, im Zusammenhang mit dem Milieu, in dem ihre Urheber lebten, ins Auge zu fassen, bedeutete dies einen großen wissenschaftlichen Fortschritt; denn diese Betrachtungsweise führte zu einem tieferen Verständniß jener Systeme. Wenn man aber, wie dies heute seitens einer gewissen Richtung systematisch geschieht, da, wo es die Beurtheilung des Werks eines Autors gilt, sich zunächst auf Grund einer nothwendig stets mangelhaften Kenntniß ein Gesammtbild von dessen Persönlichkeit macht, um seine Tendenz festzustellen und dann nach dieser sein Werk beurtheilt, so ist dies nicht nur die Karikatur jener historischen Methode, sondern das gerade Gegentheil aller Wissenschaftlichkeit. Und eben deshalb kann es mich auch nicht schmerzen, wenn Sering seine Kritik mit der Bemerkung schließt, daß meiner Arbeit die Eigenschaften eines guten Lehrbuchs und einer empfehlenswerthen theoretischen Grundlegung der Agrarpolitik abgingen. Muß mir doch, nach dem, was wir hier von Sering gesehen haben, dies als das beste Lob meiner Arbeit erscheinen; denn Sering setzt sich bewußt und eingestandenermaßen ein Wollen und Handeln als Ziel, meine Arbeit lediglich ein Erkennen. Und so war mir denn seine Besprechung geradezu von äußerstem Werth, da sie in prägnantester Weise zeigt, wozu das Unglück der heutigen Volkswirthschaftslehre, das Ausgehen von Wollen und Wünschen führt. An Herrn Sering möchte ich aber noch eine Bitte richten, die mir besonders am Herzen liegt. Er ist bestellter Pfleger der Wissenschaft. „Die wissenschaftliche Forschung aber kennt nur ein Ziel; die Erkenntniß der Wirklichkeit. Diesem einen Ziele muß sie mit unerbittlicher Strenge Alles und Jedes unterordnen: das eigene Ich des Forschers mit allem seinem egoistischen Fühlen und Streben, seinen Meinungen, seinen Lieblingsideen, seinen Interessen. Kein Heiligthum darf ihr heiliger sein, als die Wahrheit. In Alles muß sie eindringen; vor keiner Prüfung oder Zergliederung darf sie zurückschrecken, mag das zu prüfende dem Forscher durch Ehrfurcht, Liebe, Patriotismus, Loyalitätsgefühl, Religion oder Parteistellung noch so sehr ans Herz gewachsen sein. Und rückhaltlos hat sie auszusprechen, was die Prüfung ergeben, ohne Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil, ohne Gier nach Lob und ohne Furcht vor Tadel." Hält sie sich streng an diese Aufgabe, so wird sie, soviel Kämpfe es auch kosten mag, auch der Stürme Herr werden, die sie gerade auf volkswirthschaftlichem Gebiete heute von allen Seiten umtosen. Verfahren ihre Vertreter aber wie Prof. Sering, so werden nicht nur sie, sondern auch die wissenschaftliche Volkswirthschaftslehre, wenigstens so weit

sie auf den Universitäten betrieben wird, in diesen Stürmen untergehen. Prof. Sering möge sich der Verantwortung bewußt sein, die er trägt!

München.

Lujo Brentano.

Das gewerbliche Schulwesen in Oesterreich.

Im vergangenen Jahre habe ich in dieser Zeitschrift*) Erfahrungen veröffentlicht, welche ich in Pariser gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen gesammelt hatte. In diesem Jahre besuchte ich Oesterreich, um in dem, im Vergleich zu Frankreich, so viel ärmeren Lande gleichfalls Studien darüber anzustellen, ob und wie man auch hier bemüht ist, durch die Schule dem Gewerbe- und Handwerkerstande aufzuhelfen.

Was ich in den verschiedensten, gewerblichen Bildungsanstalten und in mehreren Provinzen des Landes kennen gelernt habe, werde ich versuchen, in gedrängter Kürze hier wiederzugeben. Es wäre zwar werth und ein Leichtes, dicke Bücher darüber zu schreiben; allein, sie würden den Zweck verfehlen, welchen diese Zeilen anstreben: von möglichst vielen gelesen zu werden, um Hilfstruppen zur Förderung der Interessen des Handwerkerstandes zu gewinnen! Nur dadurch, daß immer weiteren Kreisen des gebildeten und werkthätigen Volkes die Augen darüber geöffnet werden, was dem Handwerk zunächst und am meisten Noth thut, kann Wandel und damit eine Besserung in den Erwerbsverhältnissen desselben geschaffen werden.

Die nachfolgenden Ausführungen befassen sich lediglich mit dem niederen und mittleren gewerblichen Schulwesen Oesterreichs, und berühren weder die Bildungsanstalten für höhere Kunst, noch höheres Bau- und Maschinenwesen u. s. w.

Um diese Schilderungen mit den Anfängen des Unterrichts überhaupt zu beginnen, sei erwähnt, daß der begabte und fleißige Volksschüler, welcher sich, nach Absolvirung seiner achtjährigen Schulpflicht, einem Handwerk oder Gewerbe zuwenden will, seine erste Schulbildung nicht mit der Volksschule abzuschließen braucht. Man hat vielmehr in fast allen größeren Städten der jeweilig fünfklassigen Volksschule einen Aufbau von drei Klassen Bürgerschule mit höheren Lehrzielen aufgesetzt. Es wird dabei sehr richtig argumentirt: Der Schulzwang währt 8 Jahre. Bei jährlichen Kursen sind für den fleißigen und begabten Schüler also 8 Stufen erforderlich. Die große Mehrzahl der Schüler erreicht erfahrungsgemäß aber kaum mehr, als die fünfte Klasse. Für den großen Haufen genügt daher eine Volksschule mit fünf Stufen. Den besseren Schülern eröffnet man aber in einer, im Lehrplan sich anschließenden, dreistufigen Bürgerschule die Gelegenheit zu nützlicher Weiterbildung. Man löst ihre Kräfte nicht, wie so häufig in unseren sechsklassigen Volksschulen, dadurch erlahmen, daß ihnen zugemuthet wird, drei Jahre in der ersten Klasse zu verbringen und den nur unwesentlich, oft auch gar nicht veränderten Lehrstoff derselben mehrfach zu wiederholen.

Dem jungen Mann, der ein Handwerk erlernen will, bieten sich in Oesterreich drei Wege: Entweder er tritt nach Absolvirung seiner achtjährigen Schulpflicht bei einem Meister in die Lehre; dann ist er nebenher, während der Lehrzeit, zum Besuche einer Fach- bezw. Fortbildungsschule verpflichtet. Oder er besucht — an Stelle einer Lehre — die Tagesschule einer Staatsgewerbeschule, in der er in drei bis vier Jahren theoretisch und praktisch soweit zum tüchtigen Handwerker ausgebildet wird, daß er auf der Schule selbst sogar die Qualifikation zum künftigen selbständigen Betriebe seines Gewerbes als Meister erwerben kann. Der dritte Weg ist der, daß der junge Mann mit dem 12. oder 13. Jahre, nach dem Besuche von 6 Volksschulklassen, oder von 5 Volksschul- und einer Bürgerschulklasse, in die Tagesschule einer Handwerkerschule eintritt, in welcher er für gewöhnlich drei Jahre verbleibt und danach noch eine ein- bis zweijährige praktische Lehre bei einem Meister durchmacht. Dieser letzte Weg scheint in Oesterreich ganz besonders in Aufnahme kommen zu wollen, und nach den Beobachtungen, die ich in Linz an der dortigen, vorzüglich geleiteten Staats-Handwerkerschule gemacht habe, kann ich es sehr wohl begreifen. Den Handwerkerschulen liegt der Gedanke zu Grunde, die beiden letzten Jahre der allgemeinen Schulpflicht für den künftigen Beruf des Knaben direkt nutzbar zu gestalten und ihn schon während dieser Zeit sowohl wissenschaftlich wie praktisch in denselben einzuführen. Der Schulunterricht theilt sich daher auch in einen wissenschaftlichen und Werkstättenunterricht. Ersterer erstreckt sich auf Religion (entsprechend den Bestimmungen des Reichs-Volksschulgesetzes), gute Ausbildung der Sprache, sowohl mündlich, wie schriftlich, unter besonderer Berücksichtigung der Abfassung von Briefen, Geschäftsaufsätzen und Eingaben, wie sie im gewerblichen Leben und im Verkehr mit Behörden vorkommen. Ferner wird gelehrt Geographie, Naturkunde, gewerbliches Rechnen, gewerbliche Buchführung, Elemente der Mechanik, Geometrie, Technologie (unterstützt durch eine reichhaltige Sammlung von Anschauungsmitteln), Materialien- und Gewerbegesetzkunde. Der Zeichenunterricht ist ein ausgezeichneter. Er beginnt mit Freihandzeichnen, dann folgt geometrisches Zeichnen, Projektionslehre und gewerbliches Fachzeichnen. Formenlehre und Modelliren schließen sich, entsprechend dem gewählten zukünftigen Berufe des Schülers, an. Nebenher geht, in gut eingerichteten Werkstätten, ein Handfertigkeitsunterricht; zunächst in der Holz- und Metallbearbeitung. Unter Anleitung tüchtiger Werkmeister und beaufsichtigt von den betreffenden Fachlehrern werden die Schüler mit der Handhabung der wichtigsten Handwerkzeuge vertraut gemacht und entweder im Sägen, Hobeln, Stemmen, Drechseln u. s. w., oder im Feilen, Bohren, Drehen u. s. w. systematisch geübt. Um auch die Anwendung dieser Operationen kennen zu lernen, verfertigen die Schüler aus dem betreffenden Materiale einfache geometrische Körper, Holzverbindungen und einfache Konstruktionsdetails nach den im Fachzeichnen hergestellten Werkzeichnungen. Gießer (Eisen-, Gelb-, Zinngießer) und Bronzearbeiter üben sich im Einformen gegebener oder selbstverfertigter Modelle in Sand, Lehm, Gips u. s. w. und im Ausführen des Gusses in einer leicht schmelzbaren Metalllegirung.

Andere praktische Uebungen erstrecken sich auf Folgendes:

a) Uebungen im Zeichnen und Malen mit steter Berücksichtigung der gewerblichen Anwendung, wie z. B. Uebertragen und Vervielfältigen von Zeichnungen mittels einfacher Hilfsmittel (Pauspapier, chemische Tinte u. s. w.). Anfertigen von Patronen für Zimmermaler, Imitation von Holz und Marmor für Anstreicher.

b) Konstruktions-Modelliren für Maurer, Steinmetze, Zimmerleute und Klempner. Einfache Konstruktionen werden nach Zeichnung im verjüngten Maßstabe aus Holz, Gips, weichem Stein oder Blech zusammengestellt.

c) Die Anwendung der Naturlehre und Materialienkunde wird praktisch geübt durch Wägen mit verschiedenen Wagen. Vornahme handelsüblicher Gewichtsproben, Handhabung der Aräometer zum Messen des spezifischen Gewichts von Flüssigkeiten. Prüfung der gangbarsten Materialien und Waaren, z. B. Petroleum, Spiritus u. s. w. Ferner werden auch noch Versuche im Anfertigen von Beizen, Lacken, Firnissen, Kitten, Seifen u. s. w. nach gegebenen Rezepten ausgeführt, wobei das Auflösen, Fällen, Filtriren, Destilliren u. s. w. praktisch geübt wird.

*) Nr. 44, Jahrg. 1896.

Nur die Uebungen in der Holz- und Metallbearbeitung werden von sämmtlichen Schülern des ersten Jahrgangs gleichmäßig betrieben. Zu den übrigen Abtheilungen erfolgt die Zuweisung der Schüler zu Beginn des zweiten und folgenden Jahres, entsprechend ihrer Berufswahl und auf Grund der diesbezüglichen Erklärungen und Wünsche der betreffenden Eltern, bezw. ihrer Stellvertreter, welchen die Schulleitung mit Rath an die Hand geht.

Wie aus diesem Lehrplan ersichtlich, liegt es nicht in der Absicht der Handwerkerschule, den jungen Mann praktisch für irgend ein Gewerbe fertig auszubilden, wie solches die Staatsgewerbeschule anstrebt. Vielmehr soll in der Schule selbst nur eine feste Grundlage gelegt werden, auf der in einer sich anschließenden, längstens auf 2 Jahre bemessenen praktischen Lehre bei einem mitten im Berufsleben stehenden Meister ein tüchtiger Geselle und künftiger Meister sich entwickeln kann. Daß dies auch gelingen muß, sofern der junge Mann nach Absolvirung der Handwerkerschule einen guten Lehrmeister findet, bei dessen Auffinden die Schulleitung hilft, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Der Werkstättenunterricht der Linzer Schule, und wahrscheinlich der anderer ähnlicher Anstalten ebenfalls, wird auch noch für weitergehende Unterrichtszwecke nutzbar gemacht. Man läßt von den Schülern, z. B. für den geometrischen Unterricht an Volksschulen 2c., Modelle aus Holz herstellen. So gelangten allein im Schuljahr 1895/96 130 Garnituren zu je 12 geometrischen Modellen von der Linzer Schule aus zum Versandt und außerdem noch eine große Anzahl anderer Modelle aus Holz, Metall und Gips für den Fachunterricht an Fortbildungsschulen 2c.

Das Schulgeld, von dem bedürftige Schüler auch noch befreit werden können, beträgt in Linz nur 4 fl. pro Jahr, neben einer einmaligen Einschreibegebühr von 1 fl. Außer in Linz befinden sich noch in Klagenfurt, Imst, Jaromer, Kladno und Tetschen Staatshandwerkerschulen, welche dem Staate pro 1897 72 493 fl. Kosten verursachen. In Jungbunzlau, Leitomischl, Kolin, Kuttenberg und Wolyn giebt es Kommunalhandwerkerschulen, welche in diesem Jahre eine staatliche Unterstützung von 15 700 fl. genießen.

Die Staatsgewerbeschulen stehen eine Stufe höher, als die Handwerkerschulen. Soweit sie das Handwerk betreffen, streben sie die vollständige Ausbildung des Schülers in einem einzelnen Handwerkszweige an und übernehmen, nach Ablauf der achtjährigen Elementarschulpflicht, die gesammte weiterhin erforderliche Erziehung und Unterweisung desselben, sowohl in Bezug auf Wissenschaften, Geschäftsführung und Zeichnen, als auch Werkstattpraxis. Dabei wird die Ausbildung des Schülers auch nach der kunstgewerblichen Seite seines Faches hin stets mit ins Auge gefaßt. Der Unterrichtsplan erstreckt sich auf folgende Fächer: Holzschnitzerei, Drechslerei, Möbel- und Bautischlerei nebst Intarsia, Bau-, Maschinen- und Kunstschlosserei, Mechanik, Elektrotechnik, Klempnerei, Gürtlerei, Bronze-, Gold- und Silber-, Gravir- und Ciselirarbeit sowie Galvanoplastik. Ferner werden Dekorations- und Zimmermaler, Glasmaler, Schilder- und Schriftenmaler, Majolikamaler, Lithographen, Xylographen, Retoucheure und Musterzeichner ausgebildet. Viele Schulen haben auch Kurse für das Baugewerbe und einige für Maschinenbau zur Heranbildung von Werkmeistern. Die von den hier angeführten am häufigsten vorkommenden Gewerbe sind an allen Schulen vertreten, andere nur entsprechend dem sich jeweilig örtlich geltend machenden Bedürfniß. So befindet sich z. B. an der Staatsgewerbeschule in Graz auch ein, von Mädchen gut besuchter Kurs für Kunststickerei, in dem so Hervorragendes geleistet wird, wie ich Besseres nirgendwo gesehen habe.

An den Staatsgewerbeschulen bestehen meist zweierlei Kurse, niedere und höhere. Zum Eintritt in den niederen ist nur erforderlich, daß der Schüler seiner Volksschulpflicht genügt hat, also vierzehn Jahre alt ist, und die nöthigen elementaren Kenntnisse in der deutschen Sprache, im Rechnen und Schreiben besitzt. In den höheren Kurs werden für gewöhnlich nur solche Schüler eingereiht, welche die drei unteren Klassen eines Gymnasiums oder einer Realschule, oder die einer fünfklassigen Volksschule aufgebauten drei Klassen einer Bürgerschule mit gutem Erfolg absolvirt und durch ein Aufnahmeexamen eine genügende Gewandtheit im geometrischen Zeichnen nachgewiesen haben.

Die niederen Kurse der Staatsgewerbeschulen ersetzen beim Handwerk, wie schon erwähnt, die Meisterlehre und erfolgt in ihnen die Ausbildung der Schüler theoretisch und praktisch in allen zur Ausübung des betreffenden Gewerbes nöthigen fachlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, sowie in dem heutzutage dabei so nöthigen kaufmännischen Wissen.

Der höhere Kurs strebt natürlich auch eine höhere fachliche Ausbildung an, wie solche für Werkmeister, Werkzeichner und selbständige Leiter eines Betriebes erforderlich erscheint. In diesen Kursen werden auch Werkmeister zu Werkstättenlehrern und Fachlehrer für andere Fachschulen herangebildet. Letztere besuchen häufig zum Abschluß ihrer Ausbildung noch die Kunstgewerbeschule in Wien oder Prag.

Während der Werkstättenunterricht an den Handwerkerschulen in der Hauptsache nur darauf abzielt, den Schüler mit den Werkzeugen seines Berufs und ihrer Handhabung gründlich vertraut zu machen und ihn die verschiedenen Formen und Verbindungen der Einzeltheile größerer Stücke kennen lernen und ausführen zu lassen, wird der Werkstättenunterricht an den Staatsgewerbeschulen so vielseitig wie nur irgend möglich gestattet. Die Bautischler z. B. fertigen Fenster, Thüren und Verschläge u. s. w. Die Möbeltischler arbeiten Möbel jeder Art und Feinheit. (In der Fachschule für Holzbearbeitung in Bozen ist man u. a. jetzt damit beschäftigt für die nächste Pariser Ausstellung im Jahre 1900 eine ganze Zimmereinrichtung, Täfelung und Möbel, herzustellen. Die Modelle entstammen einem alten Schlosse in Tyrol, wo die Schüler auch die Aufnahmezeichnungen angefertigt haben.) Die Schlosser und Zierschmiede (Kunstschlosser) verfertigen Werkzeuge, Schlösser, Gitter, Thür- und Fensterbeschläge, Blitzableiter, Thurmkreuze u. s. w.

Mit Strenge wird zunächst auf Genauigkeit der Ausführung und Sicherheit der Arbeit gesehen, erst späterhin legt man auch Werth auf Schnelligkeit der Ausführung. Im Einzelunterricht wird erst dann fortgeschritten, wenn die Arbeit des Schülers vollkommen befriedigend ist.

Auf 10 bis höchstens 20 Schüler, je nachdem um was für ein Gewerbe es sich handelt, kommt ein Werkmeister als Lehrer.

Die Werkstätten der Staatsgewerbeschulen für die Heranbildung von Werkmeistern für den Maschinenbau, Elektrotechnik u. s. w sind regelrechte kleine Fabrikbetriebe, in denen Alles, vom Holzmodell bis zur fertigen Maschine, ausgeführt wird. Nur größere Gußkörper in Eisen läßt man außerhalb herstellen.

Die Unterrichtsdauer zur Erlernung eines Handwerks währt in der Regel 4 Jahre. Bei leichter zu erlernenden Gewerben geht es etwas schneller, bei anderen, die eine mehr künstlerische Ausgestaltung zulassen, kann der Schüler den Unterricht, sei es in seiner Gesammtheit, oder nur in den Werkstätten, auch länger genießen.

Um das Certifikat zur Ausübung seines Gewerbes als Meister zu erlangen, hat der Schüler ein Abgangsexamen zu bestehen.

Einige der Staatsgewerbeschulen dienen nur Einzelzwecken, so diejenige des X. Bezirks in Wien zur Ausbildung von Werkmeistern für Maschinenbau und Elektrotechnik. Der Lehrplan derselben ist zweijährig und im Ganzen ähnlich wie an unseren Werkmeisterschulen, nur daß diese letzteren sich keines so eingehenden Werkstättenunterrichts erfreuen, wie die österreichischen Schulen. Es ist dies einer der Gründe, weshalb auf den österreichischen Werkmeisterschulen tüchtige Werkmeister für den Betrieb herangebildet und diesem auch erhalten zu werden pflegen, während die Schüler unserer Werkmeisterschulen sich, nach Absolvirung derselben, in der Regel dem Betrieb ab und dem

Büreau zuwenden. Vor der Aufnahme in die Schule müssen die Werkmeisterschüler, wie bei uns, eine mehrjährige Praxis hinter sich haben. — Eine andere Staatsgewerbeschule, die des I. Bezirks in Wien, bezweckt die Ausbildung von Technikern für das Maschinenfach und Baugewerbe, ungefähr den mittleren Maschinenbau- und Baugewerkschulen in Preußen entsprechend und, wie diese, ohne Lehrwerkstätten arbeitend.

Die Staatsgewerbeschulen haben in der Regel, außer der Abtheilung für vollen Tagesunterricht, auch noch Fach- bezw. Fortbildungskurse für Lehrlinge, Gehilfen und Meister. Häufig halten sie auch noch einen sogenannten offenen Zeichen- und Modellirsaal für Männer, Frauen und Mädchen, in dem je nach den Bedürfnissen und Vorkenntnissen der Schüler bezw. Schülerinnen, welche ganz nach Belieben erscheinen können, der Unterricht vollständig spezialisirt wird.

Man ersieht aus Vorstehendem, daß die Staatsgewerbeschulen allen Bedürfnissen, die sich im Volke in Bezug auf gewerbliche und kunstgewerbliche Ausbildung geltend machen, in entgegenkommendster Weise zu entsprechen suchen, und zwar gegen ein verhältnißmäßig billiges Schulgeld, aber auch gänzlich kostenlos.

Staatsgewerbeschulen gibt es je zwei in Wien, Pilsen und Brünn (in den beiden letzten Orten je eine deutsche und eine böhmische), eine in Salzburg, Graz, Triest, Innsbruck (mit Filiale in Hall in Tirol), Prag, Bielitz, Krakau, Lemberg und Czernowitz (letztere mit einer Abtheilung für kaufmännische Disziplinen). Dem Staate erwachsen für das Jahr 1897 aus dem Unterhalte dieser Schulen 1108078 fl. Kosten.

(Schluß folgt.)

Magdeburg. E. M. Sombart.

Andrée's Nordpolflug.

Was er im vergangenen Jahre vergeblich erstrebte, hat der kühne Schwede im gegenwärtigen erreicht. Dem ersten günstigen Südwinde vertraute er sein Luftschiff an, und wenn die Luftströmung, die er für seinen Aufstieg benutzen durfte, nach Richtung und Intensität sich gleich geblieben ist, so dürften Andrée und seine Gefährten auf ihrem Weg zum Pole bereits ein tüchtiges Stück zurückgelegt haben. Es ist nur natürlich, daß auch diesmal, ganz wie bei Nansen, die Frage sich erhebt: Welche Hoffnungen auf guten Ausgang stehen dem jedenfalls groß geplanten und muthig begonnenen Unternehmen zur Seite, und welches werden im besten Falle die dabei zu erzielenden Ergebnisse sein? Kein Fachmann wird es wagen, eine wie immer beschaffene Prognose stellen zu wollen, da uns doch nahezu alle die Bedingungen unbekannt sind, welche an Ort und Stelle auf das Gelingen einwirken können, aber ebensowenig darf er es ablehnen, auf Grund des augenblicklichen Standes unseres Wissens die Chancen der Expedition ruhig zu erwägen. Eine solche Erörterung soll denn auch den Gegenstand der folgenden Zeilen bilden.

Zunächst muß betont werden, daß der Führer des Luftschiffes ein erprobter Ingenieur und erfahrener Aëronaut ist, und daß er sich allem Anscheine nach auf die beiden Männer vollkommen verlassen kann, welche die Fährlichkeiten der nächsten Wochen oder Monate mit ihm zu theilen haben. In der Adjustirung und Ausrüstung des Ballons dürfte nichts versäumt worden sein, und so lange die Reisegesellschaft sich in ihrer Gondel befindet, hat sie wohl kaum irgend welche Besorgniß zu hegen. Ob freilich die Hoffnung, mit Hilfe der nachschleppenden Seile das Luftschiff einigermaßen steuern zu können, sich verwirklichen wird, das möchten wir stark bezweifeln. Ein bei der Auffahrt anwesender Berichterstatter will sogar bemerkt haben, daß die Schleppleinen, von denen man sich so viel versprach, in Folge eines Versehens zurückgeblieben seien; allein, selbst wenn es sich anders verhalten oder wenn Andrée im Stande sein sollte, den Schaden durch Anknüpfung von Reservestricken wieder gut zu machen, selbst dann wird die Richtung der Fahrt fast ausschließlich durch den Wind bestimmt werden. Und wohin wird dieser die Reisenden führen? Eine große Anzahl von Möglichkeiten bietet sich dar, ohne daß wir ein Recht besäßen, die eine vor der anderen zu bevorzugen; so bleibt uns also nur übrig, alle diese Fälle nach einander ins Auge zu fassen.

Wir nehmen zuvörderst an, der Wind blase — was freilich recht unwahrscheinlich ist — stetig aus dem südlichen Quartiere; dann wird der Ballon direkt gegen die Beringsstraße hin getrieben. Wäre dies eine breite Oeffnung, so läge die Gefahr nahe, daß die Insassen, unfähig, sich über die Oertlichkeit zu orientiren, in die weite Wasserwüste des Großen Ozeans verschlagen werden könnten, allein da jener Sund nur schmal ist, so würde sich ein rasches Landen auf seiner asiatischen oder amerikanischen Seite wohl immer bewerkstelligen lassen. Unter allen Umständen wäre ein südwestlicher Wind einem südöstlichen vorzuziehen. Denn dann würde den Luftschiffern eine Landung irgendwo an der sibirischen Küste ermöglicht werden; und so unwirthlich diese auch sein mag, so finden sich doch fast überall an ihr nomadisirende Stämme, um durch deren Unterstützung sich einen Weg nach civilisirten Gegenden bahnen zu können. Zudem hat Andrée Lebensmittel in hinlänglicher Menge mitgenommen, um allenfalls eine Ueberwinterung in einer Landschaft riskiren zu können, welche doch auch manche Aushilfe durch Jagd und Fischfang zu gewähren vermöchte.

Ein mehr oder weniger aus Südost kommender Wind würde bewirken, daß der Ballon die eisigen Archipele der nordwestlichen Durchfahrt überfliegt und bestenfalls irgendwo in Alaska zur Erde kommt. Die Aussichten sind hier schlechter, wennschon keineswegs hoffnungslos. Allerdings ist die Eskimobevölkerung so dünn gesäet, daß ein Zusammentreffen mit ihr zu den günstigen Zufällen gerechnet werden müßte, aber Existenzmittel verschiedener Art werden auch hier keineswegs vermißt. Der Umstand, daß der Polarsommer mit seinem „ewigen" Tage ein schnelleres Reisen gestattet, darf auch nicht übersehen werden. Kurz, wenn nur das leichtbeschwingte Fahrzeug ohne Hemmnisse gleich im Anfange einen gehörigen Raum hinter sich bringt, so ist die Hoffnung, es möchte der Rest des Weges bis zu den Vorposten der Kulturwelt auf dem Grunde des Luftmeeres zurückgelegt werden können, kaum eine illusorische zu nennen. Man hört auch, daß an verschiedenen weit vorgeschobenen Punkten Depots mit Lebensbedürfnissen und Nachrichten angebracht worden sind, um den „Schiffbrüchigen" als Stützpunkte bei ihren Wanderungen zu dienen.

Wird aber, so muß man weiter fragen, der zu Anfang vortheilhafte Wind auch wirklich längere Zeit aushalten? Ist dies der Fall, so kann die eigentliche Cirkumpolarregion, welche bis jetzt noch keines Menschen Fuß betrat, leicht erreicht werden, denn von der Däneninsel, dem Punkt des Abfluges, bis zum Pole sind nicht mehr ganz zehn Breitengrade, weniger als 1100 km, zu durchmessen. Bei einigermaßen lebhaftem Winde legt der Ballon in der Stunde leicht 40 km zurück, und wenn wir mithin von diesem gewiß nicht hoch gegriffenen Geschwindigkeitsmaße ausgehen, so befände sich, bei genau südnördlicher Windrichtung, der Ballon in wenig mehr denn einem Tage zu Häupten des Drehpunktes der Erdachse. Allein auch dann, wenn die Luftströmung eine minder konstante ist, und wenn dazwischen eine Windstille eintritt, kann ein sachkundiger Ballonführer sich in der Regel eine gewisse Fortbewegung in der von ihm verfolgten Richtung sichern. Er beobachtet den Zug der Wolken in größerer und geringerer Höhe, und wenn er zu erkennen glaubt, daß hier oder dort die Verhältnisse für ihn zweckmäßiger gelagert sind, so sucht er sich durch Ballastausgabe oder durch Ziehen an der Ventilleine in die betreffende Schicht zu versetzen. Vertikalbewegungen sind ja zum Glücke immer von dem freien Willen des Luftschiffers

abhängig, und nur bezüglich der horizontalen Bewegungen ist derselbe dem Spiele der Winde nahezu auf Gnade oder Ungnade überlassen.

Sogar eine freiwillige Landung in der Nähe des Poles ist keineswegs ganz ausgeschlossen. Gesetzt, man käme, wie es in einem großentheils mit Schnee und Eis bedeckten Erdgebiete oftmals sich ereignen dürfte, in den Bereich eines absteigenden Luftstromes, so führt dieser den Ballon ganz von selbst zur Erde, und doch gewinnt man später, indem man einige Sandsäcke opfert, von neuem genug Auftrieb, um sich wieder zu höheren Regionen aufschwingen zu können. Es kommt sehr viel darauf an, daß der Ballon das in ihm eingeschlossene Gas nur sehr langsam entweichen läßt, und soweit menschliche Vorkehrungen diesem Uebelstande steuern können, ist das Mögliche geschehen. Es ist also nicht abzusehen, warum nicht, einigermaßen vortheilhafte Bedingungen vorausgesetzt, Andrée über den Pol selbst hinweg- und nach Nordostasien oder Nordwestamerika sollte gelangen können.

Schwierig wird freilich die Aufgabe der Orientirung, der Ortsbestimmung werden. Es fehlt zwar nicht an Methoden, vom Ballon aus auf astronomischem Wege die Breite zu ermitteln, allein dieselben stützen sich wesentlich auf Sternbeobachtung, und von dieser muß natürlich Abstand genommen werden, solange die Sonne ununterbrochen über dem Horizonte steht. Schwieriger noch wird sich die Auffindung der geographischen Länge gestalten. Wir halten dafür, daß dieses Moment bisher nicht so gewürdigt worden ist, wie dasselbe es verdient, denn wenn Andrée und seine Freunde nicht genau wissen, an welchem Orte sie sich augenblicklich befinden, so wird ihrer Reise ein Theil des wissenschaftlichen Erfolges entzogen, der errungen werden soll. Hoffentlich sehen wir in diesem Punkte zu schwarz, und vielleicht ersetzen die schwedischen Forscher durch ihre Findigkeit den Mangel, welchen die Theorie allein auszugleichen unvermögend wäre.

Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob denn wohl die Schweden, im raschen Fluge über das Land hinweggetragen, in der Lage sein würden, der Erdkunde durch ihre Beobachtungen reelle Dienste zu leisten. Wer daran zweifelt, berücksichtigt zu wenig die enorme Leistungsfähigkeit der **Photographie**. Der Blick aus der Vogelperspektive gibt an und für sich nicht genügenden Aufschluß über das Terrain, aber wenn eine konsekutive Reihe von Landschaftsbildern durch Momentaufnahmen fixirt wird, so ist der Anfertigung einer Karte bereits auf das wirksamste vorgearbeitet. Dazu kommt noch jene ganz neue, artistische Wissenschaft, die **Photogrammetrie**, welche die Lichtbilder kartographisch zu verwerthen lehrt und bei der Mappirung schwer zugänglichen Alpengeländes bereits die größten Triumphe gefeiert hat. Hier kann dieselbe aufs neue zeigen, welche Kraft ihr innewohnt. Selbst dann jedoch, wenn aus irgend einem Grunde der photographische Apparat sich ungenügend erweisen sollte, müßte Andrée's Flug uns über die Beschaffenheit der inneren Polarkalotte unterrichten. Man würde deutlich erkennen, an welchen Stellen etwa Festland, an welchen Wasser, an welchen endlich das typische Durcheinander von Wasser und Eis vorhanden wäre. Im allgemeinen wird man, im Hinblick auf Nansen's Wahrnehmungen, von vornherein zu vermuthen geneigt sein, daß das Polarmeer seinen uns von der peripherischen Zone her wohl bekannten Charakter auch tiefer im Inneren nicht verleugnen werde.

Meteorologische und magnetische Beobachtungen anzustellen, wird der Reisegesellschaft nicht allzu schwer fallen, denn, wie man hört, wurde der Ausrüstung mit den einschlägigen Instrumenten ausgiebige Rechnung getragen. Wir werden dennoch, wenn das Glück sich für die Männer im Ballonkorbe entscheidet, viele neue Fakta kennen lernen, die uns noch fehlten und im Systeme der terrestrischen Physik ungern vermißt wurden. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß vom Polarkreise gegen den Pol selber hin keine stetige Abnahme der Temperatur stattfindet; es wird sich herausstellen müssen, ob dieser aus den bisherigen Beobachtungen abgezogene Erfahrungssatz sich als stichhaltig bewährt oder nicht.

Es wäre müßig, eine Entscheidung darüber treffen zu wollen, ob Andrée's Unternehmung den Keim eines guten Ausganges in sich trägt oder nicht. Daß dieselbe gefahrvoll, sogar sehr gefahrvoll werden kann, sollte Niemand in Abrede ziehen wollen; können doch tausend Faktoren eine Mitwirkung üben, denen gegenüber uns einstweilen noch jede tiefere Einsicht versagt ist. Mit der Möglichkeit, daß man von den muthigen Forschern niemals wieder etwas vernehmen wird, muß ohne allen Zweifel gerechnet werden. Gleichwohl werden wir Andrée's Plan nicht als einen tollkühnen oder gar sinnlosen bezeichnen; auch gegen Nansen's Projekt, das sich so ruhmvoll in Wirklichkeit umsetzte, wurden von gewiß nicht gleichgültiger Seite gewichtige Einwände geltend gemacht. Die Verwendung des Luftschiffes zur Lösung des Polarproblemes steht seit geraumer Zeit auf der Tagesordnung, und eines kühnen Entschlusses bedurfte es, um die Lösung auf solchem Wege anzubahnen. Ob mit dem Schilde, ob auf dem Schilde — des aufrichtigen Dankes aller an idealen Zielen festhaltenden Menschen werden „Die um Andrée“ sicher sein.

München. S. Günther.

Goethe in Venedig.

Was man liebt, das denkt man sich gern vereinigt. Wir fragen uns wohl: was würde Friedrich der Große zu Lessing gesagt haben, wenn er ihn persönlich kennen gelernt hätte? Welchen Eindruck hätte auf den Dichter des Tell die Schweiz gemacht, wenn ihr Anblick ihm vergönnt gewesen wäre? Aber vielleicht hätten diese Bekanntschaften nur zu Enttäuschungen geführt. Wie traurig wirkt Lessing's italienische Reise! Wie unerfreulich sind so viele von ihren Verehrern eifrig herbeigesehnte Begegnungen großer Männer verlaufen! Und so ist selbst in Goethe's glückseliger Reise nach Italien ein Punkt, der ein wenig verstimmt oder betrübt. Ich meine nicht die wiederholt hervorgehobene Thatsache, daß er die Hauptsitze der Renaissance nicht würdigt, Florenz, Siena, Perugia — ob er sie durchfliegt oder ganz liegen läßt, macht kaum einen Unterschied. Oder daß er in Assisi geringe Reste des Alterthums bewundert, die merkwürdige Wiege der neuen Kunst, die Kirche des heiligen Franziskus nur einen „tristen Dom“ nennt. Gegen Toskana hat Goethe seine Schuld im „Cellini“ reichlich gesühnt; und vor allem: wo es sich um einen Wettstreit anderer Kunstepochen mit der Antike handelte, da hatte diese von vornherein gewonnenes Spiel. Das hängt mit allem Segen seiner Italienischen Reise zu eng zusammen, um uns zu verstimmen oder zu betrüben. Wohl aber muß ich gestehen, daß ich an **Venedig** kaum denken kann, ohne dem Dichter ein wenig wegen seiner Behandlung der Meereskönigin zu grollen.

Goethe freut sich in Verona, Vicenza, Padua an Architektur, Alterthümern, Volksleben. Nun kommt er am 26. September 1786 nach Venedig. Seine Erwartungen sind hoch gespannt: in den italienischen Reiseerinnerungen seines Vaters bildete Venezia den Höhepunkt. Lange genug bleibt er dort, macht sich mit der Lage der Stadt, den Sitten des Volkes, der Fauna vom Lido bekannt; er läßt sich beim Mondschein vorsingen, besucht das Theater, die Gerichtssäle; und im Grunde bleibt er überall kühl und fremd. Begeistert wird er, wo er von Palladios Bauten spricht; sonst aber nirgend ein Ton von jenem hellen Klang, der von so vielen Stationen der Reise erklingt. Wie viel Zeit behält er, über Schmutz auf den Straßen und allerlei Unordnung zu schelten! Und sein Schlußwort ist dies: „Ich möchte hier nicht leben!“, woran er freilich gleich einen mildernden Satz hängt.

Und nun gar der zweite Aufenthalt in Venedig! Er versetzt seiner ganzen Schwärmerei für Italien einen tödtlichen Stoß; er zeitigt bitterböse Epigramme, während sonst dieses Land Iphigenie und Tasso, wunderbare Scenen zum Faust, den schönen Plan der Nausikaa reifen ließ. Selbst die Maler der venezianischen Schule bleiben ihm ferner als die römischen und florentinischen Meister, und der „geflügelte Kater“ von San Marco ist ihm nur ein Usurpator, der den antiken Löwen ihren Raum stiehlt.

Uns Modernen ist dagegen, aus dem Prachtschmuck italienischer Städte kaum eine kostbarer als Venedig. Wir staunen Rom an, wir bewundern Florenz; aber Venedig steht überhaupt auf seinem eigenen Postament. Fast möchten wir des alten Humanisten Sannazaro Verse wiederholen, die der dankbare Senat so reich belohnte: andere Städte hätten die Menschen gebaut, diese die Götter. Die prachtvollen Paläste, die malerischen Kanäle mit den schönen Brücken, die Venezianerinnen mit den dunkeln Augen unter dem Kopftuch, das Monument des Colleoni, Tizian, Paolo Veronese, vor allem der Markusplatz mit seiner wunderbaren Umgebung, der Dom, die Piazzetta — all das getragen und umspielt von dem poetischen Element des Wassers — es ist ein Zauber, der den Deutschen vor allen nicht losläßt. Ruskin's prachtvoll stilisirte Kunstbegeisterung für „The stones of Venice“ erreicht doch nicht den innigen Herzenston, mit dem Platen und Strachwitz Venedig gefeiert haben. Und da kränkt es uns fast, von Goethe verlassen zu werden.

Der Gegensatz ist nicht einfach einer der Zeiten. Viktor Hehn hat eine geistreiche Geschichte des deutschen Kultus von Italien geschrieben; sie ist vor seinen „Reisebildern aus Italien und Frankreich“ mitgetheilt. Er unterscheidet feinsinnig wie immer Epochen dieser Schwärmerei: wie man in Italien erst das Land der Kunst, dann die Heimath freien Lebens, endlich den Schauplatz der unvergleichlichsten Schicksale bewunderte. Aber diese Perioden verstanden auch, was er anzumerken unterläßt, ganz verschiedene Gegenden unter dem gemeinsamen Zauberwort „Italien“. Den Klassicisten, Winckelmann, Goethe, schwebte vor allem Rom vor mit seinem unermeßlichen Kunstbesitz. Eine Villa wie etwa die jetzt kaum noch kenntliche Albani schildert schon, vorausträumend, Mignon. In Rom wurzelte Winckelmann fest, wollte Goethe so gern für immer bleiben. — Die Romantiker, Eichendorff, W. Müller, Waiblinger denken an Neapel und seine Landschaft Für E. Th. A. Hoffmann ist Sorrent die Blume Italiens. — Die Historiker, Hillebrand, Homberger, Isolde Kurz, sehen den Mittelpunkt des idealen Italiens in Florenz und Nichtdeutsche wie der Franzose Gobineau, R. Wagner's Freund, mit seiner Folge dramatischer Scenen „Die Renaissance“ schließen sich ihrer Auffassung an. — In allen drei Perioden aber steht unerschütterlich Venedig als zweite Hauptstadt neben Rom, Neapel, Florenz. Wie in den späteren Epochen Platen und Strachwitz, Halm und Hackländer und wer nicht noch von Größeren und Kleineren die Stadt des heiligen Markus zum Gegenstand ihres Ruhmes machte, wie es jetzt wieder Hugo v. Hoffmannsthal im „Tod Tizian's“ begeistert gepriesen hat, so wählte schon Goethe's großer Genosse diese Stadt zum Schauplatz seines „Geistersehers“ und ließ die eindrucksvollen Hintergründe, die wirkungsvolle Abspiegelung der Gesetze und Sitten Venedigs sich so wenig entgehen wie Lord Byron im „Marino Falieri“ und den „Beiden Foscari“, wie Th. Moore, wie Musset. Die bildende Kunst aber gar ließ Venedig nie durch irgend einen Nebenbuhler verdrängen. Verschieden genug ist die Auffassung ihrer Eigenart bei Gian Bellini oder Canaletto, bei Karl Becker oder Ludwig Passini — aber daß Venedig eine bezaubernde Individualität sei, hat Niemand verkannt. Warum denn Goethe?

Ich glaube, dreierlei verletzte ihn insgeheim an Venedig. Die Stadt war ihm zu künstlich, zu mittelalterlich — und zu großstädtisch. Die letzten beiden Punkte scheinen sich zu widersprechen; aber es scheint eben nur so.

Venedig war ihm zu künstlich. Diese „Biberstadt“, die sich gegen alle normalen Bedingungen herausgebildet hatte, war ihm unheimlich. Gerade was jenes Epigramm Sannazars rühmt, gerade was uns Venedig so unvergleichlich macht — das Wunderbare dieser in Sumpf und Meer aufgebauten Prachtstadt, ihm war es unheimlich. Er sucht sich klar zu machen, wie das Wunder geschah:

„Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen: die Noth lehrte sie ihre Sicherheit in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward“.

Dann schildert er, packend und mächtig, das Entstehen und Wachsen dieser Großstadt mit ihrer Enge und Gedrängtheit:

„Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf werden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen: sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens gierig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann“.

Aber Goethe liebt solche gewaltsame Entstehung nicht. Fast wird ihm zu Muthe, wie dem patriarchalischen Paar Philemon und Baucis, wenn sie ein neues Land aus dem Wasser hervorwachsen sehen:

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,
Meerab flossen Feuergluthen —
Morgens war es ein Kanal.

Es ist zu natürlich, mit dem Binnenländer zu denken: „Traue nicht dem Wasserboden!“ zu urtheilen:

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu!

Und etwas von diesem Gefühl bleibt Goethe der ganzen Wunderschöpfung gegenüber. Es ist kein Zufall, daß seine venetianischen Epigramme so viel von Gauklern und Prellereien erzählen; schon der Bericht von der ersten Reise verweilt gern auf den Kunstgriffen der Akrobaten, den Hilfsmitteln der nächtlichen Gesangscenen, der theatralischen Haltung der Staatspersonen. Venedig kommt Goethe zu arrangirt vor, es ist ihm zu viel Dekoration, er mißtraut dem Ganzen wie einer dem Fremden vorgespielten Opernszene. Rom wird ihm der Inbegriff naturnothwendiger Entwicklung; aber schon vorher hatte er überall die lokalen und klimatischen Voraussetzungen des städtischen Lebens, der Kunstblüthe, des ganzen Eindrucks studirt. Er tritt mit einer festen Vorstellung an alle Städte heran: sie sollen Naturprodukte sein so gut wie Pflanzen und Bäume. Berg und Fluß, Klima und Vorgeschichte sollen den Keim zu seiner Eigenart herausbilden. Hier fehlt das alles. Venedig hat keine Vorgeschichte; es ist aus dem Nichts geschaffen. Kein Berg schützt die Lage, kein Fluß fördert die Verbindung; das Klima ist eher schädlich als zuträglich. Bei alledem bleibt Venedig eine Wahrheit; aber für Goethe eine unbehagliche. Wir sehen auch hier, was wir an seiner Auffassung der französischen Revolution nur zu deutlich studiren können: daß es ihm unmöglich war, die Geschichte als eine Form der Naturentwicklung zu begreifen. Wo die Geschichte nicht ruhige Kontinuität ist, scheint sie ihm naturwidrig, als ob Erdbeben, Ueberschwemmungen, Ausbrüche der Vulkane nicht einen Theil der regelmäßigen Naturentwicklung bildeten!

Eng hängt damit das Zweite zusammen: Venedig ist für Goethe zu mittelalterlich. Nirgends ist auch nur in dem hochkonservativen alten Italien der Charakter vergangener Zeiten so treulich bewahrt worden wie in der Republik von San Marco. Als die Erfinder des wundersamen Legitimitätsbegriffes auf dem Wiener Kongreß den ältesten und legitimsten Staat der Welt zu Gunsten des neugebackenen Kaiserthums Oesterreich konfiscirten, da schlugen die romantischen Verehrer des Mittelalters das letzte Stück wirklich noch lebendigen Mittelalters todt. Volle elfhundert Jahre, von 697 bis 1797, hatte dieses Staatswesen bestanden, auch darin ein Wunder ohne Gleichen, daß nicht Einmal die stetige Entwicklung der Tradition der Republik durch eine gewaltsame Revolution unterbrochen worden war. Vielleicht war gerade dies Beispiel der konservativen Republik den Fanatikern des persönlichen Regimes ein Dorn im Auge, sollte ja doch nur das „starke Regiment" des Einzelnen Ruhe und Stetigkeit verbürgen. Da mußten die Sympathien mit dem wohlkonservirten Mittelalter in Venedig schweigen. Goethe aber traf dies noch in aller Kraft. Die patriarchalische Regierung, die scharfe soziale Gliederung, die bewußte Isolirung des heimischen Staatswesens — all das war vierhundert Jahre früher allgemein üblich; ebenso aber auch die Sitte, Religion und Kunst als Staatsangelegenheiten aufzufassen, die Durchführung geschmackvoller Amtstrachten, die malerische Unordnung des öffentlichen Verkehrs. Goethe aber hat zu dem Mittelalter nie ein freundschaftliches Verhältniß gehabt. Nur seine Grenzzeiten besucht Goethes Dichtung: die „Braut von Korinth", die „Erste Walpurgisnacht" spielen beim Beginn „Faust" und „Götz" beim Ausgang des Mittelalters; und dieser Zeit gehören auch die wenigen älteren deutschen Künstler an, die seine Gunst gewannen: Hans Sachs und Albrecht Dürer. Wie viel hat er später aber an Dürer (und schon in den Venetianischen Epigrammen) auch auszusetzen! Das Straßburger Münster hat den Jüngling begeistert und der Greis widerstand nicht ganz den Werbungen der Verehrer des Cölner Doms; aber immer kommt er doch auch hier zur Anerkennung nur auf einem Umweg, diese Bauten, erklärt er, seien eben auch in gewissem Sinne klassisch. Unter diesem Gesichtspunkt bewundert er sie: als den Höhepunkt einer bestimmten Richtung; die Richtung selbst blieb ihm fremd. Das Mittelalter bedeute ihm doch immer vor allem — das Maximum der Entfernung vom antiken Ideal. Er konnte wohl einmal die Nibelungen mit Interesse lesen; aber die romantische Schwärmerei der neuchristlichen Kunst für das Mittelalter wehrte er mit seltener Heftigkeit ab. Auch hier wieder stieß ihn ab, was uns anzieht. Die mittelalterliche Buntheit mißfiel dem Verehrer klassischer Monochromie; die Auflösung in hundert individuelle Einzelgestaltungen verletzte den, der in Einem höchsten Typus alle Formen gesammelt sehen wollte. Was Ruskin noch in den spärlichen Resten altvenetianischen Lebens anstaunt, das lehnte Goethe kühl ab. In Neapel, mehr noch in Sizilien fand er die uralte Einfachheit homerischer Lebensformen wieder, in Verona freuten ihn die klassischen Stellungen ballspielender Jünglinge; in Florenz konnte er später, im „Cellini", die Regsamkeit modernen Lebens anerkennen. Aber Venedig blieb ihm ein historisches Drama aus dem fernen Mittelalter.

Und doch war dies selbe Venedig, in der Fülle seiner Widersprüche so einheitlich, in der Geschlossenheit seiner Eigenart so mannigfaltig, zugleich auch drittens die einzige eigentliche Großstadt, die der Dichter kennen lernte. Nicht die einzige große Stadt freilich, obwohl er auch deren nur wenige gesehen hat. Aber wie in der Gründerzeit ein Mann des alten Reichthums in Wien verächtlich meinte, heut glaube Jeder, der eine Million habe, er sei schon Millionär, so darf man auch nicht glauben, jede Stadt mit ein paar hunderttausend Einwohnern sei schon eine Großstadt. Echte Großstädte gibt es auch heut höchstens ein Dutzend; damals kaum so viel. Paris, London, Wien hat Goethe nie gesehen, und nie Sehnsucht geäußert, sie kennen zu lernen. Berlin, das er besuchte, war eine geistig sehr regsame, politisch sehr wichtige, industriell aufstrebende Mittelstadt, viel kleinstädtischer als Frankfurt, Leipzig, selbst vielleicht als Straßburg, die doch alle so wenig wie Zürich oder Cöln Großstädte im modernen Sinn auch nur für ihre Zeit waren. Seine Heimathstadt kam diesem Begriff noch immer am nächsten — trotz der Ansprüche des immer ehrgeizigen Leipzig; aber wie gebunden, wie altmodisch waren selbst hier die Lebensformen! Italien hatte immer aus der Renaissance her den freieren Charakter der großen Stadt gewahrt; aber eine echte Großstadt war selbst hier nur eben Venedig. Rom war größer, bedeutender; aber es ist selbst heut kaum eine eigentliche Großstadt. Was gibt denn einer solchen den eigenartigen Stempel? Zweierlei: erstens ein umfangreicher Kreis von sozusagen berufsmäßigen Großstädtern; zweitens eine ausgedehnte Anziehungskraft auf fremde Besucher. Was man nun in der typischen Großstadt — denn das ist Paris mehr als das dreimal so große London — „le monde Parisien" nennt, das fehlte in Rom damals und hat sich noch heut nicht voll herausgebildet. Eine Anzahl Familien und vor allem eine Heerschaar von Junggesellen, die nichts wichtigeres kennt, als das Leben der Großstadt zu leben, ihre Feste zu feiern, ihre Traditionen zu wahren, aufs Land zu gehen, wenn „man" aufs Land geht und in die Kunstausstellung, wenn „man" diese besucht; ein leidlich geschlossener, aber doch durch stumme Kooptation sich ergänzender Kreis von Personen, für die „extra urbem non est vita, si est vita, non est ita" — dieser Kern nicht der großen Stadt, wohl aber der Großstadt fehlt in Rom. Die Aristokratie ist nicht zahlreich genug und zu sehr gut italienisch sparsam; eine reiche Bürgerschaft mangelt fast ganz. Vor allem aber kann die Stadt die Konkurrenz der Kirche nicht ertragen. Diese setzt die dies fasti und nefasti fest; Ostern oder Frohnleichnam und vor allem der Karneval lassen kein Fest von spezifisch städtischer Tradition aufkommen, keinen Tag von Longchamps oder Epsom, keinen jour du vernissage und nicht einmal, was wir in der guten alten Zeit an unserm nun todtgeschlagenen Berliner Weihnachtsmarkt hatten. — Und wenn Rom freilich eine ungeheure Anziehungskraft auf die ganze Welt ausübt, so ist das wieder das kirchliche Rom oder das historische. Man will nicht in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben; aber wer geht zu der Ewigen Stadt, um Läden und Boulevardtreiben, Regentstreet in der Zeit des shopping oder den Prater in der Zeit des Spazierenfahrens zu besuchen? — Weit eher kam schon Neapel dem modernen Begriff der Großstadt nahe. Die neapolitanische „Gesellschaft" war umfassender als die römische; wenn der „Romano di Roma" nur auf seine Stadt als Idee stolz ist, denkt der Neapolitaner an charakteristische Einzelheiten, an die Toledostraße, an Sancta Lucia, an sein berühmtes Theater San Carlo. Aber Goethe hielt sich hier fast ganz zu dem „Volk", blieb dem Treiben der „feinen Welt" Neapels fern, wenn er auch einige Typen kennen lernte. Und die Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien hat freilich ein „Hinterland" von bedeutender Ausdehnung, Städte und Güter genug, von wo die Besucher in die Metropole kommen, um zu kaufen, sich zu amüsiren, sich den feinen Schliff geben zu lassen. Aber dies ganze Gebiet der Hauptstadt theilt mit ihr Alles, was den Dichter entzückt: die Pracht der Landschaft, die Lebhaftigkeit des allgemeinen Treibens, das südliche Klima. Und so geht auch dieser Hinsicht der Großstadtcharakter verloren: Neapel und seine Umgebung fließen in einander über, heben sich nicht scharf von einander ab wie Rom von der Campagna, die Burg von der dienenden Ortschaft, das Schloß vom Dorfe.

Venedig dagegen ist durch und durch Großstadt. Die Nobili und die höhere Bürgerschaft bilden eine geschlossene Welt, schon äußerlich durch die übereinstimmende Tracht abgehoben. Für sie ist ihre Stadt das Universum oder mindestens ein Mittelpunkt; jene lokalpatriotische Beschränktheit, die der echte Großstädter mit dem echten Kleinstädter theilt, blüht auf der Piazza so gut wie irgend auf den

Boulevards oder den Ringstraßen. Die großen Ceremonien, die Vermählung mit dem Aegäischen Meer, der Denktag von Lepanto, Wahl und Tod des Dogen sind Nationalfesttage ohne Gleichen und der traditionelle Prunk wird dabei von der Menge so argwöhnisch kontrollirt, wie nur etwa bei der Lordmayors show. Die Zeit und der Ort, wo die feine Welt sich zeigt, sind genau bestimmt. Lokale Sitten, wie die seidenen Masken, die schwarzen Gondeln verrathen dem stumpfesten Blick eine Eigenart, die Anerkennung fordert. Und wie fand sie diese! Durch das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ist Venedig neben Paris die einzige internationale Großstadt. Kein Mensch aus größerer Entfernung oder gar aus fremden Ländern geht nach London oder Wien, um Leben und Treiben kennen zu lernen; Niemand denkt, wenn er nach Rom oder Antwerpen geht, in erster Linie an solche Dinge. Aber nach Venedig reist man wie nach Paris, um eine Weltstadt kennen zu lernen. Hierher strömen die Fürstensöhne, um ja die großen Feste nicht zu versäumen, wie an den Hof des allerchristlichsten Königs. Ja Venedig ist eigentlich noch mehr Großstadt als Paris. Ist der König mit dem Hof nicht in der Hauptstadt, so geht man eben nach Versailles; Venedig hat keinen Nebenbuhler. Beherrschend liegt es in seinem Gebiet, rings herum Wasser oder flaches Land, dann gedrückte Provinzialstädte wie Padua und Vicenza. Vor mir liegt eine „Serieuse und vollständige Reis-Beschreibung von gantz Italien", zu Freiburg bei Joh. Georg Wahrmund im Jahre 1701 erschienen. Der anonyme Autor ist ein trotziger Revolutionär, der sich (im 20. Brief, Theil 3 S. 42) die Bemerkung erlaubt:

„Diese arme unschuldige Leute sind Sklaven von ihren Oberherren, gleich wie alle andere Völker, unter was für einer Regierung sie auch immer stehen mögen."

Er läßt sich denn auch durch die Pracht der Paläste nicht imponiren:

„Unter denselben befinden sich einige, die gar ein herlich und prächtiges äußerliches Ansehen haben, als da sind die von Pisani, Morosini, Loredano, Rosini, Vendramino, Grimoni und andere mehr; doch seyn es große Steinhauffen, die ohne die Vorder-Giebel gar keine Schönheit haben würden, welche Giebel gemeiniglich aus drei oder vier Ordnungen der Baukunst bestehen, und das Gebäu an der Seite, wo es am allermeisten in das Aug fällt, bedecken; das übrige ist schlecht angeordnet und vor das Gesicht unangenehm."

Aber „die allgemeine Ergötzlichkeit und Zeitkürzungen" machen auch ihm Eindruck:

„Man hat mich versichert, daß in der letzten Faßnacht über sieben ausländische Souveraine Fürsten und dreyßig tausend Fremdlinge in der Stadt gewesen seyn. Nun bitte ich euch einsten zu überlegen, was solche Menge Volks vor ein Geld einbringen müsse?"

Den berühmten „Zauber der Großstadt aber", den jene Zeit wohl zu würdigen wußte, hat Goethe nie anerkannt. Im Grunde war ihm schon Weimar zu groß; (Jena war ihm allerdings zu klein). Wie lebhaft hat er es Eckermann geklagt, daß ihn Amt und Gesellschaft zu viel in Anspruch genommen hätten; hätte er sich ganz abschließen können, so würde er ganz was Anderes geleistet haben! Es ist genau dieselbe Klage, die wir noch täglich von Gelehrten und Künstlern in Berlin zu hören bekommen. Das großstädtische Leben „zieht zu sehr ab." Man war freilich im vorigen Jahrhundert in Bezug auf Ungestörtheit ungebührlich anspruchsvoll. An der Tafel des Rektors von Göttingen ward bei einem vornehmen Besuch die Frage erörtert, ob diese Stadt nicht für die Studenten zu viel „Distraktionen" böte; Kästner meinte achselzuckend: „On en peut avoir!" Um Alles wollte der große Haller nicht in das sündenhafte Leben Berlins — und nach den Darstellungen unserer Synoden muß doch damals bei uns paradiesische Unschuld geherrscht haben. Kommt Goethe wieder nach Frankfurt — gleich flüchtet er sich aufs Land, in Willemer's Gerbermühle. Und diese Abneigung stammt aus seiner frühesten Zeit. Wie höhnisch schildert Mephistopheles im zweiten Theil des „Faust" eine Großstadt:

Im Kerne Bürger Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängt.

Diese Schilderung umschreibt den Eindruck, den der Dichter von seiner Vaterstadt hatte. Er schildert sie so im Eingang von „Dichtung und Wahrheit":

„Man verlor sich in die alte Gewerkstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäus-Kirche herum versammelte. Hier hatte sich, von den frühesten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden . . . Nur selten mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin."

Der „weite Platz" ist der Römerberg, die „breite Straße" die Zeil. Das war alles für den Dichter schon zu großstädtisch: zu viel gedrängtes Treiben, Lärm, „Gestank und Thätigkeit." Sie sind es denn auch, die ihn in Venedig stören. Unter den Staatsromanen von Campanella und Thomas Morus an fehlt keinem die beherrschende Centralstadt; Goethe in seiner Utopie (in den „Wanderjahren") baut Künstlerhäuser an Künstlerhäuser, aber es entsteht keine große Stadt. Eine Stadt, wie Goethe sie liebt, ist nichts anders als eine beschränkte Familie von Einzelhäusern, gerade groß genug, daß jedem Bedürfniß des normalen Bürgers genügt werden kann, aber ja nicht größer. Jeder hat seinen Garten, den er bebaut, Jeder fegt vor seiner eigenen Thür; ein Gesammtbesitz an der Stadt, ein Gesammtinteresse an ihrem Leben und ihrer Verwaltung werden abgelehnt. Das aber sind die unentbehrlichsten Voraussetzungen einer echten Großstadt.

Man hat so oft geklagt, daß Goethe in dem kleinen Weimar blieb. Nicht ganz ohne Grund, glaube ich; ein stärker bewegtes „Milieu" hätte in ihm wohl manche Tendenz belebt, die nun verkümmerte. Aber für ihn selbst, für seine Neigungen war es ein Glück, das er oft genug gepriesen hat — am schönsten wieder in den Venetianischen Epigrammen. Gemessen an Venedig, an der gleichsam künstlichen, halb mittelalterlichen Großstadt, erscheint ihm das kleine Fürstenthum daheim mit seinem Herrn und seiner Hauptstadt als naturgemäßes, behagliches, vor allen Stürmen geschütztes Heim. Scheffel, als ihn in Olevano der Tod angefallen hatte, klagte: er dürfe nicht in Italien sterben; daheim müsse er erst lebend zur Mumie werden. Goethe sehnte sich Zeitlebens nach Italien, nach Rom; aber die Furcht, in Deutschland auszutrocknen, hätte er nicht verstanden. Gerade die stille Mittelstadt schien ihm der gesegnetste Boden der Arbeit. Bielschowsky hat neuerdings getadelt, daß Goethe den stillosen Dom von San Marco nicht preisen wollte. Ich kann ihm das nicht nachfühlen; die großartige Mischung orientalischer und altchristlicher Kunstformen zu einer wundervollen Einheit scheint mir im Gegentheil ein glänzendes Beispiel echten Stils. Nur eben — Goethes Stil war ein anderer. Von Piazza und Piazzetta, von Gondeln und Masken, vom Rialto und den Palästen des Gran Canale kehrt sein Blick immer wieder zurück zum Leben und Nachahmen der Antike, zu Palladio, zu den Rossen der Markuskirche, den Löwen am Arsenal. Wir in dieser Zeit, die dilettantisch Alles versteht und würdigt, weisen solche „Einseitigkeit" zurück, und das ist unser gutes Recht. Nur sollten wir nicht vergessen, daß eine große Indivi-

dualität ihrerseits das Recht hat, ihrem Stil alle fremden Kunstrichtungen zu opfern; daß die Energie, die künstliche Schöpfungen, Mittelalter, Großstadtleben zurückwies, untrennbar war von der Kraft, die Helena von den Todten beschwor. Es gilt auch in diesem Sinn, mehr als unsere Epoche des historischen Verständnisses anerkennen will, Goethe's eigenes Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister".

Berlin.

Richard M. Meyer.

Der Herzog von Broglie spricht.

Selbst für die fleißigsten Leser geschichtlicher Schriften wird eine neue Arbeit des emsig schriftstellernden Herzogs keine starke Anziehung sein. Kennt man einmal seine Tendenz, seinen Standpunkt, so verliert seine Art der Thatsachenmittheilung alles Interesse: der Herzog gehört nach unserem Geschmack zu den langweiligsten der sonst gar nicht so langweiligen Standpunkthistoriker. Dennoch verdient in seinem neuen Werke — Histoire et Politique*) — ein Aufsatz allgemeine Beachtung. Er ist dem seit dem Frankfurter Frieden verflossenen Vierteljahrhundert gewidmet und läuft in eine Würdigung des russisch-französischen Bündnisses aus, die durch ihre kühle, resignirte Beurtheilung seines Nutzens für Frankreich auffällt.

Bemerken wir im Vorübergehen, wie dieser gerissene konservative Politiker, der 1874 als Minister Mac Mahons mit Hilfe der feudalen Rückschrittler und Klerikalen in der Kammer der dritten Republik ein Bein zu stellen versuchte, als Schriftsteller aber beständig das Christenthum im Munde führt, die Klerikalisirung der Schule befürwortet und überhaupt den „neuen" Geist à la Brunetière vertritt; wie dieser Politiker bei Behandlung und Betrachtung von Fragen der auswärtigen Politik mit einem verblüffenden Cynismus alle christliche Resignation abthut. Man lese die ganze Stelle nach (S. 78), dazu den Schluß des Bandes: „Die Moral in den öffentlichen Schulen". Ich wette, jeder ehrliche Leser fühlt sich dadurch an die Frömmigkeit gewisser Damen mit sündenreicher Vergangenheit erinnert. Es ist immer gut, sich Politiker von unbezweifelbarer Gesinnungstüchtigkeit gegenwärtig zu halten, welche Namen edelster Herkunft und besten Klanges als Schönheitspflästerchen verwerthen.

Doch nun zur Sache. Der Herzog betrachtet den Verlust der beiden Provinzen Elsaß-Lothringen nicht wie eines jener Opfer, die dem Stolz oder sentimentalischen Empfindungen zugefügt worden, und worüber man mit einer wortreichen Leichenrede zur Tagesordnung übergehen kann. In sehr interessanten Ausführungen wird der ganzen Geschichte Frankreichs das Bemühen zu Grunde gelegt, den Zusammenhang des französischen Landgebietes im Osten und Norden durch Gewinnung natürlich-geographischer Grenzen so fest und innig zu machen, wie im Westen (Meer) und Süden (Pyrenäen). Der Jura und die Vogesen mußten erreicht werden, und sie wurden erreicht. Und nun ist die von einer feindlichen Flagge überragte Vogesenlinie kein Wall mehr, sondern eine Drohung; der Feind ist um einige Tagesmärsche der französischen Grenze näher gerückt, und der glückliche Erfolg eines ersten Zusammenstoßes bringt ihn dem Herzen Frankreichs nahe. Vor dieser Schwächung des Vaterlandes, dieser gefährlichen Verstümmelung seiner Grenzen wird kein Patriot die Augen verschließen. Die Lebhaftigkeit des ersten Schmerzes ist zwar verrauscht, aber die Jahre, die seither verflossen, haben ihn nur noch nachhaltiger gemacht. Das wenigstens ist der feste Glaube des alten Diplomaten: er hofft auf das neue Geschlecht.

Dies der Sachverhalt. Welche Mittel gab es und gibt es, ihn in einem für Frankreich günstigen Sinne zu ändern? Welche Mittel, „um die auf der einen Seite auferlegten Kontraktverpflichtungen buchstabengetreu zu erfüllen, ja sogar den Schein zu meiden, als wolle Frankreich durch ungeduldige Wühlereien den Frieden Europas preisgeben, und andererseits doch gleichzeitig auf jeden Schicksalswink bereit und in der Lage zu sein, die Gunst des Augenblicks in der Zukunft auszunutzen?" Vor dem Vogesenloch hypnotisirt zu bleiben, das ist nach dem Herzog die einzige Aufgabe der auswärtigen Politik Frankreichs, und um diesem „Schicksal von Aufgabe" gerecht zu werden, ist der koloniale Ehrgeiz des in der Menschenproduktion zurückgebliebenen Frankreichs zurückzudämmen und der finanziellen wie militärischen Zersplitterung zu wehren; um so mehr, als doch das unverhüllte Ziel aller fieberhaften Thätigkeit in der Rue Saint-Dominique (des Kriegsministeriums also) allein auf die Möglichkeit eines Krieges an der Ostgrenze gerichtet ist, und jede das Militär betreffende Maßregel im Hinblick auf deutsche Einrichtungen getroffen wird. Mit England, das sich an allen Ecken und Enden der Welt Uebergriffe erlaubt — in Siam, an den Grenzen Marokkos, am Niger, am Nil — und Deutschland zugleich abrechnen zu wollen — welcher Wahnsinn! Also beschränke man sich auf das Eine Ziel und suche die Mittel, es zu erreichen. Da kommt Rußland in Sicht. Was ist von ihm für Frankreich zu erwarten? Wird das Zarenreich sich dazu hergeben, die Territorialänderung, welche der Frankfurter Vertrag zu verewigen sucht, wieder aufheben zu helfen, wenn eine passende Gelegenheit sich dazu bietet? Denn das ist die Frage, an deren Beantwortung dem Franzosen ausschließlich liegt.

Diese Frage nun beantwortet der Herzog von Broglie ohne Umschweife in verneinendem Sinne. Denn was immer die Klauseln des Bündnißvertrages, falls er wirklich auf Pergament steht, enthalten; das eine ist nach ihm sicher: er hat keinen Artikel, der sich auf die Aenderung des Vertrages von Frankfurt bezieht. Weit entfernt, den 1871 geschaffenen territorialen Zustand ungeschehen machen zu wollen, bezweckt das franko-russische Bündniß vielmehr, ihn aufrecht zu erhalten — gegenüber neuen Angriffs- und Ausdehnungsgelüsten. Das franko-russische Bündniß vom Jahre 1828 eröffnete Frankreich die Aussicht auf „Rache für Waterloo", die Hoffnung auf das linke Rheinufer; dem Frankreich von 1896 bietet es nur Schutz gegen eine Verschlimmerung von Sedan. Rußland fühlt sich durch die gegenwärtige Macht Deutschlands keineswegs beängstigt, sein einziges Ziel ist vielmehr, dem Wachsthum der deutschen Einheit Einhalt zu thun. Die Hilfe, welche in dem kritischen Augenblick Frankreich von Rußland zu erwarten hat, ist darum voraussichtlich unwesentlich. Wie Frankreich die Folgen des brutalen Eroberungsrechtes, das in aller seiner Nacktheit und Härte wiedergekehrt ist, allein zu tragen hat, so wird es versuchen müssen, sie allein aus der Welt zu schaffen. So lautet die wenig tröstliche Würdigung des franko-russischen Vertrages seitens des Herzogs von Broglie.

Brüssel.

E. Saenger.

*) Paris, Calman Lévy, 1897.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 31. Juli 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In der letzten Nummer der „Nation“ hatten wir die Hoffnung ausgesprochen, daß sich im Abgeordnetenhause Gelegenheit bieten werde, den Antrag des Bundes der Landwirthe auf zeitweitige Sperrung der Grenze gegen die ausländische Getreideeinfuhr zu erörtern. Nach Lage der Geschäfte ließ sich leider eine ausgiebige Diskussion nicht herbeiführen, aber es gelang doch den Abgeordneten Rickert und Gothein, auch diese Frage bei der Besprechung des Handelskammergesetzes in die Diskussion zu ziehen, und Herr von Miquel sah sich daher genöthigt, über den Antrag des Bundes der Landwirthe einige Worte zu sagen.

Vor acht Tagen schrieben wir an dieser Stelle:

„Nichts kann besser sein, als wenn das Ministerium gezwungen wird, Farbe zu bekennen, und es wird interessant sein, zu beobachten, wie viele Farben bei dem Bekenntniß des Herrn von Miquel etwa zu Tage treten.“

Und wirklich, die Rede des Herrn von Miquel, der durch seine Haltung im Abgeordnetenhause die Thatsache vollkommen vergessen machte, daß wir noch einen Reichskanzler und einen preußischen Ministerpräsidenten haben, schillerte in allen Farben und noch einigen mehr. Nur in einem Punkte waren die Ausführungen des Herrn von Miquel vollständig klar und zweifelsohne. Hatte der Antrag des Bundes der Landwirthe eine derartige Beurtheilung in Deutschland und im Auslande gefunden, daß selbst die agrarischen Reaktionäre ihm nicht zuzustimmen wagten, so lehnte es gleichwohl der Herr Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums ab, auch nur mit einem einzigen nachdrücklichen Worte das Unstatthafte eines Ansinnens, wie es der Bund der Landwirthe gestellt hatte, hervorzuheben. Herr von Miquel erklärte ausdrücklich dem Abgeordneten Rickert, daß der Antrag des Bundes der Landwirthe eine energische Abwehr keineswegs verdiene.

Die Bevölkerung, die die Agitationen des Bundes der Landwirthe als eine öffentliche Gefahr betrachtet, und die sich fragt, bis zu welchem Grade gegen diese Gefahr auf die Regierung zu rechnen sei, ist ihrerseits nun genügend belehrt, sofern das dem leitenden Geist der heutigen Regierung gegenüber nöthig war, — ihm gegenüber, der in der kritischen Zeit des Abschlusses der Handelsverträge die aufmunternden Worte den Agrariern zuflüstern ließ, sie müßten Esel sein, wenn sie für den russischen Handelsvertrag stimmen würden. Ein solcher Esel ist denn auch bekanntlich ein junges Mitglied der jetzigen Reichsregierung Herr von Podbielski nicht gewesen. Rechnet man die wohlwollende Aeußerung des Herrn von Miquel über den Bimetallismus im Abgeordnetenhause hinzu — und auch sie bestätigt nur Bekanntes — so ergeben die Verhandlungen zwar kein erfreuliches Resultat, aber eine nützliche, steigende Helligkeit über das, was von der „Aera Miquel“ zu erwarten ist; und von ihr kann man bis auf Weiteres sprechen, da auch die officiöse Presse, voran die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die Miquel'schen im Uebrigen so unklar schillernden Reden als das Programm der Zukunft behandelt.

Vor acht Tagen sagten wir, es sei uns unwahrscheinlich, daß Herr von Miquel einer Situation gewachsen sein werde, „die bei ihrer gefahrvollen Verfahrenheit mehr und mehr auf klare Entscheidungen hindrängt“. Der unmittelbare Erfolg eines Programms, das jedes entscheidende Wort gegen die extremsten Forderungen des Bundes der Landwirthe absichts-

voll vermeidet, und das zugleich Industrie und Handel für eine nebelhafte Verständigung mit diesem stets unbefriedigten ostelbischen Junkerthum zu gewinnen sucht, scheint diese Voraussage zu bestätigen.

Die Reden des Herrn von Miquel haben eine ganz allgemeine Enttäuschung hervorgerufen. Gewiß, sie sind geschickt; das bestätigt die Presse; aber doch nur von jener formalen Geschicklichkeit, die die Schwierigkeiten umgeht, ohne sie aus der Welt zu schaffen, oder ohne auch nur den gangbaren Weg anzugeben, wie diese Schwierigkeiten demnächst aus der Welt zu schaffen seien. Mit solchen Kunstfertigkeiten hätte man vor einem halben Jahr, bevor die Gegensätze zu solcher Klarheit sich herausgearbeitet hatten, vielleicht noch reale Erfolge erzielt; der Erfolg, den diesmal Herr von Miquel errang, war der, daß alle Welt sagte: Weiter wird uns nichts geboten als rednerische Gewandtheit, die mit der Versöhnung spielt, und die die Versöhnung damit beginnt, daß die unversöhnlichsten Forderungen des Bundes der Landwirthe mit einer Schonung behandelt werden, die die Ansprüche der Agrarier nur zu steigern geeignet ist.

Dieses Programm erschien so wenig einleuchtend, daß die „Kölnische Zeitung“, die ihres Radikalismus wegen nicht bekannt ist, auf dasselbe unmittelbar eine bemerkenswerthe Antwort ertheilte. Das Rheinische nationalliberale Blatt schreibt:

„Vergebens späht das Auge nach Spuren von Widerstandskraft in der Regierung aus. Dr. v. Miquel ist klug genug, um mit uns zu wünschen, daß eine Entwicklung ins Extreme hinein vermieden wird. Aber er hat bisher bemerkenswertherweise noch keine Zeit gefunden, seinen agrarischen Freunden öffentlich mit Nachdruck ins Gewissen zu reden. Wohl aber kam er auf den wunderlichen Einfall, nach Solingen zu gehen, um uns im Westen Weisheitslehren zu predigen, die wir uns an den Schuhsohlen abgelaufen haben. Und derselbe Dr. v. Miquel weigert sich ausdrücklich, den bündlerischen Unfug als Unfug zu kennzeichnen. Als wenn man diese wilden Männer Ostelbiens mit sanften Worten und eleganten Wendungen zur Vernunft bringen könnte. So wird die Sache ganz gewiß nicht gehen. Gewinnt das Bürgerthum aber einmal die feste Ueberzeugung, daß es von der Regierung einen zuverlässigen Schutz gegen Abenteurer und Phantasten nicht zu erwarten hat, so wird es aus dieser Lage rücksichtslos die politischen Konsequenzen ziehen. . . . . Da werden wir Bürger eben lernen müssen, unsere Schlachten in Formen auszukämpfen, die ein Zusammengehen gegen das Junkerthum nicht ausschließen. Das ist, ob es sich nun um Freisinn oder Centrum handelt, für jeden selbstverständlich, der nicht politisch in den Kinderschuhen steckt. Trennende Fragen von bedeutender Sprengkraft wie Sozialistengesetz und Kulturkampf sind übrigens für immer aus der praktischen Politik ausgeschieden. Der deutschen Landwirthschaft aber müßte man durch die ganze Art des Vorgehens und durch die Gruppirung der Parteien die Bürgschaft geben, daß der Bauer im Lager der Ostelbier nichts zu suchen hat, daß seine berechtigten Forderungen dagegen beim Bürgerthum einer verständnißvollen Aufnahme und Förderung sicher sind. Findet die Regierung also nicht den Muth, das Junkerthum in seine Schranken zurückzuweisen, so braucht sie sich nicht zu wundern, wenn sie eines Tages die vereinigten bürgerlichen Parteien geschlossen sich gegenüber sieht. Und die Bewegung wird mächtig genug sein, den glänzenden Redner und unfähigen politischen Taktiker Eugen Richter zu zwingen, auf seine parteipäpstlichen Allüren und seine wüste Verleumdungssucht zu verzichten, oder aber, sie wird über ihn hinwegschreiten. Und sie wird mächtig genug sein, die Intriganten und Hintertreppenläufer aus den Parlamenten hinwegzufegen und der Regierungspolitik die Richtung anzuweisen. Das deutsche Volk wird Männer zu finden wissen, die Besonnenheit mit Entschiedenheit verbinden. La Germania farà da sè.“

Wir untersuchen nicht, bis zu welchem Grade diese Ausführungen im Einzelnen zutreffend oder nicht zutreffend sind. Wir geben sie, wie sie sind, als Stimmungsbild. Wir wissen auch sehr gut, daß die „Kölnische Zeitung“ gewiß nicht immer denselben politischen Zielen zugestrebt hat; das Blatt sagt selbst in jenem Artikel, wie gänzlich verändert es heute zu den Ultramontanen und den Sozialdemokraten steht. Vorsichtig muß man unter diesen Umständen fragen, welchen Bestand wird solche Neuorientirung haben. Abwarten! Immerhin bleiben jene Ausführungen in hohem Grade bemerkenswerth, und wenn der Artikel als unmittelbare Antwort auf das Miquel'sche Programm mit dem Verlangen nach „Besonnenheit“ und „Entschiedenheit“ schließt, so ist damit das Facit gegenüber den Reden des Herrn Finanzministers gezogen, die Alles enthalten, nur nicht „Entschiedenheit“ — nach keiner Seite hin.

Will man die Bedeutung eines derartigen einzelnen Artikels bestimmen, so muß man zugleich in Betracht ziehen, daß Stimmungen und Anschauungen, wie sie hier die „Kölnische Zeitung“ zum Ausdruck bringt, immer häufiger in der gesammten nationalliberalen Presse sich zeigen. Die „National-Zeitung“ gab bekanntlich zu dieser Wendung das Signal; heute kann man sagen, daß alle angesehenen nationalliberalen Blätter sich langsam dieser Strömung zu überlassen beginnen. Nennen wir noch ein Organ, den „Hannoverschen Courier“, der einen Münchener Brief zum Abdruck bringt, in dem es heißt:

„Wenn wir noch lange von Berliner Regierungsmaßregeln zu hören bekommen, die auf die immer offenere Unterwerfung der Staatsgewalt unter die Wünsche des preußischen Junkerthums schließen lassen, wenn sich nicht endlich einmal ein einziger entschlossener Mann findet, der den Kaiser über die wirkliche Stimmung der Bevölkerung aufklärt und ihm offen und ehrlich den Eindruck schildert, den so manche kaiserliche Kundgebungen, die mit dem Empfinden der erdrückenden Mehrheit des Volkes im Widerspruche stehen, in weitestem Umfange gemacht haben — dann wird nicht nur bei den nächsten Reichstagswahlen in Süddeutschland, vielleicht mit einziger Ausnahme der bayrischen Pfalz, wo der gemäßigte Liberalismus am meisten noch festen Boden hat, die von Professor Reinhold prophezeite „Katastrophe“ sicher eintreten, sondern — was noch viel schlimmer ist: es wird sich des weitaus größten Theiles der süddeutschen Bevölkerung eine so tiefgehende und so festwurzelnde Verstimmung gegen Preußen und die Berliner Reichsregierung bemächtigen, daß wenigstens für Jahrzehnte hinaus die Freude am Reiche gründlich verschwinden und den nationalen und liberalen Elementen jedes ersprießliche politische Wirken unmöglich gemacht wird.“

Auch hier das Verlangen nach einem „einzigen entschlossenen Manne“, „der den Kaiser über die wirkliche Stimmung der Bevölkerung aufklärt“. Kann nach seinen bisherigen Leistungen Herr von Miquel dieser Mann sein, der einer „immer offeneren Unterwerfung der Staatsgewalt unter die Wünsche des preußischen Junkerthums“ einen Riegel vorzuschieben geeignet ist? — jene That, die die „Kölnische Zeitung“ so gut wie der „Hannoversche Courier“ verlangt und die ganze Phalanx links von jenen, die selbst bisher wirklich recht weit rechts standen.

Man kann vor einer Thatsache die Augen nicht verschließen; die Bewegung, die heute von links immer weiter nach rechts sich ausdehnt, ist von den gemäßigt liberalen Blättern in ihren Kreisen nicht entfacht und nicht geschürt worden; sondern umgekehrt, jene Organe begannen erst diesen Stimmungen Ausdruck zu geben, nachdem die Verstimmung in ihren eigenen Kreisen so stark geworden war, daß sie unberücksichtigt zu lassen, unmöglich ist. Und hierin liegt die Kraft dieser Bewegung; sie wurzelt in der Bevölkerung unmittelbar.

Die Stärke dieser Strömung unterschätzt man denn auch nicht in den Kreisen der Kreuz-Zeitungs-Politiker, und auch dort scheint sich der bange Zweifel zu regen, ist denn Herr von Miquel der Mann der Situation. Gewiß, er gibt sich bisher alle erdenkliche Mühe, dem Junkerthum gefällig und nützlich zu sein. Das findet Anerkennung; aber der gute Wille allein thut es nicht; und die Künste der Geschicklichkeit und der Gewandtheit reichen für die jetzige Lage schwerlich noch aus. Und hat man eigentlich je andere als diese Eigenschaften an Herrn von Miquel zu bewundern Gelegenheit gehabt? Kaum.

Wenn die Gegensätze bis zu einer gewissen Schärfe gediehen sind, dann bedarf es der resoluten Kraft und der geraden Entschiedenheit, und eine Gewandtheit, die man in anderen Tagen schätzenswerth gefunden hätte, erscheint nunmehr als unzulängliches und untaugliches Mittel, das für sich allein ernstere Beachtung nicht mehr verdient.

Wenn wir nicht irren, hat das bisherige Hervortreten des Herrn von Miquel als des „leitenden Mannes“ nur solche Betrachtungen zurückgelassen auf der Linken, aber auch auf der Rechten.

Der sogenannte Dingleytarif hat die Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten gefunden und ist also Gesetz. Bis in die Einzelheiten ist es noch nicht möglich, den Charakter dieser Schutzzollgesetzgebung zu erkennen; man wird den Text abzuwarten haben. Aber was dieses Gesetz im Allgemeinen bedeutet, ist nicht zweifelhaft. Es ist ein Schlag für den internationalen Verkehr. Wenn es nach dem Wunsche unserer Agrarier geht, so würden wir freilich an dieser Schädigung unseres Exports noch nicht genug haben; dann werden wir aus Anlaß der amerikanischen Zuckergesetzgebung überdies zu einem Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten kommen; das verlangen immer dringender die Agrarier; das haben immer steigend unsere Industriellen zu befürchten — auch ein Beitrag zur Versöhnungspolitik zwischen agrarischem Junkerthum, Handel und Industrie.

In Konstantinopel beräth man jetzt über die Modalitäten, unter denen Griechenland die Kriegskosten zahlen soll. Deutschland beantragte für Griechenland die Einsetzung einer internationalen Behörde zur Tilgung der Kriegsschulden und der älteren Schulden des Landes. Dieser Vorschlag ist nützlich; nicht nur für die Gläubiger Griechenlands, sondern auch für Griechenland selbst; denn nur so könnte der verlotterten Finanzwirthschaft dort ein Ende bereitet und so die Voraussetzung für eine Regeneration des Landes geschaffen werden.

* * *

Die Lehrstühle der Volkswirthschaft.

Herr von Stumm hat im Herrenhause bittere Klagen über die Besetzung der volkswirthschaftlichen Lehrstühle geführt. Er hat aus Reden und Schriften einzelner Professoren Stellen angeführt, die ihm gar nicht gefallen und von dem Unterrichtsminister verlangt, daß er hier Wandel schaffe.

Die Antwort, welche der Unterrichtsminister darauf ertheilte, hätte nach meiner Ansicht etwa so lauten müssen: Bei Besetzung der Professuren ist der oberste Gesichtspunkt der, Männer zu finden, welche die Fähigkeit haben, die Wissenschaft zu pflegen und zu fördern. Ein Professor muß ein gelehrter Mann sein, der über den Wissensschatz, welchen die Forschung bisher zu Tage gefördert hat, souverain verfügt; er muß ein scharfsinniger Mann sein, der im Stande ist, diesen Wissensschatz durch eigene Arbeit zu vermehren. Ein Professor muß ferner ein Mann sein, der den Willen hat, die Wissenschaft zu fördern; er muß sein Leben ausschließlich in den Dienst der Wissenschaft stellen und gegen die Versuchung gefeit sein, um äußerer Vortheile willen die Wahrheit zu verleugnen. Und endlich muß der Professor die Gabe der Lehrfähigkeit haben; er muß dasjenige, was er den Studenten zu sagen hat, so klar vortragen, daß sie es begreifen; er muß es so anziehend vortragen, daß sie die Lust gewinnen, es sich anzueignen. Er muß aber zugleich in den Studenten nach die Lust erwecken, dasjenige, was er ihnen vorzutragen hat, selbständig zu prüfen und nicht sich blindlings anzueignen. Der höchste Ehrgeiz eines Professors muß darauf gerichtet sein, Studenten zu erziehen, die im Stande sind, ihn in dem was er irrthümlich vorträgt, zu widerlegen. Denn das Bewußtsein, daß er selbst nicht im Besitze der ganzen Wahrheit ist, darf niemals in ihm erlöschen.

Das sind die Anforderungen, die der Unterrichtsminister an den Mann, den er zum Professor ernennen will, stellen muß. Und diese Anforderungen sind so groß, daß es unmöglich ist, diesen Anforderungen neue Anforderungen hinzuzufügen. Insbesondere kann und darf man nicht die Forderung stellen, daß der Professor Ansichten hegt, welche der augenblicklichen Regierung und insbesondere dem augenblicklichen Unterrichtsminister gefallen.

Für die Richtigkeit dessen, was der Professor lehrt, kann der Unterrichtsminister keine Gewähr leisten. Er kann dem Mediziner nicht vorschreiben, welche Heilmethode er empfehlen soll, kann dem Theologen nicht vorschreiben, was er über den Ursprung des Kanons lehren soll, und kann dem Professor der Volkswirthschaft nicht vorschreiben, wie er über Arbeiterschutz und Handelsverträge denken soll.

Das sind die Grundsätze, von denen sich die Unterrichtsverwaltung bei Besetzung der Professuren leiten läßt. Daß sie im einzelnen Falle fehlgreifen kann, liegt in der menschlichen Schwäche begründet. Wenn in Folge dessen Jemand, der Irrlehren vorträgt, zu einer Professur gelangt, so ist zu hoffen, daß die Freiheit der Wissenschaft seine Irrthümer verbessert. Wenn er aber Wahrheiten vorträgt, die mit den augenblicklichen Ueberzeugungen der Machthaber nicht übereinstimmen, so wird unausbleiblich früher oder später die Praxis der Regierung sich mit den Forderungen der Wissenschaft in Einklang setzen müssen.

Das ist die Antwort, welche nach meiner Auffassung der Unterrichtsminister auf den Vorwurf des Herrn Stumm hätte geben müssen; die Antwort, welche Herr Bosse in Wirklichkeit ertheilt hat, lautete wesentlich anders. Ohne die harten Vorwürfe zuzugeben, welche Herr von Stumm erhoben, ließ er doch durchblicken, daß er mit dessen Anschauungen im Wesentlichen übereinstimme und stellte in Aussicht, daß Berufungen erfolgen würden, welche geeignet seien, die Einseitigkeiten zu korrigiren, welche dem Herrn von Stumm zu seinen Klagen Veranlassung gegeben haben. Wenige Tage später wurde ein Richter zum Professor der Volkswirthschaft berufen und dabei angedeutet, daß dieser aus dem Leben hervorgegangene Mann sich den Einseitigkeiten der Theoretiker widersetzen würde. Die erste Rede, mit welcher sich dieser Mann an die Oeffentlichkeit wandte, zerstörte denn in eben so grausamer als drastischer Art die Aussicht, daß Herr von Stumm etwas Gutes von ihm zu erwarten habe.

Die Forderung, daß die Universität das lehren soll, was den augenblicklichen Machthabern gefällt, ruft Entrüstung hervor. Die einzelnen Fälle, in denen dieser Forderung durch Gewalt Nachdruck gegeben wurde, die Austreibung des Philosophen Wolf aus Halle, das Schweigeverbot, welches Wöllner über Kant verhängte, leben im Gedächtnisse der Nachwelt fort. Aber zu dem Empörenden tritt das Absurde hinzu, wenn die Ansichten der Machthaber im Handumdrehen wechseln, und nun von der Wissenschaft verlangt wird, daß sie mit diesen wechselnden Marschrichtungen gleichen Schritt halte.

Vor zwanzig Jahren wechselte die Regierung ihre wirthschaftlichen Anschauungen durchaus. Delbrück trat zurück und die Anschauungen des Herrn von Mayr wurden die maßgebenden; von der Universitätswissenschaft wurde verlangt, daß sie die Gedanken, welche Fürst Bismarck in seinen Weihnachtsbrief zusammengedrängt hat, kommentire und als die ewig richtigen hinstelle.

Im Laufe der letzten Zeit hat sich wiederum ein Umschwung vollzogen, nicht so plötzlich, aber ebenso gründlich als jener. Herr Bödiker, welcher die sozialpolitischen Anschauungen des Fürsten Bismarck in das Leben gerufen hatte, hat sich veranlaßt gesehen, auf sein Amt zu verzichten; Herr Adolf Wagner, der berufen war, als der Erste die Lehre von dem Patrimonium der Enterbten zu verkündigen, sieht sich zugleich von der Pistole und von Denunziationen bedroht. Heute kommen die Anschauungen der Regierung denen des Herrn Stumm sehr nahe, wenn sie sich nicht völlig mit ihnen decken. Ob es aber je gelingen wird, einen Dozenten zu finden, der vom Katheder herab die Anschauungen des Herrn von Stumm vertheidigt, und beispielsweise die Lehre vorträgt, daß der Arbeitsherr seinen Arbeitern das Heirathen verbieten darf, ist mir sehr zweifelhaft. Sobald man auf Erden nur die Wahl hat zwischen dem Kathedersozialismus und Herrn von Stumm, bin ich wenigstens bereit, für den Kathedersozialismus durch das Feuer zu gehen.

Was in den volkswirthschaftlichen Anschauungen, die heute von Universitätsprofessoren vorgetragen werden, richtig und unrichtig ist, darüber wird voraussichtlich der Prozeß noch lange schweben. Daß aber eine Gefahr für den Staat damit verbunden ist, wenn man diesen Professoren gestattet, ihren Studenten ihre Anschauungen vorzutragen, kann nur ein von finstern Grillen geplagter Hypochonder annehmen. Gefährlich für den Staat werden nur solche volkswirthschaftlichen Gedanken, die man gewaltsam zu unterdrücken sich bemüht.

Die mannigfachen Bedrohungen, denen die Freiheit der Wissenschaft sich in der letzten Zeit ausgesetzt gesehen hat, stehen in innigstem Zusammenhange mit dem Regierungssystem, welches eine einzelne Berufsklasse vor allen anderen begünstigen will. Herr von Miquel leugnet, daß hierin eine Reaktion zu finden sei: Aber hat es denn jemals eine Reaktion wirklich gegeben? In den Augen der Reaktionäre sicher nicht. Auch die Karlsbader Beschlüsse waren nur eine Maßregel zur Herbeiführung geordneter Rechtszustände.

Alexander Meyer.

Die Zahlen des Bundes der Landwirthe.

„Zahlen beweisen“ sagt ein altes Wort; freilich nur richtige und richtig ausgelegte Zahlen beweisen wirklich; aber was kommt es dem Bund der Landwirthe auf wirkliche Beweise an; seine Anhänger, die Leute, die an ihn glauben, glauben ihm eben und geben sich nicht die Mühe, die Zahlen zu prüfen, die er gibt, geschweige die Schlüsse, die er daraus zieht, kritisch nachzudenken. Für die Masse dieser Urtheilslosen sind die Publikationen des Bundes bestimmt, und weil der Bundesvorstand der Urtheilslosigkeit dieser Leute sicher ist, weil er weiß, daß die sachlichen Widerlegungen von Jenen doch nicht gelesen werden, weil es ihm schließlich nur darauf ankommt, agitatorisch zu wirken, nicht aber aufzuklären, so genügt es ihm, falsche Zahlen zu geben oder richtige systematisch falsch auszulegen, wenn damit nur für die Nichtdenkenden der Schein der Beweisführung erzielt wird.

Nur dem agitatorischen Zweck war die Eingabe des Bundes auf Sistirung der Getreideeinfuhr zu dienen bestimmt. Hätte man wirklich ernsthaft einen Erfolg bei der Regierung damit erstrebt, so hätte man zu ihrer Begründung nicht ein statistisches Material gegeben, dessen Unwahrheit für den kundigen Blick sofort einleuchten mußte.

Um den Leser ganz vertrauensselig zu machen, beruft man sich auf die amtliche Statistik und gibt zunächst einige abgerundete Zahlen, die zwar kleine aber nicht bedeutende Irrthümer (?) enthalten; so wird u. A. der Erntedurchschnitt von Weizen und Roggen in 1889/91 auf 78 Mill. D.-Z. statt 79,5 Mill. D.-Z. angegeben, um die Steigerung des Konsums nach Abschluß der Handelsverträge noch etwas krasser hervortreten zu lassen. Im Uebrigen stimmen die hier mitgetheilten Zahlen im Wesentlichen mit den amtlich ermittelten überein.

Nun aber kommt der Hauptcoup. Während bezüglich der Ernteergebnisse der vorangegangenen Jahre die definitiv ermittelten Zahlen angegeben sind, wird für 1896 die vorläufige Schätzung unter Berufung auf die amtliche Statistik vorgeführt. Allerdings das definitive Ergebniß liegt noch nicht vor, aber es ist eine Jedem, der sich mit Erntestatistik jemals beschäftigt hat, wohlbekannte Thatsache, daß letzteres wesentlich hinter der vorläufigen Schätzung zurückbleibt. Während diese für 1895 bezüglich Weizens und Roggens das Ernteergebniß auf 106,5 Mill. D.-Z. schätzte, ergab die definitive Ermittelung nur 94 Mill. D.-Z. also 12,5 Mill. D.-Z. oder $11^3/_4$ Prozent weniger. Nimmt man das durchschnittliche Mindereergebniß gegenüber der vorläufigen Schätzung nur auf 10 Prozent an, so würde das Ernteerträgniß in 1896 noch hinter dem Durchschnitt der Jahre 1892/96 zurückbleiben.

Ist dem Vorsitzenden und dem Direktor des Bundes der Landwirthe unabsichtlich dieser Irrthum untergelaufen, so würde ein so eminenter Fehler nur beweisen, wie unfähig zu ernster Arbeit, wie beispiellos unwissenschaftlich diese Herren sind.

Nachdem vorausgeschickt ist, daß „bekanntlich“ (?) der Brotbedarf pro Kopf der Bevölkerung auf 180 kg pro Jahr sich belaufe, wird durch einfache Division der Erntemenge zuzüglich der Einfuhr durch die Bevölkerungsziffer ausgerechnet, daß im Durchschnitt der 3 letzten Jahre vor Abschluß der Handelsverträge zur Verfügung für den Kopf 200 kg gestanden hätten, 1892/95 aber 228 kg, 1896 aber gar 261 kg. Freilich schon bei Korrektur des weiter oben aufgedeckten Fehlers vermindert sich letztere Zahl auf 238 kg.

Im statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich pro 1897 (herausgegeben vom kaiserlich statistischen Amt) findet sich Seite 138 eine Berechnung dessen, was an Getreide und Kartoffeln zum Verbrauch für menschliche und thierische Ernährung und gewerbliche Zwecke pro Kopf der Bevölkerung verfügbar war; und zwar an Weizen und Roggen 1889/94 176 kg gegen 214 der Herren v. Plötz und Dr. Hahn, in 1895/96 198 gegen 228 dieser Herren u. s. f.

Der Bund der Landwirthe unterschlägt in seiner Eingabe an dieser Stelle den Verbrauch an Saatgetreide, den zur Fütterung von Vieh und für gewerbliche Zwecke, vor Allem auch die Ausfuhr. Von Inaugurirung der Schutzzollpolitik bis zur Aufhebung des Identitätsnachweises war die letztere fast gleich Null, erst seit dem Jahre 1894 hat sie wieder Bedeutung; mit der Mehlausfuhr zusammen macht sie auf Körner umgerechnet pro Kopf der Bevölkerung $5^1/_2$ kg jährlich aus; natürlich wird sie von den Herren v. Plötz und Dr. Hahn gänzlich ignorirt. Der Getreideverbrauch für Brennereizwecke macht ebenfalls mehr als 6 kg pro Kopf aus. Wieviel an Vieh verfüttert wird, ist schwer zu berechnen, aber der Umstand, daß gegen Anfang der 80er Jahre der Stand des Rindviehs in Deutschland um rund drei Millionen Stück, die Zahl der Schweine sich um ca. fünf Millionen vermehrt hat, muß naturgemäß eine sehr bedeutende Steigerung auch des Getreideverbrauchs für Fütterungszwecke mit sich gebracht haben — namentlich in solchen Jahren, in welchen dadurch, daß die Ernte großentheils verregnete, die Verwerthung für den menschlichen Konsum vielfach nicht durchführbar war; und in 1896 war die Ernte Deutschlands in weiten Gebietstheilen so verregnet, daß ein großer Theil gar nicht, ein anderer nur unter Beimischung trockenen, ausländischen Getreides zu vermahlen war, wodurch allein schon die erhebliche Mehreinfuhr ihre Erklärung findet.

Auch das halten die Autoritäten des Bundes der Landwirthe zu beachten, nicht für nöthig.

Richtig ist nur, daß der Verbrauch von Weizen und Roggen gestiegen ist, d. h. daß die Volksernährung sich erheblich verbessert hat; auch nach der amtlichen Statistik ergibt sich in 1895/96 ein Verbrauch von Weizen und Roggen (einschließlich gewerblichem Verbrauch und dem für Fütterungszwecke) von 198 kg pro Kopf gegen 172,6 kg im Durchschnitt des Jahrfünftes 1879/84

Aber auch hierfür ist nicht ausschließlich die bessere Ernährung, sondern zu einem nicht unerheblichen Theil die Verschiebung in den Altersklassen der Bevölkerung ursächlich gewesen.

Während nämlich die Zahl der Geburten in dem Jahrzehnt 1871/80 auf 10 000 Köpfe in Deutschland jährlich 407 betrug, ging sie im nächsten Jahrzehnt auf 382 und im letzten Jahrfünft auf 375 zurück; der Antheil der nicht voll konsumirenden Altersklassen an der Gesammtzahl ist also in stetigem Rückgang. Zu dem gleichen Resultat führt die erheblich gesunkene Sterblichkeitsziffer, die 1871/80 noch 288 Todesfälle, 1881/90 nur noch 265 und im letzten Jahrfünft gar nur 245 auf 10 000 Menschen betrug; schließlich erhöht auch der starke Rückgang der Auswanderung den Antheil der voll Konsumirenden an der Gesammtheit; kamen 1881/90 noch 28 Auswanderer auf 10 000 Köpfe, so 1891/95

nur noch 18 und bei der günstigen Wirthschaftlage im abgelaufenen Jahre dürfte die Auswanderungsziffer wohl noch weiter auf die Hälfte der letzten Zahl herabgegangen sein.

Freilich solch subtile Erwägungen kann man von den Leitern des Bundes der Landwirthe nicht verlangen.

Völlig unwahr ist — wie schon vielfach in der Presse nachgewiesen — die Behauptung von dem Rückgang der Preise; ja inzwischen ist eine weitere so erhebliche Preissteigerung eingetreten, daß sowohl für Weizen wie für Roggen die Preise wesentlich höher stehen, als zur gleichen Jahreszeit während der letzten 5 Jahre.

Am 23. d. Mts behauptete der Abg. Dr. Hahn im Abgeordnetenhause, daß die mit Körnern bebaute Fläche in Deutschland in Folge der schlechten Getreidepreise in ständigem Rückgang begriffen sei. — Auch das ist eine Unwahrheit, wie sich Jeder durch einen Blick auf Seite 29 des cit. statist. Jahrbuchs überzeugen kann; daraus ergibt sich vielmehr das Gegentheil.

Herr Dr. Hahn spricht anderen Leuten — selbst solchen hervorragenden Abgeordneten wie Hobrecht — stets Erfahrung und Praxis ab. Entweder haben die Leiter des Bundes der Landwirthe weder Erfahrung noch Praxis in der Statistik, oder eine ganz hervorragende in der Entstellung und Verfälschung derselben.

Die Praxis von Agitatoren, die mit den Thatsachen in leichtfertigster Weise umgehen, ist ihnen jedenfalls nicht abzusprechen.

Breslau, den 26. Juli 1897.

G. Gothein.

Parlamentsbriefe.

XXVII.

Eine der längsten und fruchtlosesten Parlamentssessionen hat ihr Ende erreicht; die letzten zwei Monate haben keinen anderen Erfolg gehabt, als eine Niederlage der Regierung mit einem Plan, den sie mit Hartnäckigkeit verfolgt hatte. Es wird jetzt bei Niemandem die Neigung obwalten, das Für und Wider des Vereinsgesetzes noch einmal zu erörtern; vielmehr herrscht wohl bei Freund und Feind Genugthuung darüber, daß dieses Thema von der Tagesordnung verschwunden ist. Drei Vorwürfe gegen die Regierung bleiben aber stehen, über welche selbst die gewandteste Dialektik nicht hinweghilft. Erstens: daß die Regierung einen Entwurf, den sie im Abgeordnetenhause mit Aufgebot aller Kraft vertheidigt hatte, im Herrenhause lautlos gegen einen Gegenentwurf preisgibt, der ihr aus der Mitte dieses Hauses entgegengebracht wurde, deutet auf einen beklagenswerthen Mangel an Klarheit. Zweitens: Es lag keine Veranlassung vor, den Gesetzentwurf im Frühjahr einzubringen, als Jedermann an den nahe bevorstehenden Schluß der Session glaubte. War der Entwurf überhaupt nöthig, so hätte er bei Beginn der Session eingebracht werden müssen; ganz abgesehen von dem nicht unerheblichen Geldaufwand, der durch die Verlängerung der Session verursacht worden ist, ist es peinlich, daß eine einschneidende Maßregel in einem Zeitraum diskutirt wird, in welchem die Bade- und Reisezeit den Präsenzstand in der empfindlichsten Weise beeinträchtigt. Und endlich drittens: wenn überhaupt Veranlassung zu einer gesetzgeberischen Maßregel vorgelegen hätte, wäre es die Aufgabe des Reichstages gewesen, diese Maßregel zu treffen. Wenn trotzdem die Sache vor den preußischen Landtag gebracht worden ist, so konnte dafür nur die Hoffnung maßgebend sein, daß in diesem Falle — das Bild rührt von dem Fürsten Bismarck her — das Staatspferd besser ziehen würde, als das Reichspferd. Freilich hat das Staatspferd nicht stark genug angezogen. Daß man es aber überhaupt in Bewegung hat setzen wollen gibt hinreichende Veranlassung, auf das Reichspferd mit einem gewissen Mißtrauen herabzusehen. Wo immer das preußische Staatspferd angetrieben wird, ist es unvermeidlich, daß auch das bayerische, sächsische und mecklenburgische Staatspferd unruhig werden. Wir haben für das Rekurriren auf die Staatspferde den Ausdruck: Partikularismus.

Es ist keine verlockende Aufgabe, auf die Geschichte der abgelaufenen Session zurückzusehen; versuchen wir, daran zu denken, was die Zukunft uns bringen kann. Daß wir vor einem gewissen Wendepunkt stehen, prägte sich äußerlich darin aus, daß Herr von Miquel zum ersten Male als der Leiter der preußischen Politik vor dem Hause stand in seiner neuen Würde als Vizepräsident des Staatsministeriums. Daß er ein Stellvertreter war, hörte man ihm nicht an; er sprach, wie ein Ministerpräsident zu sprechen pflegt, unter programmatischer Entwicklung seiner Gedanken. Wir dürfen nach dieser Rede annehmen, daß die Aera Hohenlohe ihren Abschluß bereits gefunden hat und nur noch einige Formalitäten zu erledigen sind, um sie ganz und gar der Geschichte zu übergeben. Die Zeit des vierten Reichskanzlers ist nicht fern. Wie viele Reichskanzler werden nöthig sein, um einen Zeitraum auszufüllen, so lang, wie ihn der erste allein ausgefüllt hat?

Herr von Miquel hat es abgelehnt, gegen die ausschweifenden Forderungen, welche die Agrarier in ihrem Antrage auf Erlaß eines Getreideeinfuhrverbots gestellt haben, auch nur ein tadelndes Wort zu sprechen. Das sei nicht die Aufgabe der Regierung, welche die Parteien sammeln, also versöhnen müsse. Es ist ein eigenthümlicher Anfang zur Versöhnung, wenn man der unversöhnlichsten aller Parteien von vornherein einen Schutzbrief ausstellt. Die freisinnige Partei hat es schwarz auf weiß in der Tasche, daß sie nicht zu den Parteien gehört, welche der neue Leiter unserer Politik um sich zu versammeln gedenkt. Ihr trat er von vornherein ebenso schroff entgegen, als er die Agrarier glimpflich behandelte. Die Nationalliberalen aber und das Centrum mögen sich auf solche Sammlungsversuche gefaßt machen; sie gehören zu den staatserhaltenden Parteien, auf welche Herr von Miquel hofft.

Im Uebrigen waren die programmatischen Aeußerungen des Herrn von Miquel so, daß wir uns um zwanzig Jahre jünger geworden zu sein schienen. Es waren genau dieselben Ausführungen, mit denen Fürst Bismarck hervortrat, als er nach der Entlassung Delbrück's den Umschwung seiner Politik ankündigte. Die Kunst des Staatsmannes besteht ausschließlich darin, Zufriedenheit herbeizuführen. Vor Allem muß er sich des Schwächsten annehmen, und dieser Schwächste ist die Landwirthschaft. Aber freilich muß man auch die Wünsche Anderer erfüllen, so weit sie erfüllbar sind. Die nationale Arbeit muß vor allen anderen Dingen geschützt werden, und darum muß ihr der Absatz im Inlande gesichert sein.

Alle diese Ausführungen haben ja unleugbar vor zwanzig Jahren einen großen Eindruck gemacht; daß sie heute einen ebenso großen Eindruck machen, kann Niemand verlangen, eben weil wir sie zwanzig Jahre lang stets haben wiederholen hören. Als vor zwanzig Jahren diese Orakelsprüche zuerst ergingen, konnte Jemand zu dem Entschlusse gelangen, er wolle abwarten, was bei ihrer Verwirklichung herauskommt. Jetzt haben wir seit zwanzig Jahren die Erfahrung gemacht, was dabei herauskommt, selbst wenn derjenige, der die Verwirklichung übernimmt, ein so bedeutender Mann wie der Fürst Bismarck ist. Herr von Miquel hat jetzt den Nachweis zu führen, daß er ein größerer Staatsmann als der Fürst Bismarck ist, indem er Dinge, an denen dieser gescheitert ist, zu glücklichem Ende führt.

Positive Andeutungen über das, was er im Einzelnen beabsichtigt, hat Herr von Miquel nicht gemacht, mit Ausnahme eines einzigen Punktes. In fast gewaltsamer Weise hat er die Währungsfrage in seine Erörterungen hineingezogen, um dabei in unzweideutiger Weise zu erkennen zu geben, daß er kein Freund der Goldwährung, vielmehr ein Freund bimetallistischer Bestrebungen ist. Ja er hat es als eine die Lachmuskeln reizende Erscheinung hingestellt, daß

es Leute gibt, welche die Beibehaltung der Goldwährung für eine große, grundsätzliche Forderung halten.

Wir dürfen uns den weiteren Verlauf der Dinge in folgender Weise vorstellen. Herr von Miquel wird keine Mühe scheuen, die Forderungen der Agrarier zu befriedigen. Er wird sich zu diesem Zwecke bemühen, auch die agrarischen Elemente, welche in der nationalliberalen und der Centrumspartei vorhanden sind, zu sich hinüber zu ziehen. Er wird sich bemühen, solche Maßregeln zu treffen, bei denen er das Einverständniß solcher Personen, die nicht zur Partei der strengen Agrarier gehören, mit den Agrariern herbeiführen kann, und dazu findet sich auf dem Gebiete des Geld-, Bank- und Innungswesens mannigfache Gelegenheit. Er wird sich bemühen, auch Forderungen des Centrums und der nationalliberalen Partei zu bewilligen, sofern diese Forderungen solche Punkte betreffen, bei denen die Agrarier ihnen Nichts oder doch nichts Erhebliches entgegenstellen. Auf diese Weise wird er versuchen, eine Mehrheit um sich zu sammeln.

In einem Volke, welches das Wahlrecht und zumal das allgemeine Wahlrecht hat, hat Niemand das Recht, über die Absichten und Maßregeln der Regierung zu klagen, sondern er hat die Pflicht, diesen Absichten und Maßregeln an der Wahlurne entgegenzutreten. Im Jahre 1898 stehen uns Wahlen im Deutschen Reiche und in Preußen bevor; der Ausfall dieser Wahlen wird für unsere Zukunft so entscheidend sein, wie kaum eine Wahl zuvor.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

In Bezug auf die politischen Zustände unmittelbar nach dem Tode Hardenberg's schrieb Theodor von Schön:

„Bei Besetzung der einzelnen Ministerstellen nahm man auf Qualifikation keine Rücksicht, sondern wählte Männer, welche gerade zur Hand waren, welche durch Ideen nicht inkommodirten und welche der Kamarilla zusagten."

(Aus den Papieren Theodor von Schön's. 1876. Zweiter Theil, dritter Band fol. 109/110).

Das gewerbliche Schulwesen in Oesterreich.

II.

Den Staatsgewerbeschulen reihen sich, mit theilweise etwas höheren Lehrzielen, einige andere Institute würdig an. Es sind dies in Bezug auf Gewerbe und Technik die Schulen des Technologischen Gewerbe-Museums in Wien, und in Bezug auf die Kunst im Gewerbe die Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, sowie die Kunstgewerbeschule in Prag. Als neuer und hervorragender Ausdruck des Bestrebens mit der Zeit fortzuschreiten, ist dann noch die Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien zu nennen.

Das Technologische Gewerbe-Museum in Wien ist ein Verein, der vom Staate gegenwärtig mit 40 000 fl. p. a. subventionirt wird und dessen Schulen unter staatlicher Kontrolle stehen. Außerdem ist das Museum mit der Aufgabe betraut, bei der vom Handelsministerium im Jahre 1892 eingeleiteten Aktion zur Förderung des Kleingewerbes als Exekutivorgan mitzuwirken. Im Technologischen Museum befinden sich gegenwärtig niedere und höhere Fachschulen für Möbel- und Bautischlerei, sowie für Bau- und Maschinenschlosserei; ferner eine niedere Fachschule für Färberei; eine höhere für chemische Gewerbe und ein Seminar für Tinctorial-Chemie; eine Fachschule für Elektrotechnik, ein Spezialkehrkurs für Papierindustrie, sowie für Kesselheizer und Dampfmaschinenwärter. Dies sind Fachschulen mit ganztägigem Unterricht. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl von Speziallehrkursen mit Abend- und Sonntagsunterricht, sowie Meisterkurse. In allen diesen Schulen bezw. Kursen wird der Unterricht sowohl im Zeichnen, in Wissenschaften und Geschäftsführung, als auch praktisch in Werkstätten ertheilt. Die Meisterkurse finden ganztägig statt und sind von der größten Bedeutung. Sie bezwecken die Meister mit neueren und besseren Arbeitsmethoden, sowie mit richtiger Geschäftsführung bekannt und vertraut zu machen. Während man anfänglich nur Meisterkurse für Schuhmacher und Bautischler eingerichtet hatte, sind jetzt auch schon solche für Bauschlosser und Männerschneider in Aussicht genommen und noch andere werden folgen. Um den am Kurse theilnehmenden Meistern Ersatz für ausfallenden Verdienst zu bieten und den ärmeren die Theilnahme überhaupt zu ermöglichen, stehen ziemlich bedeutende Stipendien zur Verfügung. Im Jahre 1896 kamen 7090 fl. allein für diesen Zweck zur Verwendung und weitere 18 501 fl. für bedürftige Schüler anderer Abtheilungen der Anstalt. Am 31. Dezember 1896 zählten die Fachschulen mit Tagesunterricht dieser Anstalt . . . . 533 Schüler,
die Speziallehrkurse mit Abend- und Sonntagsunterricht . . . . 380 „
die Meisterkurse für Schuhmacherei und Bautischlerei . . . . 90 „

zusammen 1003 Schüler.

Der technische Dienst zur Förderung des Kleingewerbes erstreckt sich — außer auf die Veranstaltung von Meisterkursen in Wien und auswärts — auf die Ertheilung fachlicher Auskünfte, auf die Einrichtung permanenter und temporärer Ausstellungen von kleingewerblichen Maschinen, sowie auf die Ueberlassung von Maschinen und anderen Arbeitsbehelfen an kleingewerbliche Genossenschaften, theils leihweise, theils gegen Abzahlung der Anschaffungskosten in mehrjährigen zinsfreien Raten.

Schließlich befindet sich im Technologischen Gewerbe-Museum auch noch eine Abtheilung für technische Untersuchungen. Dieselbe befaßt sich hauptsächlich mit der Prüfung von Papier, Bau- und Maschinenmaterialien, Untersuchungen für das chemische Gewerbe und für Elektrotechnik.

Die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien erfordert in diesem Jahre einen Aufwand an Staatsmitteln von 82608 fl. und hat dafür, gemeinsam mit der Kunstgewerbeschule in Prag, welche 60 663 fl. zu unterhalten kostet, die Aufgabe, kunstgebildete Kräfte für die Bedürfnisse des Kunstgewerbes zu erziehen, sowie theoretisch und praktisch anderweitig, z. B. auf Staats-Gewerbeschulen, vorgebildete Lehrer für den kunstgewerblichen Unterricht, im Zeichnen zc. für andere Fach- und Fortbildungsschulen heranzubilden. Der theoretische Unterricht in diesen Anstalten beschränkt sich auf Stillehre, Kunstgeschichte, gewerbliche Chemie (um ein Verständniß der technischen Verfahren im Kunstgewerbe, sowie die nöthige Materialienkunde zu erlangen), Anatomie und technisches Zeichnen.

Der ganze Unterricht findet am Tage statt und gliedert sich in vier Abtheilungen: Erstens, die Allgemeine Abtheilung, welche die Aufgabe hat, ihren Schülern jenen Grad von künstlerischer Vorbildung und die Kenntniß jener theoretischen Fächer zu vermitteln, welche dieselben befähigen, sich nach Absolvirung dieser Abtheilung, mit Erfolg einem bestimmten Kunsthandwerk zuzuwenden. Der Unterricht in dieser Abtheilung erfordert 4 Jahre und erstreckt sich hauptsächlich auf Zeichnen und Modelliren. Die zweite Abtheilung umfaßt die 3 Fachschulen für Architektur, Malerei und Bildhauerei (soweit sie sich innerhalb der Bedürfnisse des Kunsthandwerks bewegen). Die dritte Abtheilung besteht aus sechs Spezialateliers für Ciselirkunst und verwandte

Fächer, für Holzschnitzerei, für keramische Dekoration und Emailmalerei, für Spitzenzeichnen, für Radirkunst und für Holzschneidekunst. Die vierte Abtheilung umfaßt das Chemische Laboratorium. Zu allen Abtheilungen werden außer den ordentlichen Schülern auch Hospitanten zugelassen. Die Schüler müssen bei der Aufnahme in die Allgemeine Abtheilung das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt und als Regel ein Untergymnasium oder eine Unterrealschule besucht haben. Von letzteren Bedingungen kann bei hervorragender künstlerischer Veranlagung aber abgesehen werden. Zur Aufnahme in die Fachschulen, bezw. Spezialateliers, ist im Allgemeinen das zurückgelegte 17. Lebensjahr erforderlich, sowie in einem Aufnahmeexamen der Nachweis zu führen, daß ein genügender Grad künstlerischer und technischer Vorbildung vorhanden ist.

Die Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien zeigt ganz besonders, wie man in Oesterreich auf gewerblich technischem Gebiete der Zeit zu folgen versteht. Die Photographie, welche früher nur einfachen, direkten Selbstzwecken diente, hat sich nach und nach zu einem der bedeutendsten, vielleicht sogar dem bedeutendsten Reproduktionshilfsmittel für Bilderdrucke aller Art entwickelt. Dieses wichtige, fast zur Kunst gewordene Gewerbe in allen seinen Einzelheiten nach Möglichkeit zu fördern, ist Zweck des erst im Jahre 1888 begründeten Instituts, dessen Unterhaltung dem Staate in diesem Jahre 83 655 fl. kostet. Seine Lehranstalt besteht aus einer Vorbereitungs- und Zeichenschule, in der auch gewerbliches Rechnen und Geschäftsaufsätze, sowie Buchführung gebührende Berücksichtigung finden; ferner aus einem ersten Kurse für Photographie und Reproduktionsverfahren, in dem zunächst die grundlegenden Fachkenntnisse erworben werden (Freihandzeichnen, Projektionslehre und Perspektive, Chemie und Physik) und einem zweiten Kurs, in dem der eigentliche fachtechnische Unterricht, verbunden mit praktischen Uebungen in der Photographie und den Reproduktionsverfahren beginnt. Die einzelnen Lehrfächer sind: Photochemie, Photographie, Methodik der verschiedenen Druckverfahren und Uebung darin, Chemikalienkunde, verbunden mit Laboratoriumsübungen, photographische Retouche, Vorlesungen über preßgesetzliche Bestimmungen und den Schutz des artistischen und litterarischen Eigenthums, Vorträge über Kunstgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Photographie. Hieran schließen sich noch Spezialkurse über verschiedene Zweige der Reproduktionsverfahren und außerdem ist ein photographisches Praktikum für Amateure (über 18 Jahre alt) eingerichtet. An allen Kursen können ordentliche und auch außerordentliche Schüler theilnehmen, was sehr wichtig ist für die Vervollständigung der Ausbildung solcher Personen, die schon in einem einschlägigen Berufe thätig sind.

Die Versuchsanstalt des Instituts hat folgende Aufgaben:

1. Durchführung wissenschaftlicher Untersuchungen auf dem Gebiete der Photographie, Photochemie und verwandter Fächer;
2. Prüfung neuer Verfahren der Photographie;
3. Untersuchung einschlägiger Apparate und Materiatien.

Die ganze Anstalt ist nach jeder Richtung hin vorzüglich geleitet und eingerichtet und mit den besten Hilfsmitteln und Apparaten ausgestattet. So verfügt sie, um nur eins zu erwähnen, über mehr als 250 verschiedene Objektive. Die Leistungen der Schüler entsprechen den ihnen gebotenen vorzüglichen Lehrmitteln und Lehrkräften. Gegenwärtig war man damit beschäftigt, auch eine Abtheilung für Buchdruck einzurichten, um in sämmtlichen Reproduktionsverfahren Unterricht ertheilen und Arbeiten ausführen zu können.

Nach diesen Darlegungen wird man es selbstverständlich finden, daß Oesterreich mit seinem gewerblichen Schulwesen recht zufrieden ist. Allein mit dem, was bisher geschildert wurde, ist noch lange nicht Alles aufgezählt, was in Oesterreich zur Ausbildung des Gewerbestandes durch den Staat geschieht. Um das Bild zu vervollständigen, dienen noch folgende, für das Jahr 1897 gültige Angaben:

In einer großen Anzahl von Orten unterhält der Staat Einzel-Fachschulen, so 16*) für Spitzenarbeiten und Kunststickerei mit einem Kostenaufwande von 51 890 fl. und an 8 nicht staatliche Fachschulen dieser Art zahlt er 3 855 fl. Subvention. — 32**) Staats-Webe- und Wirkschulen erfordern Unterhaltungskosten im Betrage von 269 499 fl. und 9 weitere Lehrwerkstätten für Weberei erhalten eine Subvention von 10 080 fl. — 20***) Staats-Fachschulen für Holzbearbeitung kosten, inkl. 1 740 fl. für Wanderunterricht, die Summe von 242 820 fl. — 6†) Staats-Fachschulen für Korbflechterei, sowie Wanderunterricht darin und Subvention an 28 nicht staatliche Schulen dieser Art bedingen einen Aufwand von 33 957 fl. — 2††) Staats-Fachschulen für Marmor- und Holzbearbeitung kosten 13 193 fl.; 2†††) für Steinbearbeitung 34,646 fl.; eine, in Tachau, für Drechslerei 5 439 fl. — 10 verschiedene andere Fachschulen für Holz- und Steinbearbeitung erhalten Subventionen in Höhe von 14 810 fl. Dazu kommen ferner 6§) Staats-Fachschulen für Thon- und Glasindustrie mit einem Kostenaufwande von 85 579 fl. und 5 900 fl. Subvention an 3 derartige nicht staatliche Anstalten. Für 10§§) Staats-Fachschulen der Metall-, Eisen- und Stahlbearbeitung, Kunstschlosserei und Gewehrindustrie werden 160 231 fl. verausgabt und 5§§§) Staats-Fachschulen für Fabrikation von Bronzewaaren, Musikinstrumenten und Uhren, sowie Edelsteinbearbeitung erfordern 56 635 fl. Kosten und an 6 andere ähnliche Schulen wurden 4 862 fl. Subventionen gezahlt. Das macht zusammen 100 staatliche und 64 vom Staate subventionirte Einzel-Fachschulen.

Als Zuschuß zu Fortbildungsschulen trägt der Staat eine Beisteuer von 250 900 fl. und weitere 132 200 fl. für Hilfs- und Förderungsmittel des gewerblichen Bildungswesens, als da sind: Gewerbemuseen und Musealvereine, Vereine für Frauenerwerb und Mädchenfortbildung, Stipendien, Lehr- und Lernmittel, Ausbildung und Fortbildung gewerblicher Lehrer zc. — Hierzu noch die Kosten für Inspektion der Fachlehranstalten und Administration, sowie 88 800 fl. für kommerzielle Schulen ergibt eine Gesammtsumme von 3 042 558 fl., die in Oesterreich im Jahre 1897 aus Staatsmitteln nur für die Zwecke des niederen und mittleren industriellen Bildungswesens aufgewendet werden.

Der ausgezeichneten Entwicklung des gewerblichen Bildungswesens mit ganztägigem Unterricht reiht sich das Fortbildungs- und Fachschulwesen mit Abend- und Sonntagsunterricht im Allgemeinen würdig an. Um dies nur durch ein Beispiel zu illustriren, so wurden im Schuljahr 1895/96 in Wien in 134, der dortigen Gewerbeschul-Kommission unterstehenden Fach- und Fortbildungsschulen für Lehrlinge und Gehilfen 29,585 Schüler und in 8 der-

*) In Chiapovano, Cles, Dornbirn, Flitsch, Gossengrün, Graslitz, Idria, Isola, Laibach, Luserna, Dol Otlica, Predazzo, Proveis, Tione und zwei in Wien.

**) In Asch, Bennisch, Brünn, Frankstadt, Freudenthal, Haslach, Hohenelbe, Humpoletz, Jägerndorf, Königinhof, Landskron, Lomnitz, Mährisch-Schönberg, Nachod, Neubistritz, Neutitschein, Proßnitz, Reichenau, Reichenberg, Rochlitz, Römerstadt, Rumburg, Schluckenau, Schönlinde, Starkenbach, Starkstadt, Sternberg, Strakonitz, Warnsdorf, Wien, Wildenschwert und Zwittau.

***) In Arco, Bergreichenstein, Bozen, Bruck, Chrudim, Cortina, Ebensee, Grulich, Hallein, Kimpolung, Kolomea, Königsberg, Laibach, Mariano, St. Ulrich, Villach, Walachisch-Meseritsch, Wallern, Würbenthal und Zakopane.

†) In Bleistadt, Tomzale, Fogliano, Melnik, Zaga und Wien.

††) In Hallstadt und Laas.

†††) In Horic und Trient.

§) In Bechin, Haida, Oberleutensdorf, Steinschönau, Teplitz und Znaim.

§§) Ferlach, Klagenfurt, Königgrätz, Komotau, Nixdorf, Prerau, Steyr, Sultowice, Swiatniki und Fulpmes.

§§§) In Gablonz, Graslitz, Karlstein, Schönbach und Turnau.

artigen Schulen für Mädchen 1287 Schülerinnen unterrichtet, was zusammen einen Kostenaufwand von 307 500 fl. verursachte. Die Deckung desselben erfolgte in der Weise, daß der Landesfonds (Provinzialverwaltung) 25 Proz., die Handels- und Gewerbekammer 10 Proz., die Gemeinde Wien 20 Proz und den Rest die betheiligten Gewerbetreibenden aufbrachten. Letztere durch eine Umlage von 4 Proz. auf die Erwerbsteuerschuldigkeit sammt außerordentlichem Zuschlag.

Wie an einzelnen Stellen schon angedeutet wurde, ist beim Industrieschulwesen Oesterreichs das weibliche Geschlecht keineswegs vergessen, vielmehr greift die Einsicht, daß die neuen wirthschaftlichen Verhältnisse auch für die Mädchen des Mittelstandes eine andere Erziehung und Bildung bedingen, als früher, immer mehr um sich. So fand ich u. A. an der Handelsakademie in Innsbruck einen einjährigen Tageskurs für Mädchen über 14 Jahre eingerichtet, in dem sie in kaufmännischer Korrespondenz, Handelslehre, Komptoirarbeiten, Gewerbliche und kaufmännische Buchführung, Rechnen, Geographie und Kalligraphie in 18 Stunden wöchentlich so gut ausgebildet wurden, daß sie Stellen in Komptoiren annehmen, vornehmlich aber ihren gewerbetreibenden Eltern bei Führung der Geschäftsbücher, Korrespondenz &c. die besten Dienste leisten konnten. An der Handelsakademie in Graz ist ebenfalls ein Kurs für Damen eingerichtet, der im Oktober beginnt und 6 Monate währt. Die Stundenzahl beträgt 10 pro Woche und die Unterrichtszeit ist von 5—8 Uhr Abends. An andern Handelsschulen befinden sich ähnliche Kurse. — Es würde zu weit führen, wenn ich auch das kommerzielle Schulwesen Oesterreichs hier eingehender behandeln wollte. Nur soviel davon, daß man auch auf diesem Gebiete ein, allen Anforderungen nach oben und unten gerecht werdendes Schulsystem besitzt und über eine ganze Anzahl guter Handelsschulen mit zwei-, drei- und einklassigen Kursen in den verschiedensten Theilen des Landes verfügt. Die einklassigen Kurse sind Tagesschulen für Absolventen von Realschulen und Gymnasien und dazu bestimmt, die Schüler in möglichst kurzer Zeit mit den Techniken des kaufmännischen Geschäftsbetriebes und den nöthigsten Handelswissenschaften bekannt zu machen. Auch viele, die nicht Kaufmann, sondern Staatsbeamte oder etwas anderes werden wollen, nehmen an diesen Kursen theil. —

Diejenigen Handelsschulen, welche nicht privater Natur sind, werden entweder von Vereinen und Handelsgremien (Genossenschaften), oder von den Städten unterhalten. Nur zwei, die Schulen in Triest und die mit der Staatsgewerbeschule in Czernowitsch verbundene sind Staatsanstalten. Anders verhält es sich mit den gewerblichen Schulen, die zum größten Theil vom Staate unterhalten werden. Bei den Staatsanstalten sorgen die Städte in der Regel nur für das Gebäude, die Einrichtung desselben und stellen den Hausdiener, während der Staat die Kosten der Lehrmittel und die Gehälter des Lehrkörpers bestreitet. Die Gehalts- und Pensionsverhältnisse der Lehrer können im Allgemeinen als günstige bezeichnet werden. Zur Ausbildung von Lehrern für Fortbildungsschulen finden alljährlich an den Staatsgewerbeschulen besondere Kurse von drei- bis fünfmonatlicher Dauer statt, zu denen die theilnehmenden Lehrer mit Gehalt beurlaubt und, wenn sie verheirathet oder sonst bedürftig sind, meist auch noch anderweitig ausreichend unterstützt werden. —

Der österreichische Staat hat für alle höheren Civil- und Militärbeamten eine Rangordnung von 11 Stufen. Der an einer Staatsgewerbe- oder Handwerkerschule angestellte ordentliche Lehrer mit Hochschulbildung nimmt davon zunächst die neunte ein, entsprechend dem Hauptmannsrang im militärischen Rangverhältniß. Nach drei Jahren erhält er den Titel Professor und späterhin kann er es noch bis zur achten Rangstufe bringen. Der Direktor einer Staats-Gewerbeschule nimmt die siebente Rangstufe ein und kann bis zur sechsten vorrücken. Der Direktor einer Staats-Handwerkerschule rangirt eine Stufe tiefer. Nach 30 Dienstjahren kann der Lehrer seine Pensionirung beantragen. —

Wenn ich nun meine eigenen Einzeleindrücke über das gewerbliche Schulwesen Oesterreichs in wenige Worte zusammenfasse, so liegt die Stärke desselben in dem richtigen Zusammenwirken von theoretischem und Werkstattunterricht, sowie — wo es hinpaßt — in der Verbindung des Handwerks mit der Kunst. Außerdem wird großes Gewicht auf die Aneignung der für den Betrieb eines jeden Gewerbes heute so nöthigen kaufmännischen Kenntnisse gelegt. — Wer eine österreichische Staatsgewerbe- oder auch nur Handwerkerschule mit Erfolg besucht hat, besitzt nicht nur einen Schatz von „Wissen“, sondern auch von „Können“. Und letzteres nicht allein hinsichtlich der Handhabung der Werkzeuge und Maschinen seines Faches, sondern auch am Zeichenbrett und Schreibtisch. Eine so vielseitige Ausbildung muß ein zeitgemäßer Handwerker, und besonders in den größeren Städten, heute aber besitzen, wenn er sich in dem technisch und wirthschaftlich so ungemein veränderten Geschäftsgetriebe der Gegenwart siegreich behaupten soll. Sein Beruf hat aufgehört, zu den niederen zu zählen! Dies erkannt und rechtzeitig die geeigneten Maßnahmen zur Erhöhung der Gesammtbildung des Handwerkerstandes durch Errichtung einer größeren Anzahl von Staats-Handwerker-, Gewerbe- und Fachschulen getroffen zu haben, gereicht den österreichischen Staatsmännern und ihren Berathern zum Ruhme! —

Es dürfte nun nicht unzweckmäßig sein und wird gewiß Manchen interessiren, wenn wir zum Schluß einige Zahlen vergleichsweise gegenüberstellen. Oesterreich (ohne Ungarn) hatte nach der Zählung von 1890 (ohne die 1895 ermittelten 1 568 092 Einwohner im Okkupationsgebiet Bosnien und Herzogewina) eine Einwohnerzahl von 23 895 413 und Preußen, nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895, eine solche von 31 490 315. Während nun Oesterreich im Jahre 1897 für sein niederes und mittleres gewerbliches bezw. kunstgewerbliches Schulwesen allein aus Staatsmitteln eine Summe von 3 042 558 fl. oder 5 172 348 Mk. bereitstellte, belief sich die Summe für den gleichen Zweck im Entwurfe des preußischen Staatshaushaltsetat pro 1896/97 auf 2 422 844 Mk. Der baare Zuschuß der Gemeinden, Vereine &c. zu dieser Summe betrug 744 797 Mk., so daß sich für Preußen eine Gesammtaufwendung von nur 3 167 641 Mk. ergibt! (Die Schulgebäude-Frage ist hierbei für beide Länder unberücksichtigt geblieben.) — Während es Ende 1896 in Oesterreich 30 Kunstgewerbe-, Gewerbe- und Handwerkerschulen &c., sowie 164 Einzelfachschulen, zusammen also 194 niedere und mittlere gewerbliche Lehranstalten gab, belief sich die Zahl gleicher bezw. ähnlicher Schulen zu Beginn des Jahres 1896 in Preußen auf 61! —

Auch Oesterreich trägt schwer an seinen Militärlasten und ist zudem kein reiches Land. Aber trotzdem ist man sich dort der Pflichten gegen seinen Handwerker- und Gewerbestand nicht nur bewußt, sondern erfüllt sie auch. — Nicht durch Errichtung von Schranken und Ausfetdführen alter Ritterrüstungen gegen gezogene Kanonen kann dem Handwerkerstande geholfen werden, sondern nur durch zeitgemäße Bildung und Geschäftsführung.

Magdeburg. C. M. Sombart.

Wilhelm Preyer †.

Preyer's in noch rüstigem Mannesalter und inmitten einer fruchtbaren litterarischen Schaffensthätigkeit erfolgtes Hinscheiden wird vielleicht in den weiteren Kreisen von Freunden und Verehrern der Naturwissenschaften noch schmerzlicher empfunden werden und eine fühlbarere Lücke hinterlassen, als in dem engeren Cirkel spezieller Fach- und Zunftgenossen des hervorragenden Physiologen, des Jenenser und Berliner akademischen Lehrers. Nicht als ob man hier

seine Bedeutung verkannt oder in mißgünstiger Weise zu verkleinern gesucht hätte; oder mancherlei Umstände wirkten zusammen, um ihn diesem Kreise allmählich fern und ferner zu rücken und zuletzt fast zu entfremden.

Preyer, in England geboren und in freieren, von den unsrigen wesentlich verschiedenen Verhältnissen herangewachsen und zum Theil auch wissenschaftlich herangebildet, wählte sich sein Arbeitsfeld nicht allein da, wo die bei uns in Deutschland so lange fast alleinherrschende Schule es vorzugsweise und nahezu ausschließlich zu suchen gewöhnt war. Er gehörte nicht zu den Dogmatikern jener Richtung, die die ganze Aufgabe der Physiologie auf eine „Physik der Lebensvorgänge“ reduzirt und diese mit einer mechanischen Formel umspannt wissen möchte — und die folgerichtig allen Aufgaben ängstlich aus dem Wege geht, die über dem Rahmen des in dieser Art Erreichbaren und Lösbaren auch nur um ein Allergeringstes hinausliegen. Preyer dagegen wandte sich mit einer gewissen Vorliebe solchen Grenzgebieten der „exakten“ Forschung zu; er griff zu Gegenständen, die sich nur der am menschlichen Objekt angestellten methodischen Beobachtung, nicht den herkömmlichen Laboratoriumsexperimenten am Frosch und Kaninchen, oder, wenn es hoch kam, am Hunde und Affen erschließen konnten; er wagte es sich mit wissenschaftlich nicht recht hoffähigen Dingen, wie Schlaf und Traum, Hypnotismus und Somnambulismus, Sprache und Schrift, Zahlbegriff und Gedankenlesen, Willen und Empfindung und vollends gar mit jenem verpönten, undefinirbaren, in dem mechanischen Rechenexempel niemals aufgehenden Etwas, der sogenannten „Seele“ ernstlich zu beschäftigen. Gründe genug, um zahlreiche Köpfe und Zöpfe, ob so ungewöhnter Kühnheit in schüttelnde Bewegung zu versetzen! Dazu kam aber noch Anderes. Preyer war eine begeisterungsfähige, rasch aufflammende Natur — und diese schöne Eigenschaft verlockte ihn hier und da zu enthusiastischer Ueberschätzung des rasch und lebhaft Ergriffenen, die ihm den Standpunkt kühler Besonnenheit und nüchterner Vorsicht, wie er dem echten Wissenschaftler geziemt, hin und wieder verrückte. Er war, was mit eben dieser Eigenschaft nahe zusammenhängt, eine Künstlernatur; er bethätigte diese in Rede und Schrift, in der ganzen Art seines Auftretens, selbst im phantastischen Abschweifen seiner Gedanken und Ziele — er bethätigte sie vor Allem auch in der Meisterhaftigkeit seiner Darstellung, in der künstlerischen Abrundung und Vollendung der Form, die bei unseren saloppen Gelehrtengewohnheiten so leicht in den Ruf bringt, daß „dahinter nichts sein müsse“ — wie ja so viele selbst einem du Bois-Reymond seine wohl kadenzirten Perioden, seine „Schönrednerei“ nur mühsam verziehen. — Alles das, was Preyer so nach der Seite des zünftigen Gelehrtenthums schaden konnte und mußte, kam ihm als reichbegabtem und glänzendem wissenschaftlichen Popularisator auf der anderen Seite zu Gute; und hier durfte er, als einer der wenigen „Auserwählten“ dieser bei uns so spärlich vertretenen Richtung Triumphe feiern und Erfolge ernten, die ihm freilich bei den Strengeren vielfach verdacht und als ärgernißerregend ausgelegt wurden.

Im Gedächtniß der überwiegenden Laienmenge wird Preyer's Name wohl vor allem als der des Verfassers der „Seele des Kindes“ haften — jenes in vielen Auflagen verbreiteten, in zahlreiche Kultursprachen übertragenen Werkes, das seinem Urheber in der ganzen gebildeten Welt Freunde und Verehrer geworben hat, das so vielen Vätern ein Gegenstand ernsthaften, zum Vergleiche anregenden Studiums so vielen Mutterherzen Freude und Sorge gewesen ist; aus dem auch wohl Pädagogen Manches lernen könnten, wenn sie nicht (gleich dem „Herrscher der Welt“) auch „der Lehre zu groß“ wären. Preyer hat zu diesem Buche bekanntlich die Studien an seinem eigenen, etwas langsam heranreifenden Söhnchen von dessen ersten Lebenstagen bis zum vollendeten dritten Lebensjahre gemacht, und später mannigfach ergänzt und vervollständigt. Es ist ein Buch von unleugbar großem Verdienste, und trotz noch so vieler Schwächen und anfechtbaren Einzelheiten innerhalb der vorgezeichneten Richtung auch von bleibendem Werthe. — Noch zweimal dann in der Folge hat sich Preyer in größeren und für einen weiteren Kreis bestimmten Werken mit Fragen befaßt, die dem Urtheil und Verständniß gebildeter Laien näher zu liegen schienen oder von diesen wenigstens als in ihre Interessensphäre einschlagend begierig ergriffen wurden. Beide Male freilich mit sehr ungleichem Erfolge. Die erste dieser Fragen ist die des „Hypnotismus“. Hier hat Preyer als einer der ersten und förderlichsten Pioniere dieses noch in voller Dunkelheit liegenden Gebietes in Deutschland wirksam eingegriffen, wozu er durch die ganze Art und Weise seiner Vorbildung und durch früher betriebene Studien besonders berufen und befähigt war. Als diese Dinge durch Hansen's Auftreten um das Jahr 1881 auch bei uns die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken anfingen und unsere „Exakten“ noch nicht recht wußten, ob und mit welchem Auge sie die Sache ansehen und welche Stellung sie ihr gegenüber einnehmen sollten — da konnte Preyer sich bereits auf seine in England erworbene genaue Kenntniß der Braid'schen Lehren und Schriften und auf eigene, in gleicher Richtung sich bewegende Untersuchungen über „Fascination“ und über die sogenannte „Schreckstarre“ („Kataplexie“) bei Thieren berufen und mit eigenen, wohl motivirten Urtheilen hervortreten. Er gab dann auch als einer der Ersten in seinem Buche über den Hypnotismus (1890) eine dem damaligen Standpunkte (vor der allgemeinen Verbreitung der Suggestionslehre) entsprechende, auch mit vielen geschichtlichen Nachweisen versehene, noch heut lesenswerthe Darstellung des ganzen gewaltigen Stoffes. Manches hat er später noch hinzugethan; es sei nur an seine ausgezeichnete wissenschaftliche Bearbeitungen des Hypnotismus für die beiden letzten Auflagen der Encyklopädie der gesammten Heilkunde, an die Uebersetzung und Kommentirung der Braid'schen Schriften, wie auch an die Jahre hindurch an der Berliner Universität gehaltenen, vielbesuchten Vorlesungen über Hypnotismus erinnert. Vielen wird auch noch die vor zwei Jahren (1895) von mir in diesen Blättern besprochene kleine Schrift über einen Fall von Fascination, und das an gleicher Stelle erwähnte Auftreten Preyer's als Gutachter in der berüchtigten Czynskiaffaire im Gedächtnisse sein. In dieses Auftreten, das damals so viel Staub aufgewirbelt hat, spielte schon in verhängnißvoller Weise jenes andere und letzte populäre Beschäftigungsobjekt Preyer's hinein — man kann sagen seine letzte Leidenschaft, oder, unglimpflicher ausgedrückt, seine letzte Marotte, die Graphologie. Er hat ihr in seiner „Psychologie des Schreibens“ (1895) ein umfangreiches, ein stattliches Einzelmaterial verarbeitendes, in den Ergebnissen durchaus ernsthaft gemeintes, aber wohl leider von den Wenigsten recht ernsthaft genommenes Spezialwerk gewidmet, und er war ihr, wie ich aus seinen mündlichen und brieflichen Aeußerungen weiß, ein treuer und fest überzeugter Anhänger; ja er trieb die Anhängerschaft bis zu einem Fanatismus, der ihn in dem gräßlichen Baco-Shakespeare-Streite ohne Zaudern Partei ergreifen und auf Grund der Handschrift die Verfasserschaft Shakespeare's ableugnen — in der Folge die Baco's durch Auffindung jenes in der „Zukunft“ beschriebenen wunderlichen Schlüssels bekräftigen ließ. Wer über die ungeheuer mächtig fortwirkende und fast unausrottbare Kraft des einmal ins Bewußtsein gedrungenen und festgewurzelten Irrthums an sich selbst oder an anderen Erfahrungen gemacht hat, der wird über derartige Mißgriffe eines bedeutenden Geistes leise schonend hinweggleiten. Pedantische Kleingeister sind vor solchen Verirrungen freilich eher, aber auch nicht immer gesichert.

Meine eigenen Beziehungen zu Preyer, die wesentlich den letzten zehn Jahren seines Lebens angehören, waren niemals eng genug, daß ich mich für berechtigt halten dürfte, ausführlicher von ihnen zu reden; sie genügten aber, um mich einen Einblick in seine geistige Eigenart und auch in die Gemüthsseite seines Wesens, und ein sympathisches Verständniß seiner Persönlichkeit gewinnen zu lassen. Bei aller scheinbaren Gunst der äußeren Verhältnisse, bei

glänzenden persönlichen Vorzügen, und trotz einer sanguinischen Veranlagung, die ihm über manche Mißerfolge leichter hinweghelfen durfte, gehörte Preyer wohl im Ganzen nicht zu den in sich befriedigten, „glücklichen“ Naturen — und auch in seinem Lebenswege fehlten bei vielem Lichte die dunkeln Schatten nicht, die kaum einem Menschendasein bei längerer Dauer erspart bleiben. Er trug nicht leicht an den mancherlei Enttäuschungen, die ihm Berlin (wohin er 1888 nach Niederlegung seiner Jenenser Professur seinen Aufenthalt verlegt hatte) gleich so vielen anderen bereitete; und die vier Jahre seines letzten Wiesbadener Asyls waren durch standhaft hingenommene schwere körperliche Leiden getrübt und verbittert. — Im Ganzen darf man vielleicht beklagen, daß einem Manne wie Preyer die Mitwelt nicht ganz gerecht geworden ist. Mögen es die Nachlebenden um so mehr sein! — und mögen aus pietätvollem Herzen dankbare Hände auf sein frühes Grab die Kränze niederlegen, die seine edle Gesinnung und sein reiches Wirken im Dienste der Menschheit unzweifelhaft verdienten:

„Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erfüllt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Bayreuth, den 22. Juli 1897.

Albert Eulenburg.

Eine biblische Ausgrabung.

Seit dem „Leben Jesu“ von Dav. Fr. Strauß hat kein Werk der neueren protestantischen Bibelforschung, wenigstens auf dem Boden des Neuen Testaments, eine einigermaßen in's Gewicht fallende Popularität erlangt. Es lag in der Art, wie Strauß seine Mythenkritik auf die von Legenden durchsetzte biblische Ueberlieferung anwandte, ein genialer Zug, während die historisch-kritische Richtung der neueren Zeit mehr schulmäßig exakt operirt. Aber diese mühevolle Detailforschung zeugt nicht nur von gründlicher ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit, sondern sie hat auch zu höchst achtbaren Resultaten geführt. So herrscht z. B. heute in allen Kreisen der wissenschaftlichen Theologie völlige Einhelligkeit darüber, daß die im Neuen Testament enthaltenen Evangelienschriften in der auf uns gekommenen Gestalt keine primären Geschichtsquellen über das Leben Jesu repräsentiren, daß vielmehr den drei „Synoptikern“ Matthäus, Markus und Lukas einige Quellenschriften zu Grunde liegen, die man am unversehrtesten im Markus wiederzuerkennen glaubt. Die Rekonstruktion dieser Quellen, insbesondere des Urmarkus und der Redesammlung des Matthäus, die Untersuchungen über die Art und das Maß ihrer Benutzung seitens der Verfasser der vorliegenden Evangelien und ähnliche Fragen bieten dem Scharfsinn des Forschers einen so weiten Spielraum, daß es begreiflich ist, wenn die Zahl der Hypothesen Legion ist, wenn die Untersuchungen sich oft ins leere Muthmaßen und Spintisiren verlieren. Die exakte Forschung geräth hier leicht an Grenzen, wo die Intuition, der geniale Blick ihr zu Hilfe kommen muß.

„Wenn es das Ergebniß der modernen Bibelkritik ist, daß manches in den Evangelien Mythendichtung und Mythenbildung ist, so wird der Dichter, dessen dauerndes Geschäft es ist, auch heutigen Tages in mythischen Formen zu sprechen, wohl auch ein natürliches Recht haben, mitzureden. Er wird in dem Streit der Theologen, wo der eine alles verdunkelt und der andere alles vereulenspiegelt, vielleicht eine natürliche Fähigkeit und Begabung haben, die rechte Mitte zu finden“ — so schreibt treffend Wolfgang Kirchbach im Vorworte eines von ihm soeben veröffentlichten Werkes, und in dem Buche selbst*) macht er den Versuch, nach Maßgabe dieses Wortes den Kern geschichtlicher Wahrheit aus der Hülle der Legende herauszuschälen.

Es handelt sich, um das gleich vorweg zu nehmen, um ein höchst bedeutendes Werk, um das Werk eines Mannes, der den ganzen wissenschaftlichen Apparat beherrscht, der über ausgezeichnete philologische Kenntnisse verfügt, der ein überaus feines psychologisches Verständniß und ethisches Urtheil besitzt und vor allem jene Intuition, die das Wesen der Dinge wahrnimmt, wo der kritische Verstand nur Fragmente sieht. Kirchbach hat sich durch dieses Buch um die Förderung der theologischen Wissenschaft in dem Maße verdient gemacht, daß auch die zünftlerischen Theologen diesen Eindruck in ihr Gebiet verzeihen werden, wenn sie sich auch am Ende besinnen werden, dem geistvollen kühnen Forscher den wohlverdienten Ehrendoktor der Theologie zu verleihen.

Um auf sicheren geschichtlichen Grund zu kommen, beschränkt sich Kirchbach bei seiner Untersuchung zunächst auf die anerkannt echten Stücke im Matthäus Mit Hilfe einer philologisch exakten Auslegung, bei der er den guten alexandrinischen Sprachgebrauch als Norm nimmt unter Ablehnung des sogenannten „neutestamentlichen Griechisch“, stellt der Autor fest, was sich als Kern der von Jesus vorgetragenen Lehre ergibt. Das Ergebniß dieser Untersuchung ist im höchsten Grade überraschend, es stellt so ziemlich alles, was man herkömmlicher Weise unter der Lehre Jesu versteht, auf den Kopf. Erst nachdem dieses Bild fixirt ist, wendet sich der Verfasser, und das ist kennzeichnend für seine Art der Untersuchung, den Detailfragen der Quellenkritik zu. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist nicht minder frappant, neben der aramäischen Spruchsammlung des Matthäus findet er nämlich als zweites Urevangelium in einem Urjohannes.

Die wissenschaftliche Theologie hat die „Echtheit“ des Johannes-Evangeliums seit den Tagen der Tübinger Schule mit seltener Einmüthigkeit preisgegeben, man verlegt seine Entstehung in den Anfang des zweiten Jahrhunderts und erblickt in ihm eine philosophische Dichtung mit religiöser Tendenz. Die Versuche, einen Urjohannes zu konstruiren, wie es z. B. Renan gethan hat, sind vollständig aufgegeben worden, man hat ihnen die formelle und materielle Gleichartigkeit aller Bestandtheile des heutigen Johannes entgegengehalten. Das stärkste Argument gegen die Geschichtlichkeit dieser Schrift hat man aber darin gefunden, daß es eine psychologische Unmöglichkeit sei, daß derselbe Jesus bald in der Art des Matthäus, bald in der des Johannes gesprochen haben sollte.

Und nun kommt Kirchbach, um gerade im Namen der psychologischen Kritik die wesentlichsten Bestandtheile dieses Evangeliums als primäre geschichtliche Zeugnisse in Anspruch zu nehmen! Dieser Versuch zur Rettung des vierten Evangeliums, freilich nicht eine „Rettung“ im Sinne der orthodoxen Apologetiker, dürfte auch dort völliger Würdigung sicher sein, wo man die von Kirchbach gebotene Interpretation der Lehre Jesu ablehnt.

Kirchbach unterscheidet in der Lehrweise Jesu Sittensprüche mit abstrakten Erläuterungen und Gleichnisse einerseits, paroimistische Spruchdichtungen andererseits; erstere habe Matthäus, letztere Johannes aufgezeichnet. Gleich den griechischen Skoliendichtern habe Jesus, der ja denn doch ein genialer Mensch gewesen, viele kurze epigrammatische Dichtungen im lebendigen Gespräch improvisirt, sie dann oft wiederholt, wobei ihre Form dann schließlich jene schlagende poetische Fassung angenommen habe, die Johannes uns überliefert. In dieser Redeform, die sich von den ältesten Salomodichtungen her bis zu den jüngsten Talmudschriften findet, werden der lebendige Sprecher und

*) Wolfgang Kirchbach, Was lehrt Jesus? Zwei Urevangelien. Berlin 1897, Ferd. Dümmler's Verlag. Preis 5 Mk. Vergleiche auch „Nation“, laufenden Jahrgang Nr. 28: Wolfgang Kirchbach: Abendmahl und Nägelmale.

seine Lehre sich wechselseitig zur Maske. Kirchbach spricht geradezu von den „Abschiedsgedichten" Jesu. Er übersetzt z. B. den Schluß des 13. Kap. des Johannes folgendermaßen:

Die Lehre spricht:

„Amen, Amen, ich sage dir, nicht wird der Hahn krähen, ehe du mich tausendmal verleugnet hast. Doch euer Herz sei nicht bestürzt, seid treu dem Gott und ihr seid treu auch mir. In meines Vaters Haus sind viele Zellen, wenn nicht, ich sagte es euch. Ich ziehe aus, die Stadt euch zu befestigen, und indem ich wandere, befestige ich sie. Ich komme wieder und übernehme euch zu mir, damit, wo ich bin, ihr auch seiet. Und wohin ich schwinde, den Weg wißt ihr." — „Wir wissen nicht, wohin du schwindest; wie wissen wir den Weg?" — „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, es geht zum Vater keiner, denn durch mich. Erkennt ihr mich, dann wißt ihr meinen Vater auch; von jetzt an kennt ihr ihn und habet ihn gesehen".

Das gibt freilich einen Sinn, der grundverschieden ist von dem der lutherischen Uebersetzung. Allerdings läßt sich dem Ich nicht immer so einfach die „Lehre" unterschieben wie in diesem Falle. Kirchbach rekurrirt indessen auf ein inneres Kunstgesetz, „welches das Konkrete alsdann in die persönliche Erscheinung des Redners verlegt". Ueberdies ist zu bedenken, daß der gnostische Bearbeiter des jetzigen Johannesevangeliums sich der Kunstform der von ihm verwertheten Vorlage nicht bewußt geworden ist.

Der Schlüssel, den Kirchbach der Evangelienkritik hiermit in die Hand gegeben hat, wird vielleicht dazu dienen, das Johanneische Problem zu lösen. Daß Jesus so, wie in diesem Evangelium zu lesen ist, nicht von sich gesprochen haben kann, darüber ist die wissenschaftliche Theologie einer Meinung. Andererseits ist es wieder höchst unwahrscheinlich, daß um das Jahr 100 herum ein christlicher Denker, von dem wir sonst schlechterdings gar nichts wissen, diese tiefen geistvollen Reden frei erfunden haben sollte. Und das Merkwürdige ist, daß Kirchbach sich der Schwierigkeit dieses Problems gar nicht einmal recht bewußt geworden zu sein scheint — von einer ganz anderen Seite her hat sich ihm die Lösung aufgedrängt, die ein überraschendes Licht in das Dunkel dieses Problems wirft.

Der Schwerpunkt der Kirchbach'schen Ausführungen liegt indeß weniger in der Textkritik als in der Interpretation dieses Textes. Als den Mittelpunkt der Lehre Jesu sieht er, wie das die gesammte neuere Theologie thut, die Idee des Himmelreiches an. Kirchbach dringt bei diesem Begriff auf den griechischen Wortlaut, der von einem „Königreich der Himmel" redet. In längerer Auseinandersetzung sucht er darzuthun, daß der Sinn dieses Terminus nichts anderes sei als „Herrschaft des Alls". Der Plural: die Himmel besage so viel wie: Universum. Wir unterschätzen Kirchbach's scharfsinnige Argumentation nicht, können ihm aber angesichts des hebräischen „Schamajim" (plur.), das auch im Gegensatz zur „Erde" gebraucht wird und erst mit der „Erde" zusammen den Begriff des Universums ausdrückt, nicht folgen. So gewiß Jesus sich das Göttliche nicht in weltfernen Himmeln wohnend gedacht hat, so gewiß es ihm wesentlich „immanent" war — „das Reich der Himmel ist inwendig in euch" — so schwer wird es sich erweisen lassen, daß der Rabbi von Nazareth „Monist" im modernen Sinne gewesen sei.

Hingegen verdient Kirchbach volle Zustimmung, wenn er den Gedanken der Verborgenheit Gottes, dessen sich innerhalb der christlichen Kirchen nur die Mystik — mit der Kirchbach's Gedanken sich überhaupt viel inniger berühren, als er zuzugeben geneigt ist — angenommen hat, als eine der wesentlichen Ideen Jesu würdigt. Das Wort: „Dein Vater, der im Verborgenen Sehende, wird Dir vergeben" paraphrasirt Kirchbach folgendermaßen: „Der Vater wird sehend, schauend, er kommt in uns zum Bewußtsein, sowie wir zu dem Verborgenen beten."

Höchst überraschend sind sodann die Ausführungen des vorliegenden Werkes, in denen versucht wird darzulegen, daß Jesus weder die volksthümliche Messiaserwartung getheilt habe, noch sich selbst für diesen Messias ausgegeben habe, vielmehr vor künftigen Irrlehrern gewarnt habe, die ihn als den Christus, den Messias, bezeichnen würde. Der Autor verficht diese Behauptung mit so viel philologischem Wissen und Scharfsinn, daß eine Würdigung derselben sich an dieser Stelle von selbst verbietet. Bemerkt sei nur, daß mit dieser Aufstellung ein Räthsel geschaffen würde, das unendlich schwieriger als alle vorhandenen Probleme der vorchristlichen Zeit wäre.

Kirchbach denkt allerdings von dem Verständniß und der Urtheilskraft der Schüler Jesu so gering wie möglich; er muthet ihnen jedes Mißverständniß zu. So hätten sie, meint er, auch seine Sündenvergebungslehre geradezu travestirt. Kirchbach findet in der von Jesus vorgetragenen Lehre, daß nicht ein überweltlicher Gott, sondern die Menschen untereinander sich ihre Verfehlungen vergeben — wie er selbst als Typus des gotterfüllten Menschen zu dem Gichtbrüchigen spricht: Deine Sünden sind Dir vergeben — einen der fundamentalen Sätze des großen Weisen, denen er eine eminente Bedeutung auch für die Zukunft beimißt. „Darin, daß ich Andern vergebe, liegt der Ausgleich dessen, was ich mir selbst vorzuwerfen habe. So wird selbst mein Fehler, der an sich nicht wieder gut zu machen ist, noch die Ursache zu etwas Gutem, daß ich Andern vergebe und damit diesen entsühne, auf daß er die immer neue Möglichkeit habe, die „Herrschaft Gottes" in sich zu begründen."

Der Tragweite dieses Punktes wird man sich erst bewußt, wenn man erwägt, daß die Frage des Sündenerlasses der Mittelpunkt der paulinischen Lehre und der Ausgangspunkt der Reformation gewesen ist, und noch heute den hauptsächlichsten Differenzpunkt zwischen katholischer und evangelischer Lehre bildet.

Höchst eigenartig ist ferner der Versuch Kirchbach's, die Jenseitshoffnungen Jesu in das Gebiet der Mythe zu verweisen, wenigstens soweit, als sie als Grundlage für den „Vaterglauben", und für das sittliche Handeln der „Menschensöhne" in Betracht kommen könnten.

Doch wir müssen es bei diesen Andeutungen bewenden lassen. Sie genügen, unser Urtheil zu bestätigen, daß die Antwort, die Kirchbach auf die Frage seines Buches gibt, keine Alltagsantwort ist, die aus den Büchern der liberalen Theologie aufgelesen ist, sondern das Wort eines Mannes von tiefgründigem großem Denken. Es ist an der wissenschaftlichen Theologie, sich mit diesem Bilde Jesu auseinander zu setzen. Vor allem wird diese Theologie sich hoffentlich das gesagt sein lassen, was Kirchbach über die Inferiorität der Pauluslehre gegenüber der Jesuslehre in zutreffender Weise ausführt. Wenn die neuere Theologie überhaupt eine praktische Aufgabe hat, so ist es die, den Paulinismus der Reformation zu Gunsten der Lehre Jesu, die innerlich so verschieden von einander sind, wie Wasser und Feuer, zurück zu drängen. In der genuinen Lehre Jesu haben wir, mit Kirchbach zu reden, in der That eine Lebensarbeit, in welcher der Menschengeist eine seiner allergrößten Thaten vollbracht hat und in deren Zeichen er noch weit Kühneres vollbringen wird, als ihr Lehrer selbst voraussagte, wenn erst Alle begriffen haben, um was es sich eigentlich bei dieser Denkarbeit handele, und welche gewaltigen Grundsätze dieser Mann hatte — dieser Feuergeist, der „um Geist bettelte" und nach „Wahrheit" lechzte, stärker als Plato und Aristoteles, da er augenscheinlich das volle Temperament seiner Rasse mit einer griechischen Schönheit und Mäßigung vereinte.

P. Lenzberg.

Francisque Sarcey.

Der Vorhang geht in die Höhe, und auf der Bühne steht Onkel Sarcey, er, der seit 30 Jahren im „Temps“ die kritische Tyrannis ausübt. Ein lauter Beifall begrüßt den kleinen, rundlichen Herrn, der mit der Grazie Atta Troll's herniedernickt. Etwas Harmloses, Gutmüthiges spricht aus der ganzen Persönlichkeit. Er gehört zu jenen, die unwillkürlich Heiterkeit und Behagen ausströmen. Diese kurze Silenengestalt mit dem jovialen, rothen Gesichte, das Bart und Haupthaar weiß umrahmten; denn Onkel Sarcey zählt nicht weniger als siebzig Jahre; die kugelige Fülle, der vierschrötige breite Nacken — das alles deutete auf ein glücklich-vollblütiges Temperament, welches lebt und leben läßt. Das war ein Mann, der seinen Weg gemacht hatte und angekommen ist; eine gesicherte Existenz, daran war kein Zweifel. An diesem Dasein zehrte keine nagende Unruhe, da war nichts zu begleichen, noch zu beschwichtigen. Er war mit sich und der Welt zufrieden, voll rosiger Laune, selbstgefällig und seiner bewußt, der rechte Philister. Er plätscherte in den Wogen der Volksgunst; nur dann und wann drückte eine seiner Bewegungen etwas wie Verlegenheit oder Unbeholfenheit aus. Dann fuhr er hastig mit den kurzen Armen nach der Stirne, auf der der Schweiß schon perlte; die wuchtigen Beine, welche unter der gewölbten Last des Bäuchleins noch gedrungener erschienen, machten einige strampelnde Takte. Er hob die Arme wieder, nach hinten hinaus, und ließ sie mit kurzem Flügelschlag niederklappen, indessen er gleichzeitig mit den Schultern zuckte. Que voulez-vous? c'est toujours comme ça; ils s'amusent avec moi, ils savent bien qu'ils passeront un bon quart d'heure. Alors, vous comprenez. . . . Vielleicht war das der Sinn des pantomimischen Spieles.

Mittlerweile hatte das Publikum ausgetobt, und Onkel Sarcey begann, gemüthlich brummelnd: Meine Damen und Herren! Wie Sie wissen, wird man uns heute Molière's „Précieuses“ und Racine's „Berenice“ geben. Das erste Stück ist klar, wie etwas; was soll ich Ihnen da noch Langes und Breites erzählen. Heutzutage würde es seinem Autor gewiß das Théâtre français geöffnet haben. Claretie, der sich auf die Sache versteht, hätte es ohne weiteres angenommen. Doch, Sie werden ja selbst sehen. — „Berenice“ hingegen — und er spreizte die Arme auf — das ist verzwickter. Claretie, der wollte ursprünglich „Iphigenie“ geben und sprach mir davon. „Wenn Sie meinen, sagte ich; ja; ‚Iphigenie‘ ist ohne Frage ein Meisterwerk, Bartet in der Hauptrolle ist die Vollendung selbst; es läßt sich nichts dagegen einwenden, aber — es ist so bekannt, es gehört zum laufenden Spielplan, und den jungen Leuten muß man was Besonderes vorsetzen. Sie sollten ‚Berenice‘ aufführen. Ich weiß, das Stück zieht nicht, das letzte Mal hat es gerade so gut wie nichts eingebracht.“ Ich merkte, daß er nicht recht dran wollte und setzte im Weggehen hinzu: „Es ist nur meine persönliche Ansicht. Machen Sie's, wie Sie's für gut halten.“ Dabei blieb es; das war Samstag. Montag um zehn telephonirt er mich an: „Es ist bestimmt, wir geben ‚Berenice‘. Aber ich zähle auf Sie; Sie halten eine Konferenz, Schluß!“ — Onkel Sarcey sprudelte seine Sätze ununterbrochen einen nach dem anderen heraus! Dieser kleine Wassersturz von Worten ging in hastendem Tempo und immer mit demselben Tonfalle nieder; dieselbe gleichförmige Melodie umhüllte alles, zog Gleiches und Ungleiches in denselben Strudel fort. — Sie sehen, sagte er, der Deckel war mir auf den Kopf gefallen; der Onkel war in seiner eigenen Falle gefangen. Aber, wie sie wissen, bin ich eine gute Haut, und — schließlich gehört das Vortraghalten zu meinem Berufe, weil ich ja von Haus aus Lehrer bin, und auch dem Publikum gegenüber immer so etwas Aehnliches geblieben bin. Ich darf überdies behaupten, daß ich am meisten mit dazu beigetragen habe, die Konferenz im Theater bei uns einzuführen; und wenn man einmal solche Einleitungen gibt, thut man gut, sich gleich an die Berufensten zu wenden. Doch das nur nebenbei. — Wie bekannt, handelt Racine's „Berenice“ von der Liebe des Titus zu der schönen Königin von Palästina, nach welcher die Tragödie benannt ist. Die beiden haben sich hinten in Asien kennen gelernt, wo der junge, ritterliche Prinz die römischen Truppen befehligte. Seitdem sind fünf Jahre verstrichen; Titus ist seit Kurzem Kaiser geworden, weil sein Vater Vespasian gestorben ist. Die beiden Liebesleutchen sind, nach wie vor, in einander vernarrt und wünschen nichts sehnlicher, als sich zu heirathen. Also, scheint die Sache abgemacht zu sein. Aber — wenn das Leben so einfach wäre, gäbe es keine Tragödien. Sie kennen alle, aus Ihrer Familie oder Bekanntschaft, jene Dachziegel, die einem plötzlich auf den Kopf schlagen. Sie haben einen Vetter, einen guten Freund gehabt, der sich verloben wollte; er hatte ein Mädchen gefunden, das ganz sein Fall war. Die Partie schien fertig; da — Pardauz! Der Vater kommt und zieht seinen Sohn bei Seite. „Mein lieber Junge, es ist fatal. Aber wir haben Verluste gehabt“; oder: „Das Geschäft geht nicht. Kurz — Du kannst kein Mädchen ohne Geld heirathen.“ Oder schlimmer noch, die Alte kommt, die nimmt den Ton natürlich höher. „Das ist keine Familie für uns, das Mädchen ist nicht gesund“, schließlich, Gott weiß was noch. Das Resultat ist, der arme Junge kann einpacken.

So geht es auch hier. Titus und Berenice lieben sich, aber sie können sich nicht heirathen. Warum? Weil seit den Tagen der Republik kein Römer sich mit einer Ausländerin und noch viel weniger mit einer königlichen Familie verbinden darf. Aber, werfen Sie mir ein, das ist der reine Unsinn. Rom ist keine Republik mehr, es ist längst ein Kaiserreich, das dem Königthum in nichts nachgibt. Das Gesetz hat keinen Sinn und Verstand! — Zugegeben, meine jungen Freunde, ich bin ganz Ihrer Ansicht — eine Schrulle, ein Zopf, der stehen geblieben ist. Aber — und mit einer cyclopischen Geste der Verzweiflung — was wollen Sie? es ist historisch. Und dann, es ist die Voraussetzung, auf welcher das ganze Drama beruht. Wenn Sie diese erste Bedingung nicht gelten lassen, haben wir kein Stück. Nochmals, es ist absurd, ja; aber, damit das Stück zu Stande kommt müssen wir die Bedingung annehmen.

Der erste Anlauf war gethan. Der kleine Herr trocknete sich ab und trollte weiter: Wir sehen von hier aus gleich eine neue Schwierigkeit auftauchen. Wie ich die Geschichte auch drehe und wende, finde ich zunächst nur Stoff für drei Akte, und „Berenice“ hat fünf. Titus kann entsagen, sich anders entschließen und wieder entsagen — damit sind aber auch alle Kombinationen erschöpft. Was hat Racine nun angestellt, um sein Trauerspiel auf den klassischen Umfang zu bringen?

Ich kann mir vorstellen, wie ein Moderner sich aus der Affaire gezogen haben würde. Er hätte uns den halben Orient auf die Bühne gebracht, eine ganze Menagerie, Leoparden, Gazellen, Löwen und was sonst noch. Es wäre eine Ausstattungsfeerie geworden, in der Madame Jane Hading die Titelrolle gegeben hätte, in einer Robe von fünftausend Francs; und wir hätten ein Zug- und Kassenstück ersten Ranges gehabt. Doch das ist nicht das klassische Genre, und um so besser! Denn ich gestehe Ihnen offen, daß ich dieses Pêle-Mêle von Theater und Cirkus riesig dumm finde. Nur die Augen thun sich dabei etwas zu Gute; und bei all dem Hokuspokus klappt gewöhnlich irgend etwas nicht. In meinem ganzen Leben habe ich mich gerade einmal bei einer solchen Vorstellung amüsirt, da allerdings ordentlich. Es ist lange her; Schmitz-Mayer hatte uns im Châtelet den „König von Siam“ in Szene gesetzt. Es war pompös und stumpfsinnig. Wir waren im besten Zuge, einmal mehr auf einen einschläfernden Erfolg loszusteuern, als ein großer Elephant auftrat und plötzlich — Sie können sich das Ende vom Liede denken. Der Souffleur wäre beinahe ertrunken, der Vorhang mußte niedergelassen werden, und wir alle konnten nicht mehr vor Lachen. Oben auf der Szene, der König von Siam hielt sich den Bauch.

Racine ist der zarteste und feinste unserer großen Dramatiker, wie Marivaux der subtilste und zierlichste unserer

komischen Dichter. Ich spanne die beiden absichtlich zusammen; Sie werden gleich sehen, weshalb. Nehmen Sie „Das Vermächtniß", „Die falschen Vertraulichkeiten", „Das Spiel der Liebe und des Zufalls" — was haben Sie? ein Liebespaar, das auf die umständlichste Weise von der Welt zusammenkommt. Die Entscheidung wird auf lauter kleinen Schlangenwegen umgangen; Sylvia, Araminte, Dorante, die sich hinter den herbstlich goldenen Büschen und Hecken ihrer entzückenden Parks verstecken, suchen, meiden und locken, scheinen die Kunst zu üben, die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten in die längste zu verwandeln. — Es schadet nichts; der Ausdruck sagt, was er sagen soll; lassen Sie ihn nur hingehen. — Racine in seiner „Berenice" macht es ähnlich so, nur daß der Erfolg der gegentheilige ist. Aus einer einfachen Situation, der man sofort auf den Grund kommen könnte, weiß er langsam, zögernd und steigernd, die rührendste Elegie auszuspinnen; unnöthig hinzuzufügen, daß sie zugleich in jeder Szene fürs Theater berechnet ist.

Zunächst rückt er einmal die erste Erklärung des Titus hinaus. Bemerken Sie, wie günstig der Moment dafür gewählt ist. Vespasian ist kaum gestorben; es läßt sich also nur zu natürlich deuten, daß Titus für den Augenblick sich selten macht und einsilbig in Gedanken brütet. Berenice besorgt denn auch nichts für ihre Liebe. Sie weist vielmehr alle Zweifel ihrer Amme ab. „Was willst Du? Der arme Junge hat jetzt keinen Grund lustig zu sein. Er betrauert seinen Vater, er muß sich sammeln. In Wirklichkeit liebt er mich, und Du wirst es schon sehen." Wir andern haben hingegen das Vorgefühl, daß sich etwas zusammenzieht, und die Vertrauensseligkeit der schönen Frau läßt uns ahnen, wie groß später Ueberraschung und Enttäuschung bei ihr sein werden. Sie ist keine von denen, die klein beigeben und sich an die Wand drücken lassen. Was wird also werden? Das ist der Gedanke, welcher uns sofort beschäftigt, das Problem, welches uns, so zu sagen, auf den Leib rückt.

Titus ist bisher nicht aufgetreten. Wir sehen ihn jetzt im zweiten Akte, wie er sich mit seinem Vertrauten unterhält. Die Szene wird Ihnen zu Herzen gehen; ach, ist das schön und ergreifend, wenn er unter heißen Thränen erklärt, daß er seiner Liebe entsagen will. Nicht weil der Buchstabe der Verfassung es so verlangt! Was kümmert es mich, wenn die Römer ein verrücktes Gesetz gemacht haben: das ist ihre Sache und geht mich nichts an! Aber es ist etwas anderes, wenn der Kaiser von sich aus die Vorurtheile des Volkes schonen will; wenn er von der Menge kein Opfer ihrer Gefühle verlangt, sondern statt dessen lieber sich selbst opfert. Das ist groß und erhaben: das ist menschlich und ewig! Das verstehe ich. Der ganze Zwiespalt ist damit ins Innere verlegt. Aus einem Kampf gegen den Paragraphen X ist ein Widerstreit zwischen Neigung und Pflichtbewußtsein geworden.

Titus hat sich das erste Mal, als er mit Berenice zusammenkommt, wie man zu sagen pflegt, ausgeschwiegen. Die Entscheidung kann aber nicht länger ausstehen; wir sind jetzt schon im dritten Akte. Titus, der sich nicht getraut, hat den König von Komagene rufen lassen, damit er Berenice die fatale Botschaft ausrichte. Dieser Antiochus ist der Freund des Kaisers und der abgefahrene Liebhaber der Königin. Er ist eine von jenen Naturen, die Mandelmilch in den Adern haben, etwas weich, melancholisch, sensitiv, ein Mann, wie ihn die Frauen gut leiden, aber nicht lieben können. Der Kaiser sagt ihm: Hör' mal, Du mußt mir den Gefallen thun; das geht über meine Kräfte; kurz, alles, was man in solcher Lage eben zu sagen pflegt, nur daß Racine es natürlich etwas schöner ausdrückt. Der arme Junge, der Antiochus, schöpft wieder Hoffnung für sich; vielleicht, daß jetzt endlich sein Weizen blüht. Sie werden mir entgegen halten: diese Regung des Egoismus ist gerade nichts Berühmles. Ja; aber dem einen sein Brot ist dem anderen sein Tod; wo der eine verliert, steckt der andere ein. Uebrigens gleitet er bei Berenice gründlich ab. Unvernünftig, wie die Frauenzimmer sind, läßt sie ihre Wuth an dem unglücklichen Boten aus, der doch schließlich zu alledem nichts kann. Er ist denn auch ganz untröstlich; aber sein Freund, der ein Schlaumeier ist, redet ihm zu: Der Anfang ist gar nicht so übel. Nur abgewartet, die Reihe kommt schon noch an Sie. — Das ist also eine zweite Intrigue, die sich mit der ersten untermischt.

Für die Stücke in fünf Akten ist bekanntlich der vierte entscheidend. An dieser Ecke muß sich herausstellen, ob das Drama kippt, oder ob es alle Segel aufsetzt und in den Hafen einläuft. „Berenice" hat in diesem Aufzug ihren Höhepunkt. Drei Akte lang hat der Dichter alles, Leidenschaften, Unruhe, Angst und Groll zusammenbrodeln und -kochen lassen. Jetzt ist die nöthige Dampfdichte da, und der große Coup kann vor sich gehen. Es ist die scène à faire zwischen den beiden Liebenden! Der Haupteffekt, auf den wir schon lauern! — — — — — — — — — — — —

Quelle blague! was für ein Schwindel! soll Onkel Sarcey ausgerufen haben, als er diesen Artikel bis hierhin gelesen hatte. Ich habe niemals über „Berenice" Vortrag gehalten; das ist wieder einer von den jungen Leuten, welche sich immer über mich lustig machen. Hätte ich wirklich über das Stück geredet, so würde ich natürlich, das ist klar, vor allem von der Darstellung gesprochen haben. Sie können sich denken, daß sie tadellos ist. Bartet in der Titelrolle ist hinreißend. Wie Wort und Gesten bei ihr zusammenstimmen und alles von süßer Schwermuth durchtränkt ist! Die Frau spielt einfach Racine. Freilich, man behauptet, daß ich einen persönlichen Faible für sie habe. Aber, was wollen Sie? was kann ich dafür, daß ich die guten Schauspielerinnen besser finde, als die schlechten!

Paris. Ransohoff.

Englisches Frauenstudium.

Wir erhalten aus England von einem Freunde unseres Blattes folgende Zuschrift:

Von großem Interesse war die geschichtliche Uebersicht des englischen Frauenstudiums in der Nummer 41, S. 620 der „Nation". In einer Hinsicht jedoch ist diese Uebersicht unvollständig. Herr Alex. Tille führt an, daß es außer London nur noch drei andere Mittelpunkte gäbe für höhere Frauenbildung, nämlich: Cambridge, Edinburgh und Glasgow, und daß Oxford von der Frauenbildungsbewegung überhaupt kaum berührt sei. Thatsächlich aber hat auch die alte Universitätsstadt Oxford seit vielen Jahren Frauen-Colleges. Im Jahre 1878 wurde Lady Margaret Hall gegründet; 1879 Somerville Hall, das seit 1794 Somerville College genannt wird; 1886 St. Hugh's Hall, und schließlich im Jahre 1893 St. Hilda's Hall. Mit Ausnahme von Somerville College sind diese Hochschulen nur für Damen, die zur englischen Staatskirche gehören. Doch auch in Oxford gestatten die Universitätsbehörden den Frauen keine akademischen Grade.

In Cambridge wurde im Mai d. J. wieder mit großer Mehrheit im Senat beschlossen, daß Studentinnen von Girton und Newnham keine Grade erwerben können.

Es möchte die Leser der „Nation" interessiren, daß seit Herr Alex. Tille seinen Artikel schrieb, in den letzten Tagen in London ein Kongreß stattfand, in welchem u. a. die Fortschritte der Frauenbildung in den englischen Kolonieen besprochen wurden. Das 60jährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, das soeben gefeiert wurde, kann man gewiß als ein wahres Frauenjubiläum bezeichnen, wenn man die Fortschritte in Betracht zieht, welche die Frauenbildung z. B. in dem demokratischen Australien gemacht hat. So erwähnte im genannten Kongreß Sir William Windeyer, Vicekanzler der Universität Sydney (N. S. W.), daß in jenem Welttheil die Frauen auf absolut gleichem Fuße stehen wie die Studenten. Die Universität Sydney hat keine klösterlichen Traditionen, auch kein College System, gleicht also den deutschen Universitäten. Und da die Studentinnen wirklich ernsthaft sich um akademische Grade bewarben, gab der Senat der Universität im Jahre 1881 zu, daß Frauen gleich Männern alle akademischen Ehren erwerben konnten. Im Jahre 1884 bestätigte die Regierung von New

South Wales dieses Vorgehen der Universität und erließ ein Gesetz, demgemäß Frauen, die den akademischen Grad erworben haben, berechtigt seien, an der Wahl des Senats und des regierenden Körpers der Universität Theil zu nehmen.

Die Universität Sydney ist auch die erste „britische" Hochschule, in welcher Studenten und Studentinnen zusammen dieselben Kollegien besuchen, und zwar mit bestem Erfolg.

Hampstead. Ch. W.

C. Viebig: „Rheinlandstöchter." Roman. — „Kinder der Eifel." Novellen. Berlin 1897. F. Fontane u. Co.

Gibt es etwas Schöneres für die Kritik als einem jungen, noch unbekannten Schriftsteller zu sagen, daß er Talent hat? Ich glaube, daß sie Clara Viebig das zusichern darf.

Und doch! Unser Freund, College Crampton, ist ein kluger Mann, wenn er sich nicht auf den Dreifuß setzen will, um von vorhandenem oder nicht vorhandenem Talent zu orakeln. Was ist Talent? Man mag der breiten litterarischen Bewegung nur ein paar Jahre aufmerksam zugesehen haben, und man weiß, wie das Talent zerrinnt, wenn der Quell aus innerer Einsicht und Empfindung es nur dürftig nährt, wie es verspielt wird, zumeist um blöden Aufsehenerregens willen. Und was ist schließlich Talent in Wahrheit? Bei dem einen die Gabe der Menschendarstellung, bei dem anderen Phantasie, beim dritten stilistisches Geschick, bei anderen anderes; bei wenigen Auserwählten das alles vereint. Ich weiß, daß ich wenig sage, wenn ich versichere, daß Clara Viebig Talent hat.

Das ist bei Anfängern stets der Fall, daß sich die Mängel aufdrängen, die Vorzüge gesucht sein wollen. Der Eingang des Romans „Rheinlandstöchter" ist nicht gerade ermuthigend. Man glaubt die Marlitt-Muse in modernisirten Fähnchen vor sich zu sehen. Die Gestalten aus der Koblenzer Gesellschaft sind fast durchweg karikirt, und es ist in dieser Karikatur keine Satire. Wie das Kind im Märchen muß man sich durch einen Pfefferkuchenberg von Unmöglichkeiten hindurchessen, ehe man zu dem Haus kommt, in dem wirkliche Menschen ein wirkliches Leben führen. Und was mir diese Arbeit besonders verleidete, es sind in dem Pfefferkuchenberg stilistische Rosinen.

Freilich, einen festen Griff, der stofflich Interessantes sicher packt, wird man sofort gewahr. Ueberall Handlung und Bewegung, und immer ist die Handlung interessant. Clara Viebig liebt die aufregenden Begebenheiten und die starken Konflikte, bei denen es Ehre und Leben gilt. Und sie weiß sie mit ganz kräftigen Zügen zu gestalten. Fast hinter jeder ihrer Erzählungen „Kinder der Eifel" steht der Staatsanwalt, und da, wo er wirklich einmal auftritt, hat sie ihn charakteristischerweise im Einklang mit seinem Wesen „Milde" genannt: sie selbst möchte solch ein litterarischer Staatsanwalt sein, der in dem Verbrecher den irrenden Menschen sieht. Und ich mag ihren Zug zum stofflich Aufregenden nicht tadeln, zumal er bei ihr aus reicher Phantasiethätigkeit stammt. Darin liegt überhaupt ein entscheidendes Merkmal der heutigen Frauenlitteratur: sie ist reich an frei gestaltender, spielender Phantasie. Es gibt sich eine Schaffensfreudigkeit und Schaffensleichtigkeit darin kund. Ich bin überzeugt, Clara Viebig schreibt leicht. Und das alles sind Vorzüge, die ihr einen ehrenvollen Platz in der Unterhaltungslitteratur sichern werden. Und ich fürchte, sie wird diesen Weg gehen. Denn der Weg ist breit.

Aber es ist eine Gestalt in ihrem Roman und eine Gestalt in ihren Novellen, die sie auf dem breiten Wege nicht angetroffen haben kann. Lieutenant von Ramer ist der Sohn eines höheren Offiziers. Sein Vater hat sich Betrügereien zu Schulden kommen lassen und hat dann zur Pistole gegriffen; seine Mutter ist darüber wahnsinnig geworden. Und nun steht der Sohn in einer Laufbahn, in der ein äußerlicher Ehrbegriff alles gilt. Und da ist es mit künstlerischem Auge gesehen, wie er über seinem Unglück zum gefühlsargen Egoisten wird; wie er an seinem Unglück krankt, aber sich auch darein verliebt. Und da ist Suß aus der Erzählung „Simson und Delila". Sie ist das Kind armer Kätnersleute und im Wald aufgewachsen wie eine wilde Katze. Sie fällt bei der ersten Gelegenheit, aber dann trifft sie den Burschen wieder, an dem sie als Kind gehangen hat. Und sie liebt ihn gierig und brünstig und haust mit ihm in einem Versteck im Walde. Und dann treibt sie ihn in ihrer Geldgier ins Verbrechen, und als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wird, verräth sie ihn. In dieser Wildkatze lebt etwas von der Natur der Eifellandschaft, in der sie aufgewachsen ist. Der Zusammenhang des Menschen mit der landschaftlichen Umgebung ist nicht ganz vollendet herausgestaltet, aber man fühlt ihn, und er zeugt für das Auffassungsvermögen der Künstlerin. Beide Gestalten weisen in eine rein künstlerische Sphäre; zum mindesten ihrer Konzeption nach, und das ist hier das Entscheidende.

Es ist ein sympathisches Thema, das C. Viebig für ihren Roman „Rheinlandstöchter" gewählt hat. Ein junges Mädchen steht im Mittelpunkt des Buches, das eigene Wege sucht, ohne sich vorerst *seinen* Weg vorzeichnen zu können. Sie wird unglücklich in ihrer Liebe. Und dann genest sie an dem Unglück anderer, das ihr Liebe- und Lebensfähigkeit wiedergibt. Ein jugendliches und frisches Kraftgefühl spricht aus dem Buche. Es ist das Thema von der erlösenden Macht der Liebe.

Und ein anderes Thema klingt an. In ihrer Liebe betrogen, verliert sich das junge Mädchen an ihre erwachte Sinnlichkeit. Es ist das Thema, dessen Prophetin Laura Marholm geworden ist und das in Gabriele Reuter's Roman „Aus guter Familie" den überzeugendsten Ausdruck gefunden hat: sinnliches Begehren ist aufgeflackert, unter dem Reisicht müßiger Tage schwelt das Feuer, es kommt kein frischer Luftzug, helle Flammen zu entzünden, wohl aber benebelt der dumpfe Rauch sein Opfer, bis es erstickt. Wie C. Viebig das Thema in den „Rheinlandstöchtern" nach berühmten Mustern variirt hat, läßt sich wenig dafür und wenig dawider sagen. Betrüblich scheint mir nur, daß dieses Thema so sehr zur Modesache geworden ist, daß es jetzt fast in jedem neuen Roman mitanklingt.

Jules Lemaître spräche, um diese neueste Mode zu charakterisiren, von den Snobs jungfräulicher Liebesbrunst. Denn es ist das Verdienst der Snobs, wenn derartige Dinge litterarisch zur Modesache werden. Vom künstlerischen Standpunkt ist denn auch jedes Wort daran verloren. Die Psychologie, die in dem sehnsüchtelnden Ausbreiten der Arme in die leere Luft gipfelt, ist eine Offenbarung nicht. Kläglich ist nur, daß dieser Ruf nach dem Manne in einer Zeit laut wird, in der es zu den entscheidenden Schlachten in Sachen der Frauenemanzipation drängt. Es ist die Reaktion im psychologischen Regenmantel; von vielen verkannt und gar für die Revolution gehalten.

Was ist Talent? Die Art wie Clara Viebig das eine Thema mit dem anderen verflochten hat — es ist ihr nicht gelungen, psychologisch die Brücken zu schlagen — weist noch auf Unselbständigkeit. Sie macht die Mode mit, wahrscheinlich ohne sich bewußt zu werden, daß der ausgetretene Fahrdamm von ihrem Wege durchaus abführt. Aber sie findet sich zurück. Aeußere Vorgänge — der Vater des jungen Mädchens stirbt — verdecken den leeren Uebergang von den einen psychologischen Vorgängen zu den ganz anderen. Mir aber scheint gerade dies Nebeneinander von ihrem Können zu zeugen. Wenn auch noch unvermittelt, sieht sie doch die Gegensätze in der menschlichen Natur. Und hie und da sieht sie auch Menschen, die noch von keiner litterarischen Mode eingesegnet sind.

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45. Berlin, den 7. August 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser befindet sich auf der Reise nach St. Petersburg. Es werden mit ihm zu gleicher Zeit daselbst anwesend sein der Reichskanzler Fürst Hohenlohe und Herr von Bülow, der an die Stelle des Freiherrn von Marschall getreten ist. Dieser Apparat deutet darauf hin, daß man in der russischen Hauptstadt auch politische Fragen erörtern wird. Viel erwarten wir von diesen Besprechungen nicht. Deutschland, das noch immer nicht von der schleichenden Kanzlerkrisis befreit ist, dürfte gar nicht in der Lage sein, Vereinbarungen von größerer Tragweite einzugehen. Welcher auswärtige Staatsmann wäre hierzu bereit, wenn er mit der Möglichkeit rechnen muß, daß in kürzester Zeit ein neuer Reichskanzler mit neuen Anschauungen an der Spitze des Deutschen Reichs stehen wird. Voraussichtlich also wird die Petersburger Zusammenkunft kein größeres Ergebniß haben, als die Befestigung normaler und guter Beziehungen zwischen dem deutschen und russischen Reiche; damit können wir zudem vollkommen zufrieden sein.

Einige Organe suchen die öffentliche Meinung in Deutschland über die politische Bedeutung der durch England vollzogenen Kündigung des zwischen uns und dem Vereinigten Königreich bestehenden Meistbegünstigungsvertrages irre zu führen; sie benutzen diese Gelegenheit zu einer Hetze gegen England und sprechen für eine Verständigung zwischen Rußland, Frankreich und Deutschland mit einer Spitze gegen das Vereinigte Königreich. Eine derartige Politik würden wir für grundfalsch halten.

Es wird uns in absehbarer Zeit niemals gelingen, in Frankreich die Revanche-Idee zu entwurzeln. Die verständigen Leute freilich und die überwältigende Masse des französischen Volkes denkt gewiß nicht an einen Krieg gegen Deutschland; aber einige Hundert gewissenlose Schreier auf den Pariser Boulevards werden immer im Stande sein, diese erdrückende Mehrheit durch die Anklage auf Landesverrath so einzuschüchtern, daß Abmachungen, die wir etwa mit einer französischen Regierung getroffen haben, gleichwohl bedeutungslos sein würden. In Rücksicht auf die französische Taube, die nicht auf dem Dache, sondern auf der Kirchthurmspitze sitzt, von England abzurücken, haben wir gar keine Veranlassung. Wir werden uns am besten stehen, wenn wir uns auf diese unsichere Politik voll Abenteuerlichkeit nicht einlassen, und wenn wir uns nicht an England und nicht an Rußland fesseln, sondern versuchen, mit beiden gute Beziehungen zu unterhalten sowohl aus politischen wie aus wirthschaftlichen Gründen.

Eine solche unabhängige Stellung Deutschlands wird dem allgemeinen Frieden zu Gute kommen; denn schwerlich wird ein Staat zu großen internationalen Unternehmungen schreiten, bevor er nicht sich der Haltung des Deutschen Reiches versichert hat; und eine solche Stellung wird auch den Einfluß Deutschlands festigen, weil immer in entscheidender Stunde sich beide Rivalen um unsere Gunst werden bewerben müssen.

Der frühere preußische Minister des Innern Herr von Köller ist nunmehr zum Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein ernannt worden. Das ist ein neuer Beleg für die Behauptung des Herrn von Miquel, daß von einer reaktionären Strömung in Preußen und Deutschland keine Rede sein könne; die Berufung des jovialen Herrn von Köller nach Schleswig-Holstein soll jedenfalls bedeuten, daß diese Provinz nunmehr im — liberalen Geiste verwaltet werden soll; — was Herrn von Miquel zu beweisen obliegt, und

was er, bei seiner Gewandtheit im Beweisen, gewiß auch zu erhärten im Stande sein wird.

„Kriegszustand" überschreibt die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, einen Leitartikel, der sich mit dem amerikanischen Dingley-Tarif beschäftigt. In diesem Artikel heißt es:

„Unsere Regierung ist in einer sehr günstigen Lage. Der neue amerikanische Tarif mit seinen enormen Zollerhöhungen hätte unter allen Umständen die Kündigung des bisher in Geltung gewesenen Meistbegünstigungsvertrages mit den Vereinigten Staaten von deutscher Seite zur Folge haben müssen. . . . Ganz abgesehen von den wirthschaftlichen Schädigungen, die uns dieser Vertrag gebracht hat, hätte schon allein die Rücksicht auf die Würde und das Ansehen des Deutschen Reichs die Kündigung gebieterisch gefordert. Dieser Mühe ist die deutsche Regierung nunmehr überhoben; sie hat es nicht mehr nöthig, all die kleinen Bedenken, die sich gegen eine solche Maßregel erhoben hätten, niederzuschlagen. Der amerikanische Vertragsbruch hat sie vor eine vollendete Thatsache gestellt, er hat den Vertrag zerrissen und einen vertragslosen Zustand geschaffen, der unserer Regierung zu Gegenmaßregeln vollkommen freie Hand läßt."

In diesen köstlichen Ausführungen finden wir die köstlichste Bemerkung jene von den „kleinen Bedenken", die unsere Regierung von einem Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten hätten abhalten können. Da im Jahr 1896 die Vereinigten Staaten mit einer Einfuhr nach Deutschland von 511,7 Millionen Mark an vierter Stelle und wir mit einer Ausfuhr von 368,7 Millionen Mark nach den Vereinigten Staaten an dritter Stelle des gesammten internationalen deutschen Verkehrs stehen, so ist es in der That geboten, von „kleinen Bedenken", die einem Zollkrieg entgegenstehen, zu sprechen; da wir außerdem bei einer gesammten Zuckerausfuhr von 236,4 Millionen Mark im Jahr 1896 für 68,4 Millionen Mark, also für mehr als den vierten Theil allein nach den Vereinigten Staaten schickten, so zeigen die „kleinen Bedenken", von denen das Organ des Bundes der Landwirthe spricht, die Sorgfalt, mit denen die Herren v. Ploetz und Roesicke und Hahn über die Interessen der deutschen Landwirthschaft wachen; auch unsere Wein- und Hopfenbauer — gleichfalls Landwirthe — werden diese Sorgfalt zu beachten haben; immerhin wäre es eine respektable Leistung, wenn der Bund der Landwirthe, nachdem er unsere Landwirthschaft mit dem Zuckersteuergesetz beschenkt hat, nunmehr als neuen „Triumph" den Rübenbauern und der Zuckerindustrie den Export nach den Vereinigten Staaten vernichtete.

Grauen und Trauer muß einen erfassen, wenn man sieht, daß solche bodenlose Frivolität und Unkenntniß das Wort in Deutschland für den Bund der Landwirthe, für eine Macht führt, der sich auch die Regierung immer von Neuem unterwirft.

Wäre Herr von Miquel zur Stelle, er würde sich natürlich höchlichst verbitten, daß man dieses Ansinnen des Bundes der Landwirthe eine bodenlose Frivolität gegen die Landwirthschaft wie gegen die Industrie und den Handelsstand nennt.

Was hier die „Deutsche Tageszeitung" fordert, das fordert auch die „Kreuz-Zeitung"; das haben ja auch die Herren Grafen Kanitz und Limburg-Stirum, die Herren von Heyl und von Kardorff im Reichstage am 3. Mai d. Js., als unsere handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten erörtert wurden, verlangt. Damals warnte der Herausgeber dieser Zeitschrift eindringlich im Reichstage vor unbesonnenen Maßnahmen gegen Amerika. Graf Limburg-Stirum, die konservative Autorität auf dem Gebiete der internationalen Politik, der als Gesandter zu Weimar die hohe diplomatische Schule durchgemacht hat, sagte jedoch:

„Eine solche Behandlung, wie die Amerikaner sie geübt haben, dürfen wir uns nicht gefallen lassen. Selbst der Zollkrieg wäre dem Fortbestehen des jetzigen Zustandes vorzuziehen. (Sehr richtig rechts.)"

Die „Deutsche Tageszeitung" betont denn auch erneut „die Nothwendigkeit schleunigster Maßregeln". „Eile thut noth. Wenn wir warten, bis die Yankees genügend Getreide abgeschoben haben, dann lachen sie sich ins Fäustchen." Schnell, schnell den Zollkrieg gegen die Vereinigten Staaten. „Jeder Tag, den man versäumt, macht die Maßregel minder wirksam." Natürlich, warum sollte denn die Landwirthschaft noch warten, bis der Zuckerexport nach den Vereinigten Staaten vernichtet ist. Daß die „Protektoren" der Landwirthschaft zu solcher Katastrophe drängen, ist doch natürlich.

Was wird nun die Regierung thun? Sie hat das schöne Programm in der Hand, das Herr von Miquel mit so großer Gewandtheit im Abgeordnetenhause entwickelt hat.

Das Verlangen eines Zollkrieges mit den Vereinigten Staaten kommt dem Verlangen des Bundes der Landwirthe auf zeitweilige Sperrung der Grenzen gegen die Getreideeinfuhr an Verderblichkeit gleich. Aber da die Regierung nicht wagte, das eine Ansinnen mit Entschiedenheit zurückzuweisen, so wird sie auch, um konsequent zu sein, das andere Ansinnen mit Miquelscher Sanftmuth behandeln müssen, damit wir so auf jene Mittellinie gelangen, auf der Herr von Miquel versprochen hatte, Agrarier, Handel und Industrie zusammenzuführen; eine verheißungsvolle „Mittellinie" für Handel und Industrie und Landwirthschaft.

Nun hat aber der Dingley-Tarif noch eine Bestimmung von besonderer Bedeutung für die fernere Importfähigkeit der deutschen Waaren auf den amerikanischen Markt. Die „New-Yorker Handelszeitung" weist auf diese Bestimmung besonders hin; sie schreibt:

„Zu den wichtigsten Bestimmungen des Zollgesetzes gehören die in Abschnitt 3 enthaltenen, durch welche vorgesehen ist, daß gewisse Zollsätze herabgesetzt werden können, falls auswärtige Staaten gewissen Erzeugnissen der Vereinigten Staaten durch Verträge eine entsprechende Vergünstigung zu Theil werden lassen, und daß einer Anzahl von auswärtigen Erzeugnissen, welchen im Zollgesetz zollfreie Einfuhr zuerkannt ist, eine Zollpflichtigkeit auferlegt werden kann, wenn der Präsident die Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß die Ausfuhrstaaten in irgend einer Weise gegen die Waaren der Vereinigten Staaten diskriminiren (sie von den übrigen Waaren trennen und benachtheiligen). Die Frist, innerhalb welcher Gegenseitigkeitsverträge abgeschlossen werden können, ist auf 2 Jahre festgesetzt."

Hier drohen unserer deutschen Exportindustrie und durch den Zuckerexport auch der Landwirthschaft neue Gefahren. Andere Staaten können günstigere Bedingungen, als sie der Dingley-Tarif für den Import nach den Vereinigten Staaten gewährt, erlangen gegen entsprechende Zugeständnisse. Wird unsere Regierung bei ihrer Berücksichtigung des agrarischen Fanatismus solche Vortheile Deutschland zuzuwenden vermögen; oder werden andere Staaten auf Grund zollpolitischer Begünstigungen im Stande sein, den deutschen Export vom amerikanischen Markte zu verdrängen?

Dieselbe Gefahr ergibt sich den englischen Kolonien gegenüber.

Man muß zwar lachen, mit welcher umfassenden Unkenntniß in der agrarischen Presse die Kündigung des Meistbegünstigungsvertrages zwischen England und Deutschland besprochen wird. Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt:

„. . . Die Einschränkung der deutschen Einfuhr in England ist ja der Zweck der Kündigung des Handelsvertrages (!) mit uns. So sucht sich ein Land nach dem andern gegen die ausländische Industrie abzuschließen. Werden wir die richtige Lehre daraus ziehen, daß die Wirthschaft eines Landes nicht auf die Ausfuhrindustrie gegründet werden kann?"

Und in einem andern Artikel desselben Blattes steht beherzigenswerth für unsere Industrie zu lesen:

„Die ernstesten politischen Erwägungen müssen dazu führen, unsere Industrie wieder auf die feste und tragfähige Grundlage des heimischen Marktes zu stellen."

Auf diesen Tiefsinn, der sich auf die wissenschaftliche Autorität des Professor Oldenberg berufen kann, brauchen wir nicht einzugehen; man kann auch der Ansicht sein,

daß mit dem englischen Mutterlande handelspolitische Schwierigkeiten leicht sich vermeiden lassen.

Ist dagegen ein Ministerium, mit einem Programm wie es Herr von Miquel entwickelt hat, geeignet, mit den unter Selbstverwaltung stehenden englischen Kolonien, vor Allem mit Australien, Kanada, dem Kap zur Verständigung zu gelangen, was weit schwieriger ist, als mit dem Mutterlande; oder wird unsere Exportindustrie diese Märkte verlieren?

Und wird unser Ministerium unfähig sein, eine Herabsetzung des Dingley-Tarifs durch Konzessionen von unserer Seite zu erlangen, während andere Staaten diese Herabsetzung zu Gunsten ihrer Exportindustrie durchsetzen?

Eines ist sicher; das Junkerthum und der Bund der Landwirthe mit ihrer Blindheit sind heute der Feind in Deutschland, und Handel und Industrie und die unabhängigen Landwirthe müssen diese Elemente und ein Ministerium mit aller Entschiedenheit bekämpfen, das nicht die Entschlußfähigkeit besitzt, Leuten rücksichtslos entgegenzutreten, die ein Einfuhrverbot von Getreide verlangen, und für die einem Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten bisher nur „kleine Bedenken", und jetzt gar keine mehr entgegenstehen.

Theile von Deutschland und Oesterreich sind von schweren Ueberschwemmungen heimgesucht worden. Vor allem Schlesien und dann Sachsen und vordem Württemberg haben außerordentlich gelitten. Die Privatwohlthätigkeit wird die ersten kleinen Bedürfnisse befriedigen können, aber auch Staatshilfe wird eingreifen müssen, um die ärgsten Folgen des großen Unglücks abzuwenden.

Am 6. August tritt diesmal in Brüssel die interparlamentarische Friedenskonferenz zusammen und am 12. August versammelt sich zu Hamburg der achte internationale Friedenskongreß, die erste derartige Zusammenkunft auf deutschem Boden. Wir überschätzen nicht die unmittelbare Bedeutung dieser Bestrebungen; gleichwohl wünschen wir den Berathungen besten Erfolg; denn bei verständiger Beschränkung sind diese Kongresse wohl im Stande wenigstens nach gewissen Richtungen dem Streben nach Frieden vorzuarbeiten. Die Stimmung, die von solchen Kongressen ausgeht, ist ein Faktor, und dann ist es nützlich, daß sie immer wieder verlangen, es sollen wenigstens Streitigkeiten, die aus verschiedenartiger Interpretation von Verträgen, vor Allem von Handelsverträgen entstehen, durch Schiedsspruch gelöst werden; es sollte insbesondere eine darauf abzielende Klausel bereits in die Verträge aufgenommen werden, wie es im deutschen Reichstag durch einen Antrag der Freisinnigen seinerzeit verlangt worden ist und gelegentlich des deutsch-schweizerischen Handelsvertrages auch zum Beschluß erhoben wurde.

In Konstantinopel immer noch keine endgültige Entscheidung. Jetzt ist die Frage der internationalen Ueberwachung der griechischen Finanzen im Vordergrund; und dann bleibt noch die kretische Frage zu berathen; das ist Stoff genug für Verhandlungen, die sich noch recht lange hinziehen können, — vor allem zum Schaden der Griechen, die aber gleichwohl aus Großmannssucht keine Eile zu haben scheinen, um zu einem bestimmten Abschluß zu gelangen.

In Indien zeigen sich seit einiger Zeit bedenkliche Symptome der Auflehnung gegen die englische Herrschaft. Zunächst fanden Emeuten statt in einigen Städten; jetzt haben sich Gebirgsvölker an der Grenze gegen Afghanistan erhoben. Solche Zeichen mahnen immer von Neuem daran, wie verwundbar England in Indien ist.

Deutschlands handelspolitische Lage gegenüber Großbritannien und den Vereinigten Staaten.

Die plötzliche Kündigung des deutsch-englischen Meistbegünstigungsvertrages seitens der britischen Regierung trägt nicht unwesentlich zur Klärung der Ansichten über den Werth von Handelsverträgen bei. Es hatte sich bei uns unter dem Einflusse agrarischer Hetzereien eine Strömung geltend gemacht, die darauf abzielte, womöglich alle Handelsverträge, einschließlich der Meistbegünstigungsverträge, fortzuschwemmen, um für ausschweifende Agrarzölle der deutschen Gesetzgebung freie Hand zu schaffen. Die Lärmmacher, welche innerhalb und außerhalb des Parlaments für eine solche Politik Stimmung zu machen suchten, waren sich wohl zumeist der Tragweite ihrer eigenen Wünsche nicht recht bewußt, aber es ist agitatorisch so außerordentlich bequem, die bestehenden Handelsverträge — und besonders die unter dem verhaßten Grafen Caprivi abgeschlossenen Tarifverträge — als verhängnißvoll für die Interessen der Landwirthschaft an den Pranger zu stellen, daß man gern der bewährten Wohlgemuth-Parole folgte: „Wühlen Sie nur munter darauf los!" Trotzdem seit Jahren die Berichte der deutschen Handelskammern nahezu einstimmig das Lob der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik sangen, wiederhallten die Agrarier unentwegt, der Nachfolger des Fürsten Bismarck habe durch seine Handelsvertragspolitik Deutschland an den Rand des wirthschaftlichen Abgrundes gebracht. Von Zeit zu Zeit machte man auch im Reichstage Vorstöße gegen die Handelsverträge, verlangte bald die Kündigung des Meistbegünstigungsvertrages mit Argentinien, bald einen schneidigen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten, bald eine Auslegung der Handelsverträge, die auch nicht einmal mehr die bescheidensten Anforderungen an Treue und Glauben befriedigen konnte. Bei all diesen Agitationen lief sehr viel chauvinistische Renommisterei mit unter, und gar Mancher, der das Maul recht weit aufriß, ging gewiß von der stillen Voraussetzung aus, daß das ein ziemlich unschuldiges Vergnügen sei, weil sich doch keine Regierung finden werde, die vor diesem unsinnigen Treiben kapituliren werde.

Jetzt sind nun plötzlich unsere agrarischen „Staatsmänner" in die unangenehme Lage versetzt, daß man ihren Wünschen auf Zertrümmerung des Systems der Meistbegünstigungsverträge von einer Seite entgegenkommt, von der sie das am allerwenigsten erwartet haben, nämlich von Seiten des freihändlerischen Englands. Die Erwägung liegt nahe, daß, wenn der englische Freihandel — unter freudiger Zustimmung des Coddenklubs — das Meistbegünstigungsverhältniß zwischen England und Deutschland auflöst, die extremen Schutzzöllner Deutschlands schwerlich Anlaß haben werden, sich durch das Aufhören der Meistbegünstigungsverträge ebenfalls befriedigt zu fühlen. Unsere agrarische Presse, soweit sie des Nachdenkens noch nicht völlig entwöhnt ist, hat die Nachricht von der Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrages denn auch keineswegs mit besonderer Befriedigung aufgenommen; man fühlt sich vielmehr höchst unsicher, ob man jubeln oder klagen soll. Man schwärmt ersichtlich durchaus nicht für einen frischen und fröhlichen Zollkrieg mit England, und diese „mildere" Stimmung überträgt sich sogar — natürlich immer mit Ausnahme der Heißsporne des Bundes der Landwirthe — auf das handelspolitische Verhältniß zu den Vereinigten Staaten. Obgleich die Regierung der amerikanischen Union und der amerikanische Kongreß auf die deutschen Vorstellungen gegen den Prämienzuschlag auf die neuen amerikanischen Zuckerzölle nicht die geringste Rücksicht genommen haben und danach nunmehr eigentlich eine Veranlassung zur Geltendmachung einer ultima ratio, wie sie von dem Grafen Limburg-Stirum und anderen

großen parlamentarischen Diplomaten in sichere Aussicht gestellt war, gekommen wäre, so wird in charakteristischer Weise jetzt die offiziöse Nachricht lancirt und von den noch nicht ganz radikalen Agrariern sogar ohne Zähneknirschen aufgenommen, daß unsere Regierung nicht beabsichtige, die Nichtberücksichtigung deutscher Ansprüche in Bezug auf die amerikanischen Zuckerzölle zu einem handelspolitischen casus belli zu machen. Wenn man sich erinnert, wie breitspurig noch vor wenigen Monaten im Reichstage die Agrarier bei ihrer Interpellation über den Dingleytarif auftraten und wie sie — unter dem Vortritt des industriellen Agrariers Freiherrn von Heyl — den Staatssekretär v. Marschall ihre ganze staatsmännische Ueberlegenheit fühlen ließen, so muß man eine erfreuliche Ernüchterung schon heute konstatiren. Auf diese Weise ist die Aussicht gewachsen, auch mit einigen nüchternen Betrachtungen über das handelspolitische Verfahren Englands und die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten sowie über die Stellung, in welche Deutschland damit gebracht ist, zu Gehör zu gelangen.

I.

Wenn man gerecht sein will, so muß man zugestehen, daß die englische Regierung gar nicht umhin konnte, die Meistbegünstigungsverträge mit Deutschland und Belgien zu kündigen. Hätte sich Deutschland in einer ähnlichen Lage befunden, so würden nicht nur unsere Kolonialenthusiasten und Schutzzöllner, sondern auch wir Freihändler mit Entschiedenheit darauf gedrungen haben, daß die betreffenden Verträge aufgelöst würden. Es ist völlig falsch, in dieser Kündigung das Zeichen einer schutzzöllnerischen Reaktion zu suchen. Weil sie das nach Lage der Sache durchaus nicht ist, so wird es auch verständlich, weshalb in England die gesammte öffentliche Meinung — die extremen Freihändler voran — diesem Schritt der englischen Regierung ihre Zustimmung gibt.

Man vergegenwärtige sich, was vorangegangen war. Man erinnere sich, daß vor einigen Jahren Mr. Hofmeyr auf einer Kolonialkonferenz in London die Idee eines engeren wirthschaftlichen Zusammenschlusses Englands mit seinen Kolonien auf die Bedingung gründete, das Vereinigte Königreich müsse für koloniale Produkte bei der Einfuhr ins Mutterland zolltarifarische Vorzugsrechte schaffen. Diese schutzzöllnerische Idee fiel in England auf steinigen Boden, sie wurde kaum ernstlich diskutirt. Auf der später folgenden bekannten Ottawakonferenz äußerten dann die Delegirten den Wunsch nach einem panbritischen Zollverein, ohne jene Hofmeyr'sche Bedingung aufrecht zu erhalten. Damit war die Möglichkeit geschaffen, den englischen Produkten bei der Einfuhr in die selbständigen Kolonien ohne Gegenleistung Vorzugsrechte vor fremden Importen zu gewähren.

Von dieser Möglichkeit hat bisher bloß Kanada Gebrauch gemacht. Als Sir Wilfried Laurier, der gegenwärtige kanadische Premierminister, im vorigen Jahre ans Ruder kam, war es eine seiner ersten Aufgaben, dieser Idee einen gesetzgeberischen Ausdruck zu verleihen. Laurier aber ist Freihändler von Ueberzeugung. Er wollte diesen Gedanken nicht in den Dienst der Schutzzöllnerei stellen, er benutzte denselben vielmehr zu einer Ermäßigung des kanadischen Zolltarifs, allerdings zunächst nur gegenüber Erzeugnissen des englischen Mutterlandes, denen er einen Zollabschlag von sofort $12\frac{1}{2}$ und später 25 Prozent der bestehenden Zollsätze einräumte. Aber die Regierung Kanada's gab ausdrücklich und formell zu verstehen, daß sie durchaus gewillt sei, ähnliche Zugeständnisse auch fremden Ländern zu machen, wenn dieselben Kanada auf freihändlerischem Wege entgegen kommen wollten.

Es liegt auf der Hand, daß das Mutterland England ein solches Angebot nicht mit der formalen Erwägung abthun konnte: wir haben Handelsverträge mit Deutschland und Belgien abgeschlossen, welche den deutschen und belgischen Erzeugnissen bei der Einfuhr in alle britischen Kolonien die Meistbegünstigung auch gegenüber Erzeugnissen des Vereinigten Königreiches einräumen, und deshalb verbieten wir unserer getreuen Kolonie Kanada, die Erzeugnisse des Mutterlandes besser zu behandeln, als die Deutschlands und Belgiens. Ein solches Vorgehen würde nicht nur zu einer Entfremdung in den Empfindungen der Kolonien geführt haben, sondern es würde auch sofort die verwickelte konstitutionelle Frage entstanden sein, ob sich die selbständigen Kolonien — insbesondere Kanada, Südafrika und Australien — eine solche Bevormundung seitens des Mutterlandes gefallen zu lassen brauchten.

Die alte Provinz Kanada erhielt i. J. 1840 das Zugeständniß völliger fiskalischer Unabhängigkeit. Als Gladstone i. J. 1846 Sekretär des Kolonialamts war, bestätigte er formell diese Unabhängigkeit. Die in den sechziger Jahren von der englischen Regierung mit Deutschland und Belgien abgeschlossenen Handelsverträge erfolgten andererseits, ohne daß die kanadische Kolonialregierung irgendwie mitgewirkt hätte oder auch nur befragt worden wäre. Es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, ob damit nicht jene Zusicherung der fiskalischen Unabhängigkeit Kanadas verletzt wurde.

Aber auch ganz abgesehen von dieser speziellen Rechtsfrage beruht das Verhältniß des Mutterlandes England zu seinen mit einer Repräsentativverfassung ausgerüsteten Kolonien auf dem Grundgedanken, daß diese Kolonien in Bezug auf die Feststellung ihrer Zolltarife ganz unabhängig sein sollen. Danach haben sie ja auch praktisch seit Jahrzehnten gehandelt. Einzelne haben eine Freihandelspolitik, andere eine hochgradige Schutzzollpolitik getrieben. Sie haben dabei allerdings stets die Erzeugnisse des Mutterlandes ebenso gut und so schlecht behandelt wie die fremder Länder. Die betreffende Bestimmung in dem deutsch-englischen Handelsvertrage bestätigte somit nur die konstante Praxis der Kolonien. Die Frage, ob sie konstitutionell zulässig sei, hatte daher keine unmittelbare praktische Bedeutung und wurde eben deshalb auch nicht aufgeworfen. Sobald sie aber einmal ernstlich aufgeworfen wurde, war es für das englische Mutterland thatsächlich unmöglich, die Beschränkung der handelspolitischen Unabhängkeit seiner Kolonien, die in dieser Bestimmung liegt, länger aufrecht zu erhalten.

Die Kündigung der Meistbegünstigungsverträge mit Deutschland und Belgien war aus diesem Grunde ein natürlicher Ausweg aus den erwachsenen Schwierigkeiten; damit wird England seinen freihändlerischen Grundsätzen an sich in keiner Weise untreu. Ich bin auch überzeugt, daß es gar keine besonderen Schwierigkeiten machen wird, England, das Mutterland, und zwar einschließlich seiner Kronkolonien, d. h. derjenigen Kolonien, die eine selbständige Repräsentativverfassung nicht haben, sowie auch einschließlich Indiens, zu einem neuen Meistbegünstigungsvertrage zu veranlassen. Allerdings wird man von brittischer Seite wahrscheinlich keinen besonderen Eifer auf das Zustandekommen eines derartigen Meistbegünstigungsvertrages — unter Ausschluß der selbständigen Kolonien — entwickeln; die englischen Freihändler — und gerade diejenigen extremer Richtung — sehen ja in den Handelsverträgen überhaupt nur ein schwächliches Surrogat der reinen Freihandelspolitik. Wer auf dem korrekten freihändlerischen Standpunkt steht, daß er den billigen Import fremder Waaren für vortheilhaft hält, einerlei ob eine zolltarifarische Gegenleistung der Importländer erfolgt oder nicht, der kann ja den Handelsverträgen nur sekundäre Bedeutung beilegen; nur die Bedeutung einer Konzession an die handelspolitischen Vorurtheile von Schutzzollstaaten, die noch nicht so weit in der Erkenntniß vorgedrungen sind, um zu begreifen, daß man durch Einfuhrhindernisse sich selbst am meisten schädigt. Von diesem korrekten freihändlerischen Standpunkte aus wird man in England vermuthlich auch selbst dann keine Neigung verspüren, deutsche Erzeugnisse bei der Einfuhr nach England mit neu zu schaffenden Differentialzöllen zu belegen, wenn die Bemühungen um den Abschluß eines neuen Handelsvertrages erfolglos bleiben sollten.

Anders könnte sich die Sache allerdings gestalten,

wenn man etwa deutscherseits die Produkte des Vereinigten Königreichs mit Rücksicht auf das Vorgehen Kanada's differentiell schlechter stellen würde. Obgleich auch dann ja vom rein wirthschaftlichen Standpunkte aus eine Wiedervergeltungspolitik in der Form schlechterer Behandlung deutscher Importartikel thöricht wäre, so würde doch die politische Leidenschaft voraussichtlich die handelspolitische Besonnenheit über den Haufen stoßen, und wir könnten dann einen Zollkrieg erleben, der englischerseits gewiß nur unter dem Gesichtspunkte der möglichst großen Schädigung des Gegners geführt werden würde. Es empfiehlt sich deshalb offenbar, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Wenn unsere Regierung gegenüber dem agrarischen Demagogenthum nicht so hilflos wäre, so könnte man die Erwartung hegen, daß sie die Gelegenheit ergreifen würde, um mit Kanada ein Abkommen zu treffen, welches Deutschland vertragsmäßig ebenso günstig stellte wie England bei der Einfuhr seiner Erzeugnisse nach Kanada. Das setzte jedoch eine Ermäßigung unserer agrarischen Zölle voraus, und dazu fehlt der gegenwärtigen Regierung gewiß die Entschlußfähigkeit. Wir werden uns also darauf gefaßt zu machen haben, daß vom 1. Juli 1898 an die deutschen Waaren bei der Einfuhr nach Kanada um 25 Prozent höhere Zölle zu bezahlen haben werden, als die entsprechenden englischen Waaren.

Welchen Einfluß das auf den Import Kanada's überhaupt haben wird, ist je nach den einzelnen Waaren und den einzelnen Zollsätzen, um welche es sich handelt, verschieden. Soweit Artikel in Frage kommen, bei denen Deutschland mit England in einem sehr nahen Konkurrenzverhältniß steht, wird vermuthlich Deutschland einfach vom kanadischen Markte verdrängt werden. Wenn der kanadische Importeur vor die Frage gestellt wird, ob er englische oder deutsche Waaren einführen soll, so wird er die Zolldifferenz von 25 Prozent naturgemäß bei der Kalkulation mit in Rechnung ziehen; selbst wenn er also bisher wegen etwas größerer Billigkeit die deutschen Produkte vorgezogen hat, so wird er nicht selten in Zukunft sich bei dem Bezuge englischer Waaren besser stehen, sobald er für englische Waaren nur die um 25 Prozent ermäßigten Zollsätze zu bezahlen hat. In gewissem Umfange wird natürlich der kanadische Konsument damit auch geschädigt, weil der Zollnachlaß von 25 Prozent ihm nicht zum Vollen zu Gute kommt, sondern durch die höheren englischen Preise mehr oder weniger absorbirt wird. Immerhin ist nicht zu erwarten, daß diese Erwägung unter den kanadischen Konsumenten eine so starke Reaktion gegen das kanadische Differentialzollsystem hervorrufen wird, um darauf hin den baldigen Widerruf dieser Gesetzgebung erhoffen zu können.

Es könnte danach nur noch in Frage kommen, ob Deutschland die Differenzirung seiner Einfuhr nach Kanada mit Differenzialzöllen gegen die kanadischen Produkte erwidern will. Wir zweifeln nicht daran, daß sich für diese Wiedervergeltungspolitik die Agrarier bei uns ins Zeug legen werden. Wem es ein Bedürfniß ist, eine Schädigung, die man von Anderen erleidet, dadurch wett zu machen, daß man sich selbst noch eine größere Schädigung zufügt, der mag dieser Wiedervergeltungspolitik seine Unterstützung leihen; für uns kommen solche Retorsionen nur in Betracht, wenn man hoffen kann, damit unter Umständen die Gegner mürbe zu machen. Ob dazu Kanada gegenüber Aussicht ist, bedarf einer nüchternen Untersuchung. Kann man verständigerweise keinen Erfolg von einer Retorsionspolitik erhoffen, so ist es nur ein Zeichen von Unbesonnenheit und Schwäche, mit dem handelspolitischen Säbel zu rasseln.

Im Großen und Ganzen ist die Frage des handelspolitischen Verhältnisses zwischen Kanada und Deutschland, da Deutschlands Export nach Kanada noch nicht 1½ Dutzend Millionen Mark beträgt, unmittelbar übrigens von keiner sehr großen Bedeutung; die Sache wird allerdings bedeutender, wenn die Kapkolonie und Australien dem Beispiele Kanadas folgen sollten. Bislang sieht das freilich noch nicht so aus.

Die Konferenzen, welche in jüngster Zeit in London zwischen Mr. Chamberlain und den kolonialen Premierministern des britischen Weltreiches abgehalten wurden, haben so gut wie gar kein Resultat gehabt. Die ganze erlauchte Versammlung, mit Mr. Chamberlain in der Mitte, hat sich photographiren lassen, und diese Photographie scheint das einzig Gelungene bei diesen Konferenzen gewesen zu sein. Immerhin liegen in dem Vorgehen Kanadas Keime zu einer Saat, die leicht in anderen englischen Kolonien aufgehen kann; sie wird um so leichter aufgehen, je unbesonnener sich die Schutzzollstaaten des europäischen Kontinents Kanada gegenüber verhalten werden. Dann wird das englische Solidaritätsgefühl sicherlich erstarken; man wird Kanada beispringen, und auch das Mutterland wird vielleicht dann über die Linie handelspolitischer Besonnenheit hinausgerissen.

Das Alles bleibt bei einem etwaigen Vorgehen gegen Kanada zu erwägen. Für schneidiges Draufgängerthum bietet sich hier eine wundervolle Gelegenheit, sich recht gründlich zu blamiren. Es ist ein wahres Glück, daß Graf Limburg-Stirum seiner diplomatischen Karriere so früh entrissen wurde; dies wäre so recht ein Feld für ihn gewesen, um Deutschland hineinzureiten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Th. Barth.

Die vlämische Bewegung in Belgien.

Die von Jahr zu Jahr immer mehr an Bedeutung und innerer Kraft wachsende Agitation der Vlamingen in Belgien ist nichts Anderes als eine der zahlreichen Kundgebungen des Erwachens des Nationalgefühls, welche in Europa vielseitig seit 50 Jahren zu Tage getreten sind, so in Deutschland, in Italien, in Ungarn, in Irland und nach kürzlich wiederum in Griechenland. Dahin gehört auch die niederländische Bewegung, welche sich gleichzeitig nicht nur auf belgischem Boden in dem Kampfe gegen die französischen Tendenzen zeigt, sondern sich auch in Südafrika gegen englische Uebergriffe geltend macht.

Es ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß trotz der Jahrhunderte langen französischen Oberherrschaft und selbst unmittelbarer französischer Herrschaft über die flandrischen Provinzen (843—1477) niemals der romanische Geist in das Herz der Vlamingen hat eindringen können. Vom politischen und sozialen Standpunkte aus war jedoch das Regiment der Herzöge von Burgund nutzbringender für die Vlamen Flanderns als die österreichische Herrschaft, denn gerade unter diesem Regimente erstarkten mächtig die flandrischen Kommunen und auch die Sprache behauptete ihren kraftvollen Glanz. Im 16. Jahrhundert begann der Niedergang Flanderns in Folge religiöser Wirren, welche den bisher so liberal denkenden südlichen Provinzen der Niederlande unter der Herrschaft Philipps II. mit Schwert und Blut den starrsten Klerikalismus aufzwangen. Die katholische Geistlichkeit war jedem geistigen Aufschwunge und jedem nationalen Leben feindlich gesinnt. Es ist geschichtlich festgestellt, daß während des 17. und des 18. Jahrhunderts die Geistlichkeit den Druck von nur äußerst wenigen Büchern und auch nur kirchlichen Inhalts in vlämischer Sprache erlaubte. Der geistige Verkehr zwischen den Flandern und ihren Brüdern der protestantischen Niederlande hörte gänzlich auf. Es ist somit nicht zu verwundern, daß die Sprache Flanderns, welche vor der religiösen Reformbewegung linguistisch dieselbe gewesen wie die der Provinzen des heutigen Hollands sich allmählich von der Letzteren trennte. Dank dem liberalen Regimente der oranischen Statthalter, nahm die niederländische Sprache einen regelmäßigen Aufschwung, aber in den vlämischen katholischen Provinzen versteinerte sich so zu sagen die Sprache durch den Druck der Geistlichkeit und hemmte jede intellektuelle Entwicklung der belgischen Vlamen. Die Einverleibung der österreichischen

Niederlande durch Frankreich (1794) führte eine den Vlamingen durchaus feindliche Bewegung mit sich. Belgien, les Provinces belgiques, wurde thatsächlich eine französische Provinz, welcher auch eine französische Verwaltung sammt französischer Amtssprache aufgezwungen wurde. Als im Jahre 1815 die oranische Herrschaft an die Stelle der französischen Verwaltung trat, wurde natürlicher Weise dem vlämischen Geiste Rechnung getragen. Aber dieser Besserung der Lage folgte eine ungeheuere vlamenfeindliche Reaktion. Die holländische Herrschaft hatte im wallonischen Lande durch die Aufdrängung der niederländischen Sprache und durch Ernennung zahlreicher holländischer Beamten eine von französischen Hetzern ausgebeutete Unzufriedenheit erregt. Die Revolution brach 1830 aus. Die Vlamen, in deren Interesse es unbedingt gewesen wäre, für Holland einzutreten, verhielten sich neutral, ihrer damals noch apathischen Gesinnungsart folgend. Diese von den Belgiern sogenannte glorreiche Revolution hatte einen entscheidenden Erfolg zu verzeichnen: Das wallonische Land und die Provinzen Flandern, Limburg und Antwerpen wurden zu einem neutralen und unabhängigen Königreiche vereinigt. Die Verfassung des neuen Königreiches Belgien bestimmte ausdrücklich die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen, so daß die Vlamen mit guten Erwartungen in die Zukunft zu blicken glaubten. Aber es folgte eine entschiedene antivlämische Reaktion der Revolution auf dem Fuße. Die Franzosenfreunde und Wallonen wurden die Herren der Lage. Unter Anführung des ersten belgischen Ministerpräsidenten Rogier wurde gegen Alles, was vlämisch dachte und fühlte feindlich vorgegangen. Alle öffentlichen Beamtenstellen wurden nur Wallonen übertragen. Mit einem Worte seit dem 16. Jahrhundert bis Mitte dieses Jahrhunderts hat das Verhängniß es gewollt, daß alle politischen Bewegungen, welche den belgischen Boden erschütterten, thatsächlich gegen den flandrischen Nationalgeist gerichtet waren.

Inmitten dieser für die Vlamen trüben Lage trat gegen das Jahr 1840 ein kleines Häuflein Denker und Schriftsteller vlämischen Ursprungs auf, an ihrer Spitze Hendrik Conscience, David und Willems, welche das Ideal verfolgten, ihre Muttersprache wieder zu Ehren und zur Gleichberechtigung zu bringen. Es war ein kühnes, dornenvolles Unternehmen, welches diese wackeren Patrioten verwirklichen wollten, denn zuerst galt es den geknechteten, eingeschlummerten vlämischen Volksgeist wieder zu heben und zu neuer Thatkraft zu wecken. Das war ein um so schwierigeres Beginnen, als seitens der Regierung und den herrschenden Klassen nicht nur keine Unterstützung zu erwarten war, sondern auch ihnen feindliche Gesinnung entgegentrat, ja die Vlamen selbst dieser neuen Bewegung gleichgültig gegenüberstanden.

Conscience, der berühmteste vlämische Schriftsteller, leitete diesen neuen Kulturkampf damit ein, daß er in leichtfaßlicher und allgemein verständlicher Sprache anziehende Romane und Erzählungen im vlämischen Geiste schrieb und die Liebe der Vlamen zu ihrer Muttersprache gleichsam unmerklich wieder zu wecken verstand. Scharfsinnig die Lage erkennend, wandte er in allen seinen Schriften nicht mehr als 800 Wörter an und was dieses für eine Leistung gewesen, mag man daraus ermessen, daß dieser begeisterte Vlame mehr als hundert Romane und Erzählungen veröffentlicht hat. Das schlug ein. Die Vlamen lernten nach fast 400 jähriger Unterbrechung wieder den Werth ihrer Muttersprache erkennen und schätzen. Gleichzeitig stifteten seine Kampfgenossen Willems und David im ganzen Lande Propagandafonds, welche zum Ziele hatten, die vlämischen Schriften zu verbreiten und die Vlamen für die Eroberung ihrer Rechte aufzurütteln — Fonds, welche noch heute im Lande fortbestehen und den Namen ihrer Stifter verewigen. Diese Bestrebungen hatten nur wechselnde Erfolge aufzuweisen, da die jeweiligen Machthaber in Belgien, sowohl die Liberalen, als auch die Klerikalen der ganzen vlämischen Bewegung durchaus abgeneigt waren und die französische Sprache als die alleinige amtliche Landessprache ansahen. Um diesem Bestreben gegenüber für die vlämische Sprache einen festen Boden zu gewinnen, beraumten die Leiter der vlämischen Bewegung jährliche Kongresse an, welche zum Ziele hatten, die vlämische Sprache von ihren ungesunden Wucherungen zu reinigen und sie litterarisch mit der niederländischen Sprache zu einigen. Dieses ganze patriotische Streben, welches Jahrzehnte in Anspruch genommen hat, hat bedeutende Erfolge zu verzeichnen, denn die vlämische Sprache darf heute mit Recht den Anspruch erheben, der französischen Landessprache für die Praxis des Lebens gleichgestellt zu werden. So war der vlämische Geist erwacht und es begann eine Reihe vlämischer Kundgebungen, wie sie Belgien seit seinem Bestehen noch nicht erlebt hatte. Im Jahre 1873 durchzogen 11 000 Vlamingen die Straßen Brüssels und forderten die Anerkennung und Gleichberechtigung ihrer Muttersprache. Diese erste Kundgebung war von entscheidender Bedeutung. Seitdem haben die Vlamen sowohl in öffentlichen Versammlungen als auch in den Straßen der Hauptstädte wiederholt und mit Nachdruck ihren vollberechtigten Forderungen Ausdruck gegeben. In Folge ihrer Zähigkeit haben sie Folgendes erreicht: das Gesetz vom 22. Mai 1878 ordnete an, daß alle Anweisungen und Rundschreiben der staatlichen Behörden an die Provinzial- und Gemeindeverwaltungen der Flandern, wie auch der Briefwechsel zwischen der Verwaltung und den flandrischen Bürgern in vlämischer Sprache verfaßt sein müssen. Im Jahre 1883 trat für die Vlamen ein entscheidender Wandel ein. Das doktrinär-liberale Ministerium Frère-Orban, welches sich gegen alle vlämischen Forderungen taub gestellt hatte, wurde bei den Wahlen vollständig geschlagen und ein katholisches Ministerium trat an das Ruder, welches nicht nur die klerikalen Parteiforderungen durchführen, sondern auch, um sich im vlämischen Lande eine feste Stütze zu bilden, den vlämischen Wünschen nach Möglichkeit gerecht werden wollte. Es zeigte sich da die katholische Klugheit. So wurde im Jahre 1883 gesetzlich bestimmt, daß im vlämischen Lande der Volks- und Mittelschulunterricht in vlämischer Sprache ertheilt und daß die französische Sprache gleich der deutschen und der englischen als eine ausländische Sprache im Lehrplane behandelt werden sollte. So hatten die Vlamen ein erstes wichtiges Ziel auf dem Schulgebiete errungen. Aber die Krönung ihrer Wünsche, auch eine vlämische Universität zu erreichen, blieb ihnen bisher versagt. Daher erscheint auf allen vlämischen Kongressen der ständige Wunsch nach Umwandlung der Genter Staatsuniversität in eine vlämische Universität.

Wie schwer es den Vlamen überhaupt wird, irgend eine selbst berechtigte Forderung durchzusetzen, beweist die erstaunliche Thatsache, daß es eines Jahrzehnte langen heißen Kampfes bedurft hat, um zu erreichen, daß vor den Strafgerichten die Verhandlungen gegen Vlamen in vlämischer Sprache geführt werden. Bis zum Jahre 1889 wurden belgische Bürger, die nur des Vlämischen, aber nicht des Französischen mächtig waren von nur französisch sprechenden Staatsanwälten und Richtern abgeurtheilt, so daß erhebliche Rechtsirrthümer trotz des Dolmetschers, welcher dem Angeklagten zur Seite stand, nicht zu vermeiden waren. Diese von den Vlamen erkämpfte Errungenschaft hatte aber noch eine weitere wichtige Folge. Seitdem werden im Vlamenlande nur noch Richter, Staatsanwälte und sonstige Gerichtsbeamte angestellt, welche die beiden Landessprachen, und insbesondere das Vlämische beherrschen.

In neuester Zeit versuchten die Vlamen die Forderung durchzusetzen, daß alle Gesetze und königlichen Erlasse in beiden Sprachen veröffentlicht werden sollen. In der Repräsentantenkammer, welche diese vlämische Forderung als eine voll begründete ansah, wurde fast einstimmig der vlämische Antrag angenommen, aber im Senate wurde er zurückgewiesen, weil die wallonischen Senatoren unterstützt von dem Richterstande auf die alleinige Gültigkeit des französischen Wortlautes der Gesetze bestanden und anderenfalls mit der Trennung der wallonischen und vlämischen Provinzen drohten. Obwohl der Justizminister diese Forderung der Wallonen auf das Schärfste bekämpfte, unterlag die Regierung.

Die Stärke der Bewegung beruht auf der Einmüthigkeit aller Vlamen. Vermuthlich wird sich diese Einigkeit aber nicht mehr lange aufrecht halten lassen, weil sich thatsächlich die Verhältnisse in Flandern vollständig umgestaltet haben. Bisher war der katholische Klerus und der mit ihm verbundene Grundbesitz in Flandern allmächtig. Bauern und Arbeiter folgten blind ihrer Fahne. Inzwischen sind aber den katholischen Vlamländern zwei Feinde erstanden: auf der einen Seite die christlichen Demokraten, auf der anderen Seite die Sozialisten. Jede dieser beiden Parteien sucht die Arbeiter- und Bauernmassen auf ihre Seite zu bringen. Die großen katholischen Fabrikbesitzer hatten den schweren Fehler begangen, ihre Arbeiter auszubeuten und hierin setzten diese beiden neuen Parteien ein. Die jüngere katholische Geistlichkeit stellte sich an die Spitze der christlich-demokratischen Bewegung und riß die bisher so willfährigen Arbeiter und Bauern mit sich fort. Schon bei den letzten Kammerwahlen wie bei den Wahlen für die Industrie- und Arbeitsräthe trat der Wandel der Lage klar zu Tage. Dem vereinigten Ansturme der christlichen Demokraten und der Sozialisten gelang es, unterstützt von allen vlämischen Elementen, in die Hochburg des flandrischen Klerikalismus, in Alost siegreich einzudringen und den bei den Arbeitern in hohem Ansehen stehenden Abt Daens zum Abgeordneten zu wählen. Auch in anderen Wahlkreisen erlangten die christlichen Demokraten beträchtliche Erfolge. Bemerkenswerth ist dabei, daß bekanntlich zwischen den Sozialisten und den christlichen Demokraten mit Ausschluß der Religionsfrage kein wesentlicher Unterschied besteht. Und auch die Sozialisten treten in geschickter politischer Berechnung für die vollen Rechte des vlämischen Volkes ein.

Vom Standpunkte der auswärtigen Politik aus ist die vlämische Bewegung im gewissen Umfang auch zu beachten. Die Bedeutung dieser Frage hat Frankreich sofort mit scharfem Blicke erkannt und es ist rechtzeitig auf dem Plane erschienen. Frankreich stärkt unter der Hand die wallonische Bewegung und führt ihr vor Allem materielle Mittel zu. Die französische Regierung läßt es auch nicht an „moralischen" Ermuthigungen fehlen; es ist bekannt, daß die franzosenfreundlichen belgischen Politiker mit französischen Ehrenzeichen reichlich bedacht werden. Deutschland hat dem neutralen Belgien gegenüber hingegen stets vollständige Zurückhaltung bewahrt. Trotzdem hat Deutschland in vlämischen Kreisen viel Freunde und namentlich in den gebildeteren Kreisen Flanderns, wie in Antwerpen und Gent sind die Sympathien für das Deutsche Reich und für das Kulturleben Deutschlands lebendig.

Die 2 700 000 Vlamen, die im belgischen Staat ihre Eigenthümlichkeit zu erhalten suchen, sind auch ein Beweis für die Stärke der nationalen Bewegung in unserer Zeit.

Brüssel. B. Auerbach.

Von Schwaben und vom Schwabenland.

(Wanderungen.)

I.

Wenn man „Schwaben" sagt, versteht man darunter nicht überall dasselbe. Im Osten und auch in der Schweiz nennt man gern jeden Deutschen einen Schwaben. Die Norddeutschen verstehen unter Schwaben so ungefähr ganz Süddeutschland, Bayern etwa ausgenommen. Gerade die Bayern aber meinen mit Schwaben einen Theil ihres eigenen bayerischen Reiches. Wir Süddeutschen am Oberrhein hingegen verstehen unter Schwaben kurzweg das Königreich Württemberg. Wir wollen nicht selber zu den Schwaben gezählt sein, und wir ärgern uns, daß uns die Norddeutschen, und sogar die Gelehrten, mit den Schwaben in einen Topf rühren wollen. Wir heißen lieber Alemanen, wie die Franzosen, die für Niederlagen ein gutes Gedächtniß haben, das ganze deutsche Volk benennen, von der Schlacht bei Zülpich bis zur Schlacht bei Sedan; — denn seither nennen sie uns bekanntlich öfter mit einem andern Namen, ohne uns aber damit schmeicheln zu wollen.

In der That ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem alemanischen und dem eigentlich schwäbischen Dialekt, fast ein größerer, als zwischen dem schwäbischen und fränkischen.

Daß man hie und da im Ausland die Deutschen als Schwaben bezeichnet, erklärt sich hinlänglich aus der deutschen Geschichte; an die Namen der schwäbischen Kaiser knüpft sich das Andenken von des Reiches Herrlichkeit. Und damit mag es auch zusammenhängen, daß wir andern, wenn wir von einem Württemberger reden, spottweise sagen, es sei einer aus dem Reich.

Von diesem Reich hauptsächlich soll im Folgenden die Rede sein.

In dem bekannten Lied von Justin Kerner weiß der Graf Eberhard, der mit dem Barte, von seinem Lande nichts zu rühmen, als die Treue seiner Unterthanen. Und dieselben Württemberger sind, wie bekannt, heute die besten Demokraten in Deutschland. Das ist nur natürlich. Auch haben die Fürsten, die ihr eigenes Interesse richtig verstanden haben, es immer lieber mit den Demokraten, als mit den Aristokraten gehalten. Ludwig IX. wurde mit dieser Politik der Gründer des mächtigen Frankreich.

Der genannte Graf Eberhard sagt in dem gleichen Lied: „Mein Land hat kleine Städte." Das stimmt. Württemberg ist das Land der kleinen Nester. Stuttgart ist seinem Geist und seinem Charakter nach nichts anderes. Diese schwäbische Hauptstadt ist sogar von Karlsruhe, das doch so schäbig angefangen hat, überholt. „Hauptstadt in einem Kessel," sagt Vischer, „können nicht oben hinausgucken." Dafür wimmelt es im ganzen Lande von interessanten kleinen Städten mit primitiven Zuständen, mit mittelalterlichen Straßenbildern, mit unberührten und unbeleckten Sitten und Lebensformen, mit lächerlich billigen Preisen in den Gasthäusern. Sie sind unendlich malerisch, diese Nester. So viel altmodische Brunnen, so viel phantastische Wirthsschilder sieht man nicht leicht in einer andern Gegend wieder: so viel Arme, um mit einem bekannten Sprichwort zu reden, streckt der Herrgott nirgends heraus, als in Schwaben. Diese Württemberger sind eben nicht nur gute Demokraten, sie sind auch durch und durch konservativ, zwei Prädikate, die die gemeine politische Weisheit auch nicht zusammen zu bringen pflegt.

Es ist ganz natürlich, daß in einem solchen Lande ein Volk von Bauern und Kleinstädtern lebt. Der Schwabe ist und bleibt ein geborener Kleinstädter — wenn er nämlich zu Hause bleibt. Alle Eigenschaften des Kleinstädters sind für ihn charakteristisch. Er ist behäbig und phlegmatisch. „Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich heraus zu leben", sagt Vischer. Er ist natürlich gemüthlich, wofür sehr oft grob das richtigere Wort wäre; er hat die Gemüthlichkeit nämlich gepachtet. Er hat einen ausgeprägt praktischen, nüchternen, man könnte fast sagen, kunstfeindlichen Sinn, der aber eine gewisse Sentimentalität nicht ausschließt, die im Volkslied ihren rührendsten Ausdruck findet.

Der Schwabe ist ein sentimentaler Philister. Er ist sogar Idealist aus Philisterosität. Er ist vor allem auch ein Mensch von derber Sinnlichkeit und Gesundheit, die er besonders im Essen und Trinken zeigt. In diesem Sinn hat er zwar einen etwas bäuerlichen, aber im letzten Grund guten Geschmack. Die schwäbische Landesküche hat mit Recht einen guten Ruf. Trotz des eigenen derben Wesens ist der Schwabe, besonders Fremden gegenüber, leicht empfindlich. Von Fremden versteht der Schwabe keinen Spaß. Er wittert gleich in Allem Hohn und Geringschätzung, besonders wenn er norddeutsche Sprachfärbung merkt. Ich kam einmal an einem auffallend warmen Frühlingstage von Neustadt an der Linde nach Nekarsulm. Es war um die Mittagszeit, in dem Wirthshaus, in das

ich eintrat, brannte trotz des heißen Tages ein ungeheures Feuer im Ofen. Ueber diese Wärmevergeudung machte ich eine scherzhafte Bemerkung. Man erwiderte mir keine Silbe, man stellte mir stumm das bestellte Glas Wein hin, aber wer um keinen Preis etwas zu essen bekam, war ich. Da faßte ich den Vorsatz, in Schwaben nie mehr einen Witz vor dem Essen zu machen.

Die Schwaben haben wahrhaftig keinen Humor, obwohl sie sich viel darauf zu gute thun. Sogar Vischer gibt zu, der schwäbische Humor, von dem er gern spricht, gerade wie von seinem eigenen, sei öfters ins Kleine, ins eng Lokale verkräuselt. Was aber Vischer selber als höchstes Charakteristikum des Humors aufstellt: Ueber sich selbst zu schweben, sich selber dem Lachen preiszugeben, ist am allerwenigsten eine schwäbische Geistesverfassung. Und ins Lokale verkräuselt ist vor allem Vischer's eigener Humor.

Schwaben hat allerdings ein berühmtes humoristisches Buch hervorgebracht; nur hat dasselbe einen Franzosen zum Verfasser. Ich meine natürlich den Onkel Benjamin von Claude Tillier, den Pfau nicht nur übersetzt, sondern auch entdeckt hat, und den alle Schwaben nun lieben und rühmen, wie ein spezifisches schwäbisches Geisteskind. Der französische Verfasser dieses Buches ist ein ganz vertrackter Demokrat, er sagt demnach in seiner Vorrede von den Zuständen des ancien régime: Das Volk war mit Ketten belastet, aber die Ketten hinderten es nicht, zu tanzen. Es tanzte sogar sehr viel, es tanzte mehr wie heute, und seine Fesseln klirrten dazu wie Castagnetten. Einem Schwaben traue ich nicht zu, dem Dogma, an das er glaubt, eine solche Ohrfeige zu geben — nur aus Freude an der humoristischen Wirkung.

Die Schwaben sind aber ein grüblerisches Volk. Alles in allem haben sie sich in einem ihrer Söhne, Friedrich Vischer, sehr gut charakterisirt:

„Meinen, ihre Eigenheiten seien bessere, eigenere Eigenheiten als die Eigenheiten anderer Stämme. ... Sind so gescheidt als nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheidt zu sein. ... Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft, kein Gespräch, will sagen, kein geselliges, verbreitetes, städtedurchfliegendes Ventiliren neuer Dinge, die jedermann interessiren, kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit. ... Formlosigkeit prinzipiell gemacht: sie gilt für wahre Natur; Form gilt für affektirt. ... Halten sich in ihrer Selbstliebe für besonders ehrlich, solid, reell. — Hören gern: ‚biedere Schwaben'."

Vischer kennt und charakterisirt seine Landsleute gut. Das ist seine starke Seite. Auch in seinem Lustspiel „Nicht Ia" hat er die schwäbischen Typen wunderbar getroffen. Der Vetter aus Berlin aber, der Vertreter der Norddeutschen, ist ihm zur häßlichen Karrikatur gerathen.

Er bekundet damit eine Schwäche, die er mit manchem seiner Landsleute gemein hat. Er kann gegen Fremdes nicht leicht gerecht sein. Das zeigen auch seine „Sonette aus Baden-Baden"; sie strotzen von Ungerechtigkeit gegen die Franzosen und Engländer, besonders aber gegen die Franzosen, die dem „biedern Schwaben" gar nicht liegen.

Alles Gesagte gilt aber nur von dem Schwaben, der zu Hause bleibt. Und er bleibt durchaus nicht immer zu Hause. Dieser enge Kleinstädter ist sogar Kosmopolit. Wenn Vischer reimt:

„Die Ferne soll uns nicht versuchen,
Wir kneten selber unsre Kuchen,
Denkt im gemüthlichen Versteck
Der echte Schwab, der rechte Beck,"

so thut er damit seinen Landsleuten entschieden Unrecht. Denn der Schwabe läßt sich sogar sehr von der Fremde versuchen.

Man findet ihn überall, in allen Ländern, und in der Fremde entwickelt er industrielle und besonders kommerzielle Fähigkeiten, vor denen man Hochachtung haben muß. Nein, die Schwaben sind nicht so dumm, wie der Volkswitz sie ausgeben will. Ein moderner Schriftsteller nennt sie „die Juden unter den Deutschen". Sie streifen draußen in der Fremde alles Kleinstädtische, alles Kleinliche gründlich von sich ab. Sie werden hier groß. Der glänzendste Beweis hierfür sind die Könige von Preußen. Daß dies geborene Schwaben sind, daran denkt man freilich selten, am seltensten in Schwaben selber.

* * *

Man sagt von den Schwaben, daß sie erst mit dem 40. Jahre gescheidt werden. Friedrich Vischer aber meint: Es ist nichts mit dem Gescheidtwerden im 40. Jahr. Was ein rechter Mensch ist, wird nie gescheidt. Ein dummer Mensch wird bald gescheidt, ein gescheidter Mensch bleibt dumm bis an sein seliges Ende.

Die höhere und höchste Intelligenz, die damit angedeutet ist, kann man den Schwaben so wenig absprechen, wie die gemeine praktische, mit der sie oft in Widerspruch steht. An der gesammten geistigen Arbeit des deutschen Volkes haben die Schwaben den allergrößten Antheil. Man wird nicht so leicht wieder auf einem so beschränkten Gebiet eine so große Anzahl bedeutender Männer antreffen, wie sie Schwaben im Laufe der Geschichte hervorgebracht hat, von Kepler bis herunter zu Robert Meyer, dem Theoretiker des mechanischen Wärmeäquivalents, von Reuchlin und Melanchton bis Theodor Friedrich Vischer, von Friedrich II. und Heinrich VI. bis zu dem Dichter im Bauernkittel Christian Wagner von Leonberg. Und wenn auch die Zahl es nicht ausmachen soll, Schwabens Ruhm wird dadurch nicht vermindert. Denn die Gestalten der schwäbischen Kaiser sind, wohl nicht in ihren Versen, aber dafür um so mehr in ihrer ganzen Erscheinung, die größten Poeten der Weltgeschichte; und Schiller und Uhland, die zwei beliebtesten und gelesensten Dichter der deutschen Nation sind Schwaben.

So nebenbei treibt in Schwaben ungefähr jedermann die „Dichterischen Geschäfte". Zur Zeit als ich noch mein Dasein in möblirten Zimmern fristete, hatten meine Wirthe einmal ein schwäbisches Dienstmädchen, nach Erscheinung und Manieren ein Kerl wie ein Stallknecht. Ich verlor manchmal die Geduld mit ihr, und sie rächte sich, indem sie mir durch die Post, anonym, viele Wochen hindurch, satyrische Verse schickte, Verse, die technisch fast tadellos waren. Das Schwabenmädchen, das durch seine dichterischen Talente Frau Bürger wurde, kennt jedermann. Christian Wagner wurde bereits erwähnt. Dieser Bauer ist als Lyriker wenigstens weitaus bedeutender als seine meisten Landsleute und Brüder im Apoll aus der gelehrten Zunft. Noch weniger als Christian Wagner ist heute jener ältere schwäbische Bauerndichter bekannt, jener mystische Michael Hahn von Altdorf bei Böblingen, dessen Schriften sich auf zehn Bände belaufen, und der also dichtet:

Was außer einem Jüngling ist,
Das ist auch in ihm drinnen;
Drum er nach allem Bösen dürst't
Mit innern Sünden-Sinnen;
Von außen wirkts auch auf ihn zu
Und will, daß er das Böse thu,
Wie will er da gewinnen!

Oder so:

Freilich, es lehret die Erfahrung,
Daß der Ehstand ist Verwahrung
Für das männliche Geschlecht;
Jünglinge sind öfter Narren,
Aber in dem Kreuzeskarren
Kommen ihrer viel zurecht.

Das ist natürlich keine eigentliche Poesie mehr. Man müßte nur wie die Lateiner und Franzosen, und Friedrich Nietzsche den Begriff der Poesie auf die äußere Form beschränken. Wir nehmen jedoch die äußere Form lieber gar nicht in den Begriff auf. Und dann folgt, daß die Lust zum Reimen durchaus nicht aus einem poetischen Drang zu entspringen braucht. Wer fabulirt, wird immer ein Poet sein; wer Verse macht, ist es nicht immer. Er braucht deswegen noch keine werthlosen Verse zu machen. Was solche Verse enthalten, als z. B. Betrachtung, Ermahnung, Warnung, einfache Belehrung, mögen lauter gute Dinge sein, nur eben keine Poesie.

Als „Lust zu fabuliren" bezeichnet auch Goethe sein dichterisches Talent, Goethe, der große Lyriker. Und gerade die schwäbischen Dichter, die berühmtesten nicht ausgenommen, offenbaren am wenigsten diese Art Geistesverfassung. Sie mögen noch so sehr schwelgen in Reim und Rhythmus, ihr Grundwesen ist nicht Poesie, sondern das Bedürfniß zu lehren, die Menschen zu bessern und zu belehren. Es sind im Grunde nicht ästhetische, nicht naive, es sind vielmehr lehrhafte und also recht eigentlich praktische Naturen. Und das sind eben, wie schon hervorgehoben, die Schwaben überhaupt.

Wir wissen längst, daß das Gesagte auch auf Schiller paßt. Seine ungeheuren Verdienste liegen nicht auf dem ästhetisch-künstlerischen Gebiet. Er ist ein eminenter Erzieher unseres Volkes, aber nicht zur Kunst, sondern zu sittlichen Idealen. Darüber ist unter den Wissenden heute kein Zweifel mehr. Aber es wundert mich, wie ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Schiller so wenig betont wird. Goethe hat sich schon in Leipzig als junger Student seine spezifisch Frankfurter Sprachlaute abgewöhnt; Schiller hat im Sprechen sein Leben lang geschwäbelt. Was uns dagegen in Goethe's künstlerischer Sprache so unendlich anmuthet, das ist das wurzelhafte, das erdhafte an ihr, das sind die tausend feinen Dinge, wodurch sie sozusagen nach dem Boden riecht und schmeckt, in dem sie gewachsen ist, wodurch sie dem Hörer ihre Heimath mit allen ihren Lichtern und Farben vor die Phantasie zaubert. Bei Schiller davon keine Spur. Sein Stil ist von einer örtlichen Unbedingtheit, von einer geographischen Charakterlosigkeit, worüber man staunen muß. Sein Stil ist heimathlos. Nur sein schwäbisches Ohr verräth sich in seinen schlechten Reimen. Und so hat auch Nietzsche dem David Strauß nachgewiesen, daß sein Stil nirgends auf der Anschauung beruht.

Die schwäbische Intelligenz neigt zum Abstrakten, zum Analytischen, zum Lehrhaften, zum Ideologischen.

Die Schwaben sind deshalb vor allem Kritiker im weitesten Sinne des Wortes. Hier liegt ihre Stärke. Es sind dazu zornige und streitbare Menschen. Ihre Strauß, Vischer, Hegel, Schelling, den großen Polterer Scherr nicht zu vergessen, das sind echte Schwaben. Sie sind zweifellos bedeutender als die meisten schwäbischen Dichter.

Sogar Schiller ist vor allem groß als Analytiker, als Erkennender. Seinen Antipoden Goethe richtig erkannt und geschätzt zu haben; die reine Goethische, diese durch und durch naive Poesie und Schaffensweise, wovon er selbst nicht das kleinste Aederchen in sich hatte, bis auf den letzten Rest gewürdigt und dem deutschen Volk als Höchstes in der Kunst vorgestellt zu haben: das ist eine der wunderbarsten Fähigkeiten Schiller's, dadurch besonders ist er groß und bewunderungswürdig.

Durch ihren zornigen und streitbaren Charakter sind die Schwaben gute Protestanten geworden. Sie sind vor allem tapfere Gottesstreiter, sie sind geborene Theologen. Und sie mögen sich heut noch so untheologisch geberden, wenn man ihnen näher kommt, haben sie doch alle ein theologisches „Geschmäcklein". Sie riechen alle nach dem Tübinger Stift, die nicht am wenigsten, die es am wenigsten Wort haben wollen. Sie sind, wie sie sich auch anstellen, „biedere Schwaben", und das heißt in der höheren Kultur Dogmatiker, Fanatiker, geistige Absolutisten.

Am wenigsten hat davon der liebenswürdige Pfarrer von Cleversulzbach. Er ist unter allen schwäbischen Geistern der naivste. Er ist in gewissem Sinn der reinste Dichter, den Schwaben hervorgebracht hat. Er hat entschieden am meisten von Goethe. Er ist dafür aber auch in Schwaben am wenigsten gelesen. Das Volk kennt ihn kaum dem Namen nach. Er theilt dieses Loos mit Hermann Kurz, dessen „Sonnenwirth", ein eminentes Volksbuch und ein eminent schwäbisches Buch, schon fast verschollen ist, während die banalen und blutlosen Geschichten Hauf's immer und immer wieder verschlungen werden. Daß dieses durch und durch gediegene Buch, „Der Sonnenwirth", den Schwaben so wenig gilt, ist fast eine Ungeheuerlichkeit. Das schwäbische Volk liest lieber seine Winkelpoeten. Es hat zu viel Winkelpoeten. Das ist ein Unglück. Ueberhaupt sind viele Dichter ein Unglück. Viele Köche versalzen die Suppe, viele Dichter aber versalzen nicht, sondern verwässern, und das ist schlimmer — für die Suppe, und für den Geschmack. Was Vischer von der Vettermichelsgemüthlichkeit der Schwaben überhaupt sagt, von diesem behaglichen einander mögen und gerne haben in engem Kreis, von dem Zusammenhocken im Wirthshaus, das paßt ganz gut auf die schwäbische Dichterschule.

Soviel von den schwäbischen Leuten, vom schwäbischen Land und seinen Eigenheiten ein nächstes Mal.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Marie Seebach.

„Für eine Hofbühne zu wenig Fleisch!" so lautete das fachverständige Urtheil des Generalintendanten Botho von Hülsen, als er nach dem erfolgreichen Gastspiel, das Marie Seebach im Jahre 1855 in Berlin abgelegt hatte, angegangen wurde, sie für das Hoftheater zu engagiren. Herr von Hülsen war ein vorsichtiger Mann und sprach nicht gern über Dinge, die er nicht verstand: von Marie Seebach's Geist hat er nicht gesprochen. Der von ihm mit Sachkenntniß hervorgehobene Mangel war der Grund, aus dem das Berliner Publikum auf Marie Seebach verzichten mußte, als sie auf der Höhe ihres Kunstvermögens stand, und daß Marie Seebach darauf verzichten mußte, ihre Kunst an einer Stelle zu zeigen, die ihrer würdig war.

Nie hat es eine für die Kunst mehr begeisterte Darstellerin gegeben; das Ensemble zu stören, um als Virtuosin zu glänzen, war ihr ein Greuel. Wo sie den Gestalten Goethe's und Shakespeare's gegenüberstand, fühlte sie allein ihren Beruf. Das Feld, auf dem sie sich bewegte, war nicht groß. Der Wollerschrei der tragischen Leidenschaft war ihr versagt, ebenso wie die Kleinmalerei auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens, in welcher ihre Tante Minona Fried sich auszeichnete. Grethchen, Klärchen, Desdemona, Luise Miller, das waren die Rollen, in denen man sie sehen mußte; als sie sich an der Julie Capulet versuchte, stand sie an der Grenze ihres Könnens. Aber dieses Wenige war viel; wer sie nur als Klärchen gesehen hat, nahm einen Eindruck mit, der unvergänglich haftete.

Als ob der Rahmen eines Rubens'schen Bildes sich öffnete, stand diese Gestalt vor uns. Diesem Klärchen glaubte man, daß sie eine Zeit gehabt, in der sie an der Seite der Mutter züchtig zur Kirche ging; man glaubte es ihr ebenso, daß, als eine in Verehrung wurzelnde Leidenschaft sie überwältigt hatte, sie den Gedanken weit zurückwies, in die Reihe der verworfenen Mädchen gesunken zu sein; man glaubte es ihr, daß sie noch als Traumgestalt einen zum Tode bereiten Helden die letzten Stunden versüßen werde. Alle Einwendungen, die man gegen Goethe's Tragödie erheben konnte, schwanden dieser Darstellung gegenüber.

Marie Seebach war eine realistische Schauspielerin. Mit der deklamatorischen Art, welche die Bühne beherrscht hatte, und deren letzter glänzender Vertreter Emil Devrient gewesen war, hatte sie gründlich gebrochen. Naturwahrheit galt ihr Alles, aber das Dogma, daß nur das Häßliche naturwahr sein könne, war ihr nicht in den Sinn gekommen. Wenn sie als Luise Miller in Ohnmacht fiel, so hätte der Patholog, der soeben vom Krankenbette kam, bestätigt, daß jede Muskelbewegung der Natur abgelauscht war, aber auch der Bildhauer aus der Schule des Phidias hätte dieses Bild festhalten mögen.

Sie war noch im Alter eine gute Schauspielerin, wie es deren manche gibt; aber was sie vermochte, das konnte nur der würdigen, der sie gesehen, so lange ihr die Götter das Geschenk der Jugend erhielten.

Ihr Weg durch das Leben war ein Leidensweg. König Georg von Hannover hatte ihr einen Gatten gegeben,

um sie glücklich zu machen, aber er hat zu ihrem Glück so wenig beitragen können, wie zu dem seines Königreichs. Den einzigen Sohn hat sie verloren, als er in der Blüthe seiner Jahre stand. Als Greisin hat sie ein langes Schmerzenslager bestanden, weil das Schicksal sie unter den Hufschlag der Pferde geworfen hatte.

Vor zwei Jahren weilte sie zum Goethetage in Weimar, der Stadt, in welcher sie, was sie erworben hatte, festgelegt hat zu einer milden Stiftung, die dem Wohle des Schauspielerstandes dienen soll. Die Gesellschaft bereitete ihr bei dem Festmahl eine Huldigung und Marie Seebach antwortete darauf mit einer Tischrede, in der ihre ideale Anschauungsweise, ihr in allen Schicksalsschlägen von Bitterkeit befreit gebliebenes Herz in erquickender Weise zum Ausdruck kam.

Wer seine ästhetischen Ueberzeugungen vor vierzig bis fünfzig Jahren gebildet hat, thut wohl, heute zu schweigen, wenn er nicht hart angelassen sein will; aber einen Lorbeerkranz auf ein Grab zu legen, wird auch ihm gestattet sein.

Alexander Meyer.

Der Ort der Hölle.

Vor einiger Zeit ging ein Schrei der Entrüstung durch die deutsche Presse über einen Theologieprofessor der Akademie in Münster, der seinen Studirenden ganz unglaubliche Dinge über die Hölle und über deren Zusammenhang mit Vulkanen und Erdbeben vorgetragen haben sollte. Selbst liberale Blätter, die nicht in den ausgetretenen Gleisen der Kulturkampfspolitik einherschreiten, waren der Meinung, daß die Staatsgewalt einzugreifen und einem solchen Jugendlehrer die Konzession zu entziehen verpflichtet sei. Der vielfach Angegriffene, Dr. Bautz, verantwortete sich dahin, er habe ausschließlich Dinge gelehrt, welche nun einmal zum Besitzstande der katholischen Dogmatik gehörten, und mit dieser Behauptung war er im Rechte. So kehrten denn auch die erregten Fluthen nach und nach wieder zu ihrem normalen Stande zurück, und Prof. Fr. Paulsen konnte es unternehmen, in einem trefflichen Artikel der „Preußischen Jahrbücher" den Stand der Angelegenheit richtig und — nach unserer Ansicht — unwiderleglich zu kennzeichnen. Hätte Herr Bautz, so wurde ausgeführt, als Geologe gesprochen, so wäre ein Einschreiten des Staates wohl nicht zu vermeiden gewesen, denn das braucht sich letzterer nicht gefallen zu lassen, daß ein von ihm Angestellter Dinge lehrt, welche unter dem fachmännischen Gesichtspunkte reinen Blödsinn darstellen; Herr Bautz stellte aber die inkriminirten Sätze als Theologe auf, und daran ist gar nicht zu zweifeln, daß gar viele unter seinen Kollegen ihm beipflichten. Wo aber wäre ein Ende abzusehen, wenn man den weltlichen Arm gegen theologische Doktrinen mobil machen wollte?

Von den Druckschriften des Münsterer Gelehrten lagen dem Unterzeichneten zwei vor, während das gerade für den gegenwärtigen Zweck wichtigste Werk, eine Monographie über die Hölle, nicht zu vergleichendem Studium beigezogen werden konnte. Das ist zwar zu bedauern, indessen gewähren immerhin schon die beiden genannten*) eine reiche Ausbeute. Aus ihnen erhellt, daß sowohl die Hölle als auch der Läuterungsort sich im Inneren unseres Erdballes befinden, und zwar nahe bei einander; der Aufenthalt der Verdammten und der der „armen Seelen" wird von der nämlichen Esse in die entsprechende hohe Temperatur versetzt. Nach Thomas von Aquin hat man anzunehmen, daß am jüngsten Tage, wenn das Weltgericht hereinbricht, jenes unterirdische Feuer aus dem Inneren der Erde hervordringen und sowohl die Erdoberfläche wie auch den Luftkreis in Flammen setzen wird; doch kann man sich den Schlußprozeß, ohne der Häresie zu verfallen, auch in anderer Weise zurechtlegen. Ueberhaupt handelt es sich nicht um eigentliche Dogmen, sondern um eine communis opinio der Theologen, der Kirchenväter, Scholastiker und neueren Interpreten. Man darf mithin wohl glauben, daß ähnliche Anschauungen den jungen Geistlichen von vielen Lehrkanzeln aus verkündigt werden, und es wäre sinnlos, den Münsterer Extraordinarius zum Sündenbocke für die didaktischen Verfehlungen seiner Amtsbrüder machen zu wollen. Er hat nur sehr bestimmt ausgesprochen, was andere vielleicht bloß schüchtern andeuteten. Die Naturwissenschaft leidet nicht unter der neuen Theorie der vulkanischen Erscheinungen, und mit der christlichen Bedeutung dieser Lehre haben wir uns hier nicht näher zu beschäftigen. Das können wir getrost anderen Leuten überlassen. Wir wollen dagegen darthun, daß Bautz nicht nur nicht isolirt dasteht, sondern nur als Schlußglied eines lange währenden geschichtlichen Entwicklungsprozesses anzusehen ist.

Die erste antike Aeußerung über ein Gluthmeer, einen „Pyriphlegethon" im Erdinneren, der durch die Vulkanschlünde mit der Außenseite in Verbindung stehe, kann man im „Phaedon" des Platon nachweisen. Ganz lebhaft an diesen gemahnen einige Stellen bei Tertullianus, der in den vulkanischen Ausbrüchen unmittelbare Wirkungen des Höllenfeuers erblickte.*) Andere patristische Schriftsteller, so der Apologet Minucius Felix, der Encyklopädist Isidorus und vor allem der heilige Augustinus, gingen nicht ganz so weit, sondern begnügten sich damit, auf die Analogie, welche zwischen Hölle und feuerspeienden Bergen obwaltet, aufmerksam zu machen. Die Gluth in der Gehenna verlösche niemals, und ein Gleiches gelte auch von den Vulkanen. Für das Volk war mit einem solchen Vergleiche zu wenig gethan; es richtete sich die Dinge praktischer ein und kehrte zur Auffassung Tertullians zurück, welcher der Vorzug einer gewissen Einheitlichkeit nicht abzusprechen ist. Während des ganzen Mittelalters war die Ueberzeugung, daß durch die vulkanischen Kamine ein direkter Weg zum Gefängniß der mit ewigen oder zeitlichen Strafen belegten Seelen führe, eine weit verbreitete. Es wäre ganz dankenswerth, wenn dieser Aberglaube einmal zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung gemacht würde; einstweilen wollen wir uns darauf beschränken, einige Beispiele dafür anzuführen, daß man thatsächlich an verschiedenen Orten, wo es eben Vulkane gab, dem nämlichen Wahne sich hingab.

Wer auf dem üblichen Reisewege der Deutschen das heilige Land aufsuchte, dem bot sich Gelegenheit, Studien in dieser Richtung zu machen. „Im Aetna wurde den Pilgern ein Theil der Hölle oder doch des Fegfeuers gezeigt; ja, man glaubte im Vorbeifahren das fürchterliche Geschrei der gequälten Seelen zu hören."**) Und was vom Mittelmeere gilt, finden wir nicht minder bestätigt am Rande des nördlichen Eismeeres. Die Insel Island war von je her, eben wohl ihrer großartig-düsteren Natur halber, ein Sitz trauriger Wahnvorstellungen,***) und diesen konnten sich auch die gebildeten Elemente der normannischen Bevölkerung nicht entziehen. Aus ihren Erzählungen gingen Fabeln aller Art in die auf dem Kontinente erschienenen, vom hohen Norden handelnden Schriften über.†) Selbst der

*) Bautz, Lic. Theol., Das Fegfeuer, im Anschluß an die Scholastik, mit Bezugnahme auf Mystik und Ascetik dargestellt, Mainz 1883; Das Weltgericht und Weltende, im Anschluß an die Scholastik und die neuere Theologie dargestellt, ebenda 1886. Beide Bücher sind mit der oberhirtlichen Druckerlaubniß in die Welt getreten.

*) Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, 1. Abtheilung, Gütersloh 1877, S. 131, S. 287.

**) Röhricht, Die Deutschen im Heiligen Lande, Innsbruck 1894, S. 139.

***) K. v. Maurer, Zur Volkskunde Islands, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 1891, S. 42; Die Hölle auf Island, ebenda, 1894, S. 256 ff.

†) Thoroddsen, Geschichte der Isländischen Geographie, 1. Theil, Deutsch von Gebhardt, Leipzig 1897, S. 120 ff.

treffliche Jakob Ziegler, dem die wissenschaftliche Geographie so viel zu danken hat, bringt in seiner „Schondia" (Schweden und Polarländer überhaupt) das Märchen zu Markte, daß in den isländischen Feuerbergen die Seelen der Verstorbenen gepeinigt würden, und Sebastian Münster, kritikloser als sein Landsmann, konnte sich einen solchen Stoff für seine anekdotenreiche „Cosmographey" nicht wohl entgehen lassen. Ihm zufolge ist der „Heckelberg" — Vulkan Hekla — der Wohnort abgeschiedener Seelen, welche sich noch gelegentlich ihren Angehörigen gezeigt und diesen ihre — eben auf jenen Berg hinweisende — Adresse hinterlassen haben. Zweifellos könnten diese wenigen Belege noch beliebig vermehrt werden. Aus Centralamerika stehen uns ganz ähnliche Nachrichten zu Gebote. Auch dort gab es zahlreiche Zugänge zum Hades, allein der gelehrte Peter Martyr de Anghiera trat der Superstition entgegen, indem er erklärte, daß zwischen den Vulkanen Mexikos und Nikaraguas auf der einen, Vesuv und Stromboli auf der anderen Seite kein Unterschied bestehe.

Allgemein bekannt ist, daß der größte Dichter des Mittelalters ein gläubiger Anhänger der Lehre vom infernalen Centralfeuer war. An der Hand seines treuen Virgilius betritt Dante das Innere des ungeheuren Gewölbes, welches er sich über die Hölle gespannt dachte, und auf dessen Oberfläche eben die Menschen wohnen*) Hingegen weicht er in der Frage nach der Ortsbestimmung des Purgatoriums von seinem Epigonen Bautz ab; ersterer verlegt seinen „Läuterungsberg" in den Antipodenpunkt der Stadt Jerusalem, indem er allenthalben die strengsten Konsequenzen aus der von ihm klar erfaßten Thatsache der Kugelgestalt zieht.**) Jerusalem, der Platz des Fegfeuers, die Mündungen der Flüsse Ebro und Ganges, welchen beiden Dante eine besondere Wichtigkeit beimißt, bilden die vier Kardinalpunkte eines größten Kreises der Erdkugel.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß sich der westfälische Gottesgelehrte, dessen Schriften und Vorträge so vielen Staub aufgewirbelt haben, eigentlich in einer ganz guten Gesellschaft befindet, und daß er sich auf Vorläufer berufen kann, mit denen er den eigenen Namen schwerlich in Parallele zu stellen geneigt sein wird. Auf Originalität erhebt er ausdrücklich keinen Anspruch; ihm genügt vielmehr das Bewußtsein, die herrschende Lehre mit ihren mehr oder minder „probablen" Schulmeinungen treu und korrekt wiedergegeben zu haben. Was allerdings im XIV. und XVI. Jahrhundert erlaubt war, braucht dies heutzutage nicht mehr zu sein, und Freude darüber, daß man noch in unseren Tagen den ursprünglich allegorischen Begriff einer Hölle so krass materialistisch interpretiren kann, wird außer den Gesinnungsgenossen des mehrerwähnten Autors kein Mensch empfinden. Und doch hat derselbe, von seinen geschichtlichen Hintermännern abgesehen, noch in einem Punkte Recht. Wenn es Jemand giebt, der eine reale Unterwelt mit den Attributen Pech und Schwefel als nothwendig und als mit den Fundamentalwahrheiten der Religion der Liebe vereinbar erachtet, so verlege er ruhig seine Hölle in die centralen Partien unseres Planeten. Nach den neuesten geophysikalischen Untersuchungen nämlich ist dortselbst die Hitze eine so unermeßliche, daß selbst ein Teufel sich damit zufrieden geben könnte.

*) Notter, Dante Alighieris Göttliche Komödie, 1. Theil, Stuttgart 1871, S. 372. Unter den zahlreichen und verdienstvollen Kommentaren der tiefsinnigen Dichtung ist derjenige Notter's besonders dann zu empfehlen, wenn geographische und naturwissenschaftliche Fragen, wie sie ja von Dante mit Vorliebe gestreift zu werden pflegen, in Betracht kommen. Die Ansichten, welche sich derselbe über die verschiedenen Grade der Unterwelt gebildet hatte, stehen mit seiner ganzen, bewunderswürdig durchgebildeten Weltanschauung in engster Beziehung (vgl. Günther, Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie, Halle a. d. S. 1881, S. 10 ff.).

**) Notter, 2. Theil, Stuttgart 1872, S. 219.

München. S. Günther.

Schicksalspantomimen.

Hermann Bang*) der Däne, hat nicht die weiche holde Grazie und nicht die schwebende melodiöse Melancholie, die schmeichlerisch die Bücher seines Landes umwebt. Er spielt nicht mit Gefühlen und tändelt nicht in Stimmungen. Er malt hart und herb, und ein bitter ironisches Gelächter über diese beste aller Welten gellt mit zerstörerischer Freude durch sein Dichten.

Man denkt an die unerbittlichen Novellenmonotonien Kiellands und an die knappen Schicksalsskizzen Tschechow's, die uns in die Atmosphäre des Unentrinnbaren, Verhängnißschweren so athemstockend bannen.

Hermann Bang ging mit mitleidsvollen Augen auf den Wegen des Lebens und sah auf die Armen und Elenden, auf die gequälte Kreatur. Er beugte sich hernieder zu trösten und zu lindern. Doch mählich ward sein Schmerzensblick starrer und fester, wie der eines Menschen, der weiß, daß er doch nicht helfen kann; der sich nun in reifer Erkenntniß resignirt, zuzuschauen, wie ringsum die Schicksale fallen. Und sein Blick ward weiter und spürender und sah hinter den Gestalten lauernd und kauernd knurrende Raubthiere, die nur des Moments warten, ihr Opfer zu fassen. Und die Menschen ahnen gar nicht, was da gierig hinter ihnen hockt, und sie bewegen sich in ihrem stumpfen Alltagseinerlei, wie blöde Sklaven, bis sie ihr Geschick erfüllen.

Hermann Bang's Blick ward fast blind für alles andere, er sah nur die Scenen und Gestalten, die der Düsterniß seiner Seele Nahrung gaben. Aus seinem Mitleiden wurde grimmige Genugthuung und schmerzliches Vergnügen an der Ohnmacht und dem für den Erkennenden lächerlichen Mühen und Kämpfen der Menschen, das so zwecklos ist.

Das Thema seiner Novellensammlung „Unter dem Joch" ist eigentlich das immer wieder variirte Leitmotiv seines ganzen Werkes: die Schilderung der Menschen in ihrer Enge, wie sie „gleich einem langen und düsteren Zug von Lastthieren langsam durch die Lebenstage dahin dem Grabe entgegentreiben".

* * *

Nicht die großen Schicksale reizen Bang zur Gestaltung.

Er achtet mehr der Tragik des Kleinlebens, der Tragik derer, die in Dumpfheit und Oede leben.

Er malt Armeleutebilder voll kläglicher Misere. Aber es sind nicht minutiös naturalistische Abschilderungen. Für ihn ist die stoffliche Skizzirung nur der trübe Hintergrund, von dem er nun die verkümmerten und verdorrten Seelen seiner Menschen schmerzlich ergreifend sich abheben läßt. Und voll schneidender Schärfe ist's, wie sie so von der Banalität ihres Kleinkrams umgeben sind, daß sie selbst schon kaum mehr zum Gefühl ihrer jämmerlichen Existenz kommen. Sogar ihre Sehnsucht ist vertrocknet, sie sind zu Maschinen in der Tretmühle geworden. Wir aber, die Zuschauer sehen mit Hermann Bang's Augen in die versteckten und von ihnen selbst vergessenen Winkel ihres Innenlebens, wo all die Wünsche und Hoffnungen und Entwürfe ungeboren erstarrt sind.

Es ist die Stimmung jenes Ibsen'schen Gedichtes von der alten Kopistin:

So hat sie gesessen
Gar manches Jahr.
Die Sehnsucht vergessen,
Gebleicht das Haar.

Doch die Blicke des feuchtenden
Auges mir sagen:
Sie träumte von leuchtenden
Schönheitstagen.

*) Nordische Meisternovellen. Uebersetzt und eingeleitet von Ernst Brausewetter (Schuster & Löffler). Hermann Bang: Fräulein Caja und andere Novellen. München Albert Langen. Hermann Bang: Die vier Teufel. Berlin S. Fischer.

Bang schildert in Fräulein Caja ein verblühtes altes Mädchen, das mit seiner Mutter zusammen im dauernden Kampf um das tägliche Brot eine kleine Fremdenpension erhalten muß. Fräulein Caja fühlt nur noch den Stundenplan ihrer täglichen Pflichten im Kopf; über der Pfennigrechnerei sieht und hört sie kaum noch etwas anderes. Ihre Stimme ist hart und gell geworden, und ihre Augen verbittert. Da leuchtet etwas neues und helles in ihre Oede hinein, der Besuch eines Jugendfreundes. Er bringt den Duft der Ferne und der Reisen mit sich. Er erzählt von der unheimlichen Stille gewaltiger Wälder, wo die Lianen sich wie grüne Netze ausspannen, und die Sonne mit schimmerndem Farbenglanz auf die Meeresfläche herabstrahlt. Doch am nächsten Tag geht er. Er hatte sich das alles hier anders vorgestellt. Dies alte Mädchen ist ihm eine lästige Erinnerung. Und die verwahrloste Pension beleidigt seinen verwöhnten Geschmack.

Caja fühlt nur einen dumpfen Schmerz, es ist ihr, als ob alle Thränen, die sie nicht Zeit gehabt zu weinen, sich auf ihre Brust legen. Dann aber dringt der Lärm der Pensionäre wieder zu ihr, die gewohnten Rufe nach Wasser und Wäsche, und ihr Leben geht automatenhaft weiter.

Hermann Bang schildert in Irene Holm eine alte Tänzerin, ein armes tragikomisches Wesen, lächerlich mit ihrem vierzigjährigen Kindergesicht und ihrem gezierten Mündchen, die mit ihrem Champagnerkorb voll dürftiger Habseligkeiten von Dorf zu Dorf als Tanzlehrerin zieht.

Hier gestaltet Bang ein Stück Miniaturtragik. Dies arme alte Geschöpf, das, um zu leben, sich mit seiner antiquirten Backfischgrazie, mit Hüpfen und Springen lächerlich machen muß, fühlt diese Lächerlichkeit in seinem verkümmerten Verstand schon gar nicht mehr. Eine fröstelnd graue Stimmung weht aus dieser Skizze.

Närrisch, lächerlich und traurig gehts auch in der Novelle „Ein herrlicher Tag“ zu. Die armen kinder- und sorgenreichen Oberlehrer Etvös werden durch einen höhnischen Koboldzufall zum Geben einer Gesellschaft gedrängt. Sie haben nicht den Muth, den Irrthum aufzuklären, verstricken sich in Angst und Mühe, die sich sonderbar menschlich mit einer scheuen Eitelkeits- und Gefühlsbefriedigung eint, endlich im Einerlei der Tage etwas erlebt zu haben. Denn ihre Ehrengast ist eine berühmte Sängerin, und Musik war die frühe Jugendliebe der beiden, die ihnen freilich in kleinlichen erdrückenden Tagessorgen verkümmerte.

* * *

Hermann Bang fühlt hinter dem Leben geheimnißvolle Schicksalsmächte, die mit dem Menschen ihr Spiel treiben. Und die Menschen werden willenlose Werkzeuge, die zähneknirschend, stumm sich fügen müssen. Solche Schicksalsmacht ist ihm die Liebe. Er schildert sie als Zerstörerin und Verderberin, als dunklen Trieb, der die Geschöpfe unterjocht, vor ihre Augen einen Nebel zieht und sie mit sengenden Ruthen treibt.

So in dem Roman „Tine“. Zwischen Mann und Mädchen wuchert's auf, wie brennende süchtige Blumen. Sie senken scheu die Augen und sprechen gleichgültige Dinge. Bis die Lohe jach schwelend schwillt, und er eines Nachts in ihre Kammer tritt, ohne ein Wort zu sagen und die Widerstandslose nimmt wie ein elementarer Sturm überwältigend. So in der Novelle von den „Vier Teufeln“, die in der Artistenwelt spielt und schildert, wie ein kühner Luftgymnastiker an einer Messaline zu Grunde geht. Doch noch ein anderes erotisches Motiv ist hier behandelt. Die Liebe seiner Partnerin Aimée zu ihm, dies jahrelange Leben Körper an Körper hoch in der Luft, im wagehalsigen Wettstreit, dies gegenseitige Hypnotisiren und Befeuern des Willens bei dem gefährlichen Spiel von Schaukel zu Schaukel. Dies eigenthümliche Besitzgefühl des einen vom andern, ohne daß sie sich je wirklich besessen haben — denn ihr Beruf erfordert Muskeln und Willen ungeschwächt. —

Und nun die trotzige verzehrende Eifersucht, daß er, mit dem sie sich in wagehalsigen berauschenden Exaltationen der Höhe zwischen den rascheInden Schaukeln an ihrer Kraft und Kühnheit berauscht hatte in Umschlingen und Lösen, von einem fremden Weibe angezogen und zerstört wird!

Und sehr fein auch die Schilderung jener Furcht der Artisten vor den Frauen.

„Er betrachtete sie als mystische Feinde, die auf der Lauer lägen und nur geboren wären, um seiner Kraft nachzustellen.“

Und als er jener dumpfen Macht verfällt und ihr folgen muß, da geht er mit Blicken wilder Erbitterung, mit brutaler verzweifelter Wuth gegen sich selbst und das fremde Weib, den Weg, mit dem Blick „wilder Thiere, die gezähmt werden, einem lauernden haßerfüllten Blick, der doch gleichzeitig seiner Ohnmacht sich bewußt ist.“

* * *

Hermann Bang schildert ganz unsentimental, ohne alle überflüssige Gefühlsbetrachtungen. Er charakterisirt nicht durch Personal- und Eigenschaftsbeschreibung. Er wirkt — und hierin sind seine Kunstanschauungen von strengster Konsequenz — stets durch konkret erfaßte Bilder, Bilder voll starker Stimmungsfülle und perspektivischer Tiefe, die durch eine schlagende Situation ein ganzes Menschenwesen und -Leben enthüllen.

Bang schlingt keinen straffen Faden. Er setzt seine Impressionen eine an die andere, und sie ergänzen sich selbst zum Bilde.

Diese Art des Schaffens kommt aus der Art seiner künstlerischen Konzeption.

Er selbst hat darüber interessante Selbstbeobachtungen angestellt, die er im Vorwort zu seinem Roman „Tine“ mittheilt. Brausewetter hat sie daraus übersetzt.

Bang gehen seine Stoffe stets in irgend einer charakteristischen Situation, in einem markanten Bilde auf; und diese Bilder reihen sich dann eins an das andere:

„Ich sehe meine Personen nur Bild für Bild und höre sie nur in einer Situation nach der andern reden. Ich muß oft stundenlang warten, bis sie durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort mir ihre wirklichen Gedanken verrathen, die ich ja nur ahnen kann, gleich wie man die anderer lebender Menschen ahnt — die derer, mit denen man umgeht und die man kennt. Wenn ich mich dann nicht bemühe, diese eine und kurze Situation, in der ich sie sehe, die Bewegung, die kleine Bewegung, in der sie sich verrathen, den Ton der Worte, in denen sie sich entblößen, das alles so lebend zu machen — so leibhaftig, wie das Leben selbst — wie kann ich dann hoffen zu überzeugen.“

Die Gesammtheit der Stimmung einer Situation bemüht er sich herauszubringen, das ganze sekundäre Detail will er geben; die Luft, in der die Menschen gehen. Nichts soll isolirt stehen, sondern alles verwachsen und verwebt sein in der bunten Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens. Um ein Haus und seine Stimmung zu geben, läßt er auch die ganze Nachbarschaft des Hauses lebendig werden, die Stimme der Nachbarn, die durch Thür und Fenster dringen. Ja bis draußen zu den Wiesen und Feldern muß man die Wechselwirkungen suchen und auf das Leben horchen, das von dort tönt im Geräusch vorüberrollender Wagen, bellender Hunde, eines fernher klingenden Liedes, in Fragen, Grüßen und Antworten der Reisenden.

So hat Bang selbst seine Kunstforderungen formulirt. Und er hat sie manchmal sogar bis zur Eigensinnigkeit durchgeführt. Um Fräulein Caja und die Art ihres Lebens zu charakterisiren, schildert er in kurzen lebensprühenden Impressionen das Hauswesen der Pension. Da flattert's treppauf, treppab; die Mädchen huschen wie die Spatzen, und die jungen hungrigen Studenten stürmen aus den Thüren wie täppische Jagdhunde. Es klingelt da, wie auf einer Telegraphenstation. Und inmitten all dieses Lärmens, zwischen diesem Rufen, Lärmen, Klatschen, mit seiner frostigen, herbstlichen, ungemüthlichen Atmosphäre sieht man das alte Mädchen wie einen aufgezogenen Automaten

schattenhaft hin und her huschen in einer stumpfen, fast unheimlichen Geschäftigkeit.

Charakterisiren durch Bewegung, das ist überhaupt Bang's Eigenart. Er spricht wenig von inneren Vorgängen, er schildert sie wirksamer und echter dadurch, daß er die körperliche Ausdrucksform eines Gemüthszustandes ausführlich zeichnet.

Mit schärfster Beobachtung belauscht er, wie schneidende und schmerzende innere Erlebnisse sich in mechanische, an sich meist gleichgültige monotone Bewegungen nach außen manifestiren.

Durch ihre sachliche Konstatirung, während er uns gleichzeitig in die Lage setzt, in das Innere der Personen zu sehen, erreicht Bang wahres Miterleben.

Als Irene Holm in dem Gasthaussaal, wo das Abschiedsfest der Tanzschule gefeiert wird, selbst ein großes Solo aufgeführt hat voll Enthusiasmus, als erfülle sich heut endlich ihr Lebensziel und sie das Lachen ringsum hört, da gibt Bang keine zersasernde Schilderung ihres inneren Zustandes, sondern er verdichtet das Erstarrte, Müde und Zerschlagene dieser Situation und ihrer Stimmung einfach knapp und erlebungsvoll durch einige äußere Zeichen:

Die Musik war mit einem Male abgebrochen; sie hatte Gelächter gehört und sah es auf allen Gesichtern . . .

Da war sie aufgestanden, hatte die Arme noch einmal ausgebreitet — aus Gewohnheit — und hatte sich verbeugt, als sie Bravo schrien . . .

In dem kleinen Nebenzimmer blieb sie erschöpft stehen und lehnte sich an den Tisch . . . Es war so dunkel vor ihr . . . so leer, so leer . . .

Langsam löste sie die Schärpe mit zwei ihrer steifen Finger, glättete das Kleid und ging geräuschlos wieder in den Saal, wo sie weiter klatschten . . .

Fräulein Holm glitt von einem zum andern, um sich zu empfehlen, und die Schüler drückten ihr das in Papier gewickelte Geld in die Hand."

Und in der Novelle „Ein herrlicher Tag" wird das Niederschmetternde jener Nachricht von dem unerhofften Besuchseinfall in die jämmerliche Oberlehrerwohnung — der kein Pech, sondern ein recht schweres Unglück ist — nicht durch viele Worte ausgedrückt.

Frau Etvös sagt kaum etwas mit ihrer stillen klagenden Stimme. Sie führt nur „während sie so dasaß, die mageren Hände über das dünne Haar und preßte sie gegen die Schläfe. Das war ihre Gewohnheit, wenn etwas besonders Peinigendes über sie kam. Im Laufe der Jahre war es, als hätte sie die armen Schläfe zu ein paar Löchern ausgegraben, so ausgehölt waren sie."

Immer geht Bang auf das Anschaulichmachen aus. Ihm liegt mehr daran, daß wir mit den Augen als mit den Ohren die Impressionen in uns aufnehmen. Mit fieberhafter Umsicht stellt er Bild auf Bild, in seiner Kamera wechseln die Platten in nervöser Eile.

Seine Novellen bekommen dadurch etwas Pantomimisches. Es wirbelt huschend sprunghaft vorbei, es schwirrt und flattert wie mit Fledermausflügeln, und ehe man recht gesehen, wechselt und wandelt sich die Situation.

Es ist, als stände man auf der Empore eines Tanzsaales. Man hält sich die Ohren zu und sieht nur, ohne die Musik zu vernehmen, unten Paare in blödem Wirbel sich drehen.

Solchen Eindruck macht auf Bang das Leben, ein blödes, wirbelndes, hastendes Treiben, dessen Triebfedern man nicht gewahr wird. Schicksalspantomime!

Sein Hauptbestreben ist es, in seiner Kunst dies wiederzugeben. Daher arbeitet er mit solchen sprunghaften Episoden und Scenen, die untereinander kollern, sich verschlingen, sich drängend stoßen; mit dieser die Nerven peinigenden Unruhe des Details, die die Figuren fast erdrückt; mit dieser mühenden und quälenden Angst der Lebensjagd. Es liegt darin eine starke künstlerische Einseitigkeit. Zu einer wirklich vertiefenden Psychologie kommt Bang schwer, aber er ist ein Meister jener dumpfen Schicksalsstimmung. Wie wenige, weiß er das Gefühl zu bannen:

Uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhen,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Felix Poppenberg.

Kultur und Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen von Mehemed Emin Effendi. Würzburg. Stahel'sche Buchhandlung. 1897.

Der Verfasser hat vor einem Jahre eine Broschüre: „Die armenischen Greuel und die englische Humanität" im gleichen Verlage erscheinen lassen. Ob hinter dem Namen ein Türke steckt oder nicht, er bespricht die Verhältnisse der Türkei mit Sachkenntniß und mit einer Wärme, die eigentlich einen türkischen Verfasser vermuthen läßt. Einen solchen zu hören hat Werth, denn von türkischer Seite ist bisher kein Versuch gemacht worden, die öffentliche Meinung Europas zu gewinnen oder darüber aufzuklären, wie man sich dort das Verhältniß zu Europa denkt. Der Verfasser geht davon aas, daß die Humanität an sich nicht dem Menschen natürlich sei. Die europäische Humanität (welche lange nicht die Höhe der europäischen Kultur errungen habe) bestehe deshald eigentlich nur auf dem Papier und versage regelmäßig, wo starke Gegensätze der Religion, Rasse, Sprache, Klasse in Frage kämen. Der Verfasser gibt zahlreiche Beispiele, besonders aus der Geschichte der europäischen Einwanderung in Nordamerika und Afrika, die zwar im Wesentlichen bekannt seien, an die man aber nicht zu denken pflegt. Denn auch darin zeige sich der Unterschied der Religion und Rasse, daß Europa für die Verfehlungen der Völker, welche das christliche Europa bilden, ein weniger lebhaftes Gedächtniß hat, als für die Sünden anderer Völkerschaften. Man vergesse in Europa auch leicht, daß in Folge einer gewissen Homogenität der Bevölkerung in den verschiedenen europäischen Ländern die Verführung, gegen die Humanität zu sündigen, weit geringer sei. Wo in der Bevölkerung heterogene Bestandtheile vorhanden sind, sei es auch mit der Humanität meist zu Ende. „Gerade das Verhältniß zu den Juden ist," wie Verfasser bemerkt, „das trefflichste Beispiel, wie tief, wie unzerstörbar die Gegensätze in der menschlichen Natur begründet sind, und wie wenig dieselben durch die Kultur beseitigt werden." In der Türkei sind nun die andersgläubigen Minoritäten sehr zahlreich — viel zahlreicher als im übrigen Europa.

Die Türkei ist im Mittelalter nicht, wie die europäischen Staaten, auf Ausrottung aller andersgläubigen Minderheiten ausgegangen, sondern hat stets die Religionsfreiheit gewohrt, wenn auch, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hervorhob, weniger die Scheu, in die Gewissensfreiheit der unterworfenen Völkerschaften einzugreifen, als die Bequemlichkeit, hierdurch ihre eigene Geistlichkeit zu beherrschen, die Triebfeder dieser Toleranz war. In dem Bestehen starker derartiger Minderheiten, die von ihren auswärtigen Glaubensgenossen im Haß und in der Verachtung der Türkei unterrichtet werden, liege eine Ursache von Konflikten, und ein Anlaß zu Greueln, welche unter ähnlichen Verhältnissen in gleicher Weise von europäischen Völkern verübt würden. „Solchergestalt sind," wie Verfasser anführt, „die Verhältnisse z. B. im britischen Ostindien, wo die Engländer sich laut ihrer Humanität rühmen, weil seit 40 Jahren keine Greuel in größerem Maßstab verübt worden sind, in Niederländisch-Indien u. s. w." — Wesentlich zur Verschlimmerung der Verhältnisse in der Türkei tragen auch die sogenannten „Kapitulationen" bei — Verträge der Türkei mit anderen Staaten, um deren Abschaffung sich die Turkei vergeblich bemüht. — Da die Frage der „Kapitulationen" einen wichtigen Punkt in den Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und Griechenland bildet, bieten die bezüglichen Ausführungen des Verfassers besonderes Interesse.

„Diese Verträge bestimmen hauptsächlich, daß die Europäer in der Türkei in einem sehr weiten Umfange der staatlichen Straf- und Civilgerichtsbarkeit entrückt sind, und unter der Gerichtsbarkeit ihres Konsuls stehen. . . .

Ein weiteres Privileg ist, daß die Polizeiorgane nur unter den schwersten Beschränkungen das Recht haben, die Behausung eines Europäers zu betreten — eine Wohlthat, die den Boden des türkischen Reiches zur sichersten Stätte für europäische Verbrecherbanden macht und von europäischen Verbrechern denn auch vollauf gewürdigt wird. Sogar das Recht, ausländische Verbrecher aus ihrem Territorium auszuweisen, war der Türkei bis in die neuere Zeit vorenthalten und ist ihr auch jetzt noch erschwert.“ . . .

„Europäer sind in der Türkei theilweise von Personalsteuern befreit. . . . Die Einführung neuer indirekter Steuern und Monopole ist der Türkei verboten. . . . Während in Europa 20-, 50-, ja 100-prozentige und noch höhere Zölle nicht zu den Seltenheiten gehören, muß sich die Türkei mit dem lächerlich niedrigen Zollsatze von 8 Prozent (bis zum Jahre 1861 waren sogar nur 3 Proz. gestattet!) begnügen.“

Der Verfasser hebt rühmend hervor, daß das Deutsche Reich im Handelsvertrag von 1890 der Türkei wesentliche Erleichterungen bewilligt hat, die aber in Folge mangelnder Zustimmung der anderen Mächte ein todter Buchstabe geblieben seien. — Er knüpft daran die Bemerkung: „Durch diesen Akt der Billigkeit hat sich das Ansehen des Deutschen Reiches im Orient sicher mehr gehoben, als man — nach der alten Theorie, daß man im Orient nur durch brutales Auftreten Erfolge erringen kann — in Europa gemeiniglich annimmt.“

Man wird begreiflich finden, daß derartige Vorrechte der Fremden in der Türkei Erbitterung erregen. Sie verletzen einmal das Rechtsgefühl und sind ferner im höchsten Maße unpraktisch. Denn sie kommen in erster Linie nicht den gesitteten Angehörigen gesitteter Staaten zu Gute, sondern, wie der Verfasser richtig bemerkt, den Verbrechern. Da bekanntlich die Griechen einen unverhältnißmäßig hohen Bruchtheil der Verbrecherbevölkerung der Türkei ausmachen, ist das Interesse der Türkei begreiflich, gerade Griechenland gegenüber die Kapitulationen abzuschaffen, dessen Konsuln häufig wahre Schutzengel ihrer landsmännischen Verbrecher waren. Kenner der Verhältnisse haben zum griechischen Konsul nicht größeres Vertrauen als zum Kadi. Will man die judizielle Exterritorialität der Fremden nicht aufheben, so würden wohl internationale Gerichtshöfe der Sache der Gerechtigkeit mehr dienen als die Judikatur des Konsuls, der von seiner Regierung zum Anwalt seiner Landesgenossen bestellt ist, und daher beim besten Willen sich von seinen Sympathien zu sehr leiten läßt. — **Grundsätzlich** bemerkt der Verfasser: „Selbst den allerverlumptesten südamerikanischen Staaten macht man die Hoheitsrechte gegenüber den europäischen Unterthanen nicht streitig. Man geht eben diesen — christlichen — Staaten gegenüber von dem offenbar der Billigkeit entsprechenden Grundsatze aus, daß, wer sich in die Fremde begibt, der Rechtssicherheit des fremden Landes damit sein Vertrauen schenkt . . . daß es übrigens gerechter und billiger ist, wenn eine handvoll Fremder von der einheimischen Justiz einige Unbilden erduldet, als wenn die Landesbevölkerung von fremden Richtern eine Mißhandlung ihrer Rechte sich gefallen lassen muß.

Selbst mit der gewaltthätigsten Logik läßt sich (aber) der Schluß nicht begründen, weil die Türkei eine schlechte Justiz hat, darf sie keine großen Einnahmen aus Zöllen oder indirekten Steuern ziehen, darf ihre Produktion nicht wie die der christlichen Staaten durch Schutzzölle unterstützt werden oder dergl.“

Europa ist daher nicht von manchem Unrecht gegen die Türkei freizusprechen. Je mehr es sich — nach dem Vorbild Deutschlands — von solchem Unrecht frei zu halten sucht, mit um so größerem moralischen Gewicht kann es in der Türkei auftreten. Darauf kommen praktisch die Ausführungen des Verfassers heraus. — Die systematische Anordnung und Durcharbeitung der Schrift zeigt deutlich den Stempel deutscher Universitätsbildung. Es ist danach zweifellos, daß der Verfasser mit unserem Geistesleben durchaus vertraut und daher uns ein geeigneter Dolmetsch fremder Ideenkreise ist. Auch im Stil verräth nichts einen Ausländer.

—n.

History of the German struggle for Liberty. By Poultney Bigelow. Two volumes. Newyork. 1896. Harper & Brothers.

Poultney Bigelow ist dem deutschen Lesepublikum kein Fremder. Er ist öfter auch bei uns publizistisch hervorgetreten, und seine Veröffentlichungen haben — besonders bei den Anhängern Bismarck's — nicht immer beifällige Aufnahme gefunden. Weiteren Kreisen ist Mr. Bigelow als „Freund des deutschen Kaisers“ bekannt, eine Ehre, die ihm bei der gerechten Würdigung seiner publizistischen Leistungen ebenfalls eher hinderlich als förderlich gewesen ist. Es ist das zu bedauern, denn Poultney Bigelow ist ein warmer Freund deutscher Kultur und deutschen Volkslebens, er kennt unsere Sprache, er hat viel in Deutschland gereist. Auch gegenwärtig hält er sich in dem Seengebiet bei Potsdam auf, woselbst er sich seit Monaten auf einem Hausboot heimisch gemacht hat. Da er auch sonst „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat“, so ist es nicht ohne Reiz, die Ansichten dieses unermüdlichen Amerikaners über deutsche Verhältnisse zu hören. In dem vorliegenden zweibändigen Werke, dessen Inhalt zuerst in „Harpers Monthly“ veröffentlicht wurde, und das — mit einer Reihe trefflicher Illustrationen versehen und splendid ausgestattet — dann in Buchform bei Harper's erschien, unternimmt es der Verfasser, die Zeit der preußisch-deutschen Befreiungskriege, vornehmlich die Periode von 1806—1813, in lebendiger Weise zu schildern. Begreiflicher Weise vermag er uns Deutschen über diesen Theil unserer Geschichte nicht viel neue Aufschlüsse zu geben, aber sein Werk ist nichtsdestoweniger auch für uns lesenswerth und interessant. Einmal ist die feuilletonistische Art, wie die packendsten dramatischen Momente jener ereignißreichen Epoche herausgegriffen und die Hauptpersonen des Dramas keck charakterisirt sind, anziehend; und dann ist es instruktiv zu beobachten, wie in dem Kopfe eines Bürgers der amerikanischen Republik, der den großen Befreiungskrieg seines eigenen Landes dabei stets als Vergleich vor Augen hat, das Ringen des deutschen Volkes gegen die napoleonische Fremdherrschaft sich malt. Er nimmt dabei durchaus kein Blatt vor den Mund. Die erbärmliche Haltung nahezu aller deutschen Fürstengeschlechter in der Zeit der Erniedrigung Deutschlands, ihre Unfähigkeit, dem „Löwen auch nur mit Anstand die Mähne zu streicheln“ — wie sich Talleyrand in Erfurt charakteristisch genug aussprach —, die geringe Initiative, die selbst der Hohenzollernkönig bei der Befreiung des Vaterlandes vom napoleonischen Joche entwickelte, das feige Benehmen gar mancher „Edlen der Nation“ nach Jena: das Alles wird ohne Feigenblatt vorgetragen, um dagegen das Verhalten der Scharnhorst und Gneisenau und Blücher und Stein, der vom Junkerthum als Demokraten und Demagogen verschrieenen Patrioten, in ein um so helleres Licht zu stellen.

Bei uns zu Lande hat die historische Schweifwedelei gelegentlich versucht, es ganz vergessen zu machen, daß neben der Dynastie der Hohenzollern auch noch ein Volk existirt, dem der Aufstieg Preußens zur Macht einigermaßen mit zu verdanken ist. Diesen Volkskräften wird Bigelow mit begeisterter Anerkennung gerecht.

Das Werk hat in den Vereinigten Staaten einen großen Erfolg aufzuweisen. Es ist viel gekauft und gelesen worden. Das ist auch vom deutschen Standpunkte aus erfreulich, denn die Erzählung zeigt vom ersten bis zum letzten Kapitel das aufrichtige Bestreben, deutschem Wesen und deutscher Tüchtigkeit gerecht zu werden. Bei der internationalen Gepflogenheit aber, zwar mit Vorliebe den Splitter in des Nachbarn Auge zu sehen, dagegen den Balken im eigenen Auge zu ignoriren, ist die sympathische Beurtheilung des deutschen Volkes und seiner Geschichte seitens eines vielgelesenen fremdländischen Schriftstellers doppelt anerkennenswerth.

Th. B.

Die 9 Artikel über **„Die Junkerfrage“**, welche Herr Dr. Hugo Preuß während der letzten Monate in der „Nation“ publizirt hat, sind, vielseitigen Anregungen aus unserem Leserkreise entsprechend, jetzt auch in Broschürenform (bei Rosenbaum & Hart in Berlin) erschienen. Die Broschüre kostet 1 Mark.

Auf Wunsch des Herrn **Prof. Dr. M. Sering** theilen wir unseren Lesern mit, daß Herr Sering auf die gegen seine Kritik des Brentano'schen „Lehrbuchs der Agrarpolitik“ von Herrn Prof. Lujo Brentano in Nr. 43 der „Nation“ gemachten Ausführungen in der „Deutschen Litteraturzeitung“, woselbst auch seine angefochtene Kritik erschien, antworten wird.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 46. Berlin, den 14. August 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Besuch des Deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg ist ohne unbequeme Zwischenfälle, also befriedigend, abgelaufen. Man darf von derartigen Zusammenkünften nicht zu viel erwarten. Die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben Enttäuschungen zurücklassen, ist immer größer als daß die Beziehungen besser werden. Das übliche Küssen und Umarmen, die obligate Begeisterung des Volkes, die Reden an den Galatafeln, der Ordensaustausch, die Paraden, die Niederlegung von Kränzen an den Gräbern verstorbener Fürsten, die Ernennungen zum Admiral oder Feldmarschall und die Verleihung von Regimentern können nicht darüber hinwegtäuschen, daß alle diese zeremoniellen Gepflogenheiten politisch nichts besagen. Wir werden dasselbe Schauspiel mit kleinen Abweichungen jetzt unmittelbar nach dem Besuche des Kaisers von Deutschland bei dem Besuche des Präsidenten der französischen Republik sich wiederholen sehen. Auch bei dieser Gelegenheit werden allerlei verbindliche Reden ausgetauscht und glänzende Feste gefeiert werden; es wird abermals ein großer Ordensregen niedergehen und der das Staatsoberhaupt begleitende Minister des Aeußern, Monsieur Hanotaux, wird mit dem Grafen Murawjew seine einstündige oder gar anderthalbstündige Unterredung haben, wie sie Herr von Bülow hatte. Die Zeitungsberichterstatter werden allerlei mehr oder weniger geistreiche Betrachtungen darüber anstellen, ob das deutsche Kaiserpaar oder der Präsident der französischen Republik herzlicher empfangen worden; aber der russische Hof wird sorgsam bemüht sein, selbst den Schein zu vermeiden, als ob der eine Gast ihm willkommener gewesen sei, als der andere. Wenn dann das Schlußresultat dieser Besuche das ist, daß die politischen Beziehungen zwischen den betreffenden Völkern sich nicht verschlechtert haben, so ist Alles erreicht, was verständigerweise verlangt werden konnte.

Während im Nordosten Europas glänzende Feste zu Ehren des deutschen Kaisers gefeiert wurden, fiel im Südwesten unseres alten Erdtheils der spanische Ministerpräsident Canovas del Castillo den meuchelmörderischen Kugeln eines fanatisirten Anarchisten zum Opfer. In der spanischen Politik haben wilde Leidenschaften von jeher eine große Rolle gespielt und das Wort gerechtfertigt erscheinen lassen, daß jenseits der Pyrenäen bereits Afrika beginnt. Das scheußliche anarchistische Attentat im Theater von Barcelona hat eine grausame Verfolgung der Anarchisten in Spanien hervorgerufen, und der neueste anarchistische Racheakt ist wiederum die Antwort auf diese Verfolgung. Das Unheimliche dieser Erscheinungen liegt vornehmlich in der Empfindung, daß weder durch Präventiv- noch durch Repressivmaßregeln solchen Mordthaten wirksam zu begegnen ist. Der von einem Berliner Preßorgane unternommene Versuch, aus der spanischen Mordthat die Nothwendigkeit eines neuen Sozialistengesetzes für Deutschland herzuleiten, ist platt zu Boden gefallen. Die Absurdität war denn doch selbst für die Sauregurkenzeit zu groß. Leider ist zu befürchten, daß in Spanien Canovas' Ermordung die politischen Schwierigkeiten, in denen sich das Land seit Jahren befindet, noch steigern wird. Wie stets bei ähnlichen Anlässen, spricht man bereits wieder von karlistischen Intriguen. Neben diesen vermuthlich eingebildeten Gefahren bleibt jedoch der kubanische Aufstand als ein das Mark des Landes verzehrendes Geschwür bestehen, und es ist schwer abzusehen, wie Kuba dem spanischen Mutterlande erhalten bleiben

kann. Spanien büßt in Kuba eine Mißwirthschaft, die sich Menschenalter hindurch fortgesetzt hat.

Die *Kündigung der Handelsverträge mit Deutschland und Belgien seitens Englands* wird allgemach mit größerer Vorurtheilslosigkeit beurtheilt. Die nüchterne Auffassung, die wir in der vorigen Nummer der „Nation“ zum Ausdruck brachten, findet in der Haltung der angesehensten Organe der öffentlichen Meinung Englands volle Rechtfertigung. Dabei ist in thatsächlicher Beziehung noch einiges zu Tage getreten, was zur richtigen Würdigung des ganzen politischen Vorganges von Erheblichkeit ist. So theilt z. B. die letzte Nummer des Londoner „Economist“ mit, die englische Regierung habe vor der Kündigung der Handelsverträge bei den Regierungen Deutschlands und Belgiens angefragt, ob man bereit sei, auf jene Vertragsklausel, welche die Bevorzugung englischer Produkte bei der Einfuhr in die Selbstverwaltungskolonien ausschließe, freiwillig zu verzichten. In diesem Falle könnten die bestehenden Handelsverträge im übrigen unverändert aufrecht erhalten bleiben. Erst nachdem diese Proposition von beiden Regierungen abgelehnt sei habe England sich zur Kündigung der Verträge gezwungen gesehen. Diese Thatsache wirft ein charakteristisches Licht auf die Absichten, welche die englische Regierung bei der Kündigung jener Verträge verfolgt. Die Absichten der kanadischen Regierung andererseits werden in interessanter Weise durch die im „Economist“ gleichfalls mitgetheilte Thatsache beleuchtet, daß Sir Wilfried Laurier, bevor er dem Mutterlande England Vorzugsrechte einräumte, die Regierung der Vereinigten Staaten sondiren ließ, ob sie nicht mit Kanada in Verhandlungen wegen gegenseitiger Tarifvergünstigungen eintreten wolle. Erst als dieses Entgegenkommen keine Früchte trug, erfolgte die Begünstigung der Produkte des Mutterlandes. Die Maßnahme Kanadas richtet sich danach ersichtlich mehr gegen die Vereinigten Staaten als gegen Deutschland und Belgien. Bei der minimalen Einfuhr Kanadas nach Deutschland — dieselbe beträgt wenig mehr als 2 Millionen Mark, während die Einfuhr Kanadas nach den Vereinigten Staaten beinahe hundertmal größer ist — lag es von vornherein nahe, daß der Waarenaustausch zwischen Kanada und Deutschland in der Entwicklung der Dinge nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt hat. Für unsere heißblütigen Agrarier, die nun doch noch etwa geneigt sein sollten, wenn auch nicht mit England, so doch mit Kanada einen fröhlichen Zollkrieg zu beginnen, mag schließlich noch erwähnt sein, daß allein die Ausfuhr deutschen Rübenzuckers nach Kanada im vorigen Jahre um ein Viertel die gesammte Einfuhr Kanadas nach Deutschland übertraf, und daß in dieser Einfuhr Kanadas sich kein Scheffel Getreide befand.

Die starken *Ueberschwemmungen*, von denen insbesondere Württemberg, Sachsen und Schlesien heimgesucht sind, haben allenthalben in Deutschland zu einer schönen Bethätigung der Privatwohlthätigkeit geführt. Verschiedene wohlhabende Städte haben dabei auch reichlich in den Stadtsäckel gegriffen, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Die Frage, ob daneben der Staat aus allgemeinen Mitteln noch weitere Hilfe zu bringen habe, bleibt eine offene. Es ist zunächst kaum wünschenswerth, diese letztere Frage allzu nachdrücklich zu diskutiren; denn es liegt auf der Hand, daß die Quellen der Privatwohlthätigkeit alsbald versiegen werden, sobald die Aussicht auf staatliche Hilfe in den Vordergrund tritt.

Herr v. Thielmann ist nunmehr auch formell zum Schatzamtssekretär ernannt worden. Sein Amt wird gewiß dornenreich werden Man wird mit vielen recht unbescheidenen Forderungen an ihn herantreten, und es wird sich fragen, ob der neue Schatzamtssekretär Selbständigkeit genug besitzt, um sich nicht von den Phantasten ins Schlepptau nehmen zu lassen. Vor *einer* Gruppe von Phantasten, die bisher den Mund recht voll nahm, wird er allerdings wohl jetzt Ruhe haben; das sind die Bimetallisten. Dieselben können eigentlich nur noch als komische Figuren in Betracht kommen, seitdem alle ihre Voraussagungen Schlag für Schlag ad absurdum geführt sind. Nie, solange die Welt steht, ist so viel Gold der Erde abgewonnen wie im verflossenen Jahre, und jetzt kommen noch obendrein die anscheinend außerordentlich reichen Goldlager an der Grenze von Alaska hinzu. Rußland und Japan, die angeblich den Segen einer entwertheten Valuta bei ihrer Ausfuhr ganz besonders stark verspüren sollten, sind ins Goldwährungslager abgeschwenkt. Der Silberpreis ist so stark gesunken, wie seit Jahrtausenden nicht; und der Weizenpreis, der ja nach dem bimetallistischen Katechismus mit fallenden Silberpreisen gleichsfalls fallen soll, steigt seit Monaten unentwegt. Nur die deutschen Getreideproduzenten profitiren nicht recht von dieser allgemeinen Steigerung der Getreidepreise, weil sie durch das einfältige Börsengesetz, das wir den Agitationen des „Bundes der Landwirthe“ und der Antisemiten verdanken, die Fühlung mit dem Weltmarkte verloren haben. Unsere bimetallistischen Agrarier sind in der That großartige Wohlthäter der inländischen Landwirthschaft!

Zwischen *Bulgarien und Oesterreich-Ungarn* sind in Folge taktloser Aeußerungen des bulgarischen Ministerpräsidenten Reibereien entstanden, die bis zur Abberufung des österreichischen Gesandten aus Sofia gediehen sind. Bulgarien entwickelt sich in bedrohlicher Weise zu einem politischen Intriguenherd.

In den *Parlamenten* herrscht jetzt allenthalben Ferienstille; die Völker sind froh, daß sie in den nächsten Monaten von neuen Gesetzen verschont bleiben werden. Die parlamentarische Ruhe wird um so angenehmer empfunden, als alle Welt sich auf heftige parlamentarische Winterstürme gefaßt macht.

* * *

Deutschlands handelspolitische Lage gegenüber den Vereinigten Staaten.

Auch der wohlwollendste Beobachter der politischen Vorgänge in den Vereinigten Staaten wird in dem vor einigen Wochen fertiggestellten neuen amerikanischen Zolltarif kein Meisterwerk der Gesetzgebungskunst erblicken. Protektionistische Zolltarife pflegen sich in keinem Lande der Welt durch logische Geschlossenheit auszuzeichnen; sie sind in der Regel Kompromisse zahlreicher widerstreitender Interessen und das sieht man ihnen schon äußerlich an. In der amerikanischen Union, woselbst der Kampf der wirthschaftlichen Interessen in der Regel mit ganz besonderer Rücksichtslosigkeit ausgefochten wird, sind die Zolltarife seit lange der Tummelplatz wilder egoistischer Leidenschaften Dem neuesten Zolltarif aber gebührt in einer Beziehung die Palme Nie vordem ist der amerikanische Zolltarif so widerspruchsvoll, so komplizirt und in seinen Wirkungen so unberechenbar gewesen, wie bei dem jüngsten Produkte wirthschaftspolitischer Laune. Dieser Mißgestalt gegenüber erscheint sogar der berüchtigte McKinleytarif als ein harmonischeres Gebilde Der Dingleytarif enthält ein solches Gewirr von Gewicht- und Werthzöllen, von Exportvergütungen und differentiellen Zollzuschlägen, von zahllosen Zollabstufungen in derselben Zolltarifposition, von Zöllen auf Fabrikate und auf Rohprodukte, die zur Herstellung dieser Fabrikate dienen, daß es schon außerordentlich schwierig ist, sich auch nur äußerlich in diesem Labyrinth zurechtzufinden.

Woran liegt es nun, daß dieser neueste amerikanische Zolltarif die Spuren der Unvollkommenheit moderner Gesetzgeberei in so ungewöhnlich hohem Grade an sich trägt? Die Antwort liegt nahe Die früheren amerikanischen Zolltarife waren fast ausschließlich Ausflüsse des industriellen Protektionismus. Die Landwirthschaft war im Großen und Ganzen freihändlerisch. Die in den Farmerstaaten im

Westen und Süden gewählten Mitglieder des Kongresses pflegten daher eine grundsätzliche Opposition zu machen; sie suchten keine Betheiligung an der schutzzöllnerischen Beute zu Gunsten der Landwirthschaft, sie sahen vielmehr die Interessen der Landwirthschaft am besten gewahrt, wenn sie die der Allgemeinheit aus industriellen Schutzzöllen erwachsenden Lasten nach Möglichkeit abzuwenden strebten.

Dieses Bild einer verhältnißmäßig einfachen Gruppirung der wirthschaftlichen Parteien, die sich im Großen und Ganzen auch mit den beiden Hauptparteien des Landes, den Republikanern und den Demokraten, deckten, indem die Demokraten freihändlerische, die Republikaner schutzzöllnerische Neigungen bekundeten, hat aber seit einiger Zeit eine wesentliche Aenderung erfahren. Es vollzieht sich in den Vereinigten Staaten derselbe Umwandlungsprozeß, den wir am Ende der siebziger Jahre auch bei uns in Deutschland erlebt haben. In den ehedem freihändlerisch gesinnten landwirthschaftlichen Kreisen hat sich in wachsendem Grade eine Strömung entwickelt, die davon ausgeht, es sei für die Landwirthschaft ein besseres Geschäft zu machen, wenn man, statt die industriellen Schutzzölle grundsätzlich zu bekämpfen, für die landwirthschaftlichen Interessen ebenfalls protektionistische Vergünstigungen von der Gesetzgebung verlange. Der Silberfreiprägungsbewegung lag derselbe Gedanke zu Grunde. Da die Vereinigten Staaten in Bezug auf ihre wesentlichsten landwirthschaftlichen Produkte noch immer ein stark exportirendes Land sind, so konnte eine Preissteigerung für agrarische Erzeugnisse im Wege einfacher Schutzzölle nicht leicht herbeigeführt werden. Weil es aber im Endeffekt ziemlich auf dasselbe hinauskommt, ob ich die Preise der Waaren künstlich steigere oder den Preis des Geldes künstlich erniedrige, so war es für geschickte Demagogen nicht schwer, gerade im Westen und Süden die Masse der weniger Urtheilsfähigen für eine Geldentwerthung in Form der Silberfreiprägung zu erwärmen.

Unlogisch war es nur, daß die Bryandemokratie neben dem Programm der Geldentwerthung aus den alten Beständen der demokratischen Partei auch noch eine freihändlerische Planke hervorholte. Es war das genau so widerspruchsvoll, wie das Verhalten McKinley's, der die Bryan'sche Geldentwerthungspolitik mit denselben Athemzuge bekämpfte, mit dem er die Preissteigerungspolitik der republikanischen Partei als unfehlbares Heilmittel für alle wirthschaftlichen Schäden der Zeit anpries. Konsequent dachten und handelten nur die Golddemokraten, welche Freihändler blieben und daneben die Chicago platform of fraudulent money der Bryandemokratie rückhaltlos bekämpften. Sie verhinderten denn auch das schlimmere Uebel, die künstliche Geldentwerthung, aber sie waren nicht stark genug, die protektionistische Politik künstlicher Waarenpreiserhöhungen zu hintertreiben.

Es war vorauszusehen, daß die nach dem Austritt der Golddemokraten intellektuell und moralisch stark herabgekommene demokratische Partei, die bei der Vertretung des Silberfreiprägungsschwindels eine so starke Anpassungsfähigkeit an protektionistische Ideen bewiesen hatte, nicht im Stande sein werde, dem republikanischen Protektionismus erfolgreich entgegenzutreten. Im Senate wäre die erforderliche Anzahl von Stimmen zur Herstellung einer oppositionellen Mehrheit allerdings wohl zu erlangen gewesen, wenn die Demokratie geschlossen vorgegangen wäre, aber der ernsthafte Wille zu einer solchen nachdrücklichen Opposition fehlte, und so ist denn dieser jüngste amerikanische Zolltarif zu Stande gekommen, ohne daß von einer ernsthaften Opposition in beiden Häusern des Kongresses seitens der Bryan-Demokratie die Rede war.

Die Taktik ging von vornherein weniger dahin, den Gegnern die Beute zu entreißen, als sich jetzt an der Beute zu betheiligen. So ist es zu verstehen, daß die unsinnig hohen Wollzölle, ein Werthzoll von 15 Proz. auf Rindshäute, starke Holzzölle und andere agrarische Wünsche Befriedigung gefunden haben. Der agrarische Protektionismus erwies sich bereits so mächtig, daß den besonneneren Industrieschutzzöllnern des Ostens angst und bange wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese agrarisch-protektionistische Bewegung in den nächsten Jahren an Breite und Tiefe ganz bedeutend zunehmen wird, genau wie wir es bei uns in Deutschland auch erlebt haben.

Die Heißsporne des Agrarierthums haben auch schon einen Wunschzettel angemeldet, der an Deutlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Für Weizen, für Mais, für Baumwolle hat man Exportprämien verlangt. Die Deutschen, so argumentirte man, haben eine Zuckerindustrie mit einem Export, der weit größer ist, als der einheimische Verbrauch, und trotzdem zahlen sie namhafte Prämien auf den exportirten Zucker. Weshalb können wir das für Amerika nicht gegenüber unseren großen agrarischen Exportzweigen ebenfalls thun? Nichts leichter als anzuordnen, daß jeder, der ein Pfund Baumwolle, ein Bushel Weizen oder Mais exportirt, aus allgemeinen Mitteln so und so viel Cents Prämie darauf erhält? Und wenn es im Interesse der Allgemeinheit liegt, die Konsumenten von inländischen Industrieartikeln zu Zuschüssen an die einheimischen Fabrikanten im Wege der Gesetzgebung zu zwingen, weshalb sollte es unzulässig sein, dasselbe zu Gunsten der amerikanischen Landwirthschaft zu thun?

Man sieht, in dieser Argumentation liegt eine gefährliche Logik; es braucht nur Zeit, und diese gefährliche Saat wird üppig ins Kraut schießen. Das eine steht jedenfalls schon heute fest, daß die amerikanische Schutzzöllnerei durch die Beimischung des agrarischen Protektionismus eine wesentliche Charakterveränderung erfahren hat und weiter erfahren wird. In demselben Maße aber, wie das Agrarierthum bei der Zollgesetzgebung in den Vordergrund tritt, wird die Industrie die Neigung zu schutzzöllnerischen Exzessen verlieren; denn ihr kann nichts daran liegen, die Rohprodukte, welche sie benöthigt, künstlich im Preise vertheuert zu sehen, ebensowenig wie sie ein Interesse an einer Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel für ihre Arbeiter hat.

Andererseits erweist sich die amerikanische Industrie von Jahr zu Jahr auf dem Weltmarkte leistungsfähiger. In welch überraschendem Grade diese Leistungsfähigkeit amerikanischer Exportindustrieen gewachsen ist, — und gerade in den letzten Jahren schwerer Depression — will ich später noch an einigen Beispielen darstellen.

Die nächste Frage, die uns nach dem Zustandekommen des Dingley-Tarifs interessirt, ist ohne Zweifel die, welche muthmaßliche Wirkungen derselbe für den internationalen Waarenaustausch haben kann. Man wird gut thun, bei dieser Untersuchung sich vor Augen zu halten, wie ungeheuer groß die Schwankungen der Import- und Exportziffern gerade im amerikanischen Waarenhandel sind, und daß die Erfahrung zeigt, wie verhältnißmäßig gering der Einfluß ist, den auf die internationale Waarenbewegung von und nach den Vereinigten Staaten die Gestaltung des amerikanischen Zolltarifs ausgeübt hat. Ein paar Beispiele mögen das erläutern.

In dem mit dem 30. Juni 1879 endenden Fiskaljahre fiel der amerikanische Import auf 445 777 000 Doll., im folgenden Jahre stieg der Import auf 667 954 000 Doll. Hier ist eine Differenz von 50 Proz. und rund 900 Millionen Mark in zwei dicht neben einander liegenden Jahren. Nicht minder interessant sind die Erfahrungen des letzten Fiskaljahres, das erst vor 1½ Monaten zu Ende gegangen ist. Trotz der in den letzten vier Monaten dieses Fiskaljahres, in Folge der zu erwartenden namhaften Zollerhöhungen, krampfhaft gesteigerten Importe blieb die Einfuhr um rund 15½ Mill. Doll. hinter dem Import des Jahres 1895/96 und um 102 Millionen Dollars hinter dem Import des Jahres 1892/93 zurück. Dabei fiel das Fiskaljahr 1892/93 noch in die Periode des McKinley-Tarifs, während im jüngsten Fiskaljahre 1896/97 der nicht unbeträchtlich niedrigere Wilson-Tarif in Geltung war und die stimulirende Wirkung der bevorstehenden höheren Zölle zugleich mit in Rechnung zu ziehen ist. In den beiden vorhin angezogenen

Jahren 1878/79 und 1879/80 änderte sich in der amerikanischen Zollpolitik nichts, auch in den Jahren unmittelbar vorher und unmittelbar nachher traten Aenderungen des Zolltarifs nicht ein. Wir sehen also hier in mehrfachen Fällen ein außerordentlich starkes Fluktuiren der Einfuhr ganz unabhängig von der Gestaltung des Zolltarifs.

Die allgemeine wirthschaftliche Lage des Landes ist ersichtlich in ungleich höherem Maße entscheidend für das Wachsen und Fallen der Einfuhr. Man erkennt das auch, wenn man die Einfuhr des letztvergangenen Jahres, bei der die allgemeine wirthschaftliche Depression eine erhebliche Rolle spielte, im Einzelnen verfolgt. Für die einzelnen Artikel liegen mir bisher nur die Zahlen für die ersten elf Monate des letzten Fiskaljahres vor. Wenn man die Importe dieser elf Monate — bis zum 31. Mai 1897 — mit der Einfuhr der korrespondirenden elf Monaten des vorherigen Fiskaljahres vergleicht, so stellt sich z. B. gerade in Bezug auf die Luxusgegenstände ein höchst charakteristischer Abfall heraus: beispielsweise ein Abfall beim Import von Juwelen in der Höhe von 3 487 000 Doll., ein Zurückgehen des Imports von Seidenwaaren in der Höhe von 3 266 000 Doll.; in gleicher Weise ist der Import von Handschuhen um ungefähr 1 Million Doll. zurückgegangen u. s. w. Man sieht deutlich, wie gerade die wohlhabenderen Klassen sich eingeschränkt haben.

Daneben entwickelte sich in demselben letzten Fiskaljahre ein ganz riesiger Export, ein Export von einem Umfange, wie er bisher nach in keinem Jahre für die Vereinigten Staaten zu verzeichnen war. Die Gesammtheit dieses Exports bezifferte sich auf rund 1052 Mill. Doll. und übertraf den Export des Vorjahres um 169 380 000 Doll. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese gewaltige Expansion des Exports im Wesentlichen aus denselben Ursachen zu erklären ist, wie das Zusammenschrumpfen des Imports. Neben der Einschränkung im Konsum ging der natürliche Wunsch her, die überschüssige Produktion nach Möglichkeit auf den Weltmarkt abzustoßen. Die Steigerung des Exports war deshalb auch keineswegs beschränkt auf die großen Agrarprodukte des Landes, sie machte sich vielmehr in noch auffallenderer Weise bemerkbar betreffs der Industrieartikel.

Auch für die Einzelartikel des Exporthandels stehen für die Vergleichung bisher nur die Zahlen der ersten elf Monate des letzten Fiskaljahres zur Verfügung. Stellt man die Exportzahlen dieser elf Monate mit den Zahlen der korrespondirenden Monate des Vorjahres zusammen, so ergibt sich z. B. ein Anwachsen des Exports bei Maschinen um rund 7 Mill. Doll. oder 36 Proz., bei Kupfer um fast 11 Millionen Dollars oder 67 Proz., bei Fahrrädern um 4 740 000 Doll. oder 340 Proz., bei Holz und Holzwaaren um 6 299 000 Doll. oder 21 Proz., bei Baumwollwaaren um fast 5 Mill. Doll. oder 10 Proz.; bei Eisen- und Stahlwaaren erreichte die Steigerung des Exports sogar die Summe von 14 844 000 Doll., während in derselben Periode der Import dieser Artikel gegen das Vorjahr um fast 9 Mill. Doll. zurückging. Selbst England ist bereits in beträchtlichem Maße ein Abnehmer für die Produkte der amerikanischen Industrie geworden; — gingen im vorigen Jahre doch allein für mehr als 2 Mill. Doll. amerikanische Fahrräder nach Großbritannien! Wer hätte es ferner noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß Dutzende von Schiffsladungen Roheisen aus den amerikanischen Südstaaten nach England gehen und die Engländer in Ostindien auf die siegreiche Konkurrenz amerikanischer Stahlschienen treffen würden!

Vergleicht man endlich die gesammten Ein- und Ausfuhrzahlen der amerikanischen Union mit einander, so zeigt sich eine nahezu beispiellos aktive Handelsbilanz. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr bezifferte sich im letzten Fiskaljahre auf 287 613 000 Doll., also auf rund 1200 Mill. Mk. Die Ziffer ist, wie mir scheint, sehr geeignet, um die konfusen Vorstellungen von dem Segen einer aktiven Handelsbilanz, wie sie noch immer in den Köpfen unserer Schutzzöllner spuken, gründlich zu berichtigen; denn dieser starke Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr in Amerika ist ersichtlich nicht die Folge einer besonderen Prosperität, sondern einer starken Depression.

Solchen Erscheinungen gegenüber wird man die unmittelbare Wirkung des neuen Zolltarifs sehr vorsichtig veranschlagen müssen. Da anscheinend die Vereinigten Staaten aus Gründen, die mit der Zollpolitik nichts zu thun haben, sondern im Wesentlichen mit den exzeptionell reichlichen Ernten dieses Jahres und den zu erwartenden guten Preisen für amerikanische Ackerbauprodukte zusammenhängen, ein recht günstiges Jahr zu erwarten haben, so ist es keineswegs ausgeschlossen, daß trotz der starken Zollerhöhungen der Import nicht fällt, sondern nach einer kurzen Uebergangsperiode sogar wachsen wird. Die schädlichen Wirkungen dieses Zolltarifs werden sich erst geltend machen nach geraumer Zeit, nachdem die vorübergehende Prosperität wiederum einer stärkeren Depression Platz gemacht haben wird. Auch die schädlichen Wirkungen des McKinley-Tarifs haben sich ja erst deutlich gezeigt unter der Präsidentschaft seines Gegners Cleveland und nachdem der McKinley-Tarif selbst schon durch den Wilson-Tarif ersetzt war. Ferner wird für die weitere Gestaltung der wirthschaftlichen Zustände in den Vereinigten Staaten die Sicherung der Goldwährung durch eine Reform der Münz- und Bankgesetzgebung von ungleich größerer Bedeutung sein als der Zolltarif.

* * *

In den handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten spielt seit geraumer Zeit der Artikel Zucker die vornehmste Rolle. Vor allem hat die Maßnahme der amerikanischen Gesetzgebung bei uns Anstoß erregt, wonach auf den Einfuhrzoll für Zucker ein Zuschlagszoll bei der Einfuhr aus Prämienländern in Kraft tritt. Es ist — wie wir glauben, mit Recht — deutscherseits der Standpunkt vertreten worden, daß diese Differenzirung zu der Meistbegünstigungsklausel im Widerspruch stehe, und diese Auffassung wurde auch von der Administration Cleveland's getheilt, wenigstens damals, als diese Bestimmung nur gegen jene Länder Platz griff, welche offene Prämien bezahlten. Inzwischen ist in dem neuen Dingley-Tarif jene Bestimmung verallgemeinert und wird gegenüber allen Ländern, welche Zuckerprämien bezahlen, Geltung erlangen, einerlei, ob es sich dabei um offene oder um versteckte Prämien handelt. Auch gegen diese neueste gesetzgeberische Regelung sind seitens der deutschen Regierung in Washington Vorstellungen erhoben worden; der Kongreß hat diese Vorstellungen zwar geprüft, aber ihnen keine Folge gegeben.

Ich habe im Reichstage schon einmal nachgewiesen, daß diese verallgemeinerte Bestimmung, wonach der Zollzuschlag den wirklich gezahlten Prämien entspricht, den deutschen Zuckerexport bei seinem Konkurrenzkampfe mit anderen, Rübenzucker exportirenden Ländern nur förderlich sei, weil die deutsche Zuckerprämie, so hoch sie ist, hinter den Prämien der Konkurrenzländer, insbesondere Oesterreichs und Frankreichs, zurückbleibt. Es lag daher auch meines Erachtens mehr ein formales als ein materielles Interesse vor, gegen diese Regelung der amerikanischen Zuckerzölle Widerspruch zu erheben. Aus der Nichtberücksichtigung dieses Widerspruchs aber nun weiter zu Zollkriegsmaßregeln gegen die Vereinigten Staaten überzugehen, läge nicht im Interesse des allgemeinen deutschen Exports und noch weniger im besonderen Interesse der deutschen Zuckerausfuhr nach den Vereinigten Staaten.

Diese Zuckerausfuhr hat sich nämlich in derselben Zeit, seitdem die Prämienzuschläge zu den amerikanischen Einfuhrzöllen in Kraft gesetzt wurden, in ganz kolossaler Weise erhöht. Bis zum Jahre 1894 spielte auf dem amerikanischen Markte Rübenzucker überhaupt nur eine ganz sekundäre Rolle; von den rund 4¼ Milliarden Pfund Zucker, welche im Fiskaljahre 1893/94 in die Vereinigten

Staaten eingeführt wurden, entfiel nur rund 1/2 Milliarde auf Rübenzucker und 3 1/4 Milliarden auf Rohrzucker. Also noch nicht der achte Theil des riesigen Zuckerimports der Vereinigten Staaten kam noch vor 3 Jahren auf den Rübenzucker.

Inzwischen trat die kubanische Revolution ein, und der Import von Zucker aus Westindien ging rapide zurück. An seine Stelle trat Rübenzucker, der zum bei weitem größten Theile von Deutschland geliefert wurde. In den elf ersten Monaten des letzten Fiskaljahres — also vom 1 Juli 1896 bis zum 31. Mai 1897 — wurden rund 1 600 000 Pfund Rübenzucker importirt, und Deutschland steht weitaus an der ersten Stelle aller Länder, welche Amerika mit Zucker versorgen. Insbesondere Kuba ist weit hinter Deutschland zurückgeblieben. Der Zuckerimport hat besonders in den Monaten April und Mai Dimensionen angenommen, wie nie vorher.

Einem so kolossalen Jahresimport von Rübenzucker gegenüber, der im letzten Fiskaljahre allein, soweit Deutschland in Frage kommt, die Summe von 100 Millionen Mark beträchtlich überstiegen hat, erscheinen nun in der That die Klagen über die Nachtheile Deutschlands aus dem Prämienaufschlag zu den amerikanischen Zuckerzöllen recht wenig zeitgemäß, und ein Zollkrieg, der deswegen deutscherseits inszenirt würde, müßte keinen deutschen Produktionszweig schlimmer treffen als die deutsche Zuckerindustrie. Das scheinen denn auch die deutschen Zuckerindustriellen allmählich begriffen zu haben.

Im Uebrigen hat die Zuckerindustrie allerdings durchaus keine Ursache, mit besonderem Optimismus in die Zukunft zu blicken, speziell auch nicht betreffs des Exports nach den Vereinigten Staaten. Die Revolution in Kuba wird nicht ewig währen, und dann wird die kubanische Einfuhr als Konkurrenz wieder sehr stark ins Gewicht fallen. Dazu kommt, daß in den Vereinigten Staaten selbst die größten Anstrengungen gemacht werden, eine eigene leistungsfähige Rübenzuckerindustrie groß zu ziehen. Die hohen Zuckerzölle, denen keine inländische Zuckersteuer gegenüber steht, wirken dabei als wesentliches Stimulationsmittel. Und wenn der in den Schutzzöllen liegende Anreiz noch nicht genügen sollte, so werden die amerikanischen Agrarier gewiß nicht zögern, direkte Produktionsprämien zu verlangen. Schon jetzt war man im Senat nahe daran, dieselben durchzudrücken.

Die Rübenzuckerindustrie der Vereinigten Staaten steckt bisher noch in den Kinderschuhen. Im Jahre 1879 wurde der erste beträchtliche Versuch, die Rübenzuckerindustrie einzubürgern, in Kalifornien gemacht; seitdem hat man auch in Nebraska, Utah und New Mexiko mit Erfolg Zuckerrüben gebaut, und zur Zeit ist man in zahlreichen anderen Staaten der amerikanischen Union dabei, die einheimische Rübenzuckerindustrie zu entwickeln.

Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß diese Bestrebungen schon in kurzer Zeit auf dem Weltmarkte die Preisbildung für Zucker beeinflussen werden. Trifft diese Entwicklung dann aber mit dem Wiederaufleben der Rohrzuckerindustrie in Kuba und mit den Produktionssteigerungen, welche die Folge der unsinnigen europäischen Prämienpolitik sind, zusammen, so können wir eine Zuckerkrisis erleben, wie sie die Welt vordem noch nicht gesehen hat. Angesichts dieser Möglichkeiten erscheint es mehr als je an der Zeit, daß Deutschland wieder zu einer rationellen Zuckersteuerpolitik zurückkehrt, und durch möglichst rasche Beseitigung der ungesunden Exportprämien und durch Ermäßigung der inländischen Zuckersteuer vor allem die Entwicklung des inländischen Konsums zu pflegen sucht.

Th. Barth.

Von Schwaben und vom Schwabenland.

(Wanderungen).

II.

Alles ist der Mode unterworfen.

Nur gibt es Moden, die mit dem Jahre und andere, die mit dem Jahrhundert wechseln.

Und immer gibt es verhältnißmäßig nur wenige Menschen, die nicht mit der Mode gehen, — ich meine solche, denen es ihre Mittel erlauben würden. Die Modemenschen sagen dann: es muß auch solche Käuze geben.

Geschmacksachen vor allem unterliegen der Mode. Und dazu natürlich gehört auch der Geschmack an der Natur als Landschaft. Die topographische Beschaffenheit einer Gegend, die die Menschen zu ihrem Vergnügen auswählen, ist eine säkulare Geschmacksache. Das XVIII. Jahrhundert hatte darin, wie man hinlänglich weiß, einen radikal verschiedenen Geschmack im Vergleich zu unserem Jahrhundert. Die Menschen des XVIII. Jahrhunderts — und der vorhergegangenen nicht weniger — liebten die Natur nur so weit, als die Natur den Menschen liebte, nämlich so weit, als sie die Wohnungen der Menschen umgab und Früchte hervorbrachte zur Nahrung und Erquickung der Menschen. Naturfruchtbarkeit und Naturschönheit fiel für diese naiven Leute in einen Begriff zusammen, und der echte Bauer, den die Zeitkultur nicht beleckt hat, steht noch heute auf diesem Standpunkt.

Wir Kulturmenschen von heute aber wollen vielfach die Natur nur noch da schön finden, wo sie unfruchtbar ist.

Wir haben es herrlich weit gebracht.

Das XIX. Jahrhundert hat nicht nur die Eisenbahn erfunden, sondern auch den Touristen, nämlich den Menschen, der nur da geht, wo die Eisenbahn nicht mehr geht. Daran hält der Tourist sehr streng. Er möchte nicht mit dem „Handwerksburschen“ verwechselt werden. Mit dem Bauern, der es ebenso macht wie er, fürchtet der Tourist, wie es scheint, keine Verwechslung.

Das Ende des XIX. Jahrhunderts — das „Fin de siècle“ — hat aber noch ein Drittes erfunden: den Radler. Und siehe da, der Radler hat nicht mehr denselben Ehrgeiz wie der Tourist. Der Radler findet es nicht unter seiner Würde da zu radeln, wo auch die Eisenbahn radelt, in fruchtbaren und menschenbewohnten Gegenden. Er weiß warum. Dabei ist wichtig, daß man nur an Ferien- und Feiertagen Tourist sein kann, Radler aber jeden Tag: es ist also leicht möglich, daß das Radlerthum eine Revolution hervorbringt und den Geschmack für landschaftliche Natur wieder einmal auf den Kopf stellt.

Einstweilen freilich verachtet der Radler den, der da geht, wo er radelt. Was will da heute einer machen, der weder Radler ist noch Tourist und doch sich, auf seinen Beinen, die Welt ansehen möchte zu seiner Lust und Erbauung?

Er wird hoffentlich gehen, wo es ihm Vergnügen macht.

So thue ich.

Ich geb' meim Pferd die Sporen und reit' ins Neckarthal, singt der Trompeter von — Heidelberg. Heute reitet man nicht, heute radelt man. Das gilt merkwürdiger Weise für ebenso vornehm. Es ist eben Mode. Ich meinerseits gehe manchmal ins Neckarthal. Ich gehe nicht im hohen Sommer, „zur Zeit der großen Erhitzung“, wie Heine sich ausdrückt; ich geh im ersten Frühling, wenn die Buche und die Linde grün wird, wenn sich in der Rebe der Saft zum ersten Mal und im Faß der Wein sich zum zweiten Mal regt, — oder noch lieber im Herbst, wenn gekeltert wird, wenn Gassen auf und ab die großen Kufen stehen, und die noch größeren Fässer, und die ganze Atmosphäre erfüllt ist von berauschendem Duft, vom Geruch der zerstoßenen Trauben und des jungen gährenden Mostes.

Gewöhnlich denkt man bei „Neckarthal“ an das Thal hinter Heidelberg. Das ist auch schön. Der Blick vom Kümmelbacher Hof, mit dem breiten wunderbar geschwungenen Fluß in der Tiefe, dem mauerumgürteten Neckargemünd am Abhang und der Festung Ditsberg hoch in den Wolken: das ist ein Bild ebenso lieblich wie groß, eine Landschaft, wie man sie nur in Eichendorff'schen Liedern für möglich gehalten hätte:

So silbern geht der Ströme Lauf,
Fernüber schallt Geläute,
Die Seele ruft in sich: Glück auf!
Rings grüßen frohe Leute.

Und Neckarsteinach mit seiner weitläufigen Burg und seinen Ruinen auf bewaldeten Höhen, wo einst die Herren Landschaden sich ihres Namens rühmen durften; und dann Hirschhorn mit seiner unausgefüllten Ringmauer den Berg hinauf und der feinen reichen Spätgothik seiner zwei Kirchen; und über dem elenden Dorfe Zwingenberg die gleichnamige markgräfliche Burg, die man das Neu-Schwanstein am Neckar heißt: das ist alles, was nur ein „romantisches“ Gemüth verlangen kann.

Aber zwischen diesen Orten geht man, unendliche Strecken weit, in einer einförmigen langweiligen Thalenge, ohne Ferne, ohne Farbe, mit ruppigem Waldgebüsch die Wände hinauf und nur von Zeit zu Zeit mit einem garstigen schmutzigrothen Klecks dazwischen, der einen Steinbruch bedeutet. Das ist vielleicht das Neckarthal der Trompeter und Radler. Mein Neckarthal ist es nicht. Das fängt erst an, ungefähr wo Schwaben anfängt, wo das Thal weit wird und licht und farbig, und wo Natur und Kultur, beide gleich respektable Frauenzimmer, schön mit einander Hand in Hand gehen, — mit welcher dummen Allegorie ich nun, wie ich wohl merke, aus aller wahren Anschaulichkeit herausgefallen bin. . . . Aber möge sie stehen bleiben zum abschreckenden Beispiel.

. . .

„Mein“ Neckarthal liebe ich über alles. Und es freut mich sehr, wenn ich's Jemand zeigen darf. Einmal aber, im letzten Frühling, da machte es mir eine ganz besondere Freude, da durfte ich es einem Schwaben zeigen, einem schwäbischen Dichterkind, das in dem fernen Toskana, in der Werkstatt des Meister Hildebrand, seinem Mutterland entfremdet worden war.

Ein schnödes Eisenbahnfahren durch das „andere“ Neckarthal und siebenundzwanzig entsetzliche Tunnellöcher bildete den unschönen Anfang. Als wir endlich aus dem Kasten krochen, wie Noah aus der Arche, lag vor uns, an wohlgepflegte Weinberge angeschmiegt, ein freundliches Dörfchen mit einem stolzen Schloß davor in deutscher Renaissance und einer wohlerhaltenen gewaltigen Burg in der Höhe. Daneben im Wiesenthale zog der Neckar malerische Krümmungen. Wir waren in Neckarzimmern unter Hornberg. Ich deutete in die Höhe. Steigen wir hinauf?

Aber Freund Erwin meinte, solche mittelalterliche Baracken dürfe man nicht zu nah ansehen, die seien von ferne am schönsten. Dagegen gab ich zu bedenken, daß dort oben, in einer Erkerstube, der viereckige eichene Tisch noch steht, an dem Götz von Berlichingen mit eigener Hand sein Leben und seine Heldenthaten beschrieben hat. „Mit der linken oder mit der eisernen am rechten Arm?“ Ich hatte mich verschnappt. Man schießt oft über's Ziel, wenn man überreden will.

„Was mich übrigens locken könnte, hinaufzusteigen“, meinte Erwin, der Schüler Hildebrand's, „das ist diese eiserne Hand; die muß einen interessiren der ebenfalls Hände bilden will, wenn auch nicht aus Eisen. Und aus Eisen war's gewiß schwerer als aus Marmor. Ihr Urheber muß ein ganzer Künstler gewesen sein und verdiente eher bekannt zu sein wie dieser Raufbold von Götz.“

Leider mußte ich meinem Freund und Gliedmaßenformer erklären, daß gerade diese eiserne Hand nicht dort droben aufbewahrt wird, sondern in Jaxthausen.

Wir können ja aber hinübergehen. Ueber die Höhen weg ist es nicht allzuweit. Wir besuchen dann gleich Berlichingen und Kloster Schönthal daneben, wo Götz begraben liegt. Dieses Schönthal ist's allein werth. Seine Kirche ist von einer Größe und Schönheit und Farbenfreudigkeit . . . sie ist die schönste Kirche italienischen Stils in ganz Deutschland, die schönste und die größte. Und das in einem Thalwinkel, wo kein Mensch hinkommt. Man zählt, glaube ich, nicht weniger als dreiunddreißig Altäre. Das Kloster selbst ist an Pracht und farbiger Freudigkeit der Räume ein kleines Versailles. Die armen Seminaristen und Predigtamtskandidaten nehmen sich recht komisch darin aus. Die Verweltlichung und Verweichlichung der Klöster ist ihnen hier ja mit hellen Farben vor Augen gemalt. Sie machen auch alle Gesichter, die keinen Zweifel darüber lassen, was sie innerlich denken: „Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie — diese sündlichen Cisterzienser, die heut sicherlich alle in der Hölle braten.“

Das ist interessant anzusehen, fuhr ich fort, und vielleicht nicht ohne Nutzen für einen, der in der Stadt des Lorenzo il magnifico an seinem schwäbischen Protestantismus eine nicht unerhebliche Einbuße erlitten zu haben scheint. Wir gehen dann das Jaxtthal herunter, wo es stellenweise so weg- und weltfern, so wald- und wieseneinsam aussieht, daß wir uns gar nicht wundern werden, wenn zwischen Schilf und flimmerndem Erlengebüsch ein nacktes Wasserweibchen vor uns auftaucht. Oder wir gehen auf der Höhe, zwischen Jaxt und Kocher, auf der „Straße“. Nämlich Straße heißt das wie die Bibel Bibel heißt. Durch das ganze Mittelalter gab es nur diese Straße, die die Römer gebaut haben. Es ist noch heute die Straße schlechtweg. Sie ist noch immer stellenweise gepflastert, und die Bauern haben diese Pflasterei mitten im Feld auf ihre Weise gedeutet. Sie erzählen, der Doktor Faust sei diesen Weg gefahren, da habe denn der Teufel vor ihm her gepflastert, hinter ihm das Pflaster wieder ausgerissen. Das sei ihm zu langweilig geworden, und so habe er's stellenweise stehen lassen. Auf faustischen Wegen zu wandeln hätte doch was Verlockendes.

Erwin unterbrach mich. Das sei ja alles Jaxt und Frankenland, und ich hätte ihm versprochen, ihn an den Neckar und nach Schwaben zu führen.

Und zum „Neckarwein“, ergänzte ich.

Wir gingen also unserer Nase und dem Neckar nach. Nach einer halben Stunde Wanderns bogen wir um einen Bergvorsprung, da standen wir vor Horneck. Denn hier hörnt sich alles. Dieses Horneck ist auch ein Schloß. Es steht hoch und frei auf Kalkfelsen, auf Muschelkalk-Geschiefer, und sieht insofern stolz und vornehm aus. Es hat aber dennoch etwas von einer Kaserne. Man sieht ihm an, daß es nicht einem einherrlichen Einzigen gedient hat, sondern vielen. Es war eine Komturei der Deutschritter, denen so ziemlich die ganze Gegend gehört hat.

An Horneck lehnt sich die Stadt Gundelsheim an. Durch die Stadtgasse stiegen wir hinauf zum Schloß. Weit herausgestreckte hundertjährige Wirthshausschilder, aufgehäufte Düngerhaufen, und ein halsbrecherisches Pflaster bestimmten den Charakter dieser malerischen Stadtgasse.

Oben führte eine massive steinerne Brücke über den tiefen, aus dem lebendigen Fels herausgehauenen Schloßgraben zum Schloßthor.

Wir setzten uns auf die kunstreich zugehauene Brüstung der Brücke, dem Thor mit seinen Wappenschildern gegenüber. Aus den Sprüngen des Gemäuers wuchs der Berberitzenstrauch, an dessen Zweigen die vorjährigen Beeren herunterhingen, roth, wie Blutstropfen.

Erwin steckte sich einen Zweig davon auf sein spitzes Hütchen, er zog seinen Mantel enger um sich. Ich sagte: Du hättest vor 300 Jahren grad so dasitzen können. „Kann sein,“ brummt er, „aber was schleicht denn da in

dem Ritterhof umeinand, was für Schemen, was für Gespenster?"

Ach Gott, die Komthurei der Deutschherren war — eine Kaltwasserheilanstalt geworden.

Erwin schüttelte sich bei dieser Mittheilung.

„Machen wir, daß wir weiter kommen."

„Wir wollen nicht hineingehen?"

„Ums Himmelswillen nicht!"

Wir kletterten die halsbrecherische Stadtgasse wieder hinunter.

Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zu grund,
Ja, zu grund muß Alles geh'n,
Was hienieden groß und schön.

Ich murmelte die Heine'schen Verse vor mich hin. Das ist eine Welt! rief mein Freund. Wo Macht und Herrlichkeit gewohnt hat in den vergangenen Zeiten, und Kraft und Schönheit und Lebensüberfülle, da finden wir das alles verwandelt in Zuchthäuser, Siechenhäuser, Irrenhäuser, in Kaltwasserheilanstalten und theologische Seminarien.

Pfui Teufel . . .

Am andern Ende des Städtchens bewunderte mein Freund die schöne Architektur eines Hauses aus dem 16. Jahrhundert, reine vornehme Renaissanceformen. Ich trat an eine Thür gegenüber, eine sehr stillose Thür, tiefer liegend als die Straße. Erwin schaute mich fragend an. „Hier wollen wir einkehren." Unter dem Fenster lag ein „Batzenweck," um im alten Stil zu reden.

Die Stube, in die wir eintraten, war länglich, aber keine drei Schritt breit. Am Fenster saß ein Knabe von sechs Jahren und malte Buchstaben auf eine schmutzige Schiefertafel. Ein etwas älteres Mädchen lernte laut eine biblische Geschichte auswendig. Eine andere balgte sich mit einem dreijährigen Jungen. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren klopfte an der Ferse eines Männerstrumpfes. Ich fragte nach dem Vater: „Er ist nach Neckarsulm; er will Milchsäule kaufen." Und die Mutter? „Sie ist im Bett, wir haben ein kleines Schwesterle bekommen, als der Vater fort war."

Und weißt Du wo der Dreiundneunziger liegt, der aus dem Himmelreich? „I denk wohl" Sie sagt es mit überlegenem Lächeln.

Das Mädchen holte den Wein in einer geschliffenen Literflasche und stellte ihn vor uns hin und einen Teller voll rösch gebackener Weißbrote daneben. Der Wein hatte eine Farbe in dem weißen Kristall wie ein rothes Rosenblatt, wenn man es gegen die Sonne hält. Und oben auf hatte er ein Krönlein von weißen Perlen.

Ein altes Fraale (Großmütterle), das sich einen Kaffeeweck holte, kam dazu. Es sah uns an, und dann den Wein, und nickte und lächelte.

„Aber gell, ihr Herre," sagte sie, „so eddes zu sehe, do möcht m'r ä Dichter sein."

Im Volk steckt eben Alles. So kann auch Alles aus ihm herauskommen.

Wir probirten den Wein Mein Begleiter schmunzelte. Der Weinberg, den man das Himmelreich heißt, erklärte ich, ist die Lehne unter Horneck. Sie gehörte natürlich dem Orden. Und wenn statt der Kaltwassergespenster die Ritter noch da oben im Schloßhof wandelten, in den weißen Mänteln mit dem schwarzen Kreuz darauf, so bekämen wir diesen Tropfen nicht zu versuchen, wir Landstreicher. Wir haben gut schimpfen über unsere Zeit, aber jedes Ding hat seine zwei Seiten. Und Goethe hat den Heine'schen Vers anders gedrechselt; sein gar nicht dummer Teufel sagt:

—' — — alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht.

Eine halbe Stunde später wandelten wir über eine leichte Anhöhe gegen Offenau. Bei diesem Dorf und darüber hinaus, überall in dem hier weit gebreiteten Thal des Neckars, sah man Gruppen schmaler Kamine, die statt des üblichen schwarzen Qualms leichte silberweiße Wolken ausstießen. Es waren Salinen. Seit alter Zeit wird in dieser Gegend Salz gewonnen. Aber seit etlichen Jahren schießen die Salzsiedereien hier wie Pilze aus der Erde. Der Reichthum, der hier verborgen liegt, mag unermeßlich sein.

Aber noch etwas Anderes sah man über das weite Neckarthal hinweg. Auf der andern Seite, gegen Westen, erhob es sich, hoch, als dunkle Silhouette gegen den goldigen Himmel der untergehenden Sonne, vielthürmig, vielgipfelig, ganz phantastisch — ein überraschender Anblick, der sogar dem Manne imponirte, der aus der Toskana kam.

Das war Wimpfen. Dort wollten wir übernachten.

Indem wir darauf zuschritten, sprachen wir über das merkwürdige Nest. Dem Freunde fielen besonders im Vordergrunde, über den hohen Stadtmauern, die romanischen Fensterbogen auf mit den zierlichen Doppelsäulen.

In der That sind das Ueberreste einer wunderbaren Architektur. Sie stammen vom Palaste des Kaisers Barbarossa, der in Italien viel zerstört und in Deutschland viel gebaut hat. Darum hat er wohl einen italienischen Namen in der Geschichte. Seine Nachfolger innerhalb der Dynastie residirten ebenfalls öfter in Wimpfen, einige mit ganz besonderer Vorliebe. Wimpfen kann mit mehr Recht eine deutsche Kaiserstadt genannt werden, als Aachen oder Frankfurt — oder das sprichwörtliche und liedwörtliche Wien, das, wenn es so fort geht, vielleicht einmal eine echt deutsche Stadt überhaupt nicht mehr sein wird.

Mit Wimpfen aber ist den Hohenstaufen etwas sehr verdrießliches passirt. Es ging ihnen wie den alten Erzbischöfen und Bischöfen von Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel, und andern Städten. Nachdem diese Orte, dadurch, daß sie Bischofssitze, daß sie Metropolen waren, groß und mächtig geworden, haben sie sich von ihren geistlichen Herren emanzipirt und dieselben zuletzt gar zum Thor hinausgeworfen.

So haben die hohenstaufischen Kaiser ihrer guten Stadt Wimpfen, wo sie so gerne wohnten, Privilegien auf Privilegien verliehen, daß die gute Stadt übermüthig wurde und die guten Kaiser, die zuerst daselbst gewohnt hatten als in ihrem Eigenthum, sich zuletzt nicht mehr recht behaglich darin fühlten. Sie waren eben auf einmal nicht mehr bei sich, sondern bei Jemand anderm. Und ihre Freigebigkeit reute sie.

Wir hatten endlich — ein Ferge hatte uns über den Neckar gefahren — die Höhe erreicht und waren durch den hohen Thorbogen in die Stadt eingezogen. Hier erinnerte wenig oder nichts an die alte Herrlichkeit, — oder es müßte die alte Herrlichkeit anders ausgesehen haben, als man sie sich denkt. Die meisten Häuser und besonders die Wirthschaften sahen aus wie das Bäckerhaus in Gundelsheim. Die Aermlichkeit und Kleinheit der Verhältnisse guckte aus allen Winkeln Und deutlich sah man, daß die Mehrzahl der Bewohner dem Betriebe der Landwirthschaft oblag.

Nur eins imponirte meinem Freunde gewaltig: die Brunnen. Und in Wahrheit, solche üppige Brunnen in so schäbiger Umgebung wird man nicht leicht wieder finden. Es sind nur zwei, und sie und eigentlich auch nicht monumental — mit dem Hildebrandbrunnen in München haben sie nichts zu thun —; es sind eben keine Schmuckbrunnen, sondern Bedürfnißbrunnen. Aber gerade darin sind sie einzig. Die Art, wie sie angebracht sind, an günstigen Straßenecken, in stubenartigen Gelassen, ihre Größe, ihr Wasser- und Röhrenreichthum . . . Sie könnten noch heute Muster sein Und die Löwen und Adler und was sonst für Wappengethier in der Mitte über dem Brunnenstock hockt, das lebt, das ist individuell, dem sieht man es an, daß es aus großen Zeiten stammt.

Wir kehrten nicht im Hotel ein, sondern des Trunkes wegen, in einer kleinen Weinwirthschaft, wo sich auch die Honoratioren des Ortes versammelten. Sie saßen nicht

weit von uns an einem runden Tisch, in jener ruhigen Behäbigkeit und fetten Befriedigtheit, die dem Bürger der Kleinstadt eigen ist, als welche sie sich aus aller Poesie der Welt besonders den Vers ihres Landsmannes gemerkt haben:

„Jedem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten trenkt."

Ich machte meinen Genossen auf einen in der Gesellschaft aufmerksam, dessen Physiognomie von den andern abstach.

Es scheint der Pfaff zu sein.

Er hatte es errathen. Das war auch nicht schwer. Aber nicht errathen konnte er, daß der Mann als Kritiker in der deutschen Litteratur eine Rolle spielte und in Leipziger und Berliner Blättern das große Wort führte. ...

So hocken unsere Vertreter der Litteratur herum. Aus solchen Winkeln heraus erheben sie ihre Stimme für und wider die zeitgenössische Litteratur. Wenn man das einem Franzosen sagte, er wüßte nicht was er antworten sollte. Ist das gut für Deutschland? Ist es schlimm? Charakteristisch ist es jedenfalls!

— — —

Als wir am andern Morgen die buckelige Stadtgasse hinunter dem Thore zuschritten, sahen die Brunnen ein klein wenig nüchterner aus als am Abend, — wie eben alles am Morgen nüchterner aussieht.

Wir zogen gen Neckarsulm und Weinsberg.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Das neueste Stücklein des Bundes der Landwirthe

Wie uns mitgetheilt wird, beabsichtigt die Direktion des Bundes der Landwirthe dem Reichskanzler alsbald nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg folgende Eingabe zugehen zu lassen:

Ew. Durchlaucht

beehren wir uns Namens der deutschen Landwirthschaft einen Vorschlag zu unterbreiten, dessen schleunige Berücksichtigung wir um so sicherer glauben erwarten zu dürfen, je weniger bisher die deutsche Landwirthschaft sich jener Fürsorge zu erfreuen hatte, wie sie Seitens der Regierung in so reichem Maße anderen minder wichtigen Erwerbszweigen und insbesondere der Börse zu Theil geworden ist. Auf die bis in die Knochen königstreuen Landwirthe hat diese fortgesetzte stiefmütterliche Behandlung bisher nur den Ausdruck loyaler Verwunderung hervorgerufen, aber wir können die ernste Befürchtung nicht unterdrücken, daß dieser reiche Fonds monarchischer Treue bedenklich gemindert werden muß, wenn die obersten Räthe der Krone gegen die bescheidensten und gerechtfertigtsten Forderungen der Landwirthschaft fernerhin so taub bleiben wie bisher. Zu der Nichtberücksichtigung unserer Interessen gesellt sich noch die Verletzung unserer innersten Gefühle. Wir wollen heute nicht davon reden, daß unser wohl erwogener Vorschlag auf Herbeiführung eines Einfuhrverbots für Brotgetreide noch immer keine befriedigende Erledigung gefunden hat. Was soll man aber dazu sagen, wenn der zur speziellen Pflege der preußischen landwirthschaftlichen Interessen berufene Herr Minister in öffentlichen Reden die schwer nothleidende preußische Landwirthschaft durch übel angebrachte Hinweise auf die Selbsthilfe in ihrem Vertrauen zum Staate und zu ihrem König erschüttert! Gerade die monarchische Staatsordnung, die ja auf dem festen Glauben, daß alle Bedrängten auf Hilfe von oben zu rechnen haben, beruht, wird in ihren Grundfesten erschüttert, wenn einer der wichtigsten Träger staatlicher Autorität von der Staatshilfe an die Selbsthilfe appellirt. Wird nicht damit geradezu der sozialdemokratischen Behauptung Vorschub geleistet, daß von der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung für die Nothleidenden nichts zu erhoffen sei? Der Appell an die Selbsthilfe ist in Wahrheit die Bankerotterklärung des Staates, die wirksamste Vorbereitung des Umsturzes. Der Umstand, daß die Reden des Herrn Ministers, die unsere königstreuen Herzen so tief betrübt haben, weniger den Charakter staatsmännischer Ausführungen, als den Charakter von Tischreden tragen, ist nur eine ungenügende Entschuldigung für diese mißglückte Beredsamkeit. Da wir von dem preußischen Herrn Minister für Landwirthschaft nach allem Vorgefallenen kein Entgegenkommen gegenüber den dringenden Wünschen der nothleidenden Landwirthschaft erwarten dürfen, so wenden wir uns mit unserem heutigen ergebenen Gesuch direkt an den obersten Beamten des Reichs und Preußens, an Ew. Durchlaucht.

Es handelt sich darum, ohne Verzug eine Anzeigepflicht für Getreidegeschäfte zu schaffen, um die staatserhaltenden Ziele des Börsengesetzes endlich zu erreichen. Das Börsengesetz ist vornehmlich geschaffen, um den Irregularitäten des börsenmäßigen Produktenhandels ein Ende zu machen und damit dem inländischen Getreidebau eine gesundere Preislage zu schaffen. Den Produktenhändlern der großen Börsen hat es aber beliebt, die wohlwollenden Intentionen des Börsengesetzes dadurch zu durchkreuzen, daß sie sich der Beaufsichtigung ihrer Börsenmanöver durch Vertreter der Landwirtschaft entzogen. Anstatt dieser Renitenz gegenüber von den Machtmitteln des Staates sofort energischen Gebrauch zu machen, hat die Regierung mit beklagenswerther Schwäche die Dinge treiben lassen und schließlich sogar geduldet, daß die Getreidehändler sich ganz von der Börse zurückzogen und damit die ordnungsmäßige öffentliche Feststellung der Getreidepreise unmöglich machten. Dieser Umgehung des Börsengesetzes kann der Staat nicht mit verschränkten Armen zuschauen. Er muß von seinen Machtbefugnissen im Interesse der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung wie im Interesse der Getreide bauenden Landwirtschaft, die wissen will, welche Preise sie verlangen kann, nachdrücklich Gebrauch machen. Eine Abhilfe ist auch unschwer zu erreichen, wenn man dazu übergeht, die Anzeigepflicht für alle Getreidegeschäfte den Getreidehändlern aufzuerlegen. Die manchesterlichen Einwendungen, die dagegen erhoben sind, verdienen gar keine ernste Beachtung. Wenn der Staat eine Deklarationspflicht bei der Erhebung der Einkommensteuer und zu statistischen Zwecken einführen durfte, wenn er berechtigt ist, die Militärpflicht und den Impfzwang durchzuführen, so wird er wohl auch den Börsianern aufgeben können, sich darüber zu äußern, zu welchen Preisen sie Getreidegeschäfte abgeschlossen haben. Selbstverständlich hätte sich diese Anzeigepflicht auf Ankäufe und Verkäufe inländischen wie ausländischen Getreides zu erstrecken. Man wird dann erkennen können, wie groß die Gewinne sind, die der Getreidehandel auf Kosten der inländischen Getreideproduzenten einheimst, und in welchem Umfange bei diesen Transaktionen das vaterländische Gewächs hinter den Erzeugnissen des Auslandes zurückgesetzt wird. Es mag weiterer Erwägung vorbehalten werden, ob nicht zugleich die so ermittelten Handelsgewinne einer angemessenen Besteuerung zu unterwerfen sind. Die Erträge dieser Steuer könnten der nothleidenden Landwirthschaft überwiesen werden. Dieselbe würde damit immer erst einen Theil dessen zurückempfangen, was ihr durch den gesetzgeberisch bisher nicht genügend kontrollirten Handel entzogen ist.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Anzeigepflicht im Wege einfacher Verordnung eingeführt werden könne oder ob nicht dazu die Zustimmung der Gesetzgebung erforderlich sei. Auf diese Doktorfrage einzugehen, scheint uns müßig zu sein. Salus publica suprema lex: wenn es brennt, besinnt man sich nicht erst lange, woher man das Wasser zu nehmen hat. Glaubt man jedoch, diesen Form-

fragen Bedeutung beilegen zu sollen, so kann man ja das Parlament nachher befragen. Der preußische Landtag, dessen sind wir sicher, würde mit Freuden einer Regierung dafür Indemnität ertheilen, daß sie endlich einmal aus ihrer Passivität gegenüber den Leiden der Landwirthschaft herausgetreten ist.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir mit dieser bescheidenen Forderung weit hinter den Erwartungen zurückbleiben, die unsere Mandanten hegen und glauben, berechtigter Weise hegen zu dürfen. Aber wir hoffen, gerade durch die immer aufs Neue bekundete Bescheidenheit unserer Forderungen selbst Uebelwollenden den Beweis der Nachgiebigkeit und Friedensliebe zu erbringen, durch welche sich der „Bund der Landwirthe" seit seiner Begründung ausgezeichnet hat.

Alles hat jedoch seine Grenzen. Wenn selbst bei dieser bescheidensten Forderung auf die Wünsche der Landwirthschaft keine Rücksicht genommen werden sollte, dann — — —

(Der Schluß ist von unserem Gewährsmann leider abgetrennt, läßt sich jedoch aus dem reichen Wortschatze des Bundes der Landwirthe ohne Schwierigkeit ergänzen.)

Ein reisender Theologe im vorigen Jahrhundert.

Unter den mancherlei eigenartigen Berufen, die das Bedürfniß nach vermehrter öffentlicher Aussprache heute gezeitigt hat, dürfte einer der neuesten der des modernen Interviewers, des Ausfragers und Aushorchers, sein. Kein Staatsmann und Parlamentarier, auch nicht gekrönte Häupter sind vor ihm sicher, keine wirkliche oder Scheingröße auf irgend einem Gebiete der Kunst verschont er, und alle Wichtigkeiten wie Nichtigkeiten, jeden schlechten Witz, Gedanken wie Gedankenlosigkeiten, die er erhorcht, tischt er dem nur zu geduldigen Publikum auf, das oft mehr Brühe als Brocken bekommt. Von diesen zuweilen recht lästigen Besuchern scheint in der Gegenwart ein Stand so ziemlich befreit zu sein, der Gelehrtenstand. Der Aushorcher der Gelehrten gehört der Vergangenheit an. Wir möchten mit diesem Namen die jungen Leute bezeichnen, die nach Vollendung ihrer Studien „auf Akademieen" und Ablegung einer Prüfung auf eine sogenannte Studienreise gingen, auf der sie die Größen ihrer Wissenschaft aufsuchten, sie in ein langes, oft langathmiges Gespräch über strittige Fragen verwickelten, wodurch sie ihr eigenes Wissen zu bereichern hofften. Die Ergebnisse dieser Unterredungen wurden freilich der Menge nicht vorgesetzt, sondern dem verschwiegenen Tagebuch anvertraut. Ein solches Tagebuch, das die Studienreise eines jungen badischen Theologen in den Jahren 1783/84 schildert, ist jetzt aus der heimlichen Stille einer Hallischen Theologenbibliothek gezogen und an die Oeffentlichkeit gebracht worden.

Im Jahre 1783 erhielt der fünfundzwanzigjährige Karlsruher Hof- und Stadtvikarius **Christoph Friedrich Rinck** von dem Markgrafen Karl Friedrich den Auftrag, die berühmtesten Männer Deutschlands und der Schweiz aufzusuchen, in erster Linie die Theologen, und durch Verkehr mit ihnen, sowie Anhören ihrer Predigten sich auszubilden.*) Gewissenhaft sucht er diesem Auftrage zu entsprechen. Wie sehr derartige Reisen und das damit verbundene Aufsuchen berühmter Männer üblich war, daß die Aufgesuchten gewissermaßen für verpflichtet gehalten wurden, sich aushorchen zu lassen, sieht man aus den Vorwürfen, die Rinck dem Oberkonsistorialrath Büsching in Berlin macht, bei dem er zuerst nicht empfangen worden war. Das ist ihm auf seiner ganzen Reise noch nicht begegnet.

„Er sei ja ehedem selbst gereist, er solle bedenken, wo er seine Kenntnisse herhaben würde, wenn es ihm jeder so gemacht hätte."

Besonders aber beklagt er sich über Göttingen, den Ort auf seiner ganzen Reise, an dem „sein Aufenthalt am wenigsten gesegnet gewesen sei, und er die wenigste Freundschaft genossen" habe.

„Die Herren hier vermeiden fast größtentheils sorgfältig, sich in eine Unterredung einzulassen, wo sie etwa über einen wichtigen Punkt ihre entscheidende Antwort zu geben hätten, halten alles bloß für Staatsvisiten, und mir ist es ja gar wenig um das leere Ceremoniell zu thun. Sie halten sich immer in einer gewissen Entfernung, es herrscht kein herzlicher, vertraulicher Ton."

Rinck's Reise erstreckt sich von Zürich bis Hamburg, von Straßburg bis Berlin, er hat die meisten Universitäten, mehrere Residenzen, vor allem die Mittelpunkte des geistigen Lebens aufgesucht. Aus seinen Aufzeichnungen tritt er uns als ein gesundsinniger Jüngling entgegen; seine Ansprüche an die äußere Lebenshaltung sind sehr gering; öfter erwähnt er, daß er nicht zur Nacht zu essen pflege, und die viele Gasterei in Hamburg z. B. ist ihm sehr lästig. Bei einem Besuch beim Hauptpastor an der Petrikirche, Christoph Christian Sturm, hört er, daß man um ½10 sich zu Tisch setzen werde.

„Dies ist ja in Hamburg Gewohnheit, und dann währt die Tafel wenigstens bis 12. Mir wurde bang hierbei; ich suchte Herrn Sturm und seiner Frau zu sagen, daß ich nicht zur Nacht speise; diese unerhörte Neuigkeit zog alle Anwesende herbei; die fetten Hamburger konnten nicht begreifen, daß man leben kann und des Tags nur einmal speise. Ich mußte es ihnen recht feierlich versichern, dann schienen sie mich zu bemitleiden, daß ich so wenig die Glückseligkeiten dieses Lebens recht zu schmecken gelernt habe."

Bei dieser Schilderung fällt einem Vossens Vers ein: *Ανδρα μοι εννεπε, Μουσα, πολυτροπα και μαλα πολλα.* — Rinck ist in körperlichen Uebungen wohlbewandert, wir finden ihn als tüchtigen Reiter, wir begleiten ihn auf weiten Fußreisen, die „weit mehr werth sind, als in dem elenden Postwagen eingekerkert zu sitzen". Für Naturschönheit ist er nicht unempfänglich, vor allem sagt seinem Geist eine weite, offene, fruchtbare Landschaft zu, wie er sie bei Sanssouci und vor Hamburg sieht, ein Wechsel von Thal und Hügel, belebt durch einen breiten Fluß, wie bei Mannheim und Mainz. Die Größe der Alpennatur ist ihm freilich noch nicht aufgegangen, aber das Schauspiel des Rheinfalls packt ihn mächtig, seine Schilderung entbehrt nicht des Schwunges, wobei der Theologe mitspricht.

„Still umher schweiget tief und ehrerbietig die ganze Natur, denn hier ist die nahe Gegenwart ihres Schöpfers; seine Macht gründete hier die Felsen, und das Rauschen der Wellen ist seine Stimme. . . . . Jeder Schritt, den man thut, ist ein neuer Standpunkt, aus dem neue Schönheiten sich entdecken. Auf der mitternächtlichen Seite steht eine Mühle, ein Kanal leitet das Wasser auf ihre Räder, man sieht sie zwar herumlaufen, aber hören kann man sie nicht vor dem Rauschen und Tönen und Stürzen der Fluthen. Der Fall selbst reißt unser Herz dahin, daß der Mensch im Gefühl der Größe Gottes und seiner Niedrigkeit sich hinwerfen, mit jeder hinunter in den Abgrund sich stürzenden Welle vor dem Allvater tief anbetend auf sein Angesicht fallen möchte. Langsam und stet und muthig, wie zu einer schweren Arbeit sich vorbereitend, strömen die Fluthen von oben herunter. Vor ihnen der Abgrund, tiefer als die doppelte Höhe eines mäßigen Thurms: aus ihm erheben Felsen, die nicht zittern gelernt, ihr kahles Haupt, — kahl, doch hier und da mit einigen Hecken bewachsen, einige in Riesengröße über das Wasser hervorragend, andere verborgen, über deren höckerichten Rücken pfeilschnell die Wellen sich überstürzen. Fallend zerstieben sie in Dunst, in Schaum, in Schneeflocken. Oben ist das Wasser blau, nun auf einmal verwandelt es sich in blendendes Weiß. Einige, indem sie fallen, stürzen wieder auf Felsen und nun erst mit verstärkter Kraft in die Tiefen des Abgrunds; andere geradezu gegen den hervorragenden 1000jährigen Felsen; ihre Wuth scheint ihn augenblicklich umzuwerfen, aber sie vermögen nicht seine tiefgegründete Wurzeln zu untergraben, nicht zu erschüttern sein trotzendes Haupt. Aber an ihrer Mitte kühlen sie ihren Muth, jede reißt ein Sandkörnchen mit sich fort, seit Jahrtausenden haben sie einen sehr sichtbaren Theil weggespült, durch einen

*) Christoph Friedrich Rinck's Studienreise 1783/84. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben von Dr. Moritz Geyer. Altenburg. 1897.

sich bereits einen Weg gebohrt, ihn, der aller Schärfe des Stahls trotzen würde, haben sie, die Tropfen Wasser, durchschnitten, durch sein Fach stürzen jetzt die schäumenden Fluthen . . Die Schärfe der Felsen durchschneidet das Wasser, daß es in feinen Dunsten hoch in die Luft sich erhebt, in ihnen spiegelt die Sonne ihre Strahlen, malt in Dunsten ihr Bild in den bunten, goldenen, sein sich verengenden Farben des Regenbogens, und so vollendet sie das große, glänzende Werk, das zu Erstaunen auch den kältesten Zuschauer dahinreißende prachtvolle Schauspiel." —

Von den Städten, die Rinck besucht, giebt er zumeist eine knappe Schilderung; sein Kunsturtheil ist dabei nicht besonders ausgebildet: er achtet vor allem auf die Breite und Sauberkeit der Straßen, auf die Höhe der Häuser. Leipzig z. B. ist an sich wirklich schön, hat geräumige und reinliche Straßen, schöne große, vier- und fünfstöckige Häuser. Weniger erfreulich ist ihm Hamburg: „ein finsteres Loch, sehr enge und wüste Wege und Straßen, voll Koth selbst im Winter, denn es kann nicht gefrieren, vor dem immerwährenden Reiten Laufen und Gehen so vieler Menschen." Berlin, das damals 145000 Einwohner hatte, nennt er ein Convolut von Städten, Straßen gäbe es, deren Ende auch nicht der schärfste Blick erreichen könne, schön gepflastert, reinlich, sehr weit und breit, immer voll Menschen, schöne Häuser, oft Paläste von ausnehmender Pracht und Schönheit. „Breite Straßen, imposante Häuser, eine wogende, sich unablässig treibende Menge", schreibt Friedrich Hebbel mehr als sechzig Jahre später.

Weit interessanter ist die Kennzeichnung der Bevölkerung in den Städten, die Rinck aufgesucht hat. Er ist ein scharfer Beobachter, im Allgemeinen ein milder Beurtheiler, scheut aber auch nicht vor scharfen Worten zurück; natürlich sind bei dem kurzen Aufenthalt an manchen Orten und bei seiner Jugend ihm manche ungerechte oder doch zu allgemeine Urtheile entschlüpft. In den Universitätsstädten bekümmert er sich vor Allem um die Studentenschaft. Die Marburger Studenten nennt er ein rohes Volk ohne alle Sitten. In Erlangen geräth er in seiner Herberge unter eine Schaar roher und zuchtloser Burschen.

> „Ich bin schon oft in Bauernherbergen gewesen, aber ich fand immer gesittetere Leute als hier. Wenn es wahr ist: artes liberales emolliunt mores, so müssen diese Schweine die größten Ignoranten sein."

Freilich lobt am nächsten Tage der Professor Seiler den Fleiß und die Sittsamkeit der Erlanger Studenten „über alle Maßen" und behauptet, Rinck müsse in das einzige schlechte Haus gekommen sein. — In Göttingen traf Rinck kurz nach dem Geburtstag des Königs ein. Diesen hatten die Studenten dadurch gefeiert, daß sie Nachts mit Musik in der Stadt herumzogen, dem, der illuminirt hatte, ein Vivat zuschrieen und ihm eine Musik machten, selbst wenn es ein Schuster war, vor unerleuchteten Häusern Pereats ausbrachten und die Fenster einwarfen, für mehr als 200 Thaler. Auch Professorenwohnungen verschonten sie nicht. „Von einer gesitteten Universität hat man doch lange nichts Aehnliches gesehen". Und doch sind unter den 900 bis 1000 Studenten sehr viele reiche und vornehme, Edelleute und Grafen, selbst Prinzen, die in den Vorlesungen ihre besonderen Tische haben, worüber auch Schiller gespöttelt hat, und doppelt oder vierfach bezahlen. Unter den Studenten herrscht die steifste Etikette, sie machen größtentheils großen Staat.

> „Ueber solchen Kleinigkeiten des geträumten Wohlstandes vergißt man gar leicht die ersten nothwendigen Gesetze guter Sitten."

Dagegen lobt Rinck den Fleiß der Studenten; die Hörsäle seien immer voll. — In Jena wundert er sich über das laute Stampfen als Beifallszeichen, auch darüber, daß die Studenten „das ganze Kollegium über die Hüte aufhaben, wiewohl sie solche ohnmöglich irgendwohin legen könnten, da es an Raum fehlt". Die Gesinnung der Studenten von Jena vergleicht er mit der der Leipziger.

> In Leipzig „ist der Geist der Freiheit nicht unter den Studenten, viele sind stolz und dumm, andere ehrlich und einfältig — sie haben das Edle, das sich Ermannende nicht, wie die in Jena. Sie sind zu wenig geachtet; die Gelehrten gehen hier zu Fuß, Kaufleute hingegen fahren. Erst noch seit Kurzem bekamen die Studenten Händel mit den Schneiders Burschen, die sich derb herumprügelten, wegen den breiteren Steinen in der Mitte der Straße: traurig genug, wenn Schneidergesellen den Studenten den Rang strittig machen. In Jena sind die Studenten Herren der Stadt, nebst den Professoren, denen sie Beifall schenken wollen; und nach der jetzigen vortrefflichen Verfassung der Landsmannschaften genießen sie diese edle Freiheit mit Würde und Vergnügen. Uebrigens kommen in Leipzig die Studenten gar nicht kostbar in Kleidern daher, einige vielmehr sehr schmutzig, andere aber in gewöhnlichen Ueberröcken.

Manche dieser armen Schelme verdanken ihren Lebensunterhalt nur der Sitte, daß alle ein wenig besser gestellten Bürger sich einen Studenten zum Unterricht ihrer Kinder hielten. Rinck beklagt, wie „wenig gut diese Kinder versorgt" seien; er erwähnt, daß es zwar einige Lateinschulen gäbe, aber für den Mittelstand und für den Mädchenunterricht nur mehrere sehr schlechte Winkelschulen vorhanden seien. — Auch Samuel Heinickes Taubstummenschule hat er hier besucht. Ueberall verräth er reges Interesse für das Unterrichtswesen. In Berlin liest er die Schrift eines Patrioten an Eltern und Vorsteher über Schulen und Pensionen.

> „Pensionen sind allgemein, halbe und ganze, taugen wenig, weil nicht Aufsicht genug da ist, weil sie anfängt, wer nur will. Ebenso die gemeinen Schulen; die Schulhalter haben keine Besoldung, wer also auf irgend keine andere Art sich ernähren kann, der fängt eigenmächtig eine Schule an." „Jeder abgedankte Soldat, der lesen und seinen Namen schreiben kann, fängt eine Schule an."

Unsere Reaktionäre halten ja heute noch abgedankte Unteroffiziere für die besten Volksschullehrer. — Aus Interesse für das Schulwesen sucht Rinck auch Friedrich Eberhard von Rochow, den „Vater des evangelischen Dorfschulwesens", in Reckahn, und Basedow, den Begründer des Philanthropins, in Dessau, auf. Das Bild, das er von Basedows Lebenswandel giebt, ist ebenso unerfreulich, wie wir es von anderer Seite erhalten; seiner tiefen Einsicht in das Erziehungswesen versagt er nicht die gebührende Anerkennung. —

Auch über den Charakter der bürgerlichen Gesellschaft der Orte, an denen er sich aufhält, sucht sich Rinck ein Urtheil zu bilden. Von Zürich erzählt er, daß er in vier Tagen weder im Wirthshaus noch auf der Gasse einen Fluch gehört habe; alles erscheint ihm sehr religiös, ja er glaubt, daß die Zuhörer ihre Prediger zu sehr verehren. Und nach dem Besuch einer Predigt ruft er aus:

> „Religion! o sie ist gewiß kein Hirngespinst. O wäre hier in dieser Stunde ein Voltaire, er hätte gewiß nicht über Religion spotten können. Wäre einer der größten Maler hier gewesen, da hätte er Muster von weiblicher Schönheit zu hunderten gesehen, so verehrungswürdig durch ihre fromme Unschuld und ungeheuchelte Andacht. Das wären Originalien von Liebenswürdigkeit gewesen, die verdienten in jede wollüstige Residenz zur Nachahmung oder, wenn dies zu spät, zur Beschämung aufgestellt zu werden."

Bei den Hamburgern dagegen, deren Genußsucht er an anderer Stelle hervorhebt, findet er als „allgemeinen, hervorstechenden, leicht in die Augen fallenden Nationalcharakter" einen „irdischen Sinn."

> In aller Miene herrscht Emsigkeit, der Kaufmann berechnet, er mag gehen oder stehen, wo er will, seine Prozent, und macht Spekulationen. Auch in den Gottesdienst mischen sie dies Irdische und Weltliche, in den unzähligen Fürbitten für glücklich Entbundene, Schwangere, Reisende, Studirende auf Akademien, verstorbene Anverwandte, Verlobte usw. Der Prediger muß bei jedem etwas Neues sagen. Am unverzeihlichsten sind die vielen Titulaturen und leeren Komplimente mit Ehrenfesten, Tugendsamen &c., selbst in der Fürbitte zu Gott nennen sie die Menschen von Staub Herrn und Frauen. Bist du in deinen Augen Herr, auf dein vielleicht erwuchertes Geld stolzer Hamburger, so entferne dich von dem Angesicht Gottes, du bedarfst seiner Gnade nicht — wenigstens hast du sie nicht zu hoffen.

Die Geistlichen bequemen sich aber um des lieben Interesses willen zu diesen Fürbitten, denn ein Reicher zahlt einen, auch mehrere Dukaten dafür. — In Berlin beklagt Rinck die „unverantwortliche Lauigkeit des Gottes-

dienstes". die Kirchen sind leer. Unglaube und Schwärmerei reißt ein. Komisch kommen ihm die verschlossenen Logen in den Kirchen vor. mit den Namen derer, die sie bezahlt haben.

Die Vornehmen haben nun natürlicherweise die besten Logen — die kommen aber nicht in die Kirche, vermuthlich glauben sie, sich dadurch ihrem Könige zu nähern, der auch nicht kommt — ihre Logen haben sie doch. Es kam mir vor, wie die Staats-Visiten, ich fahre vor das Haus eines andern, gebe meinen Namen ab und so wieder fort. Ebenso hier: Ehre genug vor Gott, daß sie ihre Hochwohlgeborenen Namen in sein Haus spediren, sie selbst brauchen nicht dazusein.

Von den Frauen der Kreise, in denen er verkehrt, bewundert er die feine Lebensart, Sittsamkeit und den Verstand, dagegen setzt ihn ihre Körperschwäche in Erstaunen, die die meisten unfähig macht, ihre Kinder selbst zu stillen. Es komme daher, daß sie so wenig in das Freie gehen. „Die traurigen Geschöpfe! Die Puppen, wie schwach! wie zerbrechlich!" Bei seiner Wirthin hört er Klagen über die liederlichen Sitten und Ausschweifungen in Berlin und daß der Kronprinz der Anführer darin sei. Gegen den König beschwert man sich wegen der hohen Auflagen auf Tabak und Kaffee. — Rinck hat Friedrich den Großen am 1. Januar 1784 gesehen; er kam aus dem Schloß.

„Er ging langsam kaum einen Schritt vor mir vorbei, sah alle Herumstehenden freundlich an, zog den Hut ab. Er hatte wie gewöhnlich Uniform an, alte, gelbe Stiefel, einen alten Hut, einen schlechten Pelz. Ich sah ihm recht deutlich ins Gesicht; er hat einen durchdringenden Blick, der, wenn er bös ist, wie Feuerflammen sein soll, daß ihm kein Mensch ins Gesicht zu sehen vermag — diesmal war er durch Freundlichkeit etwas gemildert. Sein Gesicht ist ziemlich roth, freilich vom Alter runzelig, doch noch feurig und thätig. Wie er denn auch in seinem hohen Alter, da er über 70 ist, noch täglich alles, was im ganzen Königreich vorkommt, expedirt."

Rinck ist durchaus von monarchischer Gesinnung, seinem Landesvater ein treuer und dankbarer Unterthan, aber frei von Fürstendienerei. Als er in Kassel von Friedrich II. erzählt, der 13000 Landeskinder nach Amerika verkauft hat, von denen viele nicht zurückgekommen sind, und daß man viele Betteljungen rufen höre: ich bin eine arme Waise, mein Vater ist in Amerika umgekommen, fährt er fort:

„Wie ein Donner schallte es in meinen Ohren. Und deine Ohren sind taub, tyrannischer Landgraf, dein Herz mit dem Blutgeld wie mit einem Panzer dick überzogen, daß diese über dich um Rache schreiende Seufzer nicht hineindringen können."

Auf seiner Reise besucht Rinck auch die Gemäldegallerien und Museen, versäumt nicht, Konzerte und Opern anzuhören, Schauspiele anzusehen. So sieht er in Stuttgart Shakespeares „besänftigte Widersprecherin", in Nürnberg Christian Felix Weißes „Fanatismus oder Jean Calas", der schlecht gespielt wird und wenig besucht ist. In Berlin findet er in der Oper die Musik gut, aber in Döbelin's „sehr schlechtem" Komödienhaus er seine Erwartung von dem Geschmack der Berliner bei der Aufführung der Operette „Die wunderbare Zusammenkunft" sehr getäuscht.

Ueber all dieses vergißt Rinck nicht seinen Auftrag, die berühmten Männer aufzusuchen. So ziehen vor uns in langer Reihe die damaligen Größen der Wissenschaften, zum Theil auch der Künste vorüber. Viele haben sich natürlich als Scheingrößen erwiesen und sind heute nicht einmal mehr den Fachgenossen bekannt; andere in ihrem Fache maßgebende und neue Wege weisende interessiren nur die Fachgelehrten. Von den Theologen seien zwei genannt, um des Reisenden theologische Richtung zu kennzeichnen. Ganz abgeschlossen und gefestigt war ja seine Bildung noch nicht; doch erhofft er von der Aufklärung das höchste Heil; sie müsse die Menschen besser und gesitteter machen. Daher ist der Abt Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem in Braunschweig, der erste charakteristische Vertreter der rationalistischen Aufklärer, „der würdige Greis, der Vater so vieler guter Theologen, der fast zuerst das Licht der Aufklärung aufsteckte", sein Vorbild. Mit ihm sprach er mehreres von Angelegenheiten der Religion „o hätte ich jedes Wort gleich aufschreiben und auf immer mir recht eigen machen können! sie drangen gewiß tief in meine Seele, und oft, oft, werden sie mir einfallen." In Halle suchte er Joh. Salomo Semler auf, der zuerst die biblischen Schriften rein als litterargeschichtliche Denkmäler auffaßte. Er nennt ihn „den forschenden Mann, der zuerst in manchen Religionswahrheiten ein Licht aufsteckte, alles von Aberglauben und Menschensatzungen zu reinigen suchte, aus den Quellen selbst schöpfte, in dessen Kopf es hell, dessen Herz rein ist." Auch des geringsten Studenten nahm er sich an, hunderte hörten seine Kollegien frei. Weil er die Apokalypse verwarf, behauptete man, er stoße die ganze Bibel und Jesus um.

Nur noch einige große Gestalten unserer Nationallitteratur sei es vergönnt vorzuführen. In Hamburg sucht Rinck den Dichter der Messiade auf und wird ohne jede Ceremonie aufgenommen, zu Mittag eingeladen und verbringt bis $1/_2$12 Uhr Nachts „vortreffliche, mir unvergeßliche Stunden, um die mich mancher mit Recht beneiden wird". Er findet in ihm „den großen Mann, dessen Name schon eine so große Idee erregt. Er ist zwar 60 Jahr alt, hat aber noch viel Feuer in seinen Augen, seine Ideen und alle seine Ausdrücke sind ganz bestimmt und lichtvoll. Ueber alles fand ich sein Urtheil tiefsinnig, frei und gründlich, nur in der Religion vermißte ich Gründlichkeit".

Klopstock ist „ganz bitter eingenommen gegen alle Neuerungen, sagt: in der Bibel stehe, der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, er behaupte mit Recht, der Stolz ist eine Wurzel alles Uebels — alle Neuerungen schreibt er dem Stolz zu. Wenn die Religion sich nach der Vernunft richten müsse, so erkenne er sie lieber gar nicht, so schieße er sich lieber eine Kugel vor den Kopf, dies sei von einem Naturalisten das Vernünftigste."

Rinck glaubt, er eifere gegen eine Reform, weil dadurch seine Messiade einen Stoß leiden würde. Bei einem zweiten Besuche las ihm Klopstock einige Stellen aus dem Messias wirklich vortrefflich, voll Affekt und doch ruhig" vor, wobei Rinck vor Allem bewunderte, daß er sich ganz in das feinere Gefühl der erwachenden Eva zu versetzen wußte. Weitere Gegenstände ihrer Unterredung sind Klopstock's Bemühungen für die Veredlung der Muttersprache und seine eigenthümlichen Gedanken einer Verbesserung der Rechtschreibung.

In Weimar sucht Rinck nach seinem Auftrag vor Allem Herder als Generalsuperintendenten auf. Der Geh. Kanzlist Roth hat ihm erzählt, daß Wieland dem Herzog die Religion aus dem Herzen philosophirt, Goethe den Rest herausgelacht habe. Durch ihn sei Herder nach Weimar gekommen als gelinder Beichtvater, der dem Herzog nicht ins Gewissen rede, damit Goethe Alles thun könne. Herder nahm den jungen Fachgenossen höflich auf. Rinck schildert ihn als einen Mann von der feinsten Lebensart, mit einem runden offnen Gesicht, beredtem Mund — sehr schön in Bildung und Wuchs. Er erklärte die analytische Methode der Predigt für die beste für Anfänger. Er selbst sucht ganz populär zu predigen (— doch scheint ihm dies nicht recht gelungen zu sein —) ohne einen besonderen Plan; Christus predigte aus dem Leben und Herzen der Menschen und diesem Muster suche er nachzukommen. Ueber seine Predigt vom Glauben oder Vertrauen auf Gott erklärt Rinck, er könne sie eine theologisch-christliche Predigt im strengsten Verstand nicht nennen, sie hätte aber sehr viel Schönes, Rührendes und Erbauliches enthalten und viel Menschenkenntniß verrathen.

„Seine Aussprache ist bezaubernd schön, ein anderer Chrysostomus, so sanft fließt es ihm von den Lippen".

Und nun zum Schluß der größte Name: Goethe. Freilich kann sich Rinck zu seiner Höhe nicht aufschwingen. Er besucht ihn am 10. November:

Er empfing mich höflich, doch mit der Miene eines Gnädigen. Ich saß neben ihm im Sopha; er fragte etwas Weniges von meiner Reise: ich erkundigte mich, ob er nicht bald wieder etwas wolle drucken

lassen — er entschuldigte sich aber mit vielen Geschäften. Dann sprachen wir etwas von Herder. Er schien aber abbrechen zu wollen, denn er schwieg oder antwortete nur kurz mit einem gnädigen Ja! oder Nein! Ich merkte den Wink und brach auf, da ich ungefähr eine halbe Viertelstunde in seiner Atmosphäre athmete. Sein Ansehen ist gar nicht einnehmend, seine Miene mehr fein und listig als leutselig."

Goethe wird an dem etwas nüchternen Theologen auch kaum viel Geschmack gefunden haben, der in Gellert den Vater der deutschen Dichtkunst sah und Christian Felix Weiße, ein Talent zweiten Ranges, über den „Olympier“ stellte. Bei der Erzählung von seinem Besuche bei Weiße in Leipzig sagt er:

„Ich konnte mich nicht enthalten, beim ersten Anblick dieses lieben Mannes eine Vergleichung in meinen Gedanken zwischen ihm und Goethe anzustellen — zwei Männer, die in Schauspielen und anderen Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten. Aber wie himmelweit unterschieden, so wie der erste Anblick eines jeden — wie Licht und Finsterniß. Einer schreibt witzig, aber ohne Herz; will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht. Der andere nicht weniger mit Witz und Geisteskraft begabt, und dies veredelt mit dem besten Herzen."

Und ganz in diesem Stil heißt es an anderer Stelle, daß sich Goethe mit dem Werther eine Schandsäule errichtet habe. Mit diesen Aeußerungen ist das Tagebuch auch ein ergötzlicher Beitrag zu Julius W. Braun's Werk „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen“. In seinem ganzen Umfange aber ist es eine unterhaltende Vermehrung der so geringfügigen deutschen Memoirenlitteratur.

Richard Böhme.

Bausteine zu einer Moralpädagogik.

Von dem allgemeinen Umwandlungsprozesse, in welchem sich gegenwärtig alle Wissenschaften befinden, ist die Pädagogik verhältnißmäßig am längsten unberührt geblieben. Aber auch hier machen sich jetzt langsam die Anzeichen bemerkbar, daß die überlieferten Anschauungen in Fluß gerathen und so die Möglichkeit für Neugestaltung geschaffen wird. Der bisherige Betrieb der Pädagogik war ganz überwiegend ein technischer und selbst soweit er es nicht war und sich mit prinzipiellen Fragen beschäftigte, betrafen dieselben fast ausschließlich den öffentlichen Unterricht. Die Fragen, welche hier vorausgehen: ob denn überhaupt das System gemeinsamer Erziehung gegenüber der individuellen Erziehung das allein berechtigte oder den Vorzug verdienende sei, welche pädagogischen Einwirkungen diesem öffentlichen Unterricht vorangehen, welche ihn im elterlichen Hause begleiten müssen — das Alles kam nur nebenbei in Frage; und bei alledem handelt es sich in den allermeisten pädagogischen Schriften mehr um die Kunst des Lehrens als um die des Erziehens, mehr darum zu untersuchen, auf welche Weise und mit welchen Mitteln eine bestimmte Stufe unterrichtstechnischer Bildung zu erreichen sei, als wie es gelingen möge, ganz allgemein aus dem Rohmaterial Menschen zu bilden. — —

Die Anzeichen der Reform machen sich seit einiger Zeit vornehmlich, wenn man so sagen darf, in den Außenwerken pädagogischer Forschung bemerkbar.

Von den verschiedensten Seiten her greifen die Wissenschaften umgestaltend ein. Die allgemeine Biologie und Morphologie haben uns gelehrt, daß die erste Zeit der Entwicklung beim Menschen so gut wie bei allen Lebewesen von unvergleichlicher Fruchtbarkeit und Bedeutung ist. Darf es also dann als richtig erscheinen, mit der systematischen Einwirkung auf die Kinderseele erst in vorgerückter Zeit — sagen wir im vierten oder sechsten Lebensjahre — zu beginnen und die vorausgehende Zeit dem Zufall zu überlassen? Wenn die moderne Hygiene des Körpers mit Recht fordert, daß die hygienische Sorgfalt schon in der Geburtsstunde einsetzen soll, sollte das für die Hygiene des Geistes nicht ebenso gelten? Freilich die erstere ist eine der vorgeschrittensten Wissenschaften und kann sich auf eine Reihe von reich entwickelten Hilfswissenschaften stützen, die Psychologie dagegen, auf welche sich die Hygiene des Geistes nothwendig zu stützen hätte, ist noch immer über die wissenschaftlichen Anfänge wenig hinausgekommen, und besonders die Psychologie des Kindes ist ein Gebiet, das nur ganz vereinzelt bis jetzt betreten worden ist. Ein Werk, wie jenes von dem jüngst verstorbenen Preyer über Beobachtungen einer Kinderseele ist eine ziemlich isolirte Erscheinung.

Um so dankbarer darf man darum ein Buch begrüßen, welches auf diesem schwierigen und dornenvollen Gebiete jüngst eine Reihe werthvoller Bausteine gesammelt hat, die hoffentlich später einem erweiterten systematischen Ausbau dienen werden: Rudolf Penzig's „Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Kapitel aus einer Pädagogik für's Haus“.*)

Der Inhalt bietet mehr, als der Titel verspricht, denn es sind nicht nur Fragen einer praktischen Pädagogik für das Haus behandelt, sondern auch Fragen der Schulpädagogik und besonders entbehrt das Ganze nicht, wie es der Titel vermuthen lassen könnte, eines einheitlichen Grundzuges. Denn die Versuche, die hier berührten Probleme zu lösen, sind sämmtlich auf eine natürliche und rein moralische Grundlage gestellt. Gerade für die hier in Betracht kommenden Fragen wird ja vielen, auch solchen, die auf einem freieren Standpunkte stehen, die religiös-konfessionelle Behandlung für unentbehrlich und die ständige Berufung auf den Gottesbegriff für das A und O aller Erziehungskunst gelten. Penzig ist weit davon entfernt, die Vorzüge, welche dieses Verfahren bietet, außer Acht zu lassen oder zu verkennen, aber er zeigt, wie die Nachtheile bei weitem überwiegen. Denn was bedeutet gegenüber dem stürmischen Fragebedürfniß der Kinder der ständige Hinweis auf Gott anderes als den Rückzug in das asylum ignorantiae, als das Geständniß der eigenen Unwissenheit oder des Nichtlehrenkönnens. Das Kind fragt ja gerade, wenn das Kausalitätsbedürfniß in ihm erwacht ist, nach der Entstehungsart dieser Pflanze, dem Wechsel der Jahreszeiten, dem Ursprunge der Himmelserscheinungen und dergleichen, weil es seinen Erkenntnißdrang befriedigen möchte. Ihm statt dessen bloß das eine Wort „Gott“ vor Augen zu halten — Gott hat dies ja gemacht und hat das so gewollt — heißt seinen Erkenntnißdrang niederschlagen statt entwickeln, heißt, wie der Verfasser treffend bemerkt, ihm ein Opiat, einen Betäubungstrank vorsetzen.

Soll der Hinweis auf Gott ein integrirender Bestandtheil der Erziehungskunst bleiben, so gehört er sicher nicht an den Anfang, sondern an das Ende. Denn allerdings gelangt das Fragebedürfniß des Kindes schließlich zu einer Reihe von Problemen, welche ihm Menschenwitz nicht aufzulösen vermag, und hier macht es nur einen geringen Unterschied, ob man nur allgemein auf die letzten Punkte alles Seienden hindeutet und dabei das kindliche Gemüth mit ehrfürchtigen Ahnungen erfüllt, oder diesem letzten Grunde aller Dinge die Gestalt eines persönlichen Wesens zu geben sucht. Das letztere Verfahren hat den Vorzug, daß es dem kindlichen Phantasiebedürfniß näher liegt, das erstere den, daß es späteren Zweifeln vorbeugt und vom Erzieher unbefangener eingeschlagen werden kann. In jedem Falle aber muß der Hinweis auf diese Grenzpunkte selten und mit besonderer Vorsicht geschehen. Gott soll gesucht, aber dem Kinde nicht aufgedrängt werden. Nichts ist so sehr im Stande, das religiöse Gefühl zu ersticken und den Gottesbegriff zu einer widerwillig ertragenen Last zu machen, die man so rasch als möglich fortwirft, wie der frühzeitige, beständige und aufdringliche Hinweis darauf in den Jahren der Jugend, noch ehe der kindliche Geist im Stande ist, ihn in seiner Bedeutung zu erfassen. Es geht damit oft wie mit den Klassikern, die man im späteren Leben nicht mehr liest, weil man sie in der Schule „schon gehabt hat“.

*) Berlin 1897, Ferd. Dümmler's Verlag.

Indem der Verfasser sich auf diesen von theologischen Voraussetzungen freien Standpunkt stellt, erörtert er eine Reihe der wichtigsten Fragen der Kindererziehung, und auch da, wo man Zweifel und Bedenken erheben möchte, wird der Leser gefesselt durch den eigenartigen Reiz der Behandlung und die werthvollen und interessanten neuen Gesichtspunkte, die ihm eröffnet werden. Auch solche Probleme werden mit unbefangener Wahrheitsliebe behandelt, vor denen die übliche Pädagogik scheu Halt zu machen pflegt, so die Frage, wie es möglich sei, dem unreifen kindlichen Fragebedürfniß das große Geheimniß der menschlichen Zeugung und Geburt nahe zu bringen, ohne zur Unwahrheit seine Zuflucht nehmen zu müssen und ohne doch andererseits das natürliche Schamgefühl zu beeinträchtigen, welches sicher einen tief berechtigten sittlichen Kern hat. Das Verfahren, welches der Verfasser hier angibt, ist im Einzelnen vielleicht von Einwendungen nicht ganz frei, aber im Ganzen bietet es eine überaus glückliche Lösung des schwierigen Problems.

Eines der besten Kapitel des Buches ist auch jenes, welches die Einführung des Kindes in die soziale Ordnung behandelt. Hier ist ja bislang von der Pädagogik noch so gut wie nichts geschehen, und wir sind namentlich in Deutschland hinter den Fortschritten des französischen Erziehungswesens weit zurück geblieben. Während in Frankreich die Unterweisung in der morale civique und die propädeutische Einführung in die Sozialwissenschaften einen wichtigen Bestandtheil des Unterrichts nicht nur in höheren, sondern auch in Volksschulen bildet, haben die deutschen Schulpläne dem absolut nichts an die Seite zu stellen. Und doch kann es kaum etwas Wichtigeres geben — wichtig ganz besonders für unsere Zeit — als daß auch das Kind schon allmählich eingeführt werde in den Kreis sozialer Pflichten, welche ihm neben den individuellen und allgemein menschlichen Pflichten obliegen, und daß ihm zu diesem Zwecke die Struktur der sozialen Verhältnisse, in deren Mitte es sich befindet, nahe gebracht werde, daß es eine Vorstellung bekomme von dem Wesen des Staates, des Rechtes, vom Begriffe des Eigenthums u. s. w. Auch in der pädagogischen Entwicklung dieser Begriffe und Verhältnisse schlägt der Verfasser ein glückliches Verfahren ein, indem er wieder nicht von theologischen Vorstellungen ausgeht, und den Ursprung aller dieser Dinge in ein mystisches Halbdunkel rückt, sondern einfach auf die Familie, die Urquelle aller sozialen Ordnung zurückgeht und zeigt, wie die einfachsten sozialen Begriffe, so wie sie in der Familie zuerst entstanden sind, hier auch dem Kinde zuerst veranschaulicht werden müssen.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auch nur die wichtigsten Resultate, zu denen Penzig in seiner Schrift gelangt, näher darzulegen. Indessen besteht der Werth des Buches auch nicht bloß in diesen positiven Resultaten, sondern ebenso sehr in der Art und Weise, wie sie erzielt und vorgetragen werden. Man merkt es den Ausführungen überall an, daß sie nicht nur der Studirstube ihren Ursprung verdanken, sondern auf breiter pädagogischer Erfahrung beruhen, daß an ihnen das Herz ebenso seinen Antheil genommen hat, wie der kühl erwägende Kopf. Das zeigt sich auch in der Darstellung, welche klar und einfach, wo es nöthig ist, deduzirt, aber gleichzeitig, von warmer Theilnahme inspirirt, eines hohen Schwunges fähig ist.

Man kann nur wünschen, daß der Verfasser den Boden, den er so glücklich anzubauen begonnen hat, auch weiterhin kultivire und dabei Nachfolge finde. Denn es sind hier Schätze zu heben, deren Bedeutung heute Wenige ahnen, deren Vorhandensein leider selbst vielen unserer fortgeschrittensten und aufgeklärtesten Köpfe nur als eine dunkle Sage erscheint.

M. Kronenberg.

Bourget's Voyageuses.

Als ich das letzte Mal in London war, ein Jahr ist heute darüber vergangen, führte mich mein Weg fast täglich in den Osten der Stadt. In engen Gassen, die sich von einer Hauptstraße abzweigen, erscheint alles Leben plötzlich zu verzerrtem Scheintod erstarrt; kein Hin- und Hereilen der Passanten, sondern ein Herumstehen und Vorsichhinstarren Zerlumpter und Verwahrloster; und blickt man durch ein trübes Ladenfenster oder öffnet man eine Hausthür, dann sieht man, daß hier das Elend wohnt. Es ist vielleicht gut, es in seiner Höhle gesehen zu haben, denn es offenbart ja wohl auch ein Letztes alles Menschenthums, dies Elend, das nicht mehr heuchelt und die Arme nicht mehr pathetisch zum Himmel ausstreckt, sondern in Apathie dahinlebt, um zu sterben. Ich habe sein Sterbelager gesehen. Und dann weiten sich die engen Gassen wieder zu einem freieren Platze und inmitten eines sauberen Gartens steht ein stilles Haus, ein Feierabendhaus für die Wittwer des Glücks, oder wie eine Festung ragt ein hohes Gebäude auf, eine Wohlthätigkeitsanstalt, aus der die Kämpfer ausgehen und in die sie sich zurückziehen, zum Kriegsrath gegen das große Elend. Es sind das Bilder, die man mit dem Herzen sieht und die sich dem Herzen eindrennen. Und wenn ich in freien Stunden die Plätze aufsuchte, die mir von einem früheren Londoner Aufenthalt her lieb waren, dann hörte ich durch die freundliche Melodie des Tages die Untermelodie des Liedes, das das Elend in Londons Osten singt. An einem der letzten Tage kam ich in die Westminster Abbey. Sie hatte immer etwas Erkältendes für mich, diese Prunkhalle des Todes mit der Maske der Unsterblichkeit. Diesmal aber sah ich zum ersten Mal ein Standbild, das einer mir unbekannten und wohl überhaupt wenig gekannten Frau errichtet ist. Es stellt ein Mädchen niederer Stände dar, in dürftigem Kleidchen, das ein Kind an sich preßt. Als Inschrift darunter ein paar Verse, die nur eben sagen: sie war den Elenden eine Mutter.

Sinne ich heute den starken Eindrücken dieser kurzen Reise nach, so ist es mir, als kristallisirten sie sich um dies bescheidene Denkmal, das sich in der Westminster Abbey hinter prunkenden Monumenten versteckt. Das Elend, das in die Ruhmeshalle tritt, um auch seinerseits den Kranz um einen Namen zu winden. In diesem Denkmal finde ich meine Eindrücke wieder, als sammelten sie sich in einem Bilde. Eigene Empfindungen spiegeln sich mir in dem Gesicht des Mädchens wieder, das ich noch heute vor mir sehe. Wenn man so will: dies Denkmal ist mir zum Symbol dessen geworden, was sich an innerlich Erlebtem an diese Londoner Reise knüpft. Sucht man nicht immer, sei es unbewußt, nach einem Symbol für eine Kette in sich zusammengeschlossener Erlebnisse? Und doch — ist dies Suchen und Finden viel mehr als ein Spiel des Verstandes?

Was mir aber ein Zufall so in den Weg gerückt hat, diese Verdichtung verworrener und vielfacher Eindrücke in ein Bild, das hat Bourget in seinem neuesten Bande „Voyageuses“*) mit nuancirter und stimmungssicherer Kunst bewußt geschaffen: Reisestimmungen aus aller Herren Länder zu kurzen Erzählungen verwebt; Erzählungen, in denen die Landschafts- und Kultureindrücke in abgestimmte Vorgänge symbolisch umgesetzt sind.

Nicht verloren ist die Kunst des Reisens gegangen, sie ist wohl nur schwerer geworden. Es gehört heut mehr Muth dazu, an einem Museum vorüberzugehen als vor hundert Jahren, weil heut Jedermann von jedem Museum spricht. Und doch muß die kühle, abwehrende Einseitigkeit, mit der ein Goethe Italien bereist hat, heut vorbildlicher sein denn je. Man muß sich seine Eindrücke suchen. Bourget hat einmal ausgesprochen, daß ihm der „Adolphe“ lieber sei als die Iliade; und als ihm dann später einmal am Korfus blauem Meer die schlichte Innigkeit homerischer Dichtung aufging, da hat er nur gesagt: damals hatte ich

*) Paris 1897. Alphonse Lemerre.

auch recht, aus meinen Stimmungen heraus. Immer hat Bourget den Muth seiner Stimmung. Und was sucht und sieht er auf seinen Reisen? In gewissem Sinne erinnert dieser modernste Reisende an den ersten Reisenden unserer Empfindungsära, an Sterne und seine empfindsame Reise durch Frankreich. Sie suchen beide den Menschen. Auch Bourget sucht ihn fast ausschließlich, „l'amoureux passioné de l'analyse, le maniaque de psychologie", wie er sich einmal genannt hat. Aber Taine hat für Bourget nicht umsonst gelebt: der Mensch ist für ihn ganz das Exemplar einer Rasse, das Produkt einer Landschaft wie einer Kultur. Sterne pflückt die Blume, die ihm gefällt; Bourget gräbt sie mit ihren Wurzeln aus. Sterne liebt den Menschen wie ein weichherziger Menschenfreund; Bourget studirt ihn. Und bestätigt die Vivisektion die erste flüchtige Analyse, dann empfindet er die Freude des Gelehrten.

Reiseeindrücke aus Ländern verschiedener Sonne und verschiedener Kultur, zu analytischen Erzählungen verdichtet, das sind diese „Voyageuses". Gleichmäßig Kinder des forschenden wie des schaffenden Verstandes, gleichmäßig real und symbolisch. Aber das Verschiedenartigste ist mit demselben melancholischen Forscherauge gesehen. Aehnlichkeiten und Kontraste wirken in gleicher Weise befruchtend.

Eines der ersten Probleme, das Bourget in Amerika beschäftigt hat, ist die eheliche Stellung der amerikanischen Frau. Wie kommt der harte, rücksichtslose Wall street man dazu, sich seiner Frau und den Frauen überhaupt unterzuordnen, wie er es thatsächlich thut? Die Erziehung der Frau gibt die Antwort: sie ist zur Freiheit erzogen, zu der gleichen, rücksichtslosen Freiheit wie der Mann. Sie entwickelt sich zu einem vorwiegend intellektuellen Wesen. Bourget zeichnet die verschiedenen Typen. Und dann heißt es: „dans cette civilisation utilitaire ces femmes sont les déléguées au luxe". Nur der aufreibende Kampf um die soziale Macht ermöglicht diese Frau, diese lebende Orchidäe, wie er sie nennt. Sie kann nur aus einem Boden erwachsen, in den die Schweißtropfen harter Mannesarbeit gefallen sind und immer wieder fallen. Und nun diese Reisestudie symbolisch verdichtet: eine Marmorvilla und ein pariserisches Boudoir, zu reich, zu elegant: und ein Diner, mit verschwenderischem kalten Luxus ausgestattet, und der glänzenden, zu glänzenden Hausfrau gegenüber, ein abgearbeiteter, unscheinbarer Mann, der von all den kostbaren Gerichten keines anrührt und selten nur sich am Gespräch betheiligt — ihr Mann. Und dann ein Hotelabend mit diesem zerarbeiteten Millionär zusammen. Ein reisendes Künstlerehepaar tritt auf: sie eine aufgedonnerte, schlechte Deklamatrice, er ein Clown, nur ein Clown, aber vollendet in seiner Art, und — dem Tode verfallen, krank, abgemagert, der arme Bursche. Und dann hören sie mit an, wie sie ihm vorwirft, daß seine Clownsprünge ihre Kunst und sie erniedrigen, und wie er, ganz Bewunderung für sie, sich entschuldigt — man müsse doch leben. Und der Millionär zuckt zusammen: der Hilot erbleicht wie er den Heloten sieht. — Das ist „Deux Ménages".

Inmitten azurischer, schlafender Fluthen unter dem blauenden Himmel Homer's, Korfu. Die geschichtliche Vergangenheit der Insel interessirt Bourget zunächst. Warum? Wer so fragt, versteht die Kunst des Reisens nicht und Bourget nicht. Genug, in einer kleinen Skizze, die er über Korfu geschrieben, wirft Bourget gleich Eingangs die Frage auf: ist von dem tollen Durcheinander der geschichtlichen Wirrnisse noch ein Etwas in den Zügen der Rasse, die Korfu heute bewohnt, erkenntlich? Und an Korfus Märchenstrand ist Bourget zum ersten Male Homer aufgegangen! Diese Eindrücke und die Kontrastwirkung der landschaftlichen Stimmung — Bourget weist absichtlich darauf hin — verdichten sich zu der Erzählung „Antigone". Ein greiser korsischer Politiker, der die Unabhängigkeitsbewegung gegen England mit durchgekämpft hat und dabei in seinem Herzen so gut englisch fühlt, wie — soll ich sagen, wie jeder, der England wirklich kennt? — er schreibt an seinen Memoiren. Ein Werk von Bedeutung, im Geiste Macaulay's. Gastlich hat er einen französischen Politiker aufgenommen, dessen Namen mit den Panamaumtrieben verknüpft ist. Aber er hat ihn ruhig an seinen Tisch geladen, ihm auch seine Memoiren anvertraut, denn der Mann muß wohl unschuldig sein, um seiner Schwester willen. Seiner „Antigone" kann er es nicht angethan haben seine Ehre zu verkaufen. Und dann spielt sich inmitten dieser Natur des Friedens das kleine Drama ab. Die Schwester gibt heimlich die Druckbogen einer Studie zur Geschichte Korfus, die der Bruder geschrieben hat, aus der Hand; die Arbeit soll für den Verleumdeten zeugen. Und diese Studie ist ein Plagiat an den Memoiren des korfischen Greises! Um seine Lebensarbeit betrogen, schweigt der dennoch. Er will nicht in dem Bruder die Schwester treffen. Der Greis und diese Schwester des Betrügers — er steht am Strand, sie winkt ihm vom Schiffe den letzten Gruß — liegt auf ihren Zügen nicht ein letzter, leuchtender Abglanz der Antike?

Irgendwo in Irland, nicht in grün Erin Moore's, sondern in dem steinigen Irland, dem öden, gespenstigen, liegt ein stilles Haus inmitten eines feierlich koketten, altfranzösischen Parks. Ein junges Pariser Ehepaar, leichtlebiges und vergnügungssüchtiges Volk, hat das Besitzthum von verstorbenen Verwandten, die sie nie gesehen haben, geerbt. Sie kommen, um das Landgut zu verkaufen. Und nun werden ihnen die Verstorbenen lebendig. Sie gewinnen Gewalt über die Lebenstollen. Und die junge Frau muß es mit ansehen, wie ein irisches Bauernweib diese Todten beschwört. Bald mystisch klingt die Erzählung aus. — Bedarf es der Versicherung, daß der Eindruck des Gespenstigen, Sagenwilden dieses Irlands sich ebenso in Bourget's Reisenotizen wiederfindet?

Im Ober-Engadin. — In ein paar Versen aus dem Jahre 1888 hat Bourget seine Stimmung festgehalten:

Qu'il est pensif, le ciel de ce beau soir d'été
Avec son azur sombre où flotte un rêve immense:
Mais le coeur tremble, épouvanté,
Devant ce gouffre de silense.

. . . .

Ah! si cette âme (de la Nature) existe, o Nature, pourquoi
N'a-t-elle pas pitié de nos douleurs profondes?
Et pourquoi crions-nous vers toi
Sansque jamais tu nous répondes? . . . .

Und ich stelle das Bild aus den „Voyageuses" daneben, das diese selbe Stimmung symbolisirt: inmitten dieser Gletscherwelt, deren Zacken sich gegen den blauen Himmel abzeichnen, sitzt am Rande eines Teiches eine junge, schmächtige Mädchengestalt, ein zartes Kind französischer Aristokratie. Sie sieht auf Fischer, die ihre Netze aus dem Wasser ziehen, und auf die Todeszuckungen der gefangenen Thiere. Eine Frau ist einst zwischen ihre Mutter und ihren Vater getreten und hat ihre arme Mutter in den Tod getrieben. Jetzt ist die andere ihre Stiefmutter geworden: sie selbst wird auch sterben gehen.

Ich will mich bescheiden. Nicht als ob in „Charité de femme" die zarte Frauengestalt, die den Dieb rettet, der sie bestohlen hat, sich weniger wirkungsvoll von der „heidnischen" Landschaft des Mittelmeers abhöbe, oder als ob es schwer wäre, die Stimmungen in den „Sensations d'Italie" nachzuweisen, als deren Symbol die bleiche „Pia" gelten mag. Was ich beweisen wollte, glaube ich bewiesen zu haben. Hat Bourget in den „Voyageuses" symbolische Verdichtung für mannigfache nuancen- und stimmungsreiche Reiseeindrücke gesucht, so sind diese Voyageuses doch eben nur Kinder eines künstlerisch arbeitenden Verstandes. Und mit Absicht, wenn auch nicht ohne Entsagung, habe ich die Umrisse hart gegeben, und die Stimmung nur eben wo es nothwendig war, angedeutet. Und doch wirken diese „Voyageuses" zunächst ganz dichterisch. Wie setzt sich das Verstandesmäßige in Dichtung um?

Drei Stimmungssphären sind es, die in „Voyageuses" gleichmäßig durcheinander weben. Da ist der Mann, der an seinem Schreibtisch sitzt und sinnt und aus ein paar flüchtig hingeworfenen Reisenotizen die Bilder aus ver-

gangenen Tagen wachruft. Es ist ein alter Mann oder doch einer der sein Alter schmerzlich fühlt, und es ist ihm als würde er mit diesen Erinnerungen noch einmal jung, als dürfte er wieder genießen, wieder genußfähig sein. Und die Schatten, die vor ihm auftauchen, lösen schmerzliche Empfindungen in seinem Herzen aus. Persönlich hat ihn ihr Schicksal bewegt und er hat mit ihnen gelitten, und durch die Erinnerungsstunde zittert wieder der eigene Schmerz. Der theilnehmende Freund und der psychologische Forscher, sie sprechen seltsam durcheinander! Und die Stimmung des Lokalkolorits. Mit Pastelfarben — Bourget selbst hat den Vergleich auf seine Kunst angewandt — ist die Landschaft gemalt, in weichen Tönen, die in einander verschwimmen, und die landschaftliche Schönheit ist mit durftigen Zügen eingesogen, wenn es auch mehr ein Sichdienstbarmachen als ein Dienen gilt. Mit jeder dieser Erzählungen scheint das moderne Naturgefühl bereichert, besser verinnigt zu sein. Wo es aber kulturelle Eigenheiten gilt, sind die Linien scharf und bestimmt. In Amerika wird der Preis der Droschke, die zum Haus der Millionärin fährt, sogleich notirt: sie kostet für eine noch nicht einstündige Fahrt zwei Dollars; mehr als zehn Francs, wie um ganz deutlich zu sein, hinzugesetzt wird. Und in Irland betritt man zunächst den Dubliner Park; die Stelle, an der Lord Frederick Cavendish ermordet wurde, wird gezeigt, und der Cabman, ein echter Irländer, giebt die Erläuterung dazu. Und immer sind die beiden Stimmungen, die persönliche und die des Lokaltons, in weichen Einklang gebracht: die dritte Stimmung kontrastirt. Die Pariser Gesellschaft, diese Gesellschaft, „in der sich die anständigen Frauen wie Cocotten und die Männer wie Stallknechte amüsiren,“ sendet ihre Emissäre mit dem Dichter. Sie beobachten mit ihm, ihre Eindrücke sind äußerlich dieselben. Aber sie empfinden ganz anders. Zwei Gefühlswelten stehen einander gegenüber, die sich ausschließen, aber auch ergänzen. Die Stimmung wird aufgelöst, um reicher zu wirken. Die Stimmungsschleier schließen sich zusammen. Das verstandesmäßige Symbol wirkt als ein weich verschleiertes Bild.

Ist es nicht beinah unmöglich, über stilistische Eigenarten einer fremden Sprache zu sprechen? Und doch fühlt man Bourget's Stil als ein eigenes Element. Hier, wo Alles auf dem Reiz nüanzirter Stimmungen beruht, ist auch Alles Stil. Seine Kunst ist stilisirte Kunst. Und sein Stil selbst? Man möchte ihn einer künstlichen Blume vergleichen; nicht einer solchen, die die Modistin macht, sondern einer Blume, der der Gärtner durch Kultur fremden, feierlichen Farbenschmelz gegeben hat. Zwei seiner eigenen Vergleiche mögen den Vergleich rechtfertigen. Er spricht von Tugenden der Plebejer, die in diesen Herzen nur Wurzel fassen, wenn sie von oben hinein gesenkt sind — „comme la graine que le laboureur jette aux champs, en levant sa main vers le ciel de ce geste superbement défini par le poète: semble agrandir jusqu'aux étoiles le geste auguste du Semeur . . .“ Wie ist das pathetisch! Und dann wieder vergleicht er einen Museumsbeamten, der in liebevoller Sorgfalt sein ganzes Leben hindurch altitalienische Madonnen restaurirt, einem Zahnarzt, der Goldplomben in die beiden Vorderzähne einer Prinzessin legt. Wie ist das gesucht, gekünstelt, aber wie ist es auch eigenartig! Und schon bei flüchtigem Lesen dieser Erzählungen würde man gewahr, wie oft die beiden Worte „melancholisch“ und „pathetisch“ wiederkehren. Wie diese Adjektive so häufig und mit einer liebevollen Absichtlichkeit gesetzt sind! Und auch die Verbindung einer „pathetischen Melancholie“ kehrt wieder; eine Verbindung, die schlichtem Empfinden zu widerstreben scheint. Und doch ist diese „pathetische Melancholie“ charakteristisch für Bourget's Stil, charakteristisch für seine Persönlichkeit.

„Wem es Beruf ist, das Leben näher zu betrachten, der wird sich ewig getheilt finden zwischen Ekel, Trauer, ja Schrecken über die menschliche Erdärmlichkeit — und einer Art geistiger Genugthuung, ähnlich der des Astronomen, der vor seinem Fernrohr den Stern auftauchen sieht, den er in seinen Rechnungen vorausbestimmt hat.“ So spricht Bourget, der verstandesmäßige Psycholog, der Forscher. Das Feld, das er für seine wissenschaftliche Thätigkeit sich abgesteckt hat, bestimmt dieses, ihr letztes Resultat. Der hohen, und ach' so niederen Pariser Gesellschaft, die Bourget bitter verspottet, gehört er selbst, auch mit seinem Herzen, an. Ein verfeinerter Luxus umgiebt ihn in seiner Häuslichkeit und ist ihm Bedürfniß. Und oft genug spricht der Erbe Taine's von Rassemenschen, und das sind dann fast ausnahmlos die Abkömmlinge alter französischer Aristokratie, in denen die guten Eigenschaften ihres Stammes nur noch selten und spärlich durchblitzen. Man begreift die Melancholie des forschenden Verstandes. Ekel, Trauer, Schrecken — und daraus soll diese weiche, feine Kunst erwachsen? Ich glaube das nicht. Sie entsteht überhaupt bei Bourget nicht organisch. Wie die verstandesmäßig gefundenen Symbole für Reiseeindrücke nur zu künstlerischer Wirkung gelangen durch eine Stimmungsmalerei, die nicht aus den Stoffen quillt, sondern künstlich um sie gewebt ist, so ist seine Kunst selbst auf seiner Erde wirklich nur das Mädchen aus der Fremde. Sie kommt und bringt ihre Gaben — woher? Aus dem Bimini einer künstlichen Kunst gesteigerter Sensibilität, das der modernen französischen Litteratur als das Land der Verheißung gilt. Stoff und Form, Form im weitesten Sinne des Wortes, sind bei Bourget so wenig organisch mit einander verwachsen, daß sie beinahe gegensätzlich wirken. Das macht seine Kunst pathetisch. Darin liegt, gerade darin, zum großen Theil ihr eigener, exotischer Reiz.

Und wieder ist es ein Kontrast, durch den diese Kunst zu voller, strahlender Wirkung kommt: Die Architektonik seiner Erzählungen ist durchaus verstandesmäßig; Bourget's analytische Methode ist mehr die des Forschers, als des Künstlers. Nur durch die Zufälligkeit der Einkleidung wirkt sie in den „Voyageuses“ in ihrer Künstlichkeit natürlich. Der Reisende lernt Menschen kennen. Ein Zug frappirt ihn. Er stellt Vermuthungen an. Ein Problem ergiebt sich, sei es das, ob schuldig oder nicht schuldig? Und dann ein plötzliches Zusammenwirken von Ereignissen, ein Blitzlicht: die Rechnung hat sich bestätigt. Aber wie weiß Bourget dann auch wieder das rechnerische Resultat mit Stimmungsschleiern bräutlich zu umhüllen! Ekel und Trauer verklären sich in dieser Kunst zu pathetischer Melancholie.

Wenn man Bourget liest, so meint man im Luftballon, von weichen Winden geschaukelt, über ein klippenreiches Meer zu fahren.

Ernst Heilborn.

Etudes sur les Populations Rurales de l'Allemagne et la crise agraire, par Georges Blondel, avec la collaboration de Charles Brouillet, Lucien de Sainte Croix, Edouard Julhiet, Louis Quesnel. Paris. 1897. 1 vol.

Das vorliegende Werk des durch eine Reihe von Schriften über deutsche Verhältnisse bekannten Verfassers verdankt seine Entstehung einer Studienreise nach Deutschland, zu welcher Graf Chambrun die auf dem Titel genannten 5 Herren im September 1895 veranlaßte. Der Verfasser, der offenbar mit den besten Empfehlungen ausgerüstet war, erkennt das allseitige Entgegenkommen wissenschaftlicher Kreise, der Beamtenwelt und vieler Privatmänner dankend an, dessen er sich andererseits durch die strengste Objektivität in der Berichterstattung und eine nur auf die Wahrheit gerichtete wissenschaftliche Beurtheilung unserer Zustände im höchsten Grade würdig zeigt.

Das Buch zerfällt in 2 Abtheilungen. Die erste schildert in 7 Kapiteln zunächst die allgemeine Lage der deutschen Landwirthschaft, dann die thatsächlichen Verhältnisse im Rheinland, in Bayern, in Mitteldeutschland, in Ostfriesland, den ostelbischen Provinzen und endlich in Mecklenburg. Die zweite Abtheilung behandelt in weiteren 7 Kapiteln: die alten Gewohnheiten; die Privatinitiative bezüglich der ländlichen Genossenschaften und des Kreditwesens; die Thätigkeit der Regierung; die innere Kolonisation und die Rentengüter; die agrarische Krise. Endlich folgt im Anhang eine reiche und geschickte Auswahl statistischen

Materials, sowie zuletzt eine Uebersicht der hauptsächlich benutzten Schriften.

Diese Inhaltsangabe genügt, um zu erkennen, welche Fülle von Arbeit der Verfasser an die Aufgabe verwendet hat, die landwirthschaftlichen Zustände in Deutschland nach allen Seiten zu erforschen und mit klarem Blick zu beurtheilen. Die erste unter den 9 beigegebenen Karten und Skizzen zeigt, wie der Verfasser unser Vaterland vom Bodensee bis Insterburg und von Kiel bis Kosel nach allen Richtungen durchquerte, und unter seinen Gewährsmännern findet man die besten Namen. Kein Wunder, daß der gewissenhafte Autor nicht bloß für seine Landsleute, sondern auch für uns Deutsche ein werthvolles Werk geschaffen hat! Und nicht nur den Sachkenner muß der Stoff fesseln, sondern — was ich am meisten schätze — auch den Liebhaber kulturgeschichtlicher Schilderungen wird der gemüthvolle und fließende Vortrag anmuthen.

Freilich, gewisse Eindrücke — der Verfasser sagt das in der Vorrede mit liebenswürdiger Offenheit — konnten ihm nur durch den naheliegenden Vergleich mit Frankreich kommen, und dieser trifft doch nicht immer zu. So meint Blondel, das Studium der Landwirthschaft bei uns habe ihm gezeigt, daß Deutschland noch lange nicht eine „Nation" bilden würde im Sinne Frankreichs, nämlich eine Gemeinschaft von Menschen, die nach gleichen Ideen, Sitten und Gesetzen leben. Wir dagegen glauben kaum, daß heute ein Ostpreuße sich mehr von einem Oberbayern unterscheidet, als etwa ein Bewohner der Normadie von demjenigen der Seealpen. Was aber wichtiger ist: wer den ungeheuren Fortschritt in dem Zusammenwachsen der Theile des neuen Deutschen Reiches seit seiner Gründung miterlebt hat, der kann an dem reißenden Fortgang dieser Entwicklung nicht zweifeln.

In Darmstadt vergruben 1866 selbst gebildete Leute beim Herannahen des V. Armeekorps ihr Silberzeug im Keller, weil sie fürchteten, „die Polen" würden plündern, um dann mit sprachlosem Erstaunen in den preußischen Unteroffizieren gelegentlich einen Doktor der Philosophie kennen zu lernen, dessen Korporalschaft ihren Wirthen die Unannehmlichkeiten der Einquartierung durch allerhand häusliche Dienste und harmlose Freundschaft mit den Kindern des Hauses vergessen machte. Dergleichen Besorgnisse versteht die heutige Generation, dank der wirthschaftlichen und militärischen Freizügigkeit eines Vierteljahrhunderts, überhaupt nicht mehr. Aber das nur nebenbei.

Bei der Beschränktheit des hier verfügbaren Raumes möchte ich aus dem sonstigen vortrefflichen Inhalt nur ein paar Stellen hervorheben, die sachlichen Widerspruch herausfordern.

Bei der Besprechung der „alten Gewohnheiten", besonders bezüglich der Eigenthumsübertragung von Todes wegen, sagt der Verfasser sehr richtig: „C'est le Hof en réalité qui est l'enfant privilégié" und er knüpft eine, der gesetzlichen Einführung des Anerbenrechtes günstige Auseinandersetzung daran, denn er glaubt, Sering's vorgefaßter Meinung folgend, darin eine Befestigung der Seßhaftigkeit und das Mittel zu einer gesunden Bodenreform zu erblicken. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, aber was ich bekämpfe, ist folgender Schluß: „De deux choses l'une: ou ces pratiques coutumières sont bonnes, et alors pourquoi la législation positive reste-t-elle en désaccord avec elles? ou on les juges mauvaises, et alors pourquoi ne pas imposer à tous le respect de la loix?" Hierin liegt eine auch bei uns häufige aber falsche Auffassung von dem Werth des Gewohnheitsrechtes: so lange es nur ein solches bleibt, entwickelt es sich langsam, der allmählichen Wandlung der Verhältnisse folgend, gerade so weiter, wie es die davon betroffenen Menschen wünschen. Wenn man es aber kodifizirt, so erstarrt darin der Fluß des Lebens, und dann: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage — weh dir, daß du ein Enkel bist!"

In einem nachweislichen, aber sehr entschuldbaren Irrthum befindet sich der Verfasser bezüglich der hypothekarischen Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Für einen Ausländer ist es natürlich schwer, in die Falten der Verwaltung einzudringen, wenn man ihm solche nicht gutwillig öffnet, und das scheint in diesem Punkt nicht der Fall gewesen zu sein. Unsere Grundbuchordnung zwingt den Besitzer nicht, eine abgetragene Hypothekenschuld im Grundbuch auch löschen zu lassen, und da er dem Schuldner gegenüber durch die „Löschungsquittung" gedeckt ist, auch häufig den nun ihm gehörigen Hypothekenbrief als Unterpfand bei einem vorübergehenden Geldbedürfniß verwenden kann, so bleiben sehr viele längst zurückgezahlte Hypotheken im Grundbuch stehen. Nur auf dieses kann sich die Statistik der hypothekarischen Verschuldung gründen, und es ist ein offenes Geheimniß, daß gerade der kleine Grundbesitz auf dem Lande nicht entfernt so viel Schulden hat, als man offiziell nach den Grundbüchern angibt. Unsere bäuerlichen Besitzer verleihen aber auch mit Vorliebe unter einander, oft ohne eine andere Sicherheit, als Treu und Glauben des Nachbarn, erworbene Gelder, mit denen sie ihre Hypothekenschulden decken könnten, um sich nicht von Amts wegen in die Karten sehen zu lassen!

Gerade über jene pommerschen Kreise, in denen nach offiziellen Angaben die ländliche Verschuldung 62 bis 72 Proz. der Grundstückswerthe erreichen soll, hat mir ein dort jüngst verstorbener Notar gesagt, daß die Bauern annähernd schuldenfrei sein würden, wenn sie ihre Hypotheken mit ihren ausgeliehenen Geldern decken wollten. Also geben die Bauern hierin viel weniger Grund zur Besorgniß, als die Rittergutsbesitzer, die ihre Güter großentheils weit höher verschuldet haben. Aber trotzdem ist es in vielen Fällen nicht möglich, mit diesen „Herren" noch nur Mitleid zu haben. Denn Alles, was Herr Blondel, zum Theil nach Mittheilungen von Professor Meitzen (in einer Fußnote zur agrarischen Reise S. 394) sagt, ist geradezu typisch: ein junger Berliner Aristokrat kauft für 800 000 Mk. ein Gut, was kaum 500 000 werth ist, um in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und jammert dann über die mangelnden Renten. Meitzen fügt hinzu: in der agrarischen Bewegung steckt eine künstliche Agitation. Die Mehrzahl jener Edlen sind schlechte Verwalter; die Landwirthschaft verlangt mehr als sonst genaue Kenntniß und ernste Arbeit, zu welcher sie sich nicht die Mühe geben.

Kein Industrieller versäumt es, vor einer Unternehmung alle Eventualitäten zu erwägen, aber die preußischen Großgrundbesitzer „wollen von einer Verminderung der Bodenrente nichts wissen". Ein anderer Herr verlangte den „Befähigungsnachweis" auch für Rittergutsbesitzer, indem er auf die vielen jungen Leute hinwies, die nach einigen Jahren Militärdienst den Abschied nehmen, um nun ohne jede Vorbildung ein heute so schwieriges Gewerbe, wie es eine große Landwirthschaft ist, vom Sattel herab zu leiten.

Dies und vieles Andere ist sehr richtig beobachtet. Aber ich möchte zum Lesen anregen — nicht dem Leser vorgreifen! Deshalb nur noch folgendes Citat. Nach einer Reihe interessanter Schlußbemerkungen fährt der Verfasser fort:

„Wir glauben doch, daß trotz der augenblicklichen Schwierigkeiten die deutschen Landwirthe hoffen dürfen, die Krise zu überwinden, um die es sich handelt. Denn wenn der Deutsche auch schwer in Erregung kommt, so ist er geduldig und weiß zu warten; und wer das versteht, ist beinah sicher, ans Ziel zu gelangen. . . .

„Ist nicht Preußens unfruchtbarer, von seinen muthigen Bewohnern mit Hartnäckigkeit angebauter Boden, nach alledem die Grundlage ihres Reichthums geworden? Bildet diese stiefmütterliche Natur, wie Voltaire sie nannte, nicht zuletzt die Ursache der Kraft für den Volksstamm, der sie bewohnt — diesen ärmlichen, aber unternehmenden Schlag, der rauh, wie sein Klima, streng wie der Wind, der über seine Fichten dahinfährt, geduldig in Mühsal die Frucht seiner Arbeit erharrt?"

Wer das Buch liest, kann diese guten Worte nicht für eine höfliche Phrase halten, sondern wird darin mit Freude den Ausdruck ehrlichen, menschlichen Wohlwollens finden. Ich habe nur den dringenden Wunsch hinzuzufügen, daß recht bald eine ähnliche Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter deutscher Männer es unternehmen möchte, uns ein aus der Quelle geschöpftes, gleich wohlgelungenes Bild der französischen landwirthschaftlichen Zustände zu schaffen, wie es Herr Blondel seinen Landsleuten in dieser mühevollen Arbeit von den unseren darbietet.

L. Jordan.

J. V. Widmann: Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. II. Auflage. Frauenfeld. 1897. Verlag von J. Huber.

Als wir kürzlich die ganze Frische einer regnerischen Badezeit genossen, war dies reizende Büchlein unser Trost, das vor 10 Jahren in erster Auflage erschien und soeben in zweiter Auflage herausgegeben wird. Wie ist es möglich, daß solch erquickendes Werk, voll Lebensfreude und Wanderlust und kernigen Humors volle 10 Jahre gebraucht hat, um es zu einer zweiten Auflage zu bringen! Unsere Leser kennen Widmann aus manchem willkommenen Beitrag für die „Nation". Für sie bedarf es nur eines Hinweises, keiner besonderen Empfehlung.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 47. Berlin, den 21. August 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Langsam beginnt jetzt in der Presse die Mobilmachung für die bevorstehende politische Winterkampagne. Im Mittelpunkt aller Erörterungen steht die Frage eines Zusammenwirkens aller liberal Gesinnten gegen die preußische Junkerpartei.

In den anderthalb Jahren seit der Begründung des „Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe" hat die von uns seit langer Zeit vertretene Ansicht, daß die Niederwerfung des politischen Einflusses des preußischen Junkerthums das A und O aller liberalen Anstrengungen bilden müsse, weil nur die dauernde Niederlage des Junkerthums die Voraussetzung einer gesunden Entwicklung unseres modernen Staatslebens ist, sich in immer weiteren Kreisen festgesetzt.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Ziel nur zu erreichen ist, wenn es gelingt, jenen Theil des gebildeten und wohlhabenden Bürgerthums, der bisher in der nationalliberalen Partei seine Vertretung suchte und, geblendet von dem Prestige des Fürsten Bismarck, nur allzu lange das preußische Junkerthum politisch gewähren ließ, wenigstens in seinen politisch wichtigsten Bestandtheilen zur Mitwirkung im Kampfe gegen die agrarischen Uebergriffe zu bewegen. Gerade in dieser Richtung vollzieht sich gegenwärtig eine sehr erfreuliche Entwicklung. Die angesehensten Preßorgane der nationalliberalen Partei, die „National-Zeitung", die „Kölnische Zeitung", der „Hannoversche Courier" u. s. w. haben seit einigen Monaten Zornesworte gegen das Treiben des preußischen Junkerthums und der Agrardemagogie im Allgemeinen gefunden, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Den Konservativen ist denn auch durchaus nicht wohl bei dem Gedanken, in den Wahlkämpfen des nächsten Jahres einer Koalition entgegentreten zu müssen, in der sich auch die Hauptmasse der nationalliberalen Wählerschaft befindet.

Hinzu kommt, daß sie sich in ihren bisherigen Hochburgen, speziell in der Provinz Pommern, durch eine Bauernbewegung bedroht sehen, die weit über ihre ursprünglichen Befürchtungen hinausgegangen ist. An dem Haß der pommerschen Junker gegen den Bauernverein „Nordost" und an den „ungeklärten" Anschauungen pommerscher Amtsvorsteher und Landräthe über das Wesen der Rechtsgleichheit kann man zur Genüge erkennen, wie gefährlich den Junkern diese Bauernbewegung erscheint. Auch darf schon heute mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden, daß die Bauernkandidaten des „Nordost" in verschiedenen Wahlkreisen Pommerns preußische Junker depossediren werden.

Alle diese Wahrnehmungen verursachen unseren Reaktionären sehr unbequeme Herzbeklemmungen und sie sind eifrig darüber aus, Hilfstruppen für den nächsten Wahlkampf zu werben. Sie rechnen dabei nicht ohne Grund auf jenen Theil der Großindustriellen vom Schlage der Freiherren von Stumm und von Heyl, die, im Besitz großen Reichthums, durch erfolgte Nobilitirung und durch den Erwerb großen Grundbesitzes dem Bürgerthum mehr und mehr entfremdet sind. Dieser industrielle Neuadel und jene Kreise, die einen Ehrgeiz darin sehen, eine ähnliche soziale Karriere zu machen, werden sich den Junkern als Hilfstruppen auch schwerlich versagen.

Ferner rechnet man auf die agrarischen Elemente im Centrum. Mit dem Centrum stehen die Konservativen ja durch gar manche reaktionäre Bande auf dem Gebiete des Schulwesens, der Kirchenpolitik, der Handwerkerpolitik u. s. w. in Beziehung. Endlich aber werden sich auch wohl die Antisemiten noch zu einer freundnachbarlichen Verständigung bereit finden lassen.

Immerhin stehen aber für die preußischen Junker die Dinge heute weit schlechter, als sie seit langer Zeit gestanden haben, und wenn ihnen nicht die Gegner mit großen

Thorheiten zu Hilfe kommen, so sind ihre Aussichten bei den nächsten Wahlen ziemlich trübe.

Daß die Gegner das Junkerthum, wie schon so oft, durch eigenen Unverstand aus der politischen Klemme befreien, darauf spekuliren die Reaktionäre in unverkennbarer Weise. Sie werden sich deshalb ohne Zweifel bemühen, jene politischen Fragen in den Vordergrund zu schieben, bei denen sie hoffen, daß insbesondere die Liberalen unter sich über einander herfallen werden. Auf dem Gebiete der Handelspolitik, der Börsenpolitik, der Handwerkerpolitik — mit einem Wort: auf dem Gebiete der gesammten Wirthschaftspolitik, ja sogar der Sozialpolitik — wird es kaum erreichbar sein, die Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen liberalen Gruppen so zu verschärfen, daß nicht schließlich doch wenigstens ein leidliches Verhältniß zu einander bei den nächsten Wahlen möglich wäre; aber es bleiben Militär- und Marinefragen.

Seit mehr als einem Menschenalter haben sich bei uns Militärfragen außerordentlich bewährt, um daran politische Konflikte zu entzünden. Wir wissen aus Bernhardi's „Erinnerungen", wie raffinirt die preußische Junkerpartei in der Konfliktszeit die Militärfragen zu benutzen wußte, um die Liberalen auflaufen zu lassen; wir wissen ferner aus den Wahlen der Jahre 1887 und 1893, wie nachtheilig Militärkonflikte denjenigen Liberalen, die sich auf eine Opposition in militärischen Dingen versteifen haben, sind. Die Junker werden es deshalb sicherlich sehr schmerzlich empfinden, daß allem Anschein nach sich vor den nächsten Wahlen kein rechter Militärkonflikt mehr entwickeln läßt; sie müssen es daher schon mit einem Surrogat versuchen, nämlich mit einem Marinekonflikt. Derselbe wird sich nicht ganz so zugkräftig erweisen, wie ein Militärkonflikt, aber er kann ihnen doch von Nutzen sein.

Die Reaktionäre würden sicherlich arg enttäuscht sein, wenn die bevorstehenden Forderungen für die Kriegsmarine so stark hinter ihren Erwartungen zurückbleiben würden, daß eine Verständigung zwischen Regierung und Reichstag auf diesem Gebiete möglich würde; sie verlassen sich vielmehr darauf, daß die Vorschläge der Regierung mit oppositioneller Entrüstung empfangen werden, daß die Bewilligung oder Ablehnung von einem Kreuzer oder einem Panzerschiff als Probe liberaler Charakterfestigkeit erklärt wird, daß sich dann die Liberalen untereinander die üblichen Preßliebenswürdigkeiten an den Kopf werfen, und daß schließlich wenigstens die nationalliberalen Wählerkreise so angeekelt werden, daß sie bei den Wahlen entweder streiken oder gar gegen die weiter links Stehenden Partei ergreifen. Gelingt es aber gar, den Marinekonflikt so zu verschärfen, daß es an dieser Frage zur Auflösung kommt, so hat man glücklich wieder jene Verwirrung herbeigeführt, bei der die Reaktionäre schon so oft im Trüben gefischt haben.

Die Berechnung ist so durchsichtig, daß man meinen sollte, es sei kaum möglich, daß die Liberalen in eine so plumpe Falle gehen werden; wir wüßten auch kein anderes Land der Welt, in dem das denkbar wäre. Weder in England, noch in Frankreich würde die Opposition auf so etwas hineinfallen. Wir kennen in der parlamentarischen Geschichte beider Länder keinen Fall — wenigstens nicht in diesem Jahrhundert — in dem eine Oppositionspartei aus der Bewilligung von Regimentern oder Kriegsschiffen eine politische Streitfrage ersten Ranges gemacht hätte. Bei Fragen, die in das Gebiet der Landesvertheidigung fallen, hat selbst in England die Opposition stets die äußerste Vorsicht obwalten lassen. Erst wenn die Forderungen, die aufgestellt werden, so extravaganter Art sind, daß gar kein Zweifel an der Mißbilligung dieser Extravaganz durch eine überwältigende Mehrheit der Bevölkerung möglich ist, kann die Opposition es riskiren, jede Verständigung abzulehnen; anderenfalls handelt sie klug, wenn sie sich an der Auffindung einer verständigen Mittellinie betheiligt. Die Gefahr, daß sie dabei mit ihren politischen Grundsätzen in Konflikt kommt, liegt ja überhaupt kaum vor. Galt es doch früher bei uns sogar für spezifisch liberal, sich für die deutsche Kriegsflotte zu begeistern!

Welcher Schmerz würde die preußischen Junker erfassen, wenn sie erleben müßten, daß es bei den bevorstehenden Marineforderungen nicht zu einem Konflikt käme! Sie würden dastehen, wie die betrübten Lohgerber, denen die letzten Felle fortgeschwommen sind. Aber noch brauchen sie nicht alle Hoffnung aufzugeben. Wer auf die Fehler seiner politischen Gegner baut, wird selten völlig enttäuscht.

Der Präsident der französischen Republik, Felix Faure, hat nunmehr seine Reise nach St. Petersburg angetreten, und die offizielle Begeisterung kann ihren Anfang nehmen. Er darf auf einen warmen Empfang in Rußland gefaßt sein, und es wäre auch recht undankbar, wenn der Präsident der französischen Republik am Ufer der Newa nicht die gastlichste Aufnahme fände. Stellt man sich auf den Standpunkt Rußlands, so kann man sich gar keinen bequemeren Freund und Bundesgenossen denken als es Frankreich ist. Man kann von ihm Geld leihen und man kann jederzeit auf seine diplomatische Unterstützung rechnen. Substantielle Gegenleistungen kommen einstweilen nicht in Frage; es genügt, wenn man dem guten Freunde gelegentlich auf die Schulter klopft und ihm versichert, daß er ein charmanter Kerl sei. Und in manchen Beziehungen ist er es ja auch in Wirklichkeit. Besonders Feste kann man mit ihm vortrefflich feiern; er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter. Also weshalb sollte man ihn nicht freundlich bewirthen, wenn er von seinem sonnigen Heimathlande durch die salzige Meerfluth in das Land des Zaren kommt?

Nachdem Sir Wilfrid Laurier zuerst dem großen deutschen Publikum als ein Champion des kanadischen Protektionismus erschienen war, entpuppt er sich immer mehr als ein konsequenter Freihändler. Der Cobdenklub hat ihn denn auch kürzlich ganz besonders gefeiert, und Laurier machte bei diesem Anlaß nach einem Telegramme der „Frankfurter Zeitung" die folgende charakteristische Aeußerung.

„In Kanada haben wir Schutzzoll gehabt und müssen nun allmählich davon loskommen. Nachdem Kanada das Prinzip des Freihandels angenommen hat, müssen die anderen englischen Kolonien ihm folgen. Ich war Freihändler, als ich nach England kam, und bin es noch viel mehr, seit ich gesehen habe, was der Freihandel in England bewirkt hat. Allerdings ist Englands Freihandel einseitig. Jedoch ist der Vortheil dabei nicht auf Seite der Nationen, die keinen Freihandel haben. Nach allem, was ich in Europa gesehen habe, glaube ich, daß England nichts für seine kommerzielle Suprematie zu fürchten hat, so lange es einseitigen Freihandel hat."

Ueber das Duell zwischen dem Grafen von Turin und dem Prinzen Heinrich von Orleans, das am vorigen Sonntag in der Nähe von Paris stattfand, sind Ströme von Tinte vergossen; es war gerade ein solches Ereigniß, wie es die Zeitungen in der Sauregurkenzeit brauchen können. Was sollten heute die gekrönten Häupter und ihre Familien wohl anfangen, wenn keine Presse bestände? Man denke sich einmal einen unglücklichen Kronenträger, der heute von der Presse boykottirt würde, sodaß nichts über ihn in die Zeitungen käme. Es bliebe ihm nichts weiter übrig, als seine Krone niederzulegen. Der modern denkende König von Schweden hat vor Kurzem auf dem Journalistenkongreß in Stockholm eigenmündig einen Trinkspruch auf die Presse ausgebracht. Dieser gekrönte Nachkomme Bernadotte's hat seine Zeit begriffen.

In Konstantinopel werden die Friedensbedingungen zwischen der Türkei und Griechenland von den sechs Großmächten weiter formulirt; die Sommerhitze scheint dem Abschluß der Arbeiten nicht zuträglich zu sein. Einige unsinnige Bombenattentate in Konstantinopel die Armeniern in die Schuhe geschoben werden, sind auch nicht geeignet, die Türkei nachgiebiger zu stimmen.

* * *

Der Kampf mit der Dummheit.

Der Kampf der Interessen hat das öffentliche Leben in Deutschland schwer geschädigt und droht es immer mehr zu schädigen. Dahin geht die große Klage. Und doch ist damit das wahre und das größte Uebel nicht genannt. Interessenkämpfe waren immer; sie sind so natürlich, daß man sie nicht für ein Uebel erklären kann, eher sie für das Gegentheil halten muß. Das wahre Uebel ist die Dummheit. Ihre wachsende Uebermacht ist die Signatur der Krankheit, an der wir leiden. Ein weiser Mann hat einmal ganz richtig gesagt: er hätte es lieber mit einem Spitzbuben zu thun, als mit einem Dummkopf, denn die Spitzbüberei habe ihre Grenzen, die Dummheit aber nicht. Daß er wahr sprach, haben wir erfahren, seitdem so manche neueste Gesetze, besonders das Börsengesetz, in Kraft getreten sind. Es möchte schwer sein, in der Geschichte der civilisirten Staaten ein Machwerk zu finden, bei dem sich die Anstifter so gröblich in der beabsichtigten Wirkung vergriffen haben, wie hier. Um sich das klar zu machen, muß man auf den Ursprung zurück gehen. Die Landwirthschaft, so wird uns gesagt, und wir wollen es einstweilen gelten lassen, ohne die Frage näher zu untersuchen, die Landwirthschaft steht unter einem schweren Druck. Je größer dies Leid, desto mehr werden die darüber erhobenen Klagen zugeben müssen, daß nicht kleine Zufälligkeiten solche Noth verschuldet haben können. Tiefes Unglück — und das soll es doch sein — kann nur aus tiefen Ursachen entspringen. Gewaltige Umwälzungen haben mächtig eingegriffen in die Produktion und den Vertrieb der Nahrungsmittel; Vertheuerung der Produktion, Verwohlfeilung der Produkte haben dem Landwirth Bedingungen geschaffen, bei denen er angeblich nicht mehr bestehen kann. Wenn nun verlangt wird, die Preise sollen entweder durch unübersteigbare Zölle oder geradewegs durch Einfuhrverbote dermaßen gesteigert werden, daß sie einen viel höheren Stand erreichen, so ist das zwar politisch und wirthschaftlich der Gesammtheit gegenüber eine Monstruosität, doch an und für sich ist es kein Unsinn. Nun aber, welches Mittel wendet das Börsengesetz an, um die Preiserhöhung zu erzielen? Es verbietet das Zeitgeschäft und trifft Anstalten, um zu verhüten, daß die öffentlich verkündeten Preise niedriger angegeben werden, als die effektiv ausbedungenen. Und mit diesen kleinen Maßregeln soll eine Preisverschiebung ausgeglichen werden, welche durch die Evolution der ganzen menschlichen Kultur über alle fünf Welttheile im Laufe der Jahre herausgeführt worden ist. Kann man sich etwas Kindischeres denken?

Die Verirrung, welche dem Verbot der Zeitgeschäfte zu Grunde liegt, ist zweifacher Art. Einmal liegt sie in der Annahme, als hätte die Gesammtheit der Getreidehändler ein permanentes Interesse an niedrigen Preisen, während doch jedes Kaufgeschäft einen Käufer und einen Verkäufer voraussetzt, und die eine Hälfte der Geschäftswelt ebenso viel Interesse am wohlfeilen Einkauf wie die andere am hohen Verkauf hat. Die auf Herbeiführung niedriger Preise gerichtete Spekulation der Gesammtheit der Konsulente ist nicht nur der baare Unsinn, sondern auch die baare Unmöglichkeit. Denn da sie, um wirksam zu sein, permanent erhalten werden müßte, ginge sie darauf hinaus, das möglichst niedrig eingekaufte Getreide auch möglichst niedrig weiter zu verkaufen. Ebenso falsch ist die Vorstellung, daß Kauf und Verkauf auf Zeit ein besonderes Interesse an niedrigen Preisen überhaupt hätte oder im Stande wäre, eine Preisbewegung in einer Richtung permanent zu erhalten. Hier wird der Unsinn größer in dem Maße, als er seine Grenzen erweitert. Denn die Narrheit kann sich vielleicht vorstellen, daß alle Getreidehändler einer und derselben Börse oder sogar eines und desselben Landes sich verschwören, die Preise zu drücken, daß sie ein Interesse daran haben und daß sie ihre Schwarzkunst auch durchführen können. Aber um sich vorzustellen, daß der auf Drückung der Preise versessenen deutschen Gesammtheit der Händler nun auch sämmtliche Verkäufer der fünf Welttheile widerstandslos folgen müßten, wollten oder könnten, zu dieser Voraussetzung muß man schon für die Zwangsjacke reif sein. Umgekehrt gerade, wer nur eine entfernte Ahnung vom Gang der Geschäfte hat, weiß, daß den ausländischen Besitzern von Getreide nichts willkommener sein könnte, als wenn sämmtliche deutsche Börsen Getreide, das sie noch nicht besitzen, zu billigen Preisen auf Zeit zu liefern versprochen hätten; denn die Verkäufer wären dann im Stande, die höchsten Preise vorzuschreiben. Auch die Annahme, daß im Zeitgeschäfte diese Wirkung ungangen werde, weil gar keine effektive Ausführung bezweckt sei, beruht auf einer groben Verkennung der Thatsachen. Die gegenseitige Abrechnung findet nur statt auf Grund der Preise, zu welchen die leibhaftige Waare zu kaufen oder zu verkaufen ist. Sowie davon abgewichen werden sollte, würde entweder der Käufer oder der Verkäufer ein Interesse daran haben, statt der bloßen Verrechnung die effektive Ausführung zu verlangen, und dazu gibt ihm jedes noch so börsenmäßige Zeitgeschäft das Recht.

Die Muthmaßung, daß Kauf und Verkauf auf längere Frist nicht ebenso viele Mittel und Interesse habe, die Preise hoch zu halten, als sie zu drücken, steht ganz in der Luft. Um das Bild zu vervollständigen, müßte noch gezeigt werden, wie gerade im Interesse einer gesunden Wirthschaft die Ausdehnung der Lieferungszeiten liegt, wie vorübergehende Anhäufung und vorübergehender Mangel nur auf solche Weise so ausgeglichen werden können, daß nicht einmal der Produzent und ein andermal der Konsument unnöthig geschädigt wird. Doch zum gegenwärtigen Zweck ist es nicht nöthig, mit der Betrachtung so weit zu greifen.

Genau so thöricht wie der Glaube an die einseitig preisdrückende Macht des Zeitgeschäftes ist der Verdacht künstlich gefälschter Börsenpreise. Nur, daß in der Thorheit auch noch eine Rohheit steckt. Die Rohheit steckt in der Voraussetzung, daß die Gesammtheit der an der Börse Beschäftigten wissentliche Fälscher seien; die Thorheit steckt abermals darin, nicht zu wissen, daß ebenso viele Börsenbesucher und solche, die Börse von außen überwachen, ein Interesse an der richtigen haben wie an der unrichtigen niedrigen Angabe der Preise haben müßten. Denn wenn sie ihrem Verkäufer die niedrigen Notizen zeigen, so zeigen sie doch ihrem Abnehmer die hohen.

Nicht zu erwähnen braucht man dabei, daß alle Vorstellungen von solchen stillschweigenden, Jahr aus Jahr ein operirenden Verschwörungen ins Gebiet der Romanphantasie gehören, und zwar der schlechtesten.

Aber angenommen, das Alles wäre doch nicht so; angenommen es wäre wahr, daß die Zeitgeschäfte die Preise drückten und die Börsenleute die Abschlüsse nach unten fälschen könnten und wollten — in welchen Dimensionen könnten sie diese Wirkung ausüben? Bei den verschiedenen konkreten Angaben, mit welchen einzelne Heißsporne vom Bund der Landwirthe sich vorgewagt haben, indem sie sich erdreisteten, bestimmte Fälle nachzuweisen, wo, sei es in Königsberg, oder in Halle oder in Berlin falsche Preise notirt worden seien, handelte es sich stets nur um Abweichungen von ganz schmalem Umfang, um etliche Mark und Pfennige. Daß aber um größere Differenzen, auch auf Zeit, der Handel sich nicht von dem wirklichen Werth der Waare entfernen könnte, ohne sofort die Spekulation gegen sich aufzuwecken, liegt auf der Hand.

Und mit derartigen Preisdifferenzen soll die vom Ruine bedrohte Landwirthschaft gerettet werden?

Darauf wird nun vielleicht erwidert, diese gegen die Börse gerichteten Gesetze gehörten so auch nur zu den kleinen Mitteln. Da man dem Getreidehandel nicht mit der Art des Doktor Eisenbart den Schädel einschlagen könne, müsse man mit kleinen Messern daran herumschaben. Solcher Logik gegenüber stellt sich die Frage ein, ob nicht der Menschenverstand verlange, ein gewisses Verhältniß zwischen angewandtem Mittel und gewollter Wirkung ein-

zuhalten. Auch der wildeste Agrarier wird nicht behaupten, daß die Lage der Landwirthschaft eine andere wäre, wenn die Durchschnittspreise um etliche Mark gehoben würden. So steht auf der einen Seite im besten Fall eine für die Hauptbeschwerde verschwindende Kleinigkeit, auf der anderen eine tiefgreifende Desorganisation des geschäftlichen Verkehrs, wie ihn die Jahrhunderte von selbst herausgebildet, wie sich ihm die Einrichtungen, die Erwerbsbedingungen der wichtigsten Geschäftszweige angepaßt haben, wie er sich über die ganze civilisirte Erde ausgebreitet hat. Mit Staunen sieht es diese civilisirt Welt, wie in dem Lande, das man einst das der Denker nannte, solche historisch begründete Verkehrsbedingungen gewissermaßen in einer Anwandlung böser Laune zum Gaudium unzufriedener Kreise in Trümmer geschlagen werden. Dazu noch in einer Zeit, da die ökonomische Wissenschaft sich so viel darauf zu Gute thut, Alles nur nach seinem geschichtlichen Werden gelten zu lassen und um Gotteswillen nichts mit dem kritischen Verstand zu prüfen, wie die schreckliche Manchesterschule. So sehr es nun auch gelungen ist, den Verstand auszutreiben, so würde, um ein solches sinnwidriges Vorgehen zu verhüten, auch ein kleines Restchen davon noch ausreichen, käme nicht die Bosheit hinzu. Die Bosheit ist nämlich noch dümmer als die Dummheit. Der Mensch ist in der Regel gut in dem, was er versteht, denn Einsicht und Wohlwollen hängen eng zusammen. Aber die Dummheit ist blind und darum boshaft. Der Geist des Vandatismus, der von der agrarischen Demagogie ausgeht, geräth daher auch nicht einmal auf den Gedanken, nach dem Verhältniß zwischen angewandtem Mittel und erreichbarem Erfolg zu fragen. Daß er noch mehr von Bosheit als von Interesse getrieben wird, ist eine zum Gemeinplatz gewordene Wahrheit, und man müßte deshalb eigentlich noch mehr von dem Kampf mit der Bosheit als vom Kampf mit der Dummheit reden, um die herrschende Konstellation zu charakterisiren.

Es ist nicht leicht zu erklären, wie solche Verkehrtheit momentan das Uebergewicht in Deutschland erlangen konnte, einem Lande, dem trotz allem nicht abgesprochen werden kann, in den vordersten Reihen der Kulturvölker einher zu schreiten, in gewerblicher und wissenschaftlicher Intelligenz sich in unablässiger Arbeit zu überbieten. Man hat die Regierungen und namentlich die des Reichs und Preußens angeklagt, daß sie der agrarischen Demagogie gegenüber immer mehr schwach geworden und zurückgewichen seien. Auf die Gefahr hin, daß ich in Verdacht gerathe, auf meine alten Tage servil geworden zu sein, muß ich, wie schon oft in diesen Fragen, die Regierungen in Schutz nehmen. Sie haben sich lange gewehrt und sind nur allmählich von Schritt zu Schritt zurückgewichen, unter Umständen, die sie entschuldigen. Ich will nur erinnern an die verschiedenen Stadien der Börsengesetzgebung. Hat sich nicht die Regierung möglichst lange gewehrt gegen das Verbot der Termingeschäfte? Sie hat nachgegeben, als auch die Nationalliberalen vor den Agrariern die Waffen streckten und in das Hallali mit einstimmten. Wenn ein Mann von der Vergangenheit und Bildung des Herrn von Bennigsen mit einer vornehmen Handbewegung sich den Herren vom Bund der Landwirthe anschließt, ihren extremen Forderungen zustimmt mit Worten, deren Sinn etwa dahin zusammengefaßt werden könnte: „Was kann da sein!“ so versteht man es ganz gut, daß die Minister sagen: wenn diese Nationalliberalen, welche den potenten Bürgerstand repräsentiren, nichts einzuwenden haben, dann in Gottes Namen fort damit!

Höchst wahrscheinlich hätten ohne diesen Konsens die Regierungen nicht nachgegeben. Ihnen allein verdanken wir es doch bis heute, daß einstweilen das Zunftwesen noch nicht in seiner ganzen Absurdität Gesetz geworden ist, wofür die Mehrheit des Reichstages jeden Augenblick zu haben wäre. Der Umstand, daß die Nationalliberalen sich hierin noch nicht der Rechten und dem Centrum angeschlossen haben, erklärt, warum die Regierungen bis jetzt noch die Ehre des Menschenverstandes im Deutschen Reich auf diesem Gebiet gerettet haben. Wahrscheinlich hätten sie dasselbe in anderen Fragen auch gethan, wenn sie eine Stütze bei dem aufgeklärten Bürgerthum, speziell bei den Nationalliberalen gefunden hätten. Es ist beklagenswerth, daß diese nicht einmal die gute Seite des unparlamentarischen Regimentes, unter dem Deutschland steht, hierin auszunutzen verstanden haben. Hätten wir eine von Majoritäten abhängige Regierung, so wäre nichts dagegen zu sagen, wenn nach Mehrheitsansichten regiert und legiferirt würde. Man müßte sich Zünfte und Gott weiß welche Extravaganzen gefallen lassen, wenn ein aus Konservativen und Centrum zusammengesetztes Ministerium aus den Abstimmungen hervorginge. Dagegen hätte man ein andermal auch den Vortheil, ein solches Ministerium bei anderer Parteigruppirung zu stürzen. Aber von alledem ist ja bei uns nicht die Rede. So müßte die Einsicht der Partei sich auch darauf einrichten, die Unerschütterlichkeit der Regierung für sich zu verwerthen, wo sie, obgleich in der Minderheit, durch ihr moralisches Gewicht die Regierung im Widerstand gegen eine Mehrheit stützen könnte. Dies war die Aufgabe, welche die Nationalliberalen in der Berathung des Börsengesetzes und ähnlicher Vorlagen hatten; und wären sie sich ihrer bewußt gewesen, so hätte die Regierung den ursprünglich von ihr eingenommenen Standpunkt festgehalten; ja, man kann sogar die Behauptung wagen, viele Mitglieder des Centrums selbst wären nicht über den Standpunkt der Regierung hinausgegangen, und sie thaten dies nur unter dem Vorgang der Nationalliberalen, weil sie nicht minder agrarisch erscheinen wollten als diese, und sich, gerade wie die Regierungen sagten: was Herr von Bennigsen und die Seinen verantworten, muß doch ein Centrumsmann gewiß verantworten können.

Von Rekriminationen kann ja nicht die Rede sein. Dazu ist der Augenblick wahrlich nicht angethan. Wer heute, sei er noch so radikal oder noch so gemäßigt, nicht einsieht, daß es heißt, alle Stimmen von rechts und links sammeln, die dem Ueberwuchern und dem Uebermuth des agrarischen Zerstörungswerks entgegentreten wollen, wetteifert nur an Gemeinschädlichkeit mit dem Bund der Landwirthe. Nicht um Besserwissen, nicht um Tadel, noch viel weniger um Vorwürfe handelt es sich. Der Moment ist kostbar. Denn sichtlich ist die Erkenntniß der Gefahr im Erwachen, und wenn auch der jüngst vernommene Ausspruch, daß die nächsten Reichstagswahlen das bedeutendste Ereigniß des anbrechenden neuen Jahrhunderts für die ganze Welt sein werden, an Uebertreibung leidet, so ist doch das Korn von Wahrheit darin, daß sie für Deutschland von unübersehbarer Tragweite sein müssen; und der Kulturgang Deutschlands ist nicht ohne Einfluß auf den der übrigen Welt. Die Beunruhigung, welche zur Zeit von der amerikanischen und, wenn auch erst in schwachen Andeutungen, von der englischen Handelspolitik dem deutschen Gewerbfleiß aufsteigt, ist nicht zum geringen Theil der Propaganda zuzuschreiben, die Deutschland seit zwanzig Jahren mit seinem Beispiel gemacht hat, und der Geist, mit dem die deutsche Regierung an die bevorstehenden Unterhandlungen herantreten wird, kann nicht verfehlen einen weitwirkenden Einfluß auf die Natur der internationalen Beziehungen aller Kulturländer untereinander auf lange hin auszuüben. Darum mögen sich die deutschen Industriellen überlegen, ob sie sich mit schönen Worten zu dem neuen Kartell wollen überreden lassen, das sie abermals unter die Direktion der Herren von Plötz und Konsorten zu stellen bestimmt ist. Zweimal ist diese Kriegslist schon gelungen. Nach dem drittenmal dürfte es für alle Reue zu spät werden. Zum erstenmal glückte es bei den Wahlen des Jahres 1887. Unter dem Ruf: „Avanciren auf der ganzen Linie“ wurde das Feld sturmfrei gemacht, nicht, wie es hieß, gegen den Angriff der Franzosen, sondern für die Erhöhung der Getreidezölle. Zum zweitenmal gelang die Intrigue, als ein paar sensationelle Bankbrüche dazu herhalten mußten, das Ketzergericht gegen die gesammte Handelswelt zu inszeniren. Es lag auf der Hand, daß — nach berühmten Mustern — der Schrecken, welchen jene Fallimente verbreitet hatten, zu Ueberrumpelungen auf breitester Basis ausgebeutet werden

sollte. Ein Minimum von Besinnung hätte genügt, sich vor der Falle zu hüten, die mit dem Antrag auf die Börsen-Enquete gestellt wurde, um methodisch den Strick für die Handelswelt zu drehen. Aber vergeblich war alles Warnen. Der Geist der Schoof und Hahn war damals schon so übermächtig in der Partei, daß auch die intelligentesten und liberalsten Mitglieder nicht zu widerstehen wagten. Die Angst vor dem Verdacht, für einen Gönner der Börse zu gelten, that ihre Schuldigkeit, und nachdem die Denunziation zum Jubel des agrarischen Haufens einmal gelungen war, konnten die verdammenden Urtheile, unter derselben Konstellation, nicht mehr ausbleiben.

Endlich scheint es zu tagen. Ob mit Erfolg, das heißt mit Ausdauer, ist abzuwarten. Immerhin ist Eines sehr bemerkenswerth. Die Entdeckung, daß der Junker der Hauptfeind der deutschen Wohlfahrt sei, war seit Langem und bis vor Kurzem im Alleinbesitz des Restes von entschiedenen Liberalen, der sich in Deutschland erhalten hat. Plötzlich ertönt der Ruf von allen Seiten. Erstaunt begegnet man ihm im Munde von Leuten, die vor etlichen Jahren das noch sehr anstößig gefunden hätten. Jetzt handelt es sich nur um die Feststellung und Verbreitung dieser Wahrheit. Richtig angewendet, kann sie uns vor den größten Gefahren behüten. Es ist auch nicht Zufall, daß diese Erkenntniß erst seit Kurzem zum Durchbruch kam. Nicht die gehäuften Exzesse des Bundes der Landwirthe allein sind daran schuld. Eigenthümliche Fügungen haben es auch herbeigeführt, daß der persönliche Einfluß des Junkerthums mächtiger geworden ist, als er es seit dem Bestehen des neuen Deutschen Reiches gewesen, wenn schon Kaiser Wilhelm II. nach manchen Richtungen ein modernerer Mensch ist als sein Großvater war. Zu der Macht, welche gewisse hocharistokratische Familien, „die Edelsten der Nation“, am Sitze der Monarchie gewonnen haben, hat sich aber noch der nicht minder wirksame Einfluß eines Mittelpunktes gesellt, den man eine Hoch- und Hofburg des radikalen Junkerthums nennen könnte, nämlich Friedrichsruh. Seit dem Bunde, welchen Fürst Bismarck im Jahre 1876 heimlich mit seinen alten Genossen schloß, um von den Konzessionen an das Bürgerthum zum strammen Bündniß mit den Deutschkonservativen zurückzukehren; seitdem er, nach der bitteren Fehde, sich mit Kleist-Retzow und den Deklaranten brüderlich versöhnt hatte, trat immer deutlicher zu Tage, wie Deutschland dafür zahlen mußte, daß es seine Einigung dem genialsten aller Junker zu verdanken hat. Und seitdem er seine aktive Stellung eingebüßt, hat er sich der Neigung, nach dieser Seite auszuschreiten, mit einer Vehemenz überlassen, welche von keiner verantwortlichen Einsicht mehr beschränkt ist. Es gibt keine agrarische Extravaganz, deren Vertreter am Friedrichsruher Hofe nicht freundlich empfangen und ermuntert wurden, bis zu den amerikanischen Freisilberdemokraten. So kommt es, daß, trotz allen inneren Grolls, ein unsichtbares Band von dem extremen Junkerthum in Friedrichsruh zu den Familienkreisen führt, die in der kaiserlichen Hofburg wohl angesehen sind, und die gemeinsame Arbeit ist in mehr als einer Leistung zu erkennen. Auf diesem Wege sind alle Staatsmänner des Reichs bekämpft worden, welche sich nicht unter das Joch der Agrarier bedingungslos beugen wollten; und daß die Nationalliberalen sich verführen ließen, gegen ihre eigensten Interessen an diesem Strang mitzuziehen, kam daher, daß sie den untergeordneten Elementen ihrer Partei, welche sich die Losung aus Friedrichsruh holten, das Uebergewicht einräumten. Die Ausdehnung der Wahlperiode von drei auf fünf Jahren entsprang gewiß nicht der Absicht, einer liberalen Richtung zu dienen. Aber sie kann sich doch diesmal als ein Vortheil ausweisen. Vor zwei Jahren war die Erkenntniß der Gefahr, welche dem deutschen Staatsleben vom Junkerthum droht, entfernt nicht so durchgedrungen wie sie es heute ist. Der Schaden, welcher Gewerbe-, Börsen- und Zuckergesetzgebung gestiftet haben, ohne den Urhebern einen Schatten von Nutzen einzutragen, ja mit Schaden für sie selbst, fängt endlich an auch die Langmüthigsten aufzuregen. Das Drängen nach dem Zollkrieg mit der ganzen Welt zeigt, wie unverbesserlich das Vandalenthum weiter zu wüthen entschlossen ist. Sollte die Summe dieser Erfahrungen nicht genügen, um das Bürgerthum auf der ganzen Linie zur Sammlung zu rufen, so müßte das Wort, daß der Mensch durch Schaden klug wird, aus den Sprüchen der Weisheit gestrichen werden.

L. Bamberger.

Jakob Burckhardt.

Von den Städten der Schweiz hat Basel die älteste und feinste Kultur. Während die Hochschulen von Zürich und Bern Schöpfungen dieses Jahrhunderts sind, erhielt Basel schon 1460, dreißig Jahre nach dem Baseler Konzil, durch Papst Pius II. seine Universität. Von Bischöfen regiert, war es eine echte Pfaffenstadt, damit aber auch eine Stadt behaglicher Gelehrsamkeit und jenes Sinnes für vornehmen, durch Wissenschaft und Künste verschönerten Lebensgenuß, wie er der höheren Geistlichkeit im späteren Mittelalter eigenthümlich war. Darum fühlte sich, noch in der Reformationszeit, ein Erasmus hier so wohl, darum fand ein Hans Holbein in Basel reiche Gelegenheit zur Bethätigung seines Genies. Und als später Basels Bürger durch Handel und Gewerbe reich wurden, blieben sie durch solchen ererbten Sinn für Kunst und Wissenschaft vor dem Versinken in bloß materiellen Lebensgenuß, den sie zwar keineswegs verschmähten, glücklich bewahrt. Noch heute wird man selten einen Baseler Industriellen treffen, der nicht das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hätte, und eine vor mehrere Jahren veranstaltete öffentliche Ausstellung von Gemälden in Privatbesitz förderte eine unglaubliche große Zahl herrlicher Kunstschätze der italienischen und niederländischen Malerschulen zu Tage, wie ja auch die Gemäldegalerie des Baseler Museums die bei weitem bedeutendste und schönste der Schweiz ist.

Man darf es daher wohl nicht als bloßen Zufall betrachten, daß diese Stadt in unserem Jahrhundert der Welt den Maler Arnold Böcklin und den Historiker und Kunstgelehrten Jakob Burckhardt gegeben hat. Warum sollte man nicht wie für Pflanzen so auch für Menschen einen günstigen Nährboden annehmen dürfen? Jedenfalls ist uns in der Schweiz, uns, die wir selbst als Schüler zu den Füßen Jakob Burckhardt's gesessen haben, dieser außerordentliche Mann immer als die edelste Verkörperung jenes traditionellen feinen Basler Geistes erschienen, ohne daß wir deshalb denjenigen Punkt übersehen hätten, in dem Burckhardt sich zur überwiegenden Mehrheit seiner Mitbürger im Gegensatz befand — seine Freisinnigkeit, den großen weiten Blick in Dingen der Religion und der zeitgenössischen Politik. Ja, uns jungen Leuten, die wir noch nicht die Fähigkeit besaßen, die wissenschaftliche Bedeutung des gewaltigen Gelehrten ganz zu würdigen, imponirte einstweilen am meisten dieser sein Unabhängigkeitssinn gegenüber der devoten Frömmigkeit, die in Basel zum guten Ton gehört. Nun that zwar Burckhardt niemals einen auffallenden Schritt, diesen Unabhängigkeitssinn zu dokumentiren, ließ auch in seine Vorträge keine freidenkerischen Phrasen gleiten, wie denn Zeitlebens jede Art von Spekulation auf billigen Beifall der Menge dieser durch und durch vornehmen Natur völlig fremd blieb; doch fühlten wir aus seinem Geschichtsunterricht, den wir schon in den beiden Oberklassen des Pädagogiums (gleich Sekunda und Prima eines deutschen Gymnasiums) genießen durften, eine so hohe, freie, großartige Weltanschauung heraus, wie sie uns namentlich in Basel, wo selbst Philosophieprofessoren zur Kirche gingen und der Preuße Wilhelm Wackernagel, neben Burckhardt der lichteste Stern der Universität, den durch die Umtriebe der Jesuiten zur Nothwendigkeit gewor-

denen Sonderbundsfeldzug leidenschaftlich mißbilligte, sonst nirgends geboten wurde.

Was die bis zum Jahre 1883 dauernde Lehrthätigkeit Burckhardt's am Pädagogium betrifft, so bin ich allerdings der Ansicht, daß eine gewisse leise Ironie, welche Burckhardt's Vorträge für reifere Geister so unendlich anziehend machte, dem pathetischen Bedürfnisse, das in Bürschchen von sechzehn bis siebzehn Jahren steckt, nicht ganz entsprach. Als ich in meinem zweiten Universitätsjahre Häußer in Heidelberg hörte, der auf dem Katheder wie ein Weltenrichter donnerte und uns mit ingrimmigem Ernste und leidenschaftlichem Feuer die Geschichte der Völker und die Fehler ihrer Regenten vortrug, fühlte ich mich mächtiger gepackt als durch die ruhigere, kühlere, streng objektive Geschichtsdarstellung Burckhardt's, dies vermöge desselben Gesetzes, wonach die ersten Jünglingsjahre vom Pathos der Schiller'schen Dramen sich mehr angezogen fühlen als von Goethe's Klarheit. Hieraus würde sich aber praktisch nur das Eine ergeben, daß es vielleicht nicht richtig war, einem Geiste, den zu begreifen schon eine gewisse höhere Entwicklung der Hörer nothwendig war, den Unterricht halbwüchsiger Knaben zuzumuthen. Und doch ist es unser Glück und unser Stolz, ihn damals zum Lehrer gehabt zu haben, indem wir mit begreiflicher Selbsttäuschung das, was wir seither aus seinen herrlichen Büchern in uns aufgenommen haben, in jene frühe Zeit zurückprojiciren und mit dem Bilde unserer anderen frohen Jugendideale in Eins verschmelzen.

Es sind vornehmlich vier Bücher, auf denen Burckhardt's Ruhm und wissenschaftliche Bedeutung beruht; doch sind nur zwei davon in aller Gebildeten Mund: „Die Kultur der Renaissance in Italien" (1860) und der „Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens" (1855). Hat das zweitgenannte vornehmlich den Charakter einer Rüst- und Schatzkammer, in der sich blank und blitzend alles niedergelegt findet, was zu einem richtigen Verständnisse sowohl der antiken als der mittelalterlichen Kunstwerke Italiens gehört, so daß man dieses Buch weniger in einem Zuge durchlesen, als vielmehr in der Weise eines Nachschlagewerkes benutzen und aus ihm, studirend, lernen wird, so ist dagegen „die Kultur der Renaissance" ein auch durch den sprachlichen Fluß der Darstellung so hinreißend schönes Buch, daß man die Lektüre desselben wie einen fortwährenden Kunstgenuß empfindet. Taine hat es als ein „bewundernswerthes" Buch bezeichnet, als das vollständigste und philosophischeste, das über die italienische Renaissance geschrieben worden. Was nun aber in diesen beiden Büchern an Wissensmaterial steckt, ist gar nicht zu sagen; eine Ahnung davon empfängt man, wenn man einmal selbst irgend eine kleine Spezialität altitalienischer Geschichte oder Kunst zum Gegenstand eigener Forschung macht, zwanzig, dreißig ältere Quellen oder spätere Monographien darüber liest, dann zu Burckhardt zurückkehrt und nun erst bemerkt, daß seine so anmuthig gebauten und dabei so energischen Sätze die Quintessenz alles dessen enthalten, was man in Monate langem Studium sich mühsam zusammengesucht und daß auch nicht ein Wort bei ihm in der Luft steht, sondern alles auf den solidesten Fundamenten ruht. Denn sein Fleiß war ebenso unermüdlich wie seine Bescheidenheit rührend. Er h t eine kleine Autobiographie hinterlassen, welche seinem Wunsche gemäß, bei seiner Leichenfeier anstatt einer Rede, die er sich verbeten hatte, verlesen wurde. In diesem kurzen Schriftstück, das durch antike Schlichtheit sich auszeichnet, will er durchaus nicht als ein hochbegabter Mann, sondern nur als ein pflichttreuer Arbeiter genannten werden. Bei meinem letzten Besuche, den ich ihm vor manchem Jahr abstattete, bejammerte er seine Unwissenheit im Hinblick auf ein Kollegium über altorientalische Geschichte, das er damals für das nächste Semester vorbereitete. Wohl hatte er dasselbe Kollegium schon früher gelesen, aber seine Gewissenhaftigkeit machte ihm ein gänzliches Umarbeiten der alten Hefte zur Pflicht. Und es war ihm mit seiner Klage, wie auch ein langes Leben zu nothdürftiger sicherer Erkenntniß der Geschehnisse der Vorzeit nicht ausreiche, so bitterer Ernst, daß ich ihn von da an nie mehr besuchte und ihm auch nicht mehr schrieb, weil es mir in aller meiner Verehrung und Liebe zu ihm ein Unrecht erschien, einem solchen Manne auch nur eine halbe Stunde zu rauben, die seinen großen Zielen dafür zu gute kommen konnte.

Die beiden andern Hauptwerke Burckhardt's sind: „Die Zeit Konstantins des Großen" (1853) und die „Geschichte der Renaissance in Italien" (1867). Diese beiden Bücher sind nicht so populär geworden wie die zuerst erwähnten. Bei dem die Zeit Konstantins behandelnden, das erst 1880 eine zweite Auflage erlebte, dürfte es am Titel liegen, indem mancher Leser denken mag, über jenen ersten Byzantiner wisse man aus der allgemeinen Geschichte ungefähr genug. Aber dieses Werk Burckhardt's ist die philosophisch tiefste und durch die sprachliche Darstellung schönste Schilderung der antiken, heidnischen, des Aufgangs der christlichen Welt und der wechselseitigen Durchdringung beider mit ihren Elementen. Nach allen Seiten öffnet es Perspektiven und wird den vielgestaltigen Erscheinungen jenes wunderbaren Zeitalters, den heidnischen ebenso wie den christlichen, durch wahrhaft weise Erfassung ihres Wesens gerecht. Ich kann mich nicht enthalten, da dieses Buch so vielen Gebildeten unbekannt geblieben zu sein scheint, hier eine kleine Probe daraus — ein paar Sätze über die christlichen Einsiedler und Asceten — anzuführen:

„Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußeren Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draußen sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch von Seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfniß einer dauernden, unstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede irdische Rücksicht schwinden und der Einsiedler wird Ascet, theils um zu büßen, theils um der Außenwelt gar nichts mehr als das dürftigste Fortleben zu verdanken, theils auch um die Seele zum beständigen Umgang mit den höchsten Dingen fähig zu erhalten. . . . Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und des Individuums setzt dies Einsiedlerleben nicht voraus. . . . . Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjektivsten Lebensauffassung anheimgefallen ist und von diesem Gesichtspunkt aus jene Einsiedler gerne in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte nur sich selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu, als manchen Leuten des vierten Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben."

Solcher Stichproben, die den Leser auch außer dem Zusammenhang mit der ganzen Darstellung festhalten, könnte man aus Burckhardt's „Zeit Konstantins des Großen" leicht zu Hunderten geben. Und welcher Reichthum von Erscheinungen und Gestalten in dem Buche! Welcher Glanz in der Schilderung der großartigen Staatseinrichtungen in der antiken Welt! Dieses Werk ist wie eine ungeheuere Orgel mit Stimmen von Dämonen und Engeln, Fanfaren und rollenden Donnern, und ein Meister spielt sie. Man muß nicht vergessen, daß Burckhardt mit der umfassendsten Kenntniß derjenigen geschichtlichen Epochen, die er in Büchern behandelte, und mit dem Tiefblick des Philosophen auch die phantasievoll lebendige Intuition des Dichters verband, was ganz besonders glänzend in diesem seinem frühesten Hauptwerke hervortritt.

Die „Geschichte der Renaissance in Italien" ist das mehr in eigentlichen Fachkreisen als im großen Publikum nach Verdienst gewürdigte, ergänzende Seitenstück zur „Kultur der Renaissance in Italien". Die 3. Auflage, von Holtzinger bearbeitet, erschien zu Anfang der neunziger Jahre. Andere Schriften Burckhardt's sind: „Die Kunstwerke der belgischen Städte" (1842), „Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln 1238 bis 1266" (1843, Gottfried Kinkel gewidmet), „Erzbischof Andreas von Krain und die letzte Konzilsversammlung in Basel, 1482—84" (Basel, 1852). Wie immer Allem, was ein ausgezeichneter Mann schafft, der Stempel seines Geistes aufgeprägt ist, so wird man auch in diesen Schriften den feinen Historiker wiederfinden;

nur blieb ihre Wirkung durch den Gegenstand eine enger begrenzte.

Der Lebenslauf Burckhardt's war ein ruhiger, der Entwicklung zum Gelehrten günstiger. Seine Geburt fällt auf den 25. Mai 1818. Als Sohn des Antistes, d. h. des ersten Geistlichen der Stadt, wandte sich Burckhardt zuerst der Theologie zu, vertiefte dann jedoch seine Vaterstadt, um sich auf deutschen Universitäten ganz nur dem Studium von Geschichte und Kunst hinzugeben. Entscheidenden Einfluß übte auf ihn Franz Kugler in Berlin, der zu Burckhardt weniger in das Verhältniß eines Lehrers als eines älteren Freundes trat. Jene Berliner Zeit muß, nach noch vorhandenen Dokumenten, namentlich auch nach Gedichten zu schließen, in denen Kugler und Burckhardt in Scherz und Ernst wetteiferten, eine sehr frische und fröhlich-regsame gewesen sein, die der besonderen Darstellung eines Zeitgenossen, der noch aus eigenen Erinnerungen an sie schöpfen könnte, wohl werth wäre. Im Frühjahr 1843 promovirte der junge Gelehrte an der Hochschule seiner Vaterstadt mit einer lateinischen Dissertation zur Geschichte Karl Martells und wurde Privatdozent, hiermit eine Lehrthätigkeit eröffnend, die fast ausschließlich der Universität Basel angehört. Nur in den Jahren 1855 bis 1858 war Burckhardt Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, ohne sich dort, wie sehr ihn auch der Umgang mit Männern wie Gottfried Keller, Semper, Aesthetiker Vischer anzog, recht heimisch fühlen zu können. Ein gewisser stark ausgebildeter praktischer Utilitätssinn der Züricher Bevölkerung war ihm unsympathisch; charakteristisch fand er denselben in einer, wenn man will, lächerlichen Kleinigkeit, aber ihm persönlich besonders widerwärtigen Erfahrung ausgeprägt, daß nämlich an schönen Sommerabenden, wenn man den Duft der Rosen in die geöffneten Fenster strömen zu lassen hoffte und wünschte, aus den Nachbargärten höchst unliebliche Gerüche emporstiegen, die vom überreichlichen Düngen herrührten und auf Burckhardt wie eine persönliche Beleidigung wirkten. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall es kam, daß der Basler Gelehrte gerade in Zürich unter diesem in der ganzen Schweiz mit einem gewissen Fanatismus betriebenen landwirthschaftlichen Branche zu leiden hatte; gewiß ist nur so viel, daß der scheinbar geringfügige Umstand viel dazu beitrug, ihm den fortgesetzten Aufenthalt in Zürich nicht sonderlich wünschenswerth erscheinen zu lassen. Im Uebrigen war Burckhardt in seinem Privatleben der anspruchsloseste Mensch, den man sich denken kann. Mit den einfachsten Wohnungen gab er sich zufrieden. So lebte er eine Zeit lang in Basel unfern des Centralbahnhofes in einem Eckhause, in dem sich zu ebener Erde eine vielbesuchte Restauration (Grissanti) mit Weinstube befand und es daher lärmend genug zuging. Er aber hielt sich nur an den Vortheil dieser Wohnung, den er darin fand, für sich oder einen allfällig von ihm zum Nachtessen gebetenen Freund sogleich von unten vortreffliche Beefsteaks mit Ei und einen starken italienischen Wein, gewöhnlich Veltliner, in das obere Stockwerk zaubern zu können. Auch eine andere Wohnung, in der St. Albanvorstadt, mit freilich herrlichem Blick über den Rhein nach dem Schwarzwald hinüber, befand sich in einem sehr einfachen Hause.

Seit 1858 lebte Burckhardt als Professor ordinarius der Geschichte in Basel, das er nur noch in Ferien, zum Zwecke immer wiederholter Studienreisen nach seinem geliebten Italien, vorübergehend verließ. Was er von dort zurückbrachte, beweisen seine Werke; ich möchte nur beifügen, daß er auch dem modernen Italien ein wohlwollendes, ja leidenschaftliches Interesse schenkte und seine Liebe sogar auf die moderne italienische Musik, die Opern Bellini's, Donizetti's u. s. w. ausdehnte und den Werth Verdi's zu einer Zeit erkannte und vertheidigte, als es in Deutschland wie auch in der Schweiz zum guten Tone gehörte, über „Trovatore", „Traviata" und „Rigoletto" nur mit Achselzucken zu sprechen.

Was nun Burckhardt's akademische Lehrthätigkeit betrifft, — von der am Pädagogium ist bereits die Rede gewesen —, so ist schwer, solchen, welche die Persönlichkeit dieses außerordentlichen Mannes nicht kannten, einen Begriff von dem Zauber zu geben, der von ihm ausging. Man hatte einen immer ganz frei, aus den unerschöpflichen Quellen seines reichen Wissens herausprechenden Redner vor sich, der oratorischen Schmuck der Rede, volltönende Phrasen und dergl. zwar verschmähte, durch die ganze Anmuth seiner Darstellung aber, in welcher Sachlichkeit, Gedankentiefe und Ausdruck wie aus einem Gusse waren, selbst in jeder gewöhnlichen Vorlesung bei den Hörern den Eindruck eines schönen Kunstgenusses hervorrief. Auch spürte man die herzliche Freude durch, die es ihm selbst bereitete, von den Dingen zu sprechen, die sein Denken ausfüllten, von den großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die er von Angesicht zu Angesicht zu kennen schien, als hätte er wie Dante mit Virgil die Wanderung durchs Schattenreich ausgeführt und die Schemen alle gezwungen, ihm Rede zu stehen. Dann kam noch jene feine Ironie dazu, die auf einer ihm eigenthümlichen skeptischen Betrachtung der moralischen Qualitäten des Menschen überhaupt beruhte und allerdings keine tragische Erwägung aufkommen ließ, sondern alles in jene lichte Höhenluft tauchte, wie sie in den Shakespeare'schen Komödien weht. Zu diesen Vorlesungen drängten sich daher nicht bloß die an der philosophischen Fakultät eingeschriebenen Studenten; wer immer seinen Fachstudien ein paar Stunden abgewinnen konnte, hörte bei Jakob Burckhardt. Auch längst in Amt und Würden stehende Männer, manch weißes Haupt, sah man in seinem Hörsaal. In dem Nekrolog den einer seiner Schüler, [H. Bl.], in einem schweizerischen Blatte veröffentlichte, heißt es mit Recht:

> Jakob Burckhardts Thätigkeit reicht weit hinaus über die Kreise der Universität und der gelehrten Bildung. Durch die reiche Fülle seiner Vorträge, die er regelmäßig vor einem weitern Publikum hielt, drang sein Einfluß auch in die breiten Schichten der gebildeten Klassen. Es lag in dem Verhalten der Basler Bevölkerung zu ihm etwas von jener eigenthümlichen, aus Scheu und Liebe gemischten Empfindung, die nach der Ueberlieferung zu allen Zeiten dem Weisen, dem wunderbaren Manne entgegengebracht wurde, den man als den Träger höhern Lebens verehrte . . . Die geistige Physiognomie Basels ist im Lauf der letzten fünfzig Jahre durch keine zweite Persönlichkeit so nachhaltig bestimmt worden, wie durch Jakob Burckhardt und hat durch ihn Züge erhalten, die so bald nicht wieder verschwinden werden.

Im Zusammenhang hiermit wird auch ein Ausspruch Nietzsche's, der einige Zeit lang in Basel Burckhardt's Kollege gewesen, von H. Bl. citirt: „Erzieher thun noth, die selbst erzogen sind, überlegene, vornehme Geister, reife, süß gewordene Kulturen. Die Erzieher fehlen, daher der Niedergang der deutschen Kultur. Eine der allerseltensten Ausnahmen ist mein verehrungswürdiger Freund Jakob Burckhardt in Basel: ihm zuerst verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität."

In den letzten sieben Jahren seiner akademischen Thätigkeit beschränkte sich Burckhardt auf die kunsthistorischen Vorlesungen; die der Geschichte gab er 1886 auf, 1893 dann überhaupt sein Lehramt, da der nun Fünfundsiebzigjährige an Herzbeklemmungen und Athemnoth litt. Seines nahen Todes war man daher in Basel längst gewärtig, aber doch allgemein erschüttert, als Sonntag, den 8. August sich die Trauerkunde verbreitete, daß dieses äußerlich so stille, anspruchslose und durch die Gesinnung des Mannes vornehme Gelehrtenleben, das mit den Früchten der Arbeit die ganze Welt erfüllte und vollen Ruhmesglanz auf die Vaterstadt zurückstrahlte, nun seinen endgültigen Abschluß gefunden habe. Wie segensvoll es nicht allein durch die großen Hauptwerke und durch die öffentliche Lehrthätigkeit, sondern auch durch geistige Wohlthaten gewesen ist, die er jungen Leuten mit Aufopferung seiner Zeit bei edelster Selbstverleugnung ganz im Stillen erwies, kann ich aus einem vor mir liegenden Päckchen Briefe ermessen, die er in den sechziger Jahren an mich wendete und die ich nur mit dankbarer Rührung durchlese da es der reife Mann und Meister, der mit seiner Zeit so haushälterische, große Arbeiter, nicht verschmähte, einem jungen litterarischen Anfänger in der ausführlichsten und herzlichsten

Weise seinen weisen Rath angedeihen zu lassen. In einem der späteren Briefe finden sich sogar sehr reizvolle Ottaven, welche Burckhardt dichtete, um mir zu zeigen, wie er sich die Behandlung eines von mir angeregten Themas etwas anders vorstelle, als ich es auszuführen unternommen hatte. Drei dieser Strophen, die auch außer dem Zusammenhang mit anderen verständlich sind, erlaube ich mir hier mitzutheilen:

„Am fernen Ozean wohnt Amors Tante,
Die große alte Königin der Nacht,
An die einst Mozart jene Arien wandte
Voll Haß und Schmerz und voller Tönepracht.
Mit ihr verkehrt man nimmer durch Gesandte,
Er selber, Amor, hat sich aufgemacht;
Sie hütet, weit am Rand der Weltensäume,
Auch unter anderem das Reich der Träume.

„Sie kann sie senden, durcheinanderwirren,
Verklären, trüben, auch mit Ahnung füllen;
Doch int'ressirt der Mensch und all sein Irren
Nur mittelmäßig ihren hehren Willen; —
Ganz anders leuchtet ihr der Sterne Flirren,
Sie sieht sie nicht durch dumpfe, milchige Hüllen,
Ihr leuchten sie und tönen sie zusammen —
Der Königin! — als großer Chor von Flammen.

(Zu Amor spricht sie)

„Gib mir die Hand! sieh auf zum Sternenchor!
Fühlst Du, wie Dich umschwebt Dein frühstes Alter?
Du hießest Eros! Schlummernd lag zuvor
So Erd' als Meer; es fehlte der Entfalter —
Da stiegest Du, o schönster Gott, empor,
Weltschöpfer Du und wahrer Weltgestalter!
Nun laß das Erdenvolk sich weiter bauen,
Bleib hier und hilf mir selig sein und schauen! —

So war Burckhardt im Stande, sich vermöge eines tiefen Wohlwollens seiner Natur auf die litterarischen Bestrebungen eines jungen, vertrauensvoll zu ihm aufblickenden Menschen einzulassen, was hier anzuführen mir nothwendig schien, um diesen Mann, den wir um seiner hohen Geistesgaben willen bewundern, auch in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Menschenthums den Lesern vor Augen zu dringen. Und gleich mir haben wohl Hunderte seiner Schüler Aehnliches von ihm erfahren. Es war, wie in allen seinen Werken, auch in seinen Lebensbeziehungen der Begriff Humanitas aufs schönste verkörpert.

Bern. J. V. Widmann.

Die Betheiligung der Sozialdemokratie an den preußischen Landtagswahlen.

Es wird mit jedem Monat wahrscheinlicher, daß die Intransigenten der Sozialdemokratie bei der demnächstigen Entscheidung der Frage, ob eine Betheiligung der Parteigenossen bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause zu empfehlen ist, unterliegen werden. Nachdem die einflußreichen Führer Auer und Bebel einer Unterstützung der linksstehenden bürgerlichen Parteien unter dem Dreiklassenwahlrecht offen das Wort geredet haben, wird die offenbare Vernunft, die in dieser Haltung steckt, vermuthlich in Kürze alle doktrinären Bedenken überwinden.

Dieser Umschwung in der Taktik der sozialdemokratischen Partei bedeutet einen Markstein in der Entwicklung der Sozialdemokratie. So lange die Sozialdemokratie allen anderen Parteien gegenüber an der Theorie von der „einen reaktionären Masse" festhielt, gab sie damit zu erkennen, daß es sich für sie überhaupt nicht lohne, diese schnöde Staats- und Gesellschaftsordnung im Einzelnen zu verbessern. Konsequenter Weise wollten deshalb vor einigen Jahren die revoltirenden „Jungen" auch von der Mitwirkung der Genossen in Parlamenten nichts wissen. Das Parlament erschien diesen „Konsequenten" lediglich als ein Capua der Charaktere. Nur kein Opportunismus, nur keinerlei Kompromiß! Ohne Kompromisse gibt es aber bekanntlich überhaupt keine praktische Politik. Thatsächlich hat denn die Sozialdemokratie auch, seitdem sie in den Parlamenten eine Rolle spielt, die Doktrin des Intransigententhums von Jahr zu Jahr bereits weniger aufrecht erhalten. Man lehnt im Reichstage zwar nach wie vor das Budget in Bausch und Bogen ab, aber man beräth es im Einzelnen ganz wacker mit. Trotzdem ist es bemerkenswerth, wenn ein Führer wie Bebel, jetzt in der „Neuen Zeit" Sätze drucken lassen kann, wie diese:

„Diejenigen, die ein Kromponiß als unter allen Umständen verwerflich angreifen, übersehen, daß unsere ganze politische Thätigkeit im Reichstag, in den Landtagen, in den Gemeindevertretungen u. s. w. uns fortgesetzt zu Kompromissen zwingt. Die Negation, die wir angeblich in unserer parlamentarischen Thätigkeit uns sollen zu Schulden kommen lassen, wird seit dreißig Jahren durch die Thatsachen widerlegt."

Wer sich zu einer solchen Ueberzeugung durchgerungen hat, der mußte natürlich auch für die Betheiligung der Partei an den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause eintreten. Diese Haltung ist klug; und was politisch klug ist, ist auch politisch vortheilhaft. Je weniger die Sozialdemokratie für ihre Unterstützung der Liberalen unter dem Dreiklassenwahlrecht eine Kompensation verlangt, je offenbarer sie diese Unterstützung nur aus allgemeinen politischen Erwägungen heraus und nicht in der Form des Wahlschachers gewährt, um so mehr wird sie dadurch auch bei den Wahlen für sich selbst gewinnen. Allerdings zunächst nur bei den Reichstagswahlen. Die Sozialdemokratie war bisher noch immer in weiten Kreisen der Bevölkerung der schwarze Mann, mit dem die politischen Kinder zu Bette gescheucht wurden. Zum großen Schmerz der „Staatsretter" Stumm'schen Gepräges ist diese Furcht vor dem schwarzen Mann seit Jahren im Abnehmen. Alle Versuche, die gute alte Zeit des Sozialistengesetzes zurückzuführen, sind gescheitert. Statt dessen haben Hunderttausende von nicht sozialdemokratischen Wählern sich daran gewöhnt, einen sozialdemokratischen Stimmzettel bei den Reichstagswahlen in die Urne zu werfen, bloß um ihrem Mißvergnügen mit der herrschenden Politik den deutlichsten Ausdruck zu geben. Es unterliegt meines Erachtens gar keinem Zweifel, daß diese Gefolgschaft der Sozialdemokratie aus bürgerlichen Kreisen noch beträchtlich wachsen wird, sobald die sozialdemokratische Partei den linksstehenden bürgerlichen Parteien bei den Censuswahlen ohne jede unmittelbare Gegenleistung Wahlhilfe leistet. Die psychologische Wirkung eines solchen Verhaltens kann nur die sein, daß gar mancher Wähler, der trotz seiner hochgradigen Unzufriedenheit mit dem politischen Gang der Dinge doch noch immer Anstoß nahm, den sozialdemokratischen Kandidaten auch nur in der Stichwahl zu unterstützen, nun seine Bedenken aufgibt und zu dem Entschlusse kommt: lieber ein Sozialdemokrat, als ein Junker und Junkergenosse!

Wahrscheinlich wird sogar diese Wirkung bei den Reichstagswahlen viel bedeutsamer werden, als die Wahlhilfe der Sozialdemokratie bei den nachfolgenden Landtagswahlen. Sodann kommt aber noch etwas Weiteres hinzu. Eine bei den Landtagswahlen den Liberalen gewährte Wahlhilfe, wenn sie auch von den bei der Wahl Unterstützten nicht erbeten und von der anderen Seite im wohlverstandenen eigenen Interesse gewährt ist, legt dem Liberalismus die starke moralische Verpflichtung auf, das verrottete Dreiklassenwahlsystem mit mehr Nachdruck als bisher zu bekämpfen. In demselben Maße, wie die Sozialdemokratie politisch reifer wird, erscheint der Zustand skandalöser, daß eine Partei, die unter dem allgemeinen Wahlrecht beinahe über ein Viertel der Wählerstimmen des Deutschen Reichs verfügt, in Preußen vermöge des „elendesten aller Wahlsysteme" auch nicht einen einzigen Abgeordneten ins Parlament dringen kann.

Th. Barth.

Trutz-Juden.

's war Einer, dem 's zu Herzen ging …

I.

Vom 29 bis 31. August dieses Jahres soll in Basel ein Zionisten-Kongreß stattfinden. Die Begrüßungsrede wird Herr Dr. Theodor Herzl halten, der Verfasser des Versuches einer „modernen Lösung der Judenfrage: Der Judenstaat“ — einer Broschüre, über die vorläufig die Urtheile soweit auseinandergehen, daß die Buchhändleranzeige der vierten Auflage die Schrift schlankweg epochal nennt, indessen minder enthusiastischen Gemüthern, wie dem Referenten, in einer vor Jahr und Tag gedruckten Besprechung in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, dieser Gründerprospekt einer jüdischen Schweiz widerwärtiger erschien, als das roheste antisemitische Pamphlet. Ueber die allgemeine Lage des Judenthums gedenkt sodann als neuester Wortführer einer Juda-a irredenta Herr Dr. Max Nordau sich zu verbreiten. Weitere Referate besorgen der Autor der „Jüdischen Moderne“, Herr Dr N. Birnbaum, und andere; ein Kölner Rechtsanwalt soll die juristische Organisation, ein Wiener Arzt die Kolonisation Palästinas, ein Dritter die neuhebräische Litteratur behandeln. Wohlgemerkt: alle gewillt und verbunden, vorbehalt- und widerspruchslos für den Zionismus einzutreten, den sein Hauptapostel kürzlich epigrammatisch als „das Judenthum unterwegs“ bezeichnete, während ihn Unsereiner nur für das Judenthum auf dem Holzweg hält. Contraredner kommen gar nicht zu Wort. Zeuge dessen § 2 der jüngst veröffentlichten Geschäftsordnung:

„Mitglied des Kongresses kann Jeder werden, dessen bis 15. August erfolgte Anmeldung von der vorbereitenden Kommission genehmigt worden ist, und der sich mit dem allgemeinen Programm des Zionismus — Schaffung (!) einer völkerrechtlich gesicherten Heimstätte für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimiliren können oder wollen — ausdrücklich einverstanden erklärt.“

Nach dem Wortlaut dieser Bestimmung dürften ohne weiteres die schlimmsten bisherigen Feinde des Judenthums, Antisemiten aller Grade und Lande, Zulaß heischen: denn größeren Erfolg ihrer Bestrebungen, als das unbedingte Zugeständniß der Assimilationsunfähigkeit der Juden und des freiwilligen Abzugs derselben aus den gegenwärtigen, verfassungsmäßig und staatsgrundgesetzlich geschützten Wohnsitzen hätten sie schwerlich zu erwarten.

Ausgeschlossen erscheinen laut § 2 dagegen alle jüdischen und nichtjüdischen Parteigänger mählicher Verschmelzung des jüdischen Elementes mit den Völkerschaften des Wahlvaterlandes, d. h. bis zur Stunde die überwältigende Mehrheit aller abendländischen Juden, die ansehnlichsten Fürsprecher gesetzlicher Ordnung unter ihren christlichen Mitbürgern und Regenten. Fernbleiben werden der zionistischen Heerschau gleicherweise die offiziellen Würdenträger der jüdischen Kultgemeinde: so hat zunächst am 14. Juni 1897 die Verwaltung der israelitischen Kultusgemeinde in München förmliche Verwahrung eingelegt gegen die ursprünglich für die bayerische Hauptstadt geplante Abhaltung des Zionistenkongresses; so hat weiter der Wiener Oberrabiner in seiner Flugschrift „Nationaljudenthum“ und der geschäftsführende Vorstand des Rabbinerverbandes in Deutschland jede Gemeinschaft mit Lehren und Zielen des Zionismus abgelehnt. In dieser Erklärung heißt es:

„1. Die Bestrebungen sogenannter Zionisten, in Palästina einen jüdisch-nationalen Staat zu gründen, widersprechen den messianischen Verheißungen des Judenthums, wie sie in der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen enthalten sind. 2. Das Judenthum verpflichtet seine Bekenner, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen und dessen nationale Interessen mit ganzem Herzen und mit allen Kräften zu fördern. 3. Mit dieser Verpflichtung stehen aber nicht im Widerspruch jene edlen Bestrebungen, welche auf die Kolonisation Palästinas durch jüdische Ackerbauer abzielen, weil sie zur Gründung eines nationalen Staates keinerlei Beziehungen haben. — Religion und Vaterlandsliebe legen uns daher in gleicher Weise die Pflicht auf, Alle, denen das Wohl des Judenthums am Herzen liegt, zu bitten, daß sie sich von den vorerwähnten zionistischen Bestrebungen und ganz besonders von dem trotz aller Abmahnungen noch immer geplanten Kongreß fern halten.“

Nicht anders als diese Theologen urtheilte, gleich nach dem ersten Vorstoß der Zionisten, ein so freidenkender, maßvoller Mann, wie Theodor Gomperz, der die ganze Bewegung als ziel- und aussichtslos abthat. Angesichts dieser geschlossenen Gegnerschaft ausschlaggebender jüdischer und nichtjüdischer Kreise wird der prahlerisch als bedeutungsvolles Ereigniß in der Geschichte der Juden angekündigte Baseler Kongreß in der Welthistorie voraussichtlich eine etwas kleinere Episode bilden, als das Baseler Konzil heillosen Angedenkens. Das Schisma unserer jüngsten Trutzjuden wird nicht einmal zu den Tagen und Jahren der Deutsch- oder Altkatholiken kommen. Und die Partei der zionistischen Ultra-Marin-Juden dürfte an Erfolg und Einfluß niemals die ultramontanen Katholiken erreichen. Ihr Baseler Kränzchen vermag also dem Häuflein Stockjuden, die alles Heil von Jerusalem erwarten, nichts zu nützen, wohl aber die Kreise derjenigen zu stören, die auch im Zeitalter Bismarcks zum Zeitalter der Humanität, insbesondere zu Lessing sich bekennen, der aus Juden Menschen warb. Theoretiker und Praktiker aus der Schule Nathans und Wilhelm von Humboldts finden auf dem Zionistenkongreß nach § 2 seiner Geschäftsordnung unabweislich weder Sitz noch Stimme. Trotzdem oder eben darum können und werden nur die Getreuen dieser mächtigen Vordenker innerlicher und äußerlicher Judenbefreiung den mehr als hundertjährigen Emanzipationskampf ausfechten, der nicht erst mit Mendelssohn und dem großen napoleonischen Sanhedrin begann und mit Gabriel Riesser und dem Berliner Kongreß noch lange nicht endete. An Bundesgenossen und Gegnern wird es ihnen, wie in der Vergangenheit, auch in Gegenwart und Zukunft nicht fehlen, solange sie bedacht und gerecht ihre gute Sache führen. Im Geist und im Dienst dieser Ehren- und Herzenspflicht müssen sie und ihre christlichen Gesinnungsgenossen — wie zuvor gegen gehässige Antisemiten — sich nun auch zur Wehre setzen wider die schlimmsten Antisemitenknechte. Denn das und nichts anderes sind die heutigen sogenannten Zionisten, tolle Hetzjuden, wie sie tolle Judenhetzen züchteten und naturgemäß züchten mußten.

II.

Die Härte dieses Ausspruchs kann Niemanden überraschen, der die Geduldprobe kritischer Musterung der einschlägigen Litteratur bestanden hat. Außer dem „Judenstaat“ Herzls kommt da ein Wochenblatt in Betracht, das seit 4. Juni dieses Jahres in Wien erscheint und den Namen „Die Welt“ führt. Mit völlig unzureichendem Grunde, wie der erste Blick auf die Titelvignette lehrt: Zwischen dem Artikel „Die“ und dem Hauptwort „Welt“ ist das Pentagramma, der Schild Davids eingezeichnet, in dessen Mitte ein Landkärtchen die Namen Palästina und Jerusalem aufweist. Der judäozentrische Standpunkt der Zionisten kann nicht bündiger und naiver illustrirt werden: Der Erdkreis eingeengt auf das bischen Palästina — das ist eine Welt, das ist Deine Welt. Alle Heimsuchung der Juden stammt nach den Zionisten nur aus ihrer Zerstreuung. Alle Erlösung wird darum nur die Verwirklichung der zionistischen Auswandererphantasien bringen. Deshalb heißt es vor Allem den alten Hetz- und Hohnruf Hep Hep — H(ierosolyma) E(st) P(erdita) — in sein Gegentheil verkehren. Das „Wie“ dieser Erfüllung messianischer Verheißungen stellt sich der Autor des „Judenstaates“ folgendermaßen vor:

„Wenn Seine Majestät der Sultan uns Palästina gäbe, könnten wir uns dafür anheischig machen, die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln“ („Judenstaat“ 29). „Der neue Judenstaat muß anständig gegründet werden (l. c. 77).“ „Die Milliarde müßte voll eingezahlt werden, sonst kann man nicht anfangen (l. c. 51).“ „So kann es

eine in der Geschichte beispiellose Form der Landnahme und Staatgründung werden, mit bisher nicht dagewesenen Chancen des Gelingens (l. c. S. 73)."

Jeder Kommentar dieser lapidaren Sätze wäre Entweihung ihres monumentalen Humors. Daß ein fünfsinniger Mensch solche Thesen aufstellt und ernsthaft vertheidigt, deutet auf seine Zugehörigkeit zum niemals aussterbenden Geschlecht unbelehrbarer, unbekehrbarer Projektenmacher. Die bösesten thatsächlichen Widerlegungen verhärten Planschmiede seines Schlages, statt sie zur Einkehr zu bewegen: Zeuge dessen Herzl's 1897er Zornausbruch wider dieselben Seelsorger, die er 1896 als die geborenen und gekorenen Schutzgeister seines Judenstaates ausrief:

„Wir werden vornehmlich an die Mitwirkung unserer Seelsorger appelliren. Jede Gruppe hat ihren Rabbiner, der mit seiner Gemeinde geht. Alle gruppiren sich zwanglos. Die Ortsgruppe bildet sich um den Rabbiner herum. So viele Rabbiner, so viele Ortsgruppen. Die Rabbiner werden uns auch zuerst verstehen, sich zuerst für die Sache begeistern und von der Kanzel herab die Andern begeistern (Judenstaat S. 57)."

Und als ein Jahr später genau das Gegentheil dieser Prophezeiung eintritt, als Landes- und Großrabbiner in Deutschland, Oesterreich, England, Amerika von der Kanzel und in der Presse vom Zionismus abrathen, wettert der allerdings grimmig Enttäuschte wider die „Protestrabbiner" („Die Welt" Nr 7 vom 16 Juli 1897), deren Verhalten er ein ungeheuerliches schilt:

Will einer von der jüdischen Nation, aus der er stammt, sich wegwenden und zu einem anderen Volk übergehen, so mag er es nur thun Wir Zionisten werden ihn nicht aufhalten Nur ist er ein Fremder für uns. (!) Seine neuen Volksangelegenheiten kümmern uns nicht näher, aber auch ihn nicht die unsrigen (!!). Er hat bei uns nichts dreinzureden, und wenn er klug ist, wird er es auch gar nicht versuchen, denn es kann ihn bei Teutonen, Galliern, Angelsachsen nur verdächtig machen, wenn er sich um innere (?) jüdische Sachen kümmert. Will er für seine assimilatorische Lösung der Judenfrage Genossen werben, so ist dazu das beste Mittel, daß er zeige, wie gut man ihn aufnimmt wie wohl man ihn anerkennt, wie wohl er sich befindet. Aber dem Judenthum angehören, das Judenthum sozusagen berufsmäßig ausüben und es gleichzeitig bekämpfen, das ist etwas, wogegen sich jedes rechtliche Gefühl auflehnen muß. . . . Max Nordau hat diesen Typus bereits (Nr. 2 der „Welt" vom 11. Juni 1897: Ein Tempelstreit) mit einem Worte gebrandmarkt, das bleiben wird: es sind die Leute, die in sicherem Boot sitzen und dem Ertrinkenden, die sich an den Bootrand klammern möchten, mit dem Ruder auf die Köpfe schlagen möchten.

Jüdische Seelsorger, die vor dem Zionismus warnen, beschuldigt diese blindwüthige Anklage deshalb und deshalb allein, „daß sie dem Judenthum angehören, das Judenthum sozusagen berufsmäßig ausüben und es gleichzeitig bekämpfen". Deutsche Juden wiederum, die — gleich ehrlich germanisirten Slaven und Romanen — als gute Deutsche sich fühlten und bekennen, trifft der Bannstrahl der Zionisten als „Fremdlinge". Ja, haben die Herren denn niemals davon gehört, daß die Fragen, um die hier gehadert wird, vor drei Menschenaltern vom ersten Napoleon einer zahlreichen, zum Theil aus Rabbinern bestehenden Versammlung von Deputirten der Juden des Kaiserreichs vorgelegt wurde? Haben sie nie davon gelesen, daß die bedeutendsten der damaligen antwortlichen Erklärungen über das Verhältniß der Juden zum Staat später durch eine Versammlung von Schriftgelehrten — einen Sanhedrin — bestätigt und in Beschlüsse verwandelt worden sind, die für die Juden die Kraft religiöser Gebote haben? und ist ihnen völlig unbekannt, daß einer der redlichsten Deutschen unseres Jahrhunderts, der Jude Gabriel Riesser, bereit war, jene Erklärungen eines wirklich berufenen, folgenreichen Kongresses zur Lösung der Judenfrage dem deutschen Vaterlande gegenüber von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu unterschreiben? Die Bedeutung jener Beschlüsse für die Befreiung der Ghettojuden hat so grundverschiedenen Geistern, wie dem evangelisch toleranten rheinländischen Hausfreund, J. P. Hebel, und einem Freidenker, wie Georg Brandes, gleicherweise eingeleuchtet. Unsere heutigen Zionisten freilich werden durch die entscheidenden Bekenntnisse jener napoleonischen Notabeln nur vor die Wahl gestellt, sich, wie es im alten Civilprozeß heißt, das ewige Stillschweigen auferlegen zu lassen oder auch diese wahren Wohlthäter der hart bedrängten europäischen Judenschaft als Abtrünnige und Fremdlinge in Acht und Aberacht zu thun.

„Menschen, die ein Vaterland erwählt haben, die seit mehreren Jahrhunderten hier leben" — so heißt es in dem Beschluß des Sanhedrin — „Menschen, die selbst unter der Herrschaft ihre bürgerlichen Existenz beschränkender Gesetze solche Zuneigung für dieses Land fühlten, daß sie lieber auf den Genuß gewöhnlicher Rechte Verzicht leisten, als daraus weichen wollten — diese können sich in Frankreich wohl nur als Franzosen betrachten und die Verbindlichkeit, das Vaterland zu vertheidigen, ist ihnen eine so ehrenvolle, als kostbare Pflicht. Die Vaterlandsliebe ist unter den Juden ein so natürliches, lebendiges und ihrem religiösen Glauben so angemessenes Gefühl, daß ein französischer Jude sich in England, selbst in den Verhältnissen mit anderen Juden, als fremd betrachtet, und ein gleiches würde bei englischen Juden in Frankreich eintreten. So weit bestimmt sie dieses Gefühl, daß man in den letzten Kriegen öfter französische Juden gegen Juden aus feindlichen Ländern mit Erbitterung hat fechten gesehen.*)"

Dies ABC des Patriotismus war die unerläßliche Voraussetzung der napoleonischen, wie jeder folgenden Judenemanzipation. Und die Zionisten unseren Tage thäten gut, als ABC-Schützen in dieser Elementarschule politischer Erziehung der Juden buchstabiren zu lernen, bevor sie — durch den Mund des Herrn Dr. Max Nordau — der erstaunten „Welt" mittheilen:

Feindlich wird dem Zionismus nur eine Kategorie von Juden entgegentreten: die der Selbstlinge, die für sich irgendwie entfernte üble Folge der zionistischen Bewegung fürchten, die sich als Verachtete und Beschimpfte wohlfühlen und den Unzufriedenen, Ungeduldigen nicht verzeihen, daß sie eine Anstrengung wagen wollen, ohne auf das ruhige Behagen der Satten und Vergnügten Rücksicht zu nehmen.

Damit spielen die Zionisten ihren ersten und letzten Haupttrumpf aus: sie berufen sich auf die heutige Judennoth, der — ihres Erachtens — nur die Wunderkur einer vollkommenen Verpflanzung aller Juden in vollkommen neue Verhältnisse abzuhelfen vermag In gleicher Weise verkünden die Heißsporne der Katholikentage, daß alles Unheil der Erde nur aus der vatikanischen Gefangenschaft des heiligen Vaters herrühre und mit der Wiederaufrichtung des Kirchenstaates wie durch einen Theaterstreich weichen werde. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Katholiken, die sich zu solchen Meinungen bekennen, frommgläubig sind oder thun. Unseren Zionisten fehlt selbst dies einigende Band der übereinstimmenden Konfession:

„Wir sind ein modernes Volk und wollen das modernste Volk werden. . . . Unsere Volksgemeinschaft ist ja eine eigenthümliche, einzige. Wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig. . . . Werden wir also am Ende eine Theokratie haben? Nein! Der Glaube hält uns zusammen, die Wissenschaft macht uns frei (?!). Wir werden daher theokratische Velleitäten unserer Geistlichen gar nicht aufkommen lassen. Wir werden sie in ihren Tempeln festzuhalten wissen, wie wir unser Berufsheer in den Kasernen festhalten werden. . . . Jeder ist in seinem Bekenntniß oder in seinem Unglauben so frei und unbeschränkt, wie in seiner — das Wort steht wirklich auf S. 75 von Herzl's Judenstaat — „Nationalität."

Ebenso versichert Herr Dr. Nordau:

„Der Zionismus hat nicht das Geringste mit der Theologie zu thun Es ist keine religiöse Bewegung, sondern eine politische, wirthschaftliche, sittengeschichtliche und soziologische. Wenn die Juden vom Wunsche entflammt sind, ein neues Zionsreich aufzurichten, so schöpfen sie die Bewegung dazu weder aus der Thora, noch aus der Mischna.

*) Gesammelte Aktenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich. Homburg 1 1847. Wiederholt in Gabriel Riesser's Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden 1831 Jetzt in den gesammelten Schriften von Gabriel Riesser 1867, Band II, 191.

sondern aus der Noth der Zeit, aus ihren unmittelbaren Gefühlen, aus ihrem Entschluß, die ihnen inmitten der Völker bereitete Lage nicht länger zu ertragen. Der Name Zion hat sich nicht aus religiösen, sondern aus geschichtlichen Gründen aufgedrängt. Er erzeugt das zionistische Verlangen nicht, er rechtfertigt es nicht, er weist ihm nur eine bestimmte Richtung, er fügt ihm durch die Erinnerung, die er erweckt, eine mächtige dynamogene Emotion (!!) hinzu und dies ist noch immer eine sehr große Rolle; eine religiöse Rolle ist es nicht."

In schlichtes Deutsch übertragen, bekräftigen diese schwülstigen Redereien unsere frühere Behauptung: nur die Judenhetze hat die Hetzjuden erzeugt. Der Zionismus ist der Rückschlag des Antisemitismus. Der Eine des Andern werth in seiner sinnlosen Einseitigkeit und verblendeten Ungerechtigkeit.

III.

So arbeiten die Zionisten, wie jede extreme Partei, mit maßlosen Uebertreibungen. Je länger die Juden in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen verharren, desto elementarer wird, nach ihren Manifesten, der Antisemitismus um sich greifen, desto unwiderstehlicher werden die Angegriffenen zu den Umsturzparteien hingedrängt. „Beispiellos ist" — nach der Meinung der „Welt", schon — „die heutige Lage der Juden".

Nun, beispiellos ist in der Geschichte der Juden, nach ihrem mit Blut und Thränen besiegelten mittelalterlichen Martyrium, nicht leicht die traurigste Erfahrung, die bitterste Kränkung. Beispiellos ist in den Annalen der Judenschaft ebensowenig der in jedem Jahrhundert neu erklingende, bisher stets zum Unheil bethörter Massen ausschlagende Lockruf mancher gutgläubiger schellenlauter Thoren und zahlloser falscher Messiasse. Beispiellos in den Erlebnissen der Judenschaft war am ehesten noch der Bürgermuth, mit dem ein Charakter von der Lauterkeit, Beharrlichkeit und dem Rechtssinn eines Riesser Shylocks Wort „Dulden ist das Erbtheil unseres Stammes" zu Schanden gemacht und vorbildlich gezeigt hat, durch welche Lebensführung die verbissensten Judenhasser entwaffnet, durch welche Taktik der Widerstand gegnerischer Gewalten im Volk, in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Staatsverwaltung geduldig und ausdauernd besänftigt und endlich gebrochen werden kann. Einfacher, als diese mühselige Bekehrung voreingenommener Gegner durch das lebende Beispiel rechter Bürgertugend, bequemer, als solche systematische Erziehung und Weiterbildung zu politischer Geltung ist es freilich, die ohnedies gereizten Leidenschaften aufzustacheln, grundsätzlich Alles zu verschweigen, was — von Lessing bis auf Wilhelm von Humboldt und die Gegenwart — deutsche Größen zum Segen und Nutzen deutscher Juden gedacht und gesagt, gelehrt und gewirkt haben. Absichtlich oder gedankenlos stoßen die Zionisten diese selbstlosen, überlegenen Zeugen für die Reception der Juden, die großen Lehrer und Bildner aller Geschlechter, vor den Kopf. Gilt es doch, immer wieder in unwahren Verallgemeinerungen zu versichern: Die Judennoth ist überall vorhanden; überall geht es auf dasselbe hinaus und es läßt sich im klassischen Berliner Rufe zusammenfassen: Juden 'raus! In Rußland werden — nach den Erörterungen des Judenstaates — Judendörfer gebrandschatzt, in Rumänien erschlägt man ein paar Menschen, in Deutschland prügelt man sie gelegentlich durch, in Oesterreich terrorisiren die Antisemiten das ganze öffentliche Leben, in Algerien treten Wander-Hetz-Prediger auf, in Paris knöpft sich die sogenannte bessere Gesellschaft zu, die Cercles schließen sich gegen die Juden ab. „Was die tiefen Massen des Judenthums jetzt in Bewegung setzt — ja orakelt Herr Nordau in der „Welt" — das ist die vis a tergo, die ich grimmig mit Fußtritte ins Rückenmarck übersetze, das ist die Verfolgung im Lande ihrer Geburt." Und beispielmäßig belegt werden diese Sätze in den Wochenchroniken der „Welt". Mit pedantischer Schadenfreude werden da grade Mißhandlungen und kleine Neckereien der Juden aller Zonen und Zungen gebucht. Galizische und algerische, persische und russische Greuel, nordamerikanisches und finnländisches Judenelend; die Verurtheilung eines Münchener Antisemiten zu 20 Mark Geldstrafe, weil er in einem Winkelblättchen ein Wanzenmittel zur Vertilgung der Juden begehrte, und die Rohheit deutschböhmischer Turner, die einen liberalen Turnverein bei einem Aufzug mit einem Knoblauchkranz bewarfen, — Gewaltthaten und Bubenstreiche werden mit gleicher Breite vorgetragen, bis Nr. 8 dieser Jammerberichte unerschütterlich ernst in dem Weheruf gipfelt: „in dieser Woche war nirgends ein größerer Exzeß zu verzeichnen."

Der Grundbaß dieser Lamentationen bildet die einförmige Weise: extra Hierosolymam non est vita. So lang die Juden nicht auswandern, werden sie erst gespießt und dann gehangen, dann gepfählt auf langen Stangen. Ihr „flottantes Menschenmaterial" muß sich zu den äußersten Umsturzparteien hindrängen lassen. Aber im sozialdemokratischen Lager werden ihnen nach der Meinung der „Welt" die Anfechtungen auf die Dauer auch nicht erspart bleiben, obschon oder weil in Deutschland ihr sozialistisches Bewußtsein „nicht der Ausfluß ihrer proletarisch-sozialen, sondern ihrer rassen-proletarisch-sozialen Stellung ist." („Die Welt" Nr. 5 S. 4.) — Eine These, deren Verwogenheit die Kenner von Lassalle's und Karl Marx' Lehrmeinungen über das Judenthum nur humoristisch gemuthen kann. Kurzum: ihr erster und letzter Ausweg bleibt der Zionismus. Auf dieser Fährte verfolgen die zeitgeschichtlichen Betrachtungen der „Welt" einen doppelten Zweck. Vorerst sollen sie die Judenschaft durch Spott und Hohn von allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten ab- und immer wieder auf ihre höchstpersönlichen besonderen Judenschmerzen hinlenken. Ein Musterstück der Art verblüfft selbst mich, der doch auf ausgiebige Pröbchen gefaßt war, in Nr. 2 der „Welt":

„Die Judenschaft der deutschen Provinzen Oesterreichs ist in gewaltiger Aufregung, die unglückliche Judenschaft denkt nur an eines bei Tag und Nacht: an die Sprachenverordnung. Schrecklich! Man hat den Tschechen im nationalen Streite Konzessionen gemacht und die Teutonen raufen sich die Haare und die Juden ahmen mit anerkennenswerthem Talent dies löbliche Beispiel nach. Die Juden blicken nach dieser mimischen Glanzleistung auf dem Gebiete der Entrüstungskunst erwartungsvoll um sich — doch kein Bravo läßt sich vernehmen, kein da capo. Aber das genirt die Juden nicht. Sie halten trotzdem unentwegt fest an ihrer Aufregung. Natürlich, die Juden haben ja keine andere Sorgen. Was bedeutet denn die am Horizonte Oesterreichs aufsteigende Ghettowolke, was bedeutet der ganze Jammer der im Elend verkommenden galizischen, rumänischen und russischen Brüder gegen die Sprachenverordnung?"

Daß die deutschböhmischen Juden in diesem Sprachenstreit sich ihrer eigenen Haut wehren, daß in diesem Kampfe auch die Magenfrage, die Besetzung zahlreicher Verwaltungs- und Lehrämter, öffentlicher und privater Bestallungen, die Verkehrssprache in Handel und Wandel mitspielt haben die Denker der „Welt" offenbar vergessen. Sie beschäftigt die viel dringlichere Frage der neuhebräischen Litteratur und der künftigen Staatssprache in Palästina: ein heikles Problem, sobald orientalische und occidentalische Juden, Zionisten aus slavischen, germanischen römischen Landen zusammenströmen werden. Deshalb wollen wir sie in ihren wichtigen internen zionistischen Aufgaben nicht durch eindringende Würdigung der nicht ganz unbedeutenden geschichtlichen Vergangenheit der deutschjüdischen Wählerschaften Böhmens aufhalten.

All das ist Nebensache. In Wahrheit haben denn auch die Tendenzberichte der „Welt" von den jüdischen Kriegsschauplätzen in Ost und West, in Nord und Süd noch andere, tieferliegende Gründe. Sie sollen den Juden ihre bisherigen Wohnsitze verekeln, und vor allem sonst etwa noch möglichen Absichen erregen. In allen bisherigen Heimstätten der Juden ist's nach den giftigen Schilderungen zionistischer Gewährsmänner unleidlich. Rettung und Erlösung wird den galizischen Talliswebern und dem großstädtischen Gelehrtenproletariat, den Chassidim Rußlands und den Studentenverbindungen der Kadimeh, Hasmonaea 2c. nicht eher blühen, als bis die Juden aller Lande ihren Wirthsvölkern kündigen und auf Grund der

Zustimmung aller Großmächte unter der Souveränetät des Sultans einen Musterstaat aufrichten, in dem der siebenstündige Arbeitstag allen Annehmlichkeiten der Fleischtöpfe Mizraims sich gatten wird („Der Judenstaat" 38, 64). Bevor indessen die weiße Fahne mit sieben goldenen Sternen auf den Zinnen des „zionistischen Zion" flattern wird, sind freilich noch allerhand Hindernisse zu nehmen. Herr Baron Gundakar von Suttner meint zwar — als Ehrengast der „Welt" — in seinen Gedanken zur Zionistenbewegung" —: „es gehöre dazu nur Geld, ungeheuer viel Geld und guter Wille, besonders der Wille, einig zu bleiben". Im Parteiblatt selbst liest man mitunter andere Dinge. So kann „Die Welt" nicht verschweigen, daß sogar in dem Falle, daß „die Geldmittel zur anständigen Gründung" des Judenstaates flüssig wären, nach dem Zeugniß von Anatole Leroy-Beaulieu bei einer allfälligen Auftheilung der Türkei vor Allem Frankreich als sein Stück des Kuchens Syrien und Palästina verspeisen möchte. So muß „Die Welt" ein andermal in einer Korrespondenz aus Jerusalem zugeben, daß die dortige jüdische Bevölkerung — 20—25000 Seelen — fast durchweg von Almosengeldern lebt, um die „ein Wettkampf entsteht, der in der Regel in einen förmlichen Krieg ausartet, welcher nur Schmutz und Schande über Jerusalem bringt*)". Freilich, auch diese schmählichen Zustände werden nach der Verheißung der Zionisten mit einem Zauberschlag sich ändern, sobald ihr perpetuum mobile — der Judenstaat, Marke, Herzl-Nordau — funktionirt. In den Ländern, aus denen die Juden fortziehen, haben sie nichts zu verlieren. Ihre Geschäfte, ihre fahrende und liegende Habe würden die Liquidatoren der Jewish Company gegen entsprechende Werthe in Palästina ablösen. Und das bischen Staatsbürgerrecht, das — auch nach der gnädigen Meinung des „Judenstaates" und der „Welt" — den Juden dort, wo Gleichberechtigung verfassungsmäßig besteht, schlechterdings nicht mehr genommen werden soll und kann, ist nach der Ansicht der Zionisten werthlos, weil, nun weil „alle Völker uns hassen". Seltsam! Ungefähr das Gleiche hat Moltke vom neuen Deutschen Reich gesagt, als er die Nothwendigkeit begründete, es 50 Jahre hindurch mit gesammelter Kraft zu vertheidigen. Wir hätten deshalb auch schüchtern angeregt, das in heißen Kämpfen eroberte, jetzt noch heißer umstrittene Gut der Emanzipation mit allen Kräften festzuhalten und Vorurtheile abzuwehren, wie Nathan den Vorwurf des Tempelherrn, daß die Juden mit der Menschenmäkelei begonnen, entkräftet: „Verachtet mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Sind wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?" Die Zionisten denken anders — als richtige jüdische Chauvinisten chauvinistisch Sie wünschen keine Verschmelzung, keine Ausgleichung, keine Berührung. Sie hoffen nur Alles zu gewinnen durch Absonderung und Absperrung in einem jüdischen Ghetto-Staat. Dort wollen sie den Ansässigen das tausendjährige Reich bereiten und bescheeren Am Jordan wird den Juden alle Wohlfahrt blühen und wenn von dort sie in die verlassenen Wohnsitze als Gäste geschäfts- oder studiumshalber ausfliegen, werden sie mit Jubel willkommen geheißen werden. Denn der Rückhalt eines eigenen Staatswesens schirmt vor jeder Anfechtung in der Fremde —: Zeuge dessen die Chinesen, die dadurch vor allen Fährlichkeiten in Amerika bewahrt bleiben. Oder nicht? oder vielleicht nicht immer?!

Wunderlicherweise gibt es trotz alledem und alledem wiederum nach einem Bekenntniß der „Welt" — blutwenig Zionisten in Deutschland: „von einer Volksbewegung, wie sie jetzt in Oesterreich beginnt (?), keine Spur, nicht einmal eine Studentenbewegung. Wenn man die Kugeln einer Rechenmaschine mit allen Namen deutschländischer bewußter Zionisten beschreiben wollte, es würden wahrscheinlich noch etwelche Kugeln unbeschrieben zurückbleiben" Dagegen mehren sich zum unverholenen Verdruß der „Welt" (Nr. 6, S. 12) unablässig die Mischehen. Warum auch nicht? Moses hat ein Medianiterin Joseph eine Egypterin heimgeführt, der große Sanhedrin hat gegen Civilehen zwischen Juden und Christen mit süßsaurer Miene Jo gesagt und Rassenkreuzungen, Blutmischungen bringen wenigstens neue Varianten zu einem alten Thema.

Bleiben die deutschen Juden und Judenfreunde also nach wie vor harthörig gegen die Heilsbotschaften des Zionismus, so verschließen sie darum ihr Ohr nicht gegen die Hilferufe zahlloser und verfolgter Juden in barbarischen Ländern. Nur fällt es den Sachkundigen nicht bei, alles Heil gerade oder gar von Zion zu erwarten. Alle Kolonialpolitik ist ein Wagniß. Und wie bös es den armen Juden erging, die auf Argentinien, als auf das angeblich neue gelobte Land, bauten, weiß jeder Zeitungsleser. Herr Herzl selbst hat noch 1896 Argentinien — für den Fall, daß Palästina nicht zu haben wäre — als möglichen Schauplatz des Judenstaates ins Auge gefaßt. 1897 mußte „Die Welt" zugeben, daß die Heuschreckenplage diese ‚anständige Gründung' des Baron Hirsch gefährdet habe und die eben eintreffende Nr. 10 erzählt, daß der Präsident der Anglo-Jewish-Association, Claude S. Montefiore, diese Expedition als mißrathen und es demgemäß nicht als wünschenswerth bezeichnet habe, noch weiter russische Juden nach Argentinien zu senden. Philister unseres Schlages halten es nach solchen Enttäuschungen für räthlicher, vor Allem Kolonisationsversuche in Hirn und Herz hilfreicher Menschenkinder zu machen und alle Judenfragen nicht unter dem spezifisch jüdischen, sondern unter allgemein gültigem Gesichtspunkte zu betrachten und zu behandeln. Wer wünscht, daß Christen ein Herz für die Judennoth haben, darf und muß ein Gleiches von Juden für die Christennoth verlangen. Und Massenelend, Auswandererpläne finden sich unseres Wissens auch in Kreisen, von denen die Wochenchroniken der „Welt" nichts zu sagen und zu klagen haben Es gibt namenlos viel Jammer auf Erden, der gleiches und mitunter größeres Anrecht auf Beistand hat, als diejenige Judennoth, die vermeintlich und lediglich der Feuilleton-Judenstaat Palästina abhelfen könnte

Hoffnungsfroher denkt der großbritannische Botschaftskaplan in Wien, Reverend William H Hechler, über den Judenstaat. Der hochwürdige bibelfeste Herr beruft sich in Nr. 2 der „Welt" darauf, daß Gott das gelobte Land dem Abraham und seinen Kindern für immer gegeben habe. Nach der biblischen Chronologie wurde aber Isaak im Jahre 1894 auf 1893 vor Christus geboren und jetzt schreiben wir 1897 nach Christus,

„daß aber auch 1893 oder 1891 sein kann, da in unsern Tagen kein Mensch mehr das genaue Geburtsjahr Christi bestimmen kann Wir stehen also merkwürdiger Weise heute in der Weltgeschichte nach Christi Geburt gerade da, wo vor Christi Geburt Gott Abraham und seinen Nachkommen das ganze Land Kanaan auf ewig gab. . . . Dank diesem Zusammentreffen kann — nach Reverend Hechler — dies wunderbare 19. Jahrhundert der Elektrizität und der Eisenbahnen, wo alles schnell geht, wie es die Entstehung des neuen Deutschen Reiches und anderer Reiche gesehen hat, zum Schlusse noch die Gründung des neuen Judenstaates erleben. Das gebe Gott!"

Die Zeichendeuter hätten also die Zionisten bereits für sich. Zum Judenstaat fehlen ihnen mithin einstweilen nur noch zwei Kleinigkeiten: der nöthige Staat und die erforderlichen Juden.

Grundlsee, 10. August 1897.

Anton Bettelheim.

*) „Die Chaluka" (Die Welt Nr. 8 S. 7.)

Glossen zur Zeitgeschichte.

Wie „Ehre" reparirt wird.

Nachdem die alten Häuser Orleans und Savoyen sich soeben an- und abgestochen haben, brauchen romantische Gemüther die Hoffnung nicht aufzugeben, daß demnächst — fin de siècle! — auch wirkliche Souveräne einmal mit einander losgehen. Wie viel schöner wäre es gewesen, wenn der jüngste griechisch-türkische Konflikt — statt auf den Schlachtfeldern in Thessalien — durch einen Gang auf krumme Säbel zwischen dem Sultan und dem König von Griechenland in „ritterlicher Weise" ausgeglichen wäre. Auch läge es so durchaus im Geiste des Ehrenkodex, daß der König Georgios die beleidigende Zumuthung, Griechenland möge seine Schulden bezahlen, mit einer Herausforderung an jene Staatsoberhäupter beantwortete, deren Diplomaten die unkommentmäßige Forderung einer Finanzkontrolle erhoben haben. Und dann Fürst Ferdinand von Bulgarien! Welche Chance, wenn er sich herauspauken könnte. Statt seinen getreuen Stoilow revociren zu lassen, würde er ihn als Kartellträger an den Hof nach Wien schicken. Allerdings hat ein Habsburger schon mal ein Duell abgelehnt. Bekanntlich that Kaiser Karl V. dem König Franz I. nicht den Gefallen, mit ihm persönlich auf die Mensur zu treten. Er zog es vor, den heißblütigen Kollegen bei Pavia gefangen nehmen zu lassen. Aber inzwischen sind fast vierhundert Jahre vergangen und in unserer aufgeklärten Zeit kann man sich am Ende über die kleinbürgerlichen Vorurtheile eines Karl V. hinwegsetzen.

Unbegreiflich, daß gerade in den großen politischen Fragen, bei denen der Ehrenpunkt vielfach eine so große Rolle spielt, das Duell nicht öfter zur Anwendung kommt. In der Reparaturwerkstatt des Duells kann doch jede Ehre wieder hergestellt werden. Jemand kommt in den Verdacht, beim Spiel gemogelt zu haben, aber man kann es ihm nicht klar beweisen. Da erschießt er den Verbreiter des Verdachts im Duell und ist nun wieder ein funkelnagelneuer Ehrenmann. Oder Jemand verführt die Frau eines Anderen. Der Andere nimmt das übel; darauf stößt ihm der Ehebrecher im Duell den Degen durch den Leib und Beider „Ehre" ist wieder hergestellt. Die Ehre kann sogar dadurch reparirt werden, daß man ein paar Löcher in die Luft schießt. Es muß nur in den vom Ehrenkodex vorgesehenen Formen geschehen. Ja selbst die Drohung mit einem Duell kann unter Umständen eine stark verbogene Ehre noch längere Zeit gerade erscheinen lassen: siehe den Freiherrn von Hammerstein.

Auch in dem Duell Orleans-Savoyen hat sich die wohlthätige Wirkung des Zweikampfs außerordentlich bewährt. Prinz Heinrich von Orleans schreibt im Pariser „Figaro" Reiseberichte aus Abessinien, in denen über die in Abessinien gefangenen italienischen Offiziere allerlei Ehrverletzendes berichtet wird. Was der prinzliche Korrespondent des „Figaro" mittheilt, ist entweder wahr oder unwahr. Ist es wahr, so sind die beschuldigten Offiziere verächtlich; ist es unwahr, so ist der leichtfertige Korrespondent ein Verleumder. Daß beide Theile als Ehrenmänner gehandelt haben, erscheint danach völlig ausgeschlossen. Das meint Ihr wohl, Ihr Demokraten?! Da kennt Ihr eben den famosen Ehrenkodex nicht. Man steht des Morgens um 3 Uhr auf, fährt in einen hübschen Wald, stößt mit einer niedlichen Degenspitze den Verleumder in den Unterleib — aber, bitte, nicht zu tief! — und wäscht so in dem Blute des „Figaro"-Korrespondenten nicht bloß die Ehre des ganzen italienischen Offizierkorps rein, sondern — und das ist erst die wahre Wunderwirkung — man reparirt mit diesem Degenstoß zugleich auch die Ehre des Angestochenen mit. Nachdem die Bauchwand durchlöchert ist, trägt der Graf von Turin kein Bedenken mehr, dem edlen Heinrich von Orleans „ritterlich" die Hand zu schütteln, dieselbe Hand, die nach der Ansicht des italienischen Offizierkorps die perfidesten Verleumdungen über gefangene Kameraden niedergeschrieben hat.

Man kann in der That nicht mehr von einer halben Unze Blut verlangen. Allerdings bleibt die Frage nunmehr eine offene, ob die Anklagen des Prinzen von Orleans gegen die italienischen Offiziere wahr oder falsch sind. Da der Prinz sie nicht zurückgenommen hat und durch den Degenstich in den Unterleib zugleich der Verdacht der Verleumdung beseitigt wurde — er ist ja jetzt wieder der vollkommene Ehrenmann, dem auch der Gegner die Hand drückt —, so steht die Sache jetzt eigentlich recht schlecht um die beleidigten italienischen Offiziere. Aber, Gott sei Dank, deren Ehre ist ja durch die Waffenthat des Grafen von Turin ebenfalls vollkommen reparirt. Wer wird so pedantisch sein wollen und diesem schönen Endresultat gegenüber mit nörgelnder Logik kommen. Mit der Ehre ist es eben wie in der Religion; man wird nur durch den Glauben selig.

Junius.

Von Schwaben und vom Schwabenland.

(Wanderungen).

III.

Als wir Wimpfen hinter uns hatten, wurde es wieder groß. Je weiter wir uns von ihm entfernten, desto höher und gewaltiger wuchs es hinter uns empor. Aus dem geringfügigen Landnest wurde wieder etwas wie eine vielgestaltige Phantasieburg, wo man sich den sechsten Heinrich und den großen Friedrich sehr wohl als Minnesänger denken konnte — besser als den Herren Rezensenten vom runden Tisch. Das Bild wirkte nicht ganz wie am Abend, nicht so goldgrund-tief, nicht so döcklinsardig warm, ins Blut der Abendröthe getaucht; es wirkte am Morgen matt, silbern, dämmerig. Aber es war fast noch größer geworden, weil ihm von dieser Seite ein zweites Wimpfen gleichsam perspektivisch einverleibt war, nämlich Wimpfen im Thal, das alte Kloster mit seiner vielgipfeligen Gothik.

Wir wanderten aber jetzt mehr in einer Ebene, als in einem Thal. Und gerne glaubt man den Geologen, wenn sie behaupten, der Neckar habe hier in der Urzeit einen ungeheuren See gebildet, bis es ihm gelungen sei, sich langsam und allmählich durch den rothen Sandstein des Odenwaldes durchzufressen.

Heute ist dieser See eine weite Wiesenlandschaft, die der Neckar in großen Bögen durchfließt. Silberpappeln und verwandte Arten bezeichnen höchst malerisch seinen Lauf.

Wir überschritten den Neckar auf der hohen Eisenbahnbrücke bei Jaxtfeld, die, wie hundert und tausend andere ihres Gleichen, zum Beweis dienen kann, daß die moderne Ingenieurkunst wenigstens von ästhetischer Kultur noch nicht beleckt ist, eine Erscheinung, die so wenig Ausnahmen erleidet, daß man sich nicht zu verwundern braucht, wenn die Menschen meinen, es müsse so sein.

Hier that uns die moderne Häßlichkeit besonders weh. Dieses Jaxtfeld liegt nämlich in einem wahren Labyrinth von Flüssen; die Jaxt und gar nicht fern der Kocher schlängeln sich hier dem Neckar entgegen, und über beide führen Brücken, hochbögige Steinungethüme, die an malerischer Wirkung nichts zu wünschen übrig lassen.

Man hat von diesen Brücken einen verlockenden Blick hinein in die Thäler. Besonders von der Kocherbrücke. Da liegt gleich gegenüber Kocherdorf mit seinem Schmuckkästchen von Rathhaus aus dem 16. Jahrhundert, mit seinen stolzen hochgegiebelten Herrschaftsbauten aus den Zeiten der Deutschritterherrlichkeit. Und dann sieht man weit das Thal hinauf bis Neustadt, das seinen Namen von der Linde führt, unter deren Schatten die Generationen von fünf Jahrhunderten getanzt haben und deren würdegewordene Aeste

heute von hundert steinernen Säulen getragen werden. Wenn es weniger sind, bitte ich um Entschuldigung.

Das Jagstthal und das Kocherthal gehören überhaupt zu den merkwürdigsten und seltsamsten Gegenden Süddeutschlands. Sie sind nicht berühmt. Man spricht kaum von ihnen. Touristen kommen kaum hin. Sie haben auch gar nichts auffälliges, wenigstens nicht für ein gemeines Auge. Aber wer die große Heerstraße haßt — und heut ist vieles Heerstraße, was man nicht so nennt —; wer eigene Wege gehen möchte und wer unschuldige Menschen liebt, nämlich Menschen, die unschuldig sind an den Sünden wie an den Tugenden ihrer Zeit; wer Einsamkeiten liebt und Unberührtheiten und Abgelegenheiten: er soll ja nicht hingehen, „wo die Adler horsten", sondern er nehme seinen Stab und wandere der Länge nach durch das Jagstthal und durch das Kocherthal. Durch das Jagstthal über Möckmühl (das ungefähr aussieht wie ein Belinzona im Kleinen), über Jagsthausen, Berlichingen und Schönthal (von dessen Herrlichkeit die Rede war), und dann, durch immer größere Einsamkeiten, über Krautheim, das so trotzig vom hohen Felsen sieht, herunter auf die hohe Bogenbrücke mit den Rokoko-Heiligen, und weiter über Dörzbach mit seiner noch höheren Brücke und seinem eigenthümlichen Geruch von weltfernem, immer noch blühendem Kleingewerbe, und weiter über Langenburg mit der Begräbnißkirche und dem Residenzschloß der Hohenlohe und dem Sommerschloß Ludwigsruh, und weiter meinetwegen über Blaufelden und die Wasserscheide hinweg nach dem vielbeschriebenen Rothenburg ob der Tauber, — wo durch die Einmischung von Litteraten und Schulmeistern auch mehr verdorben als gut gemacht worden ist.

Oder durch das Kocherthal, wo sich womöglich noch mehr Brücken wölben im grünen frischen Wiesengrunde, wo die Krümmungen und Winkel und buschigen Verstecke des Flusses noch häufiger sind mit ihren teichartigen Stauungen des Wassers, auf dem die weiße Nennphar schwimmt und die blauen Libellen gaukeln und die weißbrüstige Wasseramsel und der geheimnißvolle grünschillernde Eisvogel sich tummeln oder nickend hocken wie im Mittagstraum, oder der langgeschöpfte silbergraue Reiher durch die Binsen schreitet: an der Linde von Neustadt und in der Nähe von Cleversulzbach vorüber, und weiter über die einsamen weltverlorenen Städte Sindringen, Forchtenberg und Ingelfingen, und weiter über Künzelsau, wo es weithin nach Gerbereien riecht, und über Waldenburg mit dem weithin leuchtenden Schloß, oder dem Thal entlang über Döttingen nach Schwäbisch-Hall mit seinen uralten Bergwerktraditionen und noch älteren Thürmen und Kirchen, unter denen besonders die Michelskirche hervorragt, und noch weiter, sehr weit, durch unendliche Einsamkeiten, über Aalen und den Aalbruch ins enge vielverschlungene Brenzthal, über Kloster Königsbrunn, am trotzigen Mägdefelsen und an Herbrechtingen vorbei, nach Lauingen an der Donau, dem Geburtsort des Albertus Magnus.

Ein kleines Erlebniß aus dem Kocherthal:

Ich hatte zum ersten Mal die Neustadter Linde besucht und wanderte am Kocher entlang gegen Kochersteinsfels. Vor mir her zog ein auffälliges Paar: ein Mann, dem man schon von hinten den protestantischen Geistlichen ansah, und ein fast erwachsenes Mädchen, das einen Sack auf dem Rücken trug, der ihm sichtbarlich viel Mühe und Beschwerde machte. Besonders glitt ihr der Sack immer von den Schultern, und es war zum Erbarmen, ihr zuzusehen. Als ich später zu Kochersteinsfels im Gasthof beim Nachtessen saß, kamen die beiden auch herein und setzten sich zu mir an meinen Tisch. Es war der damalige Pfarrer von Cleversulzbach, das Mädchen war seine Tochter. Wir kamen bald in ein Gespräch über Land und Leute. Unterdessen erschienen andere geistliche Herren, auch Schulmeister darunter. Sie grüßten steif, befremdet, und verschwanden im Nebenzimmer. Mein Pfarrer entschuldigte sich endlich, seine Amtsbrüder würden es ihm übel nehmen, wenn er sich absonderte, ob ich vielleicht mit ins Nebenzimmer kommen wollte. Ich lehnte dankend ab. Die Tochter schaute mit einem eigenthümlich fragenden Blick zu ihrem Vater auf. „Du kannst ja hier bleiben, wenn Du willst", sagte er.

So befand ich mich mit dem Mädchen allein. Ich betrachtete sie mir genauer. Herkömmlicher Typus der deutschen Pfarrerstochter war's nicht. Sie war braun und hatte schwarze Augen. Sie mußte einmal eine Schönheit werden. Ich erfuhr später, daß ihre Mutter aus der französischen Schweiz stammte.

Natürlich interessirte es mich, womit sie sich auf dem Wege geschleppt hatte. Ein alter Hahn war's, ein lebendiger. Für siebzig Pfennige hatte sie ihn verkauft. Um siebzig Pfennige zu lösen hatte sie die unbequeme widerspenstige Last von Cleversulzbach nach Kochersteindorf getragen. Ich zog die Sache ins Scherzhafte und brachte sie dahin, daß sie selber herzlich lachte. Dann sprach ich Verse aus dem „Alten Thurmhahn" von Mörike. Sie hörte zu mit großen erstaunten Augen, sie hatte so was noch nicht gehört. Ich mußte ihr die Verse wiederholen. Und dann wollte sie andere hören. Ich rezitirte „Schön Rohtraut". Sie wußte noch gar nicht, daß es so etwas gab. Den Namen Mörike hatte sie nie gehört. Sie wohnte in dem Hause, wo er gedichtet hatte, aber sie kannte den Dichter nicht einmal dem Namen nach, nicht einmal als Vorfahren des Vaters.

Und sie war intelligent. Sie fühlte, was in mir vorging. Sie wurde blutroth vor Scham und Zorn. Der Anblick war ergreifend, ich dachte, das müßte eine dankbare Schülerin geben.

Das war vor Jahren. Für diesmal blieben wir am Neckar, mein schwäbischer Freund und ich. Wir kamen durch das weingesegnete Neckarsulm, das manche norddeutsche Leserin aus der Heyse'schen Novelle: „Der Bürgermeister von Neckarsulm" vielleicht kennen mag. Sie hat dann keinen schlechten Begriff davon. Ich selber finde die kleine Stadt noch schöner in der Wirklichkeit als in der Heyse'schen Poesie.

Am alten schlanken gothischen Franziskanerkirchlein vorbei zogen wir durch die enge Thorgasse, tief unter der hochgelegenen und hochgegiebelten Rokoko-Stadtkirche in das Nest hinein. In der kurzen aber breiten Hauptgasse ließen wir die goldenen Engel, und die goldenen Sonnen, und die pflugradgroßen goldenen Rosen, und auch den rothen Ochsen und die kohlschwarzen Doppeladler ruhig uns zu Häupten hangen, und traten wieder in die niedrigste und unansehnlichste Bäckerstube der Stadt, zu Signor Peccoroni. Signor heißt er freilich nur bei mir. Er hat sonst außer seinem Namen — den die Neckarsulmer für die italienische Uebersetzung von Bäcker halten — nichts italienisches mehr an sich.

Auch, gottlob, nicht in seinem Keller. Er hegt und schenkt nur echten Neckarsulmer, der in allen Nüancen von roth „schillert", je nach Lage und Jahrgang.

Dazu machte uns die „Beckin" einen weißen Käse an mit süßer Sahne und streute Schnittlauch darauf. Und indem wir also frugal und ländlich-schwäbisch frühstückten, machten wir die weise Anmerkung: es könne sehr wohl wahr sein, daß, wer den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen müsse; aber ebenso wahr sei es sicher, daß nur, wer in Weines Lande geht, etwas vom Weine verstehen lernt.

Auf dem Wege von Neckarsulm über Erlenbach nach Weinsberg hing es über uns und um uns von Millionen und Millionen leuchtender Rosenknospen. Wir wandelten unter Rosenguirlanden, unabsehbar. Es war wie im Märchen. Der Rosengarten des Zwerg Laurin war eine Armuth dagegen.

Und das kam nicht etwa vom Wein! Ich hätte im Gegentheil schon früher davon reden sollen. Aber auch ein Feuilletonist kann nicht alles auf einmal sagen. Denn alle Kunst des Redens beruht auf einem Nacheinander, wie Lessing in seinem Laokoon bewiesen hat. Jedenfalls aber wäre Schwaben, d. h. Württemberg, schlecht charakterisirt, wenn das unerwähnt bliebe, wovon ich reden will. Ich meine die dichtgedrängten Doppelreihen von Apfelbäumen,

die den Straßen und Wegen entlang, kleinen und großen, das ganze Land durchziehen, von einem Ende zum anderen, in tausendfachen Richtungen und Kreuzungen. Württemberg hat die umfangreichste Obstkultur unter allen deutschen Landen.

Hier mußte das Lied entstehen:

„Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste . . .“

In anderen Ländern, in romanischen z. B., und ganz besonders in Frankreich, hätten die Uhland'schen Strophen keinen Sinn. Dort ist der Apfelbaum nicht gastfreundlich. Denn dort steht er ausschließlich hinter Schloß und Riegel und hohen Mauern.

Die blühenden Apfelbäume waren unsere schimmernden Rosenkränze.

Gleich nach Neckarsulm, das Weinsberger Seitenthälchen entlang, beginnt links eine Reihe auffallender Berge, rothe, kahle, kegelförmige Gipfel, die, mit dem Heilbronner Wartberg auf der anderen Seite, der Landschaft ein eigenthümliches und großes Gepräge geben.

Auf einem dieser Gipfel liegen die Ruinen der Burg Weibertreu. Unten hin, aber nicht eben, sondern auch steil aufsteigend, liegt das alte Weinsberg. Mein Freund wunderte sich über die armselig niedrigen stillosen Häuschen. Gegen die gehalten, waren die mittelalterlichen schmalen Aufgiebelungen von Wimpfen groß und bedeutend zu nennen.

Aber überraschend wirkte der Kirchenplatz, links von der Hauptgasse, sehr steil ansteigend gegen das Portal der Kirche, die in alter malerischer Gothik, röthlich und moosgrün gefleckt, sich emporreckt hinter hohen Linden, unter denen ein vielröhriger Brunnen plätschert. Es ist ein schattiger, lauschiger, ruhevoller Platz, der Frieden athmet und die Seele zur Andacht stimmt, unwillkürlich.

Und man kann sich auf diesem Platze nur schwer das Schauspiel vorstellen, wie es voll wilden trotzigen Gesellen wimmelt, die einen im Drillichkittel, die anderen im rostigen Harnisch, die einen die Blechhaube, die anderen die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die einen mit Helebarden und Spießen, die anderen mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet, viel Hunderte. Und wie sie sich ordnen in zwei Reihen mit grausigem Grinsen und Gelächter. Und wie von oben herunter nackte Männer durch die stachlige Gasse getrieben werden und unten zusammensinken, zerschunden, zerfetzt, aus tausend Wunden blutend, während daneben zarte Kinder schreien und jammern und schöne Frauen in Ohnmacht fallen.

Dieses Schauspiel fand aber hier statt; es ist das bekannte Spießruthenlaufen des Grafen Helfenstein und vieler Standesgenossen.

Dafür wurde auch die Stadt Weinsberg von Grund aus niedergebrannt. Die armseligen elenden Häuschen geben noch heute Zeugniß davon. Heute noch, nach über 300 Jahren, scheint es die arme Stadt noch immer büßen zu müssen, daß sie einmal in ihren Mauern blaues Blut vergießen ließ.

Und wenn die Weinsberger heut, wie die Rothenburger und andere bereits gethan haben, ein historisches Festspiel einführen wollten, würden sie kaum auf dieses Spießruthenlaufen verfallen, das doch sehr dramatisch wäre.

Sie würden wohl eher ihre Weibertreulegende dazu wählen. Und die hätte allerdings einen großen Vorzug für ein deutsches Theaterpublikum: sie ist sentimental und wahrscheinlich – „verstunken und verlogen“, wie der schwäbische Volksausdruck lautet.

Am obern Ende von Weinsberg, links am Wege, steht ein einfaches Häuschen, von Rosen und Schlingpflanzen ganz umsponnen. Das hatte sich Justinus Kerner gebaut, und hat darin gewohnt vierundvierzig Jahre lang, und eine Poetengastfreundschaft darin geübt, die mit Recht berühmt ist.

Dieser Kerner muß ein außerordentlich liebenswürdiger Mensch gewesen sein und von jener herzlichen Freundschaftsbedürftigkeit, von der man behauptet, daß die Menschen heute keine Zeit mehr dazu hätten. Seltsamerweise ist dieser frohe Gesellschafter als Dichter ein Melancholiker, er, der unter Rosen wohnte und Reben, in der heitersten Natur, der den Volksliederton traf wie keiner.

Es ist möglich, daß der medizinische Beruf auf sein zartes Gemüth so verdüsternd gewirkt hat. Und die Melancholie mochte ihn dann vollends zum Geisterseher, zum Spiritisten. Da ist dem Pfarrer von Cleversulzbach seine Theologie besser bekommen, obwohl sein Maler Nolten, der so poetisch, so wilhelm-meisterlich ansetzt, auch nicht ohne spiritistisches Gemunkel abläuft. Geht es doch sogar im Meister selber zuletzt nicht ohne Geheimfächer und Geheimwissenschaften. Und Gespenster erscheinen schon vorher — mit und ohne klappernden Pantöffelchen. Merkwürdig kann man es finden, daß gerade hart neben Kerner die „Seherin“ sitzen mußte, nur über einige Hügel drüben, eben in Prevorst, das wohl mancher, der das Kerner'sche Buch dem Namen nach kennt, für etwas ganz anderes gehalten hat, als für ein armes schwäbisches Dörfchen.

Da ragt der Berg und die „Weibertreu“,
Das sind uralte Gedichte:
Doch Prevorst im Winkel liegt nah dabei,
Und die „Seherin“, die bleibt ewig neu,
Wird, ach! keine alte Geschichte.

Das Kernerhaus liegt unmittelbar unter der „Weibertreu“. Und diese ist durch den Dichter und seinen Sohn Theobald zu etwas Neuem geworden, zu einer Art „Dichtertreu“, zu einer Art Pantheon der deutschen Litteratur, der Epigonenlitteratur, und besonders der Lyrik der nachgoethischen Zeit. Jedem Besucher mit litterarischem Namen ist hier ein Denkmal gesetzt, eine säuberlich ausgeführte und sorgfältig umrahmte Inschrift, die neben Namen und Datum (des Besuchs) oft noch einen sinnreichen Vers enthält. Alle Wände der weitläufigen Mauern, der Hallen, der Thürme, der Erkernischen, alles, bis auf die Verließe hinunter, ist davon bedeckt. Die Namen sind unzählige. Und es sind eigentlich keine vires obscuri darunter. Man kennt sie alle die Namen. Man hat sie alle schon gehört. Sie waren alle einmal berühmt. Sie waren seiner Zeit sogar gelesen; sie waren es wohl mehr wie die heutigen Dichter. Dennoch wissen wir mit den meisten nichts anzufangen. Wir haben ein bedenkliches Zucken um die Lippen, wenn wir ihre Namen lesen. Wir fragen uns, was das für eine Zeit und eine Welt war, wo man so wohlfeil berühmt wurde.

Da oben in dem eigenartigen luftigen Musentempel wird einem wehmüthig zu Muthe. Da wird einem klar: Deutschland, das ganze, ist ein Schwaben. Es hat auch zu viele Dichter, viel zu viele. Und zu viele sind immer zu kleine.

Es war aber ein schöner Gedanke von den beiden Kerner, Vater und Sohn, ihre Weibertreu derart zu einem Museum einzurichten, es war ein Gedanke, zweier Schwaben würdig. Die Räume da oben sind wunderbar in der schönen Frühlingszeit. Und grünt auch kein Lorbeer um die geweihten Namen, so gedeiht doch die deutsche Eiche und die Fichte, und viel wildes Rosengedörn schlingt sich um die Inschriften her. Und die Nachtigall und die schwarze Amsel mit dem goldenen Schnabel singen hier begeisterter als irgend wo. Denn das sind keine Kritiker, sondern Sänger, wie die hier Verewigten. . . .

Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

* * *

Die Weibertreu liegt noch nicht auf dem hintersten Kegelberg. Es folgen ihrer noch einige. Auf dem letzten und höchsten liegt Löwenstein. Wir hatten es uns näher gedacht; es wurde tief in der Nacht, bis wir in unendlichen Schlangenwindungen zu dem Löwennest hinaufkommen. Es war aber Vollmond, und als wir endlich unter das Flügel beraubte Thor traten, war es ein Anblick, wie man ihn nicht jeden Tag erlebt. Gar nicht fern lag das Thor gegenüber. Wenn es Tag gewesen wäre, hätte man durch die Stadt hindurch auf die Landschaft hinaussehen können.

So stierte es uns schwarz entgegen wie ein gebrochenes Riesenauge. Auf der verlassenen Straße warfen wieder ungeheuerliche Wirthsschilder, vom Mond beschienen, ihre verzerrten Schattenbilder. Auf hoher Säule hockte ein Löwe und reckte uns seine Zunge heraus. Dieselbe Säule streckte drei lange Arme von sich, aus denen ein verschlafenes Wasser träumerisch hervorträufelte. Sonst regte sich nichts. Wir fühlten uns wie mitten in einem Hoffmann'schen Märchen.

Dennoch fanden wir noch eine erleuchtete Stube, wo man uns einen schwäbischen Pfannenkuchen buck, und wo uns, sehr zum Ueberfluß, der Dichter des Orts, ein Messerschmied, seine höchst eigenen und höchst albernen Verse zum Besten gab.

Wahrhaftig, Deutschland hat zu viele Dichter.

Durch einen unendlichen Eichenwald, in deutschen Liedern sonst häufiger als in deutschen Gegenden, gelangten wir am anderen Tag, nach fünfstündigem Wandern, auf den Wartberg von Heilbronn.

Hier steht noch der mittelalterliche Thurm mit der hohen Stange und dem auf- und abziehbaren Knopf oder Korb, dem ehemaligen Telegraphen von Heilbronn, der ganz ähnlich wie die heutigen Semaphoren an den Hafen- und Leuchtthurmstationen arbeitete, der heranziehende Kriegsvölker anmeldete und den Arbeitern in den Weinbergen die Mittagszeit und Vesperstunde kund that.

Die Stadt Heilbronn verdankt ihren Namen (und vielleicht ihre Entstehung) einer Heilquelle, die später gefaßt aus dem Thor des schönen Münster zu St. Kilian floß. Sie ist längst vertrocknet. Ein Dichter des 15. Jahrhunderts reimt noch von ihr:

Ein liebes Kind, ein schöner Nam
Schicken sich recht und wohl zusamm,
Darum denn auch die hiesig Stadt
Einen so schönen Namen hat,
Daß solche Heilbronn wird genannt
Vom guten Wasser wohl bekannt.

Heute rühmt sich Heilbronn mehr seines Weines als seines Wassers. Es hat dieses Jahr, zum Feste seiner Ausstellung, — denn wo ist heute keine Ausstellung — in seinem hochstaffeligen Rathhaus bei St. Kilian ganz neue Kellerräume eingerichtet, wo, wie üblich, manch' ein Spruch, aber nicht der obige zu lesen ist

Auch der Thurm, wo Götz von Berlichingen gefangen lag, ist noch zu sehen. Dort lag früher das Neckarthor und darüber war, wie der alte Merian erzählt, ein Bild zu sehen. wo ein Thorhüter gemalt war und ein Mann mit einem Buch. Der Hüter machte gegen diesen eine abweisende Handbewegung und aus seinem Munde gingen die Worte: Si nihil attuleris ibi, Homere, foras. . . . der Ovidische Vers, aus der Ars amandi.

Die Alten waren doch ehrlich.

Heute gehen viel Bücher von Heilbronn aus, sehr viele. Man kann Eisenbahnzüge damit füllen. Was durch die Jahrhunderte hindurch verstaubt in den Bibliotheken lag, durch ganz Europa, alles nur je geschriebene, in Heilbronn wirds heute gedruckt. Ob es bedeutend oder bedeutungslos ist, ob Sinn oder Unsinn, das ist fast gleich, wenn es nur Wörter sind, besonders alte Wörter. Heilbronn hat einen neuen Sinn bekommen. Es ist ein Heilbrunnen geworden für alle „Wagner", für alle, denen das Pergament eine Quelle ist, aus der ein Trunk den Durst für ewig stillt.

Und solche Leute hat Deutschland sogar noch mehr als schlechte Dichter.

Die Alten waren ehrlich:

Si nihil attuleris ibi, Homere, foras.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Die Welt der Fahrten und Abenteuer. I. „Das unerforschte Land". Aus dem Englischen des H. Rider Haggard. Autorisirte Uebersetzung von E. A. Witte. Freiburg i. Breisgau. 1896. Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Es gibt Stimmungen, in denen man die Sehnsucht nach Thaten, äußerlichen, dumm kräftigen Beweisen physischen Muthes, wie einen Hunger verspürt. Wie als kriegstüchtiger Tertianer träumt man von gefahrvollen Seereisen, von einem rettenden Zuspringen, einer rächenden That — um ebenso schnell herzlich über sich selbst zu lächeln. In solcher Stimmung las ich Haggard's Unerforschtes Land, und es hat mich gespannt, wie selten ein Buch. Und denen, die diese Stimmung kennen, trau ich mich es zu empfehlen. Litteraeisch freilich ist's ganz und gar nicht.

Und doch hat Rider Haggaed als ein höchst litterarischer Schriftsteller begonnen. Er war ein Mitstrebender Stevensons und ein Mitbegründer des modernen Abenteurerromans. In Natal ist ihm die That als keckes Bravourstück selbstherrlich aufgegangen. Und dann war er gleichzeitig der litterarische Begründer eines modernen Mysticismus in der englischen Litteratur, dee mit kindlichem Staunen um das Mysterium verderblicher Schönheit tausend Märchenspinneweben zog. Aber Rider Haggard ist von dem litterarischen Pfad in die nährsame Wiese abgebogen, auf der die Dutzendromane wachsen. Eine eigenartige Persönlichkeit ist er dabei geblieben.

Hinter einem Indianerroman liegt Rider Haggard's „Unerforschtes Land" verschanzt Oder wenn es nicht Indianer sind, so sind es afrikanische Masai, die das Missionartöchterlein gefangen haben und dafür von den drei Gentlemen, den Helden des Buches, und ihrem Zulu, der eine gewaltige Streitaxt führt, und noch ein paar anderen nächtlicherweile in ihrem Lager überfallen werden. Wir siegen natürlich. Und dann kommt eine Fahrt im kleinen Boot durch einen unterirdischen Wasserlauf, in dessen Mitte ein Feuerregen von entzündeten Dämpfen aufzischt — ich erinnere mich einer ähnlichen Fahrt aus tausend und einer Nacht — und dann thut sich das unerforschte Land auf. Im Innern Afrikas gelegen, wird es von einem weißen Volksstamm bewohnt. Mit erstaunlicher Phantasie hat es Rider Haggard geschildert. Das Volk hat immer eine abgeschlossene Sonderexistenz geführt und hat sich dabei zu eigener, hoher Kultur entwickelt. Rider Haggard läßt diesem Volke eine eigene Moral, Religion, Staatsverfassung, Architektur und Kunst erstehen, der man es kaum noch anmerkt, daß ihre Elemente unserer so bitter verspotteten Kultur entnommen sind. Das sprüht wie ein Feuerregen von Einfällen und schließt sich dann doch wieder zu einem folgerichtigen Ganzen zusammen. Und dann wieder Krieg und Gemetzel, daß die Streitaxt des alten Zulu vom Blute trieft. Und dann auch ein paae fein menschliche Züge in diesem eigenartigen Ragout.

Was aber die Leser dieser Blätter mehr als das alles interessiren mag: Rider Haggard ist ein schroffer Anhänger imperialistischer Politik. Für ihn gibt's nur eins, Englands Größe, nur einen Weg dazu, Abenteurerthum und Krieg. Die Abenteurer haben England in Indien groß gemacht, England verweichlicht, es muß Kriege führen! Der Gentleman soll sich die Welt erobern! Wir, die wir England immer nur als die Heimstätte freiheitlicher und fortschrittlicher Civilisation ansehen, sind allzu geneigt zu vergessen, daß es eine solche imperialistische Partei dort gibt und daß namentlich in den Kolonieen etwas von ihrem Geiste lebt. Aber diese Partei existirt und belächelt den Konstitutionalismus als solchen und verabscheut die moderne Kultur, sofern sie die Kraftentfaltung des Menschen hemmt. Und das ist auch die hämische Pointe von Rider Haggard's Buch: in das unerforschte Land führt ein Weg; er wird verbarrikadirt, denn das Volk soll vor den zersetzenden Einflüssen unserer Civilisation bewahrt bleiben. In dieser imperialistischen Politik und dieser Negation der Kultur berührt sich Haggard durchaus mit Rudyard Kipling. Auch litterarische Einflüsse spinnen sich von dem einen zu dem anderen. So mag Rider Haggard die litterarische Bedeutung, die ihm selbst nicht mehr zukommt, einst in den Werken eines anderen wiederfinden.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 48. Berlin, den 28. August 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wer noch daran gezweifelt haben sollte, daß wir in einem demokratischen Zeitalter leben, dessen Zweifel müssen angesichts des Besuchs des Herrn Felix Faure am Petersburger Hofe geschwunden sein. Der ehemalige „tanneur", der das Schurzfell, welches er seiner Zeit bei der Arbeit brauchte, mit Recht unter die werthvolleren Reliquien seines Hauses rechnet, ist von dem regierenden Zaren des russischen Reichs genau so liebenswürdig empfangen, wie der Deutsche Kaiser aus dem Hause Hohenzollern. Herr Faure bekommt die üblichen zwei Küsse zum Empfang, er sitzt an der Galatafel zwischen dem Kaiser Nikolaus und seiner erlauchten Gemahlin, er nimmt die Parade der kaiserlichen Truppen ab, er toastet auf die Gesundheit seines kaiserlichen Gastfreundes; kurzum: er wird auch nicht um ein Haar breit anders behandelt, als das gekrönte Oberhaupt einer europäischen Großmacht. Auch die Vorurtheile, die sich an die Marseillaise knüpften, sind völlig abgelegt. Die revolutionäre Musik, bei deren Klängen man gewöhnt war, an die Schreckenszeiten der französischen Revolution zu denken, wird in den Speisesälen des russischen Autokraten als Nationalhymne angestimmt, und der Geist des enthaupteten Ludwig erscheint nicht mehr an der Tafel.

Das Alles ist interessant und zeigt auch einen Fortschritt in der politischen Entwicklung der Welt, mit dem man wohl zufrieden sein kann. Da nun obendrein der russische Hof mit sichtbarem Takt vermieden hat, gegenüber den beiden vornehmen Besuchern eine Differenzirung der Gastfreundschaft eintreten zu lassen, die „key-note" aller Toaste und Demonstrationen: „Frieden, Frieden" lautete, und schließlich die Franzosen sogar noch das kostbare Wörtchen alliés zu hören bekamen, so ist Alles trefflich verlaufen. Es waren schöne Tage; gut, daß sie vorüber sind.

In den Jubel über den glänzenden Empfang des französischen Präsidenten am Hofe zu St. Petersburg mischte sich in Paris und in anderen großen französischen Städten der schrille Ruf nach einer Herabsetzung der hohen französischen Weizenzölle. Die Weizenpreise sind bekanntlich auf dem Weltmarkte seit einigen Wochen kolossal gestiegen. Frankreich hat eine mäßige Ernte in diesem Jahre und andererseits einen Zoll von 7 Franken für den Doppelcentner. Der Franzose ist ein starker Brotesser, und die französischen Arbeiterfamilien spüren die Wirkung der zugleich künstlichen und natürlichen Steigerung der Weizenpreise in Form einer Belastung ihres schmalen Jahresbudgets in der Höhe von 100 Francs und mehr. Es ist begreiflich, daß angesichts solcher Zustände selbst dem robusten Agrarier Méline die Lust vergangen ist, den Forderungen auf Herabsetzung der Getreidezölle ein kaltes „Nein!" entgegenzusetzen.

Das alles vollzieht sich in einer Zeit, in der der „Bund der Landwirthe" bei uns die Stirn hatte, ein Getreideeinfuhrverbot von der Reichsregierung zu fordern. Die Motivirung dieses Verlangens war obendrein eine so ungewöhnlich mangelhafte, daß diese „wissenschaftliche" Leistung von der Kritik gar arg zerzaust wurde.

Auch die „Nation" betheiligte sich in Nr. 44 durch einen Artikel des Herrn Landtagsabgeordneten Gothein-Breslau an dieser erzieherischen Thätigkeit. Der Vorstand des „Bundes der Landwirthe" hat uns daraufhin mit einer Zuschrift beehrt, in welcher er höchst kategorisch auf Grund des bekannten und beliebten § 11 des Preßgesetzes eine Berichtigung verlangt. Diese sogenannte Berichtigung, die in Wirklichkeit eine ziemlich ausführliche Polemik ist, zeigt, daß die Direktion des „Bundes der Landwirthe" in die Geheimnisse jenes § 11 noch nicht recht eingeweiht ist. Sie scheint das nach Absendung ihrer „Berichtigung" auch wohl selbst gefühlt zu haben; denn bevor noch die „Nation" überhaupt in der Lage war, diese „Berichtigung" bringen zu können, hat man vorgezogen, dieselbe in der „Deutschen Tageszeitung" zu veröffentlichen. Damit entfällt für uns neben der rechtlichen Verpflichtung, die überhaupt nicht in Frage kam, auch noch die Pflicht der publizistischen Höflichkeit, diesem Schriftstück einen Platz in der vorliegenden

Nummer dieser Zeitschrift einzuräumen. Wir denken dem „Bund der Landwirthe" aber in einer der nächsten Nummern eine kleine Quittung darüber zu ertheilen, wie dieser „Bund" berichtigt.

In Oesterreich tobt der Nationalitätenstreit, der sich an den Sprachenverordnungen des Grafen Badeni unter großer Erbitterung neu entzündet hat, noch immer fort, ohne daß man einen gangbaren Ausweg aus den entstandenen Schwierigkeiten entdecken könnte.

Auch in Konstantinopel will sich der Knoten der türkisch-griechischen Friedensverwicklungen noch immer nicht lösen, trotz oder vielleicht auch wegen der vielen diplomatischen Hände, die daran herumarbeiten.

England sieht sich in den Grenzprovinzen seines indischen Reiches einem Aufstande gegenüber, dessen Tragweite noch nicht zu übersehen ist. Der Emir von Afghanistan scheint seine Hand im Spiel zu haben.

* *

Ueber das Plötzliche.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Anerkennung einer zweckmäßigen, stetigen Entwicklung, wie sie jetzt alle Wissenschaften beherrscht, einen bedeutsamen Fortschritt in der Geschichte der Forschung bedeutet. Es ist auch ganz natürlich, daß wir im Hochgefühl dieser Freude den Fortschritt gelegentlich ein wenig überschätzen. Da hört man dann wohl übertreibende Darstellungen, als sei vor Goethe und Darwin und Lyell alle Entwicklung als ein regelloses Nacheinander gewaltsamer Stöße aufgefaßt werden, während doch auch Buffon und Cuvier und viel ältere Naturforscher das ruhige Walten dauernder Gesetze als den normalen Zustand ansahen: nur um die Frage der „Ausnahmen" dreht sich der Streit. Kann eine plötzliche Katastrophe, eine Neuschöpfung oder Umschöpfung der Welt den regelmäßigen Verlauf unterbrechen? Wir bestreiten es jetzt; aber auch die es behaupteten, glaubten zur Erklärung ganz besondere Motive, göttliche Entschlüsse u. dgl. anführen zu müssen.

Weiter aber hat sich unter dem Druck dieses Gegensatzes allmählich eine Auffassung des „Plötzlichen" herausgebildet, die gerade durch Ueberspannung der neueren Anschauung fast zum Atavismus umschlägt. Was ist das „Plötzliche"? Wir müssen den subjektiven Begriff und den objektiven unterscheiden. Was sich noch so langsam und allmählich vorbereitet hat, erscheint uns plötzlich, wenn wir nicht eher darauf achteten. Ein Kind scheint uns in einem Augenblick zur Jungfrau erblüht: wir haben die Stadien der Entwicklung nicht beobachtet, uns haftet immer noch ein Bild aus früherer Zeit im Auge, und neben diesem sehen wir nun mit einem Mal das Neue. Hier also liegt die Plötzlichkeit nicht in dem Vorgang, sondern lediglich in unserer Wahrnehmung: wer das Reifen des Kindes täglich, stündlich prüfte, für den stellt sich der uns überraschende Moment lediglich in eine Reihe mit vielen seinesgleichen. — Aber daneben gibt es zweifellos Fälle, wo nach unserer Anschauung der Vorgang selbst sich plötzlich vollzieht. Ein Funke fliegt ins Pulverfaß — und sofort fliegt das Schiff mit Mann und Maus in die Luft. Der Tiger lauert, ruhig hingeduckt — mit einem Ruck stürzt er auf seine Beute zu. Ein Freund, den wir eben noch frisch und munter plaudern sahen, wird vom Schlag getroffen und liegt plötzlich als Leiche vor uns. Auch der sorgfältigste Beobachter kann die Kluft zwischen dem Vorher und dem Nachher nicht überbrücken.

Das ist vollkommen richtig — so richtig, daß die Scheidung zwischen „allmählich" und „plötzlich" sich vollziehenden Vorgängen ganz in der Ordnung ist. Dennoch aber trennt nur ein leiser Uebergang diese Fälle von den vorigen, beide Gruppen von denen, die uns eine langsame Entwicklung beobachten lassen. Dies eben pflegen wir zu übersehen. Wir thun zwei scharf geschiedene Kategorien auf, und indem wir der ungeheuren Mehrzahl aller Vorgänge das Prädikat „langsam vorbereitet" zuerkennen, werden die viel selteneren „plötzlichen" Erscheinungen zu Wundern, zu Gegensatz und Aufhebung gerade der stetigen Entwicklung, die wir sonst behaupten!

Denn es ist doch klar: thatsächlich reicht von dem Moment, in dem wir den Tiger zuletzt geduckt sehen, zu dem, in dem er aufspringt, eine Kette von Uebergangsmomenten, die wir nur eben nicht wahrnehmen können — nicht ohne Hilfsmittel wahrnehmen können; denn jetzt gewährt uns die Momentphotographie ihren Augenblick. Eine innere Veränderung, die nur wir nicht wahrnehmen, leitet von dem letzten frischen Augenblick zu dem Hinstürzen des vom Herzschlag getroffenen Mannes. Und eine ganze Reihe von physikalischen Vorgängen vermittelt zwischen dem Hineinfliegen des Funkens und der Schiffskatastrophe. Alle diese Vorgänge sind vorbereitet wie nur irgend ein Tod an Altersschwäche oder der Umsturz eines umgesägten Baumes: nur schneller als sonst vollzieht sich die Lösung. Sie vollzieht sich so schnell, daß wir alle ihr nicht folgen können. Für die Subjektivität des Einzelnen, der das Aufblühen des jungen Mädchens nicht bemerkt hatte, tritt die allgemeine Subjektivität des Menschen ein, dem all die Zwischenstadien kraft der Organisation seiner Sinne verborgen bleiben. Das Plötzliche ist kein Wunder, sondern auch ein gesetzmäßiger Vorgang; es ist von dem Allmählichen nicht in der Art, aber im Tempo des Geschehens verschieden.

Wir wissen das eigentlich Alle; aber wir vergessen es oft, weil wir in unserer steten Aufmerksamkeit auf Entwicklungsstadien das Plötzliche mit einer gewissen Feindschaft ansehen, als etwas Veraltetes, das sich eigentlich nicht mehr erlauben dürfte, vorzukommen. Daß „plötzlich" eigentlich nichts anderes heißt als „schnell" (noch die älteren oberdeutschen Bibeln setzen, nach Kluge's Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, für Luther's „plötzlich" einfach „schnell, in einem Nu") — das haben wir so sehr vergessen, daß es uns komisch klingt, wird es einmal so gebraucht. Die „Fliegenden Blätter" brachten den vielbelachten Scherz, daß ein recht schneidiger Lieutenant im Wirthshause ruft: „Kellner, ein Glas Bier — aber etwas plötzlich!" Das wirkt lächerlich, weil wir in dem „plötzlich" nur das Unerwartete hören und der Offizier, der etwas bestellt, damit natürlich nicht überrascht werden kann. Aber sein italienischer Kamerad würde in gleicher Lage „Subito!" rufen und wir wissen noch aus der Schule, daß das eigentlich „plötzlich" heißt. Das lateinische Wort für „plötzlich" heißt italienisch nun „schnell", bei uns ist die Entwicklung umgekehrt; aber für die enge Beziehung beider Begriffe ist eins so gut ein Beweis wie das andere.

Ist nun aber der Unterschied zwischen dem, was sich in seiner Entwicklung verfolgen läßt, und dem, was plötzlich auftritt, nur ein Unterschied des Grades, so ist das doch schon genug, um der Menschheit zu beiden Klassen von Erscheinungen eine ganz verschiedene Stellung anzuweisen.

Neuere Forschungen über Kultur- und Naturvölker, von denen ich hier nur Vierkandt's so betiteltes Buch und Bücher's Untersuchung „Arbeit und Rhythmus" nennen will, haben immer stärker betont, die eigentliche Ursache der Inferiorität der Naturvölker sei ihr Mangel an Voraussicht. Sie können nicht an morgen denken, noch weniger etwas für morgen vorbereiten. Für ihre Hilfslosigkeit in dieser Hinsicht gibt es vielleicht kein rührenderes Zeugniß, als jene Bitte des Vaterunsers, die wir zu verdeutschen pflegen: „Unser täglich Brot gib uns heute". Paul de Lagarde, der berühmte Orientalist und leidenschaftliche Volkserzieher, ward nicht müde, hervorzuheben, daß der Spruch in der Urform vielmehr bedeutet: „Das für morgen bestimmte Brot gib uns schon heute". Der einfache Mensch, auf dessen Standpunkt Christus sich mit seinem Gebet stellt, will der drückenden Sorge um das morgige Brot enthoben sein — vorzusorgen weiß

er aber nicht; er bittet Gott, heut schon für morgen zu bescheren. Denn sonst kann er morgen plötzlich dem Hunger ins hohle Auge sehen.

Für den Naturmenschen ist also unendlich viel mehr unvorbereitetes, plötzliches Geschehniß, als für uns. Uns überrascht nicht einmal eine Mondfinsterniß — die Zeitungen legen uns rechtzeitig ihr Programm vor. Für die Urzeit war aber jeder Sonnenuntergang ein Wunder, ein plötzliches Aufhören; jeden Abend entstand von neuem die bange Frage, ob die Sonne wiederkehren werde. Hatten sie schließlich hierin eine regelmäßige Erscheinung kennen gelernt, so blieb doch jeder Todesfall aus unbekannter Ursache, jede Krankheit, ja jeder Unglücksfall eine plötzliche Veränderung, auf die man niemals vorbereitet war. Hexerei, Uebelwollen hämischer Dämonen, auf moralisch höherer Stufe eigene Versündigung wurden zur Erklärung hinzugedichtet; das Wunder blieb.

So ist also der Wilde beständig in der Angst vor dem Unvorhergesehenen. Er ist immer auf dem Kriegspfad, immer muß er vorsichtig einherschleichen. Gewisse Worte darf er nie aussprechen, gewisse Dinge nur unter Vorsichtsmaßregeln vornehmen; wie wir noch jetzt uns nicht gern laut einer Sache freuen, ohne ein „unberufen“ hinzuzusetzen; sie könnte plötzlich aufhören. Das Plötzliche ist der Feind. Draußen in der Welt hausen und herrschen zahllos gute Dämonen, die das Regelmäßige, das Gewohnte leiten. In jedem Baum sitzt eine Dryade und läßt ihn wachsen, bekleidet zur rechter Zeit die Aeste mit Blättern und zieht sie ihnen wieder aus. In jedem Bach treibt eine Nymphe ihr Spiel, jagt die Wellen dahin, bespritzt die Blumen am Ufer. Das sind gute vertraute Geister. Aber daneben treiben die bösen Dämonen ihren Spuk: das sind die Plötzlichen. Sie tragen Krankheit ins Haus und trocknen den Euter der Kuh aus, sie schlagen dem Schwert, das den Gegner tödten soll, die Spitze ab und blasen dem Feldherrn ins Auge, daß er sein Heer in die Irre führt.

Wo es sich um einfache, ursprüngliche Verhältnisse handelt, da gilt das heute noch. Das Plötzliche ist der Feind. Auf Regen und Unkraut ist der Landmann vorbereitet: Hagelschlag und lange Dürre treffen ihn immer und wehrlos. Das Kriegsheer weiß wohl, daß es „toujours en vedette“ sein muß; aber welcher Unterschied, ob der Feind auf hell beleuchteter Straße anrückt oder plötzlich am Lager von Hochkirch erscheint! Nur der geniale Mensch weiß aus dem unerwarteten Zufall sich einen unerwarteten Segen zu ziehen; für den Alltagsmenschen ist selbst das Glück, auf das er nicht vorbereitet war, verwirrend, beängstigend. Es ist schon mancher von einem goldenen Regen erschlagen worden.

Uebersetzen wir den Begriff aus der Sphäre dunkler Mächte ins Menschliche, so wird das Plötzliche zum Willkürlichen. Und gegen das Willkürliche herrscht so unbedingt wie gegen das Plötzliche eine instinktive Abneigung bei den Menschen. Wir hegen zwar die Vorstellung, als sei bei primitiver Kultur eine „Willkürherrschaft“ selbstverständlich, als erscheine sie noch heut dem Orient als die einzig mögliche Form der Herrschaft. Aber wir gehen dabei einseitig von unserer Auffassung der „Willkür“ aus. Den Naturvölkern erscheint die Individualität des Einzelfalls als natürliche Grundlage aller Rechtsprechung und Entscheidung. Daß etwa alle Menschen an einem bestimmten Tage des Jahres sich in der Stadt einfinden, in Uniform gesteckt werden, zum Gehorsam gegen vorhandene Obere gezwungen werden sollen, alles dies ohne die geringste Nöthigung von außen her, ohne daß ein Feind anrückt, oder ohne daß der Herrscher einen Eroberungszug plant — das würde dem Urmenschen unerträgliche Willkür scheinen. Daß der Richter „ohne Ansehen der Person“ richten soll, statt wie der Kadi aus der Eigenart der Sachlage seinen Spruch zu finden, für den das Gesetzbuch ihm nur die allgemeinste Richtschnur gibt — das würde der Orientale schlimmste Willkür nennen. Wir sind ja auch täglich mehr im Begriff, zu dieser Weisheit des Orients zurückzukehren und unser höchster Kadi proklamirt den Satz: „Si duo faciunt idem, non est idem“. In der Praxis aber haben wir den Kadi schon lange; und nicht mit den Milderungen des Morgenlandes.

Hier also liegt thatsächlich nur eine verschiedene Auffassung des Begriffes „Willkür“ vor. Wo aber solche empfunden wird, verletzt sie überall. Der böse Herrscher in Sage und Märchen — das ist der, der nach Willkür richtet. Das ist der, dem sein persönliches Gelüst mehr gilt, als das Recht: Appius Claudius; das ist der, der nach Stimmung und Laune begnadigt, wo er strafen, tödtet, wo er belohnen müßte: Kambyses; das ist der, der nach unbeschränktem Ermessen die Werthe vertauscht und sein Leibpferd zum Konsul macht: Caligula. Der willkürlich herrscht, der ist ein böser Herrscher, der ist ein menschliches Abbild der schlimmen Dämonen.

Auch hierin hat die Gesinnung der Völker sich kaum geändert. Nur für den höchsten Herrscher ist das Urtheil merkwürdig umgeschlagen. Die Theologen predigen uns unaufhörlich, gerade durch Willkür zeige Gott seine Güte und Größe. Nicht das mächtige stille Walten in Natur und Geschichte soll für ihn zeugen — aber die „Wunder“, die plötzlichen Unterbrechungen der Ordnung. Moses im glühenden Dornbusch hat sie nicht bekehrt: den Sturmwind fordern sie, nicht den sanften, stillen Hauch. Und ebenso wollen sie im Menschen Gott handgreiflich wirken sehen. Eine allmähliche Wandlung gilt wenig; unendlich mehr Freude ist im Himmel über einen, der sich plötzlich bekehrt hat. Durch den Tag von Damaskus ist Paulus der Liebling aller leidenschaftlichen Priesternaturen geworden; einen auf Tag und Stunde festzulegenden „Durchbruch der Gnade“ fordern die Pietisten. Das Plötzliche wird zum Merkmal des Göttlichen gemacht; das, was still und stetig sich entwickelt, wird mit dem Makel des „Alltäglichen“ behaftet.

Aber auf die Dauer konnte diese neue Auffassung des Göttlichen nicht ohne Einfluß auf das Irdische bleiben. Die Herrscher der Erde wollen und sollen immer Abbilder Gottes sein. Wie ihr Typus auf die Vorstellung von Gott wirkt, so beeinflußt wieder die jeweilige Gottesidee das Herrscherideal. Jahrtausende lang war die „Gerechtigkeit“ als höchstes Merkmal der Krone angesehen worden. Karl der Große, Salomo, Harun al Raschid, Saladin — sie liegen weit genug auseinander; ihr Hauptruhm bleibt immer, daß sie mächtige Hüter der Gerechtigkeit sind. Nun ändert sich das. Der Fürst, weil er ein Gott sein will, sucht sich durch Wunder zu dokumentiren. Das ist jetzt das Große, ein Versailles aus dem Nichts hervorzurufen — und jedes deutsche Winkelfürstchen thut sein Wunderchen. Daran erkennt man jetzt fürstliche Größe, daß höhere Lakaien und königliche Bastarde jetzt plötzliche Herzöge und Prinzen werden, als hätten sie eine lange Reihe vornehmer Ahnen hinter sich. Es lassen sich — auch bei Königen — größere Wunder erdenken, Friedrich der Große hat sie gethan, aber diese Art Wunder genügte den landläufigen Ansprüchen.

Mit dieser veränderten Anschauung gerieth aber bald Wichtigeres ins Schwanken als die Budgets und die Stammbäume. Mit wunderbarer Konsequenz hatten bis dahin die meisten Länder ihre Politik verfolgt. Oft lag ihr ein Irrthum zu Grunde, wie Deutschlands Ansprüchen auf Italien, Englands auf Frankreich; öfter noch ein sehr berechtigtes Prinzip, wie dem Streben der Niederländer des Reichs nach Selbständigkeit. Immer aber sehen wir es mit großer Folgerichtigkeit sich behaupten. Es bildet sich überall eine große Tradition, ein ungeschriebenes Programm. Die großen Todten sprechen und stimmen mit in den Fragen des Tages.

Aber das verletzt die neue Gottähnlichkeit der Fürsten. Ein jähes Neuern, ein plötzliches Aendern bekundet ihre Macht besser. Und so kommt in die Politik mit einem Mal ein wilder Geist des Spieles, wie ihn auch die eroberungslustigste Vorzeit nicht gekannt hatte. Die unmöglichsten Allianzen werden abgeschlossen: der Erbfeind der Habsburger, Frankreich, verbündet sich mit ihnen gegen Preußen. Männer werden Minister, wie sie kein Schah und kein Sultan eingesetzt hätte: Graf Hennicke, ein bestechlicher Kammerdiener, in Sachsen, Kardinal Dubois, ein

sittenloser Priester, in Frankreich, Struensee, ein haltloser Abenteurer, in Dänemark „Le désespoir m'allait saisir", erzählt Beaumarchais' Figaro; „on pense à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre: il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui l'obtint". Die fürstliche Allmacht thut Wunder. Je weniger der Erwählte für sein Amt paßt, desto stärker bezeugt das Erstaunen der Welt die unbegrenzte Macht des Herrschers. Zuweilen hat man den Eindruck, als komme es den Regenten mehr darauf an, dies Staunen hervorzurufen, als ihre Weisheit zu bekunden.

Nur ein Punkt kehrt bei dem wirren Spiel dieser zwecklosen Allmachtsübungen typisch wieder: der Gegensatz zur vorigen Herrschaft. Daß am Todtenbett des Fürsten ein plötzlicher Umschwung eintritt, versteht sich so sehr von selbst, daß die Höflinge es gar nicht glauben wollen, als König Friedrich II. in den Bahnen seines Vaters bleibt. Ueberall sonst ist der Thronfolger der geborene Gegner seines Vaters; oft artet das zum öffentlichen Skandal aus wie in England, in Hessen. Er hat seinen Hof — er muß ja doch einmal selbst Gott werden, und wird er es, so gehört dem Sieger die Beute, die er dann unter seinen Anhang vertheilt. Ludwigs XIV. berüchtigtes Auftreten gegen Fouquet ist typisch; Friedrich Wilhelm I. hat sich beim Antritt der Regierung wohl ehrenhafter benommen, die „monarchische Tradition" aber nicht besser gewahrt. Das Plötzliche ist das Fürstliche. Für Volk und Beamtenschaft mag ruhige Stetigkeit, Achtung vor großer Tradition, Ueberlegung vor dem Entschluß, Vorbereitung von Aenderungen genügen — ein Fürst kann Ueberzeugungen, Politik, Sympathien, Religion so oft wechseln wie er die Uniformen vertauscht. Je häufiger, um so gottähnlicher, um so genialer kommt er sich vor; je energischer, desto abgöttischer wird er von der bevorzugten Partei oder Gruppe gepriesen. Wie oft er selbst nur der Spielball derer ist, über die er so souverain zu verfügen glaubt, das ahnt weder Ludwig XV. noch Friedrich Wilhelm IV. Eine unbedingte Willkür widerspricht eben menschlichen Verhältnissen zu sehr, als daß sie sich durchführen ließe; die Konsequenz, die Voraussicht, die Berechnung siegt schließlich über alle hochmüthige Gottähnlichkeit, und wäre es auch nur die praktische Berechnung einer kleinen, aber mächtigen Partei.

Es konnte daher dem monarchischen Prinzip schwerlich ein größerer Dienst geleistet werden, als durch seine konstitutionelle Beschränkung geschah. Die gefährliche Plötzlichkeit ward wieder in die Bahn ruhigerer Entwicklung zurückgelenkt; das Gesetz trat als Bürge für stetigere Rechtsanschauungen ein; Parteien bildeten sich als Hüter großer Traditionen. So ward das Fürstenthum davor bewahrt, sich in schädlicher Kraftvergeudung abzunutzen. Wo an sich schon eine mächtige Tradition bestand, wie in Rußland oder beim Papstthum, da konnte diese Beschränkung entbehrt werden — wo die Fürsten sich ganz aus der Reihe der historischen Entwicklung herausgestellt hatten, nicht. Einen Peter den Großen, einen Joseph II. mögen wir bewundern und verehren — ertragen würde ihn heut kein europäisches Volk.

So ist denn schließlich auch hier die Plötzlichkeit, der böse Dämon der Völker, besiegt worden. Man mag für flackernde Enthusiasten eine romantische Vorliebe hegen — es bleibt eine ästhetische Freude wie die an Donner und Blitz. Selbst ein brennendes Haus, eine Sturmfluth sind ein großartiger Anblick; aber wir wünschen sie nicht auf unserem Boden; wir schützen uns durch Versicherungen vor dem Schaden, den sie stiften. Die Plötzlichkeit ist von der Civilisation überall besiegt worden, und wo sie noch auftaucht, ist ihr Ende nur eine Frage der Zeit. Denn wir wissen jetzt, daß überall Gesetz und Ordnung herrscht, und daß selbst scheinbare Unterbrechungen schließlich in letzter Linie der stetigen Entwicklung dienen müssen, sei es auch nur dadurch, daß sie die Menschen zu neuer Sicherung dieser ruhigen festen Entwicklung, zu neuen Schutzmaßregeln gegen das Plötzliche erziehen.

R. Emmery.

Bewegliche Getreidezölle.

Wer Augen hat zum Sehen und sich bisher nicht darüber klar war, wessen man sich von den Agrariern zu versehen hat, dem mußte die letzte „That" des Bundes der Landwirthe die Augen öffnen. Um das klägliche Fiasko der Börsenhetze zu maskiren, scheute man sich nicht, dem Deutschen Reiche zuzumuthen, es solle sein in den Handelsverträgen feierlich gegebenes Wort brechen und die Einfuhr fremden Getreides verbieten; und das in einem Zeitpunkt, wo die Getreidepreise steigen, wie seit Jahren nicht mehr. Als Begründung gibt man ein in geradezu leichtfertiger Weise zusammengestelltes, absolut unhaltbares statistisches Material und schreibt dann keck, die Regierung habe es mit diesem Vorschlage in der Hand, den wirthschaftlichen Ruin Hunderttausender deutscher Bauern zu verhindern.

Nach der agrarischen Auffassung ist es eben die vornehmste Aufgabe des Staats, dem Grundbesitzer eine Minimalgrundrente zu garantiren. Wenn gewerbliche oder gar landwirthschaftliche Arbeiter, die gewiß nicht besser daran sind, als die nothleidenden Großgrundbesitzer, das gleiche Verlangen stellen würden, und einen Minimallohn garantirt haben wollten, wie wären da die gleichen Agrarier bereit, die Leute mit der Polizei zur Raison zu bringen.

Eine Minimalgrundrente wollte der Antrag Kanitz den Getreideproduzenten garantiren; das gleiche Ziel erstrebt der Abgeordnete Gamp mit einem Vorschlage, den er kürzlich im „Deutschen Wochenblatte" veröffentlichte. Der Vorschlag hat, angesichts der stärkeren Leistung des Bundes der Landwirthe, zunächst keine eingehendere Beachtung gefunden. Es dürfte aber trotzdem vielleicht nicht ohne Werth sein, den Vorschlag etwas näher zu beleuchten. Aus verschiedenen Gründen: Einmal kann man nie wissen, auf welche „zugkräftige" Ideen die Agrarier zur Auffrischung der Agitation zurückgreifen; dabei wird vermuthlich der Gamp'sche Vorschlag auch noch einmal eine Rolle spielen; vor allen Dingen aber, weil der Gamp'sche Vorschlag zeigt, daß unsere Agrarier bereits so ideenarm geworden sind, daß sie selbst vor der Wiederaufwärmung von Projekten nicht zurückschrecken, deren Zweckwidrigkeit durch die Erfahrungen der Geschichte klipp und klar erwiesen ist.

Unter dem Titel: „Die Getreidezölle der Zukunft" führt Herr Gamp aus: Bisher sei die Getreidezollpolitik Deutschlands und anderer Länder immer von dem Streben beherrscht gewesen, die Nachtheile zu hoher Preise von den Konsumenten abzuhalten. Weniger habe man sich damit beschäftigt, die Wirkungen der Getreidezölle für die Produzenten sicher zu stellen. Es unterliege aber keinem Zweifel, daß die Interessen der Produzenten und Konsumenten sich auf einer mittleren Linie vereinigen ließen. Der Vorschlag des Herrn Gamp geht nun dahin: es ist für die einzelnen Getreidegattungen ein Normalpreis zu normiren und zu bestimmen, daß an Zoll bei der Einfuhr derjenige Betrag zu entrichten ist, um den der Preis des Getreides auf dem internationalen Markte bezw. im Ausland zur Zeit der Einfuhr hinter dem Normalpreis zurückbleibt. Diese Regelung biete dem Konsumenten den Vortheil, daß sich der Zoll ermäßigt, je mehr sich der Auslandspreis dem festgesetzten Normalpreis nähert, während andererseits zu Gunsten des Produzenten sich der Zoll erhöht, je mehr der Auslandspreis unter den festgesetzten Normalpreis heruntergeht. Gesetzt also, der Normalpreis für Roggen würde auf 150 Mark festgesetzt, so würde der zur Erhebung gelangende Zoll sich auf 10 Mark ermäßigen, wenn der Auslandspreis zur Zeit der Einfuhr sich auf 140 Mark stellt, aber andererseits sich auf 60 Mark erhöhen bei einem Auslandspreise von nur 90 Mark.

Dies ist der Kern des Gamp'schen Vorschlags. Wir sehen davon ab, die prinzipiellen Bedenken darzulegen, die der Durchführung desselben nach Ablauf der Handelsverträge, — vorher könnte selbstverständlich davon keine Rede sein — entgegenstehen. Das ist auch gar nicht nöthig. Nicht nur weil der Antrag Kanitz, der den gleichen Zweck

verfolgt, wie der Vorschlag des Herrn Gamp, zur Genüge Gelegenheit geboten hat, diese prinzipiellen Bedenken auseinanderzusetzen; sondern vor allen Dingen, weil der Gamp'sche Vorschlag nichts ist als die Wiederholung der Grundgedanken des englischen Korngesetzes von 1828, und weil dessen Ergebnisse hinreichen, die weitere Verfolgung des Vorschlages als unmöglich erscheinen zu lassen.

Es ist schwer verständlich, daß Herr Gamp mit keinem Wort auf dies berühmte Gesetz zu sprechen kommt. Daß er es nicht gekannt haben sollte, hieße ihm doch wohl zu nahe treten. Ist es doch durch die Agitation, die ein Richard Cobden, ein John Bright gegen dies Gesetz durchgeführt haben, zu einer geradezu welthistorischen Bedeutung gelangt.

Dies Korngesetz von 1828, stat. 9 George IV. ch. 60, geht von genau den gleichen Grundsätzen aus, wie der Vorschlag des Herrn Gamp. Es bestimmte im Wesentlichen Folgendes: bei einem Inlandspreise von 66 Shilling für den Quarter Weizen betrug der Zoll 20⅔ Shilling. Mit jedem Shilling, um den der Inlandspreis fiel, stieg der Zoll um einen Shilling. Stieg jedoch der Weizenpreis, so fiel der Zoll, allerdings in stärkerem Verhältniß. Er betrug beispielsweise 18⅔ Shilling bei einem Weizenpreis von 67 Shilling. Stieg der Weizenpreis auf 73 Shilling oder noch höher, so wurde bloß ein Shilling Zoll erhoben. Man nennt dies Zollsystem das System der gleitenden Skala (sliding scale).

Es unterscheidet sich von dem Vorschlag des Herrn Gamp im Wesentlichen bloß darin, daß es den Zoll nach dem Inlandspreise normirte, während Herr Gamp den Zoll auf Grund der Weltmarktspreise festsetzen will. Das dürfte jedoch kein Vorzug sein, sondern nur ein Nachtheil mehr. Schon während der Geltungsdauer des Korngesetzes von 1828 klagte man lebhaft über die Schwierigkeiten, die die Feststellung des Inlandpreises mache. Ein „Weltmarktspreis" als solcher ist aber praktisch gar nicht greifbar. Es gibt Weizenpreise in London, in Paris, in New-York, in Chicago, in Odessa, in Kalkutta. Es gibt in London Preise für die verschiedensten Sorten englischen, russischen, amerikanischen, rumänischen, kleinasiatischen, indischen, australischen Getreides; es gibt in Chicago verschiedene Preise und so fort; aber ein Weltmarktspreis kann nirgends so festgestellt werden, daß sich ein Zoll darauf normiren ließe. Die Preise an den verschiedenen Getreidemärkten bewegen sich durchaus nicht immer in der gleichen Richtung; es können sehr erhebliche Differenzen vorkommen. Paritäten zwischen den verschiedenen Märkten von der erforderlichen Genauigkeit gibt es nicht, wie dies etwa im Edelmetallverkehr der Fall ist. Die für die einzelnen Plätze maßgebenden Qualitäten sind verschiedene; dazu kommt, daß die eine Börse ihre Notizen nach Hohlmaß macht, die andere nach Gewicht. Bei den verschiedenen Qualitätsgewichten ist eine einheitliche Reduktion nicht angängig. Kurz die Feststellung eines Weltmarktpreises ist eine Unmöglichkeit. Gamp will dabei auch die Angaben der Importeure über die von ihnen gezahlten Preise berücksichtigen; in welcher Weise aber dies System mit der von ihm gewünschten einheitlichen Zollfestsetzung auf Grundlage des Weltmarktpreises kombinirt werden soll, ist unklar. Aber lassen wir diese Einwände einstweilen bei Seite.

Erreichte man denn nun aber mit dem englischen Gesetze von 1828 die Ziele, die man sich gesetzt hatte? Nicht im mindesten; alle Schriftsteller stimmen darin überein.

Selten haben die englischen Landwirthe mehr geklagt und auch mehr Grund gehabt zum Klagen, als in den dreißiger Jahren. Als das Gesetz 1828 erlassen wurde, glaubte alle Welt, nun werde der Weizenpreis um 60 bis 64 Shilling stabil bleiben. Die Pachtpreise wurden dementsprechend festgesetzt. Die anscheinend günstige Konjunktur war die Ursache, daß immer mehr Land unter den Pflug genommen wurde. Nun kamen einige gute Ernten; die Preise sanken und sanken, bis sie 1836 den Tiefpunkt von 36 Shilling erreichten. Die Landwirthe, die auf Grundlage eines Weizenpreises von 60 Shilling gepachtet hatten, kamen dabei in die größte Noth.

Da Herr Gamp auch meint, durch die von ihm vorgeschlagene Regelung würden für das Inland die großen Preisschwankungen beseitigt werden, „denen das Getreide durch berechtigte und unberechtigte Maßnahmen der Spekulation, sowie durch den Umfang der Ernte in den maßgebenden ausländischen Produktionsgebieten gegenwärtig ausgesetzt ist", so mag auf die außerordentlichen Preisschwankungen auf dem englischen Weizenmarkt während der Herrschaft der gleitenden Skala noch etwas näher hingewiesen werden. Zwischen den Preisen von 1836 und 1839 betrug der Unterschied 116 Prozent. Seit 1828 galt das Quarter Weizen

17	Monate	lang	weniger als	. . .		40	Shilling,
23	„	„	zwischen	40	und	50	„
48	„	„	„	50	„	60	„
38	„	„	„	60	„	70	„
16	„	„	„	70	„	80	„
1	„	„	„	80	„	90	„ .

„Jeder Kornimporteur hat ein doppeltes Interesse, seine Vorräthe erst nach der höchsten Preissteigerung auf den Markt zu bringen: er gewinnt dann einmal am Preise und außerdem noch am Zolle. Das letztere ist gewöhnlich die Hauptsache. So wirkt denn die Skala wie eine förmliche Prämie für Abwartung der höchsten Preise. Auf der anderen Seite wurden 1842, als die Preise kurz vor einer reichen Ernte im vollen Sinken begriffen waren, dessen ungeachtet große Massen fremden Getreides, die in den Häfen lagen, importirt, bloß um einem noch stärkeren Sinken (und damit einer Erhöhung des Zollsatzes) zuvorzukommen. Wie sehr die Gefahren des Kornhandels, die ohnehin schon so groß sind, hierdurch vergrößert werden, leuchtet von selbst ein. Auch die Schiffahrt wurde dabei in den nachtheiligsten Wechsel von Ueberspannung und Abspannung versetzt: je nachdem die Spekulanten Hals über Kopf ungeheure Frachtmittel gebrauchten, um die Niedrigkeit des Zolles rasch zu benutzen; oder bald darauf, mit den höheren Zöllen, die tiefste Stille im Einfuhrhandel eintreten mußte."

So beurtheilte Wilhelm Roscher die sliding scale.

Nichts kann die Wirkung des Gesetzes besser illustriren, als die Einfuhrziffern des Monats September 1838. Am 6. September 1838 betrug der Zoll 2 sh 8 d; es wurden aus den aufgespeicherten Vorräthen frei gemacht und eingeführt 28 000 Quarter; mit dem 13. September trat der niedrigste Zollsatz von einem Shilling ein und es wurden — natürlich auf Spekulation — eingeführt 1 261 000 Quarter. Am 20. September betrug der Zoll wiederum 2 sh 8 d; die Einfuhr 102 000 Quarter. Als am 27. September der Zoll auf 10 sh 8 d gestiegen war, wurden nur mehr 47 000 Quarter eingeführt.

Der Vorgang wiederholte sich nicht selten, daß, wenn kurz vor der Ernte die Preise stiegen, zu sinkendem Zoll große Mengen Getreide importirt wurden, meist nur auf Spekulation, weil man nach der Ernte einen Preisrückgang und damit eine Zollerhöhung erwartete. Nach der Ernte mußte so das spekulativ eingeführte Korn auf den Preis drücken, um so mehr, da der Importeur ja am Zoll profitirte. Der englische Landwirth sah sich somit fast immer einer für ihn ungünstigen Preisbildung gegenüber.

Von ausschlaggebender Bedeutung war die Festsetzung der Durchschnittspreise; sie erfolgte schließlich wöchentlich auf Grund der Angaben, welche in 150 Marktorten des Landes von jedem Kornhändler über seine Umsätze in britischem Getreide gemacht werden mußten. Allgemein konnte man die Klage hören, daß durch unlautere Machenschaften aller Art — fiktive Verkäufe u. s. w. — die Feststellung der Preise beeinflußt wurde. In ganz unanfechtbarer Weise konnte dies dadurch geschehen, daß kapitalkräftige Spekulanten durch große vielleicht auch verlustbringende Ankäufe den Durchschnittspreis so steigerten, daß ihnen eine Einfuhr zu Zollsätzen möglich wurde, die sie reichlich für alle Verluste entschädigte. „So vermehrte damals der ausländische Getreidehandel die Preisschwankungen, statt sie zu mildern." (Fuchs).

Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen müßte der Zoll von Tag zu Tag festgesetzt werden; die Frist von einer Woche wäre viel zu lang. Abgesehen von der Unmög-

lichkeit, Tag für Tag Weltmarktspreis und Zoll nach der momentanen Marktlage zu normiren, wäre hier allen möglichen Machinationen Thür und Thor geöffnet.

Herr Gamp schlägt vor, in den hauptsächlichsten Marktplätzen und Verschiffungshäfen des Auslandes amtliche Zollstätten zu errichten, bei denen die Anmeldung des für die Einfuhr nach Deutschland bestimmten Getreides unter Vorlegung der Frachtdokumente mit der Wirkung geschehen könnte, daß für diese Sendungen der am Tage der Anmeldung maßgebende Zollsatz demnächst bei der Einfuhr nach Deutschland zur Erhebung kommt. Das wäre ja auch nöthig. Aber dann hätte die Spekulation erst recht einen Anreiz zu spekulativer Einfuhr, wenn sie sich den ihr günstigsten Zollsatz so leicht heraussuchen könnte.

In einer alten Schrift von Friedrich von Raumer über die Korngesetze Englands finden wir folgende Beurtheilung der gleitenden Skala angeführt: Erstens konnte die bewegliche Zollrolle ein Schwanken der Preise zwischen 36 und 90 Shilling nicht verhindern, zweitens verkauften die Aufkäufer fremden Getreides erst, wenn die Noth am drückendsten und der Zoll auf einen Shilling vom Quarter hinabgesunken war. Drittens: England, welches durch die Korngesetze angeblich vom Ausland unabhängig werden sollte, mußte in einem Jahr 50 Millionen Thaler für fremden Weizen (anderes Getreide abgerechnet) bezahlen. Und viertens: der Landmann wurde durch das Gesetz keineswegs gegen allzu niedrige, der Verbrauchende nicht gegen allzu hohe Preise geschützt. „Die Unsicherheit, welche natürlich in allen landwirthschaftlichen Unternehmungen obwaltet, wird künstlich noch vermehrt; und von solchen Einrichtungen soll das Wohl des Landmannes abhängen."

Roscher berichtet, daß das System der gleitenden Skala von der aufgeklärten öffentlichen Meinung in England viel eher und einstimmiger verworfen wurde, als das System der Korngesetze überhaupt. Es war die letzte Großthat der englischen Agrarier; es war auch eine hauptsächliche Ursache des Sturzes ihrer Herrschaft. Allem Anschein nach stehen uns für die Zeit, da die Handelsverträge ablaufen, ähnliche Kämpfe bevor, wie sie in England um das Korngesetz von 1828 zu führen waren. Vorher hat der Gamp'sche Vorschlag ja keine aktuelle Bedeutung; aber heute schon gilt es, für die bevorstehende Entscheidung zu rüsten. Daß bei uns die Entwicklung der landwirthschaftlichen Verhältnisse eine ähnlich radikale wie in England werde, ist nicht anzunehmen; dort fehlte der tüchtige und mittlere Bauer, der den unverwüstlichen Kern der deutschen Landwirthschaft bildet. Der muß erhalten bleiben, und er wird es auch. Das muß eine wahrhaft nationale Agrarpolitik erstreben; nicht aber liegt es im allgemeinen Interesse, das Junkerthum in seinem Verzweiflungskampf um die zu entschwinden drohende politische und soziale Herrschaft zu stützen, nach den Rezepten des Bundes der Landwirthe.

Karlsruhe. *Karl Ettstaetter.*

Prätorianerherrschaft unter dem allgemeinen Stimmrecht.

Es giebt kaum einen interessanteren Stoff zum Nachdenken, als die Entwicklung des Wesens der Demokratie in unserem Zeitalter. Nach dem Katechismus der demokratischen Orthodoxie ist die Republik ein Tummelplatz der Freiheit und die Volksvertretung ein Sammelplatz von Weisheit und Tugend. Noch heute hört man wohl in den Vereinigten Staaten bei den Festreden am 4 Juli ähnliche Töne anschlagen. Die Begeisterung für die gesetzgebenden Gewalten geht allerdings selbst Festrednern, die „des Gottes voll" sind, heutigen Tages nur noch schwer über die Lippen, aber die „Tyrannen" der alten Welt spielen noch immer in der Rhetorik der neuen Welt eine Rolle. Anders tönt es dagegen in den ernsthaften Debatten des politischen Lebens. Wir haben — so heißt es dort — zwar keine Kaiser und Könige, aber wir haben politische Maschinen, die auf die Freiheit des Volks weniger Rücksicht nehmen, als es der rücksichtsloseste Autokrat je wagen würde.

Die Maschine, mit ihrem Boß an der Spitze, umfaßt die Organisation der Partei, sie kontrollirt die Fäden der Agitation, sie beschäftigt die Demagogen, welche direkt und indirekt von der Politik leben; sie repräsentirt mit anderen Worten die Wahltechnik des heutigen komplizirten Parteiwesens. Ursprünglich eine Schöpfung der Parteien, ist sie nach und nach den Parteien selbst über den Kopf gewachsen und spielt nun etwa dieselbe Rolle, wie sie die Prätorianer zur römischen Kaiserzeit oder die Söldnerheere in den Tagen der Condottieri spielten.

Diese Entartung der Demokratie hat besonders in den großen Städten der amerikanischen Republik zu politischen Krankheitserscheinungen geführt, die von nachdenkenden Bürgern in ihrer ganzen Gefährlichkeit längst erkannt sind. Auch dringt die Ueberzeugung ersichtlich in immer weitere Kreise, daß die republikanischen Institutionen zur reinen Karrikatur werden, wenn es nicht gelingt, die Macht dieser Prätorianer des allgemeinen Stimmrechts zu brechen. Aber es erfordert eine ganz gewaltige Kraftanstrengung, um die Emanzipation der Parteien von der Herrschaft der Maschinen herbeizuführen. Gerade gegenwärtig spielt sich eine Bewegung in dem größten Gemeindekörper der amerikanischen Union ab, die das in höchst charakteristischer Weise illustrirt. Die beiden Riesenstädte Newyork und Brooklyn und was an Vororten in deren nächster Nähe liegt, sollen vom nächsten Jahre an zu einem Greater Newyork vereinigt werden, d. h. zu einem einheitlich verwalteten Gemeinwesen von mehr als 3 Millionen Seelen. Bei der ungeheuren wirthschaftlichen Kraft dieses Greater Newyork und bei dem Mißbrauch, der mit der Leitung eines solchen munizipalen Leviathans getrieben werden kann, ist es begreiflicher Weise eine Sache von unschätzbarer Bedeutung, daß der rechte Mann an die Spitze der Verwaltung gestellt wird. Nach der Verfassung von Greater Newyork soll der Bürgermeister auf 4 Jahre gewählt werden, und die Wahl des Mayors findet in diesem Herbste statt. Welch eine Chance für die Maschinenpolitiker der beiden großen politischen Parteien, der Demokraten und der Republikaner! Die Maschinen dieser beiden Parteien sind nirgends so sorgfältig konstruirt und so geschickt geleitet, wie gerade in Newyork und Brooklyn. Der Boß der demokratischen Maschine ist der geriebene langjährige Beherrscher von Tammany Hall, Croker, der, nachdem er einige Zeit hindurch in die Hände eines Unterbefehlshabers, Namens Sheehan, die Zügel der Regierung gelegt hatte, jetzt nach Newyork zurückgekehrt ist, um den Kampf für die in Aussicht stehende Riesenbeute mit oft erprobter demagogischer Meisterschaft zu leiten. Der Führer der republikanischen Maschine ist der Senator Platt von Newyork, an politischer Verschlagenheit seinem Gegner Croker durchaus ebenbürtig.

Beide Demagogen werden Alles daran setzen, den von ihnen zu nominirenden Kandidaten durchzubringen. Es ist das für sie nicht bloß eine Frage der Beute, sondern auch des Prestiges; die Aufgabe aber besteht darin, von den Wählermassen so viele Elemente herüberzuziehen, daß Einem von ihnen die relative Mehrheit der Abstimmenden, denn diese entscheidet bei der Mayorswahl, verbleibt.

Zu diesem Zwecke wird natürlich in erster Linie das politische Parteiinteresse ins Feld geführt. Wer innerhalb der Partei meutert und gegen den Boß eine eigene Meinung zu äußern wagt, wird als Parteiverräther gebrandmarkt. Die kleinen Kläffer im Gefolge des Boß lärmen demgemäß in der Presse und in Versammlungen, verketzern jeden, der zu mucksen wagt, beschimpfen die Einen, bedrohen die Anderen, verekeln so den ruhigen Bürgern die Theilnahme an der Wahlbewegung, schüchtern die Unsichern ein und bringen mit solchen Mitteln der Disziplin den Eindruck hervor, als ob eigentlich die ganze Partei hinter ihnen stehe. Kommt es dann schließlich zur Wahl, so ist der Wähler, so widerlich ihm die ganze Agitation erschien, doch nur zu

der Lage, für den Kandidaten seiner Parteimaschine oder den Kandidaten der gegnerischen Parteimaschine zu stimmen. Zwischen Beiden wird ihm die Wahl schwer, denn womit der Eine gewaschen ist, pflegt der Andere abgetrocknet zu sein, aber in der Regel zieht er von den beiden ihm präsentirten Uebeln dann noch immer das vor, was ihm von der Maschine seiner eigenen Partei dargereicht wird.

Bei der bevorstehenden Mayorswahl in Greater Newyork aber scheint die Sache diesmal eine andere Wendung nehmen zu sollen.

Durch eine Vereinigung unabhängiger Bürger — an deren Spitze unter Anderen auch unser ausgezeichneter Landsmann Carl Schurz steht — ist eine Organisirung der Gegner beider Maschinen in die Wege geleitet, die außerordentlich erfolgreich zu werden verspricht. Man hat einen der trefflichsten Männer der Union als Kandidaten auf den Schild gehoben, Seth Low, den Präsidenten der Columbia-Universität und früheren Mayor von Brooklyn. Integrität des Charakters und administratives Talent vermögen auch die erbittertsten Gegner diesem Manne nicht abzusprechen. Seth Low's Popularität ist obendrein so groß, daß bereits mehr als 60 000 Wähler eine Petition unterzeichnet haben, in der die Nominirung dieses Kandidaten gewünscht wird. Aber er hat in den Augen von Boß Croker und von Boß Platt einen Fehler, der alle anderen Vorzüge aufwiegt, er ist der Kandidat keiner Parteimaschine. Seth Low hat vielmehr ausdrücklich erklärt, er verschreibe sich keiner Partei und gebe keinerlei Zusicherungen. Sein Programm sei einzig und allein: die gute und gerechte Verwaltung der Stadt. Es liegt darnach eine offene Rebellion der Wähler gegen die Maschine als solche vor, und die Gefahren einer solchen Rebellion begreifen die Führer der Prätorianer vollkommen. Die Bewegung ist von ihnen zunächst nicht allzu ernst genommen, aber sie merken allmählich, daß die Sache ernst wird. Seth Low ist für Beide ein höchst gefährlicher Kandidat. So gleichmüthig ein jeder von ihnen es mitansehen würde, wenn der Kandidat des Rivalen den Sieg davon trägt, weil dann hinten herum doch eine Verständigung über die Spolien sich noch immer vollziehen läßt, so sehr müssen sie eine Volksbewegung fürchten, die in letzter Linie darauf abzielt, die Wähler jeglicher Vormundschaft der Leiter der Parteimaschinen zu entziehen. Die Parteityrannen werden deshalb Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihre Tyrannis aufrecht zu erhalten; und der Ausgang dieses Kampfes wird an dem wichtigsten Punkte der Union zeigen, wie weit die amerikanische Demokratie unter der Herrschaft des Prätorianerthums steht.

Th. Barth.

Die Krisis der deutschen Wirthschaftswissenschaft.

I.

Herr Professor Sering hat sich durch meinen Aufsatz „Wollen oder Erkennen?“ in Nr. 43 der „Nation“ verletzt gefühlt. Die Antwort darauf, die in Nr. 46 dieser Zeitschrift bereits angekündigt worden, ist in Nr. 33 der „Deutschen Litteraturzeitung“ vom 21. August erschienen. Wenn ich mich wegen des Abdrucks jenes Aufsatzes nicht an das letztere Blatt gewendet hatte, so war der für jeden mit den nothwendigen Gepflogenheiten eines kritischen Litteraturblatts Vertrauten selbstverständliche Grund entscheidend, daß dieses prinzipiellen Auseinandersetzungen, wie ich sie in jenem Aufsatze vorgenommen, nicht in der Form von Repliken auf Rezensionen Aufnahme gewähren kann. Nach Sering war mein Motiv ein anderes. Er schreibt in seiner Replik wörtlich:

„Brentano hätte es kaum wagen dürfen, die eben genannten wie die noch weiterhin zu besprechenden Beschuldigungen ohne die geringste Begründung zu erheben, hätte er sich nicht bezeichnender Weise an ein Publikum gewandt, das nur zum kleinsten Theil meine Kritik gelesen hat und auch meine sonstigen Schriften kaum kennt, und von dem er annehmen konnte, daß es ihm schon deshalb Glauben schenken und seinen Gegner verurtheilen würde, weil er eben dieses Publikums agrarpolitisches Bekenntniß verficht.“

Und wer dies schreibt, wagt es, sich in derselben Replik über den Vorwurf, daß er mich durch „Verdächtigung der Gesinnung“ bekämpfe, zu beklagen!

Was meine angeblich unbegründeten Beschuldigungen sein sollen, wird der Leser alsbald beurtheilen können. Zuvor aber eine andere Frage. Ist es überhaupt am Platz, sich mit einem Gegner abzugeben, der in dieser Weise polemisirt? Und gewiß, wenn ich lediglich meinem Gefühle nachgeben wollte, würde ich sagen, mag Sering fernerhin über mich sagen, was er will; mich kann es nicht weiter berühren. Allein im Interesse der wissenschaftlichen Disziplin, die ich vertrete, halte ich es für meine Pflicht, dagegen zu protestiren, daß sachliche Meinungsverschiedenheiten mit Mitteln, wie Sering sie wählt, ausgetragen werden. Im Interesse der Sache, die ich vertrete, erachte ich es für meine Pflicht, daß Sering nicht, wie er es schon früher einmal gethan, mein Schweigen zum Anlaß nehme, zu verkünden, er habe meine Ausführungen umgestoßen. So groß die Ueberwindung ist, die es mich kostet, sehe ich mich daher genöthigt, die Gastfreundschaft der „Nation“ und die Aufmerksamkeit ihrer Leser in diesem Streite nochmals in Anspruch zu nehmen. Ich hoffe, daß diese nicht dadurch abgeschreckt werden, daß sie, wie der citirte Ausspruch Sering's zeigt, damit der Gefahr ausgesetzt werden, an dessen Liebenswürdigkeiten Antheil zu erhalten.

Was ich Sering zu erwidern habe, läßt sich in zwei Theile unterscheiden. Der eine hat lediglich auf die zwischen Sering und mir geführte Polemik Bezug; der zweite hat allgemeinere Bedeutung. Da der erstere das illustrirt, was im zweiten zu sagen ist, für heute zunächst den ersteren.

Sering beginnt seine Replik, indem er mit der Autorität des Richters in eigener Sache erklärt, „er habe den Nachweis geführt, daß meine Theorien, die in den agrarischen Reformgesetzen vom Anfang dieses Jahrhunderts den Gipfel und Schlußpunkt der Entwicklung sehen und ein ganzes Jahrhundert von Erfahrungen außer Acht lassen, vor dem Forum der exakten Forschung nicht zu bestehen vermögen.“ Hätte ich als Mann der Wissenschaft ihm nun entgegentreten wollen, so sei ich verpflichtet gewesen, zu beweisen, daß die von ihm hervorgehobenen Thatsachen entweder falsch oder mit meinen Dogmen vereinbar seien. Statt dessen hätte ich mit allgemeinen Vorwürfen und persönlichen Angriffen geantwortet.

Das also verstehen die Jünger der „exakten Forschung“ unter der Führung eines Beweises! Männer, die bescheidener von sich reden, halten es für die erste Voraussetzung des Nachweises der Irrigkeit einer Lehre, daß man sie richtig wiedergibt. Herr Sering aber hat den Gedankengang meines Buches nicht einmal wiedergegeben, geschweige denn ihn verstanden oder gar widerlegt. Was ist es denn, was ich dargelegt habe?

Der Grund und Boden, so sage ich, hat einen doppelten Charakter. Als Fläche ist er ein monopolistisches Produktionsmittel, denn er ist nahezu unvermehrbar. Er ist aber auch Träger gewisser zur landwirthschaftlichen Produktion nicht minder unentbehrlicher chemischer und mechanischer Eigenschaften, die einer Steigerung durch menschliche Thätigkeit fähig sind. Durch diese Steigerung können die nachtheiligen Folgen der Unvermehrbarkeit des Bodens gemindert werden; denn durch sie wird es möglich, von dem unvermehrbaren Boden größere Erträge zu erzielen. Es ist indeß nur innerhalb gewisser Grenzen möglich, den Bodenertrag ohne unverhältnißmäßiges Steigen der Kosten zu steigern. Ich lege dar, wo diese Grenzen liegen. Sind diese Grenzen gegeben, so gibt es kein anderes Mittel, den Bodenertrag zu steigern, als durch verstärkten Anbau bei unverhältnißmäßig größeren Kosten. Das Mittel, um dieser

nachtheiligen Wirkung des Monopolcharakters des Bodens zu begegnen, ist die Erweiterung der Zahl der Flächenstücke, welche der Deckung des Bedarfs dienen, durch Zufuhr von Außen. Das Mittel dagegen, um jene Steigerung der Bodenergiebigkeit durch Verbesserung der Bodeneigenschaften herbeizuführen, welche die nachtheiligen Wirkungen der Unvermehrbarkeit des Bodens beseitigt oder doch mindert, ist das Grundeigenthum. Es entwickelt sich im Zusammenhang mit dem Bedürfniß nach besserer landwirthschaftlicher Technik. Das aber, was den Grundeigenthümer zur Verbesserung der Technik antreibt, ist die Grundrente, und nun kommt das, was ich wohl als das Wichtigste bezeichnen darf, was mein Buch bietet, und was als der Mittelpunkt meiner Ausführungen erscheint, die Darlegung des Unterschiedes zwischen der Anderson'schen und der Ricardo'schen Grundrententheorie und der Fälle, bei denen die Grundrente gemäß der ersteren, d. h. durch steigende Bodenergiebigkeit steigt, und derjenigen, in denen sie gemäß der zweiten, durch steigenden Monopolcharakter des Bodens in die Höhe geht. Dabei zeigt sich das wichtige Ergebniß, daß auf den fruchtbarsten und am günstigsten gelegenen Böden die Steigerung der Grundrente eine geringere ist, wo, um den benöthigten Bedarf zu decken, unter dem Einfluß steigender Getreidepreise zum Anbau schlechterer Grundstücke vorgeschritten wird, als da, wo die größere Getreidemenge durch Meliorationen und besseren Anbau herbeigeführt wird. Einen ausgesprochenen Vortheil haben dagegen die Besitzer von unfruchtbarem Boden von einer durch Erhöhung der Getreidepreise herbeigeführten Erweiterung des Anbaues; denn nur durch diese Preissteigerung werden sie in den Stand gesetzt, ihre schlechten Grundstücke in Anbau zu nehmen. Steigerungen der Grundrente in Folge steigender Bodenergiebigkeit sind daher nicht bloß im Interesse des Ganzen, indem die Beschaffung von mehr Getreide ohne Steigerung des Getreidepreises stattfindet, sondern auch im Interesse wenigstens der Besitzer der fruchtbarsten und bestgelegenen Grundstücke. Dagegen sind sie nicht im Interesse der Besitzer schlechter Grundstücke. In deren Interesse liegt die Steigerung der Getreidemenge durch eine Steigerung des Preises, welche den Anbau auch der schlechtesten Grundstücke ermöglicht. Eine Steigerung der Grundrente aus Ursachen der letzteren Art ist, wie Ricardo mit Recht sagt, gesellschaftsfeindlich. — Der Unterschied zwischen den Ursachen, die zu der Steigerung der Grundrente führen, erschöpft sich aber nicht in dem verschiedenen Charakter der letzteren. Die Grundrente kapitalisirt mit dem laufenden Zinsfuß gibt nämlich — von gewissen Ausnahmen, die dargelegt werden, abgesehen — den Bodenpreis. Die Steigerung des Bodenpreises in Folge steigender Bodenergiebigkeit ist im gesellschaftlichen Interesse, denn sie ist eine Prämie, die zu weiterer Steigerung der Bodenergiebigkeit führt; die in Folge des steigenden Monopolcharakters des Bodens ist weder im Interesse des Ganzen, noch speziell in dem der Landwirthschaft, denn sie vermindert deren Konkurrenzfähigkeit durch Vertheuerung gerade des Produktionselementes, auf dessen Theuerkeit die Konkurrenzunfähigkeit der heimischen Landwirthschaft mit dem Ausland beruht. Vom Standpunkt dieser Ergebnisse aus werden dann die verschiedenen landwirthschaftlichen Programme, so weit sie den Bodenpreis beeinflussen, erörtert, wie Getreidezölle, Bimetallismus, Fideikommisse, Erbrecht, Verschuldungsgrenze. Nicht als ob mit diesen Erörterungen Alles gesagt sein sollte, was über diese Materien zu sagen ist. Soweit diese für die Agrarpolitik von Bedeutung sind, soll dies vielmehr erst im 3. Theile geschehen. Und da die einen den Bodenpreis ohne gleichzeitige Steigerung der Bodenergiebigkeit steigern, die anderen den Bodenpreis zwar für den Erwerber drücken, dabei aber die Steigerung der Bodenergiebigkeit in Frage stellen, werden sie als ungeeignete Reformprojekte bezeichnet.

Dies der Gedankengang meines Buchs. Wollte, um mit Sering zu reden, dieser als Mann der Wissenschaft ihm entgegentreten, so mußte er 1. ihn korrekt wiedergeben, und 2. nachweisen, worin die Fehler desselben stecken. Nun bitte ich Jeden, der noch über das geringste Maß von Ehrlichkeit verfügt, zu sagen, ob er, nachdem er die Kritik Sering's gelesen, sagen kann, daß das, was er als den Inhalt meines Buches bezeichnet, diesem entspricht! Ich weiß nicht, ob die „exakte Forschung“ es so weit gebracht hat, daß ihre Jünger einer theoretischen Darlegung gar nicht mehr zu folgen vermögen. Jedenfalls findet sich in der Sering'schen Kritik keine Spur meiner Darlegung. Nichts als jene schon in Nr. 43 erwähnten, bedeutungslosen Bemerkungen über meine Ausführungen über den Kapitalcharakter des durch menschliche Thätigkeit in seinen mechanischen und chemischen Eigenschaften veränderten Bodens und der Rest eine lange Polemik gegen meine Bemerkungen über Anerbenrecht und Verschuldungsgrenze. Nichts von dem, was Sering mir hier entgegenhält, soll ihm geschenkt werden. Aber es zeigt doch eine erstaunliche Befangenheit, von mir zu verlangen, daß ich mich von dem, um was es sich im Augenblick zwischen uns handelt, hätte ablenken lassen und ihm auf seine „Thatsachen“ hätte antworten sollen. Handelt es sich doch bei unserem gegenwärtigen Streite in erster Linie um mein Buch und nicht um die Thatsachen, die, selbst wenn sie mit Recht gegen mich vorgebracht werden könnten, die Kerngedanken meines Buches ganz unberührt lassen würden. Nun habe ich ausdrücklich erklärt, daß alle diese Einzeleinwendungen Sering's deshalb für jetzt keine Entgegnung fänden, weil sie für den bis jetzt erschienenen Theil meiner Arbeit bedeutungslos seien; eine jede derselben solle in deren späteren Theilen ihre Erledigung finden. Mit dem vorliegenden aber haben seine Einwendungen so wenig zu thun, wie seine Behauptung, ich sehe in den agrarischen Reformgesetzen vom Anfang dieses Jahrhunderts den Gipfel- und Schlußpunkt der Entwicklung und lasse ein ganzes Jahrhundert von Erfahrungen außer Acht, mit der Ausführung zu thun hat, in der ich gestützt auf diese Erfahrungen — und nebenbei in Uebereinstimmung mit Sering — hervorhebe, daß die Prinzipien dieser Reformen in Preußen niemals durchgeführt worden sind. Nicht den Gipfel- und Schlußpunkt der Entwicklung sehe ich in jenen Reformgesetzen, sondern den Anfang einer neuen Entwicklung. Allerdings bin ich überzeugt, daß wo immerhin diese dann führen mag, dies nicht die Wiedereinführung einiger Rüststücke aus der Rumpelkammer der Feudalität, sondern daß dies eine Neuordnung sein wird in Uebereinstimmung mit dem Rechtsbewußtsein der gesammten Bevölkerung.

Von allen Einwendungen, die Sering in seiner Kritik gegen mich vorgebracht hat, beziehen sich nur zwei auf den vorliegenden Theil meiner Agrarpolitik: die eine bezüglich meiner Methode, die andere, daß ich lediglich das Produktionsinteresse ins Auge fasse. Auf beide habe ich geantwortet, aber sie sollen, da es sich hier um Dinge von allgemeiner Bedeutung handelt, in der nächsten Nummer noch einmal Erörterung finden. Im Uebrigen beschäftigt sich die Sering'sche Kritik mit der angeblichen „Tendenz“ meines Buchs.

Ich habe auf diesen Vorwurf der Tendenz geantwortet, indem ich 1. umgekehrt nachwies, mit welcher Leidenschaft Sering jede der seinen entgegenstehende Meinung verfolgt hat, ja wie diese Leidenschaft ihn bis zur Entstellung der Aeußerungen des Gegners in deren Gegentheil hingerissen, indem ich 2. auf das Fehlen jeden Nachweises eines Motivs für eine bestimmte Tendenz meinerseits hinwies. Wenn es wirklich eine Errungenschaft der neueren Nationalökonomie sein soll, daß sie die einzelnen Theoretiker nach dem Gesichtspunkt der Willensrichtung beurtheilt, so haben diese Unglücklichen doch mindestens den Anspruch, daß ihnen eine bestimmte Willensrichtung nachgewiesen werde. Ich erwarte diesen Nachweis auch nach der Replik Serings noch immer. Nichts destoweniger schreibt Sering in dieser, der Unterschied zwischen seiner und meiner Behauptung sei „nur der, daß er seine Behauptung bewiesen habe, während ich nicht auch nur den geringsten Versuch einer Widerlegung gemacht habe“ und meine „Beschuldigungen ohne die geringste Begründung erhebe“. Wie wunderbar müssen die Dinge in diesem Kopfe sich spiegeln! Ich habe ausführlich dargelegt, in welcher Weise ich zu meinen Anschauungen über das

bäuerliche Erbrecht gelangt bin und damit gezeigt, wie jedwede Tendenz mir dabei fern lag. Dies nennt Sering „auch nicht den geringsten Versuch einer Widerlegung". Dagegen bringt Sering's Replik eine ganze Spalte zur Widerlegung der Begründung meiner Beschuldigungen. Trotzdem schreibt er, daß ich meine „Beschuldigungen ohne die geringste Begründung erhebe!"

Wie steht es denn nun mit seiner Widerlegung meiner „Beschuldigungen ohne Begründung"?

Ich hatte behauptet: „Was Sering will, ist die Erhaltung eines agrarischen Mittelstandes", und daß er selbst bereit sei, die übrige ländliche Bevölkerung als bloßes Mittel zu diesem Zweck zu behandeln. Sering hat dies nicht nur nicht bestritten; er läßt es sogar als fraglich erscheinen, ob nach seiner Meinung alle Menschen zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten berufen sind.

Ich hatte behauptet, sein Eifer in der Bekämpfung meiner Wiener Ausführungen gegen das Anerbenrecht habe ihn sogar dazu geführt, bei der Drucklegung der Wiener Verhandlungen eine gegen jene gerichtete Rede drucken zu lassen, die er gar nicht gehalten habe. Sering bestreitet die Thatsache. Nicht er, sondern ich hätte wesentliche Aenderungen meiner Rede vorgenommen. Was ich gethan habe, ist 1. daß ich Citate, die ich in freier Rede dem Sinne nach korrekt, aber in ungenauem Wortlaute aus dem Gedächtniß gemacht, beim Drucke wörtlich eingesetzt habe; 2. daß ich, als ich von Hermes aufgefordert, irgend Jemand zu nennen, der für ein gesetzliches Anerbenrecht quand même eintrete, an Stelle eines ursprünglich irrig Genannten Herrn von Plötz-Döllingen, Herrn von Levetzow u. A. unter Beibringung der Belege nannte, und daß ich 3., wie in meiner Rede schon angekündigt, ein Citat einsetzte, das vorzulesen mir wegen Beschränkung der Redezeit versagt blieb. Was Herr Sering that, war, daß er eine ganze gegen meine Darlegungen gerichtete Ausführung über das Erbrecht in Bayern zum Abdruck brachte, von der er mündlich kein Wort gesagt hatte, so zwar, daß die Rede, die er bei einer Beschränkung der Redezeit auf 5 Minuten gehalten haben will, nunmehr 10 enge Druckseiten ausmacht. Es ist nicht richtig, daß, wie die Sering'sche Replik angibt, wir uns über diesen Punkt „längst friedlich auseinandergesetzt haben". Ich habe mit ihm persönlich gar nicht darüber gesprochen, sondern mich darauf beschränkt, in dem Vereinsausschuß einen Antrag zu stellen, der derartige Vorkommnisse für die Zukunft ausschließen sollte. Dieser wurde dann allerdings lautlos angenommen. Daß aber deshalb der Antrag „jeder persönlichen Spitze" entbehrte, bringt in unerwarteter Weise eine Unempfindlichkeit Sering's zur Erscheinung, wie er sie sonst nicht zu bethätigen pflegt.

Ich hatte drittens behauptet, daß Sering bereits 1892 diejenigen, die seinen Schlußfolgerungen nicht beitreten würden, als Landesverräther bezeichnet habe, und dabei seinen diesbezüglichen Ausspruch wörtlich citirt. Sering erwidert, er habe damit die Sozialdemokratie gemeint. In seiner ganzen Ausführung aber ist von der Sozialdemokratie nirgends die Rede. Ich kann daher seine Berichtigung nur dahin verstehen, daß er seine Gegner als Sozialdemokraten bezeichnen wollte. In den Augen seiner damaligen Zuhörer war dies gewiß soviel wie Landesverräther!

Ich hatte viertens behauptet, er habe in dem Berliner Ferienkurse vor 2 Jahren, als Ursache meiner Opposition gegen das Anerbenrecht angegeben, ich wolle den Untergang des Bauernstandes. Sering bestreitet, dieses gesagt zu haben. Ich kann ihm aber Zeugen stellen, die zu erklären bereit sind, daß Sering sagte: Was wir mit unseren Maßregeln wollen ist das, was das Rechtsbewußtsein der bäuerlichen Bevölkerung will; Brentano dagegen will das Rechtsbewußtsein der bäuerlichen Bevölkerung mit Füßen treten und den Bauernstand vernichten. In der darauf folgenden Debatte erklärte nun Dr. Fick: Wer Brentano kenne, könne eine derartige Absicht niemals voraussetzen. Es könne vielleicht Jemand der Meinung sein, daß das, was Brentano fordere, eine solche Wirkung haben werde; es gehe aber nicht an, ihm eine derartige Absicht unterzuschieben. Hierauf erst erwiderte Sering: Diese Bemerkung sei überflüssig; selbstverständlich habe er nichts anderes sagen wollen. Diesen Hergang habe ich Sering vorgehalten, als ich ihm andere Ausschreitungen, die er sich als Kritiker zu Schulden kommen ließ, vorhielt, und weit entfernt, mich, wie er schreibt, für durch seine Erwiderung „vollkommen befriedigt zu erklären", habe ich ihm vielmehr vorgehalten, daß er erst auf Drängen des Dr. Fick die Verdächtigung meiner Absicht zurückgenommen habe, und ihn dabei auf meinen damals demnächst erscheinenden Aufsatz in der Zeitschrift „Cosmopolis" verwiesen, indem ich unter Anführung seines Ausspruchs gegen diese Art zu polemisiren mich wende.

Ich hatte fünftens gezeigt, wie er mich in meiner Wiener Rede über die bäuerliche Erbfolge in Bayern das direkte Gegentheil dessen sagen läßt, was ich wirklich gesagt habe. Der Fall liegt so klar, daß wohl jeder Andere ohne weiteres Deuteln seine Beschuldigung unter Bedauern zurückgenommen hätte. Nicht so Herr Sering. Er ist an dem Irrthum unschuldig. Denn eigentlich hätte ich das sagen sollen, was ich nicht gesagt habe, und es ist gewissermaßen mein Fehler, nicht seiner, daß ich es nicht gethan. Und in der That, glaube ich Herrn Sering, daß er, als er schrieb, wirklich der Meinung war, ich hätte in Wien das Gegentheil von dem geäußert, was ich wirklich gesagt habe. Aber es ist mir sein Irrthum nur ein neuer Beleg für meine Behauptung, wie sein leidenschaftliches Wollen ihn unfähig macht, den Gedankengang seines Gegners auch nur zu verstehen. Denn jeder Andere, der meine Wiener Rede mit Aufmerksamkeit liest, erkennt sofort, daß jeder andere Ausspruch als der, den ich gethan, mit deren ganzen Grundgedanken, wie ich ihn in Nr. 43 mitgetheilt habe, in Widerspruch sein würde.

Aber ein ehrliches, offenes Eingestehen eines Irrthums erachtet Herr Sering offenbar als eine Beeinträchtigung seines wissenschaftlichen Charakters; ist doch, gemäß seiner eigenen Lehre, auch er als Theoretiker „unter dem Gesichtspunkt der Willensrichtung zu beurtheilen". Ich komme zur sechsten und letzten meiner „Beschuldigungen ohne die geringste Begründung". Sering hatte in seiner Kritik mit einer höchst entstellenden Darstellung meiner früheren Arbeiten auf dem Gebiete der Agrarpolitik begonnen, um zu den von mir bereits neulich citirten Sätzen zu gelangen: „Diese Auseinandersetzung schien mir erforderlich, um die Tendenz des vorliegenden Lehrbuchs deutlich zu machen." Nach der Vorrede . . . soll es das, „was die theoretische Betrachtung der Natur der Dinge ergab, in spezieller Anwendung auf die wirthschaftlichen Elemente, mit denen es der einzelne Wirthschaftszweig zu thun hat, zur Darstellung bringen" . . . Thatsächlich handelt es sich . . . um den Versuch, die Verderblichkeit der agrarpolitischen Bestrebungen im heutigen Deutschland auf dem Wege der Deduktion nachzuweisen, nachdem der induktive Beweis mißglückt ist". Nachdem ich diese Unterschiebung entrüstet als den „Höhepunkt der Entstellung" bezeichnet habe, indem Sering mit seinen Worten besage, ich habe, während ich vorgebe, nach der Wahrheit zu suchen, „thatsächlich" nach Argumenten gesucht, um die Welt zu etwas zu überreden, was, wie ich mir selbst sagte, mir induktiv nachzuweisen mißglückt sei, will Sering dies nicht gesagt haben. „Br. befindet sich", so schreibt er, „im Irrthum. Ich glaube vielmehr, daß er jetzt mit derselben Zuversichtlichkeit von der Wahrheit der in seiner „Agrarpolitik" verfochtenen Ansichten überzeugt ist, wie früher von ihrer Verderblichkeit und Verkehrtheit. Er hat eben entsprechend den Grundanschauungen, die ihn gegenwärtig beherrschen, unwillkürlich die alte orthodoxe Theorie der Individualisten dargestellt, als er versuchte, seine agrarischen Ansichten in ein System zu bringen." In der That hat aber Sering, wenn er meinen guten Glauben behaupten wollte, nicht nur in höchst auffälliger Weise Worte zu diesem Zwecke gebraucht, die das Gegentheil besagen, sondern es bleibt auch ganz unverständlich, warum es ihm „erforderlich" schien, seiner Kritik jene „Auseinandersetzung" vorauszuschicken, welche die „Tendenz"

meines Lehrbuchs deutlich machen sollte! Dazu erregt diese Entschuldigung noch ein weiteres Bedenken, wenn sie von Grundanschauungen, die mich gegenwärtig beherrschten, im Gegensatz zu solchen, die mich früher beherrscht hätten, spricht. In der Frage der bäuerlichen Erbfolge allerdings bin ich, bevor ich ihr in selbstständiger Untersuchung näher getreten, früher der herrschenden Meinung gefolgt und habe sie erst seitdem auf Grund derselben geändert. Meint Sering dies? Unmöglich; denn Meinungen in dieser Frage sind doch keine Grundanschauungen. Ich fordere ihn auf, mir einen Punkt nachzuweisen, in dem ich, seit ich in der Oeffentlichkeit als Schriftsteller aufgetreten bin, meine Grundanschauungen geändert habe. Ich dächte, Sering hat nun doch schon reichlich unangenehme Erfahrungen mit falschen Insinuationen gemacht, um sie endlich lassen zu sollen.

Und danach fordert mich Sering noch auf, aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten den Nachweis zu führen, daß er irgendwo und im Geringsten die Thatsachen einem politischen Programme oder einer Theorie zu Liebe gebeugt habe! Hat er, indem er mich in der angegebenen Weise beschuldigte, ich habe, indem ich meine Agrarpolitik schrieb, die Welt mit vollem Bewußtsein zu hintergehen gesucht und diese „Auseinandersetzung" seiner Kritik vorausschickte, um den Leser zu einer Beurtheilung meiner Arbeit unter dem Einfluß dieser Meinung zu drängen, nicht die Thatsachen in der allerschnödesten Weise gebeugt?!

Indeß dieses ganze Auftreten Sering's ist nur ein Symptom einer tiefer liegenden, allgemeineren Ursache. Von dieser und noch einigen anderen Aeußerungen Sering's, die sie belegen, das nächste Mal!

Lujo Brentano.

Auri sacra fames.

„Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles." Das glitzernde Gold hat seit Jahrtausenden eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Begehrlichkeit der Menschen ausgeübt; kein anderer Stoff, kein anderes Werthobjekt, hat die Leidenschaften je so entzündet. Nicht einmal die kostbareren Edelsteine wirken so fascinirend. Seit Jason's Argonautenfahrt zum goldenen Vließ hat immer von Zeit zu Zeit der Ruf „Gold!" zu den abenteuerlichsten Kraftanstrengungen geführt. Der Durst nach Gold führte die Konquistadoren nach dem neu entdeckten Amerika; der Ruf: „Gold!" zog Auswanderer in Schaaren nach dem fernen Australien; Gold gab die Anregung zu der Besiedelung Kaliforniens, von dem Kenner wissen wollten, daß jene dürren, wasserarmen Landstriche für den Ackerbau untauglich seien, dieselben Landstriche, die heute unter künstlicher Bewässerung tausendfältige Frucht tragen; Gold hat die Weideplätze südafrikanischer Buren zum begehrenswerthen Zielpunkte europäischer Börsen und sogar zum Tummelplatze europäischer Intriguenpolitik gemacht. Der Ruf „Gold!" ist es jetzt wieder, der, aus der arktischen Nacht zu uns dringend, die Phantasie der ganzen Welt entflammt und zahllose unternehmungslustige und waghalsige Männer veranlaßt, ein behagliches Klima und die bequemen Wohnstätten der Kultur zu verlassen, um an gefährlichen Bergabhängen entlang, über Gletscher und reißende Ströme hinweg, unter entsetzlichen Entbehrungen aller Art, dem unwirthlichen Norden entgegenzuziehen, wo ein neunmonatlicher Winter von furchtbarer Kälte mit einem kurzen, durch die schrecklichste Mückenplage verleideten, Sommer abwechselt.

Wie stets bei der Entdeckung neuer Goldfelder, gehen die Schilderungen von den Reichthümern, die aus den Flüssen gewaschen oder aus dem Boden hervorgeholt werden, ins Märchenhafte. Der kontrollirende Verstand vermag dagegen einstweilen nur Aussichten zu erkennen, die den Reichthum der Welt in mäßigem Umfange zu vermehren versprechen. Was will übrigens selbst die Goldproduktion der ganzen Erde, die im vorigen Jahre größer war, als in irgend einem früheren Jahre, seitdem Gold gefunden ist, bedeuten gegenüber dem Werthe der übrigen Arbeitsprodukte! Die Goldproduktion auf der ganzen Erde hat im vorigen Jahre 800 Millionen Mark überstiegen — Optimisten nehmen an, daß sie in diesem Jahre wohl die Grenze von 1000 Millionen Mark erreichen könne —; aber wie weit bleibt diese Summe zurück hinter dem Werthe einer Jahresernte von Baumwolle, Mais, Weizen oder selbst Zucker? Es würde nicht schwer sein, Dutzende von Artikeln des Weltverbrauchs herzuzählen, deren Jahresproduktion 1000 Millionen Mark übersteigt. Auch darf man nicht etwa annehmen, daß der Reingewinn bei der Goldproduktion besonders groß wäre. Rechnet man den Werth all der Arbeit, welche auf die Findung und Ausbeutung von Goldfeldern verwandt worden ist und noch weiter verwendet wird, zusammen, so kommt man zu einem Resultate, das die Goldproduktion keineswegs als ein besonders lukratives Gewerbe erscheinen läßt.

Aber alle diese nüchternen Erwägungen haben nie verhindern können, daß jede Nachricht von neuen Goldfunden, von wo her immer sie kommt, wie mit elektrischen Schlägen die Menschheit durchzuckt. Um dieselbe Zeit, in der wir von den Goldfunden in Alaska hören, wird auch mitgetheilt, daß unweit der Küste reiche Petroleumfunde gemacht seien. Vielleicht steckt in diesem Petroleum mehr Werth als in dem Golde des Klondyke; aber wer kümmert sich um dieses Petroleum, außer etwa den klugen Leitern der Standard Oil Company? Gold ist allein die Losung: sie schafft uns neue Karten von Alaska; sie füllt die Tageszeitungen der ganzen Welt mit fabelhaften Erzählungen; sie setzt Dampfer-Flotten in Bewegung; sie ruft in dem äußersten Westen der Vereinigten Staaten, zumal in den Städten am Puget Sound, eine fieberhafte Spekulation hervor. Seattle ist der Mittelpunkt dieser spekulativen Erregung. Von dort laufen die Dampfer zum Yukonfluß; dort landen die Glücklichen, die aus den eisigen Gewässern des Klondyke ein kleines Vermögen an Gold herausgewaschen haben; dort rüsten sich die „prospectors" aus, die dem neuen Wunderlande entgegenströmen.

Eine originelle Menschenklasse, diese Prospektoren! Wer im Westen der amerikanischen Union — in Montana, in Idaho, in Washington — reist, der sieht sie öfters mit dem Esel oder Pferde, das ihre Habseligkeiten trägt, und mit der Spitzhacke in der Hand, in den Bergen herumklettern. Meistens sind es arme Teufel, phantasieerfüllt, mit unermeßlichen Hoffnungen, aber oft kümmerlich von heute zu morgen ein karges Dasein fristend.

Der Optimismus dieser interessanten Menschenklasse ist sprichwörtlich geworden; er hält sie bei Laune und täuscht sie über alle Kümmernisse der Gegenwart hinweg. Wenn ich nicht irre, ist es Mark Twain, der einmal ein Lager beschreibt, woselbst um ein großes Feuer herum sich eine Anzahl solcher Prospektoren zusammengefunden hatte, um sich gegenseitig von ihren Hoffnungen und Aussichten zu unterhalten. Jeder ist einer großartigen Mine auf der Spur, und die Erwartung, morgen das große Glück zu finden, veranlaßt alle, mit kolossalen Summen um sich zu werfen und sich vorzurechnen, was man später mit den sicher zu erwartenden Schätzen anfangen werde. Jeder träumt sich schon heute ein Millionär zu sein. Da wird plötzlich der eine Prospektor von einem krampfhaften Husten befallen, und die Gesellschaft beschließt, als der Husten sich gar nicht legen will, schleunigst einen Boten nach dem nächsten kleinen Orte, in dem ein Arzt sich befindet, zu entsenden, um diesen zu fragen, was mit dem Patienten geschehen müsse. Der Bote reitet über Stock und Stein durch die Nacht zu dem Arzte und kommt nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, man solle dem Kranken einen mit heißem Sande gefüllten Strumpf um den Hals legen. An Sand fehlt es nicht das Feuer brennt auch noch, aber woher den Strumpf nehmen? Es stellt sich heraus, daß keiner dieser zukünftigen Millionäre im Besitz von ein Paar Strümpfen ist.

Von diesen Prospektoren haben sich jetzt Hunderte auf den Weg gemacht, um nach Alaska zu ziehen. Der Ab-

schied wird ihnen nicht leicht gemacht; denn wenn sie über den Puget Sound zum fernen Norden fahren, so lassen sie eine wundervolle Landschaft hinter sich. Der Puget Sound mit seinen bewaldeten Hügeln am Ufer, mit dem grandiosen, schneebedeckten Mount Tacoma im Hintergrund, ist ein landschaftliches Paradies. Aber wahrscheinlich haben sie kein Auge für diese Reize der Natur; sie werden in Seattle zum nächsten Store hasten, um ihre Ausrüstung für den unerbittlichen arktischen Winter zu vollenden.

Für gutes Geld können sie in Seattle alles haben: Proviant und Pelze, selbst Eskimohunde; denn in Seattle kennt man Alaska seit langem. In jedem Sommer ziehen seit Jahren Hunderte von Vergnügungsreisenden nach Alaska, um sich an den großartigen Gletschern der arktischen Wunderwelt die erschlafften Sinne zu stärken. Der Mount St. Elias und der Muirgletscher sind besonders beliebte Zielpunkte der Touristen.

Die Handelsbeziehungen zu Alaska waren bisher äußerst gering; etwas Pelzhandel, Robben und Thran spielten die Hauptrolle. In Sitka auf der Baranowinsel pflegte wohl gelegentlich eine Handelsagentur zu entstehen, aber die Reize einer Ueberwinterung in Sitka sind so gering, daß es nicht leicht war, Agenten zu finden, die sich dort niederließen. Ich erinnere mich, vor 11 Jahren in Seattle einen solchen Agenten kennen gelernt zu haben, der mir den Winteraufenthalt in Sitka als eine schreckliche Tortur schilderte. Das Schlimmste — so meinte er — sei die geistige Depression gewesen, die ihn in diesem eintönigen Leben bedroht habe. Er habe geglaubt, allen Zusammenhang mit der Civilisation zu verlieren. Und um wenigstens die äußerlichen Beziehungen zur Kulturwelt aufrecht zu erhalten, habe er sich jeden Mittag mit Frack und weißer Halsbinde an seinen bescheidenen Tisch gesetzt. Es habe ihn die größte Ueberwindung gekostet, diese Praxis durchzuführen, aber er habe auf diese Weise wenigstens die Fühlung mit der heimischen Civilisation nicht ganz eingebüßt. Nachdem jetzt Alaska die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen hat, wird es vermuthlich nicht mehr lange dauern, daß in Sitka und in manchen anderen Plätzen komfortable amerikanische Hotels hervorwachsen; bis jetzt sieht es — wenigstens in den eigentlichen Goldbistrikten — noch recht wild aus.

Das Schlimmste ist die außerordentliche Schwierigkeit des Transports in jenen unwegsamen Gegenden. Die Uebertandroute von Juneau über den Chilcoatpaß ist ganz besonders beschwerlich, und auch der Weg den Yucon aufwärts ist langwierig und mit vielen Hindernissen verknüpft. Schlittenhunde spielen als Transportmittel nach immer die erste Rolle. Man hat es versucht, Rennthiere nach Alaska einzuführen, und da an Rennthiermoos daselbst kein Mangel ist, so ist die Akklimatisirung aus Lappland eingeführter Rennthiere auch sehr gut gelungen; die eingeführten Rennthiere haben sich bereits auf etwa 1000 Exemplare erhöht und man verspricht sich gute Erfolge von weiteren Importen.

Wer weiß, vielleicht wird in einigen Jahren in Dawson-City — oder wie das arktische Johannesburg demnächst heißen wird — der Rennthierschlitten an den Straßenecken zu finden sein. Einstweilen ist Dawson-City allerdings noch ein Platz mit armseligen Behausungen und schrecklichen Preisen. Ein Tagelohn von 60 Mark, der kaum ausreicht, um des Lebens Nahrung und Nothdurft damit zu befriedigen, besagt genug. Aehnliche Preisverhältnisse entwickelten sich aber bekanntlich auch in den Mining-Camps von Kalifornien in der ersten Zeit nach der Entdeckung des Goldes. Wer nur den nächsten Winter übersteht, der darf erwarten, daß das amerikanische Unternehmertalent sich mit vollem Nachdruck auf die Versorgung jener Gegenden mit den nothdürftigen Lebensbedürfnissen werfen wird und daß man in verhältnißmäßig kurzer Zeit selbst am Klondyke ein erträgliches Leben wird führen können.

Hat doch jetzt bereits ein Postunternehmer eine regelmäßige Briefpostbeförderung nach den Goldfeldern am Klondyke eingerichtet; er verspricht sogar, während des Winters die Postverbindung aufrechtzuerhalten. Sollten die Goldfunde den hochgespannten Erwartungen demnächst auch nur einigermaßen entsprechen, so wird sicher alsbald eine telegraphische Verbindung hergestellt werden, und man wird vielleicht schon zu Anfang des nächsten Jahrhunderts im „Dawson-City Herald“ und in den „Dawson-City News“ am Abende des Tages, an dem die Pariser Weltausstellung eröffnet wird, einen ziemlich eingehenden Bericht über die Eröffnungsfeierlichkeiten lesen können.

Und der Gedanke, daß das Gold weiter wirkend solche staunenswerthen Leistungen menschlicher Arbeit hervorzurufen vermag, hat etwas außerordentlich reizvolles. Die auri sacra fames mit ihren manchmal grauenhaften Ausschreitungen ist doch eine gewaltige Erregerin menschlicher Thatkraft, und die Goldproduktion ist oft genug nur die Vorläuferin einer allgemeineren soliden Kultur. Die Abenteurer, welche nach Kalifornien zogen, dachten nicht daran, Weizen zu bauen und Wein zu pflanzen. In den Gegenden, wo die ersten glücklichen Goldfunde gemacht wurden, findet man heute ganze Orte mit verfallenen und verlassenen Häusern —; aber Kalifornien selbst ist ein wunderbar blühendes Land geworden. Der goldene Schlüssel hat die Pforten zu den Reichthümern des Bodens eröffnet, und die Werthe, die heute in einem Jahre in Kalifornien geschaffen werden, sind beträchtlich größer, als all das Gold, das seit 50 Jahren aus dem kalifornischen Boden herausgezogen ist. Ob es je möglich sein wird, auch Alaska einer gesunden wirthschaftlichen Kultur zu überliefern, mag fraglich erscheinen, aber unmöglich ist es nicht, und der Gedanke hat etwas Packendes, daß mit der Hilfe des Goldes selbst die arktische Nacht von den Strahlen der modernen Kultur erleuchtet wird.

Ferdinand Svendsen.

Ueber zwei schottische Bücher.

Eigentlich sollte man nichts über Bücher lesen. Sie sind dazu geschrieben worden, selbst gelesen zu werden. Der Berichterstatter aber nimmt ihre Quintessenz, preßt sie sich heraus, verbessert, verwässert ihren Geist mit dem seinen — wenn er überhaupt solchen hat — und gibt sein Urtheil, seine Meinung, statt daß jeder Leser nach seiner besonderen Art und Weise sich selber Anregung, Freude aber auch Aerger aus dem Werk des Dichters schöpfte. Wenn man alle Kommentare, die je über Hamlet geschrieben wurden, vom Anfang bis zu Ende durchstudirt hat, mit welchem Aufathmen, welchem wohlthuenden Gefühl der Befreiung kehrt man dann zu dem echten Hamlet, zu dem wirklichen Shakespeare zurück. Mag ich auch weniger gelehrt sein als Werder, Brandes und so viele andere, ich bin ich, ich lese, ich sehe mit meinen Augen, ich höre mit meinen eigenen Ohren. Und verstehe ich das eine nur halb, das andere wohl gar nicht — was schadet denn das? — der Hamlet, den ich im Geiste vor mir sehe, während ich das Drama lese, ist doch mein eigener — den kann kein Werder und kein Brandes, ja im Grunde auch nicht Rossi, oder Salvini oder Kainz, kann der trefflichste Hamletspieler mir nicht wiedergeben. Jeder Mensch hat sein Ich für sich und durch jedes Menschen Temperament — des Schauspielers, des Berichterstatters, des Kommentators — wird zu dem ursprünglichen ersten Kunstwerk etwas Neues hinzugethan, das jenes verändert, ihm von seiner Ursprünglichkeit nimmt, das heißt: es verdirbt. Daß der Anblick des Sonnenuntergangs über dem Meerbusen von Neapel uns mehr entzückt, als alle Schilderungen desselben, daß ein Lächeln in einem geliebten Gesicht uns inniger zu Herzen geht als die allerschönste, allervollendetste Beschreibung dieses Lächelns — wer wollte das leugnen? Aber der Menschen und der Leser sind viele, die die Konsequenz dieser Wahrheit nicht für sich zu ziehen verstehen, wo es ihre Lektüre betrifft, die wieder und wieder statt der Bücher etwas über die Bücher lesen. Denn die Menschen und die Leser sind

nicht konsequent, sie sind — leider! — bequem. — Des Morgens in der Tageszeitung eine zwei Zeilen lange Notiz über ein neues Dichterwerk, am Abend in einer Revue eine Spalte über ein anderes — das genügt. Der Kritiker hat schon so hübsch das Werk einrangirt in seine Schubfächer, nummerirt, katalogisirt. Es ist alles fertig zum Verspeisen, ein Biß, ein Schluck, das appetitlich kleine Gericht so nett servirt, hat uns trefflich gemundet und von der kurzen Mahlzeit steht man vollgesättigt auf und befriedigt. Aber das Buch? Es noch lesen, wozu? Hat er's getadelt, ja ist das ja gewiß überflüssig. Hat er es gelobt, nun, so wissen wir auch ungefähr schon, was daran ist, die besten Stellen kennen wir und den Gang der Handlung und die Tendenz. Wäre von dem Werk die Rede, wir vermöchten mitzusprechen. Und wozu liest man denn überhaupt Bücher, als um nachher über sie in Gesellschaft — mitzusprechen? — Bücher, über die nicht gesprochen wird, ja die, die braucht man doch erst recht nicht zu lesen!

Wäre man konsequent, man sollte auch nicht über Bücher schreiben. Wenn man es thut, hat man immer doch mehr oder weniger das Gefühl, daß man den Autor aussaugt, bestiehlt, ihm von seinem Golde raubt, sich damit zu bereichern. Außer wenn man sich bewußt wäre, wie ein Lessing, in solcher Besprechung etwas Neues, Eigenes zu schaffen, das bleibenden Werth hat, das den Dichter zu fördern, den Leser anzuleiten vermöchte, wie er zu tieferem Genuß des Werkes vordringt. Wer aber sich ja ganz und gar nicht zu einem Lessing berufen fühlt, der thäte vielleicht am besten, er schriebe kurz und knapp: Das Buch ist erschienen, lest das Buch! — Aber ob der Autor zufrieden sein würde mit solcher Empfehlung? Und ob der Leser, die Leserin zufrieden wären und ob sie dem Winke folgen würden und selber lesen? Und die Herren Herausgeber, denen ihre gähnend leeren Spalten entgegenstarrten ohne die gewohnten Bücherkritiken! Und wir selber — wenn ein Buch uns erfreut, uns gerührt hat, genügte es uns, kurz nur zu sagen: lest!

Und also, da Autoren, Herausgeber und Leser alle es wollen, daß über Bücher geschrieben werde, schreiben wir denn über solche, die uns freuten, bestehlen wir sie unverfroren um ihre besten Edelsteine und legen wir uns ihre Blüthen hübsch eingepreßt in unser Herbarium.

Da sind gleich zwei Bände von einem in Deutschland bisher noch wenig bekannten Autor. Er ist leicht in unsere Schubfächelchen einzurangiren: 'englischer Humorist. Von Swift bis Thackeray und von Dickens bis Jerome K. Jerome, man kennt so viele, jeder hat seine Besonderheit und alle haben sie doch ein Gemeinsames, Nationales, das sie von unseren Autoren von Jean Paul bis Wilhelm Raabe so vollkommen scheidet, wie eben ein Engländer von dem Deutschen verschieden ist. J. M. Barrie hat aber wieder seine ganz spezielle Färbung, die ihn von den einen wie den anderen trennt und kenntlich macht: er ist nicht nur Engländer, er ist vor Allem Schotte. Seine Bücher spielen in Schottland und zwar in einem schönen, kleinen, wundersamen Städtchen, Thrums mit Namen, das man zwar nicht auf der Landkarte finden würde, das man aber bald so gut kennt mit der alten Kirche, den Häusern mit ihren Außentreppen und den Baumwipfeln über dem „Den“, dem Stelldichein der Liebesleute, wie es Tommy*) selbst kennt, lange bevor er es jemals gesehen hat.

— „Ich wußte schon immer —, sagt sein Freund Shovel, da er ihm von der Stadt erzählt hat, — daß so ein schöner Platz existirte, nur kannte ich nicht just den Namen. —

— Wie konntest Du's wissen? — fragte Tommy eifersüchtig.

— Ich bin nicht sicher, — sagte Shovel, — vielleicht träumte mir davon.

— Das ist's —, rief Tommy, — ich sage Dir, jeder träumt davon! — Und Tommy hatte recht, ein jeder träumt davon, wenn auch nicht alle es gerade Thrums zu nennen wissen.“

*) Sentimal Tommy, the story of his boyhood by J. M. Barrie, Cassel & Co., London 1896, Tauchnitz, Leipzig 1897.

Dieser Tommy selbst ist nur ein Londoner Straßenjunge, aber von seiner armen Mutter ist ihm die Sehnsucht nach ihrer verlassenen, verlorenen Heimat als das Heiligste und das Schönste in seine Seele eingepflanzt worden. Aus der Sehnsucht erwächst sein Stolz — er fühlt sich höher als die andern gewöhnlichen Jungen, die mit ihm auf der Haustreppe spielen und nichts von Thrums wissen, — erwächst seine Herzensgüte, — er muß die kleinere Schwester mit einweihen in die Kenntniß des Paradieses, muß sie trösten, da er sich selber zu trösten hat, denn als sie endlich, endlich Thrums sehen, wie anders ist es, als sie es sich dachten! — und aus der Sehnsucht und aus der Enttäuschung und aus dem Bestreben, die Enttäuschung zu verbergen, zu verwinden, erwächst der ganze Mensch, der Tommy, der einmal ein Dichter werden soll. Denn die Geschichte des armen Jungen, der nach Thrums kommt und zuerst die Augen eindrückt, um nicht allein ohne Schwester Elspeth die Stadt zu sehen und dann behauptet, es sei ein Glück, daß die Wirklichkeit nicht ganz so schön wäre, wie vorher sein Traum, sonst hätte er ja erstarren müssen oder verstummen und mit einem, wenn auch vor Entzücken plötzlich stumm gewordenen Bruder, wär Elspeth schwerlich zufrieden gewesen, — es ist die Geschichte vom Entstehen eines Poeten. Ohne solch ein ungestilltes, unstillbares Sehnen, ohne den bitteren Schmerz der Enttäuschung und ohne das Aufbäumen gegen den Schmerz, den nur neue Phantasiebilder lindern können, ohne solche Gemüthsvertiefung kann weder in Thrums, noch in irgend einem Land so ein wunderliches Gebräu aus „Sentiment“, Versenken in Träume, Uebersehen der Wirklichkeiten zu Stande kommen, wie es Tommy ist und seinesgleichen. Freilich die Alles überwuchernde Phantasie zeigt sich bei ihm zumeist in den ärgsten Dummenjungenstreichen, die er mit einer wahren Virtuosität erdenkt und ausführt. In London schon zwingt er durch seine Schauergeschichten ein ganzes Wohlthätigkeitskomitee zur Rührung, um dann, von der eigenen Erfindung selbst gerührt und zerknirscht, den vornehmen Damen, die arme Jungen zum Lügen verleiten, höchst eindringlich Reue zu predigen. In Thrums führt er — frei nach Sir Walter Scott — den letzten Aufstand der Jacobiten und die Belagerung der Stadt naturwahr auf mit seinen Getreuen. Heimlich verfaßt er für lesensunkundige Nachbarn und Mägde so tiefgefühlte, so ergreifende Briefe, daß der gute Dominie Cathro, sein Lehrer, der sonst dies Amt verwaltet hatte, ihm seufzend den Vorrang zugestehen muß. Der arme Schulmeister zittert vor ihm, bewundert und verachtet abwechselnd den mit Gefühl und Phantasie im Uebermaß begabten Schüler. Aber als es zum Examen geht und sich entscheiden soll, ob Tommy diese Bewunderung verdient, ob er für eine gelehrte Karriere befähigt ist, oder nur für Feldarbeit und Viehhüten, und schmählich „to the herding“ gehen muß, wie sein Pflegevater ihm androht, — da enttäuscht er den Lehrer und Alle, er fällt durch. Nicht nur das eine Mal vor den fremden Professoren in Aberdeen — sie haben ihn die verkehrten Fragen gefragt! sagt Elspeth verächtlich — sondern dann auch zum zweiten Mal in Thrums bei einer Preisbewerbung, deren Bedingungen eigens für ihn so und nicht anders aufgestellt zu sein scheinen. Für den besten Essay in schottischer Mundart erhält der Bewerber eine namhafte Unterstützung für seine Studienzeit. Und wer vermöchte besser zu schreiben als Tommy, der so oft schon Beispiele seiner Rede- und Federgewandtheit gab! wer kannte den Dialekt seiner Gegend genauer als der in London geborene, der bewußt seinen Stolz darein setzte, noch ehe er dort war, nur so zu sprechen, wie man es in Thrums thut, „dagont!“ zu fluchen, wie man es in Thrums thut. Wie genau er die Sprache kennt, mit ihrem Reichthum an Worten, an Feinheiten, das zeigt er bei der Preisarbeit. Er kennt sie ja gut, leider! — so gut, daß er in den zwei Stunden, die ihm und seinem Mitbewerber für dieselbe zugemessen sind, nicht mehr als eine und eine halbe Seite schreibt und in der zweiten stecken bleibt. Ja, stecken bleibt im wirklichsten Sinne.

„Er hatte die öffentliche Verachtung auf sich geladen aus Mangel an einem Wort. Was für ein Wort, fragten sie ihn ärgerlich. Aber selbst jetzt konnte er es nicht recht sagen. Er hatte ein schottisches Wort haben wollen, das ausdrücken sollte, wie viele Leute in der Kirche waren — ein Tag in der Kirche, ist das Thema des Aufsatzes gewesen — und das Wort schwebte ihm auf der Zungenspitze, wollte aber nicht weiter kommen. Puckle — das war beinahe das Wort, aber es bedeutete nicht so viel Leute, wie er gemeint hatte. Die Stunde war vorübergeflogen wie ein Augenblick, er hatte die Zeit ganz und gar vergessen, während er in seinem Gedächtniß nach dem Wort suchte.“ . .

Die vier prüfenden Herren Pfarrer — später sollen sie sich noch rühmen, sie hätten Tommy Sandys gekannt — und der alte Lehrer Cathro waren wüthend über solche verstockte Dummheit. Sie dringen auf ihn ein mit Schellen und Fragen:

— „Gab's nicht ein Dutzend Worte, um zu wählen, wetterte Cathro, wenn Dir puckle nicht behagte? Was hattest Du denn gegen manzy?

— Ich dachte an manzy, antwortete Tommy betrübt, denn er schämte sich über sich selbst, aber — aber manzy ist ein Schwarm. Es würde heißen, daß die Leute in der Kirche gleich so vielen Bienen zusammen summen, statt still zu sitzen.

— Selbst wenn es das bedeutete, sagte Mr. Duthie ungeduldig, wozu brauchte man so genau zu sein? Die Kunst, einen guten Essay zu schreiben, besteht denn doch entschieden darin, daß man das erste beste Wort nimmt und weiterschreibt.

— Das ist, wie ich's machte, sagte der stolze Mc Lauchlan (Tommy's Mitbewerber und Besieger).

— Ich sehe, bemerkte Mr. Glaag, daß Mc Lauchlan geschrieben hat, es wäre ein mask von Leuten in der Kirche. Mask ist ein gutes schottisches Wort.

— Ausgezeichnet, sagte Mr. Dishart zustimmend.

— Ich dachte an mask, jammerte Tommy, aber das würde ja bedeuten, daß die Kirche gedrängt voll ist und ich meinte gerade, sie müßte so ziemlich voll sein.

— Flow wäre gegangen, schlug Mr. Lorrimer vor.

— Flow ist nur eine Handvoll, sagte Tommy.

— Curran also, Du Maulaff.

— Curran ist nicht genug.

Herr Lorrimer streckte seine Hände verzweiflungsvoll von sich.

— Ich wollte etwas zwischen curran und mask, sagte Tommy eigensinnig, doch nahe am Weinen.

Mr. Ogilvy (er ist der Lehrer von Tommy's Gegner Mc Lauchlan, stolz über dessen Sieg, im Herzen aber selbst voller Sehnsucht nach größerer dichterischer Begabung), der seine Bewunderung nur mühsam unterdrückt hat, stellte ihm eine Falle:

— Sie sagten, daß Sie ein Wort gesucht haben, das „ziemlich voll“ bedeuten sollte. Nun, warum sagten Sie nicht ziemlich voll — oder fell mask?

— Ja, warum nicht? fragten die vier Herren Pastoren und ließen sich damit unbewußt in der Falle fangen.

— Ich brauchte ein Wort, antwortete Tommy, der der Falle unbewußt auswich.

— Du Kleinod! murmelte Mr. Ogilvy für sich.

Als die anderen aber alle übereingekommen sind, daß der Junge nur ein Dummkopf ist, da geschieht etwas Wunderliches. — „Sie bereiteten sich gerade vor, das Schulzimmer zu verlassen, da öffnete sich die Thür ein wenig und in der Spalte erschien Tommy's Gesicht, verweint, aber strahlend:

— Ich weiß das Wort jetzt, rief er, es ist mir plötzlich eingefallen, es ist hantle.

— Als ob es jetzt noch darauf ankäme, rief Mc. Lauchlan, welches das Wort ist!

Und Mr. Dishart sagte: Cathro, Sie sollten nur dafür sorgen, daß dieser blöde Tropf je eher, je besser aufs Land geschickt wird to the herding.

Aber Mr. Ogilvy gab seinem Lauchlan einen Puff, der ihn beinahe zu Boden sandte und sagte in einer Ekstase von Entzücken zu sich selber:

— Er mußte dran denken bis er es fand — und er hat es gefunden. Der Junge ist ein Genie! Sie wollten gerade Tommy's Essay in Stücke zerreißen, aber er nahm ihnen das Heft fort und steckte es in seine Tasche. — Ich bin ein Sammler von Kuriositäten, erklärte er ihnen, und dies Papier kann noch einmal etwas werth sein.

— Nun, sagte Cathro wüthend, ich habe die eine Befriedigung, daß ich ihn zu meiner Schule hinauswarf.

— Wer weiß, antwortete Mr. Ogilvy, ob Sie nicht noch künftig stolz darauf sein werden, ihm nur seinen Stuhl abzustauben, wenn er je wiederkommen sollte. —

Wie in dieser erdichteten Geschichte man eine verborgene wahre ahnt, hinter Tommy's Erlebnissen und Gefühlen die Erlebnisse und Gedanken des Verfassers erkennt, so ist in der anderen*), die das schlichte Alltagsleben in seinem Elternhause schildert, Wahrheit und Dichtung liebevoll ineinander verwoben zu einem unzertrennlichen Ganzen. Beide Werke sind in dem an charakteristischen Idiotismen so überreichen Englisch geschrieben, wie es in Schottland gesprochen wird, beide stellen mit dem gleichen liebenswürdigen Humor, mit dieser wunderlich neckischen Art des make-believe, des Versteckenspielens vor den Anderen und oft vor sich selber, die Menschen jenes Erdstriches dar.

„Ihr kennt nur die Schale eines Schotten“, sagt Barrie selbst, in dem Kapitel — a panic in the house —, wo es sich um den schweren Entschluß handelt, in seiner Mutter Heim ein Dienstmädchen, eine Fremde aufzunehmen, „bis Ihr in seine Häuslichkeit eintretet; in seinem Büreau, im Klub, in Gesellschaften, wo Ihr mit ihm so gut Euch zu unterhalten meint, da ist er in Wahrheit nur ein Haus mit herabgelassenen Vorhängen, mit verschlossener Thür. Er macht nicht absichtlich sich so undurchsichtig, er thut es oft gegen seinen Willen, — gegen den meinen ist es sicher, ich versuche die Fensterläden offen zu halten und meinen Fuß in die Thür zu schieben, aber sie schlagen beide doch zu . . . . Da's aber ein Naturgesetz zu sein scheint, daß wir zu Zeiten wir selbst sein müssen und da der Schotte das nur zu Haus kann . . . . so folgt daraus, daß er daheim im höchsten Grade offen ist und daß die Gefühle, die er so lange zurückgedämmt hat, dort überfließen. So sind die Glieder einer schottischen Familie wahrscheinlich besser mit einander vertraut und kennen das Leben außerhalb ihres heimischen Kreises weniger als irgend eine andere Familie in der Welt. Und da Kennen Sympathie ist, so ist die Liebe unter ihnen fast schmerzlich durch ihre Innigkeit; sie haben nicht mehr einander zu geben als Andere, aber sie geben es Wenigen nur, statt es auf Viele zu zersplittern; man nennt sie geizig, doch wo es die Familienanhänglichkeit betrifft, da pflegen sie in Gold zu bezahlen . . . . .“

Sollte nun in dies Heim so innig verbundener Menschen ein fremdes Auge Einblick gewinnen? Der Autor gibt zu, daß er sich nicht vor Dienstboten im Allgemeinen fürchtet:

„Ich habe mich sogar ganz gut benommen, mit eleganten Gentlemen in Plüschhosen, dem einen meinen Hut gegeben, dem andern meinen Stock und dem dritten den Ueberzieher, — mit wenig mehr Mühe als ich aufgewandt haben würde, um die drei Sachen selbst auf einen Stuhl zu legen. Aber diese kühne That und andere ähnliche Heldenstücke vollführte ich doch nur, um nachher meiner Mutter davon zu erzählen und zu sehen, wie ihr Gesicht von Staunen und von Lustigkeit strahlte.“

Lustig ist's auch, wie der Sohn zuweilen das „Mädchen für Alles“ im Hause sein muß. Wie er den Thee macht, wie er die zwei Frühstücksbretter ins Zimmer hinaufträgt, „nicht wie irgend ein ganz gewöhnlicher Sohn, sondern mit den Manieren und dem Schwung, wie der Kellner in Glasgow“, — der einzige männliche Diener nämlich, mit dem die Mutter je in Berührung gekommen war. So schildert er die kleinen häuslichen Vorkommnisse des täglichen Lebens mit dieser dem Briten eigenen einfachen Selbstverständlichkeit, die uns sie miterleben läßt. — Und mit der Innigkeit des Schotten, einer fast leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die im Besitze schon vor dem Verlust bangt, schildert er seine Mutter, daß wir mit ihm die kleine, zarte, stolze Frau necken, auslachen, bewundern, und mit ihm sie liebgewinnen müssen. Er selbst, er kann sich's nicht vorstellen, daß je eine Zeit war, da er sie noch nicht bis in's Innerste kannte.

*) Margaret Ogilvy by her son J. M. Barrie. Hodder and Stoughton, London 1897.

„Am Tag, an dem ich geboren wurde, hatten wir sechs Roßhaarstühle gekauft. ... Ich habe die Geschichte so oft gehört und habe als Knabe und als Mann an so vielen ähnlichen Errungenschaften theilgenommen, daß die Ankunft der Stühle mir wie etwas vorkommt, dessen ich mich erinnere, als wäre ich aus dem Bett gesprungen, an dem ersten Tag gleich, und hineingelaufen, zu sehen, wie sie sich machten. Und ich bin sicher, meiner Mutter Füße zuckten, lange bevor sie die Kraft dazu hatten, hineinzukommen und im Augenblick, nachdem man sie mit mir allein gelassen, fand man sie barfuß im Westzimmer, wie sie eine Schramme (die sie früher als alle anderen entdeckt hatte) ausbesserte oder mit königlicher Würde auf einem der Stühle saß oder sich zurückzog und urplötzlich die Thür wieder aufmachte, um alle die sechs auf einmal zu überraschen ... Nachbarn kamen hinein, um den Jungen und die Stühle zu betrachten. Hat sie damals mich täuschen können, wenn sie that, als ob sie denke, es gäbe vielleicht noch mehr solche wie wir? Oder habe ich gleich zu Anfang sie durchschaut? Man konnte sie so gut durchschauen! Wenn sie den Leuten zugestimmt hat, daß es ganz unmöglich sein würde, mir eine gelehrte Erziehung zu verschaffen, war ich so leicht getäuscht oder wußte ich es schon, welcher Ehrgeiz hinter ihrer lieben Stirn brannte? wenn sie von den Stühlen sprachen, wie von einem schnell erreichten Ziel, war ich solch ein Neuling, daß erst ihre schüchternen Lippen es sagen mußten, „sie sind nur ein Anfang“, ehe ich die Worte hörte? Und wenn wir dann allein bei einander blieben, lachte ich über die großen Pläne in ihrem Herzen oder mußte sie mir sie erst flüsternd anvertrauen und habe ich dann meinen Arm um sie geschlungen und ihr gelobt, daß ich ihr helfen wollte?“

Eine echte Poetenmutter und Leserin selbst ist diese Margaret Ogilvy — nach altschottischer Sitte nennt der Sohn sie immer mit ihrem Mädchennamen:

„Hatte sie zehn Minuten übrig, ehe die Stärke fertig zum Waschen war, so fing sie an, Gibbon's Decline and fall of the Roman Empire zu lesen. Fremdworte im Text machten sie oft ihren Mangel an klassischer Schulbildung beklagen, aber nie ließ sie eines vorbeigehen, ehe man ihr den Sinn erklärt hatte und wenn sie und jenes Wort einander dann wieder begegneten, so trafen sie als gute Bekannte zusammen ....." „Ihr Entzücken war's, Brocken von Horaz von mir zu lernen und sie dann in der Unterhaltung mit gelehrten Leuten anzubringen. Ich entsinne mich, wie sie zu einem Besucher sagte: Ja, ja, 's ist sehr wahr, Doktor, aber Sie wissen es wohl selber: Eheu fugaces, Postume, Postume, labuntur anni! oder: Freilich, Herr Soundso, meine kleine Tochter gedeiht recht gut, aber wär's nicht noch treffender, zu sagen: O matre pulchra, filia pulchrior? — was jenen natürlich höchlich erstaunte, wenn es ihr gelang, bis ans Ende zu kommen; aber meist brach sie schon in der Mitte des Satzes in Lachen aus und so durchschauten die Leute ihre Gelehrsamkeit bald.“ — „Biographien und Berichte über große Entdeckungsreisende waren ihre liebste Lektüre. Die Mütter der Entdecker interessirten sie auch. Ob die Bücher ihr gleich nichts von ihnen sagten, sie konnte sie sich selbst erdenken, die Hände ringen aus Mitgefühl, wenn jene über sechs Monate lang nichts von dem Sohn vernommen hatten. Doch gab es Zeiten, wo sie ihn seiner Mutter mißgönnte, — so am Tag seiner siegreichen Rückkehr. Was dann ihr vor Augen stand, war nicht der Sohn, der nach Hause marschirte, sondern eine alte Frau, die durch die Fenstergardinen nach ihm ausspähte und sich alle Mühe gab, nicht zu stolz und befriedigt dreinzublicken. Die Zeitungsberichte mochten von jenem allein nur handeln, meiner Mutter Ausspruch aber lautete: — Heute Abend muß sie eine stolze Frau sein!“

Soviel sie übrigens liest und sich Mühe gibt, mit dem Sohn gleichen Schritt zu halten, einen Autor, und gerade den, den er am allerhöchsten stellte, Robert Louis Stevenson, wollte sie nicht kennen, weil sie neidisch war auf seinen Ruhm.

„Dieser Stevenson-Mann — sagte sie höhnisch, und es fiel ihr nie leicht, höhnisch dreinzublicken. Beim Gedanken an ihn konnte ihr Gesicht beinah hart erscheinen, wie unglaublich das klingen mag, und sie preßte die Lippen zusammen, faltete die Arme ineinander und antwortete mit einem steifen Oh! wenn Jemand ihr seinen unausstehlichen Namen nannte. In unseren Novellen pflegen wir von unseren Heldinnen zu schreiben: „sie richtete sich stolz abweisend empor“ und wenn nun meine Heldinnen sich so stolz emporrichten, sehe ich vor mir stets meine Mutter, so oft sie an Robert Louis Stevenson denkt.“ —

Wie sie dann allmählich, allmählich und wider Willen doch dahin gelangt, seine Bücher zu lesen, läßt sie sich auch von ihnen bezaubern.

„Aber nie, bis zuletzt, gestand sie es (in Worten) ein, daß er ein Etwas besitze, an das ihr Sohn nicht heranreichen könne .....“

Doch am glücklichsten ist die kleine, alternde Frau, — in dem Buch ist sie abgebildet mit dem gestrickten Shawl um die Schultern, den die Ihren auf jedem Schritt ihr bringen, ihr schützend überhängen — wenn sie wieder und wieder einmal in einer Novelle ihres Sohnes sich selber findet.

„Abends, wenn meine Mutter zu Bett gegangen war, pflegte ich ihr das erste Kapitel hinaufzubringen, ich las dann vor, am Fuß des Betts sitzend. Am Anfang ging alles glatt, die Reflexionen wurden mit leichtem Kopfnicken hingenommen, die landschaftlichen Schilderungen wie Unebenheiten im Wege, über die man in gutem Spazierschritt fortkommen muß; (meine Mutter machte sich nicht viel aus landschaftlichen Reizen und darum ist in meinen Büchern so wenig davon). Aber jetzt lese ich zu schnell, ein wenig beunruhigt, denn ich weiß, der nächste Abschnitt fängt an mit — sagen wir, mit den Worten: „Den Weg daher kam eine Frau“ . . . . Meine Schwester und ich sehen meine Mutter sehr streng an. Sie beißt auf ihre Unterlippe, sie packt das Bettzeug mit beiden Händen, wirklich, sie thut all' ihr Bestes für mich, aber erst kommt ein unterdrückter, gurgelnder Ton, dann hat sie die Macht über sich verloren und das Bett ist erschüttert von ihrem Lachen.

— Es ist nichts, um darüber zu lachen.

— Es ist die Frau, erklärt meine Mutter.

— Vielleicht ist sie gar nicht die Frau, die Du denkst.

— Vielleicht nicht, sagt meine Mutter zweifelnd, wie war doch ihr Name?

— Ihr Name, entgegne ich triumphirend, ist nicht Margaret! — Aber das macht sie schon wieder lachen. Ich hab' heutzutage so viele Namen! murmelt sie. . . .

Vielleicht war die Frau, die den Weg daher kam, groß und von majestätischer Erscheinung, und das hätte meine Mutter überzeugen sollen, daß es diesmal mir gelungen sei, ohne sie auszukommen. Aber das that's nicht.

— Worüber lachst Du denn schon wieder, sagt meine Schwester mit großem Ernst, hörst Du nicht, daß sie eine majestätische Gestalt hat?

— Es ist zum ersten Mal, daß ich das von ihr höre, antwortet meine Mutter. . . .

Die Frau auf dem Weg ist achtzehn Jahr alt und von hervorragender Schönheit.

— Da siehst Du's also, sagt meine Schwester.

— Ich war mit achtzehn keine Schönheit, gesteht meine Mutter. Aber hier erhebt mein Vater unerwarteter Weise Einspruch. — Es gab nicht Deinesgleichen im ganzen Lande als Du achtzehn warst, erklärt er bestimmt. . . .

Oder ich habe in später Nacht meinen Vater zu meinem Vertrauten gemacht, und wenn ich mit Lesen aufgehört hatte, sagte er mir wohl nachdenklich: — Das Mädel ist sehr natürlich. Einige von ihren Gewohnheiten, — Deine Mutter hatte grade dieselben. Hast Du es wohl je beachtet, was für eine ganz außerordentliche Frau Deine Mutter ist?

Dann suchte ich meine Mutter auf, mich trösten zu lassen. Sie war um so mehr bereit dazu, als sie innerlich davon überzeugt war, wenn meine Schwäche entdeckt werden sollte, — das heißt, wenn die Leser es herausfinden würden, wie oft und in wie vielen Gestalten sie in meinen Büchern auftrat, — dann würde die Geschichte einen öffentlichen Skandal verursachen

— Du siehst, sage ich fragend, diesmal bist Du's wirklich gar nicht?

— Oh nein, sie ist eine ganz andere Art von Frau, sagt meine Mutter. Aber sie verdirbt das Lob, indem sie ganz unschuldig fortfährt: Sie hat nur zwei Stuben und ich habe sechs.

Ich seufze.

— Ohne die Speisekammer zu zählen, und es ist eine große, geräumige Kammer, murmelt sie.

Das war nun nicht gerade die Art von innerer Verschiedenheit, auf die ich mir sehr viel einbilden konnte. . . .“

Und hiermit mag's genug sein des Citirens und Wiedererzählens. Am Ende bin ich, so scheint es mir, nicht so ganz inkonsequent gewesen Habe ich doch „über“ die beiden Bücher nicht so eigentlich geschrieben, sondern aus beiden nur von den Stellen, die mich rührten, mich lächeln machten, mir gefielen, die eine und andere hervorgehoben. Wenn sich der Leser nun die Mühe geben wollte, die übrigen selber zu suchen, mich sollte es freuen, und ich glaube, ihn auch.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 49. Berlin, den 4. September 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

„Vor allem haltet Euch an Worte!" Droit, justice, équité! Wie schön das klingt! Und dann das Wort: „Nos deux nations amies et alliées". Die wenigen Silben haben genügt, um Frankreich offiziell in Ekstase zu versetzen. Die an sich recht harmlosen Toastbemerkungen wurden so lange hin- und herinterpretirt, bis jeder seine Rechnung dabei finden konnte: der Freund des Friedens und der Freund der Revanche. Herr Felix Faure hat dabei das beste Geschäft gemacht, er ist ganz populär geworden. Wie lange die nationale Befriedigung in Frankreich anhalten wird, ist allerdings eine andere Frage. Der Champagnerschaum der Begeisterung pflegt nirgends so rasch zu verfliegen wie in Frankreich, und der Franzose ist nicht bloß leicht entflammbar, sondern im Zustande der Ruhe auch ein sehr kritischer Kopf. Er wird bald geneigt sein, in der bejubelten sogenannten russisch-französischen Allianz eine societas leonina zu sehen, bei der aber Frankreich nicht der Löwe ist. Man muß zugestehen, daß das offizielle Rußland sich bei dieser Gelegenheit klug und taktvoll betragen hat. Man hat die etwas überschwänglichen Liebesbetheuerungen des französischen „Alliirten" mit der gemessenen Ruhe eines älteren erfahrenen Mannes hingenommen, der den prekären Werth aller Allianzen zu würdigen weiß. In der Politik sind eigentlich nur diejenigen Verbindungen werthvoll und gesund, deren formeller Abschluß unnöthig ist. Niemand kann ernsthaft daran zweifeln, daß der Dreibund, ebenso wie der Zweibund, nur genau so lange Bestand haben werden, wie das im Interesse der vertragschließenden Theile liegt. Das formelle Vertragsdokument wird keine Macht hindern, im Ernstfalle andere Wege zu gehen, wenn das im nationalen Interesse erforderlich erscheint. Man kann also wohl sagen, daß sich nichts geändert hat, nur haben die Franzosen ein paar vergnügte Tage mehr gehabt.

Die Freisinnige Volkspartei hält demnächst in Nürnberg einen allgemeinen Parteitag ab. Von den Anträgen, welche seitens des geschäftsführenden Ausschusses für diesen Parteitag vorbereitet sind, hat der Antrag 12 ein allgemeineres Interesse. Der Antrag betrifft das Verhältniß zu anderen Parteien und lautet wörtlich folgendermaßen:

„Der Parteitag beschließt: 1. auch in solchen Wahlkreisen, in welchen die Partei unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch keine Aussicht hat, obzusiegen, gleichwohl zunächst und grundsätzlich die Aufstellung eigener Kandidaten in Aussicht zu nehmen. Sofern in solchen Wahlkreisen andere Parteien um die Unterstützung ihrer Kandidaten im ersten Wahlgange ersuchen, kann solchem Ersuchen nur (sic) insoweit Folge gegeben werden, wie die betreffenden Parteien in bestimmten anderen Wahlkreisen sich verpflichten, eine ebensolche Unterstützung den dortigen Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei im ersten Wahlgange zu gewähren. 2. Im Falle Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei für Stichwahlen ausfallen, ist die Unterstützung des Stichwahlkandidaten einer anderen Partei ebenfalls abhängig davon zu machen, daß die betreffende Partei sich verpflichtet zur Unterstützung eines Stichwahlkandidaten der Freisinnigen Volkspartei in einem anderen Reichswahlkreise. Verabredungen bei der Hauptwahl zur gegenseitigen Unterstützung bei der Stichwahl in demselben Wahlkreise sind möglichst zu vermeiden. 3. Sofern bei Hauptwahlen oder Stichwahlen eine Unterstützung verschiedener Parteien in Frage kommen kann, ist die Unterstützung derjenigen Partei zu gewähren, deren Wahlerfolg vom Standpunkt der Freisinnigen Volkspartei als das kleinere Uebel erscheint. 4. Eine Unterstützung von Kandidaten, welche über ihre eventuelle Parteistellung im Reichstag keine bestimmte Erklärung abgeben oder

erklären, im Reichstag sich keiner Partei anschließen zu wollen, ist nach Möglichkeit zu vermeiden. 5. Bei Vereinbarungen mit anderen Parteien nach 1 bis 4 ist zur Wahrung des Gesammtinteresses der Partei die Centralleitung nach Möglichkeit zuzuziehen; jedenfalls ist deren Gutachten einzuholen, bevor in einzelnen besonders gearteten Fällen ausnahmsweise einer anderen Partei eine Unterstützung gewährt wird ohne Bedingung der Gegenleistung für die Freisinnige Volkspartei in einem anderen Wahlkreise."

Dieser Antrag wirft noch nachträglich ein charakteristisches Licht auf die Verhandlungen, welche im Februar d. J. zwischen den Vorständen der Freisinnigen Vereinigung und der Freisinnigen Volkspartei detreffs einer etwaigen Kooperation bei den nächsten Wahlen gepflogen wurden. Herr Eugen Richter sandte damals Namens des geschäftsführenden Ausschusses der Freisinnigen Volkspartei ein Antwortschreiben, an dessen Spitze das folgende leitende Prinzip verkündet wurde:

„In der Wahlbewegung ist stets unser oberster Grundsatz gewesen, die selbständigen und freien Entschließungen unserer Wählerschaften in den einzelnen Wahlkreisen in Betreff der Person des Kandidaten und der Stellung zu anderen Parteien als maßgebend anzusehen. Wie haben es daher auch stets vermieden, dieser freien Entschließung der Wählerschaften durch bestimmte generelle Formeln oder Schablonen, oder durch allgemeine Abkommen mit andern Parteien irgendwie zu präjudiziren. Demgemäß kann nach der Ansicht unseres Centralausschusses auch die Gesammtstellung der Partei zu andern Parteirichtungen nicht von oben herab dekretirt oder dirigirt werden, sondern muß von unten herauf aus den freien Entschließungen der Wahlkreise sich aufbauen."

Wie die oollständige Freiheit der Entschließungen bei den Wöhlerschaften gemeint war, das erfahren wir jetzt durch den neuesten Antrag, den derselbe geschäftsführende Ausschuß formulirt hat, in dessen Namen seiner Zeit Herr Eugen Richter Bedenken trug, den Wählerschaften gegenüber auch nur eine einfache Empfehlung auszusprechen. Wird dieser Antrag von dem Parteitage angenommen, und richten sich die Wählerschaften nach dieser Verordnung, so wird folgender Zustand entstehen:

Die freisinnige Volkspartei stellt auch in solchen Wahlkreisen, wo sie gar keine Aussicht hat, in die Stichwahl zu kommen, Kandidaten auf und wirkt auf diese Weise nach Möglichkeit auf eine Zersplitterung hin. Das hot auch da zu geschehen, wo diese Zersplitterung unmittelbar dem agrarischen Junker zu Gute kommt, also beispielsweise dort, wo durch die so dewirkte Stimmenzersplitterung dem ernsthaften liberalen Kandidaten so oiel Stimmen entzogen werden, doß er nicht in die Stichwahl mit dem agrarischen Kondidaten kommt und dadurch der agrarische Kandidat schließlich Sieger bleidt. Bei der allgemeinen Parteizersplitterung kann ein solcher Effekt ohne Zweifel öfter erzielt und manches Mandat den agrarischen Junkern gerettet werden.

Allerdings hat mon gütigst gestattet, daß bei solchen Konstellationen ondere Porteien um die Unterstützung ihrer Kandidoten im ersten Wahlgange „ersuchen" dürfen. Ader auch ganz adgesehen davon, daß sich wohl nicht leicht eine Partei finden wird, die mit dem Hute in der Hand dei der freisinnigen Votksportei ein derartiges Ersuchen stellt, „kann solchem Ersuchen auch nur insoweit Folge gegeden werden, wie die betreffenden Parteien in destimmten anderen Wahlkreisen sich verpflichten, eine ebensolche Unterstützung den dortigen Kondidaten der freisinnigen Volkspartei im ersten Wahlgange zu gewähren". Parteien, die an den Grundsätzen festhalten, wie sie Herr Eugen Richter in seinem Fedruarschreiden so wirksam formulirt hat, werden diese Gegenleistung natürlich nie zusichern, auch wenn sie etwa Neigung haden sollten, die demüthige Rolle der Ersuchenden zu üdernehmen. Die Nr. 1 jenes Antrages dedeutet also in der Praxis die Aufstellung eigener Kandidaturen, einerlei ob dadurch die Kandidotur eines Agrariers wirksam unterstützt wird oder nicht.

Ader auch dei Stichwahlen braucht das agrarische Junkerthum nicht oöllig auf die Unterstützung seitens der Freisinnigen Votkspartei zu verzichten; denn unter Nr. 2 der Wohlgeschäftsordnung „ist die Unterstützung des Stichwahlkandidaten einer anderen Partei ebensolls obhängig davon zu machen, daß die detreffende Partei sich verpflichtet zur Unterstützung eines Stichwahlkandidaten der Freisinnigen Volksportei in einem andern Reichswahlkreise". Kämen also beispielsweise die Konservativen im Wahlkreise A mit einem Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung in die Stichwahl und im Wahlkreise B ein Kandidat der Freisinnigen Volkspartei mit einem Kandidaten der Sozialdemokratie, so könnte das Geschäft in der Weise zum Abschluß gedracht werden, daß die agrarischen Junker sich verpflichten, im Wahlkreise B die Freisinnige Volkspartei gegen die Sozioldemokroten zu unterstützen, wobei sich die Konservotioen jo auch durchaus nichts vergeben würden; dafür würden sie donn die Unterstützung der Freisinnigen Volkspartei gegen den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung im Wahlkreise A in Anspruch nehmen können. Allerdings konn jo nach Nr. 3 des Reglements sowohl bei Hauptwahlen als dei Stichwahlen auch „eine Unterstützung verschiedener Parteien in Frage kommen", nämlich dann, wenn mehrere Parteien im Markte sind, welche sich zur Unterstützung der Freisinnigen Volkspartei in einem andern Wahlkreise „oerpflichten". In diesem Falle soll das Geschäft mit derjenigen Partei zum Adschluß gedracht werden, „deren Wahlerfolg vom Standpunkt der Freisinnigen Volkspartei als das kleinere Uedel erscheint". Vielleicht würde also in dem oden herongezogenen Falle bei äquioalenten Angedoten die Freisinnige Vereinigung als das „kleinere Uebel" den Zuschlag erhalten; ist sie jedoch außer Stande, die Gegenleistung zu prästiren, so steht nach den Grundsätzen von Nr. 2 des Reglements nichts im Wege, mit den Konservativen adzuschließen.

Damit aber diese Grundsätze einer höheren politischen Moral in voller Reinheit zur Anwendung kommen, ist in Nr 5 der Wahlgeschäftsordnung vorgesehen, daß die Centralleitung jedenfalls oorab gehört wird, wenn etwa einmol in einem ganz besonderen Falle eine Wählerschaft Neigung verspüren sollte, gegen die leitenden Grundsätze des Reglements zu oerstoßen.

Mon sieht, an Vorurtheilslosigkeit fehlt es den Antragstellern nicht.

Die türkisch-griechischen Friedensverhandlungen schleppen sich langsam weiter, doch gewinnt es den Anschein, als od die Griechen allmählich mürbe würden und auch die Einsprache der englischen Regierung gegen die Finanzkontrolle schwächer wird. England ist durch die neu erwachsenen Schwierigkeiten in den indischen Grenzprovinzen erneut daran erinnert worden, daß es zu viele politische Eisen im Feuer hat und daß es auch mit Rücksicht auf seine zahlreichen muhamedanischen Unterthanen nicht wohl daran thut, gegen den türkischen Sultan ohne Noth Front zu mochen.

In Italien hat mon den Senator Bonfodini, einen geistvollen 65jährigen Journolisten, zum Gouoerneur der erythräischen Kolonie gemacht. Bonfadini war disher das Gegentheil eines Kolonialenthusiasten. Das scheint darauf hinzudeuten, daß mon ernstlich in Italien daran denkt, die ganze Kolonie aufzugeben; ein Entschluß, der so ungewöhnlich vernünftig wäre, daß es schwer wird, daran zu glauben.

* * *

Politische Marinemanöver.

Daß die Frage der Flottenvermehrung in der nächsten Reichstagssession eine beträchtliche Rolle spielen und — einerlei in welchem Sinne sie gelöst wird — auch die Haltung der politischen Parteien zu einander bei den nächsten Wahlen beeinflussen wird, unterliegt keinem Zweifel. Es ist daher auch begreiflich genug, daß die öffentliche Diskussion darüber, wie man sich am zweckmäßigsten dieser Frage gegenüber zu verhalten habe, bereits begonnen hat. Da weder über den Umfang, noch über die Richtung der zu erwartenden Marineforderungen bisher Genaueres bekannt geworden ist, so handelt es sich bei dieser Diskussion einstweilen erst darum, klarzustellen, ob es angezeigt erscheint, sofort eine grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber allen Flottenvermehrungsplänen einzunehmen, oder ob es sich mehr empfiehlt, die Dinge an sich herankommen zu lassen, keine grundsätzliche Opposition zu proklamiren und das Ob und Wieviel der Bewilligungen völlig offen zu lassen.

Die Vertreter der ersteren Ansicht plädiren für eine sofortige und entschieden oppositionelle Stellungnahme im wesentlichen nach der Maxime: wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht, nimmt er bald die ganze Hand. Sie sprechen mit Vorliebe von „uferlosen Flottenplänen"; sie geben zu verstehen, daß bei der Ausarbeitung dieser Flottenpläne die persönlichen Wünsche des Kaisers in erster Linie maßgebend seien; daß dieselben vor einer objektiven Prüfung vom Standpunkte staatlicher Nothwendigkeit aus schon deshalb nicht bestehen könnten, weil der Enthusiasmus eines Einzelnen bei ihrer Entstehung zu stark mitgewirkt habe; sie weisen darauf hin, daß die Mehrbelastung des Volkes infolge dieser Flottenerweiterung eine beträchtliche sein werde.

In all diesen Erwägungen liegt etwas Wahres und sie sind durchaus dazu angethan, mit Vorsicht und Besonnenheit an die Prüfung dessen heranzutreten, was an neuen Marineforderungen demnächst auftauchen wird. Aber dieselbe Vorsicht, die bei der Prüfung des neuen Flottenplanes am Platze ist, dieselbe Vorsicht spricht auch dagegen, in Bausch und Bogen schon jetzt alles zu bekämpfen, was etwa im nächsten Budget unter die Rubrik: „Erweiterung der Kriegsmarine" fallen wird. Damit diskreditirt man unseres Erachtens von vornherein die Opposition und legt sich obendrein überflüssigerweise vorzeitig fest.

Diese Politik des Festlegens ist ja nicht neu, sie fand auch in den Jahren 1887 und 1893 statt; aber der damalige Erfolg spricht nicht gerade für eine Wiederholung dieser Taktik. Auch damals glaubte man mit einer frühzeitigen entschiedenen Opposition die öffentliche Meinung und demnächst die Wählerschaften gewinnen zu können, und es ließ sich Anfangs auch alles recht schön an. Der Widerstand im eigenen Lager wurde unterdrückt, eine kampfesmuthige Stimmung durch kräftige Leitartikel hervorgerufen. Zunächst sah es sogar aus, als ob diese Opposition — wenigstens in gewissem Umfange — bis in die Reihen der Konservativen reiche. Gerade so, wie heute gelegentlich in der „Deutschen Tageszeitung" ein Artikel zur Veröffentlichung gelangt, in dem davor gewarnt wird, bei den Flottenplänen den Bogen zu überspannen, so schien auch beim Beginn der öffentlichen Diskussion über die Militärgesetze von 1887 und 1893 die oppositionelle Stimmung selbst Theile der konservativen Partei ergriffen zu haben. Aber als die Sache ernst wurde, trat diese Opposition völlig zurück, und die Freisinnigen verloren Angesichts der neuen Wahlen von Woche zu Woche mehr Terrain in der öffentlichen Meinung. Im Jahre 1887 konnten sie das Feld selbst dann nicht einmal mehr behaupten, als sie, der Windthorst'schen Parole folgend, sich entschlossen hatten, „jeden Mann und jeden Groschen" zu bewilligen, um nur in der Frage des Septennats die Opposition aufrecht zu erhalten. Allerdings war damals noch Fürst Bismarck am Ruder, der sich meisterhaft darauf verstand, seine politischen Gegner zu „cornern". Die Erfahrungen des Jahres 1893 haben jedoch gezeigt, daß nicht einmal die verschlagene Taktik eines Bismarck erforderlich ist, um die Opposition in militärischen Fragen matt zu setzen, sondern daß die einfache Energie eines entschlossenen Staatsmannes dazu unter Umständen ebenfalls ausreicht.

Wer an derartige Erfahrungen der Vergangenheit erinnert, der muß heute auf die Entgegnung gefaßt sein: „Also Ihr wollt in Militär- und Marinefragen die Volksvertretung einfach abdanken lassen, sie soll kein Wort mehr mitzusprechen haben".

Es ist ein alter dialektischer Kniff, den Sparsamen geizig und Jemanden, der keinen dummen Streich machen will, furchtsam zu nennen. In Wirklichkeit wird das Prestige eines Parlaments durch nichts mehr erschüttert, als dadurch, daß es zu öfteren Malen Beschlüsse faßt, die von den Wählern schließlich nicht ratifizirt werden.

Das darf die Mitglieder eines Parlaments allerdings nicht davon abhalten, in Prinzipienfragen, bei denen die politische Ueberzeugung eine Rolle spielt, klar und offen Farbe zu bekennen; wo es sich aber nicht um politische Grundsätze, sondern nur um ein mehr oder weniger bei Geldbewilligungen handelt, da sind, wenn irgendwo, opportunistische Erwägungen am Platze, vor allem auch die Erwägung, ob nicht höher stehende politische Interessen durch die an sich gewiß berechtigte Politik der Sparsamkeit gefährdet werden.

Und gerade dieser letztere Fall schlägt hier ein. Selbst die Sozialdemokratie hat heute begriffen, daß alle anderen politischen Bemühungen hinter dem Kampfe gegen das Junkerthum zurückzutreten haben. Bebel hat das kürzlich mit den Worten zum Ausdruck gebracht:

„Was immer wir gegen die Bourgeoisie auf dem Kerbholz haben gegenüber diesem raubsüchtigen, gewaltsamen, fortschritt- und kulturfeindlichen Junkerthum, das der Fluch Deutschlands ist, repräsentirt sie die moderne Welt und die modernen Ideen".

Und dann fügt er hinzu:

„Wir haben dem Kampfe der Bourgeoisie und, im weiteren Sinne des Bürgerthums, gegen das Junkerthum und eine seinen Macht- und Raubgelüsten freundliche Staatsgewalt nicht gleichgültig gegenüberzustehen, sondern wir müssen sie unterstützen und ihr beistehen".

Wenn eine solche Ueberzeugung sogar bei der Sozialdemokratie zum Durchbruch gekommen ist, wieviel mehr Anlaß hat dann das liberale Bürgerthum, alle seine Kräfte zunächst einmal darauf zu konzentriren, dem Junkerthum bei den nächsten Wahlen eine schwere Niederlage beizubringen! Daß dieses Ziel bei auch nur leidlichen Zusammenwirken aller Liberalen erreichbar ist, bezweifelt Niemand, die bedrohten Junker am allerwenigsten.

Aber der Stoß gegen das Junkerthum kann nur dann wirklich wuchtig geführt werden, wenn sich jene bürgerlichen Elemente, die bisher in der nationalliberalen Partei ihre politische Vertretung fanden, an dieser Bekämpfung des Junkerthums aktiv betheiligen. Die Hoffnung, daß die gesammte nationalliberale Partei der agrarischen Reaktion den Rücken kehrt und mit der freisinnigen Bürgerschaft gegen das Junkerthum gemeinsame Sache macht, ist ja leider nicht zu hegen, aber die Stimmung gegen das agrarische Junkerthum ist in den Kreisen der nationalliberalen Wählerschaften sichtbar im Wachsen. Es kommt jetzt nur darauf an, zu verhüten, daß jene reaktionären Elemente innerhalb der nationalliberalen Partei erneut Oberwasser bekommen, die am liebsten das alte Kartell von 1887 wieder aufleben lassen möchten. Jenes Kartell, dessen eigentlicher Vater Herr Miquel war, sucht Herr von Miquel heute unter dem Ruf „Sammlung" zu erneuern. Diese „Sammlung" zu begünstigen, liegt gewiß nicht im Interesse des Liberalismus.

Nun unterliegt es andererseits aber auch nicht dem allergeringsten Zweifel, daß eine Marineopposition, welche grundsätzlich jeder Flottenerweiterung entgegentritt, in der

nationalliberalen Partei — auch unter den wirklich liberalen Elementen derselben — keinerlei Gefolgschaft findet. Unter den Nationalliberalen gibt es verständige Leute genug, die durchaus keine Neigung haben, für die Erweiterung der Kriegsmarine unermeßliche Summen zu bewilligen; finden sie einen Rückhalt an einer Opposition, die über das Wieviel mit sich redenläßt, so werden sie vernünftigen Sparsamkeitserwägungen nicht ganz unzugänglich sein; sehen sie sich aber einer völlig intransigenten Opposition gegenüber, so liegt es in der Natur der Dinge, daß sie mehr und mehr auf die Seite derjenigen gedrängt werden, die bereit sind, alles zu bewilligen. Auch dafür bietet die Geschichte unseres Reichstages Beläge genug.

Das wäre aber noch nicht einmal das Schlimmste. Viel bedeutsamer ist die Rückwirkung, die diese Wiederannäherung der Kartellverbündeten von 1887 auf die allgemeine politische Situation ausüben müßte. Je größer die Kluft ist, die sich anläßlich der Marineforderungen zwischen den gemäßigten und den entschiedeneren Liberalen aufthut, um so schwieriger wird natürlich auch ein Zusammenwirken bei den nächsten Wahlen. Sollte es aber gar zur Auflösung wegen der Marineforderungen kommen, so würde ein solches Zusammenwirken vollständig ausgeschlossen, ja sogar eine wohlwollende Neutralität kaum mehr möglich sein. Es wäre dann der Zankapfel glücklich gefunden, nach dem die Konservativen im wohlverstandenen eigenen Interesse so begierig suchen.

Man traut den preußischen Junkern eine sonderbare Naivität zu, wenn man glaubt, sie würden nicht alles thun, um diese Konstellation herbeizuführen. Ihnen wird die beste Karte aus dem Spiele genommen, wenn es mißlingt, anläßlich der Marinefrage die verschiedenen Richtungen des Liberalismus mit einander zu entzweien.

Man mag zugeben, daß die Gefahr einer Zuspitzung der Gegensätze in der Marinefrage dadurch, daß die Marineforderungen zur Parole für die nächsten Wahlen gemacht werden, keine übertrieben große ist. Ich selber glaube nicht an die Wahrscheinlichkeit, nachdem ich aus der „Kölnischen Volkszeitung" — Nummer vom 26. August 1897 — ersehen habe, daß das Centrum auch nicht im entferntesten daran denkt, eine Opposition quand même in Marineangelegenheiten mitzumachen. Man lese die folgenden höchst charakteristischen Sätze in jenem Artikel des leitenden Centrumsorgans:

„Im Centrum wird man jedenfalls nach wie vor uferlosen Flottenplänen unbedingten Widerstand entgegensetzen. Daß die Flotte nach und nach vergrößert werden muß und daß verschiedenes, was man in diesem Jahre gestrichen hat, später bewilligt werden kann, ja, daß man in einem Jahre auch mal besondere Anstrengungen machen muß, um früher Versäumtes nachzuholen, alles das erkennt das Centrum an. Aber es widersteht allen Plänen, Deutschland eine Flotte ersten Ranges zu verschaffen, „Weltpolitik" zu treiben oder auch nur Sprünge zu machen, die über die Finanzkraft des Landes hinausgehen."

Man kann nicht deutlicher, als es hier geschieht, der Regierung die Versicherung geben, daß das Centrum mit sich reden lassen wird. Das Centrum wird uferlosen Flottenplänen unbedingten Widerstand entgegensetzen; es widersteht allen Plänen, Deutschland eine Flotte ersten Ranges zu verschaffen, Weltpolitik zu treiben aber auch nur Sprünge zu machen, welche über die Finanzkraft des Landes hinausgehen.

Das klingt wunderschön, ist aber nur leider gänzlich inhaltlos. Den Flottenplan möchte ich einmal sehen, von dem die Regierung zugeben wird, daß er uferlos sei, daß er die Schaffung einer Flotte ersten Ranges bezwecke oder daß er über die Finanzkraft des Landes hinausgehe. Das sind alles nur Redensarten, bei denen sich jeder gerade das denken kann, was ihm paßt; Phrasen von solcher Elastizität haben nur Bedeutung als rhetorische Dekoration.

Bedeutsam dagegen sind die gleichzeitig gemachten Zugeständnisse. Das Centrum erkennt danach an, daß die Flotte nach und nach vergrößert werden muß; daß verschiedenes, was man in einem Jahre gestrichen hat, später bewilligt werden kann; ja daß man in einem Jahre auch mal besondere Anstrengungen machen muß, um früher Versäumtes nachzuholen. Mit anderen Worten: das Centrum ist bereit, in der kommenden Reichstagssession nicht bloß dasjenige zu bewilligen, was es in der vorigen Session abgelehnt hat, sondern es will auch noch ein Uebriges thun, und „besondere Anstrengungen" machen, um „früher Versäumtes" nachzuholen. Und dabei eifert die „Kölnische Volkszeitung" gegen die bösen Menschen, die zum Ausdruck bringen, daß sie sich nicht auf eine grundsätzliche Marineopposition festnageln lassen werden und die dadurch — wie sie sich ausdrückt — „die Regierung zu recht kräftigem Fordern aufmuntern und in ihr den Glauben erwecken, sie dringe durch, wenn sie nur recht kräftig auftrete." Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß uns das Centrum bei seinen Bewilligungen noch um verschiedene Schiffstängen voraus sein wird.

Um so weniger Anlaß hat unseres Erachtens der Liberalismus, sich wegen der Marinepolitik in die Haare zu gerathen; wir haben unsererseits nur den Wunsch, daß die Marinepläne nicht benutzt werden, um die verschiedenen liberalen Parteien unter einander zu verhetzen. Der geflissentliche Versuch, jeden in Acht und Bann zu thun, der sich nicht mit Haut und Haaren der radikalsten Opposition gegen die Flottenerweiterungspläne verschreibt, kann nach unserem Ermessen nicht frühzeitig und nachdrücklich genug bekämpft werden. Und wir haben aus den Ausführungen der „National-Zeitung", wie der „Vossischen Zeitung" und selbst der „Königsberger Hartungschen Zeitung" ersehen, daß die Presse der Freisinnigen Vereinigung in dieser Auffassung durchaus nicht allein dasteht.

Th. Barth.

Die Krisis der deutschen Wirthschaftswissenschaft.

II.

In dem vorigen Artikel habe ich die meisten persönlichen Streitpunkte zwischen Sering und mir erledigt. Einige wenige bleiben nach. Es sind diejenigen, an welche Fragen nicht nur von allgemeinem, sondern sogar tiefgreifendem Interesse anknüpfen. Sie sollen heute erörtert werden, bis auf einen, den durchaus ungerechtfertigten Vorwurf, den Sering gegen meine Bemerkungen über den Untergang des englischen Bauernstandes richtet. Da die Ursachen desselben in der Gegenwart für Deutschland von besonderem Interesse sind, sollen sie ein anderes Mal ihre eigene Darstellung finden. Was ich heute behandeln will, sind die Differenzen, die sich auf den wissenschaftlichen Charakter der Volkswirthschaftslehre beziehen.

Im Mittelalter beruhten die wirthschaftlichen Beziehungen der Menschen zu einander nicht auf der Gleichheit vor dem Rechte. Ein Jeder gehörte zu einem bestimmten Stand; ein jeder Stand hatte sein besonderes Recht; und dieses Standesrecht war auch maßgebend für die wirthschaftlichen Beziehungen der Einzelnen zu einander. Dem entsprechend gab es und konnte es damals keine volkswirthschaftlichen Schriften im heutigen Sinne geben. Was wir an Schriften über wirthschaftliche Dinge aus dem Mittelalter haben, beschränkt sich daher auf Wirthschaftsstatistiken und Wirthschaftsbeschreibungen, auf Schriften technischer Natur, auf Schriften, welche die Standesrechte der verschiedenen Klassen betreffen und auf Schriften

ethischen Charakters, welche lehren, was Gerechtigkeit und Religion hinsichtlich der Verwendung der Güter verlangen.

Nur ein Gebiet gab es, das nicht von dem Standesrecht und dem auf diesem beruhenden Herkommen beherrscht wurde, den Handel. Hier standen statt Volksgenossen Fremde sich gegenüber. Unter Fremden aber herrschte kein Standesrecht; galt der Fremde auch nicht mehr wie in den Anfängen der Kultur als der Feind, so galt es doch als selbstverständlich, im Verkehr mit ihm den größtmöglichen Vortheil, den die Verhältnisse zuließen, zu wahren. Im auswärtigen Handelsverkehr entstand das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn, ein Prinzip, das von da aus in den inneren Handelsverkehr, dann in den Gewerbebetrieb, schließlich in die Landwirthschaft eindrang, also allmählich in dem Maße, in dem der Druck der Absatzverhältnisse sich fühlbar machte, in der gesammten Volkswirthschaft maßgebend wurde.

Mit diesem Wandel trat auch eine Veränderung im Charakter der wirthschaftlichen Schriften ein. Neben technische, wirthschaftsrechtliche und ethische Betrachtungen treten solche vom Standpunkt wirthschaftlicher Zweckmäßigkeit. Sie treten uns auf dem mit dem Handel enge zusammenhängenden Gebiete des Münzwesens zuerst entgegen. Dann finden wir sie auch in der Behandlung anderer handelspolitischer Fragen, und es ist leicht erklärlich, wenn wir — von den Münzschriftstellern abgesehen — als den ersten volkswirthschaftlichen Schriftstellern moderner Art fast ausschließlich Kaufleuten begegnen. Ihre Methode ist die Beobachtung einzelner Vorkommnisse und die nachträgliche Erklärung des Beobachteten aus dem den Handel beherrschenden Streben nach dem größtmöglichen Gewinn. Und dies bleibt die Methode auch bei allen sogenannten Merkantilisten.

Allein bei philosophisch angelegten Geistern beginnt bereits im 17. Jahrhundert ein Wandel in der Methode sich anzubahnen. Bei dem eigentlichen Begründer der modernen Volkswirthschaftslehre, dem großen Schüler Baco's und Freunde Hobbes', bei Sir William Petty, finden wir neben der unmittelbaren Beobachtung einzelner Wirthschaftserscheinungen das Prinzip des Strebens nach dem größtmöglichen Gewinn bereits in einer anderen Funktion als in der eines Hülfsmittels zur nachträglichen Erklärung von vorher Beobachtetem. Es rückt schon bei Petty gelegentlich vor in die Rolle eines Axioms, aus dem einzelne Lehrsätze abgeleitet werden, und in der klassischen Nationalökonomie wird dies bekanntlich die dominirende Methode — zuerst nur thatsächlich, bis John St. Mill ihre ausschließliche Anwendung sogar prinzipiell zu begründen versucht hat. Die so abgeleiteten Lehrsätze galten als wirthschaftliche Naturgesetze, die sich sogar den etwa dagegen ergriffenen Maßnahmen der positiven Gesetzgebung zum Trotz mit Naturgewalt allenthalben Geltung verschafften.

Als zu Anfang der siebziger Jahre der Kampf zwischen „Kathedersozialisten" und „Volkswirthen" losbrach, lehnte ich anfänglich die Bezeichnung als „Kathedersozialist" ab; der Unterschied, der die jüngere, die historisch-realistische Schule von den Volkswirthen trenne, sei ein methodologischer; die letzteren hielten an der Methode der klassischen Nationalökonomie fest, während die historisch-realistische Schule das Aufsteigen von der Beobachtung der Einzelerscheinungen zu allgemeinen Sätzen für das Richtige halte; aus dieser Verschiedenheit der Methode erkläre sich die ganze Verschiedenheit der beiderseitigen Ergebnisse und der darauf beruhenden praktischen Postulate. Der Aufsatz „Abstrakte und realistische Volkswirthe", in dem ich dies darlegte, steht noch heute im Jahrgang 1871 der „Zeitschrift des preußischen statistischen Büreaus" zu lesen, und meine damaligen Gegner, die mir heute in dieser Zeitschrift so liebenswürdig Unterschlupf gewähren, werden mir bezeugen, daß, was mich angeht, von Anfang an dieser Unterschied in der Methode als die Hauptursache, wo wir anderer Meinung waren, hervorgehoben wurde. Als ich später nach Wien kam, wo die Deduktion gleichfalls die herrschende Methode war, formulirte ich dann in einer Antrittsrede die Gründe meines Dissenses. Die Deduktion aus dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn, so führte ich aus, kann nicht zur Erkenntniß der Wirklichkeit führen: 1. denn in der Wirklichkeit haben die Handlungen neben einem wirthschaftlichen, häufig noch einen anderen z. B. politischen Charakter; 2. auch solche Handlungen, deren wirthschaftlicher Charakter ganz außer Zweifel steht, werden in Wirklichkeit nicht immer durch das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn bestimmt; ganze Wirthschaftsgebiete z. B. stehen noch stark unter der Herrschaft des Herkommens; 3. da, wo jenes Streben selbst das ausschließlich Maßgebende ist, sind die Bedingungen, unter denen es sich bethätigt, oft dem Forscher so fremd, daß es ganz unmöglich ist, a priori richtig zu sagen, wozu es die Handelnden veranlassen wird. Die Folge ist, daß das aprioristisch abgeleitete Lehrgebäude mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Aber auch als „hypothetisch richtig", wie Mill es versuchte, kann dieses Lehrgebäude wissenschaftlich nicht gerettet werden. Ein solcher Versuch heißt das Wort „Hypothese" in einem der Wissenschaft sonst völlig fremden Sinne gebrauchen. Sonst versteht man darunter einen annoch unbewiesenen Satz, der dazu dient, Erscheinungen, die sonst unerklärt blieben, zu erklären, und in der Uebereinstimmung der Lehrsätze mit der Wirklichkeit liegt dann ein Beweis für die Richtigkeit des Satzes, von dem man ausging. Hier wird die Hypothese dazu benutzt, um die Nichtübereinstimmung der Lehrsätze mit der Wirklichkeit zu rechtfertigen. Es gebe, so führte ich aus, auch in der Volkswirthschaftslehre keine andere Methode als die unmittelbare Beobachtung der Einzelerscheinungen, um zur Feststellung eines mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Lehrgebäudes zu gelangen.

So viele meiner Kollegen mit diesen Ausführungen einverstanden waren, — es waren dies bei Weitem nicht alle — so bestand und besteht doch auch zwischen denen, welche meiner Kritik der deduktiven Methode zustimmten, und mir noch eine Meinungsverschiedenheit. Durch meine Ausführungen war das Vorkommen von Gesetzmäßigkeiten im wirthschaftlichen Leben in keiner Weise bestritten; sie sollten nur induktiv, statt deduktiv festgestellt werden. Wie Roscher und Knies hielt ich an dem Bestehen nothwendiger Kausalzusammenhänge und von Entwicklungsgesetzen auf wirthschaftlichem Gebiete fest. Wie diese schwor ich zu dem Satze Baco's, daß Wissen und Können bei dem Menschen in Eins falle; daß man der Natur nur gebieten könne, indem man ihr gehorche: und daß, was die Beobachtung uns als Ursache erkennen lasse, für das praktische Handeln die Regel bilde. Mein Prinzip also ist Erkennen, um durch das Erkannte sowohl Ziele als auch Mittel zu ihrer Erreichung zu erlangen; und wie Baco sagt, daß auch die Politik, nach seiner Methode behandelt, eine Wissenschaft werden könne, so halte auch ich an der Möglichkeit einer Wissenschaft der Politik fest, ohne zu verkennen, daß die Nutzanwendung ihrer Ergebnisse im einzelnen Falle — ebensowenig wie in anderen Wissenschaften — Sache der Theorie, sondern lediglich der praktischen, die konkreten Verhältnisse berücksichtigenden Kunst sein kann. Aber wie der Praktiker auf anderen Gebieten durch die Wissenschaft sowohl in Zielen als auch in Mitteln geleitet wird, so werde auch ich da, wo ich als Bürger politisch praktisch thätig werde, in meinem Handeln von dem Ergebniß meiner theoretischen Erkenntniß geleitet. Dies war und ist meine Auffassung.

Andere hingegen stimmten meiner Kritik der deduktiven Methode, soweit sie diese negirte, zwar zu, gingen in der Negation derselben aber noch weiter. Als Gegner des Determinismus und erklärte Anhänger der Willensfreiheit bestritten und bestreiten sie die Existenz von volkswirthschaftlichen Gesetzen. Die Volkswirthschaftslehre kann nach ihnen nie mehr als eine konkrete Wissenschaft sein, d. h. nie mehr als eine exakte Darstellung der konkreten wirthschaftlichen Thatsachen der Vergangenheit wie der Gegenwart. Nur die Feststellung solcher konkreter Thatsachen nennen sie exakte Forschung, nicht die Feststellung von Lehrsätzen, deren Beweiskraft sich die Anerkennung Aller erzwingt. Solche Lehrsätze können nach ihnen aus den wirthschaftlichen Erscheinungen gar nicht abgeleitet werden. Denn da diese Erscheinungen

nach ihnen das Ergebniß eines undeterminirten Willens sind, könnten sie auch anders sein, als sie sind. Die Ergebnisse der Forschung können demgemäß weder Ziele noch Regeln des Handels geben. Diese gibt lediglich der Wille. Daher ist denn auch die „praktische Volkswirthschaftslehre“ derjenigen, die so denken, lediglich zur Wirthschafts- und Verwaltungsgeschichte geworden; und es ist wohl auch nur als eine Konsequenz dieser ihrer Auffassung zu erachten, daß sie sich die Lehren der verschiedenen Wirthschaftstheoretiker gar nicht anders als durch eine Willensrichtung derselben bestimmt vorstellen können. Die Volkswirthschaftslehrer erscheinen ihnen dem entsprechend nicht als geistige Führer, sondern als Handlanger irgend welcher praktischer Staatskünstler, Parteien, Interessenströmungen. Wo diese Auffassung am wohlwollendsten ausgedrückt wird, wie von Schmoller, lautet sie: „Mögen die einzelnen Theoretiker noch so hoch stehen, mögen sie sich frei wissen von allen Klassen- und Parteiinteressen, welche ebenfalls ihre eigenen nationalökonomischen Theorien aufstellen, in eben dem Maße, als sie praktische Politik treiben, praktische Ideale des Handelns aufstellen, gehen sie von einem Glauben, einer individuellen Weltanschauung aus und sind ihre Lehren, so viel wirkliche Wissenschaft“ (das heißt hier exakte Feststellung konkreter Thatsachen) „darin stecken mag, nicht fähig, alle Menschen von ihrer Wahrheit gleichmäßig zu überzeugen“. Wo die Auffassung dagegen von Männern wie Sering geäußert wird, tritt sie uns entgegen als Vorwurf einer „Tendenz“, die gegen Alle, die anderer Meinung wie er sind, erhoben wird.

Gegen die Auffassung, welche in den verschiedenen volkswirthschaftlichen Lehren lediglich das Ergebniß verschiedener Willensrichtungen sieht, ist mein Aufsatz im Aprilheft 1896 der Zeitschrift „Cosmopolis“ gerichtet. Nicht als ob ich etwa leugnete, daß eine große Anzahl von Wirthschaftslehrern von vorgefaßten Meinungen über das Sein sollende beeinflußt worden seien. Im Gegentheile; ich bezeichne es als das Unglück der Volkswirthschaftslehre, daß dies bei so vielen der Fall ist. Aber auch deren Thätigkeit hat vielfach Sätze zu Tage gefördert, die, nachdem sie die Kritik von den durch ihr Wollen hervorgerufenen Fehlern gereinigt hat, als bleibende Wahrheiten erkannt worden sind. Das, woran ich Anstoß nehme, ist vielmehr zweierlei: das Eine ist die Allgemeinheit der Behauptung, — die Art, wie das darin Ausgesprochene als nothwendig hingestellt wird, — wie darin ganz verkannt wird, daß es eine Weltanschauung geben kann, die nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ergebniß der Forschung und zwar einer völlig voraussetzungslosen Forschung ist. Noch Niemand hat nachgewiesen, daß es eine Willensrichtung war, welche Petty oder A. Smith, Hermann oder Roscher zu ihrer Weltanschauung gebracht hat; und wenn ich ganz bescheiden von meiner eigenen inneren Erfahrung reden darf, so weiß ich, daß nicht irgend welches Wollen und irgend welche Weltanschauung für das Ergebniß meiner Forschungen maßgebend waren, sondern umgekehrt dieses für meine Weltanschauung und für mein Wollen; auch weiß ich, daß ich beides, Weltanschauung und Wollen, jeden Augenblick zu ändern bereit bin, sobald mir die Irrthümer in den Ergebnissen, auf denen sie beruhen, nachgewiesen werden. Das Andere aber, was mir als äußerst bedenklich erscheint, ist die aus der Schmoller'schen Auffassung sich ergebende Forderung: die Wissenschaft dürfe die großen Fragen der Zeit gar „nicht partei- und farblos“ behandeln. Schmoller hat sie muthig ausgesprochen und sie ist in der That die logische Folge aus seiner Grundanschauung. Aber eben dies ist es, was die größten Bedenken gegen diese Grundanschauung erregen muß. Denn mehr wie von allem Anderen gilt es von den Methoden: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. „In allen andern wissenschaftlichen Disziplinen aber sieht man in der Einwirkung von Ideenassociationen, welche das Augenmerk auf nur eine Seite der Frage lenken, eine Hauptursache, welche der Erkenntniß der Wahrheit störend im Wege steht; man beklagt sie als eine leider häufige Folge der menschlichen Schwäche des Forschers und macht das Ankämpfen dagegen zu dessen oberster Pflicht; Schmoller's Anforderung, die großen Fragen der Zeit an dem Maßstab der höchsten Ideale der Zeit zu messen, macht aber solche Schwächen geradezu zu einem Erforderniß des volkswirthschaftlichen Forschers“ und führt bei dem weiten Auseinandergehen dieser Ideale statt zur Uebereinstimmung zur Bekämpfung von Gesinnungen und zur Verdächtigung.

So ist denn mein wissenschaftlicher Standpunkt von dem in zwei andern Lagern vertretenen wesentlich verschieden. Auf der einen Seite stehe ich in einem wissenschaftlichen Gegensatz zu denen, welche ein volkswirthschaftliches Lehrgebäude aus dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn ableiten. Denn wenn Sering von meiner „theoretischen Einleitung in die Agrarpolitik“ behauptet, ihre Methode sehe dieser von mir bekämpften Methode „so ähnlich wie ein Ei dem andern“ und diese Behauptung damit zu stützen sucht, daß meine Psychologie über die der klassischen Nationalökonomie nicht hinauskomme, so dürfte jeder mit einem auch nur mäßigen Unterscheidungsvermögen Begabte erkennen, daß die Psychologie bei der Methode der in meinem Buche gepflogenen Untersuchungen fast keine Rolle spielt. Wenn ich nämlich darlege, daß der Boden einerseits eine Fläche, andererseits Träger gewisser zur landwirthschaftlichen Produktion unentbehrlicher Eigenschaften ist, die einer Steigerung durch menschliche Thätigkeit fähig sind, wenn ich zeige, daß durch solche Steigerung die Folgen des monopolistischen Charakters des Bodens als Produktionsmittel theilweise paralysirt werden können, wenn ich untersuche, unter welchen Bedingungen dies stattfinden kann, und wenn ich feststelle, daß diese Steigerung auf fruchtbarem Boden noch unter Umständen vortheilhaft ist, unter denen sie auf unfruchtbarerem unmöglich ist, so hat dies zwar mit der Natur des Bodens nicht aber mit der des handelnden Menschen zu thun. Wenn ich ferner zeige, wie sich das Grundeigenthum im Zusammenhang mit dem Bedürfniß nach Steigerung der Bodenergiebigkeit entwickelt, so thue ich dies nicht auf dem Wege der Deduktion aus der Natur des Menschen, sondern ich führe den Nachweis aus der Geschichte. Der einzige Punkt, bei dem von einer Deduktion aus der Natur des Menschen die Rede sein kann, ist wo ich sage, daß es die Grundrente ist, die den Grundeigenthümer zu jener Steigerung veranlaßt, aber gerade diesen Satz dürfte Sering am wenigsten bestreiten. Wenn ich dagegen eine der wichtigsten Behauptungen meines Buches aufstelle, daß nämlich die Grundrente auf fruchtbaren Grundstücken in höherem Maße steigt, wenn der Mehrbedarf an Getreide durch Melioration des fruchtbaren, als wenn er durch Fortschreiten zum Anbau unfruchtbareren Landes beschafft wird, so hat dies wiederum nichts mit der Natur des Menschen sondern des Bodens zu thun, und wenn ich darlege, daß der Bodenpreis nicht bloß durch Kapitalisation der Grundrente, sondern auch durch das Verlangen nach sozialem und politischem Einfluß und ökonomischer Unabhängigkeit bestimmt wird, so führe ich den Beweis wiederum nicht deduktiv, sondern durch Hinweis auf die Einzelerscheinungen des Lebens. Während bei den klassischen Nationalökonomen nahezu alle Sätze aus dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn abgeleitet werden, begründe ich den größten Theil meiner Sätze also aus der technischen und wirthschaftlichen Natur des Bodens, andere aus der Geschichte und dem Leben. Aber freilich, ich kann Sering ebensowenig nöthigen, den Unterschied dieser Methoden einzusehen, wie auf die Wiederholung seines Lieblingssatzes, ich betrachte den Bauer und seine Kinder als Grundstückspekulanten, zu verzichten! Wenngleich der Vorwurf Jedem ungereimt erscheinen muß, der da findet, daß meine ganze Arbeit den Schwerpunkt in die Melioration des Bodens durch den jeweiligen Besitzer legt und das Anerbenrecht auch gerade deshalb bekämpft, weil es diese Melioration zu verhindern droht, Herr Sering fühlt nicht den Widerspruch. Oder soll es gar als Ausfluß

meiner Rückkehr zur Methode der klassischen Nationalökonomie gelten, daß ich bei der Erörterung des Bodenpreises nicht erwähne, daß in vielen Gegenden der Boden im Erbgang zu einem niedrigeren Anschlage als dem herrschenden Bodenpreis überlassen wird! Herr Sering möge doch warten, bis ich im 3. Theile zur Erörterung des Erbrechts und des Gutsanschlags komme; es soll ihm dann reichlich Genugthuung werden.

Auf der anderen Seite stehe ich in einem wissenschaftlichen Gegensatz zu Jenen, welche das Wirthschaftsleben statt durch die Natur der Dinge durch das menschliche Wollen bestimmt werden lassen, und welche Thatsachen zusammentragen, nicht um die daraus von selbst sich ergebenden Schlüsse anzuerkennen, sondern um sie als Material zu benutzen, welches ihrer bestimmten Willensrichtung als Hilfsmittel dienen soll. Aber auch hier macht mir Herr Sering den Vorwurf, daß ich selbst dem huldige, was ich als Fehler hinstelle. So stelle ich eine Reihe von ethischen und politischen Maximen als unumstößliche Wahrheiten hin, die mit der „Natur der Dinge“ gar nichts zu thun hätten; so den Satz, daß alle Menschen gleichmäßig als zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten berufen gelten, so den, daß das Grundeigenthum lediglich im Produktionsinteresse zu rechtfertigen sei, sowie den, das Bodeneigenthum müsse möglichst allen zugänglich sein. Nicht „Erkennen oder Wollen“ sei der Gegensatz, der uns scheide, sondern das, daß mir der Sinn für die „Bedeutung eines freien Standes von Grundeigenthümern für das nationale Ganze“ abgehe, also lediglich eine Verschiedenheit in dem Wollen.

Nun sollte man meinen, je mehr Jemand von der genannten Bedeutung eines freien Standes von Grundeigenthümern durchdrungen sei, desto mehr müsse er auch anerkennen, daß das Bodeneigenthum möglichst allen zugänglich sein müsse. Aber freilich Jemand, der wie Sering es als unerläßlich ansieht, daß die ostelbische Ritterschaft „angesichts dessen, was sie dem Staate gewesen ist und fortdauernd leistet“, in ihrer Bedeutung erhalten bleibe, und der im Rentengutsbauern sein Ideal erblickt, hat so eigenthümliche Vorstellungen von einem freien Stand von Grundeigenthümern, daß er wohl allenthalben außer im ostelbischen Deutschland den an mir vermißten Sinn nur sehr spärlich vorfinden dürfte. Indeß dies nur nebenbei! Um den letztgenannten Vorwurf zuerst zu erledigen: eben weil ich nicht durch ein Wollen, sondern durch die Natur der Dinge mich leiten lasse, halte ich das, was Sering einen freien Stand von Grundbesitzern nennt, in der That nur für von historischer Bedeutung für das nationale Ganze. Denn da ich ein Anhänger der historischen Schule bin, sage ich mir, daß es keinen an sich guten Zustand der Volkswirthschaft gibt und keine Institution daher an sich gut ist; daß vielmehr der Zustand der beste ist, der den jeweiligen konkreten Verhältnissen und Bedürfnissen am besten entspricht; daß Sering's „freier Stand von Grundeigenthümern“ daher auch nicht den Anspruch erheben kann, als ewige Kategorie zu gelten; und daß in einem Lande, welches wie heute das Deutsche Reich überwiegend ein Industriestaat ist, in dem nur 35,7 Proz. von der Landwirthschaft leben, in welchem dem entsprechend die Mehrzahl der Soldaten aus überwiegend industriellen Gegenden sich rekrutirt und die enorme Mehrheit der Steuerbeträge von der nichtlandwirthschaftlichen Bevölkerung aufgebracht wird, der „freie Stand von Grundeigenthümern“ etwas „für das nationale Ganze“ höchst Zweifelhaftes ist, wenn er so, wie ihn Sering im Sinne hat, nur auf Kosten und unter Behinderung jener Klassen aufrecht erhalten werden kann, die nach Zahl und nach ihrer Betheiligung an den Staatslasten nunmehr den Schwerpunkt des Ganzen bilden. Auch diese meine Auffassung beruht nicht auf einem Wollen; denn wären unsere Verhältnisse anders, so würde ich sie bereitwilligst ändern; sie beruht auf einem Erkennen.

Und dasselbe gilt für die übrigen oben angeführten Sätze, an denen Sering Anstoß nimmt. Oder entspricht es etwa nicht der Natur der Dinge, wenn ich von der Annahme ausgehe, daß die Dinge nur als um des Menschen willen vorhanden zu denken sind? Entsprach es einem Wollen oder einem Erkennen, als Sering's Lehrer Schmoller 1872 aussprach, nach dem Gang der Weltenordnung erscheine als dessen Ziel die Betheiligung eines immer größeren Theils unseres Volks an allen höheren Gütern der Kultur? Ist die sich daraus ergebende Folge, daß demnach der Boden möglichst allen zugänglich sein müsse, sofern sie dessen zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten bedürfen, eine Folgerung des Wollens aber des Erkennens? Und gilt nicht dasselbe für die weitere Folgerung, daß demnach der Ausschluß von Personen vom Bodenbesitz durch Anerkennung eines Grundeigenthums nur zu rechtfertigen sei, soweit das Produktionsinteresse dies als im eigenen Interesse der Ausgeschlossenen erscheinen läßt? Allein sehen wir von allem dem ab; selbst wer all' dies bestreitet, muß doch zwei Dinge anerkennen: 1. Ein Nationalökonom von heute, der von der Wirklichkeit ausgeht, kann bei seinen Erörterungen nichts Anderes als die Rechtsgrundlage der heutigen Gesellschaftsordnung zum Ausgangspunkt nehmen. Diese ist aber nun heute einmal nicht mehr die Verschiedenheit des Standesrechts, die auf der Vorstellung einer ungleichen Bestimmung der Menschen beruht, sondern die Rechtsgleichheit. Auf diesem Grundsatz beruht sowohl unsere Verfassung als auch unsere ganze moderne Wirthschaftsgesetzgebung. Aus ihm folgt auch der Satz, daß der Boden mit der obengedachten Einschränkung allen möglichst zugänglich sein müsse. Ich spreche also bloß die Grundgedanken der Rechtsordnung aus, auf der wir heute stehen, wenn ich von jenen von Sering angefochtenen Sätzen ausgehe; von etwas Anderem auszugehen, hieße ausgehen von einem Wollen; 2. desgleichen beruht der Satz, daß die Berechtigung des Grundeigenthums lediglich in seiner Bedeutung für das Produktionsinteresse liegt, nicht auf einem Wollen, sondern auf der Erkenntniß, daß das Grundeigenthum seine Ausbildung lediglich im Zusammenhang mit den fortschreitenden Bedürfnissen des Produktionsinteresses gefunden hat und kein halbes Jahrhundert länger bestehen könnte, wenn es nicht darin weiter seine Rechtfertigung fände.

Indeß lassen wir Herrn Sering; da seine Lehrmeinungen eingestandenermaßen auf einer Willensrichtung beruhen, dürfte es doch unmöglich sein, ihn zu belehren. Wenden wir uns vielmehr zu dem allgemeinen Interesse, das sich an die Richtung knüpft, welche die Möglichkeit einer zwingenden Beweisführung auf volkswirthschaftlichem Gebiete leugnet, weil wie das wirthschaftliche Leben so auch die wirthschaftlichen Lehren durch Willensrichtungen beeinflußt würden. Diese Richtung führt uns zur schriftstellerischen Behandlung des Wirthschaftslebens zurück, wie sie im Mittelalter bestanden hat: Wirthschaftsstatistiken und Wirthschaftsbeschreibungen, technische Erörterungen, Erörterungen über das Maß von Gütern, das einem jeden Stande zukommt, und ethische Betrachtungen über die Verwendung der Güter. Schon jetzt zeigt sie ihre nachtheiligen Wirkungen vornehmlich nach drei Richtungen:

Einmal in der Vernachlässigung des theoretischen Unterrichts. Die historische Betrachtung dessen, was die Menschen auf wirthschaftlichem Gebiete gewollt und wie sie gehandelt haben, hat das theoretische Erkennen der Natur der Dinge vielfach ganz in den Hintergrund gedrängt. Die Folge ist eine erstaunliche theoretische Unwissenheit, die man vielfach gerade bei solchen unter den Jüngeren findet, welche vortreffliche wirthschaftsgeschichtliche Arbeiten angefertigt haben.

Sodann in der Verwilderung der wissenschaftlichen Kritik. Statt der Argumente wird nun das Wollen des Gegners bekämpft und zu Verdächtigungen desselben geschritten.

Endlich in der Hilflosigkeit, mit welcher der nach bestem Wissen und Gewissen Forschende nunmehr dem Stürmen Jener gegenübersteht, welche von ihm nicht Wissen-

schaft, sondern Vertretung ihrer Interessen verlangen. Denn es ist klar, daß, wenn es Vertreter der Wissenschaft gibt, welche selbst sagen, daß ihre Lehren nicht lediglich von dem, was ihnen die Natur der Dinge ergibt, sondern durch Willensrichtungen beeinflußt werden, sie jenen Drängern völlig machtlos gegenüberstehen

So befindet sich denn die deutsche Wirthschaftswissenschaft zur Zeit in einer gefährlichen Krisis. Diejenigen, die sich die „Exakten“ nennen, verstehen unter exakt nicht das, was man sonst in der Wissenschaft darunter versteht, nämlich etwas, was durch einen zwingenden Beweis so sehr sich aufnöthigt, daß ihm von Niemand die Anerkennung versagt werden kann. Ganz im Gegentheil; sie leugnen sogar, daß auf volkswirthschaftlichem Gebiete eine derartig zwingende Beweisführung stattfinden könne. Unter exakt verstehen sie vielmehr das Zusammentragen von genau festgestellten Thatsachen. Manche begnügen sich dann mit den gesammelten konkreten Kenntnissen und unterlassen es, überhaupt daraus Schlüsse zu ziehen; Andere, die dies thun, lassen sich dabei nicht bloß durch den Verstand, sondern von dem Wollen und von Gefühlen leiten. Auf der anderen Seite stehen aber die Machthaber dieser Erde und die Parteien, die ganz konsequent sagen: wenn es nun schon Willensrichtungen sind, die bei euren Schlußfolgerungen maßgebend sind, so verlangen wir, daß es unser Wille sei, der sie bestimme. Die Wirthschaftswissenschaft aber wird bei dieser Auffassung nothwendig aus einer Herrin und Führerin zu einer Magd; und da trotz alledem das Wollen den Dingen nicht Gewalt anzuthun vermag, so sind, wie die Erfahrung der Gegenwart zeigt, die Folge der abenteuerlichsten Versuche zur Umgestaltung des Wirthschaftslebens Wirkungen der zerrüttendsten Art.

Sollten wir deshalb alle Hoffnung aufgeben und aufhören guten Muthes zu sein? Ganz im Gegentheil! Denn was Demosthenes den Athenern gesagt hat, gilt auch für unsere Wissenschaft: „Was in der Vergangenheit als das Schlimmste erscheint, muß als das Trostreichste für die Zukunft gelten. Wenn Ihr Alles gethan hättet, was Eure Pflicht erforderte, und Euer Zustand trotzdem nicht besser geworden wäre, so könntet Ihr nicht einmal auf Besserung hoffen. Allein da Euer Zustand nicht durch die Natur der Dinge, sondern durch Eure Irrthümer ein so unseliger geworden ist, so ist eine größere Aenderung zum Besseren zu hoffen, sobald Ihr Eure Irrthümer ablegt und verbessert.“ Und was einst Baco für alle Wissenschaft gesagt hat, gilt heute speziell für die Volkswirthschaftslehre: „Die, welche die Wissenschaften bearbeiteten, waren entweder Empiriker oder Dogmatiker. Jene sammeln nur und benützen das Angesammelte gleich den Ameisen“ (das sind unsere „Exakten“, nur daß ihre Benützung, wie wir sehen, durch ihre „Willensrichtung“ bestimmt wird): „letztere ziehen wie die Spinnen das Netz aus sich selbst heraus“ (das sind unsere Deduktiven). „Das Verfahren der Bienen steht zwischen Beiden; diese ziehen den Saft aus den Blumen in Gärten und Feldern, aber behandeln und verdauen ihn durch eigene Kraft. Aehnlich ist die Thätigkeit der Wissenschaft; sie stützt sich nicht ausschließlich oder hauptsächlich auf die Kräfte des Verstandes, noch stapelt sie den Stoff, den die Erfahrung bietet, in rohem Zustand in dem Gedächtniß auf, sondern verändert und verarbeitet ihn im Geiste. Deshalb können auf das engere und festere Bündniß beider Vermögen, des beobachtenden und des denkenden, die besten Hoffnungen gebaut werden.“

Lujo Brentano.

Wie der „Bund der Landwirthe“ berichtigt.

In der „Nation“ vom 31. Juli d. J. habe ich in einem Artikel „Die Zahlen des Bundes der Landwirthe“ eine Kritik des statistischen Materials gegeben, welches der Bund seiner famosen Eingabe um Sistirung der Getreideeinfuhr zu Grunde gelegt hat. Am 20. August vertraute darauf der Vorstand des Bundes der Reichspost einen Einschreibebrief an, in dem die Redaktion der „Nation“ aufgefordert wird, in der nächsten Nummer an *gleicher* Stelle und in *gleicher* Schrift eine „Berichtigung“ aufzunehmen, und zwar in Erfüllung der Pflichten des § 11 des Preßgesetzes. Die Redaktion dieser Zeitschrift hat den Vorstand des Bundes bereits über die Tragweite des § 11 aufgeklärt und die „Berichtigung“, die inzwischen den gläubigen Lesern der „Deutschen Tageszeitung“ bereits in extenso aufgetischt war, nicht zum Abdruck gebracht. Die „Berichtigung“ ist jedoch zu bezeichnend für die wissenschaftliche Methode des Bundes der Landwirthe, als daß sie unbesprochen vorübergehen dürfte. Die „Berichtigung“ umfaßt 5 Punkte; und bei dem ersten Punkte hat der Vorstand des Bundes sogar *beinahe* recht:

1. Ich hatte gesagt:

„— — man (der Bund) gibt zunächst einige abgerundete Zahlen, die zwar kleine, aber nicht bedeutende Irrthümer enthalten; so wird u. A. der Erntedurchschnitt 1889/91 auf 78 Mill. D.-Z. statt 79,5 Mill. D.-Z. angegeben. — — Im Uebrigen stimmen die hier mitgetheilten Zahlen mit den amtlich ermittelten überein.“

Da es sich um abgerundete Zahlen handelte, so hatte ich mich begnügt, die abgerundeten Erntezissern aus einem bekannten, im Allgemeinen zuverlässigen Handbüchlein der Getreidestatistik zu entnehmen. Nun stellt der Bund selbst in seiner „Berichtigung“ den Erntedurchschnitt an Weizen und Roggen in 1889/91, den er in der kritisirten Eingabe auf 78 Mill. abgerundet hatte, mit 78 504 663 D.-Z fest; wollte er *richtig* abrunden, so hatte er danach mehr Anlaß auf 79 Mill. D.-Z. abzurunden als auf 78; er mußte das um so eher thun, als er die Einfuhrziffer ebenfalls nach unten abrundete und den Einfuhrüberschuß um 249 773 D.-Z., das gesammte zur Verfügung stehende Quantum also um 754 436 D.-Z. zu niedrig angab. Danach bin ich der Wahrheit immer noch etwas näher gekommen, als der Bund.

2. Als den Hauptcoup hatte ich es bezeichnet, daß der Bund für das Jahr 1896 die *vorläufige Schätzung* der Ernteziffer eingestellt und mit den *definitiven* Ergebnissen der früheren Jahre in Vergleich gestellt habe, während jeder Statistiker, wie jeder Fachmann wisse, daß erstere Schätzung stets viel zu hoch sei, z. B. sei dieselbe im Jahre 1895 ganze 12½ Mill. D.-Z. höher gewesen als das definitive Ergebniß. Der Bund verwahrt sich mit Entrüstung dagegen, die vorläufige Schätzung ohne Abzug eingestellt zu haben. diese habe 118 Mill. D.-Z. nach der Reichsstatistik (Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs IV 1896 S. 202) betragen, er aber habe nur 110 Mill D.-Z. eingesetzt.

Ja, das kommt davon, wenn man dem Bunde unbesehen Etwas glaubt: wie konnte ich nur so leichtsinnig sein! In der „Deutschen Tageszeitung“ vom 17. Juli cr., in welcher die kritisirte Eingabe des Bundes abgedruckt ist, steht bei der Zahl 110 Mill. D.-Z. ausdrücklich die Anmerkung: „Nach der in der amtlichen Statistik gegebenen *vorläufigen* Schätzung.“ Ich habe das damals geglaubt, und da ich das IV. Vierteljahresheft zur Statistik des Deutschen Reiches, Jahrg. 1896, leider nicht hier habe — man pflegt solche interessante Quartbände nicht als Reiselektüre bei sich zu führen — so bin ich in dem Dilemma, ob ich den Versicherungen des Bundes der Landwirthe vom 17. Juli oder denen vom 17. August glauben soll. Aber auch wenn ich das letztere thue, war ein Abzug von 8 Mill. D.-Z. viel zu gering, das sind nur 6,78 Proz.; ich verlange 10—12 Proz.

3. Obgleich der Bund der Landwirthe in seiner Eingabe kein Wort von den Viehbeständen gesprochen hat

verlangt er von der „Nation“ doch die Aufnahme folgender Berichtigung:

„Es ist nicht wahr, daß nach der reichsamtlichen Statistik der Viehbestand in Deutschland sich gegen Anfang der achtziger Jahre um 3 Millionen Stück Rindvieh und 5 Millionen Schweine vermehrt hat.

Nach der reichsamtlichen Statistik (Stat. Jahrb. S. 33) hatte sich der Viehbestand in Deutschland bei der vorletzten Zählung (1892 gegen Anfang der achtziger Jahre) allerdings um 1 800 000 Stück (nicht um 3 Millionen) Rindvieh vermehrt, nach der letzten Zählung aber wieder um 1 200 000 Stück verringert. Der Schweinebestand hat sich nach der reichsamtlichen Statistik nicht um 5, sondern nur um 3 Millionen vermehrt, dagegen der Schafbestand um 5½ Millionen verringert.“

Und ich wage noch zu athmen nach solcher Vernichtung?!

Die letzte außerordentliche Viehzählung vom 1. Dezember 1893 war vorgenommen worden, um über die kolossalen Abschlachtungen Aufschluß zu geben, welche die Futtermißernte 1893 nothwendig gemacht hatte; gegenüber dem durchschnittlichen Ernteertrag von mehr als 180 Mill. D.-Z. Heu (1894: 189,7 Mill. D.-Z., 1895: 210 Mill. D.-Z.) ergab das Jahr 1893 nur 114,9 Mill. D.-Z. Heu; auch die Haferernte erreichte knapp ⅗ der 1894er und 1895er Ernten. Aus Futtermangel mußte ein großer Theil der Viehbestände geschlachtet werden; dieser Rückgang ist aber bereits im nächsten Jahr wieder ausgeglichen worden, wie schon aus der außerordentlichen Zunahme der Einfuhr von Rindvieh und frischem Fleisch in 1894 hervorgeht.

Nach der Zählung vom 10. Januar 1883 betrug der Rindviehbestand Deutschlands 15,786 Mill. Stück; er wird 1880 noch etwas geringer gewesen sein. 1892 war er 17,556 Mill., also ergibt sich eine durchschnittliche jährliche Zunahme von 177 000 Stück; für die 4½ Jahre seit der Viehzählung vom 1. Dezember 1892 ergibt dies 796 500 Stück, zusammen 18 352 000 Stück d. i. über 2½ Millionen mehr als 1880. Nun ist die Zunahme des Viehbestandes in den letzten Jahren wesentlich stärker gewesen, als in den ersten Jahren nach 1883, sie war in den letzten 3 Jahren eine ganz außerordentlich große, so daß ich wohl berechtigt war, den vorübergehenden Rückgang des Jahres 1893 unberücksichtigt zu lassen. Der Bund der Landwirthe möge sich doch einmal die Ausführungen über den Viehbestand Deutschlands ansehen, welche zwei seiner hervorragendsten Mitglieder, die Herren Abgeordneten Ring und v. Mendel-Steinfels im Abgeordnetenhaus gemacht haben, als es sich darum handelte zu beweisen, daß Deutschland Ueberproduktion an Rindvieh habe, eine Viehgrenzsperre also nicht zu einer Fleischvertheuerung führen würde.

Am 1. Dezember d. J. findet eine neue Viehzählung statt; auch der Vorstand des Bundes der Landwirthe wird sich dann davon überzeugen, daß der Viehbestand Deutschlands seit 1880 um ca. 3 Millionen Stück Rindvieh gewachsen ist.

Und nun Schweine: Am 10. Januar 1883 hatte Deutschland deren 9 206 195, am 1. Dezember 1893 dagegen 12 174 288, d. i. eine durchschnittliche jährliche Zunahme von 297 000 Stück; daß die Zunahme von 1892 auf 1893 nur rund 30 000 Stück ergab, erklärt sich aus den bereits geschilderten Futterverhältnissen des letzteren Jahres. Wenn man aber bedenkt, daß trotz stark steigender Bevölkerungsziffer und zunehmenden Wohlstandes der breiten Schichten des Volkes die Einfuhr von Schweinen von 861 253 in 1892 auf 108 091 Stück in 1896 zurückgegangen ist, so wird man sicher zu der Ueberzeugung kommen, daß eine jährliche Vermehrung des deutschen Schweinebestandes von 297 000 Stück in den letzten Jahren noch zu gering gerechnet ist. Berechnet sich demnach der Schweinebestand Anfangs 1880 auf rund 8,35 Mill. Stück, so Mitte 1897 sicher auf rund 13,4 Mill. Stück, also auf 5 Millionen mehr; wie ich in meiner Kritik angegeben hatte. Die Viehzählung von 1897 dürfte meine Schätzung voraussichtlich noch zu niedrig erscheinen lassen.

Die Abnahme der Schafe, auf die der Bund der Landwirthe pocht, betrifft nur Wollschafe, nicht Fleischschafe, und was die ersteren an Roggen und Weizen konsumiren, weiß jeder praktische Landwirth; er wird danach den Werth dieses Einwandes zu beurtheilen wissen.

Ich habe diese Verhältnisse etwas eingehender behandelt, weil die „Berichtigung“ gerade in diesem Punkte so typisch für die Methode des Bundes der Landwirthe ist. Er verwerthet die Statistiken unter dem Schein zahlenmäßiger Gewissenhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit; er schätzt, wo ihn die Statistik im Stich läßt, so wie er es für seine Zwecke braucht, d. h. tendenziös. Aber wo seine Gegner schätzen müssen, weil es an neueren Erhebungen fehlt und weil das Vorbringen der alten Zahlen geradezu eine Fälschung bedeuten würde, da operirt er mit veralteten Zahlen.

Merkwürdig! Als ich politisch noch nicht hervorgetreten war — noch vor 4¼ Jahren — wurde ich auf der rechten Seite des Abgeordnetenhauses als „besonders zuverlässiger und erfahrener Statistiker“ zitirt. Wie sehr muß die Politik den Charakter verderben, daß ich mich inzwischen so geändert haben sollte!

4. Der Bund der Landwirthe erklärt es für unwahr, daß er in seiner Eingabe den Bedarf an Saatgut, für Fütterung und für gewerbliche Zwecke nicht berücksichtigt habe; daß er die Ausfuhr von Getreide und Mehl unberücksichtigt gelassen hat — wie ich nachgewiesen — wagt selbst er nicht zu bestreiten.

Man kann dem Bunde zugeben, daß er die drei anderen Verbrauchsfaktoren in seiner Eingabe nebenbei wenigstens erwähnt hat, aber jeder Unparteiische, der die Eingabe zur Hand nimmt, wird mir recht geben, daß von einer erkennbaren Berücksichtigung jener Faktoren keine Rede sein kann. Der Gedankengang ist einfach der folgende: „180 kg ist der normale Verbrauch pro Kopf; durch die Handelsverträge ist die verfügbare Menge bis auf 261 kg pro Kopf gestiegen, auch einschließlich Saatgut hat dieselbe unmittelbar vorher nur 200 kg betragen.“ Dazu kommt, daß die Eingabe des Bundes ausdrücklich stets vom Brotbedarf von 180 kg pro Kopf der Bevölkerung spricht, darunter versteht aber kein Mensch den Verbrauch für thierische Ernährung und gewerbliche Zwecke. Wenn also hier die Eingabe des Bundes mißverstanden sein sollte, so liegt dies ausschließlich an der falschen Ausdrucksweise derselben. Im Uebrigen möge sich der Bund mit dem Kaiserlichen statistischen Amt wegen der großen Differenzen in den beiderseitigen Verbrauchsberechnungen auseinandersetzen; ich traue in dieser Hinsicht der rein objektiv arbeitenden, wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Behörde sehr viel mehr als der unsachlichen Tendenzarbeit des Bundes.

5. Geradezu köstlich ist aber der letzte Punkt der Berichtigung; er folge wörtlich:

„Es ist nicht wahr, daß der Bund der Landwirthe in seiner Bedarfsberechnung nicht darauf Rücksicht genommen hat, daß der Antheil der nicht voll konsumirenden Altersklassen gegenüber dem Jahrzehnt 1871/80 jetzt sich etwas vermindert hat.

Nach der reichsamtlichen Statistik (Jahrb. 1897 S. 138) betrug der Verbrauch:

im Jahrfünft	1879/84:	172,6 kg pro Kopf,
„ „	1884/89:	172,5 „ „ „
„ „	1889/94:	176 „ „ „
während der Bund der Landwirthe für das Jahr . . . angesetzt hat.“	1896:	180 „ „ „

Um in der kraftvollen Sprache des Bundes zu reden, erwidere ich:

Es ist nicht wahr, daß der Bund der Landwirthe in seiner Eingabe den zuerst und allein von mir hervorgehobenen Einfluß, den der geringer werdende Antheil der nicht voll konsumirenden Altersklassen auf die Steigerung des Verbrauchs von Brotgetreide ausübt, berücksichtigt hat, denn sonst würde er ihn mit einem Worte erwähnt haben; es kann doch von seiner Ehrlichkeit nicht angenommen werden, daß er ein so gewichtiges Argument einfach unterschlagen hat.

Es ist nicht wahr, daß der Bund der Landwirthe deshalb in seiner Eingabe den Brotbedarf pro 1896 gegenüber den niedrigeren Verbrauchsziffern früherer Perioden, wie sie das statistische Jahrbuch auf 180 kg angibt, veranschlagt hat. Diese Ziffern des statistischen Jahrbuchs sind ihm höchst wahrscheinlich erst aus meiner Kritik bekannt geworden, andernfalls er sie ja sicher in seiner Eingabe verwerthet hätte; es ist auch nicht wahr, daß er den Bedarf speziell in 1896 auf 180 kg veranschlagt hätte, er sagt ausdrücklich und ganz allgemein: „Es wird bekanntlich der Brotbedarf pro Kopf der Bevölkerung ganz im Durchschnitt auf 180 kg pro Jahr berechnet". Das galt ihm also auch für frühere Jahre.

Und betreffs einer Sache, die er in seiner Eingabe mit keinem Wort erwähnt hat, verlangt er in edler Dreistigkeit eine Berichtigung auf Grund des § 11 des Preßgesetzes.

So viel über die 5 Punkte der angeblichen „Berichtigung". Der Versuch, statistischen Staub aufzuwirbeln, um den Rückzug zu decken, dürfte als mißlungen anzusehen sein. Der Bund muß auf etwas Anderes sinnen, um das schwere Fiasko seiner Eingabe zu Gunsten eines Getreideeinfuhrverbots zu verschleiern.

Schreiberhau i. R., den 28. August 1897.

Georg Gothein.

Eine Odyssee der Erkenntniß.

Wir befinden uns unter südlichem Himmel, auf reichem und fruchtbarem Gebiete. Die Natur bietet in verschwenderischer Fülle dar, wessen der Mensch bedarf, kein Ringen ist nöthig und keine außerordentliche Kraftanstrengung, um das Dasein zu genießen. Nur ein Kampf gegen die Mitgeschöpfe findet statt, gegen die Thiere der Wildniß oder gegen unbarmherzige Menschen, welche einander die Mittel zum Dasein abzujagen suchen. Und so bietet hier das Leben den Anblick einer einförmigen Wiederholung, eines beständigen Wechsels von Siegen und Unterliegen, von Werden und Vergehen, von Hoffnungen, die alsobald zerstäuben, von auflockernder Lebenskraft, die alsbald erlischt; und die sinnende Betrachtung führt diese Kette des gleichförmigen Geschehens weiter in unendliche Zeiten, rückwärts und vorwärts, und fragt verwundert nach dem „Woher?" und „Wohin?", nach dem Zweck dieses ganzen endlosen Strebens, und die Antwort lautet in dumpfer Resignation: ein Ziel, ein Zweck ist nirgends zu erblicken, darum ist der einzige erstrebenswerthe Zweck des Lebens, daß es erlischt. — — —

Und wir sitzen am Meeresstrande, hinaus ins Weite blickend, während die südliche Mittagssonne brütet und dem Geiste nur die Kraft läßt, nach einer Richtung starrend, einem einförmigen Vorstellungsverlaufe zu folgen; vor uns murmeln die Wellen ihr eintöniges Lied, und jede, die vor uns aufsteigt mit ihrem weißen Schaumkamme, um gleich darauf wieder zurückzusinken, scheint nur immer diese Frage an uns zu richten: welches ist der Ausgangspunkt und das Ziel dieses gleichförmigen Wechselspieles, dieses sinnlosen Auf- und Abwogens? Und wiederum bleibt uns nur die Antwort schmerzlicher Resignation übrig: der Wirklichkeit ist das einzig wahre Ziel bestimmt, unwirklich zu werden, in die Vernichtung einzugehen.

Die Weltanschauung, welche starr so den Blick auf die eine Thatsache des unaufhörlichen Werdens und Vergehens, der Vergänglichkeit alles Irdischen gerichtet hält, hat zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern ihren Ausdruck gefunden, nirgendwo schöner, tiefer und ergreifender als in der ursprünglichen Lehre Buddhas. Nur in den Ländern, welchen die Natur mit verschwenderischer Fülle alles gegeben hat, konnte eine Gestalt auftauchen, wie der edle indische Königssohn, der alles von sich warf, um unter den Nackten und Elenden zu leben, und der die Lehre verkündigte, das Endziel der Welt sei das Nichts, das Nirwana. Wo die Natur es scheinbar schlimmer und doch gütiger gemeint hat, indem sie dem Menschen vieles versagte und ihn dadurch nur um so mehr anspornte, aus eigner Kraft nach höherer Lebensgestaltung zu ringen, da konnte der trostlose Weltschmerz immer nur eine periodische Bedeutung gewinnen, er war nur vorübergehend das Ferment, welches eine untergehende mit einer neuen Geisteswelt verknüpfte. Vollends die extreme Fassung, welche die Weltverneinung in der Buddhistischen Lehre erhalten, hat bisher in der alten Kulturwelt keinen Eingang finden können. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts ist das anders geworden. Schopenhauer, dessen Endresultat gleichfalls das Nirwana ist, hatte eine große Bildsäule des Buddha als einzigen Schmuck in seinem Arbeitszimmer stehen. Bereits gibt es kleine buddhistische Gemeinden, und selbst ein Dichter wie Tolstoi kann ihnen zugerechnet werden, da er zwar vom Christenthum seinen Ausgangspunkt nimmt, es aber in einer Weise umdeutet, daß es mit den buddhistischen Grundlehren fast völlig übereinstimmt.

Ganz erfüllt von buddhistischer Lebensauffassung und mit tiefem sittlichen Ernst ihr hingegeben ist ein junger Dichter, der erst seit einigen Jahren Ansehen und Bedeutung gewonnen hat. Arthur Pfungst in Frankfurt wandelt in den Bahnen einer weltschmerzlichen Lebensauffassung gleich Schopenhauer, auch einem Frankfurter Bürger, aber im engeren Anschluß an die buddhistische Lehre als sie selbst der Philosoph gewonnen hatte. Pfungst hat bereits verschiedene Uebersetzungen buddhistischer Schriften publizirt und sodann einige kleine Gedichtsammlungen, welche durch ihren ernst-sittlichen Gehalt, ihre philosophische Vertiefung und endlich namentlich durch ihre feine Formengebung bei Kennern und feinfühligeren Naturen — denn für die Menge sind sie nicht geschrieben — bedeutenden Eindruck gemacht und Beifall und Anerkennung gefunden haben. Vor einigen Jahren trat er auch mit einem größeren didaktischen Epos an die Oeffentlichkeit, dessen beide erste Bändchen bereits in zweiter Auflage vorliegen und dessen abschließender dritter Theil vor kurzem erschienen ist, so daß nunmehr das Ganze als eine reife Frucht seiner Weltanschauung vor uns liegt.*)

Pfungst wandelt in seiner Dichtung nicht die gewöhnliche Heerstraße, auf welcher unsere Modedichter in Trupps vereinigt einher zu ziehen pflegen. Ihm ist die Kunst eine ernste und heilige Sache, sie soll ihm mit ihren Mitteln Antwort geben auf die höchsten Fragen, welche der Mensch zu stellen vermag. So berührt er sich aufs Engste mit der Philosophie, aber nicht so, daß er philosophische Gedanken bloß in äußerer dichterischer Hülle vorträgt, sondern so, daß er sie dem Leser mit den Mitteln vor Augen stellt, welche die Kunst allein anwenden darf, dadurch, daß er das Abstrakte in das Reich des Konkreten hinabzieht, das Allgemeine individualisirt. Und so sucht er in seinem Epos „Laskaris" das alte Räthsel des menschlichen Daseins als Poet zu beantworten, indem er uns den Schicksalen eines Menschen folgen läßt, der, von dem Räthsel des Daseins getrieben und gepeinigt, die verschiedenen Stadien des Lebens durchläuft, welche ihm verschiedene Antworten geben, bis schließlich das buddhistische Verlangen nach Nirwana, welches überall schon vorher in allen Wechselfällen seines Lebens mitgeklungen hatte, der letzte Akkord bleibt, welchen der Dichter ertönen läßt.

Unter südlichem Himmel, vertraut mit dem wogenden Meere, lebt auf der Insel Cypern der junge Laskaris. Ihn beschützt und behütet sein väterlicher Freund Philaleth, der nach mannigfaltigen Irrfahrten und bitteren Enttäuschungen zu der Weisheit letztem Schluß gekommen ist, daß alles Leben nicht werth sei, gelebt zu werden. Aber der junge Laskaris kann diese Lehre noch nicht fassen. Er will die

*) Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Berlin 1897. Ferd. Dümmler's Verlag.

Welt durchmessen, ihn verlangt nach Thaten, und deshalb bedrückt und ängstigt ihn die Lehre Philaleth's:

„Wenn ich Dir lausche, wird die Welt mir leer,
Kein Vogel singt und keine Blume blüht,
Ich seh' am Himmel keine Sterne mehr,
Kein muntres Fischlein durch die Wogen zieht.
Die Sonn' erbleicht, die Gärten liegen todt,
Es wird der Tag zur Nacht, der Mond scheint trübe.
Urplötzlich ängstigt mich des Lebens Noth,
Aus meinem Herzen schwindet alle Liebe.
Mir wird so weh, so bang, so traurig schwer,
Nur Klagen singet mir das weite Meer!" —

Aber Philaleth erwidert ihm:

„Du
Verlangst noch in die Welt, weil Du nicht weißt,
Wie traurig und wie leer des Menschen Leben.....
O, säh' ich einen weisen Mann erstehn,
Deß' Sinn so klug, daß er dem Alter glaubt,
Wenn er noch jung, er brauchte nicht zu geh'n
Des Lebens schweren Pfad, der Alles raubt.
Der Weise bist Du nicht, darum mußt Du,
Wie Du begehrst, erst durch das Leben ziehn.
Einst schätzest hoch Du jene Herzensruh,
Der sehnsuchtsvoll Du heute willst entfliehn.
Denn Seelenglück ist nicht der Welt gemein,
Es will wie jeglich Gut errungen sein."

Aber immer höher steigt das brennende Verlangen, nach dem Leben in Laskaris, vergebens sucht der fromme Basilius, in dessen Kloster auf der Insel Rhodos der Jüngling geraume Zeit lernend verbringt, seinem heißen Thatendrang entgegenzuwirken: er regt sich immer stärker und reißt ihn schließlich zu stürmischem Begehren fort, als ihn die beiden Lebensmächte fassen, die fast alle Menschen in ihren Bann zwingen: die Liebe und der Durst nach dem Golde. Denn unweit des Klosters, dem der fromme Basilius vorstand, hatte Laskaris einst ein lautes Jammern und Hilfeflehen vernommen, und, als er näher kam, im Walde eine Jungfrau liegen sehen, die von einer giftigen Schlange verwundet worden war. Mitleidsvoll hatte Laskaris ihr Hilfe gebracht, er hatte die Wunde ausgesogen, aber mit ihrem Herzensblut auch den Zaubertrank der Liebe getrunken. Aber Charis — das war der Name der Geliebten — war dem Tode verfallen, sie war den Nereiden geweiht, welche nur gegen das gleißende rothe Gold sie frei geben würden. Vom Schmerz überwältigt, flieht Laskaris aus Rhodos, um seinen väterlichen Freund Philaleth in Samothrake aufzusuchen, beherrscht nunmehr von dem einen Verlangen nach Macht, nach Reichthum, nach dem alles vermögenden Golde, dessen Gewalt er so unmittelbar empfunden hatte. Er findet Philalethes altersschwach und dem Tode nahe, und als er ihm sein stürmisches Begehren kund gibt, da warnt ihn der Greis, welcher von den höchsten Höhen überschauend, auf Welt und Leben hinabblickt, noch einmal, seinem Verlangen nachzugeben, noch einmal zeigt er ihm mitleidslos die Eitelkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Lebens und Strebens. Dann aber gewährt er seinen kühnsten Wünschen und Hoffnungen Befriedigung: er lehrt ihn die Kunst, Gold zu machen, er vererbt ihm die Panacee, die er als tiefes Geheimniß bisher bewahrt hatte:

„Weil Du
Mit allen Fasern an der Erde klebst;
Weil Du ihr Höchstes nicht begehrst — die Ruh',
Weil Du erringend nur zufrieden lebst,
Weil ich Dich glücklich wissen will, und weil
In Macht und Reichthum Glück Du suchst im Leben,
Weil unentwegt in ihnen Du suchst Heil,
Will ich Dir nie geseh'nen Reichthum geben.
Dir wird die Kunst, — wohl Dir, daß Du gekommen —
Ich hätt' die Panacee in's Grab genommen."

Lebenssatt geht der müde Greis zur Ruh', trauernden Herzens begräbt ihn sein junger Freund, dann aber beginnt er, die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt, seine Lebensfahrt, die ihn hinauf nach Norden führt, zu Macht, zu reiner Liebe, zu neuen Enttäuschungen, und durch alle Wechselfälle bewegter Zeiten.

In Sachsen hatte Laskaris höchstes Ansehen bei Hofe und ein treues Weib gefunden. Dann aber wird er aus der Gunst des Herrschers verdrängt. So eilt er in das Heerlager des Schwedenkönigs, Karls XII, dessen Namen damals die ganze Welt erfüllte; ihm, dem drängenden Feinde des Sachsenherzogs, widmet er jetzt seine Dienste, auch von ihm mit Ehren und Auszeichnungen empfangen. Vergebens beschwört ihn sein Weib, ihr eigenes Vaterland nicht zu verderben, dem auch die Ihrigen angehörten, nicht das Verderben in die heimathlichen Fluren zu tragen, wo einst ihre Wiege gestanden. Laskaris folgt dem Dämon, der ihn auf dem steilen Weg des Kampfes zu ruhmvollem Vollbringen emporführen soll. Da wankt auch ihr fester Glaube an den Geliebten, und als er einst, taub gegen ihr Flehen, mit den Schweden in eisiger Nacht zum Sturm auf eine Festung auszieht, und sie hilflos mit dem Kinde zurückläßt, da faßt sie die Verzweiflung. Als einer der Feinde, in dem sie einen ehemaligen Jugendgeliebten wiedererkennt, in ihr Zelt dringt, folgt sie ihm willenlos, nachdem ihr Kind in Sicherheit gebracht ist, aber in dem Eise brechen sie ein und finden ein gemeinsames Grab.

Verzweifelnd irrt nun Laskaris umher

Gleich einem Thier der Wildniß, das der Speer
Des mitleidlosen Jägers traf ins Herz;....
Und alle seine Tempel niedersanken,
Sein Herz durchhallte ein Verzweiflungsschrei;
Er rüttelte an seines Kerkers Schranken,
Und wußte doch, es machte ihn nicht frei.

Nur eins verknüpfte ihn jetzt noch mit dem Leben: sein Sohn Philaleth. Aengstlich wacht er und sorgt er um ihn. Aber endlich wird ihm auch noch dieser letzte Trost geraubt. Philaleth wird aufs Krankenlager geworfen, und in einer Abendstunde, als die Sonnwendfeuer auf allen Höhen lodern und er verlangend nach den Freuden der Erde sich sehnt, rafft ihn der Tod hinweg. Nun ist alles Leben auch in Laskaris erloschen, nun erkennt er die Weisheit seines alten Lehrers Philaleth, daß das Leben nicht werth sei, gelebt zu werden; daß Vernichtung das erstrebenswertheste Loos sei. Und verzweiflungsvoll macht er sich auf, den Rest seiner kummervollen Tage in der Heimath zu beschließen. Schon ist das Schiff, das ihn trägt, Rhodos nahe gekommen, da wird es vom Sturm erfaßt und zerschellt; im Angesicht seiner lichtumflutheten, im Sonnenglanze daliegenden Heimathinsel findet Laskaris in den Wellen sein Grab. —

So kehrt die Dichtung, innerlich abgeschlossen, beziehungsreich zu ihrem Ausgangspunkt zurück, und wir haben nunmehr ein Werk vor uns, das, wie man sich auch immer zu der geistigen Eigenart seines Urhebers stellen mag, doch als ein echtes und bedeutendes Dichterwerk angesehen werden muß, welches der Theilnahme aller feiner und tiefer gestimmten Naturen würdig ist. Schon die Vereinigung zweier so selten vereinigter Fähigkeiten: die einer reichen und tiefgründenden philosophischen Ideenverbindung und die des individualisirenden dichterischen Gestaltens erhebt dieses Epos über andere Dichtungen gleicher Art. Freilich ist eine völlige Vereinigung nicht möglich, und so wäre es nicht schwer, auch hier an mehr als einem Punkte darauf hinzuweisen, daß Beides auseinanderfällt, daß da und dort die Gedankenschwere die Handlung zu leer, die Gestalten zu blutlos und schematisch hat werden lassen, oder umgekehrt das äußerliche Geschehen auch die Idee zu sehr in seine Sphäre hinabzieht und dadurch trivialisirt. Aber wo gäbe es eine philosophische Dichtung, welche eine völlige Vereinigung so disparater Elemente zeigte?

In außerordentlich glücklicher Weise hat dafür der Dichter die Einheit der Stimmung festzuhalten gewußt, welche dem Charakter der ganzen Dichtung entsprach. Mit ernsten Gefühlen und erfüllt von der Tragik des Weltenlaufes begleiten wir von Anfang bis zum Schluß den Gang der

Handlung, selbst da, wo diese zu den sonnigen Höhen des Daseins emporzusteigen scheint. Und der Grundakkord gleichsam, auf den diese Lebensepopöe abgestimmt ist, ist derselbe, der tief und schwer in der Lehre Buddhas, der in Schopenhauer's Philosophie wiederklingt: das hingebungsvolle Mitleiden mit allem Kreatürlichen. Man mag die Prämissen, welche hier und dort zu der Ethik des Mitleids hinführen, nicht anerkennen, so bleibt diese selbst doch eine der schönsten Früchte, welche wir der buddhistischen Weisheit verdanken. Und nur da, wo das Leiden der Welt, konnte auch das Mitleiden so tief empfunden werden. Auch unsere Dichtung entwickelt von diesem Grundakkord aus, der gleich im Anfang erklingt:

„Das ganze Weltall zeigt nur Leid und Pein,
Jedoch das Mitleid fühlt der Mensch allein."

eine Reihe schöner von ernstem sittlichem Geiste erfüllter ethischer Motive, durch welche auch die bittere Lebenstragik gemildert wird. Von hier aus gelingt es dem Dichter, der Wirklichkeit gegenüber einen freieren und gerechteren Standpunkt zu gewinnen und die Töne zu finden, durch welche alle bunte Mannigfaltigkeit des Lebens, auch seine lichtvollen und glänzenden Erscheinungen, uns nahe gebracht werden.

Es gelingt ihm das um so mehr, als seiner dichterischen Sprache die reichsten Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen. Die ganze Dichtung ist von seltener Formschönheit und gleichsam gesättigt mit Wohlklang, der oft genug fast einen musikalischen Charakter hat. Und diese Wirkung erzielt der Dichter mit den einfachsten Mitteln: er verwendet selbst das einfache schmückende Beiwort nur in karger Weise. So in den zahlreichen prächtigen Naturschilderungen, so wenn er z. B. die Geliebte Charis schildert, nachdem Laskaris sie zuerst im Walde gesehen:

„Und sie war schön, schön wie der bleiche Mond,
Wenn einsam er am Abendhimmel steht,
Schön wie ein See im Wald, wo Friede wohnt,
Schön wie die Rose, die der Wind verweht,
Wie Wasserlilien, welche leis' erbeben,
Wenn Abends sich des Bergsees Wellen kräuseln,
Wie die Cypresse, die im Waldesweben
Erzittert, wenn die Abendwinde säuseln".

Aber alle diese Schönheit, welche der Dichter über sein Werk ausgegossen hat, alles Lichtvolle, das er uns zeigt, alles Edle, das er uns mit empfinden läßt, ist doch nur der Hintergrund, sein innerer Blick ist fest gerichtet auf das ersehnte Ziel des Nichtseins, auf die Vernichtung alles Leuchtenden und Schönen:

Die Nacht wird kommen, wo kein Stern wird blinken,
Kein Auge schauen wird zum Himmel mehr!
Es zieht von Stern zu Stern ein Lied so bang,
Von Welt zu Welt tönt es wie Grabgesang.

Aber vielleicht ist dies noch nicht das letzte Wort für die Weltanschauung des Dichters. Der menschliche Geist ist reich genug, um auch aus ihr, wie das Beispiel unserer Dichtung zeigt, hohe und erhebende Lebensgefühle und Ideen zu gewinnen. Aber es gilt darüber hinauszuschreiten, wie es seinem großen Landsmanne Goethe gelungen ist, der von den tragischen Grundgefühlen sich nicht abwandte aber sie als dunkle Grundirung des Lebens in dessen unerschöpflichen Reichthum aufnahm, der nicht an einem letzten Endzweck hinter dem Seienden sondern in dem farbigen Abglanz selbst das Leben suchte, der dem Menschen die Aufgabe zuwies, das Vergängliche nicht unaufhörlich zu betrachten und zu beklagen, sondern es eben durch sein Thun unvergänglich zu machen. Wie arm und leer sind gegen solche Fülle der Lebensgedanken die monotonen Klagegesänge, die seit Jahrtausenden von den Ufern des Ganges zu uns herübertönen!

M. Kronenberg.

Aus unserem Citatenschatz.

„Die Reden des Königs von Preußen in Königsberg haben hier einen üblen Eindruck hervorgerufen und die Theorie des göttlichen Rechts der Könige (abgesehen davon, daß sie in sich selbst eine Absurdität ist, die hier seit zwei Jahrhunderten explodirte), ist weder der Lage und dem Beruf Preußens noch der Lage und dem Beruf des Königs angemessen."

Aus einem Briefe des Prinzen Albert, des Großvaters Kaiser Wilhelm's II., d. d. Windsor, d. 28. Oktober 1861, an Baron v. Stockmar:

Entnommen dem Werke: „The life of the Prince Consort". By Sir Theodore Martin. People's Edition. Part V. pag. 69, woselbst der englische Text folgendermaßen lautet:

„The speeches of the king of Prussia at Koenigsberg have produced a bad impression here, and the theory of the Divine right of kings (apart from being an absurdity in itself, and exploded here for the last two hundred years) is suitable neither to the position and vocation of Prussia nor to those of the king"

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die deutsche Sozialdemokratie als ein Theil der „reaktionären Masse".

Der in Zürich soeben abgehaltene internationale Arbeiterschutzkongreß hat viel Interessantes geboten. Es war mehr als die konventionelle Schönfärberei, es steckte ein gutes Stück Wahrheit in den gegenseitigen Versicherungen beim Schlusse der Verhandlungen, der Kongreß sei ein voller Erfolg gewesen. Es ist in der That ernsthaft diskutirt worden, und wenn es auch nicht an Ueberschwänglichkeiten fehlte und manches Wort über die erreichbaren Ziele hinausging, so kann man doch den Eindruck nicht abwehren, daß ein gangbarer Weg zur internationalen Behandlung der wichtigen Arbeiterschutzfragen beschritten wurde. Nichts war dabei charakteristischer, als die relative Mäßigung, mit der unsere deutschen Sozialdemokraten an die Lösung der zur Verhandlung gestellten Probleme gingen. Unter Anderem lag ein Antrag vor, die gesammte Hausindustrie auf den Index der verbotenen Gewerbe zu setzen. Ein solcher Beschluß ist leicht formulirt und leicht gefaßt. Ein paar leidenschaftliche Reden mit den üblichen mots sonores, ein Appell an die „ewigen" Prinzipien des sozialistischen Credo, und unter stürmischem Beifall wird das Todesurtheil gefällt. Anders diesmal! Herr von Vollmar, unterstützt von seinen sozialdemokratischen Freunden, mit Einschluß des Herrn Liebknecht, setzte es durch, daß die Frage einer etwaigen Beseitigung der Hausindustrie als noch nicht genügend geklärt, dem nächsten Kongreß überwiesen wurde. Das war so ungewöhnlich vernünftig gehandelt, daß ein radikaler englischer Sozialdemokrat — in England ist diese Richtung bekanntlich sehr schwach vertreten und gerade, weil sie politisch nichts bedeutet, um so radikaler — seine Enttäuschung mit den Worten kundgab: Die englische Delegation sehe sich einer reaktionären Masse gegenüber, zu der auch die deutschen Sozialisten gehörten.

Was wird der Minister von der Recke, was der Freiherr von Stumm dazu sagen? Wie kann man denn in Zukunft noch das rothe Gespenst erscheinen lassen, wenn der deutschen Sozialdemokratie von politischen Glaubensgenossen eine förmliche Bescheinigung ihrer reaktionären Gesinnung ausgestellt werden kann.

Der englische Ankläger hat ja obendrein in gewissem Sinne recht. In der deutschen Sozialdemokratie vollzieht sich seit Jahren eine starke Reaktion. Die „Verwandlung

aller Produktionsmittel in Kollektiveigenthum", der Grund- und Eckstein des ganzen sozialistischen Gebäudes, bildet kaum noch den Gegenstand theoretischen Interesses; das eherne Lohngesetz des Agitators Lassalle ist längst zum alten Eisen geworfen; das Dogma von der Verelendung der Massen ist nicht einmal mehr als Vogelscheuche verwendbar. Im deutschen Reichstag debattirt die Sozialdemokratie nicht anders, als andere politische Parteien; ein Führer dieser „Umsturzpartei" ist — horribile dictu — sogar Vorsitzender der Geschäftsordnungskommission; es wird nicht lange dauern, dann sind sie unter den Schriftführern und Präsidenten des Hauses vertreten. Warum auch nicht! Vor 20 Jahren erschien der öffentlichen Meinung es viel unwahrscheinlicher, daß jemals ein Mitglied der Centrumspartei Präsident des Hauses sein werde, als ihr heute die Möglichkeit erscheint, daß ein Sozialdemokrat einst Vizepräsident sein wird. Der nächste Schritt ist, daß man ein paar Sozialdemokraten zu Geheimräthen macht. An Sozialdemokraten, die dazu befähigt wären, fehlt es nicht. Weshalb zieht man sie nicht zu den Arbeiten der Regierung heran? Statt sie zu verfolgen, sollte man sie anstellen. Und den Abgeordneten sollte man ordentliche Diäten bezahlen. Julius Cäsar wollte fette Leute um sich sehen; er war klüger als Bismarck, der die Sozialdemokratie durch Diätenlosigkeit glaubte aushungern zu können. Mit schlechter Behandlung hat man die Sozialdemokratie groß gezogen; bei anständiger Behandlung würde man sie zu einem Theil der reaktionären Masse oder einem Gliede der staatserhaltenden Parteien oder zu einer einfachen radikalen politischen Partei machen. Sollte eine solche Umwandlung nicht im Interesse einer gesunden staatlichen Entwicklung liegen?

Junius.

Ein dramatisirtes Thierepos.

Ob nicht einige Leser schon zum Titel des neuen Widmann'schen Buches*) den Kopf schütteln werden? Was werden diese erst sagen zu dem wirklich ausgeführten Einfall des Dichters, Maikäfer zum Gegenstand einer größeren Dichtung zu machen! Maikäfer als Helden eines Schauspiels! Dieser Fall liegt hier vor! Das Wagniß dürfte ebenso originell wie kühn sein. Ob auch gelungen? Wer auf Lessings Sätze über die Fabel schwört, ist mit seinem Urtheil bald fertig. Thiere so niederer Ordnung, deren geringes seelisches Leben und deren absoluter Mangel an mimischem Ausdruck so wenig Analogien zum Menschlichen bieten, eignen sich kaum zur Verwerthung in bescheidenen gnomischen Dichtungen, geschweige zu den Personen der großen und anspruchsvollen dramatischen Form. In der That ist die Zumuthung des Dichters an unsere Phantasie nicht gering. Die unsere wenigstens versagt ihm die Gefolgschaft, wenn sie so weit gehen soll, seine „Kerfe" als Mimen, seine Dichtung als Schauspiel gelten zu lassen. Weder die Form des Dialogs noch die dramatische Eintheilung in Scenen hindert uns, das Gedicht als Epos aufzufassen und zu bezeichnen. Die aufgeworfenen Fragen lassen wir vorerst durch den Dichter selbst beantworten. Denn von ihm und seiner Kunst hängt es ab, ob die voreiligen Befürchtungen und Einwände überflüssig waren oder nicht. Gelingt es ihm, mit seinen Akteuren nicht bloß eine bedeutende Handlung zu insceniren — die selbstredend keine andere als eine symbolische sein kann — sondern, was nicht minder nothwendig ist, für seine Maikäfer selbst das Interesse und die Theilnahme des Lesers zu gewinnen? Sehen wir zu! Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist keine leichte.

*) J. V. Widmann: Maikäferkomödie. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1897.

„Flugjahr ist angesagt", sagen uns die schönen Verse der Vorrede. Diese „Olympiade" ist also das Spiel, das aufgeführt werden soll. Ein Prolog führt uns zu der von Erlösungsahnung unruhvoll bewegten Insektenwelt. Am Anfang der ersten Handlung ist der allgemeine Auszug aus den dunklen Erdenkammern. In der unterirdischen Bauernstube sitzt Hans Engerling und unterhält sich mit seinen Brüdern. Er redet von der Weissagung: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt, sieht ein großes Licht." Er redet so merkwürdig fromm, dieser Maikäferbauer! „Ich sage euch ein großes Geheimniß, wir werden nicht alle sterben, aber wir werden alle verwandelt werden." Der Leser wird aufmerksamer. „Wo will das hinaus?" denkt er. Hans erzählt ferner, wie die zuerst unverstandene Rede des Predigers in Erfüllung gegangen und eines Tages die „Fittige des neuen Lebens" an der Schulter saßen. Sie werden hinfort nicht mehr, wie sie als „Die Stillen im Lande" bisher gethan, weiter duseln, sondern in der jenseitigen Welt ein schöneres Leben führen. Jetzt haben wir bereits etwas gemerkt. Nur der jüngste Bruder traut der Sache nicht recht und fürchtet, daß es auch im neuen Leben Hände geben könnten, wie diejenigen, die einst seinen Bruder durch die Mauer hindurch gepackt. Es geht zur Landsgemeinde. Das Volk ist in der Runde aufgestellt in einer großen unterirdischen Mulde. Der König, von seinem Hofstaat umgeben, erscheint. Er verlangt vom Hofprediger ein tief eindringlich Wort, weil ein Anlaß da ist, „Religion und Zucht und Sitte zu fest'gen neu". Der Prediger aber überläßt den Sermon lieber dem redegewaltigen Fürsten. Vielleicht macht sich hier der reichsdeutsche Leser seine besonderen Gedanken. Der König hält wirklich selbst die Predigt und weist das Volk auf das kommende wonnevolle Leben. Selbst hingerissen von seinen Worten, stimmt er den Choral an: „Der du vor Zeiten die Völker schon beglückt in deinem Reich . . ." das ganze Volk singt begeistert mit.

„Ist es denn aber auch richtig mit dem Jenseits?" schallt eine Stimme in die allgemeine Rührung. Alles ist entsetzt über die Blasphemie und fahndet nach dem Verbrecher. Der Bauer, der ihn erwischt und vor den König bringt, wird auf der Stelle geadelt. Es ist der uns schon bekannte fromme Hans Engerling, künftig Hans von Maikerf. Der König beginnt das Verhör mit dem Gefangenen, dem „rothen Sepp" und möchte ihn vorläufig, statt ihn gleich köpfen zu lassen, philosophisch von seinen Zweifeln heilen. Jedoch der rothe Sepp bleibt hartnäckig bei seinem Mißtrauen gegen das jenseitige Leben.

„Wenn hier uns tausend Dinge schon verdrießen,
Läuft wohl auch dort nicht alles glatt und rein."
. . . „War hier das Leben keineswegs vorzüglich,
Ist's wohl auch dort mit Dornen eingehegt."

Das sind seine Argumente, aber auch das andere: „Es hat noch nie sich einer blicken lassen . ." „Warum kommt denn kein einziger gegangen — und meldet, wie's so schön dort oben ist?"

Zu seiner Genugthuung vernimmt der König, daß einer vorhanden, der schon oben gewesen. Allein dieser erweist sich, nachdem er herbeigeschafft worden, als taub. Auch hat er im Jenseits ein Bein verloren. Trotz dieser bedenklichen Thatsache stürmt, nachdem der Stollen durchgeschlagen, und das Tageslicht durchschimmert, unter Anführung seines Königs und seiner Fürsten das ganze Volk nach oben unter dem Rufe: „Gott will es! Gott will es!"

Wer denkt hier noch an Maikäfer und nicht vielmehr an die große Tragikomödie, die Heere und ganze Völker in Bewegung gesetzt. Der Dichter hat es verstanden, uns sein Volk der Kerfe vergessen zu machen und dafür allmählich und unmerklich menschliche Helden zu substituiren. Wir sehen uns auf einmal vor der großen Bühne des Welttheaters und verfolgen mit fast leidenschaftlicher Antheilnahme das Spiel, das seit Jahrtausenden von der ganzen Menschheit immer wieder von neuem aufgeführt worden.

Ein prachtvoller Prolog schildert das Erwachen der

Welt. Die Kerfe befinden sich mit dem Anbruch des Frühlingsmorgens auf der Erde. Die zweite Handlung beginnt mit der Berathung des Königs mit seinem Kabinetsrath. Das neue Land soll erforscht werden. Der Kultusminister schlägt zu diesem Zwecke vor die Errichtung einer neuen Professur für „Staatsdogmatik der Natur". Durch Katechismen will der Hofprediger das System dieser Staatsphilosophie popularisiren. Diese Vorschläge haben den Beifall des Königs. „Dem Volk die Religion" . . . Und, „wer mit Kritik des Volkes Frieden stört, bleibt unter Kuratel des Staates stehn". Obwohl der alte Hudeland in der Mundart der frommsten Schweizerstadt dem König berichtet, daß es noch größere Wesen als die Kerfe gebe, will er,

„Daß man im Volk die Lieder pflege,
Die guten, die beweisen, wie uns Gott
Schon durch des Leibes Wohlgestalt geadelt
Vor aller Kreatur. Kernlieder mein ich —".

Und die Texte, die er als Beispiel anführt, muthen uns so vertraut an. —

Den weitern Verlauf dieser Maikäferkomödie wird man leicht errathen. Sie wird zur Tragödie. Vorerst aber rückt auch die weibliche Hälfte des Volkes auf die Bühne. Eingeleitet wird diese Abtheilung durch ein Intermezzo. Sabinus, der Pfarrerssohn (als „Bin der Schwärmer" uns schon bekannt durch ein anderes Werk Widmanns) erhält durch einen Maikäfer, von dem er die Geliebte befreit, endlich die ersehnte Gelegenheit zur Liebeserklärung. Wenig anders als die übermüthigen Scenen zwischen Oberon, Titania und den Elfen im „Sommernachtstraum" lesen wir die nun folgende Schilderung der Liebesnacht mit ihren Irrungen und komischen Verwicklungen — ohne daß wir indessen an eine Vergleichung mit der Größe und dem Adel des Shakespeare'schen Stückes zu denken haben. Das Streben nach der Vollständigkeit des Bildes — es fehlen weder der lyrische Dichter, noch die lüstern meckernden Gecken — hat hier den Dichter leider auf Irrwege geführt. An witzigen Anspielungen läßt es auch diese Partie nicht fehlen. Der Herr Hofprediger findet für seinen sinnlichen Taumel ein frommes Mäntelchen:

„Wer fromme Seelchen will, schaff' erst die Leibchen,
Drin sie wohnen. Und dazu braucht's Weibchen."
„Bei „Christoterpe" denkt an Terpsichoren,
Wer für dergleichen hat die feinen Ohren."

Schreckliche „Dämonen", die aus der Luft daherschießen, machen dem Hochzeitsfeste ein plötzliches Ende und bringen Vernichtung an Stelle der Lust. Der Frost und ein Wagenrad legen überdies den größeren Theil des armen Volkes auf die Strecke. Den Frommen, „die es fertig bringen würden, noch die Pest mit einem neuen Gifte zu würzen", ist dieses Unglück die verdiente Strafe Gottes. Der Rest der Weiber tröstet sich mit dem Geschäft des Eierlegens. Dieser Theil des Gedichtes kann vor den Ansprüchen des guten Geschmacks nur schwer bestehen. Er wird kaum gut gemacht durch den ergreifenden schönen Schluß. Der König mit einigen Begleitern und dem rothen Sepp ist noch übrig geblieben. Er ist völlig vom Leid erdrückt. Doch nicht der Tod seines Volkes vergällt ihm das Leben, sondern diese Erkenntniß:

„Uns zeugt' ein Geist des Unsinns,
Der widerruft, was eben er befahl,
In einem Athem dreimal sich verleugnend,
Zuerst aus Millionen jungen Zweigen
Lockt er das holde Blättergrün ins Dasein,
Dann rief er uns, gab den smaragdnen Wald
Uns hin zur Beute, daß wir kahl ihn fegen.
Auf einmal reut es ihn. Nun will er wieder
Die schönen, lichten, grünen Kronen schützen.
Und er, der als verschwenderischer Fürst
Zu einem üpp'gen Gastmahl uns geladen,
Wird Geizhals plötzlich, höhnischer Tyrann,
Der auf die Gäste Henkersknechte hetzt,
Die sie vom Mahl zu Tod und Folter zerren."

Am bittersten ist ihm zu sterben an einem „Rechnungsfehler".

Umsonst tröstet ihn der rothe Sepp, mit dem er sich versöhnt, daß diejenigen, die sich Herren der Welt nennen, die Menschen, in der Hand dessen, der sie geschaffen, nicht weniger von Vernichtung bedroht sind. Großartig sind die Bilder, die er entwirft von den Massenmorden beim Eisenbahnzusammenstoß, der Explosion im Bergwerk und bei der — Kaiserkrönung, ergreifend die schöne Erzählung von dem verborgenen Leid, das Verrath dem Menschenherzen zufügt. — Sie hoffen, in einem Blumengärtchen an dem alten Stadtgraben einen sicheren Ruheort zu finden und machen sich dahin auf. Doch zwischen den farbenschimmernden Blumen erwartet sie der Tod.

Wieder versteht es der Dichter, durch ein einfach-schönes Mittel, indem er in einem Intermezzo mit dem Maikäferschicksal ein menschliches zu verknüpfen und in Wechselwirkung zu setzen weiß, die ganze Handlung in die Höhe einer echt tragischen Stimmung hinaufzurücken. Ein Knabe, in dem schon der künftige Dichter sich mit dem Triebe zu gestalten regt, lebt hier seinem Spiele, das bald Waterloo, bald Punierschlachten bedeutet. Eben erfüllt seine Träume das Schicksal des großen Antonius, wie er es in dem Schauspiele des großen Briten gelesen. Seine Phantasie verweilt bei dem glänzenden Bilde der üppigen Kleopatra. Dem Knaben fast unbewußt verwandelt sich ihm der gebrochene Tulpenkelch in das goldene Prunkschiff der Königin, einen erbeuteten gelben Falter setzt er auf ihren Thron, es fehlen nur noch die Krokodile, das Schiff zu ziehen. Da kommt dem Knaben eben recht der König mit dem Rest des Maikäfervolkes. Mit Nadeln die Armen durchstechend, ordnet er sie zum Gespann, bis die vom Schmerz Gequälten plötzlich sich erheben und ein Plätzchen suchen, um ruhig zu verenden.

Durch seinen Kunstgriff, die liebliche und zugleich ergreifende Erzählung vom „Tulpenschiff" ist es dem Dichter gelungen, es uns vollends vergessen zu machen, daß wir es bloß mit Insekten zu thun haben. Vielmehr denken wir an die flüchtig über die Szene gegangenen Riesengestalten der Shakespeare'schen Tragödie und wir wohnen dem Sterben der kleinen Thiere beinahe mit derselben Ergriffenheit bei, wie den Schlußszenen jener großen Stücke, wo die Leichen zu Halbdutzenden auf der Bühne herumliegen. Wie von diesem gewaltigen Schicksal sind wir erfüllt von dem Gefühl der Hinfälligkeit und der Vernichtung, der alles Leben geweiht ist.

Manchem mag der in Bewegung gesetzte Apparat im Verhältniß zur Größe der darzustellenden Idee unbedeutend erscheinen. Jedoch es kommt beim Kunstwerk weniger auf die Mittel, als auf die Wirkung an. Die Stimmung ist die Hauptsache. Der eine erreicht sie durch den gewaltigen Schritt des tragischen Kothurns, indem er Welten baut und zusammenstürzen läßt, der andere rührt uns durch das Säuseln des fallenden Blattes im Herbste. Mit bescheidenen und kleinen Mitteln eine große und erhabene Stimmung zu erzielen, ist keine kleine Kunst. Widmann ist sie gelungen.

Ueberdies wird man gestehen, daß es ein guter und origineller Einfall war, den Zug der Maikäfer auf die Erde zu verwenden zu einer Allegorie über den menschlichen Auferstehungsglauben. Widmann streift jedoch diese Idee nur, um noch tiefer zu gehen. Die uralte, im Buche Hiob und schon in den indischen Religionsbüchern aufgeworfene Frage nach dem Ursprung und dem Zwecke des Leides und Schmerzes in der Welt drückt ihm den Poetengriffel in die Hand. Seine Dichtung ist geboren aus dem milden und humanen Geiste jener indischen Religion, die in ihrem zarten Naturgefühle das tiefe Mitleid ausdehnt auf alle, auch die niedersten Lebewesen. Widmann ist nicht zum ersten Male der Priester seines Lieblings Buddha. Oft genug hat er sich im Leben zum tapferen Kämpfer für seine Lehre des Mitleids und gegen menschliche Rohheit aufgeworfen. Selbst die Maikäfer sind ihm nicht zu unbedeutend, um nicht eine

Lanze für sie einzulegen. So wird seine Dichtung zur Elegie über die unvollkommene Einrichtung der Welt und zur Anklage gegen den Urheber dieser „fahrlässigen“ Art von Weltschöpfung.

„Warum Du Starker, der am Feuer Du
Von tausend Sonnen Lebensteig bereitest,
Warum das arme Bröschen Liebe sparen,
Das einz'ge, was ihm Wohlgeschmack verliehe?
Warum statt Liebe Haß?“
Das muß ein armer Gott sein,
„Der das Gefäß der Welt, das schön er schuf,
Mit Duft und Lieblichkeit nicht konnte füllen.
Du armer König aller Könige,
Der Du den Lebensstoff der Welt verwaltest,
Doch kärglich, weil er nicht für alle reicht,
Und doch Dein Ehrgeiz grenzenlos im Zeugen,
Der Du darum ihn spärlich spendest nur,
Kein Leben schenkst, das nicht zuvor vergiftet
Du mit dem Keim des Todes, — armer Gott!
Du selbst vielleicht träumst nur als schweren Traum
Die Welt und liegst in Banden, die dich fesseln.“

Doch bei dieser Klage bleibt der Dichter nicht stehen. Er ist weit davon entfernt, Pessimist zu werden und zu predigen. Sagt doch eine der verwillweten Frauen:

„Mag sein, daß falsch die Männer sind und treulos,
Mag sein, daß wir auch all zu viel nicht taugen,
Und daß die ganze Welt ein Possenspiel.
Doch gibt's im Zeitlauf dieser schlechten Welt
Für unsresgleichen mal ein Viertelstündchen,
Das alles zahlt: wenn zwei von diesen einzeln
So schlimm beschaffnen Wesen sich in Liebe
Verbinden. — Ach, es war halt schön! Und Kinder
Sind das Bekenntniß, daß die Welt uns einmal
So gut gefiel, um selbst an ihr zu bau'n.“

Und der König kommt zur Erkenntniß, daß die Welt nur auf schönen Schein geschaffen und mag nicht denken noch wünschen, er wäre nicht dabei gewesen. Er wendet sich an Gott:

„Ich verzeihe Dir die Welt,
Wie man verzeiht dem Weibe, das uns log,
Um seiner argen Schönheit willen.“

Mit dieser versöhnten Stimmung entläßt uns die Dichtung. Auf ihrem anmuthigen und heitern Spiel hat sie uns, wenn auch nicht auf den Grund, doch an den Rand der Abgründe geführt, in denen die tiefsten Fragen und Räthsel des Daseins ungelöst und unlösbar liegen. Ob es gerathen war, daß der Dichter diesen großen Reichthum echt poetischer Schönheiten und den ernsten Ideengehalt seines Werkes mit Seitensprüngen des leichten Witzes begleitete, die ihn nicht nur dem Vorwurf der Lüsternheit aussetzen, sondern eine ernsthafte Auffassung des Ganzen erschweren? Doch kehren wir zu der am Anfang aufgeworfenen Frage zurück, ob der Dichter die Anwendung seines ungewöhnlichen Schauspielpersonals in der Dichtung rechtfertigt. Im Sinne des Thierepos gewiß nicht! Denn von dem Farbenreichthum und der Plastik seiner sinnlichkräftigen Handlung merken wir wenig. Die Wirkung wird sogar nur dadurch erreicht, daß wir die handelnden Personen vergessen und andere an ihrer Stelle denken. Die Maikäfer versehen also den Dienst der Marionetten, die an den Drähten der Ideen marschiren. Und der Dichter spricht den — allerdings lyrisch-schönen — Text dazu. Wir haben es also mit einer in die Form der Allegorie gekleideten Gedankendichtung zu thun. Aber zu welch' prächtigem, mit Fäden echter Poesie durchwirktem Gewebe hat des Dichters Kunst sie gemacht!

Zürich. Fritz Marti.

Zeitschriften.

Gesellschaft und Politik in England.

(„The Nation“.)

Die Newyorker Wochenschrift „The Nation“ enthält nicht selten ganz ausgezeichnete Korrespondenzen über den jeweiligen Zustand der englischen Politik. In der Nummer vom 12. August finden wir wiederum einen solchen instruktiven Bericht, dem wir einen Abschnitt entnehmen, welcher von den gesellschaftlichen Einflüssen auf die englische Politik handelt.

Der Korrespondent der „Nation“ knüpft an die Entstehung der „Primrose League“ an:

„Die Idee dieser Primelliga beruht auf der enormen Macht, welche die sogenannte gute Gesellschaft im englischen Leben ausübt. Origineller Weise war der todte Disraeli, der jüdische Emporkömmling, der eigentliche Begründer dieser Liga. Niemand fühlte die Reize des high life tiefer als er; er erkannte zugleich, daß der Wunsch, in der Welt emporzukommen, d. h. der Wunsch, in einen höheren sozialen Kreis einzutreten oder — um den populären Ausdruck zu gebrauchen — ‚mit Herzoginnen Thee zu trinken‘ (to take tea with the Duchesses) eine Lieblingsleidenschaft einer großen Anzahl von Engländern und Engländerinnen der Mittelklasse sei.

Man sagt, er sei zuerst auf den Gedanken gekommen, diese Schwäche unmittelbar für politische Zwecke zu verwenden. Er meinte, man müsse es zum guten Ton machen, konservativ und nicht liberal zu sein. So wurde denn die Primelliga thatsächlich auf seinem frischen Grabe gegründet.

Der Name — auch das ist charakteristisch — beruht auf einem Mißverständniß. Die Königin legte Primeln auf Disraeli's Grab und sagte dabei: ‚Dies war seine Lieblingsblume.‘ Das ‚seine‘ bezog sich aber nicht auf Lord Beaconsfield, sondern auf den Prinzen Albert, den verstorbenen Gemahl der Königin. Nichtsdestoweniger bemächtigte sich die öffentliche Meinung dieses Mißverständnisses und verknüpfte die Blume mit dem Andenken an Disraeli, und dieser Gedanke setzte sich so fest, daß jetzt an seinem Geburtstage die ganze Gestalt des cynischen, schlauen Hebräers auf seinem Sockel in Westminster mit Primelkränzen Seitens der stolzen englischen Aristokratie bedeckt ist.

Formell trat die ‚Primrose League‘ erst als politische Organisation in Thätigkeit während der Home Rule-Agitation. Ueber das ganze Land wurden Zweigvereine oder Klubs begründet, denen jeder beitreten konnte, der Home Rule bekämpfte und Lord Salisbury und Mr. Balfour bewunderte. In diesen Klubs wurde bei gewissen Anlässen den Mitgliedern Gelegenheit gegeben, mit den Damen der Landedelleute Thee zu trinken und selbst mit Herzoginnen und Gräfinnen zusammen auf die bösen Radikalen zu schelten. Die Gründung war ein großer Erfolg und ist gegenwärtig vielleicht der mächtigste Einfluß, der hinter der Torypartei steht.

Es ist gelungen, den Liberalismus gesellschaftlich zu stigmatisiren. In gewissen Bevölkerungskreisen sind alle Gladstoneaner heute ‚caddish‘ oder ‚rotten‘, und man arbeitet systematisch darauf hin, ihnen die soziale Anerkennung zu versagen. Eine große Anzahl von Frauen liberaler Politiker empfinden dies bitter und bedauern es lebhaft, daß Tom oder Charley kein Konservativer ist, weil seine Politik sie von den Einladungen zu den feinsten Bällen und Diners ausschließt. Mir ist ein Fall bekannt, in dem eine Dame, welche die Gewohnheit hat, liberale Politiker der radikaleren Richtung bei sich zu sehen, hinter ihrem Rücken von ihren eigenen Söhnen, die zur Sportwelt gehören, bespöttelt wird. Dieselben vermeiden es sorgfältig, mit den Freunden ihrer Mutter zusammenzukommen.

Es geht vielleicht zu weit, wenn man sagt, daß Disraeli der Urheber des Gedankens gewesen sei, die gesellschaftlichen Einflüsse in der Politik zu einem maßgebenden Faktor zu machen. Seit der Reformbill, also seit mehr als 60 Jahren, hat in England die Politik einen erheblichen Einfluß auf die gesellschaftliche Stellung ausgeübt. Ich erinnere mich, daß während des amerikanischen Bürgerkrieges die aristokratische Gesellschaft auf die Freunde des Nordens ebenso herabsah und sie ‚schnitt‘, wie das seit der Gründung der ‚Primrose League‘ gegenüber den Freunden von Home Rule der Fall ist. Aber die planmäßige Organisirung des sozialen Einflusses als Mittel der politischen Macht ist neueren Datums.

Die Mittelklasse sammelt rasch Reichthümer an, und die Nobilitirung tritt damit in den Bereich der erfüllbaren Wünsche. Die aristokratische Abgeschlossenheit hat den Fall der Grundrente nicht überdauert, und Jedermann mit Geld und konservativen Anschauungen kann heute mit Peers und Peersgattinnen sehr leicht in gesellschaftliche Beziehungen kommen, und gerade für den Engländer der wohlhabenden Mittelklasse — besonders für die junge Generation — gibt es wenige Dinge, die ihn mehr berauschen, als derartige Beziehungen. Es bedeutet das: Einladungen zu Landhäusern, „a few days shooting' auf den Mooren, eine ausgezeichnete Küche und gute Weine.

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß wenn eine Partei von solchen Einflüssen in stärkerem Grade beherrscht wird, humanitäre und grundsätzliche Politik aufhört, eine größere Rolle zu spielen."

B.

Italien. Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. 5. Auflage. Berlin. 1896. Gebrüder Borntraeger.

Welch ein Zauber liegt in einem glänzenden Stil! Victor Hehn's Schriften sind voll von anfechtbaren Ansichten und paradoxen Behauptungen, die zum Widerspruche reizen. Er war ein großer Bismarckschwärmer; er stand der demokratischen Entwicklung unserer Zeit sehr abgeneigt gegenüber und er war auch ein wenig Antisemit — sein Antisemitismus ist allerdings origineller Art, er konnte es den Juden nicht verzeihen, daß sie das Christenthum in die Welt gebracht haben —: aber bei all seinen eckigen Ueberzeugungen und gelegentlichen Verschrobenheiten, welch ein frischer Reiz tritt uns aus seiner Diktion entgegen!

In keinem anderen seiner Werke ist dieselbe so elegant, so belebt durch geistreiche Einfälle, so gesättigt von feinster Ironie wie in seinem „Italien". Hehn liebte das italienische Volk und sah alles — die Landschaft, die Architektur und das Volksleben — mit den Blicken des verliebten Kenners. Auch da, wo man nicht von ihm überzeugt wird, wird man gefesselt von der Art, wie er seine Ansichten vorträgt. Wir haben in Deutschland nicht viele Bücher, deren stilistische Form uns so bezwänge wie Hehn's „Italien". Er wird niemals platt und überrascht andererseits fast auf jeder Seite durch packende Wendungen, die seinem Stile ein ganz eigenes Gepräge geben.

Er vergleicht an einer Stelle die Zustände Italiens mit denen in Rumänien und schildert in ein paar Sätzen die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche der König Karol von Rumänien in diesem Lande zu überwinden hatte. Der Passus schließt mit den Worten: „Zu allen übrigen Fesseln band ihn noch sein Gewissen, ein in diesem Lande exotisches Ding." Eine solche Wendung vergißt man nicht leicht wieder.

Daß Hehn in der Darstellung der Thier- und Pflanzenwelt ein unübertroffener Meister war, zeigt er auch in diesem Buche. Man lese nur die wenigen Worte, die er über den Esel sagt: „Dieselbe Natur, die die Verbreitung der Ziege, der Genossin der Armen, begünstigte, hat auch den Esel zum allgemeinen Hausthier und Lastträger gemacht. Selten wird der graue genügsame Langohr, auf dem Sancho Pansa ritt, in den Ländern am Mittelmeer in irgend einem Landschaftsbilde, wo nur Menschen und menschliche Wohnungen in der Nähe sind, als Staffage fehlen; bald wie er ruhig an der Ecke dasteht und ungeheure Stacheln, mit denen man ein Kalb abstechen könnte, im Maule herumdreht und verzehrt; bald wie er, mit gleich schweben den Körben und Fäßchen beladen, vom Träger mit dumpfen Rufen oder auch mit dem Stachel ermuntert, zur Stadt schreitet oder trippelt; bald wie er von der graziösen Frau gelenkt wird und dazu lung mit den langen Ohren, die jede Seelenregung alsbald verrathen, auf- und abtelegraphirt u. s. w.: meistens feuriger als bei uns, ja wahrhaft edel und zierlich in Gestalt und Gang. Daß er dumm sei, können nur verleumderische böse Menschen behaupten. Selbst das Pferd ist ihm an Verstand nicht überlegen, wohl aber ist es edleren Gemüths; stolz, hochsinnig, flüchtig. Wir geben zu, in dem Esel steckt eine Sklavennatur; er ist arbeitsam, ergibt sich in sein Leiden, schlechte Behandlung erscheint ihm als ganz natürlich; aber er hat auch wieder viel Sinn für erwiesene Freundlichkeit, vergißt sie nicht, ist dankbar dafür, und daß die Sklaven aufgeklärter sind als die Herren, lehrt ja jede Szene der antiken Komödie."

Und wie anschaulich weiß uns Hehn die italische Landschaft zu zeichnen: „Im Allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Kolorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem blauem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, Alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist alles todt und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft. — Wie aber nach Goethe's schöner Bemerkung die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet als die reine Elementarfarbe; wie bei Vögeln das gemischte gelbgraue Gefieder organisch edler ist als das schreiende Roth, Grün und Gelb der Papageien, so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtons sowie der bewegungslose Umriß und das plastisch-architektonische Linienmaß in Vegetation und Boden eine reichere und energischere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer Stille ist sie sich selbst genug; die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen; vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmuth gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingeborenes Maß beherrscht."

Es ist nicht nöthig, Hehn's „Italien" hier ausführlicher zu besprechen, ein Buch, dessen erste Auflage schon vor fast einem Menschenalter erschienen ist. Anläßlich einer neuen — fünften — Auflage wollten wir die Leser der „Nation" nur daran erinnern, daß Hehn's „Italien" zu jenen deutschen Büchern gehört, das in keiner guten Hausbibliothek fehlen sollte.

— th.

Zu den Auseinandersetzungen zwischen Brentano und Sering.

Herr Prof. Sering sendet der Redaktion folgende Mittheilung:

„Indem ich Ihnen für den Hinweis auf meine Erwiderung gegen die Brentano'schen Angriffe, den Sie in Nr. 45 der „Nation" gebracht haben, verbindlichst danke, bitte ich Sie, Ihren Lesern ebenso gefälligst mittheilen zu wollen, daß die in Nr. 48 der „Nation" enthaltene Duplik Brentano's, soweit sie thatsächliche Berichtigungen meiner Behauptungen zu geben beabsichtigt, in Nr. 35 der „Deutschen Litteraturzeitung" vom 4. September — wo jene „Berichtigungen" ebenfalls zum Abdruck kommen — von mir beantwortet worden ist."

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 11. September 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Politik in Toasten hat wiederum eine Fortsetzung erfahren. Nachdem der Zar Herrn Faure gegenüber die Russen und Franzosen als nos deux nations amies et alliées bezeichnet hatte, sprach unser Kaiser zu seinem Gaste, dem König von Italien, in Homburg von der „Allianz" der beiden Reiche, und der König von Italien bestätigte in seiner Antwort, daß Deutschland und Italien eine gemeinsame Allianz wie bisher umschlinge.

Wir freuen uns dieser Thatsache, an der wir übrigens niemals gezweifelt haben; der Bund Deutschlands und Italiens, und Oesterreich-Ungarn gehört gleichfalls dazu, ist ein Segen für die betheiligten Mächte und ein Segen für Europa, weil diese Verbindung eine der festesten Bürgschaften des europäischen Friedens ist.

In Rußland und Frankreich wird man einen solchen Ausspruch vielleicht als eine Anmaßung betrachten, und zwar aus dem Grunde, weil man dort die russisch-französischen Beziehungen als eine ebenso oder eine noch vortrefflichere Bürgschaft gegen den Krieg betrachtet; — um so besser. Von allen internationalen Rivalitäten kann man sich mit Freuden jene gefallen lassen, die in dem Ehrgeiz wetteifert, dem Friedensbedürfniß der Völker am besten zu dienen.

Unsere in der letzten Nummer gegebene Beleuchtung des Antrages 12, den der geschäftsführende Ausschuß der Freisinnigen Volkspartei in Bezug auf die den anderen Parteien gegenüber zu verfolgende Wahltaktik dem Nürnberger Parteitag zu unterbreiten beschlossen hat, findet auch in verschiedenen Organen der Volkspartei eine Beurtheilung, die der unsrigen entspricht.

Die „Vossische Zeitung", die ihre Traditionen aus der Zeit der Fortschrittspartei stets aufrecht erhalten hat, leitet eine Zuschrift, die ihr „von einem hervorragenden Mitgliede der Freisinnigen Volkspartei" zugeht, folgendermaßen ein:

„Es ist der Wunsch begreiflich, daß, je aussichtsvoller die äußeren Umstände für die Liberalen erscheinen, um so vorsichtiger Fehlern vorgebeugt werden müsse, die von der Linken selbst gemacht werden könnten. Mißverständnisse, die durch Vorschläge für den Parteitag der Freisinnigen Volkspartei hervorgerufen werden können oder hervorgerufen worden sind, werden bei allseitig gutem Willen leicht zerstreut und durch eine klare Fassung für die Zukunft verhütet werden können. Insbesondere haben die Vorschläge des geschäftsführenden Ausschusses über das Verhalten der Freisinnigen Volkspartei zu anderen Parteien und über die Aufstellung der Kandidaten auf manchen Seiten die Auffassung erfahren, daß sie zu unnöthigen Zwistigkeiten unter den freisinnigen Fraktionen und zu einer Stimmenzersplitterung führen könnten, die nur dem gemeinsamen Gegner zu gute käme."

Es folgen alsdann die Ausführungen des „hervorragenden Mitgliedes der Freisinnigen Volkspartei", die in nachdrücklicher Weise jene in Aussicht genommene Taktik mißbilligend erörtern, welche zur Stimmenzersplitterung unter den Liberalen führen muß. Es heißt in der Zuschrift:

„Gelänge es dies Mal, die Freisinnigen zur thatkräftigen Bekämpfung der gemeinsamen Gegner zu vereinigen, so könnte ihnen der Sieg nicht fehlen. Statt dessen ist zwischen Organen der Freisinnigen Vereinigung und Freisinnigen Volkspartei eine Fehde entbrannt, wie sie auch gegen das reaktionäre Junkerthum nicht mit größerer Erbitterung geführt werden könnte. Statt die zahlreichen Punkte aufzusuchen und hervorzuheben, worin beide Gruppen einig sind, wird die Frage der Flottenvermehrung zum Gegenstand des Streites gemacht, obwohl heute noch Niemand wissen kann, in welcher Form diese Frage an den gegenwärtigen Reichstag herantreten und wie sie zur Zeit der Neuwahlen sich gestalten wird. Daß diese und die gesammte Militärfrage für den Landtag überhaupt nicht in Betracht kommt, scheint man überdies ganz zu vergessen."

Die Zuschrift schließt:

„Deshalb ist es durchaus nicht sicher, daß bei der Fortdauer der Zwistigkeiten auf der Linken eine widerstandsfähige Mehrheit aus den Wahlen hervorgehen wird, zumal da das seiner innersten Natur nach antiliberale Centrum stets unberechenbar ist".

Und die „Vossische Zeitung" fügt hinzu:

„Es wäre dringend zu wünschen, daß auf dem Parteitage in Nürnberg die Anträge über das Verhalten bei den Wahlen eine Fassung erhalten, daß sie ein Zusammengehen aller Freisinnigen nicht von vornherein gefährden und den Erfolg der Freisinnigen Vereinigung nicht auch in Wahlkreisen in Frage stellen, wo ein Erfolg der Freisinnigen Volkspartei ausgeschlossen ist."

Genau auf denselben Standpunkt stellt sich auch die „Berliner Zeitung", die auf dem linken Flügel der Freisinnigen Volkspartei steht; sie schreibt:

„Der Vorschlag des Parteivorstandes in der Form, wie er veröffentlicht worden ist, gibt zu Mißdeutungen Anlaß. An die Spitze der Anweisungen für die Stichwahlen ist der Satz zu stellen, daß es die oberste Aufgabe der Parteigenossen sei, alles mögliche zu thun, um die Freisinnige Volkspartei zum Siege zu führen; da, wo dies nicht gelungen sei, müßte den befreundeten, gesinnungsverwandten, in gleicher Linie mit der Volkspartei strebenden liberalen oder demokratischen Elementen bei den Stichwahlen die volle Hilfe der Volkspartei zu Theil werden."

In demselben Artikel äußert sich auch die „Berliner Zeitung" über die Marinefrage; sie schreibt:

„Es ist nöthig, „daß die Freisinnige Volkspartei ihrerseits die Marinefrage nur im Zusammenhange mit der Gesammtpolitik behandelt, mit dem Entschlusse, abzuwarten und sachlich zu prüfen, was denn eigentlich verlangt werden wird. Der Kampf um das eine oder andere Schiff, um etwas mehr oder weniger Geld für die Flotte ist an und für sich kein Prinzipienkampf. Es kann sich ein Kampf von grundsätzlicher Bedeutung ergeben aus den sogenannten uferlosen Plänen für eine Weltmacht- und Paradeflotte."

Hierüber schreibt auch die demokratische Berliner „Volkszeitung":

Die „Freisinnige Zeitung", nervös wie immer, wenn die „Volks-Zeitung" sich erlaubt, an die Unfehlbarkeit der freisinnigen Parteileitung nicht zu glauben, schreibt mehr gereizt als sachlich zutreffend:

„Bei der weiteren Bemerkung der „Volks-Zeitung", man habe früher die Flottenfrage zum A und O des Wahlprogramms machen wollen, verwechselt die „Volks-Zeitung" die Absichten der Parteileitung der Freisinnigen Volkspartei mit den Phantasien ihrer Gegner."

Dann hat also die Parteileitung nichts zu thun gehabt mit den ellenlangen Artikeln der „Freisinnigen Zeitung" und den in einem Theil der freisinnigen Provinzpresse veranlaßten Artikeln ähnlichen Inhalts, in welchen immer und immer wieder betont wurde, daß die Marinefrage das A und das O des nächsten Wahlkampfes sein müsse? Etwas mehr Mühe hätte sich die „Freisinnige Zeitung" wohl geben können, um die Aufgabe ihres früheren Standpunktes zu verhüllen."

Aus den bisherigen Darlegungen der „Nation" wissen unsere Leser, daß wir die Frage der Wahltaktik wie die Marinefrage genau in dem Sinne der vorstehenden Ausführungen beurtheilen.

„Zu einer wichtigen Besprechung ladet der Vorsitzende der Landwirthschaftskammer für die Provinz Brandenburg, Rittmeister a. D. v. Arnim-Güterberg, die Mitglieder der Kammer auf Dienstag, den 21. d. Mts., Mittags 12 Uhr, nach dem Provinzial-Ständehause ein, einem Antrage des Rittergutsbesitzers Gravenstein-Sydow folgend", — so schreibt die „Post", die alsdann auch die Tagesordnung für die Berathung mittheilt. Es soll Auskunft ertheilt werden über die vergeblichen Besprechungen, die mit dem Kaufmannstand wegen der Wiederaufrichtung der Berliner Produktenbörse bei dem Oberpräsidenten von Achenbach stattgefunden haben; es soll die bisherige Ausführung des Börsengesetzes erörtert werden, und es soll vor Allem

„eine eingehende Berathung darüber gehalten werden, ob von den Landwirthen die Wiederherstellung der früheren Börse anzustreben ist, oder ob es angezeigt erscheint, in Berlin einen größeren Getreidemarkt ins Leben zu rufen, bezw. eine Verkaufsstelle in größerem Umfange einzurichten."

Dieser letzte Programmpunkt ist außerordentlich interessant; er beweist eines: daß Mitglieder der Landwirthschaftskammer der Provinz Brandenburg mit den Zuständen, wie sie heute bestehen, in hohem Grade unzufrieden sind; man regt daher offen die Frage an, soll nicht vielleicht die Getreidebörse, wie sie früher war, wieder hergestellt werden, und dringt man mit diesem Antrag nicht durch, so soll die Errichtung eines größeren Getreidemarktes oder einer Verkaufsstelle in Berlin in Erwägung gezogen werden. Dieses letztere Vorhaben ist ganz gut; aber ist es durchführbar, wenn die Kaufleute sich auch von diesem Markte oder dieser Verkaufsstelle fernhalten? und sie werden sie ganz sicher nur besuchen, wenn dort ihren berechtigten Ansprüchen und ihrem kaufmännischen Ehrgefühl Rechnung getragen ist. Eines geht jedenfalls aus dem Antrage des Herrn Rittergutsbesitzers Gravenstein-Sydow hervor. Auch in den Kreisen der Landwirthe ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß jener Zustand, der durch den Vandalismus des Bundes der Landwirthe herbeigeführt worden ist, zugleich im Interesse der ackerbautreibenden Bevölkerung beseitigt werden muß. Daß diese Ueberzeugung, die sich auch einmal schon bei den Landwirthen in Halle geregt hat, schließlich überall zum Durchbruch gelangen wird, ist unzweifelhaft.

Es scheint, daß man in Konstantinopel nunmehr endlich den griechisch-türkischen Frieden glücklich zurechtzimmert. Auch England bequemt sich zu einer Verständigung, der zu Folge sowohl die Kriegsschuld als auch die Ansprüche der früheren griechischen Gläubiger sicher gestellt werden sollen. Das ist ein Erforderniß der Gerechtigkeit, aber eine solche internationale Finanzkontrolle wird auch für Griechenland ein Segen sein. Damit wird der bisherigen Verschleuderung von Staatsgeldern ein Damm entgegengesetzt werden, und diese durch Zwang erreichte ehrliche Geldgebahrung wird zugleich Griechenland selbst zu Gute kommen.

Die Nachrichten aus Indien sind in letzter Zeit ohne Bedeutung gewesen. Das ist für England ein gutes Zeichen. Die Empörung wächst nicht, während die Engländer Zeit behalten, genügend Kräfte heranzuziehen und zu disponiren, um die Aufständischen alsdann niederzuschlagen.

* * *

Bismarck-Interviews.

Niemand hat den Fürsten Bismarck im Verdacht der Gutmüthigkeit. Wenn er einem Zeitungskorrespondenten Rede und Antwort steht, so wird er das nicht deshalb thun, um die Wißbegierde des Mannes zu befriedigen. Er bedient sich vielmehr der Form des Interviews, weil sie ihm bequemer ist, als jede andere Form der Verlautbarung seiner Absichten. In einem Interview kann man genau präzisiren, was man der Oeffentlichkeit anvertrauen will, und man ist doch nicht genöthigt, dafür wie bei einer öffentlichen Ansprache die volle Verantwortung zu übernehmen. Man kann, wenn die Wirkung der Veröffentlichung nicht ganz nach Wunsch ausfällt, behaupten, man sei mißverstanden; man kann alles sagen und kann alles verleugnen; man kann ein ganz bestimmtes Ziel im Auge haben und doch den Anschein erwecken, als ob man von der Wirkung des Schusses überrascht sei. Bei nur leidlichem Geschick bleibt der Schütze stets in der Deckung.

Fürst Bismarck war von jeher ein ausgezeichneter Journalist; er war der Diplomatie seiner Zeit auch stilistisch gewaltig überlegen. Kein Wunder, daß er versteht, sich interviewen zu lassen. Die jüngsten Interviews sind vom Standpunkte journalistischer Kunst aus betrachtet geradezu vollendet. Da ist kaum ein Satz, der nicht eine scharfe Spitze hätte, und fast aus jeder Spitze träufelt ein Tröpfchen Gift.

Der Kaiser hat in Deutschland manche Gegner, aber keinen, der so unerbittlich wäre, wie der Herzog von Lauenburg. Da nützen keine Geschenke und keine Besuche und keine Aufmerksamkeiten. Die Iden des März vom Jahre 1890 bleiben unvergessen. Und die Opposition des Alten im Sachsenwalde geht aufs Ganze. Sie bleibt nicht bei der auswärtigen Politik stehen, sie erstreckt sich auf jeden

Zweig des öffentlichen Dienstes. Und selbst da, wo man sich bemüht, die Bismarck'sche Tradition strikt aufrecht zu erhalten, entgeht man nicht der bitteren Kritik. Fürst Bismarck erkennt die Violine nicht mehr als die seine an, die von anderen Händen gespielt wird. Die Welt soll unterscheiden lernen zwischen einer Periode vor 1890, wo angeblich Alles in schönster Ordnung war, und einer Periode seit 1890, wo es Niemandem mehr gelang, den Bogen des Odysseus zu spannen. Kein Nachfolger des Fürsten Bismarck hat es dem strengen Kritiker bisher recht machen können, und keiner wird es ihm recht machen, so lange er im Amte ist, das heißt, so lange er die Prätension aufrecht erhält, die Stellung einzunehmen, die Bismarck unfreiwillig verlassen hat.

Und jeder Minister und jede Partei, die in der nachbismarckischen Periode ihren Frieden mit jener Macht, von der Bismarck entthront wurde, zu machen wagten, die müssen daran glauben, der Eine heute, der Andere morgen. Caprivi, Bötticher, Marschall, sie alle liegen am Boden; das politische Grab für den Fürsten Hohenlohe ist bereits gegraben. Was das kommende Regiment vom Fürsten Bismarck zu erwarten hat, zeigen die jüngsten Interviews.

Die Konservativen, die Bismarck, solange er im Amte war, wie Verräther behandelte, wenn sie es wagten, einmal gegen den Stachel zu löcken, sie sind ihm heute „zu gouvernemental". Die Einzigen unter ihnen, die noch Gnade vor seinen Augen finden, das sind die Männer vom Bunde der Landwirthe. Der Vorstand des Bundes wird durch freundlichen Zuspruch aufgemuntert und zur Tafel gezogen; aber die regulären Konservativen werden als armselige Streber und Jasbrüder an den Pranger gestellt, bis ihnen die Lust vergangen ist, gouvernemental zu sein.

Man kann dabei nicht einmal sagen, daß die Bismarck'sche Beurtheilung der Konservativen objektiv unrichtig wäre. Er kennt die moralischen und politischen Schwächen derer, die ihm vordem nahe standen und die bei seinem Sturz ihn nicht zu vertheidigen wagten, ganz genau, und wenn er in grimmigem Humor seinen alten konservativen Freunden die Maske vom Gesicht reißt, so stehen sie vor der Oeffentlichkeit da, wie ertappte Sünder. Das mag man ihnen gönnen. Aber man sollte dabei zugleich nicht außer Acht lassen, daß die Diskreditirung der Konservativen erfolgt zu Gunsten des schlimmeren Bundes der Landwirthe. Der ist demagogisch so verseucht, daß keine Gefahr besteht, ihn allzu gouvernemental wirken zu sehen. Ihm kann seiner ganzen Natur nach kein Gouvernement völlig Genüge leisten. Er ist aber andererseits wie dazu geschaffen, jede Regierung zu diskreditiren, die es nicht über sich gewinnt, diesem argrarischen Demagogenthum gegenüber mit Entschiedenheit die allgemeinen Staatsinteressen zur Geltung zu bringen. Kann man sich ein besseres Instrument für eine bitterböse Fronde denken?

Th. Barth.

Der Untergang des englischen Bauernstandes.*)

Heute ist häufig zu hören, die Existenz unseres Bauernstandes sei von dem Fortbestehen der Getreidezölle abhängig, ja sie erheische sogar ihre Erhöhung bis zum völligen Ausschluß der Einfuhr fremden Getreides. Hohe Getreidepreise allein seien es, was unseren Bauernstand zu retten vermöge. Mitunter wird sogar die Geschichte zur Begründung dieser Behauptung zu Hilfe genommen. So sei der römische Bauer zu Grund gegangen, weil die römische Republik ihn nicht gegen die Konkurrenz des sizilianischen und ägyptischen Getreides geschützt habe. Der Untergang des römischen Reichs aber sei nur die Folge des Untergangs des römischen Bauern. Folglich: das römische Reich sei nur in Folge des Fehlens von Getreidezöllen zu Grund gegangen. So erscheinen die Getreidezölle als die Bedingung der Fortexistenz nicht nur der Bauern, sondern der Reiche.

Dabei ist es sonderbar, daß man die historischen Argumente aus so fern liegenden Zeiten, deren Wirthschaftsverhältnisse in allem und jedem von den unseren verschieden waren, herbeiholt und nicht der viel näher liegenden Vorgänge unter modernen Wirthschaftsbedingungen gedenkt: der Vorgänge in England.

Nach Gregory King gab es 1688 in England 40 000 größere Freisassen mit 280 000 Personen und 3 300 000 £ Einkommen, 140 000 kleinere Freisassen mit 700 000 Personen und 7 000 000 £ Einkommen.

Nach dem New Domesday Book gab es Anfang der 70er Jahre auf 414 000 Wirthschaften nur 20 000 Eigen-

*) Hiermit erfülle ich mein in Nr. 49 der „Nation" gegebenes Versprechen, die diesbezüglich gegen mich gerichteten Vorwürfe Sering's in einem besonderen Aufsatz erledigen zu wollen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch ein anderes nachtragen. Wie in Nr. 48 mitgetheilt wurde, hat mich Sering illoyaler Absichten verdächtigt, weil ich statt in der „Deutschen Litt. Ztg." in der „Nation" auf seine Angriffe erwidert habe. Nun habe ich in Bezug auf einen Punkt — seine Behauptung, er habe mich im Berliner Ferienkurs keineswegs der Absicht, den Bauernstand ruiniren zu wollen beschuldigt und ich hätte schon früher mich als durch die mir gegebenen Aufklärungen vollkommen befriedigt erklärt — eine thatsächliche Berichtigung an die „D. L. Z." gesandt. Sering hat darauf Auszüge aus meinen Briefen veröffentlicht, denen gegenüber ich den wesentlichen Inhalt meiner Berichtigung vollständig aufrecht erhalten muß. Allein die „D. L. Z." hat jedweder weiteren Erklärung meinerseits die Aufnahme verweigert, weil sie den Streit, was sie angeht, für abgeschlossen ansehe. Ich habe darauf die „D. L. Z." aufgefordert, eine Erklärung als bezahltes Inserat abzudrucken. Ob sie dies thun wird, weiß ich nicht. Jedenfalls zeigt sich, was aus mir geworden wäre, hätte ich Sering statt in der „Nation" in der „Deutsch. Litt. Ztg." erwidern wollen. Da Prof. Sering aber auch in Nr. 49 der „Nation" S. 750 geschrieben hat, er habe meine Berichtigung beantwortet, sei mir gestattet, mein Inserat auch hier zum Abdruck zu bringen. Es lautet: „Herr Prof. Sering hat meine Berichtigung in Nr. 35 der D. A. Z. nicht mit dem beantwortet, was sie allein widerlegen könnte, dem Abdruck meiner beiden in Frage kommenden Briefe in extenso. Er hat vielmehr Auszüge aus denselben veröffentlicht, denen gegenüber ich den wesentlichen Inhalt meiner Berichtigung vollständig aufrecht erhalten muß. 1. Sering gibt zu, daß ich keine auf seinen Berliner Angriff gerichtete „Anfrage" an ihn stellte, sondern daß ich ihm gelegentlich der Vorhaltungen, die ich ihm über seine Polemik im Schmoller'schen Jahrbuch machte, jenen Angriff vorhielt. Ich gebe die Möglichkeit zu, daß ich Sering schon in diesem Briefe, nicht erst in dem zweiten, auf meinen damals erscheinen sollenden Aufsatz in der „Cosmopolis" verwiesen habe. An der Thatsache, daß beide Briefe ein Protest gegen die Art des Polemisirens Sering's sind, wird dadurch nichts geändert. 2. Darauf erwidert Sering: „Daß Sie diese Absicht hätten (sc. den Bauernstand zu ruiniren) habe ich nirgendwo ausgesprochen". Ich antwortete, daß ich mich „aufrichtig freue", daß die Aeußerung nur versehentlich erfolgt sei. Gibt Sering meine Antwort leider auch nicht wörtlich wieder, so geht doch aus seiner Anführung hervor, daß ich die Behauptung, jene Aeußerung sei geschehen, aufrecht halte, und in höflicher Weise bereit bin, sie als ein im Eifer des Gefechts geschehenes Versehen anzuerkennen, indem ich hoffe, daß Sering, meiner Ermahnung folgend, diese Art des Polemisirens lassen werde. Was aber die Vergangenheit angeht, so standen und stehen uns die Zeugnisse derer zur Verfügung, die zu erhärten bereit sind, daß nicht Sering, sondern Fick es war, der da sagte, es könne vielleicht Jemand der Meinung sein, daß das, was ich wolle, den Bauernstand ruiniren werde, es gehe aber nicht, mir eine solche Absicht unterzuschieben, und daß Sering erst durch Fick's Protest gedrängt diese Entschuldigung sich aneignete. Ich fuhr also fort: „daß Sie Ihre Beschuldigung auf die Bemerkung Fick's hin schon selbst zurückgenommen hatten, war mir bekannt". Also: ich freue mich aufrichtig Ihrer Entschuldigung als eines Zeichens der Besserung für die Zukunft; den Grad meines Glaubens für die Vergangenheit zeigt, daß ich Ihnen Ihre Beschuldigung vorgehalten habe, obwohl mir Ihr „selbstverständlich hätten Sie nichts Anderes sagen wollen" bekannt war. Wenn Sering in meiner Wahl höflicher Worte etwas Anderes gesehen hat als die Rücksicht auf Jemand, mit dem man gelegentlich zusammenzuarbeiten genöthigt ist, so zeigt dies, daß er eine sehr deutliche Sprache braucht. Ich brauche mehr als seine Entschuldigung, um meine „vollkommene Befriedigung" hervorzurufen. In hellen Flammen aber mußte meine Entrüstung wieder auflodern, als die Kritik Sering's zeigte, daß er auf Verdächtigungen einmal nicht verzichten zu können scheint."

die ihren eigenen Grund und Boden bewirthschaf-
und zwar gehörten 2 Drittel von England und
nur 10207, 2 Drittel von Schottland gar nur
330 Personen.

Großbritannien hatte aber seit Karl II. hohe Einfuhrzölle auf Korn, seit Wilhelm III. sogar große Ausfuhrprämien für Korn; bereits seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts waren die Getreidepreise so hoch, daß schon vor der gesetzlichen Wiederbeseitigung der Ausfuhrprämie keine Ausfuhr mehr stattfand; und als nach Waterloo die Kontinentalsperre fiel, kam die Zeit der berüchtigten Kornzölle, bis diese 1846 beseitigt wurden. England hatte also den stärksten Schutz der heimischen Getreideproduktion, der sich, abgesehen von völliger Einfuhrsperre, denken läßt. Gerade in diese Zeit aber fällt der Untergang des englischen Bauernstands. Dabei lebte der englische Bauer — mit Ausnahme des Bauern von Kent — unter einem Intestaterbrecht, weit strenger als das gewöhnliche Anerbenrecht, indem ähnlich wie bei dem neuen Anerbenrecht für Rentengüter nicht nur ein Sohn die gesammten Liegenschaften erbte, sondern auch alle Schulden dem etwa vorhandenen beweglichen Vermögen zur Last fielen. Dies allein zeigt schon, daß in dem Schutz der heimischen Getreideproduktion allein kein Mittel liegt, um den heimischen Bauernstand zu retten; er kann auch bei dem energischsten agrarischen Schutzsysteme zu Grunde gehen. Es zeigt dies ferner, daß auch die weitgehendste Begünstigung des Gutsübernehmers ab intestato diese Rettung nicht zu bringen vermag. Die Ursache des Untergangs wie das Mittel, diesen abzuwehren, müssen also anderswo liegen, als wo sie heute so häufig gesucht werden. Es läßt sich sogar sagen: die durch die Schutzzölle und durch die englischen Landgesetze bewirkte Beschränkung des Landangebots und die so herbeigeführte Steigerung der Bodenpreise ohne entsprechende Steigerung der Bodenergiebigkeit war eine Hauptursache seines Untergangs. Er wurde erdrückt durch den heimischen Großgrundbesitzer.

Um dies zu zeigen, zuerst die Frage: Wann ist der englische Bauernstand zu Grunde gegangen? Folgen wir bei ihrer Beantwortung vor Allem John Rae.*)

Nach Einigen, sagt Rae, datirt die Abnahme der Bauern seit den Tudors; und kein Zweifel: Viele wurden damals von den großen Grundeigenthümern ausgekauft; andere wurden, wie Thomas Morus berichtet, mit Gewalt oder Betrug vertrieben. Allein die Veränderungen in jener Periode hatten keine fortschreitende Aufsaugung der kleinen Eigenthümer zur Folge. Sie bestanden einmal in der Verwandlung von Ackerland in Weideland; diese fand aber nur vorübergehend statt; sie bestanden ferner in der mit dem Auftreten der Koppelwirthschaft an Stelle der Dreifelderwirthschaft stattfindenden Zusammenlegung der im Streubesitz liegenden Ackerstreifen; aber diese war lokal beschränkt. Auch waren unter Tudors und Stuarts Ursachen thätig, welche die entgegengesetzte Tendenz zu weiterer Theilung zur Folge haben mußten und neue kleinbürgerliche Besitzer schufen. Einmal war das Land damals frei; es gab noch keine Fideikommisse und Familienstiftungen durch Substitution; der verschuldete Besitzer konnte sich noch helfen durch Theilung und Abverkauf; sodann gab es noch keine großen Vermögen, die aufkauften, sondern nur kleine Besitzer; auch gab es noch keinen gewerblichen Großbetrieb; noch blühte die Hausindustrie auf dem Lande. Den Bauern ging es noch gut. Auf die Abnahme der Bauern unter den Tudors folgte unter den Stuarts und Cromwell eine neue Vermehrung.

Häufiger wird der Verfall der Bauern auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgeführt. Nach der „glorreichen Revolution" wurde es Brauch, Fideikommisse und Familienstiftungen zu errichten, anfänglich um das Land der rebellirenden Großen vor den Konfiskationen der Krone zu bewahren, sehr bald aber in Folge jener gleichzeitig auch auf dem Kontinent eintretenden Wandlung im Familiensinn, welche denselben ins Aeußerliche, den splendor familiae, statt in die Fürsorge für die Familienglieder verlegte. Fideikommisse und Familienstiftungen (entails) führten zur Anhäufung großen Grundbesitzes in wenigen Händen. Als weitere Ursache wird betrachtet die Entstehung von Großbetrieb in Landwirthschaft und Industrie. Diesen beiden Ursachen schiebt man häufig den Verfall des Bauernstandes seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu. Allein so wirksam wir diese Ursachen in einer späteren Zeit kennen lernen werden, einstweilen machten sie sich nur erst an einigen Orten fühlbar, während die Bauernschaft an andern Orten noch zunahm, so namentlich in der Grafschaft mit dem gleichen Intestaterbrecht aller Söhne, in Kent, und in Essex. So weit die Zeugnisse reichen, zeigen sie, daß während des 18. Jahrhunderts die kleinen Bauern in einigen Theilen Englands ihr Land verkauften, in anderen Land kauften. In Westmoreland und Lancashire z. B. fand eine Abnahme der Bauern statt, während sie gleichzeitig in Cumberland, Yorkshire und Staffordshire zunahmen. Im Ganzen ist zu sagen: bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war noch keine wirklich ernstliche Abnahme der Zahl der Bauern zu bemerken; eher daß sie zugenommen hatte. Merkwürdig ist dabei, daß dieselben Ursachen an verschiedenen Orten ganz entgegengesetzt wirkten. In Essex und Kent z. B. führte der Gewinn, den der Pächter machte, zum Ankauf von Land durch Pächter; in Norfolk hatte dieselbe Thatsache die umgekehrte Wirkung: die Bauern verkauften und wurden große Pächter. Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es wahrscheinlich noch so viel Bauern wie am Anfang.

Die Lage änderte sich nicht während des französischen Krieges bis zur Schlacht bei Waterloo, oder wenn eine Aenderung stattfand, so eher eine Zu- als eine Abnahme. Die exorbitanten Getreidepreise während der Kontinentalsperre führten zu einer Zunahme der Zahl der Bodeneigenthümer. Ein wilder Landhunger bemächtigte sich der Bevölkerung. Unter dem Einfluß der unerhörten Steigerung der Monopolrente des Bodens — die Renten stiegen in wenigen Jahren ausnahmslos um das Doppelte, vielfach um das Fünffache, in vereinzelten Fällen um das Fünfzehnfache — wurden enorme Preise für den Boden bezahlt; darauf steckte man große Kapitalmengen in den Boden, hauptsächlich mit geborgtem Gelde, und Hand in Hand damit ging eine Steigerung der Lebenshaltung: man lebte auch nach dem Maßstab der Kriegspreise. Da kam der Friede und damit platzte die Blase. Tausende wurden nun ruinirt. Am schlimmsten daran waren die Neuerwerber. Aber auch viele Bauern, die ihren Besitz ererbt hatten, die ihn belastet und ihre Lebenshaltung erhöht hatten, wurden — trotz des englischen Intestaterbrechts — zum Verkauf gezwungen. Ihr Land wurde von Personen gekauft, die ihr Vermögen in Handel und Gewerbe gemacht hatten, oder durch benachbarte Großgrundbesitzer.

Während nach Marx der englische Bauer um 1760 schon völlig verschwunden gewesen sein soll, war dies die erste große Minderung der Zahl der Bauern. Sie fielen, wie Rae daher sagt, bei Waterloo, ein Ausspruch, den Sering zu einem angeblichen Gegensatz zwischen meiner und Rae's Darstellung benützt, indem er Rae die Bauern in Folge des Sinkens der Produktenpreise seit der Schlacht bei Waterloo zu Grunde gehen läßt. Nach Rae ist aber umgekehrt das Steigen der Getreidepreise unter dem Einfluß der Kontinentalsperre und die damit verbundene Steigerung der Bodenpreise die Ursache des Zusammenbruchs, der nach Waterloo eintritt. Wenn die Bauern in den darauffolgenden 60 Jahren*) dann stetig verschwinden, bis

*) Why have the yeomanry perished? Contemporary Review, October 1883, p. 546 ff.

*) Rae spricht von 60 Jahren; wahrscheinlich weil erst das New Domesday Book vom Anfang der siebziger Jahre ihr Verschwundensein ziffernmäßig konstatirt. Ich besitze aber eine kleine Bibliothek von Schriften über den Untergang des englischen Bauernstandes, darunter einige aus den vierziger Jahren, welche diesen Untergang bereits als Thatsache hinstellen. Ein bereits in den dreißiger Jahren in Wien erschienener Auszug aus englischen Blaubüchern erachtet die Aufsaugung des englischen Bauernstandes durch die Aristokratie sogar als ein [illegible]

sie — wenige Gegenden ausgenommen — ganz weg waren, so lassen sich nach ihm die Gründe — von lokalen Ursachen abgesehen — vielmehr als 3 bezeichnen: 1. die Veränderungen in der ökonomischen Lage des Landvolks; 2. die Wirkung der Landgesetze, d. h. der Primogeniturerbfolge, der Fideikommisse und Familienstiftungen und der Schwierigkeiten in der Veräußerung von Land und 3. die Nachfrage nach Land seitens des anwachsenden Kapitals und der großen in Gewerbe, Handel und Kolonien erworbenen Vermögen. „Alle diese Ursachen“, sagt Rae wörtlich, „waren seit lange thätig; Jahr für Jahr hatte sich ihre Wirkung verstärkt und zwar fast in geometrisch anwachsendem Maße, und als der landwirthschaftliche Nothstand mit Wiederherstellung des Friedens einbrach — die schwerste Krisis, welche die Landwirthschaft jemals in England zu durchleben hatte — waren sie unüberwindlich geworden. Früher waren sie nicht in die Wagschale gefallen, weil sie noch nicht stark genug geworden, um wirksam zu sein; nun hatte ihre Stunde geschlagen. Der Landwirthschaftsbetrieb hatte seit Beginn des Jahrhunderts eine bis dahin unerhörte Wandlung erfahren; die Familienstiftungen (entails) und Fideikommisse hatten in unerhörtem Maße Land vom Landmarkt zurückgezogen; Gewerbe, Handel und Kolonien hatten zu einer unerhörten Anhäufung von Kapital in Großbritannien geführt und eine nie dagewesene Menge von Vermögen geschaffen, die nach Anlage in Landbesitz verlangte. So war die Nachfrage nach Land in demselben Augenblick gesteigert, in dem sein Angebot künstlich gemindert war und der alte Bodeneigenthümer sich Anforderungen an die Aenderung seines Betriebs gegenübersah, die für sein Anpassungsvermögen zu viel waren. Die erste dieser Ursachen erklärt, warum die alten Besitzer ihr Eigenthum verkauften, die zweite und dritte, warum ihre Stelle nicht durch Personen ihrer Klasse eingenommen wurde und keine neue Klasse von Bauern ins Leben trat.“

Die alten Bauern verkauften indeß nur selten, weil sich ihr Kaufpreis nur zu 2 Prozent verzinste und sie die Möglichkeit sahen, bei Anlage desselben als Pächter 10 Prozent zu verdienen. Hier und da kam das vor; hier und da verkauften sie und wurden Industrielle; hier und da pachteten sie große Güter; gelegentlich thaten sie dies sogar in großer Anzahl oder wanderten aus. Das Letztere nur in schlechten Zeiten. Die Regel war, daß diejenigen, die auswanderten, von Schulden bedrückt den Ruin vor Augen sahen. Da boten sie den Großen ihre Grundstücke zum Kauf an; diese kauften sie auf und erhielten dafür noch den Dank des Verkaufenden. Sie verkauften selten, weil sie Besseres vor Augen sahen, sondern weil sie verhindern wollten, daß es ihnen schlechter ging. Denn der englische Bauer der vergangenen Tage liebte in der gleichen Weise wie heute der deutsche das Land wegen der ökonomischen Selbständigkeit, die es ihm sicherte; er war ebensowenig spekulativ wie dieser; nur gezwungen also gab er sein Land auf.

Warum aber konnten die englischen Bauern sich nicht länger halten?

Vor Allem: die Zeit, da es den englischen Bauern sehr glänzend ging, gehörte bereits Ende des 18. Jahrhunderts der Vergangenheit an. Sie waren sehr fleißig, prosperirten aber nur, weil ihre Bedürfnisse sehr gering waren.

Herr Sering hat es gewagt in seiner noch zu zitirenden Wiedergabe der Grundgedanken Rae's zu schreiben: „Der starken Nachfrage seitens der Kapitalisten bot sich lediglich das Bauernland — weil nicht gebunden — dar“. Nach Rae ist aber Eines jedenfalls sicher: die Theilung der Bauerngüter war nicht die Ursache ihres Untergangs. „Denn es gibt auffallend wenig Zeugnisse dafür, daß es eine schädliche Parzellirung von bäuerlichem Eigenthum in England gegeben habe. Der übliche Umfang eines Bauernhofs ist in einer Grafschaft oft beträchtlich geringer als in einer anderen; aber dieser Umfang war im 18. Jahrhundert in jeder Grafschaft wahrscheinlich derselbe wie im 16. Jahrhundert. Zum Beispiel: Wenn es irgend eine Grafschaft gab, in der die Wirkungen der Theilbarkeit, wenn es solche gegeben hätte, hätten zu Tage treten müssen, so wäre es Kent gewesen, da das dort herrschende Intestaterbrecht die gleiche Theilung unter die Söhne vorschrieb. Allein gerade die Bauern von Kent erfreuten sich zu allen Zeiten des Rufes besonderen Reichthums . . . Und wie Fuller*) sie geschildert hat, hat Marshall sie Ende des 18. Jahrhunderts gefunden als Männer, ausgezeichnet durch Reichthum und Ansehen, und er sagt von ihnen: „Aus dem gleichen Intestaterbrecht aller Söhne hauptsächlich ist diese werthvolle Klasse von Männern hervorgegangen, und sieht man den gegenwärtigen blühenden Zustand dieser Gegend nach 700jähriger Erfahrung, so erscheint die Weisheit dieses Rechtes in glänzendem Lichte.“ Das Prinzip der Theilung war dort seit Jahrhunderten in Wirksamkeit und hat die Grafschaft keineswegs in einen Kaninchenstall von Armen verwandelt, wie gewisse Nationalökonomen geschlossen haben würden, sondern hat sie genau das gelassen, was sie war, ein Treibhaus wohlhabender und respektabler Eigenthümer. Und wir können mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die Theilbarkeit, wenn sie so wenig in Kent in die Wagschale fiel, in den übrigen Grafschaften, in denen statt des gleichen Intestaterbrechts aller Söhne die Primogeniturerbfolge vorherrschte, noch weniger Bedeutung hatte.“

Die Ursache der Verschlechterung in der Lage der Bauern war: der nichtlandwirthschaftliche Nebenerwerb fiel weg. Er hatte bestanden 1. im gewerblichen Hausfleiß für den eigenen Bedarf; 2 im Transportgewerbe; 3. in der hausindustriellen Arbeit für den Markt. Das hörte auf. Der Straßenbau, der Bau von Kanälen und Bahnen brachte den Transport in die Hand Einzelner. Die moderne Fabrik vernichtete die Hausindustrie. Das Wachsen der Städte erweiterte den Absatzmarkt der ländlichen Produkte, machte damit die Landwirthschaft zu einem besonderen Berufe, der sich auf die ihm eigenthümlichen Produkte beschränkte und nicht länger für den eigenen Bedarf, sondern für den Verkauf produzirte. „Nachdem so die Landwirthschaft das Einzige geworden war, worauf ihre Existenz beruhte, zeigten die kleinen Bauern weder das nöthige Können noch das nöthige Wollen, um ihr Land auf das vortheilhafteste auszunützen. Marshall lobt den Fleiß und die Sparsamkeit der Bauern von Yorkshire, erklärt aber gleichzeitig, daß „die kleinen Besitzthümer der Bauern berüchtigt seien wegen schlechter Bestellung“. Bailey und Culley sagen, daß „die bäuerlichen Besitzer von Cumberland mit dem Besitz ihrer Ahnen auch deren Kenntnisse von Bestellung ererbt zu haben schienen und an den einen fast ebenso sehr hingen wie an den andern“. Dasselbe bestätigen andere Zeugnisse „Sie hatten einer Uebergangsperiode die Stirne zu bieten zu einer Zeit, da sie gewisse ergänzende Einkommensquellen verloren und auf ihre landwirthschaftliche Tüchtigkeit allein angewiesen wurden; nur durch verbesserte Technik konnten sie die Landwirthschaft ausreichend ergiebig machen, um sie für die Vortheile, die sie verloren, zu entschädigen; und gegen diese verbesserte Technik hegten sie als Ganzes ein eingewurzeltes Vorurtheil.“

Zu der Minderung der Einnahme in Folge des Wegfalls der Nebenverdienste kam eine Mehrung der Ausgaben: die Kulturarbeiten wurden theurer; die Steuerlast wuchs; die Lebenshaltung war gesteigert worden.

Die zweite und dritte der obengenannten Ursachen — die Landgesetze und die Nachfrage nach Land Seitens des in Handel, Industrie und Kolonien gewonnenen Kapitals — brauchen uns nicht so lange aufzuhalten. Ihre Wirkung ist so offenkundig, daß es nur geringe Erläuterung braucht. Sie waren der Grund, warum sich an Stelle des untergehenden Bauern nicht eine Klasse neuer Bauern erhob. Die kleinbäuerliche Wirthschaft hat sich in der modernen Landwirthschaft einen bestimmten und sicheren Platz bewahrt; warum nicht auch der kleinbäuerliche Besitz in England? So z. B. was immer über den Körnerbau zu sagen sein

---

*) „A Spanish Don, a German Count, and a French Marquis
A Yeoman of Kent is worth them all three.“

Niemand bestreitet, daß für Milchwirthschaft und bei der Kleinbetrieb mit dem Großbetrieb konkurriren. Warum also ist in England aus der Klasse der Milchwirthschafts- und Gärtnereibetriebe keine Klasse von Bauern erwachsen, die ihr Land eigenthümlich erworben haben? Die Antwort ist selbstverständlich erstens, daß die Hälfte des englischen Bodens, nach Einigen sogar drei Viertel, gar kein käufliches Gut ist. Als zweihundertjährige Wirkung der Gesetze über entails (Familienstiftungen durch Substitutionen) hat die Hälfte des Landes keinen wirklichen Eigenthümer. Die Güter haben sich in der Hand von Personen angehäuft, die eine Leibrente davon beziehen, oder nicht das Recht haben, weder zu verkaufen noch zu testiren. Und Niemand kann kaufen, was niemals auf den Markt kommt.

„Aber“, fährt Rae fort, „selbst wenn alle die künstlichen Beschränkungen der Landgesetze beseitigt wären und so viel Land regelmäßig zum Verkauf stände, wie dann naturgemäß verkauft würde, so hat der Bauer als Käufer noch immer geringe Aussichten“; die dritte allgemein wirkende Ursache, die enorme und wachsende Zahl der großen Vermögen, welche in den großen Städten in Handel und Gewerbe erworben werden, machen ihm Konkurrenz. Diese Vermögen suchten sämmtlich Anlage im Landbesitz. Dadurch stieg sein Preis über den Ertragswerth. Der Landwirth wurde unfähig zu kaufen; er zog vor zu pachten. Das Land hörte auf, für den Käufer ein Produktionsmittel zu sein; es wurde eine Gelegenheit zu Ausgaben, ein Luxusbesitz. Was die Erwerber kauften, war nicht Boden zu landwirthschaftlicher Benutzung, sondern gesellschaftlicher Einfluß, und so lange gesellschaftlicher Einfluß sich in außerordentlichem Maße an den Landbesitz knüpft und die Zahl der Personen im Wachsen ist, die im Stande sind, eine Prämie dafür zu zahlen, daß sie ihn erlangen, bleibt der Bodenbebauer im Nachtheil beim Wettbewerb. Dabei erhielt der Pächter größere Sicherheit und größere Erleichterungen, falls er melioriren wollte. Dies ließ ihm den Erwerb von Eigenthum als entbehrlich erscheinen. Die Einzigen, welche auch nach Abschaffung der Landgesetze, welche Rae als unzweifelhaft bevorstehend ansieht, Land kaufen würden, würden die kleinen Bauern sein; sie zahlen den hohen Preis der Unabhängigkeit halber, welche der Landbesitz gibt.

So weit John Rae über den Untergang des englischen Bauernstands. So vortrefflich seine Ausführungen sind, so bedürfen sie doch noch der Ergänzung nach mancher Richtung.*) So würde der Einfluß der Verkoppelungen und Gemeinheitstheilungen näher auszuführen sein, sowohl der der Mißbräuche, welche sich die herrschende Gentry bei ihrer Durchführung häufig zu Schulden kommen ließ, als auch der der Veränderungen, welche die Durchführung dieses technischen Fortschritts zum Schaden vieler bäuerlicher Besitzer mit sich brachte. So ferner der Einfluß des Fortschritts in der landwirthschaftlichen Technik, der dem Großbetrieb in erster Linie zu gut kam. So ferner ist neben dem Einfluß der Gebundenheit durch Fideikommisse auch der Primogenitur, den neuerdings namentlich Kay, Brodrick, Shaw-Lefevre und andere Unzählige vorher und seitdem betont haben, hervorzuheben. Allein davon abgesehen ist die Darstellung Rae's eine vortreffliche.

Fassen wir nunmehr die Ursachen, die bei dem Untergang des englischen Bauernstandes den Ausschlag gegeben, nochmals ins Auge.

Nach meiner Meinung sind es vornehmlich zwei: Die eine ist die Steigerung der Bodenpreise ohne gleichzeitige adäquate Steigerung der Bodenergibigkeit. Sie war die Folge einmal der hohen Monopolrenten, welche der Boden zur Zeit der Kontinentalsperre abwarf; sie war zweitens die Folge des in England geltenden Erbrechts, der Primogeniturerbfolge in den Grundbesitz (auch den bäuerlichen) und der fideikommissarischen Substitutionen, wodurch das Landangebot auf dem Markte beschränkt wurde; sie war drittens die Folge der mit dem Grundbesitz verbundenen sozialen und politischen Vortheile, welche die reichgewordenen Parvenüs veranlaßten, für die wenigen zum Verkauf kommenden Ländereien exorbitante Preise zu zahlen. In Folge dieser Steigerung des Preises seines wichtigsten Produktionsmittels wurde der Bauer konkurrenzunfähig mit dem reichen Mann. Denn die Konkurrenzunfähigkeit des Kleinen mit dem Großen in der Landwirthschaft beruht da, wo sie besteht, nicht etwa darauf, daß dieser ihn beim Verkauf der Waare auf dem Markt unterbietet; wo gleich gute Waare, verkaufen Beide zum gleichen Preise. Sie beruht darauf, daß der Große den Kleinen beim Ankauf von Land überbietet; daß der Große für den Boden einen Preis bezahlen kann, bei dem der Kleine angesichts dessen, was er aus dem Boden herauswirthschaftet, nicht mehr bestehen könnte. So lange die exorbitant hohen Getreidepreise der Kontinentalsperre die Bodenrente auch ohne Steigerung der Bodenergibigkeit in die Höhe trieben, sehen wir die englischen Bauern sich sogar noch vermehren und exorbitante Bodenpreise bezahlen. Aber sobald mit Wiederherstellung des Friedens die Getreidepreise naturgemäß fielen, brachten die hohen Bodenpreise dem Bauern den Ruin. Nicht als ob das Sinken der Fruchtpreise nicht auch dem Reichen unangenehm gewesen wäre. Allein, einmal besaß er den Boden nicht ausschließlich wegen der Rente, die er abwarf, sondern nicht minder wegen des mit seinem Besitz verbundenen Einflusses, und bekanntlich machte er diesen reichlich geltend, um durch

*) Es ist lediglich, um neuen Verdächtigungen Sering's vorzubeugen, daß ich mich hier so ausschließlich an Rae gehalten habe. In meiner „Agrarpolitik“ S. 123 habe ich geschrieben: „Es ist eine den englischen Nationalökonomen geläufige Thatsache, daß nichts so sehr zu dem Verschwinden des englischen Bauernstandes beigetragen hat, als gerade die künstliche Steigerung der Bodenpreise durch fideikommissarische Substitutionen (entails) und eine Intestaterbfolge, welche den ältesten Sohn zum einzigen Erben des gesammten Grundbesitzes macht,“ und ich habe dies in weiteren Ausführungen begründet, die wesentlich das wiedergeben, was hier durch Rae, auf den ich mich berufe, ausgeführt ist. Darauf hat Sering (D. L. Z. S. 1070) geschrieben: „Hiergegen vermag ich nirgendwo ein Wort darüber zu finden, auch nicht bei John Rae, den Brentano als Eideshelfer anruft, daß die Art und Weise der Vererbung des bäuerlichen Besitzes irgend etwas mit der Latifundienbildung zu thun gehabt habe. Nach Rae ist die eigentliche Periode des Niedergangs der englischen Bauern in die Zeit von 1815—1875 zu verlegen, und als die entscheidende Ursache bezeichnet er — ganz im Gegensatz zu Brentano's freihändlerisch gefärbter Darstellung — das Sinken der Produktenpreise seit der Schlacht bei Waterloo. Die Bauern hatten während des Kriegs bei hohen Preisen viel Land gekauft und aus anderen Gründen hohe Schuldverpflichtungen übernommen. Als nun die Konjunktur plötzlich zurückging, wurden „tausend ruinirt und verkauften ihr Eigenthum natürlich unter ungünstigen Bedingungen.“ „In solcher Situation war natürlich ein verlockender Preis eines benachbarten Großgrundbesitzers unwiderstehlich, und im Allgemeinen war kein sehr verlockender Preis nöthig.“ Als Käufer traten, wie Rae weiter ausführt, hauptsächlich die Träger des im Handel, in der Industrie und in den Kolonien erworbenen Großkapitals auf, und die großen Güter wurden dann durch entails und settlements dauernd gefestigt. Der starken Nachfrage seitens der Kapitalisten bot sich lediglich das Bauernland — weil nicht gebunden — dar. „Aber,“ fügt Rae hinzu, „selbst wenn alle künstlichen Beschränkungen“ (durch Fideikommisse) entfernt würden und so viel Land auf den Markt käme, wie es dann natürlich wäre, würden noch große Hindernisse zu Ungunsten bäuerlicher Käufer sich geltend machen.“ Denn mit dem Großkapital kann der Bauer doch nicht konkurriren, weil für jenes das Land nicht ein Instrument der Produktion, sondern der Konsumtion, ein Luxus ist. Man sieht, mit wie großem Unrecht Brentano diese Darstellung als Stütze für seine künstliche Konstruktion ausgibt“. In meinem Aufsatz über „Wollen oder Erkennen?“ habe ich dieser Einwendung Sering's nicht besonders Erwähnung gethan; der Hauptgrund war, daß ich es angesichts dessen, was ich in meiner Agrarpolitik S. 123—126 gesagt habe, und der absoluten Uebereinstimmung dieser Ausführungen mit denen Rae's nicht für nothwendig hielt. Darauf hat Sering den Muth gehabt, in seiner Replik (D. L. Z. S. 1320) zu schreiben, ich sei genöthigt gewesen, den Vorwurf unwidersprochen zu lassen, „daß ich in einer für meine Beweisführung grundlegenden Frage zu meinen Gunsten einen Schriftsteller (John Rae) citire, der, wie in seiner Besprechung nachgewiesen sei, ungefähr das Gegentheil von dem sage, was ich ihn sagen lasse.“ Dem gegenüber gibt es nur eine Antwort: Niedriger hängen! Der Leser hat nun, was von mir, von Rae und von Sering gesagt worden ist, vor Augen. Er möge sich selbst ein Urtheil bilden!

Kornzölle die Unannehmlichkeit sinkender Renten möglichst von sich abzuwehren; im Uebrigen aber war er nicht genöthigt, auf der adäquaten Verzinsung des Bodenpreises zu bestehen. Dem Bauern dagegen wurde der Unterschied zwischen steigender Bodenrente in Folge steigender Bodenergibigkeit und steigender Bodenrente in Folge künstlicher Steigerung der Fruchtpreise in unangenehmster Weise zum Bewußtsein gebracht. Als die Fruchtpreise fielen, zeigte sich, daß dem künstlich getriebenen Bodenpreis keine entsprechende Bodenergibigkeit gegenüberstand. Das Produktionsinstrument war für das, was es abwarf, zu theuer. Die Folge war: Der Bauer, der verschuldet war, wurde bankerott; der Kluge verkaufte, bevor er bankerott wurde; da die Bodenpreise in Folge des Erbrechts und der mit dem Grundbesitz verbundenen politischen Vortheile hoch blieben, waren es nicht Bauern, sondern reiche Kapitalisten, die an seine Stelle traten. So sind der künstliche Schutz, das englische Erbrecht und der politische Einfluß des Großgrundbesitzers die eine Ursache, warum der englische Bauernstand zu Grunde ging, indem sie eine Steigerung der Bodenpreise ohne adäquate Steigerung der Bodenergibigkeit zur Folge hatten.

Die andere Ursache liegt im Bauern selbst. Sie war eine psychologische. Man darf nicht vergessen: nicht blos der Großbetrieb hat Vortheile vor dem Kleinbetrieb, die ihm, wie z. B. manche billigeren Produktionskosten, höhere Preise für Land zu zahlen gestatten, sondern auch die intensivere Widmung der kleinbäuerlichen Familie in ihrem Wirthschaftsbetrieb und das sparsamere Leben sind Vortheile, die sich namentlich bei Arbeitermangel, sehr günstig fühlbar machen und dem kleinen Bauern häufig höhere Bodenpreise, als der Kapitalist sie bezahlt, zu entrichten gestatten. Auch zahlt der Bauer für die ökonomische Unabhängigkeit, welche ihm der Grundbesitz gewährt, oft Preise weit über den Ertragswerth des Bodens. Allein damit der Bauer dabei bestehen könne, muß er ein anderer Mensch sein, als diejenigen waren, die damals in England Bauern blieben. Das waren Leute, die mit der äußersten Zähigkeit am Herkommen festhielten. Statt fanatisch beim Ueberkommenen zu bleiben, hätten sie bestrebt sein müssen, ihre Wirthschaft technisch und ökonomisch den veränderten Verhältnissen anzupassen. Nur dann hätten sie sich jenen Luxus der Unabhängigkeit erlauben und als Bauern erhalten können. Das aber thaten sie nicht, und deshalb gingen sie zu Grunde. Denn vergessen wir nicht: von allen Produktionselementen ist die erste und wichtigste unter allen Verhältnissen der Mensch und sein Verhalten, und keinerlei gesetzliche Veranstaltungen können Ersatz für die Fehler schaffen, wenn solche in diesem vorhanden sind.

Lujo Brentano.

Der internationale medizinische Kongreß in Moskau.

Die Zusage, die ich der Redaktion dieser Zeitschrift machte, über den XII. internationalen medizinischen Kongreß in Moskau für die Leser der „Nation“ zu berichten, erweist sich diesmal als eine schwierigere Aufgabe im Vergleich zu früheren ähnlichen Aufträgen. Selten hat es sich so wie jetzt in Rußland gezeigt, daß die Aerzte unter den gelehrten Berufsarten der volksthümlichste Stand sind. Sie bleiben mit Wohl und Wehe der Menschen zu eng verbunden, als daß es anders sein könnte; darum haben Staat und Volk in Rußland der Begegnung von Aerzten aller Länder, in denen es wissenschaftliche Aerzte gibt, überall die freundlichste Unterstützung und die herzlichste Gesinnung bewiesen. Ist es mir ja sogar auf der Rückreise hier in Kiew begegnet, daß mir die Kassirerin für das Konzert im Kaufmannsgarten, wo vortreffliche symphonische Konzerte für das kunstsinnige Publikum an einem herrlich gelegenen Punkte stattfinden, das bereits bezahlte Eintrittsgeld zurückzahlte, als sie mein Kongreßabzeichen erblickte und daß mir an der Gartenpforte in meiner Eigenschaft als „Gaspadin Wratsch“ (Herr Arzt) unter respektvoller Verbeugung der Eingang gewährt wurde. Immerhin machte ich mehrmals Beobachtungen darüber, daß sich die Russen doch auch ihre Gedanken über den Kongreß machen. Der Kongreß gibt, so wie es auf der Fahrt nach Moskau der Fall war, jetzt auch auf der Rückreise der Mitglieder den Eisenbahnzügen ihre Physiognomie und es wunderte mich, da er noch überall Gesprächsgegenstand ist, nicht, als mich gestern auf einer der Buffetstationen vor Kiew ein Herr fragte, ob denn auch viel Neues aus dem Kongreß herausgekommen sei? Diese Frage, welche vielleicht auch die Leser der „Nation“ stellen werden, ist es, die mich jetzt noch mehr als sonst bei solchem Anlaß in Verlegenheit setzt.

Obschon es keine Frage ist, daß die Kongresse den wissenschaftlichen Betrieb überall gefördert haben, so darf man sich doch von ihrer Bedeutung nicht übertriebene Vorstellungen machen. Sie dienen ebenso, wie der Mittheilung neuer Gedanken und Methoden auch dem aufdringlichen Streberthum, dem es schon genügt, mit dem Namen in den Vortragslisten zu figuriren. Dem Neuling gilt es, auf diese Weise Ruf zu erwerben, den Männern von befestigtem Ruf, ihn zu erhalten, was sie oft, je größer ihr Ruhm schon ist, mit möglichst geringem Arbeitsaufwand zu erreichen suchen. Sie halten es für genügend, wenn sie eine solche Versammlung mit ihrem Besuch beehren und begnügen sich vielfach damit, ihren Namen dem vorläufigen Programm einzufügen, mit der Bemerkung: „Thema vorbehalten“. Immerhin wählen sie doch aus dem Bereich ihrer gegenwärtigen Arbeiten Gegenstände aus, die sie für werth halten, einem weiten Kreise von Fachgenossen unterbreitet zu werden. Noch größere Herren aus dem befestigten Grundbesitz der Wissenschaft machen es sich aber oft noch bequemer und reisen etliche Jahre lang auf Kongressen mit dem gleichen Thema herum, welches höchstens für den jeweiligen Ort mit einigen neuen Zuthaten, etwa ein paar statistischen Daten oder Artigkeiten für das Staatsoberhaupt und die Regierung des Versammlungsortes zurecht gestutzt wird. Man könnte, wenn es nicht etwas respektlos klänge, versucht sein, einen durch die nahe Nischnij-Nowgoroder Messe sich darbietenden Vergleich zu gebrauchen und sagen, daß auch bei solchen Kongressen das solide Angebot von der Marktschreierei und den anspruchsvollen Ladenhütern unterschieden werden muß. Dies ist aber um so schwieriger, wenn die Verhandlungen sich, wie beim medizinischen Kongreß auf fünfzehn, bei der Naturforscherversammlung auf mehr als zwanzig Sektionen vertheilen und, wie es in Moskau der Fall war, über 900 Vorträge gehalten werden. Hier war diesmal die praktische Maßregel durchgeführt, daß in jeder Sektion die Autoren einen gedruckten Auszug ihrer Vorträge verbreiteten. Man müßte aber noch einen Schritt weiter gehen und auch diese Auszüge in kurzen Skizzen sämmtlich in dem während der Versammlung erscheinenden Journal veröffentlichen, statt dies Journal bloß mit werthlosen Annoncen zu füllen. Erst dann wird man sich auch während der Versammlung ein ungefähres Bild von dem, was sie wissenschaftlich dargeboten hat, bilden können: Im Wesentlichen wird aber der Werth dieser Kongresse in der persönlichen Annäherung bestehen, welche sie zwischen den Fachgenossen des gleichen Arbeitsfeldes aus den verschiedensten Kulturländern herbeiführen. Dadurch ermöglichen sie den unmittelbaren Gedankenaustausch und die leichte Vermittlung neuer Methoden. In Moskau befand man sich überdies auf einem für uns Westeuropäer und die Amerikaner so entlegenen Boden, daß es einen doppelten Reiz bildete, hier auf einem vermeintlich halbbarbarischen Gebiete die gleichen wissenschaftlichen Interessen und einen wissenschaftlichen Geist von hohem Ernste zu finden. Die Physiologen wußten zwar, daß sie einen Ssetschenow, die Anthropologen, daß sie einen Anjutin, die Neurologen, daß sie einen Roth hier antreffen würden, aber für die Vertreter anderer Fächer war es gut, zu erfahren, daß Histologen, wie Ogniew und Lukhiano, Chirurgen

row, Otologen wie von Stein — um hier nur zu nennen — durchaus auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen.

Die nach Moskau gekommenen Gelehrten von europäischem Rufe wurden von den Moskauern in jeder nur denkbaren Weise als Meister geehrt, namentlich galt dies von Professor Virchow, den man wie einen Fürsten als Gast im Kreml beherbergte und bei jedem Anlaß mit liebevollen Huldigungen feierte. Man bekannte sich damit bereitwillig als gelehrige Schüler des Westens und es wäre daher nicht zu viel verlangt gewesen, daß die Redner der allgemeinen Sitzungen auch ausnahmslos in ihren Vorträgen diesem Bestreben Rechnung getragen hätten. So würde beispielsweise Professor von Leyden sich nichts vergeben haben, wenn er mehr dargeboten hätte, als beinahe eine Wiederholung seines 1894 in Budapest auf dem hygienischen Kongreß gehaltenen Vortrages, mit welcher er für die allerdings höchst verdienstlichen Bestrebungen, in allen Ländern Volksheilstätten für Lungenkranke zu errichten, eintrat. Professor Virchow, der Einzige, welcher vollkommen frei sprach, legte noch einmal seine biologische Grundanschauung, gewissermaßen als Testament für das kommende Jahrhundert, als in dem Gedanken von der Continuität des Lebens liegend, dar, indem er sich einerseits von Neuem gegen den Begriff einer Urzeugung lebendiger aus todter Materie wandte, andererseits vor mystischen und unsicheren Anschauungen warnte, wie z. B. vor einer Ueberschätzung der Serumbehandlung. Virchow war überhaupt auf dem Kongresse sehr thätig und bot auch in der Sektion für pathologische Anatomie mit einem Vortrage über die Rolle der Gefäße bei der Entzündung einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der anatomisch-biologischen Verhältnisse bei dem immer noch zum Theil strittigen Vorgang der Entzündung; in der anthropologischen Sektion betheiligte er sich gleichfalls lebhaft an den Verhandlungen, die bemerkenswerthe Beiträge zur Kenntniß der Völker Osteuropas und Vorderasiens lieferten und demonstrirte unter Anderem einen ihm aus der Krim gesandten brachycephalen Schädel aus sehr früher Zeit, der durch seine Größenverhältnisse, namentlich durch seine schöne, ungewöhnlich breite Stirne Aufsehen erregte und vielleicht berufen ist, ganz neue Anschauungen über die alte Bevölkerung der Krim hervorzurufen.

Bei manchen Rednern der allgemeinen Sitzungen mußte das Kennenlernen des Redners den Hörer für den Inhalt des Gebotenen entschädigen. So bot Metschnikow, der hochverdiente Urheber der Lehre von der Phagocytose, der „fressenden“ und Bakterien abwehrenden Thätigkeit der weißen Blutkörperchen, in seinem Vortrag über die Pest wenig mehr als eine Darlegung der Verdienste Yersins um die Entdeckung des Pestbazillus und Yersins und Roux' um die des Heilserums gegen die Pest, welches sich ohnedies nur mäßiges Ansehen zu erwerben vermocht hat. So war Cesare Lombroso für alle diejenigen, die nicht, wie die meisten Deutschen, sich schon längst gegenüber seinem unkritischen Wesen skeptisch verhalten, eine große Enttäuschung. Weder der Schreiber dieser Zeilen, noch andere, so weit ich Umfrage hielt, vermochten aus Lombroso's Vortrag über die „neuen Horizonte und Anwendungen der Psychiatrie“, der mit bombastischer Diktion in einem höchst putzigen Französisch gehalten wurde, einen klaren Gedankengang zu erkennen. Ich entnahm nur so viel, daß Lombroso auch hier befürwortete, den Verbrecher psychologisch aufzufassen und andererseits normale Vorgänge des Seelenlebens, wie Ideenassociationen und Kontraste, auch für die Erklärung krankhafter Geisteszustände zu verwerthen. Beides sind höchst berechtigte Anschauungen, aber ihr Werth wird durch die ordnungslose Methode Lombroso's beeinträchtigt. Mit bloßen Aperçus kommt man in der Naturwissenschaft nicht vorwärts. Darum verpuffte auch Lombroso's Versuch in der anthropologischen Sektion, eine „greffe climatique“, einen umbildenden klimatischen Einfluß auf die Gestaltung alter Rassen mit ein paar flüchtigen Bemerkungen zu beweisen, vollständig. Er versuchte dies unter Anderem damit zu beweisen, daß Juden in nördlichen Ländern blond werden, in südlichen Ländern sich dem Aeußern der umgebenden Rasse annähern und übersah dabei gänzlich die durch Jahrlaufende wirksamen Einflüsse, sowie die Mannigfaltigkeit der anthropologischen Elemente, aus denen die heutigen Juden sich zusammensetzen. Viel gründlicher ging diesem Problem Herr von Luschan, der bekannte, seit Jahren in Berlin thätige Anthropologe, zu Leibe, indem er den Versuch machte, in einem Vortrag über die Anthropologie von Vorderasien Ordnung in das asiatische Völkergemisch zu bringen. Er entschied sich dahin, die Bevölkerung Vorderasiens auf zwei Haupttypen zu reduziren: einen hyperbrachycephalen, sehr hoch- und kurzschädligen und einen niedrig-lang- und schmalschädligen. Dem ersteren gehöre die Urbevölkerung von Persien, Kleinasien und Syrien an, unter Anderem die alten „Hetiter“ und ein sehr großer Theil der heutigen Armenier; den zweiten Typus bilde eine semitische Einwanderung in Arabien, Vorderasien und vermuthlich einem Theil von Nordostafrika, als deren geschichtlichen Vertreter Luschan ihren „heros eponymos“ Abraham ansieht. Diese semitische Einwanderung habe der Urbevölkerung semitische Sprache, Schrift und Religion mitgetheilt, aber auf deren körperliche Beschaffenheit nur geringen Einfluß geübt. Die anthropologischen Eigenschaften, die man vielfach den heutigen Juden zuschreibe, die langen, krummen Nasen, die hohen Schultern ꝛc. seien gar keine anthropologischen Eigenschaften der Semiten, sondern Kennzeichen der einstigen Hetiter und der heutigen Armenier.

Unter den Vorträgen der drei allgemeinen Sitzungen erregte besonders einer berechtigtes Aufsehen, der von Professor von Krafft-Ebing in Wien über die „Aetiologie der progressiven Paralyse“, die man wegen ihrer erschreckenden Zunahme in der Gegenwart und ihres neuerlichen Umsichgreifens auch auf das weibliche Geschlecht und das jugendliche Alter die Geisteskrankheit unserer Zeit par excellence genannt hat. Mit seiner echt schwäbischen Verve und rücksichtsloser Entschiedenheit stellte sich Krafft-Ebing auf die Seite derjenigen, welche als die eigentliche Ursache dieser Krankheit die Syphilis angesehen wissen wollen und für die sich allerdings viel anführen läßt, unter Anderem der Parallelismus zwischen dem Prozentsatz der Syphilitischen und der Paralytiker in den einzelnen Ländern, ferner die Häufigkeit der Syphilis in der Vergangenheit von solchen, die von dieser furchtbaren Geisteskrankheit hoffnungslos befallen werden. Dies allein würde aber das Aufsehen, welches der Vortrag machte, nicht gerechtfertigt haben. Es lag in einem völlig neuen Argument, welches der Redner für seine Ansicht ins Feld führte, um auch diejenigen zu widerlegen, die, wie die Leyden'sche Schule, jener Anschauung immer noch widerstreben und sich dabei auf die keineswegs zu vernachlässigende Zahl solcher Paralytiker berufen, die niemals nachweislich an Syphilis litten. Der Redner theilte einen Versuch mit, den ein ihm genau bekannter und wissenschaftlich vollkommen zuverlässiger Gewährsmann zur Widerlegung der Zweifler gemacht habe und der von der Anschauung ausgeht, daß einmaliges Ueberstehen der Syphilis gegen eine neue Ansteckung immun mache. Neun an progressiver Paralyse Leidende aus Krafft-Ebing's Klinik, die nach genauesten Erhebungen niemals Syphilis gehabt hatten, wurden mit dem Gifte dieser Krankheit geimpft, und der Erfolg war der, daß keiner von ihnen an Syphilis erkrankte, folglich muß auch in dem Vorleben dieser Patienten die erwähnte Infektionskrankheit einmal bestanden haben! So ist Krafft-Ebing's Folgerung und es läßt sich nicht leugnen, daß sie ein schweres Gewicht hat. Anders steht es mit der Frage nach der moralischen Zulässigkeit eines solchen Versuches. Der Vortragende vertheidigte ihn mit der großen wissenschaftlichen Wichtigkeit der Frage und mit der Gleichgiltigkeit, welche eine neue körperliche Erkrankung, falls sie erfolgt wäre, für das Leben von Individuen haben müsse, die ohnedies einem fortschreitenden geistigen und körperlichen Untergang verfallen seien. Für sein eigenes Urtheil über den wahrscheinlichen Eindruck eines solchen Unterfangens

war immerhin bezeichnend, daß Herr von Krafft-Ebing es wohlweislich unterließ, den Gewährsmann zu nennen, dem damit auch der Ruhm einer wissenschaftlichen That, soweit er seinem Namen gebührt, entzogen wird.

Mit der progressiven Paralyse kommen wir auf dasjenige Gebiet, in welchem der Moskauer Kongreß vielleicht die bedeutendsten Ergebnisse geliefert hat, das der Nervenkrankheiten. Aus einer großen Zahl von Vorträgen und Debatten heben wir diejenige über die Tabes dorsualis, die sogenannte Rückenmarksschwindsucht, hervor, bei welcher ebenfalls die Frage, ob die Syphilis ihre entfernte, oft erst fünfzehn Jahre nach der Infektionskrankheit auftretende Folge in der Tabes zeigt, lebhaft und zumeist in bejahendem Sinne erörtert wurde. Es ergaben Darlegungen von Obersteiner in Wien und Darkschewitsch in Kasan, daß man auch hinsichtlich des anatomischen Ausgangsortes dieser Krankheit sich bisher im Irrthum befand, indem man ihn ausschließlich ins Rückenmark verlegte. Beide Forscher stimmen darin überein, daß die Erkrankung der Hinterstränge des Rückenmarks, welche bei Tabes die charakteristischen Erscheinungen hervorruft, nicht das Ursprüngliche, sondern erst eine Folgeerscheinung ist, und daß der Anfang in den peripherischen Nervenbahnen liegt. Nur sind die von Obersteiner gefundenen Veränderungen in den Nervenwurzeln solche, welche ähnlich den durch Syphilis hervorgebrachten sind, während Darkschewitsch das Hauptgewicht auf die Erkrankung der Rückenmarkshäute legt. Aber auch dieser Autor sieht darin ähnliche Erkrankungen wie bei der Syphilis. Für die Praxis kommt aber die bedauerliche Erfahrung in Betracht, daß, wie sich auch die Anatomen entscheiden mögen, die gegen Syphilis angewandten Mittel gegen die Tabes wenig Erfolg haben. Darum ist es erfreulich, daß auf dem Moskauer Kongreß eine neuerdings von Dr. Frenkel zu Heiden in der Schweiz angewandte Methode, die ungeordneten Bein- und Armbewegungen der Tabeskranken, die eines ihrer schwersten Leiden ausmachen, durch ein höchst sinnreich ausgedachtes System eigenartiger gymnastischer Uebungen in geordnete und zweckmäßige zu verwandeln, durch den Erfinder persönlich gezeigt und von Prof. Erb und Vertretern der Leyden'schen Klinik als zweckmäßig und bereits vielfach bewährt anerkannt wurde. Wichtige Fortschritte theoretischer Natur zur Kenntniß des Nervensystems bildeten die Mittheilungen von van Gehuchten (Löwen), Marinesco (Bukarest), Goldscheider und Flatau (Berlin), Ballet und Dutil (Paris) über die merkwürdigen Veränderungen, welche durch experimentelle Beschädigungen oder durch Erkrankungen der Nerven in den Ganglienzellen und dem zugehörigen Fasergeflecht (den „Neuronen“ der neuesten Nervenlehre) hervorgebracht werden, indem eine von Nißl entdeckte, sich leicht mit Anilinfarben färbende Substanz, die den Kern der Ganglienzellen umgibt, je nach dem Eingriff an dem peripherischen Nerv höchst charakteristische Umlagerungen erleidet.

Auch in anderen Spezialfächern wurden Tagesfragen von Wichtigkeit erörtert, mit deren kurzer Erwähnung wir uns begnügen müssen. In der inneren Medizin wurde bei der Frage der Tuberkulose dem neuesten Koch'schen Tuberkulin und dem Zukunftserum scheu aus dem Wege gegangen und die diätetische Behandlung, von Medikamenten allenfalls einige neuere Antiseptika, wie Guajacol, Guajacetin und Lignasulfit bevorzugt. Auch die Chirurgie beginnt ihr Gebiet auf die Erkrankungen der Lunge auszudehnen, worüber indeß fast nur Berichte nichtdeutscher, namentlich französischer Chirurgen vorlagen, besonders von Tuffier (Paris); die chirurgische Behandlung der durch die Verheerungen der Schwindsucht entstandenen Höhlen der Lunge scheint noch wenig Aussicht zu haben; erfolgreicher ist die chirurgische Behandlung von Geschwüren und brandigen Theilen der Lunge gewesen. In dem Gebiete der Hirnchirurgie stand von Bergmann's eingehender Bericht im Vordergrunde, welcher nach seinen Erfahrungen zwar für chirurgische Eingriffe im Gehirn bei Geschwüren und Geschwülsten, die sorgfältig diagnosticirt und genau abgegrenzt sind, eintrat, dagegen die Operation bei der auf Verletzung des Gehirns beruhenden Form der Epilepsie, wie überhaupt die ohne sorgfältige Feststellung der Nothwendigkeit geübte Trepanation des Schädels mit großer Lebhaftigkeit verwarf. Die letztere wandte sich vorwiegend gegen einige vielbemerkte Gastoperationen, welche der berühmte Pariser Chirurg Doyen in Moskau ausführte und mit denen er mehr wegen der äußeren Gewandtheit als durch die Solidität der Ausführung die Aufmerksamkeit der Fachgenossen erregte.

Im Allgemeinen war der Verkehr der deutschen, französischen, englischen, amerikanischen und italienischen Aerzte untereinander ein durchaus kollegialer, von ganz besonderer Herzlichkeit aber das Verhalten der russischen gegenüber allen auswärtigen Kollegen. Abgesehen von den Bethätigungen der berühmten Gastfreundschaft der Russen wußten unsere ärztlichen Wirthe sich auch gar nicht genug zu thun im Zeigen der in mancher Hinsicht höchst bedeutenden klinischen Anstalten Moskaus, die übrigens großentheils, was im Auslande wenig bekannt ist, auf privaten Stiftungen reicher Moskauer beruhen. Auch die große, von Katharina II. begründete Moskauer Findelanstalt, die jährlich über 15 000 Säuglinge verpflegt, war unausgesetzt Gegenstand der Besichtigung von Seiten der fremden Aerzte. Man schied von Moskau mit der Empfindung, daß diese merkwürdige Stadt, die in ihrem Aeußern ein so eigenartiges Gemisch von Civilisation und Barbarei zeigt, nicht nur die Stadt des Kremls und der Hunderte in Gold und grellen Farben strahlenden Kirchen, sondern auch eine Stätte hoher Kultur für das gesammte russische Reich ist, welche früher oder später auch in der politischen Entwicklung ihren Ausdruck finden muß.

Geschrieben auf der Rückreise in Kiew, 30. August 1897.

Emil Schiff.

Alfred von Arneth.

(Geb. 10. Juli 1819. Gest. 30. Juli 1897.)

Mit Alfred von Arneth ist am 30. Juli in seiner Vaterstadt Wien ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Bild viele trauernde Herzen in ehrender und dankbarer Erinnerung bewahren werden. Sie bleibt seinem Namen gesichert nicht nur durch den Werth seiner Leistungen, sondern auch durch den Eindruck, den seine gewinnende Persönlichkeit auf Jeden machte, der das Glück hatte, ihm nahe zu treten. Wäre man in Verlegenheit, ein Muster dessen anzugeben zu sollen, was der Franzose „politesse du coeur“ nennt, so könnte man nichts besseres thun, als auf das Beispiel dieses Mannes hinzuweisen. Eine solche Vereinigung von Bescheidenheit, Güte, Dienstfertigkeit, Anmuth im mündlichen und schriftlichen Verkehr, wie sie sich bei diesem gefeierten Gelehrten und hochgestellten Beamten fand, gehört zu den Seltenheiten.

Arneth hat einem künftigen Biographen durch die Herausgabe der zwei Bände „Aus meinem Leben“ (Wien 1891, 1892) vorgearbeitet, die ursprünglich nur als Manuskript gedruckt worden waren. Hier erscheinen zuerst die äußerst sympathischen Gestalten seiner Eltern in heller Beleuchtung: des feingebildeten Vaters, der als ausgezeichneter Numismatiker und Archäolog einen ruhmvollen Namen gewann, der hochbegabten Mutter, die als Toni Adamberger eine Zierde des Burgtheaters gewesen war, als Theodor Körner's Braut für immer mit einem romantischen Strahlenkranz umgeben blieb. Dann folgt die Schilderung der Kinderjahre in Wien und der Schulzeit im Konvikt Kremsmünster, die sich hie und da zu einem anziehenden kulturgeschichtlichen Bilde erweitert. In dem Kapitel „Universität und Staatsdienst“ hebt sich die Autobiographie gleichfalls noch vom Hintergrunde der Zustände des vormärzlichen Oesterreich ab. Das Jahr 1848 aber macht auch in diesem schlichten Rechenschaftsbericht von Erlebtem und Erstrebtem einen tiefen Einschnitt.

Der noch nicht neunundzwanzigjährige Arneth wurde damals von dem Bezirk Neunkirchen als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament entsandt. Seine großdeutsche Gesinnung zeichnete ihm den Weg vor, den er hier zu gehen hatte und nöthigte ihn, am 19. März 1849 seinen Austritt zu erklären. Auf die Frage der „Deutschen Zeitung“: „Was wollen die Oesterreicher“, hatte er noch kurz vorher geantwortet: „Sie wollen ein großes, mächtiges, einiges Deutschland, und daß dieses Deutschland auch ihr Oesterreich in sich schließe. Sie glauben, daß es in Deutschlands höchstem Interesse liege, Oesterreich nicht zu zertrümmern, sondern es sich stark und kräftig gestalten zu lassen. Sie haben die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es möglich sei, Oesterreich und Deutschland durch ein engeres als ein bloß völkerrechtliches Band zu vereinigen“. Der Lauf der Geschichte belehrte ihn, daß diese letzte Hoffnung trügerisch war. Er war weit entfernt davon, im Hinblick auf ihr Scheitern die österreichischen Staatslenker von aller Schuld zu entlasten. „Weil das Gefühl der Einigung Deutschlands“, sagt er einmal, „ein edles, ein berechtigtes Gefühl war, so ist es in den Herzen der Deutschen nicht so erloschen, wie etwa eine Flamme verglimmt, der keine neue Nahrung zugeführt wird. Als der Augenblick hierzu ein günstiger war, loderte es stärker empor als zuvor, und jene frühere Mißachtung hat sich, wenn auch nicht mehr an ihren Urhebern, so doch an den Epigonen derselben recht bitter gerächt“. Aber die tiefe Wunde, die das Jahr 1866 seinem Herzen schlug, blieb lange unvernarbt.

Als thätiger Theilnehmer an den politischen Kämpfen in Oesterreich selbst zählte Arneth zu den treuesten und umsichtigsten Anhängern der deutsch-liberalen Verfassungspartei. Im niederösterreichischen Landtag, im Herrenhause, in den Delegationen nahm er eine bedeutende Stelle ein. Erfüllt von dem Wunsch, die Staatseinheit Oesterreichs, mit Vorwalten des Deutschthums gestärkt zu sehen, ein frommer Katholik, aber ein entschiedener Gegner klerikaler Uebergriffe, Verfechter des Satzes, daß dem Beamten in der Repräsentanz des Reiches nur seine Ueberzeugung zum Leitstern dienen dürfe, hatte er wiederholt in den vordersten Reihen der parlamentarischen Schlacht zu stehen. Zu seinen eindrucksvollsten Reden gehörte die, welche er 1874 im Herrenhause bei der Berathung des Gesetzes zur Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche gegen den Kardinal Rauscher hielt. Ein besonderes Interesse wandte der Politiker Arneth stets den Fragen des Unterrichts zu, und er empfand es sehr bitter, wenn auf diesem Gebiet ein Fortschritt verhindert oder gar ein Rückschritt gemacht wurde.

Wehmüthig hat er das Bekenntniß abgelegt, „auf dem Felde der Politik sein Ziel nicht erreicht zu haben“. Er durfte sich darauf berufen, „daß auch weit Stärkere mit gleicher Fruchtlosigkeit gegen widrige Umstände ankämpften“. Als Geschichtsschreiber wollte er sich in gewohnter Selbstbescheidung „mit einer etwaigen Unzulänglichkeit seines Könnens“ entschuldigen. Niemandem wird es beikommen, den Historiker Arneth einem Ranke zu vergleichen. Aber daß die bewundernswerthe Fülle seiner Werke sich durch außerordentliche Gründlichkeit der Forschung, geistige Durchdringung des Rohstoffes, wohlüberlegte Gliederung der Darstellung in hohem Maße auszeichnet, wird kein Kundiger leugnen. Der Biograph des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg hatte schon in diesem seinem Erstlingswerk große Erwartungen rege gemacht. Sie wurden weit übertroffen durch das dreibändige Werk über den Prinzen Eugen, das dem Helden, dem Staatsmann, dem Förderer von Kunst und Wissenschaft gleicher Weise gerecht ward. Eine Menge von urkundlichen, Veröffentlichungen und kleineren darstellenden Arbeiten erwuchs aus der lange währenden Beschäftigung mit der Geschichte Maria Theresia's und ihres Zeitalters. Unter diesen nimmt das Schriftchen „Beaumarchais und Sonnenfels“, das eine der heitersten Episoden aus dem Leben des erfindungsreichen Figaro-Poeten enthüllt, die Stelle eines Kabinetsstückes ein. Unter jenen machte die Herausgabe des Briefwechsels der Kaiserin mit ihrer Tochter Marie Antoinette um so mehr Aufsehen, als sie die Mittel bot, die Unechtheit gewisser, in Frankreich ans Licht getretener Publikationen zu erweisen. Das monumentale historische Werk aber, das Arneth's schriftstellerischen Ruhm dauernd erhalten wird, ist seine zehnbändige Geschichte Maria Theresias (1863—79). Dies Werk trug in der That eine Ehrenschuld ab, in der sich Oesterreich vorher Maria Theresia gegenüber noch immer befunden hatte. Auch preußische Historiker, deren Beurtheilung Friedrichs des Großen von derjenigen Arneth's abwich, waren bereit, dem österreichischen Fachgenossen ihre hohe Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Nach der Vollendung dieses Hauptwerkes ruhte Arneth nicht auf seinen Lorbeeren. Die Bände der „Allgemeinen deutschen Biographie“ empfingen manchen werthvollen Beitrag seiner Feder. Auch diente sie der Erinnerung an die von ihm verehrten Staatsmänner Schmerling und Haymerle. Die Veröffentlichung des Briefwechsels Maria Theresia's mit ihren Kindern und Freunden führte den Historiker zur Lieblingsgestalt der großen Herrscherin zurück. Er hatte sich früher mit dem französischen Gelehrten Geffroy zur Herausgabe des wichtigen Briefwechsels der Kaiserin mit ihrem Gesandten in Paris verbunden. Ein anderer französischer Gelehrter, Jules Flammermont, reichte ihm die Hand, als es galt, den Briefwechsel eben dieses Diplomaten mit Joseph II. und Kaunitz allgemein zugänglich zu machen. Noch gegen Ende seines Lebens beschäftigte ihn die Biographie des Ministers Wessenberg, und es ist zu hoffen, daß sie schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Durch einen schweren Verlust in seiner Familie betroffen, suchte er, wie gewohnt, in der Arbeit Trost und Erholung. In einem vom 2. März d. J. datirten Brief sprach er die Erwartung aus, „daß ‚der Wessenberg‘ bis zum Ende des Jahres an die Oeffentlichkeit treten werde“.

Noch aber ist das Gebiet nicht erwähnt worden, auf dem Arneth bahnbrechend vorschritt und ein der Nachahmung überaus würdiges Muster aufstellte: das der Archivverwaltung. Im Jahre 1868 zum Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs ernannt, führte er ein großartiges Reformprogramm aus, das ihm schon längst vor Augen geschwebt hatte. Er setzte es durch, daß man sich entschloß, aus der ihm so wohl vertrauten Anstalt „ein vorwiegend wissenschaftliches Institut zu machen und zu diesem Ende nicht nur den Archivbeamten selbst die Verwerthung der archivalischen Schätze zu historischen Arbeiten, sondern auch fremden Forschern den Zutritt zu denselben wesentlich zu erleichtern“. Es machte nicht geringes Aufsehen, daß gerade Oesterreich auf dieser Bahn voranging, auf der seitdem viele Staaten, mit mehr oder weniger ausgedehnter Liberalität, nachgefolgt sind. Man müßte Seiten füllen, wenn man die Namen der Historiker nennen wollte, denen Arneth's entschlossener Bruch mit der alten Geheimnißkrämerei zu Statten gekommen ist. Es fehlte nicht an Einwänden gegen die von ihm eingeführte Praxis, z. B. als Heinrich von Sybel freien Zutritt zu den Akten erhielt, deren Kenntniß ihm für die Geschichte der Revolutionszeit unentbehrlich war. Aber Arneth hielt unbeirrt an dem Grundsatz fest, „bei der Benutzung und Bearbeitung der Archivschätze den Geschichtsforschern ohne Rücksicht auf deren politische Parteistellung möglichst wenige Schranken zu ziehen.“ Dabei war es ihm nicht eine Sache der Pflicht, sondern eine wahre Herzensangelegenheit, dem fremden Forscher auf alle Weise die Wege zu ebnen. Niemand konnte sein Arbeitszimmer in „der Burg“ verlassen, ohne ein Gefühl des Dankes und der Verehrung für den immer Hilfsbereiten, der das Gespräch durch leisen Humor zu würzen wußte und jedem Einzelnen eine warme persönliche Theilnahme entgegen brachte. Die Beamten des Archivs waren ihrem Chef in treuester Anhänglichkeit verbunden. Er war, wie einer von ihnen sich ausdrückte, ihr „vielgeliebter, väterlicher Führer und Freund“. Die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der amtlichen Thätigkeit Arneth's bewies, wie viel Liebe und Achtung er in weiten Kreisen genoß.

Auch sonst fehlte es ihm nicht an Ehrungen jeder Art. Er war seit 1879 Präsident der Akademie der Wissenschaften,

und nach Sybel's Tode wußte die historische Kommission diesem keinen würdigeren Nachfolger zu geben als Arneth. Gleichsam der Repräsentant der höchsten geistigen Bestrebungen Deutsch-Oesterreichs, durch die Jahre nicht gebeugt, mit weiser Eintheilung seiner Zeit und seiner Kräfte, übernahm Arneth eine Ehrenpflicht nach der andern. Auch der Centralverband der österreichischen Volksbildungsvereine und der Wiener Volksbildungsverein erfreuten sich seiner Leitung. Sein Tod hat viele Lücken gerissen. Seinem Andenken kann nicht besser gedient werden, als wenn an der Stätte seines täglichen Wirkens die von ihm herstammenden Ueberlieferungen niemals in Vergessenheit gerathen.

Zürich. Alfred Stern.

Wirthschaftliche Naturgesetze.

Der Mensch als ein geschaffenes Wesen ist genöthigt, sich anzustrengen, um sein Dasein zu behaupten gegen die zur Zerstörung seines Daseins fortdauernd auf ihn anstürmende elementare Wucht. Der Mensch als ein vernunftbegabtes Wesen ist bestrebt, seine Anstrengungen so einzurichten, daß sich aus ihnen ein möglichst hohes Maß von Befriedigung (nicht von „Gewinn“, wie oft untergeschoben wird) ergibt. Einen Ueberschuß der Befriedigung über die Anstrengung zu erzielen, stehen dem Menschen eine Fülle von Mitteln zu Gebote, die Ansammlung von Vorräthen, welche es gestatten, jede Arbeit zu derjenigen Zeit vorzunehmen, in welcher sie am meisten Erfolg verheißt, die Erkenntniß der Naturgesetze, welche es ermöglicht, durch geeignete Werkzeuge, dem Walten der natürlichen Kräfte diejenigen Erfolge abzuringen, die am erwünschtesten sind, die Theilung der Arbeit, der Kredit, welcher es gestattet, daß jeder Bruchtheil angesammelter Vorräthe und Werkzeuge möglichst schnell eine zweckmäßige Verwendung findet: sie alle dienen dazu, nur der aufgewendeten Anstrengung ein höheres Maß von Befriedigung zu erzielen. Vor allen Dingen dient dazu aber die wirthschaftliche Freiheit, welche jedem Einzelnen gestattet, von seiner Arbeitskraft, seinen Kenntnissen, seinen Vorräthen und Werkzeugen denjenigen Gebrauch zu machen, der ihm am vortheilhaftesten erscheint, unter dem einzigen Vorbehalt, daß er seine wirthschaftliche Macht nicht dazu braucht, Andere um die Ergebnisse ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit zu bringen. Rechtsschutz von Seiten des Staates und Abwehr jeder Staatseinmischung, die über den Zweck des Rechtsschutzes hinausgeht, bilden den Schlußstein der Wirthschaftsordnung.

Das sind die Hauptsätze derjenigen Lehre, die noch vor vierzig Jahren als „Volkswirthschaft“ frei und offen verkündet wurde, und die jetzt als „ödes Manchesterthum“ am Pranger steht, freilich ohne in ihrer langen Leidenszeit zur Buße und Sinnesänderung gebracht zu sein.

Der geringste Gegenstand des Gebrauchs, etwa ein Stück Brot, ein Hemd, ein Zeitungsblatt hat nur dadurch entstehen können, daß Hunderte von Leuten an ihm oder an den Materialien, aus denen es hervorgegangen ist, gearbeitet haben. In dem geringen Preise, der dafür bezahlt wird, ist der Lohn für alle die Hunderte enthalten, die sich an dieser Arbeit betheiligt haben. Daß an jedem von diesen Hunderten der angemessene Theil kommt, der seiner Anstrengung entspricht, dafür sorgen die wirthschaftlichen Naturgesetze, die zu beobachten unsere Aufgabe ist, die wir aber nicht ändern können. Unter allen Wissenschaften ist keine der Volkswirthschaft so ähnlich, wie die Wissenschaft der Physiologie, welche das Leben in eine große Anzahl selbständiger Prozesse aufzulösen hat, von denen wir in jedem Einzelnen den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen haben, ohne an diesem Zusammenhang eine Aenderung vorzunehmen.

Die Grundthatsache des wirthschaftlichen Lebens ist das Eigenthum, ohne dessen Anerkennung wir ein Zusammenleben gesitteter Menschen uns nicht vorstellen können. Lassalle hat den falschen Satz ausgesprochen, das Eigenthum sei eine historische Kategorie, sei in der Geschichte entstanden, werde darum in der Geschichte auch wieder vergehen, und diesen falschen Satz hat sich die Kathederwissenschaft unserer Tage angeeignet, und wenn wir Lassalle, der diesen Satz ausgesprochen, als einen Sozialisten bezeichnen, so wird nichts dagegen einzuwenden sein, alle die, welche diesen Satz adoptiren, als eine Abart der Sozialisten, als Kathedersozialisten zu bezeichnen.

Der Kernsatz, den Herr Adolph Wagner in seiner Grundlegung der Volkswirthschaft ausgesprochen hat, und mit dem seine ganze Lehre steht und fällt, ist der, daß die Vertheilung des Einkommens sich nicht auf Grund wirthschaftlicher Naturgesetze vollzieht, sondern unter erheblicher Mitwirkung des positiven Rechts, und daß wir darum nur das positive Recht zu ändern haben, um eine andere, vermuthlich bessere Vertheilung des Einkommens herbeizuführen. Und diesem Gedanken, daß wir das positive Recht ändern können und sollen, um ethischen Anforderungen zu genügen, schiebt sich bald der andere Gedanke unter, daß wir nur das Gesetz zu ändern haben. Wir finden irgendwo Zustände, die uns nicht gefallen, wir ändern sie durch ein Gesetz, und unsere Aufgabe ist gelöst. Der erste Irrthum ist dabei der, daß wir nur ein Gesetz zu machen haben, das uns gefällt, um ein Recht zu schaffen, das uns gefällt. Unzählige Gesetze, die in unsern Tagen erlassen worden, sind nicht zum Recht geworden. Das Leben spottet ihrer, weil sie nicht aus dem Gefühle rechtlicher Nothwendigkeit hervorgegangen sind, der Gesetzgeber hat keine andere Aufgabe, und darf sich ungestraft keine andere Aufgabe beilegen, als die, denjenigen Gedanken, welche als Recht in dem Gefühl aller Menschen leben, die äußere Form zu geben.

Der andere und wichtigere Irrthum besteht darin, daß man die Wandelbarkeit des Rechts übertreibt. Mancher wichtige Rechtsgrundsatz, der im Laufe der Zeit entstanden ist, wird demnach im Laufe der Zeit nicht wieder vergehen, sondern als ein κτῆμα ἐς ἀεί festgehalten werden. Man halte früher die Sklaverei und hielt sie für eine von der Natur selbst geschaffene Einrichtung. Man kannte später eine verschiedene Gliederung des Rechts nach den Geburtsständen. Seit drei- bis vierhundert Jahren haben wir den Grundsatz von der Rechtsgleichheit aller Menschen. Die Menschheit hat Mühe gehabt, diesen Gedanken zu erobern, den zu verwirklichen sie berufen war, aber nachdem sie ihn erobert hat, wird sie ihn sich nicht wieder rauben lassen. Ebenso verhält es sich mit der heutigen Gestalt der Ehe, mit der Anerkennung der Meinungsfreiheit, mit der Trennung von Rechtsprechung und Verwaltung. Es gibt Rechtsgedanken, die nachdem sie einmal erobert worden, nicht wieder verloren gehen können. Es gibt ein schlechthin vernünftiges Recht, nur ist dieses Recht nicht von der Natur in die Wiege gelegt worden, sondern in heißer Kulturarbeit erobert worden. Die wirthschaftlichen Naturgesetze können erst zur Geltung kommen, nachdem die Rechtsordnung den Boden für sie bereitet hat. Im Sklavenstaat und im Ständestaat war kein Raum für sie. Wo sie aber einmal Wurzel gefaßt haben, sind sie unausrottbar.

Mit wunderbarer Konsequenz hat den Satz, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse von dem rechtlichen Unterbau abhängig sind, Herr Rudolf Stammler*) durchgeführt. Er fordert heraus, auch nur einen einzigen volkswirthschaftlichen Begriff zu nennen, der von der Rechtsordnung abzulösen wäre. Dieser Herausforderung zu genügen ist nicht schwer. Wenn Robinson auf seiner wüsten Insel mit einigem dialektischen Vermögen begabt war, konnte er sowohl den Begriff des Vorraths als den des Werkzeugs abstrahiren. Aus „Tausend und Eine Nacht“ entlehne ich ein Beispiel. Zwei Männer begegnen einander in der Wüste Sahara. Jeder besitzt Etwas, was jeder andere gern haben möchte und was er selbst entbehren kann, weil er zu Hause

*) Wirthschaft und Recht von Dr. Rudolf Stammler, Leipzig. Veit & Co., 1896.

Ueberfluß daran hat. Ihre Körperkräfte sind anscheinend gleich, so daß keiner Lust hat, es auf eine Gewaltthat ankommen zu lassen. Sie tauschen, und dieser Tausch ist ein rein wirthschaftlicher Vorgang, der keinerlei rechtliche Folgen hat.

Herr Stammler stellt eine harte Unterscheidung auf. Der Mensch ist entweder ein Einzelwesen und dann unterliegt er ausschließlich naturwissenschaftlichen Gesetzen. Oder er ist ein geselliges Wesen und dann sind seine Beziehungen zu den Mitmenschen durch eine positive Norm geregelt und diese nennen wir Recht. Diese Unterscheidung ist nicht haltbar. Der Mensch unterliegt den natürlichen Trieben, aber diese natürliche Triebe werden ersittlicht, und wo die sittlich-vernünftige Erkenntniß und Bestrebung in den kreatürlichen Menschen eindringt, das gehört zu den Punkten, über die ein Dubois-Reymond sein ignorabimus aussprechen mag.

Die Volkswirthschaft ist keine Metaphysik. Sie bestrebt sich nicht, zu den letzten Gründen aller Dinge vorzudringen, kann auch mit ihrer Aufgabe nicht warten, bis Andere dahin vorgedrungen sind. Wie der Physiolog sich mit dem Kreislauf des Bluts und der Athmung beschäftigt, ehe das letzte Geheimniß des Lebens erforscht ist, so muß der Volkswirth sich bemühen, die Gesetze der Produktion und Vertheilung der Güter zu erkennen, ehe das ethische Gesetz erforscht ist, nach dem das Zusammenleben der Menschen zu regeln ist. Der Volkswirth bemüht sich, in den verwickelten Erscheinungen des Lebens, wie sie sich gestaltet haben, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erforschen, und überläßt die Aufgabe zu ermitteln, wie die Erscheinungen des Lebens eigentlich sein sollen, denen, die zu einer solchen Aufgabe Kraft und Muth haben.

Alexander Meyer.

Ein Nachtrag zur Korrespondenz Napoleon's I.

Das Bürgerkönigthum hatte Napoleon's Asche nach Frankreich zurückgebracht, das zweite Kaiserreich machte sich daran, seine Korrespondenz zu veröffentlichen. Napoleon III. setzte im Jahre 1854 eine Kommission ein, die unter dem Vorsitz des Marschalls Vaillant mit der Herausgabe der Briefschaften begann. Indessen befriedigten diese Arbeiten den Kaiser nicht; er äußerte sich wiederholt dahin und bot im Jahre 1858 seinem Vetter, dem Prinzen Jerôme, die Leitung des Unternehmens an. Dieser sagte bereitwillig zu, stellte aber, wie er selbst in seinem Buche „Napoléon et ses détracteurs“ erzählt, immerhin einige Bedingungen. Zwei der früher Mitwirkenden mußten ausscheiden: Vaillant, „dessen politische Gesinnungen mir wenig Vertrauen einflößten“; Prosper Mérimée, der einen zu ausgesprochenen Geschmack für die realistische Anekdote hatte. Er wollte gerade das aufnehmen, was der Prinz als gleichgültig oder störend ansah, die Briefe, in welchen der große Korse sich etwas hemdärmelig erging. Der fürstliche Präsident nannte ihn deshalb „einen Skeptiker und Cyniker“ und war „entrüstet über derartige Tendenzen bei dem Mitarbeiter an einem ernsten Werke.“ Mit Ste.-Beuve, der gleichfalls in dem Komitee saß, konnte er sich dagegen verständigen. Sie waren mit einander befreundet; Jerôme, wie seine Schwester Mathilde, verkehrten lange Zeit als eifrige Besucher in dem kleinen Hause der Rue Montparnasse. Auch politisch standen beide Männer sich nahe; wenigstens gehörte der Kritiker zunächst zu der Fraktion des Prinzen, der liberalen Linken des Kaiserreichs. Von Seiten der oppositionellen Parteien hat man ihm diese Stellungnahme vielfach verdacht und auch behauptet, daß er, als Mitglied der Kommission, sich allzu gefügig erwiesen habe. Daran mag etwas Wahres sein. „Alles in allem“ — so hatte er zu dem Prinzen gesagt — „kennen Sie Napoleon besser als ich, der ich mich nicht speziell mit ihm befaßt habe; Sie haben eine Mission zu erfüllen, und wenn Sie mich wollen, will ich Ihnen helfen.“ In dieser Bescheidung lag jedenfalls ein bedenklicher Verzicht auf Selbständigkeit.

Kurz ehe das Kaiserreich zusammenbrach, hatte die Kommission ihre Aufgabe noch vollendet. Im Jahre 1869 erschien der achtundzwanzigste und letzte Band der gesammelten Korrespondenz. Doch war, wie sich bald herausstellte, das Werk längst nicht vollständig; und Taine machte im fünften Buche seiner Origines de la France contemporaine den Herausgebern geradezu den Vorwurf, daß sie gegen dreißigtausend Briefe „par convenance ou politique“ unterschlagen hätten, darunter zweitausend wichtige. Der Prinz Napoleon antwortete sofort. Er führte eine wuchtige Feder, welche gelegentlich die Allüren des Imperatorenstiles annahm; die herrisch, statt zu vertheidigen, lieber zum Angriff vorging und wohl auch in jenen brüsken, abgerissenen Ton verfiel, der mitunter an den großen Ohm erinnert. Dieses Mal war er indessen mit seinen Ausführungen nicht glücklich; er schlug sich mit seinen eigenen Erklärungen. Es hieß es bei ihm: „Als Grundsatz stellte ich auf, daß wir, die Erben Napoleons, uns vor allem von seinen Wünschen leiten und ihn vor der Nachwelt erscheinen lassen müßten, wie er selbst sich gern ihr gezeigt haben würde. Ist es angängig, daß seine Absichten von seinen Erben verkannt werden sollten?“

Daß persönliche oder dynastische Interessen bei der Auswahl des Briefwechsels mitgesprochen hatten, war nach dieser Entgegnung unzweifelhaft. In welchem Umfange sie berücksichtigt worden, hat sich jetzt vor Kurzem ergeben. Léon Lecestre veröffentlichte in diesem Sommer zwei Zusatzbände mit Schreiben Napoleons.*) Es sind etwa zwölfhundert Nummern, von denen ein Drittel allmählich da und dort nachgetragen worden, der weitaus größere Theil aber gänzlich unbekannt geblieben war. Zumeist aus den Archiven des Staats und der Ministerien stammend, hatten diese Schriftstöße seiner Zeit gewiß fast sämmtlich auch der kaiserlichen Kommission vorgelegen. Wenn sie unbenutzt bei Seite gelegt waren, so konnte das nur mit Plan und Absicht geschehen sein; und der Inhalt der Briefe klärt zur Genüge über die Gründe auf. Entweder sind diese Ergüsse zu ungebunden, zu wenig vortheilhaft für das Charakterbild und den Nimbus ihres Autors; oder sie handeln von Familien und Personen, die man noch in in ihren Nachkommen schonen mußte. Allen voran hatten Napoleon III. und sein Vetter Jerôme für sich selbst manches zu verheimlichen. Wie war der Kaiser mit ihren Vätern umgesprungen! Die Briefe an König Ludwig von Holland und Hieronymus von Westfalen waren für die Söhne nichts weniger, als ein Ruhmestitel. Einige Proben werden das darthun.

„Ich habe“, ergeht es einmal nach Kassel, „Ihren Brief bekommen, der auf die Rede Bezug hat, die Sie in Ihrem Staatsrath gehalten haben. Ich finde sie lächerlich . . . . . Sie konnten sich diese Rede sparen“

„Ich sehe in Ihrer Haltung wenig Reife; das macht mir den meisten Kummer“.

„Ich habe wenig Menschen gesehen, die so wenig Takt, wie Sie, hätten. Sie wissen nichts, und Sie gehen immer nach Ihrem Kopfe; nichts bei Ihnen entscheidet sich nach Vernunft, sondern alles nach Wallung und Leidenschaft“.

„Sie schulden der Amortisationskasse zwei Millionen. Sie haben Ihre Wechsel protestiren lassen; das thut kein Mann von Ehre. Ich dulde nicht, daß man mir wortbrüchig wird. Verkaufen Sie Ihre Diamanten, Ihr Tafelzeug; vermeiden Sie die tollen Ausgaben, die Sie zum Gelächter Europas machen und schließlich die Entrüstung Ihrer Völker erregen werden. Verkaufen Sie Ihre Möbel, Ihre Pferde, Ihre Kleinodien und bezahlen Sie Ihre Schulden. Die Ehre geht über alles. Sie ernten schlechten Dank, Ihre Schulden nicht zu bezahlen, wenn man die Geschenke sieht, welche Sie machen und den dort unbekannten Aufwand, der Ihre Völker empört. Sie sind jung, leichtsinnig und rechnen nicht mit dem Gelde, namentlich in einer Zeit, wo Ihre Völker unter den Folgen des Krieges leiden“.

*) Lettres inédites de Napoléon Ier (An VIII—1815) publiées par Léon Lecestre, Paris. E. Plon, Nourrit et Cie. 1897.

Dann macht er ihm sein Budget; so und so viel darf ausgegeben, eine gewisse Summe muß für Unvorhergesehenes bestimmt, ein Viertel jährlich als Reservefonds zurückgelegt werden. Der König von Preußen und der Kaiser in Wien verbrauchen nicht so viel, wie dieser Hof in Westfalen. Schließlich, wie mit einem Epigramm, an den westfälischen Gesandten, Baron Reinhard, in einem Briefe vom Jahre 1813:

„Der große Fehler des Königs ist es, daß er wenig von der Geschichte kennt, von den Grundsätzen der Politik und sich jungenhaft benimmt.“

Die Briefe an Ludwig von Holland waren schon vor geraumer Zeit von Rocquain in seinem Buche „Napoléon et le roi Louis“ mitgetheilt worden. Der Prinz Jerôme hatte in seiner Vertheidigungsschrift zugeben müssen, daß er von diesen Stücken wenigstens eines gekannt und aus Schonung für den regierenden Kaiser zurückbehalten habe. Einen einzigen Brief, sagte er. Man kann ihm nicht abstreiten, daß er seine Position mit dreister Unbedenklichkeit bis zum äußersten behauptete und nur Schritt für Schritt zurückwich. Er hatte für die Thatsachen eine cäsarenhafte Geringschätzung und leugnete, so lange nicht die materielle Evidenz es unmöglich machte.

Ludwig mit seiner Betonung der holländischen Interessen war nie in die Richtung der französischen Politik eingegangen. Er schickte sich nicht in die allgemeine Kombination; auf dem angewiesenen Platze zeigte er sich als ungefügiges Werkzeug. Schon 1806 schreibt ihm Napoleon:

„Ich bin überrascht, daß Ihr Königreich nur sechstausend Mann Infanterie und vier Schwadronen aufbringen kann. Das ist lächerlich. Sie hätten zwölftausend Mann ausheben sollen. Ich sehe mit Schmerz, daß Ihnen der große Stil abgeht.“

„Was soll ich Ihnen sagen? Was ich Ihnen hundertmal wiederholt habe; Sie sind kein König und verstehen es nicht zu sein. . . . . Sie haben weder Marine, noch Finanzen, noch Armee, und Sie wollen ein freier und unabhängiger Staat sein!“

„Als ich Sie auf den Thron Hollands erhob, glaubte ich dort einen französischen Bürger eingesetzt zu haben, ebenso ergeben der Größe Frankreichs, wie ich, und ebenso eifersüchtig auf die Interessen des Mutterlandes. Hätten Sie diesem Plane nachgelebt, so wären Sie heute König von sechs Millionen Unterthanen, ich hätte den Thron Hollands als ein Piedestal betrachtet, dem ich Hamburg, Osnabrück und einen Theil des nördlichen Deutschlands angegliedert hätte, denn das wäre ein Kern von Völkern gewesen, der den deutschen Geist sich selbst mehr entfremdet hätte, was das erste Ziel meiner Politik ist. Doch weit davon entfernt, haben Sie einen diametral entgegengesetzten Weg eingeschlagen.“

Mit einem Pathos, das in diesen Briefen nicht seinesgleichen hat, redet er auf ihn ein:

„Ludwig, Sie wollen nicht lange regieren; all Ihre Handlungen enthüllen mehr noch, als Ihre geheimen Briefe“ — die der Kaiser aufgefangen hatte — „die Empfindungen Ihres Herzens. Hören Sie auf einen Mann, der sich besser auskennt, als Sie. Verlassen Sie den falschen Weg; seien Sie Franzose von ganzem Herzen, oder Ihr Volk wird Sie verjagen, und Sie verlassen Holland zum Gelächter und Erbarmen der Holländer. . . . .“

Aber die Tragödie geht ihren Gang, wie man hier nachlesen kann. Der französische Gesandte wird aus Amsterdam abberufen, und dem Admiral Verhuell in Paris sollen die Pässe zugestellt werden. Am 10. Juli 1810 erhält Lauriston Befehl, sich der Person des holländischen Kronprinzen, der damals noch Erbe des Reiches war, zu versichern und ihn nach Frankreich zu bringen. Drei Tage darauf schreibt der Kaiser aus Rambouillet an seinen Bruder Hieronymus:

„— — — Ich fürchte nur eins für den König, daß man ihn jetzt für wahnsinnig halte; und es liegt ein Schimmer von Wahnsinn in seinem Verhalten. Wenn sie erfahren, wohin er sich zurückgezogen hat, thun Sie ihm einen Dienst, ihn zur Rückkehr nach Paris aufzufordern und zur Zurückgezogenheit in Saint-Leu, damit er nicht ferner das Gelächter Europas sei. Vermitteln Sie dahin. Man gibt mir von Amsterdam aus zu verstehen, daß der König möglicherweise nach Amerika gehen könne und sich zu diesem Zweck durch einen nach London gesandten Offizier einen Paß verschafft habe. Wenn es Ihnen möglich ist, sich diesem sinnlosen Vorhaben entgegenzustellen, selbst mit Gewalt, so thun Sie es.“

Und wie ein Stoßseufzer, folgt dann die Nachschrift:

„Die Familie hatte viel Haltung und gute Aufführung nöthig; alles das wird in Europa eine schöne Meinung von ihr geben. Glücklicherweise habe ich Grund zu der Annahme, daß die Kaiserin schwanger ist.“

Auch die anderen Mitglieder des Hauses erhalten ihr vollgerütteltes Maß. Einen Tagesbefehl Murats findet der Kaiser, wie so vieles, „lächerlich“; drei solche Erlasse können ein Heer herunterbringen. Seinem Onkel, dem Kardinal Fesch, antwortet er: „Sie phantasiren, nehmen Sie kalte Bäder!“ Fast anmuthig macht sich dafür ein Billet an seine Lieblingsschwester; nur muß man wissen, was er der leichtlebigen Paoletta zwischen den Zeilen zu verstehen gibt:

„Ich erfahre ungern, daß es mit Ihrer Gesundheit schlecht geht. Ich nehme an, daß Sie brav sind und die Schuld nicht an Ihnen liegt. Mit Vergnügen sehe ich, daß Sie mit Ihrer Hofdame und Ihren piemontesischen Damen zufrieden sind. Machen Sie sich beliebt; seien Sie freundlich mit Jedermann; versuchen Sie gleichmüthig zu sein, und machen Sie den Fürsten glücklich“.

Napoleons Sprache ist schlagend, kurz, zufahrend, der herrisch knappe Ton eines Mannes, der befiehlt. Er läßt keine Einwände zu, die Entschiedenheit des Ausdrucks hält sie von vornherein nieder. Die Sätze sind wuchtig, gedrungen; keine Floskeln, nichts von den rednerischen Künsten, die er sonst in Proklamationen und Erlassen den Personen meisterlich anzupassen weiß. Er tritt hart und barsch zu, scheut vor keinem Worte und rechtfertigt mehr als einmal Talleyrand's Ausruf von dem großen Mann, der, leider, so schlecht erzogen sei. „Die Canaille“, „das Viehzeug“ sagt er von dem preußischen Gesandten. Dann und wann wird die Prägnanz des Ausdrucks zur Pointe. „Sie führen Krieg, wie ein Satrap“, herrscht er seinen Bruder Jerôme an, der mit Hofhalt und diplomatischem Korps ins Feld gerückt war. Als die militärischen Karten nicht fertig werden, drängt er: „Zwanzig Jahre auf die Fertigstellung von Plänen und Karten verwenden, heißt allzu sehr für die Nachwelt arbeiten.“ Der Brief, mit dem er Fouché verabschiedet, ist bündig, ein politischer Todtenschein:

„Herr Herzog von Otranto, Ihre Dienste können mir nicht mehr behagen. Es ist angezeigt, daß Sie binnen vierundzwanzig Stunden abreisen, um in Ihrer Senatorie zu bleiben. Da dieser Brief nichts anderes bezweckt, bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen und werthen Schutz zu nehmen.“

Stets ist das Wort klar, scharf und bestimmt, auch wenn sein Temperament ihn fortreißt. Er wiederholt sich dann leicht in seinen Ausführungen. Er kreist zwei-, drei-, viermal um denselben Gegenstand; wüthend, immer mit demselben energischen, kurzen Tritt, wie Jemand, der auf und abrennt und jeden Augenblick wieder auf demselben Flecke steht. Es ist, als könne er sich im Reden nicht genug thun; „son âme et son esprit regorgent chez lui“, sagt Taine . . . „parler est le premier besoin“. Hinterdrein nimmt er dann wohl die Feder und streicht ein gut Theil durch; manche Seite, deren Konzept hier mitgetheilt wird, ist nie abgegangen. Einen Brief an Alexander I. behält er zurück: „es war viel zu viel darin“; langathmiges Gewäsch, das er später durch einige Zeilen ersetzt. Er hat eben seine nervösen Momente, wo er sich nicht beherrscht. Der Gedankengang ist dann sprunghaft, zerrissen, überfliegend. Einmal, nachdem zuvor von den Engländern die Rede war, fährt er fort: „Der König (Joseph) hält morgen seinen Einzug in Madrid. Die Drohung, sie als erobertes Land zu behandeln, hat stark auf sie gewirkt.“ Abgesehen davon, daß er die Sprache vergewaltigt — wer sind diese „sie“? Erst der weitere Zusammenhang zeigt, daß er plötzlich von den Spaniern spricht. Doch derartige Fehlstellen sind immerhin selten. Was ihn kennzeichnet, ist der abgebrochene, imperiöse Ton, dieser Herrscherstil, der sich stets wieder geltend macht.

„Napoleon und die Presse“ wäre ein weiteres Kapitel, zu dem sich aus diesen Briefen beisteuern ließe. Er haßte

die Presse, weil er ihren Einfluß kannte und suchte sie in seinen Dienst zu zwingen. Sie sollte ein Werkzeug mehr in seinen Händen sein und ein Sprachrohr seiner Ideen. Darum arbeitet er mit; gelegentlich bestellt er Artikel: gegen die Prinzessin D., die ihm unbequem wird; gegen die Engländer, „pour les mystifier“; gegen den König von Schweden, von dem, lächerlicherweise, die „Débats“ behauptet hatten, daß er hunderttausend Mann ins Feld stellen könne. Keine Theologie im „Publiciste“; diese „Dummheiten“ erregen nur überflüssigen Zank. Seine „positiven Befehle“ lauten:

„Die Redakteure sollen absolut keine mich betreffenden Sachen veröffentlichen, wenn sie aus fremden Zeitungen oder fremden Korrespondenzen stammen. Das ist leicht zu machen. Wenn ein fremdes Blatt sagt, daß ich in der Comédie gewesen, dürfen die französischen es nicht wiederholen; daß ich einen Vertrag geschlossen, diesen oder jenen Akt vollzogen habe, sie sollen es nicht sagen; denn eine die Regierung betreffende Angelegenheit soll nicht vom Ausland kommen. So, dieser Regel nach, würde die Hälfte der Klagen, zu welchen die Zeitungen Anlaß geben, nicht existiren. Es ist lächerlich, daß man aus einem deutschen Blatte erfahre, daß ich dem Kaiser von Oesterreich Teppiche aus den Gobelins geschickt habe. Es ist klar, daß der Journalist, welcher eine derartige Nachricht aus einem deutschen Blatte entnimmt, ein Dummkopf ist, den nichts rechtfertigt.“

Seinen ganzen Zorn erregt das „Journal des Débats“. Es ist „völlig heruntergekommen“; bei dem ersten schlechten Artikel wird er es unterdrücken; Bertin, sein Leiter, ist ein agent d'intrigues et de trahison.

An Fouché ergeht die Weisung:

„Die „Gazette de France“ von heute gibt Einzelheiten über die Erzherzogin Marie Luise, die unfläthig sind, um so mehr, als sie nicht klar abgefaßt sind; man weiß nicht, was er sagen will.“

Bald nach der Scheidung fragt er an:

„Ist es wahr, daß Bilder erscheinen mit dem Titel „Josephine Beauharnais, geb. La Pagerie? Wenn es wahr ist, konfisziren Sie dieselben und bestrafen Sie die Drucker.“

Was er in Frau von Staël verfolgt, ist vornehmlich die Macht des Wortes, der Geist, den man nicht einengen oder hemmen kann. Gewiß, daß überdies ihr flackernd bewegliches Wesen seinem autoritären, positiven Sinne von Grund aus zuwider war. Die geistreichste Frau des Jahrhunderts hatte mit ihm, wie überhaupt mit den Großen ihrer Zeit, wenig Glück; nur in der Sphäre der Talente zweiter Klasse fand sie ihre Bewunderer. In Weimar war man ihr gegenüber ablehnend; Napoleon war mehr, als das. „Diese Frau will immer Geist zeigen, aber sie hat nicht den geringsten Verstand“; mit dieser Bemerkung legt er einmal eins ihrer Werke aus der Hand. Hier in den Briefen, wo er oft mit ihr zu thun hat, sind die Wendungen klobiger, brutaler: „Cette coquine de Madame de Staël“, „celle méchante intrigante“; man soll sie zwanzig, vierzig Stunden weit von Paris entfernt halten.

„Unter dem Tausendundeinerlei, was mir von Madame de Staël in die Hände kommt, werden Sie aus diesem Briefe ersehen, was für eine gute Französin wir da haben . . . Meine Absicht ist, daß sie niemals aus Genf herauskommen soll . . . Heute um die Gunst der Grafen buhlend, morgen Patriotin, Demokratin, kann man wahrhaftig sich nicht der Entrüstung erwehren, wenn man all die Formen sieht, welche diese . . . annimmt.“

„Alles, was mir von diesem elenden Weib zufällt, verdient, daß ich sie in ihrem Coppet lasse, mit ihren Genfern und ihrer maison Necker.“

Dem Prinzen August von Preußen, so spottet er, wird er sie zur Strafe auf Besuch schicken. „Es gibt nichts Platteres, als all diese preußischen Prinzen.“

Die so herabgezogen wird, hat nun freilich zum Voraus ihre Rache genommen, als sie den Gegner mit den Condottieri des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts verglich. Ihr Urtheil hat wieder Kurs, seitdem Taine es mit seiner bekannten Analyse des Napoleon-Charakters zu bestätigen suchte. Seine pessimistische Auffassung hat es gleichsam als Motto gesetzt. So schien in dem Widerstreit der Beiden Frau von Staël das letzte Wort zu behalten; da antwortet Napoleon wieder mit den vorhin erwähnten, erst jetzt bekannt gewordenen Invektiven. Der Kampf zwischen dem Gewaltigen und seiner geistreichen Feindin dauert noch fort; vielleicht weil der Streit zwischen Geist und Gewalt sich niemals erledigt.

Napoleons Vielseitigkeit zu erwähnen erübrigt sich eigentlich; doch selbst das Allbekannte überrascht in neuen Beispielen. Er umfaßt das Größte und Kleinste; in diesen Bänden hier geht er auf die spanische, russische, englische und kirchliche Frage und daneben auf die intimsten Einzelheiten der Verwaltung ein. Von Amsterdam aus verlangt er einen Bericht über die medizinische Fakultät in Paris, da über Mißbräuche bei den Promotionen geklagt werde. In Dresden stellt er für die Kaiserin, welche ihm nach Mainz entgegen kommen soll, die Reiseroute mit allen dazu gehörigen Anordnungen fest. Ebendort, inmitten dringender diplomatischer Geschäfte, setzt er den Mitgliedern des Théâtre français, welche vor ihm gespielt hatten, Gnadengeschenke oder Zuschüsse aus, für Talma achttausend, für Mademoiselle Mars zehntausend Francs, kurz, eine lange, namentliche Liste. Da Hamburg seine Kontribution nicht aufzubringen vermag, weist er Davoust an, sich mit Waarenbeständen bezahlen zu lassen. Im Hafen dort sind Ochsen, Kühe, Käse, gesalzene Fische, die man in Magdeburg oder sonst wo als Nahrung für die Armee verwenden kann; Felle, aus denen man Stiefel, Sättel, Zaumzeug herstellen wird; Filz, der sich zu Tschakos verarbeitet. — Preußen schuldet ihm achtunddreißig Millionen und will eine Anleihe aufnehmen. Er schlägt seinem Finanzminister vor, ob man nicht heimlich zehn Millionen zeichnen solle. Er werde sich dann vielleicht die ganze fällige Summe auf einmal ausfolgen lassen können und die Zinsen gewinnen, die bei einfacher Ratenzahlung verloren gehen würden. Ein andermal bestimmt er, wie und aus welchen Beständen die vierundzwanzigtausend Francs für den Friseur der Kaiserin aufzubringen seien. Und neben diesen Zeugen eines unvergleichlich präzisen Genies dann ein Schreiben, wie das an Madame de Montesquiou, die Gouvernante seines Sohnes:

„Ich erhalte Ihren Brief und den des Königs vom 9. Ich finde, daß der König sehr gute Verse macht und namentlich, daß dieselben wahre Empfindungen ausdrücken. Ich überlasse der Kaiserin die Sorge, ihm Spielzeug zu schenken.

Der König von Rom war damals zweieinhalb Jahre alt. Ist es Komödie, die der beglückte Vater hier spielt, so spielte er schlecht; ist es ihm Ernst, so sieht man eben, daß Riesenträume allmählich auch den klarsten Geist berauschen.

Wahre Großartigkeit spricht in den letzten Briefen. Als es um ihn zu wanken und zu gähren anhebt, fährt er drein: „Man möge wissen, daß ich heute derselbe Mann bin, der ich bei Wagram und Austerlitz war. . . .“ „Heute, wie bei Austerlitz, bin ich der Herr.“ Und vier Tage vor der Entscheidung bei Waterloo: „Alles ist noch nicht verloren . . . . vor allem Muth und Festigkeit“; das ist der Schluß. — Aehnlich hatte einst ein Redner des Konventes gerufen: „Um die Feinde des Vaterlandes zu besiegen, braucht es Muth, nochmals Muth und abermals Muth.“ Das Kaiserreich stand jetzt wieder da, wo vordem die Republik eingesetzt hatte; es hatte verloren, was jener zugefallen war und kämpfte nun, wie sie, um den Boden des Landes. In verhängnißvollem Kreislauf hatte der Gang der Dinge zu den Anfangsstadien zurückgeführt. In dem Gleichklang der Worte kam das Fazit gleicher Situationen zum Ausdruck.

Ransohoff.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 18. September 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¼—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile: 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unser Kaiser wohnte als Gast des Kaisers von Oesterreich den Manövern in Ungarn bei. Auf die Manöver folgt die Abreise beider Monarchen nach Pest, wo von Neuem die Festigkeit des Dreibundes erhärtet und seine Friedenstendenz bestätigt werden dürfte. Diese gute Botschaft bleibt gut, obgleich wir sie nun so oft schon gehört haben, daß die einzelne Manifestation einen besonderen Eindruck nicht mehr zu machen im Stande ist.

In Nürnberg hatten sich die Delegirten der Freisinnigen Volkspartei zum Parteitag versammelt. Die Berathungen führten zur Annahme eines ziemlich umfangreichen Programms für die Reichstagswahlen, das Ueberraschungen erklärlicherweise nicht enthält. Die Partei formulirt in diesem Programm eine Reihe Forderungen, die bekannt sind, und die in dieser oder in ähnlicher Fassung von der Linken schon wiederholt aufgestellt wurden.

Solche umfassende politische Glaubensbekenntnisse pflegen für den Wahlkampf selbst keine große Rolle zu spielen; sie werden angenommen und rücken dann in den Hintergrund; ausgenommen jene Beschlüsse, die Fragen behandeln, welche unmittelbar im Wahlkampf eine Rolle zu spielen berufen sind.

Die allgemeine politische Richtung und die politischen Absichten alter Parteien, an deren Spitze bekannte Politiker stehen, kennt die Bevölkerung hinlänglich auch ohne Programm, und dieser Umstand hat dazu geführt, daß in England und Amerika die Parteien sich für den Wahlkampf auf die Stellungnahme zu einigen wenigen Problemen beschränken, deren Lösung im Augenblick durch die Verhältnisse erzwungen wird. Eine solche Taktik hat den Vorzug, das Auge der Bevölkerung gerade auf jene Punkte zu lenken, die zur Zeit die Aufmerksamkeit in erster Linie verlangen.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt das Programm der Freisinnigen Volkspartei, und greift man das heraus, was für die Politik der nächsten Zeit unmittelbar Bedeutung erlangen wird, so können die bei Weitem meisten Beschlüsse unter die ihren Zielen nach bekannte Devise zusammengefaßt werden: Kampf gegen die politische und wirthschaftliche Reaktion, die unter Führung des Junkerthums steht. Ein solcher Standpunkt war bei jeder freisinnigen Partei gegeben.

Im Besonderen werden dann noch zwei Punkte vor Allem Beachtung finden müssen. Die Frage des Verhaltens der Freisinnigen Volkspartei zu anderen Parteien der Linken bei den Wahlen, und die Stellung der Fraktion zu den Marinefragen. Ueber die kommenden Marineforderungen weiß man zwar heute im Einzelnen noch nichts Näheres, sicher ist

nur, daß sie den Reichstag in der nächsten Tagung in erheblichem Maße beschäftigen werden.

In Bezug auf die Marinefragen wurde folgende programmatische Formel vom Parteitag angenommen:

„Schutz der heimischen Küsten und Schutz der Reichsangehörigen im Auslande gegen Gefährdungen des Handels, der Personen und des Eigenthums durch Rechtswidrigkeiten, aber keine Erweiterung der Flotte für Paradezwecke oder im Interesse einer sogenannten Weltpolitik".

Wir glauben, daß diese Sätze Jeder unterschreiben kann, eingeschlossen Seine Majestät der deutsche Kaiser; höchstens könnte bei besonderer Aengstlichkeit eingewandt werden, daß das Einschreiten der Flotte schon bei „Gefährdungen" des Eigenthums durch „Rechtswidrigkeiten" unter Umständen zu weit führen würde. Hätten wir beispielsweise unsere Flotte gegen Athen in Bewegung setzen sollen, weil Griechenland die Eigenthumsrechte deutscher Gläubiger durch eine schamlose Rechtsverletzung nicht nur gefährdete, sondern unmittelbar verletzte?

Natürlich soll dieser Einwand nur darthun, daß solche allgemeinen Formeln nach allen Richtungen hin gebogen werden können und eben deshalb wenig oder nichts besagen.

Es zeigt sich hierbei, daß jene Zeitungen der Freisinnigen Volkspartei Recht hatten, die, wie wir, den Standpunkt vertreten, daß man die Marinefrage zu einem Zankapfel unter den Freisinnigen schon darum heute nicht machen solle, weil sich etwas Anderes als schattenhafte Allgemeinheiten über diesen Punkt zur Zeit überhaupt nicht sagen lassen.

Gewiß keine Flotte für Paradezwecke — und gewiß keine phantastische „Weltpolitik"; das ist zweifellos, und andererseits muß abgewogen werden, was zum Schutze unserer Küsten bei dem Wachsthum der fremden Flotten, und was zum Schutze der Deutschen im Auslande und ihres Handels bei dem Wachsthum unserer überseeischen Beziehungen nothwendig ist.

In der Frage der Wahltaktik hat der Parteitag jenen Bedenken Rechnung getragen, die gleichfalls in freisinnigen Zeitungen gegen die Vorschläge des Parteivorstandes geltend gemacht worden sind; wir haben eine Reihe warnender Stimmen, die sich in den Organen der Freisinnigen Volkspartei hatten vernehmen lassen, in der letzten Nummer der „Nation" zum Abdruck gebracht.

Die am meisten charakteristische Aenderung ist die folgende:

Die ursprünglich vorgeschlagene Fassung lautete:

„Der Parteitag beschließt: 1. Auch in solchen Wahlkreisen, in welchen die Partei unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch keine Aussicht hat, obzusiegen, gleichwohl zunächst und grundsätzlich die Aufstellung eigener Kandidaten in Aussicht zu nehmen. Sofern in solchen Wahlkreisen andere Parteien um die Unterstützung ihrer Kandidaten im ersten Wahlgange ersuchen, kann solchem Ersuchen nur insoweit Folge gegeben werden, wie die betreffenden Parteien in anderen Wahlkreisen sich verpflichten, eine ebensolche Unterstützung den dortigen Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei im ersten Wahlgange zu gewähren."

Angenommen aber wurde folgende Fassung:

„Der Parteitag empfiehlt den Parteigenossen: 1. Auch in solchen Wahlkreisen, in welchen die Partei unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch keine Aussicht hat, obzusiegen, ist gleichwohl zunächst und grundsätzlich die Aufstellung eigener Kandidaten in Aussicht zu nehmen. Sofern in solchen Wahlkreisen nahestehende Parteien die Unterstützung ihrer Kandidaten im ersten Wahlgang in Anspruch nehmen, soll im Einvernehmen mit der Centralleitung angestrebt werden, daß die betreffenden Parteien in bestimmten anderen Wahlkreisen sich zu einer ebensolchen Unterstützung der dortigen Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei im ersten Wahlgang verpflichten."

Den Wahlkreisen sind also nicht vollkommen die Hände gebunden, denn der Parteitag hat nicht „beschlossen", sondern er „empfiehlt" nur den Parteigenossen, und es ist nicht unumgängliche Bedingung, daß für die Unterstützung der einen Partei unter allen Umständen der Freisinnigen Volkspartei eine Gegenleistung an anderem Orte zu gewähren sei; eine solche Unterstützung im Austausch soll nur angestrebt werden; sie ist nicht bindende Voraussetzung, ohne die eine Gewährung von Hilfe an benachbarte Parteien nicht „Folge gegeben werden" kann.

Wir legen auf diese Aenderungen nur insofern Gewicht, als sie zeigen, von welchem Geist die Majorität der Besucher des Parteitages beseelt war. Die Majorität des Parteitages wünschte nicht Beschlüsse, die, strikte durchgeführt, unbedingt zum Gaudium der Reaktion ein gegenseitiges Zerfleischen der verschiedenen Freisinnigen und liberalen Richtungen unter einander hätten herbeiführen müssen. Nunmehr liegt es vornehmlich in der Hand der Wahlkreise, die auf ihre Selbständigkeit halten, so zu operiren, daß das eigene Fraktionsinteresse, in diesem Falle das Interesse der Freisinnigen Volkspartei, und zugleich das Interesse der gesammten Opposition dabei seine Rechnung findet. Denn was ist am Ende für Deutschland und für die deutsche Bevölkerung gewonnen, wenn innerhalb der Fraktionen der Linken kleinere Verschiebungen, sei es nach dieser, sei es nach jener Seite hin, sich vollziehen, und wenn doch bei gegenseitigem Halsabschneiden die gesammte Linke in trostloser Minorität verbleibt. Das Ziel sollte sein, die gesammte Linke in allen ihren Theilen so anwachsen zu lassen, daß den Vorstößen der wirthschaftlichen und politischen Reaktion durch die gesammte Linke ein Halt geboten werden kann, und das wird eine einzelne Fraktion in absehbarer Zeit nicht zu erreichen im Stande sein. Das ist die Aufgabe, und zur Lösung derselben können die Wahlkreise bei nüchterner Abwägung der Aussichten der einzelnen Parteien viel beitragen.

Einer sanguinischen Betrachtung geben wir uns freilich nicht hin. Die Vorschläge, die dem Parteitag in Nürnberg zur Berathung unterbreitet und die dann nicht angenommen wurden, zeigen eine Tendenz, die sich wohl leider doch noch bemerkbar machen wird. Trotz solcher inneren Schwierigkeiten muß die Gesammtheit der Linken an der Hoffnung festhalten, daß es ihr gelingen wird, die Reaktion zurückzudrängen. Je mehr durch die Besonnenheit der Wahlkreise bei Auswahl des für die lokalen politischen Stimmungen geeignetsten Kandidaten — er gehöre welcher Fraktion immer an — dies geschieht, um so wahrscheinlicher der Sieg.

Der Friede zwischen Athen und Konstantinopel soll nun bereits seit Wochen vor der Thür stehen; aber öffnen thut sich diese Thür immer noch nicht, um den ersehnten Gast einzulassen; endlich wird das doch wohl geschehen.

An der indischen Grenze sind Ereignisse von entscheidender Bedeutung bisher nicht eingetreten. Dieser Umstand zeigt, wie ernst die Aufstände sind, und mit welcher Vorsicht die indische Regierung an die Unterdrückung der Rebellion geht, um sich nicht durch Voreiligkeit einer Niederlage mit ihren bösen und unter Umständen verhängnißvollen Folgen auszusetzen.

* * *

Politische Unzufriedenheit.

Es herrscht heute in deutschen Landen darüber keine Meinungsverschiedenheit, daß Niemand mit der Entwicklung unserer politischen Verhältnisse zufrieden ist. Die Bevölkerung hat weder Freude an der Verwaltung noch an der Gesetzgebung. Die Regierung kann es weder dem Bunde der Landwirthe, noch dem Fürsten Bismarck, noch dem Centrum, noch den Liberalen, noch den Sozialdemokraten recht machen. Klagen, Klagen, nichts als Klagen. Aber auch die Parteien unter einander liegen sich in den Haaren, selbst die nächststehenden. Man zankt sich über wesentliche Dinge und über Lappalien; und aus all den wirr durcheinander geführten Parteikämpfen geht nur die trostlose Erkenntniß hervor, daß es einstweilen unmöglich ist, auch nur einigermaßen homogene parlamentarische Mehrheiten zu schaffen.

Daß diese chaotischen Zustände ein allgemeines politisches Mißbehagen hervorgerufen haben, das die Einen veranlaßt, der praktischen Politik überhaupt den Rücken zu kehren, und Andere, das Kind mit dem Bade auszuschütten, ist verständlich genug. Ganz besonders charakteristisch aber erscheint dabei, daß diese tiefgehende Unzufriedenheit nicht — wie dies sonst die Regel zu sein pflegt — mit einem wirthschaftlichen Niedergange zusammentrifft, sondern sich gleichsam in politischer Reinkultur entwickelt hat. Allerdings klagen die Agrarier Stein und Bein über die schreckliche Noth, die sie leiden; aber soweit das Geschrei überhaupt berechtigt ist, handelt es sich größtentheils um Existenzen, die so wie so nicht zu retten sind, und bei denen eigentlich nur noch die Form der Liquidation ernstlich in Frage kommen kann. Die Landwirthschaft als Ganzes, als Gewerbe, weist dagegen unzweifelhaft große Fortschritte auf, und von einer Dekadenz der deutschen Landwirthschaft in Bausch und Bogen zu reden, ist einfach lächerlich. Was aber Industrie und Handel, die beiden anderen Hauptfaktoren wirthschaftlicher Blühe, anbetrifft so hat sich seit einem Vierteljahrhundert eine so großartige Entwicklung vollzogen, daß selbst die Weisheit der Schöpfer von hohen Lebensmittelzöllen, Ausfuhrprämien und Börsengesetzen dagegen nicht aufkommen konnte. Auf allen Märkten der Welt hat deutsche Arbeit die Konkurrenz aufgenommen; ein Jahresexport von 3¾ Milliarden Mark zeigt, mit welchem Erfolge. Die deutsche Handelsmarine hat einen Rivalen nach dem anderen überflügelt, bis sie — soweit der internationale Waarenaustausch in Frage kommt — die nächste Stelle hinter England erreicht hat. Hamburg ist der bedeutendste Handelshafen des europäischen Kontinents geworden. Deutsche Banken haben die Stellung finanzieller Großmächte erlangt. Die Lage der deutschen Arbeiter endlich hat sich fortgesetzt verbessert und die Mär von den deutschen Hungerlöhnen zieht nicht einmal mehr als agitatorische Redensart. Natürlich bleibt noch unendlich viel zu wünschen, zu ändern, zu bessern. Aber ein volkswirthschaftlicher Rückblick auf das jüngst verflossene Vierteljahrhundert zeigt Deutschland mächtig aufsteigend. Wer vom Auslande nach Deutschland kommt, ist denn auch zumeist höchlichst verwundert, wie seine Erwartungen gerade in wirthschaftlicher Beziehung übertroffen werden. Französische und italienische Publizisten haben noch jüngst ihren Landsleuten geradezu dithyrambische Darstellungen von der wirthschaftlichen Blüthe Deutschlands gegeben. In England klingt der Nervosität des Konkurrenten das made in Germany heute wie ein Hannibal ante portas. Aber auch der Yankee, der Europa eigentlich nur noch als den Erdtheil des Amusements gelten läßt, pflegt von seinem wirthschaftlichen Größenwahn ein klein wenig kurirt zu werden, wenn er das Land des angeblichen pauper labor system näher kennen lernt. Die internationale Hochachtung vor Deutschlands wirthschaftlicher Kraft schießt vielfach sogar weit übers Ziel hinaus, weil die meisten Fremden nur das nationale Vorderhaus, nicht aber die ostelbischen Hinterhäuser zu sehen bekommen. Immerhin ist die Thatsache unbestreitbar, daß von keiner wirthschaftlichen Verkümmerung Deutschlands die Rede sein kann, daß vielmehr seit der Gründung des Deutschen Reichs ein in der Geschichte Deutschlands beispielloser wirthschaftlicher Aufschwung erfolgt ist.

Und trotzdem diese unverkennbare tiefgreifende politische Unzufriedenheit! Trotzdem? Oder ist es nicht vielleicht richtiger zu sagen: ebendeshalb? Es ist das weniger paradox, als es scheint.

Die politische Entwicklung hat mit der wirthschaftlichen nicht Schritt gehalten. Deutschland ist zu einem modernen Industriestaat geworden und der führende Staat Preußen ist politisch im Feudalismus und Absolutismus stecken geblieben. Man mochte die Regierungsgewalt auf das Junkerthum stützen, solange dasselbe noch wirthschaftlich gesund war und Preußen noch vornehmlich die Züge eines Agrikulturstaats trug. Man mochte bürcaukratisch-absolutistische Regierungsformen zur Anwendung bringen, solange Deutschland noch keine wirthschaftliche Großmachtstellung einnahm. Aber heute, wo sich das preußische Junkerthum alle Tage aufs Neue selbst bescheinigt, daß es wirthschaftlich bankerott ist und ohne Unterstützung aus allgemeinen Mitteln sich nicht mehr über Wasser halten kann, da ist es doch wohl allmählich angezeigt, auch politisch die Konsequenzen dieser wirthschaftlichen Machtverschiebung zu ziehen und die Junker als die privilegirten Stützen des Staates zu verabschieden. Ein derartiger Bruch mit alten feudalistischen Traditionen würde auch dem Königthum erhöhte Kraft verleihen. Die Krone kann durch Befreiung von dem feudalistischen Ephen und durch Anpassung an die veränderten nationalen Lebensbedingungen nur gewinnen. Das Gottesgnadenthum hat sich völlig überlebt. Für dies Dogma gibt es in der Bevölkerung keine Gläubigen mehr; kaum noch Heuchler. Das Königthum kann sich heute nur noch auf die Vernunft stützen, nicht mehr auf mystisch-religiös-phantastische Vorstellungen. Die Welt ist dafür heute zu nüchtern geworden. Mit legitimistischen Velleitäten erweckt man in unserer skeptischen Gegenwart keinen frommen Schauder mehr, eher eine höchst profane Heiterkeit, und die dient nicht dazu, die Macht des Königthums zu stärken. Für ein wahrhaft modernes Königthum sind die Zeiten in Deutschland dagegen ungewöhnlich günstig. Je weniger die Gesetzgeber es verstanden haben, den wahren Interessen des Volkes gerecht zu werden, je zerklüfteter und zu selbständigen Aktionen unfähiger sich die Parlamente erweisen, um so dankbarer ist die Bevölkerung für jede vernünftige Handlung der Regierung.

Kaum je hat man in Deutschland das Bedürfniß nach einer festen, konsequenten, maßvollen und modernen Anschauungen zugänglichen Regierung so lebhaft empfunden wie gegenwärtig. Eine liberale, von der Begünstigung einzelner Klassen der Bevölkerung völlig absehende, das ausschließliche Interesse der Gesammtheit fest im Auge haltende Politik wäre eine wirkliche Politik der „Sammlung“. Finden sich keine Staatsmänner, die Einfluß und Charakterfestigkeit genug besitzen, um die Befolgung einer derartigen Politik durchzusetzen, so kann die Periode unfruchtbarer Verdrossenheit sich noch über manches Jahr erstrecken. Daß dabei die Regierungsgewalt auf die Dauer am schlimmsten kompromittirt wird, scheint uns nicht zweifelhaft.

Th. Barth.

Anzengruber und der Maximilians-Orden.

Gestern, am 14. September, erhielt ich folgende Zuschrift:

Königl. Bayerisches Staatsministerium
des königl. Hauses und des Aeußern.

München, den 8. September 1897.

Hochwohlgeborener Herr!

Nach Mittheilungen öffentlicher Blätter beabsichtigen Euer Hochwohlgeboren demnächst eine neue, vermehrte Auflage Ihrer Biographie Anzengruber's erscheinen zu lassen.

Eine Zeitschrift ist jüngst in der Lage gewesen, aus dem neuen, diese Auflage bereichernden Materiale einen Brief wiederzugeben, in welchem sich Herr Dr. Paul Heyse über den Beschluß des Kapitels des Maximiliansordens, Anzengruber für diesen Orden vorzuschlagen und über die zeitlich kurz darauf erfolgte Aenderung der Satzungen des Maximiliansordens verbreitet.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß es dem Biographen Anzengruber's nicht unerwünscht sein kann, über möglichst viel Quellenmaterial zu verfügen und möchte mir daher gestatten, auch meinerseits zur Vermehrung dieses Materials beizutragen.

Meine Legitimation hiezu dürften Euer Hochwohlgeboren vielleicht um deswillen anzuerkennen geneigt sein, weil der obenerwähnte Brief des Herrn Dr. Paul Heyse meine Person neuerlich mit der fraglichen Ordensangelegenheit in Zusammenhang bringt und meine Auffassung der Sache daher wohl auch ein Moment für die unbefangene Würdigung jener Vorgänge bilden möchte.

Ich erlaube mir daher Euer Hochwohlgeboren anliegend aus den Akten des Königlichen Staatsministeriums des Königlichen Hauses und des Aeußern beglaubigte Abschrift eines Briefes des Herrn Dr. Paul Heyse vom 28. Februar 1887 und meiner Erwiderung vom 11. März desselben Jahres ganz ergebenst mit der Bitte zu übersenden, von diesen Schriftstücken gefälligst Kenntniß nehmen und erwägen zu wollen, ob im Lebensbild eines von Euer Hochwohlgeboren dem deutschen Volke als führender Geist dargestellten Mannes auch die Anschauung eines verantwortlichen Ministers neben jener eines Dichters einen Platz verdient.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren im Voraus bestens danke für jede Mühewaltung, welcher Sie sich in Folge meiner Mittheilung zu unterziehen die Güte haben wollen, benütze ich mit Vergnügen die Gelegenheit zur Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich verbleibe

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Freiherr v. Crailsheim.

Seiner Hochwohlgeboren
Herrn Dr. jur. Ant. Bettelheim,
Schriftsteller in Wien.

Der Brief von Paul Heyse, dessen Seine Excellenz gedenkt — Beilage E meines Buches — lautet:

München, 17. 5 93. Sehr geehrter Herr! In der Kapitelsitzung des Maximiliansordens vom 29. Okt 1886 stellte ich den Antrag, da Scheffel gestorben war, Anzengruber an seiner Statt in den Orden zu wählen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, die Bestätigung aber durch den Ordensmeister, Prinz Luitpold, blieb aus. Durch eine Indiskretion war mein Antrag in die Oeffentlichkeit gedrungen und die ultramontanen Münchener Blätter hatten Lärm geschlagen, daß der Orden, den der katholische König Max gestiftet, dem übelberufenen Dichter des Pfarrers von Kirchfeld und anderer gottlosen Dramen und Novellen verliehen werden sollte. Minister von Crailsheim fühlte sich dadurch veranlaßt, dem Prinzregenten eine Statutenänderung vorzuschlagen. In Zukunft sollte nicht wie bisher das Kapitel allein die Vorschläge machen, die dann zur — nie versagten — Bestätigung dem Ordensmeister vorgelegt werden sollten, sondern dem Ordensmeister sollte die Initiative zustehen und das Kapitel, das sich sonst alljährlich auf die Einladung des Vorsitzenden versammelt hatte, warten, bis ihm die allerhöchsten Vorschläge vorgelegt werden würden.

Es leuchtete allen Mitgliedern ein, daß durch diese Aenderung der Satzungen die ganze Institution ihres entscheidenden Charakters entkleidet wurde. Es waren nicht mehr die Meister der einzelnen Künste und Wissenschaften, die einen hervorragenden Genossen durch ihre Wahl in ihren — im Ganzen 70—80 Mann zählenden — Kreis aufnahmen, ähnlich wie die Ritter des preußischen Ordens pour le mérite, sondern der Monarch verlieh diese Auszeichnung nach eigenem Gutdünken, als einen Hoforden unter vielen anderen und dem Kapitel blieb nur die berathende Stimme, die nicht den Ausschlag geben konnte, während die Verantwortung ihm nach wie vor zur Last fiel, da man im Publikum über die veränderte Stellung desselben keine klare Vorstellung haben konnte.

Ich ersuchte den damaligen Vorsitzenden, Döllinger, eine Kapitelsitzung anzuberaumen, in der ich meinen Entschluß erklärte, unter diesen Umständen aus dem Kapitel auszutreten. Sämmtliche übrigen Mitglieder schlossen sich mir an und das Gesuch um Auflösung des Kapitels wurde dem Minister überreicht. Zu dieser Zeit nöthigte mich ein Geschäft, die Stadt auf 14 Tage zu verlassen. Während meiner Abwesenheit versammelte Se. Excellenz das Kapitel und gab demselben eine „authentische Interpretation“ der neuen Satzungen, die darauf hinauslief, daß im wesentlichen alles beim Alten bleiben sollte, zumal die Männer der Wissenschaft sollten auch fernerhin auf Vorschlag des Kapitels gewählt werden. Bei Dichtern und Künstlern behalte Se. Königl. Hoheit sich die Ernennung aus eigener Macht unter dem Beirath des Kapitels vor, „da ja in Sachen der Kunst und Poesie auch der Laie sich ein Urtheil zu bilden im Stande sei“. Daraufhin hatten die Uebrigen ihre Entlassung zurückgenommen. Außer mir beharrte nur Graf Schack auf dem Austritte.

Zur Strafe aber ward in jenem Jahre überhaupt keiner der Vorgeschlagenen bestätigt.

König Ludwig II. hatte gleich nach seinem Regierungsantritt Redwitz den Orden verliehen, ohne das Kapitel zu befragen. Der damalige Vorsitzende, Justus von Liebig, stellte dem Könige in aller Ehrerbietung vor, daß dadurch die Satzungen verletzt seien und der König erklärte, er bedaure, hiervon keine Ahnung gehabt zu haben, und werde in Zukunft das Kapitel in seinen statutenmäßigen Rechten nicht beeinträchtigen. Trotz des starken Gefühls seiner Macht und Würde hat er auch sein Wort gehalten.

Sie haben vollkommene Freiheit, werthester Herr, von dieser historisch genauen Darstellung jener Vorgänge schon vor dem Jahre 1900 Gebrauch zu machen. Mit freundlichem Gruß Ihr

sehr ergebener

Paul Heyse.

Der verehrte Dichter hat, wie ausdrücklich bemerkt sein mag, diese Darstellung erst auf meine besondere Bitte niedergeschrieben. Seiner Excellenz beehrte ich mich zu erwidern, daß ich die inhaltreichen Beilagen seiner Zuschrift unverkürzt in die zweite Auflage meiner Anzengruber-Biographie aufgenommen hätte, wenn dieselbe nicht bereits ausgedruckt und an den Buchhandel versandt wäre. Unter den obwaltenden Umständen erübrigte mir nur, die Veröffentlichung der Akten anderwärts zu veranlassen. Dieser Pflicht genüge ich nun durch die Mittheilung des denkwürdigen Briefwechsels zwischen dem Dichter Paul Heyse und dem Staatsminister von Crailsheim:

„Hochzuverehrender Herr Staatsminister!

Die Erklärungen, welche Euere Excellenz dem Kapitel des Maximiliansordens in Betreff der jüngst erfolgten Statutenänderungen gegeben haben, sind mir, da ich durch eine Reise verhindert war, jener Sitzung beizuwohnen, im Auftrage Euerer Excellenz durch den Präsidenten des Ordenskapitels mitgetheilt worden. Wenn ich den Sinn derselben recht verstanden habe, so soll in Zukunft ein Unterschied gemacht werden zwischen den Wahlen von Männern der Wissenschaft und denen von Künstlern und Dichtern, indem jene ersteren noch wie vor auf Antrag des Kapitels geschehen, letztere dagegen aus der Entschließung des Großmeisters hervorgehen sollen, welchem es freistünde, den Beirath des Kapitels einzuholen oder nicht.

Was diese Beschränkung der Befugnisse des Kapitels und die dadurch hervorgerufene Veränderung im Charakter und Ansehen des Ordens betrifft, darf ich mich auf die Auseinandersetzungen beziehen, die in dem Entlassungsgesuch des Gesammtkapitels unsere hinfort völlig veränderte Aufgabe und Stellung der Nation gegenüber darlegten. Die authentische Interpretation, die Euere Excellenz mündlich den neuen Statuten geben, hat nur einen Theil jener Begründung unserer Eingabe gegenstandslos gemacht. Diejenigen Kapitelmitglieder, welche die bildenden Künste und die Dichtung vertreten, sind auch jetzt noch in der peinlichen Lage, Beschlüsse mitverantworten zu sollen, zu denen sie nicht mitgewirkt, da ihnen hinfort nicht nur keinerlei Initiative zusteht, sondern auch ihr Urtheil überhaupt nicht eingeholt zu werden braucht; abgesehen von der Zurücksetzung hinter ihre wissenschaftlichen Kollegen, denen wie bisher ein volles Stimmrecht eingeräumt wird, während es den Anschein gewinnt, als ob man den Vertretern der Kunst und schönen Litteratur im Kapitel entweder nicht ein ebenso maßgebendes Urtheil oder nicht die volle Unparteilichkeit zutraute, ihre Vorschläge nur nach objektiven Maßstäben abzuwägen.

Für den ehrerbietigst Unterzeichneten kommt noch ein besonderes Motiv hinzu, die fernere Ausübung von Pflichten abzulehnen, mit denen in Zukunft keine deutlich umschriebenen Rechte verbunden sind. Eure Excellenz haben erklärt, daß die Nothwendigkeit einer Statutenänderung nicht zuletzt durch meinen jüngsten Antrag, Anzengruber den Orden zu verleihen, sich aufgedrängt habe. Die ultramontane Presse habe diesen Dichter kirchenfeindlicher Tendenzen beschuldigt, weshalb ein katholischer Fürst demselben eine solche Auszeichnung unmöglich verleihen dürfe. Daß diese Auffassung auf einer Entstellung der Thatsachen beruht, wäre leicht nachzuweisen. An diesem Ort will ich mich nur auf die Erklärung beschränken, daß ich einem Dichter, der mit gehässigem Fanatismus sein Talent in den Dienst von Parteizwecken stellt, niemals meine Stimme geben würde, ebensowenig, wie ich bei der Beurtheilung dichterischer Leistungen die Berechtigung eines einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunktes anzuerkennen vermag. Wenn es bedenklich erscheint, einen wahrhaft populären und zugleich künstlerisch hochbedeutenden Dramatiker und Novellisten, dem vor wenigen Jahren der Schillerpreis und vor Kurzem wieder der Grillparzerpreis zuerkannt worden, durch Verleihung des Maximiliansordens zu ehren, so wird dieser Orden seine hohe nationale Bedeutung einbüßen, die ihm, ähnlich wie dem Orden pour le mérite, gerade wegen der das freie und sachliche Verdienst berücksichtigenden Wahl der Fachgenossen bisher allgemein zuerkannt wurde. Das Fehlen eines Dichters wie Anzengruber möchte dereinst ähnlich beurtheilt werden, wie man heute die Ausschließung Molière's aus der französischen Akademie betrachtet.

In Erwägung all dieser Umstände bedauere ich, Euer Excellenz die Bitte erneuern zu müssen, mich meiner bisherigen Pflichten als Mitglied des Kapitels geneigtest entheben zu wollen.

In vollkommenster Hochachtung verharre ich

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Dr. Paul Heyse.

München, 28. Februar 1887.

Abschrift.

München, den 11. März 1887.

Königl. Bayerisches Staatsministerium Nr. 2822 f.
des Königl. Hauses und des Aeußern.

Hochwohlgeborener Herr!

Mit dem sehr schätzbaren Schreiben vom 26. vor. Mts. ist es Euer Hochwohlgeboren gefällig gewesen, Ihrer Auffassung über die veränderte Stellung des Kapitels des Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst Ausdruck zu verleihen und wiederholt den Wunsch nach Enthebung von den bisherigen Verpflichtungen eines Mitgliedes dieses Kapitels auszusprechen.

Die volle Hochachtung, welche ich gewohnt bin, jedem freigewählten, wohlüberlegten Entschluß entgegenzubringen, verbietet mir auf diesen Wunsch zurückzukommen und es erübrigt mir lediglich denselben zur Kenntniß Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Regenten zu bringen.

Was dagegen die Auffassung anbelangt, welche Euer Hochwohlgeboren die Güte hatten, über die künftige Stellung des Ordenskapitels mir darzulegen, so vermag ich deren thatsächliche Begründung nicht im vollen Maße für zutreffend zu erachten und darf mir daher nicht versagen, zur Verhütung einer Mißdeutung der von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten getroffenen Maßnahmen, die dem Herrn Reichsrath von Döllinger und mehreren anderen Mitgliedern des Ordenskapitels mündlich gegebenen Erläuterungen auch Euer Hochwohlgeboren zugänglich zu machen.

Ich war in der Lage, seinerzeit den genannten Herren gegenüber zu konstatiren, daß nach ausdrücklichen schriftlich niedergelegten Vorbehalten Weiland Seiner Majestät der höchstselige König Maximilian II. das Recht der Verleihung des Maximiliansordens aus eigener Initiative stets gewahrt hat, und daß sohin eine Aenderung der Grundlagen des Maximiliansordens durch die neuen Bestimmungen der Satzungen nicht erfolgt ist.

Ich vermochte ferner anzudeuten, daß es keineswegs in der Absicht Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten liegt, mit Umgehung der begutachtenden Stimme des Ordenskapitels derartige Ernennungen regelmäßig vorzunehmen und daß insbesondere die Verleihung des Ordens an Männer der Wissenschaft wohl kaum anders als auf Vorschlag des Ordenskapitels stattfinden dürfte.

Daß der Grund für eine etwas verschiedene Stellung des Großmeisters zu den Verleihungen des Ordens in seinen beiden Abtheilungen nicht in der Absicht liegen kann, die Vertreter der bildenden Künste und der schönen Litteratur im Ordenskapitel hinter ihre wissenschaftlichen Kollegen zurückzusetzen, dürfte meines Erachtens jedem klar sein, der das verständnißvolle und wohlwollende Interesse wahrzunehmen vermochte, welches Seine Königliche Hoheit gerade diesen duftigsten Blüthen des Geisteslebens und ihren Pflegern entgegenbringt.

Wenn Seine Königliche Hoheit sich vorbehalten, gegebenen Falles aus höchsteigenem Antriebe einem Dichter oder Künstler die staatliche Ehrung einer Verleihung des Maximiliansordens zuzuwenden, bei Verleihungen an Männer der Wissenschaft dagegen die eigene Initiative zurücktreten zu lassen, so ist hierfür vielmehr die Erwägung ausschlaggebend, daß über die hervorragende Stellung eines Mannes im Gebiete der Wissenschaft vorzugsweise nur der Kreis der engeren Fachgenossen ein kompetentes Urtheil zu besitzen pflegt und daß hoher wissenschaftlicher Ruf regelmäßig durch die Meinung der Gleichstrebenden gewonnen wird, wogegen die höchste Bedeutung des Dichters, des Künstlers darin liegt, daß er seinem Volke und seiner Zeit das von diesen selbst dunkel empfundene Ideal geformt und geklärt zum Ausdruck bringt, und den Besten seines Volkes und seiner Zeit ihren eigenen Herzschlag verständlich macht.

Dieses Empfinden der echten öffentlichen Meinung reicht dem Dichter und Künstler unvermittelt durch das Gutachten der Fachgenossen die Palme und in dieser echten öffentlichen und leitenden Meinung seinen vollen Antheil zu nehmen, ist wahrlich nur ein selbstverständliches Recht des Staatsoberhauptes, das ja auch in anderen Beziehungen sein Volk und seine Zeit in der eigenen Person darzustellen berufen ist.

Nicht aus Mißtrauen gegen die Einsicht und Unbefangenheit der Vertreter der Künste und der schönen Litteratur im Ordenskapitel gedenken Se. Kgl. Hoheit der Prinz Regent gegebenen Falles aus eigener Initiative Künstler und Dichter mit dem Maximiliansorden zu schmücken, sondern deshalb, weil der Spruch der echten öffentlichen Meinung, die der Großmeister zu erkennen sich wohl zutrauen darf, möglicher Weise einem Gutachten der Fachpresse vorausgeeilt sein kann.

Ob es ein großes Wagniß sein mag, einen Schein von Mitverantwortung für die Uebung eines schönen Regentenrechtes zu übernehmen, die in solchem Sinne erfolgt, glaube ich nicht weiter erörtern zu sollen.

Nach dieser Darlegung des Sinnes meiner den Mitgliedern des Ordenskapitels gegebenen Erläuterungen könnte ich diese ergebenste Mittheilung für beschlossen erachten, wenn nicht eine Bemerkung Euer Hochwohlgeboren hinsichtlich eines besonderen Motives für Ihr Ausscheiden aus dem Ordensareopage mich zwingen würde, auch diesen Punkt mit einigen Worten zu berühren.

Euer Hochwohlgeboren ist es nämlich gefällig gewesen, die mir untergelegte Auffassung eines von Ihnen ausgegangenen Ernennungsvorschlages als auf Entstellung der Thatsachen beruhend zu bezeichnen und nicht undeutlich die Erbringung des Nachweises hierfür einem anderen Orte vorzubehalten.

Ich erachte es für nothwendig, Euer Hochwohlgeboren zum Zwecke der Erbringung dieses Nachweises meine Auffassung dieser Sache mit meinen eigenen Worten zur Verfügung zu stellen.

Ich erklärte, daß zu der Aenderung der Satzungen des Maximiliansordens den Anstoß auch die Behandlung eines Ernennungsvorschlages gegeben haben mag, auf welchen einzugehen dem Prinz-Regenten die staatliche Natur der Auszeichnung durch eine Ordensverleihung unter den gegebenen Umständen nicht erlaubte.

Die Thatsache des Vorschlages als rein innere Angelegenheit des Ordenskapitels würde eine Aenderung der Satzungen nicht erfordert haben.

Dieser Thatsache des Vorschlages stand die Entschlußfreiheit des Großmeisters gegenüber, den Vorschlag zu genehmigen oder nicht, eine Entschlußfreiheit, welche wohl nie in Zweifel gezogen wurde, da sonst die Ergänzung des Maximiliansordens auf den Weg der Kooptation führt und die Allerhöchste Sanktion auf die Bedeutung einer äußeren Formalität herabgedrückt worden wäre, was denn doch, wie ich annehmen will, auch das stärkste Gefühl korporativer Autonomie als unzulässige Konsequenz erachtet haben möchte.

Daß aber die in Vorschlag gebrachte Ernennung als eine vollzogene Thatsache in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, ehe auch nur zeitlich die Möglichkeit für eine Allerhöchste Entscheidung über den Vorschlag gegeben war, deutete auf gewisse Mängel der geschäftlichen Organisation hin, welche dem strengen Bewußtsein amtlicher Obliegenheit als verbesserungsbedürftig erscheinen mußte.

Dies ist meine Auffassung, welche ich den Mitgliedern des Ordenskapitels zu verhehlen keinen Grund hatte und in welcher eine Entstellung von Thatsachen zu finden vielleicht einer überlegenen Dialektik, nicht aber der natürlich einfachen Erwägung gelingen dürfte.

Zum Schlusse gestatten mir Euer Hochwohlgeboren noch eine Anmerkung zu machen zu der Prophezeiung, die Nichtgenehmigung eines von Euer Hochwohlgeboren ausgegangenen Ernennungsvorschlages werde in Zukunft ähnlich beurtheilt werden, wie die Ausschließung Molières aus der französischen Akademie.

Ich vermag meinem Blicke nicht genügende Schärfe zuzutrauen, um das Urtheil der Nachwelt mit Sicherheit vorauszusehen. Dagegen habe ich versucht mir die Vergangenheit einigermaßen zum Bewußtsein zu bringen und hierbei ist es mir nicht entgangen, daß eine Geschichte des einundvierzigsten Fauteuils einer Körperschaft geschrieben werden konnte, die sich aus reiner Kooptation ergänzt, wie nach der Ansicht Mancher auch der Maximiliansorden es thun soll. Andererseits habe ich gefunden, daß es ein König war, der aus eigener Initiative eben jenen Dichter durch persönliche Auszeichnung ehrte, dessen Genossenschaft die Akademie verschmähte.

Die Lehren, die ich aus der Vergangenheit zu ziehen bestrebt bin, waren nicht ganz ohne Einfluß auf mein Urtheil über eine Aenderung der Ordenssatzungen, welche die Initiative des Staatsoberhauptes und dessen von großer Höhe aus naturgemäß freien und weiten Umblick in ein niemals aufgegebenes, aber etwas verdunkeltes Recht wieder einsetzt.

Empfangen 2c.

gez. Frhr. v. Crailsheim.

Seiner Hochwohlgeboren
Herrn Dr. Paul Heyse
Hier.

Jedes Zusatzes halte ich mich einstweilig für überhoben. Ich bin — in meinem Denken und Fühlen — in Sachen Anzengrubers vielleicht zu sehr Partei, um mir in diesem Falle die Lösung schiedsrichterlicher Fragen anzumaßen oder auch nur zuzutrauen. Daß ich für meine

Person aber die von Heyse und Schack bethätigte Haltung nur neuerdings dankbar rühmen kann, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Anzengruber selbst hat den beiden Poeten ihr ritterliches Einstehen für den „Dialektdichter“ nie vergessen. Als ihn sein Weg 1887/88 nach München führte, säumte er, der sonst ziemlich Leutscheue, nicht, Beiden seinen Besuch zu machen. Und als er Heyse und Defregger unter den spärlich versammelten Gästen seiner Vorlesung sah und hernach sprach, war er ehrlich erfreut. Er fühlte sich innerlich erhoben durch den Antheil, den ihm solche Pairs erwiesen und in diesem Sinne sagte er, der niemals nach Ehren, Titeln und Orden getrachtet, auf der Heimfahrt bewegt: „Ob ich bestätigt oder nicht bestätigt bin, is gleich. Gewählt war ich und gewählt bleib' ich vom Meister Paul und allen Anderen.“

Wien, 15. September 1897.

Anton Bettelheim.

Der Konzentrationsprozeß im deutschen Bankwesen

Seitdem das Börsengesetz für die Börsen eine greifbarere Gestalt angenommen hat, ist der Konzentrationsprozeß im Bankwesen, der durch die allgemeine wirthschaftliche Entwicklung unserer Zeit ohnehin begünstigt wurde, ganz außerordentlich gefördert worden. Während das Aktienkapital der großen Berliner Kreditinstitute Ende 1892 sich auf etwa 470 Millionen Mark belief, beträgt es gegenwärtig 770 Millionen Mark, hat also im Laufe von vier Jahren sich um 300 Millionen Mark vermehrt. Einschließlich der Reserven beträgt das Gesammtvermögen der Berliner Kreditbanken etwa 950 Millionen Mark, also annähernd eine Milliarde. Es handelt sich bei den jetzigen Ausdehnungsbestrebungen natürlich nicht um eine speziell die Reichshauptstadt charakterisirende Erscheinung: in Süd- und Westdeutschland namentlich haben die dortigen Bankinstitute gleichfalls der Zeitströmung Rechnung tragen müssen und Kapitalsvermehrungen vorgenommen. Theils hatten diese Vermehrungen lediglich den Zweck, die Betriebsmittel zu vergrößern, theils beabsichtigten sie die Erwerbung oder die Verschmelzung oder, wie der terminus technicus lautet, die Fusionirung verschiedener Institute. So hat sich erst kürzlich eines der bedeutendsten Institute Rheinlands und Westfalens veranlaßt gesehen, eine größere Kapitalsvermehrung vorzunehmen, um, noch ehe dieselbe durchgeführt war, eine „Allianz“ — das Wort steht jetzt auch an der Börse auf der Tagesordnung — mit einer der größten Berliner Banken einzugehen.

Die eigentliche Aufschwungsperiode, die den Erweiterungsdrang unserer großen Banken stärker in die Erscheinung treten ließ, beginnt mit Ende des vorigen Jahrzehnts. Damals war es die Konjunktur auf dem Kohlen- und Eisenmarkte, welche die Börsen in Aufregung versetzte und die Kurse aus ihrer Vergessenheit auf eine nicht mehr gekannte Höhe hob. Dazu kam, daß das anlagesuchende Publikum einen kaum zu stillenden Heißhunger nach festverzinslichen Werthen entwickelte und damit den Anstoß zu der bekannten „exotischen Periode“ gab. Alle diese Umstände legten es den Banken nahe, ihr Kapital zu erhöhen, um den an sie herantretenden Anforderungen Genüge leisten zu können. Obschon die damaligen Kapitalsvermehrungen sich in engen Grenzen hielten, so erhoben sich doch schon zu jener Zeit ängstliche Stimmen, welche die Frage erörterten, wie die erhöhten Kapitale nutzbringend verwendet würden, wenn einmal — die Konjunktur wieder im Schwinden sei. Und als sie dann wirklich schwand, als der Krach zu Anfang dieses Jahrzehntes eintrat, die Kurse in die Tiefe stürzten, die exotischen Staaten sich von ihrer liebenswürdigsten Seite zu zeigen begannen, da nahmen die düsteren Prophezeiungen über die Banken kein Ende. Die Konjunktur dahin, der Emissionskredit untergraben, das Publikum aller Kaufkraft bar — das mußte nothwendig zum Untergang der Banken führen. Aber Allah und die Bankdirektoren wußten es besser. Denn die damalige Zeit der schweren Noth führte leider auch jene schlimmen Vorkommnisse mit sich, die wegen ihrer raschen Aufeinanderfolge eine Zeit lang die Welt in Alarm hielten und die der kleinen und mittleren Bankwelt in doppelter Beziehung zum Vortheile der Großen verhängnißvoll werden sollten: die Zusammenbrüche einer Anzahl von Bankfirmen. Einmal riefen sie eine Massenflucht des Publikums, welches sich mit seinen Haben in die Banken flüchtete, hervor, zum Andern gaben sie den Anstoß zu einer Gesetzgebung, welche den großen Banken einen neuen Vorsprung vor den kleineren Banquiers gab und die — es ist wirklich schwer, keine Satire zu schreiben — schließlich zum Verbote des — nun des Getreideterminhandels führte. Schon die erstgenannte Konsequenz, der Wandel im Publikum, genügte, um den Banken klar zu machen, daß ein Bedürfniß zu befriedigen war: es entstanden Wechselstuben, Filialen ꝛc., die angesichts der mannigfachen Zugeständnisse, die die Banken vermöge ihrer großen Kapitalskraft dem Publikum machen konnten, eine schwere, ja oft vernichtende Konkurrenz für die kleinen Bankfirmen wurden, und die wesentlich dazu beitrugen, den Konzentrirungsprozeß im Bankwesen zu fördern. Das Ende vom Liede war: erneute Kapitalsvermehrungen, die im Laufe der ersten Hälfte des Jahrzehnts vorgenommen wurden. Wiederum ertönten die früheren Kassandrarufe, die nunmehr von den großen Kreditinstituten mit einer dritten Aera der Kapitalsvermehrungen beantwortet werden. Galt aber bisher nur der Satz: „Du kannst im Großen nichts verrichten und fängst es drum im Kleinen an“, so wurden die Kapitalsvermehrungen nunmehr lediglich im Großen betrieben. Die Verschmelzung der Berliner Diskontogesellschaft mit der Norddeutschen Bank in Hamburg bei gleichzeitiger Kapitalserhöhung der ersteren um 40 Millionen Mark, die Kapitalsvermehrung der Deutschen und der Dresdener Bank um je 25 Millionen Mark und endlich die Vereinigung der Deutschen Bank mit zwei der größten Provinzialbanken Deutschlands unter gleichzeitiger Kapitalsvergrößerung von 50 Millionen Mark — die größte bisher in dieser Art in Deutschland vollführte Transaktion — zeigten deutlich, daß man sich mit Kleinigkeiten nicht mehr abzugeben gewillt war. Die Agrarier haben nunmehr die Quittung für ihre intelligente Gesetzgebung, und wenn sie etwa nicht glauben sollten, daß diese letztere es gewesen ist, welche die jüngste Erstarkung des Großkapitals hervorgerufen hat, dann empfehlen wir ihnen, die Geschäftsberichte der großen Berliner und verschiedener Provinzialinstitute vom Jahre 1895 und 1896 durchzustudiren, worin ihnen dies Faktum schwarz auf weiß bescheinigt wird.*) Es ist die blutigste

*) Die Deutsche Bank schrieb in ihrem 1895er Geschäftsbericht: „Unausbleiblich wird eine Einwirkung auf die innere Gestaltung der Börse eintreten, nämlich die, daß nur sehr kapitalkräftige Häuser den neu an sie herantretenden Ansprüchen gewachsen sein werden, die schwächeren aber zurücktreten“. Die Dresdener Bank schrieb: „Wir glauben übrigens, daß in denjenigen Geschäftszweigen, die für Institute wie das unserige wesentlich in Betracht kommen, auch unter der künftigen Gesetzgebung, wie immer sie sich gestalten möge, Raum für eine ersprießliche und lohnende Thätigkeit verbleiben wird“. Die Essener Kreditanstalt erklärt: „Auch das neue Börsengesetz hat Nachtheile für uns nicht im Gefolge, dürfte nach allgemeiner Ansicht vielmehr insofern für uns vortheilhaft wirken, als die Vermittelung von Effektengeschäften sich noch mehr als bisher bei den großen Bankanstalten konzentriren wird“. Mitteldeutsche Kreditbank: „Mit Rücksicht auf die stetig zunehmende Ausdehnung unseres Geschäftsbetriebes im Allgemeinen und die Nothwendigkeit, speziell für das Effektengeschäft in seinem durch die Börsengesetzgebung geschaffenen neuen Formen, beträchtlichere Mittel zur Verfügung zu haben, halten wir eine Erhöhung des Aktienkapitals unserer Bank um 6 000 000 Mark für zweckmäßig.“

Satire: die Agrarier haben durch das Börsengesetz — dem verhaßten Großkapital einen Vorsprung gegeben, den die schwächeren Theile der Bankwelt nie werden einholen. Im Uebrigen richtet sich die Bankwelt allmählich auf die Verstaatlichung der Reichsbank ein; das zeigen die Aeußerungen, mit welchen kürzlich in der die Kapitalsvermehrung beschließende Generalversammlung der Deutschen Bank die Leitung dieses Institutes die erwähnte Maßnahme begründet hat.

Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß die Kleinen der Börse, daß die letzteren überhaupt diesen Entwicklungsprozeß nicht gerade mit freundlichen Augen betrachten. Denn abgesehen von der immer mehr zu Tage tretenden Konkurrenzunfähigkeit der Kleinen, ist durch diese Entwicklung der Zwischenhandel an der Börse immer mehr beseitigt worden. Während früher — um ein Beispiel anzuführen — die Aufträge der zuletzt fusionirten großen drei Banken dem Markte insgesammt zuflossen, gelangen jetzt nur die Saldi dieser Aufträge an die Börse, während das Gros der Aufträge in den großen sogenannten Kompensationstopf verschwindet, d. h. in den Büreaus der Banken geräuschlos zur Abwicklung kommt. Die Börsen sind daher nicht mehr ganz das getreue Spiegelbild des Geschäftsverkehrs, der sich zu einem gewissen Theile „hinter den Kulissen“ abwickelt. Diese Verhältnisse beziehen sich nicht nur auf die Privatbanken, sondern auch auf die Reichsbank, die nach ihren Geschäftsbedingungen die Maklergebühr dem Kommittenten nur dann berechnet, wenn sie sie selbst veranlaßt. Da überdies die Reichsbank eigene Effekten nicht besitzt, so liegt darin das Eingeständniß, daß große Quantitäten von Aufträgen in ihren Geschäftsräumen selbst ausgeglichen werden.

Was aber die Bedeutung dieses Konzentrationsprozesses für die Allgemeinheit betrifft, so sind auch in diesem Falle Licht und Schatten vertheilt. Für das Publikum hat es natürlich seine Annehmlichkeiten, mit einem großen Institute zu thun zu haben, das neben der Sicherheit auch mancherlei andere Vortheile gewährt, die der weniger kapitalkräftige Bankier nicht zu bieten vermag. Dazu kommt, daß die Banken durch ihre Bilanzen einen — wenn auch nicht gerade übermäßig tiefen — Einblick in ihren Vermögensstatus gewähren, während die finanzielle Position von Privatfirmen immer nur geschätzt werden kann. Der einzige Vortheil, den die letzteren den großen Banken noch voraus haben, liegt in dem persönlichen Momente der Geschäftsverbindung, in der Unmittelbarkeit ihrer Beziehung zum Privatpublikum. Davon abgesehen lassen sich die großen Vortheile, die der Verkehr mit einer großen Bank dem Publikum bietet, nicht verkennen. Andererseits hat der Konzentrirungsprozeß aber auch seine großen Schattenseiten. Als s. Z. das Publikum den Uebergang vom Privatbankier zu den Banken vollzog, gab es Stimmen, welche behaupteten, das Publikum sei vom Regen in die Traufe gekommen, denn während ihm bei den kleineren Firmen vereinzelt die Depots unterschlagen wurden, verlor es in den Banken durch Griechenland, Portugal u. s. w. auf ganz legalem Wege sein Geld. Wenn heute das Publikum den großen Bankinstituten, in deren Händen das Emissionswesen konzentrirt ist, ausgeliefert wird, wer soll alsdann dem Publikum einen unbefangenen Rath in dieser Hinsicht ertheilen? Die Banken sind Betheiligte, und das Börsengesetz mit seiner urtheilseinschläfernden Wirkung besorgt geradezu ihr Geschäft. Allerdings gibt es auch kleine Kommissionäre, die um einer sogenannten Bonifikation willen, die ihnen das Emissionshaus gewährt, ihren Kunden „verrathen“. Der überwiegenden Mehrheit der Bankiers dagegen gebietet schon die Klugheit, ihren Kunden gewissenhaften Rath zu ertheilen. Ein zweites wichtiges Moment, welches bei der Ausstoßung der Kleinen für das Publikum in Betracht kommt, ist die Provisionsfrage. Wir haben s. Z. (Sept. 1895) in einem Aufsatz in dieser Zeitschrift über die sogenannten „Kulissenhäuser“ gezeigt, daß die großen Banken, die Jahre hindurch die Provisionsfrage im Sinne des Publikums, d. i. also durch ständige Herabsetzung der Bankprovisionen beeinflußten, plötzlich das schwere Geschütz der Kreditentziehung gegen die Urheber dieser Kulissenhäuserprojekte richteten, weil die Gründung solcher Häuser (eine Art Kombination von Makler und Bankier) eine kaum abzuwehrende Konkurrenz für die großen Institute gewesen wäre. Die letzteren erreichten auch ihren Zweck: das kleine Kapital kapitulirte, die Provisionsermäßigung, eine bisher von den Banken geförderte Entwicklung, mußte unterbleiben — zum Nachtheil des Publikums.

Man sieht also: die Frage der Konzentration im Bankwesen hat ihre zwei Seiten. Im Uebrigen ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Wellenbewegungen der Konjunktur, die augenblicklich einmal wieder im Aufsteigen ist, sorgen dafür, daß im Bankwesen centripetale und centrifugale Strömungen abwechseln. Es wäre nicht unmöglich, daß die Periode der Kapitalsvermehrungen einmal wieder von einer solchen der Kapitalsrückzahlungen abgelöst würde.

Ernst Heinemann.

Eine Vorkämpferin der Frauenemanzipation.

Es liegt eine doppelte Veranlassung vor, das Bild der einst vielgenannten, jetzt in Deutschland fast vergessenen Mary Wollstonecraft Godwin aus dem Schattenreiche herauf zu beschwören. Am 10. September waren hundert Jahre seit dem Tode dieser Kämpferin um die „Rechte der Frau“ verflossen; das ist ein Gedenktag der Frauenemanzipation, die ihr so ziemlich alle Begriffe und Schlagworte verdankt. Zweitens ist soeben eine Monographie erschienen, welche in engem Rahmen ein lebensvolles Bild vom Charakter, dem Leiden und Streben jener merkwürdigen Frau entwirft *)

Mary Wollstonecraft, 1759 in einem nördlichen Vororte Londons geboren, ging aus Bauernmark hervor. Dieser Abstammung verdankte sie ihre Energie und die spröde, unbeugsame Art, die Kompromissen abhold war und Grundsätze bis zu den äußersten Folgen festhielt. Der Vater trank und mißhandelte seine Frau; die kleine Mary übte sich schon als Kind für ihre spätere Sendung: sie fing die Schläge auf, die der Vater der Mutter zudachte. Sie hat ihr ganzes Leben lang die Schläge aufgefangen, die ihrem Geschlechte galten. An der eigenen Mutter hatte sie, wie Helene Richter sagt, ein Bild der Rechts- und Hilfslosigkeit des Weibes vor Augen, ein Beispiel jener bis zur Unfähigkeit gesteigerten Unselbständigkeit, die um Schutz zu dem Manne aufblickt, vor dem sie zittert. Mary sanken die Worte der sterbenden Mutter, „Ein wenig Geduld, und Alles ist vorbei!“ tief in die Seele. Und doch war das nicht die unglücklichste Ehe, die sie zu sehen bekam. Ihre Schwester Eliza litt von ihrem Manne so viel, daß die selbst mittel- und hilflose Mary sie ihrem Peiniger entriß und zu sich nahm. Und auch eine dritte Ehe, die ihrer Freundin Fanny, nahm ein trauriges Ende. Nach diesen Erfahrungen schien die Ehe für die Frau doch nicht gerade der ausschließliche und nicht der hoffnungsvollste Beruf; der Gedanke von der materiellen Unabhängigkeit, der Selbstbefreiung der Frau, beginnt im Geiste Mary Wollstonecraft's zu entstehen. Die erste Schrift Marys mit ihrem langen Titel „Gedanken über die Erziehung von Töchtern nebst Reflexionen über das Benehmen des Weibes den wichtigsten Pflichten des Lebens gegenüber“ (1787) läßt schon in schwachen Umrissen das große Wollen des starken Mädchens erkennen. Der Verleger dieser Schrift erwies sich als eine

*) Helene Richter, Mary Wollstonecraft, die Verfasserin der „Rechte der Frau“. Wien 1897. Konegen.

sehr werthvolle Bekanntschaft; durch ihn wurde Mary aus Noth und gemeiner Sorge befreit. Sie hatte es nach dem Zusammenbruche des väterlichen Hauses auf sich genommen, die Geschwister zu bemuttern, und sie führte die schwere Aufgabe durch. Nachdem verschiedene Versuche, sich durch Unterricht einen Erwerb zu verschaffen, gescheitert waren, ging sie bereitwilligst auf den Vorschlag ihres Verlegers Johnson ein, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Sie war eine überaus fleißige Mitarbeiterin an der Zeitschrift „Analytical Review“; sie übersetzte aus dem Deutschen, Französischen, Holländischen, so z. B. Salzmann's „Elemente der Moral“, Lavater's „Physiognomische Fragmente“; dabei findet sie noch Zeit und Stimmung zu selbständiger Produktion. „Die Originalerzählungen aus dem Leben“ sollten Kinder unterhalten und belehren zugleich — das pädagogische Ideal am Ende des 18 Jahrhunderts. Das Buch wurde für die Erziehungsanstalt Schnepfenthal 1795 ins Deutsche übersetzt. Ein Essay „über die Poesie und unser Wohlgefallen an der Schönheit der Natur“ zeigt sie durchdrungen von der Naturschwärmerei ihrer Zeit. Die Beziehung zu ihrem Verleger brachte Mary mehr als das tägliche Brot. Sie lernte in seinem Hause Männer kennen, die den größten Einfluß auf ihr Gemüths- und Geistesleben ausübten; das Haus Johnson's war ein Mittelpunkt für die revolutionären Geister in London, und dort kam sie mit Thomas Payne und William Godwin in Berührung. Die Luft war voll von Auflehnung und Befreiung in dem litterarischen Kreise. Thomas Payne hatte in Amerika und Frankreich „für die Sache der Freiheit und Vernunft“ mit dem Schwerte wie mit der Feder gekämpft, und Godwin hatte seine theologischen Götzen zertrümmert und sich der litterarischen Revolution ergeben. Mary war da in ihrem Element, und als im Jahre 1790 Edmund Burke's „Reflexionen über die französische Revolution“ erschienen und der Kampf um die Menschenrechte auf englischen Boden verpflanzt wurde, fand sie, die bis dahin wesentlich das Echo fremder Geister gewesen war, ihre eigene Stimme, und die Welt hörte zum ersten Male das befremdende Wort von den „Rechten der Frau“ (A Vindication of the Rights of Woman. 1792).

Wer einmal den stummen Schmerz eines mißhandelten Thieres gesehen hat, dem ist sicher der Gedanke gekommen: Was würden wir für furchtbare Anklage gegen die Menschheit hören, wenn die stumme Thierwelt auf einmal Sprache bekäme? Mary Wollstonecraft's Buch erinnert an diesen Gedanken: Die Frauen hatten auf einmal, nach Jahrtausenden stummen Duldens, artikulirte Laute für ihre Klagen bekommen.

Helene Richter hat den flammenden Protest gegen die bisherige Stellung der Frau meisterhaft analisirt. Sie schickt ihrer Analyse in praktischer Weise die landläufigen Schlagworte voraus, mit denen heute noch in geckenhaft-preziöser Manier die „Rechte der Frau“ travestirt werden; Robert Burns hat ja merkwürdigerweise sein Talent und seinen Namen dazu hergegeben, eine ernste Sache zum Thema einer müßigen Drawingroom-Gesellschaft zu machen. Die Frau, hören wir da, hat ein dreifaches Recht: erstens das heilige Recht der Frau auf den Schutz des Mannes; zweitens das Recht auf den Anstand, das Dekorum; drittens das theuere Recht auf Bewunderung, um das selbst Könige buhlen. Wozu also eine Aenderung in der beneidenswerthen Stellung der Frau?

> Versöhnt euch mit König und Konstitutionen,
> Entsagt den Waffen, Revolutionen;
> Der Majestät folgt willigen Geists und Leibes,
> Ah ça ira! der Majestät des Weibes!

Mary Wollstonecraft zerzupft mit unbarmherziger Hand die Lüge von der Majestät des Weibes und zeigt, welche Rohheit und Heuchelei sich hinter der verlogenen Galanterie der westeuropäischen Welt verbirgt. Sie leugnet nicht einen Augenblick die Minderwerthigkeit der Frau, wie sie ist; im Gegentheil, sie geht in der pessimistischen Schilderung der Frauen vielleicht zu weit; aber gerade diese eingestandene Inferiorität ist ihr der beste Beweis dafür, daß sich das bisherige System nicht bewährt hat: gerade das ist ihr Grund genug, das Verhältniß der Geschlechter zu einander einer gründlichen Umgestaltung zu unterwerfen. Keine Vorrechte, aber dafür Rechte der Frau! Das ist die wichtigste Forderung in dem Proteste gegen die Verwöhnung und Unterdrückung der Frau; aber Mary Wollstonecraft begnügt sich nicht mit der Aufstellung allgemeiner Grundsätze, wie es die rationalistische Richtung der Zeit liebte, sondern formulirt ihre Wünsche in konkreter Weise, in vielen wichtigen Details: Erziehung, Kleidung, falscher und echter Anstand, Bildung und Verbildung, Liebe und Ehe, Genuß und Entsagung, Gattin- und Mutterpflichten, der Verkehr zwischen Mann und Weib, gesellschaftliches Leben. — Alles das wird von Mary, wenn nicht eingehend erörtert, so doch berührt und im Lichte der neuen Anschauung behandelt. Die gegenwärtigen Zustände sind unhaltbar, das ist der Kern und Schluß ihrer Ausführungen; die Frau von heute ist ein ebenso niedriges, wie gemeinschädliches Geschöpf. Es gibt aber nur zwei Auswege aus der Misère: entweder man verweise die Frau wieder in das Frauengemach, wie es in gewissen Staaten des Alterthums geschah, wie es noch jetzt im Orient geschieht; oder man muß sie zu einem ebenbürtigen, nützlichen, freien Mitgliede der Gesellschaft, d. h. zur Selbständigkeit erziehen.

Das Buch war ein großer Erfolg; Mary Wollstonecraft war eine Berühmtheit in England geworden. Aber die Selbständigkeit im Denken und Handeln, auf die sie so viel Gewicht legte, die sie als das Ziel aller weiblichen Erziehung hinstellte, brachte ihr kein Glück. Das durch so viel Kampf und Unglück gereifte vierunddreißigjährige Mädchen fiel dem ersten besten Spitzbuben, der ihr Liebe heuchelte, als Opfer anheim. In Paris lernte sie den charakterlosen Amerikaner Imlay kennen und schenkte ihm ihre Liebe. Welch eine Liebe! Die Briefe Mary's an den unwürdigen Menschen athmen die ganze, rückhaltlose, naive Leidenschaft einer Julie und den das Glück umklammernden Instinkt der alternden Frau. Die „Selbständigkeit“ Mary's stand ihrer freien Liebe nicht im Wege; eine eheliche Verbindung von Imlay zu verlangen schien ihr niedrig, und ein Zeichen unedlen Mißtrauens. Jahre lang quälte der Elende die unglückliche Mary mit seinem Schwanken zwischen Versprechen und Versagen; das Kind, welches Mary zur Welt gebracht hatte, führte keine Aenderung in ihrem Verhältniß herbei. Endlich sah sie ein, daß sie von einem gewissenlosen Menschen in der niederträchtigsten Weise mißbraucht worden war und suchte in der Themse den Tod. Aber ein Schiffer brachte sie lebend ans Ufer. Imlay ändert auch nach diesem Schritte Mary's sein Betragen nicht im Geringsten; als er England verläßt, kehrt die Ruhe der Entsagung in die Brust Mary's ein (1795).

Zwei Jahre nach der Trennung von Imlay reichte sie William Godwin in spießbürgerlicher Weise vor dem Altare der St. Pancras-Kirche die Hand, und die verwandten himmelstürmenden Geister lebten zwei Jahre lang in glücklichster Gemeinschaft; Mary schrieb in dieser Zeit eine Art Seitenstück zu ihrem Hauptwerke, aber in erzählender Form: „Die Leiden der Frau“ (The Wrongs of Woman). Am 30. August 1797 wurde dem Paare ein Mädchen geboren; in den folgenden Tagen stellte sich Fieber ein; am 10. September war das Ende da.

Ist das Hauptwerk Mary Wollstonecraft's: „Die Rechte der Frau“ heute überholt? Was haben die hundert Jahre des Kampfes um das Recht der Frau an Errungenschaften gebracht? Welche Wünsche und Forderungen Mary Wollstonecraft's sind in Erfüllung gegangen, welche harren noch der Erfüllung? Helene Richter gibt darauf eine eigenartige Antwort. Sie stellt am Schlusse ihrer Monographie eine Reihe von Thesen zur Frauenemanzipation auf, nicht in formelhafter Weise, aber trotz aller Beredsamkeit scharf und klar; diese geben zusammen ein deutliches Bild dessen, was maßvolle, gebildete, denkende Frauen unter der Frauenemanzipation verstehen, nicht jener, welche bereits vollzogen ist, sondern jener, welche sie erst von der Zukunft erwarten.

Vergleicht man diese Thesen einer Dame vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit den Forderungen, welche Mary Wollstonecraft im Jahre 1792 erhob, so ergibt sich die Wahrnehmung, daß das große Werk der unglücklichen Mary lebendig, frisch, aktuell ist, als wäre es heute entstanden.

Karlsbad. Leon Keltner.

Im Schwarzwald.

Steht man auf einem der Hügelplateaus, die einen Blick in die Runde gewähren, etwa vor dem Posthofe zu Eschech, so liegt vor Einem die bewaldete Bergkette, bei klarer Beleuchtung, zumal in später Nachmittagsstunde, übergossen von einem blauen Hauch. Die Farbe ist nicht zu verkennen und gibt dem Bilde einen eigenartigen Reiz; es ist Rauchwolken-Blau; daher der Name Schwarzwald. Es ist die alte Geschichte vom lucus a non lucendo. „Er heißt mit Recht Löwe, denn er hat gekämpft wie ein — Tiger", sagt schon Wippchen und die logische Folgerung ist auch hier genau dieselbe.

Der Schwarzwald ist der echte Boden für den Fußwanderer. Als ich in den großen Gasthöfen abstieg, die man in allen Städten findet, welche Ruf als Bade- oder Luftkurorte haben, überkam mich stets eine brennende Sehnsucht, mit dem Ränzel auf dem Rücken, vor der niedrigen Thür eines der kleinen Dorfgasthöfe Halt zu machen, wo die Fuhrleute und Landboten Einkehr halten und die Frau Wirthin noch selbst mit der Schüssel und Flasche kommt. Diese Gasthäuser sind uralt, das Holzgetäfel, die Tische und Stühle sind blankpolirt und gedunkelt durch den Gebrauch von wohl hundert Jahren, aber der Staub der Zeit hat sich nirgends festsetzen dürfen. Es herrscht eine Sauberkeit, die dem Gast sogleich Vertrauen zu den vorgesetzten Speisen einflößt.

Wie wohlig wird Dir's in solch Schwarzwälder Wirthsstube. Da gleich rechts vom Hausflur öffnet die breite Thür in die Stube hinein, die nicht viel höher ist, als der Thürrahmen, aber breit und tief, und Raum hat für viele Gäste. Just ist sie leer, denn es ist Werktag und wir können ungestört Umschau halten. Umschau und Ausschau, denn an zwei Wänden reiht sich Fenster an Fenster und durch die hellen Scheiben geht der Blick hinaus in die heitere Landschaft. Drinnen sind Stühle und Tische in Menge; im Hintergrund sitzt das Wirthsfräule emsig bei einer Näharbeit und von der Wand tickt die Kuckucksuhr freundlich zu uns herüber.

Das ist halt so ein glückliches Leben, denkt der Wanderer, und nippt an seinem Glase Kirschenwasser. Die herrliche Luft, die lieben Berge mit ihren Tannenriesen, das Vieh auf den Halden, frohe Natur ringsum und frohe Menschen drinnen. Man vergißt den Winter, der das lustige Bild in ein düsteres, melancholisches verwandelt:

> „Hier dagegen ist es einsam,
> Auf der kalten Bergeshöh',
> Und des Winters sind wir gänzlich
> Wie begraben in dem Schnee."

Freilich jetzt ist's Sommer, und zu den Häusern, die so einsam in Thalmulden oder auf Hügelrücken kleben, weitverstreut in der Runde, führen anmuthige Wege über grüne Wiesen. Diese Häuser sind ähnlich den wohlbekannten Bauernhäusern des Berner Oberlandes; niedrig, mit mächtigem Dach, das das ganze Haus sozusagen unter seine warmen Fittige zu nehmen scheint, kleine Fenster und alterthümliche Balkons, auf denen die Betten sich sonnen und Tauben herumflattern. Dem Fremden erscheinen die Häuser erstaunlich groß zu sein; kommt man näher heran, so entdeckt man den Grund dafür. Es wohnt hier nämlich alles unter einem Dache, Mensch und Vieh. Nicht in einer Stube wie im trostlosen Irland, aber doch Wand an Wand: die Kühe unten, so daß eine wohlthuende Wärme vom Erdgeschoß auf durchs Haus steigt, das Schwein eine Treppe hoch, das Geflügel unterm Dache.

Die Schwarzwälder sind gut daran, es gibt keine Bettelarmen unter ihnen. Ich mußte an die armen Weber der schlesischen Gebirgsdörfer denken mit ihren blassen Gesichtern und langen, dünnen Gestalten, als ich mich dieser gesund dreinschauenden, kräftigen Menschen freute, die der liebe Gott in ein gesegnetes Stückchen Land gesetzt hat. Von den Schwarzwälder Flößern und Holzfällern haben uns Hauff's Märchen schon in der Kinderstube erzählt, von den Uhrmachern, den Bauersleuten berichtet uns Berthold Auerbach.

Es ist merkwürdig, wie lange Zeit es dauert, bis ein Talent sich selbst entdeckt. Eben hatte er noch seinen schwerflüssigen „Spinoza" geschrieben und erklärt, er sei „sein litterarisches va banque", da fliegt ihm plötzlich, er weiß selbst kaum wie, die Idee der Schwarzwälder Dorfgeschichte zu. Er hatte die Nachricht vom Tode seines Vaters empfangen, im Fluge zogen Bilder der Heimath an seinem Geiste vorüber, sein Herz nahm Theil daran, und so schrieb er in wenig Stunden die Entwürfe zu den ersten Dorfgeschichten nieder. „Auch hab' ich Schwarzwälder Dorfgeschichten geschrieben, die mir gar viel Freude machen", so berichtet Auerbach seinem Vetter Jacob im Februar 1842. Daß sie nicht nur ihm, sondern Millionen von Menschen über die weite Welt hinaus ebenfalls „gar viel Freude" machen sollten, mochte er damals kaum ahnen. Aber bald kam das Echo seines Waldrufes zurück — jubelnd, jauchzend.

> „Das ist ein Buch! Ich kann es Dir nicht sagen
> Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
> Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
> Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
> Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen,
> Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!"

So sang Freiligrath, so empfanden unzählige Leser, die es nur nicht so schön auszusprechen vermochten.

Die Buben und Mädchen, die barfuß mit dem Ranzen auf dem Rücken aus der Schule trippeln — um elf Uhr Vormittags! — die Fuhrleute mit ihren blauen Leinenkitteln und der knallenden Peitsche, die alten Weiberl mit ihren runzlichen Gesichtern und ihrem freundlichen „Gute Tag" — sie dünken uns alle wie aus den Seiten der schönen Dorfgeschichten herausspazirt. Da ist „Barfüßele" drüben auf dem Anger und weidet die Gänse, dort jener hübsche Bursche mit dem offenen, klugen Gesicht, ist es der Johannes? Es ist ringsum hier ein schöner gesunder Menschenschlag: die dunklen leuchtenden Augen und der feingeschnittene Mund mit zwei Reihen der schönsten, weißen Zähne fallen besonders als allgemeine Zier auf. Dazu ein liebenswürdiges Lächeln, das zumeist diesen Mund umspielt.

Da schlägt die Wanduhr, der Kuckuck ruft und weckt mich aus meinen Betrachtungen. Wie ist der Kuckuck in die Uhr hineingekommen? In keinem Buche kann man's finden, aber ich habe es von einer Großmutter. „Der Kuckuck", sagte sie, und dabei hatte sie den ältesten Enkel auf dem Schoß, der aufmerksam zuhorchte und zuweilen verstohlen nach der Wanduhr drüben hinüberlugte, „der Kuckuck hatte ein Ei gelegt, aber war zu faul, es auszubrüten. So besann er sich denn gar nicht lange, und legte es keck an den Fuß der Hühnersteige. Die dicke Henne, sagte er leise vor sich hin, schmunzelnd über seine Schläue, wird's schon ausbrüten. Aber der Uhrmacher hatte ihn vom Fenster aus beobachtet und sagte: Warte, solche Trägheit muß bestraft werden. Das Ei ließ er liegen, den Kuckuck aber nahm er und sperrte ihn in die Uhr, die an der Wand hing und mit ihrem langen Pendel tick-tack, tick-tack machte. Da gehst du hinein, sagte der Uhrmacher, und zu jeder Stunde darfst du einmal herausschlüpfen und Kuckuck rufen."

Das ist eine recht einfältige Geschichte, mag der Leser sagen, aber das kleine Enkelchen, das sie auf Großmutters Schoß zu hören bekam, sagte nicht so, sondern horchte gespannt zu und war, ach so erstaunt, wie sich nun gerade auch das Thürchen öffnete und der kleine Vogel herauskam und vernehmlich rief: kuckuck — kuckuck. Freilich war er von Holz, aber das schadete nicht, der Kinderseele machte er die ganze Geschichte zur Wirklichkeit. Was uns Märchen sind, den Kindern belebt es sich; das haben sie mit den Dichtern gemein, die freilich noch einen Schritt weiter gehen und denen, was uns Alltagsmenschen als das Leben, das nüchterne, langweilige Leben erscheint, zum Märchen wird.

Aber wie der Kuckuck auch nun in die Uhr hineingekommen sein mag — drin ist er! Von allen Wänden, aus allen Häusern hier ruft er uns seinen Gruß entgegen, denn überall werden Uhren gemacht; hier blüht noch eine bedeutende Hausindustrie. Tritt man in solch ein Haus hinein, da tickt es und surrt es wie der Pulsschlag so vieler Herzen und die Pendel rühren sich so emsig, daß es den menschlichen Bewohnern der Stube ganz unmöglich sein muß, inmitten so reger Thätigkeit müßig zu sein.

Die großen Gewerbehallen, die wir an vielen Orten des Schwarzwaldes antreffen, zeugen allerdings dafür, daß neben die einstmals bedeutende mächtige Industrie des Einzelnen heute eine Fabrikindustrie getreten ist, die jedenfalls den Löwenantheil nimmt an den kaufmännischen Verbindungen, welche der Schwarzwald mit der ganzen Welt unterhält. In die Gewerbehallen schickt jede Fabrik ihre Muster und in Muße kann der Fremde sich hier alle Erzeugnisse betrachten. Es ist ganz erstaunlich, was für komplizirte Werke aus diesen kleinen, friedlichen Dörfern hervorgehen. Werke, die durch Kuckucksruf und Wachtelschlag die Viertel-, halben und ganzen Stunden verkünden, Uhren, an denen zur zwölften Stunde ein kleiner Trompeter von Säkkingen zum Pförtchen hervortritt und sein Lied an Margarete hinaus schmettert; große Musikwerke auch, die bekannten Orchestrions, die oft Tausende von Mark kosten und hinaus in eine fremde Welt ihren Weg finden, namentlich nach Rußland, England und Amerika. Auerbach sah in Furtwangen das Haus von Martin Blessing, dem ersten Begründer der Musikmacherei, der Anno 47 gestorben ist. Er war der Urheber eines gewaltig aufblühenden Kunstgewerbes, dem heute zahlreiche Fachschulen in Furtwangen und anderen Dörfern des badischen Schwarzwaldes eine solide Grundlage verleihen; ein genialisch veranlagter, aber kein glücklicher Mensch. „Als ich in der Dämmerung Züge aus dem Leben des Mannes hörte, von denen ich gar nichts wußte, meinte ich, ich müßte zu Boden sinken“, schrieb Auerbach; was ihn so ergriff, als er seinem Begleiter zuhörte, war der Zufall, daß dieses Menschenleben in allen Einzelheiten genau mit den Erlebnissen übereinstimmte, die Auerbach in „Edelweiß“ seinen Lenz hatte durchmachen lassen. Auch hier ein schönes Weib, eine unglückliche Ehe, der einzige Trost in der Arbeit und so fort bis in die kleinsten Einzelheiten. „Nun sage“, so schließt der Dichter, „ist das nicht zum Erschrecken, wie Phantasie und Leben mir spielen? Welch ein Zusammentreffen mit Lenz und die Röthigung seiner Gestaltung und Motivirung!“ Und hat er sich's nicht gefallen lassen müssen, zu den Romantikern gerechnet zu werden, dem doch ein Zufall bewies, wie er hier und auch sonst manches Mal, unbewußt einen Griff ins Leben gethan hatte?

Die Schwarzwälder sind ein fleißiges, intelligentes Völkchen: überall geht es geordnet her, in jedem Dorf giebt es eine Kirche und gewiß fünf oder sechs Gasthäuser. Der „Wirth“ nimmt nicht von Ungefähr eine so bedeutende Rolle in den Dorfgeschichten ein. Aber sein Bier ist ein leichtes, ländliches Gebräu zu einem Groschen der halbe Liter und der Schnaps, den man allenthalben findet, ist der Kirschengeist, den wohl keiner im Uebermaß trinkt, und der ein gutes Mittel für den Magen sein soll.

So ist für das leibliche Wohl gut gesorgt; aber von Pflegstätten für das Geistige haben wir außer Kirche und Schule keine Spur entdecken können. Die Buchbinder in den Dörfern hatten alle höchstens ein paar Volkskalender, in den Stuben war von Büchern überhaupt nichts zu finden. Da lagen wohl auf dem Sims eine dickbändige Familienbibel und das Gesangbuch als Zeuge fleißigen Kirchgangs, aber das war auch alles, ausgenommen etwa das Wochenblättchen (vier Seiten kleinsten Zeitungsformats großgedruckt), welches in jedem Hause sauber in der Reihenfolge der Nummern an einem nadeldünnen Haken aufgespießt war. Selbst bei den Buchhändlern der größeren Orte wie Triberg fragte ich vergebens nach Hebel's Allemannischen Gedichten, die doch so einzig ein Bild des Schwarzwaldes geben und in dem Dialekt sowie den einfachen, treuherzig der Natur abgelauschten Situationen dem ländlichen Geist verständlich sein sollten. „No, dös hobe wir nit“, hieß die Antwort überall. Freilich, die neueste Radfahrerkarte und selbst ein paar Bände „Tauchnitz“ lagen im Fenster! Die Natur ist für den Bauer nichts als eine treue Nährmutter; spricht man mit ihm vom Wetter, so denkt er nur daran, was es für einen Einfluß auf seine Saaten ausüben möge; wie der Thau in den Blüthen perlt, wie zart und lieblich diese selber sind, dafür hat er kein Auge. Zwar setzen sie Blumentöpfe in jedes Fenster und scheinen sie wohl zu pflegen, aber für die Blüthen, die so eine Dichterhand auf ihrem Boden pflückt und zu schönstem Kranze windet, dabei zu verweilen, fehlt ihnen der Sinn; Robert Burns ist der einzige Bauer, der ein Poet geworden.

Das Wandern im Schwarzwald ist nirgends beschwerlich. Die Hügel steigen und senken sich sanft zu den Thälern hinab, die Wege sind gut, die Dörfer, durch welche man kommt, freundlich und einladend. In der herrlichen Bergluft wandert es sich so leichtfüßig und leichtmüthig dahin, man lacht der schweren Postkutschen, die von Vieren gezogen, langsam über die Berge klettern und freut sich doch dabei des hübschen gelben Flecks, den sie in das grüne Landschaftsbild setzen, sowie der lustigen Weise des Posthorns. Uns ward es herzlich wohl, als wir in guter Gesellschaft über die Höhen wanderten — nur einmal ward es uns schwer ums Herz und auf Minuten beschlich uns ein Gefühl unerfüllter Sehnsucht. Das war auf dem breiten Plateau des Brend, von wo sich eine prächtige Rundschau auf die Vogesen, den Schwarzwald und die ferne Alpenkette eröffnet. Das war's! Da hinter den blau verschwimmenden Höhenzügen des deutschen Gebirges erhoben sich mächtig aufragend die Firnen der Gletscher: ewiger Schnee, der leuchtend zu uns herüberscheint; erst entdeckten wir die Umrisse des Glärnisch und dahinter unverkennbar, die Kuppe des Finsteraarhorn. Schärfer und gieriger späht das Auge den Horizont entlang und allmählich liegt im Abendlicht die herrliche Kette, ungebrochen, majestätisch, schweigend und Schweigen gebietend, vor uns. Vergessen ist für den Augenblick all die Lieblichkeit der Schwarzwälder Berge und Thäler, die Seele hat nur Augen für das ferne Alpengebirge dessen Erhabenheit sich vor uns ausbreitet, als wäre das Wort Gottes vor uns aufgeschlagen. . . .

London. A. Rutori.

Theater.

Lessing-Theater: „Unjamwewe“, Komödie in 4 Aufzügen von Ernst von Wolzogen. — Neues Theater: „Die Abrechnung“ (La Douloureuse), Sittenbild in 4 Akten von Maurice Donnay. Deutsch von Anne St. Cère.

Mein lieber Kollege, Fritz Fröschl, der Privatsekretär eines Konsuls und Reichstagsabgeordneten, erklärte im dritten Akt von Wolzogen's neuer Komödie „Unjamwewe“ von der Bühne des Lessingtheaters herab, daß er es gewesen sei, der die pseudonymen Artikel in der „Nation“ veröffentlicht habe, in denen schlagend nachgewiesen sei, daß in dem von Dr. Franz Ewert für Deutschland eroberten Unjamwewelande sicherlich kein Gold zu finden sei. Dem

litterarischen Chronisten, der nur zu oft gezwungen ist, das Gestern der Politik zu seinem Heute zu machen, bleibt nun nichts übrig, als dem Vorgang des lieben Kollegen zu folgen und in eben dieser „Nation“ zu erklären, daß in Wolzogen's litterarischem Unjamwewland leider auch kein Gold zu finden ist. Man mag den Sand waschen wie man will, es bleibt Sand.

Ernst von Wolzogen hat in einem „Interview“ erklärt, daß ihm für die Gestalt des Afrikareisenden Ewert, Karl Peters vorgeschwebt habe, und daß seine Komödie, wenn man so will, eine Rettung des Mannes sei. Darüber zu urtheilen, überlasse ich dem Kollegen Fröschl. Jedenfalls hat Wolzogen, soweit ich Peters aus recht flüchtigem Vorgestelltwerden kenne, sein Modell nicht sklavisch benutzt. Er hat den Kraftmenschen brutaler Thal in einen philosophischen Kraftmenschen umgesetzt, und da es in Berliner Salons nicht angängig ist, Wilde zu peitschen oder zu spießen, blieb ihm denn auch wohl nichts anderes übrig. Vielleicht auch ging der schauspielerische Interpret, Adolf Klein, in dieser Umsetzung noch weiter als der Dichter. Aeußerlich, ich möchte das Wort betonen, ist es Wolzogen jedenfalls gelungen, einen glaubhaften Charakter hinzustellen und damit den Grund dazu zu legen, worauf es ihm ankam, zu einer Charakterkomödie. Aber trotzdem der Charakter äußerlich greifbar da ist, ist die Komödie „Unjamwewe“*) jenseits der großen Wasser geblieben.

Die Komödie besteht nach des trefflichen Martin Opitz Definition „in schlechtem Wesen und Personen: redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geize des Alters, Kuppelei und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen“. Nach der Definition unserer Modernen bestände ihr Hauptcharakteristikum in Menschendarstellung, durch jeden Handlungsansatz möglichst ungetrübt. Und beiden Definitionen mag der Liebhaber Geschmack abgewinnen. Braucht nur der rechte Mann zu kommen, der etwas daraus zu machen weiß. Hatte Wolzogen den Charakter seines Ewert, so hat er die nöthige Handlungslosigkeit wahrscheinlich mühelos dazu gefponnen. Im ersten Akte findet sich für das eroberte Unjamwewe eine kaufmännische Gesellschaft zusammen, die das Land in Entreprise nehmen wird; Konsul Gerth tritt an ihre Spitze. Im zweiten Akt geht's in die Höhle des Löwen Ewert, Egmont ist bei seinem Klärchen, einer kleinen Schauspielerin, die er liebt und die ihm einen Sohn geschenkt hat, und darob gern geheirathet sein möchte. Im dritten Akt wird das „eroberte“ Unjamwewe den Engländern abgekauft, bei welcher Gelegenheit sich Frau Konsul Gerth dem Helden in die Arme wirft. Im vierten Akt die üblichen Duellscherze und die Ernennung Ewert's zum Reichskommissar. Durch dies bunte Durcheinander aber, das manchmal ganz amüsant ist, geht ein Gedanke, der seiner kriegerischen Natur nach nur mit einem Ausrufungszeichen zu geben ist: Krieg den Philistern! Selbst in der Konsulsgattin, die bereit wäre, ihrem Helden bis nach Unjamwewe zu folgen, wird eine Delilah gezeichnet.

Als ich Student war, wußte ich ganz genau, was ein Philister ist. Seltsamerweise ist mir der Begriff seither nicht klarer, sondern unklarer geworden. Man braucht nur an den Weimarer „Geheimrath mit dem Doppelkinn“ zu denken, um sich zu hüten, das Wort auf jedes Zusammen bedächtiger, selbst enger Eigenschaften anzuwenden. Und Heyse's armseliger Pedant, das Kolberger Schulmeisterlein, das die Stunde der Gefahr zum Helden macht, sei unvergessen. Ich flüchte also in die Historie und hole mir bei Adelung Belehrung und erfahre, daß das Wort von Alters her von Bürgern auf gemeines Volk und Stadtsoldaten angewendet wurde und daß sein Ursprung das lateinische Balistarii (Schleuderer) ist; — während andere wiederum behaupten, die Bezeichnung stamme von einer Schlägerei Jenenser Studenten mit Bürgern her, in der ein Student getödtet wurde, und das Bibelwort „Philister über dir“ den Text zu seiner Grabrede abgegeben hat. Wie dem auch sei, die deutsche Romantik, Brentano vor allen und E. Th. A. Hoffmann, haben den „Philister“ erst recht populär gemacht, und was sie zumeist haßten, das Poesiefeindliche, brachten sie damit zum Ausdruck. Die Zeiten der Romantik sind vorüber, und mit neuen Generationen hat das Wort neue Bedeutung erhalten. Nimmt Ernst von Wolzogen nun den Krieg gegen die Philister auf, so darf man von ihm erfahren, was denn nun eigentlich nach moderner Weltanschauung ein Philister ist.

Alle Gestalten in Wolzogen's Komödie sind Philister, mehr oder weniger, bis auf den Afrikareisenden, den Dr. Ewert. Der ist kein Philister. Das Mädchen, das er lieb hat, die Mutter seines Kindes, heirathet er nicht, denn er will frei sein, frei für seinen Beruf; mit der Liebe der Frau seines „Wohlthäters“ spielt er, weil er sie für seine Pläne braucht, er wirft sie dann fort, ehe sie noch einen Fehltritt thun konnte; Deutschland, das „Bierstübl“, ist ihm für die Entfaltung seiner Kraft zu eng; — in alledem bewährt sich, meint Wolzogen, das Kraftherrliche, das Antiphiliströse seines Wesens. Dem Starken sind die Menschen einfach Mittel; das Mädchen, das er liebt, ist ihm „der blühende Blumentopf an seinem Fenster“ und nichts mehr. Ich aber möchte doch bescheidentlich nach dem Warum solcher Handlungen fragen. Und da muß ich mir sagen: er heirathet das Mädchen nicht, weil er Furcht hat, in der Ehe an innerlicher Freiheit einzubüßen; er spielt mit der Liebe der verheiratheten Frau, weil er Furcht hat, auf geradem Wege seine Ziele nicht zu erreichen; Deutschland ist ihm zu eng, weil er Furcht hat, sich den Platz nicht erobern zu können, auf dem er seine Eigenschaften zur Geltung bringen könnte. Mit einem Wort, seine Kraftherrlichkeit ist rein äußerlicher Natur. Was also ist er in dem beschämenden Gegensatz äußeren Gebahrens und innerlichen Seins nun anderes als ein Philister in der Löwenhaut? Wolzogen ist über das rein Aeußerliche der studentischen Auffassung in nichts herausgekommen. Er ist in dem Kamment der Weltanschauung stecken geblieben.

Und das ist es, warum sein neues Theaterstück keine Komödie ist: die Menschen sind nicht mit dem Auge des humoristischen Dichters gesehen. Sie sind überhaupt nur ganz äußerlich gesehen. Man hat nicht das Gefühl, den Worten eines Mannes zu lauschen, der über die Welt lächelt, weil er den Kontrast der inneren Vorgänge und der armen äußeren Erscheinungsform schmerzlich und tröstend empfindet; man meint es mit dem Lachen Jemandes zu thun zu haben, der lacht, weil er die Dinge nicht begreift. Und das wirkt peinlich, nur peinlich. Diesem Humoristen fehlt es an Ernst. Man kann die Menschen nicht in eine höhere Sphäre erheben, man habe sich denn zuvor in sie hinein versenkt. Wolzogen muß tiefer graben, wenn er die Quelle echten, aber nur berechtigten Humors in sich entdecken will.

Die Aufführung des Lessingtheaters krankte an den Mängeln der Dichtung. Es lag etwas Lustloses über den Vorgängen auf der Bühne. Adolf Klein versuchte die Gestalt des Afrikareisenden zu vertiefen, und brachte damit die inneren Widersprüche nur greller in Erscheinung. Meta Illing und Marie Elsinger, in den Rollen der Konsulsgattin und der Geliebten, blieben ganz im Konventionellen haften, während Karl Waldow den Kollegen Fröschl mit echt menschlichen Zügen ausstattete. Was der Humorist schuldig blieb, das gab Franz Guthery in einer Nebenrolle, indem er, rücksichtslos wie immer, sich selbst spielte: man durfte lachen, wenn er die Bühne betrat, und es war ein gemüthvolles Etwas, das von ihm ausging.

Was Ernst von Wolzogen und mit ihm den meisten unserer modernen Bühnenschriftsteller fehlt, deß darf sich die junge französische Generation, als deren markanteste Vertreter uns François de Curel und Maurice Donnay gelten, rühmen: sie sehen die Menschen und ihre Schicksale in innerem Zusammenhang. Ein Stimmungsschleier liegt

*) Buchausgabe bei F. Fontane u. Comp. Berlin.

über ihrer Welt; die Farben verschwimmen in einander, das Thun und Leiden der Menschen löst sich aus der einen Grundstimmung los und führt in sie zurück. Wie sich der Regen aus der Wolke loslöst, um als Nebel wieder in ihren mütterlichen Schoß zurückzukehren. Es ist eine müde und dekadente Stimmung, und diese Welt ist wolkenverhangen, und die Menschen handeln aus den Gefühlen ihrer Umgebung heraus. Aber sie kennen den Trost der heilenden Zeit und vertrauen sich ihr willenlos an und warten geduldig, bis die eine Stimmung die andere in ihnen auslöst. Die Wolkengebilde wechseln, die Wolke bleibt. Es ist ein Lyrismus, der für eine Weltanschauung steht und in gewissem Sinne sie ersetzt, statt einer Ueberzeugung ein Gefühl. Und in diesen dramatischen Lyrismus spielen die Traditionen der älteren Generation, der Augier und Dumas hinein; die moralische Reflexion wird in ein elegisches, bald ironisches Lied umgesetzt, und klingt in eine Sehnsucht nach Reinheit und Einfalt aus. Die Altardecke ist Salondekoration geworden. Und wollte man diese dekadent moralisirende Stimmung in einem bestimmt umrissenen Symbol geben, so könnte man auf eine Scene in Donnay's „Douloureuse" deuten, die wiederum nichts ist, als eine Umschreibung des bekannten belgischen Gemäldes „l'Aube": aus einem Ballsaal tritt eine Gesellschaft ins Freie und stößt auf Arbeiter, die an die Arbeit gehen. Die künstliche Beleuchtung und das Licht des Tages blenden in einander. Ein wollüstiges melancholisches Frösteln überkommt sie.

„La Douloureuse", „die Abrechnung" ist es verdeutscht, hat Donnay sein neues Drama genannt. „La Douloureuse" ist ein Ausdruck aus dem Boulevardjargon und bezeichnet die Stunde, in der man seine Schulden bezahlt; auf eine Scene seines Dramas hin hat Donnay den Titel gewählt und um dieser einen Scene willen hat er das Drama wahrscheinlich geschrieben. Die gesammte Handlung erschöpft sich in ihr: der Liebende macht der Geliebten zum Vorwurf, einen Liebhaber gehabt zu haben. Er erniedrigt sie, und sie erniedrigt sich, Vergebung erflehend, vor ihm. Er versagt ihr die Verzeihung, weil der Beweis ihrer Schuld, ihr Kind, ewig zwischen ihnen stehen würde. Da fährt sie auf. Um dies Geheimniß hat nur eine gewußt, ihre Freundin. Die muß es ihm gesagt haben; aus Rache gesagt haben und Eifersucht, er muß zu dieser Freundin treulose Beziehungen eingegangen sein; — in gleicher Schuld befangen, hat er sie zu erniedrigen gewagt! Sie wendet sich von ihm ab, sie kehrt ihm den Rücken, die Stunde schlägt, in der er seine Schuld bezahlt.

Diese konstruirte, aber ergreifende und psychologisch wahre Scene steht im dritten Akt des Dramas. Der zweite Akt bereitet darauf vor: der Liebende wird sich trotz seiner Liebe von den Reizen der anderen Frau umstricken lassen. Der vierte Akt führt die Liebenden wieder zusammen, denn die Zeit hat Makel getilgt und Wunden geschlossen. Der erste Akt aber ist ein Drama vor dem Drama, mit der eigentlichen Handlung so gut wie gar nicht verknüpft. Doch ist gerade er dramatisch packend: ein dekadent demimondänes Fest wird gefeiert, während der Hausherr verhaftet wird und sich erschießt; Spielhagen hat in seiner „Sturmflut" den gleichen Vorgang geschildert. Man sieht, die Handlung ist nicht weniger zerpflückt und willkürlich als in der deutschen Komödie, man steht unter den Nachwirkungen desselben falsch verstandenen Realismus hier wie dort; aber in Donnays Drama vermittelt doch zum mindesten eine Stimmung die Schürzung und die Lösung des Konflikts; es sind kaum zusammenhängende Bilder, aber sie sind mit demselben Auge gesehen.

Es war schwer, die Eigenart des französischen Künstlers aus der Aufführung des Neuen Theaters herauszukennen. Trotzdem war die Aufführung nicht schlecht zu nennen: die dekorativen Arrangements waren mit feinem Geschmack getroffen, Josef Jarno und Marie Reisenhofer verkörperten die Liebenden ganz glücklich, die Nebenrollen waren zumeist gut besetzt, und nur Dora Lux versagte gänzlich in der Rolle der Frau, die zwischen die Beiden tritt. Aber die Aufführung war zu deutsch. An Stelle einer weichen flüssigen Konversation traten harte, abgesetzte Dialoge, und scharfe Umrisse an die Stelle verschwimmender Linien. Der eigenartige Lyrismus und das gleichsam musikalische Element dieses Konversationsstückes ging damit ganz verloren. Die dekadente Stimmung theilte sich dem deutschen Publikum nicht mit, sie blieb ihm unverständlich, es wehrte sich dagegen. Und das — daß ich's gestehe, hat mich gefreut.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Die Handelsbeziehungen zwischen dem Britischen und dem Deutschen Reich.

(„The Contemporary Review".)

Der bekannte englische Volkswirth Michael G. Mulhall untersucht im Septemberheft der „Contemporary R view" das Interesse Englands an einem ungestörten deutsch-englischen Handelsverkehr und kommt zu folgenden Schlußfolgerungen, die er speziell den Unterhändlern bei einem neuen Handelsvertrage zwischen England und Deutschland zur Berücksichtigung empfiehlt:

1. Unter dem bestehenden Handelsvertrage mit Deutschland hat sich der deutsch-englische Waarenverkehr dermaßen entwickelt, daß für das Britische Reich — Ein- und Ausfuhr zusammen gerechnet — allein in dem Jahrzehnt von 1885—1895 ein Wachsthum von 52 Proz. zu verzeichnen ist, während in der gleichen Periode der gesammte Außenhandel des Britischen Reichs sich nur um 14 Proz. gesteigert hat.

2. Deutschland verbraucht 50 Proz. mehr von britischen Produkten (einschließlich der englischen Kolonial-Erzeugnisse) als das britische Reich von deutschen.

3. Unser Handel mit Deutschland ist (bei Mitberücksichtigung unserer Kolonieen) umfangreicher als der Handel mit irgend einem anderen europäischen Lande. Er bildet 22 Proz. unseres gesammten europäischen Außenhandels.

4. Irgend welche Abmachungen in den neuen Handelsverträgen, die etwa darauf abzielten, den Waarenaustausch zwischen England nebst seinen Kolonieen und Deutschland zu hindern oder einzuschränken, würden die Lebensinteressen des britischen Volkes verletzen.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Mulhall auch bei Untersuchung des englisch-belgischen Handelsverkehrs.

B.

Eine amerikanische Geschichte der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten.

Den zwanzigsten Band der von den Professoren Lujo Brentano und Walther Lotz herausgegebenen und im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart periodisch erscheinenden „Münchener Volkswirthschaftlichen Studien" bildet eine von Dr. George M. Fisk verfaßte historisch-statistische Studie über „Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika". Bei der Vorbereitung dieses Werkes hat der Verfasser sich mit der Benutzung der vorhandenen gedruckten Quellen nicht begnügt, sondern auch das darauf bezügliche archivalische Material, so weit es ihm zugänglich war, sorgfältig durchforscht. Leider wurde es ihm nicht gestattet, die im Gewahrsam der deutschen Behörden befindlichen Aktenstücke zu verwerthen; dagegen wurde ein Gesuch um eine Einsicht in die veröffentlichten und unveröffentlichten Dokumente der amerikanischen Botschaft zu Berlin, sowie in die Manuskripte des Staatsdepartements zu Washington, von dem auswärtigen Amte bereitwilligst gewährt.

Montesquieu hatte den Grundsatz aufgestellt, daß Kolonien bloß zum gewerblichen und geschäftlichen Vortheil des Mutterlandes gegründet werden, und danach haben sich alle europäischen Staaten, — als sie selbst

Fuß in der neuen Welt faßten, gerichtet. Durch ein derartiges Monopol hat Frankreich den Rauchwaarenhandel in Canada unterdrückt und vernichtet; noch selbstsüchtiger und kurzsichtiger verfuhr Spanien mit seinen Kolonien, indem es ihren Handelsverkehr auf den Hafen von Cadiz beschränkte. Auch der Handel der dreizehn nordamerikanischen Kolonien war bis zum Ausbruche der Revolution der Kontrolle Großbritanniens unterworfen, und diese äußerst lästige und unkluge Beschränkung der ökonomischen Entwickelung und Wohlfahrt der Ansiedlungen trug wesentlich dazu bei, den Entschluß sich von der britischen Obergewalt völlig loszusagen zu zeitigen und zu bekräftigen. Die Amerikaner, namentlich in Neuengland, waren nicht geneigt, die schon wichtigen und sich stets erweiternden kommerziellen Interessen der Kolonien der Habsucht des Mutterlandes zum Opfer zu bringen. Diese systematische Beeinträchtigung der Freiheit des Handels hat, nicht weniger als die versuchte Besteuerung ohne parlamentarische Vertretung, die Unabhängigkeitserklärung und den darauf folgenden langjährigen Befreiungskrieg herbeigeführt. Unter solchen Umständen lag es für die Amerikaner nahe, Freundschaftsbeziehungen zu den übrigen europäischen Staaten zu pflegen und Handelsbündnisse mit ihnen einzugehen. Diesem Wunsche wurde auch durch die politische Lage Europas und die zwischen England und den Mächten des Festlandes herrschende Zwietracht Vorschub geleistet. Schon während des Unabhängigkeitskrieges wurden Handelsverträge mit Frankreich (1778) und Holland (1782) abgeschlossen. Kurz nach dem Friedensschluß kam am 3. April 1783 ein Vertrag mit Schweden zu Stande, der dem mit Preußen 1785 vereinbarten Freundschafts- und Handelsvertrage zum Muster diente. Die praktischen Wirkungen dieser letzteren Uebereinkunft waren für die Handelsverhältnisse der beiden Nationen von keinem großen Belang. Viele Bestimmungen haben nur eine rein akademische Bedeutung als Ausdrücke der philosophischen Anschauungen der Zeit. Die Hauptpunkte des auf „vollkommenster Gleichheit und Gegenseitigkeit" beruhenden Abkommens werden von Herrn Fisk kurz angegeben und kritisch beleuchtet. Besonders interessant ist der Artikel, der die Verhinderung der Auswanderung bezweckt und also die Frage bereits berührt, die später zu so vielen internationalen Mißhelligkeiten und diplomatischen Verhandlungen Anlaß gegeben hat und noch immer auf eine endgültige und allgemein befriedigende Lösung harrt.

Die 1799 und 1828 mit Preußen erneuerten und etwas erweiterten Verträge und die 1827 mit den freien Hansastädten Lübeck, Bremen und Hamburg abgeschlossene Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtskonvention bilden bekanntlich noch heute die Basis für das handelspolitische Verhältniß zwischen der amerikanischen Union und dem Deutschen Reich. Etwas später (1835) kam der bekannte Staatsrechtsgelehrte, Henry Wheaton, als diplomatischer Vertreter der Vereinigten Staaten nach Deutschland, um Unterhandlungen namentlich mit dem kurz vorher entstandenen Zollverein zu führen und die amerikanischen wirthschaftlichen und handelspolitischen Interessen zu fördern. Unterdessen hatte die amerikanische Handelspolitik, die anfangs die Freiheit des Handels gegen die Protektionspolitik Englands vertrat, eine bedeutsame Umwandlung erfahren, da sie immer mehr zu schutzzöllnerischen Maßregeln hinneigte, während in Preußen ganz entgegengesetzte Strömungen zu Tage traten. Eine der ersten Aufgaben Wheaton's bestand darin, ganz Deutschland langsam zu bereisen, um die wirthschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse des Landes genau kennen zu lernen. Dieses Vorhaben hat er mit Hilfe des ihm beigegebenen außerordentlichen Bevollmächtigten, Dodge, vollständig verwirklicht, und auf Grund der in solcher Weise erworbenen Kenntnisse einen Vertrag ausgearbeitet, der beiden Kontrahenten zu genügen schien und den Vereinigten Staaten bedeutende Vortheile gewährte. Aus politischen Erwägungen, d. h. aus Parteirücksichten auf den bevorstehenden Wahlfeldzug weigerte sich der Senat aber, dieses Abkommen zu genehmigen, und alle Bemühungen und Hoffnungen Wheaton's wurden zu nichte gemacht.

Auf große Schwierigkeiten stießen später die Verhandlungen um den Abschluß von Auslieferungsverträgen. Die darauf bezüglichen 1852 mit Preußen und später mit anderen deutschen Staaten vereinbarten und noch zu Recht bestehenden Konventionen erfüllen den Zweck eines derartigen internationalen Uebereinkommens nur in sehr ungenügender Weise und bedürfen einer radikalen Revision. Das verwickelte Verfahren vor den amerikanischen Gerichtshöfen und die übermäßigen Gebühren der Anwälte u. s. w. haben den deutschen Behörden so große Unkosten verursacht, daß sie gezwungen wurden von der Stellung eines Antrages auf Auslieferung von Verbrechern, die in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht gefunden hatten in der Regel abzusehen. Alle Vorschläge, um diesen Uebelständen abzuhelfen und die Verträge umfassender und wirksamer zu machen, wurden von der amerikanischen Regierung abgelehnt, welche damals auf die befriedigende Regelung der aus der Frage der Naturalisation erwachsenden unerquicklichen Verhältnisse ihr Hauptaugenmerk richtete. Dieses Ziel wurde auch durch die 1868 zuerst mit dem Norddeutschen Bunde und kurz nachher mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Verträge erreicht; nach der 1871 erfolgten Gründung des Deutschen Reiches behielten die einzelnen im wesentlichen die gleichen Bestimmungen aufweisenden Konventionen ihre Gültigkeit und umfaßten alle in den neuen Bundesstaat aufgenommenen Länder mit Ausnahme der wiedererworbenen Provinzen Elsaß-Lothringen, auf welche die „Bancroft-Verträge" keine Anwendung haben. Daß die Vertragsbestimmungen vortheilhafter für die Vereinigten Staaten als für Deutschland sind, liegt am Tage. Daher kommt es, daß die Unionsregierung der Aufforderung der deutschen Reichsregierung, Vorschläge zur Anwendung der gedachten Verträge auf Elsaß-Lothringen zu machen, nicht Folge geleistet hat, denn diese Erweiterung könnte vielleicht eine vollständige Umarbeitung und eine den Vereinigten Staaten weniger günstige Umänderung des Vertrages mit sich bringen. Das Staatsdepartement zu Washington hat deshalb nach einem kurzen 1880 geführten Briefwechsel die Sache der weiteren diplomatischen Erörterung entzogen und auf sich beruhen lassen.

Der amerikanische Tarif des Jahres 1828, in dem die damalige schutzzöllnerische Strömung die Fluthhöhe erreichte, ist in der Geschichte als der „Tariff of abominations" bekannt. Die Entrüstung über die riesigen Zölle, mit denen viele Lebensbedürfnisse belegt wurden, regte im Süden die Frage nach dem Recht der Einzelstaaten aus der Union auszutreten an, und diese Gefahr wurde, trotz des energischen Auftretens des Präsidenten Jackson, nur durch die Annahme des sogenannten „Kompromißtarifs" vom Jahre 1833 vorläufig beseitigt. Auf den Bürgerkrieg, durch den die aus dem Institut der Sklaverei hervorgehenden und immer stärker hervortretenden politischen und ökonomischen Differenzen zwischen dem Norden und dem Süden ausgetragen wurden, folgte eine Reihe von sogenannten „Kriegstarifen", die angeblich nur einen rein fiskalischen Zweck hatten und mit dem Freihandel abschließen sollten. Aber recht bald trat eine verhängnißvolle Wendung ein, indem die Tarifgesetzgebung, welche anfangs lediglich eine Vermehrung der Staatseinkünfte bewirken wollte, einen immer stärker ausgeprägten schutzzöllnerischen Charakter annahm. Gegen das Ende der achtziger Jahre, als die Geldbestände im Schatzamte so übermäßig wuchsen, daß man nicht wußte was man mit den fiskalischen Ueberschüssen anfangen sollte und die finanziellen Bedürfnisse der Bundesregierung nicht mehr zum Vorwande dienen konnten, um Einfuhrartikel mit hohen Zollsätzen zu belegen, da trat die republikanische Partei offen mit extrem schutzzöllnerischen Forderungen hervor. Dieselben fanden eine radikale Verkörperung in dem McKinley-Zollgesetz vom Jahre 1890. Die allgemeine Entrüstung gegen die „Trusts" und ähnliche Monopole, welche diese Tarifordnung auf Kosten der Konsumenten über alle Maßen bereicherte, führte bald zu einer Reaktion und zum Sieg der demokratischen Partei mit Cleveland als deren Bannerträger in der Präsidentenwahl des Jahres 1892. Leider hat die darauf folgende Zollgesetzgebung den gerechten Erwartungen des Volkes in keiner Weise entsprochen. Der unter dem Namen „Wilson-Bill" bekannte Tarifentwurf wurde vom Repräsentantenhaus angenommen, aber im Senat unter den bestechenden und gewinnenden Einflüsterungen der „Trusts" so gründlich im schutzzöllnerischen Sinne umgestaltet, daß er nicht mehr wieder zu erkennen war. Nach einer langathmigen Berathung, die viele Monate dauerte, während die darauf bezügliche Ungewißheit und die dabei herrschenden Währungswirren die wirthschaftliche Lebenskraft des Landes völlig lähmten, wurde die „Brice-Gorman-Bill", wie die verhunzte Tarifnovelle nun hieß, ohne die Unterschrift des arg enttäuschten und sich vor diesem schmählichen Verfahren und diesen kläglichen Ergebnissen ekelnden Präsidenten zum Gesetze. Thatsächlich bewirkte das neue Zollgesetz, welches das demokratische Ideal eines reinen Finanztarifs verkörpern sollte, keine wesentliche Aenderung in dem Charakter der amerikanischen Wirthschaftsgesetzgebung.

Herrn Fisk's sehr gediegene Arbeit, die mit dem Jahre 1894 abschließt, gibt bis zu dieser Zeit eine klare und durchaus sachliche Darstellung der diplomatischen, handelspolitischen und völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Die gegenwärtigen Verträge zwischen den beiden Staaten sind seines Erachtens in ihren Bestimmungen ungenau und ungenügend und bedürfen einer sorgfältigen Revision und präzisen Klarstellung, um möglichen Mißhelligkeiten und erbitternden Streitigkeiten vorzubeugen. Die besonderen Punkte, die dabei ins Auge gefaßt werden sollten sind: 1. eine genaue Bestimmung der territorialen Gültigkeit der Meistbegünstigungs-

klausel; 2. eine Ausdehnung der Bancroft'schen Naturalisationsklausel auf das ganze Reich, einschließlich Elsaß-Lothringen; 3. die kostenlose Auslieferung von Verbrechern, oder besser, die Bestreitung der Auslieferungskosten durch den ausliefernden Staat; 4. vollständige Gegenseitigkeit im Patentrechtswesen; 5. Sicherstellung alles Privateigenthums, außer Kontrebande, auf hoher See gegen Erbeutung. — Der Verfasser, der gegenwärtig den Posten eines zweiten Legationssekretärs bei der amerikanischen Gesandtschaft in Berlin bekleidet, hebt ferner als ein äußerst wichtiges Moment hervor, daß jedes der beiden Völker die wirthschaftlichen Verhältnisse, sowie die Eigenschaften und Thätigkeiten des andern, gründlicher erforschen sollte als bisher geschehen ist.

Der Ausgang der letzten Präsidentschaftswahl könnte scheinbar die Schlußfolgerung rechtfertigen, daß das amerikanische Volk sich in seinen staatswirthschaftlichen Anschauungen als ungemein wankelmüthig und urtheilsunfähig erwiesen habe, da es innerhalb des kurzen Zeitraums von vier Jahren von dem Verlangen nach einem Tarif, der rein finanzpolitische Zwecke verfolgt zur Genehmigung einer durchgreifenden Schutzollpolitik übergesprungen sei. Eine derartige Deutung der Wahlergebnisse wäre jedoch ganz verfehlt. Wenn es sich in diesem Wahlkampfe ausschließlich oder hauptsächlich um die Tariffrage gehandelt hätte, so wäre McKinley nie aus demselben siegreich hervorgegangen. Er verdankte seinen Erfolg den Stimmen der Golddemokraten und der Unabhängigen, die auf ihn kein großes Vertrauen setzten, die aber durch die das Wohlergehen und Ansehen des Landes gefährdende Entscheidung der demokratischen Nationalkonvention in Chicago für die freie Silberausprägung gezwungen wurden, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Die Zollfrage wurde so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß man sie während des ganzen mit ungewöhnlichem Eifer geführten Wahlfeldzugs kaum erwähnte. Der Bürger, der seinen Wahlzettel abgab, dachte in erster Linie an die Währungsfrage, welche den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses bildete, Parteiverbindungen lockerte und die Wahlbewegung vollständig beherrschte. Wie wenig McKinley den Ernst der Situation und die wirthschaftliche Tragweite der Streitsache zu würdigen wußte und wie schlecht er zu der ihm anvertrauten Rolle paßte, ist aus der Art und Weise ersichtlich, wie er nun seine während des Wahlkampfes eingegangenen Verpflichtungen einzulösen trachtet. Kaum hatte er den Präsidentenstuhl bestiegen, als er sich auf das alte Steckenpferd schwang und den Kongreß zu einer Extrasession zusammenrief, um seine Schutzzollidee zu verwirklichen. Das Resultat ist das Dingley-Zollgesetz, das eine hervorragende Autorität, Herr J. Lawrence Laughlin, Professor der Staatswissenschaft an der Chicagoer Universität als „a tariff of exaggerationn, a tariff of scandals, a tariff of barbarism" mit Recht bezeichnet. (Vide The Forum, July, 1897. p. 561.)

E. P. Evans.

Gabriel Monod: Portraits et Souvenirs. Paris. Calman Lévy. 1897. VIII und 360 S.

Der den Lesern der „Nation" wohl bekannte, ausgezeichnete französische Gelehrte, zur Zeit Präsident der historischen und philologischen Sektion der „Ecole des hautes études", hat in dem vorliegenden Bändchen eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die größtentheils in der „Revue historique", in der „Revue des Deux Mondes", in der „Nouvelle Revue", der „Revue chrétienne", in „Cosmopolis", im „Journal des Débats", im „Temps" während der Jahre 1871 bis 1896 erschienen sind. Allzu bescheiden sagt er in der Widmung an Gaston Paris, daß sie sich den Essais dieses seines Freundes nicht an die Seite stellen dürften. Niemand wird ohne Vergnügen und ohne Belehrung die so verschiedenartigen litterarischen „Portraits" durchmustern, die von sicherer Hand, künstlerisch fein ausgeführt, gezeichnet worden sind. Niemand wird auch, ohne herzliche Sympathie für den Verfasser, die „Erinnerungen an Deutschland" durchlesen, in denen sich die wärmste Theilnahme des Franzosen für das Land ausspricht, dem er so viel von seiner Bildung zu verdanken bekennt.

In der Reihe der „Portraits" begegnen uns Jules Michelet und Georg Waitz, die Monod's Lehrer waren, Duruy, der ihn dazu berief, an der Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich mitzuarbeiten, Fustel de Coulanges und James Darmesteter, die mit ihm an der gleichen Stätte wirkten. Aber auch Victor Hugo, der der Lieblingsdichter seiner Jugendzeit war, John Richard Green, dessen meisterhafte „Geschichte des englischen Volkes" er in französischem Gewande eingeführt hat, Alexander Vinet, dessen Schriften er den größten Einfluß auf seine moralische Bildung zuschreibt, Vinet's Schüler, Edmond de Pressensé und der „philosophische Erforscher" Miklucho-Maclay, stellen sich in dieser Galerie ein. Den Urtheilen über diese Persönlichkeiten ist ein individueller Stempel aufgedrückt. Mitunter, wie in dem Essai „Michelet an der École normale", hat ungedrucktes Material benutzt werden können. — Die Erinnerungen an Deutschland setzen sich aus folgenden Aufsätzen zusammen: „Richard Wagner und Bayreuth 1876", „Das Jubiläum der Nibelungen. Deutschland im Jahre 1896", „Das Passionsspiel in Ober-Ammergau". Wie man sieht, nimmt Richard Wagner in diesem Rahmen die Hauptstelle ein. Monod verehrt in ihm, wie er sagt, „eine der ursprünglichsten und erhabensten Verkörperungen des musikalischen Genius Deutschlands". Möge dem feinsinnigen, weitblickenden Schriftsteller, dem gefeierten Lehrer und Gelehrten bald Muße und Kraft gewährt werden, sich zur Bewältigung eines großen, seiner würdigen Stoffes zu sammeln.

A. St.

Matthias Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der Böhmischen Romantik. Graz. 1897. Verlagsbuchhandlung „Styria". XII und 373 S.

Diese äußerst anziehende Arbeit gibt sich als erster Theil eines Werkes, in dem die Geschichte der deutschen Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik überhaupt dargestellt werden soll. Entspricht die Fortsetzung dem Beginn, so wird die Litteraturgeschichte um einen sehr werthvollen Beitrag bereichert werden. Zunächst erhalten wir ein fein ausgeführtes Bild der mächtigen Einwirkungen des Genius Herder's, Goethe's und der romantischen Schule Deutschlands auf die Entwicklung der czechischen Litteratur. Auf czechischer Seite sind es vornehmlich Čelakovský, Kollár, Palacky, Šafařík, deren geistige Physiognomie und schriftstellerische Leistungen gewürdigt werden. Auch fehlt es nicht an einem Ausblick auf die sozialen und politischen Folgen der böhmischen Romantik, die der Idee des Panslavismus den mächtigsten Vorschub leistete. Nicht am wenigsten Interesse bietet der Anhang. Er theilt Bruchstücke aus der Autobiographie Kollár's in deutscher Uebersetzung mit, und versetzt uns mit dem böhmischen Studenten nach Jena zur Zeit der kürzlich gestifteten Burschenschaft und des Wartburgfestes. Luden, Oken, Fries, Goethe treten in seinen Gesichtskreis. Die patriotische Bewegung, von der er die deutsche Jugend ergriffen sah, machte auf ihn den tiefsten Eindruck, und die Verbindungsfäden, die von der deutschen zur czechischen Romantik hinüberführen, werden hier an einem der merkwürdigsten Beispiele zur Anschauung gebracht.

A. St.

Herr Professor Sering bittet uns um die Aufnahme folgender Erklärung:

„Auf einer Reise begriffen, lese ich die neuen Angriffe, die Herr Geh.-Rath Brentano in Nr. 50 der „Nation" vom 11. d. M. gegen mich gerichtet hat. Sie decken sich theilweise mit einem Artikel, den Brentano in der nächsten Nummer der „Deutschen Litteraturzeitung" als Inserat zum Abdruck bringen läßt. Ebenda habe ich, und zwar bereits unterm 8. d. M., erklärt, daß ich darauf verzichte, diese Polemik fortzusetzen.

Ich begnüge mich daher, die Leser der „Nation", die sich für diesen Streitfall interessiren, zu bitten, sich ihr Urtheil erst zu bilden, nachdem sie in aller Ruhe die von beiden Seiten veröffentlichten Schriftstücke ganz gelesen haben."

Straßburg i. E., 14. September 1897.

M. Sering.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 25. September 1897. 14. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Tage, die unser Kaiser in Pest verledt hat, dergen in ihrem Glanz einen palitischen Kern. Die Toaste, die zwischen dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Monarchen ausgetauscht warden sind, enthalten erneute Versicherungen der Freundschaft, welche die beiden Reiche verbindet, und der friedlichen Zwecke, denen die Kräfte der beiden Staaten allein dienen sallen. Diese beiden Gedanken sind in letzter Zeit häufig genug ausgesprochen warden, in weniger glücklicher Form aber auch in einer der Stunde und den Verhältnissen so gut angepaßten Farm wie in der Königsburg zu Ofen. Neu waren diese Gedanken nicht. Und doch umschließen die Pester Festtage ein besonderes Moment, das in gewissem Sinne neu ist, und das jener Monarchenzusammenkunft ihre Bedeutung verleiht.

Die eurapäischen Völker sind friedlich gesinnt, und die internatianalen Bündnisse, die heute varhanden, werden von den Sympathieen der Natianen getragen. Die Tripelallianz ist van den Völkern des Dreibundes schan aft dejubelt worden, und der französisch-russische Zweidund hat die Begeisterung der Massen in den Straßen von Paris und St. Petersburg hervorgerusen. Aber doch noch um eine Nuance wärmer und vor allem völlig aufrichtig ist der Enthusiasmus gewesen, der in Pest und Ungarn in diesen Tagen losgedrachen ist. Voll Wärme und mit echt ungarischem Ungestüm äußerten sich in Pest und in der gesammten ungarischen Presse die Sympathieen für den Dreibund und für seine Palitik des Friedens. Dessen kann man sicher sein, daß einen aufrichtigeren Freund als die Ungarn der Dreibund nicht hat, und daß der Bund als Stütze die ungarische Nation mit ihrer palitischen Intelligenz und mit ihrer politischen Energie desitzt, jene Nation, die ihre Absichten mit Zähigkeit durchzusetzen weiß, das ist dei den schwankenden und verwarrenen österreichischen Zuständen eine ausgezeichnete Bürgschaft für die Zukunft.

Alle diese politischen Taaste der Manarchen und eines republikanischen Präsidenten sind zugleich, in wie höfischer Umgedung sie auch zu Tage treten, eine Huldigung var dem demokratischen Geiste unserer Zeit.

Für die graßen Fragen der internatianalen Beziehungen gibt es eine geheime Palitik der Kadinette nicht mehr. Die Bündnisse, die den einzelnen Völkern das Bewußtsein gesicherten Schutzes geden sollen, erlangen ihre Festigkeit durch die Sympathieen der Völker. Und die Worte, die das eine Staatsaberhaupt an das andere richtet, sind var Allem destimmt, ein Echa bei den Natianen seldst zu wecken, und dieses Echo dringt erst die vallgültige Bekräftigung dessen, was die Staatsmänner vereindart haben. Die internatianale Politik der öffentlichen Trinksprüche, die unter höfischem und militärischem Pampe sich zu vallziehen pflegt, ist daher ihrem Wesen nach demokratisch, denn die Massen sind es, die durch solche Ansprachen für destimmte internatianale palitische Pläne gewannen werden sallen und die gewannen werden müssen, sall den Plänen die Zukunft gesichert sein. Nichts aber ist bemerkenswerther, als daß sich dieser Strömung auch das autokratische Rußland anvertrauen mußte. In unserer Zeit genügt es nicht, daß zwischen Paris und St. Petersburg gewisse Vereindarungen getroffen waren, die öffentliche Meinung des republikanischen Frankreich wünschte die laute

Bestätigung dieser Vereinbarungen und der Kaiser von Rußland entzog sich diesem Verlangen nicht.

Sollen die Allianzen etwas bedeuten, so müssen sie den Interessen der einzelnen Staaten entsprechen; diese Voraussetzung war stets nothwendig. Heute kommt eine neue Voraussetzung hinzu; die Allianzen, sollen sie zuverlässig **bleiben**, so müssen sie getragen werden von der Zustimmung ganzer Nationen, und das Staatsoberhaupt, das seine internationalen Absichten in öffentlicher politischer Rede darlegt, huldigt der modernen Zeit, wenn es durch seine Worte die Billigung oder den Enthusiasmus der Hunderttausende zu gewinnen sucht.

Die **süddeutsche Volkspartei** hat in Mannheim ihren Parteitag abgehalten. Der Kern der Thesen, die angenommen wurden, lautet folgendermaßen:

„Abgesehen von besonderen Wahlparolen und aktuellen Fragen, die etwa bis zum Wahltage noch auftauchen, muß das Ziel des Wahlkampfes sein:

A) negativ:

a) in erster Linie die Bildung einer Mehrheit zu verhindern, die für irgendwelche politisch- oder sozialpolitisch-reaktionäre Pläne (in Bezug auf Wahlrecht, Vereins- und Versammlungs- oder Koalitionsrecht, Preßfreiheit &c.) zu haben wäre;
b) allen wirthschaftlich-reaktionären Bestrebungen, insbesondere der der Ausbeutung der Nation für das junkerliche Agrarierthum ein Halt zu gebieten;
c) eine Politik der Abenteuer und der Vergeudung nationaler Machtmittel, wie sie Kolonial- und Flottenschwärmer befürworten, unmöglich zu machen.

B) positiv:

eine Mehrheit zu schaffen:
a) für Wahrung und Befestigung der Rechte der Volksvertretung, insbesondere ihres Budgetrechtes gegenüber allen Gelüsten eines persönlichen Regiments und militärischer Privilegiumsansprüche;
b) für die dringendsten, vom Volke geforderten Reformen in Rechtspflege und Militärwesen;
c) für eine Wirthschaftspolitik, die bei vorsichtiger Abwägung der Interessen aller Bevölkerungskreise im Innern der Selbsthilfe des bürgerlichen und bäuerlichen Mittelstandes wirksame Förderung durch die Mittel des Staates gewährt und nach außen dem Erwerbsleben durch wohlvorbereitete Handelsverträge eine möglichst stetige Entwicklung zu sichern sucht;
d) für Fortsetzung und Reform der sozialen Gesetzgebung in arbeiterfreundlichem Sinn."

Diesen knappen und, wie uns scheint, für den Wahlkampf glücklich formulirten Sätzen, entsprechen die besonderen Bestimmungen über das taktische Vorgehen der Partei bei Aufstellung der Kandidaten und bei Stichwahlen. Natürlich will die süddeutsche Volkspartei überall, wo es geht, selbst zum Siege zu gelangen suchen. Das ist selbstverständlich für jede Partei; aber dieser gesunde Parteiegoismus soll seine Schranke dort finden, wo der eigene Sieg nicht ernsthaft in Betracht kommt, wo aber eine selbstständige volksparteiliche Kandidatur zugleich die Wahl des Mitgliedes einer anderen Partei der Linken verhindern würde.

Es ist bezeichnend, daß die „Berliner Zeitung", die auf dem äußersten linken Flügel der Freisinnigen Volkspartei steht, das oben mitgetheilte Programm der süddeutschen Volkspartei für den Wahlkampf vollständig billigt und ihre Billigung mit den Worten begleitet:

„Der bekannte Antrag des geschäftsführenden Ausschusses der Freisinnigen Volkspartei über das Verhältniß zu anderen Parteien bei den Wahlen ist mit Recht auf dem Parteitage in Nürnberg scharf bekämpft worden und hat dann eine Umgestaltung erfahren, ... Daß so grobe Mißgriffe begangen werden konnten, erklärt sich unseres Erachtens einzig aus einer Ueberschätzung des Werthes der Taktik gegenüber der werbenden Kraft der Ideen, und dann aus dem naheliegenden Wunsche, zur besten Verwirklichung der Parteiforderungen auch soviel als irgend möglich an Mandaten der eigenen Partei zu sichern. Es ist ja möglich, daß man durch kluge Taktik im Einzelfalle dies oder jenes Mandat für die Partei erobert, das sonst einer anderen Fraktion zufallen würde; für das **Allgemeinergebniß** der Wahlen und für das **Volkswohl** ist damit aber nicht viel gewonnen. Nur dann kann eine Wahlschlacht entscheidende Erfolge bringen, wenn ein großer Zug durch die Bewegung geht, wenn die von gemeinsamen Grundideen beseelten Parteien das kleine Interesse der Fraktion dem großen des gemeinsamen Zieles nachordnen und dementsprechend in ihrer Agitation und ihren Wahldispositionen allen Nachdruck darauf legen, daß es gilt, eine große geschlossene Mehrheit zur Abwehr gegnerischer, zur Durchführung der eigenen Bestrebungen zu Stande zu bringen. Deshalb soll in allen taktischen Regeln und Anweisungen der Satz vorangestellt werden, daß die **Niederwerfung der politisch gegnerischen Parteien und ihrer Bestrebungen das höchste Ziel** und bei der Erwägung der taktischen Maßnahmen **niemals aus dem Auge zu lassen sei.**"

Solche Gedanken brechen sich hoffentlich mehr und mehr Bahn.

Die Präliminarien für den Frieden zwischen der Türkei und Griechenland sind in Konstantinopel unterzeichnet. Die Türkei bekommt eine Kriegsentschädigung und nichts als eine Grenzberichtigung in Thessalien; die griechischen Finanzen aber werden einer internationalen Ueberwachung unterstellt; diese Forderungen, die der Billigkeit entsprechen, sind endlich von den Mächten genehmigt, und wenn sich Griechenland vorläufig gegen dieselben noch sträubt, so glauben wir nicht an den Ernst dieses Widerstandes.

General Bourbaki ist gestorben; er hat der Armee unseres Generals Werder vorübergehend schwer zu schaffen gemacht, bis er dann mit seinen Truppen über die Schweizer Grenze gedrängt worden ist und auf neutralem Boden die Waffen zu strecken gezwungen war.

An der nordwestlichen Grenze Indiens wird fortgekämpft, mit welchem Erfolge, läßt sich nicht klar überblicken; immerhin scheint es, daß die Bergvölker den englisch-indischen Truppen ernst zusetzen.

* * *

Moriamur pro rege nostro.

Bei dem flammenden Trinkspruch, den der deutsche Kaiser dieser Tage in Budapest ausgebracht hat, spielte auch das historisch nicht ganz sichere, aber durch die Kunst zur Geschichte gewordene Moriamur pro rege nostro eine Rolle, der Ruf, mit dem die ritterliche Loyalität der Magyaren Maria Theresia begrüßt haben soll, als die junge kaiserliche Mutter die Hilfe Ungarns gegen ihre politischen Bedränger aufrief, deren gefährlichster der große Friedrich war, der Ahnherr Wilhelms II. Die ungarische Loyalität, so feurig sie bei jenem und bei manchem späteren Anlaß aufloderte, ist stets durch kühle Verstandeserwägungen kontrollirt worden. Eine mystische Verehrung des Gottesgnadenthums oder eine unterwürfige Begeisterung für das Haus Habsburg ist den Ungarn durchaus fremd. Die magyarische Loyalität umfaßt nur den **konstitutionellen** König, den König der ungarischen Verfassung. Ein König, der versuchen würde, sich über die Verfassung hinauszuheben, könnte gar leicht noch heute bei den „Söhnen Arpad's" ähnliche Erfahrungen machen, wie sie das Haus Habsburg in den Jahren 1848 und 1849 reichlich gesammelt hat. Wurde doch damals unter vielen Anderen auch Graf Julius Andrassy, der Mitschöpfer des Dreibundes, dessen Andenken Kaiser Wilhelm II. noch soeben durch eine hohe Ordensauszeichnung an den jetzigen Träger des Namens geehrt hat, wegen Hochverraths in contumaciam zum Strang verurtheilt und in effigie gehängt. Sobald die Krone sich ihrerseits aber zu einer loyalen Anerkennung der ungarischen Freiheiten verstand, stellte sich auch die Loyalität der früheren Hochverräther wieder ein.

Mit vollem Recht wird die ungarische Nation gepriesen wegen dieser nicht sklavischen, sondern auf gegenseitigem Respekt beruhenden Königstreue. Wenn es wahr ist, was

die Zeitungen berichten, daß der deutsche Kaiser sich nicht nur über das ungarische Parlamentshaus, sondern auch über den ungarischen Parlamentarismus günstiger, als über unseren Reichstag ausgesprochen und insbesondere auch den „politischen Instinkt“ der Ungarn gepriesen hat, so wird man diesem kaiserlichen Urtheil an der Hand der ungarischen Geschichte nur zustimmen können. Die Zähigkeit und zugleich die kluge Mäßigung, mit der unter Deák's Führung Ungarn seine konstitutionellen Freiheiten sich erstritten hat, ist in Wahrheit bewunderungswürdig. Das büreaukratisch-absolutistische Regierungssystem des österreichischen Kaiserstaats hat vor diesem „politischen Instinkt“ kapituliren müssen; und es gereicht dem gegenwärtigen österreichischen Kaiser zum hohen Verdienst, daß er in diese für den Träger der Krone mit mancher Selbstüberwindung verknüpfte Entwicklung sich mit Klugheit und Würde gefunden hat. Wie groß der von den Ungarn erzielte Erfolg geworden ist, zeigt am Besten eine Vergleichung der politischen Zustände in den beiden Reichshälften. Jenseits der Leitha ein korrekter Konstitutionalismus mit einer Parlamentsherrschaft, die den konstitutionellen König ungefähr auf die Rolle eines englischen Monarchen beschränkt; diesseits der Leitha ein parlamentarisches Tohuwabohu, in dem der verständige Wille des Kaisers beinahe die einzige Hoffnung der Vaterlandsfreunde ist. Man erkennt daraus mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, wie sehr die Völker selbst verantwortlich sind für die Art, in der sie regiert werden. Es liegt etwas Schwächliches in den Klagen über die bösen Regierungen, die den Freiheitsdrang der Völker unterdrücken, über die Monarchen, die den absoluten Herrscher zu spielen lieben, und über die Büreaukratie, die der Reaktion dienstbar ist. Völker werden eben politisch durchweg so behandelt, wie sie es verdienen, das heißt, wie sie es sich gefallen lassen. Das ist eine bittere Erkenntniß für aufgeklärte und regsame Minoritäten, die unter der Gleichgültigkeit, der Schwäche und der politischen Unfähigkeit der Gesammtheit ohne Schuld, und eben deshalb nur um so schwerer, mit zu leiden haben, aber der Kollektivverantwortlichkeit des ganzen Volkes können sie sich leider nicht entziehen: mitgefangen, mitgehangen! Da aber in der Politik nichts beständig ist, als der Wechsel, so brauchen auch die Reichsdeutschen, wenn schon ihnen nach dem Zeugnisse des deutschen Kaisers der politische Instinkt der Ungarn abgeht, nicht daran zu verzweifeln, auch noch einmal, und hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, sich jene konstitutionellen Freiheiten zu erringen, in deren sicherem Besitz sich die parlamentarisch regierten Ungarn heute befinden.

Th. Barth.

Deutsche und amerikanische Vermögensrechte der Ehefrauen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika werden von den Angehörigen fremder Nationen leicht generalisirt. Besonders der Deutsche kann sich von der Anschauung schwer frei machen, was ihm z. B. aus New York bekannt geworden, gelte im ganzen Umfang des ungeheuren Kontinents, und hat er zufällig einen Freund, der ihm irgend wann einmal von einem Brauch in Texas oder Californien erzählt hat, so legt er die mitgetheilte Sitte sämmtlichen übrigen Staaten zu. Derselbe Fehler wird bezüglich der Rechte der Frauen gemacht. Weil einige Staaten die englische Gesetzgebung angenommen haben, ist man der Ansicht, die Stellung der amerikanischen Frau sei in der ganzen Union nach diesem Muster zugeschnitten und es gilt als selbstverständlich, daß sie auf dem fortgeschrittenen Boden nirgends minderwerthiger sein könne, als im früheren Mutterlande. Zu dieser Ansicht verführen auch vielfach die an einzelnen Orten den Frauen eingeräumten öffentlichen Rechte, wie z. B. das ihnen ausnahmsweise gewährte aktive und passive Wahlrecht. Trotz alledem ist sie unrichtig. Angesichts der herrschenden Unzufriedenheit der Frauenrechtlerinnen über die der deutschen Frau zugewiesene Stellung im Bürgerlichen Gesetzbuch und der in Folge dessen weitverbreiteten Meinung der gänzlichen Rückständigkeit dieser Kodifikation im Vergleich zu den amerikanischen Staaten besonders, sei es mir gestattet, die Staatengesetzgebung der amerikanischen Union einmal auf die einschlägigen Bestimmungen hin darzulegen.

Zum Verständniß derselben ist daran zu erinnern, daß die Vereinigten Staaten mit Ausnahme von Louisiana, und theilweise von New Mexico, Arizona und Texas das englische gemeine Recht mit allen englischen Statuten in dem Zustand angenommen haben, in dem es sich zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung befand, d. h. mit Bezug auf die Rechte der Frauen das alte Gewohnheitsrecht, wonach Mann und Frau durch die Ehe eins werden und die Persönlichkeit der Ehefrau in derjenigen des Mannes aufgeht. Die Konsequenz dieses Satzes mit Bezug auf die vermögensrechtliche Stellung der Ehefrau ergibt sich von selbst. Wie ihre Person, so verschmolz auch ihr Besitz mit demjenigen des Mannes, der die eheliche Einheit in jeder Beziehung verkörperte. Alle seither erlassenen Statuten sind Modifikationen dieses Prinzipes und es war schon ein großer Schritt, als einzelne Staaten durch ihre Gesetzgebungsorgane das Vermögen der Ehefrau als deren ausschließliches Eigenthum erklärten. Dieser Fortschritt ist fast in sämmtlichen Staaten zu verzeichnen.

Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß eine Ehefrau auch selbständig über Vermögen verfügen könne. Die Auslese der Variationen in dieser Beziehung ist überaus groß und lehrreich, ich muß mich aber hier darauf beschränken, die bemerkenswerthesten Singularitäten hervorzuheben, eine Besprechung aller einschlägigen Bestimmungen würde weit über den Rahmen dieses Artikels gehen.

Zur besseren Vergleichung der rechtlichen Verhältnisse hüben und drüben, d. h. der fremden mit den uns zunächst liegenden deutschen, fasse ich kurz die Rechtssätze des Bürgerlichen Gesetzbuches zusammen, welche die Stellung der Ehefrau beeinflussen. Daß die unverehelichte Frau und Wittwe privatrechtlich ganz gleich gestellt ist, wie die männlichen volljährigen Personen, dürfte allgemein bekannt sein. Das Bürgerliche Gesetzbuch erklärt aber auch die Ehefrau als vollkommen geschäftsfähig, mit anderen Worten: ihre sämmtlichen Verträge sind prinzipiell gültig, als ob sie unverheirathet wäre; keine Zustimmung ihres Mannes, keine richterliche Genehmigung, kein vormundschaftlicher Zwang hemmt sie, zu thun und zu lassen, was ihr beliebt, zu kaufen und zu verkaufen, zu miethen und zu vermiethen, Pfänder zu nehmen und zu geben, Bestellungen zu empfangen und zu machen, Bürgschaften einzugehen, Wechsel zu unterschreiben &c. Alle diese Verträge sind gültig. Wenn sie aber mit ihrem Manne unter dem gesetzlichen Güterrechte lebt, also keinen Ehevertrag mit ihm gemacht hat, der dieses Güterrecht ausschließt, so kann sie über ihr Vermögen nicht ohne seine Zustimmung verfügen, weil er es verwaltet und die Zinsen desselben für die Haushaltungsbedürfnisse in Anspruch nehmen darf. Praktisch gestaltet sich demnach die Sache so: Alle ihre Verträge sind an sich gültig; wenn sie solche aber mit Vermögen erfüllen will, das in der Verwaltung des Mannes steht, so kann ihr Gläubiger solches Vermögen nicht in Anspruch nehmen, sofern der Ehemann nicht zugestimmt hat. Besitzt die Frau noch anderes Vermögen, das sogenannte Sondergut, so kann sich der Gläubiger an dieses halten. Es ist also ganz unrichtig, wenn vielfach behauptet wird, die Ehefrau sei nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch nur theoretisch geschäftsfähig, in der Praxis sei sie nach wie vor eine Bevormundete. Der Mensch, welcher Juwelen verpfändet hat, darf darüber auch nicht mehr verfügen, seine übrigen Gläubiger können sich daran auch nicht halten, nichtsdestoweniger kann er nach wie vor alle Verträge rechtsgültig abschließen.

Die obige Meinung ist um so verkehrter, als das Bürgerliche Gesetzbuch eine ganze Reihe von Möglichkeiten eröffnet, bei denen die Ehefrau, sofern sie überhaupt etwas besitzt, nicht vermögenslos bleibt: sie kann sich durch Vertrag ihr ganzes Vermögen oder nur einen Theil vorbehalten, sie hat Eigenthum, Verwaltung und Nutznießung an ihrem Verdienst, an allem, was sie mit der Bestimmung erhält, daß es ihr Sondergut sein soll, an ihren Kleidern und Schmucksachen; und an alles das können sich ihre Gläubiger halten.

Die Verträge der Ehegatten sind vollkommen frei gegeben. Es ist dazu allerdings die notarielle oder richterliche Form nöthig, aber alle Beschränkungen mit Bezug auf den Zeitpunkt der Eingehung und den Inhalt sind weggefallen. Sie können jederzeit vor oder nach Abschluß der Ehe eingegangen werden und die Prüfung ihres Inhalts durch den Richter und die Genehmigung Seitens des letzteren gehören, als mit dem freien Willen der Parteien unvereinbar, der Vergangenheit an. Dies ist nicht einmal in den Vereinigten Staaten überall der Fall. Auch dort ist der Abschluß von Eheverträgen immer da an eine bestimmte Form gebunden, wo noch eine Spur der früheren Beschränkung der Ehefrau geblieben ist. Die Gesetze aller Staaten lassen den Ehevertrag zu, aber sehr viele nur vor der Ehe; und ist er nach Abschluß der Ehe noch zulässig, so muß er in Gegenwart von Zeugen abgeschlossen und in der Grafschaftsgerichtsschreiberei eingetragen werden. Nur wenn die letztere Formalität vollzogen ist, hat der Vertrag Dritten gegenüber Gültigkeit; aber auch für die Ehegatten unter sich wird er nach Ablauf von drei Monaten hinfällig, sofern er nicht amtlich registrirt worden ist. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Staaten Texas, Georgia, Nord Carolina, Süd-Carolina, Kentucky, Mississippi. Mit Bezug auf ihren Inhalt sind die Verträge zwischen Ehegatten, soweit sie überhaupt zulässig sind, in der Regel in keiner Weise beschränkt; eine Ausnahme machen nur wenige Staaten zu Gunsten der Gläubiger und etwaiger erbrechtlicher Ansprüche der Kinder. Im Großen und Ganzen anerkennt das amerikanische Recht das Pflichttheilsrecht nicht; und Texas bildet eine Ausnahme, indem es bestimmt: „Eheverträge, welche die Erbrechte der Kinder oder diejenigen des anderen Ehegatten irgendwie beeinträchtigen, sind ungültig.“ Zum Schutze der Gläubiger bestimmt Tennessee, Eheverträge seien von den Gläubigern nur so weit zu respektiren, als der Ehefrau kein größerer Betrag darin zugesichert sei, als die Ehegatten in die Ehe gebracht haben. Die Errungenschaft ist demgemäß gemeinsames Gut, das für die während der Ehe eingegangenen Schulden beider Ehegatten haftet. Das eingebrachte Gut der Ehegatten bleibt getrennt, die Errungenschaft dagegen untersteht den Regeln der Gütergemeinschaft, also auch ausnahmslos der Verwaltung des Ehemannes.

Dabei steht freilich immer in Frage, ob die Ehefrau die Verwaltung ihres eigenen Vermögens hat oder ob dieselbe, wie im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Manne zusteht. Diesbezüglich ist Folgendes zu konstatiren:

Die Staaten Ohio, Georgia, sowie beide Dakotas und Texas stehen noch auf dem in Deutschland nunmehr aufgegebenen Standpunkt, wonach der Ehemann im Gesetz ebenso feierlich als geschmacklos als das „Haupt der Ehe“ erscheint. Alle Konsequenzen dieses Grundsatzes haben die genannten Staaten freilich nicht gezogen. So sind z. B. in Ohio und den Dakotas die Ehegatten vermögensrechtlich von einander unabhängig, die Präponderanz des Ehemannes zeigt sich dort nur darin, daß er den Wohnort zu wählen und die Familie zu erhalten hat. Die Frau ist sonach, wie im Bürgerlichen Gesetzbuch, wenn sie in Gütertrennung lebt, verpflichtet, die Lasten des Haushalts mit tragen zu helfen.

In Georgia ist der obige Grundsatz mit allen Folgen prinzipiell aufrecht erhalten, aber vielfach durch Ausnahmebestimmungen durchbrochen worden. Die dortige Gesetzgebung spricht die alte Common-Law-Regel unverhohlen aus: die Frau ist dem Manne unterworfen und ihre bürgerliche Existenz geht in ihm auf — soweit die Statuten nichts anderes bestimmen. Die bedeutendste Abweichung von dieser überlebten Rechtsordnung gestattet das Institut der „free trader“. Unter einer „free trader“ ist nicht nur die Handelsfrau zu verstehen, sondern jede Frau, welche mit Zustimmung ihres Ehemannes eine eigene bürgerliche Existenz führt, welche Freiheitsbefugniß vier Wochen lang in einer Zeitung publizirt werden muß. Die „free trader“ ist berechtigt, alle Verträge einzugehen, wie wenn sie unverehelicht wäre. Aber auch ohne free trader zu sein, ist sie in Georgia mit Bezug auf ihr eingebrachtes Gut vollkommen unabhängig. Sie ist nicht verpflichtet, dem Ehemann die Verwaltung desselben zu übergeben und kann diesbezüglich frei verfügen. Diese Doppelstellung der Ehefrau findet sich noch bei vielen anderen amerikanischen Staaten, welche die Gütertrennung nicht gänzlich einführen wollten. Ich nenne vor allem den großen Kulturstaat Massachusetts.

Will die Ehefrau dort ein eigenes Gewerbe betreiben, so muß dies in der Stadtschreiberei des Betriebsortes eingetragen werden, sonst wird das dabei verwendete Vermögen als Vermögen des Mannes betrachtet und er für alle abgeschlossenen Vertragsverpflichtungen haftbar. Man beabsichtigte bei solcher Gesetzgebung die Ehefrau von der vermögensrechtlichen Botmäßigkeit des Ehemannes, zu welcher sie das englische gemeine Recht verdammt hat, zu befreien und erklärte demnach ihr eingebrachtes Vermögen als ihr ausschließliches von der ehemännlichen Verwaltung und den Schulden des Ehemannes freies Eigenthum, von dem englisch rechtlichen Gedanken über die Einheit der Ehe dagegen konnte man sich nicht allerorts frei machen und behielt ihn für das während der Ehe erworbene Vermögen bei, freilich wieder den Arbeitsverdienst der Frau dabei ausnehmend.

Somit besteht in solchen Staaten ein ähnlicher Zustand, wie er nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch durch Vertrag herbeigeführt werden kann, dadurch, daß die Ehegatten für ihr Eingebrachtes Gütertrennung, für ihre Errungenschaft dagegen Gütergemeinschaft vereinbaren; mit Bezug auf die letztere ist die Ehefrau hier wie dort in ihrer Verfügungsgewalt beschränkt, da der Ehemann das gemeinsame Gut verwaltet, und hier wie dort ist ihr Erwerb ihr gesetzliches Sondergut. Während aber dort die Ehefrau gesetzlich die Verfügung über ihr Eingebrachtes hat, muß sie sich in Deutschland dieses Recht erst vertraglich sichern. Im Uebrigen aber steht die deutsche Ehefrau besser da als ihre Mitschwestern in den citirten amerikanischen Staaten. Die Geschäftsfähigkeit der letzteren ist nicht prinzipiell, nur ausnahmsweise anerkannt, sie wird ihr gewissermaßen von Fall zu Fall als ein besonderes Privilegium verliehen, das man ihr nur mit der größten Zurückhaltung, von den praktischen Lebens- und Verkehrsbedürfnissen gedrängt, einräumt. Das ängstliche Festhalten an der Einheit der Ehegatten und dem dadurch bedingten rechtlichen Zurücktreten der Ehefrau, findet sich in einer Anzahl von Gerichtsentscheidungen. Typisch nach dieser Richtung hin ist Michigan. Durch Statut wurde dort schon im Jahre 1855 das Common Law bezüglich der Ehegatten außer Kraft erklärt, allein heute noch stehen viele Entscheidungen auf dem Standpunkt des englischen gemeinen Rechts, wenn z. B. gerichtlich festgestellt wird: Zeit, Dienste und Löhne einer Ehefrau gehören dem Manne. Was würden die deutschen Frauenrechtlerinnen zu einem derartigen Erkenntniß sagen? Das Recht einer Ehefrau, Verträge abzuschließen, erstreckt sich auch in Michigan nicht weiter, als ihr dies statutarisch zugesichert ist. Wo die Statuten schweigen, und das ist bei dem Mangel erschöpfender Kodifikationen sehr oft der Fall, tritt das englische gemeine Recht mit seinen Beschränkungen ein. So kann z. B. die verehelichte Miteigenthümerin einer Mühle bei der Eigenthümerversammlung nicht selbst anwesend sein und ihre Stimme abgeben, sondern muß sich durch ihren Mann vertreten lassen. Noch näher als die oben citirten stehen dem deutschen Recht diejenigen Staaten der Union, welche zwar das eingebrachte Vermögen der Ehefrau als deren ausschließliches und für die ehemännlichen Schulden

nicht haftendes Vermögen anerkennen, aber dem Ehemann gesetzlich die Verwaltung desselben übertragen. Es sind dies die Staaten: Alabama, Florida, Connecticut und Texas (in Connecticut für die vor 1877 abgeschlossenen Ehen).

In Alabama und Connecticut ist der Ehemann der Trustee seiner Frau und hat überdies die Nutznießung ihres Vermögens. Wenn demnach in § 2372 des „Revised Code von Alabama" gesagt ist: „das ganze Vermögen der Ehefrau ist für ihren besonderen Gebrauch gesichert", so heißt das nichts anderes, als: die Substanz des Vermögens der Ehefrau darf für Schulden des Ehemanns nicht in Anspruch genommen werden. Mit anderen Worten, es besteht dort die Verwaltungsgemeinschaft des deutschen Rechts, welche dem Ehemann die Verwaltung und Nutznießung des Frauenvermögens zusichert. Aber das Recht des ehemännlichen Trustee ist viel unbeschränkter und demnach der Ehefrau viel gefährlicher als dasjenige des deutschen Vermögensverwalters. Ein Trustee ist formeller Eigenthümer der ihm anvertrauten Sache. Es ist in seine treue Hand gegeben, damit zum Besten des wahren Eigenthümers zu schalten und zu walten, er hat zu klagen und wird beklagt, er ist überhaupt nach außen mit allen Eigenthumsrechten ausgestattet.

Dieses weitgehende und zu Mißbrauch vielfach Veranlassung gebende Vertrauensverhältniß vermeiden darum andere Staaten im Vermögensrecht der Ehegatten, trotzdem sie dem Mann ebenfalls die Verwaltung des Frauenvermögens übertragen. Dies ist in Florida der Fall. Die Ehefrau hat dort an ihrem sämmtlichen Vermögen das ausschließliche Eigenthums-, der Ehemann aber das Verwaltungsrecht. Die Nutznießung ist ihm nicht ausdrücklich gewährt, aber wenn er als Verwalter die Einkünfte des Frauenvermögens braucht, so hat die Ehefrau kein Klagerecht auf Ersatz, was im Effekt der ehelichen Nutznießung gleichkommt. Das Vermögen selbst ist gegen mißbräuchliche Verfügung seitens des Ehemannes dadurch geschützt, daß bei allen Eigenthumsübertragungen von Vermögensstücken der Ehefrau beide Ehegatten mitwirken müssen.

In Texas ist der Ehegatte ebenfalls von Gesetzeswegen Verwalter des Sondervermögens der Ehefrau sowie des gemeinsamen Ehegutes und die Ehefrau infolgedessen in ihrer Geschäftsfähigkeit beschränkt. Sie kann keine rechtsgültigen Verträge abschließen, ausgenommen dieselben fallen in den Bereich ihrer Schlüsselgewalt. Da erscheint sie wie in den deutschen Staaten als Vertreterin ihres Mannes und verpflichtet ihn. Der Umfang der Schlüsselgewalt erstreckt sich aber im amerikanischen Recht nur auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse für sich und die gemeinschaftlichen Kinder. Eine den deutschen Zuständen ähnliche aber nach glücklichere Lösung des Problems der Vermittlung zwischen der Selbständigkeit der Ehefrau einerseits und dem Schutz der Gläubiger andererseits hat Arkansas gefunden. Die Ehefrau hat dort, wie im Bürgerlichen Gesetzbuch, freie Disposition über ihr Sondervermögen. Sondervermögen wird aber nur dasjenige, was in der Grafschaftsgerichtskanzlei als solches angemeldet und eingetragen ist. Zur Ausscheidung desselben ist aber kein Ehevertrag zwischen den Ehegatten nothwendig, vielmehr genügt die einseitige diesbezügliche Willenserklärung der Frau. Ist keine solche erfolgt, so tritt die Gütergemeinschaft des Common Law ein.

Vielerorts ist die Gütergemeinschaft des Common Law in einzelnen bestimmten Punkten durchbrochen, so z. B. in Rhode Island, wo zwar über die Geschäftsfähigkeit der mit ihrem Manne zusammenlebenden Ehefrau in den Statuten nichts bestimmt ist, von einer anderen Bestimmung aber der Wille der Gesetzgebung abgeleitet werden kann. Ehefrauen nämlich, welche ohne ihren Mann im Staate leben, können selbständig Geschäfte abschließen, klagen und beklagt werden, wie wenn sie unverheirathet wären. Das heißt, im umgekehrten Fall sind sie beschränkt geschäftsfähig. Eine ähnliche Anordnung enthalten die Statuten von Missouri: Verlassene Ehefrauen sind während der Dauer der Abwesenheit des Ehemanns berechtigt, ihren eigenen Erwerb an sich zu nehmen und für den Unterhalt zu verwenden. Außerdem können sie vom Gericht in solchem Falle bevollmächtigt werden, über ihr eigenes unbewegliches Vermögen zu verfügen. Durch argumentum e contrario ist zu folgern, daß die Ehefrau in normaler Ehe zu solchen Rechtshandlungen nicht befugt ist. Derselbe Rechtszustand findet sich in Tennessee. Man erkennt also vielfache Durchbrüche des gemeinen Rechts, aber keine gänzliche Emanzipation von den Grundprinzipien desselben.

Somit sind die Staaten, welche die freie Willensbethätigung der Ehefrau beschränken, in 3 Gruppen auseinanderzuhalten:

1. Die Gruppe, welche die Ehefrau infolge des Mundiums gesetzlich an die Entscheidung des Mannes bindet.
2. Diejenigen Staaten, welche die Geschäftsfähigkeit der Ehefrau wegen der ehemännlichen Verwaltung und Nutznießung beschränken.
3. Diejenigen, welche die Selbständigkeit der Ehefrau mit Bezug auf ihr eingebrachtes Vermögen und theilweise auch den Arbeitsverdienst zwar anerkennen, aber sie für die Errungenschaft der Gütergemeinschaft und dem Verwaltungsrecht des Mannes unterstellen.

Die Staaten, welche unter eine dieser drei Gruppen fallen, sind die folgenden: Alabama, Arkansas, Arizona, Connecticut, Florida, Georgia, Massachusetts, Michigan, North Carolina, Ohio, Rhode Island, Tennessee, Texas.

Diesen Staaten gesellen sich viele andere mit einer Beschränkung der Geschäftsfähigkeit der Ehefrau hinzu, welche ebenfalls ein Rest von Common Law-Bestimmungen ist. Sie beruht auf dem erbrechtlichen Anspruch, den der Ehemann nach englischem gemeinen Recht am Grundeigenthum der Ehefrau hat. Dieses Recht der Curtesy, wonach dem Ehemann an allem unbeweglichen Vermögen seiner Frau ein Drittheil gesetzlich zukommt, ist nur in ganz wenigen Staaten abgeschafft worden. In allen, die es beibehalten haben, gibt es dem Ehemann schon während der Dauer der Ehe ein Anrecht auf die Zukunft, welches die Ehefrau an einseitiger Verfügung über das Land hindert. In Folge dessen bedarf sie zur Disposition über ihr Grundeigenthum der Einwilligung des Mannes; und zwar außer in den oben genannten Staaten auch in New Jersey, Maine, Maryland, Minnesota, Pennsylvanien, Vermont, Virginia.

Einzelne Singularitäten finden sich außerdem in manchen Staaten mit Rücksicht auf den Abschluß von Rechtsgeschäften zwischen den Ehegatten. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß Eheverträge in der Regel nur vor der Ehe zulässig sind. Massachusetts bestimmt das mit besonderem Nachdruck und erklärt auch Schenkungen unter Ehegatten (mit Ausnahme von Kleidern, Schmuckgegenständen und Zierrathen im Betrage von unter 2000 $) für ungültig.

Newyork und Minnesota erkennen die Gültigkeit der sich auf Grundeigenthum beziehenden Rechtsgeschäfte zwischen Ehegatten nicht an. In Mississippi sind alle Rechtsgeschäfte zwischen Ehegatten gültig, Dritten gegenüber jedoch nur wirksam, wenn sie schriftlich abgefaßt und gerichtlich eingetragen sind.

Die Eingehung von Bürgschaften, Unterzeichnung von Gefälligkeitswechseln und der Abschluß eines besiegelten Vertrages seitens einer Ehefrau ist in Pennsylvania ohne Zustimmung des Ehemanns ungültig. Ihrem Ehemann kann sie nur durch Vermittlung eines Trustee aus ihrem Sondergut Geld leihen und sich dafür Sicherheit geben lassen. Auch in Indiana, wo die Ehefrau im Uebrigen vollkommen geschäftsfähig ist, und in Vermont sind Bürgschaftsverträge der Ehefrau nichtig.

Auf dem römisch-rechtlichen Standpunkt in dieser Beziehung steht namentlich noch Louisiana. In diesem Staat herrscht größtentheils das französische Recht des Code Napoléon, nur wenige englische gemeinrechtliche Sätze wurden von anderen Staaten kopirt. Hier können Ehefrauen nur mit Genehmigung ihrer Ehemänner Schulden zu eigenem Nutzen

und Vortheil machen. Wenn sie aber intercediren wollen, müssen sie vom Richter, gesondert von ihrem Manne, darüber befragt werden, welche Zwecke sie bei dem Geschäft im Auge haben, und wenn der Examinator findet, daß das Rechtsgeschäft im Interesse des Mannes abgeschlossen werden soll, etwa um seine Schulden zu decken oder ihm sonst einen Vortheil zuzuwenden, so verweigert er die Sanktion. Andernfalls erhält die Ehefrau ein Zeugniß, daß sie examinirt worden und die Genehmigung zu dem Vertrag ertheilt worden sei. Die richterliche Genehmigung zu jeder Art von Rechtsgeschäft, das die Ehefrau für länger als 3 Jahre bindet, verlangt auch Nord Carolina.

Um Ehefrauen vor Mißbrauch zu bewahren, bestimmt West Virginia, daß sie sich niemals durch das Mittel eines Vertreters rechtsgültig verpflichten können. Alle mündlichen und schriftlichen Verträge, welche eine Ehefrau nicht persönlich abgeschlossen hat, sind ungültig. Somit kann eine Ehefrau keine Vollmacht ausstellen.

Vermont schließt Ehefrauen vom Recht der Verwaltung einer Hinterlassenschaft aus, ebenso Utah, wenn irgend eine am Nachlaß interessirte Person gegen ihre Bestallung Einspruch erhebt.

In Vermont kann überdies eine Ehefrau zwar über ihren Mann, aber nicht als Vormünderin Dritter eingesetzt werden, eine Beschränkung, die im Bürgerlichen Gesetzbuch für die deutschen Frauen ebenfalls gefallen ist.

Somit sind die verheiratheten Frauen in dem Eldorado der Frauenrechte nicht überall in dem Maße mit den Männern gleichberechtigt, wie hier zu Lande gewöhnlich angenommen wird. Auch dort, trotz aller Freiheit, gelten noch mancherlei Beschränkungen. Bedenken wir, daß jene Staaten sich auf jungfräulichem Boden aufgebaut und frei von den Hemmnissen alter Kultur entwickelt haben, so können wir das Deutsche Reich mit seinem bürgerlichen Gesetzbuch gerechterweise nicht als das rückständige Land und das letztere als das rückständige Werk bezeichnen, als das es vielfach verschrieen worden ist. Manches kann darin verbessert, mancher Fortschritt den thatsächlichen Bedürfnissen entsprechender redigirt werden, ich leugne das nicht, aber um weiter zu bauen, bedarf es zuerst der Anerkennung des guten Fundamentes. Daß die zu einem gedeihlichen Wachsthum nöthige Basis vorhanden ist, hoffe ich, an der Vergleichung mit den enerkanntermaßen am weitesten gehenden amerikanischen Rechtszuständen gezeigt zu haben.

Berlin, Sept. 1897.

Emilie Kempin.

Erinnerungen an Franz von Pulszky.

Unter den hervorragenden Männern des ungarischen Freiheitskampfes von 1848–49 war der dieser Tage verstorbene Franz von Pulszky, der sich auch als Alterthumskundiger und Leiter des Nationalmuseums in Pest einen rühmlichen Namen erworben, wohl der letzte Ueberlebende. Ihm sind Kossuth, Klapka, Szemere, Vukowitsch und andere Häupter der großen Erhebung, gleichwie Bem und sonstige Mitkämpfer nicht ungarischen Ursprungs, seit Jahren im Tode vorangegangen. Die Reihe der bedeutenden Führer jener sturmvollen Zeit ist durch Pulszky's Hinscheiden jetzt für Ungarn abgeschlossen.

In das Jahr 1849 reicht meine erste Erinnerung an ihn zurück. Damals befand er sich mit dem Grafen Ladislaus Teleki als Mitglied der Gesandtschaft seines Landes in Paris und war mit Teleki zugleich auch für England beglaubigt, das er in früheren Jahren bereist hatte. Die unter Mazzini's, Saffi's und Armellini's Regierung stehende römische Republik hatte den Obersten Fropolti als ihren diplomatischen Vertreter in die Hauptstadt Frankreichs geschickt. Durch die Volksregierungen von Baden und Rhein-Baiern waren Dr. Friedrich Schütz, Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, und ich in gleicher Eigenschaft dorthin ernannt worden.

Das war eine Zeit, wo die Umwälzungsbewegung in Deutschland sowohl, als auch in Frankreich wieder stark in Fluß gekommen war. In Paris glaubte man dem Sturze des Präsidenten Ludwig Bonaparte entgegen sehen zu können; denn der Einfluß der entschiedenen Republikaner — der „Berg-Partei“, wie sie sich in der Gesetzgebenden Versammlung nannten — schien damals gewaltig im Ansteigen. In der That trat Ledru-Rollin, der in der Februar-Revolution von 1848 eine so entscheidende Rolle gespielt hatte und Mitglied der vorläufigen Regierung und des darauf folgenden Vollzugs-Ausschusses gewesen war, eine Zeit lang von Neuem als Führer in den Vordergrund. Viele betrachteten ihn als das Haupt einer kommenden Regierung. Die durch General Changarnier ausgeführte Sprengung eines nach dem Parlamentspalast hin sich bewegenden, ungeheueren Massenzuges am 13. Juni 1848 (nicht zu verwechseln mit den blutigen Junitagen des vorhergegangenen Jahres) machte dieser Hoffnung freilich ein jähes Ende.

Die Gesandtschaft des römischen Freistaates und wir Vertreter von Südwest-Deutschland standen damals mehrfach im Verkehr mit den republikanischen Führern Frankreichs. Rom war von einem französischen Heere umringt, das, von dem Präsidenten Ludwig Bonaparte im Einverständnisse mit der Mehrheit der Gesetzgebenden Versammlung und den Leitern der ultramontanen Partei ausgesandt, anfänglich unter dem heuchlerischen Vorwande brüderlicher Gesinnung landete, um schließlich der „Schwester-Republik“ ein blutiges Ende zu bereiten. Selbstverständlich wünschten wir nichts sehnlicher, als den Sturz des sog. Napoleoniden. Vorsichtiger hielt sich die diplomatische Vertretung Ungarns. Ihre zwei Mitglieder huldigten anscheinend einer ähnlichen Auffassung, wie die in Frankreich weilenden polnischen Verbannten, die das Heil von der Pariser Regierung erwarteten, gleichviel unter welcher Staatsform.

In London, wo ich in den fünfziger Jahren das Recht Ungarns auf Selbstregierung in zahlreichen Aufsätzen und Flugschriften in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache vertheidigte und mit General Klapka und dem ehemaligen Minister Vukowitsch befreundet war, von denen ich den Ersteren in unseres Freundes Freiligrath Haus hatte kennen lernen, trat mir Pulszky näher. Er hatte sich zu Kossuth gehalten und mit diesem die Vereinigten Staaten von Amerika besucht. Doch schien es mir, gleich als er zum ersten Male bei mir vorsprach, als wünsche er, wenn irgend möglich, sein Ziel auf anderem Wege zu erreichen, als auf jenem, den der ehemalige Statthalter und Diktator der Länder der St. Stephans-Krone eingeschlagen hatte.

Hier muß daran erinnert werden, daß Kossuth, der bis gegen das Ende der ungarischen Erhebung hin die Sache seines Landes grundsatzfest und treu verfochten hatte, zuletzt dem magyarischen Stamme, dem Kern und Stützpunkte des ganzen Staatsgebäudes, den schlechten Dienst leisten wollte, ein Mitglied der kaiserlich russischen Familie, den Herzog von Leuchtenberg, auf den Thron zu erheben! Er kam mit seinem geheimen, glücklicherweise erfolglosen Anerbieten allerdings zu spät. Er wandte sich dann bei seinen Propaganda-Reisen in England und Amerika, als sei gar nichts vorgefallen, wieder mit Eifer der Bekämpfung Rußlands und des Panslavismus zu. Im Jahre 1859 aber war Kossuth abermals bereit, entweder den Prinzen Napoleon, oder auch — wie Mazzini mir mit Bestimmtheit angab — den russischen Großfürsten Konstantin als König von Ungarn auszurufen. Diese bedenklichen Schwankungen des einstigen Revolutions-Hauptes mögen für Pulszky mitbestimmend gewesen sein, zur Partei Deak's überzugehen. Seiner ganzen Natur nach war Pulszky übrigens, so weit ich aus persönlichem Umgang ersehen konnte, dem Ausgleich geneigt. Und gewiß ist sein Vaterland bei der Annahme der Deak'schen Verfassung besser gefahren, als wenn es ein Spielball russischer oder napoleonischer Politik geworden wäre.

Was Kossuth betrifft, so sprechen folgende Thatsachen gegen ihn:

Am 4. August 1849 machte er durch ein an den Minister-Präsidenten Bartholomäus von Szemere und den Minister des Aeußern, den Grafen Kasimir Batthyany, gerichtetes vertrauliches Schreiben den Versuch einer Anknüpfung mit Rußland. Er wünschte einem „Regenten aus dem russischen Hause“ die Krone anzubieten und wollte zu diesem Zwecke eine Abordnung „direkt nach Petersburg zum Zaren“ schicken. In seiner Schrift: „Graf Ludwig Batthyany, Arthur Görgei und Ludwig Kossuth“ schreibt Szemere: „Es ist wahr, daß Kossuth schon früher, Ende Juli, als wir durch die austro-russischen Schaaren nach Szegedin gedrängt wurden und Graf Kasimir Batthyany und ich, in Görgei's Lager, das gegen die russische Armee aufgestellt war, uns begaben, uns jene Instruktionen geben wollte, wonach wir die ungarische Krone einem kaiserlich russischen Prinzen antragen möchten, welches Ansinnen wir aber entschieden abwiesen.“

Weiter theilt Szemere mit, daß Kossuth, nach Widdin geflüchtet, nochmals im September 1849 an seinen auswärtigen Agenten die Mittheilung habe ergehen lassen: entweder zu suchen, einen Koburg als Ungarns König zu erlangen, wobei Oesterreich, im Falle eines inneren oder äußeren Angriffes 100 000 Bewaffnete von Ungarn zur Verfügung gestellt, auch 200 000 000 fl. Schulden durch Ungarn übernommen werden könnten (!); oder den Herzog von Leuchtenberg zur Annahme der Krone zu bewegen. Ueber letzteren Vorschlag bemerkte Kossuth: „Das ist eine Möglichkeit, und ich empfehle diese Idee besonders.“

Man denke sich, was aus Ungarn, bei seiner zahlreichen, damals von russischen Sendlingen bearbeiteten slavischen Bevölkerung, geworden wäre, hätte Kossuth seinen Zweck erreicht, das Land um jeden Preis nicht wieder in die Verbindung mit Oesterreich gerathen zu lassen, sondern lieber einen Regenten aus dem russischen Hause herbeizurufen!

In der Verbannung stieß Kossuth bei manchem hervorragenden Kampfgenossen dadurch an, daß er seine Abdankung als Statthalter, die er 1849 förmlich erklärt hatte, zurücknehmen und eine Art „Prätendenten-Politik“ des persönlichen Ehrgeizes betreiben wollte. Zu seinen Gegnern gehörte längere Zeit Ladislaus Teleki, der dies Wort gegen ihn schleuderte. So schreibt Klapka in seinen „Erinnerungen“. Klapka bemerkt dazu: er selbst habe „Jahre lang wenig oder keine Kenntniß von Kossuth's Plänen gehabt“, da auch er eine Zeit lang mit Kossuth auseinander gekommen war. Nicht wenige meinten nämlich, der frühere Statthalter Ungarns, der im Auslande die „Excellenz“ so auffallend herauskehrte, strebe in eigener Person nach der Krone. Darum habe er 1849 „die Dynastie abgesetzt, ohne die Republik an ihrer Stelle proklamirt oder sie als die zukünftige Staatsform bezeichnet zu haben“. Das sind die Worte des ehemaligen Minister-Präsidenten Szemere, der, beiläufig bemerkt, ausnehmend deutschfreundlich gesinnt war, wie aus seinen „Sieben Briefen an Richard Cobden“ hervorgeht.

Gegen Ende der fünfziger Jahre begann Kossuth abermals eine Anknüpfung mit Rußland durch seinen Vertrauten Ludvigh, und zwar auf dem Wege des Verkehres mit dem russischen Gesandten in Brüssel. Bis dahin hatte Kossuth in der Oeffentlichkeit unablässig Kriegsrufe gegen Rußland erlassen, es einen „Koloß mit eiserner Stirn, der auf thönernen Füßen steht“, genannt, die Idee des Panslavismus als „eine satanische Versuchung des Stolzes der slavischen Rassen“, als ein „russisches Komplott“, gebrandmarkt. Nun wechselte er plötzlich den Ton. Er ließ dem russischen Gesandten in Belgien mittheilen: „Die Ungarn seien keine eigentlichen revolutionären Elemente“, und: „Rußland hat den Polen wenigstens den Ruhm eines großen Volksstammes als Ersatz für die verlorene Freiheit zu geben vermocht; aber Oesterreich kann uns nichts geben.“

Das erzählt Kossuth, der früher unablässig die Wiederherstellung Polens gepredigt hatte, selbst in seinen „Erinnerungen aus meiner Verbannung“. Dort theilt er auch mit, wie er 1859 bei seinen in den Tuilerien geführten Verhandlungen mit Napoleon III. und dem Prinzen Napoleon dem Letzteren die Krone Ungarns anbot. Kossuth war damals noch mit Mazzini, Ledru-Rollin und Anderen Mitglied des „Central-Europäischen Demokratischen Ausschusses“. Hinter dem Rücken dieser Freunde trat er aber, obwohl er mit ihnen republikanische Aufrufe unterzeichnete, in geheimen Verkehr mit dem Dezembermann, gegen den hauptsächlich die Thätigkeit jenes Ausschusses gerichtet war! In der letzten Ausschußsitzung hatte Kossuth's Gebahren die Verwunderung der übrigen Mitglieder erregt. Er lief nämlich beständig im Zimmer und um den Tisch herum — wie Ledru-Rollin mir erzählte — ohne den Anderen ins Gesicht sehen zu können. Doch ahnten sie nicht, wie weit sein Verrath an den Genossen gegangen war.

Auf den ihm von Kossuth gemachten Antrag erwiderte Prinz Napoleon: „Wenn er die ungarische Krone annähme, so hätte Frankreich ein Bündniß von Fremdmächten gegen sich zu befürchten.“ Schließlich wurde Kossuth, der öffentlich in London ausgerufen hatte: „er würde sich auch mit dem Teufel verbünden, gleichviel ob es selbst der Zar von Rußland wäre“, durch Napoleon III. ganz mephistophelisch übers Ohr gehauen. Sein Mißerfolg machte manchen ungarischen Verbannten fortan nur um so geneigter, auf Deak's Stimme zu hören — wie auch Pulszky dies zuletzt that.

Mit Pulszky's Gesandtschafts- und Verbannungsgenossen Teleki, der bei der Rückkehr nach Ungarn durch Selbstentleibung einen so tragischen Tod fand, war ich bei einem von General Klapka gegebenen Abschiedsmahle mit Freiligrath und Kinkel noch zuletzt zusammen. Die kurz darauf eintreffende traurige Kunde von Teleki's Ende erschütterte uns alle.

Als Kossuth seinen Plan einer „Donau-Konföderation“ im Werke hatte, wonach Serbien und andere slavische Länder, nebst Rumänien, mit Ungarn vereinigt und der Vorort des Bundes abwechselnd in Pest, Bukarest, Belgrad und Agram — also einmal in einer eigentlich ungarischen, einmal in einer rumänischen, zweimal aber in einer slavischen Stadt sein sollte — theilte mir Klapka zuerst die Einzelheiten des Entwurfes vertraulich mit. Kossuth hatte ihn zur Mitunterzeichnung aufgefordert. „Klapka lehnte jedoch ab.“ „Man würde mich“, sagte er mir, „wenn ich das unterzeichnete, wie einen Landesverräther behandeln!“

All diese Vorgänge haben Pulszky gewiß in dem Entschlusse gestärkt, sich zu Deak zu wenden. Nach seiner Heimkehr bin ich nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit ihm gewesen, erfuhr jedoch im Jahre 1876 durch einen ihm befreundeten ungarischen Schriftsteller, daß er mit lebhafter Spannung einer englisch geschriebenen Abhandlung von mir über „Das Leben und Wirken Franz Deak's“, der gerade gestorben war, entgegensah.

Bei Besprechung der Thätigkeit Pulszky's glaubte ein Londoner Blatt dieser Tage Anlaß zu einem Angriffe gegen die Leiter des ungarischen Unabhängigkeitskampfes, wie auch der jetzigen Regierung Ungarns, nehmen zu sollen, weil sie nicht allen Nationalitäten des Landes die gebührende Sonderverwaltung zu Theil werden ließen, also „an die Stelle Habsburgischer Unterdrückung eine andere Unterdrückung setzten.“ Dasselbe Blatt macht eine ähnliche verkehrte Andeutung gegen die Deutschen in Oesterreich und zu Gunsten der Tschechen. Wir unsererseits wollen gewiß nicht Alles loben, was magyarischerseits in Bezug auf andere Stämme des Landes geschehen ist. Wer aber, wie jenes offenbar schlecht unterrichtete Blatt, den so kraus durcheinander gewürfelten Nationalitäten Ungarns — die an Abkunft und Sprache gerade so verschieden sind, wie die Türken von den Russen und die Italiener von den Engländern — die politische Sonderstellung zusprechen will, der weiß einfach nicht, was er sagt. Ein solcher Plan wäre die Zerrüttung des ganzen ungarischen Staatsbaues und gute Vorarbeit für russische Eroberungszwecke.

London. Karl Blind.

Louis Gurlitt.

Von dem bescheidenen Manne, dessen Lebenslichtlein in einem schlesischen Gebirgswinkel unbeachtet erloschen ist, hat man auch während seiner weiten, gesegneten Erdenlaufbahn sehr wenig gehört. Seine Söhne Fritz, der ausgezeichnete Amateur-Marchand, und Cornelius, der bedeutende Kunstkenner unter den Baumeistern und unter den Kunstkennern der baumeisterliche Historiograph, haben in der Welt weit mehr Furore gemacht als er. Sagte man den Leuten, daß Fritz und Cornelius einen malenden Vater hätten, so sagte man ihnen damit gewöhnlich eine interessante Neuigkeit. Man konnte ihn wohl früher häufig in den Bilderläden seines Sohnes treffen; aber der kleine feste Mann mit dem struppig weißen Vollbart zog sich jedesmal weit hinter die Feuerlinie der Kunstdiskussionen zurück und ging bald. Die Bilder, die er etwa zur Schau stellen ließ, holte er schnell und heimlich wieder ab; er wußte, daß es nichts für den kauflustigen Tagesgeschmack war. Sein Werk gehörte der Vergangenheit an; das war seine einfache Ueberzeugung.

Aber als im März 1892 sein achtzigster Geburtstag begangen werden sollte, da mußte Louis Gurlitt sein künstlerisches Eigenthum herausgeben für eine festliche Sonderausstellung. Da zeigte es sich denn freilich, daß der Meister nicht Theil mehr hatte an dem Ringen der Gegenwart; doch lebhafter noch trat es uns ins Bewußtsein, daß seine Arbeit einst für die Vergangenheit etwas sehr Wesentliches bedeutet hatte.

Louis Gurlitt ist nicht zu klassifiziren. Er ist bis jetzt nicht in die Kunstgeschichten gekommen.*) Man kann ihn weder den Düsseldorfern, noch den Münchenern, noch den Römern, noch den Berlinern oder den Dresdenern zuzählen, obwohl er fast in allen Kunstcentren gelebt, gewirkt, seine Freund- und Kollegenschaft gehabt hat. Schon seine akademische Lehrzeit sah ihn an drei Orten. Aus seinem Altonaer Vaterhaus, wo man, trotz der schmalen Existenz, künstlerischen Neigungen sich hingab, ging er nach Hamburg; von dort nach Kopenhagen, dann nach München. In der schlichten naiven Landschaftsnatur des Nordens, die ihn von selbst zu ernstem, ehrlichem Studium antrieb, blieb seine junge Seele frei; der frische Wind zerstob ihm allen klassizistischen Dunst. Zu Hamburg, wo er, in der Schule des Maler-Handwerkers Bendixen, an Christian Morgenstern, dem aufrichtigsten Landschaftsmaler des damaligen Deutschland einen glücklichen Vorläufer und ein Vorbild gehabt, lernte er die niederländischen Altmeister kennen. Er ward, wie Morgenstern, ein Anbeter ihrer Kunst, vornehmlich Ruysdaels; und wie Morgenstern in München, so suchte Gurlitt in Düsseldorf die in der Suche nach der „schönen Linie" entkräfteten, farbenverachtenden Kunstgenossen für altholländische Wahrheit und Einfachheit zu erwärmen. Nicht aber wagte er, die großen Muster nachzuahmen; nur lernen wollte er von ihnen: auf welche Gegenstände sie ihr Augenmerk gerichtet, wie sie ihre Motive abgerundet, wie ihre Kunst allein auf den Gefühlsinhalt der Natur ging, wie die Natur bei ihnen eines war mit den Regungen der menschlichen Seele. Gurlitts Hauptverdienst ist es wohl gewesen, daß er der Kunstpilgerschaft der Düsseldorfer den Weg in den hohen und höchsten Norden bahnte, daß er sie überzeugte, das Kunstideal sei nicht allein in Italien zu finden. Das war um 1835. Eben jetzt ist bei Schulte ein norwegisches Küstenbild von Düsseldorfer Herkunft ausgestellt, das Gurlittsche Einwirkung schlagend nachweist. Seine ersten Bilder boten Motive aus der Nachbarschaft Hamburgs, aus den holsteinischen Wäldern, aus dem Dorf- und Bauernleben Jütlands, von den Seen und Wiesen Fühnens und Seelands, aus Norwegens Flußbereichen und Gebirgswelten. Diese Arbeiten muthen uns heute etwas kühl an, aber für jene Zeiten bedeuteten sie sehr viel. Der Maler suchte damals fast ausschließlich die stilvolle Linienführung, sie aber brachten einen ziemlich kräftigen und vollen Kolorismus mit. Gurlitt war „Naturalist" und feuerte den aufstrebenden Andreas Achenbach an, es auch zu werden durch eine Nordlandreise. Ohne Gurlitt wäre Achenbach gewiß das nicht, was er heute ist, oder wenigstens nicht das, was er in den vierziger und fünfziger Jahren für die deutsche Kunst gewesen ist. Bald wurde dieses nordische Ideal durch das Ideal von Fontainebleau überholt. An die Stelle eines oberflächlichen Realismus trat die Stimmung. Aber es ist Gurlitts Ruhm gewesen, durch die Einfachheit seiner Naturanschauung der „Intimität" vorgearbeitet zu haben.

Das Land seiner eigenen Sehnsucht ist nach den entscheidenden Kampfesjahren freilich Italien geworden und geblieben. Aber auch da regte sich der gesunde Niederdeutsche in ihm. Nicht den Kopf voll Gelehrsamkeit, pilgerte er nach Rom, um dort seine Ideen von klassischer Kunst zu vermehren und das zu wiederholen, was Größere vor ihm gemacht, — er wollte italienische Natur natürlich malen. So weit kam er allerdings nicht, noch überhaupt ein Landschafter seiner Epoche, einzusehen, daß jede Natur malerisch sein könne. Ihm war nur eine gewisse Natur malerisch: die nämlich, die in den Formen einen großen Zug hatte und in der Farbe Fülle und Entschiedenheit. Die stärkeren, prächtigeren Reize der italienischen Landschaft, die malerische Architektur des Südens, der imposante Schwung der Gebirgslinien erhöhten seine Ausdrucksfähigkeit. Seine Linie ward kühner, sein Ton schimmernder. Und doch, lieber ist mir der Gurlitt der holsteinischen und dänischen Idyllen, denn er ist frischer und unbefangener. Sein malerischer Ausdruck nimmt fortan eine feste, man möchte sagen erstarrende Art an. Er kann gar nicht mehr arbeiten ohne die Erinnerung an Italien. Kommt er wieder in schlichtere Gegenden, etwa in die Elblandschaft oder ins Riesengebirge, so malt er ein italienisches Sachsen, ein italienisches Schlesien. Von den wohlgeschwungenen Linien, von den abgerundeten glänzenden Tönen kommt er nicht mehr los. Cornelius Gurlitt holte, als ich neulich in Dresden ein angeregtes Kunstplauderstündchen bei und mit ihm verlebte, solch ein älteres Landschaftsbild seines Vaters hervor. Es war sehr lieblich anzuschauen, aber Sachsen war es nicht. Es hatte in sehr angenehmer Wirkung und bei sehr viel „Stil" den Charakter der Charakterlosigkeit.

In langem Leben hat Louis Gurlitt die Welt kennen gelernt; er hat sie als ein froher, genießender Wandersmann durchmessen. Aber er hat auch wie wenige das Glück des Hauses, der Familie kennen gelernt. Erst vor wenigen Monaten noch hat er die goldene Hochzeit gefeiert mit Elisabeth Lewald, einer Schwester Fannys. An Gurlitt's Herde saßen Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Hermann Hettner als brüderlich gesinnte Gäste. Mit Anselm Feuerbach verband ihn die innigste Freundschaft. Männer des praktischen Lebens wie der berühmte Mediziner Ernst von Brücke, der selbst so künstlerisch empfand, und der feurige Protestantenprediger Schwarz standen seinem Herzen sehr nahe. Der greise Künstler konnte zufrieden sein. Aber auch auf ein harmonisch und heiter verlaufenes Dasein fallen Schatten. Ein Schmerzgefühl durchzieht die Erinnerung an so viele Lebensjahre: der ewige Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen. Louis Gurlitt hatte in der Kunst nur ein Stückwerk von der Wahrheit. Und so etwas begreift sich erst am Ende der Tage. Es spricht Blasius Pascal, der große Skeptiker: „Le dernier acte de la la vie toujours est sanglant, quelque belle que soit la comédie en tout le reste. On jette enfin de la terre sur la tête, et en voilà pour jamais!"

Julius Elias.

*) Kurze authentische Nachrichten über sein Leben und seine künstlerische Entwicklung brachten bisher, soviel mir bekannt, nur „Die Mittheilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", Bd. 3, Spalte 25—28 (1875).

Die Xenien.

1797—1897.

Wir feiern in diesem Jahre das Centenarium eines Sieges über die Philister — oder vielmehr, wir würden es feiern als ein allgemeines Fest, wenn das gelehrte Deutschland nicht da aufhörte, wo das politische anfängt. Ja, so darf man das Xenion umkehren. Was ist uns heute der Xenienkampf, was sind uns eigentlich Schiller und Goethe! Den Markt erfüllen Haupt- und Staatsaktionen fürstlichen Gepränges; bedeuteten sie die „Bildung zur Nation“, der vernachlässigten „Bildung zu Menschen“ dürften wir uns getrösten. Wieder lassen sich die Glieder des Distichons versetzen, und da also alles anders wurde, verdient der Musenalmanach von 1797 auch nur ein Feuilleton nach hundert Jahren?

Doch — eins ist geblieben „Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm“, aber sein Geschlecht ist unsterblich und seine unwandelbare Wesenheit erschließen die Xenien. Den Philister kennzeichnet die Empfindung, „daß wir's so herrlich weit gebracht“. Jugendlich nur als Jüngling, umzäunt er als Mann achtsam den Bezirk der Erkenntniß, dem Neuerer grollend, zu dem er gestanden hätte, wäre er selbst — bei gleicher Geistesart, bei gleich kurzem Gedärm — eine Generation später geboren: nicht weil die Ideen so schnell sich wandelten, sondern weil für ihre Konsequenz die normale Kapazität nicht ausreicht, nur ein paar Schritte mitgeht und dann sich verschanzt, als sei mit der individualen die Gesammtentwicklung abgeschlossen.

„Garve, hör' ich, soll gestorben sein. Wieder einer aus dem goldenen Zeitalter der Litteratur weniger! wird uns Wieland sagen“, schreibt Schiller an Goethe im Dezember 1798. Die Briefstelle erklärt die Jeremiade:

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert.
Ach! und hinter uns liegt lang schon die goldene Zeit.“

Wir Nachgeborenen gewöhnten uns, die Epoche von Klopstock bis zu den Anfängen Goethe's als die Vorbereitung der Vollendung anzusehen, sie war die Vollendung selbst in den Augen der Welt, wo man die „Horen“ nicht verstand. Es wohnte sich behaglich im Hause der Aufklärung: alles Lebendige und Todte säuberlich gebucht durch die Wolf'sche Philosophie, der Korkbaum auf den Stöpsel eingerichtet, und nun gar die Vernunft durch glatte rationale Formeln ausgesöhnt mit der Theologie, die nach Lessing das Leben verbittert hatte. Da kommt Kant und untersucht die Prolegomena einer künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Gemach — damit wurde man fertig. Geschäftige Interpreten popularisirten die kritische Vernunft wie vordem die prästabilirte Harmonie und verbreiterten den Strom, bis er seicht genug war, dem allgemeinen Wasserstande gleichzukommen.

Das aber fügte sich nicht im Reiche der Musen. Eben hatte die Dichtung an Klopstock den höheren Ton gelernt und Wieland's Grazie zeigte auch mittelmäßigen Naturen sich umgänglich; der Parnaß war bequem zu erreichen und mancher Vers gelang in der gebildeten Sprache. Was sollten schon wieder neue Ziele, gesteigerte Ansprüche, was dies stolze Programm der Horen, die sich hinaushoben über all' jene Monats- und Wochenschriften, da so breit gemächlich zur Belustigung des Verstandes und Witzes männiglich sich ergehen mochte.

Dazu die Unübersichtlichkeit der emporstrebenden Ingenia, ihre stete Entwicklung jenseits nun von Sturm und Drang — man konnte sich jeder Ueberraschung versehen. Dazu diese Freundschaft Schiller's und Goethe's zu wechselseitiger Förderung korrespondirender Genialität, etwas ganz Anderes als die Bünde und Genossenschaften im wohlständigen Leipzig und im aufgeklärten Berlin — weitab von denen, die um den gastlichen Gleim gemüthlich anakreontisch, im Schatten des alternden Klopstock weihevoll seraphisch oder dröhnend teutonisch sich begeisterten.

Ebenbürtigen Widerspruch fanden die „Horen“ nirgends, würdige Aufnahme kaum irgendwo, aber kühner und kühner umspielte die kleinbürgerliche Médisance das neue Journal. Des Philisters Unbehagen tritt als Aerger in die Erscheinung. Offener Kampf ist nicht seine Sache. Er „reibt sich“ und wundert sich, wenn der Gegner zuschlägt. Diesmal schlug er zu. Solcher Wucht hatte sich Niemand versehen. Das Epigramm erlebte eine eigene Renaissance. Von satirischen Sinngedichten ist unsere Litteratur im achtzehnten Jahrhundert erfüllt, aber die Satire richtet feste Typen, den Geizigen und den Parasiten, den Bramarbas und den männermordenden Arzt, die eitle Kokette und den betrognen Gatten, der Gedanke wird stets aufs neu gewendet, die Pointe immer wieder umgeschliffen. Die Waffe Martials, seit den Tagen der Humanisten nur Schaustück litterarischen Spiels, geben die Xenien ihrem Gebrauch zurück, lebendige Menschen zu treffen und zu verletzen. Erbarmungsloser Spott antwortet der leise stichelnden Bosheit, die Dichter steigen nicht herunter in die Arena, aus erhabener Höhe schwirren die Pfeile nieder. Schon Lessing's Polemik hatte das Behagen gestört, aber der diskutirte doch und vernichtete unter dem Schein der Verhandlung. Hier werden die Gegner als Objekte künstlerischer Laune dem Gelächter preisgegeben und die so überlegen sich geberdet, gar nicht einmal ernst genommen.

Das Recht des Angriffs wird durch die Gegenwehr erwiesen. Wer so antwortet wie Nicolai in seinem „Anhang zum Musenalmanach für 1797“, so läppisch und so geschwätzig, der hatte die Ruthe verdient und Mansos „Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena“ bescheinigten in salzlos ordinärer Gradheit, daß ein „loser und lockerer Pedant“ von allen entsetzlichen Dingen das entsetzlichste ist. — Mitleidswerther Jammer des alten Gleim

„daß zwei so gute Köpfe,
daß zwei so spiegelrein erschaff'ne Gottgeschöpfe
nicht rein geblieben sind.“

„Nicht rein geblieben“, weil sie offene Beleidigung gegen versteckte setzten. Da tritt es zu Tage, wie schwachnervig unsere Schriftsteller waren — nicht nur die kleinen und mittelmäßigen hatten bis dahin einander geschont. Verängstete Schüchternheit, davon das Zeitalter der Reformation noch nichts gewußt hatte, war ein nationaler Charakterzug geworden seit dem dreißigjährigen Kriege und der beschränkte wie der aufgeklärte Despotismus in den deutschen Territorien war nicht angethan, dies furchtsame Wesen zu bannen. Die Sprache der Xenien, ihre hellenische Unbefangenheit, macht die Zungen frei für die rechten Namen der Dinge, wo das Bedeutende groß und das Stümperhafte erbärmlich heißt.

Wir stehen jenseits jenes Kampfes, jenseits gegenwärtigen Ingrimms und da wir des Siegs uns erfreuen, betrachten wir milder die Besiegten. Die historische Gerechtigkeit ist eine andere als die strafende des Tages. Friedrich Nicolai mußte in Weimar unerträglich sein, wir gönnen ihm sein Medaillon am Berliner Lessingdenkmal, ein Subalternbeamter der Humanität hat er seine Schuldigkeit gethan, der Uebergriff in ein höheres Ressort wurde hart genug abgewiesen. Die Zeit verlangte viel, zu viel für mäßige Gaben, und es war nicht dieser Leute Schuld, wenn sie sich überlebten.

Nicht daß sie diesen und jenen, daß sie den Philister schlugen, ist der Xenien unvergängliches Verdienst. Schiller und Goethe haben nicht nur sich selbst die Bahn frei gemacht, sondern die litterarische Kritik überhaupt emanzipirt. Sollen wir klagen, der Ton sei verwildert seit jenem hochgemuthen Beginnen, weil vorher wie nachher manch ein Thersites einen Lessing sich dünkte! Die Xenien erkämpften die Preßfreiheit der schönen Litteratur.

Gießen. Robert Fritzsche.

Karl Schurz über die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten.

Der Jahrestag der ersten Niederlassung der Deutschen in Germantown (in Pennsylvanien) ist am 5. September d. J. in Cincinnati in imposanter Weise gefeiert worden. Ueber 100 deutsche Vereine betheiligten sich an diesem „Dentschen Tage“, zu dem ans allen Theilen der amerikanischen Union Gäste herbeigeeilt waren. Am Nachmittage versammelten sich im Zoologischen Garten zu Cincinnati über 40 000 Personen, Karl Schurz hielt die Festrede.

Schurz' Rede, die mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, ragt über die bei solchen Gelegenheiten üblichen Ansprachen weit hinaus. Die nachdrückliche Art, wie er die Pflicht der Bürger betonte, sich nicht zu willenlosen Instrumenten von Parteiführern machen zu lassen, und die sarkastische Manier, wie er das Boßunwesen zeichnete, verdient auch in Europa beherzigt zu werden.

Für uns Reichsdeutsche aber bieten jene Ausführungen ein ganz besonderes Interesse, in denen Schurz sich über die deutsche Einwanderung nach Amerika verbreitet; wir geben dieselben in Nachstehendem wörtlich wieder.

Es scheint mir fast, als wäre man drüben in Deutschland mehr bemüht, die deutsche Auswanderung von den Vereinigten Staaten abzulenken, als hier, der deutschen Einwanderung die Thare zu verschließen. Die Gründe für salche Bemühungen in Deutschland sind sonderbar. Man sagt dort, daß der deutsche Auswanderer nach den Vereinigten Staaten Deutschland verloren geht. Als Bürger, ja; in sympathischem und aft werkthätigem Wohlwallen nicht. Aber mag das sein, wie es wolle — der deutsche Auswanderer nach einem anderen fremden Lande, Brasilien zum Beispiel, geht Deutschland in demselben Sinne verlaren, denn der Traum, in Brasilien deutsche Ansiedelungen zu gründen, die, wenn stark genug, sich unter die Herrschaft des Deutschen Reichs stellen könnten, ist die eitelste aller Phantasien. Sa müßte denn, um Deutschland nicht verlaren zu gehen, die deutsche Einwanderung sich in den deutschen Kalonien ansiedeln. Aber diese Kolonien liegen in tropischen Gegenden. In den Tropen kann der Deutsche wohl Handelsfaktareien gründen, vielleicht Pflanzungen, die von Eingeborenen bearbeitet werden, aber niemals massenhafte Ansiedelungen von Leuten deutschen Bluts, die ihre Arbeit selbst thun. Auch wird man Eins noch lernen müssen: Kolonien gedeihen nicht unter dem Korporalsstock.

So lange es deutsche Auswanderung in Masse giebt, wird trotz aller Hindernisse diese Masse nach den Vereinigten Staaten kommen. Der Grund ist einfach. Der deutsche Auswanderer findet hier die klimatischen Verhältnisse. die bürgerliche Freiheit, die gesellschaftliche Umgebung und die Erwerbsgelegenheiten, die ihm zusagen. Auch wird er sich schwerlich erschrecken lassen durch das Gerede, daß sich hier Vieles zum Schlimmeen geändert hat, daß die Zeiten längst varüber sind, als man hier das Geld auf den Straßen sand und sich nur danach zu bücken brauchte. In Wahrheit, die Zeiten, als man hier das Geld auf den Straßen fand und sich nur danach zu bücken brauchte, sind nie gewesen. Die Aeltesten von uns haben sie nie gesehen. Im Gegentheil, vor 50 aber 60 Jahren mußte der mittellose Einwanderer, um auf einen grünen Zweig zu kommen, tuchtig arbeiten und sparen. Arbeitet und spart der Einwanderer jetzt ebenso tüchtig, so kommt er jetzt ebenso auf einen grünen Zweig, — vielleicht noch schneller, und er hat jedenfalls dabei viel weniger harte Entbehrungen zu ertragen, als sein Vargänger in der sogenannten guten Zeit.

Die Frage der Einwanderung von Deutschland regelt sich im Ganzen und Großen danach, ob die Zeiten drüben oder hier besser und die Zustände vertrauenerweckender sind. In den letzten Jahren hat Deutschland einen großen Aufschwung im Handel und Gewerbe gehabt, während wir schwer unter ökonamischen Verwicklungen litten. Deshalb war die Einwanderung von Deutschland schwach. Nun wünschen wir dem alten Vaterlande gewiß keine schlechteren Zeiten: aber dem neuen Vaterlande wünschen wir van ganzem Herzen bessere. Wenn dieser Wunsch sich erfüllt, so wird die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten unzweifelhaft wieder zahlreicher werden, trotz aller künstlichen Hindernisse. Die Leute in Deutschland, welche die Auswanderer lieber nach den ungesunden heißen Ländern schicken möchten, werden sie nicht von hier lenken können, und hier wird der gute deutsche Ankömmling mit dem alten Wohlwollen empfangen werden.

Die deutsche Einwanderung wird, ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen, von den Amerikanern aufrichtig hochgeschätzt und vorgezogen. Freilich sträubt sich der Geist, den wir der Kürze wegen den puritanischen nennen wollen, gegen manche der Sitten und Lebensanschauungen, die der Deutsche aus dem alten Vaterlande mit sich gebracht hat. Wer lange gewohnt gewesen ist, am Sonntag seine Erholung von den Mühseligkeiten der Woche darin zu suchen, daß er gesenkten Hauptes auf einem Kirchhofe zwischen Grabsteinen spazieren ging, der überwindet nur langsam den Schauder, den ihm die deutsche Sonntagsfröhlichkeit verursacht. Einige von unsern deutschen Landsleuten sind geneigt, darin bloße Heuchelei zu sehen Daß es manchen oon denen, welche die puritanische Strenge besonders zur Schau tragen, hauptsächlich um den Schein zu thun ist, mag sein, aber bei vielen Andern entspringt diese Strenge einer wahrhaften und ernsten Ueberzeugung. Und eine wahrhafte Ueberzeugung, besanders eine religiöse, sallen wir, als solche, mit Respekt behandeln, auch wenn wir sie immer sa eifrig bekämpfen. In diesem Kampf gegen unvernünftige Beschränkung wird man um sa stärker und erfolgreicher sein, je weniger man dem Vorurtheil mit Varurtheil, der Unduldsamkeit mit Unduldsamkeit begegnet, und je mehr man bestrebt ist, die Gefühle und die Gründe der Gegner mit der Gewalt anschaulicher Thatsachen zu überwinden. Harte Worte helfen da weniger als das gewinnende Beispiel. Haben nicht die Aelteren unter uns im Laufe der Jahre gewaltige Veränderungen in den Sitten des amerikanischen Volkes sich vallziehen sehen?

Wir erinnern uns der Zeit, als in verschiedenen Städten der Union am Sonntag keine Straßenbahnwagen liefen, als am Sonntag die Museen und Kunstgalerien sa fest verschlossen waren wie das Grab, und als am Sonntag kein Ton heiterer Musik im Freien das Ohr berühren und die Seele erquicken durfte. Wie ist das schon anders gewarden! In denselben Städten strömt jetzt an Sonntagen die Bevölkerung in Menge auf den Straßendahnen zum fröhlichen Naturgenuß hinaus. Tausende beleben jetzt an Sonntagen die Museen und Galerien, um durch die Anschauung der Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft den Geist zu bereichern und das Herz zu erheben. Und andere Tausende ergötzen sich an Sonntag Nachmittagen in den öffentlichen Parks an den munteren oder ernsten Klängen der freien Konzerte. Alles dies hat Anfangs hartnäckigen und in vielen Fällen gewissenhaften Widerstand gefunden, aber dieser Widerstand ist allgemach überwunden worden, nicht durch Gewalt, sandern durch vernünftigen Appell an die humane Sympathie und die bessere Einsicht — die Einsicht, daß durch vernünftigen, harmlosen Lebensgenuß das Volk nicht gottloser und ungezugelter, sondern zufriedener, gutmüthiger und sittlich besser wird.

Dies ist der Fortschritt des humanen Geistes, und an der Entwicklung dieses Fortschrittes in Amerika hat der Deutsch-Amerikaner kräftig mitgewirkt. Lassen Sie mich wiederholen, was ich einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: „Unleugbar ist es, daß weit mehr als irgend ein anderer Bestandtheil der Bevölkerung die Deutschen unserm neuen Vaterlande die unschätzbaren Dienste geleistet haben, die Liebe und den Genuß der Kunst anzuregen und zu pflegen, und der Hast und dem Ernst des amerikanischen Lebens das Licht und die Wärme eines harmlosen Frohsinns beizumischen. Daß jetzt in Stadt und Dorf über das Summen und Brausen des Geschäftstreibens hinaus das fröhliche Lied und die herzerhebende Harmonie erklingt, an der Tausende und Millianen sich ergötzen, und daß die Rast von der Arbeit in allen Klassen des Volkes mehr und mehr van dem Sonnenschein eines heiteren Lebensgenusses durchleuchtet wird, das ist eine dem amerikanischen Volke erwiesene Wohlthat, die mehr als irgend ein anderer Stamm der deutsche gebracht hat. Nicht allein wir, sandern jetzt auch vielleicht eine Mehrzahl van denen, deren widerstrebendes Vorurtheil erst überwunden werden mußte, freut sich dieser Bekehrung zum Frahsinn.“

Freilich ist in dieser Richtung noch nicht Alles gewonnen, das gewannen werden sollte. Aber was bereits gewonnen worden ist, das bürgt dafür, daß allgemach alles Vernünftige gewonnen werden wird, wie drohend auch hier und da zeitweilige Reaktionen erscheinen mögen. Die Zeit wird sicherlich kommen, und in nicht sehr entfernter Zukunft, wo das, was wir „persönliche Freiheit“ nennen — die Freiheit des harmlosen Lebensgenusses, der sich in den Grenzen guter Sitte und Ordnung hält — die allgemeine Regel des Landes sein und von der Vernunft des Volkes gegen alle Beeinträchtigungen geschützt wird. Es ist die Sache einer vernünftigen, humanen Lebensanschauung, die sich

allenthalben Bahn bricht und zuletzt gegen alles engherzige Vorurtheil triumphiren muß. Zur Beschleunigung dieser Entwicklung ist der Deutsch-Amerikaner berufen, werthvolle Dienste zu leisten, vielleicht mehr durch sein Beispiel, als durch seine Rede."

Theater.

Deutsches Theater: „Mutter Erde". Drama in 5 Aufzügen von Max Halbe.

Aus der Lyrik geboren — als man deinen Altar noch bekränzte, Dionysos! — muß das Drama gerade in unserer Zeit seine beste Kraft wieder in der Lyrik suchen. Von dem Tiefsten und Unvergänglichen in uns schweigen unsere Thaten zumeist.

Es ist ein alter Herrensaal auf einem Gute in Preußen. Die Decke niedrig, die Möbel prunkvoll und unmodern. An die Fenster streift der fallende Schnee. Vor zwölf Jahren stand der Erbe des Hauses, Paul Warkentin, in diesem Saale seiner Jugendgespielin Toinett gegenüber. Der Vater wollte, daß sie sein Weib würde. Er aber träumte von einem großen Wirken und einer Verbindung mit einer „modernen", geistig starken Frau. Er kehrte der Kindheitsgefährtin den Rücken, und sein Vater verbot ihm das elterliche Haus. Jetzt, nach zwölf Jahren, da der Vater gestorben ist und im Zimmer nebenan aufgebahrt liegt, stehen sich in demselben düsteren Raume dieselben beiden Menschen wieder gegenüber. Das Leben ist ihnen Beiden in unglücklicher Ehe und friedlosem Suchen zerronnen. Und jetzt wirbt er um sie. Und wie sie sich ihm entzieht und ihr Haß ausbricht und aus dem Hassen neues Lieben glimmt — das Alles ist mit künstlerischer Hand gestaltet. Eine scheue, wortkarge Lyrik gibt sich in dieser stimmungssicheren Scene in Halbe's neuem Drama „Mutter Erde" und vermittelt das Sein dieser beiden Menschen. Und Rudolf Rittner und Else Lehmann, die sich hier auf der Bühne des Deutschen Theaters gegenüberstanden, gaben aus diesem lyrischen Element heraus ganze, lebensvolle Gestalten; nur daß sich Rittner in Halbe's stille Weise nicht ganz hineinzufinden wußte.

Und in der Schlußscene des neuen Dramas von Max Halbe sind diese beiden Menschen wieder vereint. Paul Warkentin will mit Toinett einem neuen Leben entgegengehen; aber seine Frau gibt ihn nicht frei. Und zu einem Glück jenseits der Gesetze ist Toinett nicht fähig. Sie werden sich für eine flüchtige Stunde angehören und dann gemeinsam sterben, wie Keller's junge Liebende. Wieder sind lyrische Töne angeschlagen, ein etwas metallloser Sterbeglockenton klingt in das stammelnde Lied der Liebe, die Lyrik wirbt, aber sie überzeugt hier nicht mehr ganz.

Zwischen diesen beiden lyrischen Scenen steht ein derb realistischer Auftritt, voll kecken Humors. Nach der Beerdigung des Verstorbenen wird ein Leichenschmaus gefeiert. Die konventionellen Trauermasken fallen, und eine ehrliche Fidelität greift Platz. Laskowski, Toinettens Mann, ein halbpolnischer Gutsbesitzer, gibt den Ton an; und in ihm hat Halbe seine lebenvollste Gestalt geschaffen, die in Hermann Müller einen glänzenden Darsteller fand. Die Brutalität dieser Gesellschaft treibt die beiden Liebenden einander vollends in die Arme: eine dramatisch wirksame Motivirung.

Die drei Scenen aber verbindet ein breiter Weg, an dem die Langeweile wohnt. Das knochige Grauthier „Theorie" wird vor das Dichterwäglein gespannt, und die Räder knirschen im Sande. Ach! und die Theorie ist störrischer als jedes Flügelroß.

Kopfgeboren, machte Hella, Warkentins Frau, ihrem Mann, ihrem Dichter, ihrer Darstellerin (Alwine Wiecke, die sich ehrlich um sie mühte) gleichviel zu schaffen. Endlose, ärgersatte Gespräche haspeln sich zwischen ihr und ihrem Gatten ab, in denen niemals ein temperamentvolles Wort ein Schlaglicht wirft und das Sein dieser Frau offenbart. Sie lebt nur als Gegensatz. Statt des ergreifenden Eheleides grinst einem hohläugig das ausgerechnete Eheproblem entgegen. Und erst im letzten Akt, wenn diese Frau das begriffliche Sein aufgibt und die Geheimrathsgöhre in sich zu Worte kommen läßt, kann man aus eigner Phantasie nach dem Schattenbild den Menschen konstruiren, der sein Urbild gewesen sein mag. Diese Frau soll „wie ein Buch sprechen"; aber es spricht wirklich nur ein Buch aus ihr.

Mutter Erde! Der jüngst so oft verdichtete atmosphärische Druck der Luft der heimathlichen Scholle und des Vaterhauses auf den Menschen, auch er ist in Halbes neuem Drama — und das ist das schwerste Gebrechen — Theorie begraben geblieben. Man hört von dieser Atmosphäre sprechen, man athmet sie nicht. Der Todte ist im Nebenzimmer umsonst aufgebahrt; es gehen keine Schauer von ihm aus. Man glaubt nicht, daß er einen Lebenden nach sich ziehen wird. Und wenn die Familienporträts der Warkentin's an der Wand des niederen Saales hängen, und es von ihnen heißt: „sie haben alle so etwas Schweres, Finsteres im Blick; weißt du, als ob nie die Sonne in ihr Herz geschienen hat" — so fragt man sich befremdet, wieso? Sie wirken nur wie ein Requisit aus einem Ibsendrama. Aber was für die nordischen Fjordmenschen Wahrheit ist, das ist für diese preußischen Rittergütler mit sehr gesunden Dinermägen importirte Theorie. Und nur wenn das alte Familienerbstück, Tante Klärchen, durch den Saal schreitet — Luise von Poellnitz gab ihr viel aus dem Eigenen und viel aus Ibsens Welt — nur dann verspürte man das Wehen einer besonderen Luft. Freilich, so künstlerisch die Aufführung des Deutschen Theaters in der Darstellung war, — die Milieustimmung durch scenische Wirkungen zu stärken, war nichts geschehen.

Wie die Jahresringe an einem Baum wirken Halbes Dramen. In jedem seiner letzten Stücke verdichtete er die Stimmung eines ganz bestimmten Lebensalters, des Alters, in dem er selber stand. Schon das weist auf das Lyrische seiner dramatischen Konzeption hin. Aber gerade seine Lyrik, der er die vereinzelten tiefen Wirkungen seines neuen Dramas verdankt, hat für seinen Vorwurf nicht hingereicht. Er ist zu schmächtig für den Panzer seiner litterarischen Ambitionen. Und „Ibsens Schwert" ist für seinen Arm zu schwer.

Ernst Heilborn.

Die soziale Frage im Lichte der Philosophie.*)

Der erste Eindruck des Stein'schen Werkes, das diesen Titel trägt, erinnert mich an den jener riesigen Wandgemälde in unseren Museen, bei deren Anblick das verwirrte Auge sich erst schließen muß, um hinterher der Vielheit durch pedantisch strenge Erfassung aller Einzelheiten Herr zu werden. Wo es sich um die Beschreibung sozialer Thatsachen handelt, und der Zweck des Unternehmens auf die Erfassung ihrer Gesammtheit abzielt, da gehört das Zustandekommen eines synthetischen Einheitsbildes fast zu den Unmöglichkeiten; denn jede der in Betracht kommenden Einzelheiten hat noch ihre Geschichte, und jede dieser Geschichten hat nicht nur ihre aus Quellenmangel oder Erkenntnißgrenzen herrührenden Dunkelheiten, sondern ist auch zum Ueberfluß noch von einem dichten Maschenwerk subjektiven Meinens und Denkens überwuchert, so daß man schließlich in den Verästelungen des subjektiven Beiwerks stecken bleibt und froh ist, Klarheit über diese oder jene Einzelheit zu gewinnen. Aber Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte haben von vornherein wohl kaum die Bestimmung, ein ästhetisches Ein-

*) Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Stuttgart, Ferd. Enke, 1897.

heitsbild zu erzeugen, besonders wenn sie so vollständig wie die im vorliegenden Bande vereinigten alle Lebensäußerungen der Gesellschaft in Vergangenheit und Gegenwart festzuhalten, zu beschreiben, sowie rückwärts auf ihre Ursprünge und vorwärts auf den Weg ihrer muthmaßlichen Entwicklung zu führen suchen. Es versteht sich, daß bei einem solchen Unternehmen Konstruktion und Geschichte nebeneinander laufen, und weniger die systematische Abrundung der Darstellung als deren Zuverlässigkeit angestrebt ist. Man kann nun getrost das Urtheil wagen, daß kein in deutscher Sprache vorhandenes Werk über den wissenschaftlichen Ort aller mit der „sozialen Frage“ auch nur irgendwie zusammenhängenden Einzelheiten so gut und so sicher orientirt wie das Stein'sche. Denn dieses behandelt die soziale Frage nicht in ihrem engeren politisch-ökonomischen Sinne, sondern als den Problemen der Sozialphilosophie untergeordnet, so daß der Leser sich immer bewußt bleibt, an wie vielen Punkten das Politisch-Oekonomische mit allen jenen Faktoren verknüpft ist, welche neben und mit ihm das Leben in der Gesellschaft bestimmen.

Das Neue des Stein'schen Werkes ist nun aber der soziologische Unterbau, welchen es der sozialen Frage gibt. Da diese sämmtliche Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens angeätzt und ihre Brauchbarkeit als soziale Einheits- und Einigungsbänder problematisch gemacht hat, so liegt die Besinnung auf ihren Ursprung, ihren geschichtlichen Werdegang, ihre augenblickliche Beschaffenheit und Wirkungsweise nahe: eine vollständige Soziologie wird nöthig. Das Stein'sche Werk enthält diese Soziologie und behandelt, nach einer Einleitung über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der soziologischen Forschung, Familie, Eigenthum, Gesellschaft, Staat, Sprache, Sitte, Recht, Religion in der Weise, daß nach dem Bericht über das Thatsächliche und Hypothetische die Kritik einsetzt und bald mit mehr, bald mit weniger Vorbehalten die Konstruktion gewagt wird. Die soziale Frage wird so natürlich in ein Bündel von Fragen aufgelöst; es gibt in der That deren so viele, als eine ideal vollständige Soziologie Kapitel haben müßte. Jene Fülle von Fragen endgültig zu beantworten, ist aber die Soziologie als solche keineswegs berufen; sie liefert lediglich das empirische Material dazu. Sie sagt: so ist es jetzt; sie weist nach: so ist es gewesen oder mag es gewesen sein; sie sagt aber nicht: so soll es sein. Indem sie diesen Schritt thut, wird sie zur Sozialphilosophie, zur sozialen Ethik, welche über das Verhältniß zwischen Individuum und Gesellschaft aufklärt und die letzten Gründe der sozialen Imperative aufdeckt. Die Stein'schen Ausführungen haben nebst ihrem breiten geschichtlich-soziologischen Fundament diese sozialethische Krone, und darum tragen sie mit Recht an ihrer Spitze den Titel: Sozialphilosophie. Seiner ganzen Anlage nach ist darum das Werk eine Arbeit sui generis, nach meinem Dafürhalten weitaus die beste Leistung des sehr fruchtbaren Verfassers, darüber hinaus aber, absolut genommen, die vollständigste und reichste Zusammenfassung unserer gesammten Staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntniß.

Wenn daher dem Werke um dieser Vorzüge willen eine hervorragende Bedeutung beigemessen werden muß, so haften ihm doch auch Eigenschaften an, über deren Werth die Ansichten jedenfalls auseinandergehen werden. Nicht daß Stein stark subjektiv schreibt und mit Lob und Tadel nicht hinter dem Berge hält, möchte ich ihm zum Vorwurf machen; das ist vielmehr sein gutes Recht, zumal da er als Vortragender die Ichform der Darstellung beibehalten hat. Aber er liebt es, superlativische Wendungen zu häufen und hat eine auffallende Neigung, den Bericht oder die logische Erörterung durch Antithesen zu beleben, die sich nicht immer natürlich lesen, obwohl nicht selten vorzügliche mit unterlaufen. Wichtiger ist, daß zuweilen im Gebiete des Sachlichen alle möglichen Standpunkte als berechtigt neben einander gestellt werden und über dem Bestreben nach Unparteilichkeit ein Zwielicht entsteht, das den Leser belästigt. Begreiflicher erscheint dagegen, daß nicht alle Persönlichkeiten erfaßt und nicht alle Theorien erschöpfend behandelt sind, denn gegen natürliche Antipathien und die Einseitigkeit der eigenen Schichtung läßt sich wohl ankämpfen, aber sie zu besiegen gelingt nicht immer. Darunter hat besonders die Darstellung von Marx und der materialistischen Geschichtsauffassung gelitten. Das Verhältniß zwischen Marx und Hegel scheint mir falsch aufgefaßt. Dafür entschädigt aber die Skizze über Lassalle und die ungemein sympathische, auf richtiger Schätzung ruhende Beurtheilung John Stuart Mills.

Mit am klarsten hat Stein die Tendenz herausgearbeitet, welche die sozialethischen Partieen des Buches trägt. Stein vertritt den Rechtssozialismus, welcher den Widerstreit zwischen politisch-rechtlicher Freiheit und Gleichheit und ökonomischer Ungleichheit dadurch zu heben gedenkt, daß auf dem Wege einer weitumfassenden sozialen Gesetzgebung die Proportionalität des Besitzes angestrebt wird. Er thut das in Ausführungen, welchen die geschichtliche Erkenntniß zu Grunde liegt, daß das Recht so weit reicht, als die Macht herrscht (S. 610 ff.) — eine überraschende Uebereinstimmung mit dem materialistischen Standpunkt Marx' und Engels', der zuvor als unzulänglich abgewiesen wurde. Nimmt man dazu das gleichzeitige Bekenntniß (ebendas.), daß der Altruismus, der uns bislang durch die rührseligen Imperative der Kanzel angepredigt, durch die spintisirenden (!) Imperative der Katheder anphilosophirt worden sei, von nun an durch das bindende „hoc volo, sic jubeo“ der Parlamentstribünen — also durch den mystischen Stimmzettel — anbefohlen werden werde, so ist man der Auffassung, nach welcher alle Geschichte sich in Klassenkämpfe auflöse, so nahe gerückt, daß von zwei verschiedenen Standpunkten kaum noch die Rede sein kann. Wenn dem Rechtsbewußtsein, also der erhabensten Seite menschlicher Geistigkeit, die Richtung seines Empfindens jeweils von der zur Herrschaft gelangenden Interessengruppe mitgetheilt wird (S. 588), so sieht man, auf welch materialen Pfeilern die Sittlichkeit (der „ideologische Oberbau“) ruht. Auch wird mir Stein zugeben, daß die Rolle, welche die theoretische Sozialpolitik, die Soziologie, die Sozialphilosophie gegenüber der sozialen Frage im engeren Verstande zu spielen haben, nach den praktischen Ausführungen seines Werkes dem Hebammendienst gleichkommen, welche Marx, Engels, Tönnies von der Wissenschaft der Gesellschaft erwarten (S. 595). Aehnliche Widersprüche hätte Stein bei einem Neudruck seiner Arbeit auszugleichen.

Ich möchte zum Schluß bemerken, daß Stein's sozialpolitisches Programm einen radikalen sozialliberalen Anstrich hat. In seinen Ausgangspunkten meist mit den führenden Kathedersozialisten einig, hat er m. E. erfolgreiche Anstrengungen gemacht, die Sterilität zu überwinden, in welche jene allmählich gerathen sind. Er tritt für Existenzminima und Existenzmaxima ein, die je nach der Eigenart nationaler und lokaler Verhältnisse und den Aufklärungen der Sozialhygieine verschieden zu gestalten seien; er bejaht das Recht auf Arbeit, da ja mit dem staatlichen Zwang zum Geborenwerden die Verpflichtung der Erhaltung logisch und rechtlich verknüpft sei (S. 616); damit natürlich auch die Nothwendigkeit einer radikal allseitigen staatlichen Versicherung gegen Alter, Unfälle, Krankheiten und Arbeitslosigkeit; und befürwortet um die von ihm vorgeschlagene Mischform von Privateigenthum und staatlichem Kollektivbesitz (S. 585) immer mehr dem Wirthschaftsleben einzubilden, die staatliche Beschlagnahme aller zur Zeit noch unentdeckten unterirdischen Güterquellen, aller vorhandenen Wasserkräfte, die eine künftige Technik zu industriellen Zwecken auszubeuten haben wird, sowie endlich die staatliche Exploitirung der wichtigsten künftigen Erfindungen (S. 589). Auf ähnlichen Wegen kann und wird nach Stein jene Sozialisirung des Rechts herbeigeführt werden, welche die heiß erstrebte Synthese zwischen einem Maximum politischer Freiheit und einem Minimum wirthschaftlicher Ungleichheit verkörpert. All diese Dinge sind klar und energisch gesagt und aus der unübersehbaren Litteratur aller Völker und Sprachen so geschickt herauskonstruirt, daß ihre Lektüre ganz sicher den Anhängern aller Parteien zur Orientirung höchst willkommen sein kann.

Berlin. S. Saenger.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen vierzehnten Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.